



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

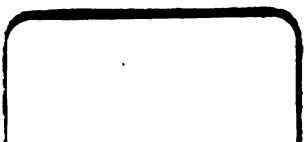
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

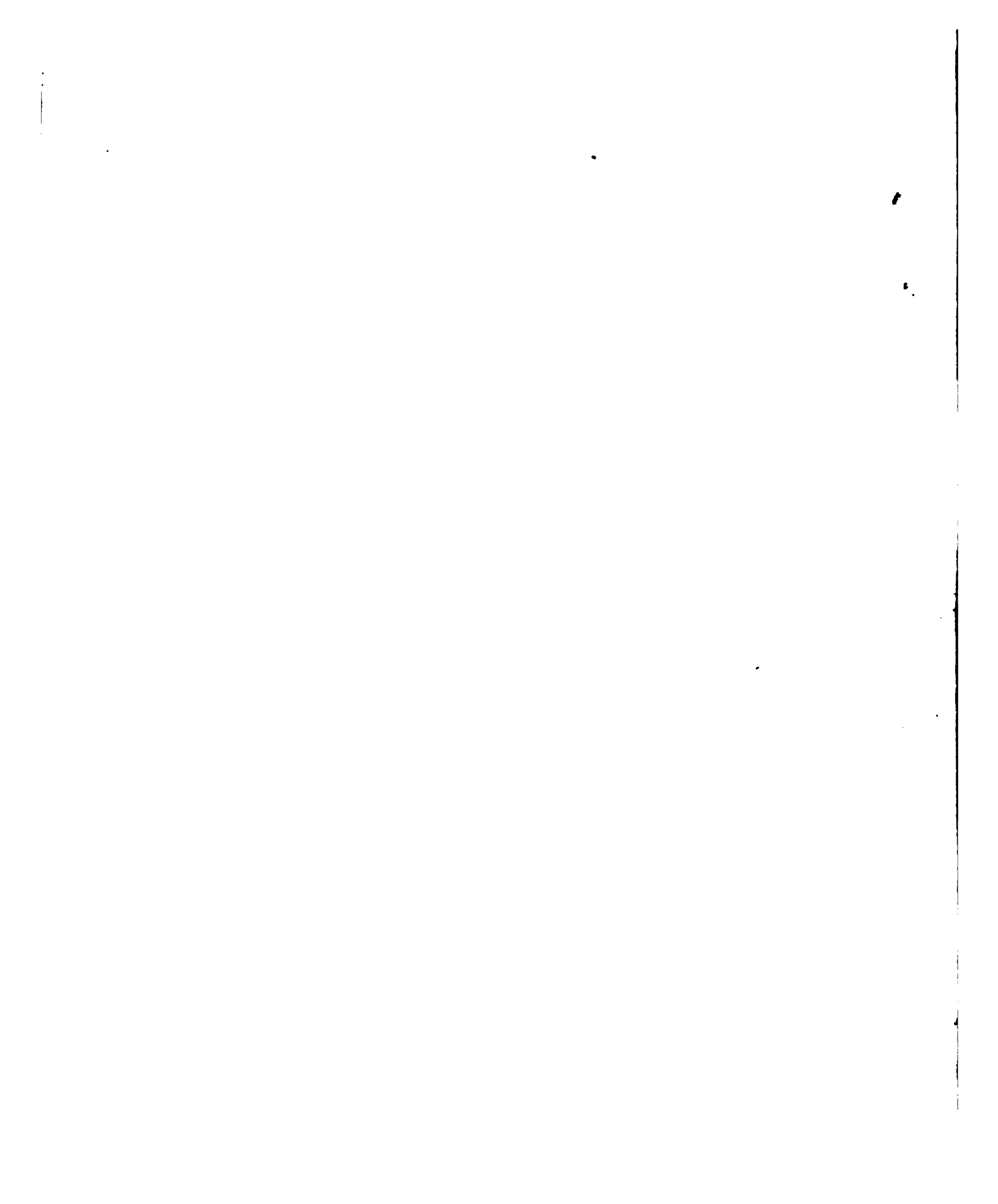
BP 362.1



HARVARD  
COLLEGE  
LIBRARY







Blätter  
für  
literarische Unterhaltung.

---

1838.

Monat Juli;

enthaltend:

31 Blätter: Nr. 182—212, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXI—XXIV.

---

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

---

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

---

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freie Exemplar an die Redaction derselben einzusenden.

---

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

---

---

Leipzig  
H. A. Brockhaus.

1838.

# I n h a l t.

187. Zur Nachricht. — Congrès de Vérone. Guerre d'Espagne. Négociations. Colonies espagnoles; par M. de Chateaubriand. Zwei Bände. — Romanenliteratur. (1. Spanien, Romane und Erzählungen von Annette Schöpp. Zwei Bände. 2. Alhambra, Spanische Novellen von Robert Keller. 3. Westindische Karibien und Südwesten von Karl Wollmuth. Mit ihrem Bericht von Ludwig Müller. 4. Völkergeschichten Ludwig XIV. Ein Beitrag zu der Sittengeschichte jener Zeit. Aus dem Französischen des Herrn von Weiss. Dritter Theil. 5. Stephanie, die Kreuzthändlerin des Obatit. Von Vicomte v. Arlincourt. Uebersetzt von Julius Schuppe. Zwei Bände. 6. Epheueren, Novellen und Erzählungen von Hugo Bogendorff.) — Kritiken. — Literarische Anzeige.
188. Congrès de Vérone. Guerre d'Espagne. Négociations. Colonies espagnoles; par M. de Chateaubriand. Zwei Bände. (Fortsetzung.) — Epistel an die „Herederlinge“ deutsch-spanischer Synode in Pennsylvania. — Kritik.
189. Congrès de Vérone. Guerre d'Espagne. Négociations. Colonies espagnoles; par M. de Chateaubriand. Zwei Bände. (Beschluß.) — Gedanke aus dem Tagebuch eines Juden über die drei großen Propheten der verurtheilten Welt. — Amerikanische Literatur in England. — Notizen.
190. K. v. Sternberg. (Fortsetzung. Ein Heerführer von K. v. Sternberg. Zwei Theile. — Palmyra oder das Tagebuch eines Papagos, herausgegeben von K. v. Sternberg. — Schiffsfrag. Gesammelt von K. v. Sternberg. Zwei Bändchen.) — Bibliographie.
191. Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weisse. Erster Band. — Uebers. H. O. Köhne's Reiseerzählungen. — Literarische Anzeige.
192. Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weisse. Erster Band. (Fortsetzung.) — Verbreitung germanischer Kenntnisse in Italien. — Noch eine Stimme über Ostermann's Verdichte. — Kritik.
193. Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weisse. Erster Band. (Fortsetzung.) — Briefe aus England über die Zeit von 1674 — 78; in Gesandtschaftsberichten des Elisabets Dero von Schwernin des Bängern an den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Herausgegeben von Leopold von Delich. Mit einem Vorworte von Friedrich von Raumer. — Literarische Notizen.
194. Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weisse. Erster Band. (Beschluß.) — Portraits englischer Staatsmänner und Krieger. Bannring und Brautgarn. — Notizen.
195. La chute d'un ange. Poème par M. de Lamartine. — Ansichten eines Engländers über einige Erscheinungen in der deutschen Literatur. — Kritik.
196. La chute d'un ange. Poème par M. de Lamartine. (Beschluß.) — Erinnerungen aus Marokko, gesammelt auf einer Reise im Jahre 1830, von Ferdinand Freiherrn von Augustin. — Literarische Anzeige.
197. I. G. A. Sittiger's kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Julius Sillig. Erster Band. 2. Paläologus. Kleine Schriften meist antiquarischen Inhalts von H. Post. — Erinnerungen aus Marokko, gesammelt auf einer Reise im Jahre 1830, von Ferdinand Freiherrn von Augustin. (Beschluß.) — Kritik.
198. I. G. A. Sittiger's kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Julius Sillig. Erster Band. 2. Paläologus. Kleine Schriften meist antiquarischen Inhalts von H. Post. (Beschluß.) — Nachr. von Nikolaus Jöfke. Aus dem Ungar-
- ischen überfetzt und mit Anmerkungen versehen von G. Treumann. Zwei Theile. — Aus Italien. — Bibliographie.
199. Lieder von Nicola Müller. Buchdrucker in der Officin der J. G. Gotta'schen Buchhandlung. Eingeleitet von Gustav Schwab. — Die Gründe der freiwilligen Niederlegung meines geistlichen Amtes. Eine offene Erklärung von G. G. J. Lohrberger. — Kritiken. — Literarische Anzeige.
200. Lieder von Nicola Müller. Eingeleitet von Gustav Schwab. (Fortsetzung.) — Die Gründe der freiwilligen Niederlegung meines geistlichen Amtes. Eine offene Erklärung von G. G. J. Lohrberger. (Beschluß.) — Notizen.
201. Lieder von Nicola Müller. Eingeleitet von Gustav Schwab. (Beschluß.) — Schilderungen aus Indien. — Westindien.
202. Ueber den Heilismus in einem der neuesten englischen Romane. — Nekrolog der Deutschen. Berglehre Jahn's. 1836. — Notiz.
203. Reise-literatur. (1. Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Holland im J. 1837. Von Friedrich Karl von Strombeck. 2. Beschreibung eines österreichischen Touristen; gesammelt und herausgegeben von Cornelius Victor. Zwei Bände. 3. Erfahrungen an Weizenland von K. Schönwälder. 4. Ausflug nach Röhmen und die Besammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte in Prag im J. 1837. Aus dem Leben und der Wissenschaft von Jakob Wagner. 5. Reise durch die sächsischen Bundesstaaten in die Lombardie, und zurück über die Schweiz und den Oberrhein, in besonderer Beziehung auf Völkerverkehr, Landbau und Staatsverfassung von G. Fr. von Kumbow. 6. Neue Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Wexlau, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien, von F. Lieg. Zwei Theile. 7. Wanderungen in Italien von G. Ferruccio Cooper. Nach dem Englischen von F. Stricker. Zwei Theile.) — Neueste italienische Poesie. — Notizen.
204. Reise-literatur. (Fortsetzung.) — Robert Southey's Ansichten über Gründung einer Weisheitsakademie. — Literarische Anzeige.
205. Reise-literatur. (Fortsetzung.) — Hallam's Literaturgeschichte von Europa. — Literarische Kritik.
206. Reise-literatur. (Fortsetzung.) — Sammlung der vorzüglichsten Quellenforschungen zur Geschichte der germanischen Stämme, vom Beginn der Völkerwanderung bis zur Periode der Karolinger. Von R. von Spruner. — Notizen.
207. Reise-literatur. (Beschluß.) — Romanenliteratur. (1. Das Märchen, eine Novelle. Auf Dänisch und Deutsch herausgegeben von Karl Bernhard. 2. Briefe. Novelle von Hermann Freiherrn von Heisen. 3. Benetianische Novellen von Franz Heckeren von Grub. Erster Band. 4. Mutter und Tochter, von Jean Charles Regnaud. Uebersetzt von Jenny Lorenz. Zwei Bände. 5. Rydwood, oder der Straßenräuber. Roman von William Harrison Ainsworth. Nach der vierten Auflage des Originals. Deutsch von D. E. B. Wolf. Drei Theile. 6. Der alte Gammeherr. Roman von G. Howard. Aus dem Englischen von G. Richard. Drei Bände.) — Wandertage. — Bibliographie.
208. Gesammelte Volkspoesien. (1. Die Volkssagen Dänemarks, Schwedens und Westpreussens. Gesammelt von B. D. A. von Lettau und J. D. H. Tenme. 2. Halle der Völker. Sammlung vorzüglicher Volkslieder der bekanntesten Nationen (größtentheils zum ersten Male metrisch in das Deutsche übertragen) von D. E. B. Wolf. Zwei Bände. 3. Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums. Nach seinen Dichtern und Erzählern von Gustav Schwab. Erster Theil. — Tischreden und Scharfzinn. — Literarische Anzeige.
209. Gesammelte Volkspoesien. (Fortsetzung.) — Aus Italien. — Kritik.

**Blätter für literarische Unterhaltung.**

**Jahrgang 1838.**

---

**z w e i t e r B a n d.**



Fig. 1  
L11-65  
18

B l ä t t e r

für

# literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1838.

---

Z w e i t e r B a n d.

J u l i b i s D e c e m b e r.

(Enthaltend: Nr. 182—365, Beilagen Nr. 5 und 6, literarische Anzeiger Nr. XXI—XXXXVII.)

---

Leipzig:

F. A. Brodhauß.

1838.

~~29.179~~

BP362.1

1851, August 5

List of  
Committee Members

of Cambridge.

(Vol. 1, 1840.)



1861, 2. Aufl. 6.  
(Göttingen)  
E. S. 1846.  
(Göttingen 1846.)

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 182.

1. Juli 1838.

## Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das Königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Congrès de Vérone. Guerre d'Espagne. Négociations: Colonies espagnoles; par M. de Chateaubriand. Zwei Bände. Leipzig und Paris, Brochhaus und Avenarius. 1838.

Staatsmänner, welche bei ihren Lebzeiten ihre Thaten und Werke selbst beschrieben und durch Veröffentlichung der Kritik unterworfen haben, sind zu allen Zeiten eine seltene Erscheinung gewesen. Denn abgesehen davon, daß dazu ein besonderes Talent, ein Beruf gehört, ist die politische Selbstbiographie noch durch andere moralische Triebfedern bedingt, welche nur um so stärker sein müssen, wenn man sich entschließen soll, eine solche Selbstbiographie seinen Zeitgenossen zu übergeben. Sie verlangt namentlich Resignation oder Eitelkeit, oder auch jene eigenthümliche Stimmung des Geistes, welche durch ein Gemisch beider erzeugt werden mag. Im glücklichsten Falle können sich beide das Gleichgewicht halten, und je nachdem die eine oder die andere Vorherrschaft hat, wird in den Augen unparteilicher Beurtheiler der Gehalt und Charakter eines solchen Werkes und seines Verfassers steigen und fallen.

Es ist in der That nicht ganz leicht, den Standpunkt zu bestimmen, welchen in dieser Hinsicht die Kritik dem vorliegenden Werke gegenüber einnehmen soll. Chateaubriand, zum Dichter geboren, wird durch die Entwicklung großartiger Verhältnisse in das politische Leben hineingezogen; sein Geist, gewöhnt, frei auf dem weiten Gebiete der Phantasie und der Empfindung umherzuschweifen, muß sich fast wider Willen in die engen Gewinde der Diplomatie und der Staatsgeheimnisse bequemen; sein Name, welcher seinen Ruhm längst schon in andern Sphären gefunden hat, wird mit einer der merkwürdigsten Episoden der Zeitgeschichte auf das engste verknüpft; und jetzt, nachdem ihn eine Welt von Ereignissen und Gefühlen schon längst von jener Zeit geschieden, so sehr der Gegenwart entfremdet hat, gibt er uns selbst die

Erzählung dieser Episode wie ein Bild aus ferner Vergangenheit. Er gibt sie uns als Staatsmann und als Dichter, mit Resignation und nicht ohne Eitelkeit. Chateaubriand konnte selbst als Staatsmann den Dichter nicht verleugnen; die wenigen Jahre seines politischen Lebens erschienen ihm immer wie ein Spiel des Schicksals, des Verhängnisses, wenn man will, welches über ihm walte; er sah in ihnen einen Act des großen Dramas, dessen goldener Faden mehr noch in seiner eignen Phantasie als in der Außenwelt lag. Wie in der Poesie, so ist er daher auch in der Politik mehr subjectiv als objectiv; er betrachtet auch sie als ein Mittel, die großen Gedanken im Leben zu verwirklichen, welche seine Seele erfüllten und im Heiligthume seiner Empfindung zur Reife gediehen waren. Das poetische Element seiner politischen Anschauung lebt fort auch in der Darstellung seiner kurzen politischen Laufbahn, über welche er hier, wie er selbst sagt, zum ersten und zum letzten Male spricht. Die höhere Poesie dieser Darstellung liegt nicht sowol in der Form, nicht in dem reizenden Gewande, womit er die Blüten der Diplomatie, die kalte Wirklichkeit der Geschichte zu bedecken versteht, sondern grade in jener Resignation, mit welcher er auf sein politisches Leben zurückblickt, und die ihm die Darstellung desselben schon jetzt zum Bedürfnis macht. Sie ist nicht bloß das Abbild einer merkwürdigen Epoche der neuesten Geschichte, sie ist fast mehr noch das Abbild seines eignen Geistes, der Ausdruck seines Seelenlebens.

Man weiß, in welchen Sphären sich dieses Seelenleben bewegt und Befriedigung sucht. Chateaubriand, mehr mit der Welt als mit sich selbst zerfallen, liebt es, sich jener schwärmerischen Melancholie zu ergeben, welche an den Schattenseiten der Welt und an den Schwächen der Menschheit Nahrung sucht; sein umfassender Geist bringt in die Tiefen des Lebens ein, um in ihnen die Gründe des menschlichen Strebens aufzufinden; er erhebt

sich zu den Höhen der Phantasie, um von ihnen mit Mitteln auf die Bedrängnisse herabzublicken, in welchen, nach ihm, die Welt nach geistiger und moralischer Erlösung schmachtet. Diese eigenthümliche Geistesstimmung macht das Gemisch von Verachtung der Welt und Abhänglichkeit an dieselbe, von Resignation und Eitelkeit erklärlich, welches wir als Grundzug in dem Charakter Chateaubriand's betrachten und in vorliegendem Werke wiederfinden.

Den subjectiven Standpunkt, welchen Chateaubriand in demselben angenommen hat, deutet er selbst in einigen Worten der Vorrede an.

Indem ich — sagt er da — als Staatsmann das größte Ereigniß der Restauration erzähle, habe ich mich genöthigt gesehen, die Staatsmänner auf die Bühne zu bringen, welche mit mir in Verkehr standen. Aber man beruhige sich: ich habe mich allein aufgeopfert. Wenn ich in den Urkunden die Lobspüche, welche man mir gegeben hat und welche ich nicht verdiente, stehen ließ, so habe ich auch auf gleiche Weise das Böse erzählt, was man von mir sagte, ohne es zu verringern. Da ich Geschichte schrieb, habe ich für meine Person die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers gebraucht, und am Ende lege ich auf nichts Werth, was es auch sei.

Selbst diese Resignation wird hier zur Eitelkeit, welche wir beim Verfolg des Werkes noch öfter zu bemerken Gelegenheit haben werden. Doch schmälert dies den objectiven Werth der Darstellung keineswegs. Chateaubriand selbst schlägt diesen ziemlich hoch an. Werde sie Beifall finden, meint er, so müsse sie in den Urtheilen über eine der merkwürdigsten Epochen der Zeitgeschichte eine völlige Umgestaltung herbeiführen; man müsse durch sie zur Überzeugung kommen, daß der Congreß zu Verona nie den spanischen Krieg gewollt habe; daß dieser im Gegentheil einzig und allein eine durch die Interessen Frankreichs gebotene Unternehmung gewesen sei; daß die Ordnung von Andujar, so schön sie auch, philosophisch betrachtet, ersehne, am Ende doch nur als politischer Fehler gelten könne, und daß man überhaupt in diesen Dingen gerade das Gegentheil von Dem glauben müsse, was man bisher geglaubt habe. Die Beweise hierzu sucht Chateaubriand nicht etwa in einer glücklichen Combination der Umstände und Vermuthungen, sondern in den Thatfachen selbst, welche durch die umfassende und im Original mitgetheilte diplomatische Correspondenz, welche damals durch Chateaubriand's Hände ging, hinlänglich bewährt werden.

Die Beweise sind da — fügt er noch hinzu —, authentische Actenstücke kann man nicht hinwegleugnen. Ich vertheidige mich nicht, der vorzüglichste Anführer des spanischen Krieges zu sein. Wenn ich zufällig einmal gegen die Mehrzahl Recht gehabt habe, so verdammt mich; ihr werdet Thatfachen verdammen.

In diesen Worten liegt zugleich der Schlüssel zu dem ganzen Werke, welches allerdings über den Congreß zu Verona, den spanischen Krieg und seine Folgen und endlich die Verhältnisse der spanischen Colonien die interessantesten und unerwartetsten Aufschlüsse gibt. Eine gedrängte Analyse desselben wird uns Gelegenheit verschaffen, die wichtigsten Punkte darin gleich hier herauszuheben und zu zeigen, in welchem Geiste damals der Verf. Personen und Verhältnisse auffaßte.

Chateaubriand war französischer Gesandter zu London, als er sich im September 1822 von da durch Frankreich und die Schweiz nach Italien begab, um als einer der Stellvertreter seines Königs an dem Congreß zu Verona Theil zu nehmen. Die Gefahren, welche damals die spanische Revolution den Interessen der Monarchie in ganz Europa zu bringen drohte, waren einer der Hauptpunkte, welche die Zusammenkunft des Congresses veranlaßt hatten, und Chateaubriand, aus Überzeugung der Monarchie der Bourbons ergeben, hatte diesen Punkt längst zum Gegenstande seines tiefem Nachdenkens gemacht. Spaniens Größe und Spaniens Elend standen wie eine große Tragödie vor seinem poetischen Geiste, und mit Wohlgefallen verfolgte er das in ihr waltende Verhängniß durch die Jahrhunderte. In einigen einleitenden Abschnitten gibt er uns hier selbst mit großartigen und scharfen Zügen den Plan und Aufriß dieser Tragödie bis zu ihrer Entwicklung in dem letzten Acte, dessen weitere Ausführung der Zweck seines Werkes ist. Die ersten Worte desselben erscheinen uns wie der Prolog, welcher in altclassischer Weise mit Ernst, Würde und poetischer Ruhe den Inhalt des Stückes andeutet.

Seit der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zum Anfange des 17. — hebt er an — war Spanien die erste Nation Europas; es beschenkte das Weltall mit einer neuen Welt; seine Abenteuerer waren große Männer; seine Feldherren wurden die ersten Generale der Erde; es gab seine Sitten bis zu seinen Trachten den verschiedenen Höfen; es herrschte in den Niederlanden durch Verheirathung, in Italien und Portugal durch Eroberung, in Deutschland durch Wahl, in Frankreich durch unsere Bürgerkriege; es bedrohte das Dasein Englands, nachdem es sich die Tochter Heinrich VIII. vermählt hatte. Es sah unsere Könige in seinen Gefängnissen und seine Soldaten in Paris; seine Sprache und sein Geist gaben uns Corneille. Endlich fiel es; seine berühmte Infanterie starb zu Rocroi unter der Hand des großen Condé; aber Spanien unterlag doch nicht eher ganz, als bis Anna von Oesterreich Ludwig XIV. geboren hatte, welcher dann, als die Sonne nicht mehr in den Staaten Karl V. unterging, das auf den Thron Frankreichs verfehte Spanien selbst war. Es ist traurig, im Angesichte ihrer Trümmer daran zu erinnern, was diese beiden Monarchen gewesen sind. . . . . Spanien vergrub sich unter der Familie Ludwig's des Großen in der Halbinsel bis zum Anfange der Revolution. Sein Gesandter wollte Ludwig XVI. retten; er konnte es nicht; Gott nahm den Märtyrer zu sich; die Rathschlüsse der Vorsehung ändert man nicht in der Stunde der Umwandlung der Völker.

Mit diesen Worten führt uns Chateaubriand auf die Scene ein, in deren Vordergrund wir Godoi, Karl IV. und den Prinzen von Asturien erblicken, nicht sowol als handelnde Personen, sondern vielmehr als die Spielbälle des Schicksals und eines gewaltigen Mittlers. Napoleon tritt zwischen diese Pygmaen als riesenhafter Vermittler. Karl IV. wird nach Bayonne berufen, Godoi verläßt Spanien unter Murat's Schutze, und der Prinz von Asturien bleibt als König das Phantom, für welches die spanische Nationalität in die Schranken tritt. Diese Scene, welche uns in das Mittelalter Italiens versetzt, schien durch Machiavelli etngegeben zu sein; dieses seltene Genie, welches, wie alle Männer von hohem Geiste und niedriger Besinnung, große Dinge sagte und kleine that.

Aber — fügt der Verf. hinzu — die Spanier, der Romarthen beraubt, blieben frei. Bonaparte bekam es, nachdem er den Fehler begangen hatte, einen König zu entführen, mit einem Volke zu thun.

Und zwar mit einem Volke, dessen Charakter selbst als ein Problem, als eine räthselhafte Erscheinung gelten kann. Napoleon verstand diesen Charakter nicht, und dies war der moralische Grund, warum er über die Spanier, ungeachtet der Uligewalt seiner Waffen, nie eine dauernde Überlegenheit gewinnen konnte; er glaubte, daß er Iberoien wie Germanien durch Gewalt und Versuchung besiegen könnte; aber er täuschte sich.

Der Nationalcharakter der Spanier ist vielleicht selten mit wenigen Zügen so richtig gezeichnet worden als hier von Chateaubriand. Ein Volk, in dessen Adern das Blut des Cantabriers, des Karthaginers, des Römers, des Dandalen und des Mauren rollt, kann nicht mit andern Völkern auf gleiche Linie gestellt werden; es hat seinen eignen Feindkreis, seine eignen Gefühle und Richtungen; ein anderes Seelenleben bedingt in ihm andere Beziehungen zur Außenwelt. Das Bewußtsein der absolutesten Individualität, den unbezwinglichsten Despotismus des Charakters hebt Chateaubriand als Hauptgrundzug der spanischen Nationalität heraus. Ein sonderbarer Contrast hat ihr jene ins Weichliche und Komische übergehende Apathie beigelegt, welche die ganze Nation mit Gleichgültigkeit über Jahrhunderte und Geschlechter hinweggeführt hat, ohne daß sie auf ihr Wesen je bedeutenden Einfluß gewonnen hätten.

Wenn freilich unter den Stürmen, welche jetzt noch fortbauern — setzt Chateaubriand hinzu — die Massen nach weniger individuellen Grundfragen zu handeln scheinen, so beweist dies bloß, daß der allgemeine Geist des Zeitalters anfängt, den besondern Charakter zu benagen; er ist jedoch noch weit davon entfernt, ihn schon bedeutend beschädigt zu haben. Die Gleichgültigkeit des großen Haufens ist hinter diesen Ereignissen, welche von ferne so viel Lärm verursachen. Wenn der Aufbruch und die Faction sich zeigt, da schließt man seine Thüre zu und läßt sie vorüberziehen wie eine Wolke Dämonen. Man entscheidet sich kaum für Jemand: Don Carlos kann keine Stadt nehmen; Christine bringt das Landvolk nicht zusammen. Ubrigens haben sich die Spanier zu allen Zeiten für Könige, welche um die Krone rangen, unter sich bekämpft. Ist der Krieg vorüber, so kehrt Jeder unverändert zu dem Gehorsam, oder vielmehr zu seiner gewöhnlichen Lebensweise zurück, und diese erhält sich hier mehr in ihrer Reinheit als in andern Ländern, wegen des abgesonderten Lebens des Landvolkes und wegen eines herum-schweifenden Handels, welchen eine Art Karavane über die nackten Ebenen und die unbewohnten Gebirge führen.

Nach dieser Schilderung sollte man allerdings glauben, daß das spanische Volk die politische Freiheit nie gekannt habe. Chateaubriand beugt diesem Irrthume durch einen scharfen Blick auf die Grundgesetze von Spaniens politischer Verfassung in den verschiedenen Epochen seiner Geschichte vor; er zeigt, wie sich das demokratische Element dort zu allen Zeiten gegen die Macht des Königthums erhoben hat; er führt an, daß Deputirte des dritten Standes schon 1188 an der Versammlung der Cortes von Leon Theil hatten. Allein nach und nach schrumpfte auch dort unter dem eisernen Scepter der Monarchen und der Indolenz des Volkes die Nationalrepräsentation auf einige auserwählte Städte und die Consulaten der Kö-

nige zusammen; und als man endlich in neuerer Zeit wieder das Bedürfnis derselben fühlte, beging man den Fehler, anstatt sich auf Geist und Sitten der Nation zu stützen, die Nationalrepräsentation nach einem in Frankreich erborgten Muster wiederherstellen zu wollen. Diese Anomalie gibt uns den Schlüssel zu den Verwickelungen, deren Opfer Spanien gewesen ist, seitdem es mit der Republik Frankreich in Verührung und Widerstreit gekommen war. Man folgt mit Leichtigkeit dem Faden, an welchem uns hier Chateaubriand durch dieses Labyrinth hindurch bis zu dem Congresse zu Verona und dem Kriege von 1823 bringt. Wir sehen die Regentschaft zu Cadix mit ihren Cortes und ihrer Constitution, Ferdinand VII. in Freiheit mit seinem Decret von Valencia und seiner Treulosigkeit, Riego mit seinem Heldennuthe und seinem Unglücke, die Wiederherstellung der Constitution von Cadix, die Sitzungen der Cortes von 1820 und 1821 und zwischen ihnen die dunkeln Mauern des Escorial, des Zufluchtsortes Ferdinand VII., die geheimen Nachsationen der Propagandisten in und außerhalb Spaniens, den offenen Volksaufstand in Madrid, in Piemont, in Portugal, den Jubel der Descamisados, dieser verfluchten Jakobiner, und den Schrecken der Gewaltigen von ganz Europa.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Romanenliteratur.

1. Spanien. Novellen und Erzählungen von Amalie Schoppe. Zwei Bände. Leipzig, Taubert jun. 1838. 12. 2 Thlr. 21 Gr.

Die meisten dieser Blumen sind auf fremden Fluren gepflückt und von dunkler Färbung. Dunkel und blutig ist auch die eigne Schöpfung, „Eliza“, welche schöne Dame von St.-Just, Kobespierre und einem Better, mit dem der Vater sie verheirathen will, geliebt wird. Sie empfindet bloß für den Ersten; um den Dritten vom Tode zu retten, verspricht sie Kobespierre ihre Hand, parodirt bereits wahnsinnig als Stütze der Vernunft, wie in diesem Zustande bei Neapel wiedergefunden von dem Better, der just recht kommt, Zeuge ihres Todes zu sein und sich lebenslang darüber zu grämen. Eliza's Tante hätte freilich bei Zeiten Paris verlassen können, dann wären wir um eine Revolutionsgeschichte, Raisonnement über St.-Just, Mirabeau ärmmer, was jedoch weniger uns als dem Umfange des Buchs geschadet hätte, denn diese „Spane“ ragt beträchtlich über ihre Schwestern hervor. Den kurzen Buchs verzeihen wir vor allem dem „Sängerkrieg zur Wartburg“ und dem „Mädchen von Navarra“; wir fürchteten, als der Inhalt vor uns lag, hundertmal erzählte Dinge in etwas verändertem Tone von Neuem hören zu müssen, aber der Schrecken war vergänglich, denn beide begnügen sich bescheidenlich mit 34 Seiten.

2. Alhambra. Spanische Novellen von Robert Keller. Neutendburg, Pöcher. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Auch hier lohnt sich der Muth, dem Gespenst dreißig entgegengutreten. Kein edler Castiller verzehret sich in unglücklicher Liebe für eine reizende Maurin, kein Abentheurer kämpft mit den Jégreis, man glaubt in der Novelle: „Die Schlacht von Tolosa“, gar nicht in Spanien zu sein, wenn nicht der Zug gegen die Saracenen, Ventas und Galatavoritter zur Sprache kämen. Verliebungen, verkannte Edle, Nebenbuhlerien, lecke Wirthshausbörnen, die mit häußlicher Treue dem Manne ihrer wunderbar bestimmten Neigung folgen, gibt's überall, nicht allein dießseit der Pyrenäen, nicht allein im Mittelalter. Die „Alhambra“ ist freilich die oft durchgekaupte Geschichte eines Kfizers.

verliebten Mädchens, das einen Jüngling von der feindlichen Partei rettet. Schade ist's, daß die Bemühungen nicht an einen festern Gegenstand gerichtet wurden, der schnurstracks von den Christinos zu den Kartisten übergeht. Lasse sich Reiner durch die erste Seite vom Lesen des Buchs abhalten; „duftende Gekändnisse der Sehnsucht“, „Lippen wie Granatpurpur“ kommen nicht wieder vor.

3. Musikalische Novellen und Silhouetten von Karl Gollmich. Mit einem Vorwort von Eduard Duller. Zeit, Schieferdecker. 1838. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der gesunkene Zustand der Musik in Deutschland wie in den übrigen musiklebenden und üben den Ländern, die Effectmacherei, der charakterlose Klingklang wird in Ernst und in Scherz (wovon bloß die Wortspiele mit den Namen berühmter Componisten etwas Erzwungenes haben) bündig ausgesprochen, aber — „die Predigt hat g'falle, sie bleiben wie Alle“. Jener wollte die mangelnden Sylben in einer Reimzeile dadurch ergänzen, daß in einer andern derselben zu viel wären; so kann Der, welchem der Tadel der Componisten zu scharf dünkt, als Ausgleichung das überschwängliche Lob von Sängern und Sängerinnen annehmen. Manche Nummern wären in einer musikalischen Zeitung am bessern Platze als in einem Buche, das nicht die Vermuthung gibt, es sei für wirkliche Musikkenner geschrieben.

4. Liebesgeschichten Ludwig XIV. Ein Beitrag zu der Sittengeschichte jener Zeit. Aus dem Französischen des Herrn von Boissi. Erster Theil. Altona, Hammerich. 1838. 8. 18 Gr.

Wäre nicht die Kunst, aus zehn Büchern das erste zusammenzuschreiben, dies Buch hätte sie lehren. Aus den Memoiren der Frau von Monteville, der Prinzess von Montpensier und einiger Andern ist die Geschichte der Fronde aus dem Gesichtspunkte jener Damen erzählt. Ludwig XIII. platonische Liebchaften sind ausführlicher behandelt als ziemlich am Schluß die galanten des Sohns, der jedoch, was eine wenig bekannte Hypothese ist, eigentlich sein Neffe sein soll, der Sprößling von Gaston von Orleans.

5. Stephanie, die Krauthändlerin des Chatelet. Von Vicomte d'Arincourt. Übersetzt von Julius Schöppe. Zwei Bände. Altona, Hammerich. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Dreierlei Absichten durchkreuzen sich in dem Roman, die bald sich zu Eins verbinden, bald mehr neben- als ineinandergehen. Erstens wird das große Herz eines gewissen Ripert von Savoyier zum Erstaunen der Leser vorgelegt. Es ist nicht allein Plag darin für einen unbändigen Muth, sondern auch für die Liebe zu drei Frauenzimmern zugleich. Die Erste, eine vornehme Dame, liebt er aus Sinnlichkeit; die Zweite, welche er ehelicht, hat sich seiner Achtung zu erfreuen; die Dritte, seine Milchschwester, ist die eigentlich Auserwählte. Stephanie (Mef. würde sie Krauthändlerin genannt haben) ist eine Heroine, welche das Volk bald zum Aufruhr anreizt, bald es besänftigt, wenn das Leben des Geliebten dabei bedrängt wird. Auch wird sie als das Phantom bezeichnet, welches König Karl VI. im Wahnsinn schreckte. Der Verf. geht unbarmherzig mit ihr und seinen Leserinnen um, die schwerlich Gefallen darin finden, daß ihrer schönen Stephanie die Ueber zerbrochen waren, nachdem Ripert sie aus dem ledernen Sack nach einer ekelhaften Raubalgeret mit dem Henker befreite. Zweitens gilt's ein Stüchchen Geschichtsklitterung aus der Jugendzeit Karl VI. Drittens wird das Verderbliche und Nüchtern der Volksempörungen gezeigt, die unter jenen König genannt und mit Citaten belegt, aber doch die neuesten eigentlich gemeint, mit hämischen Seitenblicken auf eine erlauchtere Person, nur nicht so deutlich hier beim Herzog von Anjou als in dem Brauerkönig Arvevelde.

6. Epheueren. Novellen und Erzählungen von Hugo Fagendorff. Zeit, Schieferdecker. 1838. 8. 1 Thlr.

Das bescheidene Aushängeschild entwarfnet die Kritik; auch ist wirklich an den im guten Erzählungs- und Conversationszone geschriebenen Novellen, die Geschichtliches und Sagenhaftes

mit enthalten, weiter nichts zu rügen als das vorherrschende Schillern in dunkle Farben. 10.

## Notizen.

In den „Erinnerungen an Griechenland“, von R. Schönwälder (Brieg. 1838), findet sich (S. 52 und 57) von Neuem auch die Erinnerung an die Barbarei des Lords Elgin und dessen Kunstraub in Athen aufgeführt. Der Reisende fand nämlich in Athen in der Nähe der Säulen des olympischen Zeus einige junge englische Seeoffiziere, die beschäftigt waren, sich Andenken von dem Marmor mit nach Altengland zu nehmen. Sie warfen mit Steinen nach den Capitälern, um wo möglich noch ein Stück von schöner Arbeit herunterzubekommen, und hatten einigen armen Griechen, welche dort herumliefen, Geld gegeben, um ihnen Stücke von den Säulen abzuschlagen. Wenn ihnen ein solches Stück nicht gefiel, so warfen sie es ebenso schnell wieder weg. Von den französischen Offizieren, sagt Schönwälder hinzu, hat man noch nichts Ähnliches gehört; aber die Franzosen haben dafür Achtung vor der Kunst, während die Engländer Alles nur für sich nehmen wollen, um es zu Hause aufzubewahren. Auch auf der Atropolis war es vorgekommen, daß ein Engländer das Fragment eines, überdies nicht einmal antiken Marmorkopfes unter seinem Rocke hatte mitnehmen wollen, doch hatten es ihm die Wächter am Thore wieder abgenommen. Weil nicht Wächter genug zur Disposition waren, um alle Räume zu bewachen, so hatte sich der Oberaufseher der Alterthümer sogar zu der Spitze an den Commandanten des englischen Geschwaders veranlaßt gesehen, dieser unüberwindlichen Reizung der Seinen Einhalt zu thun. Ubrigens theilt der genannte Reisende auch noch mit (S. 55), daß das bekannte Stichwort auf die Barberini in Rom bereits auf die Bayern übergegangen sei: „Quod non fecerunt Barbari, faciunt Bavari“; jedoch mit Unrecht im Allgemeinen, da die griechische Regentenschaft vielmehr nach Kräften die alten Denkmäler zu erhalten suchte. Doch war dieses Stichwort schon früher nach Griechenland gewandert, indem man vom Schotten Elgin sagte: „Quod non fecerunt Gothi, fecerunt Scoti.“

Während der Cholera in Oberitalien 1836 fand ein Reisender in Venedig an allen Kanälen Anschläge, worin die Geislichkeit die Barcarolen auffoberte, ihr Fluchen und Sacramentieren zu lassen (non più bestemnie, sempre sia lodato il nome di Dio e della santissima nostra Madonna). 25.

## Literarische Anzeige.

Neu ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

# Gruß an Berlin.

## Ein Zukunftstraum

von

### Heinrich Stieglitz.

Gr. 8. Geh. 20 Gr.

An der Hand der Poesie durch die Straßen der großen Hauptstadt wandernd, schildert der Dichter das Leben und Treiben in seinen verschiedenartigen Gestaltungen, vornehmlich aber den höchsten Interessen sich zuwendend, führt er wie in einem geistigen Panorama alle Namen, welche die Vergangenheit und Gegenwart Berlins in irgend eine Beziehung zu Kunst und Wissenschaft stellte, an seiner Phantasie vorüber und schöpft aus der Erinnerung an eigne Erlebnisse das Drama der Zukunft. Ein Blick auf das Verzeichniß der vorgeführten Persönlichkeiten zeigt, daß das Gedicht nicht allein Berlin, sondern die Interessen des gesammten Deutschlands berührt.

Leipzig, im Juli 1838.

**F. W. Brockhaus.**

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 183. —

2. Juli 1838.

Congrès de Vérone. Guerre d'Espagne. Négociations: Colonies espagnoles; par M. de Chateaubriand. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 182.)

Wir eilen mit Chateaubriand zum Congresse nach Verona. Er führt uns selbst die gekrönten Häupter und ihre Stellvertreter oder Rätbe vor, welche sich hier zusammenfanden; ihnen zur Seite läßt er uns einen Blick auf die Gesandten des um Freiheit ringenden Griechenlands thun; die Stimmungen dieses Fürstentages machten ihre schönsten, ihre gerechtesten Hoffnungen zu Schanden; die Trümmer einer andern Größe begegnen uns hier in der Erzherzogin von Parma und ihrem Hofstaate; und über allem diesen Glanze, allem diesen Glende ragt das kolossale Amphitheater als das bleibende Denkmal einer gewaltigen Zeit, als eine große Mahnung an die Nichtigkeit von Wölfen und ihren Beherrschern hervor. Außer den Angelegenheiten Spaniens waren es noch vier größere und einige kleinere Fragen, welche den versammelten Monarchen zur Lösung vorgelegt wurden: als der Negerhandel, die Seeräubereien in den amerikanischen Gewässern und der Zustand der spanischen Colonien, die Handel im Orient zwischen Rußland und der Pforte und die Lage Italiens; dann die von geringerm oder speciellerem Interesse, als die Rheinschiffahrt, der Rußstand des griechischen Volkes und die Interessen der Regentschaft zu Urgel. Von allen diesen Dingen berührten nur zwei, und zwar auch nur mittelbar, Frankreich, der Negerhandel und die spanischen Colonien. Chateaubriand geht daher über sie nur leicht hinweg, um uns eine von ihm verfaßte Denkschrift über den Negerhandel mitzuthellen, welche an den Herzog von Wellington gerichtet war, und einen Blick auf den Orient, Italien und Griechenland zu werfen.

Für Frankreich und seine Vertreter lag die ganze Aufgabe des Congresses in dem spanischen Kriege, und für Chateaubriand liegt hierin zugleich der Zweck und Inhalt seines Werkes. Wir haben bereits mit seinen eignen Worten angedeutet, auf welchem Standpunkte er sich hier in dieser Frage stellt. Er will uns beweisen, daß dieser Krieg nicht das Werk des Congresses zu Verona, sondern einzig und allein Frankreichs war; es galt nach seiner Meinung nicht, Europa zu retten, sondern Frankreich sein politisches Gewicht in Europa und den Ruhm seiner

Waffen wiederzuverschaffen, welche es mit dem Falle Napoleon's und den Verträgen zu Wien verscherzt hatte. Chateaubriand hatte den Krieg vorausgesehen, er wollte und betrieb ihn als eine Sache der französischen Nationalität und bot Alles auf, für Frankreich und sich in ihr die Initiative in Anspruch zu nehmen. Er stützt sich dabei einerseits auf die Instructionen, welche ihm Billèle erteilte, andererseits auf die Mittheilungen, welche der Vicomte von Montmorency am 20. Oct. 1822 an den Congress gelangen ließ.

Die Meinung unseres Bevollmächtigten über die Frage, was der Congress in Bezug auf Spanien zu thun habe — heißt es z. B. in jenen —, wird die sein, daß Frankreich, als die einzige Macht, welche durch ihre Truppen handeln muß, auch allein über diese Nothwendigkeit zu entscheiden hat.

Man weiß, daß Billèle diese Nothwendigkeit so viel als möglich entfernt wissen wollte und persönlich gegen den Krieg gestimmt war. Gleichwol ging Montmorency, auf seine Instructionen gestützt, schon einen Schritt weiter und machte in den genannten Mittheilungen die Möglichkeit des Krieges nur noch von drei Fällen abhängig, nämlich 1) dem eines bewaffneten Angriffs Spaniens auf das französische Gebiet, oder einer officiellen Handlung der spanischen Regierung, welche die Unterthanen der einen oder andern Macht direct zum Aufruhr reizte; 2) dem, daß die Absetzung des Königs ausgesprochen, oder gegen ihn oder die Glieder seiner Familie ein Proceß anhängig gemacht werde; 3) dem, daß die spanische Regierung durch eine förmliche Erklärung den Rechten der königlichen Familie auf legitime Nachfolge Eintrag thue.

Es kam jetzt nur noch darauf an, die übrigen Mächte in dem Sinne Frankreichs zu stimmen und sich gegen sie sicher zu stellen, sobald es zum Äußersten kommen sollte. Dies bedingte Frankreichs Stellung zum Congresse zu Verona. Weit entfernt, daß dieser Frankreich zum Kriege angetrieben hätte, legte er ihm vielmehr allerhand Hindernisse in den Weg. Preußen und Osterreich widersetzten sich dem Kriege gradezu; nur Rußland billigte ihn und versprach seine materielle und moralische Unterstützung, und England allein war wirklich zu fürchten. Der Herzog von Wellington weigerte sich, die Protokolle vom 20. October und 17. November zu unterzeichnen, und setzte die Gründe dieser Weigerung in einer Note auseinander, in welcher er eine Intervention Frankreichs in Spanien



als gefährlich, den Interessen Englands nicht angemessen und überhaupt nicht hinlänglich gerechtfertigt bezeichnete. Ungeachtet dieser etwas drohenden Stellung der auf dem Congresse gegenwärtigen Mächte, welche in der spanischen Frage nur neue Verwickelungen befürchten ließ, beschränkte sich am Ende doch die ganze Einmischung des Congresses in die spanischen Handel darauf, daß man übereinkam, den Stellvertretern der Allirten zu Madrid diplomatische Noten zuzuschicken, welche der Regierung vorgelegt werden sollten, um sie mit den Gesinnungen der verschiedenen Mächte bekannt zu machen; im Fall man diese Mahnungen mit Verachtung aufnehmen würde, selten die Gesandten der Allirten ihre Pässe verlangen. Dieser unschuldige Schritt, wie ihn Chateaubriand selbst nennt, führte zu weiter nichts als zu drei unbedeutenden Depeschen von Seiten Preußens, Rußlands und Oesterreichs, in denen man, weit entfernt, Spanien mit einem Continentalkriege zu bedrohen, nur die Besorgniß ausdrückte, daß ein Krieg zwischen Spanien und Frankreich nicht mehr unmöglich sei. Im Ganzen mit Mäßigung und Zurückhaltung abgefaßt, rügen diese Noten, welche Chateaubriand in ihren Hauptstellen im Originale mittheilt, nur die Ausschweifungen der Tribune und der Presse mit etwas Schärfe.

Absolute Monarchien — meint der Verf. dazu — werden repräsentative Monarchien nie verstehen; es sind zwei Arten von Gewalten, deren Elemente unverträglich sind. Aber die Verfasser dieser Depeschen hätten auch etwas auf Rechnung der Menschen setzen und bedenken sollen, daß, wenn die Cortes sich über die Maaßen streng bewiesen, sie es mit einem undankbaren und treulosen Monarchen zu thun hatten, welcher sie nur zu betrügen suchte, und dessen Charakter die Gewaltstreich der Liberalen, wenn er sie nicht guthieß, doch wenigstens entschuldigte.

Sonach behielt Frankreich für sich in der spanischen Frage freies Feld; es handelte sich nur darum, zu wissen, wenn es seinen Gesandten in Madrid abberufen sollte, und die Entscheidung über seine bewaffnete Intervention in Spanien lag nicht mehr zwischen dem Cabinet der Tuilerien und den übrigen Höfen Europas, sondern zwischen Chateaubriand und Villèle, von denen jener dafür, dieser dagegen stimmte. Dieses Mißverhältniß zwischen beiden störte etwas die Freundschaft, welche Beide aneinandernüpfte, und erschwerte die Entscheidung um Vieles. Villèle hat Chateaubriand, welcher sich vorzüglich auf die Versicherungen Rußlands stützte, den spanischen Krieg nie vergeben können. Die zwischen ihnen deshalb in den letzten Monaten des J. 1822 gewechselte Correspondenz, welche hier mitgetheilt wird, ist eins der merkwürdigsten Documente zur Geschichte der Restauration.

Diese Briefe — bemerkt Chateaubriand selbst darüber — sind, geschichtlich genommen, ziemlich merkwürdig; sie lehren den Charakter des Weibes der zwei Minister kennen, deren Einigkeit und Aerkennung am meisten zum Glück und zum Unglück der Restauration beigetragen haben. Hr. v. Villèle sah fast nur die Gegenwart; ich war dagegen fast ausschließlich mit der Zukunft beschäftigt. . . . Es geht daraus auch hervor, daß ich und Hr. v. Villèle je eine fixe Idee hatten: ich wollte den Krieg, er wollte den Frieden; ich schob allen Allirten die Ansichten unter, welche Alexander eigenthümlich waren, um Hr. v. Villèle an die Idee der Feindseligkeiten zu gewöhnen.

Vielleicht war es überhaupt eine Schwäche Chateaubriand's, daß er dem Kaiser Alexander persönlich eine zu hohe politische Bedeutung belegte, welche ihm von andern Seiten leicht streitig gemacht werden könnte.

Nach Bonaparte — sagt er selbst — ist Alexander die größte historische Figur der Napoleon'schen Zeit.

Chateaubriand stand mit Kaiser Alexander in ziemlich nahen Verhältnissen; es fand zwischen ihnen eine gewisse Gemeinschaft des Seelenlebens statt, welche jene Schwäche um so erklärlicher und verzeihlicher macht, wenn man einen Blick in den gedrängten Lebensabriß dieses Monarchen wirft, welchen Chateaubriand zu einer der interessantesten Episoden seines Werkes gemacht hat. Die Phantasie des Dichters behauptet darin die Oberhand über das kältere Urtheil des Politikers und des Staatsmannes. Man wird unter solchen Umständen folgendes Endurtheil über Alexander immer noch treffender und selbst unparteiischer finden, als man erwarten durfte:

Welches auch die hohen Eigenschaften des Zars gewesen sein mögen, am Ende ist er für sein Reich doch nur verhängnißvoll gewesen: er brachte es zu sehr mit dem Europa des Westens in Berührung; er legte dort Keime der Civilisation und wollte sie dann bei ihrer Entwicklung ersticken. Von zwei Seiten angegriffen, wußten die Völker nicht, was man von ihnen wollte, ob Aufklärung oder Dummheit, ob passiven oder legalen Gehorsam, ob Bewegung oder Stillstand. Alexander hätte als aufrichtiger Tatar, welcher seine Völker in der Barbarei zurückgehalten hätte, als aufgeklärter Fürst, welcher sie nach und nach zur Aufklärung geführt hätte, seinem Vaterlande einen bessern Dienst erwiesen. Er war zu stark, um den Despotismus anzuwenden, zu schwach, die Freiheit zu begründen: sein Zögern rief nicht die Befreiung der Nation ins Leben, aber gearbete die individuelle Unabhängigkeit, welche ihrerseits anstatt der Befreier nur Mörder hervorbrachte.

(Der Beschluß folgt.)

Epistel an die „ehrwürdige“ deutsch-evangelische Synode in Pennsylvanien. Pittsburg 1837.

In Spanien, das so lange das Dorado der Geistlichen gewesen ist, wurden vor einigen Jahren die Würde von demselben Volke, das sie Jahrhunderte lang systematisch zu verbummen trachteten, unter den schrecklichsten Grausamkeiten ermordet; in Belgien, das man so gern als ein einziges großes Feldlager des Ultramontanismus darstellt, erheben sich einzelne Gemeinden kräftig gegen die Unfug treibenden Missionaire, welche auch in Frankreich wieder an Boden gewinnen und die glücklichen Tage der Restauration zurückführen möchten; in Baiern wird, sehr überflüssigerweise, Kloster auf Kloster dortirt, während man in der Schweiz Institute für unnöthig hält, in denen sich jeder Mönch pro Tag vierzehn Maß Wein in Rechnung setzt, und Preußen hat im äußersten Osten mit seinen Muckern, in Schlessien mit den starren Lutheranern, am Rheine und in Westfalen mit einer hierarchisch-ultramontanen Adels- und Priesterpartei zu schaffen. Alle diese Erscheinungen deuten darauf hin, wie gewaltig die Elemente gähren, und wie man einerseits die Zeit, welche keinen Stillstand und noch weniger ein Rücktreten duldet, verstreut und begerbt, andererseits ihr einen Hemmschuh anlegen und sie für unlautere oder obsoleete Zwecke ausbeuten möchte. So lange mit der römischen Curie transigirt wird, so lange man ihr Übergriffe mannichfacher Art nachsieht, so lange wird sie auch ihre Ansprüche, die kein wohlgeordneter Staat befriedigen kann, in geheim oder öffentlich geltend zu machen suchen. Hätten die Bestrebungen der aufgeklärten Katholiken, die im Anfange des vorigen Decenniums

danach trachteten, eine deutsch-katholische Kirche zu schaffen, von oben herab im Interesse einer zeitgemäßen Politik Aufmunterung gesunden; hätten ferner viele Protestanten es sich nicht einfallen lassen, diese zahlreiche und erleuchtete Partei zu ihrer Kirche hinüberziehen zu wollen, sondern ohne Nebenabsichten, und ohne an Proselytenmachen zu denken, dieselbe unterstützt; hätten endlich die Regierungen sich von der Ansicht frei machen können, jeder gegen die Annahmen Roms aufzutretende Katholik müsse zugleich auch Revolutionair gegen den Monarchen sein, dann hätten wir sicherlich nicht die traurigen Zerwürfnisse zu beklagen, welche gegenwärtig mehre Provinzen unsers deutschen Vaterlandes zerrütten. Die Zeit liegt auch im Bezug auf kirchliche Institutionen im Kreise, ein geschickter Geburtshelfer aber, der das Kindlein gesund zu Tage fördern könnte, hat sich bis jetzt noch nirgend blicken lassen. So viel ist gewiß, lauwarmes Wasser und bloße Palliative helfen nichts, und das Beste ist vielleicht ein Kaiserschnitt!

Auch in unsern Tagen ziehen Hunderte, ja Tausende aus Deutschland weg, weil sie in demselben keinen Raum für ihre religiösen Ansichten zu finden vermögen. Einige Hundert wollen gegenwärtig die Neumark und Schlesien verlassen, um sich in Südaustralien anzusiedeln, während die Mehrzahl aus Schwaben und dem übrigen süblichen Deutschland nach den Vereinigten Staaten zieht, die für alle Separatisten ein classischer Boden sind und solchen ihr Dasein überhaupt zu verdanken haben. Die ersten Ansiedler errichteten dort eine Art von theokratischer Regierung, wurden aber, wiewol grade sie Wesen und Bedeutung der Toleranz hätten begreifen sollen, bald ebenso unbuldsam wie die alte Kirche und verfolgt nun ihrerseits Ketzermeister, Katholiken und Quäker. Die Katholiken in Maryland machten es gegen Andersgläubige anfangs auch nicht besser. Da aber in diesem neuen Lande die Berührungen zwischen Seiten von den verschiedensten religiösen Ansichten und Überzeugungen so vielfältig waren, daß ein Krieg Aller gegen Alle die nothwendige Folge gewesen wäre, wenn man nicht jeden Einzelnen ruhig hätte gewähren lassen; da man endlich sich auch überzeugte, daß es am zweckmäßigsten ist, „Jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen“, wie Friedrich II. sagte, falls er nur ein guter Bürger sei, so entstand allmählig eine allgemeine Toleranz, die jetzt überall aus allgemein ist. Die Brutalitäten, welche ein paar hundert Individuen vor einigen Jahren sich in Boston gegen eine katholische Erziehungsanstalt zu Schulden kommen ließen, fallen den Amerikanern nicht zur Last; denn eine Untersuchung stellte heraus, daß sie von hochkirchlichen Altengländern, meistens Hafensarbeitern, verübt wurden, die noch nicht lange in Amerika waren und den no-popery-Sauerreig aus Europa noch in sich trugen. Die Amerikaner werden lachen, wenn sie ja einmal die Nebenmancher Mitglieder von Ständeversammlungen gegen die Emancipation der Juden lesen sollten; denn in ihrem Lande ist es Niemanden eingefallen, dieselbe zu verweigern, und in Maryland, dem einzigen Staate, in welchem früher kein Israhel mit den Christen gleiche Rechte hatte, decretirte vor etwa zehn Jahren die Legislatur die Emancipation freiwillig, „um den Fleck unwürdiger Intoleranz von sich abzuwaschen“. Ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Tob, dem folget nach!

Was die Deutschen in Amerika anbelangt, so sind die Evangelischen am zahlreichsten, besonders in Ohio und Pennsylvania. In diesem letztern Staate werden auch die meisten Prediger gebildet, und mehre derselben, die von Manchen hierarchischer Annahmen beschuldigt werden, haben es sich zum Ziele gesetzt, die deutschen Ansiedler, die im fernem Westen zerstreut wohnen und dort kleine Niederlassungen gegründet haben, mit Seelsorgern zu versehen. Diese Absicht ist die löblichste, die man sich denken kann; denn nicht jede kleine Gemeinde kann gleich anfangs einen Prediger besolden, wenn auch bei der großen Nachfrage nach Geistlichen überhaupt ein solcher zu bekommen sein sollte. Leider aber sind die Diener des Herrn nicht allemal Leute, die ihrem Stande Ehre machen, und es

steht zuweilen mit ihrer Gelehrsamkeit auch nicht zum allerbesten. Das ist freilich ein Uebelstand, dem erst mit der Zeit abgeholfen werden kann, nachdem die neugegründeten theologischen Schulen erst zahlreicher besucht worden sind und eine hinlängliche Anzahl von tüchtigen Candidaten aus ihnen hervorgeht.

Es gibt also unter den deutschen Predigern unwürdige Subjecte, denen es wie an wissenschaftlicher Bildung so auch an moralischem Werthe gebricht. Da die tüchtigen Seelsorger in den ältern Ansiedelungen feste Stellen haben, so werden in der Regel nur Individuen jener ersten Classe in die neuen Staaten gesandt, und die evangelische Synode in Pennsylvania sieht in ihrem Eifer nicht ein, daß es besser ist, gar keine Prediger nach dem Westen zu senden als solche, die der Kirche zur Unehre gereichen. Es muß oft vorgekommen sein, daß solche Leute mit hierarchischen Annahmen aufgetreten sind, die den gebildeten Deutschen, deren es in Illinois und Missouri so viele gibt, völlig unerträglich waren; wir könnten uns sonst den geharnischten Ton, in welchem die oben namhaft gemachte Flugschrift verfaßt ist, gar nicht erklären.

Die Epistel führt das Motto: „Dumm machen lassen wir uns nicht, wir wissen, daß wir's werden sollen“, und der Verfasser gibt sich als Christen und Protestanten, als einfachen Bauersmann im Donhommehottom, Staat Missouri, zu erkennen. Die Verantwortung zu seinem Sendschreiben gab ein von der pennsylvanischen Synode nach dem Westen abgeandter Prediger, der in jene Kategorie gehörte, die wir eben bezeichneter haben. Dieser Mann, Namens Ziegler, er schien im Sommer vorigen Jahres im Missuristaate. Er war ein Mensch „mit stieren Blosaugen, von keinem Funken des Geistes belebt, und gewöhnte überhaupt einen ekelerregenden Anblick, der noch dadurch vermehrt wurde, daß seine Zunge eine ungeheure Kugel Kautaback unaufhörlich aus einer Röhre in die andere wälzte, dessen Extract seinen Unterkiefer mit einem braunen Firnis überzog hatte. Der Mensch sagte, er sei ein Deutscher, sprach aber ein Deutsch, dessen sich der geringste Bauer in Deutschland schämen würde, und war — wer hätte es geahnt! — wirklich ein geistlicher Herr und obendrein ein rüstiger Apostel, von der ehrwürdigen deutsch-evangelischen Synode in Pennsylvania ausgesandt, um in den Wäldern des westlichen Amerikas den heidnischen Indianern und — Deutschen das Evangelium zu predigen. Ein sehr unsauberes Gefäß, gefüllt mit himmlischem Manna, die hungerigen deutschen Seelen in der Glaubenswüste zu erquickten, ein wahrer Gestein der christlichen Orthodorie! Vielleicht eine rauhe, garstige Schale, dachte man, der Kern mag um so lieblicher sein.“

Ziegler fand auf der Pflanzung eines jungen Deutschen gastliche Aufnahme, aber „der Docht des Kirchenlichtes war wahrscheinlich trocken geworden durch die Reise, denn das Erste, was er beim Hereintreten mit Ungeflüm verlangte, war Schnaps. Nach einem langen Zuge aus der korngeistigen Hippokrene, die der Deutsche ihm einhändigte, schnalzte der Diener Gottes wie ein Bootsmann und stieß aus der Fülle seines Herzens einen kräftigen Fluch hervor. Hierauf wurde er unverschämmt, verlangte von dem jungen Deutschen Bequemlichkeiten, die dieser sich selbst verweigerte, schimpfte sein Haus ein Hundeloch und behandelte den Besizer desselben völlig als Nebensache, wahrscheinlich, weil er glaubte, derselbe sei nun überglücklich über das Hell, welches seinem Hause wiederfahren durch die angenehme Gegenwart einer so wichtigen Stütze des christlichen Glaubens. Kraft seines Amtes ermangelte der Mann Gottes nicht, den jungen Deutschen alsbald zu katechisiren, benahm sich aber dabei brutal, wahrscheinlich weil der Schnaps ihm seine Liebesdienste zu erweisen begann, griff die einfachen religiösen Gefinnungen des Mannes auf eine ehrenrührige, gemeine Weise an, sodas derselbe, als die Ausbrüche pfläffischer Arroganz sich mehrten, genöthigt wurde, dem Apostel die Thür zu weihen.“

Ziegler wandte sich nun nach einer andern deutschen Pflanzung, wo er ebenso freundlich aufgenommen ward, und wurde hier von einem gebildeten Deutschen aus der Umgegend besucht,

der mit ihm über dogmatische Gegenstände sprach. „Aber wie erkauften Alle, an einem Menschen, der sich Pfarrer nannte und von der Synode den Auftrag erhalten hatte, den Deutschen im Besten Christenthum beizubringen, eine so crasse Ignoranz über die gewöhnlichsten Interessen wissenschaftlicher Bildung und jeden Mangel an Denkkraft wahrzunehmen, der mit auswendig gelernten und noch dazu übel angewandten Bibelprüchen um sich wirft, um die eigne Anmuth des Geistes damit zugubeden. Und noch mehr, der ehrwürdige Herr entwickelte in seinem religiösen Feuereifer Ansichten und Lehren, wie sie nur aus dem Munde jener gottseligen Schußficker in Deutschland strömen können, die man hier und da als Curiosa in Terenanstalten aufbewahrt findet, und die den Psychologen Beiträge liefern zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Verstandes. Dabei ermangelte der fromme Mann nicht, seine dogmatischen Vorlesungen mit Schimpfreden über die deutsche Bevölkerung des Westens zu würzen, nannte sie ein Heidenvolk und Aheisten, ohne das e und i in der Aussprache zu sondern, und als ihm einer der Herren bemerkte, er habe wol Atheisten sagen wollen, erwiderte er ärgerlich: „Si was, wir sprechen hier Deutsch und nicht Englisch!“

Am nächsten Sonntage wollte nun dieser Apostel eine Predigt halten, es fand sich eine zahlreiche Versammlung ein, auch Amerikaner waren da, um einen german preacher zu hören. „Es war kalt, der Mittag kam heran; kein Pfarrer erschien, die ungebildete Versammlung ging größtentheils auseinander. Endlich kam der Pfeiler der pennsylvanischen Synode gemächlich geritten, mußerte mit einer Miene von Superiorität die Anwesenden, stieg vom Pferde und sang an, die Hände auf den Rücken gelegt, meditierend auf und ab zu gehen wie ein Philosoph der alten Schule, ohne sich um die Versammlung zu kümmern. Da ging auch der Rest aneinander, nachdem man vergebens gehofft, der Mann werde seinen Vortrag beginnen. Da ergriff der gottbegeisterte Apostel, der mit seinem Wirthe allein das Feld behauptete, eine Flasche Wein, die sein gefälliger Wirth zur Austheilung des Abendmahls herbeigeführt hatte, trank sie in einem Zuge leer und sprach: „Das thue ich für Euch alle!“ Einige Tage darauf verschwand der ehrwürdige Herr, nachdem er einige Deutsche zuvor auf eine zudringliche Weise um Geld angebettelt hatte, um Geld zur Weiterreise in seinem göttlichen Berufe von ihnen zu erpressen.“

„Das ist die wahrhafte und erbauliche Geschichte des ehrwürdigen „Bruders“ Zegler, des Apostels der deutsch-evangelischen Synode in Pennsylvanien.“

Wir haben abschließlich den amerikanischen Verfasser selbst reden lassen. Derselbe wendet sich dann an die evangelische Synode mit der Frage, wer sie denn eigentlich autorisirt habe, eine solche zu bilden; die Staatsregierung könne es nicht gethan haben, weil sie keine Kirche als solche anerkennen dürfe; die deutsch-evangelische Bevölkerung von Pennsylvanien werde ihr auch nicht den Auftrag gegeben haben, eine solche Bevormundungsanstalt zu gründen; man wolle in Amerika kein neues Papstthum, es möge heißen wie es wolle, denn es passe nicht in ein Land, „wo die Menschheit sich in ihre ursprünglichen Rechte eingesetzt hat, und dessen freie Institutionen nur durch helle Einsicht und Aufklärung seiner Bürger erhalten und bewahrt werden können; wo der Mensch nicht engherzigen Pfaffen, sondern nur Gott und sich selbst für seine religiöse Überzeugung Rechenschaft schuldig ist.“

Da von vielen Seiten her über die Anmaßungen geklagt wird, welche die Geistlichkeit der meisten Religionsparteien, die der Unitarier ausgenommen, sich zu Schulden kommen lassen, so darf man wol annehmen, daß der Schreiber der Epistel, der sich auf offenkundige Thatfachen beruft, die Lage der Dinge schilderte, wie sie wirklich ist. Er ruft aus: „Wir haben Euch (die Leute von der Synode) bereits an Euern Früchten erkannt; Gerschmucht und Habsucht sind hier Euere Triebfedern wie in Europa; Euere Streben ist, über die Protestanten in Amerika

den Papst zu spielen. Ihr wollt die Menschen in Euern Glaubenspreden sperren wie die Schafe, um sie nachher nach Herzenslust sperren zu können; Ihr wollt in der Dummheit der Deutschen nach und nach ein Capital anlegen, von welchem Ihr Euere Interessen beziehen könnt. O, wir kennen Euch, Ihr Schützwachen des himmlischen Zions in Pennsylvanien! Brücket Euch nur mit religiöser Bildung und Aufklärung! Wahrscheinlich geschah es auch im Interesse derselben, als Euere Büttel durchs Land liefen, um das Volk gegen das neue Schulgesetz aufzuwiegeln? Ihr seid, wie in Europa, Helfershelfer der Aristokratie und habt den Zweck, gemeinschaftlich mit ihr die Völker niederzutreten in geistige und leibliche Knechtschaft. Wir Deutschen aber wollen als Christen und Protestanten im rechten Sinne des Wortes hier durchaus unserer eignen religiösen Überzeugung leben und protestiren daher gegen Euere ehrwürdige Synode; wir halten ein solches Institut für unchristlich und für unvereinbar mit den republikanischen Institutionen dieses Landes, und für eine Antastung der Constitution der Vereinigten Staaten, die ihren Bürgern Glaubens- und Wissenschaftsfreiheit garantirt, folglich jede fremde Einmischung in Sachen, die das Gewissen angehen, unter sagt, rühre sie vom Pfaffen oder Nichtpfaffen her. Darum, Ihr Herren, bleibt uns, im Namen des Gesetzes, künftig mit Euerer zärtlichen Sorge um unser Seelenheil vom Halse! Wir verbiten uns Euere Injurien! Ihr da in Pennsylvanien seid wahrlich nicht die Leute, uns den Ring der Dogmatik durch die Nase zu ziehen und uns herumzuführen wie Tanzbären. Wir brauchen Euere zudringliche Vermittelung nicht, um selig zu werden. Schickt daher Euere verstorbenen Apostel und trostlosen Candidaten, die theils zu faul, theils zu dumm sind, ein ehehliches Handwerk zu ergreifen, und es deshalb bequemer finden, als vagabundierende Diener Gottes ihre Landleute zu brandschlagen, schickt sie lieber zu den Indianern, wenn Euch nun einmal der Befehrsgeiz erregt, aber bleibt uns mit Euern Zubringlichkeiten vom Halse.“

Die Epistel schließt mit den Worten: „Lebt wohl, Ihr Herren. Sollte es Euch einfallen, diese Epistel nach Deutschland zu schicken zum Zeugniß über die gottlosen Deutschen im Westen Amerikas, so vergeßt nicht das Motto hinzuzusetzen: Dumm machen lassen wir uns nicht.“ Die evangelische Synode, welche überhaupt von vielen Seiten her bekämpft wird, weil man, ob mit Recht oder Unrecht, sie beschuldigt, daß sie dahin strebe, eine unbeschränkte Gewalt über die evangelischen Deutschen an sich zu bringen, dürste gegen die Ansiedler im Westen, besonders die Illinois- und Missouri-Männer, die, wie wir sehen, sehr herb sind und kein Blatt vor den Mund nehmen, einen harten Stand haben. In kirchlicher Hinsicht bietet Amerika einige Erscheinungen dar, die mit den europäischen in mancher Hinsicht analog sind: auch dort strebt eine kirchliche Partei nach Erweiterung ihrer Macht und überschreitet das Gesetz wie bei uns; aber in einem Lande wie Amerika werden hierarchische Bestrebungen, weil sie von oben herab nicht begünstigt oder aufgemuntert werden, auf die Dauer keinen Boden gewinnen.

47.

## N o t i z.

In Nr. 1 d. Bl., S. 4, wird die Vermuthung ausgesprochen, die „Elegantiae Latini sermonis“ hätten dem Johann Meursius das Gebot, sich alles Büherschreibens für die Zukunft zu enthalten, zugezogen. Aber das berühmteste, auch unter dem Titel: „Aloysiae Sigaeae Tolotanae satira sotadica de arcanis amoris et veneris“, bekannte Buch ist kein Werk des schon 1639 gestorbenen Johann Meursius, sondern des Nikolaus Chorier, Advocaten zu Grenoble, welcher 1692, 83 Jahre alt, gestorben ist und dasselbe 1678 zu Amsterdam unter dem falschen Namen Joh. Westrene herausgegeben hat. Demselben scheint das Buch: „L'ecole des filles“ (Paris 1671), zum Vorbild gedient zu haben.

95.

Congrès de Vérone. Guerre d'Espagne. Négociations: Colonies espagnoles; par M. de Chateaubriand. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 183.)

In der letzten Zeit seines Aufenthalts zu Verona trat Chateaubriand wieder in persönlichen Verkehr mit dem Kaiser, welcher ihn nur in seinen einmal gefaßten Ansichten in Bezug auf Spanien bekräftigte. Osterreich und Fürst Metternich beharrten dagegen bei ihrer Opposition gegen den Krieg. Chateaubriand verließ Verona am 13. Dec. 1822, und am 1. Jan. 1823 bezog er zu Paris als Minister der auswärtigen Angelegenheiten das Hotel, welches einige Tage zuvor der Herzog v. Montmorency geräumt hatte. Der Grund, warum der Letztere das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zurückgab, ist nach Chateaubriand's eigener Meinung zur Zeit noch ein Geheimniß. Er glaubt jedoch, daß es weniger in der Entwicklung der Verhältnisse als in einer gewissen Unverträglichkeit der Charaktere des Herzogs und des Hrn. v. Billé zu suchen sei. An seiner Stelle trat Chateaubriand, mehr gezwungen als freiwillig, in das Ministerium ein. Mit Billé persönlich befreundet, lebte er mit ihm gleichwohl, wie wir gesehen haben, politisch bereits in einer gewissen Spannung wegen der spanischen Intervention, und Ludwig XVIII. selbst war ihm persönlich keineswegs sehr gewogen. Er gibt uns über diesen letzten Punkt einige merkwürdige Aufschlüsse, welche auf den Charakter dieses Königs ein ganz besonderes Licht werfen.

Ludwig XVIII., bekanntlich ein geistreicher Mann, welcher, wie er in der Beschreibung seiner Flucht von Paris 1791 zur Genüge bewiesen hat, auch die Feder gut zu führen verstand, war nicht frei von literarischer Eifersucht, und diese Eifersucht machte das Verhältniß des Königs zu einem Minister, welchem die öffentliche Meinung in der literarischen Welt eine so hohe Stelle angewiesen hatte, etwas unbehaglich.

Indessen — fährt Chateaubriand fort — gelang es mir doch, dem Könige mehr zu gefallen, als man hätte denken sollen, sobald mein Credit bei ihm meinen Collegen Furcht machte. Sr. Majestät schloß im Ministerrath oft ein, und er hatte recht; schloß er nicht, so erzählte er Geschichten. Er hatte ein v. u. w. wunderwürdiges mimisches Talent; das vergnügte Hrn. v. Billé, welcher die Geschäfte abmachen wollte, keineswegs. Hr. v. Corbière stützte seine Ellbogen auf die Tafel und legte seine

Tabaksdose und sein blaues Schnupstuch neben sich; die andern Minister hörten mit Stillschweigen zu. Ich konnte für meinen Theil nicht umhin, mich an den Erzählungen Sr. Majestät zu ergötzen; der König war darüber sichtlich entzückt. Wenn er sich seines Erfolgs versichert sah, so suchte er, bevor er eine Geschichte anfang, eine Entschuldigung und sagte mit seiner klaren klaren Stimme: „Jetzt will ich einmal Hrn. v. Chateaubriand zu lachen machen“; und in der That war ich bei dieser Gelegenheit so natürlicher Hofmann, daß ich lachte, als ob ich Befehl dazu erhalten hätte.

Chateaubriand's Ministerium dreht sich ganz um den spanischen Krieg, welcher, an sich hinlänglich bekannt, den zweiten Hauptabschnitt seines Werkes füllt. Gleichsam als einleitende Episode dazu gibt er in einem eignen Abschnitte eine gedrängte Geschichte der geheimen Gesellschaften in Frankreich. Das Urtheil, welches er am Ende desselben über das Verhältniß der Restauration zu dem durch jene genährten Conspirationsgeist fällt, ist jedenfalls merkwürdig.

Die Grobprecherien, welche man seit den Julitagen über die Komödie von 15 Jahren geführt hat, mögen Menschen, die in Sicherheit sind, zur Genugthuung gereichen; in dem Augenblicke, wo die Legitimität fiel, conspirirte Niemand; sie selbst hat sich getrostes Muthes in den Abgrund gestürzt. Hat sie nicht 1830 die Kammer für eine Kammer von Feinden genommen? Es handelte sich ja damals um weiter nichts als darum, drei bis vier Männer zu wählen, welche vor Lust, Minister zu werden, umkommen wollten, und die dazu die nöthigen Talente hatten. Das hat eben die Legitimität nie begreifen wollen; die bei ihrem Unglück nur zu natürliche Empfindlichkeit nöthigt sie jetzt, das Dasein der eingebildeten Verschwörungen anzunehmen, welche sie trösten und entschuldigen.

In der Erzählung des Krieges selbst, in welcher die bekannten Thatfachen mehr bei Seite gelassen sind, hebt Chateaubriand vorzüglich die Stimmungen der Presse und die Stellung der Tribune dießseit und jenseit des Kanals heraus. Bekanntlich waren es die Debatten über den spanischen Krieg, welche die Ausschließung Manuel's aus der Deputirtenkammer veranlaßten, die damals so viel Aufsehen erregte.

Es war zu viel Gewalt für eine zu geringe Sache — meint Chateaubriand —; Manuel würde mich auf der Tribune nicht mehr genirt haben als die Pressfreiheit. Er fühlte sich in seinem Unglück sehr glücklich; sein Schweigen brachte sein Talent in Sicherheit, und für das Andenken des Redners ist daraus eine jener Unsterblichkeiten erwachsen, welche sich einige Schritte vom Grabe erheben.

Übrigens ist hier Vieles, was aus den Journalen der Zeit bereits hinlänglich bekannt ist, mit einer Menge in-

teressanter, mitunter selbst ziemlich beißender Bemerkungen über Parteien und Persönlichkeiten vermischt. Lord Brougham z. B. muß hier seine damaligen parlamentarischen Ausfälle gegen Chateaubriand, welcher ihm aber auch schon in seiner Rede vor der Pairskammer geantwortet hatte, noch ziemlich hart läßen.

Herr Brougham war bei dem großen Oppositionsbücher, von welchem wir sprechen (bei Lady Jersey, 1822), fast stumm; er sah mich mit einer Art factastischer Unruhe an, welcher es unheimlich zu Ruche war; er wäre noch gröber gewesen, wenn er das Recht dazu gehabt hätte, es zu sein. Ich hatte ihn im Hause der Gemeinen gehört; seine Miene erschien mir ziemlich plebejisch, obgleich er einer adeligen Familie angehörte; nach seinen Gesten und Worten hätte man ihn für einen französischen Redner halten können; nur hatte er dazu noch jenen Ausdruck der Strafen, welcher dem Humor des John Bull anhängt.

Zur Entschädigung fand dagegen Chateaubriand damals in England einen eifrigen Vertheidiger an dem revolutionnären Pamphletschreiber Cobbett, welcher einen seiner politischen Briefe gegen die Minister an Chateaubriand richtete. Als merkwürdiges Actenstück zur Beurtheilung der politischen Stimmungen damaliger Zeit theilt Chateaubriand diesen ziemlich langen Brief, welcher auf dem Continente noch wenig bekannt war, ausführlich mit. Er ist ein Seitenstück zu den berühmten „Briefen des Junius“, welche er, obgleich der Sprache nach weniger rein, an seiner Ironie und Wärme noch übertrifft.

Die diplomatische Geschichte des spanischen Krieges wird hierauf fast nur actenmäßig gegeben, indem Chateaubriand fast die ganze officielle Correspondenz, welche er damals mit den verschiedenen Cabineten und den bei denselben accreditirten französischen Botschaftern zu führen hatte, im Original mittheilt. Sie beginnt mit einem Briefe an Geng vom 30. Dec. 1822, in welchem Chateaubriand dessen Einfluß auf Metternich für sich zu gewinnen sucht, und schließt am 7. Oct. 1823 mit einem Schreiben Chateaubriand's an Hrn. v. Talaru, welcher sich damals als Unterhändler in Spanien befand. In jedem Falle der werthvollste Theil dieser wichtigen Actenstücke sind die Briefe, welche Chateaubriand mit Canning wechselte; ihnen zur Seite stehen dann die Depeschen der französischen Botschafter an den verschiedenen Höfen, als der Herren v. Marcellus zu London, de la Garde zu Madrid beim Ausbruche des Krieges, de la Ferronnais zu Petersburg, Rayneval zu Berlin, de Serre zu Neapel, Hyde de Neuville zu Lissabon, des Fürsten Polignac zu London in der letzten Zeit des Krieges, und der übrigen diplomatischen Agenten an den kleinern Höfen. Auch finden wir hier einige Briefe des Kaisers Alexander, des Fürsten Metternich, des Generals Gulkleminot, welcher sich als Chef des Generalstabes beim Herzoge von Angoulême befand. Es versteht sich von selbst, daß diese Correspondenz weitere Auszüge hier nicht gestattet. Ihre bloße Erwähnung reicht hin, ihre Wichtigkeit begreiflich zu machen.

Auch im dritten Haupttheil seines Werkes, welcher die in Folge des spanischen Krieges angeknüpften Unterhandlungen und die Handel der spanischen Colonien betrifft,

räumt Chateaubriand dieser Correspondenz abermals den Hauptplatz ein; sie endigt erst zu Ende März 1824, kurz vor dem Austritte Chateaubriand's aus dem Ministerium, welcher am 6. Juni erfolgte. Obgleich der spanische Krieg, Chateaubriand's Werk, nur nach Wunsche beendet worden war, so trat doch zwischen dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und dem Hofe kurz nachher eine gewisse Spannung ein. Chateaubriand wurde, als er nach der Ankunft der telegraphischen Depesche, welche die Befreiung Ferdinand VII. ankündigte, in die Tuileries eilte, von der königlichen Familie ziemlich kalt empfangen, und seinerseits war er nicht Staatsmann genug, um über einige kleinliche Unachtsamkeiten, deren sich der Hof gegen ihn schuldig haben mag, hinwegzusehen und Still-schweigen zu beobachten. Diese Empfindlichkeit, die ihren Grund in beleidigter Eitelkeit hat, steht einem Staatsmanne nicht wohl an. Von allen Höfen mit königlichen Handschreiben und Ordenszeichen überhäuft, nahm es Chateaubriand sehr übel auf, daß Ludwig XVIII. einige Zeit mit Ertheilung des großen blauen Ordensbandes zögerte. Es wäre deshalb beinahe zum förmlichen Bruche gekommen, und Chateaubriand war einige Zeit wirklich Willens, das Portefeuille an den König zurückzugeben. Höhere Rücksichten behielten endlich das Übergewicht. Er knüpfte an die glücklichen Erfolge in Spanien die Hoffnung der Verwirklichung etwas weit aussehender Pläne.

Chateaubriand, einer der erklärtesten Gegner der Friedensverträge zu Wien, ging mit der festen Idee um, Frankreich das Rheinufer wiederzuverschaffen und England die spanischen Colonien durch Errichtung repräsentativer Monarchien aus dem Hause Bourbon zu entziehen. Ein Krieg mit England, meint er, würde ihn nicht abgeschreckt haben; „nous aurions voulu faner les lauriers de Waterloo“; und dabei rechnete er sehr auf den Beistand Russlands, da er den Kaiser Alexander für seine Pläne gewonnen zu haben glaubte. Die Sache der spanischen Colonien wollte er auf einem Congresse zu Gunsten Frankreichs und des Hauses Bourbon entschieden wissen. Die ersten Schritte dazu waren gethan. Sein Fall, meint er, vereitelte die glänzendsten Hoffnungen. Es herrschte zwischen ihm und seinen von dem Hofe mehr begünstigten Kollegen längst eine unangenehme Spannung, als die Rentenfrage und das Gesetz über die Septennalität den Ausschlag gaben. Er stimmte für den Umfuß der fünfprocentigen Renten, und in den Verhandlungen über die Septennalität ließ man ihn nicht zum Worte kommen. Die letztern fanden am 5. Juni statt, und am 6. schickte Hr. v. Villèle Chateaubriand seine Entlassung zu.

Chateaubriand verfällt in der Darstellung des letzten Theiles seiner politischen Laufbahn in eine gewisse Bitterkeit, welche, wenn auch an sich natürlich und selbst verzehlich, nichtdestoweniger einen unangenehmen Eindruck macht. Er hielt sich für berufen, die Monarchie der Bourbons mittels der Erhebung Frankreichs wieder auf die Höhe ihres alten Ruhms zu bringen, konnte sich aber selbst nie von gewissen kleinlichen Rücksichten losmachen, welche diesem Plan im Wege standen. Vermöge seines

poetischen Geistes möchte er sich selbst zum Opfer eines gewaltigen Verhängnisses machen.

Die Restauration hatte in mir und in Herrn v. Wulde ihre wahren Minister gefunden; sie hätte nie den einen davonjagen (chasser), den andern verlassen sollen; allein es stand geschrieben, daß sie, beständig begünstigt, Alles aus den Händen lassen sollte.

Man hört Chateaubriand lieber, wenn in seiner Rede das poetische Element vorherrscht, wie es hier in den letzten Abschnitten seines Werkes der Fall ist. Niemand ist vielleicht mehr geeignet als er, die echt tragischen Momente in der Geschichte der Restauration mit so viel Wahrheit herauszuheben, als es hier geschieht. Die Schilderung seines letzten Zusammentreffens mit der verbannten Königsfamilie zu Butschrad in Böhmen ist ergreifend und von einem edeln Geiste befeuert. Man kann Chateaubriand, dem Dichter, die Irthümer verzeihen, welche er als Staatsmann und Minister begangen hat. Er täuschte sich über sich selbst und seine Zeit. Sein Beruf war, nicht die Restauration zu retten, sondern ihr an ihrem Grabe ein ihrer würdiges Denkmal zu setzen. 96.

Gedanken aus dem Tagebuch eines Juden über die drei großen Propheten der europäischen Geschichte. Hamburg, Nestler und Melle. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

Unter den vielen neuern Schriften über das Judenthum ist die vorliegende eine der merkwürdigsten. Die meisten haben sich mit der äußerlichen Emancipation und der Berechtigung dazu als Freunde oder Widersacher derselben beschäftigt, worüber man eine reiche Angabe der Literatur in der Abhandlung von J. Guritt: „Über das Bürgerrecht der Juden“, und in den dazu in seinen „Gesammelten Schulschriften“, Bd. 2, S. 385 fg., gegebenen Nachträgen von Müller findet. Eine mildere Ansicht über diese Streitfrage läßt sich jetzt als die allgemeine ansehen, und in der That ist es nicht zu verkennen, daß das Recht der Christen zu der entgegengesetzten Meinung nicht mehr vorhanden ist, seitdem das enge Band der Politik und der Religion gelockert oder ganz gelöst ist. Ein jugendlich kräftiges, ungemessenes Volk trägt von Natur die Einheit in seinen wichtigsten Interessen, im religiösen Glauben und in der bürgerlichen Verfassung in sich; beide schüßen sich gegenseitig, und in ihrer innigen Durchdringung liegt des Volkes größte Lebenskraft. Dies zeigt die Geschichte der alten Völker ebenso deutlich wie die der christlichen Staaten im Mittelalter; fremdartige Elemente, welche sich mit dem Heiligsten und Theuersten des Volkes nicht zu einem innigen Bunde zu fügen vermögen, werden gewaltsam ausgestoßen, da sie immer nur als das Strebende und Unheilbringende erscheinen; und wenn man daher auch nicht ohne Grauen und Abscheu die grausamen Judenverfolgungen früherer Zeiten betrachten kann, so darf doch auch nicht verkannt werden, daß im Allgemeinen dabei in einem gesunden Maße ein natürlicher Lebensproceß zum Grunde lag, der das Fremde als einen Krankheitsstoff von sich abwehrt, um die eigene Existenz ungetrübt zu erhalten.

Aber ein solches Streben ist in unserer Zeit immer mehr neutralisirt durch ihr Zurückkommen von dem unmittelbaren, in sich einigen Volksbewußtsein. Die Staaten finden es für unbedenklich, verschiedene christliche Religionsparteien zu umfassen; die Staatsgenossen haben die Toleranz als ihre Pflicht anerkannt, und es ist eine unsehbare Consequenz, daß auch die Juden als ein den übrigen coordinirter Bestandtheil des Staates anerkannt werden müssen, insofern und da sie weder durch ihre Religion noch durch ihre Rationalität sich gehindert

sehen, den bürgerlichen Pflichten zu genügen. Die aus alten Zeiten fortgeerbte, nun aber ihres eigentlichen Fundaments entbehrende Abneigung der Christen gegen sie wird ohne Zweifel immer mehr verschieden, je mehr die Juden den häßlichen Eigenschaften entsagen, die ihnen in Folge der langen Unterdrückung anhaften. Hier tritt nun auf einer Seite eine Pflicht ein, die sie nicht allgemein anerkennen: das zähe Festhalten nicht nur an ihrem Glauben, sondern an allem Unwesentlichen, was sich allmählig mit ihm und ihrer gesellschaftlichen Stellung verbunden hat, muß abgestreift werden, und vor allen müssen sie sich zu einer Theilnahme an denjenigen Interessen erheben, welche der Zeit überhaupt in allen Staaten und Kirchen ihren wesentlichen Charakter geben, den Interessen der Wissenschaft und Kunst, und es läßt sich nicht verkennen, daß die Juden in diesen Beziehungen sehr erfreuliche Fortschritte gemacht haben, deren Wichtigkeit ihnen selbst nicht unbekannt geblieben ist; sie wissen es, daß auf diesem Wege die Achtung errungen wird, welche dann die äußere gleiche Berechtigung von selbst herbeiführt, und noch vor einiger Zeit ist ein Beleg von dem bewußten Streben dieser Art in Nr. 284 d. Bl. f. 1837 besprochen worden, die „Legenden nach dem Talmud“ von R. Beit. Nicht immer freilich tragen solche Leistungen einen Charakter, der dem Judenthum wahrhaft förderlich werden könnte zu seiner eigenen innern Erhebung oder zu seiner Befreiung mit dem Christenthum. Dafür ist die vorliegende Schrift ein merkwürdiges Actenstück.

Der jüdische Verf. hat die geistigen Kämpfe der bessern Naturen seiner Glaubensgenossen durchgemacht, zu denen sie das Bewußtsein ihrer noch immer petalichen Stellung in der Gesellschaft drängt. Er hat nach Wahrheit gerungen, und er hat sich dazu aller Mittel bedient, welche ihm der wissenschaftliche Standpunkt der Gegenwart darbietet, jedoch nicht ohne Vorsatz, sondern mit dem wol nicht unbewußten Streben, das Judenthum selbst festzuhalten und dessen Berechtigung als endliches Resultat seiner Forschung zu gewinnen. Aber er hat hierbei weit über das Ziel geschossen, indem er nicht nur für sich und seine Glaubensgenossen Trost und Beruhigung gewinnt, sondern eine Forderung gemacht, die weit über Alles hinausgeht, worauf je die Juden Anspruch gemacht haben, nämlich die Bekehrung der Christen und Mohammedaner zum Judenthum. Es ist die ungeheuerste Reaction, die je versucht worden ist, die heutige Welt auf den Standpunkt des Moses zurückzuführen. Natürlich kann ein so gewaltiges Unternehmen nicht ausgeführt werden, ohne den Mosaismus selbst in eine Stellung zu bringen, die zu so hohen Ansprüchen den Grund gibt, und der Verf. hat dies mittels der Hegel'schen Philosophie bewerkstelligt, wobei denn, wie das nicht anders möglich war, die historischen Grundlagen entweder ganz unbeachtet bleiben oder nach der Willkür des Systems zurechtgelegt werden. Diese Willkür muß sich auch der Mohammedanismus und das Christenthum gefallen lassen, damit beide in die untergeordnete Stufe passen, welche sie vermöge der angeblichen Abweichung von dem ursprünglich Vollkommenen einnehmen sollen; der Mosaismus aber wird eben als dies Vollkommene demonstirt, und insofern er dadurch mit Hülfe der Philosophie ganz neu organisiert wird, welche die historischen Beweismittel nur da benützt, wo es mit einigem Schein für ihren Zweck thunlich war, kann man das Resultat nach bekannter Analogie das „junge Judenthum“ nennen. Dient dies zur Beruhigung des Verf., so kann man ihm das gönnen; im Übrigen aber kann man ihm nicht mehr zugestehen, als daß dieser neue Mosaismus eine schöne Schöpfung seiner Phantasie und ein geistreiches Spiel seiner Philosophie ist. Denn an Geschick, beide zu benutzen, fehlt es ihm allerdings nicht; jedoch ist hier nicht der Ort, seine Beweisführung im Einzelnen darzulegen und zu prüfen. Zu bedauern ist es, daß das Interesse, welches dieselbe zu gewähren im Stande ist, sehr bedeutend gebietet wird durch die Art der Darstellung, welche höchst unordentlich und haltlos ist und nur erklärt, nicht entschuldigt werden kann dadurch, daß das Ganze aus flüchtigen

Aufzeichnungen im Tagebuche entstanden sein soll, die nur den Charakter einer augenblicklichen Herzenerleichterung und eines zwanglosen, willkürlichen Sichgehenlassens tragen, wobei der Verf. sich ganz der sich eben darbietenden Entwicklung der Gedanken hingab, ohne sie einigermaßen zu zügeln und auf einen bestimmten Zweck zu berechnen. 1.

### Amerikanische Literatur in England.

Der Correspondent einer in Newyork erscheinenden Monatschrift: „The Knickerbocker“, drückt sich darüber in folgenden Worten aus: „Die Kenntniß und Würdigung der amerikanischen Literatur scheint allmählig in England Boden zu fassen; allein noch immer können sich nur sehr Wenige unserer Schriftsteller eines bedeutenden Rufes im Auslande rühmen, und von vielen Büchern und Namen, die uns ganz geläufig sind, hat man im Vaterlande des Shakespeare kaum ein Wort vernommen. Indessen gibt es doch einige glänzende Ausnahmen. Es ist überflüssig, zu bemerken, daß man von Irving und seinen Schriften mit Enthusiasmus spricht, und zumal die früheren Romane Cooper's erfreuen sich in so hohem Grade der Gunst des Publicums in ganz Europa, als dies nur immer in seiner Heimat der Fall war. Allein die Engländer sind geneigt, diese beiden Schriftsteller als die ihrigen zu betrachten; Viele erwähnen wenigstens niemals ihres amerikanischen Ursprungs. Die „Reise“ des Dr. Channing haben in Großbritannien eine weitverbreitete Berühmtheit sich erworben. Fügt man zu diesen drei Namen noch jene von Washington und Franklin hinzu, so dürfte man kaum noch einen andern amerikanischen Namen nennen können, der einen wahrhaft europäischen Ruf genießt. Eine gewisse Anzahl unserer Bücher wurden allerdings dort nachgedruckt und sind ziemlich bekannt worden. Ich sah englische Ausgaben von einem oder mehreren Werken der Mrs Sedgwick, des Paulding, Simms, Flint, Fay und Dr. Bird. Mit unsern Dichtern ist man nur wenig vertraut. Dr. Irving hat bekanntlich eine londoner Ausgabe von Bryant veranstaltet und Barry Cornwall dieselbe Ehre Willis zu Theil werden lassen, dessen „Prosastücken“ ungemein geschätzt werden. Percival's Gedichte wurden vor mehreren Jahren in England nachgedruckt. Einige von Halleck u. A. sind durch die verschiedenen Sammlungen amerikanischer Dichter ziemlich bekannt geworden. Die classischen Lehrbücher über orientalische und biblische Literatur von Andover, Cambridge u. sind nachgedruckt und gelten bei Gelehrten und Kritikern als hohe Autoritäten. Einige amerikanische Bücher von gemeinnützigem und praktischem Charakter, als Abbott's „Young christian“, Mrs. Child's „Fragal housewife“ u. dergl., hatten in England und Schottland einen ungeheuren Absatz. Die boshafte Frage des „Quarterly“: „Wer liest ein amerikanisches Buch?“ läßt sich nicht mehr vermeiden, allein englischer Vorurtheil läßt sich nur schwer davon überzeugen, daß „irgend etwas Gutes aus Nazareth kommen könne“. Ein londoner Buchhändler versicherte mir, daß, wenn ein amerikanisches Buch nachgedruckt würde, man ihm einen schlechten Dienst erzeigen würde, wenn man seinen Ursprung verriethe. Es sind mir mehrere Beispiele bekannt, wo amerikanische Bücher in London und Glasgow als Originalwerke publicirt wurden, indem man, ohne die Quelle anzugeben oder irgend eine Veränderung zu machen, nichts Anderes that, als die Ortsnamen auszulassen, um einer Entdeckung vorzubeugen. Es kam der Fall vor, daß eine in England auf diese Art gemachte Copie von einem newyorker Buchhändler in Empfang genommen und als ein englisches Originalwerk in beinahe 1000 Exemplaren verkauft wurde, bevor man die Entdeckung machte, daß das Verlagsrecht dem Autor und Verleger in Philadelphia gehöre.“

„Die amerikanische periodische Presse trägt indessen sehr viel zur Verbreitung der Kenntniß amerikanischer Literaten und Zu-

stände in England wie in Schottland und besonders in Frankreich bei, und das Interesse an Allem, was unsere Republik betrifft, vermehrt sich mit jedem Tage. Einige unserer Zeitschriften werden in England sehr günstig aufgenommen; Silliman's „Journal of science“ ist von den Gelehrten von ganz Europa geschätzt; von dem „North American review“ werden in London gegen 200 Exemplare abgesetzt, und der „Knickerbocker“ gilt bei Vielen für eine Monatschrift, die sich hinsichtlich des Talentes, der Mannichfaltigkeit und des Interesses mit jedem englischen Magazine messen kann. In London sind zwei Buchhändler, die amerikanische Bücher einführen, D. Rich und R. J. Kennett, und zwei in Schottland, J. Reid und J. Symington und Comp. in Glasgow.“ 40.

### Notizen.

Auch die Franzosen beschäftigen sich gegenwärtig mehr als früher mit dem Studium Dante's, und vor einigen Monaten erschien eine Uebersetzung der „Hölle“ von Ledreulle, welche das Original möglichst getreu in Versen wiedergibt. Eine Uebersetzung Dante's in die französische Sprache ist übrigens ein höchst schwieriges Unternehmen; denn diese ist bei ihrer Armuth wenig geeignet, die üppige Fülle, die Härten und Eigenthümlichkeiten des großen italienischen Dichters wiederzugeben. Ledreulle hat indessen seine Aufgabe recht glücklich gelöst; zwar erscheinen seine Verse manchmal hart und sind hier und da wol dunkel; beides ließ sich aber schwerlich ganz vermeiden, und auf Eleganz mußte er ohnehin von vorn herein verzichten, wenn er die Urschrift treu wiedergeben wollte. Wir theilen als Probe die berühmte Inschrift des Höllenthores mit:

Par moi l'on va dans la cité maudite,  
Par moi l'on va dans l'éternel malheur,  
Par moi l'on va chez la race proscrite.  
Une haute justice inspira mon auteur:  
Ouvrage qu'accomplit la divine puissance,  
La suprême sagesse et le premier amour,  
L'Eternel seul était à ma naissance;  
Je n'aurai pas de dernier jour.  
Vous qui entrez, laissez toute espérance.

Es werden immer mehr Keilschriften in Versen aufgefunden. Gegenwärtig beschäftigt sich der Major Rawlinson, der einen großen Theil dieses Landes durchreiste, zu Teheran mit der Entzifferung derselben. Die Inschrift von Bistun, welche etwa tausend Zeilen hat, enthält ihm zufolge einen Bericht über die Eroberungen, welche Darius Hystaspes in den östlichen Ländern machte; zu Persepolis will er einen solchen über die Triumphe des Xerxes gefunden haben. Den Anfang der Inschrift von Bistun, der ein Geschlechtsregister des Darius Hystaspes bildet und der Stelle im Herobot, Buch 2, Cap. 11, zur Bestätigung dient, hat Rawlinson abschriftlich nach London an die Asiatische Gesellschaft geschickt, die ihm zum Danke für diese Aufmerksamkeit alle während der letztern Jahre über die Keilschriften in Europa erschienenen Werke nach Teheran senden will.

Die französische Gesellschaft zur Aufmunterung, Förderung und Verbreitung der Naturwissenschaften, welche sich vor einiger Zeit gebildet hat, scheint große Theilnahme zu finden. Sie bezweckt das Studium der Naturwissenschaften dem Publicum zu erleichtern, und deshalb für gute, wohlfeile Bücher zu sorgen, und Gelehrte bei ihren Arbeiten zu unterstützen, namentlich durch Nachweisungen aller Art. Ihren Mittelpunkt hat sie in Paris; aber Zweiggemeinschaften sind bisher schon in Marseille, Nantes, Havre, Strasburg und Clermont gestiftet worden. 53.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 185.

4. Juli 1838.

A. v. Sternberg.

Fortunat. Ein Feenmärchen von A. v. Sternberg. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Palmyra oder das Tagebuch eines Papageis, herausgegeben von A. v. Sternberg. Stuttgart, Cotta. 1838. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Schiffersagen. Gesammelt von A. v. Sternberg. Zwei Bändchen. Stuttgart, Cotta. 1837. 8. 2 Thlr.

Drei dem Titel nach sehr verschiedenartige Werke des selben Verfassers liegen hier zur Beurtheilung vor; aber sie sind ihrem Inhalt nach nahe verwandt, wie sie, der Zeit ihrer Entstehung nach ziemlich zusammenfallend, von der Richtung, die der Geist ihres Verfassers genommen hat, ein übereinstimmendes, bündiges Zeugniß ablegen. Jedes dieser Bücher, einzeln betrachtet, möchte zu irrthümlichen Schlüssen veranlaßt haben. Es könnte ja nur ein Ausflugs sein, ein poetischer Streifzug der Laune des Dichters; unrecht wäre es, darnach auf einen bestimmten Weg, den sein Sinn einschlug, dem sein Talent folgte, zu schließen. Aber wenn zweier Zeugen Mund schon allerwärts die Wahrheit kund macht, so geben drei Dichtungen doch ein noch vollgültigeres Zeugniß über Sinn und Gedanken ihres Autors.

Herr v. Sternberg ist kein Schriftsteller, der der Mode fröhnt; er braucht sich nicht um die Launen des Publicums zu kümmern und hinzuhorchen, was der Buchhändler wünscht, der noch besser das große Publicum kennt als der aufmerksamste Schriftsteller, denn er kennt es aus den Zahlen, die nicht trügen. Hr. v. Sternberg ist ein freier Mann; ein innerer Impuls treibt ihn, sich auszusprechen, und wie er sich ausdrückt, es ist eine Strömung — groß oder klein, das ist relativ —, die beachtet werden muß von Dem, welcher die große Meerkarte der geistigen Strömungen in der Gegenwart sich klar machen will.

Herr v. Sternberg ist ein Schriftsteller, der den Proceß eines innern Lebens durchgemacht hat. Auch er kennt die Zerrissenheit, ein deutsches Wort, das, freilich früher schon ausgesprochen, doch durch seine bekannte Novelle erst einen technischen Gattungsnamen in unserer psychologischen Literatur gewonnen zu haben scheint. Wir kannten längst

solche Unglückliche, Deutschland mehr als seine praktischen Nachbarn; wir fühlten das unheimliche Weben eines solchen unbefriedigten Gemüthszustandes, in vollster plastischer Kraft waren diese zerstörten Gestalten von den Dichtern ausgebildet, nur der Ausdruck fehlte uns noch. Wir sind darin nicht so glücklich als die Franzosen. Sie finden schnell den Namen für einen Begriff, der sie stört, und damit ist die Sache abgethan; sie rangirt unter den fertigen Dingen, man faßt sie an wie einen Wallen Waare, oder einen Stein, der im Wege liegt, und wirft und placirt sie dahin, wo man Lust hat, sie unterzubringen. Heiße die Sache nun Legitimität, Restauration, hundert Tage, oder Anarchie, Romanticismus, Elasticität, der Name macht sie zu etwas Compactem, Handgreiflichem, und man weiß sie zu nutzen, wo man sie braucht, und aus dem Wege zu schaffen, wo sie hindert. Wir fanden das glückliche Wort; es ward aber leider keine Bannformel für den Begriff.

Wer, der innerlich mitlebte mit Dem, was um uns vorging, fand sich nicht berührt, mehr oder minder, von der unheimlichen Macht, für die der Franzos diesmal noch nach dem Worte sucht! Wer hat sich nicht auch einmal durchschüttelt, zerrissen in Gefühlen, Ansichten, zweifelnd, ohne Trost, am Rande des geistigen Abgrundes gefunden, aus dessen dunkler, gährender Tiefe kein Lichtstrahl herausbringt! Wer nicht auf dem Kreuzwege, wo Glaube und Wissen, Pflicht und Lust, wo Politik, Treue, Liebe, Hoffnung und Vernunft, jede in verschiedener Richtung winkt! Wer nicht auf dem Punkte, wo alle theuere Errungenschaft, alle weisen Lehren, alle heiligen und zarten Überlieferungen aus der Knabenzeit, aus dem Jünglingsalter ihm wie trockene Vorschriften, schale Ammenmärchen erscheinen, wo er an Allem hinter sich zweifelt und vorn durch den wüsten Nebel keinen Stern erblickt! Von den Dichtern haben nur zu Viele es für Aufgabe erachtet, diese Zustände, von dem der Verstimmlung an bis zu dem der Verzweiflung, zu Papier zu bringen, oft früher, als sie in ihnen selbst sich zur Anschauung gestaltet hatten. Wie dem nun auch, und ob das Aufgabe der Poesie sei oder nicht, Alle haben doch zugleich gefühlt, daß, wenn nicht die unerlässliche, doch die nächste Aufgabe die sei, zu dem Ungelösten eine Lösung, hinter dem Trostlosen einen Trost, hinter dem Dunkel ein Licht zu suchen.



Ob Sternberg's Studien mehr Selbsterlebnisse, oder mehr Beobachtungen von einem sichern Punkte aus gewesen, wie Mancher ihm vorwerfen will, der Dem nur zugeseht, Zertriffene zu schildern, welcher sich selbst schon verloren hat, kümmert uns hier nicht. Genug, er fühlte das dringende Bedürfnis aus den Strubeln nach einem Hafen. Er sprang in ein Rettungsboot und — hat den Hafen erreicht? —

In einem Hafen befindet er sich. Die Stürme der Gegenwart, die Fragen der Zeit, die Zweifel, die an uns nagen, davon hier keine Spur. Mit voller Gemächlichkeit schaukelt er sich auf dem Bassin, zufrieden, scherzend, sichern Taktes. Er scheint in seinem Elemente. Glücklich, wer das fand!

Als wir in einem frühern Buche des Verf. lasen, was den Zertriffenen retten, was dem Taumelnden wieder festen Grund und Boden gewähren solle, hielten wir es für Ironie. Nach solchen unser Dasein erschütternden Fragen sollte es noch möglich sein, die verlorene Ruhe wiederzufinden, indem wir uns in den anmuthigen Formen einer Conventienz bewegen! Nach Selbstkämpfen, die Hunderte — und das ist nicht mehr Metapher — ins Irrenhaus führten, sollten wir uns wieder in das Sängelband der Gouvernante Regel einbinden lassen, derselben Regel, gegen die schon vor unsern Romantikern unsere besten Köpfe, die erwecktesten deutschen Geister mit Muth, Lust und frischer Kraft eiferten, als eine Ausländerin, die unsern Geist presse wie der Zwang der lateinischen Grammatik unsere freie Sprache! Von ihr sollten wir uns einführen lassen in die gute Gesellschaft und dort im witzig tändelnden Salongespräch, im Weghuschen über Das, was uns erregte und bewegte, den verlorenen Frieden wiederfinden! Eine bittere Ironie, eines Dichters würdig. Aber es war keine Ironie, es war Hr. v. Sternberg's bitterer Ernst. Jene Bücher besiegeln es; er hat seinen Hafen gefunden, er ist befriedigt. Wohl ihm — dem Menschen nämlich, nicht dem Dichter —, wenn ihm diese Stille genügt, wenn seine Seele Ruhe findet in einer kleinen Bucht, wo der Zufall das Wasser angestaut hat, während das Meer draußen nach wie vor tobt.

Aber so ganz einzeln steht er nicht da. Er hat sein Recht; er ist in der Dichterwelt nur das Symbol einer ganz bestimmten Richtung in der großen Zeitströmung. Auch da ist eine Rückstauung eingetreten; wie viel Gescheite glauben, weil nach so unüberlegten, thörichten Kraftanstrengungen der Vorwärts wollenden eine allgemeine Mattigkeit eintrat, die sich Alles gefallen läßt, daß die alte Zeit mit ihren alten Regeln den Sturm beschwichtigen werde. Niemand, wo er auch wohne, braucht nach solchen Gläubigen weit zu suchen. Scheint es doch, als ob die Thörichtheit nach jeder Revolution, die sie vernichten wollte, immer alberner wieder geboren werde. Nach den Greueln und Excessen und der folgenden Tyrannei jener ersten, als der allgemeine Wille sich wieder nach der Würde alterthümlicher Formen sehnte, die man zu rasch, in zu mächtigem Fanatismus niedergeworfen, erhob sich eine sanfte, von poetischen Erinnerungen durchschwemmte Vorliebe

für die großartige Aristokratie des Mittelalters. Scott war der Repräsentant dieser Reaction. Jetzt, nachdem die zweite Revolution gebändigt und gedämmt ist, weil sie in ihren Excessen sich lächerlich gemacht, wagt die Aristokratie nicht mehr in ihrer Größe vorzutreten; statt der feudalistischen Herrlichkeit erscheinen die Herren allein, ohne Herrlichkeit, statt des Stahlglanzes des Ritterthums im Puderluffte des Rococothums. Freilich finden die Kurzblickenden noch anderstwo Belege, Facta, die ihnen als Offenbarungen für ihre frommen Wünsche gelten mögen, wenn Hände, die bis da nur im Koch wühlend sich gefielen, plötzlich, nachdem sie einsahen, daß das Kochwerfen ohne Resultat bleibt, Stachhandschuhe anziehen, um, weil es auf der Gasse nicht ging, in den Salons sich zu versuchen! Nomina sunt odiosa!

Wer will dem Adel, der sich für alle seine realen Verluste damit tröstet, daß es noch eine gute Gesellschaft gibt, diesen Trost verkümmern! Mag er immerhin träumen, daß diese gute Gesellschaft ihm dereinst seine Rechte wieder verschaffe. Jede Illusion ist, wenn nicht heilig, doch rührend. Einem heruntergekommenen Ganze verarge man es nicht, wenn er Morgens und Abends träumt, daß der verschoffene Sammet wieder Wolle, Saft und Licht gewinne, eine heruntergebrannte Kerze wieder strahle, wie als man sie anzündete. Auch Hr. v. Sternberg, als einem kurländischen Edelmann, verargen wir es nicht, wenn er in der feinen Sitte der vornehmen Welt mehr sieht als der deutsche Bürger und sie von Herzen zu lieben versucht. Diese Sitte ist dem kurländischen Edelmann mit Recht theuer, sie ist es, die ihn vor der Barbarei, die ihn umgrenzt, bewahrt, sie, die ihn im Conflict mit sarmatisch-asiatischer Rohheit deutsch erhält; der Kurländer ist stolz auf sein feines deutsches Wesen, auf seine Bildung wie auf seine höfliche Sitte. Es ist das Einzige, was er von seiner deutschen Abkunft und Freiheit gerettet hat. Aber wenn ein kurländischer Edelmann zugleich ein deutscher Dichter ist, so ist es schlimm, wenn er mit kurländischer Elle die deutsche Poesie mißt.

Herr v. Sternberg ist einer unserer werthvollsten Schriftsteller, ein feiner Zeichner, ein guter Charakteristiker, ein anmuthiger Maler. Er hat Blitze geworfen in die chaotischen Tiefen, wo die Farben gähren, in die wir unsere Pinsel tauchen. Er hat mit diesen gährenden Farben blühende Bilder hingeworfen, die unser Auge erfreut, die ihm Ruf und Namen gemacht. Nun ist er satt dieser Farben und Bilder; er hat sich aus dem Chaos unerledigter Fragen und wühlender Empfindungen herausgerettet in die gute Gesellschaft, die nach jeder Revolution wieder oben aufschwimmen, Geltung behalten, ewig sein wird. Ist dieser Sprung ein Fehler, ein Verbrechen, das die Kritik zu rügen hat? An und für sich gewiß nicht. Es hat Jeder das Recht, sein Glück da zu suchen, wo er will, wenn er nur die Rechte Anderer dabei nicht kränkt. Aber daß ein Schriftsteller wie Hr. v. Sternberg sich aus der Literatur in die Gesellschaft flüchtet, um die Furchen zu beschwichtigen, das ist es, was uns — bestrebt — oder wehe thut, wie man will.

Sollte in der Poesie und Literatur, in ihrem weiten Territorium kein heiliger Hain sein, wo die Erinnyen keine Macht haben? Unter den alten Wipfeln der germanischen Wälder, durchschauert von tausendjährigen Sagen, wäre nicht so viel Heilkraft für ein verwundetes Gemüth als in den kerzenhellen Sälen, die die Convenienz aufsbaut hat! Wir meinten immer, wie der Deutsche das Wort: Zerissenheit, erfunden, sei auch er es allein, der das Wort: Gemüth, ins Leben rief. Es hat es kein anderes Volk; auch den Begriff keines so klar als das deutsche. Und wie nach den Naturgesetzen da, wo ein Gift wächst, auch sein Gegengift wachsen muß, so meinten wir, daß die Zerissenheit, die deutsche nämlich, ihren Balsam, ihre Heilkraft in dem noch unerhöpften Vorn der deutschen Gemüthlichkeit zu suchen habe.

Herr v. Sternberg sucht ihn anderswo. Nicht ist er übergegangen zu den Jungen, die die letzten Fasern von Sitte und Anhänglichkeit, die letzten Reste des überkommenen Gewebes zerreißen wollten; er klebt und webt diese Fasern zusammen, daß sie wieder ein Schleier werden, überzuwerfen über Das, was ihm unangenehm ist anzuschauen, ein zierlicher Mantel, sich darin bis über die Ohren zu verhüllen vor dem unbehaglichen, zerreißenen Schrei der Nothwendigkeit. Ins Märchen hat er sich gerettet. Mancher wol möchte da mit ihm sich verbergen, ausruhen am ummoosten Quell, wo die Nixe unter der Laubnacht ihm süße Lieder zuströmt, vor dem Geschrei des Marktes, dem Staube der Straßen, den Geschossen der Wahlkämpfe und Parteschlachten. Das ist nicht das Märchen unsers Dichters. Er verschmäht es, offen gestanden, das alte, ungesüßte Volksmärchen, die rohen Dämonen der Natur, die mit unsern Vorältern spielten, in deren Nähe sie von den Schauern der Lust und des Grauens sich durchschüttert fühlten. Zu ungebildet sind ihm diese Stimmen, auch in dem poetischeren Gewande, mit dem die romantische Schule sie ausstattete. Er hat sein Rettungsboot in das Feenland gesteuert. Rothhäppchen und Däumling, der Knecht Ruprecht und die kleinen Wichte passen nicht in die eleganten Antichambres und zierlichen Boudoirs der Modewelt. Ihre Stimmen sind zu rau, ihre Töne zu unmodulirt; die eleganten, wichtigen Feen, wie das Morgenland sie gebar und das Rococo Frankreich sie ausbildete, wissen besser bei der Toilette einer Schönen zu schwagen. Das französirte Feenreich ist es, wohin Sternberg uns führt, wo er sich wohl befindet, grazios bewegt, die grauenanregenden Fragen über Sein und Nichtsein fortändert und in dem tändelnden Spiele den Frieden findet. Das ist das Feld, das der Charakter jener Schriften.

Wir werden in eine Pagodenwelt von alabasterner Eleganz geführt. Eben wie in dem raffinirt ausgeschmückten Rocococabinet eines fashionablen Junggesellen schauen wir ringsum lauter Wunder, die uns anligeln mit dem Reiz des Neuen, Unerwarteten. Sie nicken und pressen uns von allen Seiten entgegen, Geotrotes und Liebliches, Fragen und Schönheiten, wie man eben beide in sauberm Porzellan gestalten kann. Auch Leben ist da, viel Leben,

Scherz, Wisz, Frivolität, Anspielungen auf alles Mögliche, Geistreiches mancherlei; aber nicht weiter ausgesponnen, nicht tiefer eingehend, als die Convenienz in der guten Gesellschaft erlaubt. Die Frivolität kann da bekanntlich erstaunlich viel wagen, die Sinnlichkeit darf aufgeregt werden, wenn nur gewisse Grenzen beachtet, gewisse Schleier gelassen werden, mit denen die Moral nichts zu thun hat. Hineingezogen werden viele Gestalten und Charakterbilder aus der Zeit, trotz der mehren oder mindern Caricatur stets ergötzlich. Amusement, Spas, Erholung, manche artige Überraschung findet man; aber das echte Fleisch und Blut, das uns anzieht, das uns herzinig zu den Figuren zieht, das uns echte Theilnahme einflößt an ihrem Ergehen, fehlt. Es ist nur Porzellan, das lebt. Nur so weit werden die Püppchen lebendig, als ihre Lebendigkeit vor dem feinen und hohen Zuschauerkreise, an den der Dichter denkt, erlaubt ist. Wohl ver- und entwickelt sich die Handlung, und droht interessant zu werden in unserm Sinne. Das darf sie aber nicht, um nicht aus ihrem Charakter herauszufallen, um nicht Anstoß zu erregen, Nachdenken, Mißgefühl, mehr als jener Zuhörerkreis freiwillig zollen möchte, in Anspruch zu nehmen. Es muß Alles glatt über die Zunge gehen, um auch leicht und wohlgefällig am Ohr des Hörers vorüberzuströmen. Das ist es, weshalb die Kritik mit dem Dichter zürnen könnte, daß er, zu Mehrem berufen, zu wenig gibt; daß er, um wohlgefällig zu sein, Tiefe, Innigkeit, Naturfrische verwirft. Auch seine Naturkinder, deren mehre in diesen Märchen vorkommen, sind trotz ihrer Natürlichkeit und derben Sinnlichkeit doch nur solche präparirte Naturkinder, wie sie ein vergnügungssüchtiger Hof slebt und duldet, oder wie die Bäuerinnen in der Dper mit seidenen Bändern und Corset tanzen.

Im „Fortunat“, der schon auf dem Titel ein „Feenmärchen“ heißt, zieht der Verf. mit offener Polemik für „diese Blüten, die keine Frucht ansetzen“, gegen ihre Widersacher zu Felde. Als Motto aus Voltaire fragt „le sage Ouloung“: „Comment pouvez-vous préférer des contes, qui sont sans raison, et qui ne signifient rien?“ Und „les sultanes répondaient“: „C'est précisément pour cela, que nous les aimons.“ Wer sind hier die nous? Der Autor; aber auch das Publicum? Wahrscheinlich hat und kennt Hr. v. Sternberg seines, für das er schreibt. Selnen Referenten in d. Bl. ist es ihm diesmal nicht gelungen, weder mit seinen Gründen zu belehren, noch durch die Anmuth seiner Darstellungen aus dem Feenreiche hinzureißen. Aber er hat das Unglück, auf Einzelnen zu treffen, den selbst unter den Schätzen der orientalischen Sagen, unter den weltberühmten Märchen der „Tausend und Einen Nacht“ nur die kräftigen Grundzüge, uralte Traditionen des Morgenlandes ansprechen, und den die feinen, wichtigen Zusätze späterer Nacherzähler immer kalt lassen. Diese orientalischen Märchen, französisch zugeschnitten und gekleidet, sei es, um lüsterne und entnernte Hofeitel zu belustigen, oder, von einer sorgsamem Gouvernante verbessert, um ihren Jünglingen die Moral verflüstert beizubringen, waren ihm aber von je her unaussprechlich zuwider und langweilig, noch weit mehr als

Hrn. v. Sternberg die nordischen Gnomon, Nornen, Zwerge, Hergen, Wehrwölfe und Wechselbälge. Er ist der Meinung, daß unsere deutschen Sagen so tief im Volke wurzeln, daß auch die Poesie nicht von ihnen lassen kann. Wenigstens werden die allerwichtigsten Feen die Nixen im Brunnen nicht mehr verdrängen, und das unheimliche Klüßtern unter dem Schatten des alten Lindenbaums, der die Hütte beschattet, wird mächtiger sprechen zum deutschen Gemüthe als die wohlredendsten verzauberten Fische, die ihre Köpfe aus dem Flusse erheben, oder geröstet auf der Pfanne des Kochs die Mäuler aufthun.

Wichtig ist fast Alles in diesem „Fortunat“, geistreich Vieles, unterhaltend die Mehrzahl der launigen Wendungen, die Erfindung zuweilen genial in ihrer Art zu nennen, z. B. die Geschichte von der pruden Prinzessin aus England, die zur Strafe ihrer Pruderie in ein paar Weinkleider verwandelt wird. Gewandt und präcis ist die Sprache, klar die Bilder, auch das Ungewöhnliche wird anschaulich durch die Kunst des Erzählers. Es wird seine Kreise amustren und entzücken, sie werden ihn vielleicht erheben als Restaurator des guten Geschmacks. Was kann der Verfasser dafür, daß mein Geschmac nicht der seinige ist, und daß sein Unglück oder der Mißgriff des Redacteurs d. Bl. seine Bücher in meine Hände gab! Mein Geistesgeschmack ist, was er vulgair nennt; ich kann ihn nicht bessern, der Dichter des „Fortunat“ hat es aber auch nicht gekonnt.

Der schreibende Papagei „Palmyra“ führt eine nicht minder wichtige und geistreiche Feder. Im „Fortunat“ ließ der Verf. seinen Unwillen aus gegen die dickleibigen dreibändigen englischen und deutschen Romane, die von den Feen sogar gebraucht werden, um Geister in Schlaf zu lullen. Aber wäre es an der Zeit, weil das Publicum darüber ungeduldig wird, ihm wieder französische „hinkende Teufel“ ins Haus zu bringen? Der Papagei ist ein solcher Ohservator. Er beobachtet scharf, aber flüchtig, wie diese flüchtigen Zustände es gestatten. Auch da hält er es nicht immer aus und macht Sprünge in die orientalische Feenwelt zurück. Über Literatur und andere Dinge geistvolle, treffende Bemerkungen, unterhaltende Springlecture; was mehr, weiß ich nicht zu sagen.

Auf der See, die gar keine Cultur annimmt und, was man auch vornimmt, immer wieder in ihren Naturzustand zurückkehrt, hätten wir den Verf. am wenigsten vermuthet. Er zeigt da wol, daß ihm die ursprüngliche Kraft der einfachen Volksfage bekannt ist, aber das Gebiet ist ihm nicht behaglich. Wie trefflich erzählt er die Sage vom Klabaوترmann; aber die Farben sind ihm zu grell und einfach, die nordischen Wellentöne genügen ihm nicht; er erholt sich bald wieder in orientalischen Seeergeschichten, wo es bunter, munterer, locker und frivoler zugeht; aber das orientalische Meer, auf dem Sindh schiffte, ist für mich nicht mehr das Meer; an das ich wahrhaftig glaube, wenn ich den fliegenden Holländer vorüberbrausen höre.

Meine Kritik trifft das Genre, das er wählte, nicht den Schriftsteller. Seine Welt läßt mich kalt; ich kann ihm nicht folgen, seine Geschicklichkeit, mit der er sich in dieser Welt bewegt und da Nuancen findet, wo mich nur farblose Monotonie anlächelt, nicht bewundern. Ich kann seine Kunstleistung daher auch nicht kritisiren. Sein Genre ist meinem Gefühl entgegen, der Schriftsteller nach Dem, was ich sonst von ihm kenne, mir werth. Wenn meine Abneigung gegen jenes mich gegen diesen ungerecht machte, wenigstens Das nicht finden oder hervorsuchen ließ, was ihn und seine Leistungen darin auszeichnet, so sollte ein anderer Kritiker, der mein Vorurtheil nicht theilt, mein Versehen wieder gut machen und mir zeigen, was ich überseh.

20.

### Bibliographie.

Alexis, B., Zwölf Nächte. Roman in sechs Büchern. 3 Bände. 8. Berlin, Duncker und Humblot. 5 Thlr.

Bulwer's Werke. Aus dem Englischen. 49fter bis 52fter Theil. Alz ober: Die Geheimnisse. Aus dem Englischen von G. N. Wärmann. 4 Theile. 16. Weidau, Gebr. Schumann. 1 Thlr.

— 53fter Theil. Die Eponeferin, oder Hoffart und Liebe. Lustspiel. Aus dem Englischen von G. N. Wärmann. 16. Ebenbas. 6 Gr.

Combe, P., Das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zu der Außenwelt. Aus dem Englischen von Ed. Hirschfeld. Mit Holzschnitten. Gr. 8. Bremen, Heyse. 1 Thlr. 16 Gr.

Cosmar, A., Dramatischer Salon. Almanach kleiner Bühnenspiele zur Unterhaltung in gefelligen Kreisen. 1fter Jahrg. 16. Berlin, Morin. 1 Thlr. 16 Gr.

Eichwald, E., Reise auf dem Caspischen Meere und in den Kaukasus. 2ter Band. Alte Geographie des Caspischen Meeres, des Kaukasus und des südlichen Russlands. Gr. 8. Berlin, Morin. 6 Thlr.

Gall, F. v., Reise durch Schweden im Sommer 1836. 2 Theile. 8. Bremen, Kaiser. 1 Thlr. 16 Gr.

Hinrichs, H. F. W., Schillers Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange. 2ter, dramatischer Theil. 1ste Abth. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 16 Gr.

Dhnesorgen, F., Kriegsbilder aus dem Jahre 1812. Nach historischen Begebenheiten erzählt. 2ter Band. Gr. 12. Berlin, Morin. 1 Thlr. 12 Gr.

Nettinger, C. M., Der Ring des Nostradamus. Historisch-romantische Skizzen des französischen Hoflebens von 1515—1821. 3 Bände. Gr. 12. Leipzig, Wigand. 4 Thlr. 12 Gr.

Unser Parnas oder die gepflückten Sirenen von Dympos Ferbusi. 16. Altona, Hammerich. 8 Gr.

Sporschiil, J., Versuch eines direkten Beweises der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe. Gr. 8. Leipzig, Weber. 6 Gr.

Strauss, D. F., Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet. 2 Bände. Ste mit Rücksicht auf die Gegenschristen verbesserte Auflage. Gr. 8. Tübingen, Osiander. 6 Thlr. 8 Gr.

West-Ettin, Fr., Der Schuhmachergeselle, oder: der polnische Insurrektionskrieg von 1831. Erzählung. 8. Berlin, Morin. 1 Thlr.

Winter, A., Deutsche Lebensbilder. Novellen. 2 Theile. 8. Leipzig, Focke. 3 Thlr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 186.

5. Juli 1838.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weisse. Erster Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1838. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Verf. dieser Schrift war einer der Ersten, welche über das Strauß'sche Werk vom Leben Jesu öffentlich gesprochen haben, und er that es in diesen Blättern.<sup>\*)</sup> Auch wir wollen daher ihn hier zuerst mit dem gewichtigen Werke willkommen heißen, dessen Anfang er uns gegeben hat. Daß die Theologie und die Philosophie als Wissenschaften zusammengehören, darüber kann kein Zweifel mehr stattfinden. Aber es wird immer auch vom größten Vortheile sein, wenn Diejenigen, welche das Eine oder das Andere von Profession sind, thätige Theilnehmer und Mitarbeiter auf dem gegenüberliegenden Gebiete werden. Die Philosophie darf es niemals vermissen, was sie den Theologen, und zwar nicht bloß aus solchen Zeiten her, in denen es kaum eine Wissenschaft gab außer der Theologie, und was sie ihnen für Geist, Stoff und Methode ihrer Wissenschaft verdanke. Ebenso können Gegenstände der theologischen Untersuchung nur gewinnen, wenn sich philosophische Meister mit ihnen beschäftigen; sofern diese sich nämlich der Anerkennung des evangelischen Geistes nicht verschlossen (aber dann würden sie auch gewiß nicht Das sein, was sie heißen) und sofern sie die Mühe nicht gescheut haben, in die Studien und die Forschungen der Theologen, vornehmlich auf den Gebieten der Auslegung und der Geschichte, tiefer und umfassender einzugehen, also ein Feld durchzuarbeiten, welches sich von Tag zu Tag mehr erweitert und in dem immer tiefer gearbeitet wird.

Zu solchen Mitarbeitern gehört Hr. Weisse wie Wenige in unserer Zeit. Er hat sich seines Gegenstandes in einem Umfange, einer Genauigkeit, einer Klarheit bemächtigt, welche kaum etwas vermissen lassen, und jeder Theolog kann in dem Buche studiren, um zu lernen. Sein philosophischer Geist und Verstand hat Vieles, ja das Meiste eigenenthümlich aufgefaßt. Allerdings hat ihm hierbei, wie er es selbst in der Vorrede bemerkt, der freiere Standpunkt, auf welchem er stand, dann aber auch das begünstigt, daß ihm nicht in dem Maße wie den Theo-

logen von Profession ein Schwall von Meinungen und von Traditionen der Schule für die freie Auffassung hinderlich war. Aber vor Allem müssen wir den christlichen Geist des Buchs anerkennen, die Ehrfurcht vor den Gestalten und vor der Geschichte des Evangeliums, die Freude an der Ergründung alles Herrlichen in Wort und That von Christus; und hat der Verf. hier und da bei den Untersuchungen sowol über die Quellen der evangelischen Geschichte als über diese selbst für unser Gefühl oder für unser Urtheil zu entschieden oder auch zu schroff gesprochen, so müssen wir dieses eben nach seinem Standpunkte beurtheilen. Dem Theologen liegt einestheils bei manchen Dingen vielerlei vor, wodurch sich das Urtheil über sie mildern, erweitern, kurz ausgleichen kann, und andernteils mag er, wie er ja den Beruf hat, die evangelische Geschichte immer im Zusammenhange mit Bedürfnis und Geist des christlichen Lebens aufzufassen, gern Vieles unbestimmt und unerörtert lassen, wofür philosophische Historiker eine bestimmte Anschauung und einen pragmatischen Zusammenhang suchen und darbieten möchten; und selbst in Art und Ausdruck fällt Einem das zu Entschiedene und das Harte auf das Herz.

Das Werk gibt sich als ein Gegenstück zu dem Strauß'schen. Es ist nicht unsere Absicht, über dieses von Neuem abzuurtheilen, es würde, wie dasselbe vorliegt, viel zu spät kommen; gewiß aber wiegt dieses neue mehr als das bisherige Strauß'sche, und hoffentlich wird Hr. Strauß, welcher sich in seinen philosophischen Studien und Einsichten so stark fühlt, wenigstens diesen Schriftsteller, einen überall bewährten philosophischen Mann, sich gegenüber als ebenbürtig anerkennen. Unser Verf. hat das Verhältniß seiner Arbeit zu dem Strauß'schen Buche selbst wiederholt angegeben. Dieses Buch habe sich auf die negative Kritik beschränkt, und er wolle es für diese negative Kritik bei dem seinen voraussetzen; aber er gedenke das Leben Jesu kritisch im positiven Sinne darzustellen. Gewiß werden Alle, schon wie wir sein Werk bis jetzt vor uns haben, es einräumen, daß die evangelische Geschichte in ihm weit mehr Basis, Kern und Halt habe, als dieses bei Strauß stattfindet, wenn man auch dessen spätere Erklärungen mit dazunimmt, welche ja doch wol zum Theil wirkliche Milderungen und Ausgleichungen des Früheren gewesen sind, worüber wir uns in

\*) In Nr. 61—65 d. Bl. f. 1836.

der jetzt erscheinenden dritten Ausgabe werden unterrichten können. Aber über das Verhältniß der ganzen Denkart unsers Verf. zu der Strauß'schen erwarten wir die vollständige Erklärung in der philosophischen Abhandlung, mit welcher das Werk schließen soll.

Das erste Buch, von den Quellen der evangelischen Geschichte, wird von dem Verf. natürlich als die Grundlage seines Werks angesehen. Es sind drei Hauptresultate, welche hier ermittelt werden sollen und aufgestellt werden. Erstens: die Hypothese von einer mündlichen evangelischen Sage, welche, von dem Apostelkreise ausgegangen, sich mit Gleichmäßigkeit und Übereinstimmung verbreitet und allen schriftlichen Compositionen des Evangeliums wesentlich zum Grunde gelegen habe; diese neuerlich herrschend gewordene Traditionshypothese sei unhaltbar, und der Verf. hält sie für den eigentlichen Ursprung und Anhalt der evangelischen Mythologie von Strauß. Zweitens: das Marcusevangelium sei unter den drei ersten kanonischen Evangelien als eigentliche Urschrift anzusehen; daneben habe vornehmlich noch die ursprüngliche Schrift des Matthäus, Reden Jesu (*λόγια*), von welcher Papias gesprochen habe, Einfluß gehabt. Drittens: das vierte, das Johannesevangelium, sei eine unsichere Quelle, Johanneisch nur im innersten Kern, vielfach überarbeitet.

Es würde ein eignes Buch nöthig werden, um diese drei Resultate, sammt den mannichfachen Bemerkungen, auf welche ihre Erörterung geführt hat, theologisch zu prüfen, und selbst im Allgemeinen würden wir es wenigstens an dieser Stelle nicht unternehmen dürfen. Wir begnügen uns, Einiges in Beziehung darauf hinzustellen, mehr nur, um bemerktlich zu machen, daß es immer noch Gründe für andere Ansichten dieser Gegenstände gebe, aber daß die Hauptsache dennoch sehr feststehe, wie man sich auch Vieles in diesen geschichtlichen Dingen stellen möge. Es trifft hier ein, was der Verf. seinem Werke aus dem Munde eines Mannes von damals ungewöhnlichem kritischen Geiste vorangestellt hat, das Wort Faustus des Pantarchers (wiewol hier nicht ganz im ursprünglichen Sinne gebraucht): es sei ein geistloser Glaube an das Evangelium, welcher, ohne innere, geistige Gewähr, nur auf äußerliches Zeugniß und juristischen Beweis gestützt sei. Das innere Leben und die geistige Geschichte der Menschheit geben die eigentlichen Beweise für das Evangelium, und auch die ganze geschichtliche Gestalt von Christus darf freier, geistiger aufgefaßt werden. Die älteste Kirche that es; daher die unsern alten Dogmatikern unbegreifliche Sorglosigkeit derselben in der Aufbewahrung vieler einzelner äußerlichen Züge des Bildes Jesu und mancher einzelner Momente seiner Geschichte.

Jene sogenannte Traditionshypothese mag sich allerdings unter uns übertrieben haben; es hat sehr frühe in den apostolischen Zeiten auch schriftliche Darstellungen der evangelischen Geschichte gegeben; ferner ist die mündliche Weiterbildung derselben mit aller geistigen Freiheit geschehen, und man darf sich jene Tradition, wenn sie stattgefunden hat, nicht in der Weise denken,

wie man in der Kirche das apostolische Symbolum entstanden glaubte, als einen apostolischen Typus, von welchem sich Keiner leicht entfernt hätte; endlich hat jene Tradition auch gewiß nicht Gestalten und Geschichten aus Ideen oder Vorurtheilen umgebildet. Doch möchten wir nicht behaupten, daß die mythologische Ansicht sich gerade nur auf diese Hypothese gestützt habe; jene Ansicht könnte ebenso gut mit der Vorstellung vom schriftlichen Urevangelium oder andern ursprünglichen Schriftquellen bestehen und hat in der That auch vor Strauß mit ihr bestanden. Auch scheint die W.'sche Bemerkung, daß jene Traditionsansicht unter den neuern Theologen im Zusammenhange mit Fr. A. Wolfs „Prolegomenen“ angekommen sei, nicht ganz richtig. Dieses Werk hat allerdings unter die theologischen Kritiker eine große Aufregung gebracht, auch zu vielfachen Übertreibungen Anlaß gegeben, wie man sich ja gerade auf dem Gebiete, welches unsere Vorfahren das heilige nannten, die größte Kühnheit verstanden hat, und wie auf ihm gerade die Unberufensten Kritik geübt haben. Aber was jene Hypothese hervorrief, war vielmehr das Bestreben, die Meinungen über den Ursprung der Evangelien zu vereinfachen und zugleich zu vergeistigen, indem man an die Stelle einer Anzahl schriftlicher Versuche und Quellen und einer mechanischen Benutzung derselben in den kanonischen Evangelien das apostolische, traditionell bewahrte Wort, die evangelische Verkündigung setzen wollte.

Und auf diese kommt doch auch die Auffassung unsers Verf. zuletzt zurück, nur daß er sie für die Erklärung unserer Evangelien auf die Person des Petrus einschränkt und neben ihr einige urkundliche Schriften, vornehmlich jene des Matthäus, bestehen läßt. Und Das, was man bei Strauß für eine bedenkliche Wendung der Traditionshypothese halten mag, findet sich doch auch in unserm Werke wieder: die Annahme von Allegorien, welche in den evangelischen Erzählungen der Apostel stehend geworden und allmählig immer mehr als Geschichte genommen und als solche weiter gegeben worden seien; ferner die Annahme von andern Mißverständnissen, welche schon in die nächsten mittelbaren Berichte eingeflossen seien; endlich die Annahme von mythischen, selbst frei gedichteten Sagen, welche sich in die Berichte eingemischt hätten. Doch davon wird das Folgende noch weiter sprechen. Bei solchen Deutungen einzelner Theile der evangelischen Geschichte wendet unser Verf. selbst (S. 520) jenen Ausdruck: evangelische Verkündigung an.

Es ist schon erwähnt worden, daß der Verf. das berühmte Fragment des Papias von einer Schrift des Apostels Matthäus so versteht, wie es seit Schützermacher immer mehr anerkannt wird, und die natürliche Folgerung daraus zieht, daß unser Matthäusevangelium in Papias' Worten nicht gemeint sein könne. Jene Erklärung des Ausdrucks: *λόγια*, nur von Reden, ist notwendig, und wir bemerken nur, daß, wenn der spätere kirchliche Gebrauch bisweilen auch die Geschichte'sbücher der Schrift so genannt hat, dieses in einer ganz andern Bedeutung des Wortes beruht, der nämlich, in welcher die heiligen

Schriften Gotteswort (λόγια τοῦ Θεοῦ, oder auch schlechthin τὰ λόγια) genannt wurden. In diesen Reden Christi also, vom Apostel Matthäus gesammelt, von denen das Matthäusevangelium eine der Hermenien gibt, deren nach Papias so viele vorhanden gewesen sind, besitzen wir auch nach dem Verf. eine der authentischen Urkunden der apostolischen Zeit; eine zweite im Evangelium des Marcus, welches, wie gesagt, vom dem Verf. für die eigentliche Grundschrift unter den kanonischen Evangelien gehalten wird.

Diese Meinung ist, wie wir wissen, nicht neu, sie hat selbst in der alten Kirche einige Spuren gelassen; unter den Neuern führte sie bekanntlich Storr vornehmlich aus, freilich nur in Verbindung mit den damals herrschenden Vorstellungen vom Urevangelium. Wir müssen unsern trefflichen Verf. einräumen, daß er seine Vorstellung sehr klar und bestimmt aufgefaßt und sinnreich durchgeführt habe. Ohne in das Einzelne einzugehen, bemerken wir Folgendes.

Es ist uns ganz aus Sinn und Seele gesprochen, was W. mit Lachmann („Theologische Studien und Kritiken“, 1835, Thl. 3) gegen die durch Griesbach eingeführte, in der That gefleischleere Meinung aufgestellt hat, daß das Marcusevangelium eine mechanische Compilation sei aus Matthäus und Lucas. Wir glauben ferner mit ihm, daß kein tüchtiger Grund vorhanden sei, die Angabe des Papias von einem Evangelium des Marcus nicht auf das kanonische dieses Namens zu beziehen. Hat nach Papias der Schrift, in welcher Marcus des Petrus Erzählungen niederschrieb, die Ordnung (τάξις) gefehlt, so paßt dieses ja ganz für jenes unser Evangelium; denn eine bestimmte chronologische und pragmatische Erzählung, ja auch überhaupt eigentliche Historie gibt dieses Evangelium gewiß nicht, und wenngleich die Handlung, das Thatsächliche, in ihm vorherrscht, so bildet ja doch auch hier Wort und Rede Christi den eigentlichen Kern, für welchen die Geschichte nur die Einfassung abgibt. Auch alle Dem stimmen wir gern bei, was der Verf. anerkennend und mit Vorzug von diesem Evangelium sagt. Gewiß ist es das nicht nur gedrungenste und lebendigste unter den drei ersten Evangelien, sondern es hat auch, wie Hr. W. mit Recht sagt, mehr als die übrigen alle eine Gesamtanschauung des Gegenstandes im Grunde, in welcher sich das Einzelne in ihm faßt und stellt. Auch Schleiermacher in seinen Predigten über Marcus hat hierauf oft hingedeutet. Dennoch aber behalten wir uns gegen W. zweierlei vor. Wir können dieses Evangelium nicht für die Grundlage der übrigen halten; nur bei Lukas scheint eine Abhängigkeit von Marcus hindurch; und wir können dem Evangelium des Marcus keinen mehr ursprünglichen und apostolischen Charakter beilegen als den übrigen, da sich ja selbst nach dem Verf. auch in ihm schon der Übergang aus der geistigen Anschauung und Darstellung von Christus in die mehr und mehr äußerliche findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Über F. G. Kühne's Klosterromane.\*)

Du willst, mein Freund, Nachricht von mir haben, du fragst nach meiner Gesundheit, nach meinem Leben, und ich schreibe dir von einem Buche. Du fragst nach meinem Herzen und nach meiner Seele, und ich schreibe dir von einem Roman. Du meinst, Frauen, die selbst Romane schreiben, wollen keine mehr lesen — nur spielen. Ihr Männer beurtheilt in der Regel die Frauen falsch, die liebenden meistens und die schreibenden immer. Wollte Gott, es würden uns viele solche Romane zum Lesen geboten, wir würden die Monotonie des Lebens ertragen, ohne weiche zu schreiben.

Das Werk, welches hier vor mir liegt, und über welches ich dir berichte, heißt „Klosterromane“ von F. G. Kühne. Ich hatte früher schon mancherlei von diesem geistreichen Autor gelesen. Da war er Verstand, ein scharfer kritischer Verstand; er zerlegte das Leben, die Bücher und die Menschen, die Situationen und die Gefühle; den menschlichen Geist bereitet er aus wie der anatomisirende Arzt das menschliche Gehirn; immer klar, verständlich und verständlich. Das Alles ist auch in den „Klosterromane“ zu finden. Aber hier ist Gemüth und Phantasie ganz besonders bemüht gewesen, einen Segen oder einen Zauber darüber zu gießen. Die scharfe Feder wird so weich, und zum Herzen geht, was vom Herzen kommt.

Durch die „Klosterromane“ führe ich dich, mein Freund, wie durch eine Bildergalerie — eine Ausstellung von Meisterwerken, und jedes Bild hat Leben. Zuerst siehst du den Raoul, den Liebes- und Thatenhelden des Romans. Im Ringergeplauder sagt er Wahrheiten, die er selbst nicht versteht, als Knabe empört er sich über Das, was er nicht billigt, und prüft gern selbst, was er glauben soll. Als liebender Jüngling entführt er seine Braut, Mauern und Befehle überspringend, Gefahren und Priestern trotzend. Er erfährt die Selbste mit der ganzen Leidenschaft eines feurigen Herzens und erkennt zu spät in ihr seine Schwester. Als Mann ist er gedrückt vom Bewußtsein der Schuld und vom Schmerz der Trennung, aber er erzieht demselben nicht. Er predigt und ermahnt, er wirkt und schafft, er forscht und denkt und vergißt doch nicht. Er ist Jesuit, und die Bewohner von Paris wallfahrten nach seiner Beredsamkeit. Er entdeckt, daß seine Geliebte nicht seine Schwester, die Schuld ist ihm abgenommen von der Seele und die Sünde von den Augen. Er glaubt nicht mehr an die Liebe seines Vaters, der Provinzial ist beim Jesuitenorden, und der ihm darin Aufnahme verschafft; er glaubt nicht mehr an die Heiligkeit des Lebens und dessen Zwecke und verläßt denselben. Er sieht die Geliebte wieder, von der ihn nichts mehr trennt; denn seine Seele neigte sich dem Calvinismus zu, und dieser hat einen Altar, an dem er Mönch und Nonne trauen kann, er hat einen Segen, der Glück gibt. Aber Antoinette ist zufrieden in den Klostermauern, zufrieden mit sich und dem Leben; sie liebt Raoul wie einen Todten und ihre Mutter, die Priorin ihres Klosters, wie eine Lebende. Raoul liebt sie genug, um ihr seine Liebe zu opfern und ihren Frieden nicht zu stören. Er wird Calvinist und beschließt sein Leben unter seinen Glaubensbrüdern im vacluser Thal.

Zwei Männer im geistlichen Gewande siehst du hier: die hohe hehre Gestalt ist der Bischof Franz von Sales. Er war erst Mensch gewesen, ehe er Priester wurde, und hatte auch dann nicht aufgehört Mensch zu sein; er ist der Pflegevater Raoul's. Und jener Andere, Ignaz Armand, ist Raoul's Vater und Provinzial des Jesuitencollegiums zu Paris. Er war immer Jesuit gewesen und hatte mit den Menschen nur die Berührungen gemein. Seine majestätisch geistliche Haltung und das unheimliche Glänzen des dunkeln Auges verwarren genugsam, daß der Ruhm seines Ordens ihm näher am Herzen liegt als des Sohnes Glück.

\*) Klosterromane. Von F. Gustav Kühne. Erster und zweiter Band. Raoul. Zwei Bände. Leipzig, Engelmann. 1839. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Der fromme Bischof schreibt ein — Capitel von der Liebe. Die göttliche Liebe blickt aus seinen Augen, und man sieht es ihm an, daß dieser einst eine andere Liebe vorangegangen, daß, ehe sein Herz die heilige Jungfrau erfaßt, es eine irdische Jungfrau umschloß, und daß am eignen Schmerz er gelernt, fremden Schmerz zu verstehen und mitzuempfinden. Der Bischof ist der Repräsentant des Katholicismus in seiner Heiligkeit. Die Religion ist ihm „die Einigung der Menschen mit Gott“, und dem Mariencultus gibt er eine hohe Deutung. „Der Mann soll die Wahrheit verstehen und predigen“, so sagt er, und er forscht mit Herz und Verstand nach den höchsten Wahrheiten. Er wirkt in Liebe und Duldsamkeit. Durch die milde Sonne seines Glaubens wußte der Verf. die dunkeln Schatten des Aberglaubens greller hervortreten zu lassen, und wie Unwissenheit und Teufelsfurcht einen großen Theil der Gemüther beherrschen, sowol in den Klöstern als auch im Volke.

Drei Frauen begehnst du — drei Liebenden; es geht ja nur ein Thema durch die Herzen aller Frauen hindurch, das ist die Liebe. In der Ehen spielt es in einfachen getragenen Tönen und Accorden langsam verhallend, während es in Andern in unzähligen verschiedenen Variationen hindurchtönt, bis zum Tode.

Antoinette, das junge blühende Wesen mit der dunkeln Ahnung und dem Traum von Liebe und Glück, und Clementine, die Weibes gekannt und begraben and auf dem Grabhügel betet, während die Gräfin Berneuil nicht lassen kann von der Liebe, in Verzweiflung die Hände ringt, weint und höhnt und in der ersten Heftigkeit des Schmerzes nicht den Stolz finden kann, der den verhüllenden Schleier ziehen sollte über das tiefe Weh des getränkten Gefühls. Sie liebt und haßt, und möchte Den verachten, den sie lieben muß; den Mann, der sie verlassen. Und dieser Mann ist ein König, und dieser König ist Heinrich IV. Verlegt ist Gerechtigkeit, Stolz und Gefühl. Ihr Herz blutet an tausend Wunden und bricht doch nur durch Heinrich's Tod. Auch sie nahm den Schleier; aber nicht sich selbst zum Troste wie die fromme Clementine, mehr ihrem untreuen Könige zum Vorwurf.

Ein Mann kann leichter sich losagen von seinem ange- trauten Weibe als von der, an die nur die Liebe ihn gebunden. Von der Erstern kann er sich gerichtlich scheiden lassen, die Andere muß er erst langsam morden. Die Erstere stellt ihm nur einen Advocaten entgegen, die Andere aber Thränen und Grämen.

Das fühlte Heinrich wohl. Er fühlte, daß er Schmerz bereitet, wo er nicht mehr wohl thun konnte. „Einem Weibe“, sagte er, „das man nicht liebt, ist nicht zu helfen. Es hilft ihr nichts, wenn man ihr schwört, man achte sie, sie nimmt Alles für Hohn“, so spricht er zu sich selbst, und als er das Bildniß, die Schleife, die verwelkten Blumen, die Andenten seiner verwelkten Liebe, mustert, da zieht ein leises Weh durch seine Seele, und der Dolchstich des Vorwurfs trifft ihn schmerzlicher als bald darauf das dreischneidige Messer des Ravallac, der sein Leben endet. Diese beiden Momente sind gut geschildert, mit Autorenweisheit dicht hintereinander gestellt.

Der Noth, der Tod des Königs, der Schmerz des Volkes und der Schmerz des Freundes Gully, Alles ist gut gemalt, voll Leben und Wahrheit, und der Leser erlebt Alles mit. Ebenso gut wie das Erzählen versteht der Verf. auch das Schweigen. Die Leidenschaft wüthet er selten in ihren Ausbrüchen, sie ist immer gehalten und fähig sich um so ergreifender hindurch. Man sieht den Sturm aufziehen, und man sieht, wo er gewüthet. Raoul's feurigste Liebe und sein heftigster Schmerz sind nur mit wenig Worten bezeichnet.

Noch drei groteske Gestalten stelle ich vor deine Seele. Der tolle Barfüßermönch, Teufelspater genannt, der seinem Instinct folgend, den Lauf der Natur und des Blutes höher stellt als den Lauf des Klosterlebens und seine Ansichten, die

so rebellisch gegen die Klosterzucht sind, in Dummheit Heibet, die das Gewand des wilden Humors annimmt. Man hält ihn für wahnsinnig, und wol möchte er das sein, da er, was so Viele im tiefsten Herzenskammerlein verschlossen, in die Welt hinausstreit.

Thomassin, der greifige Jude, der den Christen fluchte und ihnen Kosten verkaufte, den Jesuiten diente und dem Pöbel prophezeite, und dessen wechselndes Geschick, voll Übermuth und Demuth, voll peiniger Furcht vor Tod und Schmerz und angeborenem Muth für ein geschändetes Leben, als Repräsentant des jüdischen Rationalgeschickes gelten kann, und sein Charakter als der Charakter des unterdrückten, verfolgten, gepöbelten Volks, das zwar getreten werden konnte, aber nie zertreten, da es durch seine Elasticität unverwundlich ist.

Ravallac endlich, der Königsmörder; sieh den breitschulterigen Schwärmer, der sich Visionen herausbeschwört und daran glaubt. Roth ist sein Bart, wie der des Judas Ischarioth, doch nicht wie dieser dürftet er nach Reichthum, sondern nach der Märtyrerkrone. Eitelkeit und Ruhmsucht mit dem Fanatismus verbunden und zu einem widrigen Ungeheuer verschmolzen! Das Auge wendet sich hinweg von ihm und von seiner Hinrichtung, wo er sich bäumt unter dem Quaden der Henker, unter dem Rathgeschrei des Volkes, dem Vorwurf des eignen Gewissens und der Überzeugung eines verfehlten Märtyrertums. Von da führt uns der Verf. auf das Grab von Raoul's Mutter, im stillen Winkel, von Ulmen und Weiden umschattet. Er trauert um die Gestorbene und freut sich der frisch erblühten Blumen, und Clementine steht neben ihm, die fromme Klosterfrau, die er in seiner Kindheit wie eine zweite Mutter geliebt und die Antoinetten erzogen. „Ihr sanftes Auge leuchtet auf seine stillen Gedanken wie ein milder Segen hernieder. So ist auch im Kloster das Göttliche nur da, wo der Mensch den Menschen findet.“

Ich habe dir hier die einzelnen Personen vorgeführt und einzelne Momente angebeutet, und du wirst dich beklagen, daß ich dir keinen Begriff vom Ganzen gegeben habe. Das wollte ich auch nicht, denn du sollst das Ganze selbst lesen. Du sollst nicht über die „Klosternovellen“ am Theetisch conversiren können, bloß weil ich dir davon erzählt, wie das oft der Fall war. Ich hätte dir noch sollen das Auffassen des Zeitgeistes der geschichtlichen Personen rühmen, wie liebenswürdig König Heinrich, wie glücklich der Zeitraum gewählt, wie viele Studien diesem Werke vorangegangen sein müssen, und wie streng der Verf. gegen sich selbst war. Ich hätte auch angeben müssen, was aus Chroniken entlehnt ist, und was aus der Phantasie; ich hätte auch sagen sollen, daß das Buch gut geschrieben — ein Wort, das die Damen gewöhnlich sagen. Ich hätte aber auch sagen können, es gefällt mir, weil es mir gefällt! Also sei zufrieden, schau dich um in meiner Bildergalerie, aber lies Dr. Kühne's Buch. 97.

### Literarische Anzeige.

Bei dem Unterzeichneten ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Peter (Michael), Anficht der Welt.

Ein Versuch

die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1838.

f. A. Brockhaus.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 187. —

6. Juli 1838.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weisse. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 186.)

Die Urtheile des Verf. über das dritte Evangelium, das des Lukas, als das am wenigsten selbständige (vielleicht andere Quellen neben Marcus und der Urschrift des Matthäus), als ganz nur mittelbar apostolisch, dabei aber durch pragmatische Bestrebung oft ungeschichtlich; diese unterschreiben wir im Ganzen gern. Wenigstens theilen wir die Meinungen durchaus nicht, welche diesem Evangelium historische Vorgänge vor den frühern zwei zugeschrieben haben, wiewol der eigenthümlichste Abschnitt, Capitel 9 — 18, vieles so Merkwürdige als Authentische, weist wol nur mächtig nach Zeit und Ort gestellt, enthält. Aber in die Ansichten des Verf. vom vierten Evangelium vermögen wir auf keine Weise einzugehen und bekennen unerschrocken, daß das Unrecht, welches unferes Bedünkens jener Schrift hier von Neuem geschieht, ist, unsere Freude an dem Werke gekürzt habe, und daß wir manche Urtheile über den Lehrinhalt dieses Evangeliums bei einem Manne von diesem Sinn und Geist nicht wohl begreifen. Indessen hat er nicht bloß die alten Gründe gegen diese Schrift wiederholt; seine Bekräftigung ist fast durchaus neu, sowie auch das Defectat eigenthümlich ist. Es kann nicht fehlen, daß der Verf. viele Gegner finden werde, wiewol sich eben jetzt von mehreren Seiten die Angriffe auf das vierte Evangelium erneuern; die beste Widerlegung seiner und jedes andern Bekräftigung jener Schrift wird die immer mehr vervollkommnete Auslegung derselben sein. Die vollständige Ausführung der Urtheile unferes Verf. wird übrigens erst in einer Abtheilung des zweiten Bandes folgen.

Etwas von Dem, was er über das Evangelium Johannees im Ganzen und über seine Entstehung behauptet hat, kann man wol einräumen. Es können die Überarbeitungen der Johanneischen Urschrift stattgefunden haben, und der Ausdruck, welchen ähnliche Unterschriften unter dem Buche gebraucht haben, die *Evangelien* desselben sei durch die apostolischen Freunde des Apostels geschehen, kann, wenigstens ursprünglich, auf so etwas hingedeutet haben; und die herrschenden Ansichten über das 21. Capitel, welche Theodoret neuerlich auf eigenthümliche Weise für den Beweis der Echtheit dieses Evangeliums, nämlich als

unakes Zeugniß für dasselbe, benutzt hat, geben, wie auch unser Verf. bemerkt, wenigstens zu, daß die Schrift durch fremde Hände gegangen sei. Nur das ist dem Verf. hierbei nicht einzuräumen, daß die Vollendung des Evangeliums so spät erfolgt sei; abgesehen von jenen Zeugnissen des Papias, oder vielmehr des Presbyters Johannes, welches nur von evangelischen Schriftstellern des Matthäus und Marcus spricht, ist das Johanneesevangelium äußerlich grade so beglaubigt wie die übrigen. Die Einordnung desselben an die vierte Stelle, in welcher der Verf. einen stillen Zweifel aus ältester Zeit erkennt, hat gewiß nur einen chronologischen Grund gehabt; auch ist es dem Verf. wohl bekannt, daß diese Stellung des Johanneesevangeliums wahrscheinlich grade nicht die älteste gewesen sei, sondern die, welche es sogar an den ersten Platz setzte. Aber wir hatten es für ein sehr wahres Urtheil (S. 98), daß die Apokalypse aus inneren (und äußeren) Gründen dem Evangelium nicht so weit in der Echtheit nachstehe, als es die gewöhnliche Meinung ist. Dieses Buch muß wol erst in seinem Inhalte ganz durchgearbeitet und begriffen werden, ehe es zu einem vollständigen und sichern Urtheile über seinen Ursprung kommen kann.

Indessen stünde das vierte Evangelium auch, sowie wir es vor uns haben, in einem nur mittelbaren Verhältnisse zur Person des Apostels, so müßte es doch ganz vom Geiste desselben durchdrungen gewesen sein, und hiermit gehen wir auf Das über, was der Verf. aus dem Innern dieser Schrift gegen seinen apostolischen und Johanneischen Ursprung ausgeführt hat. Es kommt darauf hinaus, daß es diesem Evangelium an allem Platz und Zusammenhang fehle, daß es die Reden Jesu in sich sowie Reden und Antworten unzusammenhängend, ja unverständlich wiedererbe, daß es jenen Reden durchaus an dem Sinnvollen, Schlagenden, kurz an der Spitze fehle, welche ihnen den Eindruck verschafft habe, von dem die evangelische Geschichte spricht, daß sie nur Wiedererzählungen derselben Gedanken seien, und zwar diese sich alle nur auf die Person Jesu beziehen u. s. w. Die geschichtlichen Differenzen zwischen dem vierten Evangelium und den drei ersten werden von Neuem und so aufgestellt, daß sie als unausgleichbar erscheinen. Insbesondere hebt der Verf. hervor, daß jenes Evangelium — und zwar ungeachtet



jener fortwährenden Erklärungen Jesu über seine Person — einen unaufhörlichen Widerspruch, unausgesetzte Feindseligkeit der Juden gegen Jesus darstelle, während die übrigen Evangelien ihn im Volke stets anerkannt sein ließen, und er deutet an, wie dieses wol daraus zu erklären sei, daß dem Anordner dieser Geschichte bloß die Katastrophe im Leben Jesu bestimmt bekannt geworden sein möge.

Die Ansicht nun des Verf. von dem vierten Evangelium, wie wir sie oben bereits andeuteten, ist diese: als Johanneisch gilt ihm der Kern desselben, wie er es nennt, der Zeugnisse wegen und wegen des ersten Briefes des Johannes, welchen er unbedenklich als echt annimmt. Dieser Kern sei von Mehren, aber Männern außer dem apostolischen Geiste und seinen Traditionen, Männern hellenischer Bildung, ausgearbeitet und in eine Form, die von evangelischer Geschichte, gebracht worden, welche eigentlich die unpassendste gewesen sei, und für deren Durchführung sie, die Redactoren, sich nicht geeignet gezeigt hätten.

Was den ersten Brief des Johannes anlangt, so möchten wir unsern geehrten Verf. wol einer Befangenheit oder Inconsequenz anklagen. Wir theilen ganz seine Anerkennung dieses Briefes; aber sollte es mit dem Inhalte desselben anders stehen als mit dem des Johanneischen Evangeliums? Und wir wissen ja, daß in der That erst die neueste Zeit in die Tiefe und Bedeutung desselben eigentlicher eingegangen ist, nachdem man ihn früher (wir wollen nur an Eichhorn erinnern) oft fallen gelassen hatte gegen das Evangelium. Und wenn der Verf. hin und wieder das Johannesevangelium abhängig sein läßt von dem ersten Briefe, wird nicht ein Anderer das Verhältniß leicht umkehren können? Wenigstens voraus setzt der Brief gewiß das Evangelium. So nahm es bekanntlich auch die Kirche immer an. Der Verf. meint im Evang. 19, 35. eine Beziehung auf 1 Joh. 5, 6. zu finden; hätte eine Beziehung statt, so wol die umgekehrte; aber die Stellen liegen wol ganz auseinander. In der des Briefes sind Wasser und Geist die Hauptbilder wie anderwärts: sie bedeuten die Bedingungen, unter denen man zu Christus kommt und, wie es hier heißt, er zu uns, d. i. sich bei uns bewährt. Das Blut, der Tod kommt hinzu als Weihe und als wieder die Bedingung von jenem. In der Stelle des Evangeliums liegt die Bedeutung, welche der Schriftsteller allerdings in dem Erzählten findet, nicht im Wasser und Blut (wahrscheinlich war dieses nur ein Ausdruck, ein populärer Gebrauch für Das, was sich bei tiefen Verwundungen aus dem Körper ergießt), sondern in dem Durchsehen; denn daran knüpft der Evangelist, nachdem er seine Beteuerung gemacht hat, zwei prophetische Sprüche, welche er hierin erfüllt achtet.

Aber jener apostolische Kern des vierten Evangeliums nun, worin mag er bestanden haben nach dem Verf.? Irrren wir nicht, so sind seine Erklärungen darüber noch nicht ganz bestimmt; auch können sie es wol nicht sein, vornehmlich aus dem Grunde, weil der Verf. auch dem Apostel Johannes nur eine untergeordnete Stelle als evan-

gelischen Geschichtschreiber einräumen will, so daß sich ja das Ursprüngliche und das Hinzugekommene in Geist und Charakter nicht viel unterscheiden könnte. Auch schwanken die Äußerungen des Verf. offenbar darüber, ob jene apostolische Grundlage Schrift oder nur mündliche Lehre gewesen sei, ferner in jenem Falle, ob sie für den Apostel selbst nur niedergeschrieben gewesen sei (S. 104), oder schon für Andere, und die Äußerung, daß es vielleicht in Briefform geschehen sei, findet im Übrigen gar keine weitere Berücksichtigung. Nur das steht dem Verf. wol fest, daß es Reden Jesu gewesen seien, was vom Apostel in dem Evangelium herrühre, etwa wie jene λόγια des Matthäus. Aber, wie gesagt, der Apostel habe sie aus einer Gesamtvorstellung zusammengestellt, welche er sich selbst gebildet gehabt habe, ja er habe, und zwar in später Zeit und geistig vielleicht schon dem Ursprunge der Sache ferner gestellt, sich mit diesen „Studien“ (S. 114) das Bild Jesu wieder hervorrufen wollen. Wir sollten meinen, dafür sei der apostolische Geist, für welchen der treffliche Verf. ja so voll Anerkennung ist, für sich schon kräftig und entscheidend genug gewesen.

Sollen wir etwas von unserer Meinung hinzufügen über den Charakter der Reden Jesu, des allerdings Wesentlichen im Johannesevangelium, so geben wir wieder, und wieder mit der gewöhnlichen Ansicht unserer Theologen, dem Verf. Manches zu. Jene Reden sind gewiß nicht buchstäblich so von Jesu gesprochen worden, wenigstens im Ganzen, wie sie in diesem Evangelium berichtet werden; ja, dieses ganze Evangelium hat einen nicht mehr palästinensischen Charakter: es ist das Evangelium der Hellenen, wie man es ja auch (dem καὶ Ἑβραίων entgegengesetzt) genannt hat. Aber es ist kein fremder Geist, nichts Angebühtes, Erklärtes, was jene Reden hervorbrachte, was durch sie hingehet; es ist der nunmehr und fortwährend mehr befreite, universalere, es ist endlich der sich siegreich wissende Geist, und es ist die freiere Form, in welcher Johannes die Volkrede Jesu überträgt. Und soll denn Jesus wirklich nur die palästinensische, galiläische Volkssprache geredet haben, und gibt es denn nicht überall in den Evangelien, insbesondere bei Lukas, welcher grade aus dem Aufenthalte Jesu in Judäa so Vieles gesammelt hat, Anklänge Johanneischer Reden?

Was aber das Ganze des vierten Evangeliums anlangt, so haben wir uns — und Ref. ist sich einer unbedingten Unbefangenheit und „Voraussetzungslosigkeit“ hierbei wie überhaupt bewußt — fortwährend mehr und mehr von dem überzeugt, was die Meinung unserer Väter und der alten Kirche über dieses Evangelium war, und es wird uns so leicht nichts darin wankend machen. Doch würde dieses, sofern wir überhaupt gesonnen wären, anders als in der obenbezeichneten Weise, durch die Auslegung selbst, den Beweis dafür zu führen, erst im Gegensatz zu der Ausführung des Verf. im zweiten Bande dargelegt werden können. Nur das bemerken wir noch in Beziehung auf die Kritik unsers Verf., daß das vierte Evangelium uns in einer sehr klaren Absicht und einem sehr sichern Plane verfaßt zu sein scheine. Jene ist durchaus nicht

antignostisch u. s. w., sondern antijüdisch, bis mit dem 13. Capitel die Erzählung in den innern Kreis der Jünger übergeht. Daß die Juden unfähig seien, Christus zu begreifen, weil sie sich vom göttlichen Leben geschieden gehabt hätten, denn in diesem, aber nur in ihm, gehe den Menschen der Glaube an Jesum auf: dieses ist der Grundgedanke jener ganzen Reihe von Erzählungen. Die innerliche, geistige Gegenwart des Göttlichen in der Person Jesu ist durch das ganze Buch die Hauptsache, das äußerliche Wunder hat nur eine untergeordnete Stelle, auch in der Erzählung gibt es nur den Rahmen für die Reden. Aber endlich auch in der Darstellung von den äußerlichen Wundern schreitet die Erzählung fort vom Kleinsten, Äußerlichsten allmählig bis zu der geistig-übernatürlichen Gegenwart Jesu nach der Auferstehung. Hat aber das Johanneische Evangelium, was der Verf. ihm vorwirft, wie wir erwähnten, durchaus nur von Feindseligkeiten der Juden, wie er sie nennt (d. i. der Repräsentanten des Judenthums), gegen Jesum gesprochen, so lag dieses eben in seinem Plane, und es war lehrreich, denn an die Stelle jener Feindseligkeit war nunmehr der Haß der Welt gegen die heilige Schar getreten; übrigens muß man bemerken, daß das Volk beim Johannes immer, selbst mehr noch als bei den übrigen Evangelisten, der Person und Sache Jesu günstig erscheint, während bei diesen die Pharisäer die Rolle der Johanneischen Juden grade auch spielen. (Die Fortsetzung folgt.)

#### Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Italien.

Unser Jahrhundert, das in Allem, von der Fabrikation eines Stoffes an bis zu den See- und Landreisen, möglichste Schnelligkeit sich zum Zwecke macht, hat auch Mittel und Wege gefunden, auf leichte und rasche Weise die allgemein nützlichsten Kenntnisse zu verbreiten; aus diesem Grunde gestellte es den Aeten der Akademien, den wissenschaftlichen Journalen, den Encyclopädien u. s. w. fliegende Blätter jeder Art, Conversationslexika, Wörterbücher und Volkschriften her, wodurch der Unterricht in den mannichfaltigen Zweigen des Wissens befördert wird. Auch in Italien wird mittels des Dampfes und der Eisenbahnen diese Art leichter und vollgemäßer Literatur einheimlich. Bereits bestehen schon hier seit einiger Zeit vier pittoreske Zeitschriften: „il cosmorama“ in Mailand; „L'album“ in Rom, das sich durch seinen Inhalt wie durch seine artistische Ausstattung immer vortheilhafter auszeichnet; „il magazzino“ in Genua und „il teatro universale“ in Turin. Unter diesen für die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse bestimmten Werken machen sich in neuester Zeit diejenigen bemerklich, welche den in den Encyclopädien aufgehäuften unermesslichen Schatz von Ideen in currente Münze verwandeln, obgleich bereits seit 1828 das von Bonfanti gedruckte „Dizionario delle origini“ zum Theil diesem Bedürfnis abzuhelfen suchte. Die beiden neuerlich erschienenen Werke gehören den venetianischen Provinzen an, wo man mit Muth und Ausdauer solche Unternehmungen, die eine vielseitige Mitwirkung erfordern, zu Stande bringt.

Enciclopedia moderna e dizionario italiano della conversazione ad imitazione dell' enciclopedia di Courtin e degli analoghi dizionari e lessici tedeschi, inglesi, francesi più accreditati, opera compilata da molti letterati e diretta da A. F. Falconetti padre. Fasc. 1 — 11. Venedig 1837.

Dieses Werk gehört fast durchgängig italienischem Ursprunge an; es befinden sich darin von Falconetti, Sohn, sehr tüchtig

gearbeitete Artikel, besonders im wissenschaftlichen Fache, als z. B. über Wasser, über einige Theile der Mechanik; ferner Artikel über Moral und Literaturgeschichte von Pongoni und Karbi, einige über Geographie vom Director Falconetti; unter diesen zeichnet sich besonders eine sehr ausführliche Abhandlung über Afrika aus, worin der Verf. die neuesten Entdeckungen berücksichtigt und nicht unterließ, hinsichtlich der verschiedenen Volksstämme diejenigen Schlussfolgerungen und Parallelen zu ziehen, welche sich aus Betrachtung ihrer mannichfaltigen Sprachidiome ergeben. Im zehnten Hefte macht sich vornehmlich ein Artikel von Karbi über die Albigenfer und ein anderer von Zanotto über Alchimie bemerklich; im ersten Hefte, das vor ganz Kurzem erschien, finden sich viele gutgeschriebene Biographien, außerdem ein Artikel über den Koran von Falconetti und ein sehr ausführlicher über die Alphabete vom Ab. Karbi, worin er sich über die gegenwärtig lebhaft angeregte Frage hinsichtlich der Abstammung der Sprachen verbreitet. Rest diesen enthalten die ersten elf Hefte, welche in gepalteten Bänden mit zwei Heften Tafeln 704 Seiten einnehmen, eine Menge anderer werthvoller Artikel, welche hinlänglich beweisen, daß dieses Werk den Bedürfnissen und wissenschaftlichen Ansprüchen seiner Zeit zu entsprechen sucht.

Dizionario universale della conversazione e della lettura, compilato da Luigi Carrer sulle tracce de' più celebri dizionari etc. Fasc. I — VI. Padova.

Diese Encyclopädie scheint eine größere Kürze als die oben angeführte zu beabsichtigen; sie enthält viele werthvolle Originalartikel, allein die Mehrzahl ist aus andern Werken entnommen und übersezt, wobei gewöhnlich die Quelle angegeben ist. Unter den Originalaufsätzen verdienen Erwähnung die biographischen von Carrer, jene über schöne Künste, Medicin, Oekonomie u. s. w. von Chevallier, Zanini, Caraco, Arrigoni, Salomoni und Zinelli. Wäre es erlaubt, in Bezug auf beide Encyclopädien, zwischen denen man, da sie erst noch im Beginne begriffen sind und Werke der Art gewöhnlich ein jedes sein eigenes Verdienst haben, nicht wohl eine Vergleichung anstellen kann, einen Wunsch auszudrücken, so müßte er darin bestehen, daß die beiden Gesellschaften von Gelehrten, welche an ihnen arbeiten, sich hätten dahin vereinigen mögen, nur ein einziges Werk dieser Art zu liefern. Leider kommt dieser Wunsch jetzt zu spät, da beide schon zu weit vorgeschritten sind; andererseits erwächst daraus kein großer Schaden, indem nun Italien zwei ähnliche Werke erhalten wird, die um so besser gerathen werden, da die Redactoren durch die gegenseitige Rivalität zur Anstrengung aller ihrer Kräfte angepornt werden müssen.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir nicht unterlassen, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß Luigi Carrer soeben in Venedig in der Druckerei des „Gondoliere“ zwei Bände „Poesie e prose“ herausgab. Diese Prosa gehört ganz jener Gattung von Schriften an, die sich die Verbreitung von nützlichen Kenntnissen zum Zwecke machen, und besteht aus der Sammlung der von Carrer in den „Gondoliere“, eine geschäzte venetianische Zeitschrift, eingerückten Artikel. Zwanzig darunter, welche „Mitologia del secolo XIX“ überschrieben sind, behandeln die Costume der Zeitgenossen; dazu kommen Novellen und bizarre Erzählungen, die sich durch Anmuth, Wahrheit und eine gesunde Philosophie auszeichnen. Der zweite Band umfaßt die Balladen, Sonette, Oden, mit einem Worte, alle von Carrer schon früher veröffentlichten Poesien, die ihm einen schönen Ruf erworben. Beide Bändchen bilden ein anmuthiges Geschenk für die Freunde der guten italienischen Literatur.

L'ape delle cognizioni utili, con repertorio statistico intorno alla posizione attuale dell' industria agricola e manifatturiera nei diversi stati d'Italia, ossia scelta delle migliori notizie, invenzioni, cognizioni e scoperte relative all' agricoltura, all' industria, al commercio, alle arti, economia rurale e domestica.

Diese unter der Direction des G. de Betz, Verf. des „Magia del credito svelata“ und mehrerer anderer der Staats-

Spanische sprachliche Schriften, welche Zeitungsblatt befindet sich schon in ihrem fünften Jahre und gewann in dem heurigen eine neue Schwungkraft in Bezug auf alles Dasjenige, was der Director nicht besorgen kann, da G. B. Menini ihm als Mitarbeiter zugesellt wurde, ein gründlicher Kenner der italienischen Literatur sowie mehrerer ausländischer, der sehr tüchtige linguistische Studien gemacht hat, wie er durch eine Denkschrift bewies, worin er ein ganz neues Planes gearbeitetes deutsch-italienisches Wörterbuch verspricht. Die „Apo“ macht sich, wie es die Einleitung besagt, zu ihrem Hauptzweck, die gemeinnützigen Kenntnisse und besonders bei der gegenwärtig herrschenden Richtung in der Industrie diejenigen zu verbreiten, welche sich auf Eisenbahnen und Stricklohlen beziehen, wozu noch die Erörterungen in Betreff des monte di nota sich gestellen, eines höchst wichtigen Stadtfundaments, welches in Italien eine neue industrielle und Handelsbewegung hervorbringen wird, und wofür man der Gesellschaft der Actionnaire, die ihre Capitalien dazu hergab, den wärmsten Dank zollen muß. Dieselben hatten gewiß bei Errichtung dieser Anstalt mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil sie den Charakter von montepar il prestito und jenen der Banken für den Umfug der Capitalien. Demnach ist es ein neues Institut nicht bloß für Italien, sondern vielleicht auch für die übrigen Nationen; ja, es könnte möglicherweise diesem Lande in der Geschichte der Staatsökonomie neuen Glanz und Ruhm verleihen, ähnlich demjenigen, den es sich schon dadurch erworben hat, daß es zuerst den Wechselkurs, die Banken, die Assurances und alle jene Handelshilfsquellen entdeckte, welche Fremde und voneinander getrennte Länder sich gegenseitig annähern, und zwar in jener Periode, wo Venedig und andere italienische Städte jenen ausgebreiteten Handel betrieben, welcher gegenwärtig viele europäische Nationen groß macht.

Die „Apo“ liefert theoretische, dem Werke des Hrn. Belgognomme Artikel über Ökonomie, Nachrichten über inländischen und auswärtigen Handel und Industrie, statistische Notizen u. s. w. Auch erscheinen darin Mittheilungen über Rezensionen, Ankündigungen neuer Werke und Biographien berühmter Männer, worunter eine von Menini verfaßte, sehr gelungene Carlo Botta's, worin er den geschichtlichen Charakter dieses modernen italienischen Schriftstellers, der bei der Nachwelt stets einen ausgezeichneten Rang einnehmen wird, entwickelt.

Letture di famiglia, opera compilata da Achille Mauri e Giuseppe Sacchi, ed illustrata da sessanta tavole in litografia eseguita dal pittore Luigi Sacchi. Erster Band. Mailand 1838.

Wir wissen uns auf eine bloße Ankündigung dieses eben erst begonnenen Werkes beschränken; die Namen der beiden, durch ähnliche Arbeiten rühmlich bekannten Herausgeber sind eine hinlängliche Bürgschaft, daß dasselbe nützliche Kenntnisse jeder Art verbreiten werde, wovon auch die bereits erschienenen Artikel den Beweis liefern. Die beigegebenen Tafeln bekunden den Fortschritt der in Italien durch Luigi Sacchi erfundenen Lithographie; ein neuer Beweis davon gibt das zweite Heft des „Vecchio e Nuovo Testamento esposto da Michele Sertorio ad uso delle famiglie italiane con cento disegni in litografia“ (Mailand 1837).

Carteggio mensile e letterario di Benjamin Franklin, traduzione di Antonietta Tommasini. Mailand 1837.

Welche Worte können die Frage aufstellen, warum man dieses Werk unter diejenigen zähle, welche gemeinnützige Kenntnisse verbreiten, indem es sich damit weber um Geschäfte noch um Wissenschaften und Künste handelt? Gleichwohl verdient dieses Buch vor allen unter diejenigen gerühmt zu werden, welche man der Jugend beider Geschlechter zur Lectüre anempfehlen sollte; wenn es auch keine Geschichte beschreibe, keine Götterschilder, keine historischen Thaten erzählt, so erfüllt es dagegen mit edelster Wahrheit das Gebot, führt ihm ein

hohes Augengefühl ein und nützt es mit sittlichen Grundsätzen, welche in ihrer Einfachheit das ganze Leben hindurch als Leitstern dienen können. Wer kennt nicht viele Vorschriften von Franklin und den in ihnen wehenden Geist der Tugend?

Signora Tommasini wählte unter den vielen Briefen Franklin's diejenigen 42 aus, welche am besten den Bedürfnissen unserer Zeit, die eine nützliche Lectüre sucht, entsprechen. Die Auswahl wurde mit dem diese Dame, welche schon viele Bücher über die sittliche Erziehung herausgab, auszeichnenden richtigen Takte und die Uebertragung in jenem Geiste der Einfachheit und Wahrheit gemacht, welche der Charakter der Schriften von Franklin erheischt. Die Tommasini gab in der Einleitung über das Leben des Verfassers einige Winke, welche einen Theil einer ausführlicheren und mehr ausgearbeiteten Biographie des amerikanischen Philosophen bilden, und widmete das Werk ihrem eignen Gatten, dem berühmten Tommasini, der Herde der italienischen Weisheit.

Noch eine Stimme über Eckermann's Gedichte. \*)

Mit gespanntem Interesse empfing ich die „Gedichte“ von Eckermann; eines Mannes, dessen früheres Leben in einem fortwährenden Kampfe gegen die misslichsten Umstände bestand, wozu er dennoch einen reinen wahren Sinn für künstlerische und wissenschaftliche Ausbildung immer festzu bewahren. Ganz entschieden trat bei ihm die Neigung zur plastischen Kunst zuerst hervor, ward aber nicht genährt, vielmehr verdrängt, und so finden wir von Eckermann nach vielen Schicksalen zuerst eine poetische Leistung bei Seltenheit eines vaterländischen Festes.

Die vorliegende Sammlung gibt in ihrer Reihenfolge ein Bild von dem innern Leben des Dichters. In der ersten Epoche, „Liebesgedichte“, führt uns der Verf. trauische Bilder eines reinen Gefühls vor, wobei die Eigenthümlichkeit der Auffassung und Darstellung des Dichters am besten zu erkennen. Er ist entfernt von mystischem Dunkel, von überschwenglicher, verwirrender Anhäufung von Worten, worin man so gern einen hohen Werth, namentlich tiefe Gedankenfülle und Gewandtheit der Sprache zu finden glaubt. Er gibt uns schlichte gemüthliche Darstellungen in der reinsten Wahrheit, poetisch aufgefacht, in einer leichten, verständlichen Sprache; gewiß etwas Genüßreiches und Verdienstliches, als wenn andere Dichter den Leser auf Schwimmbelager Höhe oder in allzu dunkler Tiefe mit vielem Wortschwall herumschleppen.

In allen seinen Dichtungen zeigt sich der heitere Geist, welcher gewiß oft dem Verf. bei so ungünstigen Lebensverhältnissen ein rettender Engel gewesen ist. Seine weiterstrebenden, durch Zweifel unzufriedenen Geist führt das natürlich religiöse Gefühl zum himmlisch erquickenden Glauben zurück; wie trefflich schon hat der Dichter von diesen Empfindungen uns in zweien seiner Gedichte ein Bild gegeben, dessen Wahrheit gewiß bei vielen Strebenden unserer Zeit den lebhaftesten Anklang und Beifall findet. Er gibt sein Inneres mit großer edler Freimuthigkeit, erweckt die Theilnahme, und man empfindet lebhaft mit ihm die wiederriangte Gesundheit seines Geistes.

Die Darstellungen in seinen beschreibenden Gedichten sind treu und wahr, alle nähere Bestimmungen sind vollständig und treffend, sie geben ein klares Bild der Natur, wobei die gemüthliche Weise der Auffassung des Dichters einen sehr angenehmen befriedigenden Eindruck macht.

Notiz.

Victor Cousin entdeckte auf seiner Reise in Holland einigt, bisher völlig unbekannt gebliebene eigenhändige Briefe des Descartes; einer davon ist in holländischer Sprache geschrieben. Zu den merkwürdigsten Manuscripten der letzten Weltzeit gehört eine Abhandlung des berühmten Juggens über die Wesenheit des Cartesianus und Philosophie, Mathematik und Physik.

\*) Vgl. die Anstehung in Nr. 14 u. 15. D. Preb.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 188.

7. Juli 1838.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weisse. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 187.)

Das zweite Buch des Weisse'schen Werks behandelt die Sagen von der Kindheit des Herrn. Der Verf. beschränkt nämlich, nach einer Ansicht, welche sich neuerer Zeit selbst in der Meinung kirchlich gesinnter Theologen geltend gemacht hat, das mythische Gebiet in den evangelischen Geschichten auf jene Kindheitsgeschichte bei Matthäus und Lukas. Aber außerdem geht er von der Strauß'schen Mythologie noch darin ab, daß er jene Mythen geistiger auffaßt, sowol nach Grund und Ursprung als nach ihrem Inhalte, und daß er ihnen eine geschichtliche Grundlage, einen geschichtlichen Anknüpfungspunkt beilegt. Nach Strauß hat der frommdichtende Geist der apostolischen Gemeinde in der Periode zwischen dem Scheiden Christi von der Erde bis zur Niederschreibung der Evangelien ein Christusbild zusammengestellt, welchem nur die Überzeugung von seiner Messianität zum Grunde lag, und dessen Züge und Farben also aus den messianischen Weissagungen, wie man sie nahm und gebrauchte, und aus messianischen Bildern sonst entlehnt worden waren. Erdichtungen anderer Art, zufällig in der Sage oder durch Einzelne entstanden, und Mißverständnisse werden mit in den Begriff von Mythos eingerechnet. Das Schwächste, Das aber grade, was Unkundigen am meisten imponirt hat, sind bekanntlich bei Strauß die aus vielgebrauchten Werken entlehnten Sammlungen jüdisch-messianischer Vorstellungen gewesen, wie sie zur Zeit Jesu gegolten haben sollten, von denen kaum einige wenige nach Echtheit, Sinn und Auslegung vor der wissenschaftlichen Kritik bestehen konnten.

Mythos ist unserm Verf. eine, in Begeisterung, und zwar gemeinsamer Begeisterung, nicht erst langweilig allmählig entstandene bildliche Darstellung von Ideen, durch welche der tiefere Sinn des Wirklichen und der Geschichte ausgesprochen werden soll. Der Abschnitt des Lebens Jesu, für welchen es keine Geschichte gab, wurde mythisch ausgefüllt: nicht durch materielle Übertragung und Ausmalung vorhandener Bilder, sondern in derselben Begeisterung, derselben Prophetie, aus welcher die alte Weissagung selbst hervorgegangen war — daher sie auch über die Bilder von dieser hinausging —, und in Darstellungen,

welche das innere Wesen und die Bestimmung der neuen Sache ausdrücken sollten, von welcher der Geist herkam. Die bloße Sage, durch theilweise Umbildungen Dessen, was geschichtlich gegeben war, durch Mißverständnisse von Allegorien u. s. w. entstanden, soll von dem Mythos getrennt werden. Der Verf. findet nur solche in den übrigen Theilen der evangelischen Geschichtsbücher.

In den Hauptbegriffen stimmen wir hier nun allerdings mit dem Verf. Findet in diesen Geschichten Mythisches statt, so stammt es aus Geist und Begeisterung, und so lag ihm eine große geistige Wirklichkeit vor und zum Grunde. Nur meinen wir, was eben diese allgemeinen Begriffe anlangt, daß es in der apostolischen Gemeinde wirklich auch solche Darstellungen Einzelner gegeben habe, und wir haben immer gemeint, daß jene Erzählungen der Apostelgeschichte von der hochbegeisterten (jungenerndenden) Verkündigung der Wunder Gottes (2, 11.), oder vom Weissagen, wenn der Geist über sie gekommen sei, eine Spur geben von höhern, erregten Bildungen, von dichterischen Darstellungen der christlichen Urgeschichte. Auch ist es unsere Ansicht, daß der Gegenstand solcher Mythen (auch wir wünschten, daß dieser nun einmal so vieldeutige Name \*) von diesem Gebiete entfernt geblieben wäre) wenigstens nicht allein der geistige Sinn und Erfolg der neuen Sache, sondern ganz vorzüglich auf die Person Christi gerichtet gewesen sei, diese zu verherrlichen von dem menschlichen Anfang an, bis wo die Geschichte des Wirklichen begann. Übrigens erkennt unser Verf. den höhern Sinn an, in welchem unsere kanonischen Evangelien diesen mythischen Stoff aufgenommen haben, neben die apokryphen Sagen gehalten. Vielleicht gibt er aber immer noch zu viel zu, indem er wenigstens einiges Sinnvolle in dem sogenannten Protevangelium des Jakobus und dem Evangelium von der Geburt der Maria finden will. Diese Schriften sind viel-

\*) Mehr noch haben wir uns immer an das Wort Anecdota gestoßen, wie es nämlich gewöhnlich auch von Vertretern der würdigen Ansicht, von de Wette und auch von unserm Verf., in den Geschichten Jesu gebraucht worden ist. Das Wort hat nicht nur für das christliche Volksgefühl etwas Berlegendes (man soll, pflegt Tholuck zu sagen, nicht die Sonne- und Festtagevangelien zu Anecdota machen), es ist sogar unpassend nach dem ursprünglichen Gebrauche, den es in der Literatur hatte.

mehr wirklich ganz auf demjenigen Boden entstanden, auf welchem Strauß die evangelischen Darstellungen construiren wollte, auf dem Boden des baaren Judenthums.

Nach Dem, was wir eben in Bezug auf unsere Abweichung von den W.'schen Ansichten der Kindheitsagen bemerkt haben, brauchen wir nicht erst es auszusprechen, daß wir von den Deutungen des Einzelnen, wie sie hier gegeben werden, fast durchaus abgehen müssen; oft sind es auch noch andere Gründe, welche uns dabei bestimmen. Aber es liegt in diesem Abschnitte des Werks sehr viel Sinn- und Geistvolles, und der Verf. bewährt in ihm eine Tiefe christlicher Gedanken, durch welche er erhebt und erfreut. Den eignen Grundsätzen des Verf. über die urchristlichen Mythen nicht gemäß scheint die Begründung seiner Meinung, daß die Sagen bei Matthäus später entstanden seien als die bei Lukas, indem sie bereits von einigen Voraussetzungen ausgingen, welche bei Lukas erst begründet würden. Der Verf. muß einräumen, daß diese Gedanken (die Geburt zu Bethlehem und das Übernatürliche derselben) auch gemeinsame der urchristlichen Begeisterung gewesen sein können. Der Überlegung werth ist die Deutung, welche der Verf. einem bekannten Ausdrucke des Clemens von Alexandria gibt (bei Eusebius K. G. 6, 14): die Evangelien mit den Genealogien seien die ältesten. Nämlich die Genealogien seien die ältesten Darstellungen jener mythischen Art gewesen, am meisten noch mit dem Judenthum zusammengewachsen. Höchst eigenthümlich ist die ausführlich vorgetragene Ansicht, daß wie die David'schen Stammtafeln dem Judenthume, so die Darstellungen von dem übernatürlichen Ursprunge dem Heidenthume angehören, oder für sie bestimmt gewesen seien, und daß diese mit dem apostolischen Begriffe geistiger Geburt (Gal. 4, 23. fg.) zusammenhängen. Wir können indeß dem Verf. weder dieses noch die weitern Ausführungen der Ansicht einräumen. Völlig Recht hat er darin, daß jene Vorstellung, durch welche das Menschenleben Jesu in seinem Ursprunge und ersten Keim geheiligt werden sollte, durchaus nicht jüdisch-messianisch gewesen sei; auch hat er es selbst von Neuem ausgeführt, daß sie ebenso wenig, wenn auch immer Heidenthums verständlicher als Judenthums, mit den heidnischen Mythen ähnlicher Art zusammengestellt werden könne. Auch in der Deutung der weitern Kindheitsagen hat sich der Verf. wol seiner geistigen Fülle und Lebendigkeit zu sehr überlassen. Die Allegorie der alten Kirche ist bisweilen schon, freilich von ihrem Standpunkte aus, auf demselben Wege gewesen. Und wenn der Verf. wieder darin Recht hat, daß man nicht ängstlich Thatsächliches „auszuklauben“ habe aus diesen Erzählungen, so geht er doch wol in der Beseitigung des Thatsächlichen-Verständlichen zu weit. Gewiß ist, wie er S. 218 sagt, die Erzählung von den Magiern und ihrem Stern „die Krone dieser mythischen Darstellungen“, ja, so will es der Verf., „selbst überhaupt im Alterthume“, und gewiß liegt darin, was die alte Kirche wie die spätere Legende schon erkannte, das Verhältniß des Heidenthums zu der neuen Sache, zum Christenthume, ausge-

drückt. Doch müssen wir diesen Gedanken wol concreter nehmen, als es bei dem Verf. geschieht. Der Sinn jener Erzählung geht wol nicht auf das Judenthum an sich, sondern auf die heidnische Welt, und will es wol als Erwartung aussprechen, daß die Fremden gern huldigen würden, während das eigne Volk nichts wahrnähme, während selbst die Beherrscher desselben gegen den Neugeborenen und gegen die Keime der Volkshoffnungen sich erhoben. So ist denn auch im Einzelnen der Erzählung Vieles zu künstlich, wenn schon Alles ohne Zweifel geistreich gedeutet worden. Dasselbe gilt von der Deutung der Flucht nach Ägypten, in welcher der Verf. die Auswanderung des Christenthums aus seiner Heimat unter die Hellenisten, nach Alexandria insbesondere, gefunden hat.

Das dritte Buch schickt den Berichten der einzelnen Evangelisten eine allgemeine übersichtliche Darstellung der evangelischen Geschichte bis zum Tode Jesu voraus. Wir können nicht anders als mit der Gesamtansicht des Verf. uns einverstanden erklären. Nur die zu entschiedene Durchführung von Hypothesen, den etwas ungemessenen Widerspruch gegen die gewöhnlichen Annahmen in der Geschichte Jesu und, was wir oben schon bemerkten, die zu große Bestimmtheit und Sicherheit da, wo die Geschichte schweigt oder Zweifel läßt, diese vermögen wir uns nicht anzueignen, so wenig wir auch sie verurtheilen oder eine Gefährde für die Sache darin finden mögen.

Freilich nun hat der Verf. Vieles als nicht geschichtlich genommen, was in dem Buchstaben der Evangelien so erscheint; auch theilt er mit der alten und neuen Philosophie die Scheu wenigstens vor Einer Art der Wunder in diesen Geschichten. Aber nicht nur, daß wir ihm bezeugen müssen, daß er bei diesem Allen der Würde des Gegenstandes nirgends zu nahe getreten sei; mit jener seiner Auffassung ist er darum weder der mythischen Verflüchtigung der evangelischen Geschichte, noch der materiellen Wunderdeutung beigefallen, und auch diejenigen Vertheidiger jener Geschichte, welche sich näher oder auch ganz auf dem kirchlichen Standpunkte halten wollen, kommen von solchen Ansichten der Sache nicht mehr völlig los.

Wirklich aber hat das Evangelium seine vollständige geschichtliche Sicherheit und Bewahrung, ja, es findet sie so allein, wenn wir außer den unzweifelhaften, gemeinsamen Berichten der Evangelisten von den Reden Jesu, neben den Grundzügen seiner öffentlichen Lebensgeschichte, welche das eigentliche Evangelium der Apostel ausmachten, endlich neben dem Gesamtbilde von Christus, wie es sich aus dem ganzen Urchristenthume hervorhebt, auch nur Das als wesentlich und gewiß aufnehmen, daß sich von der Person Christi eine geistige Macht der Art verbreitet habe, daß sie Allem, was man von ihm fühlte, dachte und aussprach, den Charakter von Begeisterung und Erhebung aufdrückte. Diese nun haben sich verschieden bei den Einzelnen schon damals, durchaus aber zeit- und ortgemäß, sie haben sich auch dichterisch und sagenhaft ausgesprochen, und wir verständigen uns nicht, wenn wir

uns nun von jener Lichtgestalt auch in Sinn und Art einer vorgerückten und freieren Bildung erregen und begeistern lassen. Die Frage aber über die Wunder in der evangelischen Geschichte wollen wir hier weder von Neuem besprechen, noch auch nur aufwerfen. Gewiß sind die Geister unserer Zeit bei ihr einiger, als es viele wol selbst meinen, oder auch als sie es bekennen wollen. Es ist völlig durchgesprochen worden, wie wenig der gewöhnliche Wunderbeweis bedeute, wie viel höher Christus und seine Sache stehe, als um durch ihn erwiesen zu werden; ja selbst, wie störend für unsere Anschauung Christi das nur äußerliche, materielle Wunderwerk sei. Göttliche Kraft liegt für uns nicht mehr bloß im Außernatürlichen, sondern in der Macht des Geistes über die Natur, mit welchem er den Stoff bezwingt und fesselt und wirkend die Schranken von Raum und Zeit durchbricht. Die Vernunft hat mit Recht sich dagegen zu sträuben, das Außernatürliche in ihre Vorstellungen und in die Betrachtung und Beurtheilung der Erscheinungen aufzunehmen; aber die geistigen Wunder sind sogar die eigentliche Region der Vernunft, und da, wo sie in der höchsten Potenz erschienen sind, in der Person Christi und in der Geschichte des Evangeliums, kann sich der menschliche Geist nur geborgen und erhoben fühlen. — Hierin liegt unser Urtheil über die Gesamtschauung des Verf. von den evangelischen Geschichten, über deren einzelne Seiten wir uns nur einige Bemerkungen verstatten.

Unser Verf. beginnt seine Darstellung wie das Evangelium mit dem öffentlichen Leben Jesu. Das Urchristenthum in seinem wesentlichen Sinne hatte kein Bedürfnis und Interesse für die frühern Ereignisse, für das Privatleben Jesu; es war sogar wol seinen Gefühlen angemessener, das Dunkel als den Hintergrund anzunehmen für das öffentliche Leben Jesu; das irdische Dunkel, wie es dasselbe Leben sich dann in einem himmlischen Geheimnisse endigen ließ. Und wir bedürfen nicht mehr als jenes Urchristenthum. Das äußerliche Jugendleben Jesu konnte sein Bewußtsein und seine Geisteskraft nicht entwickeln. Der ursprüngliche Geist seines Volks in den heiligen Schriften desselben, der Geist der Religion und sein eigener Geist haben dieses allein vermocht. Fast scheint es, als habe unser Verf. einige Fragen und Meinungen über diese Periode des Lebens Jesu, welche er dennoch aufführt, mehr nur darum aufgenommen, weil es bisher gewöhnlich war, sie zu besprechen, und es begegnet ihm dann auch wol, sie, wenigstens für Sinn und Gefühl Mancher, zu gewöhnlich menschlich zu behandeln. (Vgl. S. 38, 49.) Doch, wie gesagt, die eigentliche evangelische Darstellung beginnt auch bei unserm Verf. mit der Verkündigung und Taufe Johannes und mit dem Verhältniße, in welchem Jesus zu diesem gestanden.

In diesen Geschichten nun sogleich meint der Verf. mit vielen neuern Kritikern vielfach von den unmittelbaren Erzählungen der Evangelisten abweichen zu müssen. Die Wirklichkeit desselben habe länger gewährt haben müssen, sie und das Auftreten Jesu haben sich nicht berührt (wie ja auch Jesus, Matthäus 11, 12., von einer Zeit des

Täufers wie von einer vergangenen gesprochen habe), die Überzeugung und das Zeugniß Johannes des Täufers gehöret wol erst einer spätern Zeit an („als er seinen Lauf vollendet gehabt habe“, Apostelgesch. 13, 23.). Wir bekennen gern, daß für uns jener Gesamtbericht der Evangelisten über Johannes den Täufer immer noch ganz den Charakter der Wahrheit behalten habe. Vieles von Dem, worauf sich die Zweifel stützen, scheint in der unrichtigen Auffassung der Johannischen Taufe zu liegen. Wäre es aber nur ein moralisches Symbol gewesen, oder ein Einweihungsritus für die Schule, die Freundschaft des Johannes, sodas sich die gangbaren Waschungen der Juden hier hätten in ein Symbol, also eins für die Reinigung des Lebens, zusammendrängen sollen, so würde man weder die Sache, noch auch doch den Erfolg im Volke, welcher ja geschichtlich feststeht, recht begreifen können, auch abgesehen von den Berichten der Evangelisten. Vielmehr stand diese Taufe ohne Zweifel mit der Messiaserwartung schon im Zusammenhange: sie sollte jenes entzündliche Wasser darstellen, von dem die Propheten, vornehmlich das Buch Zacharia, gesprochen hatten, daß es sich am Ende der prophetischen Zeit ergießen würde. Wir brauchen fast nur die Züge aus den evangelischen Berichten zusammenzufassen, um Johannes den Täufer in Dem, was er war und that, zu begreifen: so wenig sehen wir Unvereinbares in ihnen. So liegt gewiß nichts Unwahrscheinliches in der Darstellung unserer Evangelisten, daß die Begeisterung in der Taufe Jesu Beiden, dem Täufer und Jesu, gemeinsam zu Theil geworden sei, daß sie den Einen zur Verkündigung nunmehr von der Person des Messias, den Andern zur Vorbereitung auf seinen Beruf hingeführt habe, aber daß der Mann mit der jüdisch-prophetischen Denkart fortwährend eine äußerliche Epoche, eine Katastrophe erwartet habe, um sein Werk in dem Erschienenen zu beschließen. Das, was der Verf. als den alleinigen Erfolg der Taufe Jesu bei Johannes ansieht, das ist ohne Zweifel das Nächste und das Höhere auch bei den Evangelisten: das Eintreten, das Aufgehen des messianischen Berufs (gebrauchen wir immer diesen Ausdruck, wiewol er bei Christus gewiß niemals Das war, was man im Volke so hieß) in dem Geiste Jesu. Darauf kam die Befestigung, die eigentliche Entscheidung, in der Versuchungsgeschichte dargestellt, einer Erzählung, welche nach ihrem Sinn, aber auch schon darum in den Evangelien so bedeutend ist, weil so bei ihr keine Frage sein kann, daß das Urchristenthum auch mitten in die evangelische Geschichte Uneigentliches, Allegorie oder Parabel habe stellen dürfen. Übrigens theilen auch wir nicht ganz die Ansicht des Verf. von dieser Versuchungsgeschichte. Zwar können wir in der Vorstellung von einem Entwicklungskampfe in der Seele Jesu, sowie sie der Verf. fast (daß das Gute und Wahre gleichsam dadurch persönlich geworden sei), nichts Bedenkliches finden; aber von der Art, wie es der Sinn jener Erzählung darstellt, hätte dieser Kampf doch nicht sein können, denn diese sinnlich-weltlichen Rücksichten konnten in der Seele Jesu unmöglich, auch nur vorübergehend, Raum finden. Wir

meinen, daß die neuerlich vor vielen andern aufgenommene Vorstellung immer noch das Beste für sich habe: die, daß jene Versuchungsgeschichte als eine bildliche Darstellung aus dem Munde Jesu selbst anzusehen sei, in welcher sich Jesus im Widerspruche mit der messianischen Erwartung des Volks beschrieben habe; eine Darstellung, welche dann die Tradition unter den Jüngern unaufgelöst, in ihrer ursprünglichen Form beibehalten haben könne. Jener Kampf, welchen der Verf. annimmt, hätte nun allerdings länger dauern können, denn die Zeitangabe für ihn bei den Evangelisten gehört mit in das Bildliche der Darstellung; aber eine so unbestimmt lange Dauer anzunehmen, wie es vom Verf. geschieht, dazu sind wir nicht berechtigt; dem Verf. führte dahin jenes sein Bestreben, die Wirksamkeit Jesu und des Täufers ganz auseinander zu halten.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe aus England über die Zeit von 1674 — 78; in Gesandtschaftsberichten des Ministers Otto von Schwerin des Jüngern an den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Herausgegeben von Leopold von Drlsch. Mit einem Vorworte von Friedrich von Raumer. Berlin, Reimer. 1837. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

An die historischen und geographischen Arbeiten mehrerer jüngern Offiziere des preussischen Heeres, als der Herren von Hütel, von Sansauge, von Dankbahr, von Benningen-Förder und Anderer, schließt sich auch die vorliegende Arbeit eines Verfassers an, der ebenfalls preussischer Offizier ist und sich bereits vor zwei Jahren durch eine wohlgelungene Biographie des großen Kurfürsten einen rühmlichen Platz unter den vaterländischen Geschichtschreibern erworben hat. An allgemeinem Interesse steht freilich die jetzige Schrift der früheren um Vieles nach, womit wir insofern, wie auch in dem sehr kurzen Vorworte bemerkt ist, das Verdienstliche derselben nicht verkennen wollen, zur Aufklärung einer Zeit beigetragen zu haben, in welcher sich größere Ereignisse vorbereiteten. Diese Zeit ist die Karl II. von England in den Jahren 1674—78, also vor dem Abschlusse des nimmerwiederkehrenden, wo jener Fürst durchaus von dem Einflusse Ludwig XIV. abhängig war und seine Politik im hohen Grade sich als leichtsinnig, aufgelöst, schwankend und unpolitisch erwies. Hierzu geben nun die Gesandtschaftsberichte Schwerin's an seinen Herrn nicht uninteressante Beiträge, so wenig interessant auch für einen thätigen und scharfsichtigen Abgesandten, als welchen Schwerin sich überall zeigt, der Aufenthalt an dem Hoflager König Karl's sein konnte; denn er mußte bald wahrnehmen, daß der Einfluß des französischen Gesandten den des kaiserlichen, dänischen, spanischen und holländischen Gesandten, die im Auftrage der gegen Ludwig XIV. verbündeten Mächte handelten, sowie auch den seinigen bedeutend überwiege, und daß, wenngleich König Karl ihm Wohlwollen zeigte und an dem glücklichen Fortgange der brandenburgischen Waffen gegen die Schweden im Feldzuge des J. 1674 viel Antheil zu nehmen schien, derselbe doch eigentlich „sehr indifferent“ war und Alles nur als Mittel betrachtete, um sich die Zeit zu verkürzen und manche ihn beunruhigende Gedanken zu entfernen. Dahin gehörte ganz besonders die sich auf das deutlichsprechende Stimmung des englischen Volkes gegen Frankreich, die sich auch auf einzelne Personen und auf französische Fabrikate erstreckte, wie z. B. die Stadt London ein für den Prinzen von Oranien zum Hochzeitsgeschenke bestimmtes Aneublement nicht überreichen ließ,

weil die Kleider für den Prinzen und dessen Gefolge aus Frankreich verschrieben waren. Der andere Gegenstand einer allerdings sehr großen Beunruhigung war die immer mehr sich kundgebende Hinneigung des alternden Königs zur katholischen Religion, worüber das englische Volk in wahrer Wuth war, überall papistische Umtriebe, Conspirationen fürchtete und auch theilweise entdeckte, allerhand ehrenrührige Caricaturen auf den König und seinen katholischen Bruder, den Herzog von York, ausbachtete, die Ehrfurcht gegen ihn fast ganz außer Augen setzte und dessen persönliche Sicherheit selbst gefährdete. Über alle diese Verhältnisse enthalten die Berichte Schwerin's manche neue und anziehende Mittheilungen, außerdem über die Parlaamentsverhandlungen, die Inconsequenz der englischen Minister und den Mangel an Einheit im Zusammenwirken der Abgesandten. Man braucht nur beifällig Seiten zu lesen, um sich zu überzeugen, wie gerecht Schwerin's Wunsch im Februar 1678 war, von diesem nutzlosen Posten abgerufen zu werden, der überdies große Ausgaben nothwendig machte, sodaß Schwerin in diesem Schreiben, welches in der Einleitung mitgetheilt ist, um 1125 Thlr. zur Bezahlung seiner Schulden bittet, aber auch dem Kurfürsten nicht verhehlt, daß er künftig trotz aller Sparsamkeit mit dem ihm ausgeworfenen Summen nicht ausreichen könnte. Die Abberufung erfolgte aber doch erst im November des genannten Jahres.

Dr. von Drlsch hat auf 72 Seiten eine Lebensskizze des verdienten Staatsmannes vorangeschickt, die sich sehr gut liest und aus den ihm von der Familie Schwerin mitgetheilten Materialien ein lebendiges Bild des Aufenthalts Schwerin's zu Köln und Wien (beide Male in diplomatischen Aufträgen) enthält. Über die Verhandlungen selbst an beiden Orten ist indes nur sehr wenig gesagt, weit mehr über das äußere Leben, das Ceremoniel, die Besuche, die Mittagessen, die Reise u. dgl. m.

### Literarische Notizen.

Die Reisen des Captain Burnes und das eifrige Bestreben der ostindischen Compagnie, feste Verbindungen mit den Völkern und Staaten anzuknüpfen, die den Indus entlang wohnen, hat folgendes Werk hervorgerufen: „A grammar of the Sindhi language, with a copious vocabulary, by W. H. Walker“ (Bombay 1836). Lieutenant Leach, ein Begleiter des Capitains Burnes, hat ebendasselbst ein Wörterbuch der Sprache von Balutschistan angekündigt.

Außer der unter dem Namen der Mandarinensprache in Europa bekannten literarischen Sprache der Chinesen, die allein als Büchersprache gebraucht und auch wol von jedem gebildeten Chinesen verstanden und geredet wird, herrschen in China eine Menge Volksdialekte, deren Kenntniß für Reisende, Handelsleute und Seefahrer unentbehrlich ist. Dr. Morrison ließ schon vor mehreren Jahren ein Wörterbuch des in Kanton herrschenden Dialektes drucken; Herr W. F. Medhurst, der Verfasser eines japanischen Wörterbuchs, hat jetzt den Dialekt der Provinz Fo-kien lexikalisch bearbeitet und sein Werk ist unter dem Titel: „A dictionary of the Hok-Keen dialect of the chinese language“, gedruckt worden.

Wir machen die Orientalisten des Continents auf folgende wichtige Erscheinung aufmerksam: „The Koran of Muhammed, in the original Arabic, with two persian commentaries; the Tassiri Hossaini by Mullah Hossain Vaes Kaschafi, and the Tassiri Abbassi in the margin, and an interlinear Hindi translation of the text by Schah Abd ul Kadir of Delhi“ (2 Bände, Kalcutta 1837). Die Ausgabe soll höchst sorgfältig bearbeitet und meisterhaft gedruckt sein.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 189.

8. Juli 1838.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weiße. Erster Band.  
(Beschluß aus Nr. 188.)

Aber — und dieses wird vielleicht die auffallendste Ansicht in dem Werke des Verf. sein — das ganze Leben und Wirken Jesu selbst scheint ihm nicht in der Zeit so zu beschränken zu sein, wie es die allgemeine Vorstellung thut. Er mag sich lieber an eine bekannte Nachricht des Irenäus, welche dieser sogar als apostolische Tradition gelten lassen will, von einem längern Wirken Jesu halten. Dabei baut er denn natürlich auch auf das Verwerfungsurtheil, welches er über das Johannesevangelium ausgesprochen hat, wiewol ja in den Erzählungen desselben von den Festreisen Jesu gar keine bestimmten chronologischen Momente liegen. Der Zweifel übrigens, welchen der Verf. theilt, an diesen wiederholten Festreisen Jesu überhaupt, scheint doch wenig Grund zu haben. Mögen auch die andern Evangelisten sie nicht gekannt haben (aus Marcus 10, 32. 11, 11. möchten wir dieses indeß nicht beweisen, und bei Lukas scheinen offenbar Sagen von ihnen durch, nur verschoben und verdunkelt), in den Gesammtberichten derselben ist doch auch nichts, was mit der Annahme von jenen stritte, wie der Verf. annimmt, daß sich bei jenen keine Spur von Erfolgen Jesu in Jerusalem finde. Wenigstens würde „einer der Jünger“, Joseph von Arimathia, auch bei den drei ersten Evangelisten auszunehmen sein. Selbst Judas von Kerioth führt auf die Spur einer Jüngerschaft in Judäa hin, der einzige Nichtgaliläer, wie es scheint, unter den Aposteln, was für seine Geschichte vielleicht nicht unbedeutend ist. Doch was nun jene Nachricht des Irenäus anlangt, so scheint uns aus ihr nichts mehr genommen werden zu dürfen, als was wir schon wissen, daß die älteste Kirche auch in solchen Dingen, welche uns beinahe wesentlich dünken in der evangelischen Geschichte, nicht eben streng abgeschlossen gewesen sei. Die Nachricht selbst steht zu isolirt, ja sonderbar da, und man hat ihren Grund und Ursprung längst eingesehen. Aber wie kann man es mit der geistigen, edeln Ansicht unsers Verf. von dem Wirken Jesu vereinbaren, daß er bekennet, die Kraft und Bedeutung desselben nur aus einer längern Dauer begreifen zu können? und sonst kann es ja für jene Annahme auch nicht den Schein eines Grundes oder Interesse geben.

Um so bestimmter und freudiger müssen wir uns mit alle Dem einverstanden erklären, was Hr. Weiße über Plan und Werk Jesu gesagt hat. Wir meinen sowol den Sinn und Inhalt jenes Planes (wenn man diesen modernen Ausdruck fortgebrauchen will, der so wenig im Geiste des Evangeliums ist) als die Art, wie ihn Jesus gefaßt habe. Nämlich, daß von einer Verschiedenheit, einem Wechsel in Absicht und Plan Christi weder in den Evangelien irgend eine Spur noch sonst die Annahme wahrscheinlich sei. Ja, diese Annahme zieht den eigentlichen Gedanken Jesu selbst nothwendig herab; denn die Absicht, für das geistige Leben der Menschheit zu wirken, dann erst gefaßt, nachdem es unmöglich gefunden worden wäre, für das Wohl des Volks äußerlich Etwas durchzusetzen, diese Absicht würde ohne Zweifel geistig und sittlich nicht eben hoch angeschlagen werden können. Treffend hat uns hierbei unter Andern auch Das geschienen, was über den Namen des Menschensohnes (319 fg.) gesagt wird. Gewiß lassen die Evangelisten Jesum denselben mit besonderer Bedeutung gebrauchen, und es mag sein, daß er „räthselhaft, doppelsinnig“ sei; aber er gehört mit zu den Spuren derjenigen Lehrweise Jesu, mit welcher er immer mehr das Messianische vergeistigte und erweiterte.

Mit der Wunderansicht des Verf. haben wir uns bereits im Ganzen einverstanden erklärt; es versteht sich, daß wir weder die Auffassung noch die Darstellung alles Einzelnen oder alle Beweisführungen vertreten mögen, wie sie sich hier finden. Es liegt in den Begriffen unserer Zeit, und es macht sich immer mehr geltend, die Wunder der geistigen Übermacht, für welche, auch als Heilungen, es Analogien noch in unserer Erfahrung gibt, und die äußerlichen Über- und Außernatürlichkeiten zu unterscheiden und in der evangelischen Geschichte für diese das Urtheil freier zu lassen. Aber die bloße mythische Deutung reicht für ihre Erklärung nicht aus, am wenigsten wieder in der mechanischen Ausführung von Strauß; von der äußerlich-natürlichen zu schweigen, deren Zeit ja doch wol vorüber ist. Es ist merkwürdig, wie die allegorische Deutung solcher Erzählungen durch so mancherlei Schicksale und Veränderungen hindurch unter uns wieder eingebunden ist und sich geltend gemacht hat. Nicht immer brauchten es grade Neben Jesu zu sein, welche,



materiell genommen, äußerlich gemacht, zu Wundererzählungen solcher Art geworden wären; es hätten auch bildlich lobpreisende Formeln und Reden über ihn jenen zum Grunde liegen können, und gewiß verliert der Glaube nichts in solchen Erzählungen, wenn sie auch ganz in das Geistige übertragen würden.

Doch wir dürfen die einzelnen Gegenstände, welche den Verf. beschäftigen, hier nicht weiter verfolgen. Es folgt Vieles in seiner Darstellung, was wir vollkommen gutheißen, wie über Lehre und Lehrart Jesu und über Apostel- und Jüngerwahl; auch stimmen wir zu dem Meisten in Dem, was von den letzten Zeiten und der Katastrophe im Lebensgeschick Jesu gesagt wird. Auch für uns ist es immer entschieden gewesen, daß der Gedanke, in den Tod zu gehen, der Seele Jesu selbst angehört habe, nicht bloß aus Weissagungen und Vorbildern an ihn gekommen sei. Der Grund und Ursprung dieses Gedankens aber lag gewiß tiefer und ist ein anderer, als wie es (indessen nur nebenbei als Vermuthung) S. 431 angegeben wird, und es war kein Gefühl sinkender Kräfte, sondern grade das höchste Gefühl von Kraft und Begeisterung, welches ihn dahin führte, Person und Leben aufzugeben, um den Glauben an messianische Erlösung vollends zu zerstören und den Geist in die Seelen der Seinen einziehen zu lassen, welcher sie nunmehr an seiner Statt und in alle Wahrheit leiten sollte. Den Einzug in Jerusalem halten wir übrigens immer noch nicht für einen besondern Act, sich als Messias zu erklären, sondern für einen von den Seinen nur eigenthümlich geordneten und behandelten Festzug; auch finden wir in der Tempelreinigung etwas nur, was sich der altisraelitische Eifer, vornehmlich am Feste der Volksfreiheit, überall verstaten durfte; es konnte daher dasselbe auch mehrmals wol geschehen sein, und die Tradition der Jünger deutete und stellte es nur verschieden.

Das vierte Buch beginnt die evangelische Geschichte nach den Darstellungen der Einzelnen mit Marcus. Wir empfehlen diesen Abschnitt den theologischen Auslegern so gut wie den Lesern der Schrift und den Homilisten; er bietet vornehmlich bei den Reden Jesu überaus viel Eigenthümliches und Treffliches dar. Den Grundsätzen des Verf. gemäß werden die Erzählungen des Marcus durchaus als die am meisten ursprünglichen und zuverlässigsten genommen. Oft muß dieses eingeräumt werden, wie wir uns auch das Verhältniß dieses Evangelisten zu den übrigen denken mögen. Die bildliche Darstellung der Laufgeschichte scheint dem Verf. bei Marcus bestimmt auf einen Vorgang in der Seele Jesu zu gehen, und er hält jene Darstellung für eine, wörtlich treu wiederholte, bildliche Rede Jesu selbst, von der Art, wie Lukas 10, 18.; ein Gedanke, welchen wir sowol bei dieser als bei andern Erzählungen oft auch gefaßt und ausgesprochen haben. Die Geschichte von der Verkürzung (wieder eine von denen, welche zu der Annahme uneigentlicher, nichtgeschichtlicher Darstellungen in den Evangelien zwingen müssen) deutet der Verf. aus einer Ekstase der Jünger, und treffend bezeichnet er den Sinn derselben, daß den Jüngern in ihr

die Messianität Jesu im Verhältnisse zu Gesetz und Propheten aufgegangen sei. Unter den Auslegungen einzelner Reden Jesu machen wir aufmerksam auf die von Marcus 9, 12. (als Frage angenommen, wiewol wir nicht dieser Meinung sein können); ebendaf. B. 43 (nicht nur das Nächste werde unter dem Auge u. s. w. verstanden, welches auszureißen sei, sondern die selbst anscheinend edeln Neigungen unsers Gemüthes); ebendaf. B. 49 (durch die Feuerläuterung, durch das Leiden, werde das Salz, die Würze des göttlichen Wortes, gleichsam eingekocht); ferner der Reden Jesu über Ehescheidung (S. 563) und der letzten, berühmten Antworten zu Jerusalem (S. 578 fg.). Etwas künstlich ist die Auslegung z. B. der Parabel vom Säenden. Es liegt wol keine besondere Bedeutung in der Vermischung der Ausdrücke von Samen und Erdreich, welche vielmehr ganz der volksthümlichen Sprache gemäß ist. Aber ganz wieder aus unserer Seele hat der Verf. da gesprochen (S. 594 fg.), wo er die Reden von der Rückkehr Jesu behandelt. Es hat uns immer roh geschienen, diese auch nur gewissermaßen als im eigentlichen Sinne gesprochen aufzufassen. Der Grundirrtum lag darin, daß man sie so nahm, als habe sie Jesus wie etwas sich Eignes gesprochen. Sie waren vielmehr die gangbaren, prophetischen und Volksbilder von der messianischen Erscheinung, und Jesus führte in solchen Stellen nur das aus, daß dieses Alles bei ihm wahrhaft, aber in einem höhern Sinne eintreffen werde; seine Person, sein Werk werde bleiben, es werde die Welt richten und in einzelnen großen Momenten vornehmlich und wahrnehmbar hervortreten.

Wir haben ausführlich über das Werk gesprochen, wie es dessen würdig ist. Wir würden uns freuen, wenn wir dazu beigetragen hätten, Aufmerksamkeit und Interesse für dasselbe zu gewinnen. Den Verf. aber haben wir sowol an unserm Theile ermuntern wollen, seine treffliche Schrift bald zu vollenden, als ihm die Stellen bemerkbar machen, bei denen es ihm nicht an Widerspruch fehlen wird.

99.

#### Portraits englischer Staatsmänner und Redner. Canning und Brougham.

Lord Brougham ist schon seit geraumer Zeit der Leiter des „Edinburgh review“, welches durch seine Mitwirkung in der letzten Zeit sich wieder an die Spitze der vielen rivalisirenden Zeitschriften geschwungen hat. Nun ist in der allerneuesten Zeit ein ebenbürtiger Rival ihm in dem „Monthly chronicle“, von E. L. Bulwer geleitet und hauptsächlich geschrieben, aufgestanden, der ihm durch die Popularität der Darstellung, die geistreiche Auffassung der politischen und literarischen Erscheinungen der Zeit und die feste und frische Haltung seiner Ansichten völlig gewachsen ist. Darum bringen wir auch beide Erscheinungen hier in eine Gemeinschaft, die ihnen schon wegen der Zusammengehörigkeit der in den letzten Nummern behandelten Gegenstände gebührt. Brougham entwirft im letzten Hefte (April 1838) in einem Artikel über die Mißbräuche der Presse (On the abuses of the press), bei Gelegenheit der apokryphischen Publication eines Tagebuches über das Leben und die Zeiten Georg IV. \*), welches indes manche Mysterien dieser sybaritischen

\*) Vgl. unsere Mittheilungen darüber in Nr. 174. d. Bl. D. H. v.

Regierung enthält, eine Skizze von Georg Canning, welche uns die Größe jenes unübertroffenen Staatsmannes in wenigen, aber höchst geistreichen Umrissen vorführt. Brougham zeigt hier eine neue Seite seines Genies, die Kunst einer populären historischen Darstellung, und wir dürfen im Voraus, nach jenen geistreichen Portraits der Königin Karoline, Georg IV., des Lords Eldon, der Prinzessin Charlotte zu schließen, etwas Ausgezeichnetes von seinen Memoiren erwarten, an denen er jetzt arbeiten soll.

„Canning war in jedem Betracht einer der bemerkenswertheften Männer, welche in unserer Zeit gelebt haben. Mit Talenten der höchsten Ordnung begabt, hatte er dieselben mit einem Fleiße und einem Erfolge ausgebildet, welche ihn in die erste Linie der vorzüglichsten Gelehrten seiner Zeit einreichten; er stand deswegen auf den Wegen der Wissenschaft hinter Andern zurück, weil er sich zufällig hauptsächlich nur mit den classischen Studien beschäftigt hatte, welche damals zu Oxford am meisten in Ansehen standen. Aber er war mehr als ein bloßer Gelehrter. Es vereinigten sich in ihm in reichster Fülle die lebhafteste originelle Einbildungskraft mit einem glücklichen und stets bereiten Gedächtniß, außerordentliche Gaben seltener Ansichten mit dem nöthigen Witz in allen seinen Spiegelungen, der bald heißend und sarkastisch auftrat, um den Gegner zu überwältigen, bald scharf und beweisführend, bald nur zur bloßen Unterhaltung spielte, um einer langweiligen Rede aufzuhelfen, oder den trockenen Folgerungen eines ernstern Raisonnements einen Reiz zu verleihen.“

„Oberflächliche Beobachter, von diesem Glanz geblendet und durch ihn zu nachsichtig gestimmt, begingen den gewöhnlichen Irrthum: sie nahmen an, daß Der, welcher seinen Gegenstand so auszuschnücken versteht, nur ein unterhaltender Redner sei, während er doch die Beweisführung bei jedem Schritte förderte, oft den Verstand waltend ließ, indem er gewandte Bemerkungen machte, und noch öfter nur witzig zu sein schien, wenn er die Schwäche der feindlichen Stellung entblößte und sie auf diese Weise durch die Artillerie seines Witzes einnahm. Aber wahrlich, die Gewalt seines gewöhnlichen Raisonnements war hohen Ranges und konnte nicht von den in der Dialektik gewandtesten Meistern übertroffen werden. Nur in der tiefen und vollen Haltung einer leidenschaftlichen Darstellung, mit hinreißender Beweisführung verbunden — die höchste Ordnung der Redekunst — fehlte er, was er auch selten versuchte. Seine berühmte Rede vom Geldeurs, die brillianteste und glücklichste aller seiner Reden, gibt unvergängliches Zeugniß von der Gewalt seines Reichthums, von seiner Fähigkeit, einer abstracten Wissenschaft fortwährend zu folgen, von seiner Gabe, den uninteressantesten Gegenstand auszuschnücken.“

„In Gesellschaft war er vorzüglich liebenswürdig und anziehend, obgleich er, wenige Jahre seiner frühesten Jugend angenommen, sehr selten gesellige Kreise besuchte und seinen Umgang auf eine außerordentlich kleine Zahl warm zugethener Freunde beschränkte. Er war in den Verbindungen seines häuslichen Lebens tabellos, die Sonne seiner Familie, wie er auch seine Freude in ihr wiederfand. Sein Temperament, obgleich von Natur reizbar und empfindlich, hatte nichts Kleinliches und Feindseliges; und wie Keiner besser wußte, wie und wann sich beleidigt zu finden, verstand auch Keiner bereitwilliger und glücklicher zu vergehen.“

Das Portrait, welches Bulwer von Brougham entwirft, ist mit einer Meisterschaft gezeichnet, welche wir schon in der psychologischen Anatomie seiner Romancharaktere bewunderten. Das Portrait vereinigt mit der überraschendsten Ähnlichkeit eine poetische Weiße, welche die Wirklichkeit erhöht, ohne sie ins Reich der Dichtung zu versetzen, zugleich die gerechteste Würdigung des Staatsmannes Brougham, die uns je zu Gesichte gekommen. Seine hat auch in dem vierten Bande seiner „Reisebilder“ nach einer englischen Skizze Brougham als Redner gezeichnet; seine Crayonzeichnung entbehrt aber, die Eleganz der

Darstellung abgerechnet, der Naturwahrheit des Originals. Wir müssen uns wegen der Größe beschränken nur das Treffendste aus dem Aufsatze auszuheben.

„Lord Brougham“, sagt Bulwer im „Monthly chronicle“, Mai 1838, „nimmt als gerichtlicher Redner und Sachwalter einen hohen Rang ein. Mit andern ausgezeichneten englischen Gerichtsrednern, sowol seiner als früherer Zeiten verglichen, ist er ohne Zweifel zu einer Stelle in der ersten Reihe berechtigt. — An seine Vertheidigung der Königin reiht sich sein bestes Stück gerichtlicher Anwaltschaft, in welcher er den Herausgeber eines Journals zu Durham vertheidigte, welcher wegen einer Schmähschrift über einen dortigen Geistlichen verfolgt wurde.“

„Das britische Parlament ist sicherlich die größte Schule und die ausgebehnteste Bühne der populären Beredsamkeit, welche je bestand. Wettfeindender Ehrgeiz, wetteifernde Talente, die höchsten Interessen, die begeistertsten Beweggründe, die aufstachelndsten Leidenschaften haben im Hause der Gemeinen die Wirklichkeit eines rednerischen Wettstreits hervorgerufen, welcher den Reden des Forums mangelt, welche schon mehr angelegt und ausgearbeitet sind.“

„Das unmittelbare Zusammentreffen zweier Gegner in dem Gemüth und der Hitze des Gesichts schlägt Witzesfunken der Gedanken und des Temperaments, bildet die gewandteste Fertigkeit in dialektischen Künsten aus, erzeugt leidenschaftliche Erregungen und glückliche Ausdrucksweisen, welche weder Kraft noch Studium im Cabinet oder bei kaltem Blute erreichen können.“

„Die gerichtliche Arena ist sicherlich ohne alles Verhältniß durch officielle Langweiligkeit in Anspruch genommen, durch seichte Anmaßungen, oder durch vorbringliche Mittelmaßigkeit; aber das Haus der Gemeinen ist nicht allein die beste Schule und die edelste Bühne der Beredsamkeit, sondern auch die höchste Feuerprobe in der Vollendung der Kunst. Brougham's Name findet sich zum ersten Male in den Parlamentsdebatten von 1810. Burke, Fox, Pitt, und grade damals Sheridan, welcher ein Anderer geworden, waren abgetreten. Canning war ihr Nachfolger und rangirte schon mit ihnen, trotzdem daß die Gegenwart nur zu sehr geneigt ist, lebende und glänzende Talente aus Reich gering zu schätzen. Nach einiger Zeit fand er seinen einzigen und anerkannten Rivalen in Brougham, und sie führten fort größtentheils Gegner, immer aber Rivalen im rednerischen Wettstreit bis zu Canning's beweisenwerthem Tode zu sein.“

„Die Kraft und die Lebendigkeit des Gemüthes Canning's waren von den Grazien seiner hohen Begabung und Vollendung verhält. Brougham's Gemüth erscheint, mit dem Canning's verglichen, mehr athletisch zu sein, weil es weniger abgeschliffen, seine Beredsamkeit grobkörniger, weil sie roher ist. Niemand waren zwei Redner, weder Fox und Pitt, noch Demosthenes und Cicero, in Dem verschiedener, was den Styl oder die Manier ausmacht.“

„Jeder von Beiden würde von dem Geschmack oder der Vorliebe Dessen vorgezogen werden, welcher voreilig, wenn auch ohne Vorurtheil, wagen wollte, zwischen den Beiden zu entscheiden. Männer von verständigem und gesundem Urtheil würden vielleicht schwanken und sich zurückhalten, Einem die Palme zuzuerkennen. Der Leser und der Hörer ihrer fraglichen Reden möchte Canning eine höhere und glücklichere Stellung in Hinsicht der Gaben und Fähigkeiten anweisen. Vielleicht übertraf Canning alle Redner in der Kunst, für seinen Zweck alle Quellen des Witzes, seiner Einbildungskraft, seiner Gelehrsamkeit in der Anwendung einer Metapher, eines Gleichnisses, einer classischen Anspielung mit plastischer und vollendeter Kunst zu vereinigen. Brougham, untergeordneter in Dem, was man die Schönheiten und den Schmuck der Literatur heißt, aber mit einem noch größeren Kreis der Velefenheit und einem Schatz tieferer Kenntnisse —, Eigenschaften gleichfalls verschieden und grobkörniger — schöpft selten aus seinem Gedächtniß, aber noch viel seltener aus

dem blendenden Quell der Einbildungskraft und Phantasie, mit welcher er vielleicht gar nicht, doch gewiß nur spärlich begabt ist. Deswegen werden seine Reden, bei einer oberflächlichen Betrachtung, mit denen Canning's verglichen, einformig und nicht hervorbringend genug erscheinen, aber nur im Äußern. Er stützt sich auf die eingeborenen Kräfte seines Gemüthes; aber diese sind so beweglich und elastisch, daß, obgleich das Colorit nicht so mannichfaltig und anziehend erscheint, sich in ihnen doch eine Mannichfaltigkeit und eine Kraft geistiger Lebendigkeit und Handlung vorfindet, welche nicht nur anziehen oder die Aufmerksamkeit reizen, sondern die Vernunft unterwerfen."

"In einer Eigenthümlichkeit kann er aber unübertroffen genannt werden, nämlich in der glücklichen Fertigkeit, mit welcher er einen wichtigen moralischen Ausspruch oder eine moralische Wahrheit in eine so ausdrucksvolle, natürliche und behaltbare Phrase kleidet, welche aufgefunden wird und mit elektrischer Schnelligkeit im Volke umläuft. Das ist eine von den Künsten oder Mitteln, welche ihn weit über alle Mitbewerber darin emporheben, eine populäre oder öffentliche Wirkung hervorzubringen."

"Seine Phrase: „Der Schulmeister auswärts“ (the schoolmaster abroad), war in jeden Winkel der Erde verpflanzt, wo die englische Sprache gesprochen wird. Jedermann verstand oder fühlte die Pointe, das Apöpos dieser Phrase. Freilich nur die, welche nachdenken und raisonniren, hatten die Wirkung und den Werth dieser Phrase gewürdigt. Die merkwürdige in Frage stehende Sentenz ist so kurz, daß sie eben in dieser Skizze angeführt werden mag. Sie bezog sich auf den Eintritt des Ministeriums Wellington beim Tode Canning's 1828. „Der Feldmarschall und Herzog von Wellington“, sagte der Redner, „mag die Armee nehmen, er mag die Marine nehmen, er mag das große Siegel nehmen, er mag die Bischofsmütze nehmen. Ich mach' ihm mit alle dem ein Geschenk. Laßt ihn mit seiner ganzen Gewalt, das Schwert in Händen, gegen die Constitution anrücken, das englische Volk wird ihn nicht allein zurück schlagen, sondern auch über seinen Angriff lachen. Zu andern Zeiten mag das Land mit Schreiden gehört haben: „Der Soldat war auswärts.“ Es wird jetzt nicht so sein. Laßt den Soldaten auswärts sein, wenn er will; er kann nichts in dieser Zeit thun. Es gibt eine andere Figur auswärts, eine weniger imponirende Figur, in den Augen von Einigen vielleicht sogar bedeutungslos. Der Schulmeister ist auswärts; ich vertraue ihm, mit seinem Abreißbuch bewaffnet, den Soldaten in seiner vollen militairischen Rüstung gegenüber. Ich mißbillige den Eintritt des Ministeriums Wellington vom constitutionellen Gesichtspunkte, aber ich habe durchaus keine Furcht wegen Verletzung der Freiheiten meines Vaterlandes. Auf solche Befürchtungen blicke ich als auf grundlose und nichtige!"

"Was war die öffentliche Wirkung dieser wenigen Worte? Sie lehrte die Bürger der sittlichen Kraft vertrauen und sich selbst der physischen Stärke gegenüber; sie machte den Marschallstab in der Hand des militairischen Premierministers fallen, oder daß dies fernerhin nur als eine Kleinigkeit vom Volke angesehen wurde. Die gewichtige moralische Sentenz, also ausgesprochen, war wesentlich populair oder demokratisch. Die Kurzsichtigen und gemeinen Parteigänger der Aristokratie betrachteten dies als eine Verwünschung, den Ungehorsam des Volkes aufzureizen. Die Wirkung der Sentenz war aber im Gegentheil, wie alle Maximen und Sentenzen, welche, auf natürliches Recht gegründet, mit der allgemeinen Vernunft übereinstimmen, ganz geeignet, eine ruhige Regierung und den socialen Frieden zu befördern."

"Lord Brougham's natürliche Anlage als Redner ist wesentlich für den Angriff geeignet und begabt. Ein Gegner feuert auf ihn einen Beweis oder eine Phrase ab, von welcher sich der Redner eine große Wirkung verspricht, welche sie auch hervorbringt. Er

dagegen nimmt sie auf, wendet sie um und um und betrachtet sie einen Augenblick wie eine Waffe in seiner Hand, ein Weniges modificirt er sie, legt sie zurecht und schleubert sie dann mit fürchterlicher Wirkung auf seinen Gegner oder auf die feindlichen Reihen zurück."

"Er muß eine Partei vor sich haben, eine Person, ein Vorurtheil oder einen Mißbrauch, für die er sein Feuer und die Verschiedenartigkeit seiner Mittel zusammenzieht. Seine Stärke ist, feindliche Reihen zu durchbrechen oder im Sturm einen Hauptangriff auszuführen. Dann beginnt er seine Logik ins Gesecht zu führen, den weitesten Spielraum dialektischer Künste anzuwenden, zuweilen verborgen, immer aber kräftig und gewandt, mag er nun einen Irrthum bloßzustellen, einen schwachen Vorwand zu vernichten, einen Gegner aus seiner Stellung zu vertreiben und sie einzunehmen, oder gegen ihn die eignen Waffen zu kehren haben: gallenbittere Ironie, persönliche Verpötlung und Bosheit, Sarkasmus, welchen man einen schreibenden (flaying) nennen könnte, wenn diesem Epitheton nicht Tautologie vorzuwerfen wäre in Bezug auf den Ursprung des Wortes, kurz ein Strom der Rhetorik und des Raisonnements für seinen Zweck, welchen Ton oder welche Richtung seine Rede auch nehmen mag."

"Diese instinctmäßige Energie, dieser Sturm des Gemüths und Temperaments führt uns zu der Sünde, welche Besitz von ihm ergriffen. Sein Ungeftüm wird häufig unbeherrschbar. Dann macht er seine Angriffe mit unbedrückter Berwegenheit. Er überschreitet die Grenzen der Klugheit, der Discretion und ebenso auch des guten Geschmacks. Dann hält er ungemäßigte Heftigkeit für strenge Wahrheit und wird nur in dem Verlauf durch einige Gefahr für seine Würde zurückgehalten. Er rafft dann von den Straßen eine gemeine Persönlichkeit auf und zieht sie als ein Sarkasmus auf solch eine Weise in die Debatte, daß er seine Würde und seinen Geschmack aufs Spiel setzt. Der Leidenschaft, dem Piquanten, dem falschen Glanz auf einen vorübergehenden Triumph gestattet er freien Einzug. Er stützt sich auf seine rednerische Gewalt mit verzweifeltem Vertrauen, erlangt einen augenblicklichen Erfolg durch die Kraft und die Wirkung, mit welcher er declamatorische Fragmente und barbarische Sarkasmen, meistens ohne Unterschied, auf seine Gegner und deren Verbündete ausschüttet, verzweifelt einen fürchtbaren Rückzug, ist aber so beschädigt, daß er es für klug hält, bei Zeiten das Schlachtfeld zu verlassen."

76.

### Notizen.

Zu Ende des Jahres 1835 hatten in den sämtlichen Sparcassen der Schweiz 60,028 Individuen Geld deponirt, also etwa 1 von 36; in den Cantonen Basel-Stadt und Genf aber kam 1 auf 8, während in Frankreich nur 1 auf 271 kommt. Im J. 1825 belief sich die Summe der in den schweizerischen Sparcassen deponirten Gelder auf 6,560,359 französische Francs, 1835 schon auf mehr als doppelt so viel, nämlich auf 16,694,882 Francs. In mehren katholischen Cantons fehlen diese wohlthätigen Anstalten noch ganz, während ihre Zahl in den protestantischen von Jahr zu Jahr wächst und in denen mit gemischter Bevölkerung, z. B. Graubünden, auf 16 protestantische Depositionen nur 1 katholischer kommt.

Ein Gelehrter hat beobachtet, daß allemal in einer Familie, in welcher vier Generationen aufeinander folgten, ohne daß die Männer Beschäftigungen hatten, welche körperliche Anstrengung erfordern, die Kinder, welche die fünfte Generation bilden, jung und mehrertheils an Brustkrankheiten starben. Diese Beobachtung hat sich sowohl bei Gelehrten als Handwerkern bewährt, die viel im Zimmer sitzen, z. B. bei Schneidern.

53.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 190. —

9. Juli 1838.

La chute d'un ange. Poème par M. de Lamartine.  
Paris 1838.

Lamartine berichtet uns in seinen Vorreden zu „Socelyn“ und dem „Fall eines Engels“, daß diese beiden Dichtungen, wovon jede zwei Octavbände stark, nur Bruchstücke einer großen Epöbe sind, welche das ganze menschliche Leben umfassen und den Menschen in den verschiedenen socialen Lagen schildern soll, die er nacheinander auf der Erde zu durchlaufen hat, bevor er in den Himmel, seine ursprüngliche Heimat, zurückkehrt, welche er durch seine Schuld verloren hat und durch seine Thränen wiedergewinnen soll. Das Dasein ist demnach eine Sühne und die Erde eine lange Schmerzensleiter, deren Sprossen die Jahrhunderte und deren Stöße der Zorn ist; der Mensch ist dazu verdammt, langsam und unter seiner Last kochend jene Leiter hinaanzusteigen, und hat während dieses peinlichen Emporklimmens keine andern Anhaltspunkte, als die verzehrende Sehnsucht nach dem verlassenen Vaterlande, die bittere Erinnerung an die verlorenen Güter und jenen ergränzten Blick, welcher von oben beständig auf sein Elend herabschaut und ihm verspricht, dereinst gnädig zu lächeln, wenn sein ganzer Leib eine Wunde sein und seine von Kerker zu Kerker gewanderte Seele mittels unaufhörlichen Jammers eine irdische Hülle nach der andern abgestreift haben werde. Das ist eine düstere Lebensphilosophie, und es darf daher nicht verwundern, wenn in den beiden bis jetzt erschienenen Epöden das unglückliche Opfer auf halbem Wege entmuthigt innehält und mit einem Verzweiflungsschrei zusammenstinkt.

Der „Fall eines Engels“ ist der erste Schritt des Menschen ins Leben, die erste Sprosse der langen Leiter. Ein Engel, von der Schönheit eines Mädchens in Versuchung geföhrt, verliert den Himmel aus Liebe; er steigt auf die Erde nieder, und sowie er den Boden beröhrt hat, beginnt seine Strafe. Liebe machte ihn zum Sänder, Liebe wird seine Folter. Lamartine beabsichtigt, in zwölf verschiedenen Dichtungen oder Epöden — alle wahrscheinlich von demselben Umfange wie die beiden bereits veröffentlichten — den ganzen Leidensplan zu beschreiben, welchen der Engel von seinem Falle bis zu seiner Rückkehr in den Himmel durchlaufen muß. Es ist zu erwarten, daß der Dichter in die Prüfungen, welche er seinem gefallenen Engel aufspart, einige Abwechslung hineinbringen und

den Aufwand dieser langen Marter nicht wie in den beiden ersten Epöden mit der Liebe allein bestreiten wird. So verschieden und künstlich erdacht auch die Situationen sein könnten, vierundzwanzig Hände Alexandriner mit Variationen über das Thema: Ich liebe dich! würden am Ende jedes Mitgefühl unterdrücken und die großmüthigste Geduld ermüden. Es gibt hienieden viele Arten des Unglücks, und die Liebe ist beiseitem nicht die einzigste Qual der Seele.

Schreiten wir zur Analyse des Gedichts. Ein alter Eremit vom Libanon, dessen Blick in der Vergangenheit liegt, erzählt dem Meer, diese neue Episode in fünfzehn Visionen. Die Handlung spielt in der Arzeit. Wir sehen zunächst einen Hirtenstamm, welcher vom Libanon herabsteigt und seine Heerden in die Ebene führt. Die Nacht bricht an, und beim Sternenlicht ertönt von allen Seiten ein großes Pflanzenconcert (concert végétal), welches die Cedern mit einem Lobgesang auf den Ewigen eröffnen, und in welches tausend geheimnißvolle Stimmen der übrigen Bäume, Blumen und Kräuter als Chor einfallen. Die Engel lauschen lange Zeit diesem erhabenen Naturgebete aus den Wolken zu; der fromme Hymnus verstummt allmählig im Raume, und die Engel begeben sich wieder in die obern Regionen zurück. Ein einziger bleibt in den Wolken, die Augen starr auf die Erde gerichtet und in dem Anschauen eines „schönen nackten Kindes“ verloren, welches unter einem Baume eingeschlafen war und den Ausbruch ihres Stammes nicht gemerkt hatte. Das lange Anblicken dieses reizenden Geschöpfes macht den Engel mit seiner Engelsnatur unzufrieden; er erwägt in seinem Geiste die Vorzüge und Nachteile des Himmels und der Erde, als ihn plötzlich das Geräusch schwerer Tritte aus seinen Träumereien aufweckt und er eine riesige Gestalt auf Daidha (die eingeschlafene Schöne) zuschreiten sieht. Es war ein „Menschenjäger“. Als der Riese das am Baume liegende Mädchen ansichtig wird, stößt er ein höfliches Gelächter aus, klatscht drei Mal in die Hände, und auf dieses Signal eilen sechs andere Menschenjäger von seinem Schlage aus der Tiefe des Waldes herbei. Über die Befehlsnahme des Hundes gerathen die Titanen in Streit, und der erste Riese, welcher sie für sich allein haben will, stürzt, von sechs Keulenschlägen getroffen, zu Boden. Von dem Lärm seines Falles erwacht plötzlich Daidha, rafft

sich schleunig auf und entflieht wie eine verwundete Gazelle. Die Menschenjäger sehen ihr nach und werfen sie im Laufen ein weites „Stahlnes“ über, worin sie gefangen wird. Bei diesem Anblicke stürzt sich der Engel vom Himmel auf die Erde und tödtet mit Blitzesschnelle fünf Riesen. Der zuletzt Ubrigbleibende, gewandter als seine erschlagenen Brüder, packt seinen Feind um den Leib und ringt mit ihm, bis sie Beide in einen nahen Abgrund stürzen, in dessen Tiefe ein reißender Strom braust. Dort wird der Kampf mit noch größerer Erbitterung fortgesetzt; der Engel Cedar rafft endlich alle seine Kräfte zusammen, macht sich von seinem Gegner los, packt ihn beim Rinnbacken, reißt ihm den Mund auf und erstickt ihn mit Wasser.

Nach dem Siege fliegt Cedar zu Daidha, zerschlägt das Stahlnes und befreit den gefangenen Vogel. Die dankbaren Liebessungen des jungen Mädchens unterbricht die Ankunft der Hirten, welche die Schönste der Schönen ihres Stammes suchen, und man führt Beide mit Jubel in die Ebene hinunter. Aber die kräftigen und schönen Körperformen des gefallenen Engels erregen bald den Verdacht und den Neid der Jünglinge; man forschet ihn aus. Als neuer Ankömmling auf Erden versteht noch spricht der Engel die Sprache der Menschen; er bleibt stumm wie ein Fisch, und man schlägt deshalb vor, ihn zu tödten. Aber die Weiber und der alte Phayr widersetzen sich, und Cedar wird in Berücksichtigung seiner guten That blos verurtheilt, Sklave zu werden. Dieser Zug gibt eben keinen vorthellhaften Begriff von der Gerechtigkeit und den Tugenden des patriarchalischen Zeitalters. Nachdem das Urtheil gefällt ist, lassen die Stammhäupter das „Kianengeslecht“ herbeischaffen, welches man den Sklaven um den Hals und um die Arme zu befestigen pflegte, und treten an den Engel heran, um es ihm überzuziehen. Cedar wirft sie mit einem Stoße zu Boden und setzt ihnen den Fuß auf die Brust; als aber Daidha vor Schreck aufschreit, befänstigt er sich sofort, hebt den traurigen Strick von der Erde auf und läßt sich geduldig von ihr fesseln. Der arme Engel muß als Sklave die Heerden Phayr's hüten. Am folgenden Tage halten die Häupter ein Ministerconseil und beschließen, vom Fuße des Libanon an die Quellen des Drontus auszuwandern.

Dort angelangt, schlägt der Stamm seine Zelte in der Ebene auf, während die Sklaven mit den Heerden auf die Berge ziehen. Hier beginnt ein süßes Schäferleben für unsern gefallenen Engel, die blonde Daidha bringt ihm Abends zu essen und melkt seine Kameelinnen; wenn das Geschäft beendet ist, ertheilt sie dem Ungebildeten Sprachunterricht und spielt mit ihm bis spät in die Nacht hinein. Die Hüttenwochen der beiden Liebenden dauern nicht lange; die Jünglinge des Stammes, sämmtlich von Daidha's Reizen entzückt, werben um ihre Hand; allein ohne Erfolg. Die Weiber erklären sich diese hartnäckige Weigerung nicht und vermuthen, daß Daidha's rebellisches Herz im Geheimen liebe. Durch List erfahren sie das schreckliche Geheimniß: die Tochter Phayr's liebt einen felsen Sklaven! Die Frauen rufen: Schmach!

Schmach! Die jungen Mädchen treten mit Abscheu von der Schuldigen zurück; die zürnende Mutter bindet sie mit ihrem langen Flechtenhaar an die Wände der Grotte und läßt sie dort allein mit ihrem Schmerze. In einem Nu verbreitet sich das Gerücht von der Liebhaft Daidha's und Cedar's in dem ganzen Stamme; die jungen Bursche, Zorn und Rache schnaubend, rennen auf die Berge, um ihren unwürdigen Nebenbuhler zu massacriren. Cedar kann sich in seiner Kianenzwangsjacke nicht wehren und bleibt für todt auf dem Plage liegen. Daidha, welche das Wuthgeschrei der Hirtenbursche und das Angstgeschrei ihres Freundes von ihrem Gefängniß aus vernommen hat, windet sich wie ein junges Pantherweibchen in ihren Banden, und da sie die Knoten ihrer Haarflechten nicht vom Felsen ablösen kann, zerbeißt sie dieselben mit ihren Zähnen und stürmt athemlos ins Gebirge, wo sie ihren Geliebten ohne Lebenszeichen am Ufer des Drontus findet. Ihre Thränen und ihr Jammern bringen ihn jedoch bald wieder zur Besinnung, und Cedar, von seinen Fesseln befreit, nimmt seine Retterin in den Arm und trägt sie tief in den Wald hinein, wo er sie auf ein Blumenbett niederlegt. Die Nacht breitet ihre schwarzen Fittige über die Gegend aus, und beim hellsten Mondenscheine entschädigt sich der arme Sklave für die Prügeln seiner neidischen Nebenbuhler.

Neun Monate nach dieser Nacht gebar Daidha auf dem Moose ihrer Grotte ein allerliebtestes Zwillingsspaar. Sie durchschwimmt um Mitternacht den Drontus und bringt ihre Neugeborenen auf das jenseitige Ufer, wo sie Cedar in Empfang nimmt und im Geheimen mit Ziegenmilch ernährt; die Mutter kehrt unbemerkt in ihr Gefängniß zurück und Niemand ahnt das schreckliche Geheimniß. Aber der Zufall wollte es, daß einige Zeit darnach der Herr die Heerden im Gebirge musterte, welche er der Ddhit Cedar's anvertraut hatte. Die Kinder, von einer Gabelle erschreckt, welche sie im Grabe beschnüffelte, fingen an zu schreien und verriethen sich. Der darüber ganz erstaunte Heerdenbesitzer nahm die kleinen Zwillinge aus ihrem Moosneste und ließ sie nach Hause schaffen, worüber der Engel natürlich trostlos jammerte. Der ganze Stamm geräth in Bewegung; da sich die Hirten die Geburt dieser Kinder nicht erklären können, fürchten sie sich vor ihnen und werfen sie in den Drontus. Aber Daidha springt den beiden Zwillingen nach und bringt sie wieder ans Ufer. Die versammelte Menge bricht in Verwünschungen aus, und in wenigen Augenblicken sieht die zum Hungertode verurtheilte Tochter Phayr's einen steinernen „Hungerturm“ um und über sich in die Luft steigen. Cedar wird seinerseits in den Strom gestürzt, mit einem Palmbaumkloze an jedem Fuße.

Aber es stand geschrieben, daß Cedar nicht durch Wasser umkommen sollte. Während ihn die Hirten für immer erkaufte wohnen, steigt er zum zweiten Mal frisch und gesund aus dem Flusse heraus und schleicht sich bei der Nacht an die Zelte seiner Feinde. In der Finsterniß stößt er an den Hungerturm; Klageseufzer dringen aus diesem Grabe heraus; der Engel horcht, erkennt die ertösende

Stimme Daibha's, springt mit einem Sage wie ein Tiger oben auf den Thurm hinauf und schleudert die Steine in die Ebene. Das Gepolter erweckt die Hirtin; sie kommen herbei, stürmen und wollen den Sklaven greifen. Aber Eddar wälzt Steine auf Steine seinen andringenden Segnern auf den Kopf, zerschmettert und zerstreut sie; darauf wie ein Raubvogel in die Tiefe des unheimlichen Grabes hinabschießend, faßt er mit seinen gewaltigen Klauen Daibha und die beiden an ihre Brust geklammerten Zwillinge und rennt damit ins Gebirge. Sie irren mehre Tage und Nächte lang durch Berg und Ebene, bis sie endlich auf Felsenschluchten und Abgründe stoßen, welche ihnen den Weg verschließen. Eddar und Daibha wollen einen Ausweg suchen; aus Furcht vor Schakals legen sie ihre Kinder in die Krone eines jungen Palmbaumes, welchen der Engel mit seinem starken Arme herunterbeugt. Nachdem sie den Weg gefunden, kommen sie zurück, um die Kinder aus dem Neste zu holen; aber das Nest ist leer, über ihren Häuptern gewahren sie einen großen Gebirgsadler, welcher die beiden Zwillinge in seinen Klauen trägt. Eddar und Daibha sehen ihn in eine Höhle fliegen; sie eilen dahin und finden ihre Kinder auf den Knien eines Greises wieder, der ihnen Drangen auszusaugen gibt. Der Alte empfängt die Wanderer sehr gnädig, zeigt ihnen in seinem Garten die erfreulichen Wirkungen der Stillfation, erzählt ihnen seine Lebensgeschichte und leßt ihnen Eregese über das echte Wort Gottes.

Der alte Prophet wird in seiner Bibelstunde von der Ankunft einer Bande roher Soldaten unterbrochen, welche ihn auffodern, den Baal anzubeten, und da er sich weigert, ihn bei den Haaren fassen und in den Abgrund schleudern, seine heiligen Bücher verbrennen und Eddar und Daibha in einem Luftschiffe nach Balbel transportiren. Balbel ist nämlich die Hauptstadt im Lande der Riesen, und Lamartine hat seine Phantasie riesenmäßig angestrengt, um uns den Residenzpalast des Königs Nemphed zu beschreiben. Über die detaillirte Schilderung dieses orientalischen Luxus vergißt der Dichter 50 Seiten lang seine Haupthelden, welche vom König Nemphed mit Bewunderung aufgenommen werden: Daibha erhält des lachendste Boudoir seines Harems und Eddar den schwärzesten Kerker in Balbel als Wohnung angewiesen. Die beiden Liebenden gehen bloß über den Hof des Palastes, aber ihre Schönheit entzündet ein Männer- und ein Weiberherz zur heftigsten Leidenschaft. Lactmi, die Favoritin des Königs Nemphed, von dem Götterblicke Eddar's geblendet, besucht ihn jede Nacht in seinem Gefängnisse, und obschon er standhaft ihre Anträge ablehnt, steckt sie ihm doch eine Felle zu, zeigt ihm den Weg zur Flucht und verspricht, ihm seine Frau zu schicken; denn es werde bald eine Palastverschöderung ausbrechen, welche einen andern Herrscher auf den Thron der Riesen bringen solle. Am Abend zuvor, wo die Empörung losbrechen soll, besucht Lactmi die unglückliche Daibha, bezeigt ihr ein heuchlerisches Mitleiden und schildert die trostlose, verlassene Lage ihrer beiden Zwillinge. In einem Anfluge unbefonnener Mutterliebe schneidet sich Daibha ihre Haare ab und gibt sie der Cour-

isane, um die Blöße ihrer theuern Zwillinge damit zu bedecken. Der Palastaufruhr wüthet; mitten im Lärm des Mordens und Schreiens umhüllt Lactmi ihr Gesicht und ihren Nacken mit den Haaren Daibha's und eilt zu Eddar ins Gefängniß; dieser, seine Eisen abschüttelnd und seine Geliebte wiederzusehen wähnend, nimmt die Tochter der Riesen in seine Arme und trägt sie mit krampfhafter Freude weit fort von der vermaledeiten Stadt. Am andern Morgen erwacht er in einer weiten Landschaft am Busen seiner schlafenden Gefährtin; er streicht ihr die Haare aus dem Gesicht, um die geliebten Krüge wiederzusehen; die aufgehende Sonne verräth die Kriegsklist Lactmi's, und Eddar schleudert sie in seiner Wuth in einen schauerhaften Abgrund; darauf springt er wie ein Löwe nach der Hauptstadt der Riesen zurück. Es war die höchste Zeit, daß er anlangte; der Riese Akrasiel, der Sieger Nemphed's, hatte sich bereits der Daibha, als des schönsten Krondiamanten bemächtigt, und da er ihren Widerstand nicht bezwingen konnte, so befahl er seinen Leuten, den beiden Zwillingen vor den Augen der Mutter den Kopf zu zerschmettern. Schon schwangen die Henker mit aufgehobenem Arme die beiden kleinen Creaturen in der Luft, als plötzlich oben von der Riesentreppe des Palastes herunter ein fürchterlicher Schrei erschallt. Eddar an der Spitze des empörten Volkes rückt heran, tödtet den Riesen, nimmt Daibha und seine beiden Kinder in die Arme und flieht weit weg. Von dem Riesen Stagyr geführt, schlägt er die Straße nach der Wüste ein, um in das Land der Gläubigen zu kommen; allein während der Nacht von seinem Cicerone verlassen, geht er bald irre und wird von allen Qualen der Wüste gefoltert; zuerst sterben ihm seine Kinder, dann seine Daibha, welche ihn in ihren Fieberphantasien zurückstößt und verflucht. In seiner Verzweiflung sammelt er Sträucher von den Hügeln zusammen, macht daraus einen Scheiterhaufen und verbrennt sich über den Leichnamen seiner Geliebten und seiner Kinder, einen letzten und schrecklichen Fluch gegen die Erde ausstößend. Ein Engel steigt vom Himmel und wirft auf die Menschheit das Anathem zurück, indem er mit seinen Flügeln die Asche des Scheiterhaufens zerstreut. Nach dem Engel erhebt sich der Sturmwind über diese wüste Fläche, und weht die Überreste des menschlichen Staubes nach allen vier Himmelsgegenden auseinander, und jede Spur des Menschen ist ausgelilgt. Diese Schlussscene in der Wüste gehört zu dem Gelungensten im ganzen Werke und erregt hohes Interesse, welches in den übrigen Theilen des Gedichts wenig und nur flau in Anspruch genommen wird.

(Der Beschluß folgt.)

#### Ansichten eines Engländers über einige Erscheinungen in der deutschen Literatur.

Das „Athenäum“, welches zu den gebiegensten wissenschaftlichen Zeitschriften Englands gehört, hat jetzt einen Correspondenten in Dresden, welcher seinen Beserteris mit den wichtigsten Erscheinungen der deutschen Literatur auf dem Laufenden erhält. Leipzig, meint er, sei der beste Platz für einen Fremden, der

sich in der wissenschaftlichen Welt Deutschlands gehörig orientiren wolle. In Betreff der Nationalökonomie hätten wir es den Franzosen sowol wie den Engländern an logischer Anordnung des Stoffes weitwärtiger zuvorgehen. „Es erscheinen in Deutschland 72 theologische Zeitschriften. Gegenwärtig äußert sich der Parteigeist besonders lebhaft, und die ehrwürdigen Mitarbeiter an den meisten Blättern scheinen die Milde, welche Er, von dem sie doch sämmtlich ihren Glauben herleiten, so sehr einschärft, nur zu oft außer Acht zu lassen. Die Württembergischen Bittern haben zwischen Katholiken und Protestanten viel Bitterkeit hervorgerufen, namentlich am Rhein und in Baden, diesen Burgen der römischen Ketten. In Sachsen sind die Katholiken vergleichungsweise ruhig und scheinen nur zu bedauern, daß drei Männer wie der König von Preußen, der Papst und der Bischof von Köln gehandelt haben, ohne vorher die Folgen zu bedenken, welche noch nicht abzusehen sind. Dr. Ammen (sic), der Vorstand der reformirten lutherischen Kirche in Dresden, wurde neulich barock angegriffen vom Baron Adernann (Udermann) und der Kezerei beschuldigt, worauf der Doctor eine Entgegnung schrieb, die hitziger und persönlicher gehalten ist, als die ganze Sache verdient hätte. Die zweite Auflage von Ammen's wichtigem Werke: „Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion“, ist nun vollendet und täglich gewinnen seine Ansichten und Lehmeinungen neue Anhänger; in der That gibt es nur wenige Deutsche von Erziehung, welche nicht den Versuch machen (so nennen sie es), ihren religiösen Glauben mit der Vernunft in Übereinstimmung zu bringen; sogar „Das Leben Jesu“, von Dr. Strauß, in welchem die Geburt des Heilandes und die von ihm verrichteten Wunder so ziemlich als Fabeln behandelt werden, hat neulich eine zweite Auflage erlebt. Viele bilden mit Abscheu auf dieses Buch; in einer Menge von Flugschriften und Recensionen ist es bekämpft worden; manche Schriftsteller aber haben offen den Ansichten, welche es enthält, Beifall gezollt. In Preußen geben die Pietisten und eine Standalöse Seite, die Mucker, noch hin und wieder Zeugniß davon, wie weit zuletzt der Fanatismus geht; die Letztern sind jedoch durch die Weisheit der Regierung bereits entlarvt worden, und so wird die Zügellosigkeit, welche unter dem Schleier der Religion sich verhält, bald zu Ende gehen.“

„In den naturwissenschaftlichen und medicinischen Zeitschriften (wovon allein 41 ausschließlich für Arzneikunde und Physiologie bestimmt sind) werden viele Gegenstände von der höchsten Wichtigkeit besprochen und abgehandelt. Der thierische Magnetismus, der Somnambulismus und selbst die Geschichte von Menschen, die vom Teufel besessen sind, setzen zahlreiche Federn in Bewegung. Ein Professor in Würtemberg, Eichenmayer, und Justinus Kerner sind lähn genug gewesen, dem Publicum mancherlei mitzutheilen, was ihrer Ansicht nach das Besessensein außer allen Zweifel stellt, worob die frommen Seelen das erschrocken sind. In den medicinischen Zeitschriften werden übrigens diese „bestätigten“ Angaben der württembergischen Professoren behandelt, wie sie es verdienen. Die Werke, welche von Densler, Professor der Physiologie zu Würzburg, und Dr. Bork, einem Arzte in Pessen, über thierischen Magnetismus erschienen, haben, gleich dem Buche des Dr. Passavant in Frankfurt, eine umsichtige Beurtheilung in Serdors's „Repertorium“ und andern Zeitschriften erfahren. Dr. Bork behauptet, binnen neun Jahren nicht weniger als 2000 Kranke durch den Einfluß des thierischen Magnetismus geheilt zu haben. In den Schriften zweier andern Arzte wird die große Menge von Krankheiten, besonders bei Paralytischen, der Disharmonie in den magnetischen Einflüssen zugeschrieben. In England erscheinen zwar solche Ansichten abgesehen, in Deutschland aber glauben ohne alle Frage viele wohlunterrichtete Männer, daß sie richtig und wohl begründet seien. Über den Somnambulismus und das Hellsehen wurden gegen Ende des verfloffenen Jahres viele wunderbare laute Sachen gedruckt und zum Theil von in Ruhe

stehenden Ärzten bevorwortet. Ich brauche hier nicht zu untersuchen, wie viel dabei auf Rechnung einer lebhaften Phantasie und der Uebertreibung gesetzt werden muß, ich sage nur, wie die Sachen stehen. Die Homöopathie behauptet den gewonnenen Grund, und der Werth darüber erscheinen immer mehr. Sie hat aber nur Anhänger unter den niedern Ständen (?). Nach den neuesten Artikeln in den homöopathischen Zeitschriften zu urtheilen, hat die ursprüngliche Lehre Hahnemann's wenig zu schaffen mit der jetzt üblichen Art, Krankheiten zu heilen, und diesem Umstande haben wol grade die Arzte ihren Ruf zu verdanken. Eine andere therapeutische Neugier, die gegenwärtig stark in den medicinischen Zeitungen besprochen wird, ist das Kaltwassersthem. Die Anstalt zu Grödenberg in Schlessien, in welcher die Kranken täglich mehrmals in heftige Ausdünstung versetzt und darauf mit eiskaltem Wasser überschüttet werden, hat große Berühmtheit erlangt, und auch in andern Theilen Deutschlands sind solche Wasserheilanstalten gegründet worden. Aus der Presse gehen fortwährend eine Menge Schriften hervor, die das kalte Wasser anpreisen; es soll ein Universalmittel gegen alle Krankheiten sein; kurz, es ist Mode geworden, und wahrscheinlich speculativen Wanche, welche darüber schreiben, bios auf die Leichtgläubigkeit des Publicums.“

Der Engländer erwähnt sodann des ersten Bandes der stuttgarter Vierteljahresschrift und sagt darüber im Wesentlichen Dasselbe, was im Prospectus stand; bemerkt, daß Regsch bald seine Umarbeitung zum „König Lear“ und Bürger's „Lenore“ vollendet habe, lobt an denselben die reine poetische Auffassung und die anmuthige Gruppirung, meint aber, Regsch verstände es nicht, den Personen scharfe Individualitäten aufzuprägen. Lear und Kent könne man für gut gelten lassen, Cordelia aber ebenso gut ein Weib aus irgend einem andern Shakspeare'schen Stücke darstellen. Zum Schluß macht er seine Landsteute noch auf Angler's „Geschichte der Malerei von Konstantin dem Großen bis auf unsere Tage“ und Waagen's Werk über Kunst und Künstler in England, endlich auf Spruner's „Historischen Atlas“ aufmerksam und verspricht zuletzt, bald über den Zustand der deutschen Lyrik zu berichten. 47.

### Notiz.

Der 25. März in Griechenland.

Es ist aus den Zeitungen bekannt, daß der König von Griechenland den 25. März (6. April) als denjenigen Tag, an welchem sich die Griechen 1821 zur Erringung ihrer Unabhängigkeit erhoben, für immer zu einem Nationalfesttage bestimmt hat, und daß er als solcher bereits im gegenwärtigen Jahre gefeiert worden ist, namentlich in Athen, und auf eine sehr poetische Weise. - Es leuchtet ein, daß die Bestimmung solcher historischen Feste besonders unter einem so phantasierenden Volke, wie die Griechen sind, höchst zweckmäßig ist, und es ward daher auch von Friedr. Thiersch in seinem Werke: „De l'état actuel de la Grèce“, nicht vergessen, die griechische Nation auf Einführung von dergleichen historisch-politischen Nationalfesten und deren zweckmäßige Gestaltung in antiker Weise aufmerksam zu machen. Von oben muß auch hierin der Anstoß notwendig ausgehen; im übrigen wird der schaffende Geist der Griechen das Einzelne schon selbst zu gestalten und auszuführen wissen. Übrigens verdient grade der 25. März (6. April) obige Auszeichnung insofern, als an diesem Tage die erste eigentliche insurrectionelle Bewegung im Peloponnes, und zwar im Norden der Halbinsel, von Seite der Griechen allerdings erfolgte und an demselben die griechische Nation durch den messenischen Senat gegen die europäischen Mächte ihre Absicht, die Freiheit sich zu erkämpfen, zuerst aussprach. Sonst sind freilich die Schriftsteller über den eigentlichen Ursprung der griechischen Revolution in Griechenland selbst und über den wahren Geburtsstag der griechischen Freiheit nicht einig. 25.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 191.

10. Juli 1838.

La chute d'un ange. Poème par M. de Lamartine.  
(Beschluß aus Nr. 190.)

Lamartine sagt in seiner Vorrede, daß er eine menschliche Dichtung, „poème humanitaire“, schreiben und den Menschen die Seelenleiden ihres Lebens schildern wolle. Um solches zu bewerkstelligen, scheint es vor allen Dingen erforderlich, daß die Menschen sich in den Personagen wiedererkennen, deren Herz der Dichter bluten läßt. Dies ist bei dem besten Willen in der neuen Lamartine'schen Dichtung unmöglich, welcher wir deshalb, ungeachtet schöner Einzelheiten, prächtiger Beschreibungen und hochmetaphysischer Gedanken, den Titel einer epischen Dichtung streitig machen müssen. Die Charaktere fehlen darin gänzlich; einzelne Portraits sind trefflich und kräftig gezeichnet; aber nichts besteht durch sich selbst, das Ganze beruht lediglich auf Einbildung. Die Einbildungskraft ist eine kostbare Eigenschaft und schöne Gabe des Himmels; aber man irrt sich doch, wenn man glaubt, daß sie allein alle Kosten eines ganzen Gedichts bestreiten könne; sie soll hauptsächlich zur Ausschmückung dienen; ihre Aufgabe ist, die Landschaften zu malen und zu verschönern, worin die Handlung vorgeht, sich mit allen Details der Inszenierung zu befassen und die Thatfachen herbeizuführen. Aber von ihr hängen keineswegs die handelnden Personen ab; diese rühren nur, wenn sie wahr sind. Das Dramatische im eigentlichen Sinne des Wortes suchen wir vergebens in dem „Fall eines Engels“; die ergreifendsten Scenen sind nur glänzende Gemälde, wo die Farben stark aufgetragen sind; die Personagen bewegen sich nicht, keine hat ein inneres, unabhängiges Leben: Cedar, Daïdha, Nempheb, alle Helden und Heldinnen der Dichtung sind reine Abstractionen und Traumgestalten. Der Dichter beschreibt uns Männer, mit Leopardenfellen bekleidet, welche ganze berghohe Bäume als Fackeln in der Hand tragen und die dicksten Cedern mit dem kleinen Finger umbiegen, welche löwenstark sind und auf die andern kleinen Menschenkinder mit Stahlneigen Jagd machen, welche in gigantischen Luftballons reisen, die sie vermöge eines am Hintertheil und Vordertheil angebrachten Blasbalgs nach Welken zu lenken verstehen; eine Erfindung, welche wir mit dem griechischen Feuer und dem Nektar verloren haben, und welche die Phantasie Lamartine's der Welt wieder offenbart hat.

Die paradiesische Urwelt, in welche uns Lamartine einführt, stimmt, so viel ich weiß, mit keinem Religions-systeme zusammen; die Theologen mögen darüber entscheiden. In der Bibel ist allerdings von Riesen und von der Liebe der Engel zu den Menschen die Rede; aber nirgend steht geschrieben, daß die gefallenen Engel der Seelenwanderung unterworfen sind und alle Stufen der Wesenleiter durchmachen müssen, ehe sie wieder in den Himmel kommen. Dieser Gedanke rührt von Lamartine her. Aus der Philosophie des Gedichts kann man sich schwer herausfinden; Alles ist durcheinandergeworfen: Pantheismus, Buddhismus, katholisches und protestantisches Christenthum; Adam und Eva werden aus dem Paradiese gejagt, und Gott selbst hat seinen ehrwürdigen Bart und die goldene Strahlenkrone verloren, welche sein Haupt umgaben, als er dem Moses auf dem Berge Sinai erschien. Lamartine hat eine Welt erschaffen, welche alle Tradition verschmätzt; seine Schöpfung ist jedoch ziemlich chaotisch geblieben und sein Fiat lux ist eben kein Meisterstück. In dieser ganz neuen Welt stoßen wir jedoch auf manche Anklänge aus der alten Welt: der Hungerthurm erinnert stark an den Thurm Ugolino's im Dante; bei den Abendunterhaltungen Cedar's und Daïdha's haben dem Dichter offenbar die köstlichen Scenen des ersten Liebespaares in den Gärten Edens bei Milton vorgeschwebt, und der Gegenstand des ganzen Gedichts stammt von Thomas Moore.

Wenn man von dem „Fall eines Engels“ den ganzen übermenschlichen Theil mit seinen Riesen und andern phantastischen Gebilden wegschneidet, so würde man diese Episode mit Interesse lesen. Sie ist um zwei Drittel zu lang; bei der Beschreibung aller Zauber der Urwelt bleibt das Gemüth kalt, und wir sehen mit gleichgültigem Auge jene eingebildeten Naturwunder die Revue passiren. Das Non-plus-ultra dieser Übertreibungen ist die Schilderung des Residenzpalastes in Balbel: die Säulen dieses Palastes verlieren sich in die Wolken, eine Unzahl von Thürmen und Obelisken umgeben ihn; das Wunderbarste jedoch ist seine Ausschmückung. Die Säulen im Innern der königlichen Zimmer waren Pyramiden von nackten, übereinander stehenden Mädchen, die sich wie lebende Karpatten von Stockwerk zu Stockwerk erhoben. Die Zwischenräume dieser lebendigen Marmorsäulen waren mit Kindern ausgefüllt, welche in tausend verschiedenen Stellungen in der Luft



schwebten, mit ihren Händen eine Kette bildeten und, ihre geschmeidigen Glieder aufs graziosste biegend, sich als Körperquirlanden paarweise ineinander schlangen. Statt der Capitale waren andere Kinder zusammengruppirt, welche den Himmel auf ihrem Rücken zu tragen schienen. Längs des Frieses hin lief eine lange Fruchtschnur von Jünglingen und Mädchen, welche auf den Karniesen schweigend üppige Tänze ausführten. Die Zimmerfußböden waren mit Teppichen aus Frauenhaaren bedeckt, zwischen welche Blumen hineingeflochten waren, und auf diesen weichen Bliesen streckten die Riesen ihre rohen, ungeschliffenen Leiber in den malerischsten Attituden. Am geschmackvollsten jedoch waren ohne Widerrede die Labourets, die Sophas und die Kissen. Gruppen von jungen Mädchen saßen auf der Erde niedergekauert, und beim geringsten Winke der Riesen standen die Schönsten auf, bildeten Labourets, Bergären, Canapés, Armstühle u. s. w. Die Riesen drückten ohne Anstand ihre Ellenbogen in die weichen Fleischkissen; ihre warmen Füße ruhten zwischen eiseneinernen Händen, und die muskulösen Nacken dieser beneidenswerthen Titanen wurden von den Sammetschultern der frischesten Schönsten getragen. Die Tische waren gleichfalls von großer Seitenheit: Frauen, deren Hände zu Körben zusammengeflochten, trugen das Tafelservice, die Schüsseln, Becher u. s. w. Die Hauptgerichte waren Laubenzungen, Lammernmark, Kollibriquet, indianische Vogelnester u. s. w. Die Haare der Tische dienten als Servietten. Die Urmenschen Lamartine's sind ausgemachte Felnischmecker und schmelzen in einem Urtlur, wovon man keine Vorstellung hat. Wir begreifen wahrlich nicht, warum der gefallene Engel und seine Gefährtin, welche uns der Dichter als vernünftige Wesen schildert, bei ihrem Eintritte in den Residenzpalast zu Balbel nicht laut aufgelacht haben; sie müssen in großer Angst gewesen sein.

Auffallend sind die Stymnachlässigkeiten, welche sich Lamartine in dieser neuen Dichtung zu Schulden kommen läßt; die französische Grammatik und Syntax werden vornehm bei Seite gesetzt und die Regeln der ars poetica auf jeder Seite verletzt; Lamartine reimt z. B. hymnes und sublimes, algues und vagues, cèdres und ténébres und dergleichen mehr. Die Muse der Dichtkunst selbst wird sans façon behandelt; in der Vorrede heißt es unter Anderm: „Der Dichter muß seine Zeit zunächst den Geschäften und dann der Dichtkunst widmen, wenn ihm anders Zeit dazu übrig bleibt.“ Eine schöne Ausruf, wenn man schlechte Verse macht! Die dichterische Muse vermahnt diese mit in den Kauf gegebenen Ehrenbezeugungen und ist nicht gewohnt von Almosen zu leben; wenn sich Lamartine mit ihr auf diesen Fuß gesetzt hat, so ist es natürlich und gerecht, daß sie Repräsentanten gebraucht hat. Die politische Stellung Lamartine's ist seinen dichterischen Hervorbringungen nicht günstig; der Verf. sagt selbst, daß die Politik den größten Theil seiner Zeit in Anspruch nehme und er nur in seinen Nebensunden an die Poesie denken könne. Man kann aber nicht zweien Herren zu gleicher Zeit dienen, sagt das Sprichwort, noch weniger zweien Herrinnen; die Politik und Poesie sind

zwei Herrinnen, deren Eifersucht sich gegenseitig bewacht und Jede einen ausschließlichen Dienst verlangt.

Im Ganzen genommen ist die neue Dichtung Lamartine's eine völlig verunglückte zu nennen; das Riesenhafte ist nicht erhaben, die Affectation ist keine Stärke und die Incorrectheit keine Fülle; drei Viertel des Gedichts sind Auswüchse, welche ausgemerzt zu werden verdienen. Dann bleiben allerdings immer noch anmuthige Einzelheiten, schöne Beschreibungen und wahre Gefühlschilderungen genug übrig, um den Ruf des Dichters zu schützen und die Strenge der Kritik zu entwaffnen, welche, wenn Lamartine auf diesem Wege fortgeht, sich genöthigt sehen wird, die Dichtkunst gegen den Dichter zu vertheidigen. 35.

Erinnerungen aus Marokko, gesammelt auf einer Reise im Jahre 1830, von Ferdinand Freiherrn von Augustin. Mit 20 Ansichten. Wien, Schaumburg und Comp. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

In Folge der Feindseligkeiten, die wegen zwei geraubter österreichischer Rauffahrtschiffe mit Marokko ausgebrochen waren, wobei das österreichische Geschwader in personate die Hafenstädte l'Arache, Arzilla und Rabat beschoß, bis von der marokkanischen Regierung die geforderte Genugthuung geleistet wurde, beschoß der österreichische Hof, nach abgeschlossnem Friedensvertrage, eine Gesandtschaft an den Sultan von Fez und Marokko zu schicken, welcher dann der Verf. dieser Reisebeschreibung, ein österreichischer Grenadieroberlieutenant, sich anschloß. Die Resultate seiner Beobachtungen während der zweimonatlichen Dauer seines Aufenthaltes in diesem Lande sind nicht eben von Belang, und der Verf. legt überdies manche Beweise dafür ab, daß er nachgerade kein Meister darin ist, von Dem, was er gesehen hat, durch anschauliche Schilderungen einen Begriff zu geben; allein wir müssen auch wieder billig gegen ihn sein und in entscheidenden Betracht ziehen, daß er nicht nur wie alle Fremden von den Marokkanern mit großem Mißtrauen angesehen und fast auf allen Tritten und Schritten behindert wurde, sondern auch schwerlich selbst ein eigentlicher Schriftsteller sein dürfte. Es ist so wenig über Marokko bekannt und es kommt so selten ein Europäer in das Innere dieses Landes, daß man jedwede bestmögliche Mittheilung, sei es unter welcher Form es wolle, mit Dank annehmen muß.

Die Gesandtschaft stieg in Tanger im September an das Land. Tanger hat keinen Hafen mehr, seit die Nachlässigkeit der Mauren den von den Portugiesen erbauten Molo verfallen ließ. Die Strömung schwemmte viel Sand in die Bai, und daher können nur kleinere Fahrzeuge sich dem Lande nähern. So verschaffte die Trägheit selbst der Stadt ein Schutzmittel gegen feindliche Angriffe von der Meeresseite, denn die Festungswerke, mit denen sie umgeben ist, verdienen kaum diesen Namen, und sind in einem ebenso erbärmlichen Zustande als die zahlreichen Geschütze von allen Kalibern darauf. Sehr wenige haben eine Lafette von der einfachsten Art; bei den meisten liegt das Rohr auf der bloßen Erde und wird also nur, indem man es beiläufig in die Richtung des zu beschießenden Gegenstandes wälzt, auf gut Glück abgefeuert. Das Bergschloß, die Kassaba, das vornehmste Bollwerk, das hoch über der Stadt thront, ist sehr alt und beinahe ganz verfallen. Die wenigen erhaltenen Theile zeigen eine Pracht, wie sie die Mauren in ihrer schönsten Epoche anwendeten. Sie besteht aus einer Anzahl von Gebäuden, Höfen und Gärten, die beinahe den Raum einer kleinen Stadt einnehmen. Die Stadt Tanger ist klein, und enthält außer einer Moschee kein bemerkenswerthes Gebäude. Von der See aus gesehen, bietet sie einen schönen Anblick dar, indem sie terrassenförmig auf der sanften Abhängung

eines Borgebirges erbaut und von blühenden Gärten umgeben ist, aus denen die weißgestühten Häuser hervorspringen. Allein schon mit dem ersten Schritte durchs Thor verschwindet dieser freundliche Eindruck. Überall der ekelhafteste Schmutz, das tiefste Gethü; die Gassen ungepflastert, eng und trumm; die Häuser sehr niedrig, ohne Dächer und Fenster; die Menschen halbnaektes oder wenigstens zerlumptes Gesindel von allen Farben, vom tiefsten Ebenholzschwarz der Neger bis zum Weiß der Mauren. Die Mauren sind gewöhnlich von hohem, feinem, aber kräftigem Körperbau und haben in ihrem Gesichte edle Formen. Ihre Gesichtsfarbe ist die eines europäischen Südländers. Sie tragen dünne, kurze Bärte. Ihre Kleidung ist einfach und bei Allen dieselbe, nur daß der Reichere feinere Stoffe trägt. Ein weißes Hemde mit sehr weiten offenen Ärmeln, das bis an die Knie reicht, wird um den Leib mit einem roth-lebernen Gurte zusammengehalten. Weinkleider tragen sie selten, oder wenigstens so kurze, daß man sie nicht bemerkt. Die Hüfte sind mit gelben Pantoffeln bekleidet. Auf dem glattgeschorenen Kopfe tragen sie eine hohe, rothe Mütze (Fes), zuweilen mit einem weißen Turban umwunden. Über alles Dies kommt endlich das Hauptkleidungsstück, der Haik, ein mehre Ellen langes und breites weißes Tuch, das eine faltenreiche schöne Draperie bildet. Diesen Mantel legt der Marokkaner sogar Nachts nicht ab, wenn er sich auf seine Strohmatten schlafen legt. Über den Haik hängt der Reichere und besonders der Krieger noch seinen Selham, einen Obermantel von einem Zeug aus Kamelschafen mit einer spitzen Kapuze (Vernuß). Dieser ist so dicht gearbeitet, daß er lange Zeit dem Regen widersteht. Ihre Weiber sind auf der Gasse gänzlich in einen solchen Haik gehüllt, so daß nur die Augen sichtbar sind. Sie wandeln wie unförmliche Gespenster einher. Die Männer der gemeinsten Classe haben außer einem grobwallenen Hemde nichts am Leibe. Selbst der Kopf ist unbedeckt, und sie lassen zu dessen Binde ein Büschel Haare stehen, das, in ein dünnes Zöpfchen geflochten, vom Scheitel herabhängt. Die Mauren scheinen meist ruhig und stolz, nur ihr Auge verräth die südlische Blut, die sie erfüllt. Abgemessenen Schrittes gehen sie herum, oder sitzen auf den Thürschufen der Häuser oft in ganzen Gesellschaften mit gekreuzten Beinen stumm und starr beieinander und thun nichts. Zu Pferde sind sie aber voll Feuer und Bewegung. Die in Langer wohnenden Neger stehen in der Cultur noch um viele Stufen niedriger als die Mauren; ihre Gesichtsbildung grenzt ans Affenartige, sogar bei ihren Weibern, die unverschleiert umhergehen. Auch unter ihnen gibt es alle Abstufungen der Hautfarbe, vom Ebenholzschwarz bis zum Olivenbraun, welches die Farbe der Neger aus der großen Wüste ist. Die meisten Neger sind Sklaven. Auch viele Renegaten sind hier, meist entsprungene Gefangene aus Genta, oder geflüchtete Verdreher. Sie werden von den Marokkanern sehr verächtlich behandelt. Die Juden haben sich in Langer und ganz Marokko sehr zahlreich angesiedelt. Sie betreiben alle Handelsgeschäfte und sind den Mauren sehr nützlich; jedoch verachten diese sie auf eine empörende Weise. Ihre Häuser sind besonders reinlich und müssen nach Sonnenuntergang geschlossen werden; der Jude, der später ausgeht, wird gewiß gemishandelt. Ihre Tracht ist ein langes dunkles Kleid aus Tuch — ein helles dürfen sie nicht tragen —, um die Mitte des Leibes mit einem lebernen Gürtel zusammengehalten, und weiße leinene Weinkleider. Auf dem Kopfe ein schwarzes Käppchen. Auffallend sind die schönen Gesichtsförmern ihrer Weiber, die sich aber auf der Straße nie zu zeigen wagen dürfen. Sie haben das herrlichste Colort, schwarze feurige Augen und einen wohlgeübten Mund mit den schönsten Zähnen. Ihre Wüste dauert natürlich nicht lange; im zwölften Jahre heirathen sie, im zwanzigsten sind sie Matronen. Ihre Kleidung ist geschmackvoll und reizend. Ein rothes, mit Goldborten geziertes Leibchen, an welchem weite griechische Ärmel herabhängen, schließt sich knapp an ihre Formen. Der kurze graue oder gestreifte Rock wird durch eine vielfarbige seidene Schärpe festgehalten.

Der Kopfschmuck ist entweder ein weißer Turban oder ein leichtgewundenes seidenes Tuch. Ihre Ohrgehänge sind von außerordentlicher Größe; der Ring beinahe fingerdick, drei bis vier Zoll im Durchmesser; er wird zwar durch die im Ohrfläppchen gemachte Öffnung gesteckt, aber eigentlich mittels eines in den Haaren befestigten Kettenstrangs getragen. Mädchen tragen an Armen und Beinen schwere silberne Ringe; nur die Reicheren haben an den Füßen gelbe oder rothe Pantoffeln. Um ihre Schönheit zu erhöhen, färben sie den Rand der Augen dunkelschwarz und die Fingernägel gelb.

Das Innere der Wohnungen der Mauren ist äußerst einfach. Durch eine enge Pforte gelangt man von der Straße in einen kleinen Hof, der mit Steinplatten belegt ist und oft ein Bassin hat. Die Häuser haben statt der Dächer Terrassen und gar keine Fenster. Auf jeder Seite des Hofes ist nur ein einziges längliches Zimmer, das Luft und Licht durch die Thüre erhält. Bei Reichern stoßen mehre Höfe aneinander und schließen selbst Gärten ein. In der Wohnstube ist außer etwa ein paar Wandchränken kein Geräth. Man sitzt auf Strohmatten oder Keilen runden Polstern aus Leder. In den Harems mag es wol wohllicher aussehen. Die Heiligkeit der Regel darin ist so streng, daß sogar der Mann das Gemach seiner Weiber nicht betreten darf, wenn vor der Thüre Weiberpantoffeln stehen, ein Zeichen, daß eine Fremde da ist, auf welche Weise denn wol mancher Mißbrauch stattfinden mag.

Der Marokkaner darf vier Weiber nehmen, hat aber meist bloß eine. Obalkolen sind nur in den Harems der Reichern und Vornehmen. Der Sultan soll 300 besitzen, meist aus Circassien. Die jungen Männer bekommen nie ein Mädchen zu sehen, selbst nicht, wenn sie es heirathen wollen. Hat Einer von den guten Eigenschaften eines Mädchens durch Mutter oder Schwestern, oder durch alte Weiber, die sich mit Kuppeln abgeben und deren es hier sehr viele gibt, gehört, so sucht er mit dem Vater über die Mitgift einig zu werden. Ist dies geschehen, so gehen sie zum Kadi und lassen die Bedingungen gerichtlich aufzeichnen. Der Kadi läßt dann einen Becher mit Wasser bringen, den er mit beiden Theilnehmern austrinkt, und sie fallen alle Drei zu einem kurzen Gebete nieder. Der Tag wird bestimmt, an dem die Braut ihrem zukünftigen Gatten zugeführt werden soll, und die Heirath ist ohne weitere religiöse Ceremonie geschlossen. Die Braut hat bis zu diesem Tage zwei wichtige Geschäfte: ektens ihrem Bräutigam ein Hemde zu verfertigen, das er in der Hochzeitnacht trägt und meist mit schönen Stickereien verziert wird, und zweitens, recht viel zu essen, um die hochgeschätzte Eigenschaft der Heiligkeit zu erlangen; wenn dies nicht etwa schon der Fall wäre. Am Hochzeitstage wird die Braut erstlich ungefähr so geschmückt, wie schon die Tracht der Tübinnen beschrieben war, nur daß das Kleid weiß ist. Auf die Stirne wird ihr eine Blume, auf die innern Handflächen allerlei Figuren geätzt. So erwartet sie sitzend mit Sonnenuntergang den Bräutigam, der, dicht verummmt, zu Pferde mit allen seinen Verwandten kommt, sie abzuholen. Sie wird dann in einen großen, mit weißem Zeug überzogenen, kegelförmigen Käfig gesperrt, den man auf ein weißes Maulthier hebt und befestigt, und nun geht der Zug fort. Zuerst kommt die Musik, ein paar große Trommeln mit schlaffgespannten Fellen und einige Blasinstrumente, eine Art elender Hoboen, die langgezogene quiettschende Töne von sich geben, in gewissen Pausen unterbrechen sie dumpfe Trommelschläge; dann der Bräutigam zu Pferde, neben ihm seine Verwandten zu Fuße, die große Lücher in der Luft schwenken; hinter ihnen die Verwandten der Braut mit Laternen, dann sie selbst in ihrem Käfig, und endlich die Väter zu Pferde. Eine ungeheure Menge Volk läuft schreiend mit und schließt Flinten ab. Auf den Terrassen stehen die Weiber, wie immer verummmt, und schreien ihr gewöhnliches lulululula! jejejeje! Im Hause des Bräutigams angekommen, sehen sich Beide zum ersten Male. Bei den Mauren hört mit diesem Momente alle weitere Ceremonie auf; nur bei den Hochzeiten der Neger geht es lustiger zu und wird bis Mitternacht ge-

tanzt, gesungen und geschmauft. Die Scheidungen erfolgen ohne große Umstände, und wenn der Kabi die Gründe des Mannes billigt, der seine Frau nicht mehr haben will, so scheidet sie dieser dem Vater wieder ins Haus.

Unter die Heiligen, Sanctons, rechnet man alle Priester, Schriftgelehrte oder überhaupt höher Gebildete und Solche, die sich so oder so beim Volke das Ansehen zu verschaffen wissen, mit der Gottheit durch Inspirationen in näherer Verbindung zu stehen, und deren Zahl sehr groß ist, da die Heiligkeit in der Familie forterbt, sodas selbst das neugeborene Kind und in Ermangelung dessen ein Diener alle Rechte und Verehrung des Vaters oder Herrn genießt; ferner Blödsinnige und Verrückte und endlich Feber, der einmal nach Mekka zum Grabe des Propheten gewallfahrtet. Die Sanctons zeichnen sich durch ihre Kleidung aus, und die Vornehmen sehen in ihren blauen Haals manchmal recht ehrwürdig aus. Die Inspirirten aber decken ihre Blöße kaum mit einigen Lumpen, liegen den ganzen Tag im Schmutz auf den Straßen und haben den Leib mit unzähligen Amuletten behangen. Die blinde Verehrung des Volkes überhäuft die Sanctons mit Geschenken, und sie dürfen sich Alles erlauben. Ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, den Aberglauben auf allerlei Art durch vermeinte Zaubermittel für und gegen Dies und Jenes zu nähren. Gewöhnlich halten sie jährliche große Umzüge mit fürchterlichem Scheul durch die Straßen; ja, eine Sekte soll sich dabei so wüthend geben, daß sie allen Unflath aufspritzt, der im Wege liegt. Jede vom Volke als heilig verehrte Familie hat ihre Familiengruft, und dies sind die Sanctuaren, die man in Marokko so häufig antrifft und immer höher verehrt, je tiefer sie nach dem Innern des Landes zu liegen. Sie sind sehr verschieden, zuweilen großartig mit Säulengängen und vielen weiten Thoren, meist aber kleine vielsichtige Häuschen mit einer Kuppel im Schatten von Gebüsch oder Palmen. Der Maure erweist ihnen so wie den Wohnungen der Sanctons große Ehrfurcht; sie sind Freistätten für Verbrecher; kein Jude oder Christ darf ihnen nahen.

Die gewöhnliche Nahrung der Marokkaner heißt Kuslusu und ist eine Mehlspeise, ähnlich sehr grobkörnigem Oris. Die Reichen essen dazu junge Hühner, Schöpfensfleisch, Kohl und Sellerie und über das Alles weg zerlassene Butter, die wohl-schmeckend und nahrhaft, aber zu fett ist. Die Reichen essen wol fünfmal des Tages, jedesmal sehr wenig. Die Mahlzeiten werden auf orientalische Art auf der Erde auf Teppichen gehalten, um die man niederkauert. Man ist nur mit der linken Hand, und zwar ohne Messer, Gabeln oder Löffel, mit den Fingern; Brot genießt man dazu nicht, es liegt bloß da, um sich die Finger abzuwischen. Nach der Mahlzeit wäscht man sich. Für gemeine Leute ist der Kuslusu ein Leckerbissen und sie leben in der Regel nur von ein wenig Milch und Früchten, meist Feigen.

Das Klima um Tanger und die ganze Küste ist äußerst lieblich. Die sengende Hitze wird durch die kühle Seeluft gemildert und erscheint also nicht so drückend als tiefer im Lande. Dort verschwindet im Sommer alle Vegetation, und die von den Sonnenstrahlen durchglühete Erde spaltet sich in weitgeöffnete Risse. Der Boden um Tanger ist außerordentlich fruchtbar, aber allenthalben wüste und nur etwa mit Getraide besetzt, nirgend eine Spur von Ackerbau. Von Bäumen gedeiht hier die Dattelpalme, der Feigenbaum, Ölbaum, Erdbeerbaum und unsere europäischen Obstbäume sowie der Weinstock. Weintrauben essen die Marokkaner sehr gern. Die Beeren sind oft so groß wie Pfäumen und zwar fleischiger als saftig. Der holländische Consul läßt einen herrlichen rothen Wein daraus pressen, der wie Champagner mouffirt.

Kameele, die nützlichsten Thiere, sieht man in ungeheuren Herden, oft zu Hunderten, mit den Erzeugnissen des innern Landes beladen, an der Küste antommen; ein Führer geht vor-

aus und bläst auf einem Pfeifchen dazu den Lakt des Mar-sches. Das Pferd der Berberei ist zwar nicht von so edler Race als das arabische, allein auch schön, kräftig, schnell und ausdauernd. Leider wird es durch den zu frühen Gebrauch und durch das widersinnige Reiten der Araber sehr bald verdorben, so zwar, daß man selbst in den Ställen der Reichen nur selten fehlerfreie Pferde sieht. Der Maure liebt das Thier wie der Araber außerordentlich und spricht zu ihm wie zu einem Menschen, es ist unzertrennlich von ihm. Unter Dach kommt es trotz aller Pflege jedoch selten, die Ställe kennt man eigentlich nicht. Die Pferde werden bloß mittels Schlingen um die Vorderfüße an starke Seile gebunden, die längs der Mauer des Hofes auf der Erde befestigt sind. Deshalb gibt es wol auch so verkrüppelte Thiere. Rindergucht wird im innern Lande stark getrieben; die Thiere sind klein, aber fleischig und äußerst billig. Es geben ihrer jährlich etwa 2000 Stück nach Gibraltar für den Bedarf der englischen Garnison, durchschnittlich das Stück für 8—10 Piafter und 5 Piafter Ausfuhrzoll. Auch Geflügel gibt es sehr viel sowie Wild, als Wildschweine, Stachelschweine, Ibbetlagen, wenig Hasen und besonders viel rothe Rebhühner.

(Der Beschluß folgt.)

## Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

### Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte.

Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften  
bearbeitet von

Wih. Erang. Arug.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Fünf Bände. Gr. 8. (287 Bogen.) 12 Thlr.

Der fünfte oder Supplementband auch unter dem Titel:  
Encyclopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Li-  
teratur und Geschichte der Philosophie. In zwei Ab-  
theilungen. A—3. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Nach dem Erscheinen der zweiten Auflage der vier ersten Bände dieses Werks (1832—34, 11 Thlr.), ist der Stand der Wissenschaft durch neue Philosophen und vielerlei Schriften verändert und gefördert worden, was Lücken in manchen Artikeln zur Folge haben mußte. Der Verfasser kommt daher dem Wunsche vieler Besitzer desselben und allen denen durch Herausgabe eines neuen Lexikons entgegen, welche sich theils aus Verus, theils mehr aus Neigung und ohne den ganzen Aufwand wissenschaftlicher Studien mit der Philosophie, als Grundlage der übrigen Wissenschaften, beschäftigen.

Um den Ankauf des ganzen nun bis auf die neueste Zeit fortgeführten Werks zu erleichtern, habe ich den Preis von 15 Thlr. 12 Gr. auf

**Zwölf Thaler**

ermäßigt, wenn alle fünf Bände zusammen genommen werden. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Leipzig, im Juli 1838.

**F. A. Brockhaus.**

1. C. A. Böttiger's kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Julius Sillig. Erster Band. Mit sechs Kupfertafeln. Dresden, Arnold. 1837. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

2. Paläologus. Kleine Schriften meist antiquarischen Inhalts von H. Hase. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig, Hinrichs. 1837. 8. 22 Gr.

Seitdem unsere nationale Literatur in der philologischen Schule so weit herangewachsen ist, daß sie sich berechtigt glauben kann, dieselbe zu verlassen und ihren eignen Weg zu gehen, hat sie nicht nur dies gethan, sondern sie hat sich auch vielfältig gegen ihre geistige Mutter aufgelegt, bald mit Widerspruch, bald selbst mit Verachtung, Hohn und Spott, wie es eine noch sehr junge Selbstständigkeit zu thun pflegt. Jedermann weiß, daß die Zahl Derer heutzutage Legion ist, die sich freuen, daß sie nicht nöthig gehabt haben oder haben, von jener alten oder veralteten Ducht Notiz zu nehmen, und die nun dieselbe Erleichterung gern auch ihren Kindern und Kindeskindern zuwenden und demgemäß die Literatur und deren Pflgerinnen, die Schulen, auf zeitgemäße Weise reformiren möchten. Diese Legion ist nun eben unverkennbar die ungeheure Majorität des lesenden Publicums, eine Masse, die fest überzeugt ist, die klare und aufgeklärte Einsicht unserer Zeit in sich zu repräsentiren, indem sie alle Bildung frei machen will von der althergebrachten Leitung, welche sie zwar nur von Hörensagen, aber doch genug kennt, um zu wissen, oder zu glauben, daß dieselbe nur unnützen Zeitverlust veranlasse und gänzlich unpraktisch sei. So ist das deutsche Publicum gegen seine eignen Schulmeister, die guten Philologen, auffällig, übermächtig und rebellisch geworden, und es ist zuweilen sehr spaßhaft mit anzusehen, wie die Letztern es theils durch gemächliches Zureden und vernünftige Vorstellungen wieder zu beschwichtigen und zu kiren, theils durch derbes Dreinschlagen und die Gewalt der Grobheit zur alten Ordnung zurückzuführen bemüht sind. Jedoch sind sie einmal in Miscredit; man hört nicht mehr auf die guten Männer der alten Zeit, und das um so weniger, da sie meistens gar nicht oder nicht für die Masse zu reden wissen; und wenn es auch einmal Einer weiß, so will man ihn eben nicht hören, oder ist entschlossen, ihm

wenigstens kein Wort zu glauben. Was sollen nun die armen Philologen hierbei thun? Theils kämpfen sie für ihre Existenz, theils können sie das Publicum doch nicht ohne Weiteres aufgeben; wie das ja auch bei dem misrathensten Jögling kein gewissenhafter Schulmeister thun darf. Hier werden sie nun untereinander selbst uneinig: die Einen meinen, sie müssen nun erst recht das Alterthum mit aller Strenge aufrecht erhalten und sich auf keine Concessionen an den schlechten Zeitgeist einlassen, vielmehr ihm mit einer eisernen Consequenz entgegenreten; Andere wünschen sich zu accommodiren und von dem Modernen so viel als möglich sich anzueignen; noch Andere meinen, die Schuld habe nur an der inhumanen Form gelegen; man müsse nur das Alterthum selbst modernistiren, seine praktische Seite herauslehren und es so in kleinen Dosen überzuckert dem widerspenstigen Publicum beibringen; in der Form eines leichtfertigen Romans, einer interessanten Curiosität müsse es noch am leichtesten munden, zumal wenn man dabei hübsche Parallelen zwischen dem Aeltesten und Neuesten anzubringen wisse. So suchen die Praktischen und Politischen unter ihnen bald diesen, bald jenen Schleichweg, um sich mit dem Publicum wieder in ein gutes Vernehmen zu setzen. Was dabei herauskommen kann und wird, ist eine an diesem Orte nicht aufzuwerfende Frage; das Gesagte soll nur dienen, um für die beiden vorliegenden Schriften den Standpunkt nachzuweisen, den sie einnehmen und nach dem sie zu beurtheilen sind.

Offenbar ist es, daß beide Verf. zu der zuletzt bezeichneten Classe der Schreibenden und in Folge ihrer populären Tendenz sich auch der deutschen Zunge bedienenden Philologen gehören; ja, es läßt sich behaupten, daß Böttiger von dieser Classe das größte und großartigste Beispiel ist, und das war eben sein Unglück. Die Philologen haben guten Grund, ihn gar nicht, oder nur sehr bedingterweise als einen der Ihrigen anzuerkennen, und das große Publicum der Gebildeten, an welches er sich wendete, konnte nur halb wider Willen, im besten Falle mit kühler Toleranz oder augenblicklichem Interesse, ohne nachhaltigen Erfolg von seinen Leistungen Notiz nehmen; von den Einen war er abgefallen, und die Andern haben ihn nicht aufgenommen; so ist er in der Mitte schweben geblieben, und hat weder bei diesen noch bei jenen einen

Namen erlangt und einen Nutzen gestiftet, der seiner ungemeinen Thätigkeit angemessen wäre. Ob ihm dies unter andern Verhältnissen in einer weniger zwiespaltigen Zeit besser gelungen wäre, ist zweifelhaft; so aber, wie die Sachen standen, war jene unglückliche Stellung für ihn unumgänglich.

Die Popularität war sein Talent, seine eigenste Natur, über die er nicht hinauskonnte, auch wenn er es hätte wollen können; sie war seine Beschränkung und bestimmte mehr oder minder augenscheinlich alle seine Arbeiten nach Form und Inhalt. Bekannt ist die ungeheure Ausdehnung seiner Studien; er bekümmerte sich um Alles und noch etwas mehr, und er schrieb über Alles. Es war für ihn wichtig, sich nicht an das Alterthum allein zu binden; er mußte die Tagesinteressen seines großen Publicums stets im Auge behalten, wenn er nicht die Verbindung mit ihm und die Möglichkeit des Verkehrs verlieren wollte. So ging sein Streben nirgend in die Tiefe, sondern es verlief sich in einer unendlichen Fläche, die es leicht überspülte. Bewundernswürdig ist hierbei das große Gedächtniß, was ihm eigen war und nie verließ; überall war er heimlich in seiner Art; überall fiel ihm etwas Schickliches oder irgendwie Verwandtes bei, beim Neuen etwas Altes, beim Alten etwas Neues, und so fehlte es ihm nie an einer in gewisser Weise interessanten Füllung. Und die Leichtigkeit, mit der er diese bewerkstelligte, wurde außerdem noch unterstützt durch eine nicht geringe Leichtigkeit der Darstellung, die eine Folge der ahnungslosen Heiterkeit war, mit der er seinen Stoff behandelte. Für ihn gab es keine Dunkelheit, keine Zweifel als in dem positiven, äußerlich historischen Material; das unbefriedigte Ringen einer Seele, die sich um tiefes, inneres Verständniß bemüht, war ihm gänzlich fremd; die Ideen kummerten ihn nicht; er hatte überall nur ihre äußern Erscheinungen gefast und in das weitsichtige Fachwerk seines Wissens eingetragen; diese allein waren es, die ihn mit ihrem bunten Wechsel, ihren mannichfaltigen Übereinstimmungen und Contrasten, mit ihrer curiösen Originalität, mit Zierlichkeit und Schönheit der Formen erfreuten, und für solche das Gemüth leicht anregende Eindrücke hatte er stets einen offenen, heitern Sinn, der sich von selbst in angemessener, ungetrübter Form aussprach. Diese Vorzüge an Böttiger müssen jedenfalls gebührend anerkannt werden; sie sind die eigentlichen Hebel seiner Popularität, und wenn diese dessenungeachtet nicht durchgebrungen ist, so liegt dies nur darin, daß überhaupt der Stoff seiner Thätigkeit ein der Masse fremder, widerstrebender war, und daß zuletzt doch jeder Stoff, auch in der gemeinfaßlichsten Darstellung, nur dann wahrhaft populair wird, wenn ihn die Idee durchdringt, und wenn diese, fast unvermerkt, die Seele der Masse beschleicht. Dies war nun Böttiger nicht verlesen, und daher rührt der ihm von Philologen gemachte Vorwurf, daß er das Alterthum entweihet, die tiefe Bedeutung desselben, die er nicht erkannte, erniedrigt und in ein Spiel mit äußerlichen Curiositäten umgesetzt habe, und die Strengern unter ihnen gestehen ihm auch das Verdienst nicht einmal

zu, als leichter Parteigänger die flüchtige Lesewelt zu der Überzeugung gebracht zu haben, daß das Alterthum doch wirklich viel Interessantes enthalte, da eben ein solches Gefallen an solchem Interessanten nur zum Zeitvertreib dienen und weder den Lesern nützen noch der Philologie Ehre bringen könne.

Alles dies scheint nun aber dadurch widerlegt zu werden, daß eine Sammlung der Böttiger'schen Schriften veranstaltet wird, wovon eben der erste Band vorliegt, dem schon ein noch stärkerer Band vorangegangen ist, welcher seine lateinischen Schriften umfaßt. Liegt dieser Sammlung ein wahrhaftes Bedürfniß zum Grunde? Diese Frage kann man mit Ja und Nein beantworten, je nachdem man die Sache ansieht. Nein werden entschieden die Vertreter gründlicher Alterthumswissenschaft sagen, und das große Publicum wird wenigstens nicht Ja sagen; es wird sich gleichgültig gefallen lassen, was geschieht. Dies scheint auch Böttiger selbst gefühlt zu haben, wenn er, der sonst zu literarischen Unternehmungen allezeit Bereit, doch nur zuweilen auf die Erinnerung seiner Freunde an eine Sammlung seiner Schriften dachte, nie aber recht ernsthaft daranging und dabei blieb. Die Pietät des gegenwärtigen Herausgebers weiß das freilich anders zu erklären; aber es ist kaum glaublich, daß Böttiger nicht eine Ahnung davon gehabt haben sollte, wie wenig seine Schriften den Anspruch auf eine nachhaltige Wirkung innerlich begründet in sich tragen; er mußte es fühlen, daß sie leicht entstanden und auf die augenblickliche Übersicht und Unterhaltung berechnet, keineswegs aber von der dauerhaften Construction einer lange und mühsam gepflegten, schöpferischen Leistung waren. Gleichwol kann man in anderer Beziehung auch wieder zugeben, daß die Sammlung wünschenswerth war; es wird nämlich von beiden Seiten, von Philologen und Laien, hin und wieder Einzelne geben, die für Einzelnes mit Aufgebung höherer Rücksichten belehrende Unterhaltung suchen; dies Verlangen werden sie befriedigt finden, und somit ist es dankenswerth, dies durch eine Sammlung bequemer gemacht zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen aus Marokko, gesammelt auf einer Reise im Jahre 1830, von Ferdinand Freiherrn von Augustin.

(Beschluß aus Nr. 191.)

Das Militärsystem der Marokkaner beschränkt sich auf allgemeine Aufgebote des Sultans zur Vertheidigung des Landes, und es ist dann jeder wehrfähige Mann Reiter; jedoch empfängt er nicht die geringste Vorbildung zu seiner Waffe, und zumal die Infanterie ist nichts als unregelmäßiges Gesinde. Auf die Reiterei wird noch am meisten Sorgfalt verwendet. Der maurische Reiter erhält vom Sultan ein Pferd, eine Wohnung und ein Stück Feld zu lebenslänglicher Benutzung. Seine Bewaffnung besteht aus einer sehr langen Pike mit unverhältnißmäßig großem Feuerschloß, die er entweder wie eine Pike auf den Schenkel aufstemmt, oder während des Marsches in einer andern bequemen Lage trägt, einem Säbel, einem Dolch und einer großen, meist hölzernen Pulverflasche, die er insge-

sammt an dicken rothen oder gelben Seidenschnüren über der Schulter trägt. Die Säbel sind mehr gerade als gebogen und sehr schlecht und unzuverlässig. Der Reiter ruht in dem Sattel immer in gekrümmter Stellung, und bemerkenswerth sind seine Sporen, mehre Zoll lange Eisenspitzen, womit sie das Thier fortwährend peinigten, sodas das Blut im buchstäblichen Sinne unablässig herabträufelt. Das Hauptmanoeuvr der Reiterei besteht darin, daß sie in getrennten Reihen hintereinander jagend auf den Feind losstürzen, ihre Gewehre abschließen, das Pferd plötzlich pariren und im vollsten Laufe wieder zurückjagen, um den hintern Reihen Platz zu lassen und von Neuem zu laden. Während des Anrennens stellt sich der Reiter aufrecht in die Steigbügel, schwingt sein Gewehr unter furchtbarem Geheul mit außerordentlicher Geschwindigkeit über dem Kopfe, bringt es auf Schuhweite vor dem Feinde mit dem Kolben vor die Mitte der Brust und drückt mit der linken Hand ab. Dieses Manoeuvr ist überraschend, aber nichts weniger als etwa gefährlich für europäische Truppen, denn die Schüsse sind nie sicher und das Pulver ist grob und schlecht. Die Marokkaner führen keine Kanonen im Felde mit sich, höchstens bei Karavanen werden einige Drehbassen auf den Rücken der Kameele mitgenommen. Ihre Marine ist kaum der Rede werth. Ein paar größere Kriegsschiffe, die einzigen, die sie hatten, wurden 1829 von dem österreichischen Geschwader im Hafen von l'Arache verbrannt, und somit blieben ihnen nur einige kleine Kuderbarken zur Kaperei übrig. Festungen haben sie nicht, und alle ihre Hafenstädte sind wie Tanger höchst elend befestigt, sodas sie keinem halbwegs kräftigen Angriffe widerstehen könnten. Die Häfen sind äußerst unsicher und ohne Damm. Ihre Truppen sind in Haufen zu 500 Mann und Unterabtheilungen zu 100 geordnet. Die Wahl der Offiziere kommt dem Statthalter zu, der sie ohne Rücksicht auf Talent aus seinen Lieblingen wählt. Sie zeichnen sich von den Gemeinen nur durch ein rothes oder blaues Unterkleid, oder schönere Waffen aus. Die Gesandtschaft war einen ganzen Monat in Tanger aufgehalten worden, theils, hieß es, wegen Wassermangel in den Provinzen, theils wegen einer ausgebrochenen Empörung. Endlich erschien ein Favoritneger des Sultans, sein oberster Theeinsamler, mit 20 Maulthieren, um das Gepäck der Gesandtschaft und die Geschenke des Kaisers an den Sultan zu tragen, und holte sie nach dessen damaliger Residenz, Mequinez, ab. Nach einem eistägigen Marsche durch unwirthliche baumlose Gegenden, meist hügelige Ebenen, langten sie daselbst an. Von Städten hatten sie nur das berühmte Alkassar berührt, bei dem der König Sebastian von Portugal das Leben verlor. Die Nächte hatten sie immer in dem Lager zugebracht, das sie mit sich führten. Man war bemüht gewesen, ihnen die Reise so bequem als möglich zu machen, allein sie war dennoch höchst beschwerlich gewesen, theils wegen des ungeheuern ungekümten Andrängens des Volkes, vor dessen Christenhas sie die starken Reiterabtheilungen, die sie immerfort begleiteten, kaum zu schützen vermochten; theils wegen der fürchterlichen, unerträglichen Hitze und Ermangelung alles Schutzes dagegen, ja sogar genießbaren Trinkwassers. Mequinez liegt wahrhaft prächtig mit seinen unzähligen Moscheenthürmen terrassenförmig in einer unübersehbaren Ebene, die mehre Flüsse durchzieht; westlich ragen die Bergriesen des kleinen Atlas mit violetten Farbentönen hervor und kontrastiren wunderbar gegen das dunkle Grün der Dividenwälder in der Nähe, und über diese luppige Vegetation, in der auch wieder Spuren von Cultur zu sehen waren, spannt sich der dunkelblaue, wolkenlose, weite Himmel aus.

Die Gesandtschaft mußte acht Tage warten, ehe die Audienz erfolgte, und nicht eher durfte Einer von ihr das Haus, worin man sie eingeschlossen hatte, verlassen, um die Stadt zu besuchen. Als sie endlich erlöst wurden, fanden sie, daß die Straßen eng, unfreundlich, ungepflastert und voll des ekelhaf-

testen Schmutzes, die Häuser meist aus Lehmziegeln oder röhlichen Sandsteinen erbaut waren und ein finstres, zum Theil verfallenes Aussehen hatten. Diese erste Audienz erfolgte in einem Hofe der Kasaba unter freiem Himmel. Die Ceremonien dabei hatten nichts Außerordentliches, nur daß in dem Festzuge bei der Annäherung des Sultans auch ein zweiräderiges Fuhrwerk war, das ein geschmücktes Maulthier in der Sattel zog, und welches ein Zeichen der Herrlichkeit und Macht des Sultans vorstellte, sich willkürlich bald zu Pferde bald zu Wagen weiter befördern zu lassen. Der Sultan, vor dem alle anwesenden Garben, mehre tausend Mann, mit dem Gesicht zu Boden stürzten, erschien in Gegenwart der harrenden Gesandtschaft, umgeben von seinen Würdenträgern, auf einem rotfarbenen und goldgezümmten Schimmelhengste unter dem Zurufe des Volks. Er ritt zu den Delegationen bis auf wenige Schritte heran und richtete seine Worte unmittelbar gegen den Dragoman: eine bedeutende Kunst, da dies sonst nur aus großer Entfernung durch den Mund des Ministers geschieht. Der Dragoman lag auf dem Boden und durfte nur erst auf erhaltene Erlaubniß sein Gesicht erheben, worauf er unter nachgeahmtem Sitteln auf den Knien bald gegen den Sultan, bald gegen den Gesandten rutschte. Der Sultan war damals etwa 40—45 Jahre alt, von einnehmender, edler Gestalt und ganz wie die übrigen Mauren gekleidet, nur daß seine Kleider zierlicher, feiner und blendender weiß waren. Ein reicher schwarzer Bart beschattete sein Antlitz, das die gelbe Farbe eines Mulatten trug, da seine Mutter eine Negerin aus der Wüste gewesen sein soll. Seine Züge waren angenehm und leutselig, seine schwarzen Augen etwas effeminirt durch das Wohlleben des Harems. Auffallend war die Länge seiner Fingernägel. Er wechselte einige Freundschaftsver Sicherungen mit den Delegationen, nahm das lateinische Schreiben des Kaisers durch seinen Minister in Empfang und ritt dann wieder in seinen Palast. Hierauf durfte die Gesandtschaft dessen Inneres und die Gärten sehen. In dem Palaste waren nur etwa sehr schöne kunstreiche Holzschmuckereien bemerkenswerth, die Gärten dagegen wahrhaft paradiesisch und gingen, von einer Terrasse aus gesehen, so weit das Auge reichte. Unzählige Bälbdchen von Orangen- und Citronenbäumen bildeten ein frischgrünes weites Meer, aus dem nur hier und da eine schlanke dunkle Cypresse, oder die reiche Laubkrone einer Dattelpalme aufsprang. Feigenbäume, mit Nebengrünlandern behangen, wechselten unten mit süßduftendem Jasmin, oder Rosengesträuche, oder mit großen, bunten, reichen Blumenbeeten ab. Viele sehr dichte Lauben von Weinreben, Jasmin und Sattblatt boten ihren kühlen Schatten dar und umfaßten blendend weiße Marmorbecken mit plätschernden Springquellen, oder führten zu lustigen Gartenhäuschen, in denen Kuhstühle angebracht waren. An diesem Tage sandte der Sultan den Delegationen sein Hoforchester, vier maurische Musiker, zur Tafel, und einer von ihnen trugte auf seiner europäischen Geige die Melodien: „Marlbrough s'en va-t-en guerre“ und „God save the king“, ab. Tags darauf erst wurde nun der Mann von den Mitgliedern der Gesandtschaft genommen, und sie konnten, jedoch natürlich nur mit einer Bedeckung von Soldaten, die Stadt besuchen, welchen Umstand sich der schmutzige Geiz und die Habsucht, welche die Marokkaner bei allen Gelegenheiten zeigten, nicht entgehen ließ, um sie zu prellen; sie mußten jedesmal für jeden Soldaten einen spanischen Thaler zahlen. Mequinez hat etwa 40—50,000 Einwohner und 22 Moscheen, welche der einzige Ort sind, wo ein Schein von Keuschheit herrscht. Der Geiz der Marokkaner gab sich recht auffallend auch bei Gelegenheiten der Geschenke kund, die der Sultan machte und empfing. Die letztern waren Gold- und Silbergeräthe, Uhren, prächtiges Porzellan, kostbare Stoffe, Kaffee, Thee, Zucker und Liqueur; die erstern dagegen zwei kolossale Strauße, acht Pferde, fünf Gazellen, die aber gleich darauf starben, ein Leopard, mehre schöne Hahns von Silber und Goldstoff und sammetne mit Gold geflickte Teppiche aus der Fabrik von Fez. Die beiden Delegationen erhielten überdies ebenfalls jeder zwei Pferde. Diese aber sowol wie die

für den Kaiser waren so schlechte Mährten, daß man sich gezwungen sah, zwei davon sogleich zum Austausch zurückzuschicken, bei dem nur kein Vortheil herauskam. Der Sultan mag wol bessere Geschenke bestimmet haben, allein diese sind wahrscheinlich in Marokko, wie es ja auch in dem größten europäischen Reich bei solchen Gelegenheiten geschieht, in andere Hände gewandert. Da es Landesgebrauch ist, vor dem Sultan nie mit leeren Händen zu erscheinen, so hatten die Gesandten gleich bei ihrer Ankunft, sobald sie hörten, sie würden zwei Audienzen haben, ihre Geschenke in zwei Hälften getheilt. Allein der Sultan erfuhr dies und ließ ihnen sagen: er sehne sich, Alles mit einem Male in Empfang zu nehmen, und sie möchten es nur das erste Mal mitbringen, er wolle bei der zweiten Audienz nichts fordern. Sein Wunsch wurde erfüllt. Als man nun aber bei der zweiten Audienz keine Miene machte, Geschenke vorzubereiten, so ließ der Sultan wieder sagen: die Gesandten möchten ihr Gepäck durchsuchen, es würden sich gewiß noch einige Reste Zucker und Kaffee finden, und wenn auch nur ein Koffer voll, er würde Alles nehmen, was dann auch pünktlich geschah. Auch muß man bei jeder Botschaft vom Sultan ein Geschenk zählen, und so geschieht es deshalb, daß oft mehrere Rauren mit einer und derselben Nachricht kommen. Bei der Abschiedsaudienz fanden sie den Sultan in einem Alkoven auf goldenem Divan unter einem Thronhimmel, von seinen Ministern und Postenten umgeben. Gleich darauf trat die Gesandtschaft auf dem nämlichen Wege die Rückreise an; ihn über Fez, die blühendste Stadt des Reiches, nehmen zu dürfen, war ihr abgesehen worden. Der Rückweg war minder beschwerlich, weil die Vegetation unterdeß sehr zugenommen hatte und die Sonnenstrahlen minder stehend geworden waren, auch diesmal die lästigen Ceremonien und Pulverspiele weglieben. Da sie jedoch ohne Geschenke reisten, so bekümmerte man sich wenig um sie, und sie hatten oft die größte Noth um Lebensmittel.

Das Kaiserthum Marokko — holen wir noch nach — besteht bekanntlich aus den drei Reichern: Fez, Marokko und Tafilet. Die ersten zwei zerfallen in die Provinzen: Sus, Faha, Sezula, Schamma, Dukala, Ulada, Febla, Zerarra und Siebma. Jede derselben umfaßt mehrere Paschaliks, deren Oberhaupt der Sultan wählet und nach Gefallen absetzt. Die Tribus oder Unterabtheilungen der Paschaliks dagegen umfassen große Familien oder Stämme, die in den Duars oder permanenten Dörfern beisammen leben. Über den Tribus steht ein Scheich, immer die ältesten Sprößlinge des Stammes, die den Adel bilden, oder die Richter sind, Steuern eintreiben, Lagerplätze bestimmen u. s. w. Die Lagerplätze werden aufgeschlagen, wo eine gute Weide für die Kameele ist, oder wo man das Feld bebauen will, und die Duars bestehen aus elenden Schilf- oder Erdhütten, oder nur aus Zelten, die in Form eines Halbmondes aufgeschlagen werden, um gegen Sonne, Sturm und Regen zu schützen. Ist die Ernte vorbei, oder finden die Kameele nichts mehr zu fressen, so zieht man in eine andere Gegend, und so findet denn nur in der Nähe von Städten ein eigentlicher Grundbesitz bei der so geringen Bevölkerung statt.

Festgesetzte Abgaben der Unterthanen an die Regierung gibt es in Marokko nicht, sondern Zeit und Umstände bestimmen sie. Der Scheich berichtet nämlich über den Ertrag der Ernte an den Pascha und dieser an den Sultan, der darnach die Größe der Steuer bestimmt, die meistens nicht drückender sein kann. Scheint sie dem Pascha unerschwingbar, so wagt er wol einmal auf die Befehle hin, in Ungnade zu verfallen, eine Vorstellung; doch setzt er so zugleich das Wohl der Provinz auf das Spiel, denn ist dem Sultan durch seine Vertrauten eingegeben worden, die Weigerung sei Böswilligkeit des Volks, so überfällt er die Provinz wol mit seinen Garben verheerend und mordend und raubt, was man ihm nicht geben wollte. Dies heißt in der Landessprache „eine Provinz auffressen“. Ist dagegen der Sultan billig gestimmt, so läßt er das Volk um die No-

the ver sammeln und in die Hände seines Abgesandten schmeißen, daß man wirklich nicht mehr geben könne, als man angegeben, und begnügt sich damit.

Einen gewissen District, durch den die Gesandtschaft kam, bewohnten sonst Berberhorben; der Sultan hatte sie aber vorher, um seine Geschenke vor deren Raublust zu schützen, in die Gebirge treiben lassen. Diese ältesten Bewohner des Reiches halten sich meist in den wilden Gebirgsschluchten des Atlas auf und kommen nur dann in die Ebene, wenn Noth oder Raublust sie antreibt. Dann kürzen sie mit Blitzesschnelle über die Kraber und Mauren, plündern Alles, was ihnen in den Weg kommt, und sind ebenso schnell wieder von bannen. Indessen sind sie nicht ohne Cultur und treiben an manchen Orten Bergbau. Sie theilen sich auch in Tribus, bauen sich aber nie an und wohnen in Hütten aus Baumstäben oder in tiefen Erdlöchern. Ihre Sprache ist von der maurischen ganz verschieden und soll keine Ähnlichkeit mit irgend einer bekannten Sprache haben. Die in der Ebene sind Mohammedaner geworden; die übrigen haben gar keine Religion, verehren ihre Priester oder Marabouts, deren jeder Tribus einen hat, zugleich als Gott, Arzt, Richter und Rathgeber. Sie sind mittelgroß und äußerst mager, aber dennoch kräftig und ausdauernd; ihre Gesichtsfarbe schwarzbraun, die Haare schwarz, doch schieben sie dieselben bis auf ein Zöpfchen am Scheitel ab. Ihre Kleidung ist die der Mauren. Ihre Weiber sind unverheiratet, aber selten von angenehmer Gesichtsbildung, wiewol sie meist schöne schwarze Augen haben. Ihre Heirathen schiefen sie ungefähr wie die Mauren ab, nur daß die Mädchen keine Mitgift erhalten, sondern der Bräutigam die Braut für Geld oder Vieh dem Vater abhandelt.

Unser Reisender gibt eine kurze Übersicht der Beherrscher von Marokko seit 200 Jahren, die von andern bekannten Angaben etwas abweicht. Die lithographirten Landeskarten, die dem Buche beigegeben, sind fast unter dem Mittelmaßigen, allein die colorirten Trachten und Portraits viel besser. 42.

## Notiz.

### L a v a t e r.

Als Wüderforce in der Schweiz reiste, besuchte er auch den Physiognomen Lavater. Dieser äußerte, die Engländer zeichneten sich zumeist durch glatten Vorderkopf und scharfgezeichnete Augenbrauen aus. Ein anderes Mal kam er auf Offenbarungen zu sprechen und erzählte auch Folgendes. „Ich war einst Säckelmeister einer milden Stiftung und hatte deren Gelder in Verwahrung. Da kam ein Freund zu mir und bat mich um eine bestimmte Summe; bekomme er sie nicht, so sei er morgen bankrott.“ „Ich würde Ihnen das Geld gern geben, aber ich habe es nicht.“ — „Sie haben die Stiftungsgelder in Verwahrung“, entgegnete er mir; „vertrauen Sie mir das Geld an, ich zahle es wieder, ehe Sie Rechnung ablegen müssen; retten Sie mich vom Untergange!“ Ich that ihm endlich, wiewol ungern und mit Widerstreben, seinen Willen. Wie ich vorausgesehen hatte, so kam es: er war nicht im Stande, zu zahlen, als der bestimmte Tag kam, und doch mußte ich Rechnung ablegen. Ich betete inständig zu Gott, er möge mir einen Weg zeigen und Mittel an die Hand geben, damit ich aus dieser schwierigen Lage erlöst würde. Ich erhob mich dann von meinen Knien und begann in meiner Betrübniß alle Schubläden zu durchsuchen und zusammenzuraffen, was ich besaß. Da fiel plötzlich mein Blick auf ein kleines Papier, das ich gar nicht kannte; ich nahm es in die Hand, es war Geld darin; ich machte es auf, und siehe, ich finde grade die Summe, welche ich nöthig hatte, um richtige Rechnung ablegen zu können. Wie es aber dahin gekommen, ist mir bis auf den heutigen Tag ein Geheimniß geblieben.“ 53.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 193.

12. Juli 1838.

1. C. A. Böttiger's kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Julius Sillig. Erster Band.
2. Paläologus. Kleine Schriften meist antiquarischen Inhalts von H. Hase.

(Schluß aus Nr. 192.)

Freilich aber hat Hr. Sillig als Herausgeber seine Aufgabe in ganz andern Sinne gefaßt; er ist von einer so außerordentlichen Verehrung gegen Böttiger's Leistungen erfüllt, die sich ohne Zweifel auf die ehrenwertheste Weise aus seinem persönlichen Verhältnisse zu ihm erklärt, daß er es dem deutschen Publicum schuldig zu sein glaubt, auch kein geringes Zettelchen unberücksichtigt zu lassen, das Böttiger je hat ausgehen heißen; denn nicht nur die eigentlichen archäologischen Aufsätze desselben mit wenigen unumgänglichen Ausnahmen sollen wiederabgedruckt, sondern auch die ganze Masse der kleinen Arbeiten soll ausgebeutet werden, welche er über ganz heterogene Gegenstände der modernen Literatur und Kunst in verschiedenen Zeitschriften geliefert hat, und welche sehr häufig benutzt sind, um dem Publicum mitten in einer ganz andern belletristischen Verhandlung irgend eine archäologische Kleinigkeit beizubringen. Die erste Sammlung solcher Auszüge bildet unter dem Titel: „Antiquarische Analecten“, einen Anhang zu dem vorliegenden ersten Bande, während die andern Schriften in drei Abtheilungen zerfallen, welche die Mythologie, das Bühnenwesen und antiquarische Scherze begreifen. Das letztere Genre war eigentlich Böttiger das liebste, und man darf nicht glauben, daß etwa die von dem Herausgeber nicht danach benannten Rubriken nicht auch des Böttiger'schen Scherzes die Fülle enthielten. Wie mühsam es gewesen ist, die kleinen Schriftchen, die in einer Masse von zum Theil nichts weniger als archäologischen Zeitschriften zerstreut sind, alle zusammenzubringen, wird ein Jeder dem Herausgeber gern glauben, der Böttiger's Schreibseligkeit kennt; auch ist dafür ein hinlänglicher Beweis das dem ersten Bande vorgesezte Verzeichniß von Böttiger's sämtlichen Schriften, das nicht weniger als 138 kleinere und größere für sich gedruckte Schriften, 1400 Aufsätze, die in 63 Journalen u. s. w. zerstreut sind, nebst 12 Vorreden und 6 von Böttiger herausgegebene, nicht verfaßte Schriften enthält. Hr. Sillig hofft und bittet darum, daß dies gewaltige Verzeichniß

noch durch Nachweisung des von ihm Übersehenen vervollständigt werden möge, was um der schriftstellerischen Ehre des Verstorbenen willen kaum zu wünschen ist, da hierbei nur noch immer mehr heraustreten würde, in welche unenbliche Fläche von gleichgültigen, des Andenkens nicht werthen Arbeiten er sich ausgoß. Und wenn am Ende auch ein so ängstlich vollständiges Verzeichniß gebilligt werden mag, dessen Nutzen übrigens schwerlich zu der Mühe, die es gekostet hat, in richtigem Verhältnisse steht, so ist doch jedenfalls das sehr anzurathen, daß Hr. Sillig bei der Auswahl der abzudruckenden Schriften mit weit größerer Strenge verfare und nur die aufnehme, in denen Böttiger wirklich in gewisser Weise seinen Stoff hat erschöpfen können, und die nicht durch neuere bessere Leistungen schon überflüssig geworden sind, wobei denn freilich eine selbständige Prüfung des wahren Gehalts unerlässlich ist; namentlich aber möchten Aufsätze, deren Interesse bloß in die Darstellung gelegt ist, ganz und gar keine Berücksichtigung verdienen; denn wie vorthellhaft sich auch oft Böttiger's Styl von der Dürre, Trockenheit und Ungelenkigkeit anderer Philologen unterscheidet, so ist derselbe doch an sich nicht von so großem Werthe, daß man darüber die Mangelhaftigkeit des Sachlichen übersehen könnte; wenn er einmal dazu gebient hat einige Unterhaltung zu gewähren und über eine unerquickliche Materie hinwegzuhelfen, so ist das genug. Im Ubrigen ist Böttiger's Humor sehr zahm, und aller Scherz und Wiß reducirt sich auf ein gewisses Spiel mit den gewählten Bezeichnungen, in denen eine sehr gelinde Pikanterie liegt, ohne alle Kühnheit und Genialität; nicht selten aber findet sich darin etwas Herbeigezogenes, Wiberliches, Armseliges. Was übrigens den Inhalt anlangt, so ist schon aus dem Obigen ersichtlich, daß es überall an treuer, tiefer Erforschung des Materials, noch mehr aber an Ideen fehlt; daß sich meistens die Sache auf eine ansprechende Zusammenstellung hübscher Notizen der Curiosität wegen reducirt, ohne wahren wissenschaftlichen Nutzen, ohne tiefergehenden, ernstesten Zweck. Dies im Einzelnen an B.'s Arbeiten nachzuweisen, wäre, selbst wenn hier der Ort dazu wäre, doch nicht mehr an der Zeit, da das Urtheil darüber längst bei allen Einsichtigen feststeht.

Es ist nicht des Ref. Schuld, daß gegen den Spruch: De mortuis nil nisi bene hier wieder hat auf Böttiger's



schwache Seiten hingewiesen werden müssen; es ist vor allen Dingen die Wahrheit zu sagen, da er einmal wieder dem Publicum vorgeführt werden soll, und Ref. glaubt dies mit möglichster Schonung gethan zu haben. Die ausgezeichnete Sorgfalt des Herausgebers ist mit gebührendem Lobe anzuerkennen.

Mit den Böttiger'schen Schriften die oben genannte des Hrn. Hase zu verbinden, ist sowol nach dem Verhältniß der Personen als nach dem der Schriften selbst angemessen. Zwar weiß allerdings Hr. Hase ein anderes Muster, dem er nachstrebt, nämlich Friedrich Jacobs, und sein Wunsch ist, daß dem „Palaologus“ eine Stelle neben Lange's vermischten Schriften und Reden zugestanden werde: eine Wahl, die gewiß Feder als die beste anerkennen wird, welche der Verf. treffen konnte. Indes sind doch auch deutliche Beziehungen zu Böttiger vorhanden, wie namentlich der letzte Aufsatz: „Kuchenplastik“, deutlich zeigt. Aber wie selbst in diesem Genre der Böttiger'sche Humor noch nicht einmal erreicht ist, so zeigt der Verf. überhaupt in der Darstellung weit weniger Leichtigkeit, als daß hierin das Anziehende liegen könnte; oben ein kommt noch dazu, daß die Wahl der Stoffe größtentheils verfehlt ist, wenn dabei, wie unverkennbar ist, die Absicht war, ein größeres Publicum zu interessiren. Fast die ganze erste Hälfte des Buches, welche eingenommen wird von den Abhandlungen über den Farnese'schen Congius zu Dresden, über das ptolemäische und das philatrische Fußmaß, über die Rechnung mit Brüchen bei den Griechen, über Dressurpferde und Kunstreiterei bei den Alten, ist doch in der That von der Art, daß dabei süglich nur philologische Leser vorausgesetzt werden können, und es wäre demnach das Publicum dafür nicht verkleinert, sondern im Gegentheil vergrößert worden, wenn sich der Verf. der lateinischen Sprache bedient hätte. Er versichert selbst, daß seine Arbeiten nicht ohne Mühe entstanden sind, und es muß anerkannt werden, daß er mit rühmlichem Fleiße und sorgfamerer Forschung, als sie Böttiger gewöhnlich anwendete, sich in möglichst vollständigen Besitz der für seine Zwecke dienlichen, meist sehr abgelegenen und zerstreuten Materialien gesetzt und sie zweckmäßig verarbeitet hat; aber von scharfsinniger Combination, von geistreicher Auffassung und wahren innerlichen Leben, das nie durch fleißige Zusammenstellungen des Positiven, sondern nur durch die Herrschaft der Ideen erreicht wird, ist hier keine Spur zu finden, ja, es war dazu nicht einmal Veranlassung, da das Meiste zuletzt doch nur wie bei Böttiger auf einzelne Notizen und Curiositäten hinausläuft. Der Verf. erkennt daher den wesentlichen Unterschied, der zwischen ihm und seinen oben erwähnten geistreichen Vorbildern besteht. Jacobs ist ein Lieblingschriftsteller für ein zahlreiches Publicum geworden und das mit Recht; er ist ein Mann, *cujus se pectore tota vetustas condidit et major collectis viribus exit*, wie Claudian in einem andern Falle sagt; er durchbringt und reproducirt das Alterthum geistig, und da er zugleich echt deutscher Rede und Bildung Meister ist und die Liebeshwürdigkeit und den Adel in sich vereint, welches die

schönsten Früchte der innigen Durchbringung beider Seiten sind, so ist eben seine Einwirkung auch eine geistige, lebendige und das fremde, todte Material befruchtende. Dasselbe würde sich auch von Lange vielleicht in ziemlich gleichem Grade haben sagen lassen, wenn dem vortrefflichen Manne ein längeres Leben und eine freiere Muse beschieden gewesen wäre, um seinen reichen Geist in größerer Ausdehnung zu entfalten. Hr. Hase hat ein ganz anderes Verdienst, das an sich auch nicht zu verachten ist, sondern gewiß immer gebührende Anerkennung findet, wenn sie in dem rechten Sinne verlangt wird. Die noch nicht genannten Abhandlungen sind folgende: „Zur Geschichte des Weihrauchs“; „Zur Geschichte der Arabesken“; „Über den Schutzpatron der Maler, den Evangelisten Lukas“; „Die Anfänge der Obstkultur im meißnischen Kreise des Königreichs Sachsen“; „Iconographisches über die Jungfrau von Orleans“.

1.

Abasi, von Nikolaus Jósika. Aus dem Ungarischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. Treumann und. Zwei Theile. Leipzig, Schold und Comp. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Wenn ein jedes Geistesproduct als solches Theilnahme in Anspruch nimmt, so wächst dieselbe nach Maßgabe der Originalität des Werks. Ist nicht über die Lieder des David, über die Gesänge des Ossian, über das Epos des Homer ein geheimnißvoller Zauber gegossen, der dadurch unauflösbar wird, daß bei diesen alten Dichtern die Originalität so zu sagen zur Ursprünglichkeit wird, die uns in das Urleben des menschlichen Geistes und Gemüths zurückführt? Da nun im gegenwärtigen Augenblicke unsere deutsche Literatur an originellen Leistungen nicht sehr reich ist, so interessiren wir uns vielleicht schon deshalb mehr, als das in andern Perioden geschehen ist, für die Productionen der Fremden. In dieser Rücksicht hat sich nun in der letzten Vergangenheit uns wieder eine Perspective eröffnet: wir haben die deutsche Übersetzung eines der neuesten ungarischen Romane, „Abasi“, bekommen.

Als in den vergangenen Decennien das Interesse für die ungarische Literatur in Deutschland angeregt wurde — das kleine Buch von Franz Solby: „Blumenlese aus ungarischen Dichtern“, hat viel dazu geholfen —, traten gleich Viele auf, welche sagten, man dürfe die ungarische Poesie nicht zu streng beurtheilen, weil doch die Sprache dieses Volkes nicht einmal zu den gebildeten europäischen Sprachen gerechnet werden könne. Allein diese Behauptung erscheint als eine durchaus unbegründete, wenn wir bedenken, daß der Genius sich überall eine eigne Form schafft, und daß er die Schwierigkeit der bestehenden mit Kühnheit und mit Gluck überwindet. Wie das geschehen könne, und wie es wirklich geschehe, das sieht man an den arabischen, hebräischen, indischen Dichtern, von denen Manche Unerreichtes geleistet haben. Was übrigens den vorliegenden Roman betrifft, so ist der Verf. desselben keineswegs ein reiner Naturdichter in der Art, daß ihm fremder Völker gleichartige Dichtungen noch nicht bekannt gewesen wären, oder daß sein eignes Volk Ähnliches nicht aufzuweisen hätte. Von dem letzten gibt die Übersicht der ungarischen Literatur Zeugnis; das erste geht schon daraus hervor, daß unser Autor zu Überschriften seiner Capitel kurze Phrasen aus englischen, französischen und deutschen Schriftstellern hat wählen können. Unrecht aber würde es sein, wenn man diese Bekanntheit daraus herleiten wollte, daß manche Wendungen in unserm vorliegenden Roman denen in den orbinatsten Romanen aller Nationen sehr gleichen; denn diese Ähnlichkeit könnte vielleicht darin ihren Grund haben, daß unser „Abasi“ von überwiegend historischer Natur ist. Wenn

übrigens der Charakter dieses Romans scharf bestimmt werden soll, so muß ich denselben als einen historisch-psychologischen bezeichnen. Der Dichter dieses Werks scheint sich der Psychologie mit Vorliebe und nicht ohne Glück zugewendet zu haben; diese Verbindung der Psychologie mit dichterischer Darstellung zeigt sich am gelungensten in der Schilderung eines Traumes, in welchem ein Mädchen, Gizella mit Namen, das Geheimniß ihrer Liebe zu dem Helden der Geschichte ausplaudert. Jenes Sineinanderhinüberspielen von Träumen und Wachen, jenes Zurücksinken aus dem Wachen in das Träumen, jenes mysteriöse Halbwachen ist mit meisterhafter Wahrheit wie hingezaubert; ein in eine Anmerkung zusammengebrängtes Raisonnement darüber zeugt aber von tiefem Studium und von der glücklichsten theoretischen Auffassung dieses Geisteszustandes.

Aber so gewiß es ist, daß der Dichter eines Romans einen richtigen und scharfen psychologischen Tact besitzen muß, so augenfällig ist es, daß viele Romane grade deshalb gar keinen poetischen Werth haben, weil sie bloß Exempel zu psychologischen Aufgaben zu sein scheinen. Bisweilen fürchtet man wirklich, unser Nikolaus Jókai gerathe auf diesen Abweg, insbesondere in jener Partie, wo er psychologisch entwickelt, wie es geschieht, daß Abasi sich in die politischen Angelegenheiten Siebenbürgens mischt, während unsern Helden das Läuterungsfeuer der Begebenheiten dazu hätte umschmelzen und die Flut des Lebens dahin hätte verweisen müssen. Inbeß, wenn ich dagegen halte die Darstellung jenes oben erwähnten Traumes, die gewaltige Izidora, den ungeheuern Dandar, den trauernden Deli Markó, so kann ich nicht behaupten, daß der Verf. von der Abstraction der Theorie ausgegangen sei, — er entfaltet poetisches Talent. Freilich ist damit immer nur Einzelnes gelobt, und es kann nicht verschwiegen bleiben, daß das Ganze des Romans keine vollkommene Einheit hat, indem in demselben zwei Theile, die sogenannte Liebesgeschichte und die Geschichte des politischen Lebens, mehr nebeneinander bestehen, als daß die eine die andere motivirte. Daraus geht nun für den gewöhnlichen Leser der Nachtheil hervor, daß der Zusammenhang nicht selten verloren geht und die leichte Auffassung des Ganzen gestört wird. Ebenso wenig darf es verschwiegen werden, daß der Verf. im Anwenden von Nebenpersonen kein großes Talent entwickelt, was um so fühlbarer wird, da er in dem Kampfspiel und am Hofe die Personen, man kann sagen, cohorthenweis vorführt. Was ferner die Schilderung des Lebens am Hofe, die Darstellung der einzelnen Helden und ihrer Kriegesabenteuer betrifft, so findet man darin zwar Alles höchst detaillirt — der Verf. sagt, daß der Ungar das gern habe —, aber es ist ohne Perspective und sehr wenig lebensvoll gehalten, wenn man nur die gewöhnlichsten und bei dem Respublicum beliebtesten Darstellungen, z. B. des Herrn Blumenhagen, damit vergleicht.

Wenn ich nun über einzelne Personen des vorliegenden Werks Einiges sagen soll, so scheint mir die Hauptfigur des „Abasi“ in der Anlage und in der Ausführung total verfehlt zu sein. In der Anlage, weil Abasi im Beginn der Erzählung als ein so geistig Todter, sogar des Mitgefühls Beraubter auftritt, daß auch nicht eine Saite seines Wesens den Leser freundlich anspricht. Selbst die Art und Weise, wie Abasi sich aus dem wilden Wufte seines tollen Lebens herausreißt, und wie er dazu kommt, das Niedrige und Gemeine von sich zu thun, ist eines Helden nicht würdig. Es heißt in dieser Rücksicht (Th. 1, S. 41): „So verborben Abasi's Gemüth auch immer sein mochte, so konnte sich doch sein heller Verstand und sein richtiger Blick über die handgreiflichen Folgen einer guten Handlung unmöglich täuschen, insofern dieselbe, mit der vorgänglichen Eust und der sie begleitenden Wirkung des Bösen verglichen, eine viel angenehmere Empfindung in ihm hervorrief. Nach einer guten That fühlte er sich gewöhnlich heiterer, ruhiger, zufriedener. Er selbst bemerkte dies anfangs lachend, später mit einer Art von Ueberraschung, nach und nach mit Aufmerksamkeit und endlich mit einer gewissen Zuversicht zu den

beglückenden Folgen einer lobenswerthen Handlung, die ihn, wie er bereits erfahren, niemals täuschte.“ u. s. w. Und daselbe Urtheil, was ich über die Anlage dieses Charakters gefällt habe, mache ich auch für die Ausführung desselben geltend, indem der Held der Geschichte keineswegs in der Art handelnd auftritt, daß er die Verhältnisse zu gestalten suchte, oder daß er gegen ein schlimmes Geschick mächtig ankämpfte, oder daß er auf seine Umgebung kräftigend, begeisternd, versöhnend einwirkte; er erscheint wie Einer, der von den Verhältnissen in einen festen bestimmten Post getragen wird, also, daß er von mehren Frauen geliebt wird und Diejenige bekommt, welche am wenigsten Aussicht dazu hatte. Unwillkürlich mußte ich mir bei der Person dieses Helden das bekannte Wort wiederholen:

Weiber, Glück und Gold

Sind allen Narren hold!

Gegensätze zu den Haupthelden bilden, erstens Deli Markó, der mehrmals in wahrhaft antiker Haltung auftritt; zweitens Dandar, eine plastische Figur, die ans Kolossale streift. Die Scene, wo Dandar seine frühere Geliebte im Walde am Duell findet und in einen Kampf der Liebe und Wuth gegen sie geräth, so wie der Moment, wo er die unglückliche Izidora zum Lothe verwundet mit dem Pfeil, den er auf Abasi angelegt hatte, dient als Beleg zu diesem Urtheil.

Was die Frauen in diesem Roman betrifft, so sind drei derselben, Cristierna, Margit, Gizella, von zu seinem Colorit gegen das Ensemble des Ubrigen. Alle Drei, von ähnlichem Charakter, lieben den Abasi; allein so einfach und so leicht durchsichtig das Verhältniß der Cristierna und Gizella zu Abasi ist, so wenig hat mich die Margit angesprochen; diese ist nämlich die Entfagende; aber man erfährt es eigentlich gar nicht, ob ihr Verhältniß zu Abasi ein derartiges gewesen ist, daß Dasjenige Entfagung im wahren Sinne des Wortes ist, was sie so nennt.

In mehr als einer Rücksicht aber ist die Izidora für uns eine interessante Person, jedenfalls der gelungenste Charakter des Romans. Wenn man den Jean Paul'schen Frauen vorgeworfen hat, daß sie zu nebelhaft sind; wenn ich behaupten muß, daß die Frauen der neuesten Schule ein zweiter verwässerter Ausguß der Heine'schen sind, und nicht selten bloß Probestücke zu Theorien ihrer Autoren: so finde ich in dem Bilde der Izidora das ganze geheimnißvolle, so glückliche und so leidende, so hoffnungsreiche und so wirklichkeitsarme Leben eines echten, naturkräftigen Weibes entfaltet, vor der alle Wallys und alle Seraphinen, und alle Madonnen und Camillas wünschen müssen, daß sie in die ewige Nacht zurückgeführt werden möchten. Izidora ist ein ideales und doch rein menschliches Weib. Wer jemals das Bild einer Hagar, einer Ariadne, einer Thueselba, der Johanna von Orleans sich ausgemalt hat, der findet in der Izidora Streiflichter von seinen Ideen: Alles groß, einfach, kolossal bisweilen. Und wer von Bildern wie Elisabeth von England, Katharina von Rußland, Christine von Schweden sich hinwegwendet, weil er in denselben einen Hohn liest gegen die Schranken der weiblichen Natur, der findet hier ein wahrhaft gewaltiges Weib. Ihre Leidenschaft ist ein Sturm, der hinbraust und vernichtet; ihre Freundlichkeit ist sanfter Mailuthauch; ihr Kampf ist nicht ein Kampf gegen die kleine Noth des Tages, es ist ein Kampf gegen das Geschick; ihr Entfagen ist nicht ein dumpfes Hinbrüten, es ist ein fortgesetzter Freudendienst am Altare des Unerreichbaren.

Demnach dürfen wir es als ein Resultat der obigen Untersuchungen feststellen, daß dieser Roman zwar nicht ein Werk aus einem Guffe ist, daß aber psychologischer Tact und poetisches Talent dem Autor nicht abgesprochen werden kann. 75.

### A u s s a g e n .

Die „Biblioteca italiana“ hat am 1. April d. J. einen ihrer Redactoren, Dr. Robustiano Gironi, verloren, dessen thätiger Mitwirkung diese Zeitschrift einen großen Theil ihres ver-

dienten Ruhmes verdankt. Zwar bleiben ihr noch Carlini, Fumagalli und Brugnattelli als Redactoren, doch wird es nicht leicht sein, für Literatur und Gelehrsamkeit, die jener bisher bearbeitete, einen gleich gewandten und kenntnißreichen Erforscher zu finden. Cironi war am 24. Oct. 1769 geboren. Die großen Ereignisse in Italien machten ihn erst 1803 dem geistlichen Stande fremder, dem er als Lehrer der Rhetorik zu Sorla, später im bischöflichen Seminare zu Mailand angehört hatte. Durch den Minister des Innern der italienischen Republik erhielt er eine Anstellung bei der Bibliothek der Brera, in der er 1817 Bibliothekar ward, womit er später (1835) die Oberzensorstelle einstweilig verband. Er hatte den Titel als k. k. Hofrath und war mit dem Orden der eisernen Krone ausgezeichnet. Durch Arbeiten für die periodische Presse, z. B. für den „Poligrafo“ und die „Biblioteca italiana“, wurde er von größern wissenschaftlichen Werken abgehalten; doch bewiesen seine Erklärungen zum Kupferwerke über die Gemälsammlung der Brera („Illustrazione dell' I. R. pinacoteca di Brera“, drei Folianten) und die Erklärungen zu Ferrario's „Costumi“, wo er Griechenland, Spanien und Portugal bearbeitete, für den Umfang und die Anwendbarkeit seiner Kenntnisse. Seine besten Kräfte wandte er der Bibliothek zu, deren Vermehrung seine angelegentlichste Sorge und deren Ordnung sein Stolz war. Mit diesen Verdiensten verband er persönliche Liebenswürdigkeit, die seinen seit Jahren besorgten Verlust doppelt schmerzlich machte. Auch einen bedeutenden Mann im Fache des Geniewesens verlor die Lombardie am 25. Jan. mit dem Generaldirector der Straßen und Brücken Fil. Ferranti. Seine „Relazione storica sulle strade del Milanese“ (1823), sein „Progetto di miglioramento nella navigazione del lago di Como“ (Mailand 1830) und die „Memorie intorno alle strade a rotaje di ferro“ (Mailand 1837) werden seinen Namen in der Wissenschaft erhalten. Ferranti war zu Como 1778 geboren.

Unter den vielen Mundarten Italiens ist keine weniger durch gedruckte Werke zur allgemeinen Kenntniß gekommen als die von Pavia. Erst 1764 ist ein Buch, ein Kalender, in ihr gedruckt worden; aber neuerdings hat man öfters und mit Erfolge sie zu Scherzen benutzt. Mit Beifall zeigen die italienischen Blätter die „Poesie pavesi di G. (ius.) B. (ignami)“ (Pavia 1838) an, und wenn auch Ausländer nicht leicht es dahin bringen werden, ihr Salz ganz zu erfassen, weil selbst die Sprechung zu ihnen gehört, so werden sie doch nicht versäumen, ihre Sammlungen damit zu bereichern, die für Jbiotik dadurch einen interessanten Beitrag gewinnen. Monti würde dieses Wücheltgen als eine wichtige Erfindung für die Fortbildung der italienischen Sprache gepriesen haben, die er im Eifer gegen die Toscaner als einen absterbenden Stamm ansehen mochte, der durch Pflanzfreier wieder zu frischem Triebe gereizt werden müsse. Es gilt die Frage, hatte einer seiner Verehrer vor nicht langer Zeit öffentlich gesagt, ob wir überhaupt eine Sprache haben? Jetzt lächelt man über diese Kriege, die nie Triumphe haben können, und wer das Geistesreichste über sie zusammengestellt lesen will, der vergleiche einen Artikel: „Amene lettere e critica letteraria“, mit dem die „Biblioteca italiana“ für 1838 eröffnet wird. Auf die einflussreichen Musterschriftsteller des Auslandes hinweisend, sagt der Verf. mit Dio Cassius: „Es ist eine schlimme Zeit, wenn ein Tyrann Niemanden nichts erlauben will, aber eine noch schlimmere, wenn Alle sich Alles erlauben.“

Von der fleißigen Akademie der Wissenschaften zu Turin ist 1835 der achtunddreißigste und 1836 der neununddreißigste Band erschienen, die namentlich für Botanik von Moris, G. und P. Savi und Bertoni, für Mineralogie von Marmora und Sismonda, für Astronomie von Plana, für Chemie von Cavini und Zoogadro, für Mechanik von Botto sehr beachtenswerthe Beiträge bringen. Weniger inhaltsschwer ist die Abtheilung der moralischen, historischen und philosophischen Wissenschaften im

neununddreißigsten Bande. Zu den dreißig, meistens durch farbige Gelehrte bekannt gewordenen Entlassungsurkunden römischer Soldaten (honestas misiones) bringt dort Ritter Baillo, der schon früher mehrer erläutert hat, eine neue hinzu; dann geben Barucchi, Caveboni, Promis und Arri nicht wichtige numismatische Abhandlungen und Ritter Franc. Omobri eine Untersuchung über die Brandraketen („Osservazioni intorno alla storia de' razzi“), die dadurch interessant wird, daß sie das bekannte (lateinisch geschriebene) Buch des Griechens Marcus („Liber ignium“), das la Porte du Teil zuerst herausgab, als eine Arbeit, die nach Erfindung des Pulvers entstand, nachweist und überhaupt viele Behauptungen Montgery's mit guten Gründen bestrittet.

## Bibliographie.

- Bellegrano, F., Reise-Novellen und Erzählungen. 1ster Band. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 1 Thlr. 6 Gr.
- Bilder und Randzeichnungen zu Deutschen Dichtungen erfunden und radirt von J. B. Sonderland. 1ste Lief. 8r. Sol. Düsseldorf, Arnz und Comp. 2 Thlr.
- Bitter, C., Paulus von Frommenhausen. Neueste Nachrichten aus dem Reiche. Zur Erbauung der Gläubigen. 8. Altenburg, Helbig. 20 Gr.
- Champagner-Schäume. Umbildungen v. de Rod'scher Skizzen von L. Seidelmann. 8. Stettin, Nicolai. 18 Gr.
- de Chateaubriand. Der Congress zu Verona. Der Krieg in Spanien. Verhandlungen. Die spanischen Colonien. Aus dem Französischen übersezt und mit Zusätzen von G. W. 1ster Band. 8. Hamburg, Verensohn. 1 Thlr. 18 Gr.
- Erzählungen und Skizzen des Schäfers von Ettrich. Aus dem Englischen von A. v. Frestow. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Wasse. 2 Thlr. 8 Gr.
- Gilbert, C., Dpferfränge. Novellen und Gedichte. 8r. 12. Berlin, Burmeister und Stange. 20 Gr.
- Günther, A., Die Juste-Milieu in der deutschen Philosophie gegenwärtiger Zeit. 8r. 8. Wien, Beck. 2 Thlr. 15 Gr.
- Halm, F., Der Adept. Trauerspiel. 8r. 8. Wien, Gerold. 1 Thlr.
- — — Camoens. Dramatisches Gedicht. 8r. 8. Wien, Gerold. 8 Gr.
- Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten, zum Theil noch unedirten Malereien, Bronzen und Mosaiken. Gestochen von H. Roux dem Älteren und Ad. Bouchet in Paris. Mit erläuterndem Text deutsch bearbeitet von A. Kaiser. 1ste und 2te Lief. Schmal gr. 4. Hamburg, Meissner. Preis für 24 Lief. 5 Thlr.
- Hiebig, J. G., über belletristische Schriftstellerei als Lebensberuf. Ein Wort der Warnung für Jung und Alt. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 4 Gr.
- Des Steuermannes Mensen Ernst aus Beegen in Norwegen, Leben, See-Lands- und Schnell-Reisen in allen fünf Welttheilen. Nach mündlichen und schriftlichen Uebersetzungen, herausgegeben von G. Ried. Vom Jahre 1799 bis zum Jahre 1814. 1ste Lief. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 8 Gr.
- Ossians kleine Gedichte übersetzt von Karl Georg Neumann. Gr. 12. Berlin, Herbig. 1 Thlr.
- Stahmann, F., Die Horna. Ober: Die Geheimnisse des Wart-Hill-Felsens. Nordischer Roman. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Wasse. 2 Thlr. 8 Gr.
- Stolle, F., Gamellen. Novellen, Erzählungen und Genrebilder. 2 Theile. 8. Leipzig, Meißner. 2 Thlr. 12 Gr.
- — — Elba und Waterloo. Ein historischer Roman. (Fortsetzung von „1813“ von demselben Verfasser.) 3 Bände. 8. Leipzig, Meißner. 4 Thlr. 12 Gr.
- Barnhagen von Ense, R. A., Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 3ter, 4ter Band. 8r. 8. Mannheim, Hoff. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 194.

13. Juli 1838.

Lieder von Niclas Müller, Buchdrucker in der Df-  
ficin der F. G. Cotta'schen Buchhandlung. Eingeleitet von Gustav Schwab. Stuttgart, Cotta. 1837. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Manche literarische Erscheinungen wirken mehr durch den Charakter der Curiosität, den sie an sich tragen, als durch ihren innern Werth; sie kommen in die Mode, sie werden überschätzt, und nach einiger Zeit erkennt man ihnen nicht einmal mehr das Verdienst zu, das sie wirklich haben; gegen nichts müssen wir uns so eifrig verwahren, als gegen die Vermuthung: auch die hier angezeigte Liederammlung habe vorzüglich nur als eine Curiosität Bedeutung und gründe auf den Stand und Beruf ihres Verfassers Ansprüche auf besondere Nachsicht. Auch wollen wir nicht unsern westlichen Nachbarn darin nachahmen, daß wir eine solche Erscheinung sofort als ein sociales Phänomen ausposaunen und eine neue Aera der Bildung zu weissagen davon Veranlassung nehmen, sondern wir wollen die Gedichte als solche nach ihrem innern Werthe prüfen und auf des Dichters äußere Lebensumstände nur insofern Rücksicht nehmen, als sie den Satz bestätigen helfen: daß der echte Dichterberuf in den verschiedensten Lebensverhältnissen sich geltend machen und durchdringen kann.

Die Einleitung von G. Schwab erzählt, wie er mit N. Müller, Buchdrucker in Stuttgart, dadurch bekannt geworden, daß ihm dieser Gedichte zur Aufnahme in das „Morgenblatt“ gebracht:

Diese erste Mittheilung enthielt zwar nichts in hohem Grade Eigenthümliches, doch lauter unmittelbar Empfundenes und mit der eignen Seele Geschautes. Was aber meine ganze Verwunderung in Anspruch nahm, war, bei mangelhafter Rechenschaft, die hierische Vollendung der metrischen Form, die kunstgerechteste und zartinnigste Handhabung des Reims.

Lob und Tadel seines „Führers“, wie Müller Schwab in einem Gedicht nennt, trugen treffliche Früchte, und er brachte „immer frischer, immer vom Gemüth durchdrangener Gaben seines Talents“. Schwab gab ihm, eigener Verbesserungen sich enthaltend, immer nur Fingerzeige und Winke, war nur sein poetischer Gewissenrath, und seine Leitung brauchte nie in Vormundschaft überzugehen. Binnen etwa drei Jahren entstanden die nun in einer Sammlung vereinigten Lieder, deren Anordnung er unter Schwab's Anleitung selbst besorgte; die er mit einer Selbstbiographie

begleitet und mit eigener Hand gesetzt und gedruckt hat. Aus seiner Biographie begnügen wir uns als Hauptmomente für seine geistige Entwicklung und Bildung anzuführen: daß er, ein Sohn armer Ältern mit vielen Kindern, 1809 (den Tag weiß er selbst nicht genau anzugeben) bei Ulm geboren, von seinen Ältern gut und fromm, jedoch auf eigne Art erzogen wurde, da sein Vater, seines Handwerk ein Teppichmacher, dabei ein großer Freund und Jünger der Alchymie, Liebhaber von kabbalistischen Studien und ein Separatist, ihn nicht in die Schule schickte, sondern zu Hause im Lesen und in der Religion unterrichtete. Diese seltsame Haushaltung jedoch, die Freiheit, die dem Knaben zu Spaziergängen blieb, die Wohnung außerhalb der Stadt, die mysteriösen Studien des Vaters, die Frömmigkeit der Ältern, bei welchen reisende Missionnaire verschiedener Parteien, Stundenhalter von Brüdergemeinden, Theosophen, Alchymisten, Schatzgräber, Wunderdoctoren einkehrten, und wo von Swedenborg, Jakob Böhme, Welling, Dtinger u. s. w. gesprochen und gelesen wurde — dies Alles war wol geeignet, auf eine empfindliche Phantasie und ein offenes, tiefes Gemüth dauernde Eindrücke und Müller's Kinder- und Knabenzeit poetischer zu machen, als der Cursus durch Schule oder Gymnasium zu sein pflegt. Erst später wurde er in eine Schule geschickt, und zwar in eine benachbarte Dorfschule, und ein Jahr nach seiner Confirmation ging er zu einem Buchdrucker in die Lehre. Während seiner Lehrzeit las er gar vielerlei, machte chemische Versuche und erfreute sich an der Natur, kann sich aber nur eines Verses aus jener Zeit erinnern, der Anfangsstrophe des einzigen Gedichts, das er damals machte. Nach beendeter Lehrzeit trat er seine mühe- und gefahrvolle Wanderschaft nach Wien und Ungarn an, wo er in seinem Geschäft arbeitete, und von wo er, als ihn die Conscriptio traf, zurückkehrte. Erst nach einigen Jahren erwachte in ihm die Lust und der Trieb, Gedichte zu machen, und zwar wurde er dazu veranlaßt durch kleine Proben von Gedichten eines Bekannten, welche den Gedanken in ihm erweckten: „so etwas könntest du auch machen, vielleicht auch noch besser!“ Die Formen und Regeln der Poesie lernte er aus der Nozin's französischen Grammatik angehängten französischen Verselehre; das Meiste aber zur Ausbildung von Geschmack und Geschick thaten bei ihm

die deutschen Dichter, mit welchen er sich in seinen Freistunden aufs eifrigste beschäftigte. Noch viele interessante Züge wird der Leser bei eigner Lecture der einfach und treuherzig geschriebenen Selbstbiographie finden.

Die Lieder selbst zerfallen in sechs Abtheilungen: Natur, Liebe, Leben, Höheres Leben, Dichter und Dichtung, Balladenartiges. Unter der fünften Rubrik finden wir ein Gedicht: „Auf eine gemischte Liederfammlang“:

Bermüht seid ihr gekommen  
Hinein in mein Gemüth,  
Nachdem es Theil genommen,  
Nachdem es hat geglüht.

Frei hat euch ausgegossen  
Des Dichters volles Herz,  
Nachdem ihm zugefloßen  
Kam Freude oder Schmerz.

So gehe nun hinwieder  
Ein jedes kleine Lied,  
Seht all ihr bunten Lieder  
Ein ohne Unterschied.

Es wäre vielleicht nicht unangemessen gewesen, wenn der Dichter seine Lieder ohne Unterschied, d. h. ohne Unterscheidung durch verschiedene Rubriken, gegeben hätte; wir finden es ganz passend, daß man Lieder und Romanzen sondert, weil beides gewissermaßen verschiedene Gattungen sind; aber wenn der Eintheilungsgrund von den in den Gedichten behandelten Gegenständen durch eine logische Unterscheidung und Sonderung genommen wird, durch eine Subsumtion der Poesien unter Begriffe wie Natur, Leben, Liebe u. s. w., so scheint uns eine solche Classification, weil sie etwas Schematisches hat, nicht gerade günstig; und dies auch darum nicht, weil eben in einer Sammlung von Gedichten, die sich in einer mäßigen Sphäre halten und von gleichartigen, unter sich nahe verwandten Gefühlen befeelt werden, eine ungesuchte, bunte Mannichfaltigkeit einen angenehmen Eindruck hervorbringt, als eine absichtliche Zusammenordnung des Gleichartigen. Ueberdies läßt sich eine solche Classification schwer consequent durchführen, und z. B. in unserer Sammlung findet sich das herrliche Gedicht: „Das Thränenparadies“ unter der Rubrik Natur, und der „Strom der Seelen“ unter der Rubrik Leben, da doch beide vielleicht eher unter Höheres Leben zu subsumiren gewesen wären.

Mit Recht macht S. Schwab darauf aufmerksam, daß unser Dichter, der Östreich und Ungarn durchwanderte, in jener Ferne nicht auf eine Jagd fremder Bilder und Motive ausgegangen sei; in der That verrathen seine Lieder kaum durch irgend eine Spur den Einfluß von äußern Erlebnissen auf seine Seele; er hat keine fremde Costume und Scenen in seine Gedichte aufgenommen, und dies ist uns insofern wichtig, als es uns über die Quelle seiner Poesie einen unverkennbaren Wink gibt: diese Quelle ist bei Niclas Müller das Gemüth. Dem Gemüth ist, im relativen Gegensatz zur Einbildungskraft oder Phantasie, welche die flüchtige Beweglichkeit des Geistes bezeichnet, die Beständigkeit, Beharrlichkeit, Innigkeit und Treue eigen; der vorzugswiese gemüthliche Dichter

wird sich auf einen engeren Kreis von Gegenständen und Interessen beschränken, mit beharrlicherer Liebe dabei verweilen, er wird weniger Außerliches, Fremdes und Neues in den Kreis seiner Poesie hereinziehen als derjenige, dessen Poesie mehr von der Phantasie stammt. Natürlich jedoch schließen sich Gemüth und Phantasie nicht aus, sondern ihre harmonische Verbindung, für welche es unendlich verschiedene Mischungsverhältnisse gibt, bedingt grade die poetische Trefflichkeit. Und wenn wir als die tiefste Quelle von Müller's Poesie das Gemüth nennen, wollen wir damit nur sagen, daß er seine Lieder nicht äußerlich schafft und forme, aus mehr zufälligen Anschauungen, Ideen und Facten, sondern daß er sie aus seinem eigensten, tiefsten Leben zeuge, sie mit dem Mark seiner Seele nähre; daß, wie das Gemüth der Sitz aller Frömmigkeit ist, so die Pietät den Grundcharakter von Müller's Poesie ausmache; welch' eine reiche und schöne Phantasie aber diesem Gemüth gestellt ist, werden wir unten zeigen.

Pietät ist der Grundzug dieser Lieder, Pietät in ihren verschiedenartigen Offenbarungen, als andächtige, liebende Versenkung in das Naturleben, welches an sich als etwas Ehrwürdiges, Heiliges, dem Menschenherzen Verwandtes und Vertrautes empfunden wird; als überallhinbegleitende, in Scheiden und Weiden betrübende, aber in der Ferne tröstende, in der Noth rettende Liebe; als getrostete, freudige Anschauung und Führung des Lebens in seinen Wechseln; als beseligender, begeisternder Zug nach oben zu dem Unendlichen; als dankbare Liebe gegen Freunde, als Wohlwollen gegen alle Menschen; in dem Blumengarten dieser Lieder sind keine betäubend-narkotische und giftige Genüsse neben den labenden und süßduftenden; unter den Rosen und Lilien der seligen Befriedigung schließen nicht die Nattern des Hasses und Zweifels hervor; Alles ist Einheit, Versöhnung, Friede, Triumph.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gründe der freiwilligen Niederlegung meines geistlichen Amtes. Eine offene Erklärung von E. E. F. Lüzberger. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1838. Gr. 8. 1 Thle.

Die Ershütterung, welche der historische Grund des christlichen Glaubens und manche Glaubenslehren selbst durch „Das Leben Jesu“ von Strauß erfahren haben, wird durch gegenwärtige Schrift fortgesetzt, verstärkt und weiter verbreitet werden. Aber wenn Strauß aus mehr wissenschaftlichem Interesse und für dasselbe wirkte, so dürfte die Wirkung der Schrift des Hrn. Lüzberger eine mehr praktische und daher für das Leben bedeutendere sein. Denn für Religion und Sitte, die selber nur Ausprägungen des Gemüths- und Geisteslebens sind, hat natürlich was aus diesem stammt, die meiste Kraft der Anregung; und hier erhalten wir Bericht über ein Factum, über ein höchst merkwürdiges, fast beispielloses Factum, das sich mit unabweislicher Nothwendigkeit aus Gesinnung und Leben entwickelt hat, und welches das Ergebnis ist nicht bloß wissenschaftlicher, sondern stilllicher, ja religiöser Bestrebungen. Hr. L., getrieben, in Einheit mit sich und Gott, zum Frieden der Seele zu kommen, wußte diesen nur zu finden, indem er sein geistliches Amt aufgab. Denn dieses verpflichtete ihn, zu lehren, was Glaubenssagung der evangelischen Kirche ist, und seine religiösen Überzeugungen, je mehr sie den Bedürfnissen seines Geistes und Gemüthes ent-

sprachen, je mehr sie ihn zum Frieden mit sich, mit Gott und mit der Welt verhalten, entfernten ihn immer weiter von den Lehren der Kirche, auf welche man neuerdings in Bayern mit immer rücksichtsloserer Strenge zurückkommt. So blieb ihm als Mann von Gewissenhaftigkeit nichts Anderes zu thun übrig, als was er gethan hat, und wenn etwas zu beklagen ist, so ist es dies, daß die neun Zehnthelle der protestantischen, und wir wollen nur hinzusehen, auch die größere Hälfte der katholischen Geistlichkeit, die nicht viel anders denken und gefonnen sind, nicht gleiche Gewissenhaftigkeit beweist, daß Hr. E. der Einzige ist, der gethan hat, was Tausende thun sollten. Was meint man wol, das geschehen wäre, wenn neun Zehnthelle der protestantischen Geistlichen innerhalb eines Jahres etwa mit Rücktritt von ihrem Amte gedroht hätten, sofern die Oberconsistorien fortführen, von ihrem formellen Rechte Gebrauch zu machen und die stricteste Obervanz der symbolischen Bücher zu verlangen? Kein einziger Pfarrer würde seines Amtes entlassen, aber die Oberconsistorien würden nachgebiger, es würde ein Boden gewonnen worden sein, die evangelische Kirche einer höhern Entwicklung, einer neuen Glaubensreinigung entgegenzuführen. Aber die Halbheit und Feigheit, die Menschenfurcht und, fast möchte man sagen, für einen Geistlichen gottlose Angst um das tägliche Brod windet und schmeigt und accommodirt sich lieber, folgt lieber hundert sophistischen Beschönigungsgründen, verleugnet lieber Gott und unterdrückt lieber die doch nie ganz ruhende Stimme des Gewissens, ehe sie sich zu einem entscheidenden Schritt entschließt. Eigentlich bekennet hiermit diese rationalistische Halbheit und Nuthlosigkeit nur ihre völlige Nichtigkeit. Denn was ist das für eine Überzeugung, die keinen Muth gibt, die ohne wahres Gottvertrauen ist? Nicht gegen den rationalen Glauben überhaupt ist dies gesagt (denn wenn derselbe, wie in Hr. E., eine Wahrheit geworden, so fehlt auch ihm nicht echtes Gottvertrauen); gegen die lauen und flauen Anhänger desselben ist es gesagt, die weder Fißch noch Fleisch sind, deren Gottesbewußtsein nur ein getrübbtes und kaltes ist, die den geschichtlich positiven Glauben verloren haben, gegen den sie sich nur skeptisch oder höchstens matt eklektisch verhalten, ohne sich des Positiven, des Keingöttlichen, welches dem aufrichtig, ernst und kräftig Suchenden im eignen Innern, in der Natur und in der Geschichte offenbar wird, bemächtigen zu können.

Hr. E. wird daher unkreitig von der Legion dieser Halbgläubigen und Halbrationellen, denen sein ehrliches, überzeugungstreues Handeln und sein offenes Bekenntniß eine laute, aber unwillkommene Mahnung ist: Gehet hin und thut des gleichen, am meisten getadelt werden. Ohne zu beklagen, daß sie sich getroffen fühlen, werden sie sich vielmehr in ein breites Gerede über die Bedenklichkeit seines Thuns, über die übertriebene Strupulosität, über die Verleugnung aller Parakausalität, über die Unpolitik gegenüber der katholischen Kirche, besonders grade in dem gegenwärtigen kritischen Augenblick, über das Aergerniß endlich auslassen, das er damit so vielen, besonders ungebildeteren Laien gäbe, deren bisherigen Glauben er wandern möchte, ohne ihnen einen neuen geben zu können u. c. \*) Hierauf hat aber Hr. E. bereits so geantwortet, wie darauf geantwortet werden darf und muß. Die Wahrheit, so weit man sie erkannt hat durch redliches Forschen und Ringen, muß höher geachtet werden als jede andere Rücksicht; sie auszusprechen, ist wahrer Gottesdienst, ist Gewissens- und Glaubenspflicht. Denn weit entfernt, sich wie Strauß fast nur negativ zu verhalten, oder eine Philosophie an die Stelle der Religion, des Christenthums setzen zu wollen, hält er in seinem Gemüth einen religiösen Glauben fest und für das schönste Erbtheil des Menschen, aber einen solchen, der Gottes ebenso würdig als des Menschen sei. Es fragt sich jetzt zuvörderst, zu er-

fahren, was Hr. E. nicht mehr hat glauben können, und was er eben deshalb nicht mehr hat lehren wollen.

Hr. E. gibt drei Hauptgründe an, die er selbst als Überschriften zu den drei Hauptabschnitten seiner Schrift in folgende Worte gefaßt hat:

1) Ich habe mich überzeugt, daß die kirchlichen Bekenntnisschriften mehrfach nicht übereinstimmen mit der Bibel; von der kirchlichen Oberbehörde wird aber die Festhaltung an den Bekenntnisschriften neuerdings ernstlich gefordert.

2) Meine frühere Überzeugung von der göttlichen Autorität der Schrift vermag ich nicht mehr festzuhalten, d. h., ich kann nicht mehr Alles, was die Schrift erzählt und lehrt, für wahr und richtig ansehen, und sie daher auch nicht mehr für eine göttliche und heilige Schrift annehmen, deren Wort ich verpflichtet bin und unbedingt vertrauen könnte.

3) Ich kann den Gedanken nicht mehr von mir abwehren: die Messias- oder Christusidee des Alten und Neuen Testaments sei überhaupt keine göttliche, sondern nur eine menschliche, und habe deswegen nie Realität gewonnen und werde sie nie gewinnen; auch habe Jesus selbst sich weber für den Christus gehalten, noch dafür ausgegeben.

Es drücken sich in diesen drei Hauptgründen die drei Stufen in consequenter Steigerung aus, auf welchen die Vernunft sich zu immer größerer Unabhängigkeit von allem Autoritätsglauben erhebt. Neu ist die Wendung, welche der im dritten Hauptgrunde ausgesprochenen Wahrheit gegeben ist. Denn daß Jesus nicht im kirchlichen Sinne der Schrift, Messias, Erlöser der Menschen sein könne, ist schon lange die Überzeugung unzähliger Christen gewesen; daß er sich aber selbst nicht dafür gehalten und ausgegeben habe, das hat selbst Strauß noch nicht darzuthun gewußt. Hr. E. sucht es glaubwürdig zu machen, wie er denn überhaupt in den Erörterungen, die er der Aufstellung seiner Gründe beigefügt, sich als einen gelehrten, mit dem Stande der gegenwärtigen Theologie wohlvertrauten und dabei vollkommen selbständigen Forscher bewiesen hat. In dieser Beziehung sind diese Erörterungen auch keineswegs ohne wissenschaftlichen Werth; aber was ganz besonders wohl thut, sie sind dabei völlig frei von jenem Hochmuth des wissenschaftlichen Verstandes, der selbst den Dr. Strauß in seinem vornehmlich wissenschaftlichen Werke verleitet hat, in einen, eines heiligen Gegenstandes unwürdigen Ton zu verfallen. Hr. E. behauptet durchweg eine würdige Haltung, verleugnet nie die Bescheidenheit, die grade bei Erörterung schwieriger wissenschaftlicher Probleme, zumal wenn sie das innerste Heiligthum des Gemüthes berühren, stets beobachtet werden soll, ja er ist überall von einer Wärme der Empfindung erfüllt, die auch uns das wohlthuende Gefühl mittheilt, daß ihm die Darlegung seiner Gründe selbst Sache des Herzens gewesen. Hierbei darf es nicht befremden, wenn alle höhnißche Polemik gegen Andersdenkende und Andersglaubende ausgeschlossen bleibt. Der Verf. ist in dieser Beziehung ein Muster von billiger, aufrichtig veröhnlicher Denkungsart zu nennen; auch nicht eine Spur von Groll, oder auch nur indirecter Anklage gegen die Behörden ist zu erspähen; vielmehr erkennt derselbe den letztern z. B. ohne Weiteres das Recht und selbst die Verpflichtung zu, streng auf Beobachtung der Bekenntnisschriften zu halten; und nur wo er sich gegen die Verleugungen, die seiner warten und die er voraussetzt, verwahrt, erlaubt er sich hier und da die Form der Ironie, die aber nie zum stehenden Sarkasmus wird. Bei dieser Milde verdient die Entschiedenheit, mit welcher gleichwol die Grundüberzeugungen ausgesprochen werden, um so mehr unsere Anerkennung, und sie werden eben deshalb um so mehr Eingang in vieler Gemüth finden, zumal da jene Milde die Frucht einer echt gottesfürchtigen Besinnung ist, welche die ganze Schrift befeelt. Letzterer Ausspruch wird nur jenen be-

\*) Die rationalistischen Spitzhölse werden überdies mit bekannter Drehtlingstunne zu beweisen wissen, daß Hr. E. weit über den Rationalismus hinausgehe, der ja doch die Bibel immer noch gelten lasse, ein christlicher, kirchlicher sei und bleiben werde u.

schränkten Seelen eine Paradoxie zu sein scheinen, denen echte Gottesfurcht und Kirchengläubigkeit gleichbedeutend sind.

Haben wir bisher den Anlaß vorliegender Schrift, ihren und ihres Verf. Charakter, ihren Inhalt und dessen Verhältnis zu verwandten Erscheinungen, ihren Werth für Leben, dem lautere Gottesverehrung am Herzen liegt, endlich das doppelte Schicksal, welches ihr beim Publicum bevorsteht, angedeutet, so erwartet man vielleicht eine nähere Angabe noch über die zur Rechtfertigung der drei Hauptgründe beigefügten Erörterungen. Allein hier könnten wir fast nur die ganze Schrift abschreiben, die sich selbst auf Hervorhebung und Durchführung der wesentlichsten, dabei in Frage kommenden Momente beschränkt. Es bleibt daher nichts übrig, als nur den Gang jener Erörterungen und die Hauptsätze, aus denen jeder Hauptgrund aufgebaut ist, ganz im Allgemeinen zu bezeichnen.

Für die Gewinnung des ersten dieser Gründe ist es nicht unbedeutend, daß der Verf. bei Übernahme seiner ersten geistlichen Functionen, in Folge der auf der Universität eingeführten Lehren, selber ein Eiferer für Kirchengläubigkeit gewesen zu sein erklärt. Erst späterhin, als die kirchlichen Behörden immer strenger auf genauestes Festhalten an den Bekenntnisschriften drangen, scheint Hr. L., der bis dahin an die völlige Identität ihres Inhalts und dessen der Bibel nicht gezweifelt, dem aber die Bibel selbst von jeher einen besondern Werth gehabt hatte, auf Abweichungen der Bekenntnisschriften von unmitttelbaren Bibellehren eine geschärfte Aufmerksamkeit gerichtet zu haben. Dabei gab ihm die Entstehungsgeschichte der evangelischen Kirche Gründe genug an die Hand, die Bibel als die höhere Autorität für den evangelischen Glauben gelten zu lassen; und bald blieb auch ihm kein Zweifel mehr, daß die evangelische Kirchenlehre, wie schon Viele nachgewiesen haben, nicht schriftgemäß sei. Ramentlich wurde ihm klar, daß das nicäische und Athanasianische Glaubensbekenntniß, welches die Reformatoren sich aneigneten, so wenig als die Augustinische Lehre von der gänzlichen Verdorbenheit menschlicher Natur und von der Seligkeit allein durch den Glauben aus der Schrift hinreichend begründet werden könne. Gerade eigenthümliche Forschungen in den Paulinischen Schriften erhoben diese Ansicht Hrn. L.'s über jeden Zweifel. Mit besonderer Bändigkeit weist derselbe nach, daß z. B. die Dreieinigkeitslehre, wie sie die Kirche behauptet, unbillig sei. \*) Näher verspricht der Hr. Verf. seine Ansichten über diese und andere Abweichungen der Kirchenlehre von der Bibel in einem „Versuch über die Paulinische Glaubenslehre“ zu begründen. Weder er diesen Versuch möglichst bald der Öffentlichkeit übergeben.

Bei Entwicklung des zweiten Hauptgrundes geht der Verf. von der Grundansicht aus, daß man die Bibel nur dann in dem eminenten Sinne, in welchem es von der Kirche und den Strengbibelgläubigen geschehe, für Gottes Wort, und folglich für unverbrüchliche Glaubensnorm gelten lassen könne, wenn dies unbedingt, ohne allen Vorbehalt geschehe, wenn man jedes Wort, ohne alle Ausnahme für göttlich, von Gott gesagt, dictirt oder inspirirt annehme. Sowie man zu deuten, nur in poetischem, symbolischem und überhaupt künstlich gewonnenem Sinne diese oder jene Thatfache, diesen oder jenen Ausspruch zu nehmen anfange, hebe man den Begriff göttlicher Autorität auf, die, wo sie wirklich und so zu sagen leibhaft vorhanden ist, keiner von Menschen dargereicher Stützen bedürftig sein kann. Und dann stellt er an jeden orthodoxen Theologen und Christen die Gewissensfrage: wer so unbedingt in jedem Wort die Bibel als Gottes Wort anerkenne? Wir denken mit Hr. L., es werden die Wenigen, die etwa unter den sich selbst als strenggläubig Bezeichnenden diesen unbedingten Glauben an die unbedingte Göttlichkeit der Bibel hegen, leicht zu zählen sein, wenn man nämlich die Menschen ausnimmt, in

\*) Hierin stimmt der Verf. bekanntlich mit Tholuck überein.

welchen noch jedes wahrhaft menschliche Bewußtsein in dumpfem, thierischem Hinbrüten vergraben liegt. Auf die bekanntesten Widersprüche, Ungereimtheiten und andere, mit der Idee eines allweisen, allgerechten, heiligen Gottes unvereinbaren Dinge, welche namentlich das Alte Testament enthält und die jeden Unbefangenen von der sehr menschlichen Entstehung desselben überzeugen, deutet der Verf. nur hin, und fügt nur ein selbst zusammengestelltes Beispiel aus der Geschichte Jakob's und seiner Söhne hinzu, die ein wahres Muster von chronologischer Verwirrung ist.

(Der Beschluß folgt.)

## Notizen.

In Presburg ist ein Institut für serbische Literatur gestiftet worden, dem der serbische Kaufmann Löbely 20,000 Gulden Conv.-M. geschenkt hat, wofür das Institut ein schönes, jetzt mit einer serbischen Inschrift gezierter Haus sich erworben hat. Die übrigen in Presburg schon länger bestehenden slawischen Institute haben den besten Fortgang; so hat die slawische Bibliothek bei dem evangelischen Gymnasium unlängst einen bedeutenden Zuwachs aus Privatsammlungen erhalten. An die Stelle des verstorbenen G. Pallowitzsch in Presburg ist der Lehrstuhl der slawisch-böhmischen Sprache jetzt an Ludwig Stur übertragen worden.

Nach einem neuen Berichte enthält die kbnigl. Bibliothek in Clementinum zu Prag jetzt 96,775 Bände und Manuscripte, darunter 1994 Werke in böhmischer Sprache. 9.

## Literarische Anzeige.

Neu ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Palästina.

Von

Karl von Harmer.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriss der Kirche des heiligen Grabes.

Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Obgleich die zweite Auflage dieser ausgezeichneten Darstellung des heiligen Landes der ersten in kurzer Zeit folgt, so enthält dieselbe doch durchgängig namhafte Verbesserungen und Zusätze, wie sich schon aus dem erweiterten Umfange und aus der Vergleichung einzelner Artikel mit der früheren Bearbeitung ergibt. Die Hinzufügung mehrerer wichtigen Abhandlungen über einzelne Gegenstände wird man nur als einen wesentlichen Gewinn betrachten können.

In dem im vorigen Jahre erschienenen Versuche:

**Der Zug der Israeliten nach Kanaan.**

Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

lieferte der Verfasser eine Beilage zu seinem „Palästina“, welche seine Forschungen über diesen Gegenstand, von dem genannten Werke unabhängig, darlegt. Die sauber gestochene Karte (in gr. 4.) ist einzeln für 6 Gr. zu erhalten.

In neuen Auflagen erschienen von demselben Verfasser: Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorkhule der Erdbeschreibung. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 4 Gr. Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. Leipzig, im Juli 1838.

**F. A. Brodhaus.**

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 195.

14. Juli 1838.

Lieder von Niclas Müller. Eingeleitet von Gustav Schwab.

(Fortsetzung aus Nr. 184.)

Wol die schönsten Lieder finden sich in dem Abschnitt Natur; das süße, heimliche Leben in und mit der Natur ist in nachstehendem Liede geschildert.

Xyl der Natur.

Ein Plätzchen, uns noch frei zu walten,  
Hat die Natur sich vorbehalten  
In ihrem großen Haus,  
Da ist es frei von allem Weltgebrauch,  
Und drinnen leben lauter Lustgestalten.  
Aus grünbedeckten, keinen Seen  
Scheint's oft, als stiegen lichte Feen  
Mit liebevollem Blick,  
Und tauchten neckend wieder schnell zurück;  
Doch hat das Aug' nur Blumenspiel gesehen:  
Ephen und Binden dicht umranken  
Die Bäume, die im Winde schwanken,  
Darunter ist es still,  
Und die Natur kann schaffen wie sie will,  
Da dichtet sie in träumenden Gedanken.  
Viel Schmetterlinge bunt beleben  
Die Büsche, die sich eng verweben,  
Und Fische Silberhell  
Ergötzen sich in ihrem klaren Quell,  
Und drüber singend frohe Lerchen schweben.  
Ein Strom hielt diesen Platz umfassen,  
Darüber war man einst gegangen  
Auf einem schmalen Steg,  
Doch riß der Strom die Brücke wild hinweg;  
Allein zu sein war der Natur Verlangen.  
Sie hatt' als Freund mich eingeladen  
In ihrem frischen Quell zu baden;  
In ihrem grünen Saal  
Bereitete sie mir ein köstlich Mahl  
Und führte mich dahin auf fremden Pfaden.  
Ihr Innerstes war aufgeschlossen,  
Wo ihre Lieblingsblumen sprossen  
In tausendfachem Schein;  
Da hab' ich gang mit meinem Sinn allein  
Die Freuden der Natur am Quell genossen.

Besonders ansprechend ist in diesem Gedicht die anspruchlose Personification der Natur in den einfachen Worten: „Und führte mich dahin auf fremden Pfaden“.

Die Lust und der Schmerz der zarten Lieder der Natur: Rose und Schmetterling, sind besungen in dem Liede:

Der Abend Schmetterling.

Wann sich Licht und Dunkel lösen  
Dämmernd in dem Hain der Rosen,  
Nicht von Sonn' und Mond belauscht;  
Wann die Blumen, wonnetrunken  
Süßem Schlaf anheimgefunken,  
Liebe leis den Hain durchrauscht,  
Und die Welt den Schleier taucht:

Ist dein süßes Loos, geschwinde  
Wettzueifern mit dem Winde  
Um der Rose Liebesgruß;  
Er, mit allem seinem Schmeicheln,  
Darf ihr nur die Wangen streicheln;  
Aber die wird tiefer Kuß,  
Voller Liebelustgenuß.

Und am Morgen, früh erwachend  
Blickt die Sonne, freundlich lachend,  
Nach der Rose ungeschämt;  
Und besinnend sich bedächtlich  
Ist's der Kopf, als hätte nächtlich  
Sie vom süßen Spiel geträumt  
Und der Lieb' ihr Herz geräumt.

Und sie läßt in diesem Wahn  
Träufeln ihre Perlestränen,  
Reigt gar bald ihr schönes Haupt.  
Als der Schmetterling, der lose,  
Wiederkommen will zur Rose,  
Und sie noch zu finden glaubt,  
Hat sie schon der Tod geraubt.

In diesem Liede stoßen wir uns nur an den zwei Worten bedächtlich und der lose; es ist kein Grund, dem Schmetterlinge dieses Prädicat zu geben (als der Reim), und das bedächtlich ist ein etwas störender Pleonasmus. Trefflich aber ist das ganze Lied:

An eine frisch entknospete Rose.

Rose, du schönste der Nymphen im Garten der Flora,  
Liehst die Farben zum Kleide der frühen Aurora;  
Schimmert sie morgend herauf aus dem Thale der Schatten,  
Muß sie vor deiner erhabenen Schönheit ermatten.

Buhlend umhauchte mit Wonne der Abend dich gestern,  
Jüngste und schönste von allen den herrlichen Schwestern;  
Und noch verrathen die wonniglich schwellenden Lippen  
Guer gepflogenes Rosen und lästernes Rippen.

Frucht noch umgeben dich perlende Tropfen voll Sonne,  
Lehgend entsaugt sie mit glühenden Strahlen die Sonne.  
Dufteud, mit himmlischen Göttergerüchen belebend,  
Sängest du üppig, die schattige Laube beschwebend.

Liedliche Blume, wo ist deine Wurzel entsprossen?  
Wer hat mit Milde dein glühendes Feuer begossen,



Lieblieh vermischt das Roth und das Weiß deiner Wangen,  
Wer dich so schügend mit wehenden Dornen umfassen?

Warum bestraffst du den Pflücker mit schmerzlichem Stechen?  
Mußt du so schrecklich, du Blume der Liebe, dich rächen,  
Daß der empfundenen Freude gleich folgen die Qualen?  
Muß dich so theuer dein seliger Finder bezahlen?

Antwort der Rose.

In himmlischem Entzücken  
Sas einst die hohe Luft,  
In ihrer Sonnebrust  
Die Sterblichen zu drücken.

Der Mutter Brust entfloß  
Die Milch der reinen Freude,  
Die noch im Anschuldskleide  
Des Menschen Geist genoß.

Mit ihr sich zu vermählen  
Kam nun der bittere Schmerz,  
Und nahm ihr sanftes Herz  
Um grausam es zu quälen.

Der hat in wilder Glut  
So heftig sie umschlungen,  
Daß aus der Brust gedrungen  
Mit süßer Milch das Blut.

Und wo es floß, entglühte  
Die Rose sanft von Roth,  
Die mit den Dornen droht  
Und lächelt mit der Blüte.

Und wer die Rose pflückt,  
Wer Freude will genießen,  
Muß opfernd Blut vergießen,  
In Lust und Schmerz entzückt.

Schmerz und Lust (diesen beiden Mächten hat Müller auch ein eignes Gedicht gewidmet, worin er den immer wiederkehrenden Keim mit Herz und Brust sinnig rechtefertigt) theilen sich in die Naturempfindungen unsers Dichters, gehen aber beide nicht über ein gewisses schönes Maß hinaus und gleichen sich oft in dem Indifferenzpunkte einer milden Zufriedenheit, einer lächelnden Wehmuth aus. Bald wird ihm der Thau zur Thräne, bald verwandelt sich ihm die Thräne zum Freudenthau — so in den beiden Gedichten: „Die Nacht“ und „Das Thänenparadies“.

Die Nacht.

Der Tag mit golbnem Licht ist schon entflohn,  
Wol über Land und Meere weit davon,  
Die Nacht eilt zitternd nach, und rühret kaum  
Noch seines blauen Mantels rothen Saum;  
Die Abenddämmerung weht um ihr Gesicht,  
Auf ihren Armen glänzt ein falbes Licht.

Zu Füßen wallt ihr dunkles Gewand,  
Den Mond als Leuchte nimmt sie in die Hand,  
Den Sternenschleier um das Haupt sie nimmt,  
Auf Bergen wandelt und durch Meere schwimmt,  
Dem Tag zu kommen auf die lichte Spur —  
Er aber, unerreichbar, fliehet nur.

Doch Morgens früh, wann sie ihn bald erreicht,  
Erstühet sie, und wieder schnell entweicht;  
Von ihren Liebesthränen sind noch naß  
Die Blumen in den Gärten und das Gras.  
Der Tag erscheint, nichts wissend von der Pein,  
Saugt er als Liebestrank die Thränen ein.

Das Thänenparadies.

Am Strom der Thränen stehen Trauerweiden;  
Ihr Holz schmeckt bitter, wie der Seele Leiden,

Die Zweige flattern wie gelbset Haar  
Bergweißungsvoll betrübter Frauenschar.

Des Stromes Wellen süßen hin in Klagen,  
Die Felsen ätzen, wild von ihm geschlagen,  
Fisf und Barmuth grünt an seinem Strand,  
Und keine Blume schmückt das öbe Land.

Da kommt ein Kind, das wie die Sonne leuchtet,  
Schöpft Wasser aus dem Strome und befeuchtet  
Damit das Land, da sprossen alsobald  
Der Blumen viel und blühen mannichfalt.

Aus Thränen trauer Liebe sproßt die Rose,  
Der Freundschaft Thrän' entsprossen hell im Moose  
Bergisweinnicht und Veilchen himmelblau,  
Und Freudenthränen zieren sie als Thau.

Der Weiner Seelen, ausgeweinert, kommen  
Den Strom als Schwäne still herabgeschwommen,  
Sie steigen aus auf goldnem Uferlies  
Und gehen ein ins Thänenparadies,

Wo jedem Herzen das verwandte winket,  
Zu unzertrennlicher Umarmung sinket  
Die Sehnsucht der Erfüllung an die Brust,  
Und Alle leben Ewigkeiten Lust.

Die angeführten Proben beweisen hinlänglich, daß Müller neben dem Gemüth eine reiche, fruchtbare Phantasie besitzt, deren Jugend aber darin besteht, daß sie, statt zügellos umherzuschweifen, sich der Leitung der Empfindung unterwirft und das jedesmal Passende von ihren Schätzen zur Verkörperung und zum Schmuck des Gefühls leiht, das in der Seele des Dichters aufgestiegen ist; man erkennt überall, daß die gesunde Phantasie des Dichters nicht durch Opium und andere gewaltsame, überspannende und exaltirende Mittel wach gehalten und entzündet, sondern daß sie von reiner Naturanschauung, von dem saftigen Grün der Wälder, von dem Blau des Himmels, von der Glut der Morgen- und Abendröthe, von dem Silberglanz der Bäche und Ströme genährt und gestärkt wird. Wir finden bei unserm Dichter nichts von jener — wir möchten sagen potenzierten Phantasie, die mit dem Einfachen und Nahellegenden nicht mehr zufrieden, vom Bilde wieder ein Bild abzieht, die ihre Anschauungen aus einer Welt der Fiction und der Gelehrsamkeit entlehnt und aus den poetischen Gegenständen, aus dem Factum oder der Empfindung, nur die allerfeinste Quintessenz destilliren möchte — wozu dann doch oft von den minder begabten Talenten wieder Wasser gegossen wird; unser Dichter preßt gleichsam aus den Trauben den süßen Most, der zum klaren, milden Wein wird — aber er verwandelt nicht diesen zum Weingeist. All sein Fühlen und Denken scheint ihm gleichsam durch die Natur vermittelt zu werden; auch die Liebe wird ihm durch die Phänomene der Natur vorgebildet und ins Gedächtniß zurückgerufen, wie in dem Gedicht:

An der Waldquelle.

Hier sit' ich in des Waldes Düstern,  
Die halbenlaubten Bäume flüstern,  
Der Herbstwind säuselt

Sanft ihren Namen in mein Ohr,

Die Welle in dem Bächlein kräuselt

Wir murmeln seine Jüge vor.

Und Abend wird's, noch horcht verlangend  
Rein Ohr, an diesen Stimmen hangend,

Mehr zu erlauschen.

Wenn Alles längst in Stille ruht,  
Hör' ich des Wasserfalles Rauschen,  
Doch Nichts sagt mir: sie ist dir gut.

Von Thränen wird mein Auge träbe,  
Die Theure, die ich ewig liebe,  
Kann es nicht finden;

Ach könnt' in dieser Einsamkeit  
Ein Blick des ihren uns verbinden,  
Entschwunden wäre alles Leid.

Erinnerung, süße, hilf mir suchen!  
D sag mir doch, vertraute Suchen,  
In deren Rinde

Ich, lieblich noch in Eins gepaart,  
Die eingegrabnen Namen finde,  
Wo ist, die ihr so treu bewahrt?

Sie ist nicht da! verschwunden alle Spuren  
Schon lange von den lieblich trauten Fluren,  
Und nur der Rasen,

Auf dem wir einst die süße Blat  
Eins in des Andern Augen lasen,  
Trinkt meiner Wehmuth Thränenflut.

Belege für Dasselbe bieten dar: „Sympathie“, „Liebes-  
bild“, „Herbstbild“ und andere. Darin, daß die Natur  
für unsern Dichter somit einerseits auch eine symbolische  
Bedeutung hat, oder daß er sie wenigstens so versteht  
und auslegt, besteht wol (um dies im Vorübergehen an-  
zudeuten) zum Theil der Unterschied zwischen ihm und  
Karl Mayer, von dem Müller sagt: er habe ihn durch  
seine lieblichen, ins Enge gefaßten Naturbilder so ange-  
zogen, daß er beinahe sein Nachahmer geworden wäre.  
Beide haben in lebendiger Auffassung der Natur viel  
Verwandtes; aber Mayer ist objectiver, malerischer, epi-  
grammatischer, Müller ist lyrischer, und betrachtet die Na-  
tur und ihre Phänomene nicht sowol als ein sinniger  
Künstler, denn als ein Liebender, der in dem Gegenstande  
seiner Liebe sein eignes Sein verdoppelt wiederfindet. Da-  
mit ist auch erklärt, warum Mayer's Naturgedichte scharfer  
ausgeprägt, concreter sind als Müller's, welcher sie nicht,  
wie bei jenem Dichter der Fall zu sein scheint, an Ort und  
Stelle gleichsam copirte, sondern sie aus seiner Einbildungs-  
kraft und Erinnerung reproducirte, wobei viele einzelne con-  
crete Züge in ein allgemeines Bild zusammenfloßen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Gründe der freiwilligen Niederlegung meines geist-  
lichen Amtes. Eine offene Erklärung von E. E. J.  
Lügelberger.

(Beschluß aus Nr. 191.)

Am wichtigsten sind unstreitig die zum dritten Grunde ge-  
hörigen Erörterungen. Um zu weit greifenden Deutungen der  
in dem dritten Grunde aufgestellten Behauptungen vorzubeugen,  
erklärt der Verf. zuvörderst, daß er keineswegs leugne, daß Je-  
sus gelebt und gelehrt habe, des schmerzlichen Kreuzestodes ge-  
florden und zu seinem Vater gegangen sei, noch auch, daß er  
auch jetzt gewiß noch bei demselben in Herrlichkeit lebe, vielmehr  
nur, daß er der Christus oder Messias sei, von welchem  
das Neue Testament behauptet, daß er in Jesus auf Erden er-  
schienen sei zum Werk der Errettung und noch einmal erscheinen  
werde zum Werk des Gerichts, der ersohnte König aller Kö-  
nige, Priester aller Priester und Prophet der Propheten, ein  
himmlisches Wesen, dem von Gott ein ewiges Reich unter dem

Volke Gottes, d. i. unter den Juden, verliehen wird. Von die-  
ser unter den Juden entstandenen Messiasidee, von diesem Ideale  
eines himmlischen Königs, meint nun der Verf., daß sie keine  
göttliche, kein vom göttlichen Geiste eingegebenes Ideal sei,  
sondern ein Erzeugniß menschlichen Sinnens und Hoffens, und  
daher nie wirklich geworden sei und nie wirklich werden könne.  
Ebenso glaubt derselbe: Jesus habe sich selbst nicht für diesen  
Messias gehalten, habe auch nicht dafür gehalten sein wollen,  
weder im buchstäblichen, noch in einem geistlichen Sinne, we-  
der in der That, noch bloß um der Meinung der Menschen  
willen, sondern diese Christusidee sei ohne sein Wollen und Ver-  
langen von seinen Jüngern und Zeitgenossen aus Verehrung ge-  
gen ihn und aus längst genährter Sehnsucht nach einem Chri-  
stus auf ihn übertragen worden u.

Zunächst gibt der Verf. an, daß der Christus des Neuen  
Testaments ein zweifaches, sich selbst widersprechendes und in-  
sofern schon unwirkliches Wesen sei. (Dieser Schluß vom inner-  
lichen Widerspruch auf die Unwirklichkeit scheint voreilig, weil  
hiermit die meisten Menschen, die den innern Widerspruch, in  
welchem die im Menschen vereinigte zeitliche und ewige Natur  
steht, nicht zu überwinden vermöchten, für unwirkliche oder so-  
gar unmögliche Wesen erklärt werden müßten.) Nach den drei  
ersten Evangelien, der Apostelgeschichte, den Briefen Petri, Ja-  
cobi und Judä sei Jesus, wie der Verf. unter Anführung der  
Schriftstellen nachweist, ein vom Geiste Gottes zwar wunder-  
bar gezeugt und vor Andern erfüllter, aber immer doch ein  
Mensch, der dann erst nach und nach zu Gottes Sohn erklärt,  
zum Christus geweiht und endlich zum Herrn der Welt ge-  
macht, erhoben werde. Nach den Briefen Pauli, nach dem  
Evangelium Johannis und nach den Briefen Johannis, wie na-  
mentlich nach dem Hebräerbriefe, sei dagegen Christus ein von  
Anbeginn, vor der Schöpfung der Welt existirendes, über alle  
Engel erhabenes, himmlisches Wesen, durch welches sogar  
Gott die Welt geschaffen. Dieser uranfängliche Herr der Welt  
läßt sich nur zur Menschheit herab, um das Reich der Sünde  
und des Satans zu überwinden, dann, nachdem er dies gethan,  
den freiwilligen Kreuzestod erlitten hat, in den Himmel zurück-  
zukehren, den Geist zu senden, nachmals zu kommen, Gericht  
zu halten und dann mit den Seinen zur untergänglichen Se-  
ligkeit bei Gott einzugehen.

Aus dieser zweifachen, sich widersprechenden Auffassung des  
neutestamentlichen Christus weist nun der Verf. alle übrigen  
Widersprüche nach, welche das Neue Testament über Jesus Re-  
den und Handlungen enthält, indem alle in dem einen Grunde  
widerspruch wurzeln, nach welchem er einerseits als Gott selbst,  
andereiseits bloß als (göttlicher, gottähnlicher, gottgeweihter)  
Mensch erscheint. Alle Vermittelungsversuche weist der Verf.  
als ungenügend zurück, da sie die Unmöglichkeit eines bald gott-  
gleichen, bald menschlichen Bewußtseins Jesu (das aus der An-  
nahme, daß beide Christi des Neuen Testaments doch nur einer  
sei, notwendig folgen müßte) nicht in Möglichkeit oder Wirk-  
lichkeit verwandeln könnten. Auch gegen den Hegel'schen Chri-  
stus protestirt der Verf., in welchem (jedoch nur nach einigen  
Hegelianern) Gott den Gipfel seines Selbstbewußtseins erreicht  
habe, indem dieses durchaus nicht der biblische sei, so wenig  
als überhaupt der Gott der Bibel erst im Menschen zum  
Bewußtsein komme. Ein Gott und ein Christus, die sind, ehe  
denn die Welt war, werden wol auch, ehe sie die Welt und  
auf der Welt Menschen geschaffen, ein Selbstbewußtsein gehabt  
haben. Darin stimmen wir vollkommen mit dem Verf. überein,  
daß er die Meinung für eine Täuschung erklärt, die Hegel'sche  
Gottes- und Christuslehre stimme mit der biblischen überein.  
Ebenso wenig erkennt er aber auch den rationalistischen Chri-  
stus für den biblischen an, da letzterer der alttestamentlichen  
Messiasidee allerdings entspreche, was jener ausdrücklich nicht  
thue, der nur ein König des Himmelreichs der Jugend und  
Wahrheit in den Seelen der Christen sei, während der bibli-  
sche als König eines wirklich zu stiftenden Gottesreichs hier  
und dort zu gelten habe.

Die nun folgende Erörterung darüber, daß Jesus sich nicht selbst für den Christus gehalten und als Den bezeichnet habe, als welcher er in dem Neuen Testamente bezeichnet und von der Kirche anerkannt wird, ist scharfsinnig und, bis auf einige doch wol gar zu subtile Zweifel, eine gelungene. Der Verf. macht nämlich höchst wahrscheinlich, daß die Reden Jesu, und grade die, wo er sich selbst als den Messias bezeichnen soll, entweder gar nicht, oder doch keineswegs mit den Worten von Jesus gehalten sein könnten, in denen sie uns überliefert worden sind. Alle für diese Behauptung angeführten Gründe laufen auf den ziemlich plausibeln Nachweis hinaus, daß diese Jesu beigelegten Reden, Aussprüche und Gleichnisse fast alle nur dann ein befriedigendes Verständnis erhielten, wenn man sie auf Vorgänge und Verhältnisse bezöge, die unzweifelhaft erst lange nach Jesu Tode stattgehabt hätten, nachdem z. B. schon Lehrkreistigkeiten, Zweifel über sittliches oder religiöses Verhalten in verschiedenen Gemeinden und Köpfen hervorgetreten seien.

Der Verf. bleibt inzwischen nicht bei diesen Negationen stehen, sondern fühet ferner noch aus, was ihm 1) noch als historische Wahrheit von den im Neuen Testamente vorgetragenen Geschichten stehen bleibt, und was er 2), nachdem er sich vom Kirchen- und unbedingten Bibelglauben losgesagt hat, noch selber als allgemeinemenschliche Glaubenslehre festzuhalten sich gedungen fühle. Je wichtiger dieser positive Theil der ganzen Schrift uns erscheint, desto weniger hat er uns befriedigt, und wir müssen es bebauern, daß der Verf. demselben nicht mehr Sorgfalt hat widmen wollen. Vielleicht unternimmt er es, grade diesen Theil seiner Schrift zu einem eignen Werke zu verarbeiten, ein Unternehmen, welches ganz an der Zeit und höchst dankenswerth wäre. Freilich müßte das unbestreitbar Factische der neutestamentlichen Geschichte auf dem Grunde der genauesten kritisch-philologisch-historischen Forschungen ermittelt werden. Aber eine solche Feststellung Dessen, was Jesus, seine Jünger und Apostel wirklich gethan, gelehrt und gelitten haben, wäre ein unschätzbare Gewinn, und wenn es sich auch auf wenige Blätter zusammenbrängte. Nicht minder würde dann eine Glaubenslehre, welche Anspruch haben sollte, als allgemein- und reinmenschliche gelten zu dürfen, wissenschaftlich begründet werden müssen; außerdem aber wäre es wünschenswerth und unsern Dafürhaltens nicht schwer, nachzuweisen, daß jene allgemein- und reinmenschliche Glaubenslehre allerdings schon und in einer Tiefe und Klarheit, wie sonst nirgend, in der heiligen Schrift enthalten sei. Dann würde die Bibel, und namentlich das Neue Testament nach wie vor als heilige Schrift anerkannt bleiben können; nur dürfte man uns nicht ferner nöthigen wollen, das Unkraut, welches der Teufel auch unter den Weizen biblischer Geschichten und Lehren in übermaß gesät hat, weil es mit diesem Weizen auf einem Felde steht, ebenfalls für Weizen zu halten, ja sogar als den rechten zu verehren. Wären unsere Conkistorien so weit in der Weisheit vorgeschritten, endlich einmal von so absurden Forderungen abzulassen, von Geistlichen und Laien vielmehr grade zu verlangen, den Weizen vom Unkraut, die Kerne von der Spreu abzusondern und zu leben, wie die geläuterte Lehre und ein gereinigter Glaube verlangt; — dann stünde es besser, vielleicht nicht um Das, was man Kirche nennt und eigentlich nur Kirchenregiment ist, wol aber um wahrhafte, ungeheuchelte Frömmigkeit, um ein freudiges Singen, unserm göttlichen Vorbilde näher und näher zu kommen, uns immer klarer, inniger als Christi Brüder in Gott zu fühlen und zu wissen, endlich aber auch immer mehr Sicherheit und Vollkommenheit in einem Thun zu erlangen, welches uns allein jenes Namens und der Vaterliebe Gottes würdig macht.

72.

### Notizen.

#### Druidensteine in Irland.

In der irischen Grafschaft Sligo, unweit von der gleichnamigen Stadt, bei Carrormore liegt eine Menge von ge-

waltigen Steinen, welche neulich von einem dubliner Gelehrten, Petrie, untersucht worden sind. Das Volk nennt sie Druidentempel; innerhalb des Kreises, den sie bilden, befindet sich stets einer oder mehre Cromlech oder Aftoaen. Der Kreis besteht manchmal nur aus einer Reihe von Steinen, zuweilen auch aus zwei concentrischen, bei einigen sogar aus drei Reihen; das Ganze ist unregelmäßig, rings um einen großen Cairn, d. i. eine kegelförmig zusammengehäufte Steinmasse\*), welche den Mittelpunkt des Ganzen bildet, zusammengruppirt; der Durchmesser der einzelnen Kreise, ihre Anzahl, sowie die Höhe und Dichte der Steine, ist verschieden; auch bei den Cromlechs ist die Gestalt und Höhe sehr mannichfach. Viele von diesen Denkmälern haben im Laufe der Zeit sehr gelitten; doch sieht man immer noch mehr als sechzig Kreise mit Cromlechs, während vielleicht ebenso viele oder noch mehre von den Bauern zerstört worden sind. Sie bestehen alle aus Granitblöcken, nur der Deckstein und ein anderer des Cromlech im großen Cairn bestehen aus Kalkstein. In sämtlichen Kreisen hat man Menschenknochen, irdene Urnen und dergleichen mehr gefunden, und eine kreisförmige Einhegung außerhalb der Gruppe, von weit größerem Durchmesser als die übrigen Kreise, aber offenbar ein und derselben Zeit mit jener angehörend, ist mit Menschen- und Thierknochen zugleich angefüllt. Petrie's Ansicht zufolge sind diese Steine bei Sligo das umfangreichste Denkmal dieser Art in ganz Großbritannien und Irland und, mit Ausnahme der Monumente von Carnac in der Bretagne (Departement Morbihan; es sind etwa 4000 von Menschenhänden errichtete Felsblöcke), das merkwürdigste in der Welt. Da alle nach einem gleichförmigen Plane errichtet worden sind, so hält er sie auch sämtlich für gleichzeitig und schließt aus der Menge von Menschenknochen, daß sie Grabstätten waren und die Steine als Denkmale für die Männer dienten, die in einer Schlacht blieben. Der große Cairn in der Mitte deckt, ihm zufolge, die Gebeine des Anführers, während die weite Umhegung außerhalb der Gruppe für die gemeinen Krieger bestimmt war. Solche Monumente, behauptet er ferner, sänden sich auf allen Schlachtfeldern, deren in der altirischen Geschichte erwähnt wird, besonders auf jenen, wo die Kämpfe zwischen den Belgiern oder Firbolg und den Quatha de Danann entschieden wurden; die Denkmäler selbst hielt er für die Gräber jener Belgier, welche nach der Schlacht bei Southern Moy-Lurey, in welcher sie besiegt wurden, sich nach Gull-Torra zurückzogen, wo sie abermals unterlagen. Ihr König, Gochy, wurde getödtet, als er bei Ebbelzeit am Strande der Ballyfadare-Bai dahingog, und noch bezeichnet ein Cairn, der bei der Flut über das Wasser hervorragt, die Stelle, wo er fiel. Da ähnliche Denkmäler auch in östlichen Ländern gefunden werden, so ist Petrie der Ansicht, daß ihre nähere Untersuchung die Geschichte des indo-europäischen Stammes wesentlich aufklären und dazu beitragen würde, den Glauben, daß sie Druidenaltäre oder Druidentempel gewesen wären, völlig zu verdrängen.

Die freie Bevölkerung von Wandiemensland betief sich im October 1837 auf 21,649 Seelen. Davon gehörten etwa 15,000 zur englischen Hochkirche, 2350 waren Presbyterianer, 1833 Katholiken, 1400 Methodisten, 91 Baptisten, 533 Independanten, 69 Quäker, 124 Juden. Wo eine solche Religionsmischung herrscht, etablirt sich die Toleranz von selbst; alle Parteien haben gleiche bürgerliche Rechte und leben miteinander auf dem freundschaftlichsten Fuße. Im Laufe des gegenwärtigen Jahres sind von England aus schon mehr als 2000 Auswanderer nach Wandiemensland abgegangen. 53.

\*) Cairn oder Carn erklärt Leibniz schon richtig aus den celtischen Sprachen: das Wort bedeutet Felsen und Steinhäufen, daher der Name Carnia, Carniola ein steiniges Land. Alpes carnioles sind Rocky-Mountains, Felsengebirge; vrgl. Thunmann's „Untersuchungen über die nordischen Wölker“ (Halle 1772), S. 128.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 196.

15. Juli 1838.

Lieder von Niclas Müller. Eingeleitet von Gustav Schwab.

(Beschluß aus Nr. 195.)

Die Einflüsse der Jugendbildung unsers Dichters verleugnen sich nicht in seinen Poesien, und was bei seinem Vater separatistischer Mysticismus gewesen sein mochte, verklärt sich bei ihm zu ahnungreicher, freundlicher Poesie. Den Elementen, welchen sein Vater durch chemische Versuche auf die Spur zu kommen suchte, widmet der Sohn ein schönes Lied, worin er ihren Streit und ihre Versöhnung schildert; Feuer, Wasser und Wind rühmen ihre niederverwerfende, zerstörende Kraft, und jedes maßt sich den ersten Rang an:

Die Mutter Erde, die das hört,  
Sprach: Kinder, wer hat euch begehört?  
Ich schaff' am Frühlingskleid in Ruh,  
Und daß es besser mir gedeihe  
In meinem guten Wirken, leihe,  
Mir jedes seine Kraft dazu.

und sieh! das Wasser floß gelinde,  
Nur angehaucht vom lauen Winde;  
Das Feuer drang vom Lustazur;  
Und Alles zeigt in schönem Walten  
Mit tausend lieblichen Gestalten  
Die große Werkstatt der Natur.

Der Grundsatz der Physik und Chemie, daß kein Stoff verloren gehe, daß nichts Vernichtung, Alles nur Verwandlung sei, wird auf die irdische Hülle der Seele angewendet in dem Gedicht: „Die Auferstehung des Leibes“, dessen Schlusstrophen so lauten:

Leg' ich in dem Grabe, wo der  
Leichnam ruhig schlummert, oder  
Dringt aus Sumpf und Wald mein Mober:

Dann durchbring' ich still die Erde,  
Daß sie fett und fruchtbar werde,  
Und ernähre Hirt und Heerde.

Aufgelöst im Wasser fließen  
Wird mein Leben, sich zu gießen  
Auf das Land, daß Blumen sprießen.

Und vielleicht darf ich der Süßen  
Blüthen noch zu ihren Füßen,  
Und mit Rosenduft sie gräßen.

Weil das Leben ewig erblich,  
So ist auch der Leib unsterblich,  
Denn es stirbt nur, was verderblich.

Die dogmatische Lehre von der unio mystica kann man

in dem kleinen Liede, wo der Dichter einen religiösen Begriff sich auch wieder durch ein Naturbild veranschaulicht, finden:

Der Strom der Seelen.

Im Strome, wo die Seelen ruhig flutet,  
Vermählt sich eine mit der andern guten  
Und diese wieder selig mit der andern,  
Bis sie ins Meer der Einen Liebe wandern,  
Wo alle wönnig in einander fließen  
Und ewig sich einander selbst genießen.

Noch machen wir besonders aufmerksam auf: „Der Kommet“, wo die Phantasie des Dichters den kühnsten Aufschwung nimmt, indem er von dem Stern, der jetzt nur aus weiter Ferne schüchtern die Erde grüßt, ahnet:

Aber einmal wird als seine Braut,  
Wie des Sturmes Raßen, mit Verlangen  
Er die Erde mit Begier umfassen,  
Wild mit ihr im Untergang getraut —

auf „Lebensloos“, worin der Dichter sich selbst mit einer Pflanze vergleicht, die, unter dem Druck eines schweren Fessels schmachtend; doch aus qualbeängstigtem Herzen Blüten treibt und den Stein mit heiterem Schmucke ziert; die sich nicht sehnt verpflanzt zu werden, sondern nur darnach, daß man die Last von ihr abwälze, ein Wunsch, der, nach den Lebensnachrichten der Einleitung, wenigstens zum Theil an dem Dichter in Erfüllung gegangen zu sein scheint; und endlich auf das Gedicht: „Die Nachtwandlerin“, unter den sonst minder bedeutenden Balladen, wo die Krankheit einer Nachtwandlerin davon hergeleitet wird, daß ihr von ihr verlassener und getäuschter Geliebter, der in kalter, heller Winternacht erstarbt und stirbt, vor seinem Tode den Mond angerufen hatte, ihn an der Treulosen zu rächen, was dadurch geschieht, daß er ihr das bleiche Bild ihres ehemaligen Geliebten erscheinen läßt und sie „zu geisterhaftem Lauf in hellem Mondeschimmer zwingt“, bis sie dadurch zuletzt den Tod findet.

Die mitgetheilten Proben, welche durchaus nicht die Anzahl der schönsten Lieder erschöpfen, bekräftigen das von Schwab über die zielliche Vollendung der metrischen Form, über die kunstgerechte und zart sinnige Handhabung des Reims Gesagte und bewähren ein ausgezeichnetes Talent der Sprache, welches sich jedoch mehr in Wohlklang, Diegsamkeit und Schönheit als in energischer Kühnheit und Kraft offenbart. So kunstreich und gewandt die Sprache behandelt ist, findet sich doch nichts Affectirtes und Ge-

machtes, und nur leichte Anklänge wie „mit Gewalten“, „Kunden“ mahnen an die Neuerungen oder Alterthümeleien der romantischen Schule. An musikalischem Wohlklang stehen diese Lieder denen keines deutschen Dichters nach, und sie übertreffen die einst so gepriesene Matthysson'sche Blätte und Bierstichkeit ebenso sehr durch größere Mannichfaltigkeit als durch lebendigere Frische und innigere Wärme.

Daß Müller für seine Poesie neue Gebiete erobern werde, scheint uns nach seiner in dieser Sammlung so entschieden hervortretenden Individualität nicht wahrscheinlich, und er hat sehr gut gethan, in der Sphäre, wozu ihn sein innerer Beruf vorzugsweise trieb, sich zu halten, und wir befürchten auch nicht, daß ihm, wenn die poetische Productionskraft sich frisch erhält, in seinem eigenthümlichen Kreise der Raum zu eng werden und fehlen werde; wie nach einigen Theologen Hunderttausende von Seelen in einem Kubitzoll Raum zusammen sein können, so Hunderte von Liedern in einem Waldverstek, an einer Quelle, in einem Rosenhain.

Schwab bemerkt in seinem Vorwort mit Recht, daß Niclas Müller wol ein Autodidakt, nicht aber ein Naturdichter zu nennen sei, dergleichen man in Europa nur noch unter den Serben, den griechischen Klephten und in Schottland finde. Aber auch ein Autodidakt kann Müller eigentlich nur insofern genannt werden, als er sich seine mannichfaltigen Kenntnisse durch eignes Studium und Lecture, ohne fremde Anleitung erwarb, nicht aber, wenigstens nicht zur Unterscheidung von andern Dichtern, insofern, als er die poetischen Formen, Metrum, Reim u. s. w. von sich selbst, d. h. durch fremde Muster und angeborenen Sinn, Tact und Aufmerksamkeit lernte; denn wo wird in gelehrten Schulen über deutsche Prosodie, Reim und Metrum Unterricht erteilt? und wie viele Dichter sind wol durch die lateinischen und griechischen Poeten, die sie in der Schule lasen, zur eignen Production deutscher Verse veranlaßt worden? wie viele gelehrte Pedanten zuden über deutsche Verse die Achseln, während sie vom Lobe eines lateinischen Distichons überströmen? Wo eine poetische Anlage wirklich vorhanden ist, da wird sie durch die wahrlich zum Theil nicht sehr poetischen Lieder im Gesangbuche und durch Volkslieder, die doch nicht leicht irgendwo ganz fehlen, eher geweckt werden, als durch die trefflichsten griechischen und römischen Poesien, welche allerdings zur Bildung des Geschmacks und Erweckung des Sinnes und Geistes überhaupt außerordentlich viel beitragen können. Nach den oben beigebrachten Notizen aus dem Leben Müller's erhellt, daß sein Bildungsgang ein im Ganzen sehr leichter und bornenloser war; es fehlte ihm nicht der Boden, darin er wurzeln konnte, aber es drängten sich Steine über ihn her. Weniger darüber wundern wir uns, daß er ohne gelehrte Bildung und systematische Anleitung die Poesie, die Kunst, erobert hat, als wir ihm dazu Glück wünschen und uns freuen, daß er unter dem Druck der Verhältnisse seine Natur, die Gesundheit des Gemüths

sich bewahrte, und daß wir in diesem Siege des innern Berufs über die äußern Hindernisse zugleich den Triumph einer reinen und starken Seele über den verhaftenden Zauber der Materie und der Schwere begrüßen dürfen.

100.

### Schilderungen aus Indien.

Unter den zahlreichen Werken, welche während der letzten Jahre in England über Hindostan erschienen sind, zeichnet sich jenes des Stabsarztes Dr. Spry\*) sehr vorthellhaft aus, besonders durch treffliche Darstellung und seine Beobachtungsgabe, welche dieser Werke in nicht geringem Grade besitzt. Seine Wissenschaft und seine amtliche Stellung machten es ihm möglich, das Leben an den Höfen der eingeborenen Fürsten genau kennen zu lernen, und sein Buch enthält über dasselbe eine Menge ebenso werthvoller als pikanter Bemerkungen, welche außerdem noch, wie so manches Andere, was er mittheilt, das Verdienst haben, neu und wol nur sehr wenig bekannt zu sein. Wir wollen daher Einzelnes ausheben und unsern Lesern mittheilen.

#### Aberglaube.

Der Aberglaube ist ein charakteristischer Zug bei jedem Hindu, und kein anderes Volk auf Erden glaubt so fest und fest an die Wirkungen der Zauberei. Alles, was Einem Unangenehmes im Leben begegnet, rührt von irgend einem geheimen Feinde her. Verliert ein Hindu Weib oder Kind, misrath die Ernte, wird ihm ein Stück Vieh krank, so schreibt er das niemals auf Rechnung natürlicher Zufälle, sondern immer auf Böswilligkeit dieses oder jenes Menschen, der ihm nicht wohl will. Ein neugeborenes Kind wird von der Mutter volle zwölf Monate so viel als möglich dem Auge jedes Fremden entzogen, damit ihm ja der böse Blick kein Unheil bringe.

Der Zauberer, die in alle geheimen Wissenschaften eingeweiht zu sein vorgeben und sich auf Beschwörungen, Mantras genannt, trefflich verstehen, gibt es im Lande eine große Anzahl. Sie werden ebenso sehr verehrt als gefürchtet, und wenn man überzeugt ist, daß sie durch ihre Zaubersprüche Unglück angerichtet haben, zur Verantwortung gezogen und bestraft. Da sie behaupten, durch die Vollkommenheit und den Wohlklang ihrer Aussprache den Schutz der Gottheit, welche von ihnen besonders verehrt wird, erworben zu haben, so reißt man ihnen immer, um sie jenes Schutzes zu berauben, die beiden Schneidezähne aus. Die groß die Furcht vor diesen Leuten ist, mag folgender Vorfall beweisen.

Ein achtbarer Landwirth bei Sangor, Namens Bābu Bait, wurde von einem Zauberer um Abtretung eines Stückes Landes gebeten; denn letzterer wollte dasselbe statt eines Gartens benutzen und mit Bäumen bepflanzen. Das Begehren wurde aber mehrmals abgelehnt, und so schwur Jener, er werde sich schon an dem Bābu Bait rächen, und ehe ein Jahr verlossen sei, solle derselbe eine Reiche sein. Unverzüglich schlug der Zauberer auf der Ebene von Sangor, in der Nähe des brittischen Militaircantonnements und dicht auf der Grenze von Bābu Bait's Besitzungen seine Hütte auf, und jeden Abend sah man ein geheimnißvolles Feuer unter einem Kessel brennen und hörte Zaubergefänge ertönen. So vergingen Tage und Wochen. Endlich verbreitete sich das Gerücht, Bābu Bait sei sick geworden, kränkte, habe weder Schlaf noch Genuß, und werde das Fieber nicht mehr los. Er hatte sich bisher gestellt, als verachte er die Sanktionen seines Feindes, aber sie machten nichtsdestoweniger einen tiefen Eindruck auf ihn. Es war nun ein halbes Jahr verlossen, und noch hatte der Zauberer seine Beschwörungen nicht ein einziges Mal unterlassen; ja, er verdoppelte sie und wenige Wochen nachher starb Bābu Bait wirklich.

\*) Modern India, with illustrations of the resources and capabilities of Hindostan. Zwei Bände. London 1837.

Auch an Feen glauben die Hindus und nennen dieselben *Skins*. Sie sollen, wie die *Spriggian* oder Feen in Cornwallis sich ein Vergnügen daraus machen, den Wanderer auf Irrwege zu leiten, einzelnen Leuten, denen sie wohlwollen, verborgene Schätze zu zeigen, und haben die Nacht, Sturm oder Sonnenschein nach Belieben hervorzubringen.

#### Die Thugs und die Kulkies.

Aber die Thugs ist in der neuesten Zeit Vieles geschrieben worden, wir übergehen daher die Bemerkungen des Dr. Spry in Bezug auf diesen Gegenstand und beschränken uns auf wenige Andeutungen. Spry war mehrmals Begleiter einer Truppenabtheilung, welche Thugs aufhob. Die, welche eingefangen wurden, bezeichneten mit der größten Genauigkeit eine Stelle, wo sie zwölf Jahre zuvor sieben Reisende erwürgt und begraben hatten. Man fand die Knochen und einst stand das Zell des in der Verfolgung dieser Raubmörder unermüdeten Capitain Sleeman grade da, wo gleichfalls mehrere Unglückliche erwürgt und eingescharrt worden waren.

Wenn ein gefangener Thug Alles, was er weiß, aussagt und keinen Einzigen seiner Genossen schon, so wird ihm das Leben geschenkt. Dann scheidet Capitain Sleeman eine Abtheilung seiner Soldaten nach dem Dorfe, wo Thugs wohnen. Entweder umzingeln sie es, oder schleichen sich gegen Abend verkleidet ein, und nun wird der Zemadar oder Ortsvorsteher heimlich befragt und muß genaue Nachweisungen über die einzelnen Wohnhäuser geben. Theilt er unrichtige Bemerkungen mit, um den Verbrechern Zeit und Gelegenheit zur Flucht zu geben, so fallen letztere doch den Soldaten, welche das Dorf umstellt haben, in die Hände. In den Wohnungen der Thugs hat man große Reichthümer und viele Kostbarkeiten gefunden, namentlich venetianische Dukaten, Diamanten und andere Edelsteine, spanische Thaler, schöne Waffen, Kaschmirhandels und Manufakturwaaren aus Benares. Nachdem den Anverwandten der Ermordeten Alles zurückgegeben worden war, worauf sie Ansprüche machten, ist doch der Erbs aus dem Verlaufe der Diamanten, Edelsteine und Shawls so beträchtlich gewesen, daß in Sangor zwei Gefängnisse davon erbaut und die Unterhaltungskosten der Gefangenen bis 1834 bestritten werden konnten.

Durch Zufall hat man vor Kurzem im östlichen Theile der Provinz Bengalen, im Bezirke von Schittagong, eine andere Classe von Raubmördern entdeckt, die noch weit verabschwendeter und eine viel gefährlichere Erscheinung sind, als selbst die Thugs. Ahtbare Engländer haben bei der Jagd auf wilde Elefanten, die dort häufig sind, eine Horde von Kannibalen entdeckt, die sich kaum von den Affen unterscheiden. Stand, Bildung und Charakter der Männer, welche jene Ungeheuer gesehen und beschrieben haben, lassen keinen Zweifel gegen die Wahrsichtigkeit ihrer Berichte aufkommen. Die Kulkies, so heißen diese Bestien in Menschengestalt, haben, der Beschreibung des Major Bairdner zufolge, einen weit vorstehenden Bauch, keine Gestalt, scharfsausgeprägte Gesichtszüge und muskelstarke Glieder. Sie reden eine eigenthümliche Mundart und wohnen in Hütten, die sie auf den Ästen der Bäume erbauen. Feste Bohnstübe scheinen sie nicht zu haben, sondern iren und streifen umher von Wald zu Wald. Wenn sie eine Drücklichkeit gefunden haben, die ihnen zusagt, dann sind alle Mitglieder der Horde eifrig darüber her, Bambusrohre abzuschneiden und zusammenzusetzen. Dieses Geschlecht besetzen sie auf Baumästen und bedecken es dann mit Rafen. Wenn das Nest fertig ist und jede Familie ihre Wohnung hat, dann steigen erst Weiber und Kinder hinauf; die Männer hauen alle Zweige unterhalb der Hütte ab und verfertigen aus Bambus eine lange Leiter, welche sie hinaufziehen, wenn sie oben sind. Sie rühmen sich offen ihres Kannibalismus und zeigen mit großer Selbstgenügsamkeit die Geheine der von ihnen gefressenen Opfer; ja, sie sind so lästern und begierig nach Menschenfleisch, daß nicht einmal die Elefantenjäger, wenn nicht gut bewaffnet und in beträchtlicher Anzahl, vor ihnen sicher

sind. Als eines Tages einer der letztern durch Zufall von seinen Gefährten getrennt wurde, fielen die Kulkies über ihn her und fraßen ihn ohne weitere Umstände auf. Man hat Versuche gemacht, diese Ungeheuer zu zähmen, und Major Bairdner nahm einen Kulkie zu sich, um ihn zum Elefantenknecht heranzubilden. Bei der ersten Gelegenheit aber, wo er sich sicher glaubte, schlug er einen Menschen todt und wurde zu Schittagong hingerichtet. Als seine frühern Gefährten von diesem Vorfalle Nachricht erhielten, wurden sie wüthend und boten alles Mögliche auf, um des Majors, den seine Berufsgeschäfte oft nach ihrem Bezirke riefen, habhaft zu werden. Er entging aber glücklicherweise allen ihren Nachstellungen.

Die Kulkies wohnen nur etwa 150 englische Meilen von Kalkutta entfernt und doch hat die große Masse der Bevölkerung dieser Stadt nicht einmal eine Ahnung vom Dasein jener Kannibalen. Man glaubte lange, daß sie in Indien bereits erloschen seien, jetzt aber ist ihre Existenz nicht mehr zweifelhaft, es ist mehr als zur Genüge erwiesen, daß die Kulkies in den blauen Bergen von Schittagong, sowie die Soangs in den Waldgebirgen von Nagpur Menschenfleisch freßen, jedoch mit einigem Unterschiede; die Soangs thun es nämlich nur zuweilen und in Folge eines religiösen Wahnes, die Kulkies aber aus Lüsterheit.

#### Der Radscha von Schatterpur.

Dieser Fürst litt am Fieber und wandte sich, als die Krankheit bedenklich zu werden anfing, an Dr. Spry, der sich damals in der benachbarten Stadt Keitah aufhielt. Die Kulkies oder Träger, welche er in Logasse gemiethet hatte, einem Orte, dessen Radscha mit dem von Schatterpur in Feindschaft lebte, setzten mitten in der Nacht den Palantin zur Erde, erklärten, sie würden ihn nicht weiter tragen, wenn sie nicht noch zwei Gehülfen bekämen, und machten sich zuletzt gar einer nach dem andern aus dem Staube, sodaß der Engländer nur noch den Mussalchi oder Fackelträger bei sich hatte. Um Mitternacht spazierte ein mächtiger Tiger ganz nahe am Palantin vorüber und erst früh Morgens war es möglich, andere Träger von Schatterpur kommen zu lassen. Das ist eine sehr reizliche, hübsche Stadt im Bundesbund, die mehre Papier- und Eisenwaarenfabriken hat. In den Gärten wird viel Betel gezogen.

Als Dr. Spry die Stadt erreicht hatte, schickte er einen Chupraste oder Boten voraus nach dem Palaste und fand, als er sich diesem näherte, eine Menge von Bedienten, die seiner harreten. Seine Träger riefen, so laut sie konnten, ihr Ho haw! und liefen so schnell als möglich. Niemand versteht es besser, den Rang eines Mannes zu würdigen, als diese Palantinträger; ein Ghola Sahib oder Ciner, der keine hohe Würde bekleidet, wird es niemals, weder durch Geld noch durch Drohungen, dahin bringen, so schnell von der Stelle geschafft zu werden, wie ein Burra Sahib oder großer Herr. „Als ich aus dem Palantin stieg, empfing mich des Radscha Sohn, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, und redete mich zu meiner freudigen Überraschung englisch mit den Worten an: „Geben Sie mir Ihre Hand.“ Der Dewan Sahib, benn diesen Titel gab man ihm, war ein großer Freund der Engländer, deren Sitten und Gebräuche er nachahmte; er hatte auch einen Dolmetscher aus Kalkutta bei sich, der ihm Sprachunterricht gab.“

„Der Radscha lag auf einem niedrigen Bette, rings umpackt von mächtigen Volkern und Kissen; seine Diener schrien laut und beklagten den Zustand des Kranken, dessen Siechthum in der That gefährlich war. Ich holte sogleich meine tragbare Apotheke herbei und bereitete ihm einen Kranz, den er ohne Anstand einnahm. Darauf wurde ein Rutter oder aus Geld, Früchten und Süßigkeiten bestehendes Geschenk gebracht, und ich entfernte mich, um in meine Wohnung zu gehen, welche der Radscha für Europäer, die nach Schatterpur kommen, hatte einrichten lassen. Ich fand sie zu meinem großen Staunen von zwölf jungen Bullen occupirt, und mußte erst diese unsaubern Gäste vertreiben, ehe ich Besitz von den Zimmern nehmen konnte.“

Des Radscha Zustand besserte sich bald und Dr. Spry wurde der Gemahlin desselben vorgestellt. Die Rani oder Königin war mit einem seidnen Sacke bedeckt, der nur zwei kleine Öffnungen hatte, damit sie hindurchsehen konnte. Sie unterhielt ihn über ihren Gesundheitszustand, und reichte ihm endlich, damit er an den Puls fühlen konnte, eine Hand, so schön und fein, wie er sie noch nie gesehen hatte. Der Radscha war nach Verlauf von vierzehn Tagen völlig wiederhergestellt, schien untröstlich darüber, daß der Doctor wieder abreisen wollte, und überhäufte ihn mit den übertriebensten Schmeicheleien. Wie ehrlich diese gemeint waren, läßt sich aber daraus abnehmen, daß er Dem, welcher ihm das Leben gerettet, aus Erkenntlichkeit für alle Bemühungen ein lahmes Pferd gab, das Spry nur mit Mühe für einen Spottpreis verkaufen konnte.

#### Zustand der Weiber.

Es ist ein unbegründetes Vorurtheil, wenn man glaubt, daß die Weiber in Hindostan wie Sklavinnen gehalten würden und keinen freien Willen hätten. Die mohammedanischen Damen haben Vorrechte, die gewiß kein europäischer Ehemann seiner Frau einräumen würde. Sie haben ihr eigenes Gesetzbuch, in welchem ihre Privilegien verzeichnet und auf eine so hübsche Art erklärt sind, daß gar kein Zweifel über die Freiheit und Unabhängigkeit, deren sie sich erfreuen, obwalten kann. Dieses Buch führt den Titel: „Kitabi Kuslum Naneh“, oder das Buch des Kuslum Raneh. Wiewol nur ein Verfasser angegeben wird, so ist es doch aus einem Conclave sieben gelehrter Frauen hervorgegangen. Es gibt ihm zufolge in der Welt dreierlei Arten von Ehemännern: 1) einen anständigen Mann, 2) einen halben Mann und 3) einen Pulpul-hupla. Ein anständiger Mann ist ein solcher, der seine Frau nicht nur mit dem versorgen kann, was sie zum Nothbedarfe braucht, sondern auch im Stande ist, alle ihre Wünsche und Launen zu befriedigen; er geht ein und aus, ohne zuvor Erlaubniß von ihr erhalten zu haben, und thut nichts, was ihr unangenehm sein könnte. Ein halber Mann ist nur ein armer Tropf, der eben sein Auskommen hat, aber nicht mehr. Seine Frau muß zu Hause bleiben und arbeiten; es ist ihr demnach wajib (erlaubt), ihm trockene Antworten zu geben. Wenn er sie schlägt, so darf sie ihn wieder schlagen und obendrein noch kragen, ihm auch Haare aus dem Barte raufen u. dgl. m. Der Pulpul-hupla endlich hat weder Geld noch Freunde. Eines solchen Mannes Frau kann zehn Tage und zehn Nächte aus dem Hause bleiben, ohne daß er sie darum tabeln dürfte; er hat nicht einmal das Recht, zu fragen, wo sie gewesen ist, und wenn er einen Fremden in seinem Hause sieht, so geht ihn das gar nichts an. Wenn er heim kommt, und findet die Thür verschlossen, so muß er umkehren und warten, bis sie für ihn geöffnet wird.

Ein britischer Arzt in Indien, Atkinson, hat das „Kuslum Naneh“ ins Englische übersetzt. Es geht aus der Lecture dieses Buches hervor, daß man in Europa bisher sehr schlecht über den Zustand und die Lage der Weiber in Hindostan unterrichtet gewesen ist, wenn man das Harem für ein unerträgliches Gefängniß angesehen hat. 47.

#### Miscellen.

Die Meinung, als sei es nur unserer Zeit eigen, beliebten Sängern gleich Königinnen zu huldigen, widerlegt sich dadurch, wie die von ihren Zeitgenossen hochgehaltene erste Sängerin bei der großen Oper in Paris, Mlle. St.-Huberti, 1785 in Marseille gefeiert wurde. Sie hatte im Jull und August dort 25 Vorstellungen mit dem größten Beifall gegeben. Es regnete Kränze und Kränze. Mehr als 100 Kränze und Kronen nahm sie mit sich, manche von bedeutendem Metallwerth.

Man gab ihr unzählige Feste, von denen das auf dem Wasser, einer Königin würdig, besondere Erwähnung verdient. Mlle. St. Huberti in reicher neugriechischer Tracht, die ihr von Griechen, in Marseille wohnhaft, geschenkt worden, auf einem Divan hingestreckt, näherte sich in einer Gondel mit der marseiller Flagge dem Ufer. Über 200 Nachen umgaben das reich geschmückte Fahrzeug. Eine Salve von Geschütz, das Jubelgeschrei des Volkes begrüßten sie. Die Gondel hielt, um ihr den Anblick eines Schifferfestens zu gewähren. Der Sieger brachte ihr den Kranz und empfing ihn aufs Neue aus ihrer Hand. Man wollte ihr auch den Fischfang in einem ungeheuern Netz zeigen, aber man konnte das Netz der Menschenmenge wegen nicht zusammenziehen. Beim Aussteigen wurde sie von einer zweiten Salve begrüßt. Das Volk umtanzte sie beim Klang der Tambourins und Schalmeien. Die Landhäuser am Ufer waren alle illuminiert; man führte sie in eins der größern, vor dem man ein kleines Theater errichtet hatte. Man gab ein kleines allegorisches Stück von einem provençalischen Dichter der Sängerin zu Ehren, das einige gute Einfälle, aber auch die Plattheiten der meisten Gelegenheitsstücke hatte. Während des darauf folgenden Balles saß Mlle. St.-Huberti zwischen Melpomene und Polyhymnia, die in der Allegorie gespielt hatten. Das glänzende Abendessen von 100 Couverts war in dem von außen und innen hell erleuchteten Hause, in einem offenen, bloß durch ein Gitter geschlossenen Saale aufgetragen. Das Volk drängte sich in Masse heran. Als man beim Schlusse des Mahles sang, fielen die Küssenstehenden im Chor ein. Die St.-Huberti dankte mit einigen provençalischen Strophen, was den Enthusiasmus aufs höchste steigerte. Unter dem Donner des Geschüzes, den lautesten Vivats trank man die Gesundheit der Sängerin. Sie hatte bei der großen Oper Verbesserung des Costums eingeführt und zuerst die Keisröcke abgelegt. Aber doch hatte sie zu der den antiken Formen sich annähernden Tracht als Alceste ein gepubertes Toupet und einen ungeheuern Chignon. Ihr Hercules, Larrivée, war noch ärger travestiert. Er hatte einen Helm mit vielen bunten Federn, eine Atlaschote mit brillantierten Stahlknöpfen, fleischfarbene Strümpfe, Schuhe mit rothen Abfügen, eine große Lederverücke mit zwei Schwänzen und dazu die Keule und das Löwenfell auf den Schultern. Der große Schröder zog während seines Aufenthalts in Paris die St.-Huberti allen übrigen Sängern und tragischen Schauspielerinnen vor. Sie hatte nicht den falschen Patos, die übertriebenen Geberden der Heldinnen des Kothurns. Ihre Iphigenie in Tauris hielt Schröder für eine unübertreffliche Weislerrolle. Sie hatte sich kurz vor der Revolution mit dem Grafen d'Antraignes verheirathet, emigrierte mit ihm und hielt sich endlich bei London auf. Der Graf hatte sich in politische Umtriebe verwickelt, sein italienischer Diener, von der pariser Polizei bestochen, theilte dieser die Papiere seines Herrn mit, er glaubte sich verrathen und tödtete deshalb 1812 den Grafen und die Gräfin, als sie in den Wagen steigen wollten.

Zu Ende des Jahres 1786 fand man in Paris an allen Ecken angeschlagen: „Kund und zu wissen ist, daß der Herr Generalcontroleur eine neue Schauspielergesellschaft errichtet hat, die zuerst in Versailles vor dem Hofe den 2. Januar 1787 spielen wird. (Es war dies die erste Sitzung der von dem Generalcontroleur Calonne einberufenen Notabeln.) Man wird spielen „Die falschen Vertraulichkeiten“, „Die erzwungene Einwilligung“, als Beschluß ein pantomimisch-allegorisches Ballet, „Das Faß der Danaiden“, von Hrn. von Calonne verfaßt.“ Ein anderes Mal wurde angeschlagen: „Die Oper wird Paris verlassen und künftig in Versailles spielen, weil alle Maschinen dort sind.“ Madame Lebrun hatte Calonne gemalt, als Kniestück. Die wichtige Sophie Arnould bemerkte, es seien ihm darum die Weine weggeschnitten, damit er am Platz bliebe. Es war damals der Ministerwechsel sehr häufig. 10.

Über den Mysticismus in einem der neuesten englischen Romane.

Eine Hauptseite unserer Literatur nimmt gegenwärtig der Roman in Anspruch. Weil derselbe nämlich eine Darstellung des Menschenlebens in seinen vielseitigen Combinationen gibt, so liegt darin der Grund, daß derselbe so viele Freunde immer gefunden hat und findet, unter denen, die in des Lebens bewegter Mitte stehen, wie unter denen, die von derselben zurückgezogen leben. Wer jemals den großen Mathematiker Thibaut besuchte, der traf ihn gewiß in dem bequemen Sessel, die grüne seidene Decke über sich, in der Hand einen Roman. Wie wunderten sich fromme Theologen, wenn sie auf dem Tische des ehrwürdigen Veteranen Pland die Phänomene deutscher Romanliteratur erblickten! Aber der Roman gibt ein Bild des Lebens; und wer darin au courant bleiben will, der muß ihn kennen. Wie nun die Gegenwart mit gewaltigem Arm über die Grenzen des nächsten Besitzthums hinübergreift, das zeigt sich auch hier, indem wir Deutschen uns bemühen, selbst die Romanliteratur fremder Nationen durch Übertragung in unsere Sprache uns anzueignen. Infolge des Obigen treiben uns aber dazu nicht die Leser der Leihbibliotheken, sondern vornehmlich diejenigen, welche den Geist der Nationen umfassen und durch eine Fülle der Anschauung das eigne Leben bereichern möchten.

So erschien 1837 ein Roman von Mistress Trollope, betitelt: „The vicar of Wrexhill“, welchen die deutsche Literatur durch eine in demselben Jahre erschienene Übersetzung sich zugeeignet hat.\*)

Die Deutschen hatten durch die höchst unweibliche und verletzende Erscheinung der Karschin, jener Zeitgenossin Friedrich's des Großen, eine Art Schrecken bekommen vor einem weiblichen Autor; und was uns auch unsere Philologen über eine Sappho und Korinna Schönes, Erhebendes, Poetisches sagen mochten, für uns war's unverständlich und unbegreiflich. Aber nachdem die freundliche, milde, versöhnende Gestalt der Karoline Pichler an uns vorübergegangen war, wurden wir durch Frau v. Stael

einigermaßen wenigstens vorbereitet auf moderne Erscheinungen wie George Sand, Bettina u., und wenn man in früherer Zeit behauptete, das Classische könne bloß von dem Manne geleistet werden, so ist der Charakter des Modernen der Art, daß darin der Unterschied der männlichen oder der weiblichen Autorschaft ganz verschwindet. Übrigens ist der „Vicar of Wrexhill“, obwohl er einen rein englischen Charakter trägt, doch wie für uns geschrieben. Es handelt sich nämlich in demselben um einen Gegenstand, um ein Lebenselement vielmehr, welches grade jetzt in Deutschland in einer bedeutenden Krisis steht; dies Lebenselement ist die Religion.

Ein Lebenselement, sage ich, ist die Religion; denn, sowie der Mensch die Kraft der Vorstellung, die Kraft des Begehrens, des Willens besitzt, sowie im Menschen das Bewußtsein des Ich liegt, so liegt auch in ihm das Bewußtsein seines Zusammenhanges mit einem Unsichtbaren, Geistigen, das höher ist als er selbst. Dies Bewußtsein in seiner eben angedeuteten Allgemeinheit ist der Grund der Religion und, weil der Grund der Religion, die Religion selbst im allgemeinsten Sinne des Wortes. Sowie nun die Erfahrung zeigt, daß in der Religion selbst die materiellen Fehler des Dualismus, des Pantheismus, des Fatalismus u. vorkommen, so ist einer der gefährlichsten formalen Fehler der Mysticismus, welcher meint, das religiöse Leben in seiner Eigenthümlichkeit beschränke sich auf das Gefühl, und man müsse sich hüten, um die Hitze des Uberglaubens und die Kälte des Unglaubens abzuwehren, daß man das Licht des Verstandes an die einzelnen Aussprüche des religiösen Bewußtseins halte. Nun geschah es, daß auch unter uns Deutschen gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts ein skeptischer Geist erwachte; dieser löste sich jedoch bald in religiösen Indifferentismus auf, sodas für die Jahre des sogenannten deutschen Freiheitskrieges das Wort des Lucrez gilt, welcher sagt: „timor facit Deos“, d. h. die Furcht erweckt den Glauben an die Gottheit. Ja, nach dieser Periode nahm das religiöse Leben eine solche Richtung, daß erleuchtete Männer, welche das Gebiet des Glaubens ehrten, nicht streng genug darauf dringen konnten, daß man der Vernunft allewege ihr volles Recht gebe. Allein ich glaube, seit dem Beginn dieses Decenniums ist auch in dieser Rücksicht in Deutschland wieder

\*) Der Vicar von Wrexhill. Ein Roman von Mistress Trollope. Aus dem Englischen von Otto von Szarnowski. Drei Bände. Tachen, Mayer. 1837. 8. 3 Thlr.



ein anderer Geist erwacht. Man will fortschreiten, man macht Zugeständnisse — aber nicht ohne Vorbehalt; man will das Licht der Wahrheit — aber man sieht zu, daß es nicht zu hell leuchte; man lacht über jenen Pilger, der auf seiner Wallfahrt nach Rom allemal zwei Schritt vorwärts und drei zurückthat — aber man sieht nicht, wenn man selbst in seinem Fall ist. So zeigt sich offenbar auf religiösem Gebiet unter uns eine bedeutende Reaction. Schon der oberflächlich Beobachtende merkt das an den vielen Bibelgesellschaften und Missionsvereinen, welche seit dem Beginn dieses Decenniums allgemeiner verbreitet, kräftiger, vielfeltiger unterstützt werden, und welche jedenfalls doch nur dann einen Werth haben, wenn sie betrachtet werden dürfen als ein Erzeugniß des vollendeten religiösen Bewußtseins und Lebens. Man merkt das an der Flut von geistlichen Liederbüchern, mit denen die arme Welt jährlich überschwemmt wird; man vernimmt das aus den religiösen Streitschriften, aus den dumpfen, dunkeln Predigten von Kanzeln und Kathedern; man sieht es an dem finstern Blick und dem menschenfeindlichen Umherschleichen christlicher Sektierer, die, wengleich im Stillen, doch um so sicherer durch ihren Pesthäuch das Leben vergiften.

Wengleich nun durch so viele schlimme Stadien unsere christliche Religion und Kirche sich hindurchkämpfen wird, wie sie sich schon so oft hindurchgekämpft hat; wengleich die Männer von Fach sich durch allen Kampf der Systeme und allen Zwiespalt der Meinungen in ihrer Ansicht bloß befestigen lassen und kühner und zuversichtlicher werden auf dem Wege der Wahrheit; wengleich wir fest glauben, daß der Mann nur im Leben zur Religion gelangen und in der einfach wahren Religion gefestigt und gekräftigt werde; wengleich es Thorheit wäre, wenn wir, namentlich unserer wissenschaftlich sich bildenden Jugend, jenen Kampf der Systeme gern ersparen möchten: so beklage ich doch dabel, namentlich bei dem Eindringen des Mysticismus und des auf denselben sich gründenden Pietismus, von Herzen unser armes deutsches Volk. Unser Volk, sage ich; aber ich nehme das Wort in seinem edelsten Sinn. Es liegt ein so tiefes, gesundes, religiöses Gefühl in unserm Volk — wie einfach erhaben war die Religion der alten Germanen — aber der Mysticismus vernichtet es; es hat sich unser Volk im Lauf der Jahrhunderte schon tief in die Religion des Christenthums hineingelebt, aber in der Hand des Mysticismus wird dieselbe zu einem hollenquäsenden Werkzeuge. Und wer kann es leugnen, daß der Mysticismus und der auf denselben sich gründende Pietismus den Abfall von der christlichen Kirche befördert, sodas dieselbe uns auf diese Weise um dies heilsamste Vermächtniß früherer Tage bringen könnte. Ja, wie oft erfahren wir's, daß der Mysticismus in seiner gröbern Gestalt dem gesunden Gefühle durch seine Vorstellungen, seine Ansichten, seine Lehren sogar lächerlich erscheint? Und wird nicht dadurch die Religion mehr als durch irgend etwas profanirt? Und sollen wir es dulden, daß der Mysticismus unserer Jugend

eine so verkehrte Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse einflößt? Sollen wir es dulden, daß er unserer Jugend die frohe Fernsicht — ach, wie Viele gibt es, die sagen, sie habe gar keine — trübt, daß er damit unserer Jugend die Kraft des Willens raubt und das Feuer der Begeisterung auslöscht? Sollen wir es dulden, daß der Mysticismus, dem immer nur schwächliche, verkrüppelte Seelen hulldigen, das Leben der Freundschaft, der Geschwisterliebe, des Familienlebens, des geselligen Umgangs zerreiße und vergifte? Ja, wenn es gilt, gegen einen Todfeind unsers Lebens zu Felde zu ziehen, so gilt es gegen diesen; wenn ein Kampf heilig ist, so ist es dieser; wenn ein Kampf Sieg verheißt, so ist es dieser.

Freilich ist dem eindringenden Mysticismus unter uns schwer entgegenzuwirken, weil er sich oft verbüllt, verschließt und mit seinen Auserungen, mit seinen Maximen nicht offen und frei auftritt, ja, weil wir die schlimmsten Mystiker in ihren Raisonnements nicht selten den Mysticismus verdammnen hören. Unleugbar ist, daß das deutsche Volk weniger der praktischen als der theoretischen Seite des Lebens zugewendet ist; der Deutsche macht seine Meinung, seinen Willen viel weniger schnell geltend im Leben als z. B. der Engländer, der Franzose. In England scheiden sich die Anhänger mystischer Sekten, z. B. die Methobisten, schon im Äußern ohne Scheu von denen, die ihnen nicht anhangen; in England hört man die Mystiker in ihrem Umgange mit Nichtmystikern das Gespräch mit ihren Gebetswünschen, mit ihren frommen Flüchen durchweben; in Deutschland erkennt man sie meistens bloß an den frommen Augen, an dem bohrenden Blick, an der blaffen Farbe, am leisen Umherschleichen. Sowie aber jedes Übel schlimmer ist, wenn es im Dunkel schleicht, als wenn es offen und frei sich kundgibt, so wirkt in Deutschland das Übel des Mysticismus schlimmer, als das z. B. in England jemals geschehen wird.

Daß unter den obwaltenden Umständen ein Reagens auf dem erwähnten Gebiete erscheinen müsse, das wird ein Jeder als nothwendig anerkennen. Offenbar sehen Viele es ein, daß bei dem derzeitigen Stande der Dinge die Religion, namentlich das Christenthum, einem traurigen Zustande, man könnte vielleicht sagen, einem temporären und partiellen Untergange entgegengeführt werde. Deshalb sind Welche aufgetreten, Heilmittel zu versuchen. Viele nehmen Singen, Beten, Predigen, Tractatenschreiben, Berkehern dagegen in Anspruch; Andere schlagen den wissenschaftlichen Weg ein, um den Gelehrten und durch diese dem Volke die Augen zu öffnen; Andere, wie Hr. Steffens in seiner „Revolution“, versichern uns, daß das echte, religiös-christliche Leben wieder Grund und Boden unter uns gewonnen habe. Andere noch ergreifen die Waffe des satirischen Raisonnements, und es scheint, als wenn sie uns in die mittelalterlichen Zeiten zurückversetzen wollten, wo man dadurch, daß man in der Faschingszeit das Heilige der Profanation des großen Haufens preisgab, das Gefühl der Ehrfurcht vor demselben neu und kräftig ansuchen zu können glaubte. Indes meines Erachtens darf die Satire nur gegen einzelne, mehr äußerliche Thor-

heiten, nicht aber gegen Grundirrhümer des Lebens gerichtet werden. Es gibt wirklich viele Thorheiten in der Welt, deren innere Absurdität so klar vorliegt, daß jedes Raisonnement über dieselben überflüssig ist; da ist die Satire das zweckdienlichste Mittel. Daher findet man in früherer Zeit schon die passendsten Gegenstände der Satire also bezeichnet: Moden und Trachten, schlechtes Theater, ausländisches Recht, Mangel an Ehrerbietung gegen die Alten, Phlegma der Fußstizpflege, Sonderbarkeiten der Studenten, Freßerei, Mesalliance, Empfindelei, geringfügige Ursachen der Kriege, Kriechen der Professoren vor reichen Studenten, schlechte Heerstrafen, Titelprunk in den Zeitungen, Anglomanie in den Gärten, Aberglaube des Pöbels. Dagegen auf dem Gebiet der am tiefsten liegenden Interessen des Lebens dürfte die Satire wenig angebracht sein. Wenn Jemanden die jüngste Geschichte der Universität Halle bekannt ist, der wird wissen, welchen Einfluß die Reibungen der orthodoxen und der nicht orthodoxen Theologen, die dahin zielenden satirischen Erzählungen, Fabeln, Bilder und Caricaturen auf das ganze Publicum, das gelehrte wie das nicht gelehrte, gehabt haben; und wer das mit erlebt hat, oder wem die genaue Kunde von alle dem zugekommen ist, der wird nicht in Abrede stellen können, daß das Gefühl von der Hohheit und Heiligkeit der Religion dabei nicht nur nicht geschont, sondern nicht selten gar arg verletzt worden ist.

Nichtsdestoweniger scheint man mehrere neuere Schriftsteller, welche gegen die formalen Fehler des religiösen Lebens unter uns mit Satire aufgetreten sind, verkannt zu haben. Daß dieselben für eine rechte Sache zu Felde liegen, das kann nicht gezeugnet werden; daß sie sich in der Waffe, welche sie führen wollten, vergriffen haben, das ist wenigstens menschlich; und wenn sie in Eifer und aufgeregter Stimmung hier und da ein Wort mehr gesagt haben, so hätte man lieber die Quelle davon aufsuchen, aber am wenigsten ihre Überzeugung und ihren Willen verdächtigen sollen.

Wenn ich nun oben gesagt habe, daß das verständige Raisonnement kräftigst gegen den Mysticismus wirken werde, indem es Jedermann die Augen über dessen wahres Wesen öffne, so behaupte ich nicht, daß dies Mittel das einzige zweckdienliche sei. Wenn ihr den Mysticismus kennen lernen wollt, so geht nur hin und lest im Buch der Geschichte; vernehmt, was geschah, als die Flagellanten deutsche Gauen durchzogen, als Johann von Lepden in Münster hauste, als die Fanatiker unter Cromwell rasten. Denselben Effect wie die Historie hat in diesem Falle der Roman, sofern derselbe seiner Idee nach ein concentrirtes Bild des Lebens gibt. In dieser Rücksicht, glaube ich, ist es gut, daß wir den „Vicar of Wrexhill“ von Mistress Trollope durch eine deutsche Übersetzung unserer Literatur haben aneignen wollen, weil durch diesen Roman der Leser über die Idee des Mysticismus, über seine Tendenz, über seine Folgen, über die wirksamsten Mittel gegen denselben zu einer Klarheit gebracht wird, die wir Deutsche jetzt um Alles nicht entbehren können. Es ist unleugbar, daß der Mistress Trollope der Molière'sche „Tartuffe“ bekannt

gewesen ist; aber bei Molière ist der Hauptprosynt der Scheinhelligkeit ein Herr, Monsieur Orgon; in dem „Vicar of Wrexhill“ ist der Hauptprosynt des Mysticismus eine Dame, Madame Moberay. Wie die Verstandes- und Willenskraft des Hrn. Orgon mehr und mehr umstrickt und beschränkt wird, das ist meistens von komischem Effect; wie Mad. Moberay mehr und mehr in die Hände des Mr. Cartwright überantwortet wird und wie sich daraus die veränderte Stellung, die sie nun zu den Ihrigen einnimmt, entwickelt, das ist von wahrhaft tragischer Wirkung und würde das düsterste Gemälde geworden sein, wenn die Verf. sich nicht bemüht hätte, die schreienden Töne auf alle Weise zu dämpfen. Deshalb, wenn es unverkennbar ist, daß der „Tartuffe“ mit komischer Satire durchweht ist, so erscheint in der Geschichte der Mistress Trollope der tiefe, gräßliche Ernst einer sich verirrenden Lebensansicht und Lebensrichtung. - Nur einmal bemerke ich in der englischen Erzählung einen Zug, der komische Satire zu sein scheint. In der Zeit nämlich, wo Mad. Moberay sich so zu sagen noch in der Schule der Herren Corbold und Cartwright befindet, da überzeugt sie sich so lebhaft von der Entfittlichung der Menschheit, daß sie meint, es möchte wol gut sein, wenn man einen Fonds zusammenbrächte, damit die Erwählten, wenn sie reisen müßten, nicht nöthig hätten, auf der ordinären Post in sündhafter Menschen Gesellschaft zu reisen.

Was übrigens den Roman selbst betrifft, so scheint er vielleicht bloß deshalb etwas in die Breite gezogen zu sein, weil das Schicksal der Hauptperson sich nur in einem kleinen Kreise entwickelt. Zum Vorwurfe könnte man es der Verf. vielleicht machen, daß sie die Nebenpersonen, oder diejenigen Personen, welche die zweite Rolle im Stück spielen, wie die Damen Simpson und Richards, den Schulmeister, den Wirth u., nicht kräftiger und markanter in die Hauptgeschichte eingreifen läßt. Wenngleich nun die Verf. keineswegs einen didaktischen Zweck hatte, so ist doch, wie schon oben erwähnt wurde, in didaktischer Rücksicht der Roman für uns von unvergleichlichem Werth. Zu welchem Zerrbild durch die mystische Richtung schon Kinder gemacht werden, das ist sehr gut gezeigt an der neunjährigen Tochter der Miß Simpson, indem dieselbe z. B. einmal sagt, sie habe ihren Johannisbeerpudding nicht gegessen, weil es sündlich sei, für unsere gebrechlichen Leiber zu sorgen, und weil wir nichts lieben dürfen als den Herrn. Offenbar ist eine Gradation bezweckt durch die Charakterschilderung der Tochter des Vicars, Miß Henriette Cartwright, welche als eine unglückliche Glaubenslose erscheint, die, weil sie die Heuchelei ihres Vaters erkannt hat, nun weder an ihn, noch an sich, weder an die Gottheit, noch an die Menschheit glaubt. Nichtsdestoweniger ist in dem Charakter der Henriette die größte Wahrheit. Und warum? Weil Henriette durch den Unglauben vernichtet ist, aber sich durch denselben nicht zu Thaten stacheln läßt, und das Weib repräsentirt ja seiner Natur nach die passive Seite des Lebens. Als Nebenzweig zu diesem Hauptstamm der Charakterzeichnung stellen sich dar Miß Fanny

Mobray und Mad. Mobray, und die Krone des Ganzen machen Mr. Cartwright und Mr. Corbold. Das Verhältniß dieser Beiden zueinander, wie die Modification ihrer Niederträchtigkeit, ist wirklich lebenswahr geschildert.

Somit schließen wir und wünschen diesem Roman in Deutschland ein großes und verständiges Publikum.

75.

Nekrolog der Deutschen. Vierzehnter Jahrgang. 1836. Mit zwei Portraits. Weimar, Voigt. 1838. Gr. 8. 4 Thlr. \*)

Als man dem General der Jesuiten Ricci eine Reformation seines Ordens zumuthete, hin- und hertritt, Dies und Jenes wollte, brach er endlich in die merkwürdigen Worte aus: „Sint ut sunt, aut non sint!“ Ähnlicher Gesinnung ist auch der Verleger des „Nekrolog“. Man hat sich (und zum Theil Schreiber dieser Zeilen selbst einmal) mit ihm herumgestritten, ob er nicht die sogenannte Universalität des „Nekrolog“ ausgeben und sich bei der Auswahl der aufzunehmenden Biographien nur auf ausgezeichnete Personen und Sterne erster Größe beschränken sollte. Der Hr. Herausgeber hat indeß und Andere mit ihm sich dagegen erklärt. Dafür müssen wir uns wieder gegen eine andere vorgeschlagene Maßregel erklären, nämlich bei gleicher Festhaltung der jetzigen Allgemeinheit das Werk statt in zwei enggedruckten Detabänden in zwölf splendid gedruckten Monatsheften erscheinen zu lassen. Soll unser „Nekrolog“ ein Volksbuch sein, wie er beabsichtigt, so muß er auch für des Volkes Beutel sein, und wir wissen ja, wie dieser beschaffen ist, wenn es Büchern gilt. Doch der Verf. hat diese Anmuthung selbst schon bündig in der Vorrede widerlegt.

Der „Nekrolog“ erscheint diesmal einige Monate früher, weil ein schnelleres Erscheinen als förderlich gewünscht worden ist. Allein schon jetzt und künftig vielleicht noch mehr dürfte die Folge haben, daß der Retardaten oder Rückstände und Nachträge immer mehr werden. Schon jetzt haben viele Beiträge für den nächsten Jahrgang zurückgelegt werden müssen. Also ist unser Rath: Eile mit Weile. Solche Winke nimmt uns Hr. Voigt nicht übel, denn gut mit der Sache meinen wir es wenigstens.

Und sie verdient's; man wird darüber immer mehr ins Klare kommen; ja, der Herausgeber glaubt es selbst bemerken zu müssen, daß seine Actien — um einen Allerweltsausdruck auch hier zu brauchen — sich bessern, und er hat den tüchtigen Entschluß gefaßt, selbst nach einem bedeutenden Verlust die Sache nicht aufzugeben. Das loben wir selbst aus einem höhern sittlichen Grunde. In unserer Welt der vielseitigsten Bestrebungen, Versuche, Zerstückelungen der Kräfte, eingeschlagenen und aufgegebenen Richtungen muß man sein Leben fest und seine Kraft unverwandelt an eine Idee und Aufgabe setzen; es muß in ihr aufgehen, damit es nicht mit uns untergehe.

Nun zur nähern Ansicht dieses Jahrgangs selbst. Die Bilder des Fürsten Rudolphinsky und des Geh.-Raths Hufeland stehen vor. Da wir den Erstern, als er Kind war, und den Letztern, als wir es waren, kannten, so bleibt ein Urtheil über Ähnlichkeit Andern überlassen. Haben sie auch keinen künstlerischen Werth, so bekommt man doch noch um ein Schock Portraits mit in den Kauf, und wenn man bei jedem nur einen Gedanken hat, so sind dies ein Schock Gedanken. Die vorgebrachte Liste Decret, die Beiträge haben, ist nach Zahl

und Namen nicht unbedeutend. Es sind in diesem Jahre wieder erwähnt 1488 Verstorbenen und zwar 321 in der ersten und 1167 in der zweiten Abtheilung. Von jenen Biographien sind wieder 208 als Originalarbeiten zu betrachten. Unter den ausführlicher Biographisirten hat Baiern diesmal viel Stoff geliefert und namentlich München ebenso viel als ganz Osterreich (14). Mecklenburg und Oldenburg haben sehr fleißige Mitarbeiter, daher auch dort wie in Preußen und Sachsen die Zahl der Geschilderten verhältnißmäßig am größten ist. Nach Rang und Stand sind es sieben Fürsten (den König Anton von Sachsen an der Spitze), eine Anzahl Minister, Generale, Geistliche aller Würden und Rängen vom Erzbischof an, Staatsmänner aller Classen, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker und selbst ein Dorfschulze, aber ein tüchtiger.

Wir sind weit entfernt, ein Verzeichniß der Notabilitäten unter den hier Geschilderten geben zu wollen, aber einige Namen bunt untereinander, wie die Sichel des Lobes ja auch nicht nach dem Staatschematismus und den Rangelassen arbeitet, heben wir als uns besonders interessant hervor, unbekümmert, woher dazu die Materialien geflossen. Dr. Müller, Minister des Cultus in Dresden; Rostig und Jänkendorf — sein reiches Gemüthsleben hätte vielleicht noch tiefer aufgeschritten werden können —; die Artikel Hundeliker, Wegel, Grotensend, Globius, Friedrich, Eisenschmidt, Nathan Rothschild, Raimund, Grabbe, Kläiber, Tauchnitz, Gampe, Goldhorn, Daub, Münchshausen, Rehberg, Hufeland u. s. w.

„Aber in aller Welt“, fragte neulich ein Mädchen, „woher kommt es denn, daß nur lauter gute, brave, treffliche, verdienstliche Leute darin stehen? In Deutschland sterben doch gewiß auch schlechte Leute von Distinction, und sollte keiner der Geschilderten auch nicht einen Fehler gehabt haben?“ Darauf zur Antwort: Um die Fehler herauszufodern, ist der „Nekrolog“ nicht da; hier gilt es dem Menschen nach der Totalität seiner Erscheinung in der Außenwelt, und diese ist in der Regel so, daß sie im „Nekrolog“ präsentabel ist, ohne dem Geschilderten Censurlücken oder Injurienklagen zuzuziehen. Endlich vergesse man nicht, daß — schwarze Küche auch weiße Milch geben!

43.

### Notiz.

Als beim wiener Congresse das Schicksal der ionischen Inseln entschieden werden sollte, war man lange Zeit zweifelhaft, wem sie am füglichsten zu überlassen seien. Der Kaiser von Rußland wollte dem Vicekönig von Italien, Beauharnais, einen Beweis seiner Achtung und Freundschaft geben und ließ ihm, mit Einwilligung seiner Mütter den Besitz derselben anbieten, die man zu seinem Gunsten zu einem Fürstenthume würde erhoben haben. Die Ehrenname der Kaiserin von Rußland, Marianne Sturbsza, ward als Griechin vom Kaiser beauftragt, den Stiefsohn Napoleon's im Geheimen zur Annahme dieses Fürstenthums zu bestimmen; aber Beauharnais war und blieb unerbittlich. Hierauf beanspruchte Osterreich mit Bezugnahme auf den Besitz der ionischen Inseln Seiten Venedigs, welches letztere dem ihm zugefallenen Königreich Italien einverleibt worden war, die Herrschaft über dieselben, und da es dies nicht erlangen konnte, schlug es vor, in Betracht, daß die alten Könige von Neapel aus dem Hause Anjou auf diesen Inseln geherrscht hatten, sie dem Könige beider Sicilien zu geben. Allein auf keinen dieser Vorschläge ging man ein, da man keinen derselben mit den Interessen der sieben Inseln vereinbarte fand, bis endlich die Ansicht des Grafen Kapodistrias durchging, der den Vorschlag machte, die ionischen Inseln an Großbritannien abzutreten. (S. Papadopoulos-Dreto's „Mémoires biographiques-historiques sur le président de la Grèce, le comte Jean Capodistrias“.

25.

\*) Vgl. den Auftrag eines andern Mitarbeiters: „Über den Nekrolog der Deutschen“, in Nr. 117 b. Bl. D. R. e. b.

### Reiseliteratur.

1. Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Holland im J. 1837. Von Friedrich Karl von Strombeck. Braunschweig, Vieweg. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Diese Reisedarstellungen bilden den sechsten Theil von des Verf. mit seinen Jahren und Reisen fortschreitendem Werke: „Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit“. Der Verf. entschuldigt in der Vorrede seine subjective, ihm wol hier und da als Fehler angerechnete Eigenschaft, Alles im rosenfarbenen Lichte anzusehen, mit der ihm von der gütigen Natur verliehenen Eigenschaft, „das Innere der Menschen einigermaßen zu durchschauen und die Nothwendigkeit (*ἀνάγκη*), welche sie gleich einem Fatum fortreibt, begreifen zu können“. Der Verf. gesteht nun ein, daß unter den verschiedenen Stationen, welche die moralische Welt bis dato in ihrem zum Bessern fortschreitenden Gange zurückgelegt, diejenige ihm am besten gefallen, auf welcher wir, und er mit uns, gegenwärtig uns bewegen. Noch Besseres verspricht er sich von der Zukunft. Kurz, das rosenfarbene Licht, welches Hr. v. Strombeck über seine Darstellungen verbreitet, ist ein gemüthlicher Abglanz seines subjectiven Wohlbefindens und der unzerstörbaren Hoffnung, welche er auf unsere Zukunft gesetzt hat.

Unsere Zeit ist allerdings eine, in welcher man recht alt und recht behaglich alt werden kann; sie ist nach kurzem Interregnum der jugendlichen Aufgeregtheit, des jugendmächtigen Enthusiasmus und mitunter auch des Kleinkindergeschreis ein Ruhepolster des Alters geworden, dem die Rissen sanft unter das ehrwürdige Haupt geschoben werden. Ein bejahrter Mann wie Hr. v. Strombeck kann sich gar keine bessere Zeit wünschen, um Memoiren zu schreiben und von seinen Altersgenossen verstanden und gewürdigt zu werden. Die Fliegeljahre des Lebens, in denen die Kampflust die innern Kräfte in forschwingender Bewegung erhält, wo die Begeisterung sich ein Ideal der eignen Zukunft aufstellt, für das sie glüht, und wo man so leicht verucht ist, sein eignes Traumideal zur Zukunft eines ganzen Volks, ja, der gesammten Menschheit zu erheben, liegen weit hinter ihm und gehören einer Zeit an, deren Bedürfnisse, Hoffnungen und Kämpfe ganz anderer Art waren als die der unserigen. Selbst der

Charakter des Landes, welches Hr. v. Strombeck zuletzt bereist und hier geschildert hat, harmonirt mit dem Charakter des höhern Alters. Die Jugend sehnt sich zumeist nach Ländern, denen der Charakter der Großartigkeit aufgedrückt ist, die durch ihre Gebirgsmassen, das sich aufdringende thätige Leben der Natur und die Wildheit der Erscheinungen imponiren, oder nach den Plätzen, wo die Weltgeschichte sich kreuzt und in sich aufdrängender Lebens-thätigkeit sichtbar und festlich offenbart, oder nach den Ländern des Ideals, der Kunst, der althistorischen Erinnerung; das kräftige Mannesalter, an Erfahrung und Wissen reich, setzt einen Fuß weiter vor nach dem Orient, Aegypten oder was jenseit des atlantischen Oceans liegt; Strombeck's reinliches Alter wählte das reinlichste, am meisten phlegmatische Land Europas, Holland, und schwankte nur eine Zeit lang zwischen Holland und Dänemark, letzteres bekanntlich auch ein phlegmatisches, eingefriedigtes und von dämmernder Ruhe umfangenes Landesgebiet.

In der Einleitung nimmt Hr. v. Strombeck Gelegenheit, von den lieben Personen zu reden, die er in Italien kennen lernte, und von den lieben Verhältnissen, in denen er auch jetzt noch zu ihnen steht. Er nennt Italien das Land seiner Sehnsucht. Was er aber hier mittheilt, gehört nicht eigentlich vor das Publicum, sondern allein auf die Gedächtnistafel des Verf. selbst. In Preußen, sagt er weiter, habe er sich hochbeglückt gefühlt durch den Anblick eines blühenden Landes und eines glücklichen Volkes und freue es ihm ganz besonders, daß durch die Gnade des Königs zwei seiner Söhne in diesem seinem zweiten Vaterlande im Staatsdienste angestellt seien. Und warum zweites Vaterland? Weil des Verf. Familie schon im 13. Jahrhunderte Vasallin des Bisthums Halberstadt gewesen sei. So erfreut uns der Verf. noch durch gelegentliches Einweihen in Familienverhältnisse, wobei sich Verf. wahrlich wenig erbaut hat.

Hr. v. Strombeck reist von Braunschweig aus über die Lüneburger Haide. Auch zu dieser berüchtigten Fläche weiß er sich in ein freundliches Verhältniß zu setzen. Er nimmt die rosenrothe Brille des Alters vor und findet die Dörfer in dieser Haide sogar romantisch gelegen; der Verf. langweilt sich nirgend; sieht er auf einer Haide ein paar Eichen, so findet er das Plätzchen romantisch, wenige Birken reichen hin, um ihn die Großartigkeit der

machtes, und nur leichte Anklänge wie „mit Gewalten“, „Lunden“ mahnen an die Neuerungen oder Alterthümeleien der romantischen Schule. An musikalischem Wohlklang stehen diese Lieder denen keines deutschen Dichters nach, und sie übertreffen die einst so gepriesene Matthysen'sche Glätte und Zierlichkeit ebenso sehr durch größere Mannichfaltigkeit als durch lebendigere Frische und innigere Wärme.

Daß Müller für seine Poesie neue Gebiete erobern werde, scheint uns nach seiner in dieser Sammlung so entschieden hervortretenden Individualität nicht wahrscheinlich, und er hat sehr gut gethan, in der Sphäre, wozu ihn sein innerer Beruf vorzugsweise trieb, sich zu halten, und wir befürchten auch nicht, daß ihm, wenn die poetische Productionskraft sich frisch erhält, in seinem eigenthümlichen Kreise der Raum zu eng werden und fehlen werde; wie nach einigen Theologen Hunderttausende von Seelen in einem Cubitzoll Raum zusammen sein können, so Hunderte von Liedern in einem Waldversteck, an einer Quelle, in einem Rosenhain.

Schwab bemerkt in seinem Vorwort mit Recht, daß Niclas Müller wol ein Autodidakt, nicht aber ein Naturdichter zu nennen sei, dergleichen man in Europa nur noch unter den Serben, den griechischen Kephthen und in Schottland finde. Aber auch ein Autodidakt kann Müller eigentlich nur insofern genannt werden, als er sich seine mannichfaltigen Kenntnisse durch eignes Studium und Lecture, ohne fremde Anleitung erwarb, nicht aber, wenigstens nicht zur Unterscheidung von andern Dichtern, insofern, als er die poetischen Formen, Metrum, Reim u. s. w. von sich selbst, d. h. durch fremde Muster und angeborenen Sinn, Takt und Aufmerksamkeit lernte; denn wo wird in gelehrten Schulen über deutsche Prosodie, Reim und Metrum Unterricht erteilt? und wie viele Dichter sind wol durch die lateinischen und griechischen Poeten, die sie in der Schule lasen, zur eignen Production deutscher Verse veranlaßt worden? wie viele gelehrte Pedanten zucken über deutsche Verse die Achseln, während sie vom Lobe eines lateinischen Distichons überströmen? Wo eine poetische Anlage wirklich vorhanden ist, da wird sie durch die wahrlich zum Theil nicht sehr poetischen Lieder im Gesangbuche und durch Volkslieder, die doch nicht leicht irgendwo ganz fehlen, eher geweckt werden, als durch die trefflichsten griechischen und römischen Poesien, welche allerdings zur Bildung des Geschmacks und Erweckung des Sinnes und Geistes überhaupt außerordentlich viel beitragen können. Nach den oben beigebrachten Notizen aus dem Leben Müller's erhellt, daß sein Bildungsgang ein im Ganzen für ein poetisches Gemüth nicht ungünstiger, wiewol nicht leichter und dornenloser war; es fehlte ihm nicht der Boden, darin er wurzeln konnte, aber es drängten sich Steine über ihn her. Weniger darüber wundern wir uns, daß er ohne gelehrte Bildung und systematische Anleitung die Poesie, die Kunst, erobert hat, als wir ihm dazu Glück wünschen und uns freuen, daß er unter dem Druck der Verhältnisse seine Natur, die Gesundheit des Gemüths

sich bewahrte, und daß wir in diesem Siege des innern Berufs über die äußern Hindernisse zugleich den Triumph einer reinen und starken Seele über den verhaftenden Zauber der Materie und der Schwere begrüßen dürfen.

100.

### Schilderungen aus Indien.

Unter den zahlreichen Werken, welche während der letzten Jahre in England über Hindostan erschienen sind, zeichnet sich jenes des Stabsarztes Dr. Spry \*) sehr vorthellhaft aus, besonders durch treffliche Darstellung und seine Beobachtungsgabe, welche dieser Breite in nicht geringem Grade besißt. Seine Wissenschaft und seine amtliche Stellung machten es ihm möglich, das Leben an den Höfen der eingeborenen Fürsten genau kennen zu lernen, und sein Buch enthält über dasselbe eine Menge ebenso werthvoller als pikanter Bemerkungen, welche außerdem noch, wie so manches Andere, was er mittheilt, das Verdienst haben, neu und wol nur sehr wenig bekannt zu sein. Wir wollen daher Einzelnes ausheben und unsern Lesern mittheilen.

#### Aberglaube.

Der Aberglaube ist ein charakteristischer Zug bei jedem Hindu, und kein anderes Volk auf Erden glaubt so feif und fest an die Wirkungen der Zauberei. Alles, was Einem Unangenehmes im Leben begegnet, rührt von irgend einem geheimen Feinde her. Verliert ein Hindu Weib oder Kind, mißrät die Ernte, wird ihm ein Stück Vieh krank, so schreibt er das niemals auf Rechnung natürlicher Zufälle, sondern immer auf Böswilligkeit dieses oder jenes Menschen, der ihm nicht wohl wil. Ein neugeborenes Kind wird von der Mutter volle zwölf Monate so viel als möglich dem Auge jedes Fremden entzogen, damit ihm ja der böse Blick kein Unheil bringe.

Der Zauberer, die in alle geheimen Wissenschaften eingeweiht zu sein vorgeben und sich auf Beschwörungen, Mantras genannt, trefflich verstehen, gibt es im Lande eine große Anzahl. Sie werden ebenso sehr verabscheut als gefürchtet, und wenn man überzeugt ist, daß sie durch ihre Zaubersprüche Unglück angerichtet haben, zur Verantwortung gezogen und bestraft. Da sie behaupten, durch die Vollkommenheit und den Wohlklang ihrer Aussprache den Schutz der Gottheit, welche von ihnen besonders verehrt wird, erworben zu haben, so eriften man ihnen immer, um sie jenes Schutzes zu berauben, die beiden Schneidezähne aus. Wie groß die Furcht vor diesen Leuten ist, mag folgender Vorfall beweisen.

Ein achtbarer Landwirth bei Sangor, Namens Bābu Bait, wurde von einem Zauberer um Abtretung eines Stückes Landes gebeten; denn letzterer wollte dasselbe statt eines Gartens benutzen und mit Bäumen bepflanzen. Das Begehren wurde aber mehrmals abgelehnt, und so Schwur Jener, er werde sich schon an dem Bābu Bait rächen, und ehe ein Jahr verfloßen sei, solle derselbe eine Leiche sein. Unverzüglich schlug der Zauberer auf der Ebene von Sangor, in der Nähe des brittischen Militaircantonnements und dicht auf der Grenze von Bābu Bait's Besitzungen seine Hütte auf, und jeden Abend sah man ein geheimnißvolles Feuer unter einem Kessel brennen und hörte Zaubergefänge ertönen. So vergingen Tage und Wochen. Endlich verbreitete sich das Gerücht, Bābu Bait sei sich geworden, kränkle, habe weder Schlaf noch Fluß und werde das Fieber nicht mehr los. Er hatte sich bisher gestellt, als verachte er die Saufleiden seines Feindes, aber sie machten nichtsdestoweniger einen tiefen Eindruck auf ihn. Es war nun ein halbes Jahr verfloßen, und noch hatte der Zauberer seine Beschwörungen nicht ein einziges Mal unterlassen; ja, er ver doppelte sie und wenige Wochen nachher starb Bābu Bait wirklich.

\*) Modern India, with illustrations of the resources and capabilities of Hindustan. Zwei Bände. London 1837.

Auch an Feen glauben die Hindus und nennen dieselben Shtns. Sie sollen, wie die Syrrigian oder Feen in Cornwallis sich ein Bergnügen daraus machen, den Wanderer auf Irrwege zu leiten, einzelnen Leuten, denen sie wohlwollen, verborgene Schätze zu zeigen, und haben die Nacht, Sturm oder Sonnenschein nach Belieben hervorzubringen.

#### Die Thugs und die Kulkies.

Über die Thugs ist in der neuesten Zeit Vieles geschrieben worden, wir übergehen daher die Bemerkungen des Dr. Spry in Bezug auf diesen Gegenstand und beschränken uns auf wenige Andeutungen. Spry war mehrmals Begleiter einer Truppenabtheilung, welche Thugs aufhob. Die, welche eingefangen wurden, bezeichneten mit der größten Genauigkeit eine Stelle, wo sie zwölf Jahre zuvor sieben Reisende erwürgt und begraben hatten. Man fand die Knochen und einst stand das Zeit des in der Verfolgung dieser Raubmörder unermüdeten Capitain Sleeman grade da, wo gleichfalls mehre Unglückliche erwürgt und eingescharrt worden waren.

Wenn ein gefangener Thug Alles, was er weiß, aussagt und keinen Einzigen seiner Genossen schon, so wird ihm das Leben geschenkt. Dann scheidet Capitain Sleeman eine Abtheilung seiner Soldaten nach dem Dorfe, wo Thugs wohnen. Entweder umzingeln sie es, oder schleichen sich gegen Abend verkleidet ein, und nun wird der Zemadar oder Ortsvorsteher heimlich befragt und muß genaue Nachweisungen über die einzelnen Wohnhäuser geben. Theilt er unrichtige Bemerkungen mit, um den Verbrechern Zeit und Gelegenheit zur Flucht zu geben, so fallen letztere doch den Soldaten, welche das Dorf umstellt haben, in die Hände. In den Wohnungen der Thugs hat man große Reichthümer und viele Kostbarkeiten gefunden, namentlich venetianische Dukaten, Diamanten und andere Edelsteine, spanische Thaler, schöne Waffen, Kaschmirshawls und Manufakturwaaren aus Benares. Nachdem den Anverwandten der Ermordeten Alles zurückgegeben worden war, worauf sie Ansprüche machten, ist doch der Erlös aus dem Verkauf der Diamanten, Edelsteine und Shawls so beträchtlich gewesen, daß in Sangor zwei Gefängnisse davon erbaut und die Unterhaltungskosten der Gefangenen bis 1834 bestritten werden konnten.

Durch Zufall hat man vor Kurzem im östlichen Theile der Provinz Bengalen, im Bezirke von Tschittagong, eine andere Classe von Raubmördern entdeckt, die noch weit verabschämterwerther und eine viel gefährlichere Erscheinung sind, als selbst die Thugs. Ahtbare Engländer haben bei der Jagd auf wilde Elefanten, die dort häufig sind, eine Horde von Kannibalen entdeckt, die sich kaum von den Affen unterscheiden. Stand, Bildung und Charakter der Männer, welche jene Ungeheuer gesehen und beschrieben haben, lassen keinen Zweifel gegen die Wahrhaftigkeit ihrer Berichte aufkommen. Die Kulkies, so heißen diese Bestien in Menschengestalt, haben, der Beschreibung des Major Bairdner zufolge, einen weit vorstehenden Bauch, keine Gestalt, scharfsausgeprägte Gesichtszüge und muskelstarke Glieder. Sie reden eine eigenthümliche Mundart und wohnen in Hütten, die sie auf den Ästen der Bäume erbauen. Feste Bohnstübe scheinen sie nicht zu haben, sondern irren und streifen umher von Wald zu Wald. Wenn sie eine Drücklichkeit gefunden haben, die ihnen zusagt, dann sind alle Mitglieder der Horde eifrig darüber her, Bambusrohr abzuschneiden und zusammenzuslechten. Dieses Geschlecht besetzt sie auf Baumästen und bedeckt es dann mit Rasen. Wenn das Nest fertig ist und jede Familie ihre Wohnung hat, dann steigen erst Weiber und Kinder hinauf; die Männer hauen alle Zweige unterhalb der Hütte ab und verfertigen aus Bambus eine lange Leiter, welche sie hinaufziehen, wenn sie oben sind.

Sie rühmen sich offen ihres Kannibalismus und zeigen mit großer Selbstgenügsamkeit die Geheine der von ihnen gefressenen Opfer; ja, sie sind so lästern und begierig nach Menschenfleisch, daß nicht einmal die Elefantenjäger, wenn nicht gut bewaffnet und in beträchtlicher Anzahl, vor ihnen sicher

sind. Als eines Tages einer der Letztern durch Zufall von seinen Gefährten getrennt wurde, fielen die Kulkies über ihn her und fraßen ihn ohne weitere Umstände auf. Man hat Versuche gemacht, diese Ungeheuer zu zähmen, und Major Bairdner nahm einen Kulkie zu sich, um ihn zum Elefantenknecht heranzubilden. Bei der ersten Gelegenheit aber, wo er sich sicher glaubte, schlug er einen Menschen todt und wurde zu Tschittagong hingerichtet. Als seine frühern Gefährten von diesem Vorfalle Nachricht erhielten, wurden sie während und boten alles Mögliche auf, um des Majors, den seine Berufsgeschäfte oft nach ihrem Bezirke riefen, habhaft zu werden. Er entging aber glücklicherweise allen ihren Nachstellungen.

Die Kulkies wohnen nur etwa 150 englische Meilen von Kalkutta entfernt und doch hat die große Masse der Bevölkerung dieser Stadt nicht einmal eine Ahnung vom Dasein jener Kannibalen. Man glaubte lange, daß sie in Indien bereits erloschen seien, jetzt aber ist ihre Existenz nicht mehr zweifelhaft, es ist mehr als zur Genüge erwiesen, daß die Kulkies in den blauen Bergen von Tschittagong, sowie die Soangs in den Waldgebirgen von Kaggur Menschenfleisch fressen, jedoch mit einigem Unterscheide; die Soangs thun es nämlich nur zuweilen und in Folge eines religiösen Wahnes, die Kulkies aber aus Lüsternheit.

#### Der Radscha von Tschatterpur.

Dieser Fürst litt am Fieber und wandte sich, als die Krankheit bedenklich zu werden anfing, an Dr. Spry, der sich damals in der benachbarten Stadt Reitah aufhielt. Die Kulkies oder Träger, welche er in Logasse gemiethet hatte, einem Orte, dessen Radscha mit dem von Tschatterpur in Feindschaft lebte, setzten mitten in der Nacht den Palankin zur Erde, erklärten, sie würden ihn nicht weiter tragen, wenn sie nicht noch zwei Gehülfen belämen, und machten sich zuletzt gar einer nach dem andern aus dem Staube, so daß der Engländer nur noch den Russalchi oder Fackelträger bei sich hatte. Um Mitternacht spazierte ein mächtiger Tiger ganz nahe am Palankin vorüber und erst früh Morgens war es möglich, andere Träger von Tschatterpur kommen zu lassen. Das ist eine sehr reizliche, hübsche Stadt im Dunkelthum, die mehre Papier- und Eisenwarenfabriken hat. In den Gärten wird viel Betel gezogen.

Als Dr. Spry die Stadt erreicht hatte, schickte er einen Chupraste oder Boten voraus nach dem Palaste und fand, als er sich diesem näherte, eine Menge von Bedienten, die seiner harreten. Seine Träger riefen, so laut sie konnten, ihr Ho haw! und liefen so schnell als möglich. Niemand versteht es besser, den Rang eines Mannes zu würdigen, als diese Palankinträger; ein Chola Sahib oder Einer, der keine hohe Würde bekleidet, wird es niemals, weder durch Geld noch durch Drohungen, dahin bringen, so schnell von der Stelle geschafft zu werden, wie ein Burra Sahib oder großer Herr. „Als ich aus dem Palankin stieg, empfing mich des Radscha Sohn, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, und redete mich zu meiner freudigen Überraschung englisch mit den Worten an: „Geben Sie mir Ihre Hand.“ Der Dewan Sahib, denn diesen Titel gab man ihm, war ein großer Freund der Engländer, deren Sitten und Gebräuche er nachahmte; er hatte auch einen Dolmetscher aus Kalkutta bei sich, der ihm Sprachunterricht gab.“

„Der Radscha lag auf einem niedrigen Bette, rings umpackt von mächtigen Polstern und Kissen; seine Diener schrien laut und beklagten den Zustand des Kranken, dessen Siedethum in der That gefährlich war. Ich holte sogleich meine tragbare Apotheke herbei und bereitete ihm einen Trank, den er ohne Anstand einnahm. Darauf wurde ein Futter oder aus Geld, Früchten und Süßigkeiten bestehendes Geschenk gebracht, und ich entfernte mich, um in meine Wohnung zu gehen, welche der Radscha für Europäer, die nach Tschatterpur kommen, hatte einrichten lassen. Ich fand sie zu meinem großen Erstaunen von zwölf jungen Bullen occupirt, und mußte erst diese unsaubern Gäste vertreiben, ehe ich Besitz von den Zimmern nehmen konnte.“

Des Radscha Zustand besserte sich bald und Dr. Spry wurde der Gemahlin desselben vorgestellt. Die Rani oder Königin war mit einem seidnen Sacke bedeckt, der nur zwei kleine Öffnungen hatte, damit sie hindurchsehen konnte. Sie unterhielt ihn über ihren Gesundheitszustand, und reichte ihm endlich, damit er an den Puls fühlen konnte, eine Hand, so schön und fein, wie er sie noch nie gesehen hatte. Der Radscha war nach Verlauf von vierzehn Tagen völlig wiederhergestellt, schien untröstlich darüber, daß der Doctor wieder abreisen wollte, und überhäufte ihn mit den übertriebensten Schmeicheleien. Wie ehelich diese gemeint waren, läßt sich aber daraus abnehmen, daß er Dem, welcher ihm das Leben gerettet, aus Erkenntlichkeit für alle Bemühungen ein lahmes Pferd gab, das Spry nur mit Mühe für einen Spottpreis verkaufen konnte.

#### Zustand der Weiber.

Es ist ein unbegründetes Vorurtheil, wenn man glaubt, daß die Weiber in Hindostan wie Sklavinnen gehalten würden und keinen freien Willen hätten. Die mohammedanischen Damen haben volle Rechte, die gewiß kein europäischer Ehemann seiner Frau einräumen würde. Sie haben ihr eigenes Gesetzbuch, in welchem ihre Privilegien verzeichnet und auf eine so hübsche Art erklärt sind, daß gar kein Zweifel über die Freiheit und Unabhängigkeit, deren sie sich erfreuen, obwalten kann. Dieses Buch führt den Titel: „Kitabi Kuslum Naneh“, oder das Buch des Kuslum Naneh. Wiewol nur ein Verfasser angegeben wird, so ist es doch aus einem Conclave sieben gelehrter Frauen hervorgegangen. Es gibt ihm zufolge in der Welt dreierlei Arten von Ehemännern: 1) einen anständigen Mann, 2) einen halben Mann und 3) einen Pulpul-hupla. Ein anständiger Mann ist ein solcher, der seine Frau nicht nur mit Dem versorgen kann, was sie zum Nothbedarfe braucht, sondern auch im Stande ist, alle ihre Wünsche und Launen zu befriedigen; er geht ein und aus, ohne zuvor Erlaubniß von ihr erhalten zu haben, und thut nichts, was ihr unangenehm sein könnte. Ein halber Mann ist nur ein armer Tropf, der eben sein Auskommen hat, aber nicht mehr. Seine Frau muß zu Hause bleiben und arbeiten; es ist ihr demnach wajib (erlaubt), ihm trockene Antworten zu geben. Wenn er sie schlägt, so darf sie ihn wieder schlagen und obendrein noch kragen, ihm auch Haare aus dem Barte raufen u. dgl. m. Der Pulpul-hupla endlich hat weder Geld noch Freunde. Eines solchen Mannes Frau kann zehn Tage und zehn Nächte aus dem Hause bleiben, ohne daß er sie darum tabeln dürfte; er hat nicht einmal das Recht, zu fragen, wo sie gewesen ist, und wenn er einen Fremden in seinem Hause sieht, so geht ihn das gar nichts an. Wenn er heim kommt, und findet die Thür verschlossen, so muß er umkehren und warten, bis sie für ihn geöffnet wird.

Ein britischer Arzt in Indien, Atkinson, hat das „Kuslum Naneh“ ins Englische übersetzt. Es geht aus der Lecture dieses Buches hervor, daß man in Europa bisher sehr schlecht über den Zustand und die Lage der Weiber in Hindostan unterrichtet gewesen ist, wenn man das Pareem für ein unerträgliches Gesängniß angesehen hat. 47.

#### M i s c e l l e n .

Die Meinung, als sei es nur unserer Zeit eigen, beliebten Sängern gleich Königinnen zu huldigen, widerlegt sich dadurch, wie die von ihren Zeitgenossen hochgehaltene erste Sängerin bei der großen Oper in Paris, Mlle. St.-Huberti, 1785 in Marseille gefeiert wurde. Sie hatte im Juli und August dort 25 Vorstellungen mit dem größten Beifall gegeben. Es regnete Kränze und Kränze. Mehr als 100 Kränze und Kronen nahm sie mit sich, manche von bedeutendem Metallwerth.

Man gab ihr unzählige Feste, von denen das auf dem Wasser, einer Königin würdig, besondere Erwähnung verdient. Mlle. St.-Huberti in reicher neugriechischer Tracht, die ihr von Griechinnen, in Marseille wohnhaft, geschenkt worden, auf einem Divan hingestreckt, näherte sich in einer Gondel mit der marseiller Flagge dem Ufer. Über 200 Nachen umgaben das reich geschmückte Fahrzeug. Eine Salve von Geschütz, das Jubelgeschrei des Volkes begrüßten sie. Die Gondel hielt, um ihr den Anblick eines Schifferstehens zu gewähren. Der Sieger brachte ihr den Kranz und empfing ihn aufs Neue aus ihrer Hand. Man wollte ihr auch den Fischfang in einem ungeheuern Netz zeigen, aber man konnte das Netz der Menschenmenge wegen nicht zusammenziehen. Beim Aussteigen wurde sie von einer zweiten Salve begrüßt. Das Volk umtanzte sie beim Klang der Tambourins und Schalmeien. Die Landhäuser am Ufer waren alle illuminiert; man führte sie in eins der größten, vor dem man ein kleines Theater errichtet hatte. Man gab ein kleines allegorisches Stück von einem provençalischen Dichter der Sängerin zu Ehren, das einige gute Einfälle, aber auch die Plattheiten der meisten Gelegenheitsstücke hatte. Während des darauf folgenden Balles saß Mlle. St.-Huberti zwischen Melpomene und Polyhymnia, die in der Allegorie gespielt hatten. Das glänzende Abendessen von 100 Couverts war in dem von außen und innen hell erleuchteten Hause, in einem offenen, bloß durch ein Gitter geschlossenen Saale aufgetragen. Das Volk drängte sich in Masse heran. Als man beim Schluß des Mahles sang, fielen die Aufstehenden im Chor ein. Die St.-Huberti dankte mit einigen provençalischen Strophen, was den Entziasmus aufs höchste steigerte. Unter dem Donner des Geschüzes, den lautesten Vivats trank man die Gesundheit der Sängerin. Sie hatte bei der großen Oper Verbesserung des Costums eingeführt und zuerst die Reifrocke abgelegt. Aber doch hatte sie zu der den antiken Formen sich annähernden Tracht als Älteste ein gepudertes Toupet und einen ungeheuern Chignon. Ihr Hercules, Larrivée, war noch ärger travestirt. Er hatte einen Helm mit vielen bunten Federn, eine Atashose mit brillantirten Stahlknöpfen, fleischfarbene Strümpfe, Schuhe mit rothen Absätzen, eine große Lockenperücke mit zwei Schwänzen und dazu die Keule und das Löwenfell auf den Schultern. Der große Schröder zog während seines Aufenthalts in Paris die St.-Huberti allen übrigen Sängern und tragischen Schauspielerinnen vor. Sie hatte nicht den falschen Pathos, die übertriebenen Geberden der Helbinnen des Rothurns. Ihre Iphigenie in Tauris hielt Schröder für eine unübertreffliche Meisterrolle. Sie hatte sich kurz vor der Revolution mit dem Grafen d'Antraigues verheirathet, emigrierte mit ihm und hielt sich endlich bei London auf. Der Graf hatte sich in politische Umtriebe verwickelt, sein italienischer Diener, von der pariser Polizei bestochen, theilte dieser die Papiere seines Herrn mit, er glaubte sich verrathen und tödtete deshalb 1812 den Grafen und die Gräfin, als sie in den Wagen steigen wollten.

Zu Ende des Jahres 1786 fand man in Paris an allen Orten angeschlagen: „Rund und zu wissen ist, daß der Herr Generalcontroleur eine neue Schauspielergesellschaft errichtet hat, die zuerst in Versailles vor dem Hofe den 2. Januar 1787 spielen wird. (Es war dies die erste Sitzung der von dem Generalcontroleur Calonne einberufenen Notabeln.) Man wird spielen „Die falschen Vertraulichkeiten“, „Die erzwungene Einwilligung“, als Beschluß ein pantomimisch-allegorisches Ballet, „Das Fäß der Danaiden“, von Hrn. von Calonne verfaßt.“ Ein anderes Mal wurde angeschlagen: „Die Oper wird Paris verlassen und künftig in Versailles spielen, weil alle Maschinen dort sind.“ Madame Lebrun hatte Calonne gemalt, als Kniestück. Die witzige Sophie Arnould bemerkte, es seien ihm darum die Beine weggeschnitten, damit er am Platz bleibe. Es war damals der Ministerwechsel sehr häufig. 10.

Über den Mysticismus in einem der neuesten englischen Romane.

Eine Hauptseite unserer Literatur nimmt gegenwärtig der Roman in Anspruch. Weil derselbe nämlich eine Darstellung des Menschenlebens in seinen vielseitigen Combinationen gibt, so liegt darin der Grund, daß derselbe so viele Freunde immer gefunden hat und findet, unter denen, die in des Lebens bewegter Mitte stehen, wie unter denen, die von derselben zurückgezogen leben. Wer jemals den großen Mathematiker L'Hibaut besuchte, der traf ihn gewiß in dem bequemen Sessel, die grüne seidene Decke über sich, in der Hand einen Roman. Wie wunderten sich fromme Theologen, wenn sie auf dem Tische des ehrwürdigen Veteranen Pland die Phänomene deutscher Romanliteratur erblickten! Aber der Roman gibt ein Bild des Lebens; und wer darin au courant stehen will, der muß ihn kennen. Wie nun die Gegenwart mit gewaltigem Arm über die Grenzen des nächsten Besitzthums hinübergreift, das zeigt sich auch hier, indem wir Deutschen uns bemühen, selbst die Romanliteratur fremder Nationen durch Übertragung in unsere Sprache uns anzueignen. Infolge des Obigen treiben uns aber dazu nicht die Leser der Leihbibliotheken, sondern vornehmlich diejenigen, welche den Geist der Nationen umfassen und durch eine Fülle der Anschauung das eigne Leben bereichern möchten.

So erschien 1837 ein Roman von Mistress Trollope, betitelt: „The vicar of Wrexhill“, welchen die deutsche Literatur durch eine in demselben Jahre erschienene Übersetzung sich zugeeignet hat.\*)

Die Deutschen hatten durch die höchst unweibliche und verlegende Erscheinung der Karschin, jener Zeitgenossin Friedrich's des Großen, eine Art Schrecken bekommen vor einem weiblichen Autor; und was uns auch unsere Philologen über eine Sappho und Korinna Schönes, Erhebendes, Poetisches sagen mochten, für uns war's unverständlich und unbegreiflich. Aber nachdem die freundliche, milde, versöhnende Gestalt der Karoline Pichler an uns vorübergegangen war, wurden wir durch Frau v. Stael

einigermaßen wenigstens vorbereitet auf moderne Erscheinungen wie George Sand, Bettina u., und wenn man in früherer Zeit behauptete, das Classische könne bloß von dem Manne geleistet werden, so ist der Charakter des Modernen der Art, daß darin der Unterschied der männlichen oder der weiblichen Autorschaft ganz verschwindet. Ubrigens ist der „Vicar of Wrexhill“, obwohl er einen rein englischen Charakter trägt, doch wie für uns geschrieben. Es handelt sich nämlich in demselben um einen Gegenstand, um ein Lebenselement vielmehr, welches grade jetzt in Deutschland in einer bedeutenden Krisis steht; dies Lebenselement ist die Religion.

Ein Lebenselement, sage ich, ist die Religion; denn, sowie der Mensch die Kraft der Vorstellung, die Kraft des Begehrens, des Willens besitzt, sowie im Menschen das Bewußtsein des Ich liegt, so liegt auch in ihm das Bewußtsein seines Zusammenhanges mit einem Unsichtbaren, Geistigen, das höher ist als er selbst. Dies Bewußtsein in seiner eben angedeuteten Allgemeinheit ist der Grund der Religion und, weil der Grund der Religion, die Religion selbst im allgemeinsten Sinne des Wortes. Sowie nun die Erfahrung zeigt, daß in der Religion selbst die materiellen Fehler des Dualismus, des Pantheismus, des Fatalismus u. vorkommen, so ist einer der gefährlichsten formalen Fehler der Mysticismus, welcher meint, das religiöse Leben in seiner Eigenthümlichkeit beschränke sich auf das Gefühl, und man müsse sich hüten, um die Hitze des Aberglaubens und die Kälte des Unglaubens abzuwehren, daß man das Licht des Verstandes an die einzelnen Aussprüche des religiösen Bewußtseins halte. Nun geschah es, daß auch unter uns Deutschen gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts ein skeptischer Geist erwachte; dieser löste sich jedoch bald in religiösen Indifferentismus auf, sodas für die Jahre des sogenannten deutschen Freiheitskrieges das Wort des Lucrez gilt, welcher sagt: „timor facit Deos“, d. h. die Furcht erweckt den Glauben an die Gottheit. Ja, nach dieser Periode nahm das religiöse Leben eine solche Richtung, daß erleuchtete Männer, welche das Gebiet des Glaubens ehrten, nicht streng genug darauf dringen konnten, daß man der Vernunft allewege ihr volles Recht gebe. Allein ich glaube, seit dem Beginn dieses Decenniums ist auch in dieser Rücksicht in Deutschland wieder

\*) Der Vicar von Wrexhill. Ein Roman von Mistress Trollope. Aus dem Englischen von Otto von Czarnowski. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1837. 8. 3 Thlr.



einzelnen immer noch nobler als im Zusammenhange, weil der Widerwille von Satz zu Satz wächst. Eigentlich sollte man an einem solchen Buche gar nichts rühmen, sondern das Bild, das man von ihm entwirft, nur als ein Schreckbild im Ganzen aufstellen; aber man muß doch zugeben, daß der Verf., wenn auch ohne logisches Denktalent, doch nicht ohne Darstellungstalent ist, eine Eigenschaft, wovon die Beschreibung einiger Gemälde, z. B. der Kreuzigung Petri von Rubens und eines Bildes von Paul Potter, welches einen weißgefleckten jungen Stier darstellt, Zeugniß ablegt. — Wahrlich, es wird seit einiger Zeit ein wahres Geschäft damit getrieben, sich zu prostituiren und in der Verhöhnung deutschen Ernstes, Tieffinns und Gründlichkeit einander zu überbieten! Eine Ausartung dieser Lieberlichkeit in ein Mehr ist kaum noch denkbar. Der Franzose weiß, auch wo er die Moral verlegt, wenigstens anständig zu sein. Es findet hier ungefähr derselbe Unterschied statt wie zwischen dem französischen Geisteswesen und dem Treiben der Venus Cloacina in Deutschland.

### 3. Erinnerungen an Griechenland von K. Schönwälder. Brieg, Schwarz. 1838. 8. 1 Thlr.

Nachdem wir das lieberliche Buch des Cornelius Victor abgefertigt, kommen wir hier an das Buch eines gesetzten Mannes, der aber keineswegs, wie man von einem preussischen Oberlehrer zu erwarten so leicht sich versucht fühlt, als ein Pedant reist, berichtet und auffaßt. Aber es ist doch ein eignes Ding um gründlich vollendete classische Studien! Der Verf. hat die bessern Elemente der modernen Zeit und die angenehme, leichte und bewegliche Art, die Dinge aufzufassen und darzustellen, sich glücklich angeeignet, aber von seinen classischen Studien hat er zugleich die charakteristische Malerei, die Plastik, die Kreue, die Wahrheitsliebe. Er hat Geist, aber er ist nicht geistreich im gewöhnlichen Sinne, er quält sich nicht mit Bildern und Vergleichen, mit Bezügen und zu Grunde liegenden Welt- und Zeittendenzen. Was ihm gegenwärtig geborben, weiß er auch dem Leser zur anschaulichen Gegenwart zu machen. Die Sprache ist einfach und klar, ohne Periodenbreite, nur geht ihr wie der ganzen Darstellung die letzte Feile ab. Der Verf. sagt selbst in dem kurzen Vorworte, daß er diese Reisesnachrichten anfangs nur zu brieflichen Mittheilungen und keineswegs zur Veröffentlichung bestimmt habe, sodas eine Ungleichheit in das Ganze gekommen und der Ausdruck, wie bei freundschaftlichen Mittheilungen ohnehin, etwas sorglos sei. Nehmen wir das Buch, wie es ist, so haben wir ein Buch der Thatsachen, nicht der Reflexionen. Das liebe Ich, welches nur reflectirt, um sich auf diese Weise zu manifestiren und glänzend herauszustellen, drängt sich nirgend anmaßlich hervor. Es läuft und spielt nur so mit, weil es einmal nicht abgewiesen werden kann.

Die Seereise bewegt sich etwas langweilig tagebuchmäßig. Das Interesse beginnt eigentlich erst mit des Verf. Ankunft in Patras. Ein sonderbarer Kauz von Schiffscapitain gibt zu einigen anziehenden Gesprächen An-

laß. Er wollte nicht, daß die Griechen Έλληνες, sondern Ρωμαίοι genannt würden, denn jene seien Heiden gewesen; und statt vom Όδυσσεύς, Ζεύς, Θησεύς solle man lieber vom heiligen Spiridion und Nikolaos sprechen. In einem Kaffeehause trifft der Reisende einen jungen Mann aus Braunschweig, einen Anhänger des erlirten Herzogs Karl, dormalen Secretair bei einem schreiblustigen hohen Verstorbenen. Der Mensch erkundigte sich vorzüglich nach der Stimmung in Norddeutschland, und ob da Elemente zu einer Revolution bereit lägen, was Schönwälder natürlich verneinte. Sein jetziger Principal müsse es, hieß es weiter, noch einmal zu einer hohen politischen Stellung bringen, denn bei seiner Genialität und Energie könne seine Verwaltung zu den glänzendsten Resultaten oder zum gänzlichen Ruin führen. Schönwälder gab Lektüres zu, da er aus „Tutti Frutti“ in Erfahrung gebracht, daß der Verstorbene uns mit einer Constitution beschenken werde, nach welcher die Fürsten, Grafen, Barone, deren Einkommen etwa nicht auf 30, 20, 10,000 Thaler steige, bis zur Erreichung dieses Quantum auszustatten wären. Als der junge Mensch sich entfernt hatte, erzählten die Anwesenden von seinem Herrn, daß er durch seine kühnen Reiterien und auffallenden Anzug in Athen und besonders bei der Jugend großes Interesse erregt habe; der Secretair werde von ihm tyrannisirt und oft zur Nachtzeit aufgeklingelt, damit er einen Einfall seines Herrn zu Papier bringe; bei Verzögerungen pflege dieser wol mit einem Instrumente zu drohen, dessen Name der liberale Geist unserer Zeit zu nennen verbiete. Bei alledem gehört der Fürst zu den sogenannten „liberalen“ Aristokraten.

Den längsten Aufenthalt widmet der Reisende der griechischen Hauptstadt. S. 49 erfahren wir, daß in Athen, wo es starke Hunde- und Eselzucht gibt, auf die fremde Verwaltung ein Spitzwort im Schwange sei: „Ω Αθήνα, πρώτη χώρα, τί γαϊδάριος τράχεις τόπρα!“ (Nach der Übersetzung des Reisenden: O, Athen, des Landes erste Zier, welche Esel hausen jetzt in dir!) Auch hat man das Stichwort auf die Barberini in Rom bereits auf die Baiern übertragen: Quod non fecerunt Barbari, faciunt Bavari. Weiterhin ist von den Besuchen die Rede, die der Reisende der Akropolis und andern interessanten Resten des Alterthums abstattet. S. 72 u. 73 sind einige sehr richtige Bemerkungen über den sterilen Boden, welchen jetzt die Kunstthätigkeit in unserm Bewußtsein vorfindet.

Wir wollen — sagt Schönwälder — die Religion in Form des Gedankens oder Gefühls, daher sind unsern Künstlern die bedeutendsten Gegenstände geraubt, die Malerei ist nur noch eine historische, die Architektur eklektisch und synkretistisch. Unsere Begriffe und Verstandeskategorien lassen sich nicht in Stein und Farben darstellen; die künstlerische Zeit, wo der Geist noch in der Form incarnirt ist, liegt wie eine seltsame Jugend hinter uns.

Der Reisende durchstreift sodann rittweise Livadien. S. 88 fg. ist von Οἴβα (fast ausgesprochen wie Firwa) und der Lage des alten Thebens die Rede. Die Stadt soll jetzt ungefähr noch 5000 Einwohner haben. Um Livadia findet er eine liebliche Natur und freundliche Einwohner darin. Hier nahm er bei einem Geometer, aus

dem Urachthale auf der rauhen Alp gebürtig, ein Mittagbrot ein Angesichts des Parnassos und Helikon. Später gelangte er in den Paß von Graväa, wo im letzten Kriege 15,000 Türken von 100 Griechen zurückgeschlagen worden sind. Der Paß ist indeß so eng, daß häufig nur ein bis zwei Menschen nebeneinander fortkommen; mehr Heldenmuth als diese Neugriechen, welche aus der Höhe ihr Feuer unterhielten, bedurften doch die Spartaner in Thermopylä, welche den Feind mit Lanzen abhalten mußten. Als er später mit seinem griechischen Begleiter, einem Sparthen, in einen Eichenwald hineinritt, fand der Grieche, dem Schönwälder seinen Namen in *καλό δάσος* umgedeutet hatte, das Wortspiel: „*Καλό δάσος εἰς τὸ καλό δάσος*“ (Ein schöner Wald im andern), und er war darüber so erfreut, daß er es häufig wiederholte. Das herrliche Thal zwischen Sta und Dchrys scheint dem Reisenden Ähnlichkeit mit dem vom Salzburg zu haben, nur daß es breiter, aber nicht so grün ist. Der Hafen von Aulis, an den er später gelangt, scheint ihm nicht geräumig genug, um die nach Homer's Aufzählung 1184 Schiffe starke Flotte der Griechen, möge man sich auch die Fahrzeuge möglichst klein denken, beherbergt zu haben. Von hieraus kehrt Schönwälder nach Athen zurück und beschreibt seinen zweiten Aufenthalt daselbst, der ihm durch Krankheit verbittert wird. Auch Agina und Nauplia werden besucht und Athen zum dritten Male. Fortdauernde Kränklichkeit, durch Strapazen, Übernachten unter freiem Himmel und ungewohntes Klima erzeugt, verhindert den Reisenden, das Innere des Peloponnes zu besuchen und seine Beobachtungen weit hinauszudehnen. *Eviva Italia!* ruft der Verf. aus, als er endlich in Italien landet. Zum Schluß gibt der Verf. noch eine Nachlese, Bemerkungen über die Stadt Athen und die innern Verhältnisse des griechischen Staats. Daß Athen in einer baumlosen Gegend liegt, ist bekannt. Drei Palmen und etwa drei bis vier Pappeln bilden die ganze Vegetation im Innern der Stadt. Auch Kirchthürme mit Glocken und Uhren gibt es nicht, einen von Lord Elgin am Markt erbauten niedrigen Glockenthurm ausgenommen. Außer dem Bazar sind alle Straßen noch ungepflastert. Der Interimspalast, den der König zur Zeit noch bewohnt, war im ersten Jahre der Residenzverlegung so unwohnlich, daß der junge Monarch es oft in der Nacht vor Insekten nicht aushalten konnte, und daß er im Winter das Vergnügen hatte, mit dem Regenschirme in seinen Sälen spazieren zu gehen. Ein gemeinsamer Bürgerinn ist hier nicht vorfindlich. Obenan stehen die höhern deutschen Beamten und die griechischen Notabilitäten, die ehemals ihre Vereinigung am Hofe und in Armanzberg's Soirées fanden. Die übrigen Deutschen, Unterbeamte u. s. w., meist verunglückte Studenten, versammeln sich in den verschiedenen Kaffeehäusern und bilden mehre Gesellschaften. Die griechischen Einwohner leben ohne Vereinigung, und die deutschen Handwerker sind nur darauf bedacht, Geld zu verdienen und in ihre Heimath wieder zurückzukehren.

Die Gebirge Griechenlands haben nicht den freundlichen Charakter der italienischen; meist öde, rau und von

aller Vegetation entblößte Felsenzüge, geben sie dem Lande bei aller Mannichfaltigkeit ihrer Bildungen einen einförmigen Charakter. Von den Flüssen ist keiner schiffbar und ein großer Theil von ihnen im Sommer ausgetrocknet. Als Ersatz gibt es in reichlicher Zahl Wasserquellen, die oft unvermuthet aus dem dürresten Boden hervorspringen und das Land umher mit der frischesten Vegetation bekleiden. Der Verf. sagt hierüber: „Das Rauschen einer solchen Quelle in der Mittagshitze, die Kühle, welche von ihr ausströmt, das Flüstern des Windes im Schilfe hat etwas ungemein Anziehendes; es ist Pan, welcher einladet, in seinem Reiche sorgenlos zu lagern und seinen Tönen zu lauschen.“ Das Klima ist, wie bekannt, herrlich und gemildert durch die Nähe des Gebirgs und Meeres, wodurch beständige Luftströmungen verursacht werden. Doch ist es nicht überall gleich. Das Plateau von Tripolizza hat z. B. ganz deutsche Witterung. Der Reisende ist mit Fallmerayer's Ansicht, daß die Neugriechen von Slawen abstammen, durchaus nicht einverstanden. Davon zeugt schon die Sprache, die der althellenischen viel ähnlicher geblieben ist als z. B. die italienische der lateinischen; ferner die mangelhafte Ausbildung der Stände, da es keinen Erbadel unter ihnen gibt. In den Fürsten des Fanar, in den Beis der Maina sind nur Spuren davon. Aber es wird sich vielleicht in Folge der Geldsucht eine Geldaristokratie herausbilden. Das gemeine Volk, obgleich so sehr vernachlässigt, zeigt nicht die Stumpfheit und Gefühllosigkeit germanischer oder slawischer Standesgenossen, und besonders bekundet die Jugend, unter freieren Zuständen als ihre Väter heranreifend, viel Verlangen nach wissenschaftlicher Ausbildung. Daß man deutsche Truppen ins Land brachte, war ein großer Mißgriff. Diese Deutschen, meist junge ruinirte Leute, luden den Haß und die Verachtung der Griechen auf sich, welche in diesen fremden Truppen einen Vorwurf gegen sich und ein Zeichen von Mißtrauen erblickten. Die Deutschen, übel behandelt von ihren Vorgesetzten, ergaben sich dem Trunke, und es ist bekannt, daß zwischen ihnen und den griechischen Genarmen häufig blutige Schlägereien stattfanden. Die Regiments- und Bataillonscommandanten behandelten ihre Truppen wie Gesindel, was sie häufig auch waren. „Setzt, ihr Schurken, haben wir euch da, wo wir euch haben wollten!“ rief ein Bataillonscommandant einem Rudel dieser Unglücklichen zu, die soeben in Nauplia gelandet waren. Der deutsche Soldat durfte mit Schlägen abgestraft werden, der griechische nicht; natürlich hielten sich die Griechen für eine vorzüglichere Truppengattung. Wie viel natürlicher und friedlicher haben sich die innern Verhältnisse des Landes gestaltet, seit die Regierung gelernt hat einzusehen, daß sie in dem Vertrauen der Eingeborenen selbst ihren Schutz, ihre Stütze, ihre Schwerkraft suchen müsse! Warum aber experimentirt man so viel und opfert Blut und Menschenglück, wo die Sachlage dem gesunden Menschenverstande sich von vornherein so klar und verständlich darzustellen scheint?

(Die Fortsetzung folgt.)

### Robert Southey's Ansichten über Gründung einer Gelehrtenakademie.

Im Januar 1831 wandte sich der damalige Vorkanzler Brougham brieflich an Southey und bat diesen um Antwort auf die Frage: ob eine ausgedehnte Verleihung des Guelphenordens an Literaten wohlthätig auf die Literatur einwirken könne, und welches überhaupt wol die zweckmäßigsten Mittel und Wege sein möchten, welche die Regierung zu diesem Zwecke einschlagen müsse. Southey antwortete am 1. Februar auf die erste Frage: ob die Wissenschaften durch eine thätige Aufmunterung von Seiten der Regierung gewinnen würden, im Wesentlichen etwa Folgendes:

„Es gibt literarische Werke von nationaler Wichtigkeit, die sich nur durch gemeinsames Wirken Mehrerer herstellen lassen und wol nie von dem Handelsgeiste, welcher gegenwärtig in der Literatur vorherrscht, unternommen werden dürften. Dahin rechne ich namentlich ein etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache und könnte noch manche andere namhaft machen. In diesem Falle würde allerdings die Wissenschaft durch nationale Aufmunterung bedeutend gewinnen, die Regierung aber gleichermaßen große Vortheile dadurch haben, daß sie solche Aufmunterung sich angelegen sein läßt. Das wissen revolutionnaire Regierungen gar wohl, und ich wünsche sehr, unsere legitime Sache es gleichermaßen ein, bevor es zu spät ist. Ich schreibe dieses an Einen, der sich ebenso wol als Staatsmann wie als Schriftsteller auszeichnet, und der wohl weiß, daß die Zeit gekommen ist, in welcher eine Regierung ebenso wenig ohne Federn als ohne Bayonnette bestehen kann. Die Regierungen, wenn sie es nicht schon eingesehen haben sollten, werden sich bald überzeugen, daß die Freiwilligen wie die Besolbten, die von der Feder sowol als von der Waffe, falls sie nicht in die Reihen und den Dienst eingeschrieben sind, sich dagegen einschreiben werden: Dürftigkeit macht die Menschen zu gefährlichen Mitgliedern der Staatsgesellschaft, sowie häufig Die, welche im Überflusse leben, sehr unnütz sind. Ich bin der Ansicht, daß manche Personen, die schlechte Unterthanen werden, weil sie in Dürftigkeit schmachten, weil „die Welt und der Welt Gesetz ihnen nicht hold ist“, zu tugendhaften Menschen gemacht, oder doch wenigstens vom Unheilsthron abgehalten werden könnten, wenn sie früh schon Aufmunterung erhalten hätten und die Möglichkeit oder Hoffnung, eine ehrenwerthe Stellung mit einträglichem Gehalte erlangen zu können, ihnen in Aussicht gestellt gewesen wäre. Sie würden eine solche als Belohnung für literarische Bestrebungen, Fleiß und gutes Betragen betrachtet haben. Sie stehen gegenwärtig, Mylord, auf Seite der Conservativen; aber geringe Meinungsverschiedenheiten sind in unserer Zeit von gar keiner Bedeutung, da es im Lande eigentlich nur zwei Parteien gibt, die Royalisten und die Revolutionairs. Ich habe für die gegenwärtige Verwaltung nur sehr geringe Vorliebe, sie hat den Teufel herausbeschworen, der nun das Reich durchwüthet; sie muß aber in ihrer gegenwärtigen Stellung darnach streben, ihn wieder festzulegen, wenn sie kann; und zu allen Maßregeln, die darauf abzwecken, will ich von Herzen mein Gott segne sie sprechen. Wenn bessere Zeiten kommen (Southey prophezeite nämlich Krieg), wird es wohlgethan sein, zu erwägen, ob nicht die Gründung einer Akademie, deren Mitglieder besolbet würden, sehr zweckmäßig wäre, weil dadurch eine Anzahl ausgezeichneten Männer ins Interesse der Regierung (gleichviel, welche Partei am Ruder ist) gezogen würde. Eine jährliche Summe von 10,000 Pfund Sterling würde schon hinreichen; die Mitglieder der ersten Classe würden jeder 500, und die 25 der zweiten, aus den jüngeren Mitgliedern bestehend, jeder 200 Pfund Sterling erhalten. Würde eine Stelle der ersten Classe erledigt, so müßte in der Regel, doch nicht nothwendig, ein Mitglied der zweiten Classe aufsteigen. Die guten Folgen eines solchen Vorschlags, von der politischen Seite erwogen, bestehen nicht sowol darin, daß solche Männer

abgehalten würden, sich zu Pamphletschreibern und Journalisten herzugeben, sondern daß sie überhaupt verhindert würden, gegen die bestehende Ordnung der Dinge feindselig aufzutreten, weil sie darauf rechnen können, mehr zu besitzen als das Ausernothwendigste; sie würden gern Einrichtungen verteidigen, von deren Bestande ihre eigne Wohlfahrt abhängt. Was die zweite Frage, wie wissenschaftliche Leistungen belohnt werden sollen, betrifft, so ist sie zum großen Theile schon in Obigem beantwortet; Preise als Belohnungen auszuthellen, paßt meiner Meinung nach nur für Schulanstalten und Collegien. Ehrenbezeichnungen sind gelehrter Männer würdig und das Ausland hat dieses eingesehen; doch im Allgemeinen ist es besser für Gelehrte, wenn sie mit Standeshöhungen verschont bleiben, es sei denn, sie wären ohnehin schon reich. Ich selbst würde, falls wir einen Guelphenorden hätten, vorziehen ein Schibelline zu bleiben. Nur Eins fordere ich im Namen der Gerechtigkeit von der Legislatur, daß nämlich jenes schmachvolle, höchst nachtheilige Copyrrechtgesetz widerrufen werde, damit nicht die Familie eines Schriftstellers der ihr von Natur und durch Billigkeit zustehenden Rechte beraubt sei, wenn der Autor sich einmal einen bleibenden Ruf gegründet hat. Das aber fordere ich mit dem Nachdrucke, der einem Manne wol gegiemt, welcher es sich bewußt ist, für die Nachwelt gearbeitet zu haben.“

47.

### Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit \* bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

#### I. An Zeitschriften erscheint für 1838:

- \*1. Leipziger Allgemeine Zeitung. Jahrgang 1838. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer (1 Bogen) nebst Beilage (1/2—1 Bogen). Hoch-4. Auf seinem Maschinendruckpapier. Pränumerationspreis vierteljährig 2 Thlr. 12 Gr. Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Einzelne aller Art finden in der Leipziger Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Seite 1 1/2 Gr.
- \*2. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit vollständigen Registern. Jahrgang 1838. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis des Jahrgangs 3 Thlr. Wird Freitags ausgegeben. Der Jahrgang 1836 der Allgemeinen Bibliographie kostet 2 Thlr. 16 Gr., der Jahrgang 1837 3 Thlr. Beide Jahrgänge sind mit ausführlichen alphabetischen und systematischen Registern versehen.
- \*3. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1838. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von Ernst Gotthelf Gersdorf. Funfzehnter Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen auf gutem Druckpapier 3 Thlr. Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet. Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beides Zeitschriften gemeinschaftlicher Bibliographischer Anzeiger beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 1 1/2 Gr. für die Zeitszeile oder deren Raum. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 12 Gr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 200.

19. Juli 1838.

### Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 199.)

4. Ausflug nach Böhmen und die Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte in Prag im J. 1837. Aus dem Leben und der Wissenschaft von Jakob Nöggerath. Bonn, Weber. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Gr.

Herr Nöggerath, königlich preussischer Oberberggrath und öffentlicher ordentlicher Professor der Mineralogie und Bergwerkwissenschaften an der Universität zu Bonn, außerdem, wie auf dem Titel des Buches auch noch angegeben ist, Nidirector, Vorsteher, Mitglied verschiedener Anstalten und Gesellschaften, selbst Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe, qualificirt sich wol vor vielen Andern, über die Naturforscherversammlung zu Prag, deren thätiges Mitglied und selbst Sectionspräsident er gewesen ist, Bericht zu erstatten. Dieser Bericht ist, was die Resultate betrifft, wol nicht allzu reich und außerdem noch ein wenig breit und trocken, aber gewiß für Diejenigen, welche der Versammlung belgewohnt haben, von bedeutendem Interesse und selbst für den Laien in den Naturwissenschaften nicht ohne anziehende Belehrung. Vor Allem können wir auf die Treue, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit bauen, womit der Verf. berichtet hat.

Das in der Form von Briefen geschriebene Buch Nöggerath's zerfällt in zwei Haupttheile, in die Beschreibung seiner Reise nach Prag und von da wieder zurück, und in die Berichterstattung über die Naturforscherversammlung in Prag selbst. Jeder dieser Theile zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen: der erstere in eine rein physikalische und in eine andere Abtheilung, welche auch Auserphysikalisches zum Gegenstande hat; der zweite in eine Abtheilung, welche die innere Organisation der Versammlung und die Functionen, die sie verrichtete, vor Augen führt, und eine andere, welche auch die weiteren Verührungen, in denen die Versammlung mit der umgebenden Welt gestanden, berührt und darlegt.

Was die Hin- und Zurückreise betrifft, so geschah sie zu schnell, als daß wir davon glänzende physikalische Resultate erwarten könnten, und die nicht physikalischen Gegenstände werden mehr angestreift als gründlich erörtert, und zwischen die geognostischen und physikalischen Betrachtungen und Abhandlungen über Bohrarbeiten drängen sich Bemerkungen

über Goethe's Haus, das Senkenberg'sche Museum, den Maler Weith, das Juliushospital in Würzburg, den Dom zu Bamberg u. s. f. Die Ansichten über diese wie in bunter Mosaik geordneten Gegenstände schmecken freilich etwas altlich und haben den Vorzug möglichster Kürze, wenn in der Kürze bei der Betrachtung oft so verwickelter Gegenstände, wie eines Domes, eines Museums oder des innern Lebens eines Malers und der Art, wie es sich in seinen Werken manifestirt, ein Vorzug zu suchen ist. Seine Reise geht über Frankfurt, Aschaffenburg, Bamberg, Baiereuth und durch das Fichtelgebirge, wo die Reise schon mehr Interesse gewinnt. Berneck, dessen Thäler einen finstern, tragischen Eindruck machen, gibt ihm Anlaß, die dort befindliche dürftige Perlenfischerei zu besichtigen und zu besprechen. Ref. rath keinem etwa durch Nöggerath aufmerksam gemachten Leser, diese Perlenfischerei zu besuchen; sie ist des Aufenthaltes, des Ganges und des Biergeldes nicht werth; die schöne Umgebung und die Burgruinen treten mit ihren Anforderungen viel mächtiger an den Reisenden heran. Die eigentlichen Perlen jedoch, die man in Bernecks Bächen fischt, sind die schönen und weitberühmten Forellen. Bei Gelegenheit Wunstedels erklärt sich Nöggerath, aber unter Anführung sehr trivialer Gründe, gegen die jetzige Monumentomanie der Deutschen; doch stimme er mit vollem Herzen für die Errichtung eines Beethoven-Monuments. Hierauf Betrachtungen über das Alexanderbad und die Luiseuburg; außerdem allerlei Geognostisches. In immer größerer Ausführlichkeit und Wichtigkeit der Untersuchungen bewegt sich der Verf. in der Beschreibung der Bäder der Marienbad und Eger, indem er die marienbadet Mineralquellen analysirt, ihre Wassermenge und Temperatur bestimmt u. s. f. Bei Eger schweift er ein wenig auf Wallenstein's Ermordung ab, wobei aber nichts lautbar wird, was nicht schon längst bekannt wäre. Auf seinem geeigneten Territorium finden wir ihn wieder in Karlsbad, dessen Mineralquellen er chemisch analysirt und geognostisch und genetisch behandelt. Endlich langt er in Prag und bei der Hauptpartie seines Buches an.

Nöggerath gibt S. 187 — 190 ein trockenes Namenverzeichnis der auswärtigen Mitglieder, S. 196 die Statuten der Gesellschaft und führt S. 200 fg. die verschiedenen sieben Sectionen mit Angabe der Präsidenten,

Secretaire und der zu den Sitzungen einer jeden bestimmten Stunden auf. Nöggerath selbst war Präsident der dritten Section für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Geographie. S. 209 werden Bemerkungen über die Abkühlung unserer Erde von S. Bischof mitgetheilt, welche Nöggerath in der Versammlung vorlas. Die allmälige Abkühlung wird aufs genaueste berechnet. Und so erhalten wir für unsere Steinkohlenformation ein Alter von 9 Millionen Jahren, überhaupt aber bis zur gänzlichen Erstaltung die erstaunliche Reihe von 353 Millionen Jahren. Jetzt befindet sich die Erde nach Bischof's Ansicht in ihrem stationairsten Zustande, da ihr Wärmeverlust durch Abkühlung vollständig compensirt wird durch die solare Wärmeerzeugung auf ihrer äußern Kruste. Indeß ist doch zu bemerken, daß es mehre Ursachen gibt, welche dem Innern der Erde Wärme entziehen, die nimmermehr dahin zurückkehrt. Hierzu gehören das Aufsteigen der Thermen, die vulkanischen Wirkungen, Ergießung von Lavaströmen, die Gasentwickelungen aus dem Innern der Erde, vorzüglich die Kohlenäuregasexhalationen und andere. Diese Abhandlung, welche mit einer anziehenden Beschreibung der dazu gemachten Versuche mit erhitzten Basaltkugeln verbunden ist, nimmt ein nicht gewöhnliches Interesse in Anspruch. Im ersten Briefe liegt Vieles durcheinander: Betrachtungen über allerlei Gesellschaften, den Sinn der Böhmen für Musik, die Orgelschule, die böhmischen Pilze. Diese durchgehende Regellostigkeit thut dem Werthe des so zersplitterten Buches offenbar Abbruch. S. 264 erfahren wir, daß sich die Naturforscher das nächste Mal in Freiburg versammeln werden, obgleich auch Rostock und Erlangen in Vorschlag waren. Weiterhin wird das Buch immer bunter. Es ist da die Rede von Gastmählern, welche den Naturforschern gegeben wurden, von einer Medaille, welche die Stadtgemeinde auf sie schlagen ließ, und ein langweiliges auf die gelehrten Gäste gereimtes Gedicht wird — lester! — vollständig mitgetheilt. So viel ergibt sich, daß man auch recht wacker geschmaust hat, und daß Nöggerath einmal eine liebenswürdige Dame zur Tischnachbarin hatte, über deren Unterhaltung er, wenn auch nicht das Essen, doch die übrige Tischgesellschaft vergaß. Aber verdient alles Das gedruckt zu werden? Nöggerath übernahm die hier zum Überflus mitgetheilte, von Dankbarkeit überströmende Abschiedsrede, worin er auch den edeln Frauen und Jungfrauen Prags für die freundlichen Blicke, womit sie die fremden Männer begrüßt haben, seinen Dank abstattet. Von S. 306 — 342 wird eine vollständige Übersicht der zahlreichen Sectionsarbeiten geliefert. Von der Rückreise, auf welcher er auch Tharand und den 800 Ellen langen Tunnel der leipzig-dresdener Eisenbahn bei Oberau besuchte, erwähnen wir nur, daß sie in der anziehenden Gesellschaft der Herren L. v. Buch und Etie de Beaumont geschehen ist. Den berühmten französischen Geognosten schildert Nöggerath als von großer Statur, körperlich wie geistig zum Geognosten berufen, als Fußgänger von Ausdauer und Nachhaltigkeit; Eigenschaften, worin er mit seinem Freunde L. v. Buch wetteifert. Noch ist er nicht 40 Jahr alt. Reisen im Wa-

gen sind ihm überall lästig; aller Orten möchte er aussteigen, Alles näher ansehen, er hat seine Augen, möchte man sagen, fast gleichzeitig auf alle Gegenstände gerichtet, die in seinem Gesichtskreise liegen; er ist anspruchslos, freundlich und zuvorkommend, nicht vorlaut und verbindet mit französischer Beweglichkeit deutsche Besonnenheit und Gründlichkeit.

5. Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardei, und zurück über die Schweiz und den obern Rhein, in besonderer Beziehung auf Völkerverkunde, Landbau und Staatswirthschaft von E. Fr. v. Rumohr. Lübeck, Mohden. 1838. Gr. 8. 1 Thlr.

Auch diese Reisedarstellung hat, wie die vorige, eine anderweitige Grundlage als nur sich selbst zum Zweck; doch ist auch sie wie die vorige mannichfaltig bunt. Die Gegenden, durch die Hr. v. Rumohr reist, sind zwar zum Theil sehr schön, malerisch, von Natur fruchtbar; aber das genügt dem Reisenden nicht, er will sie auch möglichst cultivirt, angebaut, und wo er sie gut angebaut findet, freut sich der Ökonom in ihm, und fordert zur Nachahmung auf; wo er das Gegentheil findet, bewirthschaftet er das Land nach seinem Dafürhalten, und stellt seine Regeln auf, wie hier der Natur nachgeholfen und die Obstbaumzucht und der Gemüsebau befördert werden können. So gibt er S. 80 fg. eine lange Abhandlung über die Bewässerungscultur und Düngung, welche historisch und theoretisch sehr gelehrt und mit Stellen aus Herodot, Virgil's „Georgika“, Columella und italienischen Autoren belegt ist. Diese Abhandlung und andere desselben Genres mögen für Kameralisten von Interesse und für praktische Ökonomen nicht ohne Brauchbarkeit sein, Ref. aber muß gestehen, daß er weder Kameralist noch praktischer Ökonom ist und sich daher nicht berufen fühlt, die Ansichten des Verf. zu widerlegen oder zu bestätigen. Klare Durchführung indeß muß er dem Verf., so weit er ihm in seinen landwirthschaftlichen Betrachtungen zu folgen im Stande war, zugestehen und zugleich einräumen, daß diese Partien in einem Style abgehandelt sind, der in Vergleich zu einem so trockenen, wenn auch gemeinnützlichen Gegenstände der Untersuchung immer schön genannt werden darf. Ref. könnte wol näher auf die übrigen nichtökonomischen Partien des Buches eingehen, indeß erscheinen ihm diese nicht wichtig genug und von dem Verf. selbst nur berührt zu sein, um sie liegen zu lassen, und was hier und da über einen Kunstgegenstand, ein altes Gemälde u. s. w. beigebracht wird, ist meist so dürftig und von so geringem Interesse, daß es Zeit und Mühe nicht verlohnt, sich weitläufiger darüber auszulassen. Um Eins anzuführen, so sagt der Verf., daß ihm die Zunahme der Bevölkerung in Berlin ein statistisches Räthsel sei, da man den Grund davon weder im Zubränge reicher Gutsbesitzer noch in einer wesentlichen Vermehrung der Staatsbeamten suchen könne. Vielleicht läßt sich die Zunahme der Bevölkerung in unsern Centralhauptstädten aus der in einzelnen Gebietstheilen wachsenden Verarmung und aus der im Allgemeinen jetzt zunehmenden Veränderungs-

Ubersiedlungs- und Unternehmungslust erklären. Man hängt nicht mehr so fest an der Scholle wie ehemals, und da es, wie nicht zu leugnen ist, wirklich Gegenden gibt, wo Handel und Wandel gänzlich daniederliegen, indem dieser eine andere Richtung nahm und sich in gewissen Haupthandelsplätzen concentrirte, so darf es in der That nicht Wunder nehmen, wenn rüstige und thätige Familien aus ihrer verarmten Heimat in jene Centralplätze, wo doch immer ein weiteres Feld für Handels- und Gewerbsthätigkeit eröffnet ist und der Mittel, zu erwerben, so viele sind, sich übersiedeln, und viele zwar mit einem Reste von Vermögen, der ihnen an jenen Plätzen, wohl angelegt, noch wuchern kann. Oder woher die an sich traurige Wahrnehmung, daß einzelne Städte in gewissen Gegenden, — und Ref. kennt deren mehre —, von denen sich der Handel zurückgezogen hat, in einer nicht sehr langen Reihe von Jahren ein Fünftel, auch wol ein Viertel der Einwohner, wovon freilich nicht bloß die Hauptstadt eingeschlürft haben mag, verloren haben? Warum die Lösung jenes statistischen Räthfels in der Sparsamkeit der Einwohner Berlins, die im Allgemeinen noch nicht so groß ist, und in bloßen Stückfällen suchen, welche doch immer nur Einzelne treffen können? Und wird das oben Gesagte nicht durch Kumohr's eigne Aussage unterstützt, daß man in Berlin über Aufnahme von nahrungstosen Personen Klage führe?

Übrigens bezweckt der Verf. mit diesem Buche, daß in unserm Vaterlande die Vortheile der Bewässerung mehr als bisher ihre Anerkennung finden mögen. Dieser Wunsch wurde in ihm frühzeitig schon erweckt durch die Beobachtung jener großartigen Bewässerungssysteme der lombardischen Ebenen, welche innerhalb der letztverfloßenen sechs Jahrhunderte ihre gegenwärtige Ausdehnung und jenen kunstvollen Zusammenhang erlangt haben, der sie den orientalischen alter und neuer Zeit beinah gleichstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Hallam's Literaturgeschichte von Europa.

Henry Hallam's Werk: „Introduction to the literature of Europe in the sixteenth and seventeenth centuries“ (erster Band, London 1857), findet bei der englischen Kritik außerordentliche Anerkennung und verdient jedesfalls, und insbesondere für England, die ihm zu Theil werdende Auszeichnung. Der durch frühere wissenschaftliche Schriften bereits rühmlich bekannte Verf. unterscheidet sich vortheilhaft von andern modernen Gelehrten Englands dadurch, daß er mit ausgedehnten Kenntnissen und einem unermüdblichen Studium eine unverkennbare Reife und Gründlichkeit des Urtheils verbindet und zu den wenigen liebevollen Forschern gehört, welche die Tiefe nicht scheuen. Geistige Naturen dieser Art müssen aber in einer Zeit wie diese und in einer Nationalität wie die britische besonders werth gehalten werden. Durch seine Gründlichkeit sich auf gewisse Weise noch an die ältere Schule der Literatoren anschließend, ist er mit dem Strome der neuern Literatur fortgegangen, und man wird nicht sagen können, daß er irgend einen bedeutenden Wellenschlag vergesse oder absichtlich verflümmere. Diejenigen, welche diesen Schriftsteller nur aus seinen frühern Werken kennen, deren Tendenzen keine rein literarischen waren, werden sich überrascht finden durch den feinen aufspürenden Sinn und durch die lautere literarisch-geschichtliche Forschung, die ihnen in dem obigen neuen Werk entgegentritt. Dieser Mann muß in neuerer Zeit viel

gearbeitet, und nicht bloß dies, sondern auch viele geistige Elemente der Literaturgeschichte sich assimilirt haben. Sehr richtig urtheilt der Kritiker im „Quarterly review“ von Hallam's geistiger Anlage im Allgemeinen: daß er ein philosophischer Kopf sei, ohne zu philosophiren, oder vielmehr, daß er zu jenen unmittelbar-wissenschaftlichen Forschern gehöre, deren Hauptmerkmal dieses ist, daß sie nicht leicht die Tiefe der Objecte verfehlen. Diesem Urtheil kann füglich noch beigefügt werden, daß Hallam auch ein mit Poesie begabter Denker ist, der seinen Gegenständen leicht die dichterische Seite abgewinnt und diesen Einbruch in einer seltenen Lebendigkeit, Wärme, Kraft und Innigkeit der Darstellung abspiegelt.

Hallam's Buch beginnt mit den Incunabeln der neuern europäischen Wissenschaft nach dem Verblühen der klassischen Latinität in Boëthius, der übergreifenden Herrschaft der scholastischen Philosophie, der Bildung der modernen Sprachen und der Wiederherstellung der klassischen Gelehrsamkeit, besonders unter den Einflüssen Petrarca's. In dem Letztern scheidet sich das classische und das romantische Element in Sprache und Dichtung, sodas das eine in der (jetzt ganz neuerdings in der italienischen Uebersetzung von Montanari erscheinenden) „Scipiad“, das andre in den Gesängen an Laura entschieden hervortritt. Um das Jahr 1400 finden wir die Erstzng einer nationalen Literatur bereits in sieben europäischen Sprachen: der französischen, italienischen, deutschen, englischen und den drei Sprachen der pyrenäischen Halbinsel. Darunter sichten die Sprache von Valencia sich ihrem Verfall zuguneigen, und auch die deutsche Sprache erlebte damals, nach dem Verblühen des Minnegefangs, eine Periode der Abgelebtheit. Spanien hatte schon längst seinen „Sid“, portugiesische Dichtungen fanden sich bereits im 12. Jahrhundert; Provenzalen mit ihrer „heiteren Wissenschaft“ verschwanden in ihren letzten Klängen; die französische Dichtung erging sich in epischer Breite; Deutschland, obwohl seine Sprache anfang verberbt und abgeschwächt zu werden, hatte doch im „Heldenbuch“ und in den „Nibelungen“ einen unverilgbaren, ewigen Grund gelegt. In der Ansicht von der romantischen Poesie überhaupt zeigt der Verf. eine durchaus deutsche Auffassung. Er verwirft die historisch-empirische Meinung Derer, welche das innerlichste Element der Romantik, die Andacht der Frauenliebe, äußerlicher Weise von der ursprünglichen teutonischen Gesittung ableiten wollen, und führt ihren Ursprung, gleich allen tiefen Auslegern, auf die Urelemente des Christenthums selbst zurück.

Das Jahr 1440 betrachtet der Verf. als coincidirend mit einer allgemeinen Sehnsucht der Völker, sich aus den romantischen Elementen von neuem mit Eifer dem klassischen Alterthum zuzuwenden. Um diese Zeit entfaltete sich die Erneuerung griechischer Literatur und Bildung in Italien. Hier war es Dasein und Wirken der Medici, welches entscheidend übergriff und der ununterbrochenen Genealogie der Sonettendichter von Petrarca an, die nachgerade anfang beschwerlich zu werden, ein Ende machte. Dieses Zeitalter des unvergeßlichen Lorenzo stellt der Verf. auf treffliche Weise dar, und da bei dieser Gelegenheit sein lebentger, von poetischem Gefühl auf ansprechende Weise durchdrungener Styl besonders hervortritt, so wollen wir als eine Probe davon die nachstehende Schilderung aus dem Leben des Lorenzo de' Medici mittheilen: „Lorenzo de' Medici hatte den Kern erkannt, der in der klassischen Bildung verborgen ist; er wußte diesen mit der Poesie des äußern Lebens zu verbinden. In einer die Kuppeln des herrlichen Florenz überragenden Villa, auf der reinen und lustigen Höhe der Mutterstadt, des alten Fiesole, in Gärten, welche Tullius beneidet haben möchte, lebte er in Gemeinschaft mit Ficinus, Politian und Landinus und füllte die reizenden Stunden seiner Muße aus mit den herrlichen Gedanken und Dichtungen der Platonischen Philosophie, deren Duft und Geist sich natürlich am schönsten entfalten mußte in der Sommerstille und Frühlingsmitte eines italienischen Himmels. Und in der That war dies ganz der Platz, eine von Natur erhabene Seele noch erhabener zu stimmen und

ein ebenso poetisches als philosophisches Gemüth mit Gedanken zu erfüllen. Zu seinen Füßen lag Florenz, zwar nicht jenes prächtige, wozu es die spätern Medicer gemacht, aber doch damals schon eine würdige, glorreiche Stadt. Ein Mann, das Wunder von Cosmus' Zeitalter, Brunelleschi, hatte die schöne Stadt mit der erhabenen Bildung ihrer Kathedrale gekrönt, eine Schöpfung, vordem in Italien unerhört und auch späterhin selten übertroffen. Sie schien mitten unter den Thürmen und Kuppeln der niedern Kirchen das Emblem der katholischen Kirchenherrschaft, den Supremat des katholischen Glaubens selbst zu bedeuten, wie Rom selbst, unzerbrechlich, säulenfest, unwandelbar, imponant, sich ausspannend nach allen Richtungen der Erde und ihre convergenten Curven zum Himmel aufrichtend. Rund um diesen hochheiligen Mittelpunkt scharten sich wundervolle Bauwerke: das Baptisterium, dessen Thürten des Paradieses würdig sind, das schlanke und reichverzerrte Glockenhaus des Giotto, die Kirche del Carmine mit den Fresken von Masaccio, die von Santa-Maria Novella, so schön, wie eine Braut, die von Santa-Croce, welche an Pracht nur der Kathedrale selbst weicht, die des heiligen Marcus und San-Spirito, ein zweites großes Denkmal von Brunelleschi's Genies, nicht zu gedenken der zahllosen Klöster, die sich innerhalb und außerhalb der Mauern von Florenz erheben. Von diesen heiligen Gebäuden konnte der Blick sich zu den Trophäen der alten Republik wenden, zu dem Palazzo vecchio, wo die Signoria von Florenz ihre Versammlungen hielt, zu dem noch unvollendeten Palast der Pitti, zu welchem Brunelleschi gleichfalls den Plan entworfen, bevor noch dieses einflussreiche Geschlecht vor dem mächtigen Stern der Medicer erbleichen mußte. Diese und so viele andere herrliche Baubauwerke mußten an sich schon die erhabensten Erinnerungen in der Seele eines so ruhmgekrönten Medicer wecken. Aber dieser vorzügliche Mann wußte allen seinen Umgebungen den Geist und die Poesie einzuprägen. In seinem herrlichen, von baumbewachsenen Gehirgen umsäumten Garten zu Careggi hegte er die kostbarsten großsten Gewächse (es war dies die erste botanische Sammlung in Europa); nicht leicht gab es einen schönen Platz in der Umgegend, den er nicht gekannt und verherrlicht hätte; ja, die ganze in Thal und Höhe, in Bäumen und Gewässern grüne, blühende, duftende, schimmernde Gegend schien ein einziger, großer lebendiger Garten zu sein, in welchem selbst eine neue Pflanzgattung (der seitdem in Italien heimische Büssel) dem großmüthigen Beförderer alles Fortschritts ihr Dasein verdankte. Lauter Leben, Blüten und Beedeihen längs den Ufern des Arno, bis wo er seine gelben Wogen in Toscanas Meer ergießt."

Über Ariost und seine poetische Eigenthümlichkeit spricht der Verfasser sehr ausführlich. Im Allgemeinen mit seinen Ansichten über diesen dichterischen Geist übereinstimmend, müssen wir doch die Bemerkung machen, daß er das negative, das ironische Moment in Ariost mehr als billig übersehen hat. Dies ist aber gerade sein Ausgezeichnetstes und hierdurch eben erhebt er sich weit über den, in allem positiven und sentimentalen Ernst des Ritterthums befangenen Tasso. So müssen wir auch das nachstehende Einzelurtheil über den „Orlando furioso“ etwas selbstsam finden: „Der Orlando furioso, als ein großes Einzelgedicht, ist nur selten übertroffen worden; doch muß er dreien, aber auch nur dreien seiner Vorläufer nachsehen. Es besitzt dies Gedicht nicht die Kraft, Einfachheit und Naturwahrheit des Homer; an Vollendung des Stils und durchgeführter Majestät muß es dem Virgil nachsehen; an Originalität und Kühnheit aber sicherlich dem Dante. Am ehesten möchte es mit den Metamorphosen des Doid zu vergleichen sein, die jedoch Ariost, wo nicht an Fruchtbarkeit der Erfindung und Mannichfaltigkeit der Bilder, doch an Reinheit des Geschmacks, Anmuth der Sprache und Harmonie der Versification weitwelter übertrifft.“ Wozu — so möchten wir den Verfasser fragen — sollen solche

Vergleichungen und Parallellationen dienen, die auf jeden Fall den klaren Stand- und Gesichtspunkt des besondern Urtheils nur trüben können? Dante und Virgil sind so ganz entgegensezte, entgegengesetzte, nach den Dimensionen der Höhe und Niedrigkeit auseinanderstehende Momente, daß man sie auch da nicht zusammenbringen kann, wo es ein tertium comparationis gibt. Virgil ist an sich schon weiter nichts als ein Nachahmer, dessen Werk in so weit gut zu nennen ist, als man eine Nachahmung rühmen kann, wie denn überhaupt die ganze römische Literatur nur der secundaire Widerschein des Griechenthums ist. Im Vergleich aber mit dem durchaus ursprünglichen, gewaltig erfindenden, durch und durch schöpferischen und von höchst allgemeinen Ideen durchdrungenen Dante schrumpft Virgil gar zu einem Zwerg zusammen. Und doch ist der Vergleich Ariost's mit Doid noch weit unpassender; denn Virgil (wir nehmen hier natürlich einen höchsten und allgemeinen Standpunkt an) ist doch mindestens ein poetischer Nachbitter, Doid ist nicht einmal ein Dichter oder dichterischer Geist zu nennen, weil nämlich nicht eine rasche Einbildungskraft und geschickte Wendungen den Menschen zum Dichter machen, sondern jene ursprüngliche Imagination und Gestaltungsfähigkeit, die auf dem lebendigen, productiven Gedanken beruht. Ariost ist nicht allein ein wahrer, er ist auch ein großer Dichter; ihn mit dem schalsten aller Dichter, mit Doid, vergleichen, heißt ihn herabsetzen.

Schließlich wollen wir noch diesen Einwand erheben, daß der Verfasser des in Rede stehenden Werkes unserer deutschen Kirchenreformation nicht die ihr gebührende literarhistorische Stellung anweist und namentlich die geistige Persönlichkeit Luther's in kein genügendes Licht stellt. Luther's lateinische Werke und Streitschriften gegen Erasmus, König Heinrich VIII. u. s. sind für den Geschichtschreiber der deutschen Literatur keine wesentlichen Momente, und es kommt z. B. gar nicht darauf an, ob namentlich die letztere Controverse wirklich nichts gewesen als ein „Wellen in schlechtem Latein“, wie sie der Verfasser nicht unwichtig nennt. Aber Luther's Bibelübersetzung ist die Morgenröthe aller modernen Prosa und in dieser Verdeutschung wohnt eine Kraft und Innigkeit auch der Poesie, die dem Literarhistoriker auf keine Weise entgleiten darf. Da der Verfasser ein Engländer ist, so sind wir weit entfernt, um dieses einzigen Verständnismangels willen sein Werk zu verurtheilen. Wäre er aber ein Deutscher und thäte dergleichen, so müßten wir ihn unerbittlicher richten. Denn zwei Momente gibt es in der deutschen Literatur, deren Verkenning ein Werk über jene gleich a priori verdammt, das eine dieser Momente ist Luther, das zweite Lessing.

Auf jeden Fall ist ungeachtet des Gerügten Hallam's Werk ein verdienstvolles und die Fortsetzung desselben kann auch dem deutschen Leser nur erwünscht sein. 4.

#### Literarische Notiz.

Die vor einigen Monaten gestiftete Camden-Gesellschaft, die nach dem fleißigen Sammler historischer Denkmale sich nennt und zur Herausgabe wenig bekannter Quellen der vaterländischen Geschichte sich vereinigt hat, zählt bereits 400 Theilnehmer, deren Jeder jährlich eine Guinee zahlt. Sie ist mit ihrer ersten Leistung hervorgetreten; es ist die von einem Augenzeugen geschriebene Geschichte Eduard IV. von seiner Ankunft in England bis zu seiner Erlangung der Herrschaft, eines Zeitraums, der bis jetzt durch die widersprechenden Angaben der seither zugänglichen Quellen in große Dunkelheit gehüllt war. Eduard selber erklärte diese Darstellung für einen treuen Bericht über die Ereignisse und schickte eine Abschrift derselben an die Stadtbibliothek zu Gent und im Auszug an die Stadtbücherei zu Brügge. Der Herausgeber ist John Bruce, der den Abdruck nach einer von dem gelehrten Alterthumsforscher Stow abgeschriebenen Handschrift besorgte und eine treffliche Einleitung und schätzbare Anmerkungen hinzufügte. 101.

### Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 200.)

6. Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien, von F. Diez. Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 3 Thlr.

Wir können dem Verf. für die Darstellung, seiner Reise, die wir zu den besten der jüngsten Gegenwart zählen, nur Dank wissen. Es ist ein Vorzug des Buches, daß es sich mehr mit der Berichterstattung des Thatsächlichen, Erlebten und Wahrgenommenen beschäftigt, als daß es darüber reflectirt, obgleich wir grade in den wenigen reflectirenden Partien nicht immer mit dem Verf. übereinstimmen möchten. So klar und rein mit eignen Augen der Darsteller die Gegenstände um sich her betrachtet und den Charakter von Land, Stadt und Volk treulich wiedergibt, so scheint es uns doch, als ob er die politischen Zustände mit einer einigermaßen russisch angelegenen Brille ansieht, sodaß er bei Vergleichen der europäischen Völkerschaften untereinander nicht immer vorurtheilsfrei erscheint und sich besonders den Aufenthalt in Griechenland so vom russischen, wie etwa Nicolai den Aufenthalt in Italien vom preussischen, oder vielmehr vom berliner Standpunkte aus verkümmern läßt. Allerdings ist dieser Uebelstand in vorliegender Darstellung weniger hervortretend als in desselben Verf. früher herausgegebenen „Erinnerungsskizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland“, obgleich doch immer noch bemerkbar. Im Ganzen kann freilich eine solche Vorliebe in unserer Zeit der vorherrschenden Zu- und Abneigungen nicht eben auffallend sein; sie ist überall, wo sie nicht in äußern Rücksichten und Vortheilen ihren Grund findet und dadurch zweideutig wird, entschuldigbar und gerechtfertigt in sich, wenn auch vom entgegengesetzten Standpunkte aus zu widerlegen und zu vernichten.

Die Fähigkeit des Verf., selbst die uninteressanteste Localität zu einem uns anziehenden Gegenstande zu machen, tritt bereits S. 17 fg. offener heraus — ich meine bei der Darstellung der kurischen Nehrung, jenes schmalen Landstreifens, der sich zwischen Meer und Haff bis Memel hinzieht. Von Poststation zu Poststation folgen wir dem Darsteller trotz des unendlichen Flugandes, auf dem

er uns weiter schafft, mit wahren Vergnügen. Da gibt es die Poststation Kossitten, eine Art Dase, indem der Ort von einem kleinen Wäldchen, aus Fichten und zwerghaften Eichen bestehend, umgeben ist. Es ist jenes Kossitten, welches in der trefflichen Novelle Hoffmann's: „Das Majorat“, eine so erhebliche Rolle spielt. Der Pastor des Orts versieht auch die Filialkirche in Sarkau. Das einer Scheune ähnelnde Gotteshaus hat zwei Kanzeln, eine nach der Seeseite, die andere nach der Haffseite gelegen. Weht der Wind vom Meere und treibt den feinen Sandstaub durch die Fugen in das Gebäude hinein, so begibt sich der Prediger auf die Kanzel, auf der der Wind seinen Rücken trifft, weil er sonst in Gefahr stände von dem Staube zu erblinden; umgekehrt, wenn es vom Haff herweht. Übrigens ist auf der Seeseite wenig mehr von der Kirche zu sehen, da sich der Sand beinahe bis unter das Dach angehäuft hat. Ein weiter nordwärts gelegenes Dorf, Lattenwalde, ist allmählig im Sande verschwunden, ein Schicksal, welches auch dem Dorfe Kunzen bevorsteht. Bei Nidden gibt es eine Sandbank im Haff, von deren Entstehung uns der Reisende eine interessante Mähr erzählt, die noch im Gedächtniß der Landleute fortlebt.

Der Reisende, der diesen Weg öfter gemacht, fand diesmal für rathlicher, von Königsberg aus die große Poststraße über Tilsit einzuschlagen. Bierzehn Meilen lang jenseit Tilsit ist eine trefflich angebaute Gegend. Hier wohnen die Salzburger, Abkömmlinge jener 30,000, welche ihrer Religion wegen aus ihrem Vaterlande vertrieben und von Friedrich Wilhelm I. aufgenommen wurden. Preußen ist sich in dieser rühmlichen Politik, Vertriebene aufzunehmen und das Land durch fremde Colonisten anbauen zu lassen, immer gleichgeblieben. Schon Albrecht der Vär heries Niederländer und Westfalen, später nahm man Franzosen und Böhmen auf, ein Beispiel, welches sich unter dem jetzigen Könige in der Aufnahme der Zilberthaler wiederholt. Höchst anziehend ist die auch in ethnographischer Hinsicht wichtige Mittheilung über das originelle Volk der preussischen Lithauer, welche, und zwar besonders die zwischen den Städten Gumbinnen, Tilsit und Memel sesshaften, von dem gleichnamigen Volke in Rußland durchaus verschieden sind. Sie bilden so gut wie die Iren ein ursprüngliches Volk, und wie bei jenen



ist trotz dem eingeführten Christenthume noch manches heidnische Element bei ihnen aufzuspüren.

S. 42 ist bei Gelegenheit Tilsits von dem Corsen die Rede, der Preußen einen Frieden aufgezwungen haben soll, wie er „unmenschlischer“ nicht hätte sein können. Gleich darauf wird dem Corsen — der Ausdruck: Corse, steht leider in der Bedeutung eines Schmähwortes — das Attribut der Rohheit zugetheilt. Vielleicht hundert Windmühlen verkündigen dem Reisenden die Nähe der Stadt Memel, welche in einer so öden Gegend liegt, wie sie dem Reisenden sonst nirgend bei einer Stadt vorgekommen. Die Stadt selbst hat indes viel Behagliches, eine lange, geräumige, mit vier Reihen Linden besetzte Straße, welche an die bekannte Straße Berlins erinnert, und viel feestädtisches Getümmel. Der Verf. macht hierbei die Bemerkung, daß ihm in einer Seestadt stets behaglicher sei als in einer Residenzstadt; in der theerfleckigen Jacke des Matrosen stecke gewöhnlich ein Mann, im gestickten Rocke eines gentilhomme de la chambre ein Ding, das so aussieht. Diese kleinen Spuren von Freimüthigkeit, nicht Freistänigkeit, muß man Herrn Litz schon als etwas Großes anrechnen.

Jetzt kommt der Reisende an der russischen Grenze an, und jetzt beginnt seine eigentliche Reise Freude. Im Eingang des Buches, gleich S. 4, befinden sich einige Seitenhiebe auf die Polen, indem sich Litz unter Anderm darüber wundert, daß so viele Insurgentenoffiziere, welche oft Sieg oder Tod! geschrien, lebendig und kerngesund und besiegt nach Preußen sich geflüchtet hätten. Als ob deshalb ein Heer feig wäre, wenn es, nach Verlust so vieler Tapfern und ohne irgend eine Möglichkeit zu siegen, sich nicht bis auf den letzten Mann aufreiben läßt! Kaum am russischen Schlagbaume angelangt, zieht er gegen die liberalen Musterritter los und beweist die Vortrefflichkeit Rußlands mit der angenehmen Thatsache, daß sein Begleiter, ein Moskauer, mit einem russischen Liebchen die Grenze begrüßt habe, obgleich er doch soeben das „aufgeklärte“ Frankreich und das „überfreie“ England durchreist hatte. S. 64 heißt es von einer Schar Russen, welche lithauische Insurgenten überfiel, auseinander sprengte und einige Todte zurückließ, daß diese Russen ihren Schwur, zu siegen oder zu sterben, besser erfüllt hätten als die 14,000 Mann Roland's und Sielgub's und die 22,000 Mann Rybinski's; hätten diese echten Muth gehabt, so würden sie wol noch dem Feinde manche harte Aufgabe haben bieten können, da sie immer noch 36,000 Krieger gewesen wären. Bildeten jene 14,000 Mann Sielgub's, welche, abgeschnitten und schlecht angeführt, im Juli, und jene 22,000 Mann Rybinski's, welche, ebenfalls von allen Hülfquellen abgeschnitten und ohne alle Aussicht siegreichen Erfolgs, im October die preussische Grenze überschritten, ein und dasselbe Heer, ein Heer von 36,000 Mann? Kann der Verf. nicht subtrahiren: 14 von 36 bleibt 22? Und wer kann sagen, ob jene 22,000 Polen nicht einen Kampf auf Tod und Leben eingegangen wären, wenn sie, in Betracht der sich rasch überstürzenden Wechselfälle in der damaligen politi-

schen Welt, nicht geglaubt hätten, sich für das Vaterland erhalten zu müssen; wenn sie vielmehr die lange Reihe von Friedensjahren und ihr trauriges Loos, welches sogar viele ihrer Offiziere zu Wegebauern erniedrigt, vorausgesehen hätten? Man beneide den Glücklichen, aber wer edel denkt, ehre das Unglück! Über die Todten nichts Böses! Polen aber, wenigstens das damalige Polen, ist todt. Der Muth vieler Herzen, und nicht bloß polnischer, ist damit zu Grabe gegangen. Das ist ein großer Verlust. Oder hat es der Verf. dahin gebracht, von den Thaten der Diplomatie sein Herz erwärmen zu lassen? Schade, daß wir seinen Geschmack nicht theilen können. Die Schlachten bei Praga, Grochow, Ostrolenka und der heroische Rückzug Dembinski's haben etwas Schwungvolleres als sämtliche diplomatische Noten Talleyrand's und Metternich's oder der londoner Konferenz.

Doch genug hiervon. Ich werde ungern bitter gegen Herrn Litz, der uns sonst so angenehm und lehrreich zu unterhalten weiß. In Mitau kommt er natürlich auf Ludwig XVIII. zu sprechen und auf Karl X., der auch in der Verbannung seinen frommen Sinn bewahrt haben soll. „Aber“, ruft der Verfasser, „noch lebt der jugendliche Enkel des großen Heinrich. Mit ihm wächst die Hoffnung; viel ändert die Zeit!“ Solche schwärmerische Stellen bedürfen keiner Erläuterung. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! Von Mitau über Riga nach Dorpat, wobei der Verf. auf die sogenannte liefländische Schweiz zu sprechen kommt. Jenseit des Peipussee, über dessen gefrorene Fläche er pfeilschnell fährt, erblickt er das erste russische Dorf, Tschorna-Derewna. Weiter reißt der Verf. durch Esthland, dessen Dörfer durch Schmutz grell und unfreundlich gegen die freundlichen russischen Dörfer abstechen. Auf einer der letzten Stationen vor Narwa überrascht ihn eine entzückende Aussicht auf den finnischen Meerbusen, wogegen ihm die Küstenstriche des hochgepriesenen Griechenlands öde, kahl und nackt erscheinen. Indes muß der Leser wissen, daß sich der Reisende demalen im Lande seiner Liebe befindet — in Rußland.

Die zweite Hauptpartie dieses ersten Theils besteht aus „Russischen Skizzen“, oder besser gesagt: Skizzen aus Rußland. Petersburg ist des Verf. Augapfel. Er entwirft zuerst ein historisches Bild von der Entstehung und der in Siebenmeilenstiefeln fortschreitenden Zunahme der Stadt; dann stürzt er sich in ihr gegenwärtiges Treiben, was er sehr munter und lebendig zu schildern weiß. Auch das Smolnakloster, ein Erziehungsinstitut für junge Mädchen und vorzugsweise Töchter aus armen Familien und solcher Edelleute, die sich um das Vaterland verdient gemacht haben, wird besprochen. Der Verf. moquirt sich, daß zwischen den élèves, den Bürgermädchen, und den demoiselles nobles, den Adligen, im Institute ein Unterschied gemacht werde. „Doch genug“, fährt er fort, „damit ich mit meinen Gleichheitsideen (!) nicht als Revolutionnaire verschrien werde.“

Litz betrachtet mit hier ganz passender Ehrfurcht und Bewunderung Suworoff's Grabdenkmal, welches die schönen einfachen Inschriftsworte trägt: „Hier ruht Su-

woroff.“ Von diesem russischen Lakoniker, diesem originellen und geistreichen Manne werden uns weiterhin sehr interessante Wortspiele und Witz- und Schlagworte mitgetheilt, an denen derselbe so überaus reich war.

Hierauf folgt ein Capitel über das Theater in Russland von seinem Entstehen an, und ein ebenso anziehendes Capitel über die Volkspoesie der Russen mit eingelegten Uebersetzungen. Ein Zusammentreffen mit Alexander Puschkin, schon früher, so viel ich mich erinnere, im „Ausland“ mitgetheilt, charakterisirt den großen russischen Dichter aufs trefflichste. Von fast novellistischer Anmuth und schreckhafter Spannung ist das sehr malerisch und schön erzählte „Abenteuer an der Berezina“, eine in einer wüsten Judenthümlichkeit erlebte Nacht. Eine aus unglücklicher Liebe — ihr Liebhaber, ein Junker, wurde während der polnischen Revolution in ihrer Kammer von den Russen erschossen — wahnsinnig und stumm gewordene Jungfrau spielt darin die Rolle einer ebenso schönen als unheimlichen „Marmorbraut“. Am Schlusse des Theils vertieft wir uns mit dem Reisenden in des Kaukasus Wald- und Gebirgsschluchten und befinden uns mitten unter den räuberischen Einwohnern jener großartigen und gefährlichen Region, welche so selten der Fuß eines Reisenden betritt.

Das reiche, orientalisches glühende und wieder phlegmatische, immer aber durch Fremdartigkeit der Erscheinungen interessirende Leben Konstantinopels ist der Gegenstand, welchen der Verf. in der ersten Hälfte des zweiten Theils abhandelt. Besonders munter gestaltet sich ein Gastmahl bei einem Renegaten, Osman Effendi, einem geborenen Franzosen, wobei dem Verf. sich die Gelegenheit bietet, einem für die Unterhaltung der Gesellschaft veranlaßten Tanz beizuwohnen und ihn zu beschreiben; zwei Männer, Araber von männlicher Schönheit, und zwei üppige Bulgarrinnen führten ihn aufs anregendste auf. Auf die Abendmahlzeit (Iftar) und den Tanz folgte eine echt türkische Musik, wobei Nieß die Gelegenheit nimmt, die Musik der Türken näher zu beschreiben. Auch ist der Lieblingsmarsch des Sultans (von Donizetti) als Musikbeilage dem Buche angehängt. Der Inhalt des zweiten Theiles gestaltet sich immer mannichfaltiger. Der Beiram, der Hippodrom (Atmeidan), die Achmet-Dschami, eine prächtige Moschee mit 30 Kuppeln und 6 Minarets, ein mit den Ohren angenagelter Wäcker, die Ceremonien und Festlichkeiten bei der feierlichen Beschneidung eines Sultansohnes, ein Besuch auf dem Sklavenmarkte (Awret Bazar), Ausflüge nach den Ufern des Bosporus bis zum schwarzen Meere hinauf sind die anziehenden Gegenstände, deren Schilderung dem zweiten Theile eine reizende Dunttheit verleiht. Die Sklaven und Weiber sind nach dem Urtheile des Verf. gar nicht so übel dran, doch muß man Alles, was er über Russen und Türken sagt, mit Vorsicht lesen und sich erinnern, daß Nieß der Verf. ist. Mit großer Naivität erzählt der Reisende ein zartes Liebesverhältniß mit einer Italienerin, der Frau eines bejahrten Kaufmanns aus Ancona, wie denn überhaupt das sinnliche Element des Verf. in Konstantinopel recht

viele Nahrung und Befriedigung gefunden zu haben scheint.

Auch die zweite Hälfte des zweiten Theils, welche die Meerfahrt von Griechenland nach Italien schildert, bringt des Anziehenden eine reiche Fülle. Hierzu rechnen wir besonders die Meerfahrt selbst, den Aufenthalt des Reisenden in Korfu und die Ankunft in Ancona. Freilich sieht der Verf. in dieser Partie die Gegenstände in einem viel trübern Lichte. Er hat einen Widerwillen gegen die Griechen und gegen die Engländer eine Antipathie, deren Stoff unzerstörbar ist. Er beschuldigt die Briten des Vandalismus, und wenn wir Nieß glauben wollen, so schwächen die Einwohner der ionischen Inselrepublik in der schmachvollsten Sklaverei. Selbst Griechenland als Localität ist ihm widerwärtig, und es ist fast zu vermuthen, daß sich seine Ansicht über Volk und Land mit überraschender Schnelle ändern möchte, wenn ein russischer Prinz an König Otto's Stelle oder ein russischer Statthalter an die Stelle des britischen Lord-obercommissairs auf den ionischen Inseln trat. Trotz der gerügten, mein innerstes Gefühl unangenehm berührenden Einseitigkeiten entwickelt das Buch eine bunte Bilderfülle, einen tüchtigen Verstand, eine lebendige Auffassungs- und Darstellungskraft, eine Masse von Thatsächlichkeiten und ist außerdem in einer so muntern Sprache geschrieben, daß wir, ohne irgendwo zu ermüden, dem Verf. Schritt für Schritt, Ansicht für Ansicht mit wahrem Vergnügen folgen und uns überall von dem Athem wirklicher Lebensdarstellung umweht fühlen.

(Der Beschluß folgt.)

Sammlung der vorzüglichsten Quellschreftsteller zur Geschichte der germanischen Stämme. Vom Beginne der Völkerwanderung bis zur Periode der Karolinger. — A. u. d. L.: Paul Warnefrid's Geschichte der Langobarden. Zum ersten Male nach einem Codex der königlichen Bibliothek zu Bamberg aus dem 10. Jahrhundert übersetzt und mit Anmerkungen versehen von R. von Spruner. Hamburg, Perthes. 1838. Gr. 8. 20 Gr.

Der vorherrschenden Neigung unserer Zeit zur Geschichte verbannt so vieles Nützliche, Schöne und Große in diesem Gebiete des Wissens das Dasein. Selbst die schöne Literatur hat sich herabgelassen, die Historie als eine reiche Fundgrube auszubenten. Man denke nur an den großen Unbekannten, der so vielen historischen Roman- und Novellenschreibern auf dem Festlande zum Modelle gedient hat und noch dient! Der Eifer Jener, die ihre Begierde nach geschichtlichem Wissen befriedigen wollen, sieht sich indessen beim Mangel hierzu tauglicher Werke mitunter sehr getäuscht und läuft sogar Gefahr, zu erkalten, wenn er die gewöhnlichen Geschichtsbücher der Neuern zur Hand nimmt, deren trockener, magerer, höchst allgemein gegebener Inhalt wol die Ereignisse überhaupt mittheilt, denen jedoch aller Reiz der Quelle und jener so selten beachtete Hauch fehlt, der über das Originalgemälde ausgegossen ist, und worin grade der Zauber solcher geschichtlichen Darstellungen besteht. Gewiß fühlen Alle, denen ihre besondere Bildung oder ihre Zeit nicht gestattet, an die Originalen der Geschichte selbst sich zu wagen, diese Lücke unserer historischen Literatur recht schmerzhaft! Soll anders die Geschichte, die allgemeine so gut wie die der Völker,

wiederum Gemeingut der Gebildeten und Bildungsbeifigen aller Stände werden, so genügen die magern Compendien, die reiz- und farblosen Darstellungen, aus denen überall nur die subjective Ansicht ihrer Verf. hervorschaut, auf keine Weise mehr. Es wäre vielmehr die Pflicht der Männer vom Fache, dem großen Publicum die Schätze der Geschichte nicht länger vorenthalten zu lassen, Unternehmern, welche sie zu geben bezwecken, nach Kräften zu fördern und die dazureichende Gabe in Bezug auf ihre Reinheit möglichst zu überwachen. Ein solches Unternehmen nun, welches die Quelle allgemein zugänglich macht, bietet der auf dem Felde der mittelalterlichen Geographie durch seinen geographisch-historischen Handatlas (Gotha 1837) rühmlichst bekannte Herr Verf., der königlich bairische Lieutenant K. von Spruner, dem Geschichte liebenden Publicum im ersten Bande der vorliegenden Sammlung in der Art dar, daß die Quellschriftensteller in zweckmäßigen und dem Originale möglichst getreuen Übersetzungen vorgeführt werden. Das Unternehmen verdient von Seite der Eingeweihten wie der Laien um so mehr eine vorzügliche Beachtung, als wir uns erinnern, daß bereits vor Jahren in Frankreich die Übertragung der Quellschriftensteller für französische Geschichte mit dem ungetheiltesten Beifall stattgefunden hat.

Neben den Arabern hat keine Nation der Erde den Ruhm ihrer Waffen und ritterlichen Großthaten, die Tiefe und Gemüthlichkeit ihrer Institute weiter verbreitet als unser deutsches Volk. Darum gilt auch die v. Spruner'sche Sammlung vorzugsweise den germanischen Stämmen. Ein klares, deutliches Bild jener bewegten Zeiten, als sich deutsche Scharen in den Provinzen Westroms niederließen, erhält man nur allein durch die Lectüre der dahin einschlägigen Quellschriftensteller, welche das in Rede stehende Werk auch dem der Sprache des Originals Nichtkundigen und doch für die Geschichte seines Volkes Begeisterten bietet.

Treffend hat Dr. v. Spruner mit Paul Barnefrid's Langobardengeschichte begonnen, welcher Historiker es verstanden, die Sagen seines Volks seit der frühesten Zeit mit der wirklichen Geschichte auf anziehende Weise zu verbinden. Wir wüßten kaum etwas Interessanteres als die in frischen, lebenskräftigen Bildern vorgetragene Geschichte der Langobarden, z. B. S. 18, 19 der Tod von König Rodulf's Bruder auf Beraufstaltung der grausamen Königstochter und die daran sich knüpfende Vernichtung der Peruler; S. 23 Alboin's Jugendabenteuer, S. 33 dessen Gepidenzug, S. 55, 57 Alboin's Ermordung und der Rosamunde Untergang; S. 79 die von Dichtern der alten und neuern Zeit ausgebeutete, aber im Originale immer noch an Zartheit alle Dichtungen übertreffende Brautschau König Authari's; S. 101 die schauerhafte Verführung von Forum Julii, durch die Heiligkeit der Herzogin Romilda herbeigeführt, das Romantische der Flucht ihrer Söhne, und wie die Töchter ihre Keuschheit vor den brutalen Awaren zu bewahren gewußt etc.

Dr. v. Spruner hat bei der Übersetzung Barnefrid's den berühmten bamberger Coder benutzt, auf welchen schon in Perg „Archive für deutsche Geschichtskunde“ aufmerksam gemacht wurde, und die Verlagsbandlung hat das Facsimile der Handschrift beigegeben. Was aber die Lectüre dieser Langobardengeschichte sehr instructiv macht und den Werth der Übersetzung erhöht, das sind die, auch dem mit der Quelle Vertrauten nicht unwillkommenen zahlreichen erläuternden Noten des Übersetzers.

102.

### Miscellen.

Der Engländer Gibbon und der Russe Krylow.  
Wie uns Matthiffon in seinen „Erinnerungen“ mittheilt, bewog der Homerische Vers in Hoff's Übersetzung:  
Durtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor,  
den Engländer Gibbon noch in spätern Jahren, die deutsche Sprache zu erlernen. Ein Seitenstück dazu findet sich in der

russischen Literaturgeschichte. Die Koenig („Literarische Bilder aus Rußland“, S. 91) berichtet, waren der vor einigen Jahren verstorbenen Swebitsch, der unter Anderm die „Ilias“ meisterhaft in Hexameter übersezt hat, und der Fabelreicher Krylow sehr gute Freunde, auch Ersterer ein ebenso großer Verehrer als Kenner der Alten, der oft mit seinem Freunde über die classische Literatur sprach und dabei niemals zu bebauern unterließ, daß Krylow die Griechen nicht im Originale lesen könne. Dieser, schon ein Vierziger, mithin in einem Alter, wo man neue schwere Studien nicht leicht unternimmt und vollbringt, faßte gleichwol den Entschluß, heimlich, hinter allen seinen Bekannten her, Griechisch zu lernen, blieb am Tage seiner Lebensart und der ihm eigenthümlichen Trägheit getreu und studirte des Nachts, wo ihn Niemand bei seiner Arbeit stören konnte, auf das fleißigste. Nach drei bis vier Monaten kommt Krylow zu Swebitsch, der eben bei seiner Übersetzung der „Ilias“ sibt. Und da Letzterer nun auch gleich wieder bejammert, daß Krylow den Homer in der Ursprache nicht lesen könne, ergriff dieser den Text, ließ, übersezt auf der Stelle, und dem staunenden Swebitsch steht der Verstand still. Überhaupt bemerkt Koenig, daß der Russe für Alles fähig sei, wenn er nur wolle oder solle, wie sich dies unter Anderm in den Regimentern der Armee zeige, wo man alle Gewerbe und Künste habe, indem der Oberst jedem der Recuten, die ihm vorgestellt werden, oft scherzweise seine Bestimmung zuthelle und dessen Wachtspruch genüge; denn Jeder gehe dann hin und werde nach Befehl ein Handwerker oder ein ausgezeichnete Künstler.

### Die sogenannten griechischen Fürsten und Prinzen.

Der neueste Biograph des Präsidenten von Griechenland, Johann Kapodistrias, der Grieche Andreas Papadopulos Areto („Mémoires biographiques-historiques sur le président de la Grèce, le comte J. Capodistrias“, Paris 1837) kommt im ersten Bande, S. 160, auch auf die sogenannten griechischen Fürsten zu sprechen. Bekanntlich machte sich schon 1822 der damalige Lord Obercommissar der ionischen Inseln, Thomas Maitland, in einer seiner Proclamationen über den Fürsten Alexander Maurokordatos lustig, und mit Recht, meint jener Biograph. Denn erstens, wenn die Pforte einigen Griechen von Konstantinopel, die sie als Hospodare in die Moldau und Walachei sandte, den Titel: Bei (d. i. Prinz) gab, so war dieser Titel nur ein rein persönlicher und nicht erblich; daher auch die Höflinge die Söhne jener Hospodaren nur Beizade (d. i. Sohn des Prinzen) nannten. Zweitens sind die Adelstitel in Griechenland durch Nationalversammlungen verboten, daher sich auch der Präsident Kapodistrias niemals mit seinem Grafentitel nannte. Aus diesem doppelten Grunde sind die Maurokordatos, Karadschas, Kantakuzenos u. s. w. offenbar falsche Prinzen, und nach ihrem ganzen Verhalten erscheinen die Kanarioten Griechenlands vielmehr nur als Aristokraten, Despoten, Unterdrücker des Volks und Feinde der Gleichheit, und selbst ihre Titelsucht ist ungeseglich und ein Angriff auf ausdrückliche Satzungen des Staats, während im Gegentheil ein Casanette sich für beleidigt hielt, wenn man ihn mit dem Titel: Marquis, nannte.

Über Kostopschin und den Brand von Moskau sind die Acten wol noch nicht geschlossen. Neue Aufschlüsse hierüber gibt der Graf Roman Soltyl in seinem Werke über Napoleon's Feldzug in Rußland. Unter Anderm erzählt er, daß Kostopschin mit eigener Hand ein Landhaus in Brand gesteckt habe, welches er in der Nähe von Moskau besaß. An der Stelle, wo es standen, fanden die Franzosen nur einen Pfahl mit der Inschrift: „Kostopschin hat diese Gegend Jahre lang verschönert; hier war sein Lieblingsaufenthalt. Beim Anrücken der Arme Napoleons gab er dies Gebäude den Flammen preis, daß die Anwesenheit der Franzosen es nicht besudeln.“

25.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 202.

21. Juli 1838.

### Reiseliteratur.

(Beschluss aus Nr. 201.)

7. Wanderungen in Italien von E. Fenimore Cooper. Nach dem Englischen von F. Steger. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann. 1838. Gr. 12. 3 Thlr.

Cooper ist ein vortrefflicher Romanschriftsteller; er ist es wenigstens gewesen, wer zweifelt daran? Er ist aber darum, weil er Cooper ist, nicht ebenso trefflich als Reisebeschreiber, und die Engländer hätten wahrlich viel zu thun, wenn sie unsere Reisebeschreibungen von gleichem Werthe so ohne Auswahl ins Englische übertragen wollten wie wir die ihrigen ins Deutsche. Die Briten aber beschweren das Schiff ihrer Literatur nicht mit so vielem unnöthigen Ballast, der Keinem zu gute kommt. Laßt uns offenherzig sein! Bieten uns die Reiserwerke Cooper's einen gleichwiegenden Ersatz für die Mühe und die Zeit, die es kostet, sie zu übersetzen, zu verlegen und zu lesen? Ich glaube nicht. Die Ausbeute, die Ref. in Cooper's Erinnerungen aus Europa, in seinen Lebensbildern aus Frankreich, den Rheinländern und der Schweiz und jetzt in diesen italienischen „Wanderungen“ gefunden hat, ist, wie er ehrlich gestehen muß, äußerst gering im Verhältniß zu dem Zeitverluste, den er durch die Lecture erlitten hat. Man bedenke vor Allem, daß Cooper nicht für Deutsche, sondern hauptsächlich für seine nordamerikanischen Landsleute schreibt, denen viele Mittheilungen interessant erscheinen werden, welche uns im hohen Grade unbedeutend dünken; das Alles haben wir ja schon viel ausführlicher und gründlicher erörtert gelesen. Um uns auf das wenige Neue, was sich in Cooper's Reisen vorfindet, aufmerksam zu machen, sind Auszüge in Journalen schon mehr als hinreichend. So überfüllt man den Büchermarkt mit Übersetzungen mittelmäßiger Werke und einer Anzahl von schlechten Originalschriften und hat noch Grund, sich über den geringen Absatz von Werken zu wundern, die einer allgemeineren Anerkennung würdig sind! Aber was soll man denn lesen? was soll man kaufen? Jedes, auch das schlechteste Buch hat doch wenigstens einige Abnehmer, sodas schon dadurch der Absatz der bessern Bücher gekreuzt und gehindert wird. Es ist dieselbe Erscheinung, die auch in der Journalistik stattfindet. Wenn jährlich ein paar Duzend mittelmäßige

neue Journale austauschen, so gibt es doch immer eine Anzahl von Abonnenten, welche den wohlfeilgerichteten alten Instituten wenigstens temporair entzogen wird.

Cooper's „Wanderungen in Italien“ sind aber einmal übersetzt und verlegt worden und machen somit auf eine Anzeige ebenso gegründeten Anspruch wie hundert andere Bücher von demselben Werthe und Genre. Es ist kaum glaublich, wie gewöhnlich tagebuchmäßig die Reise, besonders im ersten Theile, fortschreitet und beschrieben wird, und wie viel öde Sandflecken der Trivialität sich zwischen den wenigen vegetativen Partien, den Dasen in der Wüste, ausdehnen! Wir reisen über mit dem Verf. von Mailand nach Lodi, wo dieser natürlich die berühmte Brücke in Augenschein nimmt. Der Verf. behauptet, daß viele von Napoleon's Schlachten nur in den Bulletins geschlagen wurden, und so sei es auch wol hier der Fall gewesen. Die Hstreicher waren nämlich, wie der Verf. wissen will, bereits im vollen Rückzuge begriffen und hatten nur ein paar Kanonen gegen die Brücke gerichtet, sodas Napoleon's Unternehmen ein tapferes war, aber keineswegs ein solches Wunder, wofür man es gewöhnlich hält. Von den Gemälden in Bologna sagt Cooper weiter nichts, als daß sie ihn höchlich befriedigt hätten. In Florenz gefällt es ihm überaus wohl; er behauptet auch, daß Newyork, obgleich viermal größer und zehnmal reicher als Florenz, nicht ein Hunderttheil seiner Reize besitze. S. 53 heißt es, daß die Natur die Franzosen dazu bestimmt habe, sich im Kleidermachen, Tapezieren und in der Philosophie (!) hervorzuthun. Cooper hatte auch mehre Unterredungen mit dem Großherzoge, was ihn in den Augen der Hofleute und Diplomaten so hoch stellte, daß sie den früher Unbeachteten von allen Seiten umgaben. S. 80 u. 81 will der Verf. beweisen, daß der Despotismus nie vom Fürsten, sondern von der Classe der eigentlichen Aristokraten ausgehe, und daß ein absoluter Fürst einen Aristokraten mit mehr Mißtrauen betrachten wird als einen Demokraten, da die Politik des Erstern sich mit der Souveränität des Fürsten nicht vertrage. Man sieht, der Verf. hat, wenn auch nicht sehr haltbare, doch wenigstens sehr eigenthümliche Ansichten, die sich als theoretische Sätze sehr gut ausnehmen, aber in der Praxis nicht befolgt werden. Der Verf. macht auch über das kleine Rändchen Monaco und

über Genua einen Abstecker nach Marseille, wobei er behauptet, daß wenige Länder dem Auge des Durchreisenden weniger darbieten als Frankreich, und daß da nicht viel Pittoreskes zu finden sei. Innerhalb des ersten Theiles wiederholt der Verf. dreimal — vielleicht aus Nachlässigkeit, oder um es uns recht einzuprägen —, daß das mittelländische Meer mit seiner Durchsichtigkeit und tiefblauen Färbung dem trüben und dunkelgrünen Meere, welches die Küsten Nordamerikas bespült, weit vorzuziehen sei. Überhaupt sei es Thorheit, die Bai von Newyork mit der von Neapel vergleichen zu wollen, wie es doch hier und da geschehen wäre; denn weder Land noch Wasser seien dieselben; er kenne in Unteritalien, die pontinischen Sümpfe und die Campagna abgerechnet, keine zwanzig Meilen, in denen nicht eine schönere Landschaft sich befände als in dem ganzen ihm bekannnten Nordamerika. „Wenn es“, schließt Cooper, „Patriotismus ist, Gänse Schwäne zu nennen, so bin ich kein Patriot, und war es nie.“ Indem der Verf. überall sein Nordamerika im Auge behält, ist er für vieles uns Europäern trivial Scheinende entschuldigt, da es den Amerikanern neu oder wenigstens von einer neuen Seite aufgefaßt dünken wird. Von Neapel gelangen wir mit dem Verf. in großer Schnelle nach Pompeji und Herculaneum. Erstes überrascht ihn gar nicht. Er nimmt auch an, daß Pompeji mit einer so dünnen Schicht Asche bedeckt worden sei, daß die Einwohner, deren sich bei der Katastrophe die Mehrzahl gerettet, die Asche recht gut hätten wegzuräumen können; denn die Ausgabe konnte kaum größer sein, als wenn die Straßen von Newyork nach einem starken Winter vom Schnee gereinigt werden; aber man fürchtete eine neue Gefahr. Der Übersetzer selbst fühlt sich veranlaßt, hierbei ein großes Ausrufungszeichen zu setzen, und in der That, wenn man so viele wirkliche Aberglauben, die dem Leser bei der Lecture aufstoßen, zusammennimmt, so muß man auch seinen ganzen Glauben an Cooper's Autorität als Romanschriftsteller zusammennehmen, um ihn als Reiseschriftsteller nicht ganz und gar unter die Kenntniß- und Namenlosen zu werfen. Hin und wieder wird auch wol eine interessante und charakteristische Anekdote erzählt. So blieb Cooper einmal in Neapel vor einer angehefteten Proclamation stehen, um sie zu lesen. Die Schildwache befahl ihm, während des Lesens mit unbedecktem Haupte zu stehen; denn es sei ein Edict ergangen, daß man königliche Proclamationen nicht lesen dürfe, ohne den Hut zu ziehen. Cooper fand sich hier so sehr an Gessler's Verfahren erinnert, daß er die Proclamation lieber gar nicht las. Ob er auch an einen neapolitanischen Tell gedacht habe, wird dabei nicht erwähnt. Auch einige muntere Ausflüge nach den interessantesten Punkten in Neapels Umgegend werden gemacht und beschrieben, und der Regel des Besuchs fehlt unter diesen Hauptpunkten nicht.

Der zweite Theil gestaltet sich um Vieles interessanter, besonders die Schilderung der Ruinen von Västum und der merkwürdigsten alten und neuen Gebäude Roms, wenn des Neuen auch hier wenig,

dagegen an seltsamen Behauptungen kein Mangel ist. So treffen wir auf die Behauptung, daß die Tempel von Västum vielleicht ebenso alt sind wie die Pyramiden Aegyptens. Der Übersetzer verstärkt hier aus eigener Machtvollkommenheit sein Ausrufungszeichen mit einem Fragezeichen. Sehr schön malt Cooper die herrlichen Farbenspiele bei Sonnenuntergang, ein Schauspiel, um dessen willen Cooper das Fort St.-Elmo zwölf Mal erstiegen hat. Der nordamerikanische Himmel bietet nichts Ähnliches. Kurz, aber trefflich beschreibt der Verf. das Innere der Peterskirche, welches einen so großartigen Eindruck auf ihn hervorbrachte, daß er bis zu Thränen gerührt war, und daß sich der kleine P —, den er mitgenommen, an ihn schmiegte und fast ängstlich fragte: „Qu'est-ce que c'est, qu'est-ce que c'est? Est-ce une église?“ Überhaupt ist die Beschreibung Roms und seiner Überreste aus dem Alterthume voller Anschaulichkeit und die beste Partie des Buches. Bei Gelegenheit der Beschreibung des Pantheons macht der Verf. sogar einen Witz, was bei Cooper selten der Fall ist, und eben der Seltenheit und wahrlich nicht seiner Vorzüglichkeit wegen theile ich ihn mit. Er nennt nämlich die Vorsprünge an beiden Seiten des Porticus Efeisöhren, bei deren Anblick der Beschauer lachen und unwillkürlich wünschen müsse, daß der Erbauer diese Hierathen, statt an dieses Gebäude, an sein eignes Haupt geheftet haben möge. Er spielt an diesem Orte auch den Conjecturenmacher, denn er sagt: die gewöhnliche Ansicht, daß das Pantheon allen Göttern geweiht gewesen, sei seiner Meinung nach irrig; wahrscheinlicher sei es, daß das Gebäude für einige wenige Götter errichtet wurde, die zusammen alle göttlichen Attribute repräsentirten. Damit haben wir doch auch nichts, am wenigsten etwas Neues gewonnen. Mit dem Volke der Italiener ist der Reisende sehr zufrieden; eine gelinde poetische Auffassung drängt sich nicht selten hervor, und seine Parallelen zwischen dem dichterischen Lande der Vergangenheit, Italien, und dem prosaischen Lande der Hoffnung, Nordamerika, wobei sich der Verf. nicht zu Gunsten seines Vaterlandes entscheidet, sind immer gelungen. Somit steht denn Nicolai, der nur aus Berlin hervorgehen konnte, noch immer als der Einzige da, der von den Herrlichkeiten Italiens vor Flohstichen, schlechten Semmeln und Bettelnaben nichts gesehen hat. Ich kenne indeß noch einige Hof- und Rechnungsräthe, Zahnärzte, Kanzleisten und Ofenheizer, welche nicht fühlen würden wie Goethe, Heine, Byron, Cooper und andere Geister von vollkommen poetischer Ausbildung, sondern selbst im Paradies nicht bestehen könnten, wenn es da keine berliner Oper, berliner Weißbrot und berliner Milchbrot geben sollte. Die Manie, sich entweder durch einseitigen Enthusiasmus oder das Gegentheil davon vor aller Welt lächerlich zu machen, wird in Deutschland nie ein Ende nehmen. Nachdem der Verf. die Ceremonien des Palmsonntags und die Einsegnung und die berühmte Illumination in Rom erlebt, geht er über Ancona, Venedig, Verona, Triyen, den Brenner und Innsbruck nach Deutsch-

land, wo München sein erstes Reiseziel werden soll. Objectiv Ruhe der Auffassung, Ungekünsteltheit und Einfachheit des Styls und liebenswürdige Beschreibendheit sind die Hauptvorzüge der Cooper'schen Reiseverke. Auch fehlt es, wie man von Cooper erwarten kann, nicht an einzelnen feinen und praktischen Bemerkungen. 23.

### Romanenliteratur.

1. Das Glückskind, eine Novelle. Auf Dänisch und Deutsch herausgegeben von Karl Bernhard. Kopenhagen, Schubothe. 1837. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Ein Student, Ditmar, nicht lange von einer deutschen Akademie nach Kopenhagen gekommen, wird durch einen umgestürzten Wagen in die Diplomatenkarriere geschleudert; diese entwickelt ein Liebesverhältnis zu einer französisch-spanischen Gräfin. Ditmar nimmt die Stelle eines Consuls in Cadix an, welche die Eifersucht eines neapolitanischen Prinzen ihm bietet, allein die Gräfin findet Mittel, dem Geklebten auf das Schiff zu folgen. Nur noch zwei Tage, und die Glücklichen hat Prieslerwort vereintigt; da wird die Briggs, so viele Hoffnungen, so vieles Glück tragend, Nachts bei Sturm und Nebel von einem spanischen Linienschiff in den Grund gesetzt, und — Ditmar's Glück war ewig! Dieser Schluss ist jedoch nicht das eigentliche Poetische der Novelle; überall taucht es rein und ungezwungen hervor. Gleichwol haben wir einige Wünsche. Der erstere betrifft ein strengeres Studium der deutschen Sprache. Schon auf dem Titel tritt uns der Ausländer entgegen in den Worten: „auf Dänisch und Deutsch“. Das ist höchst vulgair deutsch gesprochen und noch schlimmer geschrieben. Sodann leidet die Novelle an einiger Breite. Namentlich nehmen die diplomatischen Partien, wie unterhaltend und ergötzlich Manches auch sein mag, zu viel Raum ein, die Plastik dagegen zu wenig. Endlich tauchen manche Figuren nur auf, um wieder zu verschwinden, ohne ein wesentliches Agens im Ganzen der Novelle abzugeben. Und damit sei es des Labels genug, denn das Buch hat uns im Allgemeinen recht erfreut.

2. Grillen. Novelle von Hermann Freiherrn von Friesen. Buzglau, Appun. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein warmes, reines Gefühl der Poesie, ein edler, deutscher Sinn und die letzte Behandlung der Gegenstände, wie sie der gebildeten vornehmen Welt eigen ist, haben uns freundlich angesprochen, und recht hübsch ist die Idee, daß der Hauptperson der Novelle die Augen eigentlich erst recht aufgehen, nachdem sie ein Auge verloren hat. Gleichwol ist die Novelle etwas zu conversationsmäßig behandelt. Hätte der Verf. hier und da der Darstellung mehr Raum gegeben, so würde die Erzählung bei dem Reichthum ihres Stoffes freilich wol etwas umfangreicher, aber auch anschaulicher geworden sein und an Interesse sicher noch bedeutend gewonnen haben.

3. Venetianische Novellen von Franz Freiherrn von Sady. Erster Band. Buzglau, Appun. 1838. 8. 1 Thlr.

„Nur um die ewig qualende, an meinem Leben zehrende Sehnsucht nach dem gelobten Lande (Italien) in Schlaf zu fallen, schrieb ich diese Novellen nieder“, sagt der Verf. in der Einleitung, und sein Schlaf hat mit den blühendsten Träumen die qualende Sehnsucht übergollet. Die mitgetheilten Novellen sind einem trefflichen Erzähler an der Alva desgl. Schiavoni in den Mund gelegt, der es versteht, seinen Gegenstand auf ebenso anschauliche als anmuthige Weise vorzuführen, so daß wir zu der Überzeugung uns bekennen, einem geklärteren Hofmann zuzuhören. Wir wollen keine der Novellen besonders auszeichnen und nur der letzten, „Frau Venus“, besath gedanken, um unsere Anerkennung der Behandlung dieses ebenso anziehenden als bedenklichen Stoffes auszusprechen. Woher der Verf. den Stoff genommen, ist uns freilich nicht bekannt; wer aber den alten Vincentius Belluacensis nachlesen mag, wird unsere Anerkennung gern theilen.

4. Mutter und Tochter, von Frau Charles Reybaud. Uebersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 3 Thlr.

Die Geschichte der Mutter und der Tochter sind an den Cardinal Mazarin geknüpft. Die Mutter fällt unter dem Feigen, schlauen, wollüstigen Emporkömmling und findet nur Freiheit und Ruhe hinter dem schwarzen Schleier der Karmeliterinnen. Die Tochter entgeht ähnlichen Fallstricken nur durch die wahrhaft ungeschminkte Unschuld und Reinheit ihres Herzens. Die Zeichnung dieser Tochter ist vorzugsweise überaus lieblich und zart, und wir haben lange kein so schönes Bild vor Augen gehabt. Was überhaupt dem ganzen Buche einen eigenthümlichen Reiz verleiht, ist die echt märchenhafte Zeichnung der Personen, Handlungen und der ganzen Umgebung. Daher mag es kommen, daß der historische Hintergrund etwas zu schwach angelegt erscheint, namentlich treten Mazarin's Intentionen allzu undeutlich hervor. Die Verf. setzt diese Intentionen als bekannt voraus, und das ist unrecht, in der Geschichte wie im Roman.

5. Rookwood oder der Straßenräuber. Roman von William Harrison Ainsworth. Nach der vierten Auflage des Originals. Deutsch von D. E. B. Wolff. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 4 Thlr.

Die Nachricht auf dem Titel: nach der vierten Auflage des Originals, belehrt uns, daß das Buch in England sich eines gewissen Rufes erfreue. Auch in Deutschland mag dieses der Fall werden, jedoch nur bedingt. Die Zeiten, wo über einem Hause ein düsteres Schicksal, heraufbeschworen durch Gruelthaten der Vorfahren und angekündigt durch spukhafte Erscheinungen, waltete, diese Zeiten liegen hinter uns und kehren hoffentlich so bald nicht wieder. Das Buch hat also nur noch Interesse für Solche, welche jene Zeiten mit Begeisterung mit- und durchlebten, und diese werden überreichen Stoff zu Aufschüpfung ihrer veralteten Neigung finden, da das düstere Grauen, das bluttriefende Entsetzen sie ruhelos und rastlos verfolgt. Der ganze erste Theil beschreibt mit den nöthigen Anhängeln ein Begräbniß; der zweite ein wild-romantisches Zigeunerlager mit Noth u. dgl., und nur der dritte Theil: „Der Ritt nach York“, enthält eine Schönheit, wie sie vielleicht kaum ein Buch aufweisen mag, nämlich die Flucht des Straßenräubers Dick Turpin vor dem Arme der Gerechtigkeit. Die schwarze Beß, dieses treffliche Pferd Turpin's, wird wahrhaft glorificirt durch die Beschreibung des Rittes nach York, der, so viel Raum er auf dem Papiere einnimmt, den Leser unwillkürlich mit fortreißt durch Nacht und Nebel, über Berg und Thal, und wenn endlich das Thier zusammenstürzt, erfast den Leser ein schwindelnder Schreck, als stürze er selbst mit. Diese Beschreibung konnte nur einem Engländer gelingen, und sie allein ist der Glanzpunkt des Buches.

6. Der alte Commodore. Roman von E. Howard. Aus dem Englischen von E. Richard. Drei Bände. Nachen, Mayer. 1838. 8. 3 Thlr.

Es scheint bei den Engländern ein ästhetisches Grundprincip zu sein, daß ein Roman nothwendig drei Bände füllen müsse, und das mag denn für den Schriftsteller manche Verlegenheiten erzeugen. Der Verf. des vorliegenden Romans darf das Urtheil des Publicums nicht scheuen, gleichwol selbst es, an nicht wenigen Stellen habe er in dem Doctor Staningham, welcher, um selbst stets zu sprechen, Gesunden und Kranken das Neben unterlegt, sich selber gezeichnet, um nur zum dritten Bande zu kommen. Hier läßt ihm die Masse des Stoffes wenig Zeit zu Reflexionen. Ubrigens lesen auch diese Seitenstücke im Allgemeinen sich recht gut, denn sie bethätigen die edelste Bestimmung und oft eine ruhige, wohlthunende Gedankarbeit. Auch gereicht es dem Verf. zum Lobe, daß er weibliche Charaktere fast ebenso gut als männliche darzustellen vermag, und wenn auch die romantische Rosa weniger gelungen erscheint, so ist es doch ein schöner Zug, Hedra's wilde Natur durch diese abzuklären und die Romantik wiederum durch Hedra in das

rechte Kleid zu bringen. Das Buch wird hoffentlich und vermehrermaßen viele Freunde finden. 36.

### M a n c h e r l e i.

Alle Kirchen haben für sich etwas Eigenthümliches, Besonderes, aus ihren geschichtlichen Verhältnissen Hervorgegangenes. Aber was über jedes Kirchenthum hinausliegt, ist höher als dasselbe, was Fischer und Böllner zum Heilande führte und ihren Glauben festigte, ehe Bischöfe waren und Gemeinden. Und nur ein solches Christenthum gibt jedem Kirchenthume seine Bedeutung und sein Leben, zugleich auch den Standpunkt, von welchem man dasselbe nach seinem Werthe und seinen verschiedenen Formen zu würdigen vermag. Stellt man die Sache anders, wie es jeder Levitenschar eigen zu sein pflegt, so wird das Kirchenthum Alles in Allem, verleiht dem Christenthume erst Werth, umfängt es und bereichert es, und Concilien und Päpste haben davon weit mehr als die Jünger Christi oder die Anfänge apostolischer Gemeinden. Wenn Toleranz auf dem ersten Standpunkt natürlich ist, so wird sie auf dem zweiten Standpunkt unnatürlich; keine Kirche kann die andere billigen, weil sie eben die andere ist; eine jede macht Anspruch auf Katholizität, und jede protestirt gegen das Fremde. Zugleich bewahrt jede einen Schatz von Lehrbestimmungen und gottesdienstlichen Einrichtungen, der während des Lebens Christi sehr gering oder gar keiner sein mußte (das Sacrament des Abendmahls z. B. war vor der Einsetzung nicht vorhanden so wenig als die Stellvertretende Genugthuung im Opfertode); und weil die Menschen im Himmlischen wie im Irdischen nach Schätzen streben, begehren sie lebhaft die Kirchenschätze, wogegen Dasjenige, was über alles Kirchliche hinausliegt, ihnen entweder unbekannt bleibt, oder als dürftige Armuth erscheint. Die Kirchen aber gleichen vollen Vorrathshäusern, aus denen die Begierde nach Reichthum für Arme, welche reich zu werden wünschen, befriedigt werden soll.

Der Kirchenvater Lactanz sagt: „Ich sehe, Gott ist ein anderer Regent gewesen in den ersten Zeiten, ein anderer in den folgenden, es kann also geschehen, daß er künftig noch ein anderer sein wird. Wenn nämlich sein früheres Reich geändert wurde, warum sollten wir verzweifeln, daß nicht auch sein späteres geändert werden könne.“ Der Spruch läßt sich deuten auf den Begriff des Werdens der Gottheit nach Schelling und Hegel. Allein woran hat der Kirchenvater diese Änderung des göttlichen Regiments wahrgenommen? Nichts scheint für den Menschen schwieriger zu sehn und auszuliegen.

Wenn, wie bekannt, die Philosophen in ihren Lehren voneinander abweichen, so treffen sie dennoch oft überraschend miteinander zusammen. Unter Anderem sagte Fichte seiner Zeit in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“: „Es ist der größte Irrthum, wenn ein Individuum sich einbildet, daß es für sich selber da sein und leben und wirken und denken könne, wenn Einer glaubt, er selbst, diese bestimmte Person, sei das Denken zu seinem Denken, da er doch nur ein Einzelnes, Gedachtes ist, aus dem allgemeinen und nothwendigen Denken.“ Die Worte lauten ganz im Sinne Hegel's, nur daß dabei nicht hinzugefügt wurde, wie dadurch Gott aus seinem An-sich zum Für-sich und Bei-sich gelangt. Ebenso, wenn Fichte den Instinct als blinde Vernunftkraft ohne Bewußtsein, ohne Einsicht der Gründe, und die Freiheit als sehend, als der Gründe ihres Verfahrens bewußt, dessen Gesamtgrund die Vernunft ist, bestimmt. Dadurch wird Gott, nach Hegel, zur vollen Persönlichkeit. Selbst das Folgende, nur unter anderm Ausdruck, läßt sich dahin deuten: „Das erwähnte Eine sich selbst gleiche Leben der Vernunft wird durch die irdische Ansicht zu verschiedenen individuellen Personen zerpalтет, welche Personen

nicht an sich da sind und existiren.“ Nach Hegel wird Gott zu seinem Andern, in diesem Andern zur Vielheit, zum Für-sich, und in den persönlichen Individualitäten zum vollen Für- und Bei-sich. 7.

### Bibliographie.

Achmed Bey, oder der Harem und die Erstürmung von Constanline im Jahre 1857. Historisches Charakter- und Bildergemälde aus Nord-Afrika. Vom Herausgeber des Georg Schobri. 8. Leipzig, Klein. 1 Thlr.

Aristoteles Werke. Uebersetzt und erläutert von A. Hoffmeister und H. Knebel. 4ten Bandes 1ste Hef.: Rhetorik. Gr. 8. Stuttgart, Balz. 1 Thlr. 4 Gr.

Bälau, F., Geschichte des Europäischen Staatensystems. 2ter Theil. Bis zum Ausbruch der Französischen Revolution. Gr. 8. Leipzig, Göschen. 2 Thlr. 6 Gr.

Die Damen der modernen Welt. 32. Leipzig, G. Wigand. 16 Gr.

Eschmayer, Charakteristik des Unglaubens, Halbgläubens und Vollgläubens, in Beziehung auf die neuern Geschichten besserer Personen. 8. Tübingen, Buchh. Ju. Guttentberg. 8 Gr.

Fouquet, L. M., Die Welt-Reiche zu Anfange des Jahres 1838. Eine Bilder-Reihe. 8. Halle, Anton. 6 Gr.

Goedtsche, H., Rächte. Romantische Skizzen aus dem Leben und der Zeit. 8. Leipzig, Klein. 1 Thlr.

Gusek, Bernd v., Vulkanfeste. Zwei Novellen. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 16 Gr.

Guglow, K., Blasewod und seine Eöhne. Romischer Roman. 1ster Theil. 8. Stuttgart, Verlag der Classiker. 2 Thlr.

Hutten's, U. von, Jugend-Dichtungen dialectisch-hiographisch und satyrisch-epigrammatischen Inhalts. Zum erstenmal vollständig uebersetzt und erläutert herausgegeben von G. Münch. Gr. 8. Stuttgart, Weiße und Stoppani. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebs, J., Der König von Kgalan. Moderner Roman. 2 Bändchen. 8. Bunzlau, Appun. 2 Thlr. 4 Gr.

Kypolos, A., Gläßische Eagen. 1stes Bändchen. 8. Breslau, Schulz u. Comp. 12 Gr.

Montanus, Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen. 1ster Band. 2te Auflage. 8. Solingen, Ambergcr. 1 Thlr. 12 Gr.

Reyhaud, F. G., Ehestandsgeschichten. Uebersetzt von F. Larnow. 2 Theile. 8. Leipzig, Kolmann. 2 Thlr. 18 Gr.

Reynolds, G. W. M., Die Geheimnißvolle, oder die Folgen des jugendlichen Leichtsinns. Nach dem Englischen. 2 Bändchen. 8. Ulm, Ebner. 5 Thlr. 8 Gr.

Schaden, C. A. v., über das natürliche Princip der Sprache. Gr. 8. Nürnberg, Stein. 1 Thlr. 12 Gr.

Selten, J., Claudia, oder die Stiefmutter. Allen edeln Frauen, und die es werden wollen gewidmet. 8. Braunschweig, Leibrod. 1 Thlr. 9 Gr.

Stoemeyer, K., Bethanien, eine Gabe in Dichtungen religiösen Inhalts. 8. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 16 Gr.

Werdeluff des Hallischen Dichterbundes. 8. Halle, Anton. 1 Thlr. 12 Gr.

Weener, J. B., Ecce Homo für Rötner und NichtRötner. Gr. 8. Zürich, Höhr. 8 Gr.

— D., Thüringische Bilder aus dem Bauerkrieg 1525. Seitenstück zu Herringsen fränkischen Bildern. 8. Arnstadt, Reinhardt. Geh. 1 Thlr.

Wiener, M., Selma; die jüdische Seherin. Traumleben und Hellschen einer durch animalischen Magnetismus wiederhergestellten Kranken. Gr. 8. Berlin, Fernbach. 1 Thlr. 8 Gr.

### Gesammelte Volkspoesien.

1. Die Volksagen Ostpreußens, Lithauens und Westpreußens. Gesammelt von W. D. A. v. Lottau und J. D. H. Lemme. Berlin, Nicolai. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
2. Halle der Völker. Sammlung vorzüglicher Volkslieder der bekanntesten Nationen (größtentheils zum ersten Male metrisch in das Deutsche übertragen) von D. L. B. Wolff. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1837. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
3. Die schönsten Sagen des classischen Alterthums. Nach seinen Dichtern und Erzählern von Gustav Schwab. Erster Theil. Mit einem Titelbilde. Stuttgart, Liesching. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Nachdem die vor uns mit dem Sagenschatz der Völker aus ihrer Kindheit ein zu leichtfertiges Spiel gespielt, gehen wir schon mit fast zu pedantischem Ernst daran. Jene stuzten zu, zerschnitten, reihten aneinander, und durch ihre Willkürlichkeit und ihre Absicht zerstörten sie das Wesen, was sie antrafen. Das zarte Märchen verträgt keine zu schwere Behandlung. Wir, voll Respect vor seiner Ursprünglichkeit und unangetasteten Heiligkeit, möchten von allen Seiten so viel davon abschneiden, daß es auch wieder, dünn und mager, seines phantastischen Schmucks beraubt wird. Der Buchstabe tödtet allüberall, ganz besonders aber beim Märchen. Sein Leben ist, daß es von Zunge zu Zunge übergeht und wächst, schmilzt, die Farbe ändert. Die Märchen, stabil gemacht durch ihre gelehrten Verehrer, eingekleidet in die streng nöthigen Worte, um das Ausdrückbare auszudrücken, sind sie, und wenn diese Worte auch die allernähesten wären, entnommen der sinnlich-kindlichen Anschauung der Naturmenschen, alsdann noch Das, wodurch sie Macht ausübten auf die Gemüther? Märchen sind ein Spiel. Die vor uns wollten das Spiel nur gelten lassen, insofern ein Ernst (eine Moral) sich darin entdecken, allegorisiren ließ. Wir, im umgekehrten Proceß, möchten die Beziehungen, die sich vor uns gemacht haben, die kein Auswuchs, nur eine Fortsetzung, eine Entwicklung des ursprünglichen Kernes sind, oft gern abschneiden, um das ursprüngliche Spiel rein herzustellen. Aber wir versteinern das Lebendige dadurch; das Spiel verhaucht unter unsern Händen, und

es bleibt ein nüchterner, trockener Ernst. Im Eifer, das ursprüngliche Märchen zu finden, zu constatiren, wird aufnotirt und dadurch festgemacht, was noch nicht fest, was noch seinen Cursus im Volksmunde durchzumachen bestimmt war. Es wird nicht allein behorcht und belauscht, was in Spinnstuben und am Kohlenfeuer, in Winterabenden und Sommernächten von Munde zu Munde geht, auch aus bestäubten, vergessenen Chroniken und botanischen Werken der Vorzeit wird ausgezogen, was einstmals Sage im Munde des Volkes gewesen, oder auch vielleicht nicht gewesen ist; denn es war oft nur der Wis des Scribenten. Und wenn es war, ist es schon längst erloschen; die Niederschreibung hat es getödtet. Auf diese Weise sind Unmassen von Volksmärchen nicht ins Leben, sondern in Schrift und Druck gesetzt, alle zugänglichen Völker, Länder, Provinzen, Mundarten sind ausgebeutet, und wenn man die Totalsumme zusammenaddirt, könnte man meinen, die Vorzeit sei nur von Märchen bevölkert gewesen, etwas, was freilich in anderer Beziehung auch seine Wahrheit hat. Aber wenn man auf den Kern zurückgeht, wie viele Märchen würden verschwinden als Wiederholungen, als vertausendfachte, abgeschwächte Nachdrücke von einem, was einmal wirklich irgendwo lebte. Der Fischzüge aus dem großen Sagenmeere sind nun so viele, daß es an der Zeit wäre, vom Registriren abzustehen und eine vergleichende Übersicht anzustellen, damit die Doubletten und Nachdrücke erkannt und die echt ursprünglichen Züge ins Licht gestellt würden.

1. Die Volksagen Ostpreußens, Lithauens und Westpreußens.

Das erste der obengenannten Werke ist ein gelehrter, erfolgreicher Fischzug, einer aus einem See, wo bis da kaum einzelne Angelruthen die Uferwasser durchfuhren. Mit großen Netzen hat man ihn in seiner ganzen Ausdehnung überspannt und alle Winkel der schriftlich-chronikalischen und alle Tiefen der Volksagen durchwühlt und an die Luft gezogen. Die Ausbeute hat 286 Großoctavseiten geliefert, alles Inhalt und Stoff; denn die Herausgeber verwahren sich dagegen, daß sie das Mindeste von sich dazugethan. Es galt ihnen kein Werk der bloßen Unterhaltung, und sie sind daher von ihren Gewährsmännern möglichst wenig abgewichen und haben selbst deren Worte, wo es ohne Anstoß geschehen konnte, bei-



behalten. Möglichste Einfachheit und Schmucklosigkeit soll ihre Mittheilungen charakterisiren.

Zweihunderteinundsiebzig Sagen, ohne die angehängten Meinungen und Gebräuche, sind das Resultat ihrer Forschungen durch Ostpreußen, Lithauen und Westpreußen. Man könnte bewogen werden, zu glauben, daß damit Alles erschöpft, Alles aufgerafft sei, was irgend sich noch finden ließ; daß der Sagenschatz dieser Landstriche nunmehr in ein Herbarium gethan, abgeschlossen und fertig sei. Aber wenn auch Alles, was in alten Büchern steht, ausgekehrt und aufgenommen ist, wo in den Winkeln unterfuchter Landstriche lebt nicht doch noch etwas, was von Munde zu Munde geht und sein Recht hat, obgleich es nicht in die Adelsmatrikel der 1837 auffindbaren Sagen aufgenommen ist. Dies sei nur zur Verwahrung der Rechte künftiger Sammler gesagt, daß man ihnen nicht wie den späteren Historikern entgegenstelle: Euere Anführung ist unglaubwürdig, denn die bewährten Sammler vor euch, die der Zeit nach weit näher waren, haben davon nichts gesagt. Wo ist der endliche Abschluß für einen Sammler von Sagen? Mag nicht seine Köchin draußen in der Küche, derweil er in seiner Studirstube sein Werk schreibt und schließt mit der Überzeugung, daß er sein Thema erschöpft hat, den Gevatterinnen ein Märchen erzählen, schauerlich, schön und neu, was eine Perle in seiner Sammlung wäre, und er erfährt nie etwas davon! So wenig als Akademien eine Sprache fertig machen und constatiren können, was gegolten hat, gilt und gelten soll — denn wo wäre noch eine akademische Autorität so mächtig, als es die französische war, und wo ist jetzt ihre Autorität, wie hat sich die Sprache, nachdem sie ihr authentisches Siegel ihr aufgedrückt: So soll es sein! emancipirt und wiedergeboren —, so wenig als ein Wörterbuch eine Sprache stabilirt, können die Sagen eines Volkes auch durch Sammler wie die Gebrüder Grimm festgestellt werden.

Dies gelehrte und, sei es vorausgeschickt, höchst achtungswerthe Werk der beiden Sammler laborirt aber auch schon um deshalb an einem Mangel, daß ihm nämlich die zufälligen politischen Abgrenzungen des heutigen Preußens (in den obengenannten Bestandtheilen) zum Grunde liegen. Nur einzelne Abschweifungen über die Grenze hinaus haben sich die gewissenhaften Sammler geständig erlaubt. Wer wollte ihnen dieses Recht bestreiten; aber auf welche Art von Vollständigkeit können sie um deshalb Anspruch machen? Eine königlich preussische Sagenammlung soll es nicht sein; es fehlten da nur Pommern, die Mark und einige andere Landestheile, z. B. der Rhein, die auch ihrerseits einige Sagen aufzuweisen haben. Das Königreich Preußen im engern und doch auch nicht vollständig abgeschlossenen Sinne umfaßt lettische, slawische und germanische Bestandtheile. Was die alten Preußen glaubten und davon zu unserer Kenntnißnahme übrig blieb, sei vollständig aufgenommen; wir mögen den fleißigen Sammlern es glauben. Die alte Nation ist ausgetilgt; aber die verwandte lettische erstreckt sich weit hinaus über diese politische Grenzen; noch weiter die slawische; und

wo sind die Grenzen des Germanischen! Seiner eignen Aufgabe nach muß daher dieses reiche Werk ein unvollständiges sein, indem es nur die Sagen aufgenommen hat, welche, altpreussischen, lettischen, slawischen und deutschen Ursprungs, innerhalb des Territoriums, welches das Königreich Preußen im engern Sinne umfaßt, sich erhalten haben, oder als ehemals lebendig dafelbst waren.

Die Verfasser selbst sprechen sich darüber in ihrem Vorwort mit Umsicht aus. In doppelter Beziehung befindet sich Preußen nach ihnen in ungünstigen Verhältnissen. Stets ist in gebirgigen Gegenden dieser Zweig der Volksthümlichkeit, die Sagenentwicklung, am reichsten und mannichfaltigsten aufgeblüht. Ein weites Tiefland wie Preußen, bietet in seinen räumlichen Bestandtheilen zu wenig Wechsel, als daß Das, was auf ihm emporkeimt, eine bedeutende Vielseitigkeit zu zeigen vermöchte. Gleich der Vegetation eines solchen Landes tragen auch seine Sagen den einförmigen Charakter. Noch weniger begünstigte eine dauernde Geschlechtsfolge die preussische Sage. Ausgerottet wurde das Urvolk; es ist also kein Volk mehr da, vielleicht auch nicht mehr ein Geschlecht, was eine Erinnerung an die Urzeit des Landes hätte bewahren können. Was davon auf uns gekommen, ist es nur in der Gestalt, wie die deutschen Eroberer und Colonisten es aufgefaßt und mit ihren Vorstellungen vermischt haben. Die Mehrzahl der Sagen aber sind rein germanischen Ursprungs. Ein deutlicher, trauriger Beleg, wie das deutsche Schwert hier gewüthet und ausgemerzt hat. In Ostpreußen, das durch den Orden ganz Deutsch wurde, fehlen alle Erinnerungen an die vorchristliche und vordeutsche Zeit ganz. In Lithauen treffen sich Spuren der Urbewohner; ihre Sprache ist nicht ganz verklungen, und es ist nicht jede Ueberlieferung aus der Vorzeit erloschen. Doch zeigt sich hier wenig angeborene Neigung für geschichtlich epische Poesie; das leichte, tändelnde Lied waltet vor. In Westpreußen, wo das slawische Urvolk der noch fast unvermischte Volksstamm ist, erinnern noch vielfache Stimmen an die früheste Vergangenheit. Aber auch der Slawe hat wenig Anlage und Neigung für die geschichtlich epische Poesie, und die Ausbeute bleibt dürftig.

Unter den frühesten Sagen, welche ein germanisches Gepräge tragen, tritt hier sehr natürlich, der legendenartige Charakter heraus. Eine geistliche Ritterchaft bevölkerte das eroberte Land. Ein gräßlicher, religiöser Eroberungs- und Vernichtungskrieg wüthete durch Jahrhunderte. Aber die Ritterthaten tragen nicht den anmuthig chevaleresken Charakter der Kämpfe am Ebro und der Guadiana. Die Liebe spielt hier nicht mit; nur finstere Glaubenswuth. Keine edlern Principe brachten Bindungsglieder zwischen den Kämpfenden hervor, die gleich widerstrebenden Naturkräften nur gedeihen konnten eines durch den völligen Untergang des andern. Die Jungfrau Maria, die den Christen erscheint, ist hier ein bloßes Phantom, die Blut für sie ist mit wenig menschlich Schönem gepaart; nur trübe Resignation begeistert die Marienbrüder. Die Legenden sind einförmig, plumpe Wiederholungen von einer wunderthätigen Mitwirkung der Himmels-

Wichtig für ihre Sache. Die Phantasie hat wenig damit zu thun. Nach den Verf. träte aber doch der eigentlich legendenartige Charakter dieser frühen Sagen mehr zurück, als wir meinen, indem der Geist des Rittertums im deutschen Norden den inbrünstig fanatischen Mönchsgeist niemals so aufkommen lassen, wie es in andern Ländern der Fall gewesen. Dies mag historisch so gewesen sein, und die deutschen Ritter mögen eine feindliche Opposition gegen Rom und die mönchliche Kirche gebildet haben; auch sei zugeben, daß die preussischen Legenden des bunten fanatischen und süßschwärmerischen Schmuckes anderer Legenden entbehren und dafür Sporen und Schilde kräftiger darin klirren; dennoch sind die Sagen, vom allgemeinen Gesichtspunkte aus betrachtet, nichts mehr als Legenden, in denen nur die Frömmigkeit kürzer abgefunden wird als anderwärts. Weil nun die preussischen Legenden mehr im Volke (Rittern und Colonisten) als in der Kirche ihre Entstehung gefunden, rechtfertigen die Sammler die Aufnahme derselben in ihre Volksagen.

Die Verfasser sind nicht zu beneiden um die Mühe, die ihnen dieser erste Theil ihrer Arbeit gemacht haben muß. Wir erwarten Sagen und verstehen darunter etwas, was sich fortspriecht im Volke und geglaubt wird, und finden dafür Auszüge aus alten Chroniken, Ansführungen, die zuweilen, von den Scribenten selbst nicht geglaubt, nur dem stylistischen Wis derselben ihre Entstehung verdanken. Welche Arbeit, aus dem Wust trockener chronikalischer Mittheilungen die wenigen saftigen Histörchen auszuziehen! Welche Wiederholungen ein und desselben Wunders, das bei der magern Phantasie von einem Orte zum andern übergehen und sich aufs Neue ereignen muß. Was soll z. B. nach unserm Begriffe von Volksagen der gelehrte Mönchswitz über die Entstehung des Namens der Brutener und Preußen? Die Masovier, die schon früher als ihre Nachbarn, die Brutener, das Christenthum angenommen, hätten diese wegen ihrer Rohheit die *Wuten*, d. h. die Unsinntigen, Thierischen genannt. Die Brutener, als sie es erfahren, singen gegen die Masovier einen heftigen Ehrenkrieg an, und Lektüre, hart bedrängt, sahen sich zu Vergleichsvorschlägen genöthigt. Sie erklärten, nun wohl einzusehen, wie die Brutener wichtig geworden, und wollten sie um deshalb praescii, d. h. die vorwissenden Leute, nennen. Die Brutener waren damit zufrieden, nannten sich selbst sofort praescii oder prusci, und daraus ist das Wort prussia entstanden.

Solche Mittheilung kann den Verfassern, die wol wissen, was eine Volksage ist, selbst nur unergütlich geworden sein. Aber ihre Arbeit wurde noch schwieriger da, wo sie aus den überkommenen Nachrichten von der alten mythischen Geschichte der Preußen und ihrer Mythologie mit der chronischen Sonde Das herauschneiden mußten, was sich als Sage geben ließ. Die fabelhafte Geschichte vom Waldevuto und seinen Söhnen, die nicht erspriessliche Allegorie aller Eigennamen, die von Helden, Göttern und Priestern entlehnt sein mußten, mußte da mit als Sage aufgenommen werden. Aber diese ausgestorbene und spurlos aus dem europäischen Leben verschwundene Mythe er-

hält Leben nur durch den Zusammenhang. Die einzelnen herausgerissenen Theile entbehren für sich des Interesse und der Bedeutung, welche fast jedes Märchen aus der großen, schönen Sagenwelt der Griechen durch sich selbst hat. Statt daher eine Reihe von Sagen vereinzelt aufeinanderfolgen zu lassen mit besonderen Überschriften wie: „Herkunft der Gymnern aus Ulmigerien“, „Wie Ulmigerien ein Königreich ward“, „Wie Waldevuto das Land theilte“ u. s. w., die einzeln nicht anziehen, kaum verständlich sind, hätten die Verf. zweckmäßiger gehandelt, eine kurze zusammenhängende Sagen Geschichte, wie sie aus den Nacherzählern Bischof Christian's von Kulm sich ergibt, den wirklichen Sagen voranzuschicken. Was sich als einzelne Sage herausstellte, hätte dann einen guten historischen Hintergrund gehabt.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Escherkessien und Südrussland.

Wir haben in Nr. 65 — 67 dieser Blätter über Spencer's Reise nach Escherkessien berichtet, erlauben uns aber noch einmal auf dieses Land zurückzukommen, das fortwährend die allgemeinste Aufmerksamkeit fesselt. Es sind vor einiger Zeit zwei Werke in Paris erschienen, welche theils Spencer's und Laitbout de Marigny's Aussagen bestätigen, theils den Zustand der Dinge und die gegenseitige Stellung der Feinde sehr lebhaft schildern. Das eine Werk führt den Titel: „Erzählungen aus den letzten Feldzügen gegen die Circassier“, das andere ist von St.-Sauveur verfaßt, der seine Ausflucht nach der Krim und den kaukasischen Küsten schildert. In beiden Schriften wird den russischen Generalen vorgeworfen, sie scheuten kein Mittel, um an den verhassten Bergvölkern blutige Rache zu nehmen, und besonders zeichne sich General Saff durch seine Grausamkeit aus. Wir wollen hier einen Fall erzählen, dessen Wahrheit wir mitten in Deutschland freilich weder beweisen noch bestätigen können. „In dem Theile des Landes, welchen die Russen besetzt hielten (wahrscheinlich das Uferland am Kuban), lebte ein junger Escherkess, dessen Umsicht und Tapferkeit ihn dem General Saff verdächtig machten; denn dieser war der Meinung, jener Jüngling nehme lebhaften Antheil an den Unternehmungen seiner Landsleute gegen die Russen; indessen Beweise von Verrätherei lagen nicht vor und doch wollte sich der General gern eines Mannes entledigen, den er für gefährlich hielt. Da kam eines Tages Ahmel ins Hauptquartier, betheuerte seine Anhänglichkeit und Treue gegen seine Beschützer, wie er die Russen nannte, und fragte an, ob Saff ihn wol bei einem gefährlichen Unternehmen behüßlich sein wollte. „Ich möchte gern des alten Wislentieff's Tochter heirathen; er stellt mir aber einen gar zu hohen Preis, will keinen Kopelen ablassen und ich kann das Geld nicht aufbringen. Ich will das Mädchen entführen und rechne auf deinen Beistand.“ Der General weigerte sich einige Zeit, stellte sich aber endlich, als willige er ein. „Wann willst du deinen Plan ausführen?“ fragte er. „Morgen.“ „Morgen kann ich dir noch nicht behüßlich sein. Indessen, da Niemand gesehen hat, daß du hieher gekommen bist, so bleibe bis zur Nacht hier, ich will einige Leute auswählen und bereit halten; sei übrigens verschwiegen, denn ich möchte nicht gern, daß deine Landsleute denken sollten, ich mischte mich in ihre Angelegenheiten.“ Ahmel war hocherfreut; Saff aber sandte einige Kosaken an den alten Wislentieff ab und verrieth diesem den ganzen Plan. Abends ritt Ahmel voll Hoffnung fort, befahl den Kosaken, als er in die Nähe von Wislentieff's Wohnung kam, etwas zurückzubleiben, während er herumspähte, ob Alles sicher sei; da aber fiel der Vater seiner Schönen mit mehren Verwandten aus dem Hin-

terhalte hervor, und Ahmel ward niedergemetzelt. Es war somit von diesem Jünglinge befreit."

Wie tollkühn Bergvölker sind, beweist Folgendes. Im Winter 1834 setzten 60 Schapsukreiter etwas oberhalb Zaterinobar über den Kaukasus, um Stawropol, die Hauptstadt der russischen Kaukasusprovinz, zu überrumpeln und in Brand zu stecken. Sie hatten bis dahin eine Strecke von 850 Werst oder 50 deutsche Meilen zurückzulegen und zwar durch ein von Kosaken bewohntes Land, welches obendrein die Verteidigungslinie gegen die Bergvölker bilde. Man begriff daher kaum, wie sie es möglich machten, durch die zahlreichen Wachtposten unbemerkt hindurchzuschlüpfen. Gewiß ist, daß sie bis vor die Thore von Stawropol kamen; da wurden sie von einem Bauer, der eben nach der Stadt ging, als sie sich lagern wollten, um den Einbruch der Nacht zu erwarten, gesehen; der von ihrer Anwesenheit unterrichtete Militairgouverneur bot einige Hundert Kosaken auf und umzingelte das Gebüsch, in welchem sie ausruheten. Da die Schapsuken fanben, daß der Feind sie fest eingeschlossen hielt, saßten sie einen energischen Entschluß. Sie machten sich aus ihren Pferden Brustwehren, setzten entschlossen, nicht lebendig in die Hände der Russen zu fallen, nahmen jeder einen Mann aufs Korn, schossen, zerstückelten dann ihre Karabiner und begannen ein Handgemenge, das nicht eher endigte, als bis alle sechzig Schapsuken neben einer doppelt so starken Anzahl Kosaken bei ihren erstochenen Pferden todt am Boden lagen.

Am meisten verlieren die Russen durch nächtliche Überfälle, denen sie so häufig ausgesetzt sind. Die Fischeressen, denen jeder Punkt im Lande genau bekannt ist, greifen ihre Feinde im Rücken, vorne, auf der Seite an; diese gerathen in Verwirrung, und selbst die Offiziere sind trotz der strengen Disziplin nicht im Stande, die Ordnung jedesmal wiederherzustellen. Es ist daher in allem Ernste mehrmals der Rath ertheilt worden, man solle auf die Fischeressen förmlich Jagd machen und J eden, der solchergestalt eingefangen würde, im süßlichen Rußland ansiedeln. Allein die Ausführung dieses Planes würde die Mitwirkung von mindestens 100,000 Mann erfordern, ungeheure Summen kosten, und der Erfolg bliebe bei der Beschaffenheit des Landes und Volkes doch immer problematisch, da die strengste Blockade den Schmuggelhandel doch nicht ganz hindert und die Fischeressen im Laufe der letzten Jahre angefangen haben, selbst Pulver zu bereiten. Unterwerfen aber muß Rußland den Kaukasus um jeden Preis, wäre es auch nur, um seine Sübprovinzen sicherzustellen; denn hier sind alle Elemente zu einer künftigen Entwicklung in vollem Maße vereinigt: die Krim ist im Laufe der letzten dreißig Jahre beinahe fabelhaft emporgeblüht, der Ackerbau steht im Flor, bald wird Petersburg seinen ganzen Weinbedarf von dort her ziehen; Städte, welche seit den Zeiten des großen Mithridates in Ruinen lagen, erheben sich zu neuem Glanze, und in den Häfen flattern jetzt die Wimpel von weit mehr Schiffen als im Mittelalter, da Genua in diesen Gegenden mächtig war. Sebastopol endlich, das große Seearsenal mit seinen ungeheuern Werften, hat einen trefflichen Hafen, ist stark besetzt, und die Schiffe können von dort, da im schwarzen Meere die Nordwinde vorherrschen, binnen wenigen Tagen bis unter die Kanonen von Konstantinopel gelangen und diese Stadt einnehmen, ehe im übrigen Europa Jemand auch nur eine Ahnung davon hat. Wo vor einigen Jahren nur Gras wuchs, da baut jetzt der südrussische Landmann das herrlichste Korn, Wein und Öl. Das Grundeigenthum ist bedeutend im Werthe gestiegen und Woronzoff ein wahrer Landesvater für Südrussland. Soll aber diese Blüte zur Frucht reifen, dann muß Rußland die Ostseite des schwarzen Meeres besitzen und freien Verkehr mit dem kaspischen See unterhalten können. Diese Rücksichten sind so unabweisbar, daß es endlich seine gesammte Kraft nach jenem Punkte hinrichten muß, selbst

wenn es darüber im Besen augenblicklich an Terrain verliere. Bisher aber ist der Kaukasus für den Kaiser Nikolaus gewesen, was Spanien für Napoleon war. 47.

## Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit\* bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 196.)

### I. An Zeitschriften erscheint für 1838 ferner:

- \*4. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf seinem Druckpapier. 12 Thlr. Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.
- \*5. Isis. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von H. C. Jahrgang 1838. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.
- \*6. Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Karl Pabst. Jahrgang 1838. Wöchentlich 2 Nummern von 1 Bogen. Gr. 4. Auf seinem Druckpapier. 6 Thlr. 16 Gr.

Zu den unter Nr. 4, 5 und 6 genannten Zeitschriften erscheint ein

### Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlern. werden Anzeigen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis oder der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigegeben.

- \*7. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Herausgeber: Friedrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. 52 Nummern. (Nr. 249—300.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Auf Velinpapier. 2 Thlr. Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste Jahrgang des Pfennig-Magazins in 52 Nummern (Nr. 1—52) kostet sauber geheftet 2 Thlr., der zweite Jahrgang in 39 Nummern (Nr. 53—91) 1 Thlr. 12 Gr., der dritte Jahrgang in 52 Nummern (Nr. 92—143) 2 Thlr., der vierte Jahrgang in 53 Nummern (Nr. 144—196) 2 Thlr., der fünfte Jahrgang (Nr. 197—248) 2 Thlr., und es sind fortwährend Exemplare davon in guten Abdrücken zu erhalten.

Das dem Pfennig-Magazin beigelegte

### Intelligenzblatt

eignet sich vorzüglich für alle das gesammte deutsche Publicum betreffende Ankündigungen. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden nur 5 Gr. berechnet, Anzeigen und dergl. gegen Vergütung von 18 Gr. für das Lausend beigelegt.

- \*8. Das Pfennig-Magazin für Kinder. (Herausgeber: A. Kaiser.) Jahrgang 1838. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Auf Velinpapier. 1 Thlr.

Wird monatlich ausgegeben.

Der erste bis vierte Jahrgang kosten cartonniert jeder 1 Thlr.

- \*9. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagsabteilung.) Sechsten Bandes siebentes und achtes Heft. (Nr. XLVII—XLVIII.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

- \*10. Leipziger Kreisblatt. (Herausgeber: R. A. Esp.) Jahrgang 1838. Wöchentlich drei Nummern (1/2 Bogen). Gr. 4. Auf seinem Druckpapier. Pränumerationspreis vierteljährlich 12 Gr. Für Bekanntmachungen aller Art wird die gespaltene Zeile mit sechs Pfennigen berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 204.

23. Juli 1838.

### Gesammelte Volkspoesien.

(Fortsetzung aus Nr. 203.)

Der erste Theil des gehaltreichen Buches könnte aus den angegebenen Gründen Leser, welche doch auch durch Sagen unterhalten sein wollen, zurückschrecken. Sie mögen sich die Mühe nicht verbrießen lassen, durch die trockenen Auszüge aus den Historikern sich durchzuarbeiten, und sie werden in den aus mündlicher Überlieferung niedergeschriebenen Sagen reichen Erfas finden. Ebenso vieles ganz Ungekannnte kommt uns hier überraschend entgegen, als Sagen, welche sich in den Traditionen anderer Völker und Stämme wiederfinden, die überhaupt Sagen haben. In diesem Theile des Werkes haben die Herausgeber ihren Beruf für die nicht leichte Arbeit vollkommen bewährt. An der Darstellungsweise ist nichts anders zu wünschen.

Die Ehrfurcht vor den alten Eichen spukte noch lange nach der Vertilgung des Waldevotgeistes fort. Was den Göttern heilig war, wird nach der Veränderung der Religion ein Altar des Teufels. Wie in Germanien verpflanzte man in Preußen die christlichen Heiligthümer an dieselben Orte, wo den Götzen geopfert worden, um die Andacht durch örtliche Bedingungen zu fesseln. Nur scheinen die deutschen Ritter milder gegen die alten Bäume verfahren zu sein als der heilige Bonifacius. Man ließ sie stehen, bis der Teufel zu arg sein Spiel damit trieb. So ward die heilige Eiche von Romove erst spät gefällt, ebenso die von Heiligenbeil; die heilige Eiche bei Wehlau, an der Erde 27 Ellen dick, soll noch vor hundert Jahren gestanden haben.

Charakteristisch ist aber die Notiz, daß noch zur Zeit der Reformation hier und da im preussischen Landvolk der alte Götzendienst als Aberglaube spukte. Zur Zeit Albrecht's des Ältern, Markgrafen von Brandenburg, drohten die polnischen Schiffe einen Einfall in Samland. Der Hochmeister wußte sich keines Rathes, da er seine Kriegsmannschaft an andern Orten brauchte. Er wandte sich deshalb an einen Freibauern an der samländischen Küste, der, abstammend von den alten Priestern des Landes, im Stillen als ihr oberster Priester oder Weideler in großem Ansehen stand. Weltin Supplit versprach Hilfe. Er versammelte die Bauern, schlachtete am Strande einen schwarzen Stier und zerstückte ihn. Das Eingeweide ward

verbrannt, das Fleisch aber gekocht und mit einer Quantität Bier von sämtlichen Anwesenden unter sonderbaren Bewegungen und Gebarden und vorgesprochenen Gebeten zu den alten Göttern des Landes verzehrt. Als sich nun die polnischen Schiffe sehen ließen, konnten sie doch zur großen Verwunderung des Markgrafen nicht landen, obgleich es das heiterste Wetter war. Die Polen erklärten nach dem Friedensschluß, die seltsamsten Verblendungen hätten sie abgehalten. Bald sei ihnen der Strand wie ein grausamer, entsetzlicher Abgrund vorgekommen, bald wie hohe, unersteigliche Sandberge. Leider aber gingen nun auch nicht allein die Feinde, sondern auch die Fische vom Strande fort. Supplit hatte in der Beschwörung ein Versehen begangen und machte es durch eine ähnliche Beschwörung wieder gut. Er mußte dafür zwar eine gewisse Waise zahlen, aber die Fische waren doch wieder da.

Wenn man hört, daß die Samländer durch nichts Anderes zum Christenthum bekehrt wurden, als weil sie die deutschen Ritter Salat essen sahen (sie meinten, wer rohes Gras ißt, dem ist nicht zu widerstehen), so wäre dieser Rückfall zum Götzendienste nichts Unerklärliches. Die Sage vom Opferstein auf dem Rombinus, sehr interessant in ihrer historischen Fortsetzung bis zum J. 1835, liefert noch einen Beleg, wie weit die heidnischen Traditionen reichen.

An spukhaften Heeren, welche den bedrängten Kreuzrittern zu Hülfe am fernen Horizont erschienen und die wilden Preußen nährten, fehlt es so wenig als an unmittelbaren Einwirkungen der Jungfrau Maria. Die Poggesanen wurden einstens von einem ganzen Heere von Succubi oder Incubi ärger als durch ihre deutschen Feinde geplagt, die in menschlicher Gestalt ihnen allen möglichen Unfug anthaten und selbst mit ihren Weibern sich abgaben, sodaß wol die Ausrottung des so verderbten Geschlechts nothwendig und natürlich wurde. Die Sagen vom pommerschen Herzoge Schwantipol streifen auch hier hinein; so auch die von den helbenmätigen Frauen, welche ihre Stadt allein vertheidigten. In den belagerten Burgen begeben sich Wunder, die natürlichen Kinder heroischer Anstrengungen, oft rührende Sagen, der Dichtung werth. Auch hier findet sich wieder jene epigrammatische Sage, welche bei den Spaniern zur Romanze ward. Die hart Belagerten werfen ihr letztes Brot den Belagerten zu, die darauf

abziehen, weil sie es mit einem Feinde nicht aufnehmen mögen, der solche Hülfsmittel hat, daß er ihnen selbst noch abgibt. Die Geschichten der einzelnen deutschen Ritter, die gottlos in ihrem Vaterlande gewirthschafte und, durch Wunder bekehrt, das Kreuz genommen und Streiter Gottes wurden, könnten zu mancher Ballade interessanten Stoff liefern. Auch finden sich einzelne launige Schwänke eingestreut, z. B. von jenem bairischen Schützen zu Ragnit, den der Teufel am Gesäß beißt, weil er Abends nur ein kleines Kreuz zu machen pflegte. Als der Schütz darauf ein Kreuz vom Scheitel bis zur Sohle machte, blieb er ungebissen. Der von einem angetrunkenen Junker angerufene Teufel, daß er ihm die Stiefeln ausziehe, erscheint und löst seine Aufgabe, doch mit dem Stiefel zieht er ihm die Haut ab.

Hier begegnet uns (ob zum ersten Male?) die Geschichte von der tugendhaften Nonne, welche sich vom wilden Lithauer, z. Probe, ob ihre Salbe vom Tode curirt, den Kopf abhauen läßt. Die reichen Bauern aus Niklauswalde und die hochmüthigen Bauern aus Lichtenau nähern sich schon uns befreundeter Sittenschilderungen aus der Wohlbehäbigkeit des Mittelalters. Die Geschichte vom Pfeiler im Remter von Marienburg und der verrätherischen Kugel, die ihn zerschmetterte und die Ritter begraben sollte, reicht schon aus der Sage in die Geschichte hinüber.

Unter den Gespenstergeschichten, in die sich die Sagen aus späterer Zeit auflösen, sind manche recht interessante und ergötliche, z. B. die *Varianon* von Sutz von Albertus Magnus. Ein Schulmeister, welcher der schwarzen Kunst mächtig, läßt die Tochter des Bürgermeisters allnächtlich von seinen Geistern zu sich bringen und pflegt mit ihr der Liebe, ohne daß sie will, noch ihre Ältern es hindern können, obschon sie die Tochter zwischen sich im Bette schlafen lassen. Der Thäter ist nicht aufzufinden, bis die List des Vaters der Tochter ein Knäuel in die Hand gibt, von dem er den Faden in seiner behält. So entdeckt man den Missethäter, der sich aber nachher, als er verbrannt werden soll, an einem seldenen Faden mit dem Rädlein in die Luft schwingt.

Nun kommen auch lustige Schwänke von pfliffigen Dieben, die allwärts so gut als in Preußen ihr Vaterland haben könnten. Einer soll einmal in Thorn gehangen werden. Aber oben auf der Leiter sieht er die heranahenden Schweden unter Wrangel und schreit es den Thornern zu. Diese schenken ihm, weil er die Stadt gerettet, das Leben. Daß der alte Dessauer, der in Lithauen begütert war, daselbst spukt und hier nicht allein ein Mann des Volkes, sondern auch einer der Ammenstuben geworden, ist bekannt. Aber merkwürdig ist, daß die uralte, echt-germanische Sage von den Fingerlingen, Barstücken, Erdmännlein, die sich einem adeligen Geschlechte in nächster Wahlverwandtschaft anschließen und die Schicksale der Familie mit durch oder voraus erleben, hier in Preußen einen Hauptsitz hat. Es ist das Schloß Prassen, der Stammsitz des gräflich Eulenburg'schen Geschlechtes. In der Kirche von Jarstendorf entzündet sich jedesmal

Nachts auf dem Altare eine Kerze, wenn ein Mitglied der Familie stirbt. Im lithauischen Städtchen Ragnit besuchen sich die Leichen der beiden Kirchhöfe Nachts unter ganz besondern Umständen und dulden nicht, daß man ihren Verkehr unterbricht. Als Beweis, daß die allerneueste Zeit auch ihre Sagen sich nach Bedürfnis schafft, sieht man links von der Weichsel unsern Graudenz allnächtlich zwei Reiter auf schwarzen, aus Rüstern und Maul flammenschnaubenden Rossen und mit einer glühenden Messkette in den Händen die Flur umreiten. Es sind zwei Bauconducteure, die sich bestechen ließen, parteiisch die Ländereien zu vermessen.

Der Anhang des Buches, über abergläubige Meinungen und Gebräuche in Preußen, ist ein Schatzkästlein, in dem sich noch manche Erzählung vorfindet, welche als Sage im Haupttheil ihren angemessenen Platz gefunden hätte. So sitzt nach dem Glauben an mehreren Orten der Erste, welcher an einer Seuche stirbt, im Grabe aufrecht und verzehrt sein Laken. So lange er daran zu zehren hat, hört das Sterben nicht auf, wenn man ihn nicht ausgräbt und ihm mit dem Spaten den Hals absticht. Auch erfahren wir, daß der Glaube an Blutsauger bis auf den heutigen Tag unter dem Landvolke Preußens fast ganz allgemein ist. Er weicht nicht im geringsten von den Vorstellungen ab, wie er in Serbien, Bosnien und Ägypten gäng und gäbe ist. Schauderhaft aber klingt die Mittheilung eines Ereignisses aus der v. Wollschläger'schen Familie, welches noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts stattfand. Ein Herr v. Wollschläger war gestorben. Mehrere Umstände sprachen dafür, daß er ein Vampyr gewesen; auch folgten ihm schnell und unerwartet mehre Verwandte. Es ward deshalb ein Familienrath gehalten und beschloffen, daß der Jüngste und Beherzteste der Familie seinem Oheim den Kopf abhauen solle. Von einem Mönche begleitet, steigt er in die Gruft des Klosters. Der Sarg wird geöffnet, der Leichnam emporgezogen, um den Hals auf den Rand des Sarges zu legen. Die natürliche Bewegung des Kopfes setzt den Mönch in solches Schrecken, daß er seine Kerze fallen läßt und davonläuft. Der junge Wollschläger verliert nicht die Besonnenheit, er haut mit einem Beile der Leiche den Kopf ab; aber der mächtige Strahl des Blutes verlöscht auch seine Kerze. Kann die Poesie mehr Grauenhaftes erfinden? Nur mit Mühe tappt er hinaus, und der Retter seiner Familie ist selbst nahe daran, an einem Nervenfieber das Leben zu verlieren. Doch starb er hochbejahrt als Landschaftsdirector erst 1820. Die Leiche des Blutsaugers liegt noch in der Gruft des Bernhardtinerklosters zu Jakobsdorf, den Kopf zwischen den Beinen.

Als die Cholera in Preußen wüthete, zeigte sich, wie fest die Sage von den Blutsaugern noch im Volke wurzelt. Man konnte es kaum hindern, die zuerst Hingeraffteten auszugraben, weil man sie für Vampyre hielt. Der Glaube an die Nachtwandler, sehr verbreitet in Preußen, ist hier mit mehren charakteristischen Zügen ausgebildet. Die armen, ruhelos Umherschweifenden erdulden Qualen aller Art, von denen sie, erschöpft am

Morgen, nichts wissen. Häufig gehen auch mit ihnen Verwandlungen vor. Als Reifen haben sie Meilen weit zu laufen, als Ragen auf die Dächer zu klettern. Ein junger Bursch ward von einer Rage des Nachts gepeinigt und gekragt. Einst glückte es ihm, sie zu fangen und in einen Sack zu binden. Des Morgens erstaunte er nicht wenig, im Sack seine verlobte Braut zu finden. Sie war nun geheilt.

## 2. Halle der Völker.

Während jenes Werk die Stimmen der Volkspoesie aus dem kleinen Küstenreich Preußen zu umfassen suchte und doch auch darin nicht vollständig war, gibt dieses solche Stimmen aus England, Schottland, den Niederlanden, Frankreich, Belgien, der französischen Schweiz, Spanien, Portugal, Dänemark, Norwegen, Schweden, China, Indien, Türkei, Arabien, Ungarn, Serbien, Lithauen, Polen und aus dem Fjergrunde, nämlich Lieder. Den Plan dieses Buches als solches kann Ref. nicht fassen, wenn es nicht eben der war, ein Buch zu machen. An eine Vollständigkeit kann weder das Publicum denken, noch hat der Verf. desselben gedacht. Welches Buch umfasste die Volkspoesien aller Völker, die Lieder sangen? Oder sammelte er eine gewisse Art des Gesanges, Kriegelieder, Liebeslieder, Todtentlagen? Nein. Die aufgenommenen Piecen gehören allen Gattungen des Volksliedes an. Was sollte denn das Buch gewähren? Eine Auswahl aus den Volksliedern aller Länder, damit das Publicum vergleichen könne, oder Geschmack dafür bekäme? Das war eine Aufgabe zu Herder's Zeiten; sie ist gelöst und hat ihre Wirkung erreicht. Wer dafür Sinn hat, weiß, wie die Schotten singen und die Letten dichteten. Oder sollte es eine Anthologie des Vorzüglichsten sein? Dem widerspricht die Vorrede und sogar der Titel. Hr. Prof. Wolff behauptet, größtentheils nur Das aufgenommen zu haben, was noch nicht übersetzt war. Das Vorzüglichste aber aus den Poesien aller dieser Völker ist längst übersetzt und zum Theil so übersetzt, daß es nicht nöthig hat, noch einmal übersetzt zu werden. Er hat, was in seinen lobenswerthen Privatstudien der Volkslieder in seinem Pulte sich angehäuft von einzelnen Stücken, nach den Sprachen, worin die Lieder gedichtet sind, zusammengelagt, daraus eine Sammlung in zwei Bänden gefertigt, ihnen den Titel: „Halle der Völker“, vorgelegt, hinter dem Titel eine Dedicacion an Ludwig Tieck auf ein leeres Blatt geschrieben und so das Ganze in die Druckerei geschickt, und so ist es ein Buch geworden.

Aber für wen? Für Gelehrte, oder für das Publicum? Für Gelehrte mag es als Ahrenlese Werth haben, und doch nur bedingten. Die Anführung auf dem Titel: „größtentheils zum ersten Male metrisch in das Deutsche übertragen“, ist eine schwankende. J. B. sind alle Lieder aus der „Minstrelsy of the scotish border“ bereits in der Ausgabe des Gebrüder Schumann übersetzt, und es scheint nicht nothwendig, sie noch einmal zu übersetzen, zumal da ihr Werth meist historisch-ästhetisch ist und sie, in jeder Übertragung einen Theil ihrer Frische einbüßend, doch nie bei uns populair werden können. Der

Gelehrte liest sie lieber in der Ursprache. Hr. Prof. Wolff hat zum Theil andere, vollständigere Lesarten und Versionen, die ihm besser schienen, ausgewählt. Das ist recht gut, aber diese bessern Lesarten geben dem Liede noch nicht den Werth, der allgemein verständlich ist und von Jedem empfunden wird. Die Lieder aus den Niederlanden sind größtentheils von Wolff selbst in seinen „Proben altholländischer Volkslieder“ schon mitgetheilt.

(Der Beschluß folgt.)

## Aus Italien.

Je größere Aufmerksamkeit die Ackerbauvereine und die Regierungen nördlicher Staaten diesseit und jenseit des Weltmeeres dem Seidenbau schenken, desto mehr läßt man sich es in Italien angelegen sein, seinen Betrieb zu vervollkommen und keine Erfahrung unbenutzt zu lassen, die den unsicheren werdenden Besitz ihnen aufs Neue verbürgen könnte. Das I. I. Institut für Wissenschaften und Künste zu Mailand, dessen Director Carlini ist, hat einen Preis von 1500 italienischen Liren für 1840 ausgesetzt, um über die zusagenbsten Sorten von Maulbeeren und Seidenraupen u. sich genügende Antworten zu verschaffen. Das Programm der Aufgabe gibt die „Biblioteca italiana“ im Januarheft für 1838. Durch Dandolo und Berri hat die Seidenzucht neuerdings bedeutendere Fortschritte gemacht als früher im Laufe eines Jahrhunderts. Man wetteifert mit Frankreich, und jede von dort ausgehende Nachricht über ein rationelleres Verfahren in Behandlung der Raupen, oder über eine vorgeschlagene Verbesserung bei der Gewinnung der Seidenfäden darf auf Theilnahme und Prüfung rechnen. Lebhaftes Interesse erregt daher die von Stanislas Julien aus chinesischen Encyclopädien nach dem Wunsche der französischen Regierung ausgezogenen Notizen, und bald erfolgte eine Uebersetzung von Julien's Schrift ins Italienische, die in so gute Hände fiel, daß man bei allen fernern Übertragungen grade diese turiner zu Rathe ziehen sollte. Unter dem Titel: „Dell' arte di coltivare i gelsi e di governare i bachi da seta secondo il metodo chinese. Sunto di libri chinesi, tradotto in francese da Stanislao Julien, membro ecc.; versione italiana con note e sperimenti del cavaliere Matteo Bonafous, dottore in medicina, direttore dell orto agrario di Torino, socio del reale Istituto di Francia“ (Turin 1837, mit 11 lithographirten Tafeln), ist die Schrift erschienen, die schon in der Vorrede auf die mancherlei Widersprüche aufmerksam macht, die durch die unkritische und allzu kurze Zusammenstellung verschiedener in China gebräuchlicher Verfahren entstanden. Indessen trotz dieser Mängel fand Hr. Bonafous doch Manches in den chinesischen Vorschriften, was er seinen Landsleuten um so mehr zur Berücksichtigung empfehlen konnte, als er durch eigne Versuche sich von der Anwendbarkeit der Angaben überzeugt hatte. Besonders wichtig für nördliche Länder scheint die in China eingeführte Gewohnheit, die frischen Maulbeerblätter mit Reismehl zu bestreuen, was dort wesentlich zur Gesundheit der Raupen beitragen und kräftigere Gespinne gewähren soll. Schon Duhalbe hatte das erzählt, aber erst jetzt hat Bonafous die Versuche angestellt und sich nicht blos auf Reismehl beschränkt, sondern auch Reismehl und Kartoffelkleien gebraucht und überraschend günstige Resultate erhalten. Gleicher Berücksichtigung werth scheinen die Vorschläge für Reinhaltung der Raupen, ohne daß man die Geschlechter zu wechseln noth habe, sowie die Weise, wie man die Cocons mit Salz frisch hält, und wie man die auswählen muß, von denen man Falter gewinnen will. Manche der Vorschriften werden fernere Versuche veranlassen, da man von dem Vortheile sich überzeugt hat, den solche mit Umsicht angewandte Verfahren bringen. Doch wird bei jedem ein Haupterforderniß die Fütterung mit Maulbeerblättern bleiben, da alle Surrogatmittel nur durch die Blätter dieses von der

Natur der Seidenraupe angewiesenen Baumes ihr schwachhaft und zuträglich werden. Für die Vermehrung des Productes sorgt daher, wer für die Vermehrung der Bäume sorgt, und große Berücksichtigung hat darum bei allen rationalen Seidenzüchtern eine neue Abhandlung von demselben Rizzi gefunden, der sich durch ein „Manuale pratico per coltivare il gelsio“ einen Namen erworben hatte, worin er ein Verfahren in Vorschlag bringt, Ableger und Wurzelbrut von gepflanzten Seidenraupen, die bekanntlich schöneres Laub geben, durch Centrifugen sich zu verschaffen. Man lese seine „Memoria sopra un nuovo metodo di propagare i gelsi domestici, ossia nuovo vivajo perpetuo di gelsi innestati per margotte sotto terra del perito agrimensore Dom. Rizzi“ (Padua 1837) selbst nach, um sich von der Eigenthümlichkeit seines Verfahrens und dessen erfolgreicher Anwendbarkeit zu überzeugen. Der Hauptfeind aller Seidenzüchter bleibt die neuerdings so oft besprochene Krankheit der Raupen, il calcino. Doctor Ag. Bassi in Lodi glaubte ihren Grund in einer parasitischen Pflanzenbildung zu erkennen, die sich in der kranken Raupe erzeuge und die Ansteckung begründe und ward dadurch auf Mittel dagegen geleitet. Das ist in frühern Mittheilungen d. W. erzählt worden. Jetzt ist eine zweite Ausgabe seiner Schrift: „Del mal del segno ec., malattia che affligge i bachi da seta e sul modo di liberarne le bigattaje“ (Mailand 1837), und auch der „Memoria del dottor Ag. Bassi di Lodi in addizione alla di lui opera sul calcino“ (Mailand 1837), gleichzeitig aber auch eine Uebersetzung des im Ganzen ungünstigen Berichtes von Dutrochet an das französische Institut erschienen (Mailand 1838), dem aber die „Esperienze dirette a conoscere l'efficacia di due metodi profilattico e curativo proposti dal dottor Ag. Bassi di Lodi a prevenire e curare la malattia del calcino. Mem. del dott. Ang. Cominazzi“ (Verona 1838) durch sehr genaue Beobachtungen widerspricht. Doch nicht allein die Pflege der Raupen und die Sorge für die Mittel ihrer Ernährung kann die Seidengewinnung vermehren, auch die Wachsamkeit kann für das alltägliche Geschäft des Abweizens der Cocons mit Nutzen befragt werden. In Piemont z. B. ist es Sitte, die Haspel mit den Händen in Bewegung zu setzen, während in der Lombardei sowie im südlichen Frankreich noch die ältere Weise, sie mit den Händen zu bewegen, vorherrscht. Die Frage, welche von beiden Weisen die vorzüglichere sei, ist in einer eignen kleinen Schrift: „Osservazioni ed esperienze intorno alla parte meccanica della trattatura della seta nel Piemonte, del prof. Giac. Carena“ (Turin 1837), untersucht worden und hat nach genauer Vergleichung alles Dessen, was dabei erwogen werden muß, für die Trittsweissen entschieden. Alles gleich gesetzt, dreht sich die Haspel viermal mehr in der Minute, wenn sie mit dem Fuße in Bewegung gesetzt wird, als wenn dies mit den Händen geschieht. Nach der angenommenen Meinung wird jedoch die geringere Menge der Arbeit durch die größere Sorgfalt ausgeglichen, die beim Abweissen mit der Hand ermöglicht werde. Aber auch dagegen bringt G. Carena Bedenken vor und empfiehlt daher das Weissen mit der Trittsweisse aus einer Menge von Gründen. — Wer die allgemeinen Vorschriften, die bei der Seidenzucht jetzt in Anwendung kommen, in Versen beisammen haben will, ist bei der Menge der neuern Schriften auch nicht leer ausgegangen; die wenigen Worte, die Rascheroni in seinem bekannten „Invito a Lesbia Cidonia“ über die Pflege der Seidenraupen sagt, hat ein Prof. bei den scuole pie zu Foggia, P. Niccolo Borrelli, zu einem nicht ganz gleichmäßigen Gespinnste in seiner „Bombiorgica“ (Foggia 1837) ausgesponnen. Durch die viele Gelehrsamkeit, die er einflocht, ist der Faden ihm oft gerissen und die Schlichte rauh geworden. An eine geistreiche Variation von Thümmel's bekannten Worten:

Um einen Blätterfäus

Hilft Amor hier ein Heer verklebter Spinnerinnen  
Den Kindern der Natur gewinnen;

Die Schäfeln auf den Tisch und Meublen in das Haus  
Und Feuer auf den Herd erlönnen —

ist bei einem Vater und Professor delle scuole pie so nicht zu denken.

Bei dem großen Einflusse, den italienische Ärzte auf die Verbreitung ärztlicher Theorien im Oriente haben, ist eine Schrift wie die folgende: „Dell' origine e dei progressi della nuova dottrina medica italiana. Mem. del dott. Odoardo Turchetti“ (Santa-Croce 1837), dem deutschen ärztlichen Publicum wol der Beachtung werth. Sie spricht mit Klarheit von den durch Rasori 1800 gewagten Reformen in der Therapeutik, die noch neuerdings in einer nicht alltäglichen Schrift: „Dialoghi intorno alla teoria della flogosi di Giov. Rasori, comp. da F. Puccinotti“ (Mailand 1837), zur Prüfung gezogen wurden, und von den durch Buffalini und Tommasini seinen Sätzen entgegengestellten Behauptungen, oder den Erweiterungen, die sie ihnen gaben. 6.

### Notiz.

Leitch Ritchie theilt im zweiten Theile seiner pittoresken Beschreibung von Irland (London 1838) folgende Thatsache mit, die recht Schlagend zeigt, wie weit die Irländer, welche doch von Natur mit so vielen Fähigkeiten begabt sind, in Folge des Jahrhundertes dauernden Druckes hinter den regsamem Engländern zurückblieben. Ein menschenfreundlicher Mann, den das Glend, in welchem der größte Theil der Küstenbewohner zwischen Sligo und Ballyshannon lebt, tief rührte, nahm sich vor, dieselben auf die Hülfquellen, welche das Meer ihnen bot, aufmerksam zu machen. Er ließ daher ein Fahrzeug bauen und ersuchte dann einige der ärmsten Bauern, mit ihm auf den Fischfang auszufahren, wofür sie die Hälfte des Fanges bekommen sollten. Das war ein annehmbarer Vorschlag; sie wiesen ihn aber von der Hand, wenn sie nicht zugleich auch Tagelohn für ihre Bemühungen erhielten. Der Fang war ein glücklicher, die Fischer bekamen nicht nur mehr Mahlzeiten für sich und ihre hungernden Familien, sondern behielten noch einen beträchtlichen Ueberschuß, den sie verkaufen konnten. Darauf hatte der Menschenfreund gerechnet: er wollte ihnen zeigen, wie sie es anfangen müßten, um aus ihrem Glende herauszukommen, und wie sie eine gesunde, nahrhafte Speise sich zu schaffen mit leichter Mühe im Glende wären. „Ich will euch nun“, so sprach er, „mein Fahrzeug so lange leihen, bis ihr so viel erworben habt, daß ihr euch selbst eins kaufen könnt.“ „Aber werden Sie auch fortfahren, uns unsern Tagelohn auszugeben?“ fragten die Bauern, und da die Antwort natürlich verneinend ausfiel, so ging keiner wieder aufs Meer. Der Menschenfreund mußte sie ihrem Schicksale überlassen, und so blieben sie faul und elend bis auf diesen Tag. Dabei kennt aber ihre Gastfreundschaft und Mildthätigkeit keine Schranken; eine arme Familie, die zwölf Kartoffeln in der Schüssel hat, theilt dem ersten Besten gern bis zur Hälfte davon mit. Jeder Arme tritt ohne Umstände in das Zimmer, spricht sein: Gott segne Alle, die hier sind, und erhält zur Antwort: Gott sei mit Euch. Darauf setzt er sich ans Feuer oder an den Tisch und wird als Mitglied der Familie betrachtet. Ja, wer einige Kleidungsstücke mehr hat als ein Anderer, borgt sie willfährig dem, der Blößen an sich trägt. Doch gilt das Alles nur von den armen Bauern untereinander; denn von den Wohlhabenden erwarten sie wenig, und eine vom reichen Lord aus der Wohnung getriebene Familie wandert vor den Palästen vorüber, ohne einzukehren, und klopf lieber an die Thür einer armen Hütte, weil sie dort Barsch abgewiesen, hier freundlich aufgenommen wird. 53.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 205. —

24. Juli 1838.

### Gesammelte Volkspoesien.

(Beschluß aus Nr. 204.)

Das Publicum — das große können wir es freilich nicht nennen — welches sich für solche Lieder interessiert, wird Interessantes genug finden; aber Vollständigkeit irgend einer Art, eine Abrundung, einen sichtbaren Zweck, auf den hingesteuert wird, wenn auch nicht erreicht, will doch auch dieses bei Sammlungen der Art. Für das frische neue Publicum, welches zuerst dadurch ein Aperçu erhielt, ist wieder zu viel Gelehrtes, zu viel Kaviar der Volkspoesie beigemischt. Der Lieder wie „Edward, was ist dein Schwert so roth“, der Herr Nas u. a., die auf Leben wirken, weil es uerkräftige, durchgreifende Naturtöne und gigantische Erfindungen der urschöpferischen Volkspoesie sind, finden sich allüberall nur wenig. Sie sind Perlen, die, wie auch übersetzt, durchdringen und wirken auf den Rohen wie auf den Gebildeten. Bei der Mehrzahl der hier mitgetheilten muß der Leser sich erst auf den örtlichen, zeitgeschichtlichen und sittlichen Standpunkt hinstellen, um den Werth herauszufühlen. Das ist aber nicht Sache des Publicums.

Bis Hr. Wolff den Standpunkt selbst angegeben, was er unterließ, von dem aus die Kritik seine „Halle der Völker“ als ein gelehrtes Werk zu betrachten habe, hält sie sich der Aufgabe überhoben, ihm auf einem Wege zu folgen, den sie selbst nicht findet. Doch können wir mit Vergnügen von der Übersetzung der meisten Lieder sagen, daß sie gelungen und der volkstümliche Ton gut wiedergegeben ist. Der Übersetzer scheint gegen Das, was wir früher von ihm kannten, bedeutende Fortschritte gemacht zu haben. Aber ob eben, weil er so gut und treu im Tone des Urtextes übersetzt, das erreicht wird, daß unsere Leser mit den Liedern so vertraut werden, als er und wir mit ihm wünschen? Herder übersetzte die fremden Lieder nicht gut; aber er übersetzte gut für sein deutsches Publicum; darum wurden seine Übersetzungen populär. Aber wir dürfen nicht mehr wie Herder übersetzen, und mit Recht. Zur Probe, wie wohl Hr. Wolff in den Volkston eingegangen, zwei Anfänge französischer Kriegslieder, beide auf die Schlacht von Pavia:

Nun heißt mir Alle klagen, ihr Abenteuerer all,  
Nun heißt beklagen Franz, des edeln Königs, Fall.  
Er ist ein edler Ritter, dem stets der Sieg beschert,  
Nicht gibt es seines Gleichen zu Fuße, noch zu Pferd.

Am Tage Sanct Matthia der edle Ritter war  
Gewappnet und gerüstet mit seiner ganzen Schar.  
Wir sollen wol beklagen den edeln König Franz,  
Von allen Herrn auf Erden die Krone und der Glanz.  
Verflucht sein die Verräther in ihrer Schlechtigkeit,  
Die ihn verlassen haben in solcher schweren Zeit.

Man glaubt kaum eine Übersetzung, am wenigsten eine aus dem Französischen zu hören. Das neue Lied hebt so an, nicht minder charakteristisch in seiner Art:

O edler König Frankreichs!  
Gellebt, verehrt so heiß,  
Du wahrer Kern des Adels,  
Von Tapferkeit der Preis!  
Es klagt betrübt ein Jeder  
Um dich in deiner Huld.  
Nimm Eröstung aus dem Leiden  
Und trag es mit Geduld.

Wol war es vor Pavia,  
Wo sich der Kampf entspann,  
Bewaffnet von den Spaniern  
In dreißigtausend Mann;  
Landknecht in großer Menge  
Waren dahin gebracht,  
Dann die noch von Pavia,  
Die kämpften in der Schlacht.

Eine gute Zugabe sind die deutschen Volklieder aus dem Munde des Landvolks im Jggunde (bei Koburg) niedergeschrieben. In allen, die in hundertfachen Variationen auch anderwärts vorkommen, weht der frische heitere Hauch des echten deutschen Volkliedes, Musik durch sich selbst, durchzogen von einer aufsteigenden Lust, die nicht nachgedichtet werden kann. Schade, daß die meisten davon moderne Zusätze haben:

Segund muß ich weg von hier  
Und muß Abschied nehmen;  
O du allerschönster Schatz,  
Scheiden das macht Gramen,  
Scheiden das macht sehr betrübt.  
Da ich dich so sehr geliebt  
Über alle Massen,  
Muß ich dich verlassen.

Wenn zwei gute Freunde sind,  
Die einander kennen,  
Sonn' und Mond bewegen sich,  
Sche sie sich trennen;  
Noch viel größer ist der Schmerz,  
Wenn ein treu verliebtes Herz  
Siehet in die Fremde,  
Siehet in die Fremde.



Alles Lieder von Liebeslust, von Sehnen und Scheiden, voll Gemüth und Schmerz, aber ohne einen Anflug von Sentimentalität. Beim tiefsten Liebeschmerz scheint die Sonne und wärmt den grünen deutschen Boden, und wir berühren diese mütterliche Erde, und der Frohsinn zuckt schon wieder durch den Leib, während der Schmerz noch von der Lippe fließt. Solche Lieder haben nur die Deutschen. Und wohin ist diese Ader verschwunden! Auch Uhland, selbst Goethe erinnert nur daran; die ursprüngliche, gesunde Heiterkeit jener namenlosen Sängers unter unsern Vorfahren, das durch und durch Einssein ihrer Stimmung mit dem Liede ist ausgegangen und wird nicht wiederkommen. Das kostbare Soldatenlied vom Fährdrich:

Maršktern drei Regimente über den Rhein ic., das jetzt wieder häufig gesungen wird, findet sich auch hier. Die Variationen sind unbedeutend.

Die Anmerkungen zu den Liedern historischen Inhalts sind eine werthvolle Zugabe. Gern hätten wir auch zu andern Liedern, die der Erklärung mehr bedürfen, eine gefunden. Aber wie Vieles, wo grade die Dunkelheit reizt, ist bestimmt, immer dunkel zu bleiben.

### 3. Die schönsten Sagen des classischen Alterthums.

Die Sagen der Hellenen stehen für uns in ihren plastischen Formen fest; wir mögen nur in unsern symbolischen Deutungen derselben variiren. Jede Zeit mit bestimmten philosophischen Tendenzen wird die Mythen in ihrem Sinne, nach ihrer Absicht auslegen. Dies unveräußerliche Recht der lebenden Geschlechter liegt in der Natur der Sage selbst. Aber die pädagogische Zeit vor uns hat die schönen großen Sagen zu Fabelbildern ihrer kleinen Moral verbraucht und die stereotypen Erklärungen haben die Mythen einer untergegangenen Götterwelt herabgewürdigt zu Kleinkinderhistörchen. Es war an der Zeit, auch in der Pädagogik ihnen ihr ursprüngliches Recht, durch sich selbst zu gelten, wieder zu vindiciren. Deshalb ist Gustav Schwab's Unternehmen, die Sagen des classischen Alterthums, den alten Schriftstellern und Dichtern einfach und vom Glanze künstlerischer Darstellung entkleidet und, wo möglich, mit ihren eignen Worten nachzuzählt, der Jugend vorzuführen, an der Zeit und zu billigen. Mit Recht sagt er: „Die Moral, die auch der antiken Weltanschauung nicht fehlt, muß in der Darstellung selbst empfunden werden.“ Die Ausführung ist klar und warm, wie man sie von einem durchgebildeten, poetischen Geiste wie Schwab's erwarten konnte. Einzelne Sagen, z. B. die vom Pentheus, steigern sich zu wirklichen poetischen Schöpfungen. Nicht Alle werden ihm freilich beistimmen, wenn er mit stuttgarter Zartfönn vor Allem dafür gesorgt hat, daß alles Anstößige entfernt bleibe, und deshalb alle diejenigen Sagen ausgeschlossen hat, in welchen unmenschliche Greuel erzählt werden, „die nur eine symbolische Erklärung gewissermaßen entschuldigt, die aber, als Geschichte dargestellt — als welche der Jugend diese Sagen doch gelten müssen — nur einen empörenden Eindruck machen müßten“. Indessen ist das Werk vorzugsweise für die Jugend bestimmt, und wo die Mythe in

ihrer Totalechtung hochsittlich ist, hat er sich überwinden, auch die unsittlichen Incidenzen nicht zu übergehen.

Der erste, uns vorliegende Theil enthält in sechs Büchern die Sagen vom Prometheus, den Menschenaltern, Deukalion und Pyrrha, Io, Phaeton, Europa, Kadmus, Pentheus, Perseus, Dädalus und Ikarus, die Argonautensage, die vom Meleager und der Eberjagd, Tantalus, Pelops, Niobe, Salmoneus, das hauptsächlichste aus der Herculesage, Bellerophon, Theseus, die Sagen vom Oedipus mit Anhang, Alkmaon und die Sage von den Herakliden. Mit Vergnügen sehen wir dem zweiten Theile entgegen.

20.

Memoiren des Chevalier von Con. Aus dessen Familienpapieren und nach authentischen Quellen, welche in den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten niedergelegt sind, zum ersten Male bearbeitet und herausgegeben von Frédéric Gaillardet. Frei nach dem Französischen von E. Brindmeier. Zwei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1837. 8. 3 Thle.

Man hat in Frankreich an den Denkwürdigkeiten berühmter Feldherren und Staatsmänner aus der Napoleon'schen Periode noch nicht hinlängliche Nahrung für die Neugierde gesucht gefunden, deshalb sind auch Robespierre, Brissot, Lavaur und andere Männer der Revolution nochmals von den Todten aufgeweckt und in ihren blutbefleckten Gewändern dem jetzigen Frankreich vorgeführt worden. Wie viel in solchen Schriften echt oder unecht ist, kümmert die große Menge in Frankreich wenig, genug, wenn sie nur irgend etwas Neues oder Pitantes in ihnen findet, was für Wochen und Tage unterhält, die Spalten in einigen Journalen füllt und vielleicht irgend einen kleinen Skandal gibt, wodurch diese oder jene bekannte Familie etwas in das Gedränge kommt. Es scheinen aber selbst solche Memoiren aus der Revolutionszeit nicht mehr dem Heißhunger des Publicums zu genügen, da man sogar bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurückgeht und durch Herrn Frédéric Gaillardet jetzt der weiland vielberühmte Chevalier d'Con von Neuem hervorgeholt worden ist, um die Pariser von einem Manne zu unterhalten, der lange Zeit hindurch als ein Hermaphrodit oder als ein Monstrum gegolten hat. Die Wahl ist am Ende so übel nicht gewesen. Hat doch der Bibliophile Jacob neuerdings über den Mann mit der eisernen Maske zur Unterhaltung der Pariser zwei bunte Bände schreiben können, ohne daß dadurch die Sache selbst nur im geringsten weiter gefördert wäre als durch Delort's Untersuchungen und die von Hrn. Jacob's deutschem Namensvetter (der Franzose hat sogar wieder Rückschritte gemacht), warum sollte Hr. Gaillardet nicht ein Buch über den Chevalier d'Con schreiben, dessen Leben ja weit bekannter ist und allerhand frivole Situationen darbietet? Der Chevalier war bekanntlich Offizier, Dragoner-rittmester, Doctor der Rechte, Parlamentsadvocat in Paris, außerordentlicher Gesandter, bevollmächtigter Minister und galt 40 Jahre lang für ein Wesen männlichen Geschlechtes, worüber schon Archenholz in seinem Buche über England und Italien alle Gründe zusammengestellt hat. Mit einem Male hieß es, er sei ein Weib; alle die evidenten Beweise, welche er von seinem männlichen Geschlechte gegeben, sollten ungültig sein, er erschien in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Paris in weiblicher Kleidung mit dem Ludwigskreuze, mußte diese Kleidung auf Befehl des Königs tragen und hieß nun eine Jungfrau, die, wie man, jedoch fälschlich, glaubte, beinahe die Gattin des berühmten Beaumarchais geworden wäre. Unter solchen Verhältnissen konnte es an Ingerbiengen

zu einem mysteriösen schlüpfrigen Romane, wie man sie in Frankreich und auch hier und da in andern Ländern liebt, nicht fehlen.

Da nun aber Hr. Gaillardet nicht dieselben Zweifel wiederholen wollte, die sich in den frühern Schriften über den Chevalier d'Con und sogar in dessen eignen Memoiren finden, so sah er sich nach authentischen Documenten um. Nach seiner Erzählung erhielt er solche in der Vaterstadt des Chevaliers, in dem Städtchen Nonnerre, im Yonne-departement, durch Herrn Jacquillat-Despreaur, der ihn außerdem mit vielen Familiennachrichten unterstützte, und dann aus den Archiven des Ministeriums der öffentlichen Angelegenheiten durch den Herzog von Broglie und Herrn Rignet. Demnach ist laut seiner Beschreibung in diesen Memoiren Alles authentisch. „Jeder Stein des Gebäudes trägt sein Siegel und kann seinen officiellen, legalen Stempel zeigen. Die Archive des Staats und die größtentheils autographischen Schriften des Chevaliers d'Con selbst haben den Stoff geliefert.“ „Unser Eigenthum“, sagt der Franzose weiter, „ist nur das Aufriichten des Gebäudes und das Verdienst der innern Einrichtung, wenn dieses ein Verdienst ist.“

Allerdings läßt sich darüber noch mit Hrn. Gaillardet rechnen, und das aus zwei Gründen. Denn erstens bedeuten die mitgetheilten authentischen Documente, gesandtschaftlichen Briefe und Actenstücke, wie etwa das Testament Peter's des Großen, welches mehr dem 19. als dem Anfange des 18. Jahrhunderts anzugehören scheint, oder die I, 239 fg. angeführten Invasionspläne und Ähnliches eben nicht viel, oder geben nur irgend einen Aufschluß von Wichtigkeit über dies oder jenes politische Ereigniß. Wollen wir nun auch zweitens nicht in Abrede stellen, daß der Herzog von Broglie und Herr Rignet unsern Verfasser mit Beiträgen aus den Archiven unterstützt haben, indem es ja eine arge Frechheit wäre, das Segentheil auf die Namen so bekannter und berühmter Männer hin erdichten zu wollen, so ist doch nirgend ersichtlich, welche Theile des Buches aus archivalischen Quellen geschöpft und welche von Hrn. Gaillardet hinzugefügt sind. Denn nachdem Hr. v. Lamotte-Langon, einer der unermüdlichsten Memoirenfabrikanten in Frankreich, offen genug gewesen ist, in der Vorrede zu den „Apres-siniers de Cambacérés“ zu gestehen, daß er der alleinige Verfasser der Memoiren der Marquise von Fars, der Denkwürdigkeiten Ludwig XVIII., der Marquise Dubarry und Anderer gewesen ist, so darf man wol nochmals mißtrauisch gegen Memoiren werden, die sich, was auch Lamotte-Langon von den Feinigen rühmt, damit brüsten, die Einsicht in authentische Documente oder wichtige Papiere berühmter Zeitgenossen gehabt zu haben. Einen recht handgreiflichen Beweis geben die vor acht Jahren in Paris erschienenen „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état“, über deren Zusammensetzung Barnhagen von Ense („Zur Geschichtschreibung und Literatur“, S. 387—400) die befriedigendsten Aufschlüsse geliefert hat. Wenn sich nun solche Compilationen gar Memoiren nennen, so zeigen ihre Verfasser — und so auch Hr. Gaillardet —, daß sie eigentlich gar nicht wissen, was Memoiren sind; denn ihrer Buchmacherei fehlt ganz das Subjective, und das eben ist es ja, was die Memoirliteratur so interessant macht, und was uns selbst über viele langweilige Stellen, wie z. B. in den Memoiren der Herzogin von Abrantes, hinwegsehen läßt, weil wir doch immer wieder die Thatfachen in der Darstellung eines Zeitgenossen, oder solcher Personen, die zum Memoirenschreiben befähigt oder berechtigt sind, wie in einem Spiegel wiederergeben finden. Will aber ein Späterlebender in den Geist Derjenigen eindringen, deren Selbstbekenntnisse oder Denkwürdigkeiten er fabricirt, so sind das keine Memoiren, sondern fabe Erzählungen ohne allen Reiz des Persönlichen oder Selbsterlebten, die dann durch allerlei Beiwerk, meistens trivialen Inhalts, durch Liebesgeschichten, Abenteuer u. dgl. m. schmachhaft gemacht werden müssen.

Von dieser Art sind nun auch die vorliegenden, sogenannten Memoiren des Chevalier d'Con. Verliebte Abenteuer darf-

ten zuvörderst bei einer so zweideutigen Person, wo die terza gamba eine so bedeutende Rolle spielt (I, 205 u. 218), nicht fehlen. Und so schildert uns denn auch Hr. Gaillardet, wie der junge d'Con, der übrigens nach dem in I, 11 beigebrachten Taufzeugnisse männlichen Geschlechts war (es dürften dies leicht nebst den II, 233 fg. mitgetheilten Sectionspapieren die wichtigsten Documente des ganzen Buches sein), sehr früh in lieberliche Gesellschaft geräth, sich „als ein unter die Teufel gefallener Engel“ mit Grécourt, Bernis und ähnlichen Lebelauten eng verbindet, aber zugleich das eigne Schicksal hatte, „hinsichtlich des Geschlechtstriebes lange neutralisirt zu sein“, bis ihn „der magnetische Einfluß der jungen schönen Gräfin v. Rochefort von seiner organischen Letzgarie befreit und er ihr die Erstlinge seiner Dankbarkeit widmet“. Da der Chevalier sehr zarte Formen hatte, so wird er verständlich als Mädchen verkleidet und so nach einem Hofballe Ludwig XV. in seine geheimen Gemächer zugeführt, wo er zuerst ein Rendezvous mit der Marquise von Pompadour hat, die erst, auf die Nebenbuhlerin eifersüchtig, ihn mit Ohrfeigen empfängt, dann sich aber eines Bessern belehren läßt und sehr veröhnt von ihm scheidet. Ludwig XV. wird natürlich auch getäuscht. Daß solche Scenen nun nicht grade die glücklichsten sind, brauchen wir unsern Lesern wol nicht erst zu versichern; indes wollen wir zu Hrn. Gaillardet's Ehre bemerken, daß die Schilderungen aus der Feder manches andern französischen Schriftstellers wol noch schlüpfriger ausgefallen sein würden. Darauf beschließt Ludwig XV. königliche Weisheit, sich des weiblichen Chevaliers im Felde der Diplomatie zu bedienen. Er wird in Begleitung des Ritters Douglas als Fräulein v. Beaumont nach Petersburg geschickt, um sich in Frauenkleidern der Kaiserin Elisabeth vorzustellen, ihr einen Brief von Ludwig XV. zu übergeben und so der geheime Vermittler einer mysteriösen Correspondenz zu sein, mittels welcher man die Harmonie zwischen Frankreich und Rußland herzustellen gedachte. Elisabeth findet das Auskunftsmittel ihres sehr geliebten Bruders Ludwig würdig, Fräulein v. Beaumont wird zur geheimen Vorleserin der Kaiserin ernannt, muß bei ihr im Palaste wohnen — cetera quis nescit. Die Scene, wie die Zarin die Vorleserin vor ihr Bett kommen läßt, wo sie mit „bläulichen, geschwollenen Lippen, leuchtenden Augäpfeln, feuchtem Auge, unanständig entblößter Brust, unordentlich herabhängendem Haare“ vor ihm liegt, hat Hr. Gaillardet wol nicht aus seinen Archiven entlehnt, es ist eine Wiederholung der Scene aus Rousseau's „Bekenntnissen“ zwischen ihm und der Courtisane Gulletta in Venedig. Der Chevalier wird entlassen und tröstet sich in den Armen der schönen Radege Stein, eines Edelstüchleins der Kaiserin. Ein ähnliches Abenteuer besteht er bei einer schönen Engländerin, der Gemahlin des Lords Ferrer, als ein früherer Gaublas. Im zweiten Bande streifen die Verhandlungen und Betten über das zweifelhafte Geschlecht des Chevaliers, die Forderung Beaumarchais', sich manu vel oculo zu überzeugen, und die Zeugnisse der Leute, die ihn in puris naturalibus gesehen haben, ebenfalls sehr an das Skandalöse.

Das, was Hr. Gaillardet das Diplomatische und Politische nennt, ist sehr unbedeutend. Sehr gewöhnliche Betrachtungen über die politischen Verhältnisse der Zeit, Schilderung des Spionirsystems an den großen Höfen im 18. Jahrhunderte, Peter's der Großen sogenanntes politisches Testament, unwichtige Instruktionen für Gesandte, Con's Ungnade bei den französischen Ministern und Aufenthalt in England, allerlei Skandalöse Geschichten vom Hofe Ludwig XV. füllen den Theil des Buches, der nicht von Lebensgeschichten handelt und den unstreitig die meisten Leser überflügen werden. Wir können ihnen darin gar nicht Unrecht geben, denn diese Manier, die politische Geschichte in Memoiren zu handhaben, ist verwerflich und ohne alle Belehrung. Denn was gehen uns Hrn. Gaillardet's Raisonnements und Insinuationen gegen England an? In den letztern gefällt er sich besonders, und es klingt ordentlich komisch, wenn in einer Geschichte von 1735 der Felonie Englands gedacht wird, welche „seinen Namen

mit Feuerzügen an die Mauern von Kopenhagen geschrieben hat", oder wenn Frankreich bedauert wird, daß es „mehr als eine blutige Spur von der Kralle und dem scharfen Schnabel der englischen Gargyle trägt". Im zweiten Bande können die meist von Beaumarchais im Auftrage des französischen Hofes mit dem Chevalier gepflogenen Verhandlungen unmöglich für jegliche Leser großes Interesse haben. Der Chevalier soll alle Papiere, die sich auf seine Unterhandlungen beziehen, herausgeben, er soll versprechen, sich aller persönlichen und juridischen Verfolgungen gegen seine Gegner zu enthalten und deshalb auch nur nach Frankreich in Frauenkleidern und als Ritterin d'Con zurückkehren. Dann verspricht ihm der Hof zu Versailles eine jährliche Pension und die Bezahlung seiner für den Staat gemachten Schulden. Con ging 1775 diese Bedingungen ein und kam als Frauenzimmer, jedoch mit dem Lubwigskreuze auf dem „baumwollenen Busen", nach Frankreich zurück. Dazu ist dann wieder allerhand Romanhaftes gemischt, wie seine fortgesetzte Liebesgeschichte mit Kadège, die nach langen Jahren aus russischer Gefangenschaft entkommt und nicht wenig erschrocken ist, den Vater ihres Kindes als Frauenzimmer wiederzufinden, ohne alle Aussicht, daß derselbe je wird ihr Mann sein können. Aber alle diese Dinge sind doch eigentlich so wenig interessant, daß man sich fast versucht fühlen möchte, das lakonische Urtheil des „Quarterly review" über die „Après-dinners de Cambacérés" auch auf die vorliegende Schrift anzuwenden: „Diese Bände kosten uns 4 Pfund Sterling, sie sind aber nicht einen Penny werth."

Ein falscher Name ist denn auch kein Mangel. In einer sogenannten politischen Übersicht figurirt ein Stanislaus August „Kurfürst von Sachsen und Polen", womit Friedrich August der Starke gemeint ist. Ein bei Ulzrop im siebenjährigen Kriege vorgefallenes bedeutendes Treffen, wie auch ein preussisches Freicorps Rhees sind anderweitig nicht bekannt. Die russischen Namen Kstoff, Schwalow, Robschak hätte der deutsche Übersetzer in Daskloff, Schwalow und Robscha umändern, auch nicht die Provinz Orenburg als eine von „Rußland weit entfernte Provinz" bezeichnen sollen.

Dieser deutsche Bearbeiter, der sich in der letzten Zeit mehrmals als gewandter Übersetzer gezeigt hat, mag mit dem Buche Gaillardet's viel zu thun gehabt haben. Denn es ist durchaus in einer so geschraubten und pretibsen Manier geschrieben, daß selbst diese Mängel in der deutschen, freien Übertragung nicht beseitigt werden konnten. Belege dazu finden sich auf allen Seiten, und wir wollen die Leser damit nicht langweilen. Nur eine Stelle stehe hier zur Probe, wo Hr. Gaillardet es beklagt, daß der Chevalier 15 Jahre lang für einen Rebellen, Staatsverräther und Majestätsverbrecher gegolten habe. „Er ward", heißt es, „von der öffentlichen Meinung an das Kreuz geschlagen, indem er sich für einen König opferte wie Jesus Christus für die Welt. Wie dieser, hatte er seine Passion; wie diesem, wurden auch seine Lippen mit Essig benezt, sein Haupt mit Dornen gekrönt, und wie der Nazarener in dem Übermaße seiner Leiden nur die Augen zu Gott dem Vater erhob, begnügte auch er sich die seinigen zu dem Könige, seinem souverainen Richter zu erheben, für den er diese lange, grausame Marter des Schweigens erduldet, eine übermenschliche Marter, vielleicht die größte von allen; denn er hatte nicht einmal die Sympathie für sich, welche gewöhnlich jede in die Augen fallende Aufopferung begleitet. Alles verließ ihn, keiner nahm ihm seine Last wie Simon von Cyrene dem Heilande. Er ging unter Klagen dahin, und unter denen, welche von fern an sein Ohr schlugen, unterschied er Klänge, die aus seinem Geburtslande selbst kamen. Freudig erstieg er seinen Galvardenberg, denn über ihm war ja der Himmel." Rühmlosigkeit hat Hr. Brindmeier diese Stelle als Beweis französischer Feindschaft stehen lassen, sonst glauben wir wol, daß er dieselbe unterdrückt haben würde.

52.

## Miscellen.

Owen, der im Anfange dieses Jahrhunderts „Travels into different parts of Europe" herausgab, liefert (Bd. 2, S. 291) folgende Grabchrift auf Rousseau, die er in Lausanne gefunden haben will:

O!-git Rousseau! chez lui tout fat contraste:  
Il aime les humains, mais ce fat pour les faire;  
Il perdit sa patrie, en voulant la servir;  
Modeste avec orgueil, il fut pauvre avec faste;  
Ne sut pas vivre — et sut mourir.

So theilt auch Prof. Sneedorf aus Kopenhagen in den „Briefen eines reisenden Dänen" (Züllichau 1793) aus einer Anzahl von Inschriften, die er in Rousseau's Wohnung auf der St.-Petersinsel im Bielersee fand, als die feinste und sinnigste die seines berühmten Landsmanns Baggesen mit, der bekanntlich in mehreren Sprachen schrieb und dichtete; sie lautet:

Voici l'autel qu'encore son ame habite,  
Voici l'autel de ton ami, da mien,  
Et si ton coeur, en approchant, palpite,  
Entre dedans et tu verras le sien;  
Si pure curiosité t'inavite,  
Reste dehors, tu n'y verras rien.

Das Bonmotifiren war in der Schreckenszeit, wenn es zur Guillotine ging, wie in Frankreich Alles, zur Mode geworden. Ein ehrlicher Mann konnte sich dadurch gar nicht mehr auszeichnen, denn der niedrigste Lump, der verächtlichste Hute wurde auf dem Schaffot wüthig. Danton's Bonmot ist gräßlich; als einer seiner Gefährten ihn vor der Hinrichtung umarmen wollte, wies er ihn zurück und sagte: „Eaß gut sein, unsere Köpfe kommen ja doch gleich im Sack zusammen!"

Zwei französische Republikaner sahen in der Revolutionszeit auf einer süddeutschen Bühne Lessing's „Minna von Barnhelm" aufführen und schienen dem Gange des Stückes mit Theilnahme zu folgen. Nur als der Glücksritter Micaunt de la Marlinière auftrat, nahm der Eine derselben an diesem Repräsentanten ihrer Nation großes Argerniß; der Andere beruhigte ihn mit den Worten: „C'est un émigré!"

29.

## Bibliographie.

Bilder aus dem Nahe-Thale; oder malerische Darstellungen der interessantesten Punkte dieses Thales auf historischem Grunde, mit den sich daran knüpfenden Volksagen. Gr. 8. Kreuznach, Neyr. 10 Gr.

Eisenhart, F., Die Götterbämmerung. Ein Versuch zur Begründung des angewandten Neuhegelianismus, mit einer streitbaren Zueignung an J. Görres über die heilige Dreieinigkeit. Gr. 8. Halle, Anton. 6 Gr.

Ear, L., Bilder aus den Niederlanden. 2 Bände. Gr. 12. Kachen, Mayer. 2 Thlr.

Eientz, Fr. von, Aus der Rücktasche eines Geschiedenen. 8. Leipzig, Magazin f. Industrie und Lit. 20 Gr.

Mariana. Schauspiel in fünf Aufzügen. Frei, nach Sheridan Knowles, von Fr. Treitschke. Gr. 8. Wien, Wallishäuser. 15 Gr.

Schaller, J., Der historische Christus und die Philosophie. Kritik der Grundidee des Werks das Leben Jesu vom D. F. Strauß. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 1 Thlr.

Stolterfoth, Adelheid von, Rheinisches Album oder der Rheingau mit dem Wisperthale und den Nachbarstädten Mainz und Wiesbaden. 1stes Heft. Gr. 8. Mainz, Kunze. 6 Gr.

Besten, X., Babinische Scherze. Eine Sammlung von Erzählungen aus dem Leben. Gr. 12. Götting, Vandenh. 1 Thlr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 206.

25. Juli 1838.

### Streiflichter

auf A. Tholuck's „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauß, für theologische und nichttheologische Leser dargestellt“ (Hamburg 1837).

Bella geri placeant, nullos habitura triumphos.  
*Lucanus.*

I.

§. 22:

Ist es nur das scharfe Scheidewasser des Verstandes an sich, dem dieser Pölan gespendet wird — das Lob nämlich der Erfindungen, z. B. des Compasses, der Dampfschiffe u. s. w. — oder der Bliz des Genies? Ist es jener, warum, wenn wir die größten Erfindungen durchgehen, welche die Menschheit Menschen verdankt, warum gibt es unter hundert Fällen mehr als die Hälfte, wo nicht auf seinem Altare, sondern auf dem des günstigen Augenblicks die Helatombe des Danks niedergulegen ist?

Ist es denn nicht eben der Verstand, das Genie, welches „den günstigen Augenblick“ erkennt, benützt? Herr A. Tholuck konnte tausend Mal einen Apfel vom Baume fallen sehen, ohne daß ihm der günstige Augenblick geworden wäre, eines der wichtigsten Naturgesetze zu entdecken. Also nicht dem günstigen Augenblicke, sondern dem Verstande, dem Genie gebührt die Helatombe des Danks für jegliche große Entdeckung und Erfindung, welche die Menschheit Menschen verdankt!

Sollen die Zeiten wiederkehren, da die Kirche nicht nur die glücklichen Augenblicke, sondern auch die durch dieselben veranlaßten großen Entdeckungen und die Helatomben des Danks dafür, ausschließend für sich in Anspruch nehmen durfte; da sie glauben durfte, mehr als genug zu thun, wenn sie den Verstand und das Genie für seine Wunder nicht zum Scheiterhaufen verdammt?

Jene „glücklichen Augenblicke“ sind ganz eigentlich die, in welchen Gott den Menschen begegnet und sie grüßet, wie ein uraltes Sprichwort sagt. \*) Leider aber wird dies Begegnen und der Gruß nur selten vernommen, erwidert und benützt, weil dazu ein feines Maß von Verstand, Vernunft und Genie gehört, wie auch ein gleich feines Maß von Wachsamkeit, Thätigkeit und Muth. Der Glaube freilich ist dazu nicht angethan, denn wie

\*) Körte, Die Sprichwörter der Deutschen“ (Leipzig 1837), Nr. 2358 u. 2359.

könnte dem der Herr begegnen, da er diesem ja immer im Schooße zu sitzen, oder wenigstens auf einem Zipfel seines Mantels zu lauern glaubt, wofür er sich dann berechtigt hält zu fodern, daß ihm die Tauben des ewigen Heils nicht bloß gebraten, sondern auch bereits geschickt tranchirt in den Mund fliegen; Grund genug für ihn, weder auf Vernunft, noch Verstand, noch Genie, noch Erfindung, noch Entdeckung so gar viel zu geben. Was sollte dem Glauben auch der Verstand namentlich? Widerst ihm dieser doch nur an, und schreckt ihn als ein „scharfes Scheidewasser“, welches er, da es nicht zum Labetrunkte taugt, auf keine Weise zu gebrauchen versteht!

II.

§. 38 fg.:

Dies Alles kann jedoch nicht dazu dienen, die Mittheilung jeder möglichen theologischen Hypothese an Laien zu rechtfertigen. — Ist eine theologische Hypothese unter den Theologen selbst allgemeine Überzeugung geworden, dann kann sie gar nicht mehr den Gemeinden verborgen bleiben, aber Grausamkeit wäre es, bei jedem willkürlichen Einfalle der Gelehrten ihren Glauben zu einem Streite herauszufodern, zu welchem ihnen die Waffen fehlen — Grausamkeit gegen das Thuerste und Heiligste des Volkes, die Basis seines sittlich-religiösen Lebens immer aufs Neue in Zweifel zu ziehen und dadurch zu untergraben. — Wenn nun das Lateinischschreiben so sonst nichts in unserer Zeit brauchbar wäre, wenigstens dazu sollte es dienen, solche Werke der Kenntniß des Publicums im Großen und Ganzen mehr zu entziehen, welche den Glauben des Laien untergraben, während ihm die Data zu ihrer richtigen Würdigung fehlen.

Hier werden also den Theologen, als Befugten und Befähigten, entgegengesetzt als Unbefugte und Unbefähigte: 1) die Laien, 2) die Gemeinden, 3) das Volk, 4) das Publicum im Großen und Ganzen. Wohin die Gelehrten, als solche, zu rechnen sind, ist nicht angedeutet; daß sie aber ebenfalls zu den Unbefugten und Unbefähigten gerechnet werden, falls sie nicht Theologen sind, ersieht man daraus, daß die Blüten und Früchte ihrer Forschungen in diesem Gebiete nur „willkürliche Einfälle“, die der Theologen dagegen „theologische Hypothesen“ genannt werden. Beleuchten wir nun die „Grausamkeit“ näher, welche an den Laien nebst Zubehör durch theologische Mittheilungen strittiger Art begangen werden soll, so schwindet sie gradezu in Nichts zusammen; denn weder das Publicum im Großen und Ganzen, noch das

Volk, noch die Gemeinden, noch auch die Laien bekümmern sich weder um die „Hypothesen“ der Theologen, noch um die „willkürlichen Einfälle“ der Gelehrten. Dergleichen kommt nur dann in den Bereich derselben, wenn es ihnen durch die Theologen selbst in zelotischer Noth und Wuth, als gefährdend, von den Kanzeln zum Abscheu vorgestellt wird. Und gefährdend sind dergleichen Hypothesen und Einfälle denn auch wirklich; nicht aber den Laien nebst Zuhörer, sondern den Theologen und Consorten. Wer kann es leugnen, daß Dr. Martin Luther mit seinen deutschen Hypothesen, wie Ulrich von Hutten mit seinen deutschen Einfällen und Ausfällen auf Ablass und Söllbat der damaligen Kirche unzuberechnenden Schaden gethan und das Zetergeschrei der damaligen Theologen mit vollem Rechte wider sich herbeigeführt haben? Hätte Luther seine Hypothesen, wenn er sie nun einmal nicht für sich behalten konnte, sein schlecht aber vorsichtig lateinisch geschrieben, anstatt unbesonnen, trefflich und hinreißend in der herrlichen Muttersprache, so wäre gar wol möglich, daß seine Irrelehren wider die alleinseligmachende Kirche, gegen Ablass ꝛ. B. und Söllbat, noch bis auf den heutigen Tag nicht an die Laien und Gemeinden, nicht ans Volk und Publicum im Großen und Ganzen gekommen, sondern zum Heile der Kirche noch jetzt, im Schooße der „allgemeinen Überzeugung der Theologen“, gar wohl aufgehoben wären! Schwerlich hätte dann heuer ein Mann wie Strauß in seiner Vernunft die Courage gefunden, die neutestamentlichen Wunder in öffentlicher Druckschrift zu bezweifeln und einem Manne wie Tholuck, dessen Glaube sein „ganzer Sieg“ ist, das Leben so sauer zu machen. \*) Schwerlich würde dann heuer ein Erzbischof, dessen Glaube ebenfalls sein ganzer Sieg ist, dem halben Siege der Vernunft-Courage eines preussischen Ministers des Cultus so mir nichts dir nichts unterlegen haben. In Summa, seit der Reformation und neuerlich seit 1777 bis auf den heutigen Tag haben Theologen und Gelehrte in deutscher Sprache zahllose Hypothesen und Einfälle zu Markte gebracht, ohne daß das Publicum im Großen und Ganzen, das Volk, die Gemeinden und die Laien dadurch sich gefährdet gefühlt hätten, als würde ihr Theuerstes und Heiligstes dadurch untergraben. Es ist sogar Tausend gegen Zehn zu wetten, daß durch das Werk des Dr. Strauß — obgleich es deutsch geschrieben und gewiß selbst auch von mancher Neugierigen wenigstens benascht worden ist — dennoch dem Dr. Tholuck gewiß auch nicht ein Männlein oder Fräulein seiner Gemeinde abtrünnig geworden ist; ebenso wenig aber ist anzunehmen, daß seine Gemeinde, durch seine Schrift wider Strauß, irgend neuen Zuwachs erhalten habe. Dr. Tholuck kann getrost einer Zeit entgegensehen, in welcher der Glaube wieder zu Kräften kommt und die Vernunft ihrerseits wieder kleinlaut wird \*\*); denn Verstand, Vernunft, Kritik, welche Selbstthätigkeit zum For-

schon und Weiterstreben fordern, können nie so populair werden als der Glaube, der gar nichts verlangt, als etwa nur ein faulbequemes Maulaufsperrn für die geistlichen Gaben, zu denen gelegentlich auch ein dicker Paps aus dem eckeln Tiegel der magisch-magnetisch-absurden Seherin von Prevorst benützt wird.

Herrn Tholuck's Verlangen nach dem theologischen Lateinschreiben ist übrigens nicht neu. Bei ähnlicher Veranlassung, als nämlich die „Fragmente des wolfsbüttelischen Ungenannten“ erschienen waren, seufzte auch der hamburgische Pastor, Melchior Goetze, darnach; nur daß dieser 1777 überall nur als „Hauptpastor“ auftrat, immer nur in der steifen unbehüllichen Amtstracht, zelotisch-grob, drohend, warnend mit heiliger Schrift und Faust, während Dr. Tholuck 1837 grausam vielseitig und vielgestaltig auftritt, bald in geistlicher, bald in militairischer, bald in künstlerischer, bald in höfisch-geselliger Manier seinen Gegner bestreitend, dessen „scharfe Contrescarpes“ er erstürmt, dessen Mauern er escaladirt, dessen Kanonen er vernagelt, während er den Seinigen die Seherin von Prevorst auf sein stolzflatterndes Panier malt mit „ordinaitem Grau, schreiendem Purpur, einfachem Grün, warmem Gelb und sehnsüchtigem Blau“ (S. 211). Auf dem Lehrstuhle hinwieder erzeigt er sich gelehrt mit griechischen, lateinischen, englischen Schriftstellen und mit arabischen, türkischen, armenischen Wörtern, während er im Salon, à la Fürst Dückler, seine Unterhaltung mit gespäßigen traits würzt, sich auch der „chronique scandaleuse“ nicht fremd zeigt, und sein gutes ernstes Deutsch mit französischen Redensarten erheitert: „je n'en vois pas la nécessité!“

Also ist dennoch ein gewaltiger Unterschied zwischen Dr. Tholuck und Melchior Goetze, nicht nur in Benehmen und Haltung, sondern auch selbst in der Glaubensweise; aber in der Tendenz sind sie einander völlig gleich; nur daß jener im „ordinaitem Grau“ und „schreienden Purpur“ von 1777 erscheint, dieser dagegen im „warmen Gelb“ und „sehnsüchtigen Blau“ von 1837.

## III.

S. 65:

Aus Jesu Leben seine sämtlichen Wunderthaten und Wundererlebnisse als mystisch wegstreichen, heißt das was Anderes, als aus dem Leben des Sid oder des Alexander ihre Waffenthaten und Schlachttage streichen?

Ei, ei, wie seid ihr Gläubigen doch so Kleinmüthig! Wenn ihr dem Sid, dem Alexander die Waffenthaten, die Schlachttage streicht, so bleibt von Beiden so viel wie nichts, nicht einmal das bloße Heldenthum, denn woran sollte man dies dann erkennen? Dahingegen streicht aus dem Leben Jesu immerhin alle Wunderthaten, alle Wundererlebnisse dreist hinweg, und es geht so viel als nichts verloren; ihr werdet dennoch ausrufen müssen: „Seht wech ein Mensch! Wahrlich er ist Gottes Sohn! Siehe, er hat die Gewalt des göttlichen Geistes, er hat die Macht und Kraft und die Herrlichkeit des ewigen Wortes; er verschmäh't das Schwert, um sich Reiche dieser Welt zu erobern, und erwählt das Kreuz,

\*) Tholuck a. a. D. S. 33 — 35.

\*\*) Dasselbst.

am dem Vater das Herz der Menschheit zu gewinnen!"  
 Euer Glaube aber läßt euch, wie es scheint, weder  
 Raum noch Zeit, den Gedanken und das Werk der Er-  
 lösung in euch selber zu erleben: ihr glaubt bloß die  
 Erlösung selbst, wie ihr auch die Wunder bloß glaubt,  
 ohne alles Gefühl, ohne alles Denken, ohne alles innere  
 Achten und Trachten. Euer Glaube sieht ganz eigent-  
 lich den Wald vor den Bäumen nicht. Wenn Petrus  
 Kleinmüthig ward, weil er, ein Mann von Fleisch und  
 Bein, auf dem Wasser unterging und nicht oben blieb,  
 wie die absurde Predigerin im Bade, so ist das ganz  
 in der Ordnung. Es ist aber nichts weniger als in der  
 Ordnung, wenn ein Theolog alsobald die Götlichkeit  
 des Heilands und seiner Lehre gefährdet glaubt, wenn  
 Jemand behauptet: daß Jesus, ein Mann von Fleisch  
 und Bein, auf dem Meere nicht ebenso bequem habe spazie-  
 ren können, als auf des Tempels Marmorboden. O der  
 Kleingläubigen Gläubigen!

(Der Beschluß folgt.)

*Demetrii Zeni Paraphrasis Batrachomyomachiae vulgari  
 Graecorum sermone scripta, quam collatis superiori-  
 bus editionibus recensuit, interpretatione latina in-  
 struxit et commentariis illustravit Fr. Guil. Aug. Mul-  
 lachius. Berlin, Finke. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.*

Noch ehe der im J. 1821 ausgebrochene Zustand der Grie-  
 chen die Aufmerksamkeit des Auslandes auf letztere und nament-  
 lich die Aufmerksamkeit der Gelehrten besonders auch auf die  
 neugriechische Sprache und Literatur lenkte, war dieselbe bereits  
 von Seite einzelner Gelehrten Frankreichs und Deutschlands ein  
 Gegenstand der Beachtung gewesen. Indeß war es natürlich,  
 daß das politische Interesse, welches sich zunächst an jenes Ge-  
 eigniß von 1821 knüpfte, auch dem wissenschaftlichen Leben der  
 Neugriechen, der ihnen eigenthümlichen Sprache und ihrer, er-  
 klärlicherweise nur erst im Entstehen begriffenen Literatur mehr  
 als zuvor die Aufmerksamkeit der Gelehrten zuwandte. Nach  
 den Umständen und Verhältnissen, welche beide bisher be-  
 herrscht hatten, konnte die gewonnene Ausbeute in Ansehung  
 der Literatur der Neugriechen allerdings nicht bedeutend sein;  
 aber jedenfalls verdiente sie die Beachtung Derer, die eine aus  
 dem Drucke äußerer ungünstiger Zustände zu nationalem Leben  
 sich entwickelnde Literatur in ihren Anfängen und ersten selb-  
 ständigen Regungen zu beobachten für interessant genug hielten,  
 während sie zugleich dabei durch manche Blüten eines im  
 Schooße des neugriechischen Volks schlummernden und doch ori-  
 gineell schaffenden poetischen Lebens (wir meinen die neugriechi-  
 sche Volkspoesie) bereits nicht wenig überrascht und belohnt  
 wurden. Die Hauptsache muß jedoch in dieser Hinsicht von der  
 Zukunft erwartet werden. Anders dagegen ist es in Betreff der  
 neugriechischen Sprache selbst; denn wenngleich auch diese für ihre  
 reinere und reichere Gestaltung und Entwicklung nicht wenig  
 von der Zukunft zu erwarten hat und erwarten muß, so hat  
 doch die neugriechische Sprache schon für die Gegenwart ein In-  
 teresse in sich, das um so stärker ist und um so tiefer begrün-  
 det, als es seine Wurzeln nur in dem Altgriechischen selbst fin-  
 det, und in dem Grade, in welchem es von diesem für seine Zu-  
 kunft die Hauptnahrung empfangen muß, auch in der dem Le-  
 ben der Vergangenheit angehörenden altgriechischen Sprache die  
 Gründe anzuerkennen hat, auf welche sie ihren Anspruch auf  
 Beachtung besonders stützt. Es ist nämlich neuerdings faßsam  
 genug auseinandergesetzt worden, daß die neugriechische Sprache  
 nur die, im Laufe der Jahrhunderte und in Folge der politi-  
 schen Umwandlungen und vielfachen Einwanderungen fremder

Völker in Griechenland immer mehr vererbte Volkssprache der  
 alten Griechen ist, welche, wie eine jede ausgebildete Schrift-  
 und Büchersprache eine nur im Munde des Volks fortlebende  
 Ausdrucksweise neben sich hat, so ebenfalls neben der altgriechi-  
 schen Büchersprache bestand, obgleich sie hin und wieder, z. B.  
 in den Komödien des Aristophanes und Menander, erklärlich  
 genug in die Büchersprache selbst sich eingepfuscht oder letztere  
 sich zu jener herabgestimmt hat. Wie groß auch immer in ge-  
 wissen Beziehungen, was Grammatik, Syntax, Wortbildung  
 und Wortbedeutung anlangt, die überwähnte Verberbniß sein  
 mag, so wird doch dadurch an sich und nach den offenbaren  
 Beweisen, wornach Formen der altgriechischen Grammatik und  
 echt altgriechische Wörter noch heutzutage im Munde des Vol-  
 kes sich finden, andertheils gewisse durchgreifende Bildungen  
 der neuen Grammatik in der altgriechischen Sprache ihre Ana-  
 logie und historische Begründung haben, obiges Ergebnis eines  
 unbefangenen, aber freilich nicht bloß oberflächlichen Studiums  
 der neugriechischen Sprache nicht im geringsten verändert; viel-  
 mehr könnte man darnach, wenn anders etwas darauf an-  
 käme, sogar die Behauptung durchzuführen sich veranlaßt fin-  
 den, daß die altgriechische Sprache als untergegangen ganz und  
 gar nicht betrachtet werden dürfe. Der Nutzen aber, der sich  
 nun nach Obigem aus dem Studium des Neugriechischen für  
 die tiefere Kenntniß der altgriechischen Sprache gewinnen läßt  
 (wie sich denn überhaupt aus dem neuen Griechenland noch  
 manche Seite des griechischen Alterthums wird deuten und rich-  
 tiger erklären lassen), ist bei dem innern und natürlichen Zu-  
 sammenhange der neuen Sprache mit der alten, und bei dem  
 Reichthum an Elementen der alten, die die neue Sprache in  
 sich faßt, offenbar, und eben dieser Nutzen ist es, der den An-  
 spruch des Neugriechischen auf Beachtung von Seite Derer er-  
 gründet, die ihr Hauptstudium dem Altgriechischen zugewendet  
 haben. Gleichwol scheint, mit wenigen Ausnahmen, eine ge-  
 wisse Abneigung, eine Art Vorurtheil gegen das Neugriechische  
 im Schooße unserer Hellenisten, absichtlich oder zufällig, sich  
 eingewurzelt zu haben, die entweder aus Scheu vor dem Neuen  
 und aus Furcht vor Entsetzung aus verjährtem Besitze, oder,  
 oder, weil sie in ignorantia facti sich befinden, gegen das Stu-  
 dium des Neugriechischen sich erklären und die Nothwendigkeit  
 desselben bekämpfen, ohne sich jedoch die Mühe zu nehmen, erst  
 selbst zu prüfen, ehe sie urtheilen, erst zu sehen, ehe sie abspres-  
 chen. Dies ist in gewisser Hinsicht um so merkwürdiger, als  
 dieser Widerspruch, diese Bekämpfung, dieses Nichtbeachten grade  
 von Denen ausgeht, die in wissenschaftlicher Beziehung viel-  
 mehr für das Gegentheil Partei ergreifen sollten, eben weil es  
 die altgriechische Sprache ist und die hellenistische Philologie,  
 die an einem tiefern Studium des Neugriechischen für sich selbst  
 ein besonderes Interesse hat. Indeß ist es gleichwol so, und  
 man kann auch hier keineswegs sagen: was ist, ist vernünftig.  
 Was übrigens den Vortheil und den Genuß anlangt, den das  
 Studium der neugriechischen Sprache an und für sich und in  
 Ansehung des Verkehrs mit Volk und Land, sowie wegen der  
 in ihr verfaßten Schriften und Dichtungen gewährt, so lassen  
 wir dies hier ganz dahingestellt sein, da sich Welches am Ende  
 von selbst ergibt und es uns hier hauptsächlich nur darum zu  
 thun war, den hßen Willen, die Unkunde und Abneigung unse-  
 rer Hellenisten im Verhältniß zu der neugriechischen Sprache  
 nach Verdienst zu würdigen und zu rügen.

Die in Vorstehendem enthaltenen Ansichten sind es nun  
 auch im Allgemeinen, von denen der Herausgeber der vorliegen-  
 den, in neugriechischer Sprache verfaßten Paraphrase der Ho-  
 merischen „Batrachomyomachie“ bei dieser Ausgabe selbst ausge-  
 gangen ist, daher wir auch geglaubt haben, die Besprechung  
 über dieselbe nicht zweckmäßiger einleiten zu können, als durch  
 das von uns Vorausgeschickte. Nachdem der Herausgeber in  
 den vorstehenden Prolegomenen über den Verfall der altgriechi-  
 schen Sprache und den Ursprung der neuen (der aber durchaus  
 kein plöthlicher, sondern um so mehr nur ein allmählicher war,  
 als sie ursprünglich und anfänglich nur die Volkssprache der

alten Griechen war, erst im Laufe der Zeit immer mehr verderbt ward und sich mit fremdartigen Elementen versetzte, sowie über das Verhältnis des Neugriechischen zum Altgriechischen sich ausgesprochen, gelegentlich auch der verschiedenen, im Schooße des neugriechischen Volks selbst gemachten Versuche, die neue Sprache zu verbessern (obgleich manche derselben eher dahin führten, sie noch mehr zu verderben, und nur Korais die rechte Methode aufstellte), gedacht hat, verbreitet er sich besonders über die Nothwendigkeit der Kenntniß des Neugriechischen zu gründlicherer Auffassung des Altgriechischen, wobei er zugleich über die neugriechische Aussprache des Griechischen spricht, hierin jedoch nach unserer Ansicht zu weit geht, wenn er sie als die ganz unveränderte der alten Griechen darstellt, da vielmehr diese ebenso, wie die Sprache selbst, durch die nämlichen äußeren Einflüsse beherrscht worden sein dürfte, wenn schon die neugriechische Aussprache, unbedingt und nach äußern historischen Gründen, offenbar mehr für sich hat, als die nach philosophischen Gründen gemachte Aussprache des Erasmus. Die Uebersicht, welche sodann von Demjenigen gegeben wird, was bis jetzt in grammatischer und lexikographischer Hinsicht für die neuere Sprache der Griechen geleistet worden ist, ist zwar grade hier nicht ungewöhnlich, kann aber nicht für vollständig gelten, da z. B. die „Γραμματική Αλωδοσωχη Α. Χριστοπούλου“ (1804), worin der Verfasser zu zeigen sucht, daß die offenbaren Änderungen des Neugriechischen dorische und äolische Dialektformen seien, ferner die „Grammaire élémentaire du grec moderne, par Michael Schinns“ (Paris 1829), sowie das „Λεξικόν της καθ' ημάς Ἑλληνικῆς διαλέκτου κ. τ. λ. ὑπὸ Ἐκαράτου Α. τοῦ Βυζαντινοῦ“ (Athen 1835), unermähnt geblieben sind. Was nun aber die herausgegebene Paraphrase selbst anlangt, die, ihrem Ursprunge nach, dem 16. Jahrhundert angehört, so ist hier der Grundtext in einer bessern Gestalt, als in den frühern Ausgaben, gegeben und ihm eine lateinische Uebersetzung gegenübergestellt worden, denen beiden ein weitläufiger Commentar folgt, worin zum Verständnisse des Textes auf die Bedürfnisse theils der Nichtkennner, theils der Kenner Rücksicht genommen ist, so daß das Original, auch ohne weitem Gebrauch einer Grammatik, mittels des Commentars und der Uebersetzung verstanden werden kann. Übrigens enthält der Commentar ebenso wol von anderswoher Bekanntes, als eigne selbständige Forschungen des Herausgebers. Mit Altem, was darin derselbe, namentlich in Erklärung einzelner neugriechischer Worte und deren Etymologie, behauptet, können wir nicht einverstanden sein, wengleich er, wie überhaupt in den Prolegomenen an einigen Stellen, mit einer Entschiedenheit und Zuversicht sich äußert, die ihm sicher von mancher Seite her, wenn schon nur von Seite Böswilliger, übel ausgelegt werden wird, dagegen auch von Gutmeinenden und für die Sache selbst sich Interessirenden grade hier als unklug getadelt werden muß. Indes ist es hier der Ort nicht, in Einzelheiten sich einzulassen, zumal da diese Verschiedenheit der Ansichten, selbst wenn der Herausgeber irrt, das Verdienstliche der ganzen Arbeit zu schmälern nicht im Stande ist. Vielmehr empfehlen wir dieselbe und das Studium des hier herausgegebenen neugriechischen Gedichts allen Denen, die sich für die Lecture der in der neugriechischen Vulgarsprache geschriebenen Werke vorbereiten wollen, auf das Angelegentlichste.

Zuletzt gedenken wir noch, daß der Herausgeber, zufolge einer Notiz in den Prolegomenen, damit umgeht, eine ausführliche, für Philologen bestimmte Grammatik der neugriechischen Sprache zu schreiben, über deren Grundbedingungen er sich hier zugleich ausspricht und die er bereits bis zur Hälfte vollendet hat. Ob ein solches Unternehmen, da die neugriechische Sprache noch zu sehr im Bildungsproceß begriffen ist, nicht zu früh sei, lassen wir unentschieden; wol aber erkennen wir die damit verbundenen Schwierigkeiten, zu deren Würdigung und Beseitigung namentlich die mit der neugriechischen Sprache sich be-

schäftigenden Prolegomenen des Korais manche lehrreiche Winke enthalten. Dergleichen Winke finden sich auch in der Vorrede zu der obenwähnten „Grammaire élémentaire du grec moderne“, worin der Verfasser über das Verhältnis der neuen Sprache zur alten, über die Bildsamkeit der erstern, die Art und Weise, sie zu verbessern, und ihre Vorzüge sich ausspricht; dergleichen Winke aber dienen nicht nur zu besserer Kenntniß des Neugriechischen selbst, sondern machen auch auf tatsächliche Beachtung Anspruch, damit nicht Korais Recht behalte, wenn er, obgleich er den Mangel einer guten Grammatik anerkennt, dennoch irgendwo sagt: „Der nützt dem griechischen Volke mehr, der eine Grammatik verbreitet, als der eine schreibt.“ 25.

### Notiz.

#### Scott's profobische Fehler.

Unter diesem Titel („Sir Walter Scott's false quantities“) verkündeten im October 1824 die Zeitungen in London und Edinburgh ihren Lesern die große Neuigkeit, daß Scott einen profobischen Fehler gemacht hätte. Im October des genannten Jahres war ihm nämlich sein Lieblingshund Maida gestorben und, weil der Name desselben sich so gut zum Schluß eines Hexameters eignete, so setzte ihm Scott eine lateinische Grabchrift auf sein marmornes Denkmal:

Maidae marmorea dormis sub imagine Maida,  
Ad Januam domini sit tibi terra levis.

und übersetzte sie in einem Briefe an seinen Sohn Charles, den Lockhart („Memoirs of the life of W. Scott“, Thl. 3, S. 219) hat abdrucken lassen:

Beneath the sculptured form which late you wore  
Sleep soundly, Maida, at your master's door.

Unstreitig ist die gleichfalls extemporete Uebersetzung besser als das Original. Nun hatte aber Scott's Freund und Berleger, Joh. Ballantyne, nichts schneller zu thun, als dies Impromptu in einem edinburger Blatte drucken zu lassen, vergaß aber, daß Scott gesagt hatte: dormis und setzte dafür jaces nach seiner eignen Erfindung. Das war allerdings ein profobischer Fehler und da man überdies entdeckte, daß Janua falsch gebraucht sei, indem die erste Sylbe lang ist, so erhob sich darüber viel Lärm und Geschrei. Einige wollten ihn vertheiligen, obgleich er sich um das Geschrei wenig kümmerte. Endlich aber schrieb er doch an den Herausgeber der „Morning post“, er sei zu wahrheitsliebend als daß er sich wolle unter dem klassischen Mantel verbergen, den einige Freunde seiner profobischen Unwissenheit umgehängt hatten. Er erklärte dann, dormis sei durch des Abschreibers Fehler in jaces verändert, Janua aber sei von ihm in falscher Quantität gebraucht und er bekenne sich zu diesem Fehler. Freilich habe er seit 40 Jahren Manches vergessen, er wolle sich aber damit nicht entschuldigen, vielmehr wünschten, daß der gegenwärtige Vorfall dazu Veranlassung werde, die Jugend genauer und gründlicher in der klassischen Literatur zu unterrichten, als es in seiner Jugendzeit der Fall gewesen sei. Übrigens — schließt er — pugna est de paupere regno.

Man ist in solcher profobischer Beziehung denn doch in Deutschland toleranter als in England, denn was für Lärm würde sich dort erhoben haben, wenn in einem Gedichte, welches einem hohen Staatsmann überreicht wurde, gleich in der ersten alexandrischen Strophe ein Fehler gegen die Quantität vorgekommen wäre, wie dies sich mit einem dem Geh. Staatsminister von Kiewitz zu Magdeburg im Jahre 1833 gewidmeten Festgedichte zugetragen hat. Ober würde wol ein englisches Theaterpublicum sich den Vers aus Schiller's „Maria Stuart“:

Die Copien von fremder Hand geschrieben  
so oft haben ruhig vorsagen lassen, als es bei uns geschehen ist, wo man ja freilich von ungebildeten Schauspielern noch ganz andere Dinge zu hören bekommt? 2.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 207.

26. Juli 1838.

### Streiflichter

auf A. Tholuck's „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauß, für theologische und nichttheologische Leser dargestellt“.

(Schluß aus Nr. 206.)

#### IV.

S. 80 u. 81 stellt Tholuck die Wunder und den Glauben an sie, indirect nicht übel dar, als das Prachtportal der christlichen Kirche, im Gegensatz mit dem „Loche in der Mauer“, durch welches die Kritik hindurchwischt, um die Wunder und den Wunderglauben näher auf's Korn zu nehmen.

Es gibt ein sehr bedeutungsreiches Bild: die Priester mit dem Kripplein, Döcklein und Eiselein voran, die Gläubigen hinterdrein — jene voll Demuth in stolzer Pracht — ziehen in Procession bequemlich daher durch das hohe, breite, reichgeschmückte Portal, höhnisch und scheel herabsehend auf das einfache, ungeschmückte Pfortlein, durch welches mit ihnen zugleich die Kritik heiter und unbefangen einschreitet, lächelnd einen Blick werfend auf Döcklein und Eiselein, welches, auch außer dem Symbol sich als Wunder geltend machen will und sich laut vernehmen läßt. Das Ganze umgibt ein Rahmen im Arabeskenstyl, in welchem man auf der einen Seite den Diogenes in der Sonne sieht, wie er Alexander dem Großen um nichts weiter bittet, als: „Vertritt mir nicht das Sonnenlicht!“ Auf der andern Seite sieht man denselben Alexander, wie er zu seinem Generalskabe sagt: „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes sein!“

#### V.

S. 99:

Wird nun zugegeben, daß sich die Heilkräfte Jesu und die Prophetie als magnetische Erscheinungen erklären lassen, warum werden sie dann aus der Geschichte gestrichen?

Die Geschichte gibt nichts auf Geschichtchen, welche sich nur als magnetische Erscheinungen erklären lassen, oder nur als „magisch-magnetische Einwirkungen eines Außerstandenen“ anzusehen sind. Die Geschichte gestattet es nicht, die Seherin von Prevorst als „Cober der Glaubwürdigkeit und Rationalität der neutestamentlichen Wunder“ aufzustellen. Die Geschichte verabscheut „die

Zauberbrücken, die auf so bedenkliche Weise ins alte Feenland des Supranaturalismus zurückzuführen drohen“, welche dagegen Hr. Dr. Tholuck (S. 100 fg.) um so eifriger für sich und seine Gemeinde in Anspruch nimmt. Auf diese magnetischen Erscheinungen und Zauberbrücken ist auch der Grundsatz (S. 211) zu beziehen: „denn nicht in der Mitte, sondern in der Tiefe liegt überall die Wahrheit“.

#### VI.

S. 103: Daß dem Dr. Tholuck nicht auch, wie Andern, der Verstand stille steht, weder bei den neutestamentlichen noch bei den prevorstischen Wundern, ist sehr begreiflich. Da er nämlich den Verstand dabei gar nicht in Gang kommen läßt, indem ihm dieser doch nicht folgen kann in jene magnetischen Tiefen, in welchen überall seine Wahrheit liegt, so kann er ihm auch dabei nicht stille stehen. Dr. Tholuck gibt überhaupt nicht gar viel auf den Verstand; lieber rühmt er sich: „die Wunder ohne Krittelei und Erklärungssucht zu glauben“, weil dazu, „nach dem edeln Solger, ein weit stärkerer Geist gehört“ (S. 105), bei welchem sich freilich der gesunde Verstand sehr schlecht, Dr. Tholuck aber mit der Prevorsterin desto besser steht. Wie Mancher mag nun an die Wunder schon bloß bestwegen glauben, weil dazu ein weit stärkerer Geist gehören soll; obgleich hinwiederum zum Glauben gar weder Geist noch Verstand nothwendig ist. Des edeln Solger's Ausspruch: „dazu gehört ein weit stärkerer Geist“, ist jedoch wol nur in dem Sinne zu verstehen, in welchem man zu sagen pflegt: „dazu gehört ein starker Magen!“

#### VII.

S. 114: Die Gläubigen sind zu allen Zeiten in Rücksicht ihres Wunderglaubens wunderliche Heilige gewesen. Wissenschaftliche Wunder, für die ihr Verstand zu schwach war, schrieben sie dem Teufel zu und verdamnten sie zu Feuer und Schwert; rein-absurde Wunder dagegen, für die ihr Geist stärker war, legten sie den Heiligen bei, als welche Wasser auf ihre Mühle zubrachten. Wer ihnen Wunder irgend handgreiflich oder wissenschaftlich erklärte, war ihnen ebenso verhaßt und verdammtlich als ein Zauberer und Hexenmeister selbst. Die Wunder gehörten zum köstlichsten Handwerkszeuge der Kirche, womit sie ihre Heiligen auch aus den plump-



sten Klößen sein und anziehend zu schnitzen vermochte. Das Menschenkind liebt nun einmal das Wunderbare und läßt es sich nicht gern durch irgend ein Erklären rauben; es läßt sich sehr schwer davon überzeugen, daß etwas Übernatürliches einen ganz einfachen natürlichen Ursprung habe. Auf dem Harze wie im Erzgebirge lassen sich die Bergleute von ihrem Glauben an einen türkischen Berggeist nicht abbringen, und spotten nur des verständigen Humphry Davy's, der ihnen eine Sicherheitslampe gegen das gefährliche Wasserstoffgas in die Hand gibt; ja, sie hassen den Mann, als welcher ihnen und ihren Gruben den Reiz der geheimnißreichen Absonderlichkeit ihres Metters rauben will; sie möchten nicht gern angesehen werden gleich wie andere Leute! Also nun auch Dr. Tholuck: er kanonisiert die Seherin von Prevorst, eben um ihrer Wunder willen, weil sie ihm die neuteamentlichen Wunder rationalisiert und ihn zum „historischen Beweise derselben berechtigt“.

## VIII.

S. 121: Wie es mit dem kritischen Talente und Charakter des Dr. Tholuck steht, kann man unter Anderm auch daraus ersehen, wie er nie eine frohlockende Schadenfreude unterdrücken kann, wenn der Kritik irgendwo und wie etwas Menschliches begegnet. Mit welcher kindischen Freude wird das Geschichtchen erzählt: der berühmteste Kritiker, F. A. Wolf, habe in einem Codex beim Prälaten v. Diez ein Briefchen von Cicero gefunden, und solches nicht allein für bisher unedirt, sondern auch für unecht erklärt, da doch dieses Briefchen, als vollkommen echt, bereits in allen vorhandenen Ausgaben der „Epp. ad famm.“ stehe! Mit großer Behaglichkeit wird nun der große Kritiker dargestellt, wie ihm „die kritische Ader gejuckt, wie sein kritischer Geruchssinn den Unrath herausgspürt habe“, und dann höhnisch hinzugefügt: „Da gingen vor unermesslichem Gram die Analecten zu Grabe!“ Es ist nicht ohne Interesse, hier den Dr. Tholuck selbst im Zustande des magisch-magnetischen Hellssehens beobachten zu können: obgleich durch Zeit und Raum persönlich weit entfernt von dem berühmten Philologen Wolf, welcher bereits seit 13 Jahren nicht mehr unter den Sterblichen ist, fühlt er dennoch dessen Fäden und riecht mit dem Geruchssinn desselben! Wahrlieh wunderbar, höchst wunderbar! so wunderbar, daß uns dadurch alle Wunder, auch die neuteamentlichen, gar wohl rationalisiert und wir zum historischen Beweise à la Tholuck berechtigt werden. Nun aber zweifelt Jemand (der nicht weit stärkern Geistes ist, um pure Glauben zu können) an der Glaubwürdigkeit des Hellssehers und prüft die vorhandenen urkundlichen Zeugnisse der Zeitgenossen des berühmten Kritikers, und findet da die Dinge ganz anders, nämlich also: nach S. 380 im vierten Hefte der „Literarischen Analecten“ von Wolf ist das Factum richtig, daß der berühmte Kritiker in einem Diez'schen, jetzt königlichen Codex der Briefe Cicero's, zwischen dem 49. und 50. des 13. Buches ein Briefchen gefunden hatte, welches er dort in gedruckten Ausgaben nicht

fand und nach näherer Prüfung für unecht erkannte. Damalige Leser, welchen die kleinern Briefe Cicero's „Ad famill.“ in frischem Andenken waren, wiesen dem berühmten Philologen sogleich nach, daß jener Brief schon überall in der bekannten Sammlung gedruckt stehe, und zwar als 14. des zweiten Buchs. Darauf machte Wolf in Nr. 86 der Intelligenzblätter zur „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung“ von 1819 bekannt: in dem erwähnten Codex habe dem betreffenden Briefchen ein Zettelchen beigelegt, von der Hand des ehemaligen Besitzers, des Holländers van Santen, durch welchen dieser auf jenes Briefchen als auf einen neuen Fund aufmerksam mache. Auf diese Autorität hin habe er den Brief ohne weiteres für unedirt angesehen. Was die Unechtheit des Briefchens betreffe, so sei er noch jetzt aus sehr triftigen Gründen davon überzeugt, von welchen er denn auch mehre angibt.

Wir sehen, wie irrig es dem Hellsseher gejuckt, wie falsch er magnetisch gerochen hat.

Ferner wird in Friedemann's und Seebode's „Miscell. critt.“ (1823, Bd. 2, Hefte 1, S. 20), und in „Wolf's Leben und Studien“, 1833 (Bd. 2, S. 113), berichtet: daß Wolf nicht allein seine „Analecten“ seit 1819 aufgegeben, sondern seitdem auch durchaus gar nichts weiter für den Druck geschrieben habe, aus dem einfachen Grunde, weil man zu der Zeit auch selbst den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften die Censurfreiheit genommen, also auch ihn der Censur unterworfen hatte.

Wir sehen, wie grundfalsch der Dr. Tholuck auch in diesem Punkte hellgesehen hat, welches um so auffallender ist, da er „Wolf's Leben und Studien“ nicht etwa nur obenhin gelesen, sondern, wie ihm handgreiflich aus seiner „Glaubwürdigkeit“ selbst nachgewiesen werden kann, gar Manches daraus sich wohl gemerkt hat, was in seinen Kram zu passen schien. Indes ist dies auch so auffallend nicht, wie es auf den ersten Blick scheint, da es ja eine bekannte Thatsache ist, daß dem Hellssehen wie dem Glauben eine ganz andere Sorte von Licht beleuchtet, als der uns von Gott verlehrenen Vernunft! 103.

Quinze années d'un proscrit, par le général Guillaume de Vaudoucourt. Vier Bände. Paris 1837.

Vorliegende vier Bände gehören, allen Merkmalen zufolge, dem Gebiete der Memoirliteratur an; jedoch begreifen sie, ihrem Inhalte nach, drei verschiedene Theile in sich. In dem einen Theile gehören Vaudoucourt's Biographie, die Geschichte seiner Feldzüge, seiner Erfolge, soann seiner Unfälle und der Ächtungen, die über ihn verhängt wurden. Der zweite Theil ist mit Anekdoten gefüllt. Endlich aber ist ein dritter Theil der allgemeinen Geschichte Frankreichs und der Beurtheilung derjenigen Männer gewidmet, die während 30 Jahren in Frankreich und in Europa auf der so beweglichen Schaubühne einander folgten, wo die politischen Revolutionen gespielt werden. Man muß dies jedoch nicht so verstehen, als hätte der Verf. eine gewisse Anzahl von Seiten oder Capitel jedem dieser Theile besonders gewidmet. Es rührt diese Eintheilung vielmehr von uns selber her, und wir wählten solche, um uns unsere Aufgabe, den verschiedenartigen Inhalt des Buchs zu besprechen und dessen respectiven Werth zu bemessen, desto mehr zu erleichtern. In der That aber findet man von dem Allem etwas in

dieser Memoiren, deren Verf. sich seinen Erinnerungen mit großer Freiheit und oftmals mit einer seltsamen Verwirrung hinzugegeben hat. Man stößt gleich neben unausprechlichen Declamationen auf Seiten voller Beredsamkeit, die das Gepräge eines wahren Gefühls haben, und gefährlichen Paradoxen gegenüber begegnet man höchst sinnigen Bemerkungen.

Unserer Eintheilung zufolge soll nun zuerst von den biographischen Abschnitten dieser Denkwürdigkeiten die Rede sein. In der That, spricht B. von sich selber, so geschieht dies immer mit hoher Werthschätzung, weshalb wir ihn unbedingt eben nicht tabeln wollen. Indessen hat der achtungswürdigste Mann, hat er sein sechzigstes Lebensjahr erreicht, doch auch zuweilen sein Unrecht gehabt; allein es möchte Mühe kosten, in allen vier Bänden auch nur einmal das Eingeständniß davon aufzufinden. Dagegen haben alle Die, welche mit dem General zu schaffen hatten, stets Unrecht gehabt; sie Alle haben mehr oder minder den Tadel des Verf. und der Nachwelt verdient und gerechte Vorwürfe treffen sie. Wir wählen auf das Gerathwohl eines der letzten Capitel, da man ja ohnehin ein dickleibiges Buch öfters von hinten zu lesen anfängt. Dies Capitel enthält B.'s Geschichte seit der Julirevolution. Er commandirte seit dieser Epoche mehre Departements; er war zu Brest, Angers, Angoulême; er stand in Beziehungen zu mehren Ministern, Generalleutenants, Präfecten und vielen andern öffentlichen Beamten. Vergebens aber würde man unter denselben auch nur nach Einem suchen, der nicht Unrecht gegen ihn gehabt, während er Niemand zu nahe trat. So wurde B. nach Brest geschickt, um das Departement Finistère zu commandiren; es kommt der Generalinspecteur; er ist ein Karlist! B. erhält Befehl, sich nach Angers zu begeben; dort ist es noch ärger. Gleich anfangs hat er es mit Hrn. v. Rumigny zu thun, „den die Patrioten des Departements beschuldigen, mehr Böses als Gutes zu stiften“; demnachst findet General Lamarque ihn selber „allzu entschieden, allzu patriotisch, allzu republikanisch für ein Departement, wo man die karlistische Faction schon müsse“. General Lamarque, der hernach ebenfalls Karlist zu sein scheint, bewirkt demnach B.'s Versetzung, der in die Charente geschickt wird, wo er neue Verdrießlichkeiten hat. „Während ich meine Militärgrabe“, sagt er, „auf dem Schlachtfelde erlangte, hatte der Divisionscommandant die seinigen in den Bureaux erobert; gegen das Ende der Regierung Karl X. hatte ihn der Jesuitismus zum Generalleutenant gemacht.“ Noch mehr, der Generalstab der zwanzigsten Division war, dem gesunden Menschenverstande zum Trost, im Dienste verblieben, und B. hatte, in Folge davon, „mehr Dumtheiten und Albernheiten zu verschlucken“, während der sieben Monate, die er zu Angoulême verbrachte, als während seiner ganzen vierzigjährigen Dienstzeit. Somit ging denn überall, wohin den General sein Unglücksstern führte, Alles aufs Schlimmste. Die höhern Generale, Präfecten, Unterpräfecten, Militair-, Civil- und Kirchenbehörden hatten sich, ihn misvergünstigt zu machen, verschworen, mit Ausnahme eines Präfecten der Charente jedoch, der gewiß ein sehr achtbarer Mann war, „den aber Casimir Périer zu andern Functionen berufen zu müssen glaubte“. Von allen diesen Annehmlichkeiten überfättigt, nahm B. seine Entlassung, nachdem er noch zuvor den Marschall Gérard der Ungerechtigkeit und den Marschall Soult der Unwürdigkeit angeklagt hatte. Er widmete von nun an seine Ruhe, wie er uns erzählt, der Abfassung der Geschichte der Proscriptionen, die er von 1815—25 erduldet hatte und die in der That interessant und merkwürdig, ja selbst gewissermaßen belehrend ist. Wir erfassen daraus, daß der Gedächtniß mit Muth und Seelenadel Armuth zu ertragen vermochte, indem er, um sich gegen Dürftigkeit zu schützen, zur Arbeit seiner Hände, zu anstrengenden Nachtwachen, biswellen auch zu seinem Degen, wie beispielsweise in Spanien, seine Zuflucht nahm. Gleichwol muß auch dieser Theil der Memoiren mit einer gewissen Vorsicht gelesen werden; denn so anziehend immerhin die Lectüre derjenigen Blätter des Werks ist, wo uns der Verf. seine Kummernisse, seine Leiden und die

unentblühen Wechselfälle seines Erlebens mit natürlichen Farben schildert, die den Menschen treu darstellen, die uns den Grund seines Herzens erschließen und mit seinen traurigen Schicksalsbestimmungen bekannt machen, so muß man jedoch gegen diejenigen Ergießungen des Memoirenschreibers auf seiner Hut sein, wo politische Leidenschaft sein Gedächtnißvermögen verwirrt und die uns, statt derzüge eines Gedächtnisses, der sich auf edelmüthige Selbstverleugnung versteht, nur die Farbe des Parteiannes zeigen.

Zu den Anekdoten übergehend, womit das Werk in reichlicher Fülle ausgestattet ist, erlauben wir uns eine flüchtige Bemerkung voranzuschicken, wozu uns die neuere Memoirenliteratur, wovon so Vieles seit mehren Jahren durch unsere Hände gegangen ist, Anlaß gibt. Die Anwendung auf gegenwärtige Memoiren wird folgen. Bei der Herausgabe dieser Art von Schriften tritt das mercantile Interesse des Verlegers sehr stark mit ins Spiel. Diesem nämlich, seinen Absatz berechnend, genügt es nicht, daß, um solchen zu sichern, Memoiren mit Gewissenhaftigkeit und Talent geschrieben sind. Um solche gegen die Laivigkeit des Lesepublicums zu bewahren, um die öffentliche Neubegier möglichst aufzustacheln, und um dem Buche einen imponirenden Raum in den Anzeigen überweisen zu können, bedarf es eines recht glänzenden Inhabtsverzeichnisses von Eigennamen und selbster noch nicht durch den Druck veröffentlichter Vorfälle; vor Allem aber muß das Buch an Anekdoten sehr reich sein. Die Anekdoten ist gleichsam der Ballast, der das Buch über dem Wasser erhält und der, beim ersten Stoße auf dem Grund zu laufen es verhindert. Nun ist aber die Anekdoten, nach der Definition der Encyclopädisten, ein wenig bekannter Sonderumstand. Der Autor, zwischen diese Definition und die Forderung seines Verlegers gestellt, befindet sich nicht selten in großer Verlegenheit. Zu einer Epoche der Publicität weiß Jedermann die wenig bekannten Sonderumstände; nach der Flut von Memoiren, womit wir seit 15 Jahren überschwemmt worden sind, gibt es keine so armselige Anekdoten, die nicht, schon aufgebuzt, in irgend einem dickleibigen Buche, unter dem Schutze eines modischen Verlegers, ans Licht getreten wäre. Man muß also nach etwas Außerordentlichem, nach etwas Neuem fahnden; wir wollen es kurz sagen: man muß erfinden. Ist dies nun die wunde Seite der Memoiren, die heutiges Tages erscheinen, so machen sie zwar, je nachdem sich ihre Verfasser aus dem Dilemma zu ziehen wissen, damit ihr Glück; andererseits aber wird eben dadurch ihre Glaubwürdigkeit dem Geschichtschreiber, dem Publicisten, kurz Jedem, der seine Waare nicht nach dem Scheine kauft, verdächtig. Wollen wir nun auch nicht, um auf unsern Anekdotenzerzähler zurückzukommen, B. beschuldigen, daß er aus dem Stegreife erfunden habe, so hat er sich doch sicherlich sehr oft von seiner Leichtgläubigkeit und Einbildungskraft bethören lassen. Seine Anekdoten haben größtentheils etwas Unglaubliches, das in die Augen springt, und worauf man mit Wahrheit die obenerwähnte Definition anwenden kann. Es ist dies beispielsweise eine Anekdoten, die er von Bouvel erzählt und die man schwerlich noch sonstwo gelesen haben dürfte. Dieselbe fällt mehre Seiten des Buchs und gibt ganz neue, aber so höchst seltsame Sonderumstände über die Motive der blutigen That dieses Fanatikers an, daß wir selbst Anstand nehmen, sie auch nur näher anzudeuten. Um aber doch einen Begriff von B.'s Anekdotenstyl und zugleich unsern Lesern eine Probe von der Verlegenheit zu geben, in die es ihn setzt, wenn er seinen sonst fließenden und eleganten Styl den Bedingungen dieser falschen Gattung unterziehen muß, die ihn zwingt, auf Kosten der Wahrscheinlichkeit mühsam zu erfinden, so wollen wir ihm folgende Anekdoten nach erzählen: Im J. 1814, „an einem Tage, wo es regnete“, begegnete General B. in der Straße St. Honoré dem Hrn. de la Sabardière, den er übrigens, wie er selbst sagt, nicht kannte. „Man denke sich“, fährt er fort, „einen Mann von ziemlich traurigem Aussehen, in seidenen Strümpfen, mit großen Schnallenschuhen, einer blauen Tuchhose, sehr abgetragenen Frack, dessen aufgeschlagene

Schiffe und herabfallende Krugenspitzen mit goldenen Eilien besetzt waren, sodann mit Epauletten aus dem 17. Jahrhundert, einem Hut, wie ihn der Kutscher eines englischen Lords trägt, einem Haarbeutel und einem Degen, dessen Spitze er himmelwärts schlenkerte; der ferner auf den Beinen ging und der sich mit einem schmalen Regenschirm zur Hälfte bedeckte, und man wird sich einen Begriff von meinem Erstaunen machen. Inzwischen riß der durch die Dachrinne angeschwellte Gießbach eine arme Kage mit sich fort. Plötzlich sehe ich meinen Helden mit gespreizten Beinen über den Gießbach setzen, die fast ertrunkene Kage ergreifen und, solche ganz ernsthaft mit den Fingerringen aufhebend, gegen einen Abweiserstein lehnen. Ich habe mir niemals diesen erhabenen Zug recht erklären können."

Es bleibt uns nun noch derjenige Theil der Memoiren zu untersuchen übrig, der in besonderm Sinne der allgemeinen Geschichte gewidmet ist und, um dessen Gehalt und Werth zu bemessen, einige der Ansichten und Urtheile B.'s über Frankreichs politische Ereignisse und Männer näher zu beleuchten. Wir wissen, der General ist Verf. von geschätzten Werken über einige Feldzüge des Kaiserreichs, denen selbst Napoleon auf St. Helena, zu einer Zeit, wo er auf Menschen und Schriften der Vergangenheit von einem sehr hohen Standpunkte aus herabsah, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Inzwischen haben wir es hier nicht mit B.'s strategischen Werken zu thun; in seinen Memoiren aber zeigt er sich, müssen wir von vorn herein bemerken, als einen höchst leidenschaftlichen, parteiischen, grämlichen und unverföhnlichen Mann. Er hat uns daher als Geschichtschreiber eben kein Vertrauen einzufößen vermocht, wenn schon wir allerdings seinen Unwillen gegen Personen, die er für seine Feinde und Verfolger hält, aus menschlichen Rücksichten, entschuldigen wollen. So behauptet derselbe, beispielsweise, er habe 1815 eine Orleansische Verschwörung bestanden, die den Umsturz des Thrones Ludwig XVIII. beabsichtigt habe, bevor noch Napoleon's wunderbarer Triumphzug auf der Rückkehr von Elba die Wechselfälle des Glücks ihm zugewandt. Gründe für diese mindestens höchst gewagte Behauptung weiß unser Memoirenschreiber nicht anzuführen; allein er macht Personen namhaft, die man mit wahrem Bestreben auf der Liste der Urheber oder Theilhaber eines 1815 zur Thronerhebung des Herzogs von Orleans entworfenen Verschwörungsplans beieinander findet: so den Fürsten von Talleyrand, den Marschall Davoust, den General Maison, den Grafen d'Erton, Foy, Labédoyère, Gourgaud, Fabvier, Athalin u. A. Sind dies nun die Orleansischen Verschwörer von 1815, die Männer, welche den jüngern Zweig des Hauses Bourbon auf den Thron setzen wollten, wäre Napoleon zu Elba verblieben, so unterstützt B. diese seltsame Behauptung, indem er sagt: „Die Rolle welche heute die vornehmsten Verschwörer von 1815 spielen, kann, denke ich, Denjenigen die Sache klar machen, die noch etwa ihre wirklichen Projecte bezweifeln möchten.“ Einen triftigern Beweis für eine so wichtige historische Thatsache weiß B. nicht beizubringen, wenn schon er mehrere Seiten mit deren Erörterung füllt. Denn am Schluß einer langen und breiten Ausführung gelangt man endlich doch nur zu dem Resultat, daß „der General vor der Colonnade des Louvre von einem Bekannten angerebet wurde“, und daß er dort jene vertrauliche Mittheilung erhielt, der er ohne weitere Untersuchung Glauben schenkte. Wir sollten meinen, daß man nach Ablauf von 20 Jahren, ist man auch noch so leidenschaftlich und leichtgläubig, doch wenigstens Diejenigen namhaft machen müßte, auf deren Zeugniß man sich gegen politische Gegner beruft, die man kein Bedenken trägt, öffentlich preiszugeben. Unsererseits pflichten wir der Ansicht derjenigen Geschichtschreiber bei, die den Regierungsumsturz von 1815 nur als die Thatanbahnung eines Mannes, und die nur Napoleon als den Mann betrachten, der sie auszuführen im Stande war. Der 20. März ist, wir sind zu der Überzeugung gelangt, nicht das Ergebnis einer mehr oder minder verwegenen Verschwörung, noch selbst der Unzufriedenheit, die zu jener Zeit allerdings in

Frankreich herrschte. Der 20. März ist Napoleon, Napoleon ganz allein, Napoleon, der von der Insel Elba mit einer Handvoll Tapfern zurückkam, seinen zerrissenen Fahnen und seinen mit dem Staube des Exils bedeckten Adlern. Dieses wundervolle Schauspiel mußte ganz Frankreich, unzufrieden oder nicht, allein von Begeisterung schwindelnd und wahnsinnig vor Freude, auf Napoleon's Schritten mit hinreißen. Aber gewiß irrte unser Verf., obgleich er nicht der Erste ist, wenn er behauptet, daß Alles zum Sturze der Bourbons in dem Augenblicke bereit gewesen, wo der Kaiser am 1. März 1815 im Golf Juan erschien. Allerdings herrschte viel Mißvergnügen und eben nicht ganz ohne Grund: die Armee beklagte sich, die Mittelklasse fühlte sich im Innersten verletzt; das Volk litt. Und wer auch nicht gegründete Ursache hatte, mißvergnügt zu sein, glaubte doch sich so stellen zu müssen. Diese Stimmung gab sich durch ganz Frankreich kund. Und gleichwol wäre Ludwig XVIII. Thron ohne Napoleon's unerwartete Rückkehr nicht gefallen. Es wußte dies der Herzog von Orleans sehr gut, und hätte er den mindesten Beruf gehabt, die Rolle zu spielen, die ihm B. überträgt, so würde er, allem Vermuthen nach, eine passende Gelegenheit abgewartet haben. Allein war denn wol, möchte man fragen, der General selber des Sturzes der Bourbons so gewiß, als er ihnen einige Tage vor dem 20. März in einem Schreiben an dem Kriegsminister seine Dienste anbot? Er wollte, wir glauben es ihm aufs Wort, damals nur seinem Vaterlande dienen. Auch gereicht es ihm nur zur Ehre, daß er wenige Tage später, nachdem der Kaiser angekommen und ihn mit den Worten begrüßte: „So sind Sie also auch mit uns; das ist mir lieb!“ demselben antwortete: „Ich gehöre stets meinem Vaterlande an.“ Diese Erwiderung war edelmüthig; auch war B. einer der thätigsten und entschlossensten Patrioten jener denkwürdigen Epoche. Eben deshalb aber ist es uns unbegreiflich, warum er nicht zugeben will, daß diejenigen Offiziere, die heute ihrem Vaterlande unter dem Könige der Franzosen dienen, vor dem 20. März ebenso hingehend, ebenso fremd der Intrigue und ebenso uneigennützig gewesen sein sollen, als er selber, der damals unter Ludwig XVIII. demselben dienen wollte. Man wird wol aus dem Vorstehenden erachten, daß wir den Werth dieser Memoiren, vornehmlich als Geschichtsquelle, keineswegs zu hoch anschlagen; gleichwol dürfen auch sie von dem Forscher nicht übergangen werden; denn jedenfalls haben sie das Verdienst der Sichtigkeit und, mit Vorsicht zu Rathe gezogen, gewähren sie über viele Vorgänge, deren mitwirkender Zeitgenosse der Verf. war, um so schätzbare Aufschlüsse, da wir, wenn auch seine Unbefangenheit, so doch nicht seine Aufrichtigkeit, irgendwo in Zweifel zu ziehen, Veranlassung haben.

13.

### M i s c e l l e n .

Bei einer Parlamentswahl zu Shrewsbury ließ ein einer der Candidaten, Kingston, einen pensionirten Offizier aus London auf seine Kosten dahin reisen, um ihn für sich stimmen zu lassen. Der Offizier präsidirte bei allen Gastmählern, die Kingston gab; als es aber zum Stimmen kam, gab er dem Gegner seine Stimme. Man machte ihm Vorwürfe über sein Verfahren; er erwiderte: „Meine Herren, ich habe viele Compagnen mitgemacht und kann nicht vergeffen, daß unser General uns immer empfahl, in Fein des Land zu fouragiren.“

Der berühmte Baron spielte noch im 80. Jahr den Rodrigo im „Cid“; der englische Schauspieler Macklin aber gab im 100. Jahre den Shylock im „Kaufmann von Venedig“. Er starb 1797 im 107. Jahre und hinterließ Memoiren, die für die englische Bühne und für die Schauspielkunst selbst sehr wichtig sein sollen. Man hat aber leider nur seine Lebensgeschichte aus denselben bekannt gemacht.

29.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 208. —

27. Juli 1838.

### Amerikanische Vierteljahrsschriften.

Es ist eine nicht unmerkwürdige Erscheinung, daß die consistensteste Gabe der in unserer Zeit bis zur homöopathischen Verdünnung getriebenen periodischen Presse, die Vierteljahrsschriften, zu denen jetzt wieder in Deutschland ein ehrenwerther Versuch gemacht wird, nur in ihrem Geburtslande, in Großbritannien, bisher recht haben gedeihen wollen. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob die ganz unleugbare höhere Ausbildung dieser Art der Bekanntmachungen, sowie der gesammten britischen periodischen Presse allein der Schwierigkeit beizumessen sei, daß es dort bei dem Zustande des Buchhandels nur Wenigen gelingt, selbständige Bücher ans Licht zu fördern, oder ob man ihren Grund in andern Dingen zu suchen habe. Die Thatsache bleibt darum nicht minder wahr, und die achtungswerthen Vierteljahrsschriften des „Edinburgh“, des „Quarterly“, des „Westminster“, des „Foreign quarterly“ und des „British and foreign review“ stehen noch immer, jede in ihrer Art, vom Auslande unerreicht da.

Das Großbritannien am nächsten stehende, Sprache und Literatur mit ihm theilende Land der Vereinigten Staaten Nordamerikas war auch das erste, wo eine Nachahmung des Mutterlandes, hierin wie in andern Dingen, versucht wurde. Veranlassung zu einer solchen Maßregel gaben wiederholte heftige Angriffe des „Edinburgh review“ auf Amerika, in Folge deren bald nach dem genter Frieden mehre der ausgezeichnetsten Köpfe der amerikanischen Jugend, um selbständige Verbindungen ohne Englands Dazwischenkunft anzuknüpfen, literarische Reisen durch Europa antraten, unter denen ich nur die Gebrüder Everett, Hrn. Bancroft, Cogswell und Tignor aus Massachusetts, Washington Irving aus Newyork, Legore und Preston aus Südcarolina nenne. Gleichzeitig stiftete 1816 Hr. Tudor in Boston, der nachher als Gesandter in Brasilien starb, das „Northamerican review“, welches zu seinem Wahlspruche eine Stelle aus dem „Edinburgh review“ wählte, in der es heißt: „Wer liest ein amerikanisches Buch, wer sieht ein amerikanisches Schauspiel?“ u. s. w. So verdankt also diese erste amerikanische Vierteljahrsschrift ihre Entstehung einem edeln Streben, diesen Makel von der Ehre der Nation hinwegzuwischen. Seit jenem Zeitpunkt besteht diese Zeitschrift, unter vielfältig wechselnden Herausgebern, bald steigend und äußerst werthvolle, einen

bleibenden Werth behaltende Aufsätze, insbesondere über amerikanische Angelegenheiten liefernd, bald auch wieder sinkend, wie sie denn auch jetzt, unter der Leitung des Prof. Walker in Cambridge bei Boston im Ganzen genommen, den englischen Vierteljahrsschriften nicht an die Seite gestellt werden darf.

Dem „Northamerican review“ folgte bald das in Philadelphia von Hrn. Robert Walsh, einem classisch gebildeten Katholiken aus Maryland, gestiftete und geleitete „American quarterly review“. Es versuchte sich zu seiner Vorgängerin in das in Amerika freilich sehr modificirte Verhältniß des englischen „Quarterly“ zum „Edinburgh review“ zu setzen, und hat eine große Zahl schätzbarer Abhandlungen geliefert, mußte jedoch vor Kurzem, vermuthlich in Folge der Abwesenheit seines in Europa reisenden Herausgebers, geschlossen werden.

Während der Jahre 1828 — 32 ist auch in Charleston in Südcarolina ein mit vielem Geiste und Talente geleitetes „Southern review“ erschienen, welches jedoch, bei dem in den südlichen Staaten noch weniger als in den nördlichen verbreiteten Sinne für Literatur, in dem letztgenannten Jahre sein Ende erreichte.

Andere Versuche in dieser umfangreichsten Art der Zeitschriften sind uns aus Amerika, dem Lande der täglichst Futter bietenden, mit unglaublich wenigen Ausnahmen, politischem und nichtpolitischem Parteigeiste fröhnenden, meist von Buchdruckern herausgegebenen Zeitungen nicht bekannt geworden. Jetzt aber, seit dem März 1837, erscheint in der größten, fast 300,000 Einwohner zählenden Stadt der Vereinigung das „Newyork review“, von welchem die drei ersten Hefte vor uns liegen. Herausgeber desselben sind Hr. E. S. Perry und Dr. H. L. Hawks, bischöfliche Geistliche in Newyork. Von den 31 sich an die ihnen vorgesetzten Bücher anschließenden größern Abhandlungen, welche diese drei Hefte, kürzere Anzeigen ungerechnet, enthalten, wollen wir nur einige, auch für deutsche Leser Interessantes enthaltende hier anführen.

Gleich im ersten Hefte der erste Aufsatz, von Dr. Hawks über Jefferson, spricht in der strengen, aber gerechten Beurtheilung dieses Stifters der durch General Jackson zum Besitze der Gewalt gelangten Partei die politische Farbe der Zeitschrift aus. Es ist, mit sehr wenigen Ausnahmen, die aller Männer von Kenntnissen, Bildung, Einsicht und

Vermögen in den Vereinigten Staaten, der dort sogenannten Whigs, welche den stets wachsenden Umgriffen dem Pöbel schmeichelnder Beamten entgegenarbeiten, vor Allem aber dem Geiste der Leidenschaftlichkeit, Selbsthülfe und Volksjustiz, der in den Verhältnissen zu fremden Staaten, zu den Indiern, Farbigen und im Innern gegen Adergesinnthe in religiösen, politischen oder gesellschaftlichen Beziehungen zu Ausbrüchen führt, welchen die machtlosen Regierungen nicht zu wehren vermögen.

Aus der vor Kurzem in Philadelphia zur Verherrlichung Jefferson's erschienenen Lebensbeschreibung desselben von Tucker, aus seinem Briefwechsel und aus andern Quellen werden alle schon früher in Jefferson's öffentlichem Leben wie in seinem Charakter gerügten Mängel unwiderleglich bewiesen. Es wird gezeigt, wie Jefferson's auf die Vorbereitung der französischen Revolution höchst einflussreicher vierjähriger Aufenthalt in Paris von 1785—89 ihn der französischen sogenannten Philosophie zuführte; wie er die dort ergriffenen oder befestigten Grundsätze des Materialismus und Deismus, durch die Stiftung der virginischen Universität in Charlottesville nach Amerika zu verpflanzen und dort eine Schar junger Ungläubiger zu erziehen hoffte, ein Unternehmen, welches freilich nur dazu führte, unter den Studirenden einen Geist der Auflehnung, Gewaltthätigkeit und Willkür zu erzeugen, der erst nach seinem Tode mit dem Eintritte akademischer Zucht und der Anknüpfung religiöser Bande sein Ende erreichte.

Ferner wird der von Jefferson sich angemachte und verfolgte Ruhm, die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von England entworfen zu haben, in seine richtigen Grenzen zurückgeführt. Es wird gezeigt, wie Jefferson's Verdienst sich allein darauf beschränkt, die damals im amerikanischen Volke umlaufenden Ideen verlorpert und aus den verschiedenen dieselben darlegenden Urkunden jene Erklärung zusammengesetzt zu haben, die er noch immer durch zweideutige Ausdrücke als sein Geisteserzeugnis zu vertheidigen suchte, als bereits durch die gesetzgebende Versammlung von Nordcarolina der gegentheilige Beweis geführt worden war. Es ist nämlich die so berühmt gewordene amerikanische Unabhängigkeitserklärung des Congresses bekanntlich am 4. Juli 1776, nachdem Jefferson's Entwurf zu derselben mit einigen Änderungen angenommen war, erlassen worden. Schon am 20. Mai 1775 hatte aber die Grafschaft Mecklenburg in Nordcarolina eine Erklärung der Unabhängigkeit von Großbritannien, dem sie von da an den Gehorsam versagte, ergehen lassen und dem in Philadelphia sitzenden Congresse übersendet. Diese vierzehn Monate ältere nordcarolinische Erklärung, sowie Jay's im September 1774 geschriebene und bekanntgemachte Adresse an das englische Volk, des Richters Drayton am 23. April 1776 gehaltene und im Mai bekannt gemachte Rede im Gerichtshofe und endlich die am 12. Juni 1776 von der gesetzgebenden Versammlung Virginien's angenommene Erklärung der Rechte enthalten nämlich wörtlich die kräftigsten und bedeutungsvollsten Stellen der Jefferson'schen Unabhängigkeitserklärung, welche von ihm zusammengesetzt und verbunden wurden. Als mehrfacher

Ausdruck der Meinungen und Gesinnungen des Volkes könnte dies wol kaum getadelt werden, wenn nicht Jefferson noch 1819, als man die frühere Erscheinung der nordcarolinischen Erklärung wahrnahm und veröffentlichte, in einem Schreiben an den nachherigen Präsidenten Adams, deren Echtheit zu leugnen versucht hätte, da ihm doch als Congressmitglied von 1776, und als Schreiber der in vielen Stellen wörtlich mit der carolinischen Urkunde übereinstimmenden Erklärung die Echtheit von jener wol bekannt sein mußte.

Endlich wird aus Jefferson's Leben der ihm mit Recht gemachte, bei der Obmacht politischer Parteigeistes nur allzu häufig gegründete Vorwurf der sittlichen Unwahrheit und Falschheit belegt. Offenkundig wurde solches Benehmen in Jefferson's Urtheil über den Präsidenten Washington, unter dem er als Staatssecretair und Freund lebte, während er diesen großen Mann in einem langen Schreiben an Mazzei, einen italienischen Flüchtling in Paris, verleumdete, welcher Brief zu Jefferson's großem Schrecken 1796 im „Moniteur“ gedruckt erschien. In diesem Schreiben beschuldigt er Washington und mit ihm den Senat, die Bundesrichter sowie alle Beamte der Vereinigten Staaten des Verrathes ihres Landes an England, welches er „eine vormalige Simone und Salomone schernde Rede“ nennt. So redete, öffentlich Freundschaft heuchelnd, der neue Eberfites über das Weltmeer hinüber von Washington, dessen Seelenadel stets der menschlichen Natur zur Ehre gereichen wird, von Jay, dem ersten Bundesrichter, von Marshall, seinem Nachfolger als solcher, von Alexander Hamilton, dem Retter und Gründer des amerikanischen Finanzhaushalts; sämmtlich Männer, deren einen noch gekannt zu haben, allein die Thaten der amerikanischen Revolution erklärt, die beim Anblicke des gegenwärtigen Zwergengeschlechtes rein unerklärlich sein würden.

Ganz ähnlich war Jefferson's Verfahren gegen den sittlich freilich gar tief stehenden berühmten Obersten Burr, dessen Leben vor Kurzem durch seine, in einem andern Artikel der vorliegenden Zeitschrift ausführlich betrachteten, nach Burr's Tode erschienenen Denkwürdigkeiten \*) eines Theiles der verschleiernden Hüllen beraubt worden ist, unter denen Jener es lange zu verbergen gewußt hatte.

Aaron Burr war, um Alles, was sich zu seinem Lobe sagen läßt, gleich voranzuschicken, ein tapferer und gewandter Krieger. Deshalb betraf ihn auch Washington gleich nach dem verunglückten Zuge der Amerikaner gegen Quebec 1777, wobei Montgomery fiel, als Adjutant in seine belebende, wohlthätige Hausgenossenschaft der auferlesenen amerikanischen und europäischen freiheitsglühenden Jünglinge und Männer. Bald aber durch seinen Wandel in vollsten Widerspruch mit Washington's reiner Seele tretend, mußte ihn dieser von sich thun. So kam Burr als Adjutant zum General Putnam nach Newyork, bei dem er sich durch tapfere Kriegserfahrung, aber auch durch die zügelloseste verführerischste Ausgelassenheit der Sitten

\*) Matthew L. Davis, Memoirs of Aaron Burr, with miscellaneous selections from his correspondence. Zwei Bände. Newyork 1837.

auszeichnete. Die Erinnerungen dieses in Amerika damals ganz unerhörten, jedem ungeschriebenen Geseze Hohn sprechenden Wandels wurden von Burr so hoch gehalten, daß er noch im achtzigsten Jahre jeden empfangenen Liebesbrief oder anderes Liebeszeichen sorgfältig aufbewahrte, so sein Alter noch an den Sünden der Jugend weidend, in der er bereits angefangen hatte, alle seine geheimen Gedanken, ganz gegen die dortige Gewohnheit, in Chifferschrift niederzuschreiben.

Dieselbe Heimlichkeitsucht zeigte Burr in seiner, nach dem Frieden in Neupork begonnenen Advocatenlaufbahn, die ihn bald zu einem der Hauptführer der sich unter Jefferson's Flügeln bildenden, dem edeln, von Burr tödlich gehaßten Washington die letzten Lebensjahre verbitternden, demokratisch genannten, aber richtiger ochlokratisch heißen Partei wurde. Es war 1801, daß diese Partei, hauptsächlich durch Burr's Einfluß im Staate Neupork, wo er lebte, und der die Stimmenmehrheit auf die Seite der Demokraten lenkte, zur Macht gelangte und zum ersten Male bei der Präsidentenwahl den Sieg davontrug. Die Geschichte dieser dem dortigen Parteigeist bezeichnenden Wahl ist so merkwürdig, daß wir einige Stellen über dieselbe aus Burr's Denkwürdigkeiten anführen wollen.

Am 11. Februar 1801 begann die Wahl im Congresse, bei welcher Gelegenheit die von den Wählern in den verschiedenen Staaten eingesendeten Stimmzettel eröffnet werden, deren Inhalt die Präsidentenwahl entscheidet, welche indeß bei Stimmengleichheit dem Unterhause zufällt. Doch war dieses nach der damaligen, seitdem abgeänderten Bestimmung der Verfassung der Vereinigten Staaten gehalten, beim Fehlen der absoluten Mehrheit der Wähler für einen Einzigen (d. h. eines mehr als die halbe Wählerzahl), nicht zwischen zwei, sondern zwischen den vier, die meisten Stimmen habenden Candidaten, den Präsidenten auf vier Jahre zu wählen.

Die Eröffnung der an den Congreß gesendeten eingekapselten Pakete mit den Stimmen jedes Staates geschieht in Gegenwart beider Häuser durch den Vicepräsidenten des Bundes, der als solcher zugleich Präsident des Senates ist, und er übergibt dann die einliegenden Zettel den Congreßmitgliedern zum Zählen. Jenes Amt bekleidete damals Jefferson, der bei dieser Wahl nicht nur mit Adams, damaligem Präsidenten, dem Haupte der aristokratischen Partei, zu kämpfen hatte, sondern auch mit Burr, der, wenn gleich wie er zur demokratischen Partei gehörig, mindestens ebenso viele Freunde in dieser zählte als Jefferson, die ihn lieber zum Präsidenten gemacht hätten.

(Der Beschluß folgt.)

### Der Künstler als Naturforscher.

Jedes Experiment ist eine Frage an die Natur, sagt, wo ich nicht irre, einmal der Schöpfer der Naturphilosophie, Schelling. Man muß aber geschickt zu fragen wissen, um eine passende Antwort auf seine Frage zu erhalten. Mehr oder weniger ist alles Beobachten der Natur, wenn es sich über das gemeine Sehen erhebt, ein solches Fragen, weshalb auch der wahre Naturforscher ungleich mehr sieht und der Natur Seiten

der Betrachtung abzugewinnen weiß, an denen der gewöhnliche Mensch theilnahmlos vorübergeht. Das Vermögen, so zu sehen, ist eine Gabe des Himmels, die nicht erworben, wol aber durch Übung geschärft werden kann.

Es ist mir in dieser Beziehung die Verwandtschaft aufgefallen, in welcher der bildende Künstler zum Naturforscher steht. Die wahre Weihe Weiber thut sich hauptsächlich darin kund, daß sie die umgebende Natur richtig zu fragen versteht, daß ihr scharfes Auge dahin bringt, wo der gewöhnliche Mensch nichts wahrnimmt und das Gesehene durch Ideen zu beleben und zu befruchten vermag. An dem wahren Kunstwerk wie an der gebiegenen Entdeckung und Schilderung des Naturforschers zieht uns hauptsächlich die Wahrheit, Einfachheit und Treue an, mit der die Natur aufgefaßt und wiedergegeben ist, sodas wir wähen, wir hätten Alles leicht ebenso finden können, wenn wir nur achtsamer gewesen wären. Es ist der kindlich einfache Sinn, der sich hier bei solcher Naturanschauung vorzüglich geltend macht, dessen Selbstständigkeit und Kunst aber leider oft durch zu vieles Lehren und Aufdringen fremdartigen Stoffes im Leben verloren geht.

In manchen Menschen tritt jene angebeutete Verwandtschaft des Künstlers und Naturforschers auch im Vereine auf, wie in Goethe und Carus, und lassen sich Augen tauschen wie Brillengläser, so möchte manches gute Künstlerauge so gut für den Naturforscher taugen, als umgekehrt das Auge dieses für jenen.

Zur Bekräftigung dieser Bemerkungen theile ich hier eine interessante naturhistorische Beobachtung eines berühmten Künstlers, Wilhelm Tischbein, mit, und zwar, um an der ganzen Mittheilung nichts zu verwischen ganz so, wie ich sie von seiner eignen Hand geschrieben, als Zugabe zu einer vortrefflichen Handzeichnung aufgefunden habe, mit allen orthographischen Fehlern. Kenner werden darin den scharfen Blick des ausgezeichneten Thiermalers nicht verkennen.

„Das der Instinct in die Thiere gelegt ist. Zeicht diese Erfahrung deutlich. In der Kaze ist der Instinct und die Begirde Mäuse zu fangen, und in den Mäusen der Instinct sich für Kagen zu hüten, und das sie ihre Geschätzigste Freunde sind.“

„In Rom öffnete ich eine Schublade von einer Komode, wo ich selten überkam um Farben heraus zu nehmen, welche da in Pappir gewickelt lagen. als ich das Kästgen hervorzog, sprang eine Maus heraus, und ich sahe das die Pappire gemacht waren. da ich sie aus einander legte, sant ich fünf junge eben gebohrene Mäusegen, die noch naech und blint waren, sie waren sehr niedrig und hatten eine Weiße fleischfarbe. ich legte sie auf den Tisch, und zeichte sie Meinen Freunden. sie waren noch so ohnmächtlich, das sie sich kaum bewegen konnten, noch weniger weg kriechen. sie zeichten auch keine lust dazu, sondern lüsten sich willig anfassien. sie worden in die hänte genommen, und jeder besahe sie. und wan man sie wieder beyahmen legte, so krochen sie zusammen, als wärmten sie sich an einander. In nemlicher Zeit hatten wir vor wenigen tagen ein junges Kagen in das Haus bekommen, die auf erzogen werden solte. sie war noch so jung, das man ihr nichts anders geben konnte als Milch. ich war Neugierig zusehen, was das junge Kagen machen werde, wan sie die Kleinen Mäusegen sehe, und ich setzte sie dabey. Aber mit Bewunderung sahen wir, das sie die Mäuse nicht ein mahl ansahe, so viel wir uns auch bemühten sie mit dem Gesicht da hin zuzhalten. ofte kam sie mit dem Mond an die Mäuse, aber doch bemerkte sie selbige nicht. den sie suchte immer noch Milch, weil sie nichts anders kannte. bis enblich kam ihr ein Geruch in die Nase. der sie so einnahm das sie für Begier zitterte. Diese Begier wurde immer aufgewekter und lebhafter. und sie Beschnüffelte mit der Nase die Mäuse das sie selbige berührte. Auf einmal worden die Weißfleischfarbige Mäuse Blutroth, und singen an sich zu bewegen, als wolten sie fortellen aus der Gefahr. Das Kagen kroch immer nach, und stupfte sie mit der Nase.“

So weit Tischbein. Es thut mir leid, daß ich meinen Es-

hien nicht das schöne lebendige Bild der Sage mit den fünf jungen (rothcolorirten) Mäuschen, jetzt im Besitze des Herrn Meyer, Chef des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen, vor Augen legen kann, um sich gleich mit daran zu erfreuen. Bild und Beschreibung gehören eigentlich wesentlich zusammen, um die scharfe Auffassungsgabe des Malers gehörig würdigen zu können. 16.

Don Quichotte et la tâche de ses traducteurs: Eclaircissements nouveaux sur le style et l'esprit de l'original, et sur l'interprétation de son texte; développés dans une analyse du début de son nouveau traducteur français M. Viardot, par F. J. François Biedermann. Paris u. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 1837. Gr. 8. 16 Gr.

Der Verf., Königlich sächsischer geheimer Legationsrath und ehemaliger Geschäftsträger in Spanien, hat das unvergleichliche Meisterwerk des größten spanischen Dichters zu einem Gegenstande sehr achtungswerther Studien gemacht, und versteht in sprachlicher Hinsicht, wie man wol sagen kann, dasselbe vollkommen, was bei den selbst für geborene Spanier außerordentlichen desfalligen Schwierigkeiten nicht wenig sagen will. Einem Diplomaten muß man eine solche Kenntniß um so höher anrechnen, als doch eben sein Beruf ein der Poesie keineswegs verwandter ist und ihm sogar das Dilettiren in der Regel kaum zulassen will. Der Verf. sagt vom „Don Quixote“ sehr richtig, daß er ein Buch so ungefähr wie die Bibel sei, für Jedermann geschrieben und von Jedermann verehrt, wiewohl es nur selten studirt und noch seltener verstanden werde; nur daß es für einen Dilettanten in der Kritik eine etwas bedenkliche Sache ist, wenn er hinterdrein mit gar zu großer Zuversicht von den schwachen Seiten und Fehlern eines solchen Riesenwerks spricht. Und es wird uns diese Zuversicht um so bedenklicher, wenn wir sehen, was in den Augen des Verfassers Fehler des „Don Quixote“ sind.

Die kleine Broschüre ist zumeist gegen die neueste französische Übersetzung des „Don Quixote“ von Viardot gerichtet und deckt in einer Analyse des übersehten Prologs die Fehler dieser Arbeit auf. Viardot gegenüber hat Herr Biedermann fast durchgehends vollkommen Recht. Von einem so feichten Kenner der spanischen Literatur wie Viardot, ließ sich nichts Tadelniges erwarten, und die Übersetzung mag allerdings sogar für einen Franzosen schwach genug ausgefallen sein. Hat ja Viardot schon in seinen vielbesprochenen „Studien über Spanien“ u. s. w. dargezogen, daß alle seine Weisheit in Betreff der Literatur dieses Landes nicht gar weit her ist, und nur aus denjenigen Federn besteht, die er den Notizen zu der spanischen Übersetzung der Bouterweckschen „Geschichte der spanischen Poesie“ ausgerupft hat.

Dagegen aber ist Alles, was der Verf. über den Geist und Styl des Cervantes sagt, ebenso unklar als in seiner Art Viardot selbst. Wo er damit den großen Dichter tabeln will, führt er keinen anderweitigen Beweis als den, daß er nicht fähig ist, ihn zu begreifen. Er geht von Hause von dem seltsamen Grundirrhume aus, daß er zwischen dem Style der höchsten Poesie und dem unerlässlichen der Diplomatie keinen Unterschied kennt und einräumt. Der Poesie würde die trockene, profaische Bescheidenheit des Geschäftsmannes ebenso verwerflich sein, als diesem die vieldeutige ironische Ausdrucksweise, die wahrhaft große Dichter zu allen Zeiten geliebt und angenommen haben. Und es wäre ebenso verwunderlich, wenn man dem Diplomaten zumuthen wollte, sich darnach zu bilden, als wenn der Diplomat den großen Dichter deshalb der Geschnacklosig-

keit zeugt, weil er in einer Sprache spricht, die ihm, seiner Natur nach, völlig fremd sein muß. Es würde uns zum Vergnügen gereichen, aus Frn. Biedermann's eignen Worten den Beweis des hier Gesagten zu führen; indessen fürchten wir, daß uns diese Blätter den Raum nicht gönnen, und müssen uns dessen also leider enthalten. Sollte uns die Redaktion noch des Gegentheils versichern, so liefern wir unsere Vertheidigung des Cervantes nach. Es läßt sich jedwede Stelle, in der der Verf. auf seine Art Widersprüche und Verstöße findet, mit leichter Mühe rechtfertigen, und er erblickt nur immer den Wald des tiefen Sinnes nicht vor den einzelnen Bäumen der Buchstaben. Von Aem abgesehen, wäre es denn aber doch auch an und für sich eine Unbilligkeit, den ganzen Styl oder Geist des großen Cervantes nach der kleinen unbedeutenden Einleitung zu seinem Werke zu beurtheilen, wie Fr. Biedermann thut. 42.

### Notiz.

#### Colonisation im großen Weltmeere.

Künftig erhalten jetzt selbst solche Inseln im großen Weltmeere europäische Bewohner, die bisher nur sehr selten von Schiffen besucht wurden. Oft ersahet man erst nach Jahren und durch einen bloßen Zufall etwas von solchen Niederlassungen, die immer kleine Anfänge haben, von denen jedoch manche, im Fortgange der Zeit, eine wichtige Rolle zu spielen herauf sind. Wie dergleichen gegründet werden, geht recht anschaulich aus der Colonisation der Bonin-Inseln hervor. Diese liegen im großen Oceane, in 27° 6' nördlicher Breite, und 142° 16' östlicher Länge von Greenwich, waren früher unbewohnt und wurden vor einigen Jahren von der amerikanischen Kriegssloop Peacock, Commodore Kennedy, besucht. Etwa ein halbes Duzend Abenteurer, die dem Stichte unter allen Himmelsstrichen nachgerannt waren, ohne es je erlangen zu können, trafen 1829 auf den Sandwichtsinselfn zusammen und hörten dort erzählen, die Bonin-Inseln seien, selbst im großen Oceane, als ein wahres Paradies zu betrachten. Die dortigen Gewässer, so sagte man ihnen, wimmelten von Schildkröten und Fischen, die Gärten hätten überfluß an Wild, an den Küsten wären Buchten, welche die trefflichsten Häfen bilden, und der Boden so fruchtbar, daß er den Anbau wunderbar belohne. Das war zu lochend. Die Abenteurer beschloßen, sich dort niederzulassen und auszurufen von den Anstrengungen und Mühseligkeiten ihres unsteten Lebens. Ihr Plan war, besonders Ackerbau zu treiben, um die Walfischjäger, welche bei ihnen anlegen würden, mit Erfrischungen zu versorgen zu können. Im Frühlinge 1830 verließen demnach Mateo Najarra, ein Genueser, Alben Chapin und Nathaniel Savary, zwei Nordamerikaner aus Massachusetts, Karl Johnson, ein Däne, und Richard Millesamp, ein Engländer, die Sandwichtsinselfn und schiffen sich mit mehren Insulanern, Männern und Weibern ein. Im Juni landeten sie bei der Insel, welche Beechey Peelsinsel benannt hat. Sie fanden zwar nicht das gelobte Land, welches sie erwartet hatten, sondern überzeugten sich bald, daß ihr Eiland Stürmen und Erdbeben unterworfen war; allein umkehren konnten oder wollten sie nicht, begannen daher muthig die Arbeit, rodeten die dichten Jungeln aus, nährten sich bis zur ersten Ernte vom Marke der Kokospalme und Schildkröten, bauten recht hübsche Hütten und richteten sich möglichst bequem ein. Die Männer vertrugen sich recht gut miteinander, nur unter den 19 Weibern herrschte nicht immer die wünschenswerthe Eintracht. Ob diese neue Ansiedelung aufgegeben werden oder gedeihen wird, steht dahin; wahrscheinlich geschieht das Letztere, da bisher schon viele Walfischfänger bei der Peelsinsel Anker geworfen und sich mit Erfrischungen versehen haben. 53.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 209. —

28. Juli 1838.

### Amerikanische Vierteljahrsschriften.

(Beschluß aus Nr. 208.)

Als nun bei der hier in Rede stehenden Wahl Jefferson das Packet des Staates Georgien öffnete, zeigte sich, daß dieses ganz unregelmäßig abgefaßt war. Dem Umschlage ging die Aufschrift ab, und die inwendig angegebene Stimmzahl war von keinem einzigen der Wähler als richtig bescheinigt noch unterzeichnet und sagte blos, Jefferson und Burr hätten jeder vier Stimmen. Herr Wells, Zähler des Senats, war unschlüssig, was zu thun sei, da wurde ihm von einem andern Zähler gerathen, das Papier dem vorsitzenden Jefferson blos mit den Worten einzureichen: es sei nicht der Ordnung gemäß. Er gab hierzu seine Einwilligung in der festen Überzeugung, Jefferson werde von seinem Stuhle aus dem Congresse diese Ordnungswidrigkeit anzeigen. Zu seinem großen Erstaunen mußte er aber vernehmen, wie Jefferson, Richter und Partei in einer Person, blos verkündigte, es seien vier Stimmen für Jefferson und vier für Burr, ohne der Ordnungswidrigkeit im geringsten zu erwähnen. Gleichzeitig legte er die Stimmzettel eilig bei Seite und erbrach das Siegel des Packets vom nächstfolgenden Staate, es darauf den Zählern übergend. Hr. Wells meldet noch, daß Jefferson, als er die Stimmenangabe von Georgien ansah, seine Gesichtszüge veränderte, aber rasch und ungeleitet auf die angegebene Weise handelte. Diese Angaben sind später durch Hrn. Nicholas, einen der andern Zähler und persönlichen Freund Jefferson's, zu dessen politischer Partei er gehörte, vollkommen bestätigt worden.

Wäre Georgien, wie es sich gebührte, beim Zählen der Stimmen nicht mit gerechnet worden, so würden Jefferson und Burr, die jetzt jeder 73 Stimmen von den 138 Wählern zählten, nur 69, also nicht die absolute Mehrheit gehabt haben. Die Folge hiervon würde gewesen sein, daß das Unterhaus des Congresses zwischen Jefferson, Burr, Adams und Pinckney für die Wahlen des Präsidenten und Vicepräsidenten zu entscheiden gehabt haben würde, nicht aber, wie jetzt geschah, für die beiden Ämter zwischen Jefferson und Burr, weil Beide zwar die absolute Mehrheit hatten, Keiner aber mehr als der Andere.

Nun begann aber ein neuer Kampf im Unterhause bei der Wahl zum Präsidenten zwischen Jefferson und Burr, von denen der in der Minderheit bleibende sich mit der

Vicepräsidentschaft begnügen mußte, und an welchem auch die aristokratischen Mitglieder desselben, denen Beide gleich verhaßt waren, Antheil zu nehmen sich gezwungen sahen. Sieben Tage lang währte die Wahlhandlung, in denen 35 Mal abgestimmt wurde, ohne daß Jefferson die absolute Mehrheit der 16 Staaten zu erlangen vermocht hätte. Erst bei der sechsunddreißigsten Abstimmung, in welcher die aristokratischen Mitglieder aus Maryland und Vermont sich des Stimmens ganz enthielten, ward die Wahl zum Präsidenten für Jefferson entschieden.

Nach beendigter Wahl gab sich Jefferson gegen Burr das Ansehen, seinen durch dessen Wahl zum Vicepräsidenten herbeigeführten Verlust als Cabinetsminister, wozu er ihn aussersehen gehabt, tief zu beklagen, während er sich in einem vier Tage später an Madison geschriebenen Briefe höchst unvortheilhaft über Burr aussprach. So lebten Jefferson und Burr als Präsident und Vicepräsident während der vierjährigen Dauer ihres Amtes in Feindschaft. Gegen Ende dieses Zeitraums gelang es den Parteigängern des Erstgenannten, Burr bei den Demokraten so zu verleumden, daß er 1804 nicht zum Vicepräsidenten wiedererwählt wurde und im Frühlinge 1805 dieses Amt aufgeben mußte, während Jefferson wieder zum Präsidenten gewählt ward.

In diesen Zwisten war es, daß Burr den Alexander Hamilton, nächst Washington den ausgezeichnetesten Staatsmann Nordamerikas, schon längst als politischen Gegner hassend, durch Benutzung elender Klatschereien ganz gegen dessen Willen zu einem Zweikampfe zwang. Nachdem er sich für diesen durch tägliche Schießübungen mit Pistolen förmlich eingeschult hatte, schoß er im Zweikampfe seinen Gegner kaltblütig nieder. Da aber brach ein Schrei des Unwillens aus der Mitte aller Parteien. Burr sah sich genöthigt, Newport zu verlassen. Er durchwanderte die eben damals durch Louisiana's Ankauf von Frankreich sehr erweiterten westlichen Staaten vom Ende Aprils 1805 an. Von dort kehrte er erst im Januar 1806 nach Washington zurück und verweilte daselbst bis zum August. Während jener Wanderungen im Westen scheint Burr, der damals Land an der mexicanischen Grenze besaß, mit Zulassung des an jener Grenze stehenden amerikanischen Generals Wilkinson und des damals in Neuorleans lebenden Eduard Livingston, den Entwurf gemacht zu haben, Ne-



pico mit einem aus Abenteurern der westlichen Staaten gesammelten Heere zu revolutioniren, was um so leichter gelingen konnte, da man den baldigen Ausbruch eines Krieges zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten erwartete.

Schon im Januar 1806 war Jefferson als Präsident vollständig von Burr's Entwürfen und Schritten unterrichtet, ließ ihn aber ruhig, stets bewacht, sich tiefer entwickeln und zu strafwürdigen Handlungen fortschreiten, bis er ihn, nachdem Wilkinson und Livingston sich zurückgezogen hatten, am 3. März 1807, nachdem Burr auf der Insel Blennerhassett im Ohio 100 Bewaffnete im Winter gesammelt hatte, plötzlich verhaften und nach Richmond in Virginien bringen ließ, wo er, des Hochverraths angeklagt, vor Gericht gestellt wurde.

Über diesen Proceß äußert sich der Herausgeber von Burr's Denkwürdigkeiten, der aber die über dessen Schuld oder Nichtschuld allein Aufschluß gebenden Briefe desselben nicht mittheilt, auf folgende Weise, nachdem er sich über die Stellung Burr's ausgesprochen hat, der zwei Jahre zuvor der zweite Mann im Bunde gewesen war, und jetzt des schwersten Verbrechens bezüchtigt, für sein Leben streiten mußte.

Es gab nur ein Gemüth, in welchem keine Spur von Sympathie, keine Empfindung des Bedauerns stattfand. Mit der geschäftigen Emsigkeit eines Advocaten brachte Thomas Jefferson — wir würden es nicht behaupten, ginge es nicht aus seinen eignen Briefen hervor — durch seine elenden Gehülfen aus allen Theilen der Vereinigten Staaten Zeugnisse gegen Burr zusammen. In seiner Thätigkeit den Anstand vergessend, der seiner Würde ziemte, der Pflicht uneingedenk, die ihm vielleicht bevorstand, bei einer Appellation des Verurtheilten an seine Gnade als Präsident einen Anspruch zu thun, und die Zartheit des Gefühls eines Ehrenmannes bei Seite setzend, die ihn hätte bewegen sollen, sich möglichst fern von einem Rechtsfalle zu halten, welcher den Mann betraf, der sein Mitbewerber um sein gegenwärtiges hohes Amt war, erschien er, wie man tadelnd allgemein wußte, eifrigst bemüht, die Anklage bis zur Verurtheilung zu verfolgen. Fast täglich schrieb er während des Proceßes Briefe an den öffentlichen Ankläger, deren Sprache seine persönliche Theilnahme durch die wegwerfenden Ausdrücke verräth, mit denen er von Burr's Vertheidiger redet und die Frage aufwirft: „sollen wir Schritte thun, ihn als Theilnehmer am Verbrechen anzuklagen?“ Wenn jemals böswillige Feigheit gefahrlos ihren lange gehegten Durst nach Rache zu befriedigen suchte, haben wir einen solchen Fall, und wir dürfen uns, da Falschheit und Feigheit geschworene Gefährten sind, nicht über die vollendete Deuchelei wundern, welche ihm, während er dem Ankläger sagte, was wir thun müßten, die Worte eingab, „persönlich hatte ich gegen Burr niemals eine feindliche Empfindung“.

Wir fügen nur noch hinzu, daß Burr freigesprochen wurde, und um die Sache verbluten zu lassen, vier Jahre in Europa zubachte, wo er eine Zeit lang in Wentham's Hause lebte, dessen Schriften viel über ihn enthalten. Dann kehrte er nach Newyork zurück, wo er, nur noch leiblich sein Dasein hinschleppend, lebte, und wo wir ihn noch 1835, ein Jahr vor seinem Tode, gesehen haben, im Blitze seines Auges allein noch den Ausdruck früherer Thätigkeit bewahrend.

Besonders bemerkenswerth sind noch in den vorliegenden Heften des „Newyork review“ zwei Aufsätze des Hrn. G. E. Calvert, eines achtungswürdigen Privatgelehrten in

Baltimore, der seine Studien früher in Göttingen vollendet und seine Kenntniß unserer Sprache und Literatur durch eine Uebersetzung des „Don Carlos“ von Schiller bewährt hat. Der erste der hier mitgetheilten Aufsätze zeugt von gleicher Kenntniß, denn er handelt von Jean Paul F. Richter, wol dem schwierigsten unserer Schriftsteller, denen man nicht vorwerfen kann, allzu klar und leicht verständlich zu sein. Der andere Calvert'sche Aufsatz hat Coleridge zum Gegenstande, den deuthelsten aller britischen Schriftsteller, an dessen prosaische Werke sich, seltsam genug, noch keiner unserer Uebersetzer gewagt hat, bei denen aber auch freilich die bloße Fingerfertigkeit nicht ausreichen würde. Sie sind die einzigen uns bekannten britischen Werke, in denen zu finden ist, was wir in Deutschland Philosophie nennen. Höchst merkwürdige, hier mitgetheilte Auszüge aus dem von Coleridge's Neflen 1836 herausgegebenen literarischen Nachlasse desselben \*) würden dem deutschen Leser durch einige ihn sehr nahe angehende wunderbare literarische Entdeckungen belehren, die wir hier nicht im Voraus verrathen wollen. Auch die deutschen Theologen würden in dieser Zeitschrift auf Veranlassung der Drechsler'schen Schrift: „Über die Unwissenschaftlichkeit im Gebiete der alttestamentlichen Kritik“, eine bemerkenswerthe Darstellung des Zustandes der protestantischen deutschen Gottesgelahrtheit finden.

Sehr schätzbar sind auch ein paar Aufsätze über das bedrohliche Wachsthum der Gewalt der Handwerker in Amerika. So glauben wir diese neue amerikanische Vierteljahrschrift, die seit Anfang 1838 von der Jackson-Partei in Boston eine neue uns noch nicht zugekommene, „Boston review“ genannt, entgegengesetzt wurde, mit vollem Rechte der Aufmerksamkeit der Deutschen empfehlen zu dürfen. 104.

Gebichte von Chr. F. Magerath. Stuttgart, Cotta. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Dichter, den ich hier zu besprechen habe, ist in seiner Art ein eigenthümliches Talent und zwar insofern, als er bei einer unverkenbaren Fülle von lyrischem Gemüth doch so tief seine Vorbilder hat auf sich einwirken lassen, daß er Schritt für Schritt ein Stück Schiller, Goethe oder Uhland mit sich schleppt. Er ist in der That eigenthümlich in seiner Rhythmisirtheit; er ist seiner ganzen Grundlage nach ein rhytmisches Talent; man kann kaum eins seiner Gebichte als mislungen bezeichnen; viele sind so trefflich, daß sie Schiller oder Goethe fast ebenso gut gebichtet haben könnten, aber das ist eben das Unglück, daß Schiller und Goethe ihm vorausgegangen sind, daß wir hier keinen einfachen und einzigen Magerath vor uns haben, sondern einen Magerath-Schiller, Magerath-Goethe, oder Magerath-Uhland, daß er aufsaßt, motivirt und verarbeitet, wie irgend einer von den Dreien gethan hat, daß er sie in der Form festhält und sogar bis auf einzelne sprachliche Wendungen genau verfolgt. Man sieht ihm an, daß er tiefe classische Studien gemacht hat, aber daß man es ihm allzu sehr ansieht, schadet ihm; es schadet ihm jenes Durchformen gemischter, modern antiker Anschauungen, wie Schiller es erfunden hat und wie es nur bei Schiller, als dem Erfinder, erträglich ist. Ich werde mich durch Anführung von Beispielen verständlicher machen. Magerath schildert den sterbenden Aias und führt ihn

\*) The Literary Remains of Samuel Taylor Coleridge. Collected and edited by Henry Nelson Coleridge. Zwei Bände. London 1836.

zuletzt rassistend ein, wie Schiller ungefähr seine Kassandra oder Geras rassistend läßt. Das Gedicht schließt:

Wesbergern war mein Verberben,  
Kronos Schwäche mein Verriß;  
Einmal mußte Ias sterben,  
Aber Ias — bedte nicht.

Könnte diese Strophe, mit welcher die vorangegangenen formlich und sprachlich correspondiren, nicht ebenso gut von Schiller gedichtet sein? Ähnlich steht es mit der „Lobestlage um Achilleus“, welche, selbst dem Verschema nach, genau der „Siegesfeier“ (mit dem Anfang „Priam's Beste war gesunken“) abcopirt ist. Man sieht Schiller abermals unter Magerath's Maske. Man höre:

Trauer fällt des Lagers Hallen  
Und es klagt das ganze Meer,  
Denn Achilleus ist gefallen,  
Ias Knabe ist nicht mehr.

Und weiter:

Ob auch früh im Sturmesbrange  
Deines Sohnes Sonne sank,  
Ob er Lethe's Woge trank,  
Ewig lebt er im Gesange.

Ähnliches begegnet uns in der „Apotheose“ und in den Gedichten: „Chor im Bade“ und „Chor im Frühling“. Alle diese Gedichte folgten in Schiller'scher Uniform einher, aber sie sieht dem Dichter doch nur, wie einem Cabetten seine Uniform sitzen würde, die er einem alten gebienten General entwandt hat. Bei ähnlicher sprachlicher Vollendung und trefflicher Durchbildung der Form und gleichem rhythmischen Wohlklang fehlt doch durchaus die Energie des Gehaltens, die Neuheit der Bilder und die Originalität der Anschauungen, wodurch die Schiller'schen Gedichte ähnlichen Stils und Genres sich auszeichnen. Magerath dichtet demnach nicht aus voller frischer Menschenbrust; er hat sich, was er ist, nur angebildet; es findet bei ihm nur eine Fincinbildung in längst dagewesene Formen und Gedankenrichtungen statt. Hierzu gehört, bei nur einigen vorhandenen lyrischen Mitteln und classischen Studien, nicht viel mehr als Übung und Stylerecicium.

Haben wir soeben Magerath's Schiller abgefertigt, so betrachten wir jetzt eine andere Seite seines dualistischen Menschens, den Magerath-Goethe.

Diesen finden wir bereits in der Romanze: „Die Tochter von Laurent“, welche sich, hinsichtlich der Sprache und der Versbildung, genau an Goethe's „Braub von Korinth“ anschließt, ohne daß sie an wirkungsreicher Schattentiefe und innerer Bedeutung sich mit der letztern auch nur entfernt vergleichen könnte. Auch hieraus eine Probe:

Lebend konnt' ich wenig Gunk dir geben,  
Nur mein Tod war meiner Liebe Pfand;  
Dennoch war, o Knabe, dir mein Streben,  
Wie dem Tag die Blume zugewandt.  
Meine Liebe bleibt,  
Meine Liebe treibt  
Blüten, Früchte erst im Schattenland u. f. w.

Und wer hörte nicht Goethe aus Folgendem heraus:

Viele kenn' ich, schön und traut,  
Das ich sehr vermisse;  
Aber eine süße Braut  
Ist auch das Gewisse.  
Manches Schöne gab uns doch  
Schon die Gunk der Mufen,  
Viele Gute birgt auch noch  
Wol der Zukunft Mufen.

An Rignon's Lied erinnert das Gedicht: „Das Mädchen an den Flüchtling“. Auch Magerath schildert darin Hesperien und zwar wie folgt:

Viel Bilder, voll von süßlich heißer Wonne,  
Begegen dort dem Auge ohne Zahl.

Es glänzt das Land und äpp'ge Düste steigen  
Verführerisch zum stillen Sternenreigen.  
Dahin, dahin,  
Dem Kranich folgend, lässest du dich ziehn.  
Die Schönheit hütet jene sel'gen Zonen,  
Es glänzt der Feis, es glänzt die Meeressut u. f. w.

Nun noch etwas von der dritten Person Magerath's, dem Magerath-Uhland. Wir finden sogleich ein Gedicht: „Selbensliebe“, einen Wettgesang zwischen Uller und Harald, dem bekannten Uhland'schen Gedicht: „Selbentob“, wie durch das Fenster, nur nicht in gleicher Präcision, nachgezeichnet. Uller beginnt:

Es glänzt rosig schda die Meeressut,  
In Abendglut,  
Es zieht das Schiff die weite Wellenbuhn,  
Ein muntre Schwan;  
Doch finster schaut sein hoher Herr und Held  
Mit düst'rer Braue hin ins Morgenfeld.

Man vergleiche auch noch den Anfang der Ballade „Das Königskind“:

Was rauscht so voll, was klingt so heiß  
Herauf vom fernen Meer?  
Die Welle schäumt silberweiß  
Und blutig glänzt der Speer.

Und den Anfang der Ballade „Die Heimkehr“:

Er stand auf Bergeshöhen,  
Er sah in's tiefe Thal,  
Die grünen Wipfel wehen  
Im rothen Abendstrahl.  
Da liegt du! Gott zum Gruß,  
Mein liebes Vaterland u. f. w.

Ich denke, diese mehr oder weniger deutlichen Reminiscenzen, die ich ohne eigentliche Wahl herausgreife, werden hinreichen, uns von dem Anbildungs- und Nachahmungstalent des Dichters einen augenscheinlichen Beweis zu geben. Es gibt somit hier nur treffliche Variationen auf alte Thematata oder wisse als Styl- und Versübungen benutzte Schemata. Man könnte in diesen Balladen, Romanzen und Liedern Vieles loben, aber nicht eben Magerath, weil man zu wenig Magerath vorfindet. In seinen Naturschilderungen wird er häufig trivial; er bringt die Gegenstände stückweise zusammen ohne Bindung, ohne eine landschaftliche Gesamtwirkung zu erzielen. Da gibt es in einem Gedichte erst lichte, schöne Abendwolken, sodann eine große Sonne, dann ein grünes Land, ein dampfendes Thal im Morgenstrahl, dann Berge mit Blüten Schnee, einen klaren See, einen blauen Himmel, einen grünen Wald, glühende Gletscher, duftende Rosen, ein Sternzelt, eine schöne Nacht; diese Schmuckstücke, alle zusammengeliegt, requirirt aus Frühling und Sommer (denn die Rosen duften und die Baumblüten blühen nicht zu gleicher Zeit), requirirt aus der Morgen- und Abendzeit, begegnen uns in einem und demselben Gedichte! Und was sagt uns der Dichter, daß der Himmel blau sei, der Wald grün, und daß die Rose dufte, das weiß bei uns ja der ausgemachteste Prosaist, jedes noch so kleine Mitglied einer Kinderbewahranstalt! In den Motiven ist er nicht selten kleinlich. Einmal wünscht er zu fliegen in die Unendlichkeit; doch sagt er, mir fehlt die Hälfte der Flügel, und was mehr noch sagen will, auch fesselt ein Liebes mich feste auf diesem Planeten hier. In einem andern Gedichte verarbeitet er das alte, bekannte, abgenutzte Motiv: „Ich denke dein, wann“ u. f. w. was von unsern nach-Goethe'schen Dichtern schon so oft variirt worden ist.

Magerath's sprachliche und rhythmische Vorzüge habe ich bereits anerkannt. Seine Gemütsrichtung ist edel und von modernen Schlacken rein; Magerath spielt nirgend den Zerrissenen. Hier und da treffen wir einen hübschen, in geeigneter Form ausgesprochenen Gedanken. So in dem Gedichte „Ungezüge“ mit dem Schluß:

Freie Seele, klage du.  
 Daß der Funke, dir gegeben,  
 Allzu lang zum Götterleben,  
 Allzu groß ist für die Ruh.

Oder wo er die freie Männerthat und, wie in dem Gedichte: „Die Muse der Zukunft“, den Einsturz der alten Formen und die junge Weltgeschichte besingt, welche aus einem blutigen und trümmerreichen Kampfe des Alten mit dem Neuen erst hervorgehen soll.

Auf diese gereimten Gedichte nun folgen meist reimlose — ungereimte will ich nicht sagen, da bei Magerath Alles sehr gereimt, sehr verständlich erscheint. Zuerst Dithyramben, worin das Wort den Gedanken nicht selten verschüttet; dann die vorzüglichste Partie des Buches: „Elegien, Idyllen, dramatische Scenen“. Man kann nicht leugnen, daß der Dichter auch hier seine Vorbilder gehabt hat: Goethe's, Schiller's und Hölderlin's Elegien und Alles, was bisher in deutschen Hexametern und Pentametern das ewige Leben der Liebe besungen hat. Aber die Liebe ist von einer so unermessenen Unendlichkeit, so vielgestaltet, so reich an Erscheinungen und Formen, von einer so großen Ausdehnung nach innen und so weit ausgreifend nach außen, daß es dem Dichter gelingt, durch sein Liebesfeuer das Herz des Lesers zu erwärmen, und, indem er sich durch seine Liebe das Alterthum, die Erscheinungen des Geistes und der gegenständlichen Natur und den innern Zusammenhang der Dinge vermitteln, erklären und verdeutlichen läßt, ihn auf die Dauer festzuhalten. Die Sprache und die Versification sind trefflich, und Wenige haben in jüngster Zeit bessere Hexameter und Pentameter gebildet als Magerath. Der Dichter hat hier den Vortheil, daß bei dieser gleichmäßigen Form die Spuren der Vorbilder sich weniger ausprägen und nachweisen lassen. Die niederländische Idylle: „Das Erntemahl“, worin sich eine ländliche Gesellschaft einen von Ameisen freien Platz ausdacht und sohann gemüthlich den „Segen des Korbes“, festen röthlichen Schinken, Butter, Brot und Gemüse verzehet, schmeckt nach Woz und ist unbedeutend. Die dramatischen Scenen, welche den an den Kaukasus angeschmiebeten Prometheus und Faust im Sturme schildern, sind mit größerer poetischer, bildreicher und sprachlicher Kraft ausgestattet, als wir von Magerath zu erwarten Ursache hatten. „So steh' ich hier — ruft Prometheus — im kleinen Raum ein Bild des Alls, so lang es Zeus beherrscht! Alltags kriecht der Schmerz ein Stück der Welt, alltags wächst es wieder zu.“ Magerath könnte in diesem Genre viel leisten, wenn er es über sich brächte, den Wortschwall seiner raisonnierenden Personen zu hemmen und nicht so viel Natur- und Empfindungsstücke bombastisch aneinander zu reihen. Es war Pflicht, über diesen Dichter auch im Uebel weitläufig zu sein, weil seine Leistungen schon im Voraus als etwas Außerordentliches angekündigt wurden und das Urtheil der Menge sich nur allzu leicht irre führen läßt. 23.

### Anekdote.

#### Die liebe Dorel.

Es war am Tage Sibyllä, am 10. September 1613, als die Kinder in Brieg zur Herzogin Sibylla Dorothea von Brieg aufs Schloß, wie öfters geschah, geladen waren, um daselbst von der guten Fürstin belobt und beschenkt zu werden, so sie fromm und fleißig sich verhalten hatten. „Mein Löchterlein, wie heißest du?“, fragte sie ein kleines Mädchen. „Anna Pöhlin!“ lautete die Antwort. „Und wie heißest du denn?“ fragte Sibylla weiter. „Liebe Dorel!“ Der Sprecher der Bürgerschaft erhob gewaltig über die kleine Unbesonnenheit und bat: „Fürstliche Gnaden wolle dem Kinde und der Stadt solches Wort zu Gnaden halten und nicht übel deuten, dieweil es wahr sei, daß das weibliche Geschlecht in Stadt und Land sie insgemein so nennen. Da aber faltete die gute Fürstin ihre Hände, hob sie gen Himmel und sagte: „Gott sei gelobt für solchen köstlichen Titel, und will ich ihn, so ich bei Sinnen

bleibe, in meinem Leben gegen eine Majestät nicht wechseln!“ Ihr Gemahl aber, der Herzog, umarmte sie und nannte sie hinfort nicht anders, als „liebe Dorel!“ \*) 15.

### Literarische Anzeige.

Bericht, über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit \* bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 223.)

#### II. An Fortsetzungen und Neften erscheint:

- \*11. Altdeutsche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Zweiten Bandes zweites Heft und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Der erste Band in 4 Heften (1835 — 36) kostete 2 Thlr. 4 Gr., das erste Heft des zweiten Bandes 16 Gr., das zweite 12 Gr.
- \*12. Analecten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Zweiten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr. Der erste Band in 4 Heften (1837) kostete 2 Thlr. 16 Gr.
- \*13. Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Siebenundzwanzigster Band und folgende. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh. Diese Fortsetzung wird zunächst Casotte's „Der verlebte Teufel und Der Lord aus dem Egekreise“ (16 Gr.) und Cervantes' Novellen enthalten. Bisher erschienen:
- 1—IV. Don Quixote von Cervantes, übersetzt von Goltan. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Gr. — V. Don Quixote von Batfeld von Goldsmith, übersetzt von Deleniz. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI—IX. Gil Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Leben des Erzherzogs von Österreich, übersetzt von Keil. 12 Gr. — XI—XIV. Tom Jones von Fielding, übersetzt von Lüdemann. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. Meis Klim von Holberg, übersetzt von Wolf. 15 Gr. — XVI. Jacopo Ortis von Foscolo, übersetzt von Laursch. 15 Gr. — XVII—XIX. Delphine von Staël, übersetzt von Gleich. 1 Thlr. 20 Gr. — XX—XXII. Dideron von Bocaccio. 2 Thlr. — XXIII—XXIV. Die Leiden des Persicus und der Sigismunda von Cervantes, mit einer Einleitung von L. Tieck. 1 Thlr. 8 Gr. — XXV—XXVI. Die Verlobten, von Ranjoni, übersetzt von Bülow. Zweite, umgearbeitete Auflage. 2 Thlr. Die ersten 22 Bände dieser Sammlung sind im Preise herabgesetzt und kosten anstatt 13 Thlr. 5 Gr. nur 8 Thlr.
- \*14. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Vierzehntes Bändchen. 8. Auf seinem Schreibpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr. Das vierzehnte Bändchen enthält Hoffmannswaldau, Lohenstein, Bernke, Camp, Weise, Besser, Mühlpsorth, Neulitz, Roscherow, Peucker und beschließt die Sammlung, die nun 20 Thlr. 16 Gr. kostet.
- \*15. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vollständig in vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Zweiten Bandes achte Lieferung und folgende. Dritten Bandes dritte Lieferung und folgende. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. Geh. Preis jeder Lieferung 6 Gr. Durch die Veranstaltung, daß der zweite Band, die Artikel von F—L, und der dritte Band, die Artikel von M—R enthalten, jetzt gleichzeitig gedruckt werden, steht die Vollendung des Werks nun bald zu erwarten, ohne daß die raschere Förderung der Lieferungen eine Verminderung der Sorgfalt der Redaction in Hinsicht auf die Auswahl und Bearbeitung der einzelnen Artikel zu Folge haben soll. Der erste Band, A—E (92 Bogen mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten), kostet in elegantem Carton gebunden 3 Thlr. 8 Gr. und wird Allen empfohlen, denen die Anschaffung des Werks in einzelnen Lieferungen unbedauerlich sein sollte. Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikons werden Anzeigen u. gegen Berechnung von 4 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum abgedruckt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

\*) Schmidt, Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla (Brieg 1638), S. 61 fg.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 210.

29. Juli 1838.

### Friedrich II.

1. Friedrich's des Zweiten, Königs von Preußen, Briefwechsel mit dem Grafen Algarotti. Ein Nachtrag zu Friedrich's des Großen hinterlassenen Werken. Aus dem Französischen und Italienischen übersezt von Friedrich Förster. Berlin, Gropius. 1837. Gr. 8. 20 Gr.
2. Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Eine historische Skizze von J. D. E. Preuß. Berlin, Duncker und Humblot. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.
3. Friedrich's des Großen Briefe an seinen Vater, geschrieben in den Jahren 1732—39. Berlin, Mittler. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Seitdem Preuß durch sein gelehrtes und umfassendes Werk über Friedrich II. die Lebensgeschichte des großen Königs auf die vorzüglichste Weise bereichert hat, ist die in Deutschland nie untergegangene Theilnahme an dem ruhmwürdigen Regentenleben dieses Fürsten neu angeregt worden. Davon zeugen nicht allein die literarischen Arbeiten, deren Verfasser sich diesem Gegenstande mit Liebe und Sachkenntniß gewidmet haben, sondern auch die buchhändlerische Theilnahme, welche es die Verleger wagen ließ, sich in einer Zeit, die, wie die unsrige, fast nur für das Neueste und für industrielle Interessen Sinn hat, auf solche Artikel einzulassen. Ja, wir schlagen dies um so höher an, da manche neuere Schriftsteller sich eine Zeit hindurch viel Mühe gegeben haben, das Andenken Friedrich II. auf alle Weise zu schmähren und herabzusetzen, „obchon sie schwerlich jemals einen Blick in des Königs Werke gethan und sich mit ihrer Kenntniß seiner Geschichte schwerlich über schlechte Compilationen hinaus verließen hatten. Denn schon aus Archenholz „Geschichte“ hätten sie ein besseres Bild gewinnen müssen, und ein Schriftsteller, wie Heine, hätte Friedrich II. nicht „einen prosaisch-wunderbaren Helden“ nennen können, der „die raffinierte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Geichte und Lüchtige seiner Zeit recht deutsch-tapfer in sich ausgebildet hatte“. Ebenso wenig würde er sich auch dann in dem witzigen (?) Ausdruck gefallen haben, daß „Potsdam zu den oeuvres posthumes des Philosophen von Sans Souci gehöre, und daß man bei dem

Betrachten dieser Stadt die hier und da aufsteigende Lachlust unterdrücken müsse, als fürchte man, plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, als wie von dem spanischen Köhrchen des alten Fritz“.

Wir wollen uns indes bei dergleichen Absurditäten nicht aufhalten und wenden uns lieber zu den drei vorliegenden Schriften, deren Verfasser von warmem Eifer für das Andenken des großen Königs erfüllt sind und die ihn selbst sprechend und schreibend vorführen, wie es dem Geschichtschreiber besonders wohl ansteht, der sich nicht in unnütze, ungründliche Declamationen einlassen darf.

Die in Nr. 1 gedruckten Briefe Friedrich II. und des Grafen Algarotti sind zwar nicht neu, enthalten auch keine Zugabe aus unbenutzten Handschriften, verdienen aber doch mit Dank aufgenommen zu werden, weil sie an mehreren Orten zerstreut stehen und die gedruckten Exemplare der Originale außerordentlich selten geworden sind. Die handschriftlichen Briefe des Königs werden nämlich im Palast Corniani zu Venedig unter Glas und sicherem Verschlus bewahrt, und die nach den Abschriften derselben von Djalani 1799 in Italien erschienene Ausgabe ist selbst in Rom und Venedig außerordentlich selten geworden. In den Briefen, welche in die Jahre 1739—64 fallen, ist nun durchaus und namentlich bis gegen 1750 hin (von da an werden beider Männer Briefe sehr kurz) die größte Verehrung Friedrich's gegen seinen „geliebten, harmoniereichen, sanften Schwan von Padua“ (so wird Algarotti angeredet) sichtbar und die theilnehmendste Sorge für dessen Gesundheit und Wohlbefinden, wie dieser auch seinerseits dem Könige die schmeichelhaftesten Dinge zu sagen nicht unterlassen hat. Der Häckerling und das Heu (Friedrich hatte geklagt, daß sein Kopf nur mit solchen Dingen angefüllt sei) würden unter seinen Händen zu Rosen und Myrthen, schreibt er, bis sie sich in Lorber verwandeln, und die mit Grenadieren untermischten Grazien folgen dem Anakreon, der in die Fußstapfen Cäsar's tritt. An einer andern Stelle will er dem Könige den Beinamen Silesiacus gegeben wissen, und wieder einmal, als ihn Friedrich nach Potsdam eingeladen hatte, äußert er, daß, wenn er auch jetzt nicht kommen könnte, doch sehr erfreut sein würde, von Zeit zu Zeit ein Jahr in Berlin zubringen zu können. Denn dies würde für ihn ein Jahr der Freude sein, wie es die Wiederkehr der Olympiaden für die Griechen war. Sonst verbreiten

sich die Briefe über Musik, bildende Künste und allerhand literarische und politische Dinge, wie über Voltaire's „Henriade“, über des Königs „Anti-Machiavell“, über französische Schriftsteller, wo indeß wol nicht jeder Leser mit dem Aussprüche übereinstimmen wird, daß Bernard's „Kunst zu lieben“ das gleichnamige Gedicht des Dvid übertrüge, besonders über Voltaire. Über den Letztern, dessen Geist und Scharfsinn Friedrich in einem so hohen Grade verehrte, finden wir unter Anderm folgende Stelle aus dem Jahre 1749:

Voltaire hat einen Streich gespielt, der unwürdig ist (vermutlich in Beziehung auf die Handel mit d'Arnaud und Maupeou). Er verdiente auf dem Parnas gebrandmarkt zu werden. Es ist Schade, daß eine so niedrige Seele mit einem so schönen Geiste verbunden ist. Er hat die Artigkeiten und Bosheiten eines Affen. Sobald ich Sie sehe, werde ich Ihnen sagen, was er ist; indeffen werde ich thun, als ob ich nichts wüßte, denn ich bedarf seiner zum Studium des französischen Ausdrucks. Man kann auch von einem Bösewichte etwas Gutes lernen.

Von des Königs Liebe zu geistigem Umgange, von seiner anmuthigen Weise, politische Gegenstände mit literarischen zu vereinigen, von der bitteren Ironie, mit der er über seine Kriegsführung scherzt, und dem Gefühl, mit welchem er die Noth der Länder, z. B. Sachsens, welche der Kriegschauplatz sind, ermisst, finden sich auch in diesen Briefen himmlische Belege.

Die Übersezung liest sich leicht und gut. Der sprachgewandte Übersetzer zeigt sich indeß noch mehr in den poetischen als in den prosaischen Stücken, die er theils in Distichen, theils in Jamben und Alexandrinern glücklich wiedergegeben hat.

Der Verf. von Nr. 2 hat sein Buch allzu bescheiden eine historische Skizze genannt. Wir nennen es vielmehr eine durchaus den Gegenstand erschöpfende Abhandlung, die aus den fleißigsten Sammlungen und der sorgfältigsten Lecture der Werke Friedrich's hervorgegangen ist und überall von der rührendsten Anhänglichkeit an des großen Monarchen Leben und Wirken Zeugniß ablegt. Man dürfte nicht leicht in unserer Zeit einen Schriftsteller finden, der sich mit solcher Liebe und Treue der Erinnerung an einen großen Verstorbenen zu eigen gegeben hat, als es bei Hrn. Preuß der Fall ist. Seine uns jetzt vorliegende Schrift zerfällt in sechs Abschnitte von bedeutendem Umfange (407 Seiten) mit den Überschriften: „Jünglingsfreundschaft und Jünglingsverirrung“, „Die Platonische Republik in Rheinsberg“, „Das neue Lyceum in Charlottenburg“, „Der Philosoph von Sans Souci“, „Die Freunde in der Noth und die Familienleiden während des siebenjährigen Krieges“, „Wiederschein der alten Zeit“, „Das Alter entbehrt“. Wir werden indeß diese jetzt nicht einzeln durchgehen, sondern durch Anführung einzelner hervorragender Persönlichkeiten ein Bild von Friedrich's geselligem und verwandtschaftlichem Leben in seinen Hauptzügen darzustellen suchen.

Zuvörderst sprechen wir von seinen Äthern und Verwandten. Die Mithelligkeiten mit dem Vater Friedrich Wilhelm werden, mit Verweisung auf das größere Werk,

nur kurz besprochen, doch ausdrücklich gesagt, daß der Sohn im Unrecht gewesen sei. Um so lieber verweilt dafür der Verf. bei den sich seit 1732 immer besser gestaltenden Verhältnissen zwischen Vater und Sohn. Harmonie konnte allerdings zwischen zwei so verschiedenen Charakteren nicht stattfinden, der König blieb argwöhnisch, ob der Sohn seinen eigentlichen künftigen Beruf nicht verfehle und ob er ein guter Christ sei, und nur erst in den letzten beiden Lebensjahren des Königs ertheute sich Friedrich des wohlthuenden Gefühls, von seinem Vater so erkannt zu werden, als er es verdiente. So hat er auch seines Vaters nie anders als im Tone der größten Verehrung gedacht, der erst unterwürfig und demüthig war, dann aber an freier Bewegung und Erhebung zunahm. Die verwitwete Königin hat sich unausgesetzt seiner größten Ehrerbietung und Zärtlichkeit zu erfreuen gehabt, wie es denn Grundsatz des Königs war, daß die Erkenntlichkeit gegen die Äthern keine Grenzen habe und daß man wol Tadel verdiene, wenn man darin zu wenig, nicht aber wenn man darin zu viel thue. Gleiche Sorge und Theilnahme erhielt Friedrich's Gemahlin, die regierende Königin, die nach ihren eignen Worten nur durch die Fügung des Himmels keine Kinder bekommen hatte. Das Verhältniß Friedrich's zu seiner Gemahlin und ihre eigne Persönlichkeit ist eigentlich von Hrn. Preuß zuerst in das richtige Licht gesetzt worden. Wir erkennen in seiner Darstellung nicht bloß, daß Friedrich seiner Gemahlin, weil sie eben die Königin war, jede mögliche Ehrfurcht erwies und erwiesen wissen wollte, sondern daß dieselbe auch durch die unwandelbarste Theilnahme und Ergebenheit gegen ihren Gemahl, durch Frömmigkeit und Wohlthun, durch unerschütterliche Tugend, durch wissenschaftliche Beschäftigungen und gebildeten Umgang der ihr erworbenen Huldigungen vollkommen würdig gewesen ist. Seinen jüngern Brüdern, August Wilhelm, Heinrich und Ferdinand widmete der König gleich von seiner Thronbesteigung sorgfältige Aufsicht und Erziehung; so lange sie unvermählt waren, hatte er sie gern in seiner Nähe, und wenngleich die große Gebundenheit in Potsdam nicht so ganz behaglich war, so schloß sie doch die Brüder um so enger aneinander an. Dem Prinzen August Wilhelm, der ihn einst beerben sollte, widmete Friedrich sein großes Gedicht: „Die Kriegskunst“, und sagt es in der meisterhaften Zuschrift, warum er grade diesen Bruder als Freund und Fürsten liebe. Und für den erstgeborenen Sohn desselben setzte er eigenhändig dem Erzieher desselben die Instruction auf. Die unglücklichen Begebenheiten im Juli 1757 nach der Schlacht bei Kolin, welche des Prinzen August Wilhelm Entfernung vom Heere und seinen baldigen Tod herbeiführten, brauchte Hr. Preuß nur kurz zu berühren, da er in seinem größern Werke und Barnhagen von Ense im „Leben Winterfeldt's“ diese Ereignisse ausführlich und der Wahrheit gemäß geschildert haben; Friedrich's Schmerz über den Verlust des Bruders und über das Unglück des Staats treten gleichmäßig hervor und rechtfertigen ihn gegen den Vorwurf der Härte, zu dessen Widerlegung Hr. Preuß auch die hierher ein-

schlagende Partie aus Rochow's „Charakteristik des siebenjährigen Krieges“ berichtet hat. Prinz Heinrich glänzt als ausgezeichnete Feldherr, des Königs Achtung und Vertrauen fehlt ihm ebenso wenig als dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig. In den spätern Jahren sehen wir ihn nur selten im Kreise seiner Familie; mit seiner Gemahlin nahm er zuletzt am Neujahrstage 1785 das Diner ein, und als der Prinz Wilhelm, der Sohn des Prinzen von Preußen (nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II.) am 10. Juli 1783 getauft werden sollte, war Friedrich II. zwar willig, eine Pathenstelle zu übernehmen, aber die ganze Feierlichkeit mußte in sieben Minuten abgethan sein, ein Beweis, wie wenig Friedrich in seinem eitelreichten Jahrhundert auf Etikette hielt, denn er selbst kam mit einem Adjutanten zu Pferde und der Minister Finkenstein in einem Fiacre gefahren. Endlich stellt sich auch das Verhältniß des Königs zu seinen Schwestern, den Prinzessinnen Wilhelmine, Ulrike, Charlotte und Amalie, aus vielen Stellen als schön und befriedigend dar. Seine Lieblingschwester war bekanntlich die Markgräfin von Batzreuth, die Gefährtin seiner frühesten Jugend in Leid und Freude, die späterhin Allem, was der Bruder geistreich hingab, mit dem Geiste folgte — fast ein Verhältniß, wie es zwischen Goethe und seiner Schwester Cornelia bestanden hat. Darum traf auch ihr Verlust — grade am Tage der Schlacht bei Hochkirchen — das Bruderherz so empfindlich, und war noch 15 Jahre später ebenso lebendig als an dem Tage, wo die Trauerpost einging. In der ganzen so lebensvollen Reihe hat Ref. nur die Prinzessin Amalie vermißt. Ihr Name ist kaum zwei bis drei Mal genannt, und doch knüpfen sich grade an diesen Namen so manche Geschichten und Sagen (wir wollen nur an Das erinnern, was der Franzose Thiebault in seinem Werke über Friedrich II., Thl. 1, S. 210—220, von ihr meldet), daß es wol zu wünschen gewesen wäre, Hr. Preuß hätte über die gewiß in vieler Beziehung recht unglückliche und von ihrem Bruder so geliebte Fürstin Mehreres und Urkundliches geben können.

Die zweite Reihe von Lebensbildern in des Verf. Buche bilden die Freunde und Vertrauten Friedrich's. Sollen wir unter dem letzten Ehrentitel nur Dienstfreunde oder Solche verstehen, die unmittelbar um des Königs innerste Geheimnisse wußten, so sind fast nur der General Winterfeldt und Schwerin, der Minister Pobewitz, der Cabinetrath Eichel, der geheime Kämmerer Frederdorff, aus spätern Zeiten der Minister Herzberg, und in mehr oder geringerm Grade diejenigen Cabineträthe und Generaladjutanten zu nennen, welche Hr. Preuß namhaft gemacht hat. Aber neben und mit ihnen erscheint noch eine stattliche Menge von Freunden und Vertrauten, die des Königs Kriege führten und wie früher in dem anmuthigen Stilleben zu Rheinsberg, dann in den Gemächern zu Sans Souci und Potsdam des Königs geistige Erholungen getheilt haben. Hr. Preuß hat über alle diese Männer interessante Details beigebracht; wir können freilich fast nur ihre Namen aufführen, so ungern wir auch der Versuchung widerstehen, Einzelnes auszuheben und da-

durch Friedrich's inneres Leben zu schildern, wäre es auch nur um des Contrastes willen mit dem in den Gemächern Napoleon's zu St.-Cloud und in den Eulsterien. Der so oft mit Napoleon zusammengehaltene König von Preußen würde dabei wenigstens nicht verlieren. Schon in Rheinsberg glänzen die Namen Knobelsdorf, Chazot, Fouqué; des Letztern Briefwechsel mit dem Könige, der bis 1771 reicht, ist in hohem Grade schön und erhebend und zeigt des Königs dankbare und treue Seele. Keyserling, Jordan, Duhan, die Lehrer und Freunde der Jugend, starben bald nach dem Regierungsantritt des Königs. In ihre, der nie Vergessenen, Stelle treten die Generale Rothenburg, Stille, Solz, die Gesandten Valori, Mitchell, Rudenskold, Feldmarschall Keith und Majorat Marchal; nach dem siebenjährigen Kriege die Generale Lenzulus, Seydlitz, Krokow, Krusemark, in den letzten acht bis neun Jahren die Generale Saubl, Chazot, Anhalt, Görz und Schwerin, der Marquis Lucchesini und der Minister Herzberg. Mit diesen mischen sich die französischen Literaten Maupertuis, Darget, Le Caut, der Italiener Algarotti, die Akademiker Formey, Vitaué, Merian, Achar, Sulzer, der Marquis d'Argens und Voltaire. Von ihnen sind die beiden Letztern für Friedrich's inneres Leben die bedeutendsten geworden, weshalb auch Hr. Preuß dieses Verhältniß auf das vollständigste und unparteiischste dargestellt hat.

(Der Beschluß folgt.)

#### Aus dem Elsaß.

Unter der Redaction des jungen elsässischen Dichterpaares, August und Adolf Stöber, deren Name aus der langen und breiten Schar deutscher Poeten rühmlich hervortritt, erscheint zu Strassburg seit Mai d. J. ein Unterhaltungsblatt „Erwinia“, das nach Inhalt und Richtung auch die Beachtung des überrheinischen Deutschlands verdient. Wie gegenwärtig die Verhältnisse stehen, zeigt sich im Elsaß nichts weniger als die Sehnsucht einer politischen Wiedervereinigung mit dem deutschen Stammlande. Die Elsässer sind mit der pariser Deputirtenkammer ebenso wohl zufrieden, als man es in Deutschland mit dem hohen Bundestage zu Frankfurt ist. Sie nehmen weder lebhaftere Partei für die handversehene Verfassung von 1819, noch für die von 1835. Sie meinen, daß sich das Glück des französischen Raubsystems und des deutschen Handelsvereins beläufig die Wage halten. Sie sind noch immer höchst reizbar für den alten Ruhm der französischen Waffen, woran sie einen verhältnißmäßig so großen Antheil hatten, und sie müthen den Deutschen wol gar zu, ihnen Dank zu wissen, daß sie während einer Periode der Erniedrigung den guten Ruf germanischer Tapferkeit, wenngleich im feindlichen Heere, aufrecht erhalten. Endlich sind ihnen aus der Zeit der Revolution einige Institutionen geblieben, die sie so wenig missen wollen, daß sie selbst damals nicht irre wurden, als ihre Geschworenen die in das strassburger Attentat Verwickelten freisprachen und als durch alle Rathgeber und Gerichtsstelle Deutschlands ein kalter juristischer Fiebersehauer hinlief. Dennoch wollen die Elsässer in Sprache und Sitte deutsch bleiben und „das Wort sie sollen lassen stahn“ — so ruft mit männlichem Troze die große Mehrzahl allen Welschen und Berwelschten entgegen. Und deutsche Sprache und Sitte werden nicht untergehen! Wenn dies unter ganz verschiedenen Verhältnissen im größern Theile Ostpreußens geschehen konnte und mußte, so bleiben dagegen die Elsässer, durch die fort und fort sich erneuernden Fäden eines lebhaften

sich die Briefe über Musik, bildende Künste und allerhand literarische und politische Dinge, wie über Voltaire's „Henriade“, über des Königs „Anti-Machiavell“, über französische Schriftsteller, wo indeß wol nicht jeder Leser mit dem Ausspruche übereinstimmen wird, daß Bernard's „Kunst zu lieben“ das gleichnamige Gedicht des Doid übertrage, besonders über Voltaire. Über den Legtern, dessen Geist und Scharfsinn Friedrich in einem so hohen Grade verehrte, finden wir unter Andern folgende Stelle aus dem Jahre 1749:

Voltaire hat einen Streich gespielt, der unwürdig ist (vermutlich in Beziehung auf die Händel mit v'Arnaud und Maupequ's). Er verbierte auf dem Parnas gebrandmarkt zu werden. Es ist Schade, daß eine so niedrige Seele mit einem so schönen Geiste verbunden ist. Er hat die Artigkeiten und Bosheiten eines Affen. Sobald ich Sie sehe, werde ich Ihnen sagen, was er ist; indessen werde ich thun, als ob ich nichts wüßte, denn ich bedarf seiner zum Studium des französischen Ausdrucks. Man kann auch von einem Bösewichte etwas Gutes lernen.

Von des Königs Liebe zu geistigem Umgange, von seiner anmuthigen Weise, politische Gegenstände mit literarischen zu vereinigen, von der bitteren Ironie, mit der er über seine Kriegsführung scherzt, und dem Gefühl, mit welchem er die Noth der Länder, z. B. Sachsens, welche der Kriegsschauplatz sind, ermißt, finden sich auch in diesen Briefen hinsängliche Belege.

Die Übersetzung liest sich leicht und gut. Der sprachgewandte Übersetzer zeigt sich indeß noch mehr in den poetischen als in den prosaischen Stücken, die er theils in Distichen, theils in Jamben und Alexandrinern glücklich wiedergegeben hat.

Der Verf. von Nr. 2 hat sein Buch allzu bescheiden eine historische Skizze genannt. Wir nennen es vielmehr eine durchaus den Gegenstand erschöpfende Abhandlung, die aus den fleißigsten Sammlungen und der sorgfältigsten Lecture der Werke Friedrich's hervorgegangen ist und überall von der rührendsten Anhänglichkeit an des großen Monarchen Leben und Wirken Zeugniß ablegt. Man dürfte nicht leicht in unserer Zeit einen Schriftsteller finden, der sich mit solcher Liebe und Treue der Erinnerung an einen großen Verstorbenen zu eigen gegeben hat, als es bei Hrn. Preuß der Fall ist. Seine uns jetzt vorliegende Schrift zerfällt in sechs Abschnitte von bedeutendem Umfange (407 Seiten) mit den Überschriften: „Jünglingsfreundschaft und Jünglingsverirrung“, „Die Platonische Republik in Rheinsberg“, „Das neue Lyceum in Charlottenburg“, „Der Philosoph von Sans Souci“, „Die Freunde in der Noth und die Familienleiden während des siebenjährigen Krieges“, „Wiederschein der alten Zeit“, „Das Alter entbehrt“. Wir werden indeß diese jetzt nicht einzeln durchgehen, sondern durch Anführung einzelner hervorragender Persönlichkeiten ein Bild von Friedrich's geselligem und verwandtschaftlichem Leben in seinen Hauptzügen darzustellen suchen.

Zuvörderst sprechen wir von seinen Ältern und Verwandten. Die Mißhelligkeiten mit dem Vater Friedrich Wilhelm werden, mit Verweisung auf das größere Werk,

nur kurz besprochen, doch ausdrücklich gesagt, daß der Sohn im Unrecht gewesen sei. Um so lieber verweilt dafür der Verf. bei den sich seit 1732 immer besser gestaltenden Verhältnissen zwischen Vater und Sohn. Harmonie konnte allerdings zwischen zwei so verschiedenen Charakteren nicht stattfinden, der König blieb argwöhnisch, ob der Sohn seinen eigentlichen künftigen Beruf nicht verfehle und ob er ein guter Christ sei, und nur erst in den letzten beiden Lebensjahren des Königs erfreute sich Friedrich des wohlthuenden Gefühls, von seinem Vater so erkannt zu werden, als er es verdiente. So hat er auch seines Vaters nie anders als im Tone der größten Verehrung gedacht, der erst unterwürfig und demüthig war, dann aber an freier Bewegung und Erhebung zunahm. Die verwitwete Königin hat sich unausgesetzt seiner größten Ehrerbietung und Zärtlichkeit zu erfreuen gehabt, wie es denn Grundsatz des Königs war, daß die Erkenntlichkeit gegen die Ältern keine Grenzen habe und daß man wol Tadel verdiene, wenn man darin zu wenig, nicht aber wenn man darin zu viel thue. Gleiche Sorge und Theilnahme erhielt Friedrich's Gemahlin, die regierende Königin, die nach ihren eignen Worten nur durch die Fügung des Himmels keine Kinder bekommen hatte. Das Verhältniß Friedrich's zu seiner Gemahlin und ihre eigne Persönlichkeit ist eigentlich von Hrn. Preuß zuerst in das richtige Licht gesetzt worden. Wir erkennen in seiner Darstellung nicht bloß, daß Friedrich seiner Gemahlin, weil sie eben die Königin war, jede mögliche Ehrfurcht erwies und erwiesen wissen wollte, sondern daß dieselbe auch durch die unwandelbarste Theilnahme und Ergebenheit gegen ihren Gemahl, durch Frömmigkeit und Wohlthun, durch unerschütterliche Tugend, durch wissenschaftliche Beschäftigungen und gebildeten Umgang der ihr erwiesenen Huldigungen vollkommen würdig gewesen ist. Seinen jüngern Brüdern, August Wilhelm, Heinrich und Ferdinand widmete der König gleich von seiner Thronbesteigung sorgfältige Aufsicht und Erziehung; so lange sie unvermählt waren, hatte er sie gern in seiner Nähe, und wenngleich die große Gebundenheit in Potsdam nicht so ganz behaglich war, so schloß sie doch die Brüder um so enger aneinander an. Dem Prinzen August Wilhelm, der ihn einst beerben sollte, widmete Friedrich sein großes Gedicht: „Die Kriegskunst“, und sagt es in der meisterhaften Aufschrift, warum er grade diesen Bruder als Freund und Fürsten liebe. Und für den erstgeborenen Sohn desselben setzte er eigenhändig dem Erzieher desselben die Instruction auf. Die unglücklichen Begebenheiten im Juli 1757 nach der Schlacht bei Kolin, welche des Prinzen August Wilhelm Entfernung vom Heere und seinen baldigen Tod herbeiführten, brauchte Hr. Preuß nur kurz zu berühren, da er in seinem größern Werke und Wernhagen von Ense im „Leben Winterfeldt's“ diese Ereignisse ausführlich und der Wahrheit gemäß geschildert haben; Friedrich's Schmerz über den Verlust des Bruders und über das Unglück des Staats treten gleichmächtig hervor und rechtfertigen ihn gegen den Vorwurf der Härte, zu dessen Widerlegung Hr. Preuß auch die Hieher ein-

schlagende Partie aus Kochow's „Charakteristik des siebenjährigen Krieges“ berichtet hat. Prinz Heinrich glänzt als ausgezeichnetester Feldherr, des Königs Achtung und Vertrauen fehlt ihm ebenso wenig als dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig. In den spätern Jahren sehen wir ihn nur selten im Kreise seiner Familie; mit seiner Gemahlin nahm er zuletzt am Neujahrstage 1785 das Diner ein, und als der Prinz Wilhelm, der Sohn des Prinzen von Preußen (nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II.) am 10. Juli 1783 getauft werden sollte, war Friedrich II. zwar willig, eine Patenstelle zu übernehmen, aber die ganze Feierlichkeit mußte in sieben Minuten abgethan sein, ein Beweis, wie wenig Friedrich in seinem etikettreichen Jahrhundert auf Etiquette hielt, denn er selbst kam mit einem Adjutanten zu Pferde und der Minister Finkenstein in einem Fiacre gefahren. Endlich stellt sich auch das Verhältnis des Königs zu seinen Schwestern, den Prinzessinnen Wilhelmine, Ulrike, Charlotte und Amalie, aus vielen Stellen als schön und befriedigend dar. Seine Lieblingschwester war bekanntlich die Markgräfin von Baireuth, die Gefährtin seiner frühesten Jugend in Leid und Freude, die späterhin Allem, was der Bruder geistreich hingab, mit dem Geiste folgte — fast ein Verhältnis, wie es zwischen Goethe und seiner Schwester Cornelia bestanden hat. Darum traf auch ihr Verlust — grade am Tage der Schlacht bei Hochkirchen — das Bruderherz so empfindlich, und war noch 15 Jahre später ebenso lebendig als an dem Tage, wo die Trauerpost einging. In der ganzen so lebensvollen Reihe hat Ref. nur die Prinzessin Amalie vermisst. Ihr Name ist kaum zwei bis drei Mal genannt, und doch knüpfen sich grade an diesen Namen so manche Geschichten und Sagen (wir wollen nur an Das erinnern, was der Franzose Thiebault in seinem Werke über Friedrich II., Thl. 1, S. 210—220, von ihr meldet), daß es wol zu wünschen gewesen wäre, Hr. Preuß hätte über die gewiß in vieler Beziehung recht unglückliche und von ihrem Bruder so geliebte Fürstin Mehres und Urkundliches geben können.

Die zweite Reihe von Lebensbildern in des Verf. Buche bilden die Freunde und Vertrauten Friedrich's. Sollen wir unter dem letzten Ehrentitel nur Dienstfreunde oder Solche verstehen, die unmittelbar um des Königs innerste Geheimnisse wußten, so sind fast nur der General Winterfeldt und Schwoerin, der Minister Podewils, der Cabinetrath Eichel, der geheime Kämmerer Frederdorff, aus spätern Zeiten der Minister Herzberg, und in mehr oder geringerm Grade diejenigen Cabineträthe und Generaladjutanten zu nennen, welche Hr. Preuß namhaft gemacht hat. Aber neben und mit ihnen erscheint noch eine stattliche Menge von Freunden und Vertrauten, die des Königs Kriege führten und wie früher in dem anmuthigen Stilleben zu Rheinsberg, dann in den Gemächern zu Sans Souci und Potsdam des Königs geistige Erholungen getheilt haben. Hr. Preuß hat über alle diese Männer interessante Details beigebracht; wir können freilich fast nur ihre Namen aufführen, so ungern wir auch der Versuchung widerstehen, Einzelnes auszuheben und da-

durch Friedrich's inneres Leben zu schildern, wäre es auch nur um des Contrastes willen mit dem in den Gemächern Napoleon's zu St.-Cloud und in den Tuilleries. Der so oft mit Napoleon zusammengehaltene König von Preußen würde dabei wenigstens nicht verlieren. Schon in Rheinsberg glänzten die Namen Knobelsdorf, Chazot, Fouqué; des Letztern Briefwechsel mit dem Könige, der bis 1771 reicht, ist in hohem Grade schön und erhehend und zeigt des Königs dankbare und treue Seele. Keyserling, Jordan, Duhan, die Lehrer und Freunde der Jugend, starben bald nach dem Regierungsantritt des Königs. In ihre, der nie Vergessenen, Stelle treten die Generale Rothenburg, Stille, Goltz, die Gesandten Valori, Mitchell, Rudenskjold, Feldmarschall Keith und Mylord Maréchal; nach dem siebenjährigen Kriege die Generale Lentulus, Seydlitz, Krokow, Krusmarl, in den letzten acht bis neun Jahren die Generale Sauti, Chazot, Anhalt, Görz und Schwerin, der Marquis Lucchesini und der Minister Herzberg. Mit diesen mischen sich die französischen Literaten Mauvertuis, Darget, Le Gatt, der Italiener Aligarotti, die Akademiker Formey, Bitaubé, Merian, Achar, Sulzer, der Marquis d'Argens und Voltaire. Von ihnen sind die beiden Letztern für Friedrich's inneres Leben die bedeutendsten geworden, weshalb auch Hr. Preuß dieses Verhältnis auf das vollständigste und unparteiischste dargestellt hat.

(Der Beschluß folgt.)

#### Aus dem Elsaß.

Unter der Redaction des jungen elsässischen Dichterpaares, August und Adolf Stöber, deren Name aus der langen und breiten Schar deutscher Poeten rühmlich hervortritt, erscheint zu Strasburg seit Mai d. J. ein Unterhaltungsblatt „Erwinna“, das nach Inhalt und Richtung auch die Beachtung des überreichen Deutschlands verdient. Wie gegenwärtig die Verhältnisse stehen, zeigt sich im Elsaß nichts weniger als die Sehnsucht einer politischen Wiedervereinigung mit dem deutschen Stammlande. Die Elsässer sind mit der pariser Deputirtenkammer ebenso wohl zufrieden, als man es in Deutschland mit dem hohen Bundestage zu Frankfurt ist. Sie nehmen weder lebhaftere Partei für die hanoversche Verfassung von 1819, noch für die von 1833. Sie meinen, daß sich das Glück des französischen Mauthsystems und des deutschen Handelsvereins beläufig die Wage halten. Sie sind noch immer höchst reizbar für den alten Ruhm der französischen Waffen, woran sie einen verhältnismäßig so großen Antheil hatten, und sie muthen den Deutschen wol gar zu, ihnen Dank zu wissen, daß sie während einer Periode der Erniedrigung den guten Ruf germanischer Tapferkeit, nungleich im feindlichen Heere, aufrecht erhalten. Endlich sind ihnen aus der Zeit der Revolution einige Institutionen geblieben, die sie so wenig missen wollen, daß sie selbst damals nicht irre wurden, als ihre Geschworenen sie in das strasburger Attentat Berwickelten freisprachen und als durch alle Rathgeber und Gerichtssäle Deutschlands ein kalter juristischer Fiebersehauer hinlief. Dennoch wollen die Elsässer in Sprache und Sitte deutsch bleiben und „das Wort sie sollen lassen stahn“ — so ruft mit männlichem Troke die große Mehrzahl allen Welschen und Bervelschten entgegen. Und deutsche Sprache und Sitte werden nicht untergeben! Wenn dies unter ganz verschiedenen Verhältnissen im größern Theile Eothringens geschehen konnte und mußte, so bleiben dagegen die Elsässer, durch die fort und fort sich erneuernden Gaben eines lebhaften



persönlichen und geistigen Verkehrs, an das freundliche deutsche Rheintal mit seinen noch jetzt lebendigen Sagen und Erinnerungen geknüpft; und gegen diese Natur der Dinge, gegen die Macht eines sich täglich wiederholenden Lebens wird keine Politik etwas vermögen, die sich die Vernichtung deutscher Sprache und Sinnesart zum Ziele setzen wollte.

Immer konnte es jedoch während der langen Dauer französischer Herrschaft nicht fehlen, daß von dem frischen Borne der Muttersprache, woraus die Kraft eines eigenthümlich geistigen Schaffens quillt, einige Wenige sich abgewendet haben, um sich zu Halbfranzosen wallachen zu lassen. So sind denn einige sehr schwerfällige und sehr eckige Übersetzungen von Urfässern ins Belsche entstanden, welche die nachsichtigen Franzosen etwa wie eine Art von Druckfehlern in ihrer Sprache passiren lassen. Diese fastlosen Früchte eines aufgepropten Franzosenthums, die auf der deutschen Seite faul und auf der französischen unersf sind, werden nicht den gesunden Kern des mütterlichen Volkstammes anzfressen. Doch knnte sich die Anstchtung wenigstens auf der Oberfläche verbreiten, und mit zu dem Zwecke, um ihr vorzubeugen, um den deutsch redenden und fühlenden Urfässern einen Einigungspunkt zu schaffen, ist die „Erwinia“ gegründet worden. Auch soll damit eine fortbauende Bekanntschaft mit der deutschen Literatur und allem Bedeutenden, was in ihr aufsteht, erhalten und über alle Wautzen und politischen Schranken hinaus ein geistiger Verkehr mit Deutschland und der deutschen Schweiz vermittelt und erneuert werden, da er während der letzten Jahrzehnde allzu sehr ins Stocken gerathen ist. Darum beschränkt sich die „Erwinia“ nicht ausschließend auf den Elsaß, sondern aller Orten her, so weit die deutsche Sprache klingt, mögen sich Stimmen in ihr vernehmen lassen.

Keineswegs stellt sie sich jedoch der neuern französischen Literatur feindselig entgegen, mit jenem wohlfeilen, deutschhümlichen Patriotismus, wie ihn jetzt manche deutsche Schriftsteller zur Schau tragen. Freilich hat die junge, französische Literatur noch ihre trübe Gährung. Aber es ist kein Gespenst des 18. Jahrhunderts, das mit der Perücke umgeht, sondern ein jugendlich brausender Geist, welchen die alle Tiefen des Völkerlebens aufspringende Revolution beschworen hat und der mit seinem Janus-Kopfe ein allerdings sehr verzweifelt verzerrtes Gesicht der Vergangenheit und Gegenwart zuwendet, aber doch auch prophetisch in die Zukunft hinausblitzt. Nur die Lebenden haben recht, und was die Literatur der Lebendigen betrifft, so dürfte sich die französische der deutschen wol gewachsen meinen, seit diese von der Gensur aus der gefahrvoll stürmischen See so glücklich auf den dürrn Sand gesteuert worden ist. Gewiß würde also die „Erwinia“ ihre Aufgabe verkennen, wollte sie die deutsche Aferkritik nachahmen und sich als brummende Wächterin an die Grenze des deutschen Sprachgebiets setzen, um aus der einen Lage an dem Ruhm eines Schiller zu saugen und mit der andern gegen Alles, was französisch heißt, täppisch zuzufahren. Es entspricht vielmehr ihrer eigenthümlichen Stellung, daß sie präsend und vergleichend dahin und dorthin ihre Blicke wende; daß sie wenigstens das Bedeutende von beiden Seiten ins Auge fasse und, was bei der Beurtheilung der neuern französischen Literatur in Deutschland so häufig veräuunt wird, daß sie stets auf ihren Zusammenhang mit den socialen Verhältnissen, auf den Grund, woraus sie entspringt, besondere Rücksicht nehme. Dafür findet sich die „Erwinia“ in sehr geeigneter Lage, da grade im Elsaß sowohl die nationalen Gegensätze des Deutschen und Französischen, als die socialen des Alten und Neuen zum Theil sehr scharf sich gegenübersehen, zum Theil in mannichfachen Schattirungen sich vermischen und verschmelzen. Schlagen doch von beiden Nationen her die Wogen eines bewegten geistigen Lebens, manche Spuren hinterlassend, auf dem Boden des Elsaßes zusammen. Ehrenfestes, deutsches Bürgerthum neben beweglichem Franzosenthum; stolze und stättliche Bauerns-

wirtschaft neben ausgebreiteter Industrie und Maschinenwesen; alte Volkstrachten neben pariser Moden; ganze und halbe Franzosen neben verbannten Polen und Deutschen; Republikaner, Justemilieu und Legitimisten neben Anhängern von St.-Simon, Fourier und andern Socialisten; streifer Katholicismus, orthodoxes Lutherthum und Pietismus neben den Lehren von Lamennais und Strauß; Ueßche neben neuer französischer Romantik; literarische jeune France und junges Deutschland neben schwäbischer Dichterschule und Wenzel'scher Kritik; Philosophien aus Berlin und Paris: — das Alles und mehr hat wenigstens einzelne Vertreter gefunden und bietet sich wenigstens vorübergehend der unmittelbaren Betrachtung dar. Solchen reichen Stoff möge die „Erwinia“ zu benutzen wissen und selbst in ihren leichtern Erzählungen und Novellen nicht in das Unbestimmte und Gestaltlose verschwimmen, sondern vor Allem an Das sich halten, was aus der frischen Gegenwart sich herausgreifen läßt. Nebenbei mögen denn auch, zum belebenden Contraste, in Sagen und Märchen die Geister der Vergangenheit berufen werden. Und je unbefangener und unparteiischer sie dies Alles darstellen und beurtheilen wird, um so mehr wird sie ein echt deutsches Blatt sein, jenseit des Rheins Unterstützung finden und dieselbe zur Bewahrung deutscher Sprache und Sinnesart das Ihrige beitragen.

(Der Beschluß folgt.)

## Notizen.

### Anfrage.

Es ist in neuerer Zeit behauptet worden, daß die ein bis zwei Meilen von Altenburg lebenden Bauern, die durch Kleidung, Sitten, Lebensweise, Wohlstand, Bildung, häusliche Einrichtungen und allerlei Eigenthümlichkeiten sich vor ihren Grenzackern auszeichnen, auch wegen ihrer Landwirtschaft selbst im fernern Auslande berühmte sind, nicht Sorben = Wendcn, sondern urdeutschen Stammes sein sollen. Ein interessanter Aufsaß darüber soll selbst in diesen Blättern einst vorgekommen sein. Wo finden sich Beweise für jene Behauptung? Nicht leicht zu erklären möchte es sein, wie dieses Völkchen zu diesen Eigenthümlichkeiten, abgerundet in seinen Umgebungen, gekommen und sich im Wesentlichen bei einzelnen Veränderungen darin erhalten habe. Und wenn auch manches Eigene dieser Landleute nicht nothwendig auf wendische Abkunft deutet, so sind doch offenbar die vielen Namen von Dörfern und Flecken, wie Scharwitzsch, Zegwitz u. ebenso wie Cutrichsch und andere Dörferchen bei dem nahen Leipzig von den Sorben = Wendcn abzuleiten. Daher hat auch Hempel in der ganz neu bearbeiteten dritten Auflage des Kronbiegel'schen Werks („Sitten, Tracht, Lebensweise, häusliche und landwirtschaftliche Einrichtungen der altenburgischen Bauernschaft u.“, Altenburg 1859) die bisherige Annahme, daß diese Bauern, die im altenburgischen und rosenburgischen Amtsbezirk auf 40,000 und mit den Grenzackern im preussischen und sächsischen Gebiete zusammen auf 50,000 gerechnet werden, von Sorben = Wendcn abstammen, noch immer als die begründetste angesehen und beibehalten, nachweise für jene zweite Ansicht jedoch möchten jedenfalls interessant sein.

Gegen das Ende des amerikanischen Krieges nannte ein Lord im Oberhause in der Hitze der Debatte den damaligen Kanzler der Schatzkammer, Lord North, „this thing of a minister“. Einige von Lord North's Freunden drangen in diesen, sich Privatgenugthuung wegen dieser Beleidigung zu verschaffen. Dieser entgegnete mit Ruhe: „Das will ich auch und zwar dadurch, daß ich meinen Posten behaupte; denn ich weiß, Sr. Herrlichkeit hat sonst nichts gegen mich, als daß er wünscht — das Ding zu sein, was ich bin.“

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 211.

30. Juli 1838.

### Friedrich II.

(Beschluß aus Nr. 210.)

Mit wie großer Erwartung sich Friedrich nach Voltaire's Bekanntschaft gesehnt hatte, wie überglücklich es ihn machte, mit demselben eine Correspondenz einzuleiten, und wie er 42 Jahre lang in derselben alle wichtigen literarischen, politischen und sittlichen Fragen zur Sprache gebracht hat, ist hinlänglich bekannt. Jedoch wird man die von Hrn. Preuß wohlgeordneten Auszüge mit nicht geringerm Vergnügen lesen. Wir wollen hier blos zu Friedrich's genauerer Charakteristik erwähnen, daß der Verf. im vierten Abschnitte von Voltaire's Schlechtigkeit im Umgange, von seinem hämischen Charakter, seiner Habgier, seinem Neide gegen Maupertuis u. A., seinem kriechenden, schmeicheleiden Wesen, wenn er den ihm so gütigen König erzürnt hatte, durchaus urkundliche Nachrichten gibt, ebenso wie von des Königs sicherer, fester Haltung, mit der er Voltaire seine Niedrigkeiten mehr als einmal sehr derb vorhält. Mit Recht sagt Hr. Preuß daher, daß schon um das J. 1750 die Zeit der moralischen Begeisterung für Voltaire rein verschwunden, die literarische aber überschwenglicher als je gewesen sei, und daß sich Friedrich ohne den Besitz eines solchen Kopfes nicht habe zufrieden geben können, den er stets mit gleicher Bewunderung als unerreichbar anerkannte, indes sein eigener moralischer Charakter sich von dem ebenso unbestrittenem Vorrang Zeugniß gab. Bald darauf ließ Voltaire die Satire auf den Doctor Makia folgen, Erniedrigung und Ausöhnung wechselten miteinander, bis endlich Voltaire mit des Königs Erlaubniß am 26. März 1753 von Potsdam abreiste, und hierauf die bekannte Anhaltung zu Frankfurt a. M. am 1. Juni statthatte, wodurch der Bruch für kurze Zeit entschieden war, das briefliche Verhältnis jedoch zwischen ihm und dem Könige, der nun einmal von Voltaire nicht lassen konnte, auf Voltaire's eigne Einleitung sich wiederherstellte. Selbst nach neuen Beweisen von Voltaire's Falschheit und von seiner abscheulichen Freude über des Königs Unglück im Kriege hörte der Briefwechsel nie ganz auf. Ein ganz anderer, weit edlerer Charakter war der Marquis d'Argens, der für den König im siebenjährigen Kriege Das wurde, was ihm Jordan während der beiden schlesischen Kriege gewesen war. Ernst und Scherz, Politik und Literatur, die zärtlichste Sorg-

falt für des Marquis Gesundheit und seine Liebhabereien wechseln in Friedrich's Briefen mittelander ab und verleihen dieser Correspondenz die größte Wichtigkeit für des Königs innere Geschichte. Ist dieselbe auch bereits seit längerer Zeit gedruckt, so durften doch die wichtigsten Stellen von Hrn. Preuß im gegenwärtigen Werke nicht übergangen werden.

Überblicken wir nun noch einmal die Reihe der von Hrn. Preuß geschilderten Freunde und Verwandten Friedrich's, so glauben wir noch mit einigen Worten jener zarten Aufmerksamkeiten des Königs gedenken zu müssen, die sich auf das anmuthigste durch wichtige Besprechungen über Politik und Literatur, oft in den sorgenvollsten Stunden des Monarchen hindurchziehen. So sendet er seinem kranken Fredeborff ungarischen Wein, an seine gute Mama, die Gräfin von Camas, spanischen Schnupftaback „mitten aus dem Hundeleben, welches er eigentlich führt“, an seine Gemahlin und an seine Schwägerinnen meißnisches Porzellan, an den Greis Fouqué Balsam von Melka, Trüffel, Porzellan u. A. m. Sollen wir noch erwähnen, daß er den Wplord Maréchal in einem eignen Zimmer seines Schlosses sein Mittagsschlafchen halten ließ, daß General Stille in einem dazu bestimmten Zimmer seine Pfeife rauchte, daß Fouqué in einem kleinen Wagen durch die Alleen von Sans Souci fuhr, während Friedrich zu Fuße nebenher ging, daß er Biethen ruhig an seiner Tafel schlafen ließ, so sind das wenigstens Züge, die den so oft vorgebrachten Tadel über Friedrich's Egoismus zu entkräften vollkommen geeignet sind.

Ebenso gilt der König bei Vielen auch für einen Verdächter des schönen Geschlechts. Hr. Preuß hat gezeigt, daß nicht blos in Rheinsberg neben andern schönen Künsten, vorzüglich Musik und Malerei, und neben den verschiedensten Jugendbelustigungen auch schöne Damen den Hof geziert haben, sondern daß er auch noch nach dem siebenjährigen Kriege seine Schwester Amalie und andere Damen zu sich habe einladen lassen. Die Bewunderung weiblicher Größe und Schönheit, ja selbst eine gewisse Galanterie bewahrte er sich noch bis in die letzten Jahre seines Lebens.

Zuletzt heben wir nur noch Eins aus dem so reichhaltigen Buche hervor. Friedrich hat stets als ein Verdächter der Geistlichkeit gegolten und einzelne harte Aufse-

rungen über Schäfer und Muckerpad sind auch wol nicht ganz in Abrede zu stellen. Aber wir dürfen auch aus der Zeit seiner Jugend nicht übergehen, daß seine Unterhaltungen mit Suhm, Manteuffel und Wolf doch sehr oft theologische Materien zum Gegenstande hatten, daß der Propst Reinbeck zu des Kronprinzen näherem Umgange gehörte, und daß er mit den wackern französischen Geistlichen in Berlin, Beaufovre und Achar, näher und persönlich bekannt zu werden suchte. Dem Letztern sendete er sogar zwei Texte zu Predigten. Ebenso erwähnt Hr. Preuß, daß Friedrich oft die Predigten berühmter französischer Kanzelredner in seinen Gemächern zu Ruppin gelesen habe, sodas bei Erwägung des damaligen Standes der lutherischen Theologie und Dogmatik man leicht die Worte König Philipp's zum Marquis Vosa, daß er „gewußt habe, mit Menschen es zu halten, als er einen fand“, auf Friedrich in gewisser Beziehung anwenden möchte. Und für Friedrich's spätere Lebensjahre können wir zum Schluß das Zeugniß des frommen und tapfern Generals v. Günther aus einem Briefe an den nachmaligen Erzbischof Borowski zu Königsberg vom 25. August 1801 anführen:

Friedrich hat sich Ramler's Ode auf den Tod Jesu oft nach Ramler's Composition aufführen lassen; er liebte und schätzte, wenn er es gleich nicht äußerte, alle die Männer und Generals, die Religion hatten und übten, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, den General Zietzen, Fouqué, Salbern und mehre. („Preussische Provinzialblätter“, 1836, Februar, S. 162.)

Einen kleinern Kreis aus Friedrich's des Großen Leben umfaßt die unter Nr. 3 verzeichnete Schrift des preussischen Hauptmanns v. Hahnle. Es sind Friedrich's Briefe, die er als Kronprinz aus Ruppin an seinen Vater von 1732—39 geschrieben hat, in einer möglichst sorgfältigen und vollständigen Sammlung, mit berichtigtem Texte und beibehaltener Orthographie des kaiserlichen Briefstellers, jedenfalls eine dankenswerthe Arbeit, die noch verdienstlicher durch die historischen Einleitungen des Herausgebers und seine vielen genealogischen, historischen und militairischen Anmerkungen geworden ist. Demnach stellt sich dies Buch an Fleiß, Ausdauer, Belesenheit und patriotischer Gesinnung seines Verfassers auf recht würdige Weise neben die Bücher des Hrn. Preuß.

Die Gegenstände, welche Friedrich in den Briefen an seinen Vater bespricht, sind nun zwar nicht weltgeschichtlicher Art, auch kehren dieselben Materien, sowie der durchaus demüthige, unterwürfige Ton mehr als einmal wieder und bringen wenig Abwechslung in die Lecture. Dagegen ist es aber interessant, die schüchternen Art und die beständige Furcht, in welcher der Kronprinz sich gegen den strengen Vater befindet, mit andern zu derselben Zeit aus Rheinsberg geschriebenen Briefen zu vergleichen, in denen Lust und Jugendmuth athmet und deren Hr. v. Hahnle mehre der an Manteuffel, Grumbkow, Suhm, Camas, Achar u. A. geschriebenen beigefügt hat. Bedenkt man überdies, daß diese Briefe bald nach jenen fürchterlichen Scenen geschrieben sind, die des Kronprinzen Leben und Freiheit bedroht hatten, so wird man zugeben, daß der Ton nicht leicht anders sein konnte. Man wird aber

auch von Jahr zu Jahr wahrnehmen, wie sich das Verhältniß bessert und des Kronprinzen Sinn freier wird, wengleich selbst ansehnliche Beweise von seines Vaters Wohlwollen, wie das Geschenk der Stuterereien zu Trauchnen in Litthauen, den Ton der Briefe nicht aus der frühern Unterwürfigkeit herausbringen können. Freilich brachte auch die Sitte des Jahrhunderts eine Steifigkeit mit sich, die der Sentalität unserer heutigen jüngern Welt unerträglich scheint.

Fassen wir nun den Inhalt der Briefe zusammen, so machen die Berichte über die Angelegenheiten des ruppinschen Regiments, über „große Kerls“, die zu Recruten gepreßt werden sollen, über neue Monturen, über Kranke und Gestorbene, ferner über die Kornpreise, über die Fabrikate der neuen Glashütte in Ruppin, über Jagdangelegenheiten, Besuche auswärtiger Fürsten und Neuigkeiten aus der Umgegend einen großen Theil derselben aus. Seiner Gemahlin, schlechtthin „meine Frau“ genannt, gedenkt Friedrich fast in jedem Briefe, woraus sich auf ein eheliches und häusliches Zusammenleben in Rheinsberg schließen läßt. Ebenso erfolgt bei den meisten Briefen irgend ein Geschenk aus des Kronprinzen Wirthschaft, das „er sich die Freiheit nimmt, in aller Untertänigkeit zu übersenden“, als Würste, kalte Pasteten, Puter, Kapunen, eingemachte Gänse, Hummer, Kabeljau, Erdbeeren, Weintrauben, wogegen ihm der Vater von Zeit zu Zeit ungarischen Wein verehrt. Bei irgend zweifelhaften Dingen wird der Vater um Rath gefragt, so bei dem Tode seines Schwiegervaters, des Herzogs von Braunschweig, wie die Trauer einzurichten sei. Als Antwort kam folgendes mündliche Decret des Königs:

Thut mir leid. Seine Leute müssen alle schwarz seyn. Er einen blauen Rock schwarz Futter schwarze Aufschläge, schlechten Put mit Flohr Reitknechte sollen den blauen Rock lassen, doch schwarz Futter, Aufschläge Westen und Hosen, Kutscher, Laquayen, Pagen alles schwarz.

Als Proben dieser Briefe wollen wir zwei geben, ein Glückwünschungsschreiben zu des Vaters Geburtstage und den Bericht über den Aufenthalt des Prinzen von Mecklenburg: Strelitz: Mitrow in Ruppin. Wir lassen beide Briefe mit genau beibehaltener Orthographie abdrucken; der erste vom 14. August 1736 lautet also:

Aller Gnädigster König und Bahter. Da Mir das Glück haben heute den geburts Tag Meines Aller gnädigsten Bahters abermahlen zu sehn, so wird mein aller gnädigster Bahter nicht ungnädig nehmen das ich Ihm meine darüber entstandene Freude an den tag lege mit dem inüchlichen Wunsch das der högste Gott Wolle Meinen Allergnädigsten Bahter bey beständiger gesuntheit und vergnügen noch lange jahre behalten mögge, hierbei nehme mir die freyheit Meinen allergnädigsten Bahter eine Bagatelle zu presentiren mit der bitte Er wolle sie gnädigst annehmen, und wan Ehr sie gebrauche darbey gedenken das ich mit aller ersinnlicher Submission treue respect und wann Es mir Erlaubet ist zu sagen mit aller untetänigster Liebe bis an mein grab verharre Meines allergnädigsten Königs und Bahters treu gehorsamster Diner und Sohn Friedrich.

Der andere Brief vom 11. Nov. 1736 ist folgender: Des Prinzen von Miraus visite ist gar zu curious gewesen auf das ich nicht Meinen allergnädigsten Bahter alle umstände davon berichte. Ich habe in meinen letzten Schreiben Meinem Allergn. B. gemeldet, wie das der General Pretorius

den uns gekommen wehre so fundt ich selbigen eben bey mir  
wie ich mit dem Prinzen von Mirau in die Camer kam; so  
sing der General Pretorius an, voila le Prince Cajaca, und  
das so laut das es alle leute höreten. Raun wardt, der Prinz  
im Hause das man mir sagen kam, das dem armen Prinzen  
zum Unglück der Prinz Heinrich (von Schwedt) gekommen wehre,  
welcher in den vermaßen ufzog (aufzog) das wir alle gedacht thot  
vor lachen zu bleiben er wurde immer gelobet und absonderlich  
über seiner schönen Kleidung seine guhte airs, und seine unge-  
weme Leichtigkeit im tanzen, ich habe auch gedacht es würde  
kein aufhören des thanges werden. Den Nachmittach umb ihn  
den Rock zu verderben, so haben wir im Regen, nach dem  
Fogel geschossen, er wolte wohl nichts sagen, aber man kunte  
doch sehen das er sich umb den Rock sehr hatte. Den Abendt  
so krigte er einige gläser im Kopf und wurdet recht lustig u. f. w.

Der letztere Brief mag überdies auch als ein Beleg  
für das heitere, lustige Leben in Rheinsberg dienen, wo  
neben Kunst und Literatur auch ein fröhlicher Humor sein  
Wesen trieb, den selbst der ernste Vater nicht ungerne ge-  
sehen zu haben scheint. Seine eignen Späße waren ja  
mitunter ziemlich derb, und er mochte wol den Sohn lie-  
ber so beschäftigt sehen, als im Verkehr mit französischen  
Literaten.

## Aus dem Elsaß.

(Schluß aus Nr. 210.)

Von der „Erwinia“ sind bis jetzt acht Bogen erschienen.  
Es ist nicht Alles bedeutend, was sie gibt, und kann es nicht  
sein, da man in einem solchen angehenden Blatte, bis es erst  
sein Publicum gefunden, einige Rücksichten zu nehmen hat und  
den Wohlmeinenden, auch wenn sie mitunter geringere Gaben  
bringen, nicht immer den Einlaß ver sagen darf. Manches  
Beerthvolle findet sich besonders unter den ziemlich zahlreichen  
Gedichten. Dahin gehören unter Anderm die drei elssässischen  
Wiber: „Das Freischießen zu Strasburg“, „Das glücklichste  
Schiff von Zürich“ und „Die Züricher in Strasburg“, worin  
Adolf Stöber die bekannte Fahrt der Züricher mit dem Hirse-  
brot im J. 1576 recht lebendig und anschaulich schildert. Ge-  
schieht es in dieser Weise, so hat die Poesie immer ein Recht,  
selbst einen Jahrsundert alten Hirsere wieder aufzuwärmen.  
Es spricht sich damit der nicht erkaltete Dank der Entel und  
die Freigung aus, die alte Freundschaft der Ahnen zu erneuern.  
Wagt man dies in der deutschen Schweiz erkennen, und darin  
eine freundschaftliche Einladung für die beiden so besonders nahe  
verwandten Volkstämme erblicken, sich in gegenseitiger Beach-  
tung und einem lebhafteren geistigen Wechselverkehre wieder nä-  
her zu treten. Dürften doch in einer nicht gar fernen Zukunft  
die volksthümlichen Freundschaften und Verwandtschaften von  
größerer Bedeutung sein, als — genealogisch und diplomatisch  
— alle fürstlichen Allianzen oder Resallianzen. Sehr anspre-  
chend ist sodann ein Gedicht von Karl Buchner: „Die drei  
Federn.“ Eine freundliche Fee reicht dem frisch aufblühenden  
Knaben Abdallah drei Federn. Wenn ihn im Laufe seines Le-  
bens das Hochgefühl der Freiheit durchglüht, soll er das Wort  
Freiheit schreiben. Er werde damit den Sinn desselben dauernd  
in seinem Innern befestigen, aber zugleich werde die Feder, wo-  
mit er geschrieben und mit der dritten Feder sein Leben ver-  
dorren. Jauchzend mit andern Knaben im kühlen Wellenarme  
des Stroms, wird er zum ersten Male der Luft der Freiheit  
sich bewußt und schreibt ihren Namen in ein Palmenblatt. Als  
Jüngling blickt er von der erkürnten Zwingsherrnburg in das  
freie Land; noch heiß von den Wähen des Kampfes rinnt ihm  
ein Tropfen Schweiß in die zweite Feder und mit leuchten-  
den Buchstaben schreibt er „Freiheit“ in das Banner, das er  
im Sturme vorangetragen hatte. Ein gereifter Mann kämpft  
er fort für das Heiligthum seines Lebens, und gefangen und

mit Ketten belastet soll er dafür büßen in derselben Burg, die  
er früher erobert. Da ergreift ihn im Kerker das Gefühl der  
Freiheit mächtiger als je zuvor, er faßt die letzte Feder:

Doch, wo ist Ainte, wo ein Blatt Papier?  
Kein Palmenblatt, kein Banner sähelt hier;  
Selbst in der Stirne, obwol glühend heiß,  
Scheint eingebannt das kleinste Tröpfchen Schweiß.

Da sticht er sich die Feder in den Arm,  
Und mählich fällt sich's, quellend roth und warm;  
In Kerkers Wand schreibt er da „Freiheit“ ein;  
Da, jeder Buchsthab glänzt wie Demantstein.

Die Feder dorrt. Abdallah's Lippe bleicht.  
Längst ist im Palmenblatt zermürbt, zerweicht,  
Längst im Panier der „Freiheit“ glühend Wort,  
Doch an der Kerkermauer glimmt's noch fort.

Vielleicht hätte der Dichter sein Thema etwas mehr ver-  
bunten und hier und da die Ausführung sich etwas weniger be-  
quem machen dürfen. Aber die Idee ist so neu und so echt  
poetisch, es werden damit die Schicksale des bisherigen Frei-  
heitskampfes so sinnig veranschaulicht und man wird so unwill-  
kürlich an ein besonderes tragisches Ereigniß in der Heimat des  
Dichters erinnert, wodurch das Gedicht zugleich so viel indivi-  
duelles Leben erhält, daß man es gewiß zu dem Besten der  
neuern deutschen Poesie zählen darf.

Unter den Beiträgen in Prosa ist der Aufsatz: „Wir re-  
den deutsch“ in Nr. 5 besonders tüchtig, und thut hauptsächlich  
die Stellung und Richtung der „Erwinia“ kund. Es ist eine  
markige Rede voll gedrungener Sinne; der gehaltene Ausdruck  
eines edeln, sittlichen Borns, gegen Diejenigen eifernd, die den  
biederben Elssasser in den französischen Schnürleib verpacken wol-  
len. Durch einen Artikel des „Album alsacien“ veranlaßt, das  
in aller französischen Geschwindigkeit den Deutschen im Elssasse  
das Deutsche wegpauldern möchte, sollte der durch Umstände  
verspätete Aufsatz schon in der ersten Nummer erscheinen. Nach-  
dem er erst die im Lande umgehende Fabel, daß der alte deut-  
sche Geist des Elssasses und seiner Sprache vor der siegenden  
Gewalt der fränkischen Bildung weichen werde, gehörig beleuch-  
tet, auch einige Unbilden zurückgewiesen hat, die besonders ge-  
gen das Andenken des mit Recht so verehrten G. D. Arnold  
gerichtet scheinen, wird auf die eng verschlungenen politischen  
Verhältnisse Frankreichs und des Elssasses hingewiesen, und hier-  
nach anerkannt, daß die Kenntniß des Französischen dem ge-  
ringsten Bürger nicht schaden möge, und jedenfalls für den,  
der eine Carrière machen wolle, unentbehrlich sei. „Aber in den  
genannten Verhältnissen“, so heißt es weiter, „erschöpft sich das  
geistige Leben eines Volks nicht; ja, nur für sehr Wenige ist  
darin ein wirkliches Leben gegeben; nur sehr Wenige leben in der  
Politik und im öffentlichen Amte. Für die Meisten bleibt das  
Staatsgesetz und die bürgerliche Ordnung eine bloße todte Form,  
gegen welche sie sich passiv verhalten und mit welchen sie nur  
bei bestimmten Gelegenheiten in Berührung kommen. Für  
Tausende existirt der Staat nur, wenn sie bezahlen; das Gesetz  
nur, wenn sie heyrathen; das Recht nur, wenn sie verkaufen,  
erben, processiren. Das Alles ist nicht das Leben des Volks.  
Das geistige Leben des Volks ist sein Glaube, seine Religion,  
seine Gewohnheit, seine Sitte, sein Vergnügen, sein Fest, sein  
Lied, seine Wissenschaft, seine Geschichte. Wo das Alles fehlt,  
habt ihr keinen lebendigen, organisch sich entwickelnden Körper,  
nur einen Leichnam; ihr möget wol noch Soldaten braus  
machen und Abgaben erheben, aber ihr dürft auch gleich  
Gendarmen, Polizeidiener und Geschworenengerichte verzehn-  
sachen, wenn die Verwesung nicht auch selbst ansteden soll.  
Jene Lebensäfte vertrocknen unausbleiblich und mit ihnen alles  
Bessere, Edlere, wo ihr den Zusammenhang mit der Vergan-  
genheit unterbrecht, wo ihr dem Volke seine Sprache und Bil-  
dung nehmen wollt.“ Es wird sodann entwickelt, wie zwischen  
zwei Nationen, die bereits eine gleichmäßig höhere Culturstufe  
besritten haben, nicht mehr von einer Verdrängung der

Sprache und Bildung der einen durch die andere die Rede sein könne; wie darum auch die Verfasser von deutschem Sinn und deutscher Art nicht lassen werden, sondern deutsch predigen und singen, schreiben und reden, beten und dichten, oder aufhören müssen, treu und fromm, tapfer und freiheitsliebend zu sein. „Mag es wahr sein“, sagt der Verf. am Schlusse, „daß, wer von uns etwas werden will, vor Allem ein Franzose sein müsse, ein Franzose mit Mund und Seele; wir wollen ja nichts werden, wir wollen sein und bleiben, was wir sind. Und so lassen wir Jedem, dem's drum ist, nach der Hauptstadt ziehen und im Salon sein Glück versuchen; wir bleiben auf unserm Grund und Boden, Nahrung saugend an den unversiegbaren Brüsten der vaterländischen Natur; wir lassen's die Andern auf den Dächern und in den Hörsälen predigen, daß der eifrige Jüngling, wenn er das stürmische Meer der Literatur befahren will, die französische Sprache als Rothanker mitführen muß; wie beklagen die verbitterten Herzen, welche die schönen Stunden ihres Frühlings, die sie der deutschen Muse geweiht, nun als Jugendsünden befeuzen. Wir wünschen aber unserm Elasse Glück, daß es viele Söhne hat, die an seine Zukunft glauben und die den glänzenden Lohn, der in den Zeitungen dem Nobeldichter gezollt wird, willig hingeben für den bescheidenen, reichern, dauerhaftern, für das Bewußtsein, das Schöne gepflegt, das Gute gebildet und sich selbst eine Quelle von Seligkeit in dem Wirken fürs Vaterland eröffnet zu haben.“

Dies ist genug, um auf ein echt deutsches, der Beachtung sehr würdiges Unternehmen aufmerksam zu machen. Es ist nicht zu viel, wenn man die in jeder Beziehung so hochwichtige Stellung einer den Deutschen politisch entfremdeten, aber volksthümlich befreundeten und bewährt treuen Bevölkerung zu erweisen und den Geist zu schärfen weiß, welcher — so werth der Anerkennung und doch noch so wenig erkannt — diesen deutschen Volksstamm durchdringt und in dem Erscheinen der „Erwinia“ ein neues erfreuliches Wahrzeichen gegeben hat. 88.

### Notiz.

#### Doublettenaustausch.

Schon vor einigen Jahren hatte der bekannte Reisende Waternau, der sich selbst Alexandre nennt, einen Plan zum gegenseitigen Austausch der Doubletten, welche den einzelnen Bibliotheken von nur geringem Nutzen sind, entworfen. Seine Ansichten fanden damals auf dem Festlande großen Beifall und gegenwärtig werden sie in England, wo er sich seit einiger Zeit aufhält, von den geachteten Männern verbreitet, so daß vielleicht sein Project doch endlich verwirklicht werden dürfte; denn die Kaiser von Oestreich und Rußland sollen persönlich versprochen haben, in ihren Ländern der Sache möglichst Voranschub zu leisten. In England ist Waternau bemüht, eine Gesellschaft zum Zwecke des Austausches zu constituiren und hat, um zu zeigen, wie leicht seine Vorschläge zu realisiren sind, eine kleine Schrift drucken lassen, in welcher einige überraschende Facta angeführt werden. Die Bibliothek in München hat, ihm zufolge, nicht weniger als 20,000 Doubletten, die jenaische 12,000, die petersburger 54,000, die wiener 30,000. Selbst in Städten, deren Bibliotheken nicht sehr zahlreich sind, ist kein Mangel an Doubletten; in Rheims sind deren 98, in Colmar 100, Arras 186, Amiens 119, Rouen 247, Douay 250, Reims 500. Diese Doubletten, welche zum Theil in höchst werthvollen oder seltenen Sachen bestehen, nähmlich da, wo sie sich gegenwärtig befinden, nur wenig; die Arsenalbibliothek in Paris besitzt drei Gutenberg'sche Bibeln, gäbe sie zwei davon ab, so würde sie, da das Exemplar auf 20,000 Francs geschätzt wird, ein Aequivalent an Dächern von 40,000 Francs erhalten. Waternau will nun, wie gesagt, eine Gesellschaft bilden, die in Paris oder irgend einer andern passenden gelegenen Stadt ihren Sitz haben würde und in welcher anerkannt ausgezeichnete Männer das Präsidium bilden sollen. Die einzelnen Bibliotheken reichen derselben ihre

Doublettenkataloge ein, bestimmen die Preise der einzelnen Artikel und machen die Werke, welche sie eintauschen möchten, namhaft. Die Sache erscheint auf den ersten Blick etwas verwirrt und kostspielig, ist in der Wirklichkeit aber, sobald sich Alles einmal erst im regelmäßigen Gange befindet, ganz einfach; auch die Kosten werden nicht beträchtlich sein und es steht daher zu hoffen, daß Waternau's Vorschlag, der überdies große Regsamkeit in die Kreise der Bibliophilen bringen würde, zur Ausführung komme. Ubrigens paßt derselbe auch auf Münzen, Kupferstiche, botanische, entomologische und andere naturwissenschaftliche Sammlungen. 58.

### Literarische Anzeige.

#### Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit \* bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiß.

(Fortsetzung aus Nr. 200.)

16. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe überfetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In sechs Bänden. Fünftler Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band (Säugethiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2 Thlr. 16 Gr., der vierte Band (Anneliden, Entomozoen, Kraken und ungeschlügelte Insekten, 1836) 2 Thlr. 8 Gr. Der fünfte Band wird mit der großen Classe der Insekten: Coleoptera beginnen und noch einige der folgenden kleinen Classen enthalten.

\*17. Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit dreitem Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Dreißigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von X. G. Hoffmann. Fünfundsechziger Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von W. S. C. Meier und A. F. Kämp. Sechster Theil und folgende.

Den früheren Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

\*18. Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührenarten für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preussischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salarienklassenreglements, sammt der Instruction für die Oberrechnungskammer, wie auch die Verordnungen der General-Commissionen, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die Allgemeine Gerichtsordnung, die Allgemeinen Gebührenarten, das Stempelgesetz, das Salarienklassenreglement und die Instruction für die Oberrechnungskammer abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. S. von Strombeck. Viertes Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. 34 Bogen. Auf Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr. Der erste bis dritte Band kosten in der dritten Auflage (1829—30) auf Druckpapier 5 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 Gr.; alle 4 Bände jetzt nur 4 Thlr. 16 Gr. auf Druckpapier, 7 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier. Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts der preussischen Staaten, herausgegeben von F. S. v. Strombeck, und fortgesetzt von F. E. Lindau (4 Bände, 1829—37), kosten zusammen genommen nur 5 Thlr. auf Druckpapier, 8 Thlr. auf Schreibpapier.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 212.

31. Juli 1838.

### Die übersprungenen Jahrhunderte.

Es ist in mehr als einer Beziehung interessant, zu sehen, wie die Franzosen jetzt über die Geschichte philosophiren. Treffend bemerkt Hr. v. Chateaubriand in seiner, dem Style nach etwas prätentiosen Schrift „Congrès de Verone“ in Beziehung auf die spanische Nation zur Zeit jenes Congresses:

Plagiariet des Kaiserreiches, entliehen die Spanier den Namen der „heiligen Egar“ dem Rückzuge von Moskau, wie sie die Marsseilaise, die Sansculotiden, die Redensarten Marat's und die Diatriben des Vieux Cordelier nachäfften \*), immer die Thaten in noch größere Niederträchtigkeit, die Sprachweise ins Gemeinste übertragend. Sie brachten Nichts hervor, weil sie nicht aus dem Antriebe des Nationalgeistes handelten; sie übersetzten und spielten immer nur unsere Revolution auf dem spanischen Theater. Unsere Köpfe ohne Körper, und unsere Kämpfe ohne Haupt, wenn man sie aus der Ferne sah; wenn man ihre Scheußlichkeit nicht mehr wahrnehmen konnte, boten zum wenigsten durch die symmetrische Anordnung des ungeheuern Gebeinhauses (ossuaire) Erschreckendes und Riesenhaftes dar. Nicht so die Halbinsel, als sie aus ihrer Eigenthümlichkeit heraustretet. Die Menschen dieses Landes hatten zwei ihrer Jahrhunderte mit Einem Sage übersprungen, um unsere Geschichte wieder zu erreichen — auf der einen Seite bei Voltaire, auf der andern beim Convent; aber diese unterdrückten Jahrhunderte kamen wieder \*\*) , bemächtigten sich wieder ihrer Herrschaft und störten die gewaltsam eingerichtete Ordnung. Die Spanier waren wirklich groß, als das Volk unabhängig und der König Herr war, als die Nation sagte: „Wenn nicht, dann nicht!“ (Si non, non), und der unbeschränkte Herrscher zeichnete: „Ich der König.“ Die beiden vollständigen Freiheiten der Demokratie Aller und der Demokratie eines Einzigen begegneten sich, ohne sich einander umzustürzen, und sprachen zueinander ihre stolze Sprache; ein Schauspiel, welches sich nie gezeigt hat als in Spanien.

Wie treffend hier Hr. v. Chateaubriand im Vorbelgehen jenen ungeheuern Mißstand bezeichnet, der den Spaniern daraus erwachsen, daß sie mehre Jahrhunderte hindurch, gleichsam von dem allgemeinen Weltleben ausgeschlossen, in das Kloster oder die Fände sich zurückgezogen, oder in die Kerker der Inquisition abgesperrt, oder in der Wildniß als Hirten oder Räuber herumgeirret, — so leichtfertig schlüpft dagegen der sonst so geistreiche Lermurier über ein ähnliches Verhältniß hinaus, welches seine eigne Nation

betrifft. In seinem Artikel über das Papstthum macht er zuerst folgende Bemerkungen über die Verhältnisse desselben zu Frankreich:

Rom gegenüber hat die alte Monarchie es verstanden, zu gleich frei und — katholisch zu bleiben. Sie läßt sich nicht ein in den Streit des Priestertums mit dem Kaiserreiche, sie ist ehrerbietig (mit Worten) gegen die Päpste, aber unabhängig (der That nach), und es findet sich, daß sie es ist, die denselben das heftigste Mißvergnügen verursacht. Innocenz III. stirbt am Fieber, welches ihm die seinen Befehlen zuwiderlaufende Abreise des Sohnes Philipp's August nach England verursacht. Gregor IX. hat von Ludwig dem Heiligen die Verfassung einer Hospitalität dahinzunehmen, welche der König und seine Barone für gefährlich halten. Philipp der Schöne bricht die Kraft Bonifaz VIII. Richelieu macht die römische Politik zu seinem Werkzeuge. Ludwig XIV. ist unerbittlich (nicht bis zu Ende) und händigt mit seinem Stolze den Hochmuth des Vaticanus. Die Parlamente, bald in Gemeinschaft mit dem Clerus, bald wider dessen Willen, vertheidigen die Unabhängigkeit der Krone und die Freiheiten der Nationalkirche. Und doch bleibt Frankreich katholisch; es trennt sich nicht. Scheint es einen Augenblick versucht, sich in die Reformation des 16. Jahrhunderts einzulassen, so kommt es doch bald davon zurück, es wendet sich wieder zur Einheit; es bricht mit Richelieu's Arm die Mauern von Carochelle und die ersten Anfänge einer aristokratischen Conföderation; es flüchtet vor einem theilweisen Schisma und bewahrt sich ganz für die sociale Umwälzung von 1789.

Wir haben Deutsche gehört, die sich Glück gewünscht, daß die Reformation bis jetzt ihr Vaterland vor den Versuchungen zu einer politischen Revolution behütet; wir, wir wünschen Frankreich Glück, daß es mit einem Sage von der katholischen und monarchischen Einheit zur philosophischen und demokratischen Einheit übergegangen ist.

Es ist nun allerdings wahr, daß Frankreich von Anfang an eine gewisse Selbständigkeit gegen Rom behauptet, wo es galt, bald bischöfliche Autonomie oder weltliche Rechte, mitunter auch fürstliche Willkür gegen päpstliche Machtvollkommenheit geltend zu machen. Auch hat der römische Stuhl jedesmal von seiner „heiligen Strenge“ nachgelassen, wenn er unüberwindlichem Widerstand begegnet, sodas die Franzosen schon sehr frühe sich mit sogenannten „Freiheiten der gallicanischen Kirche“ brüsten konnten, die im Grunde doch nichts Anderes waren, als theilweise Protestationen der Bischöfe gegen die kirchengesetzliche Souveraineté ihres Oberhirten oder gar Unterwerfung des Kirchlichen unter die weltliche Macht. Unbegreiflich aber ist es, wie ein so kenntniß- und geist-

\*) Ils étaient bouffonesques de etc.

\*\*) Revenaient, wobei Chateaubriand wol an revenant — Gespenst — gedacht hat.

reicher Mann, wie Lermnier, es seiner Nation zum Glück, ja fast zur Ehre rechnen kann, daß die Reformation in ihr von brutaler Gewalt, und größtentheils nur aus egoistisch-politischen Motiven unterdrückt und hierdurch jene bloß formale Einheit wiederhergestellt worden ist, welche weder das demnächst eintreffende Sittenverderbnis, noch die geistige Zerrüttung während des 18. Jahrhunderts zu verhindern vermocht hat. Mit Chateaubriand muß vielmehr gesagt werden, daß „die unterdrückten Jahrhunderte“ der Reformation und des in Deutschland zu Stande gekommenen bürgerlichen Religionsfriedens als strafende Gespenster wieder aufgestiegen und „gewaltsam die (gewaltsam) eingerichtete Ordnung gestört haben“. Oder waren der Jansenismus und die Constitution civile du clergé von 1791, der Vernunftcultus der Jakobiner und die französische Religion des Abbé Châtel etwas Anderes als rächende Schatten der gemordeten Reformation? Waren die Vertreibung der Hugenotten auf der einen und die Verbannung der eidweigernden Priester auf der andern Seite, waren die Verfolgung der Protestanten zur Zeit der Restauration und die Zerrümmerung des erzbischöflichen Palastes nach der Juli-revolution nicht gespenstische Nachspiele der in Deutschland ausgefochtenen Religionskriege, und die im 18. Jahrhundert aufgekommene hypokritische Toleranz und die, auf revolutionnairem Wege eroberte bürgerrechtliche Gleichstellung der Confessionen nicht der in früheren Jahrhunderten gebrochene Religionsfriede, das zurückgenommene Edict von Nantes, welche sich das Recht nehmen, das man ihnen geraubt hatte?

Wie kann aber Hr. Lermnier seiner Nation es zum Glück und fast zum Ruhme anrechnen, daß sie in früheren Jahrhunderten „vor einem theilweisen Schisma geschützt, um sich ganz für die Revolution von 1789 aufzubewahren“? Sind die sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche mit sammt ihrer zweideutigen Declaration von 1682 etwas Anderes als ein fortlaufendes theilweises Schisma? Hat der römische Stuhl nichts stets gegen jene Freiheiten protestirt, diese Declaration ausdrücklich und wiederholentlich verdammt, und was ist Schisma in Wahrheit anders, als entschiedene Penitenz gegen die Befehle und Decrete des kirchlichen Oberhauptes? Ein solcher theilweiser Ungehorsam ist aber in Frankreich seit Jahrhunderten öffentliches Staatsrecht geworden. Grade nun, weil die thatsächlich auch in Frankreich allmählig sich bewirkende Reformation theils von oben herab gewaltsam unterdrückt, theils hypokritisch verleugnet, grade deshalb ist die Revolution von 1789 so grauhaft geworden, daß man während der eigentlichen Krise nicht sowol Menschen als eingestrichelte Dämonen gegeneinander wüthen und Rache und Hypokrisie, Heresysucht und Schrecken, Gewissenszwang und Religionshaß in grauenvoller Geisterschlacht begriffen zu sehen glaubt. So war diese Umwälzung keineswegs eine bloß politische oder eine nur sociale, sondern wesentlich auch eine religiöse, die grade dadurch so schauerhaft geworden, daß der Groll, der sich schon zu der Zeit der Reformation angehäuft hatte,

noch durch die fortwährend erneute Niederdrückung derselben zuletzt zu einem Alles zerfressenden Gifte geworden.\*)

Und nicht nur das Jahrhundert der deutschen Reformation, sondern auch das Jahrhundert der englischen Revolution, hinter welchem Frankreich zurückgeblieben war, kam in der Umwälzung von 1789 zum Ausbruche, und die französische Nation ist fürwahr nicht darum zu beneiden, daß jene beiden Jahrhunderte zu gleicher Zeit hier von den Todten auferstanden sind!

Ebenso wenig ist endlich Frankreich zu jenem Salto mortale Glück zu wünschen, mittels dessen es, nach Hrn. Lermnier's wirklich lächerlicher Versicherung, „von der katholischen und monarchischen — zur philosophischen und demokratischen Einheit übergegangen“ sein soll. Der geistreiche Mann sinkt in dieser Phrase zum gedankenlosen Wortkünstler herunter, dessen Fatuität man belächeln könnte, wenn man nicht solchen Wortmißbrauch auf das strengste rügen müßte. Oder wird nicht bis auf den heutigen Tag die katholische Einheit sogar polizeilich gegen jede Abweichung mit möglichstem Nachdruck behauptet, welche von dem verfassungsmäßigen Rechte der Cultusfreiheit Gebrauch machen möchte? Huldigt nicht der übergrößte Theil der Nation noch den katholischen kirchlichen Herkömmlichkeiten? Drängen sich nicht auch die höhern Stände selbst in Paris um die katholischen Fastenprediger, und wo ist auch nur eine Spur von jener „philosophischen Einheit“ zu finden, zu welcher die Nation übergesprungen sein soll? Mag dann auch bei diesem Übersprunge die Demokratie etwas glücklicher abgekommen sein als die Philosophie, ist darum das monarchische Element so völlig verdrängt? Lastet die streng monarchische Centralisation und Bureaucratie nicht noch wie ein schwerer Alp auf der Nation? Ist nicht sogar die bloß theoretische Bekämpfung des monarchischen Princips gesetzlich verboten? Creirt nicht der oberste Beamte jener Demokratie noch täglich eine Menge sehr undemokratischer Herzöge, Grafen, Marquis und Barone, und ist jene gerühmte Einheit etwa in gelbadeligen Deputirtenkammern repräsentirt?

Hr. Lermnier möge sich deshalb von Hrn. Chateaubriand belehren lassen, daß Jahrhunderte nicht unterdrückt und nicht übersprungen werden können, mit andern genauern Worten, daß jede gewaltsame Hemmung oder Unterdrückung einer welt- und völkergeschichtlichen, naturgemäßen Entwicklung immer und überall sich dadurch rächt, daß die gefesselten Kräfte und Bildungs- oder Umbildungstriebfrüher oder später Krisen herbeiführen, die entweder den Untergang oder eine gewaltsame, mehr oder weniger verkümmerte Umgestaltung zur Folge haben.

Es wäre eine des größten philosophischen Historikers

\*) Wir haben dieses Moment in seiner Bedeutsamkeit hervorgehoben in dem „Rückblicke auf die Ursachen der französischen Revolution“ (Ganau 1834) und in der Darstellung der „Drei ersten Jahre der französischen Revolution“ im sechsten Bande des „Archivs für Geschichte und Literatur“ von Schlosser und Bercht (1835).

würdige Arbeit, dieses im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte der Mit- und Nachwelt zur Belehrung und Warnung anschaulich zu machen!

F. W. Carové.

**Seraphine.** Roman von Karl Gutzkow. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1837. 8. 1 Thl. 16 Gr.

Gutzkow ist, wenn er auch sonst nichts wäre, wenigstens eine so eigenthümliche Erscheinung als Mensch und Schriftsteller, daß es von keinem geringen Interesse ist, ihm Schritt für Schritt in seinen Büchern und journalistischen Ausströmungen zu verfolgen. Wer ihn würdigen und kennen lernen will, muß ihn genau anatomiren seiner ganzen literarischen Leibeslänge nach; an einem einzelnen von seinen Producten hat man für Gutzkow keinen Maßstab; kaum ist eine von seinen Productionen, bis etwa auf den „Kero“ und die Novelle „Der Sabbucäer von Amsterdam“, eine besonders hervorragende Erscheinung, ein bedeutender Posten; aber sie geben auf dem Wege des Zusammenschiebens eine immer respectable Summe. Nicht der einzelne Ton macht das Geräusch einer Körntrommel so hörbar und auffallend, aber wol das Zusammenwirbeln der Töne. Die Summe aus diesen einzelnen Posten zu ziehen, kann hier der Ort nicht sein; indes muß auf einige Eigenthümlichkeiten des Gutzkow'schen Geistes wenigstens hingewiesen werden. Gutzkow hat bisher mit der Menschheit, der Geschichte, dem religiösen Glauben, der Philosophie, der Literatur nur Versuche gemacht; in jedem Buche hat er nicht viel mehr gethan, als mit seinem Gegenstande experimentirt; er soll selbst einmal geäußert haben, er wolle doch sehen, wohin man gelangen werde, wenn er auf seinem Wege fortschritte — und er schrieb die „Wally“. Gutzkow ist ein kalter Verstandesmensch, sein Feld das der Debatte. Er gehört in ein politisch regsameres Land; er würde z. B. in Frankreich und in England ein ausgezeichneteter Publicist geworden sein. Mit schneidender Schärfe findet er überall die Lächerlichkeiten und Einseitigkeiten auf, von wem es auch sei, und man weiß, daß unser liebes Vaterland an lächerlichen Einseitigkeiten nicht eben arm ist. Gutzkow, ein finsternes und kaltes Gemüth, begehrte Resultate. Diese sind der neuen Schule und aus ihr nicht in sehr bedeutendem Maße erwachsen; er verlor für seine Debatte immer mehr an Terrain und zuletzt sah er sich auf ein so geringes Feld des bloßen literarischen Discutirens beschränkt, daß ihm die Galle überfloß, die er nun gegen Alles, was ihn sonst am nächsten fand oder zu stehen meinte, auswüthen läßt. Das geringe Maß poetischer Milch, das er besaß, ist ihm nun völlig zu Sift geworden. Er hat den Glauben an seine ehemaligen Freunde verloren, und man kann nicht leugnen, daß von allen Seiten viel getöset ist, ihn in seinem Glauben völlig zu erschüttern. Der Hypochondrie wird Alles Nähr- und Zehrstoff; ein Mensch wie Gutzkow will eigenthümlich zart behandelt sein. Man kennt seine Conflictte mit der jungen berliner Literatur. Aus der Art, wie man ihm in Berlin begegnete, war es keinem leichter, das Lächerliche herauszufinden, als Gutzkow; was sich aber in seinen Augen lächerlich macht, das läßt er von sich. Und hierzu kommt, daß sein hypochondrisches, aller angenehmen Muzigen, wie es scheint, entklebtes Gemüth die Dinge immer noch schwärzer und lächerlicher findet, als sie in der That sind. Von den Pfeilen aber, die er jetzt nach allen Seiten hin auswendet, möchten viele, wie wir ihm prophezeien, auf ihn selbst zurückprallen. Gutzkow hat einen eisernen Muth, der ihn das Resultat, ganz allein zu stehen, nicht fürchten läßt, und offenbar arbeitet er nach dieser isolirten Stellung. Selbst da, wo er lieben und loben zu wollen scheint, hat er sich immer verlaululirt und den Rücken frei gehalten. In dieser Kunst zu recensiren, die immer so viel gibt als nimmt, von der man nicht sagen kann, die kalte Hand wisse nicht

was die rechte thut, hat er sich oft als Meister bewiesen. Man kann manche seiner Kritiken für verwerflich halten, aber man wird doch zugeben müssen, daß sie vortrefflich gearbeitet sind, um den Zweck zu erreichen, den er sich vorgesetzt. Hiermit scheint er freilich das Ende aller Kritik nicht selten erreicht zu haben, aber seine individuelle Gemüthslage und seine dialektische Kunst behalten ihr Recht. Seine Vorzüge und Fehler entspringen aus seiner allzu einseitigen Richtung, sich für Zustände, nicht für Personen zu interessieren. Es ist, Alles in Allem, das Hauptresultat jener gefühllosen Richtungen, die wir, der Eine mehr, der Andere weniger, in jüngster Zeit verfolgt haben. Selbst die Gemüthvollsten wurden aus ihrem Gleise gedrängt. Wer aber noch Gemüth besitzt, sollte über Gutzkow nicht den Stab brechen, denn es ist schwer, zu glauben, daß er sich bei seinem Zerfleischungsproceß glücklich fühlt. Jedenfalls wird Gutzkow mehr als mancher Andere als ein bedeutendes Moment in der jetzigen Entwicklung unserer Literatur angesehen werden müssen.

Die „Seraphine“ bekundet so gut oder so schlimm wie jedes andere Product Gutzkow's die schneidende Schärfe seines Verstandes, sein herbes ernstes Gemüth, welches den leichtsten und leichtfertig anmuthigen Spielen poetischer Anschauungen abgeneigt ist. Was sauer ist, ist ihm sauer; er sucht es mit keinem Zuckerüberguß zu versüßen, und selbst die Liebe, jene holdseligste Blüte des Daseins, jenes anmuthigste Princip unmittelbaren Werdens, erscheint hier nur in der Form dialektischer Qual, einer fortgesetzten Verzweiflung, einer raffinirten Angst. Es ist eine Liebe, die nicht in ihrem Zustande steht, sondern außer ihm und über ihm, um über sich zu reflectiren und von ihrer Art in jedem Augenblicke sich selbst und Andern Rechenschaft geben zu können. Und doch beruht grade in dieser Auffassung der Liebe ein besonderer, ein origineller Vorzug des Buches. Ich glaube, daß die Liebe in dieser Form nichts in Deutschland unehörteres ist; ich glaube, selbst weibliche Wesen gekannt zu haben, welche ungefähr ausahen wie diese Seraphine. In der Einsamkeit, in schlichten, spießbürgerlichen Umgebungen aufgewachsen, ohne ein tüchtiges sinnliches Naturell, bei alledem verliebt, von überwiegendem Verstande, voll Sentiment, gewöhnt, sich in Tagebüchern Abends von Allem Rechnung abzulegen, was sie Tags über gedacht, gethan, empfunden, in religiösen Scrupeln befangen, Verehrerinnen der Liebeschen „Urania“, der Bittschel'schen „Morgen- und Abendopfer“, einiger lieber Gräber und der Fest- und Geburtstagsherrlichkeiten, bis zu einem gewissen Moment des Gefühls hingerrissen, aber sogleich wieder geneigt, die Tagebuchsnatur herauszulehren und ihren Gemüthszustand zu zerlegen, wie man ein frisches grünes Blatt skeletirt, so sind sie — so erscheint uns Gutzkow's Seraphine. Solche weibliche Geschöpfe können nur in Deutschland erzeugt werden, um in Abnormitäten aller Art dahinzuwelken. Sie sind in der Regel schwachend, unglücklich und nicht schön und kommen eher in der Provinz, in abgelegenen Landstädtchen, als in größeren Residenz- oder Handelsstädten zum Vorschein. Wer je ein Weib der Art kennen gelernt hat, wird die Art, wie Gutzkow den Charakter seiner Seraphine entwickelt, interessant und der Wahrheit nicht zuwiderlaufend finden. Solche Gemüther können anfangs reizen, anziehen und den Wunsch herbeiführen, daß man für sie selbst ansetzend sei; sie beschäftigen eine Zeit lang, dann werden sie langweilig; die Liebe verwandelt sich in theilnehmendes Mitleid, in Bedauerniß oder gar in Überdruß; es ist mit ihnen nur auf eine sentimentale Reflektionsweise zu verkehren, aber nicht in gebundenem Verhältniß zu leben, nicht einmal zu lieben. Diese sonderbaren weiblichen Wesen verschmerzen leicht den Verlust eines Mannes, wenn sie einen zweiten gefunden haben, der in ihre schmachtenden, blaßwangigen Raisonnements eingeht; sie treiben eine Art geistiger Prostitution und haben im weiblichen Geschlechte selbst ihrer erbittertsten Gegner. So verflümmern sie und gehen sogar in der Ehe noch leicht zu Grunde, da sie für das



In meinem Verlage sind soeben erschienen:

Allgemeines Handwörterbuch  
der  
philosophischen Wissenschaften,  
nebst  
ihrer Literatur und Geschichte.

Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet von

Wilh. Traug. Krug.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Fünf Bände. Gr. 8. (287 Bogen.) 12 Thlr.

Der fünfte oder Supplementband auch unter dem Titel:

Encyclopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte  
der Philosophie. In zwei Abtheilungen. A—Z. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Nach dem Erscheinen der zweiten Auflage der vier ersten Bände dieses Werks (1832—34, 11 Thlr.) ist der Stand der Wissenschaft durch neue Philosophen und vielerlei Schriften verändert und gefördert worden, was Lücken in manchen Artikeln zur Folge haben mußte. Der Verfasser kommt daher dem Wunsche vieler Besitzer desselben und allen denen durch Herausgabe eines neuen Lexikons entgegen, welche sich theils aus Beruf, theils mehr aus Neugier und ohne den ganzen Aufwand wissenschaftlicher Studien mit der Philosophie, als Grundlage der übrigen Wissenschaften, beschäftigen.

Um den Ankauf des ganzen nun bis auf die neueste Zeit fortgeführten Werks zu erleichtern, habe ich den Preis von 15 Thlr. 12 Gr. auf

**Zwölf Thaler**

ermäßigt, wenn alle fünf Bände zusammen genommen werden. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Der  
Cavalier auf Reisen.

Vom Verfasser

der

„Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835.“

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Inhalt:

Der Geburtstag. — Warnungsklinge. — Politisches Glaubensbekenntnis des Verfassers. — Der neue Weinbau. — Die Volkrepräsentanten. — Die Hoffnung aus Osten. — Kaiser Stiefsohn I. — Die Carbonaria. — Die Freimaurer. — Die Strapaziermenschen. — Die schönen Polkunen. — Das Haus Romanow. — Tout parait beau de loin. — Die Strafnitze. — Auflauf und Tumult. — Die Widersinathe. — Die Bauerncommissionen. — Das Handbuch für Hof und Staat. — Die märkische Alterschaft. — Krähwinkel. — Döbberau. — Die Legitimitätsfrage. — Der Genfer. — Die Patrimonialgerichte. — Die Fremmen im Lande. — Der Teufel. — Der Judenball. — Der Postmann und seine Kundsleute. — Das rheinische Abseßstat.

Die Uebersicht des Inhalts und eine Erwähnung der von demselben Verfasser herausgegebenen „Ansichten aus der Cavalierperspective“ (Leipzig, Frobergers, 1836, 2 Thlr.) werden hinreichen, auf diese interessante Erscheinung aufmerksam zu machen.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Blätter  
für  
literarische Unterhaltung.

---

1838.

Monat August;

enthaltend:

21 Romane: Nr. 243—243, und 4 literarische Anzeigen: Nr. XXV—XXVIII.

---

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

---

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das Königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

---

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freixemplar an die Redaction derselben einzusenden.

---

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

---

---

Leipzig

H. A. Brockhaus.

1838.

# I n h a l t.

- Nr. 213. Zur Nachsicht. — Deutsche Epiker aus den Jahren 1827 und 1838. Erster Theil. (1. Christliche Anklänge von Eberhard Decker. 2. Sagen und Romane von Johann H. Vogt. Neue Folge. 3. Balladen und Romane von Kar v. Dör. 4. Die Räuber vom bairischen Siegfried. Balladenkreis nach dem Volksbuche von Hugo Bognerhoff. 5. Hildebrand. National-epische Dichtung von Sigmund Schöninger. 6. Winterstürm. Eine Weihnachtsgeschichte von Arthur Luge. 7. Der Wunderstein. Romantisches Gedicht in fünf Gesängen. Von G. L. Franz. 8. Die Stadt von Jerusalem. Religiös-romantisches Gedicht in zehn Gesängen. Von B. W. Reyer. 9. Hains Lüge's fievre Dichtungen. Aus dem Schwedischen von Graf Theodor Meynert. 10. Hierypantia. Ein biblisch-episches Gedicht von J. G. Bartholmä. 11. Persische Versuche von B. Wettpell, genannt Bied. 12. Versuche in gebundener Rede von Johann Adam Steuffert. 13. Blätter aus dem Hain. 14. Mozart's Gedichtsammler. Gedicht von Heinrich Ellingh. 15. Kirchliche Lieder von Wilhelm v. Bahrbühl. 16. Jesus und Maria. Episches Gedicht in drei Gesängen von Ferdinand Helland. 17. Finken von Friedrich v. Sallet. 18. Gedichte von Pennsylvanien und Kambur. 19. Gedichte von Friedrich Heffert, Adolf Pauer und Rudolf Richter. 20. Gedichte von Wilhelm Hofmar.) — Literarische und Artistische Anzeigen aus Piemont. — Kottig.
214. Deutsche Epiker aus den Jahren 1827 und 1838. Erster Artikel. (Fortsetzung.) — Correspondenzgeschichten aus Eifraden. — Anstette.
215. Deutsche Epiker aus den Jahren 1827 und 1838. Erster Artikel. (Fortsetzung.) — Narrative of an expedition into the Interior of Africa, by the river Niger, in the steam-vessels Quorra and Alburkah, in 1831, 1832 and 1834. By Mac Gregor Laird and H. A. K. Oldfield, surviving officers of the expedition. Zwei Bände. — Kottig. — Literarische Anzeige.
216. Deutsche Epiker aus den Jahren 1827 und 1838. Erster Artikel. (Schluß.) — Narrative of an expedition into the Interior of Africa, by the river Niger, in the steam-vessels Quorra and Alburkah, in 1831, 1832 and 1834. By Mac Gregor Laird and H. A. K. Oldfield. Zwei Bände. (Schluß.) — Wanderbilder. — Beschreibung eines merkwürdigen Schrämschiffes. Von Krug.
217. Savonarola. Ein Gedicht von Nikolaus Lenau. — Correspondenzblätter aus Athen. — Witzellen.
218. Savonarola. Ein Gedicht von Nikolaus Lenau. (Schluß.) — Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Mehrer Bändchen. — Kottig. — Literarische Anzeige.
219. Über das Leben und die Werke des dänischen Dichters B. S. Ingemann. Mittheilungen aus der ungedruckten Autobiographie desselben. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Meining und Weitz, geborenen Markgräfin von Brandenburg. Nach Originalquellen bearbeitet von Karl August Schmidt. Zweite durchweg verbesserte und vertheilte Auflage. — Kottig.
220. Über das Leben und die Werke des dänischen Dichters B. S. Ingemann. Mittheilungen aus der ungedruckten Autobiographie desselben. (Schluß.) — Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Meining und Weitz, geborenen Markgräfin von Brandenburg. Nach Originalquellen bearbeitet von Karl August Schmidt. (Schluß.) — Bibliographie.
221. 1. Histoire de la Réforme, de la Ligue et du Règne de Henri IV. Par Capéguen. 2. Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe. Par Capéguen. — Romanliteratur. (1. Laquer, von George Sand. Aus dem Französischen überf. von A. L. K. Zwei Theile. 2. Der Marquis von Portenard, von G. Gau-Birechin. Überf. von Johann Karmow. Zwei Theile. 3. Eigne und fremde Schuld. Roman von Regina Proffberg. Zwei Theile. 4. Diane Wärdien für alle und junge Kinder. Von August Erbold. Dritter und vierter Theil.) — Literarische Anzeige.
222. 1. Histoire de la Réforme, de la Ligue et du Règne de Henri IV. Par Capéguen. 2. Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe. Par Capéguen. (Fortsetzung.) — Licht und Finsterniß, oder Darstellungsvorsch einer Lebensüberzeugung, zur Förderung höherer Menschheit, mit besonderer Rücksicht auf unsere Zeit, von G. A. Herich Art. — Kottig.
223. 1. Histoire de la Réforme, de la Ligue et du Règne de Henri IV. Par Capéguen. 2. Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe. Par Capéguen. (Schluß.) — Correspondenzblätter aus Paris. — Des Hofen Buch.
224. Richard Beer's Briefwechsel. Herausgegeben von Wauro von Schrak. — Aus Italien.
225. Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, von J. S. G. Schwigger. Ein Nachtrag zu der in den Jahren 1824—28 erschienenen Beschreibung des Verlaufs zur Bereitung von Naturerkenntnis und höherer Tugend. Von J. A. Koethe. — Deutsche Literatur in Griechenland. (Athen. Socraticus von Adolf Güssen.) — Was verlangen die Bürgerlichen? Briefe an den Grafen \*\*\*\* von J. B. — Literarische Anzeige.
226. Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, von J. S. G. Schwigger. Von J. A. Koethe. (Fortsetzung.) — Die periodische Presse in Belgien. Erster Artikel.
227. Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, von J. S. G. Schwigger. Von J. A. Koethe. (Fortsetzung.) — Die periodische Presse in Belgien. Erster Artikel. (Schluß.) — Antikost.
228. Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, von J. S. G. Schwigger. Von J. A. Koethe. (Schluß.) — Des General's Feldmarschalls Doblaid's Gensarm u. Kozmer auf Gensarm's Leben und Kriegsthaten, mit den Hauptbegebenheiten der von ihm ergriffenen und 18 Jahre als Commandeur an drei gescheiterten Vorderirregiments Gensarmen. Ein Beitrag zur brandenburgisch-preussischen Kriegergeschichte von Kurt Wolfgang v. Schönl. — Kottig. — Bibliographie.
229. Allgemeine Theaterrevue. Herausgegeben von August Erbold. Dritter Jahrgang. Für 1838. Von H. Warggstaff. — Aus der Gesellschaft. Revue von Ida Grössa Pohn-Pohn. — Literarische Anzeige.
230. Allgemeine Theaterrevue. Herausgegeben von August Erbold. Dritter Jahrgang. Von H. Warggstaff. (Fortsetzung.) — Das Austrägalverfahren des deutschen Bundes. Eine historisch-politische Monographie von Th. Friedr. Esch. Jülicher von Kestner.
231. Allgemeine Theaterrevue. Herausgegeben von August Erbold. Dritter Jahrgang. Von H. Warggstaff. (Schluß.) — Blumenlese aus L. Buchlin's Gedichten. — Kottig.
232. Zur Geschichte von Spanien. (1. Los Condes de Barcelona vindicados, y genealogia y genealogia de los Reyes de España considerados como soberanos independientes de su Marca. Por D. Francisco de Boland y Mascara. Zwei Bände. 2. Historia de España, depuis l'invasion des Goths jusqu'au commencement du dix-neuvieme siècle, par Roussin de St. Hilaire. Erster und zweiter Band.) — Von Rue 8).

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Erster Artikel.

Wenn man das poetische Erzeugniß mit dem Jahrgewächs rheinischer Weine vergleichen könnte, so hätte man bei einer Relation über die Gaben eines einzelnen Jahres gar leichtes Spiel, indem ein einziges Epitheton die Qualität und Quantität desselben schon hinlänglich bezeichnen würde. Zwischen Poesie und Wein findet sich mehr als ein Analogon; indessen entfaltet Mutter Natur in der ersten so viele zarte Modifikationen und Distinctionen, daß man genöthigt ist, das Bild fahren zu lassen. Um jedoch nur einige Secunden dabei zu bleiben, so bemerken wir einleitend zu dem nachfolgenden Aufsatz, daß das lyrische Jahrgewächs von 1837 mit dem von 1836, wie gegenwärtige Blätter aus letztem Jahre es dem Leser bezeugen können, viele Ähnlichkeit habe, und sich nur nach Beschaffenheit des Bodens, dem es entsproß, nach den meteorologischen Einflüssen der Zeit und nach der Geschicklichkeit der Winzerhand, die es baute, verschieden gestalte. Manches läßt dem Kostenden einen etwas sauren Geschmack auf der Zunge zurück, Manches einen süßlichen, Manches einen saden und matten, Manches aber auch einen feurigen und anregenden; Manches ist trübe und noch nicht völlig ausgegohren, wie in einigen Erstlingsproductionen; Manches hell und klar nach völlig vollendetem Gährungsproceß; Manches hat eine liebliche Blume; Manches endlich afficirt die Geruchsnerven gar nicht und man setzt den Becher gleichgültig bei Seite. Daß wir unter den meteorologischen Einflüssen, die von außen auf die lyrische Pflanze wirken, diejenigen verstehen, die seit drei bis vier Lustern von Goethe, Uhland und Heine ausgehen, wird der Leser, der dem Gange der deutschen Lyrik mit beobachtendem Auge gefolgt ist, ohne unsere Erläuterung verstehen. Viele und nur zu Viele schlagen immer noch diese dreifache Richtung ihrer Bahn ein, besonders die Vielen aus Deutschlands Norden und Südwesten,

während der Südosten eine Selbständigkeit zu bewahren weiß, die unsere vollkommene Beachtung und Anerkennung in Anspruch nehmen muß. Auffallend ist es, daß Schiller unter den heutigen Bebauern des lyrischen Feldes wenige Nachtreter zählt (die nachfolgende Relation gibt nur einige an), und daß seit der Julirevolution diese Zahl immer mehr zusammengeschmolzen ist; ebenso auffallend ist es, daß auch die Zahl der Epiker sich heutiges Tages mindert und man jetzt keinen Sinn für ein Oeuvre à longae haleinae der Art zu haben scheint; aus den Gesängen Homer's, Virgil's, Lucan's, Tasso's, Ariost's, Voltaire's und Klopstock's haben sich Balladen und Romanzen gestaltet, also verkürzte, beschnittene Epopden, deren Lecture uns mit der beliebten Eisenbahnschnelligkeit unserer Zeit ans Ziel führt. Schließlich bemerken wir noch, daß in nachfolgender Relation, die auf den Namen einer Recension auch hier Verzicht leistet, manches freundliche, liebe Bild zu finden, das im reisenden, breiten Strome un deutscher Poesie unbeachtet verschwimmen und untergehen wird und durch die Hand eines Referenten oder Recensenten diesem Untergange nicht entzogen werden kann.

1. Lyrische Ankänge von Ebrecht Dreves. Altenburg, Dieter. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es sind nicht wenige unter diesen, Adelbert v. Chamisso dedicirten Gedichten, die an das Herz klingen, vorzugswelse unter den Liedern, deren uns zwei Bücher geboten werden. Was der Verf. in „Liebe und Poesie“ (S. 5) sich selbst charakterisirend sagt:

Dennoch will es mir erscheinen,  
 Ob es mir im Busen thut  
 Noch ein Häßchen seiner weinen  
 Liebe sei und Poesie,

wollt ihm kein weiblicher Criticus magdemonstriren; denn lesen wir ein „Langlieb“ (S. 9), ein „Wendebild“ (S. 14), „Was der Frühling ist“ (S. 57) und „Im Herbst“ (S. 61), so wird der Unparteiische finden, daß unser Lyriker ein Ohr hat für die Musik des Reims und Geschicklichkeit, die innerlich klingenden Melodien für das Auge und Ohr darzustellen. Fertlich mahnt

1837 Aug. 6.  
 Blatt 101  
 Louis S. Morion.  
 Leipzig.

der leichte, gefällige Scherz beim Küssen, Tanzen, Trinken und Singen oft an Goethe, wozu eine gewisse Behaglichkeit in der Stimmung sich gesellt, die der Bildung leichter Lieder so günstig ist. Seltener, aber doch unbestreitbar, wie „An Julie“ (S. 132), zeigt des Sängers Physiognomie ein Heine'sches Gebirgsprofil; doch wozu er reflectirt, wie er auch das zuweilen thut, vergißt sich das Heine'sche um so mehr, da seine Reflexionen nicht ohne ethisches Moment sind. Die „Ritornellen“ (S. 95) wollen wir Gedankenpöppchen, einer poetischen Hobeibank entfallen, nennen, und ein paar Weidenliebchen sind sinnig und anmutig. Wie ärtig, durch den Contrast gehoben, ein melancholischer Seufzer mitten in den Frühlingjubel hineinklingt, ist unter Nr. 46 (S. 84) also zu lesen:

Um Ritternacht  
Auf meinem Bimmer  
Hab' ich beacht'  
Drei wache Hämmer, die ruhen nimmer.  
  
Der eine, nur  
Vor meinem Bette,  
Die Lastheubr,  
Wollt' laufen mit der Zeit wol um die Bette.  
  
Der zweite Mann  
Nies durch die Wände:  
Muß zeigen zu  
Als Kottenwurm: das Leben geht zu Ende.  
  
Wer hat gepocht  
Als dritter Hammer  
Und unterpocht  
Im Lauf die zwei? Mein Herz mit seinem Jammer.

Romanzen dürfen bei neuromanischen Dichtern nun einmal nicht fehlen, besonders seitdem sie aus Schwaben her so lieblich erklingen sind. Die hier mitgetheilten haben ihre Vorzüge und ihre Mängel; die Darstellung ist nicht übel; aber hinsichtlich des Stoffes bekunden sie Effectmacherei, und viele sind, des Epischen ermangelnd, Genrebildchen nach der beliebtesten neuen Art. Auch unter den vermischten Gedichten sind wirklich bona mixta malis; so ist z. B. „Serenate“ (S. 163) kindisch, „Mätia Bonaparte“ dagegen idemreich und erweckend. Einen besondern Abschnitt bietet: „Sulamith“, rhythmisirte Bruchstücke aus dem Hohenliede; wahrscheinlich sollte der Sammlung das Orientalische nicht fehlen. Es ist recht gut zu lesen; doch sonderbar, daß man lieber das Original in seiner hohen Einfachheit mag. Die Sonette, Griechisches zum Gegenstande habend, sind in besserer Form abgefaßt, als wir erwarteten. Auch Ghaselen treiben gleich muthwilligen Kindern in Frühlingstagen hier ein neckisches Reimspiel; doch sind einige dabei, die sich etwas schwerfällig bewegen und ihren Charakter verleugnen; verglichen 16, S. 270. Um die Zahl des jetzt Beliebten in der Dichtkunst voll zu machen, bilden sogenannte Slossen den Schluß der Sammlung: Karyatiden, stammbast und kraftvoll, die das Gebäude schwächlicher Gedanken tragen.

2. Balladen und Romanzen von Johann N. Vogl. Neue Folge. Wien, Wallishausser. 1837. Gr. 8. 18 Gr.

Auf unsern kritischen Eucubationswanderungen sind wir schon zweimal Hrn. Vogl begegnet. Einmal trafen wir ihn in einer Gesellschaft südbödeutscher Schöngedichter, die sich unter seiner Firma und seinem Panier zum Romanzensangspiel vereinbarten\*), und das zweite Mal besahen wir die von ihm 1837 herausgegebenen „Christlichen Blätter“\*\*. Beide Male freuten wir uns seiner Bekanntheit, sowie wir auch jetzt, auf dem Romanzengebiete ausschließlich ihn treffend, ihm freundlich die Hand schütteln. Das Aviso auf dem mit einer Bignette gezierten Titelblatte: „Neue Folge“, deutet auf Vorgänger gegenwärtiger Balladen und Romanzen\*\*\*), und es

läßt sich mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß sie nicht schlechter sind als die vorliegenden, die wir alle mit Genuß gelesen haben; ja, wir wagen zu behaupten, der Leser könne das Buch auf Gerathewohl aufschlagen und er werde nirgend etwas ganz Schlechtes finden. Einige Andeutungen über das Beste mögen folgen. Die sentimentale Romanze: „Der Weg zum Paradies“, gehört zu den selbsterfundnen und erzählt von einem verwalteten kleinen Mädchen, das auf seinen Wanderungen den Weg zum Paradies überall sucht, bis es ihn sterbend findet. „Josef moik Schabbas“, d. i. Joseph, der den Sabbath ehrt (S. 29), erzählt sinnreich die Bestrafung eines geizigen und arglistigen Juden, Namens Sira, dessen Denkart mit der des Joseph in greulichem Abficht steht; der Reiz liegt hier zugleich in der Sprache der gelehrten Rabbinen. „Der Würden Rangkreuz“ möchten wir wegen seiner ethischen Pointe lieber Paramythie als Romanze nennen. Unter den Balladen, deren Stoff der Sagenwelt oder der Geschichte entnommen ist, möchten wir „Die Burgfrau von Gsetha“, die wir schon irgendwo gelesen zu haben uns erinnern, auszeichnen. Darüber Folgendes. In Gsetha oder Gsetha, einem Marktort in der neutraer Gegend, lebte 1610 eine Schloßfrau, welche das Schloß durch das Blutbad, welches sie durch ihren Hofzwerg Figo an mehr als dreihundert Mädchen ausüben ließ, bis auf unsere Zeit berüchtigt machte. Zahlreiche Mädchen gehörten damals zum Hofstaat der Burgfrauen, also auch zu dem Hofstaat dieses weiblichen Tigers. Ihr Name war Elisabeth Bathor. Diese Mädchen nun bei dem geringsten Vergehen mit Nadeln stechen, mit dem Plattisen brennen, im Winter mit Eiswasser begießen und im Sommer die Hände auf den Rücken gebunden und mit Honig bestreichen den Rücken auszusetzen, schien der Straffenden nicht zu hart und das Winseln und Jammern der Gemarterten war angenehme Musik für ihr Ohr. Ein Blutstropfen, der einst bei einer ähnlichen Mißhandlung auf ihr Angesicht fiel und, wie sie zu bemerken glaubte, die Haut weißer gemacht hatte, erzeugte in ihr den Höllengedanken, ein Bad von Jungfernblood müsse dieselbe Wirkung auf den ganzen Körper haben, und sei also für sie, die bereits Alternde, das beste Verjüngungsmittel. Sie ließ nun alle junge Mädchen, deren sie habhaft werden konnte, Nachts zusammensammeln, in den Schloßkellern ermorden und badete sich in ihrem Blute in einem eisernen Kessel, welcher noch vor einigen Jahren den Fremden in den Keller der Ruine gezeigt wurde. Unvermuthet, wie der rächende Bligstrahl Gottes, übersiel aber der Palatin, Georg Thurgo, der von dem ungeheuren Verbrechen eine dunkle Kunde erhielt, die Mörderin, bevor sie ahnen konnte, daß ihren Verbrechen ein Ziel gesetzt werden würde. Sie soll nach einigen mit ewiger Gefängnißstrafe belegt, nach Andern auf ihrem Schloß lebendig vermauert worden sein, was auch unsere Romanze erzählt; der Zwerg aber wurde durch das Schwert und die beiden Weiber, die ihr als Bademägde dienten, durch den Scheiterhaufen hingerichtet. „Die Bettlerkirche“ (S. 65) macht einen guten Eindruck. „Die Jagd des Todes“ (S. 71), erinnert mit seiner Wortmalerei, seinen Kraftausdrücken und seinem Reimspiel an Bürger's „Wilden Jäger“; hören wir daraus die beiden Strophen als Beleg der Behauptung:

Ein Heer ist's von grausen Gesippen fürwahr,  
Auf lustigen Stischen, so nachend und bar,  
Mit knackenden Leibern und losen Weibern,  
Oz, Klippern und Klappern die hinter ihm drein.  
  
Wird raffelt und schlottert das lockre Gefind',  
Es schlenkern so Arme als Reine im Wind,  
Es wackeln die Schädel, es knattert der Jahn,  
Es knacken die Rippen an jedem Kumpan.

Im „Grabeswächter“ (S. 76), wozu die Titelbignette gehört, wird der berechnete, grausige Effect nicht ausbleiben; nur scheint uns Einiges darin unmotivirt. War in „Josef moik Schabbas“ das Orientalische in der Darstellung anziehend, so ist es in „Duanahanna“ (S. 87) das Ausländische, Fremdartige, was den Reiz verleiht, indem der Schauplatz der Handlung

\*) Vgl. Nr. 178 b. Bl. f. 1837.

\*\*) Vgl. Nr. 181 b. Bl. f. 1837.

\*\*\*) Vgl. Nr. 131 b. Bl. f. 1838.

die Kegerinsel Benin in Oberguinea ist. „Das Bettelmädchen“ (S. 126) ist in psychologischer Hinsicht anziehend, indem dasselbe, nachdem es den unvermuthet erhaltenen Reichtum verloren, dafür Gott dankt, daß es nun wieder betteln kann wie vorher. Daran schließt sich „Der Klausner“ (S. 152), der nach richtiger psychologischer Begründung, nicht vor dem Räuber bebt, der ihm mit dem Tode droht, wol aber vor der reizenden Raib, die, an ihm vorbeistreichend, seine Begierden entzündet. „Das Licht am Strande“ (S. 141) hat viel Ergreifendes, und „Die Rothglocke“ (S. 180) gehört doch wol zu den zu oft behandelten Sujets, ein *crambo soxcenties cocta*. „Glockenstimme“ (S. 148), theilen wir in seiner lafonischen Gedringtheit als Probe mit:

Zwei ferne Glocken klingen  
Hinab zum stillen Thal,  
Mit leisen lindem Schwingen  
Im letzten Abendstrahl.

Die eine ruft ins Weite  
Bom Schloß dort auf der Höh,  
Bom Kloster thut die zweite,  
Das bräuben ragt am See.

Im Schlosse folgt mit Beben  
Dem Bräutigam zum Altar,  
Ein bleiches Fräulein eben  
Den Rhythmenkranz im Paar.

Im Kloster lüchtumschimmert  
Da schwebt in selber Stund'  
Ein Jüngling, blaß, verkümmert  
Den Eid — mit bleichem Mund.

Und fort vom Bind getragen  
Berweht der Klang im Thal —  
Zwei wunde Herzen schlagen  
Nur noch in tiefer Qual.

### 3. Balladen und Romane von Max v. D. v. Erfurt, Müll. 1837. Gr. 12. 12 Gr.

Diese 57 Balladen und Romane eines wahrscheinlich noch jungen Sängers bringen nach dem Vorwort:

bunte Sagen  
Aus alten, längst vergehnen Tagen  
Von Schwerterklang  
Und Schlachtenruf,  
Dazwischen süße Liebesklagen  
Und Beherzhaft und Sehgelagen  
Und Minnefang  
Und Langenspiel.

Sie stehen den Vogl'schen durchaus nicht nach, indem sie das echte Romaneolorit und die echte Romanezsprache, nachgebildet der Einfach früherer Jahrhunderte, tragen. Die Sujets scheinen sämmtlich erfunden, und behandeln die Heilig-, germanische und faragensisch-spanische Ritter- und Helbenwelt. Auszeichnen möchten wir „Die drei Freier“ (S. 9), „Ave Maria“ (S. 16), „Die drei Tempel“ (S. 85), „Ditto III.“ (S. 56) und das letzte Stück: „Die Mohrin von Motril“.

### 4. Die Mähr vom hbrnen Siegfried. Balladenkranz nach dem Volksbuche von Hugo Hagenborff. Belg., Schleserodecker. 1837. 8. 16 Gr.

Wir würden dem Verf. dieses Reinen Balladenkranzes Unrecht thun, wenn wir über seine Leistungen den Stab brechen wollten. Die Mähr vom hbrnen Siegfried, dargestellt in der Reinsicht der altgermanischen Volksprache, hat das Verdienstliche, daß der Bearbeiter sie nicht in jene schlafertregende Breite gezogen, die häufig in ähnliche Stoffe geknetet ist. In die wechselnde Form von 19 Balladen hat er die Thaten des fabelhaften Helden, eines Lieblings ländlicher Märchenzähler, gegossen, nämlich: Wie Siegfried auszog; wie er bei dem Schmiede war; wie er hbrnen ward; wie er zu König Gundobald kam; wie er träumte;

wie er mit Kunimund stritt; wie er des Zwergbäugs Hochzeit besomonte, und überhaupt wie er bei dem Zwerge weilte; wie er mit dem Riesen foht; wie er mit dem Zwergbäug Ewald unter der Reibelappe steckte; wie er zu dem Drachen kam; wie er schön Florigund fand; das Wanderebraut; des Drachen Tod; der Abschied von dem Zwerge; der Kampf mit den Räufern; die Hochzeit; wie die Kurzweil bei der Hochzeit war, und endlich der Mährs End, wo Siegfried's Tod erzählt wird. Ein Anhang bietet neun Romane, die sich würdig an die in einem Kranz geslohtenen anschließen. „Der letzte Graf“ (S. 122) und „Reichberger's Hund“ (S. 140) möchten wir auszeichnen, als das Gelungenste aber „Die Rose von Dijon“ (S. 110) erklären.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Literarisches und Artistisches aus Piemont.

Der empfindlichste Verlust, den die literarische Welt im obern Italien erlitt, war der unlängst erfolgte Tod Carl Boucheron's. Dieser Gelehrte, der vorzüglichste Pfleger und Beförderer der römischen Literatur in Italien, schrieb die Sprache des Cicero, Virgil's und Tacitus wie seine zweite Muttersprache, wovon seine Biographien Galuso's und Priocca's, seine Reden und Inschriften den besten Beweis geben; sein ungewöhnliches Talent, seine umfassende Gelehrsamkeit, sein freies und seines Bedenken, die ungemaine Fertigkeit, womit er ebenso gut Lateinisch als Latein sprach, zogen eine Menge Zuhörer zu seine Vorlesungen über alte griechische und römische Literatur. Obwohl der Verlust eines so ausgezeichneten Mannes nicht leicht zu ersetzen sein wird, so möge es doch zum Troste dienen, daß in Piemont fortwährend kraste Studien verfolgt und tüchtige Werke bekannt gemacht werden. Außer Dem, was Peyron für classisches Alterthum geleistet, ist nun auch von der Deputazione sopra gli studi di storia patria der zweite Band der „Monumenta historiae patriae edita jussu regis Caroli Alberti“ erschienen, ein höchst wichtiges Werk, welches die „Statuti municipali“ enthält, und wahr, seit lange verborgene Perlen zu Tage fördert. Dasselbe wirft ein ganz neues Licht auf den ökonomischen, bürgerlichen und commerciellen Zustand der Völker des Mittelalters.

Von der „Reale galleria di Torino illustrata da Roberto d'Azeglio dedicata a S. M. il Re Carlo Alberto“ ist das gehnte Heft erschienen und somit der erste Band, der wahrhaft glänzend zu nennen ist, geschlossen. Derselbe enthält 40 den ersten Schulen Italiens, Flanderns, Hollands, Spaniens u. angehörende und von den vorzüglichsten Künstlern der ganzen Halbinsel in großem Maßstabe und in höchster Vollendung gestochene Gemälde, so daß man darin die ausgezeichneten Proben des Kupferstiches aller italienischen Schulen von Genua bis Neapel besitzt. In der vom Marschese Roberto d'Azeglio herführenden, aus 288 Seiten bestehenden Erläuterung findet man nicht bloß die Angabe des Gegenstandes, den ein Gemälde behandelt, den Namen des Künstlers und einige Anmerkungen über sein Verbleib, sondern auch eine Zusammenstellung alles dessen, was Studium und tiefe Kunstkenntnis an die Hand zu geben vermögen, und eine beständige Rücksichtnahme auf die Umstände, welche bei der Entstehung des Kunstwerkes mitwirkten. Hierauf folgt die Geschichte des Künstlers, sowie der Schule, welcher er angehört, dann eine Beschreibung des Gemäldes und eine genaue Analyse seiner Verdienste, indem es öfters mit andern Werken desselben Künstlers verglichen wird. Der Inhalt führt den Erklärer häufig zu andern wichtigen Untersuchungen und Notizen, indem er, wenn es Portraits berühmter Männer, als z. B. des Erasmus, Philipp IV., Martin Luther u. A. sind, eine genaue Biographie derselben liefert; sind es aber religiöse, geschichtliche oder mythologische Gegenstände, so entwickelt er den Charakter, welche die Künste von der christlichen Religion im Vergleich mit jenem der antiken entlehnten; bald spricht er von den Diumen, welche die My-

thologie über die Palette des Wbaners auszusprechen vermochte, bald von dem Standpunkte, den das Subject dann einnimmt, wenn sich der Künstler durch Darstellung gewaltiger Ereignisse zur Würde der Geschichte erhebt. Mit einem Worte, die in diesem Werke besprochenen Punkte sind so mannichfaltiger Art, daß es gewissermaßen eine Encyclopädie der Künste bildet.

Mit wahrem Vergnügen zeigen wir zwei Werke des noch jugendlichen Marchese di San-Tommaseo an, welcher, anstatt von dem verdienten väterlichen Ruhme zu zehren, durch ständige Studien eifrig bemüht ist, denselben in sich selbst zu verbringen. Das erste führt den Titel:

Considerazioni intorno alla Farsaglia di Marco Annio Lncano. Turin 1837.

In der jüngsten Zeit führten zwei Italiener ihre Zeitgenossen zur römischen Literatur zurück, Colonnetti und Tommaso, wovon Ersterer den Horatius in einem neuen, glänzenden Gewande wieder erscheinen ließ, das der Majestät der römischen Loga nicht zur Schande gereichte oder, um uns des eigentlich passenden Ausdrucks zu bedienen, das die Gebanden und die Schönheiten des Hozog wiedergibt, aber ihn durch die poetische Ausdrucksweise der großen italienischen Meister, welche mit dem Antiken besser im Einklange stehen, dem italienischen Charakter näher zu bringen beabsichtigt, indem es zu gleicher Zeit die Kraft und die Härte des lateinischen behält. Hiermit konnte Colonnetti den Beweis liefern, daß die neuere italienische Sprache der antiken um Nichts nachstehe, im Gegentheil durch die Parallellsetzung dorthin, daß sie den Charakter einer jugendlichen, ursprünglichen und schöpferischen Sprache an sich trage, ein Beweis, der um so mehr Gewicht in einer Zeit erhält, wo man von eben dieser Sprache zu behaupten wagte, daß sie todt und nicht mehr im Stande sei, sich weder der Phantasie noch dem Gedanken anzuschmiegen. Der andere Versuch, zur antiken Literatur zurückzukehren, ist das von Marchese di San-Tommaseo herrührende Werk über die „Pharsalia“ des Lucanus, eines Dichters, der zur Zeit der höchsten römischen Civilisation schrieb, wo dieser Gattung der Poesie die größten Schwierigkeiten im Wege standen, indem der Dichter die Weichheit des Jahrhunderts sich nicht mehr erlauben durfte und einzig durch das Interesse des Inhalts und die Macht des Gedankens sich behaupten mußte. Risard in seinem Werke über die lateinische Literatur der Vorklassik sprach ausführlich und in gelehrter Weise über Lucanus, schilderte, um zu beweisen, daß er ein Repräsentant seines Jahrhunderts war und dessen Reigungen theilte, die mannichfaltigen Laster und die wenigen Tugenden beseligen, und zog daraus den Schluß auf den Verfall des Jahrhunderts und des ihm angehörenden Dichters. Der Marchese San-Tommaseo dagegen war durch das Beispiel seines Vaters, welcher einen Commentar über die ersten Bücher des Lucanus im Französischen herauszugeben angefangen hatte, aufgefodert, diesen Dichter dem Verständnisse zu eröffnen und seine Schönheiten zu zeigen; demnach schmolz er die Arbeit seines Vaters um, vollendete und widmete sie dem Cavaliere Cesare Saluzzo, dem Freunde seines Vaters, einem Mann, der mit den höchsten Eigenschaften des Geistes die schönsten Tugenden des Herzens vereinigt. Unter diesen Auspicien eröffnet der junge Tommaso die Analyse der „Pharsalia“, geht Buch für Buch durch, entwickelt die einzelnen Schönheiten und macht auf die Charakterzüge der Helden, ihre physiognomischen Gesichtszüge, so zu sagen, aufmerksam. Zu diesem Zwecke vergleicht er Lucanus mit dem andern Dichtern und weiß nach, daß er z. B. in der Darstellung der Zuneigung des Pompejus zu seiner züchtigen Gattin eine ganzere Empfindung verrät, ferner bemerkt er die Stärke seiner eignen edeln Gefinnungen nach der Art, wie er jene des Cato behandelt, die Weisheit seiner Philosophie darnach, wie er die Exortherungen Alexander's, die Sitten der Kleopatra und die Zwiffigkeiten der beiden Helden beurtheilt, welche den Frieden Roms führten. Besonnenheit des Urtheils, Geradheit der Ab-

sicht, Liebe zum Schönen sprechen sich stets in diesem Commentare aus, der seinem jugendlichen Verfasser von vielen Seiten reiches Lob gemeldet hat.

Tavole genealogiche della real casa di Savoja, descritte ed illustrate da Felice Carrone M. di San-Tommaseo. Turin 1837.

Die Geschichte des Hauses Savoyen wurde in diesen letzten Jahren, besonders durch die Bemühung der berühmten Gibrario und Promis und der Deputazione sopra gli studj di storia patria von Neuen durch Documente, Medaillen, noch nicht herausgegebenen oder schlecht bekannten Sigillen u. s. w. erläutert und aufgeheilt. Auf diese Art wurde in der Genealogie des Hauses Savoyen, welche Gibrario eben von den Fortnehmern, die sie verdunkelten, befreit und ihren ältesten Stammherrn in Manasse Graf von Savoyen entdeckt hatte, Alles von Neuen geordnet. Eine bedeutende Zahl Gelehrter trug zu diesem geschichtlichen Aufklärungswerke ihr Scherlein bei, wie man aus dem Verzeichnisse der Werke über die vaterländische Geschichte, welches dem zuletzt über diesen Gegenstand erschienenen Werke des Marchese San-Tommaseo vorangestellt ist, ersähen kann. Dasselbe besteht nicht in einfachen genealogischen Tafeln, wie der Titel besagt, sondern in einer nach einem großentheils neuen Plane vertheilten Geschichtsdarstellung. Der Verf. gibt in einzelnen Tafeln den genealogischen Stammbaum des königlichen Hauses und der Seitenverwandten, verbunden mit einer ausführlichen biographischen Schilderung aller in dem Stammbaum bezeichneten Personen und mit reichhaltigen dazu gehörigen diplomatischen Notizen. Zum Nutzen der Leser, welche bloß entweder die Geschichte des regierenden Hauses oder die diplomatische Seite der Zeit oder die Notizen über Personen, welche der Familie angehören, kennen lernen wollen, hat er ferner die Erzählung in drei Columnen getheilt; in zweiten gibt er die Geschichte der regierenden Fürsten, in der ersten die genealogischen und diplomatischen Notizen, in der andern die Biographie, in der dritten vereinigt er die Geschichte der Seitenverwandten, jedoch in der Art, daß alle diese Notizen immer zusammen in chronologischer Ordnung erscheinen. Auf diese Weise kann man zu gleicher Zeit die Geschichte eines der merkwürdigsten italienischen Staaten und die Ursachen kennen lernen, welche vielen Begebenheiten zum Grunde lagen, sowie den Einfluß ersähen, welchen die Nationen gegenseitig aufeinander ausüben konnten. Gleichzeitig aber beleuchtet die Biographie viele Staatsmänner und viele berühmte Krieger, ein Schlagender Beweis für die Fruchtbarkeit des bürgerlichen und militärischen Geistes in Italien. Bereits hatte die „Storia militare del Piemonte del conte Alessandro Saluzzo“, ein ausgezeichnetes Werk, hinlänglich dargethan, wie viel der Fortschritt der Kriegeskunst Italien zu verdanken habe; dieser militärische Ruhm kräftigt auch in kurzen, aber kräftigen Zügen aus den Biographien des Marchese Tommaso zuwächst, der allen Fleiß und Sorgfalt darauf verwendet hat, daß dieses Geschichtswerk des Begründers der erwähnten Deputazione würdig und der höchsten Bildung unsers Jahrhunderts entsprechend erscheine. In dem Lande, wo so zahlreiche Geschichtschreiber glänzen, als: Manno, Saluzzo, Gibrario, Sauli, Cesare Balbo, Federico Celopis, Promis, Datta, Stovanesi, Valotti, Gajetta, Wagn, Spolonia u. A., in dem Lande, das den 17ten vor Kurzem erlittenen Verlust des Gerra und des Boncheron beklagt, kann ein jugendlicher Schriftsteller, dessen Geschichtswerk das öffentliche Lob sich erwirbt, nur eine fremdlige Erscheinung sein. 40.

#### Notiz.

Daß das Wort „Alphen“ arabischen Ursprungs sei, läßt schon die erste Etymologie vermuthen. Die Ziegl. „Dunkel Alphen“, Bd. 2, S. 19) sagt, nennt man in der Türkei keine wunde Kabinette, zur Erika bestimmt, Kobbé, so daß das spanische: „Alcoba“ nur das arabische „al kobbé“ sei, woraus dann unser „Alphen“ geworden. 25.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 213.)

5. Bindobona. National-epische Dichtung von Sigmund Schlessinger. Wien, Kupfer und Singer. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Einleitung zu diesem historischen Gedicht bildet eine Canzone von 54 wohlklingenden Stanzas. Der Dichter führt uns in einer Biffon die Jungfrau Fantasia, und mit ihr einen Greis, den Geist der Geschichte, vor. Letzterer ertheilt ihm hinsichtlich seines Vorhabens Weisung und Belehrung; Ersterer zeigt ihm in strahlenden Bildern die stolze Venetia, die sieben-gehügelte Welt Herrscherin Roma, das alte Byzanz, London und die Ninive des Westens, Paris; aber er wendet sich weg von jener Pracht und Reiz; die Kaiserstadt, die vaterländische, zieht ihn allein an. „Da glühte ich“, heißt es Strophe 50:

Da glühte ich in tiefer Scham, erkennend,  
Wie thöricht ich die Blicke ausgesendet  
In weite Fernen, um Das zu erspähen,  
Was mir ein gütiger Geist so nah gesendet,  
Und lachend freck' ich mein Arme drennend  
In hell'ger Sehnsucht aus, für mein Vergehen  
Vergebung zu ersehen.  
Ja — rief ich hin, begeistert und erhoben —  
Dir, Mutter, die ja Alles mir gegeben,  
Was mich erfruen mag und kräftigen im Leben,  
Dir will ich auch die letzte Kraft geloben!  
Denn Keine hat wie du der Strahlen mehrer,  
Womit der Sänger ihr das Haupt verklärte.

Nun folgt die poetische Darstellung der bedeutendsten Momente aus Wiens Geschichte in einzelnen Gemälden, die zum Theil sich in Romanzengeist und Romanzenform dargeben. Solche Localschilderungen müssen nothwendig auch ein Localinteresse haben, und wir können es uns lebhaft denken, wie begierig die Bewohner der Kaiserstadt nach einem Buche greifen werden, welches die Stätte preiset, wo sie ihre Lage hinbringen. Indessen wird auch der fernstehende Leser sich nicht abgestoßen fühlen, indem sich in diesen Gedichten bei freilich mitunter etwas zu kühnen Wortbildungen, bizarren Reimen und orthographischen Unebenheiten dennoch ein glückliches Streben nach epischer Lebendigkeit und objectiver Anschaulichkeit in den Schilderungen durchgängig entfaltet. Das Ganze ist in vier Abschnitte abgetheilt und behandelt der Zeit nach den Stoff nur bis zum J. 1146. Der erste dieser Abschnitte aber schildert uns Wien in seinem Entstehen vom J. 7 nach Christi Geburt bis 488 und ist überschrieben: „Die Stadt der Römer.“ Hier bilden die Namen Marc Aurel, Commodus, Pertinax, Julianus, Konstantin der Große, Valentinian, Theodosius und Odoaker den historischen Hintergrund und die Staffage der Bilder. Der zweite Ab-

schnitt hat die Überschrift: „Die Stadt der Barbaren“, von 490—950. Der Dichter versetzt uns in die Zeit, wo Alboin und die Avarn Bindobona beherrschten oder überschwemmt; hier bringen die Erscheinung Karl's des Großen und die durch ihn herbeigeführten Ereignisse etwas mehr Licht in das dunkle Bild. In einem dritten Abschnitte erscheint die alte Kaiserstadt als Stadt der Markgrafen. Hier möchten wir den romanzenartigen Klang in: „Der erste Babenberger in der Ostmark“ (S. 57) auszeichnen, sowie sich in dieser Abtheilung überhaupt mehr epische Lebendigkeit bekundet. Wir loben es namentlich, daß es dem Verf. in dem kleinen Romanzenepos: „Markgräfin Itha“ gefällt, von den fast durchgängig und bis zur Ermüdung gebrauchten vierzeiligen, gereimten Jambenstrophen abzugehen und einmal zu trochäischen Klängen sich wenden zu sehen, wie es denn überhaupt wohlgethan gewesen wäre, wenn er mehr Wechsel in das Versmaß, wie es S. 80 geschehen, gebracht hätte. Der letzte Abschnitt behandelt historische Stoffe aus der Zeit von 1137—46 unter dem Titel: „Die Stadt der Herzoge.“ Begonnen wird mit „Des Stephanoms Weihe“; darauf folgt als anziehende Episode in vier Nummern: „Richard Löwenherz“; dann wird übergegangen zu Friedrich dem Streitbaren und geschlossen mit der Leithaschlacht. Nirgend finden wir eine Erklärung, ob der Verf. das Lied fortsetzen und die noch übrige bedeutende Stoffmasse verarbeiten werde; indessen ist das zu erwarten, da sich wahrscheinlich Bindobonas heutige Siedler und Insassen zu lebhaft dafür interessieren.

6. Winterblüten. Eine Weihnachtsgabe von Arthur Luze. Erfurt, Müller. 1837. 8. 6 Gr.

Die Gabe der Götter, ohne Schwierigkeit dem flüchtigen Gedanken rhythmische Fesseln anzulegen und Farbe zu geben, oder das objectiv Angesehene ohne große Geburtschmerzen darzustellen, verleitet manches jugendlich aufstrebende Gemüth zu reichem poetischen Bilden und Schaffen. Rasch metamorphosirt sich da eine individuelle Empfindung zum Gedicht; aber häufig unterläßt man die nüchterne Prüfung, ob diese Empfindung ästhetischen oder moralischen Werth hat; rasch wird ein angeschauter Bild oder eine scheinbar eilatante Handlung zur Romanze oder Ballade gebildet; aber es wird nicht ruhig untersucht, ob der Stoff der poetischen Darstellung würdig, ein Deo vindice dignus nodus sei. Nicht selten vergeudet nun der junge, aufstrebende Dichter bei diesem leichten Bildungstalent seine Kraft, mit der er nicht hausälterlich umzugehen versteht; er schreibt sich aus, wie es die Sprache des gemeinen Lebens nennt, ehe er den Culminationspunkt seines poetischen Bildungsvermögens erreicht hat. Der noch junge Bildner vorliegende „Winterblüten“ ist namentlich in der letzterwähnten Gefahr. Man sieht es seinen poetischen Kindelein an jedem Zuge, an jeder Bewegung an, daß sie ohne große Geburtschmerzen das Licht des Tages erblickt haben, und das, fürchten wir, wird ihn zu einer Productivität verleiten, die leicht eine frühe, traurige Erfindung zur Folge haben kann. Er gehe doch ja hausälterlich mit seiner Jugendkraft um; er prüfe dabei jegliche Empfindung,



ob sie edel und energisch genug sei, um poetisch dargestellt zu werden; er prüfe Bild und Handlung, ob Farbe und Stoff der Behandlung würdig sei; denn es finden sich in diesen Blättern einige Romangestoffe, die schwerlich ein episches Interesse erregen, wie das mit dem unbankbaren Sujet: „Der Trompeter“ (S. 22) überschrieben, der Fall ist. Gern und freudig wollen wir übrigens das Talent anerkennen, das sich für die Romane, besonders in einigen andern Nummern, wie in der mit epischer Lebendigkeit dargestellten „Feuersbrunst“ (S. 29) und in der Erzählung der Beduinen: „Rabe und Däher“ (S. 30), klar kundthut. In den morgenländischen Erzählungen ist „Der Hirtenknabe“ (S. 34), nach einer Erzählung Reiskner's, wenn wir nicht irren, glücklich bearbeitet, wogegen die Paramythie: „Gebet und Arbeit“ (S. 36), schlagender und prägnanter von Pfeffel behandelt ist. Also noch fleißige Studien, lieber, junger Aspirant nach Apollon's Lorber! Rührternheit, Kühnheit, Besonnenheit auch in der hebeden Minute! Prüfung des Stoffs und hausväterisches Umgehen mit dem Jugendsfeuer und Jugendblut, und das schöne, ersehnte Reis könnte dir wol einmal zu Theil werden. Für jetzt begnüge dich mit jener dem Dichter eigen thümlichen Freude, deren du in „Lasso“ (S. 17) gedenkst:

Doch eine Freude ist ihm auch geblieben,  
Sie schließt so süß in seiner tiefsten Brust;  
Denn Beseu schuf er, Herzen, die da lieben. —  
Für gleichgestimmte Seelen Schmerz und Lust.  
Und diese Geister werden ewig leben.  
Wenn er auch stirbt, sie haunern, wie die Zeit:  
Und dies Gefühl hat ihm ein Gott gegeben.  
Ja, dies Gefühl ist seine Seligkeit.

7. Der Wunderstein. Romantisches Gedicht in fünf Gesängen.  
Von G. L. Franz. Queblinburg, Waffe. 1837. 8. 20 Gr.

Der mannliche Ritter Reginald, dem im Traum eine Fee die Auffindung des Wundersteins der keuschen Liebe verheißt, schießt sich an, mit seinem betagten Freunde Sueno den hohen Norden zu verlassen, um das Kleinod im Süden zu erspähen. Dem Scheidenden nahen Bahalla's Valkyren, und suchen ihn für sich und Odin's Dienst zu gewinnen. Er erklärt jedoch den Jungfrauen, die Sehnsucht nach dem verheißenen Wundersteine zehle ihn nach dem Süden, worauf sie, Jörn und Rache schwaubend, die graufige Korne beschwören, den Frevler, der es wagt, sie zu verschmähen, zu verfolgen, und mit ihrem finstern Gezucht verschwinden. Dies der Inhalt des ersten Gesanges dieses in nicht übelklingenden, aber in der Form zuweilen verfehlten Detaven abgefaßten romantischen Gedichts. Im zweiten Gesange sehen wir den Paladin, dem fast alle Offenbarungen feindseliger und gewogener Geister durch Traumbilder werden, eine leichte Pflanz bestiegen, welche Nordlands Geister vergebens in den Abgrund zu bohren streben. Die Freunde landen an einem südlichen Gestade und bestehen in einem düstern Walde einen erneuten Anfall des nordischen Geistervolks. Der wilde Jäger selbst läßt sich in einen Kampf mit Reginald und Sueno ein, die nur durch das Herbeistellen gewogener Geister aus seiner Hand gerettet werden. Eisen, von der Feenkönigin Titania gesandt, verheißt ihnen für die Zukunft in holden Gesängen Hülf in jeglicher Noth und Fahr. Kaum sind sie etwas ermuethigt weitergezogen, so wartet ihrer ein neues Abenteuer. Ein Hirsch mit Goldgehörn greift einen Kreis an, zu dessen Hülf sie herbeistellen und das Thier durch Zerstückung seines Zaubergeweihs erlegen. Der gerettete Alte berichtet ihnen, er sei von der Fee Hulbine ausgesandt, um sie zu erspähen und sie zu ihr zu führen. Ehe sie zu ihr gelangen, übernachten sie in einem Walde, in welchem der träumende Reginald das süße Bild der künftigen Geliebten erblickt. Die Fee empfängt ihn mit Esfengsang und verschert den Paladin, mit ihm sei Titania; durch sie werde er unsehbar das theure Kleinod finden. Sie wolle durch Zauberkraft sein Schwert weihen, damit die Geister des Nordens und die feindseligen Gnomen im Erdenhacht, die den Wunderstein bewachen, ihm nichts anhaben könnten. Im drit-

ten Gesange gibt es Kämpfe mit erbeschnittenen Dämonen, mit einem Riesen, mit Basilisken, die jedoch der von der Fee geweihten Waffe erliegen. Die erneuten Angriffe der Nordlandsgeister schwächt Titania, unter deren Schutz er auch in die Schächten der Erde kriegt, wo ihm der König der Zwerge und Gnomen den ersehnten Wunderstein — zeigt:

Doch, spricht der Zwerg, nie darf der Stein erbliden  
Das Erbeallt, sonst weicht des Zaubers Kraft;  
Er bleibe jetzt hier in der Tiefe fast,  
Mit Wunderglanz der Erze Reich zu schmücken.  
Doch das du glücklich dir den Sieg verschafft,  
Dein Herz vom Zaubrer ließ sich nicht berücken,  
Will ich dir einen Edelmann glänzen,  
Der soll als Stern auf deinem Panzer glänzen.

Diesen Edelmann, also nur das Surrogat des Wundersteins, drückt ihm der Zwergkönig in des Panzers Brüstung, und der Paladin tritt mit dieser Agide wieder an das Tageslicht, den treuen Sueno suchend. Im vierten Gesange nahet dem Traumenden Titania in einem von Schwärmen gezogenen Fahrzeug und zeigt ihm die liebliche Königstochter, die er einst sein nennen soll. Da entwickelt eine der feindseligen Korner den Plan, den Helden durch die Zauberin Baltrude zu unheimlichem Liebesgenuss zu verlocken. Er findet, nachdem er im Walde jagend sich verirrt hat, in einem Zauberschloß eine reizende Schlafzimer, die seine Sinne in einen gefährlichen Zauber versetzt. Schon erliegt er ihrem Reiz und ihren Liebeslungen, als ein guter Geist ihm zusüßert, das holde Wesen sei nicht die rechte Geliebte, und er ermannet sich und flieht:

Da bringen plötzlich aus der Erde Spalten  
Auf Reginald viel grimme Gestalten.  
Mit Kreisch und Schrei, mit wildem Gaus und Braus  
Und brüllen grause Klänge durch das Haus:  
Du Hund von Ritter, willst mit frechen Händen  
Der Herrin Ehr' und hohen Adel schänden?  
So fahre zu der Hölle tiefsten Grund  
Und mach den Teufeln deine Schande kund!  
Der Paladin steht an des Thores Schwellen  
Und zieht das Schwert, entbrannt von eckelm Muth:  
„Frohlocke nicht, du Ausgeburt der Hölle,  
Du Nachtgeschmeiß und schwarze Satansbrut!  
Eas stuten deiner Rache dunkle Wellen,  
Ich spotte kecklich deiner blinden Muth!“  
So rufend, läßt er seiner Waffen Spitzgen  
Die Wellen auf den Troß der Feinde blitzen.

Nachdem er den Spul verjagt, findet er Nachts im Walde einen Klausner, der ihm seine Hütte bietet. Morgens hat er einen neuen Kampf gegen einen Lindwurm zu bestehen. Nachdem er denselben erschlagen, will er die Zauberin Sorade in ihrem Schloß auffuchen, um von ihr sein künftiges Geschick zu erfahren. Ehe er jedoch dahin gelangt, hat er manchen Strauß zu bestehen gegen allerlei Gezucht und feindselige Wesen, die ihm die grimmligen Korner senden; überall steigt der Wunderstein in des Panzers Brüstung. Die Zauberin Sorade köcht einen Zaubrertrank und die ganze Scene erinnert an die Hecate-scene in „Macbeth“. Sie kündigt ihm:

So höre denn, wie tren die Fee Sorade  
Den Knoten kennt, den das Geschick dir locht:  
Herr, an des Nordens starrendem Gestade,  
Wo kalte Faust des Eises Panzer pocht,  
Da glänzte für Titanens Lebenspfade  
Des Bornes und der Rache Hölle noch.  
Und blinde Muth schlich auf den dunkeln Steigen,  
Die hehre Nacht der Strahlenfee zu brugen.  
Denn — also steht's in Runen: D b i n 's (f) Hallen,  
Die werden ewig sich des Glanzes freun,  
Bis Helden zu dem Purpurschachte wallen,  
Wo tief verreckt der Liebe Wunderstein.

Erhebt er sich aus bergenden Metallen,  
Und strahlt er segnend seinen Bauershehn,  
Dann blüht die Nacht im eisbesetzten Norden,  
Dann schlammern seiner Götter wilde Herden.

Der mächt'ge Aberg, der Färs im Rauberfloken,  
Wählet eine Fee zum traulichen Gemahl,  
Und ihr zur Ehre reichen Schatz zu jollen,  
Setzt er den Demant mit dem Wunderdrahl,  
Der seiner langen Fingerring entquollen,  
Als Gemma in der Himmelstüchter Zahl.  
Der Hümmert an dem blauen Dom bei Kogte,  
Und flammt bei Tag im rothen Purpurschachte.

Und wenn der Stein durch rät'ger Gnomen Hammer  
Aus seinem ehernen Band herausgehau'n,  
So endet bald Titanens Schmerz und Jammer,  
Denn ihrer Nacht kann sie dann sicher traun.  
In Wolken öfnet sich die Hochzeitkammer,  
Und alle Feen und alle Efen schau'n  
Des Lebens schönsten Fiestertag erschauen,  
Wo sie mit trauten Mäulen sich vereinen.

So erfährt er, welchen Knoten zu lösen er bestimmt sei, und die Zauberin fügt nur noch hinzu, daß dies binnen Zeit von drei Monaten geschehen werde. Im finstern und letzten Gesange betritt nun Titanens Schüdling das Gebiet jenes mächtigen und stolzen Königs, dessen Tochter Swanhilde der Preis seiner Heibenthaten werden soll. Er findet die holde Prinzessin in einem Garten schlafend und heftet eine Rose an ihr Gewand. Sein Bild schwebt ihr im süßen Traume vor. In einem festlichen Turnier, dessen Kampfpriß die Prinzessin selbst nach ihres Vaters Bestimmung sein soll, bleibt Reginald glücklicher Sieger und fodert den Preis vom Vater. Dieser weist ihn schände zurück, worauf Titania den alten König so lange durch allerlei Plagen ängstet, bis er sich entschließt, das liebende Paar zu vereinen.

Dies ist der Stoff eines Gedichts, den Meister Ludwig sowohl als auch Wieland gewiß mit reichern Phantasiegemälden und blühenden Episoden ausgestattet hätten, die wir hier sehr vermiffen. Weiß der Himmel, wie es kommt, daß man sich nicht so lebhaft für den Paladin interessiert, und daß dem Ganzen jener romantische Duft gebricht, der sonst in ähnlichen Schöpfungen alle Gefalten umfließt. Indessen ist Herr St. Franz nicht Meister Ludwig — non omnia possumus omnes — wir müssen fürlich nehmen mit dem Gerichte, das uns hier aufgetischt wird, und wollen es nicht ein Pasticcio nennen. Sprachrichtigkeit, Rhythmus und Bild lassen ja auch nichts zu wünschen übrig, und wenn einmal gesagt wird, der junge Tag räuspere sich im Osten, so wollen wir gleich hinzufügen, daß solche bizarre Metapher nur ein einziges Mal vorkommt.

8. Die Braut von Jerusalem. Religiös-romantisches Gedicht in zehn Gesängen. Von B. W. Rebel. Mannheim, Hoffver. 1837. Gr. 12. 21 Gr.

Es ist für einen Referenten eine gar unangenehme Pflicht, eine geistige Production, die ihrem Erzeuger vielen Schweiß gekostet haben mag, gradehin total verunglückt nennen zu müssen; Ref. ist mit der „Braut von Jerusalem“ in diesem unangenehmen Falle. Die Fictio bekundet Mangel an Erfindungsgabe und entbehret alles Phantasiefeizes; die Charaktere der handelnden Personen sind sämtlich ohne Kunde menschlichen Herzens und ohne psychologischen Blick gezeichnet; dabei ringt der Verfasser nicht, er balgt sich förmlich mit der Sprache und wird doch nicht ihr Besieger. Unbehülflichkeit im Ausdruck, Unklarheit in der Darstellung des Gedankens, Verworrenheit in der Folge der Begebenheiten, Schwermüßigkeit sogar im Flechten des Verloben treten uns auf jeder Blattsseite durch das ganze Werk entgegen, bei dem man fragen möchte: Cui bono? Denn es ergötzt nicht, es belehrt nicht; es bereichert die Romantik nicht. Noch eine andere Frage drängt sich auf: was ist der langweilige Rede Turzer Sinn? Denn lang, beim Himmel, lang ist

die Rede; der bellagendwerthe Befehl muß 525 Stangen abhaspeln, ehe er ans Ziel kommt, und es ist nicht sowohl die Langeweile, die ihre bleierne Hand uns auf das Herz legt, es ist in der That mehr ein verhaltenes Unwille, daß heutiges Tages solche Verse gedruckt werden, was uns allem Genuß verkrümmert und verleidet. Klingt „die Glocke der Andacht“, als deren Verf. sich Hr. Dr. Rebel auf dem Titelblatt bezeichnet, nicht klarer und erhebender, so setzt sie wahrlich keinen ihrer Hörer in die rechte poetisch-andächtige Stimmung. Das Einzige, was an dem Buche gut ist, ist das Außere!

9. Esajas Legner's kleinere Dichtungen. Aus dem Schwedischen von Ernst Theodor Mayerhoff. Berlin, Plahn. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Das ausgezeichnete Talent dieses berühmten nordischen Sängers hat in Deutschland Anerkennung, Theilnahme und Lob gefunden, indem wir uns gar gern mit Sitte und Sprache des verwandten nordischen Volks befreundet haben. Irrten wir nicht, so hat Mohnike den würdigen Abkömmling der Scandinavischen Stalben zuerst bei uns eingeführt und Hr. Mayerhoff ist ihm nachgefolgt. Gern erkennen wir des Letztern Streben nach Exce in seinen Übertragungen an, wenn man auch hin und wieder (z. B. in dem Gedicht: „An einen Jüngling“, S. 131) den Versen ansieht und anhört, daß sie übersezt sind. Er hat dagegen die Schwierigkeit, den Dichter bei dem schnellen Wechsel verwandter Gedanken und bei seinem Reichthum an Bildern uns genießbar und schwachhaft zu machen, größtentheils glücklich überwunden; auch scheint es, als sei ihm im Fortschritt der Arbeit die Kraft gewachsen, so daß er nicht übel thäte, wenn er auch andern Dichtern Schwedens, wie Kttrerbom, Franzén, Geller u. einen deutschen Mantel umhinge, möchte man es diesem auch ansehen, daß er nicht eben auf den Leib jener Männer geschritten sei, ein Übelstand, der sich auch bei Mohnike und fast jedem Übersetzer findet. Hr. Mayerhoff gibt uns hier den zweiten und letzten Band von seinen Übersezungen der bisherigen poetischen Werke Legner's, welcher die Dichtungen enthält, die er 1828 zu Stockholm unter dem Titel: „Smärre samlade dikter“ herausgab und 1832 unverändert wiederauflegte. Recht wohl hat er gethan, daß er die darin befindlichen Dichtungen: „Arel“, „Die Nachtmahlstinder“, „Die Predigerweife“ und „Des Stalben Morgenpsalm“, die wir sämtlich in d. Bl. würdigen, nebst einigen Übersezungen Legner's aus andern Sprachen ins Schwedische hier weggelassen hat, und wir danken ihm für die Genüsse, die er uns durch die Übersezung von Gedichten gemacht hat, denen man es überall ansieht, daß sie dem eignen Grund und Herzensboden eines begabten Sängers entsprossen sind, und in denen die auftretenden nordischen Göttergestalten mit großer Kunde gezeichnet und von bedeutendem Effect sind. Hinsichtlich der letztern verdient es einer lobenden Erwähnung, daß dem Buche ein alphabetisches Verzeichniß der so häufig in den Gedichten vorkommenden nordisch-mythologischen Namen beigelegt ist. Unter dem Guten als Bestes bezeichnen wir verschiedene Zeitgedichte (wohin wir auch die Diktirlieder rechnen), die durch den effectvollen Wechsel ihrer Rhythmen ein besonderes Relief gewinnen. Der Refrain im Anfange von „Zemland's Jäger“ (S. 39) erinnert an Körner's „Wilde Jagd“; doch ist es gewiß keine Reminiscenz oder Nachahmung. Der poetische Erguß (S. 22): „Bei Veranlassung des Hieser Friedens 1814“, wo Norwegen an Schweden abgetreten wurde, ist ein begeistertes Ausruf an die nordischen Kachbarn, dem Schwesterlande die Hand zu reichen, und reich an schönen Stellen, obwohl etwas überladen mit Nordlandsmythen und Anspielungen darauf, wie wir dies auch in: „Die Asengelt“ (S. 57) rügen müssen. Schön ist: „Neujahr 1816“ (S. 75); „Des Stalben Heimath“ (S. 89); „Sefang an die Sonne“ (S. 137), der durchgängig Dffian'schen Geist athmet; „Die Romreise“, wo nur der Schluß nicht befebtigt; „Die Zugvögel“ (S. 149) und „Der Wachtelchlag“ (S. 151), wo uns die nordische Naturscenerie überall ansprechend entgegentritt. Die Nachrufe an edle Verstorbene Schwedens, die den Schluß bilden,

interessiren den fernstehenden Leser weniger; auch erheben sie sich nicht über den Schwung und Ton unbekannter Gelegenheitsreime. Wie reich der Dichter an Gedanken ist, zeige uns eine Stelle aus dem „Epilog bei der Magisterpromotion zu Lund“, wo der Verf. selbst Promotor war (S. 97):

Denn Kraft und Klarheit ist es,  
Die Pythos fordert von den Kranzesträgern.  
Der Gott, der ja des Tages Fackel zündet,  
War auch der Gott mit jenem goldenen Schwert  
Und Silberbogen, der den Python fällte.  
Selbständ'ge Kraft ist Männern erste Tugend.  
Fest soll er stehen, wie ein Hercules,  
Gehüllt in Löwenhaut mit Keulenstübe.  
Das schlaffe Schwanken, blinder, leichter Glaube,  
Ist täglich feiner Keibs am jungen Geiste.  
Er stirbt das Denken aus des Pirnes Kammern  
Und Muth und Stärke aus der freien Brust.  
Ein Jeder kann nicht sein ein Genius,  
Mit sichern Schwingen auf zum Lichte steigen;  
Doch wer nur will, kann präsen, eh' er richtet,  
Kann selbst die Wahrheit fassen, der er schwor,  
Kann selbst das Schöne kennen, das er schätet.  
Gewiß, im 'illen Weltmeer der Gedanken  
Da liegen manche unbekannt' Insekt,  
Und manche Sterne spiegeln sich darin,  
Bisher nicht aufgedeckt des Forschers Auge.  
Kannst du die tiefen Bogen nicht durchschiffen,  
So horche willig auf des Weisen Stimme,  
Des weitgerissnen, der mit sicherem Zeichen,  
Von neuen Landen wieder heimwärts kehrt.  
Doch traue nicht Allem, was die Schiffer sagen  
Von unerhörten, dort erfahren Dingen,  
Von Rhythmen jener Welt, die sie gelüdet,  
Und von der Weisen Stein, den sie gefunden.  
Die armen Sterblichen! Den Stein der Weisen  
Enthält der Knopf am Scepter des Alvaters,  
Und Menschenhände brechen den nicht los.  
Vergebens fordern sie die hohe Wahrheit  
Heraus mit dunkler Zauberformel; Dankes  
Doch fördert diese nicht, sie wohnt im Lichte.  
In Pythos Welt, im Wissen, wie in Dichtung  
Ist's immer klar; denn so strahlt Pythos Sonne,  
Klar wie die Quelle, die kassalische.  
Was du nicht klar kannst sagen, weist du nicht;  
Gedanken fördern Wort' auf Mannes Lippen:  
Unklar Gefagtes ist auch so gedacht!

(Die Fortsetzung folgt.)

### Correspondenznachrichten.

Lissabon, im Juli 1838.

Die Lücken, welche der gegenwärtige Stillstand in der Poesie in den öffentlichen Blättern läßt, werden mit Theaterzweifeligkeiten ausgefüllt, die uns einen Blick auf den Zustand und den Grad der Ausbildung der portugiesischen Bühne zu thun erlauben. Der Portugiese ist, wie es alle südliche Völker Europas sind, geborener Dichter und für die darstellende Kunst von besonderm Geschick. Aber dessenungeachtet hatte man, unter dem allgemeinen Mangel der Bildung, hierin seit langer Zeit sehr geringe Fortschritte oder vielmehr bedeutende Rückschritte gemacht; es fehlte an guten Dichtern, wie für die Wissenschaften an guten Lehrern, und das Theater war zu einer sehr niedrigen Stufe herabgesunken. Von dieser hoben es Franzosen wieder empor, welche der modernen Civilisation, im Privat- wie im öffentlichen Leben einen so bedeutenden Impuls gegeben haben,

und deren Einfluß auch wir in dieser Hinsicht nicht fremd geblieben sind. Eine französische Schauspielergesellschaft, welche mit vielem Beifall, besonders der Bornehmen, zwei Jahre hindurch französische Stücke gab, dann aber in Folge der Septemberevolution, die derselben ihr eigentliches Publicum, den Adel, entzog, sich auflösen mußte, hatte wenigstens das Gute, daß sie den Geschmack wiedererweckte und auch Portugiesen zu Leistungen der Kunst anregte. Viele Individuen des portugiesischen Nationaltheaters hatten durch Besuch des französischen sich in Mimik und Declamation vervollkommenet, und der Unternehmer faßte den Gedanken, im Verein mit ihnen an der Besserung und Erhebung des portugiesischen Theaters zu arbeiten. Die Stücke von Victor Hugo, Alexandre Dumas und anderes edle Gut der Franzosen wurden daher ins Portugiesische übersetzt, mit Beifall aufgenommen, und der Unternehmer hob das Theater, dem er vorstand, zu dem ersten Lissabons empor. Ein Streit jedoch, den er mit dem Hauptacteur desselben hatte, mißfiel dem Publicum; noch mehr mißfiel es, daß er, ein Franzose, es wagte, die Uebersetzung eines spanischen Stückes, welche ihm von dem ersten Dichter des Landes, Feliciano Castilho, überreicht war, zurückzuweisen. Castilho's Stück wurde auf einer andern Bühne mit großem Beifall aufgenommen; auf einmal erhob sich nun ein gewaltiger Sturm gegen den französischen Unternehmer, „der durch schlechte und schlüpfrige Erzeugnisse die portugiesische Sitteneinsat verberbe“; die enthusiastischen Patrioten wollten volksthümliche, originale und moralische Stücke und die besten Köpfe der Hauptstadt wie der genannte Castilho, Garrett, Carvalho u. A. traten zusammen, um Portugal ein Nationaldrama zu schaffen; um von der Bühne aus gute Sitten unter das Volk zu bringen. Schade nur, daß bis jetzt keiner von ihnen, mit Ausnahme Garrett's, im Drama etwas gethan oder geleistet hat, wovon die Folge sein wird, daß das portugiesische Publicum den leichtfertigen Dumas u. A. ihren gutgestellten ernsthaften Stücken vorziehen wird. 74.

### A n e k d o t e .

Bilberforce, der edle Regierfreund, dessen hinterlassene Papiere kürzlich von seinen Söhnen herausgegeben worden sind, erzählt folgendes Beispiel von Freivolität eines Franzosen, das Pitt ihm mitgetheilt hatte. Nachdem die Königin Marie Antoinette enthaupet worden war, flüchtete ein Herr von Perigord, der in seinen Kreisen etwas galt und mit Pitt, als dieser in Versailles gewesen war, Bekanntschaft gemacht hatte, nach London und machte in Downingstreet seine Aufwartung. Natürlich kam das Gespräch bald auf die blutigen Scenen der französischen Revolution und auf ihre Folgen für die gesellschaftliche Ordnung; besonders war die Rede von den Barbareien und der unwürdigen Behandlung, welcher sich die Königin ausgesetzt sah. Den Franzosen übermannte das Gefühl dermaßen, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten; er rief schluchzend aus: „Ah, Monsieur Pitt, la pauvre reine, la pauvre reine!“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da drehte er sich auf einem Beine herum, man sah deutlich, daß ihm plötzlich ein anderer Gedanke in den Kopf kam, erblickte nach einem kleinen Grunde hin, den er mitgebracht hatte, und rief: „Copendant, Monsieur Pitt, il faut vous faire voir mon petit chien danser.“ Und flugs zog er eine kleine Lascengige aus seinem Rocke, tanzte im Zimmer umher und rief wiederholt seinem Hunde zu: „Fanchon, Fanchon, dansez, dansez!“ Das Thierchen that, wie ihm befohlen ward und schnitt solche Capriolen, daß selbst Pitt in ein lautes Gelächter ausbrach, so sehr er auch indignirt war über den furchtbaren Leichtsinns dieses Perigord. Leute wie diese hielten sich für die Stützen des Thrones und werden von Ranschen noch dafür gehalten. Ist es ein Wunder, daß solche Stützen nichts zu tragen und zu halten vermochten? 53.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 215.

3. August 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

10. Hierophantia. Ein didaktisches Gedicht von J. G. Bartholm. Ansbach, Brügel. 1837. Gr. 12. 6 Gr.

Der Verf., wahrscheinlich ein junger Geistlicher der evangelischen Kirche in Baiern, legt auf wenigen Bogen in diesem Gedicht, das keine Fehler hat, als daß es in Form und Ton gar zu sehr Bistheit, angehenden Geistlichen die Würde und Wichtigkeit ihres Berufs ans Herz. Er will also Jünglingen, noch ehe sie sich für den geistlichen Stand bestimmen, vollkommene Aufklärung über Das geben, was das Amt, das die Veröhnung predigt, fordert. Er thut es in einem Conglomerat von in Versen gebrachten, reich mit Stellen der heiligen Schrift verbrämten Lehrensätzen, und empfiehlt jenen Jünglingen Nachfolge Christi, Glaubens, Kampf für das Ewige, Selbstaufopferung, Sanftmuth, Gehuld, Klugheit ohne Falsch, frommen Wandel, Selbstverleugnung und Uneigennutz. Er gibt mithin eine Pastoraltheologie in verso, und hätte noch leichteres Spiel haben können, wenn er die beiden Briefe des Paulus an den Timotheus in gereimte Rhythmen geflochten hätte, was ihm gewiß nicht schwer geworden wäre, da er die Sprache nicht äbel beherrscht. Wir empfehlen also diese „Hierophantia“ bestens allen Gymnasialen, Studenten und Candidaten der Gottesgelahrtheit.

11. Poetische Versuche von B. Gotthelf, genannt Wies. Dinkelsbühl, Balthr. 1837. 8. 12 Gr.

Herr Keiner Gotthelf, genannt Wies, glaubt wahrscheinlich, weil sein König Ludwig dichtet, müsse er es als getreuer Unterthan auch versuchen. Einen andern Impuls mag er auch wol in dem Umstande finden, daß es in Griechenland gewesen, weshalb er im Prolog überaus naïv sagt:

Daß die Sonne meinen Gian verbrennt,  
Stiehlt mein Sang den hingewellten Fluren,  
Trägt mein Lied der kahlen Berge Spuren,  
So verzehlt, ich war in Griechenland.

Berzihen wollen wir, doch nur mit dem Beding, daß er fortan keine Versuche mehr macht, über die ein Dr. Feldmann, Verf. der auch in d. Bl. besprochenen „Höllenslieder“, uns das Urtheil suppeditiert, S. 80:

Da nennt Versuche deine Lieber?  
Versuche gar der Poesie? —  
Bergeresse künftig nicht zu beten:  
„Hör', Herr, mich in Versuchung nie!“

12. Versuche in gebundener Rede von Johann Adam Senf-fert. Erlangen, Palm und Entz. 1837. 16. 12 Gr.

Sind besser ausgefallen als die vorigen. Es waltet in dem Gebühlein eine wichtige, sententiöse Reflexionspoesie, die sich mit einer gewissen Vertraulichkeit in das Gemüth schmeichelt.

13. Blätter aus dem Hain. Strassburg, Treuttel und Wärg. 1836. Gr. 12. 15 Gr.

Wir haben es hier mit einem allseitigen Säger zu thun, der seine dem Baume der Poesie entspröckten Blätter etwas spät in das Publicum streut; spät sagen wir; denn diese Kleider und Poesien, denen die Jahreszahl ihrer Entstehung überall beigelegt ist, leiten ihren Ursprung größtentheils aus Zeitbegebenheiten ab, oder beziehen sich auf historische Ereignisse, die freilich dem Interesse der Gegenwart ziemlich fern liegen. Sie beginnen mit dem ominösen Jahre 1789 und enden mit 1800; denn die sieben letzten Gedichte erscheinen mehr als ein zufälliger Appendix aus späterer Zeit, und das letzte Gedicht: „Das Unendliche“, eines der ansprechendsten in der Sammlung, ist erst 1836 geschrieben. Sie betreffen Frankreichs Auferstehen (S. 3), die neue Zeit (S. 8), ihre Anregungen und Einflüsse auf politisches und religiöses Leben; es kann mithin der Maßstab der Beurtheilung, wie wir ihn bei Erzeugnissen der Gegenwart gebrauchen, hier durchaus nicht angelegt werden. Diese Gedichte sind Kinder ihrer Zeit und wollen im Lichte ihrer Zeit gewürdigt sein; thun wir das, so können wir nicht leugnen, daß sie in jenen Tagen der Aufregung, die sie ins Leben riefen, wol offene Ohren und Herzen gefunden haben mögen. Sie handeln die historischen und ethischen Lieblingshemata der beiden Revolutionslustren (1789—99) in einer gefälligen und reinen Sprache ab, schmecken nicht nach Sansculottismus und Jakobinismus, und wenn wir sie als Blätter aus dem Hain betrachten, so ist ihre Farbe frisch und sie rauschen und kispeln mitunter gar anmuthig wie in lustiger Waldflöhe. Über die Orthographie des Verf., der besonders ein geschworener Feind des ß zu sein scheint, wollen wir hier nicht im rechten.

14. Mozart's Gedächtnisfeier. Gedicht von Heinrich Stieg-lig. München, Franz. 1837. Gr. 8. 8 Gr.

Am 15. August 1837 wurde auf dem Theater zu München eine Vorstellung zum Vortheil des Mozart-Denkmal in Salzburg gegeben. Den Anfang machte der erste Act des „Don Juan“, zum Behuf dieser Festfeier von Neuem in Scene gesetzt. Hierauf folgte ein Gedicht, gesprochen von Frn. Dahn, unterbrochen von Einzelscenen in lebenden Bildern aus den bedeutendsten Opern Mozarts, nebst der entsprechenden Musik, denen sich als Schlußpunkt ein Chor aus dem Requiem anschloß. Dies Gedicht, in der Form wohlklingender Octaven, ist hier vor uns und schildert den Meister in seinen entscheidendsten Schöpfungen. Das erste Bild ist aus „Belmont und Constanze“, das zweite aus „Figaro's Hochzeit“, das dritte aus „Don Juan“, das vierte aus der „Zauberflöte“ und das fünfte aus „Titus“. Hier als Probe eine Octave:

Und folgen wir dem Strom der wunderbaren  
Konfuten, die uns seine Brust gebar,  
Wer wagt es, zu entweihn des Himmelklaren  
Lichtbahn mit bister Hagendem „Er war“ —?  
Er ist! Denn was sich je zu offenbaren  
In Kraft vermocht als echt, als schön, als wahr,

Was in des Geistes Weihnacht ward geboren,  
Daran ist das Grabesliebe „Es war“ verloren.

Das 23 Seiten füllende Gedicht wird zum Besten des Mozart-Denkmal in Salzburg verkauft.

15. Nord-südliche Jurte von Wilhelm v. Waldbühl. Leipzig, Friesl. 1837. Gr. 12. 8 Gr.

Das durch Goethe veranlaßte Angeln und Streben einiger Poeten und Poetaster aus den drei letzten Lusten, das Reich südbölicher Poesie auf den Baum germanischer Dichtkunst zu pflanzen, regt in diesen Blättern (es sind nur 48 Blattseiten) einen Schall an, dasselbe durch den Contrast von Schilderungen aus Europas heißen Regionen lächerlich zu machen, und er nennt sein Wüchlein, das er dem „biederfüßigen Beurtheiler Wolfgang Menzel in Stuttgart“ hochachtungsvoll zugetrauet, eine Vorrede zu manchen neuen, noch ungeschriebenen fremden Dichterdianen und Dichtergrahmsbetten, eine Nachrede zu den bereits erschienenen und ein unbedeutendes Opfer den Geistern Goethe's und Platen's dargebracht. Wir können das nur einen glücklichen Gedanken nennen, dessen gelungene Realisirung manchen neudeutschen Apolojünger, dessen Mund eben überschaumen will von Schenten, Bälbäl, Schiras Rosen, Palmen u. s. w., die allzu geläufige Zunge im Zaume hält oder lähmt. Er unterläßt vielleicht die beschwerliche Jagd nach Ostens Bild und Form und alles Passiren und Bälbüßiren, wenn er hier liest, wie der junge, kämmige Same auf die lustige Kobbenjagd zum Gise zieht, wie er die Geliebte in der raucherfüllten Kojze besingt, oder die Kranke durch des Zauberpriesters Trommel heilen läßt, oder wie der Eskimo mit krummgebogenem Walfischbein den Wolf erwürgt, oder wie er, indem der Schneeschuh ihm unter dem Fuße knirscht, die Tippen zur Labung mit holdem Thron benetzt. Im „alten Rehrim“ (S. 22) heißt die letzte Strophe:

Eng sind beide auch verbunden,  
Süße Liebe, süßer Thron,  
Wer's genöß, der hat's empfunden;  
Wer noch nicht, heut fang' er an,  
Daß er heut noch mit uns äbe:  
Süßer Thron, o süße Liebe!

Ebenso leicht schwirrt die Spottgeißel aus dem Munde „Der Hebel“ (S. 26), wo die hochnordischen Lieberkünstler in einem Bierenswalde aus vollem Halse und mit blauem Antlitz singen und das Lied mit gutem Bier bebrähen. Die einleitende Chasse, das erste Stück, setzt den Leser sogleich au fait, wie es der Schalk hier gemeint:

Sechs Monden steht die Sonne recht scharmant  
Am Horizont, berechnet nicht genannt,  
Zeugt nicht im Haupte schwülftiges Fantasma;  
Dann sinkt sie sechs, die lange Nacht touchant  
Mit Nordlicht, wunderbar und blimant,  
Ist trotz der Finckerniß uns suffiant.  
Legt auf das Haupt ihr gar Schneekataplasma,  
So ziehet wol am End' der Alverstand  
In das Gehäuse, das so lang' vacant,  
So läßt es noch das wunderliche Spasma,  
Ihr kehrt gesund ins deutsche Vaterland  
Und eure Heilung diebet ekantant,  
Wenn ihr hinsäht wieder nicht galant  
Euch wähet vor barbarischem Masma.  
Probatum est!

16. Jesus und Maria. Eyrisches Gedicht in drei Gesängen von Ferdinand Hollandt. Braunschweig, Horneyer. 1837.  
Ein freundlich liebes, halbidiyllisches Bild aus dem Leben Jesu! Nicht von seiner Mutter ist hier die Rede, noch von deren Schwester, dem Weibe des Kleophas, noch von jener Maria aus Magdala, die er vom Sündenpfad ab in die Arme der Tugend führte, sondern von jener frommen, jugendlich-schuldlosen Maria, in deren Hütte er so gern weilte, und von der er, zu ihrer häuslich-geschäftigen Schwester Martha gewendet,

sagte: Sie hat das bessere Theil erwählt, da sie meinem Lebensworte lauscht. Gerade dieses Wort und diese Scene vermischen wir in diesem kleinen, lieblichen Gemälde. Dagegen macht der Dichter — denn Fr. F. Hollandt ist wirklich ein solcher — diese Maria zu jenem Weibe, von dem die evangelische Geschichte erzählt, sie habe den Heiligen des Evangeliums zu seinem Ende gesalbt und ihm ein Gefäß mit köstlichem Nardensöl über das Haupt gegossen. Sie findet im ersten Gesange den Helden schlafend, salbt ihn im zweiten, und im dritten, der ihren Schmerz über sein frühes, blutiges Ende schildert, kündigt der Sehnen ein Engelgebild, sie werde ihn im Glanze des Auferstehungslichts wiedersehen und solle sich zu diesem Zweck auf den Berg Labor begeben. Sie folgt dem Befehl. Er erscheint ihr als Sieger des Todes und sie verummt mit seligen Empfindungen seine Worte (S. 100):

Sei mir gekräht, du Heilige vor Allen,  
Gefährtin aus der schweren Prüfungzeit!  
Kritt ohne Scheu in meines Kampfes Pallen,  
Bald bist du von der Erbenlast befreit;  
Bereint mit dir will ich zur Heimat wallen,  
Schon harret dein des Himmels Herrlichkeit,  
Bald schmücken dich des Friedens Palmenkronen,  
Du sollst mit mir in meinem Himmel wohnen!

Du fromme Magd, du reine Himmelstaube,  
Die Erde bot dir nimmer ein Asyl,  
Auch suchte dich kein heilig fester Glaube  
Ein schöneres, ein segnerreicheres Ziel;  
Er baute dir dort eine Götterlaube,  
Des Morgenthau's, der Schmeichellüste Spiel,  
Dort darfst du in dem Schattenitz der Liebe  
Frei huldigen des Herzens sel'gem Kriebe.

Denn liebend hat der Vater aller Armen  
Von seinem Thron auf dich herabgesehen;  
Er sah dein Leid mit himmlischem Erbarmen,  
Sah dich mit Muth den großen Kampf bestehn.  
Dum hebt er dich auf seinen Götterarmen  
Du sich empor auf seine höchsten Höhen,  
Dort sollst du mit den Frommen, mit den Reinen  
Den süßigen Haß der Sterblichen beweinen.

Koch einmal — ein freundlich liebes Bild stellt uns dies kleine Gedicht dar, das wir allen jungen Mädchenlesen, die so rein und schuldlos, so von der Liebe zum Götlichen durchdrungen sind, wie diese Maria, gern empfehlen.

(Der Beschluß folgt.)

Narrative of an expedition into the Interior of Africa, by the river Niger, in the steam-vessels Quorra and Alburkah, in 1832, 1833 and 1834. By Mac Gregor Laird and R. A. K. Oldfield, surviving officers of the expedition. Zwei Bände. London 1837.

Auch Richard Lander, bekanntlich der erste Europäer, welcher die Mündung des sogenannten Niger erreichte und auf diese Weise ein Problem löste, das Jahrhunderte lang besprochen wurde, hat dasselbe Schicksal gehabt wie so viele muthige Entdecker, die vor ihm das Innere Afrikas erforschten: er erhielt auf seiner dritten Reise, während er den Run hinabfuhr, einen Flintenschuß und starb auf der Insel Fernando Po in Folge dieser Wunde. Er hat den Weg ins innere Afrika gebahnt, der Quorra wird nun schon mit Dampfbooten besahren, so gut wie der Rhein oder die Donau, wie der Mississippi und Orinoco, und dem Kaufmann wie dem Entdecker ist ein weites Feld für Thätigkeit aller Art geöffnet.

Die Vortheile, welche wahrscheinlicherweise ein mit den Anwohnern des Quorra angeknüpfter Handelsverkehr ergeben mußte, bewogen mehre Liverpooler Speculanten, eine Expedition auszurüsten zu lassen, welche den Strom hinaussiegt und an

der Stelle, wo der Akhabba sich mit ihm vereinigt, eine Factorrei gründen sollte. Sie wandten sich, um nähere Erkundigungen einzuziehen, an Lanber, der die Versicherung gab, man könne von den Regern Skindeln, Indigo und andere Landesproducte für ein Spottgeld erhalten, und sich schließlich genügt erklärte, die Fahrt in Person mitzumachen. Für dieselbe wurden zwei Dampfschiffe bestimmt, welche nicht tief im Wasser gingen: der Quorra, 112 Fuß lang, von 40 Pferden Kraft, und der Alburah, 70 Fuß lang und von 16 Pferde Kraft; der letztere war ganz von Eisen und sicherlich für die Flussschiffahrt trefflich geeignet, ob aber für eine Seereise von 1000 Meilen, war eine andere Frage. Englische Gemüther meinten, durch heftigen Wellenschlag würden die Fugen auseinander gerissen werden, die Mannschaft werde es in diesem eisernen Kasten, den die tropische Sonne erhitzen müsse wie einen Backofen, nicht aushalten können, und endlich sei er ein Conductor für den Blitz, wie es noch keinen gegeben habe. Er müsse demnach beim ersten besten Gewitter nothwendig zu Grunde gehen. Allein die Theoretiker hatten sich diesmal verrechnet: die Fugen gingen nicht auseinander, der Blitz schlug nicht ein, und das Eisen hatte fortwährend dieselbe Temperatur wie das Wasser, auf welchem es schwamm. Am 19. Juli 1832 segelten beide Schiffe in Begleitung der Brigg Columbine von Liverpool ab. Die Regierung hatte den Marinellieutenant Allen zur Aufnahme der Stromufer mitgesandt. Die Schiffe nahmen mehr Kroomen an Bord, Leute, die einem kräftigen Menschenschlag angehöhen, am Cap Palmas wohnen und als Matrosen sehr gesucht sind. Sie wandern in großer Menge aus, weil ihre Heimat sehr unfruchtbar ist.

Am 16. Oct., nach einer langen, unangenehmen Fahrt, erreichte der Quorra die Mündung des Nun, und die beiden andern Schiffe vereinigten sich mit ihm. Aber gleich beim Beginn der Expedition fing das Fieber an unter der Mannschaft zu wüthen, und die Ersten, welche demselben erlagen, waren der Capitain und der Ingenieur des Quorra. Wie fürchterlich ungesund das Klima an den heißesten afrikanischen Küsten ist, davon lieferte der elende Zustand, in welchem sich die Matrosen am Bord der im Flusse liegenden liverpooler Brigg Susanna befanden, den deutlichsten Beweis. Vier Monate war sie schon segelfertig; die wenigen Seeleute, welche kein Opfer des Todes geworden waren, hatten zusammen nicht Kraft genug, nur die Anker aufzuwinden!

Am 26. Dec. begannen die Schiffe stromaufwärts zu segeln, das Ufergelände war zu beiden Seiten nichts als ein weiter mit Mangrovedäumen und Palmen bestandener Sumpf. Die Eingeborenen sind mit Geschwüren und ekelhaften Hautausschlägen heimlich bedeckt und haben überhaupt ein fleisches Ansehen, sowol in Folge der Einwirkungen des Klimas als ihrer zweckwidrigen Lebensart; sie schlafen nämlich stets unter freiem Himmel, berauschen sich häufig im allerschlechtesten Branntweine und nähren sich vorzugsweise von Fischen und Alligatorfleisch. Der Fluß wurde weiter aufwärts immer breiter, das Land gewährte allmählig einen angenehmeren Anblick, die Bevölkerung wurde dichter, zeigte sich aber auch feindseliger; die Mannschaft des Quorra landete und steckte sehr unathmigerweise eine kleine Stadt der Eboes in Brand. Zwei Tage nachher errichteten die Dampfschiffe die Hauptstadt Eboe, welche 150 englische Meilen von der Meerestüste an der Spitze des Nigerdeltas liegt, an einem parallel mit dem Flusse laufenden Stromarme. Sie hat etwa 800—1000 Häuser, und vielleicht 6000 Einwohner, wovon zwei Drittel unter 14 Jahren. Sie sind ein unternehmender Menschenschlag und treiben ausgebreiteten Handel mit Sklaven und Palmöl. Ein guter, gesunder Sklave kostet im Durchschnitt 60 Schillinge! Eine kleine Strecke oberhalb Eboe, das gleichfalls eine ungesunde Lage hat, trennen sich zwei große Arme vom Hauptstrome des Quorra, der Bonny und der Benin. Die Spitze des Deltas liegt nach Baird's Berechnung 160 englische Meilen von der Küste, und dieses selbst erstreckt sich in seinen Armen westlich bis zum Ka-

gos und östlich bis zum Kalabar. Von den 22 Strommündungen sind der Benin, Barri, Nun, Bonny und Akalabar die bedeutendsten, und der letztere soll mittels des sogenannten Kreuz- oder Querschlusses (Cross River) mit dem Neukalabar in Verbindung stehen. Keiner von diesen Armen, den Nun ausgenommen, ist bis jetzt näher erforscht worden. Dieser aber hat bei Eboe 3—3500 Fuß Breite; doch verengt er sich weiter abwärts an mehreren Stellen bis auf 40 Schritte. Das Delta ist von einer unzähligen Menge von Nebenarmen durchschnitten; die, welche vom Nun aus nach Osten laufen, sind aber sehr seicht und nur für Canots fahrbar. Die sumpfigen Ufer sind nur schwach bevölkert, und Baird berechnet die Anzahl erwachsener männlicher Personen von der Küste bis nach Eboe aufwärts auf höchstens 4000 Personen. Die Weiber und Kinder sammeln Palmöl; die Männer beschäftigen sich ausschließlich mit Beglageret, stehlen Menschen, wo sie können, um dieselben als Sklaven zu verkaufen, und berauschen sich tagtäglich.

Dicht oberhalb des Deltas ist der Quorra eine englische Meile breit und das Klima gesund; aber jetzt grade machten sich die Folgen der Sumpflust fühlbar; binnen zwei Tagen erkrankten 16 Menschen, unter diesen Baird, der erst nach drei Wochen, als 17 Mann gestorben waren, wieder sein Lagerbett fortzusetzen im Stande war. Alle sahen aus wie Espenster und waren aufs äußerste abgemagert; nur Lanber blieb frisch und gesund. Mit Mühe erreichten sie Attah, eine Stadt, die sich auf einem 250 Fuß hohen Hügel dicht über dem Strome erhebt, und deren König für den mächtigsten Monarchen zwischen der Seelüste und Fundah gilt. Er treibt einen ausgebreiteten Handel mit Sklaven. Attah ist der einzige Ort, wo ein Europäer längere Zeit leben konnte, ohne ein Opfer des Klimas zu werden, und muß, wenn der Handel erst mehr Ausdehnung gewinnt, eine große Wichtigkeit erlangen. Es beherrscht den Eingang zum Nigerdelta, ist trefflich zur Anlage einer Factorrei geeignet, und die Bewohner sind unternehmende Kaufleute, wiewol es den Engländern nicht gelang, Geschäfte zu machen; denn der Keger ist langsam und bedenkt sich, da er nicht weiß, was Zeitverlust ist, lange, ehe er mit unbekanntem Leuten Verbindungen anknüpft.

Dreißig englische Meilen oberhalb Attah beginnt die Stromverengung des Quorra, der hier nur 700 Yards breit ist und sich durch das Gebirge zwängt, welches Baird das Konggebirge nennt. Er sagt aber nicht, aus welchen Gründen er es als solches bezichnet. Wahrscheinlich bedient er sich dieses Namens, weil er keinen andern wußte, und weil er grade diesen in den Lehrbüchern der Erdkunde fand. Denn daß die Gebirgskette, welche hier der Quorra durchbricht, eine Fortsetzung des Konggebirges sei, welches über 200 deutsche Meilen weiter westlich im Randingolande sich erhebt, darf man wol, ehe sichere Facten und Beobachtungen vorliegen, nicht annehmen. Ebenso unwahrscheinlich möchte es sein, vorauszusetzen, daß die Keger in der Gegend um Attah vom Vorhandensein jenes Konggebirges genaue Kunde hätten, oder daß die vermeintliche lange Kette, hier wie dort, denselben Namen führe. Übrigens erheben sich die Gebirge, welche das Quorrathal einschließen, unmittelbar oberhalb Boequa oder Jecory, einem Dorfe, wo häufig zahlreich besuchte Märkte abgehalten werden, bis zu 2000 oder 3000 Fuß und haben tafelförmige Gipfel. Die großen Felsmassen, welche im Strome liegen und die Schifffahrt gefährlich machen, sind Granit, und das Wasser bildet viele Wirbel. Weiter oberhalb bietet die Gegend einen entzückenden Anblick dar, und der Quorra hat eine Breite von 3000 Yards (8—9000 Fuß); das mit zahlreichen Dörfern besetzte Ufer glied an manchen Stellen einem englischen Parke. Hier mündet der Sharry, und am nördlichen Ufer zog sich eine Kette niedriger Hügel nach Nordost. Am 22. Dec., als das Dampfschiff Quorra grade an der Mündung des Sharry ankam, rannte es auf den Grund und blieb volle vier Monate hier liegen. Dieser Unfall war um so verdrüßlicher, da bis jetzt noch keinerlei Handelsverbin-

lungen hatten angeknüpft werden können und alle Speculationen schlagfertig waren. Zum Glück zeigten sich die Heger sehr friedlich, und Laird durfte es sogar wagen, einen großen Theil seiner Vorräthe ans Meer zu schaffen. Er war sehr erfreut, daß Sander mit dem Abbruch der Stabbe oder Boussa hinauffahren wollte; denn dieser Mann sang bei jeder Gelegenheit Dank und Streit mit den Eingeborenen an und gab Veranlassung zu manchen unangenehmen Bemerkungen, deren Dofter er endlich wurde. Der Capitain des Abbruch aber weigerte sich, weiter zu fahren, weil der Strom nicht Tiefe genug habe, ein Vorgehen, das offenbar ganz grundlos war.

Vom Hinterlande aus erblickten die Engländer sieben Städte und große Dörfer, so dicht ist das Land bevölkert; von Oben bis zur Charrymanbung zählte Laird wenigstens 40 Dörfer, von denen jedes mehr als 1000 Einwohner hatte. Die Heger sind in dieser Gegend denen am Kan in jeder Hinsicht überlegen, und zeigten sich als intelligent, friedlich, arbeitsam; sie bebauen den Boden recht emsig, liefern mehrere Waaren in den Handel und versetzen sich so gut auf den Fischfang, wie irgend ein europäischer Fischer. Der Verkehr zwischen den einzelnen Dörfern wird als ungemein lebhaft geschildert, und soll wenigstens zweimal so stark sein als der auf dem Oberstrom; Männer, Weiber, Kinder, Alles handelt, mit Sklaven, baumwollenen Beugen und Eisenbein, und der Mittelpunkt dieses Handels ist Socqua oder Secory, wo alle zehn Tage ein großer Markt abgehalten wird, den Kaufleute aus Eboe, Aitah und Bonny, sowie Egga, Kuttum, Kuraffi und Fundah besuchen; auch finden sich Handelsleute aus dem innern Lande ein. In Perlenhänden, Elfenbein, Reis, Sklaven wird großer Umsatz gemacht; auch sind spanische und portugiesische Waaren am Plage und Kaules das Circulationsmedium; 1000 derselben gelten etwa so viel wie ein Schilling Sterling; Tauschhandel kommt nicht vor, Alles wird bar bezahlt.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Wie heißt die Gans im Lateinischen?

Answer. Ja, das ist eine gute lateinische oder römische Gans. Aber eine deutsche heißt Gansa. Dies wird nicht gleich mancher gute Lateiner glauben wollen, und doch ist es so. Als Philipp Melanchthon einst viele Gelehrte zu einer gebetenen Gans geladen hatte, entstand die Frage, wer sie zulegen solle? Wer den ersten lateinischen Vers auf die Gans extemporirte! hieß es endlich. Schnell ließ sich einer, der Prof. Stigel (geb. 1515, gest. 1562 in Jena), hören:

Vertitur assando nigra rubigina Gansa.

Alle stühten über das letzte Wort; aber schnell kam von Stigel noch der Pentameter hinzu:

Miraris Gansam? Plinius auctor habet.

Und dem ist in der That so. In der „Hist. Nat.“ X, 27, Lauchnig'sche Stereotypausgabe, findet man es; es steht zwar (in meiner Ausgabe) gantae hier, allein Scheller's „Lexikon“ sagt wiederum ausdrücklich, daß ganta und gansa eines sei. Das Wort ist offenbar deutsch, denn Plinius bemerkt, daß die weißen Gänse in Deutschland so genannt würden. Es hat dies Capitel aber auch noch einige andere hübsche Notizen. Die Römer schätzten eine Gänseleberpastete so gut wie wir und wußten die Leber durchs Rästen zu ungewöhnlicher Größe zu ziehen (in magnam amplitudinem), nur stritt man über den Erfinder dieser Kunst. Auch das Ausrupfen der Federn, was einen guten Gewinn gab, zweimal im Jahre, war gewöhnlich. Die deutschen Flaumfedern (pluma mollis corpori proxima) achtete man besonders hoch und die Gänsezeit war in Deutschland außerordentlich lebhaft. Dasselbe war in Gallien der Fall; vom Kanal her (a Morinis) wurden ganze Herden nach Rom

getrieben, was hundertmal mehr sagen will; als wenn jetzt eine Herde Leuchthäner aus Böhmen zu uns gelangt. 15.

Literarische Anzeige

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit \* bezeichneten Titel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres (meist) von den übrigen ist die Erscheinung ungewiß. (Fortsetzung aus Nr. 211.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint ferner:

\*19. Ersch (Johann Samuel), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. Bearbeitet vom Prediger C. A. Rese in Halberstadt.

Der Druck ist bis zum 38. Bogen fortgerückt und es fehlt nur wenig zur völligen Beendigung dieser Abtheilung, die ich im Laufe des Jahres ansetzen zu können hoffe.

\*20. Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste. Zweiten Bandes dritte Abtheilung und folgende: Geologie, Bergbaukunde, Chemie, Berg- und Hüttenkunde, Meteorologie. Mit vielen eingedrucktten Holzschritten. 16. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Der erste Band mit 221 Abbildungen (1836) kostet 2 Thlr. Der zweiten Bandes erste und zweite Abtheilung enthalten: Anleitung zur Mineralogie (1837) 18 Gr.; Anleitung zur Krystallographie (1837), 6 Gr.

\*21. Hund (B.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denkskizzen und andern Mittheilungen. Zweiter Band. K. W. Zffland und E. Deyriant. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der erste Band, C. F. W. Hofmann und F. G. Wegel (1836), kostet 1 Thlr. 16 Gr.

\*22. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Prof. Friedrich Brömmeel. Siebenter Theil und folgende. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Die ersten 6 Theile (1827—36) kosten 10 Thlr. 16 Gr.

\*23. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Verzeichniß, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise u. A. Achten Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von Otto August Schulz. Zweite Lieferung. Enthaltend: Zweite Abtheilung, Bogen 46—60. Velin- u. Broc. Nebst drei Beilagen. Gr. 4. Geh. Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr., Schreibpapier 1 Thlr. 16 Gr.

Der achte jetzt vollständige Band kostet 10 Thlr. 12 Gr.

Der erste bis siebente Band (1812—29) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigen Preisen gegeben.

\*24. Hille (Karl Christian), Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Baderessende. Zwei Theile. Mit Karten und Plänen. Stes Heft und folgende. 8. Auf feinem Druckpapier.

Das erste Heft (1837, 12 Gr.) enthält als Brunnen- und Bader-Directiv das Allgemeine über die Mineralquellen und ihre zweckmäßige Benutzung, und dient zugleich zur Veranschaulichung der einzelnen Compositionsarten; das zweite Heft (1837, 20 Gr.) die Beschreibung der Heilquellen von Böhmen und Böhmen; das dritte Heft (1838, 16 Gr.) die Bäder und Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glog; das vierte Heft (1838, 1 Thlr.) die Nord- und Ostseebäder.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 216.

4. August 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Erster Artikel.

(Bechluss aus Nr. 215.)

17. Funken von Friedrich v. Sallet. Trier, Trostschel.  
1837. 16. 5 Gr.

Herbei, Kritiker und Poeten! Hier ist ein Büchlein für euch, ein lehrreiches, beherzigenswerthes Büchlein, obgleich nur in Sebez und 44 Seiten lang; Funken, mit dem scharfen Stein des Geistes aus dem Gehirn geschlagen; Funken, von denen wir wünschen, daß sie in Herzen und Geistern Zunder, d. i. Beachtung und Beherzigung, finden mögen. Der Dichter, den wir schon früher einige Male in d. Bl. begrüßt haben, gibt den Inhalt seines Einfalles, Epigramme und sententiöse Ansichten enthaltenden Schriftchens selbst (S. 2) also an:

Praktisch und satirisch,  
Dibattisch und lyrisch,  
Confus und summarisch,  
Und meist literatisch.

Also etwas Praktisches:

Nr. 2. Wer euch, wie ein Ei, zu belippen dächte,  
Rechte nimme euch die Glieder zu rechte.

64. „Kücker!“ . . . hab ich zum Aderfräulein an;  
Sie kämpfte das Mädchen: „Wie heißt der Mann?“

68. Sie rennen nach Stoffen durch alle fünf Welten,  
Den Stoff im Gemäth erfassen sie selten.

Einiges Satirisches:

4. Das Ende muß stets spitzig sein;  
Der Esel hat ein Schwänzelein.

6. Gedanken such' im Liebe nie;  
Der Genuß ist ein Auges Biege.

10. Der Krenzel schreibt Kritiken sehr;  
Der Mogul ist ein großer Herr.

27. Er war einmal in Berlin, poß Bliz!  
Das spart allen Fleiß mit,  
Denn ohne zu lesen, schnell mach' ich den Bliz:  
Seine Verse sind Sand und Weizbier.

121. Bei dem Geschnatter ringsumher  
Hört man die Nachtigall nicht mehr.

Einiges Dibattisches:

20. Die Kraft geberdet sich nicht wild;  
Der echte Wein ist stark und mild.

22. Leicht ist es, Verse zusammenkleimen;  
Das Lieb muß wie die Blum' entkleimen.

24. Die schönste Erzählung und Schilderung  
Ist nur eine Guckkastenschilderung.  
Auf daß du sie zum Gedicht verklärst,  
Such den poetischen Brennpunkt erst.

Einiges Literarisches:

66. Oft ist die moderne Herrlichkeit  
Nichts als kindische Eitelkeit.

68. Es ist bequem, zerlissen sein  
Bei Küstern und Champagnerwein.

76. Wie bräut der wilden Erbabenheit Stempel  
In einem zertrümmerten Göttertempel!  
Ja, Byron! es ragt ein zerlissener Gott  
Hoch über gesunder Zwerglein Spott.

113. Ja, wir Poeten sind die Nullen,  
Die ihr wogendes Herz  
Ausbluten in Liebeschmerz,  
Um die gnädige Frau auf dem Canapee  
Nachmittags beim Kaffee  
In behaglichen Schummer zu lullen.

115. Mich ignoriert der große Krenzel,  
Mich nichtcapirt das kleine Wenzel,  
O weh! wo bleibt mein Lorbeerkränzel?!

Einiges Confuses:

147. Gott selber konnte nicht widerstehn,  
An das Kreuz zu gehn,  
Der Menschheit Weh auf sich zu laden,  
In des Jammers Wollustwellen zu baden.

Einiges Summarisches endlich:

150. Wenn das Alles gelesen die selbsten Knechte,  
Sagen sie: „Der ist uns auch der Rechte!“

Der geneigte Leser wolle nun selbst das Mitgetheilte sum-  
miren und sich daraus das Facit ziehen.

18. Gedichte von Pennafranca und Leander. Güstrow,  
Dptz. 1837. Gr. 12. 9 Gr.

Von diesen pseudonymen Kameraden in Apoll ist Einer so unbedeutend wie der Andere; so müssen wir bei aller Geneigtheit, ihre Bitte um nachsichtige Beurtheilung zu erfüllen, im Allgemeinen urtheilen. Der Leander gibt lyrisch-epische Sachen, die sämmtlich auf dem lauwarmen Strom der Alltäglichkeit dahintreiben, und die Sonette sind keine. Die ihnen folgenden Hergensklänge sind dem Petrarca'schen Canzoniere entstammt bis auf das Gedicht „An Sie“ (S. 47), das an den Hymnus auf die Jungfrau Maria erinnert. Der Abschnitt: „Frauen und Mädchen“ — matt, herzlich matt. Epigrammatische Hergensergießungen — erträglich. Pennafranca baut ein Magazin dem verliebten Jüngling, aus dem er nach Belieben eine Hergenshuldigung für die Erbtorene nehmen kann; denn einen Namen von den vierundfunzig muß sie doch wol haben? Charaden und Räthsel machen den Beschluß. Kurz, Hr. Leander ist kein Méry, Hr. Pennafranca kein Barthélemy, die Beide wie das Doppelgestirn Rastor und Pollux am literarischen Himmel Frankreichs glänzen und deren Namen immer zusammen genannt werden!



19. Gedichte von Friedrich Weisert, Adolf Bruck und Rudolf Richter. Dypeln, Baron. 1837. 8. 16 Gr.

Hier gar eine dreifache vierische Verbrüderung aus Dypel's Vaterland! Drei Primaner vom Gymnasium zu Dypeln, durch die Bande gemeinsamer Liebe zur Muttersprache und deren reiche poetische Literatur vereinigt, kamen auf den Gedanken, ein sogenanntes poetisches Kränzchen behufs der Förderung und Bildung des Schönsinns zu stiften. Diesen Zweck suchten sie zu erreichen durch eignes poetisches Wilden, gegenseitige strenge Kritik und durch die Betrachtung fremder Meisterwerke. Als nun zwei zur Unversität abgingen, beschloßen sie, nach reiflicher Prüfung des pro und contra ihres Vorhabens, die Blumen und Früchte ihres Kränzchens zu sammeln und dem Publicum zu überreichen, und setzten zugleich fest, den etwaigen Erlös zum Besten des Gymnasiums, das sie bildete, zu verwenden. Dem Hrn. Doctor Dehmann, welchen sie ihren Lehrer und den theilnehmenden, fördernden Freund ihrer Kameradschaft und Verbrüderung nennen, haben sie mit dankbarer Bestimmung das Buch gewidmet. Freundlich und bescheiden bitten sie das Publicum, mit Rücksicht ihre Versuche aufzunehmen. Wären wir ein härtefertiger Referent, der mit boshafter Freude das glimmende Docht auslöscht, oder das wankende Rohr zu zerstoßen liebt, oder ein übelwilliger, vornehmer Recensent, der über Jugenversuche der Art mit seinem Pörsant gleich bereit ist, so möchte es den dichtenden Commilitonen und Kränzgleitern übel ergehen; und wären wir ein Schulpedant, so würden wir hier vielleicht barsch herausfahren: „Sie hätten weiser gehandelt, meine Herren, wenn sie auf dem Gymnasium zu Dypeln die Blumen von Hellas und Latium gesammelt hätten, damit Sie dereinst dem Vaterlande als Ärzte, Geistliche oder Richter tüchtige Dienste geleistet hätten“; in dessen durchrinnst uns, nach einem Shakspeare'schen Ausdruck, die Milch der Milde und Rücksicht durch und durch, wir wollen dem Hrn. Doctor Johannes Dehmann an Liberalität nicht nachsehen und nicht freundlich zum Beginn des Musentrefffoliums; nur auf Zergrüderung und Charakteristikung ihres respectiven poetischen Naturells können wir uns bei der Beschränkung des Raums in d. Bl. nicht einlassen. Schon genug, daß wir keinen der Herren ein servum imitatorum pecus zu nennen brauchen!

20. Gedichte von Wilhelm Volkmar. Berlin. 1837. Gr. 12. 6 Gr.

Abermals eine jugendliche Erstlingsgabe; aber ein tüchtiges, vielversprechendes Streben; denn es zeigen sich hier Reime, die herrliche Blüten verheißten, und manche haben sich schon in dufftiger Farbenfülle erschlossen. Es fehlt dem Verf. nicht an Objectivität; er hat Lakt im Betrachten und Darstellen fremder Sitte und Volksthümlichkeit, wie sich das in der Ballade (S. 16), in: „Untergang der Dinnajaden“ (S. 12), in „Regerknaben in der Sahara“ (S. 22), in „Frankreich“, einer meisterhaft abgefaßten serbischen Erzählung (S. 43) und in der „Jrnschwilinger Schlacht“, wo der Norden und seine Sitte geschildert wird (S. 55), klar bekundet. Eine regsam vielseitige Phantasie schlingt ihren Zauber um alle hier zu poetischer Darstellung gewählten Objecte. Sein Ohr hört leise jeden rhythmischen Uebelklang, und wie ein Dichter sein und was er lieben muß, entfaltet sich zart und innig in: „Einsamkeit“ (S. 29). Wie effectvoll erscheinen in ihrer edeln Einfachheit die vier Nummern: „An der Ostsee“, und wenn es in der „Remmon'ssäule“ (S. 31) heißt:

Remmon, der Göt Sohn, zog hin zu der Schlacht am Stammenber,

Aber der Lappere fiel durch des Peliden Geschloß.

Da nahm trauernd die Mutter des theuern Kindes Gebeine,

Fährte sie über das Meer heim zum ägyptischen Strand.

Dort nun barg sie die Leiche am Ufer des schwellenden Stromes,

Stellte ein mächtiges Bild ewig als Denkmal ihm auf.

Wenn sie nun Morgens erscheint am sanft sich röhrenden Himmel,  
Gräßt sie der Sohn, und es tönt klagend, doch lieblich der Stein.

Laufend von Jahren verschwanden, der All fließt still durch die Trümmer;

Remmon's Säule ist kumm; aber die Sage ist schön.

Dürfte auch ich aus dem Grabe hervor die Gebeine einst gräßen,  
Leise, doch freundlich und mild lächernd im Hauche der Luft.

So freuen wir uns, daß uns sein Nam noch lebendwarm hier anweht! \*)

106.

Narrative of an expedition into the Interior of Africa, by the river Niger, in the steam-vessels Quorraah and Albarkah, in 1832, 1833 and 1834. By Mac Gregor Laird and R. A. K. Oldfield. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 115.)

Ende Februars starb der Schiffarzt, Dr. Briggs, und Laird beschloß im März, den Sharry hinaufzufahren, um wo möglich Fundah zu erreichen. Nach mancherlei Fährlichkeiten kam er wirklich dorthin, und wurde vom Könige besucht, dessen Befolge in zwölf Reitern und zahlreichen Bersaglieren bestand. Er war von athletischer Gestalt, in Sammet und Seide gekleidet, hatte aber einen unheimlichen Blick. Auf Laird's Karte, daß er gekommen sei, um mit ihm ein gutes Palaver zu halten, entgegnete er in der Hausprache: Es sei ihm lieb, das Angesicht eines weißen Mannes zu sehen; er habe Eisenbein in Fülle, und Alles, was er sein nennt, gehöre dem Fremdling. Zwölf große Keger, die seines geheimen Rath bildeten, nickten Beifall. Am demselben Abend erhielt Laird von einem zudringlichen Keel Besuch, der aber bald hinausgeworfen wurde; am andern Tage bei der Audienz ergab es sich, daß dieser kein anderer als Sr. Majestät selbst gewesen war. Er hatte aber nichts übel genommen; doch hielt er den Engländer, der sehr krank wurde, länger zurück, als diesem lieb war, und verstand sich erst dazu, den weißen Mann abreisen zu lassen, als dieser in seiner Gegenwart einen Fetisch gemacht hatte, d. h. er ließ Raketen und blaue Lichter steigen, und wies seinen Compas vor, der immer nach Norden zeigte. Das setzte die Keger in Erstaunen, und sie ließen nun einen Mann ziehen, der einen so wunderbaren Fetisch besaß. Nach zweimonatlicher Abwesenheit kam er wieder bei den Schiffen an. Fundah ist eine große Stadt mit wenigstens 40,000 Einwohnern, und liegt in einer Ebene etwa zwölf geographische Meilen (es sind 60 auf den Grad gemeint) vom Sharry entfernt, am nördlichen Ufer desselben, und etwa 40 Meilen von dessen Mündung. Die Festungswerke waren so zweckmäßig angelegt, daß Laird meint, sie könnten nur von einem Volke herrühren, das weit civilisierter gewesen sei als die jetzigen Bewohner; die Hauptstraße ist eine englische Meile lang und 200 Fuß breit, die übrigen aber sind eng und schmutzig. Die Hüttenmasse, welche den Palast des Königs bildet, bedeckt einen Raum von zehn Morgen Landes und ist mit einer 15 Fuß hohen Erdmauer umgeben. Die Gewerbsamkeit der Stadt ist auf Verfertigung von Baumwollenzuch, Kupfer- und Eisenwaaren und zwei Färberereien beschränkt. Das Zeug wird aus einer sehr feinen Baumwolle gewebt, ist sehr stark und dauerhaft und den Waaren von Manchester beiweitem vorzuziehen. Das Kupfer, welches hier verarbeitet wird, kommt den Sharry hinab, aus einem im Osten liegenden Lande. Fundah hat gegenwärtig keinen bedeutenden Handel, es war aber früher ein Stapelplatz, wo Kraber und Fellatahs europäische Waaren gegen Sklaven eintauschten. Im 15. Jahrhundert ist es wol bedeutender gewesen, was auch daraus hervorgeht, daß man den Namen Fundah auf der Karte des venetianischen Geographen Fra Mauro findet. Laird reiste im Anfange des Jul. zurück, traf aber am 10. desselben Monats unterwegs Lanber, Dibsied, nebst mehren Begleitern, welche in einem Boote stromaufwärts fuhr-

\*) Der zweite Artikel folgt im October.

von einem Engländer aus Cape Coast Castle, Brown, als Agenten irgendwo ans Land zu gehen.

Am 2. Aug. fuhr der Alburk in den Sharry, ober, wie Oldfield schreibt, in den Tschabba hinein. Er wollte wo möglich den Tschabsee erreichen und fuhr 14 Tage lang stromaufwärts. Da begannen die Lebensmittel auszugehen, und die Reisenden beschloßen umzukehren, weil die Eingeborenen sich feindselig gegen sie zeigten. Oldfield bemerkt, es sei immer noch ungewiß, ob der Sharry oder Tschabba dem Tschabsee zum Abflusse diene; doch ist er geneigt, die Frage bejahend zu entscheiden, wiewol unserer Ansicht nach auf die Äußerungen der Regier nicht viel zu bauen ist, sobald diese von Gegenden sprechen, die entfernt liegen. So behaupteten sie z. B. auch widerständig, der Quorra münde in den Sharry und flöme demnach in den Tschabsee. Übrigens ist das Wasser des Sharry kälter als jenes des Quorra; jener schwellt früher und weit plötzlicher an als dieser; es wird auf ihm, im Vergleich mit dem Quorra, nur ein unbedeutender Handel getrieben, der doch, falls der Fluß mit dem großen Tschabsee im innern Sudan zusammenhänge, sehr beträchtlich sein müßte; wahrscheinlich ist daher der Sharry kein Abfluß des Tschabsees, sondern kommt aus einem Gebirge unter dem Äquator, vielleicht aus derselben Kette, auf welcher der Kameroun, der Malimba und andere Ströme entspringen, die freilich nach einer entgegengesetzten Richtung fließen.

Der Alburk fuhr wieder in den Quorra hinein, und zwar nach Norden. In Kafunda, das etwa zehn Meilen oberhalb der Sharrymündung, aber am westlichen Ufer liegt, war das Land gut angebaut und weiter oberhalb die Volksmenge sehr beträchtlich. Man konnte vom Bord aus auf einmal elf beträchtliche Städte zählen, und Egga soll noch nach Oldfield's Behauptung „eine unermeßliche Einwohnerzahl“ haben. Am 16. Sept. erreichte der Alburk die Stadt Kabbah, 30 deutsche Meilen nordwestlich von der Sharrymündung entfernt. Sie liegt bereits im Gebiete der mächtigen Fellatahs, und zum ersten Male wurde hier eine britische Kanone abgefeuert. Die Straßen sind eng und schmal, doch ist der Verkehr sehr lebhaft und jede Waare hat hier eignen Marktplatz. Daman, der Statthalter von Kabbah, ein verständiger, unterrichteter Mann, nahm die Reisenden wohlwollend auf; es waren mehrere Kraber (weiße Mohammedaner) in der Stadt, und Alles deutete auf eine höhere Civilisation als bei den weiter unten am Ströme wohnenden Völkern. Wiewol auch hier die Regier sich keineswegs beeilten zu handeln, so ist doch Lander der Meinung, daß künftig vortheilhafte Verbindungen angeknüpft werden könnten. Da keine Geschäfte zu machen waren, so kehrten die Reisenden, welche eigentlich bis Boussa gewollt hatten, wo eine quer durch den Fluß laufende Felsenleiste weiteres Auffahren unmöglich macht, am 2. Oct. wieder um; Lander kaufte unterwegs bei Atah den Eingeborenen eine Insel ab und ließ dort Herrn Brown mit Waaren als Handelsagenten zurück. Am 1. Nov. erreichte der Alburk das Meer, wurde nach Fernando Po gesteuert und dort ausgebeffert (während Lander nach Cape Coast Castle ging, um einen Vorrath Kauries zu holen) und fuhr, von Oldfield befehligt, abermals den Quorra aufwärts, aber zu einer sehr unglücklichen Zeit; Alles mißlang, die Maschinen wollten nicht gehen, es fehlte dem Schiffe der nöthige Vorrath an Öl oder Fett, es rannte mehrmals auf, die Mannschaft wurde zum größten Theile vom Fieber dahingerafft und Lander, der wieder am Bord war, so verwundet, daß er, wie schon oben bemerkt wurde, bald nachher starb.

Daß die ganze Expedition so schmählich verunglückte und so geringe Resultate ergab, rührt offenbar zum größten Theile von dem Mangel an Einigkeit zwischen den Anführern her. Lander und Laird konnten sich miteinander nicht vertragen; als der Quorra vier Monate vor der Sharrymündung liegen bleiben mußte, warf der Alburk nicht etwa dicht bei ihm, sondern in einer Entfernung von beinahe anderthalb deutschen Meilen seine Anker aus; Lander war gesund, die Eingeborenen zeigten sich friedlich, und doch fiel es ihm nicht ein, auch

nur eine Expedition ins Innere zu unternehmen, während Laird, obwohl schwer krank, doch die mühevollen Reise nach Fungah machte. Und als er nach zwei Monaten zurückkam, war Lander gar nicht mehr anwesend und schon längst abgereist; er begegnet diesem, der wieder zurück und stromaufwärts fährt, nicht um bis Boussa zu steuern und Handelsverbindungen anzuknüpfen, sondern um den Sharry zu untersuchen, wo möglich den Tschabsee zu erreichen und Entdeckungen zu machen; allerdings ein lobenswerthes Bestreben, aber unter den obwaltenden Verhältnissen weder zu billigen noch zu entschuldigen. Die Eitellichkeit war furchtbar; am Bord des Quorra starben von 29 Mann nicht weniger als 24, auf dem Alburk 15 von 19. Freilich waren die Leute selbst daran schuld; denn daß bei gehöriger Vorsicht das Klima doch nicht so unheilbringend ist, wie man allgemein glaubt, das hat die Expedition des Kaufmanns Becroft gezeigt. Dieser, auf Fernando Po wohnhaft, fuhr in demselben Dampfschiffe Quorra im September 1835 den Strom hinauf und erreichte Eboe schon nach einer Fahrt von nur 37 Stunden, führte oberhalb Atah einen sehr einträglichen Handel, knüpfte eine Menge von Verbindungen an, kam nach Verlauf eines Vierteljahres wieder in Fernando Po an und hatte nur einen einzigen Mann verloren.

Der Reisebericht Oldfield's nimmt den größten Theil der vorliegenden zwei Bände ein; dieser Mann ist aber kein besserer Beobachter als Laird und weit vorurtheilsvoller als dieser, der doch wenigstens ausdrücklich zugesteht, daß die Einwohner des Quorrastromes sich freundlich, friedlich und zuvorkommend erwiesen. Er sagt: „Ich kann mit Wahrheit behaupten, daß europäische Kaufleute von den Bewohnern des Innern mit offenen Armen empfangen werden; daß sie darauf rechnen dürfen, mit Güte und Achtung behandelt zu werden, und ihr Leben wie ihre Waare auf dem Niger ebenso sicher und wohl geschützt sind wie auf der Themse.“

Übrigens stimmt Laird's Text häufig nicht mit der von Lieutenant Allen entworfenen und von der Admiralität herausgegebenen Karte des Quorra überein. Laird sagt z. B.: „Funfzehn englische Meilen oberhalb Eboe trennen sich der Benin und der Bonny vom Quorra. Wir fuhrten über den Beninarm und fanden ihn etwa 800 Yards breit.“ Laird hätte sich durch einen Blick auf die Karte überzeugen können, daß er über einen zum Bonny fließenden, vom Hauptstrom durch eine Insel getrennten Arm fuhr.

Die Erdkunde ist im Ganzen wenig durch diese Expedition bereichert worden, und von den Ländern, die nicht dicht am Quorra liegen, erfahren wir durchaus nichts. Wer in diesem Werke etwas über Wassenah und Wangara zu finden meint, wird sich getäuscht finden. In Kabbah traf Oldfield arabische Kaufleute aus Bornu, Tripoli und Timbuktu; er hat aber von ihnen weiter nichts erfahren, als daß Kabbah von Timbuktu 10 oder 15 Tagereisen entfernt sei.

Auf die Nordpolarexpeditionen sind ungeheure Summen verwandt worden, und sie haben England vielleicht hundertmal mehr gekostet, als Rußland für die Untersuchung der nordasiatischen Küste auszugeben nöthig hatte; wäre nur ein Zehntheil jener Summen auf zweckmäßig geleitete Entdeckungen in Afrika verwandt worden, dann wüßten wir sicherlich mehr über diesen jetzt noch so unbekanntem Erdtheil. Die Reise nach Timbuktu auf dem Niger oder von Cape Coast Castle durch das Land der Aphantis bietet jetzt für Kaufleute keine sehr bedeutenden Schwierigkeiten mehr dar. Aber auch Expeditionen, die in andere Gegenden unternommen würden, könnten leicht bedeutende Resultate ergeben, z. B. eine Untersuchung des Kourflusses in 17° 40' südlicher Breite. Er ist für kleinere Schiffe recht gut fahrbar und wahrscheinlich der Kunene oder große Fluß der portugiesischen Karten, der von den Gebirgen im Innern Senegals kommt und nach Süden fließt. Die dortigen Neger sollen sehr fleißig sein und ihr Land sorgfältig anbauen. Vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus unternommene Entdeckungsreisen haben eine breite Strecke von Wüsten und dürrer Gbe-

nen zu durchziehen, ehe sie in volkreichere Gegenden kommen, während Expeditionen von der Ostküste her auf günstigeren Erfolg rechnen dürften. Schon Isaac Bossius soberte vor 200 Jahren zu dergleichen Unternehmungen auf. Der Exultan von Patta, der auf einer Insel im Jembesi (Jambesi) wohnt, ist zwei Monate lang denselben Stromaufwärts gefahren, und das geschah erst vor einigen Jahren. Die Karawanenstrafe vom Hasen Berbera ins Innere des Landes der Somolis ist lebhaft besucht worden und bekannt, so weit die Geschichte reicht, und 1835 erbot sich ein Häuptling, einen Offizier des englischen Schiffes Palinurus mit ins Innere zu nehmen. Von dieser Seite her müssen wir aber kurz oder lang viel Wichtiges und Neues vernehmen. 47.

**M a n c h e r l e i .**

Der Ästhetik des Komischen läßt sich statt jener Zweitheilung in Hohes und Niedriges eine Dreitheilung empfehlen. Komisch ist Etwas, 1) worüber geschelte Leute lachen; 2) worüber die Dummsten lachen; 3) worüber sowol Geschelte als Dumme lachen. Jene eine von diesen Classen dauerhaft zu befriedigen, ist nicht leicht, aber den Triumph des Komikers bildet, wenn er die letztern beiden befriedigt. Jean Paul z. B., welcher Vortreffliches für die erste Classe geschrieben, hat dadurch viel eingebüßt, daß die zweite Classe Nichts an ihm findet, und sonach ist er von selber von der dritten ausgeschlossen. Cervantes dagegen ergötzt unvergleichlich die zweite Classe von Menschen und hat mit ihr zugleich die dritte und erste. Niemand ist so dumm, daß er nicht lacht, wenn Don Quixote Windmühlen für Riesen, Stallmägde für Prinzessinnen ansieht, und Jeder freut sich angenehm, daß er niemals ein solcher Narr gewesen. Gewichtigere Leute, die vielleicht öfter in den umgekehrten Zustand des Don Quixote gerathen, daß sie nämlich Riesen des Lebens als klappernde Windmühlen, Herzensprinzessinnen wo nicht als Mägde, doch als gewöhnliche Erbdientler kennen lernten, finden in des spanischen Ritters Irrthum eher Stoff zum Weinen als zum Lachen; aber der ironische Hohlspiegel des Dichters, welcher ihm die eigne Erfahrung selbstam verkehrt zeigt und daran die sinnreichsten Gespräche des Ritters und seines Knappen knüpft, gewährt bedeutsame, frische, sich selbst stets verjüngende Ergözung. Selbst ein Philosoph, der doch unter die Ersten der ersten Classe gehöret, möchte lachen, wenn er sich nicht ärgert, wie dialektisch Don Quixote seine Ritterthumsbegriffe gegen Windmühlen und Mägde und Sancho Pansa's gemeinen Menschenverstand zu rechtfertigen weiß. Wollte man Tiefwitz und Flachwitz unterscheiden, wie Tiefwitz und Flachwitz, so hätte Cervantes an den Abenteurern von La Mancha das herrlichste Mittel gefunden, seinen Tiefwitz mit hinreichendem Flachwitz zu versehen, was immer geschehen muß, um in der Menschen-gesamtwelt beliebt zu sein und zu bleiben, was aber nicht allemal gelingt und z. B. „im Pantagruel“ und „Gudibras“ ziemlich verunglückte. Ist es schwer, ein Komisches für geistreiche Leute darzustellen, so noch schwerer für beschränkte, und am schwersten für beiderlei Art zugleich.

Unsere ästhetischen Reisebeschreiber vor zwanzig Jahren bemühten sich mit seltenem Glück, schön zu schreiben, das heißt, viel Gewöhnliches, was auf Reisen gesehen wird und sich eignet, in ungewöhnlicher Weise mitzutheilen, woraus ein schlichter Prosaist Manches lernen darf, nämlich: wichtigen Flug der Einbildungskraft, gelehrte Anspielungen, eigenthümliche Empfindungsweise. Nach Matthiffon, welcher weit reiste, das Erfahrene vergnüglich beschrieb und für classisch gehalten wurde, hatten sich Viele gebildet und überboten sich in Schönheiten, deren vollständige Blumenlese höchst lehrreich sein müßte. So nannte ein damaliger Reisebeschreiber die Erde „unsere alte Kassandra“, den Harz „ein Stückchen abgerissener Schwitz“,

den Bloßberg „einen langen Herrn Pflücker, der sich mit Nebelkappen bedeckte“, ja wenn er nebelfrei wurde, „erhob er sich aus den Wolken wie das Gebirge Ararat nach der Sündflut“. Weil in der Gegend von Gießen die Weiber ihre Kasken auf dem Kopfe tragen, wollte der Reisende, es sollten die Pfarrer dagegen predigen, indem es die Weiber damit „den Gelehrten und den mit Hörnern lastziehenden Ochsen gleich thun“. Goethe ward genannt ein „consequenter poetischer Spinoza“, die Bergstrafe „ein süßes Idyll, welches das romantische Gedicht einleitet, das die Natur am Rhein vor unsern Blicken aufschlägt“. Von dem heidelberger Schlosse aus war das Ungelächte, was sich darbietet: „Das aufgerollte Blatt aus dem Buche der Natur“ u. s. w. Die neuern Verf. von Reisebüchern hätten sich freilich vor solchen Schönheiten der Matthiffon'schen Zeit, sie haben aber dafür andere, deren Sammlung wünschenswerth wäre.

In einer Schrift über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit verlangt Welzel vier höchst nützliche Werte: 1) Kritik des Wissens, 2) Kritik des Wahrscheinlichen, 3) Kritik des Ungewissen, doch Möglichen, 4) Kritik der Irrthümer und des Unergründlichen. Diese Werte sollen, meint er, von Sachkundigen gemeinschaftlich verfaßt werden. Der gute Mann vergißt aber, daß außer mathematischen Sätzen die Menschen weder über Wissen, noch über Wahrscheinliches, Mögliches und Irriges übereinstimmen. Mancher Philosoph würde seine Philosophie dem ersten Kritik einverteiben wollen, welche nach dem Urtheil Anderer ins vierte gehöret, und wenn die Philosophen nicht einig werden, wie dann alle übrigen Wissenden, da grade Philosophie über Wissen, Wahrscheinliches, Ungewisses und Irriges entscheiden muß? 7.

**Enthüllung eines merkwürdigen Geheimnisses.**

Im J. 1824 erschien zu Warschau von einem dortigen Professor, Namens Zinslerling, der erste Band einer „Histoire romaine“, in welcher nicht nur „le fameux Luther“, sondern auch einige Professoren in Göttingen, unter andern Herren und Hugo, gewaltig mitgenommen werden. So heißt jener „un malheureux professeur, qui a donné à sa triste compilation le titre d'idées“, und dieser „un de ces professeurs, que Cujas n'aurait pas reçu au nombre de ses écoliers“. Allein noch merkwürdiger ist das Geheimniß, welches unser Zinslerling in Bezug auf die Frage enthält, warum es in katholischen Ländern mehr Revolutionnaires gegeben habe und noch gebe, als in protestantischen. Darauf hat zwar Herr Görres geantwortet, es möchte den Protestanten wol ebenso wenig als den Katholiken an Lust zum Revolutioniren fehlen; sie hätten aber nur nicht den Verstand und die Kraft dazu. Allein eine so flache Antwort konnte dem tiefer schauenden Professor in Warschau nicht genügen. Er ging daher der Sache mehr auf den Grund und entdeckte diesen in einem Geheimnisse, welches die protestantischen Revolutionnaires gefunden haben sollen. Man höre und staune! „C'est que ces Messieurs ont trouvé le secret de faire dans les pays protestans une révolution sans révolution, en attendant mieux, tandis que dans les pays catholiques il fallait d'abord par la force établir le pouvoir de la secte, parcequ'elle y trouvait plus de difficulté à regner en silence.“ Schade, daß das Geheimniß nun verrathen ist und also wol auch in protestantischen Ländern sobald keine wirkliche Revolution ausbrechen wird! \*)

Krug.

\*) Den wahren Grund hat unstreitig besser entdeckt Tischner in seiner Schrift: „Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet“ (4. Aufl., Leipzig 1824). Auch die jetzigen Wirren am Rheine und in Posen erhalten dadurch viel Licht.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 217.

5. August 1838.

Savonarola. Ein Gedicht von Nikolaus Lenau.  
Stuttgart, Cotta. 1837. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Echte Poesie, schöne Poesie, von einem echten Poeten, und doch kein Gedicht. Es klingt so anspruchlos, wenn der Dichter sein Werk nur „ein Gedicht“ nennt. Und doch ist es grade das nicht. Poesie, geschöpft aus tief innerster Quelle des Gemüthes, ausgestattet mit allen Blüten der Phantasie, unterstützt von der lebendigsten Gabe der Rede, von hellem Urtheil, von harmonischen, das Ohr fesselnden und die Seele erfreuenden Versen; aber wenn ein Gedicht ein Ganzes sein soll, nicht ein gemachtes, zusammengefügtes, sondern ein geborenes Organon, Eins aus dem Andern entspringend, Eins das Andere bedingend, eine Nothwendigkeit, deren Zwang man nicht sieht, von deren Kraft man aber hingerissen wird, dann ist es kein Gedicht. Ein leuchtendes Bild, ein großer Gedanke hat dem Poeten vorgeschwebt; doch die echte Ehe wollte nicht kommen. Sie liebäugeln wol, sie sprechen und phantastiren von ewiger Liebeslust und Treue, aber der Bund dauert nicht aus. Sie glauben noch zusammenzustimmen, Eins zu sein, allein es ist Selbsttäuschung, und um die Lücken in der Leere zu verbergen, wird Auserliches, Willkürliches von fern herbeigeholt. Eine schön gedachte, empfundene und begonnene Dichtung, kunstreich ausgeführt, aber kein Kunstwerk.

Ob Savonarola, so viel wir über ihn wissen, allüberall zum Gegenstande eines epischen Gedichtes taugt, steht dahin. Vielleicht dann, wenn es wahr wäre, was der Dichter von ihm sagt:

Ein Wunsch durchglüht sein ganzes Leben,  
Sein Trachten immer, überall  
Ist nur, die Kirche zu erheben  
Von ihrem ungeheuern Fall.

Aber wenn der Wunsch ihn durchglühte, so war es nicht sein letzter, und blieb nicht sein einziger. Die innere Geschichte des kühnen florentiner Mönches ist noch von geheimnißvollem Dunkel umlagert; in seiner äußeren Geschichte tritt aber die reine, helle, gläubige Begeisterung nach einer Kirchenreformation, wenn sie in ihm Bewußtsein geworden, bald zurück und die wilde Factionswuth eines italienischen Demagogen begehrt ihre Rechte. Savonarola wollte herrschen, wenn auch nicht wie ein Cromwell, Robespierre und Napoleon, doch wenigstens wie

ein Calvin, dessen Aern italienisches Blut durchglüht. Er maßte sich das weltliche Regiment an. Dies, und nicht die Furcht der römischen Kirche vor seinen Lehren, stürzte ihn. Lenau läßt den Jüngling Savonarola mit seinem Freunde Domenico schwelgen an der Erinnerung der Märtyrer Johannes Hus und Hieronymus von Prag, und sich begeistern zu ihrer Nachfolge. Aber der historische Savonarola wird ein republikanischer Reformator; weil das Haupt der Kirche auch ein Tyrann ist, kämpft er gegen diesen und erregt dessen Groll wider sich. Das konnte auch der Dichter nicht umgehen; im Gegentheil es wird auch bei ihm zu einem Hauptelemente des Gedichtes, wenngleich er das ethische Moment, den Abscheu vor den Freveln der Borgias, heraushebt. Von einer Doctrin, von einer allgemeinen Kirchenreformation, die Savonarola gepredigt und ins Leben setzen wollte, schweigt die Geschichte. In kleinliche Intriguen eines kleinen Staates verwickelt ging der kühne Feuereifer unter. Wenn die reine Glaubensflamme, die einen Luther, Melancthon und Zwingli durchglühte, in ihm wirklich aufgeleuchtet ist, wenn sie symbolisch in einzelnen Momenten seines Lebens sich aussprach, so zeigt wenigstens sein trübes Ende, daß sie nicht mächtig genug war, ihn gegen die Unbill seiner Feinde vor der Nachwelt zu vertheidigen. Untergehen mochte er, aber aus dem Untergange eines gottersfüllten Bewußtseins schließt ein Lebensbaum empor. Was ging aus Savonarola's schmählichem Tode für Italien hervor? Der Dichter läßt einen alten, in fürchterlichem Schmerze abgestorbenen, ingrimmigen Juden sich bekehren und Christ werden. Das ist dichterisch schön erfunden, aber was weiter?

Wie die Sachen standen, war es am Dichter, aus Savonarola einen Helden zu machen, wie er ihn brauchte. Der historische genügte nicht. Nun ist der Fleiß und die Arbeit, und auch die Begeisterung nicht zu verkennen; aber weil er das nicht fand, was er suchte, hat er so viel hineingetragen, daß das Nebenwerk zur Hauptsache ward. In des Dichters Idee lebte Savonarola als Reformator, er läßt ihn träumen, schwärmen, predigen. Daß er ihm eine Doctrin in den Mund gibt, die ins 19. und nicht ins 15. Jahrhundert gehört, sei ihm nicht verargt; daß sein florentiner Mönch gegen die philosophischen Beckrunge der jüngsten Zeit von der Kanzel von San-Marco

donnert, warum sollte es ihm nicht zugestanden werden, da es sein Savonarola ist. Aber die Geschichte trat nun störend ein. Er konnte seinem Helden keine andere äußere Laufbahn vorzeichnen, keinen andern Erfolg, keinen andern Ausgang ihm andichten, als den des wirklichen Savonarola. Wie mag er gerungen haben, seinen Reformator in der Idee siegreich durch die Strudel und Klippen zu bringen, an denen der historische zerschellte. Vergebens. Die Geschichte zersplittert sich. Der wirkliche Held tritt in den Hintergrund, um nur zum Schlusse, mit dem Märtyrerscheine des Dulders umstrahlt, auf Augenblicke wieder zum Vorschein zu kommen. Aber der Dichter weiß sich zu helfen. Er bringt in den Vorgrund die furchterliche Sittengeschichte des Jahrhunderts und der verderbten italienischen Staaten, des päpstlichen Hofes. Bilder, Nachtstücke, mit flammendem Pinsel der Enttäuschung hingeworfen, Gesänge mit solcher blendenden, schlagenden Wahrheit, daß sie den Dichterberuf ihres Verfassers allein schon bekunden. Aber was helfen alle diese zerstückten, vortrefflichen Bilder dem Ganzen? Sie sollen den Mangel verdecken, aber weil sie so mächtig in sich sind, lassen sie die Leere nur desto deutlicher merken. Wenn man dem Bornergusse in der herrlichen Predigt Savonarola's mit Entzücken folgt, welche Anlage zu einem großen, herrlichen Gedichte! Und je weiter man vordringt, Umschreibungen, schöne Bilder, Täuschungen. Wir fragen uns: hat sich der Dichter mehr im Stoffe vergriffen oder in der Kraft, die er sich zumuthete, versehen? Unsere Bildung will keine großen Gedichte, eine Epopöe ist nicht mehr an der Zeit, könnte man uns antworten. Unser Bedürfnis zerlegt das Heldengedicht in seine alten Stoffe; nur so, als getrennte Balladen will es sie noch genießen. Wir meinen nicht, daß der Dichter sich zur Beschönigung das zugesteht. Er wollte etwas Ganzes, und welcher Dichter kann das nicht wollen? Seine Kraft brach, entweder am Gegenstande, oder an etwas Schlimmern. Lenau kann sich deshalb mit Vielen trösten. Schlimm, daß es ist, allein es ist; aber vergebens lügen wir uns vor, weil wir nichts Ganzes mehr machen können, daß die Poesie jetzt berufen ist Stückwerk zu liefern.

Welche wunderschöne Klänge, welche andere wirkliche Wahrheit, statt des stereotypen Anrufs der Muse, wie der Dichter seinen Gegenstand selbst anruft, ihn zu inspiriren:

Strolamo, dreihundert Jahre  
Sind nachgeflogen deinem Staub!  
Komm, segne mich mit deiner Nähe,  
Und segne meines Liedes Klang,  
Daß ich dein großes Herz verlese,  
Und nicht verlege im Gesang!  
Daß wehend in die Seele fallen  
Von jenem Strahl mir einen Schein,  
Und laß ein leises Wiederhallen  
Mein Lied von deinem Worte sein!

Doch es kostet Mühe, ehe die Gestalten da sind, unter denen das Wort erschallen kann. Auch der Prediger selbst muß erst gebildet werden. In bilderreichen Romanzen erfahren wir seine Jugendgeschichte, wie die Schauer einer

Gewitternacht den Sinn des Knaben zum Geistlichen gewendet, wie er den Ältern entweicht, in ein Kloster geht, erzogen wird und sich erzieht zu dem großen Berufe. Das sind süße Bilder und Lieder, wie wir sie von Lenau kennen. Aber ein epischer Dichter würde uns in medias res, in den Sturm der wogenden Volksmenge von Florenz geführt, er würde mit dem Kampfe zwischen dem Augustiner und Savonarola auf den Kanzeln begonnen haben. Die Erziehungsgeschichte ließ sich immer als Episode, als eingeschobenes Idyll nachholen. Doch Lenau's Poesie ist wie gebannt an süße Stilleben, wo die Natur in Nachtigallen und Rosen hold flüstert mit den Verzweifelnden. Wenn ihm das Unmögliche gelang, selbst Faust zu einem süßen Träumer zu machen, was verargen wir ihm, wenn er seine italienischen Reformatoren und Demagogen mit den Blumen kosen läßt. Der alte Prior spricht zum Novizen folgendes Gedicht, das wir an jedem andern Orte wunderschön fänden, wo es nicht als Einleitung zu den florentiner Volkstürmen steht:

In Blumen freut sich mein Gemüthe,  
Und ihrem Räthsel lausch' ich gern,  
Die uns so nah mit Duft und Blüte,  
Und durch ihr Schweigen doch so fern.

Wenn ich durch ihre schmucken Reihen  
In Abendkühle wandeln geh,  
Und oft in süßen Träumereien  
An einer Gruppe sinnend steh,

So ist mir schon zu Sinn geworden,  
Es lagre unterm Himmelszelt  
Der große reiche Blumenorden,  
Ein weites Kloster durch die Welt.

Ob sie nicht in Gelübden leben?  
Sind nicht die Blumen keusch und rein?  
Der Armut hold und treu ergeben,  
Bergnügt bei Thau und Sonnenschein?

Gehorsam springen sie vom Bette,  
Wenn sie die Frühlingshora ruft,  
Und eilen in die große Wette,  
Zu bringen ihren Opferduft.

Ob die Urheber unserer romantischen Revolution im Ausgange des vorigen Jahrhunderts es wol als möglich dachten, daß ein halbes Jahrhundert später der alte Gedanke: „Welchen süßen Frieden athmet die Natur, und welch ein reißendes Thier ist der Mensch dagegen“, eine große begabte Dichterschule, die junge österreichische, noch so sehr begeistern könne, daß er in ihren Gedichten immer und immer und in tausend Variationen wiederkehrt! Die sentimentalischen Rückblicke auf das Stilleben der Natur erinnern mich in diesem Gedichte an die Kunst unserer Improvisatoren, welche, unzufrieden oder nicht eins mit der ihnen gewordenen Aufgabe, sich so oft es geht mit lyrischen Intermezzen erholen, die in ihnen fertig sind.

Savonarola ist gefährlich  
Der Papst: und Mediceremacht,  
Weil er das Licht der Wahrheit ehlich  
Der Sünde streckt in ihre Nacht.

Um deshalb muß der Augustiner Mariano in seiner Kanzelrede ein feines, buntes Truggewebe von dem Stücke der Gegenwart dem blöden Volke um die Augen stricken. Der Papst hat ihm geschrieben:

Geh hin und schlage diesen Schwärmer  
Mit des Verstandes blankem Schwert,  
Schaff mir vom Leib den wilden Lärmer,  
Der mir an meinem Mantel zerrt.

In Mariano's glänzender Rede, daß wir uns der  
Luft der Welt nicht verschließen sollen, mit allen ihren  
Citaten aus den heidnischen Classikern in der katholischen  
Kirche ist nichts Unhistorisches. Rom, aufgesaugt mit  
griechischer Weisheit und Kunst, focht damals mit andern  
Waffen als heute gegen die finstere Sittenstrenge der Re-  
formatoren. Nicht die Doctrin galt es damals zu erhal-  
ten, sondern die hellere, hochgebildete Lebenslust. Von  
Roms Kanzeln ertönten vor Luther noch ganz andere Vor-  
träge. Die Namen der Götter Griechenlands flossen von  
den Lippen der römischen Priester, um sich beim päpstli-  
chen Hofe beliebt zu machen, in dessen Kreisen antike Na-  
turen größere Verehrung als alle wunderthätigen Heiligen-  
bilder genossen. Mariano's Rede ist vortrefflich, aber gewiß  
nicht, wie ein oberflächlich Unterrichteter meinen könnte,  
protestantisch, wenn er das Volk haranguirt:

O Freunde, glaubet nicht dem Herben,  
Der überall nur Jammer sieht;  
Laßt Euch das Leben nicht verderben,  
Das doch so bald, so bald entflieht.

Der Gott, der sich uns hingegeben,  
Sah auch den milden Sonnenschein,  
Hängt süße Trauben an die Reben  
Und weckt die Nachtigall im Hain.

Er gönnt den sücht'gen Phänomenen,  
Oh sie verschlingt die Lobeshlücht,  
Daß lächelnd unter Freudenthränen  
Sie sich umarmen auf der Flucht.

Gott wird nicht ewig Euch verlassen  
Ob eurer Sünden in der Zeit,  
Gott liebt Euch über alle Maßen,  
Denn Gott ward Mensch von Ewigkeit.

Die Menschheit hat in Gottes Lichte  
Sehlt schon längst und ehedem;  
Der Strom der heiligen Geschichte  
Entsprang nicht erst in Bethlehem.

(Der Beschluß folgt.)

### Correspondenznachrichten.

Athen, 27. Juni 1838.

Als im October 1836 Dr. Ross seine Stelle als Conservator der Alterthümer niederlegte, ließ Pittakis, sein Nachfolger, die bereits weit vorgeschickte Aufrihtung des Siegestempels einstellen. Man wollte vorher noch Nachgrabungen in der Nähe des Tempels anstellen, in der Hoffnung, noch andere Bruchstücke desselben zu finden. Zugleich schien es nöthig, die Pinakothek von dem auf ihr lastenden spätern Baue zu befreien, welcher den westlichen Theil ihrer Mauer verschoben und sie zu zerstören drohte. Diese auf der rechten und linken Seite der Propyläen begonnenen und gegen die Mitte fortgeführten Arbeiten führten in natürlicher Weise zur Ausgrabung der Propyläen selbst; es schien zweckmäßig, von außen nach innen zu gehen.

Vom October 1836 bis Februar 1837 wurde die Pinakothek und der davor befindliche Säulengang vollständig geöffnet und gereinigt; auch wurden die neuern Mauern eingestrichen, welche von den Propyläen gar nichts sehen lassen und selbst deren höchste Säule überdeckten, sodas früher eine türkische Batterie und in neuester Zeit ein provisorisches Museum der Alter-

thümer sich darauf befand. Der südliche Mauertheil derselben, der sich nach außen neigte und den Einsturz drohte, ward wiederhergestellt, und so eines der glänzendsten Bauwerke aus der Epoche des Perikles der Bewunderung und dem Studium der gebildeten Welt wiedergegeben. Das gänzliche Abtragen der türkischen Befestigung vor den Propyläen führte zur Entdeckung der breiten und schönen Stufen, würdig des herrlichen Eingangs, zu dem sie führten. Durch sie wird Leake's Hypothese über den Eingang in die Akropolis widerlegt. Diese Stufen, welche, wie es scheint, der Breite nach über den ganzen Raum zwischen der Base der Agrippasäule und des Siegestempels gingen, erstreckten sich bis zum Ende des letztern.

Im Laufe des J. 1837 schritten die Ausgrabungen bis zu dem Wege vor, der von den Propyläen zum Parthenon führt, wobei man beabsichtigte, den alten Boden der Akropolis zu finden, was auch gelang. Mehrere Bruchstücke von Sculpturarbeiten und Inschriften, meist aus der römischen Zeit, wurden aufgefunden. Als man bis zum Giebelraum ausgegraben hatte, ward beschloffen, mit Reinigung desselben und den nöthigen Reparaturen zu beginnen. Hierzu kam noch die Rücksicht von der Nothwendigkeit, bevor man zur Aufrihtung des Parthenons schreite, die ganze Umgegend desselben, und besonders die nördliche Seite, noch während des Sommers zu reinigen, wo keine heftigen Nordwinde die Arbeit stören. Man fand bei den Ausgrabungen fast alle Plinten der nördlichen Mauer des Giebelraums und sieben Stücke des Frieses fast alle wohl erhalten, ebenso auf der östlichen Seite die Base der von Lord Elgin weggeführten Säule. Auf alle diese Reparaturen setzte man, Irzthümern in der Folgezeit zu begegnen, die Worte: Gebaut im Jahre 1837. Bei Herstellung der südlichen Mauer fand man mehre Sculpturarbeiten, darunter die fünfte Karyatide des Pandrossium, welche man bisher fälschlich zu Rom im Vatican befindlich glaubte; man hat dieselbe jedoch noch nicht an ihre alte Stelle bringen können, da sie in viele Stücke zerfallen ist, von denen einige noch nicht aufgefunden wurden. Dagegen stellte man die bei der Belagerung 1826 herabgestürzte Karyatide wieder auf, deren Kopf Pittakis aufbewahrt hatte; das fehlende Paargesicht wurde von dem Bildhauer Imhof gefertigt. Am westlichen Theile wurden zwei Säulen vollkommen aufgerichtet, die dritte reparirt und die Mauer gestützt, bis man die noch fehlenden Stücke gefunden haben wird. Auch wurde der Eingang zum Tempel theilweis gereinigt; aus seinem jetzigen Zustande kann man sich ein ziemlich vollständiges Bild von seiner alten Eintheilung machen, und es scheinen sich dadurch Stuart's Hypothesen vollständig zu widerlegen. Über die jüngsten Arbeiten auf der Akropolis nächstens, desgleichen über den interessanten Streit, den Ross noch kurz vor seiner Abreise durch eine Abhandlung über den Theseustempel veranlaßte, den er für einen Tempel des Mars hält.

Die Literatur Griechenlands beginnt allmählig aus der Unbedeutendheit herauszutreten, die ihr bis jetzt durch die untergeordnete Stufe, welche die Griechen in der Cultur einnahmen, und durch die ungünstigen Verhältnisse des Landes angewiesen war. Den besten Maßstab zur Beurtheilung des dormaligen geistigen Zustandes der bessern Classen des griechischen Volks geben die bedeutenden Fortschritte, welche die neugriechische Sprache seit einigen Jahren gemacht hat. Wer Gelegenheit hatte, die neugriechische Sprache vor nur einem Jahrzehnd kennen zu lernen, und dieselbe mit der jetzigen vergleicht, muß über deren Fortschritte staunen: sie hat in kurzer Zeit an Bestimmtheit, Reinheit, sogar an Eleganz des Ausdrucks bedeutend gewonnen und aus dem Altgriechischen sich bereichert. Aus der Schriftsprache sind bereits fast alle fremde Wörter entfernt und auch in der Umgangssprache der Gebildeten werden dieselben immer seltener. Die Sprachformen sind, sofern sie nicht gänzlich außer Gebrauch gekommen, möglichst den alten Formen angepaßt, und es ist nicht Seltenes, Abhandlungen zu lesen, die Der ohne Schwierigkeit versteht, welcher des Altgriechischen kundig ist. In den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, na-

mentlich der Justiz, den Finanzen, dem Militair- und Marinewesen, hat sich eine feste, beinahe durchgehends auf die alte Sprache basirte Nomenclatur gebildet, so daß ein neues Wörterbuch der jetzigen Sprache um das Doppelte reicher sein müßte als die früher erschienenen. Wenn auch diese Rührigkeit und diese rasche Entwicklung der neugriechischen Sprache vorzüglich durch den öffentlichen Dienst angeregt und befördert wurde, so gebührt doch andererseits auch der literarischen und journalistischen Thätigkeit das Verdienst, das Sprachgebiet allseitig erweitert und auf die bessere Gestaltung des syntaktischen Theils der Sprache mächtig eingewirkt zu haben.

Noch vor drei Jahren beschränkte sich die literarische Thätigkeit Griechenlands meist auf Übersetzungen französischer und italienischer Gedichte, nicht immer in glücklicher Auswahl. Von selbständigen Werken gehört nur ein französisch-griechisches Wörterbuch von Starlatos Byzantios, eine Sammlung der Gedichte von A. Surtos und einige Gedichte von Rhizo Rhangabis (Vater), der gute metrische Übertragungen französischer Tragödien geliefert hat, in diese Periode. Alle literarische Thätigkeit schien in den politischen Bewegungen und Kämpfen untergegangen. In der neuesten Zeit jedoch macht sich ein regeres Leben und eine praktischere Tendenz in der griechischen Literatur bemerklich. Statt mit Übersetzungen ausländischer poetischer Erzeugnisse sich zu befassen, fing man an, auf die Geschichte, namentlich die Griechenlands, Fleiß zu verwenden, wie auch wissenschaftliche Werke und Bücher für den Unterricht zu bearbeiten und zu übertragen. Unleugbar hat auf diese erstere und praktischere Tendenz der königliche Schulbücherverlag, der durch die Staatsbuchdruckerei ins Leben gerufen wurde, vornehmlich eingewirkt. In Griechenland, wo es weder unternehmende Verleger noch Buchdrucker gibt, wo die Kosten für Druck und Papier sehr beträchtlich sind und der Absatz gering ist, war es nothwendig, die Gelehrten durch Honorare für ihre Geistesproducte aufzumuntern, wie andererseits der Regierung die Sorge oblag, die höhern und niedern Unterrichtsanstalten mit guten und zweckmäßigen Lehrbüchern zu versehen. Darum ward der Schulbücherverlag errichtet. Eine Commission, bestehend aus dem Ministerialrath Rhangabis, dem Oberschuldirector Kokonis, Gymnasialdirector Gennadios, Director Anselm und Universitätsprofessor Missail Apokolides, ward mit Auswahl und Prüfung der nöthigen Lehrbücher und nächlicher Zeitschriften beauftragt und angewiesen, den Verfassern oder Übersetzern brauchbarer Werke der Art entsprechende Honorare zuzuerkennen. Mehrere tüchtige Gelehrte lieferten nun zweckmäßige Arbeiten, so daß innerhalb zwei Jahren die nöthigsten Lehrbücher in den Händen der Jugend waren. Wir nennen u. a. eine griechische Chrestomathie in fünf Bänden und eine griechische Grammatik von Gennadios, eine lateinische Grammatik von Ulrichs, die heilige Geschichte von Missail Apokolides, die Geographie von Kokonis, die Mythologie von Kontogonis, die Mathematik vom Prof. Bapphas, die Gymnastik von Pagon, mehrere französische Sprachlehren, einen Auszug aus Barthélemy's „Anacharsis“, übersetzt von S. Skuffos, eine Übersetzung von Camp's „Väterlichem Rath“ von Rhangabis Sohn, vieler andern, besonders auf den Elementarunterricht bezüglicher Schriften, Bandarten u. dergl. zu geschweigen.

Auch in andern Gebieten der Literatur herrschte ein regeres Leben. Wir erwähnen nur die Memoiren des Sultans obersten Perrhados und die des verstorbenen Bischofs von Patras, Germanos, von denen in d. Bl. früher ausführlich die Rede war. Mehrere deutsche und französische wissenschaftliche Werke wurden ins Griechische übertragen; so übersetzte Polyzoibes das „Naturrecht“ von Groß, Rhallis und Khenieris Mackelbey's „Lehrbuch des römischen Rechts“. Mehrere Kriegswissenschaftliche französische Werke erhielten gleichfalls Übersetzungen. Unter den Ausgaben alter Classiker, die veranstaltet wurden, sei der neuen Auflage des Korais'schen Plutarch gedacht. Es erschien ein ziemlich ausführliches französisch-grie-

chisches Wörterbuch, ein altgriechisch-neugriechisches von Starlatos Byzantios, und ein lateinisch-griechisches von Ulrichs ist angekündigt. Gesefsammlungen wurden veranstaltet und von dem französischen bürgerlichen Gesefsbuche ward eine Übersetzung geliefert. Der Prof. Maurokordatos gab ein ausführliches Lehrbuch der Anatomie und Prof. Bambas Elemente der Philosophie heraus. Rhizo Rhangabis der Sohn ließ einen Band Gedichte und prosaischer Aufsätze drucken. Die Theologie ward durch ein Werk des greifen Dkonomos bedacht u. s. w.

Außer den politischen Journalen, dem „Griechischen Courrier“, der „Minerva“ und dem „Savoir“, von welchen der letztere durch reinen Styl sich auszeichnet und in dieser Hinsicht den ersten Rang unter den griechischen Journalen einnimmt, bestehen noch mehrere andere Zeitschriften wissenschaftlichen und gemeinnützigen Inhalts. Dahin gehören: die „Archäologische Zeitschrift“, die auf königlichen Befehl von einer Commission der archäologischen Gesellschaft redigirt und auf Kosten der Regierung herausgegeben wird (bis jetzt sind vier Hefte von derselben erschienen); die medicinische Zeitschrift, von einer Commission der medicinischen Gesellschaft redigirt; die „Anthologie“, welche von Dr. Anselm geleitet und auf königliche Kosten herausgegeben wird; eine juristische Zeitschrift in Rauplia, vom dem Advocaten Arelas redigirt; der „Hermes der Cycladen“ und „Hermes der Insel Syra“, zwei Blätter gemischten Inhalts; das in Athen erscheinende Anzeigebblatt „Pama“ u. a. m.

Das Interesse der Nation an allem Wissenswürdigen und die sich immer mehr verbreitende Schulbildung geben die beste Hoffnung für die rasche Entwicklung der geistigen Kräfte des griechischen Volkes.

107.

### M i s c e l l e n .

König Karl X. über amerikanische Freiheit.

Die vor Kurzem in Paris erschienene Lebensbeschreibung des würdigen Erzbischofs von Bordeaux, Cardinals Cheverus, der sich als Bischof von Boston in Nordamerika dort die allgemeine Liebe jeder Glaubenspartei erworben hatte, enthält folgende merkwürdige Angabe über eine Unterredung desselben mit König Karl X. Dieser, der beständige Klagen über die Freiheit hörte, fragte einst den Cardinal, wie diese Dinge in den Vereinigten Staaten behandelt würden. „Dort wäre ich“, antwortete der Cardinal, „vollkommen ungehindert, Missionen in alle Kirchen zu senden, allenthalben geistliche Seminarien anzulegen, deren Leitung den Jesuiten anzuvertrauen, und Niemand würde darüber Klagen, sowie jede Widersehtigkeit gegen solche Handlungen für Tyrannie und Verletzung wahrer Freiheit gelten würde. Dort könnte ich auch das kirchliche Begräbniß Jedem versagen, der es mir nicht zu verdienen schiene, und der Gedanke, mich dazu zu zwingen, erschiene lächerlich.“ Der König antwortete seufzend: „Mindestens verstehen jene Leute, was Freiheit ist; wann wird man dies bei uns verstehen?“ („Au moins ces hommes-là entendent la liberté; quand l'entendra-t-on parmi nous?“) Wem fällt hierbei nicht Sieyes' Ausruf in einer der französischen gesefgebenden Versammlungen ein: „Sie wollen frei sein und verstehen nicht einmal, was gerecht sein ist!“ („Ils veulent être libres, et ils ne savent pas être justes!“)

104.

Der alte Nationalhaß Seiten der Russen wider die Polen schreibt sich von der früheren Eroberung Rußlands durch die Polen her. Der Graf Roman Soltyk bemerkt in dieser Hinsicht in seinem Werke über Napoleon's Feldzug in Rußland, daß seit jener Zeit der Name: Pole, die Bewohner von Moskau mit unwillkürlichem Schrecken erfüllt, und daß die Mütter des Namens Lach (d. i. Pole) als eines Schreckbildes für die Kinder sich bedienen, indem sie, wenn diese nicht artig sind, rufen: „gleich kommt der Lach und holt dich“; und dieses Wort allein mache sie folgsam.

25.

Savonarola. Ein Gedicht von Nikolaus Lenau.  
(Schluß aus Nr. 217.)

Protestantisch ist der Anfang der donnernden Rede Strolamo's, mit der er Mariano's Truggewebe zerreißt. Er zeigt in flammenden Zügen, wie schwer die Kirche Christi erkrankt sei. Treulos sei sie geworden der Heerde, die sie führen soll und nun ohne Führer, ohne Licht dem Verichte verwildert entgegen taumeln lasse. Der Klerus möchte um die Welt bannen ein schwarzes Lügenzeitalter, das sie den Strahl des ewigen Lichtes nicht sehe, und allein die Segensgrüße Gottes auffangen, damit der Laie bei ihm um falschen Trost betteln müsse. Er ehre die Kirche, aber wie man eine kranke Mutter ehrt, die, wahnsinnig, sich selbst ermordet. Nicht die Welt wolle er den Lebenden vergiften, doch vor ihren Verstrickungen warnen:

Die Seele soll auf ihrem Zuge  
Sich nicht versangen hier im Strauch,  
Die Erdenblüten nur im Fluge  
Berühren, wie ein Windeshauch.

Weh Dem, der sich der Welt verbunden,  
Denn müd und naht, und ohne Lohn,  
Wenn's Glücklein Feierabend klingen,  
Sagt sie zuletzt den Knecht davon.

Mariano wird nun gekostet als Volksverderber, als schlechter Arzt, der verfallene Heidengräber plündere, statt den klaren Trost des Evangeliums zu spenden, seine Nahrung nur Spiegelübung, all sein Flöten und seine Sturmesmelodie machen den Sünder nicht erröthen und erschüttern nicht seine Seele. Das weichlich süße Selbstbedauern sei Gift für schuldtrunkene Herzen. Das classische Geschwätz mache weder zur Tugend kühn, noch zum Glauben stark, es tulle nur den heiligen Schmerz in Ruh:

Berschleiern möchtest du die Wunde,  
Die durch das Herz der Menschheit brennt,  
Bewirkten mit dem alten Wunde  
In Glas das neue Testament.

Die Wunde läßt sich nicht verschleiern,  
Ihr Blut durchdringt den dünnen Flor;  
Bald muß die Kirche sich erneuern  
Und finden, was sie längst verlor.

In klaren Bildern wird die Bedeutung des neuen Bundes gegeben. Die Menschheit habe sich längst nach Gottes Lichte gesehnt, aber die heilige Geschichte ist doch erst in Bethlehchem entsprossen. Von hier an ist es un-

ternommen, in das Ohr durch ihren Wohlklang klagenden Versen eine ernste Doctrin und eine Polemik gegen andere Doctrinen auszuprägen, die beide in dem Dichter und nicht in dem historischen Savonarola ihren Quell suchen. Aber wenigen Dichtern möchte es gelungen sein, eine religiös-philosophische Gedankenfolge in einer Reihe blühender Gleichnisse gleich klar zu plastischem Leben zu fördern. Gerade in dieser Rede hat sich Lenau als ein großer Dichter bewährt, wenn das das Kennzeichen des echten Poeten ist, tief innerste Gedankenentwicklung zu bildlicher Anschaulichkeit zu bringen. Nicht klar und faßlich allein, auch warm, blühend und schön stehen die Ideen vor uns, die mit allen Hilfsmitteln der ungebundenen Rede schon schwer wird so deutlich zu machen, daß der Leser mit dem Schreiber gleich fühlt. Wie bedauern, daß uns der Raum nur Auszüge erlaubt:

Der alte Quell war nur ein Sehen,  
Der Menschheit ahnungsvoller Gram,  
Ein heißer Strom einsamer Thränen,  
Bis endlich der Ersehnte kam.

Dir (Mariano) sind zu eng des Glaubens Schranken,  
Dein Christus ist, greif ich dich recht,  
Die Summe göttlicher Gedanken  
Im ganzen menschlichen Geschlecht.

Der Herr der Welt in Menschenhülle,  
Die Macht des Schöpfers und sein Licht,  
Der Gottheit ganze Liebesfülle  
Ist dein zerfahrener Christus nicht.

Ich kenne dich und die Genossen,  
Ihr zweifelt, deutet dort und hie,  
Ihr habt die Schrift des Herrn verstoßen,  
Und meint, ein Gottmensch lebte nie.

Ihr möchtet lieber Gott uns schildern,  
Wie er die Welt uns ausgeheckt  
Nach seinen schönen Mästerbildern,  
Ein fein geschmackter Architekt.

Und was von göttlichen Ideen  
Ein feinsgebatter Menschengestalt  
Auf Menschenweise mag verstehen,  
Das wäre, was man Christus heißt.

Ginst werden sagen spätre Thoren:  
„Wenn sein Bewußtsein Gott gewant,  
— Das er im Schöpfungsrausch verloren —  
Sich auf sich selbst zurück besinnt,

Wenn die Idee sich findet wieder:  
Das ist der Mensch, so weilt er denkt,  
Und Gott zugleich, der in die Glieder  
Des Menschen sich lebendig sentt.“



Die Menschenhülle Gott umschlingend  
Als trauten Gast aus Himmelsböden:  
Hier ist Idee so wahr und dringend,  
So voll, so tief, so selig schön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen  
Gehert? Ihr Hehite die Gewalt,  
In der Geschichte Raum zu nehmen.  
Als die lebendigste Gestalt?

Die Höhe sollte sich begnügen,  
Nur hinzukümmern trüb und hohl,  
In Bahngeländen, Schattenlügen,  
Als Märchen, Mythe und Symbol?

Nein! nein! wem je der Menschheit Klagen  
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,  
Kann den Gedanken nicht ertragen,  
Der allen Trost ihm untergräbt.

Ist Christus Traum, dann ist das Leben  
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,  
Wo Niemand, Antwort uns zu geben,  
Als eine Herde Bestien wacht.

Jedes Wort trifft und zündet, und wir möchten auf  
Lenau hier anwenden, was Tied in seiner Shakespeare-  
Novelle über die Bilderkraft der neuen Sprache des Briten-  
jünglings sagen läßt. Ja, unter den neuern Dichtern,  
die die Wahrheiten des Christenthums sich zur Aufgabe  
stellen, hat keiner so die modernste Kraft des Wortes ge-  
troffen. Sie umschreiben oder holen die alten Bilder und  
Worte der Offenbarung hervor, die, freilich von uner-  
reichter Kraft, in neuer Anwendung doch nur die eigne  
Dhnmacht verrathen.

Nach dieser Kanzelrede ist die Erwartung aufs höchste  
gespannt. Auf diesen Sturzerguß gläubiger Begeisterung  
welche Thaten, welche kräftige, durchgreifende Handlung  
muß da folgen. Aber es ist aus, es entwickelt sich nichts  
daraus. Kleine, pikante Genrebilder, furchtbare Nacht-  
stücke kommen, voll Interesse, aber abschweifend von dem  
Sinen, das uns so mächtig ergriffen hat. Savonarola, an  
Lorenzo's von Medici Sterbebette gerufen, ist noch eine im-  
posante Gestalt, aber der christliche Puritaner wird zum  
fanatischen Republikaner. Dem sterbenden großen Fürsten  
versagt der christliche Priester den Segen, wenn er nicht dem  
Volke Das zurückgibt, was er ihm geraubt, die Freiheit:

O Fürst, den Segen will ich sprechen  
Zu deiner Rückkehr in den Staub,  
Willst du dem Volk die Fesseln brechen,  
Gibst du zurück den großen Staub.

Glaubst du an Gottes heilige Dreieit,  
Mußt glauben du zu gleicher Frist:  
Daß Christus ist ein Gott der Freiheit,  
Daß nimmer ein Despot ein Christ u. s. w.

Was wollte die Freiheit, die Savonarola für sein Flo-  
renz damals wollen konnte, gegen Das bedeuten, was Lo-  
renzo von Medici für Florenz schon gethan! Weider Wollen  
und Wirken abgewogen, und die Freiheit, die echte, als  
Nichterin, wem würde sie den Kranz reichen müssen?  
Mehr Lorenzo von Medici in jener gährenden Zeit, und  
Italien würde heute nicht nach der Freiheit seufzen, wie  
nach hesperischen Früchten. Auch merkt man an dem  
erlahmten Schwünge in Savonarola's Predigten hier in  
den Gemeinreden und Tiraden aus der jüngsten publicisti-

schen Literatur, daß dem Dichter die Begeisterung unter der  
Feder entwichen ist, welche ihn in der Rede gegen den  
Augustiner fortrug. Des sterbenden Lorenzo Worte ath-  
men dagegen volle Dichterkraft, vielleicht gegen die Absicht  
des Dichters. Prachtvoll ist der Traum des Kranken,  
platonische und christliche Phantasien in wildem Kampfe,  
vortrefflich seine milde Vertheidigung gegen den herben  
Sittenprediger, der hier nicht mehr rein als Diener des  
reinen Evangeliums auftritt. Die Geschichte bedingte die  
Poesie. Der Gesang für sich wäre einer der schönsten  
unter unsern neuern Gedichten.

Nun folgt eine grauenvolle Episode, die Geschichte  
des wahnsinnigen Juden Tusal. Für ihn ist der römische  
Klerus „die borst'ge Sabarenerheerde“, in die der Meister  
die galiläischen bösen Geister gejagt. Sie schwammen aus  
dem See unter der Erde fort in die Libier. Die Phanta-  
stie des Grimmes findet hier dieselbe Kraft des Aus-  
drucks, wie die gläubige Begeisterung in der Rede zu  
San-Marco. An rube Kraftausdrücke sind wir gewöhnt,  
aber eine ähnliche Prägung des Ingrimms wie in Fol-  
gendem kam wol noch nicht vor:

Einmal lag das erste jener Thiere,  
Der achte Innoenz genannt,  
Und streckte sterbend alle Biere,  
Da kam herbei der Arzt genannt;

Der sprach zum Thier im Sterbebette —  
nur durch Transfusion sei der Sterbende zu retten, durch  
Einguß des Blutes dreier frischen Knaben bekomme der  
alte Papst frische Lebenskraft:

Da sprach das Thier: „Drei fettsche Knaben  
Hat Tusal, steht sie mir geschwind!  
Ihr Herzblut soll das meine laben,  
Macht schnell! Ein Jude braucht kein Kind.“

Der Schmerz um seiner Kinder Verlust heiligt vor  
dem Pöbel des Juden Wahnsinn. Er darf seine furch-  
terliche Kunde ungeschert in den Tabernen ausschreien.  
Es ist derselbe Jude, den am Schlusse des Buches Sa-  
vonarola's Märtyrertod zum Christenthume bekehrt; eine  
schöne Uebersetzung der bekannten Novelle Boccaccio's.

Karl VIII. kommt nach Italien, die Medicler wer-  
den verjagt, Savonarola ist thätig dabei, und predigt  
dem Franzosenkönige Weisheit und Mäßigung, den Flo-  
rentinern Moral; es ist aber nur ein schwacher Aufguß.  
Der Feuerwein ist geleert. Die Hefen dampfen. Der  
Dichter wendet sich von seinem Helden, den er nicht mehr  
heben kann, und führt uns zur Greuelwirthschaft der  
Borgia in Rom.

Was die Geschichte nur andeutet und, dem Zweifel  
Raum lassend, schweigt, die blutschänderischen Wohlthaf-  
ten von Vater und Brüdern mit der Tochter und Schwe-  
ster, spricht der Dichter koch mit dürrern Worten aus; er  
nennt Lucretia Borgia:

So reizend, daß für sie entbrannte  
Das Brüderpaar in Liebesglut;  
Daß sie der Papst sein Liebchen nannte  
Und schön genos sein eignes Blut.

Mit glühenden Farben wird die nackte Lust nicht aus-  
gemalt, sondern mit kalten Pinselstrichen hingeworfen.  
Die ernst-sittliche Tendenz blickt so bewußt hervor, daß

die Ethik dagegen nichts einwenden kann. Im Übrigen ist die Geschichte Papst Borgia's und seiner Söhne so treu dargestellt, wie die zur Geschichte gewordene Sage sie uns überliefert hat. So der Zwist der Brüder, die Ursache, der einsame Nachhauersitt, der nächtliche Überfall, die Leichenscene an der Tiber, diese fast buchstäblich treu nach den bekannten Berichten. Solcher Stoff, von einem Dichter, auch von minderer Kraft als Lenau, behandelt, muß ein Gedicht werden, das Mark und Bein erschütteret. Aber das Gespräch zwischen dem Papste und seinem Sohne Cäsar nach dem Brudermorde ist die großartigste Erfindung im Gräßlichen, und zugleich von einer psychologischen Wahrheit, gegen die die willkürlichen Greuel der französischen Romantiker ins Lächerliche spielen. Solche Scenen kann nur ein bedeutender Dichter dichten und über die Brutalität erheben. Der Vater harret ängstlich der Heimkehr des einen Sohnes. Der zweite, der ihn ermorden ließ, weidet sich an seiner Angst, und langsam, mit teuflischer Freude, bringt er dem Vater die Nachricht bei:

Der Pontifer zusammenschauernd  
In Cäsar's düstern Busen späht,  
Und sieht entsetzt, wie dort schon lauernd  
Der Vatermord im Winkel steht.

„Verruchter, Schrecklicher, erzähle!  
Gibst du dem eignen Bruder Gift?  
Schlägt keine Furcht dir in die Seele,  
Daß dich die Strafe Gottes trifft?“

Dies Jürnen ist nur Bindesächeln  
Für Cäsar, den verruchten Sohn,  
Er läßt das arge, kalte Lächeln  
Nicht fort sich von den Lippen drohn;

Sein Lächeln, still und ungeheuer,  
Zielt auf des Papstes wundes Herz;  
Also umschwebt ein stiller Geier  
Ein blutend Wild voll Angst und Schmerz.

Und in den Zeichen bitterer Leiden  
Auf seines Vaters Angesicht,  
Läßt Cäsar seine Blinde weiden,  
Bis endlich er gelassen spricht:

„Ich segle frei im Meer der Lüfte;  
Bis ich versinke, bleib' ich flott;  
Mich schreckt sie nicht die Fabelküste:  
Ich glaub', wie du, an keinen Gott.“

Aber hiermit scheint die Kraft, die ihn bis da getragen, erschöpft. Was nun folgt, ist Abhub, mühsam zum Ganzen gelöset. Die Pest wüthet in Florenz; Alles verzagt, nur Savonarola bleibt Mann. Er ruft die Könige der Christenheit auf, sich der gefallenen Kirche zu erbarmen und ein Concilium zu berufen; der Papst schleudert den Bann auf ihn. Seine Feinde triumphiren, seine Freunde werden eingeschüchtert; nur er bleibt unverzagt. Seine Verhaftung, die Unruhen in Florenz folgen, die Untersuchung vor der Signoria. Ein Rabulist Cecone wird citirt, um den Mann, den weder des Papstes Bann noch das Gericht seiner Feinde überwinden kann, zu verderben. Und der Rabulist überwindigt den Reformator und Tribunen. Er besteigt glaubensmüthig den Scheiterhaufen und seiner in den Arno geworfenen Asche folgt der bekehrte Lual. Die Historie selbst ist über den Ausgang Savonarola's im Dunkel,

der Dichter hat es nicht unternommen es aufzuklären. Dagegen hat er uns die wiederholten Folter Schmerzen und das Krachen der Glieder nicht erspart. Eine Vision im Kerker soll die Kunst mit diesen Marterpartien verfühnen.

Ein Gedicht, wo der Wille so ernst und groß und die Ausführung nur am Stoffe scheiterte, ist jedenfalls der ernstesten Theilnahme und Beachtung werth, zumal wo große Partien zu dem Gelungensten und Schönsten gehören, was wir in der deutschen Poesie besitzen. 20.

Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen.  
Erstes Bändchen. Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Leipzig, Brochhaus. 1838.  
8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der vorliegende ist einer der besten und sinnreichern Romane, die das Ausland uns von Zeit zu Zeit zusendet, und da er aus Schweden kommt, obenein eine Seltenheit. In der Literatur aber sind Seltenheiten, erotische Blumen, nicht minder beliebt als in der Gartentunst, und da Alles an diesem Gewächse fein, geschmackvoll und wohlgestaltet erscheint; da es selbst eine in Deutschland fast unbekanntes Varietät darstellt, die sogar zur Verbesserung unserer eignen Species beitragen kann, so stehen wir nicht an, diese Hervorbringung allen Freunden solcher Gewächse angelegentlich zu empfehlen. Über den Autor dieser reichen und lieblichen Gemälde ist uns nichts bekannt, indessen scheint die durchaus reine und gefühlvolle Bildung doch auf eine Frauenhand zu deuten und den Frauen, den Erzieherinnen, den Müttern widmet sich denn diese Erzählung auch ganz vorzüglich. \*) Es ist ein beobachtender, echt religiöser und sittlich feinfühler Geist, der diese Anschauungen verkörpert hat, aus welchen Lehre, Warnung und Vergnügen ungesucht und fast unabwehrlich hervorperlt.

Wir erblicken in einem glänzenden Hause Schwedens einen Vater, Graf, Präsident, Witwer mit vier Töchtern, und sehen ihn bemüht, diese unter dem Beistand einer jungen Gouvernante, der Erzählerin, zu ausgezeichneten Frauen zu erziehen. Dies löbliche Streben, auf welche Verirrungen, auf welche grelle Mißverständnisse trifft es, und wie wenig fügt sich der Absicht die praktische Haltung, der Erfolg? Wie reißt die Welt einflüsse die Vorsätze hin, wie stehen Wille und That im Widerspruch, wie macht sich fast Alles wider die Absicht der Erziehung? Welch ein lehrreiches Gemälde von den innern Metamorphosen, die wir gegen Erziehung, gegen den Antriebs und Vorsatz durchlaufen, ergibt sich aus dem Gange?

Die Kunst der Darstellung, wiewol bei ihr von außerordentlichen Ereignissen gar kein Gebrauch gemacht ist, läßt nichts zu wünschen übrig. Motive und Vorgänge sind in dem Geiste Young's, zart und natürlich, fein und wie mit leiser Hand gezeichnet, nichts verlegt, nichts ist grell und schreiend; aber das Kleinste und Natürlichste erscheint in anmuthiger und bedeutender, in charaktervoller Färbung. Die kleinsten Familienergebnisse, das Abbrennen einer Gardine, welche spielende Kinder in Brand stecken, werden zum Quell relativ wichtiger Veränderungen, und die Erzählung gibt uns so, wenn es dessen noch bedürfte, einen neuen Beweis, daß in der Kunst nichts absolut Klein oder unbedeutend ist und daß vielmehr Alles erst durch Stellung und Gebrauch wirksam und bedeutend werden muß. Es bedarf des Hachens nach Effecten niemals, vielmehr ist das Hachen ein Hinderniß des Effects.

Von der Bemühung um Ereignisse nicht gehemmt, hat die Verf. alle ihre Kunst auf die Charaktere verwenden kön-

\*) Die Verfasserin der in Schweden sehr beliebten und in mehreren Sammlungen und in verschiedenen Auflagen erschienenen „Ardningar ur Hvarbägslivet“ ist Fräulein Friederike Bremer.

nen und in dieser Beziehung denn auch höchst Edliches erlangt. Die Krone dieser Charakterbilder aber ist Ebla, die älteste der Töchter des Präsidenten, ein Besten zu so vollkommener Harmonie der Bildung durchgeführt, daß es, obgleich nicht eigentlich die Heldin des Romanes, das Gemüth jedes Lesers nothwendig sympathisch bewegen muß. Wir müssen diese treffliche Gestalt mit einigen Jagen nachbilden. Ebla ist von der Natur kiefmütterlich ausgestattet. Die Ungunst, die ihr neben ihrer schönen Schwester überall entgegentritt und von der selbst der denkende Vater nicht frei bleibt, hat ihr Gemüth verhärtet, es fehlt ihrer Seele an Entwicklung des Reimes der Liebe. Der Vater, um dieser Zurückgezogenheit durch Erziehung zu begegnen, zwingt Ebla zum Genuß der Gesellschaft. Das Übel wird dadurch nur schlimmer; Ebla, welche in Gesellschaft nur fühlen lernt, was ihr ver sagt ist, sinkt tiefer und tiefer in Trübsinn. Ihr fehlt ein Zweck des Lebens — so irrt die bestgeeignete Erziehung! Aus heftigen Scenen mit ihrem Vater erwacht der erstickte Keim der Liebe zu ihm; allmählig erkennt sie die Aufgabe ihres Lebens — die zärtlichste Pfliegerin ihres Vaters zu sein; dieser wird seines Unrechts gegen sie inne, und das schönste Verhältniß der Liebe zwischen Beiden leidet zum Schluß den Roman.

Diesem sinnigen Charakterbilde gegenüber sehen wir die Heldin des Romanes, die jüngere Schwester Abelaid, reich von der Natur ausgestattet, aus Eitelkeit und übermäßiger Weltliebe durch einen trefflichen jungen Mann, Graf Marich, der die bessere Psyche in ihr erkannt hat, zur Besinnung und Erkenntniß zurückgeführt. Hier tritt uns eine schöne Zeichnung echter Zärtlichkeit entgegen und das ganze Bild ist in seiner Weise nicht minder durchgeführt und gelungen wie das erste. Andere Frauengestalten spiegeln andere Verhältnisse, andere Verirrungen und andere Bedeutungen zurück. Als vorzüglich gelungen ist noch Angelica zu bezeichnen, welche die Schwelgere eines angeborenen und früh glänzenden Kunsttalents in der hohen Gesellschaft entwickelt und Gelegenheit zu trefflichen Betrachtungen über wahre Kunst und Künstlerberuf gewährt.

An der Zeichnung der männlichen Charaktere erkennt man einigermaßen die Frauenhand. Außer bei Marich, dem Ideal der Perf., sind die Umrisse unsicher und das passive Element herrscht vor. Meisterhaft aber ist der Präsident gezeichnet, eine Gestalt, die lebt und in jeder Bewegung ein Stück Leben repräsentirt. Selbst seine allmählig erwachende kleine Zärtlichkeit für die Gouvernante — ein so natürliches Product eines täglichen Verkehrs in gemeinsamen Interessen — wie wahr, rein und naturgemäß ist sie skizzirt! Endlich zieht noch, von vielen andern Gestalten abgesehen, die schwere, feine, verwickelte Stellung der Erzählerin selbst unsere Sympathie nothwendig an. Auch hier ist Alles fein und voller Bedeutung, rein und reich, ein wirkliches harmonisches Kunstwerk.

Es ist unsere Gewohnheit nicht, über Leistungen in der Romanenliteratur so weitläufig zu sein wie hier; die Erscheinungen drängen sich allzu sehr und werden zu schnell von andern verwischt. Wir glauben jedoch ein Recht zu haben, den Bogen hier einen Augenblick anhalten zu müssen vor einer Erscheinung, die in der That des Ungewöhnlichen und Außerordentlichen viel an sich trägt. Denn die Harmonie der Gestalten ist hier auch in die Färbung übergegangen und der Styl, die Form der Darstellung zeigt sich im vollsten Einklang mit dem Gegenstande. Reflexion und Betrachtung bilden ein starkes Element in diesem Roman, ohne überwiegend, vorwiegend oder föhrend zu sein. In diesem schönen Gemälde, das diesen Freude machen wird, fließt Alles vielmehr zu wahrer harmonischer Wirkung zusammen. 30.

### Notiz.

über Lessing's bekanntes Gemälde: Leonore, sagt ein englischer Kritiker, der übrigens nur die nicht eben ruhmwürdige

Eitographie von Reichert vor sich hatte: „Der stillere Schmerz auf dem granddurchsuchten Gesicht der Mutter Leonorens ist mit tiefem und naturwährem Pathos ausgedrückt, in Leonoren aber wählt der Todeskampf nicht bloß äußerlich in den Zügen, er wählt im Herzen. Wir wissen nicht, wo wir unter unsern eignen Malern so viele Kraft und Einfachheit in der Wiebergabe der Leidenschaften finden könnten. Es ist etwas Ritterliches und Höherndes darin, wie die Bergweisung des jungen Mädchens den Jubel der Sieger erlöbten macht. Auch die Nebenfiguren sind anmuthig und ausdrucksvoll behandelt.“ Besonders rühmt der Rec. den Jüngling auf dem weißen Pferde in seiner sorglos bequemen Haltung. Der englische Berichterstatter bebauert nur, daß ein Bild von so gedankenvoller und poetischer Anlage kein besseres Medium als diese Eitographie gefunden habe. Ganz besonders wird das Gemälde als Gegensatz zu den Werken vieler modernen deutschen Künstler gerühmt, welche ausschließlich nach dem Geff und Buchstaben der alten Kunst Schreibgaben anstellen. 108.

### Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von  
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit \* bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Bescheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 115.)

#### II. An Fortsetzungen und Resten erscheint ferner:

- \*25. Hoepfstein (Albert), Praktisches Handbuch der Buchführungskunde für den deutschen Buchhandel zur klarsten Geschäfts- und Vermögensübersicht. Zweite Abtheilung. Schmal gr. 4. Auf Velinpapier. Geh.  
Die erste Abtheilung, Invention (1836), kostet 16 Gr.
26. Löffler (Franz Adam), Über die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.  
Der erste Theil (1837) kostet 3 Thlr.
- \*27. Raumer (Friedrich von), Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchiv. Dritter bis fünfter Theil. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.  
Diese neuen Abtheilungen des Verfassers werden Beiträge zur Geschichte Europas vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—83) enthalten. Der erste Theil: „Die Königinen Elisabeth und Maria Stuart“ (1836), und der zweite Theil: „König Friedrich II. und seine Zeit“ (1836), kosten jeder 2 Thlr. 12 Gr.
- \*28. —, Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.  
Durch die Reisen des Verfassers nach England und Frankreich in den Jahren 1835—37 ist das Erscheinen der Fortsetzung dieses mit so überaus großer Theilnahme entgegengenommenen Werks verzögert worden; doch ist nunmehr der sechste Band im Druck vollendet, und die Werke der frühern Bände werden sich durch den reichen Anwech aus englischen und französischen Archiven für die Unterbrechung entschädigt sehen.  
Der erste bis fünfte Band (1832—35) kosten im Subscriptionsspreise auf Druckp. 14 Thlr. 16 Gr., auf Velinp. 29 Thlr. 8 Gr., der sechste Band auf Druckp. 5 Thlr. 6 Gr., auf Velinp. 6 Thlr. 12 Gr.
29. Ross (Ludovicus), Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. II. Gr. 4. Geh.  
Das erste Heft (1834) kostet 1 Thlr. 8 Gr.
30. Schmidt (Reinhold), Die Geseze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Übersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.  
Der erste Theil, den Text nebst Übersetzung enthaltend (1831), kostet 2 Thlr. 6 Gr.
- \*31. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Zehnter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.  
Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen im Preise herabgesetzt auf 5 Thaler.  
Einzelne kosten jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste bis neunte aber, wie bisher jeder 2 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Über das Leben und die Werke des dänischen Dichters  
B. S. Ingemann.

Mittheilungen aus der ungedruckten Autobiographie desselben.

Nicht immer ist es das reichbewegte, mit Sturm und Wellen kämpfende Leben, das unsere Theilnahme in Anspruch nimmt: auch die stille, gemüthliche Entwicklung, die in der Heimat ihren Mittelpunkt findet, weil sie selbst der Heimat zueilt, hat ihr Recht, und, wenn in dieser Stille tausend Bilder sich rein spiegeln, wie in des wahren Dichters Seele, ihr großes Interesse. Von letzterer und nicht von ersterer Art sind die Mittheilungen, die hier zum ersten Male gegeben werden.

Bernhard Severin Ingemann, ein Lieblingsdichter des dänischen Volks seit einer Reihe von Jahren, ward geboren auf der Insel Falster am 28. Mai 1789, der jüngste unter acht Geschwistern, „ein glücklicher Benjamin im patriarchalischen Familienkreise“. Daß die Wurzeln des Glaubens in das Herz des Kindes tief eingesenkt worden, kann nicht bezweifelt werden; denn der Vater war ein frommer, gläubiger Pfarrer, der, wie der Sohn ihn schildert, eben seinen Kreis ganz ausfüllte, und also gewiß durch Wort und Zeugniß auch im Hause seine Jüngerschaft bekannte. Übrigens war der Ton in der Familie keineswegs der pietistische; auch Manches, was früher ein stehender Ausdruck der christlichen Frömmigkeit war (z. B. das laute Tischgebet) war abgekommen. Mit der Heiterkeit des religiösen Stilllebens verschmolz die ganze übrige idyllische Sphäre: von den großen Weltbegebenheiten, die mit blutigen Zeichen eine neue Ära der Menschheit eröffneten, vernahm man hier nur einen Nachklang, der mehr das Gespräch ausfüllte als die Herzen; der Marsellanerhymnus ward begrüßt als ein neues Gesellschaftslied aus der Hauptstadt. Die gährenden Elemente hatten indes eben in der Hauptstadt manchen Anklang gefunden: wenn in der Ferienzeit der älteste Bruder mit andern Studenten von der Universität (Kopenhagen) zurückkehrte, hörte man von ihren Lippen nichts als die Rede von Freiheit und Gleichheit, von Naturreligion und Aufklärung, sodaß der Ernst des würdigen alten Vaters und mehrer ihm gleichgesinnter Amtsbrüder nur abwehren konnten, was sie als eine Verirrung der zügellosen Jugend betrachten mochten. Auf das kindliche Gemüth unseres Dichters machte dies nur den rein objectiven Ein-

druck eines bestehenden Zwiespalts im großen Leben; er schloß sich desto fester an Gott und die Natur, mit welchen ihm der lebendige Umgang zum Bedürfniß worden war.

Sobald der Gedanke von Gott mit Klar ward — sagt er — lebte ich in einem so vertraulichen Verhältnisse zu ihm, daß ich mich alle Abende mit ihm unterhielt und jeden meiner kleinsten Wünsche ihm vortrug. Nicht bloß mit einem jeden lebendigen Geschöpfe wollte ich spielen, auch die großen Himmelskörper zog ich in mein Spiel mit hinein; wenn der Mond vor mir herwandelte, meinte ich, meine Liebe würde von ihm erwidert, und tröstete mich mit der unbewieslichen Selbsterfahrung, wenn mein Bruder behauptete, daß er dieselbe Günst genieße.

Mit den Sitten des Landvolks und des gebildeten Mittelstandes wurde der Dichter aus den nächsten Umgebungen vertraut, und hatte so eine Grundlage der Lebensanschauung, die durch verschiedene Evolutionen wol einer poetischen Empfängniß fähig war. Die Gegenstände des Unterrichts wurden ihm durch Scherz und liebevolle Ermunterungen nahe gebracht; eine alte Jungfer z. B. lehrte ihn das Lesen mit Hilfe von Rosinen und Mandeln; „und diese Erziehungsmethode“, fügt er hinzu, „ist, bildlich gesprochen, die einzige, in welche sich meine Freiheitliebe mein ganzes Leben hindurch hat schicken wollen“.

Der letzte Tag des J. 1799 beraubte ihn seines alten ehrwürdigen Vaters. Der Sohn stand an seinem Sterbebette und weinte; in einem heftigen Fieberanfall griff der Vater dessen Arm krampfhaft und rief: „Weg vom Bord des Schiffes, Junge!“ Diese Worte prägten sich von da an seiner Seele mit Gewalt ein, und so oft später im Leben er, geistlich gesprochen, dem Abgrunde des brausenden Meeres nahe war, dünkte es ihm, als ob die Hand des sterbenden Vaters seinen Arm ergrieff und ihn zurückhielt. Ihren Wittwenitz nahm die Mutter in Slagelse, einem naheliegenden Orte auf der Insel Seeland, meist um für die Fortbildung dieses Sohnes in der dortigen lateinischen Schule sorgen zu können. Hinter ihm lag die Kindheit, vor ihm eine Welt voll tausend Bilder der Zukunft; beide trennte, wie ihm schien, das Meer, das er soeben durchschiffen, dessen Tiefe ihn gleichsam einem neuen Lebensabschnitt entgegenführte. Die Zuchtlosigkeit in der Schule, sonst ein wahres Übel, brachte ihm auch Gewinn fürs Leben; „hier“, sagt er, „wo das Recht des Stärkern galt, lernte ich vielleicht besser als

sonst irgendwo die Menschennatur sowol von ihrer guten als bösen Seite kennen." Doch ward ihm gegen den Schluß seiner Schuljahre ein Lehrer, an welchen er sich mit herzlichster Verehrung anschließen konnte; es war der nachher als Theolog nicht unbekannt J. Möller. Schon hatte sein Genies manche Flügelschläge gewagt; er wiegte sich in einer Zauberwelt von Ahnung, Hoffnung, Sehnsucht, und fühlte sich glücklich durch das Ausströmen Dessen, das ihn tief innerlich bewegte, ohne deshalb die Stimmung zu überschätzen, die dem Naturtriebe hier ein künstlerisches Gepräge gab. Denn die poetische Welt der Kindheit — sagt er — kennen wir ja Alle, und wenn Dichter oft die Lebenspoesie ihrer eignen Kindheit hervorheben als große, seltene Phänomene, die ihnen ausschließlich gehören, so ist dies, meiner Ansicht nach, gewöhnlich nur ein naiver Egoismus und eine eitle Narcissie zum Spiegelbilde ihres eignen Lebens, worüber sie vergessen, daß sie selbst nur freie, selbstbewußte Organe eines Lebens und einer Poesie sind, die die ganze Natur durchströmt, die der aus der Gottheit entsprungnen Weltseele gehört und mehr oder weniger klar ein jedes erwecktes kindliches Leben durchschimmert.

Auch rettete sich von der Poesie dieses Theils seines Lebens nichts hinüber: das Bombardement von Kopenhagen (1807) legte die ganze Lyrik seiner Kindheit mit in Asche. Ein Jahr zuvor hatte er die Universität bezogen; nun stand er in den Reihen der jungen Söhne des Vaterlandes, die mit dem tiefsten innern Schmerz die Herrlichkeit desselben hinsinken sahen und vergebens mit ihrem Leben eine Schutzmauer bilden wollten gegen die rohe Macht. Vor seinen Augen fiel auf den Wällen der Stadt so mancher brave Kamerad, vom Kugel- und Bombenregen getroffen, während in der Stadt selbst die herzschneidendsten Jammertöne sich drei Tage und Nächte lang wiederholten. Sein Herz war gewaltsam aufgeregter, er brannte vor Begierde, den Tod seiner Waffenbrüder an dem unmenschlichen Feinde zu rächen, während sein Auge trocken blieb, als er den Verlust seiner Habseligkeiten, worunter auch seine Handschriften, erblickte. Die Größe des allgemeinen Verlustes, die Tiefe des Schmerzes, aber auch die unverdunkelte Herrlichkeit des dänischen Namens und der gerechte Ingrimm gegen den das Völkerverrecht mit Füßen tretenden Feind sind es, die mehre seiner trefflichsten Lieder aus jener Periode charakterisiren, welche einige Jahre nachher, durch die Töne getragen, auf Aller Lippen schwebten.

Doch bald kehrte der Dichter wieder in das stille, verborgene Leben der Betrachtung zurück; es trieb ihn ein unüberstehlicher Drang, der Ideenwelt sich zu bemächtigen und das ganze Wesen seiner Seele in dieses Meer hineinzutauken, dessen Ufer wir zwar vom Rande des Erdenlebens erblicken, aber nur um die Unermesslichkeit der ganzen Schöpfung desto tiefer zu empfinden. Harmonie, Umgrenzung, Klarheit mußte ihm bei diesem Streben etwas ganz Untergeordnetes sein; zu einer planmäßigen Kunstausbildung hatte er, wie er selbst sagt, keine Ruhe; die erste Form, die sich ihm darbot, war ihm genügend; nur der poetische Inhalt aller Poesie war ihm von Wichtigkeit. Daher in dieser ersten Periode seines

Dichterlebens (von 1811 — 14) das Übergewicht des Gefühls und der Hang der Phantasie, die Weltanschauung und das ganze innere Leben in eine symbolische Bildertracht zu kleiden; und sowie das Geheimnisvolle, das Gebiet der Ahnung, nie ohne starke Schlagschatten auftritt, die nur das ewige Wort erleuchten kann, so waren seine Gedichte aus dieser Zeit zum Theil nicht ohne schwärmerischen Anstrich. Doch war es keineswegs die hoffnungslose, irreligiöse Sentimentalität, welcher er eine Sprache lieb; sondern im Hintergrunde seiner Romantik lag stets das ruhige Bild der Ewigkeit, wo alles Sehnen sich zu einem höhern Dasein verklärt. Im J. 1811 erschien der erste Band seiner Gedichte und wurde von der Nation mit großer Theilnahme empfangen. Um sein Glück zu vollenden, mußte ein edles weibliches Wesen, die später (nach einer zehnjährigen Verlobung) seine Frau ward, ihm den Kranz reichen, den sie schon im stillen Herzen ihm geflochten hatte. „Es war“, sagt er, „als ob meine Poesie nun erst aus der Traumwelt ins Leben und in die Gestalt der Geliebten heraustrat.“ Das Unnennbare, das sich damals in ihm regte, versuchte er in einem lyrisch-sentimentalen Romane: „Werner's poetische Wanderungen“, objectiv abzuspiegeln; allein der Triumph der Liebe vollendete sich in dem Tode des Liebenden; und in der That ward der Dichter selbst in diesen Jahren öfters an den Rand des Grabes gebracht: der Keim der Schwindsucht, welcher seine Mutter und drei Brüder unterlag, war auch in ihm niedergelegt. In dem zweiten Theile seiner Gedichte (1812) und einer andern Sammlung „Procné“ (1813) sind, außer dem erwähnten Romane und einer Menge lyrischer Gedichte in den verschiedensten Formen, auch seine ersten dramatischen Studien: „Mithridates“ und „Turnus“, enthalten. In das erstere hat der Dichter die volle jugendliche Kraft ausgeströmt; seitdem er Shakespeare's Bekanntschaft gemacht hatte, war sein Streben, großen tragischen Ideen in Charakterzeichnung und dramatischer Composition Form und Gestalt zu geben, zur Leidenschaft geworden.

Das bewegte Weltleben in dieser Zeit hatte für unsern Dichter kein näher eingreifendes Interesse; selbst die Flamme von Moskwa, der Untergang der großen Armee und der Fall Napoleon's waren ihm nur vorübergehende Erscheinungen; in den gewaltigen Umwälzungen sah er blinde vulkanische Kräfte der Menschennatur, die in ihrer Gährung es zu keiner freien Entwicklung der Idee der Menschheit kommen ließen; ja, selbst im deutschen Freiheitskriege erblickte er nur das zersplitterte Volksleben in Zwietracht mit sich selbst, und die edelsten Kräfte ohne innere Einheit und ohne Halt. Was vor seinem Blicke die Idee mit der Wirklichkeit versöhnen sollte, war und blieb die Poesie mit der Liebe im Bunde, und in einer höhern, Alles umfassenden Ordnung die Religion; das romantische Epos: „Die schwarzen Ritter“ (in Ottaverrime), vielleicht die reifste und vollendetste seiner Jugendarbeiten, ist die Frucht dieser Betrachtung. Die Romantik in diesem Gedichte gehört nicht dem äußern, sondern dem innern Leben an; die Bilder und Farben desselben

sind mehr wie zurückgeworfene Schatten von einer *Laterna magica*, als Spiegelbilder des Natur- und Menschenlebens in dem Quell der rein objectiven Dichtung. In einer Reihe symbolisch-phantastischer Gedankenbilder unter der freieren Form des Märchens führt er uns die ideale Weltanschauung vor, ohne irgend eine kleinlich ausgesponnene Allegorie oder ideenlose Personification von Begriffen, welche unpoetische Commentatoren mit bloß dialektischem Verstande darin suchen wollten.

(Der Beschluß folgt.)

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, geborenen Markgräfin von Brandenburg. Nach Originalquellen bearbeitet von Karl August Schmidt. Zweite durchweg vermehrte und verbesserte Auflage. Brieg, Schwarz. 1838. 8. 1 Thlr.

Als Ref. vor acht Jahren den ersten Band von Stenzel's „Geschichte Preußens“ las, zogen unter dem vielen Trefflichen, welches jene historische Schrift darbietet, die Notizen zur Geschichte der Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg seine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Der Verf. entlehnte dieselben aus der Hoffmann'schen „Monatsschrift von und für Schlesien“, in welche sie der Syndikus Koch zu Brieg, ein mit der schlesischen Geschichte und briegischen Vorzeit sehr wohl vertrauter Mann, hatte einrücken lassen, und da jene Zeitschrift doch nur in Schlesien verbreitet war, so gebührt Hrn. Stenzel das Verdienst, das größere Publicum auf diese trefflichen Beiträge zur Specialgeschichte Schlesiens aufmerksam gemacht zu haben. Es kann daher nur erfreulich genannt werden, daß gegenwärtig durch Hrn. Schmidt eine neue Ausgabe dieser Denkwürdigkeiten veranstaltet und mit ungedruckten Originalaufsätzen bereichert worden ist.

Wer freilich nur für Dampfmaschinen und Eisenbahnen schwärmt, oder sich in politische Herzergießungen, die oft nichts Besseres als Kannegießereien sind, über die königlichen Wirren und die hanoversche Frage, über die Rentenconversion in Frankreich und den Abfall Canadas von England vernehmen läßt — wer, sagen wir, nur für diese Dinge Sinn und Aufmerksamkeit hat, dem wird das schlichte Büchlein, von dem wir jetzt zu sprechen im Begriff sind, nicht sonderlich bezaubern. Da es nun aber Gottlob! unter denen, die für die wichtigen Interessen der Gegenwart eine warme Theilnahme hegen, ohne sich gerade à la hauteur du siècle zu stellen, noch Viele gibt, die nicht bloß gern in die Geschichte der Vergangenheit zurückschauen, sondern auch für edle Menschenwürde, für fürstliche Größe und Hoheit und für ein tüchtiges, verdienstliches Walten und Schaffen im engern Kreise noch den rechten Sinn besitzen, so zweifeln wir nicht, daß diesen achtbaren Persönlichkeiten die vorliegende Schrift lieb und werth sein wird. Namentlich müssen auch deutsche Frauen auf dieselbe aufmerksam gemacht werden, deren wir mehr als Eine gekannt haben, welche mit Freude und großer Befriedigung die Lecture dieser Denkwürdigkeiten vollendeten.

Dorothea Sibylla, geboren am 19. Oct. 1590, war die Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, eine sehr fromm erzogene, in allerhand Künsten und Wissenschaften wohlunterrichtete und zur Haushaltung fleißig angehaltene Prinzessin. Im Dec. 1611 vermählte sie sich mit dem Herzoge Johann Christian von Liegnitz, einem frommen Herrn von trefflichen Geistesgaben, mit dem sie bis zum 19. März 1625 in einer sehr glücklichen Ehe gelebt hat. Wenig berührt von den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, unter denen ganz Schlesien in den folgenden Jahren so viel gelitten hat, ward ihr Le-

ben durch äußere Ereignisse fast gar nicht gekört; die Herzogin vermochte also dasselbe durchaus der Beglückung ihrer Untertanen und der Erfüllung ihrer Pflichten als Mutter und als Gattin zu widmen. Dies geschah denn auch in einer solchen Art, daß ihr Chronist sie für eine Frau erklart, welche „nicht leicht gewesen ist und nicht leicht wiederkommen wird“. Denn obgleich uns die Geschichte von verschiedenen fürstlichen Frauen erzählt, die mit kräftiger Hand in die Sitten ihrer Völker eingriffen und es nicht verschmähten, dem häuslichen und Familienleben eine besondere Sorgfalt zuzuwenden, so dürfte doch nicht leicht von der altbritischen Königin Maude bis auf die Mutter Anna in Dresden eine Fürstin gefunden werden, die so ganz eine Bürgerfürstin (wir wollen einmal dies Wort der französischen Juliusrevolution gebrauchen) im besten Sinne des Wortes gewesen ist, als Dorothea Sibylla von Brieg. Ohne daher das in diesem Buche geschilderte Wirken mit dem verbrauchten Namen eines Fürstenspiegels belegen zu wollen, nennen wir es eine sehr anziehende Schilderung des Lebens einer deutschen Fürstin im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts und ein Musterbild praktischer Frömmigkeit und inniger Theilnahme an dem Wohle jedes ihrer Untertanen, in einer Einfachheit und patriarchalischen Einfalt, der wir keine ähnliche Charakteristik an die Seite zu stellen wissen.

Neben der Herzogin und ihrem Gemahle sind besonders zwei Personen von besonderem Interesse in dem vorliegenden Büchlein, der briegische Bürger und Rothgerber Valentin Gierth und die Leib- und Hebamme der Herzogin, Margaretha Fuß, gewöhnlich die alte Grete genannt. Dem Lesebuche des Erstern ist der größte Theil des Schmidt'schen Buchs entnommen, um so mehr muß also vorangeschickt werden, daß Meister Gierth ein verständiger und geschickter Bürger war, der ein einträgliches Gewerbe trieb und durch seinen Handel mit Rauchwerk ein wohlhabender Mann geworden war, so daß er auf den Aufzug seiner schönen Ehefrau Susanne, als diese von der Herzogin auf das Schloß zu einem Vesperbrot und zu einer freundschaftlichen Unterhaltung eingeladen war, nicht weniger als 84 Thlr. 11 Gr. 13 Heller gut Geld wenden konnte und ihr zu Weihnachten 1622 eine Schaub, einen Ruff, Winterschuhe und Pelzhaube zum Geschenke machte, die ihn nach den mitgetheilten Rechnungen auf 325 Thlr. 26 Gr. gut alt Geld zu stehen kam. Am herzoglichen Hofe war er seiner Frau wegen, die eine natürliche Tochter des vorigen Herzogs und also Johann Christian's Halbschwester war, nicht minder wohl gelitten als wegen seines Verstandes und seiner Anständigkeit. Die alte Grete, auch Mutter Grete in Brieg genannt, war eine für ihre Zeit sehr geschickte Leib- und Hebamme, die ihre Studien auf der hohen Schule zu Strassburg gemacht hatte und späterhin der Herzogin Dorothea Sibylla nach Brieg gefolgt war. Dort stand sie im größten Ansehen. Sie hatte, schreibt Meister Gierth, ein stattliches Ansehen und eine ganz besondere Tracht. Sie trug nämlich einen schwarzen, vielfaltigen Rock mit breiten Scharlachstreifen, eben solchem Nieder mit goldenen Pflaumen (Tressen, Worten), eine jede mit Marber verbrämt und mit Goldschnuren reich besetzt, wie die ungarischen Reiter tragen, und eine hohe Marbermütze mit einem Scharlachbeckel, an welchem eine schwere goldene Quaste hing. Zur Winterszeit trug sie eine weite schwarze Schaub (eine Art Mantel) mit gelbem Fuchspelz gefüttert und besetzt. In der Hand hielt sie gewöhnlich einen großen, ledernen Sockel oder Deckelkorb, auf welchem sich der von einer Schlange umwundene Askulapiusstab gemalt befand, und in der andern einen Stock mit einem goldenen Knopfe, der mit Edelsteinen reich verziert war, zur Abwehrung der Hunde. Diese Frau — eine Art von Meg Merrilies — war die rechte Hand der Herzogin und wurde zu allerhand Diensten verwendet, konnte sich auch gegen ihre Gebieterin ein freieres Wort erlauben, wurde aber wiederum von dieser mitunter hart angelassen. So auf einer Bürgerhochzeit, die mit der anschaulichsten Lebendigkeit geschildert worden ist, als die alte Grete wider ihre Gewohnheit mehr getrunken hatte

(Der Herzog hatte seine Lust daran, ihr mehr als gewöhnlich einzuschmeicheln) und die Braut auf allerlei Weise mit Anspielungen neckte. Da gerieth die Herzogin in großen Zorn: „Schäme dich, sagte sie zu ihr, deiner grauen Haare! Du reißt arge Sotten und bringst Schande über dich! Hast des Plauderwassers zu viel getrunken und bietest deine Dienste der Braut an, da du doch selber meiner Dienste mächtigst für die Nacht bedürfen und ich bei dir werde wachen müssen! Darum schweige bei Weidung meiner immerwährenden Ungnade!“ Und als die alte Grete trotzig widersprach, ließ sie die Herzogin sofort in der fürstlichen Carrosse auf das Schloß fahren und kanzelte sie am andern Morgen noch gehörig ab: „Hätte ich nicht dein Alter ehren wollen, Grete, so wären dir ein paar derbe Maulschellen zu Theil geworden.“

Schon die soeben angeführte Stelle zeigt, daß Dorothea Sibylla vor allen Dingen darauf bedacht gewesen ist, in ihrem Hause gute Zucht zu halten. Und so finden wir auch durch das ganze Buch die Beweise für eine echt bürgerliche Haushaltung im Schlosse zu Briesg. Mit ihrem Gemahle lebte sie durchaus einträchtig und friedlich, sie hielt am Hofe auf Sparsamkeit und gute Wirthschaft, ohne daß dabei Arme, Kranke oder Rothleidende Schaden erlitten, aber die unnützen Hoffstellen waren ihr durchaus unangenehm. Ihr eigener Hofstaat bestand aus einer abligen Hofmeisterin, nebst zwölf Fräulein, die Lehrlingern genannt wurden und zu allen wirthschaftlichen Beschäftigungen angehalten, auch in Sprachen und Wissenschaften wohlunterrichtet wurden, wie denn die Herzogin selbst italienisch, französisch und lateinisch verstand, ja im Virgil ganze Stücke aus dem Gedächtniß herfagen konnte. Alles ging sehr fromm und anständig dazu, aber ohne den mindesten Beigeschmack von Pietisterei oder Kopfhängerischem Wesen; die Herzogin war durchaus leutselig und strafte nur mit gelinden Worten. Als aber einst eine Lehrlingerin sich nicht gehorcht hatte, als ihr ein Junker in den Busen gegriffen und dann im Schlafkammerlein zu den andern Jungfrauen unzüchtige Worte gesprochen hatte, so ward ihr dafür eine besondere Strafe auferlegt. Diese Jungerin mußte, wie Meister Gierth erzählt, über die bloßen Beine ein paar dünne Leinwandhöschen ziehen und sich über einen Sessel strecken, worauf sie von der Mutter Grete so derb geschmäht wurde, daß schon bei dem achten Streiche das Blut durch die Weinkleider drang. Da erbarmte sich die Herzogin ihrer und nahm sie zu Gnaden an. Der lusterne Junker aber empfieng vom Herzog ein paar derbe Maulschellen und mußte drei Tage lang das Wasser zum Tränken der Rosse im fürstlichen Marstall herbeitragen. Selbst auf die gewesenen Hoffräulein erstreckte die Herzogin ihre mütterliche Sorgfalt. Denn als sie hörte, daß eine derselben sich im Bade zu Lauer einem unzüchtigen Lebenswandel ergeben hatte, ließ sie mit Vorstellungen bei ihrem Gemahl nicht nach, bis derselbe im Einverständniß mit der Ortsobrigkeit in Lauer jenes Mädchen durch den mit mehreren Begleitern abgeschickten Meister Gierth verhaften ließ. Man brachte sie nun nach Briesg, wo sie in ein Busstüblein gesperrt wurde, bis ihre Angehörigen über ihre Zukunft entschieden hätten. Aber schon wenige Tage darauf starb sie, worauf denn die Herzogin an ihrem Sarge eine kräftige Buß- und Sittenpredigt an die anwesenden Hofjungfern hielt. Die Fräulein dagegen, welche sich gut ausgeführt hatten, wurden von der Herzogin reichlich ausgestattet, wenn sie sich verheiratheten, selbst zum Altar geführt und auf vielerlei Weise geehrt, sodaß eine solche fürstliche Gheftung einen ganz besondern Werth erhielt.

Außer dieser Sorgfalt war aber die Herzogin auch fleißig bedacht, durch ihre Gegenwart und öftere Besuche in den einzelnen Familien gute Sitte und Zucht zu erhalten. So pflegte sie z. B. seit 1619, wo sie nach Briesg gekommen war, jeder Bürgerstochter zu ihrem Hochzeitstage, wenn sie sich ehelich, züchtig, gottesfürchtig und gehorsam bewiesen hatte, einen

Strauß von selbstgefertigten Blumen zu schenken, auch ihr wol durch eine Hofjungfer eine ihrer Schauben zu senden, die sie selbst erst getragen hatte und die von der Braut während der Trauung umgenommen werden mußte. Zu solchen Hochzeiten kam sie dann wol selbst, auch ihr Gemahl folgte nach, und die von Gierth unter der Überschrift: „Der Blumenstrauß“, geschilderte Scene im Hause des Leinwandhändlers Fabian Schmidt stellt dies patriarchalische Verhältniß auf das anmuthigste dar. Ref. ist überzeugt, daß es Niemanden gereuen wird, diesen Beitrag zur Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts gelesen zu haben, indem dies Stilleben überdies einen merkwürdigen Contrast mit den kriegerischen Scenen aus den ersten Jahren des dreißigjährigen Kriegs bildet.

(Der Beschluß folgt.)

### Notiz.

Der Engländer Holme, welcher sich eifrig mit Forschungen über die Naturgeschichte der Giraffe beschäftigt hat, theilte in einer Sitzung der Ashmolean Society zu Oxford, in welcher der Geolog Buckland den Vorsitz führte, einige interessante Notizen über dieses Thier mit. Es kommt schon auf den Monumenten zu Theben vor, und zwar auf denen, welche die Oberhäupter der vier Nationen darstellen, die Thothmes III. Tribut bringen. Dieser König wird für den Pharaos gehalten, unter welchem die Juden aus Aegypten zogen. Ob diese letztern die Giraffe kannten, ist ungewiß; Aristoteles wußte nichts von ihr, wohl aber Timäus (260 v. Chr.), der ihrer in seiner nicht bis auf unsere Zeiten gekommenen Geschichte Siciliens erwähnt. Agatharchides (180 v. Chr.), dem wir, beiläufig bemerkt, auch die ersten Nachrichten über das Nashorn verdanken, beschreibt sie und sagt ausdrücklich, sie führe den Namen Kamelopard, weil sie so groß sei wie ein Kameel und so gefleckt wie ein Pantherthier; ihr Hals sei so lang, daß sie bequem die Blätter von den Bäumen herabfressen könne. Bis auf César wird des Thieres sojann nirgend erwähnt; zu seiner Zeit aber wurden, nach einer Bemerkung des Plinius, die ersten Giraffen nach Europa gebracht; sie lebten also wol nördlich von der Sahara, oder wahrrscheinlicher, sie kamen über Arabien aus Habesch. Seitdem sah man ihrer mehre im Abendlande; Strabo, der bekanntlich bis in die entferntesten Gegenden Aegyptens Reisen gemacht hatte, beschreibt sie ausführlich, während der Bericht bei Plinius sehr dürftig ist. Nur verdient erwähnt zu werden, daß sie ihm zufolge bei den Äthiopen Nabis hieß; die Pottentotten nennen sie jetzt noch Raip. Dypian, welcher wahrrscheinlich die gesehen hatte, welche zur Zeit der Gordiana nach Europa kamen, schildert sie im dritten Buche der „Kynegetica“ ausführlich. Nach dem Untergange des abendländischen Reiches und besonders späterhin hörte, weil die Araber das nördliche Afrika im Besiz hatten, der Verkehr zwischen Äthiopien und dem Abendlande ganz auf und nach den Zeiten des Heliodor im vierten Jahrhundert erwähnen nur arabische Schriftsteller des Thieres, das für Europa erst wieder zu den Zeiten der Kreuzzüge aus dem Dunkel hervortritt. 1260 war eine Giraffe unter den Geschenken, welche der Mamluken-Sultan von Aegypten dem Kaiser Michael Paläologus sandte; später erhielten Kaiser Friedrich III. von Deutschland, Lorenzo, der Medicäer, jeder eins gleichfalls vom ägyptischen Sultane zum Geschenke und seitdem ist keines wieder lebendig nach Europa gekommen, bis auf das, welches vor einigen Jahren in Paris so großes Aufsehen machte. Die europäischen Reisenden aber, welche orientalische Höfe besuchten, erzählen meistentheils alle von der Giraffe. Buffon beschrieb sie und zwar nach einer Haut, die er vom Vorgebirge der guten Hoffnung erhalten hatte. Sie bewohnt ganz Ostafrika, vom Kaplande im Osten, bis Nordafrika im Norden. 53.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 220.

8. August 1838.

Über das Leben und die Werke des dänischen Dichters  
B. S. Ingemann.

Mittheilungen aus der ungedruckten Autobiographie desselben.  
(Beschluß aus Nr. 218.)

Eine neue Periode in des Dichters Leben trat seit 1815 ein, mit weit bestimmterer dramatischer und vorherrschend tragischer Richtung, sowie im Ganzen von einem kräftigern und gesünderm Dasein getragen, wobei der lyrische Grundton noch immer sich durchhören ließ, und wo die Charaktere den Verfasser nicht zwangen, den Blick nach außen zu richten, die subjective Auffassung sich nicht verleugnete. Die Liebe, die alles Irdische aufopfert, in tragischem Conflict mit der Staatskunst und den mächtigen Lebenskräften des äußern Lebens, aber festhaltend an ihrem höhern Leben, und deshalb an der Unverwundlichkeit des Geistes theilnehmend — das ist die Idee, welche durch die Tragödie „Blanca“ (1815) hindurchgeht; das Sujet ist aus einer Novelle im „Sil Blas“ genommen; die Behandlung desselben Gegenstandes von Thomson ward dem Dichter erst mehre Jahre nachher bekannt. In dem Trauerspiele „Masaniello“ (1815) sehen wir die Freiheitsidee, durch religiöse Begeisterung erhoben und gestärkt, im Kampfe mit der Tyrannei und den Leidenschaften der Völker und Fürsten; der Geist steigt selbst auf den Trümmern seiner Größe, während die Welt es liebt, das Edle in den Staub zu ziehen. Beide Dramen wurden mit großem Beifalle auf der Nationalbühne gegeben. Interessant ist es, wahrzunehmen, wie dem Dichter die ihm eigenthümliche Welt immer mehr sich aufschloß und er die zuerst nur geahnete Befriedigung im Glauben immer sicherer ergriff. Noch vom J. 1815 ist sein biblisches Drama: „Die Stimme in der Wüste, oder der Tod Johannis des Täufers“; wie die Offenbarung in das Menschenleben eingreift, indem sie theils höhere Motive darreicht, theils einen gewaltigern, aber auch desto gesegnetern Kampf bedingt, ist der Grundgedanke, woraus das Ganze sich entwickelt. Wie „Die schwarzen Ritter“, so hatte das lyrisch-dramatische Märchen: „Rainald, das Wunderkind“ (1816), auch die Darstellung einer poetisch-philosophischen Weltanschauung zur Aufgabe; der Dichter wollte darin zeigen, wie mit dem Menschenleben die ganze Natur freigemacht wird, wenn das Mysterium vollendet ist, das Gott mit der Welt verbindet, und die mensch-

liche Natur in die Sphäre des göttlichen Lebens aufnimmt. Als den Befreier führt er eben jenes Wunderkind ein, die Vermählung gleichsam zwischen dem einfältigen Glauben und der himmlischen Liebe; das Objectiv wird dadurch nicht zurückgebrängt, sondern im Bilde der Dichtung gleichsam vorgezeichnet. Den Sieg des christlichen Ritterthums über den Islamismus stellt die Tragödie „Der Hirte von Tolosa“ (1816) dar, vielleicht unter allen ähnlichen Productionen des Dichters am gelungensten in der Charakterzeichnung; die Sage, wie ein unbekannter Hirte in der Schlacht bei Tolosa den Christen einen Umweg über das Gebirge zeigt und dadurch ihr Heer rettet, gab der dichterischen Erfindung einen weiten Spielraum. Einem andern Genre gehört das zweite Trauerspiel Ingemann's von diesem Jahre: „Die Löwenritter“ an; es ist, wenn man will, eine romantische Schicksalstragödie; allein die zerschmetternde Nothwendigkeit entspringt hier, ihrem innersten Wesen nach, aus der Freiheit selbst, indem der Wille sich das tragische Erbstück aneignet und nun als selbstgeignete Nemesis schauderregend durch die Menschennatur geht. Der Ton, welcher die starken Dissonanzen lösen sollte, konnte indes nicht durchbringen, ohne daß die Form gesprengt wurde; in einer Reihe von Balladen, sowie in dem Epiloge der Tragödie, suchte der Dichter die auflösenden Accorde. Seine lyrischen Gedichte aus dieser Periode sind meist gesammelt in der „Weihnachtsgabe“ (1816), die zugleich ein Märchen in Chronikenform: „Herr Hellas und Jungfer Beatricia“ enthält. Ein größeres Märchen: „Die Unterirdischen“ (1817), benutzte die fruchtbaren Volksfagen aus dem Mittelalter, die an die Umgebungen der Insel Bornholm (Burgundorum insula) sich geknüpft haben.

Der ästhetische Kampf zwischen Waggefen und Ohlenschläger, der 1815 ausbrach, hatte eine große Bedeutung für die dänische Literatur, indem er einerseits die Rechte der Kritik und des Geschmacks, im wahren Sinne des Wortes, zur Anerkennung brachte, und doch andererseits die unbestrittene Wahrheit, daß die Productivität das ursprüngliche Leben in aller Dichtkunst ist, nicht verdunkeln konnte. Wie bei einer jeden fruchtbaren Gährung eine Zeit eintreten muß, wo die Elemente sich ordnen und scheiden, um neue Verbindungen einzugehen, so auch hier; und obgleich eben die zu solcher Scheidung berufen waren,



einander oft bitter verkannten, und jeder nur auf seinem Gebiete einseitig beharren wollte, so konnte doch dadurch der reelle Gewinn für die Folgezeit nicht verklümmert werden. Es hatte eine Ohlenschläger'sche Schule sich gebildet, nicht sowohl durch Einigung über kritische Grundsätze, als durch das falsche Leben und die Begeisterung, die aus den Jugendwerken dieses Dichters strömte; dieser mochte Ingemann indes, seinem ganzen Wesen nach, sich nicht anschließen, sowie er überhaupt für den Republikanismus gegen alle Aristokratie in der Literatur sich von jeher entschieden erklärt hatte; das Heilige und die Erforschung des Menschenlebens in seiner Tiefe, als der letzte Zweck aller Kunst, war es, was ihn durchaus von ihnen entfremdete. Auf der andern Seite hatte Baggesen, jener kunst-philosophische Proteus und Wiederhersteller des dänischen Sprachidioms in seiner unvergleichlichen Fülle, so viel von der Bildung der letzten Zeit sich angeeignet und gleichsam mit geistigen Fühlhörnern ihr Eigenthümliches betastet, daß er Allem, was ihm nicht durch Formlosigkeit widerstrebte, Gerechtigkeit widerfahren lassen konnte und gern widerfahren ließ. So kam es, daß er Ingemann in einem Epigramm erhob, welches Ohlenschläger aufs blutigste verwundete, und Grundvig, dessen unbeschränklichen Sinn er jedoch nicht zu würdigen verstand, auf einen Augenblick näher trat. Der Kampf gewann durch die hinzutretenden bedeutsamen Erscheinungen immer mehr an Interesse; die Kritik der Ohlenschläger'schen Schule wurde neutralisirt durch eine höhere Weltbetrachtung, und wenn auch Ingemann oft von jener Seite bitter und höhrend angegriffen wurde, so konnte doch der Platz, den er unbestritten unter den dänischen Dichtern einnahm, nicht von einer Schulrichtung verrückt werden, und er zog sich gewöhnlich still aus dem Streite in das höhere productive Leben zurück, wo ihm voller Erfas für jene Ungerechtigkeit wurde.

Indes war es ihm doch wünschenswerth, von dem vorerwähnten Treiben auf dem kritischen Kampfplatze einen freieren Blick auf die Welt und das Menschenleben zu werfen; durch königliche Unterstützung wurde er in den Stand gesetzt, 1818 und 1819 eine Reise ins Ausland zu machen. Er sah Deutschland, Frankreich, die Schweiz, Italien. In Rom vollendete er sein dramatisches Gedicht: „Lafso's Befreiung“, worin er von allen Dichterleiden sich selbst zu befreien suchte, indem er den Kampf jenes Dichtermärtyrers mit dem Leben und seinen Sieg im Tode aussprach. Von den literarischen Notabilitäten, mit welchen er in nähere Berührung trat, rühmt er besonders den Meister des Gesangs, Ludwig Tieck in Dresden, als den unter allen damaligen deutschen Dichtern, mit welchen er am meisten sympathisirte. Die wundervollen Denkmäler der Kunst in Italien, die Eindrücke der großen Naturscenen und des ganzen bunten Volkslebens verwandelte sich unter der Hand zur Lyrik, die er in den zwei Theilen der „Reiselyra“ (1820) dem Publicum mittheilte. Ehe er jedoch diese Gedichte sammelte, ward es ihm, im Gefühl der heimathlichen Freude, ein Bedürfnis, sich in das vertrauliche Leben am Herde, durch die Er-

zählung alter Märchen und Sagen, wieder hineinzuversetzen. Die Märchen: „Das hohe Spiel“ und „Der Sphing“ (letzteres in der Callot-Hoffmann'schen Manier, bestimmt jene barocke Poesie zu charakterisiren), wurden fast improvisatorisch erfunden durch solche Erzählung im Kreise von Kindern; das frische, heitere Leben in derselben zeugte von der Gemüthsstimmung, die der Dichter von der Reise mitbrachte. In den Erzählungen: „Die Altartafel zu Sorde“ und „Ruhme Maria“ (sie machen mit jenen einen Band von Märchen und Erzählungen aus) erblicken wir, sowie dort, den Übergang zu einer neuen Periode in seinem Dichterleben; zum ersten Male hatte er hier Charakterzüge und Begebenheiten aus dem täglichen Leben der Gegenwart als Vehikel der Darstellung ergriffen. Eine Tragödie: „Der Kampf für Walskalla“ (1821), erweckte weniger Theilnahme als die frühern des Verfassers; das Streben, den gigantischen Kampf des Heidenthums auf Island mit dem neugepflanzten Christenthume in seiner ganzen Größe zu fassen, hatte der objectiven Klarheit der hervortretenden Gestalten geschadet. Die Komödie: „Der Wagnerismus in der Barbierstube“ (1821), ein Versuch, unter den alten Holberg'schen Masken Thorheiten der Gegenwart darzustellen, steht zu vereinzelt da, um bei dem Ganzen der Bestrebungen dieses Dichters ein Moment in die Wagshale zu legen.

Im J. 1822 wurde Ingemann als Professor der Nationalliteratur zu Sorde angestellt und führte seine Braut heim. Hier, unter den großen Denkmälern des romantischen Mittelalters Dänemarks, erfasste zuerst sein Geist jenes Leben in seiner ganzen poetischen und historischen Fülle; er begann eine Reihe von Studien, in welchen Alles sich um jenen Brennpunkt der Entwicklung einer hohen und kräftigen Nationalität in Freud' und Leid, in That und Gesang sammelte. Die anschauliche Kenntniß des Lebens im Katholicismus, die früher gewonnene Vertrautheit mit dem dänischen Volksleben und der Schatz der eignen Erfahrung des Dichters vereinigten sich mit den hehren Erinnerungen, die der reichende Aufenthalt in Sorde ihm darbot; Alles bewegte sich um ihn wie Gestalten von alten Freunden und Bekannten. Was die Geschichte verschwieg, die innern Triebfedern zu den hervorspringenden historischen Ereignissen, das ergänzte ihm die dichterische Auffassung: die dürrsten Samenkörner in den Annalen jener Zeit blühten auf zu einer Reihe von romantischen Generationen. So entstand zuerst das historische Gedicht: „Waldemar der Große und seine Helden“ (1824); die Monotonie der veralteten, leblosen epischen Form hat hier einer wechselnden, reichen und lebendigen Darstellung Platz gemacht, worin die Form nach dem Inhalte sich schmiegt; dieses und vor Allem der volksthümliche Geist des Buchs, die Kunst des Dichters, alle Stände und Lebensverhältnisse in ihrem eigenthümlichen Lichte erscheinen zu lassen, erwarb ihm begeisterte Leser und sicherte ihm einen dauernden Ruhm. Für die Darstellung seiner übrigen historisch-poetischen Völkervertheilung wählte Ingemann die Form des Romans; die Ausführlichkeit, welche dieser Dichtungsart eigen ist, gestattet eine

umständliche Ausmalung der vielfachen charakteristischen Einzelheiten des Menschenlebens, und bringt die epische Ruhe in der Beweglichkeit hervor, die das vollendete Gepräge solcher Darstellungen ist. Man denkt natürlich hierbei an Walter Scott; allein, in der Grundanschauung einig mit ihm, ging doch unser Dichter, was Architectonik und Grundlegung aus der Geschichte betrifft, den ganz entgegengesetzten Weg. Ingemann's Romane sind frei behandelte Königschroniken, mit fast lauter historischen Personen und den merkwürdigsten Repräsentanten und Begebenheiten des Zeitalters im Vordergrund; die Erfindung besteht hier in der Ausmittelung der eignen Lebenspoesie des dargestellten Zeitalters, in der Darlegung der in den trockenen Begebenheiten und annalistischen Aufzeichnungen verhüllten Romantik, endlich in der Zubereitung aller eventuellen und psychologischen Bedingungen für das poetische Leben der tatsächlichen Wahrheit. Umgekehrt läßt Walter Scott gewöhnlich einen durchaus fingirten Helden als Hauptperson des Gemäldes auftreten, mit einem sorgfältig ausgeführten historischen Hintergrunde. Der erste historische Roman des Verfassers: „Waldemar Seier“, erschien 1826, und wurde mit lebhafter Theilnahme begrüßt; ihm folgte 1828: „Die Kindheit Erik Menved's“, 1833: „König Erik und die Bräuteten“, und endlich 1835: „Prinz Otto von Dänemark und seine Zeitgenossen“. Das historisch-nationale Element in diesen Darstellungen greift oft durch den Dialog in die dramatische Form hinüber; der Humor und der tragische Ernst wirken zusammen, um alle Nuancen des Lebens in einem vollständigen Bilde aufzufassen.

Einer früheren Periode des Dichters gehören seine ersten geistlichen Lieder an („Morgenlieder und Cantaten“, 1822 u. öfter, „Lieder beim Frühgottesdienste“, 1825), die indeß in dieser ihre Fortsetzung fanden („Morgenlieder für Kinder“, 1837); sie stehen, wie man erwarten konnte, durchaus auf christlichem Grunde, schlagen die tiefsten Töne des Herzens an, und verbinden mit der strengen Einfachheit, die dem heiligen Gesange eigen ist, die Kraft und Erhabenheit, die das Wort in seiner Gottesfülle darreicht. Fragmente der höhern Weltbetrachtung in lyrisch-epischem Gewande enthalten die „Blätter aus dem Tagebuche des ewigen Juden“ (1833); mit diesem hohen finstern Heros der tragischen Phantastie war der Dichter so vertraut geworden, daß das Bild ihm zuletzt wie sein Schatten folgte, und er gleichsam gezwungen war, den Bildern der Seele Umriss und poetisches Dasein zu geben. Überhaupt war dies seine Art und Weise auch im Conflict mit dem Formalismus der Kritik, wovon er so Manches zu leiden hatte, daß er die Indignation in poetische Schöpfungen gleichsam aushauchte, und so doppelt gewann, was die Gegner ihm zu verderben drohten. So entstand sein „Märchen von Die Namenlos, oder die Huldregaben“ (1829); gestützt auf die bekannte nordische Volkssage von einer armen Bauersfrau, die bei den Elementargeistern (Huldren) eine Wunderlabbe sich holte, womit sie die Gabe empfing, Alles im Lichte der Idee zu sehen, nun aber auch mit der profanen Weltbetrachtung in den bittersten Streit gerieth, ließ er seinem

Helden, auf die Abwege der idealistischen Richtung gerathen, in einen freien und ergößlichen Kampf mit den Caricaturen der Gegenpartei auftreten, so daß die Hühner der letztern offen dalagen. Der Unwille der Widersacher machte sich Luft in einer förmlichen Anklage gegen den Dichter als Verächter der Wissenschaft und Vertreter einer schwärmerisch-mystischen Richtung, die ja leider in unserer Zeit auch auf poetischem Gebiete so weit um sich gegriffen habe; und während er nun selbst in einem Epiloge zum Märchen: „Der Aufstand in der literarischen Republik“, den Kampf direct fortsetzte, erklärte sich der geniale Philosoph Sibbern für die objective Wahrheit des Märchens, die nur von Denen verkannt werde, welchen der Glaube und die poetische Auffassung des Lebens in gleichem Grade abgehen.

Die letzten Werke des Dichters sind: sein historisches Gedicht: „Die Königin Margarethe“, womit er 1836 den historisch-poetischen Cyclus von Wäbern aus dem dänischen Mittelalter schloß, und „Holger Danske“, ein Gedicht von 1837, das vielleicht in einem noch höhern Grade als seine früheren Arbeiten das Nationalgefühl anspricht; die volksthümliche Form in dem letztern ist aus den Elementen, die in den altdänischen Heldenliedern und der Reimchronik zerstreut liegen, zu Stande gebracht. 58.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, geborenen Markgräfin von Brandenburg. Nach Originalquellen bearbeitet von Karl August Schmidt.

(Beschluß aus Nr. 118.)

Mit nicht minderer Achtbarkeit wachte die Herzogin über den Frieden und die Eintracht in den einzelnen Familien, versöhnte streitige Ehegatten miteinander, nahm auch gern die Einladungen zu Patheustellen in den Bürgerfamilien (wie unter andern bei dem Kinde ihres Günstlings Bierth) an, und war vor allen Dingen eine große Kinderfreundin, wie denn auch ihre eigne Ehe mit 13 Kindern gesegnet war. Von dieser Liebe gibt die Beschreibung des Sibyllenfestes im Bierth'schen Tagebuche ein ausführliches Zeugniß. Da wurden die sämmtlichen Kinder aus der Stadtschule auf das Schloß geladen, reich beschenkt und gespeist, worauf sie mit lustigen Spielen sich vergnügten, an denen die Herzogin selbst Theil nahm. Nach dem Abendessen war großer Tanz für Alt und Jung, im Pomeranzenhause ward ein Schauspiel aufgeführt, zuletzt ein Feuerwerk abgebrannt, worauf denn endlich die Herzogin ein andächtiges Nachtgebet sprach und die Kinder nach Abgang eines Abendliedes, und nachdem ein jedes dem Herrn und der Frau den Saum des Kleides geküßt hatte, entließ. Aus dieser und andern Stellen ersieht man deutlich, daß die Herzogin an den Freuden dieser Welt auch Wohlgefallen gehabt habe und denselben nicht gleichsam schon im Mutterleibe abgekockt war, wie zu ihres Gemahls großem Unwillen der Superintendent Thomaeus in seiner Leichenpredigt auf die Herzogin gesagt hatte.

Für Schulen und Kirchen war Dorothea Sibylla eine treffliche Landesmutter, wie unter andern das Schreiben an den Rath zu Brieg, welches sie als Regentin in Abwesenheit ihres Gemahls erließ; hinlänglich darthut. Herr Schmidt hat sehr wohl gethan, es im Anhange mitzutheilen, sowie auch das vortheilhafte Sendschreiben an den ehrwürdigen Pfarrherrn Mathias Baumgart vom 2. Sept. 1618. Denn in diesem nennt die Herzogin — also lange vor Thomaeus — eine der Perceet angehörende alte Frau auf eine so nachdrückliche Weise in

Schuf, und verweist dem Pfarrer seine lieblose Predigt in einem solchen Grade, daß dasselbe ihrem klaren Verstande und ihrem christlichen Sinne die größte Ehre macht. Arme und Nothleidende fanden stets bei ihr Hilfe und Trost, sie reiste mit der alten Grete fleißig im Lande umher und spendete geistige und leibliche Hilfe; denn sie war auch in der Arzneikunde wohlverfahren, gab wenig auf ausländische Mittel, scharfe und gewürzte Arzneien, ägyptische Mumien (die man damals für sehr wirksam hielt) und empfahl neben Gebet und Vertrauen auf Gott frische Luft, Mäßigkeit und Lebensöffnung. In der letzten Beziehung ist im Tagebuche bemerkt, daß die Herzogin durch die Mutter Grete habe eine zinnerne Spritze anwenden lassen, selbst sogar mit Hand angelegt. Ebenso ward durch sie zuerst eine Hebammenschule in Briesg eingerichtet, die jedoch nach ihrem Tode wieder eingegangen ist.

Von der Liebe und Verehrung, welche die Herzogin im Lande genoß, sind rührende Beispiele angeführt. Ihre Unterthanen nannten sie nur „die liebe Dorel“, und sie selbst hörte keinen Namen lieber als diesen, der ihr die reinste Anhänglichkeit ausdrückte. „Gott sei gelobt“, sagte sie, „für diesen köstlichen Titel, und will ich ihn, so ich bei Sinnes bleibe, in meinem Leben gegen eine Majestät nicht wechseln.“ Wir würden zu ausföhlich werden, wenn wir alle hierher gehörige Stellen anföhren wollten. Aber ein schönes Wort können wir doch nicht übergehen. Die Stadt Briesg hatte ihr einen trefflichen, sehr ihrem Velle über Fuchskoller verehrt. Als ihr denselben die Mutter Grete an einem kühlen Abende umhing, hüllte sich die Herzogin recht behaglich in denselben und sprach, daß der Fuchskoller sie gedoppelt wärmen würde, da er mit der Stadt Liebe gefättert sei.

Zum Schluß wollen wir noch erinnern, daß es der holdseligen Dorothea Sibylla auch so ergangen ist, wie in unsern Tagen der jungen Königin Victoria von England, daß sie nämlich ebenfalls schwärmerische Liebhaber und Verehrer gefunden hat. Der Eine von diesen war Friedrich von Logau, der nachmals bekannte Dichter, der 1617 Page am Hofe zu Briesg war und seiner Gebieterin, die ihm wohlwollte, einen sehr feurigen Liebesbrief vor die Thüre ihres Schlafgemaches gelegt hatte. Der Herzog war darüber sehr ungehalten und wollte den Logau „mit der Peitsche scandiren“ lehren, aber seine Gemahlin meinte, man müsse ein solches Ingenuum fördern. „Wirft doch der Junge mit den Liebesgöttern und Mäusen um sich, gleichsam als wenn es Kiesel wären, und die Venus ist gegen mich nur eine Küchenmagd.“ So erhielt denn der dreizehnjährige Page Gnade, mußte aber für diesen Pagenstreich eine Zeit lang eine vergoldete Ruthe statt des Schwertes tragen. Der andere Liebhaber war Meister Clerth, der uns selbst sehr treuherzig erzählt, wie ihm die schöne Herzogin den Kopf verdreht habe, wie es ihn fast wahnfinnig gemacht, wenn sie ihm die Hand zum Kusse gereicht hätte, und wie er mit allerhand unheiligen Gedanken heimgesucht sei. Darauf folgte dann eine Unterredung mit seiner lieben Eufanne, der er alle Angst seines Herzens vertraute und die ihn mit liebevollen Worten zurechtwies. Die Herzogin erfuhr aber von dieser häuslichen Scene und sprach daher einige Tage darauf zu Meister Valentin: „Ich vermelde Euch, daß wir uns meiden wollen auf alle Weise, nicht um meinewillen, denn ich bin eine ehrbare deutsche Hausfrau und mag einem jeden Christenmenschen dreist in die Augen schauen. Euch aber, Balten, Euch sind die Weiber gefährlich. Kann mich nicht genug verwundern; der liebe Gott hat Euch das Zeitliche gesegnet, habt eine gesunde, kräftige, schöne Hausfrau, die Euch herzlich lieb und um die man Euch beneidet. Solche Perle wollt Ihr weggleubern und auf ein armes, krankes, mit Kummer und Angsten kämpfendes Färstlein lugen?“ Wir zählen diese Partie, welche vom Herausgeber „Der Tragenengel“ überscriben ist, zu einer der schönsten des ganzen Buchs.

Mancher Leser wird vielleicht wünschen, die Anschaulichkeit

dieses frommen, heitern und mildthätigen Färstlebens durch ein Bild der Herzogin Dorothea Sibylla noch vergrößert zu sehen. Ein solches ist jetzt, nach den neuesten Zeitungsnachrichten, auf Kosten der Frau Kronprinzessin von Preußen lithographirt worden, und der Ertrag aus dem Verlaufe desselben zur Errichtung einer frommen Stiftung zu Briesg im Sinne jener eben Färstin bestimmt.

## Bibliographie.

Adami, F., Sonnenblumen aus Süd und West. Novellenalmanach für 1839. 8. Berlin, Stabebrand. 1 Thlr. 12 Gr.  
Bilsfeld, v., Friedrich der Große und sein Hof, oder So war es vor 100 Jahren. In vertrauten Briefen, geschrieben von 1788—1760. 2 Theile. 8. Breslau, War und Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Bog. Humoristische Genrebilder aus dem Londoner Mittagelben. Nach dem Englischen von A. Diezmann. 1ster Theil. Gr. 12. Braunschweig, Westermann. 21 Gr.

Cohnfeld, A., Die Hospitalitin. Novelle. Zum Vortheil des Nicolaus-Bürger-Hospitals herausgegeben. 8. Berlin, Curths. 1 Thlr. 8 Gr.

Deutschland und die Repräsentativ-Verfassungen. Gr. 8. Gießen, Meyer, Vater. 8 Gr.

Eisner, J. G., Die Bildung des Landwirthes in der weitesten Bedeutung. 8. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 8 Gr.

Ewald, P., Worte für Freunde und Bekannte. Gr. 8. Basel, Schweighäuser. 8 Gr.

Frankl, F. F., Gebete, Lieder und Gedichte. Angehängt ist eine Übersetzung der Sitten Cato's. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 8 Gr.

Heller, W. R., Novellen. 2ter Band. Der Xenose. Der Bettler. Der Finkensteller. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 6 Gr.

Hille, Die Nord- und Ostsee-Bäder. Für Badereisende bearbeitet. Mit 3 Rärtchen. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.  
Mannstein, P. F., Der Aufstand in Stralsund, geschichtliche Novelle, und Mirabeau's Lob, Novelle. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr.

Der Mönch und die Nonne, oder Bibliothek der interessantesten und anziehendsten Gemälde aus dem Klosterleben. 1stes, 2tes Bändchen. 8. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 2 Thlr. 16 Gr.

Passek, J. G., Denkwürdigkeiten aus den Regierungsjahren der Könige Johann Kasimir, Michael Korybut und Johann IV. von Polen, vom Jahre 1656 bis 1688. Polnisch herausgegeben vom Grafen C. Kaczyński, deutsch von G. A. Stenzel. 8. Breslau, War u. Comp. 1 Thlr. 18 Gr.

Röttel, A., Die Kölnische Sache, betrachtet vom Standpunkt des allgemeinen Rechts. Gr. 8. Speyer, Reichart. 9 Gr.

Sander, A., Novellen und Gedichte. 1ster Theil. Gr. 12. Göttingen, Dietrich. 1 Thlr.

Scävola, G., Briefe eines Flüchtlings. 4 Theile. 8. Bunzlau, Appun. 6 Thlr.

Schaden, A. v., Lebensbilder. Humoristisch-satyrisches Gemälde unserer Zeit. 2 Theile. 8. Bunzlau, Appun. 1 Thlr. 18 Gr.

Terson, Das Ende der alten und das Aufleben einer neuen Welt. Streifzüge durch rationalistische Gebiete. Nach dem Französischen. Gr. 8. Weimar, Voigt. 1 Thlr. 8 Gr.

Benedey, J., Reise- und Fasttage in der Normandie. 2 Bände. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 4 Thlr. 12 Gr.

Dramatisches Bergheimnisch auf das Jahr 1839, von Th. Hell. 16tes Bändchen. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr.

Wachsmann, G. v., Litten. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1839. 2ter Jahrgang. 16. Leipzig, Hode. 2 Thlr. 8 Gr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 221.

9. August 1838.

1. Histoire de la Réforme, de la Ligue et du Règne de Henri IV. Par *Capéfigue*. Paris 1837.
2. Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe. Par *Capéfigue*, Paris 1837 — 38.

Herr *Capéfigue* hat innerhalb weniger Jahre mehrere historische Monographien veröffentlicht, die höchst wichtige Epochen der Geschichte Frankreichs schildern und die sehr umfangreich sind. Seine beiden neuesten Arbeiten sind die rubricirten Werke, die wir hier in einem Artikel zusammenfassen, theils, weil sie uns fast gleichzeitig zu Händen kamen, hauptsächlich aber, weil sie gemeinschaftliche Kriterien hinsichtlich des Lobes wie des Tadelns an der Seite tragen, und ein und dieselben Vorzüge oder Mängel sich darin bemerklich machen, die des Verf. Manier, Geschichte zu schreiben, eigenthümlich sind. Diese Eigenthümlichkeiten näher zu bezeichnen, wird demnach die zuvörderst von uns zu lösende Aufgabe sein.

Hr. C. berüht sich, er schlage als Geschichtschreiber einen ganz besondern Weg ein und keinerlei Band knüpfe ihn an die neuere Schule; gleichwol hat er einen Zug mit der literarischen Familie des 19. Jahrhunderts gemein. Es ist dies jenes ungemessene Selbstvertrauen, jene ungezähmte Persönlichkeit, die, stets in Bewunderung vor den eignen Meisterwerken, dem Lobe Anderer nichts zu thun übrig läßt und sich mit eigner Hand Triumph und Vergötterung zuerkennt. Hr. C.'s Vorreden haben gemeinhin ein Doppelgestalt: spricht er von seinen Vorgängern, so sind es Satiren, von sich selber Lobpreisungen. Er nimmt das Vorrecht in Anspruch, der Colombo der Geschichte zu sein, und in der Zeit wenigstens ebenso viele Entdeckungen gemacht zu haben, als der berühmte Seefahrer im Raume. Er betrachtet die verfloffenen Jahrhunderte als unbekannte Länder, die noch kein menschlicher Fuß betreten, und man sieht wohl, daß er sich gewissermaßen für den Schöpfer der Vergangenheit hält. Für Hr. C. und seine Leser wäre es vielleicht besser gewesen, hätte er ein wenig von der Bescheidenheit der Benedictiner und aller Mitglieder jener gelehrten Körperschaften gehabt, deren Arbeiten er so gern die seinigen vergleicht; auch würde er vielleicht nur dabei gewinnen, spräche er von Andern mit mehr Achtung, von sich selber mit mehr Bescheidenheit.

Vorgedachter Anspruch nun ist zugleich die Quelle ei-

ner Eigenthümlichkeit, der wir an sich unsern Beifall nicht versagen können, und eines Fehlers. Hr. C., von dem Wunsch befeuert, etwas geschichtlich Neues zu sagen, hat sich mit Eifer in die Reaction gegen die systematische Schule des 18. Jahrhunderts geworfen, die, man kann es nicht in Abrede stellen, aus den nationalen Jahrbüchern Frankreichs eine Art antimonarchischen und antichristlichen Roman machte. Anstatt, wie jene Schule, die Epochen zu entstellen, die Natur der Thatfachen zu verändern und die Ideen in ein Gewand zu kleiden, das sie beinahe unkenntlich macht, hat es ihm beliebt, den Epochen ihre Gestalt, den Thatfachen ihre natürliche Beschaffenheit und den Ideen ihre eigentliche Farbe wiederzugeben. Er hat den Staub der Jahrhunderte abgekühlt, um jene Schildereien zu erforschen, deren ehemals so glänzende Farben unter der Hand des Todes erbleichen, und er wolte sie in den Augen aller seiner Leser gegenwärtigen. Diese Absicht ist nur beifallswürdig; allein indem sich unser Geschichtschreiber gar zu große Mühe gab, die Fehler der historischen Schule des 18. Jahrhunderts zu vermeiden, fiel er in den entgegengesetzten Fehler. Ohne Zweifel zog jene ideelle und philosophische Schule quer durch die Epochen ihre stracke, leb- und farblose Linie; sie malte im Profil, weil es ihr Bedürfnis war, stets nur die eine Seite der Dinge zu zeigen. Sie ließ unbeachtet, ja selbst sie verbarg auf das sorgfältigste alle Einzelzüge, die mit ihrem System in Widerspruch hätten treten können, und sie schnitt die Geschichte ungefähr ebenso zu, wie in den Gärten le Notre's die Linden- und Kastanienbaumgänge zugeschnitten wurden, bis sie sich in vier ungleichförmige Wölbungen rundeten, als wären sie von Marmor oder Basaltblöcken erbaut gewesen. Hingerissen nun von seinem Widerwillen gegen diese gleichsam geschnitzte und abgeschwarte historische Methode, die dem 18. Jahrhundert eigen war, verbesserte Hr. C. allerdings diesen Mißstand; allein, wie es den Menschen häufig zu ergehen pflegt, durch einen andern Mißstand. Da, wo das 18. Jahrhundert durch Trockenheit geküht hatte, fehlt der neuere Geschichtschreiber durch die Überfülle; da, wo das 18. Jahrhundert zu karg mit Einzelzügen gewesen war, bezeigt sich der neuere Geschichtschreiber allzu verschwenderisch damit. Seine Geschichtswerke gleichen einem mit üppigen, weit hin sich verbreitenden Wucher-

pflanzen bedeckten Gartenbeete; sie sind mit einem Gepäck von Anführungen, mit einem beschwerlichen Ballast von Originalurkunden und Texten überladen, die den vom Verf. geschriebenen Jahrbüchern das Aussehen und die Unzuständigkeiten einer Compilation verleihen. Was man gemeinhin Geschichte nennt, ist die genaue und vollständige Schilderung einer Epoche, die man in ihrem Ganzen aufgefaßt und in ihren Einzelzügen erforscht hat. Anstatt dessen führt Hr. C. die Leser in seine Forschungen selber ein; er stellt ihnen vielmehr die Materialien des Gebäudes als das Gebäude selbst vor Augen; er erläßt nicht einmal jene unnützen Documente, die ein Geschichtschreiber zu lesen genöthigt ist, um gewiß zu sein, daß ihm die wesentlichen Documente nicht entgangen sind. Er überschwemmt sie mit einer Sündflut von Gelehrsamkeit, die unverfälscht in ihren Anführungen und langweilig in ihren Erinnerungen ist. Ja, um uns eines zwar trivialen, aber doch richtigen Ausdrucks zu bedienen: er verbaut seine Geschichte vor aller Welt.

Hieraus ergibt sich nun ein unvermeidlicher Übelstand. Die großen historischen Linien verlieren sich, indem sie durch diese Menge von Einzelzügen hinziehen. Hr. C. hat als Geschichtschreiber fast eben dasselbe System angenommen, wie jener Geschichtsmaler, der ein großes historisches Sujet abbilden wollte, auf demselben jedoch Haupt- und Nebenfiguren mit so gleicher Genauigkeit, mit so kleinlicher Sorgfältigkeit darstellte, daß das Auge nicht weiß, auf welchen Punkt es sich heften soll. Es ist dies, so man will, die physische Wahrheit; allein es ist nicht die moralische Wahrheit. Man muß nicht aus der Acht lassen, daß eine solche Scene von Menschen Augen, d. i. von den Augen des Herzens und des Verstandes gesehen wird. Allzu genau in ihren Einzelzügen, ist sie es nicht mehr in ihrem Ganzen; allzu treu unter dem materiellen und mechanischen Gesichtspunkte, hört sie fast auf, es unter dem moralischen und intellectuellen zu sein. Wenn demnach in einem Gemälde, das bei uns die Wirkung einer schönen Situation hervorbringen will, die Nebenbühnen uns mit ihrer unbefehlenden Vollkommenheit verfolgen, wenn sie zur Hauptgruppe werden und so unsere Augen auf sich ziehen, wenn der moralische Effect durch den mechanischen Effect der materiellen Schönheiten aufgewogen wird, so kann man wol sagen, daß jene Treue untreu, jene Wahrheit eine Lüge ist. Diesen Fehler werfen wir nun ebenfalls Hr. C. vor. Dieser Fehler ist bei ihm aber desto fühlbarer, weil der Schriftsteller, der weniger Colorit an der Spitze seiner Feder als der Maler an der Spitze seiner Palette hat, nicht die nämlichen Mittel besitzt, seinen Fehlgriffen Entschuldigungen zu verschaffen. Bei dem Einen ist es die zu ängstliche Genauigkeit der Einzelzüge, die dem Ganzen schadet; bei dem Andern ist es deren Vervielfältigung und Überladung. Der Eine bringt Miniaturen und Portraits in einem Geschichtsgemälde an; der Andere verfaßt zugleich ein Tagebuch und eine Chronik, indem er die Jahrbücher eines Volks schreibt. Der Eine zertheilt die allgemeine Handlung in eine Menge besonderer Handlungen; der Andere

erstickt sie unter den Einzelzügen und alle seine Bücher werden, so zu sagen, unter dem Ausströmen einer gewaltigen Bibliothek vergraben, die ihre großen Schleusen öffnet, um sie zu überfluten.

Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie weit diese Citationsucht und dieser Compilationsluxus geht, wovon Hr. C. heimgesucht wird. So führt er zu den Epochen der Ligue und der Fronde die Umlaufschreiben an, die an die Viertelscapitaine erlassen wurden, um ihnen anzubefehlen, die Bürgergarde zu benachrichtigen, daß sie bei Straßenausläufen oder feierlichen Umzügen Pickets auszustellen hätten. Doch ist dies noch nicht Alles. Zu jeder Zeit gab sich die Opposition durch Sinngedichte und Spottverse kund, sowie die Schmeichelei ihrerseits durch Sonette, Oden oder anderes Reimgeklänge. Hr. C. begnügt sich nicht damit, bloß einige von diesen ephemeren Geisteserzeugnissen anzuführen, was allenfalls begreiflich wäre, geschähe es mit Maß und Ziel, und wählte er unter den Belegen dieser Art das Wichtigere und Merkwürdigere aus; er rückt uns schonungslos alle jene Armseligkeiten auf, die Haß oder Schmeichelei wider oder für die Personen an den Markt brachten, die in den verschiedenen aufeinanderfolgenden Jahrhunderten eine gewisse Rolle spielten. Da aber die menschlichen Leidenschaften sich immer gleichen, so läßt sich meistens nichts Langweiligeres und Eintönigeres lesen als jene vergessenen Lobreden oder verjährten Stachelschriften, die er so unzeitig aus dem Grabe gezogen hat. Allein nicht genug, daß er den Urtext in Notenform anführt; es werden die Verse auch noch in der Geschichtserzählung selbst, in Prosa übertragen, wiedergegeben, was sich wahrhaft possitlich ausnimmt. Mittels dieser wunderbaren Methode aber gelingt es dem Verf., unter die Augen des Lesers zweimal Dinge zu stellen, die nicht ein einziges Mal dessen Blick auf sich zu ziehen verdienten.

Wir bemerkten bereits Hrn. C.'s Bestreben, als Geschichtschreiber eine neue Bahn einzuschlagen. Es gelingt ihm dies oftmals und führt ihn zu glücklichen Entdeckungen, namentlich in Nr. 1, wo er sich wohl hütet, allen jenen Meinungen und Begriffen blindlings zu huldigen, die sich seit Jahrhunderten fortgepflanzt haben. Andererseits verleitet ihn seine historische Neuerungssucht häufig zur Aufstellung von wahrhaft paradoxalen Ideen und zu Urtheilen, die, sind sie auch neu oder doch wenig verbreitet, deshalb keineswegs richtig sind, überdies aber das Gepräge der Parteilichkeit an sich tragen. Dieser Vorwurf trifft nun besonders das soeben gedachte Werk, das wir mit kurzen Worten abfertigen wollen.

Die Religion verleiht dem politischen Leben der Völker seine Weihe; sie ist, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, die herrlichste Segnung des Himmels. Überschreitet sie aber die in Folge davon ihr überwiesenen Schranken, d. i. entartet sie in Fanatismus, so kann sie der Fluch der Menschheit werden. Die Kirchenverbesserung war nothwendig; man kann indessen nicht in Abrede stellen, daß sie im Allgemeinen eine umkehrende und zerstörende Tendenz hatte, wenn schon sie höchst wohlthätig

tig in ihren Resultaten war. Wenden wir nun unsere Blicke der Ligue zu, so hat auch sie, bei allen Verbrechen, womit sie sich besudelte, manche ehrenvolle Gesinnungen aufzuweisen. Anstatt nun aber beide Erscheinungen mit ihrem Licht- und Schattenseiten einander gegenüberzustellen, hat Hr. E., indem er die betreffende Epoche schilderte, sich für das Pikanteste und Neueste bestimmen lassen. Nachfolger von Geschichtschreibern, welche die düstere Seite der Ligue dargestellt haben, zeigt er uns nur die Lichtseite dieser katholischen Verschwörung. Man hatte die Protestanten gelobt; er hält sich in den Mantel des Liguisten. Dieser Gesichtspunkt ist neu, weil er alt ist. Lobpreisen, was Voltaire verwünschte, und verwünschen, was dieser belobte, ist ein Paradoxon, was allerdings sein Interesse hat; es ist aber dasselbe vielmehr eine glänzende These als ein ernster Gesichtspunkt. Hr. E. sah das Frankreich des 16. Jahrhunderts nicht, wie es in der Wirklichkeit beschaffen ist; er sah es als ein Spanier von der Ligue, der die Ligue und die Reformation beurtheilt. Er vergrößerte die Ligue, um den Belang aller der Mäße, die er sich gegeben, die Archive von Simancas zu durchstöbern. Unter seiner Feder bereicherte sich die Staatskunst jener Zeit mit einer Höhe und Tiefe, die man bei derselben voraussetzen wol mit Recht Anstand nehmen darf. Liest man sein Werk, so wird man versucht, es für die Arbeit eines Geheimsehreibers Philipp II. oder des Herzogs von Alba zu halten, der die Jahrbücher Frankreichs im 16. Jahrhundert schreibt. Hatte der Geschichtschreiber Anquetil viele Kleinlichkeiten, erbärmliche Anekdoten und lächerliche Intriguen in diesem stürmischen Zeitverlauf gewahrt, so entdeckt Hr. E. seinerseits tausend große Gedanken, erhabene Ansichten und tiefenhafte Combinationen. Immerhin hat sich unser Historiker ein Verdienst um die französische Geschichtsliteratur erworben: er füllte eine Lücke darin gewissermaßen aus, indem er sie um eine im Geiste der Ligue geschriebene Geschichte jener denkwürdigen Epoche bereicherte. Diese flüchtigen Andeutungen mögen aber hier für unsern Zweck genügen, wogegen wir bei Nr. 2, als Hrn. E.'s jüngstem Werke, desto länger verweilen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Romanenliteratur.

1. Jaques, von George Sand. Aus dem Französischen übersetzt von J. E. K. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Eine pragmatische Geschichte des Verstandes und Herzens in Briefen. Die Tendenz der Verfasserin sind bekannt: Frauenemanzipation und im Geschlechtsverhältnisse eine Freiheit, die, so weit sie namentlich dem weiblichen Geschlechte zuständig sein soll, manchen Moralphilosophen mit Schrecken erfüllen muß. Ref. hat hier wenigstens nicht den Beruf, mit der Verf. sich in eine Fehde einzulassen und will daher, kurz den Inhalt des Romans andeutend, nur einige Betrachtungen hinstellen. Jaques, ein Mann aus Napoleon's Feldzügen, 35 Jahre alt, reich und gern eine Pfeife rauchend, wie die Verf. Sigaren, heirathet ein junges Mädchen von 17 Jahren, arm, aber blühend und rein wie der Frühling und seine Sonne. Gleich anfangs wird häufig an den Unterschied der Jahre, der wenigstens

in Deutschland nicht so besonders auffallen kann, häufig erinnert, wie denn überhaupt der Anfang des Buches, die Zeit vor und gleich nach der Hochzeit etwas langweilig ist. Das treffliche Leben währt nur kurze Zeit: Verstimmungen führen zu Mißthätigkeiten, und eben als sie wieder ausgeglichen sind, findet sich ein junger Mann, Octave, ein, der leichtsinnig und egoistisch genug ist, eine frühere Liebe zu vergessen, allerlei Spott zu treiben und daraus ein Verhältnis zu der jungen Frau zu entwickeln. Dieses führt endlich förmlichen Ehebruch herbei und Jaques, von Allem wohl unterrichtet, thut keinen Schritt, dem nur bangenden und wankenden Vertrauen der jungen, unglücklichen Frau entgegenzukommen, vielmehr verläßt er sie und kehrt nur zurück, um sich zu überzeugen, daß er nicht hätte gehen sollen. Er geht nun zum zweiten Male, ohne wiederzukehren, denn er verliert sich in tiroler Gletscherabgründen; er wählt den Tod, weil ihm die Liebe zu heilig ist, die sein Weib mit dem Manne ihres Herzens verbunden. Das ist die Geschichte. Wenn Hr. Jaques, der sich schon zur Zeit der Verlobung ein so väterliches Ansehen gibt, im Standpunkte seiner Ansichten von der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Bedingungen sagt: „Ich wähle die priesterliche Copulation, weil ich keinen andern Weg sehe, zum Besitze Ferdinand's zu gelangen“, so müssen wir seiner Vaterlichkeit jedenfalls so viel Einsicht vertrauen, daß der eingeschlagene Weg ihm neben den Rechten auch Pflichten gebe und daß es ihm nicht mehr freistand, das Schicksal seines Weibes, seinen Grundfragen zu gefallen, dem Moral- und Sittengesetze zu opfern. Allerdings kommt jeder Mensch, dem das Leben etwas mehr ist, als eine Anstalt zum Sattessen, gar bald zu der Erkenntnis von Ungültigkeit, von Zwispalt zwischen dem Leben und dem Gesetze; dann aber und insbesondere wenn er die Pflicht der Fürsorge für ein anderes Wesen auf sich genommen, ist es seine Aufgabe, dieses Wesen auf dem Pfade des Rechts zu erhalten, oder dahin zurückzuführen, denn er ist verantwortlich für das Glück desselben, und anderswo ist kein Glück, als auf jenem Pfade. Man wird vielleicht einwerfen: das sei eine orbitaire und ebenso schwache als unausführbare Moralphilosophie. Allein Ref. ist der festen Überzeugung, daß die einfachsten Sätze der Moral und Sittenlehre mit den höchsten Principien der Philosophie in Eins zusammenfallen, und wo das nicht nachgewiesen werden kann, sind entweder jene Gesetze oder diese Principien falsch. Wie widerwärtig, wie empörend sogar manche bürgerlichen Verhältnisse des Weibes zum Manne nun auch sein mögen, so kann das Gesetz doch eben nichts Besseres an deren Stelle setzen, vielmehr ist es die heiligste Pflicht des Mannes, das kalte, schroffe Gesetz zu etwas Höherem zu erheben. Das geschieht aber nicht durch Wehenlassen weiblicher Leidenschaften und durch Selbstmord. Das Buch würde weniger verlegen, wenn es nicht als Confession einer Dame, als Apotheose einer niedrigen Leidenschaft erschiene.

2. Der Marquis von Portanges, von E. Gay-Sirardin. Übersetzt von Fanny Larnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1837. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Jene triste Einseitigkeit des „Jaques“ können wir nicht schneller vergessen, als eben bei der liebenswürdigen, scharfsinnigen und edeln Gay-Sirardin, und wir halten uns der freundlichen Übersetzerin dankbar verpflichtet für die gelungene Copie eines wohlangelegten und ebenso frei als sorgfältig ausgeführten Gemäldes voll Wahrheit und tiefer Bedeutung. Lionel von Wary ist ein vollendeter Pariser, d. h. ein Philister an groß, wie die meisten Großstädter der höhern Girkel. Daß er ein Verhältnis haben muß, versteht sich von selbst und darum setzt ihn die Schönheit der Frau von Portanges, deren Gemahl der widerwärtigste Eretin ist. Wehalb dieser die Ehre hat, Pathe des Romans zu sein, wollen wir nicht weiter untersuchen, dagegen fortfahren, zu berichten, daß nicht die Schönheit allein, sondern auch die edle, reine, tiefe Seele der Marquise von Portanges ebenso viele Fesseln für Lionel sind und ihn in einen ewigen Selbstkreiß zwischen Egoismus und wahr-

haster Liebe verwickeln. Der erstere siegt und als die letzte wiederkehrt, da ist es zu spät und Wahnsinn das Ende. Anders ist es mit der Marquise. Im Streite der Pflicht und der Liebe siegt die erste zwar; doch als die Pflicht erloschen durch den Tod des Marquis, da ist es zu spät, der Liebe zu leben und die reine, edle, tiefe Seele hat Lionel's ordinäre Weltprincipien nicht vergessen, sie lehren als geschäftige Kammerfrauen wieder, um die Seele in die Robe einer Weltbame zu hüllen. Die Idee ist wirklich großartig und man sollte meinen, der Ausführung müsse eine Damensfeder erliegen. Dem ist aber nicht so und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Verf. nicht von ihrem Stoffe beherrscht wird; sie lenkt ihre Feder, wie ein geschickter Steuermann, für den es weder Klippen noch Untiefen gibt.

3. *Eigne und fremde Schuld.* Roman von Regina Froberg. Zwei Theile. Leipzig, Weber, 1837. 8. 3 Thlr. Jenen französischen Damen möge sich die deutsche anreihen. Wir würden jedoch den verflatteten Raum weit überschreiten müssen, wollten wir allgütige Parallelen ziehen; daher nur Folgendes: Wenn George Sand eine äußere Ungebundenheit der Geschlechtsverhältnisse proclamiert, so ist R. Froberg dagegen eine strenge Predigerin des Bestehenden. Wenn Mad. Gay sich als feine Darstellerin der Coterie und ihrer Geburten bethätigt und dieses Unwesen im Spiegel des Adlern und Bessern im Menschen reflectirt, so hebt R. Froberg aus der Gesellschaft nur die notwendigsten Figuren hervor, bannt sie auf den Felsenfelsen ihrer Erfahrungen und elektrifizirt sie aus der Flasche ihrer Grundsätze. So kommt es denn, daß ihre Gestalten sich fort und fort wie unter den Augen einer bejahenden Gouvernante bewegen; daß die Bessern und Reinen von einer pretiosen Steifheit nicht frei sind und das Schlechte nur episch zur Erscheinung gebracht wird.

Wir wollen nicht tiefer in den Roman eingehen, der ungeachtet mancher wesentlicher Mängel doch reich ist an feinen Beobachtungen, sondern nur anführen, daß der Knoten am Ende zerhauen wird, damit nur die edeln Seelen ans Ziel gelangen.

4. *Blaue Märchen für alte und junge Kinder.* Neu erzählt von August Ewald. Mit vielen Abbildungen. Stuttgart, Scheible, 1837. 16. 2 Thlr.

Diese Sammlung ist französischem Boden entsprossen. Die Arbeiten des Charles Perrault, der Gräfin v. Aulnoy u. A., welche in Deutschland durch die „Blaue Bibliothek“ und Wieland's „Männlein“ bekannt sind, hat der Herausgeber in die Sprache der Gegenwart gekleidet, um sie alten und jungen Kindern ans Herz zu legen. Die französischen Märchen sind bekanntlich Bearbeitungen bereits vorhandener Stoffe, oder diese sind doch vielfältig in ihren Motiven benützt worden. Da, wo die Märchen als Originale auftreten, leiden sie mit wenigen Ausnahmen an überflüssiger Maschinerie und an Übertreibungen in den Figuren und Handlungen; außerdem erinnert ihre ganze Darstellung an Ort und Zeit ihrer Entstehung. Man könnte sie Hof- und Salonmärchen aus der Zeit Ludwig XIV. und XV. nennen, und da der Geschmack dieser Zeit gegenwärtig wieder aufzuleben beginnt, so kann es nicht befremden, auch die Märchen derselben wiedererweckt zu sehen. Befremden aber muß es, daß der Herausgeber in der gut geschriebenen Vorrede mit keiner Silbe seines Verhältnisses zu den „Haus- und Kindermärchen“ der Gebrüder Grimm gedenken wollte. Befremden muß ferner S. xv die Anführung: „Die Prinzessin mit der langen Nase“ sei nur zum Theil nach dem Französischen und größtentheils Erfindung, da jedes Kind auf den ersten Blick den „Fortunat“ darin erkennen muß. Wir fürchten, der Herausgeber lebt mit zu großer Vorliebe am linken Rheinufer, wir fürchten ferner, daß die „Blauen Märchen“, sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht für kleine Kinder passen, und so mögen denn die großen versuchen, damit fertig zu werden.

5. *Agnes aus dem Leben.* Von August Ewald. Dritter und vierter Theil. Mannheim, Hoff, 1837. Gr. 12. 3 Thlr. Eine leichte, gefällige Darstellung hat die ersten Theile dieses Büchleins der Leswelt bereits bestens empfohlen. Auch die vorliegenden beiden Bändchen geben eine Collection anziehender Bilder, unter denen im dritten Theile die „Geschäftlichen Erinnerungen“ besonders hervorzuheben sind. Mit wahrhafter Nahrung haben wir auch den einfachen Kranz betrachtet, welchen der Verf. auf Platen's Grabhügel am Schluß dieses Theiles niedergelegt hat. Platen wäre vielleicht nie ein großer Bühnenbildner, wenigstens niemals im Sinne der Zeit geworden; allein wir müssen seinem Streben nach dem Hohen und Edeln Gerechtigkeit widerfahren lassen und können der ziemlich geltend gewordenen Ansicht nicht unbedingt beitreten, er sei einzig nur um Vollendung der Form bemüht gewesen. Im vierten Theile werden wir zunächst in die Salons und Bertiketten mehrerer pariser Dichter und Schriftsteller geführt und lernen französische Philister kennen, wie im dritten deutsche. Wenn übrigens der Verf. im Gegensatz zu den Franzosen die Deutschen des Egoismus beschuldigt und als Beleg S. 125 einen Deutschen über seinen einzigen Apfelbaum voll Blüten sich ausnehmend freuen und alle Welt herbeirufen läßt, so ist das wenigstens kein glücklich gewähltes Beispiel. 86.

## Literarische Anzeige.

Vericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit \* bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 218.)

### II. An Fortsetzungen und Resten erscheint ferner:

\*32. *Laschenbuch dramatischer Originalien.* Herausgegeben von Dr. Franz. Dritter Jahrgang. Mit Kupfern. 8. Auf seinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt. Der erste Jahrgang, mit 5 Kupfern, kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite Jahrgang, mit 5 Kupfern und einem Facsimile, 3 Thlr.

\*33. *Urania.* Taschenbuch auf das Jahr 1839. Neue Folge. Erster Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Auf seinem Velinpapier. Geb.

Mehre Mittheilungen über die Fortsetzung dieses Taschenbuchs wir behalten, bemerkt ich nur für jetzt, daß es außer dem Titelkupfer keine Bilder geben, aber dafür einen sehr reichen literarischen Inhalt bieten wird. Im Preise herabgesetzt sind die früheren Jahrgänge der Urania 1830—34; sie kosteten bisher 10 Thlr. 6 Gr., sind aber jetzt zusammengemessen für fünf Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 6 Gr. jeder zu haben. Von den Jahrgängen 1835—38 kostet jeder 2 Thlr.

### III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

\*34. *Adolfine, Ideal und Wirklichkeit.* 8. 1 Thlr. 6 Gr. Von der Verfasserin erschien bereits in meinem Verlage: „Erotenblätter. Drei Novellen.“ (1835, 1 Thlr.)

\*35. *Anleitung zum Selbststudium der Geologie.* Nach dem Book of science von R. Hartmann. Mit 16 Abbildungen. 16. Geh. 21 Gr.

\*36. — — zum Selbststudium der Versteinungskunde. Nach dem Book of science von R. Hartmann. Mit 30 Abbildungen. 16. Geh. 12 Gr.

\*37. *Anleitung zum Selbststudium der Chemie.* Nach dem Book of science von R. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

\*38. — — zum Selbststudium der Berg- und Hüttenkunde. Nach dem Book of science von R. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

\*39. — — zum Selbststudium der Meteorologie. Nach dem Book of science von R. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

Nr. 35—39 bilden einzelne Abtheilungen des unter Nr. 20 angezeigten Werks.

(Die Fortsetzung folgt.)

1. Histoire de la Réforme, de la Ligue et du Règne de Henri IV. Par *Capefigue*.
2. Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe. Par *Capefigue*.

(Fortsetzung aus Nr. 221.)

Bevor wir zeigen, in welcher Weise Hr. Capefigue den reichen Stoff zu behandeln versteht, den die Regierung Ludwig XIV. dem Geschichtschreiber darbietet, wollen wir es versuchen, diese Regierung zuvörderst in ihrem günstigsten Lichte darzustellen. Wir beabsichtigen damit lediglich gewisse Vergleichs- und Anhaltspunkte zur Beurtheilung des vor uns liegenden Werkes aufzustellen, was von vorn herein ausdrücklich zu bemerken, wir schon deshalb für unumgänglich halten, damit man uns nicht berechnen möge, wir wollten mit den neuen Lobrednern dieses Monarchen etwa Chorus machen. Betrachten wir nun Ludwig XIV. Regierung aus vorbezeichnetem Lichte, so erscheint uns dieselbe als eine große Reaction der unter den vorhergehenden Regierungen mehr und minder beeinträchtigten und in Gefahr gebrachten Nationalität, gegen alle die Ursachen, die sich zu ihrem Verderben verschworen hatten. Diese Einheit personificirt sich in dem Könige, und unter diesem Gesichtspunkte ist Ludwig XIV. so vielfach bekräftelter Spruch: „L'état c'est moi“, wahr und richtig. Die Nationalität war bedroht und ihre Personification, das Königthum, erniedrigt: dies ist die Geschichte der vorhergehenden Zeiten. Die Nationalität, in ihrer Rückwirkung gegen diese excentrische Bewegung und sich mit einer unvergleichlichen Kraft entwickelnd, indem sie ihr Symbol, das Königthum, mit einer weit hinstrahlenden Majestät umgibt, dies ist die Geschichte der sogenannten großen Regierung. Ein flüchtiger Überblick der Thatfachen und Hauptvorgänge unter derselben wird unsere Ansicht rechtfertigen.

Die Aristokratie hatte es versucht, die monarchische Einheit einer Art feudalen Anarchie unterzuordnen. Sie strebte dahin, den königlichen Statthaltern innerhalb ihrer Gouvernements Unabhängigkeit zu verschaffen; sie mischte sich in alle Streitigkeiten, stürzte sich in die Wirren und unterhielt die bürgerlichen Zwiste. Zur Zeit der Ligue benutzte sie die Religionskriege, um gewaltsam die Einheit zu zerreissen und um besondere Oberherrlichkeiten in den Provinzen zu errichten, die sie hierauf um schweres Geld an

Heinrich IV. verkaufte. Von Richelieu's kräftiger Hand gezügelt, bestrugte sie gleichwol den furchtbaren Cardinal; kaum war dieser vom Schauplatze abgetreten, so stürzte sie sich in die Fronde, und noch einmal versuchte sie es, ihre tausendköpfige Regierung wiederherzustellen, indem sie noch einmal Frankreichs politische Einheit in Frage stellte.

Ludwig XIV. Regierung nun, welche die große Reaction der politischen Einheit gegen jene wiederholten Versuche zu sein bestimmt ist, wird, ihre Sendung zu erfüllen, die französische Aristokratie in Adel umwandeln. Die Aristokratie aber, weil sie nach einer mit der Einheit unverträglichen Unabhängigkeit strebt, wird sogar der zu ihrer Existenz unumgänglichen Bedingungen verlustig gehen. Die Adelligen, indem sie die Provinz verlassen, wo ihre Stärke ist, werden sich gleich Strahlen um jene Sonne reihen, die das glänzende Symbol des Königthums unter dem großen Könige ist. Der Adel, im Frieden vom Hofe absorbt, wird während stets wiederkehrender Kriege auf zwanzig Schlachtfeldern Beschäftigung finden. Mittels der auf diesen erfochtenen Siege wird Ludwig XIV. bei diesen tapfern Edelleuten die Erinnerungen an ihre vereitelten Ansprüche tilgen.

Das Parlament hatte es versucht, die ihm von königlicher Hand überwiesene richterliche Gewalt in eine politische zu verwandeln, die mit der Gewalt der Könige um den Rang stritt. Es setzte sich selbst an die Stelle der Generalstände, die zu ersetzen es weder Mission noch Macht hatte. Gleich der Aristokratie mischte es sich in die Unordnungen und Wirren. In fast allen Provinzen tauchte bei den Parlamenten der Versuch auf, sich Privilegien anzumäßen, die nichts weniger bezielten, als ebenso viele besondere Oberherrlichkeiten, als es große Städte gab, zu erschaffen. Während der Fronde besonders gelangten diese Anmaßungen auf ihren Höhepunkt. Das Parlament hob Truppen aus, legte Steuern auf, erließ Gesetze, entsandte gegen die königlichen Armeen parlamentarische Heere und unterhandelte mit dem Auslande: mit einem Worte, es unterließ nichts, um eine halb richterliche, halb militärische Anarchie an die Stelle der nationalen und militärischen Einheit zu setzen. Nun wohl, Ludwig XIV. Regierung wird ebenfalls die Existenz des Parlaments modifiziren, wie sie dem Adel eine andere Bestimmung gab. Die monarchische Einheit wird eines Tages mit der Rest-



peitsche in der Hand in das Heiligthum der Gesetze treten, weil man in diesem Heiligthume politische Maßregeln gegen die monarchische Einheit Frankreichs beschlossen hatte. Doch hierbei sollte es nicht sein Wependen haben. Die richterliche Reformen bezweckender königlichen Edicte werden auch die Parlamente und die um sie her sich drückende Schreiberwelt treffen, die Ordonnanz über das Verfahren in Civilsachen wird in der Sphäre Derer, die sie berührt, ohnmächtige Stürme hervorrufen; allein sie wird vom Publicum mit allgemeinem und lautem Beifall aufgenommen werden und zu der nämlichen Zeit, wo sie erscheint, wird, wie Hr. E. recht treffend bemerkt, Racine sein Lustspiel: „Les plaideurs“, aufführen lassen, „ein Lustspiel“, sagt der Geschichtschreiber, „das dem Dichter vielleicht durch ein Wort Ludwig XIV. eingegeben wurde; denn niemals bediente sich ein Fürst der Federn schriftstellerscher Gelehrten so häufig als dieser König.“

Man wird uns wol nicht für einen Vertheidiger der Dragonaden halten, wenn wir den Protestantismus mitunter den Elementen begreifen, die der nationalen Einheit Frankreichs zu jener Epoche im Wege standen. Es hatte derselbe langjährige und blutige Kriege gegen die Masse der Nation geführt, seine besondere Regierung und Verfassung gehabt und eigne Versammlungen gehalten, worin man sich unter dem Vorwande der Religion mit politischen Fragen beschäftigte. Er unterhielt Bündnisse im Auslande, die er ohne Zustimmung des übrigen Frankreichs einging, und die zum öftern dem allgemeinen Interesse nicht entsprachen; er ernannte und empfing Gesandte, bezog Subsidien, hob Kriegsvölker aus und bot nicht selten den Feinden Frankreichs die Hand. Er hat da, mit einem Worte, im Herzen Frankreichs einen Dualismus hervorgerufen, mit welchem die nationale Einheit unverträglich war. Diese nun führte in den ersten Jahren Ludwig XIV. mit dem Protestantismus einen heimlichen, aber ununterbrochenen Krieg, der später durch den Widerruf des Edicts von Nantes in hellen Flammen aufloberte. Die nationale Einheit behielt die Oberhand in diesem Kampfe, dem wir übrigens um so weniger das Wort reden wollen, als unserer Überzeugung nach derselbe ganz füglich hätte unterbleiben können. Eine Folge dieses Kampfes war der Krieg mit Holland, von wo aus der aus Frankreich vertriebene Protestantismus Haß und Rache athmende Schmähschriften gegen dessen Beherrscher schleuderte. Hr. E. meint zwar, es sei die Triebfeder dieses Krieges allein in der beleidigten Würde des Königs zu suchen; gehen wir aber von dem vorhin aufgestellten Gesichtspunkte aus, so sind eben diese Würde und Frankreichs Nationaleinheit identische Begriffe. Eine Reaction dieser Einheit waren gleicherweise Ludwig XIV. übrige Kriege gegen das Ausland. Europa hatte die langjährigen Zwistigkeiten, die Frankreich in seinem Innern zerrissen, zu Versuchen gegen diese Einheit benutzt. Theilungsprojecte wurden zu verschiedenen Malen auf die Bahn gebracht, und mehrmals hegte man Hoffnung, sie auszuführen. Zur Epoche des Lehnwessens hatte England, zur Zeit der Ligue

Spanien den Gedanken aufgefaßt, Frankreich als eine Provinz mit ihren Besitzungen zu verbinden. Unter dem Ministerium Richelieu's hatte das Cabinet des Secular bei den Protestanten des Südens wiederholt dem Plane Vorschub geleistet, sich von Frankreich zu trennen und einen besondern Staat unter H. v. Rohan zu bilden. Während der Fronde erhielten die Edelleute und die Parlamentsanhänger von außen Ermunterungen, und es lag nicht an den fremden Mächten, daß sich eine Anarchie, die ihnen die Mittel verlieh, Frankreichs Staatsgebiet zu beschneiden, in einem Staate verlängerte, der ihre Eifersucht erregte.

Man kennt die glücklichen Erfolge der Reaction von Frankreichs nationaler Einheit nach außen hin. Würde aber nun auf solche Weise deren Sicherheit materiell verbürgt und gewann sie eine feste Stellung gegen alle Elemente, die sie bis dahin bedroht hatten, so dürfen auch die religiösen, moralischen und intellectuellen Garantien, die ihr aus derselben Reaction erwachsen, nicht unbeachtet bleiben. Die Erklärung der französischen Geistlichkeit von 1682 schützte die Freiheiten der gallicanischen Kirche gegen jeden der Eingriffe, nicht etwa indem dadurch, wie Hr. E. behauptet, ein Bastardprotestantismus und eine verlarvte Ketzerei eingeführt, sondern indem damit jene Grundsätze festgestellt wurden, welche die allgemeine Einheit der Kirche mit der französischen Persönlichkeit der gallicanischen Kirche vereinbarte. Zugleich aber erhielt jene Einheit ihren moralischen und intellectuellen Ausdruck in der so mächtigen Einheit der Sprache und in jener glanzvollen Literatur, worin sie sich abspiegeln sollte. Dieser Gesichtspunkt aber ist unserm Geschichtschreiber gänzlich entgangen. Die wissenschaftliche Bedeutung von Ludwig XIV. Regierung wird von ihm durchaus verkannt. Er gewährt in Boileau und selbst in Racine und Molière nur die Pamphletschreiber und Lobpreiser des Monarchen; er faßt die ganze Literatur dieses Zeitalters nur von ihrer kleinlichen Seite auf. Ohne Zweifel erfuhren Boileau, Molière, Racine, wie solches gemeinhin geschieht, den gewaltigen Einfluß des Mannes, der die ganze Epoche beherrschte; sie halfen ihm Vorurtheile und Lächerlichkeiten bekämpfen, die der Vollführung seiner Absichten im Wege standen. Allein der große Charakter des durch sie vollbrachten Werks, ihre Ansprüche vor der Nachwelt, ihre Hauptrolle, man darf sagen, ihre Mission ist, die nationale Einheit in der Sprache zu derselben Zeit begründet zu haben, wo solche sonst überall triumphirte. Durch sie wurde die große Reaction des französischen Idioms gegen alle fremden Idiome, das lateinische und griechische des Alterthums, das spanische und italienische der Neuzeit vollbracht, und durch die Werke dieser Könige des Gedankens triumphirte die Nationaleinheit in der Sprache, wie solche in den Thatfachen durch die Handlungen Ludwig XIV. triumphirte.

Hätte nun Hr. E. die vorbemerkten Gesichtspunkte in ihrer Gesammtheit aufgefaßt, anstatt sich in ein Cabal von Einzelfragen zu verirren, hätte er, anstatt in Ludwig XIV. nur einen Mann zu gewahren, der es un-

ernahm, das Königthum wieder zu Ansehen zu bringen, die gesellschaftliche Bewegung im Auge behalten, die den König unterstützte und die ihm die Kraft verlieh, sein Unternehmen auszuführen, hätte er endlich als eine große Reaction der nationalen Einheit gegen die Elemente, die sie in den vorhergehenden Jahrhunderten in Gefahr brachten, den allgemeinen Gang des 17. Jahrhunderts betrachtet, anstatt in dieser Reihenfolge von Thatsachen und in dieser Verkettung von Ideen nur ein persönliches System zu erblicken, das gewaltsam von Richelieu zur Anwendung gebracht und widerstandslos von Ludwig XIV. fortgesetzt wurde, so würde sein, in dem Theile besonders, der von Staatsangelegenheiten handelt, recht schätzbares Geschichtswerk einen höhern Rang in der neuern historischen Literatur Frankreichs einnehmen, zugleich aber auch wahrhafter sein. Was interessiren, beispielsweise und um nur bei einigen Einzelsügen zu verweilen, die spätern Jahrhunderte jene porträtartigen Schilderungen, die er von den Maitressen Ludwig XIV. entwirft und die noch überdies kaum richtig sind, vergleicht man sie mit den diesfälligen Angaben der gleichzeitigen Memoirenschreiber? So läßt man gleich zu Anfang des Werks, wo man doch berechtigt war, eine Uebersicht der großen Epoche, deren Geschichte zu schreiben Hr. E. unternimmt, zu erwarten, auf ein Portrait der bekannten Cavallière, die bis auf die Farbe ihrer Haare und andere ähnliche Particularitäten, die nur ein Lächeln hervorrufen können, uns beschrieben wird, sodas die betreffende Schilderung einem Steckbriefe gleicht, der ganz genau sein soll, dabei aber nicht selten ganz unrichtige Merkmale enthält. An einem Orte zeigt er sich entschieden feindselig gegen Volleau, wider den er Mlle. Scudéry, die dieser bekanntlich so verbittert hat, in Schutz nimmt. Er beschuldigt ihn namentlich, eine schlechte Handlung begangen zu haben, indem er Frankreich der Wunderwerke des Mittelalters beraubte, und begehrt so selber eine Ungerechtigkeit. Er läßt unbeachtet, daß die Zeit für eine mit dem Stempel des Princips der Autorität bezeichnete Literatur gekommen war. Volleau drückte demnach nur die allgemeine Tendenz der Ideen seines Jahrhunderts aus, indem er die veralteten Formen einer dem Untergange geweihten Schule bekämpfte. Mit ebenso viel Recht könnte man Ludwig XIV. vorwerfen, sich nicht vor der so belebten und pittoresken Anarchie der Fronde gebeugt zu haben, als man dem Satirendichter es zum Vorwurfe macht, vor der sentimentalen Anarchie der Romane der Scudéry nicht mehr Achtung bewiesen zu haben.

(Der Schluß folgt.)

Licht und Finsterniß, oder Darstellungsversuch einer Lebensüberzeugung, zur Förderung höherer Wahrheit, mit besonderer Rücksicht auf unsere Zeit, von E. A. Moris Art. Kleve, Char. 1838. Gr. 8. 1 Thle. 8 Gr.

Der Verfasser (jetzt Professor am Gymnasium zu Weslar, früher in Kleve) hielt im Jahre 1832 zu Kleve eine Rede zur Geburtsstagsfeier des Königs, erörterte den Begriff wahrer Menschenbildung, sprach von einer falschen, von einer christlichen,

sand Beifall, wollte drucken lassen, hatte Subscribenten, als sich eine Stimme erhob — eine persönlich bedeutende — der Rebeinhalt sei dem heidelberger Catechismus zuwider. Weil damals noch nach diesem Catechismus im Gymnasium zu Kleve gelehrt wurde, fürchtete unser Verf. sittlichen Nachtheil, welchen die weitere Veröffentlichung seiner Worte bei frischer Aufregtheit hätte erwecken können, und ließ nicht drucken. Jetzt thut er es, nachdem die Rede zu einem selbständigen Buch herangewachsen, nachdem er es verfaßt zu eigner Belehrung und Erbauung, eingedenk der Herberdeschen Mahnung: „Mithelfen mußt du deinem Vaterlande, wo und wie du kannst, ermuntern, retten, bessern, und wenn du Sans des Capitollums wärest.“

„Dane man also“, ruft er aus, „uns namenlosen Kleinen die Paar Bogen Papier; machen doch die Großen und Belletristen auch ihr gut Theil Maculatur!“ Aber diese Worte lauten zu bescheiden, denn er ist ein wohlmeinender Kenntnißreicher Mann, obwohl in der Theologie nur Autodidakt, will erwecken und andeuten, die Lehren der Bibel und der Reformatoren bekannter machen, welche in dem Religionsunterricht auf den Gymnasien zu sehr vernachlässigt werden. Zugleich sind Anmerkungen und Citate dem Buche beigegeben, in mehr oder weniger enger Beziehung zum Text; er hat diesen, „um mit den elegantibus zu reden, hic illic notulis adspersit, wie einen fremden“.

Und so wird in 11 Capiteln gesprochen über Bildung, Gnade, Evangelium, Paulus, Reformatoren, Akerreformatoren, Geschichte, Eyrisches, Leben und Staat, Offenbarung, und geschlossen mit einer Nachrede. Wer mit dem heidelberger Catechismus enge Freundschaft hält, wird Mißbehagen bei der Lesung empfinden, wer rasche Eile der Rede liebt, wird ungeduldig sein, wer sich Zeit nimmt zum gemächlichen Lesen und Überdenken, wird in den Capiteln sowie in den notulis Vieles antreffen, dem er bestimmt und was ihn auf irgend eine Weise anzieht.

Hören wir Einiges. Der Mensch wird durch Selbstbeachtung, Weltbeschauung, Wissenschaft in Gesinnung und Leben ein echter Christ, ein Wiedergeborener aus Wasser und Geist, ein Erlöser durch den Gottessohn ebenso gewiß und wahrhaftig, als Christus und das Sittliche Eins sind. Darum ist es bellagenerwerth, wenn Einige nach buchstäblich genommenen Bibelstellen, denen tausend andere entgegenstehen, als seltsamgehende Wahrheit lehren, daß Gott zu seiner Verherrlichung durch Noth den größten Theil der Menschen von Ewigkeit her zum Dienst des Satans und um dieses Dienstes willen zu unendlicher Pein bestimmt habe, und nur ihnen, einigen Menschen, ebenfalls zur Verherrlichung seiner Gnade, den Glauben an Christ, seines Sohnes, für alle Sünden, so viel sie begehen würden, blutig bezahlendes Sühnopfer, und in diesem Glauben die Fähigkeit zu einem ihm gefälligen, keineswegs möglichst reinen, sondern namentlich zur Erhöhung der Demuth mit Sünden besetzten Leben und um dieses Glaubens willen ewige Seligkeit zu ertheilen, von Ewigkeit her beschlossen, — was unter andern Krummacher in seinem „Thron der Gnade“ vorträgt. Der Bekenner dieser Lehre muß sich nothwendig selbst zu den Erwählten zählen.

Während aber die ersten Christen durch die Gabe des heiligen Geistes zu weisagen und beliebige Sprachen zu reden vermochten, sehen wir heute bei den Erläuterten keine Spur von geistigeren Seelenkräften, sondern im Gegentheil geben sie sehr ärgerliche Blößen in Grammatik, Antiquitäten, Geschichte, Logik, Aesthetik, und die ganze Quelle der Erläuterung scheint bei ihnen keine andere zu sein, als der Buchstabe der Lutherischen Uebersetzung. Freilich lehrt Christus ebenso wenig ausdrücklich, daß der Mensch die Freiheit habe, das Gute oder das Böse zu thun, als er beweist, daß ein Gott sei; diese Wahrheit setzt er, als sich von selbst verstehend, voraus.

Aus den Briefen des Apostels Paulus hat man die Gnadenwahl gefolgert. Die Worte aber sind menschlich geredet, der Apostel wählte eine anthropopathische Bezeichnungswiese des geistigen Zustandes der Menschen und die Erläuterung der-

selben durch das Irdische. Sie sind gesprochen gegen die Verheißlichkeit der Pharisäer. Und die Reformatoren? Nur Calvin hat förmlich und ausdrücklich die Gnadenwahl gelehrt; es gibt noch andere offenkundige Differenzen unter ihnen, wie mag man von einer Kirche sprechen, welche auf den mit der Bibel dem Buchstaben nach im Wesentlichen übereinstimmenden Schriften der Reformatoren basirt wäre? Die Tradition preist die heilige Schrift als die reinste äußere Religionsquelle, der evangelische Christ aber soll sich von ihrer Göttlichkeit selbstüberzeugen; diesen Begriff eines evangelischen Christen stellte die Reformation wieder an das Licht. Eine auf den Buchstaben der Reformatoren und der symbolischen Bücher gegründete einige evangelische Kirche hat es weder jemals gegeben, noch gibt es eine solche, und kann es nun und nimmermehr geben.

Die Reformatoren lehrten dergleichen Dinge nur gedrängt von Syllogismus in der Theorie, speisften aber die Gemeinden mit der Frucht des vernünftigen Geistes in der Hülse des dogmatischen Schematismus; ihre falschen Nachfolger dagegen lassen sie die dürre leere Hülse hinabwürgen. Die Reformatoren förderten die Tugend, verlangten Gottähnlichkeit und Reinheit von der Sünde, stellten als Merkmale des wahren Glaubens Unterdrückung böser Gedanken und einen rechtschaffenen Wandel dar; ihre falschen Nachfolger verlangen mit einer stumpfen Unterwürfung der eigentlichen und uneigentlichen Sünde, des sündigen Bedankens und der sündigen That, vom Gläubigen die Empfindung der Sünde, als ein jeden Tag notwendiges, nützliches, ja unentbehrliches Übel. Sie machen die äußere Sittlichkeit des Wandels, ein exemplarisches Leben, von der Kanzel lächerlich, schimpfen die Moral und das Gesetz als Heidenthum und Naturalismus, nennen die Prediger Verfälscher des Volks, Wölfe in Schafskleidern, falsche Propheten, Expedienten des Hölleereichs. Lasset es mit dem Besessenen gut sein. Unsere Zeit hat doch unverkennbar einen Schritt vorwärts gethan zum vernünftigen Gottesdienst, welchen der Apostel Paulus verlangt.

Bedeutliche Bürger sind die heutigen Gnadenwahlbekenner, als Schwärmer, welche unmittelbare göttliche Erleuchtungen glauben, als Prediger der Unsittlichkeit. Bald werden sich alle Verbrecher mit einem Ruf von oben entschuldigen und Niemand würde wissen, was man mit ihnen anfangen solle, wenn nicht Feinroth zur glücklichen Stunde gefunden hätte, daß auch die Berräthen gehent werden müssen. Schon ward den Regierungen vorgeworfen, daß sie durch Anstellung rationalistischer Theologen absichtlich Gegner des Christenthums unterhielten; schon sind Consistorien des schwärzesten Unglaubens und der Pflichtvergessenheit öffentlich beschuldigt worden, schon hat man beklagt, daß Philologen im geistlichen Departement dominierten. Der Teufel riecht den Braten, würde Luther wiederholen, was er den Mönchen zurief, denn wenn die Sprachen ausflommen, so kriegte sein Reich ein Loch, das er in seinem Leben nicht wieder zustopft. Was uns Noth thut, ist eine einige christliche Kirche, welches Melancthon noch zulegt auf seinem Sterbebette äußerte.

Überall, wo das Rechte gedacht und gethan, gelehrt und dargestellt wird, findet der denkende evangelische Christ das Walten des heiligen Geistes, also in der vorchristlichen Zeit nicht allein im alten Testamente, sondern auch bei den Heiden. Das Wahre und das Sittliche ist das Göttliche und der Menschengeist ist ein einiger Geist; aber die einzelnen Funken des Göttlichen sind nach dem Wohlgefallen der Allweisheit nur selten zu einer erleuchtenden und erwärmenden Flamme concentrirt, in Wölken wie in Individuen. Den Ursprung der Religion und ihre Verbreitung kann man nicht durch eine übernatürliche Offenbarung erklären, sondern geräth dadurch auf Widersprüche; der ganze Gebanke ist eine durch die siegreiche Wahrheit erzwungene Anerkennung, daß, laut thatsächlichen Befundes, bei den Heiden der Mensch seiner Natur nach Gott finden könne und solle, seiner Natur nach fähig sei zum geistigen Dienst des

selben, und daß vorzüglich Viele unter den großen Alten die Verehrung des Allerheiligsten unzulugbar erkannten.

Man sieht, unser Verf. ist ein Rationalist, denn diesen Namen verdienen Alle, welche eine Vernunftstoffdarung annehmen. Auch Joh. Kradt ist ein solcher, denn er sagt in seinem „Wahren Christenthum“: „Wie das Gesetz Gottes in Aller Herzen geschrieben sei: denn es ist nicht ein Volk so barbarisch und wild gewesen, das da verleugnet hätte, daß ein Gott wäre; denn die Natur hat sie inwendig und auswendig überzeuget.“ Auch der heilige Augustin ist ein solcher, wenn er sagt: „Wir würden unserm Gott nicht geglaubt haben, wenn er uns nicht auch genug gethan hätte durch Tugendzeugnisse, noch würden wir sein Gesetz angenommen haben, wenn wir es nicht als ein reines und der Bekennung würdiges erkannt hätten.“ Auch die Reformatoren verfahren rationalistisch, wenn sie in dem Kirchentum ihrer Zeit nicht lauter Vernünftiges noch mit der heiligen Schrift übereinstimmendes erkannten. Ohne Vernunftgebrauch gibt es zugleich keine vernünftige Auslegung der letzteren, keinen vernünftigen Schriftglauben, sondern nur Köhlerglauben. Das Eifern gegen den Rationalismus entspringt unter den Protestanten aus dem Widerwillen gegen gewisse Lehren, die von Einigen unter diesem Namen vorgetragen werden und unchristlich zu sein scheinen, und Viele wenden sich lieber zu Lehren, die man überchristlich nennen könnte, z. B. von der Gnadenwahl, oder zu sinnlichen Vorstellungen von Abwaschung der Sünden durch Blut, welche mit Vernunftbegriffen von Gottes Güte und von sittlichem Wandel nicht übereinstimmen. Daraus entspringen dann Zerwürfnisse, welche der christlichen Liebe am meisten Eintrag thun und das Fundament der christlichen Gesinnung zerstören. Es trifft dann allerdings ein, was der Verfasser in Hinsicht auf die verschiedenen Urtheile der Reformatoren bemerkt, welche jedesmal mit der Schrift übereinstimmen sollten: „Christus ist freilich die Wahrheit, aber wer hat ihn? — Wer an ihn glaubt. — Wer glaubt an ihn? — Wer an ihn zu glauben glaubt.“ 7.

### Notiz.

Der Ablass in der griechischen Kirche.

Die griechische Kirche kennt den Ablass in Bezug auf sündige Sünden und für Lebende nicht; es wird jedoch den Verstorbenen, auf Ansuchen und zur Beruhigung ihrer Hinterlassenen, bisweilen ein gedruckter Sündenablass gegeben. Diez, in seinen „Bunten Skizzen aus Ost und Süd“ (I, S. 174), bestätigt dies; er erzählt nämlich, daß bei dem Brauergottesdienste für einen General, dem er in einem griechischen Kloster in Petersburg beizuwohnt, die Priester am Schlusse desselben dem Geschiedenen sich genähert und ihn eingesegnet, dann aber einer von ihnen dem Todten eine Schrift in den Sarg gelegt, in welcher ihm der Sündenablass in folgenden Worten ertheilt worden: „Ich, hier unterschriebener Bischof, beschneige hierdurch, daß der Inhaber dieses Briefes, der verstorbene General \* \* \*, stets lebte, wie ein guter Christ leben soll, sich auch zum heiligen griechischen Glauben bekannte, alle seine Sünden getreulich beichtete, die Absolution und zur Vergebung seiner Sünden das heilige Nachtmahl empfing. Er ehrete Gott und seine Heiligen und fastete und betete, wie die Kirche es vorschreibt, also daß ich ihn gern von seinen Sünden losspreche. Zur Beglaubigung habe ich ihm dieses Attest ausgefertigt, damit der heilige Petrus, wenn der Verstorbene es ihm vorzeigt, ihm die Thore des ewigen Paradieses aufschließen möge.“ Wie gar Vieles in der christlichen, namentlich in der griechischen und römisch-katholischen Kirche an das heidnische Griechenland und Rom erinnert, so fühlt man sich versucht, bei den letzteren Worten dieses Sündenablassbriefes an die alte Sitte zu denken, wornach man den Verstorbenen ein Geldstück in den Mund legte, als Fährgehalt für Charon, damit dieser sie in die Unterwelt geleite. 25.

1. Histoire de la Réforme, de la Ligue et du Règne de Henri IV. Par Capesigue.

2. Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe. Par Capesigue.

(Bechluss aus Nr. 222.)

Wir wollen nun noch, da uns der Umfang des Werks, bei dem uns in d. Bl. gestatteten Raume, eine nur aphoristische Besprechung desselben gestattet, der zweiten kürzlich erschienenen Lieferung zwei Charakterschilderungen entlehnen, die zum Maßstabe dienen mögen, in welcher Weise der Geschichtschreiber diesen Theil seiner Aufgabe zu lösen verstand. Wir wählen zu dem Ende Jakob II. und Frau v. Maintenon. Dem Ersten stellt uns Hr. Capesigue als einen zwar durch Mißgeschick gebemüthigten, von den Seinigen verlassenem und von seinen Feinden unterdrückten Monarchen dar, der aber gleichwol etwas Edles und Erhabenes in seiner Gesinnung offenbarte. Die Rolle Jakob II. versehen ihm keineswegs so kleinlich und erbärmlich, als die Geschichtschreiber des 18. Jahrhunderts sie schildern. Er hatte dabel ohne Zweifel noch eine moralisch-politische Absicht, die folgende Anführung zu erkennen gibt:

Jakob II. — sagt er — erscheint in meinen Augen als das schlagendste Beispiel jenes zähen Festhaltens am Recht, jener hohen und innigen Überzeugung, die den Menschen veranlaßt, Alles, Wohlsein und Sicherheit des häuslichen Herdes, dem unwandelbaren Gefühl seines Rechts aufzuopfern. Die Welt ist in Bewegung, der Boden erbebt, Jakob II. gewahrt es kaum; die Gesellschaft befindet sich in die lebhafteste Unruhe durch das politische und religiöse Wort versetzt, der Sohn der Stuarte, vom Throne gestürzt, hat nur einen einzigen Gedanken, einen einzigen Gedankensprung: Diese Krone ist mein! Dies so innige, so starkköpfige Gefühl, diese fortwährende Protestation des legitimen Eigenthums gegen den Starcken und den Sieger, diese Stimme des Schwachen gegen den Mächtigen, dies Alles hat seine edle Seite, seine unermessliche Bedeutung. Zu den entkräfteten und materiellen Epochen spottet man des Rechts; man genießt, man besitzt, man liebt jenen höhnischen Sensualismus, der alle vollbrachten Thatfachen sich gefallen läßt, weil sie von Glück zeugen; allein der Märtyrer seines Glaubens, der Alles ihm ist, welcher die Krone oder seine Freiheit, die Prärogative oder seine Meinung unausgesetzt verfolgt, der vertreibt das Eigenthum Aller, der opfert sich für Alle auf.

Es gibt nichts Höheres und Beharrlicheres als diesen dauernden Kampf Jakob II. gegen Wilhelm III. Von Zeit zu Zeit ist es notwendig, diese Charaktere halsstarrer Greise zu schauen, wie sie sich erheben und bis zu ihrem Todbette ein widerrechtlich entrissenes Erbgut zurücksodern. Dieser Glaube an sein Recht ist schön und natürlich; er bringt die Gesellschaft zu

Wiese ihrer Ideen, zu ihrer ursprünglichen Reinigkeit zurück. Jakob II. ist unter diesem Gesichtspunkt besonders ein historischer Charakter von bewunderungswürdiger Einheit. Er ergibt sich in die Schläge des Mißgeschicks, in die schlimmen Bechtesfälle des Verhängnisses; allein seine Krone spricht er als Eigenthum an. Man trägt ihm deren andere, die groß und edel sind, an; man bietet ihm goldene Subsidien, Pensionen, Ehrenbezeugungen dar; man spricht zu ihm von Vergleichen, von Abkommnissen. Nein, antwortet stets der verbannte Monarch, das ist mein Recht nicht, das ist nicht meine Krone von England. Beharrlicher Gedanke, welcher der Gewalt einen tiefen moralischen Ursprung verleiht; denn er schätzt das Eigenthum und die Autorität, diese unwandelbaren Bedingungen der gesellschaftlichen Ordnung.

Unstreitig um des Segensfüßes willen gibt der Geschichtschreiber zu verstehen, daß die Lage Wilhelm's vor Dranien, der für den Thronraub zu büßen hatte, noch weit härter als die Jakob II. war, der sich für sein Recht aufopferte. In der That war es, nach Hrn. C.'s Andeutungen, eine Stachelkrone, die Wilhelm auf sein Haupt setzte, und sein Leben war fortan im Parlament wie auf den Schlachtfeldern allen Unruhen, Besorgnissen und Gefahren preisgegeben, wenn schon die Umstände, unter denen er sich der Krone Englands bemächtigte, ihm so günstig wie möglich waren.

Frau v. Maintenon nun bemüht sich der Geschichtschreiber gegen die Verunglimpfungen zu rechtfertigen, womit andere Schriftsteller sie überhäuft haben, wie namentlich die Mutter des Regenten und der Herzog von Saint-Simon.

Der Hof des Palais royal — bemerkt er — hatte diese Frau, und der lauffische Saint-Simon, der ohnedies gern Ausdern nur Schlimmes nachsagte, tauchte seine Feder in Galle.

Wolle man aber den Schilderungen, geschwärzt von der Bosheit Derjenigen, die sie entwarfen, Glauben schenken, so wäre die mit Ludwig XIV. Achtung und Wohlwollen beehrte Frau eine gemeine Hänkemacherin, ein lächerlicher Zieraffe gewesen, von wenig Verstand und schlechtem Herzen.

Diese Angriffe aber sind eine Überlieferung des Palais royal, und der Haß, von dem sie zeugen, erklärt sich leicht für Diejenigen, die etwas tiefer in die Geheimnisse der Geschichte bringen. Alle historische Personen sind der Ausdruck gewisser Gefühle, gewisser Ideen. Frau v. Maintenon vertrat bei Ludwig XIV. den sanften Einfluß der Religion und stand an der Spitze Derjenigen, die für Frankreich die Regentenschaft eines Prinzen von Geblüt fürchteten, der keine Grundzüge, keinen religiösen Glauben, keine Sitten, keine Privat- noch öffentlichen

Zugenden besaß. Ein Prahler mit Eaffern (sanfaron de vices), wie ihn Ludwig XIV. genannt hatte, schien ihr wenig tauglich, die Schicksale eines großen Volkes zu leiten. Sie hätte, wie Viele, gewünscht, daß seine Macht wenigstens nicht ohne Controle bliebe. Erinnert man sich aber der verberblühen Thorheiten des Law'schen Systems, der Nichtwürdigkeiten des Ministeriums Dubois, der Aufopferung aller Interessen Frankreichs, um Englands despotischen Forderungen zu genügen u. s. w., so kann man die Besorgnisse der Frau v. Maintenon eben nicht so unvernünftig, noch so ungerecht finden, und so nachtheilig sie auch für das Haus Orleans sein mögen, so möchte man beinahe wünschen, daß sie eine überwiegende Berücksichtigung erhalten hätten.

Doch nicht zufrieden, Frau v. Maintenon gegen die Schmähungen ihrer Feinde in Schutz zu nehmen, zeigt uns Hr. C. dieselbe in Ludwig XIV. Cabinet, während er Rath hält, Platz nehmend und, wieb sie befragt, stets einen weisen Rath ertheilend, den sie in die edeln, klaren und eleganten Formen der Sprache, deren Meister sie war, kleidete; er zeigt sie uns der Diplomatie jene feinen Schattirungen leihend, welche die Frauen allein zu finden wissen, und die Reife eines männlichen Geistes mit jenem feinen Verstande vereinigend, der nur ihrem Geschlecht verstehen ist. Zugleich sucht er zu beweisen, daß, weit entfernt, bei Ludwig XIV. der Dolmetscher der Ideen von Strenge und Härte zu sein, die Louvois bei ihm aufgestellt hatte, sie sich im Gegentheil im Namen der Ideen von Milde und Religion zu Gunsten jener Protestanten verwandte, gegen welche Louvois die folgerichtige Anwendung eines politischen Gesetzes übertrieb, das die Umstände ins Leben gerufen hatten.

Was nun endlich die Darstellung der Hauptperson dieser historischen Monographie anbelangt, so stellten wir bereits die Gesichtspunkte auf, aus denen sein Lobredner dieselbe aufzufassen, sich, um ihn uns im günstigsten Lichte zu zeigen, hätte können bewegen finden. Er tadelt den Monarchen in einzelnen Fällen ohne hinlänglichen Grund, wogegen er, um nur rückhaltlos zu loben, die Mängel seines politischen Systems und seines sittlichen Wandels ganz unbeachtet läßt. Einige flüchtige Andeutungen in beiderlei Betreff sollen unsern Bericht schließen.

Hr. C., der sonst in ziemlich treffenden Zügen die diplomatischen Verhältnisse dieser Regierung mit dem übrigen Europa zeichnet, und der jener Schule von Diplomaten, deren sich dieselbe zur Ausführung ihrer weit umfassenden Pläne bediente, des Lobes kaum genug spenden kann, beschuldigt gleichwol Ludwig XIV., er habe die im Entstehen begriffene Macht Rußlands nicht geahnet. Gleichwol führt einer der Memoirenschreiber jener Epoche eine von Ludwig XIV. Hand geschriebene Depesche an, die diese Beschuldigung förmlich widerlegt:

Man muß nicht zugeben — wieb darin gesagt —, daß sich der Moskowiter, der Kaiser und der Kurfürst von Brandenburg in Polen theilen.

Mag man nun auch immerhin Ludwig XIV. bewundern, weil er der Schöpfer von Frankreichs Nationaleinheit war, so muß man doch mit Vorsicht bei Beurtheilung dieses Theils seiner Regierung zu Werke gehen. Geben doch die entschiedensten Verehrer zu, daß die Len-

benz, Alles zu centralisiren, mit einer Übertreibung verfolgt ward, die kaum die Umstände zu entschuldigen vermögen. Denn ist auch die Einheit eine Wohlthat für die Nation, so ist Centralisation die Krankheit der Einheit. Ist eine einzige Leitung für den Körper Nothwendigkeit, so muß man doch, um dieser zu genügen, die Glieder nicht lähmen. Es ist leicht einzusehen, daß Ludwig XIV., der nicht nur die Gewalt, sondern auch die Verwaltung centralisirte, der den Adel aus seinen Schlössern an seinen Hof zog und ihm jede Provinzialerksistenz raubte, indem er das ganze gesellschaftliche Leben in einem Mittelpunkte vereinigte, die Gewalt für die folgenden Zeiten, je unumschränkter sie war, auch desto hinsüßiger machte, zugleich aber der Freiheit, je straffer sie gezügelt ward, desto größere Spannkraft verlieh, die einst hervorbrechen und Alles gewaltsam über den Haufen werfen sollte. Die Freiheit, auf allen Punkten des Bodens bestehend, wurde durch die materiellen Interessen vertreten, und auf einen Punkt sich zusammensiehend, mußte sie durch die Leidenschaften vertreten werden. Als sich die ganze Thatkraft der Gewalt in einer Hauptstadt concentrirt befand, war sie leichter am rechten Fleck zu treffen; ihre Basis hatte an Höhe gewonnen und an Breite, sohin an Festigkeit verloren.

Legte auf solche Weise Ludwig XIV. den Keim zu dem Übel, das die Folgezeit entwickelte, so trifft ihn in sittlicher Beziehung nicht minder ein herber Vorwurf, den seine Bewunderer nicht abzuweisen im Stande sind. Er hatte das Unglück, die Schwächen des Menschen mit der Größe des Königthums zu vermengen. Trunken von seiner Macht, stellte er jene Schwächen, anstatt sie zu verbergen, öffentlich zur Schau. Er wollte seine Laster bis zu sich erheben, ohne zu bedenken, daß er, um sich ihnen zu ergeben, von der Höhe des Thrones herabgestiegen sei, und vor Europa und Frankreich führte er mit prahlerischem Prunkaufwande das anstößige Schauspiel seiner ehebrecherischen Liebshaften auf. Hierdurch versetzte er der öffentlichen Moral eine beklagenswerthe Wunde, die um so tiefer in die Herzen der Völker drang, als der Stoß von oben herabkam. Das französische Königthum, von unehelichen Sprößlingen umgeben, nahm etwas von dem Charakter des orientalischen Königthums an, und jener Wundstreck erweiterte sich unter der folgenden Regierung, als systematische Ausschweifung, ohne Zauber und Blendwerk, an die Stelle der Veitirungen Ludwig XIV. trat.

15.

### Correspondenznachrichten.

Paris, Juli 1838.

Gedruckte Vorlesungen sind in Deutschland ebenso wenig als in Frankreich etwas Unerhörtes. In Frankreich sind es hauptsächlich die Vorträge über Geschichte, Staatswirtschaft und Literatur, welche außer den Zuhörern auch noch Leser suchen. Der Grund dieser Erscheinung ist in dem politischen Leben der Franzosen zu suchen, die am gierigsten nach Dem greifen, was unmittelbar die Gegenwart betrifft, oder mit ihr, wenn auch nur entfernter Weise, in Verbindung gebracht werden kann. Die genannten Fächer befinden sich in diesem Falle. Die Behandlung

der Literaturgeschichte, die durch Scharpe einen sehr starken Charakter angenommen hatte, gewann offenbar durch die politischen Beziehungen, in die sich unter der Restauration die Professoren der schönen Wissenschaften versetzt fanden, an innerem Gehalte; und wenn man vormalig bloß nach dem Numerus der Phrasen und der Cäsar der Verse bei der Beurtheilung eines Kunstzeugnisses fragte, so richtete man jetzt sein Augenmerk auf die einem Werke zu Grunde liegende Idee und den Zweck seiner Abfassung. Dadurch bekamen die Cours de littérature einen Inhalt, ohne darum von der Form der Kunstwerke abzusehen; ja, dadurch allein war zur Beurtheilung der Form die Haupt- oder vielmehr die einzige Bedingung erfüllt. Einen hohen Werth haben in dieser Beziehung die gedruckten Vorlesungen von Villemain. Ein anderes Werk dieser Art, welches im Augenblicke Aufsehen erregt, ist die „Histoire de l'éloquence politique et religieuse en France“ von Séruez, dem Substituten Villemain's an der Faculté de lettres zu Paris. Die in Rede stehende Publication enthält die Vorträge des ersten Semesters von 1836—37, und ist die Fortsetzung früherer Vorträge unter demselben Titel, welche das ausgesprochene Thema von den frühesten Zeiten bis 1484 verfolgen. Mit diesem Jahre, in dem die Beratungen der Stände zu Tours statt hatten, nimmt der Verf. den Faden der Geschichte der Berechtigung wieder auf und führt ihn fort bis 1572, dem Jahre der Bartholomäusnacht.

Der Verf. hat die ihm zu Gebote stehenden Quellen gewissenhaft, und zwar so benutzt, daß der Leser, der selbst entweder keine Zeit oder keine Lust hat, sich in denselben umzusehen, aus diesen Vorlesungen nicht nur ein lebendiges Bild vom Gesammtleben jener Epoche erhält, sondern auch in Stand gesetzt wird, über die Kunst und Philosophie, sowie über den Geschmack dieser Zeit zu urtheilen. Die mitgetheilten Proben der damaligen Staats- und Kanzelberechtigung zeigen, daß damals eine Sprechfreiheit bestand, wie sie sich das jegige Europa noch keineswegs allenthalben zu erfreuen hat. Noch weiter ging, wie ebenfalls die mitgetheilten Proben zeigen, diese Freiheit auf dem Theater, das eine Art Obercontrole über den Staat, die Kirche und ihre Diener führte. Ich kann mich nicht enthalten, ein paar Beispiele der Staats- und Kanzelberechtigung dieser Zeit folgen zu lassen. In der Ständeverammlung von Tours sagt Jean Gardier, Richter zu Forez: „Was das Volk anbelangt, so sage ich mit Wahrheit, daß unter diesem Könige schrecklichen Andenkens (Ludwig XI. ist gemeint) die Last der Abgaben das Volk beinahe niedergeworfen und erdrückt hätte.“

In derselben Versammlung sagt Philipp Pot, Abgeordneter des Adels von Burgund: „Die Könige stehen an der Spitze der Geschäfte, nicht um sich zu bereichern und zu gewinnen auf Kosten der Völker, sondern um ihre eignen Angelegenheiten zu vergessen und nur für die Wohlfahrt und Vergrößerung der öffentlichen Sache zu sorgen. Habt ihr nicht oft gelesen, daß die öffentliche Sache die Sache des Volkes ist? Wenn dem aber so ist, wie sollte er da weder Mühe noch Sorge für die Sache haben? Wie wagen es die Schmeichler, dem Fürsten die ganze Souveränität beizulegen, wenn er dieselbe zum Theil vom Volke empfangen hat? ... Ich nenne Volk nicht bloß die niederen Classen und Unterthanen des Fürsten, sondern die Mitglieder aller Stände, die Fürkin selbst miteinbegriffen ...“

Der Prediger Menot läßt sich also auf der Kanzel vernehmen: „Gegenwärtig tragen die Herren der Gerechtigkeit lange Schwände, und ihre Frauen gehen gekleidet wie Prinzessinnen. Legte man ihre Kleider auf eine Kelter, das Blut der Armen würde daraus rieseln. Ihr Herren Richter, rühren die Einkünfte, die ihr verzehret, von eurem Väterlichen her? Wißt ihr, wohin sich das Nothgeschrei der Witwen und Waisen richtet? Zu Gott richtet es sich, über euch Allen waltet der große Richter. ... Ihr Herren Pfarrer und Canonici, ihr, die ihr über euren Häuptern fünf oder sechs Glockenthürme habet, ich hab's gesagt und sag' es immer, Alles, was der Geistliche über Be-

darf und Schicklichkeit seines Standes hinaus zieht, ist ein Diebstahl an Gott und an den Armen. ... Das ist die Quelle der Lazen, die ihr auferlegt. Nun gut! Diese Lazen sind das Salz und Gewürz, um euer Fleisch desto besser in der Hölle zu braten.“

Mailard sagt in einer Predigt: „Herr, haltet ihr es mit Gott oder mit dem Teufel? Fürst und Fürstin, mit wem haltet ihr? Berneiget die Stirne! Ihr Ordensritter, mit wem haltet ihr? Berneiget die Stirne! Und ihr übrige, aufgeblähte Magistrate, mit wem haltet ihr? Berneiget die Stirne! Und ihr Priester, wolltet ihr sterben mit den Messen auf dem Herzen, die ihr gelesen? ... Ich sage euch, wenn wir vordem gesehlt haben, so verlassen wir das sündhafte Leben, und Gott wird Erbarmen mit uns haben: wenn nicht, so übergebe ich euch allen Teufeln.“

Derselbe antwortete, als man ihm bedeutete, Ludwig XI. werde ihn wegen seiner Freimüthigkeit ertränken: „Der König ist Meister, mit mir, wie mit so vielen Andern zu schalten; allein ich gelange schneller zu Wasser ins Paradies, als er mit seinen Postpferden.“

In den Vorträgen des Hrn. Séruez wird die Reformation in angemessener Weise gewürdigt. Ihr Verhältnis zur Politik tritt hier in ihr rechtes Licht. Eine besondere Aufmerksamkeit wird Calvin gewidmet, dessen Berechtigung und Schriftsteller-talent in der That kaum ihres Gleichen haben, während sein Charakter und sein System die Seele mit Schauer und Entsetzen erfüllen.

Ein Werk, das den Pflegern der romanischen Sprachen sehr willkommen sein wird, ist: „Lexique roman, ou dictionnaire de la langue des troubadours par M. Raynouard, membre de l'Institut.“ Es wird in diesem Wörterbuche die Sprache der Troubadours mit den übrigen Töchter-sprachen des lateinischen verglichen. Das in dieser Beziehung Geleistete verdient Anerkennung; denn außerdem daß alle Artikel auf eigener Forschung des gelehrten Verfassers beruhen, ist das Werk zugleich vollständig, insoweit bei dem jetzigen Standpunkte des Studiums der alten südländischen Literatur Vollständigkeit erreichbar war, und zeichnet sich durch zweckmäßige Anordnung besonders aus. Es wundert mich sehr, daß der Verf. in der Einleitung zum Wörterbuche seine in einem frühern Werke ausgesprochene Meinung, daß die Völker, welche gegenwärtig italienisch, französisch, spanisch und portugiesisch sprechen, sich früher sämmtlich der lingua romana latina bedient haben, angeblich mit neuen Gründen wiederholt. Die deutschen und englischen Gelehrten werden schwerlich Schlegel's Meinung gegen die von Hrn. Raynouard aufgeben; sie werden vielmehr vor wie nach annehmen, daß sich alle Töchter-sprachen der lateinischen unmittelbar von der letztern ableiten. Wenn der Verf. z. B. sagt, zur Bildung der Wörter caval, cheval, cavallo, caballo bedürfe es eines vermittelnden Wortes, so kommt mir das nicht anders vor, als wenn sich Jemand bemühte, uns zu zeigen, daß D a m s e l und D a m s e l (englisch) nicht unmittelbar von Mademoiselle herzuleiten seien, sondern eine intermediäre, beiden gemeinsame Form unterstellen. So verhält es sich mit allen zur Stützung der Hypothese des Hrn. Raynouard vorgebrachten Etymologien. Ebenso wenig gelingt es ihm, den Beweis in syntactischer Beziehung zu liefern. Die Sprache der Eidesformel Ludwig des Deutschen unterstellt freilich eine seit langem gebräuchliche Construction; aber damit ist keineswegs dargethan, daß diese Sprache von den damaligen Bewohnern Italiens, Spaniens, Portugals und Frankreichs gesprochen wurde; es ist dies sogar höchst unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, wie sich die verschiedenen Völkerstämme, deren Muttersprache die lateinische nicht war, bei dem Prozesse der Sprachmischung und Corruption verhalten mußten. In Spanien, wo wir die nordischen Völkerstämme mit Landeseingeborenen und Römern in Berührung sehen; ebenso in Gallien, wo die alten Gallier mit den germanischen Stämmen und ange siedelten Römern in Bezug traten, mußte die Ab- und Ausartung der lingua ru-

etlea romana nothwendig weiter gehen als in Italien, mit dessen alten Bewohnern dies Deutsche in Berührung kamen. Ubrigens was hinderte den gelehrten Verf., anzunehmen, daß die in der Eidesformel Ludwig's des Deutschen befolgte Construction die der deutschen Sprache sei, eine Construction, die sich auch da, wo am meisten von dem Wortvorrath der lateinischen Sprache beibehalten wurde, geltend gemacht hat und allen neuern europäischen Sprachen zu Grunde liegt?

Der Umstand, daß dieses in der That ausgezeichnete Werk der vergleichenden Sprachkunde eine so günstige Aufnahme in Frankreich findet, zeigt, daß das vergleichende Sprachstudium überhaupt viele warme Freunde in Frankreich hat, und ist ein neuer Beweis, daß man sich in dem Urtheile über das Wissen der Franzosen nicht zu sehr übereilen solle. Die neuesten Leistungen der Franzosen auf dem Gebiete der Alterthümer und der Geschichtskunde haben dargethan, daß Frankreich nicht nur mit Erfolg die sogenannten ersten Wissenschaften pflegt, sondern auch Erfreuliches in jenen Fächern leistet, in die sich Deutschland und England so zu sagen getheilt zu haben schienen.

Eine wichtige Umgestaltung hat in dem letzten Decennium das intellectuelle Leben Frankreichs dadurch erfahren, daß der Franzose seine Abneigung gegen das Fremde überwunden hat. Einen Beweis für die Richtigkeit dieser Aussage liefert die günstige Aufnahme, die allenthalben in Frankreich die erste Lieferung des „Panorama de l'Allemagne“ gefunden hat. Die Journale der Departements machen es zur Ehrensache, diesem Unternehmen die größtmögliche Publicität angedeihen zu lassen. Auch wird Hr. Savoye jetzt unverzüglich die zweite Lieferung, und sodann ununterbrochen die übrigen regelmäßig nachfolgen lassen.

Die jüngst erschienene Broschüre über die letzten Augenblicke der Herzogin von Abrantes findet Leser in allen Kreisen. Ihr Verfasser, Hr. Koosmalen, der Freund der Witwe Junot's, blieb ihr in ihrem Misgeschick treu, und er hatte nähere Ansprüche als jeder Andere, von den Leiden dieser Frau zu sprechen, die ihre Lage in Armuth beschloß, nachdem sie auf dem Gipfel der Größe und des Reichthums gestanden hatte. 109.

### Das Boston-Buch.

Unter dem Titel: „The Boston-Book, being specimens of metropolitan literature, occasional and periodical“, erscheint in Boston eine Art nordamerikanischer Rufensalmanach, welcher besonders die poetischen Kräfte Neuenglands (der sechs nördlichen Staaten) repräsentiren soll. Die altenglische Kritik spricht sich über das Unternehmen mit wohlwollender Ironie und entschuldigendem Mitleid aus. Man habe, heißt es in einer Kritik, Boston das amerikanische Athen genannt, wie Edinburgh das britische genannt worden sei; man sei auch so weit gegangen, die Hansestadt geradezu ein nordamerikanisches Edinburgh zu nennen. Wir erfahren, daß der Almanach 100 Dichten und 80 Autornamen enthält. Diese Herren Schriftsteller, heißt es weiter, seien eigentlich nur Buchmacher, die meist zu einem praktischen Zwecke schreiben, und z. B. auch Schulbücher fabriciren. Wenn man nun zugebe, daß die Musterstücke dieser Artigkeit im literarischen Sinne eine Probe ausbilden, so käme bei der Beobachtung von Boston auf je tausend ungefähr ein literarischer Charakter. Dies Verhältnis wäre freilich kein geringes, und weber Liverpool noch Edinburgh wären im Stande, so viele Juwelen unter ihren Söhnen aufzuweisen. Liverpool habe nur zwei berühmte Namen: Roscoe und Mrs. Hemans; dagegen möchte ein Edinburgh-Buch, welches die Namen Scott, Hume, Stewart, Jeffrey, Wilson, Chalmers aus älterer und jüngerer Zeit aufführen könnte, schon mit dem Boston-Buch zu concurriren im Stande sein. Was bei dem Bo-

ston-Buch am meisten Wunder nähme, wäre die Menge der dabei Beteiligten; es wären immer respectable Menschen, eine gewisse republikanische Gleichheit herrsche vor, eine allgemein ausgebreitete Fassungskraft, nicht eine selbständige Literatur, sei hier bemerkbar. Die besondere Eigenthümlichkeit der nordamerikanischen Literatur beruhe darin, daß sie mehr zufällig sei. Die Nordamerikaner hätten etwas Anderes zu thun als Literatur zu treiben; sie müßten erst ihre Städte bauen, ehe sie die Fäden spielen; der Charakter des Landes sei einmal praktisch, der Literatur sei noch was dabei, Advocat, Lehrer, auch wol noch was Praktischeres. Wenn sie schrieben, so geschähe es nur verhoffen; man könnte als Schriftsteller, wenn man nicht reussire, sehr leicht in den Fall kommen, nicht bemittelt zu werden, wol verachtet zu werden. Ubrigens sei Boston noch ziemlich zu einem Stapelplatz der nordamerikanischen Literatur geeignet, da es alt, reich, mächtig und aristokratisch sei. Der englische Ref. mußte darauf die Liste der Mitarbeiter. Er fährt mehre auf, welche bereits Bände von „Versuchen“ geschrieben oder in ihrem Geschäfte ihre Gesundheit zu Grunde gerichtet haben, welche wiederherzustellen Einer oder der Andere nach Europa auf Reisen ging. Dann gibt es noch ein Duzend Advocaten, an deren Spitze jener berühmte Webster, den man in Nordamerika für den großen Mann halte, den absolut Großen. Sein hier mitgetheiltes Urtheil über Architektur rechtfertigt seinen großen Ruf freilich nicht. Fünfundszwanzig unter diesen achtzig sind oder waren Herausgeber oder Herausgeberinnen von Zeitungen; ein Mitarbeiter, Namens Halleck, ist in der Pezshandlung des durch Irving so bekannt gewordenen Astor, ein anderer, Sprague, welchen die Nordamerikaner ihren Pope nennen, in einer Bank als Kassier angestellt. Dieser nordamerikanische Pope, der diesen Beinamen durch seine Eleganz und sein pointirtes Versehen erworben hat, sagt von sich selbst, er sei an den Frohn des Lebens verkauft

Für schönen Gold.

Wo der Gedanke nichts erzeugt als Gold.

Indes meint der englische Ref., das sei Übertreibung, wenn man nach den Versen des Dichters urtheile. Ärger als diesem Sprague hat das Schicksal dem Whittier mitgespielt, der zum Schuhmacher erzogen wurde, während Snelling ursprünglich Jäger und Bildhauer war, der sich lange unter den Indianern im Nordwesten umhertrieb und unlängst ein Blatt herausgab. Snelling schreibt mit der Energie eines Bilden, wenn auch ohne Grazie, den Tomahawk seiner Satire schwingend. Seine „Nacht in den Wäldern“ hat viel Lärmendes. Longfellow, ein anderer Mitarbeiter, trägt mehr den Charakter eines Literaten im europäischen Sinne, arbeitet im Geiste Irving's, ohne dessen Nachahmer zu sein, mit Irving'scher Bonhommie ausgerüstet, Verfasser von „Outre-Mer“. Eine Mrs. Child theilte ein schönes Feenmärchen mit; sie ist Verf. eines Buchs gegen die Sklaverei („Anti-slavery book“). Dann ist noch zu erwähnen Washington Allston, der fast so gut schreibt, als er malt, was viel gesagt ist, da er in Amerika an der Spitze der Künstler steht. Nathanael Greene, der etwas Melancholisches über die Liebe dichtete, wird uns als Postmeister von Boston aufgeführt, und was, fragt der Referent, was kann einem Postmeister wol einfallen? Hier der Mitarbeiter waren, so gut wie Franklin, als Druckerburschen erzogen. Gerühmt wird Dana seiner einfach scharfen philosophischen Darstellung wegen, man könne ihn den nordamerikanischen Wordsworth nennen; auch die beiden Bräder Everett, von denen der eine der berühmte Volkredner, jetzt Gouverneur in Massachusetts, haben am „Boston-Book“ mit gearbeitet. Im Allgemeinen rühmt der Ref. die kunst- und sorglose, aber charakteristische Energie dieser „self made men“, die voll von Fehlern, aber auch oft voll Geist seien, und zwar ihres eignen Geistes voll. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 224.

12. August 1838.

Michael Beer's Briefwechsel. Herausgegeben von Eduard von Schenk. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 8. 1 Thl. 8 Gr.

Vor einigen Jahren erhielten wir eine Gesamtausgabe von Beer's Schriften, bevorwortet von seinem langjährigen Freunde Eduard v. Schenk. Gehört auch Beer nicht zu denjenigen Geistern, die vermöge ihrer Ursprünglichkeit in irgend einer Weise neue Bahnen brechen, so muß er doch unbestritten den mit Fleiß und Ausdauer strebenden Talenten beigezählt werden. Michael Beer hat nur als dramatischer Dichter in einem ziemlich engen Kreise Bekannter wahrhaften Anklang gefunden. Der Allgemeinheit blieb er fremd, die Nation kennt ihn nicht. Der Grund davon lag, abgesehen von dem Mißcredite, in welchem das Dramatische überhaupt gegenwärtig bei den Deutschen steht, darin, daß Beer nur ein secundäres Talent war. Er eröffnete in keiner Weise einen neuen Weg, schlug nichts formell Veraltetes in Stücke, und stand überhaupt nicht in so enger Verwandtschaft mit dem productiven Geiste der Zeit, daß er in glücklicher Gedankenreife dem Leben ein Prognostikon für die Zukunft hätte stellen können. Ein früher, unerwarteter Tod zerstörte wol auch so manches im Keime Vorbereitete und entriß den Zeitgenossen leider eine frische, wenn auch im Beginnen und Wollen etwas ängstliche Kraft.

Reliquien von Verstorbenen zu sammeln, die, sei es in größern oder kleinern Kreisen, Aufmerksamkeit erregten, ist eine Function der Pietät, die den Überlebenden wohl ansteht. Zerstreute Blätter, hingeworfene Gedanken, die grade in ihrer Absichtslosigkeit der Wahrheit meist näher kommen, als für eine allgemeinere Verbreitung bestimmte, haben oft vielen Werth, wenigstens in Bezug auf das Individuum, dem sie angehörten. Ungetrübt von mancher geselligen Rücksicht, äußert sich hier der volle, ganze Mensch, und gibt dem Tage seine lautesten Gedanken hin, ohne ein großes Mißverstehen befürchten zu dürfen. Unsere überheimsichen Nachbarn besitzen in ihren unzähligen Memoiren reizende und historisch bedeutensame Denkmäler dieses Denkens und Ahnens großer Individualitäten innerhalb der festen vier Wände oder des luftigen Zeltbaches. Wir Deutschen, groß und unermüdetlich im Schreiben, wir Helben nicht im gesprochenen, sondern im aufgezeichneten Wort, wir könnten unsere

Nachbarn erdrücken, wollten und dürften wir alle interessanten, ja großartigen Briefe drucken lassen, die je geschrieben worden sind. Das Beste in dieser Art des geistigen Republikanismus liegt fest verschlossen in der Truhe. Es wird, fürchte ich, nie aus seinem Verliese befreit werden. Es muß dort zerfallen, wie ein zum langsamen Tode Verurtheilter in den unterirdischen Gewölben der Gewalt. Freilich ist dies Nichterlöstwerden dürfen auch eine Art von Tyrannei, allein es fühlt es doch Keiner und die Menge empört sich nicht darüber, weil ihre die Helben unbekannt sind, an denen jene wunderliche Todesstrafe vollzogen wird.

Nur die mildernde Humanität kann hier als Retter erscheinen. Manches wird zum Leben auferweckt, was ohne diesen besänftigenden Freund der Gegenwart unwiederbringlich dem Tode verfallen würde. Dies ist ein schöner Vorzug unserer Tage. Die Humanität in ihrer reinsten Blüte vermag, ohne Heuchler zu sein, die Ketten aufzuschließen, in denen große Gedanken der Vorzeit wie der Gegenwart muthlos verkümmern zu müssen glaubten. Eine recht ansehnliche Menge von Briefwechseln sind uns seit einer Reihe Jahren gegeben worden, und schlich sich durch Mangel an sichtlichem Fleiß auch viel Unbedeutendes mit darin ein, so konnte man doch mit Sicherheit darauf bauen, daß Verfälschungen hier nicht vorgenommen wurden, wie sie so oft in Frankreich bei Sammlungen von Memoiren vorkamen. Der verstorbene Grabbe zwar ereiferte sich einmal sehr über das Herausgeben von Briefwechseln, und behauptete, die Herausgeber schrieben die Briefe alle selber. Indeß Grabbe ärgerte sich über viele Dinge, die ihn nur hätten erfreuen sollen.

Der uns hier mitgetheilte Briefwechsel zwischen Michael Beer und Karl Immermann gehört zwar keineswegs unter die hervorragendsten Erscheinungen in dieser Art, allein er nimmt das Interesse eines Jeden in Anspruch, der sich berufen hält, in den Erscheinungen in Literatur und Kunst einen Nachhall oder Dolmetscher des bunt wechselnden Lebens zu erblicken. Einer der Correspondenten steht noch mitten unter uns, thätig, wirksam, selbst schaffend, und der Andere lebt in der Erinnerung seiner Zeitgenossen fort. Dazu kommt, daß dieser Briefwechsel in eine Zeit fällt, die theils vorbereitend auf unser jetziges Jahrzehnd einwirkte, theils dieses selbst in den ersten



Krämpfen seines Werbens noch mit bespricht, wenn auch bloß vorübergehend. Denn der eigentliche Kern des Buches ist wesentlich und ausschließlich der Kunst, vorzugsweise aber der dramatischen Kunst geweiht. Immermann und Beer, Beide voll productiver Anreizungen, sprechen gegenseitig ihre Ansichten aus über Dramen, Theater, Dramaturgie, über die Art und Weise, historische Sujets dramatisch zu bearbeiten u. s. w. Daneben laufen wol auch Klagen über die Gebundenheit des heutigen dramatischen Dichters, und namentlich zeigt sich der beamtete Immermann keineswegs zufrieden, wenn er das Wirken des Dichters zusammenhält mit dem Gesamtwillen des politisch und industriell productionslustigen Jahrzehnds. Auch Der, welcher Immermann nicht bestimmen kann, bringt es doch auch nicht bis zum Zürnen. Immermann ist oft freisinniger als man glauben sollte, so sehr auf der andern Seite das Hereinbrechen einer politisch hoch aufgeregten Zeit ihn ennuyirt. Beinahe spaßhaft erscheint dann Beer, der, in Paris lebend, ungeachtet seiner eignen Abneigung gegen politische Diatriben, doch in den Drang und Sturm des Tages mit hineingerissen wird, und sich nun wiederholt bei Immermann seines Liberalismus wegen entschuldigt. Als ob der Liberalismus eine Schande, ein Frevel wäre für einen Poeten!

Diese Stimmung der Gemüther ist bei den Briefschreibern jedoch nur eine vorübergehende. Das Besprechen der eignen Productionen, die sie sich gegenseitig zuschicken, bleibt der Hauptgegenstand der Unterhaltung. Und hier erfahren wir bei vielen beherzigenswerthen Bemerkungen über allgemeine poetische und respective dramatische Fragen manches sehr Interessante über Immermann's „Alexis“, „Lulifantchen“, „Martin“ und die „Epigonen“, die in jener Zeit theils beinahe geschlossen, theils im Entstehen begriffen waren. Oft setzt es scharfe Debatten, und man muß es den beiden befreundeten Dichtern zugestehen, daß eine schonende Lobhudelei ihr Urtheil nie trübt. Beide kritisiren einander scharf, und sind dann bemüht, die etwaigen verbessernden Änderungen wirklich vorzunehmen. Da es Vielen der Leser angenehm sein dürfte, die Ansichten beider Dichter über Dies und Jenes, was in irgend einem Zusammenhange steht mit dem dramatischen Leben und Weben, zu vernehmen, mögen hier einige Auszüge folgen, die zugleich den Styl und die Gesinnung der geachteten Briefsteller in das schönste Licht stellen können. Bei einer Gelegenheit, wo Beer Immermann vorwirft, er nehme bei seinen dramatischen Arbeiten zu wenig auf das Theater Rücksicht, entgegnet Immermann auf eine Weise, die ebenso wahr als beherzigenswerth ist, und gegenwärtig vielleicht in noch höhern Grade wahr sein möchte als damals. Er schreibt an Beer:

Sie werfen mir in dem Briefe an Shadow Unkenntniß des Theaters vor, und glauben, daß aus dieser alles Unheil in meinen Dichtungen entspränge. Ich glaube nicht, daß Sie so ganz Recht haben. Einmal ist mir das Theater doch nicht so unbekannt, als Sie glauben; ich habe die meisten bedeutendern Bühnen Norddeutschlands auf meinen Wanderungen gesehen, und einige Zeit lang die ununterbrochene Anschauung einer Anstalt in ihrer Vollkommenheit, nämlich der weimarschen

Bühne, gehabt. Da ist es mir eben klar geworden, was ein Theater sein kann und sein soll, und aus dieser Kenntniß entspringt mein Widerstreben gegen die jetzige Art und Weise. Daher kommt es, daß ich sehr Vieles für vollkommen dramatisch und theatralisch halten muß, was unsere jetzigen Schauspieler als nicht darstellbar verwerfen, weil ich nämlich gesehen habe, daß die Darstellung möglich ist, sobald nur die Darsteller vorhanden sind. Ich will unbedingt jede meiner Dichtungen dem Urtheile einer solchen Gesellschaft, wie die ältere weimarsche war, unterwerfen, und würde gleich mich ihrem Ausspruche über die Darstellbarkeit oder Nichtdarstellbarkeit unterwerfen. Aber von den jetzigen Schauspielern, diesen Menschen ohne Fleiß, Takt und Schule, da sollte der Dichter lernen können, er, den in seiner Stille ein Gott erleuchtet, und die Wege führt, die er zu wandeln hat? — Wie ist es möglich, daß uns eine nach dem Urtheile aller Stimmsfähigen depravirte Anstalt über das Wesentliche in der Kunst aufklären möchte? Nein, es ist wahrhaftig nicht die Zeit, daß die Dichter von der Bühne lernen, sondern die Bühne soll wieder vom Dichter lernen. Kein einziges Theater, ich spreche es aus der tiefsten Überzeugung, spielte Shakspeare, wenn er unter uns als homo novus aufträte.

Ich bin überzeugt, diesen Worten Immermann's wird Jeder beistimmen, der die gegenwärtigen Bühnenverhältnisse kennt. Die Schauspieler freilich wollen dergleichen niemals gelten lassen, weil sie theils zu bequem, theils zu beschränkt sind; und da die Masse in der Wirklichkeit immer den Ausschlag gibt, so muß natürlich das ob auch recht vernehmlich ausgesprochene Wort der Wahrheit im Winde verhallen. Es wird daher auch nicht eher besser werden, als bis das ganze bische Bühnenspectakel vollends im Cloak der Gemeinheit versunken ist. Dann wird allein die Sehnsucht nach etwas Gutem dies selbst hervorrufen. Ob dies bald oder spät geschehen dürfte, hängt von Umständen ab, die sich nicht vorausbestimmen lassen. Doch glaube ich, die Besserung steht uns näher, als wir glauben.

Nicht minder beherzigenswerth ist das Raisonnement, zu dem Immermann durch einen Brief von Beer über Mozart's „Don Juan“ veranlaßt wird. Beer, seiner poetischen Individualität und Charakteranlage nach empfänglicher als Immermann, wird von einer Darstellung dieses großen Tongedichts zu Auserungen hingerissen, die im Momente der Begeisterung ihre Rechtfertigung finden, als allgemein gültig aber schwerlich hinzustellen sein möchten. Immermann geht darauf ein und opponirt sich dem enthusiastischen Dichter folgendermaßen:

Wenn Sie mich für einen Feind der Musik halten, so thun Sie mir bitter Unrecht. Es gibt wol nichts, was mich oft so von Grund aus bewegt, erschüttert und beglückt hat, als grade sie. Ich verstehe nichts von der Sache, aber ich bin ein musikalischer Naturmensch. Doch will ich, daß Alles zu seiner Zeit und an seinem Orte vorgenommen werde. Verdrängt die Musik das Gespräch unter den Menschen, zerstört sie den Sinn für die beschreibendere Wirkung der Poesie, so führt sie uns sanft der Barbarei entgegen. Das Wort ist die unterscheidende Gabe des Menschen; wer dieses Heiligthum verlegt, wer dazu beträgt, diesen höchsten und theuersten Schatz unsers Geschlechtes in Mißcredit und Verachtung gerathen zu lassen, der erschreit mir als ein böses und die eigentliche menschliche Bildung vernichtendes Princip. Ich verstehe unsere Zeit wol in ihrer Neigung zu jener Kunst — wenn man kalt ist, so sucht man sich zu erwärmen —, und ich glaube deshalb, daß jene Sehnsucht nicht unbedingt zu verwerfen ist; ich schätze sie vielmehr als den Moment einer Krisis, die durch das Bestreben der Natur, sich zu helfen, herbeigeführt ist; niemals aber wird das jetzige Char-

vori als ein selbständiger Culturmoment in der Geschichte darstellen. Es ist ein Durchgangspunkt, und wir müssen abwarten, ob er zur völligen Affenriebe oder zur Regeneration unserer Zustände führen wird.

Ich könnte in Alles, was Sie über „Don Juan“ Klären des sagen, einstimmen, und müßte dennoch leugnen, daß auch eine Reihe solcher Opern die Tragödie einem wahr und richtig fühlenden Volke entbehrlieh machen würde. Die Tragödie, wenigstens die moderne, geht durchaus auf Darstellung des Charakteristischen aus, deshalb steht ja eben Shakespeare als Vater der Gattung da, weil die Charakteristik bei ihm auf Höchste getrieben erscheint, weil die Handlung jedes seiner Stücke so individuell und einzig ist, daß sie sich gar nicht unter andern Personen wiederholen kann. Diese große Individualität scheint mir der Typus zu sein, aus welchem eigentlich rationelle Tragödien in der neuern Zeit herausgearbeitet sein sollen. Kein Held, kein König, kein Mädchen, keine Frau, kein Bösewicht Shakespeare's sieht dem andern gleich. Das plastische Princip ist in der neuern Tragödie, wenigstens in ihrem vollendetsten Muster, sichtbar. Nun frage ich, steckt sich denn die dramatische Musik dieses Ziel ab, kann sie sich überhaupt dieses Ziel setzen? Ich glaube nicht. Das, was ich Charakteristik genannt habe, ist ja der Musik, die sich so ganz in einem allgemeinen lyrischen Elemente bewegt, fremd. Die Empfindungen und Affecte — Zorn, Freude, Schmerz, Stolz, Rache u. s. w. — drückt sie mit wunderbarer sinnlicher Stärke aus; es sind aber immer nur allgemeine Ausdrucksweisen, es sind, daß ich mich des Ausdrucks bediene, Darstellungen der Affectionen, noch nicht gebrochen durch das Prisma menschlicher Individualität.

Ich glaube deshalb, daß die Oper und das Trauerspiel sich in ganz verschiedenen Sphären bewegen. Ich glaube, daß das Trauerspiel nie die lyrische Fülle der Oper, die Oper dagegen auch nie die geistige Würde und Höhe der Tragödie erstreben kann und wird. Die Eindrücke beider Kunstwerke sind ganz specifisch verschieden, die Oper löst in uns, was stark ist, auf, die Tragödie sammelt, was in uns sich zerstreuen will. Ein für die Schönheit wahrhaft empfängliches Volk müßte, wie mich dünkt, zu beiden Erscheinungen die gleiche Neigung mitbringen.

Als Michael Beer Victor Hugo's „Hernani“ erwähnt und sich über die Bizarrerien der Romantiker Frankreichs beschwert, antwortet Immermann mit sehr glücklichem Blicke in die literarische Zukunft:

Wenn Victor Hugo's neueste Arbeit erscheint, so möchte ich sie wol lesen. Er hat eine für einen Franzosen bewundernswürdige Feinheit und Fülle der Phantasie. Die französische Literatur in ihrem jetzigen Ringen ist eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung. Selbige es ihnen, mit ihrer Praxis sich in der Tiefe festzusetzen, so können wir noch schöne Erscheinungen zu sehen bekommen. Daß Jenes geschehe, muß nun freilich ein Wunder geschehen, an welches wir glauben wollen, wenn es da ist. Denn jetzt zur Zeit hören wir nur den Wiederklang deutscher und englischer Laute, die uns nur deshalb so überraschen, weil wir sie von den Franzosen vernahmen. Für das Drama hoffe ich am meisten von ihnen. Es ist möglich, daß sie Das, was wir wollen, aber bei der Ungunst aller Verhältnisse und dem Entgegenstehen des Volkscharakters nicht erreichen können, zur sichtbaren Gestalt bringen, und daß unsere Motive, Charaktere, Situationen, von ihnen benutzt, erst an der Scene zum Vorschein kommen.

Hierdurch fühlt sich Immermann veranlaßt, einen tieferen Blick in das deutsche Leben zu thun, der ihn wieder zu Äußerungen hintreibt, die nie oft genug unsern Landleuten wiederholt werden können, sollen sie zur wahren Erkenntniß ihres dramatisch kranken, schwindstüchtigen Lebens kommen.

Der Pfeiler — sagt Immermann — die Oekologie alles

Dramatischen, wenigstens bei den nördlichen Völkern (und doch wol auch bei den südlischen), ist die Tragödie, und in dieser wieder die mythische Helden- und die Staats- und Volkstragödie. Diese kann aber deshalb nie ein im Ganzen und Großen nachhaltig wirkendes Interesse bei uns gewinnen, weil uns das Gefühl des Heldenthums, das Bewußtsein eines Staates und Volkes mangelt. Wie sollen die Menschen die Wichtigkeit eines Streitens um eine Krone begreifen, sie, denen es ja im Grunde ganz gleichgültig ist, wer bei ihnen die Krone trägt, wenn sie nur zu Hause brav Kinder zeugen und ihre Kost essen dürfen! Die höchsten tragischen Motive sind also für uns schon verloren, wenigstens nicht von der Bedeutung, wenn es zur Öffentlichkeit der Dichtung kommt, die sie doch haben müssen, sollen sie die eigentlich regulirende sein. Das Häusliche, Sentimentale ist unser Lebenselement, darin sind wir heimlich; deshalb ist die Familientragödie diejenige, welche allein bei uns zur vollkommenen Anschauung gebracht werden kann. . . Wenn man diesen Gesichtspunkt auffaßt, und er scheint mir ein sehr einfacher zu sein, so weiß man auch, was man von dem endlosen Gerede über den mißlichen Zustand unseres Theaters zu denken hat. Nicht die Schauspieler, nicht die Dichter, nicht das Theaterpublicum sind, jedes für sich, am Verfall schuld, sondern alle zusammen können kein Theater hervorbringen, wo der Boden für das Gerüste fehlt. Selbst unsere größten Götter mußten an das gute Herz der lieben Landleute klopfen, damit Herein! gerufen wurde. Sie, und mich, und vielleicht noch ein paar Hundert entzückt Wallenstein und das bewegte öffentliche Leben um ihn — die übrigen Millionen suchen am liebsten Marx und Thekla allein! . . . Hiermit ist auch das Eismischen sentimentaler Motive, welches sich Goethe und Schiller bei großen Staatsactionen erlaubten, gerechtfertigt, wenigstens vollkommen entschuldigt. Sie wären ohne diese That ganz unverstänlich geblieben.

Zu dieser sehr wahren Ansicht von der Sache kommt Immermann, als zu Kritik und Septik hinneigender Norddeutscher; bricht aber über Nacht die Luft sich zu bewegen zur That auf, dann fühlt sich Immermann beengt, so gut wie die Andern. Augenblicklich bemächtigen sich seiner Seele trübselige Ahnungen, als die Julirevolution von seinem Freunde Beer mit Beifallgeschrei ihm verkündigt wird. Angstlich combinirt er alle Möglichkeiten, geht nur mit Widerwillen auf die Politik des Tages ein, da sie zur Weltfrage sich erhoben hat, und bricht baldmöglichst wieder ab, um von dem Organismus seiner Trilogie „Alexis“ mit dem aufgeregten Freunde sich zu besprechen. Gerade in diesem absichtlichen Ignoriren der größten Zeitereignisse gebiert unsere deutsche Sentimentalität so unendlich viel Verschwommenes, nur keine gewaltige That. Wenn Männer, wie Immermann, sich von den weltererschütterndsten Ereignissen auch in unserer Zeit noch belästigt fühlen, ist alles Klagen über Mangel an Öffentlichkeit eine Thorheit. Erst müssen sich die Tüchtigsten den Sinn dafür zukommen lassen, mit diesem zur That zu gelangen suchen, nicht aber nach dem Großvaterstuhle greifen, um die erschrockenen Glieder häßlich zur Ruhe zu bringen. Immermann beschwert sich über Goethe's Egoismus, er klagt über deutsche Sentimentalität, raisonnirt vortrefflich über die Motive und die Art und Weise, wodurch mit Ausdauer wol eine Änderung hervorgerufen werden könnte; selbst aber mag er sich weder aus dem alten Gleise herausbuggiren, noch irgend etwas mit Politik zu thun haben. Es streift fast ans Lear'sche, wenn er dem empfänglichen Beer immer lese

zu Kunstgesprächen zurücklockt, und dieser seinerseits wiederholt behauptet, er sei allerdings für das monarchische, ja sogar aristokratische Princip, man könne aber doch solche gewaltige Dinge, wenn sie mit Fug und Recht vom Volke ausgingen, nicht desavouiren. Durch diese Unlust, das öffentliche Leben mit in die Correspondenz zu verweben, tauchen die Ereignisse der Zeit auch nur wie Irrlichter zuweilen noch auf. Weitestens den größten Theil umfassen Deliberationen, Expositionen und kleine Zwische beider Briefsteller, wie sie durch gegenseitige Mittheilung ihrer Producte sich von selbst ergeben. Dabei kommt gar mancherlei Gutes zum Vorschein, was freilich mehr oder minder nur Denen von Interesse sein kann, die einen innigern Antheil an der dramatischen Literatur Deutschlands nehmen.

33.

### Aus Italien.

Unter den vielen Deutungen, die das Windspiel in Dante's „Göttlicher Komödie“ schon erhalten hat, verdient die nachfolgende in der kleinen Schrift: „Sul Veltro di Dante, lettera al M. marchese Gino Capponi del marchese Pompeo Agolino (Florenz 1837), eine aufmerksame Beachtung. Wie viele bedeutende Zeitgenossen des Dichters schon darunter gesucht worden sind, ist Allen zur Genüge bekannt, die nur einigermaßen um die Hermeneutik dieses Gedichtes sich bekümmert. Daß alle diese Deutungen (durch San grande, Uguccione della Faggiuola, Heinrich VII., oder durch Guido und Berengar) noch Schwierigkeiten übrig lassen, ist nicht schwer zu erweisen. Marchese Agolino sucht daher unter dem Windspiel Dante selbst, Dante, der die Wirkungen seiner Weisheit in einer fernern Zukunft voraussieht. Geistreich weiß er darzutun, wie Dante sich berufen glaubte, den Menschen seiner Zeit eine neue Bahn zum Glück, zur Bildung und zur Humanität zu eröffnen, und wie das göttliche Gedicht selbst das Mittel war, seinem Berufe zu genügen. Er benützt jede Andeutung, die seine Hypothese stützen kann, ohne durch diese moralische Deutung eine künftige schlagendere unmöglich zu machen, vielleicht ohne selbst der politisch-historischen, die für San grande della Scala so vieles Zusammenstimmende anzuführen weiß, alle Anhänger zu entfremden. Freunden des Dichters wird es lieb sein, außerdem zu erfahren, daß 1838 in Monza „Il secolo di Dante. Commento storico, necessario all' intelligenza della D. C. scritto da Ferd. Arrivabene, colle illustrazioni storiche di Ugo Foscolo sul Poema di Dante“ erschienen ist, eine Schrift, die durch die Vergleichung mit G. E. Fauriel's „Dante e i suoi tempi“ (im „Subappennino“, December 1837, S. 166) an Interesse gewinnt.

Seit 1833 hat der Graf L. Serristori sich als einen der eifrigsten Forscher für die Statistik Italiens bekannt gemacht. Er trat zuerst mit einem „Saggio di un Atlante statistico dell' Italia“, auf, der in Wien herauskam und dessen Vollkommnung alle seine nachmaligen Werke gewidmet waren. Seit 1835 erscheint nun bestweise seine „Statistica d'Italia (Florenz), aber nur wenige Staaten kommen seinem üblichen Unternehmen mit so unverhohlenen Mittheilungen zu Hülfe als Toscana, über das daher die besten Nachrichten hier sich finden (im fünften Hefte). Erschienen sind außerdem: Königreich Sardinien (Heft 1), Insel Corsica (Heft 2), Republik San-Marino, Fürstenthum Monaco, Herzogthum Lucca (Heft 3), Insel Sicilien, Herzogthum Parma (Heft 4), aber einige der wesentlichsten Punkte, selbst die Angaben über die directen und indirecten Steuern, über die Anzahl der Beamten bei den Rentien, den Mauthen und dem Heere blieben trotz der Mühsam-

keit und dem gewissenhaften Eifer des Grafen Serristori noch ohne Ausfüllung und, wie es zu geschehen pflegt, fanden italienische Beurtheiler, daß grade diese Angaben wesentlichere seien als manche, die er aufgenommen hat; obgleich man zugibt, daß schwerlich ein Anderer mehr als er zu leisten im Stande gewesen wäre. Erfreulich ist es daher, wenn die Regierungen selbst die Antworten auf manche Fragen mit Gewissenhaftigkeit übernehmen, wie es in der Schrift geschehen ist: „Degli Istituti di pubblica carità e d'istruzione primaria in Roma. Saggio storico e statistico di monsign. D. Carlo Luigi Morichini vicepres. dell' Ospizio apostolico di S. Michele“ (Rom 1835). Das Vertrauen in die Mittel, die man in Rom anwendet, um die sittliche und die äußere Lage der Armen zu verbessern, hat dann eine Basis, und wenn es durch die Rechnungsablegung nicht gesteigert wird, so wird die Schrift doch die Ansicht fester begründen, daß die Mängel anderswo liegen müssen, als in den großen Kräften, die man bis jetzt aufbot, um der Armuth zu wehren. Bieleicht sind sie den Ausfällen der Trägheit und Faulenzerei nur zu willig entgegengekommen und haben dadurch ihres Zweckes verfehlt. Über die einzelnen sehr bedeutenden Summen, die Spitäler, Herbergen, Armenschulen u. s. w. jährlich kosten, wird die „Beschreibung Roms“ das Genauere erzählen, der wir nicht vorgreifen wollen. Im umfassendern Sinne arbeitet dem Grafen Serristori das „Giornale di statistica compilato dagli impiegati nella Direzione generale della statistica di Sicilia“ (Palermo) vor, von dem drei Quartalhefte 1836 und 1837 erschienen sind, die als Vergleichungspunkte des Jetzt (z. B. bei der Bevölkerung) die Jahre 1798 und 1831 zum Grunde legen.

Im Vaterland so vieler schöner Stimmen und des künzlichsten Gesanges haben begreiflich die Untersuchungen des Dr. Bishop über das Physiologische der Sprache und des Gesanges, die er 1837 der londoner L. Societät vorlegte, große Theilnahme gefunden. Bishop stellte ins Klare, daß der Grund aller Töne der menschlichen Stimme die Schwingungen der Stimmröhre (der Glottis) und des Kehlkopfes (der Epiglottis) seien. Von der Anspannung und dem Widerstande der Stimmröhrenbänder und von dem zusammenwirkenden Drucke der Luftsäule in der Luftröhre hänge die der Schwingung fähige Länge der Glottis ab. Die tieferen Töne wechselten in geradem Verhältnisse und die hohen in ungeradem Verhältnisse mit der erweiternden Länge und der Anspannung der Bänder. Dazu sei der Gehörgang so angebracht, daß er durch den zusammenstreichenden Einfluß der Stimmwechsel gleichfalls in Schwingung gesetzt werde. Hebe sich der Kehlkopf, so verlängere sich der Gehörgang; das Gegentheil erfolge, wenn er sich senke. Sein Durchmesser und seine Anspannung veränderten sich wechselweise mit seiner Länge. Falschtöne würden von einer Trennung der Luftsäule und dadurch hervorgebracht, daß der Stimmgang, seiner Länge nach, einzeln in Schwingung komme. Dann sei der Ton im Stimmorgane im Zustande der Ruhe im Allgemeinen die Octave ihrer Grundnote. Dazu haben die Italiener folgende Sätze hinzugefügt: Die Kraft, die Rarefaktion und die Stärke der Stimme hängen von der Luftmasse ab, die mit einem Male ausgestoßen wird, von der entpreßenden Weite der Lungen und von der größern oder geringern Anspannung und Vibration der Kanäle, die diesen Luftstrom nach außen leiten. Bei den tiefen Tönen senkt sich der Kehlkopf und die etwas zusammengezogenen Lippen treten heraus; die Stimmröhrenbänder lassen nach und die Zunge wird breiter. Das Gegentheil erfolgt bei den hohen Tönen. Alter, Geschlecht, Temperament, Gewohnheit, normaler Zustand der Athmungsorgane, selbst Leere oder Vollsein des gastrischen Systems u. dergleichen wirken merklich auf Ton und Stimme ein, lassen aber immer noch eine Menge Fragen übrig, ehe das Geheimnißvolle eines Wortes aus schönem Munde, das vergöttern und rasend machen kann, mechanisch erklärt sei.

6.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 225. —

13. August 1838.

Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, von J. S. C. Schweigger. Ein Anhang zu der in den Jahren 1824 — 28 erschienenen Zeitschrift des Vereins für Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit. Mit zwei Kupfertafeln. Halle, Anton. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein scharfsinnig philosophisches und gründlich gelehrtes Werk vor dem gebildeten, aber nicht grade wissenschaftlich durchgebildeten Publicum zu besprechen, kann bedenklich scheinen, weil die Wissenschaft selbst sich nicht popularisiren läßt, und weil eine oberflächliche Auffassung ihrer Probleme und Resultate zu nichts kommt. Aber Das ist eben der Vorzug des wissenschaftlichen Lebens unserer Zeit, daß es sich nicht isolirt vom Leben der Gesellschaft, und nicht in Drakelsprüchen, die nur für die in die Mysterien Eingeweihten Sinn und Bedeutung haben, sich ausdrückt. Die Unterhaltung der gebildeten Kreise bewegt sich selbst auch innerhalb des weiten Gebiets der wissenschaftlichen Forschung und eignet sich die Resultate derselben an, ohne mit pedantischer Schwerefälligkeit den ganzen gelehrten Apparat, der zur Forschung gehört, herbeizuziehen. Die „Blätter für literarische Unterhaltung“ haben die schöne Aufgabe, solche Resultate zum Gemeingut zu machen, und wirken dazu nach einem viel größern Maßstabe, als Literaturzeitungen und andere Archive der wissenschaftlichen Kritik, die doch zumeist auf die Gelehrten und wissenschaftlich Forschenden ihren Einfluß beschränken. Der Gegenstand der vorliegenden Schrift aber ist ohne Zweifel der Theilnahme der meisten Leser dieser Blätter hinreichend empfohlen.

Daß die Mythologie etwas mehr sei als eine bloße Fabellehre, mehr als der Inbegriff der Traumgestalten heidnischen Aberglaubens, und daß man der Bekanntheit mit ihr nicht bloß zum Verständniße alter und neuerer Dichter und antiker Bildwerke, sondern auch zur richtigen Würdigung der ganzen alten Welt bedürfe, das ist jetzt ziemlich allgemein anerkannt, und wer sich zu den Gebildeten zählt, hat auch das Bedürfniß gefühlt, wenigstens mit griechischer und römischer Götterlehre sich einigermaßen zu befremden. Man verkennt auch nicht mehr, daß in den gräßlichen Mißgestalten ägyptischer und indischer Gottheiten nicht minder als in den harmonischen und idealen Formen

der griechischen Hieroglyphen vorliegen, deren geheimen Sinn zu deuten, bereits auf verschiedenen Wegen und aus mannichfachen Standpunkten von Vielen versucht worden ist. Daß man auf philologischem und historischem Wege allein nicht zum Ziele, nicht zu einem klaren Verständniße gelange, sowol weil der tiefere Gehalt der Mythen unerkennbar über das Gebiet der Philologie und die mythische Zeit weit über die historische hinausliegt, als auch weil alle historische Forschung endlich auf einen mysteriösen Kern stößt, den sie zwar von seinen Schalen zu entkleiden, aber gleichwol nicht zu ergründen vermag, das sollte nicht mehr verkannt werden. Aber man ist noch nicht einmal darüber einig, ob der Mythos vielleicht das in die Erscheinung hereingetretene und in der Beschränktheit menschlicher Auffassung sich verkörpernde Göttliche, der prismatisch gebrochene Strahl des Lichts ursprünglicher Manifestation der Gottheit, oder nur eine Vergötterung der Erscheinung selbst, oder ihrer Kräfte, oder ihrer Idee sei. Diejenigen, welche an eine ursprüngliche Gottesoffenbarung, deren helleuchtende Spuren in der geschichtlichen Urkunde, dem 1. Buche Mosis, sich nachweisen lassen, zu glauben sich gedrungen fühlen, können in den ältesten Mythen nur die gebrochenen und mannichfach verdunkelten Strahlen derselben anerkennen, ohne damit die eigenthümliche Gestalt der Religionsbegriffe und der heiligen Sagen der alten Völker vollständig erklären zu wollen. Am häufigsten geht man von der Voraussetzung einer Vergötterung aus, aber mit dem Unterschiede, daß man entweder Ideen, oder Naturkräfte, oder Menschen in den Mythen vergöttert sieht. Wenn nun aber weder aus dem einen noch aus dem andern Objecte der Vergötterung allein der ganze Umfang der Mythologie zu erklären ist, so gewinnt die Untersuchung wol eine sicherere Basis, wenn sie für die sehr verschiedenartigen Mythen auch einen verschiedenartigen Ursprung und Gegenstand, Vergötterung nicht bloß des einen oder des andern jener Objecte, sondern aller drei voraussetzt. Wie in der Geogonie die Neptunisten und Vulkanisten beide Recht haben, sobald sie die Entstehung einer oder der andern Erdformation aus dieser oder jener Quelle ableiten, Unrecht aber, wenn sie aus derselben Quelle alle hervorgehen lassen, so in der Mythologie die Anhänger der verschiedenen Erklärungsversuche. Es ist durchaus nicht zu leugnen, daß mehrere der tiefstinnigsten

Mythen nur aus der Naturwissenschaft zu erklären sind, und schon Platon hat diesen Weg eingeschlagen; aber man würde gleichwol das Verständniß des ganzen weiten Mythenkreises sich verschließen, wenn man in ihnen nur Personifikationen der Natur und ihrer Kräfte erblicken wollte. Sieht man in ihr personificirte oder verkörperte Ideen, die schon philosophische Speculation und Anschauung voraussetzen, so dringt sich die Frage auf: Ob die Mythe vor der Philosophie oder diese vor jener entstanden ist? Beides ist wahr, und die Gleichzeitigkeit beider dazu, wenn man die Ungleichzeitigkeit der verschiedenartigen, ob auch alle dem mythischen Zeitalter angehörigen Mythen, sowie der verschiedenartigen Philosopheme berücksichtigt. So unteugbar ein Theil der Mythologie in früher hervorgetretenen Philosophemen sich begründet, so gewiß sind mehre der gehaltvollsten Philosopheme von Mythen ausgegangen.

Nur setze man nie und nirgend eine absichtliche Gestaltung oder willkürliche Dichtung voraus; denke nicht an künstliche Symbolisirung oder an Allegorisirung, die der mythischen Zeit überhaupt nicht angehört. Die philosophische Anschauung, das Product der reinen Speculation und die Erkenntniß der Naturwahrheit auf empirischem Wege gefunden, gestaltete sich unmittelbar im Mythos, kleidete sich unmittelbar, aus innerer Nothwendigkeit, in das Symbol, und Philosophie und Poesie hatten gleichen Antheil daran. In der mythischen Zeit ist am wenigsten die Wahrheit der Poesie eine andere als die der Philosophie; Wissenschaft und Poesie sind noch nicht getrennte Factoren; die unmittelbare Anschauung ist selbst poetisch. Der Dichter glaubt an seine Götter, wie der Philosoph sie weiß; er macht sie nicht, sondern wird von ihnen ergriffen und durchdrungen; sie sehen ihn an, wie er sie anschaut, in der Eigenthümlichkeit seiner Persönlichkeit, in dem Leben der Natur, im Geiste seiner Zeit. Keineswegs hat ein einzelner Dichter oder Denker die Mythe, oder gar einen Mythenkreis geschaffen; sie ist Volksdichtung, Volksschöpfung, unmittelbar aus dem Leben und Anschauen des Volks hervorgegangen, und zwar nicht als Dichtung, oder als Deutung und Auslegung, sondern als Anschauung, die philosophisch und poetisch zugleich ist. Die Götter sind allerdings Personifikationen, aber nicht eigenmächtige, willkürliche, beliebig erfundene, sondern notwendige Anschauung der Idee im Symbol, im Wort, in der unmittelbaren Gestaltung, und wie sie aus dem Volksglauben selbst hervorgingen, so behaupten sie auch um so sicherer ihr Bürgerrecht im Volke. Der Volksglaube war ursprünglich auch Glaube der Dichter und Philosophen; erst als der Unglaube überhand genommen, als im Volksglauben die Göttergestalten zu starren Formen, geglaubten Fabeln geworden waren, als in den ursprünglichen Mythenkreis des Volkes auch fremde Götter eingebracht waren, schufen Dichter und Denker, selbst der ursprünglichen Anschauung verlustig, sich einen abstractern Glauben. Menschenvergötterung insbesondere gehört erst einer spätern Zeit der Mythenschöpfung an; die ursprünglichere ist die unmittelbare Anschauung des Göttlichen im Menschen, wie in der Natur überhaupt. Aber auch diese

Menschenvergötterung ist ursprünglich keine absichtliche; es schließt sich die Anschauung des Göttlichen an eine heroische Menschengestalt an, gleichsam unmittelbar wie nothwendig; die Offenbarung der Gottheit im Menschen erhebt in der menschlichen Anschauung den Menschen selbst zum Gott. Daß übrigens der Ursprung der Mythen und der Mythologie nicht gleichzeitig sei, bedarf keines Beweises; jene waren lange vor dieser, nicht als vereinzelte Sagen, sondern als eine Gesamtanschauung des Volkes, sich aneinander anschließend; und erst in der Zeit des einbrechenden Unglaubens, da diese Gesamtanschauung verloren ging, bildete sich reflectirend das nun des ursprünglichen Zusammenhangs und Lebens entbehrende Einzelne zu einem abschließlichen, künstlichen Ganzen in der Mythologie aus.

Gleichwol ist nicht grade ein besonderes, nun verlorenes Organ der frühern Menschheit für die Mythenschöpfung, etwa ein animalisch-magnetischer Zustand anzunehmen, wol aber eine eigenthümliche Entwicklungsstufe des Menschengeistes. Wir bezeichnen diese allerdings als eine dichtende und philosophirende Zeit, die nicht nothwendig eine solche sein mußte, da Verstand, Phantasie und Vernunft noch nicht durch die Kraft der reflectirenden Philosophie getrennt, sondern „einig waren, wie sie es immer sein, und, da sie es nicht sind, wieder werden sollen“, in der aber das Dicht- und Denkvermögen in religiösen Anschauungen zusammenfloß. Eine solche Zeit ist zwar weder historisch nachgewiesen, noch in ihrer absoluten Nothwendigkeit nachweisbar; sie ist aber gleichwol keine ganz willkürliche, bodenlose Hypothese, indem die vorgegeschichtlichen Mythen, als die lebendigen Erzeugnisse einer solchen Zeit, den bezeichneten Charakter derselben an sich tragen. Fast man nicht die poetische Wahrheit als einen Gegensatz der philosophischen auf, jene nur als Erdichtung, Fiction, Fabel, diese allein als reale Thatsache, so erscheint ein poetisch-philosophisches Zeitalter der Menschheit um so weniger als grundlose Voraussetzung, oder als in sich widersprechend. Doch steht man allerdings auf festern historischen Standpunkte, wenn man an die in der ältesten Geschichte enthaltenen Andeutungen und Zeugnisse von einer uralten, untergegangenen Naturweisheit sich anschließt, in welcher Physik und Theologie innig vereint, wirklich eine Physikotheologie waren, aus der in der That ein großer Theil der alten Mythen sich ableiten und erklären läßt. Bekanntlich führen Indier und Aegypter auf das schon ihnen fernliegende Zeitalter einer solchen Naturweisheit ihre Mythologien zurück, und forschende Griechen reisten nach Aegypten, um jene bei der sie bewahrenden Priesterkaste zu suchen. Sie war eine nur noch theilweise vorhandene, dem Volke verborgene Geheimlehre, deren Reste man heilig hielt und zu erhalten strebte, auch in den griechischen Mysterien, in denen sie sich aber je mehr und mehr trübte und verdunkelte, aus denen sie auch je mehr und mehr verlautete, wozu die Dichter, besonders die Tragiker mitwirkten. Aus solcher Verdunkelung und Verlautbarung mochten die nach dem mythischen Zeitalter hervortretenden Volksreligionen sich gestalten, die, sonach aus einem schon sehr getrüben Quell hervorgehend, nur Uebersetzungen dar-

bieten, aus denen den reinen Gehalt auszuscheiden sehr schwer, zum Theil unmöglich ist. Huldigt man nicht dem ebenso unhistorischen als unphilosophischen Vorurtheile, daß die ältesten Völker in einem rohen sogenannten Naturzustande lebten, und statt irgend einer wissenschaftlichen Erkenntniß, bei reicher Imagination, nur phantastische Vorstellungen von der Natur hatten, so verweilt man gern bei den bewährten Zeugnissen von jener uralten Naturweisheit, deren Hieroglyphen auf dem jetzigen Standpunkte der Naturwissenschaft, ihrer außerordentlichen und bewundernswürdigen Fortschritte in der neuern Zeit ungeachtet, uns zum Theil noch unverständlich sind, während Andere, die man früher als Träumer, oder als unbehülfliche Versuche, die Geheimnisse der Natur zu deuten, selbstgefällig verlachte, in ihrem tiefen Gehalt bereits anerkannt sind.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist ein tüchtiger Hieroglyphendeuter, dazu ausgestattet mit Scharfsinn, mit dem erforderlichen Maße von Phantasie und poetischer Auffassungsweise, mit wissenschaftlicher Penetration, reichen Kenntnissen und vielseitiger Bildung. Nicht die ganze Mythologie, aber mehre der bedeutsamsten, zunächst griechischen Mythen aus naturwissenschaftlichem Standpunkte, ausgehend von der ihm hinlänglich beglaubigten Voraussetzung einer uralten, in heiligen Sagen theilweise verkörperten Naturweisheit, zu deuten und dadurch zum Verständniß der verschiedenartigen Mythenkreise den Weg zu bahnen, hat er sich zur Aufgabe gestellt.

Mit Recht empfiehlt er in der Einleitung sehr dringend Zartheit und Mäßigkeit in Behandlung religiöser Gegenstände, — was die Theologen aller Parteien sich gesagt sein lassen mögen. Ebenso schön und überzeugend wird der Einfluß der Naturwissenschaft auf Erweckung und Belebung echtreligiösen Sinnes nachgewiesen. Daß nicht einseitig, aus Vorliebe für eine vorgefaßte Meinung, der Gegenstand behandelt wird, erhebt schon aus dem Bemühen, die physikalische mit der philologischen Auffassung der Mythen zu versöhnen und zu vereinigen. Wir heben Einiges, was Hr. Schweigger zur Begründung seiner Ansicht von dem Zusammenhange der alten Religionen mit einer vorhistorischen Naturwissenschaft mittheilt, in kurzen Andeutungen hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Deutsche Literatur in Griechenland.

Athen. Sonettencyclus von Adolf Ellissen. Athen 1838.

Griechenland, das heutige in der Wiebergeburt begriffene Griechenland, bietet in so vielfachen Beziehungen reichen poetischen Stoff dar, daß es zu verwundern wäre, wenn die heutige, einer Erleuchtung durch neue Lebenskräfte gar sehr bedürftige Dichtkunst sich seiner nicht zu bemächtigen suchte. An jeder Spanne Bodens, an jedem Berge und Felsen, an jedem Bach und jeder Quelle haften die größten geschichtlichen Erinnerungen; aber diese Erinnerungen erhalten eine elegische Färbung durch die Spuren der Zerstörung und Verbüßung, die jenen großartigen Landschaften aufgedrückt sind. Niemand hat dies tiefer empfunden und wahrer ausgebrütet als Lord Byron; und jene Stellen seiner Gedichte, in welchen er uns den Zauber

griechischer Sagen unter dem leicht darüber hingebreiteten Nebelflor ihrer historischen Erinnerungen im Bilde vorüberführt, gehören zu den schönsten und gefühlreichsten Erzeugnissen seiner hochbegabten Muse.

Der junge Dichter, dem der vorliegende Sonettencyclus seine Entstehung verdankt, hat vorzugsweise den Gegensatz zwischen dem Einst und Jetzt poetisch aufzufassen und darzustellen sich bestrebt; und zwar hat er sich für diesen ersten Versuch einen beschränkten Kreis von Gegenständen gewählt, die Stadt Athen mit ihren Monumenten. An die einzelnen Denkmale knüpft er seine Betrachtungen an, bald der Trauer über den geschwundenen Glanz und die gesunkene Größe sich hingebend und nur die Vergangenheit feierend, bald die neuern Bestrebungen und Zustände mit den alten vergleichend, und die Hoffnungen andeutend, die an Griechenlands Wiebergeburt verheißungsvoll sich knüpfen. Wir heben hier einige Proben heraus.

Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin.

Wie's die Väter Aug erkannt,  
Wurde Nike ohne Flügel  
Aufgestellt auf Kekrop's Hügel,  
Sie an Kekrop's Stadt zu bannen.

Doch die Schwingen bald begannen  
Neu zu wachsen; los der Hügel  
Sprengt sie ihres Kerlers Niegel,  
Schwingt sich auf und fliegt von bannen.

Jetzt nach zweltausend Jahren  
Kehrt sie ihrem Volke wieder,  
Wandelt in Triumph sein Trauern.

Feindeszangen, die bewahren  
Ihren Tempel, kürzen nieder,  
Neu ersehen Nike's Mauern.

S I w a l d.

Seid mir gegrüßt, ihr dunkeln Friedensbäume,  
Dreitausendjähriger gepries'ner Wald!  
Dein Säufeln wiegt mit magischer Gewalt  
Des Sängers Herz in längstvergess'ne Träume.

Ich wandle stumm durch die geweihten Räume,  
Wo Plato's hohe Worte einst verhallt,  
Wo der Kephißos still und zögernd wallt  
Durch seiner Ufer Anemonensäume.

Die Seel' ist matt vom weiten, irden Lauf,  
Sie schwachtet leidend nach dem süßen Frieden,  
Den Pallas ihrem alten Heim beschrieb.

Nimm, düst'rer Wald, den Wandrer freundlich auf!  
Wie Odyss, dem Armen, Lebendmatten,  
Gewähr' ihm Ruh in deinem heil'gen Schatten.

An die Sonette sind in einem Anhang einige Epigramme gereicht, von denen wir die zwei nach unserm Urtheil gelungensten ebenfalls mittheilen wollen.

Lord Elgin's Thurm.

Schätze der Ewigkeit raubte der Schotte, doch gab er die Uhr Euch,  
Die die Minute getreu statt der Jahrtausende zeigt.  
Schaut hinaus, Ihr Hellenen, ob's Zeit ist, wieder zu fordern,  
Was für Britannien nicht Phidias' Genius schuf!

Museum im Tempel des Theseus.

Theseus' Tempel umschließt der Metropolis kostbare Deute,  
Schätze den Todten geweiht gaben die Gräber zur Heil.  
Kore zu rauben, betrat er vor Ketten die Schwelle des Doros,  
Siehe! er plündert auf's Neu Habes gefürchtetes Reich.

Das letztere Epigramm bezieht sich darauf, daß ein großer Theil der im Museum aufbewahrten Kunstwerke aus Basreliefs von Grabmonumenten besteht. Die mitgetheilten Proben mögen genügen, um darzutun, daß Hr. Ellissen nicht ohne dichterische Anlage und nicht ohne Geschick in der Wahl und Auffassung seiner Gegenstände ist. Wir empfehlen ihm tiefere geschichtliche Studien und eine größere Strenge in den Anfor-

rungen an sich selbst in Bezug auf Sprache und Ausdruck, so wie eine größere Mannichfaltigkeit in der Form; obgleich er auch jetzt schon versucht hat, das in häufiger Wiederholung monotone Sonett durch Anwendung verschiedener Sylbenmaße zu variiren. Je vertrauter er sich mit seinem Gegenstande macht und je Höheres er von sich selbst fodert, desto Höheres wird er auf dem von ihm gewählten Gebiete auch wirklich leisten können. 57.

### Was verlangen die Bürgerlichen? Brief an den Grafen \*\*\*\* \* von F. W. 1838.

Unter diesem Titel ist in dem Vereinsverlage zu Zürich eine Flugchrift erschienen, welche, durch den hanoverschen Verfassungstreit hervorgerufen und mit diesem sich besonders befassend, eine allgemeine Beachtung verdient, die ihr denn auch in der Lage, wohin die für ganz Deutschland so wichtige Angelegenheit gekommen, sicher nicht ausbleiben wird. In dem ungenannten Verfasser glauben wir einen der ausgezeichneten und wohlmeinendsten politischen Schriftsteller Deutschlands zu erkennen. Er hatte wol schwerlich nöthig, eine allzu große Strenge der deutschen Censur zu befürchten und aus diesem Grunde seine Schrift in der Schweiz verlegen zu lassen. Ist er doch in seinen Wünschen bescheiden, also daß er in Beziehung auf diese Censur nur weniger Preßzwang, nur etwas mehr Liberalität, etwas weniger Anglichkeit als dringendstes Bedürfnis für Deutschland fodert. Ein Anhänger des monarchischen Systems und der englischen Schule zugethan, beantwortet er sich die Frage: „Was wollen die Bürgerlichen?“ mit den Worten: „Eine starke Krone; einen starken Adel; ein starkes Bürgertum.“ Der größere Theil seiner Flugchrift ist der weitern Ausführung dieser Ansicht gewidmet und namentlich hält er eine Wiederbelebung des ihm politisch noch wichtig dünkenden Adelsinstituts in Deutschland nur durch eine Restauration desselben nach dem Muster des englischen für möglich. Von andern Standpunkte aus den Bildungsgang des europäischen Staatenwesens ins Auge fassend, mag man wol die Frage aufwerfen: Ob eine solche Uebersetzung der englischen Verfassung ins Deutsche, oder selbst eine freie Bearbeitung derselben, überhaupt als ausführbar erscheine? Ob nicht der größere Theil der europäischen Nationen einer Phase ihrer Entwicklung nahe gerückt ist, worin auch diese englischen Institute den wachsenden Bedürfnissen des öffentlichen Lebens nicht mehr durchaus genügen werden? Welcher Meinung man übrigens über die Zukunft unsers Welttheils beispflichtigen möge, so muß man darin mit ihm übereinstimmen, daß die Gefahren, die sie in ihrem Schooße birgt, durch jede Misachtung des formell geltenden Rechts nur beschleunigt werden können. Solche Gefahren glaubt nun auch der Verf. zu erkennen und er versichert, daß der Totaleinbruch einer Reise, von der er eben heimgekehrt, ein höchst ungünstiger ist, und daß die Gemüther in der Tiefe erregt seien. Er meint sogar, wenn Deutschland durch Pyrenäen und Meer von dem Einfluß der übrigen Länder getrennt wäre, daß dann wahrscheinlich ein politischer dreißigjähriger Krieg entbrennen würde.

Auf die hanoversche Verfassungsangelegenheit näher eingehend, scheint es ihm nothwendig, daß von oben her der öffentlichen Meinung einige Genugthuung gewährt werde. Sehr weit von jedem Terrorismus entfernt, genügt es ihm jedoch in seiner deutschen Gutmüthigkeit, wenn etwa der Minister, der jetzt in Hanover an der Spitze der Verwaltung steht, zu einem einjährigen Curfus des öffentlichen Rechts nach England, auf die „Insel des Gesetzes“, gesendet werde. Nächstdem hofft und erwartet er, daß die hohe Bundesversammlung zu Frankfurt in dieser, wichtigsten moralischen Krisis nicht für incompetent sich erklären, sondern irgend ein Zeichen der Mißbilligung

Deffen, was in Hanover geschehen, irgend einen Fingerzeig geben wird, daß man Das, was bestehendes Recht ist, erhalten wolle. Dies Alles ist mit dem warmen Eifer der Uebersetzung in einer frischen lebendigen Sprache vorgetragen, welche dem auch äußerlich gut ausgestatteten, Schriftchen zahlreiche Leser verspricht. 88.

### Literarische Anzeige.

#### Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit \* bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 221.)

#### III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

\*40. Auserlesene Gedichte von Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Daniel Caspar von Lohenstein, Christian Bernike, Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Ganiß, Christian Weise, Johann von Besser, Heinrich Mühlporst, Benjamin Neulirch, Johann Michael Moscherosch, Nicolaus Peucker. Herausgegeben von Karl Förster. 8. Auf seinem Schreibpapier. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Bildet das vierzehnte und letzte Bändchen der unter Nr. 14 erwähnten Sammlung.

\*41. Barthels (Friedrich), Die naturgemäße Behandlung der Schaafwolle durch schwanenweiße Wäsche vor der Schur, oder das Bleichen der Wolle und die Kräftigung des thierischen Organismus zur Erhöhung der Eigenschaften der Wolle ohne Benützung fremdartiger Stoffe. Nach vielfachen eignen Versuchen und Erfahrungen bearbeitet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 21½ Bogen. Geh.

Die Aufmerksamkeit des ökonomischen Publicums ist schon lange auf die vortheilhafte Methode des Verfassers gerichtet gewesen und es wird die Rücksicht nur erwünscht sein, daß der erste Theil im Drucke bereits vollendet ist und demnächst ausgegeben werden soll.

\*42. Bericht vom Jahre 1838 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Amilius Ludwig Richter und Karl August Espe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Die Berichte vom Jahre 1835—37 kosten jeder 10 Gr.

\*43. Bobuszynski (Augustin), Physikalisch-astronomischer Versuch über die Welten-Ordnung. Eine populäre Darstellung. Mit 3 Steindrucktafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

\*44. (Böttiger.) Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von R. W. Böttiger. Zweites Bändchen. Gr. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Das erste Bändchen (1837) kostet 1 Thlr. 12 Gr.

Eine biographische Skizze R. W. Böttiger's, ebenfalls von seinem Sohne bearbeitet, erschien im vorigen Jahre in meinem Verlage und kostet 16 Gr.

\*45. Busch (D. W. H.), Handbuch über die Krankheiten des Weibes. Vier Bände. Gr. 8. Auf seinem Druckpapier. Der berühmte Verfasser bezeichnet das Werk als ein Ergebnis seiner dreißigjährigen praktischen Erfahrungen und wissenschaftlichen Studien. Der erste Band, welcher die allgemeinen physiologischen, pathologischen, diätetischen, kosmetischen und therapeutischen Lehren enthält, wird bald erscheinen.

\*46. Cazotte (Jacques), Der verliebte Teufel und Der Erb von dem Stegreife. Zwei Novellen. Uebersetzt von Ed. von Bülow. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

Bildet den siebenundzwanzigsten Band der unter Nr. 13 angeführten Sammlung.

\*47. Cervantes Saavedra (Miguel de), Novellen. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 226.

14. August 1838.

Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, von J. E. E. Schweigger.

(Fortsetzung aus Nr. 225.)

Nach Herodot behandelte bei Ägyptern und Indiern jeder Arzt nur eine Krankheit; — die Heilkunst war also vertheilt, — und Jeder war an die in alten heiligen Büchern vorgeschriebenen Gesetze des Heilverfahrens so gebunden, daß jede Abweichung von denselben (wahrscheinlich zunächst im Fall eines ungünstigen Erfolgs) eine Anklage auf Leben und Tod begründete. Jene heiligen Bücher — naturwissenschaftlichen, astronomischen und dann auch wol speciellen therapeutischen Inhalts — bewahrten Reste untergegangener Weisheit, blieben in den Händen der Priester, der alleinigen Ärzte; ihrer Kaste allein waren sie zugänglich; aber auch diese verlor ihr Verständniß immer mehr. So gehen auch die frühesten griechischen Philosophenschulen des Thales, Pythagoras u. s. w. aus den noch vorhandenen Resten jener vorhistorischen Naturwissenschaft hervor, deren höhere Wahrheiten endlich nur noch durch die griechischen Tragiker vor dem Volke verlauteteten. Das Christenthum, seinem Wesen nach der Naturwissenschaft günstig, trat auch zunächst mit der naturwissenschaftlichen Deutung der Mythen in Conflict; — bei der Zerstörung der alten Göttertempel verschonte man auch die darin aufbewahrten Sammlungen von Büchern und Naturerzeugnissen nicht; — so verlor sich mit jenen Urkunden der alten Weisheit diese selbst immer mehr, und es entwickelte sich sogar eine Opposition gegen die Naturlehre, die als heidnischer Wahn verfolgt ward.

Aus neuern Beobachtungen ergibt sich, daß die altägyptischen Maße, wie sie auch an den Dimensionen ägyptischer Bauwerke, namentlich der Pyramiden, sich zeigen, auf die genauesten Gradmessungen sich beziehen, die, weil notorisch kein Volk der historischen Zeit die dazu erforderlichen Hülfsmittel besaß, ebenfalls auf eine vorhistorische, tiefere Naturwissenschaft zurückweisen. Dazu haben neuere Untersuchungen und Forschungen die tiefe Wahrheit mancher alten Lehren, welche man, ihres Verständnisses ermangelnd, bereits als Märchen und Fabeln verworfen und verspottet hatte, und auf welche allerdings die gewöhnliche Naturkunde nicht kommen konnte, wieder ans Licht gebracht.

Der Verf., für seinen Gegenstand begeistert, hat in

einer mythischen Trilogie drei poetische Versuche: 1) eine Homeridische Probe neuer Gestaltung und Ausschmückung alterthümlicher Mythen, 2) ein naturwissenschaftliches Bruchstück, im Sinne der mythischen Hypothese Strabo's, und 3) Proben zur Andeutung des dichterischen Elements in der Naturwissenschaft, unabhängig von Mythenbildung, mitgetheilt, die Beachtung verdienen, und allerdings ihrem Zwecke, seinen Ansichten als Beispiele und Belege zu dienen, entsprechen. Wichtiger für die Wissenschaft sind seine Bemerkungen über Mythenentstehung nach Strabo's Ansicht, mit besonderer Hinsicht auf die Mythe von den Dioskuren, welche bereits in dem poetischen Bruchstücke als gleichbedeutend mit der Elektrizität gebraucht wurden. Strabo meint: die Alten hätten ihre physikalischen Ansichten von den Dingen in Räthsel eingehüllt und ihren wissenschaftlichen Betrachtungen eine Mythe beigelegt (etwa wie der treffliche Schubert seiner „Allgemeinen Geschichte des Lebens“ einige Mythen, — Klage der Erde bei der ersten Trennung — das Erwachen der Sonne — Leben und Andeutung voranstellte, und darin gleichsam den ganzen wissenschaftlichen Gehalt des Buches vorbildete, wobei er jedoch keineswegs eine Nachahmung oder Weglaubigung der antiken Mythen beabsichtigte). Aber, fragt man, warum hätten die unterrichteten (allerdings ihrem Zeitalter und Wolke voranellenden) Naturforscher, wie wir nach ihren Leistungen sie uns denken müssen, ihre Entdeckungen in Räthsel einhüllen sollen? Gewiß nicht, um neidisch sie zu verbergen! Meint man aber, die Zeit habe schon, wie in der Pythagoräischen Periode, auf Geheimhalten hingedrängt, so setzt man schon ein Mißverstehen der naturwissenschaftlichen Lehren voraus. So meint man auch, die ältesten Dichter hätten die Naturkräfte personificirt, und so Mythen angereicht an eine naturwissenschaftliche Grundlage, um aufzumuntern zum Nachdenken, zur Erforschung der Wahrheit, sie zugänglicher und anziehender zu machen durch Anmuth des Vortrags.

An den Bezeichnungen des Sauerstoffs und Wasserstoffs als *It* und *Pr*int wird nachgewiesen, daß, wiewol beide recht eigentlich als Personificationen, Dämonen, erscheinen, doch auf solche Weise die Mythen nicht entstanden sein können. Wie wenig auch das überlegene poetische Talent im Stande sei, die willkürlichen, dichterischen Personificationen zu wirklichen Mythen zu erheben,



erhellet nicht nur aus den reichen allegorisirten Personificationen in Hebel's alemannischen Gedichten, sondern auch aus ältern urchristlichen Dichtwerken, die reich sind an solchen Allegorisirungen. Als äußere Gründe, daß jene alten Mythen unmöglich durch allegorisirende Personification an Naturscheinungen, zur Vergötterung der sinnlichen Natur, angereicht sein können, führt der scharfsinnige Verfasser an, daß von vielen Mythen nie ein alter Dichter Gebrauch gemacht hat, daß also zu dichterischen Zwecken so etwas, z. B. die idaischen Daktylen, gewiß nicht erfunden worden; daß ferner Cicero erzählt, im Mythenkreise der alterthümlichen Theologen seien sogar mehrere Sonnen angenommen worden, was zu keiner der gangbaren Hypothesen von Mythenentstehung paßt, sondern auf etwas Strengnaturwissenschaftliches zurückweist.

Wie in eine Welt voll Wunder die Naturwissenschaft einführt, wird in der physikalischen Abhandlung, die möglichst populair gehalten ist, anschaulich gemacht. Der Physiker ist um so mehr echter Theoretiker, je mehr er Dichter ist, im alterthümlichen Sinne die Natur darzustellen vermag, auf gewisse Urwunder zurückweist, Gruppen zusammenstellt, aus denen eine Klarheit der Beschauung (Theorie) hervorgeht.

Die Bemerkung, daß Verbrennen und Erzeugen gleichbedeutend erscheine, verwandtschaftlicher Natur sei, bestätigt der Heraklitische Satz, daß der Streit entgegengesetzter Kräfte (deren Symbol die Dioskuren sind) die Entstehung neuer Körper bedinge, die Ausgleichung dieses Gegensatzes aber Verbrennung genannt werde, was wieder gleichbedeutend ist mit dem altpythagoräischen Sage: Gegensatz sind die Principien der Dinge, worin der schärfste Ausdruck der chemischen Polaritätslehre, welche den Namen der Elektrochemie führt, enthalten ist, deren Princip in den alterthümlichen Ausdrücken sogar schärfer und durchgreifender bezeichnet ist, als in den neuern Lehrbüchern der Chemie.

Wenden wir uns zu den Dioskuren, den Söhnen des Himmels, die beständig Beide zugleich aufleben und zugleich hinsterben, so zwar, daß nothwendig immer der Eine sterbe, damit der Andere lebe. Das scheint eine Unmöglichkeit, ein logischer Widerspruch zu sein. Dieser löst sich auf in den Gesetzen der Polarität. In der Magnetenadel ist nie der Nordpol ohne den Südpol, oder dieser ohne jenen vorhanden. Beide leben zugleich auf, streng in demselben Moment, und wenn der eine Pol vernichtet wird, so ist es zugleich der andere. Aber auch im kleinsten Magnet liegt zwischen dem Nord- und Südpol eine ganz unmagnetische, den Übergang von einem Gegensatz zum andern vermittelnde, die sogenannte Indifferenzzone, welche die entgegengesetzten Pole dynamisch eint. Der Übergang von Plus zu Minus kann nur durch Null oder durch die Unendlichkeit stattfinden. Im Kreise des Physischen ist nur an Null zu denken. Die zum Wesen der magnetischen Polarität, zur Vermittelung der Gegensatz gehörige Indifferenzzone, worin sowol der Nord- als Südmagnetismus erstorben sind, ist schlechthin nothwendig zur Existenz der polarischen Zone, d. h. die beiden Ma-

gnetspole leben bloß durch den Lob ihrer Gegensätze. An der zerbrochenen Magnetenadel (etwa einer magnetisirten Nähnaedel) kann man leicht sich selbst überzeugen, daß, wie in dem allerkleinsten Stückchen, das etwa da, wo die stärkste Nordpolarität sich zeigt, abgebrochen ward, diesem Nordpol gegenüber der Südpol hervortritt, also in der nordpolarischen Zone die südpolarische Kraft, obwohl scheinbar todt, noch vorhanden ist, während sie aus dem Scheitode erwacht, sobald man den Versuch machen will, den Nordpol allein abzubrechen. Dasselbe gilt mit verändertem Ausdruck von der südpolarischen Zone. Folglich ist es ganz streng wahr, daß die nordpolarische Kraft sterben muß, damit die südpolarische auflebe, und umgekehrt, während doch beide Polaritäten unzertrennlich sind, miteinander lebend und miteinander sterbend.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die periodische Presse in Belgien.

Erster Artikel.

Daß in unserm Zeitalter, besonders aber seit der Julirevolution, die periodische Presse als Organ der öffentlichen Meinung, zumal in solchen constitutionellen Staaten, wo eine mehr oder weniger unbeschränkte Pressfreiheit existirt, eine Hauptrolle spielt und durch ihren Einfluß die kräftigste aller Maschinen, Boll genannt, in Bewegung zu setzen im Stande ist, kann als hinlänglich bekannt angenommen werden, und es ist ebenso wenig einem Zweifel unterworfen, daß ihre Wirkung, so lange sie die gesetzmäßigen Schranken nicht überschreitet, im höchsten Grade wohlthätig sein kann, dahingegen aber Unheil und Unordnung zu stiften vermag, wenn sie in Zügellosigkeit, Parteilichkeit, Privathas u. s. w. ausartet. Die belgische Constitution erkennt die Pressfreiheit im weitesten Sinne an, und setzt demnach auch der periodischen Presse keine andern als natürlichen Schranken, solche nämlich, welche die Person und das Eigenthum schützen sollen; und man muß, der Wahrheit gemäß, dieser Presse in Belgien das Lob geben, daß sie, wenig Fälle etwa ausgenommen, ihre Freiheit nicht sehr mißbraucht, und sich fast immer gemäßigter gezeigt hat als ihre französische Schwester, und gewissermaßen auch als die der ehemaligen Opposition unter dem holländischen Ceptor. Ihre Wichtigkeit ist, wie ihr Einfluß außerwärts, freilich auch um Vieles geringer als jene, erstlich wegen des verhältnißmäßig geringern politischen Einflusses des Landes, sodann wegen des mindern Gehalts oder innern Werths der Producte, mit deren Erzeugung sich in Belgien nicht, wie in Frankreich, Gelehrte und Staatsmänner vom ersten Range, gesetzt das Land habe deren aufzuweisen, abgeben. Dessenungeachtet dürfte es auch für das Ausland nicht ohne Interesse sein, mit den Bestandtheilen dieser Presse, sowol in Hinsicht auf Qualität als auf Quantität so genau als möglich bekannt zu werden, und da hierin, wie fast überall, die Hauptstadt den Ton angibt und in den meisten Fällen ihre Erzeugnisse fürs ganze Land als Muster gelten, so wird man es natürlich finden, daß wir in diesem Aufsatz, welcher eine möglichst vollständige und unparteiliche Übersicht der belgischen Journalistik zum Gegenstande hat, unsern Blick vorzüglich auf die brüsseler politischen und andern Zeitschriften richten, ohne jedoch die bedeutendsten in den andern Provinzstädten Belgiens ganz zu übergehen.

Da wir uns jedenfalls am meisten um den Inhalt und innern Werth bekümmern und keine trockene statistische Angabe bezwecken, so enthalten wir uns, um weder zu viel noch zu wenig zu sagen, von der Bestimmung der Gesamtanzahl aller Producte der belgischen periodischen Presse zu sprechen. Wir begnügen uns mit der Erklärung, daß, wenn auch die desfalls im Feuilleton Nr. 14 des „Journal de la librairie française“ vom

7. April d. J. gemachte Angabe von 84 solcher Producte für ganz Belgien, wovon 40 allein auf Brüssel kommen, uns, besonders was letztern Punkt betrifft, weit übertrieben und demnach die daraus gefolgerte Berechnung von  $2\frac{1}{2}$  Journale auf 100,000 Einwohner unrichtig scheint, die wirkliche Anzahl, welche wir fürs ganze Land um  $\frac{1}{3}$  und für Brüssel ungefähr um  $\frac{1}{2}$  geringer anschlagen zu können glauben, dennoch immer beträchtlich genug ist, nicht nur im Verhältnis mit Ländern, wo diese Presse sich eines geringern Maßes von Freiheit zu erfreuen hat, sondern auch mit Frankreich, England und Amerika, obgleich für diese Länder in der angeführten Mittheilung respective die Zahlen 750—1200 und 2800 angenommen sind, weil die innern und äußern Verhältnisse dieser Länder eine ganz andere Wichtigkeit haben als die des belgischen Staats. Die Untersuchung nach den Ursachen würde uns, obgleich sie ziemlich in die Augen fallen, zu weit von unserm Zwecke führen, und wir bemerken nur beiläufig, daß man sich vielleicht in keinem Lande mehr wie in Belgien irren würde, wenn man von der Zahl der Zeitschriften, zumal der rein politischen, auf die Menge der Abonnenten, Leser oder Politiker schließen wollte; denn einerseits haben die meisten belgischen Zeitungen nur wenige Leser und noch weniger Abonnenten, weil sie nicht mehr wie ehemals den Beweis zu führen haben, daß sie eine gewisse Anzahl feste Abonnenten besitzen, um zur Herausgabe autorisirt zu werden, und außerdem, daß, wie überall ein einziges Exemplar in den Kaffee- und Wirtschaftshäusern, Societäten und Escabineten u. s. w. für viele Leser dient, nur die wenigsten außer Land versandt, selten über 450—500 Exemplare davon abgezogen, mehr in Umtausch gegen andere, oder gar gratis geliefert werden. Dennoch gibt es hier erstaunlich viele Zeitungsleser, nicht nur in den höhern, sondern auch in den niedern Classen, obgleich um Vieles weniger als in Frankreich, England und Amerika.

Daß die belgischen Zeitungen einen so geringen Absatz und so wenig Leser haben, rührt aber daher, daß die besten Blätter mit wenigen Ausnahmen ihre meisten und besten Artikel buchstäblich aus den pariser Zeitungen abschreiben, und letztere in Brüssel nicht nur viele Abonnenten haben, sondern von verschiedenen, z. B. vom „Constitutionnel“, von der „Gazette des tribunaux“, vom „Journal des débats“ u. a. m. täglich hier Nachdrücke veranstaltet werden. So wirkt denn auch wechselseitig der geringe Gewinn, den die Unternehmung eines Blattes von gewöhnlichem Schlag in Belgien abwirft, auf dessen Redaction, mit welcher sich nur mittelmäßige Köpfe abgeben, und wegen des dürftigen Honorars — falls ja ein solches bezahlt wird — auch auf dessen Mitarbeiter; und wiederum muß die Unbedeutendheit der Aufsätze, mögen es Articles de fond oder des Feuilletons sein, nur einigermaßen geschmackvolle oder an besserer ausländische Kost gewöhnte Leser abstoßen. Was sonst noch über die besondern Eigenschaften einzelner brüsseler Zeitungen zu bemerken wäre, soll bei jeder derselben in unserer Übersicht erörtert werden, zu welcher wir nunmehr schreiten, ohne uns an eine chronologische oder sonst bestimmte Folgeordnung zu halten.

1. Der „Moniteur belge“ muß natürlich als anerkanntes officielles Blatt der Regierung, die das ganze Unternehmen auf Kosten des Staats bestreitet, am ersten die Revue passieren. Er enthält, wie dies gewöhnlich bei solchen Blättern der Fall ist, zwei Hauptabtheilungen, nämlich eine officielle für die eigentlichen Gesetze, Verordnungen und Anzeigen, von den höchsten und höhern Behörden ausgehend, und eine quasi nicht-officielle für Berichterstattungen von den Sitzungen der beiden Kammern und den eigentlichen Zeitungsnachrichten, mitunter auch für sogenannte Articles de fond oder ursprüngliche Aufsätze, meistens zur Widerlegung von Gerüchten oder Beschuldigungen zum Nachtheil der Regierung in andern in- und ausländischen Blättern, bisweilen auch Ansichten, welche auf spätere Verordnungen vorbereiten sollen. Wir sagen quasi nicht-officiell; denn obgleich die Redaction öfters behauptet hat, daß die Regierung in der Aufertigung dieser Abtheilung die Hand nicht im Spiele habe

und für deren Inhalt nicht verantwortlich sein wolle, so weiß man doch besser, daß keine Zeile abgedruckt werden darf, bevor sie nicht von diesem oder jenem damit von der Regierung Beauftragten durchgesehen und erwogen worden, sowie auch viele der Articles de fond aus dem Ministerium selbst hervorgehen. Die besten dieser Aufsätze fließen aus der Feder des wegen seiner Geschichte der belgischen Revolution und sonst als Litteratur vortrefflich bekannten Hrn. Rothomb, Minister der öffentlichen Arbeiten, und des Staatsministers Lebeau. Die politischen Nachrichten im „Moniteur“ sind zwar weniger einer solchen Censur unterworfen, es ist aber, um mit Goethe zu sprechen, dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, oder eigentlich, daß der Staat bei der Veröffentlichung dieser Nachrichten nicht gefährdet werden kann, indem nur die unschuldigsten, unbedeutendsten Berichte — denn Neuigkeiten kann man sie wol nicht nennen, da sie in der Regel zwei und drei Tage später als in andern Blättern erscheinen — aufgenommen werden; besonders während der Sitzungen der beiden Kammern, da viele Mitglieder, zumal der Repräsentantenkammer, gern ihre Neben in extenso eingelesen sehen und zwar bisweilen zweimal, wenn unglücklicherweise die Stenographen — welche, beiläufig gesagt, nichts weniger als de premiere force sind — hier und da etwas weggelassen oder falsch mitgetheilt hatten. Es trifft sich daher sehr oft, daß der „Moniteur“ mit seinen zwei oder drei Beilagen während mehrerer Tage hintereinander keine einzige politische Neuigkeit enthält. Daher kommt es auch, daß er wenig oder keine freiwilligen Abonnenten hat und nur von Behörden, Beamten, Gesellschaften u. dgl. gehalten wird, und da ihm auch wenig Inserate gesandt werden, so ist es kein Wunder, daß diese Unternehmung für den Staat ziemlich kostspielig ist und jährlich kostspieliger wird. Die unmittelbar unter dem Justizministerium stehende Hauptredaction ist einem ehemaligen französischen Arzte, der übrigens ein geschickter Litterator und gewissenhafter Mann ist, anvertraut, und alle nicht unmittelbar aus dem Cabinet selbst hervorgehenden Originalaufsätze werden von ihm verfaßt.

2. Der „Independant“ ist ein rein ministerielles, gewissermaßen auch halb officielles und unter der Hand auch, wie es heißt, zum Theil von der Regierung besoldetes Blatt und verdient seinen Namen demnach bloß im ironischen Sinne. So viel ist gewiß, daß die bedeutendsten Publicisten im Ministerium und von der royalistischen Partei in den Kammern die vorzüglichsten Aufsätze und fast alle zur Widerlegung anderer Blätter der Oppositionspartei bestimmte Articles de fond liefern. Ueberhaupt ist die Redaction dieses Blattes, das sich auch in Hinsicht auf typographische Schönheit und Correctheit vor den andern auszeichnet, lobenswerth. Es soll von allen brüsseler Zeitungen die meisten Abonnenten, auch im Auslande zählen, und ist daher im Stande, eine gute auswärtige Correspondenz zu unterhalten und mit seinen Neuigkeiten vor vielen andern vorauszu sein. Ein Advocat aus dem mittäglichen Frankreich steht an der Spitze der Redaction und wird aus verschiedenen Gründen von einigen alten Oppositionsblättern oft zur Zielscheibe ihrer Sarkasmen genommen.

3. Die „Emancipation“, welche kurz nach der Revolution 1830 entstanden ist, hat während dieses Zeitraums öfter ihre Farbe geändert, blieb aber doch immer mehr der Opposition als der ministeriellen Partei ergeben, hat jedoch den revolutionären Charakter, den sie anfangs angenommen hatte und weshalb sie sich durch Mittheilung solcher Berichte, welche der Regierung nichts weniger als günstig waren (wie z. B. die in und bei Ewren 1831 stattgehabte schimpfliche Niederlage, wovon in keinem andern belgischen Blatte eine so ausführliche und trübe Beschreibung zu finden als in der „Emancipation“ vom 15. August), auszeichnete, bald abgelegt und ist, nachdem sie sich ziemlich lange ganz neutral gehalten, seit letzter Zeit gemäßigt liberal, oder mit andern Worten, ihre Opposition ist mehr ad rem denn ad hominem gerichtet, wobei allenfalls nur zu tadeln ist, daß die Redaction bisweilen in ihrer Opposition nicht

recht mit der Sprache herausdrücken will und das erste Feuer den andern Blättern für und wider überläßt. Diese Zeitung, welche besonders im Inlande sehr verbreitet ist und viele Abonnenten zählt, wird ziemlich gut von einem Belgier redigirt, hat fast täglich einen Originalaufsatz und ein gehaltreiches Feuilleton, und liefert die interessantesten politischen, literarischen und andere Neuigkeiten so schnell als möglich. Da die „Emancipation“ des Morgens erscheint, so hat sie an dem „Eclair“ — welcher in früherer Zeit ein selbständiges Journal war — ein Succursalblatt, welches des Abends erscheint und nebst den Tagesneuigkeiten die hiesigen und antwerper Hörsencurse liefert, während manche der andern hiesigen Blätter zu diesem Behufe täglich zwei in ihrem Hauptinhalte jedoch nur wenig verschiedene Auflagen erscheinen lassen. Sowol die „Emancipation“ als der „Eclair“ sind das Privateigenthum eines der reichsten belgischen Capitalisten, der, wie es heißt, überdies noch bei mehreren andern hiesigen und fremden Zeitungen interessiert sein und seine Rechnung sehr gut dabei finden soll.

4. Der „Courrier belge“, welcher seit seiner Entstehung in den ersten Jahren der holländischen Regierung allmählig unter den Benennungen von „Libéral“, „Vrai libéral“, „Courrier des Pays-bas“ erschien und dessen Redaction aus einer Hand in die andere übergegangen ist, war indessen immer bis im vorigen Jahre das Hauptorgan der liberalen Partei und einer systematischen Opposition, welche bisweilen die revolutionärsten Meinungen vertheidigte, obschon man ihm kurz nach der Revolution von 1830 eine gewisse Vorliebe zum Prinzen von Oranien zum Vorwurf machen wollte. So lange dies Journal größtentheils das Eigenthum eines jungen belgischen Advocaten war, der sich in öffentlichen Verhandlungen seines Ultraliberalismus halber ausgezeichnet hat, war es eines der gelesensten und auch wegen seiner Redaction am vortheilhaftesten bekannt. Seitdem der „Courrier“ aber im vorigen Jahre das Eigenthum eines ehemaligen französischen Mechanikers und Lithographen geworden, hat er eine ganz andere Farbe angenommen, und ohne gradezu die Fahne der liberalen Opposition ganz zu verlassen, hat er sich als Hauptorgan der Finanzaristokratie und besonders als eifriger Vertheidiger der Eisenbahnen und anderer industriellen Unternehmungen kundgethan. Daß er ein Eigenthum der ältern Bank (Société générale) sei, oder wenigstens von ihr besoldet werde, um ihre Partei wider die der Verwaltung zu verfechten, dürfte wol eine falsche Beschuldigung seiner zahlreichen Gegner sein, die er sich durch öfteres Anfeinden und beständiges Sticheln zugezogen. Das Blatt ist eines der gehaltreichsten und ziemlich gut redigirt, nur läßt es sich bisweilen zu sehr zu Personalitäten und Mißgeleien hinreißen. Sein Hauptredacteur hatte sich ehemals als Herausgeber des „Industriel“ und anderer periodischen Schriften und vieler Flugschriften bekannt gemacht.

5. Der „Observateur“, ein erst vor wenig Jahren unter den Auspicien der Université libre und gleichzeitig mit ihr entstandenes Journal, hat sich als Hauptorgan der Wissenschaften und Künste mit gemäßigter liberaler Farbe angekündigt und ist auch ziemlich diesem Princip treu geblieben. Dies vielgelesene Blatt zeichnet sich mehr durch seine Originalaufsätze, Feuilletons u. s. w., als durch die Menge seiner Tagesneuigkeiten aus, ist gut, aber nicht immer im nämlichen Geiste und Style redigirt, welches davon herrühren mag, daß es, wie man sagt, mehrere Mitarbeiter und Redacteurs hat, denen als Actionnaires das Einkünften ihrer Aufsätze nicht verweigert werden darf. Verschiedene Professoren und Studenten der brüsseler Universität liefern Beiträge, und man trifft hier mehr als in den andern hiesigen Blättern Übersetzungen aus deutschen Journalen. Sein Haupt-eigenthümer ist der ehemalige Besitzer des früher genannten, im „Observateur“ am meisten angefeindeten, „Courrier belge“, und diese beiden Journale spielen hier in gewisser Hinsicht, aber freilich in Miniatur, die Rolle der in Paris die romantische oder die classische Schule verfechtenden Zeitschriften.

6. Der „Conservateur“. Von dieser Zeitung läßt sich nichts Sonderliches sagen, als etwa, daß sie im vorigen Jahre die nach mehrjähriger Existenz eingegangene „Union“ zu ersetzen, und wie diese das Interesse der Katholischen oder eigentlich ultramontanischen Partei zu vertreten bestimmt wurde. Sie ist aber beidem nicht so gut redigirt wie ihre Vorgängerin, und es fehlt ihr an gehörigem Takte und Energie, um die Vortheile ihrer Partei mit gutem Erfolg geltend zu machen. Sie steht also in dieser Hinsicht wie überhaupt in der des eigenen bediegnen Stils u. s. w. hinter dem zu Lüttich erscheinenden erzkatholischen „Courrier de la Meuse“ weit zurück, wird außerhalb des Circels ihrer Anhänger und deren Anhänger wenig gelesen, zählt demnach wenig freiwillige Abonnenten und dürfte bald eingehen, zumal wenn über kurz oder lang ein freisinnigeres Ministerium ans Ruder kommen sollte. Als Hauptredacteur wird Niemand bestimmt angegeben; ihre besten Mitarbeiter sollen einige Professoren der Katholischen Universität in Löwen sein.

7. Der „Lynx“ ist, wie bekannt, das älteste und anerkannteste Organ der orangistischen Opposition, und datirt seine Existenz seit der Revolution 1830, seit welcher Zeit selten ein Jahr verlossen ist, ohne daß dessen Redaction einer oder mehreren Verfolgungen ausgesetzt war, indem bald der natürlich von Andern aufgereizte Pöbel das Redactions- und Drucklocal plünderte und verheerte, bald diese oder jene Abtheilung des Militärs, gegen welche der „Lynx“ am öftersten loszieht, sich gegen einzelne Personen der Redaction Thätlichkeiten erlaubte, bald aber die gerichtlichen Behörden auf gesetzlichem Wege Geldbußen und Gefängnißstrafen über diejenigen einzelnen Personen verhängten, die sich als verantwortliche Redactoren, Herausgeber und Drucker angegeben hatten, von denen man aber wol weiß, daß sie nur sogenannte hommes de paille sind, wie sich dies noch vor Kurzem in dem Proceß über die aus dem „Lynx“ ertrahire Flugschrift „Turpitudes“ vor dem brüsseler Appellgericht erwiesen hat. Es ist nicht zu leugnen, daß der Troß und die zuweilen bis zur Insolenz gesteigerte Kühnheit, mit welcher der „Lynx“ dem Interesse seiner Partei vorsteht, eine baldige Restauration mit lauter Stimme ankündigt oder herbeiwünscht, die Revolution und die aus ihr hervorgegangenen Institutionen, ohne Ausschluß des Thrones in ein gehäßiges Licht stellt, die Wohlfahrt des Landes leugnet, die höhere und höchste Behörde der größten Mißbräuche, Übelthaten und Laster beschuldigt u. s. w. alle diese Verfolgungen wo nicht entschuldigen, doch wenigstens erklären, und man sich fast verwundern muß, daß dies Blatt trotz allen diesen Stürmen fortbestehen konnte, was gewiß dem durch die Constitution anerkannten Princip einer unbeschränkten Pressfreiheit zur Ehre gereicht und demnach die Opposition mit ihren eignen Waffen bekämpft. Dessenungeachtet ist der „Lynx“ beidem weder so frech noch so factisch in seinen Ausfällen als der „Messenger de Gand“, und nur daß er in der Residenz sich befindet, setzt ihn mehr der Gefahr aus als diesen, der fast ganz von Drangisten umgeben ist. Der Styl des brüsseler Journals ist, wie überhaupt seine Redaction, selten zu tabeln, und dessen Originalartikel sind, wie gesagt, nicht so spitzig wie die des „Messenger“, aber mehr factisch. Der „Lynx“ scheint seine meisten Abonnenten im Auslande, zumal in Holland zu haben, und es dürfte vielleicht nicht ungegründet sein, wenn behauptet wird, daß er von dort aus seine Hauptnahrung in finanzieller und vielleicht auch in literarischer Hinsicht erhält. Daß sich die am „Lynx“ Theilhabenden beständig neuen Verfolgungen ausgesetzt glauben, oder wenigstens das Ansehen haben wollen, unter dem Schwerte des Damokles zu stehen, erschließt daraus, daß die Ablieferung des Blattes mit der größten Behutsamkeit und verstoßlenerweise geschieht, und man sich nichts ärmtlicher vorstellen kann als das Mobilar in der Arbeitsstube der Redaction.

(Der Beschluß folgt.)

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 227.

15. August 1838.

Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, von J. C. C. Schweigger.

(Fortsetzung aus Nr. 226.)

Wie bei der magnetischen, so ist es bei der elektrischen Polarität; die eine Art der Elektrizität wird nur dadurch hervorgerufen, daß die ihr entgegengesetzte stirbt. Wie der Nordpol den Südpol, so setzt die eine Art der Elektrizität stets die ihr entgegengesetzte, als gleichzeitig mit ihr auflebend, voraus, und kann nicht bestehen ohne den Gegensatz. Wesentlich aber unterscheidet sich magnetische und elektrische Polarität darin, daß die Gegensätze des Magnetismus immer an einem und demselben Körper auftreten, während dieselbe Nothwendigkeit des Gebundenseins an ein und dasselbe Individuum bei der Elektrizität nicht eintritt. Federposen mit Siegellack gerieben, zeigen Glaselektrizität, mit einer Glasstange gerieben, Harzelektrizität, am Elektrometer, sodasß der elektrische Gegensatz an zwei nebeneinander befindlichen Individuen auftritt. Man kann also die Elektrizität unter dem Bilde zweier unzertrennlichen Individuen auffassen. Da der Nordpol eines Magnets bloß durch die Anziehung zu dem Südpol eines andern Magnets erkennbar ist, und ebenso die Elektrizität bloß mit Beziehung auf die ihr entgegengesetzte, so ist hier im strengsten Sinne von zwei so ähnlichen Brüdern die Rede, daß sie einzeln für sich gar nicht, sondern bloß durch unmittelbare Vergleichung zu unterscheiden sind, von zwei Brüdern, die miteinander leben und miteinander sterben, während doch nothwendig immer der Eine sterben muß, damit der Andere lebe. Der Verf. folgert daraus: Was man also für eine Mythe gehalten hat, das ist der einfachste, schlichteste und zugleich gründlichste Ausdruck einer strengwissenschaftlich ausgesprochenen Naturwahrheit, und der Widerspruch in dem Dioskurenmythus, der den Philologen so viel zu schaffen gemacht, ist aufgelöst, sobald man das Wort des tiefen Räthsels gefunden hat. Weiter wird die Schnelligkeit der Dioskuren durch „gelbleuchtende Schwingen“ oder „weiße Kasse“ bezeichnet, ihre Gewalt über die empörte See, auch das Mähliche, Ueberraschende ihrer Erscheinung oben am Gipfel der Masten aufgestellt, Alles bestimmt und klar ausgesprochene Naturwahrheit.

Die Vergöttlichung der Natur, d. h. die Darstellung des überall in der Natur erscheinenden Wunderbaren und

Göttlichen, geht also mehr von dem Physiker als von dem Dichter aus. Diese Vergöttlichung besteht im Sinne Kepler's darin, daß der Physiker die Gott lobende Stimme des Himmels und der ganzen Natur vernehmlicher und klarer zu machen sucht. An Kepler's Schriften meint der Verf. auch dargethan zu sehen, daß nicht in oberflächlicher Betrachtung, welcher die Eitelkeit, was ihr zur Ausschmückung guldünkt, anreißt, sondern in strengwissenschaftlicher Anschauung der Natur zur treuen Darstellung derselben das begeisterte Princip, das wahrhaft Poetische liege.

Daß die alterthümlichen Göttergestalten nicht durch allegorisirende Personification, nicht dadurch, daß man gewisse Ideen, wie in der Minerva die Weisheit, in Hercules die Kraft symbolisch darzustellen versuchte, entstanden sein können, wird daraus erwiesen, daß die Römer vergebens die Treue, die Tugend, die Ehre, indem sie ihnen Tempel erbauten und Feste anordneten, zu personificiren versuchten; den willkürlich gestalteten Idealen Leben einzuhauchen, vermochten sie nicht. Die antikern Personificationen mußten also tiefer in der Natur begründet sein. Dagegen findet sich in den Dioskuren der strengste Ausdruck der Naturwahrheit; nicht eine Spur der Erdichtung, nicht der kleinste Zusatz menschlicher Phantasie ist beige-mischt. Zum Beleg dient die bioskurische Bilderwelt, zu welcher der Verf. einleitend bemerkt, daß, während die neuern Dichter den Zeichnern, Malern, Bildhauern erst Stoff zu Bildern darzubieten suchen, die alterthümliche, und namentlich die griechische Dichtkunst schon vorhandenen Gebilden aus einer vorhistorischen Zeit sich angeschlossen, denen die Mysterien zur Niederlage dienten. Aus den Bildern der Mysterien scheint selbst das Bedeutendste in Tempelbilder und in die Volksreligion übergegangen zu sein. Auch Platon deutet auf einen vorhistorischen, feststehenden Typus der Bilderwelt hin. So sollte auch die hier mitgetheilte physikalische Mythenklärung an eine alterthümliche Bilderwelt vorzugsweise sich anschließen. Die griechischen Dichter aber gingen darauf aus, jene alterthümliche Bilderwelt zu vergeßlichen und statt der verlorenen Naturwahrheiten sie mit höhern, die nie verloren gehen, in Verbindung zu setzen; dadurch wurden sie auf Erhebung und Veredelung des Ganzen, eben dadurch auf das ewig Wahre und Schöne geführt; insofern ist die Schönheit bei den Alten das höchste Gesetz der bildenden Kunst, die, wie die

Dichter, die ungestalteten ägyptischen Kabirenbilder in die herrlichen Gestalten der Dioskuren verwandelte, ohne den Urtypus ganz verwischen zu wollen. Das den griechischen Dioskurenbildern zum Vorbilde dienende ägyptische ungestaltete Kabirenbild aber entspricht einem von der Natur selbst dargebotenen Typus. Die naturwissenschaftliche Wäderschrift, die, wie die geometrische Zeichensprache, Paspigraphie und Stenographie zugleich ist, hat nichts von spielender, willkürlicher Allegorie, sondern ist strenge Wahrheit und die Anknüpfung strengwissenschaftlicher Deutung, ja, sogar der allerfeinsten physikalischen Beziehungen an alte mythische Bilder rechtfertigt sich schon durch die Dioskurenbilder. Das alte syrische Kabirenbild, dessen griechische Umschrift die Figuren als syrische Kabiren bezeichnet (diese in ihrer Art einzige Antike im ersten Theile von Montfaucon's Antiquitäten), entspricht ganz dem Typus, welchem gemäß bei den Griechen Kastor und Pollux dargestellt wurden, und beweist, daß Dioskuren und Kabiren ursprünglich dieselben Wesen sind. Es ist dabei Herodot's Hinweisung auf den Zusammenhang ägyptischer und griechischer Götterlehre viel beachtenswerther, als neuere Philologen gemeint haben, wie denn die gelehrteste philologische Forschung nicht ausreicht, um zu irgend einem einigermaßen befriedigenden Resultate über die griechischen Mythen zu gelangen. Herodot sagt ausdrücklich: fast alle Namen der Götter kamen aus Ägypten nach Griechenland. Unter den Namen Kastor und Pollux waren die Dioskuren den Ägyptern allerdings nicht bekannt; dies hindert aber nicht, die Kabiren und Dioskuren, und nicht minder die phönizischen Pataiken als dieselben Wesen anzuerkennen, obwohl jene von den griechischen Heroen, Kastor und Pollux, ebenso verschieden sind, wie der ägyptische und griechische Hercules, die doch auf eine gemeinsame Hauptidee zurückweisen. Bemerkenswerth ist dabei, daß man eine ausgebildete Mythologie im Alterthume nur bei schiffahrttreibenden Völkern findet. Die dem dioskurischen Mythenkreise angehörigen Bilder, als eine naturwissenschaftliche Hieroglyphe aufgefaßt, deren Schlüssel in der Tiefe der Natur verborgen lag, bis unsere Naturforschung wieder zu dieser Tiefe gelangte, macht die große Bedeutsamkeit der Kabirenlehre für den gesammten griechischen Mythenkreis anschaulich, aber auch wahrscheinlich, daß die Tyndariden, Kastor und Pollux, in denen die Götter zu Heroen herabgesunken sind, in die Ehre der alten Dioskuren oder Kabiren sich nur eingeschlichen haben, — wie bereits Welcker geistreich entwickelt hat.

(Der Beschluß folgt.)

## Die periodische Presse in Belgien.

### Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 226.)

8. Der „Belge“, welcher seit 1830 seine früheren, zur Hälfte wenigstens ironisch-lautende Qualifikation: *Ami du roi et de la patrie*, wegläßt, ist noch immer, was er seit seiner Entstehung unter der holländischen Regierung war, eines der Hauptorgane der liberalen, sogenannten patriotischen Opposition, besinnt sich aber oft so ungeschickt, daß er seiner Partei mehr

schädlich als nützlich ist, zieht auch nicht mehr so unbedingt wie vor wenig Jahren gegen das Ministerium und die katholische Partei zu Felde, und richtet vielmehr seine Angriffe wider die Zeitungen, welche das Finanzsystem, den Handel und die Industrie verteidigen, und die in den Augen des „Belge“ alle des Drangismus und der Freundschaft mit Holland zu beschuldigen sind. Von allen brüsseler, vielleicht auch von allen belgischen politischen Blättern ist es der „Belge“, dessen Styl und Redaction am meisten vernachlässigt sind, dessen Aufsätze von Sprachfehlern wimmeln und wegen Schwulst und Unsinn an Lächerliche grenzen, der sich alle Neuigkeiten und Stadtgeschwätze aufbürden läßt und sich wenig darum bekümmert, ob man ihn zum Widerruf nöthigt. Er ist vorzugsweise die Zeitung der Bierbranten, Examens und der geringeren Volksklasse, zählt daher genug Abonnenten, um wegen seiner Existenz unbesorgt zu sein, besonders bei seinem kleineren Format, der Seltenheit guter Originalartikel und Feuilletons und der geringen Sorge, die auf seine Redaction verwendet wird. Während längerer Zeit stand einer der ausgemachtsten Republikaner und eifrigsten Patrioten an der Spitze der Redaction dieses Blattes, dem er den Stempel des unbeschränktesten Vertrauens in de Potter und dessen Lehre aufgedrückt hat; doch seit vorigem Jahre scheint die Herausgabe des Journals von Mehren besorgt zu werden, und es besigt nicht einmal das Verdienst, sich bei seiner Mittelmäßigkeit consequent zu bleiben.

9. Das „Journal de la Belgique“ ist die älteste aller jetzt existirenden brüsseler Zeitungen, welcher es, wie ihrer Vorgängerin, „L'oracle“, wegen ihrer Apathie gegen allen Parteigeist, der Abweisung aller Originalaufsätze, ihrer Vermeldung einer entscheidenden Meinung, mit einem Worte, wegen ihrer Unbedeutsamkeit als politisches Organ, wogegen sie, bei verhältnißmäßig kleinerem Format, eine größere Menge Nachrichten und Neuigkeiten, besonders von Localangelegenheiten brachte, wohl gelang, ohne je angefeindet zu werden, die ganze holländische, die revolutionnaire und die neuere belgische Periode mitzumachen und fast ein Vierteljahrhundert zu durchlaufen, wobei sowohl ihre Begründer als ihre jetzigen Unternehmer ihre Rechnung gefunden haben. Das „Journal de la Belgique“ ist gewissermaßen wie die Mehrzahl der deutschen Zeitungen und holländischen Couranten einzelnen politischen Mittheilungen gewidmet, und enthält überdies täglich eine beträchtliche Anzahl Ankündigungen, zu deren Behuf es in den wöchentlichen Petites affiches eine Beilage oder Intelligenzblatt besitzt; auch ist es das einzige brüsseler Blatt, welches vierteljährig ein Register oder Inhaltsverzeichnis herausgibt. Aus allen diesen Gründen und vielleicht auch, weil es wegen seines kleineren Formats und weniger kostspieligen Redaction wohlfeiler als die andern Blätter ist, hat das „Journal de la Belgique“ viele Abonnenten und wird besonders vom gemeinen Bürger aller andern vorgezogen. Den Namen *la petite bête*, unter dem dies Blatt allgemein und fast ausschließlich bekannt ist, hatte es wegen des Löwen im belgischen Wappen an seiner Spitze in der holländischen Zeit erhalten, als das damalige Gouvernementsblatt „La Gazette des Pays-bas“ mit dem niederländischen Wappen im Großen prunkte; letzteres hieß deshalb auch *la grosse bête*. Wir müssen indessen nachträglich bemerken, daß das „Journal de la Belgique“ trotz der erwähnten Unparteilichkeit in seinen analytischen Mittheilungen der Verhandlungen in den Kammern dennoch eine gewisse liberale Nuance annimmt, in den Streit des Liberalismus mit dem Katholicismus aber sich entweder gar nicht einmischt, oder nur etwas Weniges zur katholischen Partei hinneigt.

10. Der „Commerce belge“, welcher erst vor kurzer Zeit seinen Namen „Mercure belge“ mit diesem vertauscht hat, aber überhaupt erst seit wenig Jahren besteht, ist seinem Namen gemäß ganz im Interesse des Handels und der Industrie abgefaßt und wird besonders vom Effectenhandel in Anspruch genommen, indem er mit den Coursberichten aller Börsen am frühesten und ausführlichsten versehen ist. Da man mit ober

ohne Recht einmal angenommen hat, daß alle Stimmen für Handel und Industrie aus der ältern Bank (Société générale) hervorgehen, und man diese ein- für allemal für eine holländische Creatur und Vorsetzerin der ehemaligen Regierung hält, so beschuldigen die Feinde, die der „Commerce belge“ in bedeutender Anzahl zu haben scheint, ihn des Drangismus, was aber vielleicht ebenso ungegründet sein mag als die Beschuldigung, es mit der Polizei zu halten. Jedenfalls hat das Blatt keinen innern Werth, liefert selten Originalaufsätze, und nur bisweilen ein den französischen Blättern entlehntes Feuilleton. Kupfer bei Stockjobbers und Speculateurs, deren es hier aber gar viele gibt, trifft man diese Zeitung fast nirgend.

Alle bisher erwähnte Journale erscheinen täglich, sogar am Sonntag und nur mit Ausnahme von etwa 8—10 hoher Feiertage im Jahr, und, wie wir bereits erwähnt haben, liefern einige derselben täglich zwei Auflagen. Das Format der sechs ersten ist Großfolio, wie das der meisten pariser Blätter und der „Preussischen Staatszeitung“; Nr. 7, 8 und 10 Kleinfolio, wie etwa die „Kölnische Zeitung“, und Nr. 9 Großquart; und da die dem Format angemessenen und ziemlich bedeutenden Stempelgebühren zum Voraus für jede tägliche Auflage entrichtet werden müssen, fällt dies den Unternehmern äußerst beschwerlich, woraus sich erklären läßt, warum alle so einstimmig auf die Herabsetzung dieser Gebühren gedrungen haben. Das deshalb den Kammern vorgelegte Gesetz ist noch nicht durchgegangen und verspricht nur geringe Abhilfe, die den Kleinern Blättern fast gar keinen Vortheil bringt. Der Abonnementspreis für den ganzen Jahrgang in loco ist im Durchschnitt 16—18 Thaler für die Großen, und 12—14 Thaler für die Kleinern. Einzelne Blätter werden zu 2—4 Gr. abgelassen.

Unter den nicht oder nur zum Theil politischen und nur einige Mal wöchentlich erscheinenden brüsseler Blättern zeichnet sich der „Mephistopheles“ aus, der bereits seit acht Jahren zweimal wöchentlich erscheint, welche Auszeichnung er aber sonst keineswegs wegen seines gediegenen Inhalts und gewählten Stils verdient, in welcher Hinsicht wie im Betreff des Wises er weit hinter den französischen Blättern, z. B. „Figaro“, „Charivari“, „Coraire“ u. a. m. zurücksteht. Wenn er also dennoch so lange fortzubestehen und sich viele Abonnenten und Leser zu erhalten wußte, so hat er es lediglich seiner Verschmittheit und dem stets regen Eifer zu danken, mit welchem er seine systematische Opposition betreibt, gegen alle Personen und Behörden ohne Unterschied und Schonung, besonders aber gegen die ganze Priesterkaste loslegt und in letzter Zeit sich zu diesem Behufe auch wöchentlich Caricaturen in grobem Styl bedient. Wie er in früheren Jahren fast in jedem Blatte über die Mitglieder des Congresses und der Kammern hergefallen war und jedes derselben, das ihm nicht gefiel, abconterferte und an den Pranger stellte, so hat der „Mephistopheles“ später aus seinen Anfallen gegen Fremde, die sich in die Ämter eindrängen und sich allerlei größere oder geringere Vergehen zu Schulden kommen lassen, einen stehenden Artikel gemacht, worin er sämtliche Ausländer (weil die meisten dieser Kategorie Franzosen sind) unter dem selbstfabricirten Schimpfworte Fransquillon zusammenfaßt. Aber auch die würdigen Staatsbeamten und reichlichen Privatleute werden vom „Mephistopheles“ nicht selten gehudelt und als Bierscheibe seines oft sehr schalen und plumpen Wises gebraucht, weshalb man sich im Allgemeinen auch wenig darum bekümmert, ob man von ihm gelobt oder verspottet wird. Unter seiner jedesmaligen Rubrik „Boutades“, die eine Art Olla podrida sind, theilt er die meisten Liebe aus, und da er, sobald Jemand ihm Nahrung zu Spott und Wiß gegeben, so lange darauf losschlägt, bis er seinen Gegenstand erschöpft und den Leser ermüdet hat, so verfehlt er meistens seinen Zweck. Der einzige Nutzen, den er vielleicht in seiner ganzen Laufbahn bisher gestiftet hat, dürfte etwa in seiner Freimüthigkeit und Beharrlichkeit bestehen, womit er den Mißbräuchen der niedern Geist-

lichkeit nachspürt und sie vor das Forum der Öffentlichkeit zieht, welches dann bisweilen die Aufmerksamkeit der höhern geistlichen und weltlichen Behörden zur Abhilfe der besprochenen Uebeltände notwendig erwecken muß, und so ist hierbei wie überhaupt seine Rolle derjenigen ähnlich, welche Pasquin und Marforio in Rom spielen. Er hat oft seine Redactoren geschwächt und besitzt so viele Mitarbeiter als Liebhaber, die ihm Materialien zu seiner „Chronique scandaleuse“ liefern; dessenungeachtet läßt er sich seine jährlichen 100 Nummern in Quart mit 36 Francs, also verhältnißmäßig ziemlich theuer bezahlen.

Nächst dem Mephistopheles hat sich die „Papillotte“, eine halb poetisch-literarische, halb Mode- und Theaterzeitung, die wöchentlich einmal in Quart erscheint, am längsten erhalten, da sie schon seit sieben Jahren besteht. Sie war in ihrer Kindheit wegen ihrer witzigen und gut ausgeführten Caricaturen interessanter als jetzt, wo sie kaum so viele Abonnenten zählt, als sie nöthig hat, um ihre Unkosten herauszubringen.

Unter den vielen ähnlichen Flugblättern und Pamphletten, welche seit 1830 allmählig periodisch erschienen, aber bald nach längerer oder kürzerer Dauer aus dem Gesichtskreis verschwanden, haben sich anfänglich der „Knout“, später die „Bombe“, und in letzter Zeit der „Cerbère“ und die „Eumanides“ theils durch bessere Redaction, theils durch Wiß und Satire ausgezeichnet. Der „Remorqueur“ und der „Chemin de fer“ waren gewissermaßen nur Intelligenzblätter anderer Zeitungen. Der noch bestehende „Courrier des spectacles“ und „Courrier des modes“ haben außer ihrer Specialität zu wenig Werth, um bei ihnen zu verweilen; und da auch von den in flämischer Dialekt erscheinenden „Brabander“ und „Volkavriend“ nichts Anderes zu sagen ist, als daß sie ausschließlich für die geringste Volksklasse und für die armen Handwerker, deren Interesse sie vertheidigen, verfaßt sind, und auch nur von diesen gelesen werden, so wollen wir hiermit von den brüsseler Zeitblättern Abschied nehmen, um uns noch kurzlich bei denen der übrigen Städte umzusehen.

Antwerpen zählt drei vorzügliche, mit Ausnahme des Sonntags täglich erscheinende Zeitungen in französischer Sprache, nämlich das eigentliche und älteste „Journal d'Anvers“, theils liberal, theils gemäßigt der katholischen Partei zugethan, mit wenig ursprünglichen Aufsätzen und vielen Privatanzeigen, dessen Redaction sich durch nichts auszeichnet; das „Journal de commerce d'Anvers“, seinem Namen nach dem Handel, mitunter auch der Industrie gewidmet, und obschon unverhohlenen orangistisch gesinnt, doch bei weitem nicht so bestig und factisch wie der „Lynx“ und der „Messenger de Gand“; dahingegen nähert es die Opposition seiner Partei öfters durch factische und statistische Angaben, ist gut redigirt und mit einer guten auswärtigen Correspondenz versehen, und hat auch viele Abonnenten außerhalb Antwerpen, zumal unter den Effectenhändlern in Brüssel; endlich den „Précurseur“, welcher im vorigen Jahre an die Stelle des „Phare“ getreten ist, und wie dieser die Partei der Regierung vertheidigt, ohne deshalb gradezu ministeriell zu sein. Das Blatt erhebt sich nicht über das Mittelmäßige, und die Anzahl seiner Abonnenten dürfte schwerlich der beiden zuvor erwähnten gleichkommen.

Gent, mit Inbegriff der Provinz Ostflandern, hat vier Zeitungen, die Erwähnung verdienen, nämlich zwei täglich in französischer Sprache erscheinende: „Le journal de Flandres“ und „Le messenger de Gand“, von denen erstere vor einigen Jahren an die Stelle des ehemaligen ziemlich berühmten „Catholique des Pays-bas“ (später „Le catholique“ schlechweg) getreten ist und wie dieser die katholische Partei sehr kräftig vertheidigt, dabei aber auch der Regierung zugethan ist. Seine Redaction wird weniger gelobt als die seines Vorgängers, und er zählt die meisten Abonnenten außerhalb Gent. Der „Messenger“ ist, wie wir schon bemerkt haben, das Hauptorgan der Drangisten in Belgien und scheut sich nicht, seine Partei nicht nur vertheidigungs-, sondern auch angriffsweise in Schutz zu nehmen, wobei er die Person des Königs, den er aber mei-

stets nur als Prinzen von Koburg nennt, so wenig wie die der Minister schon, die hohe Geißlichkeit hingegen ziemlich in Ruhe läßt. Da er überaus gut redigirt und mit guter auswärtiger Correspondenz versehen ist, erklärt es sich leicht, daß er in einer Stadt, wo beinahe die Mehrzahl der Industriellen durch die Revolution von 1830 verloren haben, oder dies wenigstens vorgeben, und die seitdem bei jeder Gelegenheit mit dem Gouvernement, besonders bei der noch immer nicht entschiedenen Bürgermeistereiwahl in Streitigkeiten war, viele Abonnenten und Leser findet, wie zudem auch der „Messenger de Gand“ von allen belgischen Zeitungen diejenige ist, die am meisten ins Ausland kommt. Die Frage, ob und inwiefern seine Redaction, die früher vom jetzigen Redacteur des „Journal de Francfort“, Hrn. G. Durand, besorgt wurde, von der holländischen Regierung besoldet wird, müssen wir dahingestellt sein lassen, und bemerken nur, daß trotz dem Eifer, womit der „Messenger“ seine Gönner vertheidigt, die Gleichgültigkeit, womit man ihn seine Strafe ziehen läßt, unstreitig seinen Segnern zum Lobe gereicht. Die beiden übrigen genter Blätter sind der „Gentische Mercurius“ und die „Gazette van Gent“, beide im flämischen Dialekt verfaßt und demnach bloß fürs locale Bedürfnis berechnet, weshalb wir uns nicht bei ihnen aufhalten und nur hinzufügen wollen, daß sie nur dreimal wöchentlich erscheinen und größtentheils mit Privatanzeigen angefüllt sind.

Brügge, jene vor einigen Jahrhunderten vor allen andern so blühende Stadt, und Hauptort der volkreichen und blühenden Provinz Westflandern, steht jetzt, Dank dem Obscurantismus oder Fanatismus, dessen Herrschaft daselbst am unbeschränktesten ist und der kaum noch der Industrie und dem materiellen Interesse etwas Feld vergönnt, wie in jeder übrigen intellectuellen Hinsicht auch mit Bezug auf Journalistik am weitesten zurück. Außer der unbedeutenden, dreimal wöchentlich im flämischen Dialekt erscheinenden „Gazette van Westvlaanderen“, und dem fast noch unbedeutendern oftbesprochenen Anzeiger: „Affiches de la ville d'Ostende“, sind uns keine Zeitungen aus dieser Provinz bekannt; doch glauben wir, daß auch Courtray, vielleicht auch Roulers jedes seine Zeitung oder Feuille d'annonces haben wird, und wir wollen keineswegs behauptet haben, daß die Westflämänder bloß wegen dieses Mangels weniger glücklich, rechtschaffen und fleißig sein sollten. Was ihnen an Zeitungen abgeht, ersetzen sie an Rederyk kamers und an Refectieken, die aber freilich mehr oder weniger von der ultramontanischen Partei beherrscht oder geleitet werden; und wenn es eines Beweises bedürfte, daß ein Land nicht grade Überfluß an Zeitungen haben muß, um geschickte Leute selbst in politischen Fächern hervorzubringen, so würde die Provinz Westflandern ihn liefern können, indem noch jetzt verschiedene der wohlberedtesten und geschicktesten Publicisten und Mitglieder der Repräsentantenkammer, wie z. B. die Staatsminister Devaux und de Meulenaere, der Abt de Foere, der Advocat Tullen und König Wilhelms Erzfeind (der blinde) Alexander Rodenbach aus dieser Provinz gebürtig sind, während das an Zeitungen so gesegnete Brüssel die vier besten seiner sieben Repräsentanten aus andern Städten und Provinzen hergeholt hat.

Lüttich, das in mancher Hinsicht mit Brüssel wetteifert und an geistiger Aufklärung wie in der Vollkommenheit verschiedener Institute ihm vielleicht überlegen ist, besitzt indessen doch nur vier täglich erscheinende Zeitungen, die namhaft gemacht zu werden verdienen, nämlich: 1) das Provinzialblatt „Journal de Liège“, öfterer mit Tagesneuigkeiten als mit Originalausfällen und Seiten mit Feuilletons versehen, sonst gut redigirt, aber ohne bestimmte Farbe; es hat viele Abonnenten und ist am reichlichsten mit Privatanzeigen angefüllt; 2) der „Politique“, in früherer Zeit „Mathieu Laensberg“ genannt, dessen Hauptredacteur damals unter der holländischen Regierung der jetzige belgische Staatsminister Lebeau gewesen sein soll; wie damals, freitret das Blatt noch jetzt unter der Fahne des Liberalismus,

nur mit dem Unterschiede, daß er nicht mehr so oft mit der Regierung in Streit liegt. Die Redaction ist nicht zu tabeln, und auch an guter ausländischer Correspondenz fehlt es dem „Politique“ nicht; doch steht er in beiden Hinsichten wie in Betreff des Stils hinter 3) dem „Courrier de la Meuse“ zurück. Dieser ist nicht nur das eifrigste, sondern auch das geschickteste Organ der erzkatholischen Partei, die er zuweilen in meisterhaft verfaßten Artikeln vertheidigt; er und vielleicht mehr noch sein ihm seit kurzer Zeit zugeselltes Hülfblatt: „Journal historique et littéraire“, von welchem an einem andern Orte die Rede sein soll, sind die Beherrschter der belgischen Propaganda, insofern nämlich wirklich eine solche bestehen sollte, was wir nicht bestimmt zu behaupten wagen. Man sieht es jedenfalls dem „Courrier de la Meuse“ an, daß er seine geistliche Inspiration von hoher und höchster Hand her hat, und er verfährt dabei so behutsam, daß er selten nöthig hat, eine Nachricht zu widerrufen, während er sich meistens der gemäßigtsten Ausdrücke bedient, um von vernünftigen Segnern keine heftigen Anfälle befürchten zu müssen. Daß der „Courrier“ bei solchen Vorzügen viele in- und ausländische Abonnenten zählt, versteht sich. Weniger Vortheilhaftes läßt sich in jeder Hinsicht von 4) dem „Espoir“ sagen, welcher der Opposition überhaupt und der orangistischen insbesondere zugethan ist, aber seine Partei nur schwach vertheidigt, und wenigstens an Energie in diesem Bezug weit hinter dem „Messenger de Gand“ und dem „Lynx“ zurücksteht. Wenn er daher genug Abzug findet, um seine Existenz zu fristen, so ist er es, falls nicht auch er fremde Unterstützung genießt, seiner ziemlich reichhaltigen ausländischen Correspondenz und seinen vielen Privatanzeigen schuldig.

Die in der nämlichen Provinz liegende Handelsstadt Verviers hat zwei Journale, von denen eins der katholischen oder gemäßigt-liberalen Opposition und das andere dem Handelsinteresse und nebenbei auch der holländischen Regierung zugethan sein soll. Wir sagen sol, denn keine dieser beiden Zeitungen ist uns sogar dem Namen nach bekannt, und wir enthalten uns also, etwas mehr von ihnen zu berichten; ebenso wenig und aus gleichem Grunde von dem zu Mons (Bergen im Hennegau) erscheinenden „Modérateur“, von den drei Blättern: „Le nouvelliste“, „Le courrier de l'Escaut“ und „Le journal de Tournay“, die in letztbenannter Stadt (Doornik) herauskommen, wie auch von den Zeitungen der Hauptstädte in den drei übrigen Provinzen Namur, Limburg und Luxemburg. Da alle diese Zeitungen, die meistens nur zwei- bis dreimal wöchentlich erscheinen und gewissermaßen bloß als Anzeiger zu betrachten sind, auch mit wenigen Ausnahmen nur ein locales Interesse haben, so findet man sie, außer in den Bureau der Zeitungen, die sie in Lauch annehmen, fast nirgend anders als in den Ortschaften ihrer Provinzen. \*) 92.

#### A n e k d o t e .

Den 3. Dec. 1812 übernachtete Napoleon in dem Schlosse des Fürsten Dginski zu Melobezna. Hier war es, wo er das berühmte 29. Bulletin dictirte. Nach seiner Abreise fand man über dem Kamine, vor welchem er auf einem Sopha geschlafen hatte, folgende Inschrift mit Bleistift: „Napoleon der Erste.“ Einige Tage darauf bewohnte Kutusow das nämliche Schloß und dasselbe Zimmer und nach seiner Abreise fand man, daß eine unbekante Hand den Worten: „Napoleon der Erste“ hinzugefügt hatte: „und der Letzte.“ Diese Inschrift wurde gewissenhaft geschont und, wie Graf Roman Soltyl in seinem Werke über Napoleon's Feldzug in Rußland berichtet, befand sie sich noch vor kurzer Zeit über dem Kamine. 25.

\*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 228.

16. August 1838.

Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, von J. C. C. Schweigger.

(Beschluß aus Nr. 227.)

Bei Betrachtung der samothracischen Mys-  
terien hält sich der Verf., wie billig, allein auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft, unbekümmert um den Volksglauben und selbst um die Auffassungsweise der Gebildeten in der historischen Zeit; er will die vorhistorische Wahrheit, entkleidet von spätern Mißverständnissen und Mißdeutungen, enthüllen; indem er also über die Zeit, innerhalb welcher die Philologen mit ihrer historischen Kritik sich bewegen, hinausgeht, hört er eigentlich auf, wo diese anfangen. Gewiß ist, was Lobeck in seinem trefflichen Werke über die eleusinischen Geheimnisse genügend dargethan hat, daß die Mys-  
terien der Alten auf eine Bilderwelt sich bezogen, mit der die Eingeweihten bekannt gemacht wurden, sowie, daß die ägyptischen Priester physikalische Kenntnisse, die dem Volke geheim gehalten wurden, besaßen. Auch Pausanias berichtet, er selbst habe gesehen, wie in Ägypten ein Magier unter Gebetsformeln, ohne Anwendung eines Bündmaterials, die Flamme auf dem Altare hervorgeufen habe. So ward auch das Westfeuer, wenn es zufällig erloschen, nicht auf gewöhnliche Weise, sondern durch geheimgehaltene Künste (es wird auf das elektrisirende Reiben oder Schlagen der Fläche einer gewissen Materie, auch auf das Ausfassen des Feuers in einem ehernen Siebe hingedeutet) angezündet, und es scheint Alles, was Plutarch davon erwähnt, weit mehr die Voraussetzung eines elektrischen Apparats, als etwa eines Brennglases oder Spiegels zu begründen. Wie dem auch sei, gewiß ist das Hauptphänomen, die wunderbare Rettung im Meeressturm, worauf die samothracischen Mys-  
terien sich bezogen, elektrischer Natur, und mit diesen samothracischen, oder den Mys-  
terien der Göttermutter standen die der Vestalinnen in enger Verbindung. Auf das Hervortreten der Elektrizität, durch Reiben der Haare, war man gewiß schon früh aufmerksam geworden, und die elektrische Kraft des Bernsteinins insbesondere (dessen Namen: Elektrum, nach Plinius, Dichter von Eektor, d. i. die Sonne, ableiteten) ward keineswegs übersehen. Es wird bei den Alten ausdrücklich erwähnt, daß von den zum Anzünden des Westfeuers dienenden Werkzeugen einige dem Volke gezeigt, andere geheimgehalten und nur den Eingeweihten bekannt

gemacht wurden. Noch jetzt bestehen in Indien naturwissenschaftliche Mys-  
terien, zu denen nur die Brahminen, und auch diese erst nach langen Vorbereitungen, Zutritt erhalten, und so mochten auch in den griechischen Mys-  
terien gewisse naturwissenschaftliche Erscheinungen, ererbt aus längst vergangenen Zeiten, unter die verborgenen Heiligthümer gehört haben. Am wahrscheinlichsten ist dies bei den samothracischen Mys-  
terien, welche aus Phöniciern und Ägypten stammten, und daß die geheime Weisheit der Ägypter sich wesentlich auf Naturwissenschaft bezog, unterliegt kaum einem Zweifel.

Pausanias sagt: die alten Griechen hielten die Mys-  
terien höher denn alles andere Religiöse, in dem Grade, „wie Götter höher sind denn Heroen“. Die Geheimnisse der Mys-  
terien aber wurden so heilig und so verborgen gehalten, daß auch die naturwissenschaftlichen Kenntnisse, welche, als ein unveräußerlicher Schatz, in ihnen den Geweihten anvertraut waren, dem Volke nicht verrathen werden durften. Wenn daher bei griechischen Schriftstellern manche physikalische Erscheinungen kaum leise berührt werden; auch da, wo ihre Erwähnung ganz nahe lag, so darf das nicht befremden, noch das absichtliche Verschweigen als ein Beweis der Unbekanntheit mit denselben betrachtet werden. So waren die großen geheimnißvollen Kräfte des Magnets den Alten keineswegs so unbekannt, wie man aus ihrer auffallenden Nichterwähnung folgern möchte, obwol schon Thales ihm eine Seele zuschrieb, wie Aristoteles ohne weitem Zusatz berichtet. Die Berichte von den samothracischen eisernen Tempelringen, die Sagen von den aus Magnetstein gewölbten Tempeldecken, welche ganze eiserne Götterbilder ohne sichtbares äußeres Band schwebend erhielten, von den eisernen Kugeln, welche beim Apollofest umhergetragen wurden, von denen die obere, als Bild der Sonne, die kleinern, von ihr herabhängenden, als Bilder des Mondes und der Planeten festhielt, selbst die Fabeln von magnetischen Felsen, welche Schiffe, an denen sich Eisen befand, unwiderrstlich an sich zogen, auch die Nachrichten von den Bätynien, magnetischen Meteorsteinen, welche, als weissagende Steine, von den Priestern der Cybele umgetragen wurden, beweisen zur Genüge, daß Griechen und Ägypter mehr davon wußten, als sie verriethen, daß aber auch die Scheu vor dem Verrath an den Geheimnissen der Mys-  
terien die For-



cher ebenso sehr, wenn nicht an der sorgfältigen Beobachtung, doch an der wissenschaftlichen und experimentalen Zerlegung und Deutung mancher physikalischen Phänomene hinderte. Dies gilt vom Bernstein wie vom Magnet, von denen auch Seneca schweigt, während er doch der Brennspiegel und Brenngläser, mit denen Griechen und Römer viel experimentirten, umständlich gedenkt. Dabei ist merkwürdig, daß an die wohlbeobachteten Phänomene der Luftspiegelung, der Sonnen- und Mondfinsternisse sich bei den Alten keine Mythe anschließt, noch davon ein poetischer Gebrauch gemacht wird, worin der Verf. einen neuen Beweis findet, daß die Mythen lediglich aus dichterischer Phantasie des Volks oder einzelner Volksdichter nicht hervorgegangen, und die Mythen um so weniger nur eine Vergöttlichung der sichtbaren Natur sind. Er leugnet aber nicht, daß Fabeln, wie z. B. von der Entstehung des Bernsteins, absichtlich erfunden worden sind, um bedeutungsvolle Naturerscheinungen in ein mysteriöses Dunkel zu hüllen, und verweist auf den Unmuth des Plinius, welcher den großen Tragiker Sophokles deshalb tadelt, und nachdrücklich hinzusetzt: „von einer alltäglichen, im Ueberfluß vorhandenen Sache (dem Bernstein), wobei die Unwahrheit sich sogleich selbst darstellt, solche Dinge sagen, dies ist die größte Verachtung der Menschheit, eine unerträgliche Straflosigkeit der Lüge“, wobei er weniger den Sophokles, als die Geheimnisthämerei der Mysterien, welche der gründlichen Naturforschung hemmend in den Weg traten und doch von alten Schriftstellern mit hoher Achtung erwähnt werden, hauptsächlich auch wegen der in der Entstellung noch bedeutsamen alterthümlichen Ueberlieferung im Auge haben mochte. Es ist auch ein Verdienst des Christenthums, eine alle Geheimnisthämerei ausschließende und bekämpfende Naturforschung möglich gemacht zu haben, den tiefen Gehalt der Mythe, die ursprünglich ein Ausdruck der Wahrheit selbst war, von der mysteriösen Hülle, in welche die Geheimnisthämerei der Mysterien sie gehüllt, dargestellt und entstellt hatte, wieder zu entkleiden. Wie hemmend aber die geheime Tradition der unbefangenen Beobachtung und naturwissenschaftlichen Forschung entgegensteht, das zeigt Sparta, welches bei seinem starren Festhalten der Tradition in wissenschaftlicher Regsamkeit hinter den andern Griechenstaaten zurückblieb, und noch heute Indien, wo die traditionellen Rechte uralter Naturwissenschaft in ihrem mysteriösen Gewande noch immer die Forschung beengen. Der Verf. weist nach, wie in Griechenland und Rom, selbst zu der Zeit, als man schon dreist gegen die Volksreligion sprach, noch eine heilige Scheu vor den mit den samothracischen sowie mit den eleusinischen Mysterien innig zusammenhängenden vestalischen Heiligthümern sich behauptete, zugleich eine Furcht vor Veröffentlichung ihrer Geheimnisse, wie denn auch die wiederaufgefundenen Bücher im Grabe Numas, in Gemäßheit eines Senatsbeschlusses, verbrannt wurden. Der panische Schreck (Man gehört, in Verbindung mit Hermes, Hercules und Apollo, ebenfalls den samothracischen Mysterien an und ist ursprünglich nicht der Waldgott), welcher selbst einen Nero beim Eintritt in

den Vestatempel ergriff, wie Tacitus berichtet, zeigt wol auch, daß die Vestalinnen noch ganz andere Künste verstanden, als das Opferfeuer wunderbar anzuzünden; auch wurden sie durch einen zehnjährigen Unterricht in die Geheimnisse eingeführt.

Diese Andeutungen aus der „Einleitung in die Mythologie aus naturwissenschaftlichem Standpunkte“, mögen hier genügen. Wir müssen, um nicht zuviel Raum in Anspruch zu nehmen, uns versagen, den reichhaltigen Abschnitt über eine aus dem samothracischen Mythentriebe stammende strengphysikalische Zeichensprache, welcher entscheidende Belege zu den frühern Erörterungen enthält und die in den Mysterien aufbewahrte tiefe Kunde des Elektromagnetismus sattsam bewährt, und aus dem Folgenden einige Dichterstellen des Alterthums vom Zwillingsfeuer, das nun elektrisches heißt, Einiges hervorzuheben, wollen aber noch besonders aufmerksam machen auf die zweckmäßig beigelegte Entwicklung der ältesten (mysteriösen) Auffassung der Iliade, mit Beziehung auf die samothracischen Mysterien, worin auch die stets wiederkehrenden Hindeutungen Homers auf letztere nachgewiesen sind, wie es keinem Zweifel unterliegt, daß der unsterbliche Sänger seine ganze Iliade an die ältesten Wohnplätze des Kabirencultus anknüpft. (Bekanntlich berichtet Diodor Siculus, daß diese Mysterien schon in dunkler vorhistorischer Zeit der durch die erste große Flut verulksteten Vorwelt angehörten und nachmals von Jupiter neu gestiftet wurden.) Wir heben hier nur heraus, daß Achilles in der Iliade nicht nur als den Kabiren und Dioskuren verwandt, sondern auch selbst als Dioskur erscheint, und es erinnert allerdings an jenes Polaritätsgesetz, demgemäß immer der Eine der innig verbundenen Brüder sterben muß, damit der Andere lebe, wenn Achilles mit Patroklos im Leben so innig vereint, wie im Grabe ihre Asche von Einer Urne umschlossen werden soll, erst und nur durch des Freundes Tod wieder ins Leben, zum Kampfe zurückgerufen wird. Man betrachte diese mythische, von der allegorischen wesentlich verschiedene und die grammatisch-historische keineswegs ausschließende Erklärungsweise nicht als eine Spielerei oder unwissenschaftliche Phantasterei; sie hat in der That einen tiefen Sinn, sie gewährt überraschende und erfreuliche Aufschlüsse und ist von dem eifrigen Verf. mit wissenschaftlichem Ernst, wie mit gründlicher Gelehrsamkeit und großem Scharfsinn behandelt. Wir können es freilich noch nicht für hinreichend erwiesen halten, daß die samothracischen Mysterien in dem großartigen Heldenepos gleichsam den dunkeln Hintergrund eines Gemäldes bilden, auf welchem die Gestalten der Helden in so lichterem Glanze hervortreten; in jedem Falle aber bietet sich nicht nur eine willkommene Anregung zu weiterer Forschung, sondern es stellt sich auch wirklich die tief sinnige Einheit des Gedichts von diesem Standpunkte aus unmittelbar dar. So viel wenigstens scheint erwiesen zu sein, daß Naturvergötterung im Allgemeinen der Mythologie fremd ist.

Der Verf. hat, überall der altberühmten deutschen Gründlichkeit huldigend, literarische Nachweisungen, ein

vollständiges Sachregister und Nachweisungen der Bildererklärungen seinem inhaltreichen Buche beigelegt, und wir dürfen dasselbe als einen sehr ergiebigen Versuch, der wissenschaftlichen Mythologie Bahn zu brechen, zu sorgfältiger Beachtung empfehlen. Einige physikalische Kenntnisse sind freilich zum klaren Verständnisse nothwendig; die Darstellung ist aber so einfach und klar, daß gebildete und aufmerksame Leser sie nicht unzugänglich finden werden.

F. A. Roethe.

Des General-Feldmarschalls Dubislav Seneo v. Ragmer auf Gannwitz Leben und Kriegsthaten, mit den Hauptbegebenheiten des von ihm errichteten und 48 Jahre als Commandeur en chef geführten Gardereiterregiments Gensdarmes. Ein Beitrag zur brandenburgisch-preussischen Armeegeschichte von Kurd Wolfgang v. Schöning. Berlin, Lüderitz. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Wir haben schon einige Male Gelegenheit gehabt, in d. Bl. auf die Wichtigkeit gutgeschriebener militärischer Biographien für die specielle Geschichtschreibung aufmerksam zu machen, wie denn z. B. Schulenburg's Denkwürdigkeiten, Wellington's Memoiren vom Major Hoyle Sherer und Barnhagen von Ense's Biographien der Generale Seydlitz und Winterfeldt zwar nicht weltgeschichtliche Begebenheiten darstellen oder die Geschichte ganzer Zeiträume berichten, aber doch eine Masse von Einzelheiten enthalten, die, vom rechten Manne gebraucht und angewendet, ein überraschend helles Licht auf Zeiträume und Personen werfen. Zu solchen Schriften gehört auch die Lebensbeschreibung des brandenburgischen Generals v. Schöning, von dem Hrn. v. Schöning, einem Nachkommen desselben, deren wir in Nr. 57 d. Bl. f. 1837 gedacht haben, und ebenso die vorliegende Schrift desselben Verfassers. Sowie die frühere, zeichnet sich auch diese durch Reichthum an Materialien, durch einen sorgfamen, treuen Fleiß in Verarbeitung derselben und durch eine echt vaterländische Gesinnung aus, die alles Große und Schöne, was Ragmer in 66 Dienstjahren zur Ehre und zum Ruhme seines Landesherren vollbracht hat, verdienstermaßen hervorhebt. Man merkt es überall der Darstellung des Hrn. v. Schöning an, daß wahres Gefühl und echte Anhänglichkeit an das preussische Regentehaus ihn bei Abfassung dieser Schrift geleitet haben, und wir wünschen daher derselben recht viele Leser, die eine solche patriotische Gesinnung zu ehren wissen.

Die Ragmer'sche Biographie hat neben ihrem Hauptinhalte noch den Nebenzweck, die Hauptbegebenheiten des Cavalerieregiments der Gensdarmen, welches bis 1808 eins der berühmtesten in der preussischen Armee war, barzustellen. Dies Regiment hatte Ragmer 1691 errichtet. Die Details über dasselbe, seine Uniformirung, sein Rangverhältniß zu den übrigen Truppen, die Ranglisten, die Thaten des Regiments in den schlesischen und im siebenjährigen Kriege, sowie die biographischen Nachrichten über die Chefs und Offiziere des Regiments finden im Auszuge besser in einer militärischen Zeitschrift Platz, und sind auch mehr für Militärs geschrieben, als für gebildete Leser aus allen Ständen. Sonst enthalten diese biographischen Notizen manches Bemerkenswerthe, namentlich aus dem Leben der Generale Ragler, der den Grund zur Vortrefflichkeit der preussischen Cavalerie vor Seydlitz legte, Schwerin und Prittwitz, des Retters Friedrich II. in der Schlacht bei Kunnersdorf. In der Correspondenz, die Ragmer für sein Regiment mit dem Kurfürsten (nachmaligem Könige) Friedrich geführt hat, erwähnen wir nur eines Abschiedes für den Major v. Stojentzin, der so dick geworden war, daß er „fast in seinem eignen Fette ersticken muß“.

Von einem allgemeineren Interesse ist allerdings Ragmer's Leben, für welches Hr. v. Schöning außer den gedruckten Hülfsmitteln mehr handschriftliche Nachrichten und Privatrelationen benutzen konnte, ganz vorzüglich ein eigenhändiges Manuscript Ragmer's, die Relationen des Brigadiers Otto Christ. v. Grumbkow und die Biographie des Generals Friedrich Albrecht v. Schwerin. Aus einem alten Geschlechte in Hinterpommern entsprossen, begann der am 14. Sept. 1654 zu Guxmin geborene Ragmer seine Laufbahn mit einer Pagenstelle im Hause des Grafen Dohna in Küstrin, vertauschte dieselbe jedoch bald mit dem Dienste unter den holländischen Truppen, wo er 1674 und 1675 die Feldzüge in Brabant als gefreiter Corporal mitmachte. Mangel an aller Aussicht zum Weiterkommen führte ihn in den vaterländischen Dienst zurück, wo er Offizier ward und vor Stettin, Stralsund, auf Rügen, in Preußen und zuletzt 1686 in Ungarn unter dem General Schöning gegen die Türken focht. Überall zeichnet er sich aus und gibt interessante Details über den Feldzug in Ungarn, nach dessen Beendigung er zum kurfürstlichen Generaladjutanten erhoben ward.

Eine besondere Wichtigkeit hat die 1688 stattgefundenen Expedition brandenburgischer Truppen unter dem Marschall Schomberg nach England, um Wilhelm von Oranien zu unterstützen. Hr. v. Schöning hat diesem Ereigniß, dessen in ausführlicheren Kriegsgeschichten jener Zeit fast gar nicht gedacht wird, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Das Resultat seiner Forschungen ist, daß die brandenburgischen Truppen allerdings nach England abgegangen sind, aber schon vor dem Frühjahre 1689 zurückgeführt sein mögen, weil jene Unternehmung einen so überraschend schnellen und glücklichen Ausgang hatte. Ragmer trat um Weihnachten 1689 seine Heimreise an, ward aber von einem französischen Kaper aufgebracht und zu Dünkirchen mehre Monate in ziemlich enger Haft gehalten. Eine Verkleidung und die List seines Kammerdieners rettete ihn aus der Gefangenschaft.

In den folgenden ruhmvollen Feldzügen der brandenburgischen Truppen am Rheine (1689—94) wird der Name des Generalmajors Ragmer überall mit Auszeichnung genannt, und er selbst von den bedeutendsten Feldherren mit einem besondern Vertrauen beehrt, namentlich von Marlborough. Die Geschichte dieser Feldzüge hat aus archivalischen Quellen manche Bereicherung erhalten. Dasselbe gilt von den Schlachten des spanischen Erbfolgekrieges, so weit dieselben am Rheine und in Schwaben geliefert wurden, wo Ragmer preussische Truppen befehligte, und bei den Belagerungen von Bonn, Venloo, Suremonde, Douan, Bethune und in den Schlachten bei Blenheim (1704), Dudenarde (1708) und Malplaquet (1709) seinen Ruhm und den seiner Truppen bewährte, die in den Berichten Marlborough's und des Prinzen Eugen von Savoyen als „sehr aguerrierte Leute“ gerühmt werden. Überall war er an der Spitze seiner Reiter, empfing auch bei Blenheim und bei Dudenarde im heftigsten Feuer nicht unbedeutende Verwundungen und hatte sogar das Mißgeschick, in den Schlacht bei Hochstädt am 19. August 1708 beim Retrosireiren gefangen zu werden. Damals ward er acht Monate in französischer Gefangenschaft gehalten.

Als ein sechzigjähriger Greis, aber „bei vollkommener Gesundheit und bei Kräften des Geistes und des Gemüthes“ lehrte Ragmer, der mittlerweile zum Generalleutnant ernannt war, mit den preussischen Truppen nach dem Abgange des utrechter Friedens in das Vaterland zurück. Der junge Monarch, Friedrich Wilhelm I., bewies ihm dasselbe Vertrauen, welches ihm sein Vater geschenkt hatte; Ragmer begleitete den König auf Reisen und nahm auch Theil an dem vertraulichen Circle, wo bei Bier und Taback wichtige, sowie gewöhnliche Ereignisse verhandelt wurden. Er ward General der Cavalerie, dann Feldmarschall, und konnte im August 1730, als Friedrich Wilhelm I. über die Flucht seines Kronprinzen auf das höchste erbittert war, dem Könige die dringlichsten Vorstellungen gegen das grausame Verfahren machen, welches er einzuschlagen im Begriffe war. Unser Verf. stimmt ganz mit dem verständigsten Histo-

zitter, mit Preuß, darin überein, daß der Kronprinz die Erhaltung seines Lebens gewiß hauptsächlich dem standhaften Muth des Fürsten von Dessau, des Generalmajors v. Buddenbrock und Ragmer's zu verdanken gehabt hat. „Der Tag“, sagt er hinzu, „an welchem dies geschah, war ihm gewiß der schönste seines Lebens.“ Und in der That ist schon in dieser Rücksicht Ragmer für Preußen ein bedeutender Name, und Hr. v. Schöning hat wohl daran gethan, den Glanz desselben durch seine wacker Schrift zu erhöhen.

Neun Jahre nach jenem Ereignisse, also ein Jahr vor der Thronbesteigung Friedrich II., starb der alte Held im 85. Jahre seines Lebens am 14. Mai 1789, und ward mit den größten Feierlichkeiten bestattet.

Das Portrait des Generals zeigt uns einen stattlichen Kriegsmann mit einem ausdrucksvollen Gesichte. Eine andere interessante Zugabe ist die von 57 Facsimiles von Unterschriften hoher fürstlicher Personen, preussischer Könige und Prinzen und geachteter Feldherren und Staatsmänner, als Eugen von Savoyen, Marlborough, Derflinger, Schöning, Danckelman, Grumbow, Seydlitz, Winterfeldt, Zieten u. A. 2.

### Notiz.

#### Die Insel Hydra.

Die durch den griechischen Freiheitskrieg und die in ihm erwiesene Thätigkeit und Unerschrockenheit ihrer Matrosen berühmt gewordene Insel Hydra wird bei den Alten kaum erwähnt. Herodot erzählt im dritten Buche seiner Geschichte, daß die Samier, als sie auf ihren Schiffen vor der Tyrannie des Polykrates flohen, sich zuerst nach Syphnos wandten und, nachdem sie von den Einwohnern dieser durch ihre Bergwerke damals sehr blühenden Insel hundert Talente erhalten, von den Hermoniern die dem Peloponnes gegenüberliegende Insel Hydra kauften. Diese Auswanderer schienen daselbst ein neues Vaterland gründen zu wollen; allein sie gaben die Absicht bald auf, vertrauten Hydra den Einwohnern von Erzyne an und wandten sich nach Kreta, um sich in der Stadt Kydonia niederzulassen. Auch der Geschichtschreiber Helatoros erwähnte Hydras, und nach einem Citate des Geographen Stephanos Byzantios aus dem einundzwanzigsten Buche der Geschichte der Russen von Dionysios gab es einen sehr ungeliebten Diktator von Hydra, Namens Voages, der gleichwol ein guter Dichter und Verfasser mehrerer Komödien war. Pausanias nennt Hydra nur im Vorbeigehen. Ubrigens ist hiernach der ursprüngliche Name der Insel nicht Hydra, sondern Hy-drea. 25.

### Bibliographie.

Der wandelnde Ahnherr oder: Als von Schrofensfels mit dem blutigen Harnisch, Romantische Ritter-, Räuber-, Kloster- und Geistergeschichte aus der grauen Vorzeit. 2 Theile. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Album. Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller zum Besten der Berunglückten in Pesth und Ofen herausgegeben von Friedrich Wittbauer. 2te Auflage. Gr. 8. Wien, Möbels & Wwe. u. Braumüller. 1 Thlr. 8 Gr.

(Böttiger.) — Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus K. A. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von K. B. Böttiger. 2tes Bdn. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Busch, G. F., Cinthio oder: Die gebesserten Überreste aus dem furchtbaren Bunde der verschworenen Brüder. Eine romantische Räuber- und Familiengeschichte. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Conversations-Lectur der Gegenwart. 3tes Heft. Bains-Besson. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 8 Gr. Schreibpap. 12 Gr. Kleinpap. 18 Gr.

Cornelia, Taschenbuch für Deutsche Frauen auf 1839. Herausgegeben von A. Schreiber. 16. Heidelberg, Engelmann. 2 Thlr. 8 Gr.

Dethmar, F. W., Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. I. Gr. 12. Essen, Bädeler. 16 Gr.

Ellendorf, J., Die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit. 1ster Band. Gr. 8. Essen, Bädeler. 1 Thlr. 12 Gr.

Förster's, Fr., Gedichte. 2tes Buch. Romane. Erzählungen. Legenden. 8. Berlin, Heymann. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Frauen. Novelle von der Verfasserin der Freundinen, der Cousinen u. a. m. Aus dem Schwedischen übersezt von C. Eichl. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Fröhlich, C. F., Das fürchterliche Schloß Podiebrad und seine unheimlichen Gäste. Eine Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Servinus, Gesammelte kleine Schriften. Gr. 8. Atona, Hammerich. 2 Thlr. 16 Gr.

Sördrer, A. Fr., Geschichte des Urchristenthums. (1stes Buch.) Das Jahrhundert des Heils. 1ste, 2te Abth. Gr. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 3 Thlr. 16 Gr.

Heinzelmann, F., Marshall Vorwärts und die Freiheitskriege in Ebern. Gr. 8. Magdeburg, Creuz. 8 Gr.

Hempel, G. F., Sitten, Gebräuche, Trachten, Mundart, häusliche und landwirthschaftliche Einrichtungen der Altenburgischen Bauern. Nebst 10 colorirten Lithographien. Gr. 8. Altenburg, Schnuppase. 2 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. B. Subiz. 18ter Jahrg., für 1839. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 1 Thlr. 16 Gr.

Klein, J. B., Geschichte des Blinden-Unterrichts und der den Blinden gewidmeten Anstalten in Deutschland, sammt Nachrichten von den Blinden-Anstalten in andern Ländern. Gr. 8. Leipzig, Liebeskind. Geh. 1 Thlr.

Leibrod, A., Der junge Garbist in Napoleons Armeem im Feldzuge von 1812. Historisch-romantische Erzählung. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 18 Gr.

Lewald, A., Handbuch für Reisende am Rhein, im Taunus, in dem Rheine- und Moseltthal. Mit 1 Reisekarte. 8. Stuttgart, Hallberger. 21 Gr.

National-Bilder, dargestellt in Novellen und Erzählungen, bearbeitet von F. Frei. 2 Theile. 8. Breslau, Leuckart. 2 Thlr.

Dswald, Leben, Charakter und Philosophie des Horaz. Ein Dialog. 8. Leipzig u. Paris, Brockhaus u. Wenner. 1 Thlr.

Schöppe, A., Zwei Weichen. 1) Der Unthat Lohn. 2) Der Secretair. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Schäp, G., Die eifersüchtigen Weiber, Pöffe. 8. Gütstrow, Dptg. 12 Gr.

Spindler's sämtliche Werke. 54ster, 55ter Bd. Rosetten. Erzählungen und Novellen. 2 Bände. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 3 Thlr. 6 Gr.

Stahmann, F., Drei Nächte aus dem Leben der Königin Anna von Desterreich Gemahlin, Ludwigs XIII. Die Schauernacht am Haibelzug. 8. Neuhaßensleben, Cyraud. 1 Thlr.

Täuffer, G., Erzählungen. 8. Neuhaßensleben, Cyraud. 1 Thlr.

Walter, Das Privat- und öffentliche Leben des Erzbischofs von Köln Freiherrn Clemens August von Droste-Vischering. Nach den besten Quellen geschildert. 8. Hanau, König. 20 Gr.

Zgnaser, F. Felix Anselmo, genannt der rothe Amtsrath. Eine wahre Räubergeschichte aus dem 19ten Jahrhundert. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Leonardi Belloni oder: Der Ahnentraf im Hain der Nemesis. Eine italienische Räubergeschichte. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 4 Gr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 229.

17. August 1838.

Allgemeine Theaterrevue. Herausgegeben von August Lewald. Dritter Jahrgang. Für 1838. Stuttgart, Cotta. 1837. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Drama war der siegreiche Sturmloch, mit welchem bei uns Deutschen die chinesische Mauer eines steifen, begeisterungslosen Lebens und einer formellen, abgestandenen Poesie hauptsächlich umgerannt und erschüttert wurde. So unmittelbar wirkte nicht die Philosophie Kant's, nicht die Kritik Lessing's, so ausgebreitet nicht die überschwenglich gefeierte Messiasde Klopstock's, als die dramatischen Erstlingswerke Goethe's und Schiller's, und die Reihe von Bühnenproducten, welche Letzterer den Augen seiner Landsleute vorführte. Eine ganz neue Welt sinnreicher sprachlicher Wendungen und Gedanken, Ansichten und Tendenzen that sich dem Volke auf und wurde ihm Mitbesitz. Schiller wurde Volksmann; er hat für uns historische Bedeutsamkeit, wie die Bühne, die er schuf. Wenn in Weimar ein neues Schiller'sches Drama aufgeführt wurde, so war's ein Fest, wie das einer Wallfahrt; das Volk bildete Gassen, wenn er nach einer Auf-führung hindurchschritt, und wies auf ihn wie auf einen Heros. Des Volkes Stimme lügt nicht, aber wol loget später die kritischen Stimmführer, welche an den heroischen Mann das Weil ihrer Kritik zu legen suchten. Von dieser Verirrung fängt man endlich an zurückzukommen; fester als je hat sich die Überzeugung gegründet, daß die Bühne durch Shakespeare und Lessing, Goethe und Schiller unsere Poesie gerettet hat; man fängt wieder an, Achtung vor einem Institute zu bekommen, welches eine Zeit lang nur als Füllung leerer Abende und als Lückenbüßer für die Conversation benutz und von dem geistvollern Theile der Nation mit Gleichgültigkeit behandelt wurde. Denn es ist offenbar und nicht mehr abzuleugnen, daß die Bühne in einen verderbten Zustand der Stagnation gerathen ist. Die Theaterkritik, welche lange Zeit in der Gewalt käuflicher und urtheillosen Leute war, ist endlich zur Erkenntniß der Gebrechen gekommen, an welchen die gegenwärtige Bühne leidet, und hat grade durch ihre auf Tod und Leben kämpfende Polemik bewiesen, wie stark das Interesse ist, welches sie an der Zukunft der Bühne nimmt. Die Zahl Derer ist gering, welche überhaupt das Theater und mit ihm das Drama als ein den Forderungen unserer Zeit nicht entsprechendes Postulat aufgegeben

wissen wollen; eine solche Verzweiflung ist ganz am unrechten Orte und gehört ganz in das Reich jener unglücklichen modernen Verzweiflungen, von denen die eine die Journalistik, die andere das Epos, die dritte die gesammte Literatur, die vierte das politische Leben oder gar das Leben selbst aufgeben zu müssen glaubt. Jenes Vergnügen an dem gegenwärtigen Zustande der Bühne, welches sich in einem großen und zwar dem gebildetern Theile der Nation kundgibt, jene seit einigen Jahren wachgewordene und in Stahl und Eisen gegen das Theater der Gegenwart anstürmende Polemik, jener heilige Ernst, womit man sich mehr als je auf Shakespeare und Schiller zu berufen anfängt, sind ein Zeugniß von der Achtung, die man vor den Principien hat, von welchen die Bühne ausgehen sollte; und wenn sie es nicht thut, so liebt man sie auch in diesem Zustande noch, wenn auch in der Form des Hasses. Selbst Schauspieler, welche es mit ihrer Kunst redlich meinen, sind von der Unhaltbarkeit der Bühne in gegenwärtiger Gestalt überzeugt; sie sind es müde, jene nach der allgemeinen Elle der Mittelmäßigkeit zugeschnittenen charakterlosen Rollen sich anzupassen; sie behaupten, daß die Bühne und der Geschmack des Publicums bis zur möglichsten Degradation sinken müssen, bis die Jämmerlichkeit nicht mehr überboten werden kann und der alte Jammer, dessen man überdrüssig sein wird, keine vollen Häuser mehr macht; dann, meinen sie, werde eine Reorganisation der Bühne von Grund aus eintreten müssen und aus der schlackigen Asche der Phönix der Kunst sich siegreich emporschwingen. Diese Hoffnung hat ebenso viel Hypochondrisches als vielleicht auch Sanguinisches; es ist die Hoffnung der Katholiken auf das reinigende Fegfeuer; aber man muß sie als Endziel, wonach unsere kritischen Angriffe zu organisiren sind, festhalten und Andern einprägen. Jene kritischen Bedenken Einzelner werden zu einer kritischen Grundstimmung Aller werden müssen; es wird eine Ebbe in der dramatischen (theatralischen) Production eintreten; denn nicht Jeder mag wie Nestroy, und nicht Jeder kann wie Raupach dichten, weil Wenige die sogenannte Bühnenkenntniß und die spielende Fambenfertigkeit Raupach's besitzen. Es ist oft von Letztem behauptet worden, daß er kein eigentlicher Poet sei, und in der That, wer sich in seinen Lustspielen so im Sande der flachsten und poesielosesten Trivialität zu tummeln weiß und den

bloßen Spasmacher spielt, von dem läßt sich schwerlich behaupten, daß er in seinen Tragödien als wirklicher Poet erscheinen werde. Hätte sich Shakspeare oder Calderon so weit herablassen können, Stücke zu schreiben wie etwa Raupach's „Der Plagen als Eheprocurator“ und ähnliche, so würden sie es auch unterlassen haben, einen „König Lear“ oder einen „Standhaften Prinzen“ zu dichten. Solche Gegensätze sind in einer und derselben Person gar nicht denkbar. Die Bühne hat sich in Raupach so festgerannt, daß man auf ihn bei jeder Abhandlung über die gegenwärtige Bühne unwillkürlich zurückkommt. Ihr tadelt Raupach, hat man uns gesagt, aber ihr gebt uns nichts Besseres. Ganz recht! als aber Euripides, von dem Kunstideal des Sophokles abgelenkt, die Begriffe des Publicums geschwächt, verwirrt und sich zum Alleinherrscher der atheniensischen Bühne gemacht hatte, war auch die Ausbildung eines zweiten Sophokles gar nicht mehr zu rechnen. Wo die bloße Coulissen-, nicht Bühnengerechtigkeit das einzige Kriterium geworden ist, wonach man über die Aufnahme der Stücke entscheidet, da ist für das echte Drama kein Boden mehr; und wer die Scenensolge bequem einzurichten, leicht declamirbare Verse zu schreiben und effectvolle Abgänge zu machen weiß, der ist König und Held der Bühne. Man kann Raupach's Verdienste und im Allgemeinen sein glänzendes productives Talent anerkennen, man kann ihm zugestehen, daß er der reingeschichtlichen Tragödie neuerdings Bahn gebrochen, die Überschwemmung französischer Bühnenartikel zurückgedämmt und — was doch immer etwas ist — dem Publicum manchen lachlustigen Abend bereitet habe: das Alles kann man ihm einräumen und doch behaupten, daß eine die Fortbildung des Dramas unfähig hindernde Kraft in ihm liege. Die Bühne hängt sich an die Warte seiner dramatischen Productivität; aber es ist zu viel Ballast darin aufgehäuft, als daß man sich flott erhalten könnte. Fragt man nun: was hat uns eure Polemik gegen die Bühnenzustände der Gegenwart gestruht? so lassen sich die reifen genießbaren Früchte freilich nicht nachweisen, die sie emporgetrieben, aber wol die faulen unerquicklichen Früchte, die sie als solche bezeichnet und von dem gesunden Stamme des Dramas entfernt hat. Die Kritik hat das Geschäft, das Unkraut, die Quacken, die Parasitenpflanzen wegzuräumen, das Erdreich umzuröden und das fruchtbare zu oberst zu bringen. Und wenn sie nur wie ein umgekehrter Wegweiser sagt: diesen Weg sollst du nicht einschlagen, du wirst dich auf ihm verirren, er wird dich vom Ziele abführen! so haben wir auch dadurch schon viel gewonnen. Produciert wird selber genug, mehr als ein gewöhnlicher Menschenmagen vertragen kann; aber die aufräumende und beschränkende Kritik wird noch lange nicht mit hinlänglichem Ernste und in gehöriger Ausdehnung geübt. Auch datirt die Überzeugung von der gegenwärtigen Depravation der Bühne, oder die Fähigkeit und der Wille, sie offen auszusprechen, seit wenigen Jahren. Was aber in Bezug auf den jetzigen Zustand des Theaters Liech, Immermann, Hans (Legterer im „Johiacus“) eingewandt oder festgestellt haben, wird auf die Dauer nicht verloren sein. In demselben Sinne

redigirt Willkomm seine „Jahrbücher“, in demselben Sinne schrieb ich meinen Aufsatz in Mundt's „Diosturen“; in demselben Sinne sprechen sich Gukow, Heine, Kühn, Duller u. A. an den verschiedensten Orten aus, und in demselben Sinne bearbeitet Lewald seine „Theaterrevue“, von welcher hier die Rede sein soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Gesellschaft. Novelle von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, Duncker und Humblot. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist ein charakteristisches Merkmal der modernen Novellen-Literatur, daß dieselbe mit Vorliebe die Fragen, die Situationen, die Charaktere der Gegenwart reproducirt; ja, das Publicum, oder vielmehr ein Theil desselben, geht so weit, daß es, wenn's nur aus der Gegenwart herausgeschrieen ist, den Mangel an poetischer Auffassung und idealer Combination leicht überieht. Das Interesse für die vorliegende Novelle ist aber schon deshalb ein doppeltes, weil wir uns die glücklichste Harmonie versprechen dürfen zwischen dem Autor und dem Stoffe. Der Autor, der in den höhern Kreisen der Gesellschaft steht, ist nicht in dem Nachtheil so vieler jungen Schriftsteller, die, weil sie in den Palästen der Großen sich umhänzen, oder weil sie im Bade oder auf Dampfschiffen eine vornehme Bekanntschaft machten, oder vielleicht in der subalternen Stellung eines sogenannten Hauslehrers in einem adeligen Hause waren, das Leben der Gesellschaft verstanden zu haben glauben, während sie dasselbe sich mehr erträumen, als daß sie es gründlich kennen gelernt hätten. Unser Autor aber hat in den Kreisen, in welche er uns einführt, so zu sagen seine Heimath, und was ihn umgibt, das hat er mit glücklicher Beobachtungsgabe durchdrungen. Ein zweiter Grund, auf welchen ich mein Urtheil über die Harmonie des Autors und seines Stoffes basire, ist, daß er, als dem Adel angehörend, manches Urtheil über denselben aussprechen, manche Wahrheit demselben sagen konnte, die man von den Adelligen sich sagen läßt, während man dieselben Bemerkungen und Urtheile, wären sie von einem in gesellschaftlichem Range niedriger Stehenden ausgesprochen, für Härte, für Verhöhnung ausgehen und als unbillig und gehässig verschreien würde. Durch die lebenswürdige Unparteilichkeit der Verfasserin bleibt aber diese Novelle der Wahrheit und Wirklichkeit so nahe wie möglich.

Demnach glaube ich gewiß, daß wir in unserer deutschen Literatur durch diese und ähnliche Novellen und Romane mit der Novelle der neuesten Zeit wieder könnten ausgehnt werden. Denn, obwohl andere Nationen uns die erfreulichsten Beispiele gegeben haben, wie in der genannten Gattung der Poesie die Gegenwart behandelt werden müsse, indem wir z. B. durch viele von Bulwer's Romanen in die genaueste Bekanntschaft mit der englischen Gesellschaft gesetzt sind und indem wir durch Miss Martineau eine so umfassende, speciell und wahrhafte Darstellung des amerikanischen Lebens erhalten, so hat im Besonderen die neueste Schule in Deutschland sich planmäßig bemüht, durch eine rasende Umkehrung und Verdrehung der Verhältnisse uns glauben zu machen, unser Leben sei so unfruchtbar, so verdoert und arm wie die Phantasie ihrer Propheten.

Wenn ich aber das obige über die vorliegende Novelle ausgesprochene Urtheil einigermaßen begründen soll, so kann ich es nicht besser thun, als wenn ich zunächst zeige, daß die Verfasserin das Leben der Gegenwart, dessen Tendenzen und Zustände kennt.

Sie sieht es sehr gut ein, daß unser Alter nicht mehr weise und unsere Jugend nicht mehr jung sein will: sie tadelt die Gask, mit der unsere Jugend sich ins Leben stürzt, als wäre das Schicksal darin so früh und mit Sturm zu gewinnen. Unsere Verfasserin weiß es wohl, daß man den Men-

sehen jetzt weit weniger nach seiner abgerundeten Persönlichkeit als nach einzelnen Eigenschaften beurtheilt und ihn weit weniger als Menschen als nach dem Stande, dem er angehört, oder dem Range, den er behauptet, schätzt. Auch ist ihre nicht entgangen, daß durch die allgemeine gegenseitige Masterrade der Welt der Wahrheit aus der Welt verbannt werden wird, daß die Kälte in Erfahrung übergehen muß und die kolossale, vernichtende Langeweile, an der namentlich unser weibliches Geschlecht laborirt, kaum mehr zu bewältigen ist, indem wir schon hätten einsehen sollen, daß die wissenschaftliche Bildung, die wir den Frauen aufzubringen uns bewähren, dagegen nicht hilft. Daß man ferner die Fragen vom wahren Lebensinteresse aus der Gesellschaft verbannt und unerbetet liegen läßt und nur die sabelsten Gegenstände bespricht, vor denen kein noli me tangere steht, daß man die Religion ignorirt, im Leid aber auf dieselbe schmäht, — wer hätte das nicht erfahren! Und leider ist in unserm Leben — ich meine, unser Autor sieht es ein — das Gefühl für Ehre viel zu wenig gepflegt; wir Deutschen hätten dasselbe nicht genug beleben, kräftigen können; jetzt aber, wo es geschieht, daß Männer, welche der Zufall hoch in der Gesellschaft stellte, des Ehrgefühls sich entsezt haben, da kann sich bloß die jämmerliche Stille mit ihrer Dürre und Kraftlosigkeit an die Stelle der Ehre drängen. Daher ist auch unser Fortschreiten großen Theils nur Scheinbar und unsere Kraftanstrengung und Kraftäußerung oft nur Ueberreizung, Erschlaffung, Paroxysmus von Epileptischen. Ja, wahrhaftig die Mehrzahl unserer Gesellschaft n'est pas de l'étoffe dont on fait les grandes passions.

Es wird aber unsere Gesellschaft jetzt von keiner Idee so tief ergriffen und bewegt, als von den Ideen über Liebe und Ehe und deshalb ist die Novelle, die vor uns liegt, auf diese Ideen basiert. Indeß eine Doctrin ist hier nicht vorgetragen; die Verhältnisse werden geschildert, wie sie sich gestalten, und die Entwicklung ist natürlich. In der Gegenwart, wo es zur Manie geworden ist, Alles in die Urbesandtheile aufzulösen und die Conglomerate in ihre Theile zu zerlegen, wo man aller Rechte und Pflichten letzten Grund aufsucht und gar nicht gern dabei stehen bleibt, daß sie in der Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Lebens den letzten Grund haben — da hat eine der Grundlagen unsers Lebens, die Ehe, dieser zerlegenden und zerlegenden Betrachtung nicht entgegen können. Daß aber die Idee der Ehe, welche unser Volk sich bildet, oder sich bilden kann, mit der Realisirung in Widerspruch steht, das ist gewiß, weil der Fall bei jeder Idee eintritt; zur lebendigen Einsicht davon gelangen wir aber, wenn wir sehen, wie in der Ehe die ideale Harmonie so oft gestört wird, wie die seltsame Ruhe aufgehoben wird durch Arbeit, Sorge, durch Noth vielleicht; wie die Liebe, statt im Lauf der Tage aus den zwei Wesen mehr und mehr eins zu bilden, aufgelöst wird in Gleichgültigkeit, Kälte, Trennung. Der Grund von dieser zu oft vorkommenden Erscheinung liegt aber in der Totalität unserer Cultur: die Moralbegriffe sind zu weit, sind lax, die Moralprincipien sind höchst willkürlich aufgestellt; wir statuiren zufolge unsers Standpunktes und unsers Bedürfnisses eine verschiedene Moral, eine Moral des Christenthums, des bürgerlichen Lebens, der kaufmännischen Verhältnisse, der Politik — und was die eine für Wahrheit erklärt, das ist, wenn ich der andern folge, Falschheit und Lüge. Ja, wir hätten einen Sokrates nöthig, der gegen die Sophisten und gegen die Sophistereien mit Kraft und Muth zu Felde zöge; denn die Sophisten nisten sich immer tiefer ein in unsere Politik, in die Moral, in die Religion, in das Haus, in alle unsere Begriffe, berauben den einfachen Menschen seiner richtigen Vorstellungen, lassen sein einfach wahres Urtheil als verkehrt erscheinen und sehen ihn außer Zusammenhang mit der Wahrheit und mit der Gesellschaft. So ist es nun geschehen, daß die hellenistischen Philosophen oder die philosophischen Novellisten unsers Decenniums herausbrachten, die Stellung des Weibes unter uns sei nicht sowol im Äußern als in ihrem innersten

Wesen eine durchaus unmoralische und es fodere ihre Pflicht, der Welt das Bild vom rechten, wahren, vollkommenen Weibe vorzudealifiziren. Allein dies Idealisiren streifte denn doch bisweilen leiber etwas über das Kolossale hinaus, wobei namentlich die Kubität sehr strappirend auf uns wirken mußte, weil dieselbe sowol im Physischen wie im Moralischen von uns Deutschen durchaus verabscheut wird. Sowie über den dunkeln germanischen Urvölkern ein tiefes Schwestern lag, so liegt dasselbe über den Gemüthern unsers Volks; sowie das Weib des Germanen sich hielt in der Zurückgezogenheit des Hauses, wie der Germane seine Religion mehr in der Tiefe des Gemüths als in Zeichen und Symbolen feierte — so ist jede Enthüllung des weiblichen Wesens und Lebens gegen den Charakter des echten deutschen Volks. Daß wir nichtsdestoweniger unter uns Frauen finden, die von der Idee des Weibes sich weit entfernt haben und das sein könnten, was jene Novellisten anbeuten, das kann nicht geleugnet werden. Indeß, so wenig unsere Religion über solche Individuen den Bann ausspricht, so wenig unsere Gesellschaft sie aus ihren Kreisen vertreibt, so wenig hätte man, meiner Ansicht nach, das Anathema über dergleichen novellistische Darstellungen aussprechen und die Verfasser so zu sagen ächten — sondern dem Gefühl, dem Schmach und der Kritik des Publicums hätte man jene Productionen überlassen sollen, über deren Werth oder Unwerth ein gesunder Sinn schon längst entschieden hatte, als ihre Verfasser mehr oder weniger deutlich Klein bezugeben und zu widerrufen angingen.

Die Verf. der vorliegenden Novelle aber gehört keineswegs in die Reihe Derer, die das Evangelium einer neuen Liebe und einer neuen Ehe verkündigen; denn sie gibt beiden, dem sinnlichen wie dem geistigen Element in der Ehe, ihr volles Recht. Es ist ihr die Ehe ein heiliges Mysterium, dessen Hülle sie niemals mit frivolster Hand zu berühren oder gar wegzuziehen wagt. Obwohl sie sich darin zu gefallen scheint, ähnlich wie George Sand in ihrem „Secrétaire intime“, eine Frau, deren Bildung so zu sagen abgeschlossen ist, im Übergewicht erscheinen zu lassen über einen ganz jugendlichen Mann, so geht doch aus dem Ganzen des Buchs hervor, daß die Verf. glaubt, nur durch die Vereinigung von Mann und Weib komme die vollkommene Menschheit zur Erscheinung. Bei diesem unbestreitbar ihr angehörenden Grundgedanken kann man nicht ihr, sondern nur der Gesellschaft zur Last legen, wenn einzelne Personen ihrer Novelle bisweilen einen etwas frivolsten Ton anstimmen, wie wenn es an einer Stelle heißt: da die tugendhaften Frauen die Laune haben, daß die Liebe sich ihnen nur im Gewande der Anbetung nähern dürfe, so kann man ihnen wol den Spas der Masterrade machen; oder wenn gesagt wird, daß die Frauen, die ihren Gemahl am zärtlichsten lieben, des Liebens so gewohnt sind, daß man am leichtesten bei ihnen ruffirt. Wenn dessenungeachtet Jemand auftreten wollte und sagen, die Verf. unserer Novelle scheine doch nicht recht an das Glück der Ehe zu glauben, den möchte ich an einen Gedanken des Buchs erinnern, welcher in dieser Rücksicht wol der leitende sein dürfte. Die Verf. sagt nämlich einmal, die Bibel gebe uns doch den Rath, zu besitzen, als besitzen wir nicht; wenn nun zwei Menschen, meint sie, die sich lieben und besitzen, diese Worte zur Richtschnur ihres Lebens machen, wenn es möglich wäre, daß die Grazie, die Zartheit, die Sehnsucht, die Flamme des Nichtbesitzens sich verbanden mit der Blut und Hingebung des Besizes — wer, sagt sie, wollte dann nicht gern an das Glück in der Ehe glauben und in derselben den Himmel auf Erden sehen!

Ein anderer Gedanke der Gegenwart, der in dieser Novelle mehrfach discutirt wird, ist das Verhältniß des Weibs zur Gesellschaft. Es ist nicht zu verkennen, so sehr die neuere Schule sich dagegen verwahren mag, daß sie, wenn auch nicht zu dem Krugischen, oder zu dem Kottackischen, oder zu dem Christiantischen, aber doch zu einem Liberalismus, vielleicht Ultra-liberalismus, sich bekant: alle die hyperbolischen Äuße-

rungen über Volk und Königthum, die Insulten gegen das Befehlende, die Invektiven gegen die Aristokratie, der ganze Ton und die Haltung ihres Vortrags begründen die öffentliche Meinung, welche über sie entschieden hat. Was man auch urtheilen möge über die historische und philosophische Bildung der Köpfe, die da behaupten, daß der Adel, der jedenfalls — die Form lasse ich unbestimmt — ein notwendiges Element in jedem staatlichen Zusammenleben ist, unter uns ganz ausge- merzt werden könne, so kann ich diese Behauptung nur für die maßloseste Phantasterei ausgeben, die ein verständiger Mensch gar nicht in die Welt hätte hinauspreiben sollen. Dessenungeachtet aber sollte ein Jeder einsehen, daß der gegenwärtige Zustand des Adels und sein Verhältniß zu dem Stande unserer Politik, unserer Moral, unserer wissenschaftlichen Cul- tur, unserm Leben überhaupt in mehrfacher Rücksicht nicht die richtigen seien. Indem unsere Verf. dies anerkennt, tritt sie aber, selbst im entferntesten nicht, in Opposition gegen das Königthum, welchem die Anhänger der neuesten Schule feindlich entgegengetreten in einer Zeit, wo dasselbe nur in eine Art von Duldsamkeit versinken zu wollen schien und nicht grade positiv den Ideen, den Systemen, den Interessen des Volks wider- strebte. Die Sätze, welche in der vorliegenden Novelle im ab- gelassenen Salon discutirt werden, sind einfach, klar, ohne Bitter- zeit vorgetragen und erscheinen als Resultate der Geschichte und Erfahrung. Der Adel hat in der That einen dummen Streich gemacht, daß er sich von den Fürsten in die Erbärmlichkeit des Hofdienstes locken ließ, um die stolze Unabhängigkeit seines Schlosses und des Kriegsdienstes mit der Sklaverei am Throne zu vertauschen. Selbsteignung kann es wol nicht werden, daß die Fürsten, man hat vielleicht ein Recht zu sagen, undankbar genug sind, den Adel, nachdem er sich an ihren Höfen ruiniert hat, fallen zu lassen, sodas selbst die Protectionen, weil sie oft nur verfohlten gewährt werden, aussehn, als verdiene der Adel dieselben nicht. Unsere Verf. läßt sogar einen Adelligen auftreten, der behauptet, daß die Aristokratie keine Kraft mehr im Blut habe, um sich selbst zu regeneriren; er fürchtet, daß dieselbe vergehe gleich dem uralten Baume des Waldes, wäh- rend der Tieretat sich wie eine neue Anpflanzung über die mächtigen, kahlen Stämme erhebe. Ebenso verständig wird aber der Nachtheil des Bürgerthums hervorgehoben, indem gesagt wird, daß es für das letztere ein Unglück ist, daß die Schran- ken des Turnierplatzes sich ihm so weit öffnen, die Zahl der Aspiranten wird dadurch zu Regionen, mithin auch die der Unzufriedenen und Unruhigen. Es gibt unter ihnen, wie unter den Aristokraten, meistens Mittelgut, manche Tölpel, selten ein Genie. Wenn aber unter dem Adel ein Genie aufsteht, so stellen die Andern ihm sogleich drei, vier gegenüber und so wird es unmöglich, selbst durchs Zahlenverhältniß unmöglich, diesen den Rang abzulaufen. Wie sehr aber jede Partei in diesen Auseinandersetzungen ihr Recht bekommt und wie wenig die Verf. darauf ausgeht, für irgend ein System zu gewinnen, das zeigt sich recht auffallend an einer Stelle, wo sie be- hauptet, die bürgerlichen Frauen hätten nicht den Aptomat im Sichgehenlassen; sie meint, dieselben wären unendlich viel feister, förmlicher und gingen zu leicht in ungehinderte Lu- stigkeit über. Allein auch im Gegentheil gesteht sie ein, daß die aristokratischen Frauen mitunter oder häufig in Dreistigkeit, gar in Impertinenz übergehen, und das dürfe uns nicht Wunder nehmen, weil ja nicht alle aristokratische Frauen edle Na- turen seien.

Was übrigens die einzelnen Personen und Charaktere un- serer Novelle betrifft, so könnte nur der Unverständ verlangen, daß dieselben im Verlauf der Darstellung sich völliger ent- wickeln und abschließen möchten, denn da die Novelle nur einen kurzen Lebensabschnitt umfaßt, in welchem die Charaktere sich nicht abschließen und vollenden können, da überhaupt un- ser Verfahren mit den abgeschlossenen und fertigen Charakteren

oft ein sehr aphoristisches ist — so glaube ich, grade darin liegt ein Vorzug der Lebenswahrheit, daß in dieser Novelle von zwei bedeutenden Persönlichkeiten die eine, Polindoro, als wach- send erscheint und vorübergeht, die andere, Otto, als gewor- den, aber sehr schweigsam und halb verhält, uns vorgeführt wird. Für Schilderung weiblicher Charaktere hat die Verf. Vorliebe. Die Hauptperson: Ilba, streift ans Heroinnenartige; eine Heroine aber ist in der Novelle und dem Roman, wie im Leben, nur dann erträglich, wenn sich vor uns die volle, reiche Kraft ihres heroischen Wesens entfaltet, nicht aber wie hier, die Ilba, welche in Sympathie, entzückender Liebe und Kunstbegeisterung hinterbleibt.

Was aber die Combination der Einzelheiten zum Ganzen betrifft, so ist dieselbe ungezwungen, natürlich; die Darstellung lebhaft und ohne Prunk; die Conversation animirt und nicht ohne gut eingelegte Pointen, wenigstens dieselbe bisweilen so geht und forcirt ist wie die Salon-Unterhaltung, die ich aus eigener Anschauung kenne. Ganz unnatürlich ist das lange Gespräch zwischen Ilba und Herrn von Berffen, nachdem er von derselben einen Korb bekommen hat.

Daß in dieser Novelle die französischen Worte und Redensarten so häufig vorkommen, mußte vielleicht geschehen, weil es „aus der Gesellschaft“ ist. Im Gespräch laß ich mir auch gefallen, aber in erzählender poetischer Darstellung ist es, was auch Semilasso über die Nothwendigkeit sage, so unerträglich, daß es Einem das Durchblättern seines „Letzten Weltganges“ ganz verleidet. Wenn aber gar in ernsten, tragischen Momenten, aus dem Munde des Resignirten z. B., ein französisches Wort ge- hört wird, so kann ich mir nichts denken, was von so barockem Effect sei wie dieses auf S. 217, wo Ilba, in ei- nem wirklich ernsten Moment sagt: „Die Ehe ist besenchantirt für mich.“

75.

### Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von  
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit \* bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewißer.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

\*48. Cobbett's (William) englische Sprachlehre. Zweite Auflage, mit steter Einweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbezüge aus der allgemeinen Sprach- lehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, sowie auch zum Privat- und Selbstunterricht eingerichtet, mit mancherlei Übungsstücken und einem besondern Anhang für Kaufleute begleitet von Jakob Heinrich Kalkschmidt. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier.

Dies namentlich im Auslande längst als vorzüglich praktisch anerkannte Grammatik wird in der neuen Bearbeitung des durch seine Sprachwerke bekannten Verfassers ihre Brauchbarkeit in Deutschland immer mehr bedehren.

\*49. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Ency- clopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalausgabe. Zwölf Bände. Gr. 8.

Jeder Band in einem neuen Abonnement, das zu jeder Zeit begonnen werden kann, auf Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreib- papier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

\*50. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Ency- clopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalausgabe. Registerband. Gr. 8. Auf Druck-, Schreib- und Velin- papier.

Dieser Registerband soll ein wahrer Index zu dem vielverbreiteten Werke werden und den Lesern das Auffinden aller der verschiedenartigen Mittheilungen desselben erleichtern, dadurch also noch wesentlich dessen Brauchbarkeit erhöhen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonnal

Gemeine X

August 8  
wur des  
Mien de  
Wander A  
kalmatris;  
kämpfe sie a  
ghen von u  
ledernals in  
de Abhandl  
den schwerfä  
Wiederach, u  
Theater:  
Gemeinlich,  
wischer Pro  
ist unglu  
schlüssigkeit  
schwendige  
finden.  
Requisiten  
die Lehren  
wichtig  
Ma  
g kennen,  
die Verf. et  
wichtern.  
auscripte  
wird, ich  
einiger  
erweisen  
vorha  
in ohne  
in die Ko  
wären  
den An  
best  
den, wa  
Kunst  
einges  
wie  
yman

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 230.

18. August 1838.

Allgemeine Theaterrevue. Herausgegeben von August Lewald. Dritter Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. 229.)

August Lewald ist unbedingt einer der ebenbürtigsten Gegner des gegenwärtigen Bühnenzustandes, weil er von uns Allen der am meisten praktische ist. Ehemals selbst erstellender Künstler und Regisseur, hat er die genaueste Kenntniß; er sah der Bühne hinter die Coullissen und kämpft sie auf einem Boden, auf welchen sich die Wegligsten von uns wagen dürfen. Diese Kenntniß bekundet abermals in seiner diesjährigen „Theaterrevue“; er schreibt eine Abhandlung über die Mise en scène, was wir Deutschen schwerfällig „in die Scene setzen“ nennen. Alle jene Mißbräuche, welche bei den Rollenvertheilungen, Leses-, ersten Theater- und Generalproben eingerissen sind, werden honungslos, aber mit Anstand, scharfer Einsicht und in offener Prosa aufgedeckt, zu Ärger und Lust der Leser. Es ist unglaublich, welche Lächerlichkeiten, Intriguen und Nachlässigkeiten bei diesen für eine gute Darstellung so nothwendigen Vorbereitungen stattgefunden haben und noch auffinden. Die Directoren, Regisseure, Theatermeister und Equisiteure finden hier Andeutungen, die sie sich als ebenso gute Lehren zu Herzen nehmen sollten. Ein interessantes und wichtiges Capitel ist auch das über die Rollenvertheilung. Man lernt daraus die unverantwortliche Behandlung kennen, welche von den Herren Theaterkönigen, denen der Verf. ekelhafte Vornehmheit, wie unsern meisten Bühnendichtern abscheuliche Demuth vorwirft, den eingesandten Manuscripten und den Einsendern selbst zu Theil wird. Lächerlich, sagt Lewald, sei der Vorwand, mit welchem man einigen Bühnen die eingesandten neuen Stücke zurückgewiesen würden, der Vorwand nämlich: es sei kein Geld vorhanden, neue Stücke zu kaufen, die Theater kosten ohnehin schon zu viel. Aber, meint der Verf., man kann die Kosten bei Unbedeutendheiten, Überflüssigkeiten u. s. f. einschränken; ein Theater, welches auf den Namen eines ersten Anspruch machen wolle, könne ohne Neues gar nicht bestehen; das wäre das einzige Lebenselement, das kein, was die regste Wechselwirkung zwischen Publicum und Künstler zu erhalten im Stande ist. Die wenigsten der eingesandten Stücke, behauptet Lewald, würden so gelesen, wie sie eigentlich gelesen werden müßten, sodaß man genau prüfte, wie sie etwa durch Veränderungen einer

scenischen Belebung angepaßt werden könnten; und als Muster für die Art, wie man sie lesen müsse, stellt er Schröder, Iffland, Schreivogel und Rhode in Breslau auf, welche, wie der Verf. bemerkt, sämmtlich keine Hofchargen bekleidet hätten. Auch Kogebue sei in diesen Punkten sehr aufmerksam gewesen. Von den liebenswürdigen Gründen, wodurch jetzt ein gewöhnlicher Bühnenvorstand bestimmt wird, ein neues Stück zu geben, werden mehrere mitgetheilt. Entweder sei eine große Bühne (Berlin oder Wien) mit gutem Beispiele vorangegangen, und dies sei mit den Sachen von Raupach der Fall, ferner mit denen von Halm, Zedlitz (berühmten Edelkenten, wie ich bemerke), Bauernfeld, Löpfer, Blum (eigentlichen Bühnendichtern, zum Theil nur Bearbeitern ausländischer Sujets) und den andern Wenigen geschehen, deren Stücke in diesem Augenblicke unsere Theaterlangweile befruchten. (Hier mache ich darauf aufmerksam, daß die Angeführten an Orten leben, wo die Bühnen noch zugänglich sind. Wie machen es nun Talente — deren es doch, mit Verlaub der Herren Directoren und Regisseure, hier und da eines geben kann — in Breslau, Dresden, Leipzig, Hanover, Braunschweig und Stuttgart? Berlin, Wien und Hamburg sind weit, und die Nähe ist nur scheinbar. Wirklich! es ist das Verste, daß man von Hause aus mit der Bühne in geschiedener Ehe lebt, geschieden von Tisch und Bett, sodaß kein Kindersegen zu befürchten steht.) Oder, fährt Lewald fort, es ist Protection dabei im Spiele; irgend ein Mann oder eine Frau, ein Jüngling oder Mägdelein, das sich bei dem Intendanten oder dessen Gattin, bei dem Regisseur oder dessen Gattin, oder bei sonst einem vielvermögenden Schauspielers einzuschmeicheln wußte. Solche arme Schützlinge haben jedoch viel Herbes zu kosten; hundertmal glauben sie schon nahe am Ziele der Aufführung zu stehen, aber ebenso oft werden sie weit davon weggeschleudert u. s. w. (Ich, der Referent, füge noch hinzu, daß ein Hofraths- oder Geheimrathstitel, als Titel des Verf. beigesezt, in einer gewissen Stadt mehr alles Andere zu Gunsten der Aufnahme eine eclatante Wirkung haben und einen Heiligenschein der Coullissengerechtigkeit über das eingesandte Stück verbreiten würde.)

Das Übrige von den eingesandten Stücken, fährt Lewald fort, was nicht zu den obigen Kategorien gehört, wird unbeachtet liegen gelassen. Ist das Manuscript schon



und sauber geschrieben, wol gar noch dazu elegant gebunden, so heißt es in der Schlandriansprache der Machthaber: „Das nehme ich nicht in die Hand; das ist gewiß von einem Anfänger, der in seine Arbeit verliebt ist; wer wird das noch erst lesen; es ist Nichts, das weiß ich vorweg!“ Oder sieht das Manuscript unansehnlich aus, genial wie ein Wisch, so spricht solch ein Theatermensch: „Ich habe meine Zeit zu lieb, als sie mit dem Entziffern dieser Hieroglyphen hinzubringen!“ und dann geht er fort und würfelt um seinen Kaffee oder spielt Whist, Regel u. dgl., um seine Zeit besser zu nützen.

Hierauf nimmt Lenz an, das Stück sei im Lese-comité durchgegangen, oder auf sonst eine Art angenommen worden; wie nun? Ganze Scenen und Reden werden gestrichen, das ist unerlässlich, dazu hat jeder Regisseur von Gottes Gnaden die Befugniß erhalten; dann sind ein paar kleine Rollen, die überflüssig schienen, ausgeschnitten, zusammengezogen, andern im Stücke auftretenden Personen zugetheilt worden: Alles ohne Anfrage bei dem Autor. Entweder mag dieser (mit Ausnahme von Raupach, setze ich hinzu, weil bei dem die Besetzung jeder Rolle in der Rolle selbst liegt) nur bescheidenlich zum geneigten Begutachten ein Vorschlägelchen der Rollenbesetzung, oder stellt noch bescheidener Alles dem weisesten Ermessen hochloblicher, hochtheaterlicher Infallibilität anheim.

Ist Alles wirklich so, wie Lenz hier und weiterhin angibt, dann, in der That! möchte es kaum die Sache eines Ehrenmannes sein, irgendwo ein Stück zur gefälligt allergünstigsten Begutachtung einzureichen. Aber die Hoffnung, die Geduld, darin beruht die Stärke eines Deutschen, der damit sogar den Tod überwindet und jenseit einfliehet, daß er vergebens gehofft, vergebens gewartet hat. Es ist wahr, jene Theaterherren betrachten häufiger als recht ist die Kenntnißnahme von einem Stücke nicht wie eine Pflicht, sondern wie eine Vergünstigung, und so lange noch Raupach producirt und die Birch-Pfeiffer und Nestroy von der Menge gern gesehen werden, oder so lange — aber wer weiß wie lange — die halb-sittlichen Conversationsstücke, wie wirklich geschehen ist, für Ergüsse ausblünder poetischer Kraft und für einen Fortschritt zum „socialen“ Drama angesehen werden, so lange kümmern sich die Herren um junge Talente nicht, noch denken sie der Zukunft. Wie aber, wenn Raupach seine Productions-lust, die Birch-Pfeiffer ihren ganzen Credit, Nestroy sogar den Beifall der Menge verloren hat, oder wenn man der Salon- und Conversationsstücke müde und satt ist, wie dann? wie, woher wollt ihr euch rekrutiren? Ihr habt keinen jungen Dichter, der nur Dichter ist, herangezogen, begünstigt, gebildet, und euer ältern Dichter habt ihr verzogen, abgenutzt, geschwächt; ihr habt euch an die Aristokratie gewandt, aber die Aristokratie ist launisch, vornehm und wenige ihrer Mitglieder sind jener poetischen Urkraft voll, welche euch freilich plebejisch erscheinen mag, die aber allein im Stande ist, eine Reform der Bühne herbeizuführen. Erschreckt nicht, wenn ich euch sage: Ihr müßt euch an die Demokratie, oder besser an die Demagogie wenden; erschreckt nicht, ich spreche nur von der poeti-

schen Demagogie. Seht euch doch, um das Nächste zu nennen, in d. Bl. um, betrachtet die dramatischen Übersichten, und ihr werdet finden, daß es in Deutschland allerdings eine große Zahl von ehrenwerthen Talenten für die Bühne gibt. Eure Behandlung ist es, die ihre Stütze lähmt und sie in den Käfig des Buchhandels sich zurückziehen zwingt. Ihr tadelt uns, wenn wir eure Schikifrigkeit und Vornehmheit und das schlechte Spiel eurer Schauspieler rügen; aber wie — ich frage — verfährt ihr gegen uns? Ist euer Urtheil nicht viel härter, euer Verfahren nicht viel grausamer? Wüthet ihr nicht gegen unser eigen Fleisch und Blut? Die Stellung des Schauspielers zum Dichter kann immer nur eine secundaire sein; aber jeder Soufleur meint es besser zu verstehen als der Dichter; es gibt Städte, wo man seine Stücke (natürlich gegen festgesetzte Procente) dem Soufleur anvertraut, der es bei dem Herrn Regisseur bevormundet, der Herr Regisseur bei dem Intendanten u. s. f. Und nun die Regisseure! Ließe einmal ein junger Dichter sein Manuscript durch alle deutsche Bühnen die Runde machen, so würde jeder Regisseur nach Geschmack und Gutdünken so viel Fleisch von dem Stücke fortnehmen, daß zuletzt nur ein Skelett noch übrig bliebe. Wir müssen's verstehen, sagen sie; wir kennen die Bedürfnisse der Bühne, des Publicums. Freilich! aber das kindliche Gemüth des Dichters sieht oft reiner und heller als ein Intendant mit seinen Beisitzern und Regisseuren, deren Augen gestumpft, matt und vom Lampenlicht des Theaters geblendet sind. Kannte Shakespeare unsere Bühne und deren angebliche Gerechtigkeit? Nein! unsere Bühne lag seinen Begriffen fern, und dennoch wirkt er auch heutigen Tages noch. Wir wissen freilich, daß auch Shakespeare bereits unbequem zu werden anfängt; und kein Theater, sagt Zimmermann, spielte Shakespeare, wenn er unter uns als homo novus austräte. Ja, heißt es, wir haben von dem oder dem jungen Dichter ein Stück versucht und es hat nicht gefallen; es ist wenigstens — und das ist die Sache — kein Zug- und Kassenstück geworden. Versucht es mit dem jungen Dichter weiter, statt ihn abzuschrecken; ihr versucht ja so Vieles, Ballets und glänzende Opern, die einen großen Aufwand verursachen und auch nicht immer reußiren, warum seid ihr so grausam gegen die Heimat? Bulwer's erstes Drama gefiel nicht, das zweite hatte Erfolg und einen so glänzenden, daß es siebzehnmal hintereinander gegeben wurde. Versucht's mit einem zweiten, dritten Stück, mit einem zweiten, dritten Dichter, gewiß! die Mühe verlohnt sich einmal, später oder früher. Wir kennen eure Vorwände und Ausflüchte, welche nur der Deckmantel eurer Vornehmigkeit und Trägheit sind.

Da ich über diesen Gegenstand nächstens eine Broschüre zu veröffentlichen denke, so ist mir Lenz's Abhandlung eine doppelt dankenswerthe Erscheinung. Auch ich habe reiche Erfahrungen auf diesem Gebiete gesammelt, welche mir zu einem schönen herzhafte[n] Strauß verhelpfen werden. Man muß fortan mit Thatfachen gegen die Bühne ankämpfen, nicht mit Reflexionen. Oder sind das nicht beherzigungswerthe Thatfachen, wenn man ein Büh-

nenstück zwei Jahre und länger ungelesen in dem unglücklichen Repositorium liegen läßt, wo die eingedeten Stücke auf Leben und Tod eingekerkert werden? Oder wenn man ein Drama, welches angenommen wurde, erst neun Jahre nach der Annahme auf das Repertoire bringt? Das war aber ein Drama, welches noch innerhalb der Nordlandsreckenzeit Fouqué's verfaßt wurde, und freilich nach neun Jahren ein ganz und gar verändertes und fremdes Publicum vor sich hatte. An das Publicum ist nicht mehr zu appelliren; das Publicum hat kein Urtheil, keinen Geschmack mehr; man hat alles Mögliche gethan, um seinen Geschmack zu verschlechtern und sein Urtheil irre zu führen. Die Krankheitsursache liegt anderswo als im Volke; ein verderbter Hof und ein verderbtes Volk, eine verderbte Theaterregie und ein verderbtes Publicum, das ist eine Erfahrung von Alters her. Die größten Schäden haben meist eine beschränkte locale Ursache.

(Der Besluß folgt.)

**Das Austrägalverfahren des deutschen Bundes.** Eine historisch-publicistische Monographie von Th. Friedr. Wilh. Freiherrn von Leonhardi. Frankfurt a. M., Andros. 1838. Gr. 8. 5 Thlr.

Der Verf. dieser Monographie gehört, wie schon aus dem Vorworte erhellt, der historischen Schule unserer Staatsrechtsgelehrten an. Weit entfernt, sich in Theorien zu verlieren, so vortheilhafte Resultate auch deren glänzende Außenseite verheißt mag, erscheint ihm, als das große Lebensprincip für die Praxis, die Geschichte: „jene große Lehrerin für Regenten und Völker, jenes Orakel, welches die Räthsel der Gegenwart durch die Aufschlüsse der Vergangenheit löst“. Von diesem Gesichtspunkte bei Abfassung seines Werkes ausgehend, hat er demnach das Austrägalverfahren des deutschen Bundes nicht als etwas Absonderliches behandelt, vielmehr die Wurzeln desselben in der Geschichte aufgesucht und so die Gegenwart aus der Vergangenheit hergeleitet. In consequenter Festhaltung eben dieses Gesichtspunktes schickt Hr. v. Leonhardi der Besprechung des Bundes selbst einen historischen Abriss über das Entstehen und die Fortbildung des Austrägalverfahrens in Deutschland voran. Unseres Bedüßens aber ist diese Abtheilung des Werks, fällt sie auch nur etwa den ersten Theil der Seitenzahl des Buchs, doch keineswegs die minder interessanteren; wir finden uns daher auch um so mehr veranlaßt, vorzugsweise dabei zu verweilen, als hier der Verf. ganz besonders Gelegenheit findet, aus seinen eignen Studien hervorgehende Ansichten zu entwickeln, um so die Lücken auszufüllen, die aus der Dürftigkeit der ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel entsprangen. Hinsichtlich der zweiten Abtheilung des Werks werden wir uns dagegen um so kürzer fassen können, als dieselbe, ihrer Natur nach, eine Compilation ist, die freilich, erwägt man auch nur die große Menge von Actenstücken, die zu dem Behufe durchgegangen werden mußten, einen großen Aufwand von Zeit und Fleiß erforderten, die jedoch, wie wir gleich im Voraus bemerken, vom Verf. keineswegs vergebens auf seine Arbeit verwandt wurden.

Die oben erwähnte geschichtliche Untersuchung antretend, glaubt Hr. v. L. den Ursprung der Austräge bei weitem jenseit der Zeiten des sogenannten Interregnums (1250) versehen zu müssen. Freilich spricht, wie er zugibt, für letztere Annahme, welche die allgemeinste ist, der Umstand, daß sich besonders zu dieser Epoche das Bedürfnis nach einer gewissen Befähigung recht fühlbar machte. Gleichwol, für die Ansicht, daß der An-

fang der Austräge bereits in die karolingische Zeiten falle, ja daß sich selbst Spuren davon noch früher bei den germanischen Völkern auffinden lassen, scheinen dem Verf. Gründe zu sprechen, die er sehr bescheiden „Vermuthungen“ nennt und wovon wir, da solche ihm fast durchgehends eigenthümlich angehören, oder doch, aus Mangel reichlich fließender und ganz klarer Quellen, das Resultat sehr mühsamer Forschungen sind, die wesentlichsten näher angeben wollen. Bevor jedoch Hr. v. L. seine Beweisführung antritt, bemerkt er, wol ganz richtig, man müsse, um die ganz alte Abstammung des Instituts der Austräge verteidigen zu können, dasselbe nicht von den Schiedsgerichten trennen; dann aber dürfte diese Ansicht — der auch Ref. beitrifft — gar wohl sich rechtfertigen lassen, zumal da zu ihren Gunsten der deutsche Nationalcharakter zeuge, dessen Grundzüge zu allen Zeiten sich gleich geblieben seien. Von diesem Vorderatz ausgehend, argumentirt derselbe nun also: „Es liegt in der Natur des Menschen, daß entstandene Streitigkeiten nicht immer durch einen Richter entschieden zu werden brauchen, sondern daß dies ebenso gut durch Verständigung der Parteien oder Vermittelung Dritter zwischen denselben geschehen könne; dies wird wol allenthalben und in der ganzen Welt der Fall sein, und braucht weder näher erwiesen noch erörtert zu werden. Solche Vermittelung liegt aber jenen Völkern näher, bei welchen die Sippschaftsverhältnisse so sehr in das Leben eingriffen und der Sinn nach Unabhängigkeit so sichtlich hervortritt, wie bei den Deutschen, zumal da bei ihnen ein absonderter Richterstand gar nicht existirte. Schon Tacitus und Cäsar zeigen uns den freiheitsliebenden Sinn unserer Vorfahren, welcher durch ihre ganze Lebensweise genährt und durch ihre Erziehung fortgepflanzt wurde. Außer der von der Natur gegebenen Namensverwandtschaft konnte sie beinahe nur der Krieg ihrem selbstgewählten Oberhaupte gehorham machen, denn sonst zogen sie es vor, fremd jener größern Vereinigung, in ihren Familienkreisen zuzubringen. Vergebens suchten die Römer mit Waffengewalt ihr künftliches Rechtssystem in dem rauhen Germanien einzuführen; der Deutsche konnte dies noch nicht ertragen und brachte es auch noch nicht. Entweder wurde ein entstandener Streit durch die Waffen entschieden, oder durch einen freiwillig erwählten Schiedsrichter. Die anwesenden Nachbarn schlichteten ihn auf der Stelle oder die nächsten Freunde und Gesippen wurden berufen, ihn beizulegen; Beides geschah ohne vorliegenden Richter, obwohl zuweilen auf dem (ungehegen) Gerichtsplatz, in Güte, nach der Minne, daher die Schiedsrichter auch Minnerer genannt wurden. Diese waren entweder bloß dazu ernannt, unter beiden streitenden Parteien einen Vergleich zu stiften und die Sache gütlich beizulegen, oder es war ihnen auch, bei verfehltem gütlichen Auskommen, die Entscheidung der Sache zugleich übertragen. Erstere hießen zur Minne und Gütlichkeit, Letztere aber zum Rechten erkorene Austräge. Der Deutsche war durch öffentliche Gerichtstage und das Schöffensinstitut zu der freien Mitwirkung beim Rechtssprechen aufgefördert, und dieses als Vorrecht und Ehrenrecht des Mannesalters hochachtend, war er schon früh gewöhnt, Recht sprechen zu hören und selbst Recht zu sprechen. Einen Zweifel in einen solchen Ausspruch zu setzen, würde keinem unserer ehrenfesten Vorfahren in den Sinn gekommen sein, wie uns noch das schöne Sprichwort: „Ein Wort, ein Wort; ein Mann, ein Mann!“ Zeugniß gibt.“

Lag es indessen schon, wie der Verf. im Vorstehenden darlegt, im Charakter des alten Deutschen, sich seinen Richter selbst zu erwählen, so fällt das erste Beispiel von einem Schiedsgerichte, dessen die Geschichte erwähnt, doch erst in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts, wo Kaiser Ludwig der Deutsche es dem Strasburger Bischof Althaus erteilte. Nach dem Verfall der wohlgeordneten karolingischen Gerichtsverfassung und der kräftigen Herrschaft des sächsischen und fränkischen Kaiserhauses aber mußte sich unter den Hohenstaufen, wo das Ansehen des Reichsoberhauptes allmählig dahinsank, das dem Judicium parium so nahe liegende Schiedsgericht und Compromisswesen immer mehr ausbreiten, da es an einer Behörde fehlte,

die über die Streitigkeiten der vielen Landeshoheiten, die aus dem Verfall des kaiserlichen Ansehens seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts aufstiegen, entscheiden sollte. Daß inzwischen das Kaufrecht die Gewalt der Schiedsgerichte und Austräge sehr erweiterte, stellt Hr. v. L. keineswegs in Abrede; allein grade in diesem Umfande findet er die Ursache des Irrthums derjenigen Schriftsteller, die deren Ursprung in die Zeit des großen Interregnums setzen, ein Irrthum, den er jedoch bei den späteren Quellen, aus denen sie zu schöpfen vermochten, für sehr entschuldigbar erachtet. Zur Rechtfertigung seiner Meinung aber verweist er auf die Nachrichten, die in den sogenannten Spiegeln von gewillkürten Austrägen mitgetheilt werden und die beweisen, daß zur Zeit, da die Verfasser dieser Rechtsbücher lebten, vergleichen als längst bekannt und begründet betrachtet wurde. Trafen doch schon zu Ende des 13. Jahrhunderts viele Stände in ihren Verträgen eigne Verabredungen darüber, daß, wenn unter ihnen oder ihren Nachkommen Streit entstände, derselbe nicht mit Gewaltthätigkeiten, auch nicht mit Klagen beim Kaiser oder beim kaiserlichen Hofrichter, sondern mittels Austrags eines dritten Standes, oder auch durch von beiden Theilen zu ernennende Basallen geschlichtet werden solle. Im 14. Jahrhundert aber waren die Austräge so allgemein, daß man es für Anstandsverletzung hielt, einen Fürsten beim Kaiser zu verklagen, ehe man ihn befragt hatte, ob er sich nicht den Austrag eines dritten Fürsten wolle gefallen lassen, worauf auch freilich der Nachdruck, den die Schiedsgerichte nöthigenfalls anwandten, bedeutenden Einfluß hatte. Noch übler aber deutete man es dem also Befragten, wenn er sich den Austrag nicht wollte gefallen lassen, und war die Sache zum Austrag gegeben, so würde man es beinahe für ehelos gehalten haben, wenn man den ausnahmsweise erteilten Spruch nicht hätte befolgen wollen. Ja, es ging sogar so weit, daß es keineswegs zu den seltensten Fällen gehörte, daß Kurfürsten, selbst der Kaiser, als Obmann aufgerufen wurde.

Endlich gewahrt der Verf. noch in der Thatfache, daß mit Errichtung des Kammergerichts, unter Kaiser Maximilian I., die Austräge keineswegs verschwinden, noch ihr Ansehen verlieren, einen fernere wichtigen Beweis, daß die Meinung Derjenigen, die ihren Ursprung aus dem Kaufrechte herleiten, nicht die richtige sei. Denn wurde auch durch die Bestellung dieses höchsten Reichsgerichts dem Mißbrauche roher Selbsthilfe ein Ende gemacht und die Ruhe im Reiche auf einen dauerhaften und festen Fuß gesetzt, so verlangten nichtsdestoweniger die Stände, daß die Austräge geordnet würden. Der Kaiser mußte daher nicht blos zugeben, daß die bisherigen, willkürlichen und privilegierten Austräge fortdauernten, sondern daß auch noch überdies die gesetzlichen eingeführt wurden. Allen Arten von Austrägen wurde hierbei eine gemeinsame Regel zu verfahren vorgeschrieben; sie wurden für die erste Instanz in den Reichshänden der Stände des Reichs erklärt, von deren Aussprüche jedoch jeder Partei an das Kammergericht zu appelliren erlaubt sein sollte. „Dies Alles“, schließt der Verf., „dient uns von Neuem zum klaren Beweise des ältern Ursprungs dieses Instituts, sowie die ganze Begebenheit unter die lebhaften Beispiele deutscher Anhänglichkeit an alte Verfassung gehört.“

Wir wollen nun noch, bevor wir mit dem Verf. den historischen Boden des deutschen Austrägalverfahrens vor Errichtung des deutschen Bundes verlassen, die von ihm für seine Darstellung gewählte Zeiteintheilung in der Kürze in Erwähnung ziehen. Hr. v. L. nimmt zu dem Behufe drei Perioden an, wovon die erste mit der Thronbesteigung des Kaisers Maximilian I. (1493), die zweite aber mit dem letzten Reichstagsabschiede des J. 1654 schließt. Diese zweite Periode bezeichnet derselbe als die Blütezeit der Austrägalgerichte, „weil vorher Alles mehr oder weniger der Willkür einer Privatvereinbarung zwischen den Theilnehmern überlassen blieb, und erst dann, als durch Kaiser Maximilian I. allgemeine gesetzliche Formen angeordnet wurden, eine rasche Entwicklung stattfand. Die Austräge hat-

ten ihren Höhepunkt durch ihre große Ausbildung erreicht; einflußreicher, bedeutender konnten sie bei der künstlichen Staatsmaschine des deutschen Reichs nicht werden; deshalb sehen wir, daß sie sich zwar noch kräftig und unverfehrt, trotz aller äußern und innern Stürme, welche das deutsche Reich erlitt, bis zu Ende dieser Periode erhalten“, doch lag bereits in ihr der Keim des Verfalls, der in der dritten Periode dargestellt wird. In dieser nun führt uns Hr. v. L. bis zur „Auflösung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation“. Wir aber wollen noch in Kürze zeigen, was der Verf. unter vorerwähntem Verfall versteht und worin er dessen Ursachen gewahrt. Es findet, bemerkt derselbe, auch hier Das statt, was bei jeder historischen Entwicklung beinahe unvermeidlich ist, nämlich daß die Periode nicht da anfängt, wo sie als Abschnitt erscheint, sondern daß die Wurzeln des Verfalls schon einer früheren Zeit angehören. „In der höchsten Blüte, in dem kräftigsten Zeitalter werden oftmals die Keime der Auflösung geboren, die allmählig wachsend sich so mit dem Ganzen verschlingen, daß wir sie erst einer genauern Beobachtung würdigen, wenn sie, der Spheuranke gleich, dem sie leitenden Stamme schon viele Kraft entzogen haben.“ So verhalte es sich denn auch hier. Die Stände nämlich hatten unter Karl V. und seinen Nachfolgern das Recht, welches sie als eines ihrer köstlichsten Kleinodien betrachteten, dem Kaiser abgezwungen, abgetrotzt, und in diesem Kampfe war das damalige Austrägalverfahren zu einer für die damalige Zeit hohen Stufe der Ausbildung und Klarheit geblieben; aber es war für das Fortschreiten desselben höchst nachtheilig, daß die spätern Kaiser durch mancherlei Gründe abgehalten wurden, dies für ihre Macht gefährliche Recht den Ständen freitig zu machen, die, zufrieden mit dem Ertrungenen, beinahe nur die Bedingung der Erhaltung ihrer Privilegien an die Erfüllung der kaiserlichen Wünsche knüpften. Die Kaiser, ihrerseits, in ewige Kriege mit Frankreich und der Türkei verwickelt, verwandten ihr ganzes Ansehen darauf, die Stände zur militärischen Hülfe zu bewegen, und konnten nur wenig für die innere Organisation des Reichs thun. „Daher die zahllos eingetragenen Mißbräuche in vielen Fächern, daher die häufigen Klagen gegen Kammer- und Hofgericht, daher die immer wachsende Selbständigkeit der einzelnen Reichsunmittelbaren, und daher der zunehmende Verfall unseres Austrägalverfahrens.“

Zur zweiten Abtheilung des Werks übergehend, werden wir uns, aus schon angedeuteten Motiven, kürzer fassen. Dieselbe umfaßt das Austrägalverfahren des deutschen Bundes, in Hinsicht auf gesetzliche Bestimmungen und deren Anwendung, seit Errichtung dieses Bundes bis zum 1. Sept. 1838. Inbezug bleibt davon das summarische Verfahren ausgeschlossen; und somit fallen denn in den Bereich dieser Abtheilung: 1) das ordentliche Verfahren bei Streitigkeiten, die von dem Bundesaussträgalverfahren unabhängig sind, insofern die einzelnen Bundesglieder, als Souveraine, selbständig, durch die Bundesversammlung nicht betroffen, einander gegenüberstehen; und 2) das Verfahren in Folge des Art. 30 der wiener Schlußacte zur Bestimmung der streitigen Vorfrage in Betreff der Verbindungsverpflichtung; in welchen beiden Fällen, bei schlagelagerer gütlicher Erledigung des Streits, die rechtliche Entscheidung einer Austrägalinstanz anheimfällt. Wir ersehen aus dem Verfolg der Darlegungen des Verf., daß von den durch die Bundesversammlung an ein Austrägalgericht gebrachten Fällen zehn zu der ersten Kategorie, dreizehn aber zur zweiten gehören, und daß von jenen bis jetzt fünf, von diesen aber sechs erledigt wurden. Sachkundige, glauben wir noch schließlich bemerken zu müssen, werden auch diesen Theil der Arbeit des Verf., wenn schon derselbe mehr compilatorischer Natur ist, ebenso zu würdigen wissen, als eine Production des schöpferischen Geistes; zumal da Anordnung und Ausführung vollkommen gelungen sind. Ref. aber betrachtet das Werk als eines jener Bücher, wodurch die staatswissenschaftliche Literatur des deutschen Bundes überhaupt eine wesentliche Bereicherung erhalten hat. 13.

Allgemeine Theaterrevue. Herausgegeben von August Lewald. Dritter Jahrgang.

(Schluß aus Nr. 200.)

Ein Aufsatz von hohem Interesse ist in vorliegendem Jahrgange der „Theaterrevue“ Costenoble's Lebensgeschichte, von ihm selbst beschrieben. Als ich den Künstler vor einem Jahre in Nürnberg als Schewa gastiren sah, merkte ich ihm nicht an, daß ihm der Tod so nahe bevorstände; er erschien trotz seiner 68 Jahre lebendig und rüßig, und ich kann sagen, daß Costenoble bei weitem der beste Schewa war, den ich seit dem Tode Devrient's gesehen habe; ja, er hatte selbst einige so ergreifende Momente, und durch die ganze Darstellung zog sich ein so frischer natürlicher Hauch von Lebenswahrheit, daß ich Devrient über Costenoble vergessen konnte. Dieser Mann hat hier seine Autobiographie von seiner Flucht aus dem ästhetischen Hause bis 1798 mitgetheilt. Man kann einige Unerheblichkeiten und Breiten hinwegwünschen; aber der einfache ungezierte Ton des Ganzen, die Natvetät der Auffassung, der ungetrübte frische Blick, die Rebllichkeit der Selbstgeständnisse machen diese Autobiographie in jeder Partie anziehend; und einen ganz besondern Werth erhält sie dadurch, daß sie ein treues, lebendiges und munteres Bild von jener Zeit der nomadirenden Bühnen gewährt, wo kleine vagabundirende Truppen oft mehr wahrhafte Genies und auf Universitäten durchgebildete Männer aufzuweisen hatten, als zu unserer Zeit eine Hof- und Nationalbühne. Das abenteuerliche Reiseleben hielt die Künstler frisch und machte sie erfindertisch, sodas sie nie ins Stocken kamen. Man verschwendete das Geld, wenn man welches hatte; und hatte man keins, so war man nichtsdestoweniger guter Dinge, oder man legte sich auf die Ausübung sonst einer Kunst, die man verstand, man ließ sich z. B. in kleinern Städten als Porträtirer ankündigen, ein Geschäft, welches auch Costenoble mit einigen seiner Kunstgenossen hier und da betrieben hat. Relegirte Studenten, sogenannte verdorbene Genies gab es damals in großer Zahl, welche schon in ihrem Universitätsleben den Schauspielern machten, und mithin als vagabundirende Schauspieler ganz in ihrer Rolle und Functionen blieben. Das Leben war ihre Schule; mit unmittelbarem Gefühle faßte man seine Rollen auf, man riß hin, wie man hingriffen war, man griff in das Wolle des Lebens und überließ

sich dem augenblicklichen Strome der Begeisterung. Das waren häufig die tapfersten Kriegsmänner, welche ihre Herzen mit jedem Wechsel des Mondes wechselten, die besten Dichter, Künstler und Schauspieler oft die, welche nicht an die Scholle und einen stehenden Haushalt gebunden waren. Anständig und für die bürgerliche Stellung vortheilhaft ist eine liebertliche Wirtschaft nicht, aber sie hat immer etwas Geniales, so lange sie nicht in Gemeinheit ausartet. Man fragte einmal einen Schauspielerdirector, warum es jetzt so wenig große Schauspieler gäbe? und er soll geantwortet haben: weil man so wenig Studenten relegirt. Grade damals, als die Schauspieler in ihrer bürgerlichen Stellung schlecht berathen waren, drängten sich die Studenten zur Bühne; jetzt suchen sie sich auf eine andere Weise fortzuhelfen. Der Schauspieler ist in unserer Zeit ein Mensch wie wir; in den seltensten Fällen von gelehrter oder poetischer Durchbildung, opfert er die charakteristischen Ecken und Spitzen seines Wesens, welche zu einer genialen und charaktervollen Darstellung nöthig sind, dem abgeglätteten und abglättenden Leben der modernen Gesellschaft, deren geltendes Mitglied er ist. Eingebildete Künstler haben wir jetzt viel, aber keine ausgebildeteren. Der Künstler mußte damals für sich zu begeistern wissen, weil er mehr als jetzt von der Gunst des Publicums abhing. Wenn er sonst nichts galt, so galt er wenigstens Alles auf der Bühne, auch wol in der Tabagie, so lange er im Stande war, etwas springen zu lassen. Die genialsten Künstler, wie Fleck und Devrient, führten selbst in ihrer fixirten Stellung zu Berlin ein losgelassenes wildes Nomadenleben. Auch das Ensemble ging zu der Zeit der vagabundirenden Truppen inniger und feurriger zusammen als jetzt; Costenoble sah als Lehrling der Kunst viele Gesammtdarstellungen, wie er sie später an Hof- und Burgtheatern nie so trefflich wieder erlebt hat; er schwärmt in seiner Biographie für einzelne Schauspieler, deren Andenken, ja deren Namen selbst gänzlich erloschen sind. So erzählt er von einem gewissen Wolf, ehemals Student, dann Schauspieler bei der Boutenop'schen Truppe, dessen Darstellung des Franz Moor mit der Darstellung, welche Pfiffand und Devrient von derselben Rolle gaben, auf gleicher Höhe der Vortrefflichkeit stand.

Der gute Junge — sagt Costenoble — war aber auch wie tod, wenn wir Räuber ihn fortschleppten zum Gericht,

und er brauchte wol fünf Minuten, ehe er sich erholte und besann, daß Alles nur Darstellung gewesen sei, so hatte er sich, bei vollkommener Beherrschung seines darzustellenden Charakters, selbst in Täuschung gesetzt.

Vergleichen Züge, worunter auch mehre für die schon damals hervortretende Kälte und Bornehmheit der Berliner Charakteristike, finden sich in dieser Lebensdarstellung in großer Zahl, und wenn unsere jetzigen Künstler nicht harthörig sein wollen, so möchte ich ihnen die Lecture dieser Biographie, die ihnen in vieler Hinsicht von Nutzen sein könnte, aufs angelegentlichste empfehlen.

Dieser Autobiographie folgt eine Betrachtung über die französische Bühne, von H. Heine, gewissermaßen eine Ergänzung der Darstellung, welche Jules Janin über denselben Gegenstand im vorigen Jahrgange der *Kewald'schen „Theaterrevue“* geliefert hat. Auch ohne daß ich es sage, weiß man, daß es für Heine ein Ding der Unmöglichkeit ist, an irgend einem Orte langweilig und uninteressant zu sein; aber ebenso wenig ein Ding der Möglichkeit, seinen Gegenstand erschöpfend, in organischer Fortentwicklung und der Sachlage vollkommen getreu darzustellen. Alle charakteristische Eigenschaften der Heine'schen Anschauung und Darstellungsweise findet man hier wie auf einer bunten Musterkarte beisammen: treffende Wahrheiten und pikante Unwahrheiten, fulminante Blitzschläge des Witzes, poetische und politische Abschweifungen, die vom Hundertsten ins Tausendste führen, directe Beleidigungen und indirecte Unverschämtheiten, blutiger und thranenweicher Ernst und auslachender Hohn, der an Blasphemie und Frivolität grenzt; es ist ein Chaos von wohl- und übelduftenden Blumen, von süßen und sauern Früchten, ein ordnungsloses Frucht- und Blumengehänge, unter deren Blätterwulsten feinzüngige Schlinglein lauern und ihr Gift ausspritzen, daß die umliegenden Blätter und Blüten welk und gelb werden, während Schillernde und buntfarbige Tag- und Nachtfalter der Poesie mit glänzenden Flügeldecken und lang vorgestreckten Saugrüsseln an der Blumenfülle hin und wieder naschen, und verlebte Brillantkäfer sinniger Träumerei eine grüngoldige Verklärung und schimmernde Funken darüber hinstreuen.

Das Portrait der Amalie Stubenrauch ist als Titelkupfer dem Buche beigegeben. Die Schauspielerin Netich, geborene Gley, wird in einem ihre Darstellungen wenig erschöpfenden Aufsatze, und Andreas Gryphius, dessen große poetische Verdienste allmählig zur gerechten Würdigung gelangen, von Honeck weitläufiger besprochen. Ein buntes Gemisch von Theatercuriositäten bildet den Schluß des Buches, dem ein guter Fortgang, wenn auch nicht zu prophezeien, doch herzlich zu wünschen ist.

H. Marggraff.

#### Blumenlese aus A. Puschkin's Gedichten.

Bald nach dem Tode Puschkin's traten mehre seiner literarischen Freunde zusammen, um eine Gesamtausgabe seiner im vereinzelt Druck und in Zeitschriften zerstreuten Werke zu veranstalten. Diese Sammlung ist auf sechs Bände berechnet und davon sind im Anfange 1838 drei Bände unter dem Titel

erschienen: „Sotschinenija“, d. i. Werke von Alexander Puschkin (Petersburg 1838). Der erste Band enthält den Roman in Versen „Eugenus Dagein“, das Drama „Boris Godunof“ und einige kürzere dramatische Szenen, darunter sich auch Übersetzungen befinden. Der zweite Band umfaßt die erzählenden Gedichte, neun an der Zahl. Der dritte lyrische und andere kleinere Gedichte. Aus diesem heben wir einige Gedichte aus, die in ihrer subjectiven Art gleichsam einen kleinen poetischen Lebensabriß des Dichters bilden und als Beitrag zu seiner Charakteristik dienen mögen, indem sie zugleich auch als Aushängeblätter seiner Dichtungen angesehen werden können. Bekanntlich stammte der Dichter mütterlicherseits von einer Familie ab, deren Ahnherr, Admiral der russischen Marine, ein Neger war. Puschkin gefiel sich, ernstlich oder scherzweise in seiner Gesichtsbildung afrikanische Züge nachzuweisen und es mag ihn dies fast ebenso beschäftigt haben wie Lord Byron sein verkürzter Fuß. Als der bekannte englische Porträtmaler Dawe, von Kaiser Alexander beauftragt, eine Galerie russischer Generale malte, die in den Kriegen gegen die Franzosen den Befehl geführt, und neben diesem Auftrage auch viele andere Köpfe, darunter Puschkin zeichnete, widmete ihm dieser folgenden kleine Gedichtchen, das, wie noch mehre andere, jene erwähnten Formen des Gesichts berührt:

A n D a w e.

Was willst du auf die Einwand färben

Mein afrikanisches Profil?

Ob diese Züge leben, sterben,

Der Nachwelt liegt daran nicht viel.

Nein, zeichne lieber .. Züge;

Ein Feldherrn: Antlig ist's zwar nicht.

Doch Schönheitszüge sind's voll Stolz.

Ein Überwinderangezicht.

Viele dieser flüchtigen poetischen Blüten zeugen von einem Mismuthe und einem Lebensüberdruße, wie solche zum Theil aus der jugendlichen Unruhe eines leidenschaftlichen Herzens, zum Theil aus modischer Übereinstimmung mit gefeierten Dichtern des Auslandes sich erklären lassen. In einer Stange ruft Puschkin aus:

O müßiges Geschenk des Zufalls, Leben,

Warum, wer sagt es, ward es mir gegeben?

und beklagt sich dann in den Schlusszeilen, daß „sein Dasein zwecklos sei, sein Herz leer, sein Geist müßig, und daß die ihn umgebende Welt mit ihrem einformigen Lärm ihn schmerzlich berühre“. Andere Gedichte jedoch, vielleicht in spätern Jahren gedichtet ( nirgend sind leider Jahreszahlen hinzugesetzt), weisen schon auf eine gemäßigtere Stimmung, auf tröstende Ergebnisse der Erfahrung hin. So z. B. folgendes (S. 54) dieser Ausgabe:

Wird das Leben dir nicht recht,

Nicht gezürnet, nicht geweint,

Wird das Wetter lange schlecht,

Kommt der Tag, wo Sonne scheint.

In der Zukunft lebt das Herz

Und die Gegenwart ist trüb,

Doch Vergänglichkeit allwärts —

Was vergangen ist, wird lieb.

Unter den Gedichten, die in der Rubrik „Stängedichte“ zusammengefaßt sind, finden sich einige, die sich auf literarische Zustände beziehen. Segnern gegenüber war Puschkin gemäßig; ihm widerfuhr überhaupt mehr Lob als Tadel, eine verkehrte Richtung konnte ihn aber in Harnisch bringen. Hier diene als Beispiel ein Epigramm, das S. 229 abgedruckt ist:

Schaut, welche Wuth ihn hat erwischt,

Den Schriftler, in des Süßes Eifer,

Zum Opium der Tinte mißt

Er eines tollen Hundes Geifer!

Da Puschkin die frühern Jahre seines Lebens auf Reisen in den Küstenländern am schwarzen Meere unter den Umge-

bungen einer großartigen Natur und mannichfacher historischen Erinnerungen zugebracht hat, so trifft man häufig auf Widersprüche dieser Erlebnisse. Es gehören hierher vielleicht die merkwürdigsten seiner Dichtungen. Die erzählenden Gedichte: „Der Gefangene im Kaukasus“ und „Die Quelle von Baktschi-Sarai“ sind schon aus Übersetzungen bekannt. Einige kleinere Gedichte mögen hier Erwähnung und zum Theil ein Plätzchen finden. Von der Küstengegend am schwarzen Meere, die sonst die thracische hieß, richtet Puschkin an Dvid eine poetische Epistel, die also beginnt:

Dvidius, ich leb' hier an dem öden Strande,  
Wohtu du einst, verbannt aus theurem Heimatlande,  
Penaten traurend trugst und liegest deine Asche.

Man sieht, die Epistel ist nach altem Brauch in Alexandrinern abgefaßt. Da solche für deutsche Leser veraltet, ja fast im Verfall sind, so übertragen wir aus der übrigen Epistel, die, im Vorbeigehen gesagt, 104 solcher Verse enthält, die Stellen, darin der Dichter vom Dvid auf sich selbst zurückkommt, den prunkenden Alexandriner verlassend, in ungebundener Rede:

„Wer wird deine Elegien, diese letzten Ergebnisse dichterischen Geistes, darin du deine fruchtlose Wehklage der Nachwelt übergeben hast, lesen, und voll hochmüthigen Troges ungerührt bleiben? Ich, ein rauher Slave, ich vergos keine Thräne, aber ich habe sie verstanden. Aus der Heimat durch eignen Willen verbannt, mit der Welt, mit mir selbst und mit dem Leben unzufrieden, habe ich, meine Seele in Nachdenken hüllend, das Land besucht, wo du einst kummervolle Jahre verlebt hast. Hier hat der Gedanke an dich die Räume meiner Seele belebt, ich wiederholte deine Gesänge und hielt ihre trüben Bilder gegen die Umgebung. Aber der Blick bestritt meine Erwartung. Dein Verbannungsort fesselte durch seine Schönheit meine Augen, die an die Schneelüste des trüben Nordens gewohnt waren. Hier leuchtet die Bläue des Himmels eine lange Reihe von Tagen hindurch, und kurz nur waltet die Härte winterlicher Stürme. Von den scythischen Küstenhöhen blinkt purpurfarbig die Tochter des Südens, die Araube, jetzt hier heimisch werdend. Noch breitet der finstere December über die russischen Fluren dichte Schneedecken aus, starrender Winter hemmt dort den Athem, hier aber rollte die heitere Sonne über mir in Frühlingswärme; die Wiese erglänzte in frischem Grün, der Pflug des Landmanns durchschnitt die freigewordenen Felder und ein leichtes Wehen bewegte die Luft, erst gegen den Abend erkaltend. — Hier ließ ich die nordische Harse durch öde Strecken ertönen, sie in jenen Tagen durchschreitend, als an den Mündungen der Donau ein hochherziger Grieche zur Freiheit aufrief. Kein Freund horchte meiner Stimme, aber die fremden Höhen, Wiesen und stillen Gaine, auch die friedlichen Rusen waren mir gewogen.“

Am Kasbel, einem hohen Berggipfel im vordern Kaukasus, auf dem ein grusinisches Kloster, kleidet der Dichter einen wehmüthigen Wunsch der vielbewegten Brust in folgende Verse:

Weit über niederer Berge Wucht  
Hebt, Kasbel, du dein hehres Haupt,  
Weiß schimmernd glänzt aus tiefer Schlucht  
Dein Kloster hell empor. Man glaubt,  
Es sei in grauer Wolkenflut ein Schiff,  
Das dort gescheitert an dem Felsenriff.

O ferner und erwünschter Strand!  
Dort möcht' ich landen aus des Lebens Flut,  
Erringen mit das freie Gipfelfand,  
Die Zelle, die hoch über Wolken ruht,  
Den Menschen fern, am blauen Himmels Rand!

Die Jerrissenheit in Puschkin's Gemüth, die hier in der Sehnsucht sich löst, fern von Menschen, über den Wolken, in einsamer Wüste und Zelle zu leben, führt ihn zu anderer Zeit in heiterer Weise auf Lebensansichten eines blaffierten Dandy, dem die Reize der verfeinerten Welt wenig begehrt erscheinen und der bei ihrer Entbehrung eine hinlängliche Entschädigung

selbst in den schmutzigen Zelten der Kalmücken findet. In solcher Art ist folgendes Reisebild aufgestellt:

In ein Kalmückenmädchen.  
So leb' denn wohl, Kalmückenmädchen,  
Bald hättest du mich ganz verdirrt  
Und mich und Reifeziel am Fäßchen  
Des Blitds, Gott weiß wohin gefährt.  
Dein Auge nun ist freilich schmal,  
Die Stirne breit und platt die Nase,  
Von deinem Mund schallt durch den Saal  
Auch freilich keine weisse Phrase,  
Du kleidest für die breite Haube  
Dein Hüßchen nicht in enge Seide,  
Sitzt nicht am Theetisch geistreich sprechend,  
Die Brötchen britisch hierlich brechend;  
Lobst nicht des de Bigny Roman  
Und Shakspeare lässig neben an;  
Man sieht dich nicht das Köpfchen senken  
Im tiefen Sinnen und — nichts denken!  
Auch kannst du nicht Ma dor' à singen,  
Galopp in glatter Halle springen,  
Was thut's? — Ich habe doch veressen  
Das Stübchen, bis die Kasse mir  
Man eingeschirt, im Selbstveressen  
Bei heit'rer Rede hier mit dir. —  
Sagt, Freunde, kann's nicht gleich und gelten,  
Wo man sein müß'ges Herz vergißt,  
Ob's Prunzgemach der feinen Welten,  
Ob's Wanderzelt der wilden ist?

Mannichfach mögen die Reiserlebnisse des Dichters gewesen sein. Die Erinnerung, die sich in dem nachstehend mitgetheilten kleinen Gedichte ausspricht, macht ihn sogar, zufolge eigner Beständnis, zu einem Theilnehmer vagabondirender Zigeunerzüge. Es ist dasselbe übrigens nicht mit einem andern größern, erzählenden Gedicht zu verwechseln, das gleichfalls „Die Zigeuner“ überschrieben ist. Dieses letztere beschreibt die traggischen Erlebnisse eines jungen verbannten Russen inmitten einer Zigeunerhorde. Er wird Neko genannt, welches eine verkürzte Form des Vornamens Puschkin's, Alexander, ist. Es mag nun damit eine Verwandtnis haben, welche es will, und unter Neko irgend eine Fraktion von Puschkin zu verstehen sein, so ist doch in dem größern Gedicht in dieser Hinsicht gewiß viel Dichtung zu irgend einer Wahrheit gemischt. Das kleinere Gedicht aber lautet wie folgt:

#### Die Zigeuner.

An dem Fluß, in Waldesgrunde,  
In der Zelte Reih' und Giebel,  
Flammen Feu'r in nächst'ger Stunde,  
Schallt Gespräch und heitres Lied.

Wohnsitzöhne, aufgefunden  
Hab' ich euch an euerm Zelt!  
Was es Strecken doch und Stunden,  
Wo ich mich von euch nicht schied.

Morgen, wenn die ersten Lichter  
Sendet in den Wald der Tag,  
Brecht ihr auf, doch euer Dichter  
Geht nicht mehr dem Zuge nach.

Wandernächte sind vergessen  
Und die Streiche alter Zeit,  
Denn zu lang hat er geseffen  
In des Hauses Erbarkeit.

Wandernd im Kaukasus kam Puschkin jenseit desselben in die türkischen Gebiete südlich des schwarzen Meeres, während die Heere dort standen. Er sah hier den Krieg in der Nähe und hat diesen Zeitabschnitt seines Lebens in einem besondern prosaischen Aufsatz: „Die Reise nach Erzerum“, dargestellt. Seine Schilderungen des Kriegs sind aber Skizzen; die Bilder,

die er davon in seinen Gedichten aufstellt, oft tändelnd, wie im folgenden Gedichtchen, das jedoch einer gewissen Bedeutung nicht entbehrt:

Flintenschüsse auf den Hügel —  
Beide Heere schau'n hinan,  
Wo Kosaken Kofse zügeln,  
Sprengt herbei ein Muselmann.

„Muselmann, warum dies Wagn,  
Schöne deine junge Brak,  
Wirft bald an dem Speere zagen,  
Aus ihr's dann mit muth'ger Luft!“

„Ohr, Kosack, sitz ab und bleibe,  
Denn der Türk' in Kofsesprung,  
Daut den Kopf dir ab vom Leibe  
Mit des krummen Säbels Schwung!“

Nicht doch, beide jach zur Wehre,  
Und wer hätte das geglaubt,  
Seht, der Türk' ragt am Speere,  
Der Kosack liegt ohne Haupt!

Das Wanderleben, Jahre lang fortgeführt, ermüdete den Dichter; er sehnte sich nach Ruhe, geordnetem Leben, und drückt das Ungemach des ewigen Wechfels, dem ein Reisender unterworfen wird, in nachstehenden Versen aus:

#### R e i s e k u m m e r.

Wandernd soll ich wol verharren  
Ewig nach des Schicksals Schluß,  
Jetzt im Wagen, dann auf Karren,  
Dah zu Kofse, bald zu Fuß.

Nicht in meiner Ahnen Zwinger  
Und wo meiner Väter Grab,  
Weißt mich Wandrer Gottes Finger  
In die Todesgruft hinab.

Fall' ich unter Kofsedhufen,  
Berg hinab, zermalmt vom Rad',  
In der Kluff an Felsenstufen,  
Nief im Fluß, gestürzt vom Pfad?

Gab' ich wo im Pestunheile,  
Frier' ich tobt in Winters Eis,  
Oder löpft mit Schlagbaums Beile  
Einkisch mich ein Thorwartgreis?

Kriecht im Wald bei nacht'ger Weile  
Mich des frechen Räuters Stuz,  
Sterb' ich gar aus Langerwelle  
In der Quarantaine Schutz?

Soll noch lange zum Entsetzen  
Kälberfleisch mir Nahrung sein,  
Trüffelbäste mich ergötzen,  
Nur wenn Kräume mir gebeihn?

Wie ganz anders sein am Orte,  
Sich in Moskau umzusehn,  
Bräute suchen, Mitgiftshorte,  
Dann auf seine Güter gehn.

Freund, daheim ist andres Leben,  
Nachts im Bett und Morgens Ruh'  
Thee und Rum und was noch neben —  
Porkillon, auf, fahre zu!

Die Gefahren der Reisen waren beseitigt, der Dichter lebte seit Jahren in einem geordneten, festen Haushalt, und schien das Glück und die Sicherheit erreicht zu haben, die er sich im Gedichtchen wünscht. Daß darauf die Veranlassung zu dem gewaltsamen Tode, dem er unterlag, eben aus einem häuslichen Verhältniß hervorging, erscheint dies nicht wie eine Ironie des Schicksals, wie die Verwickelung eines orientalischen Märchens, wo das Verhängniß den Menschen, der in der Meerflut ster-

ben soll, diesen Tod auch mitten in der Sandwüste Sahara finden läßt?

In vielen Gedichten der Jünger und Anhänger Puschkin's wird sein Andenken gefeiert und sein Tod beklagt. Zu ihrer Zahl gehört auch A. Podoinskij's „Bergfahrt über den Taula“, welcher Name einen hohen Gebirgsrücken in der Krim bezeichnet. Das Gedicht selbst ist in einer der letzten Nummern des Journals „Die Lesebibliothek“ enthalten, und da es auch zur Charakteristik Puschkin's beiträgt, so folge hier eine fragmentarische Übertragung. Ein Reisender unterhält sich mit seinem Führer, einem alten Tataren, und der Greis erzählt ihm, daß vor Jahren in diesen Gebirgsschluchten er einen jungen Reisenden umhergeführt habe, dessen Art und Weise, Kühnheit und Keuschheit einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätten, dessen Andenken er fortwährend ehre und gern etwas von ihm erfahren möchte. Es ergibt sich nun drauß, daß jener Reisende kein Anderer gewesen sein könne, als Puschkin der die landschaftlichen Schönheiten der Krim in zahlreichen Versen gepriesen hat. Der alte Tatar ruft aus: „Wer war er denn?“ Und der spätere Reisende antwortet:

Ein Zauberborn, dem reiches Lied entrann;  
Einfach war seine Art, sein Geist gewaltig;  
Was in Gedanken uns erfreuen, entzücken kann,  
Der ganze Schatz war sein und vielgestaltig  
Gab er ihn uns in schöner Worte Klang.

#### D e r T a t a r.

Nun, jetzt weiß ich, warum er Stunden lang  
Am Fluß-Dag ganz einsam weilen konnte,  
Ich wagte nicht, alldann mich ihm zu nahen,  
Sein Antlitz flamme und im Blick, dem Karren,  
Da wogte Widerschein von Meereshellen,  
Und strahlte Widerschein von Himmelsternen,  
Und wieder ging ein Lichtglanz drüber hin,  
Zuweilen auch entzündete seinen Lippen  
Ein tönendes Gemisch von Worten, lieblich  
Harmonisch anzuhören, doch mir Armen  
Ganz unverständlich, fremder Sprache eigen!

Der ephrliche Tatar bewundert unverstandene Verse. Deutsche Leser mögen billig sein gegen verholmetzte. Schon vor Jahrhunderten machte Cervantes die Bemerkung, daß eine Übertragung zum Original sich verhalte wie die linke Seite eines Teppichs zur rechten. Außerdem durfte und konnte diese Blumenlese bloß ein Straußchen werden, zu dem also nur kleine Blümchen oder Blätterchen der größern ausgewählt wurden. 5.

#### N o t i z.

##### Der Engländer Guilford.

Die Gründung einer Universität auf der Insel Korfu, die der Graf Guilford seit 1816 beabsichtigte und wofür er, als deren Kanzler in partibus, jedes Jahr eine vergebliche Reise nach Korfu selbst machte, konnte er jedoch erst nach dem Tode des Lord Oberkommissars, Thomas Raitland, 1824 von dessen Nachfolger, Frederik Adam, erlangen. Raitland war ihr, ebenso wie dem griechischen Freiheitskämpfer, feindselig gesinnt. Dagegen unterstützte der damalige russische Minister, Kapodistrias, die Errichtung einer ionischen Universität auf alle mögliche Weise. Bereits 1818 war Guilford Präsident der musieliebenden Gesellschaft (Εταιρία φιλόμουσος) in Athen, der auch Kapodistrias angehörte, geworden; von diesem Augenblicke an bis zu seinem Tode im Jahre 1827 trug Guilford, als Beweis seines lebhaften Eifers für die, auch durch jene Gesellschaft bezweckte Aufklärung unter den Griechen, an seiner rechten Hand die Insignien dieser Gesellschaft, nämlich einen goldenen Ring mit der Eule, dem Bogen der Athene, und der Aufschrift: ΑΘΗΝ. Im J. 1837 beabsichtigte der Gemeinderath von Athen die Errichtung seiner Büste auf einem öffentlichen Platze der Hauptstadt des Königreichs. 25.

### Zur Geschichte von Spanien.

1. Los Condes de Barcelona vindicados, y cronologia y genealogia de los Reyes de España considerados como soberanos independientes de su Marca. Por D. Prospero de Bosarull y Mascaro. Zwei Bände. Barcelona 1836.
2. Histoire d'Espagne, depuis l'invasion des Goths jusqu'au commencement du dix-neuvième siècle; par Rosseeuw St.-Hilaire. Erster und zweiter Band. Paris 1837.

Von allen Provinzen Spaniens ist Catalonien in Ansehung historischer Documente aus den letzten elf Jahrhunderten, nach der Versicherung des Verf. des ersten der beiden vorliegenden Werke, eine der reichsten. Die Hauptstadt Barcelona selbst besitzt eine bedeutende Anzahl von Archiven. Außer dem Archivo de la Corona de Aragon mit dem de la Diputacion de los tres Brazos (Estamentos) del Principado, welchem Hr. de Bosarull selber als Archivero mayor vorsteht, nennt er noch ausdrücklich die Archive de la Bailia general, del Consejo de Ciento, del Gran Priorato de S.-Juan de Jerusalem, de la Real audiencia, de la Iglesia catedral de S.-Pedro de Vich und de la Capitania general. Aus der Provinz gebührt er des schon anderweitig bekannten Klosterarchivs der Sta.-Maria de Ripoll und macht auch auf die Papiere der ältesten Familien Cataloniens, der Carbonas, Queralt's, Vereladas, Pinos, Dalmasas u. a. den Geschichtsforscher aufmerksam. Die vorhandenen Urkunden würden vielleicht noch höher hinaufreichen, wenn nicht die Eroberung und Verheerung von Barcelona durch die Araber 986 die Stadt auch aller ihrer literarischen Schätze beraubt hätte. Noch 1044 waren Bücher dort so selten, daß, wie Hr. de Bosarull aus einer Urkunde berichtet, der Bischof Gilberto von Barcelona einem gewissen Raimundo Seniofredo für zwei Exemplare des Priscian ein Haus nebst einem Stück Land abtrat. \*) Der Vorrath an

wichtigen Documenten ist aber immer noch sehr groß, und mit besonderm Interesse haben wir Bd. 2, S. 259, des erstgenannten Werkes gelesen, daß das königliche Archiv unter Anderm über die Aufhebung des Ordens der Tempelherren in Aragonien und selbst über ihren Proceß in Frankreich sehr merkwürdige Actenstücke aufbewahrt. Wie viel Ausbeute Hr. de Bosarull dort für seine Forschungen fand, kann nur aus seinem Werke selbst ersehen werden.

Die Bibliotheken von Barcelona stehen den Archiven an Reichthum nicht nach. Der Herr Verf. erwähnt vorzugsweise einer Sammlung von Werken, die in der Provinz Catalonien selbst von jeher erschienen sind, einer Stiftung des Prälaten von Astorga Dr. Felix Torres de Amat, die gegenwärtig mit der Biblioteca del Seminario Conciliar Episcopal vereinigt ist. Alle übrigen aber, wie die Biblioteca de Santa Catalina im Dominikaner-, die Mariana im Franziskanerkloster, die Biblioteca de S.-Agustin, S.-José und andere sind auf Befehl der Regierung alle in das Nonnenkloster des heiligen Johannes von Jerusalem gebracht worden, um ihre Benutzung zu erleichtern; allein die 140,000 Bände sind bis jetzt weder aufgestellt noch geordnet. Warum nicht? fragen wir nicht weiter, nur dürfen wir daraus nicht auf Mangel an Interesse für die Pflege der Wissenschaft in Catalonien und namentlich in Barcelona schließen. Im Gegentheil, wir ersehen aus der Einleitung zu dem vorliegenden Werke, daß besonders vaterländische Geschichte, selbst die älteste, viele Gelehrte beschäftigt, mehr als man bei den ungünstigen politischen Verhältnissen Spaniens seit mehren Jahren erwarten sollte, worauf wir schon früher in diesen Blättern hindeuteten, als wir die kleine Schrift von Luis Vordas über die Junta de Comercio de Barcelona besprachen. \*) So erwähnt der Verf. unter den Männern, von welchen er Mittheilungen zu seiner Arbeit erhielt, vor Allen José de la Canal, den Fortsetzer der „España sagrada“. Er verspricht uns ferner die baldige Herausgabe der „Observaciones historico-cronologicas sobre la santa Iglesia de Barcelona“ von Raimundo de Capdevila. Bei der Benutzung des Klosterarchivs von Sta.-Maria de Ripoll unterstützte ihn

\*) Dos libros muy buenos del arte de gramatica titulados el uno *Priscianus mayor* y el otro *Constitutiones Prisciani Grammaticae artis* por precio de una casa sita en la Calle del Call de Barcelona y una pieza de tierra sita en Mogoria, firmando la escritura de este contrato Berenguer obispo de Helna, Arnulfo obispo, Guillermo obispo, Gaucefredo obispo de Narbona, varios ec-

clesiasticos de dignidad, y finalmente el Jues de Ausona lo aprobó por ser arreglado á los canones.

\*) Vgl. Nr. 74 b. Bl.



Roque de Almirallas, den er den Mabilon von Catalonien nennt; Jaime Ripoll, Decan und Archivar der Kathedralekirche, wird ebenso ehrenvoll genannt, und Marcial Antonio Lopez möge sich der wissenschaftlichen Welt bald weiter bekannt machen. Beiläufig werden noch die Nachforschungen berührt, welche Antonio Puig y Luca und Alberto Pujol über die Ruinen bei S. Miguel d'Erdo schon vor mehreren Jahren unternahmen, von deren Ergebnissen wir indessen seitdem nichts gehört haben.

Die bisherigen Bearbeitungen der Provinzialgeschichte von Catalonien fand Hr. de Bofarull ungenügend. Die „Histoire de Languedoc“, welche über die Vorzeit jener Provinz mit die gründlichsten Untersuchungen enthält, ist, wie das schon Andere ausgesprochen haben (s. Lembke's „Geschichte von Spanien“, I, 383), ein höchst mühsames Studium, von dem sich der Leser fast lieber zu den Quellen selbst wendet. Die „Marca hispanica“ des Petrus de Marca und Stephanus Baluzius ist, wie derselbe Gelehrte a. a. D. bemerkt hat, mit Parteilichkeit gegen Spanien geschrieben und leider die mitgetheilten Urkunden nicht immer zuverlässig, wie die dort citirte Stelle aus Villanueva's trefflichem Werke („Viage literario á los iglesias de España“, VIII, 96 fg.) beweist. Die „Historia de los Condes de Barcelona“ von Diago, dem Verf. der „Anales de Valencia“, stößt das obige Urtheil des Hrn. de Bofarull nicht um. Von der „Cronica universal de Cataluña“, von Dr. Gerónimo Pujades, die auf drei Bände berechnet war, ist nur der erste erschienen, und eine Fortsetzung derselben steht, wie wir hören, nicht weiter zu erwarten. Capmany's mit vollem Rechte hochgeschätzte „Memorias historicas de la marina y comercio de Barcelona“ beschäftigen sich mit einer höchst wichtigen, aber nur mit einer Seite der Geschichte von Catalonien, und Schriften wie Marcillo's „Crisis de Cataluña“, Madramany's „Tratado de la Nobleza de la Corona de Aragon“, Benito Moya's (Erzbischof von Charcas) „Memorias historicas del monasterio de S. Cucufate del Vallés“, sowie die „Memorias selectas de la Real Academia de la historia“, Bücher, die sich zum Theil auf deutschen Bibliotheken nur selten finden werden, konnten nur von gelegentlichem Nutzen sein. Ubrigens entwickelt der Verf. eine gründliche Gelehrsamkeit. Flores und die Fortsetzer der „España sagrada“, Masdeu's „Historia crítica de España“, Mariana's „Historia general de España“, mit einem Worte, die Hauptwerke über spanische Geschichte sind fleißig zu Rathe gezogen und, wo es nöthig war, berichtigt und vervollständigt worden. Die Berücksichtigung der Forschungen auswärtiger, zumal deutscher Gelehrten, wollen wir von dem Spanier nicht verlangen, und es hat uns gefreut wenigstens Einiges, z. B. Gauttier d'Arc's „Histoire des conquêtes des Normands en Italie, en Sicile et en Grèce“ benutzt zu finden. Unter den Manuscripten des königlichen Archivs wird eine „Historia de los Condes de Ur-“

Hr. de Bofarull hatte anfänglich die Absicht, sämt-

liche von ihm zuerst benutzte Urkunden seinem Werke in einem besondern Anhang beizugeben, und wir bedauern, daß der größere Umfang, den sein Buch dadurch bekommen haben würde, für ihn ein Hinderniß werden konnte, sein Vorhaben auszuführen, und unter diesen Umständen wünschen wir, daß er lieber nichts wieder aufgenommen hätte, was schon gedruckt war und so bedeutenden Raum einnimmt, wie z. B. das Testament Ferdinand's des Katholischen, welches aus des Paters Mariana „Historia general de España“, mit einer Fortsetzung, besorgt von Benito Montfort, ohne Weiteres entlehnt worden ist, obwohl man ein so wichtiges und für das Verständniß der Vereinigung von Aragonien und Castilien unentbehrliches Document mit Vergnügen wieder liest.

Wenden wir uns nun zu dem Werke selber, so finden wir zuvörderst eine kurze Geschichte der Grafen von Barcelona, als welche auch die spätern Könige angesehen werden („Sumario historico-cronologico in verso, de los Condes de Barcelona desde su origen hasta principios de siglo XIX“), welche Vaca de Guzman, der Dichter der „Naves de Cortes en el Nuevo mando“, behufs des Unterrichts seiner Söhne am Ende des vorigen Jahrhunderts in Verse brachte, die wiederum Hr. Ramon Muns y Serriña auf den Wunsch des jetzigen Herausgebers und für ihn emendirte. Das Gedicht hat vielleicht für den einheimischen Leser mehr Interesse als für den Fremden; wir hätten indessen auch die 29 Seiten, welche dasselbe ausfüllt, den unbekanntem handschriftlichen Schätzen des königlichen Archivs zugewendet.

Es folgt die Einleitung und darin einige Worte über die Geschichte Spaniens von der Eroberung der Araber bis zum Ende des 9. Jahrhunderts. Daß dieser Abriss nicht ausführlicher geworden, ist schwerlich ein Verlust für uns. Um jene anziehende Periode der spanischen Geschichte würdig und wissenschaftlich zu behandeln, ist vor Allem zweierlei erforderlich: Unparteilichkeit gegen die Eroberer und Kenntniß ihrer Sprache. Bei Hrn. de Bofarull ist aber noch von dem Pseudopropheeten von Medina und von seinem verführerischen politisch-religiösen Systeme die Rede; obwohl er die hohe Bildung, zu welcher sich die Araber in Spanien erhoben, nicht weglugnen kann, so bringt er denn doch die alte Fabel von dem Khalifen Omar herbei, der die 4000 öffentlichen Bäder in Alexandrien sechs Monate lang mit der „kostbaren, unermesslichen“ Bibliothek der Ptolemäer habe heizen lassen, und meint, um dieser Unthat willen müsse denn doch das ganze Menschengeschlecht das Andenken des falschen Propheeten von Medina und seiner Anhänger haßen und verabscheuen. Arabisch versteht Hr. de Bofarull wol auch nicht, sonst hätte er bemerkt, daß es in der Stelle, die er II, 143 aus Risco's „Geschichte des Eid“ citirt, statt Ahmed Almoctader mit dem Beinamen Billa, heißen muß: Ahmed mit dem Beinamen Almoctader Billa, und die Bemerkung I, 226 über die Etymologie von Hien: Dhervera wäre anders ausgefallen oder ganz weggelassen. Der Verf. schließt seine Einleitung aus einem ganz ehrenwerthen Patriotismus mit einer Art von

Prognostikon für seine Vaterstadt, welches er in dem ersten Capitel — „De la conservatio é duratio de la ciutat de Barcelona“ — einer Handschrift des königlichen Archivs mit dem Titel: „Obra de Mossen Sent Jordi é de Cavalleria“, gefunden hat, das indessen in sprachlicher Hinsicht interessanter sein dürfte als in historischer oder gar in prophetischer. Er versucht noch die symbolische Fledermaus, die der von Jaime dem Eroberer eingefegte Rath der Hundert in das Wappen von Barcelona aufnahm, mit Hilfe einer aus Merio Valerio's „Tratado de los geroglificos“ citirten Stelle in ähnlicher Absicht wie das obengenannte Capitel zu deuten und verweist diejenigen, welche über das Wappen der Stadt und ihrer Grafen Näheres wissen wollen, auf Juan Sans y de Barutell's Aufsatz in den „Actas y memorias selectas de la Real Academia de la Historia“, VII, 203, um uns nunmehr in ihre Geschichte einzuführen.

Die Historiker sind nicht einig über die Zeit, wo die Grafschaft Barcelona unabhängig wurde; Einige behaupteten mit Wifred dem Haarigen (el Velloso), Andere mit seinem Enkel Borrell, noch Andere mit Ramon Berenguer dem Alten (el Viejo) oder mit Alfons dem Reuschen, und noch Andere endlich mit Jaime dem Eroberer (el Conquistador) wegen des Tractats von Corbeil mit Ludwig IX. von Frankreich 1258. Der Verf. entscheidet mit Widerlegung der übrigen Ansichten für Wifred den Haarigen. Nunmehr theilt er die Geschichte der Grafschaft in zwei Perioden. Die erste endet mit der Vereinigung von Barcelona und Aragonien (1150) Bd. I — II, S. 212; die zweite mit der Vereinigung von Barcelona, Aragonien und Castilien unter Ferdinand und Isabella. Indem er nun von Wifred ab die Dynastie desselben verfolgt, beschränkt sich der Verf. mit wenigen Ausnahmen auf Genealogie und Chronologie, auf die Berichtigung früherer und den Nachweis seiner eignen Angaben aus den Urkunden, die ihm reichlich zu Gebote standen, wie wir wissen. In der Mittheilung derselben im Urtexte an den betreffenden Stellen seiner Erzählung ist er sehr freigebig, und sein Werk wird dadurch auch noch für den Sprachforscher wichtig. Begebenheiten aus der einheimischen oder auswärtigen Politik werden nur dann ausführlicher besprochen, wenn sie chronologische oder anderweitige Schwierigkeiten darbieten, wie die erste Eroberung und Beförderung von Barcelona durch die Araber — nach unserm Verf. den 5. oder 6. Juli 986 — unter Mohammed ben Abdallah Almansor, dem Großvezier des weichlichen Hisham II., der unter den Freuden seines Harems die weisen, friedlichen Rathschläge bald vergaß, die ihm sein Vater Alhakem Almoftangir auf dem Sterbebette gegeben hatte.

Wie sich der Verf. unsern Zeiten nähert, besonders mit der zweiten Periode, verschwinden auch die Zweifel und Räthsel, die er früher oft zu lösen hatte. Er schreitet daher von dort an sehr viel schneller fort. Das ganze Werk aber, soweit wir uns davon haben überzeugen können, ist mit rühmlichem Fleiße und mit vieler Gründlichkeit gearbeitet. Die Darstellung ist einfach und

klar. Ein vollständiges und vollendetes Bild der Zeiten, von denen hier nacheinander die Rede ist, darf schon nach dem Titel und nach der Absicht des Verf. Niemand erwarten; vielmehr hat man sich darauf gefaßt zu machen, das Buch mehrentheils, nur wie ein historisch-genealogisches Wörterbuch zu gebrauchen, und es ist nur zu bedauern, daß ihm nicht ein ausführliches Register über die große Anzahl der vorkommenden Namen beigegeben worden ist. Eines Auszugs ist es bei dieser Beschaffenheit kaum fähig.

Daß die Lecture seines Werkes bei allem Verdienste für den größten Theil der Leser leicht ermüdend werden könne, mochte der Verf. selbst fühlen, und vermuthlich suchte er dem vorzubeugen, indem er hier und dort eine unterhaltendere Episode einschob. Eine davon ist die Abbildung und Beschreibung der Fagade, mit welcher Abderahmân III. die Moschee von Tarragona verzieren ließ. Dort ist sie noch heutiges Tages zu sehen, bildet aber jetzt einen Theil einer Wand nicht weit von dem Eingange der Kapelle del Santissimo Sacramento in dem Kloster bei der Metropolitankirche in Tarragona. Eine Inschrift in kufischen Charakteren nennt den Namen des Khalifen und seines Baumeisters und die Jahrzahl 349 d. H. Eine zweite derartige Episode ist der Abschnitt über das Verhältniß des großen Don Rodrigo Diaz del Vivar zu den Grafen von Barcelona II, 143 — 156, entnommen aus Risco's „Geschichte des Eid“, die aus Huber's deutscher Bearbeitung bei uns bekannt ist. Eine dritte endlich, und die anziehendste von allen, sind die Statuten des von Don Pedro el Ceremonioso 1371 gestifteten Ritterordens, der Cofradia oder Caballeria de Mossen Sent Jordi oder de S. Jorge de Alfamá, wie er später hieß, aus dem oben erwähnten Manuscripte des königlichen Archivs abgedruckt I, S. 182 — 196.

Wir dürfen dabei aber nicht länger verweilen, denn wir haben noch von dem zweiten, französischen Werke über Spanien zu reden, wenn davon auch nicht so viel Rühmliches als von dem vorigen zu sagen ist. Die beiden bis jetzt erschienenen Bände sollen die ersten von sechs oder sieben sein, in denen Hr. Kossseuw St.-Hilaire uns die Geschichte Spaniens bis auf den heutigen Tag erzählen will. Bis jetzt ist er, von den Einwanderungen der Gothen ausgehend, bis an den Anfang des 11. Jahrhunderts gelangt. Nach dem „Avant-propos“ hielt sich der Verf. 1833 kurze Zeit nach dem Tode Ferdinand VII. in Madrid auf. Er fand, daß, um die politischen Erscheinungen jener Zeit zu begreifen, gründliche Kenntniß der Geschichte des Landes unentbehrlich sei. So entschloß er sich, sie genauer zu studiren. „Mais cette histoire“, sagt er sehr vornehm, „j'en demande pardon aux historiens des deux derniers siècles, pour l'étudier il fallait la faire.“ Er wollte nun anfänglich bloß für sich eine historische Skizze der Verfassung Spaniens entwerfen; so aber gewöhnte er sich allmählig „à l'effrayante idée d'entreprendre une histoire complète de la Peninsule“, unternahm sie wirklich und fand sich am Ende „engagé entre la difficulté d'avancer et la honte de reculer, dans

une de ces voies sans issue où il faut marcher seul et frayer la route à mesure qu'on y chemine." Das klingt so abenteuerlich, als wenn wir von den furcalis Caudinis, oder von Roland und Ronceval reden hörten. Ganz so gefährlich war es aber nicht, denn Hr. St.-Hilaire hatte unter Andern zwei sehr wackere Vorgänger an den Hrn. Achbach und Lembke, deren aber in der Vorrede mit keiner Sylbe gedacht wird. Die muß man auch haben, wenn man die Geschichte von Spanien bis zum 11. Jahrhundert in drei Jahren erforschen und darstellen will. Hr. St.-Hilaire hat die deutschen Untersuchungen darüber seinen Landsleuten, die noch immer wenig vom Deutschen wissen, zugänglich und mundgerecht gemacht im Modestyl, der nun einmal spirituell und pikant sein muß, gleichviel wie und auf wessen Kosten. Er kennt zum Theil die Gegenden, von denen er handelt, und ihre heutigen Bewohner aus eignier Anschauung. Den Vortheil hat er benützt. Er hat ferner die neuesten in Frankreich erschienenen Werke, die seinen Gegenstand berühren, wie Faurel's unlängst erschienene treffliche Arbeit über die Geschichte des südlichen Frankreichs, fleißig studirt. Es wäre ja auch unverzeihlich, wenn er das nicht gethan hätte. Arabisch versteht Hr. St.-Hilaire leider nicht, und so haben wir von dieser Seite her in seinem Werke nichts Neues zu erwarten. Da ihm aber Murphy, Conde, Lembke u. A. nicht genügen (II, 62), so ist es zu verwundern, daß er sich selbst so leicht genug that, indem er mit Hilfe des Hrn. Reynaud, des Verfassers der „Invasions des Sarrasins“ etc., die Orthographie der arabischen Namen bei Conde verbesserte und im Ubrigen sich an seine Vorgänger hielt. Wir erwarten für die Kenntniß der Geschichte Spaniens in jeder Beziehung das Beste von den fortgesetzten Studien des Hrn. Lembke, da sich derselbe schon seit längerer Zeit in dem Lande selbst aufhält und eine der ersten Buchhandlungen Deutschlands sein Werk verlegt und gewiß auch ihrerseits Alles aufbieten wird, daß es nicht unvollendet liegen bleibe. Hr. St.-Hilaire wird darum doch, auch im Auslande, so viel Anerkennung finden, als seine Leistungen verdienen, und wir wünschen recht sehr, daß weder der Verleger, noch der Autor, noch sonst Jemand zu den beiden glücklich vorhandenen Bänden spreche: Die ersten sollen die letzten sein. 59.

### F o e R u e K i.

So lautet der Titel eines chinesischen Werkes, von welchem nur eine französische Uebersetzung erschienen ist, die von Rémusat begonnen, nach dessen Tode von Klapproth fortgesetzt und, als auch dieser starb, endlich von Landresse vollendet ward. Das „Foe Rue Ki“ ist ein Bericht, den ein chinesischer Buddhist, Schi-fa-hian, über seine Reise durch die Mongolei und Indien am Ende des 4. und im Anfange des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung verfaßte, und der um so wichtiger ist, weil wir aus jener Zeit von keiner andern Seite her Nachrichten über Indien besitzen. Schi-fa-hian verließ Schan-gan in der Provinz Schen-si 399, reiste

erst nach Nordwesten, dann nach Westen durch die große Wüste Schamo und an den Lobster, wo er Buddhisten fand, welche eifrig die Palsprache studirten, d. h. die heilige Sprache der Buddhisten, welche mit dem Sanskrit verwandt ist. Nach 50 Tagen erreichte er Khoten und wohnte, da er selbst Priester war, in einem Kloster, das nicht weniger als 8000 Mönche zählte. Nach einer langen Wanderung gegen Süden setzte er auf einer aus Seilen verfertigten Brücke, dergleichen auch jetzt noch gebraucht werden, über den Indus, den er Sintheu nennt, nahm seinen Weg nach der Dschamna, fand hier überall buddhistische Fürsten und Völker, hielt sich eine Zeit lang in jenen Gegenden auf, welche das jetzige Königreich Korb umfaßt, schiffte den Ganges hinab, besuchte Ceylon, wo er zwei Jahre verweilte, und reiste über Java nach China zurück, das er vor funfzehn Jahren verlassen hatte.

Schi-fa-hian's Reisebeschreibung ist in vielfacher Hinsicht von bedeutendem Werthe und von den drei französischen Uebersetzern mit gelehrten Anmerkungen begleitet worden. Wir machen hier nur auf einen Punkt aufmerksam. Die Hindus sind gegenwärtig kein seefahrendes Volk, und doch zeigen Tempel, Bildsäulen, Religion, Sprache auf mehreren Inseln des östlichen Archipelagus und namentlich auf Java, daß die dort herrschende Gestattung von ihnen ausgeht und auf hindustanischer Grundlage beruht. Nur ein Volk, das eine ausgebreitete Schifffahrt hat, kann Inseln colonisiren und einen solchen Einfluß gewinnen, daß es seine Religion dort zur herrschenden macht. Die Nachrichten, welche wir bei den Griechen und Römern über Indien finden, sind Stückwerk allzumal; Schi-fa-hian fällt einen Theil der großen Lücke aus. Aus ihm erfahren wir z. B., daß der Einfall der Scythen (Yue-chi) in Oberindien im Anfange des 5. Jahrhunderts eine historische Thatfache ist; sodann setzen sie seine Berichte außer allen Zweifel, daß die Hindu damals auch ein seefahrendes Volk waren und weite Reisen unternahmen. Das Schiff, in welchem er binnen 90 Tagen von Ceylon fuhr, hatte mehr als 200 Menschen am Bord und war gut verproviantirt; jenes, auf dem er die Reise von Java nach China machte, war gleichfalls mit Hindu besetzt. Diese standen also in directem Verkehr mit dem himmlischen Reiche. Sie verstanden es schon in alten Zeiten die Sonnenhöhe zu messen und bedienten sich dazu einer höchst einfachen Vorrichtung, eines Sonnenweisers nämlich und eines mit Knoten versehenen Bindfadens. Noch im 15. Jahrhundert, als die Portugiesen Afrika umschiffen hatten, trieben die Hindus lebhaften Verkehr mit der Ostküste dieses Erdtheils. Vasco de Gama fand in Melinda Kaufleute aus dem Gujarat; einer derselben gab ihm einen Piloten, der ihn nach der Küste Malabar führte und sein Instrument dem Astrolabium der Portugiesen beizubringen vorzog. Der Zamorin von Kalikut hatte eine bedeutende Kriegsflotte und selbst Branden, und als er 1503 einen Krieg mit dem Könige von Cochin führte, bot er 50,000 Mann Landtruppen und eine Flotte von 80 Schiffen auf, die 380 Kanonen und 4000 Marinesoldaten führte. Die Hindus hatten damals schwimmende Burgen, die auf zwei aneinander befestigten Schiffen angebracht waren; sie zeigten sich ferner sehr geschickt im Entern.

Aus obigen Bemerkungen geht hervor, daß die Hindus im Alterthume und im Mittelalter mit dem Auslande im lebhaften Verkehr standen und keineswegs so abgeschlossen von der übrigen Welt lebten, wie man indgemein anzunehmen geneigt ist. Ferner ergibt sich aus Schi-fa-hian's Reiseberichte, daß der Buddhismus in vielen Gegenden dem Brahmanismus erst in verhältnißmäßig neuer Zeit Platz gemacht hat. Die Palsprache ward studirt von Khoten bis Ceylon; der Buddhismus herrschte in der großen Wüste und am obern Indus; im Pendschab, an der Dschamna und am Ganges zählte er weniger Bekenner, blühte aber dagegen sowie der Handel an der Mündung des letztern Stromes. 47.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 233. —

21. August 1838.

### Über die neuere französische Philosophie.

Zuvörderst haben wir zu bemerken, daß die weitläufigere Zahl derjenigen Schriftsteller, welche wir hier, dem französischen Sprachgebrauche nachgebend, Philosophen nennen, im heutigen Deutschland nicht also genannt werden dürfte. Speculative Philosophie — und was man außer ihr noch Philosophie nennt, verdient nicht diesen Namen — liegt nicht nur in Frankreich, sondern überall factisch aus dem Gedankenkreise der meisten Menschen, die Majorität der Gelehrten nicht ausgenommen, und eine Geschichte der Philosophie enthält immer nur wenige Namen. Frankreich aber findet sich in dem Falle, zur Geschichte der philosophischen Wissenschaft seit wenigstens 80 Jahren auch kein einziges bedeutendes und entscheidendes, eingreifendes Factum geliefert zu haben; nach Cartesius, Malebranche, Brunet und dem Atheisten Holbach, welche eigenthümliche Standpunkte behauptet haben und auf den Gang der Philosophie von Einfluß gewesen sind, ist durch die ausgebreitete Herrschaft des Locke-Condillac'schen Empirismus und Sensualismus eine anhaltende geistige Stagnation, eine Erschöpfung, eine Ruhe auf den gewonnenen Resultaten, eine Furcht vor neuer Bewegung eingetreten, und als sich endlich nach dem Sturze Napoleon's das Gefühl des Unbefriedigtseins mit den bisherigen Theorien bemerklich machte und das Bedürfnis wahrhafter Erkenntnis kund gab, da sah sich Frankreich in derselben Lage, in welcher sich Europa im 15. und 16. Jahrhunderte befand: wie der nach Wahrheit strebende und verlangende Geist damals, bevor er aus sich eine neue geistige Welt statt der untergegangenen mittelalterlichen schaffen konnte, sich empfangend verhalten, sich an das Denken der classischen Alten anschließen mußte, grade also müssen auch die Franzosen, denen bei ihrer positiven Antiphilosophie nachgrade alle Ahnung der Philosophie ausgegangen war, bevor sie productiv werden können, zuvörderst eine philosophische Welt reproduciren, die anderwärts ihren Ursprung hat. Der Enthusiasmus vieler begabter Franzosen für deutsche Wissenschaft, wie überhaupt das Factum, daß der französische Geist, der im vorigen Jahrhunderte gegen England gravitirte, gegenwärtig an Deutschland seinen Stab und Leuchte hat, darf nicht in Erstaunen setzen und ist keine bloße Mode.

Nicht aber allein in der deutschen und schottischen

Philosophie haben die Franzosen ein Mittel gegen die totale Ausleerung des Inhalts in ihrem Geiste gesucht; Viele haben wieder zur Lehre der alten Kirche ihre Zuflucht genommen, und Andere sind in ihrem bisherigen Zustande verharrt und setzen die Sensualisten des 18. Jahrhunderts fort. Hiernach zerfällt das heutige französische Philosophiren in drei Schulen: die sensualistische, die katholische und diejenige neue Richtung, welche aus dem Studium fremder, besonders deutscher Philosophie hervorgegangen und unter sich wieder mannichfach gespalten ist. Eine vierte Abtheilung bilden einige mystische Denker.

Die theologisirenden Philosophen: Graf de Maistre, de Bonald, de Lamennais (in seiner ersten Periode), Eckstein, Batain, stehen im Grunde außerhalb der Philosophie und stützen Das, was sie Philosophie nennen, auf die Autorität der Kirche. Sie sind, vermöge ihrer Stellung zur römischen Kirche und der Stellung dieser zur Vernunft, Gegner aller Philosophie, Misologen, welche die Vernunft bekämpfen und zu beweisen suchen, daß dieselbe Wahres zu wissen unfähig ist, wobei sie sich aber doch Mühe geben, durch allerlei Reflexionen die Vernunft ihrer Leser dahin zu stimmen, daß diese an sich selbst irre, gleichsam schwindelig wird und sich alsdann in den warmen und dunkeln Schoos des kirchlichen Autoritätsglaubens flüchtet. Sie könnten allen ihren Schriften das Wort von Clemens Alexandrinus als Motto vorsehen: „Philosophandum erit vel ideo, ut intelligamus, non esse philosophandum.“ Nichtsdestoweniger schreiben wir dieser Denkart eine wesentliche Berechtigung zu und meinen auch, daß sie Elemente enthält, welche eine spätere Culturperiode aufzunehmen haben wird; dahin rechnen wir erstens das objective Christenthum und zweitens das Bleiben im Zusammenhange mit der Geschichte und Tradition.

Die beiden andern philosophischen Schulen sind in ihrer Verwerfung der Autorität als Erkenntnisquelle einig, aber über die Erkenntnisquelle selbst sind sie es nicht, und darin liegt eben ihr Gegensatz. Für die wahrhafte Philosophie ist das psychologische Problem: Wie kommt der Geist zu seinem Inhalte? Welche ist die Einheit zwischen dem wissenden Subjecte und dem gewußten Objecte? von geringer Bedeutung, indem sie in der absoluten Erkennt-

nist den Gegensatz von Denken und Sein, Subject und Object, Wissen und Glauben, Geist und Natur, Speculation und Erfahrung, Ideellem und Reellem, oder wie man sonst noch ihn fassen mag, gelöst und versöhnt weiß; die wahrhaftige Philosophie hat es mit Wichtigern zu thun, indem es für sie gilt, Das, was ist, zu erkennen, die Gegenstände in ihrer Wahrheit zu denken. Die französische Philosophie steht aber noch nicht auf diesem Punkte, die beiden entgegengesetzten Schulen sind überhaupt ohne Metaphysik und haben nur eine dürftige Psychologie nebst angehängter Moral; sie sind noch nicht einmal in die Fächer der Kritik der reinen Vernunft getreten, und das ganze Philosophiren quält sich mit der Verirfrage: Wie kommt der Geist zu seinem Inhalte?

Wir dürfen, weil die philosophische Wissenschaft diese Frage gegenwärtig hinter sich hat, dieselbe doch nicht für zu unbedeutend ansehen, denn die Philosophie hat sich fast drei Jahrhunderte mit ihr beschäftigt. Ihre Lösung versuchte man auf zwei Wegen. Man ging von einem der beiden Pole aus, von der Erfahrung, der Natur, dem Objecte, oder vom Denken, vom Innern, vom Geiste, vom Subjecte. So haben wir ein realistisches und ein idealistisches Philosophiren, einen subjectiven und einen objectiven Dualismus, Rationalismus und Empirismus.

Das idealistische Philosophiren hat in Frankreich mit dem großen Cartesius begonnen, der tief sinnige Malebranche und der nicht nur von seinen Zeitgenossen verkannte, sondern auch den jetzigen Franzosen völlig unbekannt Arzt Claude Bennet, dessen Speculation eine der Fichte'schen und Berkeley'schen verwandte Richtung nahm, sind nachgefolgt. Während aber in Deutschland das Cartesiansche Intellectualsystem an der Leibniz'schen Philosophie seinen Fortsetzer erhielt, bis dann endlich in Fichte diese Richtung ihre abstracte Spitze erreicht hatte, wo sie nicht mehr über sich hinausgehen konnte, sondern auf ihr eignes Gegenheil hinwies, haben die Franzosen gleich im Anfange des 18. Jahrhunderts sich dem von England herübergekommenen Empirismus in die Arme geworfen, und die Spitze dieser Richtung ist denn das „Système de la nature“, der materialistische Atheismus gewesen.

Gleich im Anfange der Restauration machte sich eine heftige Reaction gegen den Sensualismus geltend. Zuerst die katholische, dann die philosophische. Diese letztere nun hätte billigerweise die Philosophie wieder da aufnehmen sollen, wo Malebranche sie gelassen; man hätte alsdann mit Kant die Ungültigkeit des abstracten Verstandes, Wahrheit zu wissen, erkennen und so die Verstandesmetaphysik überschreiten müssen; alsdann war man befähigt an der Schelling-Hegel'schen Philosophie Theil zu nehmen und in ihr die große Versöhnung der idealistischen wie der empirischen Reflexionsphilosophie zu feiern. Man hat aber in französischer Weise die Pyramide auf den Kopf gestellt und da angefangen, wo man aufhören mußte; man hat nach einer sehr flüchtigen und keineswegs wissenschaftlichen Aneignung der Hauptresultate der letzten Philosophie diese zu französischen und obendrein aus ihr und dem vorhandenen Empirismus ein neues

Systemchen zu machen gesucht, welches denn wie blüßig weder die Kenner noch die Nichtkenner hat bestreben wollen. Das ist der Cousin'sche Eklekticismus.

Vor Cousin hatte Royer-Collard die schottische Philosophie, die Doctrinen von Reid und Dugald Stewart eingeführt, ebenfalls eine ganz achtbare Lehre, insofern man sie unter dem Gesichtspunkte der moralischen Intentionen und ihres möglichen Einflusses auf gebildete Weltleute und Weiber betrachtet, aber in philosophischer, in wissenschaftlicher Beziehung ohne allen Werth und Bedeutung und ebenso wie Cousin's Eklekticismus ein schlechter Vergleich, ein rohes Gemenge zwischen zwei entgegengesetzten Lehren, ein Vergleich der Billigkeit, wie er dem gefunden Menschenverstande gemäß ist, wo es heißt: Gott und der Geist ist, und dieses Stück Papier ist auch. In solcher schlechten Vereinigung hat die speculative Vernunft keinen Antheil, denn diese kann bei solchem Auch, bei solcher Gleichgültigkeit des Nebeneinanderbestehens, wo beide Seiten gleiche Substantialität haben, nicht stehen bleiben. Es sind die ganz Verworrenen, die so die Fragen abthun und die Realitäten mischen und mengen. Man kann sich als sittlicher Mensch darüber freuen, daß die Franzosen von dem Materialismus zurückgekommen sind, aber die Philosophie gewinnt bei dem Eklekticismus nichts. Das philosophische Bedürfnis ist, die Einheit der entgegengesetzten Seiten zu fassen, jedoch so, daß der Unterschied nicht weggelassen werde, sondern daß er ewig aus der Substanz hervorgehe, ohne darum sich zum Dualismus zu versteinern.

Weggelassen haben den Unterschied einige neuere Richtungen, welche darum zum Pantheismus geworden sind. Da haben wir die St.-Simonisten, Lerminier, Quinet, Leroux und vielleicht nun auch Lamennais. Durch mystische Unbestimmtheit schwer zu charakterisiren sind einige andere neuere Autoren, besonders Balanche und Wronsky.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Ärger. Ein Büchlein für Jedermann. Mit einer Vorrede von J. C. A. Heintoch. Leipzig, F. Fleischer. 1838. 8. 8 Gr.

Der wunderliche Einfall einer pariser Dame, die in einem Gobcille zu ihrem Testamente für die dortige medicinische Facultät ein Legat von 20,000 Francs bestimmte, wovon die jährlichen Zinsen Dem zu Theil werden sollten, welcher die beste Abhandlung über das Thema: daß der Ärger auf des Menschen Gesundheit den verderblichsten Einfluß übe, einliefern würde, hat uns zum Besiz des vorliegenden Büchleins verholpen, das, obwol klein an Bogenzahl, dennoch Manches enthält, was Berücksichtigung und Beherzigung verdient. Ob es der pariser Dame mit ihrer Preisaufgabe Ernst gewesen, und ob sie nicht vielmehr ihren eignen Ärger statt der 20,000 Francs auf einen Andern hat vererben lassen wollen, der sie im Leben mit gleicher Münze bezahlt hat und sich nun in seinen Erbschaftshoffnungen betrogen sieht, steht noch in Frage; unserm Verf. aber ist es mit seinen Bemerkungen über und gegen den Ärger voller Ernst, und obgleich er hier und da einer humoristischen Wendung nicht aus dem Wege gegangen ist, so trägt doch das Ganze das Gepräge religiöser Haltung und eines gu-

ten harmlosen Gemüths. Der Mann wie sein Büchlein gefällt uns, und wenn auch das letztere weiter keinen besondern Nutzen versprache, so macht es schon Freude, in dem Erstern ein Vorbild zu finden, wie man das Leben zu nehmen hat, nicht auf leichtsinnige, sondern auf ernste Weise, aber mit dem Vorzuge, dem überall vorbereiteten Stoff zum Ärger aus dem Wege zu gehen und, wenn wir Thüren und Fenster nicht vor ihm verschließen können, doch Herr im Hause zu bleiben. Auch der treffliche Heincroth, der das Büchlein beantwortet hat, rühmt daran besonders seine Gemüthlichkeit und den lebhaften Drang zur Beschäftigung oder doch Verminderung der aus dem Ärger entspringenden Leiden, ohne jedoch den Mangel an tiefer, wissenschaftlicher Gründlichkeit zu verkennen.

Der Ärger gehört zu den größten Feinden des menschlichen Gemüths, wenigstens zu den heimtücklichsten, er ist ein Hausfeind, was fast in jedem Hause, im Palaste wie in der Hütte, sein Plätzchen behauptet und schwer daraus zu vertreiben ist; er ist nach dem Verf., „eine Verstimmung, eine Störung der Seelenruhe, eine Krankheit des Geistes, die ich in mir verschließe, und welche dadurch entsteht, daß mein — getrauer oder krummer — Weg, meine — billigen oder unbilligen — Ansichten, durch einen andern — gerechten oder ungerechten — Willen oder ein physisches Hinderniß durchkreuzt und gestört werden; daß mein Lebensschiff durch das Zusammentreffen mit einem andern — größern oder kleinern — aufgehalten, beschädigt oder gar in dem Grund gebohrt wird. Er richtet sich nicht nach der Größe und Wichtigkeit des entgegenstehenden Hindernisses; auch die kleinste Störung, der Nagel an der Wand kann, wenn man dafür empfänglich ist, den größten Ärger hervorbringen.“ Der Verf. hat sich oft geärgert, wenn er ein Messer suchte und lauter Sabeln, oder statt der Sabeln lauter Messer im Tischbilde fand, und die Billardkugeln nach Durchsägung aller andern Beutel erst im letzten zu finden waren.

Als einen bloß leidenden Zustand können wir den Ärger nicht betrachten; allerdings wird er durch ein Leiden, durch eine Affection des Gemüths hervorgerufen, aber die Seele bleibt dabei ebenso wenig passiv als das Auge, wenn es von dem Lichtstrahl afficirt wird. Der Ärger ist vielmehr ein in seinem Ausbruche durch das Gefühl von Ohnmacht oder durch äußere Umstände gehemmter Jörn, der wie die Expulsivkraft der Kohlensäure in der Champagnerbouteille durch den Pfropf zurückgehalten wird, aber dennoch in der Bouteille siedet. Auch er gährt und braukt wie diese, aber nur im Innern, obgleich der aufmerksame Beobachter auch an manchen äußern Merkmalen, aus der Blässe des Gesichts, aus den herab- und zusammengegangenen Augenbrauen, aus dem beschleunigten Athemholen durch die Nase, aus dem düstern, in sich gekehrten Blick, aus dem krampfhaften Hineinziehen und Schließen der bleichen oder blauen Mundlippen, aus dem Stillstehen auf die vorhandene innere Bewegung schließen kann.

Der nachtheilige Einfluß, den der Ärger auf die physische Seite des Menschen, namentlich auf die Verdauungsorgane ausübt, ist von dem Verf. nicht übersehen worden; dagegen hat er die Beziehung, in welcher eben jene physische Seite zur Erzeugung desselben steht, ganz mit Stillschweigen übergangen, ungeachtet dieses grade eines der wichtigsten Momente ist, welche hierbei in Betrachtung kommen. In sehr vielen Fällen ist Ärger einzig und allein Symptom eines krankhaften Zustandes, wenigstens wird man nie irren, wenn man von dem Vorhandensein einer andauernden ärgerlichen Gemüthsstimmung auf einen solchen krankhaften Körperzustand zurückschließt. Erfahrene Ärzte ist es nicht unbekannt, in welcher Beziehung manche Krankheiten, namentlich Abzehrungen, Leberleiden u. s. w., zur Erzeugung des Ärgers stehen, wie ferner eine ärgerliche Gemüthsstimmung dem Ausbruche mancher Krankheiten vorangeht oder ihre Reconalescenz begleitet, wie körperlich reichbare Menschen zu manchen Tageszeiten, namentlich in den Vormittagsstunden oder nach dem Mittagschlaf, ärgerlicher sind als zu andern Zeiten. Bei manchen Menschen wurzelt der Ärger zu-

gleich mit manchen Krankheitskeimen von der zartesten Kindheit an tief ins Leben ein und bleibt ihr steter Begleiter bis ins späte Alter, und es gibt Kranke, bei denen diese Gemüthsstimmung einen so hohen Grad erreicht, daß auch nicht ein freudiger Sonnenblick den dunkeln Flor ihrer Seele zu durchbrechen, kein freundliches Wort, ja die größten Aufopferungen von Seiten ihrer Freunde nicht einmal ihrem Mißmuth Grenzen zu setzen vermögen. Engel würden es ihnen nicht recht machen können; ihre einzige Beschäftigung ist, sich zu ärgern, sie vergehen sich im Ärger, und wie ihre Krankheit den Ärger nährt, so dieser wieder die Krankheit.

Es läßt sich leicht erweisen, daß der Ärger von dieser Seite, als Krankheitsymptom angesehen, ja ganz andern Betrachtungen Veranlassung gibt und einer ganz andern Behandlung unterliegt, als wenn er nicht aus physischen Ursachen entspringt, sondern das Kind einer übeln Gewohnheit ist. In dessen auch seine physische Abkunft schließt eine psychische Curmethode nicht aus, und es ist Sache der Erziehung, schon in frühern Lebensperioden dahin zu wirken, daß krankhafte Gefühle die Willenskraft nicht untergraben und dem Ärger Thüre und Thore öffnen, denn gar oft ist er das gemeinschaftliche Erzeugniß von Krankheit und weicherer Erziehung zugleich. Auch diese Seite des Gegenstandes hätte wol der Aufmerksamkeit unseres Verf. nicht entgehen sollen, sowie denn überhaupt der erste Theil seines Büchleins: „Über den Ärger“, in Hinsicht auf gründliche Erörterung dieses Gemüthszustandes am wenigsten befriedigt. Betweitem lieber folgen wir ihm auf dem Gebiete des zweiten Theils, „Gegen den Ärger“ überschrieben, obwohl er uns auch hier nur einige Reflexionen in aphoristischer Form zu kosten gibt; Reflexionen indessen, die durch ihre Einfachheit und Gutmüthigkeit Zuneigung und Vertrauen erwecken.

Der Verf. weist uns hier zuvörderst auf Moral und Religion hin, die uns aufs kräftigste gebieten, der ärgerlichen Stimmung in uns entgegenzutreten, indem man dadurch nur sich selbst schade und auf Andere, vorzüglich aber auf die unbefangene Jugend, nachtheilig einwirke. Es sei die heiligste Pflicht, dagegen mit aller Kraft anzukämpfen, weil von diesem Kampfe, wie überhaupt von jedem gegen eine Leidenschaft, oft Glück oder Unglück, Gesundheit oder Krankheit, Leben oder Tod, abhängt. 1) Man objectivire sich die Sache, das Ereigniß u., welches Verdruß in uns erregt, so sehr als möglich, d. h. man betrachte es nicht allein in Beziehung auf uns, sondern auch von andern Seiten, oder als eine ganz fremde Sache, die Andere angeht; man bedenke, was wir einem Freunde für einen Rath und Trost in gleicher Lage geben würden; man überdenke seine eigne ganze Lage, und es werden sich gewiß immer Gründe finden, die den Stachel des Schmerzes abtumpfen. Oft wird man einsehen, daß man allein selbst die Schuld des gehabten Ärgers trägt, und daß man in einer weit üblern Lage wäre, wenn man sich nicht gerade in gegenwärtiger unangenehmen befände. 2) Man suche den rechten Humor zu gewinnen. Man ist dann im Stande, die kleinen Leuselchen, die uns zwicken und kneipen wollen, in lauter posseltliche Gestalten zu verwandeln, die uns belustigen und ergötzen. 3) Man habe, wenn man sich in bedrängten und qualvollen Tagen befindet — Geduld. Man darf aber nicht sagen, daß man sie habe, wenn man doch zuletzt darin Grund und Boden findet; sie muß, wie Shakespeare sagt, so tief sein als das Meer. Das ganze Leben ist eine Geduldprüfung; Alles, selbst in der Natur, ist darauf gegründet, der Tag muß warten, bis die Nacht, der Sommer, bis der Winter vorbei ist; der Komet muß sich gedulden, bis er wieder in die Sonnennähe kommt. Geduld ist das Di, welches die empörten Wogen glättet, der Sonnenschein, die Wärme, in der alle geistigen Früchte und die großen Menschen reifen. Das härteste Übel kann durch sie das herrlichste Mittel zur Selbstbildung, zur Selbstverherrlichung werden. 4) „Betrachte das Leben der weisesten und erhabensten Menschen.“ „Vergleiche dein Leben mit dem der Heroen der Menschheit! Sind deine Verdienste und deine Tugenden mit den ihrigen auch

nur in irgend einen Vergleich zu stellen? Hast du so viel erduldet wie Fuß, Thomas Morus, Savonarola, Galilei, Lamouignon, Malesherbes und so viele Andere? Du wirst gewiß bei Betrachtung der Leiden dieser Männer Beruhigung wegen der dir widerfahrenen Kleinern und unbedeutendern Widerwärtigkeiten finden.“ 6) Je eifriger der Mensch an seiner geistigen Ausbildung arbeitet, je höhere Stufen der Cultur er erreicht hat, je geistig stärker und mündiger er wird, desto mehr wird der Dämon des Argers verschwinden, der die körperlichen und geistigen Kräfte aufzehrt. In den höchsten Regionen des Geistes, bei wirklichem Enthusiasmus für das Gute, Erhabene und Schöne muß er nothwendig ganz verschwinden. 7) Kann man einen gehabten Ärger durch keine Reflexion bezwingen und erhebt er sein Borgonenhaupt immer von Neuem wieder, so nehme man sogleich eine Arbeit, sei es eine körperliche oder geistige, vor und arbeite aufs eifrigste fort, bis man merkt, daß die Leuselchen nach und nach versiegen. 8) Man knüpfte ein Gespräch mit wahren Freunden an; nur hüte man sich, ihnen von dem gehabten Verdrusse viel zu erzählen, weil man dadurch immer wieder von Neuem aufgeregt wird. 9) Sei mäßig nach jedem Genuße! Nach jeder härteren Pinguendung so sinnlichen Genüssen wird der ärgerlichen Stimmung Thür und Thor geöffnet. Nach durchschwärmten Nächten ärgert man sich über die größten Kleinigkeiten; man ärgert sich dann von Neuem darüber, daß man sich über solche Sachen geärgert hat. Der Rath des Verf., den Ärger in kaltem Wasser zu erlösen, möchte aber vor dem ärztlichen Richtersthule nicht allgemeine Billigung finden, indem sich wol nicht leugnen läßt, daß in Folge dieses Gemüthszustandes auch eine physische Aufregung innerer Organe und eine Effervescenz des Blutes entsteht, die nicht immer ohne Nachtheil durch Kälte niedergeschlagen werden kann. 10) Endlich empfiehlt der Verf. noch eine zweckmäßige und ausgewählte Lectüre, aber gute, kräftige Poesie, und Vertrauen auf Gott.

Diesen aus der Erfahrung genommenen Recepten gegen den Ärger lassen sich leicht noch manche andere hinzufügen. Hilft das eine nicht, so hilft vielleicht das andere. So möchten wir vor Allen noch empfehlen: Demuth. Der meiste Ärger hat darin seinen Grund, daß die Menschen sich selbst, ihr Wissen, ihre materiellen und geistigen Kräfte, überschätzen, in ihrer kleinen Sphäre sich Könige dünken, denen man den schuldigen Tribut nicht versagen muß. Man betrachte z. B. den Chef eines Geschäftsbureau, den Fabrikherrn, den Hausvater u. f. w. in seinem Hause, in seinem Geschäfte, wo er zu befehlen hat. Jede Uebertretung seiner Befehle, jeder Eingriff in seinen Eigenswillen wird eine ärgerliche Stimmung in ihm hervorrufen, während er vielleicht außer dem Hause eine Beleidigung, wenn sie nicht zu groß ist, gutmüthig hinnimmt, weil er gewohnt ist, sich da dem Willen Anderer zu fügen, duldsam zu sein, weil man es auch gegen ihn ist. Nur der Gedanke: ich bin ein Mensch, an Fehlern und Schwächen andern Menschen gleich, ich muß die Fehler Anderer mit Geduld tragen wie sie die meinigen, schützt hier gegen Ungerechtigkeit und Ärger. Auch die falsche Ansicht mancher Menschen, man müsse ihnen wegen ihrer übrigen guten Eigenschaften im Umgange manche Nachlässigkeit, manche Launen, manche Härte des Ausdrucks, manches Aufbrausen zu gute halten; ferner, alle übrigen Menschen müßten von ihren (der Ersteren) Grundtugenden, als den allein richtigen, ausgehen, die Dinge nach ihrer Weise anschauen, und dieselben wären, so oft sie von ihnen abwichen, Verirrte, Unwissende, Thoren, am Verstande Beschränkte, eine Ansicht, die als häufige Quelle von Argerniß betrachtet werden kann, entspringt aus diesem Mangel an christlicher Demuth.

Unter die Ableiter des Argers wie die des Jorns kann auch ein plötzliches Einschlagen, ein Schrecken, den man sich selbst bereitet, gezählt werden. Ein Mann warf, wenn er die weitergeschwungene Wolke sich in seinem Innern zusammensetzen sah, schnell alle auf seinem Schreibtisch befindlichen Papiere

herab auf die Erde, um sie dann geduldig wieder zusammenzulesen. Von dem vortrefflichen Herber hörte ich sagen, er habe in jüngern Jahren, wo ihn leicht die Hitze überreißt, beim Herannahen des Sturmes, schnell an der Schelle gezogen, um seinen Bedienten herbeizurufen, und aus Scham vor einem solchen Zeugen seiner Leidenschaft seinen Ärger verbissen.

Noch fällt mir bei diesem Gegenstande ein alter Jugendbekannter, ein Bauer, ein, der, als man ihn fragte, wie es doch komme, daß er sich gar nicht ärgere, lächelnd erwiderte: „Mit dem Ärger ist es wie mit dem Salze, ein Jeder nimmt sich davon nach Belieben; will sich Einer oder der Andere die Suppe versalzen, meinertwegen; ich liebe die versalzene Speise nicht!“

Noch genug nunmehr vom Ärger. Unserm Autor glauben wir mit unserer Anzeige keinen bereitet zu haben, leicht könnte es uns aber mit unsern Lesern so ergehen. 16.

### Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit \* bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 229.)

### III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

\*51. Conversations-Lexikon der Gegenwart. In 8 Hefen. Gr. 8. Auf Druck-, Schreib- und Wellpapier.

Seit der Vollendung der achten Auflage des Conversations-Lexikons war ich mit der Vorbereitung dieses Werks beschäftigt, welches sich die Aufgabe gestellt hat, nach Art des Conversations-Lexikons der neuesten Zeit und Literatur (4 Bände, 1832-34, Druckpapier 8 Thlr., Schreibpapier 10 Thlr. 16 Gr., Wellpapier 20 Thlr.) des Hauptwerks mit der rasch vorrückenden Zeit im Einklang zu erhalten, indem es ein lebendiges Bild alles dessen geben wird, was sich in den letzten Jahren irgend Bemerkenswerthes in der Politik, im Leben, in Literatur und Kunst ereignet oder die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten im höhern Grade in Anspruch genommen hat. Es wird somit für die Besitzer irgend einer Auflage des Conversations-Lexikons, sowie der zahllosen Nachahmungen und Auszüge desselben als unentbehrliches Supplement und für das Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur als neue Folge zu betrachten sein, als auch für sich ein abgeschlossenes Werk bilden.

Das Conversations-Lexikon der Gegenwart wird in 8 Hefen von 10 Bogen, von denen bereits die drei ersten erschienen sind, ausgegeben. Der Preis für jedes Heft ist auf Druckpapier 8 Gr., auf Schreibpapier 12 Gr., auf Wellpapier 18 Gr.

\*52. Der Cavalier auf Reisen. Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835“. Gr. 12. Auf feinem Wellpapier. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Das erwähnte Werk erschien 1836 bei Froberg in Leipzig und kostet 2 Thlr.

\*53. Duller (Eduard), Kaiser und Papst. Roman. Vier Theile. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

\*54. Die Römische Curie im Kampf um ihren Einfluß in Deutschland, veranlaßt durch die Opposition des Erzbischofs von Köln gegen Preußen unter Mitwissenschaft Roms und das Verdammungsbreue des Hermes'schen Lehrsystems. Vom Verfasser der Schrift: „Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition.“ 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr. Die huz vorher erschienenen Schriften des Verfassers sind unter Nr. 62 und 66 angeführt.

55. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegieter. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Früher erschien in meinem Verlage: Die göttliche Komödie des Dante. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegieter. Dritte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit einem Altkupfer (Dante's Bildniß) und geometrischen Plänen der Pöde, des Fesefelds und des Paradieses. Gr. 8. 1832. 3 Thlr.

\*56. Eckermann (Johann Peter), Gedichte. 8. Auf Wellpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser ist durch die Herausgabe seiner „Gespräche mit Goethe“ (2 Theile, 2te Auflage, 1837, 4 Thlr.) dem Publicum so nahe getreten, daß man mit Interesse seine eignen poetischen Productionen entgegennehmen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Über die neuere französische Philosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 223.)

Betrachten wir jetzt die verschiedenen Schulen etwas näher und sehen nach, was denn das Wesen und der Kern ihrer Doctrinen ist.

Die katholische Schule möge beginnen. Da sie außerhalb der Philosophie steht und von Metaphysik nichts wissen will, so ist es nur ihr religiöses und politisches System, welches wir zu betrachten haben. Dieses ist nicht mehr noch weniger als der nackte Katholicismus. Bei Abbé Gerbet \*) heißt es:

Der katholische Glaube hat geruht und ruht beständig auf der Autorität. Das Princip der Autorität ist das katholische, Christliche; das Princip des Selbstprüfens ist die Quelle der Sünde, des Irrthums, der Unseligkeit. . . Der Glaubensact ist die Unterwerfung des Geistes unter die Autorität der katholischen Überlieferung. . . Der Autoritätsglaube ist bereit, Alles zu glauben, was die Autorität bezeugt und künftig bezeugen wird, weil er sein eignes Urtheil nicht zur Richtschnur nimmt. . . Der Glaube hängt auch nicht von Erörterung der Schriftstellen ab; man muß der Kirche glauben, weil sie die größte sichtbare Autorität ist. (S. 200, 86, 102, 148.)

Lamennais sagt:

Wenig liegt daran, was jeder Protestant glaubt oder nicht glaubt; wenn er auch glaubt, so geschieht dies doch nicht kraft des Fundamentalbeweggrundes, daß Gott das Geglaubte offenbart hat, sondern weil seine Vernunft dafürhält, daß Dasjenige, was er glaubt, in der That eine Wahrheit ist. . . Sobald man demnach die Autorität der Kirche hinwegnimmt und in ihr nicht mehr den unfehlbaren Richter über die Lehre sieht, bleibt von Religion keine Spur übrig.

Wir haben dies vorangestellt, weil da der Hauptpunkt liegt. Der Protestantismus wie die Philosophie kann im directen Gegensatz zu dem mitgetheilten katholischen Principe einen Glauben, der nur Autoritätsglaube ist, für keinen wahrhaft religiösen halten; wir verlangen wenigstens innere Erfahrung, die Subjectivität muß mit dabei sein. Daß der Glaube seinen äußerlichen Anfang in der positiven Überlieferung hat, dagegen ist weiter nichts zu sagen; die Hauptsache ist, daß das Positive seine Härte und Fremdheit verliere und für das Subject ein innerlichstes Eigenthum werde. Es liegt in diesem ganzen Systeme ein Widerspruch, der sich in der Beweisfüh-

rung am grellsten zeigt. Man will demonstrieren, daß die Vernunft nicht selbst prüfen darf, und fodert sie doch auf, die Nothwendigkeit des Nichtselbstprüfens zu prüfen. Ueberhaupt ist diese Denkart nur bei vollständiger philosophischer Robheit möglich. Der Gang der Demonstration ist aber im Wesentlichen dieser:

Die Vernunft ist ein rein persönliches Vermögen. \*) Wenn wir also irgend etwas im Namen der Vernunft behaupten, so thun wir dies im Namen unserer Vernunft; die Gewißheit ist nur eine individuelle, was absurd ist. Die Thorheit Derjenigen, welche sich auf die Aussprüche ihrer Vernunft verlassen, geht schon aus der Anzahl von sich widersprechenden religiösen und philosophischen Meinungen hervor, welche im Namen der Vernunft aufgestellt worden sind. Man muß also eine andere Erkenntnisquelle suchen, welche Autorität hat. Diese ist der heilige Stuhl, er ist Inhaber der Tradition wie der authentischen Erklärung der heiligen Schriften.

Jetzt aber kommen wir auf einen Punkt, wo sich die philosophirenden Katholiken trennen; ohne nur an die katholischen Systeme, welche in Deutschland seit mehreren Jahren aufgestanden sind \*\*), zu denken, unterscheiden wir deren gleich in Frankreich drei: das System von de Maille und Bonald, das System von Lamennais in seiner ersten Periode, das System von Bautain. Man könnte noch ein viertes, das scholastische System der Gallicaner unterscheiden.

Will man das Princip der Autorität consequent durchführen, so darf die Kirche, wenn sie auch nicht grade glauben heißt, quia absurdum est, doch sich nicht darum bekümmern, ob ihre Lehre absurd ist. Die Vernunft bleibt aber ganz beiseite, sie ist rechtlos, hat sich zu unterwerfen. Eine Apologie des Katholicismus kann nur eine authentische Exposition der Lehre sein, ein Katechismus, wie Bossuet's Buch es war. Die ganze Begründung liegt in den Worten: die Kirche glaubt und lehrt also; oder wie Bossuet sagt: „Il a semblé bon au Saint-

\*) So verschmäht man wahrhaft philosophische Untersuchung, will sich die Philosophie vom Leibe halten und bekommt zum Lohn dafür eine schlechte Philosophie, die solche Barbareien wie diesen Satz zu Ausgangspunkten hat.

\*\*) Das System von Hermes in Bonn, Günther und Pabst in Wien, Friedrich Schlegel, Cäsar und Windischmann. Die beiden Letztern stehen mit den Franzosen in Conner.

\*) Des doctrines philosophiques sur la certitude, dans leurs rapports avec les fondemens de la théologie. Paris 1826.



Esprit et à nous.“ Da aber diese Begründung doch nicht mehr dem widerspenstigen Zeitalter gegenüber vorhalten wollte, so nahm man zu allerlei Raisonnements seine Zuflucht, und in der That haben Lamennais, Bonald, de Maistre und Chateaubriand \*) mit scharfsinnigem Geiste und großer Gelehrsamkeit eine reichhaltige apologetische Masse für das katholische Christenthum zusammengebracht, auf welche zu antworten unsern ordinären protestantischen Theologen in hundert Fällen unmöglich sein möchte; denn der Protestantismus kann sich vor dem Katholicismus nur mittels der Philosophie vertheidigen.

Lamennais ging aber noch einen Schritt weiter und nahm sich vor, den päpstlichen Katholicismus und den gesunden Menschenverstand zu identificiren, eine sonderbare und neue Art von Rationalismus. In der That, Lamennais war und ist durch und durch Rationalist, und wenn er die Welt mit seinen Sophismen getäuscht hat, so hat er sich zuerst getäuscht, indem er sich seit 25 Jahren für einen echten Katholiken hielt, was er, wie er nun eingesehen und eingestanden, nie gewesen ist. Indem er nämlich die individuelle Vernunft verwirft, statuirt er einen consensus gentium, den sens commun, ein allgemeines Zeugniß der Menschheit, und diesem legt er Untrüglichkeit bei. Die individuelle Vernunft enthalte Wahres und Irriges, weshalb sich Keiner auf sie verlassen könne, und wenn sie auch die Wahrheit besäße, so hätte sie doch nicht die Gewißheit, sie zu besitzen. Wenn aber alle individuellen Vernünfte summiert würden, so träte es sich, daß sie über gewisse Dinge gleich dächten, und dieses Ubrigbleibende sei die Essenz, die allgemeine Vernunft. Auch in dieser barbarischen Vorstellung liegt etwas Wahres, aber der Tropfen Wahrheit ist wol nie in einer größern Quantität Irrthum erschienen; denn Lamennais' Lehre war von vorn herein Rousseau's contrat social in die Theologie und Philosophie gebracht. Nach dieser Lehre bedarf es keiner Forschung, Kenntniß, Einsicht mehr: man versammelt die Menschheit und läßt abstimmen; die Majorität gibt die Wahrheit. Da aber die Majorität nicht wohl zu befragen, so nahm Lamennais als Interpreten des sens commun den Papst an; ein harter Sprung, womit überdies dem heiligen Stuhle kein Dienst geschah. Denn wenn die Einen das System lächerlich fanden, weil man, um zu dem Entschlusse zu kommen, die eigne nichtsnützige Vernunft der allgemeinen Vernunft zu unterwerfen, just dieser individuellen Vernunft zur Fassung solchen Entschlusses bedarf, so erschrakten die rechten Katholiken, als sie hörten, daß der Papst und das allgemeine Zeugniß der Menschheit identisch sein sollten. Denn wenn sie auch den Stellvertreter Gottes für einen Zauberer ansahen, so trauten sie ihm doch das Kunststück nicht zu. Daß Lamennais gesagt, der eigne Vernunftgebrauch führe zum Atheismus, war ihnen ganz Recht; aber weiter gingen

\*) Chateaubriand in seinem „Génie du christianisme“, der Graf de Maistre in seinen „Soirées de St.-Petersbourg“ und in dem Buche: „Du Pape“. Bonald ist mehr politisch, wovon unten.

sie nicht mit dem verwegenen Neuerer; denn wer bürgte ihnen dafür, daß grade alle Menschen so raisonniren würden wie der Abbé Lamennais? \*)

Lamennais hatte von der göttlichen Wahrheit Kriterien verlangt, und als solches Kriterium seine allgemeine Vernunft, die sich durch den Papst ausspricht, dargestellt. Die göttliche Wahrheit ist also doch nicht absolut, sondern von dem Zeugniß der Menschen abhängig; sie wird nicht um ihrer selbst willen geglaubt, sondern weil die Menschheit sich durch ihre Adhäsion für sie verbürgt hat. So hat man Recht gehabt, die Lamennais'sche Lehre einen eigenthümlichen Protestantismus zu nennen. \*\*) Dagegen behauptet nun der Abbé Bautain, Professor der Philosophie in Strasburg, die christliche Philosophie, d. h. nach ihm die wissenschaftliche Explication des Katholicismus, sei seit ungefähr 600 Jahren auf falschem Wege, und man müsse wieder zu der Methode der ersten Scholastiker zurückkehren, wo die Philosophie sich darauf beschränkte, die von der Kirche überkommenen Dogmen zu beweisen. Diese ersten Scholastiker wurden bekanntlich von den rationalistischen Scholastikern, die sich sententiarii nannten, überwunden, die Methode der Letztern aber herrscht noch jetzt in der französischen Theologie. Bautain sagt nun, daß alle philosophischen Systeme seit Cartesius und Bacon im Principe und in der Methode gefehlt haben, weil sie die Vernunft von der Offenbarung unabhängig gemacht. Indem dieser scharfsinnigste der heutigen französischen Philosophen nun Lamennais darin beistimmt, daß die Vernunft, ohne sich auf die Autorität und die Tradition zu stützen, kein System metaphysischer Wahrheiten gründen könne, da ja alle Philosophie auf einem Principe beruhen müsse, dieses aber, weil Princip, ein unbewiesenes wäre, womit denn die Philosophie in der Luft stände; indem er ferner ebenso wenig wie Lamennais von einer Vermittelung der sogenannten individuellen Vernunft und der Offenbarung durch die speculative Erkenntniß weiß, vielmehr in den Dualismus von Subject und Object fest eingefroren ist und von deutscher

\*) Es ist immer hier von Lamennais' erster Periode die Rede (1808—29), wo er den Katholicismus durch Regierungen und Papst zu neuem Glanze erheben wollte. Als die Regierung sich gegen die Theokratie gleichgültig, ja feindsüchtig zeigte, ließ Lamennais sie fallen, ging zum politischen Liberalismus über und gedachte seine hierarchischen Pläne, für welche er den Ausdruck nur wechselte, durch das Papstthum und die Völker ausgeführt zu sehen. In diesem Sinne wurde der „Avenir“ geschrieben. Als aber auch Rom von einer Wiedergeburt der katholischen Kirche nichts wissen und den Glauben lieber unter die Sauegarde der österreichischen Bayonnete als der Revolutionnaire stellen wollte und die Doctrinen Lamennais' verdammt, da trat dieser nach einigem Schwanken in seine dritte Periode, die mit den „Paroles d'un croyant“ anfängt und mit den „Affaires de Rome“ schließt. Wie früher die Könige, so läßt Lamennais in seinen „Paroles“ auch den Papst fallen und hofft die christlich-katholische Wiedergeburt von der Revolution allein. Jetzt hat Lamennais ein neues Leben angefangen, über das erst später gesprochen werden kann.

\*\*) So Lamennais' ehemaliger Schüler und Mitredacteur am „Avenir“, Recordaire.

Philosophie nichts gelernt hat als das Kant'sche Resultat, daß die reine Vernunft (d. h. der abstracte Verstand) unfähig ist, Wahres zu wissen: indem Bautain von diesen festen Punkten ausgeht, gelangt er zu einem sich dem Augustinismus nähernden katholischen System, welches er in seiner „Philosophie du christianisme“ auseinandergesetzt hat. Von Kriterien ist bei ihm keine Rede: er setzt die Offenbarung als die Quelle aller Wahrheit, und nicht nur der Wahrheit, sondern auch der Sprache, des Staates, der Philosophie u. s. w. Fragt man nun, wer die Glaubwürdigkeit und Authentizität des geoffenbarten Wortes garantirt, so ist die Antwort: die Kirche. Fragt man dagegen: Wer garantirt aber die Autorität und Infallibilität der Kirche? so ist die Antwort wieder: die heilige Schrift. Wie Bautain aus diesem fehlerhaften Cirkel sich herausretten will, können wir nicht absehen; jedenfalls will es mehr besagen, einen deutschen Philosophen zu überzeugen als einige junge Juden, welche durch die Doctrin des straburger Professors belehrt worden und jetzt katholische Geistliche sind.

Das politische System der katholischen Schule ist so einfach wie das religiöse. Auch in ihm lassen sich noch Nuancen nachweisen, und man könnte Absolutisten, Aristokratisch-Monarchische und Theokraten unterscheiden, ja, unter den Letztern wieder möchten wir Hrn. v. Bonald den Monarchisten, den Grafen de Maistre den Aristokraten und Lamennais den Liberalen nennen. Der Letzte hat vor der Macht nie großen Respekt gehabt. Wohin Bautain politisch gehört, kann uns hier gleichgültig sein. Das System des Absolutismus wie das feudalistische, aristokratisch-monarchische hat auch in Deutschland an Hrn. v. Haller und Andern seine Sprecher und wir brauchen nicht von ihm zu reden; das theokratische aber verdient, daß man es ansieht.

Damit die menschliche Gesellschaft oder eine Fraction derselben, ein Staat, bestehe, ist ein Gesetz nöthig und eine Gewalt, welche es vollzieht. Das Gesetz hat seine Quelle in Gott, ebenso ist die Gewalt göttlich, freilich nur dann, wenn sie dem göttlichen Auftrage entspricht. Es gibt folglich weder fürstliche noch Volkssouveränität; Gott allein ist souverain. Da Gott aber seinem Sohne Jesu Christi alle Gewalt im Himmel und auf Erden übertragen und dieser wieder an dem Papste seinen bevollmächtigten Stellvertreter hat, so ist der Papst der Vermittler zwischen Fürst und Volk, der wahre Souverain. Der Papst legitimirt und vernichtet Regierungen. So bedarf es keiner Constitutionen, die überhaupt nichts taugen. Nach de Maistre ist die Menschheit in der Welt, um die Erbsünde abzubüßen; gäbe man ihr Freiheit, so würde sie, da sie einmal des Teufels ist, daran nicht denken. Wie also der Vater Herr über seine Kinder — die Mutter macht den Vermittler —, so ist es der König unter der Vermittelung des Adels (die natürlichen Minister) über das Volk. Sollte aber der König die Pönitentz zu stark einrichten, so ist der Papst da.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben zweier Schauspieler: August Wilhelm Iffland's und Ludwig Devrient's. Von J. Fund. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Werk bildet den zweiten Band der von J. Fund herausgegebenen „Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen“, wovon der erste Band sehr dankenswerthe Mittheilungen über Hoffmann und F. G. Wegel enthält. \*) In würdiger Weise reiht sich dieser zweite dem ersten an. Besonders ist die Schilderung Iffland's als Mensch und Künstler und die ziemlich tief in sein Wesen eingehende Analyse seines Spiels von bedeutendem Interesse und wol dazu geeignet, manche Vorurtheile, welche man von Alters her gegen Iffland's Charakter hegte, und andere, die sich erst in jüngerer Zeit in Bezug auf seine künstlerischen Verdienste festsetzten und fast das Bürgerrecht erlangt hatten, gänzlich zu beseitigen. Besonders heftig tritt der Verf. gegen Ewald auf, welcher unter Andern mit dem Lecken, aber nicht immer gründlich motivirten Bewußtsein der Modernen seine mißliebigen Urtheile über Iffland in die scharfe Spitze zusammenbrängte, daß Iffland ein Heiß zum Lachen gewesen sei. In einer Literaturperiode, wie die unsere, wo Herder und Johannes v. Müller, Goethe und Schiller ähnliche Berührungspunkte erfahren haben und z. B. Wolf von Menzel beschuldigt wurde, er sei auf jedem Punkte seines Daseins nichts gewesen und gebilbet als ein niederdeutscher Bauer, kann Ewald's Ausspruch nichts Auffälliges, aber wol sein Betrübenes haben. Der Verf. thut in diesem Buche viel, um den Eindruck der harten Kritik Ewald's auf nichts zurückzuführen, wenn man ihm auch einige Überschwänglichkeiten zu gut halten muß.

Sehr treffend und wahr sind seine allgemeine Bemerkungen S. 8 und 9. Iffland's Dichtungen, sagt er, waren Schöpfungen aus seiner Zeit und für dieselbe; diese selbst war keine jegige, von willkürlich selbstgeschaffenen philosophischen Kunsttheorien verwirrt und zersplittert, sondern in sich klare, natürliche, verständige. Die jegige Poesie will, nach außen strebend, oft ganz politisch werden, obwohl doch gewiß Politik und Diplomatie die tödtlichsten Würmer für die ganze Natur der Poesie sind. Von diesem Standpunkte aus preißt der Verf. Iffland's Bühnenstücke, in denen zwar nur ein süßes, bürgerliches, politisch unbewegtes Familienleben geschildert sei, aber jedesmal mit der tiefsten psychologischen Wahrheit. Er hat hier nicht Unrecht. Wie wenig Iffland als Bühnendichter vornehm bei Seite zu schieben ist, ergibt sich aus der Thatfache, daß viele der jüngsten Bühnenstücke, welche zu Ansehen und Ehre gekommen sind, nicht viel mehr sind als eine Renovation der in der Iffland'schen Bühnenpoesie enthaltenen Elemente, ohne daß Iffland in der Mannichfaltigkeit und Schärfe der Charakterisirung und in der Auffassung des wirklichen Lebens erreicht worden ist.

Wer aber auch fortfahren wollte, Iffland's Bedeutung als Bühnendichter in Frage zu stellen, wird sich gern von unserm Verf. überreden lassen, daß Iffland ein großer Künstler gewesen sei. Er widerlegt zuvörderst Ewald, welcher die Seltenheit von Rollen Darstellungen allzu sehr von körperlichen Außerselbheiten abhängig macht. Ewald behauptet, eine zu ausgeszeichnete Persönlichkeit sei für einen Schauspieler, der nach Allgemeinheit strebe, ein Hinderniß. Dagegen führt Fund Hof an mit seiner kleinen, durch einen öfter markirten Figur, den untersehten Garrick, die kleine unansehnliche Bethmann u. A. Natürlich ist für Herrn Ewald der Schauspieler Seydelmann eine Normalfigur; denn er besißt keine ausgeprägte Außerselbheit, so daß es ihm am ehesten möglich ist, nach Allgemeinheit zu streben und sie zu erreichen. Man hat überhaupt mit Seydelmann allzu sehr Parade geritten; er ist kein Galt, keine Hoffnung für das classische Drama, und was die Ewald'sche

\*) Hierüber berichtete ein anderer Mitarbeiter, F. A. Roethe, in Nr. 98 — 99 v. Bl. f. 1837. D. Red.

Allgemeinheit betrifft, so ist das ein so unbestimmter Ausdruck, daß wir nicht viel damit anzufangen wissen. Die Verdienste Seydelmann's als Künstler und die Lewald's als Kritiker will ich hiermit nicht geschmäht haben; aber man sollte es doch ja vermeiden, in blinder Vorliebe für das Neue berühmtheiten herabzusetzen und dies Verfahren auf Prämissen zu gründen, welche an sich keineswegs haltbar sind.

Im vierten Capitel spricht der Verf. über Iffland als Vorleser, und er gesteht, daß er ihn die „Weiße der Kraft“ mit einer Kraft und Weiße habe vorlesen hören, welche ihm einen Sieg verschafften, wie er ihn selbst auf dem Theater kaum je errungen habe. Besonders war es das Auge Iffland's, welches ihn auf das wunderbarste und einbringlichste unterstützte. Über Iffland's Mienen- und Geberdenspiel, seine Bühnengewandtheit und Selbstgegenwart handeln Cap. 5 und 6. Hierher gehört des Verf. Bemerkung, daß er keinen Künstler gesehen, der auf der Bühne mehr zu Hause gewesen wäre, als Iffland; nichts konnte ihn verstimmen und aus dem Gleise bringen; er war immer vollkommen Herr seiner selbst. Er war ungern einen Schauspielabend unthätig und übernahm oft kleine Rollen, nur um aufzutreten. Über seine Art zu copiren und seine bewundernswürdige Fähigkeit zu extemporistren sprechen Cap. 7 und 8. Den Vorwurf, daß er sich „aufspare“, daß er nämlich die Rolle anfangs schwach nehme, um gegen das Ende starke und brillante Effectstücke anzuwenden und den Beifall der Masse zu erzwingen, bezeichnet Iffland selbst als die „tölpelhafteste Kritik“, die ihm je vorgetommen. Iffland hatte ein Recht, zu sagen, daß es eigentlich keine undankbare Rollen gäbe; selbst die undankbarste wurde, von ihm dargestellt, eine dankbare, und wenn er auch in solchen kleinen Rollen der Menge nicht imponirte, so genügte es einem enthusiastischen Künstler wie Iffland, daß er sich selbst genügt, und zur vortrefflichen Abruendung der Gesammtdarstellung beigetragen und die Anerkennung der Eblern und Verständigern des Publicums errungen habe. Ich möchte wol wissen, ob ein Künstler in unserer Zeit, der einen Iffland in sich zu fühlen glaubt, eine Rolle wie etwa den Graf Kudezpine in der „Maria Stuart“ oder den Landmann Bertram in der „Jungfrau von Orleans“ übernehmen würde? Eben darum hinten auch die Darstellungen auf unserer jetzigen Bühne, weil Jeder für sich glänzen will und die bedeutenden Künstler lieber gar nicht auftreten, als kleine, aber bedeutungsvolle Rollen spielen wollen, die dann oft den miserabelsten Darstellern in die ungeschickten Hände fallen.

Weiterhin entwirft der Verf. eine Analyse der bedeutendsten Rollen Iffland's; er analysirt ihn als Kammerrath Fegefeld in der Nachbildung des Molière'schen „Geizigen“, als Postath Reinhold in den „Fagelosen“, als Antonius in Kogebue's „Detavia“, als Chyloz, als Lorenz Stark, als Langsalm im „Wirwar“, als Wallenstein, als Klappert in Bregner's „Argwohnlichem Liebhaber“, als Amtshauptmann in „Eiße von Walberg“, als Wilhelm Tell, als Bittermann in „Menschenhaß und Neue“, als Franz Moor, als Kriegsrath Dallner in der „Dienstpflicht“ und als Abbé de l'Épée. Wir sehen aus der Analyse dieser Iffland'schen Rollen, daß der Verf. ein gewiegter, einsichtsvoller Kenner ist und Iffland's Spiel Zug für Zug, Wort für Wort verfolgt hat. Von besonderm Interesse ist die Analyse des Iffland'schen Franz Moor und des Wallenstein, welchen letztern er dazu benutzt, zwischen Iffland und Fied eine Parallele zu ziehen, welche mehrfach zu Gunsten Fied's, in andern Punkten aber zu Gunsten Iffland's ausfällt. Fied gab mehr den geschichtlichen, oder besser, seinen Wallenstein, indem sein großes Genie fast unbedeutend in Wallenstein's geschichtliche Größe einen fähigen Griff that; Iffland mehr den Schiller'schen Wallenstein, sowie der Dichter ihn geschrieben hatte und aufgefaßt haben wollte. Fied war vorzüglich in den eigentlich heroischen Partien der Rolle, Iffland vorzüglich in den mehr allgemein menschlichen; Beide dadurch groß, daß Jeder in seiner Individualität blieb. Clair tritt gegen Beide zurück. Clair wird überhaupt nur

einmal als glücklicher Rival Iffland's gerühmt, in der Rolle des Kriegsraths Dallner. In dieser Rolle weiß der Verf. nicht, wem von Beiden, Iffland oder Clair, er den Vorrang zugeben soll.

Von S. 179 an werden Beiträge zu Iffland's Jugendgeschichte geliefert und die letzten Lebensjahre Iffland's geschildert. S. 188 überraschte mich eine Bemerkung, die auf das berliner Theaterwesen und auf seinen Zustand unter Iffland's Leitung Bezug hat. Es heißt hier, daß die bessern Künstler der berliner Bühne, unbekümmert um die Gesammtwirkung, Alle darauf ausgegangen wären, Jeder für sich und unter Allen am meisten zu glänzen; dieses Streben sei aber um so nachtheiliger gewesen, weil es neben so hervorragenden Schauspielern auch unbeschreiblich elende auf der berliner Bühne gab, sodas nicht leicht ein größeres Ganze zu Stande kam. Es ist bemerkenswerth, daß sich diese unangenehme Erscheinung auch jetzt nirgend in so auffallendem Maße zeigt als auf der berliner Bühne, eine Untugend, die sich jedenfalls zur Zeit noch stärker herausstellt als damals, wo Iffland, der thätige Gewalthaber, der für seine Kunst innigst Begeisterte, alles Mögliche anwandte, um die sich einseitig Hervordrängenden mit den übrigen Kräften und Halbkräften in die nöthige Übereinstimmung zu bringen. Wer die intriguirende anarchische Republik der berliner Bühne kennt, wird mich verstehen.

Es ist unserm Verf. in mancher Beziehung ein glückliches Loos gefallen. Er, so vieler trefflicher und genialer Männer genauer Freund, machte ganz durch Zufall auch des genialen Devrient Bekanntschaft in Dessau. Die äußere Erscheinung Devrient's ist von ihm sehr malerisch und gut beschrieben worden. Aus den frühern Jugendjahren Devrient's werden manche Momente mitgetheilt, welche abermals beweisen, daß ein wahrhaftes Genie sich überall Bahn zu brechen weiß und wie ein feuriges unbändiges Ross über die Schlagbäume setzt, durch die es auf die glatte und ebene Schause des bürgerlichen Werktagelbens zurückgewiesen werden soll. Devrient's Debut fiel nicht glänzend aus; sich selbst genügte er am wenigsten; die Bühnenvorstände aber, die doch etwas Geniales in ihm erkennen mochten und an elendere Anfänger gewöhnt waren, ermunterten ihn auf alle mögliche Weise. Devrient wuchs zusehends, als er seine Lieblingsneigung, Amorosos zu spielen, aufgab und sich dem Fache der Charakterrollen widmete. Als der Verf. seine Bekanntschaft machte, war er schon unter dem Namen: Herzberg, ein beliebter und vielgenannter Künstler. Die Art, wie Devrient zur Bühne kam, wird hier abweichend von den von Kellstab angeführten Umständen erzählt, und der Verf. selbst spricht die Vermuthung aus, daß Kellstab's Angaben auf einem Irrthume beruhen möchten. Merkwürdig ist noch ein anderer Umstand, daß nämlich der Verf. hauptsächlich es war, welcher Devrient durch seine Überredung vermochte, bei der Bühne zu verharren und dem Wunsche seines Vaters, der ihm Verzeihung versprach, wenn er die Bühne verliesse, nicht nachzugeben. Er besitzet von Devrient selbst einen Brief aus spätern Jahren, worin dieser dankend auf den Umstand anspielt, daß er durch ihn der Bühne wiedergegeben sei. „Die Behauptung“, sagt der Verf., „daß ich wol aussprechen, daß, hätte ich Devrient damals gerathen, zu seinem Vater zurückzukehren und die Bühne, wie dieser es wünschte, zu verlassen, er mir ohne Zweifel gefolgt haben würde. Dadurch wäre aber vielleicht ein Künstler der Welt verloren gegangen, von dem Lewald sagt: „Ludwig Devrient war vielleicht die originellste Erscheinung, welche nicht nur das deutsche Theater, sondern das Theater aller Völker und Zeiten aufzuweisen hatte!““

### B e r i c h t i g u n g .

In der Notiz: „Doublettenaustausch“, in Nr. 211 b. Bl., ist der Name des Bauchredners Alexandre, der dort als ein bekannter Redner bezeichnet wird, Battenmare zu lesen.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 235.

23. August 1838.

Über die neuere französische Philosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 231.)

Wenden wir uns jetzt zum Sensualismus, wie man in Frankreich den Empirismus genannt hat.

Der Empirismus geht von dem Endlichen, Sinnlichen, unmittelbar Wahrgenommenen aus und will von hieraus zu Geist und Gott übergehen, wenn er etwa zu diesen einen Übergang und diese überhaupt finden sollte. Locke hatte dem Geiste außer der Sensation auch noch Reflexion zugeschrieben und so von sinnlichen und Reflexionsvorstellungen gesprochen. Der Intellectus erfinde dann hinterdrein das Allgemeine, mische, verbinde, trenne, combinire die Vorstellungen, und so entstünden die allgemeinen Vorstellungen von Raum, Zeit, Einheit, Verschiedenheit, Ursache, Wirkung, Freiheit, Nothwendigkeit, Kraft, Substanz u. s. w. Nichts ist langweiliger, unwahrer und, um es grade herauszusagen, abgeschmackter. Wenn man unbestimmt fragt: Was ist der Ursprung, das Werden des Wassers? und man antwortet: Es kommt aus den Bergen heraus, oder vom Regen, so ist das eine Antwort im Geiste jenes Philosophirens.

Condillac führte Locke's System in Frankreich ein, nahm aber consequenter nur Eine Erkenntnisquelle an, die Sensation. Wie Fichte die Natur vernichtet und sie zu einem Producte des Ichs macht, so vernichtet der Sensualismus das Ich und macht es zu einem Producte der Sensation. Auch sagt Condillac ausdrücklich, daß die Menschen nur durch Täuschung von einem Ich reden, indem Das, was sie die Einheit des Ich nennen, nur der sensible Zusammenhang zweier Sensationen sei. Merkwürdig, daß weder Locke und Condillac noch einer ihrer Schüler bedacht haben, daß der Mensch ihrer Fabrik, der sich den Eindrücken der Außenwelt gegenüber so passiv verhält wie eine Wasser- oder Spiegelfläche, gar nicht denken, ja, nicht einmal zu dem Bewußtsein der Sensation kommen kann, so wenig der Spiegel sich des auf ihm hervorgebrachten Bildes bewußt wird, und daß am wenigsten die Gedanken von Raum, Zeit, Gott, Freiheit u. s. w. aus dem Sinnlichen herkommen können; die Reflexion scheint man aber nicht gemacht zu haben. Man versichert, daß die Sinnesindrücke nach und nach Riechen, Fühlen, Sehen, Hören, Vergleichen, Urtheilen, Begehren, Lieben, Passen, Fürchten, Wollen u. s. w. lehren; daß die Auf-

merksamkeit die exclusiv gewordene Sensation, das Gedächtniß die verlängerte, der Begriff die erleuchtete Sensation sei; aber was verlängert denn die Sensation? was erleuchtet sie, hält sie fest, ruft sie zurück?

Diese Theorie findet sich mehr oder weniger in allen Sensualisten; Condillac, Helvétius, Diderot, Voltaire, Holbach und Andern im vorigen Jahrhundert; Condorcet, Destutt de Tracy, Cabanis, Volney, Brouffais, Azais und Andern im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. Die Consequentern dieser Philosophen gingen nun zum Atheismus fort, die meisten aber blieben beim Deismus stehen, anerkannten Gott als den leeren Namen, als das unbekannte Jenseits, als algebraisches x, als être suprême, wenn man ihn unter der Kategorie der Quantität, als Urheber der Welt, wenn man ihn unter der nicht viel tiefern Kategorie der Causalität betrachtete.

Es ist ohne alles Interesse, das System des Materialismus wissenschaftlich weiter zu prüfen; seine greulichen praktischen Folgen sind aber zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, dabei zu verweilen. In der That ist die Sensation die Quelle aller Realität, so ist sie auch das Princip der Moral und des Rechtes, und die erste Pflicht ist dann die, für seinen Vortheil zu sorgen; vor Religion kann billigerweise auf der Basis eines solchen Systems gar nicht die Rede sein, und wo man aus Inconsequenz das Wort behält, so verwandelt sie sich in eine bloße Glückseligkeitslehre, bestimmt, uns zu erinnern, daß man mäßig genießen müsse, um recht lange und recht Vieles zu genießen; ein Gott ist deshalb da, damit er unser Wohlfahrt besorge, und bloß unsere Bedürftigkeit hat ihn zu dem Entschlusse gebracht, existiren zu wollen. Daß consequenter Denker mit einem solchen Gotte nichts zu schaffen haben wollten und Atheisten wurden, kann man ihnen nicht verargen.

Unter den Segnern des Sensualismus sind die Schriftsteller der katholischen Schule, der Theosoph St. Martin, der Moralist St. Pierre, Chateaubriand und Frau von Staël die einflussreichsten gewesen. St. Pierre gab in seinen schön geschriebenen „Etudes de la nature“ vom Standpunkte einer etwas sentimentalen Moral und Physiotheologie eine Widerlegung des Atheismus; Chateaubriand warf sich zum Verteidiger des katholischen Christenthums auf, Frau v. Staël führte die Resultate der

Kant'schen Moralphilosophie ein und setzte dieselben dem Sensualismus entgegen.

Wissenschaftlicherseits wurde der Materialismus von Royer-Collard, seinem Nachfolger Cousin und dessen Schülern angegriffen. Der ehrwürdige Royer-Collard, dieser Bayard der Constitutionellen und Dheim der Doctrinaires (Gulzot ist Vater und Frau v. Staël Großmutter), war unter Napoleon Professor der Philosophie und lehrte die schottische Philosophie. Diese war nun hinreichend, um dem Sensualismus vorgezogen zu werden, und erfüllte überhaupt die Anforderungen, welche man als gebildeter Mann an eine Philosophie machen kann, aber ihr eigentlich wissenschaftlicher Werth war sehr gering. Theilweise in Übereinstimmung mit dem Sensualismus und im Gegensatz mit Kant, theilweise in Übereinstimmung mit dem Idealismus und im Gegensatz zum Empirismus stellten Reid, Beattie, Oswald, Dugald Stewart weder den äußern Sinn noch die Vernunft als die Quelle aller Realität auf, sondern den Gemeinssinn, die innere Stimme, die Thatfachen des Bewußtseins. Man nimmt hier an, daß es gewisse unbewiesene und unerweisliche Grundwahrheiten gebe, die man unmittelbar weiß und nicht kritisiren darf; was aus diesen Wahrheiten im Gebiete der Erkenntniß und Sittlichkeit folgt, Das ist festzuhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Streifereien in Ostindien, nebst einer Wanderung über die Himalajagebirge, zu den Quellen des Ganges und der Jumna. Von Major Thomas Skinner. Aus dem Englischen von F. Steger. Zwei Theile. Leipzig, Fischer. 1837. 8. 3 Thlr.

Dieser Reisende ist eine erfreuliche, tüchtige, gesunde britische Natur, und sein interessantes Buch hätte einen gewandtern Übersetzer verdient, als es gefunden hat. Herrn Steger's Deutsch ist ein englischtes, verworren, breit, schwerfällig, ungeschickterweise dem Originale treu; er hätte denkend, frei übersetzen, weglassen müssen, was nur englische Leser betrifft, so würde etwas sehr Lesbares entstanden sein, was dauernden Beifall im deutschen Publicum finden und sich über die Masse der Novitäten, die auch in diesem Zweige der Literatur erscheinen, erheben müßte. Wir entladen uns dieses kleinen Ärgers über das deutsche Uebersetzungswesen, wo nur Wogen für Wogen hingefegt wird, um das Honorar recht schnell zu verdienen, gleich im Anfange, damit wir uns ungestört mit dem Buche selbst beschäftigen können.

Das erste Capitel oder die erste Streiferei ist eine Fahrt auf dem Ganges, die der Reisende mit seinem Regimente 1826 von Kalkutta durch die Sunderbunds nach Dinapore machte. Die Flotte bestand aus mindestens 300 Bötten aller Art, und die Fahrt war äußerst beschwerlich und genußlos, weil sie in der ungünstigsten Jahreszeit, in den Monaten März und April stattfand; jedoch ist die Schilderung reich an charakteristischen Zügen. Das zweite Capitel beschreibt einen Aufenthalt in Delhi 1828. Diese Stadt ist nur noch ein trauriges Skelett von Dem, was sie früher war; sie hat jetzt 200,000 Einwohner und soll einmal zwei Millionen gehabt haben, und ihr ehemals so berühmter und mächtiger Großmogul ist nicht viel mehr als ein Beamter oder blindes Werkzeug der Engländer. Die Schilderung des öffentlichen Lebens von Delhi ist sehr anschaulich, und wir belächeln mit dem Reisenden die Ostentation und den Scheinluxus des Orients. Das dritte Capitel enthält die Be-

schreibung eines anziehenden indischen Festes bei der Stadt Moorshedabad. Das vierte spricht von einer indischen Herrscherin, die einen abenteuernden Schweizer zum Ranne gehabt hat, und macht auf die sonderbare Lage aufmerksam, in der sich ein denkender Hindu in dem unbedingten Gehorsam erachten muß, den er den Europäern zu zollen sich genöthigt sieht, die in seinen Augen doch so unrein und besleckt erscheinen; nur ist dies Verhältniß schon so viele Male in der Geschichte der Völker dagewesen! Einige Anekdoten in Betreff des Verhaltens der Hindus gegen die Europäer und umgekehrt sind ergötzlich, und unsere deutschen Ultratabackraucher werden sich freuen, wenn sie hier lesen, daß die Indier von diesem bei ihnen allgemein herrschenden Laster sogar über Tische nicht lassen können. Vielleicht bringt uns unsere vorschreitende Cultur auch noch einmal soweit, und das wäre dann der Anfang der so hochgepriesenen allgemeinen Weltbildung. Das fünfte Capitel schweift ein wenig in eine afrikanische Wüste ab, und in dem sechsten ist das Merkwürdigste, was der Reisende von dem Missionswesen und der Bekehrung der Hindus sagt. Alle diese Capitel seit Delhi enthalten zugleich kleine Reiseabenteuer. Vom siebenten an steigert sich das Interesse des Buchs und der Verf. bereitet sich darin zur Gebirgsreise vor. Anfangs Mai hatte er in der neuen englischen Colonie Landour, der ersten Linie der Gebirge, seine Führer und die Träger für seine Zelte und sein Gepäck, 60 an der Zahl, zusammengebracht, und am 6. Mai brach er mit ihnen auf, wobei er an dem lärmenden Wesen und der Trägheit der Hindus wiederholte Erfahrungen machte.

Die Reisegesellschaft bestand aus dem Verf. und dessen Bruder, Lieutenant Skinner, von dem bengalischen Heere, welche beide mit Flinten über der Schulter und langen Stäben in der Hand den Zug anführten. Dann kamen ihre Diener, Mohamedaner und Hindus, die nichts als ihre Kochgeschirre trugen, und endlich die Coolies, Einer hinter dem Andern, und in drei Haufen getheilt, von denen jeder durch einen Hindal oder Führer mit einem mächtigen Speere in der Hand befehligt wurde. Eine kleine Herde von Schafen und Ziegen vollendete das Gemähe, und der Schaffhirte trug einen Schäferstab und eine — Tabackspfeife, die hier jeder Bergbewohner führt. Tags darauf, als sie die Subojette erkletterten, stand der Hindu, der den höchsten Punkt erreicht hatte, plötzlich still, machte einen tiefen Salam und rief, so laut er konnte: Jumona! Jumona! Als dies die Andern hörten, rannten sie eilig herbei, um den ersten Blick auf den Jumna zu werfen. Die Coolies warfen ihre Ladungen ab, die Diener ihre Kochtöpfe und Alle bachten nur an den schönen Strom in der Tiefe, der sich prachtvoll um den Fuß der hohen Berge wand und schlängelte. Dieser Anblick gab den Leuten die Kraft und den guten Muth wieder, den die Meisten verloren hatten.

Von den Bewohnern dieser Gegenden läßt sich nichts Allgemeines sagen, sie sind voneinander zu sehr verschieden, wiewol die redlichsten Menschen von der Welt, und man hört unter ihnen nicht von dem allerkleinsten Verbrechen. Ihre Frauen sind hübscher als in der Ebene; Keuschheit ist bei den Hindus allenthalben nicht zu Hause. Hier im Gebirge herrscht die, auch in andern Theilen Ostindiens gewöhnliche Sitte der Vielmännerei. In der Regel hat eine Frau ihrer vier, weil Vier eine heilige Zahl ist; jedoch ist Ehebruch häufig und kein Verbrechen. Die Kinder sehen einander in einem Dorfe fast alle ähnlich. Oft hat eine ganze große Familie von Brüdern bloß Eine Frau. Der Älteste ist dann der Vater par excellence, und diese Würde geht nach seinem Tode auf den Nächsten über. Diese Einrichtung dient dazu, das Eigenthum der Familie zusammenzuhalten, denn wo so viele Arbeit erforderlich, den Boden zu bebauen, wo guter Boden so schwer zu erhalten ist, wurde es äußerst wichtig, die Uebersiedlerung und Zerstückelung des Grundes und Bodens in zu kleine Theile zu verhindern. Diese Ursache mag wohl dem sonderbaren Gebrauche seine Entstehung gegeben haben. Von Verwandtschaftsbanden, von Liebe haben die Hindus keinen Begriff; oft bietet ein Vater sein einziges Kind zum Ver-

kaufe an. Trogdem daß die Eingeborenen Ostindiens sehr mächtig und nur eben unerhöhet starke Esfer sind, zollen sie doch dem Brantwein eine übermäßige Verehrung, weil sie ihn, die Liebe der Europäer zu diesem Getränke angesehen, für eine untrügliche Medicin halten. Die Brahminen im Gebirge unterscheiden sich von der übrigen Bevölkerung gar nicht. Sie sind weder gebildeter noch glaubenseifriger als die Andern, und die Eintheilung in Kasten scheint hier gar nicht gekannt zu sein oder nicht geachtet zu werden. Die Brahminen erkennt man nur an dem heiligen Gewande. Im Allgemeinen aber unterscheiden sie sich in Indien schon durch ihre Gestalt von den andern Classen, da die Abschleifung der Kasten die jetzigen Generationen einander so unähnlich gemacht hat, als ob sie zu verschiedenen Völkern gehörten. Müßiggang ist das große Vorrecht des Priesterstandes; selbst arbeiten sie gar nicht, das bleibt nur etwa ihren Weibern überlassen; im Herbst nehmen sie sich Arbeit. Neugier und Religiösität scheinen die größten Reizmittel dieses Volkes zu sein; man weiß nicht, welches vorherrscht. Die Segenden dieses Gebirges sind überreich an Wundern der Natur und voll der größten, erhabensten Schönheiten. Alle Zonen, alle Jahreszeiten finden sich oft an einer Stelle vereinigt. Die höchsten Alpen, alle Thiere der heißesten Zonen, reife Süßfrüchte neben blühenden Frühlingsblumen unserer Länder, Schließelblumen, Weiden, Krokus, Maßlieben, Alpenrosen und reifen Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren u. a. An der heiligen Quelle des Jumna, oder vielmehr an der Stelle, bis zu der man diesen heiligen Strom verfolgen kann, ist ein wundervolles Phänomen, nämlich ein heißer Quell an der Grenzlinie ewigen Schnees, der mit großer Kraft aus einer Öffnung der Felsen herausströmt. An seinem Ursprunge stand das Thermometer auf 180°, und um ihn herum lagert sich beständig ein Rauch, der bis zu einer beträchtlichen Höhe emporsteigt. Die Hindus, deren Religion darin besteht, daß sie das Gemurmel eines rohen Brahminen anhören und Flüsse und Quellen verehren, weil sie nicht wissen, wo sie entspringen, ein Naturphänomen für heilig halten, weil sie es sich nicht erklären können, einen Berg anbeten, weil er Ähnlichkeit mit einem Büffel hat, und eine Höhle, weil sie sich einbilden, daß sie dem Maule einer Kuh gleich, müssen denn auch wol diesem Phänomen ihre Fußbügung darbringen. Sie tauchen ihre Hände hinein und verrichten die gebräuchlichen Gebete und Ceremonien, wobei sie dem Brahminen Geld überreichen, wenn sie welches haben. Die Umwohner dieser Gegend haben fast alle Kröpfe, größer als die in der Schweiz vorkommen. Sie schreiben sie dem Trinken des Schneewassers zu.

Von der Quelle des Jumna ging die Reise auf die des Ganges zu, und als die Reisenden das Thal dieses noch heiligern Stromes erreichten und ihn zum ersten Male nach einer im höchsten Grade beschwerlichen Reise von 30 Tagen wieder sahen, mußte des Jubel der Hindus natürlich noch größer als über den Anblick des Jumna sein. Gunga Jee! war einige Minuten lang das allgemeine Geschrei, Gunga Jee! hallte es in den Wäldern und Bergen wider. Unsern Reisenden entzückte dieser Anblick übrigens zu keiner Zeit. Der Ganges, wie er uns sagt, ist in den Ebenen wie im Gebirge so sanftig und trübe, daß er sich niemals trotz alles Durchfließens und Reinigens entschließen konnte, den Hindus nachzuahmen und von seinem heiligen Wasser zu trinken. Er fließt bald rasch bald sanft in seinem Bette und tobt bei dem kleinsten Hinderniß fürchterlich, indem er seinem Quelle zu immer dunkler wird. Major Skinner nahte jetzt Gungoutri, diesem Quelle, der hochheiligsten Andachtstätte der Hindus. Vorher aber besuchte er noch den in einem Fichtenhaine einige Meilen unterhalb gelegenen Tempel des Bairo, eines Heiligen, der einst viele Wunder im Dienste des Ganges verrichtete, und zu dessen Ehre die frommen Hindus wallfahrten, um ein wenig Erde davon als Lakisman mitzunehmen.

Das Wasser des Ganges ward nun immer dunkler; je näher der Reisende Gungoutri kam, und viele von den Wäldern, die sich

von den umliegenden Bergen in ihn ergießen, haben eine ebenso dunkle Farbe und scheinen eher aus dumpfen Höhlen als von diesen reinen Höhen zu fließen, wo der Schnee noch gar nicht mit der Erde in Berührung gekommen ist. Das Getöse der Wasserfälle ringsum, bei dem Ausflusse, von denen einige über furchtbare Abgründe springen und einen dichten Nebel empor spritzen, ist eine vollkommene Nachahmung der Musik des Niagara. Etwa 20 Meilen unterhalb Gungoutri scheinen die Gebirge miteinander zu wetteifern, welches dem Hauptstrome den größten Tribut liefere. Der Anblick dieser Scene ist schwindel-erregend. Überall, wohin sich das Auge wendet, trifft es einen allgemeinen Wasserwirbel. Wer auf einem der schmalen Breiter über einen solchen Bergstrom geht, fühlt sich gezwungen, den Kopf zu senken, um nicht körperlich und geistig in den wilden Strudel gezogen zu werden. Bei Gungoutri stößt man auf die wunderbarsten menschlichen Gruppen und Erscheinungen. Einige, die Monate wanderten, um ihre Gefäße an dem Strome zu füllen, liegen, von der Gegenwart ihres Gottes überwältigt, an den Ufern niedergeworfen umher. Andere stehen bis an den Gürtel im Wasser und verrichten alle Handlungen der Hinduandacht. Unter den Auspicien der Brahminen sitzen Gruppen an verschiedenen Uferstellen, kneten Sandballen, mit heiligem Graße um die Finger geflochten, als Gaben, dem Ganges für das Heil der Seelen ihrer Väter dargeboten, und werfen sie dann mit dem tiefsten Ernste in den Fluß. Man glaubt so sehr an seine Kraft, Wunder zu thun, daß Viele dieselbe mit Überzeugung für die lächerlichsten Dinge ansehen. Major Skinner sah einen Fanatiker bis an die Mitte des Leibes im Wasser stehen, der den Fluß bat, ihm die Gabe der Weissagung zu verleihen, wiewol ein Bramine ihm zweifelhafte Einswendungen dagegen machte, damit er als Prophet in seine Heimat zurückkehren und dort reich werden könnte.

Als der Reisende sich dem heiligen Schreine nahte, glitt eine Schar bleicher Gespenster vor ihm durch die Wälder; weiterhin kam ein Haufen Fakirs, die sich über und über mit Asche weiß gemalt hatten. Ein Strich war um ihre Hüften geschlungen, ihr Haar hing wie Schlangen geflochten über ihre Schultern. Die Hände dicht an die Seiten gelegt, schlichen sie gemessenen Schrittes dahin und wiederholten fortwährend in hohem Tone das Wort: Kam! Kam! Kam! mit dem die Hindus die Gottheit bezeichnen. Auch ist es nichts Ungewöhnliches, daß man in der Stille der Nacht, wo diese Worte unausgesetzt rings von den Felsen widerhallen, beim Schein des Mondes auf dem Gipfel eines Abhangs eine solche Schreckensgestalt stehen sieht, den einen Arm, unfähig jeder Bewegung, über den Kopf erhoben, derweil die Nägel weit durch die geschlossenen Hand gewachsen sind. In Gungoutri gibt es mehre Hütten zum Obdach der Pilger. Da ein Sturm drohte, besaß sich Major Skinner am Abend in die eine. Es war ein langes, schmales Gebäude und das hintere Ende dermaßen in Dunkel gehüllt, daß er sich lange darin befand, ehe er etwas entdecken konnte. Ein dumpfes Gemurmel zog ihn endlich an, er ging dahin, wo es herkam. Ein zerlumpter Mensch hatte eben einige Stecken in eine Flamme geworfen. Als das Licht in sein Gesicht fiel, trat der Reisende unwillkürlich zurück und mußte all seinen Muth zusammennehmen, um sich wieder zu ihm zu wenden. Die Augen stierten ihm aus dem Kopfe hervor, und seine Knochen waren durch die Haut hindurch sichtbar, seine Zähne klapperten, seine ganze Gestalt bebte vor Kälte, sein Haar war ellentlang, verwirrt, struppig. Der Reisende rebete ihn an; vergebens, der Fanatiker würdigte ihn nicht einmal eines Blicks und machte keine andere Bewegung, als daß er dann und wann das Feuer anblies. Er war zu dem Zwecke gekommen, durch Verhungern in Gungoutri seinem Leben ein Ende zu machen. Viele Fakirs haben schon diesen Tod versucht und tagelang ohne Nahrung an den Ufern des Stroms gelegen; die Brahminen versichern aber, daß Niemand an einem so heiligen Orte sterben könne, und um dem Strome das Ansehen zu retten, daß er mit der Sterblichkeit in keinem Zusam-

menhänge stehe, tragen die Bewohner der Umgegend Sorge, daß sie nicht verhungern, schleppen sie mit Gewalt fort und füttern sie, oder erlauben ihnen im schlimmsten Falle, anderswo zu sterben. Ein kleiner Tempel bezeichnet die heilige Quelle des Stroms, und unmittelbar gegenüber liegt der orthodore Ort für das Baden sowie für das Füllen der Wassergefäße, die, sobald sie gefüllt, von dem Brahminen gestempelt werden, der das Siegel wie einen Ring an dem Finger trägt. Er hat die eingegrabene Inschrift: Das Wasser des Bagirathi, Sungoutri. Ohne diesen Stempel würde das Wasser von den Käufern in den Ebenen nicht für heilig gehalten werden. Die Reichen dort, die es auch als Zaubermittel gebrauchen, zahlen oft viel Geld dafür, und die Armen — d. h. nur Brahminen dürfen es — wandern Scharenweise dahinauf und holen es auf ihren Köpfen. Die Brahminen des Stroms oder Pundabä, wie sie in den Bergen genannt werden, treiben ein sehr einträgliches Geschäft damit; jeder Pilger, mit Ausnahme der Bettler, gibt ihnen etwas; sie sind überdies sehr eigennützig, und es wird zuweilen unter großem Geschrei mit ihnen um den Preis ihrer Gebete in dem Heiligthume gehandelt. Das Geheimniß der Anbetung bleibt indes jedem Fremden verschlossen; auch Major Skinner erlangte keinen Zutritt.

Etwa vier Tagereisen von Sungoutri liegt der Schreckensort Kedar Nath. Nach diesem Gebirge ziehen ganze Scharen Hindus von Sungoutri hinauf, nachdem sie sich durch ihre Abwaschungen und Gebete exaltirt haben, und erkaufen jeden Schritt mit Mühseligkeiten, die sie zur Kanonisirung berechtigen könnten, um ihre Tage in Hunger und in einer Kälte zu beschließen, die ihre Glieder erkarrt. Man hört meist nie wieder von ihnen. Manche reut es unterwegs, und sie sterben dann wol an ihren Qualen unter einem Felsen, nachdem sie wieder umgekehrt sind, und werden noch obendrein durch die Verachtung und die Bewünschungen aller Vorüberziehenden und ihre eignen Gewissensbisse wegen ihres Mangels an Glauben mit der Aussicht auf ihre Verdammniß gestraft. Sie sind nämlich der Meinung, daß Niemand den Rückweg finden kann, wenn er nicht vom Himmel verstoßen ist. Ein sehr großes Verbrechen — das größte ist, einen Brahminen oder eine Kuh zu tödten, die beide gleich heilig sind — führt sie gewöhnlich diesem Tode entgegen; es folgt aber nicht, daß dem Opfer, das sich selbst darbringt, volle Verzeihung bewilligt werde. Man denkt sich, daß es dem Erwählten gestattet ist, einen hohen Gipfel, Namens Brigoo, zu erreichen, und von dem stürzen sie sich in einen bodenlosen Abgrund, wohin durch sich ein scharfer aus dem Gebirge hervorstechender Stein zieht: fallen sie quer auf denselben, so daß sie in der Mitte durchgeschnitten werden, so ist ihnen vergeben; andere Arten des Geschnittenwerdens schließen eine leichte Bestrafung ein. Da sich der Frost ihrer bald bemächtigt, so kehrt Niemand, der eine Strecke in dem Schnee zurückgelegt hat, wieder; daher der Glaube, daß es für den Angenommenen keine Rückkehr gebe. Diejenigen, welche zittern, werden, wenn sie dem Sturze entgehen, von den nächsten Dörflern, welche glauben, daß so sündenvolle Wesen ihnen Fluch bringen, zu Tode gesteinigt. Die Hindus glauben Kedar Nath habe Ähnlichkeit mit einem Büffel, und diesem Umstande verdankt es einen Theil seiner Heiligkeit. Er war ehemals ein lebendes Wesen und hatte Streit mit einem Riesen. Um sich an dem zu rächen, nahm er die Gestalt eines ungeheuern Büffels an und stürzte auf ihn ein. Der Riese stellte sich aber wie ein Koloss auf die nahen Berge und schien das Thier zwischen seinen Beinen durchlassen zu wollen. Als dasselbe jedoch dazwischen war, zog er sie zusammen und theilte es so in zwei Theile. Kopf und Schultern wurden Kedar Nath, der Hintertheil blieb in dem Königreiche Nepaul, wo er noch eins der höchsten Gebirge ist.

Die Eingeborenen schätzen die Fakirs oder Pilger sehr hoch, und Viele sind auch gelehrt und meinen es aufrichtig. Sie

fallen über die Dörfer her wie Heuschrecken und verzehren Alles. Es ist gefeswidrig, sie zu tranken, und irreligiös, ihnen Speise und Trank vorzuenthalten. Einmal kamen ihrer 10,000 an einen Ort und erregten Angst vor einer Hungersnoth. Man wollte sie überreden, sich im Gebirge zu zerstreuen, und bot jedem Einzelnen eine Quantität Korn, wenn er ginge. Umsonst, sie blieben beisammen und ließen sich an Ort und Stelle nieder. Zum Glück ist es ihnen nun aber geboten, auf jedes Bergnügen zu verzichten und Augen und Ohren davor zu verschließen, und diesen Umstand benutzte man. Man trieb so viele Musketen und Lärmerinnen auf, als man konnte, und ließ den Fakirs bei einem Mahle so lange mit allen nur ersinnlichen Verfährungen, Schmeicheleien und Liebkosungen durch diese zusehen, bis sie entsetzt und in größter Eile davonstoben, um nicht ihre Heiligkeit an den Profanationen zu verlieren. Die Lage von Sungoutri ist sehr anziehend. Die eigentliche Quelle des Flusses verlegt man aber in das Gebirge Kudru Himaleh, das östlich von ihm gelegen und auch eine Art Olymp sein soll, wo man die Götter erblicken könne. Der Sanges ist fast noch rascher als der Jumna, bildet aber keine Wasserfälle, sondern strömt fast immer in einem weiten Bette dahin. Über die heilige Quelle Sungoutri hinaus vorzubringen ist völlig unmöglich, und schon bis zu ihr kostet es Anstrengungen genug, da die Welt sich verschlechtert hat. In dem goldenen Zeitalter konnte man leicht und bequem seine Andacht an der Quelle verrichten, denn damals entsprang sie in Benares. Vermehrte Sündhaftigkeit bewirkte, daß sie sich in verschiedenen Zeitaltern viermal weiter zurückzog.

Von Sungoutri wandte sich unser Reisender Mitte Juni wieder zurück, und auch fernerweit behält seine Wanderung das höchste Interesse. Wir müssen es uns leider durchaus versagen, uns noch irgendwo mit ihm aufzuhalten, können aber schließlich nicht umhin, diese Reisebeschreibung noch einmal als eine der unterhaltendsten zu empfehlen, die uns in der neuesten Literatur vorgekommen sind. 42.

### A n e k d o t e .

Kanzelberedtsamkeit vor 100 Jahren.

Im J. 1729 starb ein alter Forstmann in Wildenhain und der Pfarrer Sam. Schröer hielt ihm die Leichenpredigt, welche er vielleicht auf Verlangen drucken ließ. Er stellte den Heiland darin als Förster dar. Sein Kleid sei grün nach Art der Jäger, denn er habe sich gern im Grünen aufgehalten; das Wort Gottes sei der Firschsänger desselben, sein Waldmesser die Strafpredigten; die Fangstricke seien die Seile der Liebe und Wohlthaten, die Hornfessel die göttliche Gewalt, das Wald- und Jagdhorn das Lehr- und Predigtamt, die Jagdhunde das Kreuz. Der Förster reite, und auch der Heiland sei in Jerusalem eingeritten; als Forstakt dienten ihm die Drohungen der Sünden und zu tödtlichen Geschossen die wirklichen Strafen; zu Fußknechten habe er sich treue Lehrer und Prediger bestellt. Sein Bestallungsbrief ist aus der Prophetenschrift entnommen und die Besoldung durch die erretteten Seelen gegeben. Ein geistliches Forstlied nach der Leichenpredigt drückte dem Ganzen den Stempel auf und ließ den alten Waldmann in 15 Versen seine Beschwerden und Leiden besingen, die sich nun zu Freuden im Forste der Ewigkeit verwandelt hätten. Solche Spielereien waren damals auf der Kanzel Mode und wurden von den besten Rednern geübt. Ich hatte einmal eine dicke Postille auf alle Sonntage in Händen, wo Jesus jedesmal in einer höchst auffallenden Rolle aufgeführt war. Noch 1738 handelte die Predigt eines Magisters Wehnert, als eine Orgel in Dresden eingeweiht wurde, von deren vox humana. Die Lungen, hieß es in seiner Rede, seien den Blasbälgen, die Zähne den Clavieren, die Zunge dem Organisten zu vergleichen. 15.

## Über die neuere französische Philosophie.

(Bechluss aus Nr. 235.)

Victor Cousin hat unter den zeitgenössischen französischen Philosophen das meiste Aufsehen erregt und ist bei seinen Landsleuten im Ansehen, Schöpfer oder wenigstens Ordner eines eignen philosophischen Systems, des Eklekticismus, zu sein. Wir wollen nur gleich voraussagen, daß Cousin's Verdienste um Frankreich sehr groß und seine hohen Würden wohlverdiente sind. Cousin hat mit Guizot und Villemain mächtig dazu mitgewirkt, eine bessere Cultur in Frankreich zu verbreiten als die vorhandene katholische oder materialistische; er hat eine große Anzahl Schüler gezogen, welche jetzt wieder Lehrer sind; er hat seine Landsleute mit Platonischer und Schelling-Hegel'scher Philosophie mehr oder minder bekannt gemacht; er hat unter Guizot's Oberleitung große Verbesserungen im französischen höhern und niedern Schulwesen eingeleitet: hat nun derselbe Mann große persönliche Fehler — von denen hier nicht die Rede sein soll — und ist andererseits seine philosophische Thätigkeit nicht frei von Charlatanerie und Ballhornomanie, so ist es billig, daß man um dieser Schwächen und Fehler willen die großen Vorzüge eines solchen Mannes nicht verkenne.

Was an Cousin zuerst auffällt, ist dies, daß er kein Philosoph, sondern ein Kenner der Philosophie ist. Er ist vorherrschend receptiv, lernend, aneignend, verarbeitend; ein Princip, das ihm angehörte, einen Gedanken, der, in ihm zuerst entstanden, die philosophische Wissenschaft weiter zu führen im Stande wäre, diese würde man bei ihm vergebens suchen. Auch hat er selbst erklärt, seinen Ruhm vorzugsweise von seinen zur Geschichte der Philosophie gehörigen Arbeiten erwarten zu wollen. Bei dieser Eigenthümlichkeit hat denn Cousin successive seine Lehre oft ändern müssen; und in der That, er ist zuerst Sensualist gewesen, dann durch Royer-Collard für die schottische Philosophie gewonnen worden, hat dann Kant studirt und später Schelling und Hegel. Sein Cursus von 1818 zeigt ihn überwiegend als Schellingianer, zugleich aber hatte er schon damals den Gedanken, sich zum Vermittler der philosophischen Gegensätze, zum Versöhner des französisch-englischen Empirismus und des deutschen Idealismus zu machen. Aus diesem Streben entstand ein

Gewächs, das ausah wie ein philosophisches System, welchem der Erfinder den Namen Eklekticismus gab.

Ehe wir die schadhafte Seite dieses Eklekticismus aufzeigen, haben wir den höchst vernünftigen Grundgedanken dieser Geistesrichtung anzuerkennen. Die ganze Krankheit neuerer Zeit, welche in Frankreich ihren Hauptsitz hat, ist, abstract ausgesprochen, nichts anders als der Kampf zweier Principien, des subjectiven germanischen und des objectiven römischen, welche nur darum sich so hassen, weil sie sich eines dem andern feindlich glauben und nicht wissen, daß sie zur innigsten Vereinigung bestimmt sind. Das objective Princip ist unter verschiedenen Formen religiös: Katholicismus oder allgemeiner Autoritätsglaube, politisch: Absolutismus, philosophisch: Empirismus, poetisch: Classicismus; das subjective ist dagegen religiös: Rationalismus, politisch: Liberalismus, philosophisch: subjectiver Idealismus, poetisch: Romanticismus u. s. w. In Frankreich, wo diese Gegensätze besonders unter der Restauration auf Tod und Leben kämpften, konnte es weitersehenden Männern nicht entgehen, daß in keinem der abstracten Gegensätze die Wahrheit liege. Wie nun die constitutionnelle Monarchie einerseits eine Vermittelung des subjectiven und objectiven Principes in der Politik ist, so lag der Gedanke nah, auch in den übrigen Lebens- und Culturgebieten eine solche Vermittelung anzustreben. Dieser vom Instinct der Vernunft eingegebene Gedanke brachte die Schule oder Denkweise hervor, welche man (weil sie an die Stelle der Leidenschaften Doctrinen setzt) doctrinair genannt hat: Villemain versuchte in seinen Vorlesungen eine Versöhnung des Classicismus und des Romanticismus; Guizot, dessen überlegenem Geiste bald der erste Rang zufallen mußte, führte die Vermittelung in das Gebiet der Geschichte und Staatslehre ein, und Cousin übernahm dasselbe Geschäft in der Philosophie. Wenn seitdem die politischen Leidenschaften gegen die Doctrinaires, besonders gegen Guizot gewüthet haben, so ist das natürlich — in Frankreich ist man nur populair, so lange man nicht Minister ist —; 1828 — 30 aber war mehr als das halbe Frankreich linkes Centrum, der damalige politische Chef der Doctrin, Royer-Collard, wurde von acht Wahlcollegien auf einmal gewählt, und die Vorlesungen von Guizot, Villemain und Cousin erregten bei der Jugend



einen Enthusiasmus, wie man ihn sich in Deutschland unmöglich vorstellen kann. \*)

Sollen wir nun auf das Ungenügende des literarischen, geschichtlichen, politischen und philosophischen Eklekticismus oder Doctrinarismus aufmerksam machen, so bedarf es dazu weniger Worte. Jeder Eklekticismus setzt bereits vorhandene Theorien und ein Kriterium der Wahrheit in dem Eklektiker voraus, da dieser die vorhandenen Systeme in einen wahren und in einen falschen Theil zerlegen und aus den wahren Stücken seine neue Lehre, die ganze, allseitige Wahrheit, zusammensetzen will. Um aber die Scheidung zwischen Wahren und Falschem machen zu können, muß man schon im Besitze der Wahrheit sein; um alle Systeme zu beurtheilen, muß man voraus ein System haben. Der Eklektiker stellt sich Münchhausen's Problem, der sich an seinem eignen Hopse aus dem Sumpfe zog.

Der Eklekticismus, und besonders der Cousin'sche, welcher mehr als die Hälfte der Hegel'schen Resultate enthält, verhält sich zu der Hegel'schen Philosophie, wie sich ein Automat zu einem lebendigen Organismus verhält. Cousin's Philosophie hat den kleinen Fehler von Roland's Ros: das arme Thier war todt.

Seit der Julirevolution ist die doctrinaire oder eklektische Schule zu den Geschäften berufen worden, und ihre wissenschaftliche Wirksamkeit scheint fast geschlossen. Inwiefern Cousin's Schüler die Lehre verbreiten, können wir nicht beurtheilen; so viel wir aber aus einigen philosophischen Handbüchern von den Professoren Gerusez, Mallet, Caro, Mazure und einigen Andern sehen, befindet sich der philosophische Unterricht auf den französischen Akademien und Collèges in sehr schlechten Händen.

Welche Evolution jetzt die französische Philosophie machen wird? Wir lieben kein Prophezeien, aber es gähren Gedanken, aus denen sich neue und eigenthümliche Gestalten entwickeln mögen. Eine Zeit lang war Hoffnung, daß der Katholicismus sich durch Philosophie verjüngen würde: Lamennais und Bautain und neben und hinter ihnen Foisset, Jourdain, Lacordaire, Verbet, de Cour, de Carné und mehrere Andere regten sich, — jetzt hört man nichts mehr; der St.-Simonismus regte metaphysische und moralische, zumeist aber sociale Fragen auf, die noch jetzt in der Literatur, besonders von G. Sand discutirt werden; Hoëné Wronski und Ballanche lieferten bedeutende Beiträge zur Philosophie der Geschichte; die Herren Kerminier und Leroux haben sich zu Fortsetzern der abstracten demokratisch-revolutionnairen und antichristlichen Theorien des vorigen Jahrhunderts aufgeworfen, nur daß sie nicht mehr wie Voltaire zu seiner Zeit das Christenthum heftig hassen, sondern bloß meinen, es sei ab- und ausgelebt, und es müsse jetzt der Pantheismus an die

Reihe kommen. Leroux ist so abstract wie Kerminier und in seiner Lebensanschauung nicht von diesem verschieden; nur ist er gelehrter, männlicher, gedankenreicher als der Professor Kerminier, den man ohne Ungerechtigkeit den Jules Janin der Jurisprudenz und Philosophie, d. h. auf deutsch einen Schwäger nennen darf. Ich habe bei einer andern Gelegenheit das „Au-delà du Rhin“ dieses Autors besprochen und seiner glänzenden Richtigkeit und Leere Gerechtigkeit widerfahren zu lassen gestrebt.

Was jetzt zu befürchten steht, ist dieses, daß die Invasion deutscher Philosopheme stark genug gewesen ist, um die alten Theorien zu vernichten; daß man aber diese Philosopheme, die fast allgemein nur als Resultate aufgenommen, nicht aber auf methodischem, wissenschaftlichem Wege angeeignet worden sind, wieder in verständiger Weise, als abstracte Vorstellungen annehmen und so mitten im Spinozismus sein wird. Während demnach die neuere deutsche Philosophie endlich glücklich sowol über den Dogmatismus wie über den Formalismus hinausgegangen ist; während sie endlich das Absolute als Subject begriffen, folglich einen persönlichen Gott hat; während sie ferner mit der Erkenntniß Gottes als des absoluten persönlichen Geistes die verständige Nothwendigkeit des Determinismus und Pantheismus aus dem Begriffe Gottes wie aus der sittlichen Welt entfernt und die Nothwendigkeit zur Freiheit verklärt hat, freilich zu einer Freiheit, welche die Nothwendigkeit an ihr selber hat: während dies die deutsche Philosophie gethan hat, steht zu fürchten, daß die Franzosen einem neuen Dogmatismus verfallen, daß sie Gott nur als das Wesen, als die Substanz, mithin als die starre Nothwendigkeit auffassen; daß der Sensualismus mit seinen auflösenden Folgen neuerdings als Consequenz des Pantheismus ersehe, mit einem Worte, daß die Franzosen jetzt dahin kommen, wohin sie nach Malebranche hätten kommen sollen, zu Spinoza. Wie lange es alsdann dauern wird, bis die französische Bildung den Weg zwischen Spinoza und Hegel absolvirt haben wird, darüber haben wir nicht einmal Vermuthungen.

Übrigens scheint der französische Nationalcharakter die Philosophie nur als Mittheilung fertiger populärer Resultate zu vertragen, und es möchte sehr zweifelhaft sein, ob es denn in ganz Frankreich zwölf Männer gibt, die Hegel's „Encyclopädie“, oder sechs, welche Fichte's „Wissenschaftslehre“ studirt haben. Bis jetzt hat man aus dem Deutschen meist die populären Sachen übersezt, unter Andern Herder's „Ideen“, Fichte's „Bestimmung des Menschen“, doch ist vor Kurzem auch ein werthvoller „Essai sur la philosophie de Hegel“, und von Barchou eine „Geschichte der deutschen Philosophie“ erschienen.

K. W. E. Mager.

#### Das Unterrichtswesen in Rußland.

Der von dem russischen Minister des öffentlichen Unterrichts, Uwarow, für 1837 dem Kaiser abgestattete und veröffentlichte Bericht über die Wirksamkeit seines Ministeriums enthält

\*) Ehemaliger Zuhörer der Genannten, spreche ich aus Erfahrung. Man weiß, daß diese Vorlesungen stenographirt und seitdem oft gedruckt worden sind. Wie sehr sich Goethe davon angezogen fühlte, ersieht man aus Eckermann's schonem Buche.

folgende Nachrichten über den Zustand des öffentlichen Erziehungswezens in Rußland. In den fünf Jahren, seit Herr Uwarow dem Ministerium vorsteht, sind in Rußland neu gegründet: 1 Universität, 9 Gymnasien, 49 Kreisfchulen, 285 Pfarrschulen und 112 Privatlehranstalten, außerdem bei den Gymnasien 26 Adelpensionen. Im Ganzen sind in diesem Zeitraume 480 neue Lehranstalten entstanden. In sämtlichen dem Ministerium untergeordneten Anstalten befinden sich 95,566 Lernende, und das Verhältnis der Anzahl der Lernenden zur ganzen Volksmenge ist wie 1 zu 43. Im Besondern zählte die petersburger Universität 78 Lehrer und Beamte und 385 Studierende, der dazu gehörige Lehrbezirk 9 Gymnasien, 50 Kreisfchulen und 99 Pfarrschulen, zusammen 913 Lehrer, außerdem 92 Privatschulen, in sämtlichen Anstalten 12,865 Lernende. An der Universität zu Moskau befanden sich 96 Lehrer und Beamte und 611 Studierende, im ganzen Lehrbezirk 17,949 Lernende. Die Universität Charkow besaß 81 Lehrer und Beamte und 315 Studierende, der Lehrbezirk 13,624 Lernende. Die Universität Kasan zählte 76 Lehrer und Beamte und 170 Studierende, der zugehörigen Lehrbezirk 9257 Lernende. An der Universität Dorpat befanden sich 74 Lehrer und Beamte und 563 Studierende, im ganzen Lehrbezirk 2991 Lernende. Von den Universitätsbibliotheken zählte die petersburger 24,145 Bände, die moskauer 62,652, die Charkowsche 33,186, die Kasanische 33,294 und die dorpatische 62,042 Bände. In letzter Zeit wurden 31 öffentliche Gouvernementsbibliotheken neu gegründet, die jetzt bereits an 100,000 Bände enthalten, allen Volksschichten geöffnet sind und fleißig benutzt werden. Vorzugsweise wurde bei der Jugend darauf hingearbeitet, diese von der Regierung nach ausländischer, oberflächlicher Bildung zurückzuführen und ihr Achtung für russische Interessen einzuspösen, sowie sie zu der Überzeugung zu fähren, daß nur durch Anpassung der allgemeinen Aufklärung zu der russischen Volkstümlichkeit und dem russischen Nationalgeist dem Ganzen und jedem Einzelnen wahre Vortheile erwachsen können. So ward versucht, den Kampf zwischen der sogenannten europäischen Bildung und dem russischen Bedürfnisse auszugleichen. Die russische Sprache gewann immer mehr an Terrain und befreundete allmählig die äußersten Grenzpunkte des Reiches mit dem Mittelpunkte. Dies Bestreben, die verschiedenartigen Theile des kolossalen Reiches durch das Band der Sprache enger aneinander zu knüpfen, ward zwar mit Erfolg gekrönt, doch mußten locale Verhältnisse annoch berücksichtigt werden. In den östlichen Theilen des Reiches wurde ein Bildungssystem eingeführt, das die Bekanntheit mit der asiatischen Lebensweise befördern soll, daher dort vorzügliche Aufmerksamkeit auf die asiatischen Sprachen und Literaturen gerichtet ward, wodurch auch die fernern Bewohner der Steppen Asiens den russischen Schulen zugeführt werden. Bei fernerer Entwicklung dieses Planes wird der Bezirk der Universität Kasan derinast die Bewohner zweier Erdtheile geistig verbinden. Ebenso war das Ministerium bemüht, in den sogenannten Ostgouvernements russische Sprache und russische Bildung (!) immer mehr heimisch zu machen; den größten Einfluß jedoch äußerte das jetzige Unterrichtssystem in den von Polen restituirten Gouvernements. Da das ganze System des öffentlichen Unterrichts in Polen den wesentlichen Vortheilen der Bevölkerung nicht entsprach, so mußten mit den dortigen Anstalten durchgreifende Veränderungen vorgenommen werden. An der Stelle der früheren entstanden neue wohlorganisirte Anstalten, in denen vor Allem die vaterländische (russische) Sprache allgemein eingeführt und der Jugend eine den Forderungen der Zeit entsprechende geistige Richtung gegeben wurde, und bereits kann behauptet werden, daß die Anstalten in den polnischen Gouvernements sich wenig mehr von den in den großrussischen unterscheiden. Die Aufsicht über die Privatpensionen und Schulen wurde strenger und wachsamer. Zur zweckmäßigen Leitung der häuslichen Erziehung wurde ein neuer Stand creirt, der der Hauslehrer; Tausende von diesen Jugendlehrern, vorzugsweise Russen, für deren Talente und Sittlichkeit von der Re-

gierung gebürgt wird, sind bereits in Wirklichkeit. Am Schlusse des Berichts spricht Herr v. Uwarow die Überzeugung aus, daß bei dem fortgesetzten Gange dieses Unterrichtsystems, bei der heilsamen Festigkeit, die der Kaiser in der Ausführung aller schwierigen, doch nothwendigen Reformen gezeigt hat, das Ziel des Ministeriums bestimmt erreicht und das Streben der Regierung mit Erfolg gekrönt werden wird. 9.

#### Ansichten eines Briten über englischen Materialismus und deutschen Spiritualismus.

Eine englische im „Athenaeum“ mitgetheilte Kritik über ein spirituellistisches Buch: „Ruthmaßungen über die Wahrheit, von zwei Brüdern“, welches jetzt in zweiter Auflage erschienen ist und als dessen Hauptverfasser der Mitübersetzer von Niebuhr's römischer Geschichte, F. C. Hare, genannt wird, ist für uns Deutsche von um so höherm Interesse, da der Ref. nicht bloß die maßlosesten Ausfälle auf den Materialismus seiner Landsleute macht, sondern zugleich die Deutschen als Repräsentanten des Spiritualismus ihnen als Muster aufstellt. Der Ref. ist durchweg von Zorn und Grimm pulverisirt, und seine Ausfälle gegen den britischen Materialismus sind wahrhaft vulkanischer Natur, obgleich, wie man nicht leugnen kann, mit vielem Geiste und großer Phantasie geschrieben, die in Bildern wühlt und am entzündbaren Stoffe des religiösen Fanatismus zu zehren scheint. Der Verf. billigt zwar die Manier der Deutschen nicht, immer nur vom eignen Gehirn zehren zu wollen, „indes“, fährt er fort, „ist es besser, mit Plato wie ein Philosoph und nicht wie ein Dilettant zu irren. Mögen auch die Deutschen, zwischen ihren Sandsteppen und Fichtenwäldern eingeschlossen, sich wie die Anachoreten der Wüste speculativen Träumen hingeben, bis ihr Geist sich aufgerieben hat oder wie ein Irrlichtschein, den man für einen Heiligenschein ansehen möchte, um ihre Haupter spielt, möge sich auch ihr Transcendentalismus bis zur Mondscheinverdunstung erheben oder ihre Reflexion in Tiefen versinken, wo das Chaos brüht, so glauben wir doch, daß der Spiritualismus der Deutschen Tag für Tag einen schlichtern Charakter annimmt, und daß ihr Genius durch eine heilsame Mischung unsers praktischen Sinnes mit ihrem speculativen Gemüthsleben eine herrlichere Richtung nehmen wird in dem Maße, als sich ihre Hermit mehr den Richtungen des Westens als des Ostens anschließt.“ Den baaren materialistischen Gegensatz zu diesem Spiritualismus findet der Recensent in England. Er nennt die Engländer sammt und sonders Sadducäer, denen es nicht darauf ankommen würde, das himmlische Zion mit Gas zu erleuchten, die Wege der Ewigkeit mit Suppen zu pflastern und den Strom des Paradieses Mühlräder oder Maschinen treiben zu lassen, um Amaranthen in die Kränze der Engel zu winden. Die englischen Genies, Politiker, Philosophen, sogar die Dichter mit ihrem eintönigen Grillengezirpe über die Freuden am Hausherd begehren nichts, als ihre überschwängliche Sehnsucht nach den Fleischtöpfen auszuspreden. Als blind für die glänzenden Aussichten, die sich dem menschlichen Geschlechte öffnen, als Biffonnaire, Mondsächtige und Idioten werden Alle verschrien, welche Dampfswagen und tragbare Ofen nicht für die Hauptingredienzen des summum bonum ansehen wollen. „Wann“, fährt er fort, „werden wir aufhören, uns in dem süßen Gedanken zu berauschen, daß wir die souverainen Kohlengräber, Schloffer, Krämer und Booten sind? Unser Nationallied sollte nicht mehr heißen: „Britannia rule the waves“, sondern „the wares“ — Britannien herrscht über die Waaren! Er scheint schließlich die Zeit herbeizuwünschen, wo die Danae der modernen Königreiche, Britannien, ihren geräuschvollen Weltmarkt in ein stilles Laboratorium des Geistes verwandelt wird, wo ihre Philosophen und Gelehrten sich nicht mehr an den Materialismus und Mechanismus verkuppeln werden, wo das physische Unglück diese Danae zwingen wird, die wahre Wohlthäterin der Menschheit

zu werden, indem ihre verlassenen Höfe sich in die Gassen der Stoa und ihre Märkte in akademische Paine verwandeln. Im Laufe weniger Jahrhunderte seien schon größere Revolutionen herbeigeführt worden. England habe nicht Frankreich, nicht Rußland, nicht Nordamerika, sondern vor Allem Deutschland zu fürchten, was er, wie der Narr im Schauspiele, als „Prophetie auszusprechen“. Das in Rede stehende Buch, trotz seiner zweiten Auflage, wird, wie der Recensent sagt, kein besonderes Glück machen; denn was im spiritualistischen Sinne geschrieben sei, das sei für England in Runen geschrieben. 108.

### Correspondenznachrichten.

Paris, im Juli 1836.

Die Sträflinge und die Strafanstalten haben in Frankreich wie überall ihre eigne Literatur. Was geben die Verfasser aller hierauf bezüglichen Bücher und Broschüren nicht für herrliche Rathschläge! Das Ganze kommt mir vor wie die Spiegeltheater der Methodenschreiber für die lieben Kleinen. Das Pönitentiarystem, das gemilderte wie das strenge, zählt viele Verehrer. Probearanstalten sind an verschiedenen Punkten des Königreichs auf das laute Geschrei hin erbaut worden. Diejenigen, welche etwas weiter in der Sache sehen, glauben ein tiefes Stillschweigen beobachten zu müssen, weil ein System, das sich nicht als ausschließend ankündigt, in diesem Augenblicke keine Anerkennung findet. Halbes oder ganzes Stillschweigen, beständige oder blos periodische Absonderung kann nach der Verschiedenheit der Individualitäten die verschiedensten Folgen haben. Daß in der Einsamkeit der Mensch überhaupt über sich selbst nachzudenken veranlaßt wird, ist erfahrungsmäßig, und der Verbrecher macht von dieser Regel keine Ausnahme; allein ebenso erfahrungsmäßig ist es, daß der Mensch des Umganges mit seines Gleichen bedarf, um sich aufrecht zu erhalten, und daß eine vollständige Absonderung der Verbrecher und ein ewiges Stillschweigen naturwidrig ist. Die freiwillige Absonderung in den Klöstern hat Narren, Heilige und Heuchler hervorgebracht. Die enge Haft des Mittelalters und der Maulkorb hatten das baldige Hinschwinden der Individuen und Wahnsinn zur Folge. Die Strafanstalten sollen Besserungs- und Erziehungsanstalten sein, wenigstens gibt man sie dafür aus. Ist dies der Fall, so kommt Alles auf die Erzieher an. Vor allen Dingen muß man daher darauf bedacht sein, in den Arresthäusern und Strafanstalten Alles zu beseitigen, was den moralischen Zustand der Zöglinge verschlimmern könnte. Die Administratoren, Directoren, Lehrer, Beichtväter, Aufwärter müssen so gewählet oder herangebildet werden, daß sie die ganze Wichtigkeit des ihnen aufgetragenen Geschäftes begreifen und die zweckdienlichen Mittel theils anzuwenden, theils ausfindig zu machen im Stande sind. Diese werden sich wol hüten, Alles über denselben Leisten zu schlagen, wie das die meisten Systemmacher anempfehlen. Sie werden vielmehr nach Befund der Sache bald so bald anders handeln. Vor allen Dingen aber werden sie sich aller Worte und Handlungen enthalten, deren man sich den Freien gegenüber zu enthalten hat, wenn man nicht für unvernünftig, ungeschlacht oder grob gehalten sein will. Doch woher wird man die Leute nehmen, die dieser Rolle gewachsen wären? Sie wären die edelsten ihrer Gattung; diese aber weiß man besser anderwärts zu benutzen, und die Selbstkaufopferung ist längst außer Mode. Dieser Gedanke verhindert uns, gar zu sanguinische Hoffnungen in Betreff der Sträflinge und der Strafanstalten zu hegen. Aber gleichwol erkennen wir als lobenswerth jedes vernünftige Wort in dieser wichtigen Angelegenheit; jede neue Anregung derselben ist im Interesse der Menschheit, weil sie vor Gleichgültigkeit bewahrt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verdient besondere Beachtung die Schrift: „Les condamnés et les prisons,

ou réforme morale, criminelle et pénitentiaire“, der herrlichen Grundzüge wegen, welche darin auf eine ergreifende Weise ausgesprochen werden. 109.

### Bibliographie.

- Bastide, E., Talleyrand's Fürsten vor Benevent, politisches und religiöses Leben. Aus dem Französischen. 1ste Liefer. Gr. 12. Cassel, Krieger. 6 Gr.
- Bernstein (Nebenstein), A., Plan zu einer neuen Grundlage für die Philosophie der Geschichte. Wissenschaftlicher Versuch nebst einigen literarischen Studien. 8. Berlin, Ratorff u. Comp. 12 Gr.
- Cavalcada. Eine Skizze aus dem Leben und Treiben der Guerra'schen Kunstfreiergesellschaft. Herausgegeben von A. G. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.
- Cooper's sämtliche Werke. 118tes bis 126stes Bdehn. Die Heimfahrt oder die Jagd. Seroman von J. F. Cooper. Aus dem Englischen übersezt von G. F. Rietsch. 3 Theile. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr.
- Federigo, Über moderne Malerei. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 6 Gr.
- Götschen, J. F. E., Vorlesungen über das gemeine Civilrecht. Aus dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben von A. Erleben. 1ster Band. Einleitung und allgemeiner Theil. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 2 Thlr. 12 Gr.
- Kaspar Hauser oder Andeutungen zur Enthüllung mancher Geheimnisse über Hausers Herkunft, die Ursache seiner Gefangenhaltung und Ermordung. Herausgegeben von W. C. Gr. 8. Regensburg, Manz in Comm. 20 Gr.
- LeFrank, M., Der Humorist. Eine Auswahl des Schönsten und Besten aus den bekanntesten humoristischen Schriften der Deutschen und Briten. 8. Berlin, Ratorff u. Comp. 16 Gr.
- Die beiden Toizerolles und Maximilian Kopespierte. Dramatisches Gebicht in fünf Acten. Nebst einem Vorspiel in einem Act von Carl Fr.....n. Gr. 8. Freiburg, Wagner. 18 Gr.
- Rorder, G., Janus oder Erinnerungen einer Reise durch Frankreich, Deutschland und Italien. 4ter Theil. (Italien.) 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 16 Gr.
- Preuß, J. D. G., Friedrich der Große als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke. Ergänzungsheft. Gr. 12. Berlin, Weid u. Comp. 14 Gr.
- Rotted, H. von, Poetische Versuche. 16. Freiburg, Wagner. 14 Gr.
- Sand, G., Reise-Novellen. Aus dem Französischen: „Lettres d'un Voyageur“ von G. Bille. 2 Theile. 8. Berlin, Ratorff u. Comp. 2 Thlr.
- Schiff, Dr., Gewatter Tod. Ein Märchen. Novelle. 2 Bände. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe. 3 Thlr.
- Schneeglöckchen. Deutsche Lieder aus den Dstsee- Provinzen gesammelt und herausgegeben von A. Liederhöl und W. Schwarz. Gr. 12. Riga, Gortschel. 1 Thlr. 12 Gr.
- Sternberg, A. von, Psyche. 2 Theile. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 3 Thlr.
- Bienberg, E., Geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 20 Gr.
- Bille, J., Novellen. 10ter Band. Der Lohn des Verderbens. Das Bild der Diana. Der Gemüthskranke. Drei Novellen. 8. Braunschweig, Leibrod. 1 Thlr. 9 Gr.
- Zerstreunungen. Eine Sammlung kurzer Erzählungen und Novellen. Herausgegeben von Fr. Reinhard. 1ste Folge. 8. Berlin, Ratorff u. Comp. 16 Gr.

Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit. Von Johann Heinrich Deinhardt. Hamburg, F. Perthes. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der unruhige, bewegte Charakter unserer Zeit ist auch nicht ohne Einfluß auf unsere deutschen Gymnasien und ihre Verfassung geblieben. Zuordner ward der alte Streit zwischen Humanismus und Realismus erneuert, man hörte vom Neuem die bekannten Schlagwörter: idealer Zweck, classisches Princip, formale Bildung u. a., die Jacotot-Hamilton'sche Methode drohte mit ihrer rohen Empirie auf einige Zeit der deutschen Gründlichkeit, die Realschulen und polytechnischen Anstalten schienen ein zu dringendes Bedürfnis der Zeit geworden zu sein, als daß nicht die bisherige Einrichtung der gelehrten Schulen durch sie eine wesentliche Reform hätte erleiden müssen. Auch das sittliche Princip in den Gymnasien ward angegriffen, man fürchtete, die classische Literatur werde der christlichen Religiosität Eintrag thun oder solche demokratische Grundsätze, welche allem Bestehenden Hohn sprächen, unterstützen. Indessen haben sich die Gymnasien gegen alle diese Angriffe in ihrer alten Würde behauptet und nur im Einzelnen Dem nachgegeben, was besonnene Lehrer und erleuchtete Behörden für wesentlich nothwendig erkannt hatten; denn ein Stillstehen darf auch hier nicht sein. Der letzte Angriff kam von einer Seite, wo man ihn nicht erwartet hatte, von einem Arzte. Lorinser's kleine Schrift: „Zum Schutze der Gesundheit in Schulen“, hat eine große Menge von Gegenschriften hervorgerufen, unter denen die von M. Schmidt unstreitig die bedeutendste ist. Die Gymnasiallehrer kämpften pro aris et focis, und wenn mitunter ein hartes Wort gesprochen ist, so verdient das allerdings Entschuldigung, da Lorinser's Angriff ungerecht und grundlos war, und es von denen, die es mit ihrer Sache redlich meinen — und deren sind viele —, nicht ohne wahren Unmuth angesehen werden konnte, daß sich ein Fremdling ganz unbefugterweise auf ihr ihm völlig fremdes Terrain einschmuggeln wollte. Mittlerweile ist Lorinser auf sein eigenthümliches Gebiet zurückgekehrt und hat in einer vortrefflichen Schrift die orientalische Pest geschildert, seine reformatorischen Vorschläge aber scheinen überall so gut wie ad acta gelegt zu sein. Denn selbst in dem Lande, wo er sich zuerst einen Erfolg seiner

Rathschläge versprechen zu können glaubte, in Preußen, ist durch das vortreffliche Ministerialrescript vom 24. Oct. 1837 \*) allen denen die Freude verdorben worden, welche da glaubten, es würden auch die Gymnasien der Neuerungssucht zum Opfer gebracht werden.

Wollen nun gleich die Gymnasien sich von unberufenen Sprechern oder übelwollenden Tadlern nicht um ihre Krone bringen lassen, oder leichtsinnig Das hinopfern, was die Stimme der Erfahrung als nützlich und bewährt anerkannt, so werden auf der andern Seite verständige Gymnasiallehrer es auch nicht in Abrede stellen, daß für eine richtige, zeitgemäße Stellung ihrer Anstalten gesorgt werden muß, und daß man sich zwar nicht dem Zeitgeiste blind unterwerfen, aber auch nicht mit demselben in zu hartnäckige Opposition setzen darf. Die Gymnasien sind von jeher Träger und Bewahrer der Wissenschaft gewesen, es kommt also darauf an, ihnen diesen Ruhm zu erhalten, das gute Alte ihnen zu sichern und dem Neuen da einen Platz einzuräumen, wo das Alte nicht mehr ausreichen sollte. Wie dies am besten geschehen kann, ist eine nicht leichte Aufgabe, die bereits viele Köpfe und Federn beschäftigt hat und noch viele beschäftigen wird, da man Niemanden, der selbst gedacht und sein Amt praktisch geliebt hat, zumuthen kann, sich ohne Weiteres irgend einem Systeme oder den Ansichten einer philosophischen Schule zu unterwerfen, deren lauteste Sprecher oft nicht einmal praktische Erzieher und Schulmänner gewesen sind. Die Praxis aber und die Erfahrung gelten am meisten, wo es sich um die Gymnasialbildung handelt, denn es ist — und oft zum Schaden der studirenden Jugend — in den letzten 50—60 Jahren sehr viel geredet, geschrieben, experimentirt worden; und aus diesem Grunde stehen auch Niemeyer's „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts“ so hoch über Beneke's „Erziehungs- und Unterrichtslehre“. Hr. Beneke ist niemals Gymnasiallehrer gewesen, während Niemeyer sich durch Praxis und Theorie eine lange Reihe von Jahren hindurch Verdienste erworben hat, die ihm nur der Neid streitig machen kann.

Der Verf. der vorliegenden Schrift (Oberlehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Wittenberg) will in derselben zeigen, wie der Gymnasialorganismus

\*) Vgl. Nr. 21 u. 22 d. Bl.

auf wissenschaftliche Weise eingerichtet sein müsse, und das Seinige dazu beitragen, um die Widersprüche in der Gymnasialpädagogik zu lösen. Wir freuen uns dieses edeln Unternehmens, wir freuen uns aber auch, aus diesem Buche einen strebsamen, jungen Mann voll Eifer und Lust am Schönen und Guten kennen zu lernen, den selbst bittere Erfahrungen und wenig erfüllte Hoffnungen dem Ideal nicht untreu machen werden, welches er in seiner Brust trägt. Auch daß er als Mathematiker vom Fache ein solches Buch geschrieben und die einzelnen Gegenstände des Gymnasialunterrichts mit Liebe und Sachkenntnis umfaßt hat, trägt zu seinem Lobe bei. Denn es ist in der Regel nicht die Sache der Mathematiker vom Fache, sich auch um andere Disciplinen zu bekümmern, sondern vielmehr in einer Einseitigkeit zu beharren, die auf das harmonische Zusammenwirken in unsern Gelehrtenschulen nur zu oft einen wenig erfreulichen Einfluß übt. Unser Verf. aber macht eine Ausnahme von Goethe's Bemerkung („Briefwechsel mit Zeller“, I, 430), daß diejenige Cultur, welche die Mathematik dem Geiste gibt, äußerst einseitig und beschränkt sei.

Da wir nun im Folgenden noch viel Gutes von Hrn. Deinhardt's Buche zu sagen haben werden, so wollen wir gleich hier eines doppelten Uebelstandes gedenken, welchen dasselbe hat, und wodurch nach unserm Dafürhalten sein Werth verringert worden ist. Der eine liegt in der Form. Der Verf. schreibt im Allgemeinen gut und mit einer edeln Wärme, wie sie das Resultat der Überzeugung zu sein pflegt. Um so unangenehmer ist der häufige Gebrauch einer neuphilosophischen Terminologie in Wörtern, wie: gegenständlich, adäquat, Innerlichkeit, absolut, Kategorien (ein Lieblingsausdruck des Verf.) u. a., sowie eine Unklarheit in einzelnen Stellen oder Definitionen, wie auf S. 73: „Frei sein heißt in dem Andern bei sich selbst sein. Frei bin ich in der Liebe, denn ich habe in dem Andern, den ich liebe, mich selbst gefunden und bin bei ihm und in ihm wie bei mir und in mir.“ Oder von der Geschichte: „Die Geschichte ist die Entwicklung des objectiven Geistes der Menschheit. Das objective Dasein des menschlichen Geistes aber ist der Staat.“ Eine längere Stelle, die wir ohne geflüchtliches Suchen herausgreifen, ist folgende:

Ogleich aber die christliche Wissenschaft eine unendlich vollkommene Wissenschaft ist der Sache und Wahrheit nach als die Wissenschaft der Griechen und Römer, so ist's besonnengetretet nicht minder wahr, daß der Weg zu echter christlicher Wissenschaft nur von den Griechen und Römern aus möglich ist. Die Wissenschaft kann sich in dem einzelnen Menschen nicht anders entwickeln, als sie sich in der Menschheit entwickelt hat. Alle Stufen, die die Menschheit im Großen durchlaufen hat, muß der einzelne Mensch als einzelne Momente durchlaufen. Der einzelne Mensch ist nichts anders als die individualisirte Menschheit. Die Wissenschaft hat sich von der Äußerlichkeit und Gegenständlichkeit des Alterthums zur Innerlichkeit und Geistigkeit des Christenthums fortbewegt; sie kann sich in dem Einzelnen, der den wissenschaftlichen Beruf hat, nicht anders entwickeln. Durch die Überwindung der Gegenständlichkeit erhält die Innerlichkeit erst Kraft und Leben.

Wenn wir ferner einen zweiten Uebelstand nennen, so müssen wir recht sehr wünschen nicht mißverstanden zu

werden. Hr. Deinhardt erklärt gleich zu Anfange seines Buches, daß im Christenthume und namentlich in dem durch die Reformation erneuerten Christenthume die Grundbestimmung unsers Volkes und der ganzen neuern Zeit liege, und daß also dieser Geist des Christenthums auch das allgemeine und wahrhafte Princip aller Erziehung sein müsse, welche Gestaltung sie auch sonst haben möge.

Das ist — sagt er auf S. 8 — der gemeinsame Zweck aller unserer Erziehung, Christen zu bilden, d. h. Menschen, die der Geist Gottes treibt, die das freudige Bewußtsein der Kinbschaft Gottes in sich tragen und in diesem Bewußtsein Gott erkennen in seinem Wesen und in seiner Offenbarung, ihn lieben und, gestärkt von der göttlichen Erkenntnis und Liebe, hinausgehen in die Welt und auch außer sich der unendlichen Wahrheit, die in ihrem Innern zu leben angefangen hat, Platz und Wirklichkeit zu erringen und zu verschaffen suchen.

Daher steht die Schule in lebendiger Beziehung zur Kirche, der Geist des christlichen Glaubens muß das ganze Gymnasium und alle seine Einrichtungen und Mittel durchdringen und beleben, denn ohne Glauben ist kein Wissen; das Lehrercollegium muß von demselben erfüllt sein, das Wort Gottes muß rein gelehrt werden, der Unglaube und Rationalismus darf nicht die besten Kräfte des Gymnasiums lähmen, wie noch an so vielen Gymnasien geschieht, wo zwar Stunden angeordnet sind, in denen die christliche Religion gelehrt werden soll, aber die eigenthümliche Lebenslehre des Christenthums, die Lehre von der Erlösung der Menschheit durch Christum, die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, ja die göttliche Offenbarung selbst entweder ganz gelehrt oder doch auf eine so formelle, äußerliche Weise gedeutet werden, bei der Geist und Kraft verloren geht. Gilt es nicht als das Letzte und Höchste, Gott sich zu opfern und Gott in Allem zu dienen, und als das höchste Moment der Wissenschaft, den dreieinigen Gott zu erkennen, und als das herrlichste Object der Liebe Gott, der sich in Christo offenbart hat, so versinkt ein Gymnasium, und wenn es auch noch so große Gelehrsamkeit in sich hätte, und wenn auch noch so viele Kräfte die Geister der Schüler bearbeiteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nächte. Gepanzerte Lieder von Karl Beck. Leipzig, Engelmann. 1838. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

In seiner „Bollust sommerheissen Nächten“ träumte der Dichter:

Ein Sultan bin ich, will und kurbbewegt,  
Mein Heer des Liebs gepanzerte Gefalten;  
Um meine Sitze hat der Gram gelegt  
Den Turban in geheimnißreiche Falten.

Mir schilt die Mohrenbainn, die Nacht,  
Ist Schlafgemach die jungfräulichen Rosen,  
Die leicht geschürzten Träume nahen saft,  
Und Kuß auf Kuß und bräutlich süßes Rosen.

Sie salben mir den fluggelähmten Geist  
Frisk mit der Silber duftendem Gewürze,  
Sie plätschern um mich her und schäkern breiß,  
Wenn ich ins heiße Bad der Dichtung kätze.

So, von Genüssen zu Genüssen fliegend und selbst noch vom „Traum des Glaubens“ sanft umfettet gehalten, geküßt von der Liebe mit ihrem wärmsten Kuß, ruhte der Dichter weich im

Arme der Hoffnung; aber ein schrillendes Angstgeschrei schreckte ihn auf, der Feind der Träume, das Leben, rückte mit seinen „nie besiegten Mächten“ heran, das fürchterliche Heer des Kummers, die bleiche und hagere Wirklichkeit, „der listige Spion Zweifel“ schleichen sich „in seines Busens unbewachtes Lager“. Geschlagen, verwundet und zerkniet, hielt er sich nur noch an der Erinnerung „schwanktem Krückenstab“. Nachdem, nach flüchtigem Verlangen und flüchtigem Genuße, noch viele Traumgestalten ihm hingestorben und sein rasch entbrannter Sinn sich nach neuen Liebesflammen sehnte, kam eine Jungfrau herbeigeschwebt, umrauscht von festlichem Gewande:

Es waren Kreuz' und Kronen eingewebt,  
Gebrochne Herzen, Blut und Eisenbände.

Sie trug sein kindlich Herz zum Himmel auf:

Ihr offner Busen wälzte äppig voll,  
Mir brannte ein Wafur im tiefsten Hirne,  
Das Angstgeschrei der bangen Freunde scholl:  
„D folge nicht, o folge nicht der Dirne!“  
„Schlaf wohlgemuth im angeerbten Haus,  
An der Gewohnheit, des Besizes Brüsten;  
Doch Jene, frei geworden, saugt dich aus,  
Ich, und vergiftet dich mit ihren Lüssen.“

Aber der Dichter folgte, himmelselig, ihr. Allnächtlich brünstig ihn umschließend, sang sie ihm „im Glühweintrausch der Küsse“ die ihrem Feuergeist entsprossenen Märchen.

Sie nennt sich Zeit, und ihres Sehens Drang,  
Ihr Lieben, ihr Gebären, ihr Bestreben  
Und ihre Märchen, mitternächtig bang.  
Ich schrieb sie hin mit meinem rothen Leben.

Das erste Märchen: „Abenteuer eines Leipziger Studenten“, ist dem Freunde des Dichters, Dr. F. S. Kühne, gewidmet. Derselbe hat durch „verschönend trautes Wort“ des Dichters „Bähren besonnt“; deshalb vertraut er dessen

Händen  
Schöpfer, die sein Geist gebaut,  
Wie der Sämann seine Saaten  
Treuen Gränden anvertraut.

Das erste Märchen umfaßt 17 Nächte. Das Abendgebet der zweiten sagt uns, weshalb dem Dichter Das, was andern Dichtern vor ihm genügte, nicht genügen kann. Wen es mächtig ins wilde Meer hinaustreibt, kann nicht still säumen auf trockenem Lande:

Der muß mit Thaten kämpfen, mit Gedanken;  
Die Ruhe ist ein Weib, groß kann sie säugen,  
Gebären nur, nicht schaffen, nicht erzeugen;  
Der muß des Schicksals keingeformte Schranken  
So lang' an seines Willens Stahl zer schlagen,  
Bis rings umher die hellen Funken tagen.

Nach drängt's hinaus ins Stürmen und ins Grauen,  
Wo Kälter bluten, Männerthranen blitzen,  
Auf des Gedankens Eichen möcht' ich sitzen,  
Ein Kar ins dunkle Thal hinunterschaun,  
Kein Böglein, das begehrt, im sichern Hafen  
Auf eines Mädchens Busen einzuschlafen.

In der dritten Nacht unternimmt er einen Gang um Leipzig. Der Sturm ist los. Er treibt sein Dichterroß nicht dahin, wo frohe Seelen scherzen, sondern verwitterte Bebeine will er schauen, ideo Steppen und gebrochene Herzen.

Vielleicht gelingt's, die Särge zu zerstellen,  
Ich schwinde lähn die Streitart der Gedanken,  
In Wästenen trag' ich Thränenquellen,  
Wo im verbrannten Sand die Pilger kranken.

Bei so großem Vorsatz verschmäht der Dichter es doch nicht, „auf seinem Haupte die Studentenmüge“ zu tragen; an seinen Füßen kitzeln die Sporen hell, und seine Pfeife kreut Funken:

blitze aus, „den Wehrauch, den gepanzerten Gedanken“. Wie im barbarischen Kriege einzelne Züge von Menschlichkeit, die anderwärts gleichgültig liegen, das Herz erquickten, so hier die Studentenmüge, die Pfeife und die Sporen. Wir wissen, es ist ein Student. Der Grab- und Himmelsstürmer könnte schwache Seelen zurückschrecken. Ein Student ist ein Mensch, zu seiner Zeit ein außerordentlicher; nachher wird er wie wir. Man kann es schon mit ihm wagen. Den Philistern aber, die meinen, er solle aus Büchern sich die Welt erzählen lassen, ruft er zu: auf diesen Fluren lern' er die Geschichte; das rauschende Gezwitz ist ihm ein Sängler, Busch und Gräser sind Kraftgedichte:

Ich starre hin, an einen Baum mich lehrend,  
Rein Geist gefalbt von der Begeifung Die,  
Rein Auge tritt, nach Menschenblut sich sehnd,  
Ein Löwe, grollend aus der dunkeln Höhle.

Die Palme werden Krieger, der Rebel Pulverdampf, jeder Baum eine grüne Fahne, eine Welttschlacht, und auf der Dichtung „schwankten Sturmleiter“ erklimmt sein Geist den alten deutschen Himmel. Hier will er den alten Gott befragen, ob Alle, die hier ihr Herzblut verspricht und auf der Erde ein Kreuz trugen, beseligt zu seiner Rechten sitzen. Aber wie er mit flammendem Gefieder zum Himmel kommt, tönen oben Stimmen:

„Zurück, zurück! Er schläft — komm morgen wieder!  
Er träumt, er hat die Wolken vorgeschoben.“

Da ist es ihm, als läge er tief begraben. Geisterklänge rauschen ihm zu: Wie er denn vom großen Himmel Antwort verlange, da ja nicht einmal die kleine Erde ihm lausche. Es treibt ihn zur Stadt zurück; die Stimmen hatten wahr gesprochen:

Philistertum und Markt und Borurtheile  
Sie standen fest — sein Herz war nur gebrochen.

Die vierte Nacht bringt ihm beherzigenswerthe Träume über die deutsche Buchhändlerbörse; ein Stein fegt sich zum andern in dem prächtigen Gebäude; „ein Dichterleben — eine Dichteryugend“. In der fünften sieht er Schiller's Haus in Gohlis. Der Silberschwan aus Weimar singt ihm von seinem Reiche, das er nicht ererbt, vielmehr sei er, vom Volke erwählt, ein Bürgerkönig seiner Zeit gewesen; er habe nach des Volkes Begehren geherrscht (ein zweifelhaftes Lob für den Befreier!), und wenn er statt feurig lebendiger Gestalten kalte Ideale gegeben, so sei ja der Ruf der deutschen Muse Schmerz, sie tanze mit ihrem Dichter zum Sarkophage. Der Dichter, nämlich der junge, ruft dem Schatten zu: er sei noch Färk in allen deutschen Gauen, und die Freiheit, die jetzt nahe, sei Schiller's Zauber mädchen aus der Fremde:

Zur Herrschaft strebt ein andrer Wallenstein,  
Der groß und frei sich fühlende Gedanke.

Dein Posa ist kein schaumgeborner Wahn:  
Ist Börne für die Menschheit nicht gefallen?  
Es komm sein Geist, ein Teufel, den Berg hinan  
Und lieg der Freiheit Pfählhorn weit erschallen.

Dort hat er ruhig seinen Pfeil gespißt,  
Entfernt von seiner Lieben treuem Herde,  
Er zielte, schoß — und tief im Apfel saß  
Der Freiheit Pfeil — tief in der runden Erde.

Der Dichter, vermuthlich selbst über seinen Schuß erschreckend, bricht dem Pathos durch eine Heine'sche Selbstperiffage die dünne Spitze ab. Der Anfang des Gedichtes ist schön.

Die sechste Nacht verstreicht in sehr praktischen Träumen über die Bedeutung der Eisenbahnen. Dem Dichter sind die Acten Notizen, ausgestellt auf Deutschlands Einheit. Amen!

Eisen, du bist zahm geworden!  
Sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen  
Hinzuwettern, hinzumorden,  
Eisest enblich dich verschönnen.

bestätigt, mit Langeweile zu erfüllen und in Lethargie zu versenken pflegte. So halten wir es z. B. für sehr heilsam und schön, an jedem Morgen den Unterricht mit einem gemeinsamen Gebete zu eröffnen — das jedoch nicht immer derselbe Lehrer halten muß —; aber dies auch am Schlusse des Tages, nach sechs und oft mehreren Unterrichtsstunden zu thun, wie der Verf. auf S. 129 will, ist sehr bedenklich und dürfte oft jenen religiösen Formalismus herbeiführen, den Hr. D. für erschrecklich und widerlich erklärt. Denn es hat Tieck in seiner Novelle „Die Verlobung“ sehr richtig gesagt, daß wer nicht irdisch sein kann, auch nicht überirdisch sein kann, und daß Derjenige, welcher die Erleuchtungen der Andacht und die Entzückungen einer himmlischen Liebe zu einem stehenden Artikel in seinem Herzen machen wollte, sich auf dem allergefährlichsten Standpunkte befinden dürfte, auf den sich nur ein Mensch wagen kann.

Hr. D. hat nirgend literarische Nachweisungen oder Überblicke gegeben, obschon dies wol an vielen Stellen recht zweckmäßig gewesen sein würden. So würden denn in Beziehung auf das religiöse Leben in den Gymnasien die Stellen bei Thiersch („Über gelehrte Schulen“, II, 107—120) eine ganz besondere Berücksichtigung verdient haben, da hier ein tüchtiger, durch Welt und Bücher gebildeter Mann mit Wärme und mit innigem Gefühle für das Beste der Jugend spricht. Auch er, ein Zögling der Schulporte, warnt vor dem Zuviel in dieser ehrwürdigen Sache, da es leicht Gleichgültigkeit oder gar Überdruß erzeugen könnte, und setzt dann hinzu:

Wie viele solcher Übungen, in welcher Folge und Ausdehnung den Schulen heilsam seien, im Allgemeinen anzugeben, ist kaum möglich. Es genügt, daß der Staat sie begehrt und über die Einhaltung seiner Befehle wacht. Ihm muß als einem großen, durch Sittlichkeit und Religion in seinem innersten Kräfte bewegten Körper daranliegen, daß das Christenthum in allen Formen, in denen er es anerkennt, fest und stark gehalten, daß jede Kirche auf die Wahrung ihrer Lehre, ihrer Sakramente und darin beschlossenen bleibe, weil nur so die Gleichgültigkeit gegen kirchliche Dinge, die zu ihrer Auflösung führt, abgehalten werden kann. Die Ausführung des Einzelnen aber fällt billig den von ihm dazu Eingesezten anheim.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu den einzelnen Partien des Buches, so können wir unser bereits ausgesprochenes Urtheil nur wiederholen, daß Hr. D. in demselben viel Zweckmäßiges und Schönes gesagt hat. Gleich zu Anfang finden sich zwei geistreiche Ausführungen über die Unterschiede der Erziehung nach Zeiten und Ständen und über den Zweck des Gymnasialunterrichts. Der zweite Theil umfaßt die Unterrichtsmittel des Gymnasiums. Als solche erkennt der Verf. in ideeller Beziehung Mathematik, Grammatik, die Classiker und Religion, weil ihre Nothwendigkeit aus der Idee des Gymnasiums sich herleiten läßt. Ihnen treten die Realien gegenüber, durch welche die Beziehung des Gymnasiums auf die unterschiedenen Sphären des Lebens vermittelt wird.

Es würde uns viel zu weit führen, auch der Tendenz dieser Blätter nicht entsprechen, wenn wir die einzelnen Abschnitte mit unsern Bemerkungen begleiten wollten. Wir werden also nur Einzelnes hervorheben. Manches, was

Hr. D. ganz gut vorgetragen hat, findet sich indeß bereits in andern pädagogischen Büchern und ist das Gemeingut aller Lehrer geworden, so daß hier grade nicht von Neuheit die Rede sein kann, wenn wir die Einkleidung ausgehen. So stimmen z. B. seine Bemerkungen über Grammatik und Mathematik als die Logik des Gymnasiums mit Dem überein, was Föhlisch in seinem Programme von 1834: „Das Gymnasium, eine natürliche Vorschule der Philosophie“ („Schulschriften“, I, 237 fg.), auseinandergesetzt hat; die Methode des geschichtlichen Unterrichts ist im Ganzen keine andere als die, welche in dem Protokolle der 1826 gehaltenen Conferenz der westfälischen Gymnasiallehrer bedorwortet und in mehreren Programmen ost- und westpreussischer Schulmänner (Fabian, Lucas, Hirsch und Hamann) aus den J. 1832—35 empfohlen worden ist; was der Verf. über die Methode im classischen Unterrichte sagt, findet sich nicht sehr abweichend bei Thiersch, Baumgarten-Crusius, Matthia, Siebelis, Föhlisch und andern verdienten Gelehrten und Schulmännern.

Zuvörderst ist es eines ganz besondern Lobes werth, daß Hr. D. als Lehrer der Mathematik die griechische und lateinische Sprache so hoch hält, daß er erklärt, sie müßten der eigentliche Stoff und Inhalt des Gymnasiums bleiben, auf dessen Aneignung betweitem die meiste Zeit verwendet werden müsse, und daß die christliche Wissenschaft und Kunst der fortwährenden Aneignung der antiken Welt und ihrer Werke bedürfe, wenn sie nicht in Dunkelheit und in trübe Einseitigkeit versinken wolle; wer darum die classische Bildung nicht erhalten habe, der besitze auch nicht die Fähigkeit, der erkannten Wahrheit Gottes die rechte klare Gestalt zu geben — ein sehr wahres Wort. Für die Gymnasien, sagt der Verf. ferner, ist das Studium der griechischen Classiker ebenso nothwendig als das der lateinischen; an den Erstern entzündet und entwickelt sich der wissenschaftliche Sinn, ebenso der Sinn für Schönheit und Geschmack, an den Andern lernt der Schüler zweckmäßig reden und handeln. Er muß daher auch in dieser Sprache reden und schreiben lernen, und es würde einen Verfall der Gymnasien verrathen, wenn die Übung und Fertigkeit im Lateinischsprechen und Lateinischschreiben nachlasse. Jedes Gymnasium müßte es als ein Hauptziel seiner Wirksamkeit betrachten, daß jeder seiner Zöglinge nicht bloß correct die lateinische Sprache reden und schreiben, sondern auch nach echt römischer Weise reden und schreiben lernte. Das Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische, heißt es an einer andern Stelle, hat lediglich den Zweck, die grammatischen Formen und Regeln recht einzuüben. Ref. stimmt Hrn. D. in dieser Ansicht ganz bei: die große Bevorzugung des Griechischschreibens hat der Fertigkeit im Lateinischschreiben seit dreißig Jahren wesentlich Eintrag gethan. Ungern sehen wir in diesen Abschnitten die so nützlichen und angenehmen Übungen in der lateinischen Beredkunst ganz übergangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Nächte. Gepanzerte Lieber von Karl Beck.

(Beschluß aus Nr. 221.)

„Börne schreibt die Bibel.“ So ist die dreiundzwanzigste Nacht überschrieben. Die alte Bibel, mit der wir uns so lange begnügt, enthält unter Anderm einige Ebrnige Sprüche. Mit Hülfe derselben hat es so Mancher „unter den Krümmern der längst gesunkenen Welt“ bis jetzt ausgehalten. Zum Beispiel: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.“ „Was du willst, daß dir geschehe, das thue du auch“ u. s. w. „Liebet eure Feinde und thut wohl Denen, die Euch hassen.“ „Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet.“ „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“ „Was Hülfe es ihm, so Einer die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele“, oder, wer der Liebe entbehrt, gleicht „einem tönenden Erz und einer klingenden Schelle.“ Börne ist unstreitig an starken Redensarten einer der Stärksten; in seiner neuen Bibel hat es ihm aber nicht gefallen, dergleichen kühne Sprüche, die Jeder versteht und die dem Geringen wie dem Hohen ins Mark bringen, aufzunehmen. Ja, es verwundert, von einem solchen Manne des Volkes so wenig, oder eigentlich nichts zu hören, was den gemeinen Mann erquickt. Der durchgehende Charakter der neuen Bibel ist negativ; er lautet, in schlechte Prosa übersezt, ungefähr: So viel habe ich gewünscht, gehofft, geträumt, gedacht, siehst du, und es ist doch nichts geworden! Das klingt sehr ordinair, und die Verse klingen so pompös, darum ist es besser die Verse zu lassen.

Du hast umsonst dein Blut an uns verschwendet ic.

Du hast im schönsten Glauben uns erzogen,  
Des Lichts Feuerkugeln anzubeten;  
Um diesen Glauben hat man uns betrogen,  
Zu Juden uns gemacht und dann zertreten.

Zu Juden uns gestempelt und beschulten,  
Zur Kriecherei verdammt und dann bespleen.  
Im Reigen der Geschöpfe nicht gelitten,  
Bis wir vor fremden Göttern niederkneen.

Da schau her, verzweifle, Rabenvater,  
Wer zugen will, muß auch versorgen wollen;  
Wir spielen Skaven auf dem Welttheater,  
Und du versprichst uns Herrn = und Bürgerrollen.

Die Sündflut wird in der neuen Bibel erklärt: Das frühere Gigantengeschlecht habe am runden Lische gefessen, wo Zeder obenan sitzt, und zwar weil die Erde auch rund ist. Daher darf ein Zeder der Erste werden. Solcher Rivallementsgeist habe dem Herrn der Heerscharen hange gemacht, und er sandte die grauen Wellen der Alltäglichkeit auf die Erde.

Der zweite Theil der neuen Bibel schenkt uns ebenfalls nichts Positives. Doch hatte die alte Bibel, wenngleich nicht als Hauptbestandtheil, auch ihre Klageleber Jeremia. Deren Klagen sind hier viel schönere, auch wahrere. Wo wäre nicht Grund, zu Klagen! Doch wenn Klagen nur nicht monoton werden, wenn der Witz durchleuchtet, wie leichte Silberblitze die schwere Masse des Verdrußes durchhadernd, hört man sie gern. So die Klagen der sechsundvierzigsten Nacht. Nur die compacte Unverdaulichkeit des Misvergnügens wirkt tödtend. Dagegen wird der Beweis für die Strophe der neunundvierzigsten Nacht noch erwartet:

Wir hatten nur, wie Schlagen nieder?  
Wir bauen auch und lieben eßt  
Und bringen, sngen, Karze Lieber,  
Als Ständchen, unserm schönen Recht.

Dafür eine reiche Variation desselben Themas, das im zweiten Theile nur milder erklingt, jedoch positiver ausgesprochen, ist:

— Der Liebe Geister schweben  
Auf unsre Erde nicht herab,  
Die Erde, rings vom Meer umgeben,  
Ist nur ein thändengetes Grab.

Ober:

Gott war ein Fürst, er stieg vom Throne,  
Ein Fürst, der fromm und edel hieß —  
Der seinen Treuen nichts zum Lohne  
Als seine Liebe hinterließ.

Ober:

Wohin du siehst, ein leerer Raum,  
Du hörst kein Herz darinnen schlagen.

Dagegen, wo die Behmuth in den Schmerz spielt, auch manche Perle, wie das schöne Gedicht der vierundfünfzigsten Nacht. Überhaupt bekommt von hier an das elegische Element mehr Gewicht; die Übersetzungen aus Börne machen den Ergüssen eigener Stimmungen Platz.

Der Gedankeninhalt des vierten Märchens (die dreiundsechzigste bis siebzigste Nacht), überschrieben: „Das junge Palästina“, ist so ziemlich in folgenden beiden Strophen charakterisirt:

Wenn das Geschick des Menschen kühnes Streben  
Im Hohne will zerschmettern an den Wänden  
Und zeigen, daß ein ganzes, ganzes Leben  
Nichts als ein Federball in seinen Händen:  
So schafft es eine Seele, thatensprühend,  
Mit Kraft besetzt, zum Gott sich aufzurings,  
Und läßt sie dann erglühend und verglühend  
Dem Schooße eines Judenweibs entspringen.

Zu dem Thema, was freilich in seiner tragischen Wahrheit ewig ist wie der ewige Jude, dann als Schlusswort:

Im Kerker Judenthum bin ich gefangen  
Und rüttle kraftlos an den Gitterstäben;  
Als Kerkermeister kommt die Zeit gegangen,  
Ich, und erzählt, was draußen sich begeben.  
Unselig Volk! Das ist Jehovah's Strafe,  
In Banden bist du dreifach eingeschlagen!  
Du bist des Christen, bist des Golbes Sklave,  
Und auch des Spottes Kette muß du tragen!

Das Thema ist Poesie selbst; die Variationen darauf werden es immer sein, wenn sie den elegischen Ton der Resignation finden, in den der Dichter hier einlenkt; nur da, wo sie „thatensprühend“ und „gedankenknisternd“ im Judenthume den angekettenen Prometheus der Weltfreiheit erblicken, verfallen sie dem Fluche des Lächerlichen. Der vulgaire Spott, der die Rationalität selbst traf, prallt jetzt ab, wo diese sich zeigt, wie sie ist, ihre Mängel nicht bedeckend mit dem Mantel des europäischen Ultraliberalismus.

Wir lassen den Dichter mit seinen eignen Worten reden. Wo unsere Meinung sich doch dazwischen aussprach, war es unwillkürlich. Sie auszuführen erforderte ein Buch, nicht minder umfangreich als seines. Das wäre verlorene Mühe. Was sich über den Stoff sagen läßt, ist schon gesagt, so pro als contra. Wir haben es hier mit einem Parteilmanifest zu thun. Wir kennen es längst; nur noch nicht in gepanzerten Liedern. Wer schon dafür ist, mag sich freuen, seine Gedanken in geharnischten Versen zu lesen; wer dagegen ist, den wird der Stahlglanz nicht einschüchtern und befehren. Wir leben in einer Zeit, wo man sich durch Einschlüchterung nicht mehr befehren läßt. Die Anhänger des liberalen Judenthums haben Halleluja gerufen über die neue Driflamme. Auch eine Driflamme thut's nicht mehr. Übertriebenes Lob schadet nur Dem, über den es ausgegossen ward.

Die Sache für sich; nur noch ein Wort über den Dichter, und hier kommt eigne Meinung. Wir leugnen nicht, mit starkem Mißbehagen uns hineingelesen zu haben. Der Dichter verbarg sich unter dem gespreizten, forcirten Parteilreiter, die Poesie unter dem umgeschwankten Harnisch. Unsere Meinung änderte sich im Fortlesen. Es quoll immer mehr Wahres, wirklich Empfundenes und Schönes aus dem Harnisch hervor. Wir er-



Kannten, die Panzerkruste ist nicht angewachsen, sie ist nur umgeschmolzen. Hinter der pausbäckigen Fährlich: Piffeloesie athmet eine andere Lebensfrische, ein Talent, und ein nicht unbedeutendes, das, wenn es die barocken, geschmacklosen Stahlschuppen abgehäutet, in dauerhafterem Glanze auftreten und, wenn es nicht den Mund mehr so voll nimmt, mit süßen Lippen singen mag. Wenn der Dichter nicht mehr „ins heiße Bad der Dichtung sich stürzen“ und sich nicht mehr mit „der Bilder dustendem Gewürze salben“ wird; wenn die Muse ihm nicht mehr „im Glühweinrausch der Rüsse“ Lieber singen, und er sie nicht mehr mit „seinem rothen Leben“ niederschreiben wird; wenn er nicht mehr „auf des Gedankens Etzen sitzen“, oder nicht mehr „die Streitart der Gedanken schwingen“ und nicht mehr „des Schicksals steingeformte Schranken an seines Willens Kraft zerbrechen“ wird; wenn ihm vor Allem nicht mehr

Das Leid der rothe, blutige Korzar,  
Der selig kreuzt im stillen Meer der Ähräne,  
sein wird, — alsdann wird er gewiß ein Dichter werden, und vielleicht auch an seiner Ansicht zweifeln, daß Dörne für die Menschheit gefallen ist.

Wir können ihm nichts Besseres wünschen, als daß der Traum seiner achtundvierzigsten Nacht sich an ihm selbst bewähre:

O, glücklich, denen nur im Frieden  
Das Lieb bahnt, ein Wäselin, fließt;  
Wir aber ward ein Lieb beschieden,  
Das bäumend, schäumend sich ergießt.  
Es floß in seine stillen Quellen  
Die Ähräne der gequälten Zeit,  
Und auf zum Strome muß es schwellen,  
Zum ersten Strome, weit und breit.

Sein erster Gang, sein erstes Ringen,  
Ein jäher Sturz vom Felsgestein, —  
Ein Springen, Dringen und Verschlingen  
Bis tief ins stille Thal hinein;  
Ein Bauen, Stürzen und Verschlagen,  
Und Überschwemmen das Gefild, —  
Das sind die trotzig dunkeln Sagen  
Vom Lauf des Stromes, Lahn und wild.

Doch kehrt er wieder zum Gestade,  
Ins alte, stille Bett zurück,  
Wenn er auf alle, alle Pfade  
Gestrent der Halmen goldnes Bild.  
Dann kommt er ruhig hergezogen  
Und wälzt und waltet bis ins Meer,  
Die Sonne schwimmt in seinen Wogen  
Und der Gestirne blankes Heer.

Dann wird er nimmer stürmen, schlagen  
Und branden um das Felsenriff,  
Dann wird er still und ruhig tragen  
Des Lebens schwer befrachtet Schiff.  
Und unter Singen, unter Lachen,  
Im Rudertakte dort und hier,  
So schwimmt auf ihm im bunten Nachen  
Des Friedens munter Gondolier.

20.

### M a n c h e r l e i .

Unter dem Fuße des Menschen eilt die Erde sammt ihrem Leben einer unbekanntten Sonne entgegen, deren Morgenroth das Auge des Gläubigen erfüllt, ihn erleuchtet und tröstet, wenn gleich über dem irdischen Horizont die Sonne der Sonnen nicht aufgeht. Wir sehen und sehen, aber auf bewegtem Boden und als ahnende Propheten der Zukunft. Darum können lebendige Philosophie und Religion sowol solarisch als planetarisch heißen; jenes, wenn das Ziel gemeint wird, wohin sie sich bewegen; dieses, wenn man die unabänderliche

Bewegung selbst versteht. Hierüber schelten sich nun die Menschen und gerathen in Sprachverwirrung; jedoch gehören diese Mißverständnisse, wie Hamann sagt, zu den Arcanis der göttlichen Haushaltung und Regierung. Gewiß müssen lebendige Philosophie und Religion sich davor verwahren, daß ihnen, wie den Thoren, die Sonne des Lebens und Geistes von dem Metalle goldener Rälber, oder von dem künstlich verfertigten Strahlenscheine der Heiligenbilder entgegenleuchte. Christenthum ist Morgenroth, die Philosophie ist es auch, und beide können durch Erdnebel verschattet, oder durch Rälberdienst entstellt werden. Christliche Färbung oder philosophische können dabei vorwalten, die Färbungen selbst fließen eigentlich ineinander, und der Quell ihres Lichtglanzes ist dieselbe Sonne. Darum ist der Beruf des Christen wie des Philosophen, Gedanken der Morgenröthe in seinem Geiste zu kräftigen, zu entwickeln, anzuwenden, mitzutheilen; zu kämpfen mit Wort und That gegen Baalim, so oft diese von Neuem gegossen werden (2. Chron. 28, 2); dies ist ein Kampf der Lichtphilosophie gegen Nachtphilosophie, wovon Jacobi spricht. Und wie zu alten Zeiten Propheten aufstanden, welche das Volk strafften, daß es nicht dem Wort des Herrn gehorche, sondern seinem eignen Rath, daß es hinter sich gehe, nicht vor sich (Jer. 7, 24), so müssen auch in unsern Zeiten Männer aufstehen, welche die Völker warnen, daß sie nicht Baalim folgen, wie sie ihre Väter gelehrt haben (Jer. 9, 14), damit nicht der Herr das Schwert hinter sie schiebe, bis daß es aus mit ihnen sei (Jer. 9, 16); ja, es ist diese Warnung in unsern Tagen noch nothwendiger als einst, weil man bis dahin nicht erfahren, daß die Bögendienner zur Selbsterkenntniß ihrer Schuld gekommen und gleich den Kindern Israel ausgerufen: „Herr, wir haben an dir gesündigt; denn wir haben unsern Gott verlassen und Baalim gebient!“ (Buch der Richter 10, 10.)

Spaniens neuere Geschichte ist tragisch wie keine andere. Nicht etwa, weil die übrigen Völker Europas seit dem Mittelalter lauter Lust und Freude genossen, sondern weil Spanien finstern Mächten unterthan geblieben, denen zu entfliehen jene Völker Gut und Blut geopfert. Die schöne pyrenäische Halbinsel, mit ihrem süßlichen Himmel, mit ihren reichen Producten, ihren stolzen und kühnen Bewohnern, war und ist der Schauplatz kriegerender Gewalten, ungebändigter Leidenschaften, muthloser unerweckter Thatkraft für ein besseres Daseln. Ungeachtet der Schätze Indiens blieb der Staat arm, ungeachtet ihres fähigen lebhaften Geistes die Nation stumpf; denn es walteten über dem Ganzen die Schauer der Inquisition und die Vermächtnisse Philipp II. Nirgend kann bürgerliches Glück und Segen der Regierung gedeihen, wo nicht Freiheit unter dem Schutz von Verfassungen und Gesetzen und Gehorsam unter Herrschaft eines gerechten Willens heimisch werden; es helfen dann nicht die Tugenden und das Geschick des Einzelnen, selbst nicht die Persönlichkeit und guter Vorsatz der Regenten; Alles muß verkümmern und verderben im gemeinsamen Jammer und im Fluch des herkömmlichen Unsegen. Im Kampf der Parteien ist nur das Verderben gemeinsam. Schon der Untergang einzelner Menschen durch sich selbst oder durch äußeres Schicksal ist tragisch, wie vielmehr ein solcher Untergang ganzer Nationen auf dem Schauplatz der Geschichte!

Sollen wir Abendländer aus dem Orient eine Gabe empfangen, so sei sie etwas Phantastisches, welches aus der freisten Natur des Orientalen hervorgeht, der eben damit dem Druck des Despotismus sich zu Zeiten erleichtert, obgleich er das Bild des Letztern auch in jenes hinüberträgt. Kein Religiöses, Moralisches und noch weniger Witziges haben wir dort zu suchen; denn das Religiöse und Moralisches haben unsere heiligen Schriften weit vorzüglicher als Chinesen, Indier und Araber, und an Witz sind unsere eignen Schriftsteller reicher.

7.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 239.

27. August 1838.

Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit. Von Johann Heinrich Deinhardt.

(Fortsetzung aus Nr. 238.)

Zweitens. Über die sogenannten Realien urtheilt Hr. Deinhardt recht verständig. Er will durch sie die Unterrichtsmittel der Gymnasien, Mathematik, Grammatik und Religion, auf keine Weise beeinträchtigt wissen und bemerkt sehr wahr, daß der ganze wissenschaftliche Geist des deutschen Volkes untergraben würde, wenn unsere Gymnasien aus der idealen Tendenz, welche durch Ineinanderwirken dieser drei Hauptunterrichtsmittel erzeugt wird, herausgelenkt werden sollten. Die Realien haben nun die Aufgabe, den Gymnasiasten aus der reinen Wissenschaft in das Leben herüberzuleiten, aber nur an der Hand der Wissenschaft und auf wissenschaftliche Weise; Sprachen und Literatur, Mathematik und Religion, die ideellen Unterrichtsmittel des Gymnasiums, verhalten sich zu der entsprechenden realen Geschichte, Naturwissenschaft und Kirchengeschichte wie die Lehre zum Beispiel. Sie führen den Gymnasiasten in das Naturleben, in das Staatsleben und in das kirchliche Leben ein, und ihre letzte Wirkung besteht darin, daß der Gymnasiast sich als ein gesundes Glied der Natur und als die Spitze der Natur seinem Leibe nach betrachtet, und daß er endlich, was die Hauptsache ist, ein Glied der kirchlichen Gemeinschaft wird, als solches an allen Verrichtungen und Handlungen der Kirche von Herzen Antheil nimmt und ein Beschützer und Vertheidiger der heiligen Interessen seiner Kirche wird. Was nun das Einzelne angeht, so ist es befremdend, daß Hr. D. die Kirchengeschichte unter die Realien rechnet, da sie doch nach seiner eignen Äußerung S. 126 in den Religionsunterricht der Gymnasien gehört. Auch würde, was er über die Kraft des Protestantismus, über die unsichtbare Kirche Christi und über die sichtbare Gemeinschaft der Gymnasiasten durch kirchlichen Gottesdienst, gemeinschaftliche Gebete und den Genuß des Abendmahls sagt, ebenso gut seine Stelle in dem Abschnitte gefunden haben, wo er von der Religion als einem Hauptunterrichtsmittel gesprochen hat. Recht wacker ist die Stelle über die Geschichte, die eine weit bedeutungsvollere Stellung als die Naturwissenschaft unter den realen Unterrichtsmitteln des Gymnasiums einnimmt. Wir heben die

Hauptpunkte hervor. Wenn der Geschichtsunterricht nichts gibt als Namen und Jahreszahlen, oder doch die Thatfachen in solcher Art, daß kein Gefühl, keine Idee darin sich offenbart, so ist er eher schädlich als nützlich, denn eine Gedächtnißübung kann und soll der Geschichtsunterricht nicht sein. Ebenso unzweckmäßig ist es, den Gymnasiasten auf der untern Stufe seiner Bildung schon von Staats- und Rechtsverhältnissen, von Grundsätzen der Politik, von Maximen der Kriegführung vorerzählen zu wollen. Man kann in der Geschichte ein doppeltes Element unterscheiden, ein objectives, welches auf die Erkenntniß der Einrichtung der Staaten und ihrer lebendigen Entfaltung geht, und ein subjectives, welches das subjective Interesse der Individuen für ihren Staat und den Patriotismus, von welchem die Individuen für ihren Staat und für ihr Vaterland durchdrungen waren, zum Gegenstande hat. Beide Zwecke werden zunächst am besten von der alten Geschichte erfüllt, wo Alles weit objectiver hervortritt als in der modernen Geschichte, aus welcher der Schüler lernen muß, daß volle Freiheit nur im christlichen Sinne möglich ist, und daß die Staatsidee in ihren Unterschieden und in ihrer Einfachheit nur im Christenthume zu ihrer Verwirklichung kommt. Der Unterricht in der neuern Geschichte bleibt in seinem Zusammenhange der obersten Classe vorbehalten, er hat besonders zu zeigen, daß „im Protestantismus die volle Veröhnung des Staats mit der Religion zu Stande gekommen ist“ (nach des Ref. Meinung ein zu preciser Ausdruck). Durch den Geschichtsunterricht soll aber auch der Schüler sich als Glied des Staatsorganismus fühlen lernen, er soll den Drang haben, den Staat, in dem er geboren ist und erzogen wird, zu lieben, seine Interessen zu vertheidigen und den elenden Kosmopolitismus fliehen lernen, der wie der traurige Indifferentismus in religiösen Dingen allen Geist und Begeisterung zernichtet hat.

Eine herzliche Ergebenheit an Fürst und Vaterland, eine Begeisterung für den Mutterstaat und seine Interessen, der volle, wahre Patriotismus, der sich durch kleinliche Erfahrungen und Fehler im Einzelnen nicht irre machen läßt in seiner Kraft und, wenn's gilt, kein Opfer scheut, dieser sollte in allen Seelen der Gymnasiasten kräftig entzündet werden.

Um diesen Patriotismus zu entzünden, dient der Unterricht in der vaterländischen Geschichte, dann auch gemeinschaftliche Spaziergänge und Turnübungen, die Schul-

prüfungen, die Feier des landesherrlichen Geburtsfestes, Erinnerungen an wichtige vaterländische Tage und Feste und überhaupt Alles, wodurch der Schüler die Verbindung des Schulorganismus mit dem Staatsorganismus begreifen lernt. Zum Schluß wird die Belebung religiösen Interesses und unter den Schülern als ganz besonders zweckmäßig zur Bildung des Patriotismus empfohlen.

Den naturwissenschaftlichen Unterricht — als den dritten Haupttheil der Realien — hält Hr. D. keineswegs für entbehrlich auf den Gymnasien, weist demselben jedoch mit Recht eine nur untergeordnete Stellung an. Denn er dient dazu, dem Schüler das allgemeine Leben der Natur aufzuschließen und in demselben Zweckmäßigkeit, Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit zu erblicken; er hat auch eine sittliche Folge. Richtig bemerkt der Verf., daß eine in das Einzelne eingehende, oder gar auf das Praktische bezügliche Kenntniß der Thätigkeiten und Producte der Natur nicht in das Gymnasium gehört, ebenso wenig als eine trockene Terminologie oder ein buntes Spiel mit äußerlichen Bildern, sondern nur eine allgemeine Kenntniß des Naturlebens; dazu reiche eine Stunde in der Woche hin. Mit großer Heftigkeit spricht sich der Verf. in einem Anhange über die Einwürfe aus, welche Niemeper in seiner Schrift: „Gedanken über die jetzige Gymnasialverfassung im Königreiche Preußen“ (Halle 1836), gegen den naturgeschichtlichen Unterricht in Gymnasien gemacht hat. Bei ruhiger Überlegung wird indeß Hr. D. wol selbst einsehen, daß durch eine solche Polemik, die von persönlicher Animosität nicht frei ist, der guten Sache nicht genügt werden kann.

Drittens. Über die Religion als Unterrichtsmittel ist bereits gesprochen worden. Inwieweit des Verf. Behauptung, daß in vielen Gymnasien, wie sie jetzt sind, der eigenthümliche Inhalt des Christenthums entweder gar nicht oder doch in einer, die Wahrheit mehr oder weniger in Unwahrheit verkennenden Weise gelehrt wird, gegründet sei, liegt uns nicht ob zu untersuchen. Hr. D. kennt aber wol schwerlich so viele Gymnasien, um sein abschprechendes Urtheil gehörig beweisen zu können. Als Beleg für seine Behauptung führt er mit Schmerz an, daß Niemeper's „Lehrbuch der Religion“ bereits 16 Auflagen erlebt habe und noch fortwährend in so vielen Anstalten gebraucht werde. Dies Buch aber sei, so redlich es sein Verfasser auch gemeint haben möge, in aller Weise so beschaffen, daß es alle Religion zerstören müsse, statt sie zu erzeugen, denn es sei in formeller Hinsicht völlig unbrauchbar, es sei sehr trocken und leer an aller Begeisterung und aus dem abstracten Verstande hervorgegangen, der keine Liebe, keine Wahrheit und keinen Geist hat. Wer ein so hartes Urtheil über ein Lehrbuch der Religion fällt, der urtheilt unstreitig in gleicher Weise über dessen Verfasser, weil Sinn und Charakter desselben auf ein solches Lehrbuch weit mehr einwirkt als auf irgend ein mathematisches oder philosophisches Compendium. Und da können wir es nur tadeln, daß sich der jüngere Mann zu einem so ungerechten Urtheile über einen verdienten Greis hat hinreißen lassen, der nach des from-

men Schwarz Urtheil („Lehrbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre“, I, 41) der Repräsentant der hohen Stufe, welche in seiner Zeit die Erziehungskunde in Deutschland erreicht hatte, gewesen ist. In Hr. D.'s Worten erkennt man leicht das unbegründete Urtheil derjenigen Schule, die Niemeper niemals hold war, die sich aber auch nie die Mühe gab, den Werth des Mannes zu erkennen und mit großer Geringschätzung auf ihn herabzusehen, während Niemeper grade darin groß war, daß er in seiner praktischen Wissenschaft die Klippen abstracter Speculation und zerfließender Empirie weislich zu vermeiden wußte und die Wahrheiten bewährter Erfahrung durch leitende Ideen an den wissenschaftlichen Standpunkt seiner Zeit anknüpfte. Ref. will jetzt nicht den Lobredner Niemeper's machen; ist es aber Hr. D., dessen persönliche Kenntniß nicht in die Zeit von Niemeper's Wirksamkeit reicht, darum zu thun, sich ein richtiges Bild von Niemeper's Eigenthümlichkeit zu verschaffen, so wird ihm dazu das Programm von Föhlisch: „Erinnerungen an Niemeper den Pädagogen“ (in dessen „Schulschriften“, I, 314 — 380), eine sehr nützliche Anleitung werden, wo auf S. 359 fg. namentlich von dem religiös-sittlichen Grunde gesprochen ist, auf den Niemeper die ganze Schulbildung zurückzuführen bemüht war.

Viertens. Sehr übereinstimmend erklärt sich Ref. mit der Art und Weise, in welcher Hr. D. den deutschen Sprachunterricht behandelt wissen will. Er hält sich hier durchweg frei von übertriebenen Anforderungen als auch von unbedachtsamer Herabsetzung. Deutsche Aufsätze können nicht entbehrt werden, denn in ihnen treten die verschiedenen Seiten der Gymnasialbildung in einer individuellen Spitze zusammen. Aber deutsch sprechen und deutsch schreiben, geläufig und zweckmäßig sprechen und schreiben lernt der Gymnasialist mehr aus dem Lateinischen als selbst an deutschen Aufsätzen; er lernt es an dem Übersetzen der lateinischen Schriftsteller ins Deutsche, an dem Übersetzen deutscher Aufgaben ins Lateinische und besonders an freien lateinischen Arbeiten und an mündlichem freien Sprechen. Wir freuen uns, Hr. D. hier in Übereinstimmung mit Thiersch zu finden, mit dem er jedoch hinsichtlich der deutschen Aufsätze nicht gleicher Ansicht ist. Als ein notwendiges Förderungsmittel der deutschen Arbeiten und zur Bildung des Geschmacks und des deutschen Styls ist die Lecture der deutschen Classiker zu betrachten, das heißt unserer großen Dichter und vor allen Schiller's. Hinsichtlich der modernen Lecture, wie sie ein an sich vernünftiger Drang des Jünglingsalters fodert, ist große Vorsicht zu beobachten, damit sie nicht in elende Romanesque ausarte und, wie Ref. hinzusetzt, die Lust und Liebe am classischen Alterthum untergrabe. Wir verkennen wahrlich nicht die Vorzüge der modernen Litteratur, den großen Ideenreichtum, die bedeutende Subjectivität, das lyrische Moment in der Poesie der Neuern; aber dafür sind die alten Classiker unübertreffliche Muster in der Gestaltung und Darstellung der Ideen. Sie werden sich aber auch in ihrer verdienten Würde überall erhalten, wo der Lehrer des Deutschen gleichmäßig für sie

eingenommen ist; wo dies freilich nicht der Fall ist, wo ein Lehrer es verkennt, daß „das Römische der Grund und Boden ist, aus welchem das Deutsche erwachsen ist“, da muß die Liebe zur alten Literatur sehr gefährdet sein, und alle Vorschriften der Behörden und organischen Lehrpläne sind nur schwache Widerstandsmittel.

Die deutsche Lecture — sagt Hr. D. zum Schluß — gehört in die Erholungsstunden des Schülers. Die eigentliche Arbeit bildet das Studium der alten Classiker. Wenn ein Schüler dieser Arbeit seine Kraft entzieht und auch in den Arbeitsstunden deutsche Bücher, wenn auch mit Sorgfalt und Nachdenken, liest und die alten Classiker vernachlässigt, so entsteht in ihm nothwendigerweise jenes schöngestirnte, süßliche, sentimentale, geistreich und gefühlvoll sich gebende Wesen, welches zu nichts Erstem und Tüchtigem nütze ist, sondern nur in Ressourcen und Theegesellschaften gehört, wo über Theater, Schiller, Goethe und dergleichen viel gesprochen und nichts entschieden wird.

Die Lecture mittelhochdeutscher Gedichte, der Nibelungen, des Dietrich und Anderer auf Schulen berührt Hr. D. mit Recht gar nicht. Hat sich doch auch erst neuerdings Gerwinus („Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“, I, 65 u. 272) dagegen sehr kräftig ausgesprochen.

Vom Unterrichte im Französischen, im Zeichnen und im Gesange hat Hr. D. nirgend gehandelt. Sollte er diese Gegenstände ganz aus seinem Gymnasium ausschließen wollen? Da würde er nur sehr geringen Anklang bei den Schulmännern Deutschlands finden.

(Der Beschluß folgt.)

### Neugriechische Literatur.

Περὶ Ζαχαρίου υἱοῦ Βαραχίου. Μαρτ. 23, 85. καὶ Αὐγ. 11, 51. Ἰπὸ Θεολογίου Φαρμακίδου. (Über Zacharias den Sohn des Barachias u. s. w. Von Th. Pharmakides.) Athen 1838.

Literarische Erzeugnisse auf dem Gebiete der Theologie waren bisher in Griechenland sehr selten und beschränkten sich fast auf die seit mehren Jahren, doch nicht ohne Unterbrechung (vom Herbst 1836 bis zum Sommer 1837), durch den Mönch Germanos herausgegebene Kirchenzeitung („Ἐὐαγγελικὴ Σάλπιξ“). Dieses Journal trat anfangs gemäßigt und ohne eine entschiedene Polemik gegen andere Kirchen auf. Nachdem aber der durch seine classische Gelehrsamkeit wie durch seine Beredsamkeit ausgezeichnete und berühmte Priester Konstantin Dkonomos, der 1835 aus Rußland nach Griechenland kam, im Winter 1835 auf 1836 durch seine „Ἐπιστολὴν ἀπὸ τῆς ἱερῆς“ gegen den Protestantismus ins Feld gezogen war, und nachdem fast gleichzeitig die heilige Synode dadurch, daß sie den Archidiaconus C. Dlogens des zum Widerruf gewisser von ihm über die apokryphischen Kanones aufgestellter Sätze nöthigte, eine streng altgläubige Tendenz bewährte, da fing auch die „Ἐὐαγγελικὴ Σάλπιξ“ an, eine mehr feindselige Richtung gegen die andern christlichen Kirchen zu entwickeln. Unverständige, unbillige und tiefverletzende Äußerungen eines Inspectors der amerikanischen Missionen über den Zustand der griechischen Kirche, die aus einem amerikanischen Blatte in eine deutsche Zeitschrift übertragen wurden und so ihren Weg nach Hellas fanden; gaben der Zeitschrift eine, wenn auch nicht ganz ungesuchte, doch sehr gerechtfertigte Veranlassung zu Beschwörungen über die protestantischen Missionen und zur Verdächtigung der philanthropischen Zwecke ihrer vortrefflich eingerichteten und von vielen Hundert Kindern besuchten Schulen in Athen und auf der Insel Syra. Auf einigen damals erschienenen Flugchriften machte sich die

genannte Kirchenzeitung zum Hauptorgan der Anfeindungen des Protestantismus im Allgemeinen und jener Missionschulen im Besondern, welche Anfeindungen ihren Gipfel in einigen unruhigen Auftritten auf Syra (Sommer 1836) erreichten. Allein diese Bestrebungen der altgläubigen Eiferer scheiterten an der beim Volke fest begründeten Überzeugung von dem Nutzen jener Schulen, deren Besuch seitdem fortwährend im Steigen begriffen ist, und bald ruhte der theologische Hader gänzlich, als der dormalige Staatskanzler einige Monate später von der heiligen Synode ein Decret erwirkte, durch welches der Mönch Germanos, als politischer Umtriebe verdächtig oder gar überführt, in ein entlegenes Kloster verbannt wurde.

Nach der Rückkehr des Königs fand auch Germanos Fürsprecher, und es wurde ihm gestattet, aus der Verbannung wieder zurückzukehren, worauf er bald sein Journal wieder fortsetzte, zu welchem der berühmte Dkonomos fortan häufig Beiträge lieferte. Die „Ἐὐαγγελικὴ Σάλπιξ“ schlug auf Neue die frühere intolerante und polemische Richtung ein, hierin nur ein treues Organ der Majorität der heiligen Synode, deren Intoleranz sich in früher nicht gekannten sehr erschwerenden Bestimmungen über gemischte Ehen sowie in einigen andern demselben Princip entsprungener Acten deutlich kund gab. Die öffentliche Stimme bezeichnete als den Urheber und Anreger dieser Sinnesart und Handlungsweise der heiligen Synode den Priester Dkonomos, was auch dieser selbst nicht abzulehnen scheint. Dabei müssen wir es freilich auf sich beruhen lassen, ob auch die weitere Beschuldigung der Gegner einigen Grund hat, als handle nämlich Dkonomos in dieser Beziehung nur im Interesse und nicht gegen die Absichten der russischen Regierung, zu welcher er im Unterthanenverhältnisse steht, und von der er nicht allein früherhin mit Orden und Ehren überhäuft worden ist, sondern noch fortwährend eine sehr bedeutende Pension bezieht. Diese letztere gilt sogar für das Haupthinderniß, wegen dessen der gelehrte und berebete Mann nicht in griechische Staatsdienste tritt, da das arme Griechenland nicht im Stande sein würde, ihm eine gleich reiche Versorgung anzubieten.

Diese historischen Notizen glaubten wir voranzustellen zu müssen, um den Standpunkt zu bezeichnen, aus welchem die zwischen Dkonomos und seinen Freunden einerseits und seinen Gegnern andererseits ausgebrochene Polemik aufzufassen ist. In dem Novemberhefte 1837 der „Ἐὐαγγελικὴ Σάλπιξ“ war ein Aufsatz von Dkonomos erschienen: „Περὶ Ζαχαρίου τοῦ πατρὸς τοῦ προδρόμου ὑπομνηματικὴ ἐπιστολὴ“, in welchem der Verf. auszuführen suchte, daß der in den oben angeführten Schriftstellen erwähnte Zacharias der Vater Johannis des Täufers sei, seine Ansicht größtentheils auf die Kirchenväter stützend und freigebig in Seitenhieben gegen diejenigen, welche die patristischen Traditionen nicht hinlänglich hoch und heilig halten möchten. Diese Ausfälle scheint der Verf. der vorliegenden Gegenschrift vorzugsweise auf sich bezogen zu haben. Hr. Th. Pharmakides, gegenwärtig Secretair der heiligen Synode, hat in Göttingen Theologie studirt und ist in Deutschland bekannt als ehemaliger Herausgeber des „Ἐργὸν ὁ Λόγος“, in Griechenland aber als einer der aufgeklärtesten und freisinnigsten Geistlichen, als entschiedener Gegner des Mönchtums und Klosterwesens und als einer der Begründer der gegenwärtigen kirchlichen Ordnung, dabei in seinen politischen Ansichten dem Liberalismus huldigend und deshalb ehemals an der Spitze der Opposition gegen den verstorbenen Präsidenten Kapodistrias und gegen das sogenannte russische System. Pharmakides nimmt also in dieser Schrift den hingeworfenen Handschuh auf und beleuchtet in dem ersten Theile derselben (S. 1 — 149) den erwähnten Aufsatz seines Gegners, in streng wissenschaftlicher Form die Ansicht und die dafür versuchte Beweisführung desselben prüfend und Schritt für Schritt widerlegend, indem er selbst dagegen die Meinung der meisten Neuern zu begründen sucht, daß jener Zacharias der Sohn des Tobae sei. Indes ist diese historische Streitfrage, obgleich sie formell den Hauptinhalt des Buches ausmacht, im Grunde nur das

Behikel, um die von Dkonomos aufgestellten Behauptungen über den Umfang und die Geltung der kirchlichen Tradition, des λόγος ἐκ παραδόσεως ἀληθίνος, mit großer Klarheit und Schärfe zu bekämpfen, auch andern Ansichten desselben entgegenzutreten, seine ganze Tendenz als eine aus politisch-hierarchischen Zwecken hervorgegangene zu bezeichnen und zu verdammen, und die im griechischen Publicum verbreitete hohe Meinung von dem tiefen theologischen Wissen des Dkonomos in ihren Grundfesten zu erschüttern. Gegen seine Tendenz ist namentlich gerichtet ein vortrefflicher Abschnitt über die Pharisäer (S. 110 fg.), die hier unter Anderm sehr beziehungsreich mit den Worten des Josephus (Ant. jud. 17, 2, 4) bezeichnet werden als „Solche, die vor Allen den Königen zuwiderzuhandeln geeignet sind“ (βασιλείας συνάμενοι μάλατι ἀντιπαύσασθαι). Wenn diese Anspielung noch eines Commentars bedürfte, so gibt diesen der folgende Satz: „Allein, Dank sei dem ehrlichen und biedern Charakter des hellenischen Volkes, die hellenischen Pharisäer finden weder Glauben, wenn sie gegen den König reden, noch schenkt man ihnen Gehör, wenn sie in den Häusern und auf den Gassen und überall gegen die wahrhaft Frommen als gegen Unfromme (ἀσεβείς) reden oder declamieren.“ An diese Stelle knüpft sich die nachstehende unter den Text gesetzte Anmerkung, in welcher Hr. Ph. mit männlicher Freimüthigkeit die 1833 ausgesprochene Unabhängigkeit der griechischen Kirche von dem Patriarchen und der Synode in Konstantinopel gegen die heutigen Umtriebe der Gegner rechtfertigt und in Schutz nimmt, und die wir, als den Standpunkt der Parteien bezeichnend, hier ganz mitzutheilen uns nicht enthalten können:

„Die Unabhängigkeit der Kirche des Königreichs Griechenland ist gleichzeitig mit der Unabhängigkeit der griechischen Nation; und was am 28. Juli 1833 geschah \*), war nichts Anderes, als die rechtskräftige Anerkennung dessen, was seit 1821 factisch bestanden hatte. Die Autonomie und Selbständigkeit eines Volkes und die Abhängigkeit seiner Kirche von einer andern sind zwei unverträgliche Dinge, wie man die Sache auch betrachten möge, und nichts ist im Stande, das griechische Volk zu überreden, daß es wieder dahin zurückkehre, von wo es sich losgerissen hat; denn es hat hierin übereinstimmend mit den Principien (ἀρχαίς) unserer rechtgläubigen morgenländischen Kirche gehandelt. Diese mit dem Nationalwillen übereinstimmende Handlung wünschsten Einige um selbstlicher Zwecke willen zu verhindern; und da sie dies nicht durchzusetzen vermochten, haben sie seitdem nicht aufgehört, diesen Act zu verdammen und unbegründete Argumente dagegen beizubringen. Es ist jetzt ein ganzes Jahr, seitdem in der hellenischen Bürgergemeinde einige Männer aufgetreten sind, welche, am eignen Gewissen gebrandmarkt, nicht aufhören das hellenische Volk zu bejammern, als habe es seinen Glauben und seine Sprache verloren. Sie haben hierzu auch einige Parasiten katechisirt, die sie als Apostel so seltsamer Lehre ausenden. Und was krächzen sowohl die Meister als die Jünger? Der Glaube ist in Hellas, dahin ist die Sprache; die Kirche ist unterjocht; der Klerus ist erniedrigt; Dieser und Jener ist gottlos (ἀσεβής); Dieser und Jener ist heterodox u. s. w.! Daß aber der so große Eifer dieser Menschen trügerisch und hinterlistig ist, daran zweifelt weder die Nation noch die Regierung. Die Hellenen haben Ströme Blutes für ihren Glauben und ihr Vaterland vergossen; und seitdem sie durch Gottes Hülfe ihr Vaterland wiedererlangt, betrachten sie ihren Glauben als ihren heiligsten Schatz und bewahren ihn, um ihn ihren Enkeln von Geschlecht zu Geschlecht unverletzt und ungeschmälert zu überliefern, wie sie ihn von ihren Vätern empfangen. Sie verrathen weder ihren Glauben noch ihr Vaterland; aber hierzu bedürfen sie weder einer Ermahnung noch einer Vormundschaft. Wir bitten also Diejenigen,

\*) Die Einsetzung der griechischen heiligen Synode in Kauklia.

welche aus selbstlichen Zwecken so großen Eifer und so große Frömmigkeit erheucheln, endlich aufzuhören über Hellas Wehe zu rufen, denn Hellas bedarf keiner Klagenweiber, und aufzuhören, Krokodilstränen über die Hellenen zu vergießen, denn sie machen sich dadurch nur lächerlich; und dies um so mehr, je mehr es allbekannt ist, daß ihre Worte nicht mit ihren Handlungen übereinstimmen, und daß hieraus ein unerträglich-er Widerspruch hervorgeht. Mögen sie uns dies aufs Wort glauben!“

Hierin ist, wenn man die Verhältnisse kennt, fast jedes Wort schlagend, und diese Probe mag zeigen, wie wichtig diese Schrift dem Kirchenhistoriker zur Kenntniß der gegenwärtigen Regungen im Schoos der griechischen Kirche ist. Endlich den letzten oben erwähnten Zweck, den bisherigen fast blinden Glauben an das große theologische Wissen des berebten Dkonomos zu erschüttern, dürfte Hr. Ph. auch nicht ganz verfehlt haben. Er weist nämlich schlagend nach, daß Dkonomos das Material seiner Abhandlung größtentheils aus Schlußfener und ähnlichen andern Werken entlehnt hat, und dabei oft ungeschickt verfahren ist, indem er in der Übertragung der lateinischen Sätze und Citate sich seltsame Fehler hat, zu Schulden kommen lassen. Einen verwandten Zweck hat auch der Anhang der Schrift: „Περί παρολογίας“, der gegen einen gleichnamigen Aufsatz desselben Verf. gerichtet ist, in welchem seine classisch-philologische Gelehrsamkeit einer Prüfung unterworfen wird. Welche weitere Folgen die so begonnene theologische Fehde der Hyperorthodoxen und der Gemäßigten in der griechischen Kirche haben wird, muß die Zeit lehren. 57.

### N o t i z.

Eine der sonderbarsten Schriften ist ohne Zweifel folgende: „Pragmatische Geschichte einer Postie, welche Endesgesetzter aus der hohen Hand des jetzt regierenden Herrn Herzogs von Würtemberg, Herzogliche Durchlaucht, erhalten hat und annoch besitzt. Mit Erlaubniß der Obren. Konstantz, gedruckt bei Martin Wagner. 1789.“ Ich gestehe wenigstens, daß sich bei Lesung dieses Titels die Neugierde, zu wissen, was es mit dieser Postie für eine Verwandniß habe, mächtig in mir regte. Die Sache verhält sich aber so: der Verfasser der Schrift, Johann Riedmüller, erhielt am 8. August 1779, als er noch herzoglich würtembergischer Hofkaplan war, aus der Hand des Herzogs eine Postie mit den Worten: „Herr Hofkaplan! hier hab ich eine Postie, die Aufmerksamkeit verdient; ein gewisser Bedienter hat sie aus einer großen Schmiedekohle herausgeschlagen; wenn Er die Sache noch besser und umständlicher verlangt, so kann und wird Ihm der Oberflieutenant und Oberauditor Weinmann die beste Auskunft geben können. Da es doch möglich, daß die Postie consecrirt, so nehm Er sie hin; Ihr Geistliche müßt wissen, was damit zu machen sei u. s. w.“ Der Verf. wendete sich nun an den Bezeichneten und erhielt von demselben über den Vorfall einen schriftlichen Aufsat. Diefem zufolge hatte der Bediente Joseph Friedrich Blaumann eine große Schmiedekohle von Buchenholz, eines mittelmäßigen Mannsarms dick und durch und gebrannt, auf dem Herde gespalten, wobei diese Postie, von von der Größe eines mittelmäßigen Dreibagenstücks, herausgefallen war. Die Lage derselben in der Kohle konnte nicht bemerkt werden, weil der Bediente dieselbe zu früh zerschlagen hatte. Die Postie war so dick als die gewöhnlichen, und der Verf. glaubte in der Zeichnung einen gothischen Griffel zu erkennen. Er setzte voraus, daß sie sich bereits in dem lebenden Baume befunden haben müsse, und die Fragen, wie sie sich dort bei dem jährlichen Ein- und Austreten des Saftes sowie später bei der Verkohlung des Holzes habe erhalten können, wie sie in den Baum hineingekommen sei u. s. f., schienen ihm so wichtig und schwierig, daß er den Fall in einer eignen Schrift bekannt machte. 19.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 240.

28. August 1838.

Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit. Von Johann Heinrich Deinhardt.

(Beschluß aus Nr. 239.)

Der dritte Theil der Deinhardt'schen Schrift handelt von der Methode des Gymnasialunterrichts. Der Verf. zeigt auch hier, daß er über die einzelnen Gegenstände nachgedacht und manches Fehlerhafte in der bisherigen Methode zu beseitigen gesucht habe. Indes wird der in der Literatur der neuern Pädagogik bewanderte Leser leicht bemerken, daß Hr. D. nicht überall Neues gesagt habe, sondern sich oft zu denselben Ansichten bekennt wie seine Vorgänger, die er nun einmal gänzlich ignoriert, die aber doch auch wissenschaftliche Leute waren und den empirischen und den rationalen Unterricht ebenso gut voneinander zu trennen verstanden als unser Verf., der überall diesen Gegensatz aufgestellt hat. Ebenso könnten seine Worte auf S. 286, daß sein Bestreben gewesen sei, den Gymnasialunterricht als ein organisches Ganze, welches von einem lebendigen Principe zusammengehalten und entwickelt wird, zu fassen, von Manchen so verstanden werden, als ob er unter allen Pädagogen zuerst diesen Zweck verfolgt habe. Wir trauen indes Hrn. D. eine solche Vornehmheit nicht zu, da ihm ja wol nicht unbekannt geblieben sein kann, daß das Princip der Wissenschaftlichkeit im Organisiren gelehrter Anstalten nicht bloß in größern Werken, wie in denen von Niemeyer, Schwarz, Bernhardt und Thiersch vorherrscht, sondern auch in kleinern Schriften, wie sie z. B. Baumgarten-Crusius, W. E. Weber und Friedemann verfaßt haben, und in einer Reihe gehaltvoller Schulprogramme — wir erinnern etwa nur an die von Matthias in Magdeburg, Diltz in Darmstadt, Kirchner in Stralsund, Weber in Kassel, Baum in Köln — durchgehends verfolgt worden ist. In dem Buche unsers Verf. enthält der erste allgemeine Abschnitt theils Bekanntes, theils Unverständliches, was größtentheils durch die Anwendung philosophischer Terminologien hervorgebracht ist. Dann folgt die methodische Vertheilung des mathematischen Unterrichts auf Gymnasien, wo Hr. D., wie zu erwarten war, für seine Wissenschaft mit Eifer streitet und sich namentlich sehr gegen die Ansprüche der im Mai 1834 zu Halle versammelten Gymnasialdirectoren erklärt, die einstimmig auf Beschrän-

kung des mathematischen Unterrichts angetragen hatten. Ref. ist dort nicht gegenwärtig gewesen, aber er weiß, daß jene Männer die Mathematik nicht als Unterrichtsmittel angegriffen haben oder so bestimmt gegen die Mathematik aufgetreten sind, als der englische Recensent von Whewell's „Thoughts on the study of mathematics“ im „Edinburgh review“, 1836, Nr. CXXVI, gethan hat, noch, wie Bencke thut („Erziehungs- und Unterrichtslehre“, II, 40), den formalen pädagogischen Nutzen der Mathematik als sehr problematisch betrachtet haben. Seine Directoren klagten nur darüber, daß die Schüler hier und da fast zwei Drittheile ihrer Zeit auf das Ausarbeiten vollständiger mathematischer Hefte, auf die Lösung der daneben erhaltenen Aufgaben, ja sogar auf mathematische Privatstunden wenden müßten. Und dagegen mußte von Amtswegen gesprochen werden. Man vergleiche die vortreffliche Ausführung Schmidt's in seiner Schrift: „Über die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterricht.“ Ubrigens erkennen ja selbst Mathematiker vom Fach, wie Diesterweg („Bemerkungen und Ansichten auf einer pädagogischen Reise“, S. 86 fg.), es an, daß die Vereinfachung der Lehrgegenstände mit Mathematik und Naturkunde beginnen müsse, daß von der Arithmetik auf die Gymnasien nur die Rechenkunst und die niedere allgemeine Arithmetik gehöre, von der Raumlehre nur die ebene Geometrie und die Stereometrie.

Die methodologischen Bemerkungen über den Unterricht in den alten Sprachen enthalten gute Bemerkungen über die Philosophie der Sprache, über einzelne Theile der Grammatik, über die Unmöglichkeit, den antiken Geist aus Übersetzungen kennen zu lernen, über lexikalische Übungen, Wörterkenntniß und Wörterbildung, über die auf Schulen zu lesenden Schriftsteller, wo wir namentlich die Stelle über die Lecture der Dichter und besonders des Homer hervorheben müssen. Das Einzelne genau durchzugehen oder im Auszuge mitzuthellen, fehlt es an Raum. Auch gibt es hier Punkte, über die man sich schon längst geeinigt hat; andere, über die man sich so bald nicht einigen wird und die also noch Stoff zu mancher Discussion geben werden. Die Abschnitte über die Anordnung des Religionsunterrichtes auf Gymnasien zeigen allerdings, wie ernst und gründlich Hr. D. über diese Gegenstände geforscht hat, und wir glauben gern, daß ein so geord-

netter Katechismus und rationaler Religionsunterricht von gebeitlichen Folgen für Schüler sein wird. In allen Classen des Gymnasiums bildet die Bibel, besonders das Neue Testament, die absolute Grundlage des Unterrichts; in den untern Classen ist es Katechismusunterricht, nach der Confirmation und in den obern Classen rationaler Religionsunterricht. Bis dahin gilt das Hinnehalten auf Autorität, im Jünglinge aber ist der Drang nach Selbstständigkeit begründet, und es ist ein völliger Mangel an Weisheit und Erkenntniß der menschlichen Natur, wenn das rationale Element in den Religionsunterricht des Jünglingsalters nicht aufgenommen wird. Die christliche Religion ist in sich selbst die tiefste Vernunft und der schärfste Verstand, und es brauchen daher ihre der Erkenntniß angehörigen Elemente nur aus ihr hervorgehoben und entwickelt zu werden, damit sie auch die tiefste Befriedigung des erkennenden Jünglings bilde, wie sie die tiefste Befriedigung für den fühlenden Knaben war.\*) Eine Trennung der Religion in Dogmatik und Moral ist auf dem Gymnasium nicht an ihrer Stelle, wenn der Unterricht nicht seinen wahren Standpunkt verlassen und daher unfruchtbar werden soll. Was nun weiter im Einzelnen über die verschiedenen Stufen des Katechismusunterrichts, über die zusammenhängende Geschichte der Erlösung im rationalen Unterrichte, über die Entwicklung des Christenthums nach der Vollendung des Erlösungswerkes, über die Erkennung des vernünftigen Zusammenhanges der christlichen Lehre, wie sie in der Bibel enthalten ist und sich aus der heiligen Schrift geschichtlich entwickelt hat, ferner über die Lecture der Bibel und die Vortrefflichkeit des Lehrbuches von Marheinecke vor allen andern Lehrbüchern (wo wol nicht alle Religionslehrer mit Hrn. D. gleicher Ansicht sein werden) gesagt wird, alles dies kann nicht ausführlicher hier von uns aus den bereits ange deuteten Ursachen besprochen werden.

Und so wären wir wieder zum religiösen Elemente des Gymnasialunterrichts zurückgekehrt, von wo wir ausgegangen sind.

Denn nur wo in einem Gymnasium — sagt Hr. D. — die Religion im Geiste des Christenthums gelehrt wird und die Erkenntniß des dreieinigen Gottes als die höchste Erkenntniß, die Liebe Gottes als die würdigste, ja allein werthe Liebe gilt, wo die Religion der Geist der ganzen Anstalt ist, da wird auch der kirchliche Sinn nichts Äußerliches bleiben, sondern Leben und Wahrheit werden, und die Schüler werden ihn mit hinausnehmen in ihr Berufsleben und treue Glieder der Familie und treue Diener des Staats werden, weil sie treue Diener der Kirche, d. h. des lebendigen Gottes sind.

Zur Vergleichung stellen wir daneben einige Worte, mit denen der von Hrn. D. so hart geschmähte verstorbene Niemeyer die achte Ausgabe seiner „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts“ wenige Jahre vor seinem Tode beschloffen hat.

Nur in dem Grade wird die Jugendbildung gebeiten und

\*) „Zwischen der Vernunft und Religion“, sagt Legnér a. a. D., „findet so wenig ein wirklicher Grundstreit statt, daß die Offenbarung vielmehr die eigentliche Probe der Richtigkeit der Forschung ist, insofern nämlich beide gleichartige Gegenstände behandeln.“

das künftige Geschlecht besser werden, in welchem Religiosität — aller Weisheit und Tugend Anfang und Wurzel — Familien und Schulen durchdringt. Aber es sei die Ehre, die nicht in gemeinen dunkeln Formeln, nicht in sinnlich schwärmenden Gefühlen, nicht in blinder, die Vernunft verachtender Anhänglichkeit an menschliche Lehrbestimmungen, welche die Bibel nicht kennt, das Wesen der Gottseligkeit sucht, sondern sich durch Ehrfurcht, durch Liebe und Vertrauen gegen Gott, durch wahrhaft christlichen Sinn, durch Rechtsschaffenheit, Tugend und echte Menschenliebe bewährt.

Wir wissen nicht, wie man das höchste Princip des Gymnasialunterrichts schöner, kürzer und klarer aussprechen kann, als es Niemeyer in den angeführten Worten gethan hat. 2.

### Mittheilungen aus Lissabon.

Die Akademie der Wissenschaften in Lissabon. So wie im politischen und gemeinen Leben Portugals Unordnungen, Haber und Streit eingerissen und alle Leidenschaften aufgeregert sind, so haben auch selbst unter den wissenschaftlichen Classen alle diese Übel Wurzel gefaßt, und unsere Akademie der Wissenschaften wird gegenwärtig besonders davon heimgesucht, nachdem sie kaum jetzt angefangen einigen Credit im Auslande durch die Bemühungen des bisherigen Secretairs der Akademie (Maçedo) zu erhalten, welcher Correspondenzen mit allen Akademien und gelehrten Gesellschaften so zu sagen der ganzen civilisirten Welt angeknüpft und dadurch der Bibliothek der Akademie seit einigen Jahren durch die Schriften anderer Akademien einen Zuwachs von mehren Tausend Bänden verschafft hat. Mit einem Male aber wurden Neid und Mißgunst gegen Hrn. Maçedo rege, Intriguen wurden gesponnen und manche Beschuldigungen gegen den Secretair sich einander nach löblicher Sitte ins Ohr geraunt. Mit einem Worte, man wünschte ihn von der Stelle eines Secretairs wegzubringen, was aber seine Schwierigkeit hatte, da diese Stelle nach den neuen Statuten der Akademie von 1334 lebenslänglich bei dem einmal dazu ernannten Individuum bleibt. Nach den ältern Statuten der Stiftung der Akademie war diese Stelle nur dreijährig, und wie nun nach der Restauration Portugals durch Dom Pedro in allen Zweigen des Staatshaushalts Reformen eintraten, so hieß es auch bei der Akademie, daß deren alte Statuten aus dem vorigen Jahrhunderte nicht mehr für die gegenwärtigen Zeiten paßten; es wurden daher neue geschaffen, die übrigens nur den Zweck zu haben schienen, daß man einen beständigen Secretair schuf, und Senhor Maçedo, der den größten Einfluß dabei hatte, schuf diese Stelle für sich. Jetzt nun, wo man sich gern seiner entledigen möchte, ungeachtet seiner großen Verdienste um die Akademie, und dieses auf keine andere Art möglich ist, als daß man abermals die Statuten über den Haufen wirft, hieß es, daß die neuen Statuten dem Zwecke der Akademie nicht entsprechend seien, und die Akademie faßte den Entschluß zur Abfassung neuer, oder vielmehr der Modifizierung der alten Statuten, und bei der Discussion der Artikel stimmte die Majorität für ein dreijähriges Secretariat (Hauptzweck der Abänderungen). Natürlicherweise mußte ein solcher Beschluß kränkend für Hrn. Maçedo sein, und dieser erklärte, daß er von dem Augenblicke an seine Stelle niederlege. Dies war's, was seine Gegner wünschten, und sie suchten nur durch allerhand Schmeichelworte ihm die Pille zu verfüßen, ja man ging sogar so weit, daß man ihn nach vorgängiger Verabredung in der folgenden Sitzung bei der Wahl eines neuen Secretairs einstimmig wieder zu der Stelle erwählte, wahrscheinlich in der Überzeugung, daß Hr. Maçedo diese Ehre ausschlagen würde. Eine wahre Komödie wurde in der Sitzung der Akademie gespielt, die portugiesische Druckerei zeigte sich dabei in ihrer vollen Glorie; allein aus dem ganzen Acte könnte wol noch ein Lustspiel werden, wenn man sich getäuscht haben

und Hr. Macedo gegen alles Vermuthen das Secretariat wieder annehmen souie. Daß man schon einen Andern in petto hat, dem man diese Stelle, welche 600 Thaler einbringt, zuwenden möchte, versteht sich wol von selbst, und man hat ihn deshalb auch einstweilen schon zum Vicesecretair ernannt. Ob derselbe auch Fähigkeiten genug besitzt, die auswärtige Correspondenz zu unterhalten, sowie es Hr. Macedo eingeführt, ist wol zu bezweifeln; doch darauf kommt es den Akademikern ebenso wenig an, als es der Regierung von jeher darauf ankam, Männer für Ämter zu finden, dagegen aber manche Ämter für Männer geschaffen wurden. Auch außer diesen Zwifligkeiten herrschen so manche andere Unzufriedenheiten unter den Akademikern, die gewiß den Wissenschaften nicht förderlich sind, einzig herbeigeführt durch Persönlichkeiten, die in alle und jede Dinge mit eingeflochten werden, sowie durch die der ganzen Nation so eigne Unverträglichkeit und das stete Hinarbeiten nach verschiedenen Zwecken, welches augenblicklich Spaltungen in allen Corporationen hervorbringt; daher denn auch die wenigen Leistungen und die wenigen Fortschritte in allen und jeden Zweigen sowol des Handtats als Wissens; ein Grund, warum viele Akademiker weder in den eigentlichen Sitzungen der Akademie erscheinen, noch Abhandlungen für dieselbe einfinden, die wissenschaftliche Männer selbst nicht einmal den Wunsch äußern und nicht das mindeste Verlangen haben, Mitglieder der Akademie zu werden, besonders auch deshalb, weil sich die meisten überschätzen und sich für zu gut dünken, eine Abhandlung einzusenden, von der ihre Aufnahme abhängt, und die erst einer Censur der Akademie unterworfen werden muß, wozu sich höchstens nur junge Anfänger verstehen, die sich noch keinen literarischen Ruhm erworben.

Das „Panorama“, ein literarisches instructives Journal, welches von der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse herausgegeben wird und von welchem wöchentlich ein Bogen erscheint, enthält nicht nur Originalaufsätze des Redacteurs (ein talentvoller junger Mann von außerordentlicher Belesenheit der Werke anderer Nationen, besonders der Deutschen, deren größter Verehrer er ist), sondern auch viele Auszüge aus andern wissenschaftlichen Journalen und Zeitschriften sowie aus größern Werken, mitunter auch Recensionen herausgekommener Werke im Auslande in Bezug auf Portugal. Es konnte demselben also auch nicht der im vergangenen Jahre erschienene erste Theil des „Staats- und Sittengemäldes“ von Portugal, welches Oberst v. Eschwege in Skizzen und Bildern darstellte, und bei Hoffmann und Campe in Hamburg herausgab, entgegen, und er machte darüber folgende Bemerkungen in dem „Panorama“: „Es ist uns ein Exemplar dieses Werks, welches vielleicht zu vielen Bänden anwachsen kann, wenn der Verf. so fortfährt, wie er angefangen, zu Gesichte gekommen. Dem Hauptinhalte geht eine Einleitung in Briefen voran, die, obgleich sie in keiner Hauptverbindung mit dem Folgenden steht, dennoch von größtem Interesse ist, da sie in jenem leichten und zugleich scharfsinnigen Style geschrieben ist, den die Engländer Humour nennen, und der besonders da, wo er von der Illumination der Stadt spricht, ein gutes Muster für unsere Schriftsteller abgeben würde, die sich so gern über Alles herauslassen. In der Beschreibung des Volkscharakters und seiner Sitten, welche in dem letzten Briefe der Einleitung mit eingeflochten ist, behandelte uns der Verf. zwar sehr streng, allein unserer Einsicht nach sprach er der Wahrheit gemäß.“

Der Recensent führt darauf den Inhalt der Capitel an und läßt sich im Allgemeinen folgenmaßen darüber aus: „Obgleich es unsere Pflicht sein würde, in diesem Journal unsere Meinung über viele Gegenstände der Capitel, welche Bezug auf die gegenwärtige Geschichte und die Bewegung der politischen Parteien haben, auszusprechen, so können wir jedoch nicht unterlassen, zu bekennen, daß das Gesagte des Verf. sich meistens auf authentische Documente bezieht und daß er seine Beobachtungen auf diese gegründet hat. Ganz wahr bemerkt Baron

von Eschwege, daß Portugal noch wenig in dem übrigen Europa gekannt ist, und dieses Werk, von einem Manne geschrieben, der über 30 Jahre in Portugal gelebt, muß wol die Aufmerksamkeit des Auslandes erwecken. Unsere Literatur, die in Deutschland schon mehr gekannt ist, verdiente auch, daß man nun das Volk schildert, welches so viele classische Werke hervorgebracht, die sogar von einer gewissen literarischen deutschen Schule überschätzt worden sind. Dieses Buch hat außer seinem innern Werthe auch noch den, daß es zur rechten Zeit erschien.“

„Obgleich, zum Nachtheil unserer intellectuellen Fortschritte, das Studium der deutschen Sprache unter uns selten ist, so empfehlen wir doch den Benigen, die sie verstehen, das Lesen dieses Buchs, dessen Inhalt in so vieler Beziehung mit uns steht.“

Schon vielfältig ist dem Schreiber dieses die Bemerkung zu Ohren gekommen: ob sich denn Oberst v. Eschwege durch seine freien Äußerungen in einem Lande von so weniger Aufklärung keine Ungelegenheiten aussetze? Die beste Antwort darauf ist wol der Inhalt obiger Recension; sie zeigt, daß die Portugiesen der völligen Emancipation entgegengehen, indem sie schon Wahrheiten auch aus dem Munde eines Ausländers anhören können und ihm Recht geben; wer einmal hier eine solche Journalstimme für sich hat, der hat gewonnen Spiel, Niemand wagt dagegen etwas einzuwenden, so lange es sich nicht um politische Meinungen handelt, und mit diesen hat von Eschwege als Ausländer nichts zu schaffen.

Alexander Herculano de Carvalho, Redacteur des „Panorama“, ist zugleich junger angehender Dichter, der schon Mehreres producirt, was ihm die allgemeine Anerkennung als ein guter Dichter erworben, besonders seine Poesien, die in besondern Heften erschienen und den Titel: „A voz do propheta“ (Die Stimme des Propheten) führen. Carvalho, der alle seine Kenntnisse dem Selbststudium verdankt und sich sehr ausgebreitete bibliographische Kenntnisse in der deutschen, französischen und englischen Literatur erworben, war enthusiastischer Anhänger des liberalen Systems, aus welchem Grunde er sich, kaum 20 Jahre alt, unter Dom Miguel's Regierung genöthigt sah, nachdem er sich lange Zeit bei dem hiesigen deutsch-protestantischen Prediger verborgen gehalten, Portugal zu verlassen und nach Frankreich auszuwandern, woselbst er seine Studien fortsetzte, und alsdann während der Belagerung Vortos in dieser Stadt ankam. Nach dem Siege wurde er von Dom Pedro zum zweiten Bibliothekar der in dieser Stadt neuerrichteten öffentlichen Bibliothek ernannt. Hier war er als gedobener Bücherwurm ganz an seiner Stelle; jedoch durch den Umsturz der constitutionellen Partei im Sept. 1836 wurde sein Plan verrückt; als treuer Anhänger derselben gab er seine Entlassung ein, erklärte öffentlich, daß er kein Anhänger des neuen Systems sein könnte, und kehrte nach Lissabon zurück. Hier wurde er Mitarbeiter verschiedener artistischen Blätter und schrieb darauf seine „Voz do propheta“, welche lauter Anspielungen auf das künftige Schicksal Portugals enthält, trübe Visionen und Träume, mit stets durchscheinender Religiosität gepaart. Darauf erschienen seine poetischen Versuche, wie er sie nannte, die er zum Theil in frühern Jahren schon entworfen, unter dem Titel: „A harpa do crente“ (Die Harfe des Gläubigen). In dem ersten Gesange, „A semana sancta“ betitelt, dem das Motto von Schiller vorgesetzt ist: „Der Gedanke Gott weckt einen fürchterlichen Nachbar auf, sein Name heißt Richter“, schildert er das Feierliche der heiligen Woche und die erhabenen Gedanken, welche sie einflößt. Er geht aber selbst in den heftigsten Reiten, daß er in seiner jugendlichen Einfachheit geglaubt, die ganze Pracht dieses großen Dramas der Christenheit umfassen zu können, und daß seine Harfe dazu gestimmt sei, diesen Gegenstand zu besingen; daß er nun aber wohl einsehe, daß die „Heilige Woche“ des Dichters der heiligen Woche der Religion nicht ähnlich sei, daß er nicht Kraft genug dazu besessen, daß es dazu nur einen Klopstock gegeben, und daß vielleicht nie wieder ein Klopstock auferstehe. Aus dies-



sem Grunde des Mangels an innerer Kraft habe er in der Vergangenheit herumgetappt und die Zukunft zu errathen gesucht, über Jerusalem und sein Vaterland gesehnt, sich zum Himmel erhoben und sei in die Hölle hinabgestiegen, habe die Sonne begrüßt, sowie die Finsterniß; in Allem und an allen Orten habe er nach Inspirationen gehascht, und sie da gesucht, wo er sie nicht hätte suchen sollen, da der Gegenstand, die Erlösung und deren Folgen, über dem Horizont seiner Begriffe gelegen. Der folgende Gesang hat die Überschrift: „Arrabida“ (auch Träume und Visionen in dem einsamen Gebirgskloster von Arrabida); ein anderer: „A voz“; ein dritter: „A victoria e a piedade“, welcher sich auf die Begebenheiten der Belagerung von Porto bezieht und 1833 an Ort und Stelle geschrieben wurde, den Tage nach einem hitzigen Gefechte, dem der Verfasser beiwohnte (wie er in einer Anmerkung beifügt), wo seine ganze Imagination noch durch den Anblick der Beiname seiner Freunde und Gefährten, die um die Schanze herumlagen, auf welcher er seinen Sitz genommen, aufgeregter war. Noch hörte er das enthusiastische Geschrei des Angriffs, das Rischen und Pfeifen der Kugeln, das Gesehöne der Verwundeten, das Klirren der Waffen, das Röcheln der Sterbenden. Wie viele Tapfere waren nicht an diesem Tage gefallen, und er knirschte bei diesem Gedanken mit den Zähnen, eine bittere Zähre rollte über seine Wangen, und er war im Begriff, einen Fluch über die gefallenen Leichen der Feinde, die hier auch herumlagen, auszusprechen; allein da schien es ihm, als wenn sie sich emporklärten und ihm zuriefen: „Gedenke, daß auch wir Tapfere waren und besiegt wurden.“ Er gedachte, welche Höllepein es für einen Soldaten sein müsse, sterbend noch die Überzeugung mit hinübernehmen zu müssen, besiegt worden zu sein; und dieser Gedanke allein stimmte ihn zum Mitleiden, er betete zu Gott; er sagte zu sich, bevor ich Soldat war, war ich Christ, und Christus verzieh seinen Mördern unter den Leiden am Kreuze. Die Idee der Verzeihung stärkte und tröstete ihn bei dem Verluste so vieler gefallenen Freunde, und „dir, Glaube ans Evangelium“, sagt er, „verdanke ich vielleicht den besten Gedanken meiner schlichten Gesänge.“

Der Verf. versichert in einer Nachschrift, daß dieser Gesang nur ein Bruchstück eines ganzen Werks über die Begebenheiten jener Zeit sei, was er schon begonnen, allein noch nicht vollendet, und es sei zu befürchten, daß dasselbe unter dem Verluste der Politik zu Grunde gehe, ebenso wie bis jetzt die Ausführung anderer poetischen Werke über denselben Gegenstand von Dichtern, die einen Namen haben, einem Garrett und Eopos de Lima, die mit in Dom Pedro's Heere fochten, und ewig schade würde es darum sein, da der Krieg der Restauration von 1832—33 die bewundernswürdigste und poetischste Begebenheit dieses Jahrhunderts gewesen. Noch bis jetzt haben diese ehernen Männer, diese 7000 Tapfere von Mindello, keinen Dichter gehabt, der ihre Thaten besungen; die Politik hat bisher alle Köpfe in Anspruch genommen. „Wir Alle“, sagt Carvalho, „haben unsere Seelen dem unsaubern Geiste des Journalismus verkauft, die Wenigsten aber wissen, daß im Allgemeinen die Politik der Poeten nicht mehr Werth hat als die Poesie der Politiker.“ Aus diesem Wenigen geht wol hervor, daß Carvalho ein Talent hat, welches gewiß noch Epoche unter den ersten Schriftstellern Portugals machen wird, besonders da er einen unerwählichen Fleiß und eine Ausdauer besitzt, die selten unter den Portugiesen angetroffen wird. Gegenwärtig beschäftigt er sich besonders in Gemeinschaft mit dem bishigen Dichter Castilho mit der Reformation des portugiesischen Theaters, um bessere Stücke auf die Bühne zu bringen, nicht nur durch Übersetzung deutscher Stücke, sondern sie wollen sich auch in eignen Compositionen versuchen und besonders darin Moral hervorleuchten lassen. Beide sind deshalb jetzt in einen Fieberkrieg mit dem Director des portugiesischen Theaters von Rua dos Condes verwickelt, welcher alle die unmoralischen Stücke von Alexander Dumas, Victor Hugo u. A. auf

die Bühne bringt. Sie arbeiten, mit einer thätigen Disposition gegen jenes Theater, für das unbedeutendere Theater von Castrite, um dieses zu heben und den Sieg davonzutragen, brachten daselbst „Die drei letzten Tage eines Beurtheilten“ auf die Bühne, ein Stück, was wegen der Neuheit des Gegenstandes in den ersten Vorstellungen das Haus füllte und sehr applaudirt wurde, allein der Zulauf und der Beifall ließen bald nach — die Liebhaber wurden mehr von den Stücken des andern Theaters angezogen, wo man selbst Liebende zusammen ins Bett steigen sieht. Mit einem Worte, die Herren werden bald einsehen, daß der Geschmack des Publicums seinen eignen Weg geht und daß sie wenigstens in dieser Periode mit ihrer Reform des Theaters nicht durchbringen werden. 74.

### Literarische Notiz.

Neu erschien in London von J. A. Randiff: „Notices of the northern capitals of Europe“, ein Werk, welches nach den Urtheilen englischer Kritiker selbst zwar anmuthig und leicht, aber doch ohne Tiefe und Gründlichkeit geschrieben ist. Für uns Deutsche ist besonders interessant, wie der Verf. unsere Landsleute charakterisirt. Wir sehen uns hier in einem Spiegel, wie er nicht schmeichelt für uns sein konnte. Von der angeblichen Liebhaberei der Deutschen für Blumen, womit sie die Zugänge zu ihren Häusern und die Fenster verzieren, schließt Randiff auf die Reinheit des deutschen Gemüths zurück und behauptet, dieser Geschmack an Blumenverzierungen erinnere in unsern lasterhaften Zeiten an das goldene Zeitalter der Unschuld, und es könne da, wo Flora herrsche, nur Ruchternheit und Friede wohnen; was Alles für uns sehr schmeichelt, aber nichtsdestoweniger in sehr triviale Worten ausgedrückt ist. Der Verf. fährt fort: „In Wahrheit, nach den Wechseln des Krieges, den Verheerungen der Revolutionen und den verderblichen Beispielen der Verrätherei und Treulosigkeit, welche alle politischen Wirren begleiten, gibt es vielleicht in der ganzen Welt keine reinere, aufrichtigere und wohlbedisponirtere Nation als die deutsche. Ernst und warmherzig in der Freundschaft, halten sie von Ceremonien nichts; enthusiastisch und romantisch, drücken sie ihr Gefühl so unmittelbar aus, wie es von ihrem Herzen strömt; sie affectiren keine Zurückhaltung in der Mittheilung ihrer Freuden und Leiden und ziehen die Convenienz nicht zu Rathe, wo es eine Gefälligkeit zu erweisen gilt.“ Dieselbe Reinlichkeit findet er bei den Schweden, welche die Russen nicht bloß ihrer alten Feindschaft, sondern auch der Unreinlichkeit wegen hassen, welche den Russen eigen ist. Der Verf. führt einen Vorfall an, der ihm selbst widerfahren sein soll. In einem Gasthause im Thiergarten habe, wie er erzählt, eine Aufwärterin zu seinem Bedienten gesagt, der Herr komme aus Rußland, das spare sie an dem Geruch seiner Kleider (der Verf. kam in der That aus Finnland). Die Schweden behaupten nämlich, daß ein Aufenthalt von wenigen Tagen in Rußland den dort getragenen Kleidern einen unverwundlichen Geruch mittheile. Einige behaupten sogar, daß man ein Kroaten- und Kosakenregiment riechen könne, bevor man es sehe. Der Verf. scheint wirklich in hohem Grade leichtgläubig und ein spaßhafter Herr zu sein. Über das Geseß der Norweger, welches den Juden den Eintritt in das Land verbietet, wundert sich der Verf. um so mehr, da die Engländer sogar über ihre Zulassung zur Geseßgebung discutirt haben. Man betrachtet sie als ein unreines Volk, welches anderswo fett werden müsse, als in Norwegen. Bei Helsingör auf Seeland konnte der Verf. den Weidenbach nicht finden, in welchem Ophelia sich ertränkt haben soll, weshalb sich der Verf. bewogen findet, den durch das Shakespeare'sche Drama affectirten Leser über Ophelias Schicksal als ein nur fingirtes zu trösten. Englische Reisebeschreiber machen gern auf Kleinwied von so langweiliger Beschaffenheit wie das gefähete Factum Jagd. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 241.

29. August 1838.

Paley's natürliche Theologie mit Bemerkungen und Zusätzen von Lord Brougham und Sir Charles Bell. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von H. Hauff. Stuttgart, Cotta. 1837. Gr. 8. 2 Thlr.

Natürliche Theologie ist nach strengem Wortsinne ein Widerspruch, weil das Natürliche auf ein Sichtbares, Begreifliches, das Theologische auf ein Unsichtbares und Unbegreifliches sich bezieht. Weil indeß der Mensch das Bewußtsein beider in sich trägt, weil er mit seinen Gedanken von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare und von diesem auf jenes hingewiesen wird, so behauptet sich für ihn die verbundene Bedeutung beider, er sucht beide stets vollständiger zu begreifen, ja, eigentlich das Begreifliche mit dem Unbegreiflichen, und dieses für jenes, in wohlthätige Verbindung zu bringen. Die Erkenntniß des Natürlichen soll führen zur Anerkennung des Übernatürlichen, also zu einer aus jenem gewonnenen Theologie, was schon der Apostel Paulus ausdrückt: „Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen und wahrgenommen an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt.“ (Röm. 1, 20.)

Auffassung der Welt daher als Werk eines ewigen unsichtbaren Schöpfers ist natürliche Theologie, gewonnen durch Offenbarung Gottes in der Natur, dem Menschen hinreichend zu wissen, daß Gott sei (Röm. 1, 19.). Inzwischen ist doch eine Unvollkommenheit menschlichen Wissens geschichtlich in dieser Beziehung hervorgetreten, weil es heißt: die Heiden hätten Gott nicht als einen Gott gepriesen, noch ihm gedankt, sondern wären in ihrem Eichten eitel geworden, hätten sich für weise gehalten und wären thöricht (Röm. 1, 21. u. 22.). Woher dieser Tadel, diese Ausartung natürlicher Theologie?

Alle Betrachtung der Natur in ihren mannichfaltigen Erscheinungen und Gebilden führt auf einen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, zu einer Verknüpfung des Gewordenen mit dem Gewesenen und zuletzt auf die Voraussetzung einer unsichtbaren ewigen Kraft, deren sichtbare zeitliche Producte und Verhältnisse der Wahrnehmung vorliegen. Nichts ist dadurch begriffen als die Voraussetzung selber, nichts ist dadurch erklärt als das Dasein einer Ursache für die Wirkungen; zum Preis und Dank gibt dieses noch keine Veranlassung, nur etwa zum

Staunen und zur Verwunderung, wenn die Erforschung der reichen Eigenthümlichkeiten und der gegenseitigen Beziehungen der Naturdinge stets wieder auf das unsichtbare Ewige der hervorbringenden Kraft zurückweist und das Bekannte des Gewordenseins, des Bleibens und Verschwindens immer einer unbekanntem Gewalt des Werkens und seiner aus den Producten erkennbaren Geseßlichkeit gehorcht.

Inzwischen führt die Einsicht der Geseßlichkeit zur Annahme einer Geseßgebung nach gewissen Zwecken und Absichten. Wird letztere aus der erstern geahnt, erkannt und für sie vorausgesetzt, so erscheint die Natur als Werk der ewigen Kraft zugleich als Werk einer ewigen ordnenden Weisheit. Die Spuren dieser Weisheit in der Naturbetrachtung zu verfolgen, bemüht sich eine zur weitem Vollenbung fortschreitende natürliche Theologie, und jedes genauere Eingehen der Naturbeobachtung in die Structur der einzelnen Gebilde sowie in ihren Zusammenhang mit dem Ganzen und seine Geseßmäßigkeit wird hierzu die reichsten Entdeckungen und Bestätigungen herbeiführen. Schon dadurch gefällt sich zum Staunen und zur Verwunderung der Preis und die Bewunderung, der Mensch wird überrascht und hingerissen von der großen, sein eignes Maß der Kraft und Weisheit unendlich übertreffenden Herrlichkeit der ihn umgebenden Welt.

Er selbst aber mit seiner, vielen Naturproducten überlegenen geistigen Kraft und Weisheit, mit einem Geseße des Rechts und Unrechts in seiner Brust, findet sich als Glied der gewordenen Welt, freut sich seines Daseins und der ihn umgebenden Naturverhältnisse, dankt dem unsichtbaren Wesen, welches die Welt und ihn ins Dasein gerufen, dem Schöpfer des Universums, dem die Ungerechtigkeit, wie ihm selbst, zuwider (Röm. 1, 18.), und hiermit erhält die natürliche Theologie ihre Vollenbung.

Aus diesen Andeutungen ist ersichtlich, daß die Naturforschung und Naturwissenschaft ohne Verbindung mit theologischen Gedanken ihre Wege fortsetzen kann, sie bereichert ihre Kenntniß der sichtbaren Gegenstände, und was dabei auf Annahme eines Unsichtbaren hinführt, wird als eine dem Materieellen eigne Kraft, eine Productivität, ein Bildungstrieb der Natur bestimmt, deren Wirksamkeit in den Bildungen allenthalben hervortritt, und worin sich Stufenfolgen, Geseße, Hemmungen und Förderungen

des einzelnen Geschehens nachweisen lassen. Es kann aber auch die Naturwissenschaft füglich mit theologischen Gedanken in Verbindung treten und wird dann zur Bewunderung göttlicher Weisheit, zum Preis und Dank in Bezug auf den Welterschöpfer mannichfache Veranlassung geben.

Letzteres bezeichnet nun der Herausgeber vorliegenden Werkes als einen teleologisch-dogmatischen Standpunkt und bemerkt, die deutsche Naturphilosophie sei ein ganz anderes Ding, wolle die Natur in letzter Instanz poetisch construiren, welcher Trieb dem sonst so poetischen Inselvolke ganz fehle, oder doch durch seine historische Entwicklung in ihm zurückgedrängt sei; auch zähle England unter seinen bedeutendsten Naturforschern sehr viele Geistliche der Hochkirche, wodurch die Emancipation der Philosophie von der Theologie vielleicht verhindert werde. Dem Deutschen müsse der Standpunkt der Engländer als ein beschränkter erscheinen, und eine natürliche Theologie werde er hinter sich zu haben meinen da ihm das Thun derselben anthropomorphischer erscheine, als sein eigenes speculatives Selbstmachen Gottes. Der Herausgeber be ruht sich deswegen mit Paley's Buch auf das gemeine Bewußtsein des nichtphilosophischen Lesers, der bei Betrachtung der organischen Schöpfung mit Freude und Genuß und als wirksamstes Mittel der geistigen Bildung seinen eignen Verstand in den Werken der Natur findet.

Solche Behauptungen und Entschuldigungen sind etwas beschämend. Höchstens wenn kleinliche Teleologie sich geltend machen wollte, dürfte die Naturphilosophie dergleichen hinter sich zu haben meinen, außerdem kann sie das Teleologische freilich ablehnen, gewinnt aber dadurch keinen höhern Standpunkt oder eine vollkommnere Einsicht, sondern ist bloß heidnisch statt christlich und hat sich dann vor poetischen Spielereien zu hüten, die gleichsam als Strafe für das Abgelehnte oft in sie eingebracht sind. Die speculativen Constructionen der Gottheit ver rathen so viel Schwäche als die kleinlichste Teleologie, und wenn sie sich in ihrem Dunkel weise hielten, sind sie wol nach dem Paulinischen Ausspruch thöricht und in ihrem Tichten eitel geworden.

Des Archidiaconus Paley „Natürliche Theologie“ ist in England von Philosophen und Naturforschern hochgeschätzt, erschien 1802 und erlebte bis 1804 sieben Auflagen. Der Verf. starb im folgenden Jahre. Neuerdings erschien in London eine neue Auflage mit reichhaltigen Bemerkungen und Zusätzen vom Lord Brougham und dem berühmten Physiologen und Chirurgen Karl Bell. Mit solcher Ausstattung bringt uns der Übersetzer das Ganze, nur wurden einige Capitel weggelassen, die der Abrundung nicht schaden, sondern ihr vielmehr dienlich sind.

Am vollständigsten wird der Mann vom Fach das Dargebotene auffassen, dem alle Theile des Organismus sammt ihren Lagen und Verhältnissen vollkommen bekannt und in der Rückertinerung lebendig sind; jedoch kann auch Demjenigen, der sich gewisse Vorstellungen vom Baue des menschlichen Leibes geläufig machte, mittels einiger beigegebenen Zeichnungen hinreichendes Verstandniß und jener

Eindruck zu Theil werden, den die nähere Betrachtung der Naturgegenstände, ihrer Verhältnisse, Structure und Wirksamkeit allemal hervorbringt.

Und wie reich ist nicht der Überblick, den Paley gibt! Er hält durchweg seinen Standpunkt fest: wo ich Zweck gewahre, wie bei einer Uhr, die Stunden zeigt, da setze ich einen Künstler voraus, der den Gegenstand zu diesem Zwecke einrichtete. Für die Würdigkeit dieser Voraussetzung macht es keinen Unterschied, ob ich selbst im Stande bin, ein solches Kunstwerk hervorzubringen, ob ich die Ausführung begreife, ob ich einen ähnlichen Künstler sonst kenne, ob ich die zusammenstimmende Wirksamkeit aller einzelnen Theile ganz einsehe, ob manches Unregelmäßige etwa neben dem Regelmäßigen sich kund gebe. Stets würden andere Voraussetzungen weniger befriedigen: z. B. das zweckmäßige Werk wäre eine der möglichen Verbindungen der Materie; es sei hervorgegangen aus einem innern Principe der Ordnung; es gebe ohne wirkliche Zweckmäßigkeit bloß Anlaß, die Vorstellung davon in der Seele anzuregen; es sei eine Folge der im Materiellen herrschenden Gesetze, indem nicht ein Gesetz die hervorbringende Ursache bezeichnen kann, sondern nur die Ordnung, nach welcher die wirkende Ursache verfährt. Gleicherweise bleibt die Voraussetzung unverändert, wenn vielleicht das zweckmäßige Kunstwerk außer andern Eigenschaften die unerwartete besäße, ein anderes sich selbst gleiches Werk hervorzubringen, es würde dadurch die Überzeugung von der Geschicklichkeit des Künstlers nur gesteigert. Ob demnach das vorliegende Product unmittelbar aus der Hand des Künstlers hervorgegangen, oder mittelbar entstanden sei, vielleicht durch eine Reihe zwischenliegender Ursachen, macht keinen Unterschied, denn diese ganze Reihe führt immer auf die erste Zweckbestimmung zurück. Hätten wir eine unorganische, ungegliederte Substanz ohne Merkmal von Zweckmäßigkeit vor uns, so möchte man vielleicht die Frage nach ihrer Entstehung dadurch abfertigen: die Reihe der von einander abstammenden Dinge sei eine unendliche, es habe darin nie ein Erstes gegeben; aber wie ist dadurch die Frage über Kunst, Plan, Zweck und Absicht beseitigt? Geschieht letzteres bei Werken der Natur, in denen wir die höchste Zweckmäßigkeit und Kunst entdecken, so ist dies die Lehre des Atheismus.

(Der Beschluß folgt.)

### Correspondenznachrichten.

Stuttgart, 7. Aug. 1838.

Eine große Aufregung zeigt sich seit Jahren unter den deutschen Theologen über unbewußten Absicht, die Schriften des Neuen Testaments und die darauf gebauten Doctrinen durch gelehrte Kritik gründlich zu verstehen und beide unter sich sowie mit der heutigen Entwicklung des menschlichen Geistes in Übereinstimmung zu bringen. Diese Aufregung in der Theologie ist ein Theil jener großen allgemeinen Bewegung, welche nach Gesetzen der Nothwendigkeit herbeigeführt wurde durch die fortschreitende Wirkung der in wissenschaftlicher Form sich offenbarenden, organisch sich ausbildenden geistigen Kräfte der menschlichen Natur. Nur Unbekanntheit mit dieser Natur kann jene Bewegung als eine Ver-

irrung des Zeitgeistes oder der Willkür verdammen und den vergeblichen Versuch machen, sie durch äußere Gewalt zum Stillstande zu bringen. Die Gewalt der Dinge wird stärker sein und jede künstliche Hemmung zerbrechen. Verständiger ist, sich in das Unvermeidliche zu schicken. Bei jeder Ausbildung einer Wissenschaft ist eben auch unvermeidlich, daß, je nach der Eigenthümlichkeit der Individuen, welche sich mit ihr beschäftigen, die einzelnen Bestrebungen eine besondere Richtung nehmen, und daß der Einzelne seine Richtung für die einzig ans Ziel führende hält. Solche Eitelkeit ist natürlich und darum verzeihlich. Bei der erwähnten Aufregung in der Theologie zeigen sich zunächst die verschiedenen Richtungen der supernaturalistischen, der rationalen, der mystischen und der historischen Ansicht, ohne daß jedoch ein Grund vorliegt, das Wesen der Sache durch diese vier Ansichten für erschöpft und begrenzt zu erklären. Es ist unter Anderm auch eine Ansicht möglich, welche die verschiedenen Bestrebungen unter gemeinschaftlichem Gesichtspunkt auffaßt und sie für notwendige Bestandtheile einer aus der Natur der Gesellschaft hervorgehenden Anstalt erkennt. Die Pfleger dieser Ansicht werden am ersten geneigt sein, mit Humanität jede andere zu beurtheilen, ja diese nicht sowohl aus Mitleid zu dulden, als sie in ihrer Beziehung zum Ganzen zu ehren. Die Einseitigkeit selbst würde sich von ihnen Milde unter gestützten Formen zu versprechen haben und dürfte nicht besorgen, durch derbe, rohe Absperrung vom Segner in einen Kampf mit der Gemeinheit verlockt zu werden.

Da die Arbeiten der Theologen mit der allgemeinen Bewegung des Jahrhunderts in Zusammenhang stehen, so wird davon auch in b. Bl. die Rede sein dürfen; doch, grade um den Charakter der Allgemeinheit nicht zu verleugnen, nur eben aus dem angeedeuteten umfassenden Gesichtspunkte. Unter solcher Beschränkung sei es gestattet, das Publicum auf eine merkwürdige, hier in Stuttgart unlängst erschienene Schrift aufmerksam zu machen, welche unter den theologischen Forschungen der neuern Zeit eine ausgezeichnete Stelle einzunehmen geeignet ist. Der Titel derselben ist doppelt; der eine, für das ganze Werk bestimmte, heißt: „Geschichte der Urchristenthums“; sie wird aus drei Bänden bestehen. Der erste, bereits erschienene Band, hat zwei Abtheilungen, die den folgenden Titel führen: „Das Jahrhundert des Heils“, durch A. Fr. Schröder. Der zweite Band wird betitelt sein: „Die heilige Sage“, der dritte: „Das Heiligthum und die Wahrheit“. In der Vorrede sagt der Verf.: „Die Wunden, die das zweite, zum Theil auch das erste Buch schlagen mag, werden geheilt durch das dritte, in welchem ich den vollständigen Beweis führe, daß Johannes ein Augenzeuge war, daß er Geschichte erzählt, daß der christliche Glaube auf sturmfestem Boden ruht. Ich sobere die Leser auf, mit ihrem Urtheil zu warten, bis sie das Ganze überblickt haben.“ Den Weg, den der Verf. „zur wissenschaftlichen Beleuchtung und Vertheidigung des Glaubens“ wandelt, bezeichnet er selbst als den historischen; „es gibt keinen andern“, sagt er, „als diesen, den man nie hätte aufgeben sollen. Diesen Weg habe ich eingeschlagen, und seine Ergebnisse lege ich hier der Welt vor. Ich will Das, was ich gefunden, möglichst kurz zusammenfassen: die drei ersten Evangelien sind aus der alten christlichen Sage entstanden und enthalten solchem Ursprunge gemäß Wahrheit und Dichtung untereinander gemengt; doch kann man letzteres Element mit Hilfe des vierten Evangeliums ausschneiden; dieses dagegen ist von einem Augenzeugen der Wahrheit gemäß geschrieben, es muß als lautere historische Quelle betrachtet werden. Die Persönlichkeit Jesu Christi selbst erscheint darin in einem so glänzenden Lichte, daß das Auge des Beschauers von seinen Himmelsstrahlen geblendet wird. Etwas Ähnliches weist die Weltgeschichte nicht auf. Er ist kein bloßer Mensch — er ist ein Gott. Das, was man nöthig hat zum Grundstein einer geoffenbarten Religion, bleibt uns übrig, nur von den äußern Säulenhallen stützen einige ein. Das Allerheiligste, die Flamme auf dem Hochaltare wird durch die historische Untersuchung nicht getrübt, sondern sie brennt sogar, weil

alter Rauch entfernt wird, glänzender auf. Die Echtheit des Evangeliums Johannis, die theilweise Wahrhaftigkeit der andern werde ich mit solchen — blos der Geschichte entnommen — Gründen darthun, daß kein Zweifel mehr darüber obwalten kann.“ Diese Zeilen, unstreitig aus inniger Überzeugung hervorgegangen, sind doch zugleich offenbar in der Absicht geschrieben, fromme Leser von ihrem Schrecken über einige neuere theologische Untersuchungen zu heilen und sie mit dem Verf. zu befreunden, der sehr deutlich, nicht immer mit christlicher Milde, die auch den Feind liebt, gegen die Neuerer sich ausspricht. Den Werth der großen Verkündigung des Verf. müssen wir um so mehr unangetastet lassen, als das heilbringende Ergebnis seines dritten Buchs noch nicht der Beurtheilung vorliegt, auch hier der Ort nicht ist, eine Kritik des Schröder'schen Werks zu unternehmen. Nur auf die Natur eines historischen Weges, wie ihn der Verf. gesucht, soll hingedeutet werden. Aus mehreren Stellen seiner Vorrede ist zu schließen, daß er den historischen Weg, ohne diesen scharf zu bezeichnen, dem philosophischen entgegensezt, ja, letztern wol nur für eine todtegeborene Erfindung metaphysischer Grillenfänger erklären möchte. Er kämpft zunächst nur gegen die Hegel'sche Schule, zeigt jedoch nirgend eine Neigung, dem historischen Wege durch Philosophie die Richtung und den Boden zu sichern. Es müßte sich aber die gelehrteste historische Untersuchung, auch wenn sie die Misgna, die Gemara, das vierte Buch Esdra, das Buch Henoch und andere, bisher wenig benutzte Schriften zu Hilfe ruft, in ein Chaos größtentheils unverständlicher Materialien verlieren, wenn sie nicht durch philosophischen Geist geleitet wird, und in diesem Klar die Idee auffaßt, auf welche es bei der Untersuchung zuletzt ankommt. Darum wird ein Gelehrter, der den Sinn einer Lehre zu entdecken sich vorsetzt, die philosophische Idee, welche die innere natürliche Lebensquelle der Lehre ist, nicht in todtten Schriften, sondern im lebendigen Geiste zuerst aufsuchen und dann erst im Stande sein, zu entscheiden, inwiefern die Lehre Ausdruck jener Idee sei. Der Historiker kann die Philosophie nicht entbehren, um so weniger, als sie allein erst lehren kann, was historisch und was in der Geschichte zu suchen sei. Die Philosophie aber wird jeder verständige Mann von den einschlägigen Systemen einzelner Schulgelehrten zu unterscheiden wissen; sie ist das heilige Feuer des Geistes, aber nicht jeder Gelehrte ist durch die Kohlenlut in seinem Topfe im Besitz des heiligen Feuers; doch wo es ist, werden selbst Männer aus dem Volke dadurch nicht geblendet, sondern erwärmt und erleuchtet.

Will der Verf. für seine, wie er sagt, auf ganz neuem Wege gefundenen Entdeckungen die Zustimmung der Denker — für die er ja schreibt? — sich sichern, so wird er in seinen folgenden Büchern den in der Natur des Menschengesistes liegenden Begriff der Religion rein, d. h. frei von allen kleinlichen und individuellen Rücksichten darstellen und in klarer strenger Methode, um jede unnöthige Abschweifung zu vermeiden, festhalten müssen, ehe er einen historischen Stoff mit diesem Begriff, als seinem Urbilde, vergleicht, den Stoff für den höchsten zu erklären sich berechtigt ausgibt und unbedingt Glauben fordern darf. Wir hoffen, durch die folgenden Bücher diese Erwartung erfüllt zu sehen, um so mehr als der Verf. selbst anerkennt, das Christenthum sei „nicht eine Frage der Schulen, an denen überhaupt nichts liegt (sic), auch nicht der bloßen historischen Wahrheit, sondern ein Gegenstand des öffentlichen Wohls“. Schon daraus scheint zu folgen, daß die historische Nachweisung bei diesen Untersuchungen nicht das Höchste sei, und daß die Meinungen der ältesten Schriftsteller nicht über das Wesen der Religion entscheiden können. Die Religion, als etwas Lebendiges, ist nicht aus den Formen ihres Reimes, sondern aus ihrer Entwicklung im Fortgange der Zeiten erkennbar, wobei allerdings ein historischer Weg zu verfolgen ist, jedoch ein anderer, als den die jüdischen Schriftgelehrten durch ihre Doctrinen bezeichneten. „Aus ihren Früchten soll ihr sie erkennen.“ Der Verf. wird aus diesen Andeutungen entneh-

nehmen, daß wir seine allerdings mühsamen und verdienstlichen Bemühungen nicht durch leichtsinniges Lob in zweideutigem Ruf zu bringen beabsichtigten, sondern nur vor dem Publicum ein ernstes Wort über eine höchst wichtige Angelegenheit der Menschheit auszusprechen versuchten. 110.

**Ausbreitung des nordamerikanischen Handels im Indischen Ocean.**

Während im Allgemeinen der englische Handel von Jahr zu Jahr an Ausdehnung gewinnt, wird doch Großbritannien in einigen Gegenden von Nordamerika überflügelt, weil dieses letztere mehr jugendliche Elasticität besitzt, jede Gelegenheit, welche sich darbietet, benützt und sich so leicht durch keine Schwierigkeiten oder Hindernisse abschrecken läßt. Namentlich rivalisiren seine Kaufleute von der Delagoabai im südöstlichen Afrika bis zum amerikanischen Festlande überall mit den Briten und haben dieselben auf mehreren Punkten bereits ansehnlich überflügelt. Die Ausrüstung ihrer Schiffe kostet beuweisem nicht so viel als die der englischen; sie werden mit der Hälfte Geld unterhalten und sind daher im Stande, englische Manufacturwaaren billiger loszuschlagen als die Engländer selbst. Übrigens haben die Amerikaner besonders diejenigen Handelszweige an sich gerissen, die den Briten gewagt und riskant scheinen, auf welche diese sich daher auch nur ungern einlassen, denn die großen englischen Handelshäuser, welche mit beträchtlichen Capitalien operiren, geben sich entweder gar nicht oder ungern zu Speculationen her, deren Erfolg gar nicht abzusehen ist; sie bleiben bei ihren einmal organisirten Verbindungen und lieben den Verkehr mit Plätzen, wo sie ihre sichern Correspondenten und Factorien haben, wo Speicher zur Aufnahme der Güter bereit gehalten werden, und wo der Absatz im Großen vor sich geht. Der Handel mit uncivilisirten Nationen ist aber in der Regel Detailhandel, welcher viel Zeitverlust verursacht; große Kaufleute geben sich deshalb nicht gern damit ab, wissen auch oft kaum, wie sie sich dabei zu benehmen haben, und wie sie einen Verkehr dieser Art anknüpfen sollen. Bruder Jonathan aber speculirt ganz anders als John Bull; wo es sein muß, da wartet er zu und nimmt sich Zeit, so sehr er auch die Eile liebt; er hat kein fertiges Handelssystem; sein System besteht darin, Profit zu machen, wo es angeht; und wäre derselbe auch noch so gering, so ist er doch ein Gewinn, der ihm möglich macht, neuen Umsatz und abermals rasch zu machen. Rascher Umsatz, geringer Profit, damit gewinnen unsere jüdischen Kleinhändler mehr als die christlichen, welche darin zäher sind, und dieser Maxime verbunden es zum Theil auch die Amerikaner, daß sie den Engländern in mancher Hinsicht bereits den Rang abgelaufen haben. Sie rüsten ein kleines Schiff aus, bemannen es mit möglichst wenig Matrosen, oft geht der Speculant selbst mit seinem ganzen Handelshause, d. h. seiner Habe, an Bord und läßt es sich nicht verdrießen, wenn er auch erst nach Verlauf von drei Monaten etwa ein Duzend Centner Eisenbein, Gummi und Häute hat einnehmen können. Er handelt dabei mit Allem, wonach Begehr herrscht, und macht sich nebenher auch kein Gewissen daraus, die Wilden tüchtig übers Ohr zu hauen. Auf diese Weise haben es die Amerikaner dahin gebracht, daß sie binnen der letzten sechs oder sieben Jahre den größten Theil des Handels auf Madagaskar, in den ostafrikanischen Häfen, auf manchen Inseln des stillen Weltmeeres in ihre Hände bekamen und in manchen Gegenden die Engländer vom Markte völlig verdrängten. Sie haben mit dem Kaiser von Siam und dem trefflichen Imam von Maskat vorthellhafte Handelsverträge abgeschlossen und werden überall lieber gesehen als die Engländer, da sie nirgend Eifersucht erregen, während man die Briten wegen ihrer ausgedehnten Besitzungen in Ostindien überall fürchtet. Die Regierung der Union unterstützt ihre Bürger in diesen Speculationen nach

Kräften und rüftet Kriegsschiffe aus, deren Capitaine sie bevollmächtigt, Verträge mit den asiatischen oder afrikanischen Fürsten abzuschließen. Die Ratification behält sie sich natürlich immer vor. Auf diese Weise ist es den Amerikanern gelungen, überall vorthellhafte Verbindungen anzuknüpfen, die sich alljährlich immer mehr ausdehnen. 53.

**Literarische Anzeige.**

**Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Die mit \* bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser. (Fortsetzung aus Nr. 231.)

**III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:**

- \*68. Hille (Karl Christian), Die Bäder und Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz. Für Brunnen- und Badereisende. Mit zwei Kärtchen. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 18 Gr.
- \*69. — —, Die Nord- und Ostseebäder. Für Brunnen- und Badereisende bearbeitet. Mit drei Kärtchen. 8. Geh. 1 Thlr.
- 70. — —, Die Bäder am Nieder- und Oberrhein und die Taunusbäder. Mit Kärtchen. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh.
- \*71. Julius (J. N.), Nordamerikas sittliche Zustände. Versuch einer Darstellung derselben nach eigenen Anschauungen während der Jahre 1834, 1835 und 1836. Zwei Bände. Mit einer Karte und vielen Abbildungen und Tabellen. Gr. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh.  
Als Vorläufer zu diesem wichtigen Werke erschien eine kleine Schrift des Verfassers: „Die amerikanischen Besserungs-Systeme“ (1837, 8 Gr.).
- \*72. Kannegießer (Karl Ludwig), Deutsches Declamatorium. In drei Theilen. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr.  
Die einzelnen Theile unter den besondern Titeln:
- \*73. — —, Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter, insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. 8. Geh. 8 Gr.
- \*74. — —, Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter, insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. 8. Geh. 12 Gr.
- \*75. — —, Deutsches Declamatorium für das reifere Jugendalter, insbesondere für die obern Classen der Gymnasien. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.
- 76. Kathä sarit sägara. Die Märchensammlung des Soma Deva. Sanskrit und deutsch herausgegeben von Hermann Brockhaus. Gr. 8. Auf seinem Velinpapier. Geh.  
Ein Fragment Hieron: „Gründung der Stadt Patalliputra und Geschichte der Upaloka“, erschien 1835 und kostete 6 Gr. Ein kritischer Text von „Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comodia“, von demselben Herausgeber, kostet 1 Thlr.
- \*77. Krug (Wilhelm Traugott), Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Fünfter oder Supplementband. In zwei Abtheilungen. A—Z. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 4 Thlr. 12 Gr.  
Auch unter dem Titel: Encyclopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie.  
Die ersten vier Bände (1832—34) kosteten 11 Thlr.
- \*78. Lang (J. G.), Neue praktische französische Grammatik. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier.  
Competente Richter haben diese Sprachlehre für keine unnütze Vermehrung der Literatur, sondern für äußerst praktisch erklärt.  
(Die Fortsetzung folgt.)

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 242.

30. August 1838.

Paley's natürliche Theologie mit Bemerkungen und Zusätzen von Lord Brougham und Sir Charles Bell. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von H. Hauff.

(Beschluß aus Nr. 241.)

In der Anwendung seines teleologischen Grundsatzes betrachtet der Verf. zuerst den Bau des Auges der sehenden Geschöpfe, dessen kunstreiche Einrichtung durch die optischen Geseze der einfallenden, gebrochenen und zurückgeworfenen Lichtstrahlen und durch eine Vergleichung mit Fernrohren besondere Evidenz gewinnt. Sturmius äußerte, die Betrachtung des Auges sei ein Heilmittel gegen Atheismus. Es ruht in seinem Gehäuse, ist gesichert gegen Verletzung, eingerichtet für das Element und seinen besondern Gebrauch bei Fischen, Vögeln u. s. w. Wollte man einwenden: warum gab die Gottheit dem Geschöpfe das Vermögen zu sehen nicht auf ein Mal, ohne so viele vermittelnde Vorkehrungen? so gilt dieser Einwurf bei allen andern Sinnen so gut wie bei dem Gesichte, für alle thierischen Functionen, für den ganzen Haushalt der Pflanzenwelt, für jede Thätigkeit der Natur. Die Frage führt sehr weit, und der Verf. gibt folgende Antwort als eine unter vielen: Nur dadurch, daß die Gottheit sich künstlicher Mittel bediente, konnte sie ihren mit Vernunft begabten Geschöpfen ihre Existenz, ihre Schöpferkraft und Weisheit offenbaren; es hat Gott gefallen, seiner eignen Macht Grenzen zu stecken, seine Zwecke innerhalb dieser Grenzen zu verfolgen.

Die Einrichtung des Ohrs ist voll derselben Aufwendung von Kunst wie diejenige des Auges, allein, wir wissen weniger von demselben und vermögen nicht mit gleicher Sicherheit die Verrichtung und das gegenseitige Ineinandergreifen seiner Theile anzugeben, besonders weil die Geseze der Verbreitung des Schalles mancherlei Schwierigkeiten für die Auffassung darbieten.

Folgt die Fortpflanzung der Gewächse und Thiere durch Samen, Eier u. s. w. Unregelmäßigkeiten und Unvollkommenheiten im organischen Körper liegen außerhalb der Frage, auch mag es Theile geben, deren Verrichtung oder deren Nutzen uns unbekannt ist. Von den Lungen der Thiere kennen wir den Nutzen, die Art der Thätigkeit ist uns unbekannt. Wollte man sagen: Alles, was existirt, muß irgend eine Form haben, der Zufall habe

dabei gewaltet, so ist Zufall nur ein Ausdruck dafür, daß uns die Ursache einer Wirkung unbekannt ist. Princip der Ordnung ist ohne nähere Erklärung nur statt eines Grundes ein Name, statt der Sache ein Wort hingestellt. Ordnung ist für sich nichts als Anpassung von Mitteln zu einem Zwecke, ein Princip der Ordnung kann also nichts Anderes bedeuten als den Willen oder die Absicht, Mittel einem Zweck anzupassen.

Näher wird das Mechanische und Unmechanische am Thier- und Pflanzkörper betrachtet, welche Unterscheidung daraus erwächst, daß die Geseze nicht in allen Fällen von uns gleich vollkommen eingesehen werden, oder, was Dasselbe sagt, weil sie sich nicht überall in gleich einfachen Bildungen und Processen aussprechen. Secretion ist halb chemisch, halb mechanisch und doch höchst mannichfaltig und zweckmäßig; vielleicht sind die mechanischen Theile unsers Körpers diejenigen, bei denen die Vergleichung mit einem Kunstwerke sich am leichtesten anstellen läßt. Da erscheinen der Knochenbau mit seinen Gelenken und Fugen, die Muskeln, die in Beziehung zu den Gelenken stehen; wie Unzähliges muß in unserm Körper in Ordnung sein, wenn wir uns nur eine Stunde wohl befinden sollen? Man dürfte sich wundern, warum der Mechanismus des thierischen Körpers Manchem nicht so sehr auffalle als derjenige eines menschlichen Kunstwerks, und vielleicht liegt ein Grund darin, daß wir uns einen Mechanismus nicht leicht anders als unter scharfen Linien und mit harten Stoffen denken können, wobei denn zugleich die Gewohnheit das Auffallende mindert. Aber nun die Blutgefäße, der Blutumlauf, die Thätigkeit des Herzens! Hamburgger sagt: Die Weisheit des Schöpfers offenbart sich nirgend glorreicher als im Herzen. Seine Thätigkeit ist eine unwillkürliche; wohl dem Menschen, daß er nicht daran zu denken hat. Ebenso geschieht die Verdauung. Sie ist keine Fäulniß, kein Gährungsproceß, keine bloße Zerlegung durch Wärme, sondern von ganz eigenthümlicher Art, wobei der Magensaft das Auflösungsmittel bildet. Was alles zusammenwirken muß, damit ein Mensch die Hand nach dem Kopfe führen könne, ist ungemein vielfach und zeugt in seiner Zusammenstimmung für einen ordnenden Verstand.

Selbst der thierische Körper als ein geschlossenes Ganze zeigt Ebenmaß und Regelmäßigkeit, während die einzelnen

Stieber keine Übereinstimmung der Theile kundgeben. Die zwei Flügel eines Vogels gleichen einander, aber die beiden Seiten einer Feder selten. Bei den Insekten sind keine zwei Flügel derselben Seite einander gleich, aber wol die auf beiden Seiten einander entsprechenden. Auch Schönheit fehlt nicht dem bunten Gefieder der Vögel, dem Pelze der Thiere, den Flügeln der Schmetterlinge und Käfer. Daß Thiere und Menschen stehen und gehen, verdient mehr Aufmerksamkeit, als man gewöhnlich glaubt, wenn man das stete Wechseln des Schwerpunkts erwägt, und daß leblose Körper zusammensinken.

Der Mensch ist das Thier aller Zonen und Jahreszeiten, indem er nackt ist und die Bedeckung der Temperatur seines Wohnsitzes anpassen kann. Den Thieren ist ihre Bedeckung durch die Natur gegeben, und wie mannichfaltig! Dann die Einrichtung des Mundes nach der verschiedenen Nahrung und thierischen Lebensart, der zweckmäßige Bau der Eingeweide für Verwandlung der Substanzen in Chylus, die Bewegungsorgane der vierfüßigen Thiere, der Vögel, der Fische! Und eine Menge von eigenthümlichen Organisationen kann noch die vergleichende Anatomie ans Licht stellen. Einiges dabei deutet auf Vorsorge, z. B. daß die Zähne des Menschen erst erscheinen, wenn er ihrer zum Zermalmen fester Nahrung bedarf, so die Hörner der Thiere, die Milch bei dem Weibchen der lebendig Gebärenden, Auge und Lunge im Fötus u. s. w. Alle Theile stehen im Nexus, auch die thierischen Geschlechter zueinander. Ersatz ist eine Art desselben, z. B. der Rüssel des Elefanten zur Ausgleichung für den kurzen unbiegsamen Hals, die langen Füße der Kraniche für den Mangel der Schwimnhäute, das Netz der Spinnen für die fehlenden Flügel zur Verfolgung der Fliegen u. s. w. Wo ein Wesen hülflos erscheint, stellt sich eine kunstreiche Vorrichtung ein, um für den Mangel Ersatz zu leisten. Auch zwischen dem lebenden Körper und der unbelebten Natur, den Elementen, dem Wechsel von Tag und Nacht, dem Wechsel der Jahreszeiten besteht der Nexus.

Als eine Art von Nexus betrachtet der Verf. die Instincte. Er versteht unter Instinct einen Trieb, der der Erfahrung vorangeht: daß Vögel ihre Nester bauen, mit Geduld die Eier ausbrüten, deren Beschaffenheit sie nicht kennen, so wenig als daß Wärme dazu erforderlich sei; daß Insekten ihre Eier in diejenige Substanz legen, wovon nicht sie, sondern die künftigen Maden und Rau-  
pen sich nähren, daß überhaupt der Trieb der Fortpflanzung so durchaus wal-  
tet. Ein wunderbarer Proceß ist die Verwandlung der Insekten aus Larven in fliegende Geschöpfe sowie die gesammte Einrichtung der Organe dieser kleinen Thiere. Nach St.-Pierre gibt es 6000 Arten von Fliegen und 760 Arten Schmetterlinge. Alle holen Athem auf eigenthümliche Weise, sind verschieden bekleidet, zur Vertheidigung ausgerüstet, immer entsprechend ihren eigenthümlichen Trieben.

Obwol der Verf. dafür hält, daß die Thierwelt uns augenfälliger Beweise eines planvollen durchdachten Mechanismus an die Hand gebe als die Pflanzenwelt, ge-

denkt er doch auch dieser letztern in der Kürze, sowie der Elemente, bei denen die mechanische Betrachtungsweise unzulässig ist, die aber durch ihre Eigenschaften und Wirkungen in den großen Zusammenhang der Natur eingreifen.

Und so erhärtet er aus der durch Naturbeobachtung gewonnenen Erfahrung zwei Sätze: 1) In der unendlichen Mehrzahl von Fällen, wo wir kunstreiche Vorrichtung erblicken, ist deren Zweck ein wohlthätiger. 2) Die Gottheit verband mit den thierischen Empfindungen Vergnügen und Lust, und zwar in höhern Grade, als zur Erreichung des Zwecks nothwendig gewesen wäre, oder wo der Zweck sogar durch das Mittel des Schmerzes hätte erreicht werden können. Eine Hauptursache unserer Gleichgültigkeit gegen die Güte des Schöpfers liegt darin, daß sie so allgemein ist; wir schlagen Das gering an, was wir mit allen, oder mit den meisten Individuen unseres Geschlechts theilen. In Absicht des Übels in der Welt, wovon gesprochen wird, meint der Verf., dessen Wahrnehmung möge auf Rechnung unserer Unwissenheit zu schreiben sein, und wenn wir das ganze System und den ganzen Plan der Schöpfung zu übersehen und zu begreifen vermöchten, würden wir wol nicht an ein Übel überhaupt glauben.

Nur Gewohnheit des täglichen Daseins schwächt den tiefen Eindruck der Naturwunder, welche uns umgeben, und ihrer durch sie verkündigten göttlichen Weisheit. Wir sollen den Eindruck und die Festigkeit unserer Überzeugung verstärken. Ist diese Richtung unserm Gemüthe geläufig geworden, so erscheint die Welt als ein Tempel Gottes und das Leben selbst als ein ununterbrochener Act der Anbetung. Der erste Schritt ist gethan, wenn wir zur Überzeugung gelangt sind, daß es in der Welt noch etwas Weiteres gebe, als was wir sehen. Ein zweiter Schritt ist die Erkenntniß, daß zum Unsichtbaren in der Natur ein Geist gehört, durch welchen Alles in derselben geschaffen, geordnet und erhalten wird. Haben wir hierüber mittels der natürlichen Theologie eine feste Ansicht gewonnen, dann mögen wir die Lösung mancher andern Fragen, die sich auf die weitern Eigenschaften jenes Wesens als Urhebers aller Dinge und moralischen Lenkers der Welt beziehen, ruhig der Offenbarung überlassen. Eine aufrichtige Verehrung des göttlichen Wesens macht dazu geneigt.

Mit diesem Gedanken schließt ein Werk, welches einfach in würdiger Sprache den religiösen Standpunkt für alle Naturbetrachtung vertheidigt und erläutert, gewiß aber von keinem christlichen Leser ohne Gewinn und wohlthätige Anregung aus der Hand gelegt wird. 7.

#### Correspondenznachrichten.

Paris, den 7. August 1833.

Das „Journal des débats“ enthält einen Auszug aus einem Aufsatz Guizot's, der vollständig in der „Revue française“ erscheinen wird. Diese merkwürdige Arbeit handelt: „Vom Katholicismus, vom Protestantismus und von der Philosophie in Frankreich“. Ihr Zweck ist, zu beweisen, „daß der Katholicismus, der Protestantismus und die Philosophie im Schooße der neuen Gesellschaft, im constitutionellen Frankreich in Frieden

untereinander und mit dem Staate leben können, nicht allein in materiellem, sondern auch in moralischem, nicht allein in gezwungenem, sondern auch in freiwilligem Frieden, ohne auf sich selbst zu verzichten, ohne sich selbst zu verrathen, mit Wahrheit und Ehre". Das Raisonnement Guizot's geht von dem Satze aus, daß jene drei geistigen Mächte, deren historische Wurzeln Jahrhunderte und Jahrtausende hinaufreichen; und welche im Laufe der Geschichte die schwersten Proben bestanden haben, noch heute eine Lebenskraft bewahren, welche ihnen eine unerschöpfbare Zukunft verspricht. Da sie also nebeneinander fortbestehen werden, welches, fragt Guizot, wird künftig ihr gegenseitiges Verhältniß sein? Werden wir den alten Fanatismus wiederaufleben, die Kriege, deren Zeugen unsere Väter waren, erneuern sehen? Dies ist nicht wahrscheinlich, antwortet der Verfasser, die Gesetze und die Sitten lassen es nicht zu. „Die Stimmen, welche nach dem leidenschaftlichen, radicalen, tödtlichen Kampfe der verschiedenen christlichen Bekenntnisse untereinander und der Philosophie gegen das Christenthum predigen, sind die Stimmen Sterbender, welche einsam auf dem Schlachtfelde liegen, das sie starrsinnigerweise nicht verlassen wollen.“ Eher könnte es sich ereignen, daß der Katholicismus, der Protestantismus und die Philosophie und mit ihnen die ganze Gesellschaft in kaltes Formenwesen versänken und ohne daß wie ohne Liebe in geisttödtendem Indifferentismus nebeneinander vegetirten. „Hat sich aber der menschliche Genius seit so vielen Jahrhunderten mit solchem Glanze in unserm Vaterlande entfaltet, um einen solchen Zustand herbeizuführen? Haben sich alle die großen Glaubenslehren, alle die moralischen Mächte mit so vieler Anstrengung und mit so vielem Ruhme die Herrschaft unserer Gesellschaft streitig gemacht, um alle in einer solchen Erniedrigung zu enden? Sie müssen die Gesellschaft, sie müssen sich selbst aus dieser schimpflichen Gefahr retten. Sie müssen den neuen gesellschaftlichen Zustand annehmen, ehren und redlich fördern, sie müssen im Schooße derselben miteinander in gegenseitiger Achtung leben. Ich sage: sie müssen. Jeder große Plan ist um einen unermeßlichen Schritt gefördert, wenn man seinen Erfolg als unerläßlich, als eine Lebensfrage betrachtet. Die Überzeugung von der Nothwendigkeit gibt den Einen vielen Muth, den Andern viel Resignation.“ Diese letzten Worte enthalten eine unleugbare Wahrheit, es ist aber auffallend, daß Guizot seine eigene Überzeugung von der fraglichen Nothwendigkeit ohne Weiteres auf die Gesellschaft übertragen zu dürfen glaubt, daß er den Beweis seines kategorischen Sie müssen für überflüssig hält und die Ermuthigung der Einen wie die Resignation der Andern durch seinen Druckspruch hinreichend motivirt zu haben meint. Die Nothwendigkeit des Friedens und der Harmonie unter jenen intellectuellen Mächten, welche sich in die Herrschaft der Geister theilen, ist für Guizot ein Axiom; die Möglichkeit dieses Zustandes sucht er zu beweisen. Der Gang der Argumentation, welche er zu diesem Zwecke anwendet, ist schwer zu verfolgen; sein Raisonnement ist dunkel und abstract, theils weil es vieles oft Gesagte in eine originelle Form einzukleiden sucht, theils weil sein Gegenstand manche Schwierigkeiten darbietet, welche vielleicht selbst für das Talent eines Guizot zu groß sind. Wahrscheinlich, es erfordert ein seltenes Selbstvertrauen, den Beweis zu übernehmen, daß das Princip des blinden, slavischen Geistesgehorsams mit dem der unbegrenzten Forschungsfreiheit, daß der Grundsatz der absoluten Stabilität in Glaubenssachen mit dem energischen Vorwärtstreben unserer Zeit mit gegenseitiger Achtung und Anerkennung nebeneinander bestehen mögen. Guizot glaubt den Schlüssel zu diesem Problem in der längst von tausend Stimmen verlangten Scheidung des Geistlichen vom Weltlichen zu finden; aber durch diese kann nur der Frieden der Kirche mit dem Staate und die Sicherung der Gewissensfreiheit gegen die Anmaßungen der weltlichen Macht hergestellt werden, während sie durchaus keine Garantie für die Eintracht der verschiedenen Kirchen unter sich und mit der sich außerhalb jeder Kirche stellenden philosophischen Ansicht darbietet. Denn

man darf nicht vergessen, daß Guizot jede Ausgleichung der verschiedenen Dogmen, jede Vermittelung der ihnen inwohnenden Gegensätze, mit einem Worte, jede Annäherung derselben unbedingt als zur Geistes- und Gemüthsflachheit führend verwirft, daß er sie sämmtlich in strengster Individualität aufrecht erhalten wissen will. Es scheint, als müsse man völlig unbekannt mit dem Wesen und dem Charakter der in Frage stehenden religiösen und philosophischen Ansichten sein, um zu behaupten, daß sie unter der angegebenen Voraussetzung in Liebe und Eintracht miteinander leben können. Wäre der Vorschlag Guizot's, auf alle Controverse zu verzichten, ausführbar, so würde damit allerdings etwas für den angegebenen Zweck geschehen sein; aber es heißt der menschlichen Natur zumuthen sich selbst zu entsagen, wenn man verlangt, daß die tiefe innige Überzeugung sich in sich verschließen und den neben ihr bestehenden vermeintlichen oder wirklichen Irrthum unangefochten lassen soll. Und mehr: ist die Ausbreitung des Glaubens nicht ein wesentlicher Grundsatz des Katholicismus? Ist es möglich, daß der orthodoxe Katholik darauf verzichte, seinen irrenden Bruder der ewigen Verdammniß zu entreißen? Nein, der Katholicismus kann nicht mit andern Glaubensbekenntnissen in Frieden leben, so lange er die Anhänger derselben für ewig verloren hält; der rechts-gläubige Protestantismus wird den katholischen Bekehrungseifer stets als eine Beleidigung aufnehmen, und die Philosophie (die Guizot hier als die Ansicht definiert, welche jede positive Religion verwirft) wird dem Kampfe für unbedingte Freiheit der Forschung und des Glaubens nie entsagen. Ohne Zweifel, der Streit des Katholicismus, des Protestantismus und der Philosophie wird immer mehr an Bitterkeit und Ausdehnung verwickeln, er wird möglicherweise einst gänzlich aufhören, aber nur in dem Maße, in welchem jene drei Principien sich aneinander abschleifen, ineinander übergehen und endlich miteinander identifiziren; also nur dann, wenn Das eintritt, was Guizot von vornherein verwirft, was er als eine schimpfliche Gefahr bezeichnet, die um jeden Preis fern zu halten sei. Werfen wir jetzt einen Blick auf die praktischen Folgen, welche Guizot, der auch hier den Politiker nicht verleugnet, aus seiner Theorie ableitet, wenn die Theorie selbst nicht etwa auf die socialen Bedürfnisse gebaut ist, die in den Resultaten derselben Befriedigung finden sollen. „Welches ist das Uebel“, sagt Guizot, „das die weltliche Gesellschaft quält? Die Schwächung der Autorität. Ich spreche nicht von der Kraft, die sich Gehorsam verschafft; niemals besaß eine Macht deren mehr, vielleicht niemals nur ebensoviel; ich spreche von der Autorität, welche von vornherein dem Principe nach und in allgemeiner Weise anerkannt wird, der man sich unterwirft wie einem Rechte, welches der Gewalt nicht bedarf; ich spreche von der Autorität, vor der sich der Geist beugt, ohne daß sich das Herz erniedrigt, und welche von obenherab redend einen zwar nicht gezwungenen, aber dennoch nothwendigen Gehorsam bewirkt.“ Das Princip einer solchen Autorität findet Guizot in dem katholischen Dogma, sofern dasselbe in seiner traditionellen ehefurchtgebietenden Reinheit und Unwandelbarkeit aufrecht erhalten werde. Wer erkennt hier nicht den unverbesserlichen Doctrinatir und seine Menschenverachtung! Der Katholicismus ist ihm das Joch, welches den widerspenstigen Massen den Nacken beugen und sie gehorchen lehren soll. Doch er weiß das katholische Dogma noch weiter zu utilisiren. „Wir leiden an sehr verschiedenartigen moralischen Krankheiten. Die Einen sind vorzüglich der Ungewißheit und der geistigen Anarchie müde und überdrüssig. Sie bedürfen eines Hafens, in welchen kein Sturm dringt, eines Lichtes, welches nie flackert, einer Hand, die sie nie straukeln läßt.“ Diesen müden gequälten Geistern bietet Guizot den katholischen Glauben als Ruhebetten und Schlaftrunk zugleich an. Die Absicht mag recht gut sein, das Unglück aber ist, daß man sich heutigen Tags nicht dem Glauben in die Arme werfen kann, um dort innern Frieden zu finden, wie man ehemals ins Kloster ging. Für andere Geister, die gleichfalls krank und von der Religion getrennt sind, ist mehr geistige und persönliche Thätigkeit nöthig.



Auch sie fühlen das Bedürfniß, zu Gott und zum Glauben zurückzukehren; aber sie sind gewohnt, Alles selbst zu prüfen und nur Das anzunehmen, was sie durch eigne Arbeit erworben haben." Für diese bestimmt Guizot den Protestantismus. Er spricht nicht von Denen, welchen er die Philosophie vorbehält; doch diese Lücke ist es dem einsichtigen Leser leicht zu ergänzen: die Philosophie ist das Privilegium Derjenigen, welche wie Guizot, mit freigelegter Hand das Manna des Glaubens an ihre hungernen schwachen Brüder austheilen. 14.

Unter den vielen Werken des Alterthums, welche untergegangen sind, können gewisse Literatoren den Verlust der dramatischen gar nicht verschmerzen, weil sie sich unter jeder Komödie, deren Namen uns durch Rhetoren und Scholiasten bekannt ist, ein Meisterwerk denken. Wenn ein Schluß von dem französischen Theater auf das griechische zu machen erlaubt wäre, so dürfte man den Zufall, der besonders ungünstig über dieser Literatur gewaltet hat, keineswegs anklagen; man würde im Gegentheil annehmen, daß das Meiste von dem Untergegangenen des Unterganges völlig würdig war. Das Aufbewahrenswerte in der französischen Theaterliteratur verhält sich zu dem Nichtaufbewahrenswerten kaum wie 1 zu 2000. Die Statistik der französischen Theaterliteratur zeigt uns, daß die meisten Dichter sich dem Theater zuwenden, sie zeigt aber auch zugleich, daß ein großer Erfolg hier schwieriger als in jeder andern Dichtungsart ist. Mit dem Romane hat es in Bezug auf die Autoren beinahe dieselbe Bewandniß wie mit den Theatererzeugnissen. Nur sterben sie eines langsamern Todes als beim Drama. Durch die Lesecabinete und die Reichbibliotheken haben die Romane länger Zeit, sich ein Publicum zu suchen, als das Drama, über dessen Sein und Nichtsein gewöhnlich eine einmalige Aufführung entscheidet. Ein Roman kann überdies schon längst bei einer gewissen Classe von Lesern verrufen sein, während er eine andere noch unterhält. Jeder Roman, der Anklang findet, durchläuft alle Stufen des lesenden Publicums, von der Hofdame bis zur Wäscherin, was ebenfalls bei der Komödie, dem Drama und der Tragödie nicht der Fall ist. Die ganze dramatische Literatur ist durch Aufführung und Nichtaufführung der Stücke bedingt; die wohlwollendste Kritik kann ein gefallenes Stück nicht retten, sowie die schärfste ein aufgenommenes nicht verderben kann. Beim Roman übt die Kritik einen größern Einfluß aus. Wenn das „Journal des débats“ oder irgend ein anderes Blatt von Ansehen einen Roman angepriesen hat, so will ein großer Theil des Publicums Notiz davon nehmen; wird er nicht angepriesen, oder bleibt er gar unerwähnt, so sucht er sich den Weg durch die bekannten Instanzen vermöge der Anzeigen oder durch Berathung an die Lesecabinete und Reichbibliotheken. Einen großen Einfluß übt demnach die Tagespresse auf die Literatur aus; allein ein Werk, das in den Augen des Feuilletonisten keine Gnade gefunden hat, ist darum noch nicht als verloren anzusehen, wie das bei einem ausgepiffenen Vaudeville der Fall ist. Aus diesem Grunde ist auch das Plagiat in der Theaterliteratur am häufigsten. Wer weiß auch nur die Titel der Stücke eines Jahres anzugeben? Wer wollte sich die Mühe nehmen, alle Magazine des Vorrathes von zehn Jahren her auch nur anzusehen? Aus einem alten Vaudeville zwei neue, oder umgekehrt, aus zwei alten ein neues zu machen, ist nichts Unerhörtes; das Entleeren ganzer Scenen und Acte wird nur äußerst selten bemerkt.

Es wird das Plagiat in der Theaterliteratur um so weniger jetzt gerügt, da das Interesse fürs Theater überhaupt sehr abnimmt. Die seit einem Monate gegebenen neuen Stücke erzeugen kaum die Aufmerksamkeit des Publicums; außer den Feuilletonisten, an die bei Aufführung neuer Stücke Eintrittsbillets vertheilt werden, gibt es nur sehr wenige Menschen in Paris, die in solchen Angelegenheiten nicht völlig gleichgültig wären. Das Theater hat in dieser Beziehung seit Vottaire große Veränderungen erfahren. Damals interessirte man sich

für Verfasser und Stücke; die Kunstkenner waren voll Eifer, das Publicum droht und lecht in Bewunderung und Staunen zu versetzen; heute ist Alles kalt, Verfasser, Recensenten und Publicum. Da wundere man sich noch, daß die Theater im Verfall sind? 109.

Hof und Bühne. Novelle aus dem modernen Leben von H. E. R. Delant. Drei Theile. Leipzig, Taubert. 1838. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Von den Delant'schen Romanen, welche Referent gelesen hat — wer aber kann sie alle lesen? — ist der in Rede stehende leicht der beste. Einzelne Partien sind wirklich mit überraschender Einsicht in die Verhältnisse der höhern Gesellschaft gearbeitet, und in der ganzen Composition offenbart sich eine tüchtige Romanenparis und eine ziemliche Fülle von Productivität. Ubrigens ist es kaum möglich, daß ein Deutscher einen dreibändigen Roman schreiben kann, ohne des durchaus überflüssigen und überlangweiligen zu viel einzumischen, ein Mangel, der selten durch jene feinen Züge von Lebenswahrheit und jene lebendige Charakteristik ersetzt wird, wie sie uns in britischen Romanen selbst da, wo sie breit sind, die Auswühlungen von Langweile übersehen helfen. Delant namentlich hat zu viel für äußere Zwecke geschrieben, als daß der äußere Mechanismus, gleichsam die Verdickeungs- und Ausdehnungs-kunst der Romantik, bei ihm nicht überwiegend sein sollte. Kaum daß eine neue Person auftritt, so nimmt der Verf. auch schon Gelegenheit, ihre Lebensgeschichte von der Wiege an bis zum gegenwärtigen Augenblicke ausführlich zu beschreiben, was oft höchst langweilig geräth, und wobei man dem Verf. die Absicht, seinen Roman des Honorars wegen in die Breite auszudehnen, allzu sehr ansieht. Es ist viel verbrauchtes Material in diesem Roman, viele Reminiscenzen; besonders der widerliche Alte und das Schlangenmädchen, eine Art Wignon, welches jener mit sich herumführt, erinnern an bekannte Goethe'sche Figuren. So geschieht die Anlage im Ganzen, so ungeschickt und roh die Durchführung im Einzelnen, mit Ausnahme einiger Partien, die, wie oben gesagt, durch ihre Zweckmäßigkeit und einsichtige Behandlung überraschen. Der Gedanke, Hof- und Bühnenleben, beide mehr oder weniger Scheinleben, in ein wechselseitig sich bedingendes Verhältniß zu setzen und die Schicksale eines fürstlichen Hofes gewissermaßen an die Bühne oder Personen, die mit ihr in naher Berührung stehen, zu knüpfen, ist in unserer Zeit des Scheines und des Bühnlichen ganz zweckmäßig, nur hätte er einer feineren und nicht so sehr an die Groblichkeit der niedern Romantik gewöhnte Hand bedurft, welche ihn ausgeführt hätte. Wenn aber von Delant anzunehmen ist, daß bei ihm noch ein Fortschritt zum Bessern stattfinden könne, so möchte diese Annahme auf vorliegenden Roman allenfalls zu stützen sein. 23.

### Notiz.

#### Englische Wortspiele.

Unter dem weichtlichen Jakob von England wurde die Wortspielerei so weit getrieben, daß man sie überall anwendete, bei ernsten wie bei gewöhnlichen Umständen. Die Reden im Parlamente waren mit Wortspielen gespickt; Wortspiele hörte man in Gerichtshöfen und in den Kirchen. Der zum Tode verurtheilte Verbrecher hörte sein Urtheil in einer an Wortspielen reichen Sprache, und die Predigten waren ein wahres Spiel mit Worten. Das nachstehende ist eine Probe von einer solchen Predigt, die stark an Abraham a Santa Clara erinnert: „The dial shows that we must die all, yet nevertheless all houses are turned into ale houses, our cares into cates; our paradise is a pair o' dice, our marriage a merry age, our matrimony a matter o' money; our divines have become dry vines. It was not so in the days of Noah, ah no!“ 93.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 243.

31. August 1838.

1. Memorie storiche dei principali avvenimenti politici d'Italia seguiti durante il pontificato di Clemente VII. Opera di *Patrizio de' Rossi* fiorentino, pubblicata per cura di G. T. Vier Bände. Rom 1837.
2. Viaggio in Alemagna di *Francesco Vettori*, ambasciatore della repubblica fiorentina a Massimiliano I, aggiuntavi la vita di Fr. e Pagolo Vettori, il Sacco di Roma del 1527, dello stesso Fr. Vettori. Paris 1837.

Die Handschriften der Memoiren de' Rossi's gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Der Haupttheil derselben, die Geschichte der Erstürmung Roms, war schon bekannt; denn die zu Paris 1664 unter dem Namen Francesco Guicciardini's (an dessen Autorschaft schon Traboschi zweifelte) gedruckte Erzählung dieser Begebenheit ist ebensovoll auf diese Quelle zurückzuführen wie der gewöhnlich dem Jacopo Buonaparte von S. Mintato = del = Tedesco zugeschriebene Bericht eines Augenzeugen, von welchem der nun verstorbene Prinz Napoleon Ludwig Bonaparte eine freie und abgekürzte Bearbeitung herausgab („Sac de Rome en 1527, écrit par Jacques Bonaparte témoin oculaire“, Florenz 1830), welche mit einigen Ergänzungen, aber ohne daß die Irrthümer berichtigt worden wären, in der von Buchon herausgegebenen Sammlung: „Choix de chroniques et mémoires sur l'histoire de France“ (16. Jahrh., Bd. 1, S. 185 fg.) wiederabgedruckt wurde. Der Gang der Erzählung, ja eine Menge einzelner Phrasen stimmen bei Beiden völlig überein; aber Buonaparte ist bei weitem kürzer und hat dagegen Vieles, was in der oben angeführten Bearbeitung fehlt, so die frühere Geschichte des Connetable. Wahrscheinlich sind alle drei auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen; denn daß die Memoiren des de' Rossi in ihrer gegenwärtigen Form keineswegs gleichzeitig sind, wird sogleich bewiesen werden. Der Verfasser ist ein vornehmer Florentiner (im vierten Buche blickt er gelegentlich mit vieler Selbstgefälligkeit auf seine Familie), in seinen Gesinnungen der Medicischen Partei angehörend, und legte, wie er selbst berichtet, den handschriftlichen Nachlaß seines Großvaters, Francesco de' Rossi, seiner Arbeit zum Grunde. Francesco, ein Bruder des Cardinals Luigi, begab sich bei dessen Tode 1519 nach Rom und war dort bei der Einnahme durch das kaiserliche Heer zugegen, flüchtete mit dem Papste in die Engelsburg und

begleitete ihn nach Orvieto. Wie viel in diesem Buche von der Hand des ursprünglichen Verfassers, wie viel von der des Bearbeiters sei, läßt sich nicht genau abnehmen; wir glauben aber nicht sehr zu irren, wenn wir bestimmen, daß nur die Erzählung der römischen Vorgänge von dem ältern de' Rossi niedergeschrieben, alles Übrige Zuthat des Entfels ist. Dem Letztern, der bisweilen von sich selbst redet, indem er sich „lo scrittore di queste memorie“ nennt, muß auch die Zurichtung in einer oft langweiligen rhetorischen Form gehören, mit unnützen Betrachtungen und Sentenzen und schlecht erfonnenen Reden mit der Eingangformel: „parlo in questa o in somigliante guisa“. Bourbon hält vor dem Sturm eine Rede, worin er unter Andern der Scipionen und Catonen gedenkt. Es ist kein großer politischer Scharfsinn in dem Buche, und was die Facta betrifft, so glauben wir nicht, daß dadurch im Allgemeinen viel zu ihrer Kenntniß gewonnen sein dürfte. Aber die Schilderung der Auftritte in Rom ermangelt nicht der Anschaulichkeit und Lebendigkeit, und so ist die Herausgabe des Ganzen immer zu rechtfertigen. Dem Herausgeber können wir sonst kein großes Lob ertheilen. Er weiß augenscheinlich sehr wenig von seinem Gegenstande. Daß er die moderne Orthographie annahm, ist um so weniger zu tabeln, als es sich hier von keinem testo di lingua handelt und die Manuscripte der spätern Zeit des 16. Jahrhunderts häufig sehr nachlässig sind. Aber er hätte dann nicht Verstümmelungen wie Scombirgo für Schomberg, Pozzuolo für Poggoli, Arezzo für Aras u. s. w. stehen lassen sollen. Die Angabe von 180,000 Seelen als Bevölkerung Roms 1527 ist wol um 100,000 zu hoch. In florentinischen Dingen scheint er gar nicht bewandert zu sein. Einmal wird Lorenzo, Herzog von Urbino, ein Sohn Giuliano's genannt. Auch die mit gänzlicher Umkehrung der Personen und Verhältnisse erzählte bekannte Duellgeschichte während der Belagerung von Florenz hätte wol berichtigt werden mögen. Dafür enthalten die Anmerkungen lauter unbrauchbare Dinge.

Diese Denkwürdigkeiten sind in vier Bücher getheilt. Das erste derselben enthält die Geschichte der frühern Regierungsjahre Clemens VII., und während der Verf. den Absichten dieses Fürsten Gerechtigkeit widerfahren läßt, kann er nicht umhin, ihn durch die schlechte Darstellung der grenzenlosen Verwirrung, worin seine Unentschlossenheit, seine

Wankelmüthigkeit, seine unzeitige Sparsamkeit, seine geträumte Sicherheit, die ebenso weit ging wie sein Misstrauen, Italien stürzten, schwer anzulagen. Franz I. Gefangennehmung bei Pavla, der Feldzug in der Lombardei 1526 zur Befreiung des von den Kaiserlichen im Castell von Mailand belagerten Franz Sforza, und der erste Angriff auf Rom durch die Partei der Colonna werden in diesem Buche erzählt. Die gegen den Oberfeldherrn der päpstlich-venezianischen Ligue, den Herzog von Urbino, hier wie später ausgesprochenen Beschuldigungen sind ebenso gerecht, wie die nachmalige Beschönigung des schändlichen Verraths des Baglione (im florentinischen Kriege) bei einem sonst dem Anscheine nach den Pallesken nicht blind ergebenen Florentiner billig auffallen muß. Wie man auch Franz Maria's Verhalten betrachten mag, sei es nun, daß er vor den Spaniern und Deutschen eine so übertriebene Furcht hegte und von den italienischen Truppen eine so ehrenrührige Meinung hatte („per l'alto concetto che il Duca si era fitto in mente della bravura dei Tedeschi e degli Spagnuoli, e per la bassa diffidenza che ingiuriosamente aveva della milizia italiana“), oder aber, daß es von vornherein seine Absicht war, sich an den Medici zu rächen, seine Kriegführung in den J. 1526 u. 1527 steht ohne Beispiel da, und wenn etwas für die Meinung redet, die der Feldherr von seinen Landsleuten hegte und ohne Scheu bekannte, so ist es der Umstand, daß man einem solchen Manne so lange und in so dringenden Nothen das Commando ließ.

Das zweite Buch umfaßt die Begebenheiten des J. 1527: den Krieg zwischen dem Papst und dem Vicedominig Karl von Lannoy, Bourbon's und Frundsberg's Zug durch die Lombardei und Toscana, die Bestürmung und Einnahme Roms bis zu Lautrec's Eindringen in die Abruzzen. Dies ist der am besten abgefaßte Theil der Geschichte. Es liegt außerhalb des Zwecks und Plans dieser Anzeige, dem Verf. in seiner Erzählung zu folgen; indessen mögen hier einige Worte über Bourbon's Tod stehen. Unserm Berichterstatter zufolge fiel er, während er mit seinen Spaniern Leitern zum Sturme ansetzte, dicht bei der Mauer „an jenem Theile, welcher (von P. Cavalleggeri) nach P. S. = Spirito zugeht, unter dem Garten des Cardinals Ermellino, da, wo gegenwärtig der Garten der Signori Teri ist“\*), einer Stelle, welcher das Geschütz des Castells keinen Schaden zufügen konnte. Er wurde dort von einem der Fante, welche die Mauer vertheidigten, zufällig durch einen Musketenschuß in die Seite getroffen und verschied augenblicklich. Nach Andern soll er erst in der kleinen Kapelle der Madonna del rifugio gestorben sein, wohin er gebracht ward und der sein Name blieb.\*\*\*) Unter denen, welche Anspruch darauf machen, den Connetable getödtet zu haben, muß zuerst Benvenuto Cellini genannt werden, dem die Heldenthat wol von Keinem ernstlich ge-

glaubt worden ist. Er hat drei Nebenbuhler. Der erste ist Rafael's bekannter Gehülfe, Giovanni da Ubine, welcher ein geübter Schütze war. Er soll die Sache Keinem vertraut haben als seinem Landsmann und Freunde, Giacomo Balvasone di Maniaco, der sie erst nach Giovanni's Tode bekannt machte. Ein zweiter ist der sonst unbekannt Francesco Valentini, ein Römer, der von Pompiillo Lotti in einem 1638 gedruckten Buche genannt wird. Endlich ist Bernardin Passeri zu nennen, der Juweller Papst Clemens VII. (seitsam, daß zwei Goldschmiede um die Ehre streiten!), dessen Grabchrift sich an der äußern Wand von S. = Spirito befindet und besagt, daß er nach tapferm Kampfe am Tage der Erstürmung gefallen sei. Aber nur ein offenes Mißverständniß kann dies noch heute sichtbare Epitaph mit Bourbon's Tode in Verbindung bringen. Der fleißige Cancellieri hat in seinem Buche: „Il Mercato, il lago dell' Acqua vergine etc.“ (Rom 1811, S. 242) einen Theil der hierher gehörigen Notizen zusammengestellt.\*)

Der Untergang des ganzen Lautrec'schen Heeres vor Neapel und die Belagerung von Florenz (1528 — 30) bilden den Hauptinhalt des dritten Buches, durch welches die langweilige Geschichte der Ehescheidung Heinrich VIII. von England sich schleppt. Dieser Theil enthält nichts als das allgemein Bekannte. Dasselbe ist mit dem vierten Buche der Fall, in welchem die Wiederherstellung der Medicischen Herrschaft in Florenz, der Tod Clemens VII. und des Herzogs Alexander und Cosmus I. Erhebung zum Herrn der sogenannten Republik erzählt werden. Ein Abriß der florentinischen Geschichte von der Zeit des Beginns der innern Zwistigkeiten bis auf die Jahre, womit gegenwärtige Denkwürdigkeiten sich beschäftigen, ist hier wie bei Barchi eingeflochten. Unvollständig und farblos, kann diese zweite Hälfte des Buches sich mit keinem der bekannten und längst gedruckten florentinischen Historiker dieser Epoche messen.

Francesco Vettori, von welchem die kleinern Schrif-

\*) Über die Grabstätten der berühmten Heerführer jener Zeit mögen hier ein paar Worte stehen. Bourbon wurde in Gaeta beigesetzt, wo man lange noch seine Gebeine zweimal im Jahre auf verschiedene Weise zu kleiden pflegte. Lautrec (Obet de Foltz) liegt in Neapel in einer Kapelle der Kirche Sta. = Maria nuova, und der Herzog von Sessa, Gonzalvo von Cordova, des großen Gonzalvo Neffe, errichtete ihm wie dem Pedro Navarro dort, quamvis hostis, ein Denkmal mit ehrender Inschrift. Das Denkmal von Lautrec's Nachfolger im Commando, dem Markgrafen von Saluzzo, der so elendiglich nach der Einnahme Aversas umkam (in expugnatione Aversae tormento bellico ictus obiit), findet sich, kaum beachtet, zu Rom in der Franziskanerkirche Sta. = Maria Araceli auf dem Capitol. Es wurde ihm von einem turiner Abte, Vincenz Parpalea, gesetzt. Philibert von Chalon's, Prinz von Dranien, welcher nach Bourbon's Tode das kaiserliche Heer befehligte, fiel bekanntlich während der Belagerung von Florenz bei Savinana im Pistojesischen. Er wurde zuerst in einer dortigen Kirche beigesetzt, wo man noch im Fußboden die Vertiefung sieht. Später brachte man seine Leiche in den Dom von Pistoja, dann in die Certosa bei Florenz, endlich nach Frankreich zu seiner Mutter.

\*) Erst unter Urban VIII. wurde die Mauer zwischen beiden Thoren gezogen, welche die Lungara in die Stadt einschließt.

\*\*\*) Selbst in die Sixtinische Kapelle lassen Einige ihn „halblebend“ bringen; es ist wol ein Irrthum. (Vgl. u. A. Barthold's „Georg von Frundsberg“, S. 449.)

ten sind, welche wie in dem in der Überschrift aufgeführten Buche vereinigt finden, spielte eine bedeutende Rolle in den italienischen Angelegenheiten jener Zeit. Der Medicischen Partei angehörend, war er einer der Gemäßigten; vor 1512 war er auf Seiten der Popolaren und verwaltete unter Soderini's Regierung wie später unter den Medici eine Menge Ämter nacheinander, wie die damalige Verfassung es mit sich brachte. Seine politischen Grundsätze scheinen nie sehr entschieden gewesen zu sein, und er war einer der Vielen jener Tage, die sich in die Zeit fügten, sie mochte bringen was sie wollte. Während es den Meisten schlimm ging, dem Machiavell, dem Valori, dem Albizzi, selbst dem Guicciardini, verlebte er seine letzten Jahre in Ruhe. Geschrieben hat er nicht viel. Ungedruckt ist eine Geschichte der Begebenheiten von 1512—27, von der Ranke lobend redet (eine neuere Handschrift findet sich in der Corsini'schen Bibliothek zu Rom), sowie eine Lebensbeschreibung Lorenzo's de' Medici, Herzogs von Urbino. Der „Sacco di Roma“ (nach einem Manuscript in der Magliabechi'schen Bibliothek zu Florenz nachlässig gedruckt) ist in Form eines Gespräches zwischen zwei Freunden, Bassilio und Antonio, erzählt, von denen der Letztere während der Einnahme sich in Rom befand. Die Erzählung selbst ist kurz, da eine Menge Dinge über Bourbon und über die frühern Päpste hineingezogen sind.

Im J. 1507 war Vettori von der florentinischen Republik zum Gesandten beim Kaiser Maximilian ernannt worden, als dieser zu Konstanz den Reichstag hielt und man in ganz Italien glaubte, er werde über die Alpen kommen und sich in Rom krönen lassen. Vettori sollte bei dieser Gelegenheit dem Kaiser seine Vaterstadt empfehlen; er scheint den Zweck erreicht zu haben, wenigstens wurde er damals sehr gelobt und sollte später ein anderes Mal an Maximilian abgehandelt werden, was indeß unterblieb. Eine Relation über seine Begegnisse während der Gesandtschaftsreise wurde nachmals von ihm aufgesetzt, indeß nicht ganz vollendet. Sie findet sich hier zum ersten Male gedruckt nach einer Handschrift der Bibliothek Melzi in Mailand, leider mit einer Menge von Irrthümern. Man würde sich sehr irren, wenn man in dieser Relation irgend geschichtliche Nachrichten oder politische Erörterungen zu finden erwartete. Das Ganze ist nichts als eine in leichtem erzählenden Ton abgefaßte Erzählung der Reiseabenteuer auf dem Wege von Florenz durch Tirol nach Konstanz und von dort durch Schwaben nach Tirol zurück, mit einer großen Menge von zum Theil nicht sehr erbaulichen Geschichten im Styl der italienischen Novellen, Wirthshauscenen und ähnlichen Dingen. Vom Kaiser vernahmen wir weiter nichts, als daß er bald hier, bald dort auf die Jagd geht. Es ist nun nicht zu leugnen, daß dieser Gesandtschaftsbericht, wenn er auch etwas ganz Anderes ist als die Relationen venezianischer Diplomaten, und eher das Werk eines lustigen Gefellen als eines Staatsmanns zu sein scheint, in mancher Hinsicht interessant ist, insofern er über Lebensweise, Sitten, Art zu reisen, Kneipen und vieles Andere eine Menge Details enthält, die zum Theil höchst komisch sind. Kann man dem Verf.

immer glauben, so muß es mit der Moralität in Deutschland nicht eben brillant gestanden haben.

Ein paar Bruchstücke werden am besten die Art und Weise der Darstellung zeigen. Wir sind dem Reisenden durch Schwaben gefolgt, wo er in Füssen, Kaufbeuern, Mindelheim verweilte.

Der Kaiser hatte sich nach Memmingen begeben; wir zogen ihm nach und erreichten den Ort an demselben Tage mit ihm. Dort blieben wir beinahe einen Monat lang, und da ich wenig zu thun hatte, brachte ich meine Zeit mit Spazierengehen um die Mauer zu. Es war ein angenehmer Weg; denn das Städtchen liegt in der Ebene und hat zwei Linien von gutgefüllten Wassergräben, in denen es eine Menge Fische gibt, und zwischen beiden Gräben ist ein guter Fußpfad. Da ich nun mit Einem aus dem Orte bekannt geworden war, der sich Wilhelm nannte, so ging ich täglich einmal mit ihm um das Städtchen; er verstand zwar nicht Italienisch, aber ein bißchen Latein und so viel, daß er mir auf alle meine Fragen Auskunft geben konnte. Eines Tages nun fragte ich ihn, auf welche Art sie regiert würden, und er antwortete mir, die Stadt gebe dem Kaiser jährlich 300 rheinische Gulden, und wenn er komme, so bestellten sie ihm Quartier und gäben ihm Wein und Fische zum Betrag von etwa 25 Gulden; übrigens bekümmere er sich nicht um ihre Angelegenheiten. Sie wählten sich einen Bürgermeister für ein Jahr und zwölf Räte, denen die Civil- und Criminaljustiz zustehet, und von deren Urtheilsspruch nicht weiter appellirt werden könne. Vor ihrem Ausgehen aus ihrem Amte wählten diese nun selbst einen neuen Bürgermeister und zwölf andere Räte, und so gehe es fort, ohne daß eine Volkversammlung stattfindet. Ihre Einkünfte seien Zölle und Salzsteuer, wovon sie dem Kaiser eine Abgabe zahlten; übriges haben sie Wachen, damit man sicher durch den Ort gehen könne. Ihre Ausgaben sind für Wiederherstellung der Straßen und Brücken und für Anschaffung von Kriegsbedarf; den Überschuß legen sie zurück zum Besten der Stadt, und um in Zeit der Noth den Fürsten des schwäbischen Bundes unter die Arme zu greifen. Er sagte mir auch, man lebe in dem Orte in Eintracht und Frieden, und Jeder geniesse das Seinige in Ruhe. Dieser Wilhelm hatte eine solche Zuneigung zu mir gefaßt, daß er wollte, ich solle eines Tages mit ihm zu Nacht speisen gehen, nicht zu einem großen Mahle, sondern wie er's gewöhnlich zu haben pflegte. Um von den deutschen Sitten einen bessern Begriff zu geben, will ich dies Abendessen beschreiben. Es war im December und große Kälte, deshalb war gut geheizt, und um die erste Stunde der Nacht setzten wir uns zu Tische, er, die Hausfrau, ein Portugiese in Diensten des Legaten (Cardinal von Sta. Croce, von Papst Julius II. des venezianischen Krieges halber zum Kaiser gesandt) und ich. Der Tisch war vieredig und an jeder Seite ein Platz, wovon der nach der Wand hin gekehrte für den Ehrenplatz gilt. Ehe wir uns zu Tische setzten, wuschen wir uns die Hände an einem Krähnchen, das an einem an der Ofenbank befestigten zinnernen Gefäße war; unten war eine große Schüssel von Messing, in die das Wasser floß. Zuerst ward in die Mitte der Tafel ein messingener Kreis gestellt, die Schüsseln darauf zu setzen, damit sie das Tischtuch nicht verbarben. Zuerst wurde darauf gestellt eine Schüssel mit Lattich, auf deren Rand vier hartgekochene, halbdurchgeschnittene Eier lagen. Dann kam eine große Schüssel mit einem schönen Kapaun und Stücken Kalbfleisch mit Brähe. Jeder hatte vor sich einen breiten Schnitt Brot, fester und brauner als das, wovon er aß, und auf diesem schnitt er das Fleisch, welches er aus der Schüssel nahm, und bei jedem Gericht wechselten die Diener das Brot. Dann kam eine Schüssel mit Fisch, hierauf gebratenes Kalbfleisch und wiederum ein fester gebratener Kapaun; endlich eine Schüssel Gerste mit Hühnerbrähe. Zuletzt wurden mittelmäßige Birnen und schlechter Käse herumgegeben. Weißer und rother Wein verschiedener Gattungen wurden in silbernen Bechern gereicht, Wasser nur, wenn

man darnach fragte, und ungeru. Die Frau war nicht zuthulich wie in Frankreich, noch scheu wie in Italien. Wir speiseten sehr gut zu Nacht, unterhielten uns von vielen Dingen, und dann ging ein Jeder nach Hause. Ich wohnte in dem Wirthshause zur Sonne auf dem Marktplatz; der Wirth war wohlhabend und ein lustiger Kumpen und hatte eine schöne junge Frau. In dem nämlichen Hause war auch ein Spanier, Namens Castro, eingemietet, der ein Commando bei dem kaiserlichen Fußvolf hatte. Er war ein kleiner, unscheinbarer Mann, aber höflich und eitel und glaubte, jede Frau müsse sich in ihn verlieben. Da ihm nun die Wirthin gefiel, welche heller war und, wie ihr Stand es mit sich brachte, bisweilen mit ihm sprach und scherzte, so bekam er den Muth, sich eines Abends, als er wußte, daß ihr Mann aus sei, in ihre Kammer zu schleichen. Kaum war er drinnen, so schlang er die Arme um ihren Nacken, sie aber fing laut zu schreien an. Das Wirthshaus war mit Menschen gefüllt. Mehrere Knechte liefen herbei und auch der Bruder des Wirths. Als dieser den Zusammenhang vernommen, schlug er den Spanier mit einem Degen auf den Kopf und verwundete ihn zu Tode. Ein solches Ende nahm Castro's unverständiges Beginnen.

Obgeben wir uns nun nach der Hauptstadt Tirols, nach des Verf. Beschreibung ein kleines Castell, aber durch Vorstädte vergrößert, weil des Kaisers Dhm, Herzog Sigismund, dort viel zu wohnen pflegte und Silber- und Goldschmelzhäuser in der Nähe sind; mit einem schönen Schloß, wo der Kaiser sich gern im Sommer aufhielt der kühlen Bergluft wegen, und einem vorbeiströmenden großen Fluß, über den eine hölzerne Brücke führt, von welcher der Ort seinen Namen hat.

Wie ich schon gesagt, waren in Innsbruck eine Menge Italiener anwesend, welche das Gerücht von des Kaisers bevorstehendem Zuge nach Italien dahin gelockt hatte. Für Johann Paul Baglioni besorgte ein Peruginer, Namens Ser Ciabattella, die Geschäfte, ein lebenslustiger Mann und Spasvogel. Da dieser nun nicht viel zu thun hatte, besuchte er häufig ein Franziskanerkloster in der Nähe des Ortes, und wie's geschieht, ward er mit einem der Mönche, Pater Ulrich, sehr vertraut. Obgleich Ser Ciabattella kein Deutsch verstand und der Mönch nicht ein Wort Italienisch, unterhielten sie sich doch miteinander nach einer gewissen unklarer Grammatik. Der Mönch trug an seiner Seite ein Paar hübscher kleiner Messer, mit Silber ausgelegt, und einen silbernen Löffel, die dem Ser Ciabattella besonders gefielen und die er sich gern angeeignet hätte, wäre er nur über das Wie mit sich einig gewesen. Der Mönch hatte dieselben mittels einer seidenen Schnur an dem Stricke befestigt, womit er umgürtet war. Der Peruginer fing nun an den Frommen zu spielen, und da er eines Morgens früh wieder ins Kloster gegangen war, suchte er den Mönch auf und erzählte ihm, er wolle zum Kaiser gehen und sich verabschieden und das Land verlassen; vor seiner Abreise aber wolle er beichten, denn die Stunde des Todes sei ungewiß, und er wolle für seinen Herrn wol Habe und Leben, nicht aber die Seele aufs Spiel setzen. Deshalb bat er den Mönch, aus Warmherzigkeit seine Beichte anzuhören. Dieser traute seinen frommen Worten und setzte sich zu ihm hin, und da die Beichte begann, fragte er ihn zuerst über die zehn Gebote, und jener gab Antwort wie der gottesfürchtigste Mann auf der Welt. Und als er nun zu dem „Du sollst nicht stehlen“ kam, fragte er, ob er je etwas gestohlen. Ser Ciabattella stieß bei dieser Frage einen schweren Seufzer aus und sagte in weinerlichem Ton: „Ich habe gestohlen und stehle noch“, und indem er diese Worte sagte, schnitt er leise mit einer Schere die seidene Schnur durch und steckte Messer und Löffel in die Tasche, ohne daß der Klosterbruder etwas merkte. Hierauf suchte er die Beichte so rasch als möglich zu beendigen, empfing die Absolution und verließ

mit schnellen Schritten das Zimmer. Jetzt erst merkte der Mönch, was ihm fehlte und lief hinter Ser Ciabattella her, ihn mit lauter Stimme zurückrufend. Der Peruginer blieb stehen und sagte: „Mönchlein, mache keinen Lärm und hüte dich die Beichte zu verrathen, denn du weißt, welche Strafe darauf steht. Ich habe bei dir gebeichtet und gesagt: Ich habe gestohlen und stehle noch, und das kannst du nun auf keine Weise veröffentlichen.“ Der arme Klosterbruder verkrümmte und hat weder den Peruginer noch seine Messerchen wiedergesehen.

Mit ähnlichen und viel ärgeren Geschichten ist die ganze Relation von Anfang bis zu Ende gefüllt; ob sie alle wahr sind, muß dahingestellt bleiben.

Eine Lebensbeschreibung des Francesco Vettori und seines Bruders Paolo, um die Mitte des 16. Jahrhunderts geschrieben, wird nach einer dem Marquis Gino Capponi in Florenz gehörenden Handschrift in dem Buche mitgetheilt.

Alfred Neumont.

## Bibliographie.

Schweizerische Annalen oder die Geschichte unserer Lage seit dem Julius 1830. Mit Rückblicken auf frühere Perioden. 6ter Band. Politische Annalen der eigenthümlichen Vororte Zürich und Bern während der Jahre 1834, 1835 und 1836. Aus authentischen Quellen gezogen von G. Escher. 1fter Band. Gr. 8. Zürich, Drell, Hüpli u. Comp. 1 Thlr. 20 Gr. Arnim, C. D. E. von, Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig: Reisenden. Vermehrte Ausgabe. 8. Berlin, Nicolai. 2 Thlr.

Beranger's Lieder. Auswahl in freier Bearbeitung von Adelbert von Chamisso und Franz Freiherrn Gaudy. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 18 Gr. de Chateaubriand, Der Congress zu Verona u. s. w., übersetzt u. von G. W. 2ter Band. 8. Hamburg, Verdensohn. 2 Thlr.

Gajlowski, Nationalfagen der Kosaken. Nach dem Polnischen des Michael Gajlowski von F. Minsberg. 8. Glogau, Prausnitz. 1 Thlr.

Der Freihafen. Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft. 3tes Heft. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Germanus, H., Handbuch für Reisende durch das lombardisch-venetianische Königreich. Gr. 12. Bremen, Henze. 1 Thlr. Hoffmeister, K., Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang. Supplement zu Schiller's Werken. 2ter Theil. Gr. 8. Stuttgart, Balz. 20 Gr.

Hollandt, F., Jesus und Maria. Lyrisches Gedicht in drei Gesängen. 8. Braunschweig, Horneyer 1837. 16 Gr.

Der Hut, und warum bei der Begrüßung das Haupt entblößen. Ein skizzirter Versuch. 8. Berlin, Curtzs. 6 Gr.

Englis, H. D., Wanderungen in den Fustapfen des Don Quixote. Nach dem Englischen. 8. Leipzig, G. Wigand. 1 Thlr. 12 Gr.

Maltitz, A. von, Gedichte. 2 Bände. Gr. 8. München. 2 Thlr. 16 Gr.

Mühlbach, L., Die Pilger der Albe. Mit 4 Stahlstichen. Gr. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr.

Reander, K., Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel, als selbstständiger Nachtrag zu der allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 2te, verbesserte Auflage. 1ster Band. Mit 1 Karte des Schauplatzes dieser Geschichte. 2ter Band. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 3 Thlr. 12 Gr.

Wachsmann, G. von, Erzählungen und Novellen. 9ter Band. I. Die Verwandlungen. II. Die Perenprobe. III. Der Besessene. 8. Leipzig, Focke. 2 Thlr.

- Nr. 233. Über die neuere französische Philosophie. Von K. W. R. Mager. — Vom Kiger. Ein Schlüssel für Jedermann. Wie einer Vorrede von S. G. A. Deinetz. — Literarische Anzeige.
234. Über die neuere französische Philosophie. Von K. W. R. Mager. (Fortsetzung.) — Aus dem Leben zweier Schauspieler: August Wilhelm Franke's und Ludwig Herrick's. Von J. Kunst. — Verichtigung.
235. Über die neuere französische Philosophie. Von K. W. R. Mager. (Fortsetzung.) — Streifereien in Dithobien, nebst einer Wanderung über die Himalayagebirge, zu den Quellen des Ganges und der Yamana. Von Kaiser Thomas Sinner. Aus dem Englischen von F. Steyer. Zwei Theile. — Anstalt.
236. Über die neuere französische Philosophie. Von K. W. R. Mager. (Schluß.) — Das Unterrichtswesen in Russland. — Ansichten eines Briten über englischen Materialismus und deutschen Spiritismus. — Correspondenznachrichten aus Paris. — Bibliographie.
237. Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit. Von Johann Heinrich Deinetz. — Röchle. Sprenger'sche Erbe von Karl Wid. — Literarische Anzeige.
238. Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit. Von Johann Heinrich Deinetz. (Fortsetzung.) — Röchle. Sprenger'sche Erbe von Karl Wid. (Schluß.) — Nachdruck.

- Nr. 239. Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit. Von Johann Heinrich Deinetz. (Fortsetzung.) — Neugriechische Literatur. — Notiz.
240. Der Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen der jetzigen Zeit. Von Johann Heinrich Deinetz. (Schluß.) — Mittheilungen aus Moskau. — Literarische Notiz.
241. Paley's natürliche Theologie mit Bemerkungen und Zusätzen von Lord Brougham und Sir Charles Bell. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von F. Hauff. — Correspondenznachrichten aus Stuttgart. — Ausbreitung des nordamerikanischen Handels im indischen Ocean. — Literarische Anzeige.
242. Paley's natürliche Theologie mit Bemerkungen und Zusätzen von Lord Brougham und Sir Charles Bell. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von F. Hauff. (Schluß.) — Correspondenznachrichten aus Paris. — Hof und Bühne. Nouvelle aus dem modernen Leben von F. G. H. Belfant. Drei Theile. — Notiz.
243. I. *Memoire storiche dei principali avvenimenti politici d'Italia seguiti durante il pontificato di Clemente VII. Opera di Patrizio de' Rossi fiorentino, pubblicata per cura di G. T. Bir Gante. 2. Viaggio in Almania di Francesco Vettori, ambasciatore dalla repubblica fiorentina a Massimiliano I. aggiuntavi la vita di Fr. e Pagolo Vettori, il Seno di Roma del 1527, dello stesso Fr. Vettori.* — Von Kirsten Neumann. — Bibliographie.

## W. Heinsius' Bücher-Lexikon. Achter Band.

Selben ist in meinem Verlage vollständig erschienen:

# Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon,

oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind. Mit ausführlichen Angaben der Verleger, Druckorte, Preise, Auflagen, Jahrezahlen, Formate, Bogenzahlen, artistischen Beilagen und vielen buchhändlerischen und literarischen Nachweisungen, Angaben der anonymen und pseudonymen Schriftsteller etc.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Otto August Schulz.

Erster Band,

die von 1838 bis Ende 1834 erschienenen Schriften enthaltend. Zwei Abtheilungen.

Gr. 4. (125 Bogen.) 10 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. beynahete sich nicht allein, vom Jahre 1828 ausgehend, die Erzeugnisse der Literatur mit größter Genauigkeit nachzutragen und sich den früheren Bänden von Heinsius' Bücher-Lexikon genau anzuschließen, sondern er machte durch stete Nachweisungen über die früheren Theile hand- oder lieferungswisig erschienener Schriften, durch literarische Notizen und Verichtigungen den Anfang zu einem neuen Werk. An Sorgfalt und Genauigkeit übertrifft dieser Band gewiß seine Vorgänger und wird nicht allein dem praktischen Gebrauche des Buchhändlers vollkommenes Genüge leisten, sondern auch Bibliothekaren, Bibliographen, Literaten und Bücherfreunden ein bequemes und sicheres Hülfsmittel sein.

Die früheren Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikons“ von Heinsius, 1812—29, habe ich zu Preise von 37 Thlr. auf Zwanzig Thaler ermäßigt; auch einzelne Bände sind zu billigen Preisen zu erhalten.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

Neue schönwissenschaftliche Werke  
im Verlage von  
**F. A. Brockhaus in Leipzig.**

- Adalpine, Ideal und Wirklichkeit.** 8. 1 Thlr. 6 Gr.  
**Duller (Eduard), Kaiser und Papst.** Roman. Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.  
**Herringen (Gustav von), Meine Reise nach Portugal im Frühjahr 1836.**  
Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.  
**Sternberg (A. von), Fortunat.** Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.  
**Vietz (F.), Bunte Skizzen aus Ost- und Süd.** Entworfen und gesammelt in Preußen,  
Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien. Zwei Theile.  
Mit einer Musikbeilage. 8. Geh. 3 Thlr.  
**Der Cavalier auf Reisen im Jahr 1837.** Vom Verfasser der „**Aufsichten aus  
der Cavalierperspective im Jahr 1835.**“ Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.  
Das frühere Werk des Verf. erschien 1836 bei Grubner in Leipzig und kostet 2 Thlr.  
**Skizzen aus dem Alltagsleben.** Erstes Bändchen: **Die Töchter des Präsidenten,**  
Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

- Eckermann (Johann Peter), Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.  
**Schulz (Hermann), Wanderbuch.** Ein Gedicht in Szenen und Liedern. 8. Geh. 18 Gr.  
**Stieglitz (Heinrich), Gruß an Berlin.** Ein Zukunftsraum. Gr. 8. Geh. 20 Gr.  
**Wetzels (F. G.) gesammelte Gedichte und Nachlaß.** Herausgegeben von J.  
Funch. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

- Funch (S.), Erinnerungen aus meinem Leben.** Zweiter Band: Aus dem Leben zweier  
Schauspieler: **August Wilhelm Iffland's und Ludwig Devrient's.** 8. Geh.  
1 Thlr. 12 Gr.  
Der 1ste Band: G. E. M. Hoffmann und J. W. Wegel (1836), 1 Thlr. 16 Gr.

- Literarische Zustände und Zeitgenossen.** In Schilderungen aus Karl Aug. Bötti-  
ger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von A. W. Böttiger. Erstes und  
zweites Bändchen. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.  
Böttiger's Leben, von demselben Verf., kostet 16 Gr.

---

Bei dem Unterzeichneten ist in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:  
**Fingerzeige Gottes in göttlichen Offenbarungen für einer Som-  
nambule himmlisches und irdisches Heil.** Von L. v. S.  
Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Die fromme Verf. bietet einen gewiß sehr merkwürdigen Beitrag zur Geschichte des Somnam-  
bulismus, indem sie sich gedrungen fühlte, die Offenbarungen ihres magnetischen Schlafes selbst  
schriftlich aufzuzeichnen. Der Vortrag ist zu einem wohlthätigen Zwecke be-  
stimmt.

Leipzig, im August 1838.

**F. A. Brockhaus.**

Blätter  
für  
literarische Unterhaltung.

---

1838.

Monat September;

enthaltend:

30 Blätter: Nr. 244—273, 1 Beilage, Nr. 5, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXIX—XXXIII.

---

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

---

Die Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso als Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuss. Grenzpostamt in Halle wenden.

---

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freieremplar an die Redaction derselben einzusenden.

---

Eigen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

---

---

Leipzig  
H. A. Brockhaus.

1838.



# I n h a l t.

- Nr. 244. Das Nachrichten. — Geschichte von Ferdinand Freiligrath. — Ein geschichtliches Avenant auf dem Sentis. — Rom. — Literarische Anzeige.
245. Geschichte von Ferdinand Freiligrath. (Fortsetzung.) — Mémoires de M. le vicomte de Larochefoucauld, aide-de-camp du feu roi Charles X. Fünf Bände.
246. Geschichte von Ferdinand Freiligrath. (Fortsetzung.) — Mémoires de M. le vicomte de Larochefoucauld. Fünf Bände. (Schluß.) — Aus Italien. — Literarische Notiz.
247. Geschichte von Ferdinand Freiligrath. (Schluß.) — Notiz. — Bibliographie.
248. Histoire de l'économie politique en Europe depuis les Anciens jusqu'à nos jours par Adolphe Blanqui. Zwei Bände. — Correspondenznachrichten aus Brüssel. — Literarische Notizen.
249. Histoire de l'économie politique en Europe depuis les Anciens jusqu'à nos jours par Adolphe Blanqui. Zwei Bände. (Schluß.) — Nur ein Fehler! Originalroman von G. G. Koberger. Nach einer Lebensgröße des Dichters. Aus dem Deutschen übersetzt von J. G. von Zentgraf. Drei Theile. — Literarische Notizen.
250. Denkmäler und vermischte Schriften von K. A. Bornhagen von Anst. Dritter und vierter Band. — Literarische Notizen aus Dänemark. — Zur Geschichte der Pflanze. — Literarische Anzeige.
251. Denkmäler und vermischte Schriften von K. A. Bornhagen von Anst. Dritter und vierter Band. (Schluß.) — Notizen. — Notizen.
252. Dickens, der Verfasser der „Pickwick“. (1. Die Pickwickler, oder: Peren Pickwick's und die correspondirenden Mitglieder des Pickwick-Clubs Kreuz- und Querzüge, Abenteuer und Thaten. Nach den Uebersetzungen des Pickwick-Clubs herausgegeben von Hög. Aus dem Englischen von H. Roberts. Mit Federzeichnungen nach R. Seymour und Phiz. Fünf Bände. 2. Humoristische Erzählungen und Skizzen von dem Verfassern der „Pickwick“, der „Bottle-Shop-Erzählungen“, des „David Copperfield“, „Ralph Nettle“ und Andern. Aus dem Englischen von H. Roberts. Erster Theil. Mit Federzeichnungen nach G. Cruikshank. 3. Londoner Skizzen von Hög. Aus dem Englischen von H. Roberts. Mit Federzeichnungen von G. Cruikshank. 4. Humoristische Gemälde aus dem Londoner Altogether von Hög. Nach dem Englischen von A. Dirmann. Erster Theil. Mit einer Federzeichnung nach G. Cruikshank. 5. Leben und Abenteuer des Richard Riddle. Daraus gegeben von Hög. Aus dem Englischen von H. G. Peters. Mit Federzeichnungen nach Phiz. Erster Theil.) — Derris und Sophocles. Von H. G. — Literarische Anzeige.
253. Dickens, der Verfasser der „Pickwick“. (Schluß.) — Die französischen Kolonien. — Literarische Notizen.
254. Apokryphen Bemerkungen, gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland von Leo v. Klenze. — Romanliteratur. (1. Historia. Roman von Amalie Scheyer. Drei Theile. 2. Nizza- und Rosenburg. Ein Roman aus dem 14. Jahrhundert von Wilhelm von Klenze. Zwei Bände. 3. Der Rosenthal. Erzählungen, Märchen, Sagen und Phantasiebilder, nebst Balladen von Johann R. Bögl. Herausgegeben von August Schmidt. Zwei Bände. 4. Die Brüder Lorenzblath. Novelle von Penelope. Drei Bände. 5. Israel und Blüthen. Von Adolph.) — Notizen.
255. Apokryphen Bemerkungen, gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland von Leo v. Klenze. (Schluß.) — Schulerbe gehalten am Selbstmordabend 1837 von Johann Hebel. Mit illustrierten und unrichtlichen Anmerkungen des Herausgebers Max Müller. — Bibliographie.
256. Die hessische Mollersche. (1. Die hessische Mollersche in den Jahren 1834, 1835 und 1836, von K. Raben. 2. Die hessische Mollersche, oder auch Kunstakademie, in den Jahren 1834, 1835, 1836 und auch vorher und nachher, von J. J. Seufft. 3. Meine Schrift „Die hessische Mollersche“ und ihre Gegner, von K. Raben.) — Die weltliche Literatur im 19. Jahrhundert. Erster Artikel. — Notizen. — Literarische Anzeige.
- Nr. 257. Die hessische Mollersche. (Schluß.) — Voyage en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne, par M. Valéry. Erster Band.
258. Ausichten. — Voyage en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne, par M. Valéry. Erster Band. (Schluß.) — Literarische Notizen.
259. Ausichten. (Schluß.) — Der Staatsdienst in Preußen, ein Beitrag zum deutschen Staatsrecht von Christian Theodor Preuss. — Literarische Notizen.
260. Ludwig Hebert. (Ludwig Hebert's Gedichte. Zwei Theile.) — Germany; the spirit of her history, literature, social condition and national economy, by Isaac Hawkins. — Literarische Anzeige.
261. Ludwig Hebert. (Schluß.) — Das entschleierte Bild zu Seis. Drei Bände in Die Erde, von Friedr. Glimm. — Literarische Notizen auf Schweden.
262. Solen deutscher Seligensamen. Politische, literarische und gesellschaftliche Charaktere aus der Gegenwart von Gustav Bachner. Erster Theil. — Khudozhnitsy Galya, na 1837. Luchanymya Nestorom Kakulokom. — Literarische Notizen.
263. Solen deutscher Seligensamen. Politische, literarische und gesellschaftliche Charaktere aus der Gegenwart von Gustav Bachner. Erster Theil. (Schluß.) — Erste und letzte viele. Roman von E. Mühlbach. — Miscellen. — Bibliographie.
264. Die Verantwortlichkeit der Minister in Ministerialen mit Vertretung, rechtlich, geschichtlich und politisch entwickelt von Robert Mohl. — Karl Schmid's „Mollersagen“ und der „Koblenz review“. — Wanderer. — Literarische Anzeige.
265. Die Verantwortlichkeit der Minister in Ministerialen mit Vertretung, rechtlich, geschichtlich und politisch entwickelt von Robert Mohl. (Fortsetzung.) — Theologie. (1. Christliches Leben und die Elemente in Handbuch mit Reichthum im Erzählung von Herrn abgeordneten Pastor Köhlich. 2. Kleine Winterstücke von J. R. G. Köhlich.)
266. Die Verantwortlichkeit der Minister in Ministerialen mit Vertretung, rechtlich, geschichtlich und politisch entwickelt von Robert Mohl. (Schluß.) — F. E. Müller, von der französische Welt. — Bibliographie.
- Zeitsung Nr. 5. Notices historiques sur les tableaux de la galerie de S. A. R. M. le Duc d'Orléans, par J. Valon. Vier Bände. Catalogue général des portraits formant la collection de S. A. R. M. le Duc d'Orléans au 1er Mai 1829. Vier Bände. Von H. G. Deypping. — Theoretisch-praktische Anweisung zum Tischspiel. Mit einer Sammlung von Spielanfragen, durchgeführten Partien und Spieldarstellungen. Von A. G. G. G. — Miscellen.
267. Ansicht der Welt. Ein Versuch, die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Von Michael Fiedler. — Die Literatur in Griechenland, ihre Erhaltung, Wiederherstellung und Verbesserung. — Literarische Anzeige.
268. Ansicht der Welt. Ein Versuch, die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Von Michael Fiedler. (Schluß.) — The paradise within the reach of all men, without labor, by powers of nature and machinery. An address to all intelligent men. By J. A. Estlin. Zwei Theile. — Romanliteratur. (1. Familienüber von Eugen Kowars. Zwei Theile. 2. Der Reinecke Tochter und andere No-

1831, etc. 6.  
Lil  
Charles E. ...  
...

# Blätter

für

# Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 244.

1. September 1838.

## Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das Königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Gedichte von Ferdinand Freiligrath. Stuttgart, Cotta. 1838. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Man findet hin und wieder, daß ein zu beurtheilendes Buch auf den Kritiker selbst einen solchen Einfluß ausübt, daß er unwillkürlich mit dem Tone, dem Geiste, dem Schwunge desselben in seiner Beurtheilung zu weiteifern strebt. Dem Ref. ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß manche Beurtheiler dieser Gedichtsammlung auf solche Art afficirt werden und in ihrem eignen Tone die Farben von Freiligrath's Poesie zu spiegeln suchen. Eine solche Beurtheilung könnte etwa die Muse Freiligrath's schildern als eine orientalische, arabische oder circassische Schönheit, bekleidet mit den kostbarsten Purpurgewändern, mit einem Hauptschmucke von Perlen, Korallen, Edelsteinen aller Art, mit herunterwallenden Pfauen- und Flamingogefedern, sitzend auf einem feurigen, bäumenden arabischen Kofse mit goldenen Bügeln und prachtvoller Tigerdecke, umgeben von einem bunten, glänzenden Gefolge verschiedenartiger Nationen, hauptsächlich Orientalen, aber auch Amerikaner, Neger, Chinesen u. s. w., in phantastisch schimmernder Tracht, und in der Ferne ein dämmernder Zug von Gekirnern und gespenstischen Gebilden. In ihrem festlichen Aufzuge dürften nicht fehlen Muscheln und Meerwunder aller Art, die Symbole und Embleme, welche sie als eine Beherrscherin und Göttin der grenzenlosen See ebenso wie der unermeßlichen Sandwüste verkündigten. Eine kriegerische Musik von Trompeten, Becken u. s. w. müßte ihr angenehm sein, und das Wiehern, Schnauben, Brüllen, Kreischen, Girren und Schnalzen aller Arten von Thieren, des Leviathans, des Leuen, der Hengste, des Panthers „mit dem Rosenfelle“, der Giraffen, Antilopen, Hirsche, Adler, Falken u. s. w. die Lust erfüllen. So ungefähr könnte man Freiligrath's Muse schildern.

Ref. läßt diese Art von Kritik, welche den ihr von einem Buche gemachten Eindruck selbst wieder gewissermaßen als ein Ganzes zu reproduciren sucht, gern in

ihrem Rechte gelten, beabsichtigt aber hier nicht, in ihre Spuren zu treten. Je wahrscheinlicher ihm ist, daß diese, gewiß ein günstiges Zeugniß für den Dichter enthaltende Art der Anerkennung von Andern wird vertreten werden, um so mehr hält er es angemessen, einen eigentlich kritischen Maßstab an diese Gedichtsammlung zu legen, statt nur aus Fragmenten der vorliegenden Poesien und den eignen Zuthaten lobpreisender Ausrufungen ein werthloses Mosaikstück zusammenzusetzen.

Nicht leicht ist in unserer Zeit, die so reich ist an neuen Gedichtsammlungen, eine unter günstigeren Vorbedingungen erschienen als die vorliegende. Während manche Poeten durch ein Bändchen Gedichte sich dem Publicum bekannt zu machen, sich Bahn zu brechen hoffen, ward die Sammlung Freiligrath's von vielen Seiten mit Verlangen und Ungeduld erwartet, und zwar in einem größern Kreise als nur etwa in einer einzelnen Stadt oder Provinz. Und doch ist es noch nicht lange her, daß seine Muse angefangen sich Freunde in größern Kreisen zu erwerben, und der „Musenalmanach“ für 1835 (dessen Herausgebern, v. Chamisso und Schwab, diese Sammlung gewidmet ist) enthielt wol von den frühesten, einem größern Publicum bekannt gewordenen Productionen Freiligrath's, welche auch sofort mit Aufmerksamkeit und Beifall aufgenommen wurden; es war darunter das Gedicht: „Edwennritt“, ein für seine ganze Art zu dichten charakteristisches. Seitdem brachten von Zeit zu Zeit Almanache und Tagesblätter willkommene Zeichen frischer und rüstiger Thätigkeit; die Gunst, womit sie aufgenommen wurden, stieg, und neben sehr vielen anerkennenden, lobenden, selbst verherrlichenden Stimmen erinnert sich Ref. kaum ein paar Mal einen bescheidenen, leichten Tadel in kritischen und schöngeistigen Blättern gefunden zu haben. Einzelne Gedichte wurden in Anthologien aufgenommen, ehe noch der Dichter selbst sie gesammelt, und es war ein ganz natürlicher Wunsch, daß die disjecta membra

poetae zu einer Einheit, zu Einem Körper möchten verbunden werden. Diesem Wunsche ist in vorliegender, schön ausgestatteter Ausgabe Genüge geschehen.

Nur die größere Hälfte dieses Bandes enthält Originalgedichte; die zweite, kleinere, füllen Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen, meist sehr interessante Stücke, in welchen sich wie in den eignen Schöpfungen die Sprachgewandtheit und Verkunst Freiligrath's glänzend offenbart, auf welche jedoch hier nicht weiter eingegangen werden soll.

Das Urtheil über Freiligrath's Originalgedichte ist in gewissem Sinne nicht mehr, wie bei andern neuen Gedichtsammlungen der Fall zu sein pflegt, eine res integra. Der wenigstens theilweise von den Zeitschriften vertretene Geschmack des Publicums hat sich schon in vielen Stimmen günstig dafür ausgesprochen und dem Dichter eine hohe Stelle in der poetischen Hierarchie angewiesen. Ref. glaubt deshalb neben den Gedichten selbst auch das über dieselben bereits gebildete Urtheil berücksichtigen zu müssen. Die Thatfache der ziemlich allgemeinen Aufmerksamkeit, womit Freiligrath empfangen wurde, scheint vorerst unwidersprechlich anzudeuten, daß er etwas Neues, etwas Ueberraschendes bot, sowie der Umstand, daß von keiner Seite her tabelnde oder feindselige Stimmen ertönten, zu beweisen schien, daß er keine der vorhandenen poetischen oder literarischen Schulen oder Parteien sich in der Art angeschlossen, daß andere dadurch zur Polemik gereizt worden wären. Dieser zweite Punkt fällt gewissermaßen mit dem ersten zusammen, obwohl nicht ganz und nicht nothwendig; die Neuheit könnte auch nur in einer Potenzirung von schon Dagewesenem bestehen, oder die Neutralität seiner Poesie in einer gleichmäßigen Theilnahme an den vorhandenen poetischen Richtungen, in einer versöhnenden Mischung der verschiedenen poetischen Elemente.

Freiligrath's Gedichte tragen den Charakter der Neuheit an sich, dies ist unbestreitbar; es fragt sich nur, welcher Art ist diese Neuheit? ist es mehr die Neuheit des Stoffes, oder der Form, oder beider, und, wenn Letzteres, in gleichem oder ungleichem Maße?

Stoff und Form sind in der Poesie so innig und unauflöslich verbunden, daß man von der Neuheit in dieser oder in jenem, ausschließlich des andern Elements, nicht sprechen kann. Der neue Stoff, sei es nun ein mehr reeller, historischer, oder ein ideeller, phantastischer, modificirt immer auch die Form — er erzeugt sie sich selbst, wenn er den gehörigen Grad von Lebenswärme und Triebkraft in der schaffenden Seele des Dichters erreicht hat. Umgekehrt wirkt auch bei dem mehr von der Form ausgehenden (künstlichen) Dichter die Neuheit der Form auf die Wahl und Behandlung des Stoffes zurück und theilt ihm den Schein und das Gepräge der Neuheit mit. Within muß bei einem Dichter, welchem das Prädicat der Neuheit zukommt, dieses immer von Stoff und Form, obwohl möglicherweise in ungleichem Maße gelten. Freiligrath's Poesie ist neu in Stoff und Form; neu freilich nicht im absoluten, sondern in einem bedingten Verstande genommen, seine Gegenstände sind nicht von solcher

Art, daß nicht schon ähnliche in der deutschen Poesie behandelt worden wären, und er ist nicht der Schöpfer ganz neuer Metra, neuer Versbildungen, einer nie dagewesenen poetischen Sprache geworden; aber er hat Thematata behandelt, welche unter sich meist eine nachweisbare Verwandtschaft behaupten, und welche in ihrer Eigenthümlichkeit von keinem andern deutschen Dichter so aufgefaßt worden sind; ein einigermaßen mit seiner Poesie Vertrauter, ja, selbst Einer, der nur wenige Gedichte von ihm gelesen, würde ihn fast unfehlbar schon am Gegenstande eines ohne seinen Namen erscheinenden Gedichts erkennen, so lange nicht Nachahmer auf falsche Spuren leiten. Und noch sicherer fast würde er ihn erkennen an der Form, am Metrum, am Versbau, an der Eigenthümlichkeit der Sprache und am Reime. Welcher andere deutsche Dichter bedient sich sowie Freiligrath des früher so beliebten und herrschenden, jetzt aber fast gänzlich den Franzosen überlassenen Alexandriner's\*), welcher bei ihm einer besondern Abtheilung die Überschrift gibt, und den er in einem eignen Gedichte als sein „Wüstenroß aus Alexandria“ mit kühnen und schönen Metaphern feiert, von dem er sagt:

— dein Auge blitzt und deine Flanke schäumt:  
Das ist der Renner nicht, den Boileau\*\*) gezäumt,  
Und mit Franzosenwitz geschulet!

— — — — wühl auf den heißen Sand!  
Vorwärts! laß tummeln dich von meiner sichern Hand,  
Ich bringe wieder dich zu Ehren!  
Nicht achte du den Schweiß! — Sieh, wenn es dämmert, lenk!  
Ich langsam seitwärts dich, und streiche dich, und tränk!  
Dich lässig in den großen Weeren.

Der Alexandriner ist nun aber das eigenthümlich französische Versmaß, und dies erinnert an die Frage: hat der Dichter, der unter den Deutschen in seiner Gesamtart zu dichten keinen Vorgänger hat, sich nicht einigermaßen an ein französisches Vorbild angeschlossen — wir meinen Victor Hugo mit seinen „Orientales“? Es ist hier nicht Nachahmung im gewöhnlichen Sinne gemeint; um solche Gedichte zu schaffen, mußten im Geiste ihres Schöpfers ursprüngliche, positive Elemente vorhanden sein, um daraus seine Gestalten zu formen und ihnen das Leben einzuathmen; aber denkbar ist doch, daß Freiligrath von Victor Hugo's Poesie, von welcher er auch Einiges übertragen hat, einen Impuls erhalten, sich etwas von ihren Einflüssen angeeignet hätte. Bemerkenswerth jedoch ist, daß Victor Hugo grade in jenen Gedichten das Joch des Alexandriner's zerbrach und abschüttelte, während Freiligrath den französischen Alexandriner zu seinem „Wüstenroß“ erwählt. Es sei erlaubt, hier einige Bemerkungen eines französischen Kritikers über Victor Hugo's vielbe-

\*) Rückert in seinem Lehrgedichte: „Die Weisheit des Brahmanen“, giebt seine gnomische Weisheit in die dafür sehr angemessene Form des Alexandriner's; dies ist aber doch etwas ganz Anderes als die Benützung desselben für lyrisch-epische Gedichte.

\*\*) Diesen Namen spricht der Dichter, gegen die französische Sprache, dreisylbig aus, was wir nicht billigen können, und noch weniger, wenn er auf *litare* (S. 257) auch als dreisylbiges Wort reimt: *litre*.

wunderte „Orientales“ herzusetzen, die übrigens allzu streng scheinen:

Ganz in Anspruch genommen von den Evolutionen seiner Strophen, beschäftigt sie zu disciplinieren, sie zwei, drei Glieder hoch aufmarschieren zu lassen, die Glieder abzubrechen, sie in Colonnen zu theilen, hat er nicht Zeit gehabt; sich zu fragen, ob diese goldenen Scharen, die so in der Sonne schimmern, für den Krieg oder für die Parade gerüstet sind. Er singt, um zu singen, und verkennt das Wesen der Poesie selbst; er vergißt zu fühlen und zu denken. Er überredet sich selbst nach und nach, das poetische Talent bestehe darin, die Schmiegbarkeit des Wortes ins Unendliche zu steigern, und dieser seltsame Glaube ist ansteckend geworden. Die „Orientales“ sind lange den Schülern Victor Hugo's als der vollständigste Triumph erschienen, welchen die Poesie erringen konnte. Ohne den Reichthum und den Glanz dieser Sammlung zu verkennen, halten wir dafür, die eigentlich so genannte, die wahre Poesie spiele keine Rolle in den „Orientales“; denn die Poesie, die sich nicht an das Herz, an den Geist wendet, die keine Sympathie erregt, kein Nachdenken erweckt, verdient den Namen der Poesie nicht und ist nur ein Liebespiel. Nun ist aber in den „Orientales“ nicht ein Blatt, welches rührte oder belehrte, welches bewies, daß der Verfasser gefühlt oder gedacht, daß er am gewöhnlichen Leben Theil genommen habe, daß er Glied einer Familie, eines Staats, daß er der Freude oder der Trauer fähig wäre, daß er geweint hätte über Einsamkeit und Verlassenheit, oder daß er das Glück süßer Herzensergießungen kenne. Die Strophen glängen und entrollen sich mit bewundernswerther Gewandtheit; aber der Genuß dieser Lecture ist ein unfruchtbarer Genuß und läßt keine Spuren in der Erinnerung zurück. Indem man den Verskünstler bewundert, vermißt man den Dichter. — Offenbar ist in den „Orientales“ der Vers Alles und der Gedanke Nichts. — Victor Hugo legt für den Reim eine fast religiöse Verehrung an den Tag, und er mag Recht haben, — aber er läßt sich durch die Verehrung des Reims weit über die richtige Grenze hinaus fortreißen, denn er legt offenbar dem Reime die Macht bei, den Gedanken zu erzeugen. Die Analogie oder Gleichheit der Endsyllben bringt ihn auf die seltsamsten Sprünge und Launen; die Gedanken, die er dabei ausdrückt, haben nichts mit dem Geiste zu schaffen. Man möchte sagen, der Dichter habe keine andere Absicht, als Frauen zu machen, und er rufe zu diesem Behufe die entgegengesetzten Ideen zusammen. Der Reim, so genommen, unterwirft den Gedanken allen Zufällen der Lotterie, und doch hat der Reim allein die von Victor Hugo für die Strophen der „Orientales“ gebauten Formen erfüllt. Der Reim hat solche Ideen von den entlegensten Enden und Orten zusammengerufen und durch ein überraschendes Band vereinigt, die sonst wol noch nie zusammengelassen waren. Wir aber glauben, die Poesie, beschäftigt sie sich nun mit dem Oriente oder mit dem Westen der Decidens, hat den Beruf, auf das Herz und den Geist zu wirken; und die „Orientales“ sind uns ein roten ABC — nichts weiter. Was das Äußerliche der Poesie betrifft, verdient das Buch das höchste Lob, aber das Innerliche hat keinen Theil daran. — Statt im Wibe die Hülle und das Gewand des Gedankens zu sehn, hat er das Bild zu etwas Selbständigem, zu einem Eigenwesen gemacht; er hat es gemacht wie die Bildhauer, welche aufs strengste die Falten eines Gewandes angeben, ohne sich um das Nackte zu kümmern, das die Gewänder, indem sie es verhüllen, andeuten sollen. Wenn übrigens die von Victor Hugo in den „Orientales“ verschwundenen Bilder auch keiner Idee zur Hülle dienen, so sind sie doch von auffallender Pracht und Glanz, und der Dichter entläßt sie nicht, ehe er sie unter den verschiedensten Gesichtspunkten dem Auge darstellt hat. Meines Erachtens ist er völlig im Irrthum über den Werth und die Bedeutung des Bildes; aber er benutzt seinen Irrthum mit wunderbarem Geschick, und ich begreife wohl, daß sein Beispiel zahlreiche Nachahmer finden konnte. Aber der Erfolg rechtfertigt den Irrthum nicht.

Ref. unterschreibt aus vollem Herzen die in der mitgetheilten Stelle ausgesprochenen Grundsätze; er findet aber die Anwendung derselben auf Victor Hugo etwas zu scharf und übertrieben und glaubt noch weniger, man könne den „Orientales“ gradezu die Gedichte Freiligrath's substituiren, um auf sie jenen Strom von Tadel sich ergießen zu lassen. Gewiß aber sind Punkte berührt, welche bei Freiligrath besprochen zu werden gar wohl verdienen und auf welche die Beurtheilung zurückkommen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Ein gefährliches Abenteuer auf dem Sentis.

Von hohem Interesse ist eine Schilderung, welche Flandin in seinen „Études et souvenirs de voyages en Italie, en Suisse, Naples etc.“ von der durch den Ingenieurobersten Buchwalder unternommenen Besteigung des Sentis entworfen hat. Buchwalder wurde auf der Höhe von einem Gewitter erkrast, sein Führer, vom Bliz getroffen, sank todt neben ihm nieder; der Oberst selbst war am Schenkel fast gelähmt. Buchwalder befand sich in einer schrecklichen Lage; der Ort, wo ihn der Unfall betraf, war 2 1/2 französische Meile von den nächsten Hütten entfernt, und Schneelager und Abgründe dehnten sich dazwischen. In dieser Gegend war keine Hülfe zu erwarten; Buchwalder sah sich daher gezwungen, so gut er konnte, sich fortzuschleppen. „Mit meinem mit Eisen beschlagenen Stock“, erzählt Buchwalder, „machte ich mich daran, den jähen und nackten Berg hinaufzusteigen; Nebel umgab mich, nicht zwei Schritte vor mir konnte ich die Gegenstände unterscheiden. Der Regen dauerte noch fort, Wind und Donner heulten noch; aber nichts hielt mich auf, obgleich jede Bewegung Schmerz, jeder Schritt unsicher war; ich wußte nicht, nach welcher Seite hin ich mich halten sollte, und ob ich in der Richtung der Hütten von Gimplut sei.“

„Ich schritt auf gut Glück vorwärts, sah mich aber plötzlich, noch ehe ich hundert Schritte vorwärts gethan, von Felsen und Abstürzen umgeben. Wohin mich wenden? Überall sehe ich einen Abgrund vor mir. Ich schleppe mich, ich lasse mich von Fels auf Fels niedergleiten, ohne zu ahnen, daß ich mich immer mehr in ein Labyrinth verstricke, dessen Tiefe und Höhe ich nicht kenne. Der Regen hatte meine Kleider durchnäßt; schwach und leidend, wie ich war, vermochte ich kaum mich aufrecht zu halten. Da falle ich, da sehe ich mich zwischen zwei Felsen, der eine hängt drohend über meinem Haupte, zu meinen Füßen dehnt sich der andere, die Aussicht ist mir verschlossen; Frost ergreift mich, mein Blut gerinnt. Keine Möglichkeit, die Schluchten, in denen ich herabglitt, wieder hinaufzuklimmen! Keine Möglichkeit, die Felsen vor mir zu übersteigen! Was soll geschehen? Ich spähe die Dittlichkeit aus, ehe ich meiner Verzweiflung erliege; ich schiebe mich vorwärts, indem ich die Hand in die Felsenspalten einklammere, und so, über einem Abgrunde schwebend, bemähe ich mich, irgend einen Ausgang zu entdecken. In einiger Entfernung ist eine verticale Öffnung von ungefähr drei Fuß Breite; aber sie befindet sich 25 oder 30 Fuß unter mir. Wie dahin gelangen? Von da aus, wo ich mich befinde, wäre jeder Versuch fruchtlos. Ich muß wieder die Felsen hinter mir zurücksteigen. Keine Hoffnung! Ich rufe all meinen Muth auf; keuchend, ermüdet, in Schweiß, gelange ich an den ersten Ris, meine einzige Rettung, ich lasse mich von hier aus einen Absturz entlang nieder wie einer von unsern savoyischen Schornsteinfegeren. Wo bin ich? In einer tiefen Schlucht, die von zwei sich nähernden Felswänden gebildet und mit Wasser gefüllt ist. Unter mir unterscheide ich nichts, ich vernehme in dieser Höhle nichts als das Geheul der Winde, das Brüllen des Donners im Widerhalle der Felsen und das Rauschen eines Wasserfalles, welcher von Fels zu Fels rieselt, ohne daß ich seine

Höhe noch den Ort seines Falles entdecken könnte. Man versetze sich in diese haarsträubende Lage! Nur Eine Hoffnung, die lehte, bleibt mir übrig: wenn ich dem Laufe des Wildbachs folgen könnte! Aber ist dieser Weg einem menschlichen Fußtritt gangbar? Der Himmel weiß es! Eine solche Ungewissheit wird fast Tod für mich. Aber ich habe keine Wahl. Auf den Händen, den Knien, sitzend, kriechend, mich an das Gestein hängend, auf dem Boden, auf feuchtem Moose zerre ich mich ungefähr 100 Meters fort; aber so furchtbar ist die Anstrengung und so wenig sehe ich ein Ende der Mühsal, daß mich die Hoffnung verläßt; ich halte inne, ruhe mich aus und suche so die Stärke und den Muth, die ich verloren habe, wieder zu gewinnen.“

„In diesem verhängnißvollen Augenblicke vertreibt ein heftiger Windstoß den Nebel, der mich umgibt; 30 Meters unter mir erblicke ich das Ende des Felsens und jenseit eine Schneeschlucht; ich rufe wie der Matrose: Land! — Schnee! — und meine stumpfen Glieder empfangen wieder ihre Wärme, und Blut und Leben fangen an, ihre Circulation in meinen Aedern zu erneuern. Ich schreite vorwärts, ich komme an den Rand des Felsens. Wer sollte nicht schauern! Das Gestein fällt senkrecht herab, 12 Fuß hoch das Schneefeld überragend. Was thut's! Meine Glieder sind schwach, sind zerschlagen; aber dieser Schnee ist ein Lager der Erquickung, wohlan! vorwärts! — Es war eine Eingebung der Verzweiflung; da bemerkte ich in einiger Entfernung eine minder senkrechte Stelle; ich steige herab und klammere mich fest an den Faden, den Felspalten; endlich berühre ich den Schnee, dieses Ziel meiner Wünsche, für mich das feste Land. Meine Empfindungen vermag das Wort nicht wiederzugeben! Ich konnte mir nicht vorstellen, daß unter meinen Füßen keine neuen Gefahren lauerten. Ich gönnte mir einige Augenblicke Ruhe, dann setzte ich mich auf einen viereckigen Stein und glitt auf diesem Schleppfahrzeug die Schneefläche abwärts — eine Art sich fortzubewegen, die in unsern Bergen gebräuchlich ist und mir nicht neu war. Ich wanderte noch quer durch Hohlwege, von dicken Steinblöcken gebildet, durch gekrümmte, trockene oder mit Rasen bedeckte Schluchten; endlich entdeckte ich einen gebahnten Fußpfad. Ich verfolge ihn, ich erkenne die Orte wieder, die ich durchgegangen war, und gegen zwei Uhr Nachmittags komme ich in den Hütten von Gemplut an!“

103.

### Notiz.

Die Scholaren von sonst und jetzt.

In dem neuesten Roman von R. Alexis: „Wölfs Nächte“, heißt es: „Die alte Waschfrau sprach: „Wenn ich mit so die jungen Leute von sonst denke, Herr Werner, und die von jetzt dagegen, wo soll das hinaus für Die, die noch geboren werden. Damals dachte so Einer nichts, als wie er ein Stipendium kriegte, und holte sich sein D! selbst, damit die Lampe ein bisschen länger brannte. Jungen thaten sie, um sich lateinische Bücher zu schaffen. Der Ofen ward ihre Speisekammer, und mit einem Brote und einer Wurst studirten sie eine Woche. Und wie studirten sie! Sie aßen ja, mit Respect zu sagen, die Buchstaben auf. Und was machte ihnen alles Freude! Ein Landbrot, das vom Hause kam, und ein Paar Stunden, wenn Einer sie kriegte. Und ward doch ein armer Schlufter mal eingeladen zu einem großen Professor oder vornehmen Herrn, da schmiereten sie die Böcher im Rock mit Tinte zu und nähten sich die Strümpfe selbst. Der Himmel hing ihnen immer voll Geigen. Das war aber, weil zu Haus die Zuchtruthe am Balken hing und Schmalhans Küchenmeister war. Unsere jetzt, ach du lieber Gott! Es ist wahr, sie tragen sich reputirlich; aber wie unter den weißen Watermördern das Hemde auszieht, wir wollen's unbedenken lassen! Aus alten Büchern machen sie nicht viel, und die neuen möchten sie alle selbst machen, und Lust haben sie an nichts, lernen wollen sie nicht, und lehren auch nicht, nämlich die Jungen, und für Alles sind sie zu gut,

weil sie Alles besser wissen. Nun frage ich, wo hat solch ein armes Mutterseelenkind Freude! Und wer nicht Freude hat, der ist nicht froh, und wer nicht froh ist, ist nicht gesund, und wer nicht froh und gesund ist, wo soll's mit dem hinaus!“ sprach die alte Waschfrau.“

20.

### Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit \* bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 241.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

\*79. *Leben und Briefwechsel George Washington's*. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Erster Band und folgender. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Nachdem das Original jetzt vollendet ist, kann ich das Erscheinen des ersten Bandes dieser in Uebereinstimmung des Verfassers von Herrn von Raumer besorgten Bearbeitung als bald erfolgend versprechen.

80. *Poebell (Johann Wilhelm)*, Gregor von Tours und seine Zeit in seinem Gesichtswert. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

81. *Martens (Charles de)*, *Nouvelles causes célèbres du droit des gens*. Deux volumes. Gr. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh.

Eine Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „*Causas celebres du droit des gens*“ (2 Bände, 4 Thlr. 12 Gr.), welche sich aber allein auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränken wird.

\*82. *Most (Georg Friedrich)*, Ausführliche Encyclopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst, praktischen Aerzten, Physikern und Chemikern bearbeitet und herausgegeben. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Polizeibeamte, gerichtliche Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Ersten Bandes erstes Heft und folgender. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Die günstige Aufnahme, welche der „*Encyclopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis*“ — wozu eine zweite, verbesserte und namentlich durch die Operativchirurgie stark vermehrte Auflage (2 Bände, 1837, 10 Thlr.) und ein Supplement zur ersten Auflage (2 Thlr. 16 Gr.) erschien — zu Theil ward, veranlaßte den Herausgeber derselben in Verbindung mit dem geachteten Rannern ein gleich praktisches Handbuch der Staatsarzneikunde zu bearbeiten. Das Werk erscheint ebenfalls in zwei Bänden, welche in Heften von 12 Bogen ausgegeben werden. Der Subscriptionpreis ist für jedes Heft 20 Gr.

\*83. *Passavant (J. D.)*, Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände. Mit einem Atlas. Gr. 8. Auf seinem Druckpapier. Cart.

Der erste Band dieses für die Kunstgeschichte gewiß höchst bedeutenden Werkes ist unter der Presse und wird das Leben der beiden Künstler enthalten, während der zweite Band, der gleichzeitig erscheint, ein Verzeichniß der Werke des großen Meisters nebst Beschreibungen und historischen Nachweisungen über dieselben geben wird. Der Atlas enthält mehre Portraits Rafael's aus verschiedenen Zeiten seines Lebens, Rafael's Haus, Rafael's Geliebte und verschiedene seiner Meisterwerke in schönen Kupferstichen. Auf die Ausstattung des Ganzen in typographischer und artistischer Hinsicht wird die größte Sorgfalt verwendet.

\*84. *Petőcz (Michael)*, *Ansiht der Welt*. Versuch die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Gr. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

85. *Posgaru, Vater und Sohn*. Eine Novelle. Zwei Theile. 8. Auf seinem Velinpapier. Geh.

\*86. *Die römisch-hierarchische Propaganda, ihre Partei, Umtriebe und Fortschritte in Deutschland*. Mit Rückblicken auf die Opposition des Erzbischofs von Köln nach unumstößlichen Thatsachen geschildert von dem Verfasser der Schrift: „*Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition*.“ 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

Die übrigen Schriften des Verfassers über diese Angelegenheit sind unter Nr. 52 und 61 angeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 245.

2. September 1838.

### Gedichte von Ferdinand Freiligrath.

(Fortsetzung aus Nr. 244.)

Mit der Neuheit steht in einem gewissen Zusammenhange die Neutralität unsers Dichters gegenüber den bestehenden poetischen Schulen und Richtungen, deren keine sich gegen ihn erklärt hat, worin angedeutet scheint, daß sich alle mit ihm, als einem friedlichen Grenznachbar, vertragen zu können glauben. Vielleicht jedoch sollten wir uns hier etwas anders ausdrücken; denn die Poesie selbst ist duldsam und durchaus nicht feindselig gegen andere Arten und Töne als die ihrigen; erst die kritischen Nachzügler der Poeten oder poetischen Schulen suchen etwas in einer ausschließlichen Intoleranz und glauben, der Lorber des einen, abgöttisch verehrten Dichters, an dessen Schleppe sich keine kritischen, aber unfruchtbaren Söhne hängen, könne nicht grünen und glänzen, wenn nicht der des Andern mit Roth beworfen sei. Wir suchen vergebens nach einem deutschen Dichter, mit welchem wir Freiligrath in ein Abstammungsverhältniß setzen könnten. Wenn wir die den Ton angehenden Dichter Deutschlands der Narze wegen psychologisch charakterisiren und in Goethe die Klarheit und Tiefe der Anschauung, in Schiller den Schwung und die Energie der speculativen Vernunft, in Novalis die Innigkeit der Phantasie, in Uhland die Kraft und das Leben des Gemüths, in Heine den Glanz der Leidenschaft, in Rückert den Reichthum einer dialektischen Phantasie repräsentirt finden, so wüßten wir in Wahrheit nicht, welchem von den genannten Dichtern wir Freiligrath zuzugesellen am meisten Grund hätten? \*) Er ist selbst der Repräsentant einer bisher noch nicht genannten geistigen Qualität, der Einbildungskraft, und zwar in so ausgezeichnete und eigenthümliche Art, daß sich seine Poesie von der der aufgeführten Dichter specifisch unterscheidet. Zugleich aber ist die Einbildungskraft so sehr ein Element jeder Poesie, daß mit derjenigen Art, von welcher sie das Hauptelement ausmacht, alle übrigen sich gar wohl vertragen zu können scheinen.

Wir unterscheiden, wie man sieht, zwischen Einbildungskraft und Phantasie und fürchten hierbei nicht auf Widerspruch zu stoßen. Beide sind entgegengesetzt den kri-

tischen, ordnenden, aufnehmenden und sonderbarer Thätigkeiten des Geistes, sofern sie, auf Production gerichtet, Thätigkeiten der geistigen Spontaneität sind; beide sind verbunden mit und abhängig von den receptiven und reflexiven Thätigkeiten, sofern sie mittels derselben ihre Nahrung erhalten, durch sie befruchtet und in ihrer Wirkungsweise modificirt werden; beide hängen auch zusammen mit Willens-thätigkeiten, indem sie sowohl durch Begierden, Leidenschaften und durch den Willen im höhern Sinne geweckt, angeregt und bestimmt werden, als umgekehrt auf die Leidenschaften und auf den Willen zurückzuwirken vermögen; zwischen ihnen selbst aber findet der Unterschied einer höhern und niedrigeren Potenz oder Dignität statt, der gewöhnlich so bezeichnet zu werden pflegt, daß die Einbildungskraft es mit dem Sinnlichen, die Phantasie mit dem Über sinnlichen, dem Idealen zu thun habe. Diese Bezeichnungsart ist sehr unbefriedigend und schwankend. Die Poesie, in Beziehung auf welche hier das Verhältniß von Phantasie und Einbildungskraft untersucht wird, hat es wol sehr selten nur mit rein über sinnlichen und ideellen Gegenständen zu thun, während man doch mit Recht alle poetischen Meisterwerke für Producte der Phantasie gelten läßt; die „Ilias“ z. B. handelt nicht von Über sinnlichem und Idealem; selbst die Götter werden vielmehr in die Sinnenwelt herabgezogen, und doch wird man sie für ein Product der Phantasie erklären; wir würden lieber sagen: die Phantasie ist die Lebendiges schaffende, die Einbildungskraft die Unbelebtes schaffende geistige Thätigkeit. Hierbei kommt es dann nur darauf an, daß man sich über den Begriff der Lebens oder der Lebendigkeit verständigt; wir nehmen hier das Leben nicht im empirischen, sondern im idealen Sinne, in welchem es nicht getrennt sein kann von der Idee, von etwas Geistigem, und nach welchem das bloße physische Leben, ohne Bezug auf etwas Höheres, dem Todten gleich gilt. Mag Einer mit den glänzendsten Farben die Reize eines tadellos schönen Mädchens schildern und sie mit einem Kranze von Tugenden, in den gewähltesten Worten aneinandergereiht, schmücken, sodas der Maler und Bildhauer beinahe ihr Bild nach seiner Schilderung entwerfen könnten, ahmt Freiligrath offenbar Chamisso nach, aber nach des Ref. Dafürhalten nicht glücklich.

\*) In dem Gedichte in Terzinen: „Die trische Witwe“, ahmt Freiligrath offenbar Chamisso nach, aber nach des Ref. Dafürhalten nicht glücklich.

Kraft, so lange der Dichter nicht versteht, uns für sein Gebilde geistig oder gemüthlich, in Liebe oder auch in Haß zu interessiren, so lange nicht wir selbst, vom Dichter dazu gezwungen, ihm eine Seele, eine Idee leihen; während andererseits die Phantasie nicht nur lebendige Menschen erschafft, sondern selbst die vernunftlosen Geschöpfe, die Thiere und Bäume, ja, selbst die Luft, das Meer belebt und beseelt, nicht eben durch ausdrückliche Behauptung, daß sie leben oder durch Personificationen, sondern durch ein in sie gelegtes geistiges Interesse, wodurch sie unsere Sympathie, unsern Geist, unser Gemüth ansprechen: die Schilderung eines Engels, oder des Paradieses, des Himmels kann bei allem Aufwande von Bildern und von Beredsamkeit ein todttes, uns laßendes Product der Einbildungskraft sein; die Schilderung einer Wolke, einer Quelle, eines Baumes kann, als das Product echter Phantasie, uns ergreifen und entzücken. Die Einbildungskraft vergegenwärtigt, versammelt und versinnlicht, die Phantasie vergeistigt daneben noch und symbolisirt. Lassen sich nun aber auch diese beiden Thätigkeiten im Begriffe ziemlich scharf auseinanderhalten, so begreift sich doch leicht, daß in der Wirklichkeit oft nicht so genau unterschieden und getrennt werden kann, wenn man nur bedenkt, daß bei einem Dichter, welchem man ebensowohl Phantasie als Einbildungskraft zuerkennt (und Phantasie ohne Einbildungskraft gibt es wol nicht!), ein und derselbe Geist es ist, der als Phantasie und als Einbildungskraft sich thätig erweist, ohne gleichsam das Costum zu wechseln, und daß es auf eine atomistische und unsinnige Ansicht von der Seelenthätigkeit überhaupt und namentlich der poetischen führen würde, wenn man die einzelnen Elemente eines Gedichts an die Phantasie und die Einbildungskraft austheilen wollte. Im Allgemeinen kann man wol sagen: die Seele eines Gedichts, wenn es eine hat, gehört der Phantasie; bei den einzelnen Zügen und Theilen tritt mehr die Einbildungskraft hervor; bei einem wahrhaft trefflichen Gedichte aber erscheint die Einbildungskraft durchaus zur Phantasie potenziert und jeder einzelne Zug geistig lebendig und beseelt, während bei mißlungenen Gedichten oft eine Idee, die an sich wol die Tochter der Phantasie sein könnte, in einer des höhern Lebens ermangelnden Behandlung nur noch als Product der irdischen Einbildungskraft erscheint. Die Einbildungskraft, ob sie sich auch mit der Kühnheit und Energie des Falken oder des Adlers emporschwingt, muß doch immer wieder ihren Flug zur Erde rastend herabsenken; die Phantasie ist der Paradiesvogel, der keine Füße, nur Flügel hat und ewig am Himmel schwebt.

Ein gewisses Maß von Phantasie und von Einbildungskraft eignet nun natürlich jedem Dichter, denn ohne diese Begabung wäre ja der Begriff des Dichters selbst aufgehoben; auch bei den oben angeführten Dichtern, bei welchen diese Factoren nicht besonders als charakteristisch hervorgehoben wurden, versteht sich von selbst, daß sie nicht ohne diese Grundbedingungen des Dichters sein können; und wenn wir Freiligrath als den Repräsentanten der Einbildungskraft bezeichnen, so sprechen wir ihm hier-

mit keineswegs die Phantasie ab, sondern behaupten nur, daß jene sowol diese als auch andere Geistesthätigkeiten überwiege. Wir treten jetzt den Gedichten selbst näher und suchen sie nach Form und Inhalt sowie nach dem Gesamtcharakter, der sich als das allen Gemeinsame, sie unter sich Verbindende herausstellt, zu würdigen.

Wie erscheint in diesen Gedichten die geistige Persönlichkeit des Dichters, des Schöpfers dieser einzelnen Productionen? Sammlungen von Gedichten, namentlich von eigentlich lyrischen, stellen häufig das geistige und gemüthliche Wesen ihres Schöpfers in ein sehr helles Licht, und sie sollen das auch, je mehr sie auf Wahrheit und Innigkeit Anspruch machen, je mehr es natürliche Blumen dieses Bodens sind; und wie klar spiegelt sich auch z. B. in den Gedichten Schiller's der aufs Ideale gerichtete, titanisch ringende Charakter, oder in denen Uhland's das harmonische, reife und milde Gemüth! Auch die Lebensstrebungen und Schicksale des Dichters offenbaren sich nicht selten in solchen, mehr der subjectiven Seite angehörnden Poesien. Freiligrath's Gedichte aber sind nun grade keine lyrischen Gedichte im eigentlichen Sinne, keine Lieder, sondern es sind zum größten Theile Bilder, Gemälde von historischen oder Naturgegenständen, und nur in verhältnißmäßig wenigen kommt die Subjectivität des Dichters zum Wort. Aus den „Tagebuchblättern“ entnehmen wir (s. „Noosthee“), daß der Dichter 1826 als sechzehnjähriger Jüngling sein erstes in die Sammlung aufgenommenes Gedicht gemacht hat und damals in dem besungenen Noosthee in einer Krankheit Heilung suchte. Innerlich Erlebtes enthalten sonst wenige Gedichte; es findet sich kein einziges der Liebe gewidmetes darunter. Zu jenen gehören indessen „Die Silberbibel“, worin er „den Freund aus Kindertagen“ feiert, „dessen Bilder den spielvergessenen Knaben schon nach Morgenland versetzten“, „durch den sein Auge eine fremde Welt begrüßte, Palme, Kameel, Wüste, Hirten und Hirtenzelt und der Patriarchen Leben sah“, bei dessen Anblick ihm ist, als kehreten die schönen Jugendjahre wieder, als „träte er wie vor Zeiten zur Mutter bittend hin“, und welches schließt:

O Zeit du bist vergangen!  
Ein Märchen scheintst du mir!  
Der Silberbibel Prangen,  
Das gläub'ge Aug' dafür,  
Die theuern Äthern bethe,  
Der stillzufriedne Sinn,  
Der Kindheit Lust und Freude —  
Alles dahin, dahin!

ferner, wie es scheint, die jedoch nicht ganz klaren Gedichte: „Ein Flücheling“ und „Vorgefühl“. In jenem wird ein brennendes Verlangen nach Kampf ausgesprochen und Haß gegen die quälende Ruhe:

O Lieb, o Grimm! o Schmerz, o Lust!  
Laßt brausen eure Wogen!

im lehtern ahnt der Dichter, daß er nie das Glück erjagen werde:

Mich selber oft im Geist hab' ich gesehn  
Enträumtem Glücke rastlos jagend nach;  
Unfät und düster schweifte ich auf den Seen —  
Ich weiß es nicht, was mir begegnet mag!

und schließt mit einer Anspielung auf ein Chamisso'sches Gedicht, welche dem Ref. nicht gefällt.

Hierher können wir auch ziehen das Gedicht auf Grabe's Tod, den der Dichter ganz unerwartet im preussischen Lustlager erfuhr. Mit der vorangehenden Schilderung des kriegerischen Spiels contrastirt seine Klage um den Todten. Er ruft dem mit großen Gaben Ausgestatteten schöne Worte nach; aber überraschend waren dem Ref. folgende:

Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!  
Wer, als ein Leuchter, durch die Welt sie trug,  
Wol läßt sie hehr den durch die Zeiten brennen;

Doch sie verzehret; — ich sprech' es aus mit Graun!  
Und Male brennt sie; — durch die Mitwelt geht  
Einsam mit flammender Stiene der Poet;  
Das Mal der Dichtung ist ein Rainsstempel!  
Es schießt und richtet nächstern ihn die Welt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Mémoires de M. le vicomte de *Larochefoucauld*, aide-camp du feu roi Charles X. Fünf Bände. Paris 1837.

Die französische Literatur hatte bereits vor Erscheinen dieses Werks Mémoires von Larochefoucauld aufzuweisen. Es sind dies die des Herzogs von Larochefoucauld, der zur Zeit der Fronde eine bedeutende Rolle spielte. Derselbe war Ahnherr unseres Memoirenschreibers, dem vielleicht eben dieser Vorgang, vielleicht auch einige Ähnlichkeit in ihren beiderseitigen Lebensphasen die Feder in die Hand gab. Sie Beide nämlich wurden sehr jung in die große Welt geworfen und nahmen mit dem ganzen Ungeßüm der Jugend an jenen großen Bewegungen Theil, welche die Throne erschüttern oder besetzen. Der ältere Larochefoucauld bekämpfte den Einfluß Mazarin's, gegen den er wegen angeblicher Zurücksetzung persönlichen Haß hegte; der jüngere bekämpfte den Minister Decazes, Günstling Ludwig XVIII., vielleicht nicht aus reinern Motiven. Man kann, um die Ähnlichkeit noch treffender zu schildern, hinzufügen, daß zwei durch ihren Charakter und Geist ausgezeichnete Frauen der respectiven Epochen als Freundinnen ihnen zur Seite standen und auf ihre Handlungen einwirkten: dem ältern Larochefoucauld die ihrer Zeit berühmte Frau von Longueville; dem jüngern die Gräfin du Cayla, obwol das Wechselverhältniß verschieden war, indem uns letzterer versichert, daß zwischen ihm und der Vertrauten Ludwig XVIII. eine bloß geschwisterliche Freundschaft bestanden, keineswegs aber jene strafbare Leidenschaft, die seinen Ahn an den Ehrgeiz der Frau von Longueville fesselte. Die Parallele ließe sich wol noch weiter durchführen; allein es mag bei diesen flüchtigen Andeutungen sein Bewenden haben, zumal da die vor uns liegenden fünf Bände des jüngern Larochefoucauld so reich an interessanten Beiträgen für die Zeitgeschichte sind, daß wir, ohne den uns in d. Bl. gestatteten Raum zu überschreiten, in Verlegenheit sind, deshalb eine passende Auswahl zu treffen. Um davon vorläufig einen Begriff zu geben, zugleich aber auch den in den Memoiren waltenden Geist kennen zu lehren, wollen wir sogleich der Einleitung einige Stellen entlehnen, die, wäre auch sonst unsern Lesern die Rolle unbekannt, die Larochefoucauld während der Restauration und vornehmlich bei der Person Karl X. spielte, seine politischen Tendenzen sehr treffend bezeichnen.

„Ich weiß“, heißt es hier, „daß es nicht gebräuchlich ist, schon bei Lebzeiten seine Memoiren herauszugeben; und dennoch ist es vielleicht loyaler, seine Gedanken, seine Meinungen und seine Handlungen nicht unter den Schutz des Grabes zu stellen.

Ich habe mich dazu entschlossen. Indem man sich auf diese Weise selbst dem Urtheile Derjenigen, die man beurtheilt hat, preisgibt, kann man sich einige Ansprüche auf ihre Rücksicht erwerben. Frankreich ist eine Achtung gebietende Jury; allein dieses edle Land begreift zu viel großmüthige Charaktere in sich, als daß man befürchten dürfte, es werde Dem, der mit Vertrauen vor ihm auftritt, solches nicht mit Billigkeit vergelten.“ Der Verf. verwahrt sich hiernächst gegen jedweden Verdacht, er habe mit dieser Veröffentlichung noch irgend etwas Anderes, als bloß Geschichtserzählungen zu liefern, beabsichtigt; denn sonst hätte er dieselben sehr leicht pikanter machen können, indem er eine Menge Anekdoten, die ihm bekannt, darin verwebte. Allein stets habe er sich von Voltaire's Axiom, den Lebenden sei man Rücksichten und nur den Todten die Wahrheit schuldig, leiten lassen. Habe er aber gleichwol (im zweiten Bande) die Correspondenz der Frau Gräfin du C. . . . abdrucken lassen, so sei er dazu durch den Rath seiner Freunde bestimmt worden; das vernünftige, zartfühlende, geistreiche und gebildete Publicum werde es ihm hoffentlich Dank wissen, das „Gemälde des großen, unabhängigen, aristokratischen Privatlebens der neuern Zeit, dessen Gefühle, Ton, Gebräuche“ mittels der zahlreichen Fragmente eines Briefwechsels vor ihm aufgerollt zu haben, der, wie er glaube, die beliebtesten Briefsammlungen nicht entstellte haben würde. Was nun endlich noch die von ihm bei Auswahl der vornehmsten Materialien befolgte Methode und das Resultat des Ganzen unter dem politischen Gesichtspunkte anbetrifft, so ertheilt er darüber nachstehende Auskunft. Von der Epoche der ersten Restauration ausgehend, theilt der Verf., um zur gegenwärtigen Epoche zu gelangen, den dazwischen liegenden Zeitabschnitt in vier Perioden ein, deren Schilderung wir mit seinen eignen Worten, weil solche die Einheit des ihn leitenden Gedankens bezeichnen, wiedergeben wollen. „1814 — 19: Mit der konstituierenden Charte, verfälscht und verborgen durch die beiden Principien der monarchischen Souverainetät und der Volkssouverainetät, aufgebürdet und in Thätigkeit gesetzt durch die Doctrinaires, schreiten das Königthum und Frankreich in Mitte aller Wirren und Gefahren bis zu den blutigsten Katastrophen vor. 1820 — 26: Mit den Royalisten, die im Geiste der Monarchie die von ihnen aufrechtig angenommene Charte vollziehen, schreiten das Königthum und Frankreich, indem sie es versuchen, sich von dem revolutionnären Element loszumachen, zu einem hohen Grade von Wohlthat mit Kraft und Ruhm vor. 1827 — 30: Das Königthum wird von Concessionen zu Concessionen, die es den Ideen und Forderungen einer falschen, durch den Factiongeist erweckten und entflammten Freiheit macht, in die Nothwendigkeit versetzt, das monarchische Princip der Charte von 1814 gegen die Annahmen des in der nämlichen Charte enthaltenen populären Principes zu verteidigen und zu einem Waffenkampfe hingerissen, wobei es unterliegt. 1831 — 36: Entwicklungen und Wirkungen der Revolution der neuen constituirenden, doctrinären, populären und monarchischen Charte.“

Unter Festhaltung des hier vorgezeichneten Planes nun und stets von demselben Gedanken, dem hochroyalistischen nämlich, belebt, schildert der Verf. die Wandlungen jedes Zustandes, jedes Ereignisses von Jahr zu Jahr, zwar nicht in einem homogenen und didaktischen Vortrage, der alle Thatfachen umfaßt, darlegt und hinsichtlich ihrer Wirkungen und Ursachen untereinander in Verbindung setzt, doch aber mittels solcher öffentlichen oder Privathandlungen, woran er selber Theil nahm, und welche an die Vorgänge erinnern, sie charakterisiren und Aufklärung darüber ertheilen; sodann mittels Anführung von Privatcorrespondenzen, amtlichen Berichten und vertraulichen Notizen, die er den Königen Ludwig XVIII. und Karl X. oder fremden Souverainen und hochstehenden Personen zustellte, und endlich auch indem er einzelne Begebenheiten besonders heraushebt und mit allen ihren Nebenumständen erzählt. Unserm Darsürhalten nach dürften indessen bei der entschiedenen Parteiliebe des Memoirenschreibers grade diese Erzählungen wol nur wenig histori-



ihren Werth namentlich für die Zukunft haben, da sie das Gepräge eines hohen Grades von Befangenheit schon an der Stirne tragen. Der Zeitgenosse aber, läßt er auch den loyalen Gesinnungen des Erzählers alle nur mögliche Gerechtigkeit widerfahren, wird zu dem Argwohn hingetrieben, es suche derselbe sogar auf Kosten der Wahrheit einer Sache zu dienen, für die er begeistert ist. Von ungleich größerem Werthe sind dagegen die erwähnten Actenstücke für die Nachwelt, sowie von höherm Interesse auch für die Gegenwart. So beispielsweise ein handschriftlicher Aufsatz Napoleon's, den derselbe, wie Larochefoucauld berichtet, in seinem Schreibstische auf der Insel Elba zurückließ, und der zuerst in die Hände des Captain Campbell fiel, dessen Authentizität aber, würde uns solches auch nicht vom Memoirenschreiber verbürgt, wir um so weniger bezweifeln, da er uns ganz als der lebendigste Abdruck der Gesinnungen und Gefühle des Kaisers erscheint, wie er solche in jenen düstern Stunden seines Lebens dem Papiere mag anvertraut haben. Daß derselbe jedoch in diesen Memoiren eine Stelle fand, erklärt sich bei dessen Lecture von selbst, weshalb wir auch einige Stellen daraus hier anführen wollen.

„Die Grundlage unserer politischen Sicherheit ist so mangelhaft, schwankend, daß sie einzufürzen droht. Der Sturz wird furchtbar sein, und alle Nationen des Festlandes werden davon mit fortgerissen werden. Keine menschliche Kraft ist im Stande, den Lauf der Dinge aufzuhalten; sowie die Birne abfällt, wenn sie reif ist, so lösen sich am Ende ihres Herbstes die Staaten in Häufnis auf. Das ganze civilisirte Europa befindet sich in der nämlichen Lage, worin sich vormalig ein Theil Italiens unter den Cäsaren befand; das Ungewitter der Revolution, wovon sich einige Theile über die ganze Oberfläche von Frankreich verbreiteten, bedeckte bald den ganzen Theil des Erdballs, den wir bewohnen, mit einer schrecklichen Nacht, und nicht eher wird der Donner aufhören zu rollen und ein heiterer Tag erscheinen, als bis sich die Natur aller brennbaren Stoffe entledigt hat. Die Welt kann nur durch Vergießung von Strömen Blutes gerettet werden. Nur ein gewaltiger und furchtbarer Orkan vermag die verpestete Luft zu reinigen, die Europa umhüllt.“ Hierauf von seinen eignen Plänen und Absichten redend, sagt der kaiserliche Verfasser: „Ich würde die Rückkehr des Glücks auf die Erde beschleunigt haben, wenn Die, mit denen ich zu thun hatte, nicht Abficht gewesen wären. Sie beschuldigen mich, sie verachten und zu Sklaven gemacht zu haben. Ihr kriechender Geist, der Durst nach Gold und Auszeichnungen legte sie zu meinen Füßen. Konnte ich einen Schritt thun, ohne sie zu treten? Wahrlich, ich brauchte, um sie zu fangen, ihnen keine Schlingen zu legen; es reichte hin, ihnen den Reich irdischer Auszeichnungen und Reichthümer darzubieten. Gleich hungerigen Fliegen kitzelten sie darüber her, um sich daran zu sättigen. Die Sklaven bedurften eines Gebleters, ich aber bedurfte keiner Sklaven! Was soll man von 40 Millionen Menschen denken, die sich bitter über den Druck eines einzigen Individuums beklagen! Wie vermag ein einziges Individuum sie zu bedrücken!“ Folgt nun ein wahrhaft schaudererregendes Charakterbild der Zeit, dem wir nur einige der grellsten Züge entlehnen wollen: „Habgucht, Neid, Eitelkeit, falscher Ruhm und eine unenbliche Menge von Bedürfnissen und unbezähmbaren Leidenschaften verfolgen sie (die Zeitgenossen) gleich Furien. In Mitte dieses stürmischen Lebens sprechen sie unaufhörlich von Tugenden, von Großmuth und Liebe, während, gleich einem unheilbaren Krebs, das Laster, der Gienne, die Ehrsucht die verborgensten Falten ihres Herzens zernagen. Unter der Larve der Heuchelei, die sie niemals ablegen, verbergen sie sorgfältig ihre Bosheit und ihre Verbrechen; sie erklärten äußerlich Tugenden, die sie niemals besitzen; sie öffen sich wechselseitig durch süße Schmeichelworte, und wenn schon Keiner an die Ehre des Andern glaubt, so spielen sie den-

noch aus Feigheit zusammen die Rolle, die sie erlernten, weil es ihnen an Muth gebricht, sich so zu zeigen, wie sie sind. Alle Bande der Freundschaft und der Wohlthätigkeit sind zerissen und bestehen bloß der Form nach. Das Gesetz ist nur ein leeres Wort, dem die Stärke Werth gibt; denn wer sich demselben nicht zu entziehen vermag, muß sich ihm natürlicherweise unterwerfen. List und Gewalt theilen sich in die Wunde der ganzen Welt. Öffneten sich die Gräber auf den Ruf des himmlischen Befehles, so würden sich die Menschen einander, von Schauder ergriffen, fliehen, weil die durch ihre zerstörende Unsittlichkeit verdorbene Luft sie mit ihrem Hauche verpestet würde. Das Leben der höhern Classe ist eine fortwährende Lüge; die untere Classe ist nicht viel besser; der Unterschied besteht darin, daß letztere minder bössartig zu Werke geht, und daß sie folglich nicht so lasterhaft wie die erste ist, weil der aufgeklärte und civilisirte Mensch von tausend Bedürfnissen gequält wird, die der arme und unwissende Mensch nicht kennt.“ Auf sich selbst zurückkommend, entwickelt Napoleon all das Gute, das ihm Frankreich zu verdanken habe, das aber von diesem keineswegs anerkannt und gewürdigt worden. „Ich habe“, sagt er, „den schrecklichen Geist der Neuerungen beschworen, der die Welt gleich einem verheerenden Ungeheuer durchzog; ich habe dem Glauben und dem Systeme unserer Väter den Einfluß zurückgegeben, den sie verloren hatten; mit einer Hand habe ich den äußern Feind zurückgewiesen und die innern Feinde gezügelt. Welcher Andere als ich hätte es zu thun vermocht? War Frankreich nicht im Kriege mit sich selbst und erwürgten sich nicht untereinander seine mit Blindheit geschlagenen Kinder? In seinem Schooße von ebenso exaltirten als gefährlichen Leidenschaften zerrissen, durch eine große Anzahl Völker gequält und ausgeplündert durch die Habgucht der Volksrepräsentanten, jener feigen und gewissenlosen Menschen, die das Ausland verachtete, dessen triumphirende Heere die Grenzen bedrohten, sah Frankreich zu mir als seinem Schutzherrn hinauf. . . Die Nachwelt wird mich richten, mich, der ich überzeugt bin, daß sie besser meine großen Thaten zu würdigen wissen wird. . . Man beschuldigt mich, viel Böses gethan oder zugelassen zu haben! . . Wann ein Gewitter über der Oberfläche der Erde schwebt, um die Luft zu reinigen und Berge, Thäler und Ebenen mit reichlichem Regen zu befruchten, darf man sich beklagen, wenn es auf seinem Zuge Dächer und lose Ziegel mit fortreißt, wenn es Früchte und Bäume zu Boden schlägt. Die Sonne selbst, wenn sie unter dem Nordpol ihr wohlthätiges Licht verbreitet, erdöbret oder verbrennt alle Pflanzen unter der Linie. . . Mein großes Herz versagte sich allen gemeinen Freuden sowie dem gewöhnlichen Schmerz; niemals theilte ich die Gefühle, die den Tränen und schwachen Döbel beleben. Sehen mir aber die Augen den einer schwachen Seele ab, so kenne ich auch ihre Laster nicht. Mit der liebenswürdigen Popularität eines Cäsar oder eines Heinrich IV. würde ich nicht einen Brutus, wol aber hundert Kavaillac gefunden haben.“ Der Aufsatz schließt mit den Ergießungen des Selbstbewußtseins einer starken Seele und endlich mit einem prophetischen Blick in die Zukunft, namentlich in Beziehung auf Deutschland. „Der Fürst war in mir“, heißt es daselbst, „in meinem schreckengebietenden Geiste, der durch seine Überlegenheit ganz Europa zu meinen Füßen legte! Die Laune des Schicksals freilich ließ mich einen Thron bestiegen! Allein wäre ich auch im Innern eines Klosters und von den übrigen Menschen getrennt gewesen, so wäre ich stets der nämliche gewesen, wie wol unter einer andern Form. Wenigstens habe ich mich um Europa und die Menschheit verdient gemacht, indem ich die Deutschen zur Selbsterkenntniß brachte. Was die Engländer anbetrifft, so berichtet uns die Geschichte keine einzige Thatfache, die bewiese, daß sich ein handeltreibendes Volk je um das Glück des Menschengeschlechts bemüht habe.“

(Der Beschluß folgt.)

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 246.

3. September 1838.

### Gedichte von Ferdinand Freiligrath.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Schon viele Dichter, besonders moderne, haben über ihre wahren oder eingebildeten Leiden und Schmerzen gemammert und den Dienst der Muse als einen schweren, mit Thränen gewürzten angeklagt, als einen Labandienst, durch welchen sie aber doch am Ende die schöne Kugel zu gewinnen hofften: aber nie erinnern wir uns, die edle Poesie so verunglimpft gesehen zu haben, wie in dem Worte:

Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!

und:

Das Mal der Dichtung ist ein Rainskempel!

Gerne würden wir glauben, der Dichter habe hier nur dem Unmuth einer schwarzen Stunde, der trübseligen Erinnerung an einen jämmerlich zu Grunde gegangenen Genius sich hingegeben und mache so aus dem Schicksale eines Poeten einen allgemeinen Fluch der Poesie; leider aber glauben wir eine ähnliche Stimmung oder Verstimmung zu erkennen in dem Gedichte: „Der Reiter“, welcher der Doppelgänger Freiligrath's selbst zu sein scheint. Der bleiche Reiter

seufzte bitter durch die Finsterniß  
Der Föhren: „Gott, warum gabst du mir Lieber!  
Sie schliefen Jahre lang in meiner Brust,  
Wie Erz im Schacht; ich habe nicht gewußt,  
Daß Lieber tief mir in der Seele ruhten.  
Weh mir, zu öffnen ihr verborgnen Thor!  
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor,  
Unhemmbar! Ach, und ich — ich muß verbluten!“

— — — — —  
Doch murr' ich nicht, ich sage: sehet da,  
Ich bin ergeben, ich bin Seneca,  
Als in die Banne raufchten seine Adern!  
Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: steh!  
Mein Nero, weh mir, ist die Poesie —  
Doch will ich nicht mit meinem Schicksal hadern.“

Auch Schiller klagte: „Die Musen saugen Einen aus!“ und wir haben nichts gegen die Fiction oder das wirkliche Gefühl, daß das potenzierte Leben des Dichters die Dauer des wirklichen Lebens verkürze, wiewol es nicht an Fällen, die dagegen zeugen, fehlt — Sophokles, Goethe —; aber die Poesie darum einen Tyrannen, einen Nero nennen, um das Bild des Verblutens noch weiter auszuspinnen,

erscheint kaum mehr als ganz wahr empfunden, sondern mehr als witzig und erklätet, darum ohne die Sympathie für den Dichter. Der Reiter fährt in seinem Selbstgespräche fort: Wenn man sich nur nicht so an ihn drängte, sein Blut auffassen wollte! Wenn man ihn nur in Ruhe sich zu Tode bluten ließe: Wenn man ihn nur nicht mit der Frage belästigte: „Sprich, was ist Poesie?“ Wenn sie nur nicht lächelten und lachten, wenn er ihnen antworte:

Wenn man im Forst auf einen Eichbaum steigt  
Und sich zum Siege wählt sein weit verzweigt  
Und rauschend Haupt mit herbe duftendem Laube,  
Und sinnend dann, die Arme stumm verschränkt,  
An die Geliebte, welche fern ist, denkt,  
Und in das Nest sieht einer Turkeltaube.

Das geben wir zu; hier ist Stoff zur Poesie, es ist eine poetische Situation, der ernste einsame Eichenhorst, der lustige Sitz in der Laubkrone, der Gedanke an die ferne Geliebte und der herrliche Anblick eines frommen Vogels in seinem Neste — das Alles ist prägnant und voll von einer schönen, leichten Symbolik; aber wenn er weiter angibt, was Poesie sei: wenn man sich am Meere einem Fischer auf die Schultern setze, sich in die Wellen hineintragen lasse, die Odyssee auf sein struppig Haar lege und singe und juble, so können wir hiermit schon nicht einstimmen, wenn wir auch gern zugeben, daß dies der Einfall und Genuß eines echt poetischen Kopfes sein mag. Und wenn er weiter fortfährt: Wenn man auf muth'gen Rossen zu Dritt oder Vieren einen wilden Ritt mache — die Renner schnauben, den spornend vorgebeugten Reitern ohne Unterlaß die Mähnen ins Antlitz wehen — „das ist Poesie, doch wollt ihr es nicht glauben!“ so gestehen wir, auch zu den Ungläubigen zu gehören. Ein solcher Ritt regt die physischen Lebensgeister auf, ja, und daraus mag sich dann leicht auch eine poetische Stimmung entwickeln, ein Gefühl der Freiheit, der Kühnheit, des Thatendrangs, was Poesie werden kann; aber die angegebenen, allerdings poetischmalerischen Bände sind noch keine Poesie. Noch weniger ist, unsers Erachtens, „wenn man beim Fahren Nachts von einer hölzernen Brücke wieder aufs Pflaster kommt, daß die Funken unter den Hufen fliegen, Poesie der erste Ton des Eisens auf den Steinen!“ Auch nicht, „wenn man einen Neger in Gummischuhen im Lauwerke

des Schiffes ruhen sieht, der sich lässig schaukelt und singt, und wenn man ihm ins Angesicht schaue, glühe das Weiße seiner Augen wie ein Stern.“ Der Schluß endlich: „Poesie wäre es, wenn jetzt das Roß, scheuend, den Reiter ab und an ein Felsenstück wärfe, daß Nacht seinen Blick umflorte und Blut der Stirne entquollte, und dann das treue Thier gesenkten Halses auf den Sterbenden niedersehe und ihm warm ins erkaltende Antlitz schnöbe.“ Wiefern sollte dies, das Abschleudern des Reiters zum Tode, Poesie sein? Wir haben bei diesem Gedichte länger verweilt, weil es die Theorie Freiligrath's von der Poesie zu enthalten scheint, der wir keineswegs beitreten. Nach dieser Theorie bestände das Poetische hauptsächlich im Phantastischen, im Wilden, im Frappanten, in Contrasten, im Erotischseltsamen, im Schauerlichen. Alles dies kann Stoff und willkommenes Stoff der Poesie werden, ist aber für sich noch nicht Poesie im höchsten Sinne, so lange es nicht eine ihm vom Dichter einzuhauchende Seele oder Idee in sich schließt; es sind Materialien der Einbildungskraft, welche auf die Baukünstlerin Phantasie warten.

Aus dem Herzen des Dichters, nicht vorzugsweise aus seiner Einbildungskraft, stammt das schöne und höchst beachtenswerthe Lied: „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren“. Wir legen ein besonderes Gewicht darauf, weil darin der Zug von Freiligrath's Poesie nach dem Oriente als etwas Gemüthliches, als eine wirkliche tiefempfundene Sehnsucht, nicht bloß als Gelüsten und Laune sich kundgibt. Es geht ein schmerzlich wehmüthiger Ton durch dasselbe, und es ist weit einfacher gehalten als die meisten; wir können uns nicht versagen, die bedeutendsten Verse herzusetzen:

Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren,  
Wär' ich auf Semens glühendem Sand,  
Wär' ich am Sinai geboren,  
Dann führet ein Schwert wol diese Hand;

Dann zög' ich wol mit flücht'gen Pferden  
Durch Sethros flammendes Gebiet;  
Dann hielt ich wol mit meinen Herden  
Raft bei dem Busche, der geglüht;

Dann Abends wol vor meinem Stamme  
In eines Zeltes luft'gem Haus  
Strömte ich der Dichtung innre Flamme  
In lobenden Gesängen aus.

Nomaden sind da meine Hörer,  
Zu deren Geist die Wildniß spricht,  
Die vor dem Samum, dem Zerförer,  
Sich werfen auf das Angesicht;

Die allezeit auf den Rossen hängen,  
Absteigend nur am Wüstenbronnen,  
Die mit verhängten Jägeln sprengen  
Vom Aven bis zum Libanon;

Die Nachts als nimmermüde Späher  
Bei ihrem Vieh ruhn auf der Leift  
Und wie vor Zeiten die Halbäer  
Anschau des Himmels goldne Schrift;

Die oft ein Murmeln noch vernahmen  
Von Sinas glutgeborfnen Höhn;  
Die oft des Wüstengeistes Schemen  
In Säulen Rauches wandeln sehn.

O Land der Zelte, der Geschosse!  
O Volk der Wüste, Kühn und schlicht!  
Beduin, du selbst auf deinem Kasse  
Bist ein phantastisches Gedicht!

Ich irr' auf mitternäch't'ger Küste;  
Der Norden, ach, ist kalt und kug;  
Ich wollt' ich säng' im Sand der Wüste,  
Gelehnt an eines Hengstes Bug.

In dem Gedichte: „Meine Stoffe“, entschuldigt er sich gegen den ihm gemachten Vorwurf, daß er mit seiner Poesie immer in den Orient schweife, und die Ermahnung:

Sei wach den Stimmen deiner Zeit!  
Dorch auf in deines Volkes Grenzen!  
Die eigne Lust, das eigne Leid  
Woll' uns in deinem Kelch kredenzen!

beantwortet er mit den Worten:

O könnt' ich folgen Guerm Rath!  
Doch düster durch versengte Palme  
Wall' ich der Wüste dürren Pfad;  
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

(Der Beschluß folgt.)

Mémoires de M. le vicomte de Laroche-foucauld. Fünf Bände.

(Beschluß aus Nr. 215.)

Um nun, nach dieser Abschweifung, die in dem ihr eigenthümlichen Interesse wol ihre Rechtfertigung finden dürfte, wieder auf unsern Memoirenschreiber zurückzukommen, so ist es ein ihn selbst betreffender merkwürdiger Lebensumstand, daß er, ein so eifriger Anhänger des Königthums und namentlich Carl X., gleichwol eine Zeit lang auf die Seite der Gegner des Ministers Billele trat, ja selbst mittels seines persönlichen Einflusses auf den Monarchen keinen geringen Theil an dem Sturze eben jenes Staatsmannes sowie an der Berufung des Ministeriums Martignac gehabt zu haben scheint. Zu jener Epoche nämlich trat Laroche-foucauld, der noch kurz zuvor dem Könige geschrieben hatte: „Er. v. Billele oder das Chaos“, derjenigen Partei bei, welche man die „royalistische Defection“ nannte, und wirkte dazu mit, eben denselben Mann vom Staatsruder zu entfernen, den er dasselbe zu führen ganz ausschließlich für befähigt erklärt hatte. Man erhebt nicht recht aus den Memoiren, welches die Motive sind, die Laroche-foucauld zum Abfalle veranlaßten; so viel aber ist Thatsache, daß er das neue Ministerium nach Kräften mit seinem Rath und seiner Stimme als Deputirter unterstützte. Bald jedoch kehrte er, wie aus seinen an den König gerichteten Notizen erhellen, zu seinen früheren Ansichten, d. i. zu dem Systeme Billele's zurück. Denn kaum hat er die Befriedigung gehabt, diesen von den Geschäften entfernt zu sehen, so spricht sich auch schon seine frühere gute Meinung zu dessen Gunsten wieder aus und die Zukunft beunruhigt ihn lebhaft. Er sagt sich allmählig von der Defectionspartei los; er bekämpft die Aufnahme des Wortes: déplorable, in die Adresse der Kammer; er stimmt gegen den bekannten Antrag des Abgeordneten Labbey de Pompières, das Ministerium Billele in Anklagestand zu versetzen; er erklärt rückhaltlos seinen Wählern, daß er nicht zu den 221 gehöre; lange vor diesem Moment aber legt er sein Bedauern wegen Billele's Entfernung zu Tage, und gewahrt, nachdem er sich vergebens der Ernennung des Ministeriums Polignac widersetzt, die Revolution im Auge, die zu beschwören er zuerst dem Könige Ern. v. Billele als dem rechten Mann bezeichnet. Ja, er war von der Unumgänglichkeit desselben so innigst überzeugt, daß er sich nach Toulouse begab, um zu erfahren, was dieser Staatsmann von der Lage der Dinge halte, und dem Könige dessen Gedanken und Rathschläge hinsichtlich

der Krisis, worin man sich befand, zu übermitteln. Man findet in den Memoiren die Unterredung, die der Verf. mit dem Minister hatte, zu dessen Entfernung früherhin mitgewirkt zu haben ihn um so mehr schmerzen mußte, als der dem tiefen politischen Scharfblick desselben nur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen vermochte.

Ist nun der vierte Band dieser Memoiren besonders reich an Anekdoten und Thatfachen, meistens politischer Art, die sich auf die Herzogin von Angoulême, Napoleon, Ludwig XVIII., Karl X., die Julitage und die durch sie herbeigerufene Staatsumwälzung beziehen, so beschäftigt sich der fünfte Band zum großen Theile mit — *Ste.-Pélagie*. Den Sachverhalt erzählt uns Carochefoucauld etwa wie folgt: Um zu erproben, ob die Consequenzen der Julirevolution wirklich den besaglichen Verkündigungen entsprächen, versuchte er von dem gemeinsamen, allen Bürgern garantierten Rechte, seine Meinungen zu veröffentlichen, ohne die Staatsgewalt zu erzürnen und aufzustacheln, Gebrauch zu machen. Er gab daher eine Flugschrift, unter dem Titel: „*Aujourd'hui et demain*“, heraus, worin er bekannte, daß er an das Gewissen, an die Reue, an die Macht der Erinnerungen der Männer von heute glaube, und worin er mit Freimüthigkeit gradehin und wiederholt äußerte, was heute zu nehmen gut, wäre morgen wiederzugeben gut. Diese Äußerung mißfiel jedoch in gewissen Regionen, wo man den Einspruch dahin verbesserte, daß, was gut zu nehmen, auch gut zu behalten sei. Demnach wurde die Flugschrift mit Beschlag belegt und vor den Assisenhof gewiesen. Indessen war der Spruch der ersten Gerichtsstanz, bei der die Sache verhandelt wurde, für den Angeklagten günstig ausgefallen, indem die Rathskammer erklärte, es sei kein Grund vorhanden, dem Proceß weiter zu betreiben. Man konnte, bemerkt Carochefoucauld, es anständigweise dabei bemenden lassen; allein dem war nicht also; der *Dr. Generalprocurator* erhielt Befehl, sich gegen den Spruch zu verwahren. Eine weitere Berufung erhielt allen davon erwarteten Erfolg. Das Werk und dessen Verfasser, das Buch und der „*Verwandte*“ wurden ohne Gnade abermals vor den Assisenhof beschieden. Um die Phrasen wohl zu verstehen, muß man wissen, daß Carochefoucauld kurz zuvor von den Verwandtschaften seiner erlauchten Familie gesprochen und gesagt hatte, es sei einer ihrer Zweige heute mächtig genug geworden, um den Fortgang des Proceßes zu hemmen. Auch war ihm der Rath erteilt worden, daß, wenn er selbst höchsten Orts gewisse Gesuche vorbringen und einige Merkmale von politischer Unterwürfigkeit oder Privatdanbarkeit geben wolle, der Proceß niedergelegt werden könnte. Er wies jedoch diesen Rath weit von sich, holte, wie er uns erzählt, selber den Chef der Gerichtsboten ab, der seine Enttragung in die Liste der Befangenen zu beauftragten hatte, und fuhr ihn in seinem *Cabriolet* nach *Ste.-Pélagie*. Der Aufenthalt an diesem Orte kam ihm jedoch, versichert er, sehr wohl zu statten, indem er dort, recht mit Ruhe, über die Folgen der Julirevolution nachzudenken im Stande war, die sich ihm unter allen Gestalten, Namen und Ständen vergegenwärtigten. Es befanden sich nämlich zu jener Epoche nicht weniger als 107 politische Befangene in *Ste.-Pélagie*, ungerechnet die Individuen, die wegen Proceßvergehen verurtheilt worden, diejenigen, die, ohne noch verurtheilt zu sein, sich daselbst im Präventionsarrest befanden, und endlich diejenigen, deren Proceß noch in der Instruction begriffen waren. Unter den Befangenen der Julirevolution, wie der Memoirenschreiber sie nennt, befand sich derselbe in sehr guter Gesellschaft. „Die beiden Meinungen“, sagt er in dieser Beziehung, „welche sich wachhaft in die öffentliche Beachtung theilen und allein die Interessen des Landes vertreten, die legitime Monarchie nämlich und die aufrichtige Republik, hatten ihre Repräsentanten im Gefängniß; zum Glück aber, was jedoch sehr natürlich, wenn schon dadurch die Unannehmlichkeiten und Inconvenienzen dieser aufgezwungenen Zurückgezogenheit reichlich aufgewogen wurden, hatte das Justizministerium daselbst gar keinen Parteigänger. Es kann wol sein, daß die Kusther,

Kustwörter, Schließknechte dazu gehörten; allein sie nahmen an den Erörterungen keinen Theil, als etwa durch das Geröde der Kegel; und da es unter ihnen keine Reute gab, denen daran gelegen gewesen wäre, die Absichten der Einen zu entstellen, die Projekte der Andern in ein Schlimmes Licht zu setzen, so besuchten sich Republikaner und Royalisten, vermengten sich und gewannen zuletzt einander Achtung ab. Die Vorsehung“, fügt Carochefoucauld hinzu, „die stets die Wege im Auge behält, auf denen sie die Menschen leitet, hatte inmitten der revolutionnären Zwischenfälle durch die Strenge der Doctrinaires diese Mittel der Annäherung und Verständigung geschaffen, welche die dem Anscheine nach am meisten entgegengesetzten Parteien zu erleuchten und zu versöhnen dienen.“ Übrigens war die Zeit, die Carochefoucauld in *Ste.-Pélagie* zubrachte, keine verlorene. Er schreibt daselbst eine recht interessante Novelle; er hört die Anekdoten an, die ihm der geistreiche *Sarrut* bei seiner *Lapisserie*-arbeit erzählt; er lacht über *Philippou's* witzige Caricaturen; er gibt seinen Unglücksgefährten Concerte; auch schreibt er einen Bericht voll von scharfsinnigen Bemerkungen und wohlge-meinten Rathschlägen, den er, wie er andeutet, später einer sehr hohen Person zu überreichen Willens ist; endlich hat er noch Ruhe genug, die höchst merkwürdigen Entdeckungen, die ihm ein *Dr. Ledieu*, sein gleichzeitiger Mitgefangener, macht, zu Papier zu bringen. Dieser *Ledieu* nämlich war *Dumouriez's* Secretair gewesen und stand in geheimen und sehr innigen Verhältnissen mit Allen „ohne Ausnahme“ — sohin auch mit dem damaligen Herzog von *Chartres* —, die den General auf seiner Flucht begleiteten, oder gleichzeitig mit ihm das Lager von *St.-Amand* verließen. Später gehörte *Ledieu* zu dem europäischen Comité, das ins Leben getreten war, um seine revolutionnären Principien in allen Gegenden Europas zu verbreiten. Endlich aber stand derselbe auch in genauer Verbindung mit dem bekannten Comité-directeur. Manche von den unserm Memoirenschreiber durch *Ledieu* ertheilten Auskünfte sind freilich nur leise und oft sehr dunkel angedeutet, aus Rücksichten, welche die jetzige Ordnung der Dinge ihm gebietet; der Leser aber wird wohl gewahr, worauf solche anspielen, wird die betreffende Person ihres erhabenen Standpunktes wegen auch nicht genannt. So äußerte unter Andern *Ledieu* gegen seinen Mitgefangenen, das Verbrechen *Louvel's* sei keineswegs eine so ganz isolirte That, als zur Zeit behauptet worden, u. dergl. m. Eben dieser *Ledieu* scheint, liegt seinen Mittheilungen nicht irgend eine böswillige Absicht zu Grunde, eine sehr trübe Phantasie zu haben, denn er erzählte unter Andern, die oberste Direction einer sehr wohl organisirten Propaganda unterhalte einen geheimen Briefwechsel in allen Ländern, wo erkaufte Agenten ihr die Geheimnisse der Gesandten und Souveraine verriethen. „Alles aber“, bemerkt der Erzähler, nach seinen eignen in den Memoiren wiedergegebenen Worten, „wird unter dem Einflusse des englischen Cabinets verhandelt, das stets geneigt ist, die Ruhe Frankreichs zu stören.“ In eben diesem fünften Bande erteilt der Verf. noch sehr merkwürdige und interessante Auskünfte über die *Montenover*, die sich für *Ludwig XVII.* ausgaben, von dem Schußficker zu *Rouen* bis auf den berliner Uhrmacher. Dieser Letztere scheint eine gute Haut zu sein, denn er erklärte unserm Memoirenschreiber, daß es nur deshalb die Krone in Anspruch nehme, um sie an Den, welchen er seinen Vetter nennt, zurückzugeben.

Sind nun Carochefoucauld's Memoiren auch mit diesem fünften Bande fürs erste geschlossen, so benachrichtigt er uns doch selbst, daß sie nur der Auszug eines größern, weitweitem umfangreichern handschriftlichen Werks sind, das vielleicht zu einer andern günstigeren Epoche erscheinen dürfte. Man versteht schon, was unter dieser günstigeren Epoche gemeint ist; denn der Verf. gehört zu denjenigen Legitimisten, die an eine dritte Restauration des ältern Zweiges der *Bourbons* glauben. Dem sei jedoch wie ihm wolle, derselbe offenbart bei aller seiner Vorliebe für ein Princip, das in seinem Lande ausgeübt hat das herrschende zu sein, eine Unabhängigkeit des Charakters, die

ihm nur zur Ehre bei allen Parteien gereichen kann. Für unsere Leser aber dürfte es wol von Interesse sein, noch zu vernehmen, was er in Betreff seiner persönlichen Tendenzen selbst sagt, weshalb diese Art Selbstapologie, die wir dem Werke entnehmen, noch am Schlusse unseres Berichts eine Stelle finden mag. „Welleicht“, sagt Carochefoucauld, „wird man finden, daß ich mich mehr als einmal in der Opposition befand. Ist dies ein Unrecht oder eine Familienübertretung? Jedenfalls schreibt sich die Sache von weither. Es gibt in der That nur wenig historische Umstände und öffentliche Krisen in den Annalen Frankreichs, worin sich meine Väter an und für sich durch ihre Verbindungen nicht als thätige Theilnehmer, Sieger, oder Opfer verwickelt befunden hätten. Bei dieser freitenden Geschlechtsfolge dürfte man glauben, es fände unter uns eine Übertragung von Liebe zum Gemeinwohl und eine Charakterunabhängigkeit statt, die ich für meinen Theil gern annehme. Wiewol nun diese Opposition meinerseits stets gewissenhaft und überlegt war, so ist es möglich, daß wir uns leichter und häufiger als Andere zu der Opposition in Folge jenes Hanges, zu betrieffen, hinreißn lassen, der den Bewohnern der Hauptstädte, wo die Volksmeinungen und Bewegungen sich bilden, sich erheben und ausbreiten, natürlich zu sein scheint. Die Carochefoucaulds, denen ich angehöre, und die Montmorencys, denen ich durch meine Verhehlung angegehört die Ehre habe, sind, so zu sagen, pariser Kinder, deren Instinct zu nichts weniger als zum Stillschweigen und zur Knechtschaft geneigt ist, und somit waren denn auch wir bei allen Unruhen in dieser großen Stadt stets theilhaftig. Diese Opposition ist eine zweite Art von Adel, worauf ich ebenso wenig als auf den andern verzichte, und, wohl verstanden, heute noch weniger als je. Hänge ich an dem Legitimitätsprincip, führen mich meine Sympathien, meine Studien, mein Nachdenken dem Königthume zu, so ist es, weil ich dasselbe als die Schutzwache, als den natürlichen und pflichtmäßigen Beschützer aller Volksinteressen, aller öffentlichen Freiheiten und aller Kräfte von nationalem Ruhm betrachte. Wie wäre es demnach möglich, daß wir in Gegenwart einer Revolution, die in, indem sie alle politischen Verhältnisse Europas störte, das Grundeigentum und die Gewerbe Frankreichs, und der Hauptstadt vornehmlich, in einen so evidenten und so sehr verlängerten Zustand von Leiden versetzte, nicht auf Seiten der Opposition gegen die Doctrinaires wären, wie wir es gegen die Mazarin's und die Anhänger der Ligue waren? Es ist dies unsere Pflicht, unsere Gesinnung; es ist dies mein Vergnügen.“ (Wahlpruch der Familie Carochefoucauld.) 13.

### A u s I t a l i e n .

Die periodische Presse vergeudet auch unter uns manches Wort des Nachdenkens und der Belehrung, das zufällig durch eine unerwartete Tagesneuigkeit beschattet, gar nicht dazu kommen kann, in dem Gedächtniß der Leser Knospen oder Blüten zu treiben. Ein junger Schriftsteller hat um den Rath eines alten erfahrenen Gelehrten, ob man besser für sich Sorge, wenn man seine Schreiberien unter der Admiralsflagge einer politischen Zeitung in die Welt schicke, die jetzt so ziemlich alle etwas Literarische und wol auch gar Poesie im Schlepptau nach sich führen; oder ob man sie auf einem öffentlichen Dampfschiffe unterbringen solle, die, wie das „Eco“, für solche Waaren eingerichtet seien. „Junger Mann“, sagte lachend der Abate, „speichern Sie Ihre Säckelchen mit Landfrucht, oder machen Sie sich gefaßt, daß sie im Wasser versinken.“ Will sonst kein Unterkommen zu finden wäre, sßt man sich der Nothwendigkeit. Aber wer sßt gern ins Meer? Auch wer, wie die alten Regierer, Felsen brechen muß, wünscht doch so viel Frucht wie sie zu erlangen. Die Mitarbeiter an unsern gelesebenen Tageblättern theilen das billige Verlangen. Auch sie rechnen auf Leser, die nicht an dem flüchtigen Blick in die Zeitungen genug haben, der gelegentlich ihre geistreichsten

Worte erhascht. Mit einer überraschenden Einseitigkeit rufen sie jenen flüchtigen Lesern die verstreuten und verlungerten Worte wieder ins Ohr, und wer von dem mittlern Grade der Bildung vieler namhaften Städte Italiens eine richtige Vorstellung sich machen will, dem rathen wir, auf die „Opuscoli varj di Pier Alessandro Paravia raccolti ed emendati dall' autore“ (Turin 1837), für die neuere Literatur Italiens sehr belehrend, und die „Miscellanea del cav. Fel. Romani tratte dalla Gazzetta piemontese“ (Turin 1837) für Turin, auf die „Appendice della Gazzetta di Venezia, prose scelte di Tomm. Locatelli“ (Venedig 1837) und „Prose e poesie di Luigi Carver“ (Venedig 1837) für Venedig, und auf die „Varie appendici estr. dalla Gazzetta privilegiata di Milano“ für Mailand ihre Augen zu richten; sie werden die literarische Pölschöhe des Orts, für dessen Bewohner diese Schriften berechnet sind, bis auf einige Minuten hin richtig daraus bestimmen können, alle die Localnotizen, die sie finden werden, ungerchnet. Ein italienischer Beurtheiler machte in Bezug auf diese fünf Werke die Bemerkung, daß sie recht gut ausreichten, einen Begriff zu geben von der wortreichen und doch so dürftigen Literatur dießseit der Alpen, die in den wesentlichen Lehrsätzen zwar wenig, aber im Geschmacke unter sich so verschieden wäre und, wenn sie auch die Wiener annähme, als müsse sie zu den wirksamsten Mitteln der Bildung gezählt werden, doch meistens sich mit Aufgaben beschäftige, die mit wirklicher Bedeutenheit gar nichts gemein hätten.

Unter dem Titel eines historischen Romans hat ein durch frühere Schriften nicht unbekannter Verf. ein ziemlich treues Bild mailändischer Zustände am Schlusse des 15. Jahrhunderts aufgestellt, das von Seiten seiner dichterischen Bedeutsamkeit sehr wenig sagen will, von Seiten der geschichtlichen Erwägung der Angaben jedoch vorzügliche Beachtung verdient. Neben Bögelin's Buche: „Das alte Zürich“ (Zürich 1829), möchte Campiglio's „Lodovico il Moro o condizioni, usi, costumi, singolarità e memorabili avvenimenti di Milano sulla fine del secolo XV.“ (Mailand 1837) an seinem verdienten Plage sein, und Freunden geschichtlicher Forschung glauben wir es dadurch hinreichend empfohlen. Streng wissenschaftlicher gehalten sind die „Storie dei municipj italiani illustrate con documenti inediti da Carlo Morbio“ (Mailand 1837), eins der Werke, die bald sich bei allen Forschern den Rang eines Quellenwerks werden gesichert haben, indem es 25 bisher ungedruckte Urkunden aus dem Zeitraume von 827—1524 beibringt, die eine innere Geschichte der Lombardei zum Theil kennen lehren, von der man bei dem Glanze der äußern Verhältnisse kaum eine genügende Vorstellung hatte.

Eins der mühsamsten und gelehrtesten Werke, das im bibliographischen Fache neuerdings ans Licht gekommen ist, gab G. Melzi durch seine „Bibliografia dei romanzi e poemi cavallereschi italiani. Seconda edizione corretta ed accresciuta“ (Mailand 1838), die durch eine Menge Schriftproben sich neben den Werken von Dibdin, Serra Santander u. s. w. einen Platz gesichert hat. Melzi beabsichtigt auch ein Wörterbuch der anonymen und pseudonymen Schriftsteller Italiens, aus dessen Vorarbeiten reichliche Beiträge hier sich finden, die der Verleger, selbst ein gelehrter Bibliograph, ohne dessen Verwendung diese zweite Auflage kaum erschienen sein möchte, mit dem Werke verbunden hat. 6.

### L i t e r a r i s c h e N o t i z .

In London erschien: „Memoirs of Sir William Knighton, keeper of the privy purse during the reign of George IV. By lady Knighton.“ Sie enthalten höchst interessante Anekdoten über Georg IV., sein Tagebuch über seinen Besuch in Irland, Briefe von Wilhelm IV., Lord Brougham, Walter Scott, Peel, Canning und andern historisch bedeutsamen Personen. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 247.

4. September 1838.

### Gedichte von Ferdinand Freiligrath.

(Beschluß aus Nr. 246.)

Aus den hier angeführten Gedichten ergibt sich, daß Freiligrath's Vorliebe für orientalische Stoffe und dann überhaupt für Ausländisches, Erotisches durchaus nicht bloß als Sache eines zufälligen Geschmacks, einer ganz willkürlichen Liebhaberei anzusehen sein dürfte. Die Neigung, der Zug des Geistes zum Oriente mit seiner für den Occidentalen so wunderbaren, fremden Natur, seinen mannichfachen köstlichen Producten, seiner bunten Thierwelt und Vegetation, mit seinen anders gearteten und gesitteten Menschen, ihrer freien Lebensweise und ihrer phantastischen Tracht, ihren religiösen Traditionen und Bräuchen ist in manchen Gemüthern mehr als nur Lust am Neuen und Ungewohnten, mehr als kindischer Vorwitz; es ist ein Drang, eine Sehnsucht, aus dem conventionnell eingeschränkten Leben, beherrscht von der Despotie einer übermäßig bis ins Lächerliche und Absurde verfeinerten und abgeschliffenen Gesellschaft und einer gesichtslosen, bei aller trivialen Beweglichkeit am Ende doch trübseligen, unerquicklichen Mode, aus der kalten und nüchternen Verständigkeit eines moralisch versandenden Zustandes, aus dem Gewähle einer beinahe von Tag zu Tag verflümmelnden Uebersättigung, aus den so verwickelten und doch nach den meisten mitwirkenden Springfedern so armseligen Verhältnissen, ohne Begeisterung und ohne energische Leidenschaft, sich herauszuversetzen in ein durch ungebundene Freiheit, durch größere Naturtreue, durch wunderbare Scenerie und feenhaft Erinnerungen die Phantasie und Einbildungskraft mächtig ansprechendes und anregendes Leben, das in einzelnen Fragmenten und Proben, in Exemplaren seiner Bevölkerung oder seiner Thierwelt, in den glühenden Schilderungen poetischer und tief eindringender Reisenden gewaltig ergreift und lockt. Über den Mangel gemüthlicher Ausbildung, über die verhältnißmäßige Armuth des geistigen Lebens in Kunst und Wissenschaft sieht die Einbildungskraft leicht weg; und dann, locken nicht dorthin auch heilige Sagen und Traditionen? Entzückt und reizt nicht die alttestamentlichen Erzählungen, wie dies Freiligrath in seinem Schönen Gedichte: „Die Bilderbibel“, schildert, die Einbildungskraft des erregbaren Knaben? Ward er nicht mit den pyramidenbauenden Aegyptern, mit den Nomaden der Wüste, mit

Palästinas Hirtenvolk früher bekannt als mit den Griechen und Römern? Und hat nicht der Stifter der christlichen Religion den Orient in gewissem Sinne zur geistig-religiösen Heimat der christlichen Occidentalen gemacht? Ein phantastischer Trieb gesellte sich bei den Kreuzfahrern des Mittelalters gewiß auch zum religiösen, und ihre Züge knüpften neue geistige Bande zwischen dem Orient und Occident; die Sagen und Märchen von jenem wurden in diesen verpflanzt; und wenn die Märchen der „Tausend und einen Nacht“ schon lange die Seelen von Kindern und Erwachsenen ergöhten, so wurde in neuern Zeiten von deutschen Gelehrten und Dichtern Vieles gethan, um die eigentliche Poesie des Orients den Occidentalen zugänglich zu machen. Goethe in seinem „Westöstlichen Divan“ sagt:

Nord und West und Süd zerplittern,  
Throne versten, Reiche zittern,  
Flüchte du, im reifsten Osten  
Patriarchenlust zu kosten!

und Rückert in seinen „Östlichen Rosen“ schließt sich ihm an, und manche andere Dichter haben sich mit Vorliebe dem Oriente zugewendet; H. Stieglitz wollte in seinen „Bildern des Orients“ das Leben und die Weise der verschiedenen orientalischen Völker veranschaulichen. Es lassen sich nun aber zwei Arten, den Orient poetisch aufzufassen und zu behandeln, unterscheiden; die eine nämlich beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Geistigen, Ethischen, Religiösen, mit der Theosophie und Mystik, oder auch mit der Erotik und Symbolik der Orientalen; diese Richtung ist ausgesprochen in den Versen Goethe's:

Dort im Reinen und im Rechten  
Will ich menschlichen Geschlechtern  
In des Ursprungs Tiefe dringen,  
Wo sie noch von Gott empfangen  
Himmelslehr' in Erbensprachen  
Und sich nicht den Kopf zerbrechen.

Will in Bädern und in Schenken,  
Heil'ger Hasis, dein gedenken;  
Wenn den Schleier Liebchen lüftet,  
Schüttelnd Ambralocken düftet;  
Ja, des Dichters Liebesflüster  
Wache selbst die Huris lüftern.

Die andere Art beschäftigt sich mehr mit dem Äußerlichen, dem Sinnlichererscheinenden der orientalischen Natur und Menschheit; wir können auch so unterscheiden: die

Einen folgen den Spuren der Dichter, eines Hafis, Ba-tis, Motenebbi, Dscheleddin Rumi, die Andern denen der „Taufend und einen Nacht“. Als der glänzende Reprä-sentant dieser letztgenannten Richtung erscheint uns Frei-ligrath mit seiner sprühenden, prachtvollen Einbildungs-  
kraft, die ihre blitzenden, goldenen, farbenleuchtenden Pfauen-  
räder am liebsten auf Szenen des Orients entfaltet und  
in einer Reihe von bunten, reichgeschmückten Bildern  
einen Reichtum von orientalischen Anschauungen und  
Phänomenen zusammenbrängt, welcher unserer Einbildungs-  
kraft ein schwelgerisches Fest bereitet, unser Auge beinahe  
blendet und uns über die Herrschaft des Dichters über  
ein dem Raume nach so fernes Gebiet staunen macht.  
Zu den ausgezeichnetsten Gedichten dieser Art rechnen wir:  
„Löwenritt“ und „Gesicht des Reisenden“. In Beziehung  
auf das erste Gedicht müssen wir freilich erwähnen, daß  
dessen Scene nicht die arabische Wüste, sondern die afri-  
kanische Wüste des Landes der Hottentotten ist, setzen aber  
hingu, daß für Freiligrath der Orient gewissermaßen der  
Repräsentant des Fremdländischen, Erotischen überhaupt  
zu sein scheint, und weil ihn weniger die bestimmte, hi-  
storische Nationalität als vielmehr der wilde und freie  
Naturzustand in einem üppigern, phantastisch = heifern  
Klima anzieht und beschäftigt, dürfen wir vielleicht unter  
dem Begriffe des Orientalischen auch Schilderungen und  
Anspielungen subsumiren, welche geographisch allerdings  
ganz andern und weit entfernten Ländern angehören.

Der „Löwenritt“ schildert in volltönenden, prächtigen  
Strophen, wie der Löwe Abends an dem Orte, wo Gazel-  
len und Straffen trinken, sich im Rohre verberge; wie  
er, wenn die Giraffe in der Lagune trüben Fluten die  
heiße Zunge kühle, brüllend ihr auf den Nacken springe:

— — — — —  
welch ein Reitzfeld! Sah man reichere Schabracken  
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,  
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst be-  
sitzen?

In die Muskeln des Senckes schlägt er gierig seine Zähne;  
Um den Bug des Riesensperdes weht des Reiters gelbe Mähne;  
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzens springt es auf und  
flieht gepenigt;

Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardehant vereinigt!

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leich-  
ten Füßen!

Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen  
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,  
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Taumelnd am Saume der Wüste sinkt die Giraffe  
nieder und röchelt sterbend. Todt, bedeckt mit Schaum  
und Staub, wird das Ross die Speise des Reiters. Dies  
der Inhalt eines Gedichts, das durch Lebendigkeit und  
Anschaulichkeit der Darstellg., durch Pracht und Energie  
der Bilder und Klang der voll ins Ohr fallenden Reime  
sowie durch die malerische und kräftige Auffassung der  
Natur der geschilderten Thiere Bewunderung verdient.  
Sowol in der Conception als in der Ausführung bewährt  
sich eine ausgezeichnete Einbildungskraft. An Leben, wird  
man fragen, fehlt es diesem Gedichte doch gewiß nicht?  
Allerdings nicht an physischem Leben, aber es fehlt ihm

an Seele, es fehlt ihm das Leben einer Idee; einen An-  
klang hiervon spüren wir in den Worten:

und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste  
klopfen —

aber es bleibt bei diesem Anklang; der Mann des Todes  
wird nicht gebrochen; das Gedicht bleibt nur ein frappan-  
tes Gemälde mit Worten. Anders verhält es sich mit  
dem „Gesicht des Reisenden“. Der Reisende liegt in der  
arabischen Wüste schlaflos auf dem Boden, rings um ihn  
her im Fluglande die weißen Knochen umgekommener  
Dromedare. Tiefe Stille. Plötzlich bebt die Erde; den  
Mondschein verdrängt dämmernder Schatten; aufgeschreckte  
Wüstenthiere jagen scheu vorüber; die Pferde schnauben  
und bäumen sich; der Führer murmelt: die Geisterkara-  
vane! Der gespenstige Zug, kurz und trefflich geschildert,  
saust vorüber:

— Dies ist die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer schon  
verschlungen,

Deren sturmverwehte Asche heut vielleicht an unsern Zungen  
Aehte, deren müde Schädel unserer Kofse Fuß zertreten,  
Sich erheben und sich scharen, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! noch sind die Besten nicht an uns vorbeiz-  
gezogen,

Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zaums zurückge-  
flogen!

Haltet aus! — — — — —  
Laßt sie immer Euch berühren mit den wallenden Salaren!  
Rufet: Allah! und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!  
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Besattern!  
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächstgen Zieher!  
Seht, er dämmt schon! ermut'gend grüßt ihn meines  
Thiers Gewieher.

Wir wüßten nicht grade bestimmt und scharf anzu-  
geben, was die Idee, die Seele dieses Gedichts ist; man  
würde dies auf verschiedene Weise fassen und ausdrücken  
können; gewiß aber ist, daß daran die Phantasie ihren  
Antheil hat, daß es mehr ist als eine Schöpfung der  
Einbildungskraft. Die Wüste, bewohnt und bevölkert  
von den Geistern Derer, die sie verschlungen, die An-  
ziehungskraft, welche die heilige Stadt auch noch auf die  
Toten übt, der Sieg des neuerwachenden Tages über  
die Geister, dies Alles gehört der Phantasie an und  
spricht zur Phantasie. Dasselbe gilt, wiewol in gerin-  
germ Grade, von dem Gedichte: „Der Wecker in der  
Wüste“, welches schildert, wie das Brüllen des Löwen die  
Mumie eines Königs in der Pyramide wieder zum Leben  
weckt, und von dem „Schwertfeger von Damaskus“.  
„Der Scheik am Sinai“, im Herbst 1830, erzählt die  
Erfürmung von Algier mit großer Lebendigkeit, läuft  
aber zuletzt auf einen Wis hinaus, indem der alte Scheik,  
der mit Napoleon gefochten, in dem Wilde des dormali-  
gen Sultans der Franken auf einem Zwanzigfrankstück  
nicht den Mann findet, den er meint:

— — — — — Das ist nicht seine Stirne!

Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer Biene!  
Der, den ich meine, ist es nicht.

So erfüllt ist die Einbildungskraft des Dichters von  
orientalischen Bildern und Erinnerungen, daß er bei Ge-  
legenheit einer Reise im Eilwagen, mit vier Pferden be-

spannt, ein Gedicht: „Der Rosschweife“ dichtet, wo erst am Schlusse von den Postrosschweifen die Rede ist.

„Der Röhrenfürst“ ist eine Romaneze und erzählt, wie der von der Geliebten zum Siegesfest erwartete Fürst vielmehr geschlagen, gefangen und zum Sklaven verkauft wurde. Sie zerrauft sich das Haar, zerbrücht ihre Perlen. Er schlägt auf der Messe, bei einer Bande englischer Reiter, die Trommel, worauf eine Löwenhaut; da erwacht in ihm die Erinnerung an seine Löwenjagden, an die Geliebte, und mit dumpfem Klange schlägt er das Fell, daß es zerspringt. Dies nun ist allerdings ein rührender, schmerzlicher Stoff; aber die Perlen und äußerlichkeiten ersticken beinahe das innerliche, gemüthliche Interesse. „Die seidene Schnur“: einem neben der schönen Circassierin ruhenden Großvater wird die seidne Schnur gebracht; sein Mund wird blaß, fahlt sein Antlitz; er zerreißt seinen Shawl, verlangt Opium, reißt den Dolch aus der Scheide, schlingt sich Leila's Locken fest um den Hals, erschicht abgetödtet die Schlafende und wird von ihren Haaren erdroffelt. Außer dem das vorhergenannte Gedicht treffenden Vorwurfe ist gegen dieses auch zu erinnern, daß der Gegenstand bloß gräßlich ist. Bloß aus der Einbildungskraft stammt „Der schlittschuhlaufende Neger“, wo sich der Dichter in den Contrasten der heißen, tropischen Heimat des Negers und seiner jetzigen kalten Kurzweil ergeht und mit Reimen wie: athletisch — Fettsch; Aquator — Alligator spielt; ferner „Die Griechin auf der Messe“, „Meerfabel“, „Florida of Boston“ — die Schilderung des Einlaufens eines nordamerikanischen Schiffs — „Piratenromaneze“ — ausgezeichnet durch künstliche und seltsame Reime: Sabarre — Cigarre, Cigarre — Guitarre, Hoanghd — Fanbango, Sevilla — Mantilla, Mohr — Campeador, Guadalquivir — Sekler, Zone — Lazzarone, Milano — Capitano, Geseß — Fesß, Abdallah — Allah, Juanlana — China, Dritthalbmaster — Pfaster —. Das Gedicht: „An das Meer“, feiert in stolz und prächtig dahinrauschenden Versen das Meer als die Mutter des königlichen Purpurs, deren dunkler Schoß ein Labyrinth von Wunderbergen, welche ihm, dem Dichter, allein aufgeschlossen worden seien und die er der Reihe nach schildert, und schließt:

Du reichst den Purpur mir: mein Lieb ist das Gewand,  
Auf dem er glühen soll, ich tauche mit der Hand  
In deine Flut, mein Lieb zu färben.

Sieh, wie es funkelt! sieh, schon glänzt es purpurroth,  
Schon glüht es farb'ger als die Flagge, die das Boot  
Aus China schmückt vor Surabaya!

Schon geht es, buntgeschuppt, in seiner Pracht einher;  
Dem Goldfisch ist es gleich, dem blühenden, wenn er  
Sich sonnt im Busen von Mscaya.

Hier betrachtet der Dichter das Meer gleichsam als seine Schatzkammer, als ein Riesenschmuckkästchen für seine Poesie; er entlehnt vom Meere den Purpurfaß und die Perlen und Korallen, sein Lieb damit zu schmücken; und er rühmt mit stolzer Freude, daß es sich glänzend und herrlich ausnehme, angethan mit so köstlichen Stoffen; und gewiß hat er Recht, sein Lieb mit dem buntgeschuppten Goldfische zu vergleichen. Ist aber, diese Frage müssen wir hier aufwerfen, dies Lob das höchste, welches

Freiligrath für seine Gedichte in Anspruch nimmt und wünscht? Diese dies nicht, das Wesen der Poesie hauptsächlich in äußern Glanz und Schein, in Farbe und Schimmer setzen? Wir können nicht umhin, zu gestehen, daß es uns scheint, hier treffe allerdings Theorie und Praxis unsers Dichters zusammen; er verwende zu viel auf die Decoration, den äußern Pomp; er schmückte, bestechte und blende Aug' und Ohr mit sinnlicher Pracht und Fülle, aber befruchtete nicht ebenso die Ansprüche des Geistes und Gemüths. Unter den schweren Purpurgewändern mit Schleißen, den goldenen Kronen mit Perlen und Steinen, den Shawls und Armabändern und Spangen ermattet und erlegt der zarte Leib der Poesie, die keine Amazone ist, die in bescheidenen, nicht überladenen Gewändern sich am schönsten und freiesten bewegt, deren Auge uns bezaubern soll, nicht die Perlen in ihrem Haare; deren anmuthige Bewegungen Grazie und Seele aussprechen sollen, die aber nicht mit dem Rauschen ihrer seidnen und goldenen Stoffe unser Ohr zu erfüllen braucht. Dem Rauschen solcher Gewänder möchten wir die Reime vergleichen, deren sich Freiligrath, wie man aus den angeführten Beispielen sieht, gern bedient. Der Raum verbietet uns, hier auf eine ausführliche Theorie des Reims uns einzulassen, daher müssen wir uns auf wenige Bemerkungen beschränken. Im Allgemeinen berufen wir uns auf die oben in dem Urtheile über Victor Hugo ausgesprochenen Ansichten und behaupten: der Reim ist ein von den modernen Sprachen einmal angenommenes Moment der poetischen Sprache, bei uns Deutschen wenigstens der Lyrik und wol auch dem Epos wesentlich. Die Vernünftigkeit des Reims dürfte a priori schwer zu beweisen sein gegen die Einwendung: es sei lächerlich, durch die Forderung des Parallelismus der Endsilben eine Steigerung der Schönheit der Gedanken, des Inhalts zu beabsichtigen, da ja dem Sinne nach Verwandtes oft durchaus nicht dem Laute der Worte nach sich entspreche und durch jene Forderung dem Gedanken großer Zwang angethan werde; factisch aber ist durch die Poesien der größten Dichter die verstärkende Wirkung des Reims, seine Verträglichkeit mit dem freisten und kühnsten Gedankenflusse und mithin seine Vernünftigkeit erwiesen, und er steht da, als ein Wunder, wenn man will, das aber Niemand ableugnen kann. Sein musikalischer Werth ist ohnehin unbestreitbar. Die Aufgabe, die sich der Dichter stellen muß, ist einmal die, richtig und rein, dann aber auch, gefällig und einigermassen neu zu reimen. Dies letztere ist eine gefährliche Klippe; viele Reime sind so sehr ausgefahren, daß der Dichter sie gern vermeidet, wenn er nicht durch Gedankenwendung und Versbau ihnen den Schein der Neuheit geben kann; daher findet man bei vielen Dichtern — wie bei dem alten Goethe und bei Rückert — ein Haschen nach neuen Reimen. Freiligrath geht hierin Allen voran; nach den Reimen mancher seiner Verse weiß man kaum, ob man Deutsch, oder welche Sprache man liest; er bringt seine Reime aus allen Sprachen, allen Gebieten und Sphären zusammen und rekrutirt seine deutschen Truppen mit einer buntscheckigen Frem-



denlegion; oft scheint sich die ganze Bedeutung des Gedichts auf die reimenden Endsyllben zu drängen; und wieder im Gegensatz hiermit erlaubt er sich, dem Genius und den Gesetzen des deutschen Reims zuwider, Wörter wie: und, daß u. s. w., als Reime zu benutzen. Nachdem Freiligrath gezeigt, daß er den Reim gewaltig zu beherrschen verstehe, entschlief er sich auch, ihn mit weiser Mäßigung zu handhaben.

Wir möchten diese Anzeige nicht gern mit einer Ausstellung schließen, und so setzen wir hinzu, daß in zwei Gedichten: „Der Phönix“ und „Bannerspruch“, sich eine tüchtige, die Anliegen und Wünsche der Zeit mit Wärme erfassende Gesinnung in kräftiger, deutscher Sprache, in einfachen, aber nur um so schönern Bildern ausdrückt, sowie auch das Gedicht: „Der Tod des Führers“ das Geschick eines alten Auswanderers höchst einfach und rührend darstellt. Möge Freiligrath unter dem ausgewanderten Dichter nicht sich selbst verstanden haben! Möge er im eigentlichen und im metaphorischen Sinne in der Heimat bleiben und sich immer fester ansiedeln in ihr, und nachdem er die Palmen des Orients aufgesucht, den deutschen Eichenkranz nicht verschmähen! Oder wenn Neigung und innerer Beruf ihn beim Fremdländischen festhalten, so möge er sich diese Form nie zu einer, wenn auch goldenen Fessel werden lassen, sondern sie mit freiem Geiste beherrschen und der Phantasie unterwerfen. 100.

### Notiz.

#### Die Blutrache bei den Mainoten.

Unter den Mainoten in Norea galt bis in die neuern Zeiten vollständiges Faustrecht. Sogar der Todschlag war unter gewissen Bedingungen erlaubt. Derselbe konnte nämlich mit Geld verlohnt werden, oder man gestattete, wenn die Beleidigung zu groß war, oder der Beleidigte sich mit Geld nicht wollte zufriedenstellen lassen, dem Beleidigten ein, zwei bis drei Morde; das heißt, die Familie des Beleidigten gestattete der Familie des Beleidigten, dadurch Rache zu nehmen, daß diese der ersten ungestraft einen, zwei oder drei ihrer Verwandten mordete. Der zum Morde Berechtigte pflegte dann jede Gelegenheit zu ergreifen, um von seinem Rechte Gebrauch zu machen, und sogar gegen unschuldige Kinder, zumal männlichen Geschlechts, wurde die Blutrache geübt. Deshalb grade pflegte man die Söhne zu Haus zu behalten und ihnen schon vom neunten Jahre an die Bewachung der Thürme, die die Hauptlinge der Mainoten (Buturi) zu haben berechtigt waren, anzuvertrauen, um sie auf diese Weise vor der Blutrache von Seiten der Familienfeinde zu schützen. Man ging in Maina sogar so weit, daß man schriftliche Contracte über diese Blutrache abschloß. Hatte nämlich Jemand den Andern beleidigt und dafür noch keine Genugthuung gegeben, oder dem Andern eine Geldsumme geborgt, oder einen sonstigen Dienst geleistet und dafür noch keine Gegenleistung erhalten, so pflegte darüber eine Urkunde ausgestellt und darin für den Fall, daß der Schuldner die schuldige Summe nicht bezahlte oder die bezungene Gegenleistung nicht erfüllen würde, der Gläubiger zu einem, zwei oder mehreren Morden berechtigt zu werden, d. h. in einem solchen Falle Blutrache an der Familie des Schuldners zu üben und dieser ein, zwei oder mehrere Verwandte ungestraft tödten zu dürfen. Einen solchen Contract heißt v. Maurer („Das griechische Volk“), Thl. 1, S. 543) noch aus dem Jahre 1828 mit. „Wir Unterschriebene ver-

sprechen und stehen gut dafür und geben unsern übrigen Verwandten, Landsleuten und Bauern unbedingte Vollmacht, damit sie Alles, was sie gut finden und vermögen werden, thun mögen, um Ruhe, Einigkeit und Frieden herbeizuführen. Und wer von uns Unterschriebenen entweder jetzt oder später die mindeste Veränderung oder Einrede vorbringen wird, soll alle Landsleute, Verwandte und Bauern gegen sich haben, und wir sollen ihnen 5000 Piafter und zwei Mörder (sollte das nicht heißen müssen: „zwei Morde“?) schuldig sein.“ (Folgen die Unterschriften.) 25.

### Bibliographie.

Blumenhagen's gesammelte Werke. 5ter Band. Enthält: I. Die Heilquelle. II. Treue gewinnt. III. Prinz und Kramer als Nebenbuhler. IV. Künstlers Rosen- und Dornenkronen. V. Der Egoist. 18. Stuttgart, Scheible. 18 Gr.

Bröndsted, P. O., Die Bronzen von Siris. Eine archäologische Untersuchung. Mit 6 Kupfern und 2 Vignetten. 4. Kopenhagen, Speer. 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Carlo Cellini, oder die Männer der Nacht. Seitenstück zum Rinabdo Rinabini. 2te Auflage. 8. Quedlinburg, Wasse. 1 Thlr. 4 Gr.

Daevs, A., Gedichte. Gr. 8. Bremen, Geister. 2 Thlr. Döring's, S., poetische Werke. Vom Verfasser selbst gesammelt und herausgegeben. 1ster Band. Gr. 12. Quedlinburg, Wasse. 1 Thlr. 12 Gr.

Ehrenberg, Ch. G., Die Infusionsthierehen als vollkommene Organismen. Ein Blick in das tiefere organische Leben der Natur. Nebst einem Atlas von 64 color. Kupfertafeln, gezeichnet vom Verfasser. Royal-Folio. Leipzig, Voss. 90 Thlr.

Einiges über das Nichtsinnliche im Menschen, mit Beziehung auf die Kantischen Kategorien. Gr. 8. Mannheim, Hoff. 3 Gr.

Frank, X., Blätter aus der Geschichte des geistlichen Standes. Gr. 8. Quedlinburg, Wasse. 18 Gr.

Halber, X., Bergheimnisch. Poetische Freundesgabe. 8. St.-Gallen, Huber u. Comp. 12 Gr.

Kretzschmer, J. C., Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben. Blüten der Erinnerung aus dem Befreiungskriege gesammelt. 2 Bände. Zum Besten der Invaliden. Gr. 8. Danzig, Homann. 3 Thlr.

Magerath, C., Meditationen eines rheinischen Katholiken über die sociale und nationale Seite der kölnner Frage. Eine Flugschrift. 8. Köln, DüMont-Schauberg. 8 Gr.

Parthey, G., Das alexandrinische Museum. Eine von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Juli 1837 gekrönte Preisschrift. Mit 1 Plane von Alexandrien. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 1 Thlr. 6 Gr.

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1839. Herausgegeben von Theodor Heil. 23ter Jahrgang. Mit Stahlstichen. 16. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 16 Gr.

Prittviß, M. v., Andeutungen über die Grenzen der Civilisation. Gr. 8. Mannheim, Hoff. 1 Thlr. 12 Gr.

Reisebilder aus den Pyrenäen, nebst Bemerkungen über Sanguedoc, die Provence und la Cornice. Von der Verfasserin der „Reminiscenzen vom Rhein“. Aus dem Englischen von F. Bauer. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Wasse. 2 Thlr. 8 Gr. Seidlitz, J., Novellen. 8. Leipzig, Friese. 1 Thlr.

Umbreit, A. E., Aesthetik. 1ster Theil. Gr. 8. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 12 Gr.

Venturini's, K., neue historische Schriften. 1ster Band enthält: Der transatlantischen Staaten und der Quadrupelallianz neueste Geschichte. Ein Beitrag zur Chronik des 19. Jahrhunderts. Mit dem Bildniß des Verfassers. Gr. 8. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 248.

5. September 1838.

Histoire de l'économie politique en Europe depuis les anciens jusqu'à nos jours par *Adolphe Blanqui*. Zwei Bände. Paris 1837 — 38.

Eine sonderbare, aber sehr verbreitete Ansicht hält Quesnay, Turgot und ihre Zeitgenossen für die Erfinder der Nationalökonomie und nimmt an, daß vor ihnen die Geheimnisse der Erzeugung und Vertheilung des Reichthums kein Gegenstand der Aufmerksamkeit, des Forschens und der Entdeckung gewesen seien. Wahrscheinlich eine seltsame Ansicht, ähnlich derjenigen, welche die Entstehung der Philosophie an einen Namen oder den Übergang der Menschheit aus einer Entwicklungsphase in die andere an ein Datum knüpft. „Es wäre ein großer Irrthum, wenn man annähme, daß die wahrhaft religiöse Idee des allgemeinen Wohls während zweier Jahrtausende, voll von Kämpfen und Anstrengungen, die ihren Triumph zum Zweck hatten, unbeachtet geblieben sei“, sagt Blanqui in der Einleitung seines Buchs, dessen erster Theil, die Geschichte der Nationalökonomie bis auf die großartigen Experimente Colbert's enthaltend, eine fortlaufende Widerlegung jenes Vorurtheils bildet. Freilich sind uns aus den frühern Perioden der Geschichte keine speciellen Werke über Staats- und Volkswirtschaft überliefert, und man muß auch wol annehmen, daß deren nicht existirt haben; aber die Schriften der Politiker des Alterthums und des Mittelalters sind voll von scharfsinnigen Untersuchungen einzelner nationalökonomischer Gegenstände und von Versuchen, die wichtigsten socialen Probleme der Neuzeit zu formuliren und zu lösen. Die Nationalökonomie des Alterthums bestand mehr in der Ausübung als in der Theorie, wie denn überhaupt in der wenig speculativen Jugendzeit der Völker die Praxis der Wissenschaft ihrer systematischen Darstellung lange vorherzuzugehen pflegt. Der Zustand der Wissenschaft bei den Alten unterscheidet sich aber von dem unserer Zeit nicht allein durch einen geringern Grad der Ausbildung, sondern auch durch seine wesentlichsten Grundlagen, namentlich durch eine tief im Gefühl und in der Überzeugung der Alten wurzelnde Verachtung aller mechanischen Arbeit und den mit ihr Hand in Hand gehenden Grundsatz der Ausbeutung der Kräfte unterdrückter Völker oder Volksklassen unter dem Namen von Bundesgenossen, Tributpflichtigen und Sklaven. Wenn dies System der Sache nach in den heuti-

gen Staaten noch in manchen Einwirkungen fortbauert, so wagt doch Niemand mehr, es dem Principe nach zu verfechten, und der Grundsatz, daß ein Jeder, Individuum oder Volk, wenn nicht von eigener Arbeit, doch von eigenem Gute leben soll, ist so allgemein anerkannt, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern sein kann, wo ihm auch die Thatfachen unbedingt huldigen werden. Der Staatschaß von Athen war eine Art Gemeindefädel, aus welchem nicht allein die allgemeinen Staatsbedürfnisse sowie die Kosten der Volksbelustigungen und öffentlichen Feste bestritten wurden, sondern auch, seit der Zeit des Perikles wenigstens, der Privatunterhalt der unbegüterten Bürger, so jedoch, daß diese keineswegs als Almosennehmer, sondern als wahre Staatsrentner erschienen. Daher die unerbittliche Strenge der Gesetze gegen die Schuldner des Staats und die Wuth der Confiscationen und Geldstrafen, denen selbst ein Miltiades und Cimon nicht entging. Die Bundesgenossen Athens waren Steuerpflichtige der souverainen Gemeinde. Die reichen Bürger zahlten Abgaben, deren Höhe sie oft in wenigen Jahren zu Grunde richtete, während die Armen, weit entfernt, an den Staat zu steuern, von ihm ernährt wurden. So hatten die Institutionen Athens den deutlichen Zweck, allen Mitgliedern der politischen Gemeinschaft einen möglichst gleichen Antheil an der Summe des Wohls zu geben, welche durch die Association erzielt wurde. Daß die Art und Weise, wie man diesen Zweck zu erreichen strebte, die Athener träge, habgierig, ungerecht und veränderlich machen mußte, hat schon Plato bemerkt; sie bereitete den Sturz der Verfassung und der Unabhängigkeit des Staats vor. Die Überschätzung des Metallreichthums und das daraus entstehende Prohibitivsystem der Douanen, die Zwangsanleihen, die Münzverfälschungen, der Zwangscurs von Surrogaten des Geldes und Vorauserhebungen der Steuern waren den Athenern ebenso wenig unbekannt und nicht minder nachtheilig als den neuern Völkern. Unter den politischen Schriftstellern Griechenlands, welche die Nationalökonomie in den Bereich ihrer Untersuchungen gezogen haben, verdienen Plato, Xenophon und mehr als Beide Aristoteles Beachtung. Aristoteles hat die Elemente der Wissenschaft mit einer Klarheit auseinandergesetzt, welche der Nachahmung der heutigen Ökonomen würdig ist. Er versteht die Natur des Geldes vollkom-

men; er kennt die in dem heutigen Zustande der Theorie unermesslich wichtige Unterscheidung des Tausch- und Gebrauchswerths; er erkennt, daß das intellectuelle Capital einer Nation einen wesentlichen Bestandtheil ihres Reichthums ausmache, ein Satz, dessen Entdeckung man also mit Unrecht J. B. Say zum Verdienste macht. Seine Auseinandersetzung der Folgen einer zu ungleichen Vertheilung des Reichthums in einem freien Staate, seine Ansicht von dem Wesen und von der Bedeutung der Mittelklasse, deren Übergewicht er für die sicherste Bürgschaft der Ruhe und Ordnung erklärt, sind durch die Erfahrungen der spätern Jahrhunderte oftmals bestätigt worden und selbst mit wenig veränderter Form in die Schriften der Meister der neuern Schulen übergegangen.

Die römische Nationalökonomie beruhte im Wesentlichen auf denselben Ansichten, Vorurtheilen und Volkssitten wie die Athens. Doch wurde sie, so lange die Republik bestand, durch den Geist militärischer Disciplin und strenger bürgerlicher Sitte von ähnlichen Ausschweifungen abgehalten. Insofern der Nationalwohlstand Roms auf dem von der Geringschätzung des Handels und der mechanischen Arbeit unzertrennlichen Sklavenwesen und der Auslaugung der eroberten Provinzen beruhte, konnte er nur ein künstlicher und unsicherer sein. Durch agrarische Gesetze versuchte man in verschiedenen Perioden der zu großen Vermögensungleichheit zu steuern; allein die aristokratische Verfassung des Staats und sein Eroberungsgeist vereitelten den Zweck dieser Bestrebungen. Je weiter die Grenzen des römischen Reichs sich ausdehnten, je größere Reichthümer aus den Provinzen nach der Hauptstadt und nach Italien geschleppt wurden, desto mehr erschlaffte die Rührigkeit und Productionskraft des herrschenden Volks. Selbst der Ackerbau, dieses Lebenselement des jungen Roms, wurde vergessen, und die ehemals blühenden Ländereien verwandelten sich in Wüsten, oder in unermessliche Luxusgärten und unfruchtbare Parks. Während der Kaiserzeit bestand ein großer Theil der Regierungskunst in der regelmäßigen Verproviantirung der Hauptstadt, deren Verfallung mehr als einmal Hungersnoth und Volksaufstand zur Folge hatte. Der Handel der Römer war von jeher unbedeutend. Die Specereien, Edelsteine und andere Luxuswaaren Indiens waren seine wichtigsten Gegenstände; Rom hatte für dieselben nur baares Geld in Tausch zu geben. Die prächtigen Straßen, welche das römische Reich durchzogen, dienten weniger dem Handel als den Heeren und Geldtransporten aus den Provinzen. Die Handelszölle hatten keinen andern als den fiskalischen Zweck. Steuern bestanden in Rom jederzeit fort, und sie wurden nur dann und wann bei einer plötzlichen großen Bereicherung des Schazes erlassen. Wenn Rom und Italien durch ihre Siege und ihren Luxus erschöpft wurden, so wurden die Provinzen durch übertriebene Erpressungen zu Grunde gerichtet, bis die allgemeine Verarmung im Verein mit andern bekannten Ursachen den Fall des Reichs herbeiführte. Die Vertheilung des Reichs unter eine Menge erobernder Völker und jeder einzelnen Provinz unter die Hauptlinge der Nation, die sie in ihren Besitz

genommen, setzte an die Stelle der strengsten Centralisation die größte Zerstückelung der Souverainetät. In dieser Periode, wo jeder Dorf tyrann nach eigener Weise schaltete, und wo die Regierung nichts Anderes war als die Ausübung der Kunst, von einer Handvoll armer Unterthanen die größtmögliche Summe von Abgaben und Diensten zu erpressen, kann von Staatswirtschaft eigentlich nicht die Rede sein. Die Regierung Karls des Großen unterbrach den chaotischen Zustand Europas durch die Gründung einer starken umsichtigen Centralgewalt, welche auch nach ihrem baldigen Wiederverschwinden manche Elemente einer regelmäßigen Staatsorganisation zurückließ. Die Zeit Karls des Großen kennt keine öffentlichen Abgaben; der Staatshaushalt wurde durch den Ertrag der königlichen Domänen und einiger Hoheitsrechte, namentlich der Selbbsen, Brücken- und Wegzölle bestritten. Daher die in die kleinsten Details eingehende Sorge Karls für die gute Verwaltung seiner Güter. Die wichtigsten staatsökonomischen Vorschriften Karls des Großen zeugen selbst durch ihre Fehler von einer besondern Sorgfalt für das Wohl der ärmern Volksklassen. Er verbot die Getreideausfuhr in Zeiten der Theuerung, den Kauf der Feldfrüchte auf dem Halme, den Waarenaufkauf zu wucherlichen Zwecken und machte sogar den Versuch der Einführung eines Maximums für Lebensmittel. Unausgeführt blieb auch wol seine Vorschrift der Einführung gleichen Maßes und Gewichtes. Der seinen Münzen gegebene Zwangscurs und sein Verbot der Veräußerung von Kirchengütern werden heutzutage ebenso wenig Billigung finden als das Maximum. Das Verdienst seines Donau-Rheinkanals verdient auch unter der Voraussetzung anerkannt zu werden, daß seine Anlage nur durch vorübergehende militärische Zwecke veranlaßt wurde. Die unter ihm eingeführte oder doch allgemeiner werdende Erblichkeit der Lehen sowie die Vertheilung seines Reichs unter seine Nachkommen trugen nicht wenig zur Verlängerung der Feudalmonarchie bei. Am Ende des 9. Jahrhunderts bestanden in Frankreich 27 große Lehen, deren Inhaber oft Ansprüche auf Souverainetätsrechte machten; am Ende des 10. Jahrhunderts hatte sich ihre Zahl verdoppelt. Die großen gouvernementalen und politischen Ideen waren mit Karl dem Großen gestorben, die administrativen Traditionen verloren sich immer mehr und mehr, die düsterste Periode der europäischen Geschichte begann. Die erste bedeutende Veränderung des elenden Zustandes der europäischen Völker wurde durch die Kreuzzüge herbeigeführt. Diese lichteteten die Reihen des Adels und schafften dem sich bildenden dritten Stande Platz; sie bewirkten, daß das Eigenthum zum Vortheil der industriellen Classen die Besitzverhältnisse (der Verkauf der Lehnsgüter zum Zweck der Reise ins gelobte Land war nicht an die Einwilligung des Lehnsherrn gebunden, und sogar die Kirchengüter wurden trotz des Widerstandes der Geistlichkeit dem Saladinsebzehnten und ähnlichen Abgaben unterworfen), sie gaben den Gewerben einen neuen Aufschwung; ihnen verdankte Schifffahrt und Handel ihre Wiebergeburt. Die Behandlung der Leibeignen wurde milder durch die Be-

fürchtung, sie durch fortgesetzte Härte den Kreuzheeren zuzutreiben, und weil die Verbannung der Bevölkerung die Schonung der Zurückgebliebenen zur Pflicht des Eigenen machte. Die europäische Industrie bereicherte sich durch die gewerblichen Kenntnisse der Griechen und Sarazenen. Die Glasmanufacturen von Syrus wurden nach Venedig verpflanzt; die Seidenfabrikation verbreitete sich in die westlichen Länder; Sicilien erhielt im 12. Jahrhundert das erste Zuckerrohr; selbst die Windmühlen wurden während der Kreuzzüge dem Orient entlehnt.

Während die Handelsstädte Italiens und des übrigen südlichen Europas durch die Kreuzzüge aufblühten, bildete sich im Norden der hanseatische Bund, dessen Reichthum und Macht der kriegerischen Feudalität gleichfalls ein auf friedliche Grundlagen gebautes Gegengewicht gab. Die Vertilgung der Seeräuber im baltischen Meere war eine der nächsten und nicht unwichtigsten Wirkungen dieser Handelsligue. Unter ihrem Schutze erstarkte das Recht der Verträge, um an die Stelle des Mißbrauchs der Gewalt zu treten. Ihre Handelsverbindungen waren das erste Band, welches Rußland an das westliche Europa knüpfte, das von jetzt an eine Menge alter und neuer Bedürfnisse durch die Erzeugnisse des Zarenreichs befriedigte, die dem Gesetze der Hansa zufolge nicht mit baarem Gelde gekauft, sondern nur gegen Waaren ausgetauscht werden durften. Die Handelscomptoirs der Hanseaten in Rußland sind die Vorbilder der heutigen europäischen Factoreien in fremden Welttheilen. Die Hansa hatte das Privilegium fast des ganzen Handels von England. In ihrem Stapelplatze Brügge begegneten sich die Waaren des Nordens mit denen des Südens und der Levante. So trug diese mächtige Handelsverbindung wirksam dazu bei, die Völker durch den Austausch ihrer Interessen einander zu nähern und die große commerciale und industrielle Bewegung zu fördern und zu verallgemeinern, welche die politische Freiheit vorbereitete.

In den größern Städten Frankreichs, wo sich immer einige Traditionen der römischen Municipalverfassung erhalten hatten, machte die Gemeindefreiheit gleichzeitige Fortschritte, sodaß sie schon im 12. Jahrhundert den Abt Guibert zu der Klage veranlaßte: „Was man unter dem neuen und abscheulichen Worte: Gemeinde, versteht, ist, daß pflichtige Leute nur einmal im Jahre die Steuern zahlen, daß, wenn sie ein Verbrechen begehen, sie sich durch eine gesetzlich bestimmte Geldbuße von weiterer Strafe loskaufen, und daß sie von den Auflagen frei sind, die man Leibeigenen zu machen pflegt.“ Die französischen Könige begünstigten die Freiheitsbestrebungen der Städte, weil sie die Aristokratie bedroheten und der monarchischen Gewalt nicht gefährlich schienen. Die hohe Bedeutung, welche dem Handel und den Gewerben in Frankreich bereits im 13. Jahrhundert zuerkannt wurde, geht am deutlichsten aus der großen Zahl der Ordnungen hervor, durch welche die Könige dieser Periode sie organisiren, schützen und fördern zu müssen glaubten. Unter der Regierung Philipp's des Schönen erschienen 56 Ordnungen allein über das Münzwesen und 10 andere in Bezug auf die

Verhältnisse der Juden und Lombarden. Es bedarf nicht der Bemerkung, daß diese Reglements oft von fiscalischem Geiste ausgingen, oder in Folge der ihnen zum Grunde liegenden falschen Ansichten und beschränkten Begriffe Wirkungen hervorbrachten, die ihren Zwecken gradezu entgegen gesetzt waren. So stellte Philipp der Schöne ein Maximum des Getreidepreises fest, indem er es zugleich den Kornhändlern zur Pflicht machte, unter allen Umständen den Markt hinlänglich zu versorgen. Ein Verbot der Ausfuhr des Goldes und Silbers, vielfache Münzverschlechterungen, Aufwandsgesetze, die sich bis auf Kleiderordnungen und Speisereglements erstreckten, gingen gleichfalls von Philipp dem Schönen aus. Ludwig IX. berühmtes Etablissement des métiers de Paris gab den Handwerkern eine feste Organisation, in welcher freilich die Unabhängigkeit des Einzelnen unterging, und die, nachdem sie sich überlebt hatte, spätern Generationen große Leiden bereitete, die aber in ihrer Zeit der Industrie den unschätzbaren Vortheil gewährte, sich zu consolidiren, ihre Interessen durch eine starke Repräsentation vertreten zu sehen und sich zu befähigen, mit dem bis dahin übermäßig privilegierten Grundbesitze um Ansehen, Einfluß und Reichthum zu concurriren.

(Der Beschluß folgt.)

### Correspondenznachrichten.

Brüssel, August 1832.

Den in Nr. 175 d. Bl. gegebenen Mittheilungen über die Akademie der Wissenschaften in Brüssel lassen wir jetzt eine gedrängte Übersicht der vorzüglichsten Unterrichtsanstalten folgen. Wir beginnen mit der hiesigen Hochschule oder sogenannten Université libre. Der Fonds dieser seit 1834 bestehenden Anstalt rührt größtentheils von einer freiwilligen Subscription mittels unverzinslicher Actien von 10 Francs her, deren Gesamtbetrag aber nicht sehr bedeutend sein soll, ferner von einer jährlichen Beisteuer der Stadt Brüssel, welche auf 30,000 Francs geschätzt wird, und endlich von den 215 Francs, die jeder Student jährlich für die Vorlesungen erlegen muß. Die Stadt Brüssel gewährt übrigens den freien Gebrauch der Hörsäle im ehemaligen Palast des Gouvernements unter österreichischer Herrschaft (ancienne cour) wie die Benutzung der darin befindlichen Sammlungen, des physikalischen und naturgeschichtlichen Cabinets, des Gemischen Laboratoriums und der Bibliothek; ferner steht den Studenten der Zutritt offen zu den sämtlichen Civil- und Militärspitälern sowie zu dem botanischen Garten, obgleich dieser das Privateigenthum einer Actiengesellschaft ist. Die Université libre zählt ungefähr 30 Professoren, von denen 23 wirkliche sind; außerdem gibt es eine Menge Ehren- und Titularprofessoren. Die Besoldung der wirklichen Professoren ist verschieden, je nachdem sie noch außerdem andere einträgliche Stellen bekleiden, doch nie über 3—4000 Francs, also weit geringer als an den beiden Staatsuniversitäten und an der katholischen, welche letztere an einige ihrer Lehrer mehr zahlt, als etwa alle hiesigen zusammen erhalten. Die Anzahl der Studenten beträgt gewöhnlich zwischen 250 und 300 \*), meistens

\*) Diese Angabe stimmt nicht mit der vom Ministerium officiell mitgetheilten; allein mit dieser Officialität muß es nicht genau genommen werden; denn gar viele Namen figuriren mit Unrecht im Verzeichniß der Studenten, weil manche junge Leute sich aus Speculation einschreiben lassen, indem es hinreicht, sich für einen einzigen Course inscribiren zu lassen, um als Student

Mediciner und Juristen. Verschiedene Fächer des höhern Unterrichts sind unbefestigt, und einige Collegien werden auch von Schülern anderer öffentlichen Anstalten besucht. Bekanntlich wird der Unterricht an dieser wie überhaupt an allen belgischen Hochschulen — an der katholischen mit einer geringen Ausnahme — nicht in lateinischer, sondern in französischer Sprache erteilt, und da auch bei den Prüfungen weder Latein oder Griechisch gesprochen noch geschrieben wird, so läßt sich wol erwarten, daß diese beiden Sprachen allmählig wie die orientalischen aus dem höhern Unterrichte in Belgien verbannt sein werden. Dabei ist der Eifer, welchen die Administration zum Wohl der Anstalt und die Professoren, sowie der Fleiß, den im Allgemeinen die Studenten, meist junge Leute aus hiesiger Stadt und Gegend, beweisen, sehr lobenswerth und verspricht dem Institut eine beständige oder wenigstens eine längere Dauer, als man anfänglich erwarten durfte, da es wie natürlich die mächtige katholische Partei und deren Anhänger wider sich hat und die Regierung es höchstens beschützen, sonst aber in nichts begünstigen kann. Am meisten hat dies Institut von der Zukunft zu erwarten, wenn ein liberales oder mindestens ein weniger ultramontanisches Ministerium ans Ruder kommt, und in sofern dürften wol dessen Aussichten besser sein als die der beiden Landesuniversitäten.

An die Université libre schließt sich das Gymnasium, oder, wie es seit der holländischen Zeit heißt: Athénée royal, an; es ist fast ganz von der Stadt abhängig und steht jetzt in einem bessern Rufe als in der frühern, zumal in der französischen Zeit. Die Zöglinge werden in sieben Classen — in jeder verweilen sie ein Jahr — unter Leitung von etlichen 20 Lehrern von den Elementen des Unterrichts bis zur Unversität gebildet und können für 40 Gulden jährlich außer der lateinischen, griechischen, stämmischen und französischen auch die deutsche und englische Sprache erlernen und einige sogenannte arts d'agrément wie auch die Gymnastik treiben. Da mehre Professoren des Athénée auch als solche bei der Unversität angestellt sind, so können die Zöglinge, zumal die der höchsten Classe, den Lectioren in beiden Anstalten bewohnen. Der Unterricht mehre Professoren sowie die beobachtete Disciplin sind musterhaft, und es ist nur zu bebauern, daß das bei der jährlichen Prüfung und Preisvertheilung befolgte System nicht ganz von französischer Charlatanerie freizusprechen ist.

Die Handelsschule (école de commerce) ist fast gänzlich ein Privatunternehmen, und obschon sie seit vorigem Jahre um Vieles besser ist als früher, da sie unter ihrem Stifter ganz unbedeutend war und Alles äußerst oberflächlich und markt-schreierisch betrieben wurde, so steht sie dennoch weit gegen dergleichen Institute in Deutschland wie auch gegen das in Lüttich zurück. Nicht als ob es ihr an Zöglingen oder an Mannichfaltigkeit der Unterrichtsgegenstände fehle, sondern weil die Wahl der Lehrer und die Art des Unterrichts gar Vieles zu wünschen übrig lassen und schwerlich zu erwarten ist, daß tüchtige Subjecte für Handel und Industrie aus diesem Institute hervorgehen werden.

Kostschulen oder Pensionate gibt es hier verhältnismäßig sehr viele, die meisten für Frauenzimmer, aber keine von allen zeichnet sich besonders aus. Während der holländischen Regierung und noch einige Jahre später verdiente das Institut, das von einem Italiener Gaggia gestiftet und geleitet und nach ihm benannt wurde, hervorgehoben zu werden, weil da wirklich auf tüchtige Lehrer und zweckmäßige Methode hingeziet ward und mehre Einrichtungen sehr loblich waren; allein seit jenes Institut von der Geistlichkeit angefeindet und in übeln Ruf gebracht wurde und dessen Stifter nicht mehr an der Spitze stehen konnte, verlor es an Ansehen, bekleidet aber dennoch

betrachtet zu werden und als solcher den Zutritt in manche Anstalten und andere Vortheile zu haben. Diesem Uebelstand hat die Université libre dadurch vorzubeugen gesucht, daß sie sich, wie gesagt, 215 Francs zahlen läßt, gleichviel ob man einen oder mehre Gurcus mitmacht.

nebt demjenigen von einem Deutschen, Dr. Friedländer, 1835 gestifteten unter den übrigen den ersten Rang.

Unter den Primarschulen, wo die Jugend, meistens Knaben, da die Mädchen ganz früh in Pensionaten erzogen werden, den ersten nothwendigsten Unterricht genießt, und deren Anzahl verhältnismäßig nicht bedeutend ist, zeichnen sich die öffentlichen Stadtschulen und unter diesen wiederum die unter Leitung eines Holländers, Pieters, stehende vorthellhaft aus. Dieselbe wird zugleich und mit Recht als Normalschule (école modèle) betrachtet und darf den besten Instituten dieser Art an die Seite gesetzt werden. Der Unterricht geschieht nach holländischer Methode, die mit geringer Abweichung die Pestalozzi'sche Lehrart ist und schon längst die Bell-Lancaster'sche fast überall verdrängt. Indessen besteht hier noch eine in ihrer Art gute Schule nach der letztern Methode, größtentheils von der ärmern Classe besucht. Die Jacotor'sche Lehrart hat hier großes Glück gemacht. Besonders Lob verdienen in jeder Hinsicht die sogenannten Bewahrschulen (écoles gardiennes) für Kinder unter vier bis fünf Jahren, größtentheils aus einer Privatkasse unterstügt, doch auch von der Regierung begünstigt, und fast jedes Stadtviertel hat seine eigne école gardienne. Da nun fast in keiner dieser öffentlichen Schulen religiöser Unterricht erteilt wird, weil sie von protestantischen und jüdischen so gut wie von katholischen Kindern besucht werden können, so ist es natürlich, daß die Geistlichkeit von diesem Umstand ihren Vortheil gezogen und eine gewisse Anzahl ihrer sogenannten écoles chrétiennes errichtet und sie unter Leitung der berühmtesten frères ignorantins und ähnlichen Gelehrten gestellt hat. Diese Schulen, worin außer Religion nur noch das Unentbehrlichste, wie Lesen und Schreiben, gelehrt wird, werden fleißig von der gemeinen Bürger- und armen Classe besucht und man sieht täglich die Zöglinge unter Anführung ihrer Lehrer, die sämmtlich geistliche Ordenskleider haben, bei mehren Hunderten durch die Straßen ziehen. Überdies stehen noch einige Sonntageschulen unter unmittelbarer Aufsicht der Geistlichkeit, wie auch größtentheils die erst vor Kurzem errichteten Institute für Blinde und für Taubstumme. Industrieschulen kennt man hier so wenig wie Realschulen, und von den vor etnigen Jahren mit vielem Aufsehen errichteten Schulen für Erwachsene aus der armen Classe und für Dienstboten und Handwerker läßt sich nichts Sonderliches sagen, und es dürfte sogar die Frage sein, ob sie noch bestehen. 92.

### Literarische Notizen.

Ein merkwürdig monströses Buch heißt zu Deutsch mit vollständigem Titel wie folgt: „Die biographische Schatzkammer („The biographical treasury“), enthaltend: Memoiren, Skizzen und kurze Notizen über das Leben von ungefähr 12,000 (!) ausgezeichneten Personen seit den ersten Perioden der Geschichte bis auf den heutigen Tag, mit nahe an 3500 eignen und gesammelten Maximen und Vorschriften“, von Sam. Maubier. Der „Spectator“ nennt diese Schatzkammer ein außerordentliches Buch, sowol was die Menge der darin behandelten Gegenstände als was die Wohlfeilheit des Preises betrifft.

Eine echt englische Curiosität ist auch die Schrift: „Victoria!! Ein Anekdotenmemoire Ihrer Majestät von ihrer Geburt an bis zu ihrer Krönung; enthaltend: höchst interessante und originelle Anekdoten, pikante Züge und charakteristische Skizzen von der Königin, mit einem wohlgetroffenen und sorgsam gestochenen Portrait“, von Wote. Das zeitgemäße Buch ist in grün und carmoisinrothe Seide gebunden und die Wappspitze verguldet. Es erschien in London und wird jeder Palastdame und jedem Höfling aufs dringendste empfohlen.

Lady Blessington hat zugleich zwei Schriften vom Stapel laufen lassen: „Confessions of an elderly lady“, mit acht Kupfern, und „Confessions of an elderly gentleman“, mit sechs Kupfern geziert. 108.

Histoire de l'économie politique en Europe depuis les anciens jusqu'à nos jours par *Adolphe Blanqui*. Zwei Bände.

(Schluß aus Nr. 248.)

In den italienischen Republiken bemächtigten sich Handel und Industrie der politischen Macht, die sie besser zu handhaben wußten als die Feudalaristokratie. Die florentinische Regierung des 14. Jahrhunderts widmete ihre erfolgreiche Sorgfalt nicht allein der Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes, sondern auch dem öffentlichen Unterricht und den schönen Künsten. Zweihundert Tuchfabriken beschäftigten in Florenz 3000 Arbeiter und lieferten jährlich 80,000 Stücke Tuch, 80 Handelshäuser betrieben Bankgeschäfte, 30 Spitäler und 200 öffentliche Schulen wurden vom Staate unterhalten, dessen Einkünfte sich auf 300,000 Goldgulden beliefen. Diese Staatseinnahme bestand zum größten Theile aus dem Ertrage der indirecten Steuern, unter denen die Eingangszölle und die Auflage auf die Getränke die ersten Plätze einnahmen; die letztere gab einen doppelt so starken Ertrag als die Grundsteuer. Auch die leidige Salzsteuer figurirt mit 14,000 Goldgulden in dem von Villani aufbewahrten Budget. Einen Maßstab des Privatreichthums in Florenz gibt die Thatsache, daß Eduard III. von England zwei florentinischen Handelshäusern über 16 Mill. Francs heutigen Geldes schuldete.

Die Ausdehnung und Verwicklung der Handelsverhältnisse machte das Bedürfniß einer Organisation des Credits fühlbar. Venedig gründete am Ende des 12. Jahrhunderts die erste Depositenbank, deren gute Verwaltung ihren Scheinen bald allgemeine Nachfrage eintrug. Selbst die Regierung leistete ihre Zahlungen in Anweisungen auf die Bank. Die Bank des heiligen Georg in Genua wetteiferte später mit der von Venedig. Die italienischen Republiken, welche die Idee der bürgerlichen Freiheit zuerst wieder verwirklicht, sind es also auch, welche die Finanztheorien ausgebildet, den Fleiß und die Arbeit zu Ehren gebracht und jedem Bürger ohne Unterschied der Kaste und des Vermögens die Bahn des Reichthums, des Ansehens und der Würden eröffnet haben.

Während der Regierung Karl V. und zum Theil durch die von ihr vertretenen Ansichten und Grundsätze ging eine große Veränderung der europäischen Zustände

vor sich. Zum ersten Male begegneten sich die Ideen der Freiheit und des Despotismus in offenem allgemeinen Kampfe, und wenn dieser auf der einen Seite durch den Sieg der Reformation zu Gunsten der Freiheit entschieden ward, so verlor sie auf der andern ein großes Terrain durch den Untergang der freien Verfassungen und durch die Befestigung der despotischen Grundlagen der großen Monarchien Europas. Die beständigen Kriege entzogen dem Verkehr das Geld und belebten den Adel von Neuem. Die Errichtung königlicher Manufacturen und Fabriken, die sich mehr oder weniger strenge Monopole anmaßten, legte die Industrie in Fesseln. Dagegen bewirkte die Reformation die Verwandlung der unermesslichen geistlichen Güter (in England wurden sie auf neun Zehntel des gesammten Grundbesitzes geschätzt) in bürgerliches Eigenthum, und hatte die ökonomisch-wahlthätige Folge, die Zahl der Feiertage zu vermindern und die der Arbeiter durch viele Tausende bisher müßiger Verzehrer zu vermehren. Diese Thatsachen waren ebenso viele mächtige Hebel des öffentlichen Wohlfseins, deren Wirkungen sich indessen erst später vollständig entwickeln sollten. Durch die Entdeckung von Amerika wurde der großen Revolution des national-ökonomischen Systems von Europa ein neues wichtiges Element hinzugefügt. Die Einführung des modernen Colonialwesens und die plötzliche ungeheuerere Vermehrung des circulirenden Metalls waren sehr folgenreich. Indem die Herren der Bergwerke Amerikas sich durch die Producte derselben bereicherten, veranlaßten sie die übrigen Regierungen; durch Verschärfung der fiskalischen Maßregeln ihre Finanzen ins Gleichgewicht mit denen ihrer Nachbarn zu setzen. Daher ist keine Periode der Geschichte reicher an Erpressungen aller Art als die, in welcher sich die Ströme amerikanischen Goldes zuerst über Europa ergossen. Dennoch überschritt der Aufwand der meisten Staaten bei weitem ihre Einkünfte und war der Staatsschatz namentlich von Spanien und Frankreich oft in der schimpflichsten Entblößung.

In Frankreich begann endlich mit der Verwaltung Sully's eine neue Ordnung der Finanzen. Zur Zeit seines Eintritts ins Ministerium betrug die Staatsschuld etwa 300 Millionen, während sich die Summe der jährlich erhobenen Steuern auf 150 Millionen belief, von denen aber vier Fünftel die Deute der Steuerpächter wur-

den und nur ein Fünftel in den Staatsschatz einlief. Sully erkannte an, daß es kein anderes Mittel gebe, den Fürsten zu bereichern, als die Bereicherung des Volks, und daß der Ackerbau die wichtigste Industrie des Landes sei, und alle seine Verwaltungsmaßregeln zeugen von Wohlwollen und Theilnahme für die ärmern Volksklassen. So verbot er den Steuereinnehmern, unter irgend einem Vorwande den Bauern ihr Vieh und ihr Ackerbaugeräth zu nehmen. Die sich mit Erzeugung von Luxuswaaren beschäftigenden Gewerbe und der auswärtige Handel fanden bei Sully durchaus keine Sympathie; daher die Festsetzung hoher Eingangszölle, das Verbot der Selbstaussfuhr und ähnliche Einrichtungen oder Pläne, zu deren Ausführung es nur an Zeit fehlte. Die systematische Handhabung des Mercantilsystems verhinderte indessen Sully nicht, am Ende seiner ministeriellen Laufbahn das Land mächtig aufblühen zu sehen und nach beinahe völliger Tilgung der Staatsschuld einen Schatz von 14 Millionen zu hinterlassen. Dies letztere Verdienst möchte heutiges Tages ziemlich zweideutig erscheinen, war aber für jene Zeit, wo der öffentliche Credit kaum existirte, vielleicht ein sehr reelles. Die verschwenderische Verwaltung Richelieu's und Mazarin's zerstörte einen großen Theil des Werks Sully's, welches erst von Colbert wieder aufgenommen und vervollständigt ward. Dieser einsichtsvolle und energische Minister befreite den Handel von einer Menge Steuern und Placereien, die seinen Aufschwung gehemmt hatten, und schuf die französische Industrie gleichsam aus dem Nichts, freilich nicht ohne Hülf eines Systems von Schutzzöllen, welche er selbst indessen nur für ein vorübergehendes Übel ansah, welches durch die augenblicklichen Umstände gerechtfertigt würde. Die 1664 vorgenommene Revision des Douanentarisfs fand in diesem Sinne statt. Colbert selbst resumirt seine Ansicht über das Wesen der Zölle in folgenden Worten: Herabsetzung der Ausgangssteuern auf Waaren und Manufacturarbeiten, Verminderung der Eingangszölle auf alle Stoffe, welche den heimischen Fabriken dienen, Ausschließung der Producte fremder Manufacturen durch erhöhte Zölle. In einem spätern Tarif wurden die Consequenzen dieser Principien übertrieben, was scharfe Repressalien von Seiten Hollands zur Folge hatte und eine der wichtigsten Ursachen des Krieges von 1672 wurde. Colbert glaubte die Zunahme der Bevölkerung durch Edicte befördern zu müssen, welche den Eölibat mit gewissen Nachtheilen verknüpften und frühzeitige Heirathen sowie zahlreiche Kinderzeugung durch Steuerfreiheiten u. s. w. belohnten. Wenn ihm die neuere Zeit in diesen und ähnlichen Ansichten nicht gefolgt ist, so hat sie dagegen seine Theorie der Protection der Manufacturen in ein wahres System des Monopols verwandelt, und es wäre ein Fortschritt, wenn man in dieser Hinsicht zu den Zeiten Colbert's zurückkehrte. Die unglücklichen Kriege Ludwig XIV., seine verschwenderische Hofhaltung, die ungleiche Vertheilung der Steuern, die Zurücknahme des Edicts von Nantes waren die vorzüglichsten Ursachen, welche das System Colbert's verhinderten, alle seine Früchte zu tragen. Nach dem Tode des großen Mi-

nisters verschlimmerte sich der Zustand des Landes in der bedenklichsten Weise. Die Zerrüttung der Finanzen und die Verarmung der Bürger Frankreichs veranlaßten das „Projet de dñe royale“, als dessen Verfasser bald Vauban, bald Bois-Guilbert angegeben wird. Diesem Vorschlage nach sollten alle bis dahin bestehenden Abgaben aufgehoben und durch eine in dem zehnten Theile des Ertrags des Grundeigenthums bestehende Grundsteuer ersetzt werden. Noch kühnere Ideen brachte Law zur Ausführung. Die Geschichte seines Systems ist zu bekannt, um hier berührt zu werden. Die endliche Katastrophe war von heftigen Erschütterungen begleitet, aber nicht ohne manche wohlthätige Wirkungen, unter denen die Zerstückelung des Grundbesitzes obenan steht. Indem der Sturz des Law'schen Systems Frankreich auf den Grund und Boden als die sicherste Quelle des Reichthums hinzuweisen schien, bereitete er den physiookratischen Ideen den Eingang. Quesnay und seine Schule stellte die erste ausgebildete Theorie der Nationalökonomie auf, die sich durch ihre Einfachheit und ihre scheinbare mathematische Bündigkeit bald einen großen Anhang verschaffte und einen um so bedeutendern Einfluß erlangte, als sie sich durch ihre der Alleinherrschaft und den Privilegien des Grundeigenthums überaus günstigen Lehren dem Schutze der Macht und des Reichthums empfahl. Die wesentlichsten Sätze des Quesnay'schen Systems: die einzige producirende Kraft ruht in Grund und Boden; Industrie und Handel können die Masse des Nationalreichthums nicht vermehren; nur der reine Ertrag des Bodens ist der Steuer zu unterwerfen, enthalten zugleich die größten Irrthümer desselben. Diese sind längst widerlegt; aber den Physiokraten bleibt nichtsdestoweniger das Verdienst, die Bahn in der ökonomischen Wissenschaft gebrochen und das Licht der systematischen Forschung vorangetragen zu haben. Turgot's Verwaltung war ein fortgesetztes Bestreben, die physiookratischen Theorien zu verwirklichen. Seine Edicte trafen zuerst die Getreidesperre, die Frohnden und das Junftwesen unter dem Jorngeschrei der in ihren Interessen beleidigten Privilegirten und des seine Interessen verkennenden Volks. Höchst beachtenswerth ist die Einleitung der die Corporationen aufhebenden Verfügung, die leider bald wieder zurückgenommen werden sollte. „Indem Gott dem Menschen Bedürfnisse gab“, heißt es darin, „und ihm den Gewinn durch Arbeit möglich machte, verlieh er Jedermann das Recht zu arbeiten als das erste, das heiligste und unverjährbarste Eigenthum.“ Erst die Revolution sollte dieser Ansicht allgemeine Würdigung und dauernde Geltung verschaffen. Turgot's Pläne gingen ferner auf Einführung einer alleinigen Grundsteuer, auf Aufhebung der Klöster und Einführung gleichen Maßes und Gewichts; aber seine Kräfte reichten nicht so weit als sein Wille. Die ökonomischen Ansichten der Philosophen des 18. Jahrhunderts, selbst Rousseau's, Voltaire's, Montesquieu's und Raynal's, waren unzusammenhängend und oft ganz schief; sie boten aber manches Material zu dem theoretischen Rüstzeuge, mit welchem die französische Revolution ihre sociale Aufgabe zu lösen versuchte. Die reinpolitische Seite der

Revolution kommt hier nicht in Betracht, es handelt sich nur um die ökonomischen Theorien und Experimente, die durch sie aufkamen und angestellt wurden. Es genügt, den 4. August zu nennen, um die Reihe der ökonomischen Wohlthaten zu vergegenwärtigen, mit denen sich die Revolution ankündigte. Später beging sie große Fehler, wie die zu große Concentrirung der Steuern auf den Grundbesitz, die Aufstellung des Maximums und die Beibehaltung der Beschränkungen des äußern Handels, welche endlich in das verrufene Continentsystem ausarteten. Dieses war indessen nicht ohne alle wohlthätigen Folgen; denn während es England von der Gemeinschaft des übrigen Europas ausschloß, stürzte es manche Barrieren, welche die Staaten des Continents voneinander trennten, und beförderte so in einem gewissen Sinne die Freiheit, welche es zu zerstören bestimmt schien. Die Wiederherstellung des Friedens durch den Sturz der französischen Dictatur in Europa brachte eine große Veränderung in den ökonomischen Staatsverhältnissen hervor, während die bisherigen Grundlagen des industriellen Lebens gleichzeitig durch die Ausbildung des Maschinenwesens und die vervielfältigte Anwendung der Dampfkraft die wesentlichsten Modificationen erlitten. Doch ein Gemälde des gegenwärtigen ökonomischen Zustandes von Europa erfordert einen größern Rahmen, als d. Bl. ihn bietet. Überall hat der Nationalreichtum in jüngster Zeit unermessliche Fortschritte gemacht, und nirgend ist eine Grenze für sein weiteres Wachsen sichtbar. Vieles ist für die Verallgemeinerung des Wohlseins, für die billige Vertheilung der Früchte der Arbeit geschehen; mehr bleibt noch zu thun übrig. Namentlich die Lösung zweier großen Probleme bleibt der Zukunft vorbehalten: die Befreiung des Handels und die Emancipation der Arbeit von der Dienstbarkeit gegen das Capital. Jene steht von der Befestigung des friedlichen Völkerverkehrs zu hoffen, diese wird früher oder später durch das mächtige Princip der Association bewirkt werden, dessen Entwicklungsproceß das bedeutungreichste Phänomen der Gegenwart ist.

So weit die Skizze des Blanqui'schen Werks. Die Ausdehnung der einzelnen Theile desselben ist nicht nach der größern oder geringern absoluten Wichtigkeit der einzelnen Perioden der Geschichte der Nationalökonomie abgemessen, sondern nach der Maxime, daß die Hervorhebung des minder Bekannten nach Umständen das größere wissenschaftliche Interesse für sich hat. Nach diesem Grundsatz wurde die Darstellung um so gedrängter, je mehr sie sich den Zeiten der Gegenwart näherte, und wurden die Systeme der nationalökonomischen Theoretiker von Adam Smith bis auf Sismondi und Ricardo ganz außer Betracht gelassen. Die detaillirte Kritik eines Werks, welches aus einer unermesslichen Menge einzelner Facten und Urtheile zusammengesetzt ist, ist nicht möglich. Ref. kann daher dem Buche Blanqui's nur im Allgemeinen das Zeugniß geben, daß es das Resultat mühsamer und gewissenhafter Forschung und der Ausdruck der festen Überzeugung ist, daß die Bestimmung der Menschheit einft in Erfüllung gehen werde. Die unparteiische Gerechtigkeit,

welche der Verfasser, fern von aller nationalen Engbigkeit, den Personen und den Sachen widerfahren läßt, verdient bei ihm als Franzosen doppelte Anerkennung. Wünschenswerth wäre eine etwas strengere Methode und eine größere Consequenz des Urtheils, als der Verf. an manchen Stellen bewährt. Styl und Darstellungsweise des Werks lassen sich nicht empfehlen; sie bleiben weit hinter Dem zurück, was man bei der hohen formellen Ausbildung der heutigen französischen Literatur zu erwarten gewohnt und berechtigt ist. 14.

Nur ein Geiger! Originalroman von H. E. Andersen. Nebst einer Lebensskizze des Dichters. Aus dem Dänischen übersezt von J. G. von Jensen. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1838. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Seit langer Zeit hat dem Beurtheiler ein Buch nicht eine so reine Freude gemacht als das vorliegende; es ist eine von den in unsern Tagen immer seltener werdenden Erscheinungen, bei welchen auch dem Gemüth sein Antheil billiger Forderungen befriedigt wird, während bei den meisten — besonders leider bei den jetzigen deutschen Productionen — man wol hier und da Funken eines schätzenswerthen Talents entdeckt, aber zugleich durch Impietät, Roheit, ja schlechthin Frechheit der Gesinnung widerlich zurückgestoßen wird. Wenn sich auf solche Art das Leben in der Kunst reflectirt, so können diese Spiegelbilder natürlich auch nur Verzerrungen sein und müssen an ihrer verzerrten, verkrüppelten oder monströs ausgearteten Natur, trotz alles Aufsehens, das sie beim ersten Erscheinen machen, untergehen. Misgeburten haben kein langes Leben. Es ist aber wahrlich nur der vollständigste Gegensatz, der, während wir das lebenswürdige Werkchen des dänischen Dichters vor uns haben, diese Bemerkungen hervorruft. Die Dichtung nähert sich dem Idyll, es ist eine Art gemüthlichen Genrebildchens. Der Verf. gibt uns die Parallele zweier Lebensläufe: auf der einen Seite ein wenig begünstigter Knabe, arm, aber mit einem reichen, tiefen Herzen, voll übergroßer Lust zur Musik, doch nur mit mittlern Talente; auf der andern ein kleines Mädchen, schön, geistreich, unternehmend, nicht grade herzlos, aber mehr fliegende Blut als dauernde Wärme darin, stolz, aber nur selten in edler Art, zumeist nur äußerlich hochmüthig. Während dem Knaben von der einen, rauhen Hand des Lebens stete Hindernisse entgegengestellt werden, ebnet dessen andere, weiche, alle Pfade, welche das Mädchen geht, obgleich sie dieselben oft halzbrechend genug wählt. Der Knabe heißt Christian, das Mädchen, das seinen Namen in jüdischem Hause empfangen, Naomi. Die Verknüpfungen sind einfach, leicht, aber natürlich; hier und da auch überraschend. Dahin gehört die Einwebung der Lebensgeschichte eines Norwegers, eines eigenthümlichen, naturwahren Charakters, mit schauerlicher Vergangenheit und düstern Ende. Es sind nur etliche flizzirende Striche, mit denen das Bild gezeichnet ist, doch sie bekunden die ursprüngliche Kraft dichterischer Anschauung. Von ähnlichem Interesse ist die Geschichte des Vaters unsers Helben, in welchem, obgleich er nur ein Schneider ist, doch männliche Kraft und eine dichterische Sehnsucht nach Reisen, Thaten, Abenteuern lebt, die er durch fünfjährige Wanderschaft in Deutschland und Italien nicht gestillt hat. Sein Wiedererscheinen, nachdem man ihn todt geglaubt, endlich sein letztes geisthaftes Auftauchen in Rom sind erschütternde Momente, um so dichterischer, je weniger sich der Verfasser darauf stützt, sondern nur wie im Vorüberfluge daran hinstreift.

Wir haben das Buch ein Idyll genannt. Nicht überall trägt es diese Farbe, doch am nächsten berührt es uns da, wo es diesem Charakter getreu bleibt. Schon die Form des Ro-



mans, sein biographisches Colorit leitet uns auf den Gedanken, daß der Dichter viel aus seinem eignen Leben in das seiner romantischen Gestalten verwebt. Die vom Übersetzer beigefügte, höchst interessante Lebensgeschichte des Verf. beschäftigt dies in einer Weise, die gar keinen Zweifel übrig läßt. Steigert sich nun auch dadurch das Interesse auf einer Seite bedeutend, so verliert es doch auf der andern, indem zuweilen, doch nur in den beiden letzten Theilen, der Roman zu sehr an die trockene Wirklichkeit streift und bald an Memoiren, bald an eine Reisebeschreibung erinnert. So sind uns die Details aus Wien, Paris und Anderes mehr störend; zuverlässig würde der Verfasser nie daran gedacht haben, sie in seine Erzählung einzuwoben, wenn er nicht noch voll der frischen Eindrücke einer Reise gewesen wäre, die er durch Deutschland, Italien und Frankreich unternommen. Die persönliche Einführung des Dichters Gaftell in Wien gehört auch, dünkt uns, zu den kleinen Verzerrungen des trefflichen Buchs. Vielleicht daß man in Dänemark, wo die Gestalt dieses Schriftstellers ferner, fremdartiger dasteht, anders dabei empfindet. Sind wir einmal bei den Einwürlen, so wollen wir auch den Röcher derselben erschöpfen. Uns mißfällt noch — doch erhalten wir davon immer nur leichte Eindrücke augenblicklichen Unbehagens — das Einmischen des Dichters als Selbsttreibenden in die Erzählung, was häufig vorkommt, und auch die betrachtenden Eingänge, welche vielen Capiteln vorangehen, hauchen uns mit einer etwas kühlen Lust der Reflexion an, wann uns noch eben das warme Licht der erzählenden Darstellung wohlthuend berührte. Der Schreiber, daher entfichen diese Fehler, geht ungleich langsamer von einem Zustande seines Buchs in den andern über als der Lesende; er braucht Tage, Wochen, wo dieser nur Minuten verwendet. Daher muß aber auch jeder Schreiber sich zu seinem Leser zu machen und als solcher gegenüber zu sitzen wissen; am besten geschieht dies mittels der Zeit, und dies ist die wahre Bedeutung des „nonum prematur in annum“. Den stärksten Einwurf gegen das Buch aber machen wir in Betreff des weiblichen Hauptcharakters. Er stand der Individualität des Dichters zu fern, um sich wahrhaft hineinzuleben, daher dünkt er uns völler Inconsequenzen zu sein. Er schwankt zwischen ganz Gemeinem und wirklich Großartigem, Genialem; beide Elemente vereinigen sich aber nicht. Die Naomi, welche mit einem gemeinen Geschöpf von Kunstreiter davonläuft und vor der Gestalt eines, solcher Bande zugehörigen Frauenzimmers nicht sogleich einen tiefen Ekel empfindet, vermag weder nachher so würdig stolz zu verfahren, noch überhaupt höhere Lebensansichten zu entwickeln. Diese That wirft sie in die Classe ganz gemeiner Weiber, und dahin will sie der Dichter doch nicht setzen. Damit erschöpft sich dieser Tadel; nicht so leicht würde es sein, unser Lob, was sich dem Ganzen des Wertes in Betreff der Erfindung, Charakteristik, Seelendurchschauung und darin durchwaltenden reinen Gesinnung zuwenden, zu erschöpfen. Es führt uns der Dichter, mit seinem dem deutschen verwandten Gemüth nahe ans Herz. Er ist voller zarter, wahrer, inniger Empfindung, ohne sentimental zu sein; im Gegentheil, er beweist, daß es ihm an einem männlichen, nordisch markigen Knochenbau nicht fehlt, und daß ein scharfblickender Geist in ihm die weichen Fäden des Gefühls zu ordnen und zu lenken wisse. Doch ist er uns am liebsten in der Gemüthswelt, und in dieser wiederum in ihrer eigentlichsten Urstätte, der Kindeswelt. Hier hat er tiefe Blicke in das Herz gethan, oder vielmehr treue Erinnerungen und Lehren seines eignen Lebens bewahrt. Ebenso warm wird er in den Eckstürungen der Primit. Wohl Dem, welchen kein düstres Gespenst unfreiwilliger Gedanken von dieser heiligen Stätte verschucht und in die Fremde treibt!\*) Wenn uns der Däne Dänemark zeichnet, seine grünen Inseln, das Meer, die alterthümlichen Städte und Edelhöfe, die stillen Bürger- und Landwohnungen malt, dann ist sein Pinsel in echte Farben getaucht und er spricht aus dem Herzen zum Herzen.

\*) Den Polen würde es z. B. so ergehen, den Deutschen theilweis.

Wir wollen noch Einiges herausheben, was den Bau des Buchs anlangt. Wir nennen die Verknüpfungen einfach; doch sie sind darum nicht unkunstfertig. Der Dichter hat grade in der Parallelsirung seiner Lebensgeschichten ein Mittel gefunden, die Verhältnisse wirkungsvoll zusammenzustellen. So ist in dritten Theile das Gegenüberstellen des Aufenthalts Raomi's in Glang, Schönheitsfälle und Uppigkeit zu Rom (und doch ohne Freude und Befriedigung) dem traurig düstern Lebensbilde der harten Prüfungen, die den armen Christian in Kopenhagen bedrängen, wahrhaft dichterisch ausgeführt. Sogar die klimatischen Verhältnisse, der milde italienische und der rauhe nordische Winter spielen gewichtig hinein, ohne daß sie groß hervorgehoben wären, was der Kunstgriff eines flachern Talent's gewesen sein würde. Endlich bilde der Schluß des Wertes den unser Bericht; er ist wehmüthig, warm wie ein milder Herbstabend. Frei von aller Affectation, Sentimentalität und Übertreibung, trifft er die Wahrheit haarfarrig; es ist ein so wohlthuendes, vernünftiges Rätseln der Empfindung darin, daß eben dadurch unsere tiefe Kühlung geweckt wird. Nur Eins hätten wir gewünscht. Wenn es auch dichterisch schön ist und vom breitgetretenen Pfade der Gewöhnlichkeit abweicht, daß kein Verknüpfungsmoment mehr zwischen Christian und Raomi eintritt, so wäre doch ein einziger Strich am Bilde noch nöthig, wenigstens schön gewesen. Sie müßte erfahren, wer ärmlich bestattet wird, als sie in ihrer glänzenden Equipage ohne Freude vorüberrollt. Unser Verlangen wäre vollständig erfüllt, wenn sie nur fragte: „Wer wird hier begraben!“ und man ihr antwortete: „Ein armer Geiger, Christian!“ während uns jetzt der Dichter erzählt: „Es war nur ein armer Mann, der begraben wurde, nur ein Geiger.“ Vielleicht scheint unser Bericht über den nicht langen Roman zu ausgedehnt. Allein wir konnten nicht umhin; das Werkchen hat uns das Herz so wohlthuend berührt, und überdies wird dadurch ein trefflicher Dichter eines verwandten Nachbarvolkes, bisher wenig bei uns gekannt, uns näher geführt. Es ist ein literarischer Name von Gewicht, der sich bei uns einbürgert, deshalb durfte man wol länger bei ihm weilen. Dem Übersetzer sei der beste Dank gesagt; er bereichert uns durch ein schönes Geschenk, und seine Arbeit ist im Ganzen so fleißig, daß wir kleine Nachlässigkeiten, die zuweilen auch orthographische sind (z. B. Gharattbe), gern vergeben. Seine Anmerkungen sind uns oft hülfreich, angenehm erklärend gewesen; doch auf Leser, denen er Auskunft über Das, was das Rad' des Iron set, geben muß, hätte er nicht Rücksicht nehmen sollen. Wir prophezeien dem Buche und Autor, daß sie bald ganz heimisch bei uns sein werden. 82.

### Literarische Notizen.

Dem Werke von E. R. Williams: „The rural life of England“ (2 Bände, mit schönen Holzschnitten) prophezeit das „Court Journal“ viele Auflagen; es sei mit tiefem und gesundem Gefühle geschrieben, athme echt englischen Geist und eigne sich zur Lecture für alle Classen. Wenn man der englischen Kritik Glauben beimessen darf, so übertrifft Williams sowohl Charles Lamb wie sogar Washington Irving beidem in der Pracht seiner Gemälde.

Der „Standard“ hält John Roby's kürzlich herausgekommenes Buch: „Seven weeks tour on the continent“ (zwei Bände, mit zahlreichen Verzierungen) für das beste in dieser Art, das seit 50 Jahren erschienen sei. Gemäßigter sagt der „Atlas“, die Schrift sei ein angenehmer Reisegefesellschaftler.

Von William Howitt erschien in London: „Colonisation and christianity: a popular history of the treatment of the natives in all their colonies by the Europeans.“ 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 250.

7. September 1838.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Warnhagen von Ense. Dritter und vierter Band. Mannheim, Hoff. 1838. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.\*)

Unter allen Erscheinungen in der neuern Literatur ist — strengwissenschaftliche ausgenommen — vielleicht keine so bedeutend, so der genauesten Beachtung werth als die, welche hier zu besprechen unsere Aufgabe ist. Der Recensent muß vorausschicken, daß ihm die beiden ersten Bände des in Rede stehenden Werkes nicht zur Beurtheilung in d. Bl. anheimgefallen sind; ein Auseinandergehen der Ansichten würde daher nur die getheilte Meinung zweier Personen, nicht einen Widerspruch in eiper und derselben, oder eine Umänderung der Gesinnungen kund geben.

Eine Licht- und Schattenseite hat jedes Ding; scharfer tritt dieselbe aber selten in Contrast als hier. Denn während einerseits in der Form und in der allgemeinen Sättigung durch den Geist (wodurch sich ein organisches Gebilde erzeugt, dessen Bestandtheile sich nicht trennen lassen) das Höchste geleistet wird, was unsere Sprache und Literatur bis jetzt vielleicht dargeboten hat, muß man andererseits um so stärker davor warnen, sich dem Führer, der mit so bestechenden, ja hinreißenden, uns völlig in seine Gewalt nehmenden Kräften auftritt, in Beziehung auf die Treue der Uebersetzungen ohne scharfsondernde Prüfung anzuvertrauen. Was also den künstlerischen Werth des Buches anlangt, so weisen wir demselben die möglichst höchste Stellung an; was den historischen (hier nur zeitgeschichtlichen) betrifft, so halten wir es, nicht überall, aber an vielen Stellen für einen gefährlichen Verführer.

Durch dieses Urtheil über sein Buch wollen wir aber dem Verfasser nicht zu nahe treten. Die Schwierigkeit seiner Aufgabe bringt diese Fehlritte mit und entschuldigt sie großentheils, erklärt sie wenigstens. Wird es schon dem Historiker schwer, sich frei von persönlicher Neigung, zu der reinen, klaren Höhe unparteiischer Gerechtigkeit zu erheben, wenn er über Zeiten und Geschlechter urtheilt, die durch die mächtige Scheidewand der Jahrhunderte von allen Verknüpfungen mit den verworrenen Gespinnsten des Einzellebens der Gegenwart abgetrennt sind; wie viel grö-

ßer wird die Schwierigkeit bei Dem, der die Geschichte seiner Zeit, und nicht sowol diese als die Geschichte der hervortretenden Persönlichkeiten seiner Zeit in Verbindung mit seiner eignen darzustellen, sich zur Aufgabe gesetzt hat! Hier ist der Einfluß der reinmenschlichen Eigenschaften der Neigung und Abneigung, der Vorliebe und des Hasses gar nicht zu vermeiden; und wer sich gewaltsam von diesen natürlichen Lenkstellen des Urtheils losrißte, der würde der umgekehrten Gefahr fast noch mehr ausgesetzt sein (und Beispiele dieser Art sind nicht selten), statt der Colonischen Gerechtigkeit gegen Freunde eine Draconische Härte auszuüben und dem Feinde zu viel zu vergeben, um nicht den Anschein zu haben, ihm aus persönlicher Rücksicht zu viel zu thun.

Alein dies Alles in Anschlag gebracht, glauben wir dennoch nicht ungerecht gegen den Autor zu sein, wenn wir ihm den Vorwurf machen, daß er, durch die ange-deuteten Ursachen bestimmt, sich mehr als Andere verleiten lasse, die erste Forderung an ein Wilkniß, die Treue, häufig als die zweite zu betrachten. Er fehlt gegen die Wahrheit hauptsächlich in drei Beziehungen. Einmal bestimmt ihn nicht selten Neigung oder Abneigung (letztere insbesondere bei Schleiermacher, worauf wir später kommen werden); zweitens ist er mitunter der Anwalt gewisser, die strengen Forderungen des Sittengesetzes zu bequemen Lebensgebrauch herabspannenden Ansichten, denen zufolge gradehin Unwürdiges unter glänzendem Schimmer verhüllt, oder so glatt übergangen wird, daß es uns unter der Hand entschläpft; drittens fehlt er bisweilen gegen die Vorschrift des Eides, der die ganze Wahrheit fodert. Er verschweigt zu Gunsten oder zum Nachtheil; in mildern Fällen aus Rücksicht, Schonung noch lebendig bestehender Verhältnisse, zuweilen aber auch wol absichtlich, um eben dasjenige Licht auf die Gestalt fallen zu lassen, in welchem er dieselbe zu zeigen wünscht; und dies ist nicht immer bloß ein günstiges oder ungünstiges in Grad und Abstufungen, die uns bei einiger Aufmerksamkeit die Mittelknie der Wahrheit leicht herstellen lassen, sondern dann und wann gradehin ein falsches. (Wir haben dabei nicht bloß die vorliegenden Bände, sondern auch die frühern, ja einige ganz davon gesonderte Publicationen gleicher Art im Sinn, z. B. die Charakteristik von Friedrich Senk, welche diesen als eine völlige Trug-

\*) über den ersten und zweiten Band dieser Denkwürdigkeiten berichtete ein anderer Mitarbeiter in Nr. 221 u. 222 d. Bl. f. 1837. D. Red.

den und nur ein Fünftel in den Staatschatz einfließ. Sully erkannte an, daß es kein anderes Mittel gebe, den Fürsten zu bereichern, als die Bereicherung des Volks, und daß der Ackerbau die wichtigste Industrie des Landes sei, und alle seine Verwaltungsmaßregeln zeugen von Wohlwollen und Theilnahme für die ärmern Volksklassen. So verbot er den Steuereinnehmern, unter irgend einem Vorwande den Bauern ihr Vieh und ihr Ackerbaugeräth zu nehmen. Die sich mit Erzeugung von Luxuswaaren beschäftigenden Gewerbe und der auswärtige Handel fanden bei Sully durchaus keine Sympathie; daher die Festsetzung hoher Eingangszölle, das Verbot der Gelbausfuhr und ähnliche Einrichtungen oder Pläne, zu deren Ausführung es nur an Zeit fehlte. Die systematische Handhabung des Mercantilsystems verhinderte indessen Sully nicht, am Ende seiner ministeriellen Laufbahn das Land mächtig aufblühen zu sehen und nach beinahe völliger Tilgung der Staatsschuld einen Schatz von 14 Millionen zu hinterlassen. Dies letztere Verdienst möchte heutiges Tages ziemlich zweideutig erscheinen, war aber für jene Zeit, wo der öffentliche Credit kaum existirte, vielleicht ein sehr reelles. Die verschwenderische Verwaltung Richelieu's und Mazarin's zerstörte einen großen Theil des Werks Sully's, welches erst von Colbert wieder aufgenommen und vervollständigt ward. Dieser einsichtsvolle und energische Minister befreite den Handel von einer Menge Steuern und Plackereien, die seinen Aufschwung gehemmt hatten, und schuf die französische Industrie gleichsam aus dem Nichts, freilich nicht ohne Hülfe eines Systems von Schutzzöllen, welche er selbst indessen nur für ein vorübergehendes Übel ansah, welches durch die augenblicklichen Umstände gerechtfertigt würde. Die 1664 vorgenommene Revision des Douanentarifs fand in diesem Sinne statt. Colbert selbst resumirt seine Ansicht über das Wesen der Zölle in folgenden Worten: Herabsetzung der Ausgangssteuern auf Waaren und Manufacturarbeiten, Verminderung der Eingangszölle auf alle Stoffe, welche den heimischen Fabriken dienen, Ausschließung der Producte fremder Manufacturen durch erhöhte Zölle. In einem spätern Tarif wurden die Konsequenzen dieser Principien übertrieben, was scharfe Repressalien von Seiten Hollands zur Folge hatte und eine der wichtigsten Ursachen des Krieges von 1672 wurde. Colbert glaubte die Zunahme der Bevölkerung durch Edicte befördern zu müssen, welche den Ehelibit mit gewissen Nachtheilen verknüpften und frühzeitige Heirathen sowie zahlreiche Kinderzeugung durch Steuerfreiheiten u. s. w. belohnten. Wenn ihm die neuere Zeit in diesen und ähnlichen Ansichten nicht gefolgt ist, so hat sie dagegen seine Theorie der Protection der Manufacturen in ein wahres System des Monopols verwandelt, und es wäre ein Fortschritt, wenn man in dieser Hinsicht zu den Zeiten Colbert's zurückkehrte. Die unglücklichen Kriege Ludwig XIV., seine verschwenderische Hofhaltung, die ungleiche Vertheilung der Steuern, die Zurücknahme des Edicts von Nantes waren die vorzüglichsten Ursachen, welche das System Colbert's verhinderten, alle seine Früchte zu tragen. Nach dem Tode des großen Mi-

nisters verschlimmerte sich der Zustand des Landes in der bedenklichsten Weise. Die Zerrüttung der Finanzen und die Verarmung der Bürger Frankreichs veranlaßten das „Projet de dîme royale“, als dessen Verfasser bald Vauban, bald Bois-Guilbert angegeben wird. Diesem Vorschlage nach sollten alle bis dahin bestehenden Abgaben aufgehoben und durch eine in dem zehnten Theile des Ertrags des Grundeigenthums bestehende Grundsteuer ersetzt werden. Noch kühnere Ideen brachte Law zur Ausführung. Die Geschichte seines Systems ist zu bekannt, um hier berührt zu werden. Die endliche Katastrophe war von heftigen Erschütterungen begleitet, aber nicht ohne manche wohlthätige Wirkungen, unter denen die Zerstückelung des Grundbesitzes obenan steht. Indem der Sturz des Law'schen Systems Frankreich auf den Grund und Boden als die sicherste Quelle des Reichthums hinzuweisen schien, bereitete er den physokratischen Ideen den Eingang. Quesnay und seine Schule stellte die erste ausgebildete Theorie der Nationalökonomie auf, die sich durch ihre Einfachheit und ihre scheinbare mathematische Bündigkeit bald einen großen Anhang verschaffte und einen um so bedeutendern Einfluß erlangte, als sie sich durch ihre der Alleinherrschaft und den Privilegien des Grundeigenthums überaus günstigen Lehren dem Schutze der Macht und des Reichthums empfahl. Die wesentlichsten Sätze des Quesnay'schen Systems: die einzige producirende Kraft ruht in Grund und Boden; Industrie und Handel können die Masse des Nationalreichthums nicht vermehren; nur der reine Ertrag des Bodens ist der Steuer zu unterwerfen, enthalten zugleich die größten Irrthümer desselben. Diese sind längst widerlegt; aber den Physokraten bleibt nichtsdestoweniger das Verdienst, die Bahn in der ökonomischen Wissenschaft gebrochen und das Licht der systematischen Forschung vorangetragen zu haben. Turgot's Verwaltung war ein fortgesetztes Bestreben, die physokratischen Theorien zu verwirklichen. Seine Edicte trafen zuerst die Getreidesperre, die Frohnden und das Zunftwesen unter dem Vorwande der in ihren Interessen beleidigten Privilegirten und des seine Interessen verkennenden Volks. Höchst beachtenswerth ist die Einleitung der die Corporationen aufhebenden Verfügung, die leider bald wieder zurückgenommen werden sollte. „Indem Gott dem Menschen Bedürfnisse gab“, heißt es darin, „und ihm den Gewinn durch Arbeit möglich machte, verlieh er Jedermann das Recht zu arbeiten als das erste, das heiligste und unverjährbarste Eigenthum.“ Erst die Revolution sollte dieser Ansicht allgemeine Würdigung und dauernde Geltung verschaffen. Turgot's Pläne gingen ferner auf Einführung einer alleinigen Grundsteuer, auf Aufhebung der Klöster und Einführung gleichen Maßes und Gewichts; aber seine Kräfte reichten nicht so weit als sein Wille. Die ökonomischen Ansichten der Philosophen des 18. Jahrhunderts, selbst Rousseau's, Voltaire's, Montesquieu's und Raynal's, waren unzusammenhängend und oft ganz schief; sie boten aber manches Material zu dem theoretischen Rüstzeuge, mit welchem die französische Revolution ihre sociale Aufgabe zu lösen versuchte. Die reinpolitische Seite der

lich nöthig ist, angeordnet werden. Außerdem daß Dr. Dreier die wichtigsten, den Stollarrest vor gefälligem Urtheil betreffenden zerstreuten Abhandlungen anderer Verfasser mit sorgfältiger Genauigkeit verarbeitet und mit vielen eignen, jene kritisch beleuchtenden Untersuchungen vermehrt hat, hat er auch einen wesentlichen Theil der in den Zeitschriften gesammelten Rechtsfälle benutzt, sodas seine verdienstvolle Arbeit über die Praxis in dieser Materie eine beinahe vollständige Übersicht gibt; und hinsichtlich der Form zeichnet sie sich überall durch Ordnung und Klarheit in der Darstellung aus.

Für Landwirthe hat folgende im vergangenen Jahre von der königlich dänischen Gesellschaft für Landwirthschaft herausgegebene Schrift: „Anvisning til att kende de danske Foderurter“, nach Prof. Wahlberg's „Anweisung zur Kenntniß der schwedischen Futterkräuter“, von S. Dreier, ohne Zweifel einiges Interesse. Daß der Ackerbau keine bedeutenden Fortschritte durch sich selbst allein machen kann, sondern bei andern Wissenschaften Hülfen suchen muß, zeigt die Cultur der Producte. Bei ihrer Zunahme wurde es auch nothwendig, darauf bedacht zu sein, Mittel zu finden, eine größere Anzahl Vieh den Winter über zu füttern, und hierzu trug die Kenntniß der Pflanzen und ihrer Eigenschaften bei. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hatte man in Dänemark fast nur das Gras zum Viehfutter gebraucht und das Vieh im Sommer sein Futter selbst suchen lassen; endlich aber lernte man einsehen, daß nicht bloß Gras, sondern auch eine Menge Pflanzen und Kräuter Viehe eine gesunde Nahrung geben. Nach dem Beispiele schottischer, holländischer und benachbarten deutschen Pflanzung man an, den Klee zu bauen. Schon 1760 wurde Klee auf der Insel Fühnen cultivirt und empfahl sich durch seine Fruchtbarkeit und Dienlichkeit zum Winterfutter, daß er bald allgemein verbreitet wurde, wozu auch die ökonomischen Schriftsteller jener Zeit viel beitrugen. Denkende Landleute blieben indes nicht dabei stehen. Sie fanden bald, besonders durch Hülfen der angewandten Botanik, daß mehrere Kleearten und Pflanzen von andern Familien als Futterkräuter angewendet werden konnten, und nun wurden mehrere Versuche angestellt, um dies zu beweisen, wozu besonders die englischen Ökonomen das Meiste beitrugen. Unter den Schriftstellern der neuern Zeit, welche sich bemüht haben, die Botanik populair zu machen hinsichtlich der Pflanzen, welche zum Viehfutter dienen können, ist der schwedische Botaniker, Prof. Wahlberg, einer der vorzüglichsten. Seine obengenannte Anweisung zeigt, daß er sowohl die ökonomischen als die botanischen Kenntnisse besitzt, welche nöthig sind, um etwas Gründliches zu liefern. Er zeichnet sich überdies durch die Behandlung des Gegenstandes aus, welche für die Leser, die er im Auge hat, verständlich ist. Die Vorzüge seiner Schrift veranlaßten die königliche Gesellschaft für die Landwirthschaft, eine Uebersetzung derselben zu veranstalten, und man war glücklich in der Wahl eines Uebersetzers; denn Herr Dreier war der Arbeit nicht allein von der botanischen Seite gewachsen, welches er durch die Veränderungen, die er gemacht, und die Bemerkungen, die er hinzugefügt, bewiesen hat, sondern er interessirte sich zugleich so sehr dafür, daß er sie dadurch, daß er von den angesehensten Ökonomen Nachrichten von den in Dänemark angestellten Versuchen mit der Anwendung verschiedener Futterkräuter einholte, mehr ihrem Zwecke entsprechend und für die localen Verhältnisse passend machte.

Großen Beifall sowol auf der Bühne als von Seite des lesenden Publicums hat folgendes Stück in Dänemark gefunden: „Ewend Dyrings Huus“, romantische Tragödie in vier Acten von Henrik Herz, welches im vorigen Jahre zwei Auflagen erlebte. In diesem Trauerspieler hat der Verf. nicht sowol einen einfachen epischen Stoff eines bestimmten Volksliedes als den nationalen poetischen Charakter des Volksliedes überhaupt, nebst großen Partien von dem Volksleben, oder von der besondern Art der dänischen oder norwegischen Ritterzeit, wie sie in den alten skandinavischen Liedern athmet und lebt, wiedergegeben. Dadurch besonders hat das Trauerspiel: „Ewend

Dyrings Huus“, das Gepräge ursprünglicher Volksthümlichkeit und national-poetischer Frische, wodurch es sich in so hohem Grade auszeichnet, erhalten. Hiermit wird natürlich keineswegs eine bloße Copirung der Ausdrücke der Volkslieder gemeint, wie wol solche bisweilen mit mehr oder weniger Glück im Dialoge wörtlich angebracht werden. Dies macht jedoch verhältnismäßig einen so geringen Theil vom Inhalte des Stückes aus, daß es kaum in Betracht kommen kann. Aber der Verf. hat durch ein genaues Studium der Volkslieder sich seinen ganzen Sprachton gebildet und in diesen Ton eine Poesie hineingelegt, welche auf eine Weise wirklich so alt ist in der Zeit als die, welche einer gewissen Classe der skandinavischen Volkslieder angehört, den abenteuerlich-romantischen. Herr Herz hat insonderheit zwei Kunstmittel angewendet, um seinem Werke jene ästhetische Identität, jene vollkommen ausgeprägte Eigentümlichkeit der nordischen Volkslieder des Mittelalters zu geben, ohne es zu einer leblosen Copie oder Nachahmung zu machen; und diese Mittel sind: die metrische Form und die dramatische Composition. Diese Tragödie ist ein musikalisches und lyrisches Drama, ein solches, worin Gesang und Musik einen Bestandtheil bilden, der außerhalb des dramatischen Dialogs zu der ganzen ästhetischen Wirkung mitwirken soll. Der Verf. hat es verstanden, nicht allein Musik und Dialog, das musikalische und dramatische Element auf eine so vollkommene Weise miteinander zu verschmelzen, daß weder das Eine das Andere verdrängt, noch eins von ihnen seine Wirkung verliert; sondern daß auch die Harmonie, welche zwischen Dialog und Gesang herrscht, mit deren übriger musikalischen Begleitung und in einem richtigen Verhältnis vom Anfange bis zum Ende des Stückes folgt. Was die Schilderung der Charaktere betrifft, so ist auch sie im Ganzen gut gelungen. Das Stück verfehlt demnach die tragische Wirkung nicht.

Von echtem Kunstwerth ist folgendes in diesem Jahre erschiene Stück: „Fata Morgana, Abenteuer-Romödie von J. E. Heiberg.“ Das Streben dieses Dichters nach einem höhern Standpunkt für das Drama ließ sich schon in den „Eisen“ erkennen, dieser üppigen Dichtung, worin der Poesie tief-sinnigste Reflexion über sich selbst sich in das leichte und phantastische Spiel eines kindischen Abenteurers eingehüllt hat; aber in seiner „Fata Morgana“ hat er dasselbe klar an den Tag gelegt. Dieses Dichterverk hat ein allgemeineres Interesse als das, welches es durch die unmittelbare poetische Welt, die es in sich selbst enthält, hervorruft, indem es des Dichters Streben nach einem höhern dramatischen Ideal bezeugt; ein Streben, das mit Hinsicht auf den gegenwärtigen Zustand des Theaters doppelt bedeutungsvoll ist. Soll indes dieses Ideal nicht aus der Luft gegriffen sein, so muß es in der dramatischen Poesie selbst seinen Grund haben, d. h. es muß als eine natürliche Folge der eignen Entwicklung der dramatischen Poesie hervortreten; denn wenn das Drama sich nicht aus einem innern Keime zu dem speculativen Drama entwickelt, so wird es ein fruchtloses Bestreben sein, diese Form zum Ausdruck der speculativen Idee zu wählen. Sehen wir nun das Komische und Tragische als die Grundelemente aller dramatischen Poesie und fragen, ob die Gestalt des Dramatischen, welche die vollkommenste Darstellung des Speculativen als solchen wird enthalten können, eine höhere Entwicklung der Komödie oder der Tragödie sein würde, so hat der Dichter gemeint, es müßte die Komödie sein, und wir glauben, er habe Recht, indem die Komödie, an und für sich betrachtet, die universellste Form des Dramas ist und in einem directern Verhältnis zum Speculativen steht als die Tragödie. Die Komödie, selbst in ihrer unmittelbarsten Form ruht auf einer speculativen Basis und braucht sich nur zu ihrem Begriffe zu entwickeln, daß das Speculative als solches sich sichtbar machen kann. Die Tragödie ist mehr an einen historischen Stoff gebunden. Die „Eisen“ und „Fata Morgana“ sind als die Anfangspunkte einer neuen Entwicklungstheorie in des Dichters poetischer Bahn zu betrachten, welche um so reicher sein wird, als er sich auch in

mans, sein biographisches Colorit leitet uns auf den Gedanken, daß der Dichter viel aus seinem eignen Leben in das seiner romantischen Gestalten verwebt. Die vom Übersetzer beigefügte, höchst interessante Lebensgeschichte des Verf. bekräftigt dies in einer Weise, die gar keinen Zweifel übrig läßt. Streizert sich nun auch dadurch das Interesse auf einer Seite bedeutend, so verliert es doch auf der andern, indem zuweilen, doch nur in den beiden letzten Theilen, der Roman zu sehr an die trockene Wirklichkeit streift und bald an Memoiren, bald an eine Reisebeschreibung erinnert. So sind uns die Details aus Wien, Paris und Anderes mehr störend; zuverlässig würde der Verfasser nie daran gedacht haben, sie in seine Erzählung einzuwoben, wenn er nicht noch voll der frischen Eindrücke einer Reise gewesen wäre, die er durch Deutschland, Italien und Frankreich unternommen. Die persönliche Einführung des Dichters Casrell in Wien gehört auch, dünkt uns, zu den kleinen Verzerrungen des trefflichen Buchs. Vielleicht daß man in Dänemark, wo die Gestalt dieses Schriftstellers ferner, fremdartiger dahehrt, anders dabei empfindet. Sind wir einmal bei den Einwürlen, so wollen wir auch den Köcher derselben erschöpfen. Uns mißfällt noch — doch erhalten wir davon immer nur leichte Eindrücke augenblicklichen Unbehagens — das Gemischen des Dichters als Selbststrebenden in die Erzählung, was häufig vorkommt, und auch die betrachtenden Eingänge, welche vielen Capiteln vorangehen, hauchen uns mit einer etwas kühlen Luft der Reflexion an, wann uns noch eben das warme Licht der erzählenden Darstellung wohlthuend berührte. Der Schreibende, daher entstehen diese Fehler, geht ungleich langsamer von einem Zustande seines Buchs in den andern über als der Lesende; er braucht Tage, Wochen, wo dieser nur Minuten verwendet. Daher muß aber auch jeder Schreiber sich zu seinem Leser zu machen und als solcher gegenüber zu sitzen wissen; am besten geschieht dies mittels der Zeit, und dies ist die wahre Bedeutung des „nonum prematur in annum“. Den stärksten Einwurf gegen das Buch aber machen wir in Betreff des weiblichen Hauptcharakters. Er stand der Individualität des Dichters zu fern, um sich wahrhaft hineinzuleben, daher dünkt er uns vieler Inconsequenzen zu sein. Er schwankt zwischen ganz Gemüthlichem und wirklich Grobartigem, Genialem; beide Elemente vereinigen sich aber nicht. Die Naomi, welche mit einem gemeinen Geschöpf von Kunstreiter davonläuft und vor der Gestalt eines, solcher Bande zugehörigen Frauenzimmers nicht so gleich einen tiefen Ekel empfindet, vermag weder nachher so würdig stolz zu verfahren, noch überhaupt höhere Lebensansichten zu entwickeln. Diese That wirft sie in die Classe ganz gemeiner Weiber, und dahin will sie der Dichter doch nicht setzen. Damit erschöpft sich dieser Tadel; nicht so leicht würde es sein, unser Lob, was sich dem Ganzen des Werkes in Betreff der Erzählung, Charakteristik, Seelendurchschauung und darin durchwaltenden reinen Gesinnung zuwenden, zu erschöpfen. Es führt uns den Dichter, mit seinem dem deutschen verwandten Gemüth nahe ans Herz. Er ist voller zarter, wahrer, inniger Empfindung, ohne sentimental zu sein; im Gegentheil, er beweist, daß es ihm an einem männlichen, nordisch markigen Knochenbau nicht fehlt, und daß ein scharfblickender Geist in ihm die weichen Fäden des Gefühls zu ordnen und zu lenken wisse. Doch ist er uns am liebsten in der Gemüthswelt, und in dieser wiederum in ihrer eigentlichsten Urstätte, der Kindeswelt. Hier hat er tiefe Blicke in das Herz gethan, oder vielmehr treue Erinnerungen und Lehren seines eignen Lebens bewahrt. Ebenso warm wird er in den Schilderungen der Heimat. Wohl Dem, welchen kein härteres Wesen unserwilliger Gedanken von dieser heiligen Stätte verjagt und in die Fremde treibt!\*) Wenn uns der Däne Dänemark zeichnet, seine grünen Inseln, das Meer, die alterthümlichen Städte und Edelhöfe, die stillen Bürger- und Landwohnungen malt, dann ist sein Pinsel in echte Farben getaucht und er spricht aus dem Herzen zum Herzen.

\*) Den Polen würde es z. B. so ergehen, den Deutschen theilweis.

Wir wollen noch Einiges herausheben, was den Bau des Buchs anlangt. Wir nannten die Verknüpfungen einfach; doch sie sind darum nicht unkünstlerisch. Der Dichter hat grade in der Parallellirung seiner Lebensgeschichte ein Mittel gefunden, die Verhältnisse wirkungsvoll zusammenzustellen. So ist in dritten Theile das Gegenüberstellen des Aufenthalts Naomis in Genua, Schönheitsfülle und Uppigkeit zu Rom (und doch ohne Freude und Befriedigung) dem traurig düstern Lebensbilde der harten Prüfungen, die den armen Christlan in Kopenhagen besträngen, wahrhaft dichterisch ausgeführt. Sogar die klimatischen Verhältnisse, der milde italienische und der rauhe nordische Winter spielen gewichtig hinein, ohne daß sie grell hervorgehoben wären, was der Kunstgriff eines flachen Talents gewesen sein würde. Endlich bilde der Schluß des Werks den unsern Bericht; er ist wehmüthig, warm wie ein milder Herbstabend. Frei von aller Affectation, Sentimentalität und Uebertreibung, trifft er die Wahrheit haarscharf; es ist ein so wohlthuendes, vernünftiges Mäßigen der Empfindung darin, daß eben dadurch unsere tiefe Rührung geweckt wird. Nur Eins hätten wir gewünscht. Wenn es auch dichterisch schön ist und vom breitgetretenen Pfade der Gewöhnlichkeit abweicht, daß kein Verknüpfungsmoment mehr zwischen Christlan und Naomi eintritt, so wäre doch ein einziger Strich am Bilde noch nötig, wenigstens schön gewesen. Sie müßte erfahren, wer ärmlich bestraget wird, als sie in ihrer glänzenden Equipage ohne Freude vorüberrollt. Unser Verlangen wäre vollständig erfüllt, wenn sie nur fragte: „Wer wird hier begraben?“ und man ihr antwortete: „Ein armer Geiger, Christlan!“ während uns jetzt der Dichter erzählt: „Es war nur ein armer Mann, der begraben wurde, nur ein Geiger.“ Vielleicht scheint unser Bericht über den nicht langen Roman zu ausgedehnt. Allein wir konnten nicht umhin; das Werkchen hat uns das Herz so wohlthuend berührt, und überdies wird dadurch ein trefflicher Dichter eines verwandten Nachbarvolkes, bisher wenig bei uns gekannt, uns näher geführt. Es ist ein literarischer Name von Gewicht, der sich bei uns einbürgert, deshalb durfte man wol länger bei ihm weilen. Dem Übersetzer sei der beste Dank gesagt; er bereichert uns durch ein schönes Geschenk, und seine Arbeit ist im Ganzen so fleißig, daß wir kleine Nachlässigkeiten, die zuweilen auch orthographische sind (z. B. Charpatide), gern vergeben. Seine Anmerkungen sind uns oft hülfreich, angenehm erklärend gewesen; doch auf Leser, denen er Auskunft über Das, was das Rad des Zion sei, geben muß, hätte er nicht Rücksicht nehmen sollen. Wir prophezeien dem Buche und Autor, daß sie bald ganz heimlich bei uns sein werden. 82.

### Literarische Notizen.

Dem Werke von S. R. Williams: „The rural life of England“ (2 Bände, mit schönen Holzschnitten) prophezeit das „Court Journal“ viele Auflagen; es sei mit tiefem und gesundem Gefühle geschrieben, athme echt englischen Geist und eigne sich zur Lecture für alle Classen. Wenn man der englischen Kritik Glauben beimessen darf, so übertrifft Williams sowohl Charles Lamb wie sogar Washington Irving beiweitem in der Pracht seiner Gemälde.

Der „Standard“ hält John Roby's kürzlich herausgekommenes Buch: „Seven weeks tour on the continent“ (zwei Bände, mit zahlreichen Verzierungen) für das beste in dieser Art, das seit 50 Jahren erschienen sei. Gemäßigter sagt der „Atlas“, die Schrift sei ein angenehmer Reisegefährter.

Von William Howitt erschien in London: „Colonisation and christianity: a popular history of the treatment of the natives in all their colonies by the Europeans.“ 108.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 250.

7. September 1838.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Wagnhagen von Ense. Dritter und vierter Band. Mannheim, Hoff. 1838. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr. \*)

Unter allen Erscheinungen in der neuern Literatur ist — strengwissenschaftliche ausgenommen — vielleicht keine so bedeutend, so der genauesten Beachtung werth als die, welche hier zu besprechen unsere Aufgabe ist. Der Recensent muß vorausschicken, daß ihm die beiden ersten Bände des in Rede stehenden Werkes nicht zur Beurtheilung in d. Bl. anheimgefallen sind; ein Auseinandergehen der Ansichten würde daher nur die getheilte Meinung zweier Personen, nicht einen Widerspruch in eiger und derselben, oder eine Umänderung der Gesinnungen kund geben.

Eine Licht- und Schattenseite hat jedes Ding; schärfer tritt dieselbe aber selten in Contrast als hier. Denn während einerseits in der Form und in der allgemeinen Sättigung durch den Geist (wodurch sich ein organisches Gebilde erzeugt, dessen Bestandtheile sich nicht trennen lassen) das Höchste geleistet wird, was unsere Sprache und Literatur bis jetzt vielleicht dargeboten hat, muß man andererseits um so stärker davor warnen, sich dem Führer, der mit so bestechenden, ja hinreißenden, uns völlig in seine Gewalt nehmenden Kräften auftritt, in Beziehung auf die Treue der Überlieferungen ohne scharfsondernde Prüfung anzuvertrauen. Was also den künstlerischen Werth des Buches anlangt, so weisen wir demselben die möglichst höchste Stellung an; was den historischen (hier nur zeitgeschichtlichen) betrifft, so halten wir es, nicht überall, aber an vielen Stellen für einen gefährlichen Verfäher.

Durch dieses Urtheil über sein Buch wollen wir aber dem Verfasser nicht zu nahe treten. Die Schwierigkeit seiner Aufgabe bringt diese Fehlstritte mit und entschuldigt sie großentheils, erklärt sie wenigstens. Wird es schon dem Historiker schwer, sich, frei von persönlicher Neigung, zu der reinen, klaren Höhe unparteiischer Gerechtigkeit zu erheben, wenn er über Zeiten und Geschlechter urtheilt, die durch die mächtige Scheidewand der Jahrhunderte von allen Verknüpfungen mit den verworrenen Gespinnsten des Einzellebens der Gegenwart abgetrennt sind; wie viel grö-

ßer wird die Schwierigkeit bei Dem, der die Geschichte seiner Zeit, und nicht sowol diese als die Geschichte der hervortretenden Persönlichkeiten seiner Zeit in Verbindung mit seiner eignen darzustellen, sich zur Aufgabe gesetzt hat! Hier ist der Einfluß der reinmenschlichen Eigenschaften der Neigung und Abneigung, der Vorliebe und des Hasses gar nicht zu vermeiden; und wer sich gewaltsam von diesen natürlichen Lenkfeilen des Urtheils losrißte, der würde der umgekehrten Gefahr fast noch mehr ausgesetzt sein (und Beispiele dieser Art sind nicht selten), statt der Solonischen Gerechtigkeit gegen Freunde eine Draconische Härte auszuüben und dem Feinde zu viel zu vergeben, um nicht den Anschein zu haben, ihm aus persönlicher Rücksicht zu viel zu thun.

Alein dies Alles in Anschlag gebracht, glauben wir dennoch nicht ungerecht gegen den Autor zu sein, wenn wir ihm den Vorwurf machen, daß er, durch die ange deuteten Ursachen bestimmt, sich mehr als Andere verleiten lasse, die erste Forderung an ein Bildniß, die Treue, häufig als die zweite zu betrachten. Er fehlt gegen die Wahrheit hauptsächlich in drei Beziehungen. Einmal bestimmet ihn nicht selten Neigung oder Abneigung (letztere insbesondere bei Schleiermacher, worauf wir später kommen werden); zweitens ist er mitunter der Anwalt gewisser, die strengen Forderungen des Sittengesetzes zu bequemern Lebensgebrauch herabspannenden Ansichten, denen zufolge gradehin Unwürdiges unter glänzendem Schimmer verhüllt, oder so glatt übergegangen wird, daß es uns an der Hand entschläpft; drittens fehlt er bisweilen gegen die Vorschrift des Eides, der die ganze Wahrheit fodert. Er verschweigt zu Gunsten oder zum Nachtheil; in mildern Fällen aus Rücksichten, Schonung noch lebendig bestehender Verhältnisse, zuweilen aber auch wol absichtlich, um eben dasjenige Licht auf die Gestalt fallen zu lassen, in welchem er dieselbe zu zeigen wünscht; und dies ist nicht immer bloß ein günstiges oder ungünstiges in Graden und Abstufungen, die uns bei einiger Aufmerksamkeit die Mittellinie der Wahrheit leicht herstellen lassen, sondern dann und wann gradehin ein falsches. (Wir haben dabei nicht bloß die vorliegenden Bände, sondern auch die frühern, ja einige ganz davon gesonderte Publicationen gleicher Art im Sinn, z. B. die Charakteristik von Friedrich Geng, welche diesen als eine völlige Trug-

\*) über den ersten und zweiten Band dieser Denkwürdigkeiten berichtete ein anderer Mitarbeiter in Nr. 221 u. 222 d. Bl. f. 1837. D. Red.

gestalt in die Geschichte einschwärzen würde, wenn nicht andere Zeugnisse dawider sprächen und hoffentlich auch noch andere Autoren, wenn auch später, auftreten werden, um das so arg verletzte Gleichgewicht der Gerechtigkeit wieder herzustellen.)

Absichtlich haben wir uns mit den Schattenseiten des Werkes zuerst und im Allgemeinen beschäftigt, um jetzt, wo wir zu dem Einzelnen übergehen, dem Ausdruck unserer Bewunderung desto freieren Lauf lassen zu können. Wir haben dann, wo die eben gerügten Mängel unserm Urtheile nach eintreten, nichts weiter nöthig, als dies vorübergehend anzudeuten. Entwerfen wir jetzt dem Leser zuerst eine Generalkarte des Inhalts. Es wäre vielleicht das Praktischste, das Verzeichniß desselben abdrucken zu lassen, denn auch der Stoff an sich würde überall Interesse darbieten, selbst wenn die, mit der Meisterschaft aller Zeiten und classischen Literaturperioden wetteifernde Form nicht auch dem unbedeutendsten Gegenstande eine Weihe zu leihen vermöchte, die ihn in die Reihe der anziehendsten stellt. Begnügen wir uns indessen mit Heraushebungen.

In Hinsicht der Denkwürdigkeiten aus seinem eignen Leben — das Gebiet, in welchem wir den Verf. am höchsten anschlagen — gibt er uns den Zeitraum von 1807—14 zur Zeit des Einzuges der Verbündeten in Paris, mithin die wichtigste Periode der Geschichte Deutschlands seit dem dreißigjährigen Kriege, seine sieben Jahre der Duldung und der That, der tiefsten Entehrung und kühnsten Rache, der Schmach und des Siegesthums. Wie anziehend Geschichte, Thaten, Erlebnisse eines Individuums sein mögen, in solchen Augenblicken, wo das Weltmeer der Geschichte, im wildesten Sturm gehoben, braust, gährt und kämpft, verschwindet der Mensch, der das Dasein des Einzelnen trägt als ein zu unbedeutender Punkt, und auch, was von da aus zu übersehen ist, wird durch einen zu engen Horizont umschränkt. Daher sind die eigentlichen Kriegereignisse, obwohl reich an lebendigen, den Charakter der Zeit vergegenwärtigenden Zügen, doch die minder anziehenden; sie müssen aus einer Höhe im Ganzen betrachtet und dargestellt werden, wo der Darsteller selbst dem Auge verschwindet. Der Verf. wäre der Mann dazu, hat jedoch etwas Anderes erwähnt.

Ungleich fesselnder für uns sind seine Berichte und Schilderungen aus der Periode, wo man noch That und Dasein des Einzelnen unterscheiden und betrachten konnte, aus den Jahren, die dem Ausbruch des Kampfes in dumpfer Gährung, unter einem düstern, schwer auf dem Vaterlande lastenden Himmel unentschiedener Verhängnisse vorangingen, oder wo er selbst wenigstens entfernter von dem eigentlichen Schlacht- und Kriegesgetümmel stand, also bis zum Ausbruch desselben im Frühjahr 1813. Im Anfange dieses Zeitraums sehen wir den Verf. fern von politischen, nur in wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen und Bezügen, um ein Wort zu brauchen, das er gern für Beziehungen setzt. Anfangs Berlin, mit den Namen Wolf, Schleiermacher, Johannes v. Müller, Fichte, Fouqué, Chamisso, dem spanischen General Parbo, der

als Dichter in griechischer Sprache glänzt u. s. w., dann, nach einem Streifzuge nach Hamburg, die Schilderung eines Besuchs bei Jean Paul, die schon früher in einer durch Mundt veranstalteten Sammlung mitgetheilt worden ist. Diese wird durch Stoff und Darstellung gewiß für alle Leser vom höchsten Interesse sein; doch vermiffen wir darin die richtige Feststellung des Verhältnisses zwischen dem Besucher und dem Besuchten. Persönlich konnte Wernhagen dem Dichter des „Titan“ allerdings einigermaßen auf gleicher Linie gegenübertreten, ja sich im Uebervorteil fühlen durch vertrautere Bekanntschaft mit wichtigen Weltverhältnissen, durch gewandtere Beherrschung der Rede und sonstiger geselliger Formen, endlich durch manches andere Talent. Allein literarisch gegeneinandergehalten, Geist gegen Geist gewogen, stellt sich das Verhältnis Weider doch so unaussprechlich anders, so incommensurabel, daß der Ton des Berichts in gewisser Beziehung als vergriffen erscheint, indem er zuweilen eine fast belehrende, den höhern Geist etwas vornehm von oben herab betrachtende Stellung annimmt. Machen wir nicht einen psychologischen Fehlschluß, so tritt ein ethisches Element hier scheidend zwischen den Verf. und jenes gekrönte Haupt deutscher Genien, dasselbe, welches auch seine Beziehungen zu Schleiermacher verstimmt, dagegen die zu andern Individualitäten, wie F. A. Wolf, W. v. Humboldt, Geng, erleichtert und noch andere, wie in neuesten Zeiten zu Heine und dem Fürsten Pückler und gar — dies ist freilich ein Beitrag zu den Fehlgriffen in des Verf. Leben — zu Mundt, Laube und noch Unbedeutendern, überhaupt möglich machte. Damit sind zugleich anstreifend wiederum die Saiten berührt, deren täuschendes Durchklingen in Wernhagen's Darstellungen wir schon oben besprachen, und die auf ihre richtige Harmonie zurückzuführen, die Aufgabe gebildeter Mitlebender sein muß, da Spättern die Mittel dazu nicht zu Gebot stehen würden.

(Der Beschluß folgt.)

#### Literarische Notizen aus Dänemark.

Für Rechtsgelehrte dürfte folgende, 1836 in Kopenhagen erschienene Schrift: „De arresto civili ante latam sententiam etc., auctore G. H. Dreier“, nicht ohne Interesse sein; denn unter den Problemen, welche die Civilgesetzgebung zu lösen hat, sind wenige von der praktischen Wichtigkeit und dem theoretischen Interesse als die Weise, worauf, und die Bedingungen, unter denen die Gesetze zum Schutz gegen unredliche Schuldner und zur Befestigung des öffentlichen Credits einem Gläubiger, dessen Forderung verfallen, aber nicht zu rechter Zeit befriedigt ist, erlauben, vorläufige Zwangsmittel gegen den Schuldner anzuwenden, bevor die Rechtmäßigkeit der Forderung durch Proceß und Urtheil untersucht und bestätigt worden. Die praktische Wichtigkeit ist einleuchtend durch die häufigen Gelegenheiten, in denen eine solche Prävention dienen kann, das wirkliche Recht des Gläubigers zu sichern. Das theoretische Interesse beruht vornehmlich auf der Schwierigkeit dieser Aufgabe für den Gesetzgeber; denn grade hier, wenn irgendwo, müssen die Verhältnisse mit Scharfsinn und Genauigkeit abgewogen werden, so daß durch das Gesetz dem Gläubiger weder zu viel noch zu wenig eingeräumt wird, sondern daß gesetzliche Garantien sowohl gegen Mißbrauch als für vollständigen Zugang zum rechtmäßigen Gebrauch in allen Fällen, wo solche Prävention wirk-

lich nöthig ist, angeordnet werden. Außerdem daß Dr. Dreier die wichtigsten, den Stollarrest vor gefälligem Urtheil betreffenden geschrutten Abhandlungen anderer Verfasser mit sorgfältiger Genauigkeit verarbeitet und mit vielen eignen, jene kritisch beleuchtenden Untersuchungen vermehrt hat, hat er auch einen wesentlichen Theil der in den Zeitschriften gesammelten Rechtsfälle benutzt, sodas seine verdienstvolle Arbeit über die Praxis in dieser Materie eine beinahe vollständige Übersicht gibt; und hinsichtlich der Form zeichnet sie sich überall durch Ordnung und Klarheit in der Darstellung aus.

Für Landwirthe hat folgende im vergangenen Jahre von der königlich dänischen Gesellschaft für Landwirtschaft herausgegebene Schrift: „Anviisning til att fiende de danske Foderretter“, nach Prof. Wahlberg's „Anweisung zur Kenntniß der schwedischen Futterkräuter“, von S. Dreier, ohne Zweifel einiges Interesse. Daß der Ackerbau keine bedeutenden Fortschritte durch sich selbst allein machen kann, sondern bei andern Wissenschaften Hülfe suchen muß, zeigt die Cultur der Producte. Bei ihrer Zunahme wurde es auch nothwendig, darauf bedacht zu sein, Mittel zu finden, eine größere Anzahl Vieh den Winter über zu füttern, und hierzu trug die Kenntniß der Pflanzen und ihrer Eigenschaften bei. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hatte man in Dänemark fast nur das Gras zum Viehfutter gebraucht und das Vieh im Sommer sein Futter selbst suchen lassen; endlich aber lernte man einsehen, daß nicht blos das Gras, sondern auch eine Menge Pflanzen und Kräuter dem Viehe eine gesunde Nahrung geben. Nach dem Beispiele der brabantischen, holländischen und benachbarten deutschen Ökonomen fing man an, den Klee zu bauen. Schon 1760 wurde der Rotklee auf der Insel Fühnen cultivirt und empfahl sich so sehr durch seine Fruchtbarkeit und Dienlichkeit zum Winterfutter, daß er bald allgemein verbreitet wurde, wozu auch die ökonomischen Schriftsteller jener Zeit viel beitrugen. Denkende Landleute blieben indes nicht dabei stehen. Sie fanden bald, besonders durch Hülfe der angewandten Botanik, daß mehre Kleearten und Pflanzen von andern Familien als Futterkräuter angewendet werden konnten, und nun wurden mehre Versuche angestellt, um dies zu beweisen, wozu besonders die englischen Ökonomen das Meiste beitrugen. Unter den Schriftstellern der neuern Zeit, welche sich bemüht haben, die Botanik populair zu machen hinsichtlich der Pflanzen, welche zum Viehfutter dienen können, ist der schwedische Botaniker, Prof. Wahlberg, einer der vorzüglichsten. Seine obengenannte Anweisung zeigt, daß er sowohl die ökonomischen als die botanischen Kenntnisse besitzt, welche nöthig sind, um etwas Gründliches zu liefern. Er zeichnet sich überdies durch die Behandlung des Gegenstandes aus, welche für die Leser, die er im Auge hat, verständlich ist. Die Vorzüge seiner Schrift veranlaßten die königliche Gesellschaft für die Landwirtschaft, eine Uebersetzung derselben zu veranstalten, und man war glücklich in der Wahl eines Uebersetzers; denn Herr Dreier war der Arbeit nicht allein von der botanischen Seite gewachsen, welches er durch die Veränderungen, die er gemacht, und die Bemerkungen, die er hinzugefügt, bewiesen hat, sondern er interessirte sich zugleich so sehr dafür, daß er sie dadurch, daß er von den angesehensten Ökonomen Nachrichten von den in Dänemark angestellten Versuchen mit der Anwendung verschiedener Futterkräuter einholte, mehr ihrem Zwecke entsprechend und für die localen Verhältnisse passend machte.

Großen Beifall sowohl auf der Bühne als von Seite des lesenden Publicums hat folgendes Stück in Dänemark gefunden: „Ovend Dyrings Huus“, romantische Tragödie in vier Acten von Henrik Herz, welches im vorigen Jahre zwei Auflagen erlebte. In diesem Trauerspiele hat der Verf. nicht sowohl einen einfachen epischen Stoff eines bestimmten Volksliedes als den nationalen poetischen Charakter des Volksliedes überhaupt, nebst großen Partien von dem Volksleben, oder von der besondern Art der dänischen oder norwegischen Ritterzeit, wie sie in den alten scandinavischen Eedern athmet und lebt, wiedergegeben. Dadurch besonders hat das Trauerspiel: „Ovend

Dyrings Huus“, das Gepräge ursprünglicher Volksthumlichkeit und national-poetischer Frische, wodurch es sich in so hohem Grade auszeichnet, erhalten. Hiermit wird natürlich keineswegs eine bloße Copirung der Ausdrücke der Volkslieder gemeint, wie wol solche bisweilen mit mehr oder weniger Glück im Dialoge wörtlich angebracht werden. Dies macht jedoch verhältnismäßig einen so geringen Theil vom Inhalte des Stückes aus, daß es kaum in Betracht kommen kann. Aber der Verf. hat durch ein genaues Studium der Volkslieder sich seinen ganzen Sprachton gebildet und in diesen Ton eine Poesie hineingelegt, welche auf eine Weise wirklich so alt ist in der Zeit als die, welche einer gewissen Classe der scandinavischen Volkslieder angehört, den abenteuerlich-romantischen. Herr Herz hat insonderheit zwei Kunstmittel angewendet, um seinem Werke jene ästhetische Identität, jene vollkommen ausgeprägte Eigenthümlichkeit der nordischen Volkslieder des Mittelalters zu geben, ohne es zu einer leblosen Copie oder Nachahmung zu machen; und diese Mittel sind: die metrische Form und die dramatische Composition. Diese Tragödie ist ein musikalisches und lyrisches Drama, ein solches, worin Gesang und Musik einen Bestandtheil bilden, der außerhalb des dramatischen Dialogs zu der ganzen ästhetischen Wirkung mitwirken soll. Der Verf. hat es verstanden, nicht allein Musik und Dialog, das musikalische und dramatische Element auf eine so vollkommene Weise miteinander zu verschmelzen, daß weder das Eine das Andere verdrängt, noch eins von ihnen seine Wirkung verliert; sondern daß auch die Harmonie, welche zwischen Dialog und Gesang herrscht, mit deren übriger musikalischen Begleitung uns in einem richtigen Verhältniß vom Anfange bis zum Ende des Stückes folgt. Was die Schilderung der Charaktere betrifft, so ist auch sie im Ganzen gut gelungen. Das Stück verfehlt demnach die tragische Wirkung nicht.

Von echtem Kunstwerth ist folgendes in diesem Jahre erschienene Stück: „Fata Morgana, Abenteuer-Komödie von J. E. Heiberg.“ Das Streben dieses Dichters nach einem höhern Standpunkt für das Drama ließ sich schon in den „Elsen“ erkennen, dieser üppigen Dichtung, worin der Poesie tiefste Reflexion über sich selbst sich in das leichte und phantastische Spiel eines kindischen Abenteurers eingehüllt hat; aber in seiner „Fata Morgana“ hat er dasselbe klar an den Tag gelegt. Dieses Dichterwerk hat ein allgemeineres Interesse als das, welches es durch die unmittelbare poetische Welt, die es in sich selbst enthält, hervorruft, indem es des Dichters Streben nach einem höhern dramatischen Ideal bezeichneth; ein Streben, das mit Hinsicht auf den gegenwärtigen Zustand des Theaters doppelt bedeutungsvoll ist. Soll indes dieses Ideal nicht aus der Luft gegriffen sein, so muß es in der dramatischen Poesie selbst seinen Grund haben, d. h. es muß als eine natürliche Folge der eignen Entwicklung der dramatischen Poesie hervortreten; denn wenn das Drama sich nicht aus einem innern Keime zu dem speculativen Drama entwickelt, so wird es ein fruchtloses Bestreben sein, diese Form zum Ausdruck der speculativen Idee zu wählen. Sehen wir nun das Komische und Tragische als die Grundelemente aller dramatischen Poesie und fragen, ob die Gestalt des Dramatischen, welche die vollkommenste Darstellung des Speculativen als solchen wird enthalten können, eine höhere Entwicklung der Komödie oder der Tragödie sein würde, so hat der Dichter gemeint, es müßte die Komödie sein, und wir glauben, er habe Recht, indem die Komödie, an und für sich betrachtet, die unversehrteste Form des Dramas ist und in einem directern Verhältniß zum Speculativen steht als die Tragödie. Die Komödie, selbst in ihrer unmittelbarsten Form ruht auf einer speculativen Basis und braucht sich nur zu ihrem Begriffe zu entwickeln, daß das Speculative als solches sich sichtbar machen kann. Die Tragödie ist mehr an einen historischen Stoff gebunden. Die „Elsen“ und „Fata Morgana“ sind als die Anfangspunkte einer neuen Entwicklungsreihe in des Dichters poetischer Bahn zu betrachten, welche um so reicher sein wird, als er sich auch in



einer philosophischen Entwicklung befindet, welche ebenso wenig wie seine poetische als fertig oder abgeschlossen angesehen werden darf. Wollen wir den speculativen Gedanken, der in diesem Dichterverweh anschaulich gemacht wird, erklären, so ist es der allgemeinste Gegensatz der Komödie zwischen Realität und Scheinwirklichkeit, welcher hier als der Gegensatz zwischen dem wahren und dem falschen Scheine hervortritt. Der Täuschungen Königin, Kata Morgana, die in diesem Gedichte auftritt, ist der Ausdruck für den falschen Schein, und wenn die bekannte Lusterscheinung, welche diesen Namen trägt, der Ausdruck für den falschen Schein ist, so ist die natürliche Kata Morgana doch nur das Sinnbild der geistigen. Es ist die geistige Kata Morgana, welche den Inhalt dieses Gedichtes ausmacht, und diese Mythologie erfordert daher nicht eine physische, sondern eine philosophische Verdolmetschung. Die Menschen, welche man über verlorene Ideale, betrogene Hoffnungen, unglückliche Täuschungen klagen hört, sind alle von der Kata Morgana irre geführt worden. Der Gegensatz zwischen dem wahren und falschen Schein, welcher der Grundgedanke des Gedichtes ist, läßt sich also näher als der Gegensatz zwischen dem wahren und dem falschen Ideal bezeichnen. Indem nun der Dichter seine Abenteuerkomödie auf diesen Gegensatz gründet, wird die Hauptaufgabe die Befreiung des menschlichen Geistes von dem unwahren zum wahren Ideal.

### Zur Geschichte der Etikette.

Das coucher König Ludwig XIV. war eine wichtige Begebenheit, nach den strengsten Regeln der Etikette eingerichtet. An der Thür des Schlafzimmers fand der König den Garberobemeister, der ihm Hut, Handschuhe und Stock abnahm, die ein Garberobediener auf die Toilette legte. Der König schmolte sein Begehrgang von vorn ab, der Garberobemeister that es von hinten, jener Diener trug es fort. Der König, dem der Thürsteher des Zimmers voranschritt, kniete vor seinem Bett auf zwei Kissen nieder und betete, während dessen der Amosnier den Handleuchter hielt und den König segnete. Es besprengte sich dieser mit Weihwasser und setzte sich auf einen Armstuhl; der Oberkammerherr fragte ihn, wenn er den Handleuchter geben solle, welche Ehre immer einem der Vornehmsten aufbewahrt war. Der Handleuchter war zu zwei Kerzen, als ausschließliches Vorrecht des Königs. Der König knöpfte sich auf, legte das Ordensband ab, der Garberobemeister zog ihm Weste und Rock aus sowie die Cravate, welches Alles er den Kammerdienern übergab. Nun kamen der erste Kammer- und der erste Garberobediener an die Reihe, sie banden ab und zogen aus, was an den Weinen saß, jener hatte die rechte, dieser die linke Seite über sich. Die beiden Kammerpagen im Dienst legten die Pantoffeln an. Zwei Kammerdiener hielten hinter dem Armstuhl den Schlafrock bis zur Höhe der Schultern. Das Nachthemd reichte der Bruder des Königs, oder der Vornehmste der Gegenwartigen. Der erste Kammerdiener half dem König in den rechten Armel, der Garberobediener in den linken des Schlafrocks. Einige zum folgenden Morgen nöthige Kleidungsstücke wurden in einen Umschlag von rothem Laffet gethan und nebst dem Degen vor's Bett gelegt. Der König begrüßte die Hofleute, die Thürsteher riefen laut: „Allons messieurs, passez.“ Der ganze Hof zog sich zurück, die Gardencapitaine, der erste und Oberstallmeister erhielten die Parole vom König. Damit war das grand coucher gendigt und das keine begann. Für dieses blieben die, welche das Recht hatten, früh am Morgen einzutreten, der Kammerdiener, der erste Arzt und Chirurg, einige Sänger und Musiker, die sich hören ließen. Der König setzte sich nahe an der Bettbalustrade auf einen Feldstuhl, worauf der erste Kammerdiener ein Kissen legte. Die Barbierer machten dem Könige die Haare zurecht, wozu ein Kammerdiener mit einer Fackel leuchtete und ein anderer den Spiegel hielt. Hierauf brachte ein Garberobediener auf einer Platte eine Mütze

und zwei einfache Lächer für die Nacht, der Oberhofmeister reichte sie dem König. Die Serviette, womit er sich die Hände und das Gesicht abwusch, wurde von einem Prinzen von Gebüs übergeben. Die an einem Zipfel nasse Serviette lag zwischen Tellern von vergoldetem Silber. Der König sagte dann, um welche Stunde er aufstehen und was er anziehen wolle. Der Thürsteher bat Jedermann, herauszugehen, that es auch selbst. Der König ging dann ins Cabinet und fütterte seine Hunde; während dessen machten die Garberobediener das Bett des ersten Kammerdieners zu den Füßen vor dem des Königs zurecht, trugen den Nachtimble herein und zündeten in einer Ecke des Zimmers auf einem Suezribon die Kerze für die Nacht an. Der König legte sich nieder, der erste Kammerdiener zog die Vorhänge zu, verriegelte die Thüren, löschte den Handleuchter aus und legte sich nun auch nieder.

### Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit \* bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 94.)

### III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

- \*87. Du anbt (J. G. v.), Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. — Auch u. d. T.: Synonymen und Homonymen. Gr. 12. Auf seinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr.
- \*88. Kaumer (Friedrich von), Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—83). Nach den Quellen im britischen und französischen Reichsarchive. Drei Theile. Gr. 12. Auf seinem Druckpapier. Geh.
- Dies interessante Ergebnis der Reisen des Verfassers bildet die Fortsetzung der „Beiträge zur neuern Geschichte“. — Vgl. Nr. 27.
- \*89. Kaumer (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 4 Gr.
- Dessen „Lehrbuch der allgemeinen Geographie“. 2te Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. 1833. 1 Thlr. 12 Gr.
- \*90. —, Palästina. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Plänen von Jerusalem, von Sichem und dem Jakobsbrunnen und dem Grundriß des heiligen Grabes. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 16 Gr.
- Als Beilage hierzu erschien: „Der Zug der Israeliten nach Kanaan“, 1837, und kostet 12 Gr.; die Karte daraus einzeln 6 Gr.
91. Schmid (Karl Ernst), Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechts. Zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.
- \*92. Schulrede gehalten am Sylvesterabend 1837 von Florian Felbel. Mit inclairvirten und unterstellten Anmerkungen des Herausgebers Magister Wundergern. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 18 Gr.
- \*93. Schulz (Hermann), Wanderbuch. Ein Gedicht in Szenen und Liedern. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 18 Gr.
- \*94. Schulze (Ernst), Die bezauberte Kofe. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage.
- Ausgabe in 8. ohne Kupfer. Auf seinem Druckpapier. Geb. 1 Thlr.
- Ausgabe in 8. mit 7 Stahlstichen. Auf seinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.
- Ausgabe in gr. 8. mit 7 Stahlstichen. Auf seinem Velinpapier. Cart. mit Goldschnitt. 2 Thlr. 12 Gr.
- \*95. Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Erstes Bändchen. — Auch u. d. T.: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.
- Mit diesem Bändchen beginnt eine Uebersetzung der „Rechnung ur Hoardsgillfot“, unter welchem Titel die schwedische Verfasserin eine Reihe von Erzählungen herausgegeben hat, welche den größten Beifall fanden.
- \*96. Sternberg (A. von), Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. Auf seinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.
- (Der Beschluß folgt.)

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 251.

8. September 1838.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Barnhagen von Ense. Dritter und vierter Band.

(Bechluss aus Nr. 250.)

Von Jean Paul geht der Verf. nach Lübingen, ein Aufenthalt, den er uns mit Anmuth, Scharfblick und feinsten Darstellungsgabe zu schildern weiß; Cotta, Prof. Gönz, Justinus Kerner, Uhlund und noch ein anderer, jetzt erst recht bedeutend gewordener Mann, wird dabei genannt. Diese Darstellung wirkt um so reiner und wohlthuernder, als sie, sichtlich ganz aus der Überzeugung hervorgehend, jedes fremde Motiv ausgeschieden hat. Dem tübinger Aufenthalt folgt einer von ganz anderer Farbe und Anziehungsweise, der in die Jahre 1810 und 1811 in Steinfurth in Westfalen fällt. Doch ist zwischen diesen und den vorigen Abschnitt die an Ereignissen und Erfahrungen so reiche Zeit zu setzen, während welcher der Verf. in östreichischen Diensten die Schlacht bei Wagram mitfocht und in Paris unter anderm Wichtigem auch den furchtbaren Brand des Ballsaals beim Fest des Fürsten Schwarzenberg erlebte. Die Schilderung des Aufenthalts zu Steinfurth macht etwa einen Eindruck wie der Besuch eines alten, einsam iden Schlosses, wo von früherer Pracht und Herrlichkeit nur noch stille Zeugnisse übrig sind, das Geräusch zahlreicher Bewohner sich verloren hat und nur wenige Ubriggebliebene in langen Winterabenden am Kamin in fast schauriger Stille von dem glanzvollen Leben vergangener Tage sich unterhalten. Der Verf., Meister in jeder Art der Darstellungen (das Wort Meister ist so viel gebraucht, daß wir ihn Großmeister nennen möchten), hat auch diese mit einer staunenerregenden Wahrheit durch die einfachsten Mittel ins Leben gerufen.

Im nächsten Abschnitte werden wir wieder in die gewaltigsten Wirbel eines unruhvollen, Ereignisse der wichtigsten Art brütenden öffentlichen Lebens, nach Prag geführt, wo 1811 und 1812 die Säbrungen sich vorbereiteten, die nach den Unfällen Napoleon's in Rußland, im Frühjahr 1813 zum gewaltsamen Ausbruch kamen. Eine deutsche, markige Gestalt, freilich nicht ohne einigen Ansat von Versteinerungen aus älterer verwitterter Zeit, der Freiherr v. Stein wird uns dort in den Vordergrund des bewegten Treibens gestellt und mit fester Hand in scharfen plastischen Umriffen gezeichnet. Von dort langt der Verf. bei den eigentlichen Kriegsbegebenheiten an, über

die wir uns oben ausgesprochen. Doch fügt er diesen noch eine biographische Skizze ein: „Lettenborn“, die zu den werthvollsten der Gattung gehört und daher dem Leser besonders anempfohlen werden muß. Sie trennt sich leicht von den kriegerischen Umgebungen, durch die sie eingeführt wird, und läßt sich als selbständiges Bild festhalten.

Fesseln uns nun alle diese Darstellungen mit Antheil, ja mit Spannung, werden sie uns in den edelsten, reichsten, biegsamsten Formen gegeben, die die Sprache nur anzunehmen vermag, und gerathen wir so mit jeder Seite tiefer in die Dankeschuld gegen den Verf., so müssen wir uns doch gegen Manches darin mit dem entschiedensten Tadel aussprechen. Hauptsächlich ist dies die Art, wie Schleiermacher häufig kleinlich, herabwürdigend eingeführt und ihm nur ebenso viel Anerkennung gezollt wird, daß jener vergiftende Tadel die rechte Glaubwürdigkeit erhalte. Wie unwahr des Verf. Bildniß hier ist, geht aus einer einzigen Bemerkung hervor. Wenn Jemand, der die bedeutenden Männer unserer Zeit gar nicht gekannt hätte, sich aus Barnhagen's Schilderungen über deren Werth belehren wollte, und z. B. Gönz (es kommt gar nicht darauf an, ob dessen Portrait im vorliegenden Buche steht), den ebengenannten Lettenborn, und was von Schleiermacher gesagt ist, läse, so müßte er urtheilen: Gönz sei ein erhabener, würdiger Charakter, von größter Geistesstärke, Lettenborn gleichen Werths in der Welt der That, Schleiermacher dagegen zwar geistvoll (aber doch sehr bedingt), gelehrt, aber vom kleinlichsten Sinn gewesen. Und doch war der Eine nichts als ein feiles Talent, in schlaffe Sinnlichkeit versunken, sich jedes sittlichen Befehles entäußernd, der Andere ein beherzter, wackerer Soldat, doch ohne irgend eine höhere Geistescomplexion oder sittlichen Werth (im Frieden nur ein Körper) — und Schleiermacher? Sein Begräbniß gab davon Zeugniß! Die Gehildesten aller Stände betrauereten seinen Tod als ein öffentliches Unglück und folgten seinem Sarge, viele Tausende — kein Fürst hatte jemals in Berlin ein solches Gefolge — aus dem Volk schlossen sich dem Zuge an, die Schulen und Gymnasien feierten und wohnten der Bestattung bei! Und dennoch hatte Schleiermacher nie geschmeichelt, nie zum Munde geredet, starb allerdings im Abnehmen seines Glanzes und seiner Bahn, als schon ein neues Geschlecht, sogar in der Wissenschaft, die er ge-

gründet, höher heraufwuchs. Als Geng bestattet wurde, folgte in Wien Niemand dem Verlebten, lebend schon lange Todten. W. Alexis sagt mit Recht in seinen „Wiener Bildern“ davon: „Was blieb von Geng übrig? Der Wind wehte etwas unbequemen Staub durch die Straßen!“ Das war der ganze Eindruck, den sein Tod machte. Nach solchen Zeugnissen möge die Nachwelt urtheilen, nicht nach den ungetreuen Bildnissen von der Meisterhand unsers Verfassers.

Wir gehen nun zu den andern Theilen des Werks, den vermischten Schriften, über. Sie zerfallen in kritische und biographische. Die erstern sind durchweg Meisterstücke, so weit sie es in dem kleinen Raume, in den sie sich oft zusammendrängen müssen, bei dem Zweck, den sie haben (bisweilen sind es eben nur Anzeigen), sein können. In der Form sind sie alle vollendet zu nennen; unerschöpflich sind die Wendungen, die feinen Handgriffe, durch die der Gegenstand spielend und doch mit dem überlegtesten Geschick ins rechte Licht gebracht wird. Ob man den Urtheilen des Autors denselben Vorwurf machen kann wie seinen Bildnissen, müssen wir dahingestellt sein lassen, da wir nicht alle besprochene Werke kennen; wo dies der Fall ist, sind wir indessen größtentheils ganz auf der Seite des Beurtheilers. Im Ganzen ist er, und dies ist eine, in unserer fast immer nur plump zuschlagenden kritischen Zeit dankenswerthe Eigenschaft, mehr zum Lobe, zur Anerkennung des Vorhandenen geneigt als zum scharfen Tadel. Er folgt Goethe's schönem Spruch:

D siehe nicht,

Was Jedem fehlt; was Jedem bleibt, betrachte!

Die biographischen Aufsätze sind sämmtlich entweder schon durch den Stoff vom höchsten Interesse, wie z. B. W. v. Humboldt, oder doch durch die Behandlung, wie Leuchsenring, Moritz, Friederike Robert, Henry Campan u. A. m. Die erstgenannte Biographie ist unsers Bedünkens die bedeutungsvollste des ganzen Werks, und geschrieben, als ob der deutsche und griechische Sprachgenius das innigste Bündniß beschworen hätten. Doch fehlen — hier möchten wir es durch Rücksichten der Pietät aber gern rechtfertigen — wichtige Züge der Charakteristik Humboldt's; sie wären um deswillen schon unerläßlich, weil sie ein neues Beispiel abgeben würden, wie selbst die größten Geistesnaturen mit tiefen Stufen menschlicher Schwächen vereinbar sind; eine Wahrheit, durch deren freie Anerkennung vieles Falsche, Lügenhafte und Heuchlerische, das sich in die Welt eingeschwärzt hat, hätte vermieden werden können.

Es läge uns noch Vieles auf dem Herzen, doch wir müssen aufhören, denn dem Raume ist ein Ziel gesteckt. Wir sind lang über das Buch gewesen, aber für seine Bedeutung doch nicht zu lang. Denn ein Werk, das einerseits im Stoffe die unschätzbarsten Kleinodien für die Geschichte des Wissens und der Literatur, besonders in Deutschland, enthält und andererseits nach unserm Urtheil sich nicht nur auf den höchsten Gipfel sprachlicher Leistungen geschwungen hat, sondern in feiner, scharfer Zergliederung fast untheilbarer, unwägbarer Gegenstände,

deren flüchtige Vergeltung sie Andern unter den Händen ganz unbestimmt zergehen läßt, eine ebenso staunenswürdige, bisher noch ungekannte Meisterschaft entwickelt: ein solches Werk kann nicht zu viel, nicht eindringlich genug besprochen werden. Es muß mit allem Falschen und Wahren möglichst ans Licht gezogen werden, und je richtiger man es wägt — es ist die Aufgabe einer ganzen Mitwelt, diese Wägung auf den höchsten Grad von Genauigkeit zu bringen — je mächtiger wird es, dünkt uns, ins Gewicht fallen; denn noch findet dasselbe sowie des Verf. Schriftstellerthum in Stoff und vollendeter Form überhaupt in dem ganzen, reichen Gebiet der deutschen Literatur nicht Seinesgleichen und nur Wenige und Weniges sich ihm Annähernde. Dieser aus vollster Überzeugung ausgesprochenen Anerkennung mag der Verf. unsern ebenso aufrichtigen Ausdruck der Mißbilligung zu gute halten.

82.

### R é b u s .

Es wird ohne Zweifel manchen Leser d. Bl., nachdem er die Überschrift dieser Zeilen gesehen, bestreben, wie man die albern und witzlosen Aufschriften der Bonbonpapiere (denn kaum sind die rebus heute mehr) zum Gegenstand auch nur einiger Aufmerksamkeit machen kann; und allerdings wäre dies Bestreben gerechtfertigt, hätte dies Spiel mit Bildern und Worten nicht eine höhere, geschichtliche und, wir können hinzufügen, kunsthistorische Bedeutung. Wenige gewiß sind am Schluß eines Mahls, wenn das saubere und zierlich bereitete Dessert umhergereicht wird und die ihres Inhalts beraubten Blättchen von Hand zu Hand gehen, in der Laune oder der Stimmung, auch nur einen Augenblick länger über diese Witzspiele und Räthsel nachzudenken, bis das Gesuchte gefunden und der Knoten gelöst ist. Wer wollte den Fröhlichen dies verdenken? Wer wollte es aber auch dem Schreiber verdenken, wenn er, fern von pedantischer Gelehrsamkeit und mit Absicht verzichtend auf den Schein gehäufte Citate aus alten nordfranzösischen Gedichten, Andern mittheilt, was er über diese Dinge von verschiedenen Orten her gesammelt? Zur Sache! — Man kann mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß die rebus für die Bewohner der Picardie von den ältesten Zeiten her einen besondern Reiz gehabt, ja, daß die Picardie ihr Vaterland sei, daß gewisse Eigenthümlichkeiten der Sonne und des Klimas sie grade hier ins Leben riefen und in unglaublicher Fülle entstehen ließen. Denken wir zunächst etwa nur an die in großer Anzahl bei Amiens aufgefundenen, mit rebus geschmückten Medaillen und Münzen. So stand man nicht an, um mit einem der ältesten Geschichtschreiber der rebus, Tabourot („Les bigarrures et touches du Seign. des Accords“, Rouen 1616), zu reden, sie mit dem Namen dieser Provinz zu taufen: „On les appelle rebus de Picardie, ainsi que l'on dit bayonnette de Bayonne, ganivet de Moulin, peignes de Limoux, ciseaux de Tholose, moustarde de Dijon.“ Der Name entstand, der allgemeinen Ansicht gemäß, daher, daß die Gerichtschreiber (les clercs de la Basoche) die Sitte hatten, dem Volke während der Fasten allerhand satirische Erzählungen und Poesien, die eine Art Résumé über alles Das, was sich in den Städten der Picardie zugetragen, vorzulesen. Diese Späße nannten die Herrchen lateinisch: De rebus, quae geruntur (nouvelles du jour), die Zuhörer aber ließen sich mit dem rebus, dem Kopfende der nicht verstandenen lateinischen Phrase, genügen. So erklärten Tabourot, Furetiere, Menage und Menestrier das Wort einstimmig. Freilich scheint zu einem vollen Beweise noch dies zu fehlen, daß die ersten rebus der Picardie auch nun ganz jenen satirischen Charakter der Carnevalspäßen hatten, die man so nannte, oder daß die Pamphlets der Gerichtschreiber nun auch

wirklich der Art waren wie die Spiele, welche später ausschließlich den Namen rebus behielten. So schwach jene erste Erklärung ist, so hält sie doch noch Strich als eine zweite, welche bei diesen Spielen alles Ernstes an die Anfänge der Sprache, an eine Bilderschrift denkt, die wie die Wappen durch die Kreuzzüge aus dem Orient herübergekommen sei, da sie doch wirklich dem Auge kaum etwas Anderes sind als was die Räthsel dem Verstande, und nun will man doch nicht auch etwa das ganze Räthselwesen in ähnlicher Weise entstehen lassen? Die rebus gingen den Emblemen und Devisen voraus, die aus ihnen entstanden, aber sie nicht verdrängten, wie das wiederum die Münzen zeigen, die ihre rebus behalten, als Frankreich und die Niederlande durch Buchdrucker mit Emblemen und Devisen überschüttet waren, und die bald eine so weit greifende Bedeutung gewannen, daß das ganze Land (Galli) sich mit einem Hahn im rebus, so zu sagen, symbolisirte; die aber auch, weit mehr als eine Ausgeburt müßiger und geistloser Leute, sinnig in das Leben eingriffen und selbst eine zarte poetische Bedeutung gewannen, wie die z. B., daß der verliebte Paladin, weil er nicht sprechen durfte und nicht schreiben konnte, sich der rebus bediente bei der Erklärung seiner Liebe, beim Turnier, ja selbst sein Grab mit rebus schmückte, damit die Raibetät seiner Zeit sogar auf dem Grabeshügel noch lächeln sollte. Monumente dieser Art gibt es zwar heute nur noch in geringer Zahl; der Meißel des Bildhauers und der Grabstichel aber haben und deren nicht wenige überliefert und so den rebus einen Tribut gezollt, zu dem sie ihres geistigen Inhalts halber eigentlich kaum berechtigt waren. Die größten Künstler haben es nicht verschmäht, sie mit den Reizen ihres Talentes zu schmücken, so Dubry unter Andern in seinen köstlichen Thiergemälden in den königlichen Schlössern; so, nachdem der Geschmack für feinere rebus in die gebildeten Kreise von Florenz und Paris Eingang gefunden, Bosse und Labelle. Den mysteriösen Emblemen der Wappen fügte nicht selten ein rebus sich ein, wie denn im Grunde die sogenannten armoiries parlantes nichts Anderes sind als rebus. So nahm Wilhelm von Orange, weil er seiner Stumpfnase wegen von den Freunden spöttisch au court (court) nez genannt wurde, ein cornet in sein Wappen; so nahm in einer näher liegenden Zeit der große Colbert eine Schlange (coluber) in sein Schild, weil der Name dieser Species dem seinigen ähnelte. Bei Colbert's Tode erschien unter andern satirischen Schriften auch eine unter dem Titel: „Le serpent écrasé.“ Bedeutender noch erscheinen die rebus in ihrer kirchlichen Beziehung; die Geistlichkeit fand in ihnen ein treffliches Mittel zur Belehrung und zum Unterricht der Jugend. Endlich verschmähten Männer wie Chaulieu, Bernard und Parny es nicht, die rebus zu Trägern ihrer Ideen zu machen; beruht doch selbst St. Aulaire's Meisterwerk, der so bekannte Quatrain: „La divinité qui s'amuse etc.“, den er der Herzogin von Maine gegenüber improvisirte, auf einem solchen. Es sei nun vergönnt, noch einige Beispiele dieser Kunst der variétés de fleurs, nicht de bien dire, sondern de parler aux yeux darzubieten, die wenigstens nicht den Archiven der confiseurs entlehnt sein werden. Bleiben wir zunächst bei den Turnieren. Die alten Degen verstanden trefflich, den Gegner auf Hieb und Strich zu fordern, ihn aus dem Sattel zu heben, und mußten sich viel mit ihrer Kunst, die Sprödigkeit einer stolzen Schönen zu besiegen; irgend geistige Ausforderungen waren ihnen fremd; dennoch verstanden sie sich auf rebus, welche ein merkwürdiges Turnierereigniß oder einen mantern Liebeshof in irgend welcher Weise feierten, ganz gut, sei es auch nur, um einen heitern Eindruck hervorzubringen. So erschien ein Ritter, dessen Prachtgaul am Tage des Turniers gestrauchelt und gefallen, am andern Morgen mit einem Schilde, auf welchem eine Fleischwurst (andouille) und einige Hauswurzpflanzen (joubarbes) gemalt waren, was den italienischen rebus: Sempre vivo in doglio, ergab, indem die joubarbe lateinisch sempervivum, italienisch sempre vivo bedeutet, in doglio aber ungefähr wie die picardische Aussprache von

andouille klingt, da man kein eigentliches italienisches Wort dafür hatte. Ein anderer Ritter führte noch ähnlichem Unfälle einen fromage dur, caso duro, auf seinem Helm, s. Menestrier's „Philosophia imagin.“ (Amsterdam 1695).

Wie der rebus die natürliche Gestalt, das eigentliche, einfache und grade Bild des Gegenstandes ist, den er darstellt, und gleichsam mit dem Finger, so zu sagen, die Sache zeigt, wie sie ist, ohne die Idee irgend einer andern zu erregen, so sind Emblem und Devise der indirecte Ausdruck eines unter analogem Bilde mehr oder weniger verschleierten Gedankens, dessen Wesen zunächst in der Anspielung liegt. Das Emblem ist jederzeit, um mit Le Ver zu sprechen, „un tableau de la pensée rendue sensible sous une forme d'emprunt, tandis que le rebus ne peint le plus souvent que le mot, et ne rend la pensée que par des équivoques“. So sind z. B. die drei Mädchenköpfe in dem Wappen von Le Gendre, welche auf das Sprichwort: Qui a des filles, aura des gendres, anspielen, eine Devise; während der Kaulkopfsch (chabot) im Wappen der Chabots ein glatter rebus ist, weniger abgeschmackt vielleicht als die Blurtegel (sangsucs) im Wappen der Sayve in Bourgogne, wo denn sayve Blurtegel bedeutet. Wie volens die Spitzmäuse (souris) und Ratten (rats) der alten Stadt Arras, die ja bekanntlich in ihrer geschichtlichen und poetischen Bedeutung so viel Aufsehen unter Gelehrten und Ungelernten gemacht, da man sich denn oft bemüht hat, die drei Ratten im Stadtwappen zu deuten, und immer jenes alte Wort wiederholte, welches im Munde der Kaiserlichen und der Spanier oft erklang und etwa also lautet: „Les Français devaient prendre Arras, quand les rats mangerient les chats.“ Ungefähr also muß auch die Inschrift über einem der Stadttore gelautet haben, welche Kaiser Maximilian im J. 1493 bei seinem Einzuge in Arras vorfand, ein Factum, welches Harbain in seinen „Mémoires sur l'Artois“ zwar leugnet, welches aber durch Crilly („Diction. géogr.“, Art. Arras), durch Puyféguier („Mémoires“, Amsterdam, S. 180) und durch französische Augenzeugen (1640) bestätigt wird, wenn es anders einem gleichzeitigen Kupferstiche („Plan du siège d'Arras le 10 août 1640“) gegenüber, welcher dem Ref. vorliegt, noch der Bestätigung bedarf, jener drei Weibaillen zu geschweigen, welche in der Area eine III, statt der Legende aber drei Ratten zeigen und auf der Rückseite, außer dem C. AP. der Bruderschaft die Worte: „Ecclesiae Atrebaten.“ führen. Nicht viel anders sind die Wappen, welche der berühmte Comte de Permission den französischen Provinzen und Städten verlieh, die er besonderer Aufmerksamkeit würdigte; so Poitou ein brennendes Pechfäßchen (varil de poix, qui brûle), „parce que, suivant notre Comte, Poitou signifie brûlement, et que la poix ne sert, que pour brûler“. Bourgogne: „Un honteux qui se bouche la face, parce qu'il ne se peut dire Bourgogne, qu'on ne dise Vergogne!“ Gascogne: „Une presse, parce qu'une qu'on cogne est une chose pressée.“ Périgord: „Un homme qui tombe dans un puits, parce qu'une chose qui péric, est en danger.“ Rantz: „Une ante, parce que Nantes doit signifier greffe, et qu'on ante les greffes.“ Rouen: „Une potence et une roue avec une échelle, parce que cette ville doit s'appeler justiciable, et qu'il ne se peut parler de rouer, que la justice n'y passe!“ und endlich Paris: „Paris veut dire tentation, parce que notre premier père Adam a esté tenté au paradis terrestre. C'est une damoiselle avec force escus: qui veut dire bien tenté, il faut venir à Paris.“ „Recueil des oeuvres de Bernard de Bluet Darbères, comte de Permission, chevalier des ligues des treize cantons de Suisse“ (Paris 1605; sehr selten), s. „Brunet“, I, S. 224.

Diese Rebus: Manie ging alsbald ins bürgerliche Leben über, und im vorigen Jahrhunderte waren die Häuser im Quartier Saint-Jacques mit rebus bedeckt: da sah man den mit einer Perle geschmückten (collier) an eine silberne Säule gefesselten goldenen Hahn, um die Werkstatt des königlichen Goldschmieds Col-

lier zu bezeichnen, und tausend andere, sodas es nöthig wurde, einen „Almanach des rébus“ im größten Folioformat erscheinen zu lassen, in welchem Dubry die Blätter gezeichnet, geschnitten und mit dem nöthigen Schlüssel begleitet hatte.

Daß sich die Eigennamen in rébus darstellten oder vielmehr verstellten, davon geben viele Bücher des 15. und 16. Jahrhunderts Zeugniß; so vor allen das Büchlein: „Recueil des chansons françaises“ (Venedig 1536), dessen eigentlicher Titel: „La couronne et fleur des chansons à trois“, am Kopfsende des Blattes in einer Zeile gelesen wird, während den übrigen Theil des Titelblattes drei große Kronen in Holzschnitt bedecken und wiederum unten die Worte: „Stampato in Venetia in Re- alto novo per Anthoine de (hier die Note: la, aus dem ut re mi fa sol la) bate, con gratia e privilegio“, gelesen werden, da denn der Monf. Abate ganz wohl gethan, seinen geistlichen Namen nicht an die Spitze dieser Chançons zu setzen.

**E r s t e r R e b u s .**

Bilder: Salat (als Kränze), ein Knochen (os), die Buchstaben **ns**, die vor einem Crucifix stehende Mutter Gottes.  
 Uebersetzung: **salu** **o** **ns** **Mario priant Jésus en croix.**

**Z w e i t e r R e b u s .**

Bilder: Ein **N**, ein Knochen (os), das Abbrueviaturzeichen für **con** (o), eine Eige (sole), eine Handhabe (anse), Sporen (éperons), ein **Sac** (sac), ein Paixzeichen.  
 Uebers.: **En nos con sei ences espérons sa paix.**

**D r i t t e r R e b u s .**

Bilder: **G**, ein Bild des Herrn (Dieu), ein Berg (mont), ein Herz (coeur), das **mi** des **ut re mi** zc. in Russnoten.  
 Uebers.: **J'ai en Dieu mon coeur mis.**

**V i e r t e r R e b u s .**

Bilder: **G**, eine Birne (poire), ein Pflcherpart (pare), **A** und **X** (als Zahlzeichen).  
 Uebers.: **J'espoire (père) par a dieu.**

**F ü n f t e r R e b u s .**

Bilder: Wolf (Loup), Engel (Ange), **A**, ein Bild des Herrn (Dieu), **C**.  
 Uebers.: **Lou ange à Dieu soit.**

Zur Erklärung dieses complicirten Gebets in rébus möchten wenige Worte nothwendig sein. Das **salut** als Kränze ist ein unter Karl VI. geprägtes Geldstück, auf dessen Vorderseite der englische Kreuz, auf dessen Rückseite ein von Lilien umgebenes Crucifix erscheint (s. Le Blanc 238). Der Reim des **croix** auf **paix** und **soit** kann in dieser Zeit nicht im entferntesten befremden, ja er war fast der allein gültige; so reimen die „Repues franches“ (Fr. Villon.) **maistre** und **reconoistre**, so **foy** und **confesserai**, so **Malle Paye** und **proye**. Das **N** im Anfang des zweiten Verses spricht der gemeine Mann wie **anne**, vollends einem rébus gegenüber. Das **Schlus** **c** in **sac** und **parc** wird unterdrückt. Das **A** im dritten Verse ist in Gedanken mit einem Horizontalstrich zu versehen, damit es als **Eigle** ant oder **am**, mit dem Ton von **an geste**. Der **parc**, auch von Dubry in gleicher Weise für **par** angewendet, ist eine Art **Reuse**. Das **Schlus** **C** für **soit** ist in altfranzösischen Handschriften nicht ungewöhnlich, es ist wie **set** zu sprechen. Man geht, möchten wir sagen, kaum zu weit, wenn man die berühmte „Ars memorandi notabilis per figuras evangelistarum“

Wer will alle die **Malers**, **Kupferstecher**, **Buchdrucker** aufzählen, die ihren **Werken** die **Namen** in **rébus** befügten? So gibt das **keine** **Wassergesäß** mit den **Z. J.** den **deutschen Maler** **Jubertus**, so die **Wiatraube** mit **H. W.** den **Hans Wyner**, so die **Zeichen** und **Signete** der **Corrozet**, **Chevallier**, **Grandjon**, **Brasseur**, **Chesneau**, **Galliot du Pré**, **Moret** u. s. f., unzähliger anderer, nicht aufzählender **Signete** in **rébus** und **Monogrammen** zu geschweigen.

Die **Kirche** endlich nahm die **rébus** in jeder, auch der **aller** **schlüpfrigsten** **Bedeutung** in die **Gebetbücher** (**heures**) auf; das **Pange lingua** erschien im **rébus**, der „**Tractatus colloquii peccatoris**“ nicht minder, das **Werkwürdigste** der **Art** aber ist das **Schlusblatt** in den, etwa 1515 zu **Paris** (**pour Gaill. Godard**) gedruckten „**Heures**“, dessen **Interlinearversion** hier eine **Stelle** finden möge; es ist ein **Gebet** an die **heilige Jungfrau** und **folgendermaßen** **beschaffen**:

(s. **Ebert's** „**Lexikon**“, 1249), mit ihren vielen **Copien**, ebenfalls unter die **kirchlichen rébus** rechnet, über die jedoch dann **hoffentlich** eine **erschöpfende** **Belehrung** möglich werden wird, wenn uns **Näheres** über die beiden **Handschriften** der **königlichen Bibliothek** zu **Paris** zu **Theil** wird, welche unter dem **Titel**: „**Rébus de Picardie enlumines**“ (Nr. 7618 und 10278), mehr als 300 **Rebus** in sehr **wertvollen** **Miniaturen** darbieten, von denen **Le Her** nur wenige, **aphoristisch** **genug**, **notirte**. Niemand hat sich **bisher** die, **vielleicht** auch **undankbare** **Mühe** gemacht, **deutsche** **Rebus** zu **sammeln**, und doch **bieten** **manche** **Sachspiegelhandschriften**, **manche** **Notariatszeichen** und die **Deckblätter** auch **neuerer** **Handschriften**, z. B. „**Bibl. Berol. Msept. Germ.**“, **Fol.** 361, **derselben** **Zeichen**; jenes **rébus** in **Zahlen** und **Zeichen** auf dem **oldenburger Friedhofe** zu **geschweigen**, welcher also **ausieht**: **cioccccxkxxxxxxiiii**, und dem **Fragenden** mit **folgendem** **Verklein** **erläutert** wird:  
 Do man **schrib**-**de** **Ringe** von **de** **Zaschen** und  
 Wer **henge** von **de** **Flaschen**  
 Regen **Duwnensöte** und **vier** i  
 Da **begriß** man **Herzog** **Abolf** **hin**.

**N o t i z e n .**

**I s c h e r t e s s i s c h e N a c h r .**

Ein **Türke** hatte einen **Ishertessenhäuptling** aus dem **östlichen Kaukasus** in die **Gewalt** des **russischen Oberanführers** gebracht; der **Ishertesse**, der ein **ausgezeichnete** **Krieger** war und dem **Feinde** vielen **Schaden** zugefügt hatte, wurde von den **Russen** erschossen. Der **Türke** flüchtete sich mit dem **Prämienstrag** seiner **Verrätherei** nach **Konstantinopel**, wo er, um **sicherer** zu sein, **Namen** und **Wohnung** wechselte. **Nach** einigen **Monaten** jedoch **sand** man eines **Morgens** die **Leiche** des **Mannes** und die **Leichen** seiner **Familie**, **furchtbar** **verstückelt**, auf der **Gasse** liegen. Niemand **wußte**, wer den **Mord** begangen; Niemand, wie und **wohn** der **Mörder** entkommen sein könne. **Doch** der **Ishertessische** **Dolm**, der in der **Kehle** des **Verräthers** steckte, zeigte **deutlich**, daß ein **Nächer** aus dem **Kaukasus** das **Blutbad**

angerichtet habe. So erzählt **Edmund Spence** in seinen „**Travels in the western Caucasus**“.

**B. Newham** verlas in der **Asiatischen Gesellschaft** in **London** den **Brief** eines **Marineofficiers**, der auf einer **Fahrt** von **Bombay** nach dem **persischen Meerbusen** **Gelegenheit** hatte, ein **merkwürdiges** **Meerphänomen** zu **beobachten**. Im **August** 1832 **8 Uhr** **Abends** wurde das **Schiff**, welches mit **reisender** **Schnelligkeit** auf einem **unruhigen** **Meere** segelte, plötzlich von **milchweißem** **Wasser** umgeben. Die **Farbe** nach am **Schiffe** war ein **mattes** **Weiß**. Als man es in einen **Cimer** **goß**, **differirte** es um **nichts** von dem **gewöhnlichen** **Seewasser**. **Schüttelte** man es, so **phosphorescirte** es, aber in **geringerm** **Grade** als **gewöhnlich**; 15 **Meilen** weit segelte das **Schiff** auf dieser **weißem** **See**. **Nachdem** der **Brief** gelesen war, **bemerkte** **Oberst** **Briggs**, daß er ein **ähnliches** **Phänomen** 1810 an einer **andern** **indischen Küste** **beobachtet** habe, und daß diese **Erscheinung** in diesen **Gegenden** häufig **bemerkt** werde.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 252.

9. September 1838.

Dickens, der Verfasser der „Pickwickier“.

1. Die Pickwickier, oder: Herrn Pickwick's und der correspondirenden Mitglieder des Pickwick-Clubs Kreuz- und Querzüge, Abenteuer und Thaten. Nach den Uebersetzungen des Pickwick-Clubs herausgegeben von Boz. Aus dem Englischen von H. Roberts. Mit Federzeichnungen nach R. Seymour und Phiz. Fünf Bände. Leipzig, Weber. 1838. Gr. 12. 7 Thlr.
2. Humoristische Erzählungen und Skizzen von den Verfassern der „Pickwickier“, der „Waterloo-Erzählungen“, des „Hadschi Baba“, „Ralph Rattlin“ und Andern. Aus dem Englischen von H. Roberts. Erster Theil. Mit Federzeichnungen nach Cruikshank. Leipzig, Weber. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.
3. Londoner Skizzen von Boz. Aus dem Englischen von H. Roberts. Mit Federzeichnungen von H. Cruikshank. Leipzig, Weber. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.
4. Humoristische Genrebilder aus dem londoner Alltagsleben von Boz. Nach dem Englischen von A. Diezmann. Erster Theil. Mit einer Federzeichnung nach Cruikshank. Braunschweig, Westermann. 1838. Gr. 12. 21 Gr.
5. Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby. Herausgegeben von Boz. Aus dem Englischen von K. H. Hermes. Mit Federzeichnungen nach Phiz. Erster Theil. Braunschweig, Westermann. 1838. Gr. 12. 1 Thlr.

Der britische Humor ist ein nationales Gewächs Altenglands, das nur auf diesem Boden, unter diesen politischen Institutionen, diesen Volkselementen, diesen Sitten gedeihen kann. Der deutsche Humor, wie er sich etwa in Jean Paul gezeigt hat, erscheint in ganz anderer Form, er ist weinerlicher, sentimentaler und mit gelehrtem Puzze verbrämt, er steht contemplativ über den Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens und ist voller Reflexionen, die der britische Humor, der in das Wolle des Lebens greift, vermeidet, ja, die er kaum zu vermeiden nöthig hat, weil das Genre der deutschen sentimentalischen Reflexionen ganz außer seinem Wege liegt. Auf dem Felde des Humors können wir mit den Briten nicht concurriren,

Luft und Boden sind auf diesem Kampfplatze nicht gleich und die Schranken überhaupt für den deutschen Humoristen zu eng gezogen. Was bei uns das Lächerlichste ist, ist zugleich nicht selten das Unangreifbarste, Privilegirteste, und wir haben für unsere Satire und unsern Humor kaum bedeutendere Gegenstände als kleine Häuslichkeiten, Spießbürgerlichkeiten und pedantische Absonderlichkeiten. Dazu fehlt uns eine Stadt, wo sich so viele Originale zusammengedrängten als in London. In Originalen, als Gegenständen humoristischer Darstellung, fehlt es uns im Allgemeinen nicht, aber sie sind nicht so officiell wie in England und haben mit den deutschen Rätthen in der Regel das gemein, daß sie geheim sind; sie treten selten über die Schwelle der Häuslichkeit. Wie viele staatsgefährliche Elemente gähren sich nicht im britischen Humore aus! Man könnte fast sagen, daß das britische Staatsgebäude ohne diesen Humor sich nicht halten könne. Er bildet in England so gut eine Macht wie das Ober- und Unterhaus und ist im Ober- und Unterhause selbst eine Macht.

England hat sich immer durch echt humoristische Productionen und komische Romane ausgezeichnet. Man kennt die Muster in dieser Gattung und die berühmtesten Namen der Verfasser. In jüngster Zeit ergab sich der Roman durch Walter Scott mehr dem Historischen, so daß die Elemente des nationalen Humors nur in einzelnen Figuren und Situationen hervortraten. Marryat und Andere wandten sich zwar dem Humore, dem treuen Gesellen Altenglands, wieder entschiedener in ihren Romanen zu, aber keiner hat das Feld des reinen Humors mit ausgezeichneterm Glücke angebaut als Dickens, genannt Boz, in seinen „Pickwickiern“. Dickens übertrifft an Liebendwürdigkeit leicht alle Humoristen vor ihm, und er hat, was die Keuschheit des Gemüthes und die Liebendwürdigkeit des Charakters anlangt, vielleicht nur unsern Jean Paul zum Nebenbuhler, der an bildender und schildernder, aber formloser Phantasie Dickens so weit übertrifft, als er natürlich von Dickens in allen realen Dingen und der Darstellung des wirklichen Lebens, die Dickens überall zur Grundlage dient, übertroffen wird. Es zeigt sich auch hier die auseinandergehende Richtung zwischen dem deutschen Spiritualismus und dem britischen Materialismus. Sonst möchten zwischen Jean Paul und dem Verfasser

der „Dickwicker“ wenig Ähnlichkeitspunkte zu finden sein, außer den angegebenen, die mehr in der Ähnlichkeit des Gemüthslebens als in der Art beruhen, wie sich dies Gemüthsleben eines Jeden von Weiden schriftstellerisch zu veranschaulichen weiß.

Die „Dickwicker“, welche bis jetzt des Verfassers Hauptwerk sind und vielleicht, da der Verf. sich leider auf das Viel Schreiben zu legen scheint, bleiben werden, haben in England einen so ungewöhnlichen Erfolg gehabt, daß gegen 30,000 Exemplare schnell davon vergriffen wurden. Einen so glänzenden Erfolg kann nur ein Werk haben, welches eine nationale Grundlage hat, die Eigenenthümlichkeiten des Volkes rein ausdrückt und seine Herzensbedürfnisse bis zur vollkommenen Sättigung befriedigt. Ein deutscher Schriftsteller muß von vorn herein auf einen so schnellen glänzenden Erfolg Verzicht leisten. Die Deutschen lesen viel, aber ohne gehörige Auswahl; die Nation ist auseinandergefallen und ohne locale und geistige Concentrationspunkte; die höhere Bildung ist im Verhältnis zu der großen ungebildeten Masse nur das Eigenthum Weniger; wer bei uns der Masse genügt, genügt den Studirten nicht, und umgekehrt; den Hamburger, den Berliner, den Leipziger, den Schwaben, den Rheinländer, den Vater und Streicher auf gleiche Weise zufriedenzustellen, ist ein unmögliches Ding; die Studirten und gelehrten Leute verachten leicht, was irgend in der Form eines Romans erscheint, mag es auch ebenso lehrreich und für Jeden ebenso lesenswürdig sein als die „Dickwicker“; die reichern Edelleute und Kaufleute, die noch Bücher dieser Gattung kaufen könnten, sind im Allgemeinen wenig dazu aufgelegt und phylisterhaft mehr für ihre Kraut- und Kartoffelbeete oder ihre langen und kurzen Waaren als für geistige und gesunde Herzensnahrung besorgt; man weiß auch nicht, wo man die Repräsentanten der concentrirten Volkseigenschaften suchen und wie sie zum Beifall Aller verarbeiten könnte; und aus dem Allen folgt für Ref. leider die traurige Überzeugung, daß ein deutscher Schriftsteller, der dem Verf. der „Dickwicker“ an humoristischem Talente ähnlich und selbst ebenbürtig wäre, sich vergebens nach einem so ausgedehnten Publikum umsehen würde, als sich die „Dickwicker“ in England erworben haben.

Da die drei ersten Bände der „Dickwicker“ in v. Bl. bereits zur Anzeige gekommen sind, so dürfen wir uns über diese kurz fassen. Jedenfalls stehen die beiden letzten an komischer Kraft und an Fülle des Humors, keineswegs aber an Lebenswahrheit zurück. Von dem Talente des Verf. zeugt besonders seine Fähigkeit, Situation aus Situation wie auf dem Wege eines organischen Bildungsprocesses zu entwickeln, und zwar in der Art, daß fast jede Situation für sich ein vollständiges Genremal bildet, aber doch Anreiz genug in sich trägt, um den Leser auf das folgende Capitel gespannt zu machen. Ferner liefert das Buch eine wahre Musterkarte von originellen Charakteren, welche in der Regel ziemlich unscheinbar auftauchen, plötzlich aber eine sehr bedeutende Stelle im Interesse des Lesers einzunehmen und diese bis zu ihrem

endlichen Rücktritte zu bewahren wissen. Es gehört keine geringe Kunst dazu, diese Menge von Figuren wie an einem Schnürchen zu leiten und bei aller Verwicklung nirgend Klarheit und Ordnung vermissen zu lassen. Herr Dickwick, der gute, liebe Mann, der komische Philanthrop, der in bester Meinung das tollste Zeug begehrt und den Leser so oft unwillkürlich zum Lachen zwingt, wo er eben im Dienste der Menschheit, der Tugend und Gerechtigkeit thätig zu sein glaubt, ist bis zu Ende diejenige Person, welche die Theilnahme des Lesers am meisten in Anspruch nimmt. Ihr seht ihn auf den Federzeichnungen, die übrigens von Seymour und Phiz, und nicht, wie in den ersten Bänden angegeben ist, von Cruikshank herrühren, immer von Neuem mit Vergnügen wiederkehren — den kurzen Mann mit dem ehrenwerthen hervorragenden Bauche, nieblischen Weichen und gemüthlich niedlichem Gesichte, immer im fashionablen Frack, immer in einer die Situation genau bezeichnenden und seiner jeweiligen Gemüthsstimmung angepaßten Stellung, die nach Umständen bald feurig und eccentricisch, bald sinnend, bald ängstlich entsetzensvoll (z. B. in den Armen der ohnmächtigen Wardell), bald demüthigend und fraglich (z. B. im Pferdehale, wo er von seinem Kausche aufwacht), bald zierlich conversirend, bald verzweiflungsvoll oratorisch erscheint. Diese Bilder in ihren theils lebenswahren, theils witzig caricirten Gruppen sind überhaupt eine treffliche Zierde des Werks. Merkwürdig ist die Erscheinung, daß Herr Dickwick und zum Theil auch seine intimern Freunde den komischen Anstrich im Verlaufe des Buches allmählig verlieren; Herr Dickwick hat zuletzt gar nichts Lächerliches mehr; nur die Gutmüthigkeit, der Dienstleister, die Enttäuschung über angebliche Verletzungen des Rechts und der Sittlichkeit halten unter seinen Charakterzügen aus. Wahrscheinlich gewann der Verf. seinen Helden allmählig selbst so lieb, daß er ihm nichts Böses mehr anhaben mochte und sorgfältig vermied, ihn bei seinen Lesern in ein lächerliches Licht zu setzen. Ebenso möglich ist es, daß Dickens, der im Fortgange rührende und selbst erschütternde Situationen berührt, nach und nach aus seiner bloß humoristischen Laune herauskam und sich in die einmal verlorene Stimmung nicht wieder zurechtfinden konnte. — Wir wissen aus den frühern Bänden, daß Frau Wardell dem unglücklichen Dickwick den Proceß machte, weil er ein ihr angeblich gethanes Eheversprechen nicht halten wollte, und daß Dickwick durch die sophistische Rede des Beistandes für Frau Wardell den Proceß verlor und zu den Entschädigungskosten verurtheilt wurde. Seine Entschädigung über das ihn treffende ungerechte Urtheil bestimmt ihn zu dem heroischen Entschlusse, Proceß- und Entschädigungskosten nicht zu zahlen, sondern lieber in das Fleetgefängniß zu gehen und seine Gegenpartei um den gehofften Gewinn zu bringen. Sein Anwalt, den gegenwärtigen Advocaten Dobson und Fogg gegenüber, ein braver Geschäftsmann, vermag nichts über Dickwick, als ihn zu einer Reise nach Bath zu bestimmen, wo Dr. Dickwick das Unglück hat, drei ausgeleierten Whispielerinnen den vierten Mann in seiner Person zu stellen. Diese sehr

scherliche Lage Hrn. Dickwic's ist lebenswahr im Buche und charakteristisch auf dem Titelkupfer dargestellt. Ein viel bedrohlicheres Ereigniß trifft den treuen Begleiter des Hrn. Dickwic, Hrn. Winkle, ehrenwerthes Mitglied des Dickwic-Clubs und, wie man sich aus den frühern Bänden erinnern wird, geheimer Verehrer der Arabella Allen, mithin Nebenbuhler des Chirurgen Bob Sawyer. Hr. Winkle macht unschuldigerweise einen Ehemann eifersüchtig, vor dessen tödtlichem Zorne er die Flucht ergreift und sich auf der Postkutsche nach Bristol begibt. Hier geräth er zuvörderst in die wundärztliche Heilanstalt und Apotheke des Hrn. Bob Sawyer, „Sawyer, sonst Rockmoof“, wo er auch zu seiner höchsten Beunruhigung dessen intimen Freund, Ben Allen, Bruder vorbelegter Arabella, in wüster Junggesellenschaft antrifft. Indes reichen einige Gläser Brantwein mit Wasser hin, ein hinlänglich cordiales Verhältniß herbeizuführen. Begründeter ist Hrn. Winkle's Schrecken, als er in seiner Tabagie auf den gekränkten Ehemann stößt, der ihm nicht etwa nachgereist ist, um ihn zu treffen — bewahre Gott! —, vielmehr um ihn zu vermeiden, da er eine mögliche Herausforderung von Seiten des Hrn. Winkle fürchtet, freilich, wie wir gesehen haben, ohne Grund. Das Zusammentreffen der beiden Helden ist in hohem Grade ergötzlich geschildert. Eine Stanzpartie bildet auch eine Kutscher-Soirée in Bath, wozu Sam Weller, der witzige und treue Diener Hrn. Dickwic's, von Hrn. Smaucker eingeladen wird. Bei dieser solennen Feierlichkeit wird Hrn. Sam Weller's Gesundheit mit allen Honneurs ausgebracht, wonach die merkwürdigsten Symptome der Lustigkeit eintreten, sodas Mr. Luckie auf dem Tische eine Hornpipe tanzt und, als er in die freie Luft tritt, ein unwiderstehliches Verlangen empfindet, sich auf das Straßengpflaster niederzuliegen, was er auch mit Sam's Bewilligung ausführt. Später dient Sam, der allezeit Menschenfreundliche und Dienstoffertige, Hrn. Winkle als postillon d'amour, und zwar von einem Baume herunter, über eine Mauer hinweg, hinter welcher Arabella in einem Garten lustwandelt. Wie aber jeder Zug von Menschenfreundlichkeit seine Zinsen trägt, so hier: Sam trifft auf seine Mary, welcher er bei den Ausschütteln und Zusammennehmen von Teppichen behülflich ist, wobei eine sehr liebenswürdige Annäherung nicht ausbleiben kann. Abends geleitet Hr. Dickwic, nur als Aufseher, damit nichts Ungehährliches vorkalle, seinen jungen Freund Winkle zu einer Zusammenkunft mit Arabellen, und die Laterne, die sie dabei benutzen, gibt einem nahewohnenden Gelehrten Gelegenheit, das verdächtige Licht für eine Wirkung der Electricität zu halten und einen meisterhaften Tractat zu schreiben, durch den er sämmtlichen gelehrten Gesellschaften als ausbündiger Forscher bekannt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Hermes und Sophrosyne. Von N. E. K. Wien, Gerold. 1838. Gr. 12. 16 Gr.

Dies Werk des Nachdenkens widmet sich dem Theil der Philosophie, die wir gewöhnlich die Philosophie des Lebens

nennen, und welcher die aus der Vernunft und der Beobachtung abgezogenen Lehren umfaßt, die uns zum Glück und zum innern Seelenfrieden führen können. Wir verdanken dem Verf. schon mehre Schriften dieser Art, unter denen wir hier nur seiner „Euboria, oder die Quellen der Seelenruhe“ (1824), „Über den Umgang mit sich selbst“ (1829) und „Von der Beurtheilung Anderer“ (1835) gedenken, und es wäre in der That undenkbar, wollten wir so nachhaltige Bestrebungen, „zu unserm Glück mitzuwirken“, keines freundlichen Blicks und keines Wortes der Anerkennung würdigen.

Von solcher Schuld weit entfernt, bekennen wir vielmehr, daß eine zahlreiche Classe von Lesern, zu der wir namentlich alle Leidende und Getäuschte, Alle, welche an das Schicksal gerechte Forderungen zu machen haben, rechnen möchten, aus diesem Werke Stärkung und Trost schöpfen könne, und daß diese Aufgabe uns etwas höher zu stehen scheint als der Beruf, dem verlorrenen und verdorbenen Geschmack in Genüssen erkisteter Seelen durch mittelmäßige Erfindungen einen zweifelhaften Beifall abzugewinnen und ihn zu reizen. Indem der Verf. uns zu den höchsten Erwerbungen des Lebens, Glück und innern Frieden, die Wege zu zeigen sich bemüht, gibt er nicht blos von einer ernsten und wohlwollenden Seele, sondern auch von reichster Weltbeachtung, vieler Erfahrung und scharfem Nachdenken Zeugniß. Er ist ein Führer, dem wir gern und mit Überzeugung folgen, und der uns nicht selten noch Aufschlüsse gibt, wo wir an der Grenze der menschlichen Erkenntniß angelangt zu sein meinen.

Seine Darstellung, sein Styl haben wenig Verwandtschaft mit Dem, was die heutige Lesewelt mehr zu lieben scheint als wirklich liebt; er ist fern von jener undeutschen Zuspidung der Gedanken und von jener künstlichen Aphoristik, die das Kunstwerk vor seiner Vollendung zerbricht und in Stücken herabfallen läßt. Behaglich dem Strome der Gedanken folgend und bei seiner Ausschmückung zwanglos verweilend, erinnert der Verf. an die ältern Muster der deutschen Prosa, welche die Schlegel'sche Schule leider zu früh beseitigte. W. Heine scheint sein besseres Vorbild gewesen zu sein.

Von den verschiedenen Abtheilungen dieser Schrift, welche jedoch alle in der oben angebeuteten Haupttendenz zusammenstehen, setzt sich die erste, „Hausbedarf“ überschriebene; besonders vor, den ewig strömenden Quell von Trost und Befriedigung zu zeigen, der in der Naturfreude entspringt und aus dieser Empfindung in unser Wesen überfließt. Er widerlegt namentlich auch den Satz, daß es zu dieser Freude einer durchaus schönen Natur bedarf, und sucht in dem Anblick der Würde, welche die Natur nie verleugnet, den Urgrund dieser sittlichen Freude. Wir Alle kennen den beruhigenden Einfluß, welchen die Hingebung an die Natur über uns ausübt, nicht Alle aber, oder vielmehr sehr Wenige werden sich von dem sittlichen Grunde dieses Einflusses Rechenschaft gegeben haben, den wir recht gut mit dem Verf. in dem Anblick der „Würde“ finden können, denn, wie es hier heißt: „die Ahnung des Göttlichen schlummert in jeder Menschenseele“. Weiterhin erhält der Begriff der Freiheit eine weite und schöne Entwicklung. Nach dem Verf. ist Freiheit die Unabhängigkeit von andern als sittlichen Einflüssen. Dies Thema führt unmittelbar zur Erörterung einer der Hauptkrankheiten unserer Zeit, der unverständenen Freiheitsliebe, die der Verf. mit der Selbsterparalysirtheit. Das Streben des unverständenen Freiheitstriebes ist gegen das Recht — etwas unmittelbar Sittliches — gerichtet; denn das Gesetz besteht nur, damit das Recht bestehe, und jenes Streben ist daher der Vernunft selbst zuwider (S. 95). Wie daher mit der Klarheit der sittlichen Erkenntniß die vollkommenste Freiheit beim Einzelnen von selbst zusammenfällt, so auch bei den Völkern. Die Herrschaft der sittlichen Erkenntniß bildet das Verdienst der Völker, und das Verdienst reißt unmittelbar das Glück an sich. Die glücklichsten Zeiten und die glücklichsten Völker waren die, bei denen die Herrschaft der sittlichen Erkenntniß die größte war. Der Freiheitstrieb aber, gegen das



Gesetz gerichtet, hat nie ein Volk glücklich gemacht. Bewußtsein sittlicher Erkenntniß und Klarheit darin sind also die Grundelemente des Glückes und die einzigen Sicherungen gegen die Verirrung des Freiheitstriebes, der auf Beförderung des Gesetzes — also des Rechtes — gerichtet ist.

Wir haben diese Theorie des Verf. nicht ohne lebhaften Beifall durchdenken können, sie scheint uns eine goldene Lehre für unsere Zeit und, wie sie in richtigster Consequenz wurzelt, auch eben so praktisch bedeutend und leicht maßgebend für die Anwendung zu sein. In allen Räumen für Volksversammlungen bestimmt und über alle Throne sollten die Worte eingeschrieben sein: Freiheit = sittliche Erkenntniß; Gesetz = Recht; Freiheitsdurst = Beförderung des Rechtes.

Der zweite Abschnitt unter der Überschrift: „Herbert“, gibt die Biographie eines Mannes, der durch grelle Wechselfälle des Glücks zu der Erkenntniß von der wahren Bedeutung des Schmerzes auf der Erde gelangt. Wir wollen hier den schönen Schlußgedanken des Verf. selbst hervortreten lassen: „Aber auch hier schon wird uns klar, warum wir alle Leidensgrade des Irthums sind. Irthum zeugt die Schuld, Schuld zeugt den Schmerz und der Schmerz zerstört den Irthum, an dessen Stelle er die Erkenntniß setzt. In diesem ewigen Gesetze, nach welchem sich aus Irthum nothwendig der Schmerz, aus diesem aber die bessere Erkenntniß erzeugt, offenbart sich die Bedeutung des Lebens als Fortschritt sittlicher Ausbildung von der Nothwendigkeit zur Freiheit, und eine sittliche Weltregierung wird in diesem Gesetze klar.“

Ist es eine schönere Lösung des Welt- und Lebensräthsels? Dunkel hat wol jeder Nachdenkende schon gefühlt, daß nur eben diese Lösung zulässig sei; allein wir müssen dem Verf. Dank wissen, daß er ohne Umschweif, ohne Schonung, klar und entschieden uns vorhält den Satz und die Lehre: „Wo du auf einen Schmerz triffst, da hast du einen Irthum wieder gut zu machen!“ Der Schmerz hat eine feste, sichere Bedeutung im Leben, er ist das Ferment der besseren Erkenntniß, die Stufe seines Fortschritts, die nothwendige Sprosse seiner Entwicklung! Und so ist der Schmerz des Todes selbst nur eine Sprosse seines Aufsteigens, die letzte und heiterste. „Das erkannt zu haben“, sagt Herbert, „ist die Frucht meines Lebens.“

Der dritte Abschnitt enthält Briefe an Semplicius. Hier hat die Darstellung des Verf. uns weniger befriedigt. Der Ton der Ironie, in dem sich diese Briefe bewegen, deren Tendenz es ist, zu zeigen, daß das Glück nicht an den Gütern des Lebens haften, auch nicht in der Verzichtleistung auf diese beruhen, sondern in dem rechten Gebrauch der Lebenserscheinungen wurzelt; der satirische Ton dieses an einen, alles Nachdenken scheuenden, phlegmatischen Glückspilz gerichteten Sendschreibens sagt dem Verf. schon nicht zu. Er hat keine Anlage zur Weltfärsire und diese Form thut seinem Geiste Zwang an. Ja, wie möchten werten, er habe dies selbst empfunden und sei in diesem Zwange beim Schreiben nie recht zur Behaglichkeit und zur innern Befriedigung gelangt. Wo diese aber einem Autor fehlt, da sollte er sogleich kehrt! machen; der Mangel ist ein sicheres Zeichen, daß er auf falscher Spur jagt.

Die Nothwendigkeit religiöser Belebung zu zeigen, ist ein Hauptziel dieser Briefsammlung; die Bekämpfung des sinnlichen Materialismus unserer Zeit bietet sich hierzu als eine Hauptwaffe dar, und der Verf. bemächtigt sich ihrer und führt sie mit vielem Geschick. Dennoch thut es seiner Wirkung Eintrag, daß er, in den Zwangsstiefeln der Ironie eingeklemmt, nicht mit der Freiheit und Grazie, die den vorhergehenden Abhandlungen eigen sind, sich bewegt.

Den Lesern, welche an Werken des Nachdenkens, an Darstellung und Styl sich noch erfreuen können, in einer Zeit, welche nur nach heftigen Effecten hascht und nur von grellen Bildern und wilden Überraschungen bewegt zu werden scheint, solchen Lesern empfehlen wir diese im Geiste einer andern Epoche,

in der Wieland, Hippel und Heine glänzten, gedachte Schrift. Sie werden dem eindringenden Urtheil und dem gereiften Geschmack des Verfassers ein wohlverdientes Recht widerfahren lassen.

30.

## Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1838 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit \* bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe dieses Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.  
(Beschluß aus Nr. 20.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

\*97. Stieglitz (Heinrich), Gruß an Berlin. Ein Zukunftstraum. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 20 Gr.

\*98. Liez (F. v.), Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien. Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

\*99. Wegel's (F. G.) gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von J. Fund. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Eine Sammlung der zerstreuten Gedichte dieses echt deutschen Sängers, dessen interessante Lebensbeschreibung im ersten Theile von Fund's Erinnerungen (vgl. Nr. 21) enthalten ist.

\*100. Winkler (Edward), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend Erläuterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studierende, Apotheker und Droguisten. Zwei Bände. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Dieses Werk wird im Verfern ganz mit Ross's Encyclopädie (Nr. 82) übereinstimmen und wie diese in Heften von 12 Bogen erscheinen.

\*101. Bittte (Karl), Das preussische Intestat-Erbrecht, aus dem gemeinen deutschen Rechte entwickelt. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

102. Zinkeisen (Joh. Wilh.), Leben des Generals Marquis de Lafayette. Zwei Theile. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Freunde gebiegener und unterhaltender Lecture erlaube ich mir aufmerksam zu machen auf eine

## S a m m l u n g

von

Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften,

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu äußerst vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Das Verzeichniß darüber ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Schließlich empfehle ich meinen sorgfältig gearbeiteten und mit einem Autorenregister versehenen

## Verlagskatalog,

welcher durch einen zweiten Nachtrag bis Ende 1837 vervollständigt ist und von jeder Buchhandlung auf Verlangen geliefert wird, einer gefälligen Beachtung.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 253.

10. September 1838.

Dickens, der Verfasser der „Pickwickier“.

(Schluß aus Nr. 252.)

In der zweiten Hälfte des vierten Bandes finden wir Hrn. Pickwick, der so eigensinnige Begriffe von Gerechtigkeitspflege hat, wegen Nichtbezahlung der Proceß- und Executionskosten im Fleet-Gefängnisse. Die sich hier eröffnende Reihe von Kerkerescenen und Gefängnißelend ist gewiß ein lesenswerther Beitrag zur Kenntniß der Schuldgefängnisse; es ist keine gelehrte, philanthropische Abhandlung, und doch so lehrreich, so praktisch, mit so tiefen Blicken in das Herz und Schicksal der Menschen gepaart. Bei einem seiner Spaziergänge durch das Gefangenhäus trifft Pickwick auch den Windbeutel und Abenteuerer Fingle, der, wie man sich erinnert, Hrn. Wardle's Schwester entführte und später Hrn. Pickwick's menschenfreundliches Gemüth dazu mißbrauchte, ihm in einem Mädchenerziehungsinstitute eine so delicate Situation zu bereiten. Wir sehen ihn und seinen Diener, den thränenfertigen Jeremias Trotter, im abgerissensten, heruntergekommensten Zustande, von Hunger und Elend krank und erschöpft. Zur Vergütung für all diesen Jammer wird ein ergötzlicher Besuch geschildert, welchen Weller sen., dessen gottesfürchtige Ehehälfte und der fromme Stiggins dem Hrn. Weller jun. im Schuldgefängnisse abstatten; denn der ehrliche Sam, den Hr. Pickwick durchaus am Kerkerleben nicht Theil nehmen lassen wollte, hat sich aufs schnellste von seinem gleich humoristischen und gleichgeherzten Vater für eine angebliche Schuld, die er nicht bezahlen könne noch wolle, verklagen und auf gerichtlichem Wege in das Fleet-Gefängniß bringen lassen. Auf diese Weise zwingt Sam Weller seinen Herrn, sich vor wie nach von ihm bedienen zu lassen. Hr. Stiggins der Fromme, Mrs. Weller und Weller sen., jene mit moralischen Vorwürfen gegen Sam, dieser mit humoristischer Verpöflage und geheimem Zorn gegen Stiggins ausgerüftet, bilden mit Sam Weller in der Restauration des Gefängnisses ein treffliches Kleeblatt.

„Was ist Ihr gewöhnliches Getränk, Sir?“ fragt Sam den Stiggins. — „D mein theurer, junger Freund“, antwortet Mr. Stiggins, „alle Getränke sind Eitelkeiten.“ — „Dieses kann wol sein“, fährt Sam fort; „aber welches ist Ihre Lieblings-eitelkeit — welcher Eitelkeit genießen Sie am liebsten, Sir?“ — „D mein theurer, junger Freund“, entgegnet Mr. Stiggins, „ich verachte sie alle. Ist mir aber eine von ihnen

minder verhaßt als die andere, so ist es die, welche man Rum nennt — warm, mein theurer, junger Freund, mit drei Stück Zucker aufs Glas“ u. s. w.

In diesem Exemplare von Menschen sind die Frömmeler und Die, welche zum Frommthun verführen, die Wölfe in Schafskleidern, trefflich persiflirt. Am Schlusse des vierten Bandes wird noch die gute Frau Wardell, weil sie ihren liebenswürdigen Beiständen, den Herren Dodson und Fogg, ein Cognovit für den Betrag der Kosten ausgestellt hat und außer Stande ist zu zahlen, in das Schuldgefängniß abgeliefert. Endlich gibt der starre Pickwick den offenen Aufforderungen seines Sachwalters und seiner Freunde und den versteckten des Sam Weller nach, vergleicht sich mit der misleiteten Frau Wardell und verläßt das Fleet-Gefängniß. Es wartet seiner sogleich eine neue Aufgabe für sein menschenfreundliches Gemüth, die er zu lösen hat. Hr. Winkle hat wider Wissen seines Vaters die Arabella Allen geheirathet; Bob Sawyer und Ben Allen, die curiosen Chirurgen, werden leicht zufriedengestellt und eine Reise zu Winkle sen. unternommen, um auch diesen zu beschwichtigen, was um so schwerer gelingt, da die beiden Chirurgen im trunkenen Zustande gegenwärtig sind und durch allerlei Kurzwel den Gang der Unterhandlungen stören, was Alles sehr angstlich und lustig zu lesen ist. Aber nichts geht über den handgreiflichen Streit der beiden Journalisten aus Catanswill in der Küche des Wirthshauses, wie sie sich einander gegenübersehen, Sturk, Redacteur des „Independenten“, die „Gazette“, und Pott, Redacteur der „Gazette“, den „Independenten“ lesend, mithin jeder einen schändlichen Angriff auf die eigne journalistische Person genießend. Da fallen denn von beiden Seiten die schönen Complimente: abgeschmackt, erbärmlich, ruchlos, Wind, Schelmeret, Schlamm, Sumpfwasser, Niederträchtigkeit, Lüge, Meineid, Verrätherei, Unsinn, Sprachbockschüz, bis Sturk seinen Reisefack, worin sich eine gewichtige Haarbürste befindet, dem Pott auf den Kopf nachdrücklich fallen läßt, und Pott dem Sturk mit der Feuerschaufel zu Leibe geht. Der menschenfreundliche Pickwick muß auch hier die Brühe von der Suppe abschöpfen; indem er sich als Mittelsperson zwischen die Erhitzen stellt, wird er der eigentliche Schlagableiter und die Streiche treffen ihn. Unterdessen ist Weller sen. Witwer geworden und um so betrübter, da die Verstorbene ihr Unrecht, in frommem

Müßiggänge ihre häuslichen Pflichten veräußert zu haben, auf dem Todtenbette eingestekt. Stiggins aber wird von den beiden Weller aus dem Hause geprügelt, und darauf unter Vorſitz des Advocaten Pell, der ſich rühmt, ein inniger Freund des früheren Lordkanzlers geweſen zu ſein, und mit dem Beiſtande eines auserleſenen Ruſſiſcher-Corritées die Erbschaftsangelegenheit Weller's ſen. geordnet. Man muß den Hrn. Pell und die Herren Ruſſiſcher auf dem beigegebenen Bilde ſehen, um wiſſen zu können, in welcher nobeln und guten Geſellſchaft hier die Angelegenheit regulirt und das Wohlſein der Gäſte getrunken wird. Am Schluſſe des Werks ſind die Conſtellationen für die Perſonen des humorſtiſchen Dramas ſehr günſtig. Mr. und Mrs. Winkle ſind zur vollen Gnade des alten Winkle wieder angenommen; Snodgrass hat Emilie Wardle heimgeführt und bewahrt ſeinen dichterſſchen Ruf, indem er nichts Poetiſches herausgibt, aber zuweilen zerſtreut und melancholiſch erſcheint; Mr. Lupman wird wegen ſeines jugendlichen Ganges auf der Terraffe von den ältlichen Damen bewundert; Fingle und ſein treuer Diener Jeremias ſind in eine Anſtellung nach Delaware und Bob Sawyer und Benjamin Allen nach Bengalen befördert; Mrs. Wardell fährt fort ihre Wohnung an einzelne umgängliche Herren zu vermietthen; Sam Weller hat Mary, jezt Dickwick's Haushälterin, geheirathet und ſich in einem Paar prächtiger ſteinen Huden vervielfältigt; Weller ſen. lebt, nachdem er ſeine Poſtkuſche aufgegeben hat, von ſeinen Zinſen, und der gute Hr. Dickwick iſt der Glückliche unter den Glücklichen, weil er ſeine Freunde und Freundinnen inſgeſamt ſo glücklich ſituirt erblickt. Der gemüthliche Humor des Verf. läßt Keinen zu Schaden kommen; die verwickeltſten Situationen enden gewöhnlich mit einer luſtigen Scene; ein Schmaus, wobei Geſundheiten ausgebracht und treffliche Reden gehalten werden, kehrt Alles zum Beſten; der Advocat Perker ſingt ernſthafte Lieder, die ſich komiſch anhören; Arabella iſt höchſt bezaubernd, Wardle höchſt jovial, Hr. Dickwick höchſt ſcherzhaf, Ben Allen höchſt lärmhaft und Mr. Winkle höchſt geſprächig, die Liebenden ſtumm, Alle ſelig. Mundt erklärt in ſeinem Reifebuche das engliſche Volk für gemüthlicher als das deutſche. Ein Roman wie die „Dickwickier“, mit einem ſo durchgehenden Grundzuge von Gemüthlichkeit und Humor, könnte in dem heutigen literariſchen Deutſchland nicht zu Stande gebracht werden. An tragischem Ernſte fehlt es dem Verf. nicht. Mehre in den Text der drei erſten Bände eingeklebene Epiſoden ſind das Ergreifendſte, was im tragischen Genre geleſtet werden kann.

Nr. 2 iſt eine Sammlung von Erzählungen und Skizzen, welche von verſchiedenen Verfaſſern, auch den Verfaſſern der „Dickwickier“, herrühren; daß Dickens nämlich letztere zum Theil mit einem jungen Freunde, der nun todt iſt, gearbeitet habe, erzählt er ſelbſt in der Vorrede zu den „Dickwickiern“. Von Dickens rührt in dem erſten Bande dieſer Skizzen das humorſtiſche Genrebild her: „Das öffentliche Leben Mr. Tulrumbles, vormaligen Mayors von Mudfog“, nach des Ref. Meinung die Perle

des Buches, eine Skizze, die auf einen kleinen Raum die ergößlichſten Situationen zuſammenbrängt. Es wird darin die Wahl des Kohlenhändlers Nikolaus Tulrumbles zum Mayor von Mudfog geſchildert, welcher einen Prachtzug wie der Mayor von London veranſtalten will und dabei höchſt verunglückt, indem alle Anſtalten den Charakter des Barockkomischen annehmen. Samuel Lover's lebenvolle Geſchichte vom Handy Andy, einem iriſchen ungeschickten, aber treuen Burſchen, ſteht der Skizze von Dickens an komiſcher und humorſtiſcher Kraft noch am nächſten. Außerdem findet man noch die Skizzen und Erzählungen: „Wer hat meine Kuh gemolken? oder das Schiffsgepenſt“, vom Verf. des „Ralph Rattlin“, „Der Verliebten Club“, von Rigdum O'Kunnidos, „Der Teufel und Johany Dixon“, von Marwell, „Die Selbſtbiographie eines guten Sprüchwortes“ und „Hadſchi Baba's letzte Reiſe nach England“, letztere beide ohne Angabe der wirklichen oder pseudonymen Verfaſſernamen mitgetheilt. Im „Hadſchi Baba“ werden die gegenwärtigen Zuſtände Englands, ſowol die torpiſchen als die radical whigiſtiſchen aufs trefflichſte perſiflirt.

Nr. 3 und 4 ſind wol nur aus einem und demſelben Werke gezogene Sammlungen von Bildern aus dem londoner Volksleben, die unter zwei abweichenden Titeln und von verſchiedenen Ueberſetzern verdeckt wurden. Roberts (K. Jürgens) ſagt in der Vorrede zu den „Londoner Skizzen“: dieſe „Skizzen“ ſeien ſar Originale in drei Bänden erſchienen und bereits in zweiter Auflage vervielfältigt worden; er habe zum Zwecke der Ueberſetzung eine Auswahl getroffen, aber dabei die Laune walten laſſen, und die unüberſetzt gebliebenen zwei Drittheile der „Skizzen“ ſeien weder beſſer noch ſchlechter als Das, was hier dargeboten werde. Diezmann hat zu ſeiner Uebertragung in dieſem erſten Bande der „Humoriſtiſchen Genrebilder“ nur diejenigen Skizzen gewählt, welche von Roberts, der übrigen ein trefflicher Ueberſetzer iſt, noch nicht übertragen waren. Indeß muß Ref. geſehen, daß die von Roberts getroffene Auswahl doch nicht ſo blindlings geſchehen zu ſein ſcheint, als er ſelbſt uns glauben machen will; wir finden bei Diezmann viel unbedeutendere Skizzen als bei Roberts. Die Kunst des engliſchen Verfaſſers, das Leben ſelbſt am Gipfel zu ergreifen und die Gelegenheit beim Schopfe, bekundet ſich auch in dieſen Genrebildern, die zum Theil den Charakter eines ſinnigen, ſelbſt erſchütternden Ernſtes, zum Theil den Charakter deſ dem Verf. eigenthümlichen komiſchen Humors, überhaupt die Wahrheit britiſcher Situationsmalerei an ſich tragen. Wie ärmlich dagegen die Genreskizzen deutſcher Autoren, z. B. die Glasbrenner'schen aus dem berliner Leben, an Form und Inhalt ſind, drängt ſich dem unbefangenen Gemüthe von ſelbſt auf. Es fehlt auch Glasbrenner nicht an Talent, aber es fehlt ihm der Ernſt des britiſchen Verfaſſers, ohne welchen der echte Humor nicht gedacht werden kann, die ſittliche Tiefe, die gemüthliche Anſchauung. Es iſt hier derſelbe Unterſchied, der auch zwiſchen dem londoner und dem berliner Leben ſtatfindet, und man kann nur bedauern, daß ſelbſt gute Talente in der Cha-

calterlosigkeit des ausgewählten und ausgewässerten nord-deutschen Volkslebens sich verflachen müssen, ohne der politischen Institutionen und des Mangels an Redefreiheit zu gedenken. Castelli gab „Skizzen aus wiener Volksleben“, die ganz gemüthlich und launig sind, aber von der bloßen guten Laune bis zum eigentlichen Humor ist noch ein weiter Weg. Unter unsern originellern Volkskammern Stoff für Genre- und Lebensbilder suchen zu gehen, wie etwa Carleton unter den Fren, fällt bei uns Niemanden ein; unsere neueste Literatur ist zu sehr ein Product des Thee- und Studierzimmers und der kleinen und großen Haupt- und Handelsstädte in ihren oberflächlichen Erscheinungen. Eine so bewundernswerth genaue Kenntniß aller Stände, von den höchsten bis zu den niedrigsten herab, wie sie sich bei Dickens bekundet, findet man bei keinem deutschen Schriftsteller, deren Kenntniß des wirklichen Lebens immer nur fragmentarisch bleibt, und die zu keiner Darstellung kommen, weil sie zu viel raisonniren, oder die zu viel raisonniren, weil sie der Darstellung nicht fähig sind. Unter den von Roberts übertragenen Skizzen zeichnen sich durch ihre vis comica aus: „Kaiser Ritterbell's Taufe“, worin ein grämlicher Herr geschildert ist, der sich nur behaglich fühlt, wenn er sich und Andere in Arger versetzen und die unschuldigste Freude stören kann; „Horatio Sparkins“, „Die Tanzakademie“ und „Das Duell zu Großwinglebury“, eine komische Erzählung, die wir einem Theaterdichter zur Bearbeitung vorschlagen möchten, da sich in ihr jede Situation zu einer echten Lustspielszene gestaltet. „Das Kirchspiel“ zeichnet sich durch schöne Charakteristik aus; von erschütternder, grausenhafter Wirkung ist die ausgeführte Skizze: „Des Trinkers Tod“; die kleinen komischen Bilder „Miss Evans und der Adler“, „Öffentliche Diners“ und „Bauhall bei Tage“ sind um einige Procent unbedeutender und könnten auch wol zum Theil in derselben Weise von dem wienerisch gemüthlichen Castelli und dem berlinerisch witzigen Glasbrenner geschrieben sein. Unter den von Diezmann übertragenen zehn Genrestizzen sind manche sehr unbedeutende, aber doch einige, welche Dickens' humoristisches Talent nicht verleugnen können. Zu den letztern zählen wir: „Der verliebte Witwer“, „Herr Minns und sein Vetter“, „Eine freie Nacht“. Das Entstehen, die Zunahme der Trunkenheit, ihre Äußerungen und endlichen trübseligen Folgen mit policeilich criminalistischem Nachdrucke können nicht besser und treuer geschildert sein als in dieser Nacht. Die Skizze: „Im Hospitale“, erinnert durch ihre Colorit und ihre furchtbare Wirkung an das vortreffliche Nachtgemälde: „Des Trinkers Tod“.

Nr. 5: „Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby“, scheint wie die „Dickwickler“ ein ausgedehnteres Werk werden zu wollen. Der Anlage nach zu urtheilen, will uns der Verf. in keine bloß komischen Situationen einführen; es hat Alles einen ernstern Anstrich als in den „Dickwicklern“; zum Lachen fühlt man sich wenig versucht, desto mehr zur innigen Theilnahme an den Schicksalen einer verarmten Familie, die aus Mutter, Sohn und Tochter besteht; indes wollen wir hoffen, daß die Ge-

müthlichkeit des Verf. ihnen einen freundlichen Ausgang ihrer Trübsale gönnen werde. Vortreffliche Charakterschilderungen entwickeln sich schon in diesen drei Heften. Des jungen Nikolaus Nickleby, Ralph Nickleby, der Schullehrer Squeers und dessen Frau, geizige, hartherzige, mit dreifachem Erz der Gefühllosigkeit gepanzerte Figuren, erregen schon jetzt unsern Widerwillen und Ekel; die ganze Gemeinheit, Grausamkeit und menschenverderbliche Habsucht, welche gewisse Repräsentanten des Schullehrer- und Erziehewesens bezeichnen, drängen sich in diesem Hrn. Squeers und seiner ihm so ebenbürtigen Frau zusammen. Der Verf. hat das Elend, worunter die armen Böglinge des Squeers'schen Erziehungsinstituts verschmachten und verkümmern, eher in zu starken als zu milden Zügen gezeichnet, und Phiz in seiner Abbildung der Scene, wo die armen Jungen zur Magenreinigung, oder besser, um ihren Hunger und Appetit zu verderben, mit Syrup und Schwefelwasser gesüttet werden, hat den Verf. bis zu einer schauerhaften Wirkung überboten. Sollten ähnliche Quälereien auch in Deutschland unerhört sein, obgleich im Geheimen viel geschieht, wovon die Schulcollegien keine Notiz nehmen noch nehmen wollen, so wird auch bei uns in Waisenhäusern, Armen- und Elementarschulen oft eine Tyrannei über die Böglinge ausgeübt, welche an barbarische Grausamkeit grenzt und die überwachende Aufmerksamkeit der Obren im höchsten Grade zu erfordern scheint. Die Zeichnungen nach Phiz sind übrigens äußerst lebendig und charakteristisch. Man kann der englischen Literatur zu ihrem humoristken Voz nur Glück wünschen, aber nicht weniger ihm zu einem Vaterlande, das für Beobachtungen ein so reiches Terrain darbietet und nicht so engherzig ist, der philanthropischen Satire allzunah Schranken zu ziehen.

28.

#### Die französischen Colonien.

Als Frankreich nach Napoleon's Sturze einen Theil seiner vormals so zahlreichen Besitzungen in fremden Erdtheilen zurückhielt, ward es ein Hauptbestreben der verschiedenen aufeinanderfolgenden Ministerien, das Land in Bezug auf die Zufuhr tropischer Waaren möglichst unabhängig von England zu machen. Napoleon hatte schon erklärt, Schiffe, Colonien und Handel seien wesentlich nothwendig zum Gedeihen seines Staates, und unter der Restauration glaubten auch viele Staatsmänner, alles Dieses durch Einfuhrverbote und hohe Zölle nach Wunsch schaffen, behaupten und ausdehnen zu können. Der Krieg mit England wurde nun, wie früher mit Spanien, jetzt durch Decrete fortgesetzt; es gewann aber im Grunde Niemand bei einem so widernatürlichen Zustande als die englischen Schleichhändler. Gegenwärtig scheint aber Frankreich eingesehen zu haben, daß es im Seehandel mit England gar nicht rivalisiren kann, und John Bull ist auch längst von der Besorgniß zurückgekommen, Frankreich könne ihm in commercieeller Hinsicht schaden. Je mehr die französischen Colonien gedeihen, und je weiter die Stillsfation auf denselben um sich greift, der Wohlstand zunimmt, um so größer wird auch der Markt für britische Manufacturwaaren und um so beträchtlicher die Anzahl der Abnehmer.

Die französischen Colonien, denen zu Liebe das Mutterland so mannichfache Opfer sich gefallen lassen müssen, sind für dasselbe indessen immer noch von einer sehr wesentlichen Bedeutung. Es steht demselben jetzt eine neue Ära bevor.

die Regere emancipation im englischen Westindien muß auf Martinique und Guadeloupe nothwendig ihre Rückwirkungen äußern, die Colonialverwaltung mobilisirt werden und mit ihr auch die französische Colonialpolitik in Bezug auf die Creolen so wol als auf die Neger, welche den beinahe größten Theil der Bevölkerung bilden. Die in Frankreich immer noch schwebende Zuckerfrage endlich wird ebenfalls binnen nicht gar langer Zeit erledigt werden und die Entscheidung, wie sie auch ausfallen möge, von großem Einflusse für die Colonien sein, auf deren gegenwärtige Lage wir einen Blick werfen wollen. Zum Grunde legen wir die vor Kurzem in der königlichen Druckerlei zu Paris erschienenen officiellen „Notices statistiques sur les colonies francaises“, welche auf Befehl des Viceadmirals Rosamel gedruckt worden sind, und deren erster Theil sich mit Martinique und Guadeloupe beschäftigt.

Die Bevölkerung der französischen Colonien in Westindien besteht aus Weißen, freien Farbigen und Sklaven. Bis vor wenigen Jahren gab es noch eine vierte Classe, die sogenannten Patronés oder freien Männer der Savannen, nämlich solche Neger, die zwar nicht gesetzlich und ausdrücklich frei gelassen waren, auf welche aber kein Weißer gültige Rechtsansprüche hatte. Diesen Patronés ward 1830 die Freiheit gesetzlich zuerkannt, und 1832 erschien eine Ordonnanz, welche die Formen der Emancipation erleichterte und unregelmäßigen Freilassungen ein Ende machte. Seit 1833 sind die freien Farbigen gesetzlich mit den Weißen vollkommen gleichgestellt; diese letztern aber, wiewol ihre Anzahl verhältnißmäßig unendlich schwach ist, besitzen den größten Theil des angebauten Landes und der Capitalien; auch ist der Handel fast ausschließlich in ihren Händen. Ob ein Kind bei seiner Geburt frei oder nicht frei ist, hängt davon ab, ob die Mutter eine Freie oder eine Sklavin war; *partus sequitur ventrem*. Die Form der Emancipation ist einfach: der Eigentümer händigt dem Sklaven eine schriftliche Verzichtserklärung auf seine Rechte ein; dieselbe wird vom Gerichte in die Bücher eingetragen, und der Neger bekommt überdies noch von dem Beamten eine Bescheinigung, daß er wirklich frei sei. Im Allgemeinen wenden sich die freien Farbigen nicht gern dem Ackerbau zu und werden lieber Krämer, Handwerker und Fischer; eine Erscheinung, die sich sehr leicht erklären läßt. Der Sklave hat nämlich, wie man zu sagen pflegt, den Ackerbau satt bekommen; er ist froh, der Peitsche oder der harten Behandlung des Aufsehers entronnen zu sein, er will, wenn er frei geworden, daß ihn nichts mehr an seinen früheren herabgewürdigten Zustand erinnere, und ergreift daher eine andere Beschäftigung. Seit freie Farbige und Weiße völlig gleichgestellt sind, kommen Unen zwischen beiden ziemlich häufig vor, und die gesellschaftlichen Zustände haben durch eine solche, vor 30 Jahren noch unerhörte Annäherung schon jetzt wesentlich gewonnen. Im Allgemeinen werden die Sklaven in den französischen Colonien ziemlich mild behandelt; sie dürfen auch Eigenthum besitzen. Das berühmte Edict von 1685, das sogenannte schwarze Gesetzbuch, *Code noir*, sichert ihnen religiösen Unterricht, regulirt das Besitzrecht des Eigenthums, stellt gegenseitige Rechte und Pflichten fest u. s. w. Alle Veränderungen, welche im Laufe von 150 Jahren mit diesem Gesetzbuche vorgenommen wurden, lauten zu Gunsten der Neger.

Die meisten Colonien haben Localversammlungen, die aber vom Mutterlande weit abhängiger sind als die gesetzgebenden Versammlungen in den englischen Besitzungen. Nicht alle haben ein und dieselben Gesetze über manche Gegenstände, z. B. Erbsfolge; für den Handel gilt ein strenges Prohibitionsystem, und die industriellen Etablissements in den Colonien sind noch weit schlimmer daran als die im Mutterlande selbst; denn diese letztern können manche Consumtionsartikel vom Auslande bekommen, welche jene aus Frankreich beziehen müssen; an Concurrenz mit den Briten ist also gar nicht zu denken.

Martinique ist eine der ältesten Colonien Frankreichs. Es ward schon 1635 besetzt; die Urbewohner, Kariben, waren aber

erst 1664 völlig vertrieben oder vertilgt. Anfangs wurde die Insel kaum beachtet, bis der Flor der englischen Besitzungen in Nordamerika die Franzosen darauf hinwies, daß auch ihre Colonien eine günstige Lage hätten. So ward denn diese Insel Mittelpunkt des französisch-westindischen Handels. Während des Krieges von 1744 legten sich die Colonisten aufs Kapern; Einige erwarben dadurch große Summen, Andere wurden bettelarm; im siebenjährigen Kriege ward die Insel von den Engländern besetzt und erst 1763 wieder geräumt. Während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges ward Martinique das Centrum, von welchem alle bedeutende Seeunternehmungen gegen die Engländer ausgingen, hob sich dadurch ungemein, und der Wohlstand wuchs, bis in Folge des Decrets der Nationalversammlung, daß alle Neger frei sein sollten, auch auf Martinique ein Krieg entstand, welcher einen ähnlichen Ausgang zu nehmen drohte wie der Kampf auf San-Domingo. Zum Glück für die Weißen ward die Insel 1794 von den Engländern besetzt, bis 1802 behauptet und später abermals von denselben 1809—14, occupirt. Die Geschichte von Guadeloupe ist ziemlich dieselbe wie die von Martinique; nur ward sie 1819 an Schweden abgetreten, das aber den rechten Zeitpunkt der Besignahme versäumte und daher bloß das kleine Eiland St.-Barthelemy inne hat.

Noch jetzt liegen zwei Drittel beider Inseln unangebaut. Donnerstürme und Erdbeben sind Landplagen und namentlich auf Guadeloupe so häufig, daß sie die Epochen bilden, nach denen die Colonisten die Zeit berechnen. Martinique hat 116,031, Guadeloupe 127,574 Bewohner. Auf der erstern beläuft sich die Zahl der freien Bürger auf 32,7 Procent, auf Guadeloupe beträgt sie nur 24,5 Procent, weil hier weniger Patronés vorhanden waren. Auf Martinique kommt eine Geburt auf 29 Seelen bei Freien und auf 32 bei Sklaven; ein Sterbefall auf 37 bei Freien und 35 bei Sklaven; Verheirathungen 1 auf 37 bei Weißen, 1 auf 221 bei freien Farbigen, 1 auf 5577 bei Sklaven. Auf Martinique ist das Verhältniß der jährlichen Freilassungen 3,2 Procent; auf Guadeloupe nur 1,7.

Seit der Pflug eingeführt worden ist, hebt sich der Wohlstand; mit einem Pfluge wird jetzt so viel geschafft, als früher zehn Sklaven mit einer Pate verrichteten, auch fängt man an zu düngen, besonders mit Poudrette, die aus Frankreich kommt. Am meisten wird Zucker gebaut; Kaffee, Gewürznelken, Zimmt und selbst Kaffee nur in geringer Menge. Seit 1826 hat der Handel auf Martinique fortwährend abgenommen; der von Guadeloupe ist stationair geblieben; bei dieser letztern Insel warfen 1835 485 französische Schiffe, mit 68,315 Tonnen Gehalt und von 4583 Matrosen bemannt, Anker; 476 Schiffe mit 69,273 Tonnen und 4704 Seeleuten segelten nach Frankreich.

#### Literarische Notizen.

Von Inglis erschien neuerdings: „*Rambles in the footsteps of Don Quixote*“, mit Zeichnungen des überaus productiven Cruikshank. Das „*Monthly review*“ sagt hiervon sehr bombastisch: „*Mr. Inglis' Name und seine Streifereien in der Mancha werden noch bewundert sein, wenn die gegenwärtige Generation nicht mehr ist.*“ Derselben Verfassers „*Xirol*“ erlebte die dritte und sein „*Spanien*“ die zweite Auflage.

„*Oddities of London life*“ heißt ein Buch von Paul Pryn, welches in zwei Bänden komische Genrebilder aus dem londoner Leben enthält, mithin als ein Nebenbühler der bekannten „*Londoner Skizzen*“ von Hog zu betrachten sein dürfte. Der geniale Caricaturist und Genrebildner Cruikshank hat dazu nahe an 60 Verzerrungen geliefert. Der „*Sun*“ rühmt den drolligen Sinn des Verfassers, den Humor des lachlustigen Buches und den reichhaltigen Witz in den Dialogen, von denen man fast glauben möchte, daß sie Wort für Wort dem Munde wirklicher Personen entnommen wären. 108.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 254.

11. September 1838.

Aphoristische Bemerkungen, gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland von Leo v. Klenze. Mit sechs Lithographien. Berlin, Reimer. 1838. Gr. 8. 7 Thr. 8 Gr.

Während Friedrich Thiersch noch immer zögert, die, so viel wir wenigstens wissen, von ihm versprochene Beschreibung seiner Reisen in Griechenland in den Jahren 1831 und 1832 dem von ihm 1833 herausgegebenen, zwar vielfach angefochtenen, aber dennoch historisch-wichtigen und höchst nützlichen, übrigens sogar von Türken anerkannten Werke: „De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration“, folgen zu lassen, ist uns das vorliegende Werk über Griechenland um so erwünschter und angenehmer. Zwar ist der Hauptinhalt desselben vorzugsweise dem griechischen Alterthume und der bildenden Kunst, namentlich der Architektur, begreiflich genug zugewendet; indeß ist es doch darum keineswegs von einseitiger Tendenz, da es vielmehr außer jener Vergangenheit des altgriechischen Lebens und der Vergangenheit Griechenlands überhaupt auch dessen Gegenwart und Zukunft in den Kreis der Bemerkungen zieht.

Halten wir uns nun zunächst an die Reise selbst, welche die Grundlage des Buches und gleichsam den rothen Faden bildet, woran sich das Übrige mehr oder weniger eng anknüpft und anreihet, so ist es von früher her aus den Zeitungen bekannt, daß der Verf., der schon früher nach Wunsch und Neigung, und überdies gehörig vorbereitet wie irgend Jemand, mehrmals nahe daran gewesen war, nach Griechenland zu reisen, endlich im Sommer 1834 vom Könige von Baiern den Auftrag erhielt, in amtlichen Geschäften dahin zu gehen; ein Auftrag, der dem Wunsche der griechischen Regenschafft entgegenkam, welche ihn nach Griechenland berief, um den von Andern entworfenen Plan von Athen, das zur Hauptstadt des Reiches bestimmt worden war, zu untersuchen, zu verbessern, oder nach Umständen neu zu entwerfen (S. IV, 19 fg.). Die Reise ward demnach am 12. Juli 1834 angetreten und über Ancona und Korfu (hier wird über die Stadt und dortigen Alterthümer berichtet, nebenbei auch die Sorge der Engländer für das materielle Wohl der ionischen Inseln anerkannt) nach Patras, Corinth, Nauplia, Epidaurus, Ägina bis Athen fortgesetzt. Überall saß Klenze theils die mythologisch-historisch-

geographischen Beziehungen zum Alterthume, theils vornehmlich die noch vorhandenen Alterthümer ins Auge und knüpft daran bald längere, bald kürzere Excurse über die griechische Kunst, wie z. B. S. 57—74, bei Gelegenheit der Tempelruine in Corinth, über das eigentliche Wesen der griechischen Architektur und den Standpunkt, von welchem aus dieselbe zu betrachten, indem er übrigens dieses Wesen (S. 356) darin setzt, daß sie „ein künstlerisches Erzeugniß der Nothwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der statischen und constructiven Erfordernisse war, von einem Schönheitsfinne, welcher in den Tiefen der Erinnerung göttlicher Vollkommenheit wurzelte, in Formen verkörpert“. Bei Gelegenheit seines Aufenthalts auf der Insel Ägina, dessen bekannte Tempelruinen er aber nicht für die des Panhellenions, sondern des Athenetempels hält, verbreitet er sich ausführlich (S. 189—275) über die Hauptpunkte der Geschichte der griechischen Kunstbildung. In Athen selbst berichtet er zuvörderst über seine Wirksamkeit im Verhältnisse zu dem obgedachten Zwecke seiner Berufung, über deren Erfolge und Nichterfolge, theils in Betreff des Planes für die Neustadt Athen und die Hafensstadt am Piräus, theils in Ansehung Dessen, was er sonst für Erhaltung der noch vorhandenen Alterthümer that und — wenigstens beantragte. Der Höhepunkt für diese seine Wirksamkeit war unstreitig das ergreifende Fest auf der Akropolis in Athen am 10. September, wodurch der Beginn der Restaurationsarbeiten am Parthenon gefeiert ward, und welches er S. 380 fg. ausführlicher beschreibt. Hatte ihn schon der erste Überblick der Denkmale Athens es tief und innig erkennen lassen, daß „nur hier gesehen uns ein wahres Verständniß dieser Werke der griechischen Weltarchitektur sich anschließen könne“ (S. 282), so ist es nun wol auch um so begreiflicher, wenn er S. 387 offen bekennt, daß er „in einem, bis jetzt glücklichen und erfolgreichen Leben als Künstler doch nur zwei Momente wahrer hoher Zufriedenheit und Freude erlebte: diesen Moment des Beginns einer wirksamen Erhaltung, ja Wiederherstellung des schönsten Denkmals der Welt, und die Grundsteinlegung der Walhalla, wobei ihm gestattet war, dem Erbauer des Parthenon nachzueifern“, und wenn er später (S. 389) vom Parthenon aus in die Worte ausbricht:

Nein, wahrlich, keine Stadt der Welt bietet ein solches

Schauspiel wie diese Aussicht von dem Felsen der Athene dar, und sie scheint durch ihre Lage zu einer höhern geistigen Entwicklung des Volkes, welches hier seinen Wohnsitz aufschlägt, gleichsam berufen und bezeichnet worden zu sein.

Seinen Mittheilungen über die Alterthümer der Akropolis selbst (S. 367 fg.) dienen in gewisser Hinsicht die Bemerkungen über den Geist und Ausdruck der Kunstbildung der Griechen im Gegensatz zur christlichen (S. 309 fg.), sowie die Andeutungen über die wesentlichsten Punkte der griechischen Constructionsart und der Beziehungen, in welchen sie mit der Architektur unserer Zeit steht (S. 357 fg.), zur Fülle, wobei er übrigens zugleich die Frage erörtert:

Können wir, und unter welchen Bedingungen dürfen wir den Weg der griechischen Kunst einschlagen und verfolgen, wenn wir nicht in einen geistlosen Eklekticismus verfallen, oder uns zur Rolle serviler Nachahmer herabwürdigen wollen? (S. 327 fg.)

Von S. 503 an beginnt sodann die Beschreibung der Rückreise von Athen aus über Nauplia mit dessen Umgebungen, Tirynth, Argos, Mycena — bei welcher Veranlassung der Verf. über cyclopische Bauart, architektonische und plastische Lithochromie bei den Griechen und Römern sowie bei den Neuern, ferner über Entaustik, Frescomalerei und Dimalerei weitläufig sich verbreitet (S. 546 — 633) —, ferner durch Morea über Tripoliza, wobei auch die Ruinen von Tegea, Megalopolis und Olympia besucht werden. Die letztern geben ihm Gelegenheit, über den echt-dorischen und attisch-dorischen Baustyl sich auszusprechen (S. 684 fg.). Seinen Abschied von Griechenland kleidet er in eine Betrachtung über die schneidenden Contraste in der ganzen Geschichte und dem ganzen Leben der Griechen ein (S. 697 fg.), deren Grund er (S. 700) darin findet, daß

dieses Land durch göttliche Fügung und historische Nothwendigkeit auf die Ausbildung alles Menschlichen in jeder Richtung angewiesen war; daß die Griechen in unserer Weltperiode das Menschengeschlecht mit seinen Tugenden und Lastern repräsentiren sollten und diese ihnen vom Lenker der Dinge angewiesene Bestimmung erfüllen mußten, um der Nachwelt als Vorbild und als Warnung zu dienen.

Und mit Recht fügt dann der Verf. hinzu:

Deshalb wird und muß der Einfluß der griechischen Geschichtsperiode auf die kommenden Geschlechter unvergänglich sein, so lange das Geschlecht der Menschen dauern wird, und ein jeder Versuch, sich diesem Einflusse zu entziehen, kann nur schwache und erfolglose Resultate haben.

Diese schneidenden Contraste finden sich übrigens auch in den Meinungen der Geschichtsforscher über die heutigen Griechen selbst, von denen, wie bekannt, Fallmerayer unter Andern so weit gegangen ist, auch

die letzte Spur hellenischer Bevölkerung aus Griechenland hinwegzuleugnen und das Wigwort des Grammatikers Euphemios buchstäblich dahin zu deuten, daß alle Elemente der jetzigen Bevölkerung Griechenlands ihre letzten Wurzeln in den Stämmen der slavischen Barbaren an den Ufern der Wolga zu suchen hätten.

Indeß lassen wir diesen Gegenstand, der mehr der Gegenwart Griechenlands angehört, jetzt auf sich beruhen, da wir weiter unten noch einmal und mit Mehrern auf denselben zurückkommen werden. Der Schluß der Bemerkungen selbst (S. 204 — 206; denn von S. 207 an folgen nur Beilagen) deutet die Gründe der Stetigkeit,

langen Erhaltung und Rückwirkung griechischer Kunst im Allgemeinen an. Der Verf. findet diese Gründe nicht nur mit Thiersch in der Ehrfurcht vor dem Hergebrachten und einmal als trefflich Erkannten in den Künsten, welche Ehrfurcht nun auch nicht gestattete, daß Einzelne der verderblichen Sucht sich hingaben, durch Versuche neuer Arten und Bahnen originell und selbständig zu erscheinen, sondern namentlich auch in dem innern höhern Verhältnisse, worin die Künste bei den Griechen zu der Religion, zu den unumstößlichen Gesetzen der Natur und zu der menschlichen Gesellschaft, wie sie sich unter diesem hochbegabten Volke gestaltet hatte, standen; und er erklärt aus diesen Gründen die so viele Jahrhunderte sich erhaltende Fortdauer griechischer Künste und ihre stets gleichmäßig schöne Entwicklung nach allen Richtungen, indem er sodann (S. 206) mit allem Rechte behauptet, daß aus eben diesen und andern Gründen

der Einfluß der altgriechischen Kunst, als einer wesentlich und in den tiefsten Tiefen der Natur der Menschheit begründeten, wenn auch nicht der Form, beunoch dem Sinne nach für eine jede Zeit unvergänglich sein und bleiben müsse, welche den Charakter einer natur- und sachgerechten durchgehenden Richtung und Tendenz in den Künsten annimmt.

Wir haben bisher die vorliegende Reisebeschreibung, theils was eben die Reise selbst und gleichsam das äußere Gerippe des Buches anlangt, theils die Bemerkungen des Reisenden in ihrer Beziehung zum griechischen Alterthume und zur Kunst überhaupt näher betrachtet. Indeß ist diese Beziehung, wie schon oben bemerkt wurde, wenn gleich sie die Hauptrichtung des Verf. bildet, doch nicht die einzige und ausschließliche; auch dem Lande selbst \*) sowie der Gegenwart des griechischen Volkes und dem Leben desselben überhaupt hat er seine Aufmerksamkeit zugewendet, und dies zwar um so gründlicher und nachdrücklicher, als er dabei diese Gegenwart und dieses Leben im Lichte des altgriechischen Lebens und mit beständiger

\*) So unterläßt der Verf. nicht, hin und wieder über die Natur und den landschaftlichen Charakter Griechenlands sich auszusprechen und einzelne Landschaften und Ausichten, die sich ihm auf seinen Reisen darbieten, besonders lebhaft zu schildern. „Man muß die griechische Luft“, sagt er S. 178 bei Gelegenheit der Schilderung einer weiten reizenden Aussicht von der Insel Agina aus, „die griechische Sonne und den Charakter der griechischen Landschaft, welcher sich in seinem ganzen Reize nur in der Ferne entwickelt, kennen, um sich einen Begriff von der Schönheit dieses Anblicks machen zu können. Selbst Süditalien, Galabrien, Apulien und Sicilien geben keinen Begriff von diesen griechischen Fernen, worin die reichsten Gebirgsformen deutlich und plastisch wie Statuen des Phidias und Praxiteles modellirt und in einem Farbenreichtume erscheinen, welchen sich nichts an Harmonie, Freiheit und Abwechslung der Töne, Übergänge und Lichteffecte vergleichen läßt. Sene Länder haben in landschaftlicher Hinsicht in den Vor- und Mittelgründen über Griechenland den großen Vortheil der Cultur, schöner und üppiger Vegetation und malerischer Architektur. Aber Fernen, Gebirge und Felsengruppen gibt es nur in Griechenland, und der italienische Himmel hat nie den unendlichen Reiz des griechischen, so schön durch das Wort: *λαμπρότατος αὐτῆς* bezeichneten Lichttraums.“ Die Richtigkeit dieser Bemerkungen dürfte sich z. B. aus Kottmann's griechischen Landschaften abnehmen lassen.

Hinsicht auf nationale Elemente betrachtet. Daher unterläßt er auch nicht, wo sich die Gelegenheit dazu bietet, die Nothwendigkeit entschieden geltend zu machen, die neue Cultur in Griechenland wieder auf griechische Elemente mit festem Hinblick auf alte und neue Geschichte des Landes und Volkes zu gründen, und er läßt es in dieser Hinsicht an freimüthigen Bemerkungen über das falsche System des Präsidenten Kapodistrias und der frühern Regentenschaft in Ansehung einzelner Verwaltungs- und Regierungsmaßregeln, die von ihnen ausgegangen, sowie an Winken für die gegenwärtige Regierung nicht fehlen. Besonders hat er sich hierüber in einem längern, in der Hauptsache bald nach seiner Rückkehr, also wol noch 1834 niedergeschriebenen Excurse (S. 85—139) ausgesprochen, der so viel Treffliches enthält, daß wir zur Berichtigung, Aufklärung und Feststellung mancher Ansichten über die griechische Nation und griechische Zustände im Allgemeinen und Einzelnen nicht umhin können, denselben etwas näher zu betrachten.

Einem langen, aus bloßer Vorliebe begonnenen und fortgesetzten Studium der griechischen Geschichte, Literatur und Sprache — also leitet der Verf. diesen Exkurs ein — und einem innigen Interesse an dem Beginne und Fortgange des griechischen Befreiungskrieges trat für mich jetzt die Autopsie in einer Stellung hinzu, die es mir leicht machte, über manche Verhältnisse des Landes, seiner Koryphäen und seiner jetzigen Regierungsangelegenheiten die Wahrheit zu erfahren. Keinemenschliche Zustände in ihrer edelsten Gestaltung haben sich wol nirgendwo organischer und wirksamer ausgebildet als in diesem Lande, und bei wem wird die Erforschung der Ursachen und Wirkungen dieser Zustände nicht das höchste Interesse erwecken?

Er beginnt hierauf zur richtigen Beurtheilung des griechischen Volkes und seiner Eigenthümlichkeiten zuerst die Lage, Gestalt und Natur des Bodens ins Auge zu fassen und bemerkt, daß „wenig Ländercomplexe auf dem Rande der Erde zu finden sein möchten, welche in dieser Beziehung eine so ausgesprochene und günstige Charakteristik ihrer geographischen, physischen und klimatischen Verhältnisse darbieten als Griechenland“ (S. 86), indem er hinzusetzt, daß Griechenland diese Eigenschaften noch ebenso wie in der ältesten Zeit habe (S. 87); daß noch immer dieselben geographischen und physischen Bedingungen wie ehemals bestehen, das Volk, welches Hellas bewohne, so und nicht anders zu bilden und zu entwickeln; daß es sich auch in allen Zeiten bewährt habe, daß seine Entwicklung nach allen Richtungen dieselbe gewesen wie in alter Zeit, wenn Unterdrückung und Sklaverei in kleinen Zwischenräumen der eigenthümlichen Kraft dieser Nation freien Lauf und Aufschwung gestatteten, und daß sich hieraus vollkommen die Richtigkeit des Ausspruchs erkläre, der die Griechen „une nation indestructible“ nennt.

Dieser Verein von Local- und geschichtlichen Verhältnissen, die Gewalt des griechischen Bodens und Himmels, die nie ganz abgerissene Tradition einer hohen Borgeit — fährt er weiter fort —, war es auch, welcher bewirkte und stets noch bewirken wird, daß, welche Nationen auch auf griechischem Boden sich festsetzten, diese bald wieder selbst zu Griechen wurden und werden mußten. So aber war es, so ist es und so wird es wol

stets in diesem eigenthümlichen Lande sein (S. 88 und 701).

Von den vielleicht fabelhaften Dryopern, Kautonen, Lelegern und Kureten an bis zu den römischen, gothischen, celtischen, slawischen, fränkischen, italienischen und catalanischen Restbuden, welche so viele, seit zwei Jahrtausenden sich über das herrliche Land ergießende Invasionen in demselben zurückließen, von allen behauptet der Verf. (S. 88) gradezu, daß sie „sich bald dem Lande und seiner autochthonischen oder früher eingewanderten Bevölkerung assimiliert haben und Griechen geworden sind“. Darum hält er auch in gewisser Beziehung den Streit neuer Historiker, ob und in welchem Grade sich noch Theile der alt-hellenischen Bevölkerung erhalten haben, oder ob diese nach und nach völlig vertilgt und durch slawische Stämme ersetzt wurden, für ziemlich gleichgültig, da, auch wenn das Letzte der Fall wäre, was jedoch der Verf. in vollem Umfange zugestehen weit entfernt ist, diese slawischen Stämme seit dem 6. Jahrhunderte schon längst wirkliche Hellenen, so gut wie die alten, auf demselben Wege eingewanderten thrakischen Pelasger, geworden seien. Überdem hat sich — ein beispielloses Wunder möchte man es nennen — die alte Sprache ihren Hauptelementen nach durch alle diese Katastrophen erhalten und zu der Unvergänglichkeit griechischer Gesinnung, griechischen Charakters, griechischer Tugenden und griechischer Laster kräftig mitgewirkt.

Deshalb — sagt der Verf. S. 707 — gibt es noch immer ein Griechenland im Sinne des classischen Alterthums und ein griechisches Volk, zu welchem man wie Cäsar nach der Schlacht von Pharsalus sagen kann: Wie oft soll euch noch gegen selbstverschuldetes Verderben der Ruhm eurer Vorfahren retten? \*) (Der Beschluß folgt.)

#### Romanenliteratur.

1. Vittoria. Roman von Amalie Schöppe. Drei Theile. Leipzig, Taubert. 1838. 8. 4 Thlr.

Das Merkwürdigste an dem Buche, das nahe an 700 Seiten enthält, ist, den magern Stoff zu diesem Umfang auszubehnen, ohne daß der Söhnkramf das Auslesen des Romans verhindert. Freilich sind Worte die Hauptsache darin, manchmal schickt sich's aber doch, und es glückt, daß es Gedanken werden. Die Helbin, ein Inbegriff jeglicher Vollkommenheit — was wir eher den Versicherungen der handelnden Personen zu

\*) Daß in Obigem besonders Fallmerayer's mit großer Selbstgefälligkeit von ihm geltend gemachte Hypothese bekämpft wird, ist klar. Einen Beitrag zu den Einsichtigkeiten und gewaltsamen Deutungen, die sich derselbe, um seiner Hypothese wenigstens äußern Halt zu geben, da sie des Innern entbehrt, in manchen Beziehungen hat zu Schulden kommen lassen, liefert auch das vorliegende Buch S. 644. Er leitet nämlich den Namen eines Dorfes in Arabien, Aglado — oder Khlado — Kambo, vom slawischen glatt ab, und diese Bezeichnung soll der Lage desselben am Ausgange der arabischen Bergschluchten in die argolische Ebene entsprechen. Indeß bemerkt Klenze a. a. D. dagegen, daß diese Lage weder am Ausgange gegen die argolische Ebene, von welcher sie noch ein hoher und breiter Gebirgsstock scheidet, noch in irgend einer Beziehung glatt, sondern sehr bergig und rauh zu nennen sei.



glauben verbunden sind, als daß wir selbst es erfahren — hat Geschenke von einem nichtswürdigen Verfäher angenommen, anfangs ohne es zu wissen; aber daß sie ihn mit der langen Nase abziehen ließ, bringt Binsen, sie kann ihm sein nutzlos gespendetes Gold, die Kleinodien zurückschicken, obgleich sie ihre Effecten im Brande verlor, wobei sie nur das nackte Leben rettete, und auch eine Zeit lang von jenen Geschenken glänzend sich erhielt. Solche Zauberkrast übt die Tugend! Sie verbißt dann auch zu einem geliebten Mann, der schwermüthig ward, weil er an der weiblichen Treue zu zweifeln Ursache hatte. Vittoria verberg sich vor ihm; nach vielen Kreuz- und Querzügen findet er die tugendliche Schöne und führt sie mit sich nach England, wo die Mutter Arthur's sie auf das freundlichste empfängt, denn unter zwei Dingen, der bedrohten Gesundheit des Sohns und einer Schwiegertochter von etwas anrüchlichem Rufe, die wahrscheinlich einen Pectethaler besaß, ist diese immer das mindere Übel.

2. Niesens und Rosenburg. Ein Roman aus dem 14. Jahrhunderte von Wilhelmine Lorenz. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrad. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Obgleich der Roman keineswegs den Höhengrad von Dem bestimmt, was die Verfasserin zu leisten vermag, zeichnet sich die Erzählung vor den gewöhnlichen Ritterromanen nicht allein durch eine reinliche Schreibart aus, sondern auch durch gemüthliche und verständige Betrachtungen und vor Allem durch den geschickten Gebrauch der Dürlichkeit, die Allen, welche von Treplich aus ihre Reize kennen lernten, für Das, was die Verfasserin von Dem, was sich dort zugetragen, erzählt, eine günstige Stimmung erweckt.

3. Der Novellist. Erzählungen, Märchen, Sagen und Phantastestücke, nebst Balladen von Johann R. Vogl. Herausgegeben von August Schmidt. Zwei Bändchen. Wien, Universitätsbuchhandlung. 1838. 16. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Mehrzahl der in den beiden Bändchen enthaltenen Nummern scheint aus Zeitschriften zusammengetragen, oder doch für sie bestimmt zu sein. Sie gleichen bestellten Arbeiten, die nicht allemal den Launen des Schreibers sich fügten, der, um der Wahnungen los zu werden, das Pensum fertigte, wobei dann freilich der Scherz schaal, frohlig und gezwungen ausfiel und der Unterschied vergessen wurde, der zwischen den Fabeln eines Pflanzers und den Geburten einer echten Dichterphantastie stattfindet. Die „Balladen“, von Vogl, „Der tolle Eulenspiegel“, nach Dhlenschläger, „Der Astronom“, von Ent, die musikalische Allegorie „Agathe“, von August Schmidt, und „Edmund Dalstear“, von R. D. C., bewegen sich jedoch mit Freiheit, Geist und Anmuth. Auch „Die alten Herrn vom Rheine“, von Schindler, könnten gut sein, wenn nicht Hauffs „Phantastien im Bremer Rathskeller“ allzu sichtlich nachgestrebt, und wenn der an sich artige Gedanke heiterer und deutlicher ausgeführt wäre.

4. Die Brüder Lörnebladh. Novelle von Penseroso. Drei Bände. Leipzig, Wienbrad. 1838. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Einfach in Stoff und Handlung, zieht das Buch dennoch an durch eine gefällige Schreibart, noch mehr durch die folgerichtige Wahrheit in den Charakteren, in der Art, wie sie auf die Begebenheiten wirken und durch sie bedingt werden. Vor allen ist der hypochondrische ältere Lörnebladh meisterlich durchgeführt; es ist begreiflich, wie er trotz seiner Herbzigkeit so warm geliebt werden konnte. Das einzige Romanhafte in der Novelle, die Ermordung der lieblichen Rose durch einen Eifersüchtigen, ist im Wesentlichen keine Erfindung; die Unthat geschah vor einigen Jahren in der Nähe von Leipzig.

5. Ideal und Wirklichkeit. Von Adolffine. Leipzig, Brodhaus. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Zwei Freunde erzählen sich die Ereignisse ihres Lebens. Der eine findet bald das Ideal häuslicher Zufriedenheit, eine schöne Wirklichkeit, fast wie jener Mann in der Fabel, dem,

dabeim bleibend, das Glück, wie er schläft, sich naht, während sein Kamerad es vergebens in der weiten Welt sucht. Ein Gleiches geschieht auch in diesem Romane dem Mann, der höhere Ansprüche an das Leben macht als seine Freunde, dem seine Ideale im Umsehen zerrinnen, und der endlich nach vielen vertheilten Hoffnungen und Wünschen im Spätkommer des Lebens an der Seite der äizsten Tochter seines Freundes die ersehnte Ruhe nach einer stürmischen Fahrt zu finden glauben darf.

10.

## Notizen.

Von dem Werke der Mistres Trollope über Wien und die Österreich sagt der toryistische „Standard“, zum Erskaunen aller deutschen Leser und wahrscheinlich zur Belustigung der whigistischen Leser in England, die Mistres habe sehr viel Witz, sehr viel Sarkasmus, sehr viel Humor und Pathos, und besonders wird von ihm die betreffende Skizze gerühmt, welche die Dame von Netternich entworfen hat. Wer sah, fragen wir, je so wenig in Wien als Francis Trollope? Wer kann über Wien etwas Gediegenes schreiben, der nicht in dem Volke gelebt und für den Dialekt der Wiener Verständniß hat? Es wird einem einfachen Gemüthe bei der Lecture des Werks wahrhaft unheimlich, unter all diesem Ballgetümmel, diesen Hoffsen, diesen Gewandstudien, diesen exklusiven Gesellschaften, welche von der sogenannten wiener crême gehalten und von der Verfasserin mit unendlicher Breite und Selbstgefälligkeit beschrieben werden.

Parler erzählt in seinem „Trip to Texas; comprising a journey of eight thousand miles“ ein Beispiel von vernünftiger Anwendung des verschrienen Lynchgesetzes in Texas. Ein Fremder hatte sich am Coloradoströme angesiedelt, lebte aber bald die Nachtseite seines innern Menschen heraus und fing an zu stehlen, Alles durcheinander, Kinndvieh, Pferde, Schweine, oder was ihm sonst zur Hand war. Diese Gewohnheit empfanden endlich seine Nachbarn übel, da sie am meisten dieser fatalen Neigung ausgesetzt waren. Sie bedeuteten ihn, das Terrain seiner räuberischen Thätigkeit irgendwo anders zu suchen und diese Gegend zu verlassen, wenn er nicht auf Schlimmeres gefaßt sein wolle. Da indeß der Ansiedler diesen Vorstellungen kein Gehör gab, fanden sich eines Abends einige Nachbarn bei ihm ein, banden ihn an einen Baum und züchtigten ihn mit 39 ehrlichen Peitschenhieben, worauf sie ihm ruhig verkündigten, daß sie diese Züchtigung, so lange er ihr Nachbar bleiben wolle, jede Woche einmal wiederholen würden. Der Räuber sah ein, daß es seinen guten Nachbarn Ernst um die Sache sei, und machte sich eiligst davon.

## Türkische Kultur.

Ein neuerer Reisender erzählte nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande folgende lächerliche Thatsache: Die wissenschaftlichen Instrumente, die dem Sultan zugeschiedt werden, werden von ihm in gleiche Portionen getheilt, ohne auf ihre Anwendung und Bestimmung Rücksicht zu nehmen. So bekommt die Bundarzneischule häufig eine Portion mathematische Instrumente, während die Militärschulen mit chirurgischen Instrumenten versehen werden!

Über den Zustand der Kultur in der Türkei gibt auch eine andere von Boué mitgetheilte Thatsache Aufschluß. Während der Pest von 1837, der schrecklichsten seit 20 Jahren, wurden die Leiber der an der Pest Verstorbenen, noch voll von Ansteckungsstoff, verstreut. Die Leichen verscharrte man nur halb; die Waaren hielt man einige Zeit unter Verschluss, bot sie dann aber aus, ohne irgend eine Reinigung vorzunehmen. Boué behauptet, daß sich die Türken in einem Zustande des Fatalismus und der Uncultur befinden, welcher die billigsten Hoffnungen, die man auf die gegenwärtige Generation in der Türkei gesetzt habe, zerstören müsse.

108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 255.

12. September 1838.

Aphoristische Bemerkungen gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland von Leo v. Klenze.

(Schluß aus Nr. 254.)

Nur Eine Ausnahme von jener Assimilationsregel gewährte die Herrschaft der Türken, die vielmehr alle schönen Naturanlagen des griechischen Volks, alle seine angeborenen Tugenden zerstörte und verkehrte, obgleich nicht so sehr und so ganz, daß sich in den Griechen nach zweitausendjähriger Unterdrückung nicht noch das Verlangen nach einer Verbesserung ihres moralischen Zustandes und die Kraft hätte erhalten können, sich durch eigne Anstrengung von ihren Unterdrückern zu befreien.

Und wo — sagt der Verf. S. 91 — darf man, durch genaue Kenntniß der Sache gleich entfernt von falschem Schulenthusiasmus und von politischem Scepticismus gestellt, fragen, gibt es in der Geschichte ein schöneres Beispiel eines für seine politische und moralische Existenz kämpfenden unterdrückten Volkes als die griechische Revolution.

Dennoch hat auch diese Revolution, wie edel und gerecht sie ihrer Natur nach war, gleichwol nicht ohne nachtheilige Folgen auf die griechische Nation bleiben können, namentlich insofern sie

durch die Macht der Umstände viele nur halb starke Charaktere, welche für ruhige Zeiten genügende Kraft hatten, demoralisirte und jene Mitglieder der Gesellschaft in Thätigkeit setzte, welche kein Mittel scheuen, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Solche aber entbehren, wenn auch mit Muth, Geist und Kraft begabt, dennoch der moralischen Haltung, die ein unerlässliches Bedingniß eines wahrhaft guten und zu einer festen Ordnung und Staatsverfassung geneigten Bürgers und Unterthans ist.

Diese Verhältnisse, diese geschichtlichen Ereignisse und Elemente haben die jetzige griechische Nation gebildet. In dem Schooße dieser selbst unterscheidet der Verf. (S. 92 fg.) die einzelnen Classen der Primaten oder Archonten, der großen Kaufleute, Schiffer und Soldaten (Klephten, Palikaren), die er sodann an und für sich und in Beziehung zur griechischen Revolution und den einzelnen Regierungen seit 1821 treffend charakterisirt, von der eigentlichen Masse des Volkes, d. i. den Landleuten, Hirten und kleinen Kaufleuten. Als allen Classen eigenthümliche National Eigenschaften bezeichnet er (S. 92) einen hohen Grad von gelichtiger Überlegenheit vielleicht über alle übrigen Völker der Erde, eine ungemessene Wildsamkeit des Charakters, Lobesverachtung und Erwerbsucht, großes Selbstgefühl und Na-

tionalstolz. \*) Die Masse der griechischen Nation ist dieselbe geblieben, welche sie zu den Zeiten des Homer und Herodot war (S. 92); es gibt hier, sagt er S. 105, nur Lob zu spenden, während es in Betreff jener einzelnen Classen an Schattenseiten keineswegs fehlt. Im Gegensatz zu diesen sind die Landleute, Hirten und kleinen Kaufleute ruhig, fleißig, ehlich, mäßig, gefällig und gastfrei überall und ermangeln dabei weder der griechischen Klugheit und Wildsamkeit, noch einer gewissen Würde, welche ihnen in diesem Lande so wohl steht. Diese ganze große Masse des Volks charakterisirt er (S. 107) als trefflich und setzt hinzu, daß, „wenn es möglich wäre, daß eine Regierung sich lediglich auf die Masse des Volks stützen könnte, die griechische Regierung die ruhigste und festbegründetste in ganz Europa wäre“. Indes ist es auch hier wie stets und überall, daß das Volk mehr oder weniger ein Spielball in den Händen der Gebildeten und Reichen sowie der Führer einzelner Parteien ist.

Auch über diese Parteien in Griechenland, deren es nach der geographischen Lage und der Nationalabstammung sechs gibt, und zwar von den Einheimischen die Festländer oder Rumelioten, Moreoten und Inselbewohner, von den Eingewanderten aber die Phanarioten, die von den ionischen Inseln und die Phihellenen aus allen Ländern Europas, verbreitet sich der Verf. S. 107 fg. Sämmtliche Parteien, außerdem auch durch wechselseitigen Haß getrennt, zerfallen in politischer Hinsicht wieder in zwei Hauptabtheilungen, die nationale und die der Kapodistrianer oder Napisten. Die erstere will Griechenland griechisch regieren, will es der europäischen Cultur zuführen, aber stufenweise und auf dem organischen Wege der Nationalbildung und eigener Erkenntniß des Bessern, will aber weder Griechenland noch ihren Koryphäen selbst die Früchte der Revolu-

\*) S. 171, bei Gelegenheit des Besuchs der Schule in Agina, rühmt er noch besonders die dem griechischen Volke so sehr eigenthümliche Lernbegierde. In keiner Schule der Welt, sagt er, möchte man vielleicht mehr und gleichmäßigere Lernbegierde unter allen Schülern von so verschiedenem Stande und Alter finden. Der Arme und Schmutzige, der Reiche und Saubergekleidete, der Rumeliot, Moreote und Insulaner, Alle folgten gleich aufmerksam den Worten des Lehrers. Er fand da Kinder von 7—8, Jünglinge von 15—18 Jahren, und mehrere Popen mit grauem Haupt.

tion durch fremdartige Institutionen, wie Constitutionen und Repräsentativverfassungen, und durch Fremde entreißen lassen; die zweite Partei ist dem Streben der Nationalen gradezu entgegen (S. 111 fg.). Die erstere besteht aus der Masse und dem Kerne der Nation; die andere handelt versteckt und scheint, wie sie besonders unter den Eingewanderten, freilich auch unter den Moreoten ihre Stützpunkte hat, äußern Einflüssen zu unterliegen. Welche dieser beiden Parteien moralisch und für Griechenland selbst Recht habe, darüber ist wol kein Zweifel. Außerdem gedenkt der Verf. (S. 113 fg.) noch des Verhältnisses der griechischen Kirche zur lateinischen und zum Patriarchate von Konstantinopel, wobei er die von der Regentschaft ausgeführte Trennung von diesem letztern, als durch die Umstände geboten, billigt; ferner der nothwendigen Rücksicht Seiten der Regierung auf die öffentliche Bildung und deren Beförderung\*), sodann, als einer Hauptstütze jeder Regierung in Griechenland, der großen Kraft und Reinheit, in welcher das Familienleben dort besteht und wirkt (S. 118); endlich der in Griechenland schon lange und vor der Revolution bestandenen Gemeindeverfassungen, welche, lediglich auf persönliche Elemente gegründet, ohne strenge Berücksichtigung von Territorial- und Ruraltheilungen, aus dem lebendigen Beispiele und den Einrichtungen des Familienverhältnisses hervorgingen.

In diesem Sinne gefaßt und behandelt, bot diese volkthümliche Gemeindeverfassung der neuen Regierung ein treffliches Mittel, eine treffliche Basis zur Konstituierung des Landes dar; aber es würde todtgeborene Geseze machen heißen, wenn man in Griechenland französische Municipalitäten und bevormundete Magistraturen, wie sie jetzt in manchen deutschen Staaten bestehen, einführen wollte.

Über die griechische Regentschaft von 1832—35, namentlich schon insofern, als man eben eine mehrgliedrige Regentschaft, nicht den Willen eines Mannes dem unminnlichen Könige zur Seite setzte, spricht sich Klenze (S. 121 fg.) ziemlich freimüthig, aber ebenso wahr als wichtig aus.

Wollen wir — sagt er S. 122 — einen tieferliegenden Grund für diese offenbar ungenügende Anordnung suchen, so würde er vielleicht, wie so vieles Andere der griechischen Angelegenheit, in dem Stammbaume dieses neuen Reichs gefunden werden. War sein Erzeuger der Enthusiasmus europäischer Sympathie, so war seine Mutter eine Verlegenheit europäischer Politik. Ein von so verschiedenartigen Ätern gezeugtes Kind mußte aber unbezweifelnd seine Abkunft büßen und kann deren Spuren erst durch die Milch einer echt griechischen Amme verwischen.

Er gibt dann (S. 122 fg.) an; wie es mit dieser Regentschaft, dem Kinde jenes Vaters und jener Mutter, gegangen, und wie es hätte gehen sollen; namentlich behauptet er in dieser letztern Beziehung, daß der Charakter, welcher der päpstliche für die neue Regierung zu sein schien, wol der patriarchalische gewesen wäre. Wie aus der Milde und Strenge eines großen Familienvaters mußten die einfachen, dem Bildungsgrade und den Begriffen der Na-

\*) Der griechische Nationalunterricht muß ebenfalls auf eine nationale Entwicklung der griechischen Intelligenz berechnet sein; der Zweck hierbei ist allein der, die griechische Jugend zu Griechen im edlern Sinne des Wortes zu bilden.

tion angemessenen und verständlichen Geseze hervorgehen, welche Griechenland regieren sollten (S. 124).

Er führt dies sodann im Einzelnen weiter aus, gibt die allgemeinen Grundsätze an, nach welchen das Land organisiert und regiert werden mußte, die Fundamente, welche die Regentschaft berufen war dem bis dahin nur auf Conferenzprotokolle gestützten griechischen Throne zu verschaffen, die nöthigen Maßregeln, dem Lande wahre Zufriedenheit zu sichern und es auf dem Wege organischer Entwicklung der europäischen Cultur und dem europäischen Staatenbunde zuzuführen, für welche es durch Zeit und Umstände bestimmt, und dem Lande und Volke die allgemeine europäische Sympathie zu sichern, deren Enthusiasmus als der Erzeuger des Königreichs Griechenland zu betrachten ist. Und es war um so nöthiger, Alles zu vermeiden, was diese Sympathie auflösen konnte und mußte, da in dem nämlichen Grade, in welchem der Enthusiasmus jener Sympathie sank, der kältere berechnende Egoismus jeder einzelnen Macht hervortreten mußte. Wie sehr aber dieser vernichtende Egoismus zu fürchten, lehrt die Analogie des Macchiavellischen *divide et impera!* nur zu deutlich. Denn von jener europäischen Sympathie losgerissen, ohne innere nationale Begründung, würde der griechische Thron ganz in der Luft schweben, wenn er nicht auf der tiefbegründeten Liebe der Nation zu ihrem jungen Könige und auf den Hoffnungen ruhte, deren Erfüllung sie von ihm erwartet; dagegen würde das griechische Reich selbst, statt einer selbständigen Existenz, welche sein inneres Lebensprincip bildet, nur ein Scheinleben führen. Ein Scheinleben aber, welches, lediglich durch den guten Willen fremder Mächte bedingt, nur so lange dauern würde, als es ihrer Politik und Laune zusagte, müßte früh oder spät die sichere Folge einer nicht aus der Nation, ihren Begriffen, Eigenthümlichkeiten und Affectionen hervorgebildeten Regierungsform sein, und ein solcher Zustand, wie ihn ein solches Scheinleben des jungen Staates herbeiführen müßte, könnte diese lebendige, geistreiche, active Nation, wie die Griechen sind, nie dauernd zufrieden stellen und beruhigen.

Wie sehr der Verf. theils in Ansehung der von ihm aufgestellten Grundsätze, Fundamente und Maßregeln, theils in Betreff des Tabeis der Regentschaft Recht hat, den er über sie wegen so mancher Mißgriffe ausspricht, das kann wol Niemand verkennen, der es mit Griechenland wohl meint, dessen Bedürfnisse sowie überhaupt die Verhältnisse kennt und verbienntermaßen berücksichtigt; namentlich aber hat er Recht, wenn er diese seine Betrachtungen über das griechische Volk und über griechische Zustände also schließt:

Sollten wir uns hierin irren (nämlich in dem Glauben, daß die Griechen ein solches Scheinleben ihres jungen Staates und einen dadurch herbeigeführten indifferenten Mittelzustand auf die Länge nicht würden ertragen können), so wäre darin nur der sicherste Beweis gegeben, daß wirklich kein Tropfen hellenischen Blutes, kein Keim hellenischen Sinnes mehr in der jetzigen Bevölkerung übrig geblieben wäre, und daß selbst der Boden und die Sonne Griechenlands ihre sonst so mächtige, bildende Kraft verloren hätten. Die Sympathie der gebildeten Welt, welche das junge Reich wieder aus den Armmern zwei-

tausendjähriger Barbarei und Zerschörung hervorgerufen sucht, würde dann auf ewig verstummen, und es würde dann kein Griechenland mehr geben als in den unsterblichen Werken griechischer Kunst und Wissenschaft.

Doch dahin wird es wol nicht kommen; denn was dort in dem schönen altgriechischen Epigramme die Weinrebe zu dem gefräßigen Thiere sagt, von welchem ihre edeln Sproßlinge benagt werden, das hat Griechenland seit den dreitausend Jahren seiner, ebenso mit Ruhme und Herrlichkeit wie mit Jammer und Elend beladenen Geschichte und bis in die neueste Zeit herab noch allen seinen Weinigern und Drängern, auch seinen Segnern mit Recht und in Wahrheit zugerufen und wird es ihnen auch in Zukunft noch zurufen können:

Früht du mich auch bis zur Wurzel, doch trag' ich Trauben  
genug noch,  
Wein zu spenden, o Bock, wenn du — als Opfer  
erliegt!

Nicht ohne Grund haben wir uns theils über das vorliegende Buch im Allgemeinen so weitläufig verbreitet, theils besonders bei den Betrachtungen des Verf. über Griechenland und über griechische Zustände (S. 85 — 139) länger verweilt. In diesen letztern namentlich hat derselbe in der That zu goldene Worte in Betreff Dessen, was zu Griechenlands und des griechischen Volkes, sowie der griechischen Verhältnisse richtiger Deutung und besserem Verstandnisse dient, und was für Griechenlands Zukunft selbst Noth thut, ausgesprochen, als daß wir nicht hin und wieder diese goldenen Worte selbst hier wiederzugeben uns hätten veranlaßt finden sollen, statt nur darauf uns zu beschränken, auf die Schale, welche dieselben als goldenen Kern einschließt, zu verweisen. Zugleich haben wir dadurch unfererseits und bei dieser um so passenderen Gelegenheit, als es sich um das Buch eines Mannes handelt, der selbst europäischen Ruf hat, dazu beitragen wollen, dem Interesse des Auslandes an der Entwicklung Griechenlands, das, wenn jenes Interesse in den letzten Jahren wirklich geschwächt worden sein sollte, hieran an und für sich unschuldig ist, neue Nahrung zu geben, und zwar dies mittels Besprechung grade dieses Buches und mittels ausführlicher Anzeige seines reichen Inhaltes um so mehr, als dasselbe bei dem theuern Preise, den wol besonders die architektonischen Beilagen und lithographirten Ansichten von Athen veranlaßt haben, leider nicht in die Hände vieler kommen dürfte. Übrigens schließen wir diese Anzeige mit den, vom Verf. (S. 20) freilich in einem andern Zusammenhang ausgesprochenen Worten:

Es ist wahr, unserer Zeit fehlt Vieles, was consequente, auf unerschütterten religiösen, politischen und historischen Begriffen und Ansichten ruhende Entwicklung und Fortbildung der Nationen und Individuen gewährt; aber eine Bewegung, ein reges Leben und Treiben, welches vor kurzer Zeit noch unmöglich schien, hat auch seinen Reiz, namentlich für eine Generation, welche in Mitte solcher außerordentlichen Ereignisse geboren, aufgewachsen und erzogen ist. 25.

Schulrede gehalten am Sylvesterabend 1837 von Florian Felbel. Mit Inclavirten und unterstellten Anmerkungen des Herausgebers Magister Wunderbergern. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 18 Gr.

Jean Paul's „Fichtelbergreise“ wird bald vergessen sein; gut daß der ehrliche Florian Felbel noch lebte und sich selbst bei dem Publicum in ein gutes Andenken bringen konnte. Diese Anstrengung hat ihm leider sein Ende zugezogen, und Herr Magister Wunderbergern hat dieses Werk nach seines Freundes Tode an das Licht gestellt. Ref. wollte die „Fichtelbergreise“ in Jean Paul's sämtlichen Werken nachlesen, fand aber zu seinem Leidwesen bios das Leben des Collegen Felbel's, des Quintus Fellein, nicht die diesem unsterblichen Werke in den frühern Ausgaben vorgespannte „Fichtelbergreise“. Keiner der kleinern Aufsätze Jean Paul's läßt einen so tiefen Blick in sein Leben in Schwarzenbach thun als grade diese Reise. Ref. war so glücklich vor 20 Jahren, als er eben die Bekanntschaft mit Jean Paul gemacht hatte, durch ihn in diejenige Familie jenes Orts eingeführt zu werden, der die Hauptcharaktere und Verhältnisse von den „Grönländischen Proceffen“ an bis zum „Itan“ entlehnt sind. Er fand sehr bald, daß der ideale Dichter überall die Urtypen festgehalten habe, und daß diese in seinen idealisirten Personen erkennbar seien. Es scheint, daß man bei der Herausgabe der sämtlichen Werke Jean Paul's auf die Geschichte ihrer Entstehung zu wenig Gewicht gelegt habe, und es würde ein Verdienst des trefflichen Florian K.... und seiner Geschwister sein, wenn sie die Familienereignisse an Jean Paul's Leben in Schwarzenbach mit Bezug auf seine dort entstandenen Werke mittheilen wollten. Goethe hat uns in seiner Selbstbiographie die innere Geschichte seines schaffenden Genies an seinen Umgebungen gezeichnet; auch Jean Paul hat das Bedürfnis gefühlt, dergleichen Schöpfungscommentarien zu hinterlassen; allein sie sind nicht über die Zeit des Chaos und der Urformationen hinausgediehen.

Die vorliegende „Schulrede“ birgt lebendige Spuren einer geistigen Verwandtschaft des Verf. mit Jean Paul. Sein tiefes Gefühl für die wichtigsten Ereignisse der Zeit und das Schicksal seines Vaterlandes hat ihn seinen Zeitgenossen unendlich werth gemacht. Seit Börne und Heine in Lord Byron's zerstörende Geistesrichtung hingerissen wurden, hat man in Deutschland den feinen Takt für Verfassung und humoristische Behandlung der Auswüchse des Menschengesittes verloren, worin Jean Paul so groß und edel war. Seine warme Hoffnung, daß es immer besser werde, ist dem jungen Deutschland fremd. Es verlor den Muth über der Gegenwart und das Vertrauen zu einer ewigen Weltordnung entschwand ihm in der chaotischen Verwirrung der socialen Begriffe, welche gegenwärtig der Sichtung und Scheidung entgegengehören und die Hefe abwerfen.

Florian Felbel tritt in dieser kleinen Schrift mit der gutmüthigsten Schalkheit den außerordentlichen Ereignissen des vorigen Jahres in der stilllich-politischen Geschichte unsers Vaterlandes entgegen. Der letzte bairische Landtag und seine Verabschiedung, die Kölner und handoversche Frage sind drei wichtige, und vielleicht drei Wendepunkte des deutschen öffentlichen Rechts. Allein man erwarte hier keine partielle Behandlung, keine Streitschrift. Durch das Medium des Humors betrachtet, erscheinen sie ihm neben der sittlichen Gestaltung des Volksebens als die wunderbarsten Lebensbilder. Tausend neue, vor 20 Jahren unbekannte Elemente bewegen die Zeit. Die Wissenschaften der vier Facultäten haben eine andere Bedeutung erhalten, der gelehrte Nimbus der Universitäten ist gefallen, eine ungeheure Masse der Wissenheit ist mit der rationalistischen Behandlung der Wissenschaften in das Volk übergegangen; die encyclopädische Vielwissenheit hilft dem Ungelehrten sich neben dem Gelehrten blähen. Der Kurus verschlingt die Freude am geistigen Genuß. „Tausend Louisdor für Meubles auszugeben, hundert für ein Essen, das bezeichnet den reichen Mann; wehe Dem, der halb so viel für Bücher oder Kunstwerke ausgeben

wollte! Man würde sagen: der Mann ruiniert sich; er fängt an zu sammeln!" (S. 84.) Dieselbe Richtung führt unter 100 Deputirten einer Abgeordnetenversammlung 99 auf den Rednerstuhl, es mag das Landgestüt oder ein neues Criminalgesetzbuch an der Tagesordnung sein. Sehr geistreich und wichtig hebt der Hr. Verf. heraus, wie begründet in der Vielwisserei und Vielrederei deutscher Landstände die Berechnung der Segner über die unnützen großen Kosten eines langwierigen Landtags sei. Die besten Gesezentswürfe werden durch die Masse der Amendements zerrissen und zerlästert, so daß der Praktiker nicht weiß, an welchem Grundsatz und welche Theorie er sich bei Anwendung der einzelnen Bestimmungen halten soll. Das Kaptenhafte unserer neuesten deutschen Gesezgebungen ist ein anerkannter Übelstand. „Einmal“, sagt der Schulrechner (S. 111), „sah ich auch ein Gesez von der Phantasie und dem guten Herzen der Herren Abgeordneten Spieskruthen jagen, so daß es wie ein armer Sünder ganz zerfetzt aus der zweiten Kammer anlangte.“ Glücklich parallelisirt er das Lottospiel mit den Speculationen in Papieren und Actienunternehmungen (S. 106): „Das Lottospiel ist die geringste Speculation im menschlichen Leben und die einträglichste für den Staat. — Diese Speculation ist, beim Lichte betrachtet, eigentlich nur eine übele Gewohnheit wie Schnupfen und Rauchen, wobei die Leute unumsichtigweise, aber hoffnungslos Geld ausgeben. Es wäre grausam, Rauchen und Schnupfen verbieten zu wollen, aber kaum möglich. Man würde insoheim ausländischen Taback schnupfen und rauchen, ungefahr wie man mit ungestemelten Karten Pharo spielt bei verschlossenen Thüren. Die großen Speculationen in Papier, mit Eisenbahnacten u. dergl. lassen sich nicht mehr mit Rauchen und Schnupfen vergleichen. Da spielen große, vornehme Häuser nicht bloß mit Allem, was sie haben, sondern sogar mit Dem, was sie nicht haben und was man Credit nennt“ u. s. w.

Der Raum gestattet nicht, die Proben des gutmüthigen und wichtigen Humors des Verf. zu vervielfältigen; doch können wir uns nicht versagen eine der vielen schönen Stellen der Rede hier mitzutheilen, welche Bezug auf die handoversche Angelegenheit hat:

„Die Fragen: ob es kleine Majorate gebe, nicht auch große? inwiefern der Consens der Agnaten in Veräußerungsfällen nothwendig oder nicht? diese Fragen sind erst in dem heute zu Ende gehenden Jahre zur Sprache gekommen bei einem großen, nachdem man zuvor ungefragt keine Majoratsherren in Unterthanen verwandelt und ihnen nichts gelassen als ein Patresleben. Ob es politisch war, diese Frage in Anregung zu bringen, ist eine andere Frage.“

„Was sich als Vertrag gestaltet, ist nicht wohl von einem contrahirenden Theile allein auszulegen; hier ist die Dazwischenkunft eines Schiedsrichters zu wünschen.“

„Gewisse Leute haben mich einen Absoluten im bösen Sinne des Wortes gescholten; das bin ich wol nicht, weil ich diesen Wunsch hege.“

„Wo ist ein Land so glücklich zu nennen als Deutschland? Der ernste deutsche Sinn spricht sich in seinem Bunde aus. Er ist das erhaltende Element einer großen, weit und verschieden verzweigten Gemeinschaft. Es läßt nicht, er hält bloß leidenschaftliche Ausbrüche von Umwälzung in seinem Innern, von Krieg nach Außen zurück.“

„Wüßte er im unbegrenzten Vertrauen zu sich selbst mehr und mehr eine Gewährleistung entgegen, die keinem andern Lande der Welt eigen ist; wir meinen, daß er auch da das Recht ausspreche und handhabe, wo dessen Linie auf der übrigen Welt aufhört.“

„Was Gottes Wort auf Erden und das Sonnensystem am Himmel, das sei der hohe deutsche Bund für Deutschland.“

Man sollte hiernach, und weil der Bund sich nicht ins Mittel gelegt hat, eine humoristische Rechtfertigung des Lob-

geschen Münzverbrechens erwarten. Hr. Helbel scheint aber seine Einnahme bloß in Bierundzwanzigkreuzern und Getreide bezogen zu haben und hat daher keine Veranlassung gehabt, über diese Bundes- und Volkswangeligkeit nachzudenken.

Seine Sprache, obwol der seines Collegen Jean Paul in drolliger Anordnung der Redefäße gut nachgebildet, ist überall klar und edel, und unwiderstehlich folgt man den Sprüngen seines Geistes bis ans Ende, ohne ermüdet zu werden, weil man unaufhörlich bei den ernstesten Betrachtungen zu lächeln genöthigt wird. 52.

## Bibliographie.

Antiquitates americanæ sive scriptores septentrionales rerum ante-Columbianarum in America. Samling af de i nordens oldskrifter indeholdte efterretninger om de gamle nordboers opdagelsesreiser til America fra det 10de til det 14de Aarhundrede. Edidit societas regia antiquariorum septentrionalium. Imp.-4. Hafniae. 1837. 12 Thlr.

(Boissl.) Liebesgeschichten Ludwig des Bierzehnten. Ein Beitrag zu der Sittengeschichte jener Zeit. Aus dem Französischen des Herrn von Boissl. 2ter Theil. 8. Altona, Hammerich. 18 Gr.

Brackenhorst, L., Volk und Recht, eine Betrachtung über die Kenntniß der Rechtsvorschrift im Volke als Erforderniß des Rechts. Gr. 8. Altona, Aue. 8 Gr.

Clemens, Fr., Mein Spaziergang durch Hamburg. Zoogeographische Genrebilder. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.  
Der Deutsche in Paris. Herausgegeben vom Verfasser des deutschen Studenten. 2 Bändchen. 8. Altona, Hammerich. 5 Thlr.

Eginhardt. Liebe, Rache, Reue. 2 Bände. 8. Altona, Pöcher. 2 Thlr. 18 Gr.

Erzählungen. Aus dem Englischen von A. Gräfin von M.\*\*\* 2 Bände. 8. Altona, Pöcher. 2 Thlr. 18 Gr.

Franklin's, B., Leben und ausgewählte Schriften in Einem Bande. Kl. 8. Leipzig, G. Wigand. 1 Thlr.

Gerke. Thespis. Originalspiele für die deutsche Bühne. 2ter Band. Jacob Stainer. Das erste Bändchen. Das moderne Orakel. Das Forsthaus. Gr. 12. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Hippel's, Th. G. v., sämtliche Werke. 13ter Band. Hippel's Briefe. 8. Berlin, Reimer. 16 Gr.

Kangenn, F. A. von, Herzog Abrecht der Beherzte, Stammvater des königlichen Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts, größtentheils aus archivalischen Quellen. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 3 Thlr. 6 Gr.

Das Lied der Nibelungen. Aus dem altdeutschen Original überfetzt von J. v. Hinsberg. 4te verbesserte Auflage. Mit 6 Kupfern. Gr. 8. München, Lindauer. 1 Thlr. 5 Gr.

Miruss, A., Das Seerecht und die Flussschiffahrt nach den preussischen Gesetzen, mit Rücksicht auf die wichtigsten fremden Seegesetzgebungen, systematisch bearbeitet. In 2 Bänden. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 2 Thlr. 16 Gr.

Reybaud, Ch., ausgewählte Romane. I—IV. — Auch u. d. L.: Ehestandsescenen. 3 Bändchen. Der Staatsclav. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. Jedes Bändchen 9 Gr.

Stiegglitz, G., Bergesgrüße aus dem Salzburger, Tiroler und Bayrischen Gebirge. Gr. 8. München, Fleischmann. 1839. 1 Thlr. 12 Gr.

Träume und Schäume vom Rhein. In Reisebüchern aus Rheinbaldern und den angrenzenden Ländern. Aus den Papieren eines Mädchens. 2 Bände. 8. Speier, Reibhart. 2 Thlr.

Wallnau, G., Die Sträflinge. Erzählung nach Familienpapieren. Kl. 8. Chemnitz, Billig. 1 Thlr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 256.

13. September 1838.

### Die düsseldorfer Malerschule.

1. Die düsseldorfer Malerschule in den Jahren 1834, 1835 und 1836, von A. Fahne. Düsseldorf, Schreiner. 1837. 8. 16 Gr.
2. Die düsseldorfer Malerschule, oder auch Kunstakademie, in den Jahren 1834, 1835, 1836 und auch vorher und nachher, von J. J. Scotti. Düsseldorf, Schreiner. 1837. 8. 16 Gr.
3. Meine Schrift „Die düsseldorfer Malerschule“ und ihre Gegner, von A. Fahne. Düsseldorf, Schreiner. 1837. 8. 6 Gr.

Das Geschrei, welches die obigen Schriften, namentlich Nr. 1 veranlaßt haben, ist zwar bereits einigermaßen verhallt, und insofern dürfte eine Besprechung dieser Schriften posthum oder eine Wiederaufnahme des Streites sogar unzweckmäßig erscheinen. Die vielen Stimmen jedoch, die in diesem Streite laut geworden sind, haben — so viel uns bekannt — die Sache immer ziemlich einseitig und nicht erschöpfend behandelt. Obgleich nun dies letztere auch nicht in unserm Plane liegen kann, so mag doch das Interesse, welches die in den Streit gezoogene Sache verdient, ein kurzes Résumé über sämtliche Streitpunkte immer entschuldigen. Dieses soll hier versucht werden.

Die rubricirten Schriften sind Klage, Vernehmlassung und Replik; die Duplik ist zum Vortheil der Sache ausgeblieben. Wir wollen referiren und das Publicum mag dann entscheiden. In der Schrift Nr. 1 warf sich Herr Fahne, Friedensrichter in der Nähe von Düsseldorf, zum Wortführer und Vorkämpfer einer Anzahl von düsseldorfer Künstlern auf, von denen er behauptet, daß sie einerseits von dem Directorium der Akademie für die Rheinlande und Westfalen, andererseits von dem Vorstande des rheinisch-westfälischen Kunstvereins vernachlässigt und hintangesezt würden, obgleich sie als aus der Provinz Rheinland-Westfalen gebürtig, vorzugsweise die Vortheile beider Institute zu genießen berechtigt wären. Es rührten sich hier mehre böse Geister zu gleicher Zeit und verbündeten sich: nämlich einmal die künstlerische Mittelmäßigkeit (welchen Ausdruck wir nachher in gewisser Weise restringiren werden) und sodann der kleinstädtische Provinzialgeist. Nach Hrn. Fahne's Behauptung werden sämtlichen aus der Provinz Rheinland-Westfalen gebürtigen

Künstlern die Vortheile, welche ihnen die Akademie zu Düsseldorf sowie der rheinisch-westfälische Kunstverein gewähren könnte und sollte, entzogen und Fremden, nicht aus dieser Provinz Gebürtigen zugewendet. Die Akademie zu Düsseldorf soll nun aber eine ausdrücklich für Rheinland-Westfalen bestimmte sein, der Kunstverein ebenso: die Dotation der Akademie geschieht aus der Provinz der sie angehört; der Kunstverein zieht gleichfalls seine Beiträge fast allein aus der Provinz, deren Namen er trägt. Was wäre also billiger, als daß die Vortheile beider Institute nur oder hauptsächlich den speciellen Landeskindern, den aus der Provinz Rheinland-Westfalen Gebürtigen zu Gute kämen? Statt dessen, daß ihnen diese Vortheile allein, oder vorzugsweise, oder wenigstens zur Hälfte zu Gute kommen sollten, werden ihnen diese Vortheile fast gänzlich entzogen und verhassten Ostländern (Ostpreußen) zugewendet. Und wer trägt die Schuld dieser Unbilligkeit, dieser Ungerechtigkeit? Wer ist Schuld, daß beide Institute so wenig ihrem wirklichen oder anscheinenden Zwecke gemäß wirken?

Auf diese Frage muß man den Anschuldigungen des Hrn. Fahne gemäß einen Namen nennen, den neben solchen Anschuldigungen auch nur niederzuschreiben wir gerechte Scheu tragen: es ist einer von Deutschlands besten und schönsten Namen, auf den diese Anklagen gehäuft werden — es ist der Director Wilhelm Schadow, der die alleinige Ursache dieser Ungerechtigkeiten sein soll. Zum Glück, und wie sich's auch gar nicht anders denken läßt, ermangeln diese Anschuldigungen, namentlich in der Art, wie sie gegeben sind, alles Grundes. (Mehrfach scheint Hr. Fahne selber Scheu getragen zu haben, Schadow's Namen an seine Beschuldigungen zu knüpfen, da er namentlich bei der Klage über die Ungerechtigkeit, mit welcher die rheinisch-westfälischen Künstler vom Vorstande des rheinisch-westfälischen Kunstvereins bei den Bilderkäufen behandelt werden sollen, grade nicht Schadow als eigentlichen Urheber nennt. Dieses Verschweigen erscheint hier nicht als scheue Pietät, sondern, bei den übrigen auf Schadow gehäuften Anklagen und der Coincidenz des Grundes der andern Ungerechtigkeiten mit dieser von Seiten des Kunstvereinvorstandes ausgeübten, nur als eine perfide Reticenz.)

Die Anklagen Fahne's gegen Schadow gehen nun

dahin: die aus Rheinland-Westfalen gebürtigen Künstler könnten in der Akademie keine Ateliers erhalten, desgleichen nicht Zutritt zu Schadow's Umgang, indem beides nur für Ostländer bestimmt sei; bei den vom Kunstvereine veranstalteten Ankäufen würden unverhältnismäßig mehr Arbeiten von Ostländern angekauft als von Rheinlandern.

Zur Erklärung derjenigen Facta, auf welche diese Anklagen gegründet sind, muß man auf die Entstehungsgeschichte nicht der Düsseldorf'schen Akademie, sondern der Düsseldorf'schen Malerschule in ihrer gegenwärtigen Gestalt zurückgehen.

Als Cornelius das Directorat der Düsseldorf'schen Akademie, nachdem er dasselbe nur kurze Zeit bekleidet hatte, abgab, bestand zwar jene Akademie, an eine eigne Malerschule in diesem Sinne war aber nicht zu denken. Da übernahm Wilhelm Schadow (1826) das Directorat; ihm folgte aus Berlin eine Reihe ausgezeichneter Schüler, grade die, welche noch in diesem Augenblicke den eigentlichen Ruhm der Düsseldorf'schen Schule ausmachen. Dies waren lauter Ostpreußen, ja, es traf sich, daß der, so viel uns bekannt, einzige Künstler von Ruf, der bereits unter Cornelius ein Schüler der Düsseldorf'schen Akademie gewesen war und nun ein Schüler Schadow's wurde, ein geborener Berliner war, nämlich Hermann Stille. Aus Berlin aber folgten dem geliebten Lehrer die bekanntesten Künstler und eigentlichen Gründer des Ruhmes der Düsseldorf'schen Akademie: Hübner, Lessing, Sohn, Mücke, Köhler, Hildebrand u. s. w., und später andere Berliner und Ostpreußen, Wendemann, Jordan, Schröder u. s. w. Diese blieben in Düsseldorf bei Schadow nicht allein, so lange sie sich etwa noch als Schüler ansehen mochten, sondern das Verhältnis zu Schadow und zur Akademie dauerte noch fort, als diese Leute zum Theil schon einen Ruf erlangt hatten, der über die Grenzen von Deutschland hinausging. Dieses ganz eigenthümliche, nur in Düsseldorf sich findende, nur bei Schadow mögliche Verhältnis der dortigen großen Künstler zu Schadow und zur Akademie ist grade die Quelle, aus welcher die Eigenthümlichkeiten der Düsseldorf'schen Schule, ihre Vorzüge wie ihre Fehler entspringen. Anderwärts verläßt der Schüler, sobald er einige Selbständigkeit erlangt hat, den Meister; in Düsseldorf arbeiten Lessing, Hübner u. A. noch heute wie vor zehn Jahren auf der Akademie als Schüler der Akademie und Schadow's. Dieses eigenthümliche, wir möchten sagen Familienverhältnis, ist allein Schadow's Werk. Wie schon erwähnt worden, ist grade dieses Verhältnis die eigentliche Ursache der Eigenthümlichkeiten der Düsseldorf'schen Schule mit ihren Fehlern und Vorzügen. In dieser Familie der Düsseldorf'schen Schule trägt Einer den Andern; die Erfahrung, die der Eine macht, sie kommt auch dem Andern zu gute; die Richtung, in welcher der Eine Glück macht, ihr sucht auch der Andere, namentlich der an Talent Schwächere, zu folgen; die Anregung, die der Eine erhält, sie trifft auch den Andern. Daher das Gemeinschaftliche in den Productionen der Düsseldorf'schen Schule in der Tendenz, in der innern und äußern

Technik, wobei dennoch jede individuelle Eigenthümlichkeit sich frei bewegt und scharf genug von der andern sich unterscheidet, und wobei nur der an Talent Schwächere, an welchem doch nichts verloren, als reiner Nachahmer des bedeutendern Talentes eine Selbständigkeit einbüßt, oder vielmehr nicht gewinnt, die er doch nie gewonnen haben würde. Dadurch aber, daß Schadow keinem Schüler seine Richtung, seine Art und Weise aufdringt, ganz im Gegensatz zu andern Akademiedirectoren, sondern jedes Talent selbständig zu entwickeln sucht, unterscheidet er sich grade als Lehrer so sehr von allen andern Lehrern, daß grade macht ihn, den Lehrer, und die Künstler, seine Schüler, so groß. Jenes Anschließen des Einen an die Richtung und Weise des Andern ist ein rein freiwilliges und fast stets von der Eigenthümlichkeit gebotenes, wobei dennoch der Richtungen so verschiedenartige sich geltend machen, daß Freiheit des Wählens genug vorhanden ist und grade aus der Verschiedenheit der eingeschlagenen Wege am deutlichsten für den wählenden Anfänger die Überzeugung hervorgeht, daß nicht ein Weg, sondern ihrer viele zum Ziele führen, und daß neben den bereits eingeschlagenen auch noch andere möglich sind, wenn er nur die Kraft hat, sie aufzufinden und zu bahnen, wobei ihm dann freilich grade Schadow mit seinem freien Sinne, der die Eigenthümlichkeit einer jeden Individualität aufzuspüren weiß, vor Allen behülflich sein wird.

Sehen wir nun solchergestalt auf der einen Seite das familienmäßige Zusammenhalten der sämtlichen Düsseldorf'schen Kunstschüler als charakteristische Grundbedingung der ganzen Schule, wodurch es dem Leiter und Führer des Ganzen unmöglich wird, die flügge gewordenen Jungen aus dem Neste zu stoßen, um ihren Platz an andere, noch nicht so starke zu vergeben, da ja jedes Glied zum Ganzen gehört und nicht losgerissen werden kann, ohne den Organismus des Ganzen wenigstens zu verletzen, so mußte es auf der andern Seite ein dem Director gewiß am meisten unwillkommenes Hemmnis sein, daß durch das beschränkte Local des Akademiegebäudes eine Aufnahme aller der Schüler, welche sich meldeten, unmöglich wurde. Das war namentlich damals, als Fahne's Buch erschien, der Fall, ehe der neue Flügel des Akademiegebäudes vollendet war, der jetzt, seit dem Frühjahr 1837 vollendet, noch eine Menge Ateliers disponibel macht.

(Der Beschluß folgt.)

## Die polnische Literatur im 19. Jahrhundert.

(Erster Artikel.)

Ignaz Krasiński, Bischof von Ermeland, wird allgemein an die Spitze der polnischen Dichter gestellt, obgleich sich wol Manches dagegen sagen ließe. Zu jeder Zeit und in jeder Literatur würden seine Werke durch reinen Geschmack und classische Vollendung Aufsehen gemacht haben; um wie viel mehr verdienen sie dasselbe, da sie in Polen und unter so vielen hindernden Umständen entstanden. Krasiński wurde 1784 in einer adeligen und ausgezeichneten Familie geboren und von seinen Altern für den

\*) Wir entlehnen den Artikel dem „Athenaeum“, wo der Verf. sich Stanislaus Kojmian nennt. D. K. b.

geistlichen Stand bestimmt, welcher damals einem jungen Manne die glänzendsten Aussichten eröffnete. Frühzeitig schon zeigte sich sein ungewöhnliches Talent. Seine Bildung wurde durch Reisen ins Ausland vollendet, und nach seiner Rückkehr nach Polen war er der Liebling der vornehmen Gesellschaften in Warschau wegen seines Witzes, seiner Kenntnisse und seines Benehmens. Diese Eigenschaften gewannen ihm Zutritt an den Hof Stanislaus August's, und die Freundschaft, die sich zwischen dem Könige und dem Dichter bildete, dauerte ihr ganzes begebnisreiches Leben hindurch. Dem Einflusse Krasicki's verdankt man den Schutz, den die Wissenschaft und Literatur unter dem letzten Könige Polens genossen, der unserm Dichter auch zum Zeugen seiner Achtung das Bisthum gab. Obgleich Krasicki's politische Laufbahn nur kurz war, so erhob er doch laut seine Stimme gegen die russischen Eingriffe. In Folge der ersten Theilung Polens kam seine Diocese zu Preussen, und er verwendete nun seine Mußstunden zu literarischen Arbeiten, die seinen Namen unter seinen Landsleuten berühmt machen sollten. Die Theilung des Landes brachte ihn in Berührung mit Friedrich dem Großen, und der Freund des unglücklichsten Königs des 18. Jahrhunderts wurde der Günstling des glücklichsten. Man erzählt viele Anekdoten von Weiden, wir erwähnen jedoch nur eine. „Heiliger Vater“, sagte Friedrich eines Tages zu dem Bischof, nachdem er sich heftig gegen die Absurdität der Katholiken ausgesprochen, welche den Himmel ganz allein in Anspruch nehmen, „ich hoffe unter Ihrem Mantel mit in den Himmel hineinzuschlüpfen.“ „Ew. Majestät haben denselben zu sehr verknüpft, als daß er Sie noch verbergen könnte“, antwortete der Bischof. Der König, der das Einkommen Krasicki's sehr verringert hatte, lachte über die Antwort und gab seinem Freunde das ganze Bisthum zurück.

Die Werke Krasicki's sind zahlreich und umfassen verschiedene Gegenstände. Der charakteristische Zug seines Geistes war der Witz, und deshalb zeichnete er sich besonders in Fabeln, Satiren und ernstkomischen Gedichten aus. Seine Fabeln erreichen fast die Zahl von zweihundert und sind in dem Munde jedes Kindes in Polen.

Als schärfere und gewaltigere Waffe zeigt sich sein Geist in seinen Satiren; das freiste Feld aber fand er in dem ernstkomischen Gedichte, und drei von seinen vier Schöpfungen dieser Art gelten für seine schönsten Werke. Das erste davon ist „Myszeis“, worin er das Märchen, welches die Polen wie viele andere Nationen besitzen, von dem Könige, der von Mäusen gefressen wird, erzählt. In seiner geistreichen Schilderung des Kampfes zwischen den Mäusen und Ratten macht der Dichter die Streitigkeiten in Polen lächerlich. Das zweite dieser Gedichte entstand auf eine Aufforderung Friedrich's, etwas in der satirischen Manier Voltaire's zu schreiben, und Krasicki schrieb seine „Monachomachia“ oder den Mönchekrieg, worin er die Eigenthümlichkeiten des mönchischen Lebens verspottet. Das Gedicht machte großes Aufsehen im Lande. Um die dadurch hervorgerufene Aufregung zu besänftigen, schrieb er seine „Animonachomachia“, worin er unter dem Scheine, seine früheren Angriffe zurückzuweisen, die Unwissenheit, die Vorurtheile und die Trägheit der Mönchsorden in ein nur noch helleres Licht stellte. Am meisten am Herzen lag ihm jedoch ein Nationalespos, und er schrieb wirklich ein Gedicht in zwölf Gesängen: „Der Krieg von Chozim“, das zwar einige außerordentlich schöne Stellen enthält, im Ganzen aber völlig verunglückt ist.

Der Dichter war überdies ein trefflicher Übersetzer. Seine Übertragung Ossian's erfreute die ganze polnische Nation. Auch seine kleineren Gedichte, seine poetischen Episteln u. s. w. sind reich an Schönheiten. Weniger vorzüglich sind seine prosaischen Schriften, obgleich zwei seiner Novellen wegen der darin enthaltenen trefflichen Schilderungen und beßender Verpottung der Nationalvorurtheile noch immer gelesen und bewundert werden. Plutarch und Lucian scheinen seine Lieblingschriftsteller gewesen zu sein. Dem Erstern, seinem Muster, hat er zwar durch seine „Lebensbeschreibung großer Männer“ keine große Ehre erwie-

sen; in seinen „Lobengesprüchen“ dagegen, worin er den Letztern nachahmte, ist er wieder er selbst. Er schrieb auch Lustspiele, kannte aber den geringen Werth derselben selbst so gut, daß er sie nicht unter seinem Namen erscheinen lassen wollte. Überdies schrieb er noch manche andere Werke und gab eine Encyclopädie heraus. Krasicki überlebte seine beiden königlichen Freunde und, was ihm noch theurer war, sein Vaterland. Er starb in Berlin 1801.

Der Geist des Adam Naruszewicz wurde in einem Jesuitenloster gebildet; er trat in den Orden und wurde einer der sähigsten Kämpfer desselben. Seine Werke scheinen ihn an die Spitze der geistigen Berühmtheiten seiner Zeit zu stellen; aber obgleich er keinen gemeinen dichterischen Geist besaß, obgleich er sich durch Gedankentiefe auszeichnete, muß er doch Krasicki nachsehen, den er zwar bisweilen an Gelehrsamkeit übertrifft, dessen Humor und Elasticität des Geistes er aber nicht erreicht. Er versuchte zu vielerlei, um in Allem ausgezeichnet zu sein. In seinen „Oden“, wovon man zwei Bücher hat, zeigt er einen hohen Gedankenschwung und eine große Anmuth der Sprache. In seinen Satiren schwingt er oft die scharfe Spitze Juvenal's. Sein warmes Colorit, die Wahrheit seiner Schilderungen und seine reine Sprache finden sich wieder in seinen Idyllen. Er gab ferner der polnischen Literatur treffliche Übersetzungen von Pinbar, Anakreon und Homer. Leider verfiel er später in Übertreibung und Bombast; doch konnte er auch reizend, galant und zierlich sein; so schließt er z. B. seine Satire über die Ehe und seine Gründe für dieselbe mit den Worten: „Gott selbst sanctionirte die Ehe; er schuf Adam nicht mit einer Schwester, sondern mit einer Frau.“

Die allgemeine Bewunderung, die er fand, verdiente er jedoch vorzüglich durch seine prosaischen Schriften. Seine Übersetzung des Tacitus ist ein Meisterstück. Außerdem schrieb er die Geschichte Polens, eine Biographie des berühmten Kriegers Johann Gódkiewicz und eine Statistik der Arm.

Stanislaus Trembecki erscheint unter den Dichtern wie ein phantastischer Geist. Er singt aus der Fülle eines überströmenden Herzens; er mag die Reize einer Schönen oder den Jubel eines Festes feiern, sein Lied ist immer von der Begeisterung eingegeben, welche den Leser unwiderstehlich bis zu den letzten Worten fortreißt. Seine Galanterie gegen das schöne Geschlecht u. s. w. verwickelte ihn in viele Streitigkeiten; er suchte zu Ehren desselben über dreißig Duelle aus. Leider vernachlässigte er dabei seinen Geist und untergrub seine Gesundheit. Der einst allgemein bewunderte Kammerherr eines der glänzendsten Höfe Europas verbrachte seine letzten Tage in einem ärmlichen und öden Hause, wo er Sperlinge fütterte und die Fledermäuse beobachtete; er hatte wie sein Vermögen so auch seinen Verstand verloren.

Der Ruhm Joseph Ezymanowski's beruht auf einem scheinbar ungenügenden Grunde, auf der gereimten Übersetzung von Montesquieu's bekannter prosaischer Erzählung: „Der Tempel von Snidos“; aber sein Verdienst liegt darin, daß er seiner Muttersprache dabei eine früher nicht gekannte Grazie gab.

Dionysius Riazynin. Das Talent dieses Dichters brachte ihn frühzeitig in Berührung mit den Beschüßern der Literatur und Kunst, an deren Spitze die Familie des Fürsten Czartoryski stand, und in Pulawy fand der junge Riazynin Unterstützung sowie schöne Augen, die ihn auf seiner dichterischen Laufbahn ermunterten. Seine drei Dramen: „Die dreifache Heirath“, „Der Zigeuner“ und „Die spartanische Mutter“ (das letztere steht besonders hoch wegen der Schönheit des lyrischen Theiles), wurden für das Theater in Pulawy geschrieben. Sein „Ballon“, ein Gedicht in zehn Gesängen, schildert die Bemühungen einer Gesellschaft zur Herstellung eines „schwebenden Balles“ in Pulawy. Seine Idyllen zeichnen sich durch ihre Grazie aus; sein Hauptverdienst liegt in seinen Oden. Außerdem schrieb er Fabeln und lateinische Gedichte. Eine unglückliche Liebe verdunkelte die Tage des Dichters; der Det seiner Triumphe hatte auch eine Eleonora für ihn, die für seine



Sulbungen zu hoch gestellt war. Sein frühzeitiger Tod gestiftet ihn zu den wenigen Männern, die wirklich an Liebesgram starben.

**Kajetan Bengiercki.** Die schönsten Blüten seines Dichterkranzes sind seine Lieder, in denen man nur bisweilen obfene Stellen mit ihrer Anmuth entschuldigen muß. Es sind allerliebste Kleinigkeiten, mehr wegen ihrer Ausführung als wegen des Gegenstandes zu bewundern. Wenn er wegen seiner laxen Moral der polnische Byron genannt wird, so verdient er wegen der Tendenz seiner Werke auch der polnische Voltaire genannt zu werden. Ein französischer Dichter meint, *Béranger sei éelos d'un œuf pondu*

Par Voltaire, et conçu par l'aigle impérial.

Dasselbe läßt sich von Bengiercki sagen, nur daß ihn nicht der gewaltige kaiserliche Adler, sondern die Flügel eines äppigen Königs wärmten, und er demnach ein Anderer wurde, als er sonst geworden sein würde. Als er durch seine boshaften Ausfälle einige einflußreiche Personen beleidigt hatte, mußte er sein Vaterland verlassen. Er bereiste Frankreich und Italien und gab eine humoristische Beschreibung dieser Reise heraus. In Paris büßte er seine Unvorsichtigkeit in der Bastille. Nach seiner Rückkehr nahm ihn das Publicum wie den wiederkehrenden verlorenen Sohn auf; aber Krankheit nöthigte ihn bald, sich in ein wärmeres Klima zu begeben. Er starb in seinem zweiunddreißigsten Jahre in Warschau. Sein Hauptwerk, ein heroisch-romantisches Gedicht: „Die Deger“, verdient eine besondere Erwähnung; er geißelt darin die damaligen polnischen Sitten und Literatur. Alle seine Kraft wendete er auf die Übersetzung von J. J. Rousseau's „Pygmalion“. Außerdem schrieb er Satiren, Episteln, Fabeln und Lieder und übersetzte einige der besten französischen Erzählungen.

Franz Dmochowski gehört eigentlich in diesen Dichterkreis nur als fleißiger und ausgezeichnete Übersetzer der Meisterwerke Griechenlands, Roms, Frankreichs und Englands. 95.

## Notizen.

### Combe und Tamisier.

So heißen zwei Reisende, zwei noch junge Männer, welche ohne alle Ermuthigung und Hülfen auf eigne Faust eine höchst gefährliche Reise nach Abyssinien gemacht und sie jetzt unter dem Titel: „Voyage en Abyssinie, dans les pays des Galla, de Choa et d'Isat“ (4 Bände), beschrieben haben. Ihr Reisetagebuch ist einfach geschrieben und enthält eine Menge neuer Entdeckungen, welche auf die Geschichte der Horden und Völkerschaften Africas Bezug haben. Combe und Tamisier tummelten sich in dem Lande der Galla und der Abyssinier umher; jetzt mit der wohlwollendsten Gastfreundschaft aufgenommen, sahen sie sich im nächsten Augenblicke tausend Qualereien und Drohungen ausgesetzt, sodas sie nicht selten Gefahr liefen, der Verschlagenheit und dem Mißtrauen der habfüchtigen Häuptlinge zum Opfer zu fallen. Obgleich sie Gegenden durchstrichen, welche bereits Salt und Bruce vor ihnen bereist haben, geben sie doch über den Zustand dieser Gegenden die merkwürdigsten Aufschlüsse. Sie fanden hier, wie ihre Vorgänger, jenes verdorbene Christenthum vor, welches durch eine Menge abergläubischer Gebräuche in eine wahrhafte Mißgestalt ausgeartet ist. Die Gerechtigkeit ist noch demoralisierter als der übrige Theil der Nation. In manchen Gegenden ist der Boden fruchtbar, da hat man alle Producte in Überfluß und die notwendigen Lebensmittel stehen um einen sehr geringen Preis feil. Die Einwohner zeigen Verstand, aber ihre Fähigkeiten scheinen eingeschläfert und nichts im Stande zu sein, sie einer Apathie zu entziehen, welche sich jeder Entwicklung und jedem Fortschritte widersetzt. Unsere Reisenden glauben, daß es den Europäern um so eher möglich sein werde, bedeutende Umwälzungen in dieser Region herbeizuführen, da eine weit verbreitete Sage

prophezeit, es werde einst ein weißer König dort seinen Herrschaftssitz aufschlagen. In vielen Dörfern wurden die Reisenden sogar mit dem Ausruf empfangen: Seht da den König! Seht da den König! und das Volk drängte sich in Masse um sie. Fast überall wollte man sie zurückhalten, und mehre Könige suchten sie durch glänzende Versprechungen zu gewinnen, sich bei ihnen niederzulassen. Ihr Reisetagebuch ist voll von pikanten Ereignissen und Abenteuern, die unser Interesse in Anspruch nehmen, und liefert zugleich ein kurzes Résumé der Geschichte Abyssiniens und ein chronologisches Verzeichniß seiner Herrscher, Angaben über den Handel, den industriellen Zustand und den Preis der Lebensmittel sowie Berichtigungen der Irrthümer, welche hier und da bei Salt und Bruce zu finden sind.

Das „Quarterly review“ theilt bei Gelegenheit einer sehr lobenden Kritik über die Novellen der Lady Blessington seine Ansichten über die Bedeutung der Novelle für die moderne Literatur mit. Die häusliche Novelle, wird gesagt, ist die einzige, deren Gebiet nicht zu erschöpfen ist. Als die Begründer dieser Art Romanliteratur nennt der Reviser drei ziemlich verschiedene Geister, von denen man nicht recht einsehen, wie sie hier zusammenkommen; diese Geister sind Richardson, Rousseau und Goethe. Rousseau ist dem Kühnen Vergleich der französischen Richardson, zwar rhetorischer im Styl, aber im Effect nicht so pathetisch. Goethe jedoch in seinem „Werther“ vereinige die Einfachheit des Engländers mit der Beredsamkeit des Franzosen. „Keine Übersetzung“, sagt der Kritiker, „kann einen Begriff geben von der erstaunenswerthen Einfachheit des „Werther“, von der wunderbaren Naturtreue, mit welcher Gefühle und häusliche Sitten gemalt werden, die im Allgemeinen jedes Erdenkind aus Erfahrung kennt, die aber durch die Steigerung, welche sie durch Goethe's Genies erfahren, erhaben werden. Hebermann hat wie Werther, wie Hamlet gefühlt, nur nicht mit derselben Intensivität.“

Für Liebhaber des Fischfangs, die in Altengland ein großes Publicum bilden, möchte ein Buch zu empfehlen sein, welches unter dem Titel: „An angler's rambles by Edward Jesse“, neulich erschienen ist. Sowol das „Court journal“ als die „Literary gazette“ rühmen die reizenden Skizzen und Anekdoten aus alter und neuer Zeit und die sanfte sonlige Darstellung des Verfassers, welche ihres Gleichen suche und das Buch zum Liebling aller literarischen Spaziergänger machen werde. 108.

## Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

**Alphabetische Zusammenstellung  
der im Criminalgesetzbuch für  
das Königreich Sachsen,  
sowie in den neuesten dazu erschienenen Gesetzen  
und Verordnungen  
enthaltenen Bestimmungen.**

Herausgegeben von

**Dr. Karl Heinrich Haase,**

Mitglied des Appellationsgerichts zu Leipzig.

Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Diese mit großer Sorgfalt bearbeitete Zusammenstellung der neuesten strafrechtlichen Bestimmungen wird den Gebrauch des Criminalgesetzbuchs wesentlich erleichtern.  
Leipzig, im September 1838.

**F. A. Brodhaus.**

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 257.

14. September 1838.

### Die düsseldorfer Malerschule.

(Beschluss aus Nr. 254.)

Auf diese, durch die beschränkte Localität veranlaßte Unmöglichkeit, den sich zur Aufnahme Meldenden (worunter eine Menge Rheinländer) Ateliers einzuräumen, gründet sich der Hauptvorwurf, den Fahne dem Director Schadow macht. Die Akademie sei als Akademie für Rheinland-Westfalen eigentlich nur für Schüler aus dieser Provinz bestimmt gewesen, statt dessen aber hätten fast nur oder hauptsächlich Ostpreußen die Ateliers inne, und für Rheinländer und Westfalen, die sich zur Aufnahme mel deten, habe sich kein Platz mehr gefunden. Dieses Factum ist, wie oben erzählt worden, richtig, aber gegen den Director Schadow läßt sich dennoch kein Vorwurf darauf herleiten. Ostpreußen waren die ersten Schüler, die mit Schadow von Berlin herüberkamen, die bald darauf folgten; sollte Schadow diesen nun die Aufnahme versagen, um die Ateliers für Rheinländer zu verwahren, im Falle sich dergleichen später zur Aufnahme melden würden? Oder sollte er, wenn die Ateliers einmal vergeben waren, und sich nun ein Rheinländer oder Westfale zur Aufnahme meldete, irgend einem der aus andern preussischen Provinzen oder aus andern deutschen Staaten gebürtigen Schüler das Atelier nehmen, um es dem Rheinländer zu geben? Und welchem jener ältern anderswoher gebürtigen Schüler sollte er das Atelier nehmen? Doch natürlich nur dem in seiner Kunstbildung am weitesten vorgerückten, da es ja angemessen erscheinen mußte, daß ein Solcher, der sich vollauf sattgeessen, einem Hungerigen Platz mache. Da hätten, wenn irgend ein Rheinländer sich zur Aufnahme meldete, also weil er Rheinländer war und erst noch etwas lernen wollte, Männer wie Lessing, Hübner u. A., weil sie keine Rheinländer waren und schon etwas konnten, dem Ankömmling Platz machen sollen? Wahrscheinlich, das war die einzige Art und Weise, wie Schadow den Vorwürfen, des Hrn. Fahne entgegen konnte. War aber damit der Akademie, der Kunstschule gedient? Gewiß nicht! Nicht Rheinländer (wenn man denn einmal durchaus auf provinzielle Unterscheidung bestehen will), sondern Ostpreußen sind es, die den Ruhm der düsseldorfer Schule gegründet, und was jene ältern ostpreussischen Schüler geleistet, kam dem jüngern, mochte er Rheinländer oder Ostpreuße sein, in jeder Hinsicht zu Gute. Nicht

allein daß Jener Kunst die fehnige trug, daß Jener Erfahrung und Kenntniß seine Unsicherheit stützte, auch der Ruhm und Ruf jener Heroen der düsseldorfer Schule kam dem schwächern Schüler derselben zu Gute, jene trugen ihn wie in künstlerischer, so auch in materiell-commercieller Hinsicht. Diese Seite der Sache muß hler auch erwähnt werden, namentlich da Hr. Fahne auch auf diese commerciellen Verhältnisse einen Theil seiner Vorwürfe gründet. Wir haben es erlebt und uns theilweise darüber gefreut, daß die düsseldorfer Schule dergestalt Mode wurde, daß manches sonst mittelmäßige Bild gelobt und gekauft ward, grade und bloß weil es nun einmal aus der düsseldorfer Schule hervorgegangen. Lag denn nun davon der Grund in der Örtlichkeit, daß Düsseldorf zur Provinz Rheinland-Westfalen gehört? Oder lag die Ursache davon nicht vielmehr darin, daß durch das familienartige Zusammenhalten auch der bedeutendern Meister zu einer Schule und zu einem Meister die düsseldorfer Schule erst recht zu einer compacten Masse wurde, die ihren Glanz von den bedeutendern Namen wie Lessing, Wendemann u. s. w. erhielt, welcher Glanz aber auch den Unbedeutendern, mochten es West- und Ostländer sein, reichlich zu Gute kam? Wie es bei Sachen geht, die in Mode kommen, das Wort: düsseldorfer Schule, ward förmlich zu einer Fabrikfirma (womit wir keinen Tadel ausgesprochen haben wollen), und diese Firma verschaffte, wie jede gut accreditirte Firma, selbst den mittelmäßigen Werken Absatz; ja, es ist uns bekannt, wie selbst namhafte Künstler durch intendirte oder ausgeführte Übersiedelung nach Düsseldorf oft im Grunde nicht mehr beabsichtigten, als auch ihren Werken die Geltung zu verschaffen, welche die Firma: Düsseldorf, nun einmal hatte. In mancher Hinsicht war dies Modewerden der düsseldorfer Schule und dessen Folgen (daß dadurch auch mittelmäßige Werke Geltung erhielten) schlimm und schädlich, aber Hr. Fahne und die Gleichgesinnten konnten für ihre Tendenzen doch nur damit zufrieden sein. Freilich waren es hauptsächlich und fast allein die Ostpreußen Lessing, Wendemann, Hübner, Hilbrand, Schröder, Jordan u. s. w., welche den Ruf dieser Firma begründet hatten, und wären sie — wie Hr. Fahne es doch in seinen letzten Consequenzen verlangen muß — von der Akademie entfernt worden, um Platz für junge Westfalen zu

gewinnen, wahrlich es wäre zu bezweifeln gewesen, ob diese Letztern dem Ruf der Firma hätten aufrecht erhalten können ohne jene.

Jene Künstler, vor Allen aber Shadow der Director, mögen es uns verzeihen, wenn wir von ihrer Thätigkeit unter solchen Ausdrücken und Bildern reden; wie soll man sich aber der Prosa verständlich machen, deren Sinn nur auf Materielles gerichtet ist?

Wenn es nun in dieser Hinsicht (in Bezug auf die Ateliers) unmöglich war, von Seiten des Directoriums der Akademie den Wünschen und Anforderungen zu genügen, zu deren Wortführer Hr. Fahne sich aufgeworfen hat (abgesehen davon, daß die gewiß von Shadow am meisten gewünschte Vergrößerung des Akademiegebäudes es nunmehr möglich gemacht hat, viele dieser Wünsche zu erfüllen), so erscheinen die der Verwaltung des rheinisch-westfälischen Kunstvereins von Hrn. Fahne gemachten Vorwürfe beinahe unsinnig. Diese Vorwürfe befragen nämlich: statt als Kunstverein für Rheinland-Westfalen allein oder vorzugsweise von rheinisch-westfälischen Künstlern anzukaufen, begünstige der Vorstand des Kunstvereins beim Ankauf und bei der Bestellung von Bildern die ostpreussischen Künstler auf Kosten der Rheinländer und Westfalen, indem er von jenen für größere Summen und bedeutendere Werke ankaufe als von diesen. Hr. Fahne hat durch Nachweisungen aus den Ausstellungskatalogen und aus den Jahresberichten des Kunstvereins seine Behauptungen zu beweisen versucht, die Verwaltung des Kunstvereins hat ihm widersprochen, und Hr. Scotti hat durch seine Nachweisungen aus den Katalogen u. s. w. das Gegentheil des von Fahne behaupteten darzuthun versucht. Uns dünkt, der Vorwurf war seiner Natur nach so kindisch-ungerecht, daß er gar keine Widerlegung verdient, obgleich aus den eignen Nachweisungen Fahne's und denen seines Gegners hervorgeht, daß die Behauptung Fahne's, sowie er sie gestellt, gar nicht einmal gegründet ist, sondern daß von Rheinländern ebenso viel angekauft worden als von Ostpreußen. Doch lassen wir einmal diese factischen Verhältnisse und gehen wir dem Principe etwas näher zu Leibe, nach welchem Hr. Fahne alleinige, vorzugsweise oder wenigstens gleiche Berücksichtigung der rheinländisch-westfälischen Künstler mit den ostpreussischen verlangt; ein Princip, das in der Theorie an und für sich ganz richtig ist, in der Ausübung aber unsinnig sein würde.

Der rheinisch-westfälische Kunstverein hat zwar zunächst gewiß die Unterstützung und Ermunterung der Künstler zu einem seiner Hauptzwecke gesetzt, jedenfalls aber hat er auch das Publicum, durch das er existirt, zu berücksichtigen. Einen Theil seiner Mittel verwendet der Kunstverein nach einer überaus lobenswerthen, fast nur bei diesem Vereine sich findenden Einrichtung zu Bestellungen von bedeutenden Werken für öffentliche Zwecke, z. B. Altarbildern. Dazu kann man natürlich keine schlechten Werke, keine Schülerarbeiten nehmen, sondern möglichst gute; ferner ist dabei Landschaft und Genre schon durch den Zweck ausgeschlossen, der nur ernste, historische oder religiöse Gegenstände zuläßt. Einen andern Theil

seiner Mittel verwendet der Kunstverein zum Ankauf von Kunstwerken, die alljährlich unter die Mitglieder desselben verlost werden. Nun zähle man einmal die düffeldorfer Künstler auf, theile sie ihren Geburtsorten nach in solche, die der Provinz Rheinland-Westfalen, und in solche, die andern Provinzen oder andern Ländern angehören, und sehe, auf welcher Seite sich die größte Quantität Talent, Kunst und Ruf findet. Ganz gewiß nicht auf Seite der Rheinländer und Westfalen, die ja, wie oben gezeigt worden, meist die Jüngern und Anfänger sind.

Auf der Seite der Rheinländer und Westfalen wird man einige tüchtige Genremaler und Landschaftler finden, und von Historienmalern nur erst in neuerer Zeit den einen Ketsch, der übrigens gewiß nicht über Vernachlässigung und Hintansetzung von Seiten des Kunstvereins klagt wird. Welche Namen nun aber auf der Seite der nicht-rheinisch-westfälischen Künstler! Lessing, Wendemann, Hübner, Sohn, Deget, Schrödter, Mücke, Hilbrand, Stiike u. s. w. Die 2000 Actionnaire aber, welche der rheinisch-westfälische Kunstverein etwa zählt, geben ohne Frage ihren jährlichen Beitrag von fünf Thalern nicht einzig und allein, damit Künstler, die es bedürfen, dadurch Unterstützung erhalten, daß man ihnen Bilder abkauft, sondern sie wollen auch etwas dafür haben, und die Bilder, die sie gewinnen, sollen auch möglichsten Werth haben. Würde z. B. der Actionnaire, der 1831 Lessing's Leonore gewann, bebauert haben, dafür nicht lieber ein schlechtes oder mittelmäßiges Bild irgend eines aus der Provinz Rheinland-Westfalen gebürtigen Anfängers gewonnen zu haben? Und würde er für ein solches schlechte Bild etwa Trost in seinem rheinisch-westfälischen Provinzialstolze gefunden haben? Gewiß nicht! Nun bestanden aber, namentlich früherhin, die guten und preiswürdigen Bilder hauptsächlich aus solchen Arbeiten düffeldorfer Künstler, welche durch ihre Geburt der Provinz Rheinland-Westfalen nicht angehörten, und darum grade ist es Unsinn, zu verlangen, der Kunstverein habe allein, oder mehr, oder wenigstens ebenso viel Arbeiten rheinisch-westfälischer Künstler ankaufen sollen. Uns wundert, offenherzig gestanden, daß unter solchen Umständen noch so viele Arbeiten derselben angekauft worden. Außer der Anfängerschaft der meisten rheinischen Künstler kommt aber noch ein Umstand in Betracht, um dieselben bei den Ankäufen des Kunstvereins gegen die nichtrheinischen Künstler zurückzusetzen. Die Mehrzahl und besten der rheinisch-westfälischen Künstler sind nämlich — namentlich früher — fast lauter Genremaler und Landschaftler, wie Schirmer, Scheuren, Achenbach, Funk, Sonderland, Schulten, Hasenclever, Busch, Heine, Becker u. s. w., zum Theil recht tüchtige Künstler, obgleich sie größtentheils, auch abgesehen von der Inferiorität ihres Faches gegen die Historienmalerei, die Namen Wendemann, Deget, Hübner u. s. w. nicht aufwiegen, in welchem Sinne wir uns oben zu Anfang des Wortes: Mittelmäßigkeit, bedient, dessen Restriction aber gleich versprochen haben. Wie nun unter den Rheinländern wenig Historienmaler, so finden sich unter den sogenannten Ostländern wenig Landschaftler, und die bedeutendsten

Künstler dieser Reihe sind fast nur Historienmaler, wie Hübner, Bendemann, selbst der große Landschaftler Lessing u. s. w. Daß nun aber das Fach der Genre- und Landschaftsmalerei, das ohnedies beim Publicum schon allzu viel Anklang und Unterstützung findet und die religiöse und historische Malerei zu verdrängen droht, nicht noch vom Kunstvereine besonders begünstigt werde, namentlich da dessen Zweck auf Förderung der wahren Kunst und Bekämpfung des echten und rechten, ernstlichen Kunstsinns und Geschmacks im Publicum geht, ist zu natürlich und würde hier auseinanderzusetzen unnütz sein. Ueberdies hat der rheinisch-westfälische Kunstverein von vornherein die ernsthafte Seite der Kunst für das vorzügliche Ziel seiner Bestrebungen erklärt, worüber Hr. Fahne freilich in Nr. 1 S. 25 u. 26 fg. sich lustig macht. Hr. Fahne ist nämlich der Ansicht, daß ein Genrebild oder selbst ein Stillleben einem historischen oder religiösen Bilde bei gleichen Ansprüchen auf Vollendung vorzuziehen sei, und behauptet gradezu (Nr. 1, S. 26), daß „die düffelborfer Schule nichts Anderes ist und sein kann als eine veredelte niederländische“, wonach also z. B. Rubens, nicht aber etwa Rafael als Ideal und Vorbild eines düffelborfer Künstlers gelten müßte. An dergleichen Ansichten darf man nun freilich nicht einmal eine Widerlegung verschwenden.

Daß nun unter solchen factischen Verhältnissen (daß nämlich auf Seiten der nicht-rheinisch-westfälischen Künstler eine größere Summe an Talent und Können vorhanden als bei den Rheinländern und Westfalen; daß ferner bei jenen unverhältnißmäßig mehr Historienmaler als bei diesen; daß der Verein nicht bloß eine Unterstützungsanstalt für rheinisch-westfälische Künstler ist, sondern seinen Mitgliedern auch für ihr Geld jährlich Gelegenheit geben muß, ein oder das andere möglichst gute Bild zu gewinnen, und daß ferner der Verein seinen Zwecken gemäß eher historische Bilder als Landschaften und Genrebilder ankauft) denn freilich den nicht-rheinisch-westfälischen Künstlern vom Vereine mehr abgekauft wird als den Rheinländern und Westfalen, ist sehr erklärlich, und da man eigentlich bei einem Kunstwerke nur nach dem Werthe desselben, nicht aber nach dem Heimatscheine des Künstlers fragen sollte, so finden wir, daß unter jenen Verhältnissen den Rheinländern und Westfalen eigentlich (ohne Zweifel unter Berücksichtigung von deren Indigenat) viel zu viel abgekauft worden ist.

So viel über die beiden hauptsächlichsten der von Hr. Fahne vorgebrachten Beschuldigungen gegen das Directorium der Akademie und gegen den Vorstand des Kunstvereins. Die von ihm ferner dem Director Schadow persönlich gemachten Vorwürfe, als schloße derselbe die Rheinländer und Westfalen von seinem Umgange und seiner Nähe aus, sind einerseits durchaus ungegründet, da Schadow's Haus einem jeden seiner Schüler und seine Freundschaft einem Jeden, der sich derselben würdig erweist, offen steht; andererseits beruhen sie auf einer absichtlichen Verkennung aller Verhältnisse. Schadow's näherer Kreis besteht aus jenen ältern Künstlern, die ihm von Berlin her gefolgt sind, und mit denen

er nicht auf dem Fuße eines Lehrers, sondern eines Collegen steht. Einem Jüngern würde es natürlich schwer werden, in diesem Kreise, so wenig er auch streng abgegrenzt ist, heimisch zu werden, doch gilt das von Ostpreußen so gut als von Rheinländern. Dieser Kreis ist auch grade das, was Hr. Fahne die Coterie nennt, die sich den Rheinländern entgegensetze. Was ist natürlicher, als daß die ältern, theilweise schon seit zehn Jahren verbundenen Künstler zusammenhalten! Was ist natürlicher, als daß es einem Jüngern schwer wird, in diesem Kreise volle Umgangsrechte zu gewinnen, namentlich da Gleichaltrigkeit ein Hauptbedingniß alles Umgangs ist! Daß übrigens auch Rheinländer zu diesem Kreise älterer Künstler gehören, gesteht Hr. Fahne selbst ein und will daher aus diesem Grunde ein paar bedeutende aus Rheinland-Westfalen gebürtige Künstler, Schirmer und Sonderland, nicht als Rheinländer pur sang gelten lassen, weil sie zu der antirheinisch-westfälischen Coterie gehören.

Was schließlich die Gegenschrist des Hrn. Scotti betrifft, so mußte die von Hrn. Fahne angegriffene Sache ganz so gut sein, wie sie ist, um nicht unter der Vertheidigung des Hrn. Scotti mehr zu leiden als unter den Angriffen des Hrn. Fahne. Uns ist nie etwas Ungeschickteres, Insipideres und Alberneres vorgekommen; die den Fahne'schen Nachweisungen und Zahlen entgegengesetzten Auszüge aus den Katalogen und Jahresberichten, wie überhaupt was das Buch an factischen Aufklärungen und Notizen enthält, werden in dem Wüste geschmackloser handwurstartiger Polemik durchaus undrauschbar und ungenießbar.

12.

Voyage en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne, par M. Valery. Erster Band. Paris 1837.

Hr. Valery, dem die französische Literatur eines der besten und vollständigsten Reisewerke über Italien verdankt, gewahrte in dem Befalle, dessen sich jenes Werk erfreute, eine um so dringendere Aufforderung, späterhin auch die Inseln der italienischen Küste zu besuchen, als diese seither von neuern Reisenden fast gänzlich unbeachtet gelassen worden waren. „Nachdem ich mehre Jahre“, berichtet er uns in der Vorrede seines neuen Werks, „dem Studium der Geschichte, der Künste und der Literatur Italiens gewidmet und mehre Reisen in dieses gelehrte und poetische Land gethan, versuchte ich es, ein neues und, ich darf es sagen, unbekanntes Italien zu schildern. Eine Reise nach Corsica, der Insel Elba und Sardinien schien mir sich an ein System von Entdeckungen zu knüpfen. Denn so berühmt auch die beiden ersten Inseln geworden, so sind sie doch wenig bekannt; von letzterer aber weiß man beinahe gar nichts.“ Von den beiden Bänden, welche die Früchte dieser Reise sind, liegt der erste nun vor uns: derselbe umfaßt Corsica und die Insel Elba; im zweiten Bande wird sich der Verf. mit Sardinien beschäftigen. Allein bei den Ausflügen, die derselbe nach den vorgenannten Eilanden machte, ist von keinen gelehrten und poetischen Forschungen die Rede. Corsica und Elba sind nicht wegen ihrer Denkmäler der Kunst und Wissenschaft sonderlich berühmt; sie sind nur merkwürdig wegen ihrer pittoresken Gegenden, der Sitten ihrer Bewohner, und vornehmlich weil jenes die Geburtsstätte, letzteres der zeitweilige Aufenthaltsort Napoleon's war. Von einem solchen Gesichtspunkte geht der Reisende bei seinen Beobachtungen aus: es wird daher sein Werk eine Sammlung historischer Bemerkungen, politischer

Thatsachen, Anekdoten und eine Schilderung von Menschen und Orten sein, welche durch die Ereignisse berühmt geworden, deren Schauplatz vornehmlich Corsica seit vielen Jahrhunderten war; nächstdem aber wird er uns die Städte, Dörfer, Wälder, Wege, Gebirgen und Bergwerke beschreiben, die er mit gewissenhafter Aufmerksamkeit besuchte, und worüber er Beobachtungen anstellt, die in administrativer wie in statistischer Hinsicht von gleich großem Interesse sind. Zur Unterhaltung unserer Leser aber wollen wir dem Werke vornehmlich einige Charakterzüge und Sittenschilderungen entleihen, woran dasselbe so reich ist, daß wir uns bei der Wahl fast nur dem Zufalle überlassen durften.

„Während meines ersten Aufenthaltes zu Bastia“, erzählt uns Hr. B., „wohnte ich einer Sitzung des Assisenhofes bei. Es kam die Sache der Brüder Albertini vor: der Ältere, obgleich von seinem Feinde verwundet, bewältigte denselben und biß ihn ins Ohr; hierauf entriß er ihm das Gewehr, wovon ein Lauf auf ihn abgeschossen worden und wovon der andere noch geladen war. Nun rief er Zeugen herbei und erwartete die Gendarmen. „Ich weiß wohl“, sagte Albertini in der Gerichtssitzung, sich zu den Zuschauern wendend, „daß Manche mich hier tadeln werden, weil ich den zweiten Schuß nicht gethan habe“, und er war gewissermaßen verlegen über seine schöne That, die nichtsdestoweniger ein auffallendes Merkmal des Fortschrittes bei den Corsen ist.“ Es veranlaßt dieser Vorgang Hr. B. zu Betrachtungen über die Geschworenengerichte, die derselbe der Civilisationsstufe Corsicas nicht für angemessen erachtet. Auch hätten, bemerkt er, seit deren Wiederherstellung auf der Insel, 1831, die Noththaten daselbst zugenommen, wenn schon mehre Verbesserungen bei Anfertigung der Listen der Geschworenen eingeführt worden wären. Es fodere, meint er, diese Anstalt eine gewisse Erziehung, die noch dem Corsen abgehe; der Geschworene, äußerlich bedroht, sei aber entweder zu nachsichtig oder zu streng. Ein verächtlicher Bandit, dem unser Reisender begegnete, äußerte ihm, er würde mehr Vertrauen zu den Einsichten vom Staate eingefetzter Richter als zu den Vorurtheilen oder Leidenschaften der Geschworenen haben. Noch ist zu Bastia das Schreckenswort des Bauern Franchi unvergessen, der, als der Sohn des Friedensrichters Bonaldi, der ihn mit einem Pistolenschuß verwundet hatte, freigesprochen wurde, sagte: „Die Geschworenen haben ihn freigesprochen, ich aber verurtheile ihn.“ Auch verursachen die Reize und der Aufenthalt der aus den entferntesten Gegenden der Insel nach Bastia berufenen Geschworenen beträchtliche Kosten. Ueberdies ist der vom Staate ernannte Richter weit weniger der Rache der Parteien in seiner Stadt bloßgestellt als der zum Geschworenen berufene Eigentümer in Mitte seiner Felder oder seines Dorfes. Mit Bezugnahme auf Diodor von Sicilien und seines Übersetzers, Riot, der die Insel besuchte und verwaltete, glaubt Hr. B. den Corsen ein sehr lebendiges Gefühl für Recht und Unrecht beilegen zu müssen. Die Autorität eines so ernsten Geschichtschreibers wie Diodor's, der noch dazu Skeptiker war, und der die Corsen für die gerechtesten und weisesten aller Barbaren hält, ist seiner Meinung nach von größerm Gewichte als die Lügen Strabo's oder die partiellischen Declamationen Seneca's. Friedensrichter, die er selbst auf seinen Ausflügen befragt, haben ihn versichert, daß Verurtheilte ihnen zum öftern eingekanden, der gegen sie gefällte Spruch sei vollkommen gerecht. Folgender Zug ist noch charakteristischer: Hr. Declaur, Kammerpräsident zu Bastia, hatte sich auf der Jagd in der Umgegend dieser Stadt verirrt, als ihm ein bis an die Zähne bewaffneter Mann mit dichtem Bart und von Unheil verkündendem Aussehen begegnete, den er jedoch nicht umhin konnte nach dem Wege zu fragen. Dieser Mann sprach sehr geläufig Französisch und ließ es sich recht angelegen sein, Hr. Declaur zurechtzuweisen. Im Angesicht von Bastia angekommen, zeigte ihm sein Führer den Weg, sich entschuldigend, ihn nicht weiter begleiten zu können, „denn“, sagte er, „vielleicht würden Sie sich gegen

mich nicht ebenso großmüthig bezeigen, als ich mich gegen Sie bewiesen habe: ich bin der Bandit, den Sie zum Tode haben verurtheilen lassen.“ Als hierauf Hr. Declaur einige Gemüthsbeziehung verrieth, versetzte sein Begleiter: „Ich habe nichts gegen Sie, Sie thaten Ihre Pflicht; allein meine Rache soll die falschen Zeugen treffen, die Schuld an meiner Verurtheilung sind“, und auf seinen Garabiner weisend: „Seien Sie versichert, dieselben werden mir dafür haßen.“ Hierauf verschwand der Bandit in das Gebüsch.

Die dem Corsen so vielfältig zum Vorwurf gemachte Blutrache (vendetta) wäre Hr. B. zufolge nichts Anderes als ein mißverstandener Ehrenpunkt, der ihm nicht erlaubt, dem Mörder seines Vaters oder seiner Verwandten zu begegnen; denn ein Hauptcharakterzug des Corsen ist Familienliebe. Somit ist denn die vendetta weder ein blindes Bedürfniß, zu tödten, noch eine barbarische Genugthuung, sondern die peinliche Erfüllung einer für heilig gehaltenen Pflicht und beinahe eines Gesetzes. Aus den Zeiten des frühesten Alterthums herkommen, hat sich diese unfelige Gewohnheit bei den Corsen länger als bei andern Völkern in Folge der Rechtsverfägung erhalten, die zur Zeit der Fremdenherrschaft stattfand, deren Vortheil es mit sich brachte, dergleichen Zwiespaltigkeiten in dem eroberten Lande zu unterhalten, um es desto leichter Innechten zu können. Außerdem aber herrscht bei diesen Privatfeindseligkeiten eine Art Völkerecht gleichwie von Nacht zu Nacht: man kündigt sich den Tag an, wo dieselben anfangen sollen, und ist einmal Friede geschlossen, so umarmt man sich und die Versöhnung ist aufrichtig. Im J. 1835 fand die feierliche Ausgleichung einer sehr alten Blutrache mittels eines Notariatsactes statt, was, wie Hr. B. bemerkt, vielleicht ein Zeichen des Verfalls dieser Sitte ist, da bei den alten corischen Sitten diese Formalität unndthig gewesen wäre.

Corsica ist ganz eigentlich das Land der Gleichheit, jener alten Gleichheit, die nicht das Resultat der Theorien, sondern die Frucht der Sitten ist, die man dort sieht, fühlt und thatsächlich gewahrt, und in Folge wovon allerdings Gehässigkeit und Abneigung unter den Individuen, allein keinerlei Abstufung sich bemerklich macht. „Als 1740“, erzählt der Verf., „der Marquis von Maillebois das Regiment Royal-Corse errichtete, gerieth er in einige Verlegenheit: es gab keinen Bauer, der nicht auf eine Offizierstelle Anspruch gemacht und sich dazu tauglich gehalten hätte. Ich habe oft mit reichen und angeesehenen Leuten das Land durchstreift: die Bauern benahmen sich mit einer Ungezogenheit und selbst einer Vertraulichkeit, die jedoch von aller Unbescheidenheit frei war, die mir auffiel. Obgleich sie uns den Titel: La vostra signoria, gaben, so lag in dieser Höflichkeit doch nichts für sie Erniedrigendes; ihre Unterhaltung war munter, verständig, keineswegs gemein, sogar ziemlich fragend und neugierig; sie luden uns ein, hereinzutreten und Broccio (eine Art Käse von gewonnener Milch und glänzender Weiße) zu essen; diese Einladung wurde ohne Umsstände angenommen, denn Vornehmthun wäre lächerlich gewesen. Es war ein großer Unterschied zwischen der männlichen, ungezwungenen Haltung dieser Bauern und dem linkschen Benehmen unserer Obersten oder dem gezerrten Wesen unserer Kleinstädter. Noch ein anderer Umstand hat dazu beitragen müssen, in Corsica das Gefühl der Ungleichheit der Stände zu vernichten: in Folge des abenteuerlichen Geistes der Nation gibt es bei ihr fast Niemand, der sich nicht schmeicheln kann, irgend einen Verwandten unter den ausgezeichneten Classen der Gesellschaft gezählt zu haben. Ich bemerkte oft in den geringsten Wohnungen Bildnisse von obrigkeitlichen Personen, Bischöfen, Obersten, decorirten Offizieren: dies ist unser Großohm, unser Vetter, unser Verwandter, antwortete man mir. Der Mann war in die Welt gegangen, seine Brüder aber waren zu Hause geblieben, um die väterlichen Geseibe zu bebauen.“

(Der Beschluß folgt.)

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 258.

15. September 1838.

### A u s s i c h t e n.

Für Diejenigen, welche sich für unsere schöne Literatur interessieren, ist es von entschiedener Wichtigkeit, nicht bloß das Ganze oder den derzeitigen Stand derselben bisweilen klar vor ihrem Blicke aufzurollen, sondern auch aus einer Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Früheren, aus all den reichen Erfahrungen zu erschließen, was uns die Zukunft auf diesem Gebiete bringen werde.

Wenn ich mich nun zuerst nach dem Gebiete der Lyrik hinwende, so sollte man voraus vermuthen, daß diese Gattung der Poesie dem Deutschen allezeit die herrlichste Ausbeute geben werde, weil ja in dem Charakter des Deutschen das Lyrische eine Hauptseite in Anspruch nimmt. Denn wenn die Gegenstände der Lyrik Gott, Vaterland, Religion und Liebe sind, so ist es gewiß, daß das deutsche Volk für diese und in diesen lebt, und die ganze ahnungsvolle Tiefe, die über diesen höchsten Ideen des Lebens liegt, der starke Zauber des Geheimnißvollen, der sie umhüllt, ist des Deutschen Lebenselement. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß in jeder Zeitperiode die Lyrik blühen muß; denn ein Anderer ist der Dichtende, ein Anderer der das Gedicht Genießende; von unserer Gegenwart kann dies namentlich nicht behauptet werden: unsere Zeitstimmung ist eine total antilyrische. Wir forschen die Fähigkeiten der menschlichen Natur durch, und diejenigen, deren Cultur uns den meisten Vortheil und Gewinn verspricht, bilden wir mit der größten Sorge aus. Wir möchten, daß unsere Knaben Gelehrte und unsere Jünglinge Philosophen wären, für deren Rath Könige goldene Tabatieren geben; wir möchten in unsern jungen Männern vollendete Rechenmeister und auferstandene Cultiide sehen; wir verwandelten gern unsere Zöglinge in lebendige Universallexika, welche die ganze göttlicher Bibliothek inne hätten; wir möchten gern unsere Schüler dahin bringen, daß sie ohne Saiten und ohne Tasten wahre concerts spirituels geben könnten — und warum? Weil ihnen dann eine gewisse Anstellung, ein sicherer Platz an einer Lehranstalt, oder am Hofe nicht fehlen würde. Da wir aber unter diesen Bestrebungen des Lebens rechte Mitte schwerlich gewinnen und also uns unserer selbst im Gefühl nicht recht lebendig und voll bewußt werden können, so ist es in dieser Rücksicht schon unmöglich, daß die Lyrik unter uns in schöner Blüte stehe. Dazu kommt

noch, daß die Lyriker selbst sammt ihren Freunden weniger einen geistigen als einen materiellen Maßstab an die Werke der lyrischen Muse zu legen scheinen. Wie thöricht würde es Jedem erscheinen, wenn man den Werth eines Dichters nach der Länge seiner Gedichte abschätzen wollte! Wie würde man schreien, wenn Jemand den Homer deshalb so hoch stellte, weil er zweimal 24 Gesänge, jeden von so und so viel hundert Versen, gedichtet habe! Ich will nun den Fall setzen, wir hätten von H. Heine kein Gedicht als jenes einzige: „Agnes, ich liebe dich!“ so, daß uns all die hundert andern unbekannt geblieben wären, würden wir jetzt, wenn wir blos ein Gedicht von ihm kennten, auf Heine weniger halten, als wir vielleicht jetzt thun, wo wir so viele seiner Lieder besitzen? Schwerlich. Und wenn wir von Friedrich Rückert nichts besitzen als jenes:

Ich war ein Bettler und bin ein Reicher geworden,  
Solch einen Schatz hab' ich gefunden;  
Ich war ein Sklav' und bin ein König geworden,  
Solch einen Thron hab' ich gefunden u. s. w.

so würden wir in ihm den Dichter nicht verkennen können. Indes wenn der Lyriker uns nicht einen ganzen Band vorhält, so glauben wir nicht an ihn, und wenn wir nicht einen Band von ihm in Händen haben, so erkennen wir in ihm schwerlich den Meister. Wo aber ein so materieller Maßstab angelegt wird, da mag die Lyrik schwerlich blühen. So komme ich auf meinen obigen Satz zurück, auf den, daß unter uns die Lyrik nicht in schöner Blüte stehe.

Wenn man aber fragen wollte, ob denn das Gemüth des Deutschen an Tiefe, und sein Gefühl an Wahrheit, und seine Sprache an Offenheit so viel verloren habe, daß dieses schlimme Urtheil darin Grund und Bestätigung finde, so muß ich natürlich behaupten, daß dies im Allgemeinen nicht gesagt werden könne, daß auch manches neuesten Lyrikers Lied, wie's aus den Tiefen des Herzens hervorquoll, einen Weg findet zu den Tiefen des Herzens; daß aber, seit es durch Goethe Sitte geworden, prosaische und oft sehr fade Gedanken rhythmisch einzukleiden und für Poesie auszugeben, die Prosa an vielen Stellen unsere Lyrik zu überwuchern scheint. Sollten nun vielleicht die bessern Lyriker sich über dies harte Urtheil beklagen mögen, so versteht es sich von selbst, daß ich

ihnen ihren Lorber nicht rauben will; aber unbegreiflich ist mir's immer, wie z. B. H. Heine, dem doch gewiß Niemand poetisches Gefühl und poetischen Takt absprechen kann, Heine, der so oft die finstern Saiten unserer Gemüths harmonisch berührt, Heine, der jenes „Agnes, ich liebe dich!“ („Nordseelieder“, Abth. I, Nr. 6) und den „Schiffbrüchigen“ („Nordseelieder“, Abth. II, Nr. 3) dichtete, wie derselbe Heine in jenen 88 Gedichten, die er der Frau Barnhagen von Ense widmete, so manches ganz fade, miserable Stück aufnehmen konnte; unbegreiflich ist mir's, wie Platen, der in seinen Ohaselen einige wahrhaft poetische Bilder gibt, so viel Triviales darunter mischen mochte; gar nicht zu erwähnen, daß Wackernagel im letzten Jahrgang der „Alpenrosen“ die horribelste Prosa und die jämmerlichsten Fadaisen den guten Schweizern für Poesie aufzudringen versuchte. Und ob nicht selbst Rückert bisweilen glaubt, daß er sehr ungerecht gegen uns sei, wenn er uns irgend eine seiner geistigen Geburten, sollte es auch nur eine Nachgeburt sein, verheimliche — das werden Kenner gesehen haben. So lange aber die lyrischen Dichter nicht wahrhaft strenge gegen sich selbst sind und das Publicum, in welchem sie doch gleichsam ihre geistige Bräderschaft sich denken müssen, hoch genug achten, um ihm nur das Beste zu widmen, so lange wird die Lyrik unter uns nicht zur fröhlichsten Blüte gedeihen können, selbst wenn die ersten Barone Deutschlands Preise aussetzen wollten für das beste lyrische Gedicht, oder wenn auch ein Ferdinand Stolle der Zweite die sämtlichen Lyriker seines Vaterlandes, große und kleine, ewige Götter und Eintagsfliegen, von Neuem zusammenbringen wollte zu einem großen Geisterbunde.

Wenn nun dem Obigen zufolge die Lyrik nicht unter uns blüht, so fehlt uns die Epopöe ganz. Die Epopöe, die höhere meine ich, ist allemal ein Eigenthum der Nation, bloß deswegen, weil sie auf Sagen der Nation gegründet ist, Sagen, in denen Menschliches und Göttliches ineinander hinüberspielt. Diejenigen Zeiten nun, welche den Tagen des Mythos und der Sage ferner liegen, sind auch der höhern Epopöe entfremdeter, und sie wird in solchen Tagen schwerlich zu voller Ausbildung, Bedeutung, Anerkennung gelangen mögen. Stelle ich mir aber eine Epopöe vor, deren Mittelpunkt ein moderner Heros ist — man denke nur an Voltaire's „Henriade“ —, so ist das eigentlich weiter nichts als eine poetische oder eine poetisirende Beschreibung von Heldenthaten, Heldenplanen, Heldenleiden. Wir Deutschen aber haben jetzt offenbar nicht Begeisterung, nicht Gegenwart genug, um eine Epopöe unter uns lebendig werden zu lassen; kaum daß wir die alten noch verstehen mögen. Aus diesem Grunde dichtete Anastasius Grün nicht eine Epopöe, sondern einen Romanzentrang: „Der letzte Ritter“. Wenn aber in neuester Zeit ein Dichter, Julius Moser, den ewigen Juden zum Gegenstande einer Epopöe macht, so ist mir's unbegreiflich, wie die Erfahrung, die wir an und mit Klopstock's „Messiade“ gemacht haben, die Begeisterung für einen Helden wie den genannten hat lebendig werden lassen.

Den ersten Platz in unserer schönen Literatur nimmt

aber gegenwärtig ein der Roman und die Novelle. Allein die Kunst-, die Civilisations-, die politischen, die Reise- und Gottweishwasfür-Novellen sind nur eine elende Ausbülfe in der Zeit der Noth und in den sieben Hungersjahren. Und in was für eine Rubrik man jene aus Novellen, literarischen Notizen, kritischen Aufsätzen, geschichtsphilosophischen Abhandlungen zusammengewürfelten Bücher, mit denen die Messkataloge uns bange machen wollen, eigentlich setzen solle, das vermag ich vollends nicht einzusehen; nur so viel halte ich für Pflicht der Kritik, alle diese barocken Conglomerate von politischen, kritischen, reinphilosophischen Elementen aus dem Gebiete der Poesie, in welches sie sich gern einschwärzen möchten, mit Energie hinauszurufen. Und wenn die neueste Schule unter ihren Heldenthaten sich auch dessen rühmt, daß sie die poetische Form für aufgehoben erklärt und damit de facto zerprengt habe, so werde ich mich über dieses Manifest nächstens ausführlicher erklären, hier aber kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sich unter mehreren Schriftstellern, vielleicht nur stillschweigend, eine Allianz zu gegenseitigem Lob und Preis der Durchsichtigkeit, Klarheit, Classicität des Styls gebildet zu haben scheint, während man die Motivirung dieses Preisurtheils überall vermisst.

Wenn ich aber das Ziel bezeichnen soll, nach welchem unsere Gegenwart hinauslaufen wird, oder die Gattungen der Poesie, welche sie fodert, so bezeichne ich als solche das Idyll und den komischen Roman.

Das Idyll ist keine Blume unserer Heimat; der fremde Name kündigt das schon an. Salomon Gessner und seine Freunde ließen es spielen in einer Welt, der wir nicht bloß nicht angehören, sondern für deren ganz fremdes Wesen und Art das unsere gar keine Analogie darbietet; dieses altkluge, verliebte, offene und doch prüde, faulenzende, wenn auch nicht ohnmächtige, doch kraftlose Leben, diese absurde Combination von Cultur und Uncultur gehört wirklich zu dem Unerträglichsten, was man sich vorstellen kann. Da sind wir Deutschen nun einmal wieder ungerecht genug gegen uns selbst, daß wir uns geberden, als wäre der gute Gessner unser rechter Idyllendichter, während doch die eigentlich wahren deutschen Idyllendichter Joh. Heinr. Voss und Jean Paul sind. Voss, dessen Genius kühn der Sonnenhöhe des Homer, des Pindar, des Shakespeare entgegenzog, hatte zufolge der rein menschlichen Anlage seines Gemüths für die Natur, als den Grund des Lebens, und für das Leben derjenigen Menschen, die von der Natur am wenigsten sich entfremdet haben, ein so klares Auge und ein so offenes Herz, daß seine Idyllen dem deutschen Volke wahrhaft angehören. Freilich fühle ich's recht wohl, daß Goethe mit seinem „Hermann und Dorothea“ der Voss'schen „Luise“ den Rang nicht bloß streitig macht, sondern in der Rücksicht vielleicht sogar abgewinnt, daß in der Goethe'schen Dichtung das Dramatische vorwiegt, während die „Luise“ vermöge ihres Gegenstandes mehr Einfachheit fodert, eine Einfachheit, welche allerdings bisweilen in Breite überzugehen scheint. Nichtsdestoweniger gehört die „Luise“ unserm

Volke näher an als „Hermann und Dorothea“, und ich nenne deshalb Voss unter unsern Idyllendichtern als den ersten. Jean Paul's Idyllen konnten nicht in gleicher Weise Eigenthum unsers Volkes im allgemeinsten Sinne des Wortes werden, wenngleich fast alle seine Werke eine idyllische Folie haben, sodas in alle seine größern Dichtungen Idyllen verwebt sind, wie Träume seiner Jugend, oder wie Erinnerungen seiner Vergangenheit, wie Sterne seiner Gegenwart. Was unsere neuere deutsche Literatur an Idyllen aufzuweisen hat, das erscheint meistens als Nachahmung oder Copie unsers Voss; man erinnere sich nur an „Dannchen und ihre Küchlein“ von Eberhard, und man lese die neuesten Dichtungen von Franz Dingelstedt, welche einen Theil haben, in welchem der Dichter das Vollglück in der Beschränkung darzustellen sich bemüht; allein das predigende Raisonnement der Mutter, das altkluge Geprache und Gerede der Kinder, ein gewisses, ich weiß es nicht anders zu nennen als mystisch-katholisches Colorit macht das Ganze zu einer höchst wenig ansprechenden Leistung.

Wenngleich nun die Gegenwart noch nicht den Namen irgend eines bedeutenden Idyllendichters nennt, so behaupte ich doch, daß unsere Gegenwart zum Idyll hindrängt. Freilich habe ich zu dieser Behauptung nicht den Grund, daß ein viel genannter Autor seine „Seraphine“ ein quasi-idyllisches Gedicht genannt zu sehen wünscht; auch nicht den, daß die Freunde eines andern talentvollen Schriftstellers es beklagen, daß derselbe in seinem „Stücke“ den Pfad der unbezahlbaren Reisenovellistik verlassen und sich in die niedere Sphäre des Idyllenartigen geworfen habe; sondern ich nehme den Grund für meine Behauptung, daß die Gegenwart das Idyll fodere, daraus her, daß wir in einer Zeit stehen, in der wir überschwemmt werden mit sogenannten poetischen Erzeugnissen, für die wir gar keine Organe und Sinne haben; in einer Zeit, wo wir das Fabelhafte und Absurdeste bewundern, wenn es nur aus dem Salon ist; in einer Zeit, wo wir dem Menschen mit gesundem Geschmack, der frei ist von literarischem Parteilinteresse, nur sehr Weniges und Einzelnes anzubieten haben; in einer Zeit, wo schon Viele, bloß weil unsere Gegenwart an wahrhaft Schönem so arm ist, innerlich und äußerlich mit der Literatur total zerfallen sind: in dieser Zeit, wo historische, politische, sociale, speculative Fragen das Gemüth des Einzelnen, der der Gegenwart wie ein Lebendiger angehört, beunruhigen und quälen, da müßte nothwendig das Idyll mit seiner Stille, mit seinen sanften Farben, mit seinen milden Tönen sich wohlthuend an das Herz des Menschen legen und den Frieden ahnen lassen, welchen die Gegenwart nur durch den männlichsten Kampf sich gewinnen und sichern kann. Und als einen Erfahrungsbeweis für diese meine Behauptung mache ich insonderheit das geltend, daß unter uns die orientalischen Poesien so viel Anklang finden. Allerdings weiß ich wohl, daß Viele, bloß weil es guter Ton ist, diese Dichtungen lesen; Viele loben sie bloß deshalb, weil sie nichts darüber zu sagen wissen, Viele, weil sie allem

Fremden applaudiren; nichtdestoweniger haben Manche, denen die schöne Literatur eine Angelegenheit ihres Herzens und ihres Lebens ist, sich, so zu sagen, recht hineingelegt in diese Dichtungen, nicht weil, sondern obgleich sie fremde sind. Es liegt aber in dieser Poesie etwas Kolossales, das uns stumm macht und gebietet, daß wir ernst und schweigend unsern Schatten hinziehen sehen unter dem Riesenbaue der Tempel, Pyramiden und Paläste. Jedoch nicht dies Kolossale, sondern das Idyllische in diesen Dichtungen ist es, was uns lockt, fesselt, mit unnennbarer Gewalt in ihrem Zauber gefangen hält. Wenn aber schon diese Erfahrung uns zeigt, daß wirklich das Idyllische Anklang unter uns findet, so bin ich überzeugt, daß in poetischen Gemüthern dies Bewußtsein mehr und mehr Gestalt gewinnen und im Schaffen idyllischer Poesien sich kundgeben wird.

(Der Beschluß folgt.)

Voyage en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne, par M. Valery. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 257.)

Man kann nicht wohl über Corsica schreiben, ohne des außerordentlichen Mannes zu erwähnen, den Frankreich dieser Insel verbannt. Hr. Valery besuchte das Haus, in welchem Napoleon Bonaparte zur Welt kam. Sein Tauffchein gibt als dessen Geburtstag den 15. Aug. 1769 an. Derselbe setzt somit seine Eigenschaft als Franzose außer Zweifel und widerlegt die Acte seiner Verheirathung zu Paris, worin er, vielleicht aus Artigkeit gegen seine Gemahlin, die älter als er war, sich um ein Jahr älter macht. Bonaparte's älterliches Haus zu Ajaccio nun ist mit Ausnahme eines Stockwerks, um das es erhöht wurde, seitdem wenig verändert worden und deutet auf die Wohnung einer wohlbemittelten Familie hin. Dies Haus wurde 1793 von den gegen die Republik feindlich gesinnten Bauern geplündert, welche die Engländer ausgewiegt hatten und die nach der Flucht von Mad. Lätitia und ihren Kindern zur Stadt herbeieilten, während Napoleon zu Bastia war. Das Haus des erbittertesten Feindes, den England gehabt, diente damals zu einer englischen Caserne und würde sogar niedergebrannt worden sein, hätte man nicht besorgt, die benachbarten Häuser, die wohlgesinnten Personen angehörten, mit in Gefahr zu setzen. Ein schönes Bild Napoleons in kaiserlicher Ornat, von Gérard, befindet sich in dem Salon vor dem Schlafzimmer. In diesem Salon kam Napoleon zur Welt, wie Mad. Lätitia es späterhin einem Amerikaner in Rom erzählte. Es war am Tage vor Maria Himmelfahrt, wo sich dieselbe grade in der Kirche befand, als sie die ersten Geburtswehen fühlte. Sie eilte sogleich hinaus; ein Stuger von Ajaccio, der ihr begegnete, glaubte ihr eine Artigkeit über den außerordentlichen Glanz ihrer Gesichtsfarbe und das Feuer ihrer Augen sagen zu müssen; sie hatte nur noch so viel Zeit, ihr Haus zu erreichen, und kam auf dem Canapé nieder. Die Angabe, der Salon sei mit einer Tapete ausgeschlagen gewesen, worauf die Thaten der Helden der „Itade“ dargestellt, erklärt Hr. V. für ein Märchen, das zwar oft wiederholt worden, allein nur von Erfahrenden wunderbarer Geschichten herrühre. Das ziemlich dunkle Schlafzimmer mit einem einzigen Fenster habe, bemerkt derselbe, etwas Geheimnisvolles an sich. Als es Hr. V. besuchte, war Alles darin durcheinander geworfen, da man mit dessen Reinigung beschäftigt war, um den Pfarrer zu empfangen, der, einem in Corsica angenommenen italienischen Gebrauche zufolge, regelmäßig das Haus zu Ostern einsegnet. Man zeigt noch in Ajaccio das Haus der Amme Napoleons, Saveria, Gattin eines corsischen



Stemans. Im Palaste der kaiserlichen Mutter selbst beehrt sie die Leidenschaftlichkeit ihrer Insel bei, ihr italienisches Kaiserreich und ihren Abscheu vor den Franzosen. Vor einigen Jahren lebte sie noch in Rom. Sie war fürchterlich häßlich, aber noch vollkommen bei Verstande und beherrschte, wiewol schon eine Achtzigjährige, das ganze Haus von Mad. Cäcilia. Fr. B. misbilligt, daß man seit der Julirevolution die Namen einiger Straßen und öffentlichen Plätze zu Naccio neuerdings verändert und sie nach Mitgliedern der Familie Bonaparte benannt habe. „Denn“, sagt er, „erinnert man sich an all das Gute, was in Corsica unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. und selbst während einiger Jahre der Restauration geschah, und erwägt man, daß selbst nach dem Eingeständnisse der vielen Corser, die zu urtheilen vermögen, jene Zeiten die besten für die Insel waren, so erscheint jene Namensveränderung ebenso einseitig als undankbar.“

Verlassen wir nun mit Frn. B. Napoleon's Geburtsstätte, um ihn nach Giba, dem einstmaligen Wohnsitz des Helven, zu begleiten. Hier wurden, berichtet er uns, die beiden ehemaligen Quartiere des Geniecorps und der Artillerie, durch einen Salon miteinander verbunden, Napoleon's Kaiserpalast. Eine Alzianalée wurde auf dem ehemaligen Walle, der in einen Garten umgewandelt worden, angepflanzt. Auch eine Pumpeneiserne ist sein Werk. Man erkennt, bemerkt unser Reisender, in der neuen, freilich nur ephemeren Wohnung den Geist und die Gewohnheiten des Herrn und alle seine Sorge für die materiellen Bedürfnisse des Lebens, wiewol ohne jenen Spharritismus, der die kaiserlichen Residenzen auszeichnete. Eine für den Fall eines feindlichen Einbruchs angebrachte Hintertür deutet auf die Wechsel jenes Glücks hin, das so lange Andere bedrohte und zuletzt für sein eignes Obdach zu fürchten ihn nöthigte. In den Gemächern und besonders in dem Vorzimmer des Schlafgemachs gewahrt man einige Kupferstiche aus der „Description de l'Egypte“, als Erinnerungen einer Zeit der Jugend, des Ruhms und der Hoffnung des gestürzten Bewohners. In dem Cabinet ist der Schreibtisch von Mahagoni an der nämlichen Stelle verblieben; er dient dem gegenwärtigen Gouverneur der Insel zum Gebrauch, den das Kreuz der Ehrenlegion schmückt, und der früher, wo er in den Reihen der französischen Armee diente, wol nicht ahnen mochte, daß er einstens an dem Schreibtische des Kaisers Befehle unterzeichnen würde. Drei Meilen von Porto-Ferrajo liegt St.-Martin, Napoleon's Villa. Porto-Ferrajo, das Meer, die Schiffe, die Berge gewähren eine höchst angenehme Aussicht. Das kleine, aber sehr gut eingetheilte Haus hat auf der einen Seite nur ein und auf der andern Seite zwei Stockwerke. Der Speisesaal ist ägyptisch verziert; auf dem Kamine stehen noch die Marmorbüsten der Prinzessin Elisa Bacciochi und ihres Gemahls. Auf der Terrasse vor dem Hause befinden sich einige Orangenbäume, die Napoleon pflanzte; ein Springbrunnen mit vortrefflichem Wasser wurde von ihm ausgebessert und beinahe ganz neu hergestellt. Napoleon's Palast zu Portofungone, nahe bei der Citabelle, liegt fast ganz in Trümmern. Alle Bauten auf der Insel Giba tragen das Gepräge einer gewissen Thätigkeit im Kleinen. Der Verf. sah bei seinem ehemaligem Verwalter, einem wohlhabenden Gutsbesitzer zu Posolungo, Ausgabenanschläge zum Besten von 100 Thalern mit den von Napoleon's eigener Hand darunter gekritzelten Worten: „Genehmigt, sobald als möglich auszuführen.“

Aus vorstehenden Anführungen erhellt, glauben wir, daß Frn. B.'s Reiseswerk in vielen Stücken belehrend, überall aber unterhaltend ist. Vielen andern Reisenden kann man den Vorwurf zu großer Weitläufigkeit in ihren Beschreibungen und Erzählungen machen; ihn dagegen dürfte vielmehr der Tadel allzu großer Kürze treffen, zumal in geschichtlicher Hinsicht, wenn man erwägt, daß Corsica in diesem Betreff nur wenig bekannt ist. So berührt derselbe nur ganz flüchtig und gleichsam im Vorbeigehen die außerordentlichen Männer, die Corsica hervor-

gebracht, und flachelt vielmehr das Verlangen, mehr über sie zu erfahren, auf, als daß er die Neubegier des Lesers befriedigen sollte. Diese wird sogar noch um so stärker erregt, als der Reisende sorgfältig alle örtlichen Überlieferungen berichtet, die er über jene Männer einsammelte, und somit recht eigentlich den Wunsch erweckt, mit ihnen näher bekannt zu werden. Man möchte auch noch Frn. B. beargwöhnen, er verrathe zu viel Parteilichkeit für Napoleon; indeß gibt er an mehr als einem Orte zu, es habe dieser weniger als die Bourbons vor und selbst nach der Restauration für die Insel gethan. Zum Schluß unseres Berichts mag nun noch, um anzudeuten, was die Corser selbst von ihrem berühmten Landsmanne hielten, folgende Anekdote hier eine Stelle finden. „Ja“, sagte zu Frn. B. ein Corsier, nämlich in Contumaz, mit dem sich derselbe in ein Gespräch einließ, „Bonaparte hat uns nur Übeles gethan; allein er hat uns Ehre gemacht.“ 13.

### Literarische Notizen.

Shakespeare's Sonette sind unter dem Titel: „Shakespeare's autobiographical poems“, von G. A. Brown in London herausgegeben worden und zwar so geordnet und beleuchtet, daß sie, wie die Ankündigung sagt, einen unschätzbaren Schlüssel zur Biographie und Charakteristik des Dichters bilden. Allerdings sind diese Sonette wichtig als Beiträge zur Kenntniß von Shakespeare's Lebens- und Gemüthszuständen, obgleich manche von ihnen ebenso viele neue Räthsel als Auflösungen alter sind. Auch Regis, der deutsche Uebersetzer der Shakespeare'schen Sonette, hat über ihren Inhalt Untersuchungen angestellt, welche auf des Dichters Lebenslauf Bezug haben, und erst neuerdings hat Kühne in seinen „Männlichen und weiblichen Charakteren“ Betrachtungen über den Zusammenhang dieser Sonette mit manchen Lebensumständen Shakespeare's angestellt.

Neuerdings erschien: „The curate of Steinholt: a tale of Iceland.“ Die englischen Journale, „Bell's Messenger“, „Metropolitan conservative journal“, das „Athenaeum“, die „Exeter gazette“, sind im Lobe des Buches einstimmig; sie rühmen die treue und lebendige Schilderung der isländischen Sitten und der winterlichen Natur jenes romantischen Eilands. Räuber, welche Höhlen bewohnen, dann Pestilenz und Erdbeben, die ein Visionnair im Traume einer langen Winternacht voraussehe, und eine zarte Liebesgeschichte bilden den meisterhaft verarbeiteten Stoff dieses anziehenden und lehrreichen Buches. Auch die edle und gedankenreiche, herzlich natürliche Sprache wird gerühmt.

Eines der wichtigsten Documente ist die Sammlung der Reden Lord Brougham's, des unermülich thätigen und gewaltigen Parlamentsredners, auf die man schon längere Zeit gespannt war. Der Titel lautet: „The speeches of Henry, Lord Brougham, at the bar and in parliament, from 1810 to 1833, inclusive upon subjects connected with the liberties and improvement of the people.“ (Nebst Skizzen der berühmtesten Zeitgenossen Sr. Lordschaft, einer kritischen Abhandlung über die Vererbbarkeit der Aiten und Uebersetzungen aus griechischen und römischen Rednern. Unter unmittelbarer Oberaufsicht Sr. Lordschaft — under his Lordships immediate superintendance. 3 Bände. Edinburgh 1838.) Über die Wichtigkeit dieser Erscheinung dürfen wir wol keine Worte verlieren. Brougham steht in der Geschichte der Gegenwart unvergleichlich da und hat auf dem Gebiete seiner Thätigkeiten und Fähigkeiten keine Nebenbuhler. Eine sorgfältige Uebersetzung dieser Reden ins Deutsche wäre hochverdienstlich, obgleich die Kräfte unserer für das tägliche Bedürfnis arbeitenden Uebersetzer, wie sich von selbst versteht, hier nicht ausreichen würden. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 259.

16. September 1838.

### A u s s i c h t e n.

(Beschluß aus Nr. 258.)

Schon in dem Obigen haben wir gesagt, daß wir nächst dem Iphyl in unserer schönen Literatur den komischen Roman zu erwarten haben.

In der Romanliteratur hat wol keine Nation so Großes geleistet als die Deutschen; nicht weil sie die meisten Ritter-, Geister- und Räuberromane, oder weil sie die meisten Schelmen-, Schäfer-, Familien- und galanten Romane aufzuweisen hätten, sondern weil unter den Völkern, die wir kennen, schwerlich eines ein so tiefes Gefühl für das Keimnenschliche haben möchte als die Deutschen. Da aber der Roman das Keimnenschliche in jeder Beziehung darzustellen versucht, so darf ich deshalb sagen, der Roman ist ein Eigenthum der Deutschen. Gegenwärtig hat nun unter uns ein jedes Genre des Romans ein nicht geringes Publicum. Das sentimentale Genre hat es unter der Jugend männlichen und weiblichen Geschlechts, bei Haushälterinnen und Handwerkerweibern; selbst gebildete Frauen, wenn sie in der Ehe nicht das Vollglück des Lebens finden, oder während einer vielleicht nur vorübergehenden Inclination, lesen nichts lieber als sentimentale Romane. Der historische Roman wird den Gymnasialen von ihrem Director erlaubt; ein umsichtiger Pfarrer gibt ihn seiner heranblühenden Tochter, damit, wie er sagt, ihre Phantasie nicht irre geleitet werde; der Schönggeist macht an demselben seine historischen und antiquarischen Studien. Aber der komische Roman, der hat im Vergleich mit den genannten Arten nur ein kleines Publicum; und sowie im Volke allemal nur Wenige sind, die für denselben Geschmack haben, so sind es auch nur wenig Nationen, die denselben producirt haben. Die Franzosen haben mehr Poesie als Komik; zur Komik gehört ein tieferer Fonds des Gemüths; für die Komik fehlt den Franzosen der Ernst. Freilich haben sie komische Romane; aber die besten, von Lesage, sind Nachahmungen der spanischen. Viel Anlage für das Komische haben die Italiener, denn eigenthümlich gehören diesem Volke gewisse, in ihrer Komödie beständig wiederkehrende Personen, als der Pantalone, ein gutmüthiger, ewig verliebter und ewig geprellter Kaufmann; der Signore Dottore, ein langweiliger, selbstgefälliger Pedant; der Arlecchino, ein täppischer, verliebter, muthwilliger Diener, sammt sei-

nem feinern, mehr raffinirten Bruder, dem Scapino; diese alle sind wahre Volkscharaktere und deshalb Volkslieblinge; auch der Tartaglia, ein italienischer Er-mengt-sich-in-Alles, und der Brighella, der Thraße des Terentius, ein großprahlender Soldat, Beide sind Nationalitaliener und deshalb ihrem Charakter im Laufe der Jahrhunderte unverändert treu geblieben. Die Komik der Italiener ist aber nicht bloß einseitige Nationalkomik, sondern die Komik des Carlo Goldoni namentlich hat sich so sehr vom Vorherrschenden des Nationalen befreit, daß mehrere seiner Stücke selbst auf deutschen Bühnen in Uebersetzung sich erhalten haben; die bekanntesten sind: „Der Diener zweier Herren“, „Der Lügner“, „Der Schwäger“. Was aber den komischen Roman betrifft, so haben die Italiener, ungeachtet Boccaccio uns in seinen Novellen viel Schönes hinterlassen hat, darin viel weniger geleistet als die Spanier. Das ist uns aber um so auffallender, da wir uns vorzustellen pflegen, daß die Spanier sich vor lauter Grandezza das Lachen kaum erlauben. Freilich ist Spanien ein Land der Poesie; die spanische Sprache, bei ihrem Uebersusse an reinen, volltönenden Vocalen, kommt der Poesie zu Hülfe, und die reiche Natur, die süßliche Färbung des Himmels und der Phantasie öffnet Brust und Herz der Poesie. Wenngleich nun im eigentlichen romanzo die spanische Poesie am meisten Ruhm verdient, so werden doch durch die Namen von Miguel de Madrid, Garcilaso de la Vega, Calderon de la Barca, Francesco de Quevedo Villegas, Lope de Vega die übrigen Dichtungsarten repräsentirt. Indes durch die ganze Geschichte der spanischen schönen Literatur zieht sich der komische Roman. Schon der berühmte Staatsmann Diego de Mendoza schrieb den „Lazarillo de Tormes“ (aus dem Spanischen Uebersetzt von Keil, Gotha 1810), welcher noch jetzt in Spanien viel gelesen wird; bekannter noch als dieser, insonderheit im Auslande, ist der „Don Quixote“ des unsterblichen Cervantes. Vorbereitet war derselbe durch eine endlose Menge von sogenannten Schelmenromanen; der beste aber ist er selbst, weil er eigentlich nicht nur das spanische Leben, sondern das Leben überhaupt in seinen Thorheiten, Absurditäten und Verkehrtheiten im Lichte des Komischen darstellt.

Indes diejenigen Nationen, deren komischer Roman das menschliche Gefühl in uns am meisten anspricht,

das sind die Engländer und die Deutschen. Freilich ist der letzte Grund, in dem das Entstehen des komischen Romans liegt, ein entgegengesetzter bei uns und bei den Engländern. Die Engländer neigen zur Komik überhaupt hin, sofern in derselben eine Erhebung über des Lebens kleinliche Sorge und Noth, eine Erhebung über die niedrigen Interessen liegt, eine Erhebung, welche ihren Grund im Gefühle des Selbst und in dem gesicherten Zustande der Gegenwart hat. Allein bei uns Deutschen tritt die Komik bloß auf wie ein Gegengewicht, wie ein Rachegeiß für den Druck, für die Pein und den Drang beengender Verhältnisse im Äußern wie im Innern. Ich meine überhaupt, dem Deutschen ist das Leben nicht leicht genug; wir beherrschen die Gegenwart und deren Gewalten nicht genug; auch die äußere Natur und deren strenge Potenzen sind uns mehr zum Grauen als zur Freude. Wir blättern die Erinnerung der ältesten deutschen Vergangenheit durch, aber wir finden nirgend eine Anlage zur Komik, selbst die heitern Züge sind selten; die alten Eichenwälder stehen so ernst und unbewegt vor unserm Augen, so ernsthaft starren die alten Germanen aus ihren Thierfellen uns an, so feierlich und stumm sind ihre Feste, daß wir glauben möchten, der Ernst sei ihre Freude und Stummsein ihr Lächeln. Wenn man aber sagen wollte, daß doch das Mittelalter seine Scherze und seine Komik gehabt habe, so scheint mir der Scherz, wenn er gar zu durchfallender Platttheit wird, immer nur ein berber durchdringender Ernst zu sein. Und jene Narren- und Eselsfeste, an denen das ganze Volk einen lebhaften Antheil mag genommen haben, sind so wenig wie die Hofnarren deutschen Ursprunges; und gesetzt, sie wären es, so sind dieselben keineswegs reine Producte der Komik, sondern machen sich bloß geltend als entfesselte Natur, die für einen Augenblick die eiserne Kette des Zwanges zerbricht. Nun könnte man vielleicht sagen, ich mache es durch meine eben ausgesprochene Behauptung unerklärlich, wie die Deutschen überhaupt komische Producte origineller Art besitzen können; indeß wir Deutschen besitzen ein Hauptelement der Komik, ein Element, das nicht bloß in Schwaben, oder in Kapuzinerpredigten, oder in Nürnberg, oder in den Sprüchen der Handwerkerliden gefunden wird, sondern das ein wahres Eigenthum unsers Volks ist — den Witz. So oft wir in beschränktem Verhältnisse, im Drucke des Lebens, in der Bedrängniß naher Interessen leben, freuen wir uns dieses Vorzuges mit größerem Rechte; es ist ein niederschlagendes Pulver bei Congestionen, ein kühlender Umschlag, wenn die Glieder unter Ketten wund geworden sind, ein Blitz, der einer schwer schwangern Wolke eine leichte Entladung gibt. Wenn ich freilich dem Ursprunge unsers komischen Romans auf historischem Wege nachgehe, so komme ich leicht zu der Überzeugung, daß die Engländer uns darin Vorbilder gewesen sind, mit der Beschränkung, daß die Deutschen immer mehr Humoristen als Komiker sind. Es gibt sich aber dieser Ursprung insonderheit in dem eigenthümlichen Tone oder Vortrage kund, und es ist wirklich recht auffallend, wie sich dieser

von Fielding und Sterne insonderheit auf Hippel und Jean Paul übertragen hat. Merkwürdig genug ist es, daß Jean Paul, der dem unbefangenen Gefühle jedenfalls für originell gelten wird, in seinen „Grönländischen Proceßsen“ selbst in den Vergleichen, die er wählt, die Engländer so sehr nachahmt, daß er in seinen letzten Jahren mißbilligend dieser Unart Erwähnung thut. Mit richtigem Gefühle hat aber unser deutscher Dichter jene englische Weitläufigkeit und unfruchtbare Redseligkeit vermieden, eine Weitschweifigkeit, die bei Fielding nicht selten unerträglich wird. Wie tief aber der Einfluß der Engländer auf unsern komischen Roman sein müsse, das sieht man wieder an Guskow's „Blasew und seine Söhne“, indem Jeder, der die Engländer kennt, wenn gleich er kein Recht hat zu sagen, daß sie nachgeahmt sind, doch sagen muß, daß Manier, Vortrag, Ton einen ähnlichen Totaleindruck geben wie die derartigen Werke Jener. Freilich kann dies Buch, obwohl der erste Theil, der bis jetzt nur erschienen ist, viele echt komische Situationen enthält, den Namen eines komischen Romans deshalb nicht verdienen, weil ein Mann, der, wie der Held dieser Geschichte, Blasew, seine Carrière oder sein Leben gänzlich verfehlt hat, ein Mann, der das einseht und eigentl. betrauert, eine höchst tragische, aber keineswegs eine komische Person ist; gar nicht zu erwähnen, daß ein charakteristisches Merkmal des Komischen das Ungefundene, das sich von selbst Darbietende ist, während Vater Blasew sich absichtlich recht abnorm und originell zeigen will, in der Art, daß seine Abnormität und Originalität in den Capiteln, wo er über die dereinstige Lebenscarrière seiner Söhne verfügt, fast zur Tollheit und Raserei sich verirrt.

Wie dem auch sei, mögen auch die Engländer uns Vorbilder unserer komischen Romane gewesen sein, so glaube ich doch, wir haben Ursache, uns der unferigen zu freuen; und ich glaube, wir haben grade jetzt Aussicht auf neue Erscheinungen in diesem Genre. Denn wenn gleich die Zeit des komischen Romans sein kann eine Zeit der unterdrückten Wahrheit, Kraft und Freiheit, der erhobenen Lüge und der gepriesenen Schwachheit, eine Zeit des Ultraismus in jeglicher Bedeutung des Wortes, so ist dieselbe doch keineswegs eine arme, nicht arm an Talent, an Kraft, an Charakteren, an Bestrebungen, an Hoffnungen. Wenn nun aber in unserer Gegenwart Spuren von solchen Elementen zu finden sind, wenn die Vergangenheit reich genug war, unter ähnlichen Umständen einen „Stiegfried von Lindenberg“ zu produciren, ja, wenn im gegenwärtigen Augenblicke selbst Spanien Kraft genug hat, einen komischen Roman, der die Tollheit des Radicalismus darstellt, hervorzubringen\*), so möchte unsere deutsche Gegenwart reich genug sein, im modernen Geschmacke komische Romane zu dichten.

\*) Don Quijote del siglo XVIII aplicado al XIX, o historia de la vida y hechos, aventuras y facañias de Mr. Legrand, héroe filosofo moderno, caballero andante, prevaricador y reformador de todo el género humano etc., por Francisco Seneriz.

Wenn wir den Vater Blafedow als Vorboten dieser neuen Epoche begrüßen, so glauben wir, er kann stolz darauf sein.

75.

Der Staatsdienst in Preußen, ein Beitrag zum deutschen Staatsrecht von **Clemens Theodor Perthes**. Hamburg, F. Perthes. 1838. Gr. 8. 18 Gr.

Wir können die vorstehende Schrift nicht aus den Händen legen, ohne den vortheilhaften Eindruck gegen das Publicum auszusprechen, welchen dieselbe auf uns gemacht hat. Die dargelegte Gesinnung ist gut, rechtlich und brav; sie ist christlich, ohne im entferntesten frömmelnd zu sein. An Material könnte vielleicht etwas mehr beigebracht sein, wenn der Hr. Verf. ein gelehrtes-erschöpfendes, mit dem ganzen Apparate ausgerüstetes und nicht ein lesbare und genießbares Buch hätte schreiben wollen. Die Auswahl des Wichtigern und Interessanteren scheint uns sehr zweckmäßig. Die Anordnung ist höchst einfach: Einleitung, Natur des Staatsdienstes, Entstehung des Staatsdienstes, von den rechtlichen Verhältnissen während des Staatsdienstes, Ende des Staatsdienstes. Der Hr. Verf. hat ein sehr schönes Talent für Politik und Jurisprudenz, für erstere vielleicht noch mehr als für letztere; er hat eine schöne Gabe der klaren, leichten, fließenden, angenehmen Darstellung, weder zu concis noch zu breit. Er hat daneben die Anlage zum Geschäftsmann, und mag er nun den Geschäften oder der Gelehrsamkeit sich hauptsächlich zuwenden, so wird sein Name, in welchem deutschen Staatskalender derselbe auch stehen mag, gewiß vereint mit vorzüglicher Achtung genannt werden.

Es ist nichts Geringes, schon in der Jugend auf geschäftsmäßige Weise über einen so schwierigen Gegenstand ein gutes Buch zu schreiben. Das Buch ist unbefangen, offen, frei und im besten Sinne monarchisch und freisinnig zugleich, nirgend unehrverbieht oder unerschweiden. Man findet allenthalben den Mann von guter Erziehung und Bildung. Die Arbeit, welche der Staat durch seine Officianten verrichten läßt, die sogenannten öffentlichen Geschäfte, die Organisation der Behörden und der Staatskalender, das Dienstverhältnis der einzelnen Officianten zu dem Oberhaupt des Staats, zu den öffentlichen Behörden und zu des Staates Arbeit hängen auf das genaueste zusammen. Das eigentliche Dienstverhältnis der Officianten als einer Gesamtheit, als einer besondern Classe der Staatsbürger, Alles, was der Dienstcontract voraussetzt und bedingt, was daraus folgt für Staat und Officianten an gegenseitigen Pflichten, Lasten und Vortheilen, nennt man den Staatsdienst. Über diesen letzten Theil der gesammten Masse hat der Hr. Verf. in der vorliegenden Schrift nach deren Titel und Inhalt allein gehandelt. Das Verhältniß des Priesters und des Soldaten sind außerdem ausgeschlossen.

Ein sehr wichtiger Gegenstand grade in der jetzigen Zeit, wo bei dem Schwanken und dem Hin- und Herreisen aller Verhältnisse es in Deutschland vorzüglich grade mit darum sich handelt, wie der Staatskalender der Regierung und dem Volke gegenüber gestellt werden soll, und grade diese Frage die Bewegungen mit hervorbringt, deren Zeugen wir waren, sind und auch fernerhin noch sein werden. Was wollte aus Deutschland werden, wenn die deutschen Staatskalender nicht in das naturgemäße Verhältniß zu den Regierungen und dem Volke gestellt, wenn sie nicht in ihrem Innern gehörig organisiert und von einem guten Geiste befeuert wären, oder, soweit sie etwa nach dieser oder jener Seite hier oder da es noch nicht hinlänglich sind, eventualiter die etwaigen Misverhältnisse abgestellt würden? **W**as dann ginge es nimmermehr gut!

Das Buch handelt also von dem persönlichen Verhältniß der Staatsdiener, dem Staate, der Regierung, dem Landesherrn gegenüber, vom Staatsdienste und zwar in Preußen. Aber auch die Inassen der übrigen deutschen Staatskalender werden dies Buch mit Nutzen und mit Vergnügen lesen

zur Vergleichung und Beherzigung. Denn freilich sind die Bestimmungen über den Staatsdienst im Preussischen in mancher Hinsicht verschieden von den Vorschriften in den andern deutschen Staaten. Aber allenthalben ist es doch dieselbe gute naive deutsche Nation, dieselbe Civilisation, derselbe Bedürfnis für die Geschäfte und das Leben, welche sich in den deutschen Staatskalendern und Dienstordnungen offenbaren. Nur daß, was in dem einen Staate bloß traditionell factisch besteht, in dem andern zum Gesetz erhoben ist, z. B. das Verhältniß des Adels (S. 75—77). Im Grunde ist es noch immer die alte deutsche Dienstpragmatik, wie solche vorzüglich seit dem dreißigjährigen Kriege sich gebildet hat, nur modificirt in den größten Staaten durch die Richtungen von Joseph II. und Friedrich dem Großen, und was uns die Franzosen seit 1789 brachten. Diese Hauptschlüssel schließen auch hier fast Alles auf. Jeder deutsche Dienstmann erkennt sich also auch unter dem Prisma des preussischen Staatsdienstes im Wesentlichen wieder, und wird hier und da auch gern die verschiedene Farbenbrechung beobachten. Und der preussische Staatskalender und dessen Dienstpragmatik haben zum Theil schon einen erheblichen Einfluß auf einige andere deutsche Staatskalender und Dienstpragmatiken gehabt und mögen solchen Einfluß auch fernerhin noch leichtlich üben. Auch ist das Büchlein überhaupt jedem gebildeten deutschen Manne zugänglich, und er wird gut thun, wenn er einmal einige Stunden daran setzt, um auf die leichteste und angenehmste Weise systematisch sich darüber zu orientiren, was für ein wunderliches Wesen denn doch ein deutscher Dienstmann ist; man möchte ihn fast eine Quadratwurzel aus „Werther's Leiden und Freuden“ nennen, weshalb auch so Viele in der jetzigen langen Quarantaine und schwülen Atmosphäre und bei der Collision der Arbeiten und der Pflichten entweder zur Pistole oder zu einer reichen, schönen, jungen Ehefrau greifen. Die Letztern haben offenbar das bessere Theil erwählt, wenn die Erbtöchter grade eben jetzt nur nicht so selten und zuweilen hinsichtlich der Wandelbarkeit der Moden so prätentios wären, daß sie in der Ehe doch mehr kosten als einbringen.

Fast müßte Recensent die Empfehlung des Buches an das große deutsche Publicum wieder zurücknehmen, indem er erst bei der Conspirirung der Recension gewahr wird, daß der Titel den bedenklichen Zusatz führt: „ein Beitrag zum deutschen Staatsrecht“. Das deutsche Staatsrecht, das deutsche Recht überhaupt erschienen dem Recensenten von jeher als eine Art von Quadratur des Circels oder als eine chambre introuvable, bei deren bloßer Erwähnung dem Recensenten der Mund grade nicht eben voll Wasser, doch immer voll Ironie trat, und wobei er sich auch wol an das Goethe'sche Motto erinnerte: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!“ Diese Zeit, in welcher Wind und Wetter das Regiment haben, bildet überall kein festes Recht, mithin kein eigentliches Recht, am wenigsten ein öffentliches Recht. Recensent pflegt also immer, wenn er das Wort: deutsches Recht, hört oder liest, in Gedanken das Wörterlein: angeblich, oder vermeintlich, einzuschalten. Indes ist es auch hier in diesem Buche nicht so übermäßig genau mit dem „Rechte“ gemeint, daß nicht auch ein jeder Laie es verstehen könnte, und das Buch enthält, vorzüglich in der ersten Hälfte, neben dem Rechte ein gut Theil Geschichte und Politik, wodurch denn das Recht bekanntlich erst genießt und nutzbar wird. Am Ende des Buchs, im vierten Abschnitt, wo es sich vom Ende des Staatsdienstes handelt, vom Tode, Entfagung, Cassation, Pensionirung, und wie die übrigen traurigen Todesarten des Staatsdienstes mehr heißen mögen, streckt der Hr. Verf. die eigentlichen juristischen Griffe (griffea) freilich etwas bedeutender aus, und man sieht mit Vergnügen, daß er sie recht tüchtig zu gebrauchen weiß.

In welchem Geiste der Hr. Verf. seinen Gegenstand behandelt hat, das ergibt (S. 20—21) der Schluß der Einleitung am besten, der zugleich als eine Probe seiner leichten fließenden Darstellung dienen mag.

„Was aber Jahrhunderte allmählig zur Entwicklung ge-

bracht und in das Leben eingeführt haben, das darf die Gegenwart nicht zertrümmern und etwas beliebig Anderes an dessen Stelle setzen wollen. Der Versuch, den Staat, wie ihn die Macht der unter Gottes Leitung geschehenen Begebenheiten in das Bewußtsein unserer Zeit gebracht hat, zu vernichten und statt seiner eine Masse Einzelner hinzustellen, die in verschiedenartigen Abhängigkeitsverhältnissen von dem Könige, als einem reichen Privatmanne, stehen, dieser Versuch kann nur aus einer durch und durch revolutionären Gesinnung hervorgehen, deren Charakter recht eigentlich in der Absicht liegt, an die Stelle dessen, was die Geschichte gebildet hat, ein Hirngespinnst zu setzen."

"So wenig die Natur des gegenwärtigen Staates zertrümmert werden kann, ebenso wenig kann sie unberücksichtigt bleiben; ihre geistige Gewalt spottet der ohnmächtigen Versuche, sie zu übersehen. Es bleibt nichts übrig, als den Staat so anzuerkennen, wie ihn der Gang der Begebenheiten unabwehrlich gebildet hat. Aber dieses Anerkenntniß allein genügt nicht. Den Staat in dem Bestehenden festhalten, ihm Stillstand gebieten zu wollen, wäre sein Lob. Wollte man seine bisherige Entwicklung zwar anerkennen, aber die künftige in eine andere Bahn werfen, so wäre der Zwiespalt in seinem Wesen gesetzlich eingerichtet, und die Auflösung würde nicht ferne sein. Es kann die künftige Fortbildung des Staates nur geschehen, wenn festgehalten wird, daß er als Ganzes, als Staat ein Dasein habe. Von diesem Gesichtspunkte aus ist, wie jede öffentliche Einrichtung, so auch der Staatsdienst zu betrachten; von diesem Gesichtspunkte aus soll nun die Darstellung der Natur des Staatsdienstes, seiner Entstehung, des rechtlichen Verhältnisses während seines Bestehens und seiner Beendigung versucht werden."

Die obigen Grundsätze sind auch unzweifelhaft für unsere Zeiten die richtigen, und es kommt dabei nur auf die richtige Praxis an. Allein bekanntlich: *praxis est multiplex!* Recensent könnte nun dem Publicum noch eine weitläufige Erörterung darüber vorlegen, in welchen Punkten er mit dem Hrn. Verf. einverstanden ist, und in welchen nicht; allein solche kleine gelehrte Zwiste gehören selten vor das Publicum, und Recensent behält die Erörterung der fraglichen Punkte für eine etwaige persönliche freundliche Conferenz in Bonn, Gotha oder Krahwinkel vor und will hier gleichsam nur die Standwörter der Materien zum künftigen freundschaftlichen Gespräche und zur Ausgleichung der Ansichten angeben. S. 1 fg., 7, 11, 25, 30, 52 fg., 75—77, 79, 81, 93 fg., 116, 123, 129, 134—39. Wir wollen nur noch diese allgemeine Bemerkung in aller so sehr gewöhnlichen Weisheit des Alters, aber auch mit aller Bescheidenheit hinzufügen, daß, wenn der Hr. Verf. in einer oder der andern Gariere bereinst den ganzen preussischen Staatsdienst, wie wir hoffen, glücklich durchlaufen haben wird, er wahrscheinlich über Manches anders urtheilen wird als jetzt. Der Preußen und seinem Staatsdienste völlige Gerechtigkeit widerfahren lassen will, der muß die ganz exceptionelle Lage mit in Betracht ziehen, in welcher sich dasselbe befindet, welche eine durchaus militärische Haltung und ein strenges Regiment wenigstens für die Zeit der Krise, in welcher sich Europa seit der französischen Revolution befindet, notwendig macht. Die *salus publica* muß hier die *suprema lex* in jeder Hinsicht auch für den Staatsdienst sein. Auch in der Civilpartie muß der Staatskalendar eine halb militärische Haltung haben. Auf keine Weise darf Preußen jetzt zur Zeit seine civilmilitärische Disciplin erschaffen lassen. Dazu gehört freilich nicht, „daß die Räte an Justizcollegien von Justizcommissarien weder Visiten annehmen, noch solche bei ihnen abstaten sollen“ (S. 107), noch die alljährliche regelmässige Einsendung der Conduitenlisten von Seiten der Vorgesetzten (S. 124), noch die Befugniß der Vorgesetzten, Beweise zu erteilen, wie es scheint auch in den höhern Collegien (S. 122). Recensent möchte wenigstens mit Niemanden auf der Richterbank sitzen, welcher die

Befugniß hätte, ihm eigentliche Beweise zu erteilen. Eingeschachtelte Beweise sind unvermeidlich, jeder Colleague erteilt solche dem andern, und der Director ist in dieser Hinsicht bekanntlich keine Gremier. Ein guter Director weiß sich auch ohne Beweise zu helfen, und wo diese, die eigentlichen, wiederholt und gründlich nötig sind, muß Pensionierung erfolgen. So lange noch, wie jetzt der Fall ist, der Geist unbedingter Treue und selbst zärtlicher, rührender Anhänglichkeit an den König und an das Land den preussischen Staatskalendar durchweht, der Geist der Ehre und der Berufspflicht, das Gefühl, daß man der Träger einer großen Bergangenheit und einer verhängnisvollen Zukunft ist, die frohe Bereitwilligkeit zur Hingebung und Aufopferung an König und Vaterland, welche eine solche ehrenvolle Aufgabe notwendig machen, so lange wird auch die preussische Regierung bei aller militärischen Haltung des Staatskalenders nicht nötig haben, zu solchen kleinen Hebeln ihre Zuflucht zu nehmen. Weiter reichen die deutschen Regierungen mit dem Worte unserer deutschen Vorfahren hinsichtlich der Gilden: daß sie so rein sein sollten wie die Erbsen, welche die Lauben ausgelesen hätten. Zu einem solchen Resultate führt freilich das Übermaß des Examinirens der Candidaten am wenigsten, dessen Schattenseite sich seit 30 Jahren hinlänglich zuerst in Watern kundgegeben und beschleunigt hat wie eine Bucherpfanne fast über ganz Deutschland verbreitet hat (S. 63 fg.). Nur das Geschäftsbücher examinirt, und die öffentliche Meinung ist der beste Kritiker. Der englische und französische Staatskalendar, obgleich fortwährend ein Spielball der Parteien, also außerordentlich in der Auswahl gehemmt und beschränkt, hat doch so gut als ohne Examina, aber gestützt auf jene obigen beiden Grundmaximen, sich für den gewöhnlichen Dienst als brauchbar und in Zeiten der Gefahr als elastisch und kräftig fast immer ausgewiesen. Aber unser Unglück in Deutschland ist ja grade dieses, daß wir außer den leipziger Refskatalogen eigentlich keine öffentlichen großen Schwimmpflege haben und uns in der zermietlichen Unmöglichkeit befinden, solche jetzt zur Zeit anzulegen. Indes auch ohne diese kann man wenigstens in den kleinern deutschen Staaten sich sehr leicht über die paar erheblichen Individuen, welche sie zu besorgen pflegen, orientiren. 111.

#### Literarische Notizen.

Zu den interessantesten in England neu erschienenen Büchern oder merkwürdigen Urtheilen über ältere zählen wir folgende: „Germany; the spirit of her history, literature, social condition, and national economy, by *Bisset Hawkins*“, ein Werk, von welchem ein Recensent im „*Athenaeum*“ sagt: es sei allerdings schätzbar, aber nur als Referat; es sehe mehr einem Inhaltsverzeichnis als einer Darstellung ähnlich; sonst sei keine Rubrik vergessen. Geschichte, Literatur, Klima, Bevölkerung, Manufacturen, Universitäten, Dialekte, Seemacht, Finanzen, Mineralwässer, Bäder, der Stand der Geburts- und Todtenlisten, alle Völkerstämme und Regierungen bis herunter zum Fürstenthum Flechtenstein mit seinen 5800 Einwohnern, seinen 5000 Gulden Einkünften und seiner Ständekammer, nichts von dem Allen werde vermisst. Es sei eine Quinzens-Nahrung, welche freilich für manchen Leser eine schwer verdauliche Speise sei.

Von Robert Southey's bekanntem Gedichte: „*Roderick, the last of the Goths*“, welches den neunten Band seiner gesammelten poetischen Schriften bildet, sagt das „*St.-James' chronicle*“ gradezu, daß kein Dichter der modernern Zeit größerer Ansprüche auf Unsterblichkeit habe als Southey, und daß die gegenwärtige Ausgabe seiner Poesien in jeder Bibliothek des Königreichs ihre Stelle finden müsse. Dies torjistische überspannte Lob möchte Southey in der öffentlichen Meinung wenig fördern. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 260.

17. September 1838.

L u d w i g R o b e r t.

Ludwig Robert's Gedichte. Zwei Theile. Mannheim, Hoff. 1838. 8. 2 Thlr.

Ich erinnere mich noch lebhaft jenes Abends in Dresden, wo in Ludwig Tieck's kleinem Kreise ein Fremder angemeldet ward, mit einem Namen, den ich nur halb hörte. Aber Tieck ward lebhafter davon angeregt, als uns lieb war. Er legte das Buch fort, das er uns Jüngern vorzulesen versprochen, um den Gast zu empfangen. Wir waren nicht dort, um Zeugen zu sein der Ehren eines Gastes, der uns um den Genuß des Tieck'schen Vortrags zu bringen drohte. Und so war es in der That. Es kam an diesem Abende nicht zum Lesen; etwas sehr Ungewöhnliches, wenn man Tieck's Neigung dazu kennt, und wie ungern er sich davon abhalten läßt. Aber der schwarze, feine Mann, mit den scharf markirten Augen, mit den tiefstehenden, suchenden Augen, hatte bald mit dem Dichter ein Gespräch angefangen, welches durch mehre Stunden weder die Zuhörer noch die Sprechenden ermüdete. Nie habe ich einen ähnlichen Redefluß, solchen Reichthum von Anschauungen, solche Fülle von Gedanken gleich anmuthig entwickelt in der deutschen Conversation gehört. Vergessen war bald die Lecture von der steigenden Lust, diesem lebendigen, improvisirten Drama zuzuhören. Zwei geübte, kunstgerechte Ringer wandten sich, den Segner zu fassen und ihre eigne Gewandtheit herauszustellen. So Vieles ward gesprochen von zwei Männern, welche schreiben und drucken lassen, was sie niemals niedergeschrieben hätten; und doch, wenn ein Schnellschreiber hinter der Gardine gestanden und es zu Papier gebracht, es hätte so Wort für Wort gedruckt werden mögen. Gewicht und Schärfe in den Ansichten harmonisirt mit der vollendeten Form. Vor wie Vielen flüzen wir, was wir klar gedacht, empfunden, auch es ausgesprochen haben, wenn wir es niederschreiben! Tieck als kritischer Geist hat viel von seinen Gedanken in seinen Schriften niedergelegt; mehr davon, was er nur aussprach, geht verloren. Jene Zeit — es ist über zwölf Jahre her — war nicht politisch. Um Theater, Dramaturgie, Aesthetik drehte sich das Gespräch, aus weiten Kreisen auf die kernige Mitte zurückgeführt. Nicht ein triviales, persönliches Hin- und Herreden über den Werth dieses Stückes und jenes Darstellers, wie es in jenen Tagen wol auch geistvolle Cirkel beschäftigten und

fesseln mochte. Man stritt, wie ein Dichter dichten müsse. Der hochgebildete Fremde, ein Idealist aus Fichte's Schule, vertheidigte an dem Abende noch die ideale Vorweihung und Empfängniß vor der Geburt mit einem Eifer, der später manchen Rücksichten und andern Empfängnissen gewichen ist. Ludwig Tieck konnte nicht dieser Ansicht sein; aber er ließ den Segner sich entwickeln, wie ein unterrichteter Stratege seine Völker ordnen würde, und dann fuhr er mit der Kraft des Genius dazwischen und lichtete die künstliche Schlachtordnung durch wenige Impromptus. Nicht daß der Segner auf seinem ideellen Fundamente zum Weichen gebracht wäre; er blieb stehen, mußte aber die überwiegende Kraft des Segners anerkennen. Man kam endlich dahin überein: Begriff und Bild müsse vorweg da sein und, wenn sie sich begegnen, zündend niederfahren. Diese Blüthwirkung sei das Element der Poesie. Es war eine Vereiningung, die freilich viele Auslegungen zuläßt, deren Grenzen bestimmen, einen neuen Krieg anregen heißt; aber jener harmonisch geführte Kunststreit foderte in seiner innersten Natur einen Abschluß. Man konnte nicht in einem edeln Bildungskampfe mit einer rauhen Dissonanz aufhören. Wenn auch nur conventionnell, der Abschluß war gefunden, und beide Streiter erkannten die Bedeutung an. Eine größere Klust am Ende als zu Anfang hätte den Beginn jedes neuen Streitens unmöglich gemacht.

Der interessante Fremde war Ludwig Robert. Er lehrte mit seiner geistvollen, mit wunderbarer Schönheit ausgestatteten Gattin nach einer langen Trennung von seiner Vaterstadt Berlin über Dresden dahin zurück. Noch mehre genussreiche und lehrreiche Abende wurden mit ihm in Tieck's Kreise verlebt. Dieselbe Controverse wurde geschickt übergespielt in die verschiedensten Themata von Kunst und Poesie. Beide Ringer standen darin auf demselben Boden, ihnen war die Kunst etwas Heiliges, um ihrer selbst willen da, nicht der hörige Wafall anderer Zwecke. Ziel war ihnen Beiden, sie in ihrer höchsten Reinheit und Wirksamkeit auf den Thron zu setzen. Wäre es ein 5—10 Jahre später gewesen, hätten sie diesen Kampf vielleicht ruhen gelassen und sich die Hand geboten zu gemeinsamer Abwehr gegen Angriffe, die mit Kunst und Poesie nichts gemein haben als die Absicht, sie unterthänig zu machen und dienstbar andern Zwecken. Lud-

wig Robert wich, aber nur Schritt für Schritt, vor Lied's Dialektik und Begeisterung; er wußte dem geschickten Rückzuge den Schein des Sieges zu geben. Aber seine späteren Schöpfungen zeigen, daß er, innerlich überwunden, zum Gegner übergetreten war. Mit dessen Ansichten und Schöpfungen kämpfte er später in Berlin gegen die Begriffsposse, welche, nur handgreiflicher als er, Raupach in seinen Tragödien zur Geltung bringen wollte. Und hätte Robert nicht mehr gewirkt, für mich war das schon etwas Bedeutendes, wie es seiner Opposition gelang, Lied's innerste Lebensgefäße, wenn nicht in Harnisch, doch in Thätigkeit zu bringen. Alle, die den Dichter an jenen Abenden sahen, erfreuten sich seiner Lebenswärme, die selten in solchen Blitzstrahlen und andauernd sich entwickelte.

An einem jener Abende las Robert vor einem ansehnlichen Hörerkreise sein Lustspiel: „Phantafus und Casfius“, vor. Glückliche Zeit, für Die wenigstens, die sich dabei glücklich fühlten, wo Geist und Wig eines ausgezeichneten Mannes sich Monate, wo nicht Jahre lang abmühen konnte, ein phantastisch-satirisches Drama zu schreiben und mit seinem Besten auszustatten, das nichts Anderes zum Thema hatte, als die Collisionen des deutschen Theaterwesens und seine schwärmerischen Hoffnungen im Conflict mit der traurigen Wirklichkeit. Es war wirklich ein Werk der Begeisterung; heute glaubt man's nicht mehr; und mit welcher Begeisterung las er es vor, wie bligten seine kleinen Augen im Kreise umher, die Wirkungen aufzufangen! Und wie entzückt waren wir Alle, wie aufmerksam horchten selbst ältere, gewiegtere Zuhörer! Es ist seitdem nicht um ein Haar besser geworden auf dem deutschen Theater, im Gegentheil schlimmer; aber wie ruhig sind wir dazu. Es würde uns lächerlich vorkommen, wenn Jemand sich die Mühe geben wollte, die Sache in einem großen, ernstgemeinten Gedichte lächerlich darzustellen. Und das Stück war ein Herzstück aus Robert's Fleisch und Blute. Er gab sich alle Mühe, es in Berlin zur Aufführung zu bringen; daß es nicht dazu kam, ging ihm zu Herzen.

Und mit welchen Entwürfen, wie hochschlagenden Hoffnungen lehrte er in die Vaterstadt zurück. Der Schüler Fichte's, mit seinen Perfectibilitäts träumen, so kühn als man gestern noch träumte von altem Schutt und von neuem Wuchs, der von heut anfangen soll, mit der Welt wohlgeordnet zu seinen Füßen, hatte doch alle seine ausführbaren Hoffnungen auf das kleine Theater gebaut, und zwar speciell auf das damals neuerrichtete königsstädtische, von dem man sich Wunderdinge versprach. Robert war schon über die erste Blüte des Mannesalters hinaus; welche Revolutionen oder Reformationen, wie man es damals nannte, wollte er aber auf der Bühne und von der Bühne herab wirken! Es war kein unerfreuliches Streben unter den jüngeren Kräften, welche sich dem Veteran angeschlossen. War die Sphäre auch beschränkt, waren die Kräfte auch schwach, es war doch Thätigkeit, es waren Productionen da; freilich keine, die ihre Periode überlebt haben. Robert hatte als junger Mann seinen Meisterbrief errungen. Ein zehn Jahre früher hatte

er durch seine bürgerliche Tragödie: „Die Nacht der Verhältnisse“ (als Verstandesdichtung ein Meisterwerk), eine neue Bahn gebrochen. Unsere Verhältnisse auch in ihren tragischen Conflicten auf die reale Bühne zu bringen, wie Manche versuchen das jetzt noch und scheitern an dem Nest von classischem Respect, der sich in unserm sonst so nachgiebigen Publicum erhalten hat vor der fürstlichen Heroenwelt, der die Tragödie allein zustehen soll. Es war ein glücklicher, ein kühner Schritt gewesen. Aber Robert ruhte, überrascht von der Wirkung, auf seinen Lorbern aus. Der Triumph, an dem er zu lange zehrte, scheint seine productive Kraft mit verzehrt zu haben. Er hat kein ähnliches, großes Drama seitdem geschaffen. Er schuf und schuf; doch seine Kraft zersplitterte sich auf Kleines. Aber der Fleiß, den er auf dieses Kleine verwandte, erhob es in seinen Augen zu Großem. Mit welchem Eifer überwachte er den Erfolg und ward mit der Reizbarkeit eines Jünglings verstimmt, wenn es nicht den erwarteten erntete. Wenn etwas mißglückte, nicht anzog, welchen geringfügigen, äußern Umständen ward es zugeschrieben! Er war unglücklich, zürnte, zog sich zurück.

Es ward wenig oder nichts von Dem erreicht, was man sich von der neuen Nationalbühne der Norddeutschen ehrlich vorgespiegelt hatte. Die Komik versank in der berlinischen Gemeinheit; nur das Ueberschöne und Weisende schwamm als unverwüßliches Element oben auf dem breiten Ströme. Auch Robert, im schon krankhaft gewordenen Drange zu wirken, verschmähte die berliner Volksmundart nicht, ohne sie zu ablehnen. Äußere Katastrophen kamen hinzu, um das unglücklich fundamentirte Unternehmen vollends zu untergraben. Gereizt von einem hämischen Wig, der unter ihm stand, nahm er in dieser Stimmung die Sache viel zu ernst und ward Anlaß und Urheber zu einem leider sehr berühmt gewordenen Kampfe, welcher Deenen, die für die gute Sache zu streiten mochten, ungemein ernst, sogar heilig, dem Publicum aber sehr lächerlich vorkam. Es meinte, man habe eine Batterie Vierundzwanzigspünder gegen einen Maulwurfsbaufen aufgewichtet. In Kämpfen der Art trägt in der Regel Derjenige den Sieg davon, welcher nichts zu verlieren hat. Zu gewinnen war eigentlich da nichts; aber der Gegner hatte die Lächer auf seiner Seite und insofern Recht, als das Recht der Andern in ihrer Etablierung beruhte. Dieser Bühnendichterstreit, aus einem geringfügigen Anlasse hervorgegangen, gab Robert's Theilnahme für das neue Theater einen zerstückenden Stoß. Es kamen auch noch andere Ursachen hinzu, wie der reale Verfall des Instituts; aber er war mit der hauptsächlichste Anlaß, daß Robert Berlin verließ und sich wieder nach Süddeutschland zurückzog.

Sei die Hoffnung eine durchaus ehrliche, himärische gewesen, für Norddeutschland eine komische Volksbühne zu erschaffen, der Eifer vieler dafür hatte etwas Kühnendes; er trug einen ursprünglichen Charakter. Ein wie anderer Mann war Robert hier, als wir ihn in Dresden sahen. Hier saß er nicht zu Füßen eines Meisters, sondern hatte um sich eine jüngere Schar, die gern Sprüche

aus dem Schatzkästlein des Veteranen vernahm. Aber er sorgte damit, wie denn überhaupt jetzt das industrielle Princip mit der Begeisterung für die Sache in Ebeverhandlungen lag. Er war in Paris gewesen, und hatte dort die Theaterdirectoren vor den Thüren der Theaterdichter stehend gefunden. In Deutschland ist's umgekehrt. Ein Umschwung der Dinge, durch Kräfte bewirkt, die noch nicht aufgetreten sind, gehört dazu, wenn es bei uns auch so werden soll. Gern hätte es Robert eingeführt gesehen; und wer nicht mit ihm, der es mit der deutschen Bühne gut meint — etwa die Theaterdirectoren ausgenommen! Aber die Directoren wollten nicht kommen und anklopfen und demüthig fragen, ob man ihren Theatern etwas zuwenden wolle. Das Warten verdross, und der Verdruss fährte zu manchen Schritten, die wir nachher bereuen. Robert war ein geistreicher Mann, aber die Gnade, die er an jenen Abenden bei Tiedt entwickelte, kam in Berlin selten zum Vorschein. Viel im geselligen Verkehr, konnte er doch ganze Abende, umgeben von anregenden lebendigen Männern und Frauen, den Stummen spielen. Das Vereiztsein fährte nicht zum Produziren; den Vereizten spielen ist eine undankbare Rolle.

Der Aufenthalt in Süddeutschland hatte ihm wieder frischen Muth gemacht; auch empfand der immer geistig Thätige und Gräbelnde das Bedürfnis eines geistigen Umgangs, den man nicht erst aufzusuchen braucht, der uns entgegenkommt. Reichthum und Auswahl darin gewährt vorzugsweise Berlin; die Theaterträume waren, wenn auch nicht ganz verdrängt, doch in der Art, wie sie das erste Mal ihn belebten, mehr zurückgeschoben. Robert näherte sich bei seinem zweiten berliner Besuche wieder dem Hoftheater. Die verloren gegangene Wirkungskraft ließ sich nicht wieder erzwingen. Die Theaterzeit, der Enthusiasmus für die Bretterwelt hatte sich schon vor der Julirevolution überlebt. Da brach diese herein und erweckte in dem Dichter, der seine Ideale einer vollkommenen Welt nicht fahren lassen, ganz andere Träume. Nur zu bald verschwanden sie. Schreckbilder fliegen vor ihm auf, denen größere Geister als er erliegen sind. Er liebte die Freiheit, oder deutlicher gesprochen, die freie Entwicklung freisinniger Gedanken und aller die Humanität fördernden Institutionen. Aber ein Zusammenbruch aller Ordnung, der ihm zu brohen schien, war ihm ein entsetzlicher Gedanke. Seine Begeisterung für die Julirevolution schlug schnell in das Gegentheil um. Er glaubte sein Vermögen, seine Existenz, ja, als die Cholera sich näherte, auch sein Leben gefährdet, und mit einer Hast, welche ihn nicht Anmal von seinen Freunden, von denen er sich in der letzten Zeit fast ganz zurückgezogen, Abschied nehmen ließ, floh er Berlin, um nicht wieder dahin zurückzukehren. In Baden raffte ihn und wenige Tage darauf die pflegende Gattin eine und dieselbe schnell zerüttende Krankheit fort.

(Der Beschluß folgt.)

Germany; the spirit of her history, literature, social condition and national economy, by Bisset Hawkins. London 1838.

Dem Einzelnen ist stets das Urtheil eines Andern über ihn erwünscht, und ein Volk hört gern die Stimme eines andern Volks über sich, namentlich wenn dies ein solches ist, dem es seine Achtung zu schenken pflegt. Insofern verdient das hier angeführte Buch unsere Beachtung, welches den Engländern eine gebrängte Übersicht von Allem gibt, was Deutschland in literarischer, politischer und socialer Hinsicht auszeichnet, und welches, wenn auch streng genommen vielleicht nur eine Compilation von Dem, was deutsche Schriftsteller für die Statistik ihres Vaterlandes geleistet haben, doch auch als solche nicht ohne Geschicklichkeit ausgeführt und vor Allem in einem Geiste gehalten ist, der sich stets gerecht und unparteiisch zu zeigen bestrebt. Das Buch zerfällt in zwei Theile, in deren erstem Deutschland als Ganzes, in dem zweiten aber in seinen einzelnen Theilen betrachtet wird. In dem einleitenden Capitel des ersten Abschnitts wird ein Abriss der deutschen Geschichte gegeben, worauf Skizzen über die mediatisirten Fürstenthümer Deutschlands sowie über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Adels folgen. Zwei interessante Capitel geben hierauf im Allgemeinen einen biographisch-kritischen Überblick über die neuere deutsche Literatur, und zwei andere im Besondern über die historischen, politischen und wissenschaftlichen Schriftsteller wie über die vorzüglichsten Maler, Bildhauer, Musiker und Dramaturgen der neuesten Zeit. Darauf folgt ein chronologischer Abriss von dem Entwicklungsgange der Literatur, Wissenschaft, Kunst und Civilisation in Deutschland seit den ältesten Zeiten und ein Capitel von Dem, was man die Literaturstatistik des Landes nennen kann. Der Verf. verbreitet sich alsdann über Religion, Erziehung, Verbrechen und Strafen, und nach einigen Nachweisungen über verschiedene Bäder und Heilquellen, sowie über die Ritterorden in den einzelnen Staaten, schließt dieser erste Abschnitt mit einigen ebenso aufrichtigen als interessanten Betrachtungen über den politischen und socialen Zustand Deutschlands sowie mit Anekdoten von der Journalliteratur und ihrer Censur. Der zweite Abschnitt beschreibt in gebrängter Form die einzelnen Staaten, welche die Gesamtheit des Bundes ausmachen, und rollt vor den Augen des Lesers gleichsam eine Karte des vielgliedrigen deutschen Staatskörpers auf, welche uns dessen Zusammensetzung, Hülfsmittel, innere Einrichtung, kurz die ganze politische Ökonomie mit den vorhandenen Mitteln der Besserung des Wachstums in deutlichen und bestimmten Umrissen vorzeichnet. „Ich würde hinlänglich für meine Arbeit belohnt sein“, sagt Dr. Hawkins in der Vorrede, „wenn es mir gelungen wäre, durch diese mangelhafte Compilation die Aufmerksamkeit der Engländer auf ein Volk zu richten, das mit ihnen durch engere und natürlichere Banden als irgend eine auf der Welt verbunden ist; auf ein Volk, das nach Charakter und Abstammung nahe mit uns verwandt, in seinem Geschmack mit uns meist übereinstimmend ist; auf ein Volk, das uns mehr als jedes andere, Dänen, Norweger und Schweden vielleicht ausgenommen, als ein Brüdervolk anzusehen pflegt. Unsere Literatur hat in Deutschland ihre warmsten Bewunderer und ihre tüchtigsten Ausleger gefunden, und lange Gewohnheiten des Friedens haben zwischen den Deutschen und uns ein Bündnis des Herzens geschlossen, das, von Betrügnen unabhängig, durch Decrete nicht erstickt werden könnte.“

Seine Skizzen der vornehmsten deutschen Schriftsteller der neuesten Zeit, welche mit Gottsched beginnen und mit Heinrich Heine endigen, sind nicht ohne Interesse. Den Erstern schreibt er auf folgende Weise: „Obgleich ein Professor mit der ersten Kathedermine und der gelehrten Perücke, hielt er es doch nicht unter seiner Würde, sich mit dem Theater zu befassen, und seinem kritischen Wesen gelang es, den Hanswurst von der Bühne zu treiben. Eine Leipziger Dame (seine Frau?) unterstützte ihn bei diesen Reformen durch Einführung von Uebersetzungen aus



dem Französischen. Unter dem Einflusse der pseudoclassischen Regeln Frankreichs Franke das deutsche Drama, bis Lessing's Kritik denselben mit einem Male vernichtete, aber unglücklichweise sich zu einem entgegengesetzten Extreme hinneigte. Gottsched's Glanzperiode fiel in die Zeit zwischen die zwanziger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo ihn ein Heer von Schülern, die sämmtlich in Leipzig lebten, wie eine Familie umgab. Seine Frau war von der Manie der Zeit ergriffen und übersezte französische Tragödien, während er den „Gato“ von Addison nachahmte. Es konnte nicht fehlen, daß der Professor in diesen Tagen des Glücks einen bedeutenden Grad von Anmaßung und Dünkel annahm, wie er sich bei kleinen Geistern gewöhnlich einzustellen pflegt, wenn ihre Unternehmungen Erfolg haben. Er trat mit dictatorischer Miene als Gesetzgeber für die literarische Welt auf; allein in die Natur des Menschen, wo doch allein die Gesetze der Kritik verborgen liegen, einen Blick zu thun, hielt er nicht für der Mühe werth. Aristoteles wurde von ihm mißverstanden und seine Nachahmung des Französischen war plump und mangelhaft. Während König Friedrich II. im siebenjährigen Kriege Sachsen besetzt hielt, hatte er zu Leipzig häufig sein Hauptquartier, und wenn auch seiner Bildung nach mehr Franzose als Deutscher, ließ er sich doch zuweilen herab, von seiner Muttersprache Notiz zu nehmen, und berief in einer solchen Laune Gottsched als Vertreter der deutschen Literatur an seinen Hof. Als eingefleischter Bewunderer der Franzosen fand sich dieser hier in seinem Elemente und war höchlich erfreut, daß er die Vorurtheile des Königs durch seine gelehrte Autorität noch bestärken konnte, wofür er von diesem mit einigen französischen Versen beschenkt wurde, worin ihn derselbe „Sachsens Schwan“ nennt. Goethe hat uns von seinem ersten Besuch bei Gottsched einen höchst ergötzlichen Bericht hinterlassen. Durch ein Versehen war er nämlich ins Anklezbezugzimmer des Professors geführt worden, der bei seinem Eintreten rasch die Perücke aufstülpte, mit der Linken seinem täppischen Diener Eins hinter die Ohren versetzte und die Rechte dem Fremden zur Bewillkommnung reichte.“

Herder's Werth, des frühern Freundes und Ehnners von Goethe, der ihn so hoch schätzte, und auf dessen Gang und Gemüth er einen so tiefen, so dauernden und wohlthätigen Einfluß geübt hat, scheint Dr. Hawkins etwas gering anzuschlagen, indem er von ihm sagt: „Herder war ein Kritiker im besten Sinne des Wortes, einer, der lieber bei Schönheiten verweilte, als Mängel aufsuchte. Er war eine gefähige, bildsame und empfängliche Natur; zuletzt neigte er vielleicht zu sehr zum Unbestimmten hin, und selbst in seinen besten Jahren vermissen wir bei ihm sehr häufig die Kraft und Schärfe eines ausgezeichneten Geistes. Er zuerst brachte in die deutsche Literatur jenes kosmopolitische Streben, das seit seiner Zeit stets angenommen hat und jetzt ihren Stolz ausmacht. Herder war ein Dichter, aber kein Philosoph; mehr Literat als Gelehrter. Wo er nicht klar und deutlich sah, da besaß er die Gabe, glücklich zu rathen. Mit vielen Sprachen bekannt, verstand er doch keine durch und durch. Seine Untersuchungen über Volkspoesie scheinen ihn zu dem Schluß gebracht zu haben, daß die Musen nur von ihren rohesten Anbetern mit Erfolg und Glück verehrt werden. Allein das ist ein großer Irrthum. Die Kunst ist dem Menschen so natürlich, daß er auch im wildesten Zustande sich von der Liebe zu derselben nicht losmachen kann, und warum sollte man die Poesie derselben berauben. Wir entehren dieses Kind des Himmels nicht dadurch, daß wir's in köstliche Gewänder kleiden; wir erhöhen damit nur die Mannichfaltigkeit seiner Schönheiten und unserer eignen Genüsse.“ Dies klingt etwas verschieden von Dem, was Goethe über Herder sagt, wiewol es mit der Prophezeiung übereinstimmt: er werde seine gerechte Anerkennung erst in der Diamantwaage der spätern Zukunft finden. „Andere“, äußert sich Goethe unter Anderm über Herder's Gelehrsamkeit, „werden von ihrem Wissen

wie von hemmenden Eheuranken umschlungen; um ihn hing das seinige so anmuthig wie Weinreben und schmückte ihn mit Früchten wie mit Trauben.“ Bekannt ist ja die Begeisterung, mit welcher Goethe von Herder spricht, wenn er die beiden charakteristischsten Züge von ihm erzählt, daß er sich einmal bei den feierlichen Tönen eines Choralgesanges ins Mittelalter, ein anderes Mal aber einen unmittelbaren Verkehr mit der Götterwelt wünschte. Größere Gerechtigkeit läßt Dr. Hawkins Tied, dem Gründer der romantischen Schule in Deutschland, widerfahren. Wir fügen aus Dem, was sich auf ihn bezieht, die Stelle an, welche von einem Besuche handelt, den Tied vor 20 Jahren der Stadt London machte. „Im J. 1818 war Tied in London und weinte in unsern Nationaltheatern über die Verstümmelung Shakspeare's. Für Tate's Verbesserungen und Garrick's Abänderungen hat er keinen Sinn und konnte kaum Worte finden, um seinen Unwillen über die Art auszudrücken, wie „Macbeth“ im Drurypiane dargestellt wurde. Er sah John Kemble, dessen Coriolan er Weisfall rief, aber über dessen Hamlet er lachen mußte, von der Bühne scheiden. Kean's willkürliche Auslegungen und nicht zu rechtfertigen Interpolationen konnte er nicht dulden. Er sah Macready, der damals noch ein Anfänger war, in einer neuern Tragödie auftreten und sagte seinen künftigen Ruhm vorher. Miss O'Neil war seine Lieblingsheldin. Tied war mit seinem Aufenthalte in England sehr zufrieden, und drei seiner angenehmsten Tage verlebte er mit Coleridge zu Highgate.“ In der Skizze über die Grafschaft Dentink im zweiten Abschnitte hätte von einem Charakter, wie dem daselbst in Rede gebrachten, wol mehr gesagt werden können als die folgende dürftige Notiz: „Der gegenwärtige Graf ist Gustavus, geboren 1809, der, nachdem sein älterer Bruder William seinen Ansprüchen auf die Succession entsagt hatte, seinem Vater am 22. Oct. 1835 nachfolgte. William, der ältere Bruder, ist, wie ich glaube, ein amerikanischer Bürger und Ackerbauer in der Grafschaft Warren in Missouri.“ Der Charakter, der hier so kurz abgefertigt wird, hätte wol einer ausführlicheren und ehrenvollern Erwähnung bedurft.

### Literarische Anzeige.

In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

## Kaiser und Papst.

Roman

von

**Eduard Duller.**

Dier Theile.

8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

## Ideal und Wirklichkeit.

Von

**Adolfine.**

8. 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im September 1838.

**F. A. Brockhaus.**

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 261.

18. September 1838.

L u d w i g R o b e r t.

(Beilage aus Nr. 200.)

Ludwig Robert war kein Genius, kein Dichter in dem engeren Sinne des Wortes, aber ein Schriftsteller vom glücklichsten Talente und in seiner Zeit durch seine scharfe Feder für die deutsche Journalistik noch von mehr Bedeutung als für das Theater, auf dem er doch durch mehrere gelungene Schauspiele noch jetzt lebt. Sein Name war geachtet, ein succès d'estime krönte alle seine Schriften und Arbeiten, und Zeitschriften und Zeitungen schmückten sich, ihn zum Mitarbeiter zu gewinnen. Die Felle, die er seinen Artikeln gab, scheint verloren gegangen. Wie hätte noch ein Mitarbeiter an einem heutigen Journale Zeit, so emsig und sorgsam zu stutzen und putzen, wo Alles nicht frisch und warm genug aus dem Kopfe in die Feder und vom Concept in die Druckerei wandern kann. Es war ein Vergnügen, seine Manuscripte zu sehen, ob schon seine Hand nicht auf Schönheit Anspruch machte. Viel war durchstrichen; doch auch dieses abgecirfelt und so durchaus gelöscht, daß Niemand lesen oder nur ahnen konnte, was er selbst verworfen hatte. Er arbeitete langsam, und das Rauhen an der Feder war bei ihm keine Metapher, wiewol damit nicht gesagt sein soll, daß Feder, der an der Feder rauhen muß, ähnlich pikant, treffend und gründlich schreiben wird. Was aber den Schriftsteller aus der alten Zeit charakterisirt, war die Auffammlung von Manuscripten in seinem Pulte. Wenn er, um populair zu sprechen, seine Waare zu Markte brachte, war Robert Kaufmann, der den besten Preis forderte; aber er arbeitete nicht für den Markt allein, sondern öfter zu seiner eignen Befriedigung. Seine wichtigsten Gedichte schrieb er für sich, kaum oft im stillen Kreise seinen Freunden sie mittheilend. Es existirten (ob noch, ist zweifelhaft) geistvolle Parodien von ihm auf die berühmtesten Tragödien, welche zu jener Zeit auf dem berliner Theater erschienen, sprühend von Witz, z. B. auf Michel Beer's „Maria“, Raupach's „König Enzo“. Aber da man in Deutschland in der ironischen Bildung noch nicht so weit vorgerückt ist, daß der Autor eines travestirten Stückes, wie es sein sollte, sich selbst über die Parodie am meisten freut, verbarg er sie sorgsam, um den befreundeten Verfassern nicht wehe zu thun.

Ludwig Robert war der Bruder der jüngst nach ihrem

Lobe zu so großem Rufe gebliebenen Rahel. Die Schwester überbot ihn an Warmblütigkeit des Gefühls wie an Elasticität der Phantasie. Die Gegensätze zwischen dem unähnlichen Geschwisterpaar aufzufinden, wäre nicht schwer; in ihrer chapsodisch epigrammatischen Wirksamkeit, die nicht lange auf demselben Flecke verweilen konnte, würde sich indeß auch eine Verwandtschaft entdecken lassen, die freilich eine noch weiter greifende Wurzel hat. Robert's Productivkraft entlud sich mehr und mehr in epigrammatischen Impromptus, zum Theil vortrefflichen, sowol was Schärfe des Gedankens als Form anlangt. Wie viele derselben wurden populair und sind es noch heut, ohne daß man ihren Verfasser nennt und kennt, z. B. das prägnante:

P u b l i c u m.

Das Publicum, das ist ein Mann,  
Der Alles weiß und gar nichts kann;  
Das Publicum, das ist ein Weib,  
Das nichts verlangt als Zeitvertreib;  
Das Publicum, das ist ein Kind,  
Heut so, und morgen so gesinnt;  
Das Publicum ist eine Magd,  
Die stets ob ihrer Herrschaft klagt;  
Das Publicum, das ist ein Knecht,  
Der, was sein Herr thut, findet recht;  
Das Publicum sind alle Teuf,  
Drum ist es dumm und auch gesteuert.  
Ich hoffe, das nimmt Keiner krumm,  
Denn Einer ist kein Publicum.

In wie vielen hat der Dichter der bitteren Stoffe, die an ihm zehrten, sich entladen. Es ist die Frage, was länger dauern wird, ob Rahel's sprühende, Glanz ausströmende, hin und her irrlichternde Gedanken, aufgefaßt mit Gier von einer Generation, welche, der strengen Formen satt, sie eben zerbrochen hatte; oder Robert's seine zerspaltende Gedanken, ausgeprägt in den saubersten, glattesten Versen, in einer Form, die schon um ihrer selbst willen Eingang findet. Wie viel wird nach einem Jahrhundert von Jean Paul übrig bleiben, weil er keine Form fand, entsprechend dem Reichthum seiner ursprünglichen, flammenden und wärmenden Gedanken!

In diesem Epigrammatismus läßt sich Robert eine gewisse Elasticität nicht absprechen. Wer jedoch am wenigsten davon befriedigt wurde, war er selbst. Grade als er am productivsten darin war, schien das Bedürfnis nach einer positiven, durchgreifenden Schöpfung am lautesten

in ihm geworden. Nicht Alles, was wir mit gutem Sinne wollen, läßt sich, und zu jeder Zeit, ausführen. Er predigte den Jüngern, sich nicht zu zersplittern, den Weg zu zügeln und Gesinnungen an den Tag zu legen; die echte, ehrenwerthe, aushaltende Gesinnung werde immer zuletzt siegen. Auch er hatte in einer großen Zeit seine ehrenwerthe vaterländische Gesinnung in großartigen lyrischen Tönen ausströmen lassen. Es waren seine „Kämpfe der Zeit“ (1813—15) eine der gewichtigsten, poetischen Stimmen aus jener vaterländischen Erhebung. Die Zeit hatte sich seitdem geändert, und die, welche eine neue Erhebung hervorrief, wirkte nur blüthartig auf ihn, sie ließ keine Wärme zurück, ohne die keine Werke geschaffen werden.

Die Pietät der Gattin verordnete vor ihrem, schnell dem des Gatten gefolgten Tode die Herausgabe seiner Schriften. Vielleicht hat man zu lange verzögert. Unsere Generationen wachsen schnell auf und verblühen schnell. Es könnte schon eine an der Tagesordnung sein, die nichts von Ludwig Robert weiß. Wie möchte die ihn beurtheilen! Aber auch diese kann schnell vorübergehen und eine nächstfolgende mit desto mehr Eifer und Befriedigung über diese Sinngebichte wie über einen aufgetragenen Schatz der Vorwelt herfallen. Robert rief einem Genialischen zu:

Da draben Sphärenharmonie!  
Und unten hier ein Ständchen.  
Ich gönne dir ja dein Genie,  
Sonn' du mir mein Talentchen.

Das möchte cum grano salis das Motto zu seinen Gebichten als Erscheinung in der Heutwelt sein. Über die große Zahl der Offensiv- und Defensivstücke und -Hiebe, welche das deutsche Theater betreffen, und deren spectelle Beziehung uns nicht mehr verständlich oder interessant ist, geht man gern hinweg, um in der reichen Auswahl von Sinngebichten, die allgemeinere Gegenstände haben, entweder sich zu erquicken oder zu ärgern, z. B.:

Volkssouveraineté.  
Das Volk will selbst sich glücklich machen,  
Das ist zum Weinen und zum Lachen.  
So lang' die Welt steht, half aus Noth  
Stets nur ein reblicher Despot.

Der Autokratische.  
Ich bin der strengste Royalist,  
Der weit und breit zu finden ist,  
Ich werfe das Unter- und Oberhaus  
Mit sammt den Ministern zum Fenster hinaus.  
Nur Einer soll beherrschen den Staat  
Und unumschränkt als Autokrat:  
Der Bogos; doch wer dieser ist,  
Das kann ich nicht sagen, wenn ihr's nicht wißt.

Das war Robert's eigenste Gesinnung. In der „Pffsiologie“ hat er seine ebenso gründliche Ansicht über die Diplomatie in vielen erbaulichen Sprüchen niedergelegt:

Was du weißt, mußt du verhehlen,  
Was du wissen willst, erzählen.  
Heut aristokratisch,  
Morgen demokratisch,  
Das ist diplomatisch.

Sie glauben an der Geschichte zu brecheln,  
Sie, die mit Geschichten Geschichte verwechseln.

Wir sind durch Goethe an zahmen Xenien reich, Sprüche aus einem Schatzkästlein, welches Werth behalten dürfte, so lange unsere Sprache dieselbe bleibt. Aus Robert's Gebichten könnte man dieses Schatzkästlein noch bedeutend füllen. Nur beispieldweise greifen wir heraus:

Beschränkung.

Wer sich im Handeln und im Denken  
Von Fremden läßt beschränken,  
Der ist ein Weib; und der kein Mann,  
Der sich nicht selbst beschränken kann.

und das darauf folgende:

G e d u l d .

Nimm die Schuld als Nagd ins Haus;  
Sie hilft dir ein, sie hilft dir aus.  
Doch hüt' dich, wenn sie herrschen will,  
Sonst steht die ganze Wirtschaft still.

Treffliches und Treffendes begegnet uns beim Umschlagen fast auf jeder Seite (es sind enggedruckte starke Theile); des Ausgezogenen möchte indes, zumal da wir am Ende unserer Anzeige sind, zu viel werden. Doch stößt zum Schluß der blätternden Hand eines der spätern aber besten Gedichte Robert's auf, das aus tief-ernster Entrüstung niedergeschrieben (bekanntlich auf Anlaß, als der deutsche Bundestag den Goethe'schen Erben das Privilegium gegen den Nachdruck ertheilte): „Der deutsche Dichter“. Robert mußte sterben, ehe er die Genugthuung erfuhr, daß die deutschen Regierungen eingesehen, wie Dichter nachdrucken, die noch keine Goethe sind, doch ein Diebstahl ist. Es ward dazumal noch die Möglichkeit bestritten, daß ein allgemeines Nachdrucksgesetz die deutschen Staaten je verbinden könne.

Ob diesen beiden Theilen, Robert's Gedichte im engern Sinne des Wortes enthaltend, noch andere folgen dürften, welche seine dramatischen Stücke mittheilten, ist nicht gesagt, und nur angedeutet, daß vielleicht eine Auswahl seiner kritischen Aufsätze später erscheinen dürfte. Die Sammlung und Anordnung der Robert'schen Schriften war aus den im Vorwort angegebenen Ursachen keine leichte Arbeit, die wir vermuthlich nur verwandtschaftlichem Eifer verdanken.

20.

Das entschleierte Bild zu Sais. Drei Blicke in die Tiefe, von Fried. Clemens. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ref. hat allen Grund, zu zweifeln, ob noch Jemand außer ihm das vorgenannte Büchlein von Anfang bis zu Ende durchlaufen werde. Es macht einen Eindruck, wie etwa ein wortreicher Besucher, der uns recht nahe auf den Leib tritt und mit seiner in sich selbst zufriedenen Weisheit uns zu beglücken nicht fertig werden kann, aber uns mittlerweile um die edle Zeit bringt. Anfangs mußten wir glauben, in Hrn. Clemens einen eben der Unversität Entkommenen vor uns zu haben, der sich da, wie es eben zu gehen pflegt, vor seinem Publikum recht breit machen wollte, daß er auch von Philosophie gehört hatte. Deshalb hielten wir nur für nöthig, ihn noch an den seligen Wandbecker zu weisen, daß er sich von diesem noch ein Capitel über seinen wilden impetus philosophicus könne lesen lassen. Wir waren im Begriffe, ihm zu sagen: Sachte, mein Lieber, da muß man vorher noch mehr lernen,

Geschichte lernen, und Logik, und der Zucht sich unterwerfen, ehe man philosophiren zu können meint; ein solches Blähen des lieben Ichs führt zum Plagen, und Knaben dürfen nicht zerren an dem Schleier, noch viel weniger aber, wenn sie das gethan haben, von einem entschleierte Bilde reden; überhaupt wird dies oft gebrauchte Wort nachgrade zu einem Bonmot von vorgestern und ist in eines Knaben Munde ein abgedroschener Wis. Da wir aber von dem Verf. ein Mal über das andere hören müssen: das habe er anderswo, aber unter anderer Form schon gesagt, so singen wir — nicht wahr, recht schwerbegriffig? — zu begreifen an, daß wir es hier mit einem der zahllosen ästhetischen Genies zu thun haben dürften, die jetzt sich eine so uneigennützig Angelegenheit daraus zu machen scheinen, unser Vaterland mit ihren Ideen zu beglücken, und wir erkannten von Neuem, wie übel ein Volk daran wäre, das dort seine Weisheit suchen müßte, und welche Fragen hinter den ästhetischen Schleier stecken. Und doch müssen wir dem Verf. raten, daß er lieber Romane fabricire; denn für das Ding, das er Philosophie nennt, wird er keinen Käufer finden. Was mag das wol für eine „Tiefe“ gewesen sein, in die er geblickt zu haben vorgibt, und aus der er zuerst unter einem Schwall von Phrasen nichts weiter hervorbringt als: Gott ist Einheit und Ausdehnung, das erste als Gedanke, das zweite als Gefühl; das Glied der Kette, welches beide auf Erden verbindet, ist der Mensch. Dies nennt der Verf. den reinen Deismus, und in diesem allein sieht er das Heil der Welt, wobei er nebenbei einerseits „nichts Ungereimteres kennt als das stolz angemachte: positiv, für erkünsteltes Menschenwerk, für Szage und Dogma“, andererseits den Pantheismus als etwas ihm Entgegengesetztes wiederholt erodhnt. Auch dieser Kunstgriff ist abgenüßt, aber er darf sich nicht fürchten: seine Ansicht ist nicht Pantheismus. Pantheismus ist System, und hier ist nichts dergleichen. Es ist in der That nirgend ein Heraufholen seiner „Blicke“ zu bemerken, und darum zweifeln wir auch an der „Tiefe“, in der sie sollen zu Hause sein. Kaum zwei Gedanken sind hier zusammengedrückt, wie viel weniger eine solche Reihe, die man ein Heraufholen nennen könnte. Einheit wird Gebante genannt, und doch sollen wir Gott nicht denken, sondern fühlen, und solche hohe Gedanken, „die wir Poesie nennen, werden nicht mit dem kalten Verstande gedacht“. Dabei soll aber wieder Gott nicht ein Gott des Glaubens, sondern der Überzeugung sein. Der zweite „Blick“ wäre die Freiheit, und diese liegt allerdings in der tiefsten Tiefe, aber eben darum glauben wir, daß Das, was der Verf. erblickt, nichts von ihr sei. Er sagt von ihr kurz und gut, daß sie in der reinen Vernunft, deren Tiefstes das Gefühl, deren Oberstes der Verstand ist, wurzelt; aber reine Vernunft — was haben wir uns darunter zu denken? Ist da nicht blos Wort mit Worten erklärt? Der dritte „Blick“ endlich gilt der Providenz. Hier gibt er die frohe Eröffnung: „Was will die Vorsehung mit der Menschheit? Sie will nichts! Sie gab und gibt und läßt sie gewähren.“ Da hat in der That Hr. Clemens viel gesehen. Es scheint fast, er ist etwas zu tief hineingekommen, daß ihm so alles Sehen ausgegangen. Es gibt einen philosophischen Trieb, und jeder Trieb kann verirren. Hier sehen wir eine solche Verirrung. Natürlich ist die Verirrung um so verderbender, je höher und umfassender der Trieb ist. Gewiß geben wir dem Verf. in der Vorrede Recht, daß die Philosophie nicht traditionell sich fortpflanzen könne, sondern sich je wieder einmal ursprünglich erzeugen müsse. Ja, nicht blos einmal, sondern in jedem Philosophiren und zwar in einem absoluten Sinne, als es viele auch der hervorragenden Systeme erweislich beachtet und an sich vollzogen haben; wir meinen nämlich, vor Allem so weit müsse diese ursprüngliche Erzeugung zurückgehen, daß sie die philosophische Thätigkeit mit einschleife, sie als Manifestation des dunkeln Triebes, oder als wol gar äußerlich bedingte Erregung aufhebe. Allein wenn der Verf., ob „Andere vor ihm etwas Thätiges gesehen, nicht wissen“ will, wenn er „den leinsten Gedanken an eine Copie für Irrthum“ erklärt, so ist es da schon,

bei diesem zweiten Schritt, wo wir ihm völlig Unrecht geben müssen. Wir finden diese Sprache als die eines Menschen so unerträglich vornehm, wie nur je ein vorgeblicher Autodidaktos gefaselt hat, als die eines vorgeblich Philosophirenden aber durchaus falsch. Einzelne Einsälle, wozu er seine Gedanken dadurch selbst macht, sind noch weit entfernt, Philosophie zu sein. Die Philosophie ist eine Arbeit des Geistes als solchen, und es ist darum das Lächerlichste, was man in dieser Beziehung thun kann, eine mehr als zweitausendjährige Geschichte zu ignoriren. Das rächt sich am empfindlichsten an dem Ignoriren, macht ihn mit seinem Thun zum verlorenen Atom. Wäre es dem Verf. um eine Kritik und durch sie um ein dialektisches Einreihen seines Deismus in den Verlauf der Philosophie zu thun, so müßte er freilich erkennen, daß die Bestimmungen des *Ev xal rav* nicht so ganz jung sind, und daß von da aus auch der Fortschritt nicht einmal erst noch zu finden sei. Aber dieser Fortschritt wird ihm vielleicht dadurch verbotten, daß seine Einheit Gefühlseinheit, und dies auch das Ursprüngliche an ihr ist, und dann ist eben das Unwissenschaftliche sein Ursprüngliches. Allerdings mag es neu — oder auch nicht? — sein, auf den ersten Blättern einer angeblich philosophischen Schrift schon bis zu dem Resultate einer Gefühlseinheit hindurchgedrungen zu sein. Da ist doch „die Fabelbank in der Schule des Spinoza“ (S. 30) noch nicht so ganz zu verwerfen, sowie es nur grade genug ist, um zu behaupten (S. 17): „man erfahre (in der Schule), wie so allerlei Seltsames von dem Gott geschehen, von welchem das Mütterchen mit ernsthaftem Gesichte dem Kinde schon vor der Zeit des aufgebämerten Bewußtseins etwas vorgeschwaht, und es die Fingerringe kreuzen gelehrt habe. Man erfahre, daß er auf dem Wasser geschwebt, dann in sechs Tagen des Fleisches allerlei Geschöpfe, Thiere und Pflanzen angefertigt, den Himmel ausgepannt, Lichter daran aufgesteckt, wie ein menschlicher Laternenanzünder, zuletzt Menschen aus Thon und Knochen angefertigt, Ddem eingeblasen und allerlei Thörichtes mit ihnen getrieben, Verstecken mit ihnen gespielt, sie verflucht, verjagt ic. Später sei er hier zum östern in Person umhergewandelt, habe allerlei Wunderbares, fast wie Hererei und Spuk in feurigen Büschen, als Stimme ic. getrieben.“ „Zwei Ideen“, sagt der Verf. später, aber freilich etwas zu spät für ihn selbst, „sind es eigentlich nur, die dem Menschen in ungetrübter Wahrheit vorschweben sollen, wenn er sich geistig gesund nennen will, nämlich: wer ich bin und was ich; aus beiden aber resultirt die einzige Aufgabe des Menschen: was ich soll.“ 112.

#### Literarische Notizen aus Schweden.

Im letztvergangenen Jahre erschien: „Birger och hans Att“, Trauerspiel in fünf Acten von Bernhard von Beskow. Dieses Seitenstück zu „Lortel Knuffon“ von demselben Verfasser hat verdienten Beifall gefunden. Ein Stück, das die Fehde bei Hätuna zum Hintergrund, Rykþings Hungerthurm zum Mittelpunkt und die Hinrichtung des jungen, unschuldigen Prinzen Magnus Birgeron zum Endpunkte hat, ist recht dazu geeignet, eine echt tragische Wirkung hervorzubringen. Die Zeit, worin es spielt, im Anfange des 14. Jahrhunderts, war reich an Kraft, Thaten und Thronumwälzungen und hat also Überfluß an Stoff für das Trauerspiel. Die Handlung des Stücks wird auf dem Schlosse zu Rykþing eröffnet, wo in einer meisterhaft entworfenen Exposition des Königs gutmüthige Schwäche, der Königin Herzhaftigkeit, Brunke's kraftvolle, aber hinsichtlich der Mittel wenig gewissenhafte Kühnheit geschildert werden. Der zweite Act macht uns mit der Erdböhle bekannt, worin der junge Prinz sich verborgen hält. Sie wird von Gliff, Arwed's Tochter, bewohnt, in die er, mit seinem Stande noch unbekannt, sich verliebt. Durch die Liebe wird er plötzlich zum Manne. Im dritten Acte wird die Gruelthat, nämlich die Ermordung der Herzöge, auf Rykþings Schloß dargestellt. König Birger, der vorher lange mit seinen Brüdern Krieg ge-

fährt, hatte nachher Frieden mit ihnen geschlossen und durch verstellte Freundslichkeit ihr Vertrauen gewonnen. Er lud sie auf sein Schloß ein und empfing sie auf das freundschaftlichste. Allein in der Nacht ließ er sie gefangen nehmen und in ein unterirdisches Gefängniß werfen, wo sie durch Hunger jämmerlich ums Leben kam. Der Herzog eitterliche Artigkeit gegen die junge Königin, ihre frohe Sorglosigkeit, während das Verderben sie immer näher umgarnet, Brunke's Mordanschläge gegen die Herzogin, Birger's Dankmüthigkeit, der Königin glattes Wesen, Matths Kettlimundson's ahnungsvolle Behutsamkeit: dies Alles ist sehr geistreich angelegt und mit vieler Kunst ausgeführt. Der vierte Act ist eine Art Exposition des nachfolgenden; hier knüpft sich gewissermaßen ein neuer Knoten einer künftigen Handlung. Dieser Act bildet ein dramatisches Gemälde jener Zeit und Insonderheit der schwedischen Volksersammlungen im Mittelalter. Im Anfang des fünften Acts wird die Scene nach Stegeberg verlegt. Birger wird von Matths Kettlimundson belagert; aber weil der König nach dem Bruder mord wahnsinnig geworden, wird die Vertheidigung der Festung von seinem Sohne geleitet. Obgleich siegend, gibt sich doch der Prinz Magnus gefangen, unter der Bedingung, daß das über Birger gefällte Todesurtheil aufgehoben werden sollte. Der Reichsvorsteher Matths Kettlimundson läßt den unschuldigen Prinzen hinrichten. Die Sprache des Verf. zeichnet sich sowohl in seinem „Lorkel Knutson“ als in diesem Stücke durch poetischen Schwung, Adel und Bilderreichtum aus.

Von C. B. Böttiger erschienen im letztvergangenen Jahre „Lyrika Stycken“ (erstes Heft) und „Tal till Gustaf III. Minne“. Dieser vielgelesene Dichter ist schon durch seine „Angdomsminnen från Sångens Stunder“ und seine „Nyare Sängar“ dem schwedischen Publicum vorthellhaft bekannt. Seine poetische Thätigkeit zeichnet sich stets durch ein gewissenhaftes und rastloses Streben aus, immer bessere und gehaltvollere Producte hervorzubringen. Der Inhalt der zuletzt herausgegebenen Sammlung zeigt ihre Verwandtschaft mit den frühern durch denselben feinen Witz, denselben Geist der Pörtlichkeit und Lieblichkeit, dieselbe reine melodische Sprache, übertrifft sie aber durch größern Gehalt, größere Frische, größere Realität. Böttiger zeichnet sich als Gefuhlsdichter, Liebesdichter und Gelegenheitsdichter gleich sehr aus und ist daher mit Recht ein Lieblingsdichter des schönen Geschlechts geworden. Seine „Rede zum Andenken Gustaf III.“, welche er als Universitätslehrer 1835 in dem Gustavianischen Lehrsaal zu Upsala hielt, obgleich im Ganzen eine Lobrede, enthält doch einzelne nicht allgemein bekannte Thatfachen. Seiner vorher gedruckten Artikeln in Prosa hat man nicht mit Unrecht eine gewisse Mischung von Poesie und Prosa, eine bisweilen zu weit getriebene Plericitat, einen im Ganzen zu reichlichen Ueberfluß an rechnerischen Schmuck vorgeworfen. Diese Mängel wird man in dieser Rede theils gar nicht, theils in weit geringerm Maaße finden.

Die Freunde der Dichtkunst haben Mellin's „Winterblommar för 1838“ mit derselben Freude wie seine frühern Gedichte aufgenommen. Die Anthologien dieses Dichters sind überhaupt immer mit Beifall gelesen worden. Was die Novelle: „Pavo Nissinen“, betrifft, so hat die wohlbekannte Gabe des Verf. zu erzählen die Wirkung, daß auch die Leser, welche darin nur eine Kette dichterisch ausgeschmuckter Kriegsbulletins zu finden glauben, dem Laufe der Begebenheiten mit Vergnügen und immer wohl unterhaltener Neugierde folgen.

Zu den ausgezeichnetsten der jetzt lebenden nordischen Dichter gehört Johann Ludwig Runeberg, der von 1830—36 folgende Gebichte herausgegeben hat: 1) „Dichter af Runeberg“ (1830); 2) „Dichter“ u. (zweites Heft, 1833); 3) „Egskytarne. Nio Sänger“ (Die Elenthiereskugen, 1832) und 4) „Panna“, ein Gedicht in drei Gesängen (1836). Runeberg ist seiner Geburt nach ein Finnlander, aber er denkt und fühlt wie ein Schwede und dichtet in der schwedischen Sprache, und

ein Schwede wird er bleiben, so lange das Schwedische von seinen Rippen klingen, schwedische Kultur seinen Verstand bildet und alte Erinnerungen und Sympathien sein Herz anfeuern. Runeberg ist, wie er sich in seinen letztern Gedichten, namentlich den idyllisch-epischen, entwickelt hat, ebenso entschieden ein poetischer Realist, wie z. B. Stagnellus und viele andere der jangern Dichter Schwedens poetische Idealisten sind. Er ist ein objectiver Dichter, d. h. er läst die Gegenstände hervortreten und sprechen, statt seine Betrachtungen über sie anzustellen. Dabei ist seine Persönlichkeit, wie die jedes wahren Dichters, schon unbewußt ein Instrument, aus welchem eine Richtung, eine Weltansicht hervor- und wiederklingt, welche entweder einer ganzen Zeitperiode angehört, oder wenigstens von sehr vielen in dieser Zeit lebenden Menschen sympathetisch getheilt wird. Runeberg's Poesie ist, wenn man will, Naturpoesie in dem Sinne, daß in ihr die Kunstpoesie durch die Kunst selbst, durch eine frischer, echter, sich selbst besser verstehende Kunst zur klaren Anschauung der Natur und der lebendigen Wirklichkeit zurückgeführt wird.

Von Schwedens erstem Geschichtschreiber, E. G. Seijer, erschien 1837 eine kleine Schrift unter dem Titel: „Den valder Boken. Strobda Anteckningar.“ Der letztere Titel erklärt den erstern. Das Büchlein ist nämlich aus Bemerkungen entstanden, welche der Verf. nach dem Lesen verschiedener Bücher in seinem blau eingebundenen Erinnerungsbuche aufgezeichnet hatte. Die Lecture ist sehr mannichfaltig und abwechselnd gewesen; ebenso ist es auch der Inhalt dieser kleinen Schrift. Wenn wir sagten, derselbe sei abwechselnd ästhetisch, moralisch, theologisch, historisch, politisch, poetisch, so hätten wir ihn dennoch nicht vollständig angegeben. Die meisten Artikel des Buchs sind sehr kurz; sie enthalten oft nur eine einzige Reflexion, einen Kernspruch, eine historische Bemerkung; also gewissermaßen Epigramme, bisweilen auch in Versen. So ist auch die Behandlung: rasch, flüchtig, spitzig, schlagend. Eine Ausnahme machen jedoch drei Artikel im Anfang und am Ende des Büchleins, welche zur Breite kleiner Abhandlungen angewachsen sind. Der erste handelt von Homer, worin der Verf. eine der Wolf'schen entgegengesetzte Meinung vertheidigt. Die zwei letztern Aufsätze handeln von „Island und der englischen Kirche“ und von den „Veränderungen in den arbeitenden Classen Englands“. In beiden hat der Verf. die Entscheidung des Urtheils bis an die Wurzel verfolgt und in einer kurzen, aber lichtvollsten Darstellung die Lage der Dinge gezeichnet: in Island das bei der Masse der Bevölkerung herrschende Gland, welches allen Glaubenden übersteigt; in England die Roth und die Unsitlichkeit der arbeitenden Classen, besonders in den Fabrikgewerken, die sich aber auch in der neuesten Zeit bis auf die Tagelöhner und kleinern Gutbesitzer verbreitet hat.

Sprachforschern wird folgende Schrift willkommen sein: „Svenska Sprakets Historia“ u. von Petersen, die im vorigen Jahre in schwedischer Uebersetzung zu Upsala erschien. Genannte Schrift ist ein losgetrennter Theil von des dänischen Verfassers Werk: „Det Danske, Norske og Svenske Sprogts Historie under deres Udvegling af Stamproget“, welches schon 1830 in Kopenhagen erschien. Der Verf., Petersen, ist ein gründlicher Kenner des Isländischen und hat sich nachdem mit der schwedischen Sprache sehr vertraut gemacht. Auch auf das Angelsachsische und Nordgothische hat derselbe Seitenblicke geworfen; weniger Rücksicht hat er auf die ältesten deutschen Dialekte genommen, und die verwandten morgenländischen Sprachen Sanskrit, Zend, Persisch u. s. w. hat er ganz außer Acht gelassen. Das Buch zerfällt in drei Abtheilungen. In der ersten handelt er von der alten nordischen Sprache und den ihr verwandten Mundarten; in der zweiten beginnt eigentlich die Entwicklungsgeschichte der schwedischen Sprache; in der dritten folgt eine Uebersicht der Sprachperioden. Diese Schrift ist als eine Vorbereitung zu Dem anzusehen, was Jakob Grimm bereits für die deutsche Sprache vollbracht hat. 60.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 262.

19. September 1838.

Salon deutscher Zeitgenossen. Politische, literarische und gesellschaftliche Charaktere aus der Gegenwart von Gustav Bacherer. Erster Theil. Frankfurt a. M., Bauerländer. 1838. 8. 1 Theil. 9 Gr.

In unserer Literatur hat das öffentliche Leben der Deutschen bisher einen im Ganzen sehr dürftigen und ungenügenden Auffassung gefunden. Die Gründe dieser Erscheinung sind leicht aufzufinden. Das öffentliche Leben in Deutschland ist vor einer noch zu kurzen Dauer, der Deutsche seiner ganzen Natur nach dem innern gemüthlichen und häuslichen Leben vorherrschend zugewandt, und so lange sich überdies keine öffentliche Charaktere herausgebildet, die als die Träger und Stützen des öffentlichen Lebens betrachtet werden müssen, keine Staatsmänner, die mit erfahrungreichem Sinne irgend eine umfassendere Idee im Kampfe mit den herrschenden Parteien des Tages vertritt, keine Redner, die in mächtigen Zügen oder mit dem Feuer der Leidenschaft ihren individuellen Standpunkt dem Gange des parlamentarischen Lebens eingepreßt haben, so lange kann von einer politischen Entwicklung und somit auch von einer Bepfechtung derselben nicht die Rede sein. Diese so unerlässlichen Bedingungen gehen allgemach in Erfüllung. Seit 1815 hat unsere politische Geschichte mehrere Wandlungen durchlaufen, welche sich als ebenso viele Momente ihrer innern Entwicklung herausstellen. Den ersten Abschnitt bezeichnet die Wiedereinführung der ständischen Verfassungen im Allgemeinen, sammt den innern Bewegungen und Kämpfen, welche dieselbe begleiteten, etwa von 1816—22. Der zweite Abschnitt macht sich durch den heftigen Gegensatz bemerklich, welchen die zwar zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit verbundenen, aber innerlich feindseligsten Elemente in den Beratungen der ständischen Kammern hervorruft, angefaßt durch das stark hervortretende Streben der Regierungen, den Gang der ständischen Verhandlungen durch die herrschende Staatsgewalt zu bestimmen. Er fällt die die Jahre 1822—30. Die französischen Julitage von 1830 führen in den dritten Abschnitt ein. Ihre mächtige Rückwirkung auch auf Deutschland nöthigte die Fürsten zur Anerkennung der constitutionellen Einrichtungen, als unumstößlicher Thatsache der fortgeschrittenen europäischen Civilisation; in den einen Staaten werden die ständischen Verfassungen neu eingeführt, in den andern die schon bestehenden durch Anwen-

dung der allgemeinen Grundsätze auf die innere Gesetzgebung tiefer befestigt. Zugleich mit diesen Zugeständnissen wird aber auch das Streben sichtbar, den Strom des erwachten Volksthebens in ein wohlbegrenztes sicheres Bett zurückzuführen; das Interesse an ständischer Entwicklung ist nicht mehr ein isolirtes, es wird Sache der Bundesbehörde wie der gesammten Nation. So beginnt seit den Juni-Beschlüssen von 1832 eine Reaction, in welcher die Beaufsichtigung der einzelnen Staaten durch das Ansehen und die Machtbefugnisse des Bundestages als das bedeutsamste Merkmal hervortritt.

Obgleich man nun gewöhnt ist, dem Deutschen im Politischen jede Schärfe des Charakters abzuspochen, und viele Deutsche durch eine kleinmüthige Meinung von sich selbst jene Ansicht leider auf das sprechendste bekräftigen, so hat doch auch der Deutschen öffentliches Leben eine Eigenthümlichkeit, die zwar äußerlich nicht lebhaft hervortritt und darum dem Beobachtungsvermögen der Masse entgeht, von dem denkenden und vergleichenden Beobachter dagegen um so bestimmter erkannt und beachtet werden kann. Denn geht ihm das Ansehende, Hinreichende und lebenvoll sich Drängende französischer Zustände ab, so entschädigt dafür die feste Stetigkeit und Dauerhaftigkeit der Bestrebungen, welche bei längerem Betrachten für den Beschauenden den gleichen Reiz hat, den die zu einer Kraftanstrengung angezogenen Muskeln und Sehnen des menschlichen Körpers gewähren. Ebenso wenig besitzen wir die fast plastisch hervortretende Schärfe des englischen Charakters, wie sie nur im Kampfe der Parteien gewonnen wird, die im hartnäckigen Geschehen einer mehrhundertjährigen Weltung einander gegenüberstehen; dagegen verleiht das Gesellige, Vertrauliche, fast Patriarchalische unsern Charakters eine Biegsamkeit, die keineswegs ausschließlich auf Schwäche beruht. Franzosen und Engländer haben ihre Aufmerksamkeit mehr auf das Praktische und Thatsächliche gerichtet, jene mit schneller Erfassung des Moments und seiner Vortheile, diese mit bewundernder Umsicht auch das Unbedeutendere zu dauerndem Erfolge erwägend; der Deutsche weilt oft noch im Gebiete metaphysischer Träumereien, wo jene schon in voller Wirklichkeit ihrem Ziele entgegenziehen, wird aber für das Aufführende dieses apriorischen Verfahrens, wie wir glauben, durch eine harmonischere Entwicklung der gesammten Kräfte ent-

dig. Der Deutsche ist in seinem politischen Handeln freier von Parteilichkeit, gerader, offener und unbefangener, mit einem Worte innerlicher als andere Völker, und wir sind der Ansicht, daß eben diese Innerlichkeit des politischen Charakters es ist, die, verbunden mit Dem, was in Wissenschaft und Kunst unter uns zu Tage gefördert wird, dem Deutschen in der Gegenwart eingreifende Wirksamkeit, bei der Nachwelt dauernde Anerkennung sichern wird.

Wir haben diese Bemerkungen vorausgehen lassen, um das Feld anzudeuten, auf welchem der Verf. der obengenannten Schrift sich bewegt. Hr. Bacherer möchte zuerst das Verhältniß der bedeutenden Individualitäten Deutschlands zur Gegenwart ermitteln und sodann die Gegensätze feststellen, unter denen diese letztere zu sichern Ergebnissen und damit zu geschichtlicher Bedeutung gelangt. Er thut dieses mit der Klaren und deutlichen Erkenntniß, daß ein gemeinschaftlicher Faden des Schicksals die deutschen Volksstämme zu der gleichen unverrückbaren Bestimmung untereinander verbinde, also, daß der Einzelnen Dasein sich dem größern Nationalinteresse unterzuordnen habe.

Die Individualisirung des Culturgeistes der deutschen Gegenwart in der Gesamtmanifestation seines Begriffes, also in seiner Geltendmachung zunächst in unserm Staatsleben und hierauf in der tiefsten Einzelzeichnung der Gesellschaft und der Literatur ist Stoff, Organ und Zweck des gegenwärtigen Buches. (S. v.)

Unter diesem Gesichtspunkte führt uns der Verf. drei Koryphäen aus dem parlamentarischen Leben der süddeutschen Staaten vor, zunächst zwei Würtemberger, den Staatsminister Johannes v. Schlayer und den Prälaten Joh. Gottfried v. Pahl, sodann den badischen Staatsminister Ludwig Winter, und wir glauben unsern Lesern den eigenthümlichen Standpunkt der Schrift am besten zu vergegenwärtigen, wenn wir den Gang dieser Darstellungen selbst in gedrängter Kürze wiederholen.

Der Skizze Johannes v. Schlayer's stellt Hr. Bacherer die Nachweisung voran, wie trotz alles Widerstrebens der Vorträtler im Laufe der letzten 50 Jahre die Massen zu größerer Selbstthätigkeit und höherem Bewußtsein gelangten, und wie namentlich der Bürgerstand, durch wissenschaftliche Bildung erleuchtet, nunmehr thatkräftig in den Gang der Ereignisse und die öffentlichen Angelegenheiten eingreife. Die kräftigsten Organe der Regierungen selbst sind schon seit längerer Zeit meist Bürgerliche, und so stieg auch J. v. Schlayer aus dem Handwerksstande zur obersten Staatswürde empor. Der Sohn eines wohlhabenden Bäckers in Tübingen, widmete er sich anfänglich der Schreiberei, und noch ein Knabe, arbeitete er in diesem beengten und beengenden Fache auf der Geschäftsstube des Universitätsamtes zu Tübingen. Hier ergriff ihn, der in sich einen höhern Beruf fühlte, der Durst des Wissens, und er fing an, ohne durch allgemein wissenschaftliche und philosophische Bildung vorbereitet zu sein, Vorträge aus den Fächern der Staatswissenschaften und Jurisprudenz zu hören. Noch blieb er einige Zeit Schreiber wie zuvor, weil die beschränkten

Ansichten des Vaters über Geld und Welt keinen freieren Spielraum gewährten, bis endlich jede ängstliche Bedenklichkeit überwunden und Schlayer dadurch in den vollsten Besitz seiner Zeit und seiner Muse gesetzt wurde. Das entschledene Talent und die rastlose Strebekraft, welche nun der Jüngling nach allen Seiten hin geltend machte, erregten die Aufmerksamkeit des Freiherrn v. Wangenheim, damaligen Präsidenten des Obertribunals; er ward in den gesellschaftlichen Kreis dieses hochgeachteten Staatsmannes gezogen, in welchem was Tübingen an Wissenschaft und Kunst Treffliches bot sich zusammenfand, und legte so den Grund zu seinem spätern Emporstreigen. Mittlerweile war Napoleon's anmaßliche Gewaltherrschaft zu Grabe gegangen, und König Friedrich starb am 30. October 1816 zu rechter Zeit; denn unmöglich konnten sich die Ansichten dieses geistvollen, aber in seinem ganzen Wesen despotischen Fürsten ferner mit dem gebieterischen Drange der Gegenwart vertragen, welche die vielfach gekränkten und mit Hohn daniedergetretenen Volksrechte laut und entschieden zurückverlangte. König Wilhelm erkannte die Bedürfnisse der Zeit und seines Volkes; er umgab sich mit volkethümlichen Kräften, und schon acht Tage nach dem Hinscheiden seines Vaters berief er den wegen vieler ausgezeichneten Eigenschaften allgemein beliebten Freiherrn v. Wangenheim nach Stuttgart, um demselben das Ministerium des Cultus zu übertragen. Dieser ernannte Hrn. Schlayer zum Secretäre seiner Kanzlei und eröffnete ihm seine Laufbahn, auf welcher dieser mit glücklicher Thatkraft seinem Ziele entgegenwühlte, auch nachdem Freiherr v. Wangenheim in Folge vielfacher Forderungen mit den herrschenden Cabinetprincipien wieder in die Stille des Privatlebens zurückgekehrt war. Im Laufe von nicht vollen zehn Jahren stieg Schlayer zum Obergerungsrathe empor und ward endlich 1826 von seiner Vaterstadt Tübingen zu ihrem Vertreter auf dem Landtage erwählt. Sowie nun die Verhältnisse der Zeit, welche dringend die Benutzung jeglichen Talents, gleichviel von irgend welcher Abstammung, geboten, ihn, den Sohn eines schlichten Gewerbsmannes, in die Reihen der ersten Staatsbeamten gehoben hatten, so gab ihm nun das widergeschaffene öffentliche Leben Gelegenheit, den staatsmännischen Beruf in weitem Umfange und vor ausgedehnten Kreisen an den Tag zu legen. Was auch immer die kleingeistigen und achselzuckenden Belächler unserer Zeit und ihrer Bestrebungen von dem öffentlichen Leben des deutschen Volkes halten mögen, der Beruf, im Namen des Volkes zu handeln, ist ein erhabener und muß den Seele schwebt, zu den reinsten und hegeisterndsten Handlungen beseuern. Das öffentliche Leben, zumal in monarchischen Staaten, wo die Vertreter des Volkes einen schwerern, aber in dem Gefühle des Rechtes um so erhebendem Standpunkt einnehmen, weckt schlummernde Kräfte, scharft und kräftigt das Talent, und während es den Einen verdienntermaßen mit dem ganzen Gefühle der eignen Wichtigkeit darniederschmettert, hebt es den Tüchtigen empor durch das Bewußtsein inwohnender Kraft

und die Verdeutlichung der Stellung, die er im Staats einzunehmen berechtigt ist. Der Kampf widerstrebender Elemente hat in der neuesten Zeit, namentlich auch in Deutschland, mehr als einen tüchtigen Charakter an das Licht der Öffentlichkeit gezogen und zum Träger der Nationalinteressen gemacht, und der Bewegtheit des öffentlichen Lebens verdankt auch Schlayer, wir wollen nicht sagen, seine Erhebung, weil dies zu sehr an die Emporkömmlinge vergangener Zeiten erinnert, sondern die eigenthümliche Stellung im Leben und im Staate. Er gehörte bei seinem ersten Auftreten entschieden zur freisinnigen Partei und zeigte sich überall als offenen und eifrigen Vertheidiger der Volksrechte. Der Liberalismus jener Tage war ein reinerer und ehrbarer, weil er mit mannichfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, weil er heilige Rechte der Menschheit wie der Völker vertheidigte, die eine aus der Asche emporsteigende Schar von Dunkelmännern gewaltsam zu zernichten sich verbunden hatte; er durfte um so weniger in frechen Uebermuth ausarten, weil die Reinheit seiner Bestrebungen die einzige Waffe war, mit welcher er die doppelzüngigen Gegner zu bewältigen vermochte. Daher begreift sich denn auch jene Begeisterung, mit welcher die Vorkämpfer der liberalen Ideen aus allen Nationen in den deutschen Gauen so gut wie an den Ufern der Elbe und Seine mit dem Beifall der lauschenden Völker begrüßt wurden; daher die schöne klangvolle Erinnerung, die ihre Namen noch jetzt in uns erwecken. Ähnliche Anerkennung ward damals in Kleinem Kreise Schlayer zu Theil. Auch blieb er auf dem Landtage von 1830 seinen Ansichten im Wesentlichen getreu, obgleich dieselben durch seine Stellung als Ministerialrath vielfach gemildert wurden, und löste die damals in den ständischen Kammern lebhaft angeregte Streitfrage über die Reorganisation der Universität Tübingen auf eine, auch die freisinnige Partei befriedigende Weise. Als aber die französischen Julitage alle Geister in Europa fieberhaft durchzuckten und der gehaltene Widerstand der Freisinnigen sich in lauten und geräuschvollen Angriff verwanbelte, da ward Schlayer's Stellung eine veränderte; offen und entschieden trat er der neuen Richtung entgegen. Wäre diese Erscheinung eine vereinzelte, so müßte man sich versucht fühlen, diesem Benehmen nur gemeine Motive zu unterlegen; da sie sich aber gleichzeitig in den verschiedensten Ländern Deutschlands wiederholte, und bei Staatsmännern von sehr abweichender Richtung und Eigenthümlichkeit, so sind wir genöthigt, einen allgemeineren Grund für dieselbe aufzusuchen. Wir finden diesen in dem veränderten Wesen des Liberalismus selbst. Dieser hatte seine Bahn durchlaufen und die Schranken durchbrochen, die er so lange bekämpfte. Nunmehr selbst im Besitze der Gewalt, trat er aus dem Reiche der Ideale in das dornige Feld der Empirie, aus dem Stände der Unschuld in die schwüle Luft sündhafter Selbstbefleckung. Aus der Hefe des Volkes gährten die unreinen Elemente einer erloschen geglaubten Schreckenszeit empor, und festgegliederte anmaßliche Factionen strebten mit blinder Leidenschaft nach der obersten Regierungsgewalt. Die Töne dieses französischen

Radicalismus wurden nach Deutschland herübergetragen, bemächtigten sich der Presse und machten auch hier mit Ungeßüm eine Richtung geltend, die, so sehr sie die Gemüther zu entflammen schien, doch in der Eigenthümlichkeit des Volkes keine Wurzel hatte. Nichts war natürlicher, als daß die Männer, denen das Ruden des Staats anvertraut war, die drohende Gefahr erkennend, den fremden Giftstoff von den wahren und unabwiesbaren Bedürfnissen der Zeit zu scheiden suchten, dem heftigen Anprall der stürmenden Freieismänner den männlichsten Widerstand entgegensetzten und im Kampfe mit der Idee des Tages eine streng conservative Richtung einschlugen. Deutschlands Stellung war eine vermittelnde, und erst die spätere Zeit wird ihm mit gebührender Anerkennung Dank wissen, daß es diese Rolle übernommen. In diesem Sinne hatte sich Schlayer bereits am Ende des Landtags von 1830 ausgesprochen; seine Grundsätze entwickelten sich aber noch deutlicher, als ihn der König, nachdem Hr. v. Weishaar in Folge der Bundestagsbeschlüsse vom Juni 1832 das Portefeuille des Ministeriums des Innern und des Cultus niedergelegt hatte, zum Staatsrath und provisorischen Chef des erledigten Ministeriums ernannte. So begann ein Kampf mit der liberalen Partei in den landständischen Kammern, dessen Momente uns Hr. Bacherer in flüchtigem, aber geistreichem Umriß vorüberführt. Nach mehreren vorausgegangenen Maßnahmen, welche die angeedeutete Richtung des neuen Ministers bethätigten, versammelte sich der neue Landtag am 15. Januar 1833. In fortwährendem Kampfe mit der freisinnigen Opposition, an deren Spitze Uhland, D. Pfizer, W. Menzel u. A. m. standen, bekämpfte Hr. Schlayer zuerst die angetragene Abänderung eines Paragraphen der Geschäftsordnung, wobei das wichtige Vorrecht der Selbstconstituierung der ständischen Kammern in Frage gesetzt wurde, wußte er ferner die von der Regierung angesprochene Auslegung eines Paragraphen siegreich durchzuführen, welche die Wahl des Freiherrn v. Wangenheim zernichtete, kam er endlich dem aufregenden Eindrucke, den die Pfizer'sche Motion in Betreff der Bundestagsbeschlüsse gemacht hatte, durch die Auflösung der Kammern zuvor. Indem Hr. Bacherer diese und andere Auftritte aus dem repräsentativen Leben Württembergs in lebensfrischer Zeichnung veranschaulicht, unterläßt er nicht, auch die Härten in dem System des Ministers herauszukehren und das Bild des Mannes durch eine genaue Schilderung seiner Persönlichkeit von der innern Lebendigkeit des Geistes bis zu dem äußern Mienenspiele zu vervollständigen. Das Ganze gestattet sich zu einem äußerst anschaulichen Gemälde, das ebenso anziehend als lehrreich ist.

Hat uns der Verf. in dem Minister v. Schlayer einen ganz durch die Neuzeit entwickelten und herangebildeten Charakter vor Augen geführt; so zeigt die zweite Darstellung den Prälaten v. Pahl als einen Mann, dessen warmes Gemüth alle die wechselnden Schicksale des deutschen Volkes vom Beginn der französischen Revolution bis auf unsere Tage prüfend und erregend berührten, und in dem sich die Summe eines vielbewegten und er-



führungreichen Lebens zu ruhigen und harmonischen Verhältnissen zusammengebrängt hat. Während sich jener auf dem gebreiteten Boden wiedererlangter Nationalität eine staatsmännische Laufbahn schafft, ehrt die Wahl gleich einem einsamen Propheten miseren unter Verträmmern der edelsten Sitten seine kräftige Stimme für Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes. Die Stürme, welche die französische Revolution über Europa gebracht, die Todeszuckungen des deutschen Reiches nach dem verhängnisvollen Frieden von Lunewitz, die gewitterschwüle Luft des Rheinbundes, die wogenden Fluten der Freiheitskämpfe ziehen an seinem Leben zermalmend vorbei; aber unter allen Stürmen vertheidigt er Wahrheit und Recht, verkündigt er die Wiedergeburt des heimgesuchten Vaterlandes; und jetzt, am Abende seines Lebens, nachdem alle jene Drängnisse vorübergegangen, sammeln sich noch die Strahlen der Gegenwart in dem besonnenen und gestärkten Sinne des Greises. Als schlichter Pfarrer zu Neubronn beginnt er zu Sendung die Herausgabe seiner „Nationalchronik der Deutschen“ mit der vorherrschenden Richtung, den erforderlichen Volksgeist neu zu beleben und für vaterländische Ideen zu begeistern. Raslos und unermüdet fährt Pahl die Leitung des 1800 begonnenen Blattes bis 1809 fort, nicht ohne Gefahr von Seiten französischer Censoren und überhaupt unter den mannichfachen Schwierigkeiten, deren Schilderung man in dem Buche selbst nachlesen muß, um sich aus den Schicksalen dieses vereinzelt kämpfenden ein treues Bild jener bedrückenden Zeit zu vergegenwärtigen. Das vaterländische Blatt unterlag endlich den Streichen roher Gewalt. Durch einen Cabinetsbefehl König Friedrichs vom 1. Februar 1809 ward die Fortsetzung verboten, zugleich aber diesem Dorfpfarrer ein derber Verweis ertheilt, mit der Warnung, wie es besser für ihn sein werde, sich künftighin mit seinem Stande angemessenern Gegenständen zu beschäftigen, als im Fache der Politik herumzutreiben, worin er doch nichts zu suchen hat.

(Der Bericht folgt.)

Khudozhestvenaya Gazeta, na 1837. Izdanannaya Nestorom Kukolnikom. (Zeitung für die schönen Künste für 1837. Herausgegeben von Nestor Kukolnik.) Petersburg 1837.

Wiso hat auch Rußland schon sein Kunstblatt. Es ist dieses aber nicht, wie wol mancher Leser glauben möchte, das erste, welches in jenem Reiche gegründet ward, denn schon vor zehn oder zwölf Jahren erschien ein anderes, unter dem Titel: „Journal Lyasehtschastnik Iskusstv“, oder Journal für die schönen Künste, das aber verhältnißmäßig nur wenige Originalartikel enthielt und zum großem Theile aus Übersetzungen bestand; es beschränkte sich übrigens nicht auf die bildenden Künste allein, sondern zog auch die Poesie in sein Bereich. Das Unternehmen erfreute sich indessen, wie es scheint, keiner hinlänglich Theilnahme und gedieh nur bis zum zweiten Bande, während die oben namhaft gemachte „Gazeta“ so großen Anklang fand, daß von den ersten Nummern eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte. Für den künftigen Geschichtschreiber der Begründung und des Fortgangs der bildenden Künste in

Rußland enthalten die bisher erschienenen Aufsätze eine Menge höchst werthvoller Materialien; namentlich sind die biographischen Artikel eine um so dankenswerthere Gabe, da die Lebensumstände selbst ausgezeichneten russischer Künstler in ihrer Heimat sowohl wie im Auslande nur sehr Wenigen bekannt waren. In dem übrigens sehr brauchbaren biographischen Werke von Demetrius Bantisch-Kamenetzky, das vor einigen Jahren fünf Bände stark in Moskau herauskam, sind grade sie fast unberücksichtigt geblieben und noch mehr als die Gelehrten vernachlässigt worden, während die Politiker und Krieger höchst ausführlich behandelt wurden. In jenem Werke stellen schon Bogdanowitsch, Verfasser der „Dschunka“, und Krimniger, der nun dem russischen Leserkreis genannt hat; ebenso die Theaterkritiker Dzerow, Kherastow, Verfasser der „Rossiade“, Iwan Prigolowitsch Prokopiew, ein ausgezeichnete Bildhauer, und noch viele Andere. Diese werthvolle Lücke in Bezug auf die bildenden Künstler auszufüllen, ist nun eine der Hauptaufgaben jenes neuen „Gazeta“; sie liefert dabei aber nicht bloß Nachrichten von ausgezeichneten Männern, die in unsern Tagen lebten, sondern ist auch retrospectiv, und verspricht, fortlaufende Übersichten von dem Leben und Wirken aller ausgezeichneten Künstler, die entweder in Rußland geboren oder dort naturalisirt wurden, mitzutheilen. Gleich die ersten Nummern enthalten ansehnliche Nachrichten über Tischtschin und Ljomonow, welche das große Schauspielhaus zu Petersburg gebaut haben; über Woconilin, der die kasaner Kathedrale auführte; über Kiprenschy, dessen Portraits sehr gerühmt werden, der sich aber auch als Historienmaler durch seine Schlacht von Schewtschalow einen bedeutenden Ruf erwach. Auf die Werke der im Auslande weilenden russischen Künstler macht dieses Blatt gleichfalls aufmerksam. Dabei kommt denn wol manche Übertreibung vor; die Nationalität mag Ursache sein, daß die Talente mancher Einzelnen überschätzt werden, indessen kann man darüber hinwegsehen, weil der Zweck, das Land für das Streben seiner Künstler zu interessieren und die Theilnahme reger zu erhalten, jedenfalls ein löblicher ist, der auch wahrscheinlich erreicht wird. Das Blatt bespricht die Leistungen des in Rom sich aufhaltenden russischen Malers Feodor Antonowitsch Brunt, jene Iwanoff, gibt eine Übersicht der ausgezeichnetsten Gebäude, welche während der letzten zehn Jahre in Petersburg und Moskau aufgeführt worden sind, und statet Bericht ab über den Erfolg, welchen die Bemühungen der Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste bisher gehabt haben. Diese bildet eine Art Kunstverein nach Art unserer deutschen; nur heimische Künstler erhalten von ihr Aufträge zu Bildern oder Sculpturen, welche verkauft werden. So entsteht Nachfrage, und die Künstler arbeiten fleißig, weil sie gewiß sind, daß ihre Werke Käufer finden. Die „Gazeta“ ist jedenfalls ein sehr zweckmäßiges Unternehmen und wird, in gleichem Geiste wie bisher fortgeführt, mannichfachen Nutzen stiften. 58.

#### Literarische Notizen.

Zum ersten Male vollständig erscheint in zwei Bänden mit Portraits: „Mr. Jenner's life and correspondence. With illustrations of his doctrines. By John Baron.“ Das Werk ist aus authentischen Quellen geschöpft. Der Verfasser, Doctor der Medicin, war die letzten 15 Lebensjahre Jenner's sein vertrautester Freund und erhielt alle Papiere und Briefschaften des Verstorbenen durch die Testamentsvollstrecker ausgeliefert.

„A sailors retrospect“ heißt ein Werk von George Robertson, eine Darstellung wirklicher Ergebnisse und zugleich eine Übersicht über die moralischen, politischen und religiösen Zustände Indiens, Arabiens, Südamerikas, Frankreichs, Spaniens und Irlands. Die „Liverpool mail“ nennt den Verfasser einen verständigen, wohlunterrichteten Mann, der die Romanen des weltlichen Lebens aufzufassen gewußt hat. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 263.

20. September 1838.

Salon deutscher Zeitgenossen. Politische, literarische und gesellschaftliche Charaktere aus der Gegenwart von Gustav Bacher. Erster Theil.

(Schluß aus Nr. 262.)

Neben seiner Wirksamkeit als Zeitschriftsteller trat Pahl in manche interessante Lebensverbindungen, wie sie einem kräftigen, durch die Zeit getragenen Charakter immer zu Theil werden. Als nämlich der regensburger Reichstag dem Fürsten Karl von Eigne das Damenstift Edelstetten in der Markgrafschaft Burgau als Entschädigung zuwies und dieser von der neuen Erwerbung Besitz nehmen wollte, so wurde Pahl zum Organisationssecretair der neuen Besetzung ernannt. Das neue Verhältniß blieb indeß nicht bloß ein amtliches; zwischen dem geistreichen Fürsten, einem Manne von ebenso feiner und anmuthiger Lebenssitte als ausgebreiteten Kenntnissen, und dem geisteskräftigen bieder männlichen Pahl entspann sich ein inniges Freundesverhältniß, das einen der schönsten Abschnitte in dem Leben dieses Letztern bildet. So im Wesentlichen verschieden nun auch die beiden Charaktere sein mochten, so war es grade diese Verschiedenheit auf der Beiden gemeinsamen edeln Grundlage, welche sie gegenseitig anzog und fesselte. Zeugniß davon geben Pahl's noch ungedruckte Denkwürdigkeiten, aus denen Hr. Bacher eine durch Schönheit der Darstellung und Charakterzeichnung ausgezeichnete Stelle mitgetheilt hat. In Betreff anderweitiger Lebensverhältnisse, wie z. B. mit Christoph Schmid, dem Verfasser der lieblichen Jugendschriften, und dem Freiherrn v. Mastiaux, verweisen wir auf das Buch, bemerken jedoch in Bezug auf den Letztern, daß Pahl schon bei seiner ersten Bekanntschaft in diesem nachmaligen ultramontanischen Schwindler und Redacteur der „Literaturzeitung für katholische Religionslehrer“ den innerlich zerrissenen und gespaltenen Charakter erkannte. Nachdem der machtberühmte Befehl König Friedrich's der journalistischen Wirksamkeit Pahl's ein so schnelles Ende bereitet hatte, richtete dieser in einer trostlosen und entmuthigenden Zeit seinen Blick auf das höhere Geistesleben, suchte und fand hier in dem ewigen unaufhaltsamen Gange der Dinge den Trost und die Beruhigung, welche die Gegenwart versagte. Jeder ausgezeichnete Mensch bringt die eigne Geistesstimmung mit dem menschlichen Ganzen in lebendige Wechselwirkung, und so flossen auch aus Pahl's immer

geschäftiger Feder um diese Zeit mehre Schriften, durch welche er eine ähnliche Hebung und Stärkung des Gemüths unter seinen Zeitgenossen hervorzurufen suchte. Es erwies sich hierin die dem deutschen Volke inwohnende Stärke des religiösen Gefühls, welches die Ergebnisse des Einzelnebens jederzeit an den unerforschlichen Gang der göttlichen Vorsehung anknüpft und durch den von oben empfangenen Trost die eigenthümliche Stellung in dem wirklichen Leben um so sicherer erkennen und bewahren läßt. Doch auch diese Zeit erreichte ihren Höhepunkt. Die französische Zwingherrschafft mußte den vereinigten Anstrengungen des erzürnten Volksgesistes weichen, und die lange danebergehaltenen Geister athmeten wieder freier. Da trat auch Pahl neubelebt hervor und redete zum zweiten Male in seiner „Neuen Nationalchronik der Deutschen“ zu allem Volke von den Bedürfnissen und unverjährbaren Rechten der deutschen Nation. Aber bald verfinsterte sich der Himmel. Eine weitverbreitete ultramontane Propaganda suchte den gegen den übermächtigen Zwingherrn ergangenen Sturm zu ihrem Vortheile auszubenten, während aus der dunkeln Kluftkammer halbvermoderter Ansprüche eine Masse von Vorurtheilen auftauchte, welche den jungen Keim des neuerwachten Nationallebens zu ersticken drohte. Pahl sah sich genöthigt, die Redaction der „Neuen Nationalchronik der Deutschen“ schon 1824 wieder aufzugeben. Um so geharnischer trat er dagegen in seinem Werke: „Der Obscurantismus, welcher das deutsche Vaterland bedroht“ (1826), den Bestrebungen der römischen Curie entgegen, und stets die Eine Aufgabe seines Lebens im Auge behaltend, veröffentlichte er 1829 — 31 seine „Geschichte von Württemberg für das württembergische Volk“. Im J. 1833 ward er vermöge der ihm verliehenen Würde eines Prälaten ständiges Mitglied der Kammer der Abgeordneten. Pahl ist unterdessen ein Greis geworden, aber das schöne Feuer jugendlicher Begeisterung für alles Gute und Wahre durchströmt ihn noch, nur durch Besonnenheit und gereifte Erfahrung ermäßigt. Mit männlicher Würde sprach er 1833 für die Wiederherstellung der freien Presse, 1836 gegen die Todesstrafe und gegen die Aufhebung des handverfaßten Grundgesetzes. Die Skizze über Pahl hatten wir unter den dreien beitem für die gelungenste. Sie fesselt durch den Reiz der Darstellung sowie durch den Wechsel mannich-

faltiger Lebenssituationen, an welche der Verf. mit kunstgeübter Hand die allgemeinen Ideen und Betrachtungen anzuknüpfen gewußt hat. Mögen wir den würdigen Mann begleiten in die Stürme des öffentlichen Lebens, oder zu dem friedlichen Kreise geräuschloser Wirksamkeit, überall durchweht die Darstellung ein belebender Hauch, der unser Mitgefühl und unsere Theilnahme in schwebender Höhe erhält. Man sieht, der Verf. arbeitete hier mit unverkennbarer Vorliebe und, was uns vom historischen Standpunkte aus das Wichtigere dünkt, mit einer genauen Durchdringung des vorliegenden Materials. Hr. Wacherer ist Hr. Pahl persönlich befreundet und konnte darum ebenso gut aus mündlichen Mittheilungen schöpfen als auch die vorerst nur handschriftlich vorhandenen Denkwürdigkeiten dieses ausgezeichneten Mannes benutzen, die dereinst, den mitgetheilten Proben nach, eine schöne Bereicherung unserer ohnehin noch dürftigen Memoirenliteratur zu werden versprechen. Es ist also die anschauliche Kenntniß auch der geheimern Fäden, welche diese Darstellung hebt und belebt, ein Vorzug, der den beiden andern Skizzen in geringerem Grade eigen ist.

Wir wenden uns nunmehr zur dritten und letzten Darstellung, derjenigen von Ludwig Winter. Wer kennt den Namen dieses gefeierten Staatsmannes nicht? Wer, der das Gefühl für deutsche Ehre im Busen trägt, trauerte nicht, als die Kunde von dem ebenso plötzlichen als rührenden Hinscheiden dieses seltenen Mannes eintraf? Wenn von irgend einem Charakter gesagt werden kann, daß er das Resultat des wiedererwachten öffentlichen Lebens in Deutschland sei, einzig sich stützend auf innere Kraft, so gilt dies von Ludwig Winter. In seinem Leben spiegelt sich die constitutionnelle Geschichte Deutschlands, und sein öffentliches Wirken ist in die innere Entwicklung von Baden so tief verwoben, daß, wer jenes erschöpfend darstellen wollte, auch diese vollständig in den Kreis seiner Darstellung ziehen müßte. Der Sohn eines schlichten Landpfarrers, von der Natur mit der ganzen Schärfe des oberländischen Charakters ausgerüstet, trat er auf dem Landtage von 1819 zum ersten Male mit Bedeutsamkeit hervor, als er gegen die Erweiterung der Vorrechte des Adels das Wort ergriff. Seine Stellung als geheimer Referendar und Regierungskommissair verlieh diesem Votum besondere Wichtigkeit, regte aber auch den ganzen unversöhnlichen Haß der hohen Aristokratie wider ihn auf, und nur der Großherzog Ludwig, der mit dem ihm eigenen Scharfsinne die ganze Wichtigkeit des Mannes erkannte, hatte Überwindung genug, um bei entschiedener Abneigung gegen die Persönlichkeit Winter's denselben von seiner Stelle nicht nur nicht zu entfernen, sondern mehr und mehr in den Kreis der Staatsgeschäfte hereinzuguziehen. Winter ward 1826 zum Staatsrath mit Sitz und Stimme im Staatsministerium ernannt, und seiner unter den widrigsten Umständen bewährten Festigkeit vornehmlich ist es zu danken, daß die landständische Wirksamkeit nicht noch tiefer erschüttert wurde, als wirklich geschah. Aber erst, als 1830 der jetzige Großherzog Leopold zur Regierung gelangte, unter den Anzeichen gewaltiger

und erschütternder Ereignisse erhielt Winter als Chef der innern Verwaltung jene umfassende Wirksamkeit, die seinen Namen in der constitutionellen Geschichte Deutschlands unsterblich machen wird. Wer sich noch die Zeitereignisse ins Gedächtniß zurückeruft, unter denen der badische Landtag im Frühjahr 1831 zusammentrat — die erschütternden Nachklänge der Julirevolution in Frankreich, die Bewegungen in Belgien und der Schweiz, den blutigen Freiheitskampf der Polen, die fieberhaften Zuckungen in allen deutschen Staaten —, der wird gestehen müssen, daß die Aufgabe, einer von begeisterten Sprechern geführten Versammlung gegenüber Ansehen und Würde der Regierung zu behaupten, keine leichte gewesen. Winter löste sie mit jener bewundernswerthen Folgerichtigkeit der Grundsätze, die sein ganzes staatsmännisches Handeln auszeichnet, er machte den Forderungen der Zeit billige Zugeständnisse, eignete sich aber eben darum um so entschiedener das Recht zu, alle unhaltbaren Auswüchse in den Forderungen der Bewegungspartei rücksichtslos zu bekämpfen. So kam eine Reihe wohlthätiger, tiefeingreifender Gesetze zu Stande, von denen besonders das neue Pressegesetz geschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Dasselbe trat am 1. März 1832 in Kraft. Es wurde jedoch von der gestatteten Redefreiheit in etwas überströmendem Maße Gebrauch gemacht; das stürmische hambacher Fest und andere Volksversammlungen mit radikalem Redepunkte traten hinzu, und so folgten endlich die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni, wodurch die Aufhebung des badischen Pressegesetzes sowie die Unterdrückung des „Freisinnigen“ in Freiburg beschlossen wurde. Winter, der einerseits stets zur Mäßigung gemahnt, andererseits aber die Anmuthungen, das Pressegesetz durch einen Act der badischen Regierung selbst aufzuheben, als verfassungswidrig verworfen hatte, glaubte der obersten Bundesbehörde gegenüber in einer andern Stellung zu sein: er contrasignirte den Bundestagsbeschuß vom 28. Juni und zernichtete damit die Hebelkraft des badischen Radicalismus. Die bald darauf angeordnete Reorganisation der Universität Freiburg vollendete das Werk, und nach den Ereignissen des 3. April 1833 mußte die liberale Partei, schon um nicht als Mitschuldige jenes vielbesprochenen Attentats zu erscheinen, eine bescheidenere Sprache führen. Die Zustimmung zu den Bundestagsbeschlüssen war allerdings ein Opfer, welches Winter der Gewalt der Umstände brachte; es lag darin aber auch die Anerkennung der obersten Gewalt des Bundes und eines Grundsatzes, den wir dem Auslande gegenüber zum Wohle des Gesamtwaterlandes ebenso scharf hervorgehoben wissen möchten, als es von den Liberalen und Radicalen der neuern Zeit in der Regel nicht geschehen ist. Auch auf den nachfolgenden Landtagen betheiligte Winter den stets auf das ganze und gemeinsame deutsche Vaterland hingewendeten Blick. Er vor Allen beförderte 1835 den Anschluß an den preussischen Zollverband, bei dessen Bekämpfung die Bewegungspartei die ganze innere Blöße ihres Systems verrieth, und brachte endlich 1838 unter vielerlei Schwierigkeiten auch die Schlußnahme zu einer ausgedehnten Eisenbahn zu Stande. Sie

war sein letztes Werk, und die Worte der Versöhnung und Mäßigung, die er am Ende des Landtages aussprach, bilden zugleich den ebenso wahren als rührenden Schwanengesang seines edeln Lebens. Ludwig Winter ist das Muster eines echten deutschen Staatsmannes. Uner-schütterliche Rechtlichkeit und Geradheit des Charakters, verbunden mit Gründlichkeit des Wissens, Klarheit der Ideen und praktischer Einsicht waren die Grundzüge seines Wesens; im Bewußtsein der guten Sache, die er in seinem Ruf trug, blieb er dem Getriebe der Parteien fremd und sicherte sich damit das Recht, ihren ausschweifenden Anforderungen schonungslos gegenüberzutreten; im Gefühle der eignen Kraft verschmähte er, den Hohen der Erde gegenüber, alle kleinen und gemeinen Künste und auf dem Felde der Politik jene Winkelzüge, die so lange für die höchste Aufgabe unserer Staatsweisheit galten. Ein Mann wie dieser mußte durch die Schärfe seines Wesens verwundet; er wurde von Vielen gehaßt, aber von keinem Einzigen verachtet, und selbst die eifrigsten Gegner mußten zuletzt sein hervorragendes Talent und Verdienst fast wider ihren Willen anerkennen. Er war und blieb endlich — was wir besonders hoch anschlagen — bis an das Ende des Lebens der Repräsentant des Bürgerthums, mit edelm und beharrlichem Stolze die Abzeichen eines höhern Standes ablehnend, die Dem, was er ohne sie geworden, nur einen armseligen Flitter hätten beifügen können.

Wir haben somit den Hauptinhalt der Ideen wiedergegeben, welche der Verf. an der Hand seines Stoffes dargelegt hat, und wir sind absichtlich dem Gange der drei Darstellungen gefolgt, um die Leser um so eher in das Verständniß der vorliegenden Schrift einzuführen. Zum Schlusse nur noch die folgenden Bemerkungen.

Die Schreibart ist im Ganzen vortrefflich, nur hier und da scheinen uns Worte und Bezeichnungen zu überschwänglich gewählt, was wir dem Enthusiasmus des Verf. für die Männer, deren Eigenthümlichkeit er zeichnet, zugute halten wollen. Ferner: wenn wir uns auch bei der Lesung der Schrift beständig den Zweck des Verf. vor Augen gestellt haben, nämlich weder historische Werke, noch biographische Denkmale und Ausführungen geben zu wollen, sondern, wie er sich selbst ausdrückt, „eine Verlebendigung derselben in der Schilderung historischer, gesellschaftlicher und literarischer Zustände, Aussichten und Erfolge“, so hat uns doch geschienen, als ob der Gedankengang an einigen Orten mehr, als dies geschehen ist, durch historische Thatfachen hätte verbunden werden sollen. Eine Darstellung, wenn sie auch nur die geistige Blüte einer Zeit veranschaulichen will, kann des geschichtlichen Fadens nicht entzathen, und wir haben die zusammenhängende Fortführung desselben zum Nachtheile der Darstellung an mehreren Orten der ersten und letzten Skizze sehr deutlich vermisst. Unserer Ansicht gemäß sollte bei fernerer Fortsetzung des „Salon“ dieser Gesichtspunkt von dem Verf. reiflich in Erwägung gezogen werden.

Die dritte Bemerkung ist weniger eine Ausstellung

als ein Wunsch, dessen Verwirklichung nur unter gewissen Umständen denkbar ist. Wir haben oben bei Gelegenheit der Darstellung von Pahl darauf aufmerksam gemacht, wie sehr dieselbe gehoben wird durch den dem Verf. selbst zur klarsten Anschauung gebrachten Stoff, wozu persönliche Bekanntschaft, mündliche Mittheilungen und die eignen Denkwürdigkeiten des Dargestellten ein Wesentliches beigetragen haben mögen. Je mehr nun bei spätern Arbeiten diese fördernden Bedingungen zu Grunde gelegt werden können, desto mehr werden sie alle die Vorzüge erreichen, durch welche jene Darstellung sich auszeichnet. Wir wissen nun wol, daß solche Bedingungen nicht durch ein bloßes Machtwort hervorgezaubert werden können; immerhin aber muß es die Aufgabe des Verf. sein und bleiben, sie in dem Grade zu erreichen, als unter gegebenen Umständen nur immer möglich ist. Sie bilden für die Historie das belebendste Reizmittel und erläutern uns die unsichtbaren und geheimen Verschlingungen, deren Endspitzen in den äußern Begebenheiten zu Tage treten.

Das politische Leben der deutschen Nation ist ein bis jetzt noch sehr öde gebliebenes, in Vielem unbekanntes Feld. Noch gilt es, hier die einzelnen Theile durch gründliche Bearbeitung zu vervollständigen, dort die isolirten Lebensäußerungen unter sich in nähere Verbindung zu bringen. Dr. Bacherer hat dafür einen sehr ansprechenden Versuch unternommen; möge er darin mit unermüdetem Eifer fortfahren, und uns früher oder später auch mit der in Aussicht gestellten größern Geschichte des constitutionellen Lebens in Deutschland erfreuen. 115.

Erste und letzte Liebe. Roman von L. Mühlbach. Altona, Hammerich. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser dieses Romans ist, so viel ich weiß, eigentlich eine Verfasserin und der Stoff zu dieser höchst romantischen, höchst unglücklichen, höchst überschwänglich geschriebenen Geschichte soll dem Leben eines berühmten berliner Arztes entnommen sein, der in Wahrheit noch lebt, aber in der Dichtung als Doctor Friedrich Wandel in das Grab bestattet wird. Der ungefähre Inhalt des Romans ist dieser: Friedrich Wandel ist von einer üppigen Professorin als junger Mensch verführt und bei einem tête à tête vom Professor überrascht worden. Der Hr. Professor läßt sich von seiner Gemahlin scheiden, und der unglückliche Verführte heirathet die Geschiedene. Die Ehe ist natürlich höchst unglücklich, die Geheirathete kaum weniger oder mehr als eine Buhbinne; was Wunder, daß sich Wandel in eine junge, lebenswürdige Person von leicht entflammbarem Herzen verliebt, deren Alter und kranker Vater von ihm behandelt wird. Wandel ist verheirathet, nicht reich; die Aspecten machen sich sehr trüblich. Er hat auf Scheidung geklagt, aber der Proceß ist noch nicht entschieden, und was das Krautrigkeit bei der Sache ist, Emilens Atern haben ihr einen reichen Anbeter als künftigen Gemann besorgt. Da reißt Friedrich's Geduld. Er fodert Emilien auf, sich geheim mit ihm trauen zu lassen, und Emilie macht nicht viel Umstände, obgleich sie weiß, daß Friedrich verheirathet ist. Der neue Romeo wird von einem modernen Lorenzo mit Julia-Emilien getraut; Beide sind sehr verliebt, feiern selige Stunden, von Reue ist gar nicht die Rede; die Herzen sind gar zu glühend und doch so unschuldig, und wenn Emilie einmal roth wird, so geschieht's bei den Erinnerungen an die glühenden Küsse ihres Geliebten, früh Morgens, während ein seliges Lächeln um den Mund

des schimmernden doppelt verheiratheten Gemahls spielt. Aber das Schicksal, die Nemesis, läßt nicht lange warten. Emilie zieht mit ihren Aeltern in die Ferne. Ihr alter Vater stirbt; Emilie fällt in tödtliche Krankheit, und ihr Onkel — der Grausame — benuzt diesen Zustand seiner Rechte, um dem Dr. Kandel ihren erfolgten Tod anzuzeigen. Kandel war eben im Begriff, als Emilie's Sutte öffentlich aufzutreten, denn die Scheidung von seiner Frau ist erfolgt — auch diese Hoffnung ist zu Wasser geworden; und was wird in diesem Roman trotz der brennenden Herzen und glühenden Wangen nicht noch Alles zu Wasser werden? Emilie liest nach ihrer Genesung in einem öffentlichen Blatte die Anzeige von dem Tode eines freiburger Professors Kandel, der aber ein anderer ist als Emilie's Kandel, und verfällt in Wahnsinn; aber auch diesen übersteht sie und begibt sich mit einer Tante nach Stallen, während Friedrich Kandel nach Paris gegangen ist und, unbekannt seiner Liebe zu der angeblich schon Verstorbenen, sich in eine Französin verliebt, so schnell, wie man etwa die Hand umkehrt. Und warum? Kann man nicht in seinen Liebshäften wechseln, wie man Handschuhe wechselt? Die Hand bleibt ja dieselbe, trotz der gewechselten Handschuhe, und der Mensch derselbe, trotz der gewechselten Liebshäften. Friedrich heirathet die schöne Französin, die aber lange keine Emilie ist, und trifft später mit Emilie zusammen. Große Entzückung! Brennende, lang anhaltende Küsse! Aber Friedrich ist ja verheirathet; Sophie, seine Frau, das Gespenst, welches sie auseinanderjagt. Emilie reißt, entsetzt, einem Vord die Hand in Friedrich's Gegenwart, wird eine treue sorgsame Gattin, aber zwei Jahre nach ihrer Verheirathung stirbt sie. Friedrich ist treu in der Ausführung seines Berufs, aber auch er ist hinübergegangen, und der Lob hat die Getrennten vereinigt. Ref. glaubt, daß durch diese Angabe des Inhalts der Roman hinlänglich charakterisirt und recensirt ist, und hat nichts weiter hinzuzufügen, als daß die Figuren dieses rührenden Dramas im Ganzen sehr reine und edle Menschen sind und von den trefflichsten Motiven geleitet werden. Wer kann für seine Liebe! Wenn man auf unsere Schriftstellerinnen hört, so muß man glauben, daß die Männer auf Gottes Welt nichts weiter zu thun haben als zu lieben und sich lieben zu lassen und auf diesem einseitigen Gebiete des Daseins entweder unglücklich zu machen oder unglücklich gemacht zu werden. Eine Heirath ist wünschenswerth, aber sie bringt nicht immer Glück, und wenn der Tod nicht wäre, so wüßte man nicht, wie man all das Verlebte und empfindsame Gewinsel zu einem glücklichen Ende brächte.

### M i s c e l l e n .

Rudolf, Graf von Sulz, katholischer Religion, vermählte sich 1605 mit Agatha, Gräfin von Hanau, einer Protestantin. Bei dieser Vermählung stellte er folgende Urkunde aus: „Ich Rudolf, Graf von Sulz, verspreche bei meiner gräßlichen Ehre, oder der Teufel soll mich holen, daß ich meine zukünftige Gemahlin bei ihrer Religion bleiben lassen, auch im mindesten zu keinem Abfall Anlaß geben will. Ich habe davor zwei Bibeln; hat sie nicht genug daran, so will ich ihr noch zwei kaufen. Sie lese nur tapfer und fleißig darin. Zudem nehme ich ihren Leib und nicht ihre Seele. Ich bleibe bei meiner Religion, darin ich von Jugend auf erzogen worden bin; ich weiß, daß ich auf der rechten Bahn bin. Will sie nicht in den Himmel, so fahre sie zur Hölle.“

Tressan war sehr satirisch und sagte bei jeder Gelegenheit beißende Sarkasmen, gewöhnlich aber bedauerte er es nachher und suchte den Unglimpf durch übertriebene Schmeicheleien wieder gut zu machen. Der Chevalier Beauveau war einst bei einem solchen Auftritte gegenwärtig und rief aus: „Seht da eine Wespe, die sich in Syrup ersäuft.“

### Bibliographie.

- Bed, K., Der fahrende Poet. Dichtungen. Ungarn. Wien. Weimar. Die Wartburg. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 18 Gr.
- (Boz.) Leben und Schicksale Nikolas Nicolson und der Familie Nicolson. Aus dem Englischen von H. Robert. Mit Federzeichnungen nach Phiz. 1stes Bändchen. Gr. 12. Leipzig, Neber. 21 Gr.
- Berhard, A. G., Fanchen und die Rächlein. 7te Auflage. Mit 10 Bildern von Otto Spreker. 8. Leipzig, Neber. 1 Thlr. 8 Gr.
- Ettenstein, J., Novellen. Frei bearbeitet. Enthaltend: Die Herzogin von Castiglione. (Eine wahre Geschichte.) Arabische Liebe. Das nordische Alhambra, oder: Der Wechsel des Schicksals. (Eine wahre Begebenheit.) Die Witwe der großen Armer. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 1 Thlr.
- Die wichtigsten Geschichten aller Länder. 1stes Heft. 12. Berlin, Burmeister u. Stange. 4 Gr.
- Geschichten aus der Geisterwelt, als Beweise für das Dasein einer solchen. Von R. Baxter, und: Die Wander der unsichtbaren Welt von C. Rother. Aus dem Englischen übersetzt von C. Binder. Mit einer Vorrede von J. Kerzner. Gr. 12. Neutlingen, Enßlin u. Latblin. 9 Gr.
- Görres, J., Die Trirrier S. Leo, Dr. P. Marheinecke, Dr. K. Bruno. Gr. 8. Regensburg, Manz. 18 Gr.
- Helena. Taschenbuch für 1839. 3ter Jahrgang. 2. Buzglau, Appun. 2 Thlr. 4 Gr.
- Kerner, J., Die Geherin von Prevorst. Erzählungen über das innere Leben des Menschen und über das Herrinnen einer Geisterwelt in die unsere. 3te Auflage. Mit 8 Steinbructafeln. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 2 Thlr. 12 Gr.
- Koch, G. Paul de, Storgette. Frei nach dem Französischen von Ludwig Domingo. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.
- Lamotte-Langon, Baron v., Bonaparte und der Doge. Aus dem Französischen von G. Brindmeier. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.
- Mayer, G. G., über das Wesen und die Fortpflanzung der Erbfinde. Gr. 8. Regensburg, Manz. 9 Gr.
- Nezte Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen übersetzt von K. Jürgens. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Neber. 2 Thlr.
- Rundt, L., Der Delphin. 1839. Ein Almanach. 2ter Jahrg. Nebst einem Bildnis von George Sand in Stahlstich. 12. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.
- Sand, G., Frau von Commerville. Aus dem Französischen von F. Brindmeier. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 1 Thlr.
- Schenk, G. v., Charitas. Festgabe für 1838. 4ter Jahrgang. Mit Beiträgen von König Ludwig von Bayern, L. Kurbacher, F. Hausbal, F. Bed, C. Darenberger, M. Freiherrn von Freiberg, J. Geisel, Fr. Rückert, J. M. von Sailer und dem Herausgeber. Kupfer nach P. von Cornelius und G. Oberhard, gestochen von J. Thäter. Gr. 12. Regensburg, Pustet. 1 Thlr. 12 Gr.
- Senn, J., Gedichte. 8. Innsbruck, Wagner. 16 Gr.
- Soulié, F., Modernes Schreiben. Skizzen aus Frankreich und seiner Hauptstadt. Aus dem Französischen von F. Steger. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 1 Thlr.
- Tarnowski, E., Kreuz und Halbmond. Eine spanische Novelle aus dem dreizehnten Jahrhundert. 2 Bände. 8. Breslau, Richter. 1 Thlr. 12 Gr.
- Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. 1839. Herausgegeben von St. Schüke. 16. Frankfurt a. M., Wilmans. 1 Thlr. 12 Gr.
- Walter, J., Die Befreiung von Jerusalem. Ein Epos. Gr. 8. Augsburg, Kollmann. 9 Gr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 264.

21. September 1838.

Die Verantwortlichkeit der Minister in Einheitsstaaten mit Volksvertretung, rechtlich, geschichtlich und politisch entwickelt von Robert Mohl. Tübingen, Laupp. 1837. Gr. 8. 4 Thlr. 4 Gr.

Die Competenz des beredten und glücklichen Vertheidigers des vormaligen kurhessischen Staatsministers Hasselpflug, ein Werk wie das vorliegende zu schreiben, möchte wol von allen Schattirungen der beachtenswerthen öffentlichen Meinung nicht bestritten werden, indem keine derselben aus eben jenem Anlaß ihm weder die dazu erforderliche wissenschaftliche Befähigung abzuspochen, noch gegen ihn den Vorwurf der Parteilucht und eines vorherrschenden Hanges zu Gunsten eines gewissen politischen Systems zu erheben wirklich Grund haben kann. In der That, wie schon bei dem befragten Vorgange, so bewährt sich auch im vorliegenden Werke Hrn. Mohl's juridischer Scharfblick, gepaart mit Leidenschaftlosigkeit und Unbefangenheit, so vollkommen, daß wir dasselbe für ganz geeignet erachten, eine seither sehr fühlbare Lücke im positiven Staatsrechte, wo nicht unmittelbar auszufüllen, so doch dazu Anleitung zu geben und die Normen zu ziehen, wie solches von den respectiven Legislaturen zu bewirken. Freilich kamen bis jetzt nur wenig concrete Fälle im europäischen und besonders im deutschen Staatsleben vor, wo sich eine besondere Rechts-gesetzgebung über die Verantwortlichkeit der Minister vermissen ließ, oder vielmehr wo die darüber zu Recht bestehenden gesetzlichen Bestimmungen zur Anwendung gebracht wurden. Der Verf. führt deren überhaupt, mit Ausnahme Englands, nur drei an. Allein es hat dies wol im Allgemeinen seinen Grund hauptsächlich darin, daß diejenigen Verfassungsformen, unter denen solche Fälle stattfinden können, auf dem Festlande erst seit wenigen Jahrzehenden in Kraft bestehen. In England dagegen befinden diese Formen schon seit Jahrhunderten; gleichwol aber sind dergleichen Fälle auch dort in neuester Zeit immer seltener geworden, worin wir sehr gern ein ungewohntes Merkmal gewahren, daß dort die moralische und staatsrechtliche Bildung in stetem Fortschreiten begriffen sei, da, wie Verbrechen überhaupt, so auch ganz speciell die gegen den Staat und dessen Verfassung ihre Hauptquelle in dem Mangel dieser Bildung haben. Wollte man indessen aus diesen geschichtlichen Vorgängen den Schluß ziehen, daß eben das Rechtsverhältnis, mit dessen Erdre-

zung sich Hr. Mohl in diesem Werke beschäftigt, um so weniger einer gründlichen Untersuchung und genauen gesetzgeberischen Bestimmung werth sei, als Verletzungen desselben zu den Anomalien im praktischen Staatsleben gehören, die, nach dem Beispiele Englands zu schließen, desto seltener vorkommen, je höher die Bildungsstufe, auf welche die Nationen sich allmählig erheben, so können wir doch nicht in dem Betreff die sanguinische Hoffnung jenes griechischen Gesetzgebers theilen, der eine Strafe für den Vätermord zu bestimmen für unnütz hielt, weil er dies Verbrechen für eine moralische Unmöglichkeit hielt. Wir sind demnach weit entfernt, die Abhandlung, worüber wir hier zu berichten haben, von vorn herein für eine unfruchtbare Theorie zu erklären; vielmehr wissen wir dem Verf. Dank für dies Ergebnis seiner gewiß nicht mühevollen Lucubrationen und erkennen sehr gern an, daß es ihm mittels derselben gelungen ist, alle die Gesichtspunkte aufzustellen und zu einem wohlbedachten Systeme zu ordnen, von welchen aus sowol die Richter bei den eventuellen concreten Fällen auszugehen, als woran auch die Gesetzgeber sich zu halten haben, da unsers Wissens noch in keinem der von dem Verf. bezeichneten Staaten eine genügende Gesetzgebung über den Gegenstand besteht. Hierzu Anleitung zu geben, ist auch der eigentlichsste von Hrn. Mohl eingestandene Zweck seiner Arbeit, die er selbst für nichts mehr als das Resultat der Thätigkeit des Theoretikers ausgibt, an die sich zu machen aber er sich um so dringender aufgefodert findet, als seither die Versuche, eine solche Aufgabe zu lösen, weder sehr zahlreich waren, noch irgend einer derselben eines allgemeinen Beifalls sich erfreute. Ob und wie weit es ihm hiermit besser als andern Rechtsphilosophen vor ihm gelungen, dies anzudeuten mag die möglichst abgekürzte Darlegung einiger von demselben in dem Werke entwickelten Hauptgedanken hinreichen. Statt aller Analyse aber beschränken wir uns darauf, zu bemerken, daß das Werk in zwei Haupttheile oder Bücher — den dogmatischen und den geschichtlichen — zerfällt, denen eine Einleitung vorangeht, worin die Feststellung und Begrenzung des Gegenstandes, um den es sich handelt, möglichst genau angegeben wird.

Hier nun zuerst die Nothwendigkeit eines gerichtlichen Schutzes für eine Repräsentativverfassung vortretend, erhebt Hr. Mohl die Frage: ob es

einer richtigen Idee des Staatslebens entspreche, daß, wie in der repräsentativen Monarchie der Fall, ein Dualismus gesetzlich begründet, ein positives und ein negatives Recht, mit Angriffs- und Vertheidigungswaffen versehen, einander, jedoch so gegenübergestellt werden, daß beide an einzelnen Hauptpunkten der Stellung miteinander vermischt sind? Es verdiene, fügt er hinzu, eine genaue Untersuchung, ob diese Gegeneinandersehung wirklich ein bleibender Zustand sein könne, oder ob er mit Naturnotwendigkeit wieder zu einem in sich einigen und harmonischen Zustande führen müsse. Anregend endlich müsse noch, nicht bloß für den Staatsmann, sondern für das ganze lebende Geschlecht die Erörterung der Frage sein: welcher von den beiden Gegnern die gewissere Hoffnung des endlichen Sieges habe; ob also die Volksvertreter durch die im Herzen der feindlichen Stellung geöffnete Lücke einbrechen und die besiegte königliche Gewalt der parlamentarischen Allmacht unterwerfen werden, jener nur den gesetzlichen Schatten eines Daseins übrig lassend; oder ob die im Anfang unzweifelhaft größere Gewalt der Regierung sich wenigstens in der Hauptsache als übermächtig erhalten und die Befugnisse der Volksvertreter auch der Wirkung nach auf ein Recht der Bitte beschränken werde?

Nachdem nun Hr. Mohl die verschiedenen seither theils von der Theorie nur erdachten, theils in der Staatspraxis zur wirklichen Anwendung gebrachten Mittel, um die gegenseitigen Eingriffe der Regierung und der Volksvertretung, d. i. Verfassungsverletzungen zurückzuweisen, dargestellt, solche aber bei näherer Prüfung zum Theil als unzureichend, zum Theil als mit anderweitigen Nachtheilen verknüpft befunden hat, gelangt er zur Nachweisung der Nothwendigkeit einer Strafgerichtsbarkeit, befugt und ermächtigt, über jene Eingriffe zu erkennen und ein Urtheil zu fällen. Er unterscheidet und beseitigt diejenigen Einwendungen, die etwa dagegen erhoben werden möchten, und bezeichnet sodann näher diejenigen Personen, die dieser Gerichtsbarkeit zu unterziehen sind. Zu oberst ist es der Fürst, mit dem er sich in dem Betreff beschäftigt. Für diesen aber fordert er vollständige (rechtliche) Unverantwortlichkeit, und zwar aus folgenden Rücksichten, die um so mehr speciell angeführt zu werden verdienen, da andere Staatsphilosophen, um die nämliche Forderung geltend zu machen, meistens noch dabei von Gesichtspunkten ausgehen, von denen Hr. Mohl gänzlich Umgang nimmt.

Wenn — sagt derselbe — die Verantwortlichkeit und Strafe (wegen Verfassungsverletzungen) den Fürsten erreichen könnten, so müßte sie natürlich auch vollkommen und im Verhältnisse zum Vergehen angewendet werden. Wäre also die Todesstrafe oder die Entsetzung von der Regierung rechtlich gefordert, so müßte sie um so mehr auch wirklich vollzogen werden, als leichtere Strafen, z. B. Geldstrafen, unter den gegebenen Umständen kaum von einer Wirkung sein könnten. Nun aber liegt zweierlei mit Gewißheit vor. Einmal, daß der mit solcher Strafe bedrohte Inhaber der Staatsgewalt die in seiner Hand liegenden, freilich zu andern Zwecken anvertrauten Mittel mit der Kraft und der Entschlossenheit der Verzeihung zu seiner Rettung zu benutzen, und namentlich, weil nur hierin völlige Sicherheit für ihn läge und außerdem der Haß dazu antreiben würde, die Verfassung ganz über den Haufen zu werfen versu-

chen würde. Zweitens, daß diese Möglichkeit, den Fürsten durch ein gerichtliches Verfahren zu verdrängen, dem verderblichsten Ehrgeiz, den verruchtesten Umtrieben gewissenloser Berwandten, herrschsüchtiger Demagogen, Lutz Aller, welche mittelbar oder unmittelbar bei einem Wechsel der Person des Regenten zu gewinnen hofften, Thor und Thor öffnen würde. Beides aber, namentlich in seiner Wechselwirkung, müßte den Staat in seinen Grundlagen erschüttern und an die Stelle der Ruhe und ihrer Folgen convulsivische Zuckungen und alle Greuel des Bürgerkrieges setzen. Dieses Mittel zur Vertheidigung der Verfassung wäre also ihr wahrscheinlicher Untergang, wäre jedenfalls schlimmer als deren offenbarste Verletzung von Seiten des Fürsten.

Man ersieht schon aus diesem Theorem, daß Hr. Mohl nicht zu den unbedingten Anhängern des Legitimitätssystems, zu den Vertheidigern des göttlichen Ursprungs der Fürstengewalt gehört. Von ihnen möchte derselbe daher schon deshalb wol mancherlei Anfechtungen erfahren; mehr aber noch, wenn er hinzufügt:

Mag sein, daß mit dieser Strafflosigkeit (des Fürsten) Mißbrauch getrieben wird. Man hat aber nur zwischen zwei Übeln zu wählen, und sie ist um so mehr als das geringere anzusehen, als die Möglichkeit eines Mißbrauchs eine bestimmte Grenze hat. Wenn es sich nämlich aus den Erklärungen oder aus den consequenten Handlungen eines Fürsten mit rechtlicher Nothwendigkeit ergibt, daß er die ganze Verfassung im Wesentlichen zu vernichten und zu misachten beabsichtigt, so ist dies als eine Verzichtung auf die Krone anzusehen, welche er nur unter der Bedingung einer im Ganzen und Wesentlichen verfassungsgemäßen Regierung besitzen kann. Auch dann tritt allerdings keine Strafe ein, wol aber die nothwendige unmittelbare Folge seines eignen Entschlusses.

Dieses von den Bekennern einer andern, soeben ange deuteten Doctrin wol nimmer einzuräumende Theorem unterstützt der Verf., indem er den Gesichtspunkt feststellt, daß in der constitutionellen Monarchie, um die es sich hier allein handele, unkeugbar ein Vertrag „über die Art und Weise der Ausübung der Regierungsgewalt“ vorliege, „daß somit nur Derjenige rechtmäßiger Regent sein könne, welcher diesen Vertrag anerkennt“.

Wollte man aber — sagt er weiter — gegen eben dieses Theorem den Einwand machen, es sei in einzelnen Fällen schwer zwischen Verfassungsverletzung und Verfassungsbruch zu unterscheiden, so bleibt, da nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen immer das geringere Vergehen zu vermuthen ist, bei dem Eintritt eines solchen zweifelhaften Falles zu einer desfalligen Prüfung noch immer Zeit und Gelegenheit.

Was nun diese letzte Behauptung anbetrifft, so mag solche als Lehrsatz immer hier an ihrer Stelle sein. In dessen verhält es sich damit im praktischen Staats- und Völkerverleben wol ganz anders, wie namentlich die französische Julirevolution thatsächlich bewiesen hat. Und doch weiß Hr. Mohl an einem andern Orte — wo von der Anklage der Minister Karl X. die Rede ist — eben nichts gegen die Rechtszuständigkeit der Thronentsetzung dieses Königs einzuwenden, wennschon sie factisch stattfand, ohne daß ihr eine Prüfung voranging, ob die berüchtigten Dedonnanzen vom 25. Juli als eine Verfassungsverletzung oder als ein Verfassungsbruch zu betrachten seien. Ja, wir möchten es selbst als eine Verwirrung der beiden Begriffe betrachten, wenn es mit Bezugnahme auf jene Dedonnanzen daselbst heißt:

Die Verfassungsverletzung war handgreiflich, der Vertrag zwischen Fürst und Volk zerrissen, und ein Straßenaufruhr be-

setzte in wenigen Stunden auch den letzten Rest des selbst aufgegebenen Rechtes.

Im Verfolg seiner Untersuchung zu der Verantwortlichkeit der Staatsdiener wegen Verfassungsverletzung übergehend, stellt Dr. Mohl als Grundsatz auf, daß nur die Großbeamten der Krone, Minister u., nicht aber die untergeordneten Beamten in solchen Fällen, „wo sie nicht selbständig gegen die Verfassung gehandelt haben“, zur Verantwortung und Strafe zu ziehen seien. Gleichwol räumt er zwei Modificationen dieses Satzes ein: die erste nämlich ist das Verlangen, daß der die Handlung des Beamten entschuldigende Befehl demselben im ordentlichen Dienstwege zugegangen sein und es mit dessen Form sehr streng genommen werden müsse, weil ein schon in der Form ungesetzlicher Befehl nicht verbinden könne und somit dessen Vollziehung als freiwillige und selbständige Handlung zu betrachten sei. Die andere genauere Bestimmung aber wäre, daß der Befehl kein offenkundiges, auch nach dem gewöhnlichen Gesetze als solches anerkanntes Verbrechen anordnen dürfe. Mit dieser Theorie stimmen die meisten positiven Gesetzgebungen in den constitutionellen Staaten Deutschlands überein. Geht aber die kurhessische weiter, indem solche eine unbedingte Verantwortlichkeit der Unterbeamten anordnet, so ist dies wol als eine eben nicht sehr reiflich überdachte Nachahmung der betreffenden Gesetzgebung von England und Nordamerika zu betrachten, wo aber theils die sehr große Selbständigkeit der untern Organe der Staatsgewalt, theils die Besorgung der Geschäfte durch unbezahlte Freiwillige wohl im Auge zu behalten ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Karl Simrock's „Rheinsagen“ und das „Edinburgh review“.

Ein Bericht des „Edinburgh review“ über Karl Simrock's „Rheinsagen“ ist für uns aus verschiedenen Gesichtspunkten von besonderem Interesse. Einmal beweist sich aus ihm, mit welcher Pietät die Engländer dem Rhein, dem schönsten und sagenreichsten unter Europas Strömen, zugethan sind; sodann, daß Bücher, welche bei uns, wenn auch nicht spurlos, doch ohne besonderes Aufsehen vorübergehen, jenseit des Kanals gerechter gewürdigt werden, sobald bei Gelegenheit dieses Berichts wie durch einen günstigen Wind Namen wie Stolterfoth, Schwegler u. s. w. über das deutsche Meer bis zur Themse und dem melodischen Avon hinübergetragen wurden; endlich mit welchem Gefühle selbst für die feinsten Nuancen der sprachlichen Darstellung die Engländer in unsere Balladenpoesie einzugehen, und wie glücklich sie den zartesten Gedankenfaulen in ihren Übertragungen sich anzuschmiegen wissen.

Der Ref. im „Edinburgh review“ findet die Idee des deutschen Verf., seinen vaterländischen Rhein mit den schönsten Balladen vaterländischer Dichter in der Hand von dem Übersetzer bis Sttismyl hinauf zu pilgern, ungemein interessant und glücklich ausgeführt. „Wir halten“, sagt er, „diese Rheinsagen („Traditions of the Rhine“) für den besten Führer am Rheine, besonders für jene Art von Reisenden, unter die sich Sterne selbst gestellt hat, für die Empfindsamen. In dieser zauberischen Fahrt von dem profanischen Ende des Stromes im holländischen Flachlande bis zu seiner Quelle in den Schweizeralpen zählen wir den Weg nicht nach Meilen, sondern nach Legenden, statt der Statistik treiben wir Sagenkunde, und indem uns die Phantasie von Ufer zu Ufer steuert, vergessen wir

die räucherige Dichtigkeit des Silwagens oder Dampfbootes.“ Er fragt sodann, ob nicht ein Britte alle englischen Balladen sammeln wollte, mit denen die Poesie die sagenreichen Ufer vaterländischer Ströme verherrlicht hat; zweifelt jedoch, daß irgend ein britischer Flußgott von der „altbewährigen“ Themse an bis auf den „schweigenden“ Darent es mit dem Vater Rhein aufnehmen könnte. Dann überkommt den Referenten der pflichtschuldige Enthusiasmus, mit dem jeder Gebildete in England vom Rheine sprechen muß, wenn er ihn auch nie gesehen hat; er erschöpft alles poetische Belswasser, mit dem man von je das Haupt des romantischen Flußgottes gesalbt hat, und erzählt seinen reiseflustigen Landsteuten, welche die Fashion einer Rheinpartie noch nicht mitgemacht, vom Faustrecht, von der Macht der Kirche, von den alten wehrhaften Städten und ihren kunstfinnigen Gilden, von den „tausend und einer“ Kulte, die da über jeder Thalschlucht hängen, und von der gewaltigen Schrift der Erinnerung, die man mit freiem Auge von den Trümmern der Wachthürme auf den Bergen, der Raubnester und Einsiebeleien auf den Felsenzacken und von den gothischen Münstern herunterlesen könne, die sich noch heute in den grünen Bogen des Rheins spiegeln. „Nimmt man dazu“, heißt es ferner, „die tausend Märchen, heimlich in einem Lande, wo der poetische Aberglaube zur höchsten Reife gedieh, wo in jeder Quelle eine Nixe, in jedem Forste böse Waldgeister hausten, wo der Kobold ein bekannter Hausfreund war, wo Rübgehl bei hellem Tageslicht seine Poffen spielte, wo der Teufel auf der Spitze des Brodens öffentliche Assembléen gab und von der feineren Kanzel bei Baden vor zahlreichen Zuhörern predigte — dann begreift man, wie aus so reichem Sagenschatze die großartige deutsche Balladenliteratur erblühen konnte. Selbst vor den Zeiten des Lehnsystems war der Rhein sowie seine Nachbarschaft der Schauplatz großer Ereignisse, die in halbhistorischen Dichtungen gefeiert sind. In Worms, Bressach und Kantzen spielt zum Theil das wundervolle Nibelungenlied; Ingelheim, Rolandsee und Xachen stehen mit der fabelhaftesten Geschichte Karl's des Großen und seiner Valabine in Verbindung, obgleich sich die deutschen Legenden, wie bei den Abenteuern Roland's, bedeutende Abweichungen von den sonst in Europa bekannten Überlieferungen erlauben. Ubrigens sind unsere Sagen von Arthur und dem heiligen Graal mit dem Rheine in Verbindung, und der Schwanenturm zu Kleve erinnert an Percival und seinen Sohn Lohengrin.“

Endlich kommt der Ref. auf die 154 Balladen in der Simrock'schen Sammlung zu sprechen. „Wo sich in der poetischen Topographie eine Lücke findet“, heißt es, „da hat der unermüdete Herausgeber sie schnell mit eignen Beiträgen und zwar sehr glücklich ausgefüllt.“ Der Ref. stellt dieselben unter die besten der zweiten Classe. So lobt er das „Schachspiel“ und den „Schwanenring“ von Simrock. Ebenso anziehend sind ihm „Eginhard und Emma“ von Gruppe und zunächst „Graf von Habsburg“ von Schiller. Zuletzt bereitet er dem Auge des deutschen Lesers eine angenehme Überraschung durch die höchst gelungene Übersetzung einiger deutschen Balladen ins Englische mit nebenstehendem deutschen Original. Diese Balladen sind: „Ritter Loggenburg“, wobei er Schiller tabelt, daß er unverantwortlich genug den Schauplatz der Ballade von Rolandsee in die Schweiz gesetzt und statt des romantischen Namens Roland den unbekanntem und unharmonischen Loggenburg untergeschoben; dann die „Reinlichen Brüder“ und die „Corelei“ von Heine („Heine“, sagt er, „kijirt hier, wie gewöhnlich, nur die feinsten Umrisse, deutet auf ein träumerisches aber gläubiges Weh nur leise hin, und dann verläßt er seinen Gegenstand“); endlich „Heinrich Frauenlob“ von Anastasius Grün, dem vermeintlichen Verf. der „Spaziergänge eines Wiener Poeten“, wie er sich ausdrückt („the supposed author of the „Walks of a Viennese poet“, and a pseudonym, we believe, for count Alexander von Auersperg“), und zuletzt der „Nummelfee“ von einem gewissen Schwegler. In der That läßt die Übersetzung fast nichts zu wünschen übrig, und es stellt sich im überzügigen



einigen Balladentone die Geschwisterschaft beider Sprachen übereinstehend heraus. Zur Probe folgen einige Strophen:

Ritter, treue Schwertkrieger  
 Widmet euch dies Herz,  
 Eodert keine andre Liebe,  
 Denn es macht mir Schmerz,  
 Ruhig mag ich Euch erscheinen,  
 Ruhig geben sehn.  
 Eurer Augen süßes Weinen  
 Kann ich nicht verstehen.  
 Knight, to love thee like a sister  
 Vows this heart to thee,  
 Ask no other, warmer feeling  
 That were pain to me.  
 Tranquil would I see thy coming  
 Tranquil see thee go,  
 What that starting tear would tell me  
 I must never know.

Fast wörtlich wiedergegeben ist die „Lorelei“. Da heißt es:

Die schönste Jungfrau sät  
 Dort oben wunderbar,  
 Ihr goldnes Geschmeide blühet,  
 Sie kämmt ihr goldnes Haar.  
 Sie kämmt es mit goldnem Kamme  
 Und singt ein Lied dabei u. s. w.  
 And yonder sits a maiden,  
 The fairest of the fair,  
 With gold is her garment glittering  
 And she combs her golden hair.  
 With a golden comb she combs it  
 And a wild song singeth she etc.

Ebenso naiv endet es zuletzt:

Und das hat mit ihrem Singen  
 Die Lorelei gethan.  
 And that with her magic singing  
 The Lore-lei has done.

Unsere französischen Nachbarn, die so viel von deutscher Romantik schwärmen, bei denen die Germanomanie zur Mode wurde, dürften sich an dem Abdruck des deutschen Textes hier ein Beispiel nehmen. Unsere liebe Muttersprache, die in den Annoncen französischer Journale so furchtbar mitgenommen wird, ist hier mit wahrer Pietät behandelt. Abgesehen davon, daß einigemal die Punkte über dem ä, ö und ü fehlen, ist Alles in hohem Grade correct. 103.

### M a n c h e r l e i.

Am Anfange unsers Jahrhunderts (1801) schrieb ein vornehmer gelehrter protestantischer Theologe an seinen Freund: „Mit der Theologie ist es ein sonderbares Ding in unsern Tagen, und es scheint, als wenn die dogmatischen Theologen, die ihren Supernaturalismus in Schutz zu nehmen suchen, kaum mehr ihr Gebiet zu beschützen im Stande sind, und als ob die Partei der ergetischen und historischen Theologen, die aber, sobald sie vom Supernaturalismus abstrahiren müssen, nur wie die Kenner und Pfleger jedes andern philosophischen Systems und als Anhänger irgend einer von menschlichen Weisen gestifteten Schule zu betrachten sind, die größere werden dürfte, weil sich diese allein noch halten können, da sie auf historische Data bauen, wiewgleich sie eben dadurch, daß sie nicht mehr dogmatisch, sondern historisch verfahren und ihren Supernaturalismus gänzlich aufgeben oder dahingestellt sein lassen, den Charakter verlieren, der sonst den Theologen vom Philosophen unterscheidet, und bloß historische Religionsphilosophen werden. Nur ist der Contrast hierbei sonderbar, daß

immer mehr Theologen als Wortführer und nach ihrem Muster viele Prediger u. den Supernaturalismus gänzlich aufgeben und daran verzweifeln, ihn retten zu können; und daß doch der ganze christliche Cultus und alle Anstalten, die damit zusammenhängen, immerfort darauf abzielen, daß es wenigstens dem äußern Scheine nach das Ansehen haben soll, als ob des Christenthums Charakter in übernatürlich gesessenen Wahrheiten bestände. Und wenn hierbei Manche von esoterischer und exoterischer Religionskenntnis sprechen und für den großen Haufen diese exoterische Religionskenntnis immer noch beizubehalten wünschen, so ist auf der andern Seite in unsern Tagen bei der so schnellen Circulation neuer Ideen kein Damm eigentlich denkbar, der den Übergang solcher Ideen, die bloß das Eigenthum der Esoteriker sein sollten, zu dem Ideenkreise der Exoteriker hindern könnte. Daher dann die Beirungen immer auffallender sind, wenn man in den Schulen und Kirchen den Supernaturalismus als unterscheidendes Merkmal predigen hört und in neuern philosophischen und theologischen Schriften, in gelehrten Blättern, Journaten, ja selbst im Umgange mit Personen, die mit der neuern Philosophie und Theologie bekannt sind, es bemerken muß, daß dieser supernaturalistische Ursprung des Christenthums und die göttliche Autorität der Bibel so wenig mehr geglaubt, ja von Denen vielleicht am wenigsten geglaubt wird, die ihn amsthälber wenigstens zum Scheine noch in Schutz nehmen. Was wird endlich die Folge von diesem Allen sein? Und was soll der Theologe unserer Tage hierzu thun? Soll er allein christlicher Religionsphilosoph und historischer Erklärer der Urkunde des Christenthums sein, und den Supernaturalismus auch öffentlich ganz aufgeben? Oder was sonst?“

Im Lesen dieser Schilderung nach 37 Jahren muß neben ihrer Wahrheit für das Damals unser veränderter Weltzustand auffallen. Viele Theologen sind seitdem dem allgemeinen Drange nach einem dogmatischen Supernaturalismus gefolgt, und die Philosophen gleichfalls bewegen sich in dieser Richtung. Man dürfte dadurch solche Einigkeit Aller erwarten, daß eine Zeit anhäbe, wo Philosophen mit ihrem Begriffsapparat auf den Supernaturalismus der Theologen hinweisen und dazu einleiteten, Theologen dagegen zurückweisen auf die Philosophen, und daß dadurch der Supernaturalismus eine unerschütterliche Grundlage erhielte, die Exoteriker aber mit ihrem dogmatischen Glauben sich auf beide esoterische Theile verlassen könnten und mit Freude das Dargebotene hinnähmen. Ob dieses ohne ein philosophisches und theologisches Papstthum möglich sei, steht zu bezweifeln. Menschliche Gedanken schweben gleich dem Pendel hinüber und herüber, und thäten sie es nicht, so würden sie ihre Bewegung verlieren. Historische Forschung und Kritik machen sich allemal in Bezug auf das Dogma wieder geltend, und die Philosophie bleibt irgend einem Zeitsysteme niemals für immer treu. 7.

### Literarische Anzeige.

Neu ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:  
**Literarische Zustände und Zeitgenossen.**  
 In Schilderungen aus **Karl Aug. Böttiger's** handschriftlichem Nachlasse. Zweites Bändchen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.  
 Das erste Bändchen dieser interessanten Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur erschien zu Anfang d. J. und kostet 1 Thlr. 12 Gr.; eine „**Biographische Skizze Böttiger's**“, von demselben Verfasser, 16 Gr.

Leipzig, im September 1838.

**F. A. Brockhaus.**

Die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung, rechtlich, geschichtlich und politisch entwickelt von Robert Mohl.

(Fortsetzung aus Nr. 264)

Bei consequenter Festhaltung des Gesichtspunktes, unter dem Hr. Mohl die Repräsentativmonarchie betrachtet, konnte er nicht umhin, auch die Volksvertreter der Verantwortlichkeit zu unterziehen. Indessen verkennt er nicht die mannichfaltigen damit verknüpften Inconvenienzen, sowohl Einzelne aus deren Mitte, der ihnen nothwendigerweise zuzugestehenden Redefreiheit unbeschadet, wie auch die Gesamtheit als moralische Person wegen der von ihr gefassten Beschlüsse vor Gericht zu stellen. Gleichwol weil der Auftrag, die verfassungsmäßigen Rechte des Volks zu vertheidigen, keineswegs die Befugniß in sich begrift, die verfassungsmäßigen Rechte des Fürsten anzugreifen, und es nicht in Abrede zu stellen ist, daß von einer Ständeversammlung die gefährlichsten Unternehmungen gegen den bestehenden gesetzlichen Zustand der Dinge versucht werden können, entscheidet sich der Verf. in dem Wechsel Falle der sehr schwierigen Wahl zwischen zwei Übeln für die constitutionelle Verantwortlichkeit der Volksvertreter, gegen die der Fürst die Befugniß haben müsse, wegen der auf seine Rechte gemachten Angriffe eine Klage bei dem zum Schutze des Grundgesetzes bestimmten Gerichte zu übergeben. Billigt nun derselbe auch nicht, daß in der Regel Theorie und Ausübung des Staatsrechts und der Politik sich ausschließlich nur mit der Verantwortlichkeit der Minister, d. i. der unmittelbar unter dem Fürsten stehenden, das nothwendige Organ seiner Regierungshandlungen bildenden, je einem Hauptverwaltungszweige vorstehenden Beamten beschäftigen, alle übrigen Arten des gerichtlichen Schutzes der Verfassung aber gar nicht beachten, daß sohin auch von den Anklagen gegen die ein wesentliches Recht des Fürsten antastenden Volksvertreter darin nicht die Rede ist, so steckt er doch selbst seinen Erörterungen die nämlichen Grenzen. Über diese aber hinauszugehen, meint er, finde er sich um so weniger veranlaßt, weil nicht zu leugnen, daß der beabsichtigte Zweck, nämlich die Bewahrung der Verfassung, durch eine streng-gerechte Handhabung der Ministerverantwortlichkeit wirklich in weiterem Umfange erreicht wird, sei es, daß eine Verfassungsverletzung aus dem eignen Antriebe eines solchen Beamten hervorgehen möchte,

oder daß der Fürst persönlich seine Pflichten positiv oder negativ zu verletzen geneigt wäre.

Innerhalb der also gesteckten Grenzen nun behandelt Hr. Mohl seinen Gegenstand, man kann es ihm nur nachrühmen, mit erschöpfender Gründlichkeit. In den sechs Capiteln, die der dogmatische Theil der Abhandlung enthält, bezeichnet er mit Genauigkeit die persönlichen Attributionen des Angeklagten, das Vergehen oder die Handlungen, wegen deren dieser zur Verantwortung gezogen werden kann, den competenten Kläger, die zuständigen Richter, das von diesen einzuhaltende Verfahren und endlich das in Folge davon zu erlassende Urtheil mit allen seinen unterschiedlichen Modificationen.

Besonders wichtig und zum Theil neu, oder doch abweichend von den meisten positiven Gesetzgebungen in dem Betreff erschienen uns die vom Verf. entwickelten Ansichten bei Feststellung der allgemeinen Grundsätze hinsichtlich der objectiven Bestimmung der zu Staatsanklagen geeigneten Fälle. Eine kurzgefaßte Mittheilung dieser Ansichten mag demnach hier zuerst eine Stelle finden. Zuvörderst stellt der Verf. als Princip fest, daß eine Specialisirung der Fälle, wo Ministerverantwortlichkeit eintritt, in Erwägung aller dafür und dawider streitenden Gründe, vollkommen unpraktisch sei, es somit bei der allgemeinen Bestimmung sein Bewenden haben müsse, daß alle Handlungen, die eine Verletzung der Verfassung in sich begreifen, vor das Staatsgericht gebracht werden können und sollen. Um nun aber zur Abfassung einer solchen Bestimmung zu gelangen, erörtert Hr. Mohl zwölf Vorfragen, deren durch ihn herbeigeführte Entscheidung zu dem Endresultate leitet, „daß sämmtliche, von einem Minister sowohl als Privatperson wie durch Mißbrauch der Amtsgewalt ausgehende, oder von ihm, obgleich er es gekonnt und gesollt, nicht verhinderte Verletzungen der gesammten Verfassung und einzelner Bestimmungen derselben, gleichgültig ob mittels Begehens oder mittels Unterlassung verübt, ob vollendet oder nur versucht, und wessen Rechte zunächst kränkend“, zu den Handlungen gehören, die objectiv als Gegenstand einer Staatsanklage gegen solche Beamte zu betrachten sind. Wie gewissenhaft aber der Verf. bei der Erörterung jener Vorfragen zu Werke geht, davon mag folgende Ausführung eine Probe geben. Es betrifft dieselbe die letzte dieser Fragen, nämlich: ob Handlungen, die nicht

gegen die Verfassung des eignen Landes begangen wurden, sondern gegen die Einrichtungen eines fremden Staats, Gegenstand für die Gerichtsbarkeit des Staatsgerichtshofes sind? Diese Frage wird also beantwortet:

In den seltenen Fällen, in welchen überhaupt eine Strafe wegen einer gegen einen fremden Staat begangenen Handlung erfolgen kann, sind die gewöhnlichen Gerichte zuständig. Nicht zu verwechseln ist hiermit der Fall, wenn dieses zunächst gegen den fremden Staat gerichtete Unternehmen ebenfalls, wenigstens in seinen Folgen, gegen die Verfassung des eignen Staats beabsichtigt ist. Hier würde allerdings eine Staatsanklage stattfinden können, aber nur in Beziehung auf diese secundäre Absicht der Handlung. Wenn also z. B. ein Minister die Verfassung eines natürlichen Verbündeten mit Gewalt oder List angreift, damit deren Sturz die eigne, ihr ähnliche Verfassung mit zu Grunde richte, so mag er natürlich diesfalls angeklagt werden, falls man glaubt, die Schwierigkeit des Beweises überwinden zu können. . .

Es drängt sich uns hier die Bemerkung auf, daß, sollte überhaupt Hrn. Mohl's Theorie in der Staatsrechtspraxis Anerkennung finden, sich daraus für diese in den constitutionellen deutschen Staaten eine höchst interessante Nutzenanwendung ableiten lassen würde. Hr. Mohl nämlich nimmt, wie kürzlich gezeigt wurde, die Verantwortlichkeit der Minister auch für die Unterlassung von Handlungen in Anspruch, die innerhalb dem Bereiche ihrer amtlichen Wirksamkeit liegen. Will man diese Bestimmung gelten lassen, so ließe sich daraus, in Verbindung mit dem so eben angeführten Theorem als zweiter Prämisse, die Verbindlichkeit für die Minister dieser Staaten folgern, auch denjenigen Verfassungsverletzungen, die in andern deutschen Bundesstaaten begangen werden, nicht mit Gleichgültigkeit oder doch theilnahmslos zuzusehen, sondern mindestens durch offen zu Tage gelegte Mißbilligung, etwa mittels Protestation beim Bundestage, denselben entgegenzutreten. Denn einleuchtend ist es, daß Vorgänge der Art in einem Bundesstaate der Verfassung aller übrigen Gefahr drohen, was in den respectiven Ständeversammlungen wol gefühlt worden ist, in deren Schooße der Gegenstand vor nicht gar langer zur Sprache kam, ohne daß jedoch die dadurch hervorgerufenen Anträge eben sonderlich beachtet worden wären.

Man würde Hrn. Mohl bei dem Allen sehr zu nahe treten, wollte man gegen ihn, als Gesetzgeber im Bereiche des hier von ihm behandelten Theils des öffentlichen Staatsrechts, oder als Urheber eines umfassenden Lehrgebäudes für dasselbe, den Vorwurf Draconischer Strenge erheben. Beweise seiner Billigkeit und humanen Berücksichtigung der von der menschlichen Natur untrennbaren Fehlbarkeit finden wir besonders in denjenigen Abschnitten seines Werkes, wo von der Feststellung der subjectiven Strafbarkeit der Minister und von den zu dem Behuf erörterten Kriterien zur Beurtheilung ihrer Handlungsweise die Rede ist.

Allerdings billigt er nicht diejenigen Grundgesetze, noch stimmt er denjenigen Schriftstellern bei, nach welchen nur die absichtliche Verletzung (dolus) einer Verfassungsurkunde zu einer Anklage vor dem Staatsgerichtshofe Veranlassung geben könne. Es müsse, fordert er, in allen Staaten, die eine solche unzweckmäßige Beschränkung nicht kennen, auch

die durch bloße Fahrlässigkeit (culpa) entstandene Verfassungsverletzung zur Klage und Strafe kommen.

Denn — fügt er hinzu — die Grundbestimmungen des Staats sind auch gegen Leidenschaft, Leichtfinn und Geistessträgheit zu schützen, und es wäre doch die unverantwortliche Anomalie, wenn eine bloß culpöse Verletzung der Rechte eines Bürgers im gewöhnlichen Leben an einem noch so ungebildeten und geistig unbedeutenden Menschen gestraft würde, dieselbe Handlung aber unantastbar wäre, wenn sie von einem Manne begangen würde, bei welchem sein hohes Amt das bedeutendste Maß von Geisteskräften und Kenntnissen voraussetzen läßt, und welchen die große ihm anvertraute Gewalt zu besonderer Behutsamkeit auffodern muß.

Zudem würde die Schwierigkeit eines genügenden Beweises der böstlichen Absicht für Mandanten ein bedeutender weiterer Reiz zu Verfassungsverletzungen sein, sohin die Nichtbestrafung der Fahrlässigkeit sogar ganz unmittelbar Gefahren für die Rechte hervorrufen. Endlich aber würde es in vielen Fällen sehr schwer, wo nicht unmöglich sein, gleich von vorn herein, und ehe der Proceß ganz zu Ende geführt ist, zu entscheiden, ob böstliche Absicht oder Fahrlässigkeit der objectiv tadelnswerthen Handlung zu Grunde liegen, und die Schwierigkeit könnte die Wirksamkeit des ganzen Gesetzes beinahe vernichten.

(Der Beschlus folgt.)

### Theologica.

1. Christliches Lebewohl an die Gemeinde in Hundshübel mit Reichardtsthal im Erzgebirge von ihrem abgesetzten Pfarrer M. ä. l. K. Altenburg, Pflzer. 1837. 8. 6 Gr.
2. Kleine Winterpostille von J. K. G. M. ä. l. K. Ebenbaselst 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wunderliche Erscheinungen auf dem Felde der Theologie, obwohl nicht grade erfreulich. Zwar der freiwillige Abgang eines Pfarrers von seinem Amte oder seine Absetzung sind an sich von geringer Bedeutung, erschüttern nicht die Welt; die vacante Stelle wird halb weber besetzt, wozu sich Candidaten genug finden; die bisherigen Verwalter werden vergessen, wenn sie nicht etwa, wie weiland Dr. Bahrdt schlimmen Andenkens, sich als Kaffe- und Bierwirthe und durch schlimme Penonmisterei ein trauriges Denkmal stiften. Allein oft sind die Umstände dabei für Den, der auf die Zeichen der Zeit, auf den Kampf zwischen Licht und Finsterniß, auf die schroffen Gegensätze, bei denen man unlenkbar und erbittert beharrt, und wo man gar keinen Weg zu einer friedlichen Ausgleichung wahrnehmen kann, aufmerksam ist, nicht gleichgültig. Immer weiter treibt man es mit seinen Extremen, bis es endlich zu Explosionen kommt, wo der ehrliche Lügberger es unter dem Drucke der altkirchlichen Orthodoxie in Baiern nicht mehr aushalten kann und sein Amt aus Gewissensdrang freiwillig aufgibt, und M. ä. l. K., auch ein grandehyller Mann, grade durch eben jene Orthodoxie beseuert, wider den Unglauben, das Leugnen der Gotttheit Christi, seines Lieblingsdogmas, eifert, als ein donnender Geseßprediger die Laster seiner Gemeinde, namentlich bei den Honoratioren, stürmisch angreift — und abgesetzt wird. Welche hätten nur mit ihrem Vaterlande wechseln, oder früher leben sollen, wo dort Maximilian und hier Graf v. G. das Kirchen- und Schulwesen leiteten.

Von Lügberger ist Nr. 194 u. 195 b. Bl. auf eine sehr treffende und befriedigende Weise gesprochen worden. Nur ist es nicht wenig aufgefallen, daß ein Mann, der die ernste Angelegenheit so rational behandelt, doch S. 791 mit „rationalistischen Spitzbüßeln mit bekannter Drehlingskunst“ um sich wirft. Wir unsers Orts bitten den Himmel, daß er uns den gesunden Menschenverstand, d. h. den wahren Rationalismus, wie sich ein Schubertoff und Köhr, ein Wegscheider und Gesenius, eine Böhme und, mobi-

folgt, auch ein Ammon und Dreifachneider zu ihm, ein Gott und Responder über ihn erklären, insgesamt Männer, denen doch wol der Hr. Rec. Geist und Sachkenntniß, Christlich-eble Gesinnung und anerkannte nützliche Wirksamkeit und daher auch ihr Gewicht in der Wagschale nicht absprechen wird, doch ja in politischen und noch mehr in den greuelvollen Wirren auf dem theologischen Gebiet, auf welchem selbst die angeblich allein Rechtgläubigen sich gegenseitig Abkränze schelten und verdammen, in Gnaden bewahren möge. Doch gegen den „rationalen Glauben überhaupt“ soll der Angriff nicht gerichtet sein, sondern „gegen die lauen und flauen Anhänger desselben, deren Gottesbewußtsein nur ein getrübes und kaltes“<sup>\*)</sup> u. Der Hr. Rec. beklagt, daß, da neun Zehntel der protestantischen und die größere Hälfte der katholischen Geistlichkeit nicht viel anders denken wie Lügelsberger, diese nicht auch die Gewissenhaftigkeit und den Muth besäßen, wie dieser Mann zu handeln, und glaubt, „wenn neun Zehntel der protestantischen Geistlichen innerhalb eines Jahres etwa mit dem Rücktritt von ihrem Amte gedroht hätten, insofern die Oberconsistorien so fortführen von ihrem formellen Rechte Gebrauch zu machen und die stricteste Observanz der symbolischen Bücher zu verlangen, kein einziger Pfarrer würde entlassen, und die Oberconsistorien würden nachgiebiger; es würde ein Boden gewonnen worden sein zu einer neuen Glaubensreinigung der evangelischen Kirche“. „Aber die rationalistische Halbheit und Feigheit, die gottlose Angst um das tägliche Brot wendet und schmiegt und accomodirt sich, verleugnet lieber Gott und das Gewissen, ehe sie sich zu einem entscheidenden Schritt entschließen.“ Fürwahr ein kühner Spruch! Welcher protestantische Geistliche möchte nicht zu seiner Ermuthigung wünschen, den Mann, der so schreibt, auch in der Wirklichkeit eine solche Feuerprobe bestehen zu sehen? Indes auf die Gefahr hin, auch zu den „rationalistischen Episköpen“ gerechnet zu werden, erlauben wir uns nur die Fragen: Woher weiß denn der Hr. Rec. mit solcher Bestimmtheit, daß neun Zehntel der protestantischen Geistlichen eben so denken und in ihrer Steppe so weit gekommen sind wie Hr. Lügelsberger? Wie kennen mehr als hundert freisinnige Geistliche<sup>\*)</sup>; sie sind im Wesentlichen, in den Grund- und Glaubenssätzen, was nahe ist zur Lehre u., wie sie Lügelsberger aufstellt, mit ihm einverstanden; aber da sie in ihren übrigen Ansichten nicht blindlings glauben, was die Kirche glaubt, sondern unaufhörlich im Forschen und Prüfen begriffen sind, dabei auch wol in manchen Stunden des Zweifels auf die Epöche von Strauß und Lügelsberger gerathen, jedoch zugleich wissen, daß die größten Männer aus der Tiefe der Wissenschaft immer Neues für das Für und das Wider aufstellen, und sie selbst sich so mancher Aenderungen und Verbesserungen ihrer Vorstellungen bewußt sind, so sind sie zu bedenken, als daß sie z. B. dem Volke sogleich die entstandene Idee: ich kann die Bibel nicht mehr für eine göttliche Schrift annehmen u.; die Messiasidee ist nur eine menschliche; Jesus hat sich selbst weder für den Christus gehalten noch dafür ausgegeben (?), mittheilen, und sie sind zu bescheiden, als daß sie nicht an die Möglichkeit, sich hierin zu irren, denken sollten; sie meinen, das gehöre der wissenschaftlichen Untersuchung an; und wenn jede Accommodation feig und verwerflich sein sollte, wer möchte dann Jesum, die Evangelisten und die Apostel durchgängig verteidigen? Die neun Zehntel zu gleichen Einsichten und Entschliessungen zu bringen, das ist an sich unmöglich; aber der Hr. Rec. kennt solche Oberconsistorien nicht, die mit Freuden die Resignationen auch annähmen, eine Schar bereit fänden oder aus andern Ländern und Seminarien kommen lassen, die aus Hunger, oder Heuchelei, oder in dem Wahne, von Gott zur Rettung Zions berufen zu sein, diese Stellen schleunigst annähmen. Was sollte aus der armen pro-

testantischen Kirche werden, wenn alle denkende Lehrer sogleich wie Lügelsberger handeln und, weil sie mit Schwereigkeiten zu kämpfen haben, ihren Posten verlassen; weil sie nicht Alles, was sie wünschen, zu leisten vermögen; den Muth verlieren, das noch Mögliche zu wirken und den Erfolg Gott zu überlassen? Was würde nun erst für Unordnung und Verwirrung in den Gemeinden entstehen! Wie gar bald würden es Obrigkeiten und Fürsten erfahren, was es heiße, wenn protestantische Hierarchen in Städten und Dörfern ihre Einfälle und Satzungen als göttliche Eingebungen ansehen und mit ihrem: Man muß Gott mehr gehorchen u., sogleich zur Hand sind. Der ehrenwerthe Hr. Rec. zürne nicht einem Greise, daß er einige Gegensätze mit ebenfalls überdachten Gründen und Erfahrungen aufgestellt hat.

Wir kommen nach dieser Zwischensrede auf die beiden in der Überschrift genannten Schriften. Unser Müglich, 1798 in Königsbrück geboren, ward in Bausen, dessen Lehrer er sehr rühmt, und seit 1815 in Leipzig gebildet, wo ihn „Platner in eine trostlose Philosophie, Gilbert in eine eben solche Physik und Keil in eine nicht viel bessere Theologie einführte, der Prediger Wolf, Dr. Deinroth und Lindner heilsamern Einfluß auf ihn hatten“. Er kam 1817 zu Pestalozzi, dessen Anstalt durch Lehrpartheiung sich schon dem Untergang neigte, später als Lehrer zu dem Grafen Albert von Benzel-Sternau, wo er das Neue Testament, Homer und Valis erklärte und ihm des Vaters Umgang anregend und bildend, Jochke sein Freund wurde. Er gab dann Unterricht in den Cantonen Basel und Glarus, studierte 1820 in Lützen; wo Steudel, Schenmayer und Stäbel ihm Freunde wurden; er hörte 1821 in Erlangen Schelling, Kastner, fand Schubert, wo er durch ihn, Rame und Kraft von seinem Rückfall in den Rationalismus (1818) geheilt wurde und sich für den Glauben an die Gotttheit Christi entschied. Im J. 1825 wurde er Doctor der Philosophie in Lützen, in Dresden Predigtamtscandidat, unterrichtete zwei Jahre Jöglinge in Genua, predigte dort im reformirten Bettsaal, pflegte Zach's Bekanntschaft, sah viele berühmte Männer, reiste nach Neapel, Salerno, Pompeji, Rom, Florenz, Mailand; feierte in Rom mit andern deutschen Wanderern den 31. Oct. 1825 in der preussisch-evangelischen Capelle das Nachtmahl. Im J. 1826 hörte er in Jena Euben über das Mittelalter, vertheiligte seine Disputation: „De historia philosophiae“ in Halle, nachdem er die Habilitationskosten im Voraus und darunter 10 Thaler für das nochmalige Magisterwerden bezahlt hatte. Er verheirathete sich dann auf seiner fünften Reise in die Schweiz 1827, erfuhr aber durch Guericke, die Erlaubniß zu lesen, sei ihm in Berlin abgeschlagen worden; die wahre Ursache blieb ihm fremd. Er arbeitete nachher an der Blochmann'schen Anstalt in Dresden, gab einer Gräfin Schulenburg Unterricht in der Literaturgeschichte, lernte Lieck, Böttiger, Friedrich v. Schlegel und v. Erdmannsdorf kennen und wurde dann mit seiner Gattin auf dem anmuthigen Loßwitz Erziehler des jungen Graf von Koburg.

Nach mehreren Bewerbungen erhielt er das Pfarramt auf dem Hundshäbel bei Schneeberg. Von Dr. Großmann in Leipzig geprüft, in der Thomaskirche ordiniert, zog er am 1. März 1832 unter vielen Ehrenbezeugungen auf dem Hundshäbel ein. Mildthätig gegen Arme und Schwache, nicht mild und nachgiebig, wie es der superliberale und erzmenschliche Zeitgeist haben will, fing er damit an, eine Menge Übelstände und Mißbräuche, z. B. etwa zwölf zum Theil gar alte Concubinate abzustellen und scharf gegen schauerhafte Sittenverderbnisse zu eifern. Dies zog ihm heftige Anfechtungen von vier Häusern und ihrem geringen Anhang zu, besonders auch, weil er ihre Abendgesellschaft, wo Kartenspiel herrschte, vertrieb. „Wegen seiner eingetrichterten Klagen und in eingerückten Zeitungsartikeln angegriffenen und entstellten Amtskreden hatte er zwei Vorhalte in Zwickau, wegen Gerichtskosten im letzten Jahre Verkürzung seiner Besoldung; seine Gegenklagen und Rechtsforderungen beleidigten den Justizbeamten in Ebenstock und das Appellationsgericht in Zwickau, sodas er drei Tage Gefängniß zugebilligt

\*) Nach den neuern Ereignissen in der katholischen Kirche möchte es sehr schwer sein, auch in ihr „die Hälfte“ von Geistlichen aufzufinden, die wie Lügelsberger denken.

bekam, die ihm der König erließ. Der neue Beamte kannte ihn nur durch seine Mäglichs, Feinde und hatte ihn doch einen reizbaren, freisüchtigen und unversöhnlichen Mann genannt.“ Auf die Jurienklage von Mäglich erwiderte das Appellationsgericht, der Justizbeamte sei als Coinspecteur der Aufsicht über das Benehmen der Geistlichen seines Bezirks. Mäglich sprach seine Entrüstung über dieses neue Kirchenrecht aus und wurde endlich im April 1837 entlassen und zwar ohne alle Pension und mit der Bedingung, er könne in Sachsen „kein geistliches Amt wieder erhalten“. Als Gründe wurden angegeben: a) Er verkenne die evangelische Lehre. Er antwortet: Allerdings, wenn sie von den Rationalisten vertreten werden sollte. b) Er habe seine eigene Kirche geschmäht. Allerdings habe er wie Schubert, Harms, Hüffel, Großmann u. ihre Gefangenschaft beklagt. c) Er neige sich unumwunden zum Katholicismus, ja, er schmähe nicht wie Andere, sagt M., in Reformationspredigten die katholische Kirche, sondern lasse auch ihrem Wahren, Guten und Schönen Gerechtigkeit widerfahren. Dabei hieß es: Mäglich habe vorhergegangener Warnungen ungeachtet seine Leidenschaftlichkeit nicht bezwungen; er habe die öffentlichen Behörden angegriffen und verdächtigt und besonders in einer Ostermontagspredigt den Justizamtmann in Eibenstock beleidigt und verhöhnt. Mäglich behauptet, er habe nur Wahrheit, Glauben und Sittlichkeit gepredigt; gesteht, daß er vielleicht Verwandtschaft mit Luther's Temperament und sich unbewußt etwas von ihm angeeignet habe, auch bisweilen nicht Grammisch, sondern furchtlos und herb, freilich nicht vor dem Papst, Heinrich VIII. u., sondern vor seinen bloß weltlichen Dorfaposteln und Unterbeamten gesprochen, die sein gesprochenes oder geschriebenes Wort bald mißverstanden, bald gemißdeutet hätten. Doch habe er beizeiten nicht, wie Luther, seine Widersacher oder Vorgesetzten Kirchenräuber, Judas u. geschimpft. Vor seinem neununddreißigsten Lebensjahre habe er, ein stiller Freund der Muse, weder in Deutschland, noch in Frankreich, in der Schweiz und Italien je Klagen oder Verklagt bei der Justiz etwas zu schaffen gehabt. Nur in Hundshübel habe er, nicht seine Gemeinde von 1500 Seelen, sondern bloß vier Häuser und den jetzt unglücklichen Factor des Hammerwerks zu Reichardtshal gegen sich gehabt und sei genöthigt gewesen, gegen den ersten Amtsactuar, als den Anwalt derselben, zu schreiben und den Amtmann zu verklagen, gegen den Mäglich die sonnenklare Sache verloren, sowie die Gemeinde gegen den geschäftigen Dorfrichter. Am 5. Mai 1837 verließ Mäglich nach einem stillen Gebet am Grabe seiner vor Gram gestorbenen Gattin, einer Schweizerin, Hundshübel und ließ die nicht gehaltene Abschiedspredigt drucken.

Was soll man nach diesem offenen, ausführlichen, freilich nur einseitigen Bericht, wiewol Mäglich „den vom 2. Aug. 1836 datirten eibenstocker Justizamtsbericht, auf welchen sich der ministerielle Entlassungsbeehl stützt, auch nicht gesehen hat“, über den Fall urtheilen? Er hat in den Bewegungen der Zeit, in den Zwistigkeiten und Klagen zwischen Staat und Kirche, weltlichen und geistlichen Gewalten nicht geringes Aufsehen erregt, und der arme Mann, „der nur zwischen Autorschaft und dem Bettelstabe“, wie er versichert, wählen muß, hat viele Theilnahme gefunden, besonders in Sachsen, wo auf 365 Exemplare der „kleinen Winterpostille“, nicht bloß von Geistlichen, subscribirt worden ist und von 81 Ephorien und Kreisen nur Pirna und Glauchau noch keinen Theil genommen haben. Wir erlauben uns nur einige Bemerkungen. Hr. Mäglich ist ein Mann, so scheint es uns, der mannichfaltige Kenntnisse besitzt und es mit Religion, Sittlichkeit und ihrer Förderung treu und ehrlich meint, rechtlich, bieder und aufrichtig ist. Diese Eigenschaften mögen ihm denn auch in seinen vielerlei Lagen, wohin ihn sein Geschick geführt hat, freundliche Aufnahme und Nachsicht mit seinen Schwächen und Schworheiten verschafft haben. Eben diese Eigenheiten, streng, ja hart gegen sich selbst und daher auch stürmisch in den Forderungen an Andere zu sein, darf man

bei ihm aus seinen wechselvollen Schicksalen vermuthen, und seine Predigten und sein Benehmen möchten es wol bekäftigen. Allein es ist zu verwundern und zu beklagen, daß sein langer vielfacher Verkehr mit Menschen, sein Aufenthalt in mehreren Ländern, großen und kleinen Städten, angesehenen Familien, seine persönlichen Bekanntschaften, wo er S. 39 Jean Paul, Matthiffon, Haug, Rosciuszko, Debel, J. H. Böh, Kreuzer, Schwarz, Kogebue, Goethe, Fall, Oken, Fries, Bessenberg, Thorswaldsen und Andere nennt, sein Briefwechsel mit R. Beller, Pestalozzi, Hscholke, Goethe, Fark F. von Deckingen, Schelling, v. Ammon in Dresden, Müllner, Krug, Theresie Huber u. A. ihm nicht mehr echte Menschenkenntniß, Milde und Toleranz, seinen Kalt, edeln Geschmack und Lebensklugheit verschafft hat. Seine „Unterhaltungen der Kinderwelt mit Gott“ (1816), „Religionszifferblätter“ (1820), „Eins ist noth, noch bessere Volksbildung“ (1822), „Geistertare von Deutschland“ (1823), was er Alles „als rationalistischer Jüngling“ geschrieben hat, kennen wir nicht; der Verf. ist mit seinen Recensenten zufrieden. Die „Drei Predigten zu Land und zu Meer“ (1830), „Hauskirchlein“ (1834), scheinen als mystisch verurtheilt worden zu sein. An die vorliegenden Predigten darf man nicht mit den Forderungen einer tüchtigen Homiletik kommen. Einige verathen eine weise Ansprache an das menschliche Gemüth, z. B. Nr. 24: Pflichten einer Christin. Aber im Ganzen liegt der milde, sanfte, christliche Geist, der nicht überall den straffenden Wehstahl über die Menschen schwingt, nicht überall Pharisäer und Sadducäer, ungläubige und verdorbene Kinder der Hölle findet, sondern auch an Verirrte, Verleitete, Schwache denkt und mit dem heiligen Ernst auch durch die Liebe und die Thräne des Mitleids Verlorene zu retten sucht. Und was soll man zu Hauptsätzen sagen: „Die Christenseele eine Kastefelin“, am Palmsonntage; „Der Steinabwäger“, zu Ostern; was zu den vielen der Kanzel unwürdigen Ausdrücken: Kannegießern — Klatschen — wer zuletzt lacht, lacht am Besten. An Pastoralklugheit nach Matth. 10, 16. fehlt es auch. Die Abschiedspredigt sollte gemäßigter sein. Da Mäglich einen Personalproceß mit dem Amtmann in Eibenstock hatte, so war die Osterpredigt: „Die Auferstehung Jesu der Sieg des ewigen Rechts“, so bearbeitet, ganz am unrechten Orte. Nach andern Äußerungen mußte der Amtmann Nr. 7 und andere Sätze ganz auf sich beziehen. War die Gemeinde in Hundshübel wirklich verwildert, so mußte Hr. Mäglich sich erst Achtung und Vertrauen der Bessern und festen Boden gewinnen; dahin bringt man es unter solchen Umständen in einem Jahre nicht. Daß Hr. Mäglich das Herz in Brand's schimpfendem „Correspondenzblatt“ und in Rheinwald's verlegendem „Repertorium“ ausschüttete, empfiehlt seine Sache auch nicht. Gleichwol dünkt es uns, es sei doch mit dem Manne zu streng verfahren worden. Dierzehnmal hatte er vergeblich um eine Beförderung von Hundshübel, wohin er nicht paßte, wie man sah, gebeten; er ist kein ungeschickter Mann; er hat sein Amt mit Treue und oft nur mit übertriebenem Eifer verwaltet, sich kein das Amt entehrendes Vergehen zu schulden kommen lassen. Wir finden nichts von vorausgegangenen mündlichen, amtebrüderlichen Zurechtweisungen, von Besprechungen vor einer geistlichen Behörde, von weiser Vermittelung eines Ephorus, sondern Alles geht den Weg des weltlichen Processes, geht durch das weltliche Justizamt und die Kreisregierung, die doch auch nur einen, nach seiner Ansicht urtheilenden geistlichen Beisitzer hat und, mit aller Achtung von ihrer Würde und ihren Verdiensten gesprochen, doch, wenn es die theologischen, hier so folgenreichen Fragen gilt: ob man sich zum Katholicismus neige, das Evangelium verkenne, seine Kirche schmähe, sich ebenso in solchen Fällen irren kann wie eine Synode, wenn sie über Rechtsfälle mehr als ihre Meinung, wenn sie Endurtheile aussprechen wollte. Darum Ehre wohlgegerichteten Consistorien, die Geistliches auch geistlich richten und die ganzen Verhältnisse zwischen Seelsorgern und Gemeinden auch zart verhandeln, soweit als möglich.

Notices historiques sur les tableaux de la galerie de S. A. R. M<sup>r</sup>. le duc d'Orléans; par J. Vatout. Vier Bände. Paris 1823—26.

Catalogue général des portraits formant la collection de S. A. R. M<sup>r</sup>. le duc d'Orléans au 1er Mai 1829. Vier Bände. Paris 1829—30.

Obgleich diese beiden Werke nicht mehr neu sind, so ist es doch noch nicht zu spät, davon zu sprechen, da sie nicht in den Buchhandel gekommen und daher ziemlich unbekannt geblieben sind, dem großen Publicum wenigstens. Beide sind aber nicht allein ihres Inhalts wegen merkwürdig, indem sie zwei wichtige Kunstsammlungen beschreiben, sondern auch wegen des Antheils, den der Bestzer der beiden Sammlungen, Ludwig Philipp, jetziger König der Franzosen, an der Abfassung der zwei beschreibenden Kataloge gehabt hat. Sammeln von Kunstschätzen, besonders Gemälden und Kupferstichen, und dann das Ordnen und Katalogisiren derselben ist stets eine Lieblingsbeschäftigung Ludwig Philipp's gewesen, besonders aber zu der Zeit, als er völlige Ruhe zu solchen ruhigen Ergänzungen hatte. Jedoch sieht man aus dem regen Eifer, mit welchem er seit einigen Jahren die Anordnung des verfallener Museums betrieb, daß auch auf dem Throne sein Geist sich gern noch mit den vorigen Lieblingsbeschäftigungen abgibt.

Das erste der beiden angezeigten Werke hat den Secretair des Königs und Deputirten J. Vatout zum Verfasser. W. ist eigentlich kein Kunstverständiger, in artistischer Hinsicht sind seine Notizen daher auch nicht bedeutend; überhaupt ist nicht das Beurtheilen der Gemälde, sondern nur das Beschreiben derselben sein Zweck. Hier und da kommen einige biographische Nachrichten über die Maler vor; sie sind aber meist kurz und nicht weit hergeholt. Auch sucht er nicht einmal die Gemälde umständlich zu beschreiben, sondern nur die Veranlassung ausführlich anzugeben und zu erzählen, wenn es geschichtliche Thatfachen betrifft. Ein großer Theil der Privatgemäldesammlung Ludwig Philipp's besteht aus historischen Portraits, welche sich zum Theil im Palais royal, zum Theil auf dem Schlosse zu Gu befinden. Letztere rühren meist von der Mademoiselle de Montpensier oder der am Hofe Ludwig XIV. unter dem Namen la grande demoiselle bekannten Prinzessin her, welche leider nur mit großer Noth zu einer Heirath gelangen konnte, und zwar zu einer recht albernem mit dem Hölzlinge Lauzun. Diese Prinzessin nun hatte, wie sie auch in ihren Memoiren erzählt, eine Portraitsammlung aller ihrer erlauchten oder nicht erlauchten Verwandten veranstaltet und dieselbe in ihrem Schlosse zu Gu aufgehängt, welches Schloß hernach an die Orleans'sche Familie überging. Dort blieben die Portraits bis zur Zeit der Revolution. Nun wurden sie aber, wie Alles, was näher oder entfernter mit dem Hofe zusammenhing, mißhandelt und nach Dieppe geschleppt. Was davon übrig blieb, wurde in der Folge der verwitweten Herzogin von Orleans zurückerstattet und in den Speichern des Schlosses niedergelegt. Hier fand sie um 1821 der jetzige König und beschloß, sie restauriren, ergänzen und wieder aufhängen zu lassen. Dies ist auch geschehen. Die Sammlung ist nun vollständig, besonders was die Orleans'sche Familie betrifft. Die Portraits hat man in chronologischer Ordnung wieder aufgehängt und mit Andeutungen über Namen, Würde und Lebensperiode der Personen versehen, so daß man die Galerie jetzt auch ohne Katalog durchwandeln kann, da auf jedem Portrait alles Wissenswürdige angegeben worden ist. Gut abgefaßte Notizen über sämtliche dargestellte Personen, unter denen sich auch Staatsmänner, Generale und einige fremde

Potentaten befinden, nehmen die drei ersten Bände des beschreibenden Katalogs ein, der sich mithin über die gemalten Portraits sowohl des pariser Palais royal als des normännischen Schlosses Gu erstreckt.

Der vierte und letzte Band, welcher auch der beträchtlichste von allen und 573 Seiten stark ist, beschäftigt sich mit den verschiedenartigen Gemälden der Galerie des Palais royal, welche hauptsächlich aus Producten der neuern französischen Maler besteht und äußerst mannichfaltig und interessant ist. Mit dem Texte dieses Bandes ist der Verf. auch anders verfahren als mit den vorigen. Hier nämlich hat er nur dann und wann die Feder geführt und die Beschreibungen durch Citate aus profaischen und dichterischen Schriften ersetzt, welche sich mehr oder weniger auf die von den Malern dargestellten Gegenstände beziehen. So werden hier poetische Beschreibungen von Casimir Delavigne, Soumet, Delille, Labarpe, Lamartine, Resseguier und manchen andern Dichtern eingerückt; auch bei Reisebeschreibungen hat W. sich Rath's erholt, wenn eine umständliche Beschreibung der gemalten Gegenden oder Denkmäler darin vorkam. Dieser Band sieht daher auch beinahe wie eine Chronomathie aus und läßt sich recht angenehm lesen; aber dies ist das Merkwürdigste an demselben noch nicht. Die von W. abgefaßten Aufsätze sind sämmtlich mit seinem Namen unterzeichnet, auch die meist nur aus Citaten bestehenden Aufsätze führen seine Unterschrift; dagegen sind andere Aufsätze mit +++ bezeichnet und wie ich aus guter Quelle weiß, rühren diese letztern von Ludwig Philipp selbst her. Auch in diesen wird viel citirt; vielleicht ist dies Citiren ebenfalls dem Secretair vom Könige als Pflicht auferlegt worden. Der König hat für diese seine Privatgalerie viele merkwürdige Begebenheiten aus seinem Leben und bewegungsreichen Leben malen lassen; einige Beschreibungen derartiger Gemälde rühren von ihm selbst her, andere hat W. beschrieben, sicher nach den Angaben seines Herrn.

Bei diesen Aufsätzen verlohnt es der Mühe, sich ein wenig aufzuhalten. Horace Berner, von dem sich viele Gemälde in der Orleans'schen Galerie befinden, hat unter andern auch eins verfertigt, welches den Herzog von Orleans im Hospiz des St.-Gotthardberges darstellt. Zur Erläuterung dieses Gemäldes gibt W. endlich ein Bruchstück einer poetischen Epistel an den Herzog, wahrscheinlich von W. selbst, der hier und da ein wenig poetisirt, und auf die Verse folgt nachstehende profaische Erläuterung: „Der Herzog v. Orleans, damals noch Herzog von Chartres, war in Frankreich von Denjenigen, welche die Blutgerüste errichteten, proscibirt worden und hatte sich am 12. April 1793 von Mons nach der Schweiz begeben. Nach vergeblichen Versuchen, sich entweder in Zürich oder in Zug niederzulassen, erhielt er durch die Vermittelung des Generals Montesquiou für seine erlauchte Schwester eine Zuflucht im Kloster zu Bremgarten. Er selbst begann mit einem einzigen Bedienten, Namens Beaudouin, in den Alpen umherzuirren. Er ging zu Fuße und befand sich beinahe ohne Geld. Auf einer dieser abenteuerlichen Wanderungen stellte er sich am Hospiz des St.-Gotthardberges dar; es war am 29. August 1793. Er zog die Schelle; ein Kapuziner öffnete ein Fensterchen und rief auf Italienisch: „Che volete?“ „Ich wünsche“, erwiderte der Herzog von Orleans, „einige Nahrung zu bekommen für mich und meinen Gefährten.“ „Hier empfängt man keine Fußgänger und Leute Cures Sclüters.“ „Aber, ehrwürdiger Vater, wir wollen ja gern zahlen, was Ihr verlangt.“ „Nein, nein; jener Aufenthalt dort ist gut für Euch“, entgegnete der Kapuziner, zeigte mit dem Finger auf eine schlechte Scheune hin, wo Säumer sich einen Alpenkäse theilten, und schlug das Fensterchen wieder zu.“

Wahrscheinlich haben diese Wünsche in der Folge ihre Hartnäckigkeit bereut, die nun durch Berner's Bild beinahe verewigt worden ist.

Natürlich fehlt das Collegium zu Reichenan in Graubünden, wo der damals zweiundzwanzigjährige Herzog unter einem angenommenen Namen Unterricht gab, in der Galerie nicht; es ist in zwei Gemälden dargestellt: eins von Roumy gibt eine bloße Ansicht des Gebäudes und ist nur nach einem Kupferstich gemalt, wogegen das andere, von Couber, den Herzog darstellt, wie er geographischen Unterricht erteilt. B. erzählt in dem Texte, daß der Herzog auf seinen flüchtigen Wanderungen in der Schweiz sein weniges Geld aufgezehrt und daß ihm alsdann der General Montesquiou, welcher von der schweizer Obrigkeit die Erlaubnis erhalten hatte, seinen Aufenthalt in Bremgarten aufzusuchen, gerathen habe, in der reichsauer Erziehungsanstalt sich als Lehrer aufzunehmen zu lassen, welches auch gelungen sei, da Montesquiou einen der Befitzer des Schlosses, in welchem die Erziehungsanstalt angelegt war, Namens Jost de St.-Georges, gekannt habe. Dazu gibt B. folgende Anmerkung: „Auf dem Gemälde erklärt der Prinz zwei Schülern das Verhältniß einer Landkarte zu dem Erdglobe. Sein Finger hält über Frankreich stüt, und die Richtung, welche ihm die Erinnerung aus Vergangenheit verursacht, verlegt ihn in eine süße Träumerei und scheint die Lecture zu unterbrechen. Jene beiden Schüler, die ältesten in der Anstalt, waren ein Deutscher, Namens Wetzl, Sohn des Bürgermeisters von Ravensburg, und ein Italiener, St.-Rugie, aus Mailand gebürtig. Auf der linken Seite des Gemäldes steht Hr. Aloys Jost de St.-Georges, ehemaliger Offizier der Schweizergarde in französischen Diensten. Hinter ihm steht Hr. Juvenal, italienischer Lehrer, welcher mit seinem Sohne schmißt, was sich oft ereignete. In der Mitte steht der gemeinschaftliche Tisch der Schüler, woran ein ehrwürdiger Greis, Hr. Resemann, Director der Anstalt, den Vorsitz führt. Der Herzog von Orleans hat ihn mit den Gesichtszügen Hrn. Penrlon's de Penfey, jetzigen Vorstehers seines Rathes, dem Resemann ein wenig gleich, darstellen lassen. Unten am Tische sitzt Hr. Auerholz, ein anderer Lehrer der Anstalt, den man nur von hinten sieht. Der Herzog von Orleans hat sehr bedauert, daß die Anordnung des Gemäldes ihm nicht erlaubt hat, Hrn. v. Schärner, damaligen Bürgermeister von Ghur, darin anzubringen; der Prinz hatte ihn während seines Aufenthaltes in der Anstalt kennen gelernt und von ihm Dienstleistungen empfangen, deren er sich immer dankbar erinnern wird.“ Wahrscheinlich rührt diese ganze Note zum Texte vom Könige selbst her.

Ein Gemälde von Roumy verlegt uns in eine ganz andere Weltgegend, stellt aber wiederum den Herzog von Orleans vor, und zwar mitten unter den Lappländern. B.'s Text erzählt ausführlich, wie der Prinz im April 1795 sich von Hamburg mit dem Grafen Gustav v. Montjole nach Kopenhagen begab, dort als schwedischer Reisender Empfehlungen an einen Bekannten abgab und durch dessen Vermittelung einen Reisepaß für die dänischen Staaten erhielt. Somit reiste der Prinz über Schweden nach Norwegen und dann längs der Küste nach dem Saltensford; er besuchte zu Fuß mit einigen Lappländern von Saltalen aus die Gebirge bis zum Lysfjord und kam am 24. August 1795 an die Grenze Europas, hielt sich dort einige Tage auf und begab sich über Lappland nach Torned.

Einige nähere Umstände dieser Reise werden auch im Texte zu einem andern Gemälde: das Nordcap, von Crespin, gegeben. Hier erfahren wir, daß der Herzog zu Hamburg auf einen Vorschuss von Geld zu einer Reise nach Nordamerika gerechnet hatte; da aber dieser Vorschuss nicht zu Stande kam, so beschloß er, mit dem ihm übrigen Gelde eine Reise nach Dänemark zu unternehmen. Auf dem Vordergrunde der Ansicht vom Nordcap steht der Prinz und der Graf v. Montjole, in Begleitung des lutherischen Pastors

von Wagerde Ramons-Bowhof, in dessen Bezirke das Nordcap liegt; die Reisenden tragen eine Kiste oder Kistel wie die normwegischen Matrosen, und diesen Anzug bekleiden sie auf der ganzen Reise bei. Neben ihnen sitzt Polm, ein isländischer Perückenmachergehilfe, den der Prinz von Montheim aus als Dolmetscher mitgenommen hatte, und Beauhain, ehemaliger Stallknecht des Prinzen, welcher denselben auf allen seinen Reisen begleitete, ruft einem Vogel die Federn aus; er sitzt in dem Boote, worin sie sich hierher begeben hatten.

Eine Marine von Gubin bezieht sich auf ein Abenteuer aus dem Leben des Herzogs in einer folgenden Periode. Da diesmal der König selbst die Feder geführt hat, so will ich seinen Bericht übersetzen.

„Im September 1796 hatte sich der Herzog von Orleans zu Hamburg auf dem amerikanischen Kaufschiffe Amerika, Capitain Ewing, nach den Vereinigten Staaten eingeschiffet. Er war am Bord nur einem einzigen Menschen, nämlich Beauhain, seinem ehemaligen Stallknechte, welcher ihn nach Amerika begleitete, bekannt. Da er mit dänischen Pässen versehen war, die er auch dem Capitain vorgezeigt hatte, so galt er am Bord für einen aus Dänemark gebürtigen Reisenden. Außer ihm bewohnte nur ein einziger Passagier die Kajüte; es war ein französischer Emigrant und vormaliger Bewohner von S.-Domingo, der, weit entfernt davon, in seinem Reisegeführten den Herzog von Orleans zu erkennen, viele Mühe hatte, es zu glauben, als man es ihm bei seiner Ankunft in Philadelphia versicherte. Im Stereoge, einer Kammer zwischen der Kajüte und dem großen Raube, befanden sich noch acht oder neun Passagiere, unter Anderm ein junger händischer Geistlicher, den die amerikanischen Matrosen quälten, indem sie ihm sagten, er wäre ein Jonas, und als solchen würden sie ihn ins Meer werfen, falls ein Sturm kommen sollte. Ein anderer Passagier war ein elsasser Bauer, der mit 500 Louisdor im Koffer der Conscriptio entgangen war. Diese Summe wurde ihm aber in Philadelphia von einem Abenteuerer gestohlen, der ihm als Bekannter und Dolmetscher diente und dessen Überfahrt im Schiffe Amerika er bezahlte hatte. Die übrigen Passagiere im Stereoge waren deutsche Bauern, die sich für die Überfahrtskosten selbst verkauft hatten. Der Schiffsloch war ein Neger.“

„Am 27. September 1796 Morgens, da der dicke Nebel anfang, sich zu zerstreuen, bemerkte man, daß man sehr nahe bei Galais sei. Ein kleiner französischer Corsar führte eben nach diesem Hafen zwei dänische Schiffe, die er auf der Fahrt nach England genommen hatte; sobald er bei aufgeklärtem Wetter die Amerika erkennen konnte, näherte er sich, um sie zu untersuchen. Die Amerika hielt an, um sich visitiren zu lassen. Ein plötzlicher Schreck bemächtigte sich des Emigranten, als er das Boot des französischen Corsars auf die Amerika zurudern sah, und er verließ schnell das Verdeck, um sich in der Kajüte zu verbergen. Erst auf der Treppe bemerkte er, daß der Herzog von Orleans ihm nicht folgte; dieser blieb auf dem Verdeck. Seine ruhige Fassung mißfiel dem Emigranten, und Letzterer wandte sich zu ihm und sagte mit einer übeln Laune: „Herr, wenn Sie ein Franzose wären wie ich, so würden Sie in gegenwärtigem Augenblicke nicht so ruhig sein.“

„Als die Leute des Corsars an Bord gestiegen waren, zeigte ihnen Capitain Ewing seine Papiere vor; sie fanden sie ganz in Ordnung, und als sie dieselben durchgesehen hatten, sagten sie: „Ganz gut, von Hamburg nach Philadelphia, d. h. von einem Neutralhafen zu einem Neutralhafen schiffen; dagegen haben wir nichts zu sagen; Ihr könnt Cuere Fahrt fortsetzen; gute Reise! Aber haltet Euch nahe an die Küste Englands, sie ist besser als die Küste Frankreichs.“ Und nachdem sie diesen weisen Rath erteilt hatten, verließen sie das Schiff, ohne sich um die Passagiere zu bekümmern. Der Herzog von Orleans eilte in die Kajüte, um dem fast in Dohnmacht

gefallenen Emigranten die gute Nachricht zu überbringen. „Sie sind also fort!“ rief der Emigrant; „so möge sie der Hender holen; sie haben mir eine schreckliche Angst eingejagt.“

„Das Gemälde stellt den Augenblick dar, als der Corsar die Amerika visitirt. Durch den Nebel erblickt man die Küste von Galais und die Stadt; auf dem Vorberggunde schiffen die beiden gelaperten dänischen Schiffe dem Hafen zu. Die Amerika mit ihrer großen amerikanischen Flagge hält still; daneben der kleine Corsar, ein Luger, mit seiner dreifarbigigen Flagge und seinem Boote, das an die Amerika stößt. Die Leute des Corsaren steigen an Bord; auf dem Verdeck der Amerika gerathen Mannschaft und Passagiere in Bewegung; Capitain Gwing zeigt dem Capitain des Corsaren seine Papiere vor; der Herzog von Orleans, auf dem Schanzdeck des Schiffes stehend, sieht diesem Auftritte ruhig zu; unterdessen eilt der Emigrant die Treppe zur Kajüte hinunter.“

Der ausführlichste unter den Aufzügen des Königs betrifft die Schlacht bei Balm, die er von Horace Vernet hat malen lassen. Er enthält eine ziemlich vollständige Beschreibung des Treffens; bekanntlich hatte der Herzog einen Unterbefehl bei demselben, und er spricht gern von dieser Begebenheit, sowie von der Schlacht bei Jemappes, welches ihm auch zuweilen die legitimistischen Blätter auf eine ziemlich beißende Art vorgehalten haben.

Es wird interessanter sein, dem Herzoge auf seiner Reise in Nordamerika zu folgen. Hier traf er mit seinen Brüdern, den Herzogen von Montpensier und Beaujolais zusammen; sie durchreisten die merkwürdigsten Gegenden bis zur Grenze Canadas. Einige Gemälde der Sammlung sind nach den vom Herzoge v. Montpensier entworfenen Skizzen ausgeführt und stellen den Niagarafall und andere Ansichten jenes Welttheils dar. Bidault hat den Niagarafall gemalt, und zwar für Mademoiselle d'Orleans, welche, wie eine Note besagt, ihrem Bruder ein Geschenk damit gemacht hat. In dem Texte über dieses Gemälde wird folgender Brief des Herzogs von Montpensier an seine Schwester mitgetheilt; er ist zu Philadelphia am 14. August 1797 geschrieben und enthält anziehende Nachrichten über die Reisen der drei Brüder, die sicher nicht ahneten, daß Einer unter ihnen König werden würde.

„Ich hoffe, daß Ihr die Briefe, die wir Euch vor beinahe zwei Monaten von Pittsburg aus geschrieben, empfangen habt. Wir waren damals auf einer großen Reise begriffen, die wir vor 14 Tagen beendet haben. Sie hat vier Monate gedauert. Während dieser Zeit haben wir 1000 Meilen zurückgelegt, und zwar fast immer mit denselben Pferden, die letzten 100 Meilen ausgenommen, die wir theils zu Wasser oder zu Fuße, theils auf Mietpferden, theils in der Stagecoach zurückgelegt haben. Wir haben viele Städte gesehen und uns sogar mehre Tage auf ihrem Gebiete aufgehalten. Es sind im Allgemeinen die besten Leute von der Welt, ausgenommen wenn sie betrunken oder zum Zorne aufgeregelt sind. Sie haben uns überaus wohl empfangen, wozu unsere Eigenschaft als Franzosen nicht wenig beigetragen hat, denn sie lieben unsere Nation außerordentlich. Was wir nach ihnen am interessantesten gefunden haben, ist sicher der Wasserfall des Niagara, das interessanteste und prächtigste Schauspiel, das ich jemals gesehen habe; seine Höhe beträgt 137 Fuß und die Wassermenge ist ungeheuer, denn es ist der St.-Lorenzfluß, der an diesem Orte ganz heruntersürzt. Ich habe eine Skizze davon genommen, und ich denke sie in Wasserfarben auszuführen; Lieb Schwesterchen wird sie sicher bei unserer zärtlichen Mutter sehen; sie ist aber noch nicht angefangen und wird mir viele Zeit nehmen, denn wahrlich, es ist keine kleine Arbeit.“

„Um Euch einen Begriff von der angenehmen Art zu geben, wie man in diesem Lande reist, muß ich Euch sagen, liebe Schwester, daß wir 14 Nächte in den Wäldern zugebracht haben. Hier wurden wir von allerlei Ungeziefer gebissen und oft bis auf die Haut durchnagt, ohne daß wir uns trocken konn-

ten und irgend eine andere Nahrung hatten als Speck, zuweilen etwas gesalzenes Rindfleisch und Maishrot. Außerdem haben wir 40—50 Nächte in elenden Hütten geschlafen und zwar auf einem aus unebenen Holzstücken bestehenden Boden, wobei wir noch die üble Laune und das Schmolzen der Bewohner auszustehen hatten. Zuweilen schlugen sie uns die Thüre vor der Nase zu, oder ihre Gastfreundschaft war höchst unfreundlich. Ich muß es gestehen, nie würde ich irgend Jemanden eine ähnliche Reise anrathen. Jedoch sind wir weit davon entfernt, es zu bereuen, daß wir sie angetreten haben; denn wir sind mit einer vortrefflichen Gesundheit und mit einigen Kenntnissen mehr davon zurückgekommen. Lebt wohl, geliebte, in'sicht geliebte Schwester! Empfangt die Grüße dreier Brüder, deren Gebanke beständig nach Euch gerichtet ist.“

Auf dem Gemälde sind canadische Wilde neben den französischen Prinzen abgebildet, ein sonderbares Seitenstück zu den Lappländern in einem obenerwähnten Gemälde.

Übrigens befinden sich in dieser Sammlung Gemälde von beinahe allen ausgezeichneten Malern der neuern französischen Schule, als: Granat, Gros, Gérard, Girodet, Michallon, Steuben, L. Robert, Drolling u. s. w. In historischer Hinsicht ist es eine höchst interessante Sammlung. Über die Galerie zu Eu soll, wie es heißt, jetzt eine besondere Beschreibung abgefaßt werden. Diese Galerie ist eine wahre Familienammlung und hat fürs Publicum wenig weniger Interesse als diejenige des Palais royal zu Paris.

Das zweite der beiden angekündigten Werke ist der Katalog über die gestochenen und lithographirten Portraits. Dieser Katalog ist ebenso beträchtlich als der vorige, obgleich er gar keine Beschreibungen, sondern eine bloße Angabe der Personen enthält, deren Portraits vorgestellt sind. Über die Geschichte der Sammlung wird nicht die geringste Auskunft gegeben. So viel erfährt man aus Privatnachrichten, daß die Sammlung aus ungefähr 9000 Stücken bestand, als der König nach dem Tode des holländischen Predigers Maron in Paris dessen aus 30,000 Stücken bestehende Portraitsammlung ankaufte, so daß sie nun ziemlich bedeutend ist und in Frankreich schwerlich ihres Gleichen hat. Ein Katalog gestochener Portraits hätte eine lehrreiche Arbeit werden können, wenn man die Meister und auch die Art des Stiches angegeben hätte. Aldann wäre das Verzeichniß Das geworden, was ein bibliographisches Verzeichniß für die Bucherkunde ist. Leider aber hat der König, welcher den Katalog, wie mir versichert worden, allein angefertigt hat, bloß die Person, ihr Sterbjahr, die Größe des Kupferstiches und die Nummer, welche das Blatt in der Sammlung hat, angegeben; für den Besizer war dies allerdings genug, und ich bin versichert, daß bei der musterhaften Anordnung irgend ein Blatt in der großen Sammlung auf die leichteste Art aufgefunden werden kann. Wie sehr ist es aber zu bedauern, daß hier nicht die andern Angaben beigefügt worden sind, welche auch dem Publicum diesen Katalog wichtig gemacht haben würden. So bald wird schwerlich ein ähnlicher aus vier bänden bestehender Portraitkatalog gedruckt werden. Mit den erwähnten Angaben würde er hingegen den Kunstliebhabern unentbehrlich sein. So wie er jetzt ist, kann er bloß dem Besizer der Sammlung dienen, oder auch Demjenigen, welchem vergönnt wird, die Sammlung zu benutzen oder zu Rathe zu ziehen. Das Publicum aber kann mit dem Kataloge nichts anfangen; wozu soll ihm z. B. die Angabe dienen, daß von dieser oder jener Person 10—12 Portraits da sind, wenn es nicht erfährt, von wem sie herrühren, wo sie erschienen sind und zu welcher Zeit. Es ließe sich eine verzeihliche Arbeit unternehmen; man müßte mit dem Kataloge in der Hand die königliche Sammlung von Anfang bis zu Ende durchgehen, die fehlenden Angaben im Verzeichniße nachtragen und es alsdann herausgeben. Wer würde sich aber dieser Perulischen Arbeit unterziehen mögen?

B. G. Depping.



**Theoretisch-praktische Anweisung zum Bierschachspiele.**  
Mit einer Sammlung von Spielanfängen, durchgeführten Partien und Spielendungen. Von K. Enzlein. Zweite stark vermehrte Auflage. Berlin, Schröder. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

Wenn das Bierschachspiel bisher weniger verbreitet und geschätzt gewesen ist, als es verdient, so mag dies zum Theil darin seinen Grund haben, daß sich nicht so leicht vier Personen zusammensuchen als zwei, welche sich miteinander einspielen, was überhaupt bei dem Zweischachspiele weniger nöthig ist; besonders aber lag die Schuld wol an der mangelnden Bekanntheit mit den Regeln des Spieles. Es gibt darüber überhaupt gar keine nennenswerthe Anweisung als die vorliegende, und diese ist, zumal in ihrer gegenwärtigen zweiten Auflage, so umfassend und so höchst zweckmäßig, sie stellt außerdem den vorzüglichen Reiz des Bierschachspiels in ein so helles Licht, daß erwartet werden kann, sie werde demselben zahlreiche Freunde gewinnen. Der Verf. ist augenscheinlich nicht nur ein sehr geschickter, sondern auch ein gründlich denkender Spieler, der es verstanden hat, die Resultate einer sehr langen Erfahrung in der angemessensten Form zu einer Anweisung zu verarbeiten, welche gewiß einem Leben vollkommen genügen wird, der des Zweischachspiels ziemlich kundig ist. Der erste Abschnitt, § 1—24, enthält die allgemeinen Spielregeln; der zweite, § 25—50, gibt im Einzelnen Anleitungen zu richtigem Bierschachspiele; überall herrscht hier die größte Klarheit und logisch richtiger, übersichtlicher Zusammenhang. Der dritte, praktische Theil gibt acht Spielanfänge, drei durchgeführte Partien mit drei Abänderungen und drei Spielendungen. Hier ist besonders die ebenso einfache als deutliche Bezeichnung der Züge zu rühmen, bei der man nicht in die Verlegenheit kommt, der man in andern Anweisungen kaum entgehen kann, daß man beim Nachspielen der Partie einen etwaigen Fehlzug bald nachher entweder gar nicht oder doch nur sehr schwer auffindig zu machen im Stande ist. Der Verf. hat gewiß mit nicht geringer Mühe bei jedem Zuge jeden Stein so deutlich bezeichnet, daß man sehr leicht alle seine Bewegungen bis zur ersten zurück verfolgen und eine klare Uebersicht über den Gang des Spiels bekommen kann. Nach Allem glaubt Rec., dieses Buch den Freunden des Schachspiels angelegentlichst empfehlen zu müssen. 1.

### M i s c e l l e n .

#### Die Gräfin Dubarri.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Frauen, welche das Revolutionsheil des Terrorismus zu Tausenden schlachtete, alle mit großem Muthе starben. Eine einzige Ausnahme machte die Gräfin Dubarri, die bekannte ehemalige Geliebte Ludwig XV. (guillotiniert am 7. Dec. 1793). Sie vergoß auf dem Schaffot die bittersten Thränen und stehete so beweglich um ihr Leben, daß das durch ihre Schönheit ohnehin schon gerührte Volk unruhig wurde und man die Hinrichtung beillen mußte. Ihre vollkommene Unschuld an den ihr vom Convent vorgeworfenen Verbrechen ist ohnedies erwiesen; ihr einziges Verbrechen war ihr großer Reichthum, welcher die Gier jener Bösewichter gereizt hatte. Wenn die Gräfin Dubarri übrigens als Maitresse Ludwig XV. Verachtung verdient, so hatte sie sich dagegen, was weniger bekannt ist, in den stärksten Krisen der Revolution vortrefflich gegen die unglückliche Königin Maria Antoinette betragen. Sie ließ ihr durch einen Vertrauten sagen, daß sie das tiefste Mitgefühl für ihre Leiden empfinde, daß sie ihr ihr ganzes Vermögen zu Füßen legen und sich glücklich schägen werde, es in ihrem Dienste verwendet zu sehen. Die Königin, ohne von den Anerbietungen der Gräfin Dubarri Gebrauch zu machen, bezeigte große Mäßigkeit über ihre Theilnahme und sprach sich mehrfach darüber aus. Da die Geschichte

so unendlich viel Böses von dieser Frau erzählt, so hat sie eine doppelte Verpflichtung, auch dieser ihr zur Ehre gereichenden Thatfache zu erwähnen.

#### Ein schöner Brief.

Man erinnert sich, daß Ludwig XV. zum Gouverneur den Marschall von Billeroy und zum Präceptor den Cardinal Fleury gehabt hat. Der Erstere war in seinen alten Tagen vor Stolz unerträglich geworden, und man hatte ihn in sein Gouvernement Lyon entfernen müssen; Fleury dagegen stand als Premierminister an der Spitze der Geschäfte. Aus jenem Ort nun schrieb der Marschall, der, wie wir des Folgenden wegen bemerken müssen, zugleich eine höchst unleserliche Handschrift hatte, einst einen impertinenten Brief an den Cardinal und erhielt darauf nun die nachstehende Antwort, welche ich als ein Muster zarter Schonung der Verhältnisse betrachte:

„J'ai reçu, Monsieur le maréchal, une lettre que je n'ai pu lire et que je n'ai pu me faire déchiffrer, mais dont la signature m'a paru ressembler à la vôtre. Si vous prenez la peine de m'écrire une autre fois, et si vous désirez que j'aie l'honneur de vous répondre, ayez soin de vous y prendre différemment. Il ne faut pas qu'on puisse dire que le roi avait un gouverneur qui ne savait pas écrire, et un précepteur qui ne savait pas lire. Recevez avec bonté l'assurance des sentimens que je vous conserve, et qui sont bien particuliers, étant et voulant rester à jamais, Monsieur le maréchal, votre affectionné serviteur.

Le cardinal de Fleury.“

#### Das Friedensfloß zu Tilsit.

Man besitzet mehr ausführliche Geschichten der Friedensunterhandlungen zu Tilsit zwischen dem Kaiser Alexander und dem Kaiser Napoleon, und man weiß auch, daß beide Monarchen auf einem Floße in der Mitte des Niemen zusammenkamen, an welchem Strome die Stadt liegt. Aber eine Beschreibung dieses Friedensfloßes, welches doch wol genauer bekannt zu sein verdient, finde ich nirgend. Man hat dem Ref. zu jener Zeit eine solche mitgetheilt, die er noch besitzet und woraus er hier schöpft. Dieses Friedensfloß war bedeutend groß und mit einem schön decorirten Salon versehen, in welchen zwei, den entgegengesetzten Ufern des Stroms gegenüberliegende Flügelthüren führten; vor jeder dieser beiden Thüren befand sich noch ein besonderes Cabinet mit Toilettenbequemlichkeiten. \*) Auf dem Dache des Salons sah man zwei Bindfahnen, von denen die dem französischen Lager zugekehrte das französische und die andere das russische Wappen zeigte. Mit den nämlichen Wappen waren resp. die beiden Eingangsthüren geziert. Das Ganze war übrigens so eingerichtet, daß es unmöglich schien, die Monarchen zu behorchen, daher alles in diesem Bezuge Erzählte fabelhaft erscheint.

#### Alter und neuer Adel.

Eines Tages tritt der Herzog von Montmorency-Laval, bekanntlich aus einer der ältesten Familien Frankreichs, mit dem Marschall Junot, Herzog von Abrantes, einem Emporkömmling der Napoleon'schen Zeit, über die Vorzüge des alten vor dem neuen Adel, bis der Neuedelge endlich dem Streite durch folgende Bemerkung ein Ende machte. „Monsieur“, sagte er zum Altadeligen, „c'est sans doute une belle chose qu'une illustration comme celle que vous pouvez invoquer. Cependant après tout, la différence qu'il y a entre nous, c'est que vous avez des aïeux, et que nous sommes des aïeux.“ Diese Antwort ist vortrefflich und erschöpfend und erinnert lebhaft an Tacitus, welcher („Annal.“ XI) sagt: „His verbis Tiberius dedecus natalium Curtii Rufi velavit: Curtius Rufus mihi videtur ex se natus.“ 45.

\*) „On n'aurait rien de mieux fait avec les ouvriers de Paris“, sagt die Beschreibung.

Die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschafien mit Volksvertretung, rechtlich, geschichtlich und politisch entwickelt von Robert Mohl.

(Beschluß aus Nr. 265.)

Dagegen nun gibt Hr. Mohl als unzweifelhaft zu, daß ein unvermeidlicher, also entschuldbarer Irrthum den Minister von aller Strafbarkeit befreie, demnach in folgenden Fällen von dessen Schuld nicht die Rede sein könne, nämlich erstlich: wenn der Sinn der fraglichen Stelle des Grundgesetzes, die ein Gebot oder Verbot enthält, erst durch eine künstliche Auslegung aufzufinden ist, die von dem Minister befolgte aber von dem Richter als die richtige anerkannt werden muß. Hierbei komme es nicht darauf an, welche Erklärung die Ständeversammlung einseitig dieser Stelle erst jetzt oder von jeher gegeben habe, weil sie hier bloß Partei ist und selbst ihre entschiedenste Überzeugung das Recht noch keineswegs bestimmt. Zum Andern wäre der Minister in dem gar leicht möglichen Falle freizusprechen, wenn der Richter nach Erwägung der beiderseits vorgebrachten Gründe und nach eigener Untersuchung der Sache den Sinn des Gesetzes für zweifelhaft erklären muß. In diesem Falle, meint der Verf., könne von einem Unrechte, grade die eine der beiden Meinungen und nicht die andere gefaßt und gehandhabt zu haben, nicht die Rede sein, sondern nur von der Nothwendigkeit einer schleunigen Abhülfe des Zweifels durch die Gesetzgebung. Daß aber der Minister bei der ihm freistehenden Wahl das den Rechten der Regierung günstigere Glied der Alternative annahm, dies könne ihm um so weniger zum Nachtheile gereichen, als er sich vielmehr dem Vorwurfe aussetzen würde, seine Stellung falsch aufgefaßt zu haben, wenn er sich für die entgegenstehende Meinung entschieden hätte. Endlich drittens würde der Fall eines entschuldbaren Irrthums für den Minister eintreten — und sohin dürfte, weil subjective Strafbarkeit fehle, auch auf eine Strafe nicht erkannt werden —, wenn zwar der Richter nach allseitiger Erwägung von Gründen und Gegengründen sich gegen die vom Minister gehandhabte Auslegung aussprechen müsse, dabei jedoch anerkenne, daß der Angeklagte bei der unklaren Fassung des Gesetzes bedeutende Gründe für sich geltend machen, auch ihm weder bössliche Absicht noch Fahrlässigkeit in Ergreifung grade dieser seiner Ansicht Schuld gegeben werden könne. Allerdings müßte in diesem Falle

das Urtheil die objectiv-unrichtige Meinung als solche bezeichnen; allein Strafe würde allererst zu verhängen sein, wenn nach solchem, den richtigen Sinn des Gesetzes feststellenden Urtheile der Minister seine Auslegungsweise nochmals befolgen wollte.

Hr. Mohl, zur „Entschuldigung wegen Nothfalls“ übergehend, unterscheidet drei solcher Fälle: nämlich den einer übermächtigen physischen Gewalt, den einer rechtlichen Unmöglichkeit und den eines entgegenstehenden größern Vorteils. Für die deutschen constitutionellen Staaten ist der zweite dieser Fälle besonders von hohem praktischen Gewichte, weil es sich dabei von dem Verhältnisse dieser Staaten zum deutschen Bunde handelt und der Verf. nicht umhin kann, eben dieses Verhältniß in genauere Erwägung zu ziehen. Wir verweilen daher vorzugsweise noch bei diesem Gegenstande, um Hrn. Mohl's Ansichten in dessen Betreff in der Kürze darzulegen.

Es läßt sich — sagt er — nur Eine rechtliche Unmöglichkeit der Vollziehung der Verfassungsurkunde denken, nämlich wenn der Staat sich durch einen formell und materiell gültigen völkerrechtlichen Vertrag zur Erfüllung einer gewissen Verbindlichkeit anheischig gemacht hat, welche mit einer Bestimmung der Verfassungsurkunde collihirt; und zwar gilt dies sowol da, wo jener Vertrag vor Abfassung des Grundgesetzes abgeschlossen wurde, als da, wo er gültig nach derselben zu Stande kam. . . . Selbst wenn die in Frage stehende (durch einen solchen Vertrag übernommene) Verbindlichkeit gegen die Fremden weder ehrenhaft noch nützlich ist, darf sie nicht gebrochen werden, sondern es sind diese Eigenschaften nur ein Grund, um wo möglich Befreiung von dem Versprechen auszuwirken. Gelingt dies aber nicht, ist vielleicht diese Bestimmung ein nothwendiges und folgerichtiges Glied eines größern unentbehrlichen und auch dem Staate im Ganzen nütlichen Verhältnisses, so bleibt nichts Anderes übrig, als diese Nichtausführbarkeit eines Theils des Grundgesetzes, und wäre sie auch ein Übel, zu tragen. Raum der Bemerkung bedarf es dabei, daß die in Frage stehende Vertragsbestimmung auch in ihren sämtlichen rechtlich- und logisch-nothwendigen Folgen zu vollziehen ist, und daß somit ein mit diesen letztern in Widerspruch gerathener Verfassungspunkt ebenfalls durch sie geändert wird. Auch in dem andern Falle, wenn der Vertrag erst nach der Gründung der Verfassung geschlossen wurde, kann die Priorität der letztern keinen Grund zu der Nichteinhaltung des Versprechens abgeben, vorausgesetzt, daß der Vertrag auf gültige Weise zu Stande kam. Hier ist nämlich die Vertragsbestimmung nichts mehr und nichts weniger als eine Abänderung der Verfassung, und es kann somit dieselbe nicht als Grund gegen die Gültigkeit des Vertrags angeführt werden.

Diesem allgemeinen Theorem nun fügt Hr. Mohl folgende, die vorerwähnten Verhältnisse speciell betreffende Bemerkung bei:

Würden diese einfachen und unbestreitbaren Sätze in dem ewig wiederkehrenden Streite, ob die Verfassungen der deutschen Bundesstaaten durch Bundesbeschlüsse abgeändert werden können, im Auge behalten, so könnte wenigstens für diejenigen, welche die Wahrheit erkennen wollen, nur noch im einzelnen Falle die Frage zweifelhaft sein, ob eine gewisse Vorschrift des Bundes als eine rechtlich- und logisch-nothwendige Folge des obersten Bundeszweckes oder eines einzelnen bestimmten Artikels der Bundesacte erscheine oder nicht. Für jeden ruhig Überlegenden, welcher den Gegenstand nicht zu Parteizwecken gebrauchen will, muß die Unrichtigkeit beider extremen Meinungen gleich einleuchtend sein, und es ist offenbar ebenso unjuristisch und sogar gegen den gemeinen Menschenverstand, zu behaupten, jedes Bundesgesetz sei deshalb nichtig, weil es irgend einem Gesetze irgend eines Bundesstaates, gleichviel ob derselbe es habe geben können oder nicht, zuwiderlaufe, als es unsinnig ist, die Meinung aufzustellen, daß Alles, was der Bund beschliesse, gehe es auch aus seinen Grundbestimmungen nicht hervor, und sei es auch von den einzelnen Mitgliedern nicht göttig bewilligt, doch gleichsam durch eine mystische Gewalt und eine über die gewöhnlichen Rechtsbegriffe erhabene besondere Eigenschaft desselben positives Recht und gültiges Gesetz sei. Bessere Behauptung ist eine Verleugnung aller Grundsätze und alles Rechtsgefühls, erstere eine lächerliche oder böswillige Bestreitung der thatsächlichen und der juristischen Nothwendigkeit sowie ein Beweis von dem so häufig und selbst in so schreckhaften Erscheinungen sich zeigenden Mangel unserer Zeit an Resignation, auch da, wo sie Pflicht und unerläßlich ist.

Mit andern Theoretikern und Gesetzgebern den politischen Satz aufstellend, es dürfe die Anklage eines verantwortlichen Ministers vor dem Nationalgerichtshofe nicht von dem einzelnen Bürger ausgehen, nimmt der Verf., nach Befestigung der sonst wol auftauchenden Idee, zu dem Behufe eine besondere Aufsichtsbehörde (Censoren) ins Leben zu rufen, das ausschließende Recht der Ministeranklage lediglich für die Ständeverammlung in Anspruch. Besteht aber diese aus zwei Kammern, so soll dasselbe Recht von beiden, jedoch unabhängig voneinander, ausgeübt werden können.

Was nun den Richter anbetrifft, so gelangt Hr. Mohl, nach zuvörderst bewirkter Erörterung und Feststellung der allgemeinen Erfordernisse eines zur Behandlung von Staatsprocessen tauglichen Gerichts zu der Schlussziehung, daß die ordentlichen Gerichte, sei es mit oder ohne Schwurpersonen, beidem diese Erfordernisse nicht in sich vereinigen, daß es mindestens zweifelhaft sei, ob eine aus erblichen oder lebenslänglichen Mitgliedern bestehende Pairskammer der Aufgabe gewachsen, und daß sich endlich bei einem Wahlsenate, d. i. bei einem Senate, dessen Mitglieder durch Volkswahlen je nur auf eine kürzere Zeit ernannt werden, selbst jene Vorzüge vermissen lassen, die zu Gunsten der vorerwähnten Pairskammer sprechen dürften. Demnach würde aber nichts Anderes übrig bleiben, als für Ministeranklagen eigne Gerichtshöfe zu bilden und sie lediglich nach den hierfür zu nehmenden Rücksichten einzurichten. Über die organische Bildung solcher Gerichtshöfe verbreitet sich der Verf. mit erforderlicher und dem Gegenstande angemessener Ausführlichkeit. Da es uns indessen nicht gestattet ist, ihm Schritt vor Schritt auf der langen Bahn

zu folgen, die er, um zur Begründung eines möglichst vollständigen Systems zu gelangen, zu durchlaufen hat, so beschränken wir uns darauf, einige der wichtigsten Momente den diesem Gegenstande gewidmeten Paragraphen der Abhandlung zu entlehnen.

Vor Allem hält es Hr. Mohl für unerläßlich, daß die Mitglieder des Staatsgerichtshofes ein für alle Mal und nicht bloß für den einzelnen Fall zu ernennen sind. Sodann von der Prämisse ausgehend, es bestehe nothwendigerweise der Staatsgerichtshof aus zwei Elementen, dem politischen und dem gerichtlichen, fordert derselbe, daß je nach Umständen eines dieser Elemente zwar das überwiegende sei, daß jedoch, um den durch die Verbindung der beiden verschiedenartigen Elemente beabsichtigten Zweck der Doucailstrung einseitiger Mängel sicher zu erreichen, die nur als Zusatz berechnete Behörde derjenigen, welche überwiegend bleiben soll, an der Zahl ziemlich nahe stehe. Denn wäre eine völlige Gleichstellung aus Rücksicht auf den soeben angeedeuteten Zweck nicht wünschenswerth, und müßte demnach der Staatsgerichtshof den Charakter, der ihm wesentlich eigen sein soll, beibehalten, so taue doch auch eine allzu große numerische Ungleichheit der Bestandtheile schon um deswillen ebenfalls nichts, weil eine kleine Minderzahl leicht gänzlich unberücksichtigt gelassen werde. Mit einer bedeutenden Minorität sich wo möglich zu verständigen, rathe dagegen schon die einfachste Klugheit, weil sie leicht durch den Abfall weniger Mitglieder der Mehrheit den Sieg davontragen könne. Eine solche Verständigung aber sei nicht anders möglich, als wenn offenbar unbillige und unrichtige Ansichten und Forderungen zum Opfer gebracht würden.

Endlich verlangt Hr. Mohl auch noch, daß die Bezeichnung der Mitglieder des Staatsgerichtshofes nicht einseitig von der Regierung oder vom Volke vorgenommen werde. Könne nun aber dieser Forderung in dem Falle nicht genügt werden, wo die Mitglieder dieses Gerichts nicht einzeln und zu dieser Würde besonders erkoren würden, sondern wo schon das Gesetz gewisse Collegien bezeichnet, die mit ihrem ganzen Personalstande zu dem gemeinschaftlich zu bildenden Gerichte zusammenzutreten, so würde allerdings die Ernennung lediglich in den Händen der Regierung liegen, indem sie die Mitglieder jener Collegien ernannt. Indessen, mache auch diese einseitige Bestimmung des einzelnen Richters die Schattenseite der besagten Bildungsweise aus, so wären doch die daraus erwachsenden Nachteile nicht allzu hoch anzuschlagen und dieses Einem Mangels wegen die ganze Zusammenfassungsart zu verwerfen. Denn habe auch die Regierung ein Interesse dabei, daß in den möglicher Weise zum Staatsgerichtshof einzuberufenden Behörden keine politischen Gegner sizen, und könne sie somit versucht werden, bei der Ernennung hierauf Rücksicht zu nehmen, selbst mit Hintansetzung der übrigen nöthigen Eigenschaften, so wäre doch zu bedenken, daß Ministeranklagen immerhin nur selten vorkämen, der Regierung somit die tüchtige Beforgung der regelmäßig der betreffenden Behörde übertragenen Geschäfte näher am Herzen liegen sollte. Überdies geschehe die Be-

setzung dieser Stellen auf Lebenslang, während dessen aber könnten sich gar wol Personal und System der Regierung ändern, sodas dann leicht gar keine gefährliche Sympathie zwischen den Richtern und dem grade jetzt angeklagten Minister obwalte.

In dem Wechselfalle der Wahl nun, ob bei Bildung des Staatsgerichtshofes das politische oder das richterliche Element das überwiegende sein solle, unterscheidet Hr. Wohl, inwiefern der Gesetzgeber mehr die politische Seite der Ministeranfrage ins Auge gefaßt oder deren rechtlichen Bestandtheil vorzugsweise berücksichtigt habe. Erstes wäre der Fall, wo eine solche Anklage auch wegen der allgemeinen Tendenz des politischen Systems der Minister, oder wegen eines materiellen Nachtheils einer Regierungshandlung für zulässig erachtet würde; der letztere Fall aber trete da ein, wo eine Ministeranfrage nur wegen bestimmter einzelner Gesetzes- oder Verfassungsverletzungen statthaft wäre. Für den zuerst gedachten Fall wäre vorzugsweise zur (politischen) Grundlage des Staatsgerichtshofes eine mit den Geschäften vertraute Körperschaft zu wählen, und namentlich bei Verfassungen mit zwei Kammern das Oberhaus. Den Zusatz von Rechtsgelehrten würde das höchste Gericht, sofern aber die Zahl seiner Mitglieder zur Erreichung des vorgedachten Zweckes nicht hinreiche, die demselben zunächst untergeordnete Gerichtsbehörde zu liefern haben.

Für den zweiten Fall wäre die Vertretung des juristischen Elements dem ganzen obersten Gerichtshofe zu übertragen, und der politische Zusatz wäre bei einem Zweitammersysteme dem Oberhause zu entnehmen, unter dessen Mitgliedern, um das geforderte Zahlverhältniß herzustellen, das Loos zu entscheiden hätte. In Staaten ohne erbliche oder lebenslängliche Pairs würden sich Regierung und Ständeversammlung zu einer gleichheitlich vertheilten, gemeinschaftlichen lebenslänglichen Ernennung bestimmter einzelner Männer, deren persönliche Tauglichkeit keinem Zweifel unterliege, zu vereinigen haben. Um dabei jedoch jede einseitige Auswahl der (politischen) Richter zu vermeiden, wäre es zweckmäßig, wenn beide Theile nur Wahlmänner zu bezeichnen hätten, die dann gemeinschaftlich und außerhalb ihrer Mitte mit einer größern als einer absolutern Stimmenmehrheit die politischen Mitglieder des Staatsgerichtshofes wählten.

Der historische Theil der Abhandlung, über dessen Inhalt wir zum Schlusse noch einige flüchtige Notizen geben wollen, ist, verhältnismäßig zum dogmatischen, sehr kurz und beschäftigt sich hauptsächlich, wie auch schon im Eingange angedeutet wurde, mit England. Doch auch hier kommen im Verlaufe von beinahe fünf Jahrhunderten nur 22 Staatsproceffe vor, die in Folge der den Gemeinen zugestandenen Ausübung des Klagerichts vor das Oberhaus, als den dazu unter Eduard III. zuerst berufenen Gerichtshof, gebracht und von demselben entschieden wurden. Der letzte Proceß dieser Art war der des Lords Melville, ersten Lords der Admiralität, dessen Anklage im Hause der Gemeinen am 8. April 1805 beschlossen wurde, den aber das im Mai des folgenden Jahres vom Oberhause erlassene Urtheil vollkommen freisprach. Von den drei in den konstitutionellen Staaten des Festlandes anhängig

gemachten Staatsproceffen kommt je einer auf Frankreich, auf Norwegen und auf Kurhessen, die sämmtlich in den Zeitraum der letzten acht Jahre fallen. Der wichtigste und folgenreichste war der gegen die Minister Karl X., zu welchem die berüchtigten Justordonnanzten, welche dieselben unterzeichnet hatten, Anlaß gaben. Der Ausgang davon ist bekannt. Ein ganz unbedeutendes Resultat dagegen lieferte die vom Odelsthing bei dem norwegischen Reichsgericht gegen den Staatsminister Löwenkiold erhobene Anklage, „weil er die dem Lande nachtheilige Entschließung (den Storthing aufzulösen) dem Könige nicht widerrathen habe“. Das gegen ihn erlassene Urtheil erkannte auf eine Geldbuße von 1000 Speciedhaler und die Erlegung der Proceßkosten. Allein selbst dieses Erkenntniß scheint nicht zur Vollziehung gekommen zu sein, indem die Krone dagegen mancherlei Einwendungen geltend machte, wie beispielsweise Incompetenz des Reichsgerichts, weil es meistens aus bei der Sache theiligten Storthingmitgliedern bestanden habe u. Die gegen den kurhessischen Minister Paffenpflug zu drei verschiedenen Epochen von der Ständeversammlung erhobenen Anklagen endlich hatten lediglich ein ihn von jeder Schuld freisprechendes Urtheil zur Folge.

13.

### E. L. Mollevault, der französische Voss.

Mollevault, der eben seine sämmtlichen Werke (24 Bände in 18.) herausgegeben hat, ist als Übersetzer für die Franzosen ungefähr das geworden, was Voss für die Deutschen. Schon 1810 vollendete er die Uebersetzung der „Aeneide“, und die Franzosen waren erstaunt, die Uebersetzung von Voinet, welche bis dahin für unübertrefflich gegolten hatte, durch Mollevault übertroffen zu sehen. Man hatte die französische Sprache einer solchen dem Texte entsprechenden Kürze nicht fähig gehalten; Mollevault calquierte gleichsam die Worte des Textes, ja er ahmte sogar die Inversionen des Originals nach; kurz, man hatte den ganzen Virgil, wie er lebt und stirbt, und wo möglich noch etwas mehr; Alles war da, die elegante Präcision, die zarten Schattirungen, die gelehrten Zierathen, die Kraft und die Süße. Aber noch mehr! Mollevault sollte sich selbst übertreffen, er leistete das Wunderbarste, er nahm die „Aeneide“ noch einmal vor, er übersezte sie in Versen, man zählte sie nach, und siehe da, die Uebersetzung hatte genau so viel Verse wie das Original, 12,918. Das ganze gelehrte Frankreich stand schwindelnd vor diesem Abgrunde von Kunstfertigkeit; nicht um einen Vers hatte er den Virgil gebracht, nicht einen hatte er ihm zugegeben. Delle hatte doch auch seiner Zeit die „Aeneide“ übersezt, Sthenier die „Ars poetica“; Mollevault übertraf sie Beide. Auch mit dem Horaz rang er, überwand alle Schwierigkeiten, die ihm der Urtext in den Weg legte, und übertrug die „Ars poetica“ in 438 Versen, und als man die Zahl der Verse im Original nachsah, fand man abermals nicht mehr und nicht weniger als 438 Verse. Eine solche penible Genauigkeit war in Frankreich unerhört! Ein französischer Berichterstatter nennt den Übersetzer enthusiastisch „notre infatigable athlète“ und wendet hier und da ein Ausrufungszeichen an, um Mollevault's Leistung recht hervorzuheben. Es kann uns Deutschen auch einmal wohl thun, über diesen französischen Enthusiasmus ein wenig zu lächeln; was hier Mollevault leistete, ist bei uns bereits von Vielen geleistet worden, ohne Zwang, vielmehr auf eine Weise, als könnte es gar nicht anders sein. Der französische Berichterstatter fährt auch wirklich „le célèbre Voss“ an, der außer Mollevault allein das Beispiel von einem gleichen „Phänomen“ gegeben habe. übrigen ist auch im Da-

nischen von Waggeßen dasselbe in einer Übersetzung der „Iliade“, und zwar in wortgetreuen Parametern, geleistet worden. Rollevault's Ruhm soll indes ungeschmälert bleiben. Die französische Sprache, so formell und in enge Fesseln eingeschnürt, so beweglich in der Conversation und so nackt und hölzern im Verse, so arm an bezeichnenden Ausdrücken und so beschränkt in der Erlaubniß, sich in neue Wortbildungen einzulassen, bot dem Übersetzer unermessliche Schwierigkeiten, und es hat bei einem Franzosen etwas Kührendes, wenn er sie wie Rollevault, ohne den Genius seiner Sprache zu beleidigen, mit so großer Pietät und Ausdauer zu überwinden wußte. Der französische Berichterstatter über Rollevault's Werk deutet selbst auf das „idiome rebelle“ der französischen Sprache hin, welches von dem Übersetzer geschmeibigt worden sei. Selbst Heyne in Göttingen erkaunte über die Geschicklichkeit, mit welcher Rollevault den Callist in nervöser Kürze französisch zu übertragen wußte; er bewirkte, daß ihm die Universität Göttingen das Diplom eines Correspondenten übersandte. Außer den angeführten Werken übersetzte Rollevault rhythmisch den Propert, Catull, Tibull und andere Classiker; auch enthält die Gesamtausgabe seiner Werke Originalproductionen: Elegien, Fabeln, religiöse Gesänge, ein Gedicht: „Die Blumen“ u. s. w. Rollevault ist ein Gelehrter, der im Schooße der tumultuösen Hauptstadt in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien lebt, unbekümmert um das Lob der Journalisten und der Coteries — gewiß eine seltene Erscheinung in Frankreich! Zur Probe theilen wir nur zwei Verse aus seiner Übertragung der „Ars poetica“ mit. Das Vorzugsche: „Syllaba longa, brevi subiecta, vocatur iambus“ etc. lautet bei ihm:

La brève au vol rapide et la longue au pas lent,  
On fait naître l'Iambe à l'essor turbulent.

Die bezeichnende Kürze und Worttreue der deutschen Übersetzungen kann, wie man sieht, auch der gewandteste französische Verskünstler doch nicht erreichen! Das „vol rapide“ und das „pas lent“ hat schon etwas Uneigentliches und Paraphrastisches. Daß der Franzose dem Genius seiner Sprache die Form aufopfern mußte, ist grade bei der Übertragung dieses Gedichts ein wesentlicher Mangel.

108.

### Bibliographie.

Alex, Ed., Die neue Demokratie oder die Sitten und die Macht der Mittelclassen in Frankreich Eine von der französischen Akademie mit dem von Monthyon für das die Sitten förderlichste Werk gestifteten Preise von 10,000 Fr. gekrönte Preischrift. Im Auszuge bearbeitet von F. J. Bus. Nebst einem Sendschreiben des Lesers an den Verfasser über die gegenwärtige Weltlage und die Grundansicht seines Wertes. Gr. 8. Karlsruhe, Groos. 1 Thlr. 16 Gr.

Blumenhagen's gesammelte Werke. 6ter Band. Enthält: I. Die Schmuggler. II. Fürstenherzen, oder die Prinzen von Lüneburg. III. Der Convent zu Silbesheim im Jahre 1640. IV. Das Gewissen. 18. Stuttgart, Scheible. 18 Gr.

Brause, B., Iulianus Apostata, römischer Kaiser. Ein dramatisches Gedicht. Gr. 12. Freiberg, Engelhardt. 1 Thlr. 8 Gr.

Cosmar, A., Staub. Bilder und Skizzen aus dem Berliner Leben. 8. Berlin, Heymann. 1839. 1 Thlr.

Spanen. Taschenbuch für 1839. 1ster Jahrg. Mit 7 Stahlstichen. 16. Wien, Psautsch. 2 Thlr. 6 Gr.

Diez, C. A., Der Selbstmord, seine Ursachen und Arten vom Standpunkte der Psychologie und Erfahrung dargestellt. Gr. 8. Tübingen, Laupp. 1 Thlr. 20 Gr.

Eisenhart, H., Runen. Versuch einer Erscheinungslehre des Reichs, veranlaßt durch die Staatsbegriffe der Herren Stahl und Leo. Mit einem Vorwort an David Strauß über den Grund seiner Verwechslung des Heilands mit dem Gemeinwesen. Gr. 8. Halle, Anton. 6 Gr.

Ellendorf, J., Beurtheilung der römischen Staatschrift und der Allocution. Gr. 8. Rudolfsbad, Feibel. 12 Gr.

Fränzl, M., Statistik. 1ster Band. Enthaltend: I. Die Theorie der Staatenkunde, dann II. die Schilderung Ozeanien's, Afrika's, Asien's und Amerika's, endlich III. die erste Abtheilung der Statistik Europa's, oder Land und Leute der europäischen Staaten. Gr. 8. Wien, Heubner. 2 Thlr. 3 Gr.

Gebente Rein! Taschenbuch für 1839. 8ter Jahrg. Mit 7 Kupfer- und Stahlstichen. 16. Wien, Psautsch. 2 Thlr. 6 Gr.

Münchener Jahrbücher für bildende Kunst. Herausgegeben von Rudolf Marggraff. Mit artistischen Beilagen, Abbildungen und Original-Kunstwerken in Umriß, auch Erläuterungstafeln, gefertigt unter Aufsicht der Königl. Akademie der Künste in München. 1stes Heft. Mit 4 Abbildungen und 1 Erläuterungstafel. Lex. 8. Leipzig, Engelmann. A. Weigel. 1 Thlr. 12 Gr.

Iduna. Taschenbuch für 1839. 19ter Jahrgang. Eblen Frauen und Mädchen gewidmet. Kl. 16. Wien, Psautsch. 1 Thlr.

Kugler, F., Beschreibung der Kunstschatze von Berlin und Potsdam. 1ster Theil. Auch u. d. T.: Beschreibung der Gemälde-Gallerie des Königl. Museums zu Berlin. 8. Berlin, Heymann. 1 Thlr.

— — —, 2ter Theil. Auch u. d. T.: Beschreibung der in der Königl. Kunstkammer zu Berlin vorhandenen Kunstsammlung. Nebst 1 Monogrammen-Tafel. 8. Ebendas. 1 Thlr.

Leo, H., Die Hegelingen. Actenstücke und Belege zu der f. g. Denunciation der ewigen Wahrheit zusammengestellt. Gr. 8. Halle, Anton. 4 Gr.

Leonhardt's Lyser, G., Herbstgabe. Ein Taschenbuch auf das Jahr 1839. 8. Weissen, Bödsche. 1 Thlr. 20 Gr.

Müller, Alex., Febronius der Neue oder: Grundlagen für die Reformangelegenheiten der deutschen Kirchenverfassung im Geiste der Baseler Beschlüsse, der Fürstenkonföderate, der Emscher Punctationen und der Frankfurter Grundzüge. Gr. 8. Karlsruhe, Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

Müller, Ath., Berliner Vorlesungen über Stauben und Aberglauben in der Heilkunst, und über verwandte Gegenstände. No. 1. Gr. 12. Karlsruhe, Groos. 8 Gr.

Noch ein Wort über gemischte Ehen in Bezug auf die Kölner Frage. Von einem Protestanten. Gr. 8. Halle, Anton. 4 Gr.

Reiffstab, L., Sommerfrüchte. Gesammelte Erzählungen. 1ster Theil. Die Artilleristen. Ostraim der Sucher. 2ter Theil. Die Netianer. Drei Tage an den Ufern des Drinoko. Der Pflegeohn. 8. Leipzig, Köhler. 3 Thlr.

Rötscher, H. Th., Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. 2te Abth. Die Verwandtschaften von Goethe in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung, ihrem sittlichen und künstlerischen Werthe nach entwickelt. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr.

Scheerer, Th., Staup, eine Dichtung. Gr. 8. Berlin, Heymann. 1 Thlr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von G. Münch. Geschichte des Jahres 1836. 1ster Theil. Mit 8 Portraits. 16. Karlsruhe, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.

Tremaine. Vom Verfasser des de Verr. Aus dem Englischen von H. Roberts. 1ster Theil. Gr. 12. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 12 Gr.

Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes für das Königreich Hannover. Herausgegeben von Dahlmann. Gr. 8. Jena, Frommann. 1 Thlr.

Vogel, W., Der Dinkel aus Wien, oder die ungleichen Pflegekinder, Schauspiel in 4 Aufzügen, frei nach dem Italicenischen. 8. Augsburg, 1839. 12 Gr.

Hierzu Beilage Nr. 5.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 267.

24. September 1838.

Ansicht der Welt. Ein Versuch, die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Von Michael Petocz. Leipzig, Brockhaus. 1838. Gr. 8. 3 Thlr.

Seidem die Menschen von Leib und Seele geredet haben — und das ist in allen Sprachen sehr lange — gaben sie sich Mühe, das Wesen der beiden zu erforschen, ihren Unterschied und Zusammenhang zu erkennen, wenn sie nicht das Doppelsein beider fallen ließen und die Seele als eine gewisse Eigenschaft des Leiblichen, oder das Leibliche als eine Erstarrung des der Seele eigenthümlichen Gedankens betrachteten. Jenes war eine beliebte Ansicht des vorigen Jahrhunderts, dieses ist den Richtungen der neuern Zeit genehm. Der Verf. vorliegender Schrift erklärt, es würde Jeder, der auf den ehrenvollen Namen eines Denkers Anspruch macht, erröthen, sich zu materialistischen Ansichten, als denen einer auf der niedrigsten Stufe ihrer Bildung sich befindenden Vernunft, zu bekennen. Er ist ein Arzt und zeigt dadurch den entschiedenen Einfluß der Zeitrichtung, indem sonst die Ärzte dem Leiblichen mehr als der Seele zugewendet ihren Beruf verfolgen.

Nun also versucht er zu beweisen, daß die Welt die Gesamtheit der durch Seelen dargestellten Ideen Gottes sei und nennt seine Ansicht eine psychoideale, verspricht längst ersehnte philosophische Aufschlüsse über Gott, Seele, Geist, Gemüth, Welt und Welten, Ideales und Reales, Sein und Schein, Leben und Sterben, Qualität und Inhärenz, über Menschen, Thiere und Pflanzen, über den Erdball, den sie bewohnen, über die Sonne und Sterne, über das Verhältniß Aller zueinander, sonach über das Wissenswertheste im irdischen Menschenleben. Seine psychoideale Ansicht verheißt, vom sinnlich Wahrnehmbaren zur Erkenntniß des sinnlich Nichtwahrnehmbaren zu führen, und will sich dadurch von selbst empfehlen. Welt das Forschen, sagt er, Schritte für Schritte zum Materialismus, Pantheismus, Idealismus, Nihilismus führt, und ein Jeder von diesen wählt, was seiner Individualität am meisten zusagt, so soll man es versuchen, auf psychoidealen Wegen zu wandeln, und man wird in einen hellbeleuchteten Dom gelangen und dort finden, was man sucht, Gott, Seele, die Welt, sich.

Alle philosophischen Lehren haben mehr oder weniger sich vorgelegt, in den Dom der Verheißung zu führen,

und wären nicht Schwierigkeiten des Weges vorhanden, oder Bedenklichkeiten über die Führung, so müßte die Menschheit schon längst drin stehen. Immer jedoch behalten Reisepläne und Entdeckungswegen etwas Anziehendes, gesetzt auch, man komme mit allen nur wieder nach Hause. Unser Verf. zeigt Kenntnisse und Scharfsinn, hatte sich schon vor fünf Jahren („Die Welt aus Seelen“, Pesth 1833) zum Führer angeboten; es scheinen aber Wenige mit ihm die Fahrt unternommen zu haben, deswegen will Ref. Einiges davon den Lesern d. Bl. erzählen, ob sie sich vielleicht entschließen.

Gott ist; er ist die höchste Intelligenz, und seine Herrlichkeit besteht in der Gesamtheit der unermesslichen Fälle seiner Ideen, deren Schöpfer er selbst in sich selbst ist. Diese Ideenfülle kund zu machen, ist seiner Intelligenz wesentlich. Kundmachen heißt erkennbar darstellen, setzt also das Vorhandensein anderer erkenntnißfähiger Wesen voraus, die durch Gott erschaffen werden; dies sind die Seelen. Sie befinden sich außer Gott, sind von ihm mit Ideen begabt, nur jede mit einer andern, sonst sich alle einander gleich, einfache Wesen. Um diese Ideen andern Seelen auf andern Räumen erkennbar zu machen, müssen sie außer den Seelen erkennbar dargestellt werden; dadurch macht jede Seele ihr Dasein kund, und Selbstkundmachung des eignen Daseins ist das Leben.

Indem nichts Anderes vorhanden ist als Seelen, so können die Seelen ihre ihnen mitgetheilten Ideen Gottes nur dadurch anzeigen, wenn sie andere Seelen zum Zeichen dieser verwenden. Befindet sich die Seele nur allein auf dem Raume, so ist sie belebt, befindet sie sich mit andern Seelen auf demselben Raume, so ist sie unbelebt, und jene ist dann wirklich lebend, wenn sie ihre eingeborenen Ideen wirklich kund macht. Von der Zahlenverschiedenheit der auf denselben Raum gestellten unbelebten Seelen hängt die Qualitätsverschiedenheit ab. Die lebende Seele hat aber nicht nur ihre eingeborenen Ideen, sondern auch ihr Dasein mittels unbelebter Seelen kund zu machen, und dazu ist erforderlich, daß die lebende Seele sich mit diesen, ihren Ideen an Form und Qualität entsprechenden Massen unbelebter Seelen bekleide, dieses Kleid, diese Hülle der lebenden Seele ist der Leib, den sie bewohnt, sie baut sich selbst diese Hülle, macht durch diesen Hüllendbau ihr Dasein kund.

Welt ist eine lebende Seele mit ihrer Hülle vereint. Alles Lebendige ist eine Welt, und es sind so viele Welten vorhanden, als lebende Seelen, mit ihrer Hülle vereint, vorhanden sind. Was man gewöhnlich Welt nennt, die Gesamtheit alles Lebendigen und Nichtlebendigen, wird besser mit dem Wort: Weltall, bezeichnet. Gott konnte sein Dasein kund machen, auch ohne eine Hülle anzunehmen, daher ist das Leben Gottes von dem Leben der Seelen verschieden; die Seelen bedürfen dazu der Hülle, Gott bedarf der Welten, Gott läßt sein Dasein mittels Seelen kund machen.

Geist ist die mit den unbelebten Seelen ihrer Hülle eingewordene lebende Seele, von der lebenden Seele sowohl als von den unbelebten Seelen verschieden. Die Seele ist daher kein einfacher Geist; ein einfacher Geist ist ein Widerspruch, denn der Geist ist Zusammengesetztes. Lebendigkeit und Empfindungsvermögen erhält die aus unbelebten Seelen bestehende Hülle nur durch die Einwirkung der lebenden Seele mit den unbelebten Seelen ihrer Hülle, daher die Hülle sogleich aufhört lebendig und empfindend zu sein, sobald sich die lebende Seele von der Einheit mit ihrer Hülle trennt. Nur durch die Einwirkung beider kann die harmonische Wirkung zwischen Leib und Seele erklärt werden. Die Seele hat keinen Leib, sondern wenn sie lebt, dann hat sie eine Hülle; auch der Geist hat keinen Leib, denn er ist eine Idee, durch eine lebende Seele und ihre Hülle dargestellt; die Seele hat keinen Sitz, befindet sich auf jedem Punkt ihrer Hülle, wo sie mit ihrer Hülle Eins ist.

In dem Worte anima bedeutet das *n non*, das *i* bedeutet *est*, sonach das *ni non est* und das Ganze heißt nun *a — non est — ma*; das *a* ist Selbstlauter, bezeichnet sonach ein Einfaches, und *anima* bezeichnet folgende Begriffe: das Einfache ist kein Zusammengesetztes, auch, wo kein Einfaches, dort ist auch kein Zusammengesetztes, und in Folge dessen ist jedes Zusammengesetzte aus Einfachem bestehend. *Pneuma, spiritus*, Wind, wurde der Geist genannt, der Wind ist nämlich die bewegte Luft, die wahrnehmbare Strömung, also im Verhältnis zu Luft dasselbe, was der Geist im Verhältnis zur Seele ist, nämlich eine durch ihre Hülle wahrnehmbare Seele, wie der Wind eine wahrnehmbare Luft.

Eine belebte Seele ist nicht lebend, aber sie ist auch nicht unbelebt, sie ist eine solche Seele, die noch keine Hülle hat. Eine lebende Seele, durch die ihre Hülle verlassen wurde, hört nicht auf zu sein, sie wird auch keine unbelebte Seele, sondern sie bleibt belebt, macht zwar ihr Dasein nicht kund, bleibt aber in dem Zustande, ihr Dasein kund machen, leben zu können, und würde sogleich wieder leben, wenn sie zu einer Hülle gelangen könnte. Ewig lebt nur Gott, weil nur Er sein Dasein ewig kund macht; das Leben der Seelen ist endlich, aber ewig die Dauer der Seelen, ihr Belebte sein, ein Zustand, in welchem sie geeignet sind, die Herrlichkeit Gottes ewig zu erkennen.

Die großen Welten sind Makrokosmen, die kleinen Mikrokosmen. Der nächste und kleinste Makrokosmos ist die Mutter ihrem Kinde, während sie es in ihrem Mut-

terlebe Seherbergt. Der Erdball ist Makrokosmos aller lebendigen Pflanzen, Thiere und Menschen; die Sonne ist Makrokosmos des Erdballs und ihrer Planeten; die Sonne dagegen ist Mikrokosmos der über ihr stehenden Magneto-Galvano-Welt. Ob noch ein höherer Makrokosmos vorhanden sei, läßt sich nicht bestimmen; fromme Seher wurden bis zum dritten Himmel gehoben.

Die Welten bestehen aus Seelen; Gott mußte zuerst Seelen erschaffen, um Welten aus ihnen zu bilden; jede Welt besteht aus einer lebenden Seele und ihrer Hülle, die Hülle aber aus unbelebten Seelen. Es war zum Hüllenbau kein von Seelen verschiedenes Etwas erforderlich, die unbelebten Seelen waren dazu hinreichend. Die Zeugung ist ein Mittel, unbelebte Seelen zu beleben; unbelebt wurden die Seelen dadurch, daß ihrer mehre auf denselben Raum gestellt wurden; zur Belebung der Seele ist also erforderlich, eine einzelne Seele aus dem gemeinschaftlichen Raume, auf welchem sie sich mit mehreren Seelen befindet, zu entlassen, sie von diesem gemeinschaftlichen Raume zu entziehen; entziehen, entzuehen ist also erzeugen. Die Nothhülle ist dazu bestimmt, damit die belebte Kindesseele aus unbelebten Seelen sich eine Hülle bauen könne; solch eine Nothhülle vermögen ihr nur ihre Ältern zu reichen; denn nur die Ältern haben dieselben Hüllenideen eingeboren, welche auch die belebte Kindesseele eingeboren hat; nur sie wissen also, wie die Nothhülle beschaffen sein müsse, deren die Kindesseele bedarf, damit sie mittels derselben das zu ihrem Hüllenbau erforderliche sinnlich Wahrnehmbare finden könne. Vor ihrer Belebung befindet sich die Kindesseele im Zeugungsstoffe der Ältern, wie sie aber dahin gelangt sei, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ergründen. Höchst scharfsinnig verfolgt der Verf. diesen Gedanken in Bezug auf Zeugung ohne Paarung bei gewissen Pflanzen und Thieren, bei Zoophyten, Eiern, Raupen, Zwittern und macht davon eine Anwendung auf die Platonische Liebe.

Inzwischen hat der Hüllenbau durch Seelen seine Schwierigkeiten, z. B. daß die lebende Seele ihre eingeborenen Ideen den unbelebten Seelen, aus denen ihre Hülle werden soll, kund machen müsse, daß sie den Raum derselben finde, daß sie mit ihnen Eins werde, daß sie dieselben auf einen gemeinschaftlichen Raum versehe; aber Gott hat mit Urqualitäten begabte Urmassen gebildet, dadurch konnte die lebende Seele diejenigen Seelenmassen finden, welche sie auf gemeinschaftlichen Raum zu verlegen hatte. Gott macht den einzelnen Seelen kund, wie Viele sich auf einen gemeinschaftlichen Raum begeben sollen. Psychische, chemische, kosmische Gesetze sind unabänderliche Gesetze, denn sie entsprechen den Ideen Gottes. Die Urmassen sowohl als die Hüllenmassen bestehen aus auf einem mathematischen Punkte sich befindenden Seelen, und sie sind sonach selbst auf einem mathematischen Punkte sich befindendes; durch die Stellung mehrerer Hüllenmassen auf einem ausgedehnten Raume, sonach auf mehreren mathematischen Punkten nebeneinander, entsteht ein Hüllentheil, und solche Hüllentheile sind das Fleisch, die Lunge, die Leber, das Gehirn u. s. w.

Die kosmischen Gesetze werden durch die chemischen Qualitäten bestimmt, die chemischen Gesetze durch die Urqualitäten, die psychischen Gesetze durch die Ideen Gottes. Kosmische Gesetze geben die lebenden Großweltenseelen; chemische Gesetze geben die lebenden Kleinweltenseelen; psychische Gesetze gab Gott; bei der Weltenschaffung hat er es den einzelnen Seelen kund gemacht, wie sie sich verschieden an Zahl auf den gemeinschaftlichen mathematischen Punkt zu stellen haben, um die verschiedenen Urmassen darzustellen. Diese genannten Gesetze werden von den Philosophen mit dem Worte: Kraft, bezeichnet; aber es ist weder eine allgemeine Naturkraft, noch sind einzelne Kräfte vorhanden. Sollen diese Worte Sinn haben, so können sie nur dasselbe bezeichnen, was mit den Worten: Gott, Seelen, bezeichnet wird.

(Der Beschluß folgt.)

#### Die Alterthümer in Griechenland, ihre Erhaltung, Wiederherstellung und Zerstörung. \*)

Es ist wol sehr erklärlich, daß in den düstern und stürmischen Zeiten, die dem Untergange der griechischen Herrlichkeit in Wissenschaft, Kunst und politischem Leben folgten, namentlich während der Römerkriege und der Römerherrschaft, die Kunstwerke in Griechenland, besonders was Architektur und Sculptur anlangt, mit wenigen Ausnahmen, keiner besondern Schonung sich erfreuten, daß vielmehr in diesen Zeiten und später während der langdauernden Einfälle, Durchzüge und Einwanderungen fremder Barbaren in Griechenland, auch von Seite der Wilderthümer, theils mit, theils ohne Absicht die Überbleibsel jener Werke mehr oder weniger durch Menschenhände zerstört und beschädigt wurden. Außerdem trugen nun auch die Einflüsse der Zeit und der Elemente nebst Erdbeben das Ihrige dazu bei, daß die Kunstdenkmale immer mehr von ihrer ursprünglichen Herrlichkeit verloren, weanleich diese Einflüsse an verschiedenen Orten und an den einzelnen Denkmalen auf verschiedene Weise, bald in stärkerm, bald in schwächerm Grade sich äußerten und äußern mußten. Nach dem Mittelalter und seit der Einführung des Schießpulvers wurde der zerstörende Einfluß der Kriege, deren Schauplatz Griechenland seit dem Eindringen der Osmanen und der Eroberung durch sie vielfältig ward, in dieser Hinsicht noch empfindlicher (wie dies z. B. an dem Parthenon auf der Akropolis zu Athen 1687, und später während des Freiheitskrieges von 1821 ebenfalls an den Kunstdenkmälern Athens sich kund gab), und überhaupt hatte während der türkischen Herrschaft in Griechenland, statt daß auf eine Schonung jener Kunsttrümmer von Seiten der Regierung und der Einzelnen hätte gerechnet werden können, vielmehr nun erst die Zerstörungswuth ihr Wesen absichtlich zu treiben begonnen. Und zwar ging das nicht bloß von Türken, sondern selbst von Europäern aus, die die Sklaverei und Inbolenz des griechischen Volks, bei nicht geringerm Stumpfsinne der türkischen Gewaltthäter im Allgemeinen, um so sicherer dazu mißbrauchen zu können glaubten, dieses selbst und den Boden Griechenlands der Trümmer einer untergegangenen Kunstherrlichkeit zu berauben. Dabei aber begnügte man sich nicht etwa nur damit, Theile alter Architekturen und Sculpturen sowie die Anticaagien mit sich zu nehmen; man war dabei auch ganz unbestimmt, ob Vorhandenes vernichtet wurde und also für die Kunst jedenfalls verloren ging, oder nicht. Besonders zeichnete sich hierin die Engländer vor allen andern Völkern aus.

\*) Zu vergleichen sind die Mittheilungen in einem Briefe aus Athen in Nr. 217, über Schönwäber's und Klänge's Schriften in Nr. 199, 254 und 256 d. Bl. D. Neb.

Insreihend bekannt ist der Egin'sche Kunstraub in Athen, der, wenn er auch in der Absicht, in welcher er begangen wurde, nämlich um die Kunstwerke vor der weitern Zerstörung und Vernichtung zu retten, einen Entschuldigungsgrund wirklich finden könnte, doch um der ihn begleitenden Umstände willen nur als ein roher Bandallismus für alle Zeiten gebrandmarkt werden muß. Man lese, um sich davon zu überzeugen, Dasjenige, was ein Engländer selbst, nämlich Dobwell in seiner Reise nach Griechenland, verschiedentlich darüber ausspricht. Gegen solchen und ähnlichen Bandallismus erklärte sich sogar einzelne Türken, indem sie ihn wenigstens nicht dulden und nicht unterstützen zu wollen sich das Ansehen gaben. Der ebengenannte Dobwell erzählt, daß mehre Jahre vor seiner Anwesenheit in Athen die einzelne Säule, die noch an dem Bestenbe des Olympieions gestanden, auf Befehl eines Boiwoden von Athen, um Materialen davon zur Erbauung der großen Moschee im Bazar zu erhalten, nachdem man sie unterminirt, mit Hilfe von Schießpulver niedergeworfen worden sei. Da habe jedoch der Pascha von Regroponte den Boiwoden zu einer Strafe von 17 Reuteln (8500 türkischen Piastern) verdammt, weil er dieses Uebelthaten zerstückt. Ebenso wollte, bei dem Seitenstücke zu jenem Egin'schen Raube, der Plünderung des Apollotempels von Bassä in Arkadien, der damalige Pascha von Tripolisa, Welt-Pascha, ein Sohn des Ali Pascha von Jantna, die Fortschleppung des Frieses mit dem berühmten Basrelief, welches die Kämpfe der Kapithen und Centauren, sowie die der Griechen mit den Amazonen darstellt, nicht dulden. Aber die Engländer, welche die Fortschleppung beabsichtigten, wandten sich schnell hinüber nach Jante, und von dort kamen 60 Bewaffnete, unter deren Schutze sodann der Raub vollbracht wurde. Man sehe Christ. Müller's „Reise durch Griechenland“ (S. 40). Derselbe Reisende erzählt auch (S. 207 u. 208), daß die englische Regierung auf den ionischen Inseln um die Nachgrabungen sich gar nicht bekümmert und dies vielmehr der Speculation der britischen Beamten überlassen habe, die dann mit der Ausbeute nicht zum Besten verfahren seien. Fast alle Gegenstände von Werth, welche seit dem Bestehen der englischen Regierung zu Cephalaria und Ithaka gefunden worden, seien unter die englischen Beamten vertheilt und von diesen zu häuslichem Gebrauche verschmolzen worden (was auch Lieg: „Dunte Skizzen aus Ost und Süd“, II, 209, mit dem Zusätze bestätigt, daß noch 1834 ein auf einer der ionischen Inseln als Polizeichef lebender Britte, der damals dergleichen Diebstähle mit verüben helfen, ein kleines bronzenes antikes Gefäß als — Nachgeschick benutzte habe); namentlich aber sei die in den alten Gräbern von Ithaka gefundene goldene sogenannte Krone des Odysseus zerbrochen und in einzelnen Stücken an englische Beamte verschenkt worden, von denen Derjenige selbst, der es Müller mittheilte, einige in Händen gehabt habe. (Auch diese Thatfache berichtet Lieg a. a. D. S. 212, indem sie ihm von einem Gelmanne aus Cephalaria unter Benennung mehrerer glaubhafter Zeugen auf das entschiedenste verbürgt worden sei.)

Von Seiten der Griechen selbst geschah schon vor 1821 Manches, um die Plünderung Griechenlands in Betreff der Kunstdenkmale zu verhindern; aber freilich fehlte es dergleichen Maßregeln damals fast an allem Nachdruck von oben. So berichtet Dobwell a. a. D., daß bald nach dem Egin'schen Kunstraube der Patriarch in Konstantinopel, durch die Griechen veranlaßt, an alle Griechen Circularbriefe habe ergehen lassen, worin ihnen bei Strafe der Excommunication empfohlen ward, die Überbleibsel des griechischen Alterthums zu schonen und zu deren Vernichtung oder Hinwegführung weder beizutragen, noch selbst Hand anzulegen. Nach Ausbruch des Freiheitskrieges wandte sich die Sorge der einzelnen vorübergehenden Regierungen auch allerdings auf die Erhaltung der Alterthümer, und besonders unter dem Präsidenten Kapodistrias fehlte es in dieser Hinsicht an Verordnungen und Verboten keineswegs. Inseß war dies Alles nicht viel mehr als pro forma. So theilte uns von Klänge („Aphoristische Bemerkungen gesammelt auf



seiner Reise nach Griechenland", S. 161) in Betreff der erst neuerdings und absichtlich vorgenommenen Zerstörung an den Ruinen eines Tempels auf der Insel Agina die Nothig mit, daß, wie er unterrichtet worden, diese Zerstörung das Werk des Präsidenten Kapodistrias sei, der seinem bekannten Zerstörungssysteme antiker Denkmale zufolge den Russen diese Ruine als sehr bequemen und willkommenen Steinbruch zu ihren Bauten in Poros angewiesen habe. Kräftigere und entsprechendere Maßregeln für Erhaltung und Wiederherstellung der Alterthümer ergriff die Regiererschaft seit 1833 (man sehe von Nauwer's Werk: „Das griechische Volk“, II, S. 223 fg., und v. Klenze a. a. D. S. 301 fg.); allein es war in andern Beziehungen und auch in dieser selbst gar zu viel in Griechenland und für dessen Segenward zu thun, als daß, namentlich vor der Anwesenheit v. Klenze's in Athen im Sommer 1834, wo er selbst in dieser Hinsicht Vieles beantragte und durchsetzte, wirkliche und wesentliche Resultate hätten gewonnen werden können. Denn also beschreibt der letztgenannte Reisende in den obenangeführten „Bemerkungen“ (S. 298 fg.) den Zustand der Dinge, wie er ihn selbst diesfalls im Sommer 1834 in Griechenland vorfand. „Schon in Korinth, in Argos, Argos, Sikyros, Epidaurus und Agina hatte ich mich von der vollkommenen Vernachlässigung der antiken Ruinen in Griechenland überzeugt, und in Athen wuchs diese Überzeugung zu einer Art von Behemuth an. Wahrhaft rührend war es mir, in Athen die Sorgfalt zu beobachten, mit welcher der dortige Aufseher, Pittakis, ein Athenenser, die Alterthümer seiner Vaterstadt zu schützen suchte. Seine Wohnung war in einer Lage, welche die Aussicht auf die Akropolis, das Theseion u. s. w. gewährte. Mit der größten Unruhe beobachtete er vom frühen Morgen an von dort aus die Zugänge zu diesen Heiligthümern mit einem schlechten Perspektive. Sah er nun z. B. Jemand sich der Akropolis nähern, so lief er augenblicklich dahin, um seine schußbefohlenen Alterthümer vor Schaden zu wahren, welches ihn jedoch nicht hinderte, auch von dort aus noch stets ein wachsameres Auge auf seine andern Schützlinge zu haben. Sah er nun diesen Jemand sich nähern, so stürzte er mit der ängstlichsten Besorgniß auf dem nächsten Wege über Stock und Stein dahin, wo die größte Gefahr zu drohen schien, um auch hier schädend aufzutreten. Gleichwol bewährten die täglichen Vorfälle das Ungenügende seiner Bemühungen, wie ich oft selbst sah. Kurz vor meiner Ankunft war von einem der neu aufgefundenen herrlichen Friesstücke des Parthenon, gleichsam unter Hn. Pittakis' Augen, von einem Engländer eine halbe Figur zum Mitnehmen abgeschlagen worden; und als ich selbst einst in diesem Parthenon mich befand, kam Hr. Pittakis Hüfte rufend und suchend zu mir, weil einige Offiziere einer amerikanischen Fregatte, welche im Piräus lag, daran waren, die herrlichen Ornamente des Erechtheions abzuschlagen und mit sich fortzunehmen. Aber dieser Zustand schien mehre der eingewanderten Mächthaber wenig zu beunruhigen. Einer derselben erzählte mir schon in Kaulpia als eine höchst ergötzliche Tagesneuigkeit, es habe kürzlich eine Brigg unter öfreichischer Flagge an die ganz unbewohnte Insel Delos angelegt und 30—40 Mann ausgeschifft, welche, mit den nöthigen Werkzeugen und Transportmitteln versehen, Alles, was sie nur von Alterthümern hätten finden können, auf ihr Schiff gebracht und mit sich fortgenommen hätten.“ So weit der Genannte.

Geschah nun gleichwol nachher und in Folge der Anträge von Klenze's und der demgemäßen Beschlüsse der Regierung (S. 301 fg.) im Einzelnen Manches für Erhaltung und Wiederherstellung sowie für Aufstellung der Alterthümer in Griechenland, so liegt es doch nicht im Zwecke dieses Aufsatze, dies darzustellen; vielmehr genügt es, dies hier nur anzudeuten, und mag man übrigens hierüber theils die „Übersicht der archäologischen Forschungen und Entdeckungen in Griechenland von 1832—36“ im Intelligenzblatte zur „Allgemeinen Literaturzeitung“, 1837, Nr. 47—49, theils die einzelnen Aufsätze über

diesfallsige Details in denselben Blättern und im „Kunstblatt“ zum „Morgenblatt“ seit 1836, die fast sämmtlich von dem, um diesen Gegenstand besonders verdienten früheren Luffeher und Conservator der Alterthümer in Griechenland, jetzigem Professor an der Universität zu Athen, Dr. Ros, herrühren, selbst zu Rathe ziehen. Ein Anfang wenigstens ist auch in diesem Punkte in Griechenland gemacht, und selbst dieser Anfang berechtigt zu nicht geringen Hoffnungen für die Zukunft, wenn man nur nicht dabei stehen bleibt und immer die rechten Mittel zum erkannten Zwecke anwendet — einem Zwecke, der ebenso in der Ehrsucht für die Überreste hellenischen Alterthums an und für sich als in der nur durch das Studium dieser Überreste zu vermittelnden Heranbildung einer neuen griechischen Kunst seine Wurzel hat. Ist, wenn auch erst nach Jahren, Manches von Dem geschehen, was schon Fr. Thiersch in seinem Buche: „De l'état actuel de la Grèce“ (II, 174 fg.), für Belebung der Kunst im neuen Griechenland von Seiten der Regierung anregte und vorschlug; hat sich z. B. bereits eine archäologische Gesellschaft in Athen gebildet, von der nun auch eine die nämlichen Zwecke verfolgende Zeitschrift besorgt wird, und vergißt man dabei nicht, daß die Grundbedingungen, welche einst die Blüte alterthümlicher Kunst hervorriefen, im Laufe der Jahrhunderte nicht ganz verloren gegangen sind, so mag man sich denn auch der Hoffnung hingeben, die einer der neuesten Reisenden in Griechenland ausspricht, nämlich der, daß in Griechenland die Archäologie von allen Wissenschaften sich am ersten zu einer selbständigen Disciplin dürfte gestalten können (Schönwälder, „Erinnerungen an Griechenland“, S. 264). Wäre dem also, so wäre dann jedenfalls auch für eine neue griechische Kunst die äußere Grundlage gewonnen; die innere aber müßte sie sich in einem wahrhaft ethisch-poetischen Streben selbständig zu gewinnen suchen.

Wie sich übrigens in allen menschlichen Dingen Alles nur wiederholt, zeigt sich auch hier. Wenn in Rom die in frühern Jahrhunderten an die ehrwürdigsten Kunstdenkmale sich machende Zerstörungswuth mit dem Sprüchwort gebrandmarkt wurde: „Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini“; so wanderte dieses Sprüchwort nun auch nach Griechenland, theils in seiner Anwendung auf den Raub des Schotten Egin, von dem Lord Byron sagte: „Quod non fecerunt Gothi, fecerunt Scoti“, theils in Beziehung auf die Baiern, von denen nach dem Zeugnisse des genannten Schönwälder (S. 55) gesagt worden: „Quod non fecerunt Barbari, faciunt Bavari“, obgleich derselbe hinzusetzt, daß es ungerath wäre, diese Beschuldigung im Allgemeinen geltend machen zu wollen. Dabei berichtet der nämliche Schönwälder (S. 52 und 57), theils aus Autopsie, theils nach Erzählung Anderer, von ähnlichen Barbareien an griechischen Kunstdenkmälern auch noch nach dem Jahre 1834; und hinwiederum waren es Engländer gewesen, die ihre Kunstliebe zu Barbaren gemacht hatte. In der That, man möchte sich von der Betrachtung auch dieses Gegenstandes nur mit den Worten wegwenden: Es ist keine Barbarei, zu der nicht die Civilisation, zwar nicht das Recht, doch wenigstens die Anleitung ertheilte. 25.

### Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:  
**Altdeutsche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Zweiten Bandes ersten und zweites Heft. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.**  
 Der 1ste Band, aus 4 Heften bestehend, kostet 2 Thlr. 4 Gr.  
 Leipzig, im September 1838.

**J. A. Brodhaus.**

**Ansicht der Welt. Ein Versuch, die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Von Michael Petöcz.**

(Schluß aus Nr. 267.)

Wie das Wort: Kraft, ist auch das Wort: Natur, nicht geeignet, die Welterschöpfung zu erklären; die Natur ist der Proteus der Philosophen, sie machen sie zu Dem, was sie ihren Systemen nach sein soll.

Nur Selbstbewegung hat statt, die Bewegung läßt sich nicht mittheilen. Werden Pferde an den Wagen gespannt oder Steine von der Hand geworfen, so findet in diesen Fällen keine Mittheilung der Bewegung statt, sondern es ist eine lebende Großweltseele oder Kleinweltseele, die ihre Ideen den unbelebten Seelen, aus denen der Wagen oder der Stein besteht, kund macht, und denen entsprechend sich Wagen und Stein selbst bewegen.

Der erste Charakter eines Lebendigen ist, daß er Altern habe. Die Großwelten haben freilich keine Altern, und sind doch lebendig, Gott selbst ist der Stellvertreter ihrer Altern. Der zweite Charakter des Lebendigen ist die eigenthümliche Hülle; der dritte ist die Veränderlichkeit, das Sein ist von seinen Eigenschaften nicht abhängig. Alles Nichtlebendige war einst der Hülle irgend einer lebenden Seele angehörig. Alles Zahlreiche und Mannichfaltige, was sich innerhalb der äußersten Linie der atmosphärischen Luft (denn die Luft ist die Decke, die Haut des Erdballs) befindet, ist entweder Hüllenmasse der lebenden Erdballsseele, oder es ist Rest, Abfall von Kleinwelten, die sich auf dem Erdball befinden oder befanden, oder es ist Eiderisches, von der Sonne und andern Großwelten auf den Erdball gelangtes, das aber noch nicht Hüllenmasse der lebenden Erdballsseele geworden ist.

Die lebenden Seelen gleichen hohen Verbündeten, die sich zugeschworen, einander ihr Gebiet zu verschonen, ihr Eigenthum nicht anzutasten, und die ihren Schwur gewissenhaft halten; sie haben sich aber nicht zugeschworen, fernendes Gebiet sich nicht zuzueignen, wenn dieses durch keinen Gebieter verlassen ist, oder wenn es seinen Gebieter verloren hat, daher sie sich dieses herrenlosen Gebiets bemächtigen können, ohne eibdrücklich zu werden; um also dies nicht zu werden, veranlassen sie zuvor, wenn sie eine fremde Hülle sich aneignen wollen, daß die lebende Seele die Hülle verlasse, sie moorden. Dies ist ein Übel, Negation des Guten, die dem Anfange des Guten nothwendig

vorausgehen muß; der Erdball ist Heimat des Anfangs, er muß auch die Heimat der Negationen sein. Diese bestehende Anordnung Gottes darf nicht beunruhigen, denn das Übel wie das Anfangen hat hier auf dem Erdball sein Ende; sie ist Bürgschaft, daß Derjenige, der den Erdball verläßt, nur in eine Heimat des Fortschreitens im Guten gelangen kann.

Selbstanschauungsvermögen, Verstand und Vernunft sind die drei zum Erkennen erforderlichen Seelenvermögen, sie sind zur Anwendung des Bildungsvermögens erforderlich; wo also dieses sich kund macht, sind auch die andern. Alle Seelen ohne Ausnahme sind mit ihnen begabt; es ist unrichtig, eine bildende, verständige und vernünftige Seele anzunehmen und bloß die erste den Pflanzen, die beiden ersten den Thieren, und alle drei dem Menschen anzueignen; nur ob die Seele dieses oder jenes ihrer Vermögen, mehr oder weniger unmittelbar kund mache, davon hängt es ab, ob sie Pflanzen-, Thier- oder Menschenseele sei. Dies thut die Pflanzenseele nur mit dem Bildungsvermögen, die Thierseele mit diesem und dem Verstande, die Menschenseele mit allen. Das Selbstanschauungsvermögen kann nur mittelbar kund gemacht werden.

Das Denken ist kein Seelenvermögen, es ist das Anwenden der Seelenvermögen, um Ideen zu erkennen. Indem das Bildungsvermögen nicht zum Erkennen der Ideen, sondern zum Kundmachen derselben bestimmt ist, so ist eine bildende Seele keine denkende Seele. Die Seelen sind sich alle gleich, sind erkenntnißfähige Wesen, wenden ihre Vermögen an, sind also denkend, die unbelebten, belebten und lebendigen Seelen; durch den Zustand des Unbelebtheins werden sie nur gehindert, ihre Vermögen zur Selbstkundmachung ihres Daseins anzuwenden. Die lebenden Seelen sind auf Erden noch an sehr unvollkommene Hüllen gebunden, die meisten Kleinweltseelen, nämlich alle Pflanzenseelen, befinden sich nur noch auf der niedrigsten Stufe des Lebens; auch die Menschenseele ist durch ihre Hülle nicht mit den zum Erkennen alles sinnlich Wahrnehmbaren erforderlichen Sinnen begabt. Alles Vorhandene (Gottes Idee) zu erkennen, ist nicht möglich, wenn die Seelen ihre unvollkommenen Hüllen nicht ablegen und sich nicht vollkommene Hüllen bauen, wozu sie auf Erden nicht gelangen.

Auf Erden werden die zur Erlangung höherer Erkennt-

nisse erforderlichen Vorkenntnisse erworben, das irdische Leben ist die Vorschule zu einer höhern Schule; sie darf nicht zu früh oder gewaltsam verlassen werden, gleichwie nur der Schmetterling erst seine struppige Raupenhülle verläßt, wenn er vollkommen ausgebildet ist. Thier- und Pflanzenwesen verlieren nichts, wenn sie gezwungen werden, ihre irdische Laufbahn zu verlassen, es ist für sie eine Wohlthat, wenn sie früher auswandern; aber den Menschen morde man nicht. Sterben heißt aufhören zu sein, der Mensch, das Thier, die Pflanze hört auf zu sein, nämlich der Geist Mensch, der Geist Thier, der Geist Pflanze; aber der Geist ist nicht die Seele, diese bleibt, verläßt ihre Hülle, von welcher ihre sinnlich wahrnehmbare Darstellung abhängig ist. Es werden die auf Erden hültenlos gewordenen Seelen in einer andern Heimat wieder zu Hüllen gelangen; dazu ist erforderlich, daß die Seele mit einer Reishülle ihre irdische Hülle verlasse, ein Duntstropfen ist dazu geeignet, mit ihm bekleidet, kann sich die Seele an die Grenze der atmosphärischen Luft erheben, wo das Gebiet der Großwelt: Sonne, anfängt; dort baut sie sich aus Licht und Electricität eine neue siderische Reishülle, langt mit dieser an im Lichtmeer der Sonne, wird dort von einer Mutter oder Amme aufgenommen und baut sich aus deren Säften oder aus angewiesener Nahrung eine ihren Ideen entsprechende Hülle, und mit ihr Eins geworden, bewohnt sie als eine Sonnenkleinwelt die Sonne. Die Lehre von der irdischen Seelenwanderung ist ein Ergebnis der kleinlichen Weltansicht, der zufolge der Erdball als das Höchste der Schöpfung und alles Übrige ihm nur dienend angenommen wird. Erinnerung Dessen, was die Seele in ihrer irdischen Hülle gewußt, bleibt ihr auch, wenn sie diese Hülle verläßt.

Aus einem theilweisen und unvollkommenen Verlassen der irdischen Hülle erklärt der Verf. die Krankheiten, Schlag, Brand, Cholera, Fieber, Fallsucht, Ohnmacht, Krampf, Scheintod, Epilepsie, auch den Schlaf und den magnetischen Schlaf als ein unvollkommenes Gestorbensein.

Das Gemüth ist von der Seele verschieden; es ist zwar Dasselbe, was die Seele ist, aber sie stellt eine andere Idee als Gemüth und eine andere als Seele dar. Als Gemüth stellt sie nämlich die Idee eines sich schon Gewußten erinnernden Wesens dar, als Seele aber die Idee eines erkenntnisfähigen Wesens; übrigens ist auch das Erinnern ein Erkennen, nämlich ein Wiedererkennen des schon erkannt Gewesenen. Zwei Wege gibt es, zu Vernunftserkenntnis zu gelangen, der eine aus gemüthlich Erkanntem, der andere aus geistig Erkanntem ausgehend; durch gemüthliche Vernunftforschung und durch geistige Vernunftforschung; und indem das durch gemüthliche Vernunftforschung Erkannte nicht unrichtig sein kann, das durch geistige Vernunftforschung Erkannte aber unrichtig sein kann, so ist der sicherere Weg, zu richtigen Vernunftserkenntnissen zu gelangen, das gemeinschaftliche Vernunftforschen. Die Wahrheit gemüthlicher Erkenntnisse ist zwar nur subjectiv, Eigenthum derjenigen Seele, welche gemüthlich erkennt; Andern diese Wahrheit mitzutheilen, vermag sie nicht; das gemüthlich Erkannte zu offenbaren, kund zu machen,

das vermag sie, aber von der Wahrheit ihrer Erkenntnisse zu überzeugen, wie sie selbst überzeugt ist, das vermag sie nicht; denn sie müßte andere Seelen auf dieselbe Art überzeugen wie sie sich, durch Erinnerung, worauf sie verweisen muß. Die speculative Philosophie hat Unrecht, wenn sie dieselbe für nicht vorhanden; vom Denken abhängig und nur für Ergebnisse des Denkens statuirt. Charaktere des gemüthlich Erkannten sind: 1) kein Widerspruch, weil in Gott, der es mittheilte, kein Widerspruch; 2) Stetigkeit, bei allem Wechsel geistiger Vernunftserkenntnisse; 3) Nichtsinnlichkeit; 4) Anschaulichkeit im Innern der Seele.

Die Seele kann sowol durch Glauben als durch Forschen, sowol aus gemüthlich Erkanntem, als auch aus sinnlich Wahrgenommenem zur Erkenntnis des Daseins Gottes gelangen; wer also nicht zu glauben vermag, der forsche; und wer nicht zu forschen vermag, dem gestatte die liebende Vorsicht auch, gemüthlich zur Erkenntnis des Daseins Gottes zu gelangen; wonach Forschen nicht Freveln, sondern Andacht, Anbetung, dargebrachte Huldigung der göttlichen Weisheit ist. Aber nur das Dasein Gottes vermag die Geist gewordene Seele zu erkennen; Das zu erkennen, was Gott sei, war für die selig gewordenen Geister vorbehalten; die Anschauung Gottes wird ihnen gestattet werden und dies die höchste Glückseligkeit der selig Gewordenen sein.

Und so gibt unsere kurze Erzählung ein eigenthümliches Bild von der Seelenwelt, der göttlichen Allmacht und der Seelenunsterblichkeit. Was die Naturphilosophen mit dem Namen des Bildungstriebes zusammengefaßt, ist hier als Hüllenbildungsgefaßt den Seelen anvertraut, und das künftige Leben auf fernen Welten, wozu theologische Aussichten wol Hoffnung gemacht haben, wird hier besätigt. Zu den Schwierigkeiten, unserm Verf. ganz zu folgen, zählt Ref. die Annahme der mehreren, auf einem mathematischen Punkte sich befindenden Seelen, aus denen sowol die Urmassen als die Hüllenmassen bestehen, und wie dann die Stellung mehrerer Hüllenmassen auf einem ausgedehnten Raum zu Stande kommen kann. Mit Platonischen und Leibniz'schen Lehren findet sich Ähnlichkeit.

7.

The paradise within the reach of all men, without labor, by powers of nature and machinery. An address to all intelligent men. By J. A. Etzler. Zwei Theile. Pittsburg 1833.

Offenbar ist die Welt in einem gewaltigen Umgestaltungsproceß begriffen. Der Pantheismus schafft uns die lästige Moral und allerlei beschwerliche Dogmen vom Raden; der Demagogismus enthebt uns der legitimen Gewalthaber und ihrer unbequemen Geseßgebungen; der Chevalier de Laurence in seiner angenehmen Schrift: „Plus de maris! plus de pères! ou le paradis des enfans de Dieu“ (Paris 1833), entwirft den Plan zu einem Reich, wo die jungen Leute (denn für die Alten ist schlecht gesorgt) miteinander verkehren wie Schmetterlinge und Sperlinge, und wo unter andern Ergötzlichkeiten ein Engagement zum Balzer auch für ein gemeinschaftliches Bett in den übrigen Stunden der Nacht gilt. Es fehlte uns bisher nur noch ein genitalischer Rath, der auch zu einer passlichen Localität für diese neuen Herrlichkeiten Rath wüßte. Der hat sich nun in dem

Verfasser der oben genannten Schrift glücklicherweise auch gefunden. Dr. J. X. Esler, ein nach Pittsburg in Nordamerika ausgewandertes Deutscher, daselbst Buch-Drucker, -Drucker und -Besitzer, verspricht in der Vorrede, er werde in seinem Buche zeigen, wie in der Natur Kräfte vorhanden sein, durch welche binnen einem Jahre mehr ausgerichtet werden können, als bisher binnen 10,000 Jahren, und daß diese Kräfte zu jeglicher Arbeit angewandt werden würden, falls nur erst „ein Verein“ zusammengetreten sein werde, der Armen und Reichen die Theilnahme an den ungeheuern Vorteilen der Esler'schen Entdeckungen gewähren solle. Kein größerer Selbstbeitrag werde erfordern als der eines gewöhnlichen Lotterieloses. Binnen etwa 70 Jahren werde die Welt in ein Paradies umgeschaffen sein, in welchem alles für das menschliche Leben Wünschenwürdiges für Jeglichen in Überfluß, und zwar „ohne Arbeit und ohne Bezahlung“, gefunden werde, wo die ganze Gestalt der Natur in die schönste verwandelt sein, wo männiglich in den prächtigsten Palästen (wie Kryssa, aus einem Stück) wohnen, alle erfindlichen und feinsten Genüsse des Luxus genießen, wo — ohne Arbeit in einem Jahre mehr vollbracht werden solle als vorhin in 10,000 Jahren. Nach Belieben wird man Gebirge hinwegschaffen und in Hüter und Ebenen verwandeln, Seen herbetztauben oder austrocknen, das Land überall mit (verglasten) Kanälen und den bequemsten (verglasten) Straßen durchschneiden, die Reisen von 1000 Meilen in ein paar Tagen zurücklegen, den Ocean mit schwimmenden Inseln, prangend mit Palästen, durchzogen von Silberböden, grünend von duftenden Hainen und Auen, nach Belieben und ohne alle Gefahr durchschiffen, oder auch, wenn man darnach Verlangen trägt, in das Innere der Erde einbringen, von einem Pol zum andern reisen, und zwar binnen etwa 14 Tagen. Kurz, man wird sich fortan durch bisher unerschönte Mittel sowohl zur Vermehrung der Kenntnisse als zu unzähligen andern, zither unbekanntem Ergötzlichkeiten verhelfen, dagegen von allen Übeln — den Tod allein ausgenommen, der sich jedoch bis zu der äußersten Grenze wird hinausschieben lassen — fortan befreien. Und worauf gründen sich diese Verheißungen, fährt der Verf. fort? Evidentlich darauf, daß dem Menschen „Naturkräfte“ zu Gebote stehen, welche millionen Mal die Kräfte aller Menschen auf Erden übersteigen.

Am Schluß des zweiten Theils seiner merkwürdigen Schrift sagt der Verf. in einer Petition an den Congreß der Vereinigten Staaten: „Die Grundwahrheiten, die ein zehnjähriges Kind begreifen kann, sind diese, daß der Wind, die Ebbe und Flut und die Wogen des Oceans, nebst der Verwandlung des Wassers in Dampf eine zehntausend Mal stärkere Kraft, als das ganze menschliche Geschlecht jemals besessen, zu allen erdenklichen Zwecken darreichen; daß diese Kräfte ununterbrochen wirksam gemacht werden können; daß mittels Brennspiegel jeder verlangte Grad von Hitze kann hervorgebracht und durch diese Hitze sowohl Dampf erzeugt, als auch Sand, Thon und anderer verglastbare Stoffe verglast werden; daß die höchste Bearbeitung des Bodens sowie der Bergwerke durch eine ganz einfache Vorrichtung kann bewerkstelligt werden, und daß die größten Fahrzeuge (sogar künstliche Inseln von bedeutendem Umfange) durch solche gewaltige Kräfte nach jeder beliebigen Richtung hin in Bewegung gesetzt, auch biegsame Stoffe zu jeder beliebigen Form zusammengesetzt und gestaltet werden können. Die Welt wird fortan einen ganz andern Anblick als hierbevor gewähren, da sie tausend Mal mehr, bisher fehlende Mittel zu Beförderung menschlicher Glückseligkeit besitzt, kurz, in ein über alle gewöhnliche Begriffe unendlich erhabenes Paradies umgewandelt werden wird. Die Menschen werden sich durch die neuen in Vorschlag gebrachten Mittel zu Wesen einer höhern Art erheben sehen und ihres Lebens auf eine höhere Art genießen. Und dieses Alles wird binnen zehn Jahren zu Stande gebracht sein, obwohl der Anfang nur mit Dem, was etwa eine Straße oder ein Kanal von vier Meilen Kosten möchte, gemacht wird, welche Reinigkeit durch Actien von 20 oder 50 Thalern leicht zu bewerkstelligen sein wird. Kein Risiko, kein blindes Vertrauen

wird verlangt, sondern nur — Prüfung der Vorschläge. Noch ist zu bemerken, daß von denselben Kräften auch ein militärischer Gebrauch wird gemacht werden können, um Nationen zu bekriegen und zu unterwerfen. Denn es werden hier Mittel geliefert, gegen welche weder Schießpulver, noch die zahlreichsten Beere Stroh zu halten vermögen. Amerika wird dann mit unannehmbaren Festungen sich binnen ungefähr drei bis vier Tagen Europa nähern, und es wird fortan die Frage sein, ob Amerika oder Europa die herrschende Macht auf Erden sein werde? „Und diese Frage“, schreibt Esler, „bringe ich jetzt vor dem hochachtbaren Congreß, von dessen Entscheidung nunmehr das Geschick der Welt abhängt.“

Ref., der sehr friedlichen Gemüthes und seit 1806 den Eroberungszügen sehr gram geworden ist, hebt aus der Masse merkwürdigen Stoffes zum Schluß dieser Anzeige nur eines der zahlreichen Capitel von allgemeinerem Interesse aus, das vom Ackerbau, empfiehlt aber auch das folgende, von der Architektur, den Baumeistern, welche hier, wie wir mit wenigen Worten andeuten werden, ihre Kunst auf einen nie geahnten Gipfel werden emporgehoben sehen. Betreffend also den Ackerbau im neuen Paradiese, so richtet sich die erste Aufgabe auf die Reinigung des Bodens von Wald und Steinen. Dieses wird bewirkt: 1) durch eine große Maschine, die in ihrer Fortbewegung die Bäume sammt den Wurzeln, dergleichen die Steine aus dem Grunde des Bodens hebt. 2) Eine zweite Maschine verarbeitet obiges Holz zu Balken, Brettern u. dergl., gibt den Steinen die gehörige Form und fördert sie nach den Baustellen. 3) Bei der Maschine Nr. 1 bedarf es nur einer geringen Abänderung, so setzt sie sich auf einen in Bewegung, ebnet den Boden, füllt die Tiefen mittels abgetragener Höhen aus, gräbt Kanäle, baut Dämme u. dergl. Nach einer zweiten nur geringen Abänderung bereitet sie den Boden zur Saat vor, streut dieselbe aus, bringt auch fruchtbare Erde, wo daran etwa Überfluß ist, nach Stätten, wo dieselbe fehlt. Nach einer dritten Abänderung verrichtet sie das Geschäft der Schnitter, Drescher und Müller. 4) Eine Maschine, wodurch man Quellen, wo sie fehlen, zu Tage fördert, Bergwerke bearbeitet und in jede beliebige Tiefe der Erde oder des Wassers hinunterbringt, um verborgene Schätze heraufzuholen. Nun bedarf man aber auch der Wohnungen inmitten dieses Ackerparadieses. Dazu wird gleichfalls Rath geschafft. Durch die Hitze kann Erde in Backsteine, ja in Glas verwandelt werden, sowie man diese Steine dergestalt zusammenschmelzen kann, daß sie hinfort unzertrennlich sind. Durch Brennspiegel also wird Erde in Stein oder Glas von jeglicher Form, ausdauernd für Jahrtausende, verwandelt werden. Auch zu Staub zerriebenes Holz wird nach Zusatz eines Bindemittels alle mögliche Formen annehmen müssen und sodann mittels der Brennspiegel in einen festen Körper verwandelt werden. Auf solche Weise wird man, sobald nur erst die Formen gemacht sind, dann Mauern, Dächer, Wasserleitungen, Brücken, Röhren, Säulen, Statuen, Gefäße, Ornamente aller Art, Alles aus einem Stücke oder Guß, und ohne alle weitere Arbeit hervorgehen sehen.

Ref., dem obiges merkwürdige Buch zufällig bekannt geworden ist, bedauert, nicht in Erfahrung haben bringen zu können, welchen Bescheid der Congreß oder der Präsident der Vereinigten Staaten unserm erfindungsreichen Landmann ertheilt haben mag. Auch ist ihm nicht bekannt geworden, ob die Monatschrift, wovon am Schluß des zweiten Bandes (S. 97) die Rede ist, betitelt: „The new world“, worin das fragliche, neue Paradies, fernerhin ausführlich hat besprochen werden sollen, zu Stande gekommen sein möge. 46.

#### R o m a n e n l i t e r a t u r.

1. Familienbilder von Eugen Kispert. Zwei Theile. Buzgau, Appun. 1888. 8. 2 Thlr. 12 Gr.  
Malte diese Bilder auch nicht die Hand eines van Dyl und van der Gelft, so entfloßen sie doch dem Pinsel eines was

den Schülers der trefflichsten niederländischen Meister. Wahrheit und Frische der Färbung machen sie dem Auge angenehm, und eine gute Zeichnung befriedigt auch den Kenner. „Mutter und Sohn“ spannen, ein wenig auf Kosten der Deutlichkeit und der Ruhe in der Composition. „Tante und Nefte“, „Bruder und Schwester“ sind gut erzählt, auf gewisse Weise lehrreich zu nennen, indem sie den Ultras der Bewegung wie der Stabilität eine getreue Abbildung von möglichen Vorgängen geben, in Zeiten, die ihnen die goldenen danken. Der Druck durch französische Gewaltthaten, die Erpressungen und Kleinlichen Quälerien, die sich diese Beglückter Deutschland erlauben konnten, möchten die Nachfolger des jungen Frankreichs gern wegleugnen, wenn nicht noch heute lebten, die das Gegentheil ihrer Meinung mit schlagenden Gründen beweisen und versichern könnten, daß die in der Erzählung aufgeführten Beispiele keine Erdichtung seien. „Bruder und Schwester“ decken die Mißthaten des Kamassendienstes, die rohe Willkür, die sich die Offiziere gegen die Soldaten gestatten durften, die Härte und gemeine List bei den Verhörgeheiß ohne Fehl auf. Das Finstere des Gemäldes wird durch den witzigen Humor des Königs Friedrich II. von Preußen erheitert, der geistreich skizzirt, mit Bescheid als ausführendes Schicksal eingeführt ist, und den Wunsch entstehen läßt, von diesem Maler noch mehrere Portraitfiguren zu sehen.

2. Des Hebuinen Tochter und andere Novellen und Novellen von H. C. N. Belani. Leipzig, Taubert jun. 1838. 8. 1 Thlr.

3. Sibonia. Nacht des Bahns. Historische Novelle aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts von H. C. N. Belani. Leipzig, Taubert jun. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Drei Novellen des ersten Werks sind kurz, aber mittelmäßig; die vierte, „Historie von Ritter Zeno und den heiligen drei Königen“, nach einer alten Handschrift in plattdeutschen Reimen, hat durch die Übertragung in neues Hochdeutsch in Prosa sicherlich verloren, wenigstens ist der Reiz treuerzähliger Kindlichkeit, den der Bearbeiter rühmt, abgestreift. „Sibonia“ ist umfangs- und gehaltreicher, auch das Gräßliche bei dem Hexenproceß des berühmtesten Fräuleins in Pommern möglichst aus den Augen gerückt, ohne daß Unreue gegen geschichtliche Vorgänge zu rügen wäre. Aber die Sprache, nicht allein den Worten, häufig auch die den Begriffen nach, ist die des 19. Jahrhunderts, und die Trachten, die Scenerie, selbst die Sitten der damaligen Vornehmen sind die, welche Völlig zu Anfang des 18. Jahrhunderts an deutschen Höfen sah und beschrieb, womit der Aberglaube, das gerichtliche Verfahren des 17., ja des 16. Jahrhunderts in schreiendem Widerspruch steht.

4. Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, und Luise von Degenfeld, oder Leidenschaft und Liebe. Geschichtlicher Roman von Fr. von Stengel. Mannheim, Köfler. 1838. Gr. 12. 1 Thlr.

Zwei Vorzüge zieren diesen geschichtlichen Roman, die man selten, am seltensten bei Schriftstellerinnen antrifft: Parteilosigkeit gegen die sich einander feindlich gegenüber Stehenden und geschickte Verschmelzung der Haupt- und Nebenhandlung. Die ungestüme Leidenschaft des Kurfürsten für die schöne Degenfeld, das Unrecht gegen seine Gemahlin wird nicht verhehlt, ebenso wenig die Eitelkeit Luises und die zu große Nachgiebigkeit gegen die Herzengedühle, zuwider den Geboten der Vernunft, der Pflicht. Aber auch der Kurfürstin Charlotta unweiblicher Jähzorn, ihre Unliebendbarkeit, ihre Härte und ihr Starrsinn werden nicht beschönigt; keine dieser Drei ist ein Engel, aber auch keine ein Teufel, sie sind also dargestellt, daß wir Zuneigung zu ihnen gewinnen, daß es uns Leid thut, wie ihre Irrthümer und Fehler sich so hart strafen, am härtesten die von Charlotten. Ein Graf Hohenlohe liebt Luise, er kämpft für sie, obgleich er nicht zweifeln kann, daß sie des Kurfürsten Bärt-

lichkeit erwidert. Den Verwundeten pflegt eine reizende Jungfrau, in der er, früher als sie selbst es weiß, die Enkelin des alten graufamen Dielsberg erkennt; Hohenlohe wird durch sie von seinen Herzengründen wie von den Körperlichen gehlirt, er fährt sie als seine Gemahlin heim, der Gluch des Großvaters haftet nicht auf der Unschuldigen. Es ist dieser Dielsberg der einzige schwarze Charakter in einer Geschichte, die von der Verfasserin weiblich mild und schonend aufgefaßt wurde. 10.

## Notizen.

David Wilkie's neueste Gemälde. Gope's Ofteria. Der berühmte Genremaler David Wilkie hat ein Bild vollendet, die Königin darstellend, wie sie den ersten Ministerrath hält (The queen holding her first council). Das Bild findet in dem Referenten, der im „Athenaeum“ darüber berichtet hat, keinen unbedingten Lobredner. „Wilkie“, heißt es hier, „solte die Grenzen des Familienlebens in seinen Darstellungen nicht überschreiten. Der scharf charakterisirende Maler des Binstages und des Testaments verliert sehr viel bei solchen Gemälden, wo man nothwendigerweise eine Menge unmarkanter Gesichter und Trachten in einer vorgeschriebenen Ordnung gruppieren muß. Doch muß man ihm bei allen Fehlern des in Rede stehenden Bildes einräumen, daß er, auch wenn er am schwächsten ist, den meisten seiner Vorgänger, welche ähnliche Gegenstände behandelten, nahe kommt und die meisten seiner Zeitgenossen übertrifft.“ Dagegen wird desselben Meisters Bild: die Braut am Hochzeitstage an ihrem Prachtstuhle, sehr gerühmt; es sei eine von jenen Scenen, die zu drei Vierteln lustig und zu einem Viertel schwermüthig seien. Das Mädchen an der Toilette sei viel hübscher als die meisten von Wilkie's jungen Schönheiten. Eine natürliche und süße Nahrung liege in dem Bilde, den sie auf ihrer Mutter werfe etc. Auch ein Gemälde von Gope, welches eine Ofteria zwischen Rom und Ancona darstellt, wird sehr gerühmt. Man findet da deutsche Burtschen (german burshen), englische Magnificos, wandernde Sänger und pilgernde Mönche, eine singende Frau, von welcher der Referent behauptet, man könne ihr fast die Metodie ansehen, welche sie singe, was denn doch ein einiges Kunststück wäre. Im Hintergrunde sieht man die schönhaarigen Deutschen, diese jovialen Fußgänger, in ihren comfortablen Blousen, mit ihrem ewigen Pfeifen, lustig lärmend und auf Kameradschaft anklopfend. „Doch“, setzt der englische Berichterstatter hinzu, „mag in der Freiheit ihrer ungestutzten Härte und ungeklärten Gespräche ebenso viel theatrale Affectation liegen als in dem jungen Briten, der sehnsüchtig und wehmüthvoll durch sein Augenglas starrt, und der, obgleich treu nach der Natur copirt, die Scene unangenehm stört.“ Der Berichterstatter verspricht sich von Gope, daß er nur einige Schritte vorwärts zu thun brauche, um eine der ersten Stufen der modernen englischen Kunst zu werden.

Keab, der Verfasser von „Cain the wanderer“, hat ein neues poetisches Werk herausgegeben: „Italy, a poem in six parts; with historical and classical notes.“ Während in einer früheren Nummer des „Athenaeum“ dies Gedicht als eine fast knabenhafte Nachahmung des vierten Gesangs von „Childe Harold“ dargestellt und diese Behauptung mit Parallelen belegt wird, sagt der „Atlas“ von demselben Gedichte, es habe ganz die Originalität und pittoreske Großartigkeit des Byron'schen Gedichts, aber eine tiefere philosophische Weisheit zur Grundlage; auch der „Courier“ behauptet, das Gedicht enthalte Partien, welche Byron's nicht unwürdig wären. Man sieht, daß auch jenseit des Kanals die Kritik ebenso wenig auf eine Norm zurückgeführt ist oder werden kann wie auf dem widerspruchsvollen Continente. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 269.

26. September 1838.

Sagenforschungen von Ludwig Uhland. I. Der Mythos von Thor. — Auch u. d. T.: Der Mythos von Thor nach nordischen Quellen. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Dichter, der unter allen lebenden als der beste und gebiegenste gilt und zugleich der beliebteste ist, muß oft den Vorwurf hören, daß er verstummt und ermüdet sei zu singen. Erst neuerdings sahen wir diesen Vorwurf in die Aufforderung einkleiden, daß der Dichter seine begonnenen Werke vollende, den „Fortunat“, den „Konradin“, das „Schloß Schilweis“ u. s. w. ausführe. In einem merkwürdigen Gegensatz steht hierin Uhland zu Rückert, der zwar auch manches Begonnene aufgegeben und dafür etwas Anderes angefangen hat, z. B. statt des herrlich angelegten Lehrgedichtes vom Bau der Welt ein anderes von weniger großartigem Plane und zerstückelterer Gliederung, dessen prodigiöse Fruchtbarkeit aber eher den Wunsch veranlaßt, daß er weniger und Gediegeneres schreiben möchte. Der Vortheil ist offenbar auf Uhland's Seite. Er gehorcht der gebietenden Stunde, er wartet den Befehl der Muse ab; schweigt diese, so schweigt er auch. Bei Rückert ist es umgekehrt: er commandirt die Poesie, und sie gehorcht ihm, wenn auch oft unwillig. Noch eine andere Dienerin hat er sich zahm gemacht, die Sprache; auch diese gehorcht ihm unbedingt, auch wenn ihr das scheinbar Unmögliche auferlegt wird, ja, sie achtet nicht einmal, ob sie sich im Dienstfever ein Bein verrenkt, eine Hand verstaucht. Uhland behandelt die Sprache mehr als eine Freundin, eine liebe Vertraute, deren freiwilligen Beistand er durch herrliche Geschenke vergilt. Auch hier scheint uns Uhland im Vortheile; wir sagen nicht warum; aber so ist unsere Wahl. Die Parallele läßt sich weiter fortsetzen. Beide Dichter haben an den wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit Antheil genommen. Nachdem die Wissenschaft die geistigen Schätze der alten Welt, worunter man bisher Griechenland und Rom verstand, ausgebeutet und der deutsche Geist diese Elemente in sich aufgenommen, scheint sie sich jetzt eine doppelte Aufgabe gestellt zu haben: einerseits auch den Orient zugänglich zu machen, damit sich der Deutsche auch dessen Geist und Leben gegenständlich machen und seinem eignen Wesen aneignen könne, was diesem davon zusagt; andererseits das eigenthümlich germanische Element wieder

zu erwecken, damit dem hereinbrechenden Strome des Fremden ein Damm entgegengesetzt werde. Allerdings bedarf der deutsche Magen, dem so viele ungewohnte, fremdartige Speisen aufgetischt werden, einer Stärkung durch wahrhaft heimische Gerichte, zumal wenn diese auf den Genuß der ihm bevorstehenden erotischen Kost vorbereiten, allmählig zu ihr hinüberleiten können. Es scheint die Bestimmung des Deutschen zu sein, nicht aus sich selbst seine Bildung zu entwickeln, wie es dem Griechen verstanden war, von allen fremden Einflüssen ungestört die Blüte aus dem eignen Keime zu entwickeln, sondern ihm ist verhängt, indem er von einer Bildungsstufe zur andern schreiten will, durch eine fremde Cultur gestört zu werden, die er erst bewältigen, in sich aufnehmen, verdauen muß, ehe er seinen Fuß gekräftigt weiter setzen darf. So ist dem germanischen Wesen zuerst das Christenthum entgegengetreten, ein zusammengesetztes, aus orientalischen, griechischen und römischen Bestandtheilen gemischtes Element, von dem ihm zuerst nur geringere Dosen zugemuthet wurden, nach deren Assimilation sich aber im 13. Jahrhunderte das deutsche Leben auf eine Culturstufe hob, von der es allerdings zweifelhaft ist, ob es sie ohne den Durchgang durch jenes Läuterungsfeuer erreicht haben würde. Mit dem Falle der Hohenstaufen und dem Siege der Kirche mußte der deutsche Geist noch den ganzen übrigen, damals mit römischen Schlacken sehr stark versetzten Rest des Christlichen in sich aufnehmen, und dies war mehr, als er verdauen konnte. In der Reformation erfolgte eine heftige Entladung, das ganz Heterogene wurde ausgestoßen, aber der Magen hatte nicht Zeit, sich wieder herzustellen, denn mit der gleichzeitigen Wiedererweckung der Wissenschaften wurde die Forderung an ihn gestellt, nun auch das Griechische und Römische, jedes in seiner Reinheit, in sich aufzunehmen. Darüber verfiel er erst in Kollie und convulsivische Zuckungen, dann in Apathie und Lethargie, bis es ihm erst im 18. Jahrhunderte gelang, das Verdauungsgeschäft zu vollenden und die im Überflusse gebotene Nahrung völlig zu verarbeiten. Damit war aber auch der deutsche Geist erstarkt und zu einer Blüte gediehen, die ihm die Bewunderung aller übrigen Völker erwarb. Freilich wäre der vollendeten Aneignung des Fremden, die sich zunächst durch gelungene Übersetzungen der Alten zu erkennen gab, die Ent-

wicklung einer selbständigen Literatur nicht so rasch auf dem Fuße gefolgt, wenn nicht gleichzeitig der germanische Geist durch die Bekanntwerdung Shakespears erfrischt, und zur Ahnung angeborener Kraft, zum Bewußtsein der inwohnenden Schätze aufgerufen worden wäre. Und so ist es auch jetzt, da der schöpferische Geist der Deutschen erwartet ist und einer Labung bedarf, heilsam, daß diese nicht allein aus dem Oriente herbeigeschafft wird, sondern sich zugleich die heimischen Felsenbrunnen erschließen, aus welchen ihm der erquicklichste Trank und die seiner Natur gemäße Nahrung geschöpft werden kann. Die geistigen Quellen, die ihm aus dem Oriente zufließen, müssen ihm dann um so mehr gedeihen, während sie ihm ohne Verletzung mit einheimischen Quellwassern vielleicht eine neue Unverdaulichkeit zugezogen hätten. Jedweder der in Vergleichung gestellten neuern Dichter hat nun seinen Theil an der Arbeit des Jahrhunderts redlich übernommen, Rückert, indem er sich dem Orient zuwandte und dessen geistige Reichthümer für uns ausbeuten half, Uhland, indem er den uns über dem Fremden entfremdeten eignen deutschen Geist wieder heraufbeschwor und an der Erweckung des deutschen und nordischen Alterthums Antheil nahm. Auch hier scheint uns Uhland das bessere Theil erwähnt zu haben, ohne daß wir abermals gesonnen wären, die Gründe auszuführen, worauf diese unsere Ansicht sich stützt.

Uhland's eigne Poesie ist durch das Studium des deutschen Volksliedes und unserer ältern Dichter genährt, vielleicht geweckt; auch die Poesie des Nordens hat auf seine eignen Hervorbringungen vielfältig befruchtend eingewirkt. Schon früher hat er uns auch durch Untersuchungen über die Poesie des 13. Jahrhunderts, die deutsche sowol als die naheverwandte französische, gefördert. Seine Schilderung Walthers von der Vogelweide, obgleich im Einzelnen späterhin berichtigt und ergänzt, ist im Ganzen unerreicht und konnte nur einem gleichgearteten Geiste, einem mit ähnlichen poetischen Anlagen ausgestatteten Gemüthe so vollkommen gelingen. Ein noch weit größeres Verdienst erwirbt er sich jetzt; mit dem vorliegenden Buche thut die Wissenschaft einen Riesenschritt, der uns um so gewisser und um so dauernder zu Gute kommen wird, als gleichzeitig auf anderm Gebiete derselbe entscheidende Schritt durch Strauß und Andere gethan wird. Es ist die Wissenschaft der Sagenforschung, als deren Mitbegründer Uhland genannt werden wird, welcher wir diese großen Erfolge verdanken. Die Brüder Grimm waren es zuerst, welche auf die bedeutenden Resultate aufmerksam machten, welche namentlich die Vergleichung der Sagen verschiedener Zeiten und Völker gewähren kann. Auf dem Gebiete der Geschichte hat dann Niebuhr versucht, die Räthselsbilder der Sagenbildung zu deuten und ihren historischen Gehalt zu gewinnen. Creuzer und Mone wagten sich, wiewol vielleicht voreilig und ohne Erfolg, an die Mythologien der Völker, die älteste Poesie der Naturanschauung, die tiefinnigste Symbolik des dichtenden Geistes. Bekannt sind ihre Verirrungen und die Kämpfe, die dadurch hervorgerufen wurden. Aber

dieser Streit ist nicht unfruchtbar geblieben, die Wahrheit ist auch diesmal sein Lohn gewesen. Allerdings gehört wissenschaftliche Strenge, besonnene Prüfung und ein unbestochenes kühles Urtheil dazu, um auf dieser schlüpfrigen Bahn nicht zu straucheln und auf dem Gebiete der Fabel nicht zu fabeln. Aber auch Dem, welchem diese nur negativ vorliegenden Eigenschaften verliehen sind, offenbart sich der Geist nicht, welchen diese Hieroglyphen der ältesten Völker verhüllen, wenn er nicht selbst mit poetischem Sinne ausgerüstet ist, damit der Geist zu dem Geiste vernehmlich spreche. Darum mußte es Uhland, der Dichter und Forscher sein, der uns die Räthselsbilder der nordischen Mythenpoesie deutete. Er selbst sagt:

Schon bei der ersten unbefangenen Betrachtung lassen die nordischen Mythenbilder in ihrer Gesamtheit einen entschiedenen Eindruck zurück, sie machen sich bis auf einen gewissen Grad verständlich und lassen weiteres Verständniß ahnen. Dies ist die Folge davon, daß sie aus dichterisch schaffendem Geiste hervorgegangen sind. Sie können darum auch nur mit poetischem Auge erfasst werden, diesem aber werden sie sich bei näherm Anblicke immer voller und lebendiger entfalten. Jede Deutung dagegen, die in der Einbildungskraft keinen Anhalt findet, die den Bildern einen Sinn unterlegt, durch welchen ihr anschaulicher Zusammenhang aufgehoben würde, muß eine unrichtige sein, weil für sie in der Natur des dichterischen Hervorbringens überall keine Möglichkeit gegeben ist.

Hierin liegt eine neue Rechtfertigung Uhland's gegen den Vorwurf poetischer Unthätigkeit, indem er bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen zugleich als Dichter thätig ist, dessen Aufgabe es nicht allein sein kann, immer Neues und wieder Neues hervorzubringen, wodurch man so leicht auf den Abweg geräth, jede Variation des längst Vorhandenen gleich für eine neue Schöpfung zu halten und der Welt als eine solche aufzubringen, mit welcher Danaidenarbeit wir das große Heer der Dichterlinge unablässig beschäftigt sehen. Auch zum Verständniß des Vorhandenen, zumal wenn dessen Deutung schwierig ist, gehört poetische Thätigkeit, und in dem vorliegenden Falle war dieselbe in eminentem Maße erforderlich. Und nicht diese eine Aufgabe hat Uhland seiner dichterischen und wissenschaftlichen Thätigkeit gestellt, wir sehen ihn zugleich mit einer andern, den poetischen Geist nicht minder in Anspruch nehmenden Untersuchung beschäftigt. Sie betrifft das Volkslied und dessen mythischen Gehalt, wie uns in ähnlicher Weise Grimm in den Anmerkungen zu den Volksmärchen deren Zusammenhang mit der Mythologie, der antiken sowol als der deutschen und nordischen, anschaulich gemacht hat. Auch von dieser andern Untersuchung Uhland's wird schon in dem vorliegenden Büchlein Nutzen gezogen.

Zu der kurz vorher erschienenen „Deutschen Mythologie“ Jakob Grimm's verhalten sich Uhland's „Sagenforschungen“ so, daß sich diese nur mit der nordischen Mythologie, nicht der deutschen beschäftigen, jene aber nicht bloß darstellen, sondern ihrem geistigen Gehalte nach deuten, während J. Grimm nur die Darstellung, nicht auch die Deutung der deutschen Mythologie, mit Ausschluß der nordischen, soweit sie nicht zur Aufhellung der spärlichen, oft für sich unerkennbaren Überreste jener herange-

zogen werden mußte, beabsichtigte. Was Jakob Grimm zu diesem Behufe über die nordische Mythologie gesagt hatte, ist bei Uhlund bereits benützt worden. Wir müssen es übrigens bedauern, daß sich die Brüder Grimm seit dem Erscheinen des ersten Theiles der alten Edda (Berlin 1815) von der nordischen Literatur zurückgezogen haben, wenn uns ihre dadurch gewonnene Muße auf heimischem Gebiete nicht so reichlich entschädigte. Als ein besonders glückliches Ereigniß haben wir es dagegen im Voraus zu betrachten, daß Uhlund seine lohnende Thätigkeit diesem verlassenem Felde zugewandt hat; denn ohne ihn und Mohnike, der doch zunächst nur als Überseher thätig ist, wäre dasselbe als gänzlich verwaist anzusehen.

Höchst überraschend sind die Ergebnisse der Untersuchung über den Mythos von Thor. Wir lernen den Gott von einer ganz neuen Seite kennen. Bisher sahen wir in ihm nur den Donnerer, der den Hammer schwingt, Bergriesen und Thursen erschlägt. Daß er dem Zeus der Griechen, dem römischen Jupiter entspricht, während Odinn sich dem Mercurius vergleicht, war schon vor Grimm's „Deutscher Mythologie“ bekannte Annahme, und da diese sich nun als gänzlich bewährt hatte, so schien unsere Vorstellung von Thor als dem gewaltigen, dreinschlagenden Donnergott, dem furchtbarsten unter den Asen, um so sicherer begründet. Uhlund lehrt ihn uns zuerst als den Heiliger und Schutzherrn Mitgarðs, der bewohnten Erde, als den Freund und Schirmer der Menschenstämme kennen. Mit seiner Eigenschaft als Herr des Donners ist sein Wesen nicht erschöpft, wenn auch von dieser sinnlichen Erscheinung der Thorglaube ausging; entscheidender für den Charakter des Gottes ist es, daß er sich des Donnerhammers nur bedient, um Riesen und Ungethüme zu schlagen, welche die Erde unsicher machen und ihren Anbau verhindern. Hierdurch wird er erst zu Dem, was er ist: der menschlichste, volksthümlichste, leutseligste der Asen, der „geliebte Freund“ seiner Verehrer. Am deutlichsten stellt sich sein Wesen im Gegensatz zu dem Odinn's heraus in der scharfsinnigen Erklärung des Harbartsliebes.

Odinn, das Haupt der Asen, der auch dem Namen nach der Gott des lebendigen Geistes ist, durchsicht rastlos die Welt und stärkt die Sache der Götter, indem er überall geistiges Leben weckt und den irdischen Heldengeist zu höherm Bewußt, zur künftigen Theilnahme an dem großen Götterkampf, in seine himmlische Halle heranzieht. Dagegen ist Thor, Odinn's kräftigster Sohn, vorzugsweise Beschirmer der Erde, deren Anbau er begründet, deren Fruchtbarkeit und Freundlichkeit er zum Besten ihrer Bewohner unermüdet fördert und schützt und darum mit den wilden Elementargewalten in beständigem Kampfe liegt.

Ungeachtet dieses verwandtschaftlichen Verhältnisses zwischen Odinn als Vater und Thor als Sohn, stellt das Harbartslieb doch beide feindlich gegenüber, insofern die je unter Odinn eines dieser Götter gestellten Nichtigungen und Zustände des irdischen Daseins in Collision gerathen. In das Leben der Götter greift dieser Zwiespalt nicht ein, darin bleibt Odinn unter dem Beinamen Harbart, den er auch sonst führt, verhüllt. Odinn, als Erreger alles Geistes, sacht insbesondere als Gott des Sieges (Uhlund nennt ihn gradezu Kriegsgott, für den bisher Tyr, dem

Mars verglichen, gehalten wurde) den kriegerischen Geist an. Thor, als Gott des Anbaus, steht ihm bei der landverheerenden Weise der alten Kriegsführung nothwendig entgegen. Darum heißt es auch, Odinn habe die Farte, die auf der Wahlstätte fallen, Thor habe der Thrale Geschlecht, der Unfreien, die das Land bauen. Bei diesem Geschäfte ist Thor vielfach behülft. Der erste Anlaß, ihm die Urbarmachung der Erde zu übertragen, lag in der felsenspaltenden Gewalt des Wetterstrahls. Der Volksglaube schreibt ihm die Bergfälle, die Felsenlawinen im Gebirge zu, er bereitet den harten Steingrund zum urbaren Erdreiche und bezwingt die dem Anbau der Erde widerstrebende nördliche Gebirgswelt, deren Entwidderung die dort hausenden Ungethüme sich entgegensehen. Darum liegt Thor in beständigem Kampfe mit den Jötunen und Thursen, in welchen das Ungeheuer, Finstere und Feindselige in der Natur, die rohen ungezähmten Elemente personificirt werden. Dagegen sind dem Gotte als ein Dienstgefolge beigegeben Thialfi und Köstya, die Kinder der Bauern, welche den menschlichen Fleiß, die rasche, unverdrossene Mäßigkeit beim Anbau der Erde darstellen. Doch nicht bloß auf den Landbau beschränkt sich Thor's wohlthätige Wirksamkeit, die Welt soll überhaupt von den jötunischen Ungethümen gereinigt und dem Menschengeschlechte zu einer freundlichen, sichern Wohnstätte geheiligt werden. Daraus erklären sich die Eddalieder von Geirrod, Hymir und der Mitgarðschlange. Obwohl selbst Donnergott, ist doch Thor im schädlichen Gewitter, im Wolkenbruche und Überschwemmung nicht zugegen; es kommt von Jötunen und wird, wie jeder andere Ausbruch wilder Elemente, von ihm gedämpft; die Brücke aber, welche dem Ungeflüm überschwelliger Bergströme mit Pfeilern und Jochen widersteht, ist ihm geheilig, oder wird als sein Werk betrachtet, der überall den menschlichen Verkehr fördert. Mythisch wird dies so ausgedrückt, daß er den Riesenschtern, die den Strom angeschwellt haben, auf seinem Stuhle das Genick bricht. Noch andere Anstrengungen gegen das wilde Element des Wassers werden dem Schirmer der Erde zugeschrieben. Auf Hlesoy (Meerinsel) schlug er die wilden Weiber, die sein Schiff losgewunden und seinen Diener Thialfi, den Anbau, vertrieben hatten. Auf Gotland ist Thialfi ohne des Gottes unmittelbares Dazwischentreten der feindseligen Elemente Herr geworden. Aber auch das Meer selbst macht Thor dem Menschen, der Schifffahrt zugänglich. In der Begegnung mit dem Frostriesen Hymir, durch dessen Einwirkung Buchsen und Sunde zugefroren sind, bricht der sonnerkräftige Thor den festen Eiskrysal an dem Schädel des Jötunen. Weil aber hiermit das Meer, Agir's Gebiet, noch nicht beruhigt ist, vielmehr nach dem Bruche des Eises die See am ungeflümsten tobt, so muß noch die Bändigung der Mitgarðschlange, welche die zerstörende Urkraft des Elements verbildlicht, erfolgen, nach welchem Kampfe alsdann erst dauernde Meeresstille eintritt.

Das Licht, welches die Untersuchung über Thor's Wesen verbreitet, kommt auch andern Gottheiten zu Gute, und nicht bloß den zunächst verwandten, fast allen Göt-



tern Asgards. Die Aesen stehen untereinander in zu mannichfaltigem Wechselverkehre, ihre Mythen sind zu sehr ineinander verschlungen, als daß eine vollständige Deutung des Mythos eines Gottes nicht auch den Schleier, der das Wesen vieler andern verhängt, lüpfen sollte. Daraus folgt indessen keineswegs, daß die Fortsetzung der im vorliegenden Hefte begonnenen Forschungen weniger unser dringender Wunsch sein sollte. Dieser bleiben noch Räthsel genug zu lösen, namentlich werden die auf den Odin'schen Sagentkreis zunächst bezüglichen Eddalieder und die dahin gehörigen Stellen der jüngeren Edda und der Skaldenlieder dem Scharfsinne unseres Forschers zu schaffen machen, wenn ihm auch die Grundbedeutung Odins, als des Erweckers des Geistes, namentlich des Heldengeistes, schon feststeht. Gerade weil der Mythos vom Thor, als im Naturgebiete verkehrend, dem Verständniß offener lag als solche, die sich auf die innere Welt, auf das Geistesleben beziehen, hat der Verf. mit diesem begonnen, um vom Leichtern zum Schwierigern, vom Hellern zum Dunklern fortzuschreiten. Es bleibt also im Gegentheil den folgenden Heften das Wichtigste noch vorbehalten. Wie viel Aufklärung aber schon das Gegenwärtige über die gesammte Aesenlehre gewährt, wird sich aus folgenden kurzen Andeutungen ergeben. Wir übergehen dabei den schon besprochenen Odin und beginnen mit den der Gottheit Thor's zunächst verwandten Mythenbildern. Unter diesen ist seine Gemahlin Sif mit goldenem Haar die interessanteste Erscheinung. Loki hatte ihr trügerischerweise das Haar abgehoren. Die unterirdischen Zwerge bilden ihr ein neues Goldhaar, das wie ein natürliches fortwächst, sobald es auf Sifs Haupt kommt. Die Lösung des Räthfels ist, daß Sif das Getreidefeld bedeutet, dessen goldener Schmuck im Spätsommer (Loki bedeutet das Ende, die Reize des Jahres) abgeschnitten, dann aber von unsichtbar wirkenden Erdgeistern wieder neu gewoben wird. Die Zwerge sind die unsichtbaren Naturkräfte, die im Erdschooße die leuchtenden Erze, das verführerische Gold und das gewaltige Eisen hegen und bereiten, deren Werk die wunderbar kunstreichen Gewächse sind, die aus dem dunkeln Grunde hervorkommen. Eine solche Gattin geziemt dem Gotte, der dem Anbau der Erde vorsteht. Mit ihr hat er eine Tochter Thrud gezeugt, auch sie der Ältern würdig. Sie bedeutet das nährnde, stärkende Saatkorn, die Nährkraft, die im Korne liegt, und so artet auch sie in den gleichen landwirthschaftlichen Kreis. Thor hat auch seine Wohnung in Thrudheim oder Thrudrang, worunter das fruchtbare, nährkräftige Bauland zu verstehen ist. Sein Palast Bifstirner mit 540 Böden bedeutet den Wolkenhimmel mit seinen vielen Lagen und Schichten. Thrud nun, Thor's Tochter von Sif, dem Getreidefeld, war in des Vaters Abwesenheit einem Zwerge verlobt worden, aber Thor hebt, als er zurückkehrt, das Verlöbniß auf und entrafft seine Tochter dem Zwerge. Der Sinn des Mythos ergibt sich nach dem Vorausgeschickten von selbst. Das ausgestreute Saatkorn scheint dem finstern Erdgrunde verschattet, aber Thor hebt dieses Verlöbniß auf, die Saat wird mit dem zurückkehrenden

Sommer wieder an das Licht gezogen. In Thor's Söhnen, die er mit Jarnsara, der Eisensteinigen, gezeugt, Modi, dem Muthigen, Jornigen, und Magni, dem Starken, scheinen die Eigenschaften des Vaters, Asenzorn und Aesenstärke, besonders personificirt. Warum aber ihre Mutter Jarnsara, die Eisensteinige, ist, erklärt zwar Upland nicht, aber aus dem Zusammenhange seiner Mythendeutung ergibt sich die Lösung: die Vereitung des steinigten, eisenhaltigen Gebirges zum fruchtbaren Baulande weckt im Dem, der sich ihr unterzieht, Muth und Stärke. Daß Jörd, die Erde, Thor's Mutter heißt, ist ganz entsprechend. Odins Verbindung mit ihr, die Beziehung der schaffenden und bildenden Götterkraft zur Erde, belohnt ein Weiden gleichgearteter Sohn.

(Der Beschluß folgt.)

### Notiz.

Die Basken, einer der wenigen noch vorhandenen Volkstämme, die nationale Eigenthümlichkeit bewahrt, haben auch darin Ähnlichkeit mit den Tirolern, daß sie in gewissen Gegenden, wie im Thale Sul, Schauspiele im Freien aufführen, von den Fanbleuten selbst verfaßt. Der Stoff ist theils aus der Bibel und Legende, theils aus den Mautenkriegen und den Kreuzzügen genommen. Der Plan an sich ist einfach, so lebhaft auch die Gesechte sind; auch ist Alles auf den Haupthelden berechnet, der, wenn die Handlung der Profangeschichte angehört, Karl der Große, Soliman, Roland, Almansor, Gottfried von Bouillon u. s. w. heißt. Der letzte Lieblingsheld war Napoleon, auf den nun der Insurgentenhauptling Zumala-Carreguy folgen wird. Ihr Theater ist seit einem Jahrtausend so ziemlich auf dieselbe Weise konstruirt: die Zuschauer stehen und sitzen unter dem freien Himmel, auf die Scenerie der etwas überdeckten Bühne wird wenig gewendet, desto mehr auf die Kleidung; wer irgend ein reiches Gewand, ein Stück Schmuck besitzt, leiht es willig den Schauspielern her.

Das Stück beginnt mit einem Prolog, der recitativartig halb gesungen, halb gesprochen wird und an den altgriechischen Chorgesang erinnert. Die gereimten vierzeiligen Verse, welche darauf folgen, machen den Dialog eintönig. Desto ungekümmer ist die Declamation und das Geberdenpiel. Die Kämpfe scheinen im vollen Ernste geführt zu werden. Ein Schußfieber war vor einigen Jahren in den Rollen der Päpste berühmt, auch war er der beliebteste Stegreifdichter und Sänger in der ganzen Gegend. Die jungen Mädchen spielen dieselben Stücke und agiren auf den Brettern trotz ihren Brüdern und Liebhabern. Auch der Tanz, den sie leidenschaftlich lieben, hat etwas Dramatisches und Kriegerisches, zumal bei den verheiratheten Männern. Diese haben ihren eignen Tanz für sich, einen andern die Frauen, desgleichen auch die jungen Mädchen und Burschen, die sich bei ihrer Kunde an den Händen halten. Die Garrica Danza vereinigt Jung und Alt. Frauen mit kleinen Kindern sind durch das Geseß angewiesen, bei gewissen Festtänzen gegenwärtig zu sein, damit ihren Säuglingen gleich die Freudentöne vaterländischer Feste ins Ohr fallen. Durch Tanz wird Alles gefeiert. Sind ihre Felder und Obstgärten durch Krieg oder Naturereignisse zerstört worden (Apfel-, Birn-, Kuss- und Kastanienbäume pflanzen sie zum Behuf der Armen und Wanderer über ihre Einfriedigungen hinaus an), so versammelt sich die Gemeinde, hilft dem Schaben ab, legt die besten Kleider an und tanzt beim muntern Klange der Schellentrommel und des Flageolets um den Keim und den Baumstößling. Sogar wenn ein Mädchen von schlechtem Ruf aus der Gemeinde gestossen wird, wobei man ihr die Haare abschneidet, ihr ein Stück Brot und eine Krübe mit auf den Weg gibt, tanzt man nachher vor dem Hause, das sie bewohnt.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 270.

27. September 1838.

### Sagenforschungen von Ludwig Uhland.

(Schluß aus Nr. 269.)

Den schon betrachteten Mythenbildern reiht sich zunächst an Drvandil der Recke und sein Weib Groa. Drvandil ist der Fruchtkeim. Thor hat ihn von Norden her aus Jotunheim, der Riesenwelt, über Eilvagar, die Eisströme, im Korbe getragen, er hat das keimende Pflanzenleben den eisigen Winter über bewahrt, aber der Recke Drvandil hat eine Behe hervorgestreckt und erfroren, der Keim hat sich allzufrühe hervorgewagt und muß es büßen. Nicht zufrieden, den harten Boden dem Anbaue bereitet zu haben, schirmt auch Thor die in der Wintererde verwaiste Ausfaat. Drvandil's Weib, die Wahrsagerin Groa, ist das Saatengrün, das Wachsthum. Eine Wahrsagerin kann sie heißen als Vorkotin künftiger Ernte. Noch in der Sage von Amleth bei Saxo sind die Grundzüge dieses alten Naturmythus erkennbar.

Nun folgt Iduna und Bragi, ihr Gatte. Bekanntlich wird Iduna durch den Jötun Thiaffi, der in Adlergestalt erscheint, aus Asgard entführt, worauf die Asen schnell grauhaarig und alt werden. Aber in Gestalt einer Nuss wird Iduna zurückgeholt, und die Götter verjüngen sich. In ihr ist das frische Sommergrün an Gras und Laub persönlich geworden. Ihre Entführung durch den Jötunadler Thiaffi bedeutet die Entblätterung der Bäume und Entfärbung der Wiesen durch den Hauch der Herbst- und Winterwinde. Die Nuss aber, in deren Gestalt Iduna zurückgebracht wird, zielt auf den Kern, aus dem die erkorbene Pflanzenwelt immer wieder aufgrünt. Daß Bragi, der Skalde unter den Göttern, Idunen zum Gatten gegeben ist, zwingt das Naturgefühl des Alterthums zu bewundern, dem die schöne, grünende Jahreszeit auch als die Zeit des Gesanges, des menschlichen wie des Vogelgesanges, erscheint.

Neben diese Gatten stellen sich zwei Geschwister Frey und Freyja. Ihr Vater Njord, der in Noatun, der Schiffstätte, wohnt, waltet vorzüglich über dem für Schifffahrt und Fischfang günstigen Wind und Wetter, Frey über der den Feldgewächsen gedeihlichen Witterung, während in Freyja Glanz und Wärme des reinen wolkenlosen Himmels der schönen Jahreszeit zur persönlichen Erscheinung kommt. Sie heißt die thränenschöne Göttin: ihre Thränen, der Thau, sind lichter Gold. Ihr leuch-

tendes Halsgeschmeide, der berühmte Brisingenschmuck, wird auf den klaren Venusstern bezogen, der zugleich Morgen- und Abendstern ist, weshalb sich einst Heimdal der Frühe und Loki der Späte um ihn stritten. Alle drei sind Luftgötter, Wanen, welcher Name sie als dem Leeren, Stofflosen angehörig bezeichnet. Ihre nähere Betrachtung bleibt noch vorbehalten, namentlich wird Freyja's Vermählung mit Odin zu enträthseln sein.

Eine überraschend schöne Deutung ist die des Baues, welchen der ungenannte Baumeister aus Jotunheim mit Hülfe seines Pferdes Svadilfari den Göttern Asgards bis zum ersten Sommertage zu vollbringen gelobt hat, nämlich eine Burg, welche vor Berg- und Eisriesen sicher sei, wenn auch solche innerhalb Mitgards hereinkämen. Zum Lohne ist ihm der Besitz Freyja's mit Sonne und Mond versprochen. Der Baumeister ist ein Winterriesen und bedeutet wol den Winter selbst, denn innerhalb desselben soll er das Werk vollenden. Sein Pferd Svadilfari, Eisfahrer, ist der Winterwind. Der Bau aber, der den Bergriesen und Reifthurfen als Vollwerk entgegenstehen soll, ist die feste, schützende Eis- und Schneedecke, unter der die Erde und die junge Saat vor den schädlichen Wirkungen des Winterfrostes geborgen ist. Aber der Bau darf nicht vollendet, nicht auf immer abgeschlossen werden, denn Derjenige, der den Göttern ein nützlicher Werkmeister gegen die Eisthurse, und nicht mit Unrecht, geschienen, ist zuletzt doch selbst ein Riese des rauhen Felsgebirges und würde, wenn man ihn schalten ließe, den Sommerhimmel (Freyja) mit Sonne und Mond entföhren, d. h. wenn der Schnee liegen bliebe, so würde der Frühling nicht wieder eintreten.

Ein neues Götterpaar, Balbur und Nanna, schließt sich diesem Ideenkreise an. Balbur, der allbeliebteste, schönste der Asen, der so licht ist, daß Glanz von ihm ausgeht, der in Breidablick, Weitglanz, wohnt, wo nichts Unreines bestehen kann, ist das Licht selbst, und Nanna, seine Gattin, ist die Blüte, die Blumenwelt, die sich dem Lichte zuwendet. Die Liebe Balbur's und Nanna's, des Lichtes und der Blüte, bildet ein Seitenstück zu der Liebe Bragi's und Iduna's, des Gesanges und der Sommergrüne. Wenn aber Forseti, der Gott der Dingstätte, der Rechtspflege, von Balbur und Nanna abstammt, und sein Saal Sliotar, der Glänzende, heißt, so ist daran zu

denken, daß die Zeit des Lichtsieges und der Blüte auch für Abhaltung des Gerichtes die geeignete war, da solches im Freien und bei obenstehender Sonne gehegt wurde.

Noch wird das Wesen einiger andern, nicht zunächst zu Thor's Kreise gehörigen Götter, als Loki's, Ty's, Heimdall's, Ägtr's oder Hler's u. s. w., gedeutet, so auch die Bildung der Welt aus dem Körper Ymar's und der Uffen Ursprung erklärt, so auch das Geschlecht Forniot's, von dem Riesen, Thor's ewige Feinde, stammen, erläutert; darüber verweisen wir auf das Buch selbst und seine mit Ungeduld erwartete Fortsetzung; hier genügt uns, die Grundanschauung, auf welche die Betrachtung des Mythos von Thor hinleitet, angedeutet zu haben. Offenbar gehört der ganze Mythenkreis, in welchem Thor waltet, dem Naturgebiete an; ein anderer, dem Odin vorsteht, bezieht sich, wie schon gesagt ist, näher auf das geistige Leben. Aber die bisher betrachtete Seite der nordischen Götterlehre ist wol am meisten geeignet dieser unsere Zuwendung zu erwerben, da die Vorstellungen, welche sie in Bild und bildliche Handlung kleidet, sich als so natürliche, dem einfachsten Stande, dem des Landbauers, gemäße ausgewiesen haben. Sie wird uns durch diese Deutung um Vieles näher gerückt, sie erscheint uns nun menschlicher, vertrauter, heimlicher. Auch wird es nun erst möglich, an diesem großen Epos der nordischen Götterfage, ja selbst an der skandinavischen Heldensage, an der sowol Thor als Odin und die übrigen Asen Antheil haben, wie am Schluß des Büchleins überzeugend nachgewiesen wird und sich auch schon erwarten ließ, fortzudichten, sie von innen heraus wieder zu beleben und die bisher scheinbar starren unbeweglichen Formen ihrem eigenthümlichen Wesen gemäß in Thätigkeit zu setzen. Bisher waren sie verzaubert, in tausendjährigen Schlaf versenkt; Uthland hat das Wort gefunden, das sie wieder erweckt. Er ist der Königssohn seines eignen Märchens, der die schlafende Prinzessin küßt, und wie der Druck seiner Lippen ihren Mund berührt, erwacht sie, vergilt noch halb schlummernd seine Umarmung und blickt ihn süß erschrocken an:

Sie streifte die goldnen Locken  
Aus ihrem Angesicht,  
Sie hob, so süß erschrocken,  
Ihr blaues Augenlicht.  
Und in den Nischen allen  
Erwachen Ritter und Frau,  
Die alten Niederhallen  
Im weiten Fürstenthum.

Wie er selbst das alte Märchen von Dornröschen auf die deutsche Poesie deutete, so beziehen wir es diesmal auf die nordische und denken dabei an dessen älteste Gestalt in Stegfried's Begegnung mit der im Zauber-schlaf befangenen Brunhilde, der Odin den Schlafdorn ins Haupt gestossen hat. So ist uns Uthland Stegfried, der durch Wafurlogi ritt.

Die gegebenen Deutungen stehen im Ganzen gesichert und fest, sowol etymologisch als für die poetische Anschauung, und es würde eine übertriebene, sich fälschlich als wissenschaftliche Strenge brüstende Skepsis, wie sie

freilich wol hier und da, und selbst bei bedeutenden Gelehrten, angetroffen wird, dazu gehören, um sich ihrer Evidenz zu verschließen. Im Einzelnen mag hier und da geirrt sein, wo der Verf. zu sehr darauf ausgegangen ist, die Deutung bis in das Detail fortzuführen, das dem Bilde, der epischen Ausführung, der poetischen Behandlung, kurz der ungebundenen Phantasie angehört, die sich nie unbedingt dem Gedanken unterwirft, sondern sich einige Rechte vorbehält. So scheint uns die Deutung der Namen von Loki's Ättern, Farbauti und Laufri, gezwungen, auch Sif's Name scheint uns nicht genügend erklärt: in beiden Fällen ist der Etymologie genug gethan, aber die Anschauung bleibt unbefriedigt und sähe diese Punkte lieber ganz übergangen. Auch warum Uller der Wintergott ein Sohn Sif's genannt wird, bleibt uns unerklärt, sowie der Name Folvbany für Freyja's Wohnstätte. Der behauptete mythische Ursprung der schottischen Ballade von Hind Etin und ihr Zusammenhang mit dem Mythos von Iduna hat uns nicht eingeleuchtet. Etin für Jötun (angels. Eoten) zu nehmen, ist zwar zulässig; wenn aber Etin ungetauft heißt, so liegt es nahe, an Helbe (ethnicus) zu denken. Ob das Schleiertuch Frigg's S. 148 nicht auf den sogenannten Altenweiber- oder Altherheilgensommer geht, der auch sonst für ein Gespinnst der Eisen gilt? 21.

Aus dem Leben eines Gespenstes. Von Brennglas.  
Leipzig, Reichenbach. 1838. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Die Zeiten sind vorüber, wo auch die sogenannte schöne oder leichte Literatur der Deutschen eine echtdeutsche war, d. h. wo auch sie an dem Ganze der Wissenschaftlichkeit Theil nahm und die Ausbildung des Geistes zum Ziele hatte. Statt dieser Bestrebung ist jetzt der Geist selbst, nämlich Das, was unsere überrheinischen Nachbarn darunter verstehen, der Esprit, Gegenstand des Strebens in unserer jungen Literatur geworden. Man war von dem französischen Esprit gewohnt, zu sehen, daß er nichts schonte, daß ihm nichts heilig war, und die scheinbare Verachtung des Achtungswürdigen ist sein wesentlicher Charakterzug. Was Wunder also, daß bei dieser undeutschen Veränderung des deutschen Literaturgeistes auch diese Eigenthümlichkeit der Espritjäger zum Vorschein kam? H. Heine war der Colombo für diesen Continent; er signalisirte jene falschen Goldminen und diese falschen Paradiesesfrüchte, und ein Heer von vermeintlichen Weltentdeckern stürzte sich auf seine Spur.

Zu diesen jungen Literatoren, welche der alten Welt des Gedankens untreu wurden, um die neuen Inselgruppen des Esprit in Vers und Prosa auszubeuten, zu jenen Heubauern des Geistes, wie man sie süßlich nennen kann, da ihre Waffenthaten im bloßen Parcelliren des Feindes und in flüchtigen Reitergefechten bestehen, die kaum ein Ansehen von Ernst haben, zu diesen Espritjägern, welche wichtige Mäcken fangen und mit solchen Thaten die alte deutsche Gedankenliteratur aus dem Sattel gehoben zu haben meinen, gehöret auch der Satyricus, welcher unter dem Namen Brennglas schreibt und, wir wollen es nicht leugnen, uns bisweilen Spas macht. Wir haben auch an sich gar nichts gegen die Gattung, sie mag bestehen und sie mag auch blühen, wenn nur diese jungen Energumenen nicht glauben, die alte deutsche Literatur geistig todtgeschlagen zu haben und einen Thron einzunehmen, der andern Geistern geblüht als denen eines stacheligen Wiges. Sie mögen dem Fuchs jagen, aber sich nicht mit Verachtung für den Jäger erfüllen, der dem Edelhirsch des Gedankens nachgung und ihn erlegt! Sie mögen sich, sei es, rühmen, das Gebiet des Ge-

füßigen erweitert zu haben, aber nicht wie aus höherer Sphäre her auf die Männer und die Zeiten herabsehen, denen die deutsche Literatur Ehre, Blüte und ihre unbefristete Herrschaft im Reiche des Geistes verdankt.

Diesen ganzen jungen Literaturgeist seine rechte Stelle anzuweisen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der heutigen Kritik. Er soll nicht, wie es wol geschieht, verurtheilt sein; er sei uns vielmehr, obgleich an sich undeutlich, willkommen als ein Ausbau, eine Erweiterung, eine neue Falte im Gewande des deutschen Geistes. Aber er lasse davon ab, sich als das Alpha und Omega der deutschen Literatur anzusehen, und warne sich selbst mit Menzel's Beispiel, der ihn anfangs verzärtelte und jetzt, seiner nicht mehr mächtig, mit ohnmächtigen Waffen gegen ihn wie ein Verzweifelter ankämpft.

Wir kehren zu unserm „Beben eines Gespenstes“ zurück. Dieser Titel, incongruent und gewaltsam, wie er ist, soll offenbar die „Briese eines Verstorbenen“ überbieten und zeigt von vorn herein, auf welchen Ruhm es abgesehen ist. Brennglas hat einen Stachel bereit für Alles; Alles verkehrt und wird schwarz unter ihm; im verzerrenden Glase zeigt Alles sich nichtig, und die Richtigkeit des Schreibers — außer unter dem Gesichtspunkte des Witzes — thut sich am allerdeutlichsten kund. Man könnte diese Dichter, statt mit Lied die Verdünner, auch die Vernichter nennen. Sie stehen in einem Walde und fällen alle Bäume um sich her, ohne wahrzunehmen, daß sie den schönen poetischen Waldeshatten ausröten und die bleiche Sandebene sie umstarrt. Sie rasiren die Welt durch ihren vernichtenden Witz und wundern sich dann über das jammervolle und langweilige Ginerlei, das in der künstlich geschaffenen Lüneburger Heide sie überall angrinzelt. Leute wie diese Nachtreter Heine's sind das gerade Gegentheil der Alten: diese bevölkerten Hain und Wald mit Göttern und ließen aus jeder Urne Ströme fließen; jene tödten alle Götter, trocknen alle Flüsse aus und streben, in der entgauberten Welt aus verrinnendem Sande ihrem einzigen Gotte, dem Witz, einen Thron zu errichten, der niemals fertig wird. Sie sind die Zerstörer aller Gegebenen, an dem sie ihre Vernichtungskunst üben, die Mörder aller Nymphen und Dryaden, welche die Welt schmückten, die Herostrate aller Tempel, die ihnen die Phantasie einer poetischen Welt erbaut hatte; sie sind die Feinde der Poesie, und ihre Hervorbringungen sind das Gegentheil von dieser.

Ihr Söge ist der Witz; jener schalkhafte Gott, der gut ist, so lange er im Götterrath seine verborgene Gotte einnimmt, aus der hervorlacht, wenn die größern Götter schweigen, ist ihr Baal und ihr Jupiter geworden. Sie verehren ihn im Staub, wie man den Delai Sama verehrt; er leistet ihnen für Alles Erfas. Hier liegt ihr Fehler, hier beginnt das Verderben! Ein Wort an euch, ihr jungen Übermüthigen! Weist den falschen Gott in seine Gotte zurück, und ihr sollt uns willkommen sein!

Es ist nicht zu leugnen, diese junge Schule hat ein neues Element in unsere Literatur gebracht. Wir möchten sie darum, könnten wir es auch, nicht verschrecken. Aber Manches, was falsch ist, hat der Geist der Negation und die Augen geöffnet; er soll darum leben. Nur an seiner Stelle, nur nicht als Vernichter des Positiven in der Poesie, nur nicht als Alleinherrscher! Er soll leben, wie Mephisto neben dem Herrn lebt, seine Niedrigkeit und die fremde Herrlichkeit erkennend.

Der Heine'sche Geist feiert seine Palingenesie in Brennglas, ja an Stacheln des Witzes ist der Nachbildner reicher als das Vorbild. Heine aber ist am Gel vor sich selbst gestorben. Warmendes Beispiel für alle seine Nachfolger an dem Throne des Witzgottes! Auch in dem zweiten Element dieser Schule, die deren nur zwei hat, nämlich den Witz und die erkünstelte Sentimentalität, auch in diesem letzten Elemente steht Brennglas seinem Vorbilde nicht nach; er betet dieselben Gutzefalten, die weiße Marienlilie und die gespenstige Müllerin nebst dem Lahnschaukelnden Knaben an, und es gelinge ihm damit ebenso gut als seinem Meister. Die Sache ist überhaupt leicht,

und Über kann das Kunststück nach dem Heine'schen Recept bereiten.

Nach dieser nothwendigen Charakteristik sehen wir das Buch an. Daß der Verf. kein Künstler sei, zeigt uns schon die zerrissene Form. Briefe, Poesien, Reisebilder, Novellen, nicht einmal eine ganze Novelle, die doch jetzt Jeder machen kann. Nichts als Einzelnes, Kleines, Bilderchen, wie sie der Meister auch lieferte. Zuerst: „Liebe und Haß“, ein Phantasiestück, der einzige kernhaltige Brocken des ganzen Gemisches. Hier nimmt Hr. Brennglas ohne Zweifel einen Anlauf zur Poesie, indem er nach Goethe den Herrn und Mephisto sich über Gegenstände des Weltregiments und noch dazu in Versen unterhalten läßt. Was Conception sei, und was sie bedeute, zeigt sich hier deutlich, wo Hr. Brennglas, ein kleiner Poet, mit den Bausteinen eines großen Dichters zu bauen unternimmt. Die epikloppischen Bruchsteine sind ihm offenbar viel zu schwer. Im „Kauf“ ist Mephistopheles die Negation des Welterschöpfers, d. h. der Liebe; hier, bei Hrn. Brennglas, ist er des Herrn lustiger Rath, sein Spasmacher. A la bonne heure, das ist die Conception des Herrn Brennglas, der zwar, wie er versichert, lang und schlank gewachsen, aber doch ein sehr kleiner Poet sein muß. Folgendermaßen führt er das wandernde Paar ein:

D e r H e r r .

Dort unten mein ich jenes grüne Land,  
Ein breiter Strom begrenzt es schön im Westen,  
Im Norden streckt sich an des Meeres Strand  
Die Eich' empor mit dichtbelaubten Ästen,  
Und zwischen Bergen, Wald und Wiesengrün  
Der Flüsse viel wie Silberbänder ziehn.

M e p h i s t o .

Ich seh es g'nau, es ist dasselbe Reich,  
In welchem ich den Doctor einst verführte;  
Ich spielte seiner Seele diesen Streich,  
Weil er zu große Lust verspürte,  
Und in die Karten hier zu schauen  
Und später ein System zu bauen.  
Bekannt Euch, Herr, es war zu jenen Zeiten,  
Als ich, mit Säub' und Haß begabt,  
Nur am Seelenschmerz gelabt  
Und täglich in die Hölle mußte reiten.  
Mein Kopf war damals langgedehrt,  
Im Antlitz hatt' ich äußerst viel Malice,  
Auch war von hero göttlicher Caprice  
Ein Pferdebüschchen mir besetzt.

D e r H e r r .

Niel von dem Schmutz hast du verloren,  
Drum hoff' ich, daß du meine Güte preist.

M e p h i s t o .

Ich fühle mich wie neugeboren  
Und bin fürwahr ein angenehmer Geist u. s. f.

Die Wanderer gelangen nun in die kleine Stadt Mikrossingen, die sie über ihre Constitution, das politische Lieb, in großer Bewegung finden. Alte Weiber Klatschen, der Burgemeister spielt einen lächerlichen Tyrannen, Juden und Protestanten sprechen über die Kirche, der Vogelfänger Bläße macht den Demagogon, und zu allem diesen sagen der Herr und Mephisto ihre Bemerkungen her. Zu dem kommt eine in lächerliche Caricatur hinübergezogene Liebesgeschichte, welche tragisch endet. Bläße wird unter Schluchzen und Grauen, unter Protestationen und heldenmüthigen Bethenerungen besiegt, Mephisto findet, daß der heutige Tag ziemlich amüsant war, und der Herr schließt das Stück mit seinem Segen:

Ich gieße Trost in eure wunde Herzen,  
Und wecke Blüten aus des Grabes Ruh;  
Verjaget nicht ob dieser kurzen Schmerzen.

Der Geist geht langsam der Bollendung zu.  
Dies ist nun das den „Erinnern der Zeit“ gewidmete Phantasiestück: „Liebe und Haß.“ Von beiden war darin nicht viel

wahrzunehmen, desto mehr aber zeigte sich von Ungeschmack des Poeten. Die Idee, das Erzählende auf diese Art mit dem Erzählenden zu mischen, zeugt schon von der Unordnung im Geiste des Poeten; jebedarfs aber gehörten, sollte ein solches Beginnen glücken, Vermittelungen dazu, wie sie der „Kauf“ darbietet, und Kräfte, geschickt auch das Heterogene zusammenzubringen. Diese Arbeit lag über dem Vermögen des Poeten weit hinaus; es bedurfte mehr dazu als des Wiges, der allein nicht fehlt; es bedurfte der Begeisterung und einer Dante-Goethe'schen Naturdurchdringung zu einem solchen Unternehmen. In- des sind doch einige gute Gedanken in diesem Bruchstücke ausgekreut, und der Dialog (S. 40 fg.) zwischen dem Herrn und Rephisko hat sein Verdienst. J. B.:

Rephisko.

Doch sagt, wie könnt Ihr niemals hassen,  
Was doch für Euch so hassenswerth.

Der Herr.

Ich liebe dich, weil Liebe dich verzehrt.

Rephisko.

Wo, Ihr wollt mich nach und nach verspeisen!  
Ich muß ein delicates Bissen sein . . . .  
Ihr könnt mich selber nicht vernichten,  
Nur langsam Das, wodurch ich widerstrebe!

Der Herr.

Wer bist du noch, wenn du nicht widerstrebst  
Und ohne Haß und ohne Liebe lebst?

Rephisko.

Verdammt! Daß ich mich ließ bethören,  
Euch anzuhören!  
Ihr haucht mir, ohne daß ich's merke  
Versöhnung in die Brust,  
Vernichtet meine besten Werke,  
Und raubt mir jede Lust!  
Ihr schmähtet mir stets mehr und mehr den Raum.  
Mord ist mein Athmen, und ich haße kaum . . . .  
Sulest werd' ich noch Eure Allmacht preisen!

Und:

Der Herr.

Ich bin die Welt, das unbegrenzte All,  
Ich selbst der Geist, der drinnen lebt,  
Gestaltet ist, was ich gedacht, gewiß,  
Das, was ich sehe, ist mein Wiederhall. —  
Du bist im Kampfe mit dem Allgemeinen  
Des Einzelwesens Herrschbegier,  
Das sich nicht Liebend will vereinen  
Mit mir.

Gut! —

Hierauf folgen: „Briefcharaktere“, 24 an der Zahl, wichtige Expectorationen eines jungen Dichters, seiner verlassenen Geliebten, eines Schauspielers, der ein Engagement sucht, eines Hofmannes, dessen Wappen verletzt ist, eines alten Studenten, der die lüneburger Haide gut schildert, eines Hausfreundes an eine junge Witwe, eines Hypochondristen, eines Antiquitätenkrämers und dergleichen mehr. Unstreitig ist viel Wig der Auffassung in allen diesen Briefen, und einige Geschmacklosigkeit abgerechnet, sind sie Proben eines Talents, das in beschränkter Sphäre Geistreiches und Gesälliges hervorbringt. Ein gewisses Schwelgen über den Verhältnissen ist darin nicht zu verkennen, wenn auch die Eitelkeit, welche der Verf. weiterhin unverhohlen zeigt, ihn verlockt, sich darum, weil er viel zu verneinen weiß, für einen Weisen zu halten. Die Weisheit aber ist etwas Positives, und die Negation, der Zweifel, ist nur die Eingangspforte zu ihr. Geister wie Dante, Goethe und Shakespeare, oder, um in Kleinern Kreisen stehen zu bleiben, wie Pope, Legnér, Tiebge, ja selbst wie Götz und Matthiffon sind über diese Eingangspforte weit hinaus, in der nur Byron stecken blieb. Das ist's, was diese Herren stets vergessen.

Eine furchtbare Probe von Ungeschmack hat der Verf. durch

die folgende Novelle: „Der Sarg im Wirthshaus“, nach einer wahren Begebenheit, abgelegt, und nebenher hat er seine totale Unfähigkeit für die Form der Erzählung bekundet. Die Geschichte ist so scheußlich, so widerwärtig, daß wir uns scheuen, ihren Inhalt näher anzudeuten, er würde diese Blätter nur besudeln. Hier zeigt sich, woran es dieser Schule gänglich fehlt: sittlicher Takt, Erkenntniß von der Würde der Kunst, ästhetisches Feingefühl, durch deren Begegnung sie Schmach über die deutsche Literatur jüngster Zeit bringt. Behüte Gott, daß diese Bogen in die Hände eines sittlichen weiblichen Wesens fallen! Bücher dieser Art sollten einen Stempel tragen, der sie der Verwerfung denuncirte und namentlich die Frauen sicherte, daß sie ihre Seelen nicht etwa durch ihre Berührung vergifteten.

Etwas besser ist die Erzählung: „Die blinde Geliebte“, in welcher ein bejahrter Arzt einem jungen Mädchen, von dem er sich geliebt glaubt, den Staar schiebt, worauf er erkennen muß, daß nicht er, sondern sein junger Koloth der Geliebte der Blinden war. Der Gedanke dieser Geschichte scheint etwas zu sein, und ist nichts, von der Unnatur des Vorganges selbst ganz abgesehen. Eine dritte Erzählung: „Tauschung um Tauschung“, ist so trivial, gemein und jammervoll, daß sie selbst für Clauern zu schlecht wäre, der in derselben Gattung unendlich bessere Sachen geschrieben hat und wie ein wahrer Hero neben Hrn. Brennglas daheft.

Durch diese drei Erzählungen ist, für uns wenigstens, die totale Hoffnungslosigkeit des Verf. und seine absolute Unfähigkeit zur Gestaltung einer auch nur mittelmäßigen Novelle erwiesen. Von allen Eigenschaften eines schöngestiftigen Autors bleibt ihm überhaupt keine übrig als das glückliche Wortspiel und hin und wieder einiger Situationswitz. Diese beiden Besichtigkeiten läßt er denn auch in den letzten Abschnitten dieser Schrift fast bis zum Übermaß glänzen und spiegeln. Der Aufsatz über die Langeweile ist erträglich Richtenbergisch, Friedrichisch oder Saphirisch; das Sendschreiben „An einen großen Dämon“ ist barock und spaßhaft genug; die Krone des Ganzen aber, das Glanzmeer des Ruhmes, der Focus der Wignersonnenstrahlen des Hrn. Brennglas sind die „Genrebilder aus Berlin“. Hier ist der Verf. offenbar in seinem Elemente, welches das defultorische ist; hier erlangt er ungemeinen Erfolg, hier gewinnt er selbst verdienten Beifall, und Apollo bewahre uns, daß wir ihm denselben versagen sollten, wenn er ihn ausnahmsweise einmal zu erhalten verdient. Hr. Brennglas muß Genrebilder schreiben, Höfenweiber sprechen lassen, Kellner foppen, Journalistischer beschreiben und Droschkenleiden malen, das ist sein Beruf!

Unsere Leser sehen, daß die literarischen Vocationen verschieden sind, und daß die des Hrn. Brennglas nicht eben hoch hinaufreicht. Aber so sind nun einmal diese jungen deutschen Heintaner und Weltreformatoren; sie könnten als Anekdotenerzähler glänzen, aber sie ziehen es vor, Goethe zu überstrahlen, indem sie ihn meistern, was denn nicht ganz so leicht ist, als eine Droschkenfahrt in scherzhaften Übertreibungen zu erzählen. Ist ihnen dies letztere jedoch einmal gelungen, so nehmen sie an, es sei mit der ganzen bisherigen deutschen Literatur nichts, und sie hätten nichts Illigeres zu thun, als die staubigen Bücher von Schiller und Goethe u. vergessen zu machen, um eine neue Literatur zu erfinden. Habeant sibi! 30.

Notiz.

Chateaubriand führt in seinem „Génie du christianisme“ (II, 4, 4) unter andern Gründen, warum zur Feier des Gottesdienstes der siebente dem zehnten Tage vorzuziehen sei, auch folgende an: 1) das Gesetz der Gravitation richtet sich nach dem Quadrat der Distanzen, nicht nach dem Quinduplum; 2) beinahe durchgängig richtet sich die weibliche Niederkunst nach dem Serimacalcul; 3) der Stier kann nicht ununterbrochen sieben Tage arbeiten, am Ende des sechsten Tages scheint sein Gebrüll die Feiertunde zu fordern. 29.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 271. —

28. September 1838.

### Amerikanische Geschichtschreibung.

#### Erster Artikel.

Gleichwie Gebirge in langem, ununterbrochenem Zuge ihre Häupter auf dem Lande als Kuppen, aus dem Meeressboden als Eilande erheben und, weite Strecken des Raumes der Erde umgürtend, die Eisflächen des Nordens mit den Zaubergärten des Südens, die Naturzustände des Ostens mit der Verfeinerung des Westens verknüpfen, so auch die großen, von einem Jahrtausende ins andere fortlebenden und sie verbindenden Nationen und die durch sie gegründeten Reiche. Wie aber die Gebirge, sie seien nun aus den Niederschlägen gewaltiger Fluten der Vorzeit oder aus Erhebungen der die Erdrinde aufblühenden Gährung in ihrem innersten Kerne entstanden, durch ihre Zusammensetzung wesentlich die Zeitpunkte ihrer Bildung verkünden, so auch die Völker. Auch bei diesen lassen sich, wie an jenen, frühere und spätere Ur- und Übergangsbildungen unterscheiden, und ihr ganzes Dasein, ihre kräftige Thätigkeit nach außen wie ihr stilleres Wirken im Innern, die überlieferten Handlungen ihrer Kraft wie die aufgezeichneten Gebilde ihres Geistes sind für Den, der die Hieroglyphen zu sehen und zu deuten vermag, gleichmäßig mit dem Stempel der ältern oder jüngern Epoche im Lebenslaufe der Erde augenfällig bezeichnet.

Betrachten wir nun den sichtbarsten Abdruck der geistigen Thätigkeit der Völker, deren Literatur, welche darzustellen diese Blätter bestimmt sind, so zeigt sich eine merkwürdige Verschiedenheit in dem Ursprunge und der bis zur Vollständigkeit gelangten Entfaltung bei jenen, je nach den ange deuteten Unterschieden der Zeit- und Bildungsstufen derselben. Die Literatur der Urvölker erster Formation, wie die der Chinesen, Juden, Araber und Deutschen, beginnt naturgemäß mit der heiligen Dichtung gottbegeisterter Psalmen und Hymnen, welche aus der Lyrik in die auf gleichem Boden ruhenden Wechselgesänge übergehen, wie sie uns in den heiligen Dramen des Sanskrit, den Chören der Griechen, den Mysterien des Mittelalters theilweise noch aufbewahrt sind. Allmählig sich verweltlichend, wird die Dichtung zum Heldengesange, dem das Epos entspricht, aus welchem sich dann wiederum, die Windeln der gebundenen Rede verlassend, die Sage, die Chronik entwickelt, und endlich als späte Frucht

jener Ahnenreihe, sowie der Weltweisheit, die unterdeß aus der vom Menschen seiner Vernunft und Denkkraft angepaßten Religion entsprang, die ernste und treuen Spiegel der von ihr beleuchteten Vorzeit entgegenhaltende Geschichte gebiert. Minder vollständig erscheint durch den Reiz der Zeiten, oder auch in seiner Entwicklung unterbrochen, der Gang der Literatur der Völker zweiter Formation wie der Ägypter, während uns bei Nationen der dritten Bildung wie den Parsern, den keltischen oder gallischen Völkerschaften, oft nur einzelne stehengebliebene Säulen oder Trümmerhaufen der begonnenen Tempelstadt begegnen. Am abweichendsten erscheint endlich die Nagelstube der Mischvölker, wie es mit ihren großen ineinander geschobenen Fäden die Engländer, in noch viel höherm Maße aber deren Sproßlinge, die Amerikaner, sind.

Selbst, zwar mancher Frucht der stählenden Kraft lebendiger Fortbildung entbehrende Mischvölker genießen dagegen wiederum des Vortheiles, ihre Vorgänger benutzend, später als diese, in noch frischerer Jugend, zum gemeinsamen Ziele auszulaufen und es dadurch nebst ihrem Dasein vielleicht weiter hinauszurücken. So ist denn auch das amerikanische, nicht viel über zwei Jahrhunderte alte Volk, dessen erste Schriftproben in den Tagebüchern und Erzählungen des Capitains John Smith, John Winthrop's, sowie des von Proude aufbewahrten Quakers gar achtbare Erzeugnisse des Zeitalters der Chroniken darbieten, schon jetzt, wo nicht Alles täuscht, allein in der Literatur des Mutterlandes die ihm mangelnden Werke der übersprungenen Vorzustände findend, bei dem Zeitalter der Geschichtschreibung angelangt.

Zwei ausgezeichnete historische Werke sind es, welche, nachdem Hr. Henry Wheaton aus Rhode Island, amerikanischer Gesandter in Kopenhagen und jetzt in Berlin, in seiner „Geschichte der Normänner“ gar zweckmäßig die in Amerika ganz verschollenen ersten, wenngleich folgenlosen Entdecker und weisen Bewohner jenes Welttheils neu ins Leben gerufen hatte, öffentlich darlegen, wie das in beispiellos rascher Entwicklung begriffene Volk der Vereinigten Staaten nun auch in der Literatur bereits zum Mannesalter der Geschichtschreibung gelangt ist. Der Verf. des ersten dieser Werke, der eignen Geschichte der Vereinigten Staaten gewidmet, ist Hr. Georg Bancroft aus Massachusetts, der nach seiner Heimkehr aus

unserm, vor länger als einem Jahrzehnde von ihm besuchten Welttheile, vom wissenschaftlichen Geiste der deutschen Universitäten angehaucht, seine Studien auf die Geschichte des eignen Volkes gerichtet hat, die er auf eine bis dahin noch unverfuchter Weise zu erzählen begann. Das andere, gleich ausgezeichnete, schon vollendet dastehende Werk, von dem hier geredet werden soll, ist die „Geschichte Ferdinand's und Isabella's“, der Urheber und Beschützer von Americas Entdeckung und Pflanzung, von Hrn. W. P. Prescott in Boston, der ungeachtet eines, den Gebrauch der Augen äußerst beschränkenden leiblichen Gebrechens, welches ihm bisher die Betretung des europäischen Bodens verweigerte, mit dem tiefem Seherblicke des innern Auges hier eine Anschauung jenes merkwürdigen Übergangszeitalters gewonnen und dargelegt hat, wie wir sie noch in keinem Werke der reichen Literaturen der alten Welt, es sei in castilischer, englischer oder deutscher Zunge, bisher besessen haben. Beide unter uns noch ganz ungenannte Werke hier zu besprechen, scheint uns pflichtgemäß und vor Allen der deutschen, so gern die Darstellungen aller Geister der Erde in der hellen Spiegellammer (camera clara) ihrer Literatur abbildenden Natur vollkommen passlich und anständig.

Von dem Werke des Hrn. Bancroft \*) sind bisher erst zwei Bände erschienen, auch ist an keine gehörige, dem schönen Anfange entsprechende Fortsetzung desselben ohne eine Reise des Verf. nach dem Mutterlande zu denken. Denn in London ruhen die Quellen jener Geschichte in den britischen Archiven, welche die dortige Regierung schon vorlängst mit rühmlichem Freimuth den amerikanischen Staaten zur Benutzung und Abschrift der betreffenden Urkunden eröffnet und aufgeschlossen hat, ohne daß deren Regierungen bisher, aus elender Knickerei, für gut gefunden hätten, sich also die genaue und vielfach nützliche Kenntniß ihrer Ursprünge zu verschaffen. Wir müssen daher eifrig wünschen, daß Hr. Bancroft nicht durch seine vor Kurzem erfolgte Ernennung zum Zolleinnehmer in Boston, bei der das Verdienst endlich einmal im Einklange mit den Gesinnungen der herrschenden politischen Partei steht, von einer solchen Reise abgehalten werden möge, um so mehr, da die beiden vorliegenden Bände nur bis zur englischen Umwälzung von 1688 und bis zur vollendeten Begründung und Herstellung von zwölf der dreizehn ältern atlantischen Niederlassungen gehen, womit derjenige Zeitraum sein Ende erreicht, von welchem der, den zur Erfüllung seiner Aufgabe unumgänglichen hohen Standpunkt erkennende und einnehmende Verfasser am Schlusse des zweiten Bandes mit Recht sagt:

Wir haben die Geschichte der Ansiedelung unsers Vaterlandes beendet; jetzt folgt die seiner Vormundschaft. In ihr erscheinen vorzugsweise die Beziehungen der wachsenden Niederlassungen, der Vertreter demokratischer Freiheit, zu Frankreich und England: zu der französischen Monarchie, der Vertreterin des vollendeten Despotismus, welche die drei Stände dem Reiche, die Geistlichkeit durch einen Vertrag mit dem Papste,

das Lehnswesen durch ein stehendes Heer, die Gemeinbeeinträchtigungen durch Hofgunst und kräftige Polizei sich unterwürfig gemacht hatte; zu dem englischen Parlamente, dem Vertreter aristokratischer Freiheiten, das ein Königthum, Erstgeburtsrechte, Corporationsurkunden, Pairs, Lehnten, Prälaten, überlieferte Berechtigungen und jede Art von Befreiungen und Vorrechten anerkannt und genehmigt hatte. Diese drei Völker und diese drei Systeme wurden durch die Umwälzung von 1688 in unmittelbaren Gegensatz zueinander gebracht. Gleichzeitig wurde Englands Welt den theologischen Formen enthoben und betrat die Laufbahn des Handels, welche durch die Schiffsahrtsgesetze und durch die mit Frankreich und Spanien über die ausschließliche Verbindung der Niederlassungen mit ihren Mutterländern abgeschlossenen Verträge vorbereitet war. Der Zeitraum, den wir zurückgelegt haben, zeigt, weshalb wir ein freies Volk sind; der kommende wird darlegen, warum wir ein vereinigtes sind. Wir werden keinen romantischen Ereignissen begegnen, als Virginiens erste Abenteurer herbeiführten, keinen erhabenem, als die Pilgrime in Plymouth dargeboten haben. Wir stehen aber im Begriffe, einen weitem Schauplatz zu betreten, und wir werden, wie wir die Fortschritte des Handelswettstreifes durch Ereignisse begleiten, welche den Erdball von den Wildnissen jenseit der Magagnanes bis zur alten Heimat der Besittung in Pinobstan durchschütterten, auch wiederum sehn, daß die Selbstsucht des Bösen sich den eignen Untergang bereitet, und daß Gott die Schicksale der Menschen lenkt.

Von den achtzehn Capiteln, welche diese beiden Bände enthalten, ist das erste der Entdeckung Nordamerikas gewidmet. Es würde durch das neueste, seitdem in Europa erschienene Werk Humboldt's sowie durch die kopenhagener Herausgabe der skandinavischen Westfahrer einige Erweiterung erlangt haben. Die italienischen Entdecker der Westwelt, Colon, die Cabotto's, Vespucci und Verazzani werden kurz erwähnt; demnachst der Portugiese Cortereal, der zuerst das Gebiet der Vereinigten Staaten von Amerika sah und betrat, und der Franzose Cartier, der Gründer des für sein Vaterland in schmählicher Nichtkenntniß seines Werthes verloren gegangenen Reiches in Canada, das es blind genug war für den Besitz von Guadeloupe fahren zu lassen.

Das zweite Capitel erzählt den romantischen, von Garcilaso de la Vega so dichterisch beschriebenen Zug der Spanier unter Hernando de Soto durch die südlichen Staaten an beiden Ufern des unteren, von ihm zuerst überschrittenen Mississippi, nebst der Gründung der ältesten Stadt der Vereinigten Staaten, St.-Augustin, 1565, zur Bezwingung der in Florida Ansiedlungen versuchenden französischen Hugenotten. Im dritten Capitel wird mit großer Wahrscheinlichkeit an die Entrüstung der protestantischen Welt über jene spanische Grausamkeiten die Besetzung Virginiens durch die Engländer geknüpft, deren Herrscherin Elisabeth sich zur Beschützerin ihrer Glaubensgenossen berufen fühlte. Der nach der jungfräulichen Königin Virginiens genannten, aber erst 1607 unter Jakob I. zur Ausführung gebrachten Niederlassung fernere Entwicklung meldet das vierte, fünfte und sechste Capitel bis zu Cromwell's Zeiten hinab.

Sorgfältig, wie die Erzählung der folgenreichen Ereignisse dieses Zeitraumes abgefaßt und durch eine, freilich aus Hüne's Werke zu vervollständigende Geschichte der Negersklaverei geschmückt ist, kann man nicht umhin,

\*) George Bancroft's „History of the United States, from the discovery of the American continent to the present time“. Erster und zweiter Band. Boston und London 1834—37.

hier wie an ein paar andern Orten des Verfassers, Cromwell's heuchlerische Zwingherrschaft ins Schöne mahlende politische Gesinnung ungebührlichen Einfluß auf die Darstellung der schon in jenem Zeitraume wahrnehmbaren Streitfragen zwischen dem Mutterlande und der jungen Niederlassung ausüben zu sehen. Dagegen haben sich diese, seit der Präsidentschaft des Generals Jackson bei der Mehrzahl der Stimmen, wenngleich nicht der Einsichtsvollen, herrschend gewordenen agrarischen und gleichmachenden, keineswegs die Gründer der amerikanischen Freiheit befehlenden Ansichten bei der im siebenten Capitel gelieferten Erzählung von Marylands Ursprüngen weit minder fühlbar gemacht. Treu und schön wird der spiegelkeine Charakter Georg Calvert's, ersten Lords Baltimore, geschildert, der, nachdem er unter Jakob I. seine Stellung als einer der beiden Staatssecreteire des Reiches nebst Einfluß und Würde dem öffentlichen Bekenntnisse des katholischen Glaubens geopfert hatte, in welchem er Trost und Beruhigung gegen die Zweifel der Zeit gefunden, gleich daran dachte, seinen verfolgten neuen Glaubensbrüdern einen Zufluchtsort in Amerika zu eröffnen. So ward Maryland gegründet, da man in dem von Bischöflichen besetzten Virginien die Katholiken nicht dulden wollte, und der staatskluge Stifter sicherte dessen neuen Ansiedlern, ohne an eignen Vortheil oder den seiner Erben zu denken, größere Rechte, als irgend eine britische Niederlassung besaß. Repräsentative Verfassung, Freiheit von Abgaben und Steuern des Mutterlandes, eigne Gesetzgebung und, was diese Niederlassung vor allen übrigen auszeichnete, Rechtsgleichheit aller christlichen Parteien.

So war — wie der Verf. richtig bemerkt — der Zufluchtsort der Papisten die Stätte, wo in einem entfernten Winkel der Welt, an den Ufern bisher kaum untersuchter Flüsse durch die vertragsame Milde des Erbeigenthümers Glaubensfreiheit als Grundlage eines Staates angenommen wurde.

Jedes andere Land der Welt hatte damals seine, Andersgläubige verfolgenden Gesetze; der Eid des Statthalters von Maryland lautete: „Ich will weder selbst noch durch einen Andern, unmittelbar oder mittelbar, irgend Jemanden des Glaubens halber beunruhigen, belästigen oder zurückschrecken, der da bekennt an Jesus Christus zu glauben.“ Fast mit den nämlichen Worten wurde ein Glaubensfreiheitsgesetz für ewige Zeiten erlassen und zur Bewahrung dieser Grundsätze die in Massachusetts der Bürgerrechte entbehrenden Bischöflichen wie die in Virginien ebenso behandelten Puritaner von dem jüngern Lord Baltimore nach Maryland zum Genuße der verfassungsmäßigen Rechtsgleichheit eingelassen.

Wenn Lord Baltimore in gewissem Sinne ein Fürst war wie Mitridates im Cypresenland und andere Gründer von Niederlassungen des Alterthums, so war sein Fürstenthum dem Bekannten, der Freiheit und Ruhe suchte, gar leicht. Zahlreiche Schiffe fanden Beschäftigung in seinen Häfen. Der weiße Arbeiter stieg schnell zum freien Eigenthümer hinan, die Ausgewanderten waren sicher, ihre Lage zu verbessern, und die Annehmlichkeiten der Heimat umgaben sie bald in der neuen Welt. In der Wildniß, wo es keine künstlichen Belustigungen gab, sproß naturgemäße Erlebe wieder auf. Das ganze Gemüth des Pflanzers lebte in seiner Familie, die blühenden Kinder, die

ihn umgaben, waren sein Stolz und machten die Einsamkeit von Unschuld und Fröhlichkeit lachen. Aus allen Gegenden strömten Einwanderer herbei, und die Gesetze der Niederlassung erstreckten ihre Milde auf ebenso viele Völker als Seiten. Aus Frankreich kamen Hugenotten, aus Deutschland, aus Holland, aus Schweden, aus Finnland, ich glaube selbst aus Piemont suchten die Kinder des Unglücks Schutz unter dem duldsamen Scepter des Katholiken. Sogar Böhmen, Puz's und Hieronymus' Vaterland, sandte seine Söhne, die als Bürger Marylands alsbald gleicher Freiheiten theilhaft wurden. Das Recht der Gerechtigkeit und Menschlichkeit wäre vollständig gewesen, hätten die Quäker nicht bis sechs Jahre nach Penn's Ankunft zu leiden gehabt. Es war aber nicht ihr Glaube, um dessen willen sie verfolgt wurden, denn sie durften öffentlich und ungestört Gottesdienst halten, sondern wegen ihrer Weigerung der Kriegspflicht und der Eidesleistung.

Sogar die Farbe machte keinen Unterschied der Rechte, und in Maryland hatten Neger, Mulatten und Indier Stimmrecht bis 1802, wo es, ein Vierteljahrhundert nach der Unabhängigkeitserklärung, auch dem ärmsten Weißen ertheilt wurde. Schlecht vergolten wurde diese, damals in der neuen wie in der alten Welt unerhörte gesetzliche Feststellung der Glaubensfreiheit ihren Schöpfern, den Katholiken, unter Cromwell durch die Puritaner, unter Wilhelm III. durch die Bischöflichen, als diese im Mutterlande zur Herrschaft gelangten und, alsbald jene Stifter der Niederlassung verfolgend, ihr Glaubensbekenntniß zu einer, allein Bürgerrechte ertheilenden Staatsreligion machten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderbuch. Ein Gedicht in Scenen und Liedern von Hermann Schulz. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 18 Gr.

Und gab ich Euch, ganz ohne Wahl,  
Mein Wesen treu und schlicht,  
So möcht' ich wol, ich seh einmal  
Sich Euch von Angesicht,

schleßt der Dichter seine Scenen und Lieder, und sein Kritiker möchte ihm darauf antworten:

Und wie du uns gabst ohne Wahl  
Dein Wesen treu und schlicht,  
So möcht' ich wol, ich seh dich mal  
Von Angesicht zu Angesicht.

Das sind ursprüngliche, aus einem reinen, frischen Gemüthe quellende Löhne, erquickend und wohlthuend und von Wirkung um deswillen, weil sie nicht aus der Absicht, zu wirken, hervorgegangen sind. Des Bedeutendern gibt es, wer möchte das leugnen, in unserer heutigen Poesie viel, auch Dessen, was der innern Kraft nach weit bedeutender ist als unsers Keuslings Wanderlieder. Aber alles das will etwas sein; wir Empfänger legen deshalb auch einen andern Maßstab an. Dies will nichts sein, der Sänger gibt sich, wie er ist; und wir freuen uns, daß 1838 noch eine reine, keusche, warme Dichterbucht athmen mag, die, unvergiftet und unbelegt von den rauhen ägenden Luftströmungen der Gegenwart, solche harmlose, süße Löhne und Selbstbekenntnisse von sich geben mag. In welchem Lande ward er geboren, in welchem geschützten Thale erzogen, möchten wir fragen, daß der heitere Sonnenschein ihn noch so durchwärmte, daß Blumen, Quellen, Wiesensauen noch so zu ihm sprachen? Und in seiner Zufriedenheit möchte er auch uns beglücken. Er ruft zum Schluß:



Drum auf; ist's Euch wie mir zu Sinn,  
Hinaus in Wald und Flur!  
Laßt uns vereint die Pfabe ziehn  
Auf jungen Lenzes Spur.  
Und wie man lieben Freunden thut,  
Die man seit lang gekannt:  
Tragt nur das grüne Reis am Hut,  
Das ist des Grases Pfand.

Das grüne Reis hat seine Bedeutung, die wir den Lesern nicht voraus verrathen wollen. Es läßt sich auch nur eben mit des Dichters Worten wiedergeben, eine Umschreibung wäre nichts. Überhaupt es ist nicht der Inhalt, der den Gehalt der Gedichte ausmacht, es ist der frische, süße und melancholische Jünglingshauch, die ungezwungene Art, die nicht reflexionslose, aber von der Reflexion nicht erdrückte Keuschheit der Empfindung, die uns anzieht. Dergleichen war ehemals im deutschen Sängerlande nichts Seltenes; wir sind aber neuerdings gewohnt, die lyrische Poesie nur im Dienste „völkerundweltsgedankenbetrefflicher“ Empfindungen stürmen zu hören, daß ein solcher Naturfänger, der den Hauch im Schilf hört und den Moor- und Wurzelduft des Waldes athmend, die Stimmen der Naturgeister belauscht, wieder zur neuen Erscheinung wurde.

Die Bescheidenheit ist es, die ungelünstelt aus jedem Liede uns anspricht; aber der Laune und dem heitern Scherz ist um deshalb der Zutritt nicht versagt, wie in dem anmuthigen Gedichte: „Der Paß“, in welchem der Sänger sich erblickt:

rährend conterfeit  
Als wie zum Galgenbenten  
Hat mich im Paß die Polkei  
Gesichtert wie zum Spasie!  
Die Miene — gränlich, Blicke — scheu  
Und aufgestülpt die Nase.  
Und Ohren wie ein Mäuerthier,  
Bart dünn, und Haare spärlich,  
Besondres — wäre nichts an mir,  
Auch sei ich nicht — gefährlich.  
Drauf thäten sie mit Wichtigkeit  
Den großen Stempel malen,  
Und daß die Sach' in Richtigkeit,  
Das merkt' ich beim Bezahlen.

In demselben Sinne ist das launige Lied: „Die Demagogen“, beide die einzigen, aber harmlosen Anspielungen auf Zeitverirrungen und Verationen. Wie der Verfasser aber auch zu Liedern von höherer Stimmung sich angeregt fühlen mag, beweisen die körnigen Lieder im Wirthshause, das dort gesungene Lied von der Freiheit und das Lied des Gedächtnen:

Was schwärmt Ihr bei Wein und Gesange?  
Was preißt ihr Euch jubelnd als frei?  
Frei auf Erden allein sind die Vögel,  
Und ich — ich bin vogelfrei.

Der Eintritt des Gedächtnen unter die Schwärmenden hat sogar einen plastischen Anstrich. Daran erinnert auch die keusch eingeflochtene Episode von der Liebe des Sängers. Doch wüßte ich nicht, ob ich dem Sänger anrathen sollte, auf sein lyrisches Talent bauend, sich in den Gebieten der Poesie zu versuchen, welche festern Grund und Boden verlangen und Umsicht und Charakteristik, die selten auf die Dauer mit dem ursprünglichen Sängershauche sich verträgt, der den Dichter uns lieb macht. Den Wald und die Walbeinsamkeit (in die er ohne Lied's Führung wol schwerlich eingebrungen wäre; sein Lob ist, daß er sich wieder herausgefunden, ohne wie des blonden Egbert Schwester sich selbst zu verlieren) wird er freilich mit der Zeit verlassen müssen, wie er denn selbst dies andeutet; doch werden ihm die „Wegweiser“, wohin er sich zu wenden hat, nicht fehlen. Siehe sein

eignes schönes Gedicht, welches diesen Titel führt. Der Dichter ist, im Traume wandelnd, an den Kreuzweg gekommen:

Wald stand ich an dem Selger da  
Und laß an allen Ecken,  
Und wie ich zweifelnd aufwärts sah,  
Thät noch ein Arm sich strecken.  
Hinauf zum Himmel wies er grad  
Und hat mich so beschieden:  
Wer sich erwählet diesen Pfad  
Der irret nicht hienieden.  
Da schritt ich neuen Muthes fort,  
Das war des Sprachers Segen:  
Ich zu der großen Heimat dort  
Komm ich ja allerwegen.

Unter den vielen lieblichen Liedern, die alle ein Hauch, wenn auch kaum eines darunter ein vollkommenes Gedicht, sind, nennen wir nur noch beispielsweise: „Des Lütchens Grab“, das angeht:

Ein Lütchen ward geboren  
Am blauen Himmelszelt,  
Aus goldnen Morgens Thoren  
Zog's in die weite Welt.

und schließt:

Wol säufelt durch die Erlen  
Noch leis sein letztes Ach,  
Und helle Tropfen perlen  
Dem jungen Leben nach —

das Lied des Harfuers vom kranken Manne, zu dem der Frühling ins Zimmer tritt und ihn hinausführt in seinen großen Garten — den Kirchhof, und das Lied: „Des Waldes Glaube“.

Die Anzeige ist fertig. Ob dadurch für den Leser ein Begriff von Dem, was er hier zu suchen hat, gegeben ist? Und doch fürchtet der Kritiker, schon zu viel, nämlich des Lobes ausgesprochen zu haben; nicht für den Leser, sondern für den Autor, wenn anders derselbe sich dadurch könnte verschüchtern lassen, sich für mehr zu halten, als er ist, d. h. ein Bezufener und Erwählter, um mehr zu wagen. Möglich, daß er es ist; aber unser Lob hatte es aber mit dem Sänger zu thun, der leicht verlieren könnte, wenn er als Dichter in die Schranken träte.

20.

## Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätzig:

### Kleines A=B=C-Buch

für

Anfänger im Lesen und Schreiben.

## Synonymen und Homonymen.

Von J. G. von Quandt.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Kein Buch für Kinder, möchte dies Werthen vielmehr Manchen willkommen sein, die vermeynen lesen und Schreiben zu können, — Allen interessant, welche auf eine geistreiche Weise ihren Sinn für wahres Verstandniß der Wörter zu schärfen wünschen.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 272.

29. September 1838.

### Amerikanische Geschichtschreibung.

#### Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 271.)

Einen schneidenden Gegensatz zu dem eben geschilderten, unter allen amerikanischen Niederlassungen einem Stillleben allein sich nähernden Staate der Katholiken bildet die in den drei letzten Capiteln des ersten Bandes, dem achten, neunten und zehnten, geleistete Darstellung der puritanischen, in England Independenten, in Amerika Congregationisten sich nennenden Pilgrimme, ihrer ersten Niederlassungen und ihrer allmätigen Ausbreitung über die sechs Staaten Neuenglands. Wenngleich selbst ein Abkömmling jenes kräftigen, der von Walter Scott geleisteten Schilderung ihrer schottischen Glaubensbrüder, der Covenanter, vollkommen entsprechenden Geschlechtes, hat Hr. Bancroft dasselbe zwar mit Liebe, Treue und Fleiß, man darf aber nicht sagen mit Vorliebe geschildert.

Die 1550 durch Hooper zuerst eine Abweichung von der herrschenden bischöflichen Kirche kundgebenden, durch die Verbannung unter der Königin Maria in ihren calvinistischen Grundsätzen bestärkten, nach der Rückkehr nach England als Brownisten auftretenden Puritaner hatten gehofft, bei der Thronergangung Jakob I., des Bögling der schottischen Kirche, die er einst „die lautere der Welt“ genannt, völlige Herrschaft zu erwerben. Da ward der König, zum Erstaunen Aller, mit der Überschreitung des Tweed zum eifrigsten Anhänger der Hochkirche und umfaßte mit ganzer Seele den häufig ausgesprochenen Grundsatz: kein Bischof, kein König. Die Puritaner hingegen, welche die Mehrzahl der Mitglieder des ersten neugewählten Unterhauses bildeten, sahen, daß der König sich auf Tod und Leben mit der den monarchischen Grundsätzen förderlichen Hochkirche verbunden habe, und sie wurden aus das Martyrium suchenden Streitem gegen den Altar zu siegdürstenden Kämpfern gegen den Thron. Wol waren sie schon zu mächtig und zu zahlreich, um unterdrückt und vernichtet zu werden, aber doch zu schwach und unter sich der Einheit entbehrend, um sich im Lande gegen die Mehrzahl der Bischöflichen, gegen Krone, Kirche und den höhern Adel behaupten zu können. Da entwichen die Unbedingten unter ihnen, die Brownisten, erst nach Holland und darauf nach Amerika. So entstand 1620 erst Plymouth, dann Boston, bald darauf unter dem gemein-

schaftlichen Namen Massachusetts, des ältesten der sechs neuengländischen Staaten, vereinigt.

Wäre Neuengland — bemerkt der Verf. — unmittelbar nach Entdeckung des Festlandes von Amerika besetzt worden, so würde es die alten englischen Institutionen unter dem mächtigen Einflusse des katholischen Glaubens empfangen haben. Hätte die Niederlassung unter Elisabeth's Regierung stattgefunden, so würde dies geschehen sein, ehe die Geistesthätigkeit im Gebiete des Glaubens durch eine entsprechende Geistesthätigkeit in der Politik geleitet worden wäre. Die Pilgrime waren aber Engländer, Protestanten, Glaubensflüchtlinge; Männer unter derucht der Ketten, ausgebildet durch Gelegenheiten zu ausgedehnten Beobachtungen, gleich an Stand und an Rechten und durch kein Gesetz gebunden, als das ihnen von der Religion aufgetragte, oder durch den Willen Aller geschaffene.

So wurde von Anbeginn der Freiheitsgeist in die neuen Niederlassungen gepflanzt; mit ihm die schon 1643 im Bunde derselben gegen die Indianer sich kundgebende Neigung zur Genossenschaft, wie im Innern der Eifer für den zum Studium der Bibel, der einzigen Glaubensvorschrift, unerlässlichen Schulunterricht, der rastlose, über Meer und Land schweifende, nichts für un erreichbar haltende Unternehmungsggeist, aber auch die, keine geringe Abweichung von dem Bekenntnisse innerhalb der Grenzen der theokratischen Gemeinwesen duldbende Verfolgungssucht, vor der selbst die milden Quäker weichen mußten. Ein wohlthuendes Gegenbild zu dieser nebst den erwähnten großen Eigenschaften den Yankee in Connecticut noch mehr als in Massachusetts auszeichnenden Schattenseite bildet das duldsamere, von dem aus Massachusetts vertriebenen Roger Willams, dem Vertreter der Rechte der Indianer gegen die europäischen Ansiedler, gegründete Rhode Island, der einzige von allen nordamerikanischen Staaten, der noch an der von Karl II. verthehenen Verfassungsurkunde festhält, ohne an dem unauf lösslichen Wechsellspiele der übrigen Theil zu nehmen.

So herrschte, noch jetzt dem Beobachter unverkennbar, Mannichfaltigkeit und sich einander ergänzende Verschiedenheit der Gestaltung in der einen, alle Niederlassungen Neuenglands, des Kerns der Vereinigten Staaten, belebenden Neigung und Gesinnung. Diese sind es aber auch, welche ihre Bewohner allein, beispiellos geeignet zur Besetzung und zum Anbau eines neuen Welttheiles, zur ungehinderten Durchspähung aller Meere, zu Erfindungen des Kunstfleißes, zur allgemeinsten Verbreitung der nutz-

bringenden Kenntnisse und zur Erhaltung der über Allem schwebenden Gottesfurcht und Wohlthätigkeit befähigt und begeistert haben: eine schon während des dreißigjährigen Krieges in Neuengland für die protestantischen Brüder in Deutschland Gebete anordnenden Frömmigkeit, welche jetzt, sich mit dem Handel verflechtend, den ganzen Erdkreis zur Verbreitung der einmal angenommenen Glaubensform mit stets engeren Netzen umspannt.

Im zweiten Bande des Werks, der von dem Ende der Cromwell'schen Herrschaft bis zur zweiten und letzten Vertreibung der Stuarts vom englischen Throne geht, erweitert sich dessen Gesichtskreis, und es treten neue, spätere Bundesglieder auf den Schauplatz. Im ersten Capitel wird von der Herstellung der Stuarts, im zwölften von Karl II. Versuchen gegen die an Unabhängigkeit streifenden Freiheitsversuche von Massachusetts, im dreizehnten von Locke's verunglückter Gesetzgebung für die neue Niederlassung Carolina gehandelt, im vierzehnten von Virginiens Verhalten während der Unruhen in England, im funfzehnten von den Niederlassungen holländischen Ursprungs: Newyork, Newjersey und Delaware, im sechzehnten von den Quäkern und dem durch sie gegründeten Pennsylvanien, und im siebzehnten und achtzehnten von Jakob I. Kampfe gegen die neuengländischen Niederlassungen. Mit dem immer weltgeschichtlicher werdenden Umfange der Erzählung treten die zahlreichen Vorzüge ihres Verfassers sowie auch das Mangelhafte derselben in helleres Licht. Der letzten Art haben wir glücklicherweise nur der oben gedachten politischen Färbung und Verfechtung der Oligokratie zu gedenken. Am sichtbarsten wird diese bei Erzählung der innern Unruhen in Virginia, dem Staate der Cavaliers, welches aller Geschichte zum Trost für ebenso freireichthümlich als Massachusetts ausgegeben wird, um sagen zu können, in allen amerikanischen Staaten sei von jeher die Heimat der Freiheit gewesen. Aber, wie der Verf. (S. 65) selbst sagt:

Es haben Schriftsteller die Leidenschaften und Gebrechen der menschlichen Natur und zeigen sie in ihren Schriften. Es fehlt nicht an Geschichtsforschern, die durch irgend einen verborgenen Beweggrund ihrer Partei dahin gebracht werden, die Verdienste ausgezeichneten Verstorbenen zu verringern und Staaten um ihren Ruf zu beneiden.

Nach Beseitigung dieses Einzigen, was wir gegen dieses schöne Werk auf dem Herzen haben, theilen wir noch einige Stellen aus demselben mit, welche hinreichen werden, die in seinem Vaterlande doppelt schätzenswerthe Unermüdblichkeit der Forschung wie die Trefflichkeit der Darstellung zu bewähren.

Von Locke's Verfassung für Carolina, die derselbe auf Bentham'sche Weise in seinem Zimmer in London für ein niemals betretenes Land mit ganz andern Verhältnissen entwarf, sagt Hr. Bancroft:

Zu einer Zeit, wo Locke der Welt noch unbekannt war, hatte Shaftesbury's Scharfblick den tiefen Reichtum seines Geistes erkannt und ihn zum Basenfreunde und Rathgeber für Carolinas Gesetzgebung ertosen. Locke war damals in der Mitte seines Lebens, den hellsten Verstand mit der Anmuth des Betragens, helterer Laune und schönem Freimuth schmückend. Sonstigen Temperaments, konnte er gereizt sein ohne Abwilligkeit

und fröhlich ohne Leichtsin. Er war ein höchst pflichtgetreuer Sohn, und im Dialektischen kam ihm, wenn man seinen Beschützer ausnimmt, keiner gleich. Sein heller Verstand verachtete die Gräbelein einer Dämmerungsphilosophie; er hielt Verfolgung der Wahrheit für den ersten Zweck des Daseins und deren Erreichung für ein Kennzeichen der Würde; darum opferte er auch niemals seine Überzeugung einem Vortheile. Der schlechte Ausgang der demokratischen Umwälzung Englands hatte ihn zum Gegner vom Bolke ausgehender Neuerungen gemacht. Er hatte gesehen, wie das englische Unterhaus außer Stande gewesen war, die kostbare Eroberung zu bewahren, welche es gemacht, und er liebte, da er weder ein Theoretiker wie Milton, noch ein Tory wie Tillotson war, was man damals englische Grundzüge nannte. Darum schien ihm Aristokratie die sicherste Bürgschaft gegen willkürliche Gewalt. Er seufzte nicht wie Sidney für die alte gute Sache des Freistaats, noch vertehrte er wie Penn dem Instincke der Menschheit, aber er hielt Adelsrechte für Gewährleistungen englischer Freiheiten. Ganz ohne Pabsucht, durfte er noch als politischer Schriftsteller die Freiheit unter der Gestalt der Wohlhabenheit vergöttern. Sklaverei schien ihm keine ungerechte Institution, und er setzte politische Gewalt in das Recht, Gesetze zur Ordnung und Erhaltung des Eigenthums zu machen. Ohne Begeisterung, wie er war, konnte seine Liebe nicht für ideale Vortrefflichkeit entflammen. Er verabscheute die Absichten und mißtraute den Berheißungen der Demokratie, weshalb er die Begeisterung der Quäker verächtelte. Verschieben von Penn, hielt er es für möglich, das Zukünftige nach dem Vergangenen zu gestalten. Er wurde durch keine Gottesstimme in seinem Innern von den gewohnten Gebrauchen Englands abgelenkt und bogte, indem er darauf ausging, die Grundlagen eines Staates in der Bildniß zu entwerfen, seinen Geist unter den Einfluß von Shaftesbury's Überredungsgabe.

(Der Beschluß folgt.)

### George Sand.

1. Der Geheimstreiter. Roman von George Sand. Deutsch von Louise Glauvé, herausgegeben von Theodor Mundt. Zwei Theile. Buzlau, Appun. 1838. 8. 2 Thlr.
2. Der Sängler, oder Liebe und Ehe. Nach George Sand von August Diezmann. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 1 Thlr.
3. Mauprat. Von George Sand. Uebersetzt von Fanny Tarnow. Nebst zwei Zugaben. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Die verschiedenen Zeitepochen haben ihre Individualitäten wie alles Lebendige, was wäre sonst Das, was man Zeitgeist nennt? In diesen Individualitäten begegnen sich Licht und Schatten und bedingen sich einander wie im menschlich individuellen Geiste. Es ist die Eigenthümlichkeit der stärkern Naturen, diese Individualitäten stärker zu empfinden als der gewöhnliche Mensch; die Stärke dieses Empfindens führt aber zum Bedürfnis des Aussprechens, und das Aussprechen wird desto häufiger, je zugänglicher die Schriftsprache Jedermann ist. Aber dieses Aussprechen tief empfundenen Mängel des Daseins, eben derer, die der Zeitgeist uns am stärksten aufdrängt, begründet, obgleich es immer schon einen bedeutenden Geist anzeigt, noch nicht den Poeten. Der, welcher diese Mängel bloß fühlt, ohne sie in sich zu verarbeiten und eine neue Schöpfung daraus hervorzubringen, wie die Wthen ihren Rector, Der, welcher ihre tragische, ihre poetische Lösung nicht in sich findet und noch dadurch keine neue Welt zu erschaffen weiß, bekundet uns noch nicht den Dichter, und wäre sein Schmerzensschrei so laut wie der Trompetenruf der Fama, den Dichter, dem ein kleiner Antheil ward an der erhabensten Eigenschaft des göttlichen Geistes, an seiner Schöpfungskraft. Wie zerretzend daher der Schmerzensschrei über vorhandene drückende Uebel auch aus George Sand's Brust schalle, er ist, obwohl eine hebräende Ge-

schönung, dennoch kein Dichter, denn dieser Schrei ist zwar laut genug zum Verklären seiner und der Zerrissenheit der Welt gewesen, aber unfähig, aus dieser Zerrissenheit organisches Leben, auf neuen Bedingungen und Basen ruhende Schöpfungen hervorzuholen zu lassen. Der Boden von George Sand's Erfindungen ist diese Zerrissenheit der modernen Welt; aber ihm entwachst keine neue glanzvolle Schöpfung, wie sie sich auf alten Lavas erhebt; wir blicken nur in den ausgebrannten Krater, und wo hier ein anderes, als ein gelbes Schwefelblümchen hängt, ist es eine einzelne, oft dürftige Blüte.

Wir wissen es wohl, daß ein guter Theil der Zeitgenossen anders urtheilt als wir; indessen ist es keinem Menschen, der eine Überzeugung hat, gegeben, die seinige darum zu wechseln, und wir sind hier, die unsere auszusprechen.

Eine jede Zeit ist ein Kind des Lebens im Ganzen und Großen, wie es der göttliche Geist, durch die Basen, auf die er es stützte, schuf, wie es der menschliche Geist bildete, und jede trägt ihren individuellen Theil von Freude und Schmerz, Hoffnung und Verzweiflung, Segen und Fluch im Busen; er ist die Bedingung ihres Seins, und auch in dieser Beziehung ist das tausendjährige Reich mit lauter Licht ohne Schatten ein Wahre, und nur Der, welcher ihren Gegensatz verschmälzen und gekaltes wiederzugeben vermag, kann der Dichter seiner und kommender Zeiten sein, nicht aber Der, der den Mund aufstößt, um den Schmerz und die Verzweiflung der Ohnmacht und die Bitterkeit seiner Brust über die Menschheit in Thänen auszuströmen, in denen oft nur seine subjective Hohlheit widerhallt. Wir möchten nicht hart sein, möchten nichts sagen, was einer Anzüglichkeit gleiche, denn wir haben es hier mit einer Dame zu thun, die vermöge ihrer Stellung in der Welt schon so schutzlos dasteht, daß kein echter Ritter eine Lange mit ihr brechen mag; mit einer Dame, deren wissenschaftliche Erziehung so mangelhaft zu sein pflegt, daß sie im Gewöhnlichen auf diesen Wegen schon ein Außerordentliches leistet; auch haben wir eine viel zu fleise Achtung vor jedem Könnchen Schöpfungskraft, liege es selbst im Spreuhaufen begraben, um Anstrengungen dieser Art leichtsinnig verleugern zu mögen. Die Franzosen verehren vorzüglich den Styl an der Heldin ihrer modernen Literatur; darüber ist nun freilich jedes Volk in gewisser Beziehung der beste Richter, obgleich in einem andern Sinne der Fremde hier wieder ein unbefangener ist; uns aber scheint ein unbedingtes Aufgehen des Stils mit der Erfindung, des Geistes mit der Form ein zu notwendiges Erforderniß, als daß wir der Kritik gestatten könnten, Styl und Composition zu trennen. Wir haben immer geglaubt, Wissen, gegen Können gehalten, sei noch nicht viel, und der Weg vom Wissen zum Können sei eigentlich erst der zum Lenzel des Ruhms und der Kunst. In den Erfindungen von George Sand treffen wir aber auf viel Wissen und geringes Können, auf Erkenntniß der schreiendsten Mängel der Zeit, aber auf Unfähigkeit, sie zu gestalten, zu verkörpern, daher Raisonnement in Menge; aber keine lebendigen Figuren, die das Ereigniß schaffen und mit ihm und dem Gesichtspunkte des Autors für sein Kunstwerk aufgehen. Hin und wieder ein poetisch schönes Blümchen in Schilderung von Gegenden, Localitäten, Empfindungen, über diese Schönheit des Details hinaus aber jene Unfähigkeit zur Verkörperung der Idee, welche die schriftstellersnden weiblichen Naturen im Allgemeinen charakterisirt, und mit der man — wenn sich von der Unfähigkeit so positiv reden läßt — zwar sehr geistreich, nie aber genial schöpferisch sein kann. Kurz, wir kommen auf unser erstes Wort zurück: wir empfinden bei der Lectüre ihrer Werke, die Schriftstellerin habe, wie alle bedeutendern Naturen, denen das Leben etwas ist, viel erfahren, viel erlebt, viel empfunden und gedacht, aber die Erscheinung sei, inbem sie durch den Spiegel dieses Geistes ging, nicht zur Poesie geworden, ja nicht einmal zum Lebendigen, unkünstlerischen Reflex der Wirklichkeit, zur Erfindung und Schöpfung geringerer Art. Spinnweben — Spinnweben, durch die der Wind weht, der Wind der Zeit, der El-

rocco, in den sich ihre Gewitter auflösen, weiter sehen, finden, erkennen wir nicht. Empfinden es Andere anders, so muß es ihnen freilich unbenommen bleiben, wer kann für Empfindungen! Und auf Empfindungen kommt am Ende doch Alles zurück; denn je geistlicher eine Wahrheit ist, desto weniger läßt sie sich mathematisch erweisen.

Wir haben es gewagt, dieses allgemeine Urtheil vorwärtszuschicken, da unsern Wissens George Sand's literarische Bedeutung in deutschen Blättern fast immer nur im Fluge berührt, nie besprochen ward, und gehen nun zu den vorliegenden Einzelheiten über.

Der „Secrétaire intime“ ist eins der frühesten Erzeugnisse der Sand, und jener Mangel an Nothwendigkeit in der Composition, den wir vorhin rügten, findet sich auch hier. Die Heldin ist durch drei Viertel des Buches mit meisterhafter Wahrheit als eine abgefeimte Kokette gezeichnet, launenhafter, wie die reichen und vornehmen Stände, voll Wiß, Einbildungskraft, Talent, Caprice; aber dennoch scheint sie Das, was wir mit dem Kraftausdruck: vornehme Canaille, bezeichnen hörten, und was wir hier in anständigerer Fassung vornehmer Pöbel nennen wollen, wie es denn in der Natur der Sache liegt, daß es sowohl vornehmen als geringen Pöbel geben muß. Eine Schwindlerin aus den höchsten Kreisen, deren Ruf auch in diesen ein im höchsten Grade angefochtener sein muß, sucht sich die Fürstin Cavalcanti eines unschuldigen und unerfahrenen jungen Mannes, ganz zu bemächtigen. Der junge Mann fällt endlich in ihre Reize, und plötzlich erhebt sich die Kokette zur Jugenheldin, die gar nichts von dem Spiele ahnt, was sie bisher mit ihm getrieben, sie stößt ihn zurück und ist empört über sein Attentat, die Verf. nimmt mit ihr Partei gegen den Jüngling, und dieser ist nun der Verbrecher, Quincilla wird weiß gewaschen, Alles war Zufall, Ereigniß; sie hat in St. Julien nie etwas Anderes gesehen als ein lebenswürdiges Kind (!) — wir legen hier eine allgemeine Verwahrung gegen das mütterliche Verhältniß noch junger Frauen zu etwas jüngern Männern ein —, alles Zweideutige war Schein, die Fürstin hat einen Gatten, den politische Verhältnisse nöthigten vorborgen zu bleiben, und St. Julien ist der Verräther, der ihre edle, unschuldsvolle Seele verkannt hat und sie in seine Reize ziehen will.

Wir erkennen in der Poesie und Erfindung nur eine Moral, die der Wahrheit, nur eine Unmoralität, die der Lüge, an; wenn aber eine so schielende Composition moralisch ist, so ist alle Wahrheit Lüge und alle Lüge Wahrheit. Die Moral ruht im Leben auf nichts Anderem als auf der Wahrheit; dieselbe Basis hat im höhern Sinne die Poesie und von diesem Gesichtspunkte aus kann das echt Poetische der Moral im höchsten Sinne durchaus nicht zuwider sein; aus demselben Grunde muß aber auch das aller Moral im höchsten Sinne Entgegengesetzte ein durchaus Unpoetisches sein. Die Moral darf in den höchsten intellectuellen Kreisen durch nichts Anderes als durch die Wahrheit repräsentirt werden, und diese ihre Basen in der Poesie erschüttern, heißt sich so bitter an ihr vergehen, wie es auf diesen Bahnen möglich ist. Wie viel moralischer und auch wie viel wahrer wäre der Roman gewesen, wie viel besser als Erfindung, wenn die Prinzessin Cavalcanti, statt durch das hintere Ereigniß zur Jugenheldin zu werden, geliebt wäre, was sie ihrer Anlage nach ist und ewig bleiben wird, eine meisterhaft gezeichnete, phantastische Kokette, deren Ideal uns hier plötzlich durch einige Taschenspielerkünste in eine unschuldige, unbefangene Frau verwandelt wird; sie, die auf den staubigen Wegen der großen Welt die Kinderstube längst vertreten hätte, sie, die Bewußtheit selbst, muß mato werden, wie die Matinotta in ihren Bergen vielleicht nicht ist, damit in dem verführten Jüngling das Anathem der Erelia gegen alle Männer geschleudert werden könne. Und doch ist dieses Werk noch eins der besten der Sand, denn die Zeichnung der Kokette ist vorzuziehlich bis dahin, wo ihre Pieroglyphe in die Jugen überbeutet wird. Auch hat es mehr Körper in der Färbung, wenn

wir so sagen dürfen, als alle andere Schöpfungen der Verf. Man sagt, es sei mit Sandeau zusammen gearbeitet, welcher der erste Führer der Verf. auf ihren literarischen Bahnen war, daher vielleicht der Unterschied mit ihren übrigen Productionen.

Man könnte diesen Roman nicht mit Unrecht die Übersetzung des Lafters in die Jugend nennen, und so ist er ein nicht zu verschmähender Beitrag zur Sophistik unsers Zeitalters; wir finden es daher naturgemäß, daß er an einem unserer ersten Sophisten — denn die Nachfolger des Sokratischen Zeitalters der Nationen waren ja nie etwas Anderes — den bereitwilligen Wegweiser zum deutschen Parnass gefunden hat. Der ganze Roman ist eine Phrase, und wie Voltaire sagt, das Wort sei dem Menschen gegeben, seine Gedanken zu verhehlen, könnte man von ihm sagen, die Composition sei dem Künstler gegeben, um den Gedanken zu verdrängen. Hr. Mundt bemerkt in seiner Einleitung über dieselbe: „Erblich, sinnreich und unschuldig ist diese Dichtung der Madame Dubevant, wie ich kaum eine andere in der neuesten Literatur kenne.“ — „Während man aus ihren übrigen Werken Anklagen gegen sie combinirte, die weniger die Schriftstellerin als die Frau treffen, hat man in diesem, zum ersten Mal hier übersetzten Roman nicht bemerkt, welcher Zauber der Unschuld, welche innere Reinheit des Charakters und welche ideale Selbstständigkeit des weiblichen Gemüths sich darin geltend machen und gewissermaßen die Freisprechung der Verf. von gäng und gäben socialen Anschwärzungen übernehmen.“ — „Von ihrer unmittelbaren Persönlichkeit, von dem naiv Menschlichen ihres eignen Wesens hat Madame Dubevant vielleicht am meisten in diesem „Secrétaire intime“ niedergelegt.“

Der Zufall kann in Momenten ein mächtiger Herrscher sein, aber er waltet nur im Ereigniß, weil es an unsichtbaren Ketten von Ereignissen hängt und wie diese Unsichtbarkeit so zu benennen beliebt, aber nicht im Charakter, und wenn ein Charakter das vollendete Gepräge einer Eigenthümlichkeit trägt, so gibt der Charakter dem Zufall das Motto für das Leben, nicht der Zufall die Devise ihm.

Die Übersetzung ist zu loben; leicht fein, geschickt, wäre sie unsers Trachtens nur darin zu tadeln, daß sie die eigne Sprache mit zu großer Freiheit behandelt. Aber freilich ist es schwerer, das Wort für den halben als für den ganzen Gedanken zu finden.

„Der Sänger, oder Liebe und Ehe.“ Kaum haben wir eine Regel, eine allgemeine Wahrheit ausgesprochen, so steht ihrer zu spotten, auch gleich die Ausnahme da, das Exceptionsgesetz, Gesetz des Individuellen, Überwältiger alles Gesetzes, was sein Recht ewig bei allem Lebendigen geltend machen wird. Das vorliegende Buch ist eine ganz von allen andern Erfindungen der Sand abweichende, und wir erinnern uns unter ihren Werken nur eines einzigen, einer vortrefflichen Erzählung, der Liebesgeschichte eines Schauspielers und einer Marquise aus der Zeit der Marquisen, mit dem es eine Familienähnlichkeit hat, denn hier wie dort leben die Gestalten, sie sind Individualitäten, nicht traurige Abstractionen trauriger Principien, und wenn George Sand auf diesem Wege fortfährt, so wünschen wir ihr Glück dazu. Hier ist es uns zuerst klar geworden, was die Franzosen unter der Vortrefflichkeit des Stils der Sand verstehen wollen, denn hier geht der Styl ohne alle Phrase mit der Erfindung auf; hier ist das italienische Leben in Wort und Geist so vortrefflich aufgefaßt, daß wir eines der anständigeren Stücke von Casanova's Memoiren zu lesen glauben. Die Verf. hat vor Kurzem eine Reise nach Italien gemacht, und da ist es denn zu verwundern und interessant, zu vergleichen, wie die beiden begabten Frauen, die Staël und George Sand, Italien verschieden aufgefaßt. Ohne romantische Vorurtheile — was bei ihrer Tendenz doppelt in Erwägung setzen muß — gibt George Sand die Wahrheit der Gegenwart in größter Lebendigkeit und ohne alle Schminke. Die Erzählung, welche, einen Band füllend, und hier vor-

liegt, heißt im Französischen: „La dernière Aldini“, und erschien zuerst in der „Revue des deux mondes“; wir wissen nicht, warum sich der Übersetzer erlaubte, diesen Titel in den obigen zu verändern, eine Freiheit, die unsers Trachtens alle Befugniß des Übersetzers überschreitet und im engen Zusammenhange mit dem anmaßenden: nach dem Französischen, Englischen u. s. w., steht, womit unsere heutigen Übersetzer ihre Titelblätter decoriren. Nach diesem Ausfall ist es gerecht, zu sagen, daß die Übersetzung eine gute ist, und daß der Übersetzer den Titel des Originals in einem Vorwort angibt.

(Der Beschluß folgt.)

### M i s c e l l e n .

Der Jesuit Gretter (geboren 1561, gestorben 1625) schrieb in einem Briefe über die Universität Ingolstadt: „Unsere Akademie war drei Mal in der größten Gefahr, ihren Glauben zu verlieren: das erste Mal 1518, da Herzog Ernst dem Erasmus von Rotterdam eine Lehrstühle anbot; das zweite Mal 1520, als Reuchlin hier die orientalischen Sprachen lehrte; das dritte Mal in demselben Jahre, da Herzog Ernst den Melanchthon mit dem Versprechen eines lebenslänglichen Gehalts hierher einladen ließ. Der Himmel hat unsere Universität und ganz Baiern vor diesem Unglücke bewahrt; denn Erasmus nahm den Ruf nicht an, Reuchlin ging bald wieder fort und Melanchthon konnte sich von Luther nicht trennen.“

Markgraf Kasimir erließ 1525, als der Bauernkrieg sehr um sich gegriffen hatte, folgendes Edict: „Weil der Aufruhr durch ungelehrte und ungeschickte Prediger entstanden, so wolle er also jetzt den Predigern befehlen, wie sie predigen sollten. Sie sollten nämlich nicht mehr so schlechtweg behaupten, daß der Glaube allein selig mache, sondern sorgfältig befehlen: das wäre nur von dem lebendigen Glauben zu verstehen. Hauptsächlich sollten sie aber den Bauern erklären, was denn die wahre christliche Freiheit sei; nämlich: eine Freiheit im Geist, nicht im Fleisch, eine innerliche, nicht äußerliche Freiheit, ein innerliches geistliches, sowie die weltliche Freiheit ein teuflisches Ding sei. Befehl also auch, daß die Obrigkeiten von ihren Leuten unbillige Dinge verlangten, so müßte man sich bewegen ja nicht mit Gewalt widersetzen, sondern als ein wahrer Christ handeln, der das Unrecht leidet, aber nicht thut und Alles Gott befehlt.“ — Auf dem Concept des Edicts liest man die Anmerkung: „Dieses Ausschreiben ist ergangen, als sich mein gnädigster Herr Markgraf Kasimir — den Stein hat schnell den lassen.“ (Lang, „Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth“, von 1486 — 1527, Göttingen 1798, Theil 1, S. 204.)

Als der berühmte Graf Stairs englischer Gesandter in Holland war, gab er oft Diners, zu welchen alle fremde Gesandten und selbst der französische geladen wurden, obgleich die Feindseligkeiten zwischen beiden Mächten auf dem Punkte waren, auszubrechen. Der französische Gesandte that das Nämliche. Einst, da sie bei letztem waren, stand dieser auf und brachte den Loast aus: „Die aufgehende Sonne!“ — eine Anspielung auf die Devise Ludwig XIV. Jedermann trank mit. Der Baron Riesbeck brachte hierauf seiner Kaiserin einen Loast und ließ den Mond und die Fixsterne leben. Als nun die Reihe an den englischen Gesandten kam, war Jedermann besorgt, wie er sich aus dem Handel ziehen werde. Dieser aber, nicht im Geringsten verlegen, nahm den Pösal und rief: „Es lebe Josua, der Sohn Dan, der Sonne und Mond stillstehen ließ!“

Der Vers in Racine's „Esther“:

Que son nom soit béni au delà de l'éternité!

Klingt fast wie der bekannte Loast: Er soll leben noch hundert Jahr nach der Ewigkeit. 29.

Sonntag,

Nr. 273.

30. September 1838.

### Amerikanische Geschichtschreibung.

#### Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 272.)

Weiter ausgeführt wird an einem andern Orte der eben mitgetheilte so nahe liegende Vergleich der beiden amerikanischen Staatengründer, Locke und Penn. Von dem Letzgenannten, oder vielmehr von den durch Georg For gestifteten Quäkern heißt es daselbst:

Kant wie For, Barclay und Penn zogen ihre Philosophie aus der innern Stimme. Jener machte wie diese das Drakel im Innern zur kategorischen Vorschrift praktischer Sittlichkeit, zum Beweggrunde uneigennütziger Tugend. Gleich diesen hielt er das innere Licht, welches allgemeine und nothwendige Wahrheiten unterscheidet, für einen Bestandtheil des Menschen, und deshalb nimmt seine Philosophie für diesen unaufhörliches Fortschreiten und Verbesserung als ein Recht in Anspruch. Wenn die Quäker ihre Lehre in das Gewand der Theologie hüllten, hat Kant die seinige unter einem kraftvollen aber ungewöhnlichem Nothwandsch verborgen. Der große Gedanke ist jedoch von Schiller in seinen schönen Versen erneut, von Chateaubriand verteidigt, von Coleridge in nebelader Sprache gelehrt worden. Er strahlt durch Lamartine's und Wordsworth's Dichtung, während der berebte Cousin in dem Lande schöner Prosa, auf die nämliche ewige Stimme horchend, welche die Menschheit mit der Weltvernunft verknüpft, für den göttlichen Grund einen weitverbreiteten Ruhm erworben und, die Uebereinstimmung zwischen diesem Lichte und dem des Christenthums erklärend, oft unbewußt die Sprache Barclay's und Penn's geborgt und deren Gründe angewendet hat.

Ebenso wird von Penn gesagt:

Von Natur und durch Leiden menschlich, in vertrautem Verhältnisse mit der königlichen Familie, mit Sunderland und Sidney eng verbunden, mit Russell, Halifax, Shaftesbury und Buckingham bekannt, als Mitglied der königlichen Gesellschaft Newton's und der großen Gelehrten jenes Zeitraumes Genosse, schätzte er die Eingebungen eines freien Geistes mehr als die Ansprüche der Wissenschaftler und achtete die einfältige Aufrichtigkeit des nottinghamer Schäfers (G. For) höher als das Ansehen der Hochschulen oder die Weisheit der Philosophen. In der Mittagshöhe seines Lebens, nur ein Jahr älter als Locke, der zwölf Jahre zuvor Carolinas Verfassung entworfen hatte, kam der Gesetzgeber der Quäker zur neuen Welt, den Grund zu Staaten zu legen. Sollte er das gerühmte System des großen Philosophen nachahmen? Locke war duldsam wie Penn, beide liebten die Freiheit, beide suchten lautere Wahrheit. Locke zündete die Fackel der Freiheit am Feuer der Ueberslieferung an, Penn dagegen am lebenden Lichte der Seele. Locke suchte Wahrheit mittels der Sinne und der Außenwelt, Penn schaute inwärts nach den göttlichen Offenbarungen jedes Geistes. Locke verglich die Seele mit einem Blatte weißes Pa-

pier, sowie Hobbes mit einer Schiefertafel, auf welche Zeit und Zufall ihre Erfahrungen kriegeln konnten; für Penn war die Seele eine Orgel, welche sich selbst unbewußt göttliche Harmonien aushaucht, gleich der Holzharfe. Bei Locke ist das Gewissen bloß unsere eigne Meinung über unsere eignen Handlungen, bei Penn aber das Abbild Gottes und sein Ausspruch durch die Seele. Locke, selbst kinderlos, verstand die Alterspflicht so, daß sie ihre Kinder selbst mit Anwendung von Belohnungen und Strafen zu bewahren hätten, während Penn seine Kinder liebte, ohne an die weitem Folgen zu denken. Locke, der niemals heirathete, erklärt die Ehe für ein Geschäft der Sinne, wogegen Penn das Weib als den Gegenstand heißer, innerer Zuneigung verehrte, der nicht zur Lust, sondern zur Liebe geschaffen sei. Locke beginnt seine Untersuchung über den Verstand mit den Quellen des Wissens, Penn mit einer Aufzählung der Schätze des Geistes. Locke leitet den Staat von Noah und Adam ab, läßt ihn auf Vertrag beruhen und verkündet die Sicherung des Eigenthums als dessen Zweck; Penn aber erklärt, ohne so weit zurückzugehen, ein Volk müsse früher da sein als ein Staat, und sucht, indem er das Recht, ihn zu gründen, in der sittlichen Natur des Menschen findet, dessen Grundgesetze in den unwandelbaren Geboten der allgemeinen Vernunft, dessen Zweck in der Freiheit und Glückseligkeit. Locke's System kann durch streitende Parteien zu den entgegengesetzten Zwecken und Benutzungen gebraucht werden; For's und Penn's Lehre verbietet hingegen, da sie nur das Glaubensbekenntniß aller Menschen ist, Trennung und scheidet die höchste sittliche Einheit. Für Locke besteht das Glück im Vergnügen, die Dinge sind nur gut oder böse, je nachdem sie Vergnügen oder Schmerz bereiten, und es ist eben so widersinnig, das höchste Gut zu suchen, als darüber zu streiten, ob Apfel, Pflaumen oder Rüße besser schmecken; Penn glaubte jedoch, Glück bestehe darin, die niedern Triebe dem göttlichen, in der eignen Brust wohnenden zu unterwerfen, Gut und Böse seien ewig und allenthalben ebenso verschieden als Wahrheit und Falschheit, und das Streben nach dem höchsten Gute schliesse den Zweck des Daseins in sich. Locke sagt wörtlich, wenn man nicht auf Belohnungen und Strafen jenseit des Grabes achtet, ist es gewiß recht, zu essen und zu trinken sowie zu genießen, was uns Vergnügen macht. Penn behauptete wie Plato und Fénelon die Despoten so schreckbare Lehre, Gott müsse nur um seiner selbst willen geliebt und die Tugend allein wegen ihres innern Liebeswerths geübt werden. Locke leitet die Idee des Unenblighen von den Sinnen ab, beschreibt sie als rein negativ, und findet es nur im Raume, der Zeit und der Zahl, wogegen Penn jene Idee von der Seele ableitet und sie der Wahrheit, Tugend und Gott zuschreibt. Locke erklärt Unsterblichkeit für etwas, womit die Vernunft nichts zu thun habe, und die Offenbarungswahrheiten bedürften zu ihrer Erhärtung äußerer Zeichen und sichtbarer Thatfachen; Penn sah die Wahrheit in ihrem eignen Lichte und rief die Seele auf, selbst Zeugniß von ihrer Herrlichkeit abzulegen. Locke meinte, daß nicht so viele Menschen

als man gewöhnlich glaubt, irrige Ansichten hegen, weil der größte Theil derselben fester Ansichten entbehrt und gar nicht weiß, wofür er streitet, während Penn sich zwar auch für die Mehrzahl erklärt, aber nur weil die Wahrheit ein gemeinsames Erbtheil des Menschengeschlechtes sei. Locke kämpfte in seiner Liebe zur Duldsamkeit gegen Verfolgungen, welche er papstliches Verfahren nannte; Penn enthielt sich aber der Verdammung irgend einer Glaubenspartei, die er dagegen jeder Art von Frömmelkeit, weil er sie für unmenschlich hielt, zu Theil werden ließ. Locke fürchtete als Gesetzgeber Amerikas eine zu zahlreiche Demokratie, indem er dem Vermögen und Lehns-eigentume alle Gewalt vorbehielt. Penn glaubte, Gott wohne in jedem Gewissen, sein Licht in jeder Seele, und erbaute deshalb, seine Arme weit öffnend, wie er selbst sagte, eine freie Niederlassung für das ganze Menschengeschlecht.

So entstand in Amerika das Reich der Quäker, deren Ursprung auch jetzt noch, da deren Anzahl dort wie in England in der Abnahme ist und in ihrer Mitte eine zahlreiche ungläubige Partei (die Hickiten) entstand, zu folgenreichen Betrachtungen führt, und den der Verf. also erzählt:

In dem nämlichen Augenblicke der Entscheidung, als das Unterhaus Königthum und Pairchaft abschaffte, ungefähr dritthalb Jahre nach dem Tode, wo Cromwell auf seinen Knien herankniete, um die Hand des Kindes zu küssen, welches damals Herzog von York war, da verbot der Herr, Georg For, dem Stifter der Quäker, den er in die Welt gesandt hatte, vor irgend Jemand, er sei hoch oder niedrig, seinen Hut abzunehmen, dagegen aber alle Männer und Frauen zu bücken, sie möchten arm oder reich, groß oder klein sein. In der Kirche zu Nottingham, seinem Geburtsorte, rief er dem die Bibel als das sicherste Wort der Prophezeiung empfehlenden Prediger zu: „O nein, es ist nicht die Schrift, es ist der Geist!“ Dieser Grundsatz schloß eine geistige Umwälzung in sich. Wenn er der Selbstliebe schmeichelte und den Enthusiasmus förderte, führte er dagegen völlige Geistesfreiheit ein, trat jede Art des Götzendienstes mit Füßen und legte die kräftigste Verwahrung ab gegen hierarchische Gestaltungen. Es war der nämliche Grundsatz, für den Sokrates starb und Platon litt, und jetzt, da For auftrat, ihn unter dem Volke zu verkünden, ward ihm allenthalben mit zorniger Heftigkeit widerstanden, und Geistliche wie Gläubige, Beamte und Volk wallten hoch auf wie die Wogen des Meeres. Bei den Gerichtssitzungen in Lancaster erschienen gleichzeitig 40 Geistliche gegen ihn. Den ehrgeizigen Presbyterianern kam es vor, als ob die Hölle losgelassen sei; und For widerstand im Gefängnisse, und mit dem Galgen bedroht, hartnäckig und siegerich ihrem erbitterten Hochmuth. Nichts konnte seine Begeisterung dämpfen. Im Kerker von Verbrechern umgeben, begehrte er von den Richtern nur seine Freilassung, um seine Anstrengungen fortzusetzen, und wie er durch das Land zog, sprühte, wie er sich ausdrückt, der göttliche Same von ihm wie zahllose Feuerfunken. Grausam gepregelt oder in spanische Stiefeln eingeschnürt, oder als Tollhäusler verspottet, verkündete er unaufhörlich die Aussprüche der Stimme in seinem Innern und erlangte schnell Anhänger unter dem Landvolke. Wurde er aus der Kirche getrieben, so redete er unter freiem Himmel, und konnte er sich im demüthigen Werkzeuge nicht mehr bergen, so schlief er furchtlos unter einem Heuschaber oder hielt Wache unter dem Haidekraute. Sein Ruf wuchs, haufenweise wie Taubenfluchten strömte man herbei, ihn zu hören. Sein Aussehen, wenn er im Gebete versunken war, wird als höchst demüthig, lebendig und furchtbar anzuschauen geschildert, während sein durch Deutlichkeit der Überzeugung zur natürlichen Dialektik darin ausgebildeter Verstand ihn bei den öffentlichen Erörterungen, zu denen er die Welt in die Schranken rief, zu einem mächtigen Gegner machte. Allenthalben und zu allen Zeiten war er zu finden und fand so willigen Eingang unter dem Volke, daß die Geg-

ner vor seiner Ankunft bebten. Seine Lehre fand die zahlreichsten Anhänger unter den wohlhabenden Landleuten, und Barclay rühmt laut, daß die einfältige Wahrheit durch schwache Werkzeuge hergestellt sei, während Penn darüber entzückt ist, daß die Wirkkraft ohne Verdacht menschlicher Weisheit gekommen sei. Wunderbar war es zu sehen, welche Kraft und Klarheit des Geistes und Charakters die unwissenden Handwerker durch die gewichtige Anschauung speculativer Wahrheit empfingen. Mit furchtloser Freiheit und natürlicher Beredsamkeit trugen sie die Aussprüche ihres Gewissens vor und entwickelten mit glücklicher und unbewusster Verständigkeit von selbst das System sittlicher Wahrheit, welches, wie sie glaubten, in der Seele eines Jeden als unerschütterliche Wahrheit wohne. Das Entstehen der sogenannten Quäker ist eines der merkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte des Menschengeschlechtes. Es bezeichnet den Augenblick, wo das Volk sittliche Freiheit unbedingt als unveräußerliches, angeborenes Recht in Anspruch nahm. In jener Zeit erschien dem Volke alles Nachdenken über Politik und Sittlichkeit in theologischer Gestalt, und so ist auch die Lehre der Quäker Philosophie, abgerufen aus dem Kreuzgange der Schule und dem Gesellschaftssaale, und unter die Berachteten im Volke verpflanzt.

Sind nun auch die Quäker, die Männer, von denen Cromwell wie anderthalb Jahrhunderte später der französische Usurpator klagte: „Sie sind ein Volk, das ich weder mit Gaben, noch Ehren, Ämtern oder Stellen gewinnen kann“, mit Vorliebe vom Verfasser geschildert, so läßt derselbe dennoch, wie das Vorhergegangene ergab, auch den übrigen Staatsgründern Amerikas Anerkennung werden. So den Puritanern Neuenglands, Roger Williams und seiner Schöpfung in Rhode Island, den Katholiken in Maryland wie den Cavaliers in Virginiten. Auch die um Südcarolina und andere Staaten verdienten französischen Hugenotten, werden, wie billig, gerühmt. Ja, selbst demjenigen Volke, welches den glänzendsten und mächtigsten aller amerikanischen Staaten, Neuyork, den Vermittler des Südens und Nordens der Union, den Brückenpfeiler zwischen der alten und neuen Welt, gestiftet hat, wird volle Gerechtigkeit gezollt, die es auch durch die Weisheit seiner Wahl des Niederlassungsortes wie durch den Verlust dieses, bei der Abtretung an England nicht hinreichend gewürdigten Kleinods vollkommen verdient hat.

Der Augenblick — sagt Hr. Bancroft —, wo Holland und Seeland sich auf eine Zeit lang vom Schauplatz der Geschichte Amerikas zurückzogen, war ebenso sehr eine Zeit des Ruhmes als der, wo es denselben zuerst betraf. Das kleine Volk von Kaufleuten und Manufacturisten hatte grade seine Unabhängigkeit von Spanien vollendet und der protestantischen Welt das glänzende Beispiel eines Bundesfreistaates gegeben, als dessen Seeleute (1609) vom Hudsonstrom die Besitz nahmen. Dasselbe Land wurde von ihm den Engländern, in deren Hände es eben gefallen war, wieder abgenommen, als es gegen die Riesenmacht Ludwig XIV., gegen England und gegen die Bischöfe von Münster und Köln mühevoll seine Unabhängigkeit durch unerhörte Thaten der Tapferkeit behauptete (1673). Die Jahrbücher der Geschichte reden von wenigen Fällen, wo die größte Ungleichheit der Macht so wirksam durch sittliche Kraft ausgeglichen ward und unbefiegbarer Heldennuth so verzweifelte Gefahren abgewendet hat. Erst drei gewonnene Seeschlachten gegen die um mehr als die Hälfte zahlreichere englische Flotte vermochten Hollands Küsten, deren Kirchen von Scharen der für die gerechte Sache Wetenden angefüllt waren, vor einer Landung der Engländer zu bewahren. So gelang das Werk der Rettung Niederlands. Alle Eroberungen wurden beim Frieden zurückgegeben, also auch Neuniederland am Hudson. Holland, das gegen

seinen damaligen Vortheil zuerst die Freiheit der Meere begehrt hatte, stellte durch Verträge die Rechte der neutralen Flagge fest. Sein großer Hugo Grotius hatte in einem an alle Fürsten und Völker der Christenheit gerichteten und dem allgemeinen Verständnisse der gesitteten Welt zugänglichen Werke ausgesprochen, daß Recht und Unrecht kein vorübergehender Ausdruck schwankender Meinungen sei, sondern unsterblich wie die auf sie begründete Freiheit der Meere. Ideen, die einmal geboren sind, leben ewig. Mit dem Anerkennnisse dieses Grundsatzes verschwindet Holland, die Mutter von vier unserer Staaten, aus unserer Geschichte und steht erst nach länger als einem Jahrhunderte, als jener Grundsatz bedroht wird, als unser Bundesgenosse wieder auf, ihn, den es gegen Spanien behauptet, und für den sein Wohlstand unter Englands Streichen gesunken ist, dem neuen Bundesfreistaate vermachend.

Sollte die, wie wir sehnlichst wünschen, von Hrn. Bancroft glücklich zu Ende gebrachte Geschichte der Ansiedelung Amerikas, wie derselbe meint, wirklich die der Verbrechen Europas sein, so wird das eben erschienene Werk eines andern amerikanischen Historikers, das wir im nächsten Artikel zu behandeln denken, dies in noch vollerm Maße bestätigen. \*)

104.

### George Sand.

(Schluß aus Nr. 272.)

Der Stoff des Buches ist die Kluft zwischen dem Adel und den niederen oder übrigen Ständen, und insofern ist der Titel: „La dernière Aldini“, der letzte Sproß einer alten venetianischen Familie, ein weit treffenderer als der vom Übersetzer gewählte. Der Sohn einer tioggottischen Fischerfamilie wird Gondolier bei einer venetianischen Witwe von Stande; sie liebt ihn, als er zum Mann heranwächst, gesteht es ihm nach langem Kampfe und bietet ihm ihre Hand. Sie selbst ist aus einer reichen bürgerlichen Familie und hat viel von dem Charakter ihres verstorbenen Mannes zu dulden gehabt, der, nachdem er seine Schulden mit ihrem Gelde bezahlt, sie wegen ihrer Herkunft verachtete. Der Gatte starb früh, und die Signora hatte seitdem auf italienische Weise verschiedene vornehme Liebhaber gehabt, ohne sie aber entschieden zu lieben oder sich zu einer zweiten Heirath entschließen zu können, weil sie die vorige Sklaverei und den Eigennutz ihres Mannes zu finden fürchtete. Der Charakter der weichen, Schwachen, gutmüthigen und nicht unedeln Frau ist von musterhafter Zeichnung. Der Gondolier, wiewol hingerrissen von ihrer Schönheit und ihren Vorzügen, sieht Nachtheile in seiner Verbindung mit ihr, für die er fürchtet ihr keinen Ersatz gewähren zu können; man sagt ihm, die Signora werde dadurch die Vormundschaft ihrer einzigen Tochter verlieren, die sie zärtlich liebt, und großmüthig entsagt er der Hand der Geliebten, ohne sich darum von ihr trennen zu wollen. Aber die Jahre jugendlichen Leichtsinns sind vorüber, die Signora fürchtet Kirche und Weichtwater, die Mißbilligung der Welt, welche ein solches Verhältniß mit einem Gondolier anders richten würde als das mit einem Manne von Stande, und der Held entschließt sich, ihre gegenseitigen Kämpfe zu enden und kehrt zu seinen Aeltern zurück, wo er das rauhe Fischerleben wieder ergreift, nachdem er lange alle Bequemlichkeiten des Daseins genossen.

Viele Jahre darauf finden wir ihn als berühmten Sänger in Neapel wieder, als er vom Theater aus eine junge Person in einer Loge erblickt, die man ihm Prinzessin Grimani nennt, welche sich in ihn, er in sie verliebt. Der Roman wird angeknüpft, und auch hier bietet dem glücklichen Lelio das lebensschafflich hingerrissene Weib ihre Hand. Ueblich aber entdeckt er in dem Mädchen, welches im Begriffe ist, mit ihm zu flie-

hen, die Tochter seiner ehemaligen Geliebten, die nach ihrer Trennung einen Fürsten Grimani geheirathet hat, und Pietät gegen ihr Andenken, eine Art Scheu vor dem geistigen Inzest hält ihn zurück; er schreibt der Mutter, welche in Bologna lebt, und flieht. Das junge Mädchen folgt ihm, ein Freund des Sängers, Graf Rasi, dessen Hand sie früher ausschlug, nimmt Weide bei sich auf; die Mutter erscheint und entdeckt sich der Tochter, welche nun freiwillig zurücktritt und, den Clat ihrer Flucht zu decken, die Hand des Grafen Rasi annimmt. Das Wiedersehen Lelio's und der Signora ist rührend, der Charakter ihrer im höchsten Grade abelstolzen Tochter ebenso meisterhaft entworfen und ausgeführt als der der Mutter; launenvoll, starr, entschlossen, eigenfönnig, heftig, leidenschaftlich, doch großartig und edel, durchsicht sie schon als Kind ihren Puppen das Herz, um zu sehen, ob sie blaues Blut hätten — im venetianischen Dialekt gleichbedeutend mit abeligem Blut —; ebenso vortheilhaft ist der passive Charakter des Sängers gehalten, und das durchweg Entfagenbe seines Wesens fließt anmutig mit seinem eigentlich unmännlichen Berufe zusammen; doch ist dieses, wie überhaupt das ganze Werk, frei von aller dem Italiener fremden Sentimentalität. Signor Lelio liebt im Grunde keine der beiden Frauen mit jener allumsfassenden Empfindung, die wir so nennen würden, und die beiden Frauen lieben ihn am Ende auch nur auf italienische Art, leidenschaftlich-zärtlich die Mutter, heftig-hingerrissen die Tochter, doch Weide nur in der Gegenwart. Aber eben, daß die Liebe hier einen Charakter nach Völkern und Personen annimmt, fern von jener stereotypen Natur der Liebe in Romanen, ist höchlich zu loben, denn die Liebe ist eben auch ein Lebendiges, was sich immer neu gebiert. Daß die Weiber hier die Handelnden sind, der Mann der Leidende ist, bildet gleichfalls einen schönen, ungewöhnlichen Gegensatz. Auch die Nebenrolle der leichtsinnigen Sängerin, Geliebten Rasi's und Lelio's, ist, obgleich fast nur Lückenbüsser, gut gehalten; das Einzige, was wir tabeln möchten, ist der scharfe, schmerzlich unpoetische Schluß, wo Sänger und Sängerin sich in Venedig wiederfinden, der Hochzeit der Prinzessin mit dem Grafen aus den Wirthshausfenstern zusehen und durch einige, nur zu wahre, aber hier peinliche Reflexionen über die Trennung der Stände in der Gesellschaft dem doch mehr leichten und phantastischen Eindruck des Ganzen eine grollende Bitterkeit beimischen.

„Mauprat“, wiewol auch ganz von den bisherigen Bahnen der Sand abweichend und weber von der gestrigen Zerissenheit ausgehend, noch sie berührend, scheint uns ein weit schwächeres Product als das vorige. Der Stoff der Gabel ist ein höchst interessanter, in gewisser Hinsicht mit dem der so meisterhaft gearbeiteten „Marquise von D.“ von Kleist verwandt; er ist aber durch zwei starke Bände so in die Länge gesponnen, daß der Troß des Mädchens und das Beharren des Jünglings zuletzt alles Interesse verliert. Die Motive ihres Abweisens, die in einem kürzern Zeitraum bedeutend geblieben sein würden, stumpfen sich in dem von sieben Jahren ab, welchen die Verf. für ihren Roman wählte, und der Leser muß sich am Ende über Edenens Eigensinn ärgern, die freilich auch, wie sie sagt, ein und eine halbe Mauprat war. Auch ist die Verf. im zweiten Bande selbst sehr müde geworden; vorzüglich sind die Scenen im amerikanischen Befreiungskriege lahm, und das Auftreten des Freundes Arthur findet hier offenbar nur statt, damit er später, in dem auch ein wenig bei den Haaren herbeigezogenen Proceß mit seinen Effectscenen, als rettender Engel auftreten könne. Ubrigens ist sowohl die Zartheit der weiblichen Hand als ihre geschickte Kühnheit in der Behandlung dieser Gegenstände zu loben, doch vermiffen wir auch hier wie in manchen der frühern Zerissenheitsromane eine lebendige, ins Auge springende Charakterzeichnung. Vorzüglich hält diese nicht Stich, wo uns humoristische Originalitäten vorgeführt werden sollen; so erkennt man in dem gelehrten Bauer Patience und dem Rattenfänger Marcaffa — der

\*) Den zweiten Artikel lassen wir im November folgen. D. Red.



jedoch sehr an die Figur Nathan's des Quäkers in Dr. Birch's Roman erinnert —, was die Verf. damit beabsichtigt hat, aber lebendig werden die Gestalten nicht. Was nun den Grund betrifft, auf dem die ganze Erfindung ruht, so ist es uns schwer, an die Möglichkeit der Existenz einer so offenkundig verbrecherischen feudalistischen Familie in Verrri noch kurz vor der Revolution zu glauben. Wir wissen sehr wohl, daß die Verf. uns diese Familie nicht als wirklich dagewesen gibt, aber sie müßte uns doch die Möglichkeit ihres Daseins in dieser Zeit begreiflich machen. Zwar erlaubte sich der Adel vor der Revolution viele Excesse gegen die übrigen Stände, doch diese Excesse selbst trugen die Farbe der Zeit; diese Rauprat aber wüthten ärger als der ärgste Raubritter in den dunkelsten Jahrhunderten. Ein solches Vertragen, welches auch die vornehmen Familien nicht verschonte, müßte ja, statt Jahrzehnde hindurch und länger gebildet zu werden, förmliche Kreuzzüge der öffentlichen Gewalt gegen sie zur Folge gehabt haben, die doch am Ende aus nichts bestanden, als aus einem Häufchen determinirter und verschuldeter Männer in einer alten, verfallenen Burg. Die Verf. weist uns indessen auf das aus dieser Zeit altentworfene Vertragen des Hrn. von Pleurmartin hin und wir verstummeln, weil wir diese Geschichte nicht kennen. Immer aber dünkt uns, sie müsse sich anders modificirt haben.

Die Übersetzung ist recht leblich, die Zugaben bestehen in einem Überblick des Lebens und Wirkens der Sand von Jules Janin, als Borrede, worin zwar der Kella ihr Recht widersäget, welcher aber übrigens eine so lächerliche Kpothese seines Gegenstandes ist, daß man hier wol sagen könnte: Hüte dich vor meinen Freunden, vor den Feinden werde ich mich selbst bewahren. Die zweite Zugabe beginnt den zweiten Band und ist so mitten zwischen den Roman hineingeschoben, wir wissen nicht warum; sie besteht aus einigen jener bekannten Briefe der Sand, die ihre innere Zerrissenheit und ihren Lebensüberdruß schildern, und die eine Art Gebet an die Natur und Gottsheit schließt, in welchem die Verf. sich von jener Stimmung geheilt bekennt — wie? sagt sie uns nicht. Diese Briefe werden in Frankreich hoch geachtet; wir können nichts darin sehen als einen ohnmächtigen Versuch nach Wertherthum, vielleicht auch eine einfache Darlegung innerer Zustände, die uns nur mit Hebauern, nicht aber mit Mitleid erfüllen. Ehrender für die Verf. als diese hohlen Bekenntnisse schwacher Stunden ist das Geständniß am Schluß des Gebets, daß solche Stimmungen immer nur auf einen grenzenlosen geistigen Hochmuth basirt seien.

In der übertriebenen Zeichnung feudaler Zustände und in einzelnen Reflexionen über die Revolution am Schluß zeigt sich noch die Kabitale, sonst haben moderne Zeitfragen wenig mit diesem Buche zu thun, und wir fürchten, nachdem wir es gelesen, George Sand könne wol gar, wenn sie jene Bahnen verläßt, die ihren Ruf gründeten, ohne in ihnen zu einer poetisch erkämpften Lösung gekommen zu sein, zu der Classe gewöhnlicher Romanensreiber herabsinken, die Bände füllen, ohne von der poetischen Begeisterung einer Idee dazu aufgefordert zu werden. 38.

### Bibliographie.

- Alexander Graf von Württemberg, Fleder des Sturms. Gr. 12. Stuttgart, Nebler. 1 Thlr. 4 Gr.  
 Kuffes, P. Freih. v. u. z., Des ritterlichen freien Adels zu Franken Leben und Sitten in einzelnen historischen Abhandlungen und Erzählungen dargestellt. 1ster Bd. Geschichte des Hauses Kuffes. Mit Abbildungen. — Auch u. d. L.: Geschichte des Hauses Kuffes nach Quellen bearbeitet. 1stes Heft. Aelteste Geschichte bis 1338. Mit 2 Siegelabbildungen. Gr. 8. Bairreuth, Grau. 12 Gr.  
 Bergens letzte Novellen. Herausgegeben von C. Eichel. 8. Meissen, Göbse. 1839. 12 Gr.

Carové, Neorama. 2ter Theil. — Auch u. d. L.: Mittheilungen aus und über Frankreich. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 2 Thlr. 12 Gr.

De Casari ober: der Erbfluch des Verbrechens. Abenteuerliche Räubergeschichte vom Verfasser des Calabresen. 3 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 3 Thlr.

Cieszkowski, A. v., Prolegomena zur Historiosophie. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 16 Gr.

Drasković, Graf Janko, Ein Wort an Iliriens hochherzige Töchter über die ältere Geschichte und neueste literarische Regeneration ihres Vaterlandes. Gr. 8. Agram, Hirschfeld. 12 Gr.

Duller, C., Erzählungen. 2 Bände. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr. 18 Gr.

Falkenstein, K., Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Gr. 8. Dresden, Walther. 1839. 3 Thlr. 12 Gr.

Selzer, P., Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte; mit besonderer Berücksichtigung der geistigen und religiösen Zustände und der Sittengeschichte. Vorlesungen gehalten zu Bern. 1ster Bd. Gr. 8. Aarau, Christen. 21 Gr.

Gruppe, D. F., Die römische Aegle. 1ster Band. Kritische Untersuchungen mit eingeflochtenen Übersetzungen. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 2 Thlr. 16 Gr.

Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem Sächsischen Hause. Herausgegeben von Leopold Ranke. 1ster Band. 2te Abth. — Auch u. d. L.: Jahrbücher des Deutschen Reichs unter der Herrschaft König Ottos I. 936 — 951. Von Rudolph Anastasius Köpke. Gr. 8. Berlin, Dunder u. Humblot. 15 Gr.

Kaltenbrunner, C. A., Lyrische und epische Dichtungen. Gr. 12. Wien, Rohrmann. 20 Gr.

Eichnowsky, Fürst C. M., Geschichte des Hauses Habsburg. 1ter Theil, von der Ermordung König Abrechts bis zum Tode Herzog Abrechts des Baisers. Mit 3 Kupfertafeln. — Auch u. d. L.: Geschichte der Söhne König Abrechts nach seinem Tode. Mit 3 Kupfertafeln. Ter. 8. Wien, Schaumburg u. Comp. 3 Thlr. 8 Gr.

Eyser, J. P., Giacomo Meyerbeer. Sein Streben, sein Wirken und seine Gegner. Für Freunde der Tonkunst. 8. Dresden, Wagner. 8 Gr.

Pischon, F. A., Denkmäler der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt. Eine vollständige Beispielsammlung zu seinem Leitfaden der Geschichte der deutschen Literatur. 1ster Theil, welcher die Zeit bis zum Jahre 1300 enthält. Gr. 8. Berlin, Dunder u. Humblot. 2 Thlr. 16 Gr.

Röse, F., Über die scenische Darstellung des Goethe'schen Faust und Seydelmann's Auffassung des Mephistopheles. Gr. 8. Berlin, Dunder und Humblot. 8 Gr.

Sallet, Fr. v., Schön Irta. Ein Märchen. 8. Trier, Troschel. 12 Gr.

Ein Stückchen Jesuitenarbeit oder die Mission in Aist im Jahre 1838. Nach den Acten. Aus dem Französischen. Gr. 8. Berlin, Mittler. 12 Gr.

Tromlig, A. v., Bielliebchen. Historisch-Romantisches Taschenbuch für 1839. 12ter Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen. 16. Leipzig, Baumgärtner. 2 Thlr. 8 Gr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1839. Neue Folge. 1ster Jahrgang. Mit dem Bildnisse Lamartine's. 8. Leipzig, Brochhaus. 1 Thlr. 12 Gr.

Wagner, W., Bunte Blätter. Gr. 12. Darmstadt, Meyer. 1 Thlr.

Windelmann's Werke. 1ste Lieferung. Schmal gr. 4. Dresden, Walther. Subscr.-Preis für den 1sten Bd. in 2 Lieferungen 7 Thlr.

Zander. Das 25jährige Jubelstift der freiwilligen mecklenburgischen Kämpfer von 1813 und 1814, am 27. März 1838 zu Güstrow. Gr. 12. Güstrow, Dtg. 21 Gr.

velen und Novellen von H. G. R. Belant, J. Sibor-  
 via. Macht des Wahns. Historische Novelle aus dem  
 Anfange des 17. Jahrhunderts von H. G. R. Belant,  
 k. Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, und Luise von  
 Bayern, über Leidenschaft und Hitz. Geschichtlicher Ro-  
 man von Fr. von Stengel. — Neudruck.  
 Nr. 27. Sagenforschungen von Ludwig Uhland. I. Die My-  
 then von Thor. — Neudruck.  
 270. Sagenforschungen von Ludwig Uhland. I. (Beschluß). —  
 Aus dem Leben eines Hesperiden. Von Büninghaus. —  
 Neudruck.  
 271. Antikenische Geschichtsschreibung. Erster Theil. — Vom

beuch. Ein Blick in Scenen und Helden von Peter-  
 mann Schulz. — Literarische Anzeige.  
 Nr. 272. Novellenische Geschichtsschreibung. Erster Theil. (Fort-  
 setzung.) — George Sand. (1. Die Geheimnisschreiber.  
 Roman von George Sand. Deutsch von Louise Staudl,  
 herausgegeben von Theodor Wandt. Zwei Theile. 1. Der  
 Sänger, oder Lied und Ehe. Nach George Sand von  
 August Diezmann. 2. Rauprat. Von George Sand.  
 Uebersetzt von Jenny Larnow. Kestz zwei Bänden. Zwei  
 Theile.) — Neudruck.  
 273. Amerikanische Geschichtsschreibung. Erster Theil. (Bes-  
 chluß). — George Sand. (Beschluß). — Bibliographie.

In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

**Kleines A-B-C-Buch**  
 für  
**Anfänger im Lesen und Schreiben.**

# Synonymen und Homonymen.

Von **J. G. von Quandt.**

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Kein Buch für Kinder, möchte dies Werkchen vielmehr Manchen willkommen sein, die  
 erlernen lesen und schreiben zu können, — Allen interessant, welche auf eine geistreiche Weise  
 ihren Sinn für wahres Verständniß der Wörter zu schärfen wünschen.

## Literarische Zustände und Zeitgenossen.

In Schilderungen aus **Karl Aug. Böttiger's** handschrift-  
 lichem Nachlasse. Zweites Bändchen. Gr. 8. Geheftet.  
 1 Thlr. 16 Gr.

Das erste Bändchen dieser interessanten Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur erschien  
 zu Anfang d. J. und kostet 1 Thlr. 12 Gr.; eine „**Biographische Skizze Böttiger's**“,  
 von demselben Verfasser, 16 Gr.

**Krause (Friedrich von),** Geschichte Europas seit dem Ende  
 des funfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band. Gr. 8.  
 Druckpapier 3 Thlr. 6 Gr. Velinpapier 6 Thlr. 12 Gr.

Alle sechs Bände kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 17 Thlr. 22 Gr., auf Velin-  
 papier 35 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, im Sept. 1838.

J. A. Brockhaus.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

# URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr  
**1839.**

**Neue Folge.**  
Erster Jahrgang.

**Inhalt.**

Des Lebens Ueberflus. Novelle von Ludwig Tieck.  
Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg.  
Die Entführung. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff  
Der Gekrenzte. Novelle von Leopold Schefer.  
Irrwisch-Frige. Ithyl-Novelle von Franz Verthold.

Mit dem Bildnisse Lamartine's.

8. Elegant cartonirt. 1 Thlr. 12 Gr.

In Betreff der frühern neun Jahrgänge (1830—38) dieses Taschenbuchs glaubt die Verlagshandlung den Wunsch vieler Freunde der Urania zu erfüllen, wenn sie dieselben, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, soweit der Vorrath reicht,

**zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr., einzelne Jahrgänge aber zur  
Completirung für 16 Gr.**

abläßt.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, G. Döring, F. von Eichendorff, F. von Heyden, B. Hugo, B. Martell, E. Morike, A. Ohlenschläger, P. Odgaru, Rehfuß, L. Kellstab, G. F. von Rumohr, A. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, G. Scavola, A. von Sternberg, F. Volz, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von Ludwig Tieck, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhland, Cornelius, Ohlenschläger, Danneker, Zelter, Tegner, Auber, A. von Humboldt, Zedlig und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.

Leipzig, im Sept. 1838.

**J. A. Brockhaus.**

Blätter  
für  
literarische Unterhaltung.

---

1838.

Monat October;

(enthaltend)

31 Blätter: Nr. 274—304, und 4 literarische Anzeigen: Nr. XXXIV—XXXVII.

---

**Zur Nachricht.**

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

---

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

---

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freieremplar an die Redaction derselben einzusenden.

---

Gegen Vergütung von 1 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

---

---

Leipzig

H. A. Brockhaus.

1838.

# I n h a l t.

274. Zur Nachricht. — Zur Geschichte des Orients. (1. Zur Geschichte der Araber vor Muhammed. Von H. v. L. 2. Die Handelszüge der Araber unter den Abbasiden durch Afrika, Asien und Ostindien von Friedrich Schlegel. Eine von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen im Januar 1835 mit Auszeichnung gekrönte Preischrift. 3. Geschichte des Mahomedanismus und seiner Sekten, aus orientalischen Quellen geschöpft von W. G. Taylor. Aus dem Englischen übertragen.) — Briefe über Watani in Bezug auf die königlichen Gemüthsversammlungen zu Berlin, Dresden und München von Ernst Förster. — Literarische Notizen. — Literarische Anzeige.
275. Zur Geschichte des Orients. (Fortsetzung.) — Literarische Notizen aus Schweden. — Zwei holländische Dichter.
276. Zur Geschichte des Orients. (Fortsetzung.) — Humour und Humoristen.
277. Zur Geschichte des Orients. (Fortsetzung.) — Histoire parlementaire de la révolution française, ou journal des assemblées délibérantes nationales, depuis 1789 jusqu'en 1825. Par S. B. Bohez et P. C. Roux. Dreißig Bände. — Notiz.
278. Zur Geschichte des Orients. (Schluß.) — Histoire parlementaire de la révolution française, ou journal des assemblées délibérantes nationales, depuis 1789 jusqu'en 1825. Par S. B. Bohez et P. C. Roux. Dreißig Bände. (Schluß.) — Phantasien, Meinungen, Ansichten, Scherz, Poesie und Aberglauben; unter Mittheilung einer gütigen Berücksichtigung, daß Irthümer nicht auch vorliegendem Exemplar einverleibt sind. Von Wilhelm Schabert. Ein gedrucktes Manuscript. — Literarische Notiz.
279. Herzog Albrecht der Beherrzte, Stammvater des königlichen Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts, größtentheils aus archivalischen Quellen, von F. A. v. Langen. — Die Erwerbungen des britischen Museums in den letzten Decennien. — Notiz. — Literarische Anzeige.
280. Herzog Albrecht der Beherrzte, Stammvater des königlichen Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts, größtentheils aus archivalischen Quellen, von F. A. v. Langen. (Fortsetzung.) — Die Erwerbungen des britischen Museums in den letzten Decennien. (Fortsetzung.) — Miscellen.
281. Herzog Albrecht der Beherrzte, Stammvater des königlichen Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts, größtentheils aus archivalischen Quellen, von F. A. v. Langen. (Schluß.) — Die Erwerbungen des britischen Museums in den letzten Decennien. (Schluß.) — Miscellen. — Bibliographie.
282. Amal's Rächer. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. Drei Bände. — Wörter, Heiden, Don Quixote. Abhandlungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche. Von Karl Gutzkow.
283. Amal's Rächer. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. Drei Bände. (Fortsetzung.) — Novellen von Philippine von Wittingsh. Drei Theile. — Miscellen.
284. Amal's Rächer. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. Drei Bände. (Fortsetzung.) — History of the Indian tribes of North America; with biographical sketches and anecdotes of the principal chiefs, embellished with one hundred and twenty portraits, from the Indian gallery in the department of war at Washington. By T. McKenney and J. Hall. — Notiz. — Literarische Anzeige.
285. Amal's Rächer. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. Drei Bände. (Schluß.) — Eine Übersicht der deutschen Literatur seit Friedrieh dem Großen auf vier Seiten! — Bibliographie.
286. Die Sprachwörter und sprachbedeutlichen Redensarten der Deutschen, von W. Körte. — Psyche. Von N. von Sternberg. Zwei Theile. — Literarische Anzeige.
287. Die Sprachwörter und sprachbedeutlichen Redensarten der Deutschen, von W. Körte. (Fortsetzung.) — Schilberungen aus Indien.
288. Die Sprachwörter und sprachbedeutlichen Redensarten der Deutschen, von W. Körte. (Schluß.) — Théâtre chinois, ou choix de pièces de théâtre composées sous les empereurs mongols, traduites pour la première fois sur le texte original, précédées d'une introduction et accompagnées de notes, par M. Bazin aîné, membre de la Société asiatique de Paris. — Miscellen.
289. Geschichte Kaiser Sigmund's von Joseph Aschbach. Erster Band. — Album. Unter Mitwirkung österreichischer Schriftsteller zum Besten der Berunglückten in Pest und Wien herausgegeben von Friedrich Wittbohr. — Newbold.
290. Die Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet von Friedrich Bülow. Erster und zweiter Theil. Von Carl Zimmer. — A. Pushtin's erzählende Gedichte. — Notiz.
291. Die Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet von Friedrich Bülow. Erster und zweiter Theil. Von Carl Zimmer. (Fortsetzung.) — A. Pushtin's erzählende Gedichte. (Schluß.) — Notiz.
292. Die Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet von Friedrich Bülow. Erster und zweiter Theil. Von Carl Zimmer. (Schluß.) — Silhouetten aus Schweden von Carl Theodor Strömmer. — Literarische Anzeige.
293. Die Taschenbücher für 1839. Erster Artikel. (1. Urania.) — Bibliographie.
294. Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838. Zweiter Artikel. (21. Raketen und lyrische Blumen von Ernst Herold. 22. Lieber und Gedichte von Ida Gräfin Hahn-Doğa. 23. Volkslänge in altenburger Mundart. Von Friedrich Ulrich. 24. Lieder in oberbairischer Volkssprache. Von Franz Steinhilber. 25. Blumen für meine Freunde. Von P. R. Bouché. 26. Gedichte von Homulus Hellmann. Neue Folge. 27. Die Rosenblätter von Wilhelm v. Balddrich. 28. Gedichte von Adalbert Freidner. 29. Dichtungen von Friedrich Ernst. 30. Die Stern. Ein Schöpfungsglied in fünf Gesängen. Von Pape. 31. Neue Lieber von F. Brunob. 32. Wanderung und Heimkehr. Eine Dichtung von Gustav Kichenhoff. 33. Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Neue Sammlung. 34. Gedichte von Carl Schellhorn. 35. Gedichte von Carl Oscar Kammerling. 36. Gedichte von Theodor Baron v. Pöschke. 37. Frühlingssatum. Lieder von Rudolf Hirsch. 38. Sämmtliche Dichtungen von J. H. v. Westenberg. Fünfter Band. 39. Gedichte von D. H. X. Rodenberg. 40. Gedichte von Gottfried Dörffel. 41. Gedichte von Heinrich Grünig.) — Das Schloß des Fürsten von Valamio. — Literarische Anzeige.
295. Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Der literarische Zustand Poetens zur Zeit Stanislaus August's. — Miscellen.
296. Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Der literarische Zustand Poetens zur Zeit Stanislaus August's. (Schluß.) — Miscellen.
297. Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838. Zweiter Artikel. (Schluß.) — Notiz.
298. City of the Czar. — Helgoland von E. Wienberg. — Notizen.
299. City of the Czar. (Schluß.) — Romanticaliteratur. (1. Ein junger Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts. Nach dem Französischen frei bearbeitet von E. Krust. Zwei Theile.

## Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

## Zur Geschichte des Orients.

1. Zur Geschichte der Araber vor Muhamed. Von R. v. L. Mit acht synchronistischen Tabellen und graphischen Darstellungen. Berlin, Luberig. 1836. Gr. Fol. 2 Thlr. 12 Gr.
2. Die Handelszüge der Araber unter den Abbassiden durch Afrika, Asien und Osteuropa von Friedrich Stüwe. Eine von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen im Januar 1836 mit Auszeichnung gekrönte Preischrift. Mit einer Karte. Berlin, Duncker und Humblot. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
3. Geschichte des Mahomedanismus und seiner Sekten, aus orientalischen Quellen geschöpft von W. E. Taylor. Aus dem Englischen übertragen. Leipzig, Barth. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ist es, um die Grundlagen der allgemeinen Geschichte eines Volkes zu gewinnen; von dem höchsten Interesse, durch gute Monographien die Behandlung einzelner Erscheinungen in derselben an ein helles Licht gestellt zu sehen, so muß es von um so erhöhtem Interesse sein, je schwieriger es ist, dergleichen Vorlagen, entweder aus Zerstückelung oder Zerstreutheit der Quellen, oder um der Schwierigkeit des Stoffes an und für sich willen, dem Stande der Wissenschaft gemäß historisch zu begründen und der weitern Benutzung würdig durchzuführen. Gehört es also zu den erfreulichsten Begebenheiten auf dem Gebiete des Wissens, die Regsamkeit in dieser Richtung recht lebhaft zu erblicken, so hat die arabische Geschichte in der neuesten Zeit die vollkommenste Ursache, sich durch bedeutende und wesentliche Bereicherungen in verschiedenen Beziehungen aufgehellt und weiter gefördert zu sehen. Das Interesse an diesem Zweige der Literatur oder ist nicht nur in einzelnen Gelehrten erwacht, sondern ganze Gesellschaften im In- und Auslande haben die Aufmerksamkeit auf denselben gerichtet und theils durch eigne Erörterungen ihrer Mitglieder, theils durch Preisfragen und Deckung des dadurch erwachsenden Kostenaufwandes die Veröffentlichung von Einzelchriften und größeren Werken erfolgreich befördert. Ist aber die Geschichte irgend eines bedeutenden Volkes der Erde hinter den Bearbeitungen der Geschichten anderer, selbst weniger einflußreicher. Völker zurückgeblieben, so ist es wiederum die arabische, deren Kenntniß und Gesamtdarstellung noch an

den wesentlichsten Mängeln leidet. Hier war es also nöthig, daß alle Kräfte sich thätig vereinigten, um nur erst den Bearbeiter im Großen und Ganzen von dem Vorhandensein der nöthigen Quellen in Kenntniß zu setzen, selbst angenommen, daß er eine Stellung und die Mittel hat, jene Quellen allseitig benutzen zu können. Dazu kommt, daß durch jene Monographien der neuesten Zeit und durch ihre weitere Verbreitung schon manches Vorurtheil beseitigt ward, das bisher nicht nur gegen die Größe des Volkes selbst, um das es sich hier handelt, sondern auch gegen dessen Geschichte sogar bei wissenschaftlich Gebildeten herrschte. Es kann aber auch nicht fehlen, daß, je mehr man sich mit den Resultaten der Forschung befreunden wird, desto mehr auch die allgemeine Theilnahme an denselben gewinnen muß. Wenn irgendwo Unkenntniß der Sache geschadet hat, so war es hier, indem in früherer Zeit die Geschichte der Araber fast ganz in der Mohammed's zusammenfloß und theologischer Eifer sich weniger in Erforschung der Wahrheit einließ als in einseitige parteiliche Darstellung des Wenigen versank, was man unsicher wußte. Wir freuen uns also, in Folgendem auf einige Erscheinungen aufmerksam machen zu können, die jenen Entstellungen und falschen, durch vorgefasste Meinungen verbreiteten Ansichten entgegenzutreten und uns den reinwissenschaftlichen Weg als den einzig zum Ziele führenden erkennen lassen. Die nähere Andeutung des Inhalts der bezüglichen Schriften wird zu manchen Bemerkungen Veranlassung geben, die diese hier nöthigen Vorandeutungen theils bestätigen, theils weiter ausführen. Das gesunde Urtheil, das zum größten Theil in denselben herrscht, zumal da, wo es die Benutzung des schon vorhandenen Stoffes galt, wirkt so wohlthätig auf den Leser, daß dieser den Verfassern nicht nur durch ihre Belehrung zu Dank verpflichtet wird, sondern auch in dem Gefühle, das klare Ansichten überhaupt gewähren, hinwiederum jenen die Genugthuung verschafft, wie für den Geist, so auch bezüglich für das Herz geschrieben zu haben.

Nr. 1. In dem Verf. der ersten dieser Schriften, dem königl. preuß. Generalleutnant und Director der allgemeinen Kriegsschule zu Berlin, Kühle v. Lillienstern, verehren wir einen auch sonst verdienstvollen Schriftsteller, dem es aus reinem Eifer für die Wissenschaft um die Weiterförderung der geschichtlichen Kenntnisse in jeder Beziehung ernstlich zu thun ist. Er hat sich keine ganz leichte Aufgabe gestellt, wenn er einiges Licht mehr in die Vorgeschichte jener Halbinsel zu bringen versucht, die der moralisch-kraftigen, obwol nur erst gelegentlich erkannten Elemente so viele in sich faßte, daß der Funke der Begeisterung die

Idee des Volkes, eine weltgeschichtliche Rolle spielen zu können, in wenig Jahren zur Wirklichkeit machte. Die angebeutete Schwierigkeit aber besteht darin, 1) daß der für jene Zeit vorhandene Stoff der reinhistorischen Momente sehr wenige enthält, indem die Sage allein den Gang der spätern Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung bedingte und die Phantasie des Volkes diese für die Gewinnung reinhistorischer Thatsachen gefährlicher machte als bei manch anderm Volke; 2) fehlt jenen aus der Vorzeit geretteten Trümmern geschichtlichen Wissens aller innere Zusammenhang; nur vereinzelt finden sich die Bruchstücke vor, ohne jede Bedingung von Ursache und Folge, ohne jeden selbst nur locker die Begebenheiten zusammenhaltenden Faden der Erzählung; um dieser formellen und materiellen Mangelhaftigkeit willen muß hier der gesunde und erfahrene Blick Alles sein, um den Stoff für den Leser genesbar und für den Geschichtsschreiber brauchbar und überzeugend darzustellen; 3) aber geht jener viertaufendjährigen Periode alle Chronologie ab. Geschichte ohne Chronologie ist keine Geschichte, es fehlt die Grundbedingung alles Seins, die Zeit, in der allein die Begebenheiten ins Leben, in die Wirklichkeit treten können. Selbst der Raum ist hier weniger wichtig und bei weitem leichter zu ermitteln, da er einerseits nicht so unermesslich ist, andererseits sich selbst näher bestimmt und bestimmen läßt. Welch ungeheures Gebiet der Ruchmachung sich also hier vor dem Blicke des Forschers ausbreitet, stellt sich um so deutlicher dar, als schon einer jener drei Mängel Spielraum genug für persönliche Ansichten aus bloß subjectiven Gründen eröffnet, und der verehrte Verf., der sich diese Schwierigkeiten keineswegs verhehlte, erkannte sehr richtig, daß vor Allem die Construction der Chronologie dem, der hier Bahn brechen will, am Herzen liegen müsse. Er stellte daher auch sich zunächst diese Aufgabe, und um nicht willkürlich zu Werke zu gehen, bildete er sich zuerst die ihm am angemessensten scheinenden Grundzüge des Ganges seiner Untersuchung, und sah von den gefundenen Ergebnissen seiner Vorgänger einstweilen ganz ab, um das eigne Urtheil nicht gefangen zu halten. Hierüber spricht er sich in der Einleitung satzsam aus, und ohne mit ihm über einzelne seiner Voransichten zu rechten, können wir doch nicht umhin, einige Mängel zur Sprache zu bringen, die sich hier als wesentlich geltend zu machen scheinen. Der Verf. begnügt sich nämlich einzig und allein mit Übersetzungen der vorhandenen Quellen, da ihm das Verständniß der Originale abgeht. Wie sich aber die Übersetzung vom Original unterscheidet, muß sich auch der Geist der Auffassung aus der einen oder dem andern unterscheiden. Es ist nicht das Einfache in den Gegenstand selbst, sondern nur die Darstellung durch den Reflex des Spiegels. Es ist die Conjecturalkritik, die hier die Hauptrolle spielt und durch Verichtigung des Textes vielleicht da und dort einen festern Anhalt gewähren könnte, gewissermaßen gelähmt und die Construction der einzelnen Theile zu einem größern Ganzen durch den Mangel der Selbstansicht behindert. Ja, manche Beziehung, die im Original liegt, geht der Übersetzung ab, und der Geist dieser veranlaßt oft noch Mißverständnisse, deren Schwierigkeit die Möglichkeit einer Einsicht in das Original sogleich heben würde.

Durch diese Abhängigkeit ferner mußte natürlich manche Ungleichheit in die Orthographie der so nicht sehr bekannten Namen hereingetragen werden, und obwol sich der Verf. deshalb zu entschuldigenden sucht, so sind doch diese Entschuldigungen nicht kräftig genug, um jedes Mißtrauen zu beseitigen und in volle Überzeugung umzuwandeln. Von einem Quellenstudium kann also nur bedingterweise die Rede sein, wenigstens sind die Grenzen desselben fest vorgezeichnet. Aber auch die Übersicht der Forschung leidet durch die Art und Weise, wie der Verf. sein Buch angelegt hat. Dadurch nämlich, daß er die Beweiskraft für seine Meinung unverkürzt in seine Rede einschleibt und durch die oft mehrere Seiten langen Citate sich selbst überall ohne Unterschied unterbricht, hat er dem Leser die Gelegenheit genommen, ihm in dem Gange der Darstellung ungehindert zu folgen. Um so mehr freuen wir uns, daß die beigefügten

synchronistischen Tabellen klar und bündig das, was er gewollt und gefunden, den von seinen Vorgängern gewonnenen Ergebnissen gegenüberstellen. Auch sei durch die erwähnten Mängel dem Buche sein eigentlicher Werth nicht verkürzt. Des würdigen Verf. Arbeit ist uns um mehr als einer Ursache willen höchst ehrenwerth, und rechnen wir ihm von der einen Seite seinen unermüßlich aufopfernden Fleiß hoch an, so verkennen wir auch von der andern Seite den Werth der Resultate nicht, die jenen Fleiß bezeichnen. Der Verf. hat das Ganze in vier Perioden zerlegt, die zusammen die Zeit von Noah bis zur Hidschra, d. h. von 2400 vor Chr. bis 622 nach Chr. umfassen. Die erste schließt ab mit der Wanderung Jakob's nach Ägypten, die zweite, die an ihrer Spitze den Abdeschems Saba hat, mit Christi Geburt, die dritte mit der Eroberung Semens durch die Äthiopier, die vierte mit dem Anfange der mohammedanischen Zeitrechnung. Wäre nun dem Leser erwünscht, von dieser ganzen Zeit ein Bild in zusammenhängender Darstellung zu verlangen, so würde Ref. in Verlegenheit gerathen; eine Verlegenheit freilich, die die Sache selbst entschuldigt, und die ja auch der Verf. trotz des besten Willens nicht zu beseitigen im Stande war. Wir geben also, was wir haben, und hoffen dadurch dem Verf. wie dem Leser unsere Achtung zu bezeigen.

Jenes Land der Komaden, die Halbinsel Arabien, ist nicht allein das Gebiet, wo der Araber seine Heimat hat; schon in den ältesten Zeiten sprach man in den Tristen Assyriens wie in den Steppen Mesopotamiens semitisch wie noch heute, wo auch Afrika Sprache, Sitte und Volk in die weite Ausdehnung seines Schooses aufgenommen hat. Sprache und Volk hat also den Markstein seiner Grenzen weit hinaus in das Gebiet fremder Länder getragen, und wo der Araber hinkam, brachte er auch seine glühende Phantasie, seinen kriegerischen Muth, seinen väterlichen Stolz und sein natürliches Unabhängigkeitsgefühl mit. Daher mochte auch der Theil des neuerschaffenen Menschengeschlechts, der nach der Rettung aus der noachischen Flut das Land Arabien zu seiner Heimat machte, schon alle die charakteristischen Merkmale seiner Eigentümlichkeit an sich tragen, die das heutige Geschlecht von den übrigen semitischen Stämmen auszeichnet. Es mochten die untergegangenen Stämme Ad, Themud, Dschem, Dschebis nicht weniger originell sein als die eingepfropfte, durch Ismael in die Halbinsel verpflanzte neue Generation. Jene frühern Araber, die Nachkommen Sem's, hatten in Ober und einigen Zweigen von Eub aus Aram ihre Ahnherren, denn diese waren es, die zum größten Theil in die arabische Halbinsel einwanderten. Nach Herobot wohnte das Volk Kanaans an den Küsten des erythräischen Meeres, es wick aber vor den Ioktaniden und übrigen Nachkommen Sem's aus der Halbinsel, und der Sternendienst war zugleich mit den Ioktaniden in die neuen Wohnsitze eingezogen. Alles dieses geschah nach Petav von 1656—1757 n. C. d. W. zur Zeit Peleg's oder der Epoche der großen Völkerbewegung. In dieser Periode war es auch, wo die beiden ersten Propheten Arabiens, Hud und Salih, ihre Versuche zur Bekehrung der arabischen Stämme Ad und Themud zur wahren Gottesverehrung anstellten, aber sich keines Erfolgs erfreuten, dagegen nach der Mythe jene echten oder eingeborenen Araber durch den Born des Allah aus der Reihe ihrer Mitbrüder verschwinden sahen. Es tritt für jenes Land ein neues Menschengeschlecht auf, und Abraham wird durch seinen Sohn Ismael der Held eines neuen Weltalters. So schließt mit dem Tode Jakob's die erste Periode um 2254 n. C. d. W., die Israeliten wandern nach Ägypten ein, während die übrigen Abrahamiden und Theraiden sich zwischen dem Guphat und dem Isthmus von Suez bis nach Redsched und Hidschas festsetzen. Im Süden der Halbinsel vertheilt sich ein Hauptzweig der Ioktaniden durch Himjar Ben Saba Ben Rahtan die Obergewalt, während ein anderer Zweig desselben Stammes, die Dschoromiden, sich mit den Nachkommen Ismael's zu einem neuen Volke vermischten. Daraus geben die gemischten Araber oder die Mosariba hervor, d. h. die Nach-

Kommen Anan's oder „desjenigen Mittelgliedes in der Geschlechtsfolge Ismael's, bis zu welchem man die Vorfahren Nothammeh's mit Sicherheit glaubt nachweisen zu können“. Nun bleibt nur noch die Bemerkung übrig, daß die eigentlichen und reinen, d. h. die eingeborenen Araber oder Kinder Soltan's (bei den Arabern Rahtan) einstimmig als directe Nachkommen Eber's, mithin als nächste Stamm- und Sprachverwandte der Theraiden und Abrahamiden anerkannt werden und sich als Kinder Nachor's, Israel's, Edom's u. s. w. über den nördlichen Theil der arabischen Halbinsel, d. h. über ganz Syrien verbreitet haben, während dem Rahtan die südlichen Küstenstriche am rothen Meere, d. h. Jemen in seiner weitesten Ausdehnung, als Erbtheil zufallen. Uns in eine Zergliederung dieser Massen in ihre einzelnen Zweige einzulassen, ist hier der Ort nicht, da es uns blos um eine Übersicht im Ganzen zu thun sein muß; das Verf. selbst gibt hierüber hinlängliche Belehrung. Noch gedenkt auch der Verf. zum Schluß dieser Periode der Kaba-tär als der Nachkommen Nabajoth's, des Sohnes Ismael's; ein eigenthümliches Volk, das in späterer Zeit sehr dem Spotte des echten Arabers ausgesetzt war. Es hatten dieselben ihre Wohnsitz im nördlichen Arabien, waren Hirten und Ackerbauer, hatten ihre eignen Könige und befaßten sich erst später mit der Schifffahrt. Ihr Strich Landes aber gewinnt dadurch an Bedeutung, daß seit undenklichen Zeiten die Asien mit Europa und Afrika verbindende Handelsstraße denselben berührte, und sie zu ihrer Zeit wohlhabende Zwischenhändler abgaben, wovon ihre Hauptstadt Petra (daher peträisches, nicht steiniges, Arabien) und die gesammte Cultur des Landes den Beweis liefern.

Die zweite Periode bezieht die Zeit von Ab-el-schems, d. h. dem Peliodulen Saba, bis zu Christi Geburt, d. i. nach Zahlen, wie sie der Verf. annimmt, von 1950 v. Chr. an, denn da soll Saba in Jemen geherrscht und die noch vorhandenen Überreste des Stammes Ad vertrieben haben. In dieser zweitausendjährigen Periode finden sich allerdings nur wenige historisch-wichtige Personen aufgezeichnet, bei deren Namen die Geschichte verweilt und sich an sie anknüpft. Der Verf. bietet hier Alles auf, einigermaßen eine Chronologie mittels überlieferter Synchronismen herzustellen, die in diesem Chaos den einzigen Haltpunkt gewähren. Von der ganzen Periode gehört freilich selbst auch bei andern alten Völkern fast nur ein Geschickel in die historische Zeit, nur daß hier der unglückliche Fall eintritt, daß aus dieser Zeit auch nicht eine einzige Überlieferung erhalten. Wir begegnen hier unter Andern der mythischen Königin Balkis als Zeitgenossin des Salomo, also schon in dem zweiten Jahrtausend jener Periode. Sie heißt selbst im Koran Königin von Saba, und die Erklärer erzählen, wie ein Kibiz „dem Salomo berichtet, daß dort ein Weib regiere, versehen mit Allem, was zu einem Fürsten erfordert wird, und mit einem prächtigen Throne versehen, aber sie und ihr Volk Anbeter der Sonne. Deshalb sandte ihr Salomo durch denselben Kibiz erst einen Ermahnungsbrief, zum rechten Glauben zurückzukehren, und bedrohte sie dann mit Krieg, worauf sie sich selbst nach Jerusalem auf den Weg machte. Dscheläl-ed-din setzt hinzu: Nachdem sie der Abgötterei entsagt und der Teufel die Haare von ihren Weinen hinweggenommen, habe sie Salomo zur Gattin angenommen.“ Neunhundert Jahre früher finden wir den Himjar im Besitze der Oberherrschaft Jemens, während seine zahlreichen Fürsten abhängige Fürstenthümer inne haben, und erst nach seinem Tode theilt sich der Staat in zwei selbständige Königreiche, Hadramut und Saba. Das Herrscherhaus jenes Landes aber führt den einheimischen Namen Lobba, während die andern Fürsten durch den Vorgesatz des Wortes Dhu bezeichnet oder auch Kail genannt werden. Nur glaube man nicht, wie der Verf. meint (S. 111), daß, wer das Prädicat Dhu mit dem nöthigen Zusatz (denn absolut wieb jenes Wort nicht gesetzt) führe, nicht auch zugleich Lobba habe sein können. Sesostris war auch ein Pharao und der Apostata ein Cäsar. Der Lücken in der Reihe der Regenten aber gibt es hier sehr zahlreiche, und selbst der Berührungspunkte mit auswärtigen

erobrenden Herrschern und Völkern sehr wenige und in abge-rissenen Zeiträumen. Überdies betreffen diese nur den Norden der Halbinsel und höchstens die Westküste am erythräischen Meere. Die Ansicht der tabellarischen Zusammenstellung der hierher bezüglichen Stellen bei Griechen und Römern gibt (S. 123 — 128) hierüber hinlängliche Belehrung.

Die Zeit von Christi Geburt bis zur Eroberung Jemens durch die Äthiopier, d. h. bis ungefähr 130 der Hidjra oder nach Christi Geburt, fällt die dritte Periode aus. Auch in dieser beschränkt sich die Geschichte der Halbinsel hauptsächlich auf Jemen oder dessen Herrscher, die Lobbas aus dem Hause Soltan. Die Darstellung der außerhalb gelegenen arabischen Reiche Gassan und Hira schloß der Verf. als für seinen Zweck unwesentlich aus und erwähnt sie nur in untergeordneter Stellung. Mehrfache Veränderungen sowohl in den Wohnsitz der Stämme als in den politischen und religiösen Verhältnissen der Halbinsel treten hier entgegen. Neben dem unter dem Namen Seil-el-arim bekannten Dammbau und der dadurch veranlaßten Auswanderung der Stämme des Ad begegnen wir der Christenverfolgung durch Sapor II. und dessen Einfall in Arabien und der wahrscheinlichen Einführung des Christenthums in Jemen. Ja, der Verf. glaubt sogar in den Bohnsagen der Äthiopier und Byzantiniern den Beweis zu finden, daß vielleicht jetzt schon eine erste Eroberung Jemens durch die Äthiopier stattgefunden habe. Was nun jenen Dammbau betrifft, so hat der Verf. ihm noch später eine besondere Abhandlung im Anhang gewidmet. Soltan, nach Andern Saba, suchte nämlich das überflüssige Bergwasser in der Provinz Saba oder Mareb in Jemen dadurch nutzbar für das Land zu machen, daß er einen hohen Damm zwischen zwei Bergen mit Bewässerungskanälen anlegte. Das Land ward zu einem Paradiese, von glücklichen, gerechten und gastfreien Stämmen bewohnt, der Bau dagegen mit der Zeit wankend, das Wasser durchbrach den Damm, und die Flut verwandelte alsbald das Land in eine Wüste. Der Koran stellt übrigens dieses Ereigniß als eine Folge der Abgötterei der Sabäer dar, und so viel sich für die Chronologie ermitteln läßt, scheint es zwischen 150 — 170 nach Chr. Geb. sich zugetragen zu haben. Die anwohnenden Stämme verließen die Primat und breiteten sich in andern Theilen der Halbinsel aus.

Die vierte Periode endlich, von einem etwa 130jährigen Umfange, gibt, obwohl als die späteste und uns nächste, nicht mehr Sicherheit für die Chronologie. Die beiden noch am meisten allgemein gewordenen Jahresrechnungen sind die des Jahres des Glesan und des Tages des Frowel (S. 174 — 175). Jemen ward überdies jetzt eine persische Provinz unter Statthaltern bis zur Zeit, wo Mohammed als Prophet auftrat. Die wichtigsten Veränderungen suchen die Provinzen heim. Der Lobba Dhu Nowas läßt sich in Jatreb zum Zudenthum bekehren, und von dessen Bekennern fortbauend bearbeitet, verfolgt er die in Nedshran befindlichen Christen, die ihm müthigen Widerstand leisten, aber endlich erliegen und zum großen Theil umgebracht werden. Dadurch zog er die Expedition des Kergush von Äthiopien in sein Land, dessen Dynastie sich unter drei Herrschern (Abraha, Jeksum, Meskul) aufrecht erhielt, bis der letzte derselben den Persern, und diese wiederum den Gläubigen Mohammed's weichen mußten.

So in Kurzem der Hergang der wichtigsten historischen Ereignisse auf der Halbinsel. Überall ist aber die Hauptfrage, die Einrechnung der Chronologie, an die Spitze gestellt, und es hat sich der Verf. so streng an diese Frage gehalten, daß sie stets im Verlauf der Darstellung hervortritt. Ferner basirt er seine Annahmen fortbauend auf das Vorhergehende, und die Konstruktion derselben geschieht mit Umsicht, natürlich aber nicht ohne mancherlei mutmaßliche Voraussetzungen, die man jedoch im Allgemeinen nicht grade als willkürlich bezeichnen kann. Überall hat man Gelegenheit, den ernstlichen Willen und den strengen Fleiß des Verf. zu ehren.

Außer den beiden schon ange deuteten Anhängen findet sich



nach ein dritter über die Epochen, Aera und Reihenfolge der Safanden, der außerordentlich viel Citate enthält und dazu dient, die im Werke selbst verfolgten Synchronismen weiter zu beduciren und diese als Stützpunkte für die chronologische Construction haltbarer zu machen. Denselben Zweck verfolgen großentheils die aus verschiedenen Historikern und Reisebeschreibern gegebenen angehängten Auszüge bis auf die Abhandlung über die Religion Abraham's und die Einführung des Judenthums in Arabien, die, wie was zur Sage von der Jobba beigebracht ist, die Gedrungen von Thatsachen zum Zwecke hat. Am Schlusse sind eine schöne Zugabe die synchronistischen Tabellen, die außer den eignen Resultaten zugleich die von andern Forschern gefundenen Ergebnisse und die Angaben der verschiedenen Auctoren parallelisiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über Malerei in Bezug auf die königlichen Gemäldesammlungen zu Berlin, Dresden und München von Ernst Förster. Stuttgart, Cotta. 1838. 8. 18 Gr.

Diese Briefe enthalten mehr oder minder ausführliche Andeutungen über die Galerien zu Berlin und Dresden und einzelne Bilder derselben. In Berlin — wo der Verf., eine Autorität im Fache der Kunstkritik, dem Museum im Allgemeinen und dessen Anordnung das größte Lob ertheilt, und wo er zugleich von dem Kunstwerthe der einzelnen Werke mit größter Anerkennung spricht, als man in der Regel diesen Werken zu Theil werden läßt — geben ihm, dem ausgezeichneten Kenner der ältern italienischen Kunst, die dieser Epoche angehörigen Bilder Gelegenheit, sich ausführlicher über die Künstler jener Zeit, ihre Schulen, Richtungen, Anfänge und Untergänge auf eine ebenso interessante als lehrreiche Weise zu verbreiten. Er liefert über die ausgezeichnetsten dieser Werke einen Commentar, der ganz dazu geeignet ist, das Verständnis dieser oft mit Geringschätzung behandelten Bilder aufzuschließen und einen Theil der Liebe dafür einzustößen, die dem Verf. in so reichem Maße innewohnt. Die Charakteristik, die er von den einzelnen Schulen der italienischen Kunst gibt, ist höchst bezeichnend und treffend. Als Aufgabe und charakteristisches Kennzeichen der umbrischen Schule (deren Sipfel Rafael bildet) bezeichnet der Verf., „das Suchen der Anmuth in der äußern Erscheinung“; als das der Mailänder (unter Leonardo da Vinci's Anführung), „das Streben nach dem Geistig-Charakteristischen“ (in Form und Zeichnung); als das der Venetianer, „das Streben nach dem Sinnlich-Lebendigen“ (in der Farbe); als der Toscaner Hauptaufgabe den „geistigen Gehalt und das deutliche Hervorheben desselben“ u. s. w. Wie die Anordnung des berliner Museums höchlichst gelobt wird, so findet die der dresdner Galerie verdienten Tadel, der freilich in der ungünstigen Localität seine Entschuldigung findet. In Dresden geben Correggio's dort so zahlreiche Werke dem Verf. Gelegenheit und Stoff zu einer ausführlichen Würdigung und Charakteristik dieses Künstlers, die vielleicht das Beste ist, was je über Correggio gesagt worden. Als charakteristische Eigenschaft dieses Künstlers wird seine „Heiterkeit und Sinnlichkeit“ bezeichnet, aber auch das beruhigende Element, das in ihm ist, nach Verdienst anerkannt. Ebenso geben Paul Veronese's Werke Anlaß zu einer ausführlichen Würdigung; als dieses Künstlers charakteristische Eigenschaft findet der Verf. den „Humor“. In München sind es nicht die Schätze älterer Kunst, sondern nur das Local der Pinakothek und deren Ausschmückung durch Fresken, welche die Geschichte der neuern Malerei zum Gegenstande haben, die dem Verf. zu geistreichen Erläuterungen und Andeutungen Anlaß geben, wie er denn schon bei Gelegenheit des berliner Museums rüchlich Schinkel's Entwürfe zu dessen Ausschmückung durch Malereien Ähnliches gegeben hatte. Wir

empfehlen dieses Büchlein mit seinem reichen und anregenden Inhalte allen Kunstfreunden, die es gewiß nicht unbefriedigt aus der Hand legen und mit uns dem Verf. für seine Gabe danken werden. 12.

### Literarische Notizen.

In Paris erschien eine phantastische Erzählung: „Une course à Chamouni“, von Adolphe Pietet. Man erinnert sich des Majors, welcher in den „Briefen eines Reisenden“ mit George Sand eine Ausflucht nach Chamouni macht. Dieser Major tritt in Pietet's Erzählung auf und erzählt der Reihe nach in seiner eigenthümlichen Manier seine Verhältnisse, in neu-deutscher Weise gesprochen, seine Bezüge zur Verfasserin der „Lelia“. Die französische Kritik räumt der Erzählung etwas Reizendes und Pilantes ein, wodurch sie sich auszeichne, doch leide sie an Längen, und die närrischen Orgien der Schriftstellerin mit ihren Freunden böten kein hinlänglich lebhaftes Interesse, um die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Dauer festzuhalten. Es ist darin ein Sichgehenlassen der Einbildungskraft, der Gedanken, des Geistes, welches, wie sich der Kritiker ausdrückt, zuweilen einer ausgelassenen Trunkenheit gleicht. Das muß wol wahr sein, denn es wird in diesem Buche ein in Chamouni gehaltenes Festgelage geschildert, wobei alle Theilnehmenden unter dem Tische ihr seliges Ende nehmen. Mad. Dubouant wird hier so im Regligt dargestellt, wie sie sich zuweilen in ihren Werken zeigt. Der Kritiker macht hierbei die Bemerkung: hier seien Sätze zu finden von jenem Künstlerleben, welches jetzt von der Mehrzahl der französischen Autoren geführt werde, und wodurch sie sich auf eine Weise außerhalb der Gesellschaft stellen, daß sie auf diese gar keinen Einfluß mehr ausüben. Es wäre kein unglückliches Werk, sähet er fort, wenn man einmal diese Art zu leben stiggiren wollte, man würde daraus erkennen, welch eine traurige Tendenz die Literatur unserer Epoche habe. Bücher, wie diese „Ausflucht nach Chamouni“, oder die „Briefe eines Reisenden“, seien Ausbruch der Gesellschaft der Dubouant und Compagnie, aber glücklicherweise nicht der Gesellschaft im Allgemeinen. Was würde eine gewisse Partei in Deutschland zu einem deutschen Kritiker sagen, welcher so hart wie dieser französische mit George Sand und Compagnie verfahren wollte? Übrigens wird die launige und lebhafteste Darstellung Pietet's um so mehr gerühmt, da er sich bis jetzt nur durch gelehrte Arbeiten ausgezeichnet hat.

Als Curiosität erwähnt das „Foreign quarterly review“ ein eben in Frankreich erschienenen Buch über Jesus Christus und seine Lehren, nebst einer Geschichte der Kirche während des 1. Jahrhunderts. Das Buch rühmt nämlich von einem Juden her, der sich auf dem Titel Salvador nennt. 108.

### Literarische Anzeige.

Bei dem Unterzeichneten ist in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Fingerzeige Gottes in göttlichen Offenbarungen für einer Sonnambule himmlisches und irdisches Heil. Von L. v. S. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Die fromme Verf. bietet einen gewiß sehr merkwürdigen Beitrag zur Geschichte des Sonnambulismus, indem sie sich Gedrungen fähig, die Offenbarungen ihres magnetischen Schlafes selbst schriftlich aufzuzeichnen. Der Ertrag ist zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 275.

2. October 1838.

### Zur Geschichte des Orients.

(Fortsetzung aus Nr. 274.)

Nr. 2. Wichtiger durch seine Zeit und dankbarer durch seinen Stoff scheint uns das Werk Nr. 2 zu sein. Es ist dieses eine von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen 1836 mit Auszeichnung gekrönte Preisschrift, und der Bericht derselben aus den „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ ihr vorgebrucht. Sie entstand nach bewilligter Verlängerung des Termins. Nach dem Berichterstatter in jenen Blättern hat der Verf. die aufgestellte Frage: „Über den Handel der Araber zu Lande und zur See durch Asien, Afrika und das östliche Europa in der Periode der Herrschaft der Abbasiden. Man verlangt Belehrung über die Beschaffenheit dieses Handels, dessen Orte, seine Waaren und Handelswege, nebst einer Landkarte, auf welcher die Straßen jener Handelszüge verzeichnet sind“, in ihrem ganzen Umfange zu beantworten gesucht. Er geht zuerst die besten Quellen kritisch durch und läßt alsdann seine Schrift in drei Theile zerfallen, wovon der erste die Beschaffenheit des arabischen Handels im Allgemeinen umfaßt, der zweite und der dritte mit dem Seehandel beschäftigt, worauf am Schlusse noch eine Entwicklung der Ursachen folgt, die den Sturz des Khalifats vorbereiteten und zur Folge hatten. Zwei Beilagen und eine vom Verf. selbst entworfene Karte, die hauptsächlich zur Erörterung und dem deutlichen Verständniß des zweiten Haupttheils, über den Landhandel, dient, endigen das Ganze. Der letzte Theil zerfällt in drei Abschnitte nach den drei Welttheilen, fängt mit Afrika an, geht dann zu den Ländern Asiens über und schließt mit der Darstellung des Handelsverkehrs im östlichen Europa. Das Buch ist dem Prof. Dr. Zeune gewidmet, dem der Verf. nach seinem Bekenntnisse in der Vorrede hauptsächlich tröstende Aufmunterung verdankte, wenn er an dem Gelingen der Arbeit verzweifeln wollte.

Auch Ref. muß bekennen, daß er das Werk mit vielem Interesse gelesen und sich theils über die Art und Weise, wie der Verf. die Frage gelöst, theils aber auch und vorzüglich darüber gefreut hat, daß die schon jetzt zugänglichen Quellen so reichlichen Stoff darbieten. Man erkant, wie der arabische Kaufmann im Schutze seiner Religion fast bis an die äußersten Grenzen der damaligen bekannten Welt und ihrer Völker vordrang, wie mit der innern Entwicklung des Volkes der Sinn für Industrie und der Geschmack am Luxus sowie die Wege des Verkehrs sich erweiterten, wie der Kaufmann da Straßen und Verbindungswege ermittelte, wo man selbst noch heute nichts weiter gethan zu haben scheint.

Wie alle Verhältnisse des Lebens unter dem Khalifate und noch jetzt unterm Halbmonde auf die Aussprüche des Korans gegründet sind, so konnte auch der Handel bei dem Araber nicht anders gedeihen als in der engen Verbindung und dem Schutze seiner Religion. Darauf weisen die Quellen unwiderleglich hin, indem sie die Folgen entwickeln, die aus jener Verbindung her-

vorgingen. Nur leiden sie hinsichtlich ihrer Quantität wie ihrer Qualität an den sichtbarsten Mängeln. Wie wenige der hier einschlagenden einheimischen Werke sind noch dem Staube der Bibliotheken entrisen, und die der Druck veröffentlichte, sind nichts weniger als kritisch bearbeitet, sodaß der Geschichtsforscher und Geograph sich selbst erst Bahn brechen muß, wenn er sie zu seinem Behufe sichten und in Anwendung bringen will. Dagegen weist der Verf. den Vorwurf mit vollem Rechte zurück, als ob die spätern einheimischen Geographen nichts Anderes gewußt, als ihre Vorgänger auszusprechen, und bemerkt nur, daß sie ihre Beschreibung nach der Anlage der Werke des Ptolemäus, als eines der ersten Griechen, der ihnen durch Übersetzung bekannt wurde, einrichteten, und also auch bei ihnen die Gestaltung der Erde dieselbe blieb, wie sie jener vorzeichnet. Inhalt und Form wurden dadurch allerdings selbst bis zur Beibehaltung aller fabelhaften Märchen von den Griechen abhängig; dagegen aber berühren sie innerhalb des arabischen Reiches Länder, deren speciellere geographische Kenntniß nur durch sie allein möglich geworden ist. Wie viele neue Städte gründete nicht der erobernde und handeltreibende Araber, und wenn auch der spätere Geograph vergaß, daß die politischen Grenzen der Länder nicht mehr dieselben waren wie zur Zeit der Blüte seines Reichs, so beruft er sich stillschweigend auf den Geschichtsschreiber, der ihm hier unter die Arme greifen muß. Auch enthalten sie nicht alle dürre Namensverzeichnisse, es gibt deren, die sich die Angabe innerer Staats- und Städteeinrichtungen, Gebräuche und andere historische Angaben angelegen sein lassen, wie die sogenannte orientalische Geographie, obwol freilich der für die Geographie so wichtige statistische Theil sehr wenig beachtet erscheint.

Außer den erwähnten Schwierigkeiten hatte der Verf. mit einer nicht minder leichten Aufgabe zu kämpfen, mit der richtigen Deutung der durch den Handel verführten Gegenstände aus den nicht immer gleich sichtbaren Benennungen. Auch hier aber hat er die Hülfsmittel umsichtig auszubenten gewußt und ist sich so größtentheils klar geworden.

Hatte nun aber schon der Prophet Andeutungen nicht versprochen, daß er seine Religion weiter, als die Steppen der arabischen Halbinsel zuließe, ausgebreitet wissen wollte, so sagte sein Volk, wie für den Glauben, so für die Idee, daß es neben der Vertretung der Weltreligion auch den Welthandel sich zu eigen machen könnte, gleich große Begeisterung. Diese aber ist es, welche man gewöhnlich mit dem Namen Fanatismus bezeichnete, während grade im Handelsgeiste das wirksamste Gegenmittel gegen jene religiöse Krankheit lag. Mohammed hatte sich auch deutlich genug gegen jeden Übermuth an der Unschuld ausgesprochen, und wenn er den erwerbenden Gläubigen die Ausübung in Handhabung der Rechte des Kriegers zur Pflicht machte, so dulbete alsbald der Gang zum Handel noch viel weniger eine Übertretung jenes Gebots. Es wurden weniger Städte gegründet als neue angelegt, und diese stets unter Rücksicht der Tauglichkeit für den Handel. Der wilde Wüstenbewohner erkannte

sehr bald den Unterschied der grünen Flur und des reich versehenen Basars von der dürren Steppe und der aller Industrie entbehrenden Dürftigkeit der Städtebewohner. Dazu kam die Liebe zur Wissenschaft, die eine Bildung verbreitete, deren Früchte wir noch heute dankbar anerkennen. Der Besiegte fühlte sich also ebenso glücklich als der Sieger, da von dem Principe der Erhaltung Wohlstand und Sicherheit unzertrennlich waren. Vorzüglich fühlten diese Wohlthaten die Städte des Mutterlandes und der Provinzen, wo die Statthalter ihre Sitze hatten. „Von Fes, der Hauptstadt Mauritaniens, wandern wir durch Afrika Lijah nach Kairoan und gehen über Fostat nach Aegypten. Das reiche Syrien hatte seine Erzeugnisse in Damas zusammengezogen, und die hohen Gebirgsländer am Kaukasus boten in den Städten Debil, Ardebil und Berdaa die Producte ihres kältern Klimas. Irak war wieder, wie einst Babylon, durch das glänzende Bagdad das Ziel eines weitreichenden Handels geworden. Neben ihm im Osten und Norden blühten die Städte Mosul, Hamdan, das reiche Jesahan und das rosenumgebene Schiras in Mesopotamien, Irak Afschemi und Fars. Jenfeit der Wüste prangte Chorasan mit seinen vier Hauptstädten Kifasbur, Merv, Herat und Balch, zu welchem noch die großen Weltpässe nach Indien hin, Kabul, Gasna, gehörten; und selbst an den Grenzen des Reichs stellen sich Samarkand gegen Witenacht und Multan im Südosten als zwei Handelsplätze dar, deren Verkehr weit über die Besitzungen der Araber hinausging.“ Und doch ist in dieser Schilderung Europa noch keineswegs berührt, und man denke sich überdies den lebhaften Umtausch von Waaren und Gebanden, den allein die Pilgertarawanen nach Mekka hervorriefen. Dazu kam, daß für Anlegung von Reisstraßen, für Vorrath von Wasser und Brunnen, Eisternen und andern Behältern von einer Station zur andern, für Kanäle, für Gasthäuser, sogar für Wellenzeiger und einen regelmäßigen Postengang für Personen (Berid) und für Erhaltung aller dieser Einrichtungen umsichtig gesorgt wurde. Die wichtigste Messe aber blieb immer die von Mekka, and selbst dann noch, als durch Empörungen nach allen Seiten hin von der Khalifenstadt Fürsten sich ihre Selbständigkeit schufen, dabei aber nie vergaßen, Jeder für sich um so wirksamer für einen regen Verkehr im Bereich seiner Staaten alle Kräfte aufzubieten. Dazu wurden alle diese verschiedenen Ländermassen durch das gemeinsame Band einer Sprache aneinandergekettet. Mit der vervollkommnung der geistigen Genüsse wuchs der Geschmack an körperlichen, und sehr bald sah man nichts Glänzenderes als die Gegenstände, welche der arabische Luxus darbot. Es genüge, anstatt aller andern an zwei Beispielen von feinem geistigen und sinnlichen Ergößlichkeiten. Aus der Liebe für die Wissenschaft entwickelte sich die für den höhern Land- und Gartenbau. „Die Blumenbeete in den Gärten Chumarujes zeigten lange Reihen von Blumen aller Farben in abwechselnder Folge; doch trat man näher, so verkündeten sie dem überraschten Beschauer Sprüche seines Korans, indem sie sich zu den einzelnen Wörtern symbolisch ordneten.“ Noch mehr Erstaunen aber erregt folgende Schilderung, welche der Verf. aus einem Mémoire Quatremère's entnahm, um den hohen Standpunkt der Industrie und der Fabriken zu beweisen. Es kamen auf der größten Auktion, die jemals stattgefunden hat, in dem Palaste des ägyptischen Khalifen Mostanfer, nahe an tausend goldbedene Teppiche zum Verkauf, welche die Folge der verschiedenen Dynastien mit den Portraits der Könige und berühmten Männer vorstellten. Unter jedem Bilde stand der Name, die Zeit seines Lebens und die vorzüglichsten Thaten. Ein anderer großer Seidenstoff mit blauem, in mehrfachen Farben schattirtem Grunde enthielt die verschiedenen Länder der Erde, ihre Berge, Meere, Flüsse, Städte und Wege; der Name jeder Provinz, Stadt u. s. w. war in Gold, Silber oder Seide ausgehät. Zweihundzwanzigtausend Goldstücke wurden für ein einziges seidenes Stück bezahlt. Man sah in derselben Auktion einen Pfau mit den kostbarsten Steinen geschmückt, welche in ihren Farben die schönen Federn dieser Thiere nachbildeten; ferner eine Gazelle, deren

Körper mit Edelsteinen und Perlen überdeckt war; der weisse Rauch bestand ganz aus einem Perlenewebe des schönsten Wassers, die Augen aus Rubinen. Vollständige Gärten mit silbernem und goldenem Boden, mit Bäumen aus demselben Metall, von denen reife und unreife, aus den seltensten und theuersten Stoffen gebildete Früchte herabgingen, kaufte man für die höchsten Preise. Außerdem fanden sich Spiegel aus Stahl, Porzellan und Glas, alle mit Gold und Silber ausgelegt, ebenso goldene und kristallene Vasen, welche mit feinen Materien geziert waren. Eine ähnliche Pracht entfaltete der Khalife Mostanfer vor den Augen der Gesandtschaft des griechischen Kaisers. Unter den 700 Kämmerern mit goldenen Gürteln, den 7000 Verschnittenen und dem 15,000 Mann starken Heere waren auch 100 Löwen vor den Pforten des Palastes aufgestellt, dessen Wände und Boden 38,000 Lächer und golddurchwirkte Stoffe nebst 40,000 Tapeten bedeckten. Der Luxus aber, kostbare Menagerien zu unterhalten, fand nicht nur am Hofe statt, sondern auch reiche Privaten unterhielten eine Menge fremde Thiere, die ein besonderer Handelszweig wurden. Selbst mit China entstand eine nähere Verbindung und ein lebhafterer Verkehr, als sich jetzt irgend ein Staat mit diesem himmlischen Reiche zu unterhalten rühmen darf.

Wir übergehen, was der Verf. über die Art des Handels, als Tauschhandel und regelmäßigen Verkauf, über die gebräuchlichen Münzen, ihren verschiedenen Werth und die Veränderung desselben — wo noch auf de Sacy in der „Gyrestomathie“ (II, 282) zu verweisen war —, über die Zwischenhändler, über die Befugigung des Handels und der Basare durch die Regierung bemerkt, und wenden uns dem zweiten Abschnitte zu, der uns den Landhandel und zwar zunächst in Afrika schildert. Auch hier waren die Araber die ersten, welche die unwirksamsten Gegenden durchdrangen und mit ihrem Handel die Wästen besetzten. Noch heute finden sich selbst im Innern, wo nur selten ein einzelner Europäer seinen Fuß hinsetzt, die Spuren jenes Völkerverkehrs, der seinen Ursprung einzig und allein dem arabischen Kaufmann verdankt. Karthago und Cyrene verschwanden, und an ihre Stelle traten die ebenso blühenden und reichen Städte Kairoan, Fes, Maroko, Sidjilmassa, deren Landhandel durch die Häfen von Susa, Mehabija, Safakas und Kades kräftig von der See her unterstützt ward. Auch hier schadete die Unabhängigkeit der eigenmächtigen Statthalter, die ihre Provinzen alsbald in selbständige Königreiche umschufen, dem Waarenumtausch und dem dadurch erzielten Erwerb von Reichthümern keineswegs; im Gegentheil wußte hier jeder Gewalthaber, daß Das, was er that, er für sich that. Diese wandten dieselben Eroberungskünste und Mittel der Unterwerfung wie ihre Vorgänger in Asien an, und dadurch, daß dem Khalifate von Bagdad von Afrika bald nichts mehr eigen blieb als das am nächsten gelegene Aegypten, wurden die Handelsstationen an der langen Küste des Mittelmeeres und die Karawanenzüge in das Herz dieses unbekanntem Welttheils um so sorgfältiger beobachtet und überwacht. Die natürliche Fruchtbarkeit der Küstländer beförderte den Tauschhandel durch ihre Producte gegen die Edelsteine, das Gold, die Federn und Zähne des Mittellandes. Spanien mit seinen Reichthümern und Bergwerken, Sicilien mit seinem Haupthandelsplatz Syrakus und die andern Inseln des Mittelmeeres erkannten nur in Afrika das Land, von dem ihre Beherrscher kamen, daher die Mittheilung des Luxus und der Pracht, die aus den gegenseitigen Reichen ausgetauscht wurden. Die Berbern verließen gern ihre Hillyurten gegen die Vortheile der neuen Städte, wohin sich die Bewohner Arabiens ebenso drängten als die aus der europäischen Halbinsel Spanien. Kairoan ward der Mittelpunkt aller Straßen, welche das Reich durchschnitten. Eine 2 1/2 Meile lange Straße in der Mitte der Stadt hatte auf beiden Seiten Läden und Werkstätten, in denen die Erzeugnisse fremder Länder, Pelze aus den Gebirgen des Ural wie Kunstgegenstände selbgeboten wurden, zu denen Nigriten oder das Land der Schwarzen (Sudan) das Gold geliefert hatte. Ebenso verpflanzten in die neue Hauptstadt der

Verfäßen, nach Jes, die Bewohner Europas wie Asiens neue Sitten, neuen Luxus und neue Bedürfnisse. Sie brachten die Kunst dahin, Schaf- und Ziegenwolle roth und gelb zu färben, die, so zubereitet, noch heute den Namen Korduan führen. Ebenso verfertigte man hier zuerst wollene Mägen, die noch jetzt in der Türkei Jes heißen, und die Walkereien, Webstühle, Seifenfabriken, Färbereien, Schmelzen, Seide- und Goldarbeiten bilden mit der ringsum herrschenden Fruchtbarkeit in Kurzem ein Bild des Wohlstandes, das durch die ferneren Stapelplätze, vorzüglich im Süden, die hierher ihre Waaren liefern, erst seine Farben erhielt. Das Land der Schwarzen nämlich, uns noch jetzt so fern, fand dennoch der Aufmerksamkeit des handelnden Arabers so nahe, daß er unbeschadet des unermesslichen Sandmeeres, das seine Staaten von denen trennte, die hinter demselben vollreiche Städte aufzuweisen hatten, seine Schritte dahin trug und mit den Waaren auch den Islam einführte. Die Reiche Mekhara, Lokru, Sila, Ghana, die salzreiche Insel Ull, das Gebiet Bangara und seine Städte, alle zu der Ländermasse Suban gehörend; ferner Nigritien und sein Haupthandelsort Fegzan, Musul, Jawila, die Dase Kubagoft, wo überall die Negernianen große Kunst im Kochen zeigten, Kubiien, das nie arabisch ward, Dongolah, von wo der Handel mit Bögeln und Straffen stark betrieben wurde, Auah mit seiner Hauptstadt Suba im heutigen Sennar und altem Meroc, Abyssinien und sein Haupthafen Zeila, wo Eisenstein, Gold, Elfenbein, Leopardenwolle, Ambra, Schildkrötenhäuten aus Barbar, Wachs und Honig gegen indische Specereien, chinesische Gewürze, Kleider aus Irak, Pfeffer u. s. w. umgetauscht wurden, bildeten das Ziel der arabischen Karawanen und hatten, wenn auch keineswegs dem Araber politisch unterthan, dennoch seine vollkommen freien Colonien in ihrem Herzen, während selbst Ägypten für diese Richtung des Handels nur eine Durchgangsstraße abgab. Dagegen war es die Getreidelammer für Arabien, und der Reichthum, den die Fruchtbarkeit bot, wurde durch die dortigen Gold- und Smaragdgruben in hohem Grade vermehrt, der gewöhnlichen Edelsteine und Metalle, wie Eisen, Blei, Kupfer, Wagnet und Asbest, nicht zu gedenken, daher auch Oberägypten mit seinem Hauptstapelplatz Assuan stets ein Hauptziel der Reisenden war. Fostat und Kahira bewiesen dagegen, daß hinter der Natur und ihren Erzeugnissen in den Provinzen auch die Kunst im Delta nicht zurückgeblieben war. Wie verschiedenartig allein die Stoffe waren, die hier gewebt und verarbeitet wurden, zeigt uns der Verf. an einzelnen Beispielen, die auf das großartige Ganze schließen lassen, wie er überhaupt sich auch durch die Bestimmung der geographischen Lage der oben erwähnten Länder und Städte ein großes Verdienst erworben hat. Auf den Ruhm der höchsten Kunstfertigkeit machte vorzüglich Tennis im See Menzale Anspruch. Die Bewohner dieser Stadt, größtentheils Weber, zogen allein aus einem jährlichen Absatz ihrer Gewebe in Irak einen Gewinn von 20—30,000 Goldstücken und schickten in jedem Jahre an den Hof von Fostat ein Geschenk von fünf reichgeschirrten Kameelweibchen, hundert Pferden mit Sätteln, Zügeln und Decken, drei Sellen vom Dabikstoffe mit Sophas, mehren Fahnen, ebenso viel an Silber als an Stoffen und ähnlichen Kunstproducten. In der Hauptstadt übertraf an Pracht und Geschmack der Zauberpalaß Schumarujes Alles, was man sich Herrliches denken konnte. „Durch Gärten voll Jasmin und duftenden Blumen, die, wie bereits oben bemerkt, in wundervoller Anordnung sinnvolle Kosanprüche darstellten, gelangte man in Salons, deren Wände von Azur und Gold strahlten; die Statuen der Fürsten und ihrer Weiber aus bemaltem Holz standen in der Reihe aufgestellt, mit goldenen edelsteinreichen Kronen und kostbaren Ohrgehängen, den Leib mit den reichsten Stoffen bekleidet. Das 50 Ellen breite und 50 Ellen lange Bassin, mit Quecksilber gefüllt, ist bekannt genug; dasselbe umgab eine Reihe marmorner Säulen mit silbernen Kapitälchen und Ringen desselben Metalls, durch welche selbne Schnüre gezogen waren, die luftgefüllte Sophas trugen; sobald sich der Fürst darauf legte, setzte

die hervorgebrachte Luft das Quecksilber in Bewegung und erfreute durch das in den Sonnenstrahlen bewegte Stanzmeer das Auge.“ Dennoch starb dieser Regent, der zweite aus dem Hause der Tuluniden, der zu Ägypten noch Syrien eroberte, eines natürlichen Todes; allein keineswegs starb auch mit ihm die Prachtliebe aus. Man erfuhr um fast hundert Jahr später (um 975) unter Aizbillah einen prächtigen leinenen Turban mit Goldstickereien, dessen Länge hundert Ellen betrug. Die Quantität Gold, welche man dazu verbrauchte, bestand in 500 Dinaren oder Goldstücken, ohne Seide und Garn; aber mit dem Tode dieses Fürsten 886 d. H. (996) verlor er seinen Werth, nachdem er sich rühmen konnte, 21 Jahre durch die Macht des Khalifen die Mode beherrscht zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Literarische Notizen aus Schweden.

In Upsala erschien im vorigen Jahre der erste, und in diesem Jahre (1838) der zweite Theil von Prof. P. D. A. Atterbom's „Samlade Dichter“, zur größten Freude aller Ältern, welche den Dichter der Blumen schon früher kannten und liebten, und zum herrlichsten Vergnügen der Jüngern, welche jetzt mit einem Male in die Lustgärten seiner Gesangswelt eintreten können, um alles Feine und Liebliche, Edle und Wunderbare, was darin blüht und in hesperischen Früchten glüht, im größten Überflusse genießen zu können. Die Hauptursache, warum Atterbom's Ruhm als Dichter von dem größten Publicum in seinem eignen Vaterlande bisher nicht so allgemein bekannt und erkannt war, wie er es zu sein verdiente, lag darin, daß seine herrlichen Gesänge in einer Menge Zeitschriften, Musenalmenachen u. s. w. zerstreut waren, die zwar bei ihrer Erscheinung sowol gekauft als gelesen wurden, jetzt aber, nach Verlauf eines Hundertjahrhunderts, nicht mehr im Buchhandel zu haben sind. Diesem Nachtheile ist jetzt durch die vollständige Herausgabe seiner Gedichte abgeholfen. Atterbom kann als der vornehmste Repräsentant der neuromantischen Poesie in Schweden betrachtet werden.

Vor kurzer Zeit ist zu Upsala erschienen: „Litterärt Porträtsgalleri af Sveriska Skaldar. Af G. E. Lénström.“ (Nr. 1 Stjernhjelm.) Diese Arbeit bildet den Anfang eines großen Unternehmens, nämlich einer Geschichte der schönen Literatur Schwedens nach einem ganz neuen Plane. Was den Umfang dieser Arbeit betrifft, so ist des Verfassers Absicht, die literarischen Porträts der vorzüglichern schwedischen Dichter aller Jahrhunderte von der altskandinavischen Vorseit bis auf die neuere Zeit zu zeichnen. Zu bemerken ist, daß die Einheit dieser Geschichte der schwedischen schönen Literatur bei diesem Verfahren keine andere werden kann als die in einer Galerie, wo nur der Platz die Zusammenfassung ausmacht. Ein ganzes Gemälde wird es auf diese Weise nie. Doch liegt hier das Gewicht mehr auf der Zeichnung des Individuellen als des Allgemeinen, so daß mehr die Dichter als die schöne Literatur hier geschildert werden. Verfolgt der Verf. den von ihm entworfenen Plan, so darf man eine Zeichnung der ausgezeichnetsten schwedischen Dichter erwarten, welche, ohne den Werth von Hammarströms und Wieselgren's Arbeiten herabzusetzen, doch Eigenschaften besitzt, die man in den verdienstvollen Werken der Letzgenannten vergeblich sucht.

Der ausgezeichnete Musikdirector bei der Universität zu Upsala, J. E. Nordblom, hat eine meisterhafte Gesangsschule, oder Lehrbuch des Gesanges für niedere und höhere Unterrichtsanstalten, herausgegeben, wovon der erste Cursus 1836 und der zweite 1837 erschien. Diese „Sängsskola“ hat unter vielen andern Verdiensten auch das einer klaren Auffassung und consequenter Durchführung ihres Gegenstandes. Doch ist das Werk, wie der Verfasser zu erkennen gibt, noch nicht vollendet; wir haben noch einen dritten Cursus von ihm zu erwarten, dessen bleibenden Werth seine wohlbekannte Geschäftlichkeit als

**Solofänger und Gewähr leistet.** Gleichwol ist es aus zwei Gründen fast undenkbar, daß die schon erschienenen zwei Kurse das Wichtigste von der fraglichen Arbeit ausmachen; theils nämlich, weil sie, als Elementarwerk betrachtet, in ihrer Anwendung Einfluß auf die ganze Menge Derer haben werden, welche, sei es mit größerem oder geringerem Ansprüche auf Erfolg, sich mit der edeln Tonkunst befreunden wollen; theils auch darum, weil sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt die wichtigsten Elemente sowohl der Gesangslehre als der musikalischen Bildung überhaupt umfassen. Das Werk zerfällt in drei Abtheilungen, wovon die erste von der Tontreffung, die zweite vom Takt und die dritte vom Ausdruck handelt.

Sehr pikant ist folgende neuerdings erschienene Schrift: „Ställningar och Föreläsningar u. s. w.“, zweiter Brief. Dieser Brief enthält hauptsächlich theils Silhouetten 1837 verstorbenen Landsteuere, theils Schilderungen der Lebensweise in den höhern Ständen, besonders von dem diplomatischen Corps. Reist dem Versuche, die Nothwendigkeit der Verlegung der Reichsbank ins Innere des Landes zu beweisen, weil Stockholm jetzt eine Grenzstadt sei, findet man Reflexionen über des Hofmarschalls Fleming Beförderung zum Major bei der Garde mit Vorbeziehung des Hauptmanns von Andarjwård, mit beigefügter Beschreibung des Obersten von Anderswård, zur Vertheidigung seines Bruders eine Länge zu brechen; Grüße an das Publicum von Anders Danielson, nebst Erklärung, daß dessen im ersten Briefe erwähneter ökonomischer Unbestand jetzt so verbessert ist, daß nichts hindert, ihn von Neuem zum Abgeordneten für den nächsten Reichstag zu wählen, wobei er übrigens eine veränderte Taktik vorschlägt: „Einigkeit unter den Ständen, und daß man die Augen auf die falschen Propheten heften muß, welche unter der Farbe des Patriotismus Samen des Mißtrauens und der Unzufriedenheit sowol in als gegen Corporationen ausstreuen.“ Im Ganzen ist dieser Brief interessanter als der vorhergehende, der Ton weniger schneidend, die Schreibart mehr spielend. Die kleinen Portraits haben das Verdienst der Ähnlichkeit, und die Schattirungen sind selten dunkler, als es nöthig gewesen.

Allgemeine Aufmerksamkeit verdient folgende im vorigen Jahre erschienene Schrift: „Förslag till Ryrkoordning“, vom Prof. der Theol. Dr. Thomaner. In der unmittelbar nach Einführung des Protestantismus in Schweden folgenden Zeit scheint die in Synoden repräsentirte Kirche sich fast ausschließlich das Recht, Kirchengesetze zu machen, angeeignet zu haben, so daß dem König nur das Sanctionrecht übrig blieb. Darauf fiel man in das andere Extrem, dem König die ganze kirchliche Gesetzgebung zu überlassen. Während der sogenannten Freiheitszeit kam man sonderbarerweise auch zu keiner festen Bestimmung über diesen wichtigen Punkt. Noch weniger wurde diese Frage nachher abgemacht, bis die Regierungsform von 1809 feststellte, daß König und Stände gemeinsam die Kirchengesetze machen sollen. Unterdessen gilt noch immer die von dem unumschränkten Könige Karl XI. 1686 gegebene Kirchenordnung, welche mit der gegenwärtigen Constitution des Landes in wesentlichen Punkten nicht übereinstimmt. Das Bedürfnis einer verbesserten Kirchenordnung liegt also am Tage. Thomaner sucht daher, unabhängig von einer sich oft widersprechenden Praxis, vom Standpunkte der Rechtswissenschaft aus, die wichtige Frage zu beantworten, was zum Wesen eines wahren Kirchengesetzes gehöre. Daß dieses Verfahren das einzig richtige und zu völliger Konsequenz führende ist, leuchtet von selbst ein. Das Resultat ist, daß in dem Codex des Kirchengesetzes nichts Anderes vorkommen darf, als was von reiner oder wenigstens überwiegend kirchlicher Beschaffenheit ist und die Eigenschaft von Gesetz hat; also nichts Paränantisches, nichts Liturgisches, wiewol dieses kirchlich ist; nichts, was in Grundgesetz, Privilegien, Civilgesetz oder Criminalgesetz integrirt, weil Grundgesetz und Privilegien in einer andern Ordnung gemacht werden, Civil- und Criminalgesetz aber Das, was ihnen gehört, behalten sollen.

Nach diesem Grundsatz hat auch Dr. Thomaner die in die schwedischen Kirchengesetze und Verordnungen eingehenden Gegenstände in tabellarischer Form unter vier Rubriken aufgestellt: A. Kirchengesetz. B. Gegenstände für besondere königliche Verordnungen. C. Liturgische Anordnungen, welche Gegenstände der königlichen Sanction sind. D. Der Kirchengesetzgebung fremde Gegenstände, als entweder Grundgesetz, Civilgesetz, Criminalgesetz, Pastoraltheologie oder den Privilegien der Geistlichkeit angehörend. 60.

### Zwei holländische Dichter.

Unter den jetzt lebenden holländischen Dichtern sind M. J. Kenep und A. van der Hope jun. die Heroen des Tages. Kenep ist ein Nachahmer Walter Scott's. Er gab bereits 1832 niederländische Sagen heraus, die sich auf die frühesten Geschichte der sieben Provinzen gründen. Besonders gelungen sind die Ballade „Adegild“, die unter den heidnischen Friesen spielt, und eine andere: „Der Krieg mit Flandern.“ Folgende Stellen führen wir ihres ganz balladengerechten Tones wegen an. Der König Rabbod trauert in Einsamkeit um seinen Sohn Adegild, den er durch Verrätherie verloren. Ein Barde erzwingt sich den Zugang zu seiner Halle, theils um ihn zu trösten, theils ihn zur Rache anzuspornen. Der König, der in seinem Schmerze wie versteinert saß, hebt in der Wuth das blankte Schwert gegen ihn, läßt es aber sinken; denn der Barde singt ein Lied, das auf seine Lage Bezug hat.

#### Barlofs Lied.

Was erfüllt du, o Wolf, mit Geheule das Thal?  
Wem gräbt deine Klau' das Grab in den Sand?  
Wen sucht deines Auges roth zorniger Strahl?  
Steh, Alles verschauet dein Grimm aus dem Land!

#### Wolf.

Der Jäger erschlug mir die theure Brut,  
Da grab ich dies Grab für mein Fleisch und mein Blut!  
Der Mörder hat mir die Jungen geraubt,  
Da such' ich Rach' am schuldigen Haupt!

„Der Pflegesohn“ von van Kenep, der vor einigen Jahren ins Deutsche übersezt wurde, hat eine zweite Auflage erlebt. Dieser Roman, ein Knäuel von romantischen Verlegenheiten, Gefängniß, Liebe, Verzweiflung, Wiedersehen u., spielt in den stürmischen Zeiten, wo an der Unabhängigkeit der sieben vereinigten Provinzen gearbeitet wurde. Das Buch hat historisches Interesse; die Charaktere sind mit niederländischer Treue gezeichnet. Man kennt von van Kenep auch eine Art Baudeville, nicht mit französischer Leichtigkeit gearbeitet, aber doch voll bitteren und politischen Witzes. Ganz Belgien mit seinem neuen Könige, seinem affectirten französischen Jargon und seiner großthuerischen Kleinheit wird persiflirt; eine Lendenz, welcher dieses politisch-satirische Lustspiel seine ungeheure Popularität in Holland verdankt. Es heißt: „Het Dorp over de Grenzen, eene Schets uit den laatsten Veldtocht.“ Ubrigens hat das Stückchen einen erquicklichen und harmlosen Ausgang als die ganze holländisch-belgische Frage, deren Beantwortung von London aus noch vergebens erwartet wird.

Van der Hope, Kaufmann in Rotterdam, der sich in einer Vorrede beklagt, daß er keine wissenschaftliche Bildung besitze und keine Erziehung genossen habe, hat wie Kenep das Metier durch Übersetzen gelernt und ein Trauerspiel: „Johanna Spoor“, geschrieben, an welchem die streifen Alexandriner wie Jöpsfe heranzutragen. Die lyrischen Stellen und die Charakterzeichnung werden gerühmt. Bedeutender ist van der Hope in seinen Gedichten, unter denen der „Kenegat“ nicht zu Hope's Vortheil an Byron's „Glaour“ allzu stark erinnert, und der „Hercules“ einen allegorisch-mythologischen, aber nicht sehr poetischen Charakter trägt. 108.

### Zur Geschichte des Orients.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

Begegnen wir also schon in Afrika einer Fertigkeit in Befriedigung der ausgesuchtesten Ansprüche an Industrie und den Waaren des Luxus und jedes sinnlichen Genusses, so darf es uns um so weniger befremden, wenn wir in den Hauptstaaten der abbasidischen Khalifen in Ästen einer noch größern Verschwendung, noch unerhörtem Reichthum und somit einer noch unbesiegbare'n Lust begegnen, sich alle Ergötzlichkeiten des Lebens, es koste, was es wolle, zu verschaffen. Natürlich war es auch hier der arabische Kaufmann allein, der Alles aufbot, um aus jener Prachtliebe und dem sie begleitenden Sinnengenuss seinen Vortheil zu ziehen. Was galten die Mühen, Beschwerden und eine fast ununterbrochene Heimlosigkeit dem lockenden Gewinna gegenüber, der das Karawanenleben nicht weniger zu einem Genusse umschuf und keine Entfernung scheute, selbst die weiteste nicht, wenn auch noch so augenscheinliche Gefahr damit verbunden war. Die natürliche Ostgrenze des Reiches der Khalifen, die Bergketten Aftagh, Belartagh, Kuenlun und Himalaya, schloß sich an die nördliche an, welche hauptsächlich der Aral- und Kaspi'sche See und der Kaukasus vermittelte, während der hohe armenische Bergknoten mit seinen Verzweigungen nach dem Libanon, den Gebirgszügen von Antiochia und Samosate die westliche und das indische Meer die südliche Grenze bildete. Als solch ein eingeschlossener Ländertopf stand aber auch das Khalifat nur in seiner höchsten Blüte unter den Abbasiden da, und wenn man bedenkt, wie unendlich die Verschiedenheit der Mittel sein mußte, welche die Erde auf sich und in sich in den gesegneten Fluren dieser Ländermasse den unbegrenzten Wünschen seiner Bewohner darbot, so begreift man die Zauberemäthe der „Tausend und einen Nacht“, welche die Phantastie in der That zum großen Theil aus der Wirklichkeit entlehnte. Das zum Genusse jeder Art einladende Klima blieb nicht ohne Einfluß auf die Erfindungen zur Befriedigung desselben, und während der Kaufmann nach der einen Seite hin die Edelsteingruben bei Badachshan, denen man Rubine, Lapis Lazuli, Granaten, reine Bergkry'stalle, Türkste, Gold und Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Ammoniaksalz entnahm, in den hohen Norden lockten, ward im Osten die Seide das Reizegel, so tief sich auch diese im Innern des chine'sischen Reiches aufstrebend lassen mochte. Dieser einzige Artikel jener Provinzen und seine Ausfuhr deckte den Betrag sämmtlicher Fabricate und Erzeugnisse, welche der Mohammedaner daselbst einfuhrte. Welchen Stoff boten hinwiederum im Innern des Reichs die zahllosen Heerden, die die feinsten Wollen trugen, für den Kunstfleiß der Webereien dar, die einzelne Artikel lieferten, welche mit tausend Goldstücken bezahlt wurden.

Betrachten wir nach dem Vorgange des Verf. die einzelnen Provinzen jenes Weltreiches etwas näher, so drängt sich um so augenscheinlicher die Überzeugung auf, daß jedes Land auch seinen besondern Werth für den Kaufmann hatte, und selbst der Mutterstaat, das dürre Arabien, wenn auch weniger

durch seine Producte ausgezeichnet, erzeugte durch die Bereicherung seines geheiligten Bodens in den nach Sid'schäs hin- und hervogenden Pilgertarawanen einen solchen kaufmännischen Verkehr, daß ohne diesen die Pracht der Kaaba nicht zu erklären wäre. Der Hafen von Mekka, die noch jetzt aus Indien, Afrika und Europa fleißig besuchte Stadt Dschidda, beförderte den Seehandel, und die spätere Hauptstadt Jedid verdankte nicht weniger einen Theil ihrer Verschönerung diesem lebhaften Waarenumsatz. Auch bewahrte die Halbinsel in den einzelnen Provinzen Schätze, die das Ausland theuer bezahlte. Im Innern fand man Dnyre und Karneole, und die Webereien blühten daselbst so, daß manche Städte ihre Abgaben in kostbaren Kleidern erlegten. Außerdem wußte man die Schaf- und Rinderrolle trefflich zu gerben, und mit Hadpramut hatte es die Fülle an Cassia, Myrrhe und Weihrauch gemeinschaftlich. Oman hatte in Maskat einen vorzüglichen Seehafen und Stapelplatz, und auch im Innern gab es bedeutende Städte (statt Oklaf ist aber überall im Buche richtiger Oklatz zu lesen), die gern ihre Datteln, ihren Balsam und Getreide gegen indische und persische Stoffe hingaben. Der Mochakaffee aber, als damals noch nicht in seinem Werthe erkannt, muß hier unberührt bleiben.

Lebhafter mußte unstreitig der Verkehr in Irak, dem Herzen des arabischen Reiches, sein. Der Luxus in der Khalifenstadt Bagdad ist sprüchwörtlich geworden, und man begreift ihn, wenn bemerkt wird, daß z. B. Jobeida, die Gemahlin Harun's, seine Stoffe besaß, deren jeder 50,000 Dukaten gekostet haben soll. Was man unter orientalischer Pracht sich Zaubereiches und Reizendes denken mag, alles dieses vereinigten die Paläste jener Hauptstadt in unbeschreiblicher Fülle und Bollendung, indem die ganze damals bekannte Welt ihre Schätze als freiwilligen und unfreiwilligen Tribut an dieselben zollte. Auch Mesopotamien, das die Sommerresidenzen mehrerer Abbasiden in sich schloß, spiegelte den Glanz jener Paläste in denselben ab, und seine zahlreichen Manufacturen sahen sich durch diese Vorzugung in ihrer Thätigkeit gesteigert. Rosthe Leinwand, Musseline, die der Stadt Mosul Namen und Ursprung verdanken, baumwollene Gewebe, rother und gelber Saffian bereicherten durch ihre Verfertigung ebenso mehre Städte als die unsägliche Menge weißer Rosen von Kisisibis und der durchsichtige feine Kry'stall von Marbin. Das von Natur so segensreich bedachte Syrien, das aber grade deshalb ein fortbauender Banksapfel wider rücksichtsloser Eroberer gewesen ist, umgab mit wunderbarer Fruchtbarkeit seine Hauptstadt Damaskus, in welcher der wüstenbewohnende Araber nach dem Ausbruche des Verf. sein irdisches Paradies zu finden wä'hnen mußte. Auch gilt ja das eine ihrer Thäler ihm unter den vier schönsten Gegenden seiner irdischen Welt als die erste, und ihre Stahl- und Kupferarbeiten, ihre Degen- und Messerflingen und die Sammete und Seidenzeuge sind noch heute ein bevorzugtes Erbtzell ihrer früheren Berühmtheit. Denke man sich überdies die herrlichen Städte des Binnenlandes und die alten phönizischen Häfen, und es wird nicht mehr unerklärlich sein, warum von jeher dem Besitze Syriens so großer Werth beigelegt wurde. Aber

auch der Norden hatte seine eigenthümlichen Reize und seine Reichthümer. Die Seestadt Larfus in der Provinz Awazim an der Grenze gegen das byzantinische Reich hin wurde die an Colonien reichste Mutterstadt unter den islamischen Uferplätzen und der in dieser Gegend größte Vereinigungsort der Pilgrime aller Himmelsstriche; ein Grund mehr für die Blüte des dortigen Handels. Noch nördlicher bildeten Armenien, Aserbeidschan und Iran, das ein- und dasselbe ist, was Schirwan, neue Grenzscheiden und erzeugten neue Producte. Wer kennt nicht die armenische Hauptstadt Debil mit ihren kostbaren Purpurteppichen, mit der wiederum der Nordhafen Larabisonde am schwarzen Meere in lebhafter Verbindung stand? Aus letzterm allein zog man die überall unentbehrliche Nähseide von Konstantinopel her nebst kostbaren Kleidern, während vom entgegengelegten Ufer Sobel, Siberfelle und Türkenklaven eingeführt wurden. Aserbeidschan wiederum hatte seine Schafe und seine Kupferbergwerke, und Iran seinen Reis und seine Baumwolle, während dessen Hauptstadt Verdaa überreich an Seide war. Derben, oder das Thor der Thore, ward die vorzüglichste Pforte und Beste für den nördlichen Handel, der hauptsächlich mit Getreide, Wein, Wachs, Silber, Safran, leinenen Kleidern, Tapeten und Teppichen betrieben wurde. In Kufistan oder Irak Adschemi, d. h. dem persischen Irak, boten die Städte Hamdan und Kei dem fremden Kaufmann Innene, baumwollene und härene Zeug, während die Basare von letzterer Stadt die mit Gold ausgelegten Kämme, Instrumente und Hausgeräte auszeichneten. Überdies gab Kom und Kaschan trefflichen Safran her, und Isfahan machten die Trinkgeschirre der Köpfer, die überaus weiche Feinwand und die leichten seidnen Stoffe berühmt, der Fruchtbarkeit ihrer Ebenen und der Vortreflichkeit ihrer feinwolligen Heerden nicht zu gedenken. Allerdings weniger begabt waren die bergigen Länder um das kaspische Meer, Dilem, Taberistan und Dschordschan. Die dichten Waldungen hatten aber ebenfalls für den Schiffbau große Vortheile, und wenn schon Amol, die Hauptstadt Taberistans, Manufacturen beschäftigte, so verschaffte sich das an Oliven, Feigen und Zuckerrohr fruchtbare Dschordschan durch seinen trefflichen, ins Große gehenden Seidenbau ansehnlichen Wohlstand. Das trockene und dürre Ghomarezm, die Nachbarprovinz des eben genannten Staates, suchte seinen Thätigkeitstriebe durch Handelsunternehmungen und weite Reisen im Auslande zu befriedigen, und 15 Städte und Dörfer neben der mit dem Lande gleichnamigen Hauptstadt bewiesen durch ihre leinenen und Brocatwebereien und durch die Kunstfertigkeit, herbeigeholte Sobel-, Fuchs-, Seotterfelle und Mammutshnochen zu Kämme und Kapfen zu verarbeiten, daß Fleiß und Geschicklichkeit manchen durch die Natur verlagten Mangel ersetzt. Wie Syrien im Westen, so war Chorasan, das Land der Sonne, eine der gesegnetsten Statthalterchaften im Osten, die um ihrer großen, selbst Gazna und Kabul umfassenden Ausdehnung willen in verschiedene Provinzen mit selbständigen Gouverneuren zerlegt ward und ihre vier Städte, Nisabur, Merv, Herat und Balch, zu ebenso viel Residenzen erhoben sah. Reich an Felsbrüchen, erzeuhten Bergen, Getreide- und Reispflanzungen, blühte es überdies durch das Fabrikwesen, welches sich selbst auf kleinere Städte erstreckte und vorzüglich die Verfertigung von leinenen und baumwollenen Geweben und von Kleidern und Luchern sich zur Aufgabe stellte. Merv, das palastrische, gilt ja selbst der Sage als der Erfindungsort der Weberei und ward hierin durch seinen blühenden Seidenbau trefflich unterstützt, und Badachschan zog durch seine Rubine, Granaten, Bergkristalle, Bezelle und Kapts Tazuli die Aufmerksamkeit aller Juwelenhändler auf sich. Gazna, die nachherige Hauptstadt der Gazneniden, hatte seine zahlreichen Heerden, und Balch, das alte Balkra, der schon im Alterthume gepriesene Sitz hoher Gelehrsamkeit und vollendeter Dichtkunst, war auch dem Kaufmann der Ort stiller Verehrung.

Jenseit des Drus breitete sich das nach dieser Lage genannte östlichste Land des Khalfats Ma wera el-nehr (d. i.

was hinter dem Flusse liegt) aus. Auch hier herrschte der mohammedanische Kaufmann viel eher als das mohammedanische Schwert, indem erst später einzelne Horden der hier umherziehenden Komaden den Islam annahmen. Dagegen hatte das Gebiet auch seine friebliebenden stillsitzigen Bewohner. Buchar, seine Hauptstadt und Residenz der Samaniden, gilt noch jetzt als der herrlichste Punkt jener Landschaft, wenn auch seine Blüte den Vergleich mit dem Bilde, das uns die arabishe Vorzeit von demselben entwirft, nicht mehr aushält und es sich nur noch eines höchst relativen Wohlstandes erfreut. Samarkand, Fergana und Druschena unterhielten den Verkehr mit China und den Steppenvölkern Turkestans. Taschkent in Sach war berühmt durch seine Bogen und musikalischen Instrumente, und Fergana, das in Achsiket die äußerste arabische Besingung einschloß, durch seine herrlichen Früchte, unter denen die Granaten den Preis davontrugen.

Noch wenden wir uns mit einem Blicke nach den südlichen Provinzen des arabischen Reichs in dem Welttheile Asien, nach dem Vortritte des Verf., dem wir absichtlich oft die eignen Worte entlehnen, um zu gleicher Zeit dem Leser eine Vorstellung von der blühenden Schreibweise zu verschaffen, deren er sich besleißigt. Im Osten von Irak begegnet uns zuerst Schusistan, das in Laster oder Schuster, in Sus und andern Städten Fabriken für Brokatkleider, seine Tapeten und Tragbänder beschäftigte und in Ahwas ausgebreitete Zuckerpflanzungen unterhielt. Ersauenenwerther aber erscheint uns das eigentlich Persien oder Fars, wenn wir von dem außerordentlichen Reichthume einzelner Bewohner daselbst lesen, die das seltenste Cypressenholz zur Aufführung gewöhnlicher Gebäude verwandten. Wer denkt hier nicht an Schiras, die Rosenstadt, die durch ihren Hafen Siraß die ausgesuchtesten indischen Producte erhielt, aber auch selbst beliebte gestreifte Zeug verfertigte und der Waarenmarkt für das ganze übrige Farsistan war, das aus Darabscherd Salz, aus Ardschan Öl, Badeschürzen, biden, zu Serbet tauglichen Syrup und aus Ischach kunstvoll mit der Nadel gearbeitete Stickereien und zierliche Gewebe dahin sandte. Nicht minder glücklich war die Provinz Kerman, deren an Palmen und Citronen reiche Hauptstadt Serdschan an einer belebten Handelsstraße lag und im Innern reiche Metallgruben besaß, während im Süden Aerbau und Viehzucht nebst den Fabriken in einzelnen Städten den belohnenden Erwerb der geschäftigen Einwohner ausmachte. Von dieser Statthalterchaft durch eine breite Wüste getrennt tritt uns die Landschaft Sedschestan entgegen, die durch ihre glückliche Lage der Mittelpunkt weitverbreiteter Handelsunternehmungen ward und in der Hauptstadt Zarenabsch einen Basar besaß, dessen Kaufmannsläden einen täglichen Viehzeins von 1000 Dirhem (Drachmen) oder Silberstücken abwarfen. Noch aber war auch hier nicht der Reisende am Ende des Reiches angelangt, erst der Indus bezeichnete dem Araber die Grenzscheide der Länder seines Khalfats auf dieser Seite. Mektan, Thuran und Boddah erkannten wenigstens die Oberherrlichkeit desselben an, und Multan selbst lag noch innerhalb der Grenzmarken als das östlichste Ende Sinds oder des Indusgebiets. Hier mischte sich der Gläubige mit dem Söldenier unter dem Schutze einer bemerkenswerthen Toleranz zur Vollziehung seiner Handelsgeschäfte, und die Moschee prangte schwesterlich neben der goldreichen Pagode. In Multan umgab diese Tempel der Markt mit Aloeholz, Kampher, feinen Geweben und Edelsteinen, die die Kaufleute in den Pilgerkarawanen mit sich führten und so diese Stadt zu einem Stapelplatz für die Waaren des innern Indiens machten. Die zweite Stadt jener Provinz, Mansura, war sogar von Arabern erbaut, während Daibul den vorzüglichsten Hafen von Sind bildete, in welchem Niederlagen für Baumwolle, seine Feinwand und Gewürze bis in spätere Zeit unterhalten wurden. Alle diese berühmten und andern Punkte finden sich auf der vom Verf. selbst zu diesem Behuf entworfenen Karte genau verzeichnet, so daß das deutliche Bild ihrer Lage dem Leser bei dem ersten Blick vor die Anschauung tritt.

Wenn nun aber der arabische Kaufmann nicht in das Innere von Indien einbrang, sondern sich mit dem Handel in den Städten am Sind begnügen mußte, so stand ihm dagegen ganz China offen bis zu den Ufern des Hoangho; eine Erscheinung, die sich heutzutage geradezu in dem entgegengesetzten Verhältnisse herausstellt. Der Verf. verweilt hier länger in der Darstellung der freundschaftlichen Verhältnisse zwischen dem Kaiser des himmlischen Reiches und dem Khalifen von Bagdad, was ihm bei Verfolgung der Handelszüge, die die Mohammedaner bis nach Si-gnan: su führten, Gelegenheit gibt, manche belehrende Bemerkung über die politische Stellung des Kaisers zu den gegen die Grenze des arabischen Reichs hin wohnenden und nomadischen Völkerstämmen einzufstreuen. Auch bezeichnet er die Waaren des gegenseitigen Handels genau und beschränkt den Weg, den sie nahmen, mit lobenswerther Vollständigkeit. Wir aber wenden uns der dritten Abtheilung des zweiten Abschnittes seines Buches, oder dem Landhandel der Araber in Asien, Europa zu und nähern uns so dem dritten Hauptabschnitt oder dem Seehandel, mit dessen Darstellung, abgesehen von zwei angehängten Beilagen, das ganze Werk schließt.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Humor und Humoristen.

Wenn der energische und scharfschauende Lyurgus, jener ruhmwürdige Gesetzgeber, den Gebrauch eisernen Geldes in Sparta einführt, damit dem Volke dadurch der Verkehr mit Fremden erschwert würde, so ist das um so frappanter für uns, da wir auf alle mögliche Weise den Verkehr, den materiellen wie den spirituellen, mit den Volksgenossen und mit den Fremden zu fördern suchen. Aber dabei sind wir doch auch in einem sonderbaren Falle: wir kaufen einander in unserm geistigen Verkehr nicht selten mit Worten ab, deren Sinn weder dem Redenden noch dem Hörenden recht verständlich ist. Aus der Zahl dieser oft gebrauchten und nicht oft verstandenen Worte oder Begriffe will ich heute einmal den Begriff Humor herausgreifen und zu dessen Aufklärung und Fixirung hier Einiges mittheilen.

Das Wort Humor ist nicht von deutschem Stamme; es kommt aus dem Lateinischen, und humor bedeutet Feuchtigkeit. Der Übergang von diesem Worte und dieser Bedeutung auf unsern derzeitigen Begriff ist freilich ein sehr künstlicher; nämlich die alten Ärzte leiteten aus der Mischung der feuchten und der trockenen Elemente im Körper die Beschaffenheit des Körperlichen und des geistigen Wohlseins ab, und so bekam das Wort humor die Bedeutung von Stimmung, guter oder übler Laune. Von gutem oder üblem Humor sein, diese Phrase hat in unserer Umgangssprache so lange als die einzige gegolten, bis wir uns den Begriff Humor nun so componirt haben, wie ihn die moderne Gesellschaft gebraucht.

Meiner Meinung nach ist es vor Allem zu bemerken, daß der Humor zu den elastischen Gemüthsstimmungen gehört, welche, eben weil sie abnorme sind, immer nur bei Einzelnen und bei diesen wieder nur temporair sich äußern. Fragt man nach dem Temperamente des Humoristen, so ist es das melancholische, d. h. nicht schlechthin das traurige, kopfhängende, sondern dasjenige, welches von schwerbewegter Receptivität, aber von desto stärkerer Reaction ist. Das Verhältniß des Verstandes und der Phantasie ist dabei kein völlig geregeltes; sie streiten um die Herrschaft, und ihre Herrschaft wechselt in dem Leben des Humoristen nicht bloß tageweise, sondern stunden- und minutenweise, ja, sie ist kaum nach Zeitmaß abzugrenzen, und Gleichmaß ist auch wenig darin; Lust und Behmuth, Spott und Mitleid, Scherz und Ernst wechseln, als sollten sie durch den Wechsel miteinander verflochten werden. So wälzt denn in dem Humoristen die vollste Subjectivität vor; auf objectivem Standpunkt hält er sich nur schwer; es liegt in seinem Gemüthe ein tiefer, ewiger Schmerz, dessen Grundton mitge-

hört wird in jedem Freudenjauchzen, und dessen Grundtönen erscheinen in jedem Bonnetächeln; und lyrische Saiten fehlen auch nicht, sie klingen selbst in den englischen Humoristen an, stärker in Pöppel, ihre vollste Harmonie vernehmen wir in Jean Paul.

Wenn dies die ungefähren Elemente der Begriffe Humor und Humorist sind, so könnte man vermuthen, daß das weibliche Geschlecht vorzugsweise für den Humor disponirt sei; denn wenn ich gesagt habe, daß in dem Humoristen die Subjectivität vorwalte, daß er nicht ohne einen ewigen Schmerz sei, daß in ihm eine nahe Verwandtschaft mit der Lyrik liege, so sind alle diese Elemente vereinigt im wahren Weibe: jedes Weib ist eine mater dolorosa. Indes der Geschlechtscharakter der Frauen schließt den Humor aus. Die Anlage des weiblichen Gemüths ist zu wenig colossal; auch läßt jene Passivität, die von der Natur oder mit der Natur in das Weib gelegt ist, den Humor nicht auskommen. Ich für meine Person kann mir gar nicht vorstellen, wie ein humoristisches Weib das Leben auch nur noch einen Tag ertragen könnte. Vielleicht bin ich ungerecht gegen die Frauen, aber ich glaube, die, welche zu humoristischen Stimmungen incliniren, sind auch in Gefahr, der Hyperstie anheimzufallen.

Was das Alterthum anbelangt, so hat es den Humor nicht gekannt. Die Griechen konnten sich's nicht vorstellen, daß ein Mensch, wie Garrick, mit dem einen Auge lächeln und mit dem andern zugleich weinen könne, deshalb dichteten sie ihren Demokritus, der immer lachte, und ihren Heraklitus, der immer weinte. Die Weltanschauung der Griechen war zu leicht zum Humor. Auch die Römer kennen denselben nicht. Die Römer waren Stoiker; sie trogten den Mängeln und Gebrechen der Zeit durch Tugend und That, während die Griechen zu sehr an der schönen Gegenwart hingen, um mit der Wirklichkeit zerfallen zu können. Selbst das Mittelalter hatte keine Idee vom Humor: das Leben der Menschen war ein in sich abgeschlossenes und gefichertes. Unser Jahrhundert mag dem Humor günstiger sein; der Widerspruch der Wirklichkeit und der Idee wird lebhaft unter uns gefühlt, man kann sagen, er tritt von Tage zu Tage greller, schreiender hervor. Seine traurigen Koboldontaden freilich vom Weltschmerz, wie sie uns ein Lyriker unserer Tage, Karl Beck, soeben frisch aufsticht, sind nicht Ausdruck der allgemeinen Stimmung; sie werden mit der Gegenwart kein freies Gemüth entzweien. Unter den echten deutschen Männern finden sich aber mehre, die man für Humoristen hält und als solche nennt, während sie es doch nicht sind. Dem Göttinger Lichtenberg ist's z. B. so ergangen. Lichtenberg hatte wie jeder Humorist einen ewigen Schmerz: er war verkrüppelten Körpers; aber dieser Schmerz hatte ihn nicht sanft, sondern bitter gestimmt; er hatte auch nicht Gefühl und Phantasie genug, um Humorist zu sein, und wenn der Witz allerdings dem Humoristen, ohne daß er ihn sucht, leicht und frei zu Gebote steht, so war der Witz in Lichtenberg eine sich vorzüglich hervordrängende Geistesthätigkeit, eine Erscheinung, die auf das Prävaliren des Verstandes in ihm zurückweist. Uebrigens ist es bekannt, daß man den vielgelesenen Hoffmann zu den humoristischen Schriftstellern zählt. Sowie es bei dem epischen und dramatischen Dichter etwas Ungehöriges ist, wenn man bei ihm ein Vorwalten der Subjectivität wahrnimmt, so ist dasselbe grade ein charakteristisches Merkmal des Lyrikers und des Humoristen, ja die Verwandtschaft des Humoristen und des Lyrikers ist eine so tiefe, daß wir uns keine humoristische Dichtung ohne lyrische Elemente denken können. Wenigstens nun in allen Dichtungen Hoffmann's die Subjectivität prävalirt, so daß es ihm sogar schwer zu werden scheint, seinen Gemüthen einen rechten Grund und Boden und einen festen Rahmen zu geben, so wüßte ich denn doch wahrhaftig nicht, wo das Lyrische in Hoffmann zu suchen und zu finden wäre. Auch ist seine Phantasie keineswegs eine allseitige; sie gefällt sich vorzugsweise darin, hinter dem Tage die eindringende Nacht, hinter dem Leben den arbeitenden Lob, in der Blüte die anges-



freßene Schönheit zu malen. Ich muß gesehen, ich finde auch in seinem Gefühle immer etwas Gereiztes, Gestacheltes, Forcirtes; auch glaube ich nicht, zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, seine Weltanschauung, oder soll ich sagen seine Persönlichkeit, sei zu egoistisch, als daß er sich erheben könnte zu jenem tiefen, innerlich lebendigen Mitgefühl, welches dem Sächeln des Humoristen einen wehmüthigen Zug beimischt und die Pfeile seines Witzes von den Herzen der Menschen ablenkt.

Als Repräsentanten der humoristischen Dichtung betrachten wir Deutschen mit Recht Hippel und Jean Paul. Hippel erscheint in seinen Romanen überall selbst; die objective Seite dieser Dichtungen ist sehr einfach; seine Phantasie ist lebhaft, doch Jeder kann ihr folgen; seine Lebensanschauung ist reich, seine Erfahrung umfassend, seine Beobachtungsgabe glücklich, seine Auffassung treu. Auch in Hippel liegt ein großer Schmerz; dem Reichthum und der Ehre hatte er die Wünsche seines Herzens opfern müssen; auch in Hippel ist ein unbedingter Kampf der Phantasie und des Verstandes. In seinen „Lebensläufen in aufsteigender Linie“ nebst Beilagen, wie in den „Kreuz- und Querzügen des Ritters A—B“, erscheint das lyrische Element in seiner vollen Anmuth. Weit glänzender, imponirender als Hippel tritt Jean Paul auf. So wie aber dieses Dichters Persönlichkeit eine durchaus formlose war, so erinnern an diesen Fehler ich darf wohl sagen alle seine Dichtungen. Wenn nun auch Jean Paul das Formlose nicht gesucht haben mag, so hat er sich auch nicht im entferntesten Mühe gegeben, dasselbe zu beherrschen, wie denn überhaupt die Selbstherrschafft seines Geistes sich nicht über das augenblicklich sich ihm Entgegendrängende, über den schnellen Wechsel seiner Stimmungen erstreckt hat. Wer das Werk eines Künstlers wahrhaft genießen will, der muß jedenfalls in Geistes- und Gemüthsverwandtschaft mit demselben stehen. Wenn ich nun schon oben gesagt habe, daß der Humor im Geistesleben des Menschen ein abnormer Zustand sei, so ergibt sich daraus, daß humoristische Werke nur ein kleines Publicum haben können. Indes auch dabei glaube ich, daß es schwer ist, über einem Jean Paul'schen Werke in solchem Rapport mit dem Autor zu bleiben, daß man in seine Stimmungen immer und ganz sich hinüberziehen und von dem Zuge derselben sich führen läßt. Vielleicht wird dies Folgen- und Sichleitenlassen schon durch die Menge eingestreuter Gelehrsamkeit, welche uns von einem Gebiete aufs andere zu mächtig lockt, unmöglich gemacht; vielleicht aber ist das Abspringen der Gedanken, das plötzliche Abreißen der Gefühle auch dem Dichter selbst nicht immer ein Act der Natur, bisweilen, vielleicht häufig, ein Act freiester Willkür. Daß aber nicht jeder Geist Frische und Spannkraft genug besitzt, diesen Gang zu verfolgen, das braucht nicht weiter besprochen zu werden. So liegt denn in dem Obigen ein neuer Grund, daß die Zahl der geistigen Freunde Jean Paul's immer so groß nicht ist, wie Viele sich einbilden; und selbst seine echtesten und ebendürftigen Verehrer können, wenn sie aufrichtig gegen sich selbst sind, schwerlich behaupten, daß sie diesem Dichter so ganz und frei folgen wie den übrigen großen Dichtern unserer Nation. Nichtsdestoweniger ist für uns Deutsche Jean Paul Derjenige, den wir als Repräsentanten des Humors oder der humoristischen Dichtung ansehen, ein Mann, auf den Deutschland in jeder Rücksicht stolz sein kann. Längst ist's anerkannt, daß seine Erscheinung von entschiedenstem Effect in unserm Leben gewesen ist. Eigentliche Nachahmer hat er freilich wol nicht gehabt; und das hat schon seine Gründe: die Fülle und Glut der Phantasie ist doch nichts Nachzuahmendes, und die Schärfe des Witzes und die Freiheit der Beobachtungsgabe kann nicht copirt werden, und die vielen und gründlichen Studien macht auch nicht leicht ein Nachahmer.

Um desto schwerer wird es uns nun, zu erklären, daß dieser große Dichter — Viele werden kein Bedenken tragen zu sagen, dieser größte Dichter unsers Volks — auf die deutsche Jugend in der Art gewirkt hat, daß junge Männer von lebhafter Phantasie und feurigem Geiste durch ihn zum Excentrischen sich haben

hinausschrauben lassen und in ihrem Gemüthe nicht seine ganze, volle Welt, sondern bloß einzelne, zerrissene, schreiende Töne, vielleicht nur das Wohlgefallen daran, aufgenommen und gepflegt haben. So hat seine jene Scheidewand zwischen Himmel und Hölle ganz niedergerissen, und während er im Himmel steht, liebäugelt er mit dem ewigen Abgrund und löst uns schändlich zurück, wenn wir ihm eben unser Herz öffnen wollen. Aus Heine haben sich nun wieder Viele die Saite des Grauenhaften, des Düstern, des Unbefriedigten herausgerissen und haben gethan, als ob jenes Radoriren über das Nichtbefriedigende der Gegenwart, jenes jammervolle Winseln und dann wieder ein grelles Aufschauen über die Widersprüche im Leben, als ob das Humor sei. Allein ich meine, daß das gesunde Gefühl den wirklichen Humor von der Caricatur leicht unterscheiden wird; wer könnte z. B. den Autor der Citations-Rovellen für etwas Anderes als für einen Fragenmacher halten? Unabhängig von dieser eben erwähnten Richtung erscheint Giner, der von seinen Verehrern nicht selten mit dem Namen eines Humoristen beehrt ist, ich meine Pächter-Rustau. Zugeben will ich's, daß sich in seinen früheren Schriften humoristische Streiflichter finden; da er, obwohl incognito, doch gewiß nicht ungern von sich selbst spricht, so fehlt ihm auch nicht die notwendige Subjectivität; indes, da wir aus seinen afrikanischen Schriften, welche schwerlich um ihrer selbst willen einen so großen Beifall finden, erkenne, daß der Verfasser sich in der ordinärsten Sphäre am leichtesten bewegt und sich darin so recht heimisch fühlt, so dürfte man daraus den Schluß ziehen, daß der humoristische Stern, von dem jene Streiflichter ausflossen, wenn er jemals existirt hat, jetzt wenigstens erloschen ist. Auch des trefflichen Waltis muß ich an dieser Stelle erwähnen; es vereinigen sich in ihm die humoristische Subjectivität, die Phantasie, der Witz, und selbst lyrische Töne lassen sich nachweisen; aber zufolge des Begriffs Humor, der für uns kein philosophischer, sondern ein empirischer ist, könnte Waltis deshalb nicht zu den Humoristen gerechnet werden, weil in ihm allemal die ernste oder die satirische, oder die heitere Stimmung erst vollkommen ausdient, ehe eine andere in seinem Gemüthe Platz greift; das Gemüth des Humoristen aber ist ein wahrer Kampfplatz dieser Stimmungen. Und nun komme ich noch auf einen vielgenannten Namen, Saphir, der sich selbst als Humoristen ankündigt. Alle Diejenigen, welche die Gewandtheit und Feinheit seines Geistes nicht anerkennen, haben über ihn eigentl. gar kein Urtheil. Viele nennen ihn fade, albern, forcirt; indes wenn man Giner oder dem Andern von diesen sagen würde: So componire du doch einmal so ein fades, abernes, forcirtes Stück, wie das ist, welches du tadelst — so würde er schon gewaltig in die Brüche kommen. Und warum? Weil Saphir sehr reich ist an Witz. Es ist zwar allgemeines Urtheil, daß der Witz nicht zu den primären Thätigkeiten unsers Geistes gehöre; indes da der Witz doch die andere Seite des Scharfsinns, der Scharfsinn aber die höchste Eigenschaft des Denkers und Philosophen ist, so sollte man den Witz nicht auf eine niedere Stufe stellen. Leugnen läßt sich's wol nicht, daß Saphir sich auf seinen Witz etwas zu Gute thut; man merkt an ihm einen Zug von Eitelkeit, von Selbstgefälligkeit; aber sein offenes Talent wird dadurch nicht aufgehoben. Nichtsdestoweniger bewegt sich Saphir nur auf der Oberfläche des Lebens; er überzeugt uns nicht, daß er hindringe bis zu den Tiefen des Gemüthes, daß er die stille Thräne des Herzens kenne; wir überlassen ihm deshalb auch nicht unser ganzes, volles Selbst; wir wissen immer noch, daß er der leichte Saphir ist, der uns mehr gängelt als führt, hinter dessen Scherz wir nicht den tiefen Ernst vermuthen dürfen. So kann ich ihn in die Reihe der echten Humoristen nicht stellen.

Wenn nun der Verfasser dieser flüchtig skizzirten Darstellung hoffen darf, zur Aufklärung des schwierigen Begriffs Humor etwas gethan zu haben, so ist sein Vergnügen ein doppeltes.

Donnerstag,

Nr. 277.

4. October 1838.

### Zur Geschichte des Orients.

(Fortsetzung aus Nr. 276.)

Das Gebiet, auf welches sich der arabische Kaufmann in Ostasien beschränken mußte, besteht in den nördlichen Abhängen des Kaukasus und den Ufern der Wolga oder des Ttil, durch welche Bestimmung allerdings manche frühere Annahme, die den Araber den Küsten der Ost- und Nordsee nicht fremd glaubte, beeinträchtigt oder überhaupt zurückgewiesen wird. Auch hier muß man die Entscheidung über den Werth der gegenseitigen Gründe von den Entdeckungen der Zukunft erwarten, ob der Araber es selbst war, der seine Waaren bis nach Schweden und Dänemark führte und dagegen Bernstein unterwegs in die Heimat zurücknahm, oder ob der Thätigkeit der Russen der Zwischenhandel allein zustand, so daß der Araber über den Handel zu Wasser nicht hinausging, während der Russe allein ihn zu Lande fortsetzte. Die Waaren und Münzen eines Landes in fernem Gegenden bedingen allerdings noch nicht, daß grade seine Bewohner die unmittelbaren Urheber dieser Erfindung sein müssen.

Wir begegnen zunächst, wenn wir durch das Thor der Thore, Derbend, nach Europa hinaustreten, den kriegerischen Völkern des Kaukasus, die ein König von Serir in der angeblichen Hauptstadt Dumry beherrscht. Die Beschaffenheit des rauhen gebirgigen Landes bestimmte zugleich die Beschäftigung seiner Unterthanen, die sich in Verfertigung von Eisenwaaren, Panzerhemden, Stigbügeln, Gebissen, Säbels und überhaupt in Bearbeitung von Metallen verlor. Kriegerischer gesinnt standen diesen freiblichen Stämmen die Alanen als nächste Nachbarn gegenüber, ein schöner Menschenschlag, der es in Anfertigung seiner und haltbarer weißer Zeuche aus Hanf sehr weit gebracht hatte und dafür von dem mohammedanischen Kaufmanne bestens bezahlt wurde. Nördlich von diesen und nördlich von Derbend dagegen hatten sich bis zum Reiche Dschiban Araber in Colonien angesiedelt, die hauptsächlich den Karawanen bis zur Hauptstadt jenes Reichs, Semender, zur schätzenden Obhut dienten, standen aber selbst unter einem unabhängigen Fürsten, bis sein Staat der Übergewalt der Russen anheimfiel. Als nördliches Hauptziel seines Handels blieb jedoch immer dem Araber die Hauptstadt der Chasaren, Ttil, die, wie die Hauptstadt der Bulgaren, nicht weit vom heutigen Kasan liegt, an der Wolga, unfern der jetzigen Stadt Astrachan zu suchen ist. Mit einem guten Hafen versehen, breitete sie sich auf beiden Ufern aus, jedoch so, daß der östliche Theil unter dem Namen Chasaran vorzugsweise von der mohammedanischen Bevölkerung bewohnt war, die auch von ihren eignen Richtern gerichtet wurde. Selbst der König hatte eine aus Arabern bestehende Leibwache, durch deren Schutz die Künste des Friedens noch mehr blühen konnten. Nahig tauschte man daselbst die eingebrachten Waaren des Nordens, Pelz, Honig, Wachs, Fisch- oder Seeotterselle gegen die vom Süden kommenden Früchte, Parfums aus Indien, Wein, leinene, seidene und baumwollene

Stoffe der Mohammedaner aus. Während überdies diese von den nomadirenden Bertas, als dem nördlichen Nachbarvolke, die kostbarsten Pelze, vorzüglich schwarze, rothe und weiße Fuchsbälge einhandelten, sahen sie im Lande der Bulgaren und ihrer Hauptstadt den nördlichsten Stapelplatz ihrer Waaren und ihres Verkehrs. Hier holte man die ungeheuern Wammuthsknochen der Borewelt und den von den Russen hergebrachten Bernstein.

Der Verf. erlaubt sich nun einen Sprung in Mittheilung der Ansichten, die die Araber von den nördlichen Ländern Russlands in ihr Vaterland zurücknahmen, um eben zu beweisen, daß über die Wolga hinaus die kaufmännische Thätigkeit des Arabers der Russe allein ersetzte. Ähnliche Verbindungen aber mit den Staaten des griechischen Kaiserthums auch nur abgebrochen zu unterhalten, verhinderten die fortbauenden Feindseligkeiten der beiden eifersüchtigen Hefe.

Der dritte und letzte Hauptabschnitt schildert uns den Seehandel des Arabers unter den Abbasiden, den dieser zuerst den Schranken einer beengten Küstenschiffahrt entriß. Auch halte man die Bemerkung fest, daß, während im Osten und Süden, wohl allein die Handelswege zu Schiffe gingen, die Befahrung des Meeres reines Privatunternehmen von Kaufleuten blieb, die Schiffahrt im Westen im Dienste des Staats nur Eroberungen bezweckte. Letztere wurden hauptsächlich durch griechische Schiffe betrieben, wogegen die flachen Rauffahrer des Osten und Südens in Rücksicht der häufigen Küstfahrten ihren damaligen Zweck vollkommen erfüllten. Auch befreit der Verf. die Ansicht, daß die Araber bereits den Gebrauch des Compasses gekannt hätten, und findet in den Seereiseerzählungen der „Tausend und einen Nacht“, daß man den Seehandel von Ufer zu Ufer, von Insel zu Insel, von Stadt zu Stadt den Küsten entlang getrieben habe, die Art und Weise desselben am deutlichsten ausgesprochen. Dessenungeachtet machten schon die falschen Vorstellungen von den drohenden Eigenschaften der befahrenen Küsten und ihrer Bewohner, abgesehen von den Gefahren, die das Meer an und für sich fürchten läßt, selbst jene Fahrten bedenklich; allein es bot dieser Handel die Hoffnung zu großer Reichthümer, als daß die Begierde nach diesen von den Befahren hätte ausgewogen werden können. Wir folgen also mit dem Verf. zuerst den Fahrten und Stationen auf dem östlichen Wege. Hier lud der persische Golf durch seine Menge Inseln, unter denen, wie bekannt, sehr perlreiche, und dann die Ufer, welche den wichtigsten Reichen Asiens angehörten, zu ununterbrochener Befahrung ein. Die lange Reihe von Perlenbänken, Korallensteinen und Bergen von Muscheln, die kostbaren Früchte und Gewürze Indiens, die Fabrikate des Festlandes beschäftigten den Kaufmann in den Häfen von Maskat, Hormus, Siraf, Katif und Basra im Norden unaussprechlich, und viele Waaren, die man lange Zeit für Producte der arabischen Halbinsel hielt, waren herbeigeschaffte Erzeugnisse des fernem Indiens, für welche der Araber nur als Zwischenhändler galt. Von Maskat schiffte man an den südlichen Ufern fort bis nach Aden, oder selbst nach Dschidda und den ägyptischen Häfen, so daß der Markt von

Netta auch von dieser Seite her sich bereichert sah. Auf der andern Seite hinwieder öffnete zuerst der große indische König Balhara dem schiffenden Mohammedaner Land und Hauptstadt Rahmalla, das heutige Puttan Somnaut, mittels des Hafens von Beruh (Baroah) und schützte seine Fahrt an Remkem vorüber längs der städte- und hafensreichen Küste von Manibar. Überall siedelten sich hier in Folge freundschaftlicher Aufnahme arabische Colonien an, und erreichten in Cauammali den süblichsten aller Handelsplätze auf dieser Seite. Von da setzte man die Fahrt um das Vorgebirge Komorin nach Serendib oder Ceylon fort, wo vor Allem der Berg Rahun (Adamsberg) durch die Spacintben- und Diamantlager in seinen Häusern die monatlange Fahrt belohnen mußte. Auch hier genossen die ange siedelten Mohammedaner gleiche Rechte mit den Eingeborenen, was in dem Lande Kami oder Kamni, der heutigen Koromandellküste, nicht der Fall gewesen zu sein scheint, weshalb auch die Nachrichten über dieses Gebiet so höchst spärlich fließen. Dennoch scheint es ein Stapelplatz, vielleicht der Endpunkt der Karawanenzüge über Multan für arabische Waaren gewesen zu sein. Auch führte über Serendib zuerst der Weg bei den Inseln Rebshebalus (den heutigen Nikobaren) vorüber, wo man frisches Wasser einnahm und Eisen gegen grauen Ambra, Zucker und Palmwein umtauschte, nach Kala oder Sumatra, das einen Theil des Königreichs Japadsche ausmachte und mitten auf dem Wege zwischen Arabien und China lag. Die Insel war reich an allen Kaufmannswaaren, unter denen der beste Kampher, und mithin nicht bloße Station, und aus demselben Grunde besuchte man wol auch Soborma oder Borneo. War man um die malaische Halbinsel herum, näherte man sich Pinsterindien und in diesem zunächst dem Staate Sanf oder Siam. Hier holte man kostbares Kieholz und andere Wohlgerüche, und ebenso wie in Komar Kardamomen, schwarzen Pfeffer, Stahl, Eisen, Färbholz und Zuckerrohr. Die Insel Sanderfulat (heut Pulo Gondor) endlich war die letzte Wasserstation auf dem Wege nach Kanfu in China, wo der Araber eine mohammedanische Colonie mit eigener Gerichtsbarkeit fand. Hier blühte der Handel ausgezeichnet unter dem Schutze wohlthätiger Zugeständnisse, die die Magazine stets mit den entferntesten Waaren gefüllt erhielten.

Nicht weniger als auf diesem östlichen Wege wagte der Kaufmann auf dem südlichen. Hier waren vor Allem die Schiffe von Siraf und Oman in Thätigkeit, während die des rothen Meeres nicht über die Bränenpforte hinausklamen, woran ihre Bauart Schuld war. Das Endziel der Reise war hier das durch seine Goldgruben berühmte Sofala, an dessen Küste sich in Sauna, Bucha, Gaska und Daguta mohammedanische Niederlassungen festsetzten. Ehe man jedoch dahin gelangte, hatte man die Ufer der Zindische und Dailoa vorüberzuschiffen. Jene bestanden aus einer Menge Stämme mit besondern Fürsten, die aber alle einem Oberkönig, Wakkiman, unterthan waren. Wie auch sie aber dem arabischen Kaufmann zu Willen waren und ihm und seinem Handel gewonnen wurden, hat der Verf. trefflich nachgewiesen und den Leser seiner Schilderung zu Dank verpflichtet. Wenn er überdies schon hier die Feder niederlegen konnte, so glaubte er dennoch den Schlussstein seines Werkes in der Darstellung der Ursachen suchen zu müssen, die den Verfall des Kalifats zur nothwendigen Folge hatten. Des Neuen ist auch hier Mancherlei, obwol die vier angegebenen Hauptpunkte dem aufmerksamen Leser der Quellen keineswegs entgehen können. Noch hat er in zwei Beilagen — wovon die erste einige Bemerkungen über die Reise des Dolmetschers Salam, die uns Ibn Chordaboh und Idrisi aufbewahrt haben, nach Sog und Ragog oder in das Land der Scythien enthält, die zweite aber die Reise Abu Dolos nach China 934 erzählt, wie sie ihm vom Staatsrath von Frän aus Jacuti mitgetheilt wurde — Urkunden theils benutzt, theils neu niedergelegt, die seines Buches würdig sind, sowie die am Ende beigefügte Karte das Bild, welches er in dem Werke von den Handelszügen entworfen, der Anschauung erst näher bringt und ebenso zweckgemäß

als sorgfältig ist. Wir wünschen dem Verf. Eust und Zeit, seine rühmlich begonnenen Forschungen auf diesem Gebiete fortzusetzen, und werden uns freuen, ihn überall, wo wir ihm entgegen, ebenso freundlich und achtungsvoll begrüßen zu können, als wir dieses sein Buch befriedigt aus der Hand legen.

Mr. 3. Das dritte Werk behandelt auf historischem Wege die kirchliche Seite des Islams, die auch schon anderweitig nicht unberührt geblieben ist. Eine Geschichte des Mohammedanismus und seiner Sekten ist aber unftreitig noch etwas Anderes und etwas mehr, als wir hier finden, und vor Allem der letztere Zusatz: „und seiner Sekten“, bedenklich. Der Übersetzer hat sich zwar bemüht, in der Vorrede (vi) die Punkte hervorzuhellen, die das Buch zu einem eigentümlichen und selbständigen machen sollen; allein um die Idee durchzuführen, welche dem Verf. bei Niederschreibung desselben untergelegt wird, mußte wol weiter gegangen und tiefer eingedrungen werden, als in den einzelnen Capiteln geschehen ist. Hat auch, wie der Übersetzer weiter bemerkt, der Verf. geistreich bei seiner Darstellung der verschiedenen Sekten des Islam das wahrscheinlich gemeinsame Vaterland der asiatischen Irreligionen, Indien, hervorgehoben, so werden wir hinwieder weiter unten sehen, wie weit diese Darstellung der verschiedenen Sekten und ihrer Irreligionen geht. Damit sei jedoch nicht gesagt, als ob das Buch nicht lehrwürdig sei; nein, es ist vielmehr diese Zusammenstellung für den gewöhnlichen Gebrauch von großem Nutzen und hat das Gute, daß bei Benützung der Quellen nach dem Plane des Verf. so ziemlich auf das Bessere Rücksicht genommen worden ist. Das Original ist übrigens bis auf Weniges in dieser Übersetzung ganz wiedergegeben worden, doch hätten wir Titel und einige nähere Angaben über jenes und seinen Verf. erwartet. In der kurzen Einleitung sind hauptsächlich die wohlthätigen Folgen geschilbert, die das Studium des Orients in seinen mannichfachen Beziehungen auf die gegenwärtige Behandlung alles dessen äußert, was zur Darstellung seiner Geschichte und Sitten gehört.

Das Werk zerfällt in 15 Capitel und fünf Beilagen. Von jenen behandeln die drei ersten (S. 1—64) gleichsam die Vorgeschichte des Islam in religiöser und politischer Beziehung. Wir erfahren im ersten Capitel, welches die Propheten sind, die nach den mohammedanischen Traditionen dem Mohammed, als dem Siegel oder letzten aller Propheten, vorausgingen, während in den beiden andern die Darstellung des geschichtlichen Zustandes des Orens überhaupt wie Arabiens insbesondere Erlebung gefunden hat. Aus jenem geht so viel hervor, daß Thatsachen der christlichen Geschichte diesen Überlieferungen von Adam und seinen Nachfolgern im Prophetenthum, Seth, Ebris (Henoch), Noah, Hud, Salih, Abraham, Isaaq, Jakob, Joseph, Schorib oder Jethro, Moses, Schabar (Pineas oder Elias), Job oder Hiob, David, Salomo, dem Fabeldichter Lokman, Jonaq, Alexander dem Großen, Johannes, Jesus, den Aposteln und mehreren andern untergeordneten prophetischen Personen, wie den Siebenschläfern, zum Theil zum Grunde liegen, daß man diese aber nicht unmittelbar aus den Quellen schöpft, sondern aus dem Talmud, aus rabbinischen Legenden und christlichen Irreligionen Das entnahm, was dem mohammedanischen Glauben und Geiste zusagte und der orientalischen Phantasie Nahrung gab. Das Eine steht aber auch bei dieser Erörterung trotz aller Verunstaltungen und Lächerlichkeiten fest, daß Mohammed die Lehre von Einem Gotte als die älteste selbst unter seinem Volke vorfand, und daß er eben diese Lehre im Sinne der biblischen Patriarchen, die ihm und seinem Volke als das höchste Muster der Gottesfürcht galten, wieder herzustellen gedachte. Um jedoch eine Idee zu geben, wie die orientalische Phantasie Legenden entweder neu zu schaffen, oder die vorhandenen auszusmücken wußte, so dürfen wir nur einen Blick auf die Erzählungen werfen, in welche die Geschichte des Abraham und Moses eingehüllt ist. So erwähnt man die Gastfreundschaft des Abraham im Orient sprüchwörtlich und führt als Beispiel derselben folgende

Legende an. „Während Palästina von einer Hungersnoth heim-  
gesucht wurde, vertheilte Abraham so lange seine Vorräthe un-  
ter die Armen, bis seine eignen Scheuern geleert waren. Er  
wollte durch neue Zufuhren aus Aegypten dem Mangel abhel-  
fen, sendete deshalb an einen seiner dortigen Freunde; aber auch  
hier war die Hungersnoth schon ausgebrochen, und die Boten  
kehrten unverrichteter Sache wieder zurück. Diese wollten sich  
mit ihren leeren Säcken nicht dem Gelächter preisgeben, füllten  
deshalb die Säcke mit Sand und beluden damit ihre Thiere;  
aber siehe, der Sand verwandelte sich in Abraham's Gegenwart  
in Korn.“

Welche Wunder ferner das Leben des Moses aufzuweisen  
hat, davon nur das Wenige. „Die Magier Aegyptens wurden  
zu einem Wettstreit mit Moses aufgeboten. Sie versahen sich  
mit blickenden Seilen und beweglichen Holzstücken und brachten es  
durch einen besondern Mechanismus dahin, daß sie dieselben wie  
Schlangen bewegen konnten; als sie aber ihre Künste vor dem  
Könige sehen ließen, verschlang der Drache, in welchen sich Mos-  
es' Stab wieder verwandelt hatte, alle ihre Stangen und Seile,  
dann stürzte er auf die Zuschauer und richtete eine solche Ver-  
wirrung unter ihnen an, daß Viele in dem Gebränge umkamen,  
sobald aber Moses seine Hand ausstreckte, wurde der  
Drache wieder zum Stabe. Die Magier waren beschämt, und  
viele von ihnen bekehrten sich; diese letztern aber wurden auf  
Pharao's Befehl getreuzigt.“

Später rieth dem Pharao sein Minister Haman, „einen  
Thurm zu errichten, zu dessen Bau nicht weniger als 50,000  
Arbeiter erfordert wurden. Sobald er eine solche Höhe erreicht  
hatte, daß die Arbeiter nicht mehr auf ihm stehen konnten, be-  
stieg ihn der König, warf einen Speer gen Himmel, und dies-  
er kam mit Blut bedeckt wieder herab. Der König behauptete  
nun, er habe Moses' Gott erschlagen; aber in der Nacht kam  
der Engel Gabriel, stürzte den Thurm mit einem Flügelschlage  
ein, der Thurm fiel auf des Königs Heer und erschlug eine  
Million von seinen Kriegern.“

Allein alle diese wunderthätigen Männer müssen gegen den  
Geisteskönig Salomo zurücktreten, der, wenn er zu Gericht saß,  
„12,000 Patriarchen und Propheten zu seiner Rechten auf gol-  
denen, 12,000 Weise und Gesehkundige auf silbernen Thronen  
zu seiner Linken hatte. Die Pracht des königlichen Sessels war  
nicht zu beschreiben, er blitzte von Diamanten und Edelsteinen,  
und Vögel von dem prächtvollsten Gefieder bildeten mit ihren  
farbenstrahlenden Flügeln einen Baldachin, wie ihn die Welt  
nie wieder gesehen hat.“ Auch war er außer einem bezauber-  
ten Schilde, einem flammenden Schwerte, einem undurchdring-  
lichen Panzer, einem Siegelringe, mittels dessen magischer Cha-  
raktere er die Genien, Dämonen und selbst die Iffriten, die  
gewaltigsten Wesen in der Geisterwelt, beherrschte, im Besitze  
eines ungeheuern Teppichs, „auf dem er alle seine Macht ver-  
einigen konnte; in der Mitte stand der Thron, zu dessen Rechten  
das Heer, zur Linken die Geister. Als Alles zu Stande  
war, führten die Winde den Teppich mit sich und brachten ihn,  
wohin es der König befahl. Ein Heer von Vögeln begleitete  
ihn dabei und bildete mit seinen ausgebreiteten Flügeln ein  
Schild gegen Regen und Sonnenschein. So überflog er die  
höchsten Berge, durchschnitt die reißendsten Flüsse, die Sandwü-  
sten Arabiens, die Fluten des indischen Oceans und zwang alle  
Völker der Erde, sich zum Islam zu bekehren.“

(Der Beschluß folgt.)

Histoire parlementaire de la révolution française, ou  
journal des assemblées délibérantes nationales, de-  
puis 1789 jusqu'en 1825. Par S. B. Buches et  
P. C. Roux. Dreißig Bände. Paris. 1830 — 37.

Es möchte wol kaum ein weltgeschichtliches Ereigniß geben,  
das an sich von höherer Wichtigkeit, in seiner Entwicklung aber  
von allgemeinerem und belangreichern, ja selbst bis heute noch

keineswegs berechenbaren Folgen wäre als die französische Re-  
volution von 1789. Ihre Geschichte, vom philosophischen Stand-  
punkte aufgefaßt, ist die des gesammten europäischen Staats-  
rechts, das seine Grundlagen wechselt, und das von derjenigen  
Einrichtung, die ihm die Eroberung ertheilte, zu einer andern  
übergeht, deren Urgedanke zwar im Christenthum selbst liegt,  
deren Ausführung jedoch die Bahn zu brechen fast achtzehnhun-  
dertjährige Klüben erforderlich waren. Eine geschichtliche Thats-  
sache einfach angeben und sie hinsichtlich ihrer Ursachen und  
Wirkungen erörtern, heißt noch keineswegs derselben unbedingt  
den Beifall zollen. Wir besorgen daher nicht, irgendwo Anstoß  
zu geben, wol gar für einen Lobredner von Revolutionen ge-  
halten zu werden, wenn wir uns auf Veranlassung des vor-  
liegenden Werkes über das Factum näher erklären, womit sich  
dasselbe beschäftigt, zumal da uns dies unumgänglich erscheint,  
um einen Anhalt für die Bedeutung zu gewinnen, welche diese  
nunmehr schon auf dreißig Bände angeschwollene Production  
nicht nur für Frankreich, sondern für alle christlich civilisirten  
Staaten hat. Auch wird es, wie wir gleich im Voraus be-  
merken wollen, hauptsächlich mit Rücksichtnahme auf den schon  
angedeuteten Standpunkt sein, daß wir einige Einzelmomente  
dieses Werkes einer speciellern Betrachtung unterziehen werden.

Sehen wir ab von allen empirischen Nebenabsichten und  
Zwischenfällen, so lassen sich der Beruf und die Aufgabe des  
großen Staatsactes von 1789 etwa wie folgt bestimmen: Es  
sollte derselbe dem Einzelmenschen das Gefühl seiner Würde,  
den vereinigten Menschen das Gefühl ihrer brüderlichen Gleich-  
heit einprägen; ein intellectuelles Princip an die Stelle der  
alten historischen Grundlage der Gewalt setzen; aus der Frei-  
heit, anstatt eines auf Pergament niedergeschriebenen Zugestän-  
nisses, das wesentliche Attribut der menschlichen Natur machen;  
derselbe sollte endlich durch das allgemeine Recht der menschlichen  
Gattung das exceptionelle und locale System der Gnaden- und  
Freibriefe ersetzen. Wurde aber der erste Schritt dazu von der  
französischen Nation vor allen andern Nationen gethan, so  
brachte sie damit gleichwol weniger eine nationale Aufgabe, als  
vielmehr ein Humanitätswerk zur Erfüllung. Die Epoche von  
1789 gehört somit allen Völkern an. Mit dieser Epoche trat  
eine neue Idee in die Welt, um ihr eine neue Gestalt zu ge-  
ben; und was man auch davon halten mochte, so war es doch  
von jezt an allen denkenden Köpfen klar, daß in Europa ir-  
gend etwas geschaffen werden würde, das ebenso allumfassend  
und mächtig wäre als jener große Lehnverband des 12. Jahr-  
hunderts. Den Nationen blieb es dabei freilich überlassen, eben  
dieselbe Idee eine jede in dem ihr eigenthümlichen Geiste zu  
verwirklichen, sowie die respectiven, durch die Erfahrung  
erwiesenen Staatsgewalten es in ihrer Hand hatten, den bes-  
tändigen Umkehrungen dadurch vorzubeugen, daß sie solche nutzlos  
machten. Der Geschichtschreiber, der über diese große Umwäl-  
zung nachdenkt und die ganze Menschheit hinter der Nation,  
die den Reigen eröffnet, aufgestellt sieht, kann kaum vermei-  
den, seinem Werke einen systematischen und absoluten Charakter  
aufzudrücken. Als Historiker schreibt er, im Widerspruch mit  
Quintilian's Maxime, um Lob oder Tadel zu spenden, nicht  
blos um zu erzählen; als Parteimann vergrößert er die Be-  
deutsamkeit eines einzigen Interesse, indem er diesem alle an-  
dern aufopfert; als Moralist endlich läuft er Gefahr, vom gro-  
ßen Verdorren leicht freizusprechen, indem er die allgemei-  
nen Resultate umfaßt, die dazu haben bestimmen können.

Letztere Betrachtung nun führt uns zunächst auf die von  
den Verfassern des gegenwärtigen Geschichtswerkes gewählte  
Form, die, wie schon der Titel andeutet, ganz verschieden von  
derjenigen Form ist, in welcher alle andern Geschichtschreiber  
den nämlichen Stoff behandelten. In der That haben sie alle,  
wie schätzenswerth auch sonst ihre Arbeiten sein mögen, die vor-  
erwähnte Klippe bei Schilderung dieser großen Geschichtsperiode  
nicht zu vermeiden vermocht. Ein Weg jedoch, diese Klippe  
zu umgehen, zugleich aber die Wahrheit der Thatfachen und  
die der Eindrücke wieder hervorzubringen, bot sich dar. Es

galt, den Versuch mit einem Geschichtstagebuche zu machen, jene großen Thaten in ihrer ungeschminktesten Wirklichkeit wieder hervorzurufen, die handelnden Personen, sogar die unbedeutendsten, lebend anzuführen, ankam sich bei der Nachwelt zu ihrem Dolmetscher oder Commentator zu erheben; denn sie Alle haben das Recht, selbst vernommen zu werden, das die Meisten von ihnen mit dem Kopfe bezahlten. Zu dem Ende mußte das Protokoll jener Periode, der „Moniteur“, in abgeklärter Form wiedergegeben und neben seinen amtlichen Spalten jener unzähligen Flugblätter erwähnt werden, die jetzt längst vergessen sind und deren sich die Kämpfer vom 14. Juli und 10. August zu Flintenprospen bedienten. Man sieht mit Befriedigung jenen düstern Schleier fallen, der den Convent umhüllt und diesen furchtbaren revolutionnairen Olymp schon jetzt unsern Blicken entzieht, um ebenso gefahrlos wie heute im Palais Bourbon oder im Luxemburg, im Saale der Feuillans, bei den Cordeliers, den Jakobinern, in den Kaffeeshenken des Palais-Royal oder selbst in jenen schmutzigen Kneipen einen Augenblick Platz zu nehmen, wohin der große Gedanke von 1789 in seinen Prüfungstagen hinabstieg. In Gegenwart dieser Wirklichkeiten, die uns, aller Theorie und alles Schmuckes entkleidet, in dem Werke erscheinen, begreift man eine Menge von Thatfachen, die so sehr außerhalb der natürlichen Ordnung für uns liegen, daß wir es gemeinhin aufgeben, sie anders als in ihrem Ganzen zu erkunden. Nunmehr erst gelangt man zur Einsicht von Dem, was auf Rechnung der Zufälligkeiten, der Gemüthsanregungen eines jeden Tages zu setzen ist; man erkennt den großen Antheil, den beispielsweise Mangel und Hunger an den Volksaufständen hatten, die hervorzurufen den Mord eines Camille Desmoulins oder den Umtrieben eines Saint-Paragues wol schwerlich gelungen wäre, hätte nicht eine an der Thüre des Bäckerladens angstvoll zugebrachte Nacht die Menge dazu vorbereitet. So allein begreift man recht, wie die Ereignisse die einen aus den andern und durch die verhängnisvolle Lage selbst sich erzeugten; und ohne den Glauben an die höhere Macht der Ideen aufzugeben, wohnt man einem lebendigen und vollständigen Schauspiel bei, anstatt einen ungenauen und lebensschäftlichen Commentar zu lesen.

Betrachtet man nun die Bewegung von 1789 als den Reimungspunkt einer neuen Zeitrechnung für Frankreich und für Europa, so ist es einleuchtend, daß der Augenblick, deren Geschichte zu schreiben, noch nicht gekommen ist, denn das Werk ist noch nicht definitiv beendet. Beschränkt man sich aber darauf, die Revolution während ihrer Niederreisungsperiode zu studiren, so gewahrt man in den sechs Jahren, die der ersten gouvernementalen Reaction, dem 9. Thermidor nämlich, vorangingen, drei unterschiedene Epochen, wovon jede ihren besonderen Charakter hat. Zuerst sehen wir Frankreich, gegen eine übermächtige und doch hilflose Regierung Einspruch erhebend, wie es in blinder Borneswuth aufsteht und darauf Bedacht nimmt, den ungeheuren Abgrund auf das einleuchtendste außer Zweifel zu stellen, der fortan die Vergangenheit von der Zukunft trennen soll. Um letztere bekümmert es sich noch nicht; die Vergangenheit allein brüht es wie ein Alp, den abzuschütteln es sich bemüht. Ein und derselbe Trieb führt das Volk zur Zerstückung der Bastille und die Nationalversammlung zur Vereinigung im Ballhause: denn für das Volk ist die Bastille das Symbol des Staatsrechts der Vergangenheit; für die Versammlung, am Vorabende eines Lit de justice, wird das Ballhaus das Symbol des Staatsrechts der Zukunft sein. Nach der Vereinigung der drei Stände beginnt die Anwendung der neuen Regierungstheorien, die ihrer Natur nach durchaus negativ sind. Da die Gewalt und die Steuer, nach den angesehensten Publicisten jener Zeit, nur ein der Freiheit und dem Eigenthum eines Jeden entzogener Theil sind, so muß dieser Theil so gering als möglich bestimmt werden. Dies ist die Grundfrage aller politischen und administrativen Operationen

der konstituirenden Versammlung, auf welche Rousseau's Lehren den überwiegendsten Einfluß ausübten. In der That wurden die Maximen des Gesellschaftsvertrags („Contrat social“) so sehr als Axiome in der Versammlung verehrt, daß es der rechten Seite ebenso wenig als der linken einfiel, dieselben zu bestreiten und die verschiedenen Parteien sich nur an die Folgerungen hielten, die ihre Gegner davon ableiteten, um ihrerseits andre daraus zu ziehen. Zwei Jahre vergingen über diesen Verhandlungen, und das Königthum, dessen Princip man anfangs nur insofern ändern wollte, als es mit der Feudalorganisation zusammenhing, wurde bald durch eine Reihenfolge unbedeutender logischer Herleitungen eine in der Constitution erstirkte Überschwängerung, die, um Leben zu gewinnen, aus derselben zu treten suchen mußte. So gelangte man aber zum 10. August.

Von diesem Tage an offenbart sich die Bewegung unter einer feltamen und ganz neuen Ansicht. Das Bürgerthum, von dem die Revolution ausging, und das erst nach Ablauf von fast einem halben Jahrhunderte in vollen Besitz seines Werks wieder gesetzt werden soll, wird von der Demokratie ganz bei Seite geschoben, ohne daß es dieser jemals gelang, festen Grund zu gewinnen. Das Princip politischer Gleichheit und Freiheit, das, als es sich an die Stelle der Kasten- und Willkürherrschaft setzte, der Revolution bei ihrem Entstehen die eigentliche Kraft verlieh, verschwindet unter greuelvollen Leidenschaften, die sich zum ersten Male unter dem Himmel in wilder Freiheit offen zur Schau legen. Es ist ein Ganges unerhörter Ideen und gleichsam eine Sprache, welche die Erde noch nie vernommen hatte; es ist Gott und sein Geist, die aus der Schöpfung vor der Vergötterung der Gewalt und der Materie verschwanden, die unter allen Formen sich kund gibt. Mag immerhin der Geschichtschreiber den Schrecken als den letzten Zeitpunkt eines nothwendig gewordenen Fortrückens betrachten, er mag ihn durch die Wirkung einer fortwährenden Reaction auf die revolutionnaire Gewalt und dieser Gewalt selbst auf die Hindernisse erklären: er kann Recht haben; nichtsdestoweniger aber bleibt es gewiß, daß jene drei Perioden, wie durch die Ideen, so auch durch die Menschen voneinander verschieden sind. In einer jeden derselben richten sich Menschen und Ideen selbst in dem Sturme zu Grunde, und ist ein Act zu Ende, so räumen Gefängniß und Schaffot die Schaubühne auf.

(Der Beschluß folgt.)

### Notiz.

Nach Baltimore soll ein vollkommenes Skelet von einem Menschen gebracht worden sein, welches 8 Fuß 9 Zoll hoch ist und in den Rocky Mountains gefunden wurde. Die Meinung mehrer Gelehrten, daß jenes Festland vor den jetzigen Indianern von einem Gigantengeschlecht bewohnt gewesen sei, scheint sich somit zu bestätigen. Fälschlich aber macht man bei dieser Gelegenheit von den in Nordamerika vorfindlichen Knochen kolossaler Thiere und von den Traditionen der Indianer, welche von Uegehruern sprechen, die in ihrem Laufe Nichtenbäume umstießen, einen Schluß auf ein diesen Fleisch- und Knochenlosen entsprechendes Menschengeschlecht. Es ist durch nichts constatirt, daß es zu gleicher Zeit ein Urmenschengeschlecht und ein Urthiergeschlecht gegeben hat; die Menschenbildung scheint einer geordneteren Erdbildung angehört zu haben, als diejenige war, welche dem Dinosaurier seine Entstehung gab. Man wollte übrigens schon häufig Knochen von Urmenschen gefunden haben, aber die Beweise zerfloßen bei näherer Prüfung in nichts.ernes Skeletungeheuer gehört ohne Zweifel der jetzigen Erdbildung, wenn auch einer untergegangenen Race an, als eine großartige Ausnahme von der Regel. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 278.

5. October 1838.

### Zur Geschichte des Orients.

(Schluß aus Nr. 277.)

Im zweiten Capitel zu Anfange ist vorzüglich die Behauptung durchgeführt, daß in Persien der Götzendienst nie recht einheimisch wurde, und daher selbst die verfolgten Christen dorthin ihre Zuflucht nahmen, bis durch Ardeschir und die Lehren des Mani und Mazdak andere Ansichten geltend wurden. So bedurfte neben dem jüdischen Glauben im Osten auch der persische eine Reformation, und das feindselige Verhältnis des byzantinischen Kaisers zum persischen Schahroen begünstigte diese in auffallender Weise. Auch waren in Arabien allerlei Glaubensmeinungen im Schwunge, welche die bis jetzt wenigstens historisch herrschenden völlig untergruben und durchaus keinen sicherern Anhalt gewährten.

Während man nun grade hier als in der Höhe des Islams eine mehr ins Einzelne gehende Darstellung des religiösen Zustandes erwartet hätte, soll für diese die ausführliche Schilderung des Helden der arabischen Romantik, Antar, und seines Todes entschädigen. Allein das Verhältnis ist verrückt und entspricht der Wichtigkeit des einen und des andern Theils für vorliegendes Werk nicht. Dagegen ist das Leben Mohammed's im vierten Capitel mit nüchternem Sinne und ohne alle Parteilichkeit beschrieben, ohne grade neue Punkte zu berühren oder neue Fragen zu beantworten. Der Verf. behauptet gradezu, daß das Streben Mohammed's nach Wahrheit gewiß aufrichtig gewesen sei. Wenn er aber glaubt, daß Mohammed die Bibel in ihrer wahren Gestalt wol nie zu Gesicht bekommen habe, so bedarf dieser Glaube noch einer weitern Bestätigung, da die neuesten Mittheilungen von Hammer-Purgstall über Mohammed's Leben und Wirken grade in dieser Beziehung aus bisher unbekanntem Quellen und neue Thatsachen an die Hand geben. Auch ist es zu viel gesagt, daß alle Suren des Korans, die auf ihrer Stirn das Zeichen als medinensische oder zu Medina geoffenbarte tragen, ein Erzeugniß der Zeitumstände und somit des Betrugs seien. Weitere Betrachtungen aber veranlaßt auch in Beziehung Mohammed's die Bemerkung, „daß grade Männer vom schärfsten Verstande unerklärliche Visionen gehabt, und man fast meinen sollte, grade sie wären am meisten dazu geneigt. Der Riese, welcher Cromwell seine künftige Größe prophezeigte, der Geist Cäsar's in Brutus' Seele waren die Geburten angestrengten Nachdenkens und großer Aufregung.“

Das aus Irland übersehte mohammedanische Glaubensbekenntniß im fünften Capitel enthält natürlich nichts Neues, hat aber in den beigelegten Bemerkungen für den gewöhnlichen Leser die nöthigen Erklärungen gefunden, und in diesem Streben, den Geist des Orients gleichsam mehr zu popularisiren, liegt eine vortheilhafte Seite des Buches mehr.

Die Schilderung der vier rechtmäßigen Khalifen (welche de jure, nicht de facto, wie die spätern, das Khalifat verwalteten) oder unmittelbaren Nachfolger Mohammed's, der über die Succession nichts entschieden, gibt das Bekannte unter manchem

neuen Gesichtspunkte in gedrängter und gefälliger Form und erkennt die charakteristischen Merkmale nicht, durch welche sich diese Männer voneinander unterscheiden. Dem Omar gebührt die Ehre der eigentlichen Begründung und Befestigung des Khalifats, obwohl er den Schiiten oder Anhängern Ali's als Usurpator erscheint, den sie nicht genug verfluchen können. Der Unterschied aber zwischen den Sunniten oder Traditionsgläubigen und den Schiiten oder Andersdenkenden bildete sich erst, nachdem Ali dem Moawija unterlegen, in seinem ganzen Gegenfasse aus. Während jener mit seinen Schönen bei den Persern eine fast abgöttische Verehrung genießt, behaupten die Sunniten die Rechtmäßigkeit des Khalifats seiner drei Vorgänger und würdigen ihn, obwohl er Schwiegersohn des Propheten war, auf jede Weise herab. Diese innere Spaltung im Islam, die auf den entgegengesetztesten Ansichten über mehre Hauptpunkte des mohammedanischen Glaubens beruht und später die blutigsten Fehden zur Folge hatte, sowie sie noch jetzt Türken und Perser voneinander hält, würde, wäre sie früher in ihrem Umfange eingetreten, der Verbreitung desselben und seinem innern Gedeihen den wesentlichsten Abbruch gethan haben, da sie nicht geeignet war, das vorhandene Bedürfnis nach mehr religiösem Halt und größerer Glaubensfestigkeit zu befriedigen. Auch der Verf. fühlte die Wichtigkeit dieser Spaltung und glaubte daher in einem besondern Capitel die Geschichte der Familie Ali's und der aus seinem Stamme hervorgegangenen zwölf Imame, unter denen er der erste war, verfolgen zu müssen. Die Schiiten nämlich verehren in diesen Imamen zwölf oberste Priester, oder, wie der Verf. will, dieselben Wesen wie der Libetaner in seinem Großlama; ja, ein großer Theil der Schiiten stellt sogar den Ali über Mohammed; Schah Hosein, der letzte Sufi, nannte sich den schlechtesten Hund Ali's, und mehre Fürsten dieser Dynastie trugen in ihren Siegesn die Worte:

Wer auf Ali seinen Glauben nicht baut,  
Und wir' ich es selbst, ich versuchte mich laut;  
Wer vor Ali's Pforte nicht in Staub zerfällt,  
Den erbräde, und wir's Gabriel selbst, die Kaß der Welt.

Schon der Kampf von Ali's zweitem Sohne Hosein gegen die Dmadsjaben gibt den deutlichsten Beweis der verhaltenen Erbitterung dieser beiden Hauptsecten im Islam. Noch jetzt feiert man in Persien und Indien den Todestag dieses Helden als einen der wichtigsten und glänzendsten Feiertage. „Meine arme alte Nyah“, sagt die Verf. des „Mohammedanismus in Indien“, „nimmt während der zehn Tage (dieser Feiertage) nicht einen Tropfen Wasser auf ihre Lippen; denn, sagt sie, hat unser Imam Hussein bei Kerbela Durst gelitten, wie darf da eine Creatur, wie ich bin, sich eines Trunkes erfreuen? und so ist der Charakter des ganzen Volkes, meine Nyah ist ein ganz ungebildetes altes Weib, aber ihren Imam hält sie hoch in Ehren.“

Vor Allem gaben aber die Erwartungen vom zwölften und letzten Imame, dem eine ewige Fortdauer und gleichsam eine Herrschaft über die Welt zugesprochen wird, der unsichtbar an

derselben vorhanden ist und dessen Wiedererscheinen ihr erst ihre rechtmäßigen Herrscher zurückgibt, zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Abenteurern Veranlassung zu den ärgsten Greueln der Schwärmererei. Es entwickelte sich aus ihnen ein immer mehr gefährlich werdender Sektengeist, und wir dürfen die Leser nur an die Ismaeliten und Assassinen erinnern, um uns den weitem Beweis ersparen zu können. Unser Verf. hat daher auch der Geschichte dieser beiden furchtbaren und gefürchteten Sekten und ihrer Wahngläubigen das achte und neunte Capitel gewidmet, für deren Hauptquelle das viel gelezene Werk Hammer-Purgstall's: „Die Assassinen“, anzusehen ist. Es tritt hier wieder einmal die zauberische Blut des Orients, wenn sie sich des Gemüths bemächtigt, lebhaft vor die Seele. Die kaltblütigste Verspottung der furchtbaren Qualen wird das sichere Zeichen des festesten Glaubens und machte allerdings zu einem Gehorsam geneigt, dem die größte Gefahr die willkommenste Freude war. Unausföhrlich beunruhigten diese Fanatiker das Khalifat von Bagdad, Mekka selbst erlag mehrmals ihren Angriffen, und je geheimere diese Gesellschaften auftraten, als desto geeigneterer Werkzeuge dienten ihre Mitglieder den Oberhäuptern zur Erreichung ihrer oft teuflischen Absichten. Diese aber gaben fast alle vor, in unmittelbarem Verkehre mit dem zwölften Imame zu stehen, und das Adlernest, Klamut, die zeitweilige Residenz des Alten vom Berge, ward der Zeuge sehr vieler auf diesen Glauben hin verkündigten Offenbarungen.

Auch die Drusen im Libanon sind nichts als geistige Abkömmlinge alter Verehrer Ali's, seiner Familie und der lange auf Aegyptens Thron herrschenden Fatimiden, oder mit einem Worte ein Zweig der Ismaeliten oder Assassinen, nur daß die Drusen dem einfältigsten und vielleicht grausamsten Khalifen jener Dynastie, Hakim biamrallah, ihre Verehrung zuwandten. Auch über die Geschichte und den Glauben dieser Sekte ist mancherlei veröffentlicht worden; allein das ganze Gewebe ihrer Traditionen und die Geschichte des Ursprungs ihrer Lehren ist erst durch das Werk de Sacy's, das vor Kurzem erschienen ist, in ein helleres Licht getreten. So viel ist gewiß, daß die Mitglieder der untersten Grade wenig religiöses Gefühl zeigen und zu den abscheulichsten Verbrechen fähig sind. Wenn sie auch Tugenden, wie z. B. eine musterhafte Gastfreundschaft, üben, so bleiben sie doch immer ein trauriges Beispiel religiöser Verzerrtheit, die die Folge des wunderbaren Gemisches ihres Aberglaubens und natürlicher Rohheit ist. Als die neueste Erscheinung der Art endlich in der mohammedanischen Welt stehen unstreitig die Behabiden (Cap. 11) da, die aus dem Innern der arabischen Halbinsel unter dem Vorwande, den durch abergläubische Mißbräuche entstellten Islam auf seine ursprüngliche Reinheit zurückzuführen zu wollen, hervordrangen, Mekka und Medina eroberten und den ganzen Orient zittern machten, bis Mohammed Ali, der ägyptische Pascha, sie 1811 in ihre Heimat zurückdrängte und Ibrahim 1818 ihr Haupt gefangen nach Konstantinopel schickte. Noch aber ist diese Sekte keineswegs überwunden oder unthätig und wartet nur auf Gelegenheit, sich wieder geltend zu machen.

Wenn uns nun der Verf. im Verlauf dieser letzten Capitel genügt, so können wir ein Gleiches vom zwölften und dreizehnten über die vier rechtgläubigen Sekten (Hanafiten, Schafaiten, Hanbaliten und Malikiten) und die islamitischen Mönchsorden nicht sagen. Die Nachrichten sind karg, das Raisonnement zu wenig umfassend, obwol wir nach dem Titel unstreitig das Recht hatten, zu erwarten, daß der Schilderung der genannten Sekten auch noch eine kurze Charakterisirung der großen Menge anderer folgen würde. Eine nähere Bezeichnung der Mönchsorden und ihrer besondern Regeln gehörte ebenfalls zu einer Geschichte des Mohammedanismus und würde manche Erläuterung zu einer comparativen Darstellung dieser im Orient und Occident gleichmäßig vorhandenen Erscheinung gegeben haben. Das vierzehnte Capitel ist der Geschichte des Mohammedanismus in Indien gewidmet, die hier wol deshalb hauptsächlich mitgetheilt wird, weil einige neuerdings in England gedruckte Werke eine ge-

wünschte Einladung hierzu enthielten. Wir betrachten dasselbe als eine willkommene Zugabe, und da der Mohammedanismus grade in Indien den Abergläubigen gegenüber eine mildere Form annahm, so steigert sich auch das Interesse für diese Mittheilungen. Unbemerkt aber hätte nicht bleiben sollen, daß der Islam selbst nach Oceanien hin sich verbreitet, sowie überhaupt die Grenzen desselben, die Zahl seiner Bekenner und dessen Gestaltung in Afrika nicht berührt ist. Die Geschichte des Mohammedanismus muß dasselbe sein, was eine Geschichte des Christenthums oder eine christliche Kirchengeschichte ist. Allein selbst bei nur höchst mäßigen Ansprüchen können wir dem Buche diesen Titel keineswegs zugestehen. Es sind immer nur einzelne Capitel aus jenem großen Gebiete, oder Bruchstücke eines Ganzen, das bis jetzt nur noch in der Idee vorhanden ist, für dessen Bildung aber bereits Stoff genug vorliegt, um einen Gelehrten, der Lust und zureichende Vorkenntnisse besitzt, zu deren Verwirklichung zu begeistern.

Das funfzehnte Capitel endlich gibt eine Skizze vom Einflusse der mohammedanischen Religion auf Wissenschaft und Bildung. Der Verf. glaubte, um den Einfluß der Sarazenenkriege auf die europäische Gesittung gehörig zu beurtheilen, hauptsächlich die Kreuzzüge verfolgen zu müssen. Das hat er auch kurz gethan, sowie überhaupt in diesem Capitel kein Eingehen ins Einzelne erwartet werden darf. Es sind nur wenige Thatsachen mit allgemeinen Betrachtungen, die sich hier finden, während leicht, ohne weitläufig zu werden, ein Werk so groß wie das vorliegende darüber geschrieben werden könnte.

Die fünf Beilagen endlich enthalten mohammedanische Nachrichten, oder vielmehr Fabeln über D'hulcarnein oder den doppelhörnten Alexander, über Mohammed's nächtliche Fahrt gen Himmel, über Wesen und Stuhl des Korans (in einigen Parthien recht gut), ferner mohammedanische Gebete und endlich Denksprüche Ali's, die uns aus vielen Ausgaben bereits bekannt sind.

114.

Histoire parlementaire de la révolution française, ou journal des assemblées délibérantes nationales, depuis 1789 jusqu'en 1825. Par S. B. Buches et P. C. Roux. Dreißig Bände.

(Beschluß aus Nr. 277.)

Die erste dieser Perioden ist gewiß nicht die mindest merkwürdige, wiewol solche gemeinhin am wenigsten von den Geschichtsforschern beachtet wird. Sie beginnt mit den Unruhen der Parlamente und den provincieellen Insurrectionen, die der Einberufung der Generalstände vorangingen und deren Nothwendigkeit herbeiführten. Als handelnde Personen erscheinen auf der Bühne einerseits Ludwig XVI. und einige rechtliche Männer, die mit ihm Reformen und zwar im weitern Sinne wollen, jedoch nur insofern, als die königliche Autorität deren legitime Quelle ist, und unter Aufrechthaltung der provisorischen Constitution, als der Grundlage der französischen Monarchie. Andernseits betreten die nämliche Bühne einige bis dahin noch unbekannte Advocaten, einige Literaten, die aus der Bastille kommen; Gerichtspersonen, eifersüchtig auf die Posten, übermüthig gegen die Bürgerklasse, die mit Wuth die neuern Ideen predigen, indem sie sich zugleich mit aller Gewalt ihrer Corporationsinteressen an die Vergangenheit klammern; endlich gepuderte Volkstribunen, Revolutionsmänner in Perücken, die bald in der Unmacht und Verachtung untergehen werden, denen alle aus Selbstsucht inconsequente Meinungen verfallen sind. Zwischen diesen Parteien wird die rechte Mitte in dieser Periode durch Reder ganz wohl repräsentirt, wie in der zweiten durch Mirabeau, in der dritten durch Danton. Dieser Prolog der Revolution wird in dem Werke mit großer Genauigkeit und Klarheit dargelegt. Alle übrigen Revolutionsgeschichten fallen so zu sagen mit der Thür ins Haus; wir können der Methode unserer Verf. nur Beifall schenken, wenn sie den Baum an

der Wurzel packen. Sie haben die Opposition der Parlamente in ihrer eigenthümlichen Physiognomie wiederhergestellt; sie haben besser als irgend Jemand durch zahlreiche Urkunden den überwiegenden Einfluß hervorgehoben, den das Glend der untern Classen auf das Jahr 89 übte, das die Raubgier der Jahreszeiten noch furchtbarer als die menschlichen Leidenschaften machte. Für Jeden, dem daran liegt, das unsägliches Verhältnis der Dinge zu ergründen, ist es unmöglich, die Revolution zu begreifen, ohne die Reihenfolge der Budgets von 1759—87 genau durchgesehen zu haben, die Salonne für die Versammlung der Notablen aufstellte, und die, nebst den unvollständigen Verbesserungsplänen, die in der vielberufenen Königl. Parliamentsitzung vom 3. Mai 1788 vorgelegt wurden und wodurch freilich manche Mißbräuche berührt, jedoch kein Princip abgeändert wurde, einzusehen unumgänglich ist, um jenes Verhältnis kennen zu lernen. Vor Allem muß man den Inhalt der Protokolle über die in den Ämtern gepflogenen Verhandlungen wohl beherzigen; denn sind diese Verhandlungen auch nicht das Programm der zu machenden Revolution, so legen sie doch mittels ihrer Incohärenz selbst die Unmöglichkeit, sie zu vermeiden, klar zu Tage. So hört man, während noch zu Versailles das Hofgespräch die wichtigste Angelegenheit ist und Frankreich sich mit Epigrammen beschäftigt, den unterirdischen Vulcan murmeln, in Erwartung daß sich die Erde bis in ihre tiefsten Schlände unter den Fußritten dieser sorglosen und leichtfertigen Gesellschaft öffnet.

Indeß kommt die Epoche, wo jene Protokolle alsbald zerissen werden sollen. Bei der merkwürdigen Discussion über das Veto erklärt der Abbé Sieyès, eine allgemein seither angenommene Meinung verwerfend, es habe keine Ämter das Recht, ihrem Vertreter eine ihn bindende Vollmacht zu erteilen, „weil der Wille einer Ämter (oder Wahlkörperschaft), verglichen mit der Masse aller körperschaftlichen Willen, nur ein individueller Wille ist, und weil jeder Wille eines Theiles vom Ganzen dem allgemeinen Willen untergeordnet sein muß; weil widrigenfalls die Abgeordneten nur politische Mächter wären, beauftragt, Vollmachten anzunehmen, wonach Gesetze zu machen seien. Das wesentliche Erforderniß einer Repräsentativregierung ist, daß sie unmittelbar das Gesetz gibt, und Frankreich soll nur eins sein“. An dem Tage, wo diese Worte von dem Lande und der Versammlung beifällig aufgenommen wurden, war die Revolution unwiderrüßlich vollbracht, und die Nationalrepräsentation ließ sich auf einer Grundlage nieder, deren Dasein die frühern Geschlechter nicht einmal geahnt hatten. Die bindende Vollmacht (mandat impératif), welche die Demokratie in ihren Abschweifungen bisweilen in Anspruch nimmt, ist in der That nichts Anderes als der Ausdruck eines Zustandes der Dinge, wo die politischen Rechte durch frühere Thatsachen, die mächtiger als sie selbst, begrenzt sind; es ist die repräsentative Theorie zum Gebrauche der Völker, die noch der Regierung geschichtlicher Freibriefe und der Allgewalt einer dunkeln Vorzeit unterworfen sind. Allein von dem Tage an, wo die Idee über das Geschehene obliegt, wo die Souveraineté ohne andere Schranke als die der ewigen Rechte der Intelligenz und der Gerechtigkeit ausgeübt wird, geht der verbindenden Vollmacht jeder vernünftige Grund ihres Seins ab; und so war sie denn ganz der Vernunft gemäß bis 1789, ohne allen Zweck aber nach dieser Epoche. So verstand es auch Sieyès, der fast immer die Zukunft sichern Blickes zu durchschauen wußte, und dessen einziger Irrthum darin bestand, daß er auf die gesellschaftlichen Wissenschaften die strenge Methode der exacten Wissenschaften anwandte. Ein Gegenstück von ihm war in dem Betracht Mirabeau mit seinem praktischen Sinne, dieser wunderbare Mensch, der unter der Last seiner Verderbniß sich, gleich Milton's Engel unter dem Feuermeer, das ihn erbrüht, gearbeitet.

Wir wollen es nun vorzugsweise noch versuchen, den Eindruck, den die Lecture der elf Bände, welche die Geschichte der constituirenden Versammlung füllt, in möglichst kurzen Worten

wieherzugeben. So wohlverdient auch in vielen Beziehungen der Ruf ist, dessen diese Versammlung genießt, so fehlte es ihr doch, betrachtet man sie als politischen Körper, an Muth und zugleich an Intelligenz. Selten entsprangen ihre Beschlüsse aus freien Willensbestimmungen; die vornehmsten Artikel ihres constitutionellen Gesetzbuchs schrieb sie unter der gebieterischen Eingebung der Empörung nieder, der sie vielleicht noch feltener als der Nationalconvent selbst Widerstand zu leisten vermochte. Weit mehr aus Furcht vor dem Pöbel als aus Abscheu gegen den Despotismus beschränkte sie das Königthum auf den Kreis, der nothwendigerweise die Flucht nach Varennes am 10. Aug. mit in sich schloß. Berufen, eine neue Ordnung zu gründen, erfuhr sie selbst eine ganz andere Revolution als die, welche sie zu bewirken gedachte. Als sie am 30. Sept. 1791 ihre Laufbahn beschloß, mußte sie den Convent voraussehen und konnte unmöglich noch an die Zukunft eines Wertes glauben, das zu gründen sie nicht verstanden hatte. Lieft man die im Style der Akademie abgefaßte Adresse an das französische Volk, die Talleyrand der Versammlung vorlegte, und die im Febr. 1790, grade als nach Unterdrückung der Lehnrrechte die Bauern über die Schösser die Brandfackel schwingen, mit Begeisterung aufgenommen wurde, so gewinnt man einen richtigen Maßstab für die Revolution, wie die Versammlung und der dritte Stand jener Epoche sie wollten, und die sich von nun an also formuliren läßt: Abänderung des Rechts auf die Gewalt, indem dasselbe an eine Art individueller und beweglicher Aristokratie überwiesen wird, ohne verletzende Vorrechte und Erbllichkeit, und jedem zugänglich vermöge eines fortwährenden Aufstrebens der Talente und des Reichthums, als Bürgen einer wahren Unabhängigkeit, indeß Volkswahl dieses Aufstrebens anerkennt und heiligt. War dies nun aber der vorherrschende Gedanke bei der bürgerlichen Mehrheit der Versammlung, so verstand sie es gleichwol nicht, ihn gegen eine ganz verschiedene Theorie zu verteidigen. Äußerst bekümmert, sich gegen die Versuche des Hofes zu verwahren, obschon sie wohl wußte, daß seit ihrer Besetzung nach Paris diese Versuche ebenso unträchtig als erfolglos waren, ließ sie sich fast widerstandslos von einer Revolution umlagern, die sich ganz ungehindert in den Bezirken, in der Gemeinde, in den Clubs und in der Presse organisirte. Somit erscheint denn diese berühmte Versammlung vor dem Richterstuhl der Geschichte mit dem Verdienste von dem Allen, was sie wollte, und der Verantwortlichkeit für das Alles, was sie geschehen ließ. Was sie wollte, ist ungefähr Das, was Frankreich jetzt besitzt; allein was sie geschehen ließ, ist Das, was die Erwerbung dieses Besitzes so lange verzögerte. Ihrer politischen Laufbahn gebührt daher nicht jener Ruhm, den ihr zu zollen man sich nicht weigert; denn im Punkte des politischen Ruhms ist der Erfolg die nothwendige Bedingung, sowie der Muth eine andere noch unerlässlichere ist. Der erstere aber ging der Versammlung offenbar gänzlich ab, letztern aber kann man mit Recht ihr freitig machen. Allein berücksichtigt man die ungeheuern Organisationsarbeiten, die sie unternahm, und erwägt man, daß eben diese Versammlung inmitten einer allgemeinen Verwirrung und der Stürme, die um sie herum und auf allen Punkten Frankreichs brausten, ein Verwaltungsgebäude auf Grundlagen errichtete, wovon die meisten noch jetzt bestehen, daß sie eine neue richterliche Gewalt im Angesichte der Parlamente errichtete, die gegen ihre Beschlüsse sich auflehnten, daß sie die Auflagen und deren Verteilung mit großer Weisheit anordnete, daß ihr Frankreich die meisten Principien seines bürgerlichen Gesetzbuchs und das System des Gerichtsverfahrens verdankt, daß es noch jetzt nach sunstjährigen Erfahrungen den Grundideen huldigt, die jene Versammlung ins praktische Staatsleben rief, so kann man nicht umhin, sie als eine der wunderbarsten Erscheinungen anzufaunen, welche die Geschichte der Völker aufzuweisen hat.

Um die Schwierigkeiten dieser Aufgabe recht zu begreifen, muß man sich in die Zeit jener allgemeinen Auflösung versetzen, zu welcher die Versammlung der Generalstände und der Volks-



auffand vom 14. Juli das Zeichen gab. Alles war vor dem Worte Mirabeau's und dem Kanonendonner der Bastille gefallen. Verwaltung, Steuern, Gerechtigkeitspflege gab es nicht mehr; die Parlamente waren aufgelöst und durch Vacanzkammern ersetzt, die gegen die Versammlung protestirten, indem sie die Provinzialstände auffoderten, zusammenzutreten, um ihre zu widersehen. Räuber durchzogen die Provinzen und steckten, mit ihren Beschlüssen in der Hand, die Schlösser in Brand und mordeten, ohne daß ihnen Einhalt geschah; die Armee war zu Nancy, die Flotte zu Brest im Aufruhr; zu Paris herrschte Hungersnoth; auf dem Rathhause befanden sich 300 Repräsentanten, welche oberherrliche Gewalt in den 60 Districten ausübten; fast in vollständiger Unabhängigkeit von der Gemeinde und der Regierung organisirte Wählerversammlungen hatten ihre Agenten und ihre besondere Waffenmacht; alle Bedürfnisse waren zu befriedigen, alle Leidenschaften aufgeregelt, alle Gewalten durcheinander geworfen, alle früheren Principien verleugnet, ohne daß ein neues Princip allgemeine Anerkennung gefunden hätte: dies war die Lage, in welcher die Versammlung, gekräftigt durch den Gedanken der Zukunft, der in ihr als unzerstörbarer und fruchtbarer Keim ruhte, sich an das Werk machte, die gesellschaftliche Ordnung von ihrem Gipfel bis zu ihrer Grundfläche neu herzustellen.

Inzwischen erheben die Herausgeber dieses Geschichtswerks, die, beiläufig bemerkt, zur St. Simonistischen Schule gehören, einen Hauptvorwurf gegen die konstituierende Versammlung, den wir noch schließlich anzuhören und näher beleuchten wollen. „Die bürgerlichen Interessen“, sagen sie, „hatten auf die Arbeiten der Gesellschaft den Einfluß des allgemeinen Princip's, das in ihrer Definition von der Gesellschaft enthalten war. Der von ihr gewählte Boden gestattete derselben nur zu handeln, um die bürgerlichen Interessen zu erhalten, zu schützen und festzustellen. Das Wahrecht war derjenige constitutionelle Act, welcher das politische Gebiet dem Bürgertume überließerte; von nun an faßte sein Ausbeutungsrecht auf einer königlichen Grundlage.“ Was unsere Verf. als einen Anklageact der Versammlung verkündigen, dürfte ihr vielmehr zum ersten und dauerndsten Verdienste anzurechnen sein. Die erleuchteten Classen vernahmen nunmehr, daß Intelligenz die Regel der Gewalt sei, und daß Einsichten allein das Recht verleißen sollten, darnach zu streben. Würde die Nation in active und passive Staatsbürger getheilt, so lag diese Eintheilung offenbar in Thatfachen und gab in keinerlei Weise die Absicht kund, zu dem alten Kastensystem wieder zurückzukehren, weil jeden Tag die Bürger der zweiten Kategorie zur ersten übergehen können, und so umgekehrt, sei es nun, daß sie eine Unabhängigkeit verlieren oder erwerben, deren Merkmal die Steuerquote ist. Erwägt man nun noch den so äußerst geringen Betrag des von der konstituierenden Versammlung festgesetzten Census, wonach in den Urversammlungen alle Bürger Stimmrecht hatten, die eine Abgabe bezahlten, die dem Betrage von drei Arbeitstagen gleichkam, und wovon nur die Minderjährigen, denen die Natur, und das Hausgesinde, dem seine Bedürfnisse die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte unterlassen, ausgenommen wurden, so muß man über dergleichen Vorwürfe ersauern und an der Unbefangenheit und dem Urtheilsvermögen Derjenigen irre werden, die sie allen Ernstes erheben könnten. Das Ersauern wächst aber noch und nimmt einen wahrhaft schwunghaften Charakter an, wenn eben diese Schriftsteller des berühmten Demagogen Desmoulin's Reden nicht etwa als merkwürdige Urkunden jener Epoche, denn das sind sie sicherlich, sondern als Beweismittel fortschreitender philanthropischer und christlicher Ideen anführen. Es ist dies ein neues und trauriges Beispiel der Gefährlichkeit jener alten beweisenden Formeln, woznach Marat und Bailly gleiche Einheiten sind. Auf viele derartige Behauptungen stößt man in den Einleitungen, die den Hauptabtheilungen des Werks voranstehen und durch deren Weglassung dasselbe nur an acht geschichtlichen Werthe gewinnen könnte. 18.

Phantasien, Meinungen, Ansichten, Scherze, Pöffen und Albernheiten; unter Bitte um gütige Entschuldigung, daß letztgenannte auch vorliegendem Exemplar einverleibt sind. Von Wilhelm Schubert. Ein gedrucktes Manuscript.

Ein Buch wie vorliegendes ist nur in Deutschland ein Ding der Denkbareit und Möglichkeit; die Ehre, sich gedruckt zu sehen, ist bei uns so übermächtig, daß ein Landmann, Besitzer eines kleinen Landguts, wie es scheint, sich die Kosten nicht verbrießen läßt und seine Manuscripte in 551 gedruckten Seiten seinen Freunden und Recensenten an das Herz legt. Der Verf. schreibt über Alles, was ihn angeht und nicht angeht, über die Bestimmung des Erdenmenschen, obgleich er in Betreff der Herausgabe seines Buchs die eigne verkannt hat, über die Seele, über Strafen und Strafrecht, über Pressefreiheit, über die Rossfeuer, über Affecuranzen, Toleranzen und Aufklärung, Macht der Gewohnheit, Emancipation der Juden etc., endlich über die Ausführung des Hängers. Man kann nicht leugnen, daß es im Buche einige ländliche Gerüche gibt, die, so unangenehm sie sein mögen, von Bienen sogar für heilbringend gehalten werden. Es ist dem Leser so zu Muth, wie bei dem Besuche eines Landhofes, wo er aus dem Krautgarten in den Kuhstall und aus dem Kuhstall in den Pferdehstall geführt wird, um alle diese Herrlichkeiten und Nützlichkeiten in Augenschein zu nehmen. Der Verf. mag ein recht praktischer Landwirth sein; auch hat er hin und wieder eine ganz gute Ansicht ausgesprochen; aber man müßte mit sehenden Augen blind sein und mit der Überzeugung vom Gegentheil lägen, wenn man behaupten wollte, der Verf. wisse Deutsch, geschweige ein gutes Deutsch zu schreiben. So z. B. sagt er: „Unterbrückt darf sie (die Pressefreiheit) nicht werden sollen“ — ein Beispiel für Hunderte. Die Späße sind durchaus unleidlich; auf einigen Bildern wird Napoleon als Harlequin dargestellt; die Gebichte rühren durch ihre nackte Prosa und enthalten in Masse schöne rhythmische Sätzchen wie folgende:

Erst seit ich dich kenn', fühl' ich, daß ich leb';  
Und wären meine Wünsch' nicht zu vermessen,  
So wünsch' ich, daß die See! mir nicht eher entschweb' ic.

Das Portrait des Verf. ist noch das Beste am Buche, aber zugleich das Eitelste. Ich wünsche von Herzen, Herrn Wilhelm Schubert auf meiner kritischen Laufbahn ferner nicht mehr begegnen zu dürfen. 25.

### Literarische Notiz.

Der vor Kurzem in Turin herausgekommene erste Theil von Cesare Cantù's „Storia universale“, die im Ganzen 18. Theile umfassen wird, widerlegt auf glänzende Weise die Vorurtheile, mit welchen besonders die italienische periodische Presse im vorigen Jahre die Ankündigung dieses Werkes begrüßte. Der Spott der Gegner hat sich in lobende Anerkennung verwandelt. Der Verfasser zeigt eine nicht gewöhnliche Vertrautheit mit den Alten wie mit der Litteratur der gebildetsten neueren Völker, namentlich sind die Werke deutscher Gelehrten, in deren Kenntniß Cantù es wol allen seinen Landsleuten zuvorthun möchte, aufs liblichste benugt. Aus Gatterer und Peyne, wie aus Humboldt, Peeren, Fr. Schlegel, Creuzer u. A. hat der Verf. mit selbständigem und besonnenem Urtheile geschöpft. Es ist zu hoffen, daß der in andern Fächern beliebte Schriftsteller gleiche Umsicht und gleichen Fleiß, welche an dem ersten Theile selbst von Ungünstigen gerühmt werden, auch auf die Fortsetzung seines Werks wende, welches dann als eine wahre Bereicherung der italienischen Litteratur gelten und ihm dem Dank und seinem schwierigen Unternehmen die Unterstützung seiner Landsleute erwerben wird. 29.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 279.

6. October 1838.

Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königlichen Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts, großentheils aus archivalischen Quellen, von F. A. v. Langenn. Leipzig, Hinrichs. 1838. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr.

Die Zeit Kaiser Friedrich III. ist verrufen wegen des Mangels an Gemeinfinn und Gemeinhätigkeit bei Kaiser und Reich, wegen der Armseligkeit und Schläffheit des Erstern, der Kargheit und Umständlichkeit des letztern, wegen der Menge von Reichsversammlungen und der Unbündigkeit ihrer Beschlüsse; es ist eine Zeit der Aufgeldstheit und Unkraft des Reichs, als Gesamtheit. Keineswegs aber ist sie arm an Erscheinungen, die von Leben und Kraft in der Nation zeugen. Wer sie thatenlos nennen wollte, würde durch die Hinweisung auf die Fehden des bösen Fritz von der Pfalz und Albrecht's Achilles, den sächsischen Bruderkrieg, die soester Fehde, die österreichischen Unruhen u. s. w. des Irrthums geziehen werden, und wer nicht gern bei dem rohen Lummeln der physischen Kraft, dem letzten Ausdöben des Faustrechts verweilt, der hat in der Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst und den fröhlichen Anfängen der humanistischen Studien, in dem Verkehr, dem Reichthume und der Macht der Städte ein lichtvolles Schauspiel volksthümlichen Strebens und Gedeihens. Wiederum wird bei allem diesen physischen und geistigen Gedrange Einsicht, Kraft und Ansehen des Hauptes vermisst; die Glieder waren ungefüge und Friedrich III. durchaus nicht mit den Eigenschaften begabt, Willen und That für das Reich zu einen. Was seit Rudolf von Habsburg die deutschen Kaiser so gern übten, Vermehrung ihrer Hausmacht auf Kosten des Reichs, war auch Friedrich III. nicht fremd; sein Sinn ging mit hohen Dingen um, die fünf Vocale waren ihm das Symbol der Hoheit Östreichs über alles Erdreich, er strebte die vormals habsburgischen Landschaften von den Schwelzern wiederzugewinnen, er gedachte von dem wackeren Böhmenkönige Georg Podiebrad zu erobern, und während er gar nichts that, um Frieden, Recht und Wohlfahrt im Reiche zu pflegen, während er dem Papste die Rechte der deutschen Kirche verriet, versammelte er das Reich einmal über das andere, daß es ihm in seinen besondern Angelegenheiten Beistand leistete. Nun aber geschah es,

daß in eben dieser Zeit des innern Zerwürfnisses, wo das Reich einige Jahrzehnde lang um ausländische Händel sich gar nicht kümmerte, sich politische Verhältnisse gestalteten, die das Haus Östreich über die deutschen Interessen hinaus in bedenkliche Verührungen brachten, nämlich mit Matthias Corvinus von Ungarn und Karl dem Kühnen von Burgund, und später mit den Niederländern und Franzosen. Hier galt es zunächst nur habsburgisches Interesse; dennoch gelang es dem schon alternden, nicht gefürchteten noch geachteten und geliebten Kaiser, das Reich zur That für ihn zu vermögen. Wird es der historischen Anschauung schwer, in jener Zerfallenheit des Reichs und in jener selbstsüchtigen Richtung der habsburgischen Entwürfe nationale Einheit und Gemeinsamkeit aufzufinden, und sucht sie für diesen Vermiss Entschädigung bei der Treflichkeit einzelner Glieder des ungefügen Körpers, sucht sie nach Fürsten, die das Reich als eine Gesamtheit werth hielten, dafür Eifer hatten und Gut und Kraft aufwenden mochten, so tritt ihr als der vorzüglichste unter den fürstlichen Repräsentanten deutscher Gesinnung und thatlustigen Eifers für des Reiches Macht und Ehre entgegen Albrecht der Beherzte, Herzog zu Sachsen. Dies, und wie er bei großen Anstrengungen und Aufopferungen dennoch nicht verabsäumte, was er dahelm als Landesherr zu besorgen hatte, ist der reichhaltige Stoff eines bedeutungsvollen Fürstenlebens aus einer Zeit, wo Deutschland in neue Conflict kam, Neues in Deutschland sich vorbereitete, wo neben dem verachteten und ohnmächtigen Friedrich der feurige Maximilian mit jugendlichem Streben und die Macht Habsburgs aus Vermählungen emporstieg. Wol ziemt sich zum Motto für eine Lebensbeschreibung des wackern Fürsten, was auf dem Titel des vorliegenden Buches aus des Rentmeisters Rathalter („De merit. Alberti“ bei Mendon „Script. rer. Germ.“) wiederholt ist: „Diesen Artikel hab' ich darum gesagt, daß man das fürstliche getreue Herz erkennen mag.“ Und von diesem fürstlichen getreuen Herzen in unsern Tagen zu schreiben, ziemt Niemanden mehr als einem Manne, dem ein theueres Pfand anvertraut ist, unter dessen Leitung ein seinem biderben Ahnherrn gleichnamiger sächsischer Fürstensohn dem Jünglingsalter entgegenreift und im Fürstenberufe unterwiesen wird. Daß in ihm der rechte Mann gefunden worden, gibt sich in Gründlichkeit der

Forschung, in Umfanglichkeit der Auffassung eines mannichfach gegliederten und bewegten Fürstenlebens und der politischen und volksthümlichen Zustände in seiner Zeit und in Einfachheit und Klarheit der Darstellung, nicht am wenigsten endlich in der Unbefangtheit des Urtheils über seinen Helden zu erkennen; es ist nicht das Werk eines Schmeichlers; wo gerechter Ladel auszusprechen war, ist dieser nicht zurückgehalten worden. Die Aufgabe hatte in Betreff des zur Verarbeitung vorhandenen Materials nicht geringe Schwierigkeiten: die Vielfältigkeit der Staatshandlungen Herzog Albrecht's, seine Theilnahme an böhmischen, ungarischen, burgundischen, niederländischen und insbesondere kriegerischen Angelegenheiten machen für seine Geschichte die Benutzung gar sehr verschiedener historischer Überlieferungen nothwendig. Wenn nun der Hr. Verf. die gedruckten fast ohne Ausnahme zur Hand gehabt und ausgeschöpft hat, so haben doch eine noch reichere Ausbeute, insbesondere für die inländischen Angelegenheiten, die handschriftlichen Schätze des königlichen Archivs gegeben. So kann denn das Sachsenland und das deutsche Vaterland sich eines überaus reichhaltigen historischen Gemäldes erfreuen, der ansprechenden Vergegenwärtigung eines Heldenfürsten und des bis in die genauesten Einzelheiten anschaulich gemachten sächsischen Staatswesens und Volkslebens seiner Zeit.

Das Buch zerfällt in sieben Hauptstücke. Das erste Hauptstück, dem in einer Einleitung (S. 1 — 10) die Grundzüge einer Zeichnung von den deutschen Zuständen im 15. Jahrhundert vorausgehen, enthält die Geschichte von Albrecht's Jugend; vom Prinzenraube (S. 13 — 30), wobei darauf hingewiesen wird, daß es zweifelhaft bleibt, ob Kunz von Kauffungen Kurfürst Friedrich's Lehnsmann war, daß er aber nicht einmal die Formen des Fehderechts achtete und erst nach der That den Fehdebrief sendete. Stammgut des vor Kunzens Frevelthat in Sachsen angesehenen Geschlechts der Kauffungen war wol (nach einer S. 15 angeführten Urkunde) Kauffungen bei Penig. Des sechzehnjährigen Albrecht's Vermählung mit Georg Podiebrad's von Böhmen Tochter Sidonia (Zedena), aus politischer Berechnung Kurfürst Friedrich's veranstaltet, aber nachher durch eheliche Eintracht als wohlgethan bewährt, führt S. 31 fg. auf eine Erörterung der böhmischen Verhältnisse und ihrer wichtigen Beziehungen zu dem benachbarten Meissen. Die Vermählung wurde 1459 beschlossen; nach den Worten einer Urkunde „wollte man den Unwillen der Herzen ganz ausreiben, die Fürsten hätten ihre Herzen gegeneinander erweicht und die Klarheit ihres Gemüths in guter Meinung leuchten lassen, und sowie die Herzen der Menschen durch nichts so erweicht würden als durch gute Freundschaft, so sei auch nichts Freundlicheres denn liebe Kinder“ (S. 38). Georg Podiebrad heißt in derselben Urkunde ein Fürst, der seine hohe Vernunft nicht klein gebrauche. Wie hier, so sind sehr häufig die Worte handschriftlicher Quellen mitgetheilt und in den Text selbst aufgenommen, auch, wofern sie dunkel sind, erklärt worden. Der Freund der Geschichte wird dadurch besser in die Zeit, von der sich's handelt,

versezt als durch modern gehaltene, wenn auch noch so umständliche Beschreibungen. Eine historische Darstellung mittelalterlicher Begebenheiten, die die Worte der Quellen ganz und gar in modernes und wenn auch noch so classisches Deutsch umwandelt, läßt denfaden Dummis wie eine Stube von altem Ruchne, in der sich nur moderne Gebäude finden. Damit soll übrigens nicht der Einföhrung des Chronikensstils das Wort geredet werden. Über die Vermählungsfeier, die zu Eger stattfand, werden S. 40 u. 41 interessante Auszüge aus den Acten des damaligen Marschallamtes in einem Schreiben Friedrich's mitgetheilt. „Die der Königin Jungen sollen sein, die sollen rennen und stechen.“ Im zweiten Hauptstücke (S. 43 — 87) werden die Begebenheiten vom Tode Friedrich's des Sanftmüthigen (7. Sept. 1464) bis zur Heimkehr Albrecht's aus Böhmen (1471) erzählt. Albrecht verweilte 1464 nach der Bekehrung einige Zeit an Kaiser Friedrich's Hofe. Des Kaisers Persönlichkeit konnte schwerlich einen günstigen Eindruck auf Albrecht machen, dennoch mag dieser schon damals von der Idee des deutschen Reiches, der Würde eines römischen Kaisers und dem Berufe eines Fürsten jenes Reiches begeistert worden sein (S. 45). Bald darauf bekamen die beiden fürstlichen Brüder, Ernst und Albrecht, die längere Zeit einträchtig zusammen wohnten und regierten, wobei aber Albrecht in Entschluß und That dem minder begabten Bruder immer voraus war, mit Heinrich Keuß von Plauen zu thun, der das meißnische Burggrafenthum gegen ihre Ansprüche behauptete, Gutachten bei dem Papste und der Universität zu Leipzig einholte und auch ein günstiges von jenem erlangte, aber mit den Waffen gezwungen wurde, Plauen zu räumen (S. 46 — 51). Das Ende dieser Händel fällt ins J. 1482. S. 138.) Der Papst spielte dabei keine ehrenwerthe Rolle; allein der Haß gegen den böhmischen Kegerfürsten, dessen Eidam ja Albrecht war, wirkte auch auf diesen hinüber (S. 48, 51 u. 52). Georg Podiebrad's Tod eröffnete dem unternehmenden und für Vermehrung von Macht und Hohel gestimmten Albrecht eine lockende Aussicht auf den böhmischen Thron. Er zog mit einem Heere 1471 gen Prag; jedoch hatte diese Fahrt nicht den Schein, als suche Albrecht etwas für sich; er wollte nur den Frieden aufrecht halten. Die Böhmen wählten Ladislaw den Polen, und Albrecht that nichts, diesem den Thron streitig zu machen. Ihm war nun aber sehr daran gelegen, den Streit zwischen Ladislaw und Matthias von Ungarn, mit dem er schon wegen der Stadt Elbogen gefehdet hatte (S. 73), von Meissen abzuhalten. Die böhmischen Händel, meist nach Urkunden (auch böhmischen, z. B. des Kreuzherrenordens in Prag, des wischebrader Capitels, S. 75) erzählt, haben ein durchaus anderes Ansehen als bei dem frühern Biographen Albrecht's, Wojemus (S. 85). Albrecht hatte einen ihm treu ergebenen Anhänger in dem edeln Georg von Heimburg, der, mit dem päpstlichen Banne belegt, weil er von der Verfechtung der deutschen Kirchenfreiheit nicht lassen wollte, Zuflucht bei Georg Podiebrad gefunden hatte und nun 1471 mit Albrecht gen Dresden zog.

Nun aber, „als die Pfaffen seiner Ankunft in Dresden iane worden sind, haben sie in etlichen Tagen weder singen noch lesen wollen“, schreibt Albrecht seinem Bruder; so wurde denn Helmburg auf den Tharandt gebracht, bis die vom Kurfürsten Ernst betriebene Lösung vom Banne erfolgte.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Die Erwerbungen des britischen Museums in den letzten Decennien.

Der eben ausgegebene „General-report to the King in Council from the honourable board of Commissioners on the public records“ enthält neben andern historisch und publicistisch höchst wichtigen, von den Beamten und Commissionen officieell abgestatteten Berichten auch den über die Erwerbungen von Handschriften jeder Art, deren sich das britische Museum seit dem Anfange dieses Jahrhunderts zu erfreuen hatte. Es dürfte wol von Interesse sein, einiges von dem übergroßen Reichthume des mächtigen britischen Nationalinstituts zu erfahren, da der officielle Bericht wol nur wenigen Personen zugänglich ist. Folgen wir der im Bericht beobachteten Zeitfolge der Erwerbungen, um von dem überreichen Material Das zu wählen, was vielleicht von allgemeinerem Interesse ist. Bekanntlich bilden die Gottonianischen und Hartmanischen Manuscripte den Stamm der im britischen Museum aufgestellten Handschriften. Diesem fügte man die von Sir John Sloane gesammelten und im St.-Jamespalast bisher aufgestellten königlichen Manuscripte hinzu. Die Gesamtzahl der Handschriften dieser vier Sammlungen betrug 13,250, mit Hinzurechnung der seit der Gründung des Museums bis zum Jahre 1800 von den Trustees durch Kauf, Vermächtniß oder Schenkung erworbenen 1660 Nummern also 14,910. Die erste bedeutende Vermehrung wurde dem Institute durch den vom Parlamente bewilligten, 1807 erfolgten Ankauf der Sammlung des William Marquis von Lansdowne zu Theil, sie bestand aus 1250 Bänden. Den wichtigsten und werthvollsten Theil derselben bilden die 121 Folianten Burghley papers, Staatsactenstücke und Correspondenz, geführt während der Regierung Elisabeth's, Briefe des Dr. White Kennet, Bischofs von Peterborough, und des Sir Julius Cäsar, letztere für die kirchlichen, letztere für die finanziellen Verhältnisse von großer Bedeutung. Außerdem enthält die Sammlung Lansdowne Autographensammlungen fast aller ausgezeichneten Personen aus der Regierung Heinrich VI. und Georg III., zwei Bände Privatcorrespondenz fremder Souverains des 16. bis 18. Jahrhunderts, drei Bände Briefe von Cromwell, elf Bände Berichte seines Gesandten in der Schweiz, Dr. John Pell, fünf Bände Sir Paul Rycaut's und drei Bände Berichte des Carl von Wolford, abgestattet während seiner Geschäftsführung in Rom 1690, der großen Anzahl von Klosterchartularen und Register zu geschweigen, welcheeland's Material ergänzen, erweitern und fortführen.

Im J. 1813 wurden die von Francis Hargrave gesammelten 500 Handschriften gekauft. Sie bestehen in Statuten, Provinzialrechten, Deductionen, Consillen und Responsonen, Abhandlungen u. dergl. m. und sind eben für englisches, schottisches und irisches Recht, vornehmlich in historischer Beziehung, von Wichtigkeit. Dr. Charles Burney's Sammlung wurde 1818 erworben, sie enthält 520 Bände. Manuscripte der Evangelien vom 11. bis 14. Jahrhundert, viel Patristisches und Scholastisches darf nicht auf den vortheilhaften Schluß leiten, als suche man classische Literatur vergebens; im Gegentheil, es erwarb das Museum unter Anderm durch diesen glücklichen Kauf das berühmte Townleymanuscript der „Iliade“, welches sich bekanntlich durch Vollständigkeit des sehr correcten Textes und durch einen Reichthum an Scholien auszeichnet; nicht minder bedeutend sind ein Pergamentcodex der griechischen Reber, aus

welchem zuerst bekanntlich die Lücken im Iliad, Ezyrus und Dinarch ergänzt werden konnten, und ein anderer Codex des Ptolemäus mit Karten, der Handschriften des Plautus (20 Stück), Kallimachus und Pappus Alexandrinus zu geschweigen. Die reichen Burney'schen Schätze an kritischen Notizen, Memoranden, Emendationen und Bemerkungen, namentlich metrischen Inhalts, und die Briefsammlungen von Jf. Doufa, Casaubonus, J. G. Grävius, Rich. Bentley u. A. gingen ebenfalls in den Besitz des Museums über.

Erwerbungen anderer Art brachte das Jahr 1825, nachdem das Parlament die Aufnahme der 800 orientalischen Handschriften, welche der Resident der ostindischen Gesellschaft am Hofe des Paschas von Bagdad, Claudius Rich, gesammelt hatte. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl gedruckter Bücher, orientalischer Münzen und manche babylonische und persopolitanische Inschriften gingen mit in den Kauf. Rich's Manuscripte sind ausschließlich syrisch, arabisch, persisch und türkisch, drei griechische der Evangelien, zwei armenische und ein hebräisches (das Buch Esther) ungerchnet. Die syrischen Handschriften sind vom höchsten Werth und unbezweifelte die vollständigste Sammlung, welche je in Europa befindlich gewesen; 32 derselben sind biblischen Inhalts, ein uralter Pentateuch, eine neuere, aber vollständige Übersetzung des Alten Testaments und drei Psalter, vier Handschriften der Peschito, deren eine die älteste in Europa befindliche, vielleicht überhaupt existierende sein dürfte. Sie ist in Estrangelo-Schriften auf schönem starken Pergament sehr schön in dem Restoraner-Kloster Beth Nuso von Sabar Jesu 1079 der Seleuciden-Ära (763 n. Chr.) geschrieben, während die jüngste dieser Handschriften aus dem J. 1203 ist. Hier andere Handschriften enthalten die Evangelien in der Philorenischen Übersetzung. Der Werth der asectischen und liturgischen Bücher, zum Theil von sehr hohem Alter (4. oder 5. Jahrhundert), sowie der historischen, z. B. der letzte Theil der Chronik des Barhebraeus und die Annalen des Metropolit von Risibis, Elias — vielleicht die einzige vorhandene Handschrift —, ist nicht weniger bedeutend. Arabische Handschriften, arabisch in syrischen Charakteren, enthalten den Pentateuch mit der Glosse, Domilien, die „Krudilio Christiani“, Leben der Heiligen, apostolische Kanones und die sogenannten Didaskalien, d. h. die Kanones des ökumenischen und einiger andern sehr frühen Concilien. Der arabischen Handschriften gibt es 390 Bände, sie umfassen fast alle Theile der schönen Literatur und der Wissenschaft. Einer Sammlung der werthvollsten Abhandlungen über das Ceremonialgesetz Mohammed's schliesen sich viele Koran-terte, einer aus dem J. 427 der Hebschra, an und die Commentatoren Ben Masoud, Baghavi, Zamakhshari, Melbavi, Kassa'i u. A.; auf diese folgen die mohammedanischen Rechtsbücher Hedaiab, Bekaiab, die Schriften des Ben Masoud, Bokhari, Ebn Malek, Athfikat, Molla Khesru, die Sprüchwörterbücher Zamakhshari und Melbani, verschiedene Exemplare von Hariri mit den Commentaren Motharrezzi und Charischi, nächst den Erzählungen von Jafari. Von historischer Literatur sind folgende zu nennen: die Annalen des Masoudi, der erste Band des Lebens des Salahobdin von Emadobdin, die Geschichte des Sultan al Daulat, Mahmud von Ghazna von Mohammed-al-Dibi, der zweite Band von Abu Shammah's Geschichte von Nurrobin und Salahobdin, das berühmte Geschichtswerk des Ben Kathir, Matrizi's Geschichte von Ägypten, die Annalen des Ebn Hajr, Ebn Arabshah's Geschichte von Timour, ein Band der ägyptischen Geschichte des Ben Kias und die Geschichtswerke des Souihl. Von biographischen Werken: Ketab-al-Aghami's Lebensbeschreibung der altarabischen Dichter, Ebn Abi Djaibah Leben der medicinischen Schriftsteller, verschiedene Handschriften des Ebn Khatikan, des Ben Shaddem und Ebn Kasr. Von Romanzen und Erzählungen: „Fotuh al Sham“ und „Fotuh Medinat al Bahnasa“, „Tarikh al Iskander“, „Tausend und eine Nacht“, „Sirat al Tair“ u. a. m. Auf möglichste Vollständigkeit für

Grammatik und Philologie war nicht weniger bedacht; so finden sich die Werke des Zamakhsari, Ibn Hajeb, und Ibn Malek mit vielen Commentaren, die Terika Sehab, Samah und Kamus und eine vortreffliche Handschrift des bibliographischen Verikons von Haji Khatifah. Eine sehr beträchtliche Anzahl von Abhandlungen, dialektischen, rhetorischen, arithmetischen, geometrischen, astronomischen und medicinischen Inhalts, eine geringere aber medicinischer Bücher, und endlich einige kalligraphisch interessante Dinge, namentlich ein Buch vom Schachspiel, schließen diesen Abschnitt der Bibliothek. Besonderer Fleiß jedoch ist dem poetischen Theile derselben zugewendet, schöne Handschriften des Moallakat mit den Scholien des Juzeni und Labrizi, die Divans des Saabatu Sharran, Hatem Tai, Sul Rhom-mah Ghallani, die Dben Ali's, des Divan Abu Lemam, die unter dem Namen der Hamasa bekannten Gedichte mit den Commentaren des Marzuki, die Dben des Samiri und Rotanabbi mit den Glossen des Abu' Nola, die Gedichte des Al-Abiardi, Al-Thograi, Ebu Al-Farebh, Kadhi Kazamoddin, Al-Telmessani, Saffiodin von Hell u. A., deren Aufzählung zu weitläufig wäre. Nicht minder erheblich an innerm Werthe sind die 231 persischen Manuscripte, sowohl die Korancommentare des Mohammed Ben Jorair und Husein Bazg Kassefi als auch die Texte von Taj-al-Maaser oder Mohammed Rizami's Geschichte des Beg Sultan von Delhi und seiner Eröberung von Hindostan, die Geschichte des Jenghis Khan und seiner Nachfolger von Rhouajah Abdallah, die Weltgeschichte des Daoud Benakfi und des Kaschiboddin Thahib, besonders wichtig für Geschichte der Tataren, die Weltgeschichte des Ahmed Kazvini, Mohammed al Isenbiar's Geschichte von Thabaristan, das Leben Timur's von Sharfoddin Ali Isedi, Rhonemir's Geschichte von Persien, Mirkhonb's „Kauzat-as-Safa“, Ebrisi-al-Bablifi's Geschichte der türkischen Kaiser bis Baizid Khan, die Lebensbeschreibung der persischen Dichter von Daulat Shah, nebst dem neuern Werk des Sam Mirza über denselben Gegenstand, Keamet-Allah's persisch-türkisches Verikon, und endlich die astronomischen Tafeln des Rastrobddin Thusi und Ulugh-Bei. Für Poesie gibt es ein vortreffliches Shah-Nameh-Manuscript, den Divan des Khatani und seine poetische Beschreibung von Irak, die Gedichte des Rizami, den Divan des Anveri und des Fariabi u. A. Weniger bedeutend jedoch sind die türkischen Manuscripte, obgleich sich unter den Übersetzungen historischen Inhalts manches Werthvolle namhaft machen ließe.

Die von König Georg III. nachgelassene Bibliothek über-wies Georg IV. der britischen Nation 1823, fünf Jahre später wurde sie mit dem Museum vereinigt und vermehrte die Schätze desselben um 420 Handschriften und fast 70,000 gedruckte Bücher. Unter den erstern sind eine 1431 geschriebene Pergamenthandschrift des Homer und eine Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts, Scholien zu den olympischen und pythischen Dben Pinbar's enthaltend, zu beachten. Neuere, aber sehr schön geschriebene Handschriften des Callust, Ciceronianischer Schriften, der Doldischen „Metamorphosen“, des Horaz, Juvenal, Persius, Aufonius, Mar-tial und der Trauerspiele des Seneca repräsentiren das römische Alterthum. Bedeutender war die königliche Sammlung für englische Geschichte. Hier sind zunächst 11 Folianten Geschäftsverhandlungen zwischen den Höfen von St.-James und den Tullerien aus dem 16. und 17. Jahrhundert zu nennen, speciell umfassen dieselben die Jahre 1585, 1627—30, und zwar erstens die Depeschen des Komensie's, französischen Gesandten 1595, zweitens Actenstücke Christoph von Harley's Grafen von Beaumont aus dem J. 1602—5, drittens Depeschen Le Fèvre's de la Moberie, welcher in dem Zeitraume von 1605—11 den Gesandtschafts-posten bekleidete, ferner nicht minder wichtige Papiere folgender Geschäftsträger: de Villiers und d'Effat 1624 u. 25, Blainville 1625 u. 26. Ferner die Correspondenz der Staatssecre-taire mit den Viceadmiralen Fogier, Popson, Sir Charles Wager, Sir George Walton, Commandanten in Westindien zwi-

schen 1725—28, und einen Band Staatsverträge, in den J. 1702—43 von England mit verschiedenen Höfen abgeschlossen. Für schottische Geschichte möchten die Originalberichte des Generals Wade über den Zustand der Hochlande zwischen 1724 und 1727 das Bedeutendste sein, für Irland der Bericht des Generals Roy (1765). Eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Gesandtschaftsinstruktionen des französischen Hofes, aus den J. 1525—1656, Papiere über die Heirath Heinrich IV., die Breton'sche Verschwörung und Briefe von Mazarin sind für französische Geschichte von Bedeutung, während für Italien die Originalmanuscripte (?) Muratori's zu seinen Antiquitäten, die venetianischen Chroniken von Caribbo, Giustiniani und Desfino zu nennen sind. Kein Wunder, daß die Ausbeute für Nordamerika, für Geschichte der englischen und italienischen Poesie — wir nennen Johnson's Originalhandschrift der „Irene“ und einen schönen Petrarca — nicht weniger reich ausfällt, da der Monarch bekanntlich keine Kosten scheute, diese seine Privatbibliothek auf verständige Weise zu vermehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Notiz.

Was im Auslande den Deutschen, besonders den deutschen Künstlern Alles angedichtet wird, ist erstaunlich! Das Quarterly review“ erwähnt das Buch des Grafen Razynski: „Geschichte der neuern deutschen Kunst“, worin der Verfasser die Namen von zehn der ausgezeichnetesten Künstler aufzählt, die zum Rationalismus übergingen, um, wie der englische Kritiker meint, die echte Weiße der Begeisterung zu erlangen und aus derselben Quelle zu trinken, aus welcher die Riesengiganten der alten Zeit, Giotto, van Eyck, Perugino und Rafael ihren religiösen und künstlerischen Enthusiasmus geschöpft. Der Reviewer spielt hierbei vorzüglich auf die hüsselsdorfer Schule an und will von Sekten gehört haben, deren Statuten von dem echten Künstler eine Selbstüberwindung, Kastelung und einem moralischen Zwang fodern, wie ihn vor Zeiten religiöser Eifer oder der Fanatismus der Alchymisten und Magier von ihren Jüngern gefordert haben. Zu diesen religiösen Malersekten müsse Jeder, der um den Preis der Kunst mitzükämpfen Lust habe, Jungfräulichkeit des Geistes und Körpers mitbringen, jeden Sinneneiz vermeiden und sich aller irdischen Lust entschlagen. Es sei umsonst, diesen fanatischen, ihr Fleisch kreuzigenden Jüngern der Kunst das Beispiel Rafael's entgegenzustellen, in dessen Atelier die Fornarina wohnte. Diese deutschen Enthusiasten verbreiten, wie der Referent sagt, nur Rafael, den unschuldigen jungen Schüler Perugino's, nicht aber den Maler der Trankfiguration! Es ist wahr, wir Deutschen haben uns viele Sonderbarkeiten zu Schulden kommen lassen und müssen es nun schon ertragen, daß so viele, auch unbegründete Märchen über uns im Schwange sind, worin wir für das Ausland die Rolle von Fabel- und Wunderthieren spielen müssen! 108.

### Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

**Nauwer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band. Gr. 8. Druckpapier 3 Thlr. 6 Gr. Velinpapier 6 Thlr. 12 Gr.**

Alle sechs Bände kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 17 Thlr. 22 Gr., auf Velinpapier 35 Thlr. 20 Gr. Leipzig, im October 1838.

**F. A. Brockhaus.**

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 280.

7. October 1838.

Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königlichen Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts, größtentheils aus archivalischen Quellen, von F. A. von Langenn.

(Fortsetzung aus Nr. 279.)

Das dritte Hauptstück (S. 82 — 132) führt die Geschichte bis 1480. Ernst und Albrecht erwerben durch Kauf Sagan; Albrecht aber zieht 1475 mit dem Reichsheere als des Kaisers „gewaltiger Marschall und Bannermeister“ gegen Karl den Kühnen von Burgund zum Entsatz von Neuf. Den Oberbefehl über das Heer hatte Albrecht Achilles von Brandenburg; die beiden Albrechte lehrten Karl Achtung vor den Waffen des Reichs, dessen Haupt er geringschätzte. Aus einer archivalischen Nachricht wird S. 99 bemerkt, daß Karl's Heer nur etwa 15,000 Mann (bei Fugger 62,000) betragen habe; diese Angabe scheint doch zu gering zu sein. In diesem Feldzuge zuerst machte Albrecht Aufopferungen für Kaiser und Reich, und schon damals mußte er erfahren, wie gering die Erkenntlichkeit und wie unzuverlässig die Versprechungen Friedrich's seien. Aber zur Begegnung von Gerüchten, die besagten, er habe für Gold gebient, schrieb er seinem Oheim Wilhelm, der ihn seines kriegerischen Wesens wegen liebte: „er wolle nicht, daß man ein Lied von ihm singe, er sei entweder von allen Fürsten der geringste und ärmste, oder im Gehorsam dem Kaiser abschweifig und in der Noth abständig“ (S. 100). Eine Reise ins heilige Land, die „Herrenreise“, hatte Albrecht seit 1472 beschlossen; ausgeführt wurde sie 1476; hätte damals noch der deutsche Orden gegen heidnische Lithauer gekämpft, so möchte Albrecht wol, wie mehre seiner Vorfahren, gen Preußen gezogen sein. Der Hr. Verf. folgt dem Berichte, den des Herzogs Begleiter, Hans von Mergenthal, davon hinterlassen hat (bei Mendken, Bd. 2); daß Albrecht aber zu der Reise 1000 Fl. vom leipziger Rathe borgte, wird aus einer Rechnung von 1476 mitgetheilt. In Verona sahen die Reisenden das „zerfallene Schloß Dietrichs von Vern“; vom Grabe Julius's war damals wol noch nicht die Rede. Bald nach seiner Heimkehr zog er mit Kurfürst Ernst gegen die Stadt Queblinburg, die gegen die Abtissin Hedwig, eine Schwester der beiden Fürsten, und die Vogtei der Letztern sich auf-

gelehnt und an den Bischof von Halberstadt angeschlossen hatte. Queblinburg wurde mit stürmender Hand genommen und hart behandelt (S. 119 fg.). Indessen hatten sich Händel zwischen Matthias von Ungarn und Albrecht von Brandenburg entsponnen; zur Beilegung derselben, wobei Ernst und Albrecht als Lehnsleute von Matthias, dem damaligen Herrn von Schlesien, wegen Sagan theilhaftig waren, wurde 1479 der Tag zu Olmütz bestimmt und Albrecht dahin eingeladen (S. 125). Seine Briefe sprechen Mißfallen aus über die dortige Lebensweise, auch urtheilt Albrecht, daß Matthias durch ungemaine Pracht blenden wollte (S. 177). Matthias spielte im Osten eine ähnliche Rolle als kurz zuvor Karl der Kühne im Westen, namentlich bei der Zusammenkunft mit Friedrich III. zu Trier. Als darauf Friedrich Hülfe gegen Matthias begehrte, lehnte Albrecht dieselbe ab, da der Krieg kein Reichskrieg sei, war aber bereit, gegen die Türken zu ziehen (S. 130). Dennoch wurde bald nachher Albrecht veranlaßt, Heerführer gegen Matthias zu sein. Davon unter Anderm handelt das vierte Hauptstück (S. 132 — 176). Zuvörderst aber wird die Geschichte der Theilung von 1485 erzählt. Hugold von Schleinitz hatte Ernst's Gemüth mit Mißtrauen und Kälte gegen Albrecht erfüllt (S. 145 u. 146); schon seit 1482, wo durch Herzog Wilhelm's Tod Thüringen an die fürstlichen Brüder fiel, war die Eintracht entwichen. Über dies und die Theilung selbst nebst den darauf gefolgten Verträgen (Schiedn) ist größtentheils aus Urkunden des königlichen Staatsarchivs ebenso vollständig als genau Bericht gegeben worden; ebenso (S. 154) über die Mißverständnisse zwischen Albrecht und seinem Eidam, Erzherzog Siegmund von Tirol, wobei ebenfalls Verleumder dem geraden und offenen Albrecht entgegengewirkt hatten, aber mündliche Verständigung die Eintracht herstellte. Ein Reichskrieg gegen Matthias wurde beschlossen, und nun trat Albrecht, der bis dahin bei den Aufforderungen Friedrich's, sowie den „Werbungen“ Königs Matthias partellos geblieben war, an die Spitze des gegen den Letztern bestimmten Reichsheeres. Großes auszurichten war er nicht im Stande; Friedrich ließ es an Allem fehlen; Albrecht hatte einen fünffach stärkern Feind gegenüber, seine Lage war bedenklich und verdrießlich (S. 168); allein Matthias hatte Respect vor Albrecht's kriegerischer Wackerheit, und

so reichten die kümmerlichen Behrmittel des Letztern hin, Matthias von weiterem Vordringen abzuhalten; der Vergleich von 1487 konnte aber Albrecht nur willkommen sein. Auch hier hat der Hr. Verf. meist aus Urkunden geschöpft.

Nun aber führt uns das fünfte und sechste Hauptstück auf Schauplätze und zu Begebenheiten, wo ausländische Berichte am ergiebigsten waren. Das fünfte enthält die Geschichte von Albrecht's Heerführung in den Niederlanden. Eine lichtvolle Darstellung der dortigen Zustände geht voran. Albrecht hatte im Kriege gegen Matthias genugsam erkannt, daß in Führung der Angelegenheiten des schlaffen, unentschlossenen und unzuverlässigen Friedrich wenig Vortheil und Ehre zu gewinnen sei; nun aber war es mehr um Maximilian, den jugendlichen, herzogwinnenden und thatkräftigen Fürsten zu thun; es galt, ihn aus unwürdiger und nicht gefahrloser Haft in Brügge zu befreien. Das Reich überhaupt war wach geworden; wie hätte Albrecht, der Liebhaber des deutschen Reichs, wie Friedrich ihn nannte (S. 225, vgl. 228), zurückbleiben mögen; Albrecht, bei dem der Drang zu ritterlichen Thaten, die Freundschaft für das verwandte Haus Östreich und die Sorge um die Ehre des Reichs zusammenwirkten! Die lebhafteste Bekümmerniß über Maximilian's Gefahr spricht sich aus in einem Briefe Albrecht's an Friedrich's Rath, Hug von Werdenberg (S. 188). Den Bedenken der Landstände entgegenete Albrecht, er setze die dem römischen Könige angethane Schmach über alle Güter des Lebens, ja, über das Leben selbst (S. 190). Mag man dabei immerhin zugeben, daß Albrecht die Hoffnung nährte, für persönliches Wagniß und für Aufwand an Mannschaft und Geld, dessen Wiedererstattung von Friedrich kaum zu erwarten war (S. 178), einen Zuwachs an Land und Leuten durch kaiserliche Gunst zu erlangen. Schon hatte der Kaiser 1483 dem sächsischen Hause die Anwartschaft auf Füllich bei bereinstiger Erledigung ertheilt. Albrecht's Sohn, Georg, wurde mit der Regierung betraut und ist seitdem für die Geschichte der innern Verhältnisse Sachsens ins Auge zu fassen. Im J. 1488 kam Albrecht an auf niederländischem Boden; 1489 wurde er Oberbefehlshaber und Statthalter für Maximilian und kämpfte, obgleich auch hier nicht gebührend unterstützt und von Friedrich mit Vertröstungen „sonder Wert“ (S. 202) hingehalten, mit Glück gegen die Anführer der Gegenpartei, Philipp von Kleve und Franz von Brederode, und deren französische Hülfsmannschaft. Der Zorn übermannte Albrecht, als er die Orte Fischke und Tienen die Greuel des Krieges in Plünderung, Blut und Brand empfinden ließ. „Vergeblich wünscht man es hinweg aus dem sonst von solcher Schuld reinen Leben“ (S. 203). Dagegen wüthete er nicht gegen die empörrten Käsebröder (1491), wie doch damals, wenn Fürsten und Ritter es mit Bürgern und Bauern zu thun hatten, so gern geschah. Nur ließ er in Harlem „nach seinem Gefallen und Anweisung“ (Albr. Brief Jun. 1492) einen Zwingler bauen und Sachsenburg nennen. Albrecht hatte gelobt, vor Bezwingung der Niederlande sich den Bart nicht abnehmen zu lassen; 1493 konnte er das

Gelübde lösen. Indessen war, ungeachtet er mitten unter Kriegshändeln der heimathlichen Angelegenheiten gedachte, seine mehrjährige Abwesenheit in Sachsen Schmerzlich empfunden worden; schon 1491 hatten Georg und dessen Brüder ihren Vater Albrecht ersucht heimzukehren (S. 213); doch an die niederländischen Unternehmungen Albrecht's knüpften sich nun die friesschen, und Albrecht kam nicht zu der Ruhe heimathlicher Friedenswaltung. Es ist offenbar, daß ihm der Verkehr mit den Waffen ungemein zusagte, daß er auf dem Kriegstheater in der Eigenschaft eines kaiserlichen Heerführers sich wohlgefiel, daß der Eifer für das Reich und die Zuneigung zum Hause Östreich, seit Maximilian Kaiser war, noch mehr als zuvor einander bedingten, daß Maximilian's und des Reichs Vertrauen zu Albrecht's Tüchtigkeit, als über seine Bestellung zum Reichshauptmann 1495 verhandelt wurde, ihm zugesagen mußte; indessen zunächst kam es nach Beendigung der niederländischen Händel auf Erloß und Lohn für die dargebrachten Opfer an. Für Sachsen waren Albrecht's Heerfahrten bisher nur Veranlassung zu vermehrten Lasten gewesen; er hatte zu Gunsten des Reichs und Östreichs seine eignen Länder mehr aus dem Gesichtspunkte der Ehre als der heimathlichen Wohlfahrt in Anspruch genommen; es ist zu beklagen, daß Albrecht in etwas Entschädigung suchte, wo es neuer Darbringungen Sachsens bedurfte. Maximilian hatte eine große Schuldberechnung gutzumachen; das Unvermögen baarer Zahlung und Albrecht's Streben nach Landesgebiet, namentlich nach einem Erbtheile für seinen Sohn Heinrich (S. 250), begegneten einander; so wurde Albrecht auf die Besitznahme Frieslands angewiesen. Davon handelt das reiche sechste Hauptstück (S. 177—288). Auch dies beginnt mit einer Darstellung der frühern Verhältnisse des Landes, mit dem nun Albrecht in Berührung kam, der Parteinahme der Schieringer und Wettkooper. Schon 1492 war Albrecht bei der Einfoderung von Reichssteuern der Ungefügigkeit der Friesen inne geworden; das konnte einen Charakter wie den seinigen nur ermuntern, seine Kräfte gegen ein solches Volk zu versuchen. Im J. 1494 wurde er von Maximilian, gegen die Gerechtfame der Friesen, zum Gubernator Frieslands ernannt. „Maximilian tilgte eine Verbindlichkeit mit fremdem Kleind“ (S. 245); Albrecht aber hielt sich nicht frei von politischen Künsten, indem er zunächst mit verstellter Absicht die Parteinahme unterstüßte, „eine Staatskunst, welche vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit nicht zu billigen, vielmehr zu verwerfen ist und einen Beitrag dazu liefert, daß eine Verurteilung solcher Art nur selten bestanden worden ist“ (S. 243). Wochten nun auch Kaiser und Kurfürsten 1498 urkundlich Albrecht zum Gubernator und Potestat von Friesland einsetzen, die Sache hatte keinen Segen. „Nie hat das Ausland dem Hause Wettin Günstiges geboten“ (S. 250). Der Widerstand der Friesen begann von Ordringen aus (S. 254); heftig wurde der Kampf 1500, während Albrecht in Augsburg war und sein Sohn Heinrich für ihn in Friesland waltete (S. 264). Dieser hatte nicht den hohen Sinn noch die Einsicht seines Va-

ters; Schmeichler, die ihm die Friesen nur als sträfliche Rebellen darstellten, hatten sein Ohr (S. 264); Heinrich's Grausamkeit und die Frevel der Garde, die er gegen die Friesen führte, vermochten nicht die Friesen zu beugen; er kam in hohe Bedrängniß, doch Albrecht kam bei Zeiten heran zu seiner Befreiung. Die Friesen huldigten der überlegenen Gewalt des Heilben, der zugleich Milde übte; dies war sein letzter Triumph; er starb den 12. September 1500 zu Emden. Ob er ahnen mochte, wie unseßlich der Besitz Frieslands sei! Schmerzlich mußte ihm sein, von Maximilian's Sohne, Philipp, dessen Beschützer und Pfleger (S. 207) er einst gewesen war, schänden undank zu ernten, als dieser das an Albrecht verpfändete Schloß Nedemblic durch Überrumpelung wegnahm (S. 250 u. 267); doch war noch in seinen letzten Augenblicken der burgundische Orden des goldenen Vlieses, den er nach Beruhigung der Niederlande erhalten hatte (S. 226), ihm ein werthes Kleinod (S. 282). Eine schöne Zugabe zu dem Berichte von Albrecht's Helmingange, ist der Trauer- und Trostbrief, den Elisabeth von Polen, Tochter Kaiser Albrecht II. und Wittve König Kasimir's, an die Herzoge Georg und Heinrich schrieb (S. 283).

(Der Beschluß folgt.)

### Die Erwerbungen des britischen Museums in den letzten Decennien.

(Fortsetzung aus Nr. 20.)

Die vom Carl von Bridgewater vermachten Handschriften wurden 1829 den Trustees übergeben, sie bestehen in 67 Bänden, deren Inhalt sich auf französische und italienische Literaturgeschichte bezieht; außerdem befinden sich in dieser Sammlung Copien von Staatschriften und Briefen aus der Zeit Heinrich II., eine Abschrift der Memoiren des Herzogs von Rohan, eine beträchtliche Sammlung von Originalbriefen der französischen Könige, drei Bände diplomatische Correspondenz aus den J. 1589—91, Originalinstruktionen für den Herzog von Guise nach der Bartholomäusnacht, vollzogen von Karl IX., eine große Sammlung von Briefen an den Großsegelbewahrer Gastauneuf; Copien und Depeschen des Barons von Löwenbahl und des Marschalls von Sachsen (1731—48), das Verzeichniß der dem Nationalconvent (1792—95) bargebrachten patriotischen Geschenke; Originalschreiben Stanislaus I. von Polen, seiner Gemahlin und Tochter Maria, Gemahlin Ludwig XV.; Originalschreiben von Lurenne, Mazarin, Cardinal Fleury, Bossuet, Buffon, Fénelon, Mad. de Pompadour, Voltaire und vielen Andern, so zahlreich, daß sie 15 große Portefeuilles füllen; die Autographa dramatischer Werke von Collarbeau, Colletet, Janvier, Moreau de Mantour u. A. schließen sich diesen an. Für italienische Literatur besitzt die Sammlung schätzbare Originalbriefe von Galilei, Muratori, Tiraboschi, Metastasio, Cagliostro, Bettinelli, Bianchi, Wolfovich, und Copien von ungelakten Briefen des Ariost, Tasso, Baronius, Bembo, Guicciardini, Montecucoli u. A. Mancherlei Urkunden und Actenstücke für französische und namentlich irische Geschichte, z. B. eine Abschrift von General Vallancey's „Green book“, viel Interessantes für irische Sprache und Literatur, die Grammatiken von Laaffe, Scurry, Walsh, das Autographum von D'Connell's irischem Lexikon, zwei Abschriften von dem Glossar des 908 gestorbenen Cormac Mac Guillionan wurden ebenfalls vom Carl von Bridgewater vermacht; der als Autographa wenigstens sehr schätzbaren Briefe von Swift, Koch Gesterfeld, Charles D'Connor, John Pinkerton und Joseph Walker zu geschweigen. Ein an-

derer Theil der Egerton-Sammlung besteht in 325 Handschriftennummern, welche, ursprünglich dem Don Bernardo Priarte gehörig, eine sehr wesentliche Bereicherung der spanischen Manuscripte des Museums bilden. Die Chroniken des Diego de Barlera, Alonso Martinez de Toledo, Diego Ramirez d'Alalos de la Piscina, Pero Hernandez de Belasco, Pedro Lopez de Ayala, Enriquez del Castillo, Alonso de Palencia, Fernando del Pulgar, Andres Bernaldes, nebst vielen Werken neuerer Zeit, 70 Bände Consultas und Staatsacten, namentlich die Papiere des Marquis von Grimaldi, Premierminister unter Philipp V., Originalbriefe eben dieses Königs, Ludwig I. und Ferdinand VI., Philipp V. Testament in Grimaldi's Urschrift, 25 Bände zur Geschichte der Geistlichkeit und namentlich der Jesuiten in Spanien, und 20 Bände genealogischen Inhalts mögen einen Begriff von den Schätzen machen, welche das Institut für historische Forschung auf diesem Felde bietet. Lopez de Vega's eigne Handschrift von nicht weniger als 12 ungedruckten Comedien und autos sacramentales, Briefe von Joseph Francis de Isla, Briefe von Marie Louise, Gemahlin Karl IV. von Spanien, und ein Originalcubicell Karl V. sind sicherlich Besitztümer vom ersten Range. Einige Evangeliencodices des 9. und 10. Jahrhunderts, ein Pergamentmanuscript der ältesten englischen Übersetzung der Bibel und eine sehr merkwürdige altenglische metrische Psalmenübersetzung fügte das Testament den übrigen Gegenständen hinzu.

Die Royal society überwies die Krundel-Manuscripte, mit Ausschluß der hebräischen und orientalischen, dem Museum; es sind das 650 Bände, unter denen sich 85 griechische befinden. Besonders reich aber ist die Krundel-Sammlung an Material für die englische Geschichte und Sprache; sie besitzt unter Andern nicht weniger als sieben Exemplare von der „Historia Britannum“ des Geoffry von Monmouth, verschiedene Handschriften der Annalen des Henry von Huntingdon, des Ralph Higden, Roger von Hoveden, William von Malmesbury, Nikolas Trevet u. A., ein Uncum ist das Manuscript von Ingulph's „Descriptio abbatae Croylandensis“ und ein anderes nicht minder bedeutendes Stück die Acten und Originalurkunden zur Geschichte der Ehehehlung Heinrich VIII. von Katharina von Aragonien. Für die Geschichte der Sprache möchten folgende Gegenstände besondere Beachtung verdienen: ein lateinischer Psalter, ungefähr aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts, mit altsassischer Interlinearglosse, ein anderer, in die Knuttische Zeit versetzter Psalter, ebenfalls mit Interlinearglosse und vielen altsassischen Gebeten und Hymnen, das merkwürdige „Aenbyte of Inwyt“, welches ein Mönch von Canterbury 1340 im Kentischen Dialekte jener Zeit schrieb; zwei Handschriften des alten Gedichts: „De regimine principum“ von Thomas Delewe, Gagegrave's Leben der heiligen Katharine, Eydgate's Gedichte von der Belagerung von Troja und Theben, und endlich Desbern Wokenam's Leben der Heiligen. Unter den Manuscripten, welche für die französische Literatur von Interesse, möchten einige dem 12. Jahrhundert angehörige Psalterien mit Interlinearglossen, eine Übersetzung von Turpin's Karl dem Großen von Wilhelm von Briane, Walther von Biblesworth's englisch-französisches Glossarium, aus der Zeit Eduard I., Großeste's „Speculum ecclesiae“ die bedeutendsten sein. An allgemeinen Chroniken und Specialgeschichten fremder Lande sind Eusebius, Hieronymus, Siebert, Otto, Einhard's Karl der Große, die Geschichte desselben Kaisers aus der Feder eines St.-Galler Mönchs, das Fragment einer Biographie Pipin's des Jüngern, ein Supplement zur Chronik Wilhelm's von Ranget, und die Geschichte der Herzoge der Normandie von Wilhelm von Jumieges zu nennen. Von classischer Literatur zeichnen sich aus ein Manuscript der „Historia naturalis“ des Plinius aus dem 12. Jahrhundert, Vitruv, Horaz, Plautus, Virgil, Terenz, Lucan, Statius, Martial, Sueton, Justin, Seneca's Tragödien, Valerius Maximus, Pomponius Mela und mancherlei nicht werthlose Ciceronianische Sachen; bedeutender



vielleicht sind die griechischen Manuscripte, so, wenigstens in paläographischer Hinsicht eine Evangelienharmonie des 10. Jahrhunderts, ein Evangelarium in Uncialen des 9. Jahrhunderts, Domilien des Chrysostomus, Basilus, Gregor von Nazianz, interessanter jedoch die werthvollen Manuscripte des Hesiod und Thucydides, ein Coder, welcher drei Euripideische Dramen enthält, einzelne Schriften des Lucian und Plutarch, Gullib, die Briefe des Libanius, Synesius, Marcus Brutus, Lysis und Phalaris und die Kirchengeschichte des Eusebius. Das Werthvollste jedoch möchten die kostbaren Handschriften der Handbetten und des Coder, des Decretum Gratiani, der Decretalen Gregor IX. und Bonifacius VIII., mit zahlreichen Glossen, Commentaren, Summarien, Dissertationen, Decisionen u. dergl., sein.

Eine reiche Sammlung von Briefen der italienischen Humanisten, für literarhistorische Zwecke nie benützt, einige Briefe Leonardo da Vinci's, Melancthon's u. A. lassen auf die Autographensätze der Sammlung schließen. Die früher abgezweigten hebräischen und orientalischen Handschriften wurden 1835 dem Museum nachträglich überwiesen; die bedeutendern unter letztern sind allerdings die arabischen, jedoch kommen sie eigentlich gegen die analogen frühern Erwerbungen nicht in Betracht. Durch außerordentliche Gelbbewilligung von Seiten des Parlaments wurden die Trustees 1836 in den Stand gesetzt, auf der Heber'schen Auktion bedeutende Ankäufe zu machen. Von theologischen Manuscripten möchten ein äußerst sauber geschriebenes und mit Miniaturen geschmücktes Pergamentmanuscript einer flamändischen Übersetzung der geschichtlichen Bücher der Bibel, eine Übersetzung der „Historia scholast.“ des Peter Comestor, zwei Pergamentmanuscripte der Reimbibel des Jakob von Maerlant, ein Missale des 13. Jahrhunderts, für Frauen geschrieben, und das „Speculum ecclesiae“ des Edmund Riche, Erzbischof von Canterbury, zu nennen sein. Griechische Manuscripte, ihre Gesamtzahl in dieser Abtheilung beträgt 20, bieten einen ziemlich alten Text des „Decuba“ des „Dreft“ und der „Phönixierinnen“ des Euripides, die olynthischen Reden des Demosthenes mit den Scholien, die Progymnasmatia des Aethonius und die Reden des Kristides, letztere früher in der Sammlung Askew befindlich, Zusätze aus dem Galen, die Scholien des Olympiodor zum „Phädon“ und „Philebus“ des Plato, früher im Besitz des G. Duval, dessen schöne Sammlung griechischer Handschriften dem Jesuitencollegium in Clermont anheimgefallen ist. Diesen Handschriften schließt sich ein Exemplar der editio princeps des Aristotelischen „Organon“ an, welches mit werthvollen Notizen und Emendationen des Petrus Victorius geschmückt ist. Daß es an Kirchenvätern nicht fehlt, versteht sich von selbst. Von lateinischen Handschriften sind drei des Terenz, sämmtlich aus dem 15. Jahrhundert, und eine des Plautus, aber nur neun Stücke enthaltend, zu beachten; interessanter sind zwei Manuscripte des Cäsar, deren eins wol dem 10. Jahrh. angehören könnte, und jüngere des Aesop, Arrian, Lucan, Statius u. A. Die englische Geschichte erwartete ein Manuscript des Polychronikon von Ralph Higden, mit Zusätzen bis zum Jahre 1460; die Rechnungsbücher des James Redam über den Haushalt Heinrich VIII., Collectaneen des Sir Julius Cäsar für eine Geschichte des Münzwesens, ein Tagebuch des John Kempt, Mitglieds des langen Parlaments, für die Verhandlungen der Jahre 1646—53, drei Bände, aus der Bibliothek des Lords Halifax herkommend, angefüllt mit officiellen Actenstücken über den Zustand und die Einkünfte der Gläubiger von 1657—1700. Aber auch für die Kenntniß speciell diplomatisch und publicistisch interessanter Dinge in Frankreich wurde auf dieser Heber'schen Auktion Einiges erworben, so unter Andern einige Tausend Briefe fast aller irgend eminenten Notabilitäten, gerichtet an Pietro, Jacopo und Francesco Bettioli. Ein sehr kostbares Manuscript enthält die Gedichte vom Graal, Merlin, Lancelot und ist ohne Zweifel dasselbe, welches früher in den Bibliotheken La Balilère, Norburghe und Whitelicht aufbewahrt worden ist. Eine

andere Handschrift enthält die Romanze vom Mont St.-Michel, so viel bekannt in dem einzigen vorhandenen Exemplar, eine altdeutsche Bearbeitung von „Barlaam und Josaphat“, ein schönes Manuscript des „Decameron“ und andere Werke des Boccaccio. Es möchte vielen Personen angenehm sein, zu erfahren, daß die Trustees den, eben in dieser Auktion erworbenen, vom Risson ausgearbeiteten Katalog englischer, französischer, spanischer und italienischer Romanzen, welche seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis 1660 die Presse verlassen haben, mit den Zusätzen von Douce, zum Druck vorbereiten. Aber auch für altenglische Poesie wurde Einiges von Werth erworben, so ein poetisches Martyrologium aus dem 14. Jahrhundert, und zwar dies in dem alten Originaleinbände aus Elfenbein, die Chrestomysterien in der Handschrift des George Bellin, die Gedichte des Sir Robert Ayton und eine Sammlung wälfischer Gedichte aus den Jahren 1460—1780. Zu den im Museum bereits befindlichen Gießhüll-Inskripten kaufte man die in der Auktion vorkommenden hinzu.

(Der Beschluß folgt.)

### M a n c h e r l e i.

Bayle macht die Bemerkung („Pensées diverses à l'occasion de la comète de 1680“), daß ungeachtet alles sinnlichen und lafterhaften Hanges der Menschen sie dennoch keine Religion wollen, welche alle Handlungen freigibt, und daß die Verkündiger einer solchen Lehre keinen Beifall finden würden. „Das ist einer der Widersprüche, welche unser Geschlecht entstellen. Gemäß unserer Neigung, die Sinnlichkeit zu befriedigen, müßten wir Denen entgegenkommen, deren Predigt Alles erlaubt; aber wir hassen sie. Welt eine schlaffe Moral uns abschaulich dünkt, müßten wir uns der strengsten anschließen; dennoch fliehen wir sie. Möchten wir also die rechte Mitte (Juste milieu), welche Manche erlaubt, aber nicht Alles? Werth auch diese Mitte behagt uns nicht; denn entweder thun wir Jegliches, wovon wir nicht wünschen, daß man es erlaube, oder wenigstens thun wir mehr, als uns von Denen erlaubt wird, welche nach unserer Meinung und Einiges erlauben sollten.“ Einen ähnlichen Widerspruch berührt Bayle in Absicht des politischen Strebens nach Freiheit. Schon Tacitus sagt: „Sie können weder die volle Knechtschaft, noch die volle Freiheit tragen;“ und auch eine Mischung können die Menschen weder finden noch behaupten. Livius spricht: „Das ist die Natur der Menge, entweder dient sie Knaus, oder herrscht mit Übermuth. Die Freiheit, welche in der Mitte liegt, weiß man weder zu behaupten, noch selbst mit Maß abzulehnen.“ Ganz Dasselbe gilt von der Philosophie in Deutschland. Unserm Hange gemäß, jegliches zu verstehen und zu begreifen, müßten wir Denen uns anschließen, die Verständliches und Begreifliches mittheilen; aber wir wollen dies nicht, sondern vielmehr ein Abstruses, Unbegreifliches, Bodenloses (Tiefes), und loben sogar einen schleppenden unverständlichen Vortrag. Bald scheint uns dies wieder abschaulich, und wir mögen nichts damit zu schaffen haben. Wir wollen also vielleicht die rechte Mitte, nicht zu begreiflich und nicht zu unbegreiflich. Auch diese Mitte mißfällt wieder, wir wollen entweder mehr Begreiflichkeit oder mehr Unbegreiflichkeit. Der Wille des wunderlichen Menschengeschlechts kann mit sich selbst nicht zurecht kommen.

In der Jugend herrscht das Bestreben, seine erworbene Weisheit an den Mann zu bringen und sie an allen Straßenecken zu predigen. Im Alter ist man zufrieden mit dem Besitze einiger Weisheit, ohne sich eben sehr reich zu dünken und viel davon zu reden. Sowie das ganze Leben gleichgültiger wird, hat auch dessen Weisheit weniger Werth. 7.

Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königlichen Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts, größtentheils aus archivalischen Quellen, von F. A. von Langenn.

(Beschluß aus Nr. 280.)

Das siebente Hauptstück, reichhaltiger als irgend eins der frühern, enthält in neun Abtheilungen die Darstellung der innern Zustände Sachsens; eine überaus reichgefüllte Schatzgrube für den Freund deutscher Alterthümer, wo von den Fürsten und hohen Staatsbehörden an bis zu den geringsten Bestandtheilen des Staatswesens Jegliches beleuchtet und erörtert wird. Nach einer einleitenden Übersicht des Gebiets und des darin enthaltenen persönlichen und sächlichen Grundcapitals der Staatsmacht ist A) von den staatsrechtlichen Verhältnissen die Rede. Der Hr. Verf. gibt S. 308 fg. schätzbare Mittheilungen über die placita provincialia, die in der Zeit vor Entstehung landständischer Versammlungen angeführt werden, und die nur Gerichtstage waren; darauf eine Erörterung, wie das landständische Wesen insbesondere unter Albrecht bei der Häufigkeit von Verhandlungen über Geld und Gaben sich ausbildete; S. 305 fg. eine dankenswerthe Übersicht der Erbvereinigungen Sachsens mit Angabe der darauf bezüglichen Urkunden, ferner der Lehnverhältnisse und Schutzherlichkeiten. Daß die sächsischen Herzoge das Obermundschenkenamt bei dem Abte zu Kempton als Lehn hatten und wieder mit dem Untermundschenkenamte belehnten, ist S. 59 erwähnt. Durch Klarheit wie durch Reichthum des Inhalts ist demnachst der Abschnitt B) von der Gerechtigkeitspflege und Polizei ausgezeichnet und der Zuwachs zu den Notizen von Beschränkung der geistlichen Gerichte auf ihre Competenz (S. 319), von Zulassung der altgermanischen Composition in manchen peinlichen Sachen (S. 329), von dem Wesen der Bögte und dem Aufkommen der Amts- und Hauptleute (S. 337), von Scharwachen zur öffentlichen Sicherheit (S. 331), von den „heimlichen“ des fürstlichen Rathes, und wie auch wol Fremde zur Ertheilung eines Gutachtens berufen wurden (S. 343), endlich von Kleiderordnungen (S. 334) u. dgl. sehr ansehnlich. Von einem Schandgemälde, das Heinrich Kneuß von Plauen zu Unehren seiner Mannen in der Hoffstube zu

Plauen hatte malen lassen S. 50 (vgl. Grimm's „Deutsche Rechtsalterthümer“, S. 613). Das Verhältniß der Untergerrichte zu den obern wird S. 320 fg. in das klarste Licht gesetzt. Es folgt C) das Finanzwesen und die Geldgeschäfte des Fürsten, wobei an den wackern Rentmeister Kottaler oder Rathalter und das traute Verhältniß, in dem dieser zu Albrecht stand, erinnert wird (vgl. S. 227 von seinem Ertranken aus Schreck über die Wegnahme von Geldsäffern durch Soldner, und wie Albrecht die wiedererlangten Fäße vor sein Bett rollen ließ, hoffend, er solle dadurch gesund werden). Von besonderer Wichtigkeit war das Geleit und darunter der Ertrag vom Waib (S. 345). Albrecht rechnete auf Treu und Glauben; bei Tilgung einer Schuld schrieb er wol nur: „Wollet auch unsern vorigen Brief zerreißen“ (S. 351). D) Handel, Städte- und Innungswesen, Landwirthschaft. Wir heben aus einer Fülle von Mittheilungen, wo es schwer ist, etwas als minder bemerkenswerth zu bezeichnen, nur Einiges aus: S. 356 von der gebotenen Handelsstraße und den 1485 zwischen Ernst und Albrecht ausgebrochenen Mißthelligkeiten, „da jede Landesherrschafft sich bemühte, den Frachtfahrern und Reisenden aus ihrem Gebiete den möglichst langen Weg anzuweisen“ (S. 357). So geschah es noch im 18. Jahrhundert! Es folgen genaue Nachrichten von Tuch, Leinen, Bleichen, Waib, Brauerei, Innungen, Stadträthen; vom Landbaue, von Fischteichen, und mit Ehren wird das Andenken des wackern meißener Bischofs Johann von Salhausen erneuert (S. 368 u. 375). E) Kirchliche Verhältnisse, Wissenschaft und Kunst. S. 374 urkundliche Erörterung des Hoheitsverhältnisses der Fürsten zu den drei Bisthümern Meissen, Merseburg, Naumburg. Albrecht's Ungunst gegen den Abtshandel (S. 380). S. 382 — 395 von den Schulen des Landes, wobei des edeln Martin Römer, des Kochow seiner Zeit, S. 383 gedacht wird, und von der Universität Leipzig. Im J. 1490 hatten einige leipziger Magistri wegen eines vom Bischofe bestellten Gerichts an den Papst appellirt; Georg meldet dies seinem Vater, und dieser erklärt sich gegen jene Appellation (S. 387). Bald nach 1470 erließen die beiden Fürsten Ernst und Albrecht eine Klage an die Universität über die ungebührlichen „Absencien“ der Collegiaten, daß zu Zeiten ihrer wenig residiren (S. 391). Dennoch kam es

1480 vor, daß der Astrologus bei König Matthias, ob-  
 schon gar nicht in Leipzig wohnhaft, eine Collegatur er-  
 hielt (S. 393). Vom Bücherdruck, von Ärzten (die Ju-  
 den Baroch — Baruch —, Samuel im Dienste der Fürsten)  
 und von Babern. Dazu vgl. S. 403, daß ein kranker  
 Hofbeamter von den Geistlichen nicht absolviert wurde,  
 weil er in der heiligen Osterzeit von dem Juden Arznei  
 genommen habe und sich dieser auch fürder nicht entschla-  
 gen wolle. Heroische Mittel: in einer Amtsrechnung  
 heißt es: 6 Pfund Schwefel, 8 Pfund Quecksilber, 4  
 Pfund Grünspan,  $\frac{1}{2}$  Stein Alaun, 1 Stein Kupfer-  
 wasser und 1 Stein Weinstein ist Alles dem Blinden  
 worden (S. 397). Von Albrecht's Bauten, insbesondere  
 der Albrechtsburg zu Meißen (S. 399). Die zeichnenden  
 Künste, Michael Wohlgemuth und Luk. Kranach (S.  
 405—407), und die Ton- und Dichtkunst (damals we-  
 nig ergiebig). F) Das Heerwesen. Die schriftstäl-  
 ligen Vasallen mit ihren Unterthanen, die Untergebenen  
 der Ämter — Erbarmannen und Unerbarmannen —; Waf-  
 fen, worunter „Pavesen“ (pavesium, pavese, pavois,  
 eine Art Schild, davon pavisarii; vgl. Ducange) und eiserne  
 Flegel vorkommen, das Geschützwesen „Tharrenbüchsen“  
 („Tarrasbüchsen, nach Scherz's „Glossarium“: „tormentum  
 obsidionale majus“). Auch Feuerwerk kommt vor (S. 424).  
 G) Berg- und Münzwesen. Das erstere lag Albrecht  
 vorzüglich am Herzen, er und Ernst thaten viel dafür; Al-  
 brecht schreibt gern und oft darüber, begehrt Berichte (S. 207)  
 und bezeigt seine Freude über reichlichen Ertrag; auch  
 lohnte sich bei der Ergiebigkeit der Schneeberger und anna-  
 berger Grubnen der Mühe. Gedlegenes Silber ward nicht  
 selten gefunden; ob Albrecht einst an einer sehr großen  
 Silberstufe Tafel gehalten habe, mag bei der gehörigen  
 Maßbestimmung für die Tafel nicht für Fabel gelten  
 (S. 428). Auf Alchymie hielt Albrecht nichts; 1493  
 wurde dem leipziger Rathe befohlen, alle Alchymisten aus der  
 Stadt zu weisen. H) Hofwesen und Fürstenleben.  
 Albrecht turnierte gern; sein Oheim Wilhelm schenkte ihm  
 1477 einen Turnierhengst mit dem Wunsche: „daß es  
 euer Liebe und euer ehrliehen Ritterschaft auf solchem  
 Hengste glücklich, seliglich, richtig und wohl zustände“  
 (S. 449). Karossen hatte die Herzogin Sibonia (S. 451);  
 güldene Wagen sah Albrecht in Wien. (Auch Friedrich III.  
 liebte, wider Fürsten- und Ritterart, in bedeckten Wagen  
 zu fahren.) Zur Jagd kam Herzog Wilhelm so gern  
 wie zum Turnier. Albrecht's Reise nach Dänemark 1478;  
 interessante Auszüge aus einem Briefe Albrecht's darüber  
 (S. 456); die Hausordnung und Dienerschaft, Hofnar-  
 ren und Zwerge, das Gerath, Siboniens Messeinkauf zu  
 Leipzig (S. 463), Tracht, Speise und Trank, wobei der  
 Zuckerverbrauch sehr anschnlich (S. 478) und Albrecht's  
 Sorge für Weinorrath angelegentlich. Musikern und  
 Sängern von ausgezeichneter Kunst wurden nicht unbedeu-  
 tende Honorare gegeben, auch schon Ringe geschenkt (S.  
 481). Das Spiel liebte Albrecht; wegen hohen Verlustes  
 verredete es es, brach aber sein Wort und zahlte ein  
 Strafgeld dafür (S. 487). Den Beschluß macht die Be-  
 schreibung von Herzog Georg's Hochzeitsfeier 1496. Im

letzten Abschnitte wird vom Gesandtschafts- und Bo-  
 tenwesen gehandelt. Wie aufmerksam die Gesandten  
 auf fremde Sitten waren, und wie gern sie davon be-  
 richteten, wird mit Beispielen (S. 496 fg.) belegt. Wir  
 heben aus dem Berichte des D. Preuser, der 1477 zur  
 Hochzeitsfeier Maximilian's mit Maria von Burgund ge-  
 sandt wurde, Folgendes aus:

Nach des Landes Gewohnheit empfangen die Alte und  
 Junge von Burgundia (Maria, „das Fräulein von Burgun-  
 dia“, S. 498, und ihre Stiefmutter Margaretha) den Herzog  
 schöne mit einem freundlichen Kusse und ward dem Herzoge zu  
 vernehmen, wie und wo die Jungfrau bei ihr ein Kettenblüm-  
 lein trüge, das gebürt seiner Gnaden darnach zu suchen, griff  
 gar züchtiglich darnach mit zweien Fingern, aber sein Gnad  
 das nicht mochte gewinnen, da das der Erzbischof von Tri-  
 er sah, bald er zu dem Herzoge sprach, Herr von Häreich, schnü-  
 ret der Jungfrauen auf ihr Gewand, dann wird auch das  
 Blümlein in euer Hand, da das geschah, jedermann das Blüm-  
 lein in des Herzogen Hand sah. — Euer fürstlich Gnaden mer-  
 ken aber — setzt der Bericht hinzu —, das Blümlein zwischen  
 der hochgebornen Jungfrau Brust war gelegen. (Siehe S. 500  
 und die Urkunde Nr. 11, S. 584.)

Der angehängten Urkunden sind 18, davon sehr  
 gehaltreich Nr. 8 von Matthias Corvinus' Vermäh-  
 lung mit Beatrice von Neapel, die schon gedachte Ur-  
 kunde Nr. 11, der Friedensvertrag zwischen Albrecht und  
 Matthias 1487, Nr. 15 u. 16 die Beschwerden Albrecht's  
 über Hugold von Schleinitz. Angehängt ist ferner ein Ver-  
 zeichniß der Beamten aus Albrecht's Zeit von 1450 an,  
 und der in derselben geprägten Münzen. Ein genaues  
 Register erhöht die Nuzbarkeit des inhaltreichen Werkes.

115.

### Die Erwerbungen des britischen Museums in den letzten Decennien.

(Beschluß aus Nr. 22.)

So viel von den Ankäufen im Großen, zu denen es der je-  
 demaligen außerordentlichen Bewilligung des Parlaments be-  
 durfte; andere Erwerbungen machten die Vorsteher mit den ih-  
 nen zu Gebote stehenden gewöhnlichen Fonds. So wurden 1830  
 auf der Gullfordauktion 604 Manuskripte, darunter allerhand Com-  
 mentatoren zum Aristoteles, neugriechische Übersetzungen von Flore  
 und Blancheflore, ein lateinisches Glossar des 14. Jahrhunderts,  
 slawonische Gebete, vornehmlich aber manche historisch bedeutende  
 Handschriften erstanden: 92 Folianten enthalten theils Abhandlungen,  
 theils Actenstücke zur Geschichte Italiens während der drei letz-  
 ten Jahrhunderte, 171 Bände bieten Material für speciell päpstliche  
 Geschichte, Diarien, Briefe, Runkaturberichte, Conclavenproto-  
 kolle und 12 Bände für florientinische Geschichte; 28 andere be-  
 treffen Mantua, Genua, das Veltlin; besonders reichlich aber  
 ist für venetianische Geschichte gesorgt, nicht minder jedoch für  
 Neapel, für spanische Geschichte gibt es 25, für französische 46  
 Bände, von diesen umfassen neun die Gesandtschaftsberichte des  
 Benetianers Batt. Rani am französischen Hofe (1644—48).  
 Als die Erben des Lords de Clifford 1834 die von ihm hinter-  
 lassene Handschriftensammlung versteigern ließen, erwarb das  
 Museum die Correspondenz des Erblassers mit Sir Robert  
 Southwell, Staatssecretair während des irischen Krieges vom  
 Juni bis zum Sept. 1690 und viele andere officielle Actenstücke  
 zur irischen Geschichte. Zu den außergewöhnlichen, um diese  
 Zeit veranstalteten Ankäufen gehört auch der eines lateinischen  
 Psalters aus dem 10. Jahrhundert in tironischen Noten und  
 einer Evangelienharmonie des 9. Jahrhunderts. In Sir  
 George Duffett's Auktion wurde viel Interessantes für die Ge-

sichte der englischen Marine gekauft; bedeutender war der Erwerb, der dem Museum durch das Vermächtniß mancher persischen und hindostanischen Manuscripte von Seiten des John Fowler Hull zu Theil wurde, und die Bereicherung der Sammlung der Provinzialgeschichten und Provinzialrechte durch ein Vermächtniß des Adam Wolley von Ratot, welches hauptsächlich in reichem Material für die Geschichte von Derbyshire bestand (1828), und durch das Geschenk, welches Hr. Hudson Burney dem Museum mit den von Henry Jermyn für Suffolk angelegten Sammlungen machte. Seines Bruders, des Archibaldus Gore, 206 Collectaneenbände, deponirte Sir George Gore im Museum, ein Gleiches that Sam. Lysons mit den eigenen topographischen Papieren und mit denen seines Bruders. Anderes stifteten Andere.

Die Gesamtzahl der gegenwärtig im britischen Museum befindlichen Handschriften beträgt 23,900; 1822 wurde der frühere Bestand um 4 vermehrt, 1824 um 8, 1825 um 817, 1826 um 149, 1827 um 5, 1828 um 482, 1829 um 413, 1830 um 86, 1831 um 1418, 1832 um 266, 1833 um 353, 1834 um 149, 1835 um 624 und 1836 um 602; mithin betrug die Vermehrung seit 1800 etwa 9000 Bände. Die Gesamtzahl der Urkunden und Documente betrug 1800 ungefähr 15,800, gegenwärtig beläuft sie sich auf 19,500. Die Haupterwerbungen gehören folgenden Jahren an: 1804, 56 Actenstücke von Wichtigkeit für die Geschichte des Besitzes der Kirche, erworben in der Auction des John Lopham, und die 37 Nummern, die mit der Landsdowne-Bibliothek übergeben wurden; 1814, als Lord Frederick Campbell 526 Nummern, 1828 als Adam Wolley 1007 Nummern dem Museum legierte, endlich 1829 durch das Vermächtniß von 96 Nummern des Carl von Weidgewater. Der heimeitem bedeutendste Zuwachs jedoch wurde dem Museum 1833 und 1834 zu Theil, als die Duplicate aus der Ausfertigungskanzlei der Schatzkammer, auf Anordnung der Commissioners on the public records hier deponirt wurden; sie gehören den folgenden Regierungsjahren der jedesmaligen Fürsten an: Heinrich II. 9—11, 13, 14, 19—27, 29; Johann 4, 10, 17; Eduard I. 1—35; Eduard II. 1—9, 11—19; Eduard III. 1—14, 16—41, 43—51; Richard II. 1—19, 21, 22; Heinrich IV. 1—6, 8—13; Heinrich V. 1—10; Heinrich VI. 1—38; Eduard IV. 1—22; Richard III. 1—3; Heinrich VII. 7—14; Heinrich VIII. 20—30, 32—34, 36, 38; Philipp und Maria 2, 3; Elisabeth 3—5, 29—31, 34, 35, 38; Jakob I. 5, 10, 12, 13, 15—17.

Nach dem J. 1800 veröffentlichten die Trustees folgende Kataloge über die ihnen anvertrauten Schätze: einen neuen Katalog der Gotton'schen Manuscripte, eine Arbeit Planta's, einen neuen Katalog der Harley'schen Manuscripte vom Archibaldus Kares u. A., einen desgleichen der Landsdowne'schen Manuscripte von Hrn. Douce und Sir Henry Ellis. Die sehr beträchtlichen Druckkosten dieser Kataloge trug nicht etwa die Anstalt, sondern die vorgesetzte Behörde. An diese Kataloge schlossen sich in neuerer Zeit Forshall's Arbeit über die Arundel'schen Handschriften und Sir Henry Ellis' Katalog des Hargrave-Manuscripte; ein Katalog der Burney'schen Manuscripte und ein anderer der Carschunic'schen Manuscripte befinden sich in der Druckerei; der Druck des Katalogs der Sammlung Sloane ist bis zum Bogen Q vorgezogen und umfaßt 370 Nummern. Diese Kataloge nicht berücksichtigt, geben die Listen der Geschenke und Vermehrungen, die seit 1828 im Druck erschienen, eine Anzahl von 2793 Manuscripten. Aus allen diesen Notizen ersieht man, wie viel seit dem Erscheinen von Apsough's Katalog für das Museum geschehen ist, wie viel aber auch die Vorsteher durch Aufzeichnung und Beschreibung so zahlreicher Bibliothekstücke geleistet haben.

Von nicht mindern, jedoch überwiegend localem Interesse ist die Übersicht der Vermehrungen, deren sich die übrigen englischen Bibliotheken zu erfreuen hatten; der „Appendix to Report of the Commissioners on the public records“ gibt die der Bodlejana (S. 290—331; 161 Nummern, deren Inhalt speciell mitgetheilt wird), die des All Souls College in Oxford

(S. 332—335), die des Trinity College in Cambridge (S. 338—340), die der Universitätsbibliothek daselbst (S. 341—352), und die der sämmtlichen Inns of Court, des Lincoln's Inn (S. 352—391) und der des Lambeth Palace (S. 392—413); doch auch vieler andern Anstalten geringerer Ausdehnung und Bedeutung, z. B. der des Sion College, der City of London library, der des College of physicians, of surgeons, der des South sea house, der Society of antiquaries u. s. w., wird in den lehrreichen und natürlich durchaus zuverlässigen Berichten gedacht. 61.

### Miscellen.

Lange vor Sterne's berühmter Entdeckung über die Taufnamen waren diese den verschiedensten Moden unterworfen. Im 16. Jahrhundert entlehnte man sie den Rittergedichten, und es wird selten eine adelige Familie gegeben haben, in welcher nicht die Mitglieder der Tafelrunde vereinigt worden wären. Wie alle Moden ging auch diese auf die geringern Stände über, und dieses war das sicherste Mittel, sie in den höhern aufzuheben zu machen. Die Geistlichen hatten nun aber die größte Mühe, neue Heilige zu erfinden, um die heterodoxen Namen aus den Taufbüchern zu verbannen. In England gewährten unter Karl I. die Independenten, Schilaffen und andere Schwärmer das Beispiel einer ähnlichen Thorheit. Die Namen aus dem Martyrologium und Heiligentalender waren ihnen nicht mehr gut genug; sie gingen also in das Alte Testament zurück. Borsabel, Habakuk, Hefekiel u. s. w. wurden die Modenamen. Brome sagt in seiner englischen Kesselschreibung, daß man in Cromwell's Armee lauter hebräische Namen hörte, und daß die genealogischen Capitel der Bibel seinen Offizieren als Musterrollen dienen konnten. Einige gingen noch weiter und gaben ihren Kindern statt der Namen Wahlsprüche, Lebensregeln oder ganze Sentenzen, z. B. Bleib deinem Glauben treu! Weine nicht! Unter Andern lebte damals ein gewisser Baredone, der durch seinen langen Vornamen berühmt ward. Er hieß: „Wenn Jesus Christus nicht für mich gestorben wäre, so wäre ich ein Verdammter.“ Der Kürze wegen unterschrieb er sich gewöhnlich nur mit dem letzten Worte: Verdammter Baredone. Diese Ausschweifung verpflanzte sich nach Neuengland über, wo sich ihrer Ausbreitung nichts in den Weg stellte. Die neuen Ansiedler hielten es ihrem Heile für zuträglich, an dem Bache Gedron, in dem Lande Gosen und in der Stadt Salem zu leben. Daber die vielen hebräischen Namen in dieser Colonie, in welcher man durch andere locale Benennungen, z. B. Jungfrauhaft, Branntwein und Cassafra, erinnert wird, daß man dort nicht im heiligen Lande lebt.

Kaiser Leopold lies im Anfange der französischen Revolution mehre Ausländer verhaften, die geheimer Missionen beschuldigt und in der Folge über die Grenze gebracht wurden. Unter den Deportirten befand sich ein Franzose, ein ruhiger, rechtlicher Mann, der keinen Theil an irgend einer geheimen Unternehmung hatte und ganz unschuldig in die Classe der Verdächtigen gefallen war. Nach seiner Entfernung fand man folgende Zeilen in seinem Gefängnisse:

Tout voir est un défaut, trop régner est un vice:  
Un empereur n'est point lieutenant de police.

Als Montesquieu bei dem Papp seine Abschiedsaudienz hatte, sagte Benedict XIV., der den Geist und die Gelehrsamkeit des großen Mannes und Schriftstellers schätzte: „Lieber Präbident, ehe wir scheiden, sollen Sie von mir noch ein Andenken der Freundschaft erhalten. Ich erteile Ihnen und Ihrer ganzen Familie auf Zeitlebens die Erlaubniß, Fleisch zu essen.“ Montesquieu bezeugte seinen Dank und empfahl sich Sr. Heiligkeit, worauf ihn der Bischof Kammerer in die päpstliche Kanzlei führte. Hier ward ihm die Dispensation ausgeteilt.

nigt und zugleich, wie wir zu sagen pflegen, eine Fleischerrech-  
nung für Ertheilung dieses heiligen Privilegiums. Montesquieu  
gab, ganz erschrocken über diese heilige Auflage, dem Secrétaire  
sein Fleischpatent zurück und sagte: „Ich danke Er. Heiligkeit  
für Ihre Gnade; aber der Papst ist ein rechtschaffener Mann!  
Ich halte mich an sein Wort, und das wird der liebe Gott  
wol auch thun.“ 29.

### Bibliographie.

Abendorf, C., Gormas der Schreckliche und seine Ver-  
räuber. Ein Gemälde des amerikanischen Piratenlebens aus  
der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. 8. Berlin, Lü-  
derich. 1839. 1 Thlr.

Abantes, Herzogin von, Der Verbannte. Lebensschil-  
derungen. Aus dem Französischen. 2 Bände. Gr. 12. Queb-  
linburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Bayrhammer, A. Th., über Idee und Wirkung der  
protestantischen Kirchenvereinigung. Aus dem Standpunkte der  
Religion und des Staats. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 6 Gr.

Briefe an und von Johann Heinrich Merck. Eine selbstän-  
dige Folge der im Jahre 1835 erschienenen Briefe an J. P.  
Merck. Aus den Handschriften herausgegeben von A. Bag-  
ner. Mit Facsimilen. Gr. 8. Darmstadt, Diehl. 1 Thlr.  
16 Gr.

(Briasset.) Eine geniale Frau. Ins Deutsche übertragen  
von E. Krufe. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 1839.  
2 Thlr. 12 Gr.

Dellarosa, E., Die Belagerung Wiens durch die Tür-  
ken, oder Graf Rüdiger von Starbemberg's Heldenmuth und  
Tapferkeit. Eine historisch-romantische Erzählung. 2 Theile.  
8. Wien, Haas. 1 Thlr. 16 Gr.

Deutschland und seine Eisenbahnen. Gr. 8. Leipzig, D.  
Wigand. 12 Gr.

Dietzweg, F. A. W., Beiträge zur Lösung der Lebens-  
frage der Civilisation. (Fortsetzung.) 4ter Beitrag: 1. über  
Erziehung zum Patriotismus. 2. über deutsche Universitäten.  
Gr. 8. Offen, Wädeler. 10 Gr.

Die Freunde. Novelle von der Verfasserin der Cousinen,  
der Frauen u. s. w. Aus dem Schwedischen übersetzt von C.  
Eichel. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Das Wespenerbuch. Von H. Paulmann, Dr. Schiff  
und W. Bernhardt. 8. Zerbst, Kummer. 18 Gr.

Haibe, C. von der, Nord und Süd. Charakteristiken  
und Poesien. 8. Cassel, Fischer. 1 Thlr. 12 Gr.

James, Historische Romane. Neue elegante Taschenaus-  
gabe. II. Darnley in 3 Bändchen. Aus dem Englischen über-  
setzt von C. Heine. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann.  
1 Thlr. 8 Gr.

—, Der Räuber. Ein Roman. Aus dem Englischen  
übersetzt von C. Susemihl. 1ster Band. 8. Leipzig, Koll-  
mann. 1839. 1 Thlr. 8 Gr.

Jimmermann, K., Münchhausen. Eine Geschichte in  
Arabesken. 1ster Theil. 8. Düsseldorf, Schaub. 2 Thlr. 8 Gr.

Lessing, C. F., Die Lehre vom Menschen. 4ter Bd.  
Gr. 8. Leipzig, Frieze. 1 Thlr. 8 Gr.

Levingston's Gesetzbuch über die Verbesserung und in-  
nere Einrichtung der Gefängnisse nebst dessen Einleitung und  
den Anmerkungen des Herrn Karl Lucas. Ein Beitrag zur  
Theorie des Pönitentensystems, frei bearbeitet nach dem Französ-  
ischen des Herrn Karl Lucas von Konrad Samhaber.  
Gr. 8. Darmstadt, Bestk. 20 Gr.

Liebermeister, J., Gebichte. 1ste Sammlung. 8.  
Ardlingen, Best. 8 Gr.

Marbach, G. D., Aufruf an das protestantische Deutsch-  
land wider unprotestantische Umtriebe und Wahrung der Geis-

tesfreiheit gegen H. Leo's Verlesungen. 1ster Artikel. Gr. 8.  
Leipzig, D. Wigand. 8 Gr.

Mörke, C., Gebichte. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr.  
6 Gr.

Müller, J., Die christliche Lehre von der Sünde. 1ster  
Band. Gr. 8. Breslau, Max u. Comp. 1839. 3 Thlr.

(Ragusa.) Reise des Marschalls, Herzogs von Ra-  
gusa durch Ungarn, Siebenbürgen, Südrussland u. s. w.  
Authentisch unter Aufsicht und aus Auftrag des Verfassers bes-  
orgte deutsche Ausgabe. 5ter Band. 8. Wien, Heubner.  
1 Thlr. 12 Gr.

Raupe, Der Stern der Liebe. Herausgegeben vom Ver-  
fasser der „Reiseerzählungen aus zwei Welten“. 8. Zeit, Schiefer-  
decker. 1 Thlr. 12 Gr.

Rengger's, A., Kleine meistens ungedruckte Schriften,  
herausgegeben von F. Kortüm. Gr. 8. Bern, Jenni,  
Sohn. 1 Thlr.

Reyhaud, Frau Charlotte, Anton. Übersetzt von Fanny  
Larnow. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 1839. 2 Thlr.  
12 Gr.

Römer, Theater. 2ter Band. Gr. 8. Wien, Raus-  
berger. 20 Gr.

Schmittanner, A., Über das Recht der Regenten in  
kirchlichen Dingen. Eine christlich-staatsrechtliche Abhandlung.  
Gr. 8. Berlin, Jonas. 1 Thlr. 6 Gr.

Schwab, C., Die schönsten Sagen des classischen Alter-  
thums. Nach seinen Dichtern und Erzählern. 2ter Theil. —  
Auch u. d. T.: Die Sagen Troja's von seiner Erbauung bis  
zu seinem Untergang. Nach den Dichtern und Erzählern der  
Athen. Mit 1 Titelbilde. Gr. 8. Stuttgart, Cisching. 1839.  
1 Thlr. 10 Gr.

Schwartz, C., Friedrich bei Rossbach, Leuthen und Torgau.  
Eine Skizze. Herausgegeben zum Besten der Überschwemmten  
an der Oder. Gr. 8. Berlin, Cropsius. 4 Gr.

Seidl, J. C., Novellen. Gr. 12. Wien, Collinger.  
1839. 18 Gr.

Der Sinai. Reisebilder von Alex. Dumas und A.  
Dauzat's. Aus dem Französischen. 1ster, 2ter Theil. 8.  
Cassel, Fischer. 2 Thlr. 12 Gr.

Smidt, F., Die Belagerung von Glückstadt. Roman-  
tisches Seegemälde. 3 Theile. 8. Altona, Aut. 3 Thlr.  
12 Gr.

Soulié, F., Die Memoiren des Teufels. Frei nach dem  
Französischen von Julius Schöppe. 2 Theile. 8. Altona,  
Hammerich. 3 Thlr.

Spindler, C., Des Schusters Jüngling. Romantisches  
Sitten- und Charaktergemälde aus den Zeiten des Kaisers Ru-  
dolph von Habsburg. 3 Bände. 8. Bielefeld, Klünne. 3 Thlr.  
12 Gr.

Steinau, P. von, Volksagen der Deutschen. 8. Zeit,  
Schieferdecker. 1 Thlr. 18 Gr.

Larnow, F., Gallerie weiblicher Nationalbilder. 1ster  
Theil. Deutschland. Frankreich. Rußland. 8. Leipzig, Koll-  
mann. 1 Thlr. 9 Gr.

Thal, K. v., Der Tod des Raubritters, oder: die Zer-  
störung der Ebersburg. Romantische Rittergeschichte. 8. Nord-  
hausen, Fürst. 1 Thlr.

Thalheim, F., Der Erzbischof von Köln und Herrmann  
von Grein, der kühne Löwenbändiger, oder: der blutige Auf-  
stand zu Köln. Ritter-, Kloster- und Räubergeschichte. 8.  
Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 2 Gr.

Ullmann, C., Historisch oder Mythologisch? Beiträge zur  
Beantwortung der gegenwärtigen Lebensfrage der Theologie.  
Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 1 Thlr. 8 Gr.

Wangenheim, F. Th., Historische Novellen. 8. Ham-  
burg, Heroldsohn. 20 Gr.

Zinden, K., Des Felsenthales Winterreiz. Ein Gebicht.  
Mit 6 Bignetten. Gr. 12. Quedlinburg, Franke. 16 Gr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 282.

9. October 1838.

Zwölf Nächte. Roman in sechs Büchern von W. Alexis. Drei Bände. Berlin, Duncker und Humblot. 1838. 8. 5 Thlr.

Der geistreiche Verfasser dieses Romans schreibt unter einem angenommenen Namen; eine scherzhafte Erklärung dieser Laune findet sich vielleicht in dem vorliegenden Buche, wo der Besitzer eines Hauses, das er, ohne seinen Namen dabei zu nennen, unter strengem Geheimniß bauen ließ, nachher sagt: „Geseht ich hätte das Unglück und hieße Schulz, Becker, Hering, Müller oder Lindemann, und Jedermann wüßte das, glaubt Ihr, daß mein Gebäude dann halb den Eindruck gemacht hätte, der in meiner Absicht lag?“ Der Verf. hat durch seinen Roman „Walladmor“ das Publicum eine Weile getäuscht und auf den Wahn gebracht, es lese einen übersehten Roman des großen Unbekannten; ist es ein Wunder, wenn man unter solchen Umständen etwas mißtrauisch wird und bei W. Alexis gar leicht eine kleine Mystification wittert und fürchtet? Ref. gesteht, daß er unter diesem Vorurtheil, diesem Einfluß in das Buch sich hineingelesen, und daß, nachdem er die drei Bände gewissenhaft und mit Vergnügen beendet, er sich jener Vermuthung nicht ganz zu entschlagen vermag; daß ihm während der Lecture immer zu Muth war, als stiege er in einem halbausgebauten Hause auf schmalen Balken und dünnen Dielen herum, und als könnte jeden Augenblick der Boden unter ihm zusammenkrachen; daß er am Ende eine gewisse Unbefriedigung, ein halb beschämendes Gefühl der Täuschung empfindet. Ist man einmal mißtrauisch, so kennt der Verdacht keine Grenzen, und so ist Ref., der von einem frühern Roman des Verf.: „Haus Dästerweg“, nur den Namen kennt, gar auf den Gedanken gekommen, W. Alexis habe bei diesem neuen Buche noch das Thema des alten im Sinne gehabt, weil in den „Zwölf Nächten“ die Geschichte sich um ein altes düstere Haus dreht, welches weg muß. Doch, gehen wir über zur Angabe und Erörterung der Fabel und des Inhalts der „Zwölf Nächte“.

Die zwölf Nächte sind die Frist von dem heiligen Weihnachtabend bis zum heiligen Dreikönigsfest, und in diesen kurzen Zeitraum fallen sämmtliche Ereignisse dieses Romans. Versuchen wir, die ziemlich complicirte Geschichte, in der eine ansehnliche Menge handelnder Per-

sonen auftritt, in möglichster Kürze und Einfachheit zu excerpiren.

Die Scene der Handlung bilden zwei Häuser in einer nicht genannten großen deutschen Stadt, und diese Häuser sind zugleich gewissermaßen mithandelnde Wesen von nicht geringer Bedeutung. Das eine ist ein altes, ziemlich baufälliges, großes, unheimliches Haus, seit alten Zeiten der Firma Lömlein und Aberbeiß angehörig. In diesem Gebäude hat eine ansehnliche Einwohnerschaft ihr Unterkommen gefunden. In der Bel-Etage residirt die Frau Lömlein, die Eigenthümerin des Hauses und Besitzerin eine halben Million, eine körperlich und geistig sich höchst unbehaglichühlende, unruhige, eigensinnige, Niemanden vertrauende und Niemand liebende, dabei prachtsüchtige, stolze, jähzornige und herzlose Dame, deren Liebbling ihr Papagei ist. Gerade das Gegentheil von ihr ist ihre sanfte, empfindsame, weichherzige Tochter Cecilie, deren ätherisches Wesen, in beständiger Spannung erhalten durch die Conflictte mit einer ihr so ungleichen und fremden Mutter, sich bis zum Hellssehen steigert. Die reiche Frau hat natürlich eine ansehnliche Dienerschaft; den schlauen, spitzbübischen Kammerdiener Johann und das sentimentale, geblödete, dabei das Zeitliche nicht außer Acht lassende Hausmädchen Friederike, welche beide Personagen, früher schon in einem zärtlichen Verhältniß gestanden, später auseinandergekommen, nunmehr während der zwölf Nächte ihre Lebensschicksale wieder zusammenzuflicken gedenken. Zur Dienerschaft gehört ferner Marie, die Enkelin der ebenfalls im Hause mit mehreren andern Enkeln wohnenden Waschfrau Martin. Jene ist ein reines, harmloses, liebevolles Geschöpf, diese eine Incarnation des tüchtigen, redlichen, gesunden Menschenverstandes und der praktischen, derben Lebensweisheit, wohlwollend und resolut, verständig und kräftig. Sie hat in der Astermiethe ein paar arme Studenten, Anselm und Thomas, welche sich eifrig mit Philosophie beschäftigen und, was eine der einleitenden Scenen ist, wegen einer kleinen Differenz in Betracht der Art, wie ein Angriff gegen den von beiden verehrten Philosophen zu ahnen sei, zu den Schlägern greifen; ein Duell in der Christnacht, dem, nachdem der Eine leicht verwundet, von der rüstigen Waschfrau und ihren Enkeln mit Gewalt ein Ende gemacht wird. Anselm macht einer hübschen jungen Rathswitwe,

auch einer Bewohnerin des Hauses, die in ziemlicher Dürftigkeit lebt, den Hof und sucht der naiven, muntern, unbefangenen jungen Frau das Verständniß der Idee und des Absoluten zu eröffnen, woran sie, die ihn sonst wohl leiden mag, keinen Geschmack findet. Weitere Insassen des Hauses sind der Medicin-Doctor Strahlheim und der Architect Werner, welche im Verlauf der Erzählung als Rivalen um die Hand der schönen Cécille auftreten. Strahlheim ist ein durchtriebener, schlauer Intrigant, gewandt und geistreich, klug und rücksichtslos genug, um alle Mittel zu benutzen, sich aus einer höchst bedenklichen Lage zu retten und sich zu pouffiren. Er steckt tief in Schulden gegen den Juden Joel, der sich seiner als eines vielversprechenden Knaben angenommen, ihn mit Geld unterstützt hat und jetzt eine Erstattung seiner Auslagen mit Wucher davon erwartet, daß Strahlheim ein glänzendes Glück als Arzt und durch eine reiche Heirath mache. Werner, der junge Architect, ist ein höchst talentvoller, redlich strebender Künstler, der aber, mit allen seinen Lebenshoffnungen und Aussichten gescheitert, in die äußerste Dürftigkeit und Verzweiflung versunken, beim Beginn dieser Erzählung im Begriff steht, seinem Dasein ein gewaltiges Ende zu machen. Ferner wohnen in dem Hause ein ältlicher Commissionrath, ein dem Anscheine nach höchst ordnungsliebender, steifer und strenger Mann, der viel mit Geldgeschäften zu thun hat; ferner ein pietistischer gelber Leineweber, der vor Neid und Bosheit fast zersprengt, aber immer die gottseligsten Reden im Munde führt, und im Keller ein altes Männlein, Konrad Ruff, von den geringern Hausbewohnern Papa Ruff genannt, der einen kleinen Hausrhandel treibt und durch freundliches, wohlwollendes Wesen bei Jedermann, besonders bei den Kindern sehr beliebt und empfohlen ist.

Dies alte starkbewohnte Haus ist von der Besizerin, der Frau Lömlein, an einen ihr unbekanntem Käufer durch Vermittelung des Commissionraths, der ihn aber auch nicht kennt, verkauft und soll bis zum Dreikönigsfest von ihr geräumt werden. Das andere, eine wichtige Rolle spielende Haus ist ein dem alten gegenüber emporsteigendes neues Gebäude, dessen Erbauer Niemand bekannt ist, da er seine Befehle, Anordnungen, Bezahlungen aus der Ferne her schickt, seine Briefe von Indien datirt sind und er gestiftentlich Alles ins dichteste Geheimniß zu hüllen scheint. Dies neue große Haus ist nach einem seltsamen Plan angelegt; alle Arten des Geschmacks und Styls der verschiedensten Völker und Zeiten sind durcheinandergemengt, und es hat den Einwohnern der Stadt schon viel zu rathen und zu spotten, zu rügen und zu lachen gegeben. Schon mehre Architekten sind plötzlich entlassen und neue, mit neuen Instructionen an ihre Stelle berufen worden. In dem Zeitpunkte, wo die Geschichte anfängt, hat sich das seltsame Haus schon ziemlich seiner Vollendung genähert. In den kurzen Zeitraum der zwölf Nächte fällt der Einsturz des alten Hauses, die Vollendung des neuen und der Einzug der Bewohner von jenem, sofern nicht Änderungen eintreten, in dieses.

Die heilige Christnacht trifft die Bewohner des alten Hauses in sehr ungleicher Stimmung und Beschäftigung. Der blasse Architect Werner verbrennt alle seine Papiere, Porzelen und Zeichnungen; er hat einen an die Welt geschriebenen Abschiedsbrief und eine Pistole vor sich. In dem Briefe steht:

Warum ich Abschied nehme von dieser schönen Welt? Eine thörichte Frage! Leben, der lebt, sollte man fragen, warum er leben bleibt? Leben in einer Welt, aus der die Schönheit fort ist. Wenn du absolute Gründe haben willst: Weil ich kein Geld habe und Keiner ist, der mir den heiligen Christ bescheert. . . Ich habe auch geglaubt an den heiligen Christ, und mich gestreut auf den Schein der dampfenden Wachslichter, die verkünden, daß er da ist; aber nun sind zwei Duzend Jahre und darüber verstrichen, seit ich ein Kind war, und die Kerzen brannten mit jedem Jahre dunkler. Nun seh' ich durch das dünne Flämmchen den verglimmenden Docht, das verzehrte Wachs, den Rauch, der die Decke schwärzt; aber der Christ ist nicht da, das glänzende Kind, das die Strahlen der Sonne einfaugt und mit den Händchen winkt: Kommt her zu mir, die Ihr trübselig seid und beladen. Die Astra ist wieder auf Erden.

Schon hat er die Pistole an die Stirne gesetzt; aber das Licht brennt dunkel; es soll hell sein zu seiner That — er will es schnäuzen und löschet es aus. Da entsteht über ihm Lärm, er hört Mariens Stimme um Hilfe rufen, er eilt hinauf in das Zimmer der Studenten und findet sie mit gezogenen Schlägern; Frau Martin hat die Thüre eingetreten, die Kämpfer getrennt, hält ihnen eine derbe Strafpredigt und schickt nach dem Doctor Strahlheim, der in einem Weinhaufe die Weihnacht feiert. Nachdem dieser gekommen und den verwundeten Anselm verbunden, zieht Frau Martin mit allen ihren Kindern wieder ab, um die unterbrochene Weihnachtsfreude fortzusetzen. Bald folgen ihnen die Studenten, Strahlheim und Werner, begütigen die Alte, man braut einen Punsch, wird cordial, Papa Ruff kommt auch und endlich noch der Leineweber, der, unter Schelten über das unchristliche Trinken, ein Glas ums andere leert und endlich in einem derben Rausche Gläser, Bowle u. s. w. zerbricht. Man trennt sich. Strahlheim nimmt Werner mit sich auf sein Zimmer; er hat dessen Gemüthszustand errathen, er hat die Pistole in seiner Rocktasche gefühlt und sie herausgezogen; er lockt ihm das Geständniß seines vermittelten Vorfalles ab; er zieht den Stöpsel aus einer Champagnerflasche, schenkt ihm ein Glas ein und weiß den einer Ohnmacht Nahen zu bereben, daß er sich von ihm auf den Flur der Bel-Etage führen lasse, damit er, Strahlheim, wenn man den Ohnmächtigen finde, rasch herbeieilen und sich als geschickter Arzt in Credit setzen könne. Werner, schon halb bewußtlos, willigt, wiewol mit Widerstreben, ein; der Anschlag gelingt: wie eben die glänzende Gesellschaft bei der Frau Lömlein auseinandergeht, klingelt es laut, man findet den Ohnmächtigen, man trägt ihn hinein in die Gemächer der reichen Frau, Strahlheim erscheint augenblicklich, läßt dem Kranken zur Aber, weiß sich die gute Meinung und Kunst der Frau Lömlein, die mit ihren zwei Ärzten nicht zufrieden ist, im Sturm zu erobern und wird von ihr zu fernern Besuchen aufgefordert.

Die schöne und sanfte Cäcilie hat den schönen Dymmächtigen mit dem blaffen schwermüthigen Gesicht und den dunkeln Haaren mit inniger Theilnahme und Behmuth betrachtet, da sein Leiden ihm von den leblosen Zügen zu lesen war. Sie hat ihm, wie sie das Licht wegnahm, einen goldenen Anker, das Symbol der Hoffnung, um den Hals gehängt. Der Kranke hat ein halbes, träumerisches Bewußtsein von Dem, was mit ihm vorgegangen ist, wie er aus seiner Dymmacht erwacht; beschämt eilt er aus dem fremden Zimmer auf seine einsame Stube; er sann schon wieder, seinem Leben ein Ende zu machen durch Aufreißen des Verbandes, oder sich über das Treppengeländer herabzustürzen; da strahlte ihm aus seinem Zimmer ein Glanz entgegen — ein Christbaum war angezündet, mit Lichtern, Nüssen und Äpfeln, und in den Nüssen und Pfefferkuchen waren Goldstücke; neuer Muth kehrte in sein Herz; er schloß seine Befehrerung ein und überließ sich dem Schlafe.

Am andern Morgen erwacht, glaubte er anfänglich, geträumt zu haben, bis ihn das Wiederfinden seines Schatzes vom Gegenthail überzeugte. Der Abschiedsbrief war von einer unbekanntem Hand halb zerrissen und darunter geschrieben: „Wird nicht angenommen!“ Er zerriss ihn jetzt ganz; aber er fand auf seinem Tische einen andern versiegelten Brief, den er hastig erbrach, und worin er im Namen des in der Fremde lebenden Besitzers des großen Hauses drüben aufgefordert wurde, den Bau desselben von heute an zu leiten und zu vollenden. So sehr er sich über den seltsamen Bau oft geärgert, hatte er doch nachgerade sich mit der Anlage desselben in etwas ausgeöhnt, hatte eine gewisse Regel, einen Sinn darin gefunden, und trotz der ihm als unmöglich erscheinenden Bedingung: daß das Haus bis zum Dreikönigstage vollendet sein müsse, unterzeichnete er led den Contract.

In der Kömlein'schen Familie begann der Morgen des heiligen Christfestes sehr stürmisch: Marie ward von ihrer misanthropischen Gebieterin, welche selbst durch die Alteration des Abends krank geworden, gescholten und mishandelt, Cäcilie weinte und wurde von der Mutter zurechtgewiesen; Frau Kömlein, von ihrem Papagei gepickt, verlangte nach ihrem neuen Arzte, der erst nach einiger Zeit erschien und durch sein gefälliges Eingehen in ihre Ideen sich immer mehr in ihrer Gunst befestigte.

Mittlerweile hatte der Bau an dem neuen Hause selbst am heiligen Festtage wieder begonnen; Handwerkerleute aller Art waren in Thätigkeit; viele Zuschauer versammelten sich, theils ihre Betrachtungen anstellend über das wunderliche Bauwesen, theils sich beklagend über die Entbehrung des Festes durch Arbeit. Zu Letztern gehörten namentlich solche Handwerkerleute, die keinen doppelten Tagelohn an dem Bau zu verdienen so glücklich waren. Der Tumult wurde immer stärker; die Ausgeschlossenen wollten am Ende die Arbeiter zwingen, ihre Arbeit einzustellen; die Männer hatten nachgegeben, aber die Weiber stärkten wieder ihre Standhaftigkeit; die Polizei schritt ein, Mehre, darunter der heftig schimpfende Leineweber, wurden verhaftet und so die Ruhe wiederhergestellt. Dar-

über gerieth der enthusiastische Student Anselm, der aus dem Fenster der jungen Rathswitwe dem Spectakel zusehende und schon die Hoffnung auf eine große und glänzende Umwälzung, auf eine gänzliche Reform des Rechtszustandes gehegt hatte, in großen Ärger und Verdruss, worüber ihn die junge Frau auslachte.

Nachdem der erste dem neuen Hause drohende Sturm vorüber war, präsentirte sich nach der Anordnung des unbekanntem Bauherrn der den Bauleuten bisher nicht bekannte neue Architekt, auf dessen Erscheinen sie mit ängstlicher Spannung gewartet hatten. In der Zwischenzeit, bis er erschien, hatte der alte Muff eine sehr bedenkliche Unterredung mit dem Maurermeister, welchem er ein paar hundert Thaler abpreßte für das Versprechen, bei dem Bauherrn ihn zu vertreten und von aller Verantwortlichkeit zu befreien. Nicht wenig erstaunten die Werkleute, als Werner auftrat, seine Vollmacht vorwies und sofort in sehr entschiedenem und bestimmtem Tone seine Befehle austheilte, sich mit Aemern bekannt zeigte und strengste Subordination und Gehorsam ihnen als unerlässliche Pflicht einschärfte. Der bisherige Baumeister, ein früherer Bekannter Werner's, übergab diesem das Werk, über dessen heillosen Plan er höhnlisch die Achseln zuckte, bei dessen Förderung er aber seine Rechnung doch so ziemlich mußte gefunden haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Götter, Helden, Don Quixote. Abstimmungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche. Von Karl Guklow. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1838. 8. 2 Thlr.

Als vor drei Jahren und länger Guklow's „Öffentliche Charaktere“ erschienen, fand seine Betrachtungsweise der Persönlichkeiten wo nicht Beifall, doch mindestens weniger Widerspruch, als die literarische Thätigkeit Guklow's sonst bei den Unbefangenen hervorzurufen, ja selbst den Befangenen abzunöthigen pflegt. Der Wellenschlag seiner Kritik, der, Cabinetsintriguen und Conspirationen überflutend, sich nur an den mit Giffren bedeckten Säulen der Staatsgeheimnisse brach, rauschte für die Ohren vieler zu mächtig, als daß sie für nöthig befunden hätten, seine Tiefe zu untersuchen, oder gar geneigt gewesen wären, die häufigen Brechungen von Guklow's Reflexionen den kaum bedeckten Klippen zuzuschreiben, die zahlreich unter ihnen verborgen lagen. Man war den Ton seiner Charakteristik im Grunde genugsam aus dem der französischen Kammerverhandlungen gewohnt; er hatte diesen nur potenziert und die dort übliche Sophistik zu einer ungewöhnlichen, aber nichts weniger als verdienstlichen Höhe der technischen Fertigkeit gesteigert; in dem gefährlichen Gaukelspiel mit den Messern der Theesen und Antithesen hatte er sich bis zu der Meisterschaft eines indischen Jongleurs emporgearbeitet. Aber bei dem Allen nahm jede Darstellung in dem Buche doch ihren gehörigen Verlauf, der dialektische Proceß schritt noch in einem gewissen Ebenmaße vorwärts, und man wurde zu einem Resultate geführt, das, wenn auch nicht den Stempel der Wahrheit, doch eine Farbe trug, die mit seinen Prämissen in Übereinstimmung stand. Wenn man, geblendet von dem gauklerischen Glanze, betäubt von dem stürmischen Wellenschlage, am Schluß einer Charakteristik angelangt war, so konnte man doch, nach einiger Zeit beruhigt, sich eine Ansicht, ein Bild von der Totalität eines Charakters und seiner Tendenzen entwerfen; denn das Buch selbst hatte einen Charakter und eine Tendenz.



Jetzt liegen uns literarische Charaktere: „Abhimmungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche“, vor, über die wir ungünstiger und auszusprechen gebrungen sind. Die Dialektik ist hier auf die Höhe einer Unnatürlichkeit getrieben, wo sie dieses Namens völlig unwürdig geworden ist: es ist ein unheimliches Singen- und Herüberreden, eine Reihe unaufgelöster Dissonanzen, die ein dann und wann durchdröner Record nur desto widerlicher macht, eine unerquickliche Behandlung der Gedanken, die, jetzt auf die Spitze getrieben, jetzt zurückkehrend den Leser in Athem setzen, ihnen zu folgen, und doch am Ziele des Laufs, statt die gewünschte Klarheit zu geben, nur in einige blendende Schlaglichter, ja oft Zerflüchter ausgehen. Aber freilich ist dies auch ganz die Dialektik, wie sie Guklow in seiner Schrift über „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte“ definiert als die Kunst, sich in die Speculation mit mehr oder weniger Individualität zu verlieren und aus diesem Mehr oder Weniger, aus dieser Kürzen oder längern Perspective des Auges, aus dieser Wendung nach rechts oder links hin von einem einzigen Gedanken alle nur möglichen Resultate, Nuancen und stylistischen Schönheitsformen zu gewinnen. Man sieht, es ist ihm nicht um den wahren Gedanken zu thun, der sich zerlegt und wieder in sich zurückkehrt, um, ein erhöhter, sich zu erneuen; es ist vielmehr eine Dufstrophendonschrift, die von links nach rechts und von rechts wieder nach links geht und zu einem Ende, aber zu keinem Schlusse führt.

Im Einzelnen manifestirt sich diese Betrachtungsweise wiederum verschiednen. Voran stehen als Götter: Shelley, Büchner, Grabbe. Der ins Eiegische überstreichende Ton, mit welchem von frühzeitig untergegangenen genialen Dichtern gesprochen wird, hat bei der Charakteristik des Julestgenannten einen seltsamen Beiklang. „Dasjenige“, heißt es, „was noch schmerzlicher ist als der Verlust des Mannes, ist dies, daß mit ihm nichts verloren ging.“ Und nun wird dieses Thema in der bekannten Reflexionsmanier so fortvariiert, und auf der fünften Seite mit dem Sage geschlossen: „Grabbe wird eine denkwürdige Epifode unserer Literaturgeschichte bleiben.“ Und doch steht er unter den Göttern? Wol hätte die Apothese eine andere Würdigung erheißt als einige beiläufige Worte über die Schwäche seiner beiden letzten Gedichte und die Mißstände seiner Intentionen. Hat Guklow hier eine Basis, eine vorhandene, unbeleuchtet gelassen, so ist es bei Büchner fast umgekehrt der Fall. Dort zimmert er eine aus Fragmenten zusammen. Um zu den Genien geführt zu werden, die den Göttern nahe stehen, reichen einige lähne und sichere Griffe in das Reich der Kunstgestalten nicht hin; der Genius ist der Träger einer weltgeschichtlichen Idee, der Schöpfer einer neuen Art, nicht ein bloßer Producent neuer Gedanken. Das Streben macht es nicht, sondern das Bewußtsein. Guklow bemüht sich, ein Leben, das nur von jenem zeugt, zu einem genialen zu stampeln, und doch kann weder jenes Streben noch dieses Bemühen den Ehrenplatz zwischen Shelley und Grabbe in der That rechtfertigen.

Verschiedenartiger in Ton und Behandlung sind die Aufsätze der zweiten Serie. Der erste, über Schadow, verbreitet sich zugleich über die Differenzpunkte der düsseldorfer und münchener Kunstschulen und geht vom Meister auf die Schüler über; ein anderer, über Heine, ist dagegen im Grunde nichts als eine oft allzu nüchternen, sich wiederholende Paraphrase des alten Wortes, daß ein deutscher Poet kein Geld habe: bei beiden erwartet man Anderes. Bei Raumer blickt durch die Rechtfertigung viel Schärfe, bei Rehsues durch den Tadel viel Milde durch; aus Barmhagen's „Galerie von Bildnissen“ und aus Laube's „Reisenovellen“ wird Anlaß zu bitteren Worten über Geng genommen. Die am richtigsten und billigsten würdigenden Aufsätze scheinen uns die über Immermann und Laube zu sein; und doch weicht rückfichtlich des Letztern schon die Vorrede von der früher geschriebenen Charakteristik ab. In der

Letztern heißt es noch: „Laube ist auf dem Punkte, die Schwächen des Liberalismus zu durchschauen, die Literatur von den Erinnerungen an 1830 zu erlösen, neue Ausdrücke für alte Dinge und neue Begriffe für alte Worte zu schaffen.“ Die ganz anders in dem resumirenden Vorworte: „Ein Anderer möchte er demselben Staate, der ihn der Lüge zeugt, grade eine Wahrheit werden, und hält seine Anstellung als mustauffer Staatsgefänger für eine Gnade, der bald der Legationsrathstitel folgen werde.“ Ueber noch ergeht es G. Schiller; er schließt im Buche den Reigen der Heiden; sein Talent sei zu achten, heißt es, die Erscheinung des Buches wichtig, wenn auch die Tendenz nicht gebilligt wird. In dem Vorwort ist er zu den Don Quixotes gestellt: „Ein junger Keuling schreibt deshalb gegen Metternich, weil er hofft, jeden Augenblick könne ein Courrier kommen, um ihn an Gengens Stelle zu berufen.“

Bisher war die Kritik Guklow's nur theilweise dem Tadel zugewendet, in dem letzten Abschnitte läßt sie die Flut vernichtender Worte unter Donner und Blitz und mit allem Beiwerke, das die Publication eines Lobesartikels noch zu einer Komödie machen kann, gegen die unglücklichen Johannes Winkewitz, J. Jacoby, F. A. Köpfer und — Heinrich Steffens ausströmen. Eine solche Kritik wäre gegen die Genannten die gerechteste, wenn sie überhaupt noch nöthig wäre; denn einigen von ihnen ist schon so sehr — um ein gewöhnliches Gleichniß zu brauchen — auf den Kopf getippt worden, daß sie ihn schwerlich mehr in die Regionen der Literatur erheben werden, oder sie verkümmern in ihrer geistigen Misere — und solchen unglücklichen kann man doch wenigstens die Freude an dem wenigen Leben lassen, das ihnen noch übrig ist, und an dem ja außer ihnen so wenig Jemand Freude hat, als sie selbst eine andere kennen denn diese. Einer aber von den Aleren hat Kraft und Willen, Selbstbewußtsein und Energie; das hat er bisher gezeigt, und das kann man anerkennen, wenn man auch über die Echtheit seiner Bestrebungen, über die Wahrheit seiner Richtung ganz abweichend denken mag. Darum verdient er nicht in die Classe Derer gestellt zu werden, die Windmühlen für Riesen halten und sich für Ritter und Heiden; denn die Wirkungen eines Mannes, der seinen Weg zu verfolgen gewohnt war, sind anders zu beurtheilen als die Luftsprünge von Anfängern, die mit einem salto mortale auf den Höhen der Literatur zu sein meinen. Wären ihm jene Abirungen nicht nachgewiesen worden, so hätte Guklow's Kritik mehr für sich, weil ihre Schärfe durch den Kampf gegen einen allgemeinen Mißstand gerechtfertigt würde; so ist sie gegen einen Einzelnen gewendet und hat eine solche Anzahl mehr oder minder eng Verbündeter, daß es hier keinen Riesenkampf gilt, zu dem sie sich auslegt, und daß es ein vergebliches Bemühen ist, an Dem zum Ritter zu werden, der zu sehr Mann ist, um für einen Don Quixote zu gelten.

Über den Gedanken des Buches im Allgemeinen bemerkt Guklow selbst: „Indem ich diese unter verschiedenen Eindrücken verfaßten Artikel zusammenstellte, ward ich selber von einer Einseitigkeit derselben betroffen, die ich in sie nicht hineingelegt hatte. Ich fand, daß der Refrain aller dieser Artikel die Mißstellung der Literatur zu den öffentlichen Thatsachen ist, mochte die Klage nun in meiner Auffassung, oder, was ebenso oft wiederkehrt, in den behandelten Gegenständen selbst liegen.“

Das ist völlig wahr bis auf die Zwiefältigkeit des Grundes. Es ist Guklow's Auffassungsweise, die in den Mißständen der Literatur die Einwirkung des öffentlichen Lebens da sieht, wo Andere die Schwächen des Charakters finden oder auch nur die gewöhnliche Schattirung der Lebenszustände. Das wahre Malcontente aber, das er namentlich bei Immermann und Barmhagen gewahrt, ist das Kennzeichen jeder Durchgangsperiode, und für die jetzige wäre es sicherlich schlimm, wenn sie ihren Verlauf in einen Durchbruch des öffentlichen Lebens nähme.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 283.

10. October 1838.

Zwölf Nächte. Roman in sechs Büchern von W. Alexis.  
Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 282.)

Am zweiten Feiertage war großes Festin bei der reichen Witwe Lömlein; unter den anwesenden Gästen befanden sich der Commissionrath, der in hohe Gunst gekommene Doctor Strahlheim, ein schöner Rittmeister, Graf Eichenhorst, und ein Engländer, Mr. Horsfal, der in Geschäftsverbindung mit dem Hause Lömlein gestanden hatte. Der Engländer kam über Tische auf den seligen Herrn Herz Jakob Lömlein zu sprechen und erzählte ein seltsames Abenteuer von diesem Manne, der, befeelt von einem rastlosen Verlangen nach Erfindungen und Kenntnissen, in England sich des Verbrechens schuldig gemacht hatte, ein Fabrikgeheimniß ausgeforscht zu haben, worauf die Todesstrafe stand. Schon habe er unter dem Galgen gestanden, als er durch einen glücklichen Zufall gerettet worden sei. Zu spät merkte der Engländer, als Cécilie in Ohnmacht fiel, daß er diese Geschichte von — dem ehemaligen Gatten der Frau Lömlein, dem Vater Céciliens, erzählt, während er den Herz Jakob Lömlein für den Großvater der Letztern gehalten hatte. Bald jedoch wurde die Ruhe wiederhergestellt und der Engländer erzählte weitläufige Geschichten von Ostindien, wo er die Bekanntheit eines außerordentlich tüchtigen und praktischen Mannes gemacht habe, welcher einen indischen Fürsten wieder zur lebendigen Thätigkeit und zum Bewußtsein der Zufriedenheit verholfen und dadurch der Wohlthäter vieler Millionen geworden sei. Cécilie ward von dem offenen Rittmeister unterhalten, an dessen Gutmüthigkeit und kräftigem Wesen sie Geschmack fand, so wenig ihre Mutter dem jungen Offizier hold war. Er machte der Schönen die kräftigsten Complimente, fand aber selbst, daß sie für ihn beinahe zu fein und zu gebildet sei. Nach Tische wurde der Rittmeister in die Caserne entbotten, weil für den Abend bei dem neuen Bau wieder Unruhen zu besorgen standen, und beinahe Alle eiferten sich über die Wunderlichkeiten und Grillen des Bauherrn, welche so viel Gefahr und Unlust herbeiführten. Strahlheim aber spielte den Muthigen und wünschte sich einen rechten Spectakel.

Dieser Wunsch scheint nicht unerfüllt bleiben zu sollen: man schreibt, in dem neuen Hause sei Feuer ausge-

brochen; zum Glück zeigt sich's, daß dies Feuer nur eine herrliche Beleuchtung ist, bei der die Werkleute auch des Nachts fortarbeiten sollen. Die Gesellschaft bekommt Lust, hinüberzugehen und sich das schöne Schauspiel, das bunte Treiben und die Lustbarkeit der Schmausenden und zehenden Arbeiter zu besehen. Gesagt, gethan, Alle waren entzückt über das erleuchtete, wunderbare Gebäude, über die herrlichen Lichteffecte. Madame Lömlein bekommt Lust, in dem neuen Hause einzumiethen; der Jude Joel führt sie und die Ihrigen zu dem Architekten, in welchem sie mit Erlaunen den armen Menschen erkennt, der am Weihnachtabend ohnmächtig vor ihrer Thüre gefunden worden war, und dem sie sehr übel genommen, daß er sie so in Schrecken versetzt. Nicht wenig befremdet und erzürnt es sie, daß dieser Mann ihr zu erklären wagt, er könne und dürfe ihr noch keine bestimmte Zusage machen. Mittlerweile war aber ein wirklicher Sturm auf das Gebäude von müßigen und handelsüchtigen Leuten eröffnet worden, sie waren eingedrungen und hatten allen möglichen Unfug und Verwüstung verübt; es entstand ein fürchterliches Gedränge und Verwirrung; Cécilie ward von ihrer Mutter getrennt; sie flüchtete auf einen schmalen Sims und klammerte sich an einen Pfeiler, wo sie fast ganz das Bewußtsein verlor. Der Meister des Baues gab sich alle Mühe, die Wüthenden zu beruhigen; aber er selbst wäre von einem Gerüst, das sie einriß, herabgestürzt, wenn nicht die schüchterne Marie ihn zurückgezogen und so gerettet hätte. Die rath- und bewußtlose Cécilie wurde durch einen starken Arm von ihrem gefährlichen Zufluchtsorte herabgeholt und sanft niedergelegt; eine That, welche sie geneigt war, Werner zuzuschreiben — es war aber der alte Muff. Madame Lömlein ihrerseits fiel auch aus Aiteration in Ohnmacht, und Strahlheim, der sich an der Waffe eines der herbeigeeilten Soldaten leicht verletz, machte sie glauben, er habe, um sie zu retten, sein Leben gewagt. Die Kletterei, unter Anführung des Grafen Eichenhorst, der tolle Heinrich genannt, zerstreute das Volk; die Ruhe ward hergestellt, das neue Haus gelehrt; der Rittmeister führte Madame Lömlein in ihr Haus zurück und ertheilte dem Architekten das Lob, daß er seinen Bau wie der beste Gouverneur seine Festung vertheidigt habe.

Die Ereignisse dieses stürmischen Abends gaben viel

zu reden; der Doctor Strahlheim und der Architekt Werner waren in Aller Mund. Der Erstere wurde bald in das Haus eines alten geheimen Rath's berufen, der eine schöne Tochter hatte, und wußte sich hier sehr in Gunst zu setzen. Für den Architekten aber hatte jener stürmische Abend die schlimme Folge, daß die Fortsetzung des Baues von Seiten der Policei untersagt und nur erst nach vielen Anstrengungen und Schritten von seiner Seite, wobei er jedoch kräftige Unterstützung und Gunst fand, und wobei seltsamerweise der alte Papa Ruff mitzuwirken mußte, wieder gestattet wurde. Die Eingabe Werner's, worin er darum bat, hatte von einem Better Mariens abgeschrieben werden sollen; in der That aber war Cäcilie dies Copistin gewesen. Über dies Wunder, das Nachgeben der Policei, war nicht geringes Staunen in der Stadt und namentlich auch in den höhern und niedrigeren Sphären des Lömlein'schen Hauses, und man stellte die verschiedensten Vermuthungen und Betrachtungen über die Motive dieser Erlaubniß an, über die Mittel, die dem Architekten und dem Bauherrn zu Gebote stehen mußten, über Policei und Regiment.

In dieser Nacht hatte Werner, wie ihm ein kürzlich empfangenes Schreiben angekündigt hatte, eine Zusammenkunft mit dem Bevollmächtigten des Bauherrn; er war nach so Manchem, was vorgegangen, nicht mehr überrascht, den Papa Ruff bei sich eintreten zu sehen. Der wunderliche Alte rührte den Architekten aufs innigste durch die Erzählung seiner Lebensschicksale und seine vertrauten Mittheilungen. Er habe von Jugend auf große Dinge geträumt, gewaltige Erfindungen, er habe bei seinen Experimenten viel auf Spiel gesetzt, sei für einen Narren erklärt worden; man habe ihm einen Vormund gesetzt:

„Ein Plan lag vor mir, eine Erfindung, die Tausende glücklich machen, Hunderttausenden Brod verschaffen sollte. Nur ein paar Hände voll Geld bedurfte es noch. Sie schlugen sie mir ab. Da lernte ich mich verstellen, ich lag ihnen vor, daß ich vernünftig sei. Ich ward nun wol wieder frei, Herr meines Geldes; ach, aber wie mußte ich mich umblicken, wie schleichen und verstellen, wenn ich eine Handvoll fortgab. Das Heimgeld kostete mich viel Geld. Ich sah mit Schrecken, daß ich nichts mehr hatte, weniger als nichts. Strenge Gläubiger pochten an meine Laboratorien. Aber meine Maschinen, waren das nicht Goldpressen, Münzstempel! Die Industrie des Landes lag in meiner Hand, wenn ich die eine fertig bekam, die ohne den Schweißtropfen eines Menschen, ohne das Stöhnen der Pferde, ohne Wasser und Wind, durch nichts bewegt wurde als den Dampf. — Ich hatte eine Gattin, sie war reicher als ich gewesen und war noch viel reicher geworden. Sie hatte keine Erfindungen gemacht! Oft hatte sie mich freilich zurückgewiesen. Doch jetzt, wo mein Alles auf dem Spiele stand, wo es so klar war wie der Tag, ich wurde ein Krösus, da konnte sie es doch nicht abschlagen, ihrem Gatten beizustehen. . . Wie sie da die Augen verdeckte, blaß wurde, in Krämpfen lachte und schrie: Auch das mir noch, du Augenichts! Willst Weib und Kind zu Bettlern machen! Mir aus den Augen. Der Thaler, den ich zu deinen Afanzereien gebe, soll mir in der Hand schmelzen. So hat die kaltherzige Weltklugheit von jeher gesprochen, so zu Columbus, zu Kepler und Kopernikus; und ich alter, schwacher Mann bilde mir aus Eitelkeit ein, ich sei auch ein solcher Märtyrer gewesen.“ — „Und was endete die Geschichte?“ fragte Werner. — „Der Tod.“ — „Wer starb?“ — Der Alte stockte: „Wir Beide. Das war doch das Geschehste?“

Wer nicht mehr wirken kann, ist todt. Aber was ist denn von mir gestorben? Nur was vergänglich ist! Die große Maschine mußte doch ans Licht; sie ist ans Licht getreten, sie, die Raum und Zeit auf Erden wird verschwinden machen, die Menschen, ihre Werke und Gedanken den grossenden Elementen zum Troz zueinanderführt, und die, für den Menschen arbeitend, sich ihm selbst wiedergeben wird, daß sie sich Alle frei bewegen, gerade aufrecht stehen und zur Sonne schauen sollen. Das Paradies liegt hinter uns, es liegt aber auch vor uns, und den Menschen gab er die Kraft zu graben und zu säen, daß es wieder blühe. Nicht wahr, es ist ganz gleichgültig, ob der alte Ruff oder ein Anderer die Maschine erfunden hat?“

Seine Lebensphilosophie setzt der Alte weiter in Folgendem auseinander:

„Es lebt sich nur dann schlecht, wenn wir das andere todt Leben hinter uns nicht vergessen können, wenn der Eurm beständig in uns nagt: die geschah Unrecht! Wer den zum Schweigen gebracht hat, wer sich selbst bewiesen, ihm sei nicht mehr widerfahren, als er verdient, der ward schon wieder neugeboren und unschuldig wie ein Kind. In der Wüste da, nach meinem Tode, hielt ich mit mir selbst Abrechnung. Die Schatten besuchten mich, die ich als Wesen gekannt. Es war ein schweres Ringen mit ihnen. War ich doch König und konnte sprechen, sie mußten schweigen und vor meinem Blicke fliehen. Sie öffneten auch nicht den Mund; aber so oft ich sie versuchte, sie kamen immer wieder und bestielten zuletzt ihr Recht. Wo war denn meines? Wenn ich mehr gehäht, mehr gewußt als die Andern, was gab mir das ein Recht, mich von der Kette loszureißen, davon ich ein Glied war! Die Kette selbst konnte ja zerreißen! War es nicht Pflicht der Liebe und der Klugheit zugleich, mich ihnen verständlich zu machen, sie allmählig mich verstehen zu lassen? War es nicht doch vielleicht Eitelkeit, Stolz, ich wollte überraschen, wie ein Göttersohn hervortreten, der die dunkle Hülle fortwirft, um durch seine Strahlen zu blenden? Und wenn nicht; wenn ich da wirklich unschuldig litt, hatte ich nicht wo anders gesündigt, war es keine Strafe? . . . Ich war müde vom Staub. Die Geißelhiebe der Gesellschaft hatten mich verwundet; wie giftige Distelspitzen saß es mir im Fleisch. Ich wollte mich baden in der reinen Natur. Da war keine Pflanze so klein, kein Thier so schlecht, das mir nicht besser dünkte als der Mensch; ich liebte es. Ich sah, wie die Lüfte den Palm nährten, wie der Duft der Erde dem Käfer Kraft gab. Es war Alles natürlich, gerecht, auch der Untergang. Jedem Dinge ist seine Zeit gemessen; aber des Menschen Geist hat nirgend ein Ende; er kommt aus der Ewigkeit, und in die Ewigkeit läuft er aus. Der alte Mann suchte wieder seine Brüder auf.“ — „Und fand bessere Geschlechter, Wahrheit und Gerechtigkeit!“ fiel Werner ein. — Papa Ruff lächelte: „Vielleicht kam ich selbst gebessert hin. Da fand ich es denn auch besser. Ich hatte mein Auge in der Wüste geübt und den Thieren abgemerkt, wo sie Nachts ihr Lager suchen und Morgens auf die Weide gehen; vor welchem Winde sie sich auf die Erde drücken, und wo sie vor dem stärkern Feinde stehen. Da merkte ich auch bald den Platz unter den Menschen, wo ich hingehörte. Sie sind nicht so schlimm, wenn man sie nicht für so schlimm hält. Auf Erden lernte ich mit den Menschen reden, wie sie es verstehen. Ist das nicht genug?“

Ehe der Alte den Architekten verließ, verkündigte er ihm den nahe bevorstehenden Einsturz des alten Hauses und hieß ihn hoffend der Zukunft vertrauen, die seine liebsten Wünsche erfüllen werde. Während ihres Gesprächs war, mitten im Winter, ein heftiger Donnerschlag erschollen, der auch die übrigen Hausbewohner geweckt und erschreckt und eine Menge seltsamer Geräusche erzeugt oder wieder angeregt hatte von einem spukenden Hausgeiste, welcher der Geist des letzten Herrn Lömlein sein sollte,

der sich, wie verlautete, im Verdruss über seine Gattin selbst ums Leben gebracht. Auch Strahlheim, obwohl nicht abergläubig, hatte vom Einsturz des Hauses geträumt, und gedrängt von seinem Gläubiger Joel, angefochten um den Erfolg seiner Werbung bei Cäcilie, kurz in der verdrießlichsten Laune hatte er sich früh Morgens in ein ihm wohlbekanntes Weinhaus geflüchtet, um die Geister des Mismuths durch den Geist des Weins zu vertreiben. Hier fand ihn sein Hauptqualgeist Joel, der ihn unaufhörlich anspornte, sein Glück zu verfolgen und die Hand der reichen Erbin zu gewinnen, während Strahlheim seiner elenden, heuchlerischen Rolle mehr und mehr überdrüssig ward. Eine Flasche um die andere ward ausgestochen, und der Jude selbst griff in die Tasche, um eine zu bestellen, als der Madame Lömlein Johann eiligst herbeikam, den Herrn Doctor zu seiner Frau zu holen. Diese hatte eine sehr üble Nacht gehabt. Nach dem Donnerstagschlage hatte man sie in einem Zustande von Raserei gefunden und den erwürgten Papagei in ihrer Hand. In ihrer furchtbaren Aufregung hatte sie gefordert, in der Nacht noch das Haus zu verlassen. Dann hatte sie Alle fortgejagt und nur mit Cäcilien ein ernsthaftes, langes Zwiegespräch gehalten. Mit verweinten Augen war Cäcilie wieder herausgetreten und hatte die Hausleute zu beruhigen gesucht, ihre Mutter sei in der Genesung; in der Küche aber behauptete man, es sehe aus, als ob der leidhaftige Tod in dem Gesicht der gnädigen Frau seinen Einzug halte. Als sie noch im Bette war, kam die Baucommissin, um eine Besichtigung des ganzen Hauses vorzunehmen, und machte sehr ernsthafte Gesichter. Der Commissionsrath, nach dem sie geschickt, trug ihr die Bitte vor, ihm auf den Neujahrstag mit einigen Tausend Thälern auszuweichen; zornig wies sie ihn ab. Da wurde noch der Engländer angemeldet, welcher alte Forderungen an das Haus geltend machte, da, wie er höre, andere Schulden neuerdings auch bezahlt würden, und der im Verlauf der Unterredung ihr sehr glaublich machte, daß Herr Herz Jakob Lömlein — noch lebe! Nach solchen Stürmen bedurfte sie der ärztlichen Hilfe; aber in welchem Zustande kam Strahlheim. Johann, der, von ihm reichlich bezahlt, ihn protegirte, hatte den Wagen einen großen Umweg mit dem Berauschten nehmen lassen, hatte ihn dem Wasserstrahle eines Pumpbrunnens ausgesetzt, um ihn zur Mächternheit zurückzubringen, und entschuldigte des fast sprachlosen Doctors triefende Kleider mit einer Lebensrettung — er habe ein Kind aus dem Wasser gezogen. Madame Lömlein hatte eine lange geheime Unterredung mit ihm und sagte ihm die Hand ihrer Tochter zu, um diese, die nach des Arztes Behauptung einen nachtheiligen psychischen Einfluß auf sie ausübte, je eher, je lieber aus ihrer Nähe zu entfernen. Schon wollte die Mutter die Klingel ziehen, um dem Doctor die glückliche Stunde schlagen zu lassen; aber er hielt ihre Hand zurück und bat um Aufschub; mit Joel fuhr er in seinem Wagen wieder fort.

Cäcilie hatte von dieser Verhandlung über ihr Lebensschicksal durch ihr Sehvermögen Kunde erhalten, welches

ihr die Zustände, Handlungen, Bestrebungen Derer, mit denen sie in einen Rapport kam, offenbarte. Werner spielte seit jenem stürmischen Abend eine bedeutende Rolle in ihren Träumen und Phantasien; Strahlheim war ihr bisher gleichgültig gewesen; aber nun ward sie sich bewußt, welche Bedeutung dieser Mann für ihr Schicksal gewann, sie erkannte seinen ganzen Seelenzustand, sie bedte vor ihm zurück und glaubte dann doch wieder sich berufen und verpflichtet, ihn vom Untergange zu retten. Dazu kam noch, daß sie Mariens Liebe zu Werner entdeckte; sie faßte einen Entschluß; sie ging zu ihrer Mutter; sie schrieb an Werner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Novellen von Philippine von Mettingh. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1838. 8. 4 Thlr.

Es ist selten, in Novellen von Frauenhand eine so tüchtige Charakteristik und so sichere Führung der Fabel anzutreffen, wie sie uns hier entgegentritt. Man muß die allgemeine Beschulbildung der matten Motive und bleichen Farben gegen die Frauenerzählungen fallen lassen, wenn man beispielsweise in diesen Novellen viel mehr Kraft in den Umrissen, eine viel tiefere Individualisirung und eine viel lebhaftere Färbung erkennt, als in zahlreichen Männernovellen anzutreffen ist. Wir wollen damit nicht sagen, daß diese Erzählungen von aller Manier frei wären, im Gegentheil, sie zeigen eine sehr bestimmte, aber durchaus tüchtigen Mustern entlehnte Bildung und nehmen eben damit, ohne auf besondere Originalität Anspruch machen zu können, einen gewissen Rang ein, wie ihn Durchbildung des Geistes, gutes Wissen, achtbare Beobachtung der Natur und künstlerisches Vermögen nur immer gewöhnen können. Hervorstechend in ihnen ist namentlich eine unverkennbare reiche historische Bildung und eine, bei Frauen äußerst seltene Durchdringung geschichtlicher Daten und Zustände. Von solchen Zuständen werden denn auch alle diese Erzählungen getragen, und sie sind recht eigentlich Illustrationen derselben und wahrhafte historisch-romantische Zeitbilder. Auf diesem Gebiete nimmt die Verf. ihre Stelle neben Karoline Pichler und Friederike Lohmann ein und hat keine andere Nebenbuhlerin zur Seite.

Die Erzählung: „Die Schwestern von Otcjano“, welche die Ausgänge der Empörung Neapels gegen die spanische Herrschaft nach Masanello's und Massa's Tode unter Gennaro Anese und dem eiteln Herzog von Guise äußerst selten ist eine kleine Perle unter den historisch-romantischen Novellen. Reich an spannendem Interesse, mit fester Hand zu sicherem Ziele geführt, ergiebig an scharf, beinahe mächtig gezeichneten Charakteren, fehlt ihr fast nichts als ein wenig mehr Mäßigung in der Materie des Schrecklichen — seltener Ladel bei Frauenerzählungen —, um für ganz gelungen zu gelten. Der Held Guise, in treuer historischer Farbe gemalt, der feige Gennaro — niemals wählte sich die Volksgunst wol einen muttlosen Helden —, der Carr Luigi del Ferro, gegenüber dem alten spanischen Starrkopf Herzog von Farsi und Juan, der schwankende Erzbischof, die verrätherische französische Politik, die ihren Helden Guise im entscheidenden Moment fallen läßt; das Verhältniß der Schwestern Olympia und Laura, die Erstere Juan's treulose Braut, die Andere sich für ihn opfernd, alles Dies stellt, mit dem Kampf und den Naturscenen vereinigt, ein so reiches Gemälde voll gedrungener, leicht übersichtlicher Gruppen dar, daß wir uns an dem Bilde wahrhaft erfreut haben, über dem in der That der Geist historischer Durchdringung der selbständigen Zustände schwebt. Der Kampf, das Volk, die Führer, Alles ist richtig gewürdigt und voll geschichtlichen Lebens, voll Wahrheit

und Anschaulichkeit, welche letztere den Bildern von Frauen sonst wol zu fehlen pflegt. Das Einzige, was uns darin zu tabeln scheint, sind die Scenen des gemeinen Lebens, das Wirthshaus, die Hinrichtung de Santt's, wo wir neben Wahrheit und Leben Mäßigung und Geschmack vermissen.

Mit gutem Vorurtheil gehen wir nun schon an die Lectüre der folgenden Erzählungen dieses Theiles: „Der Coadjutor von Paris“ und „Das letzte Jahr einer Herrscherin“. „Der Coadjutor“ befriedigt in der That noch mehr als „Die Schwestern von Ottojano“; er erweckt für die historische Erkenntniß der Zeiten, für die Charaktermalerei der Verf. die höchste Achtung und vermeidet den Vorwurf geschmackwidriger Episoden, den wir der ersten Erzählung machen mußten. Jene seltsame Zeit der Fronde ist hier mit wahrhaft treffenden Farben gemalt. Der Unverstand des Hofes und eines tyrannischen und doch feigen Ministers (Mazarin's), der den von echter Vaterlandsliebe erfüllten jungen Coadjutor, Paul von Gondy, zum Rebellen wider Willen stempelt; die sittliche Verbordbenheit eines, fast alles moralischen Muthes leeren Geschlechts von Männern, gegenüber einer ehrwürdigen Matrone voll Charakter und Muth; die feine Zeichnung einer andern Frau, welche Haß und Ehrsucht beherrschen, Frau von Chevreuse; das bis auf einen Punkt äußerst zart gehaltene Verhältniß Mariens von Chevreuse zu dem geistlichen Helden; dann die reichen Charakterbilder des Präsidenten Mermes, des Marschall Meilleraye und Gondé's — alles Dies gibt ein Gemälde voll des anziehendsten Lebens und so nahe der Wirklichkeit verwandt, daß wir unsern Blick nicht davon abwenden können. Geschichte und die menschliche Natur haben der Verf. in Wahrheit einen Einblick in ihre Geheimnisse verfaßt, wahrer und zugleich erfreulicher, wenigstens tröstlicher, als die trostlosen Memoiren der Zeit ihn gewähren; und gefaßt hat er einmal die Zwitnergattung von poetischer Bestrebung, welche wir historische Romantik nennen, so glauben wir allerdings, daß hier ihr wahres Vorbild anzutreffen sein wird. Eine Eigenthümlichkeit der Verf., das plötzliche Abbrechen ihrer Erzählung inmitten des anziehendsten Verlaufs derselben und die Neigung zu tragischen Ausgängen ihrer Erfindungen tritt auch hier wieder hervor.

„Das letzte Jahr einer Herrscherin“ führt uns Johanna II. von Neapel vor. Die ungewöhnliche Kunst, mit der die Verf. Individualitäten zu Trägern historischer Ereignisse und geschichtlicher Zustände zu machen weiß, zeigt sich auch in dieser Erzählung wieder. Die eitle, misstrauische, aber aus eigenem Antrieb nicht grausame Johanna II. stellt sie dar, wie sie wirklich war, beherrscht von ihrer Ruhme, der Herzogin von Sessa, schwach gegen den geliebten Caraccioli, von vier Kronprätendenten umgarnt und beschützt, zur Hinopferung ihres Lieblings verleitet und an dieser grausamen That selbst erliegend. Das Hauptinteresse der Erzählung stellt sich in dem Zusammentreffen sämmtlicher vier Thronprätendenten, des alten Jakob de la Marche als König, René's von Neapel als Troubadour und Fanfaron, des Königsohns von Aragonien als fahrenden Ritters, und des päpstlichen Legaten, der den Thron als erledigtes Lehn für den Stuhl von St. Peter anspricht, mit Johanna und Caraccioli, dem die alte Königin ihre Hand anträgt, während er Laura, die Pflegetochter des Burgherrn und Jakob's Tochter liebt, dar. Dies Wechselverhältniß politischer Interessen und zarter Beziehungen unterhält den Leser dauernd, während der historische Stoff, dadurch beleuchtet und verklärt, wie die gewichtigere Ausbeute des Scheidungsprocesses in die Tiefe sinkt und eine nachhaltige Lehre, ein lebendiges Bild in der Erinnerung zurückläßt.

Der zweite Theil beginnt mit der „Sendung nach Frankreich“, einer reichhaltigen Erzählung, in der die Schicksale der unglücklichen Jakobea von Kleve, die einem Gerächte nach ein Opfer der Herrschgier ihrer Schwägerin Sibylla wurde, mit dem Geschick Guise's, den Katharina von Medici und die Räde Heinrich III. hinwürgten, verbunden sind. Hier sind es

besonders die Scenen an beiden Höfen zu Düsseldorf und Paris, welche in ihrer Walter-Scott'schen Färbung ein lebhaftes Interesse ansprechen. Die Scene, wo Dietrich van Hall dem Könige endlich seine Botschaft überreicht, gehört zu den glücklichsten Skizzen dieser Art, die wir kennen. Der Ausgang dieser Erzählung, der Tod der edeln Jakobea, Guise's Nord geben derselben Bedeutung und eine tragische, gut vermittelte Farbe. In der „Marquise de Prié“ ist die Verf. weniger glücklich gewesen; sie ist hier offenbar nicht bis zur schönen Form durchgedrungen. Die Erzählung besteht nur aus gutem Material, das jedoch unverarbeitet, unfertig geblieben ist. Unvermittelt stehen die guten und die schlechten Eigenschaften der Geliebten des Herzogs von Bourbon nebeneinander, und ihre gräßliche Verirrung am Schluß, wo sie zur Wittmischerin für den guten alten Fleury wird, ist offenbar selbst eine Verirrung der Verf. Historisches Studium ist jedoch viel in dieser Arbeit, und ein mit Meisterhand hingeworfenes Charakterbild stellt die neunzigjährige Marschallin Roalles dar, der der siebzehnjährige Fleury noch zu jung zum Minister dünkt.

Von den Erzählungen des dritten Theiles: „Die Verschwörung der Damen“, „Der Märtyrer“ und „Die Priesterherrschaft im J. 1786“, malt uns die erste den Hof der Herzogin von Maine und die seltsame Verschwörung, die hier gegen den Regenten Philipp von Orleans angeponnen wurde, und an deren Spitze die Königin von Spanien, die Maintenon und Cellamare standen. Die Berächtlichkeit der Männer dieser Periode zu schildern, mag der Verf. leicht geworden sein; es ist nur zu wohl bekannt, daß sie wirklich alles Glaubliche überstieg. Doch die Frauen waren nur activer, nicht besser. Die Memoiren der Zeit füllen diese Erzählung mit reichem und gutbenutztem Anekdotenstoff, von dem Damenpuell der Polignac und Nestle bis zu dem Höllefest der Herzogin von Maine. Die zweite Erzählung: „Der Märtyrer“, stellt das traurige Ende des holländischen Spaminondas, Obenbarneveld's, dar, und Moriz von Nassau's schlimmste Verirrung, die Verfolgung der Arminianer, und der Tochter Coligny's, Morizens Rutter, verzweifelten Kampf für den alten und ehrwürdigen Vaterlandsfreund. Diese Erzählung ist wieder mit ungemeiner Fertigkeit erfunden und vorzüglich gelungen. Die letzte Novelle: „Priesterherrschaft“, ist zwar nur eine Skizze, aber eine geistvolle. Wir sehen einen alten, geizigen und reichen römischen Priester, Lepri, den der Ehrgeiz stachelt, in den Händen eines jener Agenten Papst Pius VI., der, in beständiger Selbnoth, die Kirchenwürden förmlich verhandelt und sich dazu solcher Leute, wie Stefano ist, bedient haben soll. Der Gauner schmeichelt dem Priester den Cardinalsstul vor; aber wie er seinen Raub fangen will, kommt ihm Cavaliere Fernando Namens der enterrichten Nichts des Geizhalses zuvor; Beide heben den Schak, fliehen und lassen St. Pellsigkeit und seinem betrogenen Agenten das Nachsehen. Diese Skizze ist höchst originell und läßt bei der geistreichen Verfasserin historische Quellen ahnen, die wir wol näher kennen möchten.

Diese durchweg trefflichen Erzählungen mögen hiermit unsern Lesern wohl empfohlen sein. 30.

### M i s c e l l e n.

Die Gemahlin des Marschalls d'Ancre antwortete auf die Anklage, daß sie die Königin Marie von Medici bezaubert habe: „Ich bediente mich nie eines andern Zaubermittels als meines Verstandes; ist es daher wol zu verwundern, daß ich die Königin regiert habe, da sie gar keinen Verstand hat?“

Als Cornelle gestorben war, legte man den Schauspielern folgenden Galembourg in den Mund:

Puisque Cornelle est mort, qui nous donna du pain,  
Nous vivrons de Racine, ou nous mourrons de faim.

29.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 284.

11. October 1838.

Zwölf Nächte. Roman in sechs Büchern von W. Alexis.  
Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 283.)

Der Bau schritt mächtig fort bis zum Neujahrsabend; Jedermann drängte sich herzu, das wunderbare neue Haus im Innern zu sehen, und die Vermuthungen über die Person des Bauherrn wurden immer vielfältiger und abenteuerlicher. Weinade wäre der Bau wieder gehemmt worden; der sogenannte chinesische Tempel, ein Park mit der Aufschrift: „Tempel der Wahrheiten“, enthielt Götzenbilder und Figuren, an deren Namen und Bedeutung die Polizei Anstoß nahm. Ein altes Weib machte die Erbkälerin:

Dies sind zwei mericanische Zwillinge aus China, Homopatt und Alopatt sind ihre Namen; ihre Rückgrathe sind aneinandergewachsen; sie werden sehr verehrt, und können sich nicht ansehen, so beißen und stoßen sie aufeinander. Daneben schauen Sie Götzenbilder von verschiedener Dualität. Diese Götzen heißt Ggala und jener Götze Papius. Sie haben Beide die Weltkugel zwischen den Zähnen und möchten sie aufessen. Diese Frauensperson ist die Gmanschipag, auch Paggio genannt; eine allgemein verehrte Gottheit dort zu Lande. Sie ward besonders angebetet von den Juden, den Frauen, den Schwarzen Mohren, den Fleischhauern, Irländern und solcherlei. Die Drei da sind weltweise Götzen. Wer, wie das in heidnischer Zeit so war, kein Licht vor ihnen anzündete, der burfte auch keins in seinem Hause brennen. Sie duldetens nicht. Der mit dem Scheidemesser an der Kante sitzt und den Knopf am Rocke festhält, heißt Imperatio; seine Leute waren die Kategorischen. Hinter ihm der Schus, der sich auf einer Fichte schaukelt. Der vor ihm mit der Papstmütze reitet, ist der Absolutus. Der Schwarm hinter ihm sieht aus wie Heuschrecken; aber es burfte ihnen Keiner zu nahe kommen. Einer heißt für den Andern, und ist's eine mächtige Gottheit, so noch gilt in einem Lande drüben. Dort zur Seiten sehen die Herrschaften lauter politische Gottheiten: Der hat zwei Kammern, Der eine, Der gar keine fürs Herz. Es steckt aber nirgend drin, wie Sie sehen können. Der hohle Baumstamm dort ist der Legitimusimus; eine erschreckliche Gottheit, der viele Menschen und Kinder geopfert wurden. Ihm gegenüber der breite Hautloß mit tausend Füßen und ohne Kopf, fast wie eine Schildkröte anzuschauen, die sich nicht aufrichten kann, hieß — ein schwerer Name — Volkssuppenreinheit wird's heißen. Aber schauen Sie wohl das Loch, wo der Kopf sein müßte. Da steckt nun Jeder, der die Maschine unterkriegt, seinen eignen rein, und dann beteten sie ihn selbst an für den Götzen. Der dort auf dem Kopfe steht, ist der Lurnus. Er wollte das Volk wieder zum Volk machen; aber sie mußten sich dazu Alle recht auf den Kopf stellen. Bei ihm der Zahnus, aber nur mit Einem Gesichte. Er

hat einen langen Bart, und das Haar hängt ihm auf die Schultern und sieht immer auf sich selbst. Weil er den Staat nicht leiden kann, geht er ohne Schuh, und weil er einen polnischen Rock anhat, ist er eine altdeutsche Gottheit. Die da ist die Freia, keine deutsche, sondern eine französische Gottheit, eine Tochter des Götzen Manschipag, und Sanct Simon und Sanct Georg schnelben ihr das Schleppkleid ab. . . .

Diese letzte Gottheit hatte die Aufmerksamkeit der Polizei erregt; ein Commissair trat ein, hieß alle Anwesende den Tempel räumen und confiscirte die Göttin Freia, obgleich man ihm vorstellte, daß es nicht die altdeutsche Gottheit, sondern die französische freie Frau sei. In der Stadt sprach man schon von republikanischen Verbindungen. Indes wirkte Werner aus, daß dem Bau kein neues Hinderniß in den Weg gelegt wurde.

Am Sylvestertage kam die junge Rathswitwe schnell zu einem Bräutigam. Dies ging so zu: sie hatte eine lange Unterredung mit dem Studenten Anselm über Liebe und Ehe, und der philosophische Student machte der schönen jungen Frau angst und bange mit seinen kalten und verächtlichen Raisonnements, wie z. B.: „Liebe, was wir uns darunter denken, ist ein veralteter Begriff. Kein Dichter wird jetzt noch von Julien und Käthchen dichten. Das sind abgeschlossene und fertige Sachen, und andere Interessen treten vor uns und fordern uns“ u. s. w. Ihre Unterredung wurde seltsam unterbrochen. Ein junger Offizier in Zivilkleidung, der Rittmeister Eichenhorst, wollte soeben eine Jagdpartie machen; sein General begegnete ihm auf der Straße unter dem Kömlein'schen Hause und wollte ihn wegen seiner verpönten Kleidung zur Rede stellen, wahrscheinlich in Arrest schicken; der tolle Heinrich wollte seine Jagdpartie nicht aufgeben; er wußte sich nicht anders zu helfen, als er sprang durch das Parterrefenster zu der jungen Witwe hinein, die er dem ihn aufsuchenden Adjutanten als seine Gattin vorstellte, sich selbst für einen Better des gesuchten Grafen Eichenhorst ausgebend. Die arme Frau war untröstlich über diesen ihr widerfahrenen, nicht zu vergütenden Schimpf; und während der Student Anselm im Auftrage des Rittmeisters einen Ausgang machte, bot dieser, um sein Unrecht gut zu machen, der jungen Frau seine Hand an, und sofort waren Beide die vergnügtesten Brautleute. Der wiederlehrende Anselm war wie versteinert.

In der Sylvesternacht machte Werner dem alten Ruff

in seinem Keller einen unerwarteten Besuch; er war in bitterer Stimmung und fühlte sich tief unglücklich. Der Alte sprach ihm tröstend zu und verklärte ihm, daß es nun mit dem alten Hause bald aus sein werde; er zeigte ihm die Anzeichen eines drohenden Einsturzes, und als sie miteinander aus dem Keller traten, begegneten sie der Baucommission, die zum zweiten Male Einsicht von dem Zustande des Hauses nahm.

Bei der reichen Madame Lömlein erwartete man die Neujahrnacht bei einem glänzenden Mahle, bei dem es aber durchaus zu keiner fröhlichen Stimmung kommen wollte. Besonders Cécilie und Strahlheim waren schweigsam und düster. Die reiche Frau ließ ihre läble Laune an dem ihr zunächst sitzenden Commissionsrath aus, dessen Gesicht ihr wie ein Totenkopf vorkam; er stellte sehr philosophische Betrachtungen über den Jahreswechsel an; ihr Anerbieten, ihm die 5000 Thaler zu leihen, schlug er lächelnd aus, da er jetzt ganz arrangirt sei. Strahlheim versuchte endlich sein Glück bei Cécilien; er suchte ihr Mitleid rege zu machen, weil er ihre Liebe und Achtung nicht fordern konnte; Neujahr war der Termin, den ihm der Jude gesteckt hatte; die Uhr schlug zwölf; die Hausbewohner und andere Fremde drängten sich herein, um zu gratuliren, unter diesen der Sensal Joel und die ganze, unten bei der Braut des Rittmeisters versammelt gewesene Gesellschaft. Strahlheim ergriff Céciliens Hand; jetzt oder nie! rief es in ihm; Cécilie sollte, sie wollte Ja sagen, aber sie konnte nicht. „Ich kann nicht! Wer rettet mich!“ rief sie. Madame Lömlein wollte losbrechen; da trat Werner ein, nicht um zu gratuliren, sondern um die Gesellschaft zu benachrichtigen, daß die Baucommission die schleunige Räumung des Hauses angeordnet habe. Mit Mühe gelang es ihm, zu verhindern, daß die Gäste und Hausbewohner nicht in übereilter Hast die Treppe hinabstürzten und die gefürchtete Katastrophe beschleunigten; da trat eine Musikkapelle ein; Werner hatte die Sitzernden beruhigt, man wurde durch die Musik und verschobene Masken, die sich eingebrängt, zerstreut und in einen Taumel versetzt und hätte beinahe noch in dem gefährdeten Hause einen Tanz begonnen. Endlich zertheilte sich das Menschengedränge, in welchem man sogar den Scharfrichter mit seinem breiten Schwert erblickte. Bei diesem Anblick sank Madame Lömlein in Ohnmacht; der Commissionsrath unterstützte sie, indem er murmelte: „Schon da!“

In derselben Nacht noch fertigte Joel, den Doctor auf sein Zimmer begleitend, ein Inventarium von dessen ihm verfallenen Habseligkeiten; Strahlheim war in dumpfe Verzweiflung versunken; der Jude entdeckte die Pistole Werner's und erklärte auch sie unter Littern und Zagen für gute Prisse. Wie er das Zimmer verließ, begegnete er dem Studenten Anselm und verschäuferte sie an den armen Jungen für einen Friedrichsdor. Zu dem in Verzweiflung allein gebliebenen Strahlheim aber kam in später Nacht noch der Commissionsrath, der gern die Hand der Witwe erobert hätte, aber seine Pläne scheitern sah, und bot dem bedrängten Doctor mit unbegreiflicher Frei-

gebigkeit einige Tausend Thaler in Banknoten an, die seinen Verlegenheiten ein Ende machten und ihn von dem Juden befreiten.

Am Morgen des Neujahrstages trafen noch bei Nacht drei im Rausche verirrte Studenten, darunter Thomas, im Walde in einem einsamen Hause mit einem Manne zusammen, den sie in ihrer exaltirten Stimmung sogleich sehr lieb gewannen, mit ihm Brüderschaft machten, und dem sie, als er mit dem Wirthe Händel bekam, beistanden und zur Flucht halfen; dieser Mann hob zum Abschiede durchs Fenster einen frischabgehauenen Menschenkopf herein, und ein solcher fehlte dem Commissionsrath, der, wie sich zeigte, in der That ein Bankrottirer und Betrüger gewesen war.

(Der Beschluß folgt.)

History of the Indian tribes of North America; with biographical sketches and anecdotes of the principal chiefs. Embellished with one hundred and twenty portraits; from the Indian gallery in the department of war at Washington. By T. M. Kenney and J. Hall. London 1838.

„Eine furchtbare Seuche, ein neuer schwarzer Tod, hat in wenig Wochen 25,000 Indianer hinweggerafft; von 1600 Mandanen sind 35 übriggeblieben, von den Assiniboins 10,600 gestorben. Beredete Bigwams, frisch ausgeworfene Grabhügel, verwesende Leichname, um welche Geier und Raben schwärmen, bezeichnen die traurige Ode der Wälder und Prairien. Die Krähen- und Schwarzfußindianer haben gleichfalls furchtbar gelitten; von den kleinen Stämmen sind manche völlig ausgestorben, Mann, Weib und Kind heimgegangen zum großen Geiste, und nicht Einer ist zurückgeblieben, um Zeugniß abzulegen, daß sie einst ein Volk von Kriegerern waren.“

So berichteten vor einigen Monaten Briefe und Zeitungen aus den Vereinigten Staaten. In der That scheint in jenem Lande auf den rothen Männern ein Fluch zu lasten; sie sind dem Untergange geweiht und verschwinden wie der Schnee vor der Frühlingssonne. Was vom Comahawk verschont bleibt, das wird vom unseligen Feuerwasser völlig demoralisirt, oder von Seuchen, wie jenem neuen schwarzen Tode, einer Art der Blattern, dahingerafft, und bald wird zwischen dem atlantischen Weltmeere und dem Mississippi, dem „Vater der Gewässer“, der rothe Mann zu den Seltenheiten gehören; denn die Creeks und Choctaws sind bereits nach dem fernen Westen getrieben worden, die Cherokee's in Georgien müssen auch das Land ihrer Väter meiden, in welchem sie der modernen Civilisation sich möglichst anzubequemen suchten, ohne darum vor den landsüchtigen und habgierigen Bürgern jenes Sklavenstaats Gnade zu finden, und auf die Dauer vermögen auch die Seminolen in Florida den Waffen der Union, deren Agenten selbst vor schwarzem Verrathe nicht zurückbeben, unmöglich zu widerstehen. Dann aber werden die zwei Millionen Neger und die zahlreichen Mischlinge im Süden, welche über kurz oder lang sich selbst emancipiren müssen, als weit gefährlichere Feinde ihrer jetzigen Zwingherren, der Weißen, auftreten, als es die Indianer je waren.

Ägypter und Juden, Griechen und Römer, die alten Scandinavier und Germanen, sie alle haben ihre Geschichtsschreiber gefunden oder ihre Dichter, von welchen ihre Thaten verewigt wurden; nur der rothe Mann, dessen Schicksal doch so romantisch ist und so hochtragisch, galt bis auf die letzten Jahrzehnde herab für einen in poetischer Hinsicht ganz sterilen und unbekanntem Stoff, bis Mac Lean's Gedichte und Cooper's Romane

das Gegentheil lehrten. Und wahrlich, es liegt in dem Dahinschwinden eines ganzen Menschenstammes etwas Bewältigendes, mächtig Ergreifendes. Das unbreugsame Fatum will, daß die rothen Männer in den Vereinigten Staaten von der Erde verschwinden, und ihr Schicksal ist unabwendbar, und es wird die Indianer überall ereilen, wo diese sich nicht dazu entschließen können, ein ackerbautreibendes Volk zu werden. In Mexico und Peru fanden die Spanier Völker, welche Staaten bildeten, die eine politisch bewegte Geschichte gehabt hatten, die in einem geregelten Verbande lebten, Künste und Gewerbe kannten, in Städten und Dörfern wohnten, den Boden bebauten. Dazum haben sie sich dort bis auf diesen Tag erhalten und eher vermindert als vermehrt; in Mexico leben nahe an fünf Millionen rothe Männer und einige Millionen Mischlinge, während nur etwa 800,000 Weiße sind; in Peru stellt sich ein ähnliches Verhältnis heraus. Aber im Gebiete der Union blieben die Indianer bis auf den heutigen Tag bloße Jägerhorde; seit den ältesten Zeiten wuchs für sie das üppige Gras auf den Prairien vergebens; sie haben nie auch nur einmal den Versuch gemacht, den Büffel zu zähmen, um ihn zu melken, was doch selbst der Lappe mit seinem Rentthier thut; sie haben sich nicht einmal zu einem Nomadenvolke erhoben. Kommt aber eine Jägerhorde mit einem colonisirenden, ackerbautreibenden, also in der Gesittung höher stehenden Stamme in Berührung, so muß sie weichen, das liegt in der Natur der Dinge; und weicht sie nicht, so geht sie unter; eben wie ein übercivilisirtes Volk einem kräftigern, unverdorbenen Stamme immer unterlag, wie denn dessen die Geschichte Zeugniß gibt. Wer die Remonten John Tanner's, eines Virginiers, der 30 Jahre unter den Dschiblewaps und Assiniboinis lebte und selbst zum Indianer wurde, liest, der begreift, wie es durchaus unmöglich ist, daß die Indianer auch nur noch 50 Jahre existiren können; denn selbst ihre Zeugungskraft schwindet durch den Branntwein; Hunderte verkümmern jährlich, wenn einmal das Wild selten ist; sie streifen zwecklos und planlos in der Irre umher, jedem Zufalle preisgegeben; und selbst die wenigen Stämme, welche sich dazu entschließen können, feste Wohnsitze zu wählen, sterben nach und nach aus. Im J. 1831 als Beaumont und Doqueville am Ontariosee reisten, wurden sie von einigen in Lumpen gehüllten Rothhäuten angebetelt. Es waren Trolkesen, die letzten Männer jenes furchtbaren Volkes, das vor 60 Jahren noch Laufende von Kriegerern ins Feld stellte.

Es ist sehr lobend anzuerkennen, daß jetzt, da die Indianer völlig auszusterben drohen, die Regierung der Vereinigten Staaten einem Werke wie dem oben angezeigten Unterstützung angedeihen läßt. So kann doch wenigstens die Nachwelt sich die Züge der Stämme vergegenwärtigen, welche vormals das ganze Land von den großen Seen bis zum mexicanischen Meeresbuden inne hatten. Die Vorbereitungen zu dem Werke nahmen volle sieben Jahre in Anspruch; es wird 20 Lieferungen in Folio ausmachen, 120 Portraits berühmter Häuptlinge enthalten und der beschreibende Text aus zwei Bänden Biographien und einem Bande historischer Abhandlungen über die Indianerstämme bestehen. Vor 1812 erschienen nur selten Häuptlinge in Washington, und es fiel Niemandem ein sie zu portrairen; und doch kann ein Maler keine gebuldigeren Leute vor sich haben als Indianer; sie sitzen auf dem Stuhle „wie angepackt“. Das Hauptinteresse und das hauptsächlichste Verdienst solcher Portraits besteht natürlich in scrupulöser Treue, in der genauesten Wiedergabe der Züge, die denn auch, dem beigefügten Zeugnissen und überhaupt dem ganzen Charakter der Bilder zufolge, völlig erreicht worden ist. Von vielen ausgezeichneten Männer, welche in der Geschichte der Colonie eine bedeutende Rolle spielen, besitzen wir keine authentischen Bilder, z. B. vom Könige Philipp nicht, der im 17. Jahrhundert in Neuengland so mächtig war; ferner nicht von Powhatan, dem sogenannten Kaiser von Virginien, und seiner schönen Tochter Pocahontas, von welcher das Geschlecht der Randolphs ab-

stammt und deren Blut auch in Washington's und Jefferson's Adern floß.\*) Auch die Züge Tecumseh's, des „amerikanischen Bonaparte“, sind der Nachwelt nicht aufbewahrt worden. Seit etwa 20 Jahren aber wird jeder Häuptling, der in die Hauptstadt kommt, sogleich portrairt, und nach diesen Originalgemälden wurden die Bilder im obigen Werke verfertigt, das in keiner großen europäischen Kupferstichsammlung fehlen sollte. Die Züge dieser Stoiker der Wälder, der Männer ohne Thränen, sind ungemein ausdrucksvoll; aus dem meisten spricht eine tiefe Melancholie, besonders aus denen des berühmten Rothjacket (Red-Jacket), der auf seiner Reserve\*\*) im Staate Newport lebte und sich selbst den letzten der Senecas nannte. Er miß allen Verkehr mit den Weißen und lebte abgeschlossen für sich, während vor einigen Monaten die Häuptlinge vieler westlichen Stämme die atlantischen Städte durchzogen und in Boston, in demselben Lande, das König Philipp vor zwei Jahrhunderten so wacker verteidigte, den gaffenden Bewohnern dieser „Wiege der Freiheit“ ihre Kriegshörner ertönen ließen, Kampfstände aufführten und die Tomahawks schwangen, wofür alle diese Sachems (Häuptlinge) mit Essen, Trinken, Geschenken und obenrein vom Gouverneur Everett mit einer vortrefflichen Rede regalarzt wurden.

Die Geschichte der Indianer ist mannichfach romantisch und rührend. Es treten in ihr einzelne Individualitäten auf, die an Kraft, Stärke, Tapferkeit und Edelmut mit den Heroen des Alterthums oder unsern deutschen Helden den Vergleich aushalten. Aber von wie Wenigen sind sie gekannt? Es gab auch in Amerika, um mit Horaz zu reden, gewaltige Männer vor Agamemnon; doch die Welt weiß nichts von ihnen, denn sie entbehren des heiligen Sängers. Obiges Werk aber will die Cäsar und Cicero, die Hector und Helena der Patrien und Wälder der Vergessenheit entreißen.

Herlich sind die echt römischen Züge des Siourhäuptlings Wana-ta; der Körper dieses Heiden mißt sechs Fuß drei Zoll. Eine solche Gestalt hat wol der amerikanische Maler West im Sinne gehabt, als er einst in Rom, ganz verloren im Anschauen des Apollo von Belvedere, ausrief: „Welch' genaue Ähnlichkeit mit einem amerikanischen Wilden!“ Wana-ta, der vor Kurzem noch 1300 Krieger ins Feld stellte, schwärmte an der Spitze seiner Siour, dem zahlreichsten Indianerstamme der Union, welche man die Kraber der Prairien nennen möchte, über die grünen Savannen im Lande zwischen dem Mississippi und Missouri umher und durchzog auf pfeilschnellen Rossen binnen wenigen Tagen die Hunderte von Meilen vom Arkansas bis in die Nähe des Winnipegsees, dem Wilde ober dem Feinde nachjagend. Denn auf dem rechten Ufer des großen Stromes haben sich einzelne Stämme der Pferdeucht gewidmet, wiewol keineswegs dem Ackerbau anbequemt, weshalb ihr Dasein, das völlig mit Krieg und Jagd ausgefüllt wird, ein höchst precaires bleibt. Wana-ta's Friedenskleidung bestand in einem Mantel aus Büffelhaut, der schneeweiß gezerbt und mit Gulenfedern besetzt war; einem Halsbände, zusammengesetzt aus 60 Klauen des grauen Bären, Weinschienen und Mokassins von rother Farbe, mit Vogelfedern geschmückt; dazu trug er einen Fächer aus Truthahnfedern und eine kentuckische Pfeife (Wächse) mit langem Laufe.

Zwei andere in jeder Hinsicht ausgezeichnete Portraits sind jene des Jowayhäuptlings Mahaska und seines Weibes, der fliegenden Taube. Auch das des jüngern Mahaska ist vortrefflich. Sein Vater ward, als er einst das Dorf eines benachbarten Stammes verließ, von einem Manne, welcher sich von ihm beleidigt glaubte, erschlagen. Als der Sohn Nachricht von diesem Vorfall bekam und hörte, daß der Mörder in seine

\*) Von diesen Weiden sind aber Kupferstiche vorhanden, welche Simon Pas 1818 in London verfertigte.

\*\*) Reserve heißt ein Strich Landes, der den Indianern von der Union zu völlig freiem Gebrauche eingeräumt wird, ein abgemerktes Gebiet, das eigentlich kein Weißer betreten darf.



Wohnung zurückgekehrt sei, ging er nach der Hütte desselben, schlug ihm Hunde und Pferde todt, nahm sein Messer und zerschnitt Alles, was ihm in der Hütte in die Hände kam. Dieses letztere wird als ein Schimpf betrachtet, den sich kein Krieger gefallen lassen darf. Mahaskah überhäufte den Mörder seines Vaters mit Schmähungen aller Art, trat dann zu ihm, der bisher ruhig dagestanden hatte, hinan und sprach: „Du hast den größten Mann erschlagen, der je in Nokassin am Kaudaway einerschritt; du mußt also wol selbst ein großer Mann sein, denn der große Geist verließ dir den Sieg. Wenn ich dich einen Hund nennen wollte, so würde das meinen Vater tiefer erniedrigen, als wenn er ein Hund wäre.“ Die Frau des Mörders rief dann diesem zu: „Weshalb schlägst du den Jungen nicht todt?“ Er antwortete: „Er wird ein großer Krieger werden, ich kann ihn nicht todt schlagen“, und nachdem er so gesprochen, reichte er dem jungen Häuptlinge eine Pfeife dar, die derselbe aber ausschlug mit den Worten: „Ich will dich den Händen der Krieger meines Stammes überlassen.“ Der Mörder hörte ihn ruhig an und sagte: „Jetzt gehe ich fort, morgen werde ich deinen Kriegern entgegenreten.“ Er wußte wohl, daß er nun sterben mußte; denn am andern Tage ward in einer Berathung einstimmig beschlossen, er solle ums Leben gebracht werden und von der Hand des jungen Mahaskah den tödtlichen Streich empfangen. Der aber wollte sich nicht zum Thäter hergeben, weil jener ein tapferer Mann sei, und so jagte ihm denn ein Anderer eine Kugel in den Leib, der liegen blieb, um von Wölfen verzehrt zu werden; denn das ist die Strafe für Mordmörder.

T Jefferson selbst hat die Art und Weise, in welcher die Amerikaner besonders in früheren Zeiten gegen die Ureinwohner verfahren, bitter getadelt und einmal, vom Schmerz bewältigt, ausgerufen: „Ich fürchte für mein Volk Vergeltung, wenn ich bedenke, wie es mit den Indianern umgegangen ist!“ Seit seiner Verwaltung aber geschieht im Allgemeinen viel Wohlthätiges für die rothen Menschen, die Union läßt es sich große Summen kosten, um sie zu civilisiren. Aber zwei ganz verschiedenartige Rassen können nicht nebeneinander bestehen; die uncivilisirte muß sich entweder mit der höher stehenden möglichst zu amalgamiren suchen, in ihr aufgehen, oder — es gibt nur diese Alternative — untergehen. Das ist eine historische Nothwendigkeit, die durch keine philantropische Declamation hinweggeleugnet werden kann. Der friedliche Pfug ist des Indianers ärgster Feind. Allerdings wäre zu wünschen, die Rothhäute in der Union möchten weniger stumpfsinnig und mehr den Mexicanern oder Peruanern ähnlich sein; aber sie sind aus weit weniger elastischem Stoffe zusammengesetzt als die Neger; es fehlt ihnen an Aufschwung, sie sind unfähig, Elemente, die ihnen von außen her zuzutragen werden, aufzunehmen und zu verarbeiten; sie sind allem friedlichen Verkehr abhold, leben in ewigen Feinden unter- und miteinander; nirgend haben sie an ihren großen Strömen Städte erbaut, Staaten gegründet, Ackerbau, Gewerbe und Handel getrieben, wie z. B. die Afrikaner am Niger; sie würgten von jeher einander und lebten von dem Wilde, das ihnen der Zufall in die Schußweite führte. Der Neger ist, wie Jeder zugeben muß, mindestens bis zu einem gewissen Punkte mit Leichtigkeit zu civilisiren; aber den Indianer kann man kaum durch eisernen Zwang ein Haar breit von seinen alten Gewohnheiten abbringen; seine Erziehung, wenn man so sagen darf, ist in ihrer Art vollendet; er hat seine Principien, von denen er sich nicht entfernt, ein für allemal fertig, sie sind sein Despot und die Hauptursache des Schicksals, dem er verfallen ist. Es ist das ein düsteres Gemälde, aber ein treues, ebenso wie es ausgemacht bleibt, daß die Indianer in den Vereinigten Staaten, so sehr einzelne Individuen unter ihnen auch Bewunderung verdienen, nicht mehr zu retten sind vom Untergange. Sie selbst müssen untergehen; damit aber die Nachwelt ein Andenken an sie haben soll und ihre Phsygnomien sich vergegenwärtigen möge, dafür sorgen jetzt die Amerikaner durch das oben namhaft gemachte Werk

und viele andere Schriften. Und so werden denn unsere Enkel noch andere Denkmäler von diesem rothen Volke besitzen als die rathselhaften Grabhügel und Befestigungswerke am Ohio und Mississippi, deren wohlklingende Namen, gleich vielen andern von Bergen und Strömen, auch in den spätesten Zeiten noch Zeugniß ablegen werden, daß in den düstern Wäldern und auf den grünen Prairien Nordamerikas ein anderes Geschlecht weilte als die Enkel der Männer, welche, Europa müde, die östliche Halbugel mit der westlichen vertauschten. 47.

### Notiz.

Die Personensteuer bei den Römern.  
Wenn Jemand glaubt, in der Personen-, Classen- oder Kopfsteuer, wie sie nun heißen mag, insofern sie nicht Gewerbe oder Einkünfte, sondern nur den Rang und das persönliche Verhältniß trifft, zu hoch angelegt zu sein, so mag er Kraft in dem Gedanken finden, daß er, auch noch so hoch besteuert, kaum Das gibt, was unter den römischen Kaisern, in Gallien wenigstens, wahrscheinlich aber überall in den Provinzen, ein jeder freie Mann vom vierzehnten bis fünfundschrzigsten Jahre geben mußte, er mochte arm oder reich sein, viel oder wenig einnehmen. Sie betrug nach Siémond's 336 Fr. für den Kopf unter Konstantin dem Großen. Julian, welcher die hohen Abgaben nach Kräften erleichterte, setzte sie bis auf 92 herab; aber selbst bei dieser Annahme sieht man nicht ein, wie sie Jeder aufbringen konnte, besonders da auch die Grundsteuer meist ein Drittel oder gar die Hälfte betrug und jedes Frauenzimmer derselben unterlag. Da eine solche Summe aber sicher nicht immer von einem Jeden erlegt werden konnte, so erlaubte bisweilen ein kaiserliches Rescript vom J. 333 sie auf drei Köpfe zu vertheilen, dagegen aber die Reichen um so höher anzulegen, und da alle Willkür der Beamten bei solcher Vertheilung unmöglich verhütet werden konnte, so darf es natürlich wiederum nicht wundern, wenn ein Dichter jener Zeit, Siémond's Apollinaris, klagt, daß man ihn wie den Gerberus behandelt und besteuert habe, als ob er drei Köpfe besäße. \*) Es beweiset dies nur, wie uralt dergleichen Klagen und wie drückend auch in alten Zeiten die Abgaben oft gewesen sein mögen. 15.

\*) Siémond's Apollinaris Carm. XIII: *Monstrum tributum nennt er die Abgabe deshalb und bittet den Kaiser:*

Hic (haec) capita, ut vivam, tu mihi tolle tria.

Frankreich mußte, sollte man denken, dem römischen Staatschätze damals unermessliche Summen eintragen; allein dies war nicht der Fall, es zählte kaum etwas über 500,000 freie Einwohner, welche zum großen Theile den Boden durch Leibeigene oder Sklaven bearbeiten ließen, die nichts gaben.

### Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

**Physikalisch-astronomischer Versuch über die Welten-Ordnung.** Eine populäre Darstellung von Augustin Straszyński, Prof. zu Krakau. Mit 3 Stein-drucktafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Ohne den herrschenden Systemen berühmter Astronomen unbedingt zu hulbigen, gelangte der Verf. durch eigne Forschungen zu überraschenden Resultaten, deren lichtvolle Darstellung jedem Denker von Interesse sein müssen.

Leipzig, im October 1858.

**F. A. Brodhans.**

Freitag,

Nr. 285.

12. October 1838.

Zwölf Nächte. Roman in sechs Büchern von W. Alexis.  
Drei Bände.

(Beschluss aus Nr. 281.)

Alle Bewohner des alten Hauses zogen in das neue; aber Jedem wurde von der Willkür des Besitzers, den man noch nicht kannte, die geeignete Wohnung angewiesen. Der Leineweber fand keine Unterkunft. Cécilie, welche mit schwärmerischer Liebe an dem Andenken ihres Vaters gehangen hatte, bekam ihn noch einmal zu sehen — es war Niemand sonst als der alte Ruff, der Gatte der Madame Lömlein, mit welcher er ebenfalls noch eine sehr unerfreuliche Zusammenkunft hatte. Eine Mißhandlung Mariens zog der hochmüthigen Frau eine herbe, erschütternde Strafpredigt von der Waschfrau Martin zu, welche ihre Krankheit sehr verschlimmerte.

Am Ende des Buchs gibt sich Papa Ruff als Erbauer und Besitzer des Hauses zu erkennen durch einen Notar, der seine Verordnungen feierlich vorliest. Werner erhält das Haus, das er gebaut, als Morgengabe mit Céciliens Hand; Madame Lömlein stirbt; Papa Ruff zieht sich in sein Geheimniß wieder zurück; Anselm, der sich mit der von Joel erhandelten Pistole hatte erschließen wollen, war von Werner gerettet worden und erhält ein Stipendium auf fünf Jahre; Thomas ist, wie sich herausstellt, der Sohn einer Gräfin und erbt ein großes Vermögen; Strahlheim hat Aussicht, die Tochter des geheimen Rathes zu heirathen. Das alte Haus stürzt in einer stürmischen Nacht zusammen.

Das Urtheil über diesen Roman wird sich sehr verschieden gestalten, je nachdem man die Fabel, die Verwickelung und Lösung des Knotens, die Situationen und Charaktere als die Hauptsache betrachtet, oder aber dies Alles eigentlich nur als Behikel ansieht zur Darlegung und Entwicklung von Ansichten und Reflexionen, oder als Masken, hinter welchen die Persiflage und Ironie des Verf. hindurchspielt. Als Roman wüßten wir dies Buch nicht sehr hoch zu rühmen; die Mischung des ganz Modernen, Heutigen mit märchenhaftem Spukwesen widerstrebt dem Charakter des eigentlichen Romans, welcher das Wirkliche oder doch das Mögliche, das Wahrscheinliche zu seinem Gegenstande hat; ist aber nicht diese ganze Erzählung ein non plus ultra von Unwahrscheinlichkeiten und Seltsamkeiten? scheint nicht Alles gebliffentlich darauf

angelegt, jede Illusion zu zerstören? Die mysteriöse Person des alten Ruff paßte etwa in den phantastischen, märchenhaften Roman, wo man nach Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit gar nicht mehr fragt, wo man sich auf Gnade und Ungnade der muthwilligen Phantasie des Dichters ergibt; aber in den bürgerlichen, modernen Roman taugt sie nicht. So ist auch die somnambule oder hellsehende Cécilie, wie dies der Verf. selbst anerkennt, keine ganz geeignete Heldin für eine solche Erzählung. Dann der Commissionsrath, der sich, als neue Art des Selbstmords, den Kopf vom Scharfrichter abhauen läßt! Das gespenstige Haus, die Donnerschläge im Winter, die überreichlich durch das Buch ausgestreuten Träume, die tolle Verlobung des Rittmeisters mit der jungen Witwe, der Charakter Strahlheim's, des genialen Windboutels und Aventuriers, mag nicht unmöglich sein, aber wahrscheinlich ist er doch nicht gemacht, und Werner bleibt in einigem Nebel stehen. Dagegen ist die Frau Martin eine capitale Frau in ihrer derben, rührigen Tüchtigkeit und Redlichkeit; ihre Entlein, die scheue, liebende Marie ist mit wenigen Zügen schön gezeichnet, und der Leineweber, die Studenten und die Domestiken zwar hin und wieder auch caricirt, doch im Ganzen mit treffendem Humor behandelt. Einige Situationen und Scenen, deren wir nicht erwähnten, wie das Gespräch des Thurmwächters und seiner Frau in der Nacht, wo das Haus einstürzt, wären, als für das Gefühl nur widerlich und dem Ganzen unwesentlich, besser weggeblieben. Der Ausgang erscheint, wenn man den Maßstab des künstlerisch abgeschlossener und abgerundeten Romans anlegt, fragmentarisch und unbefriedigend, und, um unsern Hauptvorwurf auszusprechen, man interessirt sich überhaupt nicht lebhaft für die Fabel, oder für und gegen die auftretenden Hauptpersonen, und so erscheint die Mühe, die sich der Verf. mit der künstlichen Verflechtung und Entwicklung des Schicksals seiner Personen gab, beinahe verschwendet.

Aber man würde unsers Erachtens dem Verf. sehr Unrecht thun, wenn man ihm die Absicht zuschriebe, einen eigentlichen Roman, eine spannende, wahrscheinliche Geschichte mit aus dem Leben gegriffenen oder doch lebensfähigen Charakteren zu dichten. Durch die Unwahrscheinlichkeiten, das Märchenhafte, die Caricaturen hat er selbst darauf hingewiesen, daß er sein Augenmerk bei

Diesem Buche auf etwas Anderes richtete, und daß er die Form des Romans nur gewählt, weil sie ihm für seine Zwecke die bequemste schien. Als seinen Zweck sehen wir an: Besprechung der modernen, der heutigen Lebens- und Gesellschaftszustände, der bürgerlichen und socialen Fragen und Bestrebungen; Betrachtung der die Gegenwart beschäftigenden Probleme jeder Art, theils mit dem Lichte der Reflexion, theils mit der Flamme der Phantasie, theils mit den Trüchtlugeln des Spottes und der Ironie; die Veranschaulichung sittlicher Übelstände, schädlicher Vorurtheile, überspannter, einseitiger Richtungen, verkehrter Bestrebungen; die Hinweisung auf die in alle Poren und Falten des heutigen Lebens sich eindringende und einpressende Lüge, während doch Alle der Wahrheit nachzujagen vorgeben. Es ist auffallend, wie viel die in diesem Buche auftretenden Personen mit der Wahrheit zu schaffen haben, wie viel sie von ihr sprechen, und wie doch so unendlich viel Schein, Heuchelei, Geheimniß, Lüge sich überall einnistet und die Guten und Schlimmen mehr oder weniger täuscht. Irrten wir nicht, so hat dem Verf. etwa die Idee vorgeschwebt, zu veranschaulichen, daß das Streben nach einer absoluten, so zu sagen nackten, in Formeln und Sätzen demonstrierbaren Wahrheit sowie der Glaube, im Besitz einer solchen Wahrheit zu sein, immer auf einen Bahn hinausläuft, so lange man sich nicht entschließt, das Leben selbst tüchtig anzufassen, was man nicht mit Formeln und Abstractionen leistet, sondern mit redlichem Eifer und Daransetzen aller Kraft. Die Wahrheit ist nicht eine Abstraction, sondern das Ineinandersein von unendlich mannichfaltigem Realem, zu dem man hinzutreten muß, um sich in Besitz der Wahrheit zu setzen. In allen Gebieten, Strebungen und Verhältnissen findet sich, wenn man ein Auge und Sinn dafür hat, Gesundes und Luchtiges, Wahres; eingebildete und verkehrte Thoren aber wenden sich hochmüthig und ausschließlich einem Punkt, einem Extreme zu und glauben in ihrer Einseitigkeit die Wahrheit zu ertappen. Das Luchtige, Segensreiche und Wahre an den industriellen Strebungen und Erfindungen soll, wie es scheint, repräsentirt werden durch den alten Ruff, der bei seinem industriellen Eifer voll Gemüth, Wohlwollen und Redlichkeit ist und die Maschinen als Beförderungsmittel des Wohlfühns der Menschheit betrachtet; nur schade, daß die märchenhafte Erscheinung dieses alten Kellerbewohners dem Glauben an die Realität solcher Gesinnungen einen Stoß versetzt und den Contrast des Ideals und der Wirklichkeit so grell hervorhebt. Das Bestreben, die Wahrheit im Begriff zu fixiren, wird hauptsächlich durch den vertriebenen Studenten Anselm repräsentirt; nach dem Duell hat er mit seinem Gegner folgende Erörterung: Thomas ruft aus:

„Was heißt das, einem Schriftsteller auf die Stube rücken und den Degen in der Faust ihn zwingen: Widerrufe deine Gedanken! Die Macht der Wahrheit selbst wird dies thun. Sein Bewußtsein wird ihn niederdonnern.“ — „Ausflucht!“ schrie Anselm. „So beschönigt sich die Feigheit, so deckt sich die Halbheit vor sich selbst. Ein Vertrag mit dem Unwahren, und die Wahrheit selbst ist geschändet.“ — „Die kann nicht geschändet wer-

den!“ rief Thomas. „Sie ist uranfänglich und ewig dieselbe. Die Unwahrheit liegt darin, daß wir unsere Wahrheit nicht stark genug glauben. Das ist die Rücksicht.“ — „Keine Rücksichten!“ fuhr Anselm auf. „Wer, von ihr durchdrungen, sie nicht in ihrem vollen, uneingeschränkten, absoluten Sein auf die Welt setzen will, wird zum Verräther an ihr.“ — „Grade nun“, sagte Thomas, „könnte es mich antreiben, dem vornehmen Herrn ins Gesicht zu sagen: entweder sind Sie ein Dummkopf oder ein Lügner. Was sollte das unserer Sache schaden, daß er mich beim Kra-gen fassen und, sei es, die Treppe hinunterwerfen ließe. Ja, gesetzt, ich brähe den Hals, ist die Wahrheit von Glas?“ — „Sei nicht! es ließe sich sonst nicht so viel mit ihr aufstellen“, sagte Strahlheim leise. — „Was nicht hell ist, ist dunkel“, fuhr Thomas fort, „in wie viel Farben das Dunkle auch spielt, um sich nicht für schwarz zu geben. Was nicht wahr ist, ist unwahr, in welchen Formen die Unwahrheit sich auch verberge. Ich möchte wissen, und wenn die ganze Stadt darüber spottete und lachte, ob das Lächerliche der Wahrheit einen Finger breit Raum nehmen kann?“ — Berner sagte: „Erst wenn alle theuern Bande zerissen, das Glück uns flieht, die Hoffnung stirbt, die Liebe todt ist und der Glaube erloschen, erst dann, meine ich, haben wir die Freiheit errungen, um, was von uns übrig ist, auf eine Karte zu setzen, um die nackte Wahrheit zu gewinnen, welche uns für alle verlorenen Illusionen entschädigen soll.“

Gegen die junge Witwe spricht sich Anselm nach dem vereitelten Tumult gegen das Arbeiten am Sonntage aus:

„Wünschen Sie, daß die Polizei den armen Leuten auch den Athem verbiete?“ — „Aber mein Gott, was ist denn herausgekommen, was haben sie davon? Sie sind unverrichteter Sache fortgezogen.“ — „Was sie davon haben, meine Freundin? Sie tragen das Bewußtsein mit sich nach Hause, gegen ein himmelschreiendes Unrecht ihre Stimme erhoben zu haben.“ — „Aber drüben wird nach wie vor fortgearbeitet.“ — „Ist darum ist die Wahrheit weniger wahr, weil für den Augenblick die Unwahrheit triumphirt?“ — „Und Einer ist sogar arretrirt.“ — „Ich möchte wol der Eine sein, meine Freundin.“ — „Uns Himmels willen nicht; dann hörten meine Lectionen auf; denn auf der Festung besuchte ich Sie nicht.“ — „Wie Sie sich vor sich selbst schämen, indem Sie das sagen! Sätze ich auf der Festung als Märtyrer einer Wahrheit, so umstrahlte mich auch der Glorienschein, vor dem sich jeder wahre Geist beugt, und das Gefühl widerleht am wenigsten dieser Macht. Was — Sie können darüber lachen?“ — „Liebster Anselm, vergehen Sie, aber die Vorstellung ist doch gar zu komisch, Sie fortgeführt mir zu denken wie da den Leineweber.“ — „Das Princip der Unwahrheit ward schon so schwach, daß es nur noch durch die Macht des Lächerlichen gegen die Wahrheit anringt.“ — „Die Witwe sah ihn freundlich an: „Wächsten Sie uns Frauen denn anders?“ — „Sie, ja!“ rief Anselm und ergriff die weiße Hand; „nicht bei der Masse, hier muß ausnahmsweise bei wenigen Erwählten der Anfang gemacht werden. In Ihnen regt sich die Wahrheit, Sie fühlen sie auch, aber Ihnen fehlt noch das Bewußtsein, daß Sie zum Bewußtsein kommen müssen.“ — „Ist es nicht gut in unsern beschränkten Verhältnissen, wenn man nicht immer Alles weiß?“ — „Nein! und dreimal nein! Wie oft soll ich Ihnen das sagen, daß die Zeit des Selbstunkels vorüber ist, daß wir nicht mehr schwärmen dürfen für das Unbestimmte. Die Idee muß in uns klar sein, wenn wir uns ganz ihr hingeben sollen; dann treiben wir nicht sie, sie treibt uns; dann erst mögen wir uns berauschen; dann zerfällt der Borwuf eines Trunkenbolde in sein Nichts. Wir sind in unserm Rechte, alle andern Rechte dagegen sind nichts; es ist heilig, göttlich, unwiderstehlich. . . . Wagen Sie es. Erwachen Sie rasch zum Bewußtsein Ihrer Freiheit, die Ihr angeborenes Recht ist.“

Hierauf streitet er sich mit ihr über das Schicksal der Jungfrau von Orleans, wo sie Schiller's Autorität beharrlich festhält und leugnet, daß sie verbrannt worden sei; Anselm versichert ihr:

„Liebste Freundin, das ist ja historisch ausgemacht.“ — „Dann

läßt die Geschichte, oder die die Geschichte machen. Das ist nicht wahr und kann und darf nicht wahr sein. Es ist eine häßliche Kritik gegen Schiller. Johanna d'Arc kann nur auf dem Schlachtfelde als Siegerin, ihre Fahne in der Hand, gestorben sein.“ — „Werthe Freundin, die Wahrheit der Idee steht gewiß höher als die sogenannte historische, von der man mit Anrecht so viel Wesen macht; hier aber handelt sich's von einer bürren, beglaubigten Thatsache. Jeanne d'Arc wurde von den Engländern als Here verbrannt.“ — „Und wenn Sie sich auf den Kopf stellen, ich glaube es Ihnen nicht. Das Hohe, Heilige laßt ich mir nicht herunterreißen. Und Sie namentlich, Sie wollen ein Ritter sein für die Emancipation der Frauen und können sich darin gefallen, die begeisterte Heldin zu verlästern?“ — „Ich versichere Sie, das ist mir nicht in den Sinn gekommen. Aber Wahrheit muß doch Wahrheit bleiben.“ — „Keine Wahrheit, die ich fühle, nein, die ich weiß, laßt ich mir nicht nehmen. Ich ließe mir den Kopf dafür abschneiden; aber besser ist, ich halte mir die Ohren zu. Heißt das nicht Aufopferung für eine Wahrheit?“

Die Witwe fragt: „Was soll aus uns werden?“ — „Glückliche Menschen.“ — „Durch das Bewußtsein allein?“ — „Prohibiren Sie es nur!“ — „Die Idee ist gewiß ungeheuer groß, lieber Anselm, und auch heilig mag sie sein, daß der Egoismus so ganz abgestreift wird; aber mein kleiner Kopf schwindelt davor, den höchsten Trost der Religion von einer Belohnung nach dem Tode so mit einem Male weggeschwift zu sehen.“ — „Ist das Bewußtsein an sich nicht die allerhöchste Belohnung? Wenn es kein Nettar wäre, der uns berauscht, wie hätten es die Hunderttausende von Märtyrern ausgehalten und den Schmerz besiegt?“ — „Ja, aber wo wird man das Bewußtsein empfinden, wenn es mit uns aus ist?“ — „Wir sind ewig, Freundin!“ — „Aber wie! Hier ein Stückchen Auge und da ein Stückchen Ohr.“ — „Die Weltfeste ist ein großer Athem.“ — „Das ist unbeschreiblich erhaben; aber es ist doch Leben so, als müßte er etwas apart haben“... Anselm war, als er ging, er wußte nicht wie, zum Bewußtsein gekommen, daß die Wahrheit zwar das große Ziel seines Lebens sei, das sichtbare und nähere aber eine Professur der Philosophie. Alsbald kommt die Wahrheit von selbst.

Nachdem dem armen Anselm von dem rüstigen, unphilosophischen Rittmeister die Braut weggeschnappt ist, beklagt er ihren Verlust folgendermaßen:

Ein so zum Bewußtsein gekommenes Wesen! Ihr war mehr als Leben, der Begriff des Lebens war ihr klar geworden, und in unverwundlicher Feitertreue blickte sie in die Tiefen des Wissens, um den Genuss zu schöpfen, der das Wesen des Wissens ist. Wenn sie stumm war, sprach sie mehr als die Klügste ihres Geschlechts; in ihrem schalkhaften Blicke lag eine Welt der bewußten Empfindung. Liebe ist Thorheit, wenn man sich selbst vergißt. Doch ein solches Wesen lieben, heißt den Inbegriff des Vollkommenen, es heißt sich selbst lieben. Solche Liebe heißt, sich selbst verlieren in sich, um das Unverstum zu gewinnen, und solches Wesen verlieren, heißt sich selbst verlieren und verfehlt werden von der vollen Tafel des königlichen Bewußtseins an den Bettertisch der Empirie und dunkler Empfindungen. Und ich habe sie verloren!

Als der Rittmeister Cécilien vorschlägt, sie wollen miteinander grade so sprechen, wie sie denken, antwortet sie ihm:

Solche Verabredungen haben manches Störende. Wenn wir erst daran denken, die Wahrheit und nichts Anderes sagen zu wollen, so legen wir sie uns vorher zurecht, und sie kommt etwas gefärbt heraus. Oder um recht wahr zu sein, tragen wir stark auf. Und ob das dann noch Wahrheit ist, weiß ich nicht. Endlich gibt es so Manches, was sich gar nicht aussprechen läßt, weil man sich selbst scheut, es zu denken, und das würde noch weniger Wahrheit sein, wenn man, durch solchen Contract gezwungen, es in Worte faßt und einem Andern eher verrieth, als man es sich selbst gestanden hat.

Und wieder ist von der Wahrheit die Rede zwischen Werner und Papa Ruff. Letzterer sagt:

„Wie Viele noch werden an der Wahrheit nagen wie hungrige Geier an einem Gezippe. Wie viel Söden werden sie auf die Altäre stellen und toben und lärmen, daß alle Welt vor ihnen knien soll. Und die nach ihnen kommen, stoßen sie hinunter in den Kehricht und rufen: Plag für meine Söden.“ — „Beteft du keine Wahrheit an?“ — „Doch, lieber junger Mann: die eine, unsichtbare, die immer auf dem Altar steht. Sie leuchtet nur, wenn der Söde herabgerissen ist. Ihr wächst immer wieder Fleisch an, wie die Geier sie auch zerhackt und zernagt.“

Soll vielleicht das wunderbar aus allen Arten von Styl zusammengesetzte neue Haus, an dem sich so Viele ärgern, über das so Viele spotten, ein Symbol der Wahrheit selbst sein, die, vielgestaltig und complicirt, nur Dem sich wahrhaft anschließt, der in ihr sich ansiedelt und in ihr lebt? Und bedeutet etwa das alte, baufällige Haus die Welt der verjährten Vorurtheile, die man bei Zeiten verlassen soll, ehe man darunter begraben und zerschmettert wird? Ist die alte Waschfrau, welcher die Aufsicht über das neue Haus übertragen wird, die Repräsentantin der durch und durch gefundenen Tüchtigkeit und Redlichkeit, welche dem hartherzigen Hochmuth den Todesstoß gibt, die trübe und boshafte Kopfhängerei aus dem Hause jagt, alle Elemente beschwichtigt, versöhnt und beherrscht und in der neuen Welt als Genius waltet? Oder ist es dem Verf. gelungen, mit seinem Buche uns zu mystificiren, daß wir an solche Dinge denken, die ihm vielleicht nicht entfernt in den Kopf gekommen sind? Es mag sein; rühmen aber müssen wir jedenfalls zum Schluß die Laune, den Witz, die Ironie, womit er die verschiedensten Interessen, Probleme, Zustände in seinem Buche ergötzlich behandelt; eine Fülle von Geist und Gedanken ist über mannichfache Gegenstände ausgegossen, und vielleicht würde der feine Spott, die schalkhafte Ironie oft noch glänzendere Trümpfe auspielen, wenn das Buch nicht in Deutschland geschrieben wäre, wo man den eigenen Witz an der Kette halten muß, damit nicht Andere ihn bevormunden und mores lehren. Wir wünschen dem Buche recht viele Leser — Leser, die Spaß verstehen und den Ernst dazu!

100.

#### Eine Übersicht der deutschen Literatur seit Friedrich dem Großen auf vier Seiten!

Ein Franzose, der etwas vom orientalischen Ursprunge der deutschen Sprache, ihrem Reichthume und ihrer Härte vernommen hat, der Friedrich II. als Verächter der deutschen Sprache kennt und von Leibniz etwas munkeln hörte, schreibt in der „Revue du Nord“ eine Abhandlung: „Sur les progrès des lettres allemandes depuis Frédéric II“, und brandigt sein reichhaltiges Thema auf vier Seiten, wenn wir noch eine halbe Seite leeren weißen Raum dazu rechnen. Es ist erstaunlich! Unter Spazier's Redaction erlaubte sich die „Revue“ dergleichen freilich nicht, aber die jetzige Redaction ist wahrscheinlich mit deutscher Sprache und Literatur nicht viel bekannter als der am Schluß des Aufsages S. de N. Unterzeichnete. Eine solche Ignoranz, Oberflächlichkeit und echt französische Redlichkeit, wie dieser kleine Aufsatz bekundet, können in der That nur eine vergnügliche Stimmung bewirken und geben eine lustige und

curiose Erscheinung ab. Die wenigsten Franzosen sind in der Kenntniß der deutschen Literatur über Goethe und Schiller hinausgekommen; unser Franzose steht dagegen noch bei Leibniz und Wolff, die Schiller-Goethe'sche Epoche ist ihm ein unbekanntes Thule, und zwischen ihr und der von Leibniz und Wolff befindet sich für ihn jenes gallertartige Meer, das zu beschiffen für ihn ein Ding der Unmöglichkeit war, da, soweit wir vermuthen können, dieser Franzose nicht ein Wort Deutsch versteht, geschweige ein deutsches Buch gelesen hat. Es ist zu viel Curioses in dieser Abhandlung, als daß es nicht die Mühe verlohnen sollte, ein paar Hauptstellen anzuführen.

„Zu Friedrich's des Großen Zeit“, heißt es, „stand man in Deutschland auf denselben Punkte wie in Italien zur Zeit Pius II. und in Frankreich zur Zeit Ludwig XIII. Alle die Einheimischen, welche sich an das französische Idiom gewöhnt hatten, besonders die über Deutschland verbreiteten Franzosen fanden das Deutsche abentheuerlich, barbarisch und hart.“ Das rührte aber davon her, wie der gelehrte Franzose meint, daß man die deutsche Sprache nach dem Eindruck beurtheile, welchen die Orthographie und die gothischen Typen hervorbrachten? Leibniz natürlich war der Erste, welcher die Landessprache zu studiren anrieth, Wolff dagegen that mehr, er schrieb in deutscher Sprache, aber, wie sich von selbst versteht, nicht angenehm. Nun sing man an die Sprache von lateinischen und fremden Ausdrücken zu reinigen. Da der Franzose die deutschen Namen außer den unbekanntesten Namen Leibniz und Wolff wahrscheinlich vergessen hat, so hilft er sich aufs prächtigste. Er spricht von einem Preußen (Gottsched ohne Zweifel), der in Leipzig Professor war und von seiner Frau in seinen Bemühungen unterstützt wurde; von einem Buchhändler in Berlin (Nicola) und einem Juden in Dessau (Mosés Mendelssohn). „Man streifte sich nun darauf, Deutsch zu schreiben, grabe darum weil (précisément lorsque) der König von Preußen haben wollte, daß man nicht Deutsch schreibe.“ Wenn ich oben gedauert, daß der Verf. außer Leibniz und Wolff keinen un deutschen Sprache und Literatur verdienten Gelehrten namentlich anführe, so ist ihm offenbar Unrecht geschehen; der Verf. fährt im Verlaufe seiner literarhistorischen Darstellung allerdings noch einige Namen an, nämlich Arnold Schmidt und Christian Gärtner (Goertner), Professoren am Carolinum in Braunschweig, und Bohmer und Breitingen, von der schweizer Schule. „Trotz Friedrich II. wurde Berlin, wohin der Glanz der preussischen Regierung gelehrte In- und Ausländer in Masse zog, die Metropolis der deutschen Literatur, sodas Dresden und Leipzig, die es bis dahin gewesen waren, ausgestochen wurden.“ Der Franzose schmeichelt sich, daß die deutsche Literatur fortan sich hauptsächlich ausbildete, indem sie sich an französische Muster hielt. Hierauf geht er näher auf die Eigenschaften der deutschen Sprache ein. Er macht die ganz unerwartete Entdeckung, daß sie reicher sei, als sonst eine Sprache Europas; die italienische und spanische Sprache wären zu Wortbildungen nicht so gefüge wie das Deutsche, welches in dieser Hinsicht mit den morgenländischen Sprachen verwandt sei, und die englische Sprache sei nicht so präcis; auch sei die deutsche Sprache für eine ausländische Zunge lange nicht so hart, als man bei dem Aufschlagen eines Buches meinen sollte! Als ein merkwürdiges Factum führt er an, daß es in Deutschland nicht 100 Schriftsteller gäbe, und im protestantischen Deutschland nicht 50, welche sich nicht für alle Gegenstände der deutschen Sprache bedienten, und wenn auch einmal Einer ein lateinisches oder französisches Buch schreibe, so wisse er recht wohl, daß sich das Alles auch im vaterländischen Idiom ausdrücken lasse. Zuletzt be- hauptet der Gründliche: daß seit den letzten 70 Jahren mehr Bücher in Deutschland gedruckt worden seien als in irgend einem andern Lande während dreier Jahrhunderte! Dies die Hauptergebnisse aus des Franzosen, an neuen Bemerkungen, wie man sieht, so überaus reicher Betrachtung! 108.

## Bibliographie.

Der Zustand von Strassburg dargestellt in seinen historischen Verhältnissen. Prozeß vor dem Assisenhof von Strassburg. Nach dem Französischen von F. Seybold. Gr. 8. Stuttgart, Friz. 18 Gr.

Baco's, Franz, Buch über die Weisheit der Alten aus dem Lateinischen übersetzt von J. Schieffer. Gr. 12. Köln, Renard u. Dübbyen. 16 Gr.

Bechstein, L., Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. 4ter Theil: Die Sagen des Riffhäufers und der Südenen Aue, des Berragrundes und von Liebenstein und Altenstein. 8. Hildburghausen, Kesselring. 1 Thlr. 4 Gr.

Beskow, B. von, Schwedens Ahnen, ein, mit dem großen Preise von der Schwedischen Akademie belohntes Gedicht. Übersetzung mit beigefügtem Originaltexte. Gr. 8. Lübeck, v. Rohden. 10 Gr.

Brunnow, C. von, Der Troubadour. Romantisches Gemälde aus dem letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts. 2 Bände. 8. Dresden, G. Fleischer. 2 Thlr. 12 Gr.

Göllen, J. B., Poetische Erstlinge eines Buchbinders. 8. Köln, Renard u. Dübbyen. 8 Gr.

Dilschneider, J. J., Abhandlungen über Klopstock's Frühlingsfeier und über Verdeutschungen. Gr. 8. Köln, Renard u. Dübbyen. 9 Gr.

Drumann, W., Geschichte Roms. 4ter Theil. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Bornträger. 3 Thlr.

Emald, G., Worte an Herrn Klenze in Hannover. Gr. 8. Basel, Schweighäuser. 8 Gr.

Geschichte, Grundriss und Verfassung der Freimaurerei. Zeitgemäß dargestellt von Einem Freimaurer. Gr. 12. Zürich, Dreßl, Kästli u. Comp. 1 Thlr. 16 Gr.

Juvenalis, Chr., Der Georgia Augusta in Göttingen, erstes hundertjähriges Stiftungsfest, geschildert in einem satyrischen Gedichte. Schmal 4. Hildburghausen, Kesselring. 6 Gr.

Klagelieder der Geistlichen, oder die traurige Stellung des Theologen, in Rundgemälden. Eine Leidensgeschichte des protestantischen Geistlichen vor, zu und in dem Amte. Aus sichern Quellen und der Wahrheit getreu dargestellt von einem Theologen. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 9 Gr.

Köllner, Fr., Gereimtes und Ungereimtes. Auswahl aus den Papieren des Jrenäus. Gr. 8. Köln, Renard u. Dübbyen. 12 Gr.

Kramer, Ph. W., Eisenprinz. Eine Dämonie. Gr. 12. Ulm, Käßling. 10 Gr.

Müller, R. A., Forschungen auf dem Gebiete der neueren Geschichte. 1ste Lief.: Kurfürst Johann Georg der Erste, seine Familie und sein Hof, nach handschriftlichen Quellen. Gr. 8. Dresden, G. Fleischer. 1 Thlr. 12 Gr.

—, 2te Lief.: Das Söldnerwesen in den ersten Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Gr. 8. Ebdas. 9 Gr.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1839. Herausgegeben von A. v. Chamisso und Fr. Freih. Gaudy. 10ter Jahrg. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Philadelphus, Der Staat, die Kirche und die Kölner Angelegenheit, oder: zu welchem Ausgange wird die Kölner Angelegenheit führen? Nebst einer Beilage aus dem 12. Jahrhundert. Gr. 8. Braunschweig, Westermann. 1 Thlr. 12 Gr.

Rosch, über die Noth im Volke, die Unzufriedenheit und die Auswanderungen. 8. Kürnberg, Zeh. 12 Gr.

Schoyppe, A., Die Rache, oder der Leinenweber von Georgia. Historischer Roman. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, A. Teubert. 3 Thlr. 8 Gr.

Schudoroff, J., Für Frohsinn und Lebensweisheit. Vorlesungen. Gr. 8. Leipzig, Buttig. 1 Thlr.

Was verlangen die Bürgerlichen? Brief an den Grafen \*\*\* von F. D. Gr. 8. Zürich, Vereinsverlag. (Witz- u. Witzmer.) 4 Gr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 286.

13. October 1838.

Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen, von W. Körte. Leipzig, Brochhaus. 1837. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Die Weisen, wie in Anschauung, Gedanken und Gesinnung der Urgenius einer Nation, ja, in dieser Einen zugleich das menschliche Geschlecht zum Wort herausgetreten ist, aus den Schichten des Volkslebens wieder hervorzurufen, als der Mitwelt zum Gedächtniß, ist eins von den mannichfaltigen literarischen Verdiensten, deren die um Forschung und weite, bewußte Umsicht ernst bemühte Zeit sich mehr als jede vergangene zu rühmen hat. Der Verf. hat sich seiner Aufgabe mit aller der Ausdauer und Vorliebe unterzogen, welche ein Stoff einzulösen pflegt, der, durch kein drängendes äußeres Verhältniß geboten, Muße und Kräfte eine geraume Zeit in Anspruch genommen hat; es ist dies die erlaubteste Genugthuung, welche wir der eignen Arbeit gönnen dürfen, es ist, wenn eine Beziehung erlaubt ist auf die verschiedenen Bündnisse, welche wir Menschen miteinander eingehen sehen, neben dem Einflusse des sich lebhaft ansagenden Bedürfnisses, der immer tiefer greifenden Verkettung und Durchdringung, des Haltenwollens am bisherigen Gewinn, vorzugsweise die Macht des Andern, in und für welches sich der Sinn herausgelebt hat, um jenem nun Werth und Geltung auf alle Weise zuerkannt zu wünschen; es ist alles dies, was, bei einer etwaigen Verwunderung über solche Verhältnisse übersehen, die rechte Deutung nur unvollkommen zu geben vermag. Der Verf. hat in gleicher Weise nicht gering von dem Gegenstande seiner Beschäftigung gedacht: er bekleidet ihn mit fürstlichem, hohenpriesterlichem Gewande, oder ertheilt ihm das Diplom des höchsten Adels; er versetzt sich mit ihm an die Grenzen einer goldenen Zeit, wo das werdende Geschlecht in Einfalt und Unschuld nur der Väter Weisheit horchte und des göttlich erachteten Sängers, des Weisen Spruch als Gesetz galt; er befreundet sich mit dem Gedanken nicht, wie später, als aus den Haushaltungen Staaten, aus den Familien Völker geworden, die Verhältnisse der Menschen und Völker sich vielfältiger gestalteten und tiefer verwickelten, ihre Thätigkeit bedingter wurde; er sieht nicht ohne Mißvergnügen dann ihre Bedürfnisse künstlicher und mannichfaltiger, ihre Sitte berechneter, ihre einfache Moral in schlaue Politik, ihre häusliche und bürgerliche Tugend

in Finanz und Alesanz verwandelt; er begleitet aber gleichwol (nicht recht verständlich) das Sprichwort in seiner nun eintretenden Entheiligung und Entkleidung bis zu seiner Vermischung mit der Masse des Volks, welches sich dafür seiner bedient, sich durch Reden für das herrisch auferlegte stumme Gehorchen zu entschädigen; er ist so eifrig in den Umgang mit dem Sprichworte eingedrungen, daß es ihm fast zu einem denkenden, lebenden Freund und Genossen geworden, zu einer einzigen Person concentrirt ist, welche auch das tiefste Denken der Fest- und Nachwelt schon irgendwo sinnreich ausgesprochen hat, die auf dem Wege des Lebens ein kluger, heiterer Gefährte sein will, uns treu bleibend in Leid und Freude, uns nirgend im Stich lassend, weder im Scherz noch im Ernst.

Es ist nicht zu erwarten, daß nach diesen Ausprüchen die spätern Erzeugnisse des Gedankens, des vielseitig bereicherten Selbstbewußtseins der Volksgeister eine willkommene Stelle gefunden haben und hier die rechte Weisheit nicht mehr beifallswürdig zu Tage kommt; die Speculation, bei welcher der Verf. übersehen zu haben scheint, daß sie Ansprüche machen muß, von Uransfang an in gleichem, wo nicht höherm Alter die Stadien des Völkerlebens begleitet zu haben, ja, recht eigentlich die Mutter derjenigen Sprichwörter zu sein, die er bei seiner ehrfurchtsvollen Ausdruckweise vornehmlich im Sinne hat, sie ist ihm keine Freundin, denn sie disputirt und mäktet etwas mit seiner eignen, gewohnten und bewährten, die wiederum zur Vergeltung sich um die vornehme und so wandellauzige Modedame des Tages nicht viel kümmert; denn sie ist friedlich und einfach, sie haßt das Zanken und Wanken, wo jene Gelärm und Getöse macht mit überflüssigen und unnützen Fragen; sie ist schlecht und recht, wo jene in der verwickelten, harten Arbeit der Dialektik Schmerzen im Kopfe fühlt und erregt; sie kann sich daher jener Feindin gegenüber, zum ersten Male fast mit gewaltsamer Umkehrung ihres Charakters, einer bestimmten Verachtung nicht erwehren, unter Andern gegen die weitläufige Jurisprudenz mit ihrer lästigen Gewissenhaftigkeit; sie hat nicht eigentlich auf der hohen Schule zu Bologna studirt, aber von Geburt geabelt und mit dem Ehrenmantel eines Doctors beider Rechte weiß sie ihr gutes Recht zu sprechen in den wichtigsten Dingen; sie ist ein kluges, wachsameres Kind, und darum, ohne viel Umfrage,

trifft sie den Nagel gleich auf den Kopf. Kurz, man sieht, der Verf. hat sich der artigen Lehre nicht entzogen, die „Keinem sein Liebchen ungestalt“ sein läßt. Einige Bemerkungen scheinen hier am Orte zu sein.

Unstreitig sind Sprichwörter Resultate, gleichsam Nationalanschätze des beobachtenden Menschen- und Volksstandes, es gehört diese Ansicht zu den richtigsten, die der Verf. aufgestellt hat. Sie beginnt die Einleitung, welche in etwas harter Verbindung von des Sprichworts Begriff, Namen, Geschichte, Geist und Gemüth, Art und Kunst, von Religion, Politik, Haushalt, geselligem Leben, Tracht, Literatur und Gebrauch handelt, gleich voran. Wenn die Volkssubstanz in ihrem unmittelbaren, unentwickelten Dasein heraufgerufen ist aus dem traumähnlichen Zustande einer mehr oder weniger glücklichen Idyllenwelt und hineingeworfen in die zerreibenden, drängenden Elemente eines bewegtern Lebens, will sie sich dieser bemächtigen, das Ungewohnte begreifen, das Widerspenstige bändigen, sie macht sich an die Dinge, ihren Lauf nachdenkend zu zügel, und ist bemüht, diese Acte und Gewinne des Geistes der eignen Erinnerung und dem kommenden Geschlechte nicht verloren werden zu lassen. (Der Verf. nennt es ein Zeugniß von den Felsentrümmern eines Volks.) In verschiedener Weise daher, in Zorn, Wit, Bitterkeit, Humor oder Anmuth, zu allerlei Zweck, zu vorsorglichem Schuß, zur Strafe, Warnung, zu gar wirksamer Thatfertigkeit oder selbst rücksichtsloser Verschlagenheit, sehr oft auch nur zu einem nachträglichen, der freien Wahl überlassenen Resumé des Erfahrenen hat sie die einzelnen Momente ergriffen und im Worte überliefert. Es ist die eigentliche Praktik, an deren Hand wir uns über das Gäng und Gebe der Vorkommnisse zu verständigen, in den Außerlichkeiten der Weltbewegung zurechtzufinden haben. Kurz und gut, ziemlich vorwiegend wird ein Facit gezogen, ein Zustand der erhöhten Anschauung, ja, wenn man will, der Begeisterung sucht sich Bahn zu brechen, indem er sogleich ein Einzelnes als verborgenen Wunsch, als Ideal der Zukunft, als Allgemeines hinstellt, was eben darum der Vieldeutigkeit, oft dem Umschlagen ins Komische, Unwahre ausgesetzt ist, „rasch ist die Jugend mit dem Urtheil fertig“:

Der Einsame ist entweder ein Engel oder ein Teufel.  
Volkes Stimme, Gottes Stimme.  
Nichts haben sind zwei Teufel, Nichts haben, Ein Teufel.  
Stiehlt viel, gib wenig, so kommst davon.  
Gottes Weisheit und der Menschen Thorheit regieren die Welt.

Jeder für sich, Gott für uns Alle.  
Wer lügt, der stiehlt.  
Immer nur Einen, so fängst du sie Alle.  
Nimm's, die Haut ist dankenswerth.  
Ohne Koller ist schlimm Fische fangen.  
Man soll den Mantel kehren, als das Wetter geht.  
Wein und Wein bringt alles Unglück herein.  
Wer Gott betrügt, der ist wohl betrogen.  
Gott gibt's den Seinigen im Schlafe.  
Was Gott in die Natur gezeichnet hat, davor hüte dich.  
Kotzbart, Schelmenart.  
Geld macht den Markt.  
Geld schließt auch die Hölle auf.

Geld kann nicht Unrecht thun.  
Der Mensch kann Alles, was er will.  
Gerade durch, das hält Strich.

Aber, Wenn und Gar  
Sind des Teufels Waar.

Für Gerechte gibt es kein Gesetz.  
Glück macht blind und ist blind.

Glück ist ein Heuschoder, rupfe davon, so hast du.  
Ein Feind ist zu viel, hundert Freunde sind nicht genug.

In der That ist jene Stufe des entwickelten Volksgeistes, welche solche Sprüche erzeugt, der Jugend am annäherndsten zu vergleichen; wie diese, ungebildig, aber entschlossen, wartet sie die Ergründung des Lebens nicht ab, aber beide sind noch bildsam und unverdorben genug, um das leise Zugeständniß eines nicht vollständigen, eignen Glaubens an die Unumstößlichkeit ihrer Sätze nicht zu verhehlen. Hier scheint aber auch für die überwiegende Mehrheit die Grenze der Achtung zu sein, welche wir dem Sprichworte zu zollen haben; der Verf., ohne vielleicht den Inhalt seiner eignen fleißigen Sammlung genau zu erwägen, und mit Ernst und Neigung einer kleinen Minorität gedenkend, ist über diese notwendige Beschränkung hinausgegangen. Es fehlt nicht an Andeutungen, worin er seine Ansicht zu modificiren sucht, wenn er die wahre Geltung des Sprichworts nur der rechten Gelegenheit vorbehält, oder das Sprichwort von dem Spruche und der Sentenz dadurch unterscheidet, daß es nicht Lehre sei, sondern Rath in jener breiten, tausendjährigen, widerspruchsvollen Erfahrung („Rathen ist wie Scheibenschießen“); wenn er nicht verkennt, das Sprichwort sei der Spiegel alles weltlichen Wesens, es verwirre, zu häufig angebracht, den Blick, es solle nicht trivial dazwischen plumpen, ja, es habe fast jedes sein Segenwort, oder wenn er jedes Sprichwort für einen Ausdruck Dessen ansieht, was sich durch viele Fälle bewährt hat; aber eben dies letztere, das mißliche Thema der vielen Fälle, scheint ihm nicht fest genug vorgeschwebt zu haben. Ist die Besorgniß nicht ungegründet, es könne selbst im besonnenern Thun des Geistes einer seiner Schlüsse von der bisherigen Unfehlbarkeit eines Factums auf die aller nachfolgenden falsch sein, so ist es um so mehr in zahlreichen dieser leichten, lustigen, zwischen Ernst und Scherz schwebenden Ausbrüche des gewandten Weltverständes. Die Höflichkeit, welche verbietet, im geselligen Leben für die Rede einen Polstap bereit zu halten und nach alt cyrenaischem Princip veratorisch beim Wort zu fassen, mag auch hier im ausgebehnten Sinne beobachtet werden. Die Antwort, es sei nicht so gemeint, es sei eben schlecht und recht das Beste, was man geben konnte, es könne am Ende Jeder daraus machen, was ihm gut scheine, oder suchen, was nicht unbedingt auf der Oberfläche liege, sie mag ihre volle Berücksichtigung finden; aber es sei dies auch nur erwähnt, um zuletzt auf manche kleine Collision aufmerksam zu machen, in die der Verf. mit der Tiefe jener Weisheit zu gerathen Gefahr läuft, welche er seinen Schülern zu bewahren bemüht ist. Dem pedantischen, zum Erfassen des Kerns der Dinge unfähigen Thun mag keine schützende Zuflucht bewilligt werden; mit

Recht kämpft der Verf. dagegen; aber er wird es manchem so unvermuthet als Schulfuchs Angeredeten wol gestatten müssen, sich das tiefere Eigenthum seines Geistes nicht grade auf dem dargebotenen Wege zu suchen; Aristoteles, der Erzhochscholastikus, meint etwas Anderes, wenn er die Sprichwörter für heilige Reliquien einer uralten Philosophie erklärt, die allerdings, durch (griechischen) Geist und Inhalt verschieden, im deutschen Volksmunde seltener gefunden werden, wie die bei allem Reichthum doch unterschiedene Dürftigkeit der hier am nächsten liegenden Artikel: Böse, Mensch, Gott, Seele u. s. w., bewiesen wird.

Es hängt dies indess näher mit dem Begriffe des Sprichworts selbst zusammen. Der Verf. hat, wie schon angedeutet, indem er sprichwörtliche Redensart, Spruch, Sentenz, Einfall vom Sprichworte unterscheidet, versucht, denselben zu geben; er ist aber dieser Unterscheidung nicht treu geblieben, und unter den fast 8000 Nummern begegnen von den theoretisch ausgeschlossenen mehr als von den als eigentlich bezeichneten. Mehrere Bibelsprüche sind aufgenommen, aber meist so verändert, daß sie in ihrer ursprünglichen, ehrwürdigen Form unstreitig willkommener und dem Volksgedächtniß heiliger wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

**Psyche.** Von A. von Sternberg. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1838. 8. 3 Thlr.

Du klagst, mein Freund, über die vielen Bücher, die geschrieben werden, du hast dich von der Sündflut der Literatur zurückgezogen, und weil du viel Mittelmäßiges gelesen, willst du jetzt gar nichts mehr lesen. Man sollte nie solche Thorheit sich vornehmen; wenn man sich dieselbe vorgenommen, sie nicht anzusprechen, hat man sie aber ausgesprochen, wenigstens nicht darnach handeln und Ausnahmen von solchen selbstgeschaffenen Regeln gestatten. Die „Psyche“ sei dir eine Ausnahme. Ich habe schon oft mit dir über die Werke des Baron von Sternberg gesprochen. Du hast mich gesehen, wie ich schwärzte über „Galatea“, die ich immer lesen und wieder lesen mußte, die mich immer wieder erfreute. Später konnte ich dir von „Palmyre“ nur sagen, daß mich das Papageiengepläuber amüset habe. Vom „Fortunat“ schwieg ich; von der „Psyche“ will ich aber nicht schweigen.

Es gibt so viele Leser, welche die Weisheit mit Löffeln essen wollen, das heißt: sie möchten in der lieblichen Einkleidung des Romans Geschichte und Geographie, Religion und Philosophie, Natur und Physik, vielleicht auch einmal Mathematik auf eine angenehme und bequeme Art einschlärfen; für solche Leser ist die „Psyche“ nicht geschrieben. Du liebst Ruhe — und Geselligkeit; bleib also ruhig hingestreckt auf deiner Dottomane, und „Psyche“ bietet dir die Gesellschaft, — die vornehmste! die gute, welche sogar die beste Gesellschaft genannt wird, wenigleich letzteres nicht immer mit Recht. An der „Psyche“ kann ich nichts tadeln, jedes Einzelne gehört zum Ganzen, und das Ganze ist vollendet. Es ist ein Bild aus der großen Welt. Daß der Autor seine Worte wie Bleistift und Farben handhabt und seine Bilder so lebhaft wie ein Maler vor uns aufstellt, das wissen wir schon lange. Über der Hauptgruppe vergißt er nicht die Nebengehalten, über diesen nicht die Auskaffirung des Vorder- und Hintergrundes, den Rahmen weiß er auf geniale Weise zu zimmern, und sogar die Wand, an welcher das vollendete Bild angebracht wird, schmückt er mit passenden Zierathen; es ist die Wand eines Salons; die Flügelthüren sind geöffnet und man blickt in die Antichambre, in das Treiben der Dienerschaft.

Der Rahmen ist die Fabel von Amor und Psyche, die sich im todtten Marmor und in den lebenden Menschenherzen wiederholt. Die Psyche, Antonie, ein gelungenes weibliches Wesen, Schönheit, Anmuth, Liebe; sie lebt in freiblicher Ehe mit einem Manne, den sie zu lieben glaubt, der viele gute Eigenschaften hat und wenig Fehler, der keine Frau unglücklich machen kann und keine glücklich. Mit Herzklopfen sieht man Antonien wie eine Somnambule am Abgrund hinwandeln und ihr Erwachen ist ergreifend. Sie hat sich selbst beim Namen gerufen, mit frommer Selbstprüfung die Liebe in ihrem Herzen, mit der Nachlampe, den Geliebten in ihren Armen beleuchtet, ihn hier zum letzten Mal gesehen vor der langen ewigen Trennung. Amor, der junge Held, ein feuriger Jüngling, der nie unmännlich wird, trotz seiner Liebhaberrolle, er steht in dem Alter, wo der Mann am heftigsten liebt, weil ihm die Liebe die Hauptsache im Leben scheint. Er fühlt sich auch dann am unglücklichsten, wenn er seiner Liebe entsagen muß, denn er glaubt noch an die Ewigkeit dieses Gefühls, und sein verfehlter Wunsch scheint ihm ein verfehltes Leben. Bela ist zu jung, Antonie zu unschuldig, um daß man Weiden zürnen könnte, wenn sie Unrecht thun und Unrecht fühlen.

Die Marquise ist eine bedeutendere Erscheinung als Antonie. Sie hat viel erlebt, viel erfahren und viel empfunden. Das Empfundene hat sie durchdacht, und es ist ein Zwiespalt entstanden zwischen ihrem Herzen und ihrem Verstande. Freiheit ist das Ideal, nach dem sie strebt. Sie ist frei, aber sie ist nicht glücklich. Sie gehört dem jungen Deutschland an; sie hat die Mängel der Ehe erkannt und zieht gegen die Ehe zu Felde; sie weiß aber doch nichts Besseres dafür zu bieten. Wenn sie aber von der Ehe spricht, war es mir unbegreiflich, daß ein Mann ihr diese Worte in den Mund gelegt. Ich hätte nie geglaubt, daß die Männer mit ihrem anonymen Opferfeuer von Liebe und Sinnlichkeit so fein herausfühlen könnten, was eine Frau für erniedrigend hält, nämlich die pflichtgemäßen Umarmungen ihres Gemahls. Dann war es mir aber, als sei die Marquise zu einer lebenden Person geworden, sie saß neben mir auf dem Kanapee, und ich hatte große Lust, mit ihr zu disputiren. Wenn sie sich empört über die Zumuthung am Altar, einen Mann ewig zu lieben, zeige ich ihr den Segen der Religion, der sie berechtigt, dem Manne, den sie liebt, anzugehören. Es ist eine fromme Kette, mit der die wankelmüthigen Herzen sich aneinander fesseln, es ist der Amboß, auf dem neue Ketten geschmiedet werden aus dem vereinten Interesse, gleichem Namen und der Macht der Gewohnheit. Die Theorie der Marquise ist ein Gemisch von Irrthum und Wahrheit, wie man bei geistreichen Frauen oft begegnet. Sie wird getadelt; nicht der Theorie wegen, nein, weil sie dieselbe ausspricht; nicht der Irrthümer wegen, nein, es sind die Wahrheiten, die sie denkt und sagt, welche die Welt ihr nicht vergehen kann. Trotz diesen Irrthümem ist sie aber eine sehr interessante Erscheinung und ganz würdig, vom Obersten geliebt zu werden, den zwar nur Wenige werden schätzen können; denn man muß schon selbst solche Charaktere in der Liebe gesehen haben, um an deren Existenz zu glauben und die Achtung nicht zu verlieren für den Mann, der nervenschwach wird und sich selbst nicht mehr beherrschen kann, weil eine Frau sich nicht will von ihm beherrschen lassen. Auch der alte General ist eine gute Figur, der Minister einer jener Charaktere, wie deren das Leben oft liefert. Coriane St. Preux, die leichtsinnige Französin, ist allerliebst. Wenn sie nicht mit den eignen Gefühlen spielen kann, so spielt sie gern mit denen der Andern. Sie wundert sich über die Männer, welche die Blässe eines brechenden Herzens für die Folgen einer Erkältung halten, und schert doch selbst in der Atmosphäre dieses brechenden Herzens, denn sie kennt nur die Seelenwunden, die von einem Carneval zum andern bluten und dann entweder heilen oder von neuen Wunden verdrängt werden. Damit man ihr nicht allzu sehr zürne, so wird man veröhnt durch die Reflexionen, die sie dem schlafenden Bela gegenüber aus-



spricht, über die ewige Jugend der Liebe und der Poesie. Bela bringt nämlich die Nacht schlafend zu vor der Thür von Antoniens Gatten, um mit jugendlicher Eifersucht dessen nächtlichen Besuch bei der Gemahlin zu bewachen. Die St. Preux findet den Stuhl und den schönen Schläfer, eine schwache Barriere gegen das Recht — und gegen die Tyrannei der menschlichen Einrichtungen.

Alle Figuren aus der großen Welt sind ganz gelungen, die Atmosphäre der großen Welt, die jolis rions, der vornehme Klatsch, die Gespräche über Menschen als Border- und Hintergrund vortrefflich wiedergegeben. In diesem nächtigen Treiben der Außenwelt gestaltet sich das Leiden des Innern um so tragischer, und wenn Alles Vergnügen sucht und findet, wenn Bälle und Landpartien für das Wichtigste gehalten werden im Kreis der Freunde, da steht der Ernst des Schmerztes so geisterbleich unter dem Glanze der Lichter.

Auch die übrigen Personen sind gut geschildert, die Landbewohnerinnen im modernen Puz und Madame Cottin, die geschäftige, heirathsmachende, ordnende Frau, die wie eine Hausfaze dem Hause ebenso ergeben ist als den Menschen. Die Figuren treten so lebendig und wahr hervor, daß man meint, man müsse ihnen schon einmal begegnet sein.

Einige Momente müssen auch als verdienstlich anerkannt werden; unter andern nach dem Pfänderspiele die verschiedene Art zu küssen des Generals und des jungen Helben. Es ist nicht nur die Verschiedenheit des ältern Mannes und des jungen, auch der sonstigen Zeit und der neuern. Denn man gibt jetzt einer jeden Handlung eine tiefere Bedeutung, und der Kuß, der sonst als Schlittenrecht oder für ein Pfand vergeudet wurde, scheint jetzt zu Amor's ganz besondern Erb- und Lehnrecht zu gehören. Die junge Damenwelt schaudert vor der Profanation des Kußes, sie gibt ihm eine heilige Bedeutung.

Die Ankunft des jungen Bela, wie die schöne Frau ihm an die Brust fliegt, bildet durch eine glückliche Autorenkoketterie einen guten Contrast mit der Ankunft des Gatten, einige Wochen später, dessen Empfang mit seinem Takt behandelt ist.

Vor allen meisterhaft ist aber die Hauptscene geschildert, zart und doch leidenschaftlich behandelt. Die Leserin erdötet aus Mitgefühl, nicht über den verletzten Anstand, sie muß alle ihre Grundzüge zusammennehmen, um nicht zu wünschen, daß Antonie nachgebe. Es ist eine solche Heiligkeit über Liebe und Sinnenrausch gegossen, daß selbst die Prude nichts dagegen haben kann.

Nun komme ich aber an das Ende, mit welchem ich nicht zufrieden bin. Die Leute, die dem Leser so lieb geworden sind, reisen alle so unbefriedigt in der Welt herum. Es ist ein Irrthum der Jugend und der Liebe, daß irgend ein Schmerz ewig sei. Wenn derselbe nicht gleich tödtet, so kumpft er mit der Zeit sich ab, die größte Leidenschaft hört einmal auf zu glühen, in der ganzen Welt, also auch in der großen, und wie das Meer sich schließt über den Menschenleichen, die man ihm anvertraut, so verschwindet das tiefste Weh spurlos im Ocean der Zeit und das Leben plätschert mit seinen Wellen darüber hin.

Antonien's Herz war zwar zu zart besaitet, um vergessen und verschmerzen zu können, auch war sie ja die Psyche und mußte die Geschichte des kalten Marmors mit ihrem warmen Menschenherzen durchleben; sie mußte die Liebe erkennen, um sie auf ewig zu verlieren; sie hat auch abzubüssen für den Ehebruch ihres Herzens, den sie sich als Sünde vorhält; — auch gehört zu ihren großen langbewimperten Augen, zu ihrem ganzen Erzhönen, ein stiller Kummer: doch sieht man sie ungen in das unbefriedigte Leben hineinziehen, und es ist ja noch so lang für sie, denn sie ist noch so jung!

Die Marquise hätte aber dem Charakter einer geistreichen Frau getreu, folglich inconsequent sein können. Sie mußte zwar

immer gegen die Ehe sprechen und schreiben; als aber der Oberst sich in ihre Ansichten findet, sich ihren Aussprüchen fügt, da mußte sie selbst den Priester bringen und den Altar schmücken, weil sie einseht, daß, so lange die Welt besteht, wie sie jetzt ist, die Frau nur in der Ehe beglückt kann, nur in der Ehe glücklich werden. So hätte man wenigstens ein Paar zur Ruhe gebracht und sähe sie nicht Alle, diese schönen lieben Gestalten, so wenig nach menschlichen Ansichten beglückt! Doch vielleicht ist eine Verwandtschaftsader der Madame Cottin in mich gefahren und ich will auch Ehen stiften, die Leute mögen wollen oder nicht. Man muß keinem Schöpfer Gesege vorschreiben, besonders wenn er so Gutes und Erfreundes geschaffen, als die „Psyche“ ist.

Ich liebe zwar die „Galatea“ noch mehr — es ist mehr Poesie darüber hingehaucht, über die „Psyche“ aber mehr Leben. 97.

## Literarische Anzeige.

### W. Heinsius' Bücher-Lexikon. Achter Band.

In meinem Verlage ist jetzt vollständig erschienen:

## Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon,

oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind. Mit ausführlichen Angaben der Verleger, Druckorte, Preise, Auflagen, Jahrszahlen, Formate, Bogenzahlen, artistischen Beilagen und vielen buchhändlerischen und literarischen Nachweisungen, Angaben der anonymen und pseudonymen Schriftsteller u.

Bearbeitet und herausgegeben

von

**Erst August Schulz.**

Erster Band,

die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Schriften enthaltend. Zwei Abtheilungen.

Gr. 4. (125 Bogen.) 10 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. begnügte sich nicht allein, vom Jahre 1828 ausgehend, die Erzeugnisse der Literatur mit größter Genauigkeit nachzutragen und sich den frühern Bänden von Heinsius' Bücher-Lexikon genau anzuschließen, sondern er machte durch stete Nachweisungen über die frühern Theile band- oder lieferungsweise erschienener Schriften, durch literarische Notizen und Berichtigungen den Anfang zu einem neuen Werk. An Sorgfalt und Genauigkeit übertrifft dieser Band gewiß seine Vorgänger und wird nicht allein dem praktischen Gebrauche des Buchhändlers vollkommene Genüge leisten, sondern auch Bibliothekaren, Bibliographen, Literaten und Bücherfreunden ein bequemes und sicheres Hülfsmittel bieten.

Die frühern Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikons“ von Heinsius, 1812—29, habe ich im Preise von 87 Thlr. auf Zwanzig Thaler ermäßigt; auch einzelne Bände sind zu billigen Preisen zu erhalten.

Leipzig, im October 1838.

**F. A. Brodhans.**

### Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen, von W. Körte.

(Fortsetzung aus Nr. 286.)

Anderer, die zu den besten gehören, sind aus den Alten geschöpft und meist als solche nachgewiesen; es kann gefragt werden, warum nicht Alles, was von Bedeutung in dieser Art vorhanden ist und dem Volke auch überliefert, nicht verdankt wird, hinzugezogen wurde. Mit richtigem Takte hat hier wol der Verf. gefühlt, daß es dahin nicht eigentlich gehört, wo vorzugsweise von einer „Weisheit auf der Gasse“, von „schönen, herrlichen Klugreden“, von „guten Gedanken“ und einem „politischen Blumen-garten“ die Rede sein soll. Es ist schon gesagt, daß mit dem Aufhören des in diesen Titeln gegebenen Charakters das Sprichwort seinem Wesen zu entsagen scheint; dies ist aber wiederum die eigentliche Erfahrung in der ganzen Breite ihres Gebiets, sie beziehe sich auf wohlberedeltes Verhalten in den Irrgängen und Schwierigkeiten des Lebens, auf psychologische Erläuterungen oder auch auf Regeln des gewerblichen, merkantilsichen, ackerbaulichen Schaffens, mit dem Charakter des Tadelns, des lange verhaltenen Grimms, des Ermunterns, Lächelns, Drohens, eines Ausschreiens der Masse in herber Klage, oder auch jenes uneigennütigen, mehr oder weniger bedeutenden Spiels, wo eine Art poetischen Bedürfnisses sich selbst Zweck ist. Es ist kein geringer Schuß, wenn bei der geschäftigen Arbeit mancher drängenden, kampflustigen Jungen ein so treffendes Wort zur Hand ist, um der endlosen Rede über den Mund zu fahren und siegreich in seinem guten Rechte zu bleiben; mag der Versuch auch nicht ganz gelingen, es ist immer ein Glück, der hineingeworfen wird und vielleicht zum Waffenstillstand führt. Nicht weniger zu beachten ist aber das Sprichwort in Hinsicht auf seine Form; von der Redensart hat es der Verf. schon selbst geschrieben. Kürze, Schlagfertigkeit, wenn es sein kann Witz, zur Gedächtnishülfe Reim oder Assonanz, eine bildliche Umkleidung, um Vergessenes wieder zu beleben, das Alltägliche zu schmücken oder durch den Reiz des Räthfels das Gefundene um so tiefer einzuprägen, sind wesentliche Erfordernisse; in ihnen liegt die schlagende, energische Wirkung, die im Stande ist, im rechten Augenblicke selbst zum Entschlusse, zur That fortzureißen, zugleich aber auch die ganze Macht des feinen

Widersacher, sei es Person oder Sache, abfertigendem Wises:

Laß dich nicht verblässen.  
Strecke dich nach der Decke.  
Eigennuß  
Ein schlechter Fuß.  
Wo Einigkeit wohnt, wohnt Gott.  
Guter Anfang ist die halbe Arbeit.  
Thu, was du thust.  
Sei, was du sein willst.  
Das Glück muß man erobern.  
Iß, was gahr ist,  
Trink, was klar ist,  
Sprich, was wahr ist.  
Rathrath, Rathrath.  
Selbst ist der Mann.  
Schlaf und lauf.

Ober:

Wahr — Gefahr.  
Unbarm ist der Welt Lohn.  
Sammet am Kragen,  
Nadeln im Magen.  
Gesammtgut, verdammt Gut.  
Kompanie  
Iß Bebbelie.  
Grindigem Kopf gehdrt scharfe Lauge.  
Subtil  
Laugt nicht viel.  
Adel, Tadel.  
Menschengunst,  
Erdbunst.  
Advocaten,  
Schabvocaten u. s. w.

Das Bestreben nach solcher Abrundung ist so ent-schieden, daß man häufig an der abweichenden Fassung eines Ausspruchs, die in des Verf. Sammlung an den verschiedenen Orten gefunden wird, die einzelnen Studien zu erkennen vermag, in denen er sich kernig und plastisch zu gestalten versuchte, daher, weil Kürze denn des Wises Seele ist, Redensarten, wie sie besonders in Lehmann's „Politischem Blumen-garten“, Zinckgraf's „Scharfsinnigen klugen Sprüchen“ unter einem weitläufigen Mantel verborgen sind, in langweiliger, überflüssiger Form auftreten. Sind die Sprichwörter ernster Inhalts, so liegt freilich in diesem ihren Wesen auch ihre Gefährlichkeit:

Der Mund lügt Alles und nicht das Herz.  
Laß die Leute reden und die Hunde bellen.

} Adel, Jugend, Kunst  
 } Sind ohne Geld umsonst.  
 Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.  
 Jeder ist sich selbst der Nächste.  
 Das Feuer, das mich nicht brennt, lösche ich nicht.  
 Geschlechte, was du nicht erkaufen kannst.

Es ist die gemeinſame Arbeit des Volks, durch Jahr-  
 hunderte fortgeſetzt und bekräftigt, in ihren erſten An-  
 fängen oft in tiefes Dunkel zurücktretend, welche vielen  
 ſolcher Sprichwörter jenes Ueberwältigende gibt, wovon  
 wir uns bei den Werken der Vorzeit, beim Betreten ihrer  
 Stätten, beim Verweilen in ihrem Geiſte nicht losſagen  
 können; die antiken Studien haben auch darin eine welt-  
 hiſtoriſche, faſt unberechenbare Bedeutung, daß ſie in dem  
 ehrfurchtsvollen Ringen der ſpäteren Geſchlechter nach Ge-  
 genüberſtellung dieſes fremden Geiſtes auch den Irrthum  
 durch lange Zeiträume ſanctionirten; aber wie dem auch  
 ſei, wer Sinn und Gemüth hat für die objective Ver-  
 ſenkung in das Leben der Nationen, mag ſich auch auf  
 dem Standpunkte des freieren Umblicks nicht verſagen,  
 einem kämpfenden, gebundenen Leben zuzuſchauen und  
 im Reime den ſtarken Wuchs der kommenden Jahre zu  
 erkennen; mit Intereſſe folgen wir in dachtenden Zeich-  
 nungen von Charakteren den treffenden Wendungen und  
 Weiſen, in denen die Maſſe ihrem Sinn und Weſen  
 oft tauſendfache Form zu geben pflegt, und weder im  
 Drama, noch im Romane wird das Volk künſtleriſch  
 wahr und lebendvoll ohne die gewandte Kenntniß und  
 Benutzung derſelben erſcheinen. Es verdienen darum jene  
 Denkmäler die entſchiedenſte Aufmerkſamkeit, eine Ach-  
 tung, wie wir ſie allem bedeutſamen Anfange zollen, und  
 iſt auch die Zahl Derer, welche höhere Befriedigung ge-  
 wahren, im Verhältniß zu widerſprechenden, unwahren,  
 bedenklichen, auch ganz uneigentlichen gering, ſo möge  
 gleichwol Niemand aufhören, aus einem Reichthume von  
 Schlacken jene Goldbröckchen zu ſuchen, in denen zuletzt der  
 Nerv des Lebens ruht. Unter den unwahren, oder durch  
 ein Gegenwort paralyſirten, iſt eine weite Auswahl; als  
 Beiſpiel ſeien nur angeführt:

Jedem das Seine, iſt nicht zu viel; und:  
 Hätte Jeder das Seine, ſo wärſt du ſo arm wie ein Anderer.  
 Fern hat nicht Ehr'n.  
 Halbes Haus, halbe Hölle.  
 Hundert Jahr Unrecht war nie eine Stunde Recht; und:  
 Unrecht iſt auch Recht.  
 } Das Alte  
 } Behalte; und:  
 Das Alte klappert, das Neue klingt.  
 } Der Böſen Freund  
 } Wird ihnen leid; und:  
 Bösheit mäſtet die Böſen.  
 Lüge darf gelehrter, Wahrheit einfältiger Leute.  
 } Die Gelehrten,  
 } Die Berkehrten; und:  
 } Wer gelehrt,  
 } Der werth.  
 } Hoffen und Harren  
 } Macht Manchen zum Narren; und:  
 Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.  
 Haſtiger Mann ſoll keinen Eſel reiten; und:  
 Paſtiger Mann ſoll auf 'nem Eſel reiten.

Wenig Geſetz, gutes Recht.  
 Jahre lehren mehr als Bücher u. ſ. w.

Don andern Sagen, wie:

Wer Niemand betrügen kann, geh in die Wüſte.  
 Wer reich werden will, muß ſeine Seele eine Zeit lang hin-  
 ter die Riſſe werfen.

Glaub' keinem Weibe, wenn ſie auch todt iſt.  
 Dem zu wohl iſt, der nehme ein Weib.

} Mannes Mütter  
 } Des Dävels Unterfutter,

und vielen ähnlichen würde man das Gedächtniß des  
 Volks nicht gern erfüllt ſehen. Aber nicht ohne innerſte  
 Erregung kann man treffliche Kernſprüche hören, deren  
 unwandelbarer Werth keinem Zweifel unterliegt; ſie ma-  
 chen den Stolz der Nation, und es ſei darum an viele  
 erinnert:

An Gottes Segen iſt Alles gelegen.

} Halt dich rein und acht dich klein,  
 } Sei gern mit Gott und dir allein,  
 } Und — mach dich nicht gar zu gemein.  
 Eines Mannes Rede, keines Mannes Rede.

Geſehenes zum Beſten wende.  
 Beſſer kleiner Herr als großer Knecht.

Thue recht und ſcheue Niemand.

Sei, was du ſein wiſt.

Werbe jung alt, ſo bleibſt du lang' alt.

Im Feuer wird Gold, das Herz wird im Leiden geprüft.

Harren iſt des Bornes Argenei.

Worte gebrauche wie Geld.

Gedanken ſind zollfrei, aber nicht höllenfrei.

} Schicke dich in die Welt hinein,  
 } Denn dein Kopf iſt viel zu klein,  
 } Als daß ſich ſchicke die Welt hinein.

Geburt iſt viel, Bildung iſt mehr.

Rede wenig, höre viel.

Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann.

Alte Sünde macht neue Schande.

Niemand kann wol Herr ſein, er ſei denn vorher Diener  
geweſen.

Womit man umgeht, das hängt Einem an.

In goldenen Häuſern — hölzern Leben.

Glumpf iſt beſſer denn Recht.

Licht iſt Licht, wenn's gleich der Blinde nicht ſieht.

Wer im eignen Hauſe beregnet und beſchneit wird, beß er-  
 darmt ſich auch Gott nicht.

Das Schwache vereint iſt ſtark.

} Friſch und fröhlich zu ſeiner Zeit,

} Fromm und treu in Ewigkeit.

Barmherzige Mutter zieht lauſige Kinder.

Je früher reif, je früher ſaul.

Ein fromm Weib beherrſcht den Mann mit Gehorſam.

Zucht iſt das beſte Heirathsgut.

Anſehung lehrt aufs Wort merken.

Arbeit iſt des Ruhmes Mutter.

Doppelt gibt, wer bald gibt.

Wer's Feuer haben will, muß den Rauch dulden.

} Mich dünkt, ich wahn', ich acht',

} Hat Manchen in groß Leid gebracht.

Treuen Dienſt lohnt Gott.

Geduld iſt ſtärker denn Diamant.

Ich hab' einen Karren umgeworfen und will einen Wagen  
wieder aufrichten.

Je größer die Noth, je näher Gott.

Der iſt böß, der ihm ſelbſt nur gut iſt.

Eigenwille brennt in der Hölle.

Gottesfurcht iſt eben die Weißeit.

**Wässrigang ist eine schwere Arbeit.  
Gebrauchte Rath wirft Gott in die Blut.  
Rebe nicht wider die Sonne.  
Wer Gott finden will, muß sich selbst verlieren.  
Sterben ist auch eine Kunst.**

Dieser Sprüche sind aber, wie erwähnt, nicht viele; eine sehr große Zahl würde ohne die eigenthümliche Einkleidung zum Witze, Gleichniß oder Wisse zur unbedeutenden Rede zurücksinken; der Antheil von Poesie, welcher ihnen wie zur Erregung und Überraschung mitgegeben ist, hält sie im Gedächtnisse und gibt ihnen ungeachtet einer gewissen Vieldeutigkeit in dieser losen Draperie jene willkommene Biegsamkeit für eine gewandte Hand, um hinzuzulegen, was gefällt, und herauszunehmen, was geistreiche Combination vermag. Der Verf. hat sie, um der Vollständigkeit Genüge zu leisten, in größerer Ausdehnung aufgenommen, als dem höhern Zwecke, den er sich vorsetzte, angemessen scheint, sodas seine Arbeit dadurch mehr das Aussehen einer philologischen Zusammenstellung zum Nutzen des Auslandes als zur Förderung der eignen Nation bekommt; es gibt nur zu viele, die in keiner Weise hervorstechen wollen, als:

Man muß an keine Geister glauben.  
Sagen und Thun ist zweierlei.  
Es gibt vier schlimme Rüsse, Betrübnus u. s. w.  
Man findet mehr Schüler denn Meister.  
Es geräth nicht Alles und misräth nicht Alles.  
Das Jahr ist lang.  
Je näher das Feuer, je heißer.  
Hab Dank fählet den Beutel nicht.  
Ich esse, was ich mag, und leide, was ich muß.  
Garten muß man warten.  
Koggen gilt am allermeist, wenn s' singen: wir bitten den heil'gen Geist.

Böse Leute, böse Werke u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

### Schilderungen aus Indien.\*)

#### Die Menagerie zu Lucknow.

Der König von Kudhe ist der einzige unter den indischen Monarchen, an dessen Hofe noch der alte asiatische Glanz herrscht. Aber auch der wird bald erloschen sein, denn die Verschwendung, welche in der Hauptstadt Lucknow herrscht, steht mit den Mitteln und Kräften dieses Fürsten in keinem Verhältnisse mehr. Besonders Sorgfalt wird auf die große Menagerie verwandt, die jedoch Niemand ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs besuchen darf. Sie befindet sich in einem großen, vierseitigen Gebäude und hat in der Mitte einen geräumigen von Colonnaden umschlossenen Hofraum. Unter dieser Colonnade stehen die Käfige der wilden Thiere. „Man kann sich mein Erstaunen und meine Überraschung denken“, sagt Dr. Spry, „als ich mitten unter diesen Bestien auch ein Geschöpf bemerkte, das offenbar der Menschenspecies angehörte. Der Wärter sagte mir, es sei ein wilder Mensch, den man nebst zwei andern Seinesgleichen in einer Höhle in den dichten Wäldern bei Feizabad gefunden habe. Da keiner von allen Dreien sprechen konnte, so war es unmöglich gewesen, etwas Näheres über sie zu erfahren. Der Anblick dieses Unglücklichen erfüllte mich mit tiefer Betrübnis; man hatte ihm ein sehr niedriges Lager bereitet (ob er angekettet war, weiß ich nicht mehr), und sein

Käfig stand mitten unter jenen der Tiger und Löwen. Er erhielt um die gewöhnliche Fütterungszeit der Thiere seine Nahrung und streckte sich nach dem Fraße lang aus wie die übrigen. Seine Gesichtsbildung und seine Züge waren ganz wie die anderer Menschen; als ich ihn aber anredete, gab er unarticulirte Töne von sich, die theils grunzend, theils schreiend waren. Er mochte etwa 25 Jahre alt sein und war seit drei Jahren im Käfig. Nach näherer Untersuchung kam ich zu der festen Überzeugung, das jener Mensch bloß blödsinnig war, und das der Bericht, welchen der Wärter mir zum Besten gegeben hatte, sicherlich auf Übertreibungen beruhte.“

#### Mangel an christlichen Kirchen.

Kaunpur hat eine bedeutende englische Garnison. Einer von den vielen europäischen Kaufleuten, welche sich dort niedergelassen haben, bereitet künstliches Selterswasser und versorgt damit ganz Oberindien. So zahlreich auch die Europäer dort sind, so fehlt es doch an einer Kirche, und die Bemühungen des trefflichen Bischofs Heber, von der Regierung die zum Erbauen eines würdigen Tempels nöthigen Gelder zu erhalten, waren vergebens. Vor ein Paar Jahren erklärte sich Lord William Bentinck geneigt, einige Zuschüsse zu geben, wenn zuvor Privatleute eine Subscription eröffnet haben würden. Allein eine solche kam nicht zu Stande, weil die meisten Europäer sich nur kurze Zeit auf diesen entfernten Stationen aufhalten, und bald hier bald dorthin versetzt werden. In Kaunpur wird seit vierzig Jahren der christliche Gottesdienst in der Dragonerreitbahn gehalten, und die Hindu und Mohammedaner haben oft darüber gespöttelt, das die Christen es sich so wenig angelegen sein lassen, ihren Gott in einem anständigen Gebäude zu verehren. „Ihr schmüct Euere Privathäuser und betet zu Gott an einem Orte, den Pferde verunreinigen!“ sagen sie, und Dr. Spry meint, das Umstände dieser Art wesentlich dazu beitragen, das die Bestrebungen der Missionaire so geringen Erfolg haben.

#### Hindostanische Stuger.

Auch der Orient hat seine Danbys und Koués so gut wie das Abendland, und in hindostanischen Städten treiben sich ihrer leider eine große Menge umher. Man erkennt den Bankur oder Stuger auf dem ersten Blick daran, das er seinen Turban aufs linke Ohr setzt, während gefegte Leute ihn etwas schief nach der rechten Seite zu schieben. Sein schwarzes Haar erglänzt von Salben und duftet von Wohlgerüchen; sein Schnauzbart ist mit der größten Sorgfalt geknust und gebreht; die Hosen sind sehr weit, seine Pantoffeln gestickt oder mit Goldborten besetzt, und um den Leib schmürt er einen Gürtel, damit der Wuchs möglichst schlank und dünn erscheine.

Es vergeht keine Woche, in welcher nicht bei den englischen Civilbeamten von Vätern und Chemannern Klagen gegen die Bankurs einlaufen. Der Eine beschwert sich, das seine Frau nichts mehr von ihm wissen wolle, seit sie diesem oder jenem Bankur auf der Straße begegnet sei; einem Andern ist die lockere Ehehälfte gar durchgegangen und hat alles Geld und alle Edelsteine und Kostbarkeiten mitgenommen. Aber diese Klagebildungen im Familienleben sind nur das geringste Vergehen, welches diese Menschen anrichten; denn insgemein verüben sie die schandbarsten Verbrechen und fallen zuletzt gewöhnlich der gerechten Strafe anheim. Sehr oft nämlich verabreden sie mit einem behörten Weibe eine geheime Zusammenkunft an irgend einem abgelegenen Orte, und die Unglückliche erscheint im besten Puge, behängt und geschmückt mit den wertvollsten Kostbarkeiten. Wenn der Verföhler sie an der Stelle hat, wo er sie haben will, dann fällt es ihm nicht schwer, irgend eine Veranlassung zum Zwiste zu finden; er thut, als geriethe er in Zorn und Wuth, packt sein ausermähltes Opfer mit der einen Hand und stößt ihm mit der andern den Dolch ins Herz. Nachdem er die Leiche geplündert, läßt er sie liegen, oder stürzt sie in den ersten besten Brunnen hinab. In

\*) Vergl. einen frühern Aufsatz in Nr. 196 d. Bl. D. Red.

solchen findet man leider weit öfter, als man in Europa glauben kann, dergleichen schändlich ermordete Weiber. Während meiner Anwesenheit im mittlern Hindostan habe ich mehr als einmal über solche Fälle ärztlichen Bericht erstatten müssen. Die eine Leiche, welche ich zu besichtigen hatte, war das schönste Weib, welches mir in meinem Leben je zu Gesichte gekommen ist.

Die Jugend dauert nicht ewig, und so kommt auch für den Bankur eine Zeit, wo es mit dem Bethören der Frauen ein Ende nimmt. Die meisten ergreifen dann das Handwerk eines Gauners oder Diebes und entgehen selten der verdienten Strafe. Werden sie in einer Stadt ertappt, in welcher englische Gerichtsbarkeit gilt, so sperrt man sie für eine Reihe von Jahren ein; zieht man sie aber da ein, wo indische Gesetze gelten, alsdann wird kürzerer Proceß mit ihnen gemacht. War das Verbrechen nicht sehr schwer, so schnelbet man dem Schuldigen ohne Weiteres Dyrzpfel oder Nasenspitze ab; war es bedeutend, dann häßt er seine Hand ein; ist er des Mordes überführt, so wird er entweder lebendig eingemauert, oder an die Mündung einer mit Kartätschen geladenen Kanone gebunden, um in tausend Stücke zerrissen zu werden.

#### Orbailien.

In Hindostan gibt es mehrere Arten von Gottesurtheilen; das gewöhnlichste ist folgendes. Wenn irgend eine Geräthschaft oder Kostbarkeit aus einem Hause gestohlen worden ist, dann werden alle Bewohner desselben gefragt, ob sie Kenntniß von der Sache haben, oder wissen, wer der Dieb sei. Dieses Verhör führt in der Regel zu keinem Ergebnisse. Nun versammelt ein Bramin in irgend einem Zimmer des Hauses alle Angehörigen desselben und läßt sie einen Kreis bilden, in dessen Mitte er sich stellt. Darauf zieht er eine kupferne Waagschale hervor und widelt eine Menge von Umschlägen ab, bis er endlich aus dem letzten eine alte, kostbare Münze hervorzieht, die nur bei solchen Gelegenheiten zum Vorschein kommt. Diese legt er auf die eine Schale und auf die andere so viel Reis, daß sie der erstern das Gleichgewicht hält. Eine genau so schwere Quantität Reis muß jeder der Anwesenden in den Mund nehmen und kauen. Wenn der Bramin glaubt, daß die zu einem solchen Proceß nöthige Zeit verflossen sei, so läßt er sich das Resultat zeigen und bezeichnet ohne Weiteres den Dieb; denn während Alle ihren Reis gekaut haben, ist dieser allein nicht im Stande gewesen, dasselbe zu thun, man kann sich leicht erklären weshalb. Seine Angst und das Bewußtsein der Schuld benehmen ihm den nöthigen Speichel; vielleicht sieht es auch der schlaue Bramin Jedem an der Miene ab, ob er schuldig oder unschuldig ist. In der Regel gesteht der Schuldige sein Vergehen und gibt das Gestohlene heraus.

#### Gefährlicher Postencours.

Die Wege sind in Hindostan nicht überall sicher und die Tiger machen das Reisen an vielen Stellen sehr gefährlich. Die Briefpost von Subbulpur nach Kalkutta wurde jeden Abend durch einen reitenden Boten gefördert, der etwa um Mitternacht ein abgelegenes Gebüsch passieren muß. Eines Morgens verbreitete sich das Gerücht, man habe den Courier zerrissen und verstümmelt an einem Bache in jenem Gebüsch gefunden; der Briefbeutel lag nicht weit von der Leiche unversehrt auf der Erde und das Pferd war auch unversehrt geblieben. Der Postillon war ohne Zweifel von einem Tiger erwürgt worden, und man setzte daher auf den Kopf des Letztern einen Preis von 10 Rupien. Es fand sich ein zweiter Courier; aber auch der wurde, nach wenigen Tagen schon, ebenfalls eine Beute des wilden Thieres. Man fand seinen Reichtum gleichfalls verstümmelt. Nun wurde der ausgelegte Preis verdreifacht, und der Kabschah von Subbulpur ließ alle seine Jäger aufbieten. Ehe diese sich aufmachen konnten, war schon der dritte Courier zerrissen und halb aufgefressen. Nun fand sich Niemand

mehr, der das Jagdthier ferner unternehmen und die Beute besorgen wollte. Als endlich die Jäger alle beisammen waren, wurden in der Nähe des Baches, wo man die Leichname gefunden hatte, einige Gräber aufgeschlagen, und auf jedem mußte ein Mann mit gespanntem Fahne Wacht halten, um sogleich Feuer zu geben, falls der Tiger sich blicken ließe. Zwei Tage lang blieb dieser in seinem Schlupfwinkel verborgen; alle Anstrengungen, ihn herauszutreiben, waren vergeblich. Am letzten Tage endlich bekam ihn einer der Jäger, da er eben durch das hohe Gras sich fortzuschleichen wollte, zu Gesichte und streckte ihn mit einem Schusse zu Boden. Es war ein Thier von ungewöhnlicher Größe. Seitdem ist die Straße wieder sicher und die Postboten können ohne Gefahr bei Nacht durch das Gebüsch reiten.

#### Heuschrecken.

Wir lesen in der heiligen Schrift, daß Ägypten von der Heuschreckenplage heimgesucht wurde; und man kann sich wahrhaftig keine schrecklichere Plage denken. Ich habe einmal einen Schwarm dieser Thiere (*Gryllus migratorius*) in der Nähe gesehen; es wird aber schwer sein, eine solche Erscheinung einem Europäer recht klar zu machen, denn von einer so furchtbaren Masse, die sich in der Luft bewegt, hat man im Abendlande gar keinen Begriff. Sie bedeckt den Himmel, so weit das Auge reicht, zieht heran mit der Gewalt eines Orkans und einem Geräusch, so laut wie das eines sturmgepeitschten Meeres. Endlich sinken die Heuschrecken erschöpft nieder, legen ihre Eier und sterben. Wo sie sich niederlassen, da gewinnt das ganze Land binnen wenigen Minuten ein ganz anderes Ansehen: der fruchtbarste Bezirk wird zu einer öden Wüste; es ist, als wäre die Erde vom Feuer gänzlich ausgebrannt.

Eines Morgens im August 1832 saß ich eben beim Frühstück. Da stürzten auf einmal mehrere meiner Diener ins Zimmer und riefen: „Tiri, Tiri, Sahib, Tiri, Tiri!“ Ich konnte aus diesem Geschrei, das etwa Wunder! Wunder! bedeutet, nichts weiter abnehmen, als daß draußen etwas Außerordentliches vorgehen mußte. Nach wenigen Augenblicken verschwand das Sonnenlicht und es trat Dämmerung ein. Ich eilte hinaus und kam eben noch zur rechten Zeit, um einen von Osten heranziehenden Heuschreckenschwarm zu sehen. Alle Bewohner der Stadt waren auf den Beinen, der Eine feuerte ein altes Gewehr los, der Andere schlug mit einem Knüttel auf einen kupfernen Kessel, Alle aber schrien, um die furchtbaren Insekten zu vertreiben. Nach Ablauf einer Stunde war die Gefahr vorüber; die Thiere waren weiter gezogen, aber Hunderttausende bedeckten doch den Boden, und Jeder war, um Berpflanzung der Luft zu verhüten, mit dem Auffammeln derselben beschäftigt. Gehdrig zubereitet, sollen sie ein delicates Essen sein, und einer meiner englischen Bekannten, der schon lange in Sangor wohnte, lud bei dieser Gelegenheit auch mich zu einem Heuschreckenpubbing ein, ich wollte aber von einem so ekelhaften Thiere nichts genießen.

Woher kommen diese Insekten, und was wird aus ihnen? Sie erleiden dieselben Verwandlungen wie alle Thiere dieser Art. Man ist der Meinung, es seien gewisse günstig wirkende Umstände nöthig, wenn das Thier sich vollständig entwickeln solle, und nur dann sei es möglich, daß es in so fabelhafter, wunderbarer Masse zum Vorschein komme. Sie ziehen mit Windesschnelle durch die Luft, beginnen Morgens ihren Flug und lassen sich Abends nieder. Wehe der Stelle, wo sie rasten! Selbst das dichteste Gestrüpp ist nach Ablauf einer Viertelstunde fast wie bürres Reisholz. Am andern Morgen bei Sonnenaufgang fliegen sie weiter. Das Land, welches von ihnen heimgesucht wird, ist doppelt zu beklagen, weil, abgesehen von der totalen Verwüstung, die Thiere bald verwesen und dann gewöhnlich pestartige Seuchen entstehen.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 288.

15. October 1838.

Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen, von B. Körtz.

(Beschluß aus Nr. 287.)

Wir haben uns hier mit jenem ehrlichen, alten Hausverstande abzufinden, nach dessen Dasein oder Verlust nicht große Frage zu thun wäre; nicht unwillkommen sind deswegen auch grade hier einige untergesetzte Parallestellen, mit denen der Verf. zu Hülfe eilt:

Nichts mit Haß, als — Fische fangen;  
und dazu die Verse des Theognis:

Zwei Mal erwäg' und drei Mal, was irgend dir kam in  
den Busen,

Denn zufahrender Sinn reißt ins Verderben den Mann.

Andere rein bildliche Ausdrucksweisen, auch bloße Hauptwörter, denen eine Nummer ertheilt ist, gehören gradezu ins Lexikon; ganz locale, oder speciel historisch Sprüche, zu denen auch die gehören, welche alte Feindschaft und Eifersucht der ehemaligen Reichskreise und Provinzen darthun, finden sich ungeachtet der Ablehnung des Verf. gleichfalls in großer Zahl; die derbsten Ausdrücke und Phrasen, die nach zuweilen sichtbarern Schwanken zuletzt unerschrocken mit dreingegeben sind, hätten, wenn sie auch deutlich und treffend genug an den Tag legen, was sie wollen, vielleicht erlassen werden können; doch hat sich der Verf. dem Sinnen und Denken des Volks auf alle Weise zuwenden wollen.

Mehr im eigentlichen Interesse des Lesers und zur bessern Würdigung des Unternehmens überhaupt äußert er sich daher auch mißbilligend über die lange Unterbrechung, welche seit dem Schlusse des 17. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit auf die Sprichwörter erfahren hat, und wie er die Ursache in der immer wachsenden Unterordnung der volklichen Angelegenheiten und einer vornehmen Herabsetzung der in der Masse lebenden Gefühle findet, hat er der jetzigen Zeit vor allen den Beruf zuerkannt, die allgemeine Bewegung nach Verstand, Vernunft, Erfahrung, Recht und Freiheit, zur Erringung des politischen Lichts und Gerichts auch auf diese Weise zu unterstützen; er ist thätig darum bemüht, daß Völker und Fürsten mündig werden und nicht mehr Kinder seien, um sich wiegen zu lassen von allerlei Wind der Lehre. Wenn er nicht weniger etwas gewagt das Sprichwort als nothwendiges und längst ersehntes Complement

der „Allgemeinen deutschen Encyclopädie“ ansieht, wird es ihm an Entgegnung über die Richtigkeit dieser Zusammenstellung nicht fehlen; jenes Nationalunternehmen, welches sehr richtig eine Stillung des ersten ungestümen Verlangens genannt wird, scheint vielmehr durch sein Bestreben, Reales und Ideales aus den Schätzen der Wissenschaften zu geben und nach allen Richtungen die Punkte für die fernern Bahnen des Wissens zu bezeichnen, eine Rückkehr zu einfachen Sprüchen überflüssig zu machen; es ist jener beklagte literarische Schlaf vielmehr das Zeichen einer solchen Richtung der bisher am Elementarischen sich begnügenden Geister, die sich in größerer Ausdehnung und Tiefe der Dinge zu bemächtigen und an die Stelle von Ansichten, Einfällen Gedanken zu setzen strebte, wie denn dem Verf. dieses Gähren und Schaffen der Gemüther und das tiefe Heraufarbeiten aus allen wissenschaftlichen Gebieten grade in diesen letzten Jahrhunderten nicht unbekannt geblieben ist. Wäre demnach die vorliegende dankenswerthe Arbeit bei ihrem zunächst nationalen Zwecke es noch in höherm Maße geworden durch eine durchgreifende Sichtung des Vorhandenen, so knüpft sich sogleich die Frage daran, ob nicht auch dem Sprichworte ein eigentlich fortschreitendes Leben beizulegen und eben dieses zu erfassen oder fester zu gestalten wäre, während die Resultate des Gesamtdenkens noch zerstreut oder unklar, immer aber bereits im allgemeinen Gedächtnisse leben. Alles Dasjenige, was nach dem vorliegenden Werke wirklich schon einmal einen integrierenden Theil der Vaterweisheit bildete, ist in keiner Weise verloren, sondern lebt fort und fort, sehr Vieles aber nach den gegebenen Andeutungen zu häufigem Schaden. Vergleichen wir indessen, was auf ähnliche Weise in dem Munde des Alterthums, auch der heutigen Orientalen, wie Chinesen, Indier und Araber, getragen wird, so ist ein auffallendes Übergewicht der südlichen, für das allgemein Geistreiche unstrittig weit empfänglicheren Völker bemerklich, oder es ist in der That kein Resultat der eigentlichen Volksweisheit, sondern des Anschauens und Denkens ihrer ersten Blüten und Zierden; Resultate aber, denen Ehrfurcht und schnelles Verständnis von allen Zeitgenossen entgegenkam. Statt daher wiederum und zunächst vom Volke zu lernen, wie der Verf. dafür zu ermuntern bemüht ist, scheint vielmehr ein Lehren, oder ein Hinwenden des Bewußtseins des-

selben zu jenen heimischen und fremden Quellen, die so reich gesprudelt haben, eine Aufgabe, die der Zeit so würdig wie der Anerkennung gewiß wäre. Ein Schatz solcher Edelsteine, in ein einfaches Kästchen gelegt, ein Büchelchen, durch mäßigen Preis Allen zugänglich (die Sammlung des Verf. ist für die größern Kreise zu theuer), würde ein Verdienst sein, welches dem Verf. zu dem schon erworbenen freudig hinzugefügt werden würde. Der Einwand, daß auf diese Weise am Inhalte, ja, am Rechte des Volks geschmälert wird, ist nicht ganz zu vermeiden, scheint aber auch nicht zu fürchten; theils hat sich der Verf. diesem Eingriffe selbst nicht entzogen, theils ist ja das im Munde des eigentlichen Volks Gefundene noch keineswegs damit sein ursprüngliches Erzeugniß. Hat der Verf., auf Grimm's Autorität gestützt, es schon sprachlich für unausführbar erkannt, jedes Sprichwort auf seinen ursprünglichen, oft fast nothwendigen Dialekt zurückzuführen, so ist überhaupt die Quelle hier ein so schwer zu Ermittelndes, daß der Begriff des Populären dabei ins äußerste Schwanken geräth, wie man vielen der oben angeführten Sprüche die gereifere Bildung so gleich anfühlen wird. Diejenigen Sprüche, welche, ohne auf tiefe Anschauung Anspruch zu machen oder eigentliche Regeln der weltlichen Klugheit zu sein, ein schönes Zeugniß des angestammten, unmittelbaren Gemüths geben, oder im artigen Kleide gern für den geselligen Verkehr zur Hand sind, mögen als Volkseigenthum dastehen:

Es ist kein süßer Leiden, denn Hossen.  
 Wer gibt, der liebt.  
 Muttertreu wird täglich neu.  
 Jeder Tag hat sein Lieb' und Leid.  
 Bill' und Lieb', die stiehlt kein Dieb.  
 Ins Grab fährt kein Reib.  
 Den Freund strafe heimlich, lobe ihn öffentlich.  
 Armer Saft ist Gottes.  
 Es gehen viel Freunde in ein Klein Haus.  
 Kalte Hände, warme Liebe.  
 Schöne Weiber machen schöne Sitten.  
 Schöne Glieder, schöne Gemüther.  
 Grübeln im Sinn hat Schelmken im Sinn.  
 Frühe Hochzeit, lange Liebe.  
 Das Gleiche sucht, das Rechte findet sich.  
 Mädchen müssen nach Einer Feder über drei Säune springen;

ebenso mehre der schon angeführten witzig oder bitter geistlichen, vorzüglich wenn sie sich auf scharfe kirchliche Gegensätze beziehen. Ein unbefangener kritischer Blick wird auch hier die häufige Spur einer geschickten Hand nicht verkennen; immer aber werden diese Sprüche im Verein Veranlassung genug geben, dem Verf. für die Neigung zu danken, mit der er sie uns wieder vorzuführen bemüht war, wenn auch die weitere Tendenz und Ansicht, mit der er es that, nicht überall getheilt werden wird. Auf diese, als auf das Wesentlichste, einzugehen, war der Zweck dieser Bemerkungen, und die Erwähnung mancher fernern Einzelheiten, zu denen die Veranlassung bei so reichem Stoffe vielfach dargeboten wird, mag dagegen zurücktreten. Zu den Vorzügen der äußern Behandlung gehört auch die fleißige Rück- und Vorwärtsweisung auf verwandte, oder sonst dem Nachdenken zur Combination zu

empfehlende Sprüche. Da die deutsche Ehrlichkeit auch ihre kleinen Schwachheiten nicht verhehlen will, es dafür am Ende auch wol zu spät wäre, so hat der Verf. zu allerlei Nug und Frommen eine zahlreiche Liste von solchen Redensarten angehängt, welche bei einer Versenkung in die Geschichte der Zechkunst dem Volksgenius unbestritten die eminenteste Stellung geben werden, endlich nicht ohne Nutzenweisung für wissenschaftliche Meteorologen einen vollständigen Schatz von Wetterdivinationen. Für manche dem Werke eingestreute heitere Anmerkung und Anekdote wird der Leser Dank zu sagen wissen. 68.

*Théâtre chinois, ou choix de pièces de théâtre composées sous les empereurs mongols, traduites pour la première fois sur le texte original, précédées d'une introduction et accompagnées de notes, par M. Basin aîné, membre de la Société asiatique de Paris. Paris 1838.*

Wenn es noch gar nicht so lange her ist, daß Mancher vielleicht die Frage aufwarf, ob es wirklich eine chinesische Literatur gäbe, so ist dies jetzt nach den Arbeiten eines Abel Remusat und Stanislas Julien nicht nur erwiesen, sondern man weiß auch, daß die chinesische Literatur an Umfang und Reichthum jede andere Literatur weit übertrifft, und daß das Vaterland des Kon-fu-tsee mehr große Literaturepochen aufzuweisen hat als irgend ein älteres oder neueres Volk in Europa. Im J. 1773 befahl der Kaiser Kien-long die Sammlung und den Druck der in China am meisten geschätzten oder für classisch gehaltenen Bücher, deren Zahl in der von ihm zu diesem Behufe erlassenen Verordnung auf 160,000 angegeben war. Die Sammlung ist noch nicht vollendet, im Gegentheil druckt man noch immer fort daran, wiewol 1818 bereits 78,627 Bände davon erschienen waren. In dem Kataloge dieser angeheuern Sammlung, den wir vor Augen haben, werden die heiligen Schriften wie die classischen Werke über Philosophie, Geschichte, Pötitik, Gesetzgebung, Rechtskunde, über Naturwissenschaften, Mathematik, Landwirtschaft u. a. bei Hunderten und Tausenden aufgeführt. Kon-fu-tsee's Schule allein steht darin mit 1694 Büchern, und es ist kein Zweig der Literatur, auch der höchste und erhabenste nicht, in welchem der chinesische Geist sich nicht versucht hätte; in allen hat er zahllose Denkmale hinterlassen, jedes von größerm Umfange, als der Europäer seinen Werken zu geben pflegt.

Dies unter der, die von uns angeführten und die ihnen ähnlichen Wissenschaften umfassenden, höhern Literatur steht nach dem Urtheil des chinesischen Publicums die leichte, bei uns als schöne, von ihnen als niedere bezeichnete Literatur, welche eine zahllose Menge beschreibender Gedichte, Erzählungen, Romane und Theaterstücke enthält. Dies ist aber nach dem Zeugnisse der neuern Sinologen von allen Zweigen der chinesischen Literatur grade derjenige, welcher der europäischen Kritik das meiste Interesse und die meiste Belehrung gewährt. Denn da die Eifersucht der tatarischen Kaiser dem Europäer mit Ausnahme Kantons alle Städte des Reichs verschlossen hat, so vermag dieser Chinas Sitten und Einrichtungen nur aus dessen Büchern kennen zu lernen. In keinem literarischen Erzeugnisse aber drückt sich das Leben mehr ab als im Drama, dem Bilde desselben, und deshalb sind die dramatischen Dichtungen der Chinesen so anziehend und zugleich so lehrreich für uns.

Die Chinesen lieben scenische Vorstellungen leidenschaftlich. Der Engländer Davis hat in seiner Beschreibung oder allgemeinen Geschichte von China manche interessante Einzelheiten und Beispiele von dieser Vorliebe der Chinesen für das Theater mitgetheilt. So gibt es im nördlichen China öffentliche Ge-

Bäude, welche für die Vorträge der Vocal- und Instrumentalmusik, der Orchestre und bei feierlichen Gelegenheiten für dramatische Vorstellungen bestimmt sind. In den südlichen Provinzen dagegen gibt es keine Theater; die Regierung aber, welche diese Art der Unterhaltung, allerdings die geschmackvollste, auf alle nur mögliche Weise begünstigt und dadurch den Beweis eines hohen Grades von Civilisation ablegt, sorgt dafür, daß Theater in allen Straßen mittels Sammlungen, die man unter den Einwohnern veranstaltet, errichtet werden. An gewissen Tagen gehen auch die Mandarinen die nöthigen Fonds her, wie in Attica die Choragie von den wohlhabenden Bürgern bestritten wurde. In einem solchen Falle, bemerkt Hr. Davis, steht ein Theater binnen wenigen Stunden da. Einige Bambus, die ein Dach von geflochtenen Matten tragen, einige über Tragbänke gelegte Bretter und einige Stücke bemalten Baumwollenzeugs, womit die Hinterwand und die beiden Nebenseiten der Scene bekleidet werden, während die den Zuschauern gegenüber befindliche ganz offen bleibt, sind hinreichend, um ein gewöhnliches chinesisches Theater herzustellen. In einem auf diese Weise improvisirten Schauspielhause oder Saale führten italienische Sänger zu Macao 1833 mit dem größten Erfolge fast sämtliche Opern Rossini's auf. Es überraschte die Chinesen nicht wenig, aber keineswegs unangenehm, von Fremden auf dem Boden ihres Reichs ein Theater errichtet zu sehen, und noch mehr, ein Gemisch von Recitativ und Gesang zu hören, das ihrem eignen gar nicht unähnlich schien. Außer diesen für den Augenblick errichteten hölzernen Theatern gibt es in den Palästen der Beamten, in den Wirthshäusern und Schenken noch Schauspielplätze, wo die wandernden Schauspieltruppen ihre Vorstellungen geben. In China gibt es nämlich keine stehende, sondern nur wandernde Truppen; aus 8—12 Personen bestehend, ziehen diese auf einer bedeckten Barke, die ihnen zur Wohnung dient und worin sie unter Anleitung ihres Directors ihre Rollen einstudiren, von Ort zu Ort. Wenn sie gerufen werden, um bei einer festlichen Gelegenheit zu spielen, dann überreichen sie dem Festgeber ein Verzeichniß derjenigen Stücke, welche sie vorzustellen geneigt sind, damit dieser seine Gäste wählen lasse; haben diese sich für ein Stück entschieden, dann werden die Namen der Personen desselben laut vorgelesen, und findet es sich, daß einer derselben Ähnlichkeit mit dem von einem der Gäste hat, so wird schnell ein anderes Stück gewählt, um jede anstößige Anspielung zu vermeiden.

Die Frauen können, seit der Kaiser Kien-long eine Schauspielerin unter seine Nebenfrauen oder Nebenweiber aufnahm, nicht mehr auf der Bühne erscheinen, und weibliche Rollen werden jetzt, wie bei den Alten, von jungen Männern und zuweilen auch von Verschnittenen gespielt. Decorationen sind auf dem chinesischn Theater nicht üblich, sowie überhaupt alles Dasjenige fehlt, was zur Täuschung der Sinne und zur Hervorbringung der ästhetischen Wahrscheinlichkeit erforderlich ist. Die Mittel, wodurch man jene zu erzeugen und diese zu erzeugen sucht, erscheinen für uns wahrhaft lächerlich und sind ebenso geschmacklos, als sie von geringer Erfindungskraft zeugen. Wenn z. B. ein General Befehl erhalten hat, sich nach einer entfernten Provinz zu begeben, so schwingt er die Peitsche, ergreift ein paar Riemen von einem Reitbaum und rennt mehrere Male unter einem entsehligen, die Ohren zerreisenden Lärmen von Trommeln, Pauken und Trompeten um die Bühne herum. Derauf steht er plötzlich still und verkündet den Zuschauern alles Ernstes, daß er wirklich am Orte seiner Bestimmung angekommen sei. Sollen die Mauern einer Stadt im Sturme erstiegen werden, so legen sich vier bis fünf Soldaten übereinander, um Wall und Graben vorzustellen. Der Phantasie wird hierin also das Meiste überlassen; nicht so im Costume, welches für die jedesmaligen Rollen immer sehr passend und oft äußerst prächtig ist. Da die chinesischn Stücke größtentheils eine historische Färbung und Unterlage haben und sich aus leicht begreiflichen Gründen nicht auf die Ereignisse nach dem Eindringen der Mandschutataren beziehen, so ist auch das Costume

auf dem Theater meist das der Chinesen vor der tatarischen Eroberung.

Was jetzt kannte man in Europa nur vier chinesischn Dramen, die dem Repertoire entnommen waren, welches den Titel führt: „Youen-jin-pé-tchong“ (d. h. die 100 unter den Youen oder den Fürsten der mongolischen Dynastie verfaßten Stücke). Die Titel jener vier sind folgende: 1) „Die junge Waise der Familie Tschao“, 2) „Der Alte, der einen Sohn bekommt“, 3) „Der Kummer im Palast Han's“, 4) „Die Geschichte vom Kreideringe“. Der gelehrte Missionar Premare war der Erste, der durch seine verkürzte Uebersetzung der „Waise der Familie Tschao“ gegen Anfang des letzten Jahrhunderts eine Probe von dem chinesischn Theater mittheilte. Nedermann weiß, daß Voltaire aus diesem Stücke den Stoff zu seiner „Chinesischn Waise“ entnommen hat, aber nicht so allgemein bekannt ist es, bemerkt Stanislas Julien, daß des Pater Premare Uebersetzung nur eine höchst unvollkommene und mangelhafte Vorstellung von dem Originale gibt. In diesem sowohl wie in allen, sich in der hier angezeigten Sammlung befindenden Stücken ist der Dialog mit einer großen Anzahl Arien und Lieder untermischt, die unter musikalischer Begleitung gesungen werden und oft sehr erhabene und gefühlvolle Stellen enthalten. Der Pater Premare, der sich um das Studium der chinesischn Poesie nicht bekümmert zu haben scheint, hat Alles, was Vers ist, nicht Uebersetzt und diese Abschnitte, die oft die Hälfte einer Scene ausmachen, stets mit den Worten: „er singt“, abgefertigt.

Die Uebersetzung des Stücks: „Der Alte, der einen Sohn bekommt“, ist von einem Zeitgenossen, dem durch sein Buch über China bekannten Davis. Auch er hat sich an das Beispiel Premare's gehalten und mehr darauf gesehen, den Dialog auf eine leichte und gefällige Weise in Prosa wiederzugeben, als die lyrischen Stellen zu Uebersetzen, was keineswegs leicht ist, da hierzu nicht blos Scharfsinn, sondern auch eine genaue Kenntniß der Sitten und alten Gewohnheiten Chinas gehört. Die kleine Arbeit, welche Davis später unter dem Titel: „Der Kummer Han's“, herausgab, ist eher ein Auszug als eine Uebersetzung.

Was weber Davis noch der Pater Premare gekonnt hatten, und was Abel Remusat für unmöglich erklärte, hat Stanislas Julien glücklich ausgeführt und die erste vollständige Uebersetzung eines chinesischn Dramas gegeben, ohne von dem lyrischen Theile auch nur das Geringste auszulassen. Die Uebersetzung des Stücks Poel lan's: „L'histoire du cercle de craie“, von Julien, ist fast wie eine Revolution in der chinesischn Philologie anzusehen. Sie erschien 1832 mit einer Vorrede, worin mit großem Geschick und genauer Sachkenntniß die Schwierigkeiten auseinandergesetzt sind, die sich dem Verständniß der chinesischn Poesie entgegenstellen und daraus eine von der Prosa ganz verschiedene Sprache machen, welche ihre eigne Construction und Syntax, ihre besondern Redensarten, und sogar ihr eigenes Wörterbuch hat. Zwei Jahre später entriß die vollständige Uebersetzung der „Waise der Familie Tschao“ in Prosa und Versen dies Werk der Verstümmelung, in welche es durch die Untreue und Ungenauigkeit des ersten Uebersetzers gerathen war. Das aufmunternde Beispiel Julien's ist nicht ohne Nachahmung geblieben. Einer seiner ausgezeichneten Schüler, Dr. Bazin der Ältere, der schon durch mehrere wichtige Arbeiten der chinesischn Philologie bekannt ist, hat jetzt dem Publicum die Meisterwerke der interessanten Sammlung vorgelegt, aus welcher seine Vorgänger schon geschöpft hatten. Die vier von ihm Uebersetzten Stücke sind: 1) „Die Ränke einer Kammerzofe“, von Tchang-té-hoei. 2) „Der confrontirte Rod“ (La tunique confrontée), von Tchang-Roue-gai, einer chinesischn Courtisane. 3) „Die Sängerin“, ohne Namen des Verfassers. 4) „Der Jörn Teou-ngo's“, von Kuan-han-king. Der Uebersetzer ist gewissenhaft der Methode Julien's gefolgt und hat den lyrischen Theil vollständig mit dem Dialog in Prosa wiedergegeben. Der Versuch ist demnach gemacht, und wir verdanken dem



neuen Verfahren zwei wichtige Resultate, die darin bestehen, daß erstens die Hindernisse beseitigt sind, vor welchen bisher auch die gelehrtesten Sinologen zurückbeboten, und zweitens, daß wir dadurch das chinesische Theater so weit kennen lernen, um uns in Stand zu setzen, ihm seinen Charakter im Allgemeinen wie seinen Platz in der Geschichte der Literatur anzuweisen. Die zuletzt übersetzten Stücke sind, wie die schon früher bekannten, ein sehr treuer Spiegel chinesischer Zustände, da in diesem Lande das Theater mehr als sonst irgendwo der Ausdruck des wirklichen Lebens ist. Das chinesische Volk ist, wie man mit Bestimmtheit sagen kann, von Natur sanft, scheu, ängstlich gewissenhaft, rechtschaffen, geistreich und gefühlvoll. Hierlich und verfeinert in ihren äußeren Verrichtungen, ist die chinesische Civilisation im Grunde unvollkommen, unecht und kindisch. Es fehlt ihr an philosophischer Grundlage und Tiefe. Das Volk des Kon-fuzius hat patriarchalische Sitten und Tugenden, man möchte sagen Instinkte, welche der Menschheit zur Ehre gereichen; allein mit Recht zweifelt man, ob in ihm das heilige Feuer lobet, dessen Heub Europa ist. Der Keim der Civilisation, welchen vor 3000 Jahren ein Hauch der Vorsehung in dieses Land geführt hat, ist zwar nicht umgekommen, aber hat sich auch nicht vervielfacht. Die Vorzüge und Mängel seiner Literatur im Allgemeinen wie seines Theaters im Besondern gehen daraus hervor. Das Interesse, welches auf dem Verständnis der Kunst selbst, auf der Lebhaftigkeit der Handlung, der Mannichfaltigkeit der Charaktere, der Kraft und Tiefe dramatischer Combinationen beruht, würde man darin vergebens suchen. Von den Regeln über Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung findet man keine Ahnung, und ganz verschiedene Kunstformen wie Tragödie und Komödie sind kaum voneinander geschieden, kurz, die Kunst ist dort noch in ihrer Kindheit, aber doch höher stehend als Alles, was Europa im gleichen Alter, nämlich im 14. Jahrhunderte hervorbrachte. Alle chinesischen Dramen, die wir kennen, interessieren durch die Wahrheit, die Natürlichkeit und durch das Pathetische der Situationen. Die Gefühle, hauptsächlich die Geschlechts- und Kindesliebe, reden eine äußerst zarte und erhabene Sprache, die oft voll wahrer Poesie und Beredsamkeit ist. Der Dialog ist leicht und lebendig, und die lyrischen Stücke unterhalten durch die poetische Frische der einzelnen Blumen, aus denen sie zusammengesetzt sind, sowie durch die natürliche und echt orientalische Anmuth der Einbildungskraft auf das angenehmste. Das ist die literarische Seite dieser Stücke; eine andere bildet das Verdienst, welches sie haben, den Europäern besser als irgend eine Reisebeschreibung in Chinas Sitten einzuführen. Man bemerkt darin nicht ohne Interesse die hohe und allgemeine Wichtigkeit, welche die Chinesen auf geistige Bildung, auf eine wissenschaftliche und literarische Erziehung legen. Die Begierde des Chinesen nach literarischer Auszeichnung ist ohne Beispiel auf der Welt, und in der That sind dort Talent und Kenntnisse Alles, und die literarische Bahn führt dort allein oder vorzugsweise zu Ehren und Vermögen. Daher kann man sich nichts Ernsteres, nichts Bächerlicheres denken als die Zeit der Gramina, welche in allen Provinzen periodisch wiederkehrt. Ein Menge von Candidaten meldet sich zu denselben voll Selbstgefühl und Enthusiasmus; die Grade eines Baccalaureus, Licentiaten und Doctors, welche man durch die Prüfungen erwirbt, sind dort von einer Bedeutung wie nirgend sonst, und Ämter und Staatswürden sind der Preis Derjenigen, die sich am meisten auszeichnen. Jeder Doctor, jeder Akademiker trägt die Anwartschaft zum Mandarin oder Minister in seiner Tasche. Daher die Wichtigkeit, welche der Doctorhut in den Dramen spielt: er ist der Talisman, der Alles überwindet, und gewöhnlich verschwindet der Held des Stücks im ersten Act, um sich zum Examen vor dem Kaiser zu melden, das er natürlich glücklich besteht, und im Besitze des verhängnißvollen Diploms ist er auch im Besitze aller seiner Wünsche. In der Einleitung zu den vier Dramen sagt Hr. Bazin über den Ursprung und die Geschichte

des chinesischen Theaters Dasjenige, was man jetzt davon wissen kann, und stellt zugleich den Punkt fest, bis zu welchem die chinesischen Studien bis jetzt in Frankreich geblieben sind. Der Schleier scheint jetzt gelüftet und der Augenblick gekommen, wo den Augen des Europäers die Geheimnisse der chinesischen Literatur wie der chinesischen Civilisation sich erschließen. 50.

### M i s c e l l e n.

Der Grieche Konstantinos Belios aus Macedonien. So wenig selten unter den Neugriechen Beispiele eines ausgezeichneten Wohlthätigkeitsfinnes und aufopfernder Freigebigkeit zum allgemeinen Besten sind, so verdient doch gleichwohl das neueste uns bekannt gewordene Beispiel dieser Art, außer der gebührenden Anerkennung Seiten Derer, die es zunächst angeht, jedenfalls auch besondere Erwähnung. Dieses Beispiel ist der Grieche Konstantinos Belios aus Macedonien, der sich übrigens (wir wissen nicht, mit welchem Rechte, zumal in Griechenland, wo dergleichen Titel nichts weniger als national sind) zugleich als Baron (*Βασιλευς, Βασιών, Μπασιβιου*) auführt. Wir entlehnen die folgenden Notizen aus einer in Wien 1838 erschienenen Schrift („*Πρακτικά του εὐγενεστάτου Βασιλεως κυριου Κωνσταντινου Μπελλιου Μακεδονος. Συλλεγόμενα υπό των αυταδέλων Α. και Ν. Αγγυραδων των εκ Σιατιστης της Μακεδονιας*“), welche eben den Zweck hat, namentlich Das, was derselbe in Griechenland zum allgemeinen Besten gethan hat, wenn auch grade nicht in einer übersichtlichen Ordnung und Kürze, sondern nur durch Aneinanderreihen von Journalartikeln, Zuschriften und dergleichen zusammenzustellen. Dieser Grieche nun schenkte 1837 ein Haus in Athen, mit Garten, Weinberg u. s. w., ferner eine außenstehende Foderung von 333 Pfastern und baare Summen, zusammen einen Betrag von 60,000 Drachmen (etwa 15,000 Thaler), dem Spital dafelbst; weiter der neuen Colonie von Macedoniern in Neupella in Lokris eine Bibliothek, bestehend aus altgriechischen, französischen, deutschen, auch lateinischen und italienischen Büchern, deren Verzeichniß in obiger Schrift (S. 43 fg.) mitgetheilt wird und deren Werth 36,000 Drachmen (etwa 9000 Thaler) beträgt. In Ansehung des dem Spital zu Athen Geschenkten machte er zugleich mehre Bestimmungen in Betreff einzelner Gegenstände, z. B. insofern er die Errichtung von Betten aus den Einkünften der geschenkten Grundstücke anordnete und diese Betten zunächst zum Gebrauche von Macedoniern anwies. Außerdem verehrte Belios, wie wir hier nur gelegentlich erwähnen, dem Könige Otto von Griechenland ein, ungefähr 800 Jahre altes Schwert mit der goldenen Aufschrift: „*Νίχτη, Περρ, über Die, so mir Unrecht thun, und bekämpfe Die, so mich bekämpfen!*“ übrigens etwa 12,000 Drachmen an Werth, dagegen der Königin von Griechenland eine schöne und seltene Ausgabe des Homer. Jedensfalls gehört Belios zu der Classe griechischer Euergeten und Patrioten, wie die Sofimas, Kaplanis, Barwakis u. A. (S. Klen's „*Leuthoea*“, 1825). 25.

Ludwig XIV. von Frankreich Schreibübungen.

Das „Ausland“ brachte im August dieses Jahres Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in St. Petersburg. Unter den Werkwürdigkeiten der großen kaiserlichen Bibliothek wurde eine sehr schön copirte Schreibübung Ludwig XIV. wörtlich angeführt. Sie lautet nach dieser Angabe: „*Les rois sont ce qu'ils veulent, il faut leur obéir*“. Einseiner dieses hat das Original in Petersburg gesehen und für sich copirt. Da heißt es aber: „*L'hommage est dû aux rois, car ils sont ce qui leur plaît*“. Am Fuße der Schrift ist der Name Louis in einer Zeile oft hintereinander wiederholt. Ist schon die Version, die das „Ausland“ gibt, charakteristisch genug und eine Art von Motto für Ludwig's Regierung, so scheint die letztere Fassung der Worte schon darum vorzuziehen zu sein, weil das Raisonnement darin verchränkter ist. 116.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 289.

16. October 1838.

Geschichte Kaiser Sigmund's von Joseph Aschbach. Erster Band. Hamburg, Verthes. 1838. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Gänse und Lumpen! ihr materiellen Ur- und Grundmächte aller neuern Literatur, ihr theuern und immer theuerer werdenden Hebammen geistiger Production, hat die Schilderung eueres Werthes und Segens noch Niemand einem rüstigen Improvisator zum Thema gegeben? Mit welcher Achtung sollte man jede Heerde von jenen, mit welchem Respect jeden Wagen voll von diesen vorüberziehen lassen! Was kann nicht Alles aus den Federn der einen auf den Papierbogen der andern fließen! Hat sich unter den unzähligen Vereinen unserer Tage noch kein für die Gänsezucht gebildet, und keine Actiengesellschaft zur Anlegung eines großen deutschen Lumpenmagazins? Nimmt unsere Schreib- und Druckwuth in gleichem Maße zu, so wird bald beides nöthig werden.

Mit einem heiligen Schauer greift man jetzt nach Messkatalogen und bibliographischen Anzeigen. Die Zeiten der Bibliotheken, die Tage der Polyhistorie gehen zu Ende. Die allgemeine Kritik erklärt sich tendenzlos, sie kann nicht nach! Was bleibt ihr übrig, als zu thun, was unsere Consistorien und Prüfungsbehörden bei der Flut von Candidaten aller Art und Wissenschaft auch schon thun, die strengste Auswahl in Kritik wie in Lecture zu treffen. Ref., in dessen Bestattung auch etwas von Literatur überhaupt steht, ist aber gewissenlos oder genügsam genug, dies Meer nicht austrinken zu wollen, sondern hält, unbeschadet aller ehelichen Treue, wie Numa an die Camena, so sich an die Klio. Für diese durchschiffet er dann mit dem Gänsefiele seine Kataloge und setzt zu künftiger Landung bald hier einen Pfahl, bald dort ein Kreuz, bald auch ein Fragezeichen. Dann harret er geduldig — denn die Hörner alzu großer Neugier laufen sich in einigen Jahrzehnden literarischen Treibens schon ziemlich ab — auf die wöchentlich in die ihm zugänglichen Stapelplätze einlaufenden Bücherballen, und kommt nun eines seiner gepfählten, gekreuzten oder befragezeichneten Bücher, so wird an Ort und Stelle erst eine kleine Vorschau und dann zu Hause die Hauptschau und, wenn es sein muß, eine kritische Nachschau vom Buche genommen.

Nachgerade hat sich aber in die Behandlung der Geschichte durch eine gewisse Schule einige Ungenießbarkeit

(versteht sich für den Referenten, denn Andere mögen mehr vertragen können!) eingeschlichen, und es war ihm recht aus der Seele gesprochen der Stoßseuffer eines trefflichen Kirchenhistorikers: „Möge mir Gott die gemeine Geschichte erhalten und mich vor der vornehmen bewahren, welche eine wahre Pest ist für Geist und Herz.“ Ref. hat freilich noch die alte und veraltete Ansicht von der Geschichte, daß sie etwas mehr auf den Menschen einwirken solle, als bloß eine Gymnastik seines Gedächtnisses zu werden, oder eine Turnstunde seines Verstandes, wo bald über das Abstracte und Concrete, bald über das Subjective und Objectiv gerungen und mit der Lanze der Speculation nach dem Türkenkopfe des Selbstzwecks gezielt wird. Nach des Ref. einfältigem Dafürhalten soll die Geschichte nicht bloß kalte Nordlichtstrahlen schießen, sondern leuchten, und auch nicht bloß leuchten, sondern auch erwärmen, also Geist und Herz zugleich ansprechen. Das thut eine einfache, ungelünstelte Rede besser als jene philosophisirenden Darstellungen, bei deren mehrmaligem Durchlesen man um einige moderne Phrasen reicher und um einige Minuten ärmer geworden ist. Aber genug davon. Die uns verstehen, stehen auch mit uns.

Doch ist es ein gutes Zeichen, daß jetzt immer mehr und mehr das Feld der Biographie angebaut wird. Wir haben uns in Länder-, Völker- und Weltgeschichten genugsam ergangen. Nur auf dem Wege der tiefsten und unermüdetsten Forschung und der Benutzung der Resultate specieller Untersuchungen, oder ganz neuer Anordnung, oder kühner hineingelegter Ideen, oder der barocksten Darstellung läßt sich jetzt noch etwas Neues geben. Dagegen steht auf dem Felde der Biographie, wie man sie jetzt verlangen darf, noch unermesslich viel zu leisten übrig, und keines möchte auch sonst noch für Geist und Herz fruchtbarer und dankbarer zu bebauen sein. Sie schenkt uns Menschen, während dort ganze menschliche Gesellschaften, Gemeinden, Völker, Staaten oder ganze Richtungen der Menschen uns wieder und wieder geboten werden. Eine Biographie kann allein etwas, freilich nach menschlicher Beschränkung Abgerundetes und Vollständiges geben. Sie ist das Portrait unter den verschiedenen Gattungen der Bilder, oder unter dem verschiedenen Hausrath, der ein Zimmer füllt, der Spiegel, das Symbol der Selbstschauung. Wir gedenken indeß an einem andern

Orte der Biographie das Wort ausführlicher zu reden, und fügen nur noch hinzu, daß allerdings bei der Biographie auch verschiedene Motive zu Grunde liegen können. Dem Einen gilt's wirklich, einen Menschen um seiner selbst willen geistig aufzufassen, gleichsam das Räthsel seines Daseins zu lösen, seine äußere und innere Gestalt zu analysiren, zu zeigen, wie er wurde und grade so werden mußte, und wie er in seiner Zeit und seine Zeit in ihm sich widerspiegelte. Eine solche Aufgabe setzt allerdings die vertrauteste Bekanntschaft mit dem Gegenstande selbst und dann eine tiefe philosophische Ergründung des menschlichen Wesens überhaupt voraus. Man muß, Physiolog wie Psycholog gleich sehr, über den Wechseleinfluß von Geist und Körper, über Anerkung gewisser Eigenschaften, über die Würdigung von Temperament, Talent, Genie, Geist mit sich auf dem Reinen sein, seinen festen religiösen wie moralischen Maßstab und Standpunkt haben. Der Mystiker, der Skeptiker, der Atheist u. s. w. kann kein Biograph in unserm Sinne werden, oder höchstens nur einseitig Selbstebenen beurtheilen und schildern. Wir möchten diese Gattung nach dem darin vorherrschenden Motive die psychologische Biographie im Gegensatz der historischen nennen, auf welche wir jetzt kommen.

Wenn ich den Menschen nicht nach seinen allseitigen Beziehungen, sondern nur nach seiner äußern Erscheinung und um seines Zusammenhanges willen mit der Zeitgeschichte schildere, oder wenn ich ihn zum Träger, gleichsam zum Eponymus seines Zeitraums mache, wenn ich, um einen Nenner zu vielen gleichzeitigen Zählern zu haben, oder um Vieles und Vielfaches zusammen an einen Faden oder Mittelpunkt anzuknüpfen und so der Darstellung eine Art Einheit zu geben, eine historische Notabilität als Repräsentanten so vielseitiger Interessen hinstelle und in ihm mehr seine Zeit selbst personificire, so möchte dies etwa das Wesen der historischen Biographie ausmachen. Damit ist nicht abgesprochen, daß eben die Gestaltung einer Zeit durch ein Individuum vorzugswelse geschehen kann, daß durch dessen Eigenschaften Manches ganz anders werden mußte, als es durch entgegengesetzte oder überhaupt andere geworden wäre, und daß deswegen auf diese bestimmenden Eigenschaften besonders Rücksicht genommen werden müsse.

Auf diesen Punkt hin wollten wir kommen, um vorliegendem Werke, so weit wir es bis jetzt beurtheilen können, seine Stellung in der biographischen Literatur anzuweisen. Wir bezeichnen es als eine historische Biographie, wie Rommel's „Philipp von Hessen“, Rösle's „Bernhard von Weimar“, Robertson's „Karl V.“, Roscoe's „Leo X.“ u. a., im großen Maßstabe, wenngleich nicht in dem gewaltigen Umfange, wie Bucholz's „Ferdinand II.“, welcher unter den uns wenigstens bekanntgewordenen Biographien die bündereichste sein möchte. Zwar will der Verf. nicht eine allgemeine Geschichte Europas zur Zeit Kaiser Sigmund's, sondern nur dessen Geschichte geben; aber er erkennt es auch an, daß eine solche in ihrer Vollständigkeit ihn nicht allein als römischen Kaiser, sondern auch

als Markgrafen von Brandenburg, als Regenten von Polen, als König von Ungarn, als Reichsverweser und später als König von Böhmen darstellen und seine vielfachen Berührungen mit fast allen europäischen Fürsten der damaligen Zeit, wie auch seinen mächtigen Antheil an den Kirchenangelegenheiten, vorzüglich auf den beiden Concilien zu Konstanz und Basel, ins Licht setzen müsse. Er muß daher immer im Vordergrund gestellt bleiben, und was von auswärtiger, d. h. nicht zu seinem Länderbereiche gehöriger Staaten Geschichte vorkommt, wenigstens irgend eine Beziehung auf ihn haben.

Ref. hat aus mehren Gründen begierig nach diesem Werke gegriffen. Erstlich kann man sicher sein, daß der Verf., dessen Geschichten der Westgothen, der Dumatjaden u. s. w. mit verdientem Beifall aufgenommen worden sind, auch in dieser Gattung der Darstellung nur Brauchbares liefern wird; sodann aber war eine Geschichte Kaiser Sigmund's, der doch einer der bedeutendsten Fürsten des deutschen Mittelalters war, wirklich noch nicht vorhanden, während wir doch von weit minder wichtigen Kaisern schon Monographien besitzen. Auf diese Weise ist von Hrn. Aschbach eine fühlbare Lücke würdig ausgefüllt und nicht bloß mit einem Haufen Maculatur ausgestopft worden.

Was dem Verf. und damit auch der historischen Literatur ungemein zu Statten kam und kommt, ist, daß ihm die frankfurter Bibliothek, die im historischen Fache so reich ist, zur freiesten Benutzung offen stand, sowie das dortige Stadtarchiv, aus welchem bereits in diesem Bande einige der wichtigsten hierher gehörigen Urkunden abgedruckt sind, noch wichtigere aber in den folgenden zwei Bänden — denn auf drei Bände ist das ganze Werk berechnet — mitgetheilt werden sollen. Auch werden, wie schon hier gesehen, in jedem folgenden Bande einige noch ungedruckte Capitel aus dem Hauptscristeller über Sigmund, Eberhard Windeck, aus den Handschriften, die dem Verf. zu Gebote standen, beigelegt werden, da Windeck in seinen „Scriptores rerum Germanicarum“ nur Zweidrittel der gothischen Handschrift und noch dazu fehlerhaft aufgenommen hat. Nach den Vergleichen des Verf. mit einigen andern Manuscripten ist nicht einmal die gothische, wie man bisher angenommen, die vollständigste. Doch eine ausführlichere Würdigung dieses Windeck soll am Schlusse des Werks erscheinen.

Was nun die Behandlung des Helden der Geschichte angeht, so ist zu rühmen, daß der Verf. ihn nicht unbedingt lobt, ein Fehler, in welchen manche Biographen fallen, die während der Beschäftigung mit ihrem Gegenstande sich förmlich in ihn verlieben und für die offenbaren Fehler und Gebrechen blind werden. Bezeichnet der Verf. (S. 37, 53) den Charakter aller luxemburgischen Fürsten überhaupt als eigennützig, habfüchtig, zornig und auffahrend, so macht davon Sigmund durchaus keine Ausnahme; bei ihm aber kommt noch besonders Verschwendung und ungezügelter Sinnlichkeit in der Liebe, der seine schöne majestätische Gestalt auch noch manchen Vorschub that, hinzu und eine große Leichtgläubigkeit, über

die Moralität seiner Mittel sich zu täuschen. Besonders war seine Politik gegen seinen Bruder Wenzel, den römischen und böhmischen König, am wenigsten geeignet, seinen Charakter in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, indem Intriguen, Hinterlist, Gewaltthätigkeit, Verstellung, Undank, Habsucht grell hervorstechen; Aufrichtigkeit, Offenheit, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit nicht selten vermischt werden.

Zum ersten Male erscheint hier die Politik der Luxemburger in ihrem wahren Lichte: es galt einer ungeheuern Ländervereinigung. Bedenkt man, daß Karl IV., Sigmund's Vater, durch Kauf, Erbvertrag und Heirath Böhmen, Mähren, das Herzogthum Luxemburg mit Brabant, Schlesien, die Lausitz, die Oberpfalz und die Mark Brandenburg besaß; bedenkt man ferner, daß er durch die Vermählung des zweiten Sohnes, Sigmund's, mit Ludwig's von Polen und Ungarn Tochter die Erwerbung von dessen Ländern einleitete, und daß dieser Ludwig der Große durch Heirath, Erbschaft und Krieg Rothrußland, die Moldau, Walachei, Bulgarien, Serbien, Bosnien, Dalmatien zu Ungarn und Polen hinzugefügt hatte, so wäre damit, die deutsche und lombardische Königs- und die römische Kaiserkrone hinzugebacht, ein Designerus vereinigt gewesen, der sich von Frankreichs Grenzen bis an den Dniepr, von der Ostsee bis ans adriatische Meer erstreckt hätte. In der That kam wenigstens sehr Vieles davon in die Hände des luxemburgischen Hauses.

Es war keine leichte Aufgabe, eine lichtvolle, anschauliche Ordnung in die so verschiedenartigen Vorfälle im Leben Sigmund's, in die Streitigkeiten in Ungarn mit Gegenkönigen und Factionen, in die polnisch-preussischen Verhältnisse, in die Handel über Brandenburg, in die Kriege mit den Türken und deren Verbündeten in den Ostdonauländern, mit Venedig und Mailand, mit Österreich, mit der schismatischen Kirche, in die deutschen Königswahlstreitigkeiten — zu gleicher Zeit drei deutsche Könige, alle Luxemburger, Wenzel wie Jobst (Gegenkönig Ruprecht's Nachfolger) und Sigmund, und alle Urenkel Heinrich VII. — zu bringen. Aber wir müssen dem Verf. nachrühmen, daß er, wenn auch im Allgemeinen den chronologischen Faden festhaltend, doch durch kluge Ausschcheidung der Begebenheiten in locale Gruppen und kurze Zeitabschnitte von wenigen Jahren die Massen glücklich bezwungen, gesondert und ohne viele Wiederholungen sichtlich aneinandergereiht hat. Natürlich ist der Leser bald nach Brandenburg und bald nach Preußen, bald nach Syrien, bald nach Stuhlweissenburg, bald nach Prag, bald wieder nach Zara in Dalmatien oder vor Mailands Thore versetzt; bald hat man es mit Wenzel, bald mit Jagello, bald mit Jobst und Ruprecht, bald mit den Viscontis, jetzt mit dem Papst und dann mit dem Sultan und dem Deutschordensmeister zu thun; und doch ist nirgend Verwirrung da, sondern immer Verständigung und Orientirung. Man ist überall zu Hause, wie man überall eben da sein zu müssen glaubt. Besonders wirkt dahin die Eintheilung des Textes (die Noten sind gleich darunter, nicht zu umfangreich, sondern nur die

nöthigen Nachweisungen und Erläuterungen gebend) in einzelne, nicht gar zu große Capitel, die ihre eignen Aufschriften und vorn noch ein specielleres Inhaltsverzeichnis haben.

Da das Ganze auf drei Bände berechnet ist, so hat der Verf. Gelegenheit, sich mit einiger Umständlichkeit über die Begebenheiten zu verbreiten, was aus zwei Gründen sehr wünschenswerth ist. Erstlich gibt dies ihm Gelegenheit, durch mehreres Detail die Darstellung noch mehr zu heben, als bisher geschehen ist, und namentlich für einzelne charakteristische Züge und Anekdoten Platz zu gewinnen, welche, wenn auch nicht das Wesen, doch das Beliebende in der Biographie sind und um so weniger verschmäht werden mögen, je weniger die Darstellung selbst es darauf anlegt, durch Heraustreten aus der gewöhnlichen Sattung einer ruhigen, mitunter fast trockenen Erzählung dem Leser in großen Momenten eine Steigerung des Interesses auch durch den Styl abzumöthigen. Der andere Grund, aber, der uns eine größere Ausführlichkeit wünschenswerth macht, ist die bei dem Leser nicht voraussetzende genauere Kenntniß der damaligen ungarischen und polnischen Verhältnisse, sowie die der kleinen im Süden daranstossenden Nachbarstaaten an der Unterdonau bis nach Dalmatien. Wirklich gehört die osteuropäische Geschichte gegen das Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts nicht grade zu den bekanntesten; ja, den meisten Lesern mögen wol von Sigmund wenig mehr als seine Verhältnisse zu dem konstanzener Concil und zu den Hussiten bekannt sein. Gegenwärtiger Band behandelt nur Sigmund's frühere Geschichte vor der Eröffnung des konstanzener Concils und stellt ihn als Markgrafen von Brandenburg, als Verwalter des Königreichs Polen, als König von Ungarn, als Reichsverweser von Böhmen, als römischen König (1410—14) dar. Der zweite Band wird nach des Verf. Versicherung die Zeiten des Concils selbst und den Anfang der Hussitenkriege, der dritte aber den Schluß der Regierung Sigmund's umfassen.

Zum Schlusse sei erlaubt, einige Züge aus Sigmund's Leben aus dem Buche mitzutheilen, die unsere Leser mit dem Helden noch näher bekannt machen dürften. In Ungarn hatte sich eine Verschwörung gegen ihn gebildet, und S. 122 heißt es nun:

Am 28. April 1401 zogen Prätaten, Reichsbarone und Herren in die ofener Burg bewaffnet in den Audienzsaal. Sie verlangten, der König möge kommen in ihre Mitte zur Unterredung über des Reiches Wohl. Sigmund erschien. Sie warfen ihm ihre Beschwerden vor und versuchten dann, Hand an ihn zu legen und ihn zu entwaffnen. Ihre Absicht war, ihn entweder des Landes zu verweisen oder umzubringen. Sigmund, mit einem ihm eigenthümlichen ritterlichen Anstand, nicht von der Menge seiner Gegner in Schrecken gesetzt, zieht sein Schwert und spricht zu den mit gezückten Schwertern ihm Gegenüberstehenden: „Wer von euch wagt es, Hand an seinen König zu legen? Was habe ich verbrochen, daß ihr mich so überfallt? Wer von euch sich von mir beleidigt glaubt, der trete hervor und bestrehe mit mir allein den ehrsamten Kampf!“ Diese ritterlichen Worte entwaffneten zwar nicht die aufrührerischen Großen, aber sie gaben den Vorkämpfern der Befessenen mehr Gewicht, daß dem Edelmuth und dem unbefleckten Ruhm der Ungarn es nicht anstände, den König zu tödten, sondern nur

gefangen zu nehmen. Einige Wortführer darunter forderten nunmehr den König auf, sich ohne Widersehen gefangen zu geben; seine schlechte Regierung, seine Verschwendung, seine ärgerlichen Ausweifungen, seine willkürlichen Verfügungen in Staatsangelegenheiten, besonders in Betreff der Erbfolge des ungarischen Thrones, seine Verfolgung und Grausamkeit gegen edle ungarische Familien, seine Begünstigung der Fremden hätten ihn unwürdig gemacht, noch ferner die Krone des heiligen Stephan zu tragen. Zwar gerieth Sigmund bei diesen Worten seiner Wrothen in bestigen Zorn, er forderte seine Getreuen auf, die Wortführer sogleich zu ergreifen; als aber Niemand seinem Gebote Folge leistete und er sah, daß er von Allen verlassen war, ergab er sich in sein Schicksal. Er ward Gefangener seiner eignen Unterthanen, welche ihn unter strenger Bewachung nach Wischegrad brachten, ohne daß sich im Anfange, weder in der Hauptstadt Ofen noch irgendwo, eine Bewegung zu Gunsten des Königs offenbarte. (Nach 18 Wochen halfen ihm die Weiber wieder zur Freiheit.)

Oft kannte Sigmund's Freigebigkeit gar keine Grenzen, wodurch er häufig in Selbstverlegenheit kam. Als ihm eines Abends 40,000 Dukaten gebracht wurden, konnte er in der Nacht nicht eher einschlafen, als bis er seine Freunde hatte rufen lassen und das Geld unter ihnen vertheilt war, indem er zu ihnen sagte: „Doh! mir, jetzt werde ich gut schlafen; denn was mir die Ruhe genommen, geht mit euch fort“ (S. 265).

Der König und der Herzog Friedrich von Osterreich-Litow waren Beide große Verehrer schöner Frauen; Jeder scheint es auf dem Ball in Anspruch darauf angelegt zu haben, dem Andern den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit zu entziehen. Eine schöne Jungfrau, die Tochter eines Bürgers in Anspruch, unbescholtenen Rufes, ward zuletzt das Opfer dieses muthwilligen Wettstreits; sie wußte selbst nicht recht, ob ihr der Herzog oder der König ihre Ehre geraubt. Die Sache erregte Aufsehen und große Erbitterung. Allgemein ward einer der beiden Fürsten als der Verführer bezeichnet. Da Friedrich sich vor seiner Gemahlin, der Königin vor den ungarischen Landherren, die bei ihm waren, rechtfertigen wollte, so schob Jeder die Schuld auf den Andern. Das Mädchen, welches erklärte, daß nach der Stimme der König nicht der Verführer gewesen, erhielt von Sigmund 400 Dukaten geschenkt. Auf Friedrich aber, der ihm diesen Streich gespielt und ihn in den Augen seiner Unterthanen hatte herabsetzen wollen, warf Sigmund einen unversöhnlichen Haß. Er schwur, dieses dem Herzog zu gedenken, und auf dem Concilium zu Konstanz zeigte er, daß er diesen Vorfall nicht vergessen hatte (S. 358).

**Album.** Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen herausgegeben von Friedrich Wittbauer. Wien, Möste's Witwe und Braumüller. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Zu diesem „Album“, von welchem uns bereits die zweite Auflage vorliegt, haben die ausgezeichnetsten Schriftsteller und Dichter der österreichischen Lande Beiträge geliefert. Es sind im Ganzen der Mitarbeiter dreihundert, unter denen wir mit Freude die Namen: Grillparzer, Egon Ebert, Hammer-Purgstall, Graf von Auersperg, Pyler, Gabriel Seidl, Deinhardstein, Bauernfeld, Friedrich Palm, Lenau, Sedlitz, Castelli, Uffo Horn, u. a. begrüßen. Auch manches bisher unbekannt, jugendliche Talent, von nicht ganz zu verwerfendem poetischen Streben zeigt sich hier zum ersten Male in wohlge-meinten und dankenswerthen Versuchen. Den Reichen dieser Mittheilungen eröffnet Professor Ludwig von Schedius mit einer ausführlichen Schilderung der pesther und ofener Schreckenstage, einem nicht unwillkommenen Resumé von Dem,

was seiner Zeit die Zeitungsartikel enthielten. Darauf folgt als eigentliche Uebersetzung zu den Beiträgen der Schriftsteller ein werthvoller Prolog von Ril. Lenau. Reissfingern, Bilder in Prosa aus dem Natur- und Menschenleben, Fragmente aus Tagebüchern, Genrestücke in novellistischer Haltung, Erlebnisse und Reiseabenteuer mannichfacher Art und Geltung werden uns geboten von Ernst Bohl, Hammer-Purgstall, Karoline Pichler, Anton Langerhans, J. Littrow, Fürst Friedrich Schwarzenberg, Adolph Schmidt, Roshammer, Pannasch, Frankl, dem Herausgeber u. A. Ferdinand Wolf gibt ein Stück nach dem Altfranzösischen des Robert Bitez: „Das Lied vom Trinthorn, oder: wie Untreue sich nicht bergen mag“; Gerle liefert einen historischen Artikel über die Königin Maria von Ungarn; Feuchtersleben, dessen Streben auf lobenswerthe Weise immer den innerlichen Bestrebungen der Poesie zugewendet ist, stizt ein „Poetisches Stillleben“. Eine tragikomische Erzählung von Castelli: „Der Spottname“, behandelt auf leichtere und mehr populäre Weise ungefähr denselben Gegenstand, den Wilhelm Müller weit ernster und tragischer in seinem „Dreizehnten“ bearbeitet hat. Etwas wahrhaft ausgezeichnetes kommt unter diesen prosaischen Mittheilungen eben nicht vor; aber auch andererseits nichts ganz Ordinaires. Dasselbe gilt auch im Allgemeinen von den zahlreichen Gedichten dieser aus so vielfachen Elementen bestehenden Sammlung. Dramatisches bringen unter Andern Grillparzer und Uffo Horn. Die von dem Erstern mitgetheilte Scene aus einem unvollendeten Trauerspiel hat zum Gegenstand die Unterredung Scipio's und Hannibal's vor der Schlacht von Zama; ein Fragment, in welchem wir die Kraft der Sagen vermissen, und welches uns einen neuen Beweis davon zu liefern scheint, daß das Historische nicht eigentlich Grillparzer's Feld ist. Unter der Rubrik „Inschriften“ gibt Grillparzer noch einige in poetischer Variationen auf moderne Themat. Darunter scheint das „Regel'sche Capitel“ nicht ganz in ein Album dieser Art zu passen. Es lautet:

Die deutsche Jugend, etwas bunt von Haus,  
Ward höchst negirt in sich zurückgezwungen,  
Als junges Deutschland breitet sie sich aus  
Und reflectirt sich jetzt als deutsche Jungen.

Als der unbedingt werthvollste Beitrag dieser Sammlung erscheinen die lyrischen Mittheilungen von Lenau, sieben an der Zahl, und unter ihnen besonders „Die Zigeuner“, „Der gute Gefell“, „Der ausgebälgte Geier“ und die nächtliche düstere Ballade: „Der traurige Mönch“, welche letztere als Motto die bezeichnenden Strophen führt:

Um Mitternacht entstand dies Lied;  
Zwölf Mal erklang das Glockenzug,  
Als mit ein schöner Tag verschied,  
Und zwölf Mal Antwort gab mein Herz  
Im dumpfen Strophensang  
Dem dumpfen Glockenzug.

Es ist das Vorzüglichste und Ergreifende der Lenau'schen Poesie, daß der concrete Gedanke immer das Hauptmotiv, den rothen Faden, die durchschreitende Melodie darin bildet. Es sind immer die Wege des Geistes, die uns dieser Dichter führt.

#### A n e k d o t e .

Zu Ludwig XIV. sprach eines Tages einer seiner Minister: „Mit dem Gelde, das die Schweizer von der Krone Frankreich gezogen haben, könnte man eine Chauffee von Paris nach Basel pflastern.“ Stuppa, Oberst eines Schweizerregiments, der zugegen war, nahm hastig das Wort: „Er hat Recht, Sir, und wenn Er, Maj. einen Kanal zwischen Paris und Basel wollen graben lassen, so kann man ihn mit dem Blute füllen, welches die Schweizer für die Krone Frankreich vergossen haben.“

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 290.

17. October 1838.

Die Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet von Friedrich Bülow. Erster Theil. Bis zu dem westfälischen und pyrenäischen Frieden. Zweiter Theil. Bis zu dem Ausbruche der französischen Revolution. Leipzig, Göschen. 1838. Gr. 8. 4 Thlr. 18 Gr.

Die Geschichtschreibung der neuern Nationen, zuerst von den Italienern mit wissenschaftlichem und politischem Geiste begonnen, von den Spaniern eine Zeit lang nicht ohne Glück betrieben, dann auf die Niederländer vererbt, bei den Deutschen durch die große Reformationsbewegung erzeugt und mit ihrer eigenthümlichen Individualität und damaligen Stimmung ergriffen, um sie nach zweihundertjähriger Unterbrechung, von Engländern und Franzosen angeregt, in veränderter Gestalt wieder aufzunehmen, hängt so innig mit gewissen wissenschaftlichen Zuständen und Grundsätzen als Bedingungen zusammen, daß man sich nicht wundern darf, wenn Deutschland so lange in dieser Hinsicht den gebildeten Nachbarvölkern nachstand, dann aber auch unter veränderten Verhältnissen Fortschritte machte, die es zuletzt den vorangegangenen Nationen nicht nur nachkommen, sondern in mancher Beziehung sie sogar übertreffen ließen. Und wenn die Deutschen auch lange noch nicht über die geschichtlichen Begebenheiten, die sie in ihren Werken erzählten, Reflexionen, die einen freien und geübten Blick in Leben und Staat verrathen hätten, anzustellen vermochten und einer politischen und pragmatischen Ansicht oder Darstellungsweise noch nicht Herr waren wie Italiener, Engländer und Franzosen — ein Zurücksehen, das sich selbst in der Diplomatie den gewandtern und tiefer blickenden Ausländern gegenüber beurkundete; denn ein Diplomat ohne feine Geschichtskenntnisse ist ein großes, Ehrlichkeit aussprechendes Auge ohne Leben und Geist —, so hatten sie doch das mit ihren Vorgängern gemein, daß sie hauptsächlich und zum Theil mit lobenswerthem Fleiße auf die vaterländische Vergangenheit oder Gegenwart ihre Thätigkeit richteten, durch Betrachtung einheimischer Dinge ihre Feder übten und den Blick schärfsten, sodas sie allmählig zu Weiterem und Größerm befähigt wurden. Denn daß es in der That zur Geschichtschreibung mehr bedürfe als einer aus bloßer, wenn auch noch so sorgfältiger und ausgedehnter Acten-

und Urkundenlesung hervorgehenden Relation, das erfuhr zu seiner großen Verwunderung der überaus fleißige Häberlin. Sein Fleiß fand allerdings Anerkennung, und der Geschichtsforscher muß ihm noch jetzt gerechten Dank zollen; aber die Kunst der Geschichte, den Sinn für dieselbe und eine richtige Anschauung der Verhältnisse und Ereignisse hat er nicht gefördert, so wenig wie sein Fortsetzer Senkenberg; Beide haben nur Materialien geliefert. Das Ungenießbare ihrer Sprache wollen wir noch nicht einmal in Anschlag bringen, ein Übelstand, der selbst die Werke von Pütter, der doch bedeutend höher als Häberlin steht, weniger einflußreich werden ließ. Der Geist dieser Männer, deren wissenschaftliche Grundbildung eine juristische war, hatte noch zu wenig den Hauch des fast gleichzeitig mit ihnen erwachenden Genius der deutschen Sprache erfahren. Nicht geeigneter waren die Theologen, die als Geschichtschreiber auftraten, die historische Kunst, freies Forschen und ungetrübte Anschauung der Welt und Menschen wesentlich zu fördern. Ihre Geister standen noch unter der Herrschaft einer starren Dogmatik, die des philosophischen und belebenden Principes entbehrte. Männer wie Baumgarten und Semler vermochten zwar für ihre Zeit Kühn und nicht ohne Scharfsinn zu zweifeln, mußten aber die Durchführung und Verbreitung ihrer Zweifeln gewandtern Schülern, wie Griesbach, und einer günstigeren Zeit überlassen. Demnach darf man sich auch nicht wundern, wenn des geistvollen Perizonius „Animadversiones historicae“ aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts nicht verstanden oder als unbrauchbar bei Seite gelegt wurden. Selbst der stolze Schöpfer — wen hätte auch damals nicht Maria Theresia's Beifall oder Furcht stolz machen sollen — und der ebenso biedere als geistvolle Möser, dessen Bescheidenheit der Nachwelt auf ihn stolz zu sein zur Pflicht gemacht hat, zwei Männer, in deren Werken die erste Morgenröthe der historischen Kunst der Deutschen aufging, indem sie durch eigenthümliche Studien und besonders durch höchst wechselvolle, aber wichtige Lebensverhältnisse eine vielseitige und vorurtheilsfreiere Ansicht über Staaten, Völker und deren Geschichte gewannen, standen während ihrer vollen Manneskraft doch nur an der Schwelle der neuen Zeit. Als aber die kritische Philosophie sich auf den Thron der Wissenschaften setzte, die französische Revolution auch die Geister Deutsch-

lands auf eine bis dahin unbekannte Weise in Bewegung setzte, Thaten und Ereignisse der merkwürdigsten Art in ihrem Gefolge hatte und die durchgreifendsten Veränderungen in den Staatsverhältnissen hervorbrachte: da fingen alle Studien der Deutschen an, sich von ihren bisherigen Fesseln zu lösen, die Geschichte aber um so mehr, je größere Aufforderung in der Gegenwart dazu lag. Denn Merkwürdigkeit der Begebenheiten, überraschende Aufeinanderfolge derselben und ihr tiefes Eingreifen in die Gestaltung der gesellschaftlichen Zustände haben zu allen Zeiten die denkenden Köpfe zur Beobachtung und Aufzeichnung erweckt. Selbst die Verschiedenheit der politischen Meinungen, die jetzt stärker und schroffer als je hervortraten, schärfte und übte die Feder des Historikers ebenso gut als die der Publicisten und Diplomaten. Sogar Theorien der Geschichte kamen bereits zum Vorschein. Die Entscheidung gab aber unzweifelhaft die politische Befreiung Deutschlands. Durch diese politische Emancipation, mit einer Anstrengung und Begeisterung errungen, die, möchte man sagen, alle Nerven des deutschen Volkes erschütterte, ward auch die geistige Emancipation erst vollständig gewonnen. Der Deutsche suchte und fand auch in seiner eignen Individualität die Anknüpfungspunkte, von denen ihn die Gewalt der Ereignisse hinweggerissen hatte, zu seiner nationalen geistigen und politischen Entwicklung. Mit der Frage, wie sollen von nun an die socialen Verhältnisse in Deutschland sich gestalten, war auch die Untersuchung geboten über ihre frühere Beschaffenheit. Das Interesse an der deutschen Geschichte wuchs, ihre Literatur bekam einen neuen Schwung und vermehrte sich außerordentlich und drang, was früher nie eigentlich der Fall gewesen war, in die höhern und niedern Schulen, in das Volk, in das Leben. Dieser Umstand hat wahrhaftig nicht wenig zur Erhebung des Nationalgefühles beigetragen. Allein die Staaten Europas waren mit ihren Interessen einander so nahe gerückt, die Völker, nicht mehr blos die Regierungen, mit ihren Ansprüchen, mit ihren Bedürfnissen, kurz, mit ihrer Macht und dem Bewußtsein derselben so in den Vordergrund getreten, daß man von Seiten der Fürsten nach neuen und festen Anknüpfungspunkten sich umzusehen genöthigt war, während die Völker eine vorher nie gekannte Sympathie füreinander fühlten. Man entschied sich aber in dem politischen Amphiktymonrathе unglücklicherweise für die Negative, und schon aus diesem Grunde fand England keinen Geschmack an der heiligen Allianz. Aber die Völker in ihrer Rührigkeit und Wachsamkeit strebten vorwärts, dem Impulse einer gewaltigen Vergangenheit folgend. Man mußte sie nun wenigstens den Weg der politischen Reform führen, um sie von dem der Revolution abzubringen. Und in der That ward auch bald der letztere Weg da eingeschlagen, wo man den erstern zu gehen vermahnt hatte. Spanien, Portugal, Neapel und Sardinien, selbst Griechenland liefern die Beweise dafür. Indem man aber die Revolution von Neuem händigte, glaubte man auch die Schranken der Reform verengen zu müssen: die Reaction trat festern Schrittes auf. Der

Klang dieses Schrittes fiel aber den germanischen Volkstämmen so widerlich in die Ohren, daß eine allgemeine Verstimmung der Gemüther entstand und die Sympathie derselben, eine bis dahin unerhörte und außerdem auch nicht erklärliche Erscheinung, sich der russischen Politik freudig, man möchte sagen, zum Vortheile zuwendete, die, wenn auch nicht die Revolution in ihrem Principe, doch ein revolutionärendes Volk, die Griechen, in Schutz nahm. \*) Noch war die Diplomatie eifrigst mit der Griechensache beschäftigt, um sie, keineswegs zur Zufriedenheit der Partei der Bewegung, in ihre Fesseln zu schmieden, als Frankreich durch seinen Kanonendonner in Paris den Völkern seine zweite Revolution verkündigte und Manche der Reactionspartei an seine Schuldigkeit oder frühere Versprechungen nicht ohne Schrecken erinnerte. Es beginnt ein neuer Abschnitt des europäischen Staatensystems im Einzelnen und im Ganzen. Liberal Bewegung, Reformen, theils raschern, theils langsamern Schrittes, aber auch das Bestreben ist hervortretend, die Sympathie der Völker, auf ihren gegenseitigen Interessen beruhend, vor einer gewaltsamen und in ihren Folgen unabsehbaren Auflösung zu bewahren. Und so geschah es, daß die bisher in diesem Punkte unerachtete legitime diplomatische den Artikel Revolution in ihrem neu aufgelegten Wörterbuche die Censur passiren ließ; Englands kräftige Feder hatte freilich diesmal in Verbindung mit Frankreich das Imprimatur ertheilt, und wenn diese beiden Staaten sich darin treu bleiben, so wird die diplomatische Sprache ein anderes Wort erfinden müssen, um in seiner Totalität das Gehässige zu bezeichnen, was bis dahin in dem Worte Revolution zusammengefaßt ward. Stellen wir nun diese Fälle von neuen und untereinander rasch sich verfolgenden Erscheinungen mit der obigen Behauptung zusammen, daß die Kunst der Geschichtschreibung durch die politischen und wissenschaftlichen Zustände und Grundsätze der Zeit bedingt sei, so wird man leicht und natürlich zu folgenden Ansichten kommen. Erstlich, der Stoff der Geschichtschreibung ist quantitativ und qualitativ außerordentlich gewachsen, theils durch die gedrängten Reihen der Zeitereignisse selbst, theils durch die Publicität der politischen und diplomatischen Verhandlungen, theils durch historische Forschungen und Entdeckungen in den Urkunden der Vergangenheit. Zweitens, der Staat und das Volk sind mit ihren Interessen so in den Vordergrund getreten, die philosophischen Wissenschaften haben einen solchen Umschwung erhalten, einen so großen Einfluß auf alle Wissenschaften und auf die urtheilsfähige Welt geäußert, daß die Principien, nach denen der Werth der Geschichte gemessen wird, und die Grundsätze ihrer Darstellung, um die wissenschaftlichen Anforderungen der Zeit-

\*) Diese eigenthümliche politische Stimmung der germanischen Völker hat den Griechen mehr genügt als das Andenken oder die Bewunderung ihrer Literatur; erst diese Stimmung brachte das gegenwärtige Griechenvolk und seine Literatur in Verbindung; erst diese Stimmung machte die Völker des Abendlandes gegen die heutigen Griechen um ihrer Väter willen der Dankbarkeit fähig.

genossen zu befriedigen, sich nothwendig haben ändern müssen. Denn die Verfassungsformen endlich, ihre Entwicklungen und Schicksale, die Befehlungen und Vergleichenungen untereinander haben so sehr die Betrachtung und Darstellungskunst des Historikers in Anspruch zu nehmen angefangen, daß kein Geschichtswert mehr auf Glorificat stolz sein darf, das nicht in diesen Punkten Gerechtigkeit bewahrt. Diese Veränderung der Dinge hat Werke auf dem Gebiete der historischen Wissenschaft erzeugt, die unter dem Namen: Geschichte der europäischen Staatensysteme, bekannt sind; eine Richtung der Geschichtskunst, von der die frühere Literatur nichts weiß. Spittler und Heeren sind vorangegangen, Pöhlitz hat reiche und neue Materialien durch seine „Staatensysteme Europas und Amerikas seit dem J. 1783“ gegeben, und an diese Werke schließt sich das unsers Verf. an, aber von einem eigenthümlichen Gesichtspunkte ausgehend; denn es ist eine Durchführung der geschichtlichen Darstellung nach den Ideen, die der Verf. bereits 1832 in seiner „Encyclopädie der Staatswissenschaften“ niedergelegt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### X. Puschkin's erzählende Gedichte.

Die nach Puschkin's Tode von seinen Freunden veranstaltete, erst im Laufe dieses Jahres erschienene und zum Theil noch erscheinende Gesamtausgabe seiner Werke \*) enthält auch eine vollständige Sammlung der erzählenden Gedichte, darin er den reichsten Schatz seiner poetischen Hervorbringungen niedergelegt hat. Indem in dieser Sammlung sowol diejenigen weniger bekannten Dichtungen enthalten sind, die er zerstreut in verschiedenen Zeitschriften hat abdrucken lassen, als auch solche, die nach seinem Tode von den Ordnern des literarischen Nachlasses in dem vom Verf. selbst begründeten Journale: „Sowromenik“ (der Zeitgenosse), zum Druck befördert sind, so scheint es grade an der Zeit zu sein, einen Gesamtüberblick der Leistungen des gefeierten Dichters in dieser Gattung zu geben. Sie begannen mit dem hinlänglich bekannten, erzählenden Gedichte: „Ruslan und Ludmila“, das schnell und glänzend den Namen Puschkin's in seinem Vaterland bekannt machte. Der Inhalt war aus dem vollständigsten Sagenkreise genommen, und den Hintergrund bildeten die alten Märchen von Zauberern und den Rittern Wladimir's. Der Dichter wußte jene bunte Märchenwelt anzuehen zu behandeln und vertief ihr durch eine rege Phantasie und durch geschickte Wahl der modernen Thaten einen neuen Reiz. Da dies Gedicht unsers Wissens nie vollständig übersezt ward, so finde hier der Prolog desselben einen Platz. Er läßt einen Blick thun in den Reichthum dieser Märchenwelt, in die nachbarliche orientalische Traditionen hineingestrichelt und sich eigenthümlich ausgebildet haben mögen. Es wird in den Volksmärchen oft eines Zauberlatters gedacht, von dem der Erzähler sein Märchen gehört haben will. Das Schaurren oder sogenannte Spinnen dieses Hausthiers mag häufig auf den Gedanken geführt haben, daß es gleichsam was erzähle, denn auch die Finnen geben ihren Märchen dieselbe Einleitung: sie hätten die wunderbare Geschichte von einem Rater gehört. P. spielt im Eingange auf diese Tradition an, und man höre, wie anmutig er seine Erzählung mit einem Blick in die alte Zauberwelt und mit der Berufung auf den an eine goldne Kette gefesselten, seine Märchen erzählenden Zauberlatter eröffnet:

Die grüne Lige steht am Strande,  
Die goldne Kette hängt dort,  
Der Rater rennt umher im Sande  
Und spinnt und schnurrt in einem fort.  
Seht rechts er hin, so spinnt er Lieder,  
Krennt links er ab, gib't's Märchen wieder.  
Der Wunder dort! Waldmännchen gleiten  
Der Rir entfliehend vom hohen Baum.  
Noch nie gesch'ne Thiere schreiten  
Durch unbekanntes Bauberraum.  
Dort steht auf dünnen Hahnenbeinen  
Das Hättchen ohne Soch und Idar,  
Gesichter mannichfach erscheinen  
In Wald und Thälern dort und hier.  
Am Morgen, wenn die Sterne neigen,  
Wächst plötzlich grüne Meerestaut,  
Und dreißig junge Ritter steigen  
Hervor aus Land in heiterm Muth,  
Mit ihnen kommt ihr greiser Lehrer.  
Hier glüht vor Kampf ein junger Held,  
Den grimmen Jar, der Reiche Mehrer,  
Hat er geschlagen aus dem Feld.  
Da trägt aus thurmhohem Kerker  
Ein Riese jenen Ritter fort;  
Die Fürkentschler sieht im Erker,  
Ein grauer Wolf bedient sie dort.  
Im Adrser fährt des Teufels Nege,  
Als sei's im Karren, so geschwind.  
Jar Knochenman zählt seine Schätze  
Und weinet, daß er arm, sich blind.  
Dort gibt es Ruffen, Ruffendust,  
Es weht mich an wie Seimatluft!  
Auch war ich dort, hab' Meth getrunken,  
Die grüne Lige mir beschaut;  
Der Rater, mit dem Fell voll Funken,  
Hat seine Märlein mit vertraut.  
Ein Märchen hab' ich gut behalten  
Und will es euch nicht vorenthalten.

Das Bild, das der Dichter hier entfaltet, ist musivisch aus Gestalten und Gebilden zusammengesetzt, die er aus dem Kreis einheimischer Märchen genommen. Indem es dadurch den russischen Beschauer besonders ansprechen muß, dürfte Manches darin dem auswärtigen Leser undeutlich erscheinen; doch da es im Allgemeinen verständlich ist, wollen wir hier nicht in verzeigte Erklärungen eingehen. Wer russische Märchen in irgend einer Übersetzung gelesen hat, dem wird vielleicht der Adrser, worin die Herr Jaga Baba wie in einem Wagen umherfährt, der gespenstische, reiche, aber schenkellose Knochenmann u. a. dergl. zu hinlänglicher Commentation erinnernlich sein. Nach solcher Einleitung beginnt nun die Erzählung selbst mit folgenden Versen:

Beim Hofgelag im hohen Saale  
Wladimir: Sonne festlich sah  
In seiner Tochter Hochzeitmahle.  
Es perlte Meth im Doppelglas,  
Er leerte es mit heiterm Muth  
Auf seines Eidams Ruslan Wohl.

Darauf ergibt sich doch mannichfaches Misgeschick, Gefecht und Abenteuer, bis Alles mit Hülfe von Zauberern, Feen und Degenklingen gut endet. P. begründete durch diese Dichtung seinen Ruhm; dennoch ist er nie wieder in derselben Art auf den ergößlichen Boden des poetischen Märchens zurückgekehrt. Ihn ergrieffen die Dichtungen Byron's. Zu den düstern Gebilden des Briten, zu dem Kampf des Menschen mit eigener Schutd und daraus entstehendem Geschick paßten die Feen und Riesen nicht, die jede noch so schwere Verwickelung des Schicksals mit leichter Mühe lösen. Die drei erzählenden Gedichte: „Der Gefangene im Kaukasus“, „Die Quelle von Baktschi-Sarai“, „Die Staubbrüder“, sind Auffassungen nach britischen Mustern.

\*) Vgl. Nr. 221 S. 21.



Sie alle sind theils durch Übersetzungen\*), theils durch Beurtheilungen hinlänglich bekannt. Die kleine Erzählung: „Das Rulin“, ist köstlich, aber doch auch als Erzeugniß jener in der Literatur sich breit machenden Stimmung zu nennen, die ein deutscher Kritiker „mit moblischem Epleen“ bezeichnet. Von größtem Umfange, aber dem Inhalte nach der eben genannten Keinen Erzählung ähnlich, ist „Eugenius Onegin, ein Roman in Versen“, wie ihn der Verf. selbst genannt hat. Es sind Bilder der großen Welt in ironischer und scherzender Auffassung, die übrigens anderweitig zur Genüge beurtheilt und besprochen sind. Viel unbekannter, wenigstens deutschen Lesern, ist P.'s erzählendes Gedicht: „Poltawa“, obschon unter den Gedichten des Verf. in dieser Gattung es als dasjenige zu bezeichnen ist, das durch die Wahl des Gegenstands vielleicht als das gelungenste und bedeutendste dassteht. Auch hier ist Byron mehr als Muster, er ist zugleich der begeisterte Apoll. Sein „Razeppa“ hat in P. den Entwurf zu der Dichtung entstehen lassen, die er „Poltawa“ überschrieben hat. Nur ist Byron's „Razeppa“ noch der kühne, verwegene Jüngling, der wegen einer verbotenen Liebe von dem übermüthigen polnischen Grafen auf eine ungewöhnliche Art bestraft wird. Razeppa's unfreiwilliger Ritt auf dem wilden Steppensperde und Byron's Dichtung ist bekannt genug. In P.'s „Poltawa“ ist Razeppa auch der Hauptheld, nur ist es nicht der Jüngling, sondern der alternde Hetmann, der Verbündete Königs Karl XII., der Genosß seiner Flucht nach der Schlacht. Razeppa hatte Maria Kotschubei, die Tochter eines der vornehmsten Gewaltthäter des Landes, lieb gewonnen und sie zur Ehe begehrt. Die Ältern verweigerten ihm die Tochter, weil er sie über der Taufe gehalten, Maria seine Pathin war und Rache und Anfechtung eine solche Verbindung verboten. Der Hetmann, obgleich schon Greis, wußte hierauf der jugendlichen Marie in seiner Macht und Kriegsglänze so liebenswürdig zu erscheinen, daß sie das väterliche Haus heimlich verließ und sich ihm ergab. Dieser Schmerz und Entwürfe der Rache bei dem Ältern. In derselben Zeit bereitete Razeppa auch seinen Abfall und heimlichen Bund mit Schweden vor. Diese Entwürfe waren Kotschubei nicht unbekannt. Er verrieth sie dem Kaiser Peter, um den Hetmann zu verderben. Doch die Anklage ward für ungegründet gehalten, der Kläger dem Hetmann, als seinem Richter, übergeben. Razeppa, obschon sich doppelter Schuld bewußt, ohne Reue, ohne Barmherzigkeit und Ebelmuth, läßt seinen ehemaligen Freund, den verzagten Vater der verführten Tochter, von Richtern, die er beherrscht, zum Tode verurtheilen und — hängen. Maria erfährt es zu spät, um es zu hindern, verläßt den Hetmann, wird wahnsinnig. Razeppa sieht sie in diesem Zustande, flüchtig umhertretend, als er selbst mit dem Könige Karl in unsehliger Flucht der türkischen Grenze zueilt. Dies ist der Gang des Gedichts, dem Hauptinhalte nach mit der wirklichen Geschichte übereinstimmend. Es ist dem Dichter von kritizirenden Landeleuten vorgeworfen worden, daß er diese Erzählung mit Unrecht „Poltawa“ überschrieben habe und dagegen „Razeppa“ hätte setzen müssen. P. vertheiligte sich in einem Briefe, der jetzt in einem der Besten des „Zeitgenossen“ für 1838 abgedruckt worden ist und woraus wir folgende Zeilen anführen wollen. „Man hält die Überschrift für schlecht gewählt“, schreibt P., „und meint, ich hätte das Gedicht nur aus dem Grunde nicht Razeppa genannt, um nicht an Byron zu erinnern. In der That, man hat zum Theil Recht, doch wurde ich auch noch durch andere Gründe bestimmt. (Diese Gründe werden hier übergangen; ihre Auseinandersetzung würde zu weit führen. Puschkin fährt fort:) Byron kannte Razeppa nur aus Voltaire's „Geschichte Karl XII.“. Ihn hatte das Bild eines Menschen ergriffen, der, auf ein wildes Pferd gebunden,

durch die Strecken sprengt. Gewiß, ein Bild, das einen Dichter beschäftigen kann. Dafür steht auch, was für ein Gemälde der Briten daraus geschaffen hat! Doch Razeppa ist nicht darin, auch nicht Karl . . . nur eine Reihe anziehender Bilder; daraus besteht das Gedicht. Aber welche eine glänzende Schilderung, welche ein kräftiger, genialer Pinselstrich! Was für ein Gedicht hätten wir erhalten, wäre die Geschichte der verführten Tochter, des hingerichteten Vaters von Byron's Feder ausgeführt worden; dann hätte sich aber auch niemand mehr an diesen Gegenstand wagen können.“ In dieser beschriebenen Art stellt P. sein Gedicht neben Byron's „Razeppa“. Wir bebauern, aus der ergreifenden Dichtung nicht mehr Stellen anführen zu können, indem es der Raum nicht gestattet, enthalten uns jedoch nicht wenigstens ein kurzes Bruchstück hier einzureihen. Kotschubei, der Ankläger, der durch Razeppa's Nacht am zarischen Hof zum Verurtheilten geworden, dessen Haupt der Wuth seines Feindes verfallen ist, erwartet im Thurm die Stunde der Hinrichtung, insofern sein ungerechter und ungroßmüthiger Richter dieselbe Nacht im Schlafgemache der verführten Tochter zubringt. Hier die Schilderung des Zustands des Finen und des Ändern zur selben Zeit, in dem nämlichen Schloß, nur in verschiedenen Räumen:

Still ist des Säbend's letzte Nacht,  
Der Himmel klar, die Sterne leuchten,  
Kaum daß ein laues Wehd erwaht,  
Das leis die Blätter regt, die frucht.  
Der Mond geht schimmernd auf und schaut  
Auf Blazartew's Gärtenpracht,  
Auf Thürme und die alten Bänne  
Der Burg, die Hetmanne gebaut.  
Rund um ist Alles still, doch innen  
Dröhnt durch die Gänge dästres Irren,  
Getöse, Eile, Kettenklirren.  
Im Thurm am offenen Fenstergitter  
Sitzt Kotschubei, vom Mißgeschick  
Uhd Ketten schwer belastet. Bitter  
Starrt zu dem Himmel auf sein Bild.

(Der Beschluß folgt.)

### N o t i z.

W. Taylor hat ein hindostanisches Manuscript übersezt, welches über die Sitten der Maravas, eines in Tanjore, Madura, Tinnerelly und den Gegenden nahe an der Küste des Kap Comorin sitzenden Volks nähern Aufschluß gibt. Die Maravas sind ein Volk von hohem Alter, welches das Land bereits vor der Ankunft der Hindus aus dem Norden und der Einföhrung des Bramadienten inne gehabt zu haben scheint. Es scheint fast, als ob die Maravas mindestens ebenso viel Ähnlichkeit mit den Javanesen, wie sie von Sir Raffles beschrieben worden sind, als mit den wahren Hindus haben. Der Gebrauch des Palmweins und Traks ist bei ihnen sehr gewöhnlich. Die Männer der untern Classe, die Häuptlinge nie, verlängern ihre Ohren bis zu einem Zoll und schmücken sie mit Gehängen; die Frauen dehnen sie sogar bis zu sechs und sieben Zoll aus und unterscheiden sich kastenweise durch die verschiedene Art des Schmucks, womit sie ihre Ohren zieren. Beide Geschlechter tragen sehr weite Gewänder, und ihre Hochzeitsbräuche haben viel Absonderliches. Um den Gott Siva zu verehren, legt man seidene Gewänder an, die überhaupt, wie die Hindus meinen, gegen jede Befleckung bei Berührungen schützen sollen. Es gibt unter den Parias berühmte Ärzte. Wenn Einer von ihnen zu einem Kranken der höhern Ordnungen gerufen wird und ihm den Puls fühlen soll, so legt man zwischen den Ort der Berührung und den Finger des Arztes ein Stück gewirkte Seide. Ubrigens soll das von Taylor übersezte Manuscript keine seiner Ausdehnung entsprechende Passagen von allgemeinem Interesse enthalten.

108.

\*) Von der „Quelle von Batschi-Sorai“ gibt es eine sehr gute deutsche Übersetzung von Alex. Bulffert (Petersburg, 1836).

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 291.

18. October 1838.

Die Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet von Friedrich Bälau. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 290.)

Wir sind gewohnt in den zahlreichen Schriften des Verf. stets Klarheit, leichte Auffassung, ruhige Darstellung, Unabhängigkeit des Urtheils von fremden Ansichten und Entfernung vom Festhalten oder von Durchführung gewisser Parteigrundsätze wahrzunehmen, rühmliche Eigenschaften, die neben ausgezeichneten Studien auch in dem gegenwärtigen Werke jedem Unparteiischen sich kund geben. Gleich die Vorrede trägt diese rühmlichen Eigenschaften an der Stirn und vermöchte sogleich, wenn man es nicht schon wäre, für den Verf. einzunehmen. Der Leser möge sie ja nicht überschlagen; sie gewährt zugleich den Schlüssel zum richtigen Verständnisse der Gesinnung, die durch das Werk selbst sich hindurchzieht. Ubrigens muß dasselbe ein Originalwerk genannt werden, vermöge des Princips, auf dem es ruht; es ist ein Ergebnis der neuen Gestaltung der Staaten und ihrer Verbindung sowie der neuen Ansichten über Geschichte und ihrer Bestimmung.

Der erste Band, den eine Einleitung eröffnet, die über Begriff und Grenzen, Princip, Eintheilung und Literatur des Ganzen sich verbreitet, enthält eine Vorgeschichte oder Darstellung der Elemente des europäischen Staatensystems in zwei Abschnitten bis auf Karl V., und dann beginnt die Geschichte dieses Systems selbst, wiederum in zwei Abschnitten, bis zum westfälischen und pyrenäischen Frieden. Unter dem Texte befinden sich zahlreiche Anmerkungen, die mit rühmenswerther Präcision den Commentar zum Texte oder die Anwendung desselben bilden. Die Literarnotizen sind in der ersten Hälfte nur sparsam, später zahlreicher, im Ganzen aber zweckmäßig und ausreichend gegeben. Das Werk ist kein Lehrbuch, und der Offentation bedurfte der Verf. nicht, um sich oder sein Buch dadurch zu empfehlen. Weber die Reichhaltigkeit des Ganzen noch die Grenzen und der Zweck dieser Blätter erlauben uns nun den Gang der Darstellung Schritt vor Schritt zu verfolgen. Wir begnügen uns daher mit Darlegung einzelner, besonders interessanter Stellen und mit Bemerkungen oder Betrachtungen bei einzelnen Punkten.

Die Grundlegung ist in den ersten Worten der Einleitung enthalten:

Die Geschichte des europäischen Staatensystems, aufgefaßt aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft, beschäftigt sich mit der Darstellung, wie die gegenwärtig unter den europäischen Staaten bestehenden rechtlichen und politischen Verhältnisse sich ausgebildet.

Der Verf. will nämlich unterschieden wissen eine Geschichte der europäischen Staatsformen von der Geschichte des europäischen Staatensystems und der politischen Geschichte im weitern Sinne; eine Unterscheidung, deren Begründung bereits in der „Encyclopädie der Staatswissenschaften“ S. 114 fg. versucht worden ist. Sie ist auch in der That ein Ergebnis der Vergangenheit Europas und der Philosophie der Geschichte und verdient mit Recht diejenige Anerkennung, die ein ausgezeichnete Staatsmann ihr hat angedeihen lassen. Nach unserm Dafürhalten gewährt diese Ansicht von der Geschichte eine neue Seite des Pragmatismus; sie lehrt nicht, wie die Ereignisse gekommen sind, sondern wie sie in Folge ihres Causalnerus haben kommen müssen, und darum darf man auch mit dem Verf. behaupten: „Das europäische Staatensystem ist in den natürlichen Verhältnissen Europas prädestinirt worden“. Wenn in der Physiognomie der Völker der alten Welt und bei der Darstellung ihres Culturzustandes und ihres Einflusses auf Europa Afrika und namentlich auch Ethiopiens Erwähnung gethan und dabei auf eine Schrift des zwar grundgelehrten, aber zum Sonderbaren geneigten Herrn v. Leutsch verwiesen wird, so erlauben wir uns, dem geehrten Verf. die Bemerkung zu machen, daß diese Frage in neuester Zeit vielfach von namhaften Gelehrten behandelt worden ist. Zuerst von Shoulant in der zweiten seiner drei „Anthropologischen Vorlesungen“, (Leipzig 1834), dann von Hoskins in dem Werke: „Travels in Ethiopia“ (London 1835). Beide bestreiten die Ansicht, daß der kaukassische Volksstamm der älteste Träger der menschlichen Cultur sei, sie wollen vielmehr die Äthiopier für das älteste der gebildeten Völker angesehen wissen. Dagegen tritt jüngst für die erstere Ansicht Courtet de l'Isle in der Schrift: „La science politique sur la science de l'homme“ (Paris 1838). Doch behandelt dieser Gelehrte die Frage offenbar zu einseitig. Für die Kaukasser spricht die Geschichte am stärksten, während die Sache der Äthiopier größtentheils nur

durch Gründe vertheidigt werden kann, die außerhalb des historischen Bereiches liegen. Nach einer interessanten Darstellung des Celtenthums, von dem S. 304 bei einer andern Gelegenheit die bis jetzt historisch bestätigte Bemerkung steht:

Das Celtenthum ist nicht für den Protestantismus. Es mag sich Neben den Fesseln der Hierarchie entwinden. Es mögen Einzelne, ja, es mag eine starke Minorität seiner gemischten Bevölkerung wahrhaft den Protestantismus aufnehmen. Es mag auch eine große Masse eine Zeit lang einen fanatischen Protestantismus ergreifen. Aber für die große Masse der celtischen Völker wird auf die Dauer der Cultus der katholischen Kirche Bedürfnis sein. Bei den Celten ist das Gefühl, und zwar das sinnliche, von äußern, flüchtigen Eindrücken bewegte Gefühl, das vorherrschende Element. werden Rom und die Germanen in einem längern Abschnitte zur Sprache gebracht. Bei dieser Gelegenheit wird Cäsar's historische Bedeutsamkeit von einer Seite aufgefaßt — wiederum ein Ergebniß der eigenthümlichen Geschichtsansicht, die in dem Werke herrscht —, wie es unseres Wissens noch von Niemanden gesehen ist und wol auch nicht hat gesehen können. Wir theilen die ganze Stelle mit:

Der wichtigste Mann für Europas Geschick ist Julius Cäsar gewesen und hat es wohl verdient, daß sein Name noch heute die höchste Würde europäischer Herrschaft bezeichnet. Er gewann Gallien und erhielt Spanien für das Römertum. Er legte den Grund zu der Verschmelzung des Celtenthums und des Romanismus, und dies an einem Punkte, wo beide Elemente auf die Germanen einwirken konnten. Er machte Rom mit Britannien bekannt und hinterließ seinen Nachfolgern die Aufgabe der Unterwerfung dieser Insel, bei welcher das Celtenthum als eigenthümliche, in Einrichtungen, Sitten und Sprachen ausgeprägte Gestalt so gut wie vernichtet, die letzte, feste Burg derselben erkümmert und der Grund zu den künftigen Geschicken Englands gelegt wurde. Ohne die römische Herrschaft, ohne die Ausübung des alten Celtenthums, die sie bewirkte, ohne den Gegenstoß, den sie in diese Länder brachte, deren Bevölkerung sie der Bedingungen beraubte, auf denen ihre selbständige Volkskraft beruhte, wäre England nicht von den Sachsen, nicht von den Dänen, nicht von den Normannen erobert und nie das England geworden, das es jetzt ist. Die Germanen fanden noch nicht auf der Stufe, wo sie das Celtenthum aufheben konnten, und die germanischen Stämme, die sich bleibend in Gallien niederließen, unterwarfen sich mehr dem Celtenthume, als daß sie dieses sich unterworfen hätten. Endlich triumphte Cäsar auch über deutsche Völker und betrat selbst den heiligen Boden Germaniens. Er lernte diese Völker kennen und schätzen; ergriff den Gedanken, durch ihre reine Naturkraft das erschaffte Römertum zu erneuern, und hieß seinen Nachfolgern die Eroberung und Kultivierung Germaniens als eine Aufgabe vor, in deren anfänglichem Seltigen der Untergang der römischen Herrschaft begründet lag.

Zu dieser historischen Anschauung vermag man nur durch des Verf. Grundprincip zu gelangen, das wol mit ihm übereinstimmend an einem andern Orte so ausgedrückt haben: „Die Geschichten der Völker sind nichts Anderes als durch das Gebiet der Zeit fortlaufende Ketten von Ereignissen, deren einzelne Glieder so eng und so nothwendig mit einander verbunden sind wie in der menschlichen Denkwelt Grund und Folge“.

(Der Besluß folgt.)

## X. Puschkins erzählende Gedichte.

(Besluß aus Nr. 100.)

Der Gefangene wird zu einem letzten Verhör in die Folterkammer geführt; es folgt ein Aufritt voll Schauer und Schrecken. Der Detmann ist indes, wie schon gesagt, im Schlafgemach der Tochter des Gefangenen, aber er vermag nicht darin auszuharren; er wagt sich auf, verläßt die Schlafkammer, nichts ahnende Tochter und stürzt hinab in den Garten. Es wird nun dieselbe Nacht, mit geringen Abänderungen, was die allgemeine Schilderung betrifft, nochmals beschrieben; aber wie glücklich wird eben dadurch die Beschaffenheit der Situation der beiden Männer hervorgehoben, Kotschubels im Kerker und Wajezza's im Garten, und wie psychologisch richtig ist der Zug, daß die bedrückte Brust des Detmanns sich durch wilden Schlachtrauf Luft schaffen muß.

Still ist des Abends laue Nacht,

Der Himmel klar, die Sterne funkeln,

Kaum daß ein leises Wehen erwacht.

Das Knack die Äpfel und die dunkeln

Baumblätter zwischt Rings Alles ruht;

Es stürmet nur Wajezza's Blut

Wild aufgeregt. Die Sommernacht

Glitzert, scheint ihm, höhnt auf ihn Ach.

Die Sterne schauen drein wie Augen.

Die Pappeln halten ein Gericht,

Und sästern sich die Wipfel neigen.

Wie Standrecht, das ein Urtheil spricht.

Es drückt des Gartens Stamenduft

Ihm senkte, schwenkt Kerkelust.

Und jetzt ein Schrei — ein leises Stöhnen.

Das aus dem Schlosse hörbar wird.

Sind's Gaukelstein, die ihn höhnen?

Ist's Thiergedäch, das ihn geirrt?

Ist's Goltswal? Ist's andre Laut?

Der Greiß, im blut'gen Kampfe ergeut,

Mit langen Schrecknissen vertraut,

Kann diese Angst nicht übertragen

Und jenen Laut, den Schmerzenslaut.

Erwibert er mit lautem Schrei.

Mit Schlachtrauf und jenem Regen.

Als mit Sabieß, Schamlet,

Und ihm, und ihm, dem Katschubel.

Den Feind er aus dem Feld geschlagen.

Alle diese erzählenden Dichtungen sowie auch die „Detmann's Gedicht von P., sind, wie man aus den eingeleiteten, auch der Form nach treu übersehten Deutschstücken ersieht, sämtlich in vierfüßigem jambischen Versmaß abgefaßt. Nur einmal hat P. sich in der achtzeiligen dreifach gereimten Stange versucht. Es ist dies in der Erzählung: „Das Mädchen in der Kolonna“, geschehen. Der Inhalt ist einfach und in wenigen Zeilen angegeben. Eine in beschränktem Umfange in einem entfernten Stadtheile Petersburgs, die Kolonna genannt, lebende Wittwe hat eine junge und hübsche Tochter, die häufig am niedern, offenen Fenster sitzt. Junge Männer gehn vorüber, auch der Dichter mit seinen Freunden; Andere, die Pferde haben, reiten vorüber; Alle schauen gern in das niedrige Fenster und freuen sich über die Schönheit Paraschka's, welcher Name eine lächelnde Verkleinerung ist von Paraschewia. Nun geschieht's nach einiger Zeit, daß die Wittwe der Wittwe flieht und sie eine andere sucht für geringen Lohn. Es stellt sich hierauf, nach einigen vorzüglichsten Versuchen, eine wohlwollende Köchin zu finden, eine wohl aussehende, hohe gewachsene Diene ein, die mit jedem Lohne zufrieden ist und von der Wittwe demnach in Dienst genommen wird. Zwar ergibt es sich bald, daß die wenig begehrende Köchin auch wenig leisten kann; sie versteht weder zu kochen, noch zu waschen, läßt anbrennen, überkochen und versalzt das Meißel; doch die Wittwe trägt es gebuldig, denn die Diene ist übergenug da!

guten Willens, widerspricht nicht und lauft überaus wohlfeil ein. In einem Sonntage begibt es sich darauf, daß die Witwe einen kostbaren Teig hat einrühren lassen, um gar wohl-schmeckende Kuchen daraus zu backen. Die endliche Ausführung davon der Köchin überlassen, ist sie mit der Tochter zur Kirche gegangen. Troß ihrer Knabacht fällt es aber ihr hier plötzlich ein, in welcher Gefahr ihre Kuchen unter den Händen der un-geschickten Köchin seien, sie läßt daher die nichts ahnende Tochter in der Kirche zurück und eilt selbst heimwärts. Die Köchin, die Dauer der Messe wohl berechnend, ist in der That nicht in der Küche zu treffen, hat die Kuchen ihrem Schick-sale übergeben, sitzt im Wohnzimmer vor dem Spiegel der hüb-schen Tochter, hat das Kinn eingeseift und — schiert die Bart-haare. Es macht sich nun schnell die Entdeckung, daß die wohlfeile Köchin ein verkleideter Diebhaber ist. Diese in vierzig achtzeiligen Stangen erzählte Begebenheit von geringer Erzäh-lung wird zu einem anmuthigen Gedicht für nationale Beför-derung durch eingestreute Reflexionen, Scherze, Anspielungen und den Schmuck des wohlklingenden Verses. Die achtzeilige Stange des romantischen Typus der Italiener ist, unseres Wissens, hier zum ersten Male in russischer Sprache versucht worden, und der Dichter fängt seine Erzählung also an:

Wiesch'ger Jamben bin ich endlich satt,  
Es sind das einz schwachen Schölers Sachen;  
Ich hab' sie allzu trivial und matt  
Und will an die Octave mich jetzt machen.  
Der räk'gen Mathe drei Reime häußt, der hat  
Erk recht gereimt; zwei Reime laß' ich Schwachen.  
Mir ist der Reim seit langer Zeit geneigt,  
Zwei laß' ich auf, ein dritter selbst sich zeigt.

Zu den erzählenden Gedichten P.'s sind auch die versificirten Märchen zu rechnen. Sie sind mit Wit und Laune, aber auch mit der Einfachheit vorgetragen, die ein Märchen erheischt, und dürfen zu den anmuthigsten Dichtungen in dieser Gattung gezählt werden. Hier nachstehend folgt der Anfang eines solchen Märchens, welches „Dem goldenen Hahn“ überschrieben ist und zuerst in einem Heft des russischen Journals: „Die Bibliothek“ abgedruckt erschien:

Jedenwo im fernem Reich,  
Nicht zur Hand ist Name gleich,  
Lebte, herrschte Fürst Dobon.  
Jetzt war er gealtert schon,  
Als er aber jung noch war,  
War's ein schlimmer Nachbar gar;  
Wie darauf das Alter kam,  
Er sich lieber Ruhe nahm.  
Doch nun sungen Nachbarn an,  
Denen Schlimmes er gethan.  
Ihm auch ihrerseits zu drohn  
Und zu tranken Fürst Dobon.  
Seine Grenzen zu beschränken,  
Mußt' er allwärts Burgen thürmen  
Und zur festen Gegenwehr  
Hielten sich ein Kriegerheer.  
Ob die Feldherrn zwar nicht träumten,  
Sie's doch überall versäumten.  
Waran westwärts sie gezogen,  
Kam der Feind von Ost gezogen;  
Dachten sie den Berg zu wahren,  
Kam zur See er angefahren.  
Während ward der alte König,  
Schließ barüber auch wol wenig,  
Schlimmes Ding ist Mißgeschick.  
Darauf wandt' er seinen Blick  
Auf gelehrte Bärenhäuter,  
Philosophen, Sternendeuter,  
Licht sich einen Solchen holen.  
Bei ihm Rath's sich zu erholen.  
Kuhlig hört der Greis ihn an,  
Bringt dann einen goldenen Hahn.

„Hahn“, spricht er, „Ihm zum Glück  
Dein höchstes Augenstück.  
Sich er ruhig in der Hand,  
Ist auch Ruh' zu Sand und Meer;  
Wenn jedoch von welchen Seiten  
Kriegeswörter sich herreiten,  
Sich ein Kriegerheer her bewegt,  
Doch senk ein Feind sich regt.  
Seht der Länge, goldne Hahn  
Gleich sein Köpfechen hoch hinauf,  
Nur mit Fingeln schlagen, trüben  
Und nach jener Seite sich drehn.“  
Drauf dem Alten dankt Dobon  
Und verspricht ihm reichen Lohn:  
„Für solch nützliches Geschenk  
Wird ich deiner eingedenk,  
Werde deinen ersten Willen  
Wie den eigenen erfüllen.“

In ähnlichen Anstellversen wird das Märchen weiter er-zählt. Der goldene Hahn kräht, wenn eine Gefahr naht, zeigt die Gegend, von wo sie zu erwarten ist, und König und Feld-herren wissen, was sie zu thun haben. Es geht auch eine Zeit lang Alles recht gut, bis der alte König durch verspätete Hilfe zu einer schönen Prinzessin und Unabänderlichkeit gegen den ganz-berkundigen Greis die ganze Sache verdirbt. Wir wollen uns dabei nicht aufhalten, um Raum zu gewinnen, noch von einem P.'schen Märchen zu sprechen. Es ist dies „Das Märchen von einem Fischer und einem Fischchen“, das im reiflosen Vermaß des ältern russischen Volksmärchens abgefaßt ist und wovon wir deshalb gleichfalls den Anfang hersehen wollen:

Einstmals war es, lebte ein alter Fischer  
Mit der Frau am Strand des blauen Meeres,  
Allda lebten sie in schlechter Gedächt'  
Schon seit langen dreißig Jahren.  
Rege warf der Alte aus nach Fischen,  
Mütterchen spann fleißig ihr Gespinnste.  
Eines Tags warf er ins Meer die Rege,  
Und er zog sie nachsam aus voll Meerschlamms;  
Dermals warf er ins Meer die Rege,  
Und er zog sie wieder aus voll Messgras;  
Drauf zum dritten warf er aus die Rege,  
Und er zog heraus ein goldnes Fischchen,  
Nicht ein schlechtes Fischchen war's — ein goldnes.  
Ich wie hat, wie sieht' das goldne Fischchen,  
Und es redete mit Menschenstimme:  
„Laß mich, greiser Mann, zurück ins Wasser,  
Theures Lösegeld will ich dir geben.  
Gedenk Meß, was du auch verlangst!“  
Es erkannte, es ersah der Fischer,  
Denn er fischte seit dreißig Jahren.  
Und nie hatte je ein Fisch geredet.  
Als bald ließ er frei das goldne Fischlein,  
Also freundlich zu demselben sprechend:  
„Gott sei mit dir, gutes, goldnes Fischlein,  
Und behalte du dein theures Lösegeld,  
Schwimm zurück in deins blauen Fluten  
Und gehab' dich wohl in froher Freiheit!“  
Zu der Alten lehrte heim der Fischer  
Und erzählte ihr sein blaues Wunder.

Diese ist aber sehr unwillig, daß er von dem Fisch nicht wenigstens ein eben notwendiges Hausgeräth verlangt hat, worauf denn der Fischer zum Strand zurückkehrt und den Fisch darum bittet. Er erhält es; aber die Frau will jetzt schon ein Haus, dann ein Schloß, darauf ein Königreich, und als sie alles das erhalten, will sie selbst ein Meerweibchen werden und der Fisch soll ihr dienen, worauf dann alle Gaben wieder ver-schwinden. Der Dichter hat launig in dem Ton eines etwas veredelten Volksmärchens erzählt.

P.'s letztes erzählendes Gedicht, wenigstens der Zeit

der Bekanntmachung nach ist: „Halub der Tschertesse“. Es ward unvollendet in seiner Nachlassenschaft gefunden und von seinen Freunden zuerst im Journal: „Der Zeitgenosse“ zum Druck befördert. Nach dem Fragment auf das Ganze geschlossen, ist es sehr zu bedauern, daß die Dichtung unvollendet geblieben. Umfangreicher als im „Gefangenen im Kantasus“ würden sich hier Bilder aus jenem Gebirgsland gefunden haben. Dort gruppiert sich alles Erzählte nur um einen bei den Tschertessen gefangenen Fremdling, hier ist ein Tschertesse selbst der Held des Gedichts. Es beginnt mit der Todtenfeier eines durch Mordmord gefallenen jungen Tschertessen; der Vater, Halub genannt, ist untröstlich. Da erscheint plötzlich ein Greis, an der Hand einen schönen, schlanken Jüngling führend. Er übergibt denselben dem trauernden Halub und erinnert ihn, wie er vor dreizehn Jahren diesen Jüngling noch als Knaben ihm zur Erziehung anvertraut habe; er bringe solchen jetzt zurück und hoffe, daß die Erziehung gelungen sei. Halub empfängt den vergessenen, jetzt groß gewordenen Sohn der Liebe mit Entzücken, sein Verlußt erscheint ihm plötzlich ersetzt, denn Lasit, so heißt der Jüngling, ist schön, kräftig, lächeln Blicks. Es vergehen nun Tage und Wochen. Lasit lebt im Hause des Vaters, reitet oft im Gebirge umher, kehrt zurück und entfernt sich wieder. Der Vater, schon unruhig über ein träumerisches Wesen, das er an dem Sohne zu bemerken glaubt, fragt ihn einst:

„Wo warst du, Sohn?“ — „Dort an der Klippe

Wo durchgerissen ist der Berg,

Auf Dariel der Weg geöffnet.“ —

„Was thatst du dort?“ — „Ich hörte brausen

Den Terek.“ — „Daß du nicht gesehn

Dort Ruffen, Gruffen?“ — „Es zog

Kuß Kisliß ein armenischer Kaufmann

Des Wegs mit Waaren hin.“ — „Er hatte wol

Bedeutung mit?“ — „Er war allein.“ —

„Was säumtest du, mit schnellem Stoß

Den Berg hinab auf ihn zu springen.

Ihm seine Habe abzurufen?“

Es senkt die Augen der Tschertesse

Und bleibt dem Greis die Antwort schuldig.

Wieder macht Lasit einen Ritt, bleibt zwei Tage und Nächte aus, und als er zurückgekommen, fragt ihn der Vater:

„Wo warst du jetzt?“ — „Am weißen Berge.“ —

„Wen sahst du in der Lobeschlucht?“ —

„Den Sklaven, der uns jähgt entließ.“ —

„O Himmel, und du kehrt allein,

Du hast den Flüchtling nicht gefast,

Ihn nicht gebunden hergeschleppt?“

Der Vater ist unwillig und bekümmert. Dieser Sohn, meinte er bei sich, würde ihm den verlorenen nicht ersetzen und nie in Anapa ein Schiff mit erbeuteter Waare belasten können. Unterdessen hatte Lasit wieder einmal sein Kopf gefastelt, war zwei Tage weggeblieben und erscheint am dritten leichenbleich im Hause.

„Wo warst du, Sohn?“ fragt ihn der Vater.

„Am Kuban war ich in den Wäldern

Der Grenze.“ — „Wen hast du gesehn?“

„Den Feind!“ — „Sprich, welchen Feind?“ — „Den Mörder

Des Bruders!“ — „Keines Sohnes Mörder,

Den sahst du? Der den Kopf, Lasit,

Gib her, daß ich die Blinde sättige.“ —

„Der Mörder war allein, verwundet

Und waffenlos —.“ — „Du hast der Pflicht

Des Bluts gedacht, nicht wahr, du siehst

Den Feind zu Boden, hoch den Dolch

Und bohrtest den ihm ins Genick

Und krechtst langsam dreimal um.

Du hörtest froh das Lobesröheln,

Das letzten Obens letztes Pflücken? —

Wo ist der Kopf, gib her — ich sehze —“ —

Statt Antwort senkt der Sohn den Blick. —

Halub ward finster wie die Nacht

Und tief voll Rath die strengen Worte:

„Heb' dich hinweg, bist nicht mein Sohn,

Bist nicht Tschertesse — du bist ein Weib,

Ein Knecht, ein Jude, ein Armenier.

Verflucht seist du — geh' fort, und nie

„Ohr' je mein Ohr von dir, dem Feigling.

Die blasse Furcht sei dein Begleiter.

Und das Gespenst des Bruders sieh'

Ein blutiger Kater, dir im Nacken.

Das hege dich zur Todesgruft

Wie einen mattgejagten Hirsch

Im tollen athemlosen Rennen! — —

Dich sollen Kuffenklüber fangen

Und dich, wie einen jungen Wolf,

Am Strick langsam zu Tode spielen.

Daß dich — doch heb' dich jach hinweg

Und schände meinen Blick nicht mehr!“

Mit dem Fluche des zürnenden Vaters, der seine tschertessischen Hoffnungen von dem Sohn unerfüllt sieht, endet der erste Gesang des Gedichts. Der zweite beginnt mit der Beschreibung einer schönen Tschertessin oder, nach der früheren Beschreibung, Circassierin, um die ein junger Tschertesse bei ihrem Vater wirbt. Er sei arm, spricht er, aber muthvoll und würde die Geliebte zu schützen wissen. Es ist anzunehmen, daß der werdende Jüngling der verstoßene Lasit ist, aber das Gedicht bricht hier ab, und die Entwidlung desselben liegt mit dem Dichter in zu frühem Grabe. Vielleicht war die Geliebte die Schwester des Mörders seines Bruders, und die Blutrache des grimmigen Halub's sollte im Schlußgesange verderblich über den zu versöhnlichen Lasit eindrengen, der, statt den Tod des Bruders an der ganzen Pippenschaft des Mörders zu rächen, dessen Schwester zum Weibe nimmt. Solcher Ausgang ist tragisch genug für unsere Zeit tragischer Gedichte, aber er wird von uns nur vermutet. Immer müssen wir bedauern, daß das Gedicht unvollendet geblieben ist, und bemerken nur noch schließlich, daß der Dichter zu der Abfassung desselben wieder das Vermaß seiner früheren Erzählungen gewählt hat, wie aber diesmal bei der Übertragung der Bruchstücke es uns bequem gemacht und die Endreime weggelassen haben. So viel von den erzählenden Gedichten P.'s in einem allgemeinen Überblick. Es gibt deren noch einige kleinere, als z. B. „Angelo“, das uns als bloße Übertragung eines italienischen oder französischen Originals erscheint. Überhaupt ist zu wünschen, daß die Besorger der erwähnten Gesamtausgabe der P.'schen Werke die einzelnen Dichtungen mit kurzen Anmerkungen über die Zeit der Entstehung und den etwaigen Zusammenhang mit früheren Gedichten in andern Sprachen versehen hätten. Außer der genannten Erzählung scheinen auch in den Balladen einige englische, andere polnische Mustern nachgebildet zu sein. Winke hierüber wären schätzbar.

5.

## Notiz.

### Politien.

In der Geschichte des östlichen Europas wird oft des Ländchens Polutien erwähnt. Eine polnische Zeitschrift brachte neulich eine umständliche Beschreibung desselben. Es hat seinen Namen von dem Slawischen kat, kut (Ecke, Winkel), ist also ein in einem Winkel oder an der Grenze liegender Landstrich. Es bildet die südlichste Spitze der altpolnischen Provinz Rothrußen, heute einen Theil des süblichen Galiziens. Es ist durchaus gebirgig und wird vom Pruth durchströmt. An diesem liegt der Hauptort Kolomy. Die Einwohner des durch Naturschönheiten ausgezeichneten Ländchens sind Russinen, Deutsche, Juden und Armenier; die Letzten sind durch Fleiß und Sparsamkeit die wohlhabendsten Bürger geworden. Hier war es, wo der Häuber Dubosj hauste, dessen noch jetzt in den zahlreichsten Liedern des Volks häufig gedacht wird.

9.

Die Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft bearbeitet von Friedrich Bülow. Erster und zweiter Theil. (Schluß aus Nr. 291.)

In den Abschnitten, welche „Die Auflösung“, „Keime des Wiederauflebens“ und „Die Vereinigung“ überschrieben sind, glauben wir mit gutem Grunde den verehrten Verf. darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß der Einfluß des Christenthums nicht genug hervorgehoben und gewürdigt zu sein scheint. Diese neue Religion darf wol als ein wesentliches Fortsetzungsmittel des alten Romanismus und als das stärkste Bildungselement des sich entwickelnden Germanismus betrachtet werden; und darum würden wir auch in der Stelle (S. 81):

Die zweite große Aufgabe des Frankenreichs war: die Grundzüge der aus der Verbindung des Germanismus mit dem Romanismus hervorgehenden Civilisation und des neuen europäischen Staatsrechtes zur weitem eigenthümlichen Verarbeitung nach Deutschland zu verpflanzen; Deutschland mit dem Frankenreiche zu vermählen und eben dadurch zum selbständigen Bestehen und zur Wiedererlangung seiner alten Grenzen zu befähigen

den Germanismus wenigstens einen christianisirten genannt haben, um so mehr, da das Christenthum in Karl's des Großen Politik, auf welche die angeführten Worte zu beziehen sind, eine so bedeutende Rolle spielt. Der Verf. bedarf als gelehrter Jurist unserer Bemerkung nicht, daß die Beweise für unsere Meinung aus den germanischen Gesetzgebungen des frühern Mittelalters leicht zu gewinnen sein möchten. In Tzschirner's Schrift: „Der Fall des Heidenthums“, würde derselbe mit gewohnter Leichtigkeit die seinem Zwecke entsprechenden Ideen herauszufinden im Stande gewesen sein, ja, Ammon's „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion“ möchte nicht ohne Ausbeute für diesen Behuf bleiben.\* Neben diesen Werken kann man wenigstens in dieser Beziehung Gibbon um so eher vergessen, je weniger dieser große Historiker, der mit seinem Skepticismus und scharfen Tone gegen christliche Dogmen die Schule Locke's, Shaftes-

bury's und Bolingbroke's verräth, geneigt ist, ich will nicht sagen, der christlichen Religion selbst, doch ihrem Einflusse auf die Menschheit und ihrer Geschichte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Nachdem in §. 12 insbesondere die sächsische Kaiserperiode behandelt worden, wobei wir nicht umhin können auf Dr. Waig's Monographie: „König Heinrich I.“ (Berlin 1837), die Aufmerksamkeit des Verf. zu lenken, welche Schrift, aus Ranke's Schule hervorgegangen, wie Behse's „Ditto der Große“, den der Verf. anführt, bei weitem vorziehen, kommt die Zeit des Papstthums und der Hohenstaufen an die Reihe der historischen Darstellungen. Wir erklären uns zuvörderst damit ganz einverstanden, daß es Heinrich III. „noch möglich gewesen, dem Ansehen der Päpste das der Bischöfe und der Concilien entgegenzusetzen, und dies würde der Zukunft große Übel, der Kirche vielleicht das endliche Schisma erspart haben“, wie überhaupt kein Kaiser, Heinrich VI. vielleicht ausgenommen, wol so nahe daran war, die päpstliche Gewalt in ihre Schranken zurückzuweisen; wir stimmen ferner bei, wenn wir lesen, daß die Kirche in Betreff der Kreuzzüge „im Ganzen sich doch verrechnet habe“; daß es aber dem Verf. nicht gefallen hat, das Papstthum nach seiner historischen Bedeutsamkeit überhaupt zu würdigen und vorzüglich nach seiner Stellung zur weltlichen Macht und nach seiner Einwirkung auf dieselbe entweder in einem besondern Abschnitte oder doch wenigstens in einem gewissen Zusammenhange etwas ausführlicher zu schildern, das bedauern wir lebhaft, nicht bloß aus wissenschaftlicher Neugierde, wenn wir so sagen sollen, weil wir den Verf., dessen Geist, Einsicht und Unparteilichkeit sich auch in diesem Punkte nicht verleugnet haben würde, so gern darüber gehört hätten, sondern weil wir wirklich deshalb eine Lücke in der Darstellung wahrzunehmen glauben. Die Hierarchie wurzelte, namentlich seit ihrem Siege über die gewaltigen Hohenstaufen, nicht bloß auf dem Gebiete der Religion und der Kirche, sondern sie hatte ihre Wurzeln tief und weit auch in den Grund und Boden des Staates eingesenkt und verbreitet; daher die schnelle Verwickelung des letztern in den dogmatischen Kampf gegen die erstere. Auch ist die Diplomatie selbst bis auf die neuern Jahrhunderte in die Schule des Cardinalcollegiums gegangen. Die Sache hat übrigens nach unserm Dafürhalten noch ein

\*) Auch die Schrift: „Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände im Bildungsgange der Menschheit“ von J. H. v. Wessenberg (Aarau 1836), möchte nicht zu übersehen sein. Besonders ist der erste Aufsatz: „Der Geist der Hauptepochen der Weltgeschichte seit Christi Geburt“, höchst interessant.

besonderes Interesse. Das Papstthum ist bekanntlich bald schwer verdammt, bald rühmig und lobpreisend vertheidigt worden; die Päpste haben bald bittere Ankläger, bald ebenso warme Vertheidiger gefunden; nicht selten ist das erstere mit den Letztern zugleich entweder als eine Ausrückung der christlichen Gesellschaftsverfassung gleichsam über Bord geworfen, oder lebhaft in Schutz genommen worden. Ja, Katholiken und Protestanten haben in diesem Bezuge sogar ihre Rollen gewechselt. Während der protestantische Spanheim seine Gelehrsamkeit anbietet, um die katholische Kirche von der Schmach einer Päpstin Johanna zu befreien und die meisten protestantischen Kirchenhistoriker seiner Ansicht huldigen, läßt der katholische Florentine keine Quelle unbenutzt, um aus ihr jenen Schimpf für das Papstthum herauszuverklären. Während der Cardinal Damiani in seinem Gewissenkämpfe sich nicht anders zu helfen weiß, als seinen Papst und Zeitgenossen Gregor VII. einen „heiligen Satanas“ zu nennen, und C. J. Weber (s. dessen „Werke“ Bd. 1, Stuttgart 1834) ihn seines Ruhmes zu entkleiden bemüht ist, den Johann v. Müller unangefastet läßt, J. Boigt aber nicht nur zu erhalten, sondern noch zu vergrößern gestrebt hat, vertheidigt ihn Luden geschickt gegen Heinrich IV., den wiederum der katholische Kottek gegen den anmaßenden Priester in Schutz nimmt. Was soll man urtheilen über Papstthum und Päpste, wenn man Hurter's „Innocenz III.“ und Hod's „Sylvester II.“ mit der „Geschichte der päpstlichen Nuntien“ und mit Carove's Schriften vergleicht? Wir könnten dergleichen Zusammenstellungen noch manche bilden, wenn es nöthig wäre oder zum Ziele führte. Aber grade die Frage: woher diese widersprechenden Urtheile und worin ist ihr Vereinigungspunkt zu suchen? ist es, die wir so gern aus des Verf. Feder beantwortet gelesen hätten, und sie würde nach dem Grundprincipe seines Werkes eine, wie es uns scheint, sehr natürliche Lösung gefunden haben. Wir haben Grund zu hoffen, daß Folgendes in seinem Sinne sei. \*) Das Papstthum und die Päpste können nicht nach einer und derselben Rechtsformel gerichtet werden. Das erstere war und mußte werden und ist als Weltererscheinung wol der Darstellung und Charakteristik fähig, aber vor dem Forum der Geschichte keiner Verurtheilung zu unterwerfen oder der Lobpreisung zu überlassen. Für die Mittel und Zwecke der Weltregierung gibt es keine historische Kritik; sie gehören in das Gebiet philosophischer Betrachtungen. Die Päpste aber, als notwendige und verantwortliche Diener und Träger des hierarchischen Systems, müssen der Geschichte zur Rede und Antwort stehen. Daß man sie aber bald aus dem dogmatischen, bald aus dem kirchlichen, bald aus dem politischen Standpunkte betrachtete, zuweilen gar nur ihren moralischen Werth als Individuen

\*) Der Verf. gibt uns Bd. 2, S. 4 selbst die Anleitung zu unserm Urtheil, wenn er sagt: „So lange die Welt steht, hat die Größe der weisesten Staatslenker nur darin bestanden, daß sie mit Geschick dem Gebote der Verhältnisse folgten, sich ihnen zum trefflichen Werkzeuge darboten und zu schaffen schienen, was die Natur an die Hand gab. Wahrhaftig schaffen, die Verhältnisse wahrhaft nach eigenem Willen lenken, ist Keinem gelungen“.

in Anspruch genommen hat, statt bei ihrer Beurtheilung sich auf alle diese Punkte zu stellen, das ist die Veranlassung zu harten oder schmeichelhaften Aussprüchen, mit einem Worte zu divergirenden Ansichten geworden; und da man sie selbst von ihrem Systeme zu trennen nicht gewohnt war, so erfuhr das letztere gleiche Angriffe oder Vertheidigung mit ihnen. Wir gedenken übrigens, diese Ansicht an einem andern Orte weiter zu begründen und in einer historischen Darstellung geltend zu machen. In dem Abschnitte, welcher insbesondere von der Politik der Luxemburger handelt, findet sich eine treffende und auf richtiger Beobachtung ruhende Charakteristik der verschiedenen Gestaltungen der deutschen Königsmacht. Man könnte füglich nach ihr die Perioden der deutschen Geschichte bestimmen und das Ganze der letztern an jene anknüpfen. Die Stelle ist Bd. 1, S. 148:

Die deutsche Krone gab anfangs durch sich selbst Macht, sodas die Könige sich ihrer Hausmacht entschlagen konnten. Darauf gab sie dem Mächtigen Macht, d. h., wer durch eignen Besitz schon kräftig war, der konnte als Inhaber der Krone deren höhere Macht in Fülle üben. Darauf ward sie Mittel, zur Macht zu gelangen, sodas ihr Besitz zur Erweiterung der Erbmacht Anlaß und Gelegenheit gab. Das setzte geschickte Benutzung voraus und mußte schwieriger werden, je seltener das herrenlose oder schwachgeschützte Gut wurde. Endlich ward sie ein Anhang zu einer kräftigen Erbmacht, der dem Besitzer der letztern Ehre, unbestimmte Ansprüche und manchen directen Vortheil bei Verfolgung seiner, im Interesse der Erbmacht gefassten Pläne lieh.

Diese Sätze lassen sich ohne Schwierigkeit in den Geschichten der einzelnen Kaiserfamilien durchführen.

Daß unser Verf. der Geschichte des dreißigjährigen Krieges eine besondere Aufmerksamkeit schenken würde, ließ sich der Natur der Sache nach erwarten. Es war diese Aufmerksamkeit aber um so nöthiger und zweckmäßiger, wenn man Einsicht genommen hat von Dem, was seit ohngefähr 15 Jahren zur Aufklärung dieser für Deutschland so traurigen, für das gesammte Europa aber so wichtigen Epoche aus archivalischen Quellen und Familienurkunden durch einzelne Monographien zu Tage gefördert worden ist. Wir versuchen es, eine specielle Übersicht davon zu geben. Außer den größern und unbekanntern Werken von Menzel, Ranke und Kaumer gehören hierher Rango's „Gustav Adolf“ (Leipzig 1824), Barthold's „Johann von Werth“ (Berlin 1826), Lipowsky's „Friedrich V.“ (Berlin 1828), Förster's „Albrecht's von Wallenstein ungedruckte Briefe“ (Berlin 1828 u. 29), Röfe's „Bernhard der Große“ (Weimar 1829), Cosmar's „Graf von Schwarzenberg“ (Berlin 1828), Breitshwerdt's „Leben und Wirken Joh. Kepler's“ (Stuttgart 1831), von der Decken's „Herzog Georg von Braunschweig“ (Hanover 1833 fg.), Förster's „Wallenstein als Feldherr“ (Potsdam 1834), mit Palacky's Zusätzen und Berichtigungen in den „Jahrbüchern des böhmischen Museums“ II, 1, S. 78 fg., v. Kaumer's „Historisches Taschenbuch“ von 1831 u. 32 und v. Hornayr's „Historisches Taschenbuch“ von 1836. Aus dieser literarischen Übersicht, der wir noch Einiges hinzufügen könnten, sieht man leicht, daß eine Bearbeitung des dreißigjährigen

Krieges jetzt eine viel andere sein und werden müsse, als sie Bougeant, Schiller, Westenrieder, Dreyer u. A. zu liefern vermochten. Bougeant, den Rambach's Anmerkungen nicht wesentlich brauchbarer gemacht haben, hält das französische Interesse vorzüglich fest; Schiller hat sein dramatisches Genie nicht verleugnen können, und da ihm wie den beiden andern erwähnten Historikern Vieles unbekannt war und sein mußte, so sind sie für den heutigen Standpunkt dieses Theils der historischen Wissenschaft nicht mehr ausreichend. Das Ergebniß der neuesten Forschungen offenbart sich denn auch in der Darstellung und Ansicht des Verf. Er sagt S. 458:

Der dreißigjährige Krieg ist kein Religionskrieg gewesen\*), wiewol Religionsstreitigkeiten sich vielfach hineinmischten, vielen Handelnden zum scheinbaren oder theilweise wahrhaften Beweggrunde dienten, vielen Vorfällen ihre Farbe liehen, zu Einzelem den Anstoß gaben. Seine Hauptmomente sind von weltlichen Ursachen begründet worden. Weniger an dem Protestantismus als an der Landesherrlichkeit ist Österreich gescheitert, und Österreich konnte die letztere brechen, ohne den erstern zu vernichten. Für den Sieg des Katholicismus war es das gefährlichste Hinderniß, daß er durch Österreichs Principat errungen werden sollte; für den Triumph Gustav Adolfs, daß er unter dem Panzer des Glaubens auch weltliche Pläne erfast hatte.

Der ganze Abschnitt ist übrigens so gehalten, daß er trotz seiner Ausführlichkeit und Klarheit dennoch eine genauere Kenntniß der Stellung der Parteien sowie der Politik und Bestimmungsgründe, welche die Handlungsweise der damaligen Höfe leiteten, voraussetzt, um vollkommen gewürdigt und verstanden werden zu können; eine Wahrnehmung, die sich durch die Tendenz und den Charakter des Werkes vollkommen rechtfertigt. Gelegentlich sei erwähnt, daß es der richtigen Beziehung halber S. 473 statt „Er hatte“, heißen müsse: Gustav Adolf hatte u. s. w. Seine Gesamtansicht über den dreißigjährigen Kriegszustand Europas hat der Verf. S. 492 in folgenden Worten zusammengefaßt.

Diese gewaltige Krisis (der dreißigjährige Krieg) befestigte und vollendete den Übergang aus dem Mittelalter in die neuere Zeit. Sie warf die letzten Stoffe des erstern aus, soweit sie nicht zu dem Neuen zu passen waren. Sie befestigte das System der Territorialgewalt, dessen Grundcharakter die Beuztheilung aller Verhältnisse nach Besitzstand und erworbenem Recht und die Stabilität des Staatslebens unter einseitiger Fortentwicklung der Regierungsgewalt ist. Sie machte dem Entwicklungsproceß in den mittlern Stufen des Staatslebens ein Ende und schaffte dafür demselben desto freieren Raum auf den Höhen. Es entschied sich von Neuem, daß die Geschichte der Staaten auf festbegründeten Interessen beruheten, mit denen sich nicht mehr nach Willkür schalten ließ, und indem von da an immer mehr die auswärtige Politik der Staaten, die damals und lange nachher das Hauptgeschäft der Regierungen war, von den falsch oder richtig erkannten Interessen der Länder statt von persönlichen Beweggründen gelenkt wurde, fand sich hierin ein Übergang zu der Zeit, wo die Landesherrlichkeit sich zur Staatsgewalt durchbildet.

Den zweiten Band eröffnet der ersten Periode dritter Abschnitt, d. i. Versuch der Krone Frankreichs, das Principat zu erlangen. Die zweite Periode entwickelt in drei Abschnitten von dem spanischen Successionskriege an bis

\*) Daß selbst die Jesuiten diesen Schein vermieden wissen wollten, ist aus Benzelt bekannt.

zur französischen Revolution die Geschichte des Gleichgewichts der Macht in Europa, womit dieser Band schließt. Bei der Charakteristik desselben können wir uns kürzer fassen — schon um des Raumes willen sind wir auch dazu genöthigt —, da er ganz den Geist des ersten verräth und ihm in keiner Hinsicht nachsteht. Weil aber die Geschichten der europäischen Staaten ineinandergreifender, verwickelter und durch Mannichfaltigkeit der Begebenheiten und Entwicklungen nach verschiedenen Richtungen hin reichhaltiger und zum Theil auch durch ihre Beziehung zur Gegenwart anziehender werden; die Quellen ersten und zweiten Ranges breiter und tiefer fließen; Schriftsteller, insbesondere Memoiren, in großer Anzahl ans Licht treten: so ist es kein Wunder, wenn der zweite Band, ungefähr 140 Jahre umfassend, beinahe eine gleiche Stärke mit dem ersten hat, der die Darstellung von mehr als funfzehn Jahrhunderten in sich schließt. An der Spitze des zweiten Bandes steht eine Charakterzeichnung der Zustände und Beziehungen Frankreichs unter Ludwig XIV., die wir in jeder Beziehung mit gutem Gewissen meisterhaft nennen dürfen, aber so in sich abgeschlossen finden, daß die Mittheilung eines Bruchstückes einer Verstümmelung gleichkommen und ohne wahres Verständnis bleiben würde. Bei dem spanischen Successionskriege, der sehr ausführlich behandelt ist, begnügen wir uns mit einigen literarischen Bemerkungen, selbst auf die Gefahr hin, wenigstens dem Verf. nicht allemal Neues zu sagen, doch nicht ohne die Hoffnung einer merklichen Vervollständigung der Literaturangaben, auf welche derselbe bei diesem und den folgenden Abschnitten mehr als bei den frühern absichtliche Rücksicht genommen zu haben scheint. Von besonderm Werthe sind: „Mémoires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV“ (Paris 1837), v. Freyberg's „Sammlung historischer Schriften und Urkunden“, Bd. 4, „Prinz Eugen, der edle Ritter, und seine Zeit“ von Zimmermann (Stuttgart 1837), v. Hornapf's „Historisches Taschenbuch“, Jahrg. 6, Förster's Buch: „Höfe und Cabinet Europeas im 18. Jahrhunderte“, ist doch nicht ohne Werth, so sehr es auch Flüchtigkeit dadurch schon verräth, daß das ausgezeichnete Werk des Lord Mahon übersehen werden konnte; selbst des „Grafen v. d. Schulenburg Denkwürdigkeiten“ (2 Theile, Leipzig 1834), die für den gleichzeitigen nordischen Krieg so wichtig sind, geben einige Ausbeute. Mit diesem Werke muß man übrigens im Betreff des nordischen Krieges zusammenstellen, was Barmhagen v. Ense in seinen „Biographischen Denkwürdigkeiten“ (Berlin 1824) und v. Raumer im zweiten Theile seiner „Beiträge zur neuesten Geschichte“ geliefert haben. Ob endlich Schloffer's neuestes Werk über die „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ (Heidelberg 1836 u. 37) von unserm Verf. benützt worden sei, vermögen wir nicht anzugeben. Von besonderm Werthe sind die Charakterzeichnungen der einzelnen großen Männer, die in dem schlachtenreichen Successionskriege auftreten; Eugen, Marlborough, Vendôme und Markgraf Ludwig von Baden sind natürlich am meisten hervorgehoben, während Tallard, Bouffler, Villars u. A.



eine flüchtigere Beurtheilung erfahren. In der zahlreichen Literatur über den nordischen Krieg und Karl XII., der mit richtigem Takte gewürdigt worden ist, vermissen wir Lundblad's „Leben Karl XII.“, übersetzt von Jensen (erster und zweiter Theil, Hamburg 1836). In der Stelle, welche Friedrich I. von Preußen Persönlichkeit und politische Lage schildert, möchte wol richtiger das J. 1701 statt 1700 genannt sein und der Contract einer Erwähnung verdient haben, den Friedrich mit Leopold schloß, und den Förster in seinen „Höfen und Cabineten Europas“, Bd. 2, zuerst bekannt gemacht hat. Den letzten Theil des Werkes nimmt hauptsächlich Friedrich II. Zeit, Charakter, Thaten und Politik in Anspruch. Das literarische Treiben unserer Tage hat diesen Abschnitt der preussischen Geschichte möglichst ausgebeutet, nicht ganz ohne einen gewissen hyperbolischen Patriotismus. Die Schriften von Preuß, Förster und Rödenbeck legen Zeugniß dafür ab. In der Darstellung uners Verf. spiegeln sich die neuesten Forschungen und Sammlungen auf diesem Felde der Geschichte unverkennbar ab, und sein Urtheil: „Es macht Friedrich II. Ehre, daß er an einem Vater, der ihm manches selbst Verächtliche haben mußte, nur die eblern Seiten zu finden wußte und die Härten physischer Krankheit zur Last legte“, findet die vollkommene Bestätigung in der jüngst bekannt gemachten vollständigen Sammlung von Friedrich's Briefen an seinen Vater.

Wir schließen unsere Anzeige mit der Versicherung, daß uns die Lecture dieses Werkes großen Genuß gewährt hat, und daß wir es für eine wahre Bereicherung der historischen Literatur ansehen; um so natürlicher erscheint der Wunsch, daß dem verehrten Verf. die Müße nicht fehlen möge, um den dritten und letzten Band bald ans Licht treten lassen zu können. Karl Zimmer.

Silhouetten aus Schwaben von Karl Theodor Griesinger. Heilbronn, Drechsler. 1838. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Der Verf. hat alle Fehler und Tugenden der modernen deutschen Schriftstellerschule: einen leichten, flüchtigen, wohl lesbaren Styl, eine rasche Auffassung, eine witzähnliche Darstellung, eine keinen Widerspruch scheuende Keckheit, einen scharfen, die eigenthümlichen Merkmale an den Erscheinungen sicher erfassenden Blick; hierzu gesellen sich jedoch im Styl Oberflächlichkeit, Manier und Nachlässigkeit, im Allgemeinen Gemüthlosigkeit, die vielleicht auf Kosten angeborener Herzlichkeit erworben ist, anmaßliche und waghalsige Schnellfertigkeit des Urtheils und vor allen Dingen eine auffallende Einseitigkeit, welche die verschiedenen Stände nur nach irgend einem Repräsentanten und das Individuum selbst nur nach einer Richtung mit Übergehung anderer Richtungen und Eigenschaften beurtheilt. Wenn Griesinger z. B. einen Landadelmann schildert, so schildert er bloß den verarmten, adelstolzen und ungebildeten Edelmann, der nur auf Reiten, Schießen, Spielen, Tänzen und Fluchen eingelernt ist; wenn er den Prälaten schildert, so schildert er in ihm hauptsächlich nur ein Individuum von Prälaten, welches in der Kammer der Abgeordneten sitzt, und wenn er einen stuttgarter Schriftsteller schildert, so schildert er Einen, der, wie vielleicht er selbst, lieber öffentliche Orte als Privathäuser und am widerwilligsten philiströse Verwandte besucht, der allenfalls sein Gramen gemacht hat, aber als Candidat die Schriftstellerei

benutzte, um sich ein wenig Geld zu verschreiben, der einen Rock mit Schnüren, an den Stiefeln Sporen trägt, und dessen Schulden bedeutender sind als seine Einkünfte u. So charakterisirt der Verf. auch gewöhnlich zu Anfange einer Schilderung in wenigen Worten den Stand, den er schildern will, etwa wie folgt: „der Reichskämmerer ist entweder Kaufmann oder Gerber oder Handwerksmann kurzweg“; „der Decan hat einen dicken Bauch, ein Prälatengesicht und viel Amtsmiene darin, früher hieß er Special“; „der Landadelmann besitzt sehr viel Adelholz und außerordentlich viel Schulden“; „der Schwarzwälder ist entweder reich oder arm, entweder Herr von Bieleim oder Tagelöhner“; „der württembergische Lieutenant ist in einem Alter von 18—36 Jahren, immer gut gewachsen, d. h. klein“ u. s. f. Trotz dem muß man zugeben, daß Griesinger ein schönes Talent für Individualisirung und Auffassung der Stände besitzt, und es ist wirklich erstaunenswerth, wie sehr er sich mit dem Rationalwesen des Schwabentums nach allen Richtungen hin vertraut gemacht hat. Viele Stände, welche in Schwaben wie in andern Ländern auf gleiche Weise organisiert sind, sind ebenso fest als wahr gezeichnet. Man betrachte z. B. mit dem Verf. den Collegialarbeiter, wie er statt um 8 Uhr erst um 9 Uhr auf die Kanzlei kommt, im Winter erst die Hände reibt und sich an den Ofen stellt, im Sommer die Fenster aufperret und die freie Luft genießt, dann ein halb Duzend Federn schneidet, endlich die Acten hervorholt, den Staub davon wegbläst, selbst staubig wird und nun Stelegenheit hat, sich auszubürsten, jetzt das Papier falzt, sich setzt, wieder aufsteht, um dem Assessor etwas Interessantes mitzutheilen, nur eine halbe Stunde arbeitet, dann über die Zeitungen und Privatbriefe herfällt, die soben gebracht werden. Nun, man kennt unsere Collegial- und Kanzleiarbeiter und die Raschheit, mit der sie ihre Geschäfte besorgen. Zu den gelungensten Skizzen noch gehören: „Ein öffentliches stuttgarter Mädchen“, „Der stuttgarter Gelegenheitsmacher“, „Die alte Jungfer“, „Die Spinnstube“, „Der tübingener Student“, „Ein stuttgarter Buchhändler“, „Der Rekrut“, „Der tübingener Kutscher“, „Der angehende praktische Arzt in Stuttgart“, „Die Winkelschenke“, „Der Handelsjude“. Specieller mit gewissen Raceneigenthümlichkeiten des schwäbischen Volkes beschäftigten sich andere Skizzen, wie: „Der Weingärtner“, „Der Stadtzinkenist“, „Der schwarzwälder Bauer“, „Das steinlacher Mädchen“, „Der Oberschwabe“, „Das Mädchen aus der Baar“, „Der Apler“, „Der wiesenfteiger Gypsler“ u. s. w. Manche sind unbedeutend; die Vorrede ist das Schlechteste am Buche, welches im Ganzen nicht grade tief, aber doch eine lebendige und anregende Unterhaltung gewährt. Auf dem von dem Verf. beschriebenen Kreise der Anschauung wäre noch manches Verdienst zu erwerben übrig, und nicht bloß unter den Schwaben, sondern auch unter andern Völkern Deutschlands gibt es Leute, welche nicht vor dem vierzigsten Jahre klug werden und mithin des Besprechens werth sind.

23.

### Literarische Anzeige.

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Citner (Karl), Der moderne Lazarus. Eine Zeit-Novelle.

8. Geh. 2 Thlr.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brochhaus.

### Die Taschenbücher für 1839.

#### Erster Artikel.

##### 1. Urania.

Die Freunde der „Urania“ werden diesen neuen Jahrgang eines durch die öffentliche Meinung bevorzugten Taschenbuchs nicht ohne Überraschung zur Hand nehmen. Der erste Blick auf die äußere Gestalt, in welcher „Urania“ diesmal erscheint, läßt eine Reform erkennen, deren Zweck und Absicht die Kritik um so bereitwilliger anführen muß; da es ganz ersichtlich, daß der Verleger hierbei durch solche Rücksichten bestimmt wurde, die in einem erhöhten Anspruch der gebildeten Lesewelt und in den damit verwandten literarischen Zeitverhältnissen selbst ihre Begründung finden.

Wenn nämlich der Verleger der „Urania“ in diesem neuesten Jahrgange überhaupt eine neue Folge seinem Taschenbuche begründen will; wenn er in dem Bestreben, den literarischen Inhalt seines Instituts zu bereichern, dafür den Bilderkram verbannt, dessen Einflüsse ein oberflächliches Urtheil bisher für ganz unerlässlich erachtete in der kleinen Literaturwelt der Taschenbücher; wenn Verleger und Verfasser sich hier bemühen, die Würde deutscher Dichtung energischer hervortreten zu lassen, als man es in unsern belletristischen Neujahrgeschenken zu finden gewohnt ist; wenn Form und Fassung des bergestalt metamorphosirten Taschenbuchs sich wiederum der einfacheren Gestalt des eigentlichen Buches nähern, ohne sich doch ihrer frühern Eleganz zu entäußern: so liegt hierin unserm Erachtens von Seiten des Verlegers eine freundliche Aufforderung an die gebildete Lesewelt, eben jene höhern Literatur- und Zeitanichten, die sich mit gleicher Entschiedenheit auch auf unsere Taschenbücher erstrecken, nicht aus dem Auge zu verlieren; es liegt darin die richtige Einsicht, daß unsere Taschenbücher, wie sie sind und waren, mit ihren Bildern, Sinnbildchen und poetisch-artifiziellen Reminiscenzen, mit ihrer ununterbrochenen Dieselbigkeit der äußern Ausstattung, mit ihrer etwas kokettirenden Berechnung, die seit 30 Jahren sich das deutsche Publicum als ein großes, naives Weihnachtskind denkt, welchem noch so beschert werden muß, wie sich die Großväter bescherten; daß dieses ganze gefuchte, miniaturliche Herwesen doch, genau genommen, ein Überlebtes und Verlebtes ist, an dessen

Stelle man etwas Frischeres, Sinnvolleres zu setzen hat. Und eben dem Frischen, Jugendlichen, das sich hervor- thun, das der gebildeten Welt sich werth machen will, diesem liegt es ob, in einfacher Jugendgestalt zu erscheinen, ohne Weitwesen, Weigeschmack und Weigabe, und ihm gebührt es, allen Nebenschmuck als unwesentlich und veraltet fallen zu lassen. Daß in einer Zeit, wo ohnehin sich Tausende von Kräften versplündern, ja in deren Zuschnitt es liegt, solche Kraftzerpflünderungen nach allen Seiten hin zu veranlassen, daß in einer solchen das Streben der Hervorbringenden im Kleinen wie im Großen darauf gerichtet sein müsse, so wenig als möglich Mittel sich unnütz erschöpfen zu lassen — die Nothwendigkeit dieser Maxime wird von Allen erkannt, denen Mittel irgend einer Gattung zu Gebote stehen. Und ist nicht die Empfänglichkeit des Publicums selbst ein mächtiges Zeitmittel, welches zu erhöhen, zu abeln, zu verstärken den Gebern obliegt, und welches durch die Weisheit der Gabe zur eignen Productivität gesteigert wird?

So sind es immer höchste Fragen, welche literarischen Unternehmungen, die sich in der Zeit veredeln wollen, vorschweben müssen. Es wäre aber schlimm, wenn die Kritik den gehaltenen Ernst dieser literarischen Erscheinungen, ihre Einsicht und Wiederzeugungskraft, ihr Streben nach höherer Bedeutung verkennen, noch schlimmer, wenn sie das wahre Bedürfnis der Zeit ignoriren wollte, welches in der umsichtigen Hinweglassung alles Zufällig-Äußerlichen so entschieden hervortritt. Es gab eine Zeit, die den Satz als normalen aufstellte: Das Schöne dem Nützlichen! In unserer Zeit soll das Schöne wie das Nützliche durch den Gedanken geahelt und durch die Plastik dieses veredelten Denkens jeder spielenden Beziehung enthoben werden.

„Urania“ bringt in ihrer neuen Gestalt unter den Erstlingen ihres neuen Wesens auch etwas vom alten Goethe, und etwas, was sicherlich des Bringens werth ist: Briefe aus der Werther- und Faust-Zeit an ein edles weibliches Wesen, die Gräfin Auguste zu Stolberg, die spätere Gattin und Witwe des edeln Bernstorff. Wie seltsam dichtung- und erinnerungsbüftig berühren uns diese Laute aus einer fernen Zeit voll Dranges, voll Jugend, voll noch gebändigter Kraft, deren Muskeln bebten unter den Fesseln der Verhältnisse, die sie bald zersprengte! Wie

ganz ist dies der alte Ton, der in unsern, der Jüngern, eignen Jugendträumen, so mächtig, so märchenhaft widerklingt! der alte Werther-Ton, den doch kein Mensch vergißt, mit dem es uns geht wie mit dem Paradies der Unschuld. Sie lebet nicht wieder die Lotte unsrer Empfindung, unsrer jugendlichen Innigkeit!

Diese Goethe-Briefe nun kamen nach dem Tode der ehrwürdigen Empfängerin (sie starb 1835 als 82jährige Matrone) an den Justizrath Hegewisch in Kiel. Dieser vermachte sie der Frau v. Winger, aus deren Händen sie die Redaction empfing. Es sind nur 21 Schreiben, darunter nur ein einziges von „Gustgen“, ein recht innig-ernstes aus sehr später Zeit; aber die wenigen Briefe verdienen, daß man sie recht freudig genieße. Da sie grade in die Zeit fallen, wo Goethe sich von Frankfurt hinweg nach Weimar wendet und in die Fliederwochen seines Dortseins, so gewinnen sie noch überdies an literar-historischem Interesse, denn diese Periode aus Goethe's Leben ist im Verhältniß zu den übrigen am wenigsten documentarisch belegt. Dem jugendlich-poetischen Verehrer Goethe's werden sie jedoch einen doppelten innern Reiz gewähren, einmal wegen der eigenthümlichen, innigen Beziehung zweier jugendlichen Gemüther, zwischen welchen dennoch in ihrem ganzen langen Leben nie die geringste persönliche Bekanntschaft stattfand, sodann wegen der Aufschlüsse über Goethe's Neigung zur Lili, die in seinen lyrischen Ergüssen damaliger Zeit eine so bedeutende Rolle spielt, deren Bild er aber dennoch aus seinem Herzen zu reißen wußte zugleich mit seinem Abschied vom schönen Rhein. An die „Kleine Stolberg“, wie sich die Gräfin in ihrem letzten Briefe an Goethe selbst nennt, schreibt der Dichter damals mit wahrer Stut der Zuneigung. Solche Stut spiegelt sich oft lebendig in einem kleinen Blatt. So schreibt er aus Weimar in einer schönen Frühlingsnacht:

Ah Gustgen, welchen Anblick! so viel von deiner Hand, der ersehnten, erstehnten — noch heut Abend — du liebe, nur dies! eh' ich anfang zu lesen.

Und da ich gelesen habe eine solche gute Nacht wie sie der Himmel der Erde bietet! — Engel — Ja Gustgen, morgen sang' ich dir ein Journal an, das ist Alles, was ich thun kann — denn der dir nicht schrieb bisher ist immer derselbe.

Ein ander Mal schickt er ihr ein kleines Blättchen mit zierlich gedruckter Einfassung. Darauf steht:

Könntest du mein Schweigen verstehen! Liebtes Gustgen! Ich kann, ich kann nichts sagen.

Es war zu beklagen, daß solch ein schönes, reines, innigstes Verhältniß, welches sich recht aus der Seele tiefen herausgebildet hatte, sobald erkaltete. Aber die Umstände und die widerstrebenden Geistesrichtungen selbst verketteten es nicht anders. Was Frau v. Winger als Nachtrag über dieses Auseinanderkommen schreibt, ist sehr richtig. Auguste war ein frommes, gläubiges Gemüth in vollster Bedeutung, in reinsten Einfachheit. Diesem tiefgläubigen, aber in enger Beschränkung gefangenen Sinn widersprachen in der Zeiten Folge Goethe's durchaus weltliche Bestrebungen. Die Kleine Stolberg hatte ihre enge Wirklichkeit, die sie ganz ausfüllte, und nebenbei das Him-

melreich, in welchem sie sich ferne Hütten baute; Goethe war der gewaltig Strebende, der nicht rastet, der nach allen Seiten aus- und immer weiter greift, der das Leben in allen Gestalten in sich aufnehmen und ebenso sehr sein Selbst auf unbedingte Weise dem Leben hingeben muß. Goethe war der Dichtergenius; die Kleine Stolberg war die schöne Seele. Daher war es möglich, daß sie als Greisin nach 40jähriger Zwischenzeit dem Dichtergeisse jenen merkwürdigen Brief schreiben konnte, der auf Seite 137 abgedruckt steht. Goethe's Antwort auf diesen Brief vom 17. April 1823 ist ein ruhig-schönes Meisterstück. „Gedenken Sie mein in beruhigter Treue“, so schließt er seine Worte an sein Gustgen, die ihn inbrünstig gebeten hatte, doch nach ihrer Weise selig zu werden.

Genug von diesen Briefen. Sie werden manches Herz erfreuen und rühren. Goethe ist todt, und auch sein Gustgen hat ihre ewige Hütte gefunden; aber der Edeln sind noch Viele, die solches „Neigen von Herzen zu Herzen“ werth achten.

Außer den Goethe-Briefen bringt uns die neue „Urania“ vier Originalnovellen: von dem alten Meister Lied „Des Lebens Überfluß“; von Eichenborff „Die Entführung“; von Leopold Scherer „Der Sekreuzigte“, und zum Schluß eine „Ibüll-Novelle“ von Franz Berthold: „Irrwisch-Fritze“. Es ist ansprechend zu bemerken, daß jede dieser Novellen ihr Poetisches in einer andern Lebensphase sucht und innerhalb dieser poetischen Grenze ein eigenthümlich abgeschlossenes Genrestück ausmacht. In der Tieck'schen Novelle nämlich: „Des Lebens Überfluß“, erscheint die Idealität eines modernen Stilllebens in ihrer eingeborenen Fronte, eine Abstraction von der Societät aus Neigung, welche in ihrer stoischen Glückseligkeit höchst lächerlich der gewöhnlichen Spießbürgerlichkeit entgegentritt. Unstreitig gehört diese kleine Dichtung zu Tieck's feinsten Arbeiten. Es wird sie Mancher lesen und nicht fühlen, wohin eigentlich die ironischen Spitzen zielen. Denn die Novelle ist ganz ins Possirliche gearbeitet, und es fehlt ihr durchaus am Ernst des Ereignisses. Ihr ganzer Wendepunkt ist eine verschwundene Treppe, welche ein seltsames, jugendliches Ehepaar, das seit einem Jahr in fernster Zurückgezogenheit von allem Menschenverehr die Fliederwochen der Ehe geniesst, nach und nach abgetragen und, weil es an Holz und Geld mangelte, im Ofen verbrannt hat. Das geistreiche, nur in seiner Liebendwürdigkeit und Armuthseligkeit sich reflectirende Ehepaar braucht keine Treppe; es geht ja nicht aus, es ist sich selbst genug, einen ganzen kalten Winter hindurch. Der Hauswirth ist abwesend, die Selbstzufriedenen erwarten ihn erst in einem halben Jahre zurück; aber der Unstern führt ihn plötzlich in einer Nacht nach Hause, er vermißt die Treppe, die vom Flur ins erste Stockwerk führen soll, er will hinauf und den jungen Ehemann, der zugleich Dichter und flüchtiger Diplomat ist, zur Rede stellen. Aber das körperliche Mittel der Zusammenkunft fehlt — die Stiege. Man muß hinauf- und herunterparlamentiren. Von Seiten des Uebelthäters erfolgt eine drastisch-komische Beweisführung für die Entbehrlich-

Zeit eines „Treppengewächses“; von Seiten des Hauseigners aber erfolgt die Polizei. Nun kommt erst das wahre Evonement. Der Übeltäter wird von der Polizei und dem Volke blockirt; er setzt sich in Vertheidigungsstand mittels eines alten Stiefels auf Querbölgern, der eine Kanone bedeutet; er rühmt die Vorräthe, die ihm, dem Belagerten, an Backofen und Zwieback zu Gebote stehen; er thut so unerschrocken und verproviantirt, daß bei der Enge des Zugangs die Polizei selbst zum Parlamentiren geneigt wird. Da fährt zur rechten Zeit ein Staatswagen in das finstere Saalgäßchen. Eine Excellenz steigt aus und fragt nach Hrn. Brand; das ist der blockirte Dichter und schler ausgehungerte Diplomat; die Excellenz aber ist ein alter Freund, der dem Dichter die Verzeihung des hochgestellten Vaters seiner Gattin verkündigt, die der poetische Diplomat entführt hatte. Die Excellenz nivellirt die fatale Treppengeschichte; das junge Paar verläßt sein ideales Stillleben und kehrt in die vornehme Welt zurück. Für den literarkundigen Leser bedarf es keines Fingerzeigs, daß die Hauptpunkte dieser possirlichen Fiktion in Tied's, des Dichters, eigenthümlicher Stellung zu den Interessen der Gegenwart liegt. Nur ein sehr feiner Geist kann solche Beziehungen zum Gegenstand der poetischen Darstellung machen, ohne die poetische Haltung zu verlieren und der poetischen Anmuth Eintrag zu thun.

Wenn in dieser Tied'schen Novelle, wie wir sahen, die Sentimentalität des modernen Lebensverhältnisses auf mannichfaltige Weise ironisirt wurde, so erscheint als anmuthiges Gegenstück in der Eichendorff'schen Novelle: „Die Entführung“, eine Idealisation des grünen Waldnachtslebens und jenes Immergrüns der Gefühle, wie es Jean Paul nennt, jener eingeborenen Lebens- und Liebeslust der jugendlichen Menschheit. Eichendorff's Dichtung ist ein moderner „Sommernachtstraum“. Die Elfen selbst zeigen sich zwar nicht — nur in den Mondscheinblättern der Nacht flüstert es wie Elfenzug, und an den nachdunkeln, wetterleuchtenden Bergen zieht es vorüber „wie eine unsichtbare Zwergenhochzeit“ —, aber die Menschen sind selbst hier wie Elfen. Ihr Treiben ist märchenhaft, naturbegeistert, lebens- und liebestrunken. Die Seele dieses Sommernachtstraums ist Gräfin Diana, ein schöner Dämon der Nacht und der Liebe, zu kernhaft für eine Elfe, zu gewaltig für ein Weib, ein weiblicher Richard Ohnefurcht, nach dem alten Faubla. Sie findet aber den Mann, der stärker ist, den Rächer, der da beugt und straft, in der männlichen Person des Grafen Gaston. Die heldenhafte Schönheit, welcher der Hof Ludwig XV. zu Füßen liegt, endigt im Kloster, das von steiler Höhe nach Gaston's Schlosse hinschaut.

Mehr können und dürfen wir dem Leser über diese Dichtung nicht im Voraus vertrauen; es ist eine Studie des Märchen- und Liebeszaubers der Sommernacht. Man muß sie in der Sommernacht genießen, wenn die Feuerwürmchen schweifen, wenn das leise Weben des Nachtaubs und die ungewiß zuckende Leuchtung am Himmel ein fernes Gewitter bedeuten. In diesem Genre ist Eichendorff vorzüglich.

Was Leopold Schefer's, des theuern Mannes, Dichtungen als individuellstes Charaktermerkmal bezeichnet, das finden wir auch in der hier von ihm mitgetheilten Novelle: „Der Gekreuzigte, oder: nichts Altes unter der Sonne“, wieder, nämlich jenen tiefen, fast heiligen Ernst der Gemüthsidealität. Was aber diese Novelle wieder von andern seiner Erzeugnisse unterscheidet, ist der Umstand, daß hier Alles an den Ernst des großen und allgemeinen Lebensereignisses geknüpft ist. Dies Ereigniß, in welchem sich Schefer's Poesie ganz vertieft, ist nun nicht etwa ein bloßes Lebensverhältniß, sind nicht bloße Zustände etwa einer modernen oder sonstigen Gesellschaft, oder abgerissene Bünde des Weltlaufs, sondern es ist ein urewiges Menschenthema, von Freude wie von Jammer gleich erfüllt, von Gottesfrieden wie von düsterem Erdenverhängniß gleich durchdrungen. Hier streut der Himmel seine Auferstehungslichter herab, aber auch der blutige Wahn und der Mord schalten frei. Denn der Gegenstand der Novelle ist die Revolution des Glaubens, der Kampf Derer, welche, Gott suchend, eine neue Lehre erbauen und von dem Blutbann der alten Lehre verschlungen werden. Es ist das Schicksal Bôre's und seiner Anhänger, was hier geschildert wird, der 1420 im türkischen Reiche einen Aufstand erregte und den Berg Stylarios in Jonien zum Hochaltar seines neuen Evangeliums machte, welches alles Volk zur Eintracht der Liebe verbinden sollte. Juden, Türken und selbst Christen fielen ihm zu; der edle Rabbi Torlak war sein Gefährte und edelstes Werkzeug. Zwei große Heere unter Sisman und Alibeg zogen aus, Bôre zu bekämpfen, aber sie wurden vernichtet. Zuletzt sammelte sich eine Schar von 180,000 Mann unter Bajesid Pascha, dem Bezier, und Murad, dem Sohne Mohammed I. Sie stürmte den Berg Stylarios und nahm das tapfere Häuflein der Andersgläubigen gefangen. Bôre selbst ward gekreuzigt, der edle Torlak gehangen, und alle Derwische, die sich zu ihm bekant, wurden verfligt.

Dieses heroischen Themas hat sich Schefer's Phantasie auf das innigste bemächtigt und besonders in Maaraton, der Geliebten Bôre's, einen weiblichen Charakter vorgeführt, wie ihn nur seine Phantasie zu schaffen vermag. Wo das gottinnige Liebes- und Andachtsgefühl wie eine reine Himmelsglut in der reinen Weibesbrust sich entzündet und mit Gottesgewalt hervorbricht, da ist Schefer's ideale Heimat, und diese Siegesentfaltung des Himmereichs in dem Frauenherzen hat noch Niemand mit ergreifenderer Genialität geschildert. Höchst bezeichnend für den Dichter selbst schließt die Novelle mit den einfachen Worten: „So ist die Liebe.“ Ja wohl ist das Was und das Wie der Liebe von dieser geweihten Dichterseelen ganz erkannt worden, und es mag darum auch wol in moderner Zeit kein freieres Dichtergemüth geben als das seine; denn „die Liebe wird euch frei machen“, heißt es in der Schrift.

Um schließlich über die letztmitgetheilte (Ibid-) Novelle: „Irrwisch-Frise“, von Franz Berthold, ein entsprechendes Wort zu sagen, müssen wir das eigenthümliche Verhal-

ten des Gegenstandes dieser Novelle zu dem Inhalt der heutigen Tagesnovellistik erwägen. Wer von jener Liebe, von jener Treue weiß, die der wahre Dichter als ausschließliches Eigenthum besitzt, weil sie nichts Anderes ist im Himmel und auf Erden als die innigste Ergebenheit des poetisch Begabten an die Wahrheit der Poesie selbst; wer aber als klaffenden Gegensatz zu dieser hohen Liebestreue den ungeheuern Schein unserer Tagesbestrebungen kennt und die namenlose Eitelkeit erfahren hat, womit man von so vielen Seiten den dürftigen Zehrpennig der „Civillisation“ und die Don-Quixoterien eines wurmstichigen Litteratenthums für die Wahrheit und Heiligkeit der Dichtung nimmt; wer diese beklagenswerthe Ansicht kennt, der muß sich freuen, daß in so trüber Durchgangsepoche noch ein solcher „Irrwisch-Friske“ möglich ist. Schicklicher Weise wären allerdings alle Diejenigen so zu nennen, die auf dem trostlosen Moor ihrer Ichheitswüste das Irrethum ihrer unerfülllichen Eitelkeit aufstecken; aber dieser Irrwisch-Friske, der in Novellengestalt den Schlusspunkt der neuen „Urania“ bildet, meint es anders. Sein Object ist in aller Kürze die Rückkehr des poetischen Sinnes zu den unverfälschten Lebenszuständen; denn leider, ach leider ist es das materiellste Resultat unserer mit Vorliebe so genannten materiellen Zeit, daß man nicht bloß die Waare, daß man auch den Geist verfälscht. Es kann und muß also eine Aufgabe der Gegenwart werden, den Werth des Geistes wieder zu berichtigen. Als Holtei vor mehreren Jahren, dem Tragischen zugewendet und gegenüber einem hohlen Breterpathos, sein „Trauerspiel in Berlin“ auf die Bühne brachte, das des Verfallenen, aber auch des Schönen Manches enthielt, schlug er dasselbe Thema an, was hier nach sieben Jahren „Irrwisch-Friske“ mehr ins Heitere spielt und episch verländlicht. Er wollte, wie es auch hier geschieht, das Poetische denjenigen Kreisen wieder zuwenden, aus welchen man es neuerdings gewaltsam herausgeschraubt. Es gab eine Zeit, wo kein Roman für einen Roman, kein Schauspiel für ein Schauspiel galt, worin nicht mindestens ein Minister und drei Hofräthe agierten; heutzutage soll dafür alles Novellistische in dem deutschen Culturgarten spielen. Aber die Poesie wohnt überall, und da, wo sie am leidhaftigsten wohnt, sucht man sie am seltensten.

„Irrwisch-Friske“ ist ein durchaus gelungenes, höchst ansprechendes Genrestück. Die Scene ist die freie, unbefangene, unverfälschte Gotteswelt. Keine socialen Verzerrungen; reines Empfinden, freies, anspruchloses Naturleben, gesunde, kräftige Neigung, heiterer Schluß. Alles ist ländlich, aber ohne einen Funken von Sentiment. Die Innigkeit und Heiterkeit der Naturanschauung, die traumliche Drilichkeit der Scenerie erinnert öfters an den in dieser Beziehung einzigen Scott. Zum Beweise dieser Behauptung dienen die nächtliche Moorscene und die Scene zwischen Irrwischfrigen und dem Jmmeler. Möchte jede deutsche Novelle mit so deutschem Fleiß und so deutscher Treue durchgearbeitet sein!

Noch bemerken wir, daß des vielverehrten Lamartine

Portrait als einziges Titellupfer diesem neuen Jahrgange der „Urania“ beigegeben ist.

4.

### Bibliographie.

- Albin. Novellen. Gr. 12. Leipzig, Literarisches Museum. 1 Thlr. 12 Gr.
- Beaumarçais. Von A. Lewald. Gr. 8. Stuttgart, Hoffmann. 2 Thlr. 12 Gr.
- Belani, F. C. K., Das Haus Braganza (von 1807—1822). Historisch-romantisches Gemälde in zwei Abtheilungen. 1ste Abth. Dom João VI. und sein Hof. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, A. Taubert. 3 Thlr. 8 Gr.
- Belgien. Handbüchlein für Reisende, die sich selbst leicht und schnell zurecht finden wollen. Mit 1 Karte und 1 Plane des Schlachtfeldes von Belle-Alliance. Gr. 12. Coblenz, Bädeler. 1 Thlr.
- Boz. Olivier Twist oder die Laufbahn eines Waisentamben. Aus dem Englischen von A. Diezmann. 1ster Band. Mit 3 Kupfern. Gr. 8. Braunschweig, Westermann. 1 Thlr.
- Byron's sämtliche lyrische Gedichte. Zum erstenmale vollständig übersetzt von G. Ditlepp. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1839. 2 Thlr.
- Corbière, Ed., Die drei Seeräuber. Roman. Nach dem Französischen von F. Steger. 2 Bde. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.
- Citner, K., Der moderne Lazarus. Zeit-Novelle. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr.
- Erzählungen, Novellen und Gedichte aus dem Englischen und Französischen von F. Bauer. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 3 Thlr.
- Gial, L. A., So gehts. Ein Sittengemälde aus der neuesten Zeit in einem Act. 8. Berlin, Bechtold u. Hartje. 6 Gr.
- Hammerstein, Frh. G. v., Memoiren. Gr. 8. Attona, Blatt. 1 Thlr. 12 Gr.
- Immergrün. Taschenbuch für das Jahr 1839. 1ter Jahrg. 16. Wien, Haas. 2 Thlr. 20 Gr.
- Kebel, W. W., Worte eines Wiedergeborenen, oder: Morgenroth und Tag durch Moses und Christus. 12. Mannheim, Löfler. 12 Gr.
- Das Nibelungentied. übersetzt von A. Simrod. 2te Auflage. 8. Bonn, Weber. 1 Thlr. 4 Gr.
- Kein, L., Antike Novellen. 1ster Band. Die Prieesterin. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 3 Gr.
- Kückert, F., Gesammelte Gedichte. 1ter, 6ter Band.: Haus- und Jahreslieder. 2 Bände. Gr. 8. Erlangen, Heyder. 4 Thlr.
- Sand, G., Der Uskoke. Roman, übersetzt von A. Diezmann. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 18 Gr.
- Schuler, K. J., Der Winter. Fortsetzung des Herbsts, 18. Mannheim, Löfler. 10 Gr.
- (Sinclair.) Das Leben und Wirken des Sir John Sinclair, dargestellt von seinem Sohne. Nach dem Englischen bearbeitet von Boumann. 2 Theile. 8. Braunschweig, Westermann. 3 Thlr. 12 Gr.
- Soulié, F., Der Graf von Beziers. Historischer Roman. Aus dem Französischen von Fr. Steger. 2 Bände. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 3 Thlr.
- Sathaniel. Historischer Roman. Aus dem Französischen von W. Schulze. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.
- Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freyh. v. Hornayr. XXVIII. Jahrgang. 1839. Gr. 12. Berlin, Reimer. 2 Thlr. 12 Gr.
- Tölke, K., Der Verbannte. Historischer Roman. 2 Bde. Gr. 8. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.
- Wintergrün. Taschenbuch auf 1839. Herausgegeben von G. Esq. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr. 8 Gr.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 294.

21. October 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

3weiter Artikel.\*)

21. Raketen und lyrische Blumen von Ernst Herold. Zürich, Birz-Bidmer. 1837. 8. 8 Gr.

Hier wird die Muse, wie in früheren Tagen so oft, der Zeit und ihrem Geiste dienlich; denn ein Mann der Bewegung, ein helvetischer Herold der Freiheit, ein vom heimischen Heile Verbannter, also ein Märtyrer der Freiheit, ein glühender Pfaffenfeind, ein Bekämpfer des Aristokratismus, ein liberaler Verehrer Luthers und Strauß's stellt sie unter das Panier des jungen Deutschlands oder der giovine Italia und läßt sie sich geberden, bald wie eine wilde Regäre, bald wie die jammernde Kluge. Hören wir ihn als Mann der Bewegung:

Soll auch der Mensch, der an der Weltwelt Leiden,

In ihrem Schicksal hängt,

Soll er verbannt seiner Zeit Bestreben,

Das uns zum Ziele lenkt?

Jedwede That, die schlecht am Mensch (!) begangen,

Reißt sich durch alle Zeit!

Mein Lieb soll nicht der Tyrannei anhangen, —

Fluch ihrer Herrlichkeit!

Drei Lieb' mein Wort, und für der Menschheit Rechte

Erstön' es, frey und treu

Bekämpfe Tyrannei es und das Schlechte:

Der Pfaffen Heuchelei.

(Schade, daß hier der Ausdruck der zweiten Strophe: „am Mensch“, eine häßliche Equivoque ist.) Sich selbst ermunternd ruft er (S. 5) als Herold der Freiheit:

Plagt mich nicht mit Furcht und Littern,

Last mich meine Wege ziehn;

Bin gewohnt, vor Ungewittern

Und vor Bligen nicht zu fliehn!

Erst, wenn recht die Stürme sausen,

Hält' ich froh den Gott in mir:

Durch des Meeres kühnlich Brausen

Reicht es seine Perlen dir!

Daß er ein Verbannter ist, scheinen die Stellen zu kündigen S. 22:

Primat, Primat meiner Lieben,

Seine Lüste wehn mich an;

Wehn um mich, der ich vertrieben,

Hier auch nur gesehen kann.

und S. 43, in einer Stelle aus dem Gedichte eines gewissen D. Schiller an ihn, wo es heißt:

Und jagst du fern und flüchtig

Aus deinem Vaterland,

Und schlugen dich in Jammer

Sie noch mit frecher Hand,

Und höhnen sie dein Glauben,

Und lästern deinen Gott,

Steh aufrecht, Freund, ein Kessel,

Ob ihrem frechen Spott.

In einem Kirchenliede (S. 5) bekommen die Pfaffen etwas ab:

Wenn dies die Lehre Christi ist,

Die heut' die Pfaffen sagen,

So bin ich heute nicht mehr Christ,

Will ihren Stuch ertragen;

und eine Expectoration bei Gelegenheit des Erscheinens des „Lebens Jesu“ von Strauß beginnt ebenfalls mit einer Diatribe gegen sie:

Da ist wieder in dem Schwabenlande jetzt ein Streich geschod'n,

Deffen sich vorerst die Pfaffen hatten nimmermehr versehen!

Den sie wol auch nennen werden mit dem Worte: Schwabensstreich!

Weil der hochgewalt'ge Schwabe Streiche führt, gewandt und gleich;

Streiche gegen ihre Lehre, die am Grenzstein ist gebannt,

Wahrheit, deren heil'ge Fälle nimmerbar ihr habt gekannt!

Damit vergleiche man die geharnischten Distichen: „Walhalla bei Regensburg“ (S. 18) und „Auf der Insel Usnan“ (S. 19); nicht besser geht es in „Herrscher und Christ“ (S. 30), wo man nach München gewiesen wird, um zu sehen, wie man dort Kirchen erbaut, aber auch Besten als Kerker für die Männer der Wahrheit und des Lichts. Daß der Mann der Bewegung sein pythisches Geschöpf auf den neuen Adel richtet, dem er den Rath gibt, er solle den Wurm abeln, der ihn einst im Grabe zerfressen werde, ist nicht zu bewundern und gang in seinem Geiste gedacht; daß er aber auch seine Landsleute in Schwyz, Uri und Unterwalden angreift, denen er vorwirft, sie prahlten damit, daß sie Tell's und Winkelried's Enkel seien, daß es aber in ihrem Lande nach Kuttlen Ränke, ist auffallender, aber S. 26 zu lesen. Da nun die Muse hier solche Sprache redet, so läßt sich auf dieselbe sicher das Horaz'sche „Laudatur ab his, culpatur ab illis“ anwenden.

22. Lieber und Gedichte von Ida Gräfin Fahn-Fahn. Berlin, Mittler. 1837. 8. 1 Thlr.

Daß Gräfin Ida wirklich ein bel esprit ist, beweist diese neue Folge von Liebern und Gedichten. Welche zärtliche Blut in den Liebesliedern! Welche Hingebung an das Geliebte! Welches leidenschaftliche Umsassen desselben, ja Versinken in dasselbe! Wie jauchzt hier der Liebe Wonne, wie süß weint ihr Weh! Im seligen Gefühle, die Sprache der Natur verstehen und das Schöne empfinden und gestalten zu können, ruft sie aus:

O Koldharf im Herzen,

O Poesie, mein Glück,

Von meinen wilden Schmerzen

Du läßt süßen Hauch zurück.

Diese Koldharfe haucht auch ihr Geistergelispel in die Frühlingsslieder und läßt es verschwimmen in die Sehnsuchtsaccorde

\*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 293 — 296 d. Bl. D. Red.

der Nachtigall, wie z. B. in dem schönen Liede: „Müssen ewig Rächte kommen“. In ihren Adern rollt das zärtlich warme Blut ihrer bessern deutschen Schwestern in Apoll; und doch tragen viele ihrer Lieder eine piquante Schlusspointe, die von einem Scharfsinne Kunde gibt, der sonst ihrem Geschlechte von der Natur versagt ist. Dürften wir es jedoch mit den pierischen Bestrebungen und Leistungen einer Dame so pedantisch streng nehmen wie mit denen eines Mannes, so würden wir nicht unerwähnt lassen, wie hin und wieder eine an Petrarca erinnernde metaphysische Spitzfindigkeit das Gefühl erkälte, und wie die Logik hier und da beeinträchtigt wird. Wer fragt aber nach diesen beiden Damen? Ferner könnte mancher wirklich schöne Gedanke in ein schöneres Gewand sich kleiden. Häufig findet sich in der Darstellung eine vornehme Sorglosigkeit, die mit Goethe's Vorgang nicht entschuldigbar werden kann und sich bis zur Härte im Ausdruck steigert, die das Ohr beleidigt. Vieles wirklich schön Gedachte ist des Glanzes so baar und blos, daß man wünschen möchte, die gräßliche Sappho wäre eine Zeitlang bei unserm Schüler in die Schule gegangen. Sie scheint sich mehr das Goethe'sche: „Wilde, Künstler, rede nicht, nur ein Hauch sei dein Gedicht“, zu Regel und Richtschnur genommen, dabei aber vergessen zu haben, daß auch der Hauch, so ätherisch zart er sein mag, doch eine materielle Gestalt für Aug' und Ohr gewinnen muß, die seiner Schönheit entsprechend ist. In den lyrisch-epischen Darstellungen, in denen sich hier die Dichterin versucht, nimmt man es freilich so genau mit dem Äußern nicht und stimmt sich in seinen Ansprüchen herunter. In dem Fragmente: „Heloise“, zeigt sie sich als Meisterin in der Darstellung dieser allzu zärtlichen Schülerin. Der „Heloise“ folgt ein Cyklus von Balladen unter dem Titel: „Isleif und Sigrid“, die ihren Stoff dem skandinavischen Sagenkreise entnehmen. Sie werden sich den jetzt so zahlreichen Freunden und Bewauern dieser Dichtungsart durch lebendiges Fortschreiten in der Handlung, richtige Auffassung und Darstellung der Charaktere und Leidenschaften und Prägung in der Sprache überhaupt empfehlen und möchten vielleicht mehr gefallen als die Erzählung in zwei Gefängen: „Manfred“. Der Hintergrund ist rein historisch. Manfred, der Sohn des Hohenstaufen Friedrich und der schönen Lancia, liebt die Sarazenin Gemma, welche diese Liebe mit südländischer Leidenschaft erwidert und auch bis zum tragischen Ende Friedrich's in ungehemmter Kraft und Blut lodern zu erhalten weiß, obgleich der Geliebte sie verstoßen. Diese Leidenschaftlichkeit, die sich wie ein rother Faden durch das Ganze hinzieht, hält des Lesers Herz in Spannung, und Gemma's astrologische Deuteleien sind von besonderem poetischen Effect. Ebenso ist die häufige Anspielung auf großartige Charaktere und Begebenheiten, die sie passend und geschickt einzuweben weiß, von schlagender Wirkung. Die Inconvenienzen und tragischen Folgen einer Conventenz-Verbindung ohne Liebe sind der Stoff in der letzten poetischen Erzählung, „Corona“ betitelt. Hier nähert sich die Sprache der Prosa des Alltagslebens allzusehr. Corona nimmt unser Herz nicht gefangen, ja sie verwundet es am Schlusse, da sie dem sterbenden Satten sagt: „Gott möge dir vergeben; ich kann es nicht!“ Wie schön aber hier Ida reflectirt und wie passend sie ihre Bilder aus dem reichen Vorrathshause der Natur zu wählen weiß, mögen folgende drei Strophen bekunden:

Berschmettert sein, ist noch nicht Friede haben!  
 Wie weilen Feind aus Trümmern er hervor,  
 Wie die Ruinen sich allmählig haben  
 Geschmückt mit beschaid'nem Blumenkor,  
 Wie über Lebens Mauern und Paläste  
 Der Sohn der Wüste sein Gezelt erhebt,  
 Und wie die Schwalbe sich mit ihrem Neste  
 An eines Tempels letzte Säule klebt.

Die große Seele geht aus den Stürmen,  
 Verküht nur, gleich dem Himmel, rein hervor;  
 Die Farbe weiß die Felsen aufzuhärmen,  
 Befreit den Pfad sich, wenn sie ihn verlor.

Für Manche ist die Prüfung nur ein Feuer,  
 Das Fettschmelze in die Masse beugt  
 Durch Tempelbrand und höher dann und freier  
 Den Gott erhaben überm Eögen zeigt.

Doch über Andre saust sie wie Gewitter,  
 Nicht reinigend, nur wild verheerend hin!  
 So scheint die Wunde nur verharst; ein Splitter  
 Von der gewor'nen Lanze blieb darin,  
 Der birgt sich in der tiefsten Lebenshöhle,  
 Wo Arztes Hand ihn nicht erkundet hat,  
 Und um ihn krümmt und windet sich die Seele  
 Wie um den falschen Warm das Rosenblatt!

23. Volksklänge in altenburger Mundart. Von Friedrich Ulrich. Jwidau, Gebr. Schumann. 1855. 8. 18 Gr.

Der altenburger Bauer hält nicht blos in der Tracht an seiner Väter Eigenthümlichkeit, sondern auch in seiner Sprache, „die sich mit Traulichkeit an die Erscheinungen des dörflichen Lebens anschniegt, aber sich von Kunst und Wissen in jungfräulicher Schüchternheit fern hält“. Der Bildner dieser Lieder macht, nach Hebel's meisterhaftem Vortritte hinsichtlich des allemännischen Dialects, hier einen Versuch, den altenburger Dialect als Schriftsprache anzunehmen, der im Altenburgischen freilich den meisten Beifall finden wird; doch wird auch der Leser aus den Nachbarprovinzen die Nothwendigkeit, z. B. in der Geschichte des verlorenen Sohnes, nicht verkennen und solche Sachen mit Vergnügen lesen, die in die altenburger Mundart blos übertragen sind, wozu S. 107 „Der Kranke Hund“, nach Scllect, zu rechnen ist; auch wird ihm ein beigefügtes Glossarium gute Dienste leisten.

24. Lieder in obderennscher Volksmundart. Von Franz Stelzhamer. Wien, Rohrmann u. Schweigert. 1837. Gr. 12. 20 Gr.

Sie tragen gleiche Farbe und Tendenz mit den vorigen. Schade nur, daß wir Norddeutschen sicher manches Reizende und Neckende in Worten und Wortgruppen nicht recht fühlen werden, da sie uns, so freundlich sie bitten mögen, ihre Schallsprünge vor uns machen zu dürfen, gar zu fern stehen und auch das angehängte Idiotikon unzureichend sein möchte, uns ihren Sinn genügend zu erschließen. Ob der Sinn werden sie desto mehr Freunde finden, und es wird ihren Schallsprüngen nicht an tobendem Applaus fehlen.

25. Blumen für meine Freunde. Von P. Fr. Bouché. Berlin, Perbig. 1837. Gr. 12. 12 Gr.

Am schlammigen Spreegestade wächst heutzutage ein Rastbühler nach dem andern empor, und immer freier, in immer zahlreichern Gruppen durchwandeln Rufen und Grazien den märkischen grauen Sand. Daß sich unter ihnen der Gastwirt und Inhaber des Elysiums, Herr Feinzelmann ergeht, haben wir schon früher in diesen Blättern erwähnt. Außer ihm bräut auch noch der Brauer Josty in der Residenzstadt Berlin nicht blos das dort so äußerst beliebte Weißbier, sondern schöpft auch aus dem kaskalischen Quell. Daß er in seine Verse, sich ver-greifend, statt der Schale aus Agantippe eine Kanne mit Spreewasser gießt, wer kann das hindern? Ironie ist menschlich. Ein anderer Herr Josty ebendasselbst, vielleicht ein Descendent des renommirten Schweizerbäckers unter der Stechbahn, wo nicht gar der Chef des Establishments selbst, dichtet, wie uns ein Freund berichtet, in drei verschiednen Sprachen, und ist der Mann von der deutschen Titellucht bereits angesteckt genug, so strebt er gewiß nach dem Titel eines Ober-Hof-Schweizer-Bäckers des Apollo. Ein Innungs- und Geistesverwandter desselben, Herr Pfefferkühler Cassimir, will ihm nichts nachgeben und verbirbt den Wagen nicht blos durch seine Lebkuchen und anderweitigen Süßigkeiten, sondern auch den guten Geschmack durch süßlich gebackene Phrasen und Reime. Der Siegelackfabrikant Schulz legt beim Tönen der Peterabendglocke die Werkeltags- und Handwerkschürze ab und nimmt das Plektrum, und das artige Stubenmädchen — sie heißt Henriette Böling —

wirft den Besen Sonntags in die Ecke und brüht, mit über-schwänglicher Empfindung in den Mond blickend, die Lyra an das trunkenen Herz. Diese literarischen über das poetische Berlin aus jüngerer Zeit dienen als Einleitung, und wir kommen auf den Blumenfänger, Herrn Bouché, irren wir nicht, einen tüchtigen, renommirten Kunstgärtner der Residenz. Hier bietet er, was er dem märkischen Sande abgewonnen. Daß die Blumen, ihre Sprache, ihre Symbolik, ihre Eigenthümlichkeiten hier eine große Rolle spielen, ist ganz in der Ordnung. Es gellen uns die Dhren von den Reimen: Sonne und Sonne, Flur und Natur, Liebe und Liebe, und eine Menge Topfgewächse tragen die Spur, daß ihr kümmerliches Dasein mit Spreewasser gefirkt werde, und scheinen erotische Pflanzen, die fern der Heimat, der dunstige Kerker eines Treibhauses zieht. Allerliebste ist die Equivoque S. 58, wo er elegisch ausruft: „Wer wird in den Arm mich drücken!“ Statt: Wer wird mich in die Arme schließen! wobei wir parodierend auf Herrn Bouché ausrufen möchten: Wer wird mich am Armel zupfen, von dem Reimen abzusehen? Das Schluslied: „Die Sprache der Vögel“, möge uns eine Probe geben, wie er die Natur beobachtet. Hören wir nur:

Die Meise singt ihr „Sich ich hier!“  
Den lustigen Gesellen;  
Hier den Sprachmeister lob' ich mir,  
Er schwagt in allen Fällen.  
Doch niemals er gebunden spricht,  
Des Verses Rhythmus kennt er nicht:  
„Jo dis, quo jo l'aime, jo dis, quo jo l'aime!  
Qu'est ce qu'il dit? Qu'est ce qu'il dit?“  
„Ich liebe sie nie, ich liebe sie nie!  
Den Abschied ich nehme, den Abschied ich nehme!“  
„Friede, Friede, Friede! Lebwohl!“  
„Sophie, Sophie, Sophie!“  
„Lebewohl, Lebewohl, Lebewohl!“  
„Die liebe Marie, du liebe Marie!“  
„Louise, Louise! Louis, Louis!“  
„Doctor früh, Doctor früh! wir verlieren!“  
„Die Minna liebt mich, die Minna mich liebt!“  
Und solchen Schnack er mehr uns gibt,  
Wer kann ihn ganz studiren?

Der muntre Fink spricht: „Fink, Fink, Fink,  
Sollt Mädchen ihr euch zieren,  
Doch seid ihr nicht recht fink, fink, fink,  
Bill Fried nicht mit spazieren.“  
Die Lerche singt ihr „Kirkil“,  
Kothschelchen pfeift sein „Siffel!“  
Sie sind so froh und heiter.  
Der Kothschwanz auf der Firste da  
Spricht kets: „Ich bin dir ewig naht!  
Ich ziehe niemals weiter.“

Die Drossel „David, David“ ruft  
„Drei Nidel für 'ne Kanne!“  
Und „Proffit, Proffit! Bis zur Gruft  
Lieb' ich das Glas, die Panne.“  
Der Fittis spricht im Haine da:  
„Die, die, die Babin ist's, ja, ja!“  
Und jener pfeift im Schilf  
Sein lustig „Karl, Karl, kiel, kiel, kiel!“  
„Er läßt gar seine Fieder!“  
Sie ruft nicht mal um Hülfe.

„Markolfus“, hort der Heher spricht,  
Sein „Krdil!“ ruft der Reiter.  
Auch unser Weidwoll (?) fehlt nicht.  
Spricht: „Zulchen, ich bin treuer!“  
Und: „Ho, Wäloh! Sibajal!“  
Die Wachtel lockt „Tag für Tag!“  
Ihr „Klungk, Klungk, Klungk!“ bis Schwäne,  
Und der, den man den Kirchschieb hieß.

Sagt aus: „Die Jahre, Jahr' ist süß!“  
Wenn man sich glücklich wähne.

Also singt Herr Bouché im märkischen Sande an der Spree,  
und wir schließen die Anzeige mit den Worten:  
Und solchen Schnack er mehr uns gibt;  
Wer mag ihn ganz studiren?

26. Gedichte von Romulus Heilmann. Neue Folge.  
Frankfurt a. d. D., Kochp. 1837. Gr. 12. 16 Gr.  
Artige Lieder, größtentheils auf dunkeln Grund mit nicht ungeradem Pinsel gemalt. Auf mehr als ein Blatt fällt die halbverhaltene Thräne der Wehmuth, und wir möchten die Frühlings- und Liebeslieder, welche die erste Abtheilung bilden, den einer Thränenweide entsunkenen Blättern vergleichen, die der Wind hin- und herweht. Nur in den Klagen über verschmähte und verrathene Liebe, dem Lieblingssthemata der neu-deutschen Sängers, wittern wir Klänge aus dem „Buche der Lieder“, was natürlich uns den Genuß verkümmerte, den wir sonst beim Lesen derselben hatten; man vergleiche (S. 45): „Verloren“, wo eine Strophe heißt:

Ich habe für dich gebetet,  
Dem Hohen dem Himmel vertraut.  
Nun hör' ich die Leute sagen,  
Du seist eines Andern Braut.

auch (S. 55): „Brautnacht“, wo die Treulose ihr Hochzeitsmahl hält. In: „Das alte Lied“ (S. 65), ist der Verf. dagegen wieder auf dem Grund und Boden seines eignen Herzens, und der Reufel der Nachahmung ist von ihm gewichen. Die holländischen Volkslieder (sie bilden die zweite Abtheilung) klingen theilweise im Romanzenton und sind nicht übel, keineswegs jedoch ausgezeichnet. Da nun unter den heutzutage gäng und gebe gewordenen Dichtungen die Wanderlieder nicht fehlen dürfen, so hat es dem Sängers gefallen, eine dritte Abtheilung mit der Firma zu versehen: „Erinnerungen aus dem Wanderleben“. Er ist derselbe schwermüthige Wanderer wie oben im Gebiete der Liebe und des Lenzes, und es fallen sogar Thränen in den Becher Weins, den er an die Lippen setzt (S. 93); doch klingt auch der Humor hin und die Katbetät hin und wieder durch, wie denn der Einsall (S. 99) nicht übel ist, wo der lustige Zecher, den Mond im ersten Viertel erblickend, höhniß ihm zuruft:

Ein einziges Viertel hast du,  
Und hast es schon lange Zeit;  
Ich habe der Viertel schon viele,  
Noch viele der Keller beut.

Eine Unterabtheilung in diesem dritten Abschnitte gilt einzig in mehreren Nummern dem Andenken Ewald v. Kleff's — recht schön, fromm, innig; doch einmal verirrt sich das Gefühl des Sängers. Nachdem das zwölfte Lied erzählt hat, man habe dem Helben ein neues Denkmal setzen wollen, seine Gruft geöffnet und ihn nur an dem blauen Bande erkannt, das er einst von der Geliebten erhalten, so drängt Hr. Heilmann seine junge, neue Persönlichkeit nah und eng an die alte, gefeierte des Frühlingsängers, indem er in einem Nachklinge (S. 133) der Geliebten sagt, die Nachwelt solle auch ihn einst erkennen an dem blauen Tuche, das er aus ihrer Hand empfangen. Fühlt denn der sonst so zart sinnige Dichter nicht, daß hier sein Gefühl einen faux pas gemacht? Doch schließt sich an diesen Abortus verführend das letzte Gedicht: „Weihe“, an, eine duftende, zarte Blüte kindlicher Pietät, die er auf das Grab eines geliebten Vaters streut, dem er seines Liebes Erstlingsblüten kindlichen Sinns gewunden.

27. Die Roselieder von Wilhelm v. Waldbühl. Zwickau, Gebr. Schumann. 1836. Gr. 8. 12 Gr.

Daß ein poetisches Gemüth einen Fluß zu einem Silber-saden machen kann, an den sich bequem eine Fülle historischen Stoffes aufreihen läßt, ist leicht begreiflich. Der Dichter braucht nur dem Laufe desselben zu folgen, was vor Hrn. v. Waldbühl auch bereits Mehre gethan haben, so kommt er von selbst, der



malerischen Umfahrungen zu geschweigen, in Gegenden, die ihn zu Naturgemälden einladen, oder in Wohnplätze der Menschen, wo Kunst, Volkssitte und Industrie seine beschreibende Feder in Anspruch nehmen. Dr. v. Balddrühl, den wir schon oben im Gebiete der Satire begegneten, folgt, die Sprache der Natur verkührend und ihrer Einladung genügend, hier dem Laufe der Natur, weilt mit Liebe an ihren malerischen Umfahrungen, von denen er ein ansehnliches Gemälde entwirft, und versäumt nicht, was Offorie, Volkssitte und Sagenwelt Anziehendes bieten, darin mit aufzunehmen. Er thut dies in drei großen Liedern in jambischer Form, durch welche man indessen beim Lesen etwas ermüdet wird, und wir meinen, er hätte diesen Uebelstand vermieden, wenn er einen gefälligen Wechsel in der Form hätte eintreten lassen. Daß er, wie Decimus Magnus Ausonius die Mosella und nicht den Rhein besingt, ist nicht zu tabeln und wird dem Reisenden, der die Moseltäler und Höhen gesehen, nicht auffallend sein; denn die Moselufer von Koblenz bis Trier bieten Schönheiten dar, die sich denen der zu oft gepriesenen Rheinumfahrungen kühn an die Seite setzen können, ja, die Zahl der Burgkränmer, deren Anblick uns in die Zeit des romantischen Mittelalters versetzt, ist bedeutender an der Mosel als am Rheine. Wir wollen also das Büchlein, dem freilich ein einladenderes Auser zu wünschen wäre, eine willkommene Bereicherung der descriptiven Poesie nennen und es Allen, die in jene Gegend zu reisen gedenken, als eine unterhaltende und selbst lehrreiche Lecture empfehlen; den Anwohnern empfiehlt es sich ja wol von selbst. Lehrsreich wird es durch die Anmerkungen, die als erläuternde Noten angehängt sind. Der Ausdruck S. 8: „angepfeifcht“, ist doch wol ein Bauwort und hätte wegbleiben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Das Schloß des Fürsten von Palagonia.

Nicht weit von Palermo liegt ein, wie man sagt, in den Zeiten der Sarazenenherrschaft gebautes Schloß, welches der Fürst von Palagonia im vorigen Jahrhundert zu dem Bizanzesten machte, was man nur erinnern kann. Die Eleganz des Ausern war im stärksten Contrast mit dem Innern. Alles Abgeschmackte, was ein verkehrter Geschmack an häßlichen Gestalten u. s. w. ebend in den Gärten vereinigte, schwand als unbedeutende Spielerei gegen die tolle Caricatur, welche dieses Schloß vorstellte. Der Fürst sparte weder Kosten, noch Zeit oder Mühe, um jede Spur gesunden Geschmacks zu vertilgen und das Unsymmetrische, Augenbeleidigende, die tollsten Ausgeburten einer verrückten Phantasie daselbst zu vereinigen. Statt der Alee, durch welche man sonst zu prächtigen Landstigen gelangt, führte zu dem Schlosse eine doppelte Reihe von etlichen Hundert Statuen, in welchen der Mensch vereinigt hatte, was von Gott und Natur geschieden ist. Die widerstrebensten Theile der Menschenform und aller möglichen Thiergestalten waren hier in monströsen Gebilden verbunden, gegen welche gehalten die Götzen einer indischen Pagode als Modelle der Schönheit gelten könnten, z. B. ein Affe mit einem Mädchenkopf und Schlangen statt der Arme; ein Mann mit einem Elefantenrüssel und Pferdefüßen an den Schultern, wo die Arme sein sollten; ein Fuchs mit einem Mädchenkopfe und Rabentrallen; ein Adler mit Menschenfüßen, dem statt des Kopfs ein Fischschwanz aus dem Rumpfe hervordrückt u. s. w. Noch der Hofraum war mit dergleichen Fragen angefüllt und gleich fragenhaft die innere Einrichtung. Gleich die Stiege zeigte ein Mosaisk in ganz neuem Style aus Porzellanstücken, Köpferarbeit und Glasplatten, fest aber bunt untereinandergerworfen. In den Zimmern waren große Felsen von größter Segelsteinwand mit Felsen von den kostbarsten Stoffen zusammengenäht, als Gardinen, als Überzüge der Stühle und Kanapés. Daß die Stücke so abscheulich und augenbeleidigend als möglich geformt und die unverträglichsten Farben hart aneinander gebracht waren, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. In dem einen

Zimmer waren alle die mächtigen Bekafühle so gestellt, daß, wer sich darauf setzte, den Andern den Rücken zusehern mußte, in einem andern so schief, daß, wer einen Versuch zum Sitzen machte, der Länge nach hinfiel. Nicht Ein Tisch oder Stuhl, wo zwei Füße zueinander paßten; jedes Bein ein häßlicher Thierschädel oder eine Pfote. Die Plafonds bestanden zuweilen aus unordentlichen Stücken von allen Formen und Farben, zum Theil aus lauter kleinen Spiegelgläsern, wo sich die Caricatur der Einrichtung noch tausendmal verzerrter abspiegelte und jeder Eintretende zur verkehrten Caricatur ward. Zerbrochene Stuggläser, Flaschenhälse, alte Barometerrohren, alle mit Eisendraht verbunden, bildeten die Lustre. Jede Fensterscheibe hatte eine andere Gestalt, eine andere Farbe. Die Wände stellten ein Bunterlei von Porzellan und gewöhnlichem Thon, verkehrten Landschaften und zerrissenen Gemälden dar, so übereinandergesetzt, daß z. B. ein halber Baumstamm ein halbes Schiff trug, aus einem Felsenstück ein Paar ausgebreitete Menschenbeine in die Höhe stachen. Die Partette kohl-schwarz, schwarz-roth, in allen Farben wechselnd, aus allen möglichen Stoffen gebildet. Sogar die Schloßkapelle zeigte den nämlichen Geschmack: ein Crucifix, seiner ganzen Länge nach an die Decke genagelt; ein heiliger Franziskus frei in der Luft fliegend, daß sein Kopf an den Füßen des Heilands hängt; an einem Stricke, der zwischen seinen Beinen durchgeht, die Lampe der Kapelle u. s. w. Gegenwärtig sieht man nur noch einzelne Reste von der Tollheit, deren Residenz das Schloß des Fürsten von Palagonia vor nicht allzu langer Zeit war. 29.

#### Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

### URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1839.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Lamartine's.

8. Auf seinem Velinpap. Eleg. cartonirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Des Lebens Ueberfluth. Novelle von Ludwig Tieck. — II. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. — III. Die Entführung. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff. — IV. Der Sekrenzige. Novelle von Leopold Schefer. — V. Irz-wisch-Fritze. Noll-Novelle von Franz Werthold.

Mit dem Jahrgang 1839 der Urania beginnt eine neue Folge und ich erfülle daher gewiß den Wunsch vieler Freunde dieses Taschenbuchs, wenn ich die noch vorrätigen neun Jahrgänge 1830—38, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, **zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr.,** einzelne Jahrgänge aber für 16 Gr. ablasse.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, G. Böring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, B. Hugo, W. Martell, E. Mürike, A. Dhlenschläger, Pogaru, P. J. von Rehfues, L. Kellstab, G. F. von Rumohr, A. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, E. Scävola, A. von Sternberg, F. Voigts, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von Ludwig Tieck, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhlant, Cornelius, Dhlenschläger, Dannecker, Zelter, Zegnér, Huber, A. von Humboldt, Bedlig und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.

Leipzig, im October 1838.

J. K. Brodhans.

Montag,

Nr. 295.

22. October 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 294.)

28. Gedichte von Adelbert Friedner. Magdeburg, Wagner u. Richter. 1837. 8. 12 Gr.

Eine gewisse ruhige Mäßigkeit, welche der Phantasie die Schwingen also flücht, daß sie sich nirgend im excentrischen Fluge zu erheben vermag, gibt diesen Versen eine gewisse Haltung, und wir können denselben eben deshalb das negative Lob ertheilen, daß es uns bei all ihrer Alltäglichkeit nicht gar schwer geworden, sie bis zu Ende zu lesen. Hr. Friedner selbst charakterisirt sie (S. 3) also:

Mein Lied, du klingst so häßlich,  
So bang und wehmüthigvoll,  
Ein traurig Liebesgestüß  
Und Thränen sind der Sockl.

Indessen hat es mit der allzu großen Wehmuth und dem Thränenzolle hier nicht so viel zu sagen; denn da, wo der ledige Geist erkünstelter Verzweiflung sich in Heine'schem Gewinsel und Phrasenkrame äußert, ist uns die wehmüthige Stimmung, die bewirkt werden soll, gar nicht gekommen, weil wir eben sehen, daß es ein gemachter Liebesjammer ist, der sich wie ein schlechter Schauspieler mit Händeballen und Zähneklischen geberdet. Die Sonette (sie athmen Grotisches und Patriotisches) erheben sich über das in dieser Form seit dem letzten Aufstrum Gelesene durchaus nicht. „Aus der Harzreise“ heißt es von Kaiser Heinrich (S. 28):

Daß manches Finken gefangen  
Auf froher Herzensjagd  
Und manchen schönen Sängers  
Bei mit nach Hause gebracht.  
Doch der Schatz von allen Bögeln,  
Der sang nicht halb so traut  
Wie der kleinste derer Gedanken,  
Als du die Städte gebaut.

Solcher artigen Gedanken wie diesen hat der Verf. wenige in seinem poetischen Reize gefangen. Die Epigramme laufen sämmtlich auf bloße Wortspiele mit stumpfer Spitze aus, und die Stammbuchverse sind matt und schwächlich. Die Dals laden können wir nur Bruchstücke zu dieser Dichtungsart nennen, die der Zusammensetzung zum Ganzbau warten; doch lieft man vielleicht mit Vergnügen „Soabdl“, in drei Nummern (S. 112), und die „Ahnfrau“ (S. 118), die ein historisches Interesse weckt. Einige Druckfehler sind störend.

29. Dichtungen von Friedrich Ernst. Heidelberg, Winter. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Hier kosten wir auf eine Sammlung von Gedichten aus dem J. 1837, die, wenn wir sonst dem Verdienste seine Krone nicht entziehen wollen, weder so rasch noch so vornehm abge-

fertigt werden kann wie zwanzig andere aus demselben Jahre. Der Verfasser derselben ist zwar kein Anafasius Grün, kein Nikolaus Lenau, kein Justinus Kerner, kein Gustav Pfiffer, Schwab oder Uhland; aber darin besteht eben sein individueller, persönlicher Werth, daß er Keiner von den Allen, sondern grade nur Er — Friedrich Ernst — ist, der seinen Weg zu finden weiß, ohne daß er in jener Fußstapfen tritt, ohne daß er schwächern ihre Hand ergreift, oder, an den Saum ihres Gewandes sich anklammernd, sich fortzerren läßt. Seine Phantasie nimmt eben keinen hohen Flug, aber ihr ruhiges Einerschreiten zeugt von einer kerngesunden psychischen Constitution; seine Bilder schillern nicht, die Schauer blendend, in prismatischem Farbenpiel, aber sie sind wohl gewählt und grazil; sein Gefühl macht nirgend Theaterscoups, oder geht auf die moderne Effectmacherei aus, aber man sieht ihm überall Wahrheit und Innigkeit an; und sind endlich die besungenen Gegenstände nicht eben neue und bisher unbesungene, so ist doch keiner darunter, der nicht ein Interesse für den Menschen hätte. Debiert ist der reiche Lieberkranz Ludwig Uhland, der, etwas precid und hyperbolisch, ein mächtiger Fürst im Lande der Geister genannt wird, was überdies wie eine captatio benevolentiae ausieht, deren es doch bei unserm Verf. wahrlich nicht bedarf. Daß er indessen den Kunstgenossen gern ein süßes Wörtchen sagen mag, bezeugen gegen des Buches Schluß die „Grüße“ an Rückert, Grün, Lenau, Karl Waper, G. Pfiffer, Schwab, Kerner und Julius Rosen, unter welchen uns der an Anafasius Grün am meisten angesprochen hat. Eine Menge poetischer Rottos und Symbola, die vor, zwischen und hinter den Gedichten eingefügt sind, nehmen sich wie künstliche Arabesken auf dem Rahmen eines Gemäldes aus; bekanntlich wird aber ein an sich gutes Gemälde durch einen prachtvollen Rahmen nicht besser; wozu also hier das fremde Schindelwerk? Wir brauchen nur das Inhaltsverzeichnis der besungenen Objecte zu überblicken, so finden wir schon im Verf. einen Mann der Zeit. Die bedeutendsten Begebenheiten, die großartigsten Gestalten, die beachtenswertheften socialen Verhältnisse der Gegenwart setzen seine Feder in Bewegung. In einem lesenswerthen Nachrufe, der den Schlußstein des ganzen poetischen Baues bildet, sagt er in dieser Hinsicht von sich selbst:

— Dem Orange konnt' ich nimmer wehren;  
Nicht schmähden wollt' ich, denn nie schmächt die Lieb';  
Ich wollte nur den Wehmüthbecher leeren  
Und künden, daß der Schmerz lebendig bleib,  
Der todtten Zeit ein Todtenlied bescheren,  
Ein Klagehieb der Gegenwart — so trüb' —  
Und singen von der Freiheit heil'gen Funken,  
Der von dem Himmel in die Brust gesunken.

Dabei hat er ein scharfes Auge für die Schönheit der Natur; die Vergangenheit rebet manch Wort der Wehmuth zu ihm und er wird das treue Organ dieser Wehmuth. So muß er das bewegte Herz ausströmen lassen in „Kendphantasie in den Ruinen des Heidelberger Schlosses“, „Bei den Gräbern von

Rissolunghi", „In der Kirche der verlassenen Abtei B. in Franken", in der „Abendphantasie unter der Linde vor dem Thore der Abtei B. in Franken" und „In den Räumen eines aufgehobenen Klosters". Sodann werden manche historische Notabilitäten der früheren Zeit wie der Jetztwelt betrachtet: „Zu Rostock, in dem Paradiese", wo Fuß bekanntlich endete; „Das Grab zu Weidling", wo Friedrich Staps wegen seines Attentats auf Napoleon erschossen wurde; „Am Denksteine Morraus", „Des Bürgers (Lafayette's) Grab", „Charlotte Corday und Adam Euz", „Andreas Hofer" und „Der Todestag Riego's". Hinsichtlich des todtten Cäsars auf St. Helena scheint er nicht recht einig mit sich; denn es bekundet sich hin und wieder ein gewisses Schwanken in den Ansichten über ihn, indem er hier ein Anathema über ihn ausspricht, dort das Rauchsfaß über seinem Kessengrabe schwingt. Desto einiger ist er mit sich hinsichtlich des Sklavenhandels und der socialen und politischen Verhältnisse des jetzigen Americas überhaupt, ebenso hinsichtlich der Polen und ihrer jüngsten tragischen Schicksale. Unter dem Titel: „Polenzug", lesen wir (S. 80) in drei Nummern ein humoristisches, oder vielmehr ironisches kleines Epos, in welchem die Schilderung des Volksjubels, mit welchem die Flüchtlinge empfangen wurden und der mit den Gefühlen dieser Unglücklichen in einem schreienden Contraste stehen mußte, uns besonders ergriffen hat. Ebenso zieht sich ein heller Faden der Ironie durch das Lied: „Der Loast" (S. 112), und noch schneidender durch das frische Zeit- und Sittengemälde (S. 116): „Die Invaliden"; diese Invaliden sind nämlich nichts anderes als ein arabischer Bettrenner und ein ausgehienter Soldat, deren Schicksale hier mit epischer Lebendigkeit erzählt werden. In „Glaube und Credit" (S. 150), wo von den Ordenskreuzen die Rede ist, die den reichen Juden von den bei ihnen Anleihen eröffnenden Höfen verlassen werden, ist diese Ironie fast bitter. Der Leser könnte geneigt werden, den Verf., der solche Zeitbilder aufstellt, für einen poetischen Ultra von der linken Seite zu halten; das ist er aber in der That nicht; er ist kein Mann der Bewegung, kein Mann von bestimmter politischer Farbe, kein Mann, aus dessen Sprache auf jeder Blattseite das Schiboleth irgend einer beliebigen Zeitcorporation erklingt; er ist ein Kosmopolit, ein Eklektiker und erhält sich frei von jeder Gestalt. So ist's selbst hinsichtlich seines Gefühls für das Heilige, für welches zwar seine Brust ein kleines Kämmerlein hat, das aber nirgend in entschiedener Richtung hervortritt. Einige Male kommt er auch auf Gegenstände, die der wahren Poesie gänzlich heterogen sind; so lesen wir z. B. (S. 151) die Überschrift eines gereimten Stückes: „Beim Anschlusse Badens an den großen Zollverein"! eins dergleichen (S. 219): „Zur Feier der Zollvereinigung"! Raum sollte man glauben, daß der Verf. dieser beiden Stücke derselbe sei, der so sinnig, gedankenreich und überraschend im „Rothem Kämmerlein" (S. 198) und in „Denken und Denken" (S. 204) spricht. Wie artig sind ferner die Prognostika an der Wiege seines erstgeborenen Knaben! Welche elegische Wehmuth haucht aus „Vorüber!" (S. 232). Wie viel Rührendes hat der betende, verhöbnte Judengeris in der „Bespercene" (S. 245)! Den zarten Sehnsuchtshauch: „Fort" (S. 53), theilten wir gern mit, wenn er nicht zu lang wäre; dagegen theilen wir als Probe „Das rothe Kämmerlein", dessen wir schon oben gedachten, mit, auf daß der Leser selbst urtheile:

Wieder ich spazieren geh'  
Durch der Stüblein vier  
Und die Bilder mir beseh',  
Ihrer Wände Zier.

Um mich ist es traulich, still,  
Laut wird es in mir,  
Manches Kämmerlein ich noch füll',  
Eins bestimm' ich dir.

Steh! da sah ich schon dein Bild,  
Wie geschwind es ging,  
Daß das Kämmerlein ausgefüllt,  
In der Kammer hing.

Wo — fragt wol mein Schwesterlein —

Wo siehst du mein Bild?  
Hab' ein fünftes Kämmerlein,  
Das auch ausgefüllt.

Dort siehst du an rother Wand  
Manches Conterfel,  
Und an einem goldnen Band  
Deines auch babel.

Such dir nun das Kämmerlein,  
Das im Lied' ich bot,  
Wird es wol ein andres sein  
Als das Herz, so roth?

Klein sind die Flecken, die das Buch entstellen, aber es sind solche doch da. So treibt der Verf. ein widerwärtiges und leider immer wiederkehrendes Spiel mit dem Worte: gewunken, und einige durch Apostrophierung herbeigeführte Härten beleidigen das Ohr, wie der Leser auch schon aus dem hier Mitgetheilten merken wird; sonst ist die Sprache überall edel und prägnant, der Versbau leicht und das Äußere zu loben.

30. Die Sterne. Ein Schöpfungselied in fünf Gesängen. Von Pape. Hannover, Helwing. 1837. Gr. 12. 1 Thlr.

Nicht ohne Beforgniß, der Verf. dieses Liedes möge sich an einen Gegenstand gewagt haben, dessen Erhabenheit seiner Kraft nicht entspräche, nahmen wir das in einem gefälligen Äußern auftretende Buch zur Hand, das uns überdies durch seine materielle Fülle — es bietet über 650 Octaven! — einen kleinen Schrecken einjagte. Indessen gefiel uns schon das Klein, in welchem der Mann auftritt, wie meinen eben diese Octaven, die recht melodisch dahinfließen, und wenn sich in dieselben statt eines Iambus ein Trochäus mitunter einschwärzt, so hält dies eine billige Kritik dem deutschen labor improbus zugute, der sich auch hier bewährt. Wir müssen doch wol dem Gedichte unter den Lehrgedichten seine Stelle anweisen; davon gibt schon der systematische Entwurf des Ganzen nebst den Belehrungen, die uns darin über die Astronomie ertheilt werden, Zeugniß. Der erste Gesang betrachtet die Sonne nebst den Kometen; der zweite einige astronomische Ansichten der Vorwelt, also was Ägypter, Chaldäer, Chinesen, Griechen für die Wissenschaft gethan; die Teleskope und die Namen Galilei, Copernikus, Tycho, Kepler, Newton und Leibnitz. In demselben Gesange empfangen wir Belehrungen über unsere Planeten, nebst freieren Hypothesen und Ansichten über dieselben. Was er über Venus und über unsern Mond sagt, befriedigt beitem mehr als Das, was er von unserer Erde mittheilt. Der dritte Gesang belehrt uns über die Fixsterne. Hier ist manches recht Poetische, namentlich wo er die Mythen der Vorzeit berührt, die sich an jene Gestirne knüpfen; doch findet sich auch eine ziemlich trockene Nomenclatur der Sterne. Des vierten Gesanges Gegenstand ist der Thierkreis, wo sich bekanntlich dem Mythos auch ein weiter Spielraum öffnet. Die Betrachtung der Milchstraße, die Unendlichkeit des Weltalls, die Materie des Lichts und die Rebelsterne gibt uns der fünfte Gesang, der mit einem frommen Hymnus schließt. Es kann nicht fehlen, daß der Dichter da, wo er bloß belehrt, wo Zahlen und Namen sich einmischen, oft matt und prosaisch wird; indessen verliert sich diese prosaische Mattigkeit immer wieder in der Fülle des poetischen Stoffes, den der Gegenstand an sich bietet. Der Phantasiereiche wird mit Vergnügen lesen, was hier über die alte Idee vom Gesange der Sphären oder von Mythen und Hirtenjagen der Vorzeit gesagt wird; der historische Forscher wird sich angezogen fühlen durch die Namen der bedeutendsten Astronomen und die durch dieselben gemachten Entdeckungen; der Gefühlvolle wird gern dem Sänger folgen, wenn er ihn in das Gebiet des Glaubens führt, ihm die Wunder der Schöpfung und die Größe des Schöpfers enthüllt und ihm jene Räume aufschleßt, die uns einen höhern Wirkungskreis eröffnen sollen; und so ist die Frucht der Lectüre dieses Werkes Belehrung, Unterhaltung und Stärkung des religiösen Gefühls,

und sein Verf. kann Ansprüche machen auf den Namen eines Mannes, der das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden weiß.

31. Neue Lieder von F. Brunold. Prenzlaw, Vincent. 1837. Gr. 8. 12 Gr.

Die Herren machen sich's jetzt bequem mit ihren Liedern. Sie entwerfen ein Bildchen, zu klein selbst, um den Namen eines Genrebildes zu verdienen; sie pugen ein Gefühlchen mit dem Schmucke des Rhythmus und Reims gar zierlich aus, und wenn sie einige Duzend solcher rasch concipirter und ebenso leicht geborener Kindlein ins Leben gesetzt haben, so werden sie in einem Bündchen fein zusammengestellt, und darauf wird geschrieben: Gedichte — Lieder von \*\*\*. Ehedem war es nicht so. Bei den frühern Dichtern gestalteten sich Gefühl und Gedanke wol auch in der lebenden Stunde leicht zu Rhythmen und Reimen; aber man war scrupulöser bei ihrer Aufnahme in die Sammlung; man prüfte, ob Gedanke und Gefühl sich zu einem Kunstwerke gestalten ließe und des Namens: Gedicht, würdig sei; man hatte mit einem Worte mehr Respekt vor dem Dichterverke und Dichternamen. Die vor uns liegenden Lieder, deren Verfasser schon einige Male, als er mit Ferrand in poetischer Kameradschaft dichtete, mit einigen Federstrichen in diesen Blättern charakterisirt ist, sind solche rasch concipirte, elaborirte und leicht geborene Kindlein der Muse, die, gar zierlich ausgeputzt, sich mit Leichtigkeit bewegen, die jedoch zu wenig ausgeführt sind, um des Namens: Lieder, würdig zu sein. Im Grunde sind sie bei aller Sinnigkeit ihrer Antithesen, bei aller Anschaulichkeit mancher Bilder, bei aller Nettigkeit einzelner Reflexionen nur Spänchen, die der Dichter früherer Zeit unbeachtet auf seiner poetischen Hobelbank liegen ließ. Ubrigens zeigt sich in diesen Leistungen Talent für das Epische. So ist die „Rose von Jericho“ ein artiger Romanzenklang (S. 8). „Die Strandhütte“ (S. 79) ist ein anschauliches Bild in leichter Darstellung, sowie die Strandbilder überall wohl gerathen sind, was wol daher kommen mag, daß der Verf. am Strande zu athmen begonnen und seine frühesten Eindrücke empfangen hat. S. 72 sagt er ja:

Mein Vaterland, das meerumspülte,  
Mit seinen Thälern, seinen Ödhn,  
Wo ich mich heimlich, glücklich fühlte,  
Hab' wieder ich im Traum gesehen.  
Die Dünen, wo der Seehund ruhet,  
Die Möven kreisend, schillernd ziehn;  
Die Lannenwälder, dicht und buschig,  
Der Birken saftig frisches Grün.  
Und dann, vom Sonnenglanz besienen,  
Die See, so glänzend, ruhig, klar.  
Der Schiffe helle, bunte Flaggen,  
Der Meerbewohner muntre Schar.

So legt sich immer noch so heimlich  
Um meine Seele mir der Traum,  
So führt mich immer die Erinnerung  
Noch wieder in den alten Raum.

Wie artig der Verf. zuweilen malt, bezeuge „Das Gedicht“ (S. 37):

Süß träumend eilt' ich durch die Flur,  
Im Herzen ein Gedicht,  
Doch hatt' ich, ach! Papier und Stift  
Zu meinem Ärger nicht.  
Da nahm ein weißes Blättchen ich  
Dem nächsten Blütenzweig  
Und schrieb mit einem Rosenorn  
Drauf das Gedicht sogleich.  
Es war ein inhaltreich Gedicht;  
Das Kleinste sicherlich —  
Der Liebsten Namen schrieb ich hin,  
Und dann: ich liebe dich.

Das Blütenblättchen raubte mir  
Der lose Frühlingswind,  
Ein Vogel kam und haßte' es nun  
Im Fluge sich geschwind.

Der flog zu der Geliebten hin  
Und warf's ihr in den Schoos;  
Sieht sie mich nun, so spricht sie nicht,  
Sie lächelt heimlich bloß.

Daß jedoch auch viele Blumen dabei sind, denen man es ansieht, daß sie im märkischen Sande gezogen und mit Spreewasser benetzt sind, ist begreiflich; noch gut genug, daß wir hier, wie früher so oft, nichts Feinstirtes gefunden haben und die Pflanzen von der pommerschen Küste her durch einige erschöpfende Gewinde angehaucht werden. „Von der Geister dunkler Nacht“ in den einleitenden Versen muß heißen: Von der Geister dunkler Nacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Der literarische Zustand Polens zur Zeit Stanislaus August's. \*)

Die menschliche Natur hat leider die Eigenthümlichkeit, daß sie Dasjenige leichter zu beurtheilen vermag, was schon vergangen ist, als Das, was noch besteht. Unser geistiges Auge verlangt oft wie unser sinnliches, daß der Gegenstand seiner Betrachtung in eine gewisse Entfernung entrückt sei. Wenn und daher der augenblickliche Eindruck und die lebensschaffliche Aufregung, der wir nicht entgehen können, in Rücksicht auf die Ereignisse der Gegenwart in die Irre führen, so wollen wir wenigstens aufmerksam auf die Vergangenheit hinblicken und in ihr die für uns nöthige Mahnung und Lehre suchen. Ein solches Anschauen der Vergangenheit ist für ein Volk ebenso notwendig und nützlich, wie für einen Menschen, daß er sich Menschenschaft ablege über sein Inneres. Je öfter der Mensch diesem Geschäfte sich unterzieht, desto sicherer, meint man ja, könne er seiner steten Bervollkommnung sein. In diesem Sinne sind folgende, freilich nur allgemeine und von wenigen, dem fern von der Heimat lebenden Pilgrime zugänglichen Hülfsmitteln unterstützte Bemerkungen abgefaßt worden.

Die polnische Literatur, mit Würde und Glanz zur Zeit der beiden Sigismunde aufstretend, von Batory gehegt und unter dem ersten Wasa noch im Ruhme wachsend, der edle Pfleger der Jagellonen, welkte zugleich mit diesem königlichen Stamme und war dem vollständigen Verfall dahingegen, als der polnische Thron in dem letzten Wasa auch des letzten Sprosses der Jagellonen verlustig gegangen war. Der Verfall ging mit dem des moralischen und politischen Zustandes Hand in Hand. Das Volk, sich durch seine Zügellosigkeit und Trägheit der Macht und des Ansehens beraubend, gab sich selbst der Unterdrückung preis und näherte sich immer mehr dem drohenden Abgrunde. Da fiel auch Wissenschaft und Literatur der Verachtung anheim, und erst als Polen an seinem Grabe stand, gab sich wieder eine Literatur kund, die aber nur einem Loos beschrei Vergleichbar ist.

In dem Zeitalter, da die Etikette der Höfe es erheischte, daß die Könige und Fürsten mit einer Schar von Poeten, Philosophen und Akademikern jeder Art sich umgaben, ebenso wie ihnen eine italienische Oper und ein französisches Ballet ein Bedürfnis war, da wollte Poniatowski, obgleich er nur ein Emporkömmling war, doch nicht zurückbleiben hinter der Sitte anderer Monarchen, und eilends bildete er sich in Warschau eine ehrenwerthe Societät von Autoren zu unterschiedlicher Schriftstellerei in Versen und in Prosa, indem er selbst den Titel ei-

\*) Der erste Theil eines größern, die neueste Literatur Polens behandelnden Aufsatze, welcher sich in dem in vieler Rücksicht ausgezeichneten Werke Witwicki's: „Wieczory pielgrzymy“ (Abendstunden eines Pilgers, Paris 1837), befindet.

nes roi philosophe und eines Mäcenat übernahm. Diese Literatoren, und unter ihnen befanden sich einige vortreffliche und mit Recht berühmte Männer, schrieben, kann man behaupten, mehr für den König, bei dem sie eine Zeitlang wöchentlich einmal speiseten, und für die warschauer Cirkel, deren Schmuck sie waren, als für das damals noch halb schlummernde Polen. Wie sie nicht von dem Hofe, sondern vom Hofe und von Warschau ausgegangen waren, so gehörten sie auch mehr dem Hofe und der Residenz an als der Gesammtheit des Volks.

Dem natürlichen Gange der Dinge gemäß hätte Polen nach dem vorhergegangenen allgemeinen Schlummer nimmermehr plötzlich solche Autoren hervorgebracht, wie sie sich zur Zeit Stanislaus August's offenbarten. Eine langsam, aber aus dem Innern des Volks durch allmähliges Erwachen seines Geistes und Erstarken aller ihm angeschaffenen Kräfte erwachsene Literatur wäre für die Resultate Polens von viel gewaltigerer Bedeutung gewesen und hätte auf das allgemeine Schicksal des Landes einen ungleich mächtigeren und glücklicheren Einfluß ausüben müssen. In einer solchen Literatur hätte Poniatowski aber mehr beigetragen durch muthvolles kräftiges Regiment als z. B. durch alle „Donnerstagsmahzeiten“ und alle Vertraulichkeit mit den Poeten.

Ihm aber thaten gleich Autoren Noth, er war um eine Literatur zum täglichen Bedarfe seines Hofes, zum sofortigen Verbrauch in seiner Hauptstadt bedacht. Er war ein Wirth von Bildung und Geschmack; aber wer keinen Nachkommen zu hinterlassen gedenkt, der ist vorzugsweise mit dem heutigen Tage beschäftigt, ihm genügt es, wenn er nur auf Augenblicke unter dem kühlen Schatten eines Baumes ruhen kann, unbekümmert darum, ob dessen Wurzeln tief in den Boden gedrunken sind, oder ob das Gedröck, in dem der Baum erwachsen ist, ihm langes Leben verspricht. Daher kam man alsbald auf die französischen Schriftsteller, die man zur Hand hatte, übersetzen und nachahmen konnte, zu Gunsten des Königs, der seine Memoiren in französischer Sprache schrieb, und der Herren, die direct aus Paris ankamen oder sich nach Paris begaben, keineswegs aber zu den „altväterischen“ Autoren Polens, in deren Werken man eine Grundlage zu einer nationalen Literatur aufgefunden hätte. Von dem bedächtigen, beharrlichen und gottesfürchtigen Sinne der ernsten Menschen aus den Zeiten der Sigismunde war der nun Alles beherrschende, aus Frankreich herübergekommene Leichtsinne, die neumodische Oberflächlichkeit und Irreligiosität zumal ganz geschieden. So vermeiden die Kinder den Kreis bedächtiger und weiser Männer, von denen sie bei ihren Erleuchtungen und Spielereien statt der Theilnahme Verweise zu gewärtigen haben.

Schon der leichtfertige Ton, den sich die Literatur Poniatowski's so schnell angeeignet hat, reicht hin zum Beweise, daß sie nicht aus dem Volke erwachsen, daß sie kein Erzeugniß des nationalen Geistes gewesen sei. Denn unzweifelhaft ist, daß das Volk, auf welches damals schon die schwärzeste Trauer sich herabließ, wenn es nicht geschlummert hätte, ganz anders würde gesprochen haben. Selbst jene Klage des alten Predigers Starga, mit welcher er einst die Herzen seiner Zuhörer erschütterte, als er mit dem Prediger Salomonis ausrief: „Die Herrschaft wandert von Volk zu Volk wegen ihrer Ungerechtigkeiten und Sünden!“ wäre für die damalige Zeit nicht härter und schmerzlicher genug gewesen. Vielmehr schied grade die Verstandesbildung, welche die „den Fanatismus abschüttelnden“ Bischöfe erotische Lieder und Spottgedichte auf die Diener der Religion machen ließ, und die sich von dem Verstande der frühern Zeitalter los sagte, die neumodischen Literaten von dem Volke, zu dem die geringere Civilisation und die offenkundige Verderbnis noch nicht durchgedrungen waren, und ließ sie nur bei einigen Herren, die in der Fremde philosophiren gelernt hatten, Anklang finden.

Worauf und woraus sollte nun eine polnische Literatur sich erheben? Es blieb ihr noch ein häusliches Fundament, der Patriotismus, übrig. Aber auch dieser begann da, wo man die

angekommene Tracht, Rede und Sitte dem Volke preisgab, nicht nur in seinen Formen getrübt, sondern von Grund aus immer gefährlicher angegriffen zu werden. Dazu hatte die herrschende Philosophie, der die Geistesrichtungen der einzelnen Völker ein zu geringes Feld zu ihren Betrachtungen darzubieten schienen, an die Stelle des herkömmlichen und geraden Patriotismus etwas weit Erhabeneres, einen stolzen Pflanzthronismus, gesetzt.

Wenn es nun so keine einheimischen Werkstücke gab, aus denen in Polen eine Literatur hätte aufgebaut werden können, und man, wie gesagt, um jeden Preis sogleich eine haben wollte, so blieb nur Ein Weg übrig, nämlich die Nachahmung des Fremden. Über der Auswahl des Vorbildes konnte keine lange Ungewißheit obwalten, man verschrieb es aus dem sympathisirenden Frankreich. Und nun geschah es, daß es bald keine der berühmtesten Tragödien oder Komödien Frankreichs gab, die nicht einen Übersetzer oder Nachahmer in Polen gefunden hätte, ja selbst lange Gedichte sprachen nicht zurück, sobald, einige Hundert Meilen von Frankreich entfernt, gleichsam eine zweite Ausgabe der französischen Literatur zu erscheinen begann, die von der ersten nur durch den Dialekt und schlechteres Papier unterschieden war. Sie erschien insbesondere für solche Leser, welche sie schon mehr oder weniger aus der Originalausgabe kannten und jetzt aus Artigkeit, vielleicht auch aus Mitleid, mehr angezogen zu sein vorgaben. Französisch zu können hieß, alle Sprachen der Welt, die lebenden und todtten, umfassen. Nicht nur die Werke der englischen und anderer neuuropäischen Literaturen, sondern auch die der alten Griechen wurden trischweg aus dem Französischen übersezt.

Ich will hier nicht die Autoren einzeln vorführen; es genüge die Andeutung, daß selbst weder Krambecki noch Krasiński, zwei Schriftsteller von Bedeutung und so begabt, sich mit dem nationalen Geiste zu verständigen, ihren eigenthümlichen Kräften und Eingebungen folgten, daher ihr Talent nicht vollständig, wie es der Nation recht erspriesslich gewesen wäre, entfalten konnten. Der einzige Karpinski, obgleich auch er Französisch lernen und aus dem Französischen übersetzen mußte, blieb, wie er war, in seiner Sphäre. Er hatte nicht weltlichen Wiß und Gewandtheit genug, um gleiche Gunft wie seine Genossen zu erlangen; daher schrieb er Psalmen, Gebete, treu liebte er seine Justina und spielte unter den Collegen etwa eine Rolle wie ein Landgeistlicher unter den Leuten der Residenz.

(Der Beschluß folgt.)

### M i s c e l l e n .

Chemals pflegte man in Paris auf den beiden Seiten der Bühne Stühle für Zuschauer hinzustellen. Der Schauspieler Armand bemerkte, daß ein kleiner Buctiger täglich einen dieser Stühle einnahm und zu seinem Spiele beständig die Achseln zuckte oder den Kopf schüttelte. Um sich von ihm zu befreien, kaufte Armand eines Tages alle Biletts zu jenen Sitzen, stellte sich auf den Pont-Neuf und verschenkte sie an lauter Buctige mit der inständigen Bitte, das Stück durch ihren Beifall zu unterstützen; den vordersten Stuhl hatte er seinem Zabler angewiesen, und dieser fand sich zuerst ein. In dem Augenblicke, als der Vorhang aufging, wurde auch das Proscenium durch die Lampen erleuchtet, und bei dem plötzlichen Anblick der auserlesenen Gesellschaft auf dem Proscenium brach das ganze Publicum in ein lautes Gelächter aus. A bas les bossus! riefen tausend Stimmen. Die Armen gehorchten und — der lästige Splitterrichter fand sich nie mehr ein.

Der im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts lebende Staatsrath Gamus konnte gewisse Pfaffen nicht leiden, die immer mit glatter Zunge und gekrümmtem Rücken an den Tafeln der Großen schmauseten; er nannte sie Krüge, die bloß untertauchen, um sich zu füllen. 29.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 296. —

23. October 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 295.)

32. Wanderung und Heimkehr. Eine Dichtung von Gustav Teschendorff. Stettin, Nicolai. 1837. 8. 12 Gr.

Das Thema in diesem Cyklus von Liedern ist der verlorene Sohn, aus jener lehrreichen und rührenden Parabel Jesu, wie sie uns der Evangelist Lukas erzählt; nur erscheint er im modernen Gewande, nämlich im Studentenkleide. Er hat früh und spät über den Büchern gelegen, um die Höhen und Tiefen der Weisheit zu messen; aber unbefriedigt durch dieses Selbststudium und sich sehnd nach dem bunten Leben der Welt, das ihn lockt, verläßt er das theuere Vaterhaus, nicht ohne sentimentale Reflexion und Rückblicke auf die in der Heimat zurückgelassene Geliebte. In Klängen aus der Ferne bringen magisch die Gebete und Wünsche derselben in des jungen Wanderers Seele. Er erreicht die Stadt, den Sitz der Muse, wo des Wissens Durst gestillt werden soll, und betritt sie nicht ohne ein bellemmendes Vorgefühl. Dies schildern die Lieder des ersten, „Sentimentales zu und auf der Reise“ überschriebenen Abschnitts. Wie Wagner in Goethe's „Faust“, der Alles begreifen, erfassen und durchbringen will, tritt er ehrsüchtig vor den Meister, der ihn, im traurigen Gefühl eigener Rathlosigkeit und Ignoranz, mit dem Schwall modern-philosophischer Phrasen abzuspülen sucht, was ihn im Grunde betäubt, ihm aber den Bahn einflößt, sein Geist sei durch diese Weisheit schon aller Fesseln los und lebzig geworden. Da reißt ihn aber das „Gaudemus igitur“ leichtblütiger Commilitonen zum Bacchusdienst und „Weinlust“ (S. 44). Mag auch abermals aus der Ferne des ätterlichen Hauses ein höherer frommer Klang ihn zurückrufen wollen, — der Kopf ist ihm bereits zu wußt, die Lockstimme des zur Repetition auffordernden lustigen Commilitonen zu mächtig und der Becher der Lust zu süß, als daß jetzt noch an eine energische Wirkung jener mahnenden Klänge zu denken wäre. Ueberdies hat ihn ein holdes Kind bereits in ihre Reize gezogen, über die er nicht bloß die alte Geliebte vergißt, sondern der er auch jene Kleinodien schenkt, die er als ein theures Liebes- und Erinnerungspfand von der ersten Geliebten der Heimat empfing. Diese Lebenserfahrungen und Sinnengenüsse diktiren ihm das Lied (S. 64): „Lebensphilosophie“. Doch ändert sich's bald mit ihm; Verlegenheit kommt über Verlegenheit. Am Weihnachtsabend, wo er die Straßen der Stadt durchzieht, regen sich im Schuldbewußten Gemüthe süße Erinnerungen an die harm- und schuldlöse Knabenzeit. Doch ein neuer Rausch in der Neujahrsnacht bringt ihn dahin, den ein altes Kirchenlied singenden Nachtwächter zu mißhandeln. Das ist aber die letzte Sünde, die er im rohen Burschenleben begeht; die Treulosigkeit seines Verräthers, der ihm auch die neue Geliebte capert, bringt sein Inneres in einen heilsamen Sährungsproceß. Dies ist der Inhalt der Lieder des zweiten Abschnitts: „Weltweisheit“, „Alter

Wein“, „Neue Liebe“. Der dritte Cyklus: „Noth und Hüte“ beginnt mit der Überschrift: „Die Spinne“, also:

Dumpf starrend sit' ich schon die halbe Nacht,  
Hinschauend auf den einen Fleck am Fenster,  
Wo die geschäft'ge Spinne  
Im feuchten Mondstrahl ihre Rege webt.  
Mit tödt'cher Lust schürzt sie bei dunkler Nacht  
Das feine Geweb', in welchem sie  
Die dummen Fliegen und die Mücken fängt,  
Noch ärger sie mit feinen Stricken,  
Gewoben aus garst'gem Aether, schnürt  
Und endlich ihnen mit gefäß'ger,  
Doch lecker wählender Eier  
Das Blut aussaugt, die Lebenskraft zerflört.  
Und während ihr zu mächt'gem Umfang  
Der Leib von fremdem Lebensmarke schwillt,  
Trägt priesterlich ein Kreuz zur Schau  
In großen Sägen sie auf ihrem Rücken.  
Verdammtes Thier, fahr' du zum Teufel,  
Spachlerin, Blutsaugerin!  
Deine Rege zerreiß' ich,  
Dich selber zerrei' ich;  
Du wirkst nicht mehr Unschuld'ge fangen!

So zerreißt auch Er die Rege der Verführung und flieht. Er darbt im Elende. Die höhern Klänge aus des fernen Vaterhauses lieben Räumen klingen wie die Gebete der um den leidenden Sohn trauernden Maria; schon will er sich in die Fluten stürzen, aber eine unbekannte, gütige Macht hält ihn noch zurück. Ein in dieser Lage wohlthätiges Fieber schüttelt ihn; doch ringt er sich in der Stut desselben müde mit entseßlichen, verzerrten Traumgestalten. Das Frühgebet am Charfreitage, der Kirchengesang: „O Haupt voll Blut und Wunden“ u. s. w., der Ostermorgen und seine heilige Stille, und der Anblick einer Bibel, die er aufschlägt, führen ihn zur Neue und vollenden seine Besserung. Er legt es ab das besetzte Kleid der Sünde und des Lasters, wird eine neue Creatur und faßt den Entschluß, in das Vaterhaus zurückzukehren. Nicht ohne Gefühl sind die Rückkehr in die alte, liebe Heimat, den Schauplatz seiner Kinderfreuden, seine Empfindungen am Grabe der verrathenen ersten Geliebten und der Empfang von Seiten des greisen Vaters beschrieben. Nachdem er diesen Inhalt gelesen, wird der Leser sehen, daß diese Dichtung nicht zur Unterhaltung frohsinniger Burschen oder ins Philisterrium längst zurückgekehrter akademischer Bürger geschrieben ist, sondern eine moralische Tendenz hat, weshalb auch der Verf. in einem Vorworte zu seinem Büchlein sagt: „Segne dich Gott, daß du in dem Herzen manches Jünglings das Bewußtsein der Gefahren hervorruffst, denen er entgegengieht, in denen er steht! Segne dich Gott, daß du Männer in dem Bewußtsein glücklich überflandener Gefahren zum Danke gegen Ihn beugen magst! Wandere fröhlich! Bringest du Einen zur Einkehr, so nenne ich dich doch doppelt Heimkehr; denn heim hättest du gewendet zur

rechten Heimkehr den Heimathlosen!" Eben diese Tendenz konnte auch sein Buch nur passend machen, es einem, sein goldenes Amtsjubiläum feiernden geistlichen Kollegen zu dediciren. An Goethe's „Faust“ wird man nur hin und wieder erinnert, da einzelne Motive und Handlungen einige Ähnlichkeit zeigen; denn der tiefe, gewaltige Faust, der im Leben Übermuth und im wilden, ungestillten Durste nach höchster Erkenntniß Alles opfert, um einen Lieblingsgedanken zu realisiren, ist himmelweit unterschieden von dem schwachtenden, sentimentalen Jüngling, den der Dunst einer Weinstube, ein Studentencommerce und ein Paar weiche weiße Arme auf eine kurze Zeit auf den breiten Pfad dahinareisen, von dem ihn Kirchengesang und Charfreitagsfeier bald zurückruft, sodas er mit Kopfschmerzen und Thedänen ins Vaterhaus wiederkehrt. Dieser große Unterschied soll aber Herrn Teschenborff nicht zum Vorwurfe gereichen; wir loben es im Gegentheil, das er selbständig seinen Weg gegangen ist und dem Publicum sich bietet, wie Er eben ist, wenn auch manches im Buche nach modernem Pietismus schmeckt. Der passende Wechsel im Metrum der Lieder und in der Form überhaupt zeugt überdies von lyrischer Gewandtheit und Takt, und schützt den Leser vor Ermüdung.

33. Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Neue Sammlung. Breslau, Aderholz. 1837. 8. 16 Gr.

Hr. Hoffmann von Fallersleben hat sich durch die Dornen der Dichterausbahn glücklich durchgearbeitet. Die Kritik streute ihm, als er seine Wanderung auf dem Parnas vor einigen Jahren antrat, deren nicht wenige und wollte ihm bald Dies, bald Jenes wissen; aber er lehrte sich nicht daran, ging ruhig singend weiter und mag es wol Keinem anvertraut haben, wie oft und wie schmerzlich er durch dieselben verwundet wurde. Als 1834 seine Gedichte in zwei Bänden sein zusammengestellt erschienen, prüfte man genauer, wie viel man Recht gehabt habe, ihm das Singen zu verleiden, und siehe, man fand in diesen Gedichten einen unerkennbaren Fortschritt der deutschen Lyrik zum Bessern; ja, man machte darauf aufmerksam, das der Mehrzahl seiner Lieder jener musikalische Reiz inwohne, der unwillkürlich zum Singen einlade, und das sie eine noch höhere geistige Bestimmung hätten, welche sie völlig geeignet mache, in die Kreise des deutschen Volkslebens und in das lyrische Bewußtsein der Nation einzubringen. Ref. hütet sich wohl, dieser Ansicht zu widersprechen, und dies um so mehr, da er in den vor ihm liegenden Liederbüchern, wenn auch nicht eben einen Fortschritt der deutschen Lyrik überhaupt, wol aber einen Fortschritt des Individuums (wie meinen Herrn Hoffmann's) mit Vergnügen wahrgenommen hat. Die Worte auf dem Titel: „Neue Sammlung“, sollen doch wol sagen, das sie sich an die 1834 erschienene anschließen, und das thun sie nicht unwürdig. In ihrer Anordnung und Aufeinanderfolge offenbart sich derselbe verständige Plan, nach welchem die frühere Sammlung geordnet war. Die „Lieder aus einem Aepfale“, die das Ganze eröffnen, tragen alle Charakteristischen Merkmale der modernen, bessern Lyrik und fließen gleich einem Bache mit elegischem Flüstern durch ein Schweizerthal. „Frühlingsliebe“ (Titel eines zweiten Cyklus) ist ja des Dichters Element; wie dürfte sie in der neuen Sammlung fehlen? „Winterbilder“ (S. 11) sind kleine Natur- und Landschaftsgemälde, in denen freilich die Matthiessen-Saliss'sche Manier völlig antiquirt ist. In dem Abschnitt: „Heimliche Liebe“, ist es vortrefflich, das wir nicht auf die jetzt so beliebt gemachte Liebesverzweiflung stoßen, und die: „Popeladorker Erinnerungen“ sind Variationen über dasselbe Thema. Wenn das gefühlvolle Abendlied (S. 28) und manches Andere an Goethe und seine Dichterweise erinnert, so wollen wir dies als einen Beweis ansehen, das der Hr. Verf. sich Fremdes mit Leichtigkeit aneignet und mit seinem Wesen zu verschmelzen weiß. Als ein Specimen echten Humors, den man ja anderswo auch so sehr an dem Verf. gerühmt hat, möchten wir: „Besenstiel und Ofengabel“ (S. 54) und „Dichterstube“ (S. 68) bezeichnen, sowie unter den „Weinliedern“ in dem Liede: „Wenden vier Temperaments“, die vis comica sich reich entfaltet.

Dagegen ist in „Trinkers Litanei“ nicht sehr grazios gescherzt. Wenn sich überhaupt Trinklieder, deren hier mehr geboten werden, mit dem abgedroschenen: Trinkt, Freunde, trinkt u. s. w., wie es hier S. 82 geschieht, anfangen, so muß Das, was dieser trivialen Aufforderung folgt, schon sehr neu und genial sein, wenn man einem solchen Liede seine Stelle in einer 1837 erschienenen Sammlung anweisen will. Es konnte hier sogleich wegleiben. Die antithetischen Reflexionen in „Der Welt Lauf“ (S. 76) sind dagegen ganz an ihrer Stelle und machen der neuern Lyrik Ehr. Ein Abschnitt — es ist der vorletzte — hat die Überschrift: „Kinderlieder, d. h. Lieder für das junge Deutschland von drei, vier bis fünf Jahren“. Hier wird der Dichter mitunter, indem er sich zu den Kindern niederkauert, selbst ein kleines Männlein, und sein Streben nach Popularität und Bekanntheit wird Plattheit; nur zwei Nummern machen hiervon eine Ausnahme, nämlich das echte Kinderlied: „Die Biene“ (S. 105), und „Der beiden Läubchen Lob“ (S. 110), die den Stempel einer kindlich-rührenden Einfalt tragen. Der letzte Abschnitt heißt: „Zum Buche der Liebe“. Die Lieder desselben vergleichen wir kleinen, zarten Rosenblättern, welche die Hand der Charitinnen in die Frühlingslüfte streut, z. B. S. 127:

Zurück kann nicht der Siebtag fließen,  
Er brauset in das Thal hinab.  
Wenn meine Lieder sich ergießen,  
So ist mein eignes Herz ihr Grab.

Solcher allerliebsten Gedanken und Empfindungen finden sich viele hier; mitunter aber vertirt sich das Gefühl in einem Labyrinth von Spitzfindigkeiten, die allemal ein Frösteln in die Frühlingsempfindung bringen. Am Schlusse findet sich ein Inhaltsverzeichnis, aber nicht nach den überschritten rubricirt, sondern nach altem Brauch sind die Liederanfangsworte abgedruckt, wodurch vielleicht angebeutet werden soll, man gebe hier ein Liederbuch fürs Volk. Wenn es wahr ist, was der Verf. vorn sagt: „Denn die Lieder sind mein Leben, eins geworden sind die beiden“, so ist hier auch echte Liederpoetik, die sich jedem Verständigen und Fühlenden geltend machen wird.

34. Gedichte von Karl Schellhorn. Halle, Kümmer. 1837. 8. 1 Thlr.

Wir haben hier eine ziemlich dickleibige Sammlung von Poesien und sogar in zweiter, vermehrter Auflage vor uns, herausgegeben von des früh verstorbenen Dichters Sohn, Eilbert Schellhorn, der den Gedichten eine Biographie des Vaters vorangeschickt hat, die ein Denkmal kindlicher Pietät, aber keiner gewandten Feder entlossen ist. Fouqué, dem das Buch dedicirt ist, und Jean Paul Friedrich Richter wurden Beide ersucht, ihr Urtheil über den Dichter abzugeben. Gewiß waren Beide in einiger Verlegenheit deshalb. Letzterer, gütig und mild, lobt in einem hier abgedruckten Briefe manches in den Gedichten, gibt aber doch wohlmeinend den Rath: „Kürzen Sie künftig Ihre Lieder mehr ab — ringen Sie nach größerer Gedankenfülle, und ahmen sie nicht Einem nach“ u. s. w. Mit dem Einem ist Goethe gemeint. Ref., der unbefangener als der befragte Jean Paul reden kann, notirte sich während des Lesens Folgendes über das Buch: Selten fliegen die Rhythmen, sie gehen gewöhnlich und zwar oft einen ziemlich holperigen Gang. Nicht selten schleppt sich ein profasch-matter Gedanke durch Bild und Bilderflug, oder dämpft mit lauem Wasser die Flamme der Begeisterung. Offenbar ertönen hier die Klänge aus alter Schule; selbst in Gedichten, welche versuchen, die Sangweise der Neuern anzustimmen, klingt die alte Manier und der alte Geist hindurch. So mischt sich zwar ein Fouqué-Rovalis'sches Wesen und Treiben in dies und jenes Lied, und Maria, die Schmerzensmutter, spielt eine große Rolle und nimmt viele Blattseiten in Beschlag; aber der fromme, glühende Liebeshauch jener Weiden ist hier matt und schwächlich, ja, wir stoßen auf mehr als eine Stelle in diesen Muttergottesliedern, die im Stande wäre, ein schönes Bild Maria's in unsrer Seele auszulösen. Dazu kommen unreine Reime, un-

derliche Constructionen und verfehlte Wortbildungen. „Phantastie am Clavier“ (S. 125), nimmt einen Anlauf zum Aufzuge, aber bald senken sich die Schwingen todesmatt. In dem Beinnliebe (S. 138) will sich eine gewisse Originalität aus Licht ringen, aber es bleibt bios beim Wollen und Streben. Die Jäger- und Trinklieder nebst den Liebern an den lieben Mond bewegen sich sämmtlich in dem ausgefahrenen Gleise der Alltagsphrasen, der hausbackenen Gefühle und Liebungsinterjectionen. Keine der Romane und Balladen ladet zur Composition ein; denn es ist keine Musik in den Versen und kein ausgezeichneter Stoff da, weshalb keine das Herz erwärmt oder das Gemüth mit einem Schauer durchbringt. Die Epigramme und Elegien dagegen söhnen uns mit manchem Verfehlten aus. Schon die erste Elegie, an Goethe, dessen Studium hier auch besonders hervorleuchtet, hat schöne Stellen. Überhaupt müssen wir mit Vergnügen anerkennen, daß in diesen Dichtarten eine verständige Lebensphilosophie fürs Haus und eine Fälle treffender, freundlicher Bilder anzutreffen ist, sodaß es hier mit Recht heißt: Finis coronat opus. Hören wir nur, wie artig das Epigramm (S. 221) klingt, das noch nicht einmal zu dem Besten gehört:

Auf den Wellen des Nil's schwamm ruhig ein Kistchen von Kohr,  
Wiege und Sarg zugleich war es dem schlummernden Kind;  
Aber die Schönen des Landes entzogen's den drohenden Fluten,  
Und der Verrettete ward Herrscher und Führer des Volks.  
So schwebt irrend der Nachen des Glücks auf dem Meere des Lebens.

Und der tosende Sturm wandelt oft Wiege in Sarg.  
Schönheit und Liebe allein ziehn scherzend den Nachen ans Ufer,  
Und den Beglücketen schmückt Rose und Lorber das Haupt.

Um unsern Tadel zu motiviren (denn ein armer Referent darf nicht wie Jean Paul zum Dichter sagen: „Einem Briefe und meinem Zeitmangel ist keine motivirte Kritik möglich.“), führen wir die gemeinen Formen mit dem Zeitworte: thun (S. 49, 135 u. 139), an: „Herz, was thust du ängstlich schlagen“ u. s. w.; S. 187 findet sich die Construction: „Komm, ziehn wir zusammen dem Flusse hinan“. Weiter unten finden sich die natürl. klingenden Worte: „Er zog sich die Decke übers Ohr“ u. s. w. Solche Dinge sollten in Gedichten, die 1837 gedruckt werden, durchaus nicht vorkommen.

35. Gedichte von Karl Oscar Emmerling. Schleusingen, Clafar. 1837. 8. 8 Gr.

Dieser noch junge, frühlingsfrische Sänger der Liebe, der Freundschaft, des Heldensinns, des Patriotismus, der Natur und Kunst tritt uns insofern als eine eigne Zeiterscheinung entgegen, als er entschieden in Bilderwahl, Farbenpraucht, Sangesweise, elegischer Stimmung und Form Schiller nachahmt, was, wie wir in den einleitenden Worten zu diesem Aufsatze bemerken, jetzt selten der Fall ist. Wenn er S. 79 sagt:

Wie eine Lilienwiese  
Um morgenrothe Hohn  
Blüh'n Schiller's Paradiese  
Voll lyrischem Getö'n.

Um Liede's hebre Feier  
Schwebt Götterglanz und Ruh';  
Ach, seine Himmelsleiter  
Führt uns dem Himmel zu!

so spricht er deutlich aus, welche Sterne seinem Musenwandel leuchten und wohin er strebt. Daß er sich im Laufe der Zeit aus den süßen Banden, in die ihn die Schiller'sche und Liede'sche Muse geschlagen, lösen und selbständig singen werde, steht kaum zu erwarten, da alle Lieber einen Ton, einen Geist, eine Farbe haben; wir würden also Zeit und Mühe verlieren, ihm Regeln für seine künftige Dichterlaufbahn zu geben und hauptsächlich Dessen, was uns weniger angesprochen, ins Detail zu gehen; übrigens versichern wir, daß die Lieber fast alle ungenügend ansprechend sind und wir nur bedauern müssen, daß

der Verf. sich aus einer fremden Garderobe Kleider geholt hat, die doch nie so gut passen als die eignen.

(Der Beschluß folgt.)

### Der literarische Zustand Polens zur Zeit Stanislaus August's.

(Beschluß aus Nr. 295.)

Ein großes und gemeinsames Verdienst der Literaten von Poniatowski's war, daß sie die polnische Sprache der Verderbtheit entziffen, in die sie durch die Epoche der latinisirenden Panegyriker und Raccaronismen gerathen war; doch auch hierbei muß sogleich erwähnt werden, daß sie die Muttersprache, welche sie von dem Lateinischen, in dem sie freilich fast erstickte, gänglich und mit Gewalt loszureißen suchten, in ihrem Baue erschütterten, indem sie nicht genug Bedacht darauf hatten, wie die polnische Sprache, vom Beginn ihrer Ausbildung an auf die lateinische Sprache gepfropft, an dieser herausgewachsen, erstarkt und dadurch mit ihr in so enge Verwandtschaft gerathen war, daß sie von ihr, ohne großen Schaden zu leiden, nicht mehr losgemacht werden konnte. Nach solcher Erschütterung der Sprache aber mußten die hinzugekommenen Gallicismen mit der Zeit um so leichter Eingang finden.

Ubrigens hätten diese Literaten ihr mühevolltes Beginnen, die Sprache zu reinigen und zu glätten, sich ungemein erleichtert, wenn sie sich daran erinnert hätten, daß es schon einige Jahrhunderte vorher Menschen gegeben hat, die nicht nur rein und fließend, sondern mit Vollkommenheit Polnisch zu schreiben verstanden haben. Indem sie aber eine Ausbildung der Sprache erst zu beginnen glaubten, waren sie jenem Dorfastronomen gleich, der, ohne Kenntniß von Kopernikus' Lehren zu haben, sich brüstete, als er durch jahrelanges Nachdenken und viele Arbeit einen Theil von einer Theorie entdeckt hatte, die längst den Menschen gäug und gebe war.

Unleugbar ist, daß jene glücklichen Menschen der Jagellonischen Zeit eine wunderbare Kunst in der Behandlung der Sprache gekannt haben, die mit ihnen zugleich dahingegangen ist. Wer könnte sich mit ihnen messen, sei es in der Einfachheit, sei es in der Kraft oder in der Würde? Nur einmal hat Polen auf dem höchsten Gipfel seiner Macht gestanden, nur einmal ist seine Sprache wie ein Laut aus voller und freier Brust, in ihrer ganzen Gewalt und in ihrer vollkommenen Schönheit erklingen. Lese ich den Kej, Kochanowski, Górnicki, Wujek, Starga u. s. w., da fühle ich mit ganzer Seele, daß ich ein lebender Pole bin, daß ich eines große Vaterland mein nenne, welches „nachdem es große und edle Nationen in Eins verschmolzen hat, seine Herrschaft ausdehnt von Meer zu Meer, den Nachbarn ein Schrecken, das die Seinen wie eine Mutter auf Händen trägt und Keinem Leid zufügen läßt.“ \*) Ich vernehme freudig die edle stolze Rede, wie ein Sohn seinem Vater zuhört, der von dem Ruhme seines Hauses, von den Tugenden und Ehren der Vorfahren redet. Wende ich mich hingegen den neuen Dählern zu und stelle ich sie neben die alten, so werde ich schon aus ihrer Sprache gewahr, daß Polen gestorben ist. Seine Macht ist vernichtet, sein Glanz ist erloschen, alle seine Schöne ist dahin! Singsie es heutzutage Fremden (was noch vor kurzem Entdeckt und Hoffentlich verstanden haben), einen Abschnitt in reinem Polnisch zu schreiben, auf Den wird mit Fingern gewiesen, über Den kann nicht Wanderns genug sein, als wenn es etwas Besonderes wäre, daß ein Pole Polnisch versteht. Diese Krankheit, die sich in unsern Tagen zum Unheile so sehr ausgebreitet, und welche die Sprache stufenweise so sehr abgeschwächt und verunzert hat, nahm ihren Anfang in den Schriftstellern zu Poniatowski's Zeit, welche dieser Vorwurf nicht träfe, wenn sie an der Literatur der Sigismunde festgehalten hätten.

Ein weiterer Unterschied der neuern Literatur mit der Ja-

\*) Worte Starga's.



den, indem er seinen eignen Weg geht und nirgend in Anderer Fußstapfen tritt. Freude an der Natur, Empfindungen auf einer Wanderung durchs Gebirg und Gefühle der Liebe — der ewig unerschöpfbare Quell aller Dichter der Vergangenheit und Zukunft — haben auch ihm den Stoff geboten. In Phantasie fehlt es ihm nicht; doch sind seine Bilder mitunter gesucht und kindisch. Oder ist die Stelle in der „Stickerin Natur“ (S. 9):

Den Leppich, ach! so hoffnungsgrün,  
So reich an Himmelsblumen: Bier,  
Setzt er zum Spiel den Kindelein hin,  
Gibt ihn der Welt als Souvenir.

nicht etwas Kindisch? Unedel aber ist das Bild (S. 92):

Kuge! reiche Demantgrube,  
Wenn die inn're Seele weint;  
Kuge! Kneipe tiefer Schande,  
Wenn Verstellung drin erscheint.

Zu den bessern Productionen gehört „Der wunde Baum“ (S. 59):

Welch altergrauer Baum!  
Und doch sein Laub so grün?  
Wie kann der alte Knab'  
Im Lebenswinter blühen?  
An seinem morschen Leib  
Die Wunde hier, wie breit!  
Und drinnen ausgehöhlt  
Wom Mart sein Busen weilt?  
Und lebst du noch, du Baum?  
Das dacht' ich nimmermehr!  
Und doch — denn du, mein Herz!  
Bist du nicht selber leer?

38. Sämmtliche Dichtungen von J. H. v. Wessenberg.  
Fünfter Band. Stuttgart, Gotta. 1837. 16. 12 St.

Der ehrenwerthe Prälat, welchem wir vorliegende Dichtungen verdanken, ist in diesen Blättern bereits zu verschiedenen Malen als Mensch wie als Dichter charakterisirt worden; auch die vier ersten Bände sind von einem andern Mitarbeiter an diesen Blättern (Nr. 252 f. 1835) so beurtheilt, daß der Leser genügend in den Stand gesetzt wird, sich ein klares Bild von Wessenberg, dem Dichter und dem Menschen, zu machen; folglich kann hier die bloße Angabe Dessen genügen, was dieser fünfte Band den Verehrern eines Mannes bietet, der sein reges Gefühl für Natur und Kunst wie seine ungeheuchelte, klare Keilglosigkeit bald in berebte Prosa kleidet, bald in anmuthige Verse ergießt. Wie er an die Spitze des ersten Bändchens ein Epos: „Julius, oder Pilgerfahrt eines Jünglings“, gestellt hat, so findet sich auch hier zuerst ein solches in fünf Gesängen unter dem Titel: „Trene, die letzten Kämpfe des siegenden Christenthums“, ein wohlgewählter, anziehender Stoff. In der Hand der Geschichte führt er uns in eine Periode großer, unversälthistorischer Entscheidungen, indem wir mit ihm die Zeit von Kaiser Konstantin und dem Apostaten Julian bis zum Regierungsantritte des Jovian durchwandern. Das Streben Julian's (er erscheint hier nicht so schrecklich, wie christliche Kirchengeschichter ihn schildern), das bereits sinkende Heidenthum wieder zu heben, die Heuchelei des Kaisers Konstantius, das Ringen christlicher Rechtgläubigen oder Schismatiker, die Charaktere von Männern und Frauen, die in der katholischen Kirche als Heilige gelten, werden hier in ein anziehendes Gemälde gewebt, in welchem Irene, eine schöne Athenienserin, die von ihrer Mutter Theone zur Christin gemacht ist, die Hauptfigur bildet. Sie liebt Euphonor, der jedoch den alten Göttern treu geblieben ist. Um den Verfolgungen der durch Julian aufgereizten Juden und Heiden zu entgehen, flieht sie mit ihrer Mutter nach Palästina, wo sie Trost findet am Grabe Christi, und wo sie zugleich den Tod Julian's erfährt, der bekanntlich, endend auf dem Schlachtfelde, ähnelnd zum Himmel blickend

mit den Worten starb: „Nazarener, du siegst!“ Die Form ist die achtzeilige Stange, die weich und rein dahinfließt. Eine nützliche und erfreuliche Zugabe sind die Anmerkungen, in welchen sich Citate, sowohl aus Classikern und früheren Profanscribenten, wie aus neuern Historikern, bis auf die Touristen Spateaubriand und Lamartine herab, finden. Auf „Trene“ folgen: „Bilder und Denkblätter aus Italien“, die wir als Producte jener Reisen und Ausflüge betrachten mögen, welche der Verf. nach Frankreich, der Schweiz und Italien zu machen pflegt. Die Lieder sind in die mannichfaltigsten antiken und modernen Formen gegossen, denen die Kritik wol schwerlich etwas anhaben möchte. Unter den nun folgenden „Vermischten Gedichten“ nennen wir als vorzüglich „Des armen Pfarrers Leiche“ (S. 367) nach Lamartine, „An die Freiheit“ (S. 325), „Am Morgen“ (S. 339) u. a. Das Epigrammatische, das den Schlußstein dieser fünften Sammlung bildet, schließt sich würdig an das Frühere an, obwohl wir nichts für unser Gedebuch daraus entnehmen konnten.

39. Gedichte von H. B. A. Kogenberg. Bremen, Schönmann. 1837. Gr. 8. 1 Thlr.

In diesen Liedern offenbart sich eine verständige und gemüthliche Reflexionspoesie, in welcher jedoch die Phantasie nur selten ihre bunten Merkschlösser aufbaut; trotz dieses Mangels wissen sie sich mit der Vertraulichkeit eines wohlwollenden Freundes an unsere Brust zu legen und sich in unser Herz hineinzuschwängen. Das bezeuge folgendes Frühlingelied:

Freunde, auf, das Herz zu baden!  
Frühling gibt uns heut' ein Fest.  
Jeder ist zu Gast geladen,  
Der sich froh berücken läßt.

Virtuosen sind gekommen,  
Kunsel, Pech' und Nachigall,  
Alle sind in Dienst genommen,  
Eisern all' in Ton und Fall.

Bunt von Fadellicht und Kerzen  
Glänzt der große, weite Saal.  
Seid geladen, Menschenherzen,  
Sucht bereitet ist das Mahl!

Lüste gehn mit Freuden schwanger,  
Aehmet nur, ihr schlürft sie ein!  
Auf dem großen Blumenanger  
Mäht ihr nun die Bienen sein.

Auf zum Tanz und auf zum Reigen,  
Wer hier ist mit mir zu Gast!  
Frühling, unsre Lust soll zeigen,  
Daß du wackre Gäste hast!

So möchten wir unter den Liedern auch den „Zuruf“ (S. 47) ausheben. Im zweiten Abschnitt: „Liebe“, zeigt sich der Verf. mehr objectiv und stellt uns Reliefbilder dar, die zum Besten reizen. Doch ist das Lyrische nirgend in Schatten gestellt, und man sieht aus Allem, daß er mit Fug und Recht auf den Namen eines Dichters Anspruch machen könnte, wenn ihm unsere Zeit nicht eine Menge Aspiranten nach dem Lorbeer an die Seite stellte, die mit ihm auf gleicher Stufe stehen. Den 28 Sonetten müssen wir ein negatives und ein positives Lob erteilen. Ein negatives: der Verf. verfährt beim Bilden derselben mit so weiser Vorsicht und Dignität, daß er, nach Goethe's Ausdruck, nie zu leimen braucht, sondern stets aus ganzem Holze schnelbet, und daß die Pointe immer in den vierzehnten Vers fällt. Ein positives: sie verstoßen nirgend gegen die Form. Was dagegen die persischen Bierzeiten und Salselen anbetrifft, so vermißt man in ihnen den orientalischen Geist, und wenn das Epitheton: persisch, fehlt, würde kein Mensch etwas Morgenländisches ahnen. Den Gaben in antiken Formen steht der Ausruf der Muse voran:

Den Flug der Dbe, welcher zu Gott erhebt,  
O Muse, leihe meinem Gesange du,

Daß meine Seel', auf seinen Schwingen  
Daher getragen, in Gott sich fühle!

Lehre mich Obengefang, o Muse!

Sehr spärde ist die Muse glücklicherweise nicht gewesen; aber ein Füllhorn ihrer Gaben hat sie eben auch nicht über ihn geleert. Die Hexameter und Pentameter klingen recht anmuthig. Unter den „Sprüchen und Lehrgebüchten“, die das Buch schließen, ist keiner und keins, was sich durch energische Kürze auszeichnete.

40. Gedichte von Gottfried Dürresfeld. Arnberg, Ritter. 1853. 8. 10 Gr.

Hier stößt der Leser auf einen Nachzügler aus dem J. 1833. Der Grund der Verpätung liegt in dem Umstande, daß der Verfasser dieser Lieder noch vor Beendigung ihres Drucks in der Blüte der Jahre starb. Vier bis fünf Jahre haben sie auf dem staubigen Boden einer arnsberger Druckerei gelegen, bis die Pietät der Verwandten des Sängers sie da hervorgezogen, um ihm durch Veröffentlichung derselben ein kleines Monument zu setzen. Fern sei es von uns, dieses anspruchlose Monument mit einem lieblosen Label beschnigen oder die Blumen dieses Grabhügels mit der Lauge einer bitteren Kritik besprühen und vergiften zu wollen; doch soll uns nichts hindern, ein Wort der Wahrheit über den Sänger zu sagen, dem der Tod die Lyra zu früh aus der Hand genommen. Beim Lesen dieser kleinen Sammlung von „Jugendversuchen“ (so nennt sie der Dichter in einem Vorworte selbst) drängte sich uns die Bemerkung auf, daß bei vielen derselben die Feile nöthig gewesen wäre; indessen konnte dies, nach des Dichters eigener Entschuldigung, nicht wohl stattfinden, indem die Gedichte nicht allein während einer lebensgefährlichen, langwierigen und das Nervenleben niederdrückenden Krankheit entstanden, sondern der Verf. auch von einem bössartigen Augenübel befallen wurde, welches ihm sogar eine fleißige Correctur unmöglich machte. Hätte er nun einen einsichtsvollen Freund gehabt, oder hätte er die Sammlung noch einmal kritisch durcharbeiten können, so würde es ihm nicht unbekannt geblieben sein, daß sich manches Schwülstige, Geschraubte, ja Pedantische, namentlich in den reflectirenden Gedichten findet, sowie daß manches wunderliche Vermaß und manche gezeirte Wortbildung manchen schönen Gedanken entstellt und ungenießbar macht. Man vergleiche (S. 73) „An die Natur“, ein Gedicht, dessen wunderliche Form dem Geiste Eintrag thut. Dabei wollen wir aber die Gemüthlichkeit und Gefühlsmäßigkeit nicht verkennen, die wie ein Strom mit warmen, weichen Wellen das Ganze durchströmen; auch zeigt sich der Unmuth und jene überspannte Reizbarkeit, die dem gestörten Organismus eigen ist, nirgend in diesen Gedichten, bloß „Kampf“ (S. 16) bekundet ein zerrissenes Innere, was uns mit tiefer Wehmuth erfüllt. In zwei Gedichten: „Helfenthal“ (S. 31) und „Das Dörfchen“ (S. 48), finden sich anziehende Naturmalereien; wer sich mit solcher Innigkeit an die Natur zu schmiegen und in ihre Schöpfungen so tief hineinzublicken weiß, wie es hier geschieht, der hat unzweifelhaft das Talent des poetischen Schaffens und bekundet überdies einen edeln Charakter als Mensch. Wie er als Dichter denkt, fühlt und schafft, zeigt sich auch in mehreren Stellen der „Schlußbetrachtung der Reiselieder“ (S. 47), woraus zugleich eine Selbstkenntniß hervorleuchtet, die sich nicht überschätzt und einen bescheidenen Sinn bekundet. Das Vorwort vor den in der Form sehr verfehlten Sonetten:

Reiche, lieber Leser, dir  
Zwei Sonettenkränze hier,  
Sind die ersten, die ich wand,  
War noch ungelent die Hand.  
Statt der Blümlein, Schmiegfam, fein,  
Schlich sich manche Distel ein;  
Zürne doch, mein Lieber, nicht,  
Wenn dich auch ein Distlein sticht,

Distelkränze nutzt oft das  
Als gesuader Ueberlaß.

ist ganz geeignet, die Kritik zu entwaffnen, und was die Balladen und Romane anbelangt, die zuletzt stehen, so sind sie nicht sowol Darstellungen von Ereignissen und Handlungen als vielmehr Lebensbilder und objectivte Schilderungen von Zuständen und Situationen. Das Beste, ja vielleicht das Beste der ganzen Sammlung, ist das Lied: „An den Schlaf“ (S. 88), das wir hier mittheilen:

Sternentiefe, heil'ge Stille  
Ruht in Berg und Thal,  
Und des Tages Lebensfülle  
Schläft nun allzumal.  
Süßer, holder Schlaf des Lebens,  
Gib auch mir nun Ruh',  
Deß die Thräne meines Strebens,  
Mir die Augen zu!  
Und in Mondes mildem Lichte  
Spielet See und Baum,  
Und die Flur wird zum Gedichte,  
Wirklichkeit zum Traum.  
Laß, o Schlaf, auch mich so träumen,  
Wie's im Mondlicht weht  
Und in sternenvollen Räumen  
Auf- und niederschwebt!

Have, have, pia-anima!

41. Gedichte von Heinrich Grünig. Breslau, Richter'sche Buchh. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 21 Gr.

So lange Männer wie Hr. H. Grünig das Musenreich in Schlesien cultiviren, so lange machen sie dem Martin Dpiß von Hoberfeld keine Schande; denn obwol uns aus diesen Liedern kein os magna sonaturum entgegenkönt, oder auch ihr Verf. als Dpiß's geistiger Descendent keine neue Dichterschule gründen wird wie dieser; obwol man fast allen Liedern das Studium Schiller's ansieht und anhört, und wider alles Vermuthen Goethe und Salis den Kopf durch die hier geflochtenen Raubenzweige stecken, so tritt uns dennoch eine poetische Persönlichkeit entgegen, die wir unter der Dichterlegion der Mitwelt nicht gleichgültig übersehen oder vornehm abfertigen können. Schon der Umstand, daß er keine hoffärtige Ansicht über sich selbst und sein Portentreiben hat, muß uns für den Verf. einnehmen; denn am Schlusse eines artigen Liedes: „Am Musenfelde“ (S. 247), urtheilt er, die Muse apostrophirend, über sich selbst:

Und was bin ich denn endlich dir?  
Bist du mich wol fragen.  
Sieh, das kann so laut ich hier  
Wahrlich dir nicht sagen;  
Aber gukt bei Sternenschein  
Still du in mein Kämmerlein,  
Will ich dir's vertrauen.

Denke da ein Wärmlein mich  
Mit gelähmtem Flügel.  
Was so gern erhöbe sich  
Über Thal und Hügel,  
Um auf warmen Sonnenshö'n  
Einmal nur dir nah' zu steh'n  
Und dann gern zu schweigen.

Die captatio benevolentiae, die der neuauftretende Dichter sonst gern vorläufig als Hebel anwendet, ist hier bis zuletzt aufgespart, indem es (S. 374) in einem „Abschiede“ heißt:

Wdgt, Freunde, ihr in meinen kleinen Gaben,  
Entbehren sie auch hoher Dichtung Glanz,  
Manch Blättchen dennoch gern gefunden haben,  
Daraus zu winden der Erin'ring Kranz;  
Ich bin belohnt und fühle mich zufrieden,  
Seid von dem Büchlein freundlich ihr geschieden.

In der That haben wir hier mehr als ein Blättchen gefunden, das sich gar fein in den Kranz der Erinnerung flechten läßt, und sich von dem Büchlein, das sich, wie die eben bemerkte Seitenzahl documentirt, wol ein Buch nennen läßt, freundlich geschieden. In Folge dieser Freundlichkeit würde das allgemeine Urtheil über den Verf. also lauten: Er ist als Mensch nicht bloß dunkellos und höchst bescheiden, sondern auch in Gedanken und Bildern streng sittlich, indem alle seine Productionen mit dem Firniß ethischer Spiegelglätte überzogen sind. Er bekundet als Philosoph eine gesunde, heitere Lebensansicht, die da lehrreich das „Carpe diem“ und „Quit ait cras fugiendum“ des Benutzers auseinanderlegt und commentirt. Er zeigt als Dichter jene naive Gemüthlichkeit, die sich dem Leser weich und wohlthuend ans Herz legt, eine frische Phantasie, die nirgend in excentrischen Kreisen sich bewegt, ein frommes Gefühl, das nirgend im lauen Gefühlsdunste des Mysticismus schwimmt, rhytmischen Schwung, Gedankenklarheit, Reimesreinheit und Fühle Besonnenheit beim Gebrauche der Feile. Was will man mehr? Indessen sollen uns Hindeutungen auf das Besondere und Einzelne Modifikationen in diesem allgemeinen Urtheile geben. In „Der Ältern Grab“ (S. 9) herrscht naive, rührende Herzlichkeit. „Der Tausch“ (S. 18) erscheint als eine ansprechende Paraphrase: wo der Tod begegnet einem Wanderer, bietet demselben seine Stühle, müde des Wähens, an und verlangt dagegen den Wanderstab, worauf der Wanderer erwidert:

Triffst du einstens bei mir ab.

Laß draußen deine Stühle liegen

Und nimme dann stille meinen Stab.

„Der Frühling“ (S. 25) erinnert allzu sehr an Schiller's „Klage der Ceres“, wie überhaupt Vieles in Form, Bild und Gesangsweise an unsern Nationaldichter mahnt, z. B. (S. 248) „Glaube“, oder das unaufhörlich erneute Phantasie- und Bilderspiel mit den jetzt antiquirten mythologischen Gestalten aus Hellas und Latium. Den „Göttern Griechenlands“ von Schiller wird S. 116 ein apologetisches Christenlied unter der Aufschrift: „Unser Gott“, entgegengestellt: wo der Verf. abermals einen Spielraum für die Aufstellung Schiller'scher Gedanken und Bilder gewinnt. Eine Strophe heißt:

Ist nicht eines Gottes Sohn gestiegen  
Von des Himmels Höhen uns herab?  
Nacht und Dunkel kam er zu besiegen  
Mit der Liebe sanftem Hirtenstab!  
Mit den Menschen und dem ewig hohen  
Wolkenbamer knüpft er einen Bund,  
Und des Himmels Sonne ward dem frohen,  
Gläub'gen Menschenherzen kund.

„Das Grab“ (S. 160) ruft uns Salis' Sangweise nur zu lebhaft zurück, sowie auch das „Trinklied“ (S. 368): „Hier sind wir versammelt zu fröhlichem Thun; ergo bibamus“, gänglich nach dem Goethe'schen geformt ist, was den Belesensten sehr stört. Unter den Trink- und Geselligkeitsliedern im letzten Abschnitt sind viele, denen die Originalität mangelt, und unter ihnen scheint „Roah's Testament“ dem bekannten Liebe von Kopyisch: „Als Roah aus dem Kasten kam“, nachmuscirt zu sein. Unter den sonst so gefälligen heitern Liedern, welche rosigte Philosophie athmen und vernünftige Lebensansichten bekunden, wie z. B. S. 124, 150, 157 und 264 sind die meisten, so scheint es, entstanden aus einer nahen Bekanntschaft mit der Sang- und Dichtweise des weimari'schen Stephan Schüze, und wir sehen uns gedrungen, in dieser Beziehung den Verf. zu bitten, sich in Zukunft mehr an den Klammern der selbstigen Brust zu erwärmen, oder sich nie den Mantel eines Fremden zu borgen, da es ihm nicht an eignen guten Garberoberstücken fehlt. Romanzenartig klingen „Herzmann und Berttha“ (S. 46) und „Sünde und Liebe“ (S. 109). In „Schußbrücken“ (S. 222) ist der Scherz viel ungezierter und leichter als im „Tafelliede“ (S. 145) mit seinen krausen Reflexionen und Bildern, von denen einige obtorto collo her-

beigeschleppt sind. Als von fremdartigen Stoffen gekäuberte und gelungene Stücke bezeichnen wir endlich: „Das reine Herz“ (S. 34), „Wunsch“ (S. 63), „Die Lebensweisen“ (S. 91), „Die Entschlafenen“ (S. 95), „Die große Rome“ (S. 125), „Der Sonnabend“ (S. 220), „Das Kreuz“ (S. 233) und „Das Schicksal des Schönen“ (S. 237). Somit können wir behaupten, daß jener unsichtbare Zauberschlüssel, dessen der Verf. im „Geschenk“ (S. 204) erwähnt, und den gute Feen manchem Kinde schon in die Wiege als ein zartes Beißgefährt legen, auch ihm zu Theil geworden ist; nur schliesse er mit demselben öfter die allertiefsten Kammern der eignen Brust auf und gebrauche ihn nicht, um die Zaubergärten Anderer sich zu öffnen, wie es hier nicht selten geschieht.“ 100.

### Notiz.

Des heiligen römischen Reichs Honigseim und Bienengarten.

So ziemlich in der Mitte von Deutschland liegt Nürnberg, und die Gegend umher ist zum Theil noch jetzt sehr waldig, mag es aber noch viel mehr in alter Zeit gewesen sein. In diesem „Wald bei Nürnberg“, wie es hieß, fand nun auch starke wilde Bienenzucht statt, und zwar fand diese einer besondern Anzahl Landleuten zu, welche die Zeidler hießen, sowie ihre Güter den Namen Zeidlerhuben (Zeidlerhufen) führten. Die Waldung wurde als „der Bienengarten des Reiches“ in alten Urkunden bezeichnet, oder auch wol der „Bienenertrag“ genannt, und die Zahl aller solcher Güter betrug gegen fünfzig. Sie hatten im Laufe der Zeit die Freiheit von allen Abgaben erhalten, indem sie bloß durch ihren „Zeidelmessner“, welcher zugleich die Gerichtsbarkeit verwaltete, jährlich etliche Maß Honig an das Reich einliefernten und dem Reich, wenn ein Aufgebot zum Kriege stattfand, mit sechs Armbrüsten dienten. Im J. 1350 verpfändete der Kaiser Karl IV. „des Reichs Honiggeld“ für 200 Mark an den Burggrafen von Nürnberg, und es scheint also der Honig entweder nicht in natura gegeben oder der vom Kaiser bestellte Zeidelmessner angewiesen gewesen zu sein, ihn zu verkaufen und den Erlös dafür an die kaiserliche Rechnungskammer einzuliefern. 1427 übertrug der damalige Burggraf wiederum seine vom Reich nicht eingelöste Pfandgerechtigkeit durch Substitution an den Rath von Nürnberg, und bei ihm ist sie dann so lange geblieben, bis die Sache im Laufe der Zeit, sowie nach und nach der Wald gelichtet worden ist, von selbst aufhörte. Die Zeidler waren aber zu ihrer Zeit im deutschen Reich sehr angesehen und namentlich vor keinem Richter zu stehen schuldig als vor ihrem Zeidelmessner, der jährlich zweimal zu Feuch, einem Flecken, Östern und Michaelis, Gerichtstag hielt, indem er sich aus den „Zeidlerhuben“ 12 Schöffen aufstellte. Im Falle sie zum Kriege entboten wurden, was nur „zwischen den vier Wäldern auf Gnad“ (?) geschah, erhielten sie die Pfelle zu ihren Armbrüsten und die „Kost vom Hof“ (des Kaisers?). „Wo das nicht geschehe, sind sie ihres Dienstes ledig.“ So erzählt Johannes ab Indagine in seiner „Beschreibung der Stadt Nürnberg“ (1750, S. 514 fg.), nach einem alten Manuscripte, welches ihre Rechte und Freiheiten aus dem J. 1350 anführt, und nach einer Abhandlung, welche Schwarz „De butigularis, praecipue iis, qui olim Noribergae floruerunt“ (Altorf 1723) geschrieben hat. Butigler \*\*) hieß der vom Kaiser eingesetzte Obman des Zeidlergerichtes, an welchen von dem Zeidelmessner und seinen Schöffen appellirt werden konnte. An seine Stelle setzte der nürnberg'sche Rath den Amtmann des Waldes von St. Lorenz. 15.

\*) Der dritte und letzte Artikel folgt im December. D. Red.

\*\*) Buticularius oder auch Butigularius (poellator, magister placensarum, platriens, scanelo, scancelarius, comes scancelarium), Erzschenke bei den deutschen Kaisern des Mittelalters, der zugleich eine Art Kanzleidirector war, indem er die Befehle den Unterrichtern bekannt machte und die Urkunde unterschrieb. (Pierer's „Encyclopädisches Wörterbuch“, Bd. 4, S. 366.)

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 298.

25. October 1838.

### City of the Czar.

Unter diesem Titel ist vor Kurzem von Hrn. Thomas Raikes ein Buch herausgegeben worden, in welchem von der Politik und dem gesellschaftlichen Leben Russlands nicht uninteressante Darstellungen entworfen werden. Den größten Theil des Buchs macht der Wiederabdruck von Briefen aus, welche der Verfasser 1829 und 1830 von Petersburg in die Heimat schrieb, den interessanteren aber ein Anhang, worin er eine, freilich vom torystischen Standpunkte aus, aber nicht ohne Geist und Kenntniß, und mit dem Bestreben nach Unparteilichkeit geordnete Übersicht von den Ereignissen seit der Abfassung jener Briefe, sowie Erläuterungen über manche in denselben ausgesprochene Ansichten gibt. Da er selbst sah, selbst beobachtete, so verdienen seine Mittheilungen Beachtung. Von seinen 1829—30 aufgestellten Behauptungen hat die Folgezeit manche als richtig erwiesen, manche aber auch nicht; vielleicht daß Hr. Raikes auf eine andere Politik des britischen Cabinets gerechnet hatte; acht Jahre haben aber Russland bedeutend vorwärts gebracht und ihm eine Stellung angewiesen, die von der im J. 1830 weit verschieden ist. Damals glaubte Hr. Raikes sich noch zu dem Schluß berechtigt, es würden außerhalb Russlands sich Hindernisse finden, welche dessen Fortschritte, die Ausdehnung und Erweiterung von dessen Macht hemmen würden; er hatte Russland in Künsten, Reichthum und Handel hinter dem übrigen Europa weit zurück, hatte seinen Schatz leer, seine Seemacht unwirksam und in ihrer innern Kraft dem äußern Aufwande lange nicht entsprechend, hatte das Landheer desorganisiert und durch Krankheiten und Krieg geschwächt gefunden und durfte wol die Folgerungen machen, welche er sich erlaubte. Hierbei brachte er allerdings die Hülfquellen zu wenig in Anschlag, die das Land in sich selbst besitzt, dachte von den Talenten des Herrschers und seiner Diener viel zu gering; aber auf der andern Seite konnte er auch nicht voraussehen, daß das kräftige Aufstreben der russischen Regierung einer solchen Schwäche im Auslande begegnen würde. Einseitig ist es nur, daß er Russlands Wachsthum allein dem Umstande zuschreibt, daß seit 1830 die Whigs und nicht die Tories das Steuer von England führten; denn es läßt sich fragen, ob auch die Tories dieses Wachsthum verhindert haben würden, ob dasselbe nicht eine in der innern Entwicklung

von Russlands Kräften und in der Persönlichkeit des Autokrators begründete Erscheinung ist. In Bezug auf die Änderung des englischen Cabinets und den Eindruck, welchen dieselbe auf die nordischen Höfe hervorbrachte, äußert Hr. Raikes übrigens:

Diese Änderung ist den drei großen Mächten wenigstens sehr unwillkommen. Der Herzog von Wellington, der seit Napoleon's Sturze mit den Herrschern Europas Hand in Hand auf die Ausgleichung von Schwierigkeiten und die Versöhnung streitender Interessen hingearbeitet hat, würde ihnen größeres Vertrauen in dieser kritischen Zeit eingefloßt haben; ein Vertrauen, das sich bei ihnen auf die Überzeugung von der zum Sprüche wort gewordenen Rechtsschaffenheit und Serabtheit seines Charakters stützt, von der sie ihn auch in den verwickeltesten Verhandlungen nie weder rechts noch links haben abweichen sehen. Eine hohe Person, die ihn zu Wien kennen lernte, äußerte von ihm, er habe auf dem Congresse die schlauesten Diplomaten dadurch irre gemacht, daß er allemal so sprach, wie er es meinte. An der Stelle dieses ihres geprüften Rathgebers und Beistandes neuer, in den Geschäften unerfahrene, mit dem Zustande Europas unbelagte Männer findend, die noch dazu den von ihnen selbst gefürchteten Ideen des Tages folgten, erblickten sie jetzt in England mehr Frankreichs als ihre Verbündeten, und Ludwig Philipp, der sich zwischen Republikanern und Kartisten noch nicht sicher wußte, suchte begierig die Stütze des neuen britischen Cabinets, um sich auf seinem Throne zu erhalten; er schmeichelte sich dabei mit der doppelten Hoffnung, daß die liberalen Grundsätze der Whigs der einen Classe seiner Unterthanen gefallen würden, während die andere vielleicht in dem in England noch herrschenden aristokratischen Geiste eine Bürgschaft erblicken dürfte, daß er, wenn auch kein zweiter Monarch, doch wenigstens ein Anhänger der Hauptgrundsätze der alten Monarchie werden würde.

Herr Raikes führt dann weiter aus, wie die veränderte Politik des britischen Cabinets den Zar bald überzeugte, daß auf dasselbe in der Bekämpfung des revolutionärsten Geistes in Europa nicht mehr zu rechnen sei.

Besonders — sagt er — kränkte es ihn, Holland dem neuen französischen Throne, für den die Belgier bewaffnet wurden, aufgeopfert zu sehen, sowie die Partei, welche England auf der londoner Conferenz gegen Holland zeigte, und es war damals, wo ihm die bedeutungsvollen Worte entfuhrten: „La Turquie maintenant sera notre Belgique“; Worte, die seitdem nur zu sehr in Erfüllung gegangen sind. Russlands Politik hat seitdem einen sehr entschiedenen Gang genommen, seine Mittel sind außerordentlich vergrößert. Auf einen Wink vermag die Flotte zu Sebastopol eine Division von 16,000 Mann an Bord zu nehmen, die zu diesem Behuf ganz in der Nähe ihre Cantonirungen hat. Binnen 24 Stunden kann die Einschiffung stattfinden, das Geschwader alsdann am folgenden Tage

unter Segel gehen und, da fast beständig Nordwind auf dem schwarzen Meere herrschte, 48 Stunden später sich an der Mündung des Bosphorus befinden. Eine solche Expedition würde in fünf Tagen an dem Orte ihrer Bestimmung ankommen, d. h. die Darbanellen und Konstantinopel würden besetzt sein, bevor der englische und französische Gesandte bei der Pforte von der Bewegung eine Anzeige erhalten hätten. Das englische Cabinet hat die Intervention in den Ländern des Continents zu seinem Princtp gemacht und in Spanien und Portugal damit erreicht, daß die Engländer in dem einen Lande verabscheut, in dem andern ermordet werden. Als Fürst Kalleyrand in London um die Bedeutung des Wortes: Nichtintervention, gefragt wurde, welches damals zur Zeit der Conferenz alle Tage gehört wurde, antwortete er: „C'est un mot économique, philosophique et politique, qui signifie à peu près intervention“, und die englischen Minister \*) haben sich an diese Erklärung gehalten, aber nicht Rußland gegenüber. Gegen diese Macht führte man eine Art von Stacheln: (coups d'épingle) Krieg, in dem kein Blut floß, der aber dennoch wehthat und den Kaiser bewog, jene Vorsichtsmaßregeln, jene Rüstungen zu treffen, durch welche er jetzt im Osten so furchtbar ist. Man zog das Schwert nicht gegen Rußland, oder für die mit Rußland im Kampf begriffenen Völker; aber man zeigte ihm in Allem einen malus animus, der nothwendig Erbitterung hervorzurufen und zur Vorsicht auffordern mußte. Es wurde auf der Conferenz, im Parlamente, in den öffentlichen Blättern, bei öffentlichen Verhandlungen ein einer großen Nation unwürdiger Wortkrieg geführt, der Rußland nicht schadete, aber es auf seiner Hut sein lehrte, sobald, wenn es einmal zum Bruch kommen sollte, man zu spät erkennen wies, daß es unterdeß alle Vorkehrungen getroffen und Alles vorbereitet hat, um den Kampf aufnehmen zu können.

Im Jahr 1830 — bemerkt Hr. Raikes weiter — besaß Rußland nur die Trümmer eines Heeres; 1837 vermag es zur bloßen Unterhaltung, zur Befriedigung einer müßigen Schaukunst den ungeheuern militairischen Pomp zu Wodnessen! zu entfalten, während außerdem zahlreiche Heere am Kaukasus und in Polen oder in andern Theilen des Reichs stehen, die entfernten Horden der Kosaken ungerchnet, welche jeden Augenblick ausgeboten werden können. Im J. 1830 war Rußland in Künsten und jeder Art nützlicher Industrie hinter allen übrigen Völkern weit zurück; sieben Jahre später sind darin in Moskau und andern Gouvernements bereits Fortschritte gemacht, welche die auf fremde Erzeugnisse gelegten Abgaben aufzuheben und mit denselben zu concurriren erlauben, oder, wenn dies auch noch nicht der Fall sein sollte, doch einen unbestreitbaren Aufschwung der Industrie beurlunden. Im J. 1830 deutete Alles an, daß Rußland weder die Macht noch den Wunsch hätte, seine Eroberungen zu erweitern, und 1837 erblickten wir eine gewaltige Flotte im schwarzen Meere, einen Krieg in Ischerkesien, erblickten Rußland kraft des Vertrags von Unkar Skelessi im Besitze der Schlüssel zu den Darbanellen und im Besitze eines Einflusses bei der Pforte, gegen den keine europäische Diplomatie aufzukommen vermag. Rußland, welches sich mitten zwischen den getheilten Völkern von Anatolien, Persien, Georgien und dem Kaukasus aufgestellt hat, hält fast den ganzen Landstrich, welcher das kaspische von dem schwarzen Meere trennt, inne und hütet mit der größten Wachsamkeit die Übergänge über den Kaukasus; daher die Eifersucht, mit der es die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere ansieht: es ist sich der Aufschwung seines Handels bewußt und wird nicht eher ruhen, bevor es nicht den ganzen Verkehr an den Küsten des schwarzen und kaspischen Meeres mit gänglicher Ausschließung von England zu seinem Monopol gemacht hat. \*\*)

\*) Ein anderes Beispiel gab ihnen die Republik der Vereinigten Staaten; in den Proclamationen der Gouverneure wurde stets der Grundsatz aufgestellt, daß kein Staat das Recht habe, sich in die innern Angelegenheiten eines andern zu mischen.

\*\*) War aber hat mehr dazu beigetragen als England, daß es so ist.

Der bewohnte Waffenstillstand, jener kriegerische Friede, der seit 1830 in Europa herrscht und den die Mächte aus Furcht vor den Folgen nicht zu lösen wagen, ist von Rußland sehr schlauganz in der Stille dazu benutzt worden, im Osten jenes Schachbret in Stand zu setzen, auf welchem es fortan sein Spiel um die Herrschaft zu spielen gedenkt. Hätte zu Anfang dieses Jahrhunderts irgend Jemand vorauszusagen gewagt, daß Rußland 1837 die Darbanellen in seiner Gewalt haben, die Persien und Kleinasien eingebrungen sein, das schwarze Meer mit einer gewaltigen Flotte beherrschen würde, die jeden Ausgöng in das mittelländische Meer einlaufen könnte; daß die polnische Nation dem russischen Scepter unterworfen, Konstantinopel eine sichere Beute sein würde, daß Rußland seine Religionsgenossen gegen die Autorität Österreichs vereint und eine Einmischung in die innern Angelegenheiten von Krakrau verlangt hätte — der wäre als ein Narr oder ein Erdamer behandelt worden. Und doch ist dies Alles geschehen. Rußland hat binnen 15 Jahren mitten im tiefen Frieden wichtigere Eroberungen gemacht als jedes andere kriegerische Volk durch wiederholte Siege. Die eine Hand hat es auf Persien, die andre auf die Türkei gelegt, mit dem einen Fuße steht es in Asien, mit dem andern in Polen.

Herr Raikes weist hierauf nach, indem er die Gefahren andeutet, die ganz Europa von Rußland bedrohen, wie diese kolossale Macht binnen 60 Jahren Gebietsverwerbungen gemacht hat, die den Umfang des ganzen Reichs vor jener Zeit weit übertreffen. Was hat aber England, oder was hat Lord Palmerston gethan, fragt er, um diesem Wachsthum einen Damm entgegenzusetzen? Er hat eine Reihe von Staatspapieren, die dem russischen Archiv entnommen waren (das „Portfolio“), bekannt machen lassen, hat Emisariate in die mit Rußland im Kriege begriffenen Länder gesandt, und als ein englisches Schiff einer ungerschten und nicht anerkannten Blokade zu trocken wagte und von den Russen weggenommen wurde, ward dies ganz in der Ordnung gefunden und der arme Agent, der sich auf den Schutz seiner Regierung verlassen hatte, seinem Schicksale überlassen.

Über das gesellschaftliche Leben und die vornehmsten Personen in Petersburg theilt Hr. Raikes viel Unterhaltendes mit, angenehmer freilich zu lesen, als es selbst zu erfahren. Der Reisende kommt in der Hauptstadt mit dem Ausrufe jenes Franzosen an: „Ville superbe, que fais tu là?“ und geht dann auf das in England unentbehrliche, in Rußland aber vorherrschende, wo nicht ausschließliche Thema der Unterhaltung, das Wetter, über.

In der That — sagt der Verf. — ein Klima wie dieses, welches nicht nur das Wohlbefinden und die Behaglichkeit, sondern auch das Leben der Menschen angreift, muß nothwendig der Gegenstand täglicher Sorge und Bekümmerniß sein; die

England hat sich alle russischen Blokaden gefallen lassen. Im J. 1833 verkündete der König auf das bestimmteste in seiner Rede, die russische Flotte würde keine Feindseligkeit begehen, und im folgenden Jahre sah er sich genöthigt, zu gestehen, die Russen hätten es nothwendig gefunden, die Darbanellen zu sperren. England war Schuld, daß die türkische Flotte vernichtet war; England war Schuld, daß Diebstahl, als er mit einem durch Krankheit geschwächten Heere vorgerückt war, von wo es nicht mehr zurückkonnte, während er vor sich eine frische, ihm um das Doppelte überlegene Macht des Feindes sah, nicht bloß ohne Schaden davonkam, sondern als Sieger dem Gegner Gesetze diktirte, dessen Hände durch die europäische Diplomatie gebunden waren.

Abänderungen des Thermometers werden daher mit einer wahrhaft englischen Aufmerksamkeit betrachtet und machen den allgemeinen Gegenstand der Unterhaltung in allen Gesellschaften aus. Wir in England begnügen uns mit Gemeinplätzen von Regen, Wind, Sonnenschein und mit andern allgemeinen Bemerkungen über das Wetter, hier aber werden die Grade der Kälte mit der allgeringsten Genauigkeit berechnet und angegeben; Raumur wird hier, Fahrenheit dort genannt, und Einsen oder Fahren des Quecksilbers um ein Haar breit gibt Stoff, um eine halbe Stunde darüber zu sprechen; gewiß eine weise und wohlthätige Fügung der Vorsehung, daß in einem Lande, wo es verboten ist, in das uner schöpfbare Vorrathshaus der Postlitz herabzusteigen, und Jeder dieses Feld mit ängstlicher Scheu vermeidet, ein anderer Gegenstand von noch näherm und unmittelbarem, von eigentlich auf die Hand gehendem Interesse für die Unterhaltung sich fand, der ebenso fruchtbar und noch gebieterischer Wechsel und bunterer Mannichfaltigkeit unterworfen ist.

In den Straßen sind öffentliche Thermometer aufgestellt, um das Volk vor Gefahren des Witterungswechsels zu warnen, die gewöhnlich schneller eintreten, als der menschliche Leib sie empfindet, indem dieser schon erkrankt, bevor ihm die plötzliche Zunahme der Kälte fühlbar geworden ist.

Je die Kälte auf 30 Grad gestiegen, dann werden alle öffentlichen Vergnügungsböden geschlossen. Bei einer mäßigeren Kälte werden große Feuer an den Haupttheatern zur Erödramung der im Freien wartenden Kutscher und Domestiken unterhalten; allein dessenungeachtet geht kein strenger Winter vorüber, ohne daß viele dieser armen Leute auf der Straße erstarren, und bei aller Strenge des Klimas gibt es doch keine Stadt in Europa, wo Pferde und Diener nach vornehmerem Brauche so lange im Freien warten müssen wie in Petersburg.

Das Unerfreuliche, was die Vorstellung von öffentlichen Thermometern in den Straßen, 30 Grad Kälte, frierenden Kutschern und Pferden und belläufig auch von erfrorenen Nasen für unsere Einbildungskraft hat, wird keineswegs durch die folgende Beschreibung des Anblicks, welchen die Straßen von Petersburg nach Hrn. Kalkes' Schilderung im Winter darbieten, gehoben.

Kutschen, alle mit vier Pferden bespannt, Droschken, Schlitten, Karren, Wagen und andere Fuhrwerke, alle auf glatter Oberfläche sich bunt durcheinanderbewegend, ohne gegeneinander anzurennen oder sich hinberstlich zu sein, gleiten mit reißender Schnelligkeit über den festgetretenen und hartgefrorenen Schnee dahin, und langbärtige Kutscher in tatarischer Tracht, Bedienten zu Fuß in gestickten Kiroen, Jäger in reichen Uniformen und Bauern in Schafpelzen tragen, bunt durcheinandergemischt und die lebhaftesten Contraste darbietend, außerordentlich zur Belebung der Scene bei. Noch bunter, lebendiger, reglicher und mannichfacher wird diese, wenn man den Markt betritt, wo alle Vorräthe von Lebensmitteln, Fische, Fleisch, Gemüse hart wie Stein gefroren sind und mit Hacken zerhauen werden müssen. Verberben kann hier nichts; der vor einem Monate geschlachtete Hammel ist ebenso frisch, als hätte er heute noch gelebt, und Fische, die aus der Wolga hergebracht wurden, können noch 1000 Meile weiter geschafft werden, ohne daß sie Frische und Feinheit des Geschmacks verlieren würden.

(Der Beschuß folgt.)

Helgoland von L. Wienberg. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Einem Schriftsteller von Herrn Wienberg's Denkart, Ansichten und Absichten als Topographen eines kleinen Fleckens Raumes, bemerklich durch einige naturhistorische Seltsamkeiten, und weil er ein berühmtes Nothbad ist, auftreten zu sehen, hat mehr Seltsames als Helgoland selbst. Wer in jedem Steinschen, an das er stößt, Grund findet, sich über die

Welt zu ärgern, wie sie ist, und in jedem Pflanze von Gott die keimende Hoffnung einer Zukunft erblickt, wo die Pflanze werden der Wald sein und die Bäume Wälder und Däner, darin sie wuchern, hat saure Mühe, einen Begreifer für Badegäste zu schreiben. Die Natur eines Schriftstellers, die gegen Alles, was sie vorfindet, rebellirt, muß besonders rebelliren, wenn sie Gleichgültiges und Gewöhnliches loben soll. Er sucht nach Entschuldigungsgründen, warum er, ein umgekehrtes per ardua ad astra, nach solchen Bestrebungen ein Buch: „Helgoland“, für die Kunden des Buchhändler Campe verfertigt habe. Er ist nach der Insel gereist. Aus Caprice? Nein. „Ich suche eine Hand weit Erde außer dem festen und gefesteten Europa, eine Lagerstätte unter den Menschen der flutenden Wildniß, den Sturm, der allmählig schrittweis die trägen Wellen vor sich anfrökt, vor allen Dingen die flüchtige Brandung, die mich von dem Athem der Verhassten trennen wird. — Hundertarmig gefaßt, tausendmächtig verkleumet, entseise ich mich dem Gefühl der Ohnmacht und eines ohnmächtigen Groles, das den freien Flug meiner Seele zu vernichten droht.“ Er sagt, daß er gern nach Amerika ginge, den deutschen Brüdern sich anzuschließen; denn sein Arm sei stark genug, um das Weil zu führen und den Baum zu fällen; aber er erschrickt vor dem Gedanken geistiger Verdümmung. Seine Reise nach Helgoland sei eine Flucht und seine Flucht eine Täuschung. Aber er wolle monate-, vielleicht jahrelang das abgeschlittene, trockne Leben eines Insulaners führen, wo ihn (unter englischem Schutze) allein in Europa das himmlische Gefühl anwehe, unverleghch zu sein durch das heilige Recht der Gastfreundschaft.

Das ist der alte Wienberg; nur daß die Luftkure den Metallglanz seines Sonnenthums schon angegriffen hat. Der Groll hat sich in einen compacten Nismuth zurückgezogen, und wir gönnen ihm, daß die frische Seeluft und die heulenden Stürme in den helgoländer Felsenhöhlen ihn wieder aus dieser traurigen Veressenheit aufreißten. Sein Talent ist daffelbe geblieben. Es hat sich gedreht und gewunden, wie es der Buchhändleraufgabe ist. Eine trockne Topographie, eine exacte Statistik abzufassen, ist ihm nicht möglich; ebenso wenig ein zerstücktes Programm über die Naturgeschichte, Wertwürdigkeiten und den eigenthümlichen Menschenschlag, was schöne Leserinnen gefällig beim Frühstück durchblättern. Seine Phantasie will Sprünge und Flüge. Von Helgoland kommt darin grade so viel vor, als ihm möglich war, über einen Stoff zu sprechen, der ihn nicht besonders interessirt. Er faßt den Stein auf, um ihn zu untersuchen; wenn er müde ist, schwingt er ihn in der Hand, und jeder Stein ist gut, um damit einen Wurf zu thun. So weit nun die Strömung ist, die ihn in Helgoland vom Festlande trennt, er kann doch ausholen und zielen, und denken, daß er getroffen hat. In welcherlei Betrachtungen rankt sich nicht dies dünne Büchlein über Helgoland! Wienberg's Theorie des Romanes (der nach ihm durchaus Weberaufgabe ist) kann man darin auffuchen, seine Ansichten vom Zufall und der göttlichen Weltführung, sogar — wer hätte das gedacht! — einigen Theaterenthufiasmus nebst Sonetten auf diesen Sänger und jene Sängerin. Ein Mann von seinem Geiste wird das nicht gradezu wie ein Duoblibet untereinanderwürfeln, um durch gelle Gegenätze zu effectuiren; mit Witz und schriftstellerischer Gewandtheit wird er Verbindungen und einen rothen Faden suchen. Dieser letztere ist denn auch da, wenngleich an vielen Stellen sehr dünn. Herr Wienberg ist ein Niederdeutscher. Sein altfassisches oder friessches Blut versucht die Stammrechte seines Volkstammes geltend zu machen, und diesmal, wunderbarerweise, wendet sich sein jungdeutscher Sonnenthum nicht gegen Berlin und Preußen, wie man es gewohnt ist, sondern gegen Stuttgart und Wien, gegen Schwaben und Osterreich. Die Hohenstaufen und Habsburger werden angeklagt, das deutsche Wesen verrathen, mißverstanden, zerstückt zu haben. Angerufen wird der Schatten Heinrich's des Löwen. Wäre der in seinen deutschen Herrinnigungsplanen

Durchgehungen, hätte der sassische Stamm gesiegt und deutsche Einheit ertrugt, so bedürften wir vielleicht jetzt keines jungen Deutschlands, um uns aus unserer Verderbtheit und Phylisterei zu retten. Heinrich der Löwe mußte erliegen; aber in den sassischen Stämmen wurzelt noch alte Kraft, eigener Sinn, und die wadern Helgoländer durchhaucht noch echt friesches Blut, das keine Unterdrückung duldet, und in Helgoland lebt jetzt Herr Wienberg, um die Helgoländer zu ermahnen, daß sie sich nicht selbst aufgeben und verlieren.

Dies steht zu befürchten, indem die alte Quelle ihres Ruhmes, Rufes und ihrer Nahrung versiegt, nicht die See, aber die Gelegenheit darauf, als Booten der Schifffahrt nützlich zu werden. Statt dessen sind sie Fergen für die Badegäste, Chamborgarnies-Bermiether, Cafetiers und Restaurateurs geworden, das alte Geschlecht geht unter, das, welches sich in den Rachen warf, um durch die hauhoch brausenden Fluten dem sinkenden Schiffe, oder dem sichern Tode entgegenzugehen. „Erhaltet die Insel!“ ruft Herr Wienberg, oder läßt es einen betriebamen helgoländer Kopf den Hamburgern zurufen; „erhaltet die Insel!“ verleiht dem wichtigsten Zweige des dortigen Erwerbes, dem Bootenwesen, euren Schutz, sucht Helgoland oder die Helgoländer auf jede mögliche Weise über dem Wasser zu erhalten; denn hierdurch berathet ihr nur euren eignen Vortheil. Helgoland ist die Barte eurer Gefahren, die Schildwacht eurer Arsenalen und Pächhäuser, der Spion unter euren Feinden, der Erretter in der Noth und seit Jahrhunderten euer alter, armer Sturm- und Wettertroger, der Freund, der aufrecht ehrliebe Gesinnungen gegen euch hegt und schon aus mächtiger Lust und Leidenschaft für das angekommene Gewerbe euch nicht verlassen wird, wenn ihr nur irgend, wozu euch die Klugheit rath, gerechte und billige Anerkennung seiner Lage und seinen Leistungen widerfahren laßt.“ Und wenn die Hamburger (oder Engländer) darauf hören, wird das alte Geschlecht wieder erwachen, werden die Helgoländer, wenn man sie zu Booten nimmt, die Badegäste dafür aus dem Lande jagen? Wir fühlen, was Hr. Wienberg fühlt, wir glauben, er hat Recht; aber was hilft es! Die Restaurationspaläste mit italienischen Dächern auf dem Felsplateau werden erst mit der Insel selbst abgerissen werden. Was hilft die Klage — mit der er uns übrigens verschont; denn der Verf. ist kein Freund sentimentaler Betrachtungen —, daß die Insel selbst mit ihren Buntornen und Erinnerungen in Jahrhunderten verschwunden sein wird im Meeresgrunde, gleichwie ihr größter, untergegangener Theil es schon ist. Sie ist ein Bild des Hinfierens, und wie Trost, Freude, Rechtheit noch auf den letzten Trümmern des Irdischen Bacchanalien feiern.

In anmuthigen, geistvollen Schilderungen und treffenden Bemerkungen fehlt es dem Buche nicht. Nur wie schon abgenutzt ist diese Feine'sche Manier, von Bild zu Bild, von Schlagshatten zu Schlagshatten überzuspringen, hier tief ernst zürmend, begeistert, dort ironisch spielend! Man glaubt nicht mehr an die Wahrheit der Eingebung, und es sollte doch die Wahrheit sein, die gerettet wurde aus den Umstrickungen der Kunst. Herr Wienberg ist einer der Geistvollsten und Kenntnißreichsten unter denen, die diese Manier ausbilden, und was gilt es, ihn selbst widert sie schon an. Wo er warm wird, fallen diese Springergänge plötzlich fort, und er geht gehaltenen Laufs, mit Käufer- und Thürmzügen geradeaus. Freilich das ganze Buch ist noch ein Kreuz- und Quersprung und, was das Schlimmste ist, ohne ein Ziel, das er sich selbst gesteckt hätte. Man sieht es ihm an. Es kam nicht aus ihm heraus. Die Schuld ist anderwärts.

Ein billiger Kampf wird in dem Buche gegen die plattdeutsche Sprache geführt, wie sie ist. Ein ehemals reicher, kräftiger, schöner Sprachdialekt ist im Laufe der Jahrhunderte entartet, verdummt, verarmt, verkommen und steht jetzt feindselig, Hr. Wienberg möchte sagen, mit schadenfroher Feindselig-

keit einer herrlichen, scharfbetonenden, gedanktreichen, gebantenarragenden, durch deutsches Genie und deutsches Gemüth nach allen Seiten ausgebildeten, für Alles empfänglichen Sprache, einer Sprache, welche seit der Wiebergeburt deutscher Selbstfreiheit sämtliche Bildungselemente, den Reichthum und die Stärke der Nation ausschließend in sich aufgeschlossen hat, im Lichte. Dieses Bewußtsein kann man sich nur verschaffen, wenn man geborener Niedersächse ist; und Andern gesteht der Verf. keine Stimme darüber zu, und wir lassen ihn für uns bedauern, wie so viele kräftige Aern in dieser Sprache verkopft sind, was ein Stuttgarter oder Berliner so wenig fühlt als ein Franzos.

Einige interessante Jäge vom Aberglauben, Proben eines zweiten Gesichtes und andere Spurzzeichen, zur Natur eines isolirten Schiffervolkthums gehörend wie das Salz zum Brode, werden mitgetheilt. Der antiquarische Anhang ist ein Stück für sich. Vielleicht sollte es früher ein eignes Werk werden, indem das Thema im Buche selbst schon angeregt und besprochen ist. Hr. Wienberg bekämpft die Kritik des gelehrten Archivars Lappenberg, welcher die documentirte Sage von Helgolands ehemaliger Größe angefochten hatte. Hr. Wienberg als Vertheidiger einer Tradition und als — wie und scheint — glücklicher Opponent einer vernünftigen Kritik! Seine Schlüsse sind bündig, seine Kraft erscheint eine ganz andere. Daß sein gütiges Gesicht ihm mehr solche Würfe in den Weg legte! Aus vielen der Art positiven Sprossen bildete sich wol eine Leiter, auf der dieser talentvolle und kenntnißreiche Mann selbst wieder in eine Stellung käme, die eben seinem Talente, seinen Kenntnissen und, wir glauben es, auch seinem guten Willen besser geeignet als die Fährndrichelle bei einer Schär, die nicht um bedwillen gefesselt ist, weil die Mächtigen sie achteten, sondern weil sie keinen Anhang im treuen Herzen und gesunden Sinne unsers Volkes fand.

20.

## Notizen.

### Russische Geschichtschreibung.

Der Professor Ustrelow führt in seiner neulich in russischer Sprache erschienenen „Geschichte von Rußland“ die Nothwendigkeit der Vereinigung Polens mit Rußland in folgender Weise durch: „Polen schloß sich aus Furcht vor der Übermacht der Nachkommen Sedemin's an die lithauischen Fürsten an und erhob Sedemin's Enkel Jagello auf seinen Thron. Es suchte auch später durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel die ihm gefährliche Vereinigung von Ostrußland (nämlich Moskau) und der westlichen Rus (nämlich: Litauen, Polynien u. s. w.) zu verhindern. Jedoch, da einerseits die russischen Zaren ein unbestreitbares Recht auf die westliche Rus hatten, in der ihre Vorfahren das bürgerliche Leben (!) und den heiligen Glauben gegründet hatten, und wo sich die russische Lebensweise in vollem Glanze entfaltet hatte; da ferner bei dem einmüthigen Wunsche von beiden Seiten, der Herrschaft eines Monarchen anzugehören, die Vereinigung derselben früher oder später eintreten mußte, das Loos Polens aber bereits von dem Loos Lithauens unzertrennlich war: so lag es in der Natur der Sache, daß auch Polen zu der „Sammlung“ des Einen russischen Reiches zugezogen werden mußte. Diese „Wahrheit“ trat im 16. und 17. Jahrhunderte offenkundig hervor, als nach dem Aussterben der Jagellonen die „wohlgeantanten Polen“ und insbesondere die lithauischen Stände ihre Loos mehrmals den russischen Zaren anvertrauten (?). Nur die Intriguen der Magnaten und Jesuiten verhinderten die Vereinigung der beiden Völker eines Stammes und eines Glaubens, welche, durch zufällige Verhältnisse getrennt, ihrer Bestimmung gemäß nur unter dem Scepter eines Monarchen Frieden und Glück finden konnten.“

9.

### City of the Czar.

(Bechluss aus Nr. 298.)

Unterhaltend als ein Stückchen von gewöhnlichem Hofgeschwätz ist folgende, Napoleon's mißlungenen Plan einer Verbindung mit einer russischen Prinzessin betreffende Anekdote.

Ich als gestern — erzählt der Verf. — bei Jemanden zu Mittag, der sich hier lange aufgehalten hat. Bei Tische unterhielt er mich mit mancherlei Anekdoten aus der Zeit, wo Caulaincourt Gesandter am hiesigen Hofe war. Da er selbst Franzose ist und mit Caulaincourt sowol wie mit dem ganzen Gesandtschaftspersonale sehr gut bekannt war, so kann man ihn für sehr gut unterrichtet halten. Unter Anderm erzählte er mir, daß Napoleon nach seiner Trennung von Josephine, als er zur Befestigung seines Throns der Verschwägerung mit einem legitimen Herrscherhause zu bedürfen glaubte, in der Wahl zwischen einer Großfürstin von Rußland und einer Erzherzogin von Oesterreich schwankte, die Beide nicht abgeneigt waren, seine Hand anzunehmen. Zunächst waren jedoch seine Gedanken auf die russische Großfürstin gerichtet, und Caulaincourt erhielt daher Befehl, die Gesinnungen der kaiserlichen Familie in Betreff einer Verbindung mit der Großfürstin Katharina Paulowna, der Schwester des Kaisers Alexander, zu sondiren. Die einzige Person, von der man Schwierigkeiten erwartete, war die Kaiserin Mutter, weshalb es rätlich schien, erst durch einige unbestimmte Anspielungen, die deutlich genug wären, um sie zur Äußerung ihrer Meinung zu veranlassen, und doch wiederum so verdeckt, daß im Fall einer abschläglichen Antwort der Stolz oder die Eitelkeit des kaiserlichen Bewerbers nicht verletzt würde, ihre Ansicht zu erforschen. Der französische Botschafter, dem das kgl. Geschäft übertragen wurde, schlug folgenden sinnreichen Weg ein, um sich desselben zu entledigen. Bei der ersten Zusammenkunft, welche er wieder mit der Kaiserin Mutter hatte, lenkte er das Gespräch von den allgemeinen Gegenständen, um welche sich dasselbe anfangs bewegte, allmählig und wie zufällig auf Träume. Die Kaiserin, welche etwas abergläubisch war, biß an; Caulaincourt verfolgte daher seinen Vortheil und bat sie, nachdem er ihre Aufmerksamkeit gefesselt hatte, ihr einen merkwürdigen Traum erzählen zu dürfen, den er erst in der vergangenen Nacht gehabt hätte. Die Kaiserin gestattete es ihm. Caulaincourt erzählte nun, um sich seines geheimen Auftrags zu entledigen, es hätte ihm geträumt, Napoleon habe ihm den Befehl zugesandt, in seinem Namen um die Hand der Großfürstin Katharina Paulowna anzuhalten; während der Erzählung trug er Bedacht, einige schmeichelhafte Bemerkungen über die Prinzessin selbst einzuflechten, und wartete dann schweigend auf eine Antwort. In einem Tone, der alle seine Hoffnungen mit einem Male zu Boden schlug, erwiderte die Kaiserin ruhig: „Monsieur l'ambassadeur, vous savez bien que tout songe est un mensonge“. Traurig kehrte der in seinen

Erwartungen getäuschte Botschafter in seine Wohnung zurück, um einen Courier mit der demüthigenden Nachricht nach Paris zu senden. Napoleon nahte sich nun mit seinen Bewerbungen der Erzherzogin Marie Luise, bei der sie eine günstigere Aufnahme fanden.

Hrn. Raikes' Buch ist ein wahres Schmuckstücklein von solchen Anekdoten, und schwerlich wird man so unterhaltende und so neue anderwärts finden. Mehrere davon lauten sehr günstig und ehrenvoll für den persönlichen Charakter des Kaisers Nikolaus. Nach Hrn. Raikes' Darstellung nöthigt ihn eine unglückselige Politik, nicht das Wort seines eignen Willens, sondern die Folge seiner Stellung, jeden Mann von einigem Range und einiger Bedeutung in seinem ungeheuern Reiche in Obacht zu halten, und alle gesellschaftlichen Zusammenkünfte, alle Rendezvous irgend einer Art unter den vornehmern Classen seiner Unterthanen werden daher von Spähern belauert und belästigt, welche der Regierung über alle Unterredungen, über alle ausgesprochenen Meinungen getreulich Bericht abstatten. Jemand, der mit dem Verf. hierüber sprach, sagte:

Ich weiß, daß wir von der Polizei umgeben sind, daß jedes Wort begierig aufgegriffen und nicht selten vergrößert und entstellt zu unserm großen Nachtheil hinterbracht wird. Aber der Kaiser selbst ist so, daß, wenn ich wirklich ein unbedachtes Wort ausgestoßen hätte, ich zu ihm gehen und ihm Alles der Wahrheit gemäß erzählen würde, in der festen Gewißheit, daß er, bekannt mit meinem Charakter und meinen wahren Gesinnungen, die Sache ebenso leicht nehmen würde wie ich selbst.

Der Raum erlaubt uns leider nicht, die Erzählung von dem Aufstande im J. 1825 herzusetzen, und wir begnügen uns nur, zu bemerken, daß sie aus einer, dem deutschen Jugendbunde und ähnlichen Gesellschaften nachgebildeten Verbindung hervorging, der geheimen fürchtbaren Macht, welche in civilisirten Staaten den auf Despotismus gebauten Thron bedroht und gleich einer dunkeln Wehme sich zum Rächer der beleidigten Volksrechte aufwirft. Der Mann, der an der Spitze der Verschwörung stand, Trubekloy, war unfähig und ein Feigling. Dagegen war einer der Verschworenen, Pestel, ein Mann von außerordentlichem Muth und großen Talenten. Ergriffen und zum Tode verurtheilt, erhielt er die geheime Unterredung mit dem Kaiser, um welche er diesen ersuchen ließ. Auf den Kaiser machte Pestel's Mannhaftigkeit und Geist einen solchen Eindruck, daß er der Regung seines Herzens wie dem Beispiele des einst in ähnlicher



Lage befindlichen Augustus folgend, dem hochmüthigen Manne Verzeihung anbot, ja ihn bat, das Leben als ein Zeichen seiner Achtung aus seiner Hand anzunehmen. Allein Pestel wollte lieber das Loos seiner Gefährten theilen und starb mit ihnen. Bei der Execution riß der Strick, an welchem er aufgeknapft wurde, und die Kaltblütigkeit und Seelenruhe des Mannes mag man aus den scherzenden Worten schließen, womit er diesen Unfall begleitete: „En me laissant pendre je ne croyais pas risquer de me casser le cou.“ Das Gegenstück zu ihm bot der feige und schwache Trubekloy dar. In das Haus seines Schwagers, des östreichischen Botschafters, geflohen, wurde er hier ungeachtet des von ihm in Anspruch genommenen Asylrechts verhaftet, und vor den Kaiser gebracht, flehte er hier fufsfällig um sein Leben. Nikolaus antwortete ihm: „Sie mögen leben, wenn Sie unter solchen Umständen zu leben für Gewinn halten.“ Trubekloy wurde hierauf nach Sibirien verbannt.

Eine andere Anekdote, welche des Kaisers Nikolaus männlichen Sinn und die Geradheit seines Charakters beweist, ist folgende. Wegen einer persönlichen Beleidigung, welche ihm von einem ausgezeichneten Offizier zugesügt worden war, hatte er sich genöthigt gesehen, diesen seines Dienstes zu entlassen, ertheilte aber demselben das schmeichelhafteste Zeugniß in den an dessen Nachfolger gerichteten Worten: „Ich hoffe, Sie werden Ihrer Pflicht in Ihrer neuen Stelle ebenso obliegen, wie es General \*\* gethan hat“.

Seine Frau nennt er schlechtweg Frau Nikolaus, so wie man von manchen deutschen Fürsten rühmt, daß sie ihre Gemahlinnen auch öffentlich bloß bei ihrem Taufnamen nannten, und spielt mit seinen Kindern ganz ebenso, wie einst der biedere Heinrich IV. that. Überhaupt zeigt er sich in allen Privatverhältnissen einfach, gerecht und wohlwollend; nur seine politische Stellung; der Geist der ihm anvertrauten Regierung nöthigt ihn zu Tyrannei und selbst zu Mord; ein gräßlicher Preis für den Besitz einer Krone, wenn sie unter menschlichen Bedingungen nicht getragen werden kann!

Wir schließen die Mittheilungen aus Hrn. Kalkes' Buch mit folgender Erzählung von dem Schicksale Kostopschin's, des Helden von Moskau und eigentlichen Ueberwinders des unüberwindlichen Napoleon's. Wenngleich im Ganzen bekannt, dürfte die Erzählung doch im Einzelnen noch manchen neuen Zug darbieten.

Nachdem die glücklichen Erfolge der französischen Waffen im russischen Lager Unruhe und Bestürzung hervorgebracht hatten, verließ der Kaiser Alexander sein Heer zu Polotsk und begab sich nach Moskau, um von dem Senate neue Unterstützung zu fordern. Am smolenskischen Thore strömte ihm die unzählbare Volksmasse der ungeheuern Stadt entgegen; doch ohne sich aufzuhalten, begab sich der Kaiser geradeswegs in das Senatshaus, wo Kostopschin hierauf den Vorschlag machte, außerhalb der Stadt Verschanzungen anzulegen und die Bewohner in Masse gegen den Feind aufzubieten und zu bewaffnen. Sein Vorschlag wurde nicht nur angenommen, sondern der Kaiser gab ihm auch noch, und dies verdient wohl bemerkt zu werden, *carte blanche*, um alle die Maßregeln auszuführen, die er für die öffentliche Sicherheit rathsam oder nothwendig finden würde.

Dies sei genug für Diejenigen, welche später behaupteten, er hätte ohne höhern Auftrag gehandelt — — —

Zwei Beschuldigungen sind vorzugswelse gegen Kostopschin erhoben worden: die eine, er habe im Voraus an die Verbrennung von Moskau für den Fall, daß die Franzosen dahin kämen, gedacht; die andere, er habe alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um sein eigenes Besitztum aus der Allgemeinen Verwüstung zu retten. Hierauf läßt sich erwidern, daß, wenn er den Gedanken lange im Voraus gefaßt hatte, eine solche Vorsicht löblich und nützlich war, um so mehr, da er an die Ausföhrung nicht eher dachte, bis der General Kutusow nach der verlorenen Schlacht an der Moskwa ihn wissen ließ, der demoralisirte Zustand seines Heeres mache es ihm unmöglich, die Hauptstadt gegen die Franzosen zu verteidigen. Was die zweite Beschuldigung betrifft, so würde wahrscheinlich jeder Andere an seiner Stelle dasselbe gethan haben; übrigens konnte er doch seinen Palast nicht bei Seite bringen; und oft habe ich es aus seinem Munde gehört, sein eigener Verlust bei dem Brande sei unermesslich gewesen.

Nachdem der große, folgenreiche Entschluß einmal gefaßt war, wurde allen Einwohnern Befehl gegeben, die Stadt zu räumen; der Gouverneur selbst aber zeigte so wenig Eile, seinen Posten zu verlassen, daß er noch bis zum 14. September auf demselben verblieb, an welchem Tage die französische Vorhut durch das smolenskische Thor einzog. Die Russen desirirten in dem Augenblicke, wo jene an der Barricade anliefen, durch die Straßen, und so nahe waren sich beide feindliche Heerhaufen, daß der französische Vortrab den Kosacken der russischen Nachtrab auf dem Fuße nachfolgte. Sobald die russischen Truppen die Stadt hinter sich hatten, begannen die Verbrecher, welche zu diesem Behuf in Freiheit gesetzt waren, das ihnen übertragene Werk der Zerstörung. Bei Tage in Kellern und unterirdischen Gewölben verborgen, kamen sie in der Nacht aus denselben hervor, um ihre Lanten und Kerzen nach allen Richtungen hin auszuwerfen, wo hölzerne Häuser standen, welche die Flamme leicht annahmten und weiter verbreiteten. War diese an einem Punkte gelöscht, so brach sie auf einem andern mit verdoppelter Wuth wieder aus, und kaum hatte ein französischer General, nach Ruhe und Erholung sich schneid, von einem prachtvollen Palaste Besitz genommen, als es ihm auch schon zu heiß wurde. Der Kreml, in welchem Napoleon sein Quartier aufgeschlagen hatte, war von den Brandstiftern als der Hauptgegenstand der Zerstörung ausersehen worden. Sie umkreisten denselben mit Flammen, und wider Willen, aber nothgedrungen, mußte der Kaiser mit seinem Stabe sich in den etwa eine halbe Stunde vor dem Thore gelegenen kaiserlichen Palast von Iverskaja umquartieren — — —

Und wie wurde der Retter seines Vaterlandes belohnt, welche Anerkennung fand diese Handlung spartanischer Hingebung und Selbstopfer, als die Gefahr vorüber, der Feind vertrieben war? Sie erregte Alexander's Eifersucht und die Unzufriedenheit des Volks.

Ich habe es hier gehört und würde es sonst nicht geglaubt haben, daß der edle, uneigennütige Kostopschin für seine patriotische That von den kleinlichen und selbstsüchtigen Seelen, welche ihm den Ruhm beneideten, nachdem sie die Früchte geerntet hatten, so gequält und chicanirt wurde, daß er sich genöthigt sah, in einer Flugschrift seine Theilnahme an dem Brande öffentlich abzuleugnen. Während jeder, auch der verdienstloseste Offizier im Heere mit Belohnungen überhäuft wurde, habe ich Kostopschin zu Paris in Zurückgezogenheit lebend und aller Ehren, aller Belohnungen baar und lebzig gefunden. Er war ein sehr verständiger, wohlunterrichteter Mann, seine Unterhaltung angenehm und von einem gewissen Humor belebt. Seine Äuße hatten nichts Ausgezeichnetes, wiewol die Franzosen von ihm zu sagen pflegten, er besäße le véritable air d'un bricoleur de Moscou. Sie schienen übrigens im Allgemeinen sehr geneigt, ihm die Anerkennung abzugeben zu lassen, die seine eignen Vorgesetzten ihm so ungerechtfertigt versagten, und die er wie

so viele Andere vor ihm nur in dem Bewußtsein des eignen Herzens finden konnte. 50.

### Romanenliteratur.

1. Ein junger Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts. Nach dem Französischen frei bearbeitet von L. Kruse. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wir haben es hier mit einer halb französischen, halb deutschen Schöpfung zu thun, und der Übersetzer, oder der deutsch-dänische Vollerker des Romans, der Veteran Kruse, setzt den Namen des französischen Verf., Theodor Moret, eben deshalb nicht vor das Werk, weil er fürchtet, der Legitimist, welcher seinen jungen Philosophen auf das greuliche nach einem unbewußten Insecte im Wahnsinn enden läßt, würde mit dem verhöhnenden Schluß, welchen der Übersetzer für seine Erzählung findet, sehr unzufrieden sein. Man sieht, daß der Legitimist, hier wenigstens, in die neue romantische Schule pfuscht, vielleicht weil es seinen positivistischen Doctrinen eben bequem war, jene Philosophie mit dem Gräßlichsten enden zu lassen, denn er will nun einmal beweisen, daß die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts nichts taugt; er beweist jedoch nur, daß der Boden, auf den sie fiel, ein durchaus verdorbener war, und sein junger Philosoph geht unter, nicht weil ihn jene Philosophie nach ihren Grundsätzen erzog, sondern weil er, mit dieser Erziehung und wenig Charakter in die Verderbnis von Paris geschleudert, durch den schonungslosen Contrast der Wirklichkeit und der Idee, der sich ihm hier enthüllte, verführt ward. So weicht er ganz von den Pfaden ab, die sein Vater, der Graf von St.-Pons, für ihn ausersahen; aber plötzlich sieht er sich, im Begriff, eine glänzende Conventionsheirath zu schließen, von der Höhe seines Glücks durch die Erklärung seines vermeintlichen Vaters gestürzt, daß er ein Findelkind sei, und der Graf, der den Unge Rathenen mehrere Proben unterworfen, welche ihm nur Beweise seines gefühllosen Leichtsinns lieferten, gibt ihn auf; Moriz, der wenige Tage vorher in einer auserwählten Gesellschaft auf Rousseau's Grab dem Betragen desselben gegen seine Kinder eine Apologie hielt, sieht sich plötzlich hülf- und mittellos selbst in die Lage derselben versetzt. Der Franzose läßt ihn hier untergeben, der Deutsch-Däne rettet ihn im Gefühl der Unhaltbarkeit der Doctrin des Franzosen durch einige höchst unwahrscheinliche Verknüpfungen, welche jenes Verbrechen wider die Natur ausheben, durch seine eigne sittliche Kraft und die des von ihm verführten Mädchens, die — eine schöne und überraschende Verripette — Allen unbewußt das wirkliche Kind jenes Grafen St.-Pons ist, gegen den sich die Liebenden jedoch erst dann erklären, als er ihnen, ein gütlicher Emigrant, in der Schweiz begegnet; eine freilich schon etwas abgenutzte Katastrophe. Die Gatten machten die Entdeckung von Fankettens Verknüpfung, ohne sie benutzen zu wollen; Moriz hat die, daß er ein Sohn des allbewunderten Rousseau, eines jener aufgegebenen Kinder sei, gemacht, ohne sie benutzen zu können, da ihm die positiven Beweise abgehen; die Art jedoch, wie sich der Name Rousseau's mit allen bedeutenden Wendungen seines Geschicks verschlingt, ist eine höchst geistreiche wie denn das Buch überhaupt keine talentlose Arbeit ist und in seiner Composition manchen schönen Zug bietet, sowohl in dem Antheil des Franzosen als dem des Dänen; doch merkt man die zwei Hände, die zwei Tendenzen darin, und die künstlerische Einheit geht verloren, vielleicht aber wird es dadurch der Wahrheit des Lebens nur näher gerückt. Der Styl ist wie immer bei Kruse fehlerhaft, oft unverständlich; er hat sich im Deutschen, trotz seiner vielen Arbeiten, nicht eingebürgert, doch haben wir mit Vergnügen gesehen, daß seine dichterische Feder noch nicht verrocktet ist. Die Schilderung der Gesellschaft vor der Revolution, welche eines der Hauptverdienste dieses Buches ausmacht, ist zwar schon unzählige Male versucht, indessen ist der Widerspruch ihrer philosophischen Ten-

denzen und aristokratischen Gewohnheiten vielleicht nirgend so scharf ausgedeutet wie hier.

2. Die Auserkennung vom Tode. Von Michel Masson und A. Fuchet. Nach dem Französischen frei bearbeitet von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Die Verf. des vorliegenden Romans verfolgen auf die am schärfsten ausgesprochene Weise dieselbe Tendenz, welche mehr oder minder unserer ganzen modernen Literatur vorschwebt, nämlich, zu zeigen, wie Leben und Wahrheit zwischen den übel geleimten Fugen unseres Sittengesetzes und unserer Begriffe von Ehre hindurchschlüpfen, wie das Schicksal mit diesen spielt, und wie oft es die edelsten Menschen jenseit der Schranken stellt, über die es in der öffentlichen Meinung keinen Rückschritt mehr gibt, jenseit welcher sie uns für vogelfrei erklärt. Der Held des Buches erfährt dieses Schicksal, und Alles, was ihn berührt, wird auch davon ergriffen. Er, als Mann, gehört zu den seltenen Ausnahmen auf diesen Lebensbahnen, aber sein einziges Kind, die arme Kathilde, ist die klagende Repräsentantin so mancher bessern weiblichen Natur, die, weil unsere socialen Geseze einmal so sind, wie sie sind, sich, fast ohne Schuld, für verloren achten muß. Wenn aber mehr Freude im Himmel über einen Reuigen als über viele Gerechte ist, so können diese Geseze und diese Sitten nicht der treue Ausdruck des mit ihnen angefochtenen Christenthums sein, und in der That hören wir von der Geschichte, daß in den Jahrhunderten, wo dieses mit weit despotischerer Gewalt als jetzt über die Gemüther herrschte, ein weit milderer Sittengesetz die Welt regierte, welches dem Fehenden die Arme nicht auf ewig verschloß. Wie viel Ebles aber durch seinen jetzigen Gohber verloren und in bitterer Verzweiflung zu Grunde geht, hat die Geschichte, haben die Geschlechter der Menschen einst zu verantworten, wenn sie gefallen sein werden wie die Blätter des Waldes.

Es ist dieses Buch ein neufranzösischer Roman mit allen Fehlern derselben, voll von der, oft kindischen, Sucht nach dem Gräßlichen, Uebertriebenen; es enthält die Geschichte eines unschuldigen Gehenkten, der vom Galgen durch einen rettenden Doctor abgesehen worden, welcher ihm durch seine Kunst das Leben wieder schenkt. Die Verf. sind so kindlich entzückt über diese ihre neue Erfindung, daß sie den Helden im Hochtragischen immer „den Gehenkten von Koblenz“ nennen, und daß sie die Bestätigung der Möglichkeit derselben von einem in Frankreich — so sagt man uns — nicht unbekanntem Arzte eingeholt haben. Wenn unsere Leser also neugierig sind, zu erfahren, wie sie es anfangen müssen, um wieder aufzusehen, sollte sie das Unglück treffen, einmal unschuldig gehängt zu werden, so geben sie Achtung auf die eignen Worte des Dr. Bourdon:

„Damit nun der Strick weder dem Adamsapfel noch der Luftöhre Schaden zufügt, ist es genug, daß diese Kanäle vor der Execution vorläufig geöffnet worden sind, um den Gehenkten dahin zu bringen, daß er fortfährt, an dem Galgen Atbem zu holen. Dieser braucht nur einen tüchtigen Wundarzte Theilnahme eingeflüßt, geduldig die Operation auszuhalten, dem Schmerz widerstanden zu haben, von dem Blute, das das Einschnittmesser herbeiführt, nicht gequält worden zu sein und endlich das Rohr von Summielasticum, das in die Wunde eingebracht werden muß, um sie offen zu erhalten, bulden zu können.“

Und trotz diesem kindischen Elemente hat der Roman auch ein kindliches, ein rührend ergreifendes; er erhält unsere Spannung fast fortwährend und enthält manche vortreffliche Situationen von großer Wahrheit. Vorzüglich gut sind die Charaktere der Frauen und ihre Schicksale gehalten, Clarence, Kathilde, Madeleine, und Alles, was sich auf sie bezieht; hier und da zeigt sich ein überraschender Durchblick in noch verbüllte Gegenden und eine neue, kühne Ansicht des Lebens; genug, das Buch ist trotz Fehler und Lächerlichkeiten keine

talentlose Arbeit, und die oft sehr unwahrscheinliche Fabel rundet sich doch am Schlusse auf echt künstlerische Weise. Sehr viel verdanken wir hier gewiß Kruse's Bearbeitung, der, wie er selbst sagt, oft von seinem Urbild abgewichen; aber um zu wissen, inwiefern er sein Original änderte, müßten wir es lesen und mit der Übersetzung vergleichen, und dazu, wie gesehen es, fehlt uns denn doch der Muth.

3. Liebe über Alles. Nach Sophie Pannier von Fanny Larnow. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Daß jede fremde Mittelmäßigkeit gleich auch auf den deutschen Markt gebracht wird, ist eine wahrhaft beklagenswerthe Erscheinung. Was soll aus diesem noch werden? Das Unkraut muß am Ende Alles ersticken. Hier haben wir einen sehr tugendhaften Roman, voll endlosen Raisonnements, mit wenig oder doch fast nur erzählter, nie in dramatischer Form auftretender Handlung, der durch diesen Mangel an Unmittelbarkeit unendlich langweilig wird. Er ist nicht ganz schlecht erfunden, aber schlecht ausgeführt; Das, was mit großem Detail erzählt und motivirt werden sollte, wird oberflächlich abgethan, und umgekehrt, kurz nichts von dem sonstigen Geschick der Franzosen in der Buchmacherei. Nur einmal hebt die Verf. sich über das Gewöhnliche, in der Scene, wo die junge Künstlerin sich, in ihrer Liebe getäuscht, den Tod geben will und durch die Erscheinung der Idee ihrer künftigen Conception davon abgehalten wird. Doch dieser große, durch und durch verklärende Moment geht fast spurlos an ihr vorüber, und Elise kann am Ende doch nur durch den Umgang mit der tugendhaften Heldin von der Verzweiflung errettet werden; ein Beweis, daß jene Erfindung der Verf. durch ein Aufsees, etwa durch eine gelese oder erzählte Anekdote gegeben war und nicht in ihrem Gemüthe entstanden ist. Wie flach, wie entkräftend ist unsere gäng und gebe Moral! Wasser, Wasser, und zwar stagnirendes! Das Buch wird durch einen mehr als nachlässigen Druck, vorzüglich im Anfang, fast unleserlich. Hier finden wir fortwährend: Urgin oder Drgin statt Drgie, Jon statt Jor, Matempyrose, Emenicpotion, Demokranten, Jänfling, phylantropisch u. s. w. Was wird aus unserer deutschen Presse noch werden? 88.

### Notiz.

Kürstliche Lustbarkeit im 16. Jahrhundert.  
Im J. 1560 hatte der Herzog Christoph von Württemberg „ein Herrschschießen mit dem Stängel“ (mit Armbrüsten) veranstaltet und Gäste von allen Orten her dazu eingeladen. Es fanden sich 505 Schützen dabei ein, und die Lust zu erhöhen, waren mehre „Prüfmeister“ (Prüfmeister) dazu bestimmt, welche als Sänger und Hanswürste dabei ihren Schwank trieben und bei dem Aufzuge anführten. Mehr als 90 Fahnen flatterten hierbei, und Preise gab es nicht weniger, von 40 Kreuzern an bis 100 Dukaten. Aber welche hohe Herrschaften hatten sich auch eingefunden! Ein Kurfürst, Friedrich von der Pfalz, vier Herzoge, Johann Wilhelm von Sachsen, Eberhard von Württemberg etc., Pfalz- und Markgrafen, Abgeordnete der größten Reichs- und Schweizerstädte. Das Schießen dauerte drei Tage, indem aber noch ein Nachschießen und andere Spiele vorliefen. Beim Nachschießen paradierte ein Ochse, die Prämie des besten Schützen, mit gestickten seidenen Decken behangen, die Hörner verfilbert. Beim Zwischenspiel trat einmal ein Käufer und dann wieder ein Fechter auf, Beide hatten vom Herzog „ein Lyndisch (in Leyden gefertigtes Tuch) Paar Hosen und Kames und Federhut“ bekommen, womit auch die Prüfmeister beschenkt waren. Die Herzogin fuhr mit ihren fünf ältesten Töchtern in einem Wagen hin, auf welchem vorn und hinten zwei vergoldete Bären das herzogliche Wappen hielten. Am Schlusse des Hauptschießens setzte die Prinzessin Hedwig dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz einen Perlenkranz auf, der unter Trompeten-

und Paukenklang ihm vorgetragen wurde. In Essen und Trinken fehlte es nicht.

Mann trug Jan (ihnen) auf Bürett und Fisch,  
Und schenkt den Schützen gar dapper ein  
Gar guetten roten und weißen Wein,  
Suet Wermobst (Wermuth?) Wein kann auch daneben  
Und dreizehn Racht (Gerichte) hatt man inn (ihnen) geben.

Der herzogliche Küchenmeister trug selbst die Speisen auf, und nach der Tafel wurden die Gäste allemal „mit Trumbeln und Pfeiffen“ heimgeführt. \*) 15.

\*) Nach einem alten Manuscripte, das im Auszuge im „Journal von und für Deutschland“ (1768, S. 231—236) mitgetheilt ist und den ersten „geschworenen und besoldeten (bestallten) Prüfmeister“ zum Verfasser hatte.

### Literarische Anzeige.

Neue schönwissenschaftliche Schriften  
im Verlage von  
**F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Adolfine, Ideal und Wirklichkeit. 8. 1 Thlr. 6 Gr.  
Daller (Eduard), Kaiser und Papst. Roman.  
Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

Gitner (Karl), Der moderne Lazarus. Eine Zeit-  
Novelle. 8. Geh. 2 Thlr.

Skizzen aus dem Alltagsleben. Erstes Bändchen: Die  
Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouver-  
nante. Aus dem Schwedischen. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.  
Sternberg (A. von), Fortunat. Ein Feenmärchen.  
Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

Der Cavalier auf Reisen im Jahr 1637. Vom Ver-  
fasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective  
im Jahr 1635.“ 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Das frühere Werk des Verf. erschien 1836 bei Frobergger in  
Leipzig und kostet 2 Thlr.

Heeringen (Gustav von), Meine Reise nach  
Portugal im Frühjahr 1836. Zwei Theile. 8.  
Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Litz (F.), Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Ent-  
worfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei,  
Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien. Zwei  
Theile. Mit einer Russbeilage. 8. Geh. 3 Thlr.

Germann (Johann Peter), Gedichte. 8.  
Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Schulz (Hermann), Wanderbuch. Ein Gedicht in  
Szenen und Liedern. 8. Geh. 18 Gr.

Stieglitz (Heinrich), Gruß an Berlin. Ein  
Zukunftstraum. 8. Geh. 20 Gr.

Wegel's (F. G.) gesammelte Gedichte und Nach-  
laß. Herausgegeben von J. Funck. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Funck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben.  
Zweiter Band: Aus dem Leben zweier Schauspieler: Au-  
gust Wilhelm Jffland's und Ludwig Debrient's.  
8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der 1ste Band: G. L. W. Hoffmann und F. G. Wegel  
(1836), kostet 1 Thlr. 16 Gr.

Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilder-  
ungen aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nach-  
laß. Herausgegeben von R. W. Böttiger. Erstes  
und zweites Bändchen. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Böttiger's Leben, von demselben Verf., kostet 16 Gr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 300. —

27. October 1838.

### Die Taschenbücher für 1839.

3. zweiter Artikel.\*)

#### 2. Cornelia. Herausgegeben von Aloys Schreiber.

Die Almanachdamen altern früher als andere Damen. Vierundzwanzig Lenze für eine „Penelope“, „Milverva“, „Cornelia“ sind keine Kleinigkeit, sind vielmehr schon eine namhafte Vergangenheit, erfüllt von Allem, was zu der Ci-devant-Cultur, was zu dem ancien régime eines Taschenbuchs gehören kann. Wenn ein deutsches Taschenbuch sein Viertelseculum erreicht hat, so zeigt sich das Matronenhafte in Kleidung, Haltung und Zuschnitt, in Gesicht und Mienen schon mit ehernen Zügen ausgeprägt; der Frühlingsdunst verwittert leise in ein herbliches Spätsommerwehen, die weißen Sommerfäden ziehen langsam über Thal und Hügel, die Stoppelfelder werden bräunlich und bräunlich, die Abende werden immer länger, Nebel steigen und fallen, und das frische Grün der Küchengewächse verwandelt sich in ein angenehmes Rothbraun; man denkt allgemach an die Freuden einer gefüllten Speisekammer und bestellt sich auf dem abendlich dunkeln Heimgange bei der Frau Liebsten ein Beefsteak mit Wirsingsohl.

So ist das Leben, so ist die Dichtung, so sind die Frauen und die Taschenbücher. Es erweist sich bei allen als unumstößliche Gewißheit, daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist. Auf den Frühling folgt überall der Sommer, und immer wird man einer rührigen Matrone seine Anerkennung zollen müssen, welche ihre Speisekammer frühzeitig genug mit Backobst und Rauchfleisch zu füllen weiß. „Cornelia“ ist eine solche Hausfrau; sie bringt uns keine feinen Gerichte, keine ausgesuchten Leckeren, keine Finessen der Modeliteratur. Sie bringt uns eine handfeste, thüringisch-handverferte Hausmannskost, ein altes wohlbekanntes Blumenhagensches Gewächs, das nicht oben den Gaumen kitzelt, aber doch dem Erlustigen den Hunger stillt. Daneben bringt sie uns etwas Romantisches, das nicht allzu weit aus dem Fahrgleise der Geschichte sich ansetzt, Sagen von Rittern und Reisigen, die uns wenigstens in deutschen Landen keine böhmischen Dörfer sind, auch eine „Einfache Geschichte“ aus einfachen Familienkreisen, deren Bedeutung wir nicht verkennen

dürfen. Liebe und Vaterland spielte gleichfalls ihre Rolle, und eine weiße Frau wird heraufbeschworen aus dem 15. Seculum, um ein altfranzösisches Hugenottenraubschloß interessant zu machen. Man sieht, die Gerichte widern nicht eben an, aber sie reizen auch nicht besonders. Was aber Gutes daran ist, soll der Tischgenosse rühmen und genießen.

Eine Erzählung von Blumenhagen: „Die Fremde“, gehört zu den bessern dieses Verfassers, der sich noch immer nicht erschöpft zu haben scheint. Sie schildert den Verfall des alten Freiherrnhauses Sparneck in gewohnter, wiewol diesmal gemäßigter Kraftweise, die Härte des alten Stammherrn, die Rohheit der Brüder, daneben aber die Gewissenreinheit, Seelenunschuld und Charakterstärke einer schönen Frau, welche, dem fernen Süden und seinen glühenden Neigungen angehörend, ihr Loos an das unwirthliche Treiben der Sparnecks gefesselt sieht. Diaciba, so heißt die schöne Frau, ist keine unansprechende Romanngestalt, und es ist befriedigend, daß ihre mannichfachen Prüfungen endlich noch einen ruhig-ernsten Ausgang finden. „Die weiße Frau“, eine Erzählung von Lina Reinhardt, ist ganz unbedeutend. Eine weiße Frau, ein geraubtes Kind, ein Wiederauffinden und Bereuen, ein wenig Wahnsinn, mit etwas Hugenottenthum versetzt, ist Alles, was die nach Frauenweise in behaglicher Breite auslaufende Geschichte darbietet. „Liebe und Vaterland“ heißt eine historische Novelle aus der Feder des Herausgebers, die nicht ohne Werth ist. Ihr Hintergrund ist der Freiheitskampf der Pfanner gegen die Zwingherrschaft der Florentiner zu Ende des 15. und zu Anfange des 16. Jahrhunderts. Ein heldenmüthiges Mädchen, von Vaterlandsliebe ganz erfüllt, Camilla del Lante, erkennt in ihrem Geliebten, Alessandro Vergnarelli, mit welchem sie sich bereits verlobt hat, einen Feind und Verräther des Vaterlandes und wagt durch eigene Selbstbestimmung, einzig zur Rettung der Freiheit des Vaterlandes, ihn dem Tode. Sie reißt ihm Gift und gibt sich nach seinem Hinscheiden der Schwester Alessandro's als seine Mörderin zu erkennen, welche ihr anfangs flücht, endlich aber auf Camilla's Todtenbette sich mit ihr verböhnt und ihr die Versicherung ihrer Vergebung erteilt, unter welchen Segnungen Camilla verstorbet. Sicherlich hätte aus diesem an sich nicht uninteressanten

\* Vgl. Nr. 293 d. Bl.

Stoffe noch Vorzüglicheres gebildet werden können; dessenungeachtet sind einzelne Partien, wie z. B. die Nachtszene mit der alten Wahrsagerin auf dem Todtenacker, wo beide, Camilla und die Here, das nöthige Kraut zur Vergiftung suchen, sowie die Scene bei Alexandro's Leiche in der nächtlichen Kapelle, als gelungen zu bezeichnen. Die „Einfache Geschichte“ von Curio verdient gelesen und beherzigt zu werden. Sie greift auf recht lebendige und psychologische Weise in jene schadhafte Stellen des Familienlebens, in jene verwahrlosten Winkel hinein, aus denen die bürgerliche Tragödie sich so häufig bleich und blutig hervorschiebt, jenes Trauerspiel der Heimlichkeit, jenes Herzweh des Dachzimmerchens, jenes brechende Herz der Gesindestube, welches seine dunkelrothen oder lilienblauen Blüten auf dem faulen Estrich einer Morgue absetzt oder auf dem weißen Uferande eines vom Schlamme der Städte getrübten Seinstromes. Hier — das zeigt sich wol — beginnt und keimt aus dem Schooße des Geheimnisses eine Poesie, für die es leider noch immer keine Pforten gibt. Aus diesem Grunde scheint uns auch diese „Einfache Geschichte“ die beste des Taschenbuchs zu sein. Marie, das verführte Mädchen, die gekränkte Gattin, die bis in den Tod betrübt Mutter, das gemishandelte, geprüfte Weib, und auch der gute Pfarrer, der Vater des Verführers, der Tröster der Verführten, sind beides lebenswarme und lebenswahre Gestalten; Gestalten, wie sie die Salons nicht liefern, wie sie aber das bürgerliche Trauerspiel nicht entbehren kann. Noch erwähnen wir, als ziemlich unbedeutend, die „romantisch-historische Sage“ von Eduard Janinski: „Das befreite Rhodus“.

Die dem Taschenbuche einverleibten Stahlstiche (unter ihnen eine Copie von Lessing's beschneitem Klosterkirchhofe) gehören nicht eben zu den schlechtesten. Als Titeltupfer erscheint die jugendliche Gestalt der Herzogin von Orleans.

### 3. Helena.

„Helena“, obwol noch ein sehr junges Almanachskind, gehört doch schon zu den vornehmern seines Geschlechts. Diese Bemerkung erstreckt sich sogar auf die Dehors des Taschenbuchs, auf Druck und Papier, auf Titelblatt und auf die Stahlstiche, wiewol wir der Meinung sind, daß die letztern allmählig aus dem Garderobepertoir der deutschen Taschenbücher recht füglich verschwinden könnten. Aber einen geistreichen Druck gibt es, der recht wesentlich dazu beiträgt, einem solchen Büchlein Credit zu verschaffen, und diese Seite der Ausstattung darf eine sorgsame Redaction beiseite nicht vernachlässigen. Die vornehmern Taschenbücher der deutschen Literatur zeichnen sich auch durch geistreichen Druck, durch geistreiche, vornehme Typen aus. Aber auch dem Inhalte nach erhebt sich „Helena“ beizeiten über das Ordinaire. Es zeugt davon dieser dritte Jahrgang. Auch wäre es ja wol gänzlich aus mit allem deutschen Dichten und Denken, wenn da, wo des alten Meisters Tieck und des sinnvollen Meisters Leopold Schefer Namen leuchten, man denselben unerpfriechlichen Literaturjammer erwarten sollte,

der uns anderweltig auf recht belebende Weise in die Augen springt.

Die „Helena“ enthält vier Novellen: „Liebeswerben“, von Ludwig Tieck; „Sonnenflug“, von Bernd v. Guisek; „Der arme Dschem“, von Leopold Schefer, und „Niobe von San Bonifazio“, von Ludwig Storch.

„Liebeswerben“, von Ludwig Tieck, ist ein eignes, sehr seltsames Product. Vergleichen wir es mit der Novelle: „Des Lebens Überfluß“, von demselben Verfasser, in der „Urania“, so müssen wir der letztern Dichtung unbedenklich den Vorzug geben. Denn in dieser sahen wir jene allgemeine Lebensironie walten, in welcher Tieck, seitdem er sich von der romantisch-poetischen Gefühlsanschauung zu den Interessen des Weltlaufs bekehrt hat, unübertrefflich, ja, die sein eigenthümlich-modernes Reich ist. In der Novelle: „Liebeswerben“, dagegen besondert sich die Fronte Tieck's und spigt sich so ganz ausdrücklich nach einem besondern Ziele hin, daß sie, in den trübren Nebel der Persönlichkeit gehüllt, ihren eingeborenen Werth und Namen zu verlieren scheint. In dieser Novelle persiflirt Tieck, während er in der Uranianovelle die allgemeine Fronte auf eine so feine Spitze der Zweideutigkeit, auf einen so freien und heitern Lebensstandpunkt zu treiben wußte, daß seiner harmlos scheinenden Dichtung kaum etwas zu wünschen übrig blieb. Das Liebeswerben nämlich ist in Tieck's Helenanovelle durchaus die Nebensache. Die Hauptsache ist die Verhöhnung einer modernen Literatur-, wir wollen sagen Classe, denn mit dem Ausdruck: Schule, ist es nichts, weil eine Schule durchaus ein würdiges und solides Fundament haben muß. Man fragt sich aber nach aufmerksamer Lecture der Novelle, wenn man vor dem kritischen Geistesauge noch einmal die Figuren dieser armfälligen Literaten Lindhorst und Amsel, die Gestalt des haubackenen, handfesten Spitzbuben Wilderer und des abentheuerlich-philistrischen Wallross, der sich so geschwind zum literarischen Sentiment bekehrt — man fragt sich, wenn man diese Gestalten nochmals an sich vorübergehen läßt, ganz folgerecht: Wer ist eigentlich darunter gemeint? Die Antwort darauf dürfte schwieriger sein, als es aussteht; denn es gibt keine Lindhorsts — diese noch eher —, aber gewiß keine Amsels in der deutschen Literatur der Gegenwart; auch solche Wallrosse, die im Vergnügen des poetischen Dilettantismus wie in einem Südpolcean herumschwimmen; obgleich sie einige Millionen Thaler zu verzehren haben, auch solche Individuen gibt es im Pentenicht. Nehmt Alles in Allen: die deutsche Poesie ist doch nur eine Klagefrau, die ihre Söhne beweint; eine Niobe der Nationen, wie Lätitia eine gewesen, die Mutter des großen Kaisers. Mag es sein, daß der Söhne manche sich aufstun und brüsten und hohe Worte reden und nichts bedeuten und dennoch bei Kasse sind; mag das sein; im Allgemeinen ist die deutsche Poesie eine Bettlerin, die, wenn sie auf ihre Vergangenheit sich besinnt in ihrem trübren Denken, nicht einmal den Schilling annimmt, den du ihr mitleidig in die Hand zu drücken versuchst; denn einiger Stolz wohnt in Lumpen,

sogar in den Lumpen der deutschen Poesie. So werth uns Tieck's, des Mannes, der nur seine Gedanken spinnt, Erscheinen überall ist, so wünschten wir doch, er hätte dieses Nest ungestört gelassen. Der Kaiser Emmeran ist freilich eine herrliche, durch und durch ironische Novollenfigur, der für den Sinnenden nicht bedeutungslos vorüberfliehet; was aber sollen die magnetischen Gaunereien bedeuten, welche auf der Hefe ihres anbrüchigen Wesens nur die endlose Gemeinheit der Menschennatur, nur die tiefe Verwerflichkeit Dessen zeigen, was ein für allemal schlecht ist? Armer Tieck! reicher, unerschöpflich reicher Dichter! du selbst bist eine männliche Niobe des poetischen Jahrhunderts! Wer dich so begreift, begreift dich würdig, und ein solcher wird nicht fragen, gleich der unverständigen Menge: Warum schreibt Tieck noch Novellen? Aber Dinge gibt es, in denen nur der Knecht des Jahrhunderts stören darf, nicht der vornehme, unvergeßliche Geist, der das Jahrhundert mit erschaffen hat.

„Sonnenflug“, von Bernd v. Suseck, heißt die zweite Novelle. Wir haben neulich erst Novellen von demselben Verfasser gelesen, die wir durchaus keinen poetischen Ansprüchen genügend fanden. Die Novelle: „Sonnenflug“, aber ist bei weitem gelungener als jene. Sie schildert die Periode der Selbstbefreiungsversuche der serbischen Nation unter Kaiser Leopold I., den Feldzug des Markgrafen Ludwig von Baden gegen die Unterdrücker der tapfern Serben; sie schildert ferner die Begegnisse des Sterns der serbischen Ritterschaft, des Fürsten Guro Brankowitsch, der den Sonnenflug begann und, mit Österreichs Macht verbunden, nichts Geringeres als die Eroberung von Konstantinopel erzielte; endlich dieses tapfern Serbenfürsten Begegnisse am Kaiserhofe zu Wien. Der Faden der Liebe, der zwischen diesen öffentlichen Ereignissen hindurchläuft, ist einfach. Die Helden der Geschichte zeigen Vernunft und Charakter, was sich heutzutage selten im deutschen Romane findet. Der Ausgang der Geschichte wird aber nicht ganz den Forderungen Derer entsprechen, die eigentlich nur lesen um des Ausgangs willen.

Es folgt: „Der arme Dschem“, historische Novelle von Leopold Schefer. Alle Dichtungen Schefer's ohne Ausnahme bezeichnen ein geheimnißvoller, eigenthümlicher, unerklärlicher Geisteszug; ein Zug — wir wollen es kurz bezeichnen — des Wunderbaren. Wundersam! diesen Namen muß man diesen Dichtungen beilegen; denn in ihnen allen haust für uns tief im Schrein ihres Herzens, in dem Markt und Kern ihres poetischen Wesens etwas Fernes und Fremdes, das aber zugleich voll Erquicklichkeit und Nähe ist; eine fremde Lotusblume der Dichtung. Wir wissen, die heimatlischen Gewässer tragen solche Blumen nicht; aber doch ruht in ihrem Anschauen solch ein süßer Heimatzauber, daß wir uns nicht sättigen können und an kein Widerstreben zu denken ist. Etwas Unsagbares bleibt in jeder Schefer'schen Dichtung tief unten sitzen und haufen, so viel man auch schon darüber geäußert haben mag. Überhaupt ist Schefer ein Dichter, über welchen man gar nicht den Drang fühlt,

viel zu äußern, ein durchaus innerlicher Dichter. Als solcher zeigt er sich auch in der Geschichte: „Der arme Dschem“, in welcher wundersame Gestalten auf- und abschweben, wundersame Fäden sich auf- und abspinnen. So das Fräulein Philippine v. Sassenage, die eigentlich nichts als ein simples Klosterfräulein, aber zugleich des armen Dschem Geliebte und Gattin ist, der seinerseits wiederum der Sohn des Sultan Mohammed ist, des schrecklichen Eroberers von Konstantinopel, und Bruder des herrschenden Sultan Bajasid, und welcher über dem Bestreben, seinen Thron zu gewinnen, zu Grunde geht; ferner der arme Dschem selbst, der Sultansohn, der zugleich ein so mißlicher Dichter und Saadi's Freund ist, und der das glücklichste Wesen wäre, wenn er nur ein Dichter wäre; alsdann der böse Rhodiser Ritter, Philippinens Bruder, der ihr immer finster und kalt in die Ohren raunt: „Gare ton honneur, gare, damoiselle de Sassenage“; dann die räuberischen Borgias, Papst und Sohn des Papstes, und Mustapha, der Barbier, das Scheusal, der den armen Dschem geflissentlich schneidet und ihm dann mit Giftsalbe auf Cesare Borgia's Anstiften das geweihte Dichterkopfeilbein salbt, daß der arme Dschem daran sterben muß mit all seiner Hoffnung und Dichtung; über dies Alles aber der eigenthümliche morgenländische Duft, der alle Schefer'schen Dichtungen durchwürtzt und durchgeistet: es ist eine Freude, dies zu genießen; eine Freude, die man aber am wenigsten dem Leser vorrechnen kann.

„Niobe von San Donifazio“ ist die vierte und letzte Novelle; ein corsisches Sittenbild von Ludwig Storch. Der Mehrzahl der Taschenbuchleser wird diese Novelle vollkommen genügen. Sie ist spannend, ereignißvoll, dem Pikanten und Schauerlichen zugewandt bis ans Ende. Für den feinern Sinn sind aber wirklich etwas zu viele Elemente — und welche! — zusammengehäuft. Gut, daß der Schauplatz Corsica ist. Corsica ist ein solches Plätzchen der Erde, wohin unsere Novellisten alles irgend Mögliche verlegen: Jungfrauenraub, Corsarenthum, Priestertücke, Wollust, Grausamkeit, Blutrache, Ungewitter, Meeresstürme, Uferhöhlen, Grottenschlünde, Meuchelmord, Kerker, Scheiterhaufen, Bigamie, Mutterfluch, Vaterverweissung — Alles ereignet sich auf Corsica, und so auch in dieser Novelle von Storch. Aber die Novelle ist nicht uneben geschrieben, und die Verwicklung ist so geschickt, daß man sich doch mit einiger Genugthuung durch alle die Blut- und Mordgreuel hindurchwindet. Die am meisten poetische Figur ist Gemma, die unglückliche Gattin des furchtbaren Corsaren Brunardito, die Niobe von San Donifazio, der das Schicksal all ihre Kinder raubt, und welche einsam übrig bleibt, eine steinerne Klagefrau, ohne Klage. Diese Gestalt zeugt von wirklichem Talent und erinnert einigermassen an jene größere Niobe, die wir schon einmal erwähnten, die das große Schicksal erfuhr, in jedem Kinde ein Königreich, in dem einen aber die Welt zu betrauern. Was die Stahlsche betrifft, so sind es lauter Genrestücke, unter denen das ausgezeichnetste Blatt „Der Fahnenträger“ ist. Auch die übrigen zeich-

nen sich durch Klarheit des Sichts und gute Wahl der Gegenstände aus.

(Der Rest folgt.)

### Correspondenznachrichten.

Paris, im October 1838.

Es ist ungläublich, welche bedeutende Summen die französische Regierung in diesem Augenblicke auf größere Unternehmungen zur Förderung von Kunst und Wissenschaft verwendet. Die Entdeckungsexpeditionen und die literarischen Missionen gehören bei uns jetzt zur Tagesordnung und erstrecken sich nicht nur über ganz Frankreich, wo gar noch manches zu entdecken und zu erforschen ist, sondern auch über den größten Theil der Länder und Weltgegenden, welche gegenwärtig der Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen und Untersuchungen sind. Seit einigen Jahren sind beinahe alle Provinzial- und Municipalarchive in ganz Frankreich, welche den Stämmen der Religionskriege und der Revolution sowie dem Dämon der Centralisation entgangen sind, beinahe alle Bibliotheken der Departements von einiger Wichtigkeit genau durchsucht worden, und die Ausbeute, von welcher die von Zeit zu Zeit an den Ministern des öffentlichen Unterrichts eingesendeten Berichte nur einen kleinen Vorschein geben, muß für die genauere Kenntniß der Geschichte Frankreichs wahrhaft großartige Resultate geben, sobald man hier die gewonnenen Materialien mit Sacht und gesunder historischer Kritik verarbeiten lernt. Man kann nicht leugnen, daß wenigstens der Sinn dafür, vorzüglich mit unter dem Einflusse deutscher Wissenschaft, schon sehr geweckt ist und unter der jüngeren Generation immer mehr um sich greift. Fortschritte im Großen können bei solchen Dingen nur von Geschlecht zu Geschlecht bemerkbar werden. Dergleichen Nachforschungen zum Zwecke der französischen Geschichte sind bereits auch in den Archiven und Bibliotheken Englands mit dem günstigsten Erfolge angestellt worden. Suizot gebührt das Verdienst, daß er zuerst auf die Wichtigkeit der literarischen Schätze Großbritanniens in dieser Hinsicht aufmerksam gemacht hat, und es ist zu erwarten, daß man, seinem Beispiele folgend, bald auch die übrigen Nachbarländer des Continents mit in den Kreis dieser Nachforschungen hineinziehen wird. Mehr noch sucht die Regierung ihren Ruhm in der Begünstigung bedeutender Unternehmungen dieser Art in der Ferne. Ihre Schiffe befinden sich zu gleicher Zeit in der Nähe des Südpols und in den Gemässern von Spitzbergen; für die wissenschaftliche Erforschung Afrikas ist soeben eine neue Commission ernannt; der Orient ist in der letzten Zeit von mehreren ausgezeichneten Gelehrten auf Kosten der Regierung bereist worden, und noch in diesem Augenblicke befindet sich ein ehemaliger Reisegesährte Champollion's in Oberägypten, um von den Monumenten in der Umgegend von Theben Zeichnungen und Abdrücke zu entnehmen, welche zur Vervollständigung des großen Werks nöthig schienen, welches aus Champollion's handschriftlichem Nachlasse gleichfalls auf Kosten der Regierung herausgegeben werden wird. Letzter hat in diesen Tagen von dem Zeichner, einem ausgezeichneten Künstler, Namens Chote, welcher, wie gesagt, von Champollion selbst in die Art und Weise der künstlerischen Auffassung der altägyptischen Kunstdenkmale eingeweiht worden ist, einen Bericht über den Fortgang seiner Arbeiten erhalten, welcher, diesen Worten von einem unserer größten Journale mitgetheilt, die interessantesten Resultate verspricht. Die von Hrn. Chote gewonnenen Zeichnungen und Abdrücke auf ganzem Papier von Hieroglyphen und Bildwerken, welche man noch nicht kannte, oder wenigstens noch nicht in genauen Abbildungen besaß, bedecken einen Raum von etwa 80 Metern. Besonders reich war die Ausbeute in dem Grasmale des Königs Schar und einigen kleinern Tempeln in seiner Nähe. Auf Letzter's Veranlassung hat Hr. Chote auch der Memnonstatue

eine abermalige genaue Untersuchung gewidmet. Man kennt den Stein, welcher sich darüber zwischen Letzter und Wilkinson erhoben hat. Wilkinson ist nämlich selbst nach der gründlichen Erörterung Letzter's, welche das Gegentheil erwiesen hat, bei der Behauptung geblieben, daß das Phänomen des Tones, welchen die Statue im Alterthume von sich gegeben habe, weiter nichts gewesen sei als ein gemeiner Werkstein, und zur Unterstützung dieser Behauptung habe er vorzüglich auf einen Stein aufmerksam gemacht, welcher sich unter dem Knie des Kolosses befindet und bei jedem Anschlag einen starken Ton von sich gibt. Diesem Steine gegenüber, behauptete Wilkinson weiter, sei eine Öffnung, deren offenbarer Zweck gewesen sei, einen Menschen zu verbergen, welcher beauftragt gewesen sei, nach Wohlgefallen auf den besagten Stein loszuschlagen und so das Phänomen hervorzubringen, welches die Bewunderung und der Schrecken des Volkes gewesen sei. So fabelhaft diese Conjectur schon an sich klingt, so schien sie doch einer neuen Prüfung nicht unwürdig, mit welcher Letzter Hr. Chote beauftragt hatte. Das Resultat derselben ist zu Gunsten der Gegner Wilkinson's ausgefallen. Der Stein ist allerdings vorhanden und gibt auch den Ton von sich, welchen Wilkinson gehört hat; allein eine nähere Prüfung der Dichtigkeit ergibt leicht, daß es weiter nichts als ein gewöhnlicher Werkstein ist, welcher nach der letzten Wiederbekleidung des Monuments liegen geblieben ist und die Unbearbeitung mit dem größten Theile derer gemein hat, aus welchen das Denkmal besteht. Die angebliche Höhlung, worin sich ein Mensch verborgen haben soll, ist dagegen, nach Hrn. Chote's Versicherung, nichts als ein Riß in dem Block, welcher der Statue zum Sitze dient, und viel zu klein, als daß er die Gestalt eines ausgewachsenen Menschen hätte aufnehmen können. In keinem Falle würde man eher auf die Idee eines solchen Betrugs gekommen sein, als bis die natürlichen Ursachen, welche das Phänomen hervorbrachten, ihre Wirkung verloren hätten. Auch den auf dem Kolosse befindlichen Inschriften hat Hr. Chote abermals besondere Aufmerksamkeit gewidmet; er hat von ihnen sämmtlich genaue Abdrücke auf angefeuchtetem Papier genommen, welche die Originale bis auf die kleinsten Nuancen wiedergeben.

Indem ich heute die Politik einmal ganz bei Seite lasse, muß ich Sie noch auf eine literarische Erscheinung aufmerksam machen, welche das höchste Interesse zu gewähren verspricht. Ich meine die Memoiren des ehemaligen Ministers, Grafen Deugnot, welche nächstens erscheinen sollen und aus denen das soeben erschienene Heft der „Revue française“ einige prächtige Auszüge liefert. Diese Auszüge betreffen die berühmte Gräfin Lamotte-Balois, mit welcher Deugnot auf ziemlich vertrautem Fuße stand, die Intriguen des Cardinals Rohan, die Betrügereien Cagliostro's und namentlich die verhängnisvolle Halsbandgeschichte, unter welcher die arme Marie Antoinette so viel zu leiden hatte. Die im Allgemeinen bereits bekannten Thatfachen erhalten hier im Einzelnen vortreffliche Aufklärungen. Namentlich gibt hier eine ungezwungene Wahrhaftigkeit des Stils und der Darstellung jenen unglückseligen Verhältnissen eine Anschaulichkeit, wie sie uns noch in keiner der bereits vorhandenen Schilderungen derselben vorgekommen ist. 96.

### Literarische Notiz.

Für die Kenntniß von Wales dürfte folgendes neue Buch von Wichtigkeit sein: „A pedestrian tour through North Wales in 1837. By G. J. Bennet.“ Das Buch ist mit 10 Radirungen, welche interessante Scenen darstellen, und mit 7 Melodien aus Wales ausgestattet. Das „Court-Journal“ sagt darüber: „Ein schönes Werk, so ergötzlich als nur irgend eines, das uns seit vielen Jahren vorgekommen. Es ist eine Reisebeschreibung, mit dichterischer Naturliebe und humoristischer Feinheit ausgeführt.“ 108.

### Die Taschenbücher für 1839.

#### Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 300.)

#### 4. Der Delphin. Herausgegeben von Theodor Mundt.

Wenn die junge Literatur im Allgemeinen als die Fleischbrühsuppe der deutschen Literatur angesehen werden kann, so ist Theodor Mundt, der eigentliche Stifter der jungen Literatur, wiederum das große Central-Fettauge dieses Bouillongerichts. Möge uns die „junge Literatur“ dieses Gleichniß verzeihen; es ist allerdings der wahren Gewöhnlichkeit des Lebens entnommen; es ist aber darum nicht minder bezeichnend. Theodor Mundt ist ein feiner, reichbegabter, sinnvoller und dabei durchaus moderner Geist. Daß die Anlage in ihm ungewöhnlich sei, wieb Niemand, der mit dem Progreß der modernen Literatur nur einigermaßen Schritt hält, in Zweifel stellen. Aber seiner Anlage hulldigen, oder, mit bessern Worten, sie anerkennen, heißt auf der andern Seite: mit seinem Thun rechnen. Ein so reiches Talent, das, um mit Gutzkow zu reden, auf dem Wendepunkt zum Genie steht, was hat es geleistet? Es hat, genau genommen, trotz allem Dichten, Schreiben und Herausgeben noch nichts Erhebliches geleistet. Was dieses reiche Talent dem deutschen Publicum vor jener, ungestümen Periode übergab, die es mit Effect berühmt gemacht, war nur Vorstudie; was es aber nach jener Zeit manifestirte, war sicherlich keine reine Pfendarung des Geistes, in dessen eingeborener Energie begründet. Es ist gewiß Niemanden, der zu Geld und Muße gelangt ist, zu verdenken, wenn er die Welt durchzieht, London, Paris und Brüssel bereist und sich vornimmt, so weit zu schweifen, als die Gesundheit und die Kasse reichen. Aber der deutschen Kritik ist es nicht minder zu verdenken, wenn sie in dieser Wanderlust nur eine leichtsinnige Zerstreung schöner Kräfte und in den Resultaten dieser Weltfahrten nur eine zweideutige Frucht erblickt, die von den Helben und Heldinnen der modernen Civilisation zwar mit Wohlust genossen, aber von dem ernstern Gedanken, welcher die trübe Zeit durchglittert, gewiß und wahrhaftig verleugnet wird. Doch genug hiervon; das Thema ist zu traurig, und Mundt ist ein so reicher, inniger und sinniger Geist, daß man nicht zweifeln darf, er werde sich noch sammeln, er werde bald ei-

nen Ekel gewinnen vor diesem frühen Herumschweifen, vor diesem eklein Salonleben, vor diesen echohaften Hulldigungen einer faden Knabensippchaft; er werde Kraft gewinnen, sich zu vereinsamen und mit jenen ernstern Geistern sich zu verbinden, die im Geist und in der Wahrheit an dem Freiheitstempel der Zukunft bauen.

Aber — daß wir zur rechten Zeit zu unserm „Delphin“ kommen — wahr ist es, Mundt könnte in einem Taschenbuche, das er selbst gestiftet und dem es deshalb an kleineren Mitteln fehlen kann, doch etwas Anderes, etwas Geisterfüllteres geben als solch eine „Komödie der Neigungen“, oder solche burleske „Sagenbilder aus Böhmen“, die wir in den alten Chronikbüchern noch gar spaßhafter aufgezeichnet finden. Und dennoch ist „Die Komödie der Neigungen“ (ein Drama in vier Aufzügen) ein Erzeugniß, so bezeichnend und durch und durch modern in seiner Anlage, daß man es ungern missen würde. Aber auch der Fluch, oder mag es lieber heißen, der Unsegen der modernen Zeit ruht auf diesem Drama. Miß Coraly, diese leidenschaftliche Britin, mit ihren fabelhaften Neigungen, mit ihrer verzerrten Poesie, mit ihrer malitiosen Intrigue, mit ihrem Wehlaut der Gefühle — sie ist nichts Anderes als das Salonweib des Jahrhunderts, um welches die Becken der Civilisation herumlagern und herumkäufeln, und dessen Gemüth doch so hohl ist — wie ein Grab. Und der deutsche Hofmeister Johannes, dieser arme Junge, diese geistreiche Dupe des Jahrhunderts, er steht der jungen Literatur weit näher, als sie glaubt. Es ist wahr, er ist geistreich; aber seine Gefühle sind vertrocknet, verlerbt; er zerfleischt sein Eingeweide und muß es thun, um ein wenig Poesie herauszufördern an das trübe Tageslicht der modernen Gesellschaft. Um sich ganz poetisch zu machen, braucht er die Polizei und die Frau Babylon und den verrückten Regerschnüffler Sumpertus; und Coraly, die Dame voll Lotusblumentiefe und wunderbarer Gefühlsandacht, wie es von ihr heißt — was in der That hat er nun, wenn sie sein eigen ist. Nichts als die verlebte „Damenhaftigkeit“ der Modernheit, die der Dichter selbst seinen Johannes hart geißeln läßt, die man als frische, freie, urgewaltige Weiblichkeit heutzutage gar emancipiren will. O Thoren, weil ihr selbst Weiber seid, weil nichts Männliches und Tiefes in euch ist, darum wolt ihr dies. Mundt, den ihr zu euerem Dalai-Lama



ernannt hat, ist doch weither als ihr Alle, und sein edelbegabter Geist wird dieser Zeit poetische Schmach überwinden.

Eine zweite Mittheilung des „Delphin“ ist die Novelle: „Adèle“ von der F. v. W. Diese Dame gehört ebenfalls unter diejenigen, welche die junge Literatur emancipirt hat. Aber die feinsinnigste, feincombinirte und feindarstellende Frau verdient auch diese Emancipation. Fr. v. W. ist ein beobachtender Geist im wahrhaft edeln und weiblichen Sinne, ein Geist, dem man die seine Erziehung bei jeder Wendung anmerkt. So ist diese „Adèle“ geschrieben, deren Lectüre einen unverkümmerten Genuß gewährt. So einfach in ihren Verhältnissen, wie sie ist, haust in dieser Novelle doch eine große Welterfahrung, ein ganz besonderer Lebensstalt. Eine gräßliche, lebenswürdige, enschiebene, berechnende und doch charakterlose Mannesnatur voll Egoismus und Gefallsucht umspinnt ein armes Mädchen, das keine andere Waffe besitzt als seine Schönheit und die lautere Liebe seiner Liebeseignung. Aber das Mädchen ist dennoch stark genug, sich zu ermannen, sich zu bestimmen und unzulichten, da sie schon mit einem Fuße über dem Abgrunde hängt. Die Unschicklichkeit des reinen Gemüths siegt, und wer zuletzt unglücklich ist, ist nicht die getäuschte Jungfrau, sondern der egoistische Graf, dessen sich der Lebenskel bemächtigt, in welchem der Satansengel die vornehme Creatur mit Häuten schlägt. Mit einem Worte: eine schöne Novelle, geschrieben, damit Frauen von Gefühl sie studiren.

Den fernern Inhalt des Taschenbuchs bilden: „Eloken“ von Dr. Nies, nicht ohne Rückert'schen Geist, aber auch nicht ohne poetische Geziertheit; ferner die bereits erwähnten „Protestantischen Bilder aus Böhmen“ von Th. Mundt, und endlich ein russisches Gedicht nach Puschkin von Dr. Robert Lippert: „Der Gefangene am Kaukasus“, voll gewaltiger, gährender Leidenschaft, sowie Puschkin's ganze Natur. Dem Almanach voran steht als Titelkupfer das Portrait von Georg Sand, wol ein wenig zu elegisch im Ausdruck für diese ins Männliche und Bigarre übersehte Damennatur. So mag ungefähr der Namensverwandte Karl Sand ausgesehen haben, zwei Stunden vorher, ehe er Herrn v. Rosebue umbrachte. Der Sophist der französischen Romantik muß ein anderes Ansehen haben. \*)

4.

Correspondance inédite de Voltaire, publiée d'après ses lettres autographes, avec des notes, par Th. Poissot. Paris 1837.

Der Herausgeber dieses Briefwechsels war von der Akademie zu Dijon beauftragt worden, eine Lebensbeschreibung des Präsidenten de Broffes abzufassen. Er mußte zu dem Ende die Archive der parlamentarischen Familien des Landes durchforschen; und da er hier eine bedeutende Zahl noch nicht veröffentlichter Briefe Voltaire's fand, so kam er auf den Einfall, sie in einen Band zu sammeln und damit das Publicum noch vor der Biographie des Präsidenten zu beschenken. Mit dem Commentar, der diese Briefe begleitet, gewähren dieselben eine recht unterhaltende Lectüre, zumal da solche auch manche höchst interessante Aufschlüsse über den Privatcharakter und das häus-

\*) Der dritte Artikel folgt im November.

D. Red.

liche Treiben einer Persönlichkeit erschellen, die zu den merkwürdigsten Erscheinungen des 18. Jahrhunderts gehört. Bemerkenswerth ist übrigens noch, daß Dr. Foisset keineswegs zu den unbedingten Verehrern Voltaire's gehört, ja, daß man ihm vielmehr den Vorwurf machen kann, er habe gegen ihn in Betreff des Streichpunktes, der in der Correspondenz verhandelt wird, zu Gunsten des Hrn. de Broffes Partei ergriffen. Nach diesen flüchtigen Voranschickungen gehen wir sogleich zum Inhalte des vorliegenden Buchs selber über; den erklärenden Notizen des Herausgebers werden wir nur so viel entnehmen, als zur Verständlichkeit der Briefauszüge unumgänglich ist.

Voltaire hatte vermuthlich die Nacht schlecht geschlafen, als er am 9. Sept. 1758 auf den Gedanken kam, den Nießbrauch der Domaine Journay käuflich an sich zu bringen, und deshalb an Hrn. de Broffes folgende schriftliche Eröffnung machte: „Wollen sie mir Ihr Gut Journay auf Lebenszeit verkaufen? Ich bin alt und krank. Ich weiß, daß ich einen schlechten Handel mache; allein dieser Handel wird Ihnen nützlich und mir angenehm sein.“ Nach Angabe der pecuniären Bedingungen, die für den Verkäufer höchst vortheilhaft zu sein scheinen, schließt Voltaire: „Ich werde mich bemühen, in den nächsten zwei Jahren noch nicht zu sterben, und alsdann werden Sie recht artig logirt sein. Ueberdies verpflichte ich mich nicht länger als vier oder fünf Jahre zu leben u. s. w.“ Voltaire war damals 64 Jahre alt; er bewohnte Versailles ganz nahe bei Genf, und die Nachbarschaft dieser bigoten und unruhigen Republik langweilte ihn; sohin war es ihm wol vergönnt, Rahe zu suchen. Wiesern er sie in Journay fand, werden wir gleich sehen. Inzwischen war des Präsidenten Antwort äußerst verbindlich: „Ich würde Ihnen“, schreibt er, „mein Schloß freiwillig angeboten haben, wäre es würdig gewesen, die ordentliche Wohnung eines so berühmten Mannes zu sein. Sie verpflichten sich, nur vier oder fünf Jahre zu leben; dieser Artikel muß wegfallen, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, sonst wird aus dem Handel nichts. Ich fodere im Gegentheil, daß Sie nach abgeschlossenem Vertrage noch den ganzen übrigen Theil des Jahrhunderts leben, damit Sie zu dessen Ruhme und Erleuchtung beizutragen fortfahren. Die Vorsetzung würde sich schöne Handel zugiehet, ließe dieselbe Sie nicht länger hier auf Erden als Fontenelle. Ohnedies steht sie sich heute nicht gar zu gut mit dem Publicum.“ Der Contract wurde nunmehr in aller Form Rechts am 15. Dec. desselben J. abgeschlossen und unterzeichnet; Voltaire aber schreibt an Hrn. de Broffes: „Ich habe meinen Einzug zu Journay wie Sancho Panza auf seine Insel gehalten; nichts fehlte mir als sein Bauch. Ihr Pfarrer hat mich paranguir. Der Trunkenbold Ghouet (der Verwalter) hat mir ein glänzendes Festmahl im Geschmack des Horaz und Voltaire gegeben. Die Unterthanen haben meine Pferde durch Abseuerung von Musketen und Granaten erschreckt; die Mädchen haben mir Drangen in mit Bändern geschmückten Körben überreicht. Der König von Preußen schreibt mir, ich sei glücklicher als er; er hat Recht.“ Sich hierauf an Frau de Broffes wendend: „Madame“, fügt Voltaire hinzu, „ich bitte Sie um Verzeihung, Ihnen nur ein halbes hundert Radeln (Schlüsselgeld) überreicht zu haben; allein Sie sind die Tochter meines vertrauten Freundes, des Hrn. von Crevecoeur. Ich habe keinen Heller mehr, und Sie werden die große Freiheit verzeihen.“

So wäre denn nun Voltaire gewissermaßen der Pächter des Hrn. de Broffes geworden; Voltaire der Dichter, der Schöngest, der nicht zu bändigende und so empfindliche Philosoph, der sich nach Genf geflüchtet hatte, um dem Könige von Frankreich nicht zu gehorchen, und der Journay, das auf der Grenze lag, kaufte, um, wie er sagte, weder in Frankreich, noch in Genf zu sein, eben diesen Mann sehen wir jetzt den strengen und verwiderten Rechtsbestimmungen unterworfen, die den Nießbrauch ordnen: er hat sich in ein Labymint von Verbindlichkeiten, Schwierigkeiten, Processen und Schicksalen verirrt, aus welchem ihn nur der Weg zum Kirchhof führen wird. Voltaire sollte ein Pächter, ein Nießmann, ein Ruhiester sein;

zu dem Allen aber war Voltaire nicht geboren. Er hatte vielmehr hinsichtlich des Grundbesitzes einen etwas revolutionären Geschmack. Er zerstörte und schuf gern; und da er nun die Regierung nicht umzukehren vermochte, so fand er Vergnügen daran, das Erbreich umzuwälzen; er behandelte ein Ackerfeld, wie man späterhin mit dem Staate verfuhr: er stürzte Alles von Grund aus um, legte Wiesen an, wo er Gehölz fand, und pflanzte Bäume, wo sonst gutes Heu geerntet wurde. Der Präsident de Broffes seinerseits gehörte zwar hinsichtlich seiner literarischen Neigungen, seiner Ansprüche und seiner Schriften der philosophischen Schule an; allein bei Fragen des Grundbesitzes, zumal des seinigen, war er im höchsten Grade conservativ. Zudem war er ein sehr strenger Richter und wohlbewandter Geseßkundiger, der seinen Rechten nichts vergab, indeß Voltaire das Geseß gern nach seiner Laune deutete, wie er Gornville commentirte. Der Einklang zwischen Beiden konnte daher von keiner langen Dauer sein. Bald nach Antritt des Kriessbrauchs von Tournay nun, im Januar 1759, schrieb Voltaire dem Präsidenten, um ihm von den Veränderungen, die er doer vorzunehmen gedachte, Kenntniß zu geben: „Ich verschönere gern“, heißt es in diesem Briefe, „die Orte, die ich bewohne. Schon habe ich befohlen, die eine Hälfte des Schlosses niederzurißsen und die andere umzugefalten. Die Gräben werden groß und regelmäßig werden. Wir werden Drehbrücken haben, und Ihre Bäume von Dobona werden besser zu diesen Verschönerungen als zu Brennholz für die Stadt Genf verwandt werden. Ich halte mich für einen bessern Familienvater als Sie; denn ich zerstöre nur, um zu erbauen, und Sie haben, nehmen Sie es nicht ungütig, die Hälfte Ihres Waldes verwüßt, um baar Geld zu bekommen. Sie haben Ihr Landgut vernachlässigt, und ich baue es an, und Sie werden einst erstaunt sein, ein sehr schönes, sauber gehaltenes Schloß, fruchtbares und nach der neuen Art bestellte und besamte Ackerfelder und herrliche Wiesen zu haben, die gegenwärtig mit Maulwurfshügeln bedeckt sind und die Sie von kleinen Bächen bewässert finden werden. Ich werde das Ländchen Ger mit Felbhühnern bevölkern; ich wünschte es mit Menschen bevölkern zu können.“ Auf das Alles nun antwortet der Präsident in Briefen ohne Complimente. Er beobachtet; Voltaire's gute Absichten beunruhigen ihm.

Den ersten Streit hatte jedoch dieser nicht mit dem Präsidenten, sondern mit dem Fiscus. Der Domaineneinnehmer Girard verlangte von Voltaire ein Procent seines Pachtzinses; allein das Gut Tournay ist von Herrn de Broffes wegen steuerfrei und hat nichts an den Schatz zu bezahlen. Dies nun setzt Voltaire dem Finanzrathe in einer drolligen Vorstellung auseinander, die also schließt: „Girard fordert ein Procent vom Angenehmen, vom Nützlichen und vom Ehrenhaften der Herrschaft. Nun aber behauptet besagter Voltaire, daß ein Procent von dem Allen gleich Null ist; weil nämlich ein Procent vom Weibhau beim Resopfer und den Ehrenvorrechten sich nicht auf einen Obolus beläuft, weil ein Procent von dem Angenehmen zwischen den Alpen und dem Jura unter nichts ist, und weil ein Procent von dem Nützlichen auf einem ganz herabgekommenen Landgute genau die Kubikwurzel von ganz und gar nichts ist. Demnach hofft er, daß unsere gestrenge Herren vom Rathe geruhen werden, besagten Voltaire aus den Klauen des Hrn. Girard zu befreien.“ Bald darauf gerieth Voltaire in eine andere Verlegenheit. Das Gut des Hrn. de Broffes hatte grundherrliche Gerechtsame, und Voltaire fand es für gut sie auszuüben; allein er hatte bald Ursache, es zu bereuen. Ein Individuum, das unter seinem Gerichtspengel stand, hatte einem Bauer, der ihm Küsse stahl, einen Sabelhieb verseht, weshalb dieser Klage erhob. Es entstand ein Proceß, in Folge dessen jenes Individuum zur Verbannung, Voltaire aber, als Gerichtsherr, zur Bezahlung der Kosten verurtheilt wurde. Diese beliefen sich auf 100 Pistolen, und das Alles, schreibt derselbe, „wegen sechs Küsse und eines Sabelhiebs, wobei sich der verdammte Savoyarde, der ihn erhalten, faast ganz wohl besand“.

Inzwischen fuhr Voltaire fort, das Gut Tournay in sei-

nem Sinne zu verbessern. Er baute ein Theater und ließ auf demselben „Tancréd“ geben. Die wichtigsten Contractreservate des Präsidenten aber beachtete er nicht im Mindesten; denn er fällte Bäume, um seine Scheuern auszubessern, ließ Waldbezirke austoben, um seine Wiesen abzurunden, und die schönsten Eichen niederhauen, um damit das Gerippe des alten Schlosses zu bekleiden. „Ich habe“, schreibt Voltaire mit ungläublicher Naivetät, „die Gebuld gehabt, alle jene alten Stämme mit der Wurzel wegräumen zu lassen.“ Dies Verfahren bringt Grande Broffes aufs Äußerste; der Rotar Girod erhält den Befehl, eine amtliche Besichtigung zu bewirken. Voltaire jedoch verschließt diesem die Thüre und sucht den Präsidenten mit schönen Versprechungen und vergoldeten Worten hinzuhalten. Endlich schlägt er ihm sogar vor, er wolle Tournay erben und eigenthümlich kaufen. Der Präsident spielt anfangs den Spröden; Voltaire bringt in ihn, und endlich geht er auf den Kaufvorschlag des pfiffigen Pächters ein. Er überschickt ihm sogar, am 10. Jan. 1760, den Entwurf des Verkaufscontracts, dem nur noch Voltaire's Unterschrift abgeht. Allein dieser verlangt Zeit, und die Urkunde bleibt 4½ Monate in seiner Tasche. Während dieses zeitweiligen Waffenstillstandes schreiben sich beide Correspondenten die liebenswürdigsten Briefe über nichts, bis endlich dem Präsidenten die Augen aufgehen und er bei sich selbst sagt: „Ich glaube Hr. von Voltaire macht sich über mich lustig.“ Er hatte wol Recht, und nunmehr schreibt er an Voltaire, um ihm ohne Umschweif zu erklären, es müsse das Inventarium aufgenommen werden, falls der Verkauf nicht zu Stande käme. Dies setzte diesen in Verlegenheit; er schreibt daher dem Präsidenten einen sehr demüthigen Brief. „Ich habe“, heißt es in demselben, „auf Ihrem Besitztume Alles wieder in guten Stand gesetzt, weil ich die Ordnung liebe; ich habe Bäume in Ihrem Walde angepflanzt; ich habe frische und lockere Erde auf schlechtes Feld bringen lassen und einen Acker fruchtbar gemacht, der seit der Sündflut kein Körnchen Gerste getragen hatte. Sie wissen mir dafür keinen Dank; ich weiß es wohl und war darauf gefaßt. Ich aber habe das Gute um des Guten selbst willen gethan, und der Himmel wird mir es lohnen. Ich werde lange leben, weil ich die Gerechtigkeit liebe. Die Generalpächter lieben sie nicht; auch werden sie beim heiligen Matthäus und in der Acte von Ramponneau verflucht!“ Doch nunmehr war Voltaire mit aller seiner List und seinen Ausflüchten zu Ende; das Inventarium wurde aufgenommen und der Streit mit größerer Erbitterung als je geführt. Zu offenem Krieg kam es jedoch erst 1761 auf folgende Veranlassung. Der Präsident de Broffes hatte an einen gewissen Charlot Bauby einen der Holzschläge seines Waldes verkauft. Als Voltaire sich auf dem Gute niedergelassen hatte, brauchte er Brennholz, wovon er, auf den vom Präsidenten erteilten Rath, 14 Fuhren bei Charlot bestellte, ohne sie jedoch zu bezahlen. Zwei Jahre später überreichte dieser seine Rechnung, die Voltaire unter dem Vorwande, der Präsident habe ihm das Holz, das er zu Tournay verbrennen würde, mit überlassen, als unstatthaft zurückwies. Charlot wandte sich jetzt an den Präsidenten, der ihn wiederum an Voltaire verwies, und somit wurde denn dieser, der bei seiner Weigerung beharrte, von dem Vogteigerichte zu Ger vorgeladen. Wie der eigentliche Sachverhalt war, darüber erteilt die Correspondenz, die sich jetzt zwischen beiden Letztern entspann, keinen befriedigenden Aufschluß. Der briefliche Kampf aber, der auf beiden Seiten mit gleicher Lebhaftigkeit und gleich beißendem Wize geführt wird, gewährt viel Unterhaltung, weshalb wir den respectiven Episteln einige Stellen entlehnen.

„Sie werfen mir einen Proceß auf den Hals“, schreibt Voltaire dem Präsidenten, „dessen Folgen nur auf Sie zurückfallen können, selbst wenn sie ihn gewinnen sollten. Sie lassen mich im Namen eines Bauern dieses Gutes vor Gericht laden, dem Sie, wie Sie jetzt sagen, das befragte Holz verkauft haben. Das ist also jener große Kaufmann von Genf, mit dem Sie contrahirt hatten! Es ist notorisch, daß Sie niemals Ihr

Holz diesem Bauer verkaufen; daß Sie es durch ihn haben abhauen und in Gens für Ihre Rechnung verkaufen lassen; ganz Gens weiß es; Sie haben ihm täglich zwei 21 Sousstücke für das Fällen und Herrichten, nebst einem Antheil an jeder Fuhr, die er Ihnen berechnete. Ich glaubte Ihrem Agenten, Hrn. Girod, als er mir sagte, Sie hätten einen wirklichen Verkauf abgeschlossen. Dem ist aber nicht also, mein Herr! Hr. Girod hat das Holz im Einzelnen für Ihre Rechnung verkauft, mein eignes Holz, wovon Sie heute zwölf Ladungen wieder von mir zurückfordern. Wenn es sein muß, so werde ich den Hrn. Kanzler und die Minister und ganz Paris von Ihrem Verfahren in Kenntniß setzen; und findet sich in Ihrer achtbaren Genossenschaft eine Person, die Ihnen bestimmt, so erkenne ich mich für schuldig.“ Hr. de Broffes antwortet hierauf: „Erinnern Sie sich, m. H., des vorsichtigen Rathes, den ich Ihnen ehedem gesprächsweise erteilte, als Sie mir die Unberwärtigkeiten Ihres Lebens erzählten und beifügten, Sie hätten einen von Natur insolenten Charakter. Ich habe Ihnen meine Freundschaft geschenkt. Zum Beweis, daß ich sie Ihnen nicht entzogen, warne ich Sie, niemals in Ihren Augenblicken von Selbstgesprächen zu schreiben, um bei gesundem Verstande nicht über das Erdtöhen zu mühen, was sie in Wahnsinn gethan haben. Man muß ein Prophet sein, um zu wissen, ob ein Handel auf lebenslang schlecht oder gut ist. Dies hängt vom Ausgang ab. Ich wünsche in Wahrheit von ganzem Herzen, daß Sie recht lange den Nießbrauch haben und noch 30 Jahre fortfahren mögen, der Ruhm Ihres Jahrhunderts zu sein; denn, Ihrer Schwächen ungeachtet, werden Sie in Ihren Schriften stets ein sehr großer Mann bleiben. Ich wünsche nur, daß Sie in Ihrem Herzen den vierten Theil der Moral und Philosophie bewahren, die sie enthalten. Als wir einstmals im Felde von Lournay spazieren gingen, sagten Sie mir, daß es Ihnen an Brennholz fehle, worauf ich Ihnen erwiderte, daß Sie dessen leicht aus meinem Walde bei Charlot Dauby finden würden. Sie baten mich, mit ihm deshalb zu sprechen, was ich, soviel ich mich entsinne, in Ihrer Gegenwart that, allein gewiß ohne etwas Bestimmtes deshalb anzugeben, was man bei einem Geschenk nicht zu thun pflegt. Ich stelle die Seringsfähigkeit eines Geschenke dieser Art bei Seite, das man nur armen Karttäufern oder einem Kapuzinerloster zu machen pflegt. Sicherlich würde ich Ihnen einige Fuhrn Brennholz zum Geschenk gemacht haben, hätten Sie mich darum gebeten; allein ich hätte Sie zu beleidigen geglaubt, hätte ich es Ihnen angeboten. Weil Sie es aber nicht verschmähen, so mache ich Ihnen dieses Geschenk, das ich Dauby in Rechnung stellen werde, wogegen Sie mir folgende Unterstützung zu übersehen haben: „Ich, der Unterzeichnete, Franz Marie Krouet von Voltaire, Ritter, Herr von Ferney, ordentlicher Kammerjunker des Königs, bescheine, daß Hr. de Broffes, Parlamentspräsident, mir zur Heizung ein Geschenk mit . . . Ladungen Scheitholz, 281 Livres an Werth, gemacht hat; wofür ich ihm danke.“ Dies ausgenommen, habe ich mit Ihnen weiter nichts zu schaffen. Schließlich, m. H., hege ich für Sie den Wunsch des Perseus: Mens sana in corpore sano.“

Dieser seltsame Rechtshandel nun endigte nach etwa einjähriger Dauer mittels Vergleich. Voltaire zahlte; das Geld aber wurde dem Pfarrer von Lournay für die Armen zugestellt. Seitdem gab Voltaire die von ihm zu Lournay begonnenen Verbesserungen auf. Sein Briefwechsel mit dem Präbidenten wurde nur in langen Zwischenräumen fortgesetzt; auf beiden Seiten hatte sich der Bohn gelegt. Sie starben Beide, der Präsident zuerst. Allein der Tod selbst vermochte ihrem Streite kein Ziel zu setzen. Im J. 1781 mußte noch die Justiz auf Anrufen der Erben einschreiten, und in Folge des Vergleichs, der nunmehr zu Stande kam, bezahlte Mad. Denis 40,000 Francs als Schadenersatz „für die Verschlechterungen und Beschädigungen, die während Hrn. Voltaires Nießbrauch dem Gute Lournay waren zugesetzt worden“. Dies sind die eignen Worte des betreffenden Actenstücks. 13.

## Bibliographie.

- Alpenrosen. Ein Taschenbuch für das Jahr 1839. 16.  
Nacau, Christen. 2 Thlr. 6 Gr.  
Aristophanes Werke. Uebersetzt von J. G. Droysen.  
Ster Theil. 1. Die Wolken. 2. Lysistrata. 3. Thesmophoria-  
zusen. 4. Ekkliazusen. 5. Die Frösche. Gr. 8. Berlin,  
Welt u. Comp. 2 Thlr. 16 Gr.  
Bergius, G. J., Preußen in staatsrechtlicher Beziehung.  
Gr. 8. Münster, Deiters. 1 Thlr. 12 Gr.  
Beschreibung der Stadt Rom von E. Platner, C. Bun-  
sen, E. Gerhard, W. Rüstel und L. Ulrichs. Ster Band.  
Die sieben Hügel, der Pincio, das Marsfeld und Traastevere.  
2te Abth. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 4 Thlr. 12 Gr.  
Boz, Oliver Twiss. Aus dem Englischen von G. Ros-  
berts. Mit Federzeichnungen nach Cruikshank. 1stes Bänd-  
chen. Gr. 12. Leipzig, Weber. 21 Gr.  
Erinnerungen an die Kurfürsten von Brandenburg und  
Könige von Preußen aus dem Hause Hohenzollern, hinsichtlich  
ihres Verhaltens in Angelegenheiten der Religion und Kirche.  
Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 1 Thlr. 18 Gr.  
Fortlage, G., Vorlesungen über die Geschichte der Poesie.  
Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr.  
Gedichte von Annette Elisabeth v. D.... S....  
Gr. 12. Münster, Aschendorff. 20 Gr.  
Gent, Fr. v., Schriften. Ein Denkmal. Von G.  
Schlesier. 1ster Theil. Briefe und vertraute Blätter. 2ter  
Theil. Kleinere Schriften. 1ster Theil. Gr. 8. Mannheim,  
Hoff. 4 Thlr.  
Gersdorf, B. von, Erzählungen. 25ter Band. —  
Der Familienschmuck. Eine Novelle. 8. Leipzig, Bauer. 1 Thlr.  
— — 26ter, 27ter Bd. Julie von Falkenberg. Eine  
Geschichte aus dem letzten französischen Kriege in Deutschland.  
2 Theile. 8. 2 Thlr.  
Gutterus, J. M., Dichtungen. Gr. 12. Münster,  
Deiters. 12 Gr.  
James, G. P. R., Leben und Zeitalter Ludwig des  
Vierzehnten. Aus dem Englischen Uebersetzt. 2 Theile. Gr.  
12. Lemgo, Meyer. 3 Thlr.  
de Kock, Moustache und die drei Studenten. Aus dem  
Französischen von St. Friedrich. 3 Theile. 8. Breslau,  
Verlags-Comptoir. 3 Thlr.  
Krug, Der hallische Löwe und die marzialischen Philo-  
sophen unserer Zeit. Oder neuester Krieg auf dem Gebiete der  
Philosophie. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 6 Gr.  
Leisevik, J. A., Sämmtliche Schriften. Zum ersten-  
male vollständig gesammelt und mit einer Lebensbeschreibung  
des Autors eingeleitet. Gr. 12. Braunschweig, Leibrod. 21 Gr.  
Dehlenschlägers Werke. Zum zweiten Male gesam-  
melt, vermehrt und verbessert. 1stes bis 4tes Bändchen. 8.  
Breslau, Nar u. Comp. 1 Thlr. 16 Gr.  
Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten  
Zeit. Herausgegeben von G. Widenmann und G. Hauff.  
15te Lief. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. Von A. von  
Katte. Gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 12 Gr.  
Ries, H., Der Blutige und seine Gesellen und die Tod-  
ten-Wacht. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 18 Gr.  
Rationaler und historischer Standpunkt zur Beurtheilung  
des Verhältnisses zwischen Staats-Regierungen und dem rö-  
mischen Stuhle in Beziehung auf gemischte Ehen; mit einem  
Rückblicke auf die Kölnner Angelegenheit. Von einem Katholik-  
en. Gr. 8. Köln am Rhein, Bachem. 16 Gr.  
St. Demary. Der Dean der St. Leonhards-Kirche.  
Eine Novelle aus Frankfurts Vorzeit. Gr. 12. Mannheim,  
Hoffner. 1 Thlr.  
Steger, F. A., Zuleima und Saladin. Ein episches Ge-  
dicht in drei Gesängen. 8. Zeig, Nebel. 10 Gr.  
Zehmen, G., Pumphut. Romantische Darstellung aus  
dem vorigen Jahrhundert. 8. Leipzig, Klein. 21 Gr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 302.

29. October 1838.

Über die Epochen in der Bearbeitung der nordischen Mythologie.

Das 17. Jahrhundert öffnete zuerst die unvergänglichen Quellen der nordischen Mythologie \*); aus dem dunkeln Heiligthume Islands wurde ein Schatz gehoben, der an innerm Werthe Kühn es aufnehmen kann mit irgend welchem aus der Vorzeit. Denn es war nicht blos die Sage in einem reizenden Gewande, die in der Edda verborgen lag, sondern ein System der tiefstinnigsten Gedanken über Das, was die Völker von jeher bewegt hat, wenn sie suchten nach dem unbekanntem Gott und dem verlorenen Frieden. Kühn und trotzend wie die Felsmassen Nordens stand diese bewundernswürdige Erscheinung da, bot aber zugleich wie die nordischen Berggegenden anmuthige Gründe und heitere Flächen dar, wo das Leben sich ebenso sehr seiner Ausbreitung freute, als dort in ernster Stille, in tiefer Abgeschlossenheit, die nur nach dem Himmel zu wies, ruhte. Erstaunen mußte die Forscher ergreifen, die diesen Schatz zuerst heben wollten, aber zugleich freudige Überraschung; denn sofern sie dem Norden selbst angehörten (und wer sollte denn sonst von Anfang Hand anlegen?), mußten sie zugleich wahrnehmen, daß hier mehr, als ein verwandter Geist sie anspreche; es war das ganze nordische Völkerleben, das mit seiner angeborenen Tiefe und Fülle ihnen entgegentrat, dessen Spuren sich noch, trotz so vieler dazwischenliegender Jahrhunderte, im Volkscharakter und seiner historischen und poetischen Tendenz bewahrt hatten. Vielfach waren die Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, ehe man zum völligen Verständniß dieser kostbaren Urkunden gelangte; die Sprache selbst, die noch dazu hier in den tiefen poetischen Schichten sich verbarg, mußte vor Allem bewältigt werden; später erst konnte man an die Erklärung gehen. In jener Hinsicht leisteten die gelehrten Isländer Gudmund Andrae, Kunolf Johansen u. A. den dänischen Gelehrten die erspriechlichsten Dienste; zum Theil mit ihrer Beihülfe gelang es Peter Resen, einige Gedichte der ältern Edda (Völuspá, Havamál) und die jüngere ganz (1665) herauszugeben. So unvollkommen in kritischer Hinsicht diese Ausgaben waren, so unentbehrlich waren sie zum Fortschreiten auf der

Bahn. Man hatte doch nun das Material, wenigstens insofern, als die jüngere Edda das mythische System so lieferte, wie es in der letzten Periode der Göttersage ausgebildet war, und auch einen Schlüssel zum Verständniß darbot (die „Kenningar“, eine poetische Onomatologie, und die „Skalda“, eine altnordische Poetik). Doch dachte Niemand im 17. Jahrhundert daran, das Ganze zusammenzustellen, oder Resultate daraus für das gesammte Sagengebiet und die Auffassung des Völkerlebens zu gewinnen. Der Fleiß der Forscher war mehr auf das Einzelne gerichtet, auf die Erläuterung des Alterthümlichen, die directe Ausbeute für nordische Geschichte und Sitte, die Ausbildung des sprachlichen Elements, und in dieser Hinsicht haben die Arbeiten von Die Worm, Otto Sperling dem Jüngern und Thomas Bartholin einen entschieden Werth, sowie des Letztern Hauptwerk: „Antiquitates Danicae“ \*), lange Zeit hindurch die Quelle blieb, aus welcher die Fernerstehenden schöpften; denn er hatte mit tiefer Gelehrsamkeit und sprachlicher Gewandtheit eine Menge poetischer Fragmente aus der ältern und jüngern Edda und den isländischen Skalden zu Tage gefördert und erklärt.

Dies war die Sachlage, als der Franzose Mallet 1756 als Einleitung zu seiner „Histoire du Danemarck“ nach Anleitung der jüngern Edda in leichten Zügen einen Abriss der nordischen Götterlehre entwarf. Mallet hatte, wie es nicht anders sein konnte, Manches mißverstanden und den tiefern Zusammenhang ahnte er nicht; aber auch in dieser chaphodischen Gestalt mußte das Dargebotene hinreichen; die bloße Erzählung der am meisten in die Augen fallenden Züge und die beredte Anpreisung des Ganzen war genug. Diese erste Anregung fiel grade in eine Zeit, wo die erfrischende Morgenluft einer wiedergeborenen deutschen Poesie sich spüren ließ; wie hätte man von Seiten der Erwachenden, die mit Klopstock die entwürdigte Keimkunft hinter sich warfen und eine neue, wahrhaft poetische Schöpfung als Lebensaufgabe sich hinstellten, die verwandten Anklänge in nordischer Dichtkunst überhören sollen, zumal da hier ein so reiches Leben, buntes Farbenspiel und hehre, kühne Gedanken sich aufthaten! Klopstock selbst namentlich (in seinen Oden, „Hermann's

\*) Bekanntlich waren es der Bischof Brynjulf Eriksen zuerst und dann Arngrim Johansen, beide Isländer, welche die ersten Handschriften der Edda nach Dänemark schickten.

\*) Th. Bartholini Antiquitatum Danicarum de causis contemptae a Danis adhuc gentilibus mortis libri II. (Kopenhagen 1689.)

Schlacht", „Hermann's Tod“, „Hermann und die Fürsten“) und Gerstenberg \*) (vorzüglich in den „Gebichten eines Stal- den“, dann auch in seiner „Minona“) waren es, die der nordischen Mythologie nicht nur Gerechtigkeit widerfahren ließen, sondern sie auch als ein tüchtiges Vehikel echt-deutscher Darstellung ins Leben einzuführen trachteten. Was ihnen zu Gebote stand, verwandten sie, um diese großartige Erscheinung der damaligen Zeit näher zu legen, und hatten's kein Hehl, daß das Fable, Abgeschossene, Erstorbene der griechischen und römischen Mythologie weit weniger zum poetischen und künstlerischen Behuf sich eigne als Das, worin unsere Vorfahren ihre Anschauung, ihre Hoffnung, ihr Sehnen und ihr Wissen niedergelegt hatten. So wenig wir zweifeln, daß diese Bestrebungen überhaupt Frucht trugen (wenigstens mußten sie wie eine jede Lebenserweckung, sie sei noch so unvollkommen, dazu dienen, die Luft zu reinigen), so wenig können wir das zum Theil Einseitige und mit mancher Schwäche Behaftete derselben verkennen. Denn zu geschweigen, daß eine solche Einpfropfung lebendiger Sentenzen immer eine mißliche Sache ist, wo die übrigen Bedingungen nicht gegeben sind, so war ja offenbar diese Betrachtung der nordischen Mythen, wornach sie im Ganzen nur als poetische Staffage dienen mußten, eine sehr untergeordnete. Man sah nicht sowol auf den wesentlichen Gehalt der Mythen, als vielmehr darauf, wie diese oder jene treffend ein Lebensgefühl ausdrücken, oder sich zum poetischen Gebrauch anwenden lasse; man verglich die Kraft und Lebendigkeit der nordischen Mythen, die man nur unvollständig kannte, mit der schon erschlossenen Fülle der griechischen und schrieb deutsche Apologien für das anscheinend Rohe und Gigantische, namentlich in dem kosmogonischen Theil jener Mythologie, war aber nur zu geneigt, zu vergessen, daß jene sowie diese ein Völkerverleben abspiegle, das mit allen Einrichtungen, Sitten und dem ganzen Gedankengange des Volks aufs innigste verzweigt ist. Und was die poetische Reproduktion betraf, deren Möglichkeit freilich sich nicht bezweifeln ließ, so war offenbar die Vorstellung viel zu enge, die in der Klopstock'schen Schule sich ausgebildet hatte, daß Namen und Attribute, auch in einer ganz andern Gedankenregion, das Fleisch und den Körper der Betrachtung schaffen könnten. Wel alle dem läßt sich aber nicht verkennen, daß grade dies rücksichtslose, begeisterte Streben geeignet war, Interesse für den Gegenstand zu wecken und zu erhalten.

Herder, dessen Seele bei allem Großen und Schönen vibrirte, ging auch auf dies Interesse ein; doch mit wahrhaft kritischem Auge verkannte er so wenig die Schwächen dieser Richtung als die gebiegene Gesinnung, die sie abspiegelte. „Gespielt ist genug mit dieser Mythologie“, sagte er; „nun zum Ernste“. Vor zweierlei, meinte er, müsse man dabei auf seiner Hut sein, vor Großsprecheret und

Roheit. \*) Aber auch er freute sich mit den Begeisterten, daß nun nach langen Jahren der Dürre und Aheuerung in der nordischen Mythologie gleichsam ein Zaubergarten geöffnet sei \*\*, in welchem Odun's Apfel der Verjüngung zum Genuße einluden. Wie Alles, was unter Herder's Hände kam, ein künstlerisches Gepräge annahm, so auch dieser Stoff; wie er einer jeden Erscheinung wenigstens einen eigenthümlichen Lebensreiz abzugewinnen wußte, so auch hier. Er versuchte es, kühn, wie er war, im Jugendalter, mit den höchst unvollständigen Hülfsmitteln sich die Bölsuspá auszulegen, die er durchaus richtig als die „Urda der nordischen Mythologie und Dichtkunst“ auffaßte; eine Probe davon haben wir in seinen Volksliedern \*\*\*) in welchen er auch so manches andere nordische Lied aus Hicke und Bartholin mit feinem Gefühl übersezte. Er sah es wohl, was es sagen will, daß ein Volk eine in seiner eignen Sprache entsprossene und erhaltene Mythologie habe, und maß die Bedeutung derselben keineswegs bloß nach dem vorhandenen künstlerischen Bedürfnisse ab, sondern nach Dem, was thatsächlich hier sich darbot: „ein Schatz menschlicher Erfindungen, Sprache und Gedanken, eine Sache ganzer Nationen“. Leider ließ er es bei diesen großartigen Andeutungen bewenden und nahm später den Faden nur einmal wieder auf, um ihn ganz fallen zu lassen, sowie überhaupt in seinen letzten Jahren unter der Mannichfaltigkeit der Bestrebungen die Inten- sität der Betrachtung sich verlor. Was er aber kritisch von den Bearbeitern der nordischen Sage foderte, namentlich die strenge Ausscheidung des scheinbar Christlichen von der ursprünglichen Kosmogonie und Naturansicht, ruhete, mildest gesprochen, auf einem überreichten Urtheile, da offenbar grade Das, was von christlichen Ideen getragen scheint (der letzte Götterkampf und die Wiedergeburt des Himmels und der Erde), von der Stammutter der Mythen, der Bölsuspá, herrührt, und folglich auf eine Zeit hinweist, wo noch keine Offenbarungsstimme über den Norden gegangen war. Ebenso wenig aber ist hierbei — was Herder auch nicht einfiel — an eine Interpolation zu denken, da das Ganze vielmehr aus einem Stücke gegossen ist.

Herder's Andeutungen waren nicht verloren; sie foderten auf, sich des Stoffes der nordischen Mythologie zu bemächtigen und ihn immer mehr mit germanischer Völkersage zu assimiliren, je mehr man überhaupt erkennen mußte, daß das nordische Volkleben vielfach ins deutsche hinübergreift, zur Erklärung des letztern dient und in manchen Fällen die Wurzel aufweist, woraus es entsprungen. Freilich war dies der reinen Auffassung und getreuen Darstellung nicht immer förderlich; denn die nordische Göttersage ist in sich so durchgearbeitet, so vollendet, so abgeschlossen, daß, was aus einem mehr oder weniger fremden Boden hinübergepflanzt und angelegt wird, nimmer mit dem Leben derselben verschmelzen kann, wie ja auf der andern Seite in der That, was von deutscher Mythologie im en-

\*) Gerstenberg, der überhaupt als ein lebendiges Mittelglied zwischen dem Norden und Deutschland dastand, machte in seinen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur“ (1768) auch zuerst auf den Reichthum und die Kraft der dänischen Heldenlieder aufmerksam.

\*) Herder's Werke zur schönen Litteratur und Kunst, XII, 454, 455.

\*\*) Ebendas. XII, 430.

\*\*\*) Ebendas. VIII, 425 fg.

gern Sinne sich bewahrt hat, nur sehr fragmentarisch und in lockern Zusammenhänge dasteht. Verkennen wollen wir aber nicht den treuen Fleiß und die begeisterte Betriebsamkeit des verewigten Gräter's, der in mehreren Magazinen für nordische Alterthumsforschung und Sagenkunde \*) zuerst den unendlich reichen Schatz recht öffnete und aus der Fülle desselben manches Einzelne zu Tage förderte, was steten Werth behalten wird, überall vermittelnd, hinübertragend, Kunde einholend und ausbreitend. \*\*) Glücklicherweise trafen seine Bemühungen mit denen der nordischen Alterthumsforscher zusammen, mit welchen er auch zum Theil in engem Verkehr stand; von der großen kritischen Ausgabe der ältern Edda erschien 1787 der erste Band, und durch die gelehrten Arbeiten Suhm's, Thorkelein's und Nperup's ward so Manches geschichtlich und literarisch erläutert, was bisher im Dunkel gelegen hatte. Doch war es nicht dem 18., sondern dem 19. Jahrhunderte vorbehalten, ein großes Licht über alle Räume der Mythenforschung, namentlich der nordischen, aufgehen zu sehen.

Was überhaupt der wissenschaftlich-poetischen sowie religiösen Erweckung im Anfange unsers Jahrhunderts den ersten Anstoß gab, ist schwer zu sagen; so viel ist aber klar, daß die deutsche Naturphilosophie einen bedeutenden Antheil daran hatte, und daß gewaltige Kräfte in ihrem Dienste standen. Es war der Umschwung eines Jahrhunderts, der hier nicht allmählig sich vorbereitete, sondern in schnellen Schwingungen zu Stande kam; vielleicht ist kein Jahrhundert früher so scharf geschieden von dem vorhergehenden, sowie wiederum diese energische Scheidung, dieser gewaltig schnelle Umschwung in jedem Jahrzehend sich kundgibt. Die Naturphilosophie, wie sie es überhaupt zu ihrer Aufgabe machte, öde Räume zu bevölkern, das Verwelkende zu erfrischen, das Sterile zu befruchten, so ging sie mit allen Gestalten der Wissenschaft und Kunst Verbindungen ein. Es genügte den Suchenden nicht mehr, einen Stoß von Erfahrungen oder Thatfachen auf dem Herde der Wissenschaft aufzuschichten, noch einzelne Blumen abzubrechen und künstlich einzufassen; man wollte den verborgenen Samen und die Stamina der Dinge, die Wurzeln und ersten Keime der Betrachtung, das Bestimmende und Bewältigende in jeder Richtung, was, indem es das Allgemeine nicht als unthätiges Princip, sondern als Lebensmitte festhielt, nun auch meinte, eine jede Erscheinung in ihren Kreis zu ziehen und bemessen zu können. So wie das hierdurch bestimmte Streben in gewisser Hinsicht etwas Gigantisches hatte, so stellte es in anderer Besie-

\*) Nordische Blumen. (Leipzig 1789.) Bragur, literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit, 1.—3. Theil. (Ebd. 1791—94.) Braga und Hermode, 1.—3. Theil. (Ebd. 1796—1800.)

\*\*) Jedenfalls verdiente Gräter für seine rastlosen Bemühungen nicht das wegwerfende Urtheil, das J. L. Grimm über ihn fällt, „ein unmäßig eitler Schriftsteller von viel Geschrei und wenig Woll“ (Deutsche Mythologie, S. XXIX). Wie viel billiger dachte Herder von seiner „unsäglichen, bis dahin unbelohnten Mühe“ (Werke zur schönen Literatur und Kunst, XII, 433).

hung eine poetische Jugendzeit, selbst auch in der Philosophie, dar. Mehr ahnend als wissend, mehr empfindend als praktisch zerlegend und bearbeitend, wollte man schnell Herr und Meister des Stoffes werden; die nüchternen, ernsten Forschung trat vor dem zauberisch-fesselnden Gestaltungs-triebe zurück, und die Betrachtung, kaum in der Seele entsprungen, umarmte sich selbst, weniger bekümmert um das Object, das oft unter ihren Händen zerrann. Am wenigsten entzog sich die Mythenforschung dem Einflusse dieses Strebens: man hörte in den Völkersagen Anklänge des Größten und Tiefsten, was der Menschengestalt je sich angeeignet, man sah darin, wie Görres sagt, „ein Meer von Besetzung, in welchem der Ernst des Menschenlebens geborgen“ \*); man suchte einen Ariadnefaden, der durch das ganze Labyrinth hindurchginge, und meinte, ihn gefunden zu haben, wo nur irgend Eins an das Andere durch Vergleichung, sinnreiche Zusammenstellung, oder auch nur leise Andeutung sich anknüpfen ließ. Man betrachtete nicht sowol die einzelnen Mythenkreise, ihr Entstehen und ihre genetische Entwicklung als das ganze Mythen-system, und um schneller zum Ziele zu kommen, versäumte man oft die jedem wissenschaftlichen Forscher streng gebotene Durchforschung des Einzelnen nach allen Seiten hin sowie die Sichtung und Sonderung des nur scheinbar Homogenen und Verwandten. So charakterisirt stehen die Bestrebungen dieser Art auf dem Gebiete der Sagenforschung, namentlich das Werk, das eine Zeit lang den meisten Einfluß gewann, die Kreuzer'sche „Symbolik und Mythologie der alten Welt“. Und wenn man nun gestehen muß, daß die oft überraschenden Durchblicke, wie man sie namentlich in Görres' „Mythengeschichte der asiatischen Welt“ wahrnahm, eine seltene Befriedigung gewähren, so kann man sich doch ebenso wenig verbergen, daß der „Breibadstich“, dem Alles nachstrebte, und den nach der nordischen Mythe nur Odin von Hlidskjalf aus hat, keineswegs gewonnen wurde. Denn so unendlich viel Ansprechendes und Schmeichlerisches in der Einbildung diese geforderte Universalübersicht auch hat, so ist doch wol sicherer, im Einzelnen sich festzusetzen und in die Tiefe zu gehen, ehe man die Höhen gewinnen will; das eine Auge muß, wie die nordische Mythe von Odin berichtet, bei Mimern zum Pfande gesetzt werden, damit man desto sicherer die verborgenen Kräfte und Beziehungen jedes Einzelnen erkenne. Mit andern Worten: man muß zuerst, besonders wo uns ein reiches und in sich fest gehaltenes Mythen-system dargeboten wird, sich der Volkssprache bemächtigen, als des ersten Schlüssels zu allem geistigen Leben. Wo dieses nicht geschieht, da muß der Forscher oft rathlos werden, indem er auf die Quellen selbst nicht eingehen kann, zu geschweigen, daß die Sprachanfänge und Sprachentwicklungen vielfach mit der Gestaltung der Sage verschlungen sind und beide auf eine gemeinfame Quelle, auf eine und dieselbe Wurzel der Betrachtung hinweisen. Sprache und Sage gehen wie Sprache und Geschichte Hand in Hand; jene ist nicht nur ein Analogon zu dieser, sondern innigst mit ihr verwachsen.

\*) Mythengeschichte der asiatischen Welt, II, 644.

Dann aber wird der Forscher das Volk selbst ins Auge fassen müssen, das in der Sage seine Betrachtung des Götter- und Menschenlebens niedergelegt hat; ist es thätig oder weislich, zur Beschaulichkeit geneigt, oder im Lebensgefühl sich ergehend, reich an geschichtlicher Entfaltung, oder zur Erdscholle verdammt — es wird und muß sich Alles in seiner Sage abspiegeln, in dem Reichthum, oder der Armuth, in den kräftigen, bestimmten Umrissen, oder dem zerfließenden Charakter derselben. Je geistiger ein Volk ist, desto mehr wahrhaft Geistiges hat es stets in seine Götter- und Helmsage niedergelegt. Hier fängt die eigentliche Mythembildung an, die nun weiter durch alle ihre Perioden und ganze Ablaufzeit zu erforschen ist; denn wie alles Leben, so hat auch das Leben in den Sagen nicht nur seine Phasen, sondern seinen bestimmten, organischen Bildungsgang. Was zuerst vielleicht auf den großen Zusammenhang des Menschen mit der Natur hindeutete, das erhält in einer folgenden Periode ethische Bedeutung; die Sage selbst wird reicher und fruchtbarer, sie geht allerlei Verbindungen mit dem Volksleben ein und wird zuletzt ein klarer Spiegel desselben. Dichter, als die eigentlichen Aufbewahrer der Mythen, treten hinzu und bilden sie auf die mannichfachste Weise aus, so gebend als empfangend, so mittheilend als selbst getragen vom Quell ihrer Begeisterung; und auch diese Durchbildung der Sagen hat wiederum ihre Entwicklungsmomente, bis zuletzt die ganze Betrachtung sich verflacht und der Ernst des Glaubens vor der Willkür der Bildnerie zurücktritt. So möchten wir die historische Aufgabe der Sagenforschung beschreiben. In allen diesen Beziehungen aber hat die von der Naturphilosophie ausgegangene Behandlung der Mythen gar wenig geleistet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Harfe der Stalven. Andersen. Winther. Bierregaard. Von Julius Thomsen. Berlin, Hermann. 1838. Gr. 12. 1 Thlr.

Ein etwas zu laut tönender Titel für recht gute Übersetzungen aus den Gedichten zweier jüngern dänischen und eines neuern norwegischen Dichters. Die beiden Dänen sind der junge Andersen und der noch jüngere Winther; der Norweger ist Bierregaard. Andersen ist der deutschen Lesewelt genugsam bekannt. Seine Romane haben gute, seine Gedichte zum Theil ausgezeichnete Übersetzer geworben. Auch die hier ausgewählten haben sich über das deutsche Kleid nicht zu beklagen. Hier nur ein kleineres als Beispiel:

Der Abend senkt sich leise, der Himmel ist so blau;  
Nun schlummern alle Blumen und Vögel auf der Au.  
Sie nicken und sie träumen; o köd' nicht ihre Lust.  
Steht eine Welt gegründet doch in der kleinften Brust.  
Im Traume schwingt die Erde sich in die klare Luft.  
Was jede Blum' empfindet, das haucht sie aus im Duft.  
Das Weltall, groß und herrlich, mit seinen Welten klein,  
Und aller Himmel-Himmel nimmt ja mein Busen ein,  
Ich fühle naß mein Auge und schwinde doch vor Luft.  
Küsst jedes Wesen pressen vor Freuden an die Brust.  
Sieh, alle Stern' erklimmern; es schmilzt des Abends Pracht:  
— Laß kommen nur die Stürme und Helven schwarz die Nacht.

Schlaf süß und träumt, ihr Vögel, ihr Blumen auf der Au!  
Im Busen ist es ruhig; da ist der Himmel blau.

Wenn Andersen's Gedichte, im Vergleich zu denen der beiden Andern, in dieser Verdeutschung besser klingen, mag das weniger am Übersetzer liegen, der den letztern weniger Liebe und Sorgfalt zugewendet hätte, als am ursprünglichen Gehalte des Originals. Andersen hat sich herausgeschwungen zu einer allgemeineren Geltung und Verständlichkeit als die beiden Andern, denen der vaterländische Boden noch belastend an den Fittichen klebt. Dieser nationalen Qualität wegen, als Maler dänischer Natursitzen, wird auch Christian Winther, ein sehr junger Mann in Kopenhagen, der erst vor wenigen Jahren seine theologischen Studien daselbst absolvirt hat, in seinem Vaterlande besonders geschätzt. „Einfachheit und Klarheit ist der Charakter seiner Poesie, die ein ganz nationales Gepräge hat“, sagt der Übersetzer. Aber eben dieses nationale Gepräge läßt sich nicht vollständig übersetzen, oder, wenn es ginge, ließe sich die nationale Werthschätzung nicht mit übertragen. „Bylische Bilder wie die „Holzschnitte“ überschriebenen kennen wir in unserer Poesie nicht mehr, seit der romantische Aufschwung uns über die Empfänglichkeit für diese Kleinmalerie fortgeschwungen hat. Dennoch blüht durch die Verdeutschung das eigenthümlich Zarte und Getreue dieser nationalen Bilder durch. „Heinrich und Elise“ ist eine hübsche, gemüthliche Ballade, wie wir sie aus der spätern Volkspoesie der alten Engländer kennen, „Soend und Inger“ ein lustiger Schwanz, der an ähnliche aus unserer Vorzeit erinnert; nur würde uns der Remessschluß nicht zusagen; doch es ist ja auch ein dänisches Bild. In dem Gedichte: „Barthold Schwarz“, vertieft sich der gemüthliche Dichter in ein zu hohes Feld, und der Wankelsängerton paßt dazu am wenigsten. „Des Schildknappen Eid“, einer nochischen, historischen Sage nachgedichtet, ist bei weitem besser; er erinnert in seiner Scenerie an die an Furchtbarkeit unerreichte Sage von der nächtlichen Trauung in der einsamen Kirche am Meeresstrande, mit der uns zuerst Schelling, dann Steffens bekannt machte. Die Gedichte des Norwegers H. A. Bjerrgaard sind, wie der Übersetzer auch bemerkt, nicht alle von gleichem Werthe, und am vortheilhaftesten zeigt er sich in den Balladen und Romanzen, obschon auch hier die glücklich angelegene Form des Alterthums den dichterischen Werth überwiegt. 20.

## Literarische Anzeige.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen verfannt worden:

### Darstellung Der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande.

Nach dem Englischen bearbeitet von

Dr. A. G. Schweitzer,

Prof. der Landwirthschaft zu Warand.

Ersten Bandes erste Abtheilung. Mit 36 Holzschnitten.  
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Das ganze aus zwei Bänden bestehende Werk wird im Laufe des nächsten Jahres vollständig erscheinen, und sicher Jedem, der sich für Landwirthschaft interessiert, um so willkommen sein, als grade Großbritannien in dieser Beziehung fast unter allen Ländern Europas den ersten Rang einnimmt. Für die geliebte und zweckmäßige Bearbeitung bürgt Schweitzer's Name.

Leipzig, im October 1838.

**F. A. Brockhaus.**

### Über die Epochen in der Bearbeitung der nordischen Mythologie.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

Die nordische Mythologie nahm an der sorben bezeichneten Richtung weniger Antheil, weil man in Deutschland größtentheils sich vorzugsweise zum Orient und zu Griechenland hingezogen fand, jene aber meist, wie Görres, als die letzte Ausströmung des gesammten Sagenquells betrachtete, selten, wie Fr. Jos. Mone („Geschichte des nordischen Heidenthums“), einer selbständigen Behandlung unterwarf. Es war aber in der That auch nicht von Deutschland, sondern vom Norden selbst, daß Hülfe kommen sollte, und die schönste Vorherverkündigung einer Wiedergeburt der wissenschaftlichen Betrachtung der nordischen Mythen war es, daß ein Dichter wie Ohlenschläger sich davon angezogen fand und seinen reichen Geist in das daraus entströmende Leben eintauchte. Es war nicht ein erkünsteltes Feuer, nicht eine mühsame Nachbildung, was ihn trieb, als er zuerst sie dichterisch darzustellen sich bemühte, sondern ein verwandter Geist, ein Geist des Ernsten, der Liebe, der Kraft; das schwellende Leben aber schloß sich vor der Berührung des poetischen Genies auf. So viel wir uns erinnern, war es schon 1804, daß Ohlenschläger zuerst den Gedanken faßte, in einem großen Epos gleichsam die Thaten der nordischen Sage zu umfassen, und schon damals freute sich jedes nordische Ohr der gelungenen Darstellung; in seinem „Baldur hin gode“ (1807) zeigte er, wie tief er in den Geist der nordischen Mythen eingedrungen; die Idee selbst aber führte er in dem großen epischen Cyklus: „Nordens Guder“ (1820), aus. Ohlenschläger hat nicht bloß gezeigt, was die gediegene poetische Kraft vermag, wenn sie einen mächtigen Stoff vor sich hat, sondern mehr als irgend Einer den Thawebeweis geführt, daß diese Mythen in der That des Nordens Eigenthum sind; denn wie würde er sie sonst mit dieser Innigkeit sich angeeignet, in diesen überall sich anschiegenden Sprachformen sie haben darstellen können! \*)

\*) Was J. E. Heiberg in seiner „Nordischen Mythologie aus der Edda und Ohlenschläger's Dichtungen dargestellt“ (Schleswig 1827) geleistet hat, verdankt er meist oder fast allein dem Letztern, während das Studium der Edda ihm fremd blieb. Auch die ganze Behandlung ist zu leichtfertig und die Arbeit als wissenschaftliche Darstellung zu ober-

Die poetische Bildsamkeit der nordischen Mythen war erhärtet; die Frage über ihre Bedeutung stand noch immer zurück und harrete einer vollständigen Lösung. Diese ist nach unserer Ansicht von Grundtvig und Geijer gegeben, so weit sie überhaupt nach dem Stande der Wissenschaft möglich ist; und wenn Manches noch als fragmentarisch erscheint, so vergesse man einmal nicht, daß die Klarheit in solchen Untersuchungen immer eine wachsende ist, dann, daß Manches eben Fragment bleiben muß, weil die Urkunden nicht alle Mittelglieder aufbewahrt haben. Geijer's Schrift, worin er seine Ansichten vorzugsweise niederlegt („Evea rikes håfder“, Band 1, 1825), ist durch deutsche Übersetzung bekannt; es genüge also hier, bloß auf Einzelnes hinzuweisen, was die Mythenforschung durch dieselbe gewonnen hat. Sowol den universalen Charakter als die organische Entwicklung der nordischen Mythen hat Geijer trefflich bezeichnet, wenn er sagt:

Sowie die Erde Ygdrasil sich durch den Abgrund, die Erde und den Himmel erstreckte, so ist diese Lehre nicht bloß dem Inhalte nach ebenso unbegrenzt, als überhaupt jeder Versuch der menschlichen Einbildungskraft, auf einmal die heilige Tiefe, das menschlich Hohe und die vergänglichliche Welt, die zwischen beiden schwebt, zu umfassen; auch in seiner historischen Begrenzung und äußern Ausbildung hat dieser alte, ehemals den Norden überschattende Baum seine Nahrung nicht bloß aus einem Erbreiche gezogen. Er hat seine Wurzeln und Triebe weit durch viele Zeiten und Völker hingestreckt; er trägt die Spur mehrerer Entwicklungsperioden; er hat auch in seinem vollen Wachstume sich verschiednen gezeigt, je nach den verschiedenen Gesichtspunkten. (S. 292 fg.)

Geijer unterscheidet bei jeder Mythenlehre, und so auch bei der nordischen, drei Elemente: Glaube, Lehre und Bild; jener das ursprüngliche Volkseigenthum, zunächst (wie er meint) aus dem Gefühle entsprungen, das in der Lehre seinen Gehalt sucht und findet, während die bildende

flächlich. Das größere Werk Finn Magnusen's über das ganze System der Edda („Eddalære“, Bb. 1 — 4, 1823 fg.) erwähnen wir ebenfalls nur beiläufig; denn bekanntlich hat der Verfasser die physische und astronomische Hypothese auf alle Mythen angewendet, und wir können nicht umhin, mit Jean Paul (Vorrede zu Kanne's „Ersten Urkunden der Geschichte“) zunächst etwas sehr Trostloses darin zu erblicken, daß das ganze reiche Leben der Sage in einige Kalenderkåbe zusammenschrumpfen soll. Wol hat Geijer Recht, wenn er, mit Bezug auf jenes Werk, bemerkt, daß eine jede solche einseitige Erklärung der Mythen nichts erklärt, geschweige sie erschöpft („Evea rikes håfder“, I, 348).



Kraft die Mythologie im engern Sinne schafft und entwickelt; und diese Elemente findet er wieder in der bekannten barronischen Eintheilung der Theologie der Alten in eine bürgerliche, mythische und physische. \*) (S. 293 fg.) Er nimmt eine dreifache Bedeutung der Mythe an, eine physische, ethische und naturalhistorische; letztere aber ohne die andere, und stellt diesen Kanon der Forschung folgendermaßen dar:

Die nordische Mythologie enthält die Vorstellungen der Alten von der Geschichte der Natur, des Menschen und der Religion sowie des Volkes selbst, und zwar, daß sie dieses Alles auf einmal, das Eine in dem Andern darstellt, das ist es eben, was das mythische Zeitalter der Geschichte auszeichnet. (S. 341.)

Begriff und Bild sind also hier nicht zu trennen, und eine jede detaillirte Erklärung von irgend einem isolirten Standpunkte aus muß eben deshalb misslingen. Er bestreitet sowie auch Grimm in seiner „Deutschen Mythologie“ (S. xviii) die Übertragung christlicher Elemente in den nordischen Mythenkreis, was allerdings, wenigstens in dem Sinne wie Schöler, Rühls und Adlung es behaupteten, ganz unhistorisch ist. \*\*) Endlich was die Auflösung der Mythen betrifft, so nimmt er zwei Perioden an: die erste ist die Umbildung in die Heldensage und das Volkslied, wie wir's bei dem Geschichtschreiber Saxo und in den dänischen Heldenliedern finden; die zweite ist diejenige, wozu theils die größern Momente und einzelne Züge der Götterfage in dem Volksglauben den Raum des Dämonischen einnehmen (wie z. B. noch in späterer Zeit sowohl in Schweden als Dänemark die Verwünschung gang und gäbe war: „Fahre zum Odin“, statt: „Fahre zum Teufel“), theils nur Dasjenige, was ein allgemein menschliches Interesse hatte und deshalb mehr allen Zeiten angehörte, den Hauptzügen nach im Liede, das von Mund zu Mund ging, ja selbst in Namen und Denkmälern sich bewahrte (z. B. die Liebe Hagbarth's und Signe's und der tragische Ausgang derselben).

Schon 1809 unternahm Grundtvig zuerst die Darstellung der nordischen Mythologie; ein sehr tüchtiges Werk in geringem Umfange; denn was man früher gleichsam in einzelne Laute und Sylben mühsam zusammengetragen hatte, das erschien hier als ein zusammenhängendes Wort, und das System der Mythe bekam ein neues Licht durch die treffliche poetische Übersetzung mehrerer Hauptstücke aus „Völuspá“, „Havamál“ u. s. w. Zum zweiten Male erschien dieses Werk in einer ganz neuen Bearbeitung 1832 \*\*\*)

\*) Barro bei Augustinus „De civitate Dei“, VI, 5.

\*\*) In einem andern Sinne würden wir's freilich gelten lassen, insofern nämlich die Grundvorstellungen vom Allwäter, von der ewlichen Zerstörung und Erneuerung aller Dinge u. s. w. nicht aus dem Kopfe des Dichters, oder irgend einem Gefühlsglauben entsprungen, sondern reinweg Erinnerungen und Überbleibsel aus einer frühern Offenbarung sind, das Unverwälfliche der ewigen Wahrheit, das keine Menschenachtung je ganz hat verwischen können. Eigenthümlich aber bleiben das Leben und der Glanz, mit welchem diese und ähnliche Vorstellungen in der nordischen Mythologie hervortreten.

\*\*\*) Nordens Mythologi eller Sindbildes-Sprog, historisk-poetisk udviklet og oplyst. (Kopenhagen 1832.)

bereichert mit Allem, was gründliche Forschung in den Urkunden, fortgehende Schärfung des Blicks und Erweiterung auf verwandte Gegenstände dem Verf. an die Hand gaben. Das Eigenthümliche dieser Bearbeitung, abgesehen von der geistreichen Auffassung überhaupt, können wir vielleicht in folgenden Zügen beschreiben. Grundtvig nimmt den Standpunkt bei der ausgebildeten Mythe, wie sie ganz ins Volksleben eingedrungen ist und im Munde der Dichter schwebt; daher ist die ethisch-poetische Bedeutung bei ihm vorwiegend; er faßt die Götter- und Heldensage überhaupt als eine Sinnbilderprache, worin das Menschenleben in seiner Tiefe und Höhe selbst seinen Lauf beschreibt. Die Mythe ist ihm nicht das Nachgezählte, Nachgedachte oder in Schrift Bewahrte, sondern das mündliche, belebte, begeisterte Wort, die *Ensa sproget*, wie der griechische Dichtervater sich ausdrückt; und grade von hier aus will er, daß die Mythologie als Nachbildung erst aufgefaßt werden solle, während natürlich die Vermuthungen und Gedanken der Gelehrten darüber, die nicht den Gegenstand lebendig ergriffen haben, ihm etwas sehr Unwesentliches sind. Deshalb stellt er sich in einen scharfen Gegensatz namentlich zu der physischen Hypothese, die in ihrer Einseitigkeit, wie schon bemerkt, allerdings ein schlechtes Behülfel zur Mythenklärung ist; ja, er läßt die kosmogonischen Momente überhaupt nur in einem sehr untergeordneten Sinne gelten; denn je philosophischer — sagt er — eine Mythe klingt, desto weniger lehre ich mich an sie, theils weil die mythische Philosophie eine kindische Selbstflugsheit ist, woraus man wenig oder nichts lernt, theils, weil je weniger poetisch eine Mythe war, sie auch desto geringern Einfluß aufs Volksleben hatte. (S. 249.)

Alle Mythenbildung führt er auf drei Zeitalter zurück, die ebenso in dem ganzen Menschenleben und im Leben unsers Geschlechts sich spiegeln, nämlich die Zeit der vorwiegenden Phantasie, des Gefühls mit der dasselbe begleitenden Thatenkraft und des Verstandes, welche verhältnißmäßig nicht nur in jeder Volksgeschichte, sondern in dem ganzen Verlauf der Geschichte ausgedrückt sind; denn die alte Zeit ist ihrem Grundcharakter nach die Zeit der Phantasie, das Mittelalter überwiegend die Gefühlzeit, während in der neuern Zeit der Gedanke das Beherrschende und der Verstand das Alles Bewältigende ist. Es ist vorzüglich die Anwendung dieser Säge — deren Prüfung uns als Referenten um so weniger zugemüthet werden kann, als sie auf einer großen universalhistorischen Betrachtung ruhen, welche der Verf. in der Einleitung nach allen Seiten hin entwickelt hat —, die uns hier interessiert; denn von diesem Standpunkte aus sondert der Verf. kritisch die nordischen Mythen \*), bestimmt, was ursprünglich, was abgeleitet, was hinzugehan sei, und dieses ist das Hauptverdienst seines Werks. In dem ersten Zeitalter, das er mit einem nordischen Namen passend *Asamal* oder Sprache der Götter nennt, ist die Poesie oder

\*) Es versteht sich wol von selbst, daß diese Scheidung nie lediglich eine innere, noch allein eine äußere sei, sondern daß ebenso wol die sichern Kennzeichen der Sprache, des Zusammenstehens mit Andern u. s. w. als der Charakter der Mythe selbst beachtet worden.

vielmehr Propheete vorherrschend; das Götterleben wird in lebendige Verbindung mit dem Menschenleben gesetzt; der Geist beschaut sich selbst, oder nimmt nur darum Begehrenheiten auf, um sich in ihnen abzuspiegeln. In der zweiten, der Helbenzeit (mit einem nordischen Namen: *Bjarkes-Maal*) treten die Götter in den Hintergrund und scheinen fast verschwunden, während die entgegengesetzten Pole des Gefühls, Liebe und Kampflust, einander anziehen und den Mittelpunkt bilden, um welchen Alles kreist; ja, die Götter selbst sind Kinder der Liebe, folglich verzärtelt, weichlich, eigenkinnig wie alle Lieblinge. In den Sagen aus dem dritten Zeitalter (*Krage-Maal* mit einem nordischen Namen) tritt der Einzelne hervor; alle Begehrenheiten reihen sich zu einem Ehrenkranz um seine Schläfe; die Poesie sinkt je mehr und mehr zum Fütterstaat herab, und wenn eine neue Vermählung nicht kommt, schrumpfen die Sagen zu Geschlechtsregistern und trockenen Namenreihen ein. Wohin das *Asa-Maal* (die Göttersage der ersten Zeit), mit dem Nornenliede „*Völuspá*“ an der Spitze, deutet, darüber stellt der Verf. eine lähne Vermuthung auf; er meint, es gehöre eigentlich dem angelsächsischen Stamm, als dem meist poetischen des Nordens, an, den Urvätern der *Beowulf*-Drape, *Radmon's* und *Shalpspeare's*; nach der Auswanderung der Angeln (449) sei jenes unvergleichliche Gedicht als der Hochgesang des Nordens entstanden, sowie die Homerischen Gedichte bei den nach Kleinasien ausgewanderten griechischen Stämmen. Die mittlere Periode charakterisirt er als die eigentlich gothische, die letzte als die norwegisch-isländische. Island überhaupt, wo diese Sagen sich bewahrten, betrachtet er als ein geistliches *Jomsburg*, in Verzweiflung errichtet, um, wo möglich, die alt-nordische Kraft und Freiheit zu retten und die verschwundenen Zeiten mit allem ihrem Glanze zurückzurufen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus K. A. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von K. W. Böttiger. Zweites Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. \*)

Der Charakter dieses zweiten Bändchens, das Mittheilungen aus Reisetagebüchern und Briefen an Böttiger enthält, ist von dem des vielbesprochenen ersten sehr verschieden. Nicht bloß der veränderte Gegenstand dieser Mittheilungen, die hamburgen und berliner Zustände, sondern namentlich auch ein freischerer Lebenshauch, der dieselben durchströmt, eine kräftigere, um nicht zu sagen, unbefangener Anschauungsweise tritt hier in Gegensatz zu den engeren und ruhigeren Verhältnissen der frühern Schilderungen, die aber eben durch ihre Enge Abhängungen, durch ihre Ruhe Stagnationen und die mancherlei ähnlichen Folgen selber herbeiführen mußten. Bewegten sich jene Schilderungen in einem Kreise berühmter, weitbührender Namen, so können zwar die hier vorliegenden nicht eine solche Art, die aus dem Reflekt des Objekts auf sie überginge,

erwarten; sie haben aber auch nicht die anfeindenden Mißverständnisse zu befürchten, welche aus der Veröffentlichung geringerer, oft bloß vorübergehender socialer Beziehungen da zu entstehen pflegen, wo man gewohnt ist, die Bedeutung von Persönlichkeiten auch auf das Detail der Privatverhältnisse übertragen, und selbst im Kleinsten Großes zu finden meint. Aus diesem Grunde wird unsere Anzeige nicht sowol wie die frühere auf die Beseitigung derartiger Mißverständnisse hinzuarbeiten, als vielmehr eine einfache Berichterstattung über die Hauptpunkte des bedeutenden Inhalts zu geben haben.

Zuerst liegen uns Auszüge aus dem Tagebuche einer Reise nach Hamburg im August und September 1795 vor. In Halsbradt wird Gleim, in Braunschweig Campe besucht; von Ersterm kommen einige bemerkenswerthe Notizen über J. v. Müller und über Hamann; dieser hätte, erzählt Gleim (S. 8), in seinen letzten Jahren gestanden, daß er Vieles in seinen frühern Schriften selbst nicht mehr verstehe. In politischer Beziehung — die bei den damaligen aufgeregten Zuständen überhaupt in diesen Tagebüchern sehr vorwaltend ist — erklärt Campe Gleim für sehr aristokratisch gesinnt; er habe auch alle sich selbst verblendende Partynäcigkeit, „die so charakteristisch bei den eingestieften Aristokraten ist“. In dem hamburger Aufenthalt tritt als Licht- und Mittelpunkt die Familie Reimarus vor; neben dem Haupte derselben, dem vielbeschäftigten Arzte, wird sie insbesondere durch dessen Gattin und Schwester repräsentirt. Hier ist das Andenken an Lessing noch frisch und wie neu, und von seinem Geiste scheint Manches auf einzelne Glieder dieser Familie übergegangen zu sein. Aus den Unterhaltungen mit Elise Reimarus erfahren wir, daß Lessing selbst zu der Zeit, wo er seine „Erziehung des Menschengeschlechts“ herausgab, nicht mehr an diesen, früher geträumten Traum geglaubt, ihn aber bloß darum damals herausgegeben habe, um den theologischen Streitern eine Diverston zu machen. In Betreff der bekannten „Wolfsbüttelchen Fragmente“ war Reimarus, der Sohn, anfangs sehr wider deren Herausgabe gewesen, weil er das Zeitalter noch nicht für reif dazu hielt; aber Lessing bestand auf der Bekanntmachung, und als Reimarus sagte: „Das trübe Wasser darf nicht eher ausgeschüttet werden, als bis man reines hat“, erwiderte er: „Aber wer das trübe nicht ausschüttet, kann doch nie reines bekommen.“ Ein besonderer Abschnitt ist der Erzieherin Karoline Rudolphi gewidmet, andere dem wegen seines Liberalismus damals gewissermaßen erlirten Kapellmeister Reichard und dem Dr. Bartels. Über dem ganzen Berichte liegt trotz des wohlthuenden Behagens bei Einzelnen ein zerstreuerender Reflex des unruhigen Treibens der Handelsstadt; der Blick des von Einsicht und Mitleidens der reichen Schätze zurückkehrenden Beobachters nimmt an den durch politische Verhältnisse oder sociale Mißstände herbeigeführten Hindernissen eines durchgebildeten höhern Genusses Anstoß. Um so mehr bleibt ihm zu bedauern, daß er die Gelegenheit nicht benutzen könne, seine „Buchstabenweisheit und Stubengelehrsamkeit mit praktischer Lebensweisheit, mit Lebens- und Völkerkenntniß umzutauschen und aus hundert Quellen anschauliche Erkenntniß zu schöpfen, die uns mitteländischen Maulwürfen auf immer verschlossen bleiben“. Daß auf diesem Meere der Empirie für die Bemühungen, der Kant'schen Philosophie Eingang zu verschaffen, kein günstiger Wind sich zeigt, darf nicht befremden; auch scheint sie nicht immer die schärferen Vertreter gehabt zu haben; doch wird Gerstenberg als solcher genannt und S. 55 heißt es: „Einmal in der Woche ist bei Bürgermeister Sechter in Altona Kant'scher Club, bei welchem Gerstenberg und der Jude Pappenhelmer, gleichfalls ein sehr schaffinniger Denker, präsidiren.“

Von Hamburg macht B. einen Abstecher nach Schloß Plön, wo der freisinnige, vielfach verfolgte K. v. Hennings als Amtmann bei dem bibbinnigen Herzog von Gutin lebte. Es ist eine trübe Partie; schon die Schilderung der Aussicht auf die weiten, stillen Wäldern des halbversunkenen Schloßes und seines unglücklichen Bewohners führen auf die Melancholie

\*) Vgl. die Mittheilungen über das erste Bändchen in Nr. 157 u. 158 d. Bl. D. Red.

einleitend hin, die aus den Unterhaltungen mit dem däkern, oft menschenfeindlichen Hennings auströmt. „Die Menschen sprechen so viel und thun so wenig! Dies war immer das traurige Finale, womit sich unsere Unterredungen über die wichtigsten Angelegenheiten des Tages schlossen. So hat Hennings die Franzosen, deren eifrigster Verehrer er, so lange es gehen wollte, war, ganz ausgegeben. Sie repräsentiren vorzüglich, sprechen wie die Engel und handeln nach den kleinsten Leidenschaften. Alles spielt und will scheinen, nichts ist.“

Die Blicke, die sich auch damals von mehreren Seiten nach Nordamerika richteten — „Freiheit und Frühling in Nordamerika ist mein letzter Gedanke“, hatte Hennings an den Minister Schimmelmann geschrieben — waren indeß durch bedeutende Betrügereien bei Landankäufen etwas scheu geworden, wiewohl die englischen Gouverneurs, als schon der Ausbruch der Revolution vor der Thüre war, noch ungeheure Ländereien verschenkten. Es gehört mit zur Bezeichnung der damals unterwühlten Zustände im Polsteinischen und Dänischen, wenn wir bei einigen beiläufigen Notizen über Bos erfahren, daß er und Friß Stolberg, „der eine ganz eigne Frömmerei und politische Regemacher sucht hat, sich gegenseitig das Wort gegeben haben, nie über Politik, Religion und — Hexameter zu sprechen; diese drei Gegenstände sind hier contrebant.“

Auf der Rückreise wurden in Braunschweig Lesewitz, Eschenburg, Zimmermann besucht; hier gibt sich ein reges literarisches Treiben, wenn auch nicht aller Einseitigkeit bar, kund. Es folgt: „Aus dem Tagebuch einer Reise nach Berlin im J. 1797.“ Die Seele der Gesellschaft in Berlin ist die Gattin des Hofraths und Professors der Philosophie Marcus Herz, eine durch Schönheit und Geist damals sehr hervorstechende Dame, zu deren erklärten Verehrern auch Friedrich Schlegel gehörte. „Die schönen Töchter waren vorher nur im Besige, die Tagesordnung des Tages und der Moden zu bestimmen, seit einiger Zeit haben sie aber auch die Initiative in den Urtheilen über den scharfsinnigsten Syllogismus, die wichtigste Komödie, den kunstreichsten Schauspieler und das beste Gedicht. Allein bei den meisten ist die Cultur nur ein leichter Spasmanwurf.“ (S. 104.) Auffallend findet B. besonders die Liebhaberei dieser Nation zur Kant'schen Philosophie: „Die Verbindung der berliner und Königsberger Tugendhaftigkeit ist eine wichtige geographische Ursache dieser Erscheinung.“ Nachdem tritt Hamler, obgleich schon sehr in Altersschwäche versunken, in den Vordergrund und über seine kleinliche Wortkritik wird Anekdotenhaftes mitgetheilt; dann werden einige der damals neuesten Kunstwerke von G. Schadow gleichfalls nicht sehr günstig im Vergleiche mit antiker Darstellungsweise beurtheilt, und so schließen diese Mittheilungen über die berliner Zustände, mit einem minder bleibenden und wohlthuenden Eindruck, wie sie denn einen gleichen auch im Berichterstatter selbst nicht zurückgelassen zu haben scheinen.

Wir kommen zur zweiten Abtheilung: „Briefe merkwürdiger Berstorbenen“. Zuerst von Goethe, wenig, auch nicht bedeutend, meist Büllets beim Hin- und Rückenden von Büchern und Manuscripten; werthvoller ein paar beigesugte Briefe Goethe's an Wieland, der eine aus Rom, Dürten empfehlend; sämmtlich von vielseitiger Thätigkeit, schaffendem Geiste zeugend. Es folgt eine Auswahl Wieland'scher Briefe an B., aus Zürich 1796 und aus Dörmstadt 1798; eine wohlwollende Gemüthslichkeit ergießt sich oft ins Breite, die ausgetragenen Gedanken haben im Deutschen nicht genug Platz und nehmen zu ihrem Ausdruck sprunghaft alte und neue Sprachen zu Hülfen. Jean Paul beschäftigt Wieland sehr; über ihn schreibt er an B. (S. 161): „Sagen Sie unserm Freunde Jean Paul, daß mir sein schriftlicher Besuch eine der schönsten Stunden meines Lebens gemacht hat, daß er in meinem Herzen seinen Platz unmittlbar über dem Freunde Jean Jacques hat“ u. s. w., und (S. 167): „Der „Jubelsenor“ würde mich stärker amüsirt haben, wenn er mich weniger amüsirt hätte, und hätte mich mehr amüsirt, wenn er durch den unbegreiflichen Reichthum,

womit er von den subtilsten Gedanken und rührendsten Gefühlen in die Handwurst- und Cepperles-Laune übergeht, meine Galle nicht so oft reizte.“

In Herder's Briefen, deren erste die Unterhandlungen über B.'s Besetzung nach Weimar 1791 betreffen, spricht sich Humanität und Energie höchst wohlthuend aus; manche geistvolle Bemerkung entbehrt aber hier, sowie in den Briefen seiner Gattin, oft ihrer Deutung und ist für den Leser nur halb verständlich. Die wenigen Briefe von Schiller, aus Jena 1797 fg. und aus Dresden 1786 (an Wieland), sind sehr charakteristisch; immer Pläne und Reflexion über Lebensverhältnisse. In dem einen empfiehlt Schiller die laute Recitation poetischer Werke: „Ich wünschte in allem Ernste, es kämen in dieser speculationsreichen Zeit einige gute Köpfe auf den Einfall, ein Gedicht, wie unser „Hermann und Dorothea“ ist, von Dorf zu Dorf auf Kirchweihen und Hochzeitzeiten zu recitiren und so die alte Zeit der Rhapsoden und der Minstrels zurückzuführen.“ Auch ein Gedicht Schiller's an eine schöne dresdner Dame, von ihrer Hand geschrieben, ist mitgetheilt. Es folgen Briefe von Knebel, meist aus Ilmenau; Vieles auf seine Studien des Proseß bezügliche, daneben vorübergehende literarische Verhältnisse berührt. Auch hier die schon erwähnte Ungnade, in welcher die Kant'sche Philosophie steht (S. 220): „Es ist sehr gut, daß das Kant'sche Unwesen auf alle Weise gestört werde und die Vernunft nicht durch Uebernunft zur Unvernunft werde.“

Ähnlich sind v. Einsiedel's Briefe, meist Lorenz und P্লাutus, die er übersezt, betreffend. Die folgenden Mittheilungen wenden sich mehr den politischen Tagesbegebenheiten zu. Franzlein von Schönhofen berichtet sehr anmuthig und gewandt über fremde fürstliche Besuche 1804 und in folgenden Jahren. Die schweren Zeiten des Herbstes 1806 treten in Fernow's Briefen näher heran, deren einer ein interessantes Memoire über die weimarischen Zustände in den nächsten Tagen nach der Schlacht von Jena enthält. Darin die eigenthümliche Bemerkung: „Wohin hat sich der Ritter v. Geng gemeinet? Ist Hartknoch von Dresden weg? Außer diesen Weiden, die wahrscheinlich Palm's Schicksal zu fürchten Ursache haben könnten, kenne ich in Dresden Keinen, dem sein politisches Gewissen Vorwürfe zu machen hätte.“ In einem andern Briefe Fernow's ist eine interessante Unterhaltung mit Goethe über das politische Journal- und Zeitungswesen mitgetheilt. Hier heißt es unter Anderm: „Er sagte, nach dem 14. Oct. müßte kein „Freimüthiger“ mehr existiren. Besonders müßte man in Sachsen, welches vor vielen andern geschont worden und so günstige Bedingungen für seine fernere Existenz erhalten, jetzt mehr als je zusammenhalten, da Dresden, Leipzig, Jena und Weimar künftig leicht der Hauptstüß der germanischen Cultur im nördlichen Deutschland bleiben dürften, sowie auch schon früher größtentheils gewesen seien.“

Nach einigen, den Satyriker nicht verleugnenden Briefen Hall's schließen Mittheilungen von H. Meyer dieses Bändchen. Das reine Kunstelement, in dem sie sich bewegen, tritt in wohlthuenden Gegensatz mit den, im Vorhergehenden behandelten, unruhigen Tageszuständen. Indem sie bis auf das Jahr 1820 herabgehen, greifen sie auch in manche jetzt noch geltende Verhältnisse ein; doch sind sie eines Auszugs nicht wohl fähig. Schließlich können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß derselbe richtige Takt, welcher den Herausgeber bewogen hat, diese Auswahl aus den Briefen an B. statt der größern früher versprochenen Anzahl, die ein drittes Bändchen füllen sollte, zu geben, ihn von der Ausführung des frühern Vorsatzes, auf welche er hier und da noch hindeutet, abhalten möge. Der literarische Werth solcher Mittheilungen sinkt in dem Grade, in welchem ihre rein geistige Bedeutsamkeit sie nicht mehr auf der Höhe des modernen Interesses zu erhalten vermag, und daß dieses zu befürchten steht, läßt schon mancher Anstoß, den man selbst an der vorliegenden Auswahl nehmen könnte, außer Zweifel.

### Über die Epochen in der Bearbeitung der nordischen Mythologie.

(Beschluß aus Nr. 303.)

So weit die Grundgedanken des Verf. zur Erklärung der nordischen Mythen; sehen wir nun noch an einigen Beispielen, wie er dieselben nach seiner Auffassung poetisch-historisch auslegt, als eine Sinnbildersprache, die das ganze Menschenleben umfaßt. Wir wählen dazu die herrlichen Mythen von der Esche Ygdrasil und von Urda's und Mimers Quellen und geben die Erklärung des Verf. in untenstehendem Auszuge, der für Leser, die nur einigermaßen mit dem Stoffe bekannt sind, keine Schwierigkeit darbieten wird.

Die Mythe von Ygdrasil hat, seit sie an den Tag kam, so viel Anziehendes für alle poetische Naturen unter uns gehabt, daß wir keinen weiteren Beweis ihrer nordischen Echtheit brauchen; denn wollen wir überhaupt die Mythen der Väter fassen und tüchtig werden, ihr Helbenleben zu erklären und fortzusetzen, dann müssen wir vor Allem uns ihren Grundsatz aneignen, wonach sie von der Wirkung auf eine verhältnißmäßige Ursache, von der Kraft eines Dinges auf die Echtheit desselben in seiner Art schließen. Wir fangen mit der Gylfaginning an, wo fast Alles von Ygdrasil sich gesammelt findet, und werden sehen, wie weit uns ihre Gewähr trägt. Unter der Esche Ygdrasil, heißt es, versammeln sich die Götter und halten Gerichtstag; es sei der höchste und vornehmste aller Bäume, dessen Zweige sich über alle Welt ausbreiten und bis in den Himmel erstrecken. Drei Wurzeln hat diese Esche, welche gleich weit voneinander liegen, die eine bei den Äsen, die andere bei den Himmlen, wo ehemals Sinnenung's Gap war, die dritte aber bei den Nissen; unter der Wurzel, die nach den Thursen geföhrt, ist der Mimersbrunnen, unter der Himmelswurzel der Urdaquell, unter der dritten Wurzel in Svargelmer liegt der Drache Nidhög. In den Zweigen der Esche sitzt ein Adler, der vieler Dinge kundig ist; zwischen seinen Augen der Habicht Veirölnir (oder Veirölnir), während das Eichhörnchen, Namens Ratatösk (oder Ratatösk) die Esche auf- und abspringt und Zwietracht ausstreut zwischen dem Adler und dem Drachen. Vier Hirsche, Daain und Dvalin, Dunner und Dyrathror springen zwischen den Zweigen herum und beißen Knospen ab, während Nidhög an der Wurzel nagt und mehr Würmer bei sich in Svargelmer hat, als irgend eine Junge aussprechen kann. Die Korven, die bei Urda's Quell wohnen, nehmen täglich vom Wasser und vom Schlamm bei der Quelle und begießen damit die Esche, auf daß ihre Blätter nicht welken oder abfallen. Fügen wir noch hinzu, was sich von selbst versteht, daß diese Esche in Ragnarök erschüttert wird, so ist dies Alles, was wir darüber in Gylfaginning finden.

Gehe wir aber zum Einzelnen übergehen, wollen wir den Baum im Ganzen betrachten, um zu sehen, was er bedeuten möge; denn das ist ja die Hauptsache bei allen Mythen, zumal bei dieser, die echt gothisch ist und sich nicht abmalen, geschweige denn in Stein hauen läßt. In wie großem Ansehen dieser Baum im Norden stand, sehen wir unter Anderm daraus, daß Volung, der sich für einen Sohn Odin's rechnete, seine Halle mit einem gewaltigen Baum in der Mitte bauen ließ, dessen Zweige das Dach überschatteten \*), sowie aus der Nachricht, daß bei der Einführung des Christenthums vor dem großen Tempel in Upsala ein sehr hoher Baum mit weit verbreiteten Zweigen neben der Quelle stand, worin die Schlachtopfer gefenkt wurden. \*\*) Wenn man nun mit der Behauptung hervortritt, die ganze Esche bedeute weiter nichts als die Luft oder den Wolkenhimmel, die Wolken seien die Blätter, die Winde die Hirsche und die weißen Fliegen das Eichhörnchen, so sollte man fast glauben, das sei nur Scherz; denn es läßt sich ja auch auf keine mögliche Weise mit der Beschreibung vereinigen, nach welcher ja die Wurzeln über den Himmel reichen und nur eine derselben da war, wo Sinnenung's Gap, folglich in der Luft. Allein da man es leider für Ernst nimmt, so müssen wir ein- für allemal erklären, daß solches Alles, auch wenn es mit der Beschreibung passen könnte, doch poetisch sowohl als historisch unmöglich ist. Zuerst liegt es nämlich in der Natur der Bildersprache, wovon selbst die elendesten Reimschmiede ein dunkles Gefühl haben, daß man nicht das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, das Gegenwärtige mit irgend etwas Entferntem bezeichnet, sobald auch der größte Schmierer nicht für Feuer Liebe, oder für Wind Geist sagen wird, sondern umgekehrt, und selbst von dem allerniedrigsten Standpunkt in der Welt der Poesie muß man sich über solche Erklärungen der Bildersprache der Vorzeit entsetzen. Zweitens ist es ebenso unseugbar, daß wenn z. B. der Aufgang der Sonne, oder das Brausen des Meeres, oder irgend eine andere Naturbegebenheit einen Dichter begeistern soll, dies dann unmöglich durch das Gesehene und Gehörte allein zu Stande kommen kann, sondern entweder durch die unmittelbare Wirkung desselben, oder durch eine daran sich knüpfende Gedankensreihe; äußert er sich aber poetisch darüber, so wird er stets streben, die Scene auszumalen, nimmer aber in einem todtten oder dunkeln Worte das große Geheimniß einschließen, daß es mitunter helle und mitunter finster sei, daß man zuweilen schwitze, absonderlich im Sommer, und zuweilen friere, was vorzüglich im Winter geschehe, daß man zu Zeiten durchnäßt werde, gewöhnlich wenn es stark regne, und zu andern Zeiten feins auf dem Trocknen hat, besonders zur Sommerszeit, wenn die Sonne ihre Strahlen schießt. \*\*\*) Doch selbst wenn man, was auch ver-

\*) Boflung's Saga, Herausgegeben von Rafn, S. 119, 120.

\*\*) Schollastet Adam Bremensis. Krantzii Svecia, S. 164.

\*\*\*) Vgl. Shakespeare's „As you like it“, III, 3: „Hast any philosophy in thee, shepherd?“ „No more but that I know, the more one sickens, the worse at ease he is, and that he, that

sucht ist, Ydrasil für ein Sinnbild verborgener Naturwirkungen ansehen wollte, hätte man historisch Unrecht; denn der Geist des Nordens ist und war offenbar ein historischer, und die ganze Beschreibung weist auf das historische Menschenleben hin. Indem nämlich die Eise über Urda's und Nimer's Quellen gesetzt wird, zwar von allen Seiten bedrängt, aber doch durch die besondere Fürsorge der Kornen immergrün bis zum Ragnarok, verbietet uns die Sage gradezu, an irgend etwas Anderes zu denken als den großen Kampf zwischen Leben und Tod, der von Geschlecht zu Geschlecht fortgesetzt wird, nicht ohne Wirkung von Seiten des Lobes, aber im Ganzen zum Vortheil des Lebens. Daß dieser historisch-poetische Kampf einen alten nordischen Dichter begeistern konnte, ist leicht zu verstehen, und daß nordische Kämpfer für ein Sinnbild desselben, das sich aufs innigste an ihre Hoffnung eines herrlichen Sieges jenseits Ragnarok knüpfte, begeistert werden konnten, ist so in der Ordnung, daß ich gar nicht begreife, wie es anders sein könnte.

So würden die Sachen unstreitig stehen, wenn man auch erweisen könnte, der alte Dichter sei in der Wahl seines Sinnbildes sehr unglücklich gewesen, oder die Mythe sei so verkrüppelt auf uns gekommen, daß sie poetisch unbrauchbar wäre; aber keins von beidem ist, so viel ich zu sehen vermag, der Fall. Der Baum im Walde ist nämlich ein so natürliches Sinnbild eines großen Geschlechts, aus derselben Wurzel entsprungen, aber in viele Zweige ausgehend, daß dies Bild wol bei allen geistig begabten Völkern in die Alltagsprache übergegangen ist, weshalb ja auch die Stammtafel einer adeligen Familie der Stammbaum derselben heißt. Es ist deshalb eine ebenso echtpoetische als kühne Idee, dem ganzen Menschengeschlecht einen gemeinsamen Stammbaum zu geben und sich alle Gegenstände aus einer dreipaltigen Wurzel zu erklären; denn die Erfahrung lehrt uns ja klar, daß es eigentlich nur dreierlei Arten von Menschen in der Welt gibt: Einige, die für einen erhabenen, ewigen Zweck kräftig wirken (Kinder der Götter); Andere, die auch kräftig wirken, aber für einen unedeln, bios zeitlichen Zweck; Viele endlich, die nur durch Trägheit und Dummheit sich auszeichnen (Genossen Hel's). Im Vorbeigehen will ich nur bemerken, daß, weil das Menschenleben im Größern wie im Kleinern sich selbst gleicht, so kann und muß Ydrasil uns auch ein ausdrucksvolles Sinnbild, namentlich des nordischen Heldenlebens sein, denn aus diesem ist ja der mythische Baum entsprungen, sodas er nothwendig darin seine Wurzel haben muß.

Die Hauptstellen in der „Bluspá“ und in „Grimners-mál“, wo Ydrasil's Erwähnung, stimmen bis auf wenige Züge ganz mit der Beschreibung, die in der „Wylfa-ginning“ gegeben wird. Zweifelhaft könnte es scheinen, was mit dem Gich-hörschen gemeint sei; indeß da der Adler höchst wahrscheinlich, wie fast in jeder Bildersprache, den Menscheng Geist in seinem hohen Fluge bezeichnet, so wird ersteres wol auf den Versuch gehen, der mit den Schlangen in Pacht steht, und sollte (nach einer Variante in „Wylfa-ginning“) Katakost der rechte Name sein, so ist die Sache in Ordnung.\* Die „brünstigen“ Fische (wie sie in „Grimners-mál“ heißen) stellen wol, indem sie die jungen Knospen an unserm Stammbaume gierig abbeißen, ganz richtig die wilden Leidenschaften dar; ja selbst die Zahl trifft zu; denn wenn wir die Begierde nach Macht, Ehre, Gut und Wollust genannt haben, so würde wol eine

fünfte ebenso wenig Bedeutung haben als das fünfte Rad zu einem Wagen. Die Namen der Fische betreffend, so kann nur die Erläuterung gegeben werden, daß Daain und Dvalin zwei bekannte Zwergnamen sind, die auf verzärtelte und berauschte Leidenschaften hindeuten, während die beiden andern, Dunner und Dyraffor, auf den wilden Sturm und die Tollkühnheit der Begierde gehen. Der Dichter Veirólmer oder Veirólfer kann dem Namen nach eine Bettelstrolche oder ein Wandspiel bedeuten, und es war gar nicht ungerathen, dem Adler einen solchen Diener beizugeben, der ihm sagen konnte, von welcher Seite der Wind kam; denn eine solche lebensvolle Ahnung oder Vermuthung hat ja der Menscheng Geist wirklich, und bedarf derselben gar sehr in den Stürmen des Lebens.\*)

Von Urda's Quell berichtet „Wylfa-ginning“, wie schon erwähnt, daß dieses Heiligthum bei der Himmelswurzel der Eise stehe, daß dort die Aesen ihren Gerichtshof, wo sie täglich zusammentreffen, und die Kornen ebenfalls ihren Saal haben. Das Wasser, womit die Kornen die Eise begießen, ist so heilig, daß Alles, was in den Quell kommt, so blendend weiß wird wie das Meißel des Eises, und den Thau, welcher von der beneigten Eise auf die Erde herabfällt, nennt man Honigthau, wovon die Bienen ihre Nahrung saugen. In dem Quell halten sich zwei Vögel auf, Schwäne genannt, von welchen alle übrige Schwäne abstammen. Wenn man uns nun weiß machen will, Urda's Quell sei weiter nichts als die Milchstraße, deren Milch Wasser wurde, ehe sie die Erde erreichte, so war es gewiß keine solche Rede, welcher der Verf. des „Davamál“ lauscht; noch weniger hat die Milchstraße oder selbst der fruchtbarste Regen den Sängern „Bluspá's“ begeistert. Warum nicht lieber schließen, daß die Aeten den Quell wirklich für Dasjenige angenommen, was der Name bezeichnet, den Quell der Weissagung, deren Strom das Weibende sowohl offenbarte, als die Entwicklung desselben mächtig förderte! Diese Erklärung ist nämlich auf einmal buchstäblich, einfach und geistig, und mehr kann man nicht verlangen; denn eine solche Quelle der Weissagung, womit der Stammbaum des Geschlechts gewässert wird, ist ja ein wahres und schönes Sinnbild des tiefen Quells der Begeisterung, aus welchem unstreitig alle wahre Weissagung entspringt, und aus dessen lebendigem Wortstrom alle Offenbarung an das Menschengeschlecht ausging.

So genommen, erklärt die Mythe sich selbst, was eigentlich alle Mythen müssen, wenn sie klar werden sollen, und die Schwäne kommen uns wohl zu statten. Diese Vögel werden gewöhnlich von Dänen übergangen, welche Urda's Quell auf der Milchstraße, statt in der Herzengstiefe suchen; denn zwar hat man sich verlauten lassen, es gebe ja auch ein Sternbild, der Schwan genannt; allein, theils sucht man dies vergeblich auf der Milchstraße, theils wollte es ja nicht angehen, alle Schwäne auf Erden davon abstammen zu lassen. Bergegenwärtigen wir uns aber nur bloß, wie die Aeten den Schwänen eine melodische Stimme beilegen, und was der Schwanengesang im Munde des Volks bedeutet, so werden wir's natürlich finden, daß ihre poetischen Vorfahren in Urda's Quell schwimmen, als ein Sinnbild des Schwanengesangs des Menschengeschlechts, welcher gewiß aus der Quelle der Weissagung kommen muß, doch mehr als ein Nachklang des Menschengeschlechts. Was aber den Honigthau betrifft, der in den Thälern trüft, wenn Ydrasil gewässert wird, so ist es klar, daß das Geheimnißvolle, Erquickende des Thaus unsern Vorfahren wie uns ein Bild der Erquickung war, welche die Dichtkunst dem Menschengeschlecht beut. Deshalb reden wir ja noch von Thranenthau, der unsere Wangen feuchtet, wenn wir uns als Zweige des großen Stammbaums fühlen und lebendigen Antheil nehmen an dem Wohl oder Wehe des Geschlechts. Daß man hiermit die Eiseigigkeit in Verbindung setzt, welche die Blumen in ihrem Kelch verbergen und die sich wunderbar im Werke der Bienen offen-

wants money, means and content, is without three good friends; that the property of rain is to wet, and of fire to burn, that good pasture makes fat sheep, and that a great cause of the night is lack of the sun; that he, that has learned no wit by nature or art, may complain of good breeding, and comes of a very dull kindred. Such a one is a natural philosopher!"

\*) Gofere im Angelsächsischen: der Versucher, rata vielleicht das angelsächsische rade, schnell.

\*) Was der Verf. weiter über die Namen Ydrasil's ausführlich beibringt, ist hier des Raums halber ausgelassen.

hart und im Methhorn wiedergegeben wird, darf uns ebenso wenig befremden; wissen wir doch, daß der Meth wiederum unsern Vorfahren ein Bild der Poesie als Kunst war. So knüpfte sich das Eine passend an das Andere an, und den innigen Zusammenhang wird ein jeder wahrer Dichter sehen, sowie seine Leser empfinden, wenn er es lebendig in Anwendung bringt.

Zwar wendet die Wurzel, unter welcher der Nimer's Brunnen sich findet, den Grimthursen sich zu, aber in diesem Brunnen ist alles Wissen und alle Klugheit verborgen, und Nimer, der Eigenthümer desselben, ist voller Weisheit, weil er dieses Wasser aus dem Gallar-Horne trinkt. Zu ihm kam Asaber (Obin) und begehrte einen Trunk aus der Quelle, der ihm jedoch nicht eher gewährt ward, bis er das eine Auge zum Pfande gegeben hatte. Von Nimer's Persönlichkeit und der Reise Obin's wollen wir hier nicht reden, da wir es nur mit dem Brunnen zu thun haben. Wie man aber darauf fallen konnte, den Quell alles Wissens in einer Pflanze oder im Weltmeere zu suchen, das ist mir unbegreiflich; denn unsere heidnischen Vorfahren wußten ja so gut wie wir, daß, wenn man auch den Thor im Arinken ausstechen und das Weltmeer erschöpfen könnte, würde man doch so nur dahinterkommen, wie viel man zu trinken vermöge und was auf der Meerestiefe liege. Kurz, zu allen Zeiten hat man gewußt, daß, so Jemand klug werden soll, es durch Erfahrung geschehen muß, und im Norden süßte man es tief, daß zum Verständniß des Menschenlebens im Ganzen und Großen die beschränkte Erfahrung des Einzelnen nicht hinreichte; deshalb bewährte man sich mit allem Fleiß, die Erfahrung der vergangenen Geschlechter sich anzueignen und seine eigene damit zu verschmelzen. Diese grundhistorische Richtung sprach sich in der prophetischen Vorzeit durch die Mythe von Nimer's Quell neben Urba's, dem Quell der Erfahrung neben dem der Weissagung, aus, und damit Niemand dies verkennen möchte, theilte man Nimer, dem Erfahrenen\*, die Quelle zu.

58.

Abelig und Bürgerlich. Novelle von Julius Hammer. Leipzig, Engelmann. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Wenn wir uns auch mit der Haupttendenz des Verf. dieses Romans aus sprechenden Gründen wenig einverstanden erklären können, so zeugen die Details der Erzählung, die poetische Auffassung bedeutender Lebenszustände und die phantasievolle Zeichnung der Charaktere doch von einem gebildeten Geist und einer Begabung, die unsere Aufmerksamkeit verdient. Ist es der Zweck des Verf., das notwendige Verunglücken einer Herzensverbindung zwischen Personen verschiedenen Standes zu zeigen, so erscheinen diese Verhältnisse in seiner Erzählung lange nicht motivirt genug. Die Verbindung zwischen einem bürgerlichen Künstler und einem adeligen Fräulein hat in unsern Tagen, Gott sei Dank, gar nichts so Auffallendes mehr, als der Verf. zu glauben scheint, und die Erfahrung gibt uns an die Hand, daß es der glücklichen Verbindungen dieser Art unzählige gibt. So wie die Verhältnisse daher hier erscheinen, fehlt ihnen vor allen Dingen Realität, und um von uns so gefaßt zu werden, wie der Verf. es wünscht, hätten diese Beziehungen viel stärker, viel wirksamer gezeichnet werden müssen. So wie sie sind, erkennen wir in den tragischen Ausgängen der Herzensverbindungen beider Helbenpaare durchaus keine Nothwendigkeit. Sollen wir diese einsehen, so mußten ganz andere Elemente hinzutreten, z. B. Johannes' und Edmund's Unfähigkeit in höhern Ständen einheimisch zu werden, oder die Unmöglichkeit für die Helbinnen, mit einem bescheidenen Loos zufrieden zu sein. Trotz dieses Grundgebrechens in diesem Roman, der eine

\* Im Angelsächsischen bedeutet mimor oder gemimor (dem lateinischen memor nahe verwandt) den Erfahrenen. Alles deutet demnach hin auf Das, was die Erfahrung lehrt und das Gedächtniß bewahrt, d. h. auf die lebendige Geschichte.

Harmonie der Lösung da als unmbglich voraussetzt, wo sie uns recht gut möglich dünkt, und uns für Schmerzen interessiren will, die, wie wir uns sagen müssen, nur eingebildet und selbstgeschaffen sind, hat die vorliegende Erzählung doch ihr unverkennbares Verdienst. Die Fabel zieht uns an, ein echter poetischer Ton klingt durch das Ganze hindurch, die Reflexion hat Tiefe und Bedeutung, und ein dichterischer Anhauch begeistert und verebelt das ganze Gemälde. Leonore zwar, die Geliebte des Musikers Johannes, ist etwas nebelhaft und unsicher gezeichnet; dagegen erscheint ihre Freundin, Gräfin Therese, so kräftig, wirklich, plastisch, wahr und anziehend, daß wir das Bild gleich einem leibhaftigen Wesen vor uns sehen, das wir vollkommen verstehen, erfassen und in uns aufnehmen. Um so räthselhafter bleibt es uns, daß ein so thatkräftiges, rüstiges, im Kampfe mit dem Leben geübtes Wesen kein Mittel finden sollte, ihr Herz zu befriedigen und des geliebten Edmund Hand auf immer zu gewinnen; um so mehr werfen wir dem Verf. vor, daß auf sein Gebot Therese ihren Edmund unglücklich machen muß, wir wissen eigentlich nicht, warum. Wo wohnt, fragen wir, der achtbare Verf., daß er noch an Dinge glaubt, die längst nicht mehr existiren, an die deutsche Aristokratie von 1789? Und wie geht es zu, daß er die Umschwünge unserer Zeit so ganz vergessen hat, er, der den geistigen Revolutionen der Zeit in seinem Tagebuch Therese's, seinem schönen Märchen, seinen Liedern und seiner Episode von Antonio so nahe gefolgt zu sein scheint.

Wir haben hiermit die vorzüglichsten Partien dieses Romans bezeichnet. Die Erzählung von Antonio, der, in eine Melodie verliebt, sich diese zur Gestalt eines Mädchens ausbildet hat, das er durch die ganze Welt sucht und nicht findet, diese Erzählung ist voll poetischer Bedeutung. Die Lieder vom Rinde und der alten Amme, S. 192 fg. eingelegt, bezeugen eine unzweifelhafte dichterische Begabung und sind in ihrer Gattung ausgezeichnet. Nicht minder hervorstechend sind die Aphorismen in Therese's Tagebuch. Wie schlagend sind z. B. folgende Gedanken: „In der Freundschaft ist der Mann wie in der Liebe die Frau, nämlich mehr den Gegenstand suchend als die Empfindung für ihn. — Wir Frauen sind einzelne Capitel in dem großen Buche der Liebe, das die Männer studiren. — Die Frauen haben außer Liebe noch ein Gefühl, das zwischen beiden mitten inne steht — das für ihre Kräfte. — Wer aus seinem Kreise geht, wird es büßen; aber was er dort gesehen und erfahren, raubt ihm Niemand. Es kommt darauf an, zu solcher Büßung Muth zu haben. — Hätte das Leben nicht den Frühling und die Liebe, wer möchte dann diesen Traum ertragen?“ u. s. w.

Das Märchen vom Duftflüßchen und dem Eisen Tiefblau ist so reizvoll, daß wir seine Kürze beklagen. Die Poesie des Zarten hat wenig Schöneres aufzuweisen und reclamirt den Verf. als ihren unzweifelhaften Jünger.

Dies ist denn auch der Beruf, von dem der Verf. dieser Erzählung Probe ablegt. Selbst der Fehler, den wir ihm im Eingange unserer Anzeige Schuld geben mußten, bezeugt nur die Richtigkeit dieser Bemerkung: der Zartfinn des Verf. fand Schwierigkeiten für unüberwindlich, die ein etwas kräftigerer und nicht so bedenklcher Poet ganz gut überwunden haben würde. Auch die an zarten Bildern reiche Diction des Ganzen weist dem Verf. eine bestimmte Sphäre an, die nahe an das Reich der Frauen grenzt, und die er ungestraft nicht wird verlassen dürfen.

50.

## Die Sprache der Thiere.

Grodno, im September 1838.

Vor Kurzem fiel mir ein lateinisches Wäselchen in die Hände, worin der Verf. desselben die folgenreiche Entdeckung niedergelegt hat, daß die Thiere nicht, wie man bisher geglaubt, bloß eine Art von Sprache für den Ausdruck ihrer Begierden, ihres Schmerzes und ihrer Freude besitzen, sondern daß sie mit-

einander ganz vernünftige, zusammenhängende Colloquia führen. Ich beile mich, Ihnen das Nähere dieser Entdeckung mitzutheilen, die in dem Winkel einer Inauguraldissertation sich dem Falkenblicke der Redactoren von Zeitschriften entzogen hat und dadurch dem größern Publicum unbekannt geblieben ist. Das Opusculum führt den Titel: „Descriptio Raphaniae epidemice grassantis atque meletema circa vocem et gustus animalium domesticorum auctore Carolo Wissniewski“ (Wilna 1837). Es werden zwar nur wenige Proben dieser Thiersprache und ihrer Deutung angeführt, und die goldene Regel, die in dem Horazischen nonum prematur in annum liegt, scheint der Verf. nicht sehr beherzigt zu haben; es kann aber zu seiner Entschuldigung angeführt werden, daß er noch gedrungen sein möchte, schon jetzt ans Licht treten ließ, weil er sobald als möglich Doctor der Medicin in Wilna werden wollte und sollte. Auch verspricht er ja seinen Gegenstand immer tiefer zu erfassen (vielleicht uns bald mit einer Grammatik der Hirschen-, Hundes- und Pferdesprache zu beschenken), und was die Quelle betrifft, aus welcher er geschöpft, so geht ihre Reichhaltigkeit schon daraus hervor, daß der Verf. mitten unter den Schafen und anderm Vieh Neuruslands lange gelebt hat. Somit wäre denn erwiesen die nahe Gemeinschaft zwischen den Menschen und dem Viehe, es wäre letzterm der Eintritt eröffnet in das Geschäftsleben der Ersteren, in ihre Wissenschaft und Kunst, und aber die Aussicht für die Zukunft, daß die Geschäfte noch händischer werden betrieben, die Wissenschaft noch viehischer wird tractirt werden, als es hier und da schon jetzt geschieht. Aber nicht genug; auch den Staaten und der Gesellschaft werden neue Verlegenheiten bereitet. Welche mächtige Stöße wird den politischen Parteien aus dem Zulaufe von echt radicalen Hunden, von den so absolut gesinnten Dögen und den legitimistischen Schafen erwachsen! In den Theatern werden bald auch vierbeinige Pferde rassonniren und nicht einmal ebenbürtige Gänse mitschnattern wollen. Was soll aus unsern vielen zweibeinigen Schafen und Heln werden, da ihre vierbeinigen Rivalen schon um deswillen ihnen werden vorgezogen werden, weil sie sich mit Knochen, Gras und Disteln begnügen. So werden sich unter den Menschen der Entdeckung nur diejenigen Professoren der Veterinärkunde zu erfreuen haben, welche aus Furcht vor den Bestien bisher ihre Krankheiten par distantos zu erfassen sich abmühten, denn sie können Das, was ihnen stets ein Geheimniß bleibt — das Eigenthümliche jedes Krankhaften Zustandes —, jetzt durch einen dienstfertigen Pudel leicht erfahren und mittels der Hundesprache verständlicher als bisher durch ihr Latein den Schülern mittheilen. Doch Sie warten gewiß schon auf die interessanten Colloquien.

Auf S. 43 des Büchleins heißt es:

Bei dem Pferde bedeutet hih hih hih: Ich befinde mich wohl, kommt, seht.

Yh yh yh — yh yh yh: Sie recht schnell (nämlich den Oaser).

Beim Hunde heißt Haf: Wie befindest du dich?

Hyrrr: Was willst du, das gehört mir, ich werde dich zerreißen.

(Wie gern hörte ich dieses Wort vom Verfasser, oder noch lieber von einem gebildeten Hunde ausprechen.)

Mit S. 46 beginnen folgende Thiergespräche:

Gespräche zwischen zwei Hunden.

Erster Hund. Hyrrr haf hyrrr haf haf: Geh weg, fort von mir.

Zweiter Hund. Haf haf haf: Höre auf, wir wollen Freunde sein.

Erster Hund. Hyrrr haf haf hyrrr hyrrr: Ich bin sehr böse, ich werde dich zerreißen.

Zweiter Hund. Haf haf: Sei nicht böse.

Erster Hund. Haf haf haf: Komm her.

Gespräch beim Essen.

Erster Hund. Pif: Was ist das?

Zweiter Hund. Hyrrr hyrrr hyrrr: Davon wirst du nichts bekommen.

Erster Hund. Haf haf haf: Keinesweges.

Gespräch zwischen Hähnern.

Der Hahn. Ki ki ki: Kommt, kommt.

Die Henne. Kok kok kok: Wir sind da, wir sind da.

Anderer Hahn. Kikiri kikiri: Zu mir her, zu mir.

Dritter Hahn. Kikirihai kikirihai: Nähre dich nicht von der Stelle, kämpfe mit mir.

Eine Henne. Kok kok: Sei doch ruhig, lieber Hahn.

Anderer Hahn. Ko ko kok: Ich bin böse, ich werde vor Reid.

Sie werden an diesen Proben genug haben, um zu diversen Reflexionen sich angeregt zu fühlen, in welchen ich Sie so wenig als möglich durch die meiningen fördern möchte. Ich begnüge mich daher, Ihnen zu sagen, daß dem Verf. der angeführten Schrift, Mitglieder der wilnaischen medicinischen Gesellschaft, der Druck seiner Dissertation von der Conferenz der medicinisch-chirurgischen Akademie gestattet ist, und richte zum Schlusse nur noch die neugierige Frage an Sie, was an der Ihnen eben gewordenen Mittheilung Sie mehr in Erstaunen setzt, die Entdeckung, oder das Phänomen, daß Thiere ohne Vernunft Vernünftiges sprechen, und Menschen mit Vernunft Unvernünftiges zu schreiben und zu drucken erlauben. 117.

### Miscellen.

Die empörende Behandlung der indianischen Stämme von Seiten der Vereinigten Staaten, unter denen namentlich Georgien sich in dieser Beziehung mit unvertilgbarer Schande brandmarkt, ist seit lange vielfach in Werken über Amerika und in den Zeitungen aller Länder besprochen worden. Von den Catawbas, einem indianischen Stamme in Südcarolina, welche den Amerikanern im Unabhängigkeitskriege durch treuen Befehl treffliche Dienste leisteten, wandte sich vor einigen Jahren einer ihrer Häuptlinge, Peter Harris, mit folgender werthwürdigen Bittschrift an die gesetzgebende Versammlung des letztgenannten Staates: „Ich bin einer der noch glimmenden Funken eines fast verloschenen Geschlechts, bald werden unsere Gräber unsere Wohnstätten sein. Ich bin eine der wenigen, noch auf dem Felde stehenden Ähren, nachdem der Sturm der Umwälzung vorübergegangen ist. Ich kämpfte für euch gegen die Briten. Die Briten sind verschwunden, und ihr seid frei. Dennoch nahmen die Briten mir nichts, noch habe ich durch ihre Niederlage etwas gewonnen. Ich jage den Hirsch, um zu leben, die Hirsche verschwinden, und ich muß verhungern. Gott hat mich für den Wald geschaffen, und meine Wohnung steht in seinem Schatten, aber die Kraft meines Armes schwindet und meine Füße versagen mir auf der Jagd. Die Hand, welche für eure Freiheit kämpfte, öffnet sich jetzt, um von euch Unterstützung anzunehmen. In meiner Jugend biutete ich in der Schlacht, daß ihr unabhängig würdet; laßt mein Herz nicht im Alter verbluten, weil es euch an Erbarmen gebricht!“

Bertrand de Moleville greift im siebenten Capitel des ersten Theils seiner „Mémoires particuliers pour servir à l'histoire de la fin du règne de Louis XVI“ (2 Bde., Paris 1797, dann 1818 berichtigt und verbessert wiederaufgelegt, auch in die „Collection complémentaire des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution“ aufgenommen) Reder mit schonungsloser Festigkeit an und hat als Motto über dies diesen Minister betreffende Capitel gewählt:

Agioteur adroit, ministre sans moyen,  
De rien il fit de l'or, et d'un empro — rien.

François Lamoignon le Beyer, geb. zu Paris 1588, gest. 1672, schreibt über Gustav Adolfs Feldentod: „Er starb dem Degen in der Hand, das Commandowort im Munde und dem Sieg im Sinne.“ 29.

3. Die Auferstehung vom Tode. Von Michel Masson und X. Puchit. Nach dem Französischen frei bearbeitet von E. Kruse. Drei Theile. 3. Theil über Alles. Nach Sophie Panzier von Johann Lorenz. Drei Bände.) — Nothig. — Literarische Anzeige.
- Nr. 300. Die Taschenbücher für 1839. Zweiter Artikel. (2. Gennais. Herausgegeben von Alois Schneider. 3. Heft.) — 4. Die Delphin. Herausgegeben von Theodor Mundt.) — Correspondenznachrichten aus Paris. — Literarische Notiz.
301. Die Taschenbücher für 1839. Zweiter Artikel. (Schluß.) — Correspondances inédites de Voltaire, publiées d'après ses lettres autographes, avec des notes, par Th. Weissel. — Bibliographie.
- Nr. 302. Über die Epochen in der Bearbeitung der nordischen Mythologie. — Die Perse der Griechen. Admeten. Mithras. Hieroglyphen. Von Julius Thomsen. — Literarische Anzeige.
303. Über die Epochen in der Bearbeitung der nordischen Mythologie. (Fortsetzung.) — Literarische Beilagen und Zeitgenossen. In Schilderungen aus K. A. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von K. W. Böttiger. Zweites Bändchen.
304. Über die Epochen in der Bearbeitung der nordischen Mythologie. (Schluß.) — Nothig und Bängerich. Romule von Julius Hammer. — Die Sprache der Thiere. — Bitterellen.

## Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein  
für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,  
zugleich ein Supplement  
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,  
sowie zu jeder frühern,  
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Fünftes Heft, Bogen 41 — 50.  
Buchhandel bis Civillisten.

Preis eines Heftes:

Auf feinem Druckpapier 8 Groschen.  
Auf gutem Schreibpapier 12 Groschen.  
Auf extrafeinem Velinpapier 18 Groschen.

Inhalt des fünften Heftes:

Buchhandel. — Bühner (Georg). — Bugaud (Thomas Robert). — Bugia. — Böhren (Friedrich Ludwig). — Bülow (Friedrich). — Bulgavin (Theobald). — Bull (Die Bornemann). — Buller (Karl). — Bulwer (Edward Joffen — Henry Cotton — William Cotton). — Bunsen (Christian Karl Joffen). — Bunsen (Georg — Karl — Gustav). — Buonarroti (Viktor). — Burdach (Karl Friedrich). — Burdett (Sir Francis). — Buren (Martin van). — Burger (Johann). — Burgos (Don Francisco Javier de). — Burnouf (Eugène — Jean Louis). — Bussche (Adolf Friedrich August von dem). — Byström (Johann Niclas). — Caballero (Don Fernando). — Cabrera (Don Ramon). — Calatrava (Don José Maria). — Calamarde (Don Francisco Labeo). — Campbell (Sir John). — Canada. — Canig (Bernhard von). — Cap, i. Kaffern. — Capéfigue (Baptiste Honoré Raymond). — Carlissen, i. Carlos (Don) und Spanien. — Carlos (Don) Maria Afonso de Borbon. — Carlomag (Hans Georg von — Albert von). — Carlyle (Thomas). — Carnicer (Don Ramon). — Carové (Friedrich Wilhelm). — Carrel (Alexand). — Carvalho. — Casper (Johann Ludwig). — Caselli (Ignaz Vincenz Franz). — Castiglione (Carlo Ottavio, Graf). — Casildo (Antonio Feliciano — Augusto Federico — Joseph Feliciano — Alexandre de). — Casseigne (Eleanore Louis). — Censur. — Chaig-b'Ef-Kage. — Chalmers (Thomas). — Chamisso (Waldert von). — Chandos (Marquis von). — Chateaubriand (François Auguste, Comte de). — Chelius (Maximilian Joseph). — Chevalier (Richard). — China. — Chopin (Friedrich Franz). — Chotek (Karl, Graf — Ferdinand Maria, Graf). — Chouant (Ludwig). — Chozlo (Leinhardt). — Christian Karl Friedrich August Herzog von Sleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg). — Christiani (Rudolf). — Christine, i. Marie Christine. — Schwosow (Dmitri Iwanowitsch, Graf). — Civillisten. — Civillisten.

Leipzig, im October 1838.

J. A. Brockhaus.



An alle Buchhandlungen sind jetzt versandt:

# Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

**Friedrich von Raumer.**

Zehnter Jahrgang. Gr. 12. Cartonirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Deutsches Bürgerthum in Pommern um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Von **F. W. Barthold.** — II. Spanien in seinem Verhältnisse zu den Staaten Europas bei dem Ubergange der Herrschaft von dem Hause Habsburg auf das Haus Bourbon. Von **F. W. Schubert.** — III. Christoph Martin Wieland nach seiner Freunde und seinen eigenen Äußerungen. Zusammengestellt und mitgetheilt von **K. W. Böttiger.** — IV. Bericht des Cornelius Ettenius, kaiserlichen Notars und Schreibers beim apostolischen Archiv, über die Reise des Legaten Borstius, Bischofs von Aix, um dem römischen Könige und den deutschen Fürsten die allgemeine Kirchenversammlung zu Mantua anzufagen. 1536—37. Aus der Handschrift herausgegeben von **W. A. Arendt.**

## Im Preise herabgesetzt

sind der erste bis fünfte Jahrgang (1830—34) und kosten anstatt 9 Thlr. 16 Gr. zusammen genommen jetzt nur **5 Thlr.**, einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente, achte und neunte Jahrgang (1835—38) jeder 2 Thlr.

Die Beiträge lieferten: W. A. Arendt, F. W. Barthold, K. W. Böttiger, F. Förster, Ed. Gans, K. G. Jacob, G. Leo, J. W. Voebell, F. Lorenz, Fr. Passow, F. v. Raumer, R. Koepell, F. W. Schubert, J. D. R. Sogmann, Chr. v. Stieglitz, K. K. Wernhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, v. Wähler, W. Wachsmuth, F. Wilken und J. W. Zinkeisen.

## Darstellung

# der Landwirthschaft Grossbritanniens

in ihrem gegenwärtigen Zustande.

Nach dem Englischen bearbeitet von

**Dr. A. G. Schweizer,**

Prof. der Landwirthschaft zu Zürich.

Ersten Bandes erste Abtheilung. Mit 36 Holzschnitten.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Das ganze aus zwei Bänden bestehende Werk wird im Laufe des nächsten Jahres vollständig erscheinen, und sicher Jedem, der sich für Landwirthschaft interessirt, um so willkommener sein, als grade Grossbritannien in dieser Beziehung fast unter allen Ländern Europas den ersten Rang einnimmt. Für die gebiegene und zweckmäßige Bearbeitung bürgt Schweizer's Name.

Leipzig, im October 1838.

**F. A. Brockhaus.**

**B l ä t t e r**  
für  
**literarische Unterhaltung.**

---

**1 8 3 8.**

**Monat November;**

enthaltend:

30 Blätter: Nr. 305—334, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXXVIII—XXXXII.

---

**Zur Nachricht.**

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

---

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

---

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiremplar an die Redaction derselben einzusenden.

---

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

---

---

L e i p z i g

H. A. B r o c k h a u s.

1838.

# S u b a l t.

- Nr. 305. Zur Nachsicht. — Friedrich Müllert. (Gesammelter  
 Bericht von Friedrich Müllert. Dritter und vierter Band.)  
 Von Gustav Schwab. Erster Heft. — Die ver-  
 blichste Presse in Belgien. Zweiter und letzter Artikel. —  
 Literarische Anzeiger.
306. Friedrich Müllert. Von Gustav Schwab. Erster Ar-  
 tikel. (Fortsetzung.) — Die verblichste Presse in Belgien.  
 Zweiter und letzter Artikel. (Schluß.) — Literarische  
 Notiz.
307. Friedrich Müllert. Von Gustav Schwab. Erster Ar-  
 tikel. (Fortsetzung.) — Frankreich seit 1830. — Wesse-  
 durch Schwaben im Sommer 1836. Von Ferdinand von  
 Hall. Zwei Theile. — Notiz.
308. Friedrich Müllert. Von Gustav Schwab. Erster Ar-  
 tikel. (Fortsetzung.) — Des journaux chez les Romains,  
 recherches préliminaires d'un mémoire sur les annales des  
 pontifes, et suivies de fragmens des journaux de l'an-  
 cienne Rome; par J. V. Leclerc. — Notiz.
309. Friedrich Müllert. Von Gustav Schwab. Erster Ar-  
 tikel. (Schluß.) — Sentimentale und humoristische Mö-  
 bilien auf mein obbesessenes Leben. Herausgegeben von  
 Abtsp. von Schaben. — Literarische Notizen aus Rußland. —  
 Bibliographie.
310. Waschen und seine Söhne. Komischer Roman von Karl  
 Gutzkow. Erster und zweiter Theil. — Die verblühte  
 Oberke und Pietät der Deutschen im Spiegelreflex kritischer  
 Kritik. — Literarische Notiz. — Literarische Anzeiger.
311. Waschen und seine Söhne. Komischer Roman von Karl  
 Gutzkow. Erster und zweiter Theil. (Fortsetzung.) —  
 Heiserfingern. (Wanted.) — Notiz.
312. Waschen und seine Söhne. Komischer Roman von Karl  
 Gutzkow. Erster und zweiter Theil. (Fortsetzung.) —  
 Heiserfingern. (Schluß.) — Bibliographie.
313. Waschen und seine Söhne. Komischer Roman von Karl  
 Gutzkow. Erster und zweiter Theil. (Schluß.) — Litera-  
 rische Notizen.
314. Walter Scott's Memoiren. Viertes Artikel. — Der Kö-  
 nig von Neapel. Nebst dem Roman von Julius Kröb.  
 Zwei Bändchen. — Literarische Anzeiger.
315. Walter Scott's Memoiren. Viertes Artikel. (Schluß.) —  
 Wanger's Lieder. Auswahl in freier Bearbeitung von  
 Adelbert v. Chamisso und Franz, Freiherrn Gaudy. —  
 Anecdote.
316. Die Taschenbücher für 1839. Dritter Artikel. (5. Ge-  
 denke Mein! 6. Penelope. Herausgegeben von Theodor  
 Heß. 7. Alpenrosen. Herausgegeben  
 von Fröhlich, Wankernagel und Hagenbach.) — Literarische  
 Nachrichten aus Polen. — Literarische Notiz.
317. Die Taschenbücher für 1839. Dritter Artikel. (Schluß.) —  
 Aus Italien. — Bibliographie.
318. Andeutungen über den Verfall der Kunstschaltung in der  
 deutschen Poesie und deren zu hoffende nächste Wiedergeburt.  
 Von Karl Gitzner. — Geschichte Roms in seinem Über-  
 gange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung,  
 oder Pompejus, Cäsar, Nero und ihre Jektgenossen. Nach  
 Geschichtern und mit genealogischen Notizen. Von W.  
 Drumann. Dritter Theil. — Literarische Notiz.
319. Andeutungen über den Verfall der Kunstschaltung in der  
 deutschen Poesie und deren zu hoffende nächste Wiedergeburt.  
 Von Karl Gitzner. (Fortsetzung.) — Geschichte Roms  
 in seinem Übergange von der republikanischen zur monar-  
 chischen Verfassung u. Von W. Drumann. Dritter Theil.  
 (Schluß.) — Literarische Notizen. — Literarische Anzeiger.
320. Andeutungen über den Verfall der Kunstschaltung in der  
 deutschen Poesie und deren zu hoffende nächste Wiedergeburt.  
 Von Karl Gitzner. (Fortsetzung.) — Die Ning tes
- Rastabamus. Historisch-romantische Skizzen des französi-  
 schen Hoflebens von 1515 — 1521 von Edward Fuchs  
 Dittinger. Drei Bände.
- Nr. 321. Andeutungen über den Verfall der Kunstschaltung in der  
 deutschen Poesie und deren zu hoffende nächste Wiedergeburt.  
 Von Karl Gitzner. (Schluß.) — Englische Touristen  
 über Rußland. — Notizen.
322. Kriegsgeschichte. (1. Denkmüdigkeiten aus dem Kriegs-  
 von 1815 von K. Richthofens Danilewski. Nach der zwei-  
 ten Auflage des russischen Originals überetzt von G.  
 Hölzer. 2. Darstellung des Feldzugs in Frankreich im  
 Jahre 1814 von Michailowitsch Danilewski. Ins Deutsche  
 übertragen von Karl v. Kogitzi. Zwei Bände. 3. Ge-  
 schichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und  
 Frankreich, als Beitrag zur Kriegsgeschichte der neuen  
 Kriege. Erster Theil.) — Wandertitel. — Literarische  
 Anzeiger.
323. Kriegsgeschichte. (Fortsetzung.) — Die junge französische  
 Literatur, beleuchtet von französischen Kritikern. — Litera-  
 rische Notizen.
324. Kriegsgeschichte. (Fortsetzung.) — The life and times  
 of Louis XIV. by G. P. R. James. Vier Bände.
325. Kriegsgeschichte. (Fortsetzung.) — Die Auswanderung der  
 erangelisch gesinnten Solzbürger, mit Bezug auf die Aus-  
 wanderung der erangelisch gesinnten Biberthaler, dargestellt  
 von Christ. Gerlach, Schulte.
326. Kriegsgeschichte. (Schluß.) — Philanthropische Schrif-  
 ten. — Notiz. — Bibliographie.
327. Agassiz. Erstes Gedicht von Julius Wosen. — Litera-  
 rische Notiz.
328. Agassiz. Erstes Gedicht von Julius Wosen. (Sch-  
 luß.) — Aus Italien. — Literarische Anzeiger.
329. Amerikanische Geschichtsschreibung. Zweiter Artikel. — Ge-  
 schichte der Wärdern in den Wärdern des Mittelalters. —  
 Notiz.
330. Amerikanische Geschichtsschreibung. Zweiter Artikel. (Sch-  
 luß.) — Souvenirs de l'duc de Viennois, recueillis et  
 publiés par Charlotte de Ser. Zwei Bände. — Wärdern.
331. Großbritannien's Verfassung über Gewerbe, Handel und  
 innere Kommunikationsmittel, kritisch und staatswirth-  
 schaftlich erläutert von G. Th. Kleinshrod. — Notizen.  
 — Literarische Anzeiger.
332. Großbritannien's Verfassung über Gewerbe, Handel und  
 innere Kommunikationsmittel, kritisch und staatswirth-  
 schaftlich erläutert von G. Th. Kleinshrod. (Fortsetzung.) —  
 Romanliteratur. (1. Die Kreibata. Von Capt. Fr. Cham-  
 mier. Dem Englischen nachgeleitet von W. R. Wärmann.  
 Drei Theile. 2. Die Rufe des letzten Winkens. Ein  
 Fiebernachts-Traum. Von Chr. Kuffner. Drei Bändchen.  
 3. Erichten. Von W. D. Kinemord. Aus dem Englischen  
 überetzt von W. J. Lindau. Drei Bände. 4. Wärdern.  
 Von G. Gicht. 5. Aus den Wanderungen eines Inocentien  
 von G. Deufinger. Zwei Theile.) — Notiz.
333. Großbritannien's Verfassung über Gewerbe, Handel und  
 innere Kommunikationsmittel, kritisch und staatswirth-  
 schaftlich erläutert von G. Th. Kleinshrod. (Fortsetzung.) —  
 La sconfitta di Montaperti. Narrazione storica tratta  
 da un antico manoscritto. Con note. Von Alfred  
 Ruzmont.
334. Großbritannien's Verfassung über Gewerbe, Handel  
 und innere Kommunikationsmittel, kritisch und staats-  
 wirtschaftlich erläutert von G. Th. Kleinshrod. (Sch-  
 luß.) — Der böse Blick, oder die Lurche in den Jah-  
 ren 1538, 1638, 1738 und 1838. Historischer Roman in  
 vier Abtheilungen, von E. Schneider. Erste Abtheilung. —  
 Bibliographie.

1807, Aug. 6.  
Lit. G.  
G. v. d. B. v. d. B.  
(Class of 1845.)

# Blätter

für

# Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 305.

1. November 1838.

## Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Verfertigung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Friedrich Rückert.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Dritter und vierter Band. Erlangen, Heyder. 1837. Gr. 8. 4 Thlr.

Erster Artikel.

Der große Dichter, der seine reichen Schätze, eine Schicht um die andere, seit einigen Jahren vor dem Publicum ausbreitet, ist in der neuesten Zeit in Recensionen und selbst in Monographien so vielseitig gewürdigt worden, daß es Holz in den Wald tragen hiesse, wenn die gegenwärtige Anzeige es unternehmen wollte, mit einer Charakteristik desselben von vorn anzufangen. Auch ist ihr durch die vorliegenden Bände der Sammlung das Gebiet vorgezeichnet, in dessen Schranken sie sich mit ihrer Beurtheilung zu bewegen hat. Der dritte Band füllt sich zur Hälfte mit „Jugendliedern“ in sechs Büchern (erstes Buch 1807 — 10, zweites 1810, drittes 1809 — 12, viertes 1810 — 13, fünftes 1810 — 13, sechstes 1811 — 15); dann folgen „Zeitgedichte“ aus den Jahren 1814 — 17; und endlich „Volksagen“ aus 1817. Der vierte Band bringt zu einem Fünftheil „Vermischte Gedichte“ von 1815 — 18; dann die „Östlichen Rosen“, 1819 — 20; „Lieder aus Koburg“, 1821 — 26; aus Erlangen, 1827 — 29; „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannssohns“, 1829; zuletzt bearbeitete Lieder und Sprüche der Minnesänger, und eine erotische Blumenlese aus Dichtern verschiedener Völker und Zeiten. Wihin gehört über die Hälfte des zu Beurtheilenden einer Periode an, die 20 Jahre hinter dem jetzigen Ruhme des Dichters liegt; es sind „Jugendproben“, wie 100 Jahre früher der gleich fruchtbare und sprachmächtige Günther einen Theil seiner frühen Gedichte nannte; sie sind ihrem größern Theile nach zwischen dem achtzehnten und sechsundzwanzigsten Lebensjahre des Dichters entstanden. Die Kritik wird also hauptsächlich nachzuweisen haben, wie weit Dasjenige,

was jetzt Fr. Rückert als wohl erworbenes Eigenthum von Liebe und Ruf bei seiner Nation ausstehen hat, schon damals auf Wucher angelegt wurde, oder, mit einem würdigen Bilde ausgesprochen, wie weit seine Poesie als Keim, Blüte oder Frucht in jenen frühen Jahren schon vorhanden war. Mit diesem Gesichte ist ein zweites verbunden. Eine kritische Beurtheilung der Jugendproducte des Dichters wird nämlich auch das sonderbare Phänomen zu erklären haben, wie es gekommen ist, daß eine Pflanze unserer Nationalliteratur so spät, als es geschehen, zu ihrer allgemeinen Anerkennung gelangen konnte, und daß man von Rückert's Größe, der doch seit 31 Jahren singt und vor 24 Jahren öffentlich aufgetreten ist, in den letzten Jahren, wie von einer neuen Entdeckung sprach. Es ist doch anzunehmen, daß nicht Alle, die über Rückert lobpreisend schreiben, vermöge ihrer eignen Entwicklung eben jetzt erst zum Bewußtsein seiner Poesie gekommen sind, sondern daß Manche schon Jahre und Jahrzehnde lang gewußt haben, was ihr Volk an dem Dichter für einen Schatz besitze, sonst hätte Apollo ihm ja nur aus dem Munde der Unmündigen sein Lob zugerichtet. Nun ist zwar schon im Voraus, auch ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit eines Talents und seinen Entwicklungsgang, in Deutschland Manches erklärlich aus der Trägheit der Masse im Lesen und Durchdenken und Durchempfinden des Gelesenen; aus dem Neide der subalternen Mitpoeten, von deren Schreien oder Verstummen mehr, als man glaubt, der frühe Ruhm selbst großer Talente abhängt, und die als Claqueurs nicht nur in allen Winkeln ihr Plätschen haben, sondern sich auch auf allen Märkten der Literatur aufstellen; endlich aus der häßlichen Erbsünde, von der sogar die edlere Kritik angesteckt ist, so spät als möglich sich zum Berehren entschließen zu können. Der Verfasser dieser Anzeige erkennt jene äußern Hemmnisse, deren Schuld nicht auf dem Dichter liegt, und die diesem manchen unwilligen Seufzer des ge-

tränkten Selbstgefühls ausgepreßt haben, vollkommen an und braucht sie, weil er für seine Person sich vorwurfsfrei fühlt, nicht zu bemängeln. Er selbst hat, und zwar in demselben Blatte, das vor nicht langer Zeit Rückert's nicht genug anerkannte Herrlichkeit darthun zu müssen geglaubt hat, schon 1814, also vor 24 Jahren, in dem Verfassers der „Geharnischten Sonette“ einer großen deutschen Dichter begrüßt. Da aber nicht überall jene von außen sich aufwerfenden Hindernisse im Stande sind, einem überlegenen Dichtergeiste, wie denn Rückert gewiß ein solcher ist, die Bahn zu schnellem Ruhme zu verlegen, so müssen sich doch auch in der poetischen Persönlichkeit, in dem Talente Offen selbst, der so lange vergebens auf allgemeinere Anerkennung geharrt, gewisse Eigenthümlichkeiten vorfinden, die ihm neben den schon genannten Ursachen sogar zu außerordentlichen Leistungen die Zustimmung des Publicums erschweren. Der Überblick über die Jugendgedichte des Verf., den uns die beiden vorliegenden Bände seiner Sammlung gewähren, erleichtert dem Beurtheiler dieses zweite Geschäft und erlaubt ihm dasselbe zu erfüllen, während er sich zugleich des ersten theilweise entlediget. Eine kurze Übersicht und Charakteristik der genannten Jugendproben muß nämlich von selbst einen Theil der Ursachen enthüllen, die sich dem längst verdienten Ruhme eines unserer ersten Lyriker und Lehdichter entgegenstellen haben.

Rückert, der als ein echter Dichter sich selbst am wenigsten schont, deutet selbst auf diejenige Eigenschaft hin, welche ihm zu erstreben und zu erringen am schwersten geworden ist, wenn er seine frühesten Jugendlieder mit folgendem Rückblicke begleitet, der bei aller Ehre, die er sich mit Recht widerfahren läßt, doch einen Mangel seiner Poesie nicht verschweigt:

Anmuth ist die Siegerkrone,  
Die am hohen Ziel zuletzt  
Zu des reinsten Strebens Ehre  
Nur wird dem beglückten Sohne  
Von den Mäusen aufgesetzt.

Diese Krone wird errungen  
Schwer, das hab' ich wohl gefühlt,  
Da nach Allem, was gelungen,  
Sie dies Haupt noch nicht umschlungen  
So, daß sie die Schläfe kühlt.

Dennoch, wie den Witz ich neige  
Zu des Lebens frühestem Grün,  
Seh' ich nicht schon dort die Zweige,  
Die ich mühsam hier ersteige,  
Frisch in Jugendliebern blühen?

Ja, so ist es, schon vollendet  
Ist im Anfang unser Glück,  
So viel uns ein Gott gespendet,  
Und die späte Bildung wendet  
Sich bewußt zu sich zurück.

Unbestritten bleibe dem Verf. der speculative Schluss dieses Gedichtes, der einem Hegellianischen Compendium Ehre machen würde. Wir haben es hier mit dem Anfange zu thun, welchem ein ausgebehnterer Sinn zu geben ist, als der Dichter wol beabsichtigte. Allerdings verlehren uns in den Jugendgedichten Rückert's Versöße

gegen die Anmuth der Form vielfältig, und seine festen Raddrehereien der Sprache haben etwas Peinliches. Es quält uns, wenn wir lesen: „Jedermanne“ (III, 419), oder wenn wir die Interjection Ach in diesen Gedichten durchdeclinirt zu lesen bekommen und wir vom „kleinen Ache“ (III, 138), oder „mit des Aches Hauche“ (97) hören müssen; es macht einen höchst widerlichen Eindruck, wenn wir uns einen Menschen „vor Freude rüchelnd“ (III, 80) denken sollen, bloß weil es ein willkommener Halbreim auf lächelnd ist. Doch sind das Alles Nebensachen, und ihr Tadel würde nicht hingereicht haben, der Kraft und Hoheit, mit welcher der Dichter auftrat, die Herzen zu verschließen, wenn sich nicht in den frühern Gebrauch seines herrlichen Talent es ein durchgreifenderer Irrthum eingeschlichen hätte, der sich nicht auf äußere Form oder die Uebertretung einzelner Gesammregeln bezog.

Dieser Irrthum bestand darin, daß der Dichter sich anfangs, ohne die nöthige Durchbildung seines Genies, der er sich später allerdings unterzogen hat, vorzeitig Stoffen zuwandte, die nur mit vollendeter Anmuth behandelt gefallen, und zu schnell den Ambos, auf welchem er seine „Geharnischten Sonette“ geschmiedet hatte, verließ, um mit noch ruhiger Hand leichte Lorbeerkränze zu winden oder gar mit Rosen zu tändeln. Rückert ist durch sein hohes Talent viel unmitteldarer aufs Erhabene, in welchem die Idee der Erscheinung überflügelt, als auf das Schöne angewiesen, in welchem beide sich in seliger Harmonie durchbringen. Und auch auf jenem Gebiete ist es das Bewegte, das stürmisch Erhabene, womit seine gewaltige Nase vorzüglich imponirend auftrat, sodaß es schon eine Befriedigung gewährte, wenn sich der Flug seines Wortes mit gesentem Fittich nur zur Ruhe des Prächtigen und Festerlichen niederließ. Hätte er sich in diesem Gebiete ohne Unterbrechung länger fortbewegt, so müßte er die Stumpfheit wie den Feld viel schneller bezwungen, jene erschüttert und diesen beschämt haben, und er wäre vielleicht vor 20 Jahren auf dem Gipfel des Ruhmes angelangt, den er jetzt, nachdem er durch eigne Schuld von Zeit zu Zeit dem Feinde schon errungenes Terrain wieder hatte überlassen müssen, durch erneuerte Krafterstrennung im Sturm erobert hat.

Das Instrument, mit welchem jeder Dichter das Schöne wie das Erhabene zur Anschauung bringt, ist die Sprache. Die Meisterschaft auf diesem Instrumente war es nun aber eben, die unsern Rückert auf jene Abwege brachte. Frühzeitig war sich sein Genie der Wundergabe bewußt geworden, die er vom Himmel erhalten hatte, und im fünften Buche seiner Jugendlieder finden wir (III, 132) ein zwischen 1810 und 1813, also jedenfalls noch vor den „Geharnischten Sonetten“ verfaßtes Gedicht: „An die Sprache“, das zu herrlich und charakteristisch ist, als daß es in dieser Anzeige nicht die Worte der Kritik verdrängen sollte:

Keine Jungfrau, ewig schöne,  
Geistige Mutter deiner Söhne,  
Mächtige von Zauberbann,

Du, in der ich leb' und brenne,  
Meine Brüder kenn' und nenne  
Und dich selber pressen kann!

Da ich aus dem Schlaf erwachte,  
Noch nicht wußte, was ich dachte,  
Gabeß du mich selber mir,  
Liefest mich die Welt erbeuten,  
Lehrtest mich die Räthsel deuten  
Und mich spielen selbst mit dir.

Spenderin aus reichem Horne,  
Schöpferin aus vollem Horne,  
Wohnerin im Sternengelt!  
Alle Höhn hast du erschüttelt,  
Alle Tiefen du entriegelt  
Und durchwandelt alle Welt.

Durch der Eichenwälder Bogen  
Bist du brausend hingezogen,  
Bis der letzte Wipfel barst;  
Durch der Färstenschlösser Prangen  
Bist du klingend hergegangen,  
Und noch bist du, die du warst.

Stürme, rausche, läsp' und säuse!  
Zimmere, glätte, hau' und meißle,  
Schaffe fort mit Schöpfergeist!  
Dir läßt geen der Stoff sich zwingen,  
Und dir muß der Bau gelingen,  
Den kein Zeitstrom niederreißt.

Nach' uns stark an Geistes Händen,  
Daß wir sie zum Rechten wenden,  
Einzugreifen in die Reih'n.  
Viel Geistes sind gegeben,  
Keiner wird gering geschätzt,  
Und wer kann, soll Meister sein.

Dieses Lied selbst ist der glänzendste Beweis für die Behauptung, daß das Erhabene sich als der eigentliche Beruf unsers Dichters angekündigt und auch von demselben empfunden und erkannt worden; es enthält aber auch eine Andeutung der Gefahren, die mit der Ausübung einer so unumschränkten Sprachgewalt verbunden sein mußten. Es fragte sich nämlich, ob demselben Dichter, dem mit der Sprache zu stürmen und zu rauschen verkehrt war, auch das Läspeln und Säuseln gegeben sei, und ob das Zimmern, Glätten, Hauen, Meißeln mit zum Schaffen des Schöpfergeistes gehöre, wenigstens, ob es in den Gedichten selbst zur unmittelbaren Anschauung gebracht werden dürfe.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die periodische Presse in Belgien.

Zweiter und letzter Artikel.)

Wenn aus der jüngst durch uns mitgetheilten Übersicht der belgischen periodischen Presse politischen Inhalts hervorgehen konnte, daß sich nicht leicht, wenigstens bestimmt und richtig, von der Anzahl und dem äußern Umfange der Zeitblätter in einem Lande oder einer Stadt auf den Grad der Bildung, die Fortschritte der Literatur und die politische Stimmung der Einwohner ein Schluß ziehen läßt, und man noch weniger befugt ist, aus den nämlichen Umständen auf eine größere politische Wichtigkeit eines mit Zeitungen reich versehenen Volkes vor andern zu schließen, so darf unseres Erachtens eher behauptet werden,

daß die Mehrzahl und der größere innere Werth anderer periodischer Schriften sowohl literarischen als reinwissenschaftlichen Inhalts in einem Lande in einem ziemlich genauen Verhältnisse stehen und gewissermaßen den Maßstab angeben, wo nicht zur Bildungsstufe der Nation überhaupt, doch wenigstens zur Höhe, welche der Geschmack und die Anlage für Literatur sowie die Fortschritte in den Wissenschaften bei ihr erlangt haben. Der Mangel einer eignen ausgebildeten National- oder Landessprache dürfte wol einigen Einfluß haben, dieser Einfluß kann aber nie als unmittelbar betrachtet werden, indem er sich gestaltet nur auf das Gesamtgebiet der Literatur ausstreckt, ohne besonders auf die Qualität und Quantität periodischer Schriften zu wirken. Belgien, welches allmählig unter deutscher, französischer und holländischer Herrschaft gestanden, hat von keinem jebeimaligen Landesgenossen, oder, wenn man es lieber so nennen will, von keinem seiner Beherrscher den Geschmack und die Vorliebe für literarische Journalistik übernommen oder geerbt. Es ist hier noch Niemand eingefallen, Zeitschriften wie „Das Morgenblatt“, „Das Ausland“, die „Zeitung für die elegante Welt“, die „Blätter für literarische Unterhaltung“ u. dergl. herauszugeben; ein solcher Herausgeber würde auch schwerlich sobald seine Rechnung dabei gefunden haben, da man hier jede geistige Unterhaltung nur aus Büchern, und zwar aus Romanen schöpfen will und Blätter nur für politische und Privatnachrichten, allenfalls für gelehrte Anzeigen geschaffen hält. Der Geschmack an Feuilletons und Kleinern nicht politischen Blättern schreibt sich erst seit kurzer Zeit her, da er auch in Frankreich noch nicht ganz alt ist, und was dort von der Art erzeugt wird, genügt einstweilen dem hiesigen Publikum, zumal wenn das Theater darin besprochen wird. Inzwischen hat man in den zwei oder drei letzten Jahren doch angefangen, Uebersetzungen von Artikeln aus den genannten deutschen Zeitschriften aufzunehmen und Geschmack dafür zu bekommen, wovon sich um so mehr Gutes für die Folge erwarten läßt, da überhaupt die Lust zur Erlernung der deutschen Sprache täglich zunimmt. In Monatschriften literarischen und gemischt-wissenschaftlichen Inhalts stand der Belgier und steht noch immer hinter dem Holländer zurück, besonders was auf Kritik Bezug hat, wie man sie in den „Letteroefeningen“, dem „Reccensent“ u. a. m. findet, ohne von den deutschen Literaturzeitungen und den englischen Reviews zu sprechen. Die wenigen belgischen Originalschriftsteller sind nicht nur zufrieden, wenn in einer politischen Zeitung einige Worte zum Lobe ihrer Arbeit vorkommen und zugleich auf die Anzeige, wo und wie theuer sie zu bekommen, hingewiesen wird. Nicht selten werden solche Artikel von den Verfassern selbst verfertigt, und nur wenige Zeitungsredactoren geben sich die Mühe, einen oder mehrere Bände durchzulesen, um ein richtiges Urtheil zu fällen. Hier und da gibt ein Feuilleton eine ausführlichere Analyse und Quasibeurtheilung von Werken, meistens sind es Theaterstücke oder solche Arbeiten, deren Prüfung gewisse Literatoren, mehrertheils Ausländer, übernommen haben. Beurtheilungen, wie sie in den belgischen Monatschriften vorkommen, sind höchstens analytisch, fast nie kritisch, in den meisten Fällen aber Lobhudeleien in allgemeinen stereotypen Ausdrücken abgefaßt, denen man es ansehen kann, daß der Verfasser dieser Artikel sie für jeden Gebrauch zur Hand hat und sie, mutatis mutandis, anwenden kann, ohne tief in den Gegenstand einbringen zu müssen. Vielleicht ließe sich dies dadurch erklären, daß die französische Sprache für Recension, wie wir es verstehen, keinen Ausdruck hat und man das Wort Kritik nur im nachtheiligen Sinne als Tadel anzuwenden pflegt. Es bedarf wol keiner Erwähnung, daß hier nur von dem Weltüblichen die Rede ist, und daß es an ehrenvollen Ausnahmen nicht gänzlich fehlt. Bekanntlich fehlen auch den Franzosen dergleichen Institute und der eigentliche kritische Sinn der Deutschen und Engländer, und kaum zählt man ein „Journal des savans“ unter dem Schutze von Recueils, Annales, Magasins, Revues u. s. w. Freilich machen hiervon in Frankreich die den besondern Wissenschaften

\*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 226 und 227 b. Bl. D. R. d.

und Führen der Kunst und Literatur gewidmeten periodischen Schriften eine Ausnahme, und grade so verhält es sich — in einem kleinern Maßstabe verkehrt sich — in Belgien, wo ebenfalls solche specielle Zeitschriften bisher einigermaßen einen gewissen Rang zu behaupten wußten.

Unter den wenigen periodischen Produkten aller Art, die sich hier theils mehr oder weniger ausgezeichnet und sich einer nicht bloß ephemerer Dauer zu erfreuen hatten, theils noch existiren, sind uns die folgenden als die merkwürdigsten vorgekommen. Kurz nach dem Anfange der holländischen Zeit erschien in Brüssel die belletristische Monatschrift: „*Mercure belge*“, von einer Gesellschaft Literatoren herausgegeben, worunter die Herren Leebroufsart und Reiffenberg vorzüglich genannt zu werden verdienen. Sie ward von dem Verleger der ebendem während langer Zeit mit Ruhm bekannten Monatschrift: „*Esprit des journaux*“, unternommen und enthielt manche gute Originalaufsätze, Übersetzungen, Kritiken u. dergl., konnte aber doch ihre Existenz nicht viel über zwei Jahre fristen. Statt ihrer erschien alsdann beim nämlichen Herausgeber (Reiffenbruch) die reinwissenschaftliche Monatschrift: „*Annales générales des sciences physiques*“, gemeinschaftlich redigirt von dem berühmten Chemiker und ökonomischen Professor van Mons, dem damals als Critiker sich hier aufhaltenden allgemein bekannten französischen Naturforscher Bory St.-Vincent und dem in den Naturwissenschaften sehr bewanderten und als Autor mancher Werke in diesem Fache nicht unruhlich bekannten Dr. Drapier. Diese Annalen machten viel Aufsehen sowohl im In- als Auslande und ließen auf eine lange Existenz schließen; allein mit der Rückkehr des Hrn. Bory St.-Vincent, der am fleißigsten die Redaction besorgt hatte, nach Frankreich, von wo aus er bald auf wissenschaftliche Reisen geschickt wurde, geriethen die „*Annales*“ um so leichter ins Stocken, da die Ungenauigkeit mancher darin angegebenen Erfindungen und sonstige Nachlässigkeiten ihren Credit schon früher merklich geschwächt hatte. Auf sie folgten nun fast gleichzeitig drei Zeitschriften von vorzüglichem Werth, die, mit weniger Unterbrechung wegen politischen Ereignissen, sich fortwährend aufrecht erhalten haben und zum Theil noch existiren, nämlich: 1) Die „*Archives philologiques et historiques des Pays-Bas*“, in monatlichen Heften, die von 1825 — 32 acht Decadebände ausmachten, größtentheils und zuweilen fast ausschließlich von dem genannten Professor und Akademiker Baron von Reiffenberg redigirt, worin sehr oft gelehrte und sonst wissenschaftliche Gegenstände, besonders die nationale Archäologie behandelt wurde, und die in jedem andern Lande, vielleicht auch unter andern Umständen in Belgien vielen Beifall und Unterstützung erhalten haben würden. Das einstweilige Aufhören dieser interessanten Zeitschrift, welches größtentheils den anderweitigen literarischen Beschäftigungen des Hrn. v. Reiffenberg zuzuschreiben sein dürfte, wird ziemlich allgemein bedauert, und nach dem Preis, für den die Sammlung der „*Archives philologiques*“ in den Bucherauctionen verkauft wird, zu urtheilen, läßt sich schließen, daß ihr Werth von Kennern fortwährend geschätzt wird. 2) Der, seit zehn Jahren in Gent von mehreren gelehrten Philologen und Liebhabern herausgegebenen und noch jetzt größtentheils von dem dortigen Dr. Serrure redigirte „*Messenger des sciences et des arts*“, anfänglich eine Monatschrift, jetzt aber in zwanglosen Heften erscheinend, hat im literarischen und geschichtlichen Fache einen entschiedenen Werth. Der ehemals an den drei belgischen Landesuniversitäten, jetzt aber in Freiburg angestellte deutsche Professor Barnkönig, der sich als Publicist und Geschichtsforscher so oft ausgezeichnet, trug Vieles dazu bei, um den „*Messenger*“ in Aufnahme zu bringen, und obgleich diese Zeitschrift nicht ganz mehr ihren vorigen Werth behauptet, so enthält sie dennoch manch Wissenswertes in Bezug auf die Landesgeschichte und Alterthumsforschung. 3) Die während 1825 u. 26 von den beiden damaligen genter Professoren Garnier und Quetelet monatlich herausgegebene und seitdem in

zwanglosen Heften vom letztbenannten Mathematiker und Kronomen allein redigirte Zeitschrift: „*Correspondances mathématiques*“, deren Verlag in letzterer Zeit die Gesellschaft Haumann und Comp. in Brüssel übernommen hat, erfreute sich seit ihrer Entstehung einer beständigen wohlverdienten Auszeichnung und ist jetzt unstrittig das beste, wo nicht einzige gute wissenschaftliche Journal in Belgien. Die acht Bände, welche bis 1835 erschienen sind, enthalten viele überaus gediegene Aufsätze im Gebiete der mathematischen und Naturwissenschaften, Statistik u. s. w., werden auch im Auslande sehr geschätzt, und manche einzelne Hefte sind längst im Buchhandel vergriffen. Den bereits in unserer letzten Mittheilung genannten „*Industriel*“, ein zweimal wöchentlich erscheinendes Blatt, welches der französische Ingenieur und Lithograph Jobard während mehrerer Jahre herausgegeben hatte, und welches, beiläufig gesagt, die Fortsetzung eines Wochenblattes war, dessen Inhalt nicht selten ebenso schmutzig wie der Titel („*Manneken-Pis*“) war, erwähnen wir bloß, um dessen Aufhören zu bedauern, da dies Blatt, woraus nachher eine Monatschrift mit vielen nützlichen Kupfern und Notizen über Erfindungen, etwa wie Dingler's „*Journal*“, entstand, wirklich viel Wissenswerthes und bisweilen auch Neues im Gebiete der Mechanik enthielt.

(Der Beschluß folgt.)

### Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

## Vollständiges Real-Lexikon der medizinisch - pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

*Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studierende, Apotheker und Droguisten.*

Herausgegeben von

**DR. EDUARD WINKLER.**

Ersten Bandes erstes Heft. *Aal — Beringeria.*

Gr. 8. Auf gutem Druckpap. Subscriptionspreis 20 Gr.

Dieses Werk, das zwei Bände bilden und in Heften von 12 Bogen ausgegeben wird, dürfte einem seit langer Zeit lebhaft gefühlten Bedürfnis entsprechen; dasselbe ist mit Benutzung aller wichtigen Werke der ausgezeichnetesten Schriftsteller in diesem Fache und nach eignen Erfahrungen dem Stande der Wissenschaften gemäß bearbeitet worden.  
Leipzig, im October 1838.

**F. A. Brockhaus.**

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 306.

2. November 1838.

Friedrich Rückert.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 305.)

Die sechs Bücher der „Jugendlieder“ sind einem großen Theile ihres Inhaltes nach dem öffentlichen Auftritte des Dichters vorangegangen. Diese frühesten Gedichte konnten also auf den ersten Eindruck, welchen seine Poesie bei dem Publicum hervorbrachte, keinen Einfluß ausüben. Ein sehr richtiges Gefühl hat wol ihren Verfasser von der alsbaldigen Bekanntmachung abgehalten. Wir wollen ihnen später näher treten und hier nur so viel sagen, daß schon in ihnen der Dichter zwischen seinem Berufe als Sängers des Erhabenen in der Natur und des unendlich Erhabeneren auf dem Gebiete der menschlichen Freiheit einerseits und einer gewissen Länderei als Sprachkünstler andererseits schwankend angetroffen wird. Sein besserer Genius, durch die Zeichen der Zeit gemahnt und gekräftigt, gewann indessen die Oberhand; Rückert erkannte seinen Beruf, ein Freimund, ein Prophetenmund, ein vates zu sein; die „Geharnischten Sonette“ erschienen und wurden mit einem Rufe der Bewunderung empfangen.

Der ich gebot von Jericho den Mauern:

Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen;  
Meint ihr, wenn meines Obens Stürme wehen,  
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

Ein Meister war an die große Orgel der deutschen Sprache getreten und hatte das Register des Posaunentons gezogen. Man lauschte dem neuen Halle mit Staunen, und die Jugend besonders fühlte dem Dichter begünstigt nach und empfand, was ein späteres Koburger Lied Rückert's so vortrefflich ausdrückt, daß die Poesie dem Gegenstande, den der rechte Dichter ergreift, so starken Nachdruck zu geben vermag,

Daß man mehr Anteil nimmt am Lied,  
Als wenn in Zeitungsblättern  
Man Helbenarm' erhoben sieht,  
Um Welten zu zerschmettern.

Auf jene Sonette folgten nun noch andere Propheetenlieder theils politischen, theils gemischten Inhalts, bald stürmisch, bald in ruhiger Pracht. Einen Theil davon, ja selbst solche, die jenen Sonetten noch vorangegangen sind, wie z. B. die Terzinen, hat der Verf. selbst von

den „Jugendliedern“ ausgeschieden und dadurch, daß er sie den ersten Bänden seiner Gedichte, die fast nur classisch Vollendetes enthalten und seine endliche Anerkennung auch beim großen Publicum plötzlich herbeigeführt haben, einverleibte, für Werke seines höhern Dichterberufs mit vollem Rechte erklärt. Ein anderer, auch nicht kleiner Theil steht in den „Jugendliedern“ des dritten Bandes und sonst zerstreut in den verschiedenen Perioden, aus denen die Sammlung der vorliegenden beiden Bände besteht.

Alein die Orgel unsers jungen Meisters hatte gar viele Register, und weil es auf die Fertigkeit des Spiels keinen nachtheiligen Einfluß hatte, welches eben gezogen ward, so konnte er bald der Versuchung nicht widerstehen, an verschiedenen nacheinander seine Meisterschaft zu erproben, und dies hat ihm, nicht bei denen, die seinen Prophetenberuf einmal durchschaut hatten, und die keine Spielerei und Laune so schnell an dem Dichter irre zu machen vermochte, wol aber beim großen Publicum, das in Deutschland bekanntlich wenig Spaß versteht, am meisten und nachhaltigsten geschadet. Da waren nun in dem großen Orgelwerke neben dem Register des Erhabenen und Schönen auch künstliche für Fäden-, Glocken- und Harmonikalklänge, auch Verirrregister für das Barocke, das Kindische, das Wankelsängerartige, für Hererei mit allerlei Thier- und Naturstimmen, und der Zauberer, im Bewußtsein, den wahren Schatz seiner Poesie geborgen in sich zu tragen, fing muthwillig an, bald in diesem, bald in jenem Tone zu musickiren, und schien es nicht zu bemerken, oder doch zu verachten, wenn die Masse der Zuhörer bedenklich den Kopf schüttelte. Am nachtheiligsten waren für seinen Ruf in dieser Hinsicht manche politische Lieder in dem „Kranz der Zeit“, der auf die „Geharnischten Sonette“ folgte. In dieser Gattung erwartete man fortwährend Posaunenstöße, und es folgten deren vielleicht, da die Begeisterung für die Sache bereits abgekühlt war und das Weltgericht der Geschichte nur allgeschnell wieder ihrem frühern Schlendriane Platz gemacht hatte, noch zu viele und feurige; aber ganz aus der Fassung gerieth das Publicum, als plötzlich anstatt der himmlischen Musik des Donners und des Sturmes sich Trompeterstücken hören ließen, zuweilen sogar auf der Kindertrompete (III, 241):



Kaiser Napoleon,  
Da er dem Rhein zu zog,  
Und, als er war gesohn,  
Besiegt zu haben log,  
Ließ er von dannen  
Zwanzig Kriegsfahnen  
Tragen nach Paris  
Zur Kaiserin Marie Luise u. s. w.

Und wieder im „Brauttanz der Stadt Paris“ (III, 248):

Ach, o weh, ich arme Frau,  
Wo ich hin mit Augen schau,  
Sey' ich fremde Gäste kommen,  
Die ich niemals wahrgenommen,  
Weiß gekleidet, grün und blau.

Solche Probbchen könnten zu sunstigen aus dem dritten Bande mitgetheilt werden, denn es kommt je länger, je schlimmer (III, 435):

Das war die Schlacht von Waterloo,  
Die Schlacht von Bellalliangs,  
Die Klang so laut, die Klang so froh,  
So ungestümen Klangs.

Und endlich gar (III, 461):

Der König Wilhelm Friederich  
Sprach sanft zu seinen Felden:  
Ihr spielt und zwar nicht niederig,  
Wie ich mir höre melden.

Diese Gedichte zeigen in der That, wie unzulänglich die Form ist, wenn der höhere Inhalt sie verläßt. Im kleinsten Volke wie im größten kann ein Nationalschmerz zuken, und es gibt patriotische Lieder ganz kleiner Staaten, die unsterblich sein werden. Aber was in solchen Zeiten der Aufregung, und wäre es bei der herrlichsten Nation, noch von Leidenschaft, Eitelkeit u. s. w. daneben zappelt, das ist der Rede und noch mehr des Gesanges nicht werth. In Zeiten des Kampfes weiß freilich der Sänger, wie der Streiter in der Hitze des Gefechtes, nicht recht zu unterscheiden; man schlägt und singt da drein aufs Gerathewohl; aber die mit Besinnung urtheilenden Kinder des Friedens wissen den Unterschied auf den ersten Laut und den ersten Blick. So war es kein Wunder, daß solche verfehlte patriotische Gedichte die Bewunderung für den Verfasser bei Vielen auf einige Zeit abkühlen mußten, zumal da vortreffliche und gehaltvolle Lieder in derselben Gattung vom Interesse der Zeit nicht mehr unterstützt wurden.

Die höchste Virtuosität der Sprache und sorglichste Behandlung des Sylbenmaßes vermochte weder in jenen politischen Liedern noch in erotischen Ländeleien gleichzeitiger Versuche den Bänkelsängerton, den der Dichter nicht selten anfangs zum Scherz, am Ende aus Gewohnheit auch in halbem Ernste anstimmte, ganz zu verkleiden, und so lehrten mitten unter unvergleichlichen Kunstzeugnissen, wie sie theils die ersten Bände füllen (z. B. der überreiche „Liebesfrühling“, „Italienische Gedichte“, „Octaven und Verwandtes“, „Sicilianen“), theils in den gegenwärtigen, wie wir bald sehen werden, zahlreich zerstreut sind, auch manche ungelente, trockene Sprachwige und Späßchen immer wieder, die dann Spott und Neid gehörig auszubeuten mußten. Andere Lieder gemahnten

wie künstliche Glodenspiele, die man eine Weile bewundert, am Ende aber in ihrer einförmigen Melodie doch satt bekommt; wieder andern, in ihrem Kerne gesunden und großartigen Gedichten schadeten die verschränkten Constructionen des Philologen, die sich als häßliches, altmodisches Kleid mit ihrem steifen Faltenzuschnitte entstellend um schlanke Liebergestalten legen; es sind schöne Jungfrauen, die im Reifrock der Maskerade einherschreiten, welchen abzulegen sie freilich zufällig vergessen haben. Selbst in den spätern Sammlungen der Koburger und erlanger Lieder und der „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannssohns“ (1821 — 26, 1827 — 29, 1829) kehren unter vielem Muster- und Meisterhaften jene Mängel hier und da wieder. So findet sich unter den „Gaselen“ (IV, 187) mitten unter wirklich höchst anmuthigen Spielereien, in denen der Mund des Sängers aus dem Schönheitsborne des Morgenlandes Rosenhonig genippt hat, auch folgendes gescheiterte Liedchen, in welchem mehrere jener Mißstände vereinigt sind:

Wat ich lang' das schöne störrige Adamsrippchen,  
Mir zu einem Kuß zu leih'n ihr Klippchen.  
Als ich wiederholentlich gebeten hatte,  
Gab sie erstlich statt des Kusses mir ein Schnippchen.  
Weiter bat ich, und sie gab, wie soll ich's nennen?  
Statt des Trunks aus vollem Becher war's ein Klippchen.  
Endlich schiff't' ich glücklich auf der Lippen Welle,  
Ach, und scheitert' an des Zahnes Perlenklippchen.

In den „Erinnerungen“ u. s. w. (IV, 280) wird der Amtmann beschrieben:

Da kommt der Amtmann Storch  
Mit seinen langen Beinen,  
Zu fischen Frosch und Lorch  
Im Trüben und im Reinen.

Zwar der Besoldungsteich  
Ist schmal, doch breit die Wortel;  
Er wird schon werden reich,  
Wenn er versteht den Wortpel.

Von den alten Pfarrjüngferchen heißt es: „sie schrumpften ein verhogelnd“ (IV, 282), vom Pfarrerssohn (ebend.):

Es war nunmehr der Pfarrerssohn  
Fort aufs Gymnasium gekommen,  
Und seine Stelle hatt' ich schon  
Im Chor der Knaben eingenommen.  
Da kam er wieder zum Besuch,  
Nicht mehr wie wir ein dörflicher Simpel;  
Er wußte manchen städt'schen Spruch,  
Mit dem er fing uns Bauerngimpel u. s. w.

Das sind aufgegebene Lieder. Zu solchen dagegen, deren unförmliches Kleid einen edeln Leib und eine schöne Seele verbirgt — jener ist, abgesehen von der Sprachform, der Organismus, diese der Gedanke des Gedichts — gehören z. B. die Gedichte: „Sühnung“ (III, 406) und „Frieden im Innern“ (III, 408). In dem letztern heißt es:

Wie die Welt aus diesem Zwange,  
Der ihr Herzblut hemmt im Gange,  
Soll gelöst sein, weiß ich nicht;  
Doch daß sie gelöst muß werden,  
Sprechen ihre Angstgeberden,  
Wenn auch keine Zunge spricht.

Durch solche peinliche Constructionen und durch Ge-

waldreime wie: Waltung, Weltaushaltung, Purpur-  
lappung, Verlappung, Straffung, Erschlaffung, Span-  
nung, Entmannung, Allianzen, verschlangen, quält sich  
das arme Lieb ab, um in die einfachern und bis auf  
eine kleine Störung schönen Strophen zu enden:

Bittet Gott, der Korn beschieden,  
Daß er senk' ein Körnlein Frieden  
In der Trennung offenen Spalt,  
Daß die Klaffung (!) sich versühne,  
Unser Wund' ein Palm entgrüne,  
Der im Licht zum Himmel wallt.

Dieser Palm, ja diese Palme,  
Mit dem schlanken Niefenhalme,  
Sei der neue Freiheitsbaum!  
Nicht mit Blut, mit Thau begossen,  
Soll er rein zum Himmel sprossen,  
Schattend überm Erdenraum.

Zu den Abirrungen seines Genius sind auch Rückert's  
Balladen, Romanzen und Legenden (III, 53 — 90,  
173 — 177) zu rechnen, deren endlose Länge für Manche  
als Abschreckungsmittel in Beziehung auf seine frühere  
Poesie dienen muß. In diesen Gattungen lyrisch-epischer  
Poesie darf sich das Erhabene nur in einzelnen momen-  
ten und nie in bloß rhetorischer Form geltend machen,  
der Organismus des Gedichts aber muß von der harmo-  
nischen Kunstform des Schönen, die alles Überflüssige,  
Massenhafte, Breite absolut ausschließt, durchdrungen sein.  
Nehmen wir die nächste beste Romanzoide Rückert's vor  
— denn für Romanzen läßt er sie vielleicht selbst nicht  
gelten —, so sehen wir uns hier genöthigt, durch alle  
Nebenscenen und Nebenumstände der Haupthandlung dem  
immer gleichen Pathos der Rede, dem gleichen, impertur-  
babela Versgehämmer und Reimklänge zu folgen; nicht  
von ahnungsvollem poetischen Aether umwölkt steigt eine  
Situation nach der andern empor und hängt durch  
unsichtbare Fäden mit der andern, durch biegsame Gelenke  
der Gestalt in sich selbst zusammen: alles ist mit Bind-  
fäden oder steifem Draht verbunden; alle Einzelheiten  
werden ausgebreitet, aus keinen Zauberformeln der Schön-  
heit entwickelt sich Bild und Gefühl der Phantasie und  
dem Gemüthe des Lesers, Alles wird ihm vorgerechnet,  
vorgemalt, vorgemeißelt, und so erhalten wir denn „Das  
Frglödchen“, eine Ortsfrage von Seßlach, in 12 sechs-  
zeiligen Strophen, mit jener einleitenden Breite, die der  
Tod des epischen Liebes ist:

Der Tag verlißt, es senket graufend  
Die Nacht vom schwarzen Himmel sich,  
Und Nebelwinde streichen tausend  
Durch Waldesgründe schauerlich;  
Das Fräulein irrt mit bangem Schweigen  
Allein auf ungebahnten Steigen u. s. w.

Ein dürftiger Stoff ist hier mit langen Schildereien  
überdeckt; für einen Romanzendichter könnte er kaum zu  
12 Doppelzeilen gereicht haben. „Der Blinde“, ein ara-  
bisches Märchen in Romanzenform, hat gar 86 vier-  
zeilige Strophen, und es nehmen darin förmliche epische,  
ausgeführte Vergleichen Platz, wie z. B. folgende:

Wie wenn auf schroffer Felsenstane  
Ein Schifferjüngling sieht die See,

Die süß ihm winkt zum Spiel der Minne,  
Dann stürzt sie brausend in die See;

Die aufgehob'nen Bogen schlagen  
Den grünen Schleier um sie her;  
Und will er seine Deut' erjagen,  
Muß er sein Leben weihn dem Meer:

So wird von innerlicher Fehde  
Abdalla's gierre Brust zerfleischt u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die periodische Presse in Belgien.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 305.)

Außerst schwer, wo nicht gar unmöglich ist es, die Anzahl  
und den Namen der verschiedenen, theils heftweise, theils in  
Blättern seit 1832, meist in französischer, doch mitunter auch  
in flämischer Sprache erschienenen Zeitschriften anzugeben, weil  
manche derselben nur sehr wenige Abonnenten und Leser fanden  
und sich nur einer kurzen Lebensdauer zu erfreuen hatten. Unter  
der holländischen Regierung konnte man schon leichter von sol-  
chen Erscheinungen Notiz nehmen, weil erstlich die Verordnung  
ziemlich streng befolgt werden mußte, daß von jedem Erzeug-  
nisse der Presse drei Exemplare an die Regierung abgeliefert  
werden mußten, und überdies das von De Wat hier selbst wäh-  
rend fast acht Jahren herausgegebene „Bulletin typogra-  
phique“ ziemlich genaue Anzeige von allen gedruckten Sachen  
enthält, welche beide Mittel aber fast gleichzeitig mit der Re-  
volution aufgehört haben; denn wiewohl jene Verordnung  
nicht gesehlich aufgehoben worden, so wird sie nur noch von  
den Wenigsten befolgt, und die Behörden werden selten etwas  
von Schriften gewahr, die nicht wie die politischen Blätter der  
Stempelgebühr unterworfen sind. Wir wollen demnach diese  
Produkte bloß in einem kurzen Überblick zusammenfassen, sowie  
sie sich unserm Gedächtnisse vorstellen. Die „Revue littéraire“,  
größtentheils vom Prof. Esbroussart redigirt, als dieser fleißige  
Gelehrte noch Administrator des öffentlichen Unterrichts war,  
enthält bisweilen gute Aufsätze in Prosa und Poesie, sollte in  
monatlichen Hefen erscheinen, hat es aber zu keinem vollstän-  
digen Jahrgange bringen können. Fast das Nämlche läßt sich  
von der „Revue encyclopédique belge“ sagen. Der Baron  
von Keiffenberg stand an der Spitze der Redaction, und Al-  
vin, ein talentvoller junger Mann, der bei der obren Behörde  
über wissenschaftliche Angelegenheiten die Stelle eines Secre-  
taires bekleidete, war ein fleißiger Mitarbeiter. Es wäre dem-  
nach unter solchen Auspicien ein guter Erfolg zu erwarten ge-  
wesen, wenn nicht die Gründung dieses Instituts grade in  
der aufgeregtesten, unruhigsten Zeit stattgefunden hätte. Es  
erschieden nur wenige Hefen der „Revue encyclopédique“, und  
deren Aufhören ist noch nicht förmlich angekündigt worden, al-  
lein factisch ist sie von dem Horizont verschwunden. Die seit  
drei Jahren in Lüttich erscheinende „Revue belge“ wird von  
einer Gesellschaft Gelehrten und Literatoren, unter welchen die  
Herren Esbroussart, Polain, Ducpétiaur die bekanntesten sind,  
herausgegeben und enthält in ihren monatlichen Hefen meist  
Originalaufsätze, die dem Zwecke des Berins: „zur Gemuth-  
igung und Verbreitung der Literatur in Belgien“, entsprechen  
und worin das utile dulci ziemlich gut beobachtet wird. Die  
meisten Hefen enthalten außerdem noch mehre Gedichte, die größ-  
tentheils dem Fache der poésie légère angehören. Eine andere  
ebenfalls selbst und zwar gleichfalls seit 1835 bestehende Zeitschrift  
ist das „Journal historique et littéraire“, dessen Hauptredac-  
teur Dr. Kersten, ein Geistlicher, ist. Sein Zweck ist in Bezug  
auf Literatur grade der „Courrier de la Meuse“  
im Politischen hat, nämlich das System und Interesse der bel-  
gischen Geistlichkeit zu vertheidigen und möglichst zu verbreiten.  
Dieses erzogthodre Journal, welches man als das Organ der  
ultramontanischen Propaganda betrachtet, dürfte von allen bel-

gischen Zeitschriften wol die meisten Leser haben. Von den ebenfalls zu Lüttich erscheinenden „Annales philosophiques“ läßt sich nicht Vieles sagen, da sie erst in ihrem Entstehen begriffen und ihre Hefte nicht sehr im Publicum verbreitet sind; es wird ihnen aber keineswegs schwer fallen die früher in Brüssel erschienenen „Annales belgiques“ zu übertreffen, die, ungeachtet mehrer geschickte Leute, unter Andern der wegen verschiedener poetischer und historischer Werke vortheilhaft bekannte Dichter van Hasselt, daran gearbeitet, nur eine kurze Lebensdauer gehabt haben. Auch die vierteljährig in Gent erscheinenden und von mehren dortigen Professoren und Privatgelehrten redigirten „Nouvelles archives historiques et philosophiques“ sind noch zu sehr in ihrer Jugend, um ein bestimmtes Urtheil zu erlauben. Die seit August v. J. bei Jamar in Brüssel in halbmonatlichen, vier Bogen starken Heften erscheinende Zeitschrift: „La Belgique littéraire et industrielle“, deren Redactoren mehrertheils in der literarischen Welt noch nicht sehr bekannt sind, welche aber manchmal gute und interessante Originalaufsätze in Poesie und Prosa (letztere meist Novellen) mitgetheilt hat, scheint kein zahlreiches Publicum zu haben und wird sich schwerlich einer langen Dauer erfreuen. Ein günstigeres Schicksal wird wol wahrscheinlich der „Revue de Bruxelles“ zu Theil werden, da diese, von dem sich „Société nationale pour la propagation de bons livres“ nennenden Verein herausgegeben und unter der besondern Leitung des ministeriellen Repräsentanten Deschamps und eines Advokaten stehende Monatschrift schon jetzt nach einer kaum dreijährigen Existenz eine der am meisten gelesten Zeitschriften ist. Sie hat fast die nämliche Tendenz wie das genannte Lütticher „Journal historique et littéraire“, ihr Inhalt ist aber von einer gemischtern Art und neigt sich zuweilen zur Politik im ministeriellen Sinne hin. Viele, wo nicht die meisten ihrer Aufsätze haben Geislliche zu Verfassern, und eine strenge Censur darf wol nicht unter ihre Haupttugenden gezählt werden. Seit der königlichen Geschichte ist dieser Gegenstand fast ein stehender Artikel in der „Revue de Bruxelles“ geworden, und sie ist es auch, welche am ersten die Dumortier'sche Schrift über die 24 Artikel wie auch nachher den Brief des Staatsministers de Merode an Lord Palmerston über den nämlichen Gegenstand mitgetheilt hat. Die von dem brüsseler Buchhändler Wahlen fast gleichzeitig verlegten Zeitschriften: „Le voleur“ und „La revue des revues“, deren erstere sechs mal monatlich erscheinen und letztere noch fortwährend zwei und dreimal erscheint, verdienen keiner sonderlichen Erwähnung, indem sie keine Originalaufsätze (einige Theater- und Privatnachrichten ausgenommen) enthalten und Alles den pariser Zeitschriften abborgen. Die „Revue universelle“, von den Buchhändlern Faumann und Comp. verlegt und halbmonatlich erscheinend, entlehnt zwar ebenfalls ihre meisten und besten Artikel den ausländischen Zeitschriften, allein außerdem, daß nicht selten gute Originalaufsätze darin vorkommen, die meistens den Prof. Baron zum Verfasser haben, findet man auch in dieser, sich schon in ihrem Ausern sehr empfehlenden „Revue“, von welcher bereits sieben bis acht vollständige Jahrgänge, jeder in vier starken Bänden, erschienen sind, gute Übersetzungen aus deutschen und englischen Journalen, weshalb sie auch sowol im In- als Auslande viele Abonnenten zählt. Von dem angefangenen „Bulletin de la société des bibliophiles“, mit dessen Redaction der mehrmals genannte Prof. Reiffenberg beauftragt zu sein scheint, ist bisher noch zu wenig bekannt geworden, um etwas darüber mittheilen zu können; jedenfalls läßt sich Gutes davon erwarten, da die in Mons entstandene Gesellschaft der Bibliophilen aus 30—40 meist gelehrten Bücherfreunden besteht, die im Besiz vieler guter und seltener Werke sind und sich also im Stande befinden, der literarischen Welt nützliche Mittheilungen zu liefern. Unter den in flämischer Sprache erschienenen Zeitschriften sind uns drei bekannt, die einen entschiedenen Werth haben, nämlich: 1) „Nederduytisch magazyn“

in Brüssel, 2) „Nederduytische letteroefening“ und 3) „Belgisch museum“, beide letztere in Gent. Die erste dieser Zeitschriften, deren Hauptredacteur der als Verfasser mehrerer Schulschriften und Wörterbücher bekannte Abt Dinger ist, erscheint seit drei Jahren monatlich, und die darin ausgenommenen Aufsätze, denen man weder Verschiedenheit noch Interesse absprechen kann, sind meist Originalflämisch oder flämisiertes Holländisch und werden von einem Vereine geliefert, der sich literarisch und wissenschaftlich qualificirt. In der zweiten flämischen Zeitschrift, deren Hauptredacteur der schon früher erwähnte Dr. Serrure aus Gent ist, finden sich manche gehaltenere und sehr interessante Aufsätze über flämische Literatur und Gelehrte, die im Auslande noch nicht nach Verdienst bekannt sind. Es ist freilich zu bedauern, daß diesem dadurch schwerlich abgeholfen wird, da die flämische Literatur es noch nicht so weit gebracht hat, ihrer Stimme einen außerordentlichen Wirkungskreis zu geben. Das „Belgisch museum“ wird von dem Akademiker und Sprachforscher Willems zu Gent redigirt und ist eine der flämischen Sprache, Literatur und Geschichte gewidmete Zeitschrift in zwanglosen Heften, in ihrem Ausern vortheilhaft ausgestattet und mit Kupfern versehen. Das uns vorliegende erste Heft enthält Aufsätze über den Ursprung der niederdeutschen Sprache, eine Urkunde von 1320 über die brüsseler Schulen, ein altes Gedicht von 1236 über die löwenischen Kämpfer, Proben vom älteren flämischen Dialekt, ein Formular der flämischen Rechtspflege, „Anneessens“, ein Gedicht von Hrn. Duyft, die Huldigung des Herzogs Johann Furchtlos (zonder vrees) von 1405 und endlich eine Sammlung merkwürdiger Knittelverse.

Von den brüsseler periodischen Erzeugnissen, die in einzelnen Blättern wöchentlich oder halbwochentlich erscheinen, und die wir unter den politischen Producten nicht erwähnt haben, ist uns jetzt bloß die „Emeralda“ bekannt, die einstmals genannt zu werden verdient, da sie nächst den besten, aus fremden Zeitschriften entlehnten Aufsätzen nicht selten ganz gute Originale enthält; sie soll mehre gute Redactoren und auch ein zahlreiches Publicum haben. Von ihren Vorgängern, dem „Aspic“ und dem „Artiste“, ist ersterer in eine Theaterzeitung umgeschaffen worden, und die Ausgabe des letzteren, der in seinen wöchentlichen Lieferungen sehr oft ganz gute Originalaufsätze geschichtlichen und belletristischen Inhalts enthielt, wurde auf einige Zeit suspendirt, was um so mehr zu bedauern ist, da die Redaction des „Artiste“ während seiner ganzen Existenz bewährt und dargethan hat, daß sie mit den echten Principien einer zweckmäßigen Verfassung im Betreff der Künste und Wissenschaften genau bekannt war. Das halbmonatliche „Journal des connaissances utiles“, erwähnen wir nur, um zu sagen, daß die während einiger Jahre davon sowol in flämischer als französischer Sprache erschienenen Hefte fast buchstäblich dem pariser Journal gleiches Namens nachgedruckt waren und bloß dann und wann einige Localneuigkeiten enthielten; während wir von den folgenden Zeitschriften, die specielle Gegenstände behandeln und nicht unmittelbar zum Gebiete der Literatur gehören, nur den Namen angeben, nämlich: „Journal de législation et de jurisprudence“, „L'Horticulteur belge“ (seit 1835), „Journal des haras“, „Journal des chasseurs“, „Journal de l'armée“, „Journal militaire“ u. a. m. 92.

### Literarische Notiz.

Über Paris erschien in England folgendes Werk: „The American in Paris. Sketches of the new institutions, the embellishments, the society, the women, the press, literature etc. of Paris.“ Die „Naval and military gazette“ sagt von diesem Buche, daß es der beste Wegweiser für Paris sei, den man in englischer Sprache besitze. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 307.

3. November 1838.

Friedrich Rückert.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 306.)

Gewiß finden sich unter diesem Haufen von Versen Perlen und Gold genug; wie z. B. eben in diesem Märchen die prächtige Partie von der zwiespältigen Kraft des Wunderfläschchens (S. 83):

Zwiespältig ist die Kraft der Quelle:  
Dem rechten Auge eingestößt,  
Macht sie des Geistes Sehkraft helle,  
Daß er der Schöpfung Siegel löst;  
Dann thun sich auf des Erleibs Gründe,  
Dich grüßen mit dem Silberblick  
Die schlängelnden Metallgewinde,  
Der Adern lebendes Verstrick.  
Doch wird das Auge naß zur Linken,  
So stirbt dahin die ird'sche Pracht,  
Die Schätze in die Tiefe sinken,  
Und deine Sehkraft in die Nacht.

An solchen glänzenden Stellen hat keines der episch-lyrischen Gedichte Rückert's Mangel. Dennoch, wenn wir das Ganze überschauen, macht es uns die Empfindung, als wenn trotz aller Pracht doch nichts als der Stoff zu einem künftigen Gedichte hier aufgehäuft wäre, und als wenn dieses weitläufige Gebäude, in welchem so viel Schimmer sich verliert, zuvor abgebrochen werden müßte, um aus den edeln Metallen und Kleinodien, die daran verschwendet sind, mit Hülfe der Kunst ein kleineres Haus zu bauen und zu schmücken, einen Tempel und keinen Prunkpalast.

Neben solchen rednerischen Prachtstücken hat sich aber auch in dieser Gattung die Länderei eingenistet, welche der Menge an dem Sänger der „Geharnischten Sonette“ und der Freiheitshymnen eine Thorheit und ein Argerniß zugleich war, wie in der Geschichte von dem Märchen Hänselchen und Klärchen, wo aus lauter Uhrchen, Beerchen, Scherchen, Härchen und Stürchen von dem Lausendkünstler ein Märchen zusammengeringelt wird, dem nur der Schlussreim fehlt:

Gesungen hat dies Märchen  
Freimündchen und Raimärchen.

Indessen hat der Dichter das Gebiet der eigentlichen Sage bei Zeiten verlassen und sich andern Gattungen der erzählenden Poesie, zu denen ihn sein dichterisches

Prophetenthum berief, zugewendet, der Parabel und Paramythie, wo sich sein Witz, sein Tiefsinn und seine Phantasie nach Herzenslust ergangen und unsterbliche Lorbern geflücht haben. Mit solchen geschmückt, prangen in den ersten Bänden seiner „Gesammelten Gedichte“: „Edelstein und Perle“, neben den nicht weniger köstlichen „Kindermärchen“, und auch für die andern Bände, die noch folgen müssen, sind ganz vortreffliche Erzählungen ähnlicher Gattungen aufgespart.

Damit wäre das erste Geschäft des Beurtheilers, auf welches ihn der Inhalt des vorliegenden dritten und vierten Bandes unvermeidlich geführt hat, vorbei, und aller Tadel sei mit ihm abgethan. Sollte doch auch der letztere nicht direct sein, sondern nur mit unterlaufen, insofern dadurch, als durch Recht im Einzelnen, das Unrecht erklärlich gemacht wird, das dem herrlichen Dichter so lange im Ganzen widerfahren ist. Hinfort hat die Kritik nur noch auf das Meisterliche hinzudeuten, was in diesen beiden Bänden in sehr reichlichem Maße enthalten ist.

Im dritten Bande begegnen wir gleich unter den ersten „Jugendliedern“ einigen echten Psalterklängen von der Seherharfe des Dichters: dem vom Geiste der ewigen Liebe durchdrungenen Lied: „Die Allgegenwärtige“, ein Lied, das Ref. seit mehr als 20 Jahren im Herzen trägt, und wovon er nur an den ersten Vers erinnern will:

Ich möchte nur wissen, wohin ich sollt' sehn,  
Daß ich dich nicht sähe, o Liebe,  
Und wissen möcht' ich, wohin ich sollt' gehn,  
Daß ich nicht bei dir bliebe.  
Du bist überall, allüberall,  
Wo Windehauch und Bogenschall,  
Und wo sie nicht sind, da bist du.

Auch die Lieder: „Frühlingsfeier“ (S. 7), „Gestillte Sehnsucht“ (S. 13), tragen diesen Stempel des Prophetischen, und das kleine Lied: „Der Sturmwind“ (S. 18), ist ein Bild von Rückert's Dichtergeiste selbst:

Mächtiger, der du die Wipfel dir beugst,  
Brausend von Krone zu Krone entfeigst,  
Wandle, du Stürmenber, wandle nur fort,  
Reiß mir den stürmenden Busen mit fort.

Wie das Gewölke, das donnernd entfliegt,  
Dir auf der brausenden Schwinge sich wiegt,  
Führe den Geist aus dem irdischen Haus  
In die Unendlichkeit stürmend hinaus.

Trage mich hin, wo die bebende Welt  
Rings in Verwüstung und Trümmer zerfellt!  
Über den Trümmern mit graufender Luft  
Fühl' ich den Gott in der pochenden Brust.

Röstlich sind auch die „Zwei Zechsprüche“ (S. 27), deren erster ein profanes Psalmbild (im besten Sinne) enthält:

Die Erd' ist ein gehöhlt' Becher,  
Darinnen schäumt als Trunk das Meer,  
Der Himmel selber ist der Zecher,  
Er beugt sich durstig drüber her,  
Um mit der Sonne glüh'nden Lippen  
Das Meer von Grund aus einzunippen.

Unter den epischen Liedern ist „Der Alpenjäger“ (S. 56) auszuzeichnen, der wenigstens rednerische Erhabenheit hat. „Die goldene Hochzeit“ besingt den von Hebel, Trinius und neuerdings von Gustav Pfizer gefeierten Bergknappen von Falun (S. 85) und trägt nächst Hebel's Dichtung unter den übrigen wol den Preis davon. Wir eilen über einige an allzugroßer Kindlichkeit kränkende, oder von allzugroßer Künstlichkeit fröbelnde Lieder (S. 98, 104, 105, 109, 107) hinweg und verweilen dafür mit um so ungetheiltezer Lust bei der Elegie: „Die Jägersbraut“ (S. 112), „Hochdeutsche Liebesnoth“ (S. 120), „Zwölf Freier“ (S. 128), „Noth der Welscheidenheit“ (S. 129). „Nachtgesicht“ (S. 129) ist ein Vorbild manches Heine'schen Liebes:

Ohne Licht um Mitternacht  
Wenn ich noch im Bett gewacht,  
Seh' ich oft  
Unverhofft  
Dorten in der Ecke,  
Daß ich davor erschrecke:  
Liebchen, ganz so freundlich klar,  
Wie zur besten Zeit sie war;  
Ach, sie sitzt  
Dorten lezt,  
Lächelt wie eine Rose,  
Und ein Kind ihr im Schooße.

Daß die Anmuth ein Gebiet ist, das auch unserm Dichter sich, wenn es gleich von ihm erobert sein will, dennoch zuletzt willig aufschleßt, dies beweisen unter den Jugendliedern: „Das Reich der Amoren“ (S. 137), „Amor ein Besenbinder“ (S. 139), „Die Göttin im Puzzimmer“ (S. 141), „Kleiner Haushalt“ (S. 143), lauter Lieder voll des reinlichsten, schmuacksten Sprachscherzes. In diesen Liedern und noch mehr in der „Vermittelung des Dichters“ (S. 160 fg.) wetteifert Rückert sogar in ätherischer Leichtigkeit mit Goethe, und im „Weihnachtsliede“ (S. 163) weiß er die Schönheit mit dem Prophetenernste zu verbinden. Auch dieses Lied lebt seit Jahrzehnden in der Seele vieler Deutschen als eins der lieblichsten Erzeugnisse ihrer Nationalpoesie:

Ebele Fichte,  
Wie du dich hebest,  
Gleich dem Gebichte  
Wunder belebest!  
Blühenden Sommer  
Zaubert ein frommer  
Sinn in dem Kerne  
Wintriger Nacht.

Recht wie ein Baum des  
Lebens erscheinst du,  
Alles im Raum des  
Schattens vereinst du;  
Früchte und Flammen  
Wachsen zusammen,  
Blüten und Sterne  
Tauschen die Pracht.

Aber was späht ihr,  
Sterne und Lichter?  
Euch wonach dreht ihr  
Engelsgesichter?  
Alle so eilig,  
Alle so heilig,  
Blicken und lachen  
Nieder zum Stamm.  
Ach, in der Krippe  
Drunten gewieget,  
Lächelnder Lippe  
's Kindelein lieget,  
Schlummert so leise  
Himmllischer Weise;  
Es zu bewachen  
Stehet ein Lamm. — —

In dem sechsten und letzten Buche der „Jugendlieder“ (1811 — 15) findet sich schon einiges ganz Vollendete, darunter die allbekannte Allegorie: „Die Zwei und der Dritte“ (S. 216), vom Riesenweibe Phantasie, Wis dem Zwerge und dem proportionirten Manne Verstand; dann das himmlische „Freiheitslied“ (S. 227):

Bitt', o Erde, dunkle Nacht,  
Bis zum Abgrund nieder;  
Der Gedank' ist aufgewacht,  
Schüttelt sein Gefieder,  
Will geflügelt dir entfliehn,  
Wenn du nicht wirst fesseln ihn;  
Sprich, ob du's wirst können? — —

und sein Gegenstück: „Das Ewige“ (S. 228), mit dem tief sinnigen Schlusse:

Wie mit endlich krankem Leibe  
Das Geschlecht in Mann und Weibe  
Sich zum Werk der Zeugung eint;  
Kann das Leben selbst nicht wahren,  
Kann es sich doch neu gebären,  
Daß unendlich es erscheint:

So vom Himmel fällt der Geister  
Zeugungsfunken, Liebe heißt er,  
Lübend in der Seele Schoos;  
Und aus ihrer engen Schranke  
Klingt ein Wunder, der Gedanke,  
Kind der Ewigkeit, sich los.

Edelsteine in der Sammlung sind auch die „Liederseelen“ (S. 231) und das Wort: „An die Dichter“ (S. 231), mit der diamantenen Wahrheit:

Last vom Belfall sauler Richter,  
Schaffende, euch nicht bethören,  
Flut zu sprühn aus wilden Röhren,  
Glühn zu lassen wie're Lichter.  
Was, und Was nur, macht den Dichter;  
Grundstein zwar ist der Gehalt,  
Doch der Schlusstein die Gestalt.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Frankreich seit 1830.

J. Milleret hat unter diesem Titel ein Werk herausgegeben, welches sehr gerühmt wird. Der vollständige Titel heißt: „La France depuis 1830, aperçus sur sa situation politique, militaire, coloniale et financière; par J. Milleret, ancien député“ (Paris 1838). Unter den seit 1830 erschienenen Werken, welche die politische Lage Frankreichs und den Weg, den die Verwaltung einschlug, zum Gegenstande hatten, können sich nur wenige mit dem angeführten Werke Milleret's an Reichhaltigkeit der Resultate messen. Wir geben hier einen Auszug aus einer Kritik, welche über Milleret's Buch in der von J. Oberbülitz redigirten „Revue critique des livres nouveaux“ mitgetheilt wird. Diese „Revue“ ist überhaupt in einem trefflichen Sinne, mit Geist und scharfem Verstande redigirt; es ist wirklich ein kritischer, ernster, an geeigneten Orten mit Witz verbundener Geist darin bemerkbar, der in die Schwächen der recensirten Werke tief einschneidet und ihre Vorzüge schnell herausfindet, dazu eine Kürze und eine von aller Phrasologie entfernte Einfachheit, wie man sie sonst in den französischen Kritiken nicht immer wiederfindet.

Zuvörderst wird der Mehrzahl von Werken ähnlicher Gattung vorgeworfen, daß sie ihre Entstehung dem Parteigeiste verdanken, vom Ehrgeiz dictirt und leer an den Ergebnissen tieferer Studien seien. Die Politik sei eine Wissenschaft, welche die Wenigsten studirten und doch Alle erschöpft zu haben vorgäben. Man erfinde Theorien, man baue Systeme auf, aber die Praxis fehle, es fehle die Fähigkeit, die Grundsätze, die man aufgestellt, anzuwenden.

Nicht so Milleret. Kein Ehrgeiz sei bei ihm im Spiele, er schreibe nicht im Interesse einer Partei, ihn bestimme die Liebe zum Vaterlande, der Wunsch, ihm nützlich zu sein. Überzeugt, daß die Revolution von 1830 eine neue Ära für die Entwicklung und die Wohlfahrt Frankreichs herbeiführen müsse, unterwirft er die gemeinsamen Hoffnungen der Prüfung, führt er die Ereignisse, welche in den letzten acht Jahren stattfanden, an den Blicken des Lesers vorüber, bezeichnet er freimüthig die Fehler, welche begangen worden sind, und die Mittel, durch welche man, wie er glaubt, das Verfehlte wieder gut machen und die Zukunft Frankreichs vor allen ihr drohenden Chancen sicherstellen könne.

Das Werk ist in vier Hauptabtheilungen gesondert. Die erste, welche sich mit der auswärtigen Politik beschäftigt, entwickelt in rapider Übersicht die Lage Europas seit den Theilungsverträgen des wiener Congresses. Milleret theilt die Staaten in drei Kategorien: in die absolutistischen und die mit denselben allirten Staaten, deren Interessen auf dem Grundsätze beruhen, durch alle nur möglichen Mittel den Fortschritt der liberalen Ideen zu bekämpfen, welche die despotische Machtvollkommenheit gefährden könnten. Dahin rechnet Milleret die Staaten Rußland, Preußen, Holland, Oestreich, Baiern und Sardinien. In die zweite Kategorie würfelt der Verf. zusammen: England, Dänemark, Württemberg, Sachsen, die Großherzogthümer Baden und Hessen-Darmstadt, Schweden und Neapel. Das sind diejenigen neutralen Staaten, deren Interesse darauf zielt, außer dem Kampfe zu bleiben, der, wie er meint, früher oder später zwischen den liberalen und despotischen Ideen entscheiden wird. Diese Staaten werden nur Zuschauer sein, wenn dieser Kampf, der nicht zu vermeiden ist, zum Ausbruche kommt. Die dritte Kategorie umfaßt die liberalen und konstitutionellen Staaten: Spanien, Portugal, die Schweiz, Belgien und Frankreich, welche das Bedürfnis haben, sich fest aneinanderzuschließen, um der Coalition der absolutistischen Staaten die Spitze zu bieten. Diese Eintheilung hat indeß viel Einseitiges und Willkürliches. Wer möchte verkennen, daß z. B. Baden und Sachsen von echt konstitutionellem Geiste besetzte Staaten sind? Und was die Schweiz betrifft, so scheint Frankreich, oder wenigstens seine gegenwärtige Verwaltung, nicht das Bedürfnis zu haben, sich mit ihm gegen jene absolutistische Coalition enger zu verbinden. Milleret scheint überzeugt zu sein, daß der Entscheidungskampf

zwischen den absolutistischen und liberalen Ideen nicht lange auf sich warten lassen werde. Die allirten Staaten, welche dem Despotismus anhängen, warten, wie er sagt, nur ein conspizibles Cabinet in England ab, um gegen die liberalen Staaten loszubringen. Indes ist bemerkbar, daß grade die Tories nicht für Rußland incliniren. Der Kampf um Principien im Innern Großbritanniens selbst wird nie etwas zu thun haben mit seiner Stellung nach außen. Wir sind sogar überzeugt, daß die Tories, in denen der Begriff Old England vielleicht mächtiger ist als in den Whigs, sehr entschieden gegen Rußland aufzutreten würden, wenn sie am Ruder des Staats säßen. Diese gedämpften Whigs, nicht Fisch noch Fleisch, sind nur ein Wiederabruck jenes Justemilieucharacters, der durch ganz Europa in den politischen Dingen vorherrscht.

Milleret unterwirft auch die militairischen Kräfte der einzelnen Staaten seiner Prüfung und findet, daß im Falle eines Krieges Frankreich von einer Million Soldaten bedroht werden könnte. Um dieser Gefahr beizugehen zu können, schlägt er wichtige Modificationen für das französische Kriegswesen vor. Hier ist ihm das preussische Heerwesen Muster, er rath, daß man die Grundsätze, auf denen es beruht, wenigstens theilweise annehmen solle. Die Schweiz hält er für einen natürlichen Bundesgenossen Frankreichs, den man schonen müsse. In dieser Hinsicht geißelt er die jetzige französische Verwaltung, weil sie, um den natürlichen Feinden den Hof zu machen, die natürlichen Freunde einen nach dem andern sich entfremdet habe. Statt daß Frankreich der Lage der Dinge gemäß mit den constitutionellen Staaten innigst zusammenhalten solle, habe es sich schlecht gegen Spanien benommen, sich in lächerliche Pändel mit der Schweiz eingelassen u. s. w.

Die zweite Abtheilung beschäftigt sich auf eine freimüthig kritische Weise mit der innern Politik. Milleret ist aufrichtig der Julimonarchie zugethan, und die Republik hält er für ein Ding der Unmöglichkeit; aber er wünscht einen Zustand, der den König nicht zu einem nothwendigen Leiter des gesammten politischen Systems macht, und innerhalb dessen der Tod des Herrschers kein anderes Bedauern aufkommen läßt als den Schmerz um seine mit ihm begrabenen Privatqualitäten und rein menschlichen Eigenschaften. Er findet aber in den Zuständen Frankreichs hinsichtlich des Geschäftsganges einen gänzlichen Mangel an systematischer Politik, er weist auf die immerwährenden Ministerwechsel hin, er tadelt den Einfluß, den sich die königliche Gewalt auf alle, auch die kleinsten Dinge anmaßt, so daß nichts sich frei entwickeln kann, die Consequenzen der Revolution gekreuzt und neue Uebel in drohender Ferne vorbereitet werden. Casimir Périer ist ihm unter allen Ministern derjenige, welcher ihm am besten die Wünsche Frankreichs erfüllt und für das wahre Wohl des Landes gesorgt zu haben scheint. Dieser Mann, sagt Milleret, mit ebenso großem Talent als eisernem Willen begabt, wollte die fortschreitende Entwicklung der Institutionen; Périer wußte der Julirevolution Achtung zu verschaffen, indem er den Anmaßungen der absoluten Mächte Trost bot, und die Opposition hat einen großen Fehler begangen, indem sie sich um diesen Mann der freien Entwicklung nicht geschart hat.

In der dritten Abtheilung, mit dem Titel: „De la défense de la France en personnel et en matériel“, entwickelt er seine Verbesserungsvorschläge für das Heerwesen Frankreichs, indem er die militairischen Einrichtungen Preußens stets im Auge behält. Der gegenwärtige Zustand der französischen Armee scheint, wie der französische Berichterstatter hierbei bemerkt, mit einer konstitutionellen und der Freiheit zugethanen Verwaltung nicht verträglich zu sein. 350,000 Soldaten, in den Garnisonstädten dem offenbaren Müßiggange obliegend, bieten nur Elemente der Demoralisation, der Wirren und der Tyrannei dar, ebenso bedrohlich für das Land als für die Verwaltung.

In der vierten Abtheilung bespricht der Verf. die Zustände Algiers. Er begehrt, daß man den Arabern eine ebenso wohlwollende als feste Verwaltung gebe, die weder ihre Sitten noch

ihren Glauben beeinträchtigt, und ihnen einen gewissen Grad der Freiheit dadurch zugesetzt, daß man Municipalversammlungen, in denen sie ihre eignen Interessen beraten können, ins Leben rufe. Wovon aber der Erfolg vor Allem abhängt, das ist die Kunst, die französische Herrschaft in Frankreich auf eine Weise zu befestigen, daß die Erhaltung Alg'ers fortan in Zweifel zu ziehen überhaupt unmöglich wird. Denn wenn die Ungewißheit dieser Erhaltungsfrage sich jedes Jahr wiederhole, wie könne man hoffen, einen dauernden Zustand herbeizuführen? Friede und Stabilität sind die schlechterdings nothwendigen Elemente jeder Colonisation. Ein weiser und wahrhafter Liberalismus, schließt der französische Berichtskatler, ist Mülleret's Untersuchungen allerorts aufgeprägt, und überall schwebt ihm die Devise vor, die ihm als Motto dient: „Alles für Frankreich und für die Freiheit!“

Reise durch Schweden im Sommer 1836. Von Ferdinand von Gall. Zwei Theile. Bremen, Kaiser. 1838. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. dieser Reisebeschreibung meint in der bescheidenen Dedicatio an seinen Vater, daß dieser die Abfassung und den Druck derselben eine Kühnheit nennen dürfte, da ihm, dem Sohne, wie er wisse, Gewandtheit im Schreiben, eine lebhaftere Phantasie und eine durch reifere Jahre erlangte, zu Allem nützliche Erfahrung abgehe. Indessen hoffe er sich entschuldigt und deswillen, weil Schweden ein verhältnißmäßig wenig bereitetes und wenig beschriebenes Land sei und das Publicum in diesem Buche eine genaue und gewissenhafte Schilderung einer Reise in Schweden finden werde. Letzteres ist wahr, die Schilderung ist genau und gewissenhaft; aber ob es nun deshalb gerechtfertigt ist, weil der Verf. eine Reise in Schweden gemacht und diese getreu zu Papiere gebracht, sie dem großen Publicum vorzusetzen, welches durch eine Reisebeschreibung Schweden kennen zu lernen erwartet, aber eine Reise in Schweden nur alsdann gut heißt, wenn die subjective Auffassungsgabe des Reisenden seiner speziellen Beobachtung Werth und Reiz verleiht, ist eine andere Frage. Der bescheidene Verf. ist zu streng gegen sich, wenn er sich, weil er jung ist, alle Erfahrung abspricht; auch hat er grade genug Gewandtheit im Schreiben, um Das, was er vorträgt, mit Leichtigkeit und Geschick aufzusetzen. Im Gegentheil ist grade der anspruchlose Vortrag seiner einfachen Wahrnehmungen das Anziehendste und Beste am Buche. Dagegen muß allerdings sein Eingeständniß acceptirt werden, daß es ihm, wenigstens zur Zeit noch, an der Phantasie gebricht, welche einem bekannten Gegenstande um der eigenthümlichen Anschauungsweise willen Interesse verleiht. Auf einen subjectiven Reisebericht, den man gern liest, weil der Reisende für seine Person, seine Gefühle, Ansichten, Meinungen, kurz Das, was eine Persönlichkeit anziehend macht, uns andauernde Theilnahme einzufößen weiß, macht seine Reisebeschreibung durchaus keine Ansprüche. Also wäre es eben nur wegen den Thatfachen, und hier muß die Kritik leider ihm den Grund, den er für sich anführt, streichen. Er meint, Schweden sei nicht bekannt, wie er es kennt, und wir sagen, es ist bekannt. Ohne auf die ältern berühmten Werke von Moritz Arndt, von Schubert u. A. zu verweisen, gibt es außer B. Alexia's „Herbstreise durch Scandinavien“ und den „Carton“ von v. Hallbrenner hier und da zerstreut genug Reiseberichte grade über die Theile Schwedens, welche Hr. v. Gall besuchte, und aus allen kann das Publicum, wenn es sich die Mühe nimmt, das Zerstreute zu sammeln, Dasselbe lernen, was der neueste Reisende hier mittheilt. Es ist wirklich von ihm nichts Neues bemerkt worden. Er hat die gewöhnliche Rodetour gemacht, von Kopenhagen mit dem Dampfschiffe Prinz Karl nach Gothenburg, von dort durch den Göthaelf in den Benersee und die berühmte Kanalfahrt bis Stockholm; von Stockholm aus

aber die ebenso bekannten Ausflüge nach Upsala, Dannemora, Kalun, Dalekarlien u. s. w. Er schildert den Sund, wie ihn schon Viele geschildert, ist zu Gunsten Dänemarks ein Bertheiliger des Sundpolls (etwas für einen Deutschen allerdings Neues; doch beachte man den Verlagsort: Bremen), beschreibt Gothenburgs interessante Lage, welche ihm indessen nicht so bedeutend erschienen wäre, wenn er andere Seefahrte der nördlichen Halbinsel gesehen hätte, lobt die schwedische Ehrliebe, weil die Gäste sich selbst ihre Rechnung machen, und rügt die Trunksucht der Landleute, preist die Kanäle, Dampfboote, Gasanrichtung, Bergwerke, Upsala's Gelehrte und Stockholms herrliche Lage und Monumente u. s. w. Etwas durchaus Neues und Interessantes ist allein folgender Rechtsstreit, von dem der Verf. zur Zeit seines Aufenthaltes in Stockholm Notiz erhielt.

In der deutschen Gemeinde in Stockholm stand der Pfarrer mit deren Vorstehern in Streit über verschiedene Gegenstände. Einen derselben hatte er sich dermaßen zum Feinde gemacht, daß dieser ein Spottgedicht auf ihn schrieb und dasselbe in den neugemachten Wetterhahn zu bringen wußte, mit dem es dann auf die Kirchsippe wanderte. Es ward ruchbar und deshalb von Seiten des Pfarrers gegen den Kirchenvorsteher Klage erhoben. Durch ein Resolut im vorläufigen Verfahren wurde aber dem Kläger zuvörderst der Beweis der Existenz des fraglichen Pasquills auferlegt. Der Geistliche befand sich in einer eignen Lage, da ihm keine andern Beweismittel als das corpus delicti selbst zu Gebote standen. Nur unter großem Aufsehen und mit beträchtlichen Kosten konnte er das seine Ehre verletzende Document von seinem hohen Standpunkte wegnehmen lassen. Die Kosten aber fielen ihm zur Last, sowol wenn der Thäter nicht überführt wurde, als auch wenn, was gleichfalls zu befürchten stand, die ganze Sache vielleicht nur eine Mystification war. So standen die Sachen, als Herr von Gall Stockholm verließ, und zu Ehren des deutschen Predigers wollen wir hoffen, daß er das Pasquill würdig über seinem Haupte haben schweben lassen, da das factische Pasquill, wenn er den Wetterhahn herunternahm und nichts fand, doch noch größer gewesen wäre.

Das Werkchen, vernünftig, wahrheitsliebend und exact geschrieben, genügt mäßigen Anforderungen und wird Jedem, der sich grade über die Tour durch Schweden unterrichten will, welche der Verfasser einschlug, und die Mühe scheut, größere Werke darüber nachzuschlagen, als Wegweiser von guten Diensten sein.

### Notiz.

Der Gebrauch der orientalischen Gewürze an den Speisen scheint in Italien im 13. Jahrhundert aufgefunden zu sein. Gewürze waren der höchste und kostbarste Luxus. Dante erwähnt im 29. Gesange der „Dölle“ (B. 127 fg.) eines modernen Apicius, der aber für uns antik genug ist, und welcher für die ars culinaria seiner Zeit gewiß eine bedeutende Erscheinung war:

E Niccolò che la costuma ricca  
Del garofano prima discoperse.

Nach der Uebersetzung von Streckfuß:

Und Nikel, dem die Ehre zuschreiben,  
Daß er zuerst die Braten wohl gewürzt.

Wie hoch der Luxus rücksichtlich der Tafel getrieben wurde, kann man daraus abnehmen, daß eine Gesellschaft von Gourmands zu Siena, die sich la brigata spendereccia nannte, darin 216,000 Goldgulden, für damals eine ungeheure Summe, vergeudet haben soll. Vorzüglich erfann der erwähnte Niccolò immer neue Federbissen, wie er denn Kasanen mit Gewürzen mästete und mit ähnlichem Aufwande zubereiten ließ. Das hieß la costuma ricca. 29.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 308.

4. November 1838.

Friedrich Rückert.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 307.)

Von den „Zeitgedichten“ in zwei Büchern (1814—17), von denen wir mit ausdrücklicher Erlaubniß des Verf. („Freundesurtheil“, 1837) Einzelnes gescholten haben, sei auch zugestanden, daß das Ganze zusammen als ein Bild der Zeit erscheint, das nach 20 Jahren noch frisch ist und noch eine Strecke weit seine Farbe halten wird. Es ist aber auch noch Einzelnes als vortrefflich hervorzuheben. Der herrlichen Ode S. 235 ist nichts vorzuwerfen, als daß ihr Prophetenwort leider nur poetische Wahrheit hat, wofür der Dichter offenbar nicht verantwortlich zu machen ist. „Die Gräber zu Dttensen“, der „Speckbacher“, „Deutschlands Heldenleib“, „Deutschlands Feierkleid“ sind Volks- und Jugendlieder geworden, die schon lange im ganzen Vaterlande widerklingen; auch der „Kapuziner Haspinger“ (S. 300), „Der Schweizerkäs von 1814“ — noch madenvoller 1838 — (S. 315), „Hopplieder“ (S. 308—314) sind in ihrer derben Laune noch immer erquicklich. Ganz rückwärts gefehrter Prophet ist aber der Dichter in dem herrlichen didaktischen Gedichte: „Der Bau der Welt“ (das erste von drei Gesichten) (S. 334—388). Mit Flammenzügen wird hier die Geschichte der religiösen Menschheit in der Schöpfung, in der babylonischen Verwirrung, in Ägypten, Indien, im germanischen Norden, in der griechischen Mythologie, im alten Bunde und endlich im Christenthume geschildert, und die Sprache entlehnt hier den schmetternden Ton der Gerichtsposaune. Die folgende Probe, als ein Wort, das noch immer zur Zeit ist, stehe hier, die Leser zum erneuten Genuße des Ganzen einzuladen:

Da sah ich rings die ganze Welt  
Schon vorbereitet lange,  
Ein dunkles, aber offnes Zelt,  
Zu neuen Lichts Empfang;  
Die Lampe war herabgebrannt,  
Die vorm Altar der Götter stand,  
Daß am verqualmten Dachte  
Man nicht mehr freu'n sich mochte.

Nicht vom versumpften Musenborn  
Mochte der Geist mehr trinken,  
Des Wetbrauchs saulgenornes Korn  
Sah ihm statt Dufsts ein Stinken;

Und vorm verbrauchten Heiligthum,  
Das in den Körben man herum  
Trug mit verschlossnen Deckeln,  
Begann ihn auch zu eckeln.

Das Fleisch der Mutter Phantasie  
War krank und ganz verdorben;  
Und eine Stimm' erscholl, es sei  
Der große Pan gestorben.  
Und an demselben Tag, an dem  
Der Vorhang in Jerusalem  
Serris vorm Tabernakel,  
Verstummen die Orakel.

Es war der ganze Säulenbau  
Des Heidenthums zerrüttet,  
Und konnt' im tiefsten Riß genau  
Nie werden mehr verlüttet:  
Der Fittig Psyche's dehnte sich  
Aus morscher Hüll' und sehnte sich  
Nach einem andern Freier  
Als dem in Bind' und Schleier.

Dann werden Rom und der neue Glaube im Kampfe beschrieben, Germanenthum und Mittelalter verherrlicht, und mit dem Wettstreite der Minnesänger auf der Wartburg schließt Gesicht und Gedicht.

Den Ueberrest des Bandes füllt das zweite Buch der „Zeitgedichte“ und ein Bündel „Volksfagen.“ Über beide ist nicht anders zu berichten, als schon im Anfange dieser Beurtheilung geschehen ist. Nur ein herrliches Gedicht, vielleicht eins der tiefstinnigsten, das Rückert je gedichtet, ist nicht zu übergehen; es mag, wenn Ref., der es in einem Zeitblatte zuerst gefunden, sein Gedächtniß nicht trügt, um 1816 verfaßt sein und lautet (III, 404):

G e h e b u n g.

Ich stand auf Bergen hoch  
Und über sah die Erde,  
Die so gedrückt vom Joch,  
Geschlagen so vom Schwerte.

Ich sah den blut'gen Greul,  
Der lag auf ihren Tiefen,  
Und hörte das Geheul  
Der Stimmen, welche riefen.

Ich sprach: o wär' ich doch  
An dieser Noth entrückt!  
Da ward vom Berg auf hoch  
Ich in die Luft gezückt.

Auf schwebt' ich durch die Luft  
Und hör' und sah noch immer.  
Zulezt verschwamm in Dufst  
Das Blut und das Gewimmer.



Und als ich nieder sah  
Aus allerhöchster Ferne,  
Da sah ich schimmern da  
Den schönsten aller Sterne.  
Was dort im hellen Licht  
Ist das für eine Sphäre?  
Da ward mir der Bericht,  
Daß es die Erde wäre.  
Der Engel sprach zu mir:  
Es ist dir hier verschwunden,  
Was einzeln drunten dir  
Den wirren Blick umwunden.  
Du hast die Höl' erreicht,  
Wo dir erscheint das Ganze,  
Und deine Erde weicht  
Hier keinem Stern an Glanze.  
Die Erd' in ihrem Kern  
Von Wunden so durchwühlet,  
Sieh, wie vorm Blick des Herrn  
Sie sich genesen fühlet.  
Der Ruf des Weh's verschwimmt;  
Thu auf dein Ohr und höre,  
Wie hell ihr Loblied stimmt  
In ihrer Schwester Höre.

Ein Stoffseuffer leitet den vierten Band der Sammlung ein, vom Mai 1837, der ziemlich lebensfakt schließt:  
Ich wollt' ich wär' am Ende nun,  
Und könnte ruhn!

Dann folgt ein schöner Rückblick auf die politischen Gedichte; dann ein „Rosenlied“ zum Geburtstag des Freiherrn Truchsess auf Bettenburg, aus Stuttgart gesandt, ein herrliches Lied, in welchem es „von Rosen um und an roset“, fast noch mehr als in den rosenathervollen Gedichten meines theuern Freundes Anastasius Grün. Vielleicht ist es manchen Lesern nicht unwillkommen, etwas über die Persönlichkeit des edeln deutschen Ritters auf der Bettenburg zu erfahren, ohne welchen sich Ref. das Jugendbild Rückert's gar nicht denken kann. Er holt deswegen ein vergilbtes Papier vom Frühling 1815 hervor, das ein unvollendet gebliebenes Reisejournal bildete, und schaltet seiner Beurtheilung das vor 23 Jahren vom dreilundzwanzigjährigen Jünglinge Niedergeschriebene als kurze Episode ein.

Die Bettenburg. \*) Mai 1815.

Sie erschien uns \*\*), gelegen auf einem mäßigen mit Obst- und Waldbäumen bewachsenen Hügel, nicht grade imponirend von dieser Seite, weil dahinter noch bedeutend höhere Berge hervorragten; mehr einem alten geräumigen Hause als einem Schlosse zu vergleichen. Erhitzt durch den ziemlich mäßigen Bergsteig traten wir durch einen Theil des freundlichen Gartens in den Burghof ein, und kleideten uns im Hause des Försters um. Wie wir aus den Fenstern nach der Burg hinüber sahen, die nun mit ihrer ganzen Rehrseite grau und sonnig uns gegenüberstand, kam ein großer, bleicher Jüngling, von Kopf zu Fuße schwarz-althdeutsch gekleidet, mit langen schwarzen Schulterlocken, aus dem Burghore herausgeschritten und ging dicht am Försterhause vorüber. Ein Blick in die nicht großen, tiefstehenden, funkelnden, braunen Augen überzeugte mich, wer es sei, und auf des Försters Weisung lief ich zur Thüre hinaus, auf ihn zu, und er umarmte mich

\*) Sie liegt in Franken an der meiningenschen Grenze.

\*\*) Dem Ref. und einem Freunde, die auf einer Reise nach Berlin begriffen waren.

auf Kennung meines Namens. \*) Er führte uns unter gegenseitigen herzlichem und wirklich auch seinerseits sanften Begrüßungen — wie ich es seinen herben Gedichten nach kaum gehofft hatte — das Schloß hinauf in den geräumigen, freundlich ausgeschmückten, aber gar nicht modernisirten Speiseaal, aus hier den Burgherrn nach seinem Mittagsschlaf zu erwarten. Wir hatten Zeit, uns im Zimmer umzusehen; über den drei Thüren des Saales waren die verschiedenen Zeitalter Deutschlands dargestellt: das urdeutsche, das ritterliche, das altfränkische, in Gemälden, die wenigstens das Klar ausdrückten, was sie bezeichnen sollten.

Kaum hatten wir einige freundliche Worte gewechselt, als die Thür aufging und der Greis, die Tabackspfeife im Munde, herein und forschend mit den halbblinden Augen rüstig auf uns trat. Er ist ein großer Mann mit halb kahlem und halb grauem Scheitel, von breiten Schultern, überhaupt tüchtigen Gliedern; nur in den etwas schwächlichen Beinen kündet sich das Alter an; denn er zählt 60 Jahre. Wie er bei uns angekommen war, warf er mit feierlicher Herzlichkeit seine Arme um unsere Schultern, und indem er rechts und links einem jeden von uns dicht ins Antlitz blickte, strengte er sein schwaches Augenlicht an, um aus den Zügen unsere, ihm begreiflich unbekannt Persönlichkeit herauszufinden. Endlich rief er meinen Vornamen und sel mir dabei mit ganz jugendlichem Feuer um den Hals, mich aufs innigste küßend und herzlich, gleichsam um mir seinen warmen Dank für das Lob seines Freundes Raimar auf die Lippen zu drücken.

Raimar (Friedrich Rückert) ist gar nicht der schroffe Mensch, wie ich mir ihn gedacht hatte. Als ein wahrer Dichter fühlt er sich, aber am tiefsten auch Alles, was ihm noch mangelt. In der Kritik gegen sich und Andere ist er daher, stets nach dem Höchsten strebend, unbarmherzig. Fast scheint er mir der Form zu viel zu hulldigen und in ihrer Pein sich ordentlich selbstquälerisch zu gefallen. Sein Spott und seine Ironie sind verlachender und schonungsloser als bei uns Schwaben, indem sie sich ohne Ansehn der Person — zwar nie ohne Gutmüthigkeit — selbst auf sehr liebe Freunde, ja auf den alten Truchsess selbst erstreckten. An einem unserer Lieblingsdichter tabelte er die Vielschreiberel, die Flüchtigkeit, die Vernachlässigung des Reims, in Allem etwas Manier und zu viel christliche Bekehrungsucht, daher er denn, was als Probe seines Spottes dienen mag, die Lust äußerte (nur die persönliche Liebe zum Dichter halte ihn von der Ausführung ab), einen so bekehrten Selbstem vorzunehmen und in einer Novelle oder einem Romane auf echt antichristlich zum Abfalle zu bringen. Der alte Burgherr dagegen ist ganz und gar ohne Arges und hat ein gar weites Herz für alles auch nur halbwegs Gute, und von dieser Seite kann es Raimar nicht ganz lassen, ihn zuweilen zu bespötteln oder doch zu belächeln. Aber wie kräftig ist des alten Ritters Liebe zum Guten, mit wie jugendlichem Feuer umfaßt er Das, was ihm das Rechte scheint, mit wie warmer, mächtiger Rede sieht er es durch, welch einen Schatz von Liebe und Herzengüte hegt er in seinem treuen Herzen, wie gottergeben ist sein Alter! Wenn er einen recht schönen, besonders einen christlichen Zug von einem Menschen erzählt, wenn er ahnend und hoffend in die Zukunft blickt, so regt und bewegt sich sein ganzes Wesen, seine Muskeln arbeiten; und doch löst sich dieser Kampf am Ende in eine wohlthätige Ruhe auf, daß er still, ohne ermüdet zu sein, niedersieht, während ihm Thränen in den verbunkelten Augen stehen.

Noch am selben Abend führte uns der Burgherr durch einen Theil seiner Anlagen, die sich auf zwei ziemlich hohe Berge erstrecken und, alle von seiner Erfindung, nicht mit Kumpeln, Roschen u. s. w. versehen, sondern ganz deutsch gehalten sind. Kapellen,

\*) Rückert hatte meine Beurtheilung seiner, „Beharnischten Sonette“ gelesen, und wir waren ihm und dem Freiherrn durch unsern Wöchner und Rückert's Freund Wangenheim angekündigt.

Familien Denkmale, Stätten den Abgeschiedenen und wieder den Lebendigen geweiht, einzelne Denkmale mit Sprüchen, viel lieblich verschlungene Wege, bei denen hauptsächlich der Natur selbst nachgegangen worden, alles das eint sich zu einem dem Aug' und Gemüthe wohlthuenden Ganzen. Sein Sinn für Naturschönheit (keine ausgezeichnete Stelle ist ohne einige Aussicht), seine Liebe zu Gott, zu den Seinigen (eine Säule ist der Geschwisterliebe, seinem Vater und dessen Brüdern, seinem Bruder und, wie er hofft, dessen Söhnen — er selbst ist ehelos — gewidmet), seine Liebe zu den Freunden und zu allen Guten ist in diesem schönen Walde als That ausgesprochen. Von dem äußersten Ende der Anlagen, dem Guttenberge, hat man eine herrliche Aussicht über das Würzburgische und Fulbaische, und links erscheint hier das waldbumgebene Schloß mit seinen Gräben erst recht burgmäßig.

Als Ritterthum und Volksgefang noch blühten,  
Da waren's frommer Fröhlichen Gestalten,  
Nach denen Kämpfer viel und Dichter wallten:  
Die Glocken klangen, die Kapellen glühten.

Doch nun dahin sind jenes Lebens Blüten,  
Wohin soll sich die Wanderung entfalten?  
Oh' die zerstreuten Funken ganz erkalten,  
Wo findet frommer Sinn die unverspröhten?

Da, wo die Ritterzeit sich hingeborgen,  
In einem Forst von Tannen und von Eichen  
Hebt eine graue Burg sich ohne Sorgen.

Dort hat ein hoher Burgherr sonder Gleichen  
Das Herrliche gedrängt in wenig Morgen,  
Lied, Adel, Kirche kann von hier nicht weichen.

Hier bricht des Ref. Gedächtnis ab, um sich erst wieder in Berlin fortzusetzen. Er erinnert sich nur noch, daß der philanthropische und protestantische Sechziger, obgleich ein Freiherr, die retrograden Gedanken des jungen katholisch-feudalistischen Sonettisten mit einem lächelnden Kopfschütteln zurückwies und den Dichter dadurch, wo nicht zur Besinnung brachte, doch nachdenklich machte.

(Der Beschluß folgt.)

Des journaux chez les Romains, recherches précédées d'un mémoire sur les annales des pontifes, et suivies de fragmens des journaux de l'ancienne Rome; par J. V. Leclerc. Paris 1838.

Zwei Quellen der römischen Geschichte, wesentlich verschiedene durch ihren Charakter und ihr chronologisches Gebiet, bilden den Gegenstand der beiden Abhandlungen, welche in diesem Buche nebeneinander gestellt sind: die *Annales maximi*, eine von den Pontifices geführte offizielle Staatschronik, welche vielleicht Jahrhunderte lang neben der mündlichen Tradition das einzige Mittel der Überlieferung der öffentlichen Begebenheiten ausmachte, und die *Acta diurna populi Romani*, tägliche Neutzeitblätter, welche gegen das Ende der Republik aufkamen, und deren Ähnlichkeit mit unsern Zeitungen groß genug war, um den Namen zu rechtfertigen, den ihnen der Verfasser gibt. Wenn die Untersuchung des Wesens und der Bedeutung der römischen Journale das lebhaftere Interesse erregt, so muß man doch der Geschichte der Annalen des Pontifex Maximus die höhere historische Wichtigkeit zuerkennen, denn auf ihr vorzüglich beruht die Frage über die Glaubwürdigkeit der römischen Überlieferungen aus der Periode vor der gallischen Invasion. Wenn die bekannte Stelle des Livius (Buch VI, Cap. 1) wirklich beweist, daß außer den übrigen öffentlichen und Privatdocumenten über die Geschichte Roms auch die Annalen der Pontifices im gallischen Brande untergegangen sind, so müssen wir freilich annehmen, Das, was wir als die Geschichte der ersten 350

Jahre Roms kennen, beruhe nur auf mehr oder weniger willkürlichen und jedenfalls wenig zuverlässigen Wiederherstellungen der verlorenen Urkunden und auf Sagen und Liedern, die im Munde des Volkes leben mochten. Es ist bekannt, daß diese Ansicht von mehreren Geschichtsforschern angenommen ist, und daß namentlich Niebuhr sie mit vieler Gewandtheit verfolgt hat. Das Irrige jener Auffassung der ältesten römischen Geschichte darzuthun, ist die eigentliche Aufgabe, welche sich der Verf. in der Abhandlung über die Annalen der Pontifices gestellt hat.

Der erwähnten Stelle des Livius stehen nur zwei andere alte Texte zur Seite, deren einer dem Plutarch („Leben Numa's“, Cap. 1) und der andere dem Autor „über das Glück der Römer“ (Cap. 13) angehört. Der Verf. beseitigt diese beiden Texte, indem er nachweist, daß der erste nur von den Geschlechtsregistern der vornehmen römischen Familien handelt, und daß der zweite sich ausdrücklich auf die Autorität des Livius beruft. Demnach ist das Zeugniß des Letztern das einzige, auf welches sich die skeptische Ansicht von der ältesten römischen Geschichte stützen kann. Eine Bemerkung, die sich von selbst darbietet, ist, daß Livius nicht behauptet, alle urkundlichen Geschichtsdenkmale seien durch den gallischen Brand vernichtet, sondern daß er nur den Untergang eines großen Theils derselben (pleuraque interiere) beklagt. Der Verf. glaubt aber, daß Livius ungeachtet dieser Beschränkung noch zu viel sagt, daß er es vielleicht bequemer gefunden, die Existenz der älteren Annalen zu leugnen, als diese in rauher, schwer verständlicher Sprache und im trockensten Style geschriebenen Documente zu studiren. Zum Beweise, daß Livius einer solchen Vernachlässigung jener wichtigen Geschichtsquelle wol fähig gewesen, nennt der Verf. eine Reihe von Denkmälern und Urkunden, die dem römischen Historiker nicht unbekannt sein konnten, und die er gleichwol entweder gar nicht, oder doch nur sehr unvollständig benutzt hat, z. B. die Gesetze der Könige, die der 12 Tafeln, mehre Senats- und Volksbeschlüsse, mehre Staatsverträge, welche von Dionys von Halikarnas und Andern angeführt werden. „Diese Aufzählung“, sagt der Verf., „die gewiß nicht vollständig ist, beweist zugleich zur Genüge, daß nach dem Brande Roms, was man auch sagen möge, mehr übrig geblieben ist als die hölzerne Statue der Fortuna und der Schäferstab des Romulus“. Überdies geht aus mehren Stellen der römischen Schriftsteller und sogar des Livius selbst hervor, daß eine Anzahl wirklicher Bücher, vorzüglich öffentliche Urkunden und Register, namentlich die sibyllinischen Bücher, die *libri lintei*, die *libri magistratum*, die *tabulae censorum* und andere den gallischen Brand überlebten. Doch die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, daß die Annalen der Pontifices in dem Brande Roms nicht untergingen, genügt dem Verf. nicht, er sucht positive Beweise für ihre Erhaltung und findet diese bei Cicero („De orat.“, II, 12; „De legg.“, I, 2; „De divinat.“, I, 17 u. 44, und namentlich „De republ.“, I, 16), bei Livius selbst in mehren Stellen, wo er ohne nähere Bezeichnung von alten Annalen spricht, bei Dionys von Halikarnas (I, 74, wo der Verf. statt ἀρχαιοτάτη nicht ohne Wahrscheinlichkeit ἀρχαιότατα lesen zu müssen glaubt; IV, 30; VIII, 56), in Cellius (IV, 5) u. s. w. Die Discussion dieser verschiedenen Texte würde natürlich hier viel zu weit führen, und es muß mir daher genügen sie citirt zu haben.

Der letzte Abschnitt des Memoire handelt von der historischen Wichtigkeit, welche den Annalen der Pontifices beizulegen ist. Um die Meinung zu widerlegen, welche denselben diese Wichtigkeit abspricht, weil sie eigentlich eine Menge von Priestermärchen und ähnlichen Fabeln enthielten, zieht der Verf. eine sehr treffende Parallele zwischen den Quellen der ältesten französischen und denen der römischen Geschichte. Jene wimmeln nicht minder als diese von Erzählungen übernatürlicher Ereignisse, aber Niemand denkt daran, ihnen deshalb jede historische Glaubwürdigkeit abzuspriechen. Der Niebuhr'schen Ansicht von der römischen Geschichte wird in diesem Theile der Schrift beistimmende Ironie und Persiflage nicht erspart.

In der Abhandlung über die römischen Journale sucht der Verf. zunächst zu beweisen, daß diese Organe der Öffentlichkeit über die Zeit Cäsar's hinaufsteigen, von welcher sie die gewöhnliche Meinung datiren läßt, die sich vorzüglich auf die oft angeführte Stelle Sueton's („Caes.", Cap. 20) stützt. Der Verf. interpretirt die Worte des Biographen Cäsar's: „Primus omnium instituit ut tam senatus quam populi Romani diurna acta conficerentur et publicarentur", dahin, daß Cäsar die Acte des Senats in Hinsicht auf Veröffentlichung denen des Volks, deren Publicität bereits bestanden, gleichgestellt habe; eine Auslegung welche die Wortfügung ohne Zweifel zuläßt, und der zufolge die angeführte Stelle das Gegentheil von Dem beweist, was manche Geschichtsforscher folgern. Einen positiven Beleg dafür, daß die Existenz der römischen Journale bis zur Zeit der Eröberung von Romantia, also bis zu der Epoche hinaufreichte, wo die Annalen der Pontifices aufhörten, scheint dem Verf. eine von Aul. Gellius (V, 13) aufbewahrte Stelle des Publius Sempronius Atracilius zu liefern, obgleich freilich das Wort: diarium, auf dessen Sinn hier Alles ankommt, füglich auch eine andere Bedeutung haben kann als die eines täglichen Verzeichnisses der öffentlichen Begebenheiten, um so mehr, als der alte Autor es durch *εφημερίς* paraphrasirt, und nichts darauf hindeutet, daß die Griechen Zeitungen hatten und durch dieses Wort bezeichneten. Die weiteren Beweise, welche der Verf. für seine Meinung anführt, sind gleichfalls ziemlich unsicher und überdies wenig zahlreich. Bis auf die Zeit des ersten Consulats Cäsar's ist nur zwei- oder dreimal von öffentlichen Acten die Rede, die man allenfalls für Zeitungen nehmen könnte, und der Verf. muß zuletzt eingestehen, daß er in ihnen nur Wahrscheinlichkeitsgründe für seine Ansicht finde (S. 250). Während der Kaiserzeit werden die Spuren und Ueberbleibsel der römischen Zeitungen immer deutlicher und zahlreicher. Die Acta diurna populi Romani beschränkten sich nicht auf die Mittheilung der öffentlichen, vom Staate ausgehenden oder ihn interessirenden Begebenheiten, sondern Alles, was der Volksgewalt Nahrung verspricht, findet seinen Platz; Prozesse, Theateraufführungen, merkwürdige Naturerscheinungen und vorzüglich die chronique scandaleuse spielen in den römischen Zeitungen eine ebenso große Rolle als in unserer Tagespresse. Daß diese Organe der Öffentlichkeit unter den Händen der ersten Cäsaren bald zu Regierungswerkzeugen wurden, dürfte man dreist annehmen, auch wenn keine Zeugnisse dafür existirten. Welcher unermessliche Vortheil ließ sich nicht aus der geschickten Handhabung dieser Zeitungen ziehen, welche Wahrheit und Lüge in die Provinzen des römischen Reichs trugen, ohne daß bei der Mangelhaftigkeit des schriftlichen Privatverkehrs eine Controle der officiellen Angaben und Darstellungen möglich war. Und wirklich fing schon Cäsar an, die Zeitungen in diesem Sinne zu benutzen, indem er sie z. B. erzählen ließ, daß Antonius ihm im Namen des römischen Volkes die Krone angeboten, er jedoch dieselbe zurückgewiesen habe. Libérius, der Meister in der Despotenkunst, wußte den Mißbrauch der Zeitungen zu vervollkommen. Er ließ darin erzählen, was Dieser oder Jener gegen ihn gesagt habe, und verschaffte sich so einen Vorwand zur Verfolgung Derjenigen, welche ihm mißfielen. Welche Ausbreitung und Bedeutung zu seiner Zeit die Zeitungen hatten, läßt sich aus einer Stelle des Tacitus ersehen, wo es heißt: „Diurna populi Romani per provincias, per exercitus curatius legitur ut noscatur, quid Thrasea non fecerit." Der alte republikanische Geist war noch nicht ganz erloschen, man verstand wenigstens noch die Protestation gegen die Usurpation, die in dem Schweigen des Thrasea lag. Hundertfünfzig Jahre später hatte sich der römische Despotismus so sehr aller Furcht und Scham entäußert, daß er die Veröffentlichung seiner Schimpflichsten und verbrecherischsten Handlungen nicht scheute. „Habuit morem", sagt Lampridius vom Commodus, „ut omnia quae turpiter, quae impure, quae crudeliter, quae gladiatorie, quae lenonice faceret, actis urbis indi juberet."

Doch es ist hier nicht der Ort, die römischen Journale durch die verschiedenen Stadien zu begleiten, die sie durchliefen, bis sie mit dem Reiche untergingen, um erst im 16. Jahrhunderte wieder aufzuleben. Ob sie im griechischen Reiche fortbauerten, darüber läßt uns das vorliegende Werk ebenso im Dunkel wie über die meisten ihre Beschaffenheit betreffenden Fragen, die sich nicht unmittelbar auf ihren Inhalt beziehen. Als Anhang gibt der Verf. eine Reihe von Stellen lateinischer und griechischer Schriftsteller, in denen von den römischen Zeitungen die Rede ist, und welche er ziemlich unpassend „Fragmens des journaux romains" überschreibt, denn die wenigsten derselben enthalten wörtliche Citate. Unter diese Fragmente hat der Verf. die von Schott und Dobwell bekannt gemachten elf angeblichen Bruchstücke aus den Actis diurnis nicht aufgenommen, weil er dieselben für untergeschoben hält. Dieses Urtheil wird durch einen langen kritischen Commentar des Textes jener elf Tagesberichte motivirt. Aber die hier angewendete Argumentationsweise kann ich nicht umhin einige Worte zu sagen. Nachdem der Verf. den Einwand freiwillig fallen lassen, der allenfalls von der Sprache und der Orthographie jener Documente (die nicht immer die des Jahrhunderts ist, in welches ihre Handlung fällt) hergenommen werden könnte, bemüht er sich nachzuweisen, daß die meisten der in ihnen erzählten Ereignisse auch von Livius und andern Schriftstellern erwähnt werden, und er folgert aus diesem Umstande ohne Bedenken, daß sie nach jenen Autoren redigirt seien. Kommt dagegen ein Name oder eine Thatfache in den Tagesberichten vor, deren kein Schriftsteller erwähnt, so fragt der Verf.: warum hat Cicero diesen Mann nicht genannt, warum hat Livius diese Begebenheit nicht ausgezeichnet? und er zieht aus dem Schweigen der Schriftsteller den Schluß, daß die Angaben erfunden seien. Dieses perfide Raisonnement bildet die ganze Beweisführung Leclerc's gegen die Echtheit der Schott-Dobwell'schen Documente. Ob diese das Werk eines gelehrten Falsarius sind oder nicht, will ich nicht auf mich nehmen zu untersuchen, aber ich kann dreist versichern, daß die vom Verf. für die erste Annahme beigebrachten Argumente in den Augen keines Unparteiischen das mindeste Gewicht haben können. Das Ganze des Werkes zeugt übrigens von einer ausgezeichneten Combinationsgabe und von einer unermesslichen Belesenheit, der zumal nichts von Dem fremd zu sein scheint, was der Fieß der deutschen und holländischen Philologen und Archäologen gesammelt und ausgearbeitet hat. Die Gelehrsamkeit des Verf. ist frei von Pedanterei; er weiß selbst der dürrn Wortkritik, der er vielleicht ein wenig zu viel Platz einräumt, eine gewisse schöngestaltige Eleganz zu geben. Sein eigentliches Thema ist mit pikanter Polemik, mit historischen Vergleichen, die gewöhnlich durch eine feine Wendung mehr angedeutet als gezogen werden, und mit Epigrammen verschiedener Art so reich durchflochten, daß sein Buch auch Dem eine vielfach interessante Lecture bietet, welchem die Annales maximi und die Acta diurna populi Romani ziemlich gleichgültig sind. 14.

### Notiz.

Verirrung eines bairischen Geistlichen.  
Der protestantische Deean Stephan zu Gunzenhausen im Königreich Bayern hat in seiner Schrift über das Abendmahl die Entdeckung gemacht, daß die Lehre vom Abendmahl sich durch die Verschönerung des Catinina erkäuert lasse, bei welcher zur Bekräftigung des Bundes nach Callistus' Erzählung Menschenblut getrunken wurde, und damit dieser Parallelismus der heiligen Handlung mit jenem ungeheuern Verbrechen um so anschaulicher werde, hat er die gräßliche Scene, die jene Abfchwärzter aufführten, in Kupfer stechen und seinem Werke über das Abendmahl vordrucken lassen. Man weiß in der That nicht, ob man darüber lachen oder weinen soll. 2.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 309.

5. November 1838.

Friedrich Rückert.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 308.)

Jetzt aber zurück zum vierten Bande der Rückert'schen Sammlung. Auf das „Rosenlied“ folgt eine ganze Reihe sinnreicher Gedichte, in denen der Verf. eine Menge Lebensvorfälle benutzt, um sie höchst kunstvoll auf seiner Sprachorgel abzuspielen und sie mit poetischen Epithetendigkeiten auszuschnücken. Einmal verdeckte ihm, im Theater vor dem aufgethanen Vorhange sitzend, ein weiblicher Mabafternackten das Schauspiel. Doch wußte er sich zu trösten:

Wenn sich auf den kalten Brettern  
Dort so schöne Sachen spielten,  
Dürften hier wol schlech're vorgehn  
Auf den Mabafternackten?  
Ganz dieselben gingen vor;  
Nur statt lebensgroßer Spieler  
Waren nach des Raums Verhältnis  
Kleinere hieher beschieden,  
Welche auf so zartem Grunde  
Bart austraten, wie sich's schickte.

Unser Leser soll nicht im Ungewissen bleiben; die kleinen Spieler auf dem Frauennackten waren des Dichters eigne Gedanken, zu Amorinen und Amoretten umgewandelt, welche angemessene Zwischenspiele zu dem größern Stücke aufführten:

Denn das Ganze lief wie dort,  
So auch hier hinaus aufs Leben.

Unter diesen Gedichten ragen theils als niedliche Kunstwerke, theils als poetisch ausgeprägte Lebenswahrheiten hervor: „Die geschorenen Locken“ (S. 16), „Dichterehe“ (S. 22), „Der Apotheker“ (S. 23), der mühsam gangvolle, eingeschrumpfte, abgestumpfte Arzneischmecker, vor dessen kritisch-effektischer Musterung des Gartens

Sah ich Bäume wanten  
Wie die Kranken,  
Daß von weilen Stielen  
Blätter fielen  
Und am Boden klebten  
Gleich Rezepten.  
Als fortfuhr das Mustern  
Ward zu Hustern  
Aller Nachtigallen  
Liederschallen,  
Und die Rosenhecken  
All vor Schrecken

Burden leichenfarber  
Als Rhabarber.

Ferner: „Fünf Sprüche Eines Tages“ (S. 25 fg.), „Der Fußwanderer“ (S. 26 fg.) und die folgenden Wanderlieder bis S. 41, die zierliche Liebesromanze von Fräulein Luft und Junker Duff mit eingeschlossen; „Liebe im Kleinen“ (S. 49), „Morgenbetrachtung“ (S. 51).

Das Seherische in Rückert's Dichternatur zeigt sich in seiner spätern Poesie nicht nur in den erhabenen Gedichten, die großartige Stoffe behandeln, sondern namentlich auch darin, daß er gewisse allgemeine Erfahrungen auf dem Gebiete der Anschauung und Empfindung, die fast jeder Mensch, selbst der ganz prosaische macht, mit seinem Dichterblicke und Dichtergefühle so durch und durch schaut und bis auf den Grund empfindet und durch das herrliche Organ seiner gelenkten und dem Geiste durchaus gehorsamen Sprache so vollkommen in ihrer Wesenheit zur Erscheinung bringt, daß, was bei andern Menschen ein gemeines Erlebnis ist, bei ihm zur idealen Wirklichkeit, zur Kunstschönheit wird. Wir haben z. B. seit einigen Jahren Alle besondere Gelegenheit, unser verdrüßliches nordisches Klima in Deutschland, das sich schroff in lange kalte Winter und kurze glühende Sommer abscheidet, recht gründlich kennen zu lernen; wer hat aber dies je so anschaulich und schön dargelegt als Rückert in dem Gedichte: „Das Jahr“ (IV, 58)? Eben dahin gehören die Lieder: „Das Dasein eines Blattes“ (IV, 215), „Kurze- und Langeweile“ (IV, 225), „Der hohle Zahn“ (IV, 222). Wer hat nicht schon den Fieberschmerz des Zahnwehs empfunden, wo der nackt und bloßgelegte Nerv seine krankhafte Existenz dem Knochenkern und dem Schmelz des schmerzenden Zahnes mittheilt und uns dieser so groß dünkt wie ein ungeheurer Fels mit einer Höhle? Schubert in seiner „Geschichte der Seele“ spricht gelegentlich sehr schön von diesem Phänomen. Aber der Dichter verlegt uns mit recht peinlichem Wohlgefallen ganz in jene Dualphantasie zurück, wenn er singt:

Ein halbgehöhler Zahn  
Hat längst mir wehgethan;  
Schmerz mich durchdrückte tief,  
Da träumt' ich, als ich schlief:  
Ich selber sei, o Pein,  
Ein kranker Zahn allein.  
Da ward ich aus dem Zahn  
Im Traume zum Vulkan,

Der, halb erst ausgebrannt,  
In grimmen Schmerzen stand,  
Aaswiebelnd nach Gebrauch  
Blutströme, Glanz und Rauch....

' Aus den „Vermischten Gedichten“ sind noch die Lieder „Vom Kahlenstein“ (IV, 64) und „Des Glockentürmers Töchterlein“ (IV, 66) hervorzuheben. Die „Stillichen Rosen“ und „Baselen“ sind von denjenigen, die Rückert's morgenländische Poesie gewürdigt haben, vollkommener gepriesen worden, als wir es vermöchten, und wir lassen dafür beide nicht unbewundert, nur unbeurtheilt.

Die „Koburger Lieder“ (1821 — 28) fangen spielend an, um immer ernster, immer tiefer, auch immer schöner zu werden (vgl. S. 212, 213, 215, 216, 218). „Die Sprüche eines Büßenden“ (S. 222 fg.) sind Worte, die alles Pantheistische, was Rückert in der neuesten Zeit gesungen, bei weitem aufwiegen; Wahrheit und Schönheit hält sich in ihnen das vollkommenste Gleichgewicht. Ebenso schön ist in seiner Art, was von S. 226 — 230 folgt, und die Zuschrift: „An die Dichter“ (IV, 230), mag die neueste Schule, die in Rückert doch auch einen Dichter und Seher verehrt, zu Herzen nehmen:

Die Stein' harmonisch hat bewegt Amphion,  
Nicht deren Sinn verwirret, die da bauten;  
Besänftigt hat die Meerdelphin' Arion,  
Nicht kürmisch aufgeregt mit seinen Lauten.

Nur das ist Himmelskunst, die mich versöhnt,  
Die mir die Welt, mich vor mir selbst versöhnt.  
Was trübt, verwirrt, zerreißt, wie stark es tönt,  
Ist Lügenkunst, die bösem Zauber fröhnt.

Der Dichter sei ein Bildner, kein Traumbilderer,  
Kein Sinnverwirrer, Phantasieverwilderer,  
Ein Zähler des Affects, Gefühles Wilderer,  
Selbst in sich klar und aller Klarheit Schilderer.

„Die Sprache und ihre Lehrer“ (IV, 231), „Zwei Wünsche“ (S. 242), „Der Erstgeborene“ (S. 242), „Bethlehem und Golgatha“ (S. 248) sind, jedes in seiner Weise, vollendete Gedichte, das letzte zugleich ein religiöses Glaubensbekenntniß, das manchem Bewunderer des Dichters ungeschickt kommen mag. Es schließt:

Mit Pilgerstab' und Muschelhute  
Nach Osten zog ich weit hinaus;  
Die Botenschaft bring' ich euch, die gute,  
Von meiner Pilgerfahrt nach Haus:  
O, zieht nicht aus mit Hut und Stabe  
Nach Gottes Bieg' und Gottes Grabe!  
Rehrt ein in euch und findet da  
Sein Bethlehem und Golgatha!

O Herz, was hilft es, daß du knieest  
An seiner Bieg' in fremdem Land?  
Was hilft es, daß du staunend siehest  
Das Grab, aus dem er längst erstand?  
Daß er in dir geboren werde,  
Und daß du sterbest dieser Erde  
Und lebest ihm, nur dieses ja  
Ist Bethlehem und Golgatha.

Auch die „Erlanger Lieder“ bieten, wiewol etwas verflückter und seltener, einiges Vortreffliche: „Unglück“ (IV, 264), „Losmachung“ (S. 266), „Traumflug“ (S. 268), „Das Undenkbare“ (S. 268), „An das Eichhorn“ (S. 270), „Der Nachtwächter“ (S. 271). Von den „Erinnerungen

eines Dorfamtmannssohnes“ trifft der oben ausgesprochene Tadel nicht das wunderherrliche Lied: „Der Winter auf dem Lande“ (S. 289), und die Lieder S. 302, 304, 305 u. 329. Den vierten Band beschließen „Lieder und Sprüche der Minnesänger“ und eine „Blumenlese aus Dichtern verschiedener Völker und Zeiten“. Überblicken wir noch einmal den ganzen Schatz, der in diesen zwei Bänden zerstreut uns vorliegt, so durchdringt uns ein Gefühl der Ehrerbietung gegen den Dichter, der zur Größe des angeborenen Talents die seltene Größe der Durchbildung dieses Talentes hinzugefügt hat, und wir preisen den reichen Geist glücklich, der das Erhabene als Erbschaft und das Schöne als Errungenschaft des Genius besitzt. \*)

Gustav Schwab.

Sentimentale und humoristische Rückblicke auf mein vielbewegtes Leben. Herausgegeben von Adolph von Schaden. Leipzig, Engelmann. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das vorliegende Büchlein, welches man, der etwas pretiösen Vorrede des Herrn Verfassers ungeachtet, wol unter die in heutigen Tagen zahlreiche Kategorie der zusammengewürfelten Productionen wird rechnen müssen, bietet in seinen, etwas buntschredigen (einundzwanzig) Inhaltsrubriken nichtsdestoweniger einige nicht uninteressante Partien. Um dieser freundlichen Einzelheiten willen wollen wir mit Hrn. v. Sch. über die Herausgabe dieses, die moderne Literatur nicht eben bereichernden Schriftchens keineswegs rechten, wollen es ihm auch gern nachsehen, wenn er, einigen Werth auf den Umstand legend, daß sein Roman: „Theodora, die leipziger Jungemagd“, in das Polnische übersezt wurde, sich an der Gewißheit, ein eignes Publicum und der befreundeten Seelen viele zu haben, im Voraus beruhigt und erlabt. Herr Adolph von Schaden hat während seiner fast zwanzigjährigen Schriftsteller-carrière, welche sich mit dem Augenblicke eröffnete, wo er als Oberlieutenant à la suite aus dem königlich bairischen Militairdienste trat, nahe an 100 Bände drucken lassen. Er hat mithin in seiner höchst fruchtbaren Schriftstellereigenthümlichkeit, als ein miles laesus sed invictus unter den deutschen Autoren, einigen Anspruch auf die Gunstbezeugungen des deutschen Publicums wie auf die Rücksicht der deutschen Kritik, welche Hr. v. Sch., noch im alten Styl befangen, sich ein für allemal in der Form einer allgemeinen buchhändlerisch-deutschen Recensirankstalt zu denken gewohnt ist. Wie dem sei, wir gönnen einem nicht unruhlich gebienten Doppelinvaliden gern seine Überzeugung, um so lieber, da auf das Fegen oder Nichtfegen derselben wenig oder nichts ankommt.

Unter den einzelnen Auffägen, welche dieser militairische, dem deutschen Reichbibliothekpublicum satzsam bekannte deutsche „Schriftner“ (benn in dieser deutschhümelnden Schriftstellerezeichnung gefällt sich Hr. v. Sch.) in der vorliegenden Sammlung seinen Lesern mittheilt, zeichnen wir als die ansprechendsten und pikantesten aus die Artikel: „Alison“ (die Geschichte eines jungen liebenswürdigen Feldhusaren, welcher eigentlich ein Mädchen war und, bei Neumarkt von einer Karabinerzettel schwer verwundet, im Lazareth zu Landshut seinen jungfräulichen Geist aushauchte), „Madame Zolt-Chaubron“ (ein klein wenig ans Frivole streifend), „Adolf Bäuerle“, „Julius von Bos“, „Chevalier von B\*er“, „Die Grazien und die selbene Schnur“, „Oberst Gustavson“ u. a. Das mit ziemlicher Treue ausgeführte Portrait des in mannichfacher Hinsicht interessanten, von Unglück und Verleumdung heimgesuchten Julius von Bos

\*) Ein zweiter Artikel über Rückert folgt im nächsten Monat. D. Red.

wird namentlich bei denjenigen Personen Anklang finden, welche diesen seltsamen, abstoßenden und doch mit mannichfachen Vorzügen des Porgens und Verstandes ausgerüsteten Mann noch persönlich kannten und ihn in seinen letzten sorgenvollen Lebensjahren zu beobachten Gelegenheit hatten. Julius von Hof war eine jener beklagenswerthen Naturen, welche nur zur Hälfte die Begabung, zur Hälfte aber Geschick, Zufall und Misgeschick zum Schriftsteller und Dichter gemacht hatten. Er verlebte den größeren Theil seines späteren Lebens in trüber Einsamkeit, den Kreisen, denen er der Geburt nach angehörte, für immer entfremdet, mit sich und der Welt in mannichsamem Haß. Für Berlin war er einer jener öffentlichen Charaktere, welche mehr ein subjectives Mitleid als ein objectives Interesse für sich in Anspruch nehmen, und so starb er einsam, verlassen, in Dürftigkeit, von fremden Händen gepflegt und besätet, unbeweiht und kaum vermist. Es hätte Mancher sein Loos verbessern können, Einige wären sogar dazu berufen gewesen; die Unterstützung blieb aber aus und der heruntergekommene Edelmann und Poet verschied, rund herausgesagt, im Glende. Einer liebevollen Erinnerung bleibt solch ein Loos immer werth.

Der Aufsatz Nr. 7, Ewald betreffend, wäre besser weggeblieben, ebenso der über Sappho. Solche literarische Klopfs- und Stockschüttereien ziemt sich heutzutage für Niemand mehr, dafür sind die Zeiten zu ernst, zu gährungsvoll. Hr. v. Sch. scheint für so etwas noch ein wenig eingenommen zu sein, daher es denn auch nicht befremdet, wenn er, bei einer Gelegenheit eine Stelle aus Müllner's „Schuld“ citirend, den weipenfelder Poeten mit dem Prädicate: „der hehre Müllner“, beehrt. Sicherlich haben in so unendlichem Widespruche niemals Prädicate und Subject gestanden; denn Müllner war ja nach Geist und Körper ein so compacter Bursche, daß das Erhabene schon von seiner Wege davonlief, als er geboren wurde. Es ist fast komisch, daß es im Jahre achtunddreißig noch Stimmen gibt, die ihm einen Geistesreichtum vindiciren wollen.

Die Portraittirung Ferdinand Raimund's ist dem Verf. völlig verunglückt, und überdies, um gegen ihn ganz offen zu sein, scheint das Wie der hier erzählten Begegnung ziemlich unwahrscheinlich. Ref. hat 1831 Gelegenheit gehabt, mehrmals mit Raimund zusammen zu sein; aber so curios geberdete er sich damals nicht, wie Hr. v. Sch. ihn manoeuvriren läßt. Dazu war Raimund eines jener tiefen und beschaulichen Talente, deren Resultate zwar dem Markte des Lebens anheimfallen und von diesem genossen werden, die aber dennoch in der eigentlichen Wurzel ihres Daseins und Strebens misverstanden werden und eben deshalb ihre künstlerischen Gedanken im Gefühl dieses Unglücks lebenschaftlich und verzehrend nach dem eignen Innern zurückkehren. Des Verfassers Kritik der Raimund'schen Leistungen ist ganz oberflächlich. 4.

### Literarische Notizen aus Rußland.

Unter den Novellen, erzählenden Gedichten, Romanen und Gedichtsammlungen der letzten Zeit sind wol folgende der Erwähnung vor andern werth: 1) „Powesti“ d. i. Erzählungen von Michael Sagoskin (2 Theile, Moskau 1838). Sagoskin ist ein beliebter Romanendichter, und einige seiner Erzeugnisse sind auch deutsch übersetzt erschienen. Bei Gelegenheit der Herausgabe gegenwärtiger Sammlung seiner zerstreut gedruckten Novellen sagt von ihnen ein recensirender Landsmann: „Im Fache der Novelle hat Sagoskin wenig Rivale, nicht nur in der russischen, sondern auch in den auswärtigen Literaturen. Er ist ein großer Meister in der Auffassung richtiger Dimensionen, in geschmackvoller Anordnung der Theile und in ihrer Verbindung zu einem hübschen Ganzen, sodas eine kleine Novelle von ihm den Werth eines großen Romans erhält. Dabei ist er heiter, er scherzt, lacht und weiß doch die Aufmerksamkeit zu fesseln.“ Ein wenig bekannter und noch unübersetzter Ro-

man Sagoskin's ist: „Askoldowa Mogila“ d. i. Askold's Grab, eine Erzählung aus den Zeiten Wladimir's I. (3 Theile). Er ist zwar sichtlich in Walter Scott's Art geschrieben, beginnt mit Fischergesprächen am Dnieper bei Kiew, fährt fort mit Gesprächen der kriegerischen Mannschaft Wladimir's in Kiew, bringt viel Spectakel, Bankette, Zweikämpfe, Jagden, zwei Liebschaften, die tragisch enden, stellt aber zugleich ein lebhaftes und geschickt ausgeführtes Gemälde jener alten Zeit dar, welches um so schwerer ist, da sie schon so weit und entfremdet hinter uns liegt. Man erinnere sich, wie meist unerfreulich die deutschen Romane aus der Zeit Karl's des Großen oder Hermann's des Cheruskers sind; hier dagegen treten die Romane, Wärringer, Petschenegen in recht unterhaltender Art auf, und man mag sie sich wol so denken, wie sie dargestellt sind.

2) „Elena“ d. i. Helena, ein erzählendes Gedicht von Berner (Petersburg 1838). Der Verf. hat sich unter den modernen Dichtern schnell einen Namen gemacht. Die gegenwärtige Erzählung ist voll Schrecken und Graus. Wegen ihres finstern Inhalts ward sie auch nicht in Gefänge, sondern in zehn Nächte abgetheilt. In diesen zehn Nächten, die aber nicht hintereinander, sondern in Zwischenräumen aufeinander folgen, geht Entsetzliches vor. Im nördlichen Deutschland, der Heimat der Ritterromane, soll ein junges und — das versteht sich — schönes Mädchen in ein Kloster gethan werden. Ein verwegenere Jüngling sieht sie, verliebt sich, wird wieder geliebt; aber es hilft nichts, das Mädchen muß doch Nonne werden. Der Jüngling trägt das Misgeschick nicht wie ein Siegwort, sondern wie ein Rinaldo Rinalbini; er sengt, brennt, verheert, und weil damals noch keine Landrätze und Landdragoner existirten, gelingt ihm noch Schlimmeres. In einer Nacht rückt er vor's Kloster, verlangt die Auslieferung der geliebten Nonne, droht, berennt die Mauern, und die Geliebte wirft sich von dem höchsten Thurme, freiwillig sich opfernd, ihm zu Füßen. Als sie zerschmettert daliegt, kommt auch er um. Ein recensirendes Zeitblatt behauptet, es fänden sich in dem Buche die drei modischen Ingredienzen: etwas Victor Hugo, etwas Byron und etwas Mickiewicz, Alles wohl durcheinander gerüttelt und in tönende Verse gebracht; übrigens sei Gile nicht zu verkennen, und die zehn Nächte hätten das Ansehn, alle mitfamnen in einer Abendstunde improvisirt zu sein. Dies Urtheil eines Landsmanns ist freilich ein tadelndes, indessen bleibt doch Berner's Gedicht in der Zahl der übrigen neuesten ein zu seinem Vortheil ausgezeichnetes.

3) „Stichotworenija“ d. i. Gedichte W. Benediktow's (zweiter Theil, Petersburg 1838). Dieser Dichter, den schon König in seinen „Literarischen Bildern“ in der dritten oder modernen Dichtergruppe als einen hervortretenden aufführt, hat zwar in kurzer Zeit, aber so sehr den Beifall seiner Leser erungen, daß ein recensirendes Blatt bei der Anzeige des jetzt erschienenen zweiten Theils der Gedichte Benediktow's, ihm den Vorwurf macht, daß er innerhalb dreier Jahre nur zwei dünne Bändchen Gedichte habe drucken lassen, und ermuntert ihn zu fruchtbarerem poetischen Fleiße. Dieser zweite Theil zählt in der That nur 107 Octavseiten breiten Drucks und enthält darauf 25 größere und kleinere Gedichte. Solche classificirt ein anderer Kritiker folgendermaßen: vier Gemälde, neun Parabeln, vier Elegien, vier Zuschriften, neun Liebeserklärungen und ein Gedicht, das in keine dieser Rubriken paßt. Aus den Gedichten, die Parabeln genannt sind, mag ein kleineres, deutsch übersetzt, als Aushängeblättchen dienen:

#### Die Perle.

Was im ird'schen Wandertale  
Ist das Glück? Ich geb's auch kund.  
In des Daseins eh'r'ner Schale  
Eine Perle auf dem Grund.

Wer des Taumels sich erwehret,  
Wenn der Ruth zum Kaufs gebriekt,  
Wer die Schale langsam leeret,  
Der erfaßt die Perle nicht!

Wer jedoch voll dessen Ruhes  
Aus der Lebenskühe trinkt  
Und im Schwung, entflammten Blutes,  
Auf den Grund zur Perle dringt.

Der ist glücklich! Jetzt zu Scherben  
Stürzt die Schale ihm vom Mund,  
Er blüht um — Schon naht Verderben,  
Hinter ihm gähnt GrabesSchlund.

Die Novellistik hat vor wenigen Monaten durch den Tod N. Berewkin's einen Verlust erlitten. Er starb im April 1858, nur 25 Jahr alt. Vor seinen Novellen, die vielen Beifall fanden, nannte er sich pseudonym Nachmann, und dieser Name hatte schnell Celebrität erlangt. Als Muster scheint er sich Markinsky gewöhnt zu haben, nur beströbte er sich, noch lebhafter zu erzählen, sodaß einzelne Stellen an übermäßiger Precipitation leiden. Man hat von dieser Schreibart gesagt: sie sitze zu Pferde und reite Galop. Spätere Jahre hätten wahrscheinlich Mäßigung herbeigeführt, und um so mehr ist Berewkin's früher Lob zu bebauern. Folgendes Bruchstück aus einer seiner letzten Novellen diene als ganz eigenthümlicher Beleg der Übertreibung, die ihm Schuld gegeben wird. Die Novelle heißt: „Zenstchina“ d. i. die Schriftstellernde Frau. Der Inhalt ist ein Ausfall gegen Schriftstellerinnen. Unter andern Ereignissen, die im Bezuge darauf beschrieben werden, ist die schlechte Aufnahme eines Dramas, das die schreiblustige Frau auf die Bühne gebracht hatte, also dargestellt: „Es gab keine Möglichkeit, nicht zu gähnen (nämlich während der Vorstellung des Dramas). Wohin man sich auch wandte, überall ward gähnt: nebenan, zur Seite, vorn, hinten, oben, unten; es gähnten Alle, gähnten überall, gähnten musterhaft, beispiellos, und je mehr man sich beströbte, dem Gähnen Einhalt zu thun, um desto mehr nahm das Gähnen zu. Das Gähnen ward endlich aus einem gewöhnlichen in kramphastiges, hysterisches. Es ging von den Zuschauern auf die Musikanten über, von diesen auf den Souffleur, und als zum letzten Male der Vorhang in die Höhe gezogen ward, kam es Allen vor, daß es nicht mehr die Bühne sei, die sich vor ihnen aufthue, sondern ein ungeheurer, gährender MenschenSchlund, der bereit sei, das ganze Publikum zu verschlingen. Ein panischer Schreck ergriff die Zuschauer. Niemand gab mehr auf das Stück Acht, und Niemand vermochte es, denn die eleganten Damen in den Logen eilten hastig von dannen, damit Liebhaber und Freier bei dem unmäßigen Gähnen nicht die vielen Zahnlücken in den aristokratischen Mäandern bemerken möchten. Die Schauspieler, die noch ärger gähnten als die Zuschauer, konnten ihre Reden nicht mehr zu Stande bringen; die gutmüthigen Bürgerleute, die für ein so unanständiges Gähnen eine Verantwortlichkeit fürchteten, suchten derselben sich eiligst zu entziehen. Das Schauspielhaus ward leer. Im Haupteingange entstand durch das Hingustürzen so vieler Wegeländer ein gefährliches Drängen. Indessen hörte das Gähnen deshalb nicht auf, im Gegentheil es nahm den Charakter einer Epidemie an, die in der Luft verbreitet war und wagerecht wirkte. Die Menschen, die in den äußern Gängen des Schauspielhauses dahinrannten, theilten es den Thürwärttern mit, diese der Wache am Eingange, solche den Kutschern, die Kutscher den Vorübergehenden in den Straßen; die Vorübergehenden, zugleich mit den Rückgekehrten aus dem Theater, verbreiteten das Gähnen durch alle Häuser bis in die Schlafgemächer hinein, in den innersten Schoos der Familien. In einer halben Stunde gähnte ganz Moskau. Nach einer Stunde gähnten die Vorstädte. Zwei Stunden später hätte ganz Rußland gähnt, Europa und Asien; aber zum Glück ist das Suburbanum von Moskau von dichten Wäldern umschlossen; diese Grenzwälder hielten eben zu rechter Zeit den brausenden Sturm des Gähnens auf, der von Moskau ausging und den eine Schriftstellernde Frau veranlaßt hatte.“ Der Übersetzer hat sich die Mühe gegeben, die ganze originelle Stelle

zu übersetzen, aber er gesteht, daß er nicht ohne wiederholtes Gähnen damit zu Stande gekommen ist.

Schließlich die Übersetzung eines kleinen Gedichts von Fürst Wiasemsky, das in einem der letzten Hefte der Zeitschrift: „Der Zeitgenosse“, abgedruckt ist und die Tagesgeschichte nah angeht, denn es betrifft die Tugenden der weithin bewunderten Maria Taglioni, an die es auch überschrieben. Es erschien nämlich bei ihrer Abreise von Petersburg ein Bildchen, das ihren Fuß im Gewölke entschwebend darstellte. Darauf schrieb Wiasemsky mit der Anmuth und in der Art der ältern französischen Dichter folgendes Impromptu:

Seh' wohl du Sauberein! Ophylde, und entschweben,  
Wirgst du dich im Gewölke. So reis' mit heiterm Muth!  
Wir sehen Poete mit Prosa hier verbunden,  
Ein Pittig ist besucht!

5.

## Bibliographie.

- Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1859. Herausgegeben von J. G. Seidl. 16. Wien, Kiehl, Leipzig, Liebkeind. 2 Thlr. 4 Gr.
- Bartels, Fr., Die Bender. Historische Novelle aus dem Kriegejahre 1793. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 18 Gr.
- Bellegno. Reisenovellen und Erzählungen. 2ter Band. 8. Berlin, Verlags-Buchh. 1 Thlr. 12 Gr.
- Bernard, Ch. de, Die gelbe Rose. Aus dem Französischen von St. Friedrich. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 18 Gr.
- Dramatische Bilder für 1859 nach den neuesten französischen Originalen gezeichnet von R. Kettler. 8. Leipzig, Literar. Museum. 1 Thlr. 20 Gr.
- Bouchardy, Gasparde der Gondelier. Schauspiel in vier Aufzügen, nebst Vorspiel. Nach dem Französischen von A. Gathy. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16 Gr.
- Das schwarze Buch oder die entfaltete Propaganda Belgiens. Aus dem Französischen. Mit einleitenden Bemerkungen von G. F. Rheinwald. 8. Altenburg, Pierer. 1 Thlr. Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. 2ter Band. Gr. 8. Berlin, A. Duncker. 1 Thlr. 18 Gr.
- Pittoreste Donaufahrt von Ulm bis Konstantinopel. Eine romantisch-malerische Schilderung der merkwürdigsten Ortschaften, Schlösser, Burgen. Gr. 12. Wien, Gerold. 20 Gr.
- Rößler, A. L., Bemerkungen über mehrere Irrenanstalten von England, Frankreich und Belgien. Gr. 8. Wien, Medicinaristen-Congr.-Buchh. 16 Gr.
- Reyer, D. A., Gedichte und Briefe über die Erziehung des Menschen für Eltern, Lehrer und Erzieher wie auch für die erwachsene Jugend. 8. Oldenburg, Schulze. 1 Thlr. 4 Gr.
- H. H., Der Geist in seiner Unabhängigkeit von dem Körper und der Sinnenwelt überhaupt. Gr. 8. Oldenburg, Schulze. 16 Gr.
- Schleier, L., Das mercantillische Hamburg. Geschäft, Geschäftleute und Geschäftsleben. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 12 Gr.
- Schneeglöckchen. Ein Taschenbuch für das Jahr 1859. Nebst 12 lith. Genrebildern. 16. Breslau, H. Richter. 2 Thlr.
- Souvestre, Anton der Reiche und der Arme. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen von A. Gathy. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 12 Gr.
- Storch, L., Der Jakobstern. Messias. 3ter u. 4ter Theil. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 3 Thlr. 12 Gr.
- Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1859. Herausgegeben von Dr. Adrian. Mit 7 Stahlstichen. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr.
- Die Zeitgenossen. Ein Roman. 2 Bände. 8. Leipzig, Wuttig. 2 Thlr. 12 Gr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 310. —

6. November 1838.

Blasewow und seine Söhne. Komischer Roman von Karl Guskow. Erster und zweiter Theil. Stuttgart, Verlag der Classiker. 1838. 8. 4 Thlr.

Schon wieder ein zweibändiges, wie es scheint, noch keineswegs vollendetes Werk des schreibseligen Verfassers, der, vielleicht 27 Jahre alt, wol schon über 20 Bände zusammengeschrieben hat! Ref. ist nicht mit den Opera omnia des Verf. bekannt und beabsichtigt auch keine Gesamtkarakteristik seiner Leistungen zu geben, kann aber bei der Beurtheilung des obengenannten Buches sich nicht ganz der Erinnerung an frühere Schriften und Tendenzen Guskow's entziehen. Es ist leicht möglich, daß dies das Urtheil über das neueste Product Guskow's etwas ungünstiger ausfallen macht, als der Fall sein würde, wenn Ref. es als das Buch eines ihm bisher ganz fremden Verfassers gelesen hätte; aber darüber kann Guskow sich nicht beklagen; er muß es selbst einsehen, daß man sich seiner „Antecedentien“ nicht so leicht entziehen kann, daß man die Verantwortlichkeit für seine Vergangenheit nicht mit einem leichten Worte ablehnen, sich nicht mit einer Grimasse purificiren kann. Wenn er wirklich seine früheren Schriften bereut — wovon man nicht eben fest überzeugt zu sein braucht —, so thäte er wol am besten, mit dünnen Worten dies zu erklären und mit diesem Geständnisse, dessen er sich nicht zu schämen hätte, eine neue Periode seines Autorlebens zu beginnen. Sagt man dagegen: eine positive ausdrückliche Erklärung jenes Inhalts hätte etwas Demüthigendes, und Guskow thue besser, die Umgestaltung seiner Ansichten und Strebungen factisch zu bewähren, so kann Ref. dies nicht anerkennen. Jedes Zurücknehmen von früher Gesagtem oder Gethanem hat freilich immer etwas Beschämendes und Unangenehmes; aber es ist doch klüger, diese Unannehmlichkeit mit einem Male abzumachen und die Rechnung abzuschließen, als die hemmende und lästige Kette lang nachzuschleppen; ohnehin aber ist es sicherer, gegenüber dem Publicum sich von Ansichten, die man als falsch erkannt hat, freimüthig loszusagen, als demselben zu überlassen, ob es selbst die mit dem Autor vorgegangene Veränderung merke. Guskow scheint nicht dieser Meinung zu sein; er kann die Dankbarkeit gegen die Kinder seiner Feder, welche ihm seine Reputation, welcher Art sie nun auch ist, welche ihm sogar einen leichten Anflug von Märtyrerglorie verschaffe

haben, nicht verleugnen; er läßt nur errathen, daß er über jene Jugendlichkeit hinaus sei, er betrachtet Das, was man ihm am meisten verargt hat, als Momente seiner Entwicklung, er liebäugelt insgeheim mit den nimm-mehr preisgegebenen Jugendthorheiten und scheint darauf zu rechnen, daß er sein früheres Publicum, mit dem er nicht brechen mag, durch mehr oder weniger ernstliche Aufpflanzung neuer Fahnen um ein Ansehnliches, und zwar mit Leuten von solidem Geschmack und mehr Gewicht in der Gesellschaft, vermehre. Ob diese Rechnung richtig ist, kann man bezweifeln; so lange er die frühern Tendenzen nicht ausdrücklich verwirft, so lange er noch immer lästern nach ihnen zurückhielet, werden Diejenigen, deren Beifall er jetzt zu wünschen scheint, immer noch einiges Mißtrauen hegen und seine alten Bewunderer dem Apostaten zürnen; es könnte ihm gehen wie dem Hunde in der Fabel, der das Fleisch aus dem Maule fallen ließ, um nach dem Spiegelbilde desselben im Wasser zu schnappen. Übrigens kann man immer noch zweifeln, ob es ihm mit seiner geistigen Metamorphose wirklich Ernst ist, ob er nicht nur aus der Noth eine Tugend gemacht, und ob er nicht seinen Stolz darein setzt, in äußerlich veränderter Gestalt, mit größerer Klugheit und mit Modificationen, welche das Resultat reiferer Jahre sind, seine alten Ansichten zu verfolgen? Ref. findet dies nicht eben wahrscheinlich; er glaubt, daß Guskow in wesentlichen Punkten anderer Meinung geworden, daß er sich von der praktischen Unausführbarkeit und Thorheit seiner anarchischen und emancipationslüstigen Ideen überzeugt, daß er den Geschmack des soliden Publicums besser kennen gelernt und den feinnigen vielleicht etwas veredelt hat, daß größere Reife der Einsicht und des Urtheils ihn auf dem Wege der Reflexion von manchen Verkehrtheiten und Unziemlichkeiten zurückgebracht hat; aber nicht ebenso glaubt er, daß Guskow sich im innersten Kerne seines Strebens verändert, daß er eine wirklich neue Richtung eingeschlagen, daß er mit seiner Vergangenheit aus Überzeugung und sittlichem Ernst gebrochen hat. Die Hauptfehler von Guskow's früherem Autorcharakter findet Ref. nicht sowol in der sonst vorzugsweise angegriffenen Frivolität und Unzüchtigkeit als in den tiefer liegenden Eigenschaften der Lieblosigkeit und des Egoismus. Welcher aufopfernden Liebe zur Wahrheit sich auch Guskow



rühmen mochte — seine Schriften legen das Zeugniß gegen ihn ab, daß er größere Freude hatte an Auffindung und schonungsloser Rüge und Verspottung Dessen, was ihm unwahr erschien, was er oft erst zur Unwahrheit stemmte und verzerrte, als an der Anerkennung der Wahrheit. Daher die grenzenlose Ständalsucht neben ungemessenem, Alles unter sich erblickendem, Alles verspottendem Hochmuth. Mit mikroskopischem Auge sah er die Fehler und Schwächen Anderer in vergrößerter Gestalt, und selbst das Tadellose nahm für ihn das Ansehen von Flecken und Auswüchsen an; sein eignes Ich aber sah er als einen Riesen. Dies negative, zersetzende und zerstörende Princip hatte in sich keine Grenzen; die darauf sich gründende Kritik der literarischen, der historischen, ethischen und socialen Phänomene und Charaktere mußte eine durchaus feindselige und vernichtende Tendenz annehmen; denn „dem Verständigen erscheint fast Alles lächerlich, dem Vernünftigen fast nichts“, und ebenso kann auch der gemüthlose, sittliche Skeptiker und Nihilist Alles bemäkeln und zweideutig machen. Ganz consequent verfahren, mußte Guskow nach seinem kritischen Principe jede sittliche, intellectuelle und literarische Größe zu Staub „zu zerreiben“, alle Götter von ihren Altären zu stürzen bedacht sein. Und welche Persönlichkeit, welcher Charakter böte nicht einem Auge, das ein Schalk, das mit einem krankhaften Scharfblick für Schwächen behaftet ist, eine wirkliche oder scheinbare Blöße, wo die zerfressende Felle und Säge einer gehässigen, für das Nichts schwärmenden Kritik mit glänzendem Erfolge kann angelegt werden; mit glänzendem Erfolge, so lange es Leute gibt, welche das Plausible sofort für etwas Bewiesenes und den letzten Witz für Wahrheit, den Skandal für ein rechtsgültiges Verdict nehmen. Guskow hat zwar sein Princip, mochte es mehr ein mit Absicht und Bewußtsein gefaßtes, oder mehr ein in seiner Natur liegendes sein, nicht mit voller Consequenz durchgeführt; natürlich! denn wäre überall das Resultat seiner Kritiken auf Null herausgekommen, hätte er keinen Charakter, keinen Geist, kein Kunstwerk gelten lassen, so hätte dies eine langweilige Monotonie ergeben; aber nicht der unbestechliche Sinn für Wahrheit und Sittlichkeit, sondern Rücksichten auf die allzu stark ausgesprochene öffentliche Meinung, oder berechnende Klugheit, oder eigne Laune und Willkür, oder sonst zufällige Gründe scheinen ihn bestimmt zu haben, die Existenz einzelner literarischer oder historischer Personen, über die er als Kritiker zu Gericht saß, anzuerkennen und zu rühen, wobei er jedoch nicht ermangelte, in einzelnen Andeutungen durchscheinen zu lassen, daß es nur auf sein gnädiges Gefallen ankäme, auch diese glimpflich Behandelten zu stürzen und sie auf die terroristische Guillotine der Lächerlichkeit zu schicken. In seinen „Öffentlichen Charakteren“ hat Guskow die besprochenen Charaktere zuerst zerhackt und zerfasert und dann aus dem Schmorkeffel seiner gewandten und beweglichen Einbildungskraft ein halb ähnliches, halb entstelltes Schemen wieder aufsteigen lassen, dem er den Namen und die Attribute des Abgeschlachteten beilegte. Seine Con-

structionen der Charaktere, die er hätte erfassen und schildern sollen, waren nicht ungeschickt und unwahrscheinlich, aber sie waren unpoetisch ebenso als unwahr. Von diesem Geiste der Verneinung und des höhnischen Zweifelns scheint Guskow neuerlich in etwas zurückgekommen zu sein; er hat eine Anzahl von Kritiken für kostbar genug erachtet, sie in Gestalt eines Buches wiederabdrucken zu lassen und diesem Buche den Titel gegeben: „Götter, Helden und Don Quixote“. Es ist wirklich viel, wenn Guskow, der früher, sein Ich ausgenommen, eigentlich nur Narren und Schelme anerkennen zu wollen schien, nunmehr nicht bloß Helden, sondern selbst Götter proclamirt. Diese Sinnesänderung dürfte jedoch nicht sehr hoch anzuschlagen sein; denn einerseits galt es, für die verlegene Waare älterer Kritiken einen neuen, pikanten Titel, der einigen Skandal versprach, aufzutreiben, und so wurden die Götter und Helden von Goethe's scherzhafter Schrift gegen Wieland entlehnt; andererseits wird auch den „Helden“, großentheils guten Freunden vom jungen Deutschland her, da und dort ein Esel gebohrt und ihnen eine Lächerlichkeit aufgehetzt, und dann ist auch das Princip der Eintheilung selbst so ganz willkürlich und nichtig, daß man auch hier das Bestreben nach innerer und gediegener Wahrheit gänzlich vermißt. Da wird ein G. Bichner, der ein Drama geschrieben, das „Marat“ betitelt ist, und der sich um Guskow's Protection bewarb, der aber gestorben ist, ohne seine Göttheit sonst zu bethätigen, unter die Götter versetzt, unter die Don Quixote aber H. Steffens, weil er gegen Guskow's Tendenzen geschrieben hat; wobei man leicht auf den Gedanken kommen kann, daß Guskow's Doctrinen die Windmühlen seien. Es wird genügen, diese einzige Notiz aus dem Buche anzuführen, um dessen Unparteilichkeit und kritische Nüchternheit zu würdigen! Nach all diesem müßte, so scheint es, Guskow immer noch manche Häutung durchmachen, ehe er sich in makelloser Reinheit darstellt, ehe die letzte Spur von den ihn früher charakterisirenden widrigen Tendenzen an ihm getilgt ist.

Diese Ansicht hat sich dem Ref. auch bei Durchlesung des vorliegenden komischen Romans bestätigt, den er allerdings nicht mit dem günstigsten Vorurtheile zur Hand nahm, an dem er jedoch manches unerwartete Gute, manche überraschende Vorzüge vor frühern Producten desselben Verfassers bereitwillig anerkennt und von Herzen wünscht, daß er ein Wendepunkt in Guskow's literarischer Laufbahn werden möge.

Die Fabel des komischen Romans: „Blasadow und seine Söhne“, so weit er in den zwei vorliegenden Bänden gediehen ist, läßt sich sehr kurz angeben; aber freilich ist mit der bloßen Inhaltsangabe von einem komischen Romane sehr wenig gethan. Blasadow ist ein armer Landpfarrer in Kleinbethlehem, der aus Noth die viel ältere Witwe seines Vorfahren im Amte, die schon einen Sohn hat, geheirathet und mit dieser gemeinen und für ihn gar nicht passenden Frau vier im Alter einander ziemlich nahe stehende Söhne erzeugt hat. Der arme Blasadow, der von vorn als eine gar zu traurige und

jämmerliche Gestalt aufgeführt wird, als ein ganz beschränkter, eitler und verdrießlicher Hypochonder, zeigt sich im Verlaufe der Geschichte als eine ursprünglich edle und kräftige, nach dem Wahren und Tüchtigen strebende, für das Große und Ideale empfängliche, aber in kleinlichen und drückenden Verhältnissen, in gemeiner Umgebung verkümmerte Natur, als ein Mann, der, weil er sein eignes Leben als verfehlt ansieht, das bei ihm selbst Verkümmte und Verfehlete durch die Erziehung seiner vier Söhne möglichst gut zu machen beschloßen hat. Die Idee der Erziehung ist bei ihm zur fixen Idee geworden, und seine Erziehungsprincipien und Methode sind so ziemlich toll. An einem bestimmten Tage nimmt er der ungebildeten Mutter plötzlich die Erziehung seiner Söhne ab und wird selbst ihr Lehrmeister. Er glaubt aus zufälligen Anzeichen errathen zu haben, wozu jeder vorzugsweise Neigung und Talent besitze, und bestimmt demgemäß den ältesten, Oskar, zum Schlachtenmaler, den zweiten, Amianus, zum Bildhauer, Theobald zum Volksdichter und Albion zum Satiriker. Theoretisch und praktisch sucht er selbst jeden so viel als möglich zu seinem künftigen Berufe vorzubereiten, und außerdem gibt er ihnen Lehrmeister, wie sie eben auf einem Dorfe zu haben sind: Oskar bekam einen Latirer und Tapetenmaler zum Lehrer, Theobald den Schäfer und Naturdichter Schumacher u. s. w., und Blasadow befolgte den Grundsatz: es müsse so viele Erziehungsmethoden geben, als es Kinder oder zukünftige Berufe gebe. Wie sie einigermaßen herangewachsen, sodas der älteste etwa achtzehnjährig war, dachte der Vater darauf, sie in die Hauptstadt des kleinen Fürstenthum Sayn-Sayn, Kaputh, zu bringen, damit sie sich daselbst in ihren Metiers weiter ausbilden und vervollkommneten. Um sie aber die Reise machen zu lassen und sie ein wenig mit Geld zu versehen, mußte er erst zehn Thaler von seinem Amtsbruder Lobianus entlehnen, einem ziemlich schwachen Pfarrer in seiner Nähe, der indeß mit der Frau Pfarrerin von Kleinbethlehem auf sehr vertrautem Fuße lebte, dessen Tochter die erste Liebe des Schlachtenmalers Oskar gewesen und jetzt als Gesellschafterin einer adeligen Dame in der schon genannten Residenz war. Er bekam die zehn Thaler und entließ seine Söhne, mit diesem Gelde, mit Mundvorrath und einer brieflichen Instruction versehen, auf einem Wagen, mit seinem Pferde bespannt. Ein Knecht sollte das Fuhrwerk in der Stadt abholen. Gegen die Befehle des Vaters lehren sie unterwegs öfters ein, geben viel Geld aus — der Beutel geht verloren (so glauben die von dem ältesten getäuschten Brüder; Oskar hat ihn bei Seite gebracht, um sie zu einem entscheidenden Schritte zu bringen); in der Noth verkaufen sie das Pferd und beziehen nun ein Quartier in der Stadt. Sie besuchen das Gymnasium und suchen sich sonst auszubilden; Oskar kommt ins Haus des Barons Satan v. Höllestein, bei dessen Gattin, Gelinde, Sophie in Diensten ist. Zwischen ihm und der Baronin knüpft sich ein idealisches Verhältniß an, sie lesen den Sophokles miteinander; Sophie sucht den Jüngling auch wieder zu lödern, der aber

Grund zum Mißtrauen gegen sie hat. Die vier Brüder, eine sehr lärmende Bande, bekommen Verdrus mit ihrem Hausgenossen, dem Registrator Wiesede, der das Seinige dazu beiträgt, ihre Relegation vom Gymnasium zu bewirken, in welchem sie allerlei Skandal angerichtet haben. Der aufklärungsfüchtige Consißorialrath Blauschtrumpf ist ihnen ohnehin schon wegen ihres Vaters aufsäsig. (Die Fortsetzung folgt.)

#### Die religiöse Skepsis und Pietät der Deutschen im Spiegelreflex britischer Kritik.

Ein Kritiker, welcher im „Foreign quarterly review“ über Jung Stilling's gesammelte Schriften sein Urtheil abgibt und mit der religiösen und philosophischen Literatur der Deutschen innig vertraut zu sein scheint, läßt sich bei dieser Gelegenheit über den Gang der Deutschen zur Skepsis im Allgemeinen aus, und so verworren und schroff seine Ansichten einander gegenüberzustehen scheinen, so kann man doch nicht leugnen, daß das Einzelne ebenso tief gedacht als wahr und bezeichnend ausgesprochen ist. Ein Auszug aus dieser Kritik dürfte um so mehr von Interesse sein, je größere Fortschritte die religiöse Skepsis der Deutschen neuerdings durch Strauß gethan hat. Die deutsche Theologie, sagt der Revisierer, und die deutsche Metaphysik, was im Grunde einetlei ist, bieten den Anblick einer wüsten Bildniß dar, wo kimmerische Dunkelheit herrscht und hoffnungsloser Skepticismus wuchert. Dies werde den Engländer freilich nie zu ihrem Studium aufmuntern. Denn der Britte wolle, wenn er sich einschiffe, immer genau wissen, wohin die Reise geht; er fahre nicht, um zu fahren, und speculire nie, bloß um zu speculiren. Aber Kant mit seiner scharfen Analyse, Herber mit seinem ruhelosen Forschergeiste und seinem vor Humanität rasenden Herzen, Schleiermacher mit seinem reinen Platonismus, Gesenius mit all seinem Hebräisiren und Wegscheider mit all seinem Verstanbe — was haben sie bewirkt? Sie haben nur die Grundlage des Christenthums untergraben, den historischen Glauben unter unsern Füßen weggezogen und alle feste Substanz desselben evaporirt. Dem englischen Theologen ist das Leben Christi freilich nur eine mechanische Reihe von Mirakeln, doch dies sei wenigstens eine Form, die man beselen könne; für den deutschen Theologen gebe es überhaupt gar kein Leben Christi. Da sei Alles Mythos, Allegorie, Epos. Sowie Wolf es dahin brachte, daß der Gelehrte nicht mehr von Homer's „Odyssee“ und Homer's „Iliade“, sondern bloß von homerischen Balladen spricht, ebenso sei in der deutschen Literatur nicht mehr von den Mäthern Moses, sondern bloß von mosaischen Legenden, mosaischem Mythos die Rede. (Dr. Strauß scheint dem Kritiker noch gar nicht bekannt zu sein.) Daß diese Art zu denken bei unsern gebildeten Laien allgemein herrschend sei, will er aus der Sprache beweisen, die Menzel an einigen Stellen seines „Literaturblattes“ führt (vom 7. Nov. 1836 im Allgemeinen über das Christenthum, und vom 28. Nov. desselben Jahres über Bohlen's Gregore der Genesie). Diesen halt- und rathlosen Zustand leitet der Kritiker mit einigen historischen Umschweifen aus dem skeptischen Principe ab, das im Wesen des Protestantismus selbst liege und nirgendwo solche Nahrung habe finden können als auf dem gelehrten und philosophischen Boden der deutschen Literatur. Troß dem müsse man nicht glauben, daß alle Deutschen Freigeister und Atheisten sind, weil sie sich nicht vor Gott wegen der Sabbathbills raufen, weil die Kirchen nicht so fleißig besucht werden und die augsburger Confession keine so allgemeine Autorität besitze als die 39 Artikel in England. Die deutsche Theologie sei aber auch nicht der Teufel, der Ebwe, der herumgeht und sieht, wen er verschlinge. Es herrsche vielmehr eine Pietät in Deutschland, wie sie alle Kirchengewaltigungen nicht hervorbringen könnten, und es sei Thatsache, daß,

im selben Verhältnisse, wie die äußere und historische Evidenz des Christenthums in Deutschland untergraben, die innere Göttlichkeit desselben anerkannt worden sei.

Dafür gebühre den Deutschen der öffentliche Dank aller christlichen Nationen. Dann erwähnt er die Toleranz, die in Deutschland bei religiösen Streitigkeiten herrschen soll. Es sei ein erfreulicher Anblick, zu sehen, daß Tholuck und Keane, der nicht blos Lutheraner, sondern Christen, nicht nur Christen, sondern Menschen sind, die zwar ernst und mit Feuer, aber doch wie Menschen, nicht wie englische Bullenbeißer streiten. In England, wo die Hengstenberge Region seien, wo der politische und kirchliche Teufel, das Gold und die Pietät unter einer Pflanz-Geschäfte machen, da seien die Theologen nicht viel besser als Pharisäer. Dabei wolle man über die deutsche Theologie spotten. Es wäre darum an der Zeit, daß ein kräftiger Geist die religiöse Literatur Deutschlands bearbeite; freilich eine Riesearbeit, der nicht leicht Jemand gewachsen sein dürfte. Ein Mann der Kirche nämlich würde den Gegenstand durch presbyterianische oder bischöflich-kirchliche Augengläser ansehen; ein Mann der Wissenschaft sei zu trocken, zu materiell, und ein Literat zu wigelnd und oberflächlich. Nur von einem Literaten wie Carlyle wäre eine würdige Lösung dieser Aufgabe zu erwarten. Endlich, wo der Kritiker auf Jung Stilling selbst zu sprechen kommt, erlaubt er sich sehr starke Ausdrücke über die Schwächen deutscher Schwärmerei und Speculation. „Ein deutscher Mann“, heißt es irgendwo, „ist unmännlicher, als ein britisches Kind.“ — „Ein Deutscher kann viele Dinge thun und sagen, die ganz närrisch aussehen, ohne darum ein Narr zu sein.“ Der Engländer sei so gesund denkend, heißt es anderswo, daß ihn selbst in Gegenständen der Speculation sein praktischer Sinn nicht verlasse. Er baue sich eine feste Brücke zum Himmel, der Deutsche aber fahre in einem Luftballon auf. Die meisten Aberglauben, die Stilling bei seiner geistferhenden und gespensterforschenden Phantasie begangen, werden damit entschuldigt, daß er ein Deutscher aller Deutschen war (a German of the Germans). Sonst wird der Charakter dieses frommen Schneiders, dieses halben Weibes, wie der Kritiker Stilling nennt, sehr richtig gezeichnet, sein Einfluß auf die religiöse Literatur des damaligen Deutschlands gewürdigt und dabei mit vieler Nahrung seiner bei allem Mysticismus reinen, christlichen Gesinnung gedacht. „Stilling's Laufbahn“, sagt das Review, „bietet manches psychologische, viel religiöse und wenig literarische Interesse dar. Sein Geist war Muttergottesmilch und lacrymae Christi, kein Champagner.“ Überhaupt hätten die Deutschen, wie die alten Griechen, keinen Anspruch auf den esprit der Franzosen, ihr Genie bestehe in ihrem Gemüthe. Aus seinem innersten Gemüthe heraus und mit der Überzeugung seines Gefühls habe Stilling gegen die Aufklärerei seiner Zeit für den historischen Glauben des Christenthums gekämpft. „Armer Stilling! Zwanzig Jahre“, sagt der Reviwer, „kämpfte sein gutes, christliches Herz mit den Zweifeln seines Kopfes, der zu schwach war, sich selbst die Wahrheit zu finden.“ Dann wird bewiesen, daß ihm die Erlösung grade von dem Heisten Kant kommen mußte, weil Kant nie die Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung ausgeschlossen, sondern blos gezeigt habe, daß die menschliche Vernunft keine über-sinnliche Frage beantworten könne. Dies sei für Stilling eine Glaubensrettung auf negativem Wege gewesen. Auch das sonderbare Verhältnis des übergläubigen Stilling zum „großen Heiden“ wird oft erwähnt. Der Kritiker führt auch die Stelle aus „Wahrheit und Dichtung“ in der Übersetzung an, wo Goethe über Jung Stilling spricht. „Die Stelle“, heißt es, „ist echt Goethisch, voll ruhiger Klarheit, mit einer Mischung liebenswürdiger Selbstgefälligkeit.“ Zuletzt werden Stilling's einzelne Werke beurtheilt. Seine interessante Selbstbiographie ist in England schon durch Jackson's Übersetzung bekannt. „Theobald der Schwärmer“ sei ein Buch, zu dem Jung besonders

berufen war, weil er, durch Erziehung und Anlage selbst ein Pietist, leicht die Sekten und Pietisten Bestalens, die überhaupt seit Jakob Böhm in Norddeutschland so häufig seien, vor Verirrungen warnen konnte. „Die Scenen aus dem Geistesreiche“ enthielten ein gutes Stück Phantasie, besonders Geistesreich sei das Straffsystem und der Criminalcode der andern Welt. „Das Heimweh“ wird eine phantastische Germanisirung des „Krislam Chandy“ genannt. In der „Theorie der Geisteskunde“, einem vollständigen Systeme der übersinnlichen Welt, nehme Stilling die Existenz und die Rechte der Geister gegen den Unglauben jener vollblütigen, sinnlichen Leute in Schwab, die Beefsteaks essen, Porter trinken und laut lachen!

Zuletzt wird der deutschen Gelehrsamkeit und Aufklärung noch eine gewaltige Lobrede gehalten. „Gehen wir nach Deutschland“, ruft der Kritiker aus, „und lernen wir tolerant sein!“ 102.

### Literarische Notiz.

J. A. Jucewitsch hat einige in die lithauische Volkssprache übersezte polnische Gedichte zu Wilna 1837 herausgegeben und diesen eine kurze Literaturgeschichte Lithauens beigelegt, in der folgende lithauische Dichter namhaft gemacht werden: 1) Donalajtis (gest. 1780), von dem ein auf die lithauische Nationalität basirtes Gedicht: „Die vier Jahreszeiten“, herrührt, bereits von Rheda ins Deutsche übersetzt und gedruckt (Königsberg 1818). 2) Simon Staniewitsch, welcher lithauische Volkslieder gesammelt und Fabeln gebichtet hat. 3) Dionysius Padziewitsch, vor einigen Jahren verstorben, ein äußerst sorgfamer Sammler lithauischer Alterthümer und Sprachdenkmäler und einer der vorzüglichsten Beförderer des lithauischen Sprach- und Geschichtstudiums; er dichtete mehrere kleine Lieder, übersezte Virgil's „Aeneis“ und sammelte bedeutende Materialien zu einem lithauischen Wörterbuche. Diesen Dichtern muß nun Jucewitsch selbst zugesellt werden, von dem überdies eine reichhaltige Sammlung lithauischer Volkslieder nächstens erscheinen wird. 9.

### Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

## D a s c h e n b u c h dramatischer Originalien.

Herausgegeben

von

Dr. Frank.

D r i t t e r J a h r g a n g .

Mit drei Kupfern.

8. Elegant cartonirt. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Die Rosen. Ein dramatisches Gemälde in drei Akten und fünf Acten von Albin. — II. Das Lagerbuch. Lustspiel in zwei Acten von Bauernfeld. — III. Die Opfer des Schwelgers. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Immermann. — IV. Der Cascoquer in Paris. Lustspiel in einem Act von Frank.

Der erste und zweite Jahrgang enthalten Beiträge von Albin, Bauernfeld, Frank, F. Palm, Immermann, Liebenau, Wallitz und Pannasch, mit den Bildnissen von Bauernfeld, Immermann und Gräbe, einem Facsimile und scenischen Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 5 Thlr.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 311.

7. November 1838.

Blasadow und seine Söhne. Komischer Roman von Karl Gukow. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 310.)

Inzwischen schreiben die vier Söhne an ihren Vater sehr ruhmredige Briefe über ihre Fortschritte und Leistungen in ihren Fächern, und der Vater ist darüber ganz entzückt. Ohne Geld und Hülfsmittel beschließen die vier jungen Gymnasialisten ein Journal unter dem Titel: „Nichts“, herauszugeben und führen diesen Plan wirklich aus. Das zum Anfangen erforderliche Geld pressen sie durch einen listigen Streich dem Registrator Wiesfack ab. Das Journal bekommt einigen, doch nicht genügenden Absatz und geräth ins Stocken. Der Schlachtenmaler verkauft seinen anatomisch merkwürdigen Arm für den Todesfall einem Anatomen und Sammler von Merkwürdigkeiten und bringt das Geld seinen Brüdern heim. Aber diese zeigen sich höchst undankbar und herzlos, sodas er beschließt, sich von ihnen zu trennen. Nur der jüngste bereut sein Benehmen und söhnt sich mit Dskar aus, der jedoch sein Bündel schnallt und abzieht. Er begibt sich noch in das Haus des Barons v. Höllenstein, wohin man ihn beschieden hat, und wird vom Baron zum Schlachtenmaler für die Manoeuvres der Truppen von Sayn-Sayn und von Bierhusen bestellt; der Baron ist nämlich Generalissimus der Sayn-Sayn'schen Armee, die nicht 1000 Mann beträgt. Dskar, der ein höchst gemüthvoller und tiefer junger Mann geworden, misversteht sich mit Gelinden und verachtet Sophien; aber die Neigung zu Jener macht ihn innerlich unglücklich. Er nimmt den Antrag an und fährt mit den Damen hinaus zu den sehr weilläufig geschilderten Manoeuvres; bald aber gibt er seinen Sitz im Wagen aus bringenden Gründen auf und setzt sich auf einen Munitionskarren; einen Operationsplan des Generalissimus, den ihm dieser nebst andern Papieren anvertraut, verwendet er zu höchst unheiligen Zwecken, was den Generalissimus in große Angst und, wie die schlimmen Folgen des unerfesslichen Verlustes sich offenbaren, in einem verwirrten Zusammenstoße mit der feindlichen Armee in wirkliche Verzweiflung versetzt. Dskar hat einen Baum erklettert, um die Bewegungen der Truppen zu beobachten; da erblickt er in einem Fuhrwerke seine Mutter, welche mit Tobianus dahergefahren kommt; der Gedanke an seinen un-

glücklichen Vater, über dessen traurige Lage und Zerrissenheit ihn zufällig ein aufgehaschter Brief in Kenntniß gesetzt hat, ergreift ihn mächtig; er eilt nach Kleinbethlehem, wo er am Sonntag ankommt; aber Niemand kommt zur Kirche, und der neue Schullehrer, der ihn nicht kennt, berichtet ihm die sonderbarsten Dinge über den sich oft wie wahnsinnig geberdenden, in manchen Dingen aber ganz vernünftigen Pfarrer. Dskar trifft ihn im Garten, wie er gymnastische Übungen anstellt, um in Schwetz zu kommen; Blasadow ist voller Freude, seinen hoffnungsvollen Erstgeborenen wiederzusehen; aber zu seiner unaussprechlichen Bestürzung erfährt er, daß die Berichte über die Leistungen seiner Söhne ganz erdichtet, daß sie aussichtslose Tagelöhne sind. Der aus allen seinen Himmeln gefallene Vater bezwingt jedoch seine Entrüstung, und die Liebe gewinnt die Oberhand; da kommt ein großer, rothgeflegelter Brief an, der ihm die Nachricht von seiner Amtsentsetzung bringt; so haben sich Vater und Sohn nichts mehr vorzuwerfen; sie setzen sich auf einen Wagen und fahren der Residenz zu. Blasadow sagt: „Die ganze Welt steht mir nun offen, komm, wir haben ja so viel nachzuholen, so viel zu verbessern. Wir wollen nun Alle, und ich zum meisten, noch einmal von vorn anfangen.“ Der zweite Band schließt mit den Worten: „Sie waren selbst begierig, was nun noch Alles auf dem Blatte stehen würde, welches eben das Schicksal mit so großer Schnelle in ihrem Lebensbuche umgeschlagen hatte.“

Hier ist nur der Gang der Hauptereignisse, sofern die Personen dabei theilhaftig sind, welche dem Romane den Namen gegeben, berichtet worden; weitere vorkommende Charaktere sind die gräfliche Familie v. der Reige, die in der bittersten Armuth bei nicht herabgestimmtem adeligen Hochmuth lebt und sehr bedrängt wird von dem jüdischen Baron Herrn v. Lipman, welchem sie Vieles schuldet. Der Sohn des jüdischen Banquiers ist ein Literat und Ästhetiker, auf dessen künftigen Ruhm sich der Vater nicht wenig einbildet. Ferner treten auf der fanatische Aufklärer und Feind alles Obscurantismus, aller Mystik und alles Aberglaubens, Blauschmuck, mit seinem Schwelgerohne Mörder, dessen Schriften er möglichst zu verbreiten sucht; der Baron Satan v. Höllenstein; ein paar junge, sich gegenseitig über die Massen bewundernde und

lobpreisende Genies und noch einige untergeordnete Personen.

Der Roman scheint dem Angeführten nach keineswegs geendigt; der alte Blasebow hat es ausgesprochen, daß er sammt seinen Söhnen grade wieder von vorn anfangen müsse; und in der That, nach der Manier, in welcher dieser Roman angelegt ist, wäre es nicht unmöglich, ihn noch zwanzig und mehr Bände hindurch fortzuspinnen; etwa wie die so bald abbrechenden „Flegeljahre“ Jean Paul's läßt dieser Anfang eine unendliche Perspective offen. Oder soll etwa das Buch hiermit zu Ende sein und das Komische darin liegen, daß Blasebow bekennen muß, er und seine Söhne seien jetzt wieder so weit zurück als je? Dem sei indes, wie ihm wolle, ein Urtheil darf über dies Buch ohne Zweifel auch im Falle ausgesprochen werden, daß es noch weit ausgesponnen und fortgesetzt würde, und zwar darum, weil der eine Hauptcharakter, der Vater Blasebow, in den beiden vorliegenden Bänden so ziemlich in seinem ganzen Inhalte und seinen möglichen Phasen entwickelt ist und eine Verjüngung, ein von vorn Anfangen bei einem etwa funfzigjährigen, abgetrockneten und verdorrten Manne wie der unglückliche Landpfarrer zu den psychologischen Unmöglichkeiten gehören dürfte, und weil, was noch wichtiger, das Interesse in diesem komischen Romane doch weniger an der Fabel, an der Intrigue, an den Ereignissen und selbst an den Charakteren als vielmehr an einzelnen Situationen, Reflexionen, Excursen, an polemischen und satirischen Seitenblicken und Parodien haftet. Die Fabel scheint mehr nur erfunden, um der Träger einer Menge von Ansichten und Bemerkungen, in humoristischer und ironischer Form ausgesprochen, um das Vehikel für psychologische, literarische, politische und sociale Beobachtungen zu sein; der Verf. bewegt sich mit viel größerer Lebhaftigkeit in diesen Excursen und Auswüchsen als in dem Interesse und den Charakteren seines Romans. Dies soll ihm nicht eben zum Vorwurf gemacht werden; die Komödien des Aristophanes hatten auch ihr Hauptinteresse außer sich und nicht in sich; man vergißt die auftretenden, die erscheinen den Personen über Dem, was sie bedeuten und worauf sie anspielen; doch erscheint im komischen Romane das Aufgeben der Unabhängigkeit und Selbständigkeit, das Sichstützen und Sichbeziehen auf anderwärts Vorausgesetztes als ein Mangel, wenigstens als ein Hinderniß größerer Popularität und allgemeiner Verständlichkeit.

Worin das Wesen des Komischen bestehe, und was der komische Roman zu leisten habe, dies magst sich Ref. nicht an hier entscheiden oder auch nur erörtern zu wollen; „die Zahl der fruchtlosen Versuche, eine genügende Definition des Lächerlichen und Komischen zu finden“, sagt Ch. F. Weiße, „möchte schwer zu berechnen sein“. Weibe es Jedem anheimgestellt, ob er das Komische mit Jean Paul als den sinnlich angeschauten unendlichen Unverstand, oder mit Solger als das Verzehrtwerden des Göttlichen vom Irdischen, oder mit Kant als die plötzliche Auflösung einer Erwartung in ein Nichts, oder als den Widerspruch zwischen dem Spirituellen und Ma-

teriellen, zwischen dem Idealen und der gemeinen Wirklichkeit, oder wie immer auffassen mag: darüber werden am Ende Alle einverstanden sein, daß es in einem Widerspruche bestehe, und zwar in einem solchen, welcher, wo nicht ausschließlich, doch vorzugsweise in die Sphäre des Intellectuellen, nicht, oder weniger, in die des Sittlichen fällt und auch nicht in die der Gefühle und des Gemüths. Der Haß und die Indignation sind ebenso wie ein gesteigertes Mitleid und tiefe Rührung mit dem Komischen oder Lächerlichen in seiner Reinheit unverträglich. Nur wenn das Komische ungefärbt bleibt von diesen Elementen, bildet es eine eigenthümliche Kunstgattung, als Drama oder Epos (Roman); verbindet es sich mit Gegenständen und Motiven des Hasses und Abscheues, so wird es zur Satire in verschiedenen Abstufungen, je nachdem das eine oder andere Element mehr vorwieg; geht es dagegen die Vermählung mit dem Rührenden und Gemüthlichen ein, so entsteht der Humor, welcher durch den Wechsel der Empfindungen, die er hervorruft, genußreicher ist als das rein Komische, aber auch schwerer zu verstehen oder zu appercipiren, weil mancher Geist nicht Beweglichkeit genug zu solchen raschen Übergängen hat. Innerhalb der Grenzen des Ästhetischen hält sich das Komische leichter, wenn es zum Humor sich gestaltet, weil es dann eher Maß hält, als wenn es des gemüthlichen Elementes entbehrt; und auch, wenn es sich strengern poetischen Formen, dem Metrum und Reim unterwirft, während es ohne den Anhalt des Gemüthlichen, des Sittlichen oder der strengern Form leicht in Gemeinheit und Absurditäten untergehen kann.

Ob es ganz reine Komiker unter den Dichtern gebe, kann man bezweifeln; bei Kabealis und Ariost spielt schon das Parodische mit herein; der „Don Quixote“ des Cervantes mit all seiner Fülle von rein Komischem ist ebenfalls theilweise parodisch-satirisch und wirkt daneben noch durch die eingewobene romantische Lieblichkeit und Herrlichkeit; Sterne und Jean Paul sind humoristisch. Über die Verschiedenheit des Komischen, über die Motive desselben, die Mittel, komische Effecte hervorzubringen, kann jedes Wort hier erspart werden. Mehr als irgendwo sind hier grade alle Theorien und Sätze nur Abstractionen aus dem vom Genius wirklich schon Geleisteten, erschöpfen die Möglichkeit nicht und binden keinen komischen Genius, den etwa die Zukunft hervorbringen mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Reiseskizzen. Kantes.

16ten August 1838.

Der Reisende, welcher, auf seiner langen Irrfahrt durch die Vendée und die Bretagne von allem geistigen Verkehre abgeschnitten, so oft nach den Früchten der modernen Bildung geschmachtet, fühlt sich wunderbar erquickt, wenn er die Residenz der ehemaligen bretagnischen Herzoge und die alte Festung der Sklavenhändler erreicht. Kantes ist ein Civillisationsmittelpunkt zwischen zwei Barbareien und eine Handels- und Hauptstapelplätze französischer Bürgerkriege, welche grade an diese Stelle gebannt scheint, um ihre Communication zu hindern. Kantes hat wirklich das Aussehen

einer großen Stadt; mit Vergnügen betrachtete ich am Morgen nach meiner Ankunft mehre schöne, regelmäßige Plätze, namentlich die Place royale, welche aus neun massiven, nach einem symmetrischen Plane erbauten Häusern gebildet ist. Die neuen Häuser sind meist von Stein und haben drei Stockwerk ungefähr von gleicher Höhe, was sich ungemein hübsch ausnimmt. Die alten gasrigen Stadtviertel, aus hölzernen Häusern bestehend, deren erstes Stock in die Straßen hineinreicht, verschwinden schnell. An vielen Stellen findet man wie in Nürnberg allerliebste Plätze, mit vier Reihen Bäume besetzt und von schönen Häusern umringt. Diese Plätze sind allerdings einsam und die Häuser machen eine traurige, verlassene Miene. In den Bäumen wohnen zahllose Singvögel. Das Straßensystem ist, wie in allen Provinzialstädten, sauberhaft. Die große Promenade hinter der Kathedrale, nicht weit von dem Berck der Herzogin von Berri, beherrscht die alte Citadelle und den Strom. Die Aussicht ist nicht übel. Auf einer Bank, nahe bei der großen Treppe, welche zur Loire und der neuen Hängebrücke hinabführt, dachte ich an die lange Gefangenschaft des Cardinal Kex, welcher, im Ganzen genommen, der geistreichste Mann gewesen, welchen Frankreich gehabt hat. Man merkt bei ihm keine enge Ideen, keine Schnürstiefeln wie bei Voltaire, und er hat den Muth, Dinge zu sagen, welche schwer auszubringen sind. Ich verweilte lange und oft auf diesem Hügel, welcher mit mehren Reihen Bäume bepflanzt und mit Statuen unter aller Kritik besetzt ist. Unten gegen den Fluß bemerkte ich zwei oder drei Häuser, welche eine so wohlhabende und schöne Stadt wie Nantes nicht hätte bauen lassen sollen. Allein die Gemeindebeamten, welche die französischen Provinzialstädte regieren, haben keinen Sinn fürs Schöne, selbst Paris verunklaltet sich seit einiger Zeit; das Non-plus-ultra alles Ungeschmack ist der neue vielgerühmte Platz de la Concorde. In Deutschland bieten die kleinsten Städte liebliche Ansichten und schmücken sich ohne außerordentliche Kosten auf die kunstgerechteste und sinnigste Weise einzig und allein mit Bäumen und Sonnenschein.

Ich hatte mir übrigens die Naturschönheiten bei Nantes größer gedacht, als ich sie wirklich vorgefunden; ich erwartete etwas Ähnliches wie die Rheinufer bei Koblenz und die bewaldeten Hügel von la Meillerie an der Seine unterhalb Rouen. Ich habe nichts als grüne oder nackte Inseln und weite mit Pappeln beplanzte Wiesen gefunden. Der große Fluß, welchen man auf den Kanal, welcher von Nantes nach Brest führt und mit unendlich vielen Schleusen versehen ist. Auf der Mitte des Platzes, welcher die Promenade durchschneidet, erhebt sich eine 60 Fuß hohe Säule mit der kolossalen Statue Ludwig XVI., welche eine höchst mittelmäßige Wirkung macht.

Die Bäume der obenerwähnten Promenade sind ärmlich; man sieht, daß das Erdreich nicht viel taugt. Längs der Promenade gegen Morgen dehnt sich eine Reihe Häuser aus, welche gar traurig auf die Spaziergänger herabbliden. Am andern Ende der Baumallee, in entgegengesetzter Richtung mit der Loire, fließt man auf den Kanal, welcher von Nantes nach Brest führt und mit unendlich vielen Schleusen versehen ist. Auf der Mitte des Platzes, welcher die Promenade durchschneidet, erhebt sich eine 60 Fuß hohe Säule mit der kolossalen Statue Ludwig XVI., welche eine höchst mittelmäßige Wirkung macht.

An die Promenade grenzt, wie schon bemerkt, die Kathedrale, welche zum ersten Mal 555 und zwar vom heiligen Felix erbaut wurde, wie der „Fremdenführer von Nantes“ versichert. Nichts beweist jedoch diese beiden Behauptungen. Neuere Ausgrabungen haben dargethan, daß ein Theil der Kirche sich auf eine römische Mauer stützt; aber in der Kirche selbst haben wir nichts gesehen, was über das elfte Jahrhundert hinausgerichtet hätte. Der Chor ist aus dem 18. Jahrhundert d. h. lächerlich. Der wüthende Carrier ließ 1793 die Kuppel mit Öl überpinseln, weil ihn der daran abgebildete religiöse Gegenstand standallirte; man hat neulich

versucht, das Gemälde wieder aufzubeden. Der Künstler zeigte mir eine kleine Kapelle, deren Wände ganz einer römischen Arbeit gleichen; sie bestanden aus trefflich gehauenen Kubitwürfeln. Das gegenwärtige Schiff der Kathedrale wurde gegen 1434 gebaut und erstetzte das alte romanische Schiff, welches baufällig geworden; allein am Ende des 15. Jahrhunderts stockten die Arbeiten, was einen sonderbaren Zufall zur Folge gehabt hat. Da der gothische Theil des Kirchenschiffs unendlich viel höher war als der Chor, welcher romanisch geblieben ist, so sehen wir den Kirchturm der alten Kirche mit in die neue hineingebaut, welcher dadurch kein Eintrag geschehen ist. Es gibt nichts Edleres, Würdevollerer und Imponirenderes als dieses große, hohe Schiff. Man muß es sehen, wenn man allein ist und der Tag sich zu Ende neigt; ich blieb oft wie unbeweglich auf meinem Stuhle sitzen und hatte beinahe Lust, mich in der Kirche einschließen zu lassen. In den Seitengängen haben die Narren von 1793 die Fensterreuze zerstört und dadurch dem architektonischen Charakter geschadet. Die Statuen und Figuren in den Hohlkehlen der beiden Portale sind ebenfalls von diesen Monoklasten verkümmelt worden.

Das Interessanteste von Nantes ist ohne Widerrede das prächtige Grabmonument des letzten Herzogs der Bretagne, Franz II., und seiner Gemahlin, Margarethe von Foix, welches man in der Sakristei der Kathedrale sieht. Die Königin Anna, Herzogin der Bretagne und Gemahlin Ludwig XII., ließ es ihrem Vater, Franz II., 1507 errichten; es stand ursprünglich in der heiligen Karmeliterkirche, nach deren Zerstörung es in die Kathedrale gebracht wurde. Der Bildhauer, welcher dieses Mausoleum, eines der schönsten Denkmäler der Renaissance, ausführte, hieß Michel Colomb; er war aus Saint-Pol-de-Leon in der Unterbretagne gebürtig und außer diesem Grabmal ist weiter kein Werk von ihm bekannt. Die Statuen des Herzogs und seiner Gemahlin sind von weißem Marmor und liegen auf einer schwarzen Marmorplatte, welches zwar einen etwas herben, aber mit der christlichen Idee vom Tode ganz übereinstimmenden Effect hervorbringt. Ihre Köpfe ruhen auf gestickten Schlafkissen, welche drei köstlich gearbeitete Engel halten. Zu den Füßen des Herzogs und der Herzogin liegt ein in seinen Laichen das bretagnische Wappen haltender Löwe und ein Hund mit dem Wappen des Hauses Foix. Auf den Seiten des untern Marmorrechtecks stehen die zwölf Apostel in römischen Marmorstücken, welche durch weiße Marmorplaster römischer Ordnung voneinander getrennt sind. An dem einen Ende des Grabmals in gleicher Linie mit den Aposteln befinden sich zwei kleine Statuen, welche den heiligen Franziskus von Assisi und die heilige Margaretha vorstellen; am andern Ende sieht man Karl den Großen und den heiligen Ludwig. Alle diese Figuren sind hinsichtlich der Naivetät ihrer Stellungen und der Wahrheit ihres Ausdrucks bewundernswürdig; die Apostel namentlich können mit den Bischöfen am Sebalbusgrabe wetteifern. Unterhalb dieser sechsundzwanzig Figuren sind sechsundzwanzig Klageweiber von grünem Marmor in weißen Marmorstücken placirt; ihre Hände und Köpfe sind trotz der grünen Kapuze, welche sie einhüllt, ebenfalls von weißem Marmor, welches ihre Ausführung nicht wenig erschwert haben mag. In den Stellungen herrscht dieselbe Mannichfaltigkeit wie in dem Ausdruck der Gesichter. An den vier Ecken des Grabes stehen vier große allegorische Figuren: die Kraft, in Helm und Panzer, erwürgt einen Lindwurm, den sie aus einem Thurme hervorholt; die Gerechtigkeit, eine Krone auf dem Haupte, hält in der Rechten ein Schwert, in der Linken eine Waagschale und ein Gesetzbuch; ein Jügel und eine Laterne verknüpfen die Klugheit; die Weisheit hat einen Spiegel und einen Compaß in den Händen, zu ihren Füßen liegt eine Schlange, und der Hintertheil ihres Kopfes stellt ein bärtiges Greisengesicht dar. Nahe Grazie und rührende Einfachheit charakterisiren diese vortrefflichen Statuen; die reichen Draperien sind mit seltener Vollendung behandelt. Alle vier Standbilder sind keineswegs nach einem und demselben kalten Mo-

delle capirt, sondern es tritt bei ihnen wie bei den Rafael'schen Madonnen eine frappante Individualität hervor; sie scheinen fast Portraits zu sein; ihre Kleidung und ihre Züge erinnern an die schönen Frauen, welche man in einigen Gegenden der Bretagne antrifft. Der Ausdruck der Köpfe hat eine ziemlich starke Nuance von Ironie und Schelmeret, welche Wirkung Michel Columb vermöge eines einfachen Verfahrens zu Stande gebracht: die Augen sind nach dem äußersten Sehwinkel aufgeschlagen, und das innere Augenlid ist ein wenig convex gebildet, wie nach der chinesischen Mode.

Von dem Platz vor der Kathedrale führt eine schmale Gasse, worin die Herzogin von Berry gefangen wurde, an dem Thor des alten Schlosses vorbei, auf die breiten, belebten Quais der Loire, deren Hauptzierde in einer Reihe alter Ulmen von 60 Fuß Höhe besteht, welche längs des Ufers, den Häusern gegenüber, angepflanzt sind. Sie machen den größten Effect. Die sonderbaren Formen und Profile jedes einzelnen Baumes beschäftigen angenehm die Einbildungskraft, und mehrere Häuser sind nicht ohne Styl und namentlich nicht ohne Farbe. Diese schönen, so trefflich und mit so geringem Aufwande geschmückten Quais werden in allen Richtungen von Geschäftsleuten begangen und vergewöhnlichen lebhaft die ganze Regsamkeit einer großen Handelsstadt. Es gibt daselbst zwei Omnibus, der eine weiß, der andere gelb; die Conducteurs sind junge Landmädchen; die Fahrt kostet nur drei Sous. Ich stieg in den gelben Omnibus und fuhr so lange mit, bis er still hielt. Der Charakter der weiblichen Conducteurs wurde jeden Augenblick durch Späße oder andern Schabernack auf die Probe gestellt, welches höchst unterhaltend war. Die Station des Omnibus war dicht neben einer Reihe von Zimmerplätzen.

Ein Glück für Nantes ist, daß es theilweise auf einem Hügel liegt, welcher, am rechten Ufer der Loire im Norden anfangend, immer weiter und weiter zurücktritt, bis er mit dem Fluß etwa einen Winkel von 30 Grad bildet. Die Zimmerplätze nehmen die erste kleine Ebene zwischen der Loire und dem Hügel ein. Aber die Loire ist nicht so breit als die Elbe bei Hamburg; Nantes liegt an einem schmalen Arme des Flusses, welcher hier, wie weiter oben gegen Angers, stets von Inseln verborben wird. Den Hauptäken gegenüber vereinigt sich mit diesem Arm der Loire ein anderer, viel breiterer Arm, dessen Mündung mit Pfählen verpalissadirt ist, die aus dem Wasser hervorstehen und lauter römische Fünfen (V) bilden, die Spitze nach dem Meere zugekehrt; dazwischen sind die Netze ausgespannt, womit man die Aisen fängt.

Von dem rechten Loireufer her geschah der Angriff der Vendéer am 29. Juni 1793, welche, 50,000 an der Zahl, unter den Befehlen Cathélieuau's gegen Nantes vorrückten. Die Generale Canclaux und Bepffer vertheidigten den Platz, welcher auf neun Punkten zugleich berannt wurde. Von beiden Seiten verübte man Wunder der Tapferkeit. Am Ende richtete die republikanische Artillerie, welche die Kanoniere der Vendéer nicht unbrauchbar zu machen wußten, ein schreckliches Blutbad in den Reihen der Belagerer an; überall zurückgeschlagen, bewerkstelligten sie mit großem Verlust ihren Rückzug, indem sie ihren tödtlich verwundeten Oberfeldherren mit fortnahmen, der mit einigen Royalisten bis auf den Platz Marne vorgebrungen war und dort, von einer Kugel getroffen, an derselben Stelle niederfiel, wo zwei Jahre später sein Nachfolger Charette erschossen wurde. Die Nationalgarde von Nantes bewährte sich bei diesem Sturme sehr brav. „Bürgercolaten“, hatte sie am Morgen ihr Commandant Painpary angerebet, „dieser Tag ist bestimmt, euch mit ewigem Ruhm oder ewiger Schmach zu bedecken; von euerm Muth und eurer Willenskraft überzeugt, fodere ich Euch auf, zu schwören, von Unterhandlung mit dem Feinde kein Wort verlauten zu lassen und lieber sterben als um Gnade bitten zu wollen!“ Und Alle schrien: „Wir schwören es; die Republik lebe hoch!“ Vor Nantes fängt das Unglück der Vendéer an. Wenn sie sich

der Stadt und des Hafens hätten bemächtigen können, so wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, ihren Kriegsoperationen mehr Nachdruck zu geben und sich mit den Engländern in Verbindung zu setzen. Es ist nicht zu viel gesagt, daß die Tapferkeit der Einwohner von Nantes die Republik gerettet und die Rückkehr der Bourbons seit 1793 verhindert hat. Die arme und reiche Bretagne hat überhaupt mehr als einmal Frankreich gerettet; oft, wenn Frankreich in Noth war und fast verzweifelte, haben sich bretagnische Brüste und Köpfe gefunden, härter als das Eisen der Helade. Als die Normänner ungekroft die französischen Küsten brandschatzten, begann der Widerstand unter dem bretagnischen Könige Rowenoz; die Engländer wurden im 14. Jahrhunderte von Duguesclin, im 15. von Richemont, im 17. von Duguay-Trouin zurückgeschlagen. Die unschuldigsten, reinsten Helden der französischen Religions- und Bürgerkriege sind Kanoué und Latour d'Auvergne, der erste Grenadier der Republik; und es war ein geborner Nantese, welcher bei Waterloo gerufen haben soll: „La garde meurt et ne se rend pas!“

Ich habe den gestrigen Tag damit hingebracht, die öffentlichen Gebäude der Stadt zu besichtigen; das ist einmal eine Frohnarbeit, welche der arme Reisende überall verrichten muß, wo er zum ersten Mal in seinem Leben hinkommt. Die schönsten Stadttheile von Nantes rühren aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts her, wie die bereits erwähnte Place royale und der schöne, leider etwas abschüssige Platz Graslin, wo ich ein prächtiges Hôtel bewohne, an dessen Wirthstafel ich aber vor Hunger sterbe. Unter den Gästen befinden sich zum Glück einige Engländer, die sich mit einer komischen Grobheit serviren und mich sehr amüsiren.

Dem Hôtel gegenüber ist das Schauspielhaus mit einem Peristyl von 8 korinthischen Säulen. Diese 8 Säulen im armseligsten, aber vielmehr in gar keinem Styl sind mit 8 Statuen gekrönt, welche 8 Musen vorstellen; ich weiß nicht, welche Muse das Glück gehabt hat, vergessen zu werden. Der wahre Charakter der Architektur Ludwig XV. ist, Säulen zu errichten, welche nichts als Ständer sind. Neben diesen großen, ungeschlachten Säulen der Theaterfacade befindet sich das große Kaffeehaus, wo man sehr gut frühstückt und alle Fashionables der Stadt antrifft. Diesem Kaffeehaus gegenüber habe ich heute einen passablen Speisewirth entdeckt, zu welchem mich der Zufall geführt hat, d. h. eine schöne Frau, die ich am höchstlich sitzen sah; sie war sehr einfach und zuvorkommend und ertheilte mir die besten Winke für den Küchensettel.

(Der Beschluß folgt.)

### N o t i z.

Capesigue wird wegen seines neuen Werkes: „Philippe d'Orléans, régent de France“, in Frankreich schwer getadelt, und, wie es uns bedünkt, mit Recht. Capesigue bemüht sich in diesem Werke voll moderner Unrecllichkeit, Auslegungskunst, Spitzfindigkeit und Sucht, neu und pikant zu sein, Philipp von Orléans vor der historischen Kritik zu rechtfertigen und auf das schändliche Leben und Arelben seines Rathgebers, des Cardinals Dubois, einen Panegyrikus zu schreiben. Er rechnet es dem Regenten als hohes Verdienst an, daß er die höchste Gewalt, die er so leicht für sich hätte behaupten können, freiwillig in die Hände Ludwig XV., da dieser majorenn geworden, niedergelegt habe. Als ob, wie man hierzu mit Recht bemerkte, bei einem Fürsten als eine Legend ausgelegt werden dürfte, was bei einem Bürger hinreichen würde, ihn zu einem Verbrecher zu stempeln. Philipp von Orléans war überhaupt zu schlaff und verliebert, um eine großartige Ungerechtigkeit zu begehen. Gewiß, es ist eine Krankheit unserer Zeit, mit Sophismen selbst die Schleichthigkeit zu beschönigen und sogar die Heberlichkeit in eine Art Heiligenschein zu hüllen. Eine solche Zeit verdient servil zu sein! 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 312.

8. November 1838.

Blasewow und seine Söhne. Komischer Roman von Karl Gutzkow. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 311.)

Um auf „Blasewow“ zurückzukommen, so hat Gutzkow sich offenbar zu seinem Vorbilde — Jean Paul gewählt. Darüber wird nicht wenig erstaunt sein, wer die Individualität des jungen Schriftstellers, sowie sie sich bisher beurkundet, mit der Jean Paul's vergleicht. Sind sie nicht gewissermaßen die extremsten Gegensätze? Jean Paul, das in Weichheit, Nährung, Blumenduft und Abendröthen zerfließende und verschwimmende Herz; Gutzkow, der grausam secirende, sich kalt und abstoßend in sich selbst zusammenziehende Verstand; Jean Paul, der begeisterte Lobredner der schönsten und heiligsten sittlichen Tugenden und der Heroen der Illusionen; Gutzkow, der Triumphator über allen festen Glauben, der dialektische Nihilist und Vorsechter eines emancipationslüchigen Egoismus — diese Weiden auf Einer Bahn — und Gutzkow, der noch keine literarische Autorität auf die Dauer respectirt hat, factisch huldigend dem so vielfach geschmähten Jean Paul? Die Verwunderung wird sich vermindern, wenn man Beide von einer Seite miteinander vergleicht, wo sie doch manche Berührungspunkte und intellectuelle Verwandtschaft haben — von der Seite der Vorstellungskraft, Denk- und Einbildungskraft. In der Fülle und Mannichfaltigkeit der Auffassungen, der Anschauungen, Vorstellungen, Bilder, Kenntnisse, Reminiscenzen u. s. w. mag zwischen Beiden eine bedeutende Ähnlichkeit stattfinden; eine ansehnliche Polyhistorie kommt Beiden zu ihrem bunten Style sehr zu statten, und auch in der Manier und Methode des Denkens und Styls, in der Ideenassociation, in den Sprüngen der Einbildungskraft hat Gutzkow ohne Zweifel mit Jean Paul Vieles gemein. Bei seinen ernst sein sollenden Schriften ist seine Neugier zu seltsamen Combinationen und das Herüber- und Hinüberspringen von Concretem zu Abstractem oft störend und widerlich; statt nun seinen Styl von solchen Sprüngen und Superfotationen zu reinigen, hat er ein Genre ergriffen, in welchem er vielmehr auf Steigerung dieser Manier ausdrücklich bedacht ist. Mit Jean Paul trifft Gutzkow ferner in einer Idiosynkrasie zusammen, die nicht ganz unwerth der Beachtung ist. Bekanntlich hat Jean

Paul geschrieben und scheint für die lyrische Poesie, Vielem nach zu urtheilen, ebenso wenig Geschmack als Talent gehabt zu haben; er hatte keinen Begriff davon, wie man das poetische Gefühl in solche künstliche Formen bannen könne, ohne das Beste daran aufzuopfern und die heftigste Blut zu erkälten; er war sehr scharfsichtig, die Fehler der metrischen, gereimten Gedichte aufzufinden und zu verspotten; er begriff nicht, wie im eigentlichen lyrischen Dichter die Form zugleich mit dem Stoffe wird und mit ihm eins ist. Ebenso hat nun auch Gutzkow eine Antipathie gegen die Lyrik, in welcher er sich noch nie versucht hat, oder in der ihm wenigstens noch nichts muß gelungen sein; er hat keinen Verus dazu, und er weiß sich hierüber damit zu trösten, daß für seinen gewaltigen Geist diese Schranken zu eng seien. Er ermangelt auch in diesem Buche nicht, diese Abneigung gegen die lyrische Poesie in mannichfacher Weise kund zu geben, so namentlich bei Schilderung des Naturdichters und Schöpfers Schumacher, welchem Theobald zum Unterrichte übergeben wird. Aus Veranlassung einer Viehseuche wird dieser zum Dichter:

Er griff in seinen, von tiefen Seufzern aufgeblasenen ländlichen Dudelsack und preßte theils mit den Fingern, theils mit dem Arme so schwermüthige Elegien über die fürstlich Sayn-Sayn'sche Landesseeche aus ihm heraus, daß das Fürstenthum, in dem Augenblicke wo ihm so viele Kinder und Schafe gestorben waren, wenigstens den Trost hatte, wie ihm dafür ein Dichter geboren wurde. . . Der Ruf von Schumacher's Elegien verbreitete sich fast so schnell wie die Pest, die er in ihnen besungen hatte. Selbst in der Residenz wußte man eine so frische Naturgabe zu schätzen. . . Schumacher stand wie Herkules am Scheidewege. Auf der einen Seite die brüllende neu angekaufte und wieder completirte Viehherde von Kleinbethlehem, und auf der andern die lodenden Einladungen eines Dichterclubs, welcher ihn wahrscheinlich zu einem in seiner Manier singenden und hüpfenden Zeisig abrichten und ihn künstlich zum Naturdichter dressiren wollte. Die lyrische Schule hatte einen Ceremonienmeister an der Spitze, der einen eignen Musenalmanach herausgab und sich ein Vergnügen daraus machte, junge lyrische Talente aufzuzählen und in die jugendlichen Knospen aus lauter Enthusiasmus hineinzublauen, um sie nur recht schnell zu erblättern und in die Schlachtreihen der Goterie einzuführen. So hoffte er auch in Schumachern ein Talent zu entdecken und ihn alsbald beim Publicum einführen zu können. Er lud ihn zu einem großen Thee ein. . . Schumacher hatte alle seine Reime mitgebracht und wurde nun aufgefodert zu lesen; er setzte sich in Postur und las, wie der Dichterkreis hoffte, nun wahrscheinlich Geblichte vor, wo man sich schon freute, hier doch einmal wieder etwas aus dem unmittelbaren Leben in und mit



der Natur zu vernehmen. Sein erstes Gedicht war jedoch weder eine Frühlingsbahnung, noch ein Abendsonnen Spaziergang mit schwärmenden Maifäsern und flatternden Dämmerungsfaltern, sondern eine Ode auf die von Schumachern selbst erfundene Frostsalbe. . . Jetzt blätterte Schumacher in seinen schmutzigen Papieren (weiter) und theilte folgende Titel mit: Elegie an eine verreckende Kuh; Epistel an einen Barbier, der mir das Handwerk legen wollte; Satire auf einen durchreisenden Käufesallenhändler, und zugleich Ode auf mein Käufe- und Rattengift, die Wangen und was dagegen hilft u. s. w.

Diese Stelle, kann man sagen, ist nicht gegen die lyrische Poesie überhaupt gerichtet; sie verunglimpft nur nach der bekannten Weise des Verf. eine gewisse poetische Schule oder Richtung; aber wer die lyrische Poesie, sowie er thut, zu dem alten Schmidt von Verneuchen alles Ernstes in die Schule schicken will, hat doch in der That sehr wenig Respect vor ihr, wiewol nicht geäußert werden soll, daß an der betreffenden Stelle einige richtige Gedanken ausgesprochen; man kann ihm beistimmen, wenn er sagt, in der Person Blasjedow's gegen das Verkünstelte und Übertriebene in der Poesie eifernd: „Wer auf die Menge mit seiner Begeisterung wirken will, muß nicht höher steigen als die Lerche. Die steigt hoch genug, aber nie höher, als daß sie gehört werden kann“; wie stimmt denn aber dies zusammen mit seiner Verachtung der Dichter, welche sich zur Natur hingezogen fühlen? Die lyrische Poesie wird es ihm schwerlich je zu Danke machen; die schlechten Gedichte wird er verspotten, weil sie schlecht, über die guten sich ärgern, weil sie gut sind. Ist es etwa Liebe zur Poesie, was ihm die Worte eingab: „Guido v. Lipmann arbeitete im Stillen — bis auf einige schon in Almanachen abgedruckte Fragmente — an einem Ahasver, und da er Kunde hatte, daß zwei junge Dichter, Schmeißer und Püßler (!!), sich schon zur Bearbeitung desselben Stoffes vereinigt hätten, so freute es ihn sichtlich“ u. s. w.

Diese angeführten Stellen zeigen zugleich schon einen wesentlichen, tieflegenden Unterschied zwischen Jean Paul und Guklow: Jean Paul erlaubte sich nie in seinen komischen Romanen solche gehässige und giftige Verunglimpfungen; sein Spott ist harmlos, und nur das wirklich Häßliche trifft der Stachel seiner Satire; er hatte ein großes und warmes Herz, einen die Gegensätze und Widersprüche des Lebens scharf auffassenden und darstellenden Geist, aber zugleich ein edles, umfassendes, verführendes Gemüth, das in den Schöpfungen seiner Phantasie wirklich lebte und in ihnen Befriedigung suchte und fand durch eine jeden Miston auflösende Harmonie. Er vertieft sich herzlich in seinen Gebilden, und bewegten werden sie auch wahrhaft komisch; der Leser gewinnt seine komischen Helden lieb, oder er interessiert sich doch lebhaft für sie, weil der Autor sie zu plastischen Gestalten herausgearbeitet hat und sich vielleicht bis auf einen gewissen Punkt mit ihnen identificirt. Guklow hat sehr viel Verstand, Combinationsgabe, Wiß von verschiedener Sorte, aber er hat nicht genug Ruhe und Leidenschaftlosigkeit, nicht genug Kunstförmigkeit, um etwas harmlos Komisches zu schaffen, und es fehlt ihm die Gemüthlichkeit, um sich bis zum wahren Humor zu erheben. Er ist

ironisch, polemisch, satirisch, witzig, aber darüber entfliehen ihm Komik und Humor. Was komisch sein soll, streift oft sehr nahe ans Gemeine und Eksthasche, und wo er durch Einmischung des ernsten und rührenden Elements sich scheint dem Humor nähern zu wollen, verfällt er entweder ganz in den Ton des pathetischen Declamators, oder fallen seine Personen aus der Rolle. Guklow spricht sich über den Unterschied von Humorist und Satiriker gar nicht äbel durch den Mund Blasjedow's so aus:

Ein Humorist will nichts helfen. Wer immer vom Teufel nur die Maske vornimmt und selbst im Spotte zeigen will, was für ein reiner Engel er ist, wer die Insekten nicht mit spitzer Nabel aufsteckt und nicht ausharren kann, bis sie sich verzappelt haben, wer immer wieder auf jede Verletzung und Verwundung, die er sich aus Muthwillen erlaubt, wieder sein gutes Herz wie ein ganzes Füllhorn von Blumen ausschüttet und jeden Wadenstreich durch hundert Küsse wieder abbittet: das ist kein Satiriker, sondern ein Humorist. Albin aber soll ein Satiriker werden. Er soll die Menschen durch seine lose Zunge nicht unterhalten, sondern sie beunruhigen. Jede Thorheit eines guten, jede Bosheit eines schlechten Herzens soll in ihm ihre unverföhliche Küge und ihren Pranger finden. Sein Symbol muß nicht die Biene sein, die zwar sticht, aber auch Honig gibt, sondern der Skorpion. Keine der Wunden, die er schlägt, darf heilbar sein, es sei denn, daß man ihn selbst ergriffe, zerstampfe und auf die wunde Stelle einreibe u. s. w.

Aber ein Satiriker ist eben kein Dichter im eigentlichen Sinne mehr, und wenn er es so weit treibt, wie in der obigen Stelle gefordert ist, so möchte allerdings das Beste sein, ihn zu zerstampfen, da er ebenso wenig nützen als ergötzen, sondern nur erbittern und vergiften kann.

Guklow kommt selbst einmal auf Jean Paul zu sprechen und urtheilt so über ihn:

Wunderlich ist doch, daß Jean Paul keinen Vers machen konnte? Jean Paul war aber kein rhetorischer, sondern ein analphabetischer Geist. Seine Poesien sind Vorderfüße ohne Schluß. Wol spannt Jean Paul die Poesie aus seinem Herzen heraus, aber immer nur Fäden; aus diesen Fäden und Gespinnsten konnte er kein Kleid weben. Seine Phantasie war ein Kaleidostop. Sie hielt eine vereinzelte Anschauung nicht lange fest, sondern mischte ein Gebild ins andere. Mit Wibern und Gleichnissen überhäuft sich nur, wer keine Gestalten fesseln kann. Auch lag Jean Paul's Gefühl nicht in jener Activität, die Entschlüsse fassen will und ermattet in Ohnmacht zurückfällt, sondern in einer ununterbrochenen Passivität, die nicht selber fühlt, die nur mitfühlt. Das Gefühl des Mannes ist Melancholie, das des Weibes Wehmuth, und Wehmuth nur kannte Jean Paul. Aus der Wehmuth entspringen keine Gedichte, nur aus der Melancholie.

Dies Urtheil enthält ohne Zweifel viel Richtiges, aber grade die bezeichneten Mängel und Gebrechen fallen so ziemlich auch dem Guklow'schen neuesten Producte zur Last. Guklow ist auch kein rhetorischer, er ist ein anti-rhetorischer, verneinender Geist. Daß er seine Producte aus seinem Herzen herausspinnne, wird man ihm zwar nicht nachsagen können, wol aber aus seinem Verstande und Wiße, und auch aus diesen Fäden wird kein Kleid werden; oder was er mit einigem Ernst gewoben, trennt er mit seinem Spott und Wiße wieder auf wie Penelope ihren Schleier. War Jean Paul's Phantasie ein Kaleidostop, das sich von selbst bewegte, so dreht dagegen Guk-

Das Kaleidoskop (doch darf man es nicht allzu wörtlich übersehen!) seiner buntangehäuftten Ideen, Bilder, Reminiscenzen und Stachelspitze selbst mit gutem Bedacht und Bewußtsein herum, und sein Produciren ist weit mehr eine Operation des Verstandes als der Phantastie. (Der Beschluß folgt.)

### R e i s e f l i c h e n .

(Beschluß aus Nr. 211.)

Vom Plage Grassin hat man nur einige Hundert Schritte bis an die Börse mit einer Colonnade von zehn ionischen Säulen, welche ein Gesims mit zehn abscheulichen Statuen tragen. Die entgegengesetzte Fassade bietet einen Porticus, angeblich boszischer Ordnung, und ebenfalls vier erbärmliche Statuen. Das Hôtel der Préfectur, ein weitläufiges Gebäude in dem albernen Baustyl der pariser Kunstschule, liegt auf dem linken Ufer der Loire und schaut in die Vendée hinaus. Das Archiv der Préfectur enthält eine bedeutende Anzahl von Documenten über die Kriege der Vendée. Ich begreife nicht, warum die Restauration versäumt hat, einige Historiker mit dieser Ausbeute zu beauftragen. Diese Geschichtschreiber hätten in den Actenbüchern der hiesigen Préfectur reichlichen Stoff zu interessanten, wahren Büchern gefunden, und viele royalistische Helden würden nicht unbekannt geblieben sein, *carant quia vate sacro*. Im 18. Jahrhundert ist das individuelle Genie und die Leidenschaft nirgend auf eine pittoreskere Weise ausgebrochen als unter diesen einfältigen Bauern, welche den lieben Herrgott zu rächen glaubten. So viel Muth und Kriegerlist mit gänzlicher Unmöglichkeit, geschriebene Dinge zu begreifen, gepaart, ist nie in solchem Grade in der Geschichte vorgekommen. Man muß von ganzem Herzen mehr Bravozüge dieser armen Bauern bewundern, welche ihr Blut vergossen und sich wie tolle Hunde todschlagen ließen, damit die Abbés in Paris ruhig die fetten Einkünfte ihrer bretagneischen Präbenden verzehren könnten, während sie Buchweizengrübe aßen.

Das Naturaliencabinet, die Münze, die Korn- und Leinwandhalle und das Capitelhaus der Templer sind eben keine bemerkenswerthen öffentlichen Monumente; der Balcon des letztgenannten Gebäudes ist wenigstens mit vier Caryatiden und Basreliefs geschmückt, welche man nach den Zeichnungen Puges ausgeführt glaubt; allein der Stadtrath von Nantes hat sie austragen und weiß anstreichen lassen. Wenige Sculpturen hätten eine so barbarische Behandlung überstanden, und dennoch findet man darunter einzelne Züge von Kraft und Energie.

Das Museum ist ein hübsches, modernes Gebäude auf einem freien Plage; es enthält sieben große Säle, welche hinlänglich hoch und gut beleuchtet sind. Bemerkenswerthe Bilder schienen mir: ein dornengelönter Christuskopf, angeblich von Sebastian del Piombo, voll Wahrheit, Ausdruck, Farbe und Zeichnung; das Portrait eines venetianischen Nobile mit rothem Bart, angeblich von Giorgione; eine Kreuztragung von Leonardo da Vinci, die einzelnen Figuren sind von ausgezeichneter Wahrheit des Ausdrucks; der Kopf des Erlösers hat Größe, Milde und Erhabenheit; der allgemeine Farbenton ist sehr düster und macht die Echtheit des Originals zweifelhaft; das Portrait einer schwarzgekleideten Dame mit einem gedankens- und ausdrucksvollen Kopf, angeblich von Champagne, wogegen das zu moderne Costum spricht; endlich ein vortreffliches Portrait der Königin Elisabeth: es hat den Ausdruck einer feinen, sauern, bössartigen Physiognomie; die zusammengekniffenen Lippen und die spitz Nase deuten auf eine unverheiratete Frau, welche stets von ihrem guten Leumund spricht; ihre Art mit der Kette zu spielen, ist unvergleichlich. Ich weiß nicht, ob dies Portrait ähnlich; aber es charakterisirt ganz vorzüglich jene Königin, welche ihre Minister schlug, wenn ihre Plane nicht glückten. Höchst mittelmäßig, matt und ohne allen Kunstwerth ist der Kopf eines Kreuzritters, und wir

führen dieses Bild nur an wegen seiner Unterschrift, welche lautet: „Offerto al illustrissimo ed ornatissimo Sig. Cacault, ambasciatore di Francia in Roma, del suo umilissimo servo ed amico Canova.“

In dem Eingangssaal findet man merkwürdige Fragmente mittelalterlicher Sculptur. Über der Thür hängt die Athalie, welche vor ihren Augen die 50 Kinder, ich weiß nicht mehr, welches Königs von Israel, umbringen läßt, von Sigalon, eine talentvolle, energische Composition. Mit Vergnügen sah ich hier auch den Daniel in der Löwengrube von Ziegler wieder, welchen das französische Ministerium auf der letzten Kunstausstellung angekauft und der Stadt Nantes geschenkt hat.

Unter den ältern Gebäuden verdient noch Beachtung das von dem Herzoge Alain Barbe-Torte 988 erbaut Schloß, welches mit runden Thürmen flankirt ist, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhunderte. Der Herzog v. Mercœur ließ es während der französischen Bürgerkriege wieder herstellen; daher rühren die lothringischen Kreuze, welche man an der Fassade gegen den Fluß bemerkt; die Schloßfenster rechts vom Haupteingange haben ziemlich ausgegemeißelte Gesimse. Auf dem Wege vom Schloße nach unserm Gasthof kamen wir durch die Rue de Bièvre unweit der Magbalenenbrücke, wo der Marschall Ney am 28. Oct. 1810 gefangen wurde im 44. Jahre seines Alters. Der Charakter dieses Don Juan's, welcher 1,200,000 Francs Rente hatte (eine im 15. Jahrhunderte beinahe fabelhafte Summe), erinnert an den Charakter des samitischen Francesco Genci in Rom, welcher eine Million jährlicher Einkünfte hatte und von zwei Banditen getödtet wurde, die seine jüngste Tochter Beatrice, mit der er in Blutschande lebte, gebunden und in sein Zimmer geführt hatte, wofür sie am 18. Sept. 1559 in einem Alter von 19 Jahren hingerichtet ward.

Man macht gewöhnlich einen Ausflug von Nantes nach Paimboeuf an der Loiremündung und steigt zu dem Befeh in eins der Dampfsschiffe, welche an jener Reihe von alten Ulmbäumen halten, die den Quais in Nantes so viel Physiognomie leihen. Die Umgebungen der Loire von Nantes weg sind angenehm; noch lange verfolgt das Auge den Hügel, worauf ein Theil der Stadt gebaut ist; er dehnt sich in gerader Linie aus, stets mit grünen Waldungen bedeckt und vom Flusse zurücktretend. Die Ufer wimmeln von Landhäusern, unter denen eines sich vor allen übrigen auszeichnet und an die Willen längs der Brentaufer erinnert; in der Anordnung der Fenster war etwas von Palladio. Das Arsenal von Indret, wo die französische Marine große Bauten aufführen läßt, mag sehr nützlich sein, hat aber nichts Schönes. Im Vorbeifahren bemerkt man große oblonge Magazine, welche nicht sehr hoch und mit Schiefer gedeckt sind; zahlreiche Dampfboote stehen in Arbeit und enorme Massen von bickem, schwarzem Rauch wirbeln in die Luft. Diese Fahrt von Nantes nach Paimboeuf kann nicht im entferntesten den Vergleich mit der bewundernswürdigen Reise von Quilleboeuf nach Havre aushalten. Paimboeuf ist ein armseliger Flecken mit kleinen niedrigen Häusern, welche kaum ein Stockwerk haben; so denke ich mir die Dörfer an der Themse zwischen Ramsgate und London.

Kaiser Joseph II., welcher Nantes incognito besuchte und mit den reisenden Handlungsdienern im Weißen Kof logirte, hatte vollkommen Recht, die Loire einen leeren Kessel zu nennen. Beim ersten Anblick dieses schönen Stroms sollte man meinen, er müsse die größten Fahrzeuge von 300 Tonnem Ladung tragen. Oberhalb Nantes trägt er jedoch nur ganz flache Barken und Dampfboote, welche nicht mehr als 3 Fuß Wasser ziehen; außerdem ist die Schifffahrt mit Unbequemlichkeiten und Gefahren aller Art verknüpft, weil die in einem sehr breiten Bette fließende Wassermasse keine feste, sichere Strömung hat, besonders an den Stellen, wo Sandboden ist, der jeden Augenblick seine Lage wechselt und die erfahrensten Schiffer in Verlegenheit setzt. Von den 41 Nebenflüssen der Loire tragen einige noch dazu bei, ihr Bett zu versperren, wie z. B. die Bienna, welche bei ihrem Austreten nach Gewitterregen jedes

mal eine Menge Thonerde mit fortgeschwemmt und die Loire so trübt, als wenn Asche hineingeschüttet worden wäre. Das Flussbett der Loire hatte früher einen noch größern Umfang; denn seit langer Zeit ist es Silt, welche in den Strom hineinzubauen, welche etwa 20 Fuß hoch aufgemauert, 14 Fuß breit, in der Mitte gepflastert und auf beiden Seiten mit zwei Reihen Pappeln bepflanzt sind. Der Thalweg ist oft durch Inseln versperrt, worauf herrliche Triften, mit stolzen Döfen bevölkert. Die Strömung ist ungemein reißend und voller Strudel. „Quel torrent!“ schrieb der Volksrepräsentant Carrier, von der Poesie seiner Schandthaten und Verbrechen berauscht — „quel torrent révolutionnaire que cette Loire!“ Von diesem Carrier circuliren noch viele Anekdoten und natürliche Kinder in Nantes. Nach Dem zu urtheilen, was mir ein Zeitgenosse erzählt hat, war Carrier ein junger, unüberlegter, südfranzösischer Döselkopf, unwissend, eitel, hochmüthig, der Böllerei ergeben, feig in seinen Gewaltstreichen, zu geisteschwach, um nach einem System zu handeln, und zu unbesonnen, um die Gefahr nutzloser Verbrechen einzusehen. In den Clubs bezeichnete er seine Reden mit schrecklichen Flüchen und blankgezogenem Säbel. Bei seiner Ankunft in Nantes am 8. Oct. 1793 fand er den öffentlichen Geist noch tief gesunken; er nahm sich vor, ihn zu seiner Höhe heranzubilden. „Bürger“, rief er in einem seiner Anfälle von menschenmörderischem Wahnsinn, „wir brauchen Männer, die den Muth haben, ein Glas Menschenblut zu trinken; den Andern müssen die Köpfe abgeschlagen werden.“ Er ließ darauf im Großen fusilliren, massacriren, guillotiniren und ersäufen. Die Volltreter seiner Befehle geben selbst die Anzahl der Opfer auf 14,000 an; nämlich 2500 Frauen und Kinder, 4000 Männer und 7500 Ghouans. Die Leichname wurden in die tiefen Stadtgräben geworfen und mit Kalk bedeckt, so daß sie dieselben ausgefüllt haben; und gegenwärtig trinkt und tangt man auf den grünen Gräbern der Gemordeten, und die Kinder spielen darauf herum; denn nichts zeigt an, daß dort Töbte ruhen. So pilgert der vergessliche Mensch durch die Welt unter ersten Mahnungen, deren er spottet oder nicht achtet.

Die Koyaden fanden meist bei Nacht statt, ein wenig unterhalb der vorhin erwähnten Zimmerplätze. Sie geschahen mit Schiffen, deren Öffnungen sämmtlich verstopft und mit Eisen im Flusse von Zimmerleuten eingeschlagen wurden. In seiner einzigen Nacht kamen so 800 Menschen ums Leben. Bisweilen bebiente man sich einer Art Klappenböhde, schwimmenden Fallthüren vergleichbar, welche ökonomischer waren. Die Ersäufer entlebte sich ihres Amtes mit aller Scheußlichkeit, welche ihr Gebieter nur wünschen konnte; sie erfanden die republikanischen Hochzeit, Todesarten, welche mit der unmensslichen Barbarei die ekelhafteste Immoralität verbanden.

Nicht zufrieden mit dem Fusilliren, Massacriren, Guillotiniren und Koyiren, ließ Carrier oft noch die interessantesten weiblichen Verhafteten zu sich kommen, welche er wieder ins Gefängniß, d. h. zum Tode schickte, wenn sie seinen Lästern gedient hatten. Seine Freunde nahmen ein Beispiel an ihm; sie gingen bei hellem Tage auf die Schiffe, ließen die zum Ersäufen bestimmten Frauen sich auskleiden, entehrten diejenigen, welche ihnen gefielen, und gaben dann Befehl, sie in den Fluß zu stürzen, wahrscheinlich weil die Einen sich zu freiwillig und die Andern sich zu widerpenftig gezeiget hatten. Carrier und seine intimen Freunde des Revolutionsausschusses wandten sich vorzugsweise an die Damen der vornehmen Welt; der Troß der Penkersknechte hatte einen größern Geschmack und bezeugte seine Sympathie den Kammerzofen und Küchenmägden, welche als Aristokratinnen verhaftet waren. Carrier liebte besonders die Soupers in seinem Hause am Cours Henri IV, worin der Bearner das Gebiet von Nantes unterzeichnete und der Volksrepräsentant mit seinen Freunden und Maitresses Alles verzögerte, was die verdorbenste Einbildungskraft nur Schmutziges und Obscenes erfinden mag.

In dem blutigen Drama, welches dieser Unmensch in Nantes aufführen ließ, kamen mitunter ruhende Scenen vor; un-

ter andern wurde mir eine erzählt, welche an Sparta erinnert. Eine Mutter wird mit ihren fünf Töchtern auf den Richtplatz geführt, wo sich eine stumme Menge drängt. Die Stellen um das Schaffot herum sind besetzt; sie müssen eine halbe Stunde lang warten und Queue machen. Die Mutter ermutigt ihre Töchter durch Wort und Beispiel und fodert sie endlich auf, einen Psalm anzustimmen. Das umherstehende Volk wird von dem frommen Gesange der jungen unschuldigen Opfer gerührt; der Henker selbst fühlt Erbarmen, vollstreckt jedoch die gegebenen Befehle; allein zwei Tage nachher hatten ihn Keue und Entsetzen zu Tode gefoltert.

Am 1. Febr. 1794 wurde endlich Carrier von Kobespierre abgerufen und in Anklagestand versetzt; es war hohe Zeit; außer der Guillotine, den Fusilladen und Koyaden herrschten in der Stadt alle möglichen Epidemien; man hatte sogar das Fischen in der Loire gesundheitshalber verboten müssen. Der Strom wälzte zahlreiche Leichname ans Meer, wovon ein Theil an den Büschen und am Schilfgras des Ufers hängen blieb und verfaulte; die ganze Gegend war mit Schwärmen von Raubvögeln bedeckt; die Flut und Ebbe trieben die Trümmer von verfaulten Leichnamen auf die Dämme und Felsen, und die Schiffe, welche ihre Anker auswarfen, hoben Fahrzeuge voll Ersäufer aus dem Grunde auf die Oberfläche empor, mit einem Worte, die Loire glich dem Ganges

35.

### M i s c e l l e n .

Don Juan Alvarez de Colmenar liefert in seinen Annalen ein merkwürdiges Stückchen von den Grundsätzen der spanischen Verwaltung unter dem schwachen Karl II. und der gleichzeitigen portugiesischen. Oberhalb Lissabon läuft der Tejo zwischen großen Felsenmassen und hat mehre starke Wasserfälle, wodurch die Schifffahrt auf diesem Flusse gehemmt wird und nicht einmal für kleine Fahrzeuge von Lissabon bis Madrid brauchbar ist. Diesem Uebel abzuhelfen und den Tejo und den in diesen Fluß fallenden Manzanares bis Madrid durch Sprengung der Felsen und Anlegung von Schleusen und Dämmen schiffbar zu machen, vereinigten sich einige Niederländer und erboten sich, gegen die Einnahme der Zölle, die auf diesen Flüssen angelegt werden könnten, dies Werk auf eigene Kosten zu unternehmen und zu vollenden. Zu Madrid und Lissabon wurden darüber verschiedene Berathungen gehalten, bei welchen vermuthlich der Erzbischof von Toledo und der portugiesische Patriarch den Vorstoß hatten, wie folgendes Ergebnis dieser Berathungen mehr als wahrscheinlich macht: „Hätte der allmächtige Gott den Tejo und Manzanares schiffbar haben wollen, so vermochte er dieses ohne alles Mitwirken armer Menschenkinder, und ein einziges: Es sei also! wäre hinreichend gewesen, dieses zu bewirken. Da er es nun aber, wie der Augenschein beweist, nicht that, so ergibt sich auch daraus klar und deutlich, daß er es — nicht thun wollte. Da nun Gott nichts ohne Ursache thut oder zu thun unterläßt, so wäre es eine freventliche Widersetzlichkeit gegen Ihn und seine Vorsehung, wenn schwache Menschen Das in Ordnung bringen wollten, was er aus allweisen Ursachen — in Unordnung läßt.“

Eine spoletanische Chronik berichtet folgenden Zug blinder Parteinuth: Während die Ghibellinen eines Tages alle Häuser ihrer Gegner anzündeten, sah eine Frau von der guelfischen Partei ihren ghibellinisch gesinnten Bruder mit der Fackel in der Hand auf ihr Haus zukommen, um auch dieses in Brand zu stecken. Sie stieg, ihre beiden Kinder in den Armen, auf den Thurm des rings von den Gegnern umstellten und bald in Flammen auflodernden Gebäudes, für die Unmündigen und für sich um Gnade flehend. Da rief der grausame Bruder ihr zu, die junge Brut in die Flammen hinabzuwerfen, dann solle ihr Leben gespart werden. Die Mutterliebe überwog jede andere Empfindung: die Selbennüthige verbrannte mit ihren Kindern zugleich.

29.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 313.

9. November 1838.

Blasewow und seine Söhne. Komischer Roman von Karl Guskow. Erster und zweiter Theil.

(Beilage aus Nr. 312.)

Hinsichtlich der Häufung von Bildern und Gleichnissen hat Guskow Jean Paul nichts vorzuwerfen, und seine Gestalten haben noch weit weniger Individualität und Charaktereinhelt als die Jean Paul'schen. Endlich hat Guskow weder die Melancholie des Mannes, noch die Wehmuth des Weibes, weder fühlt er selbst, noch fühlt er mit, sondern er denkt sich mit seinem sehr beweglichen, feinen und spizen Geiste nur in Gefühle hinein und analysirt sie besser, als er sie veranschaulicht. Guskow steht in seiner selbstgefälligen Verständigkeit über allen Gefühlen und läßt sich nur herab, sie zu schildern. So reducirt sich die Ähnlichkeit zwischen Jean Paul und seinem Nachahmer Guskow hauptsächlich auf die Sphäre, welcher Beide ihre Gegenstände entnehmen — das prosaisch-bürgerliche, kleine und enge Leben in gedrückten Verhältnissen —, auf die Ökonomie und Disposition des Plans und besonders auf den Styl, die Sprache. An die Stelle der etwas gar zu weitschweifigen, aber verständlichen Breite der Engländer, eines Fielding und Sterne, hat Jean Paul eine übermäßig mit Bildern, Anspielungen, Wortwizen u. s. w. verbrämte Ausdrucksweise gesetzt, die zwar mehr frappirt als die plane Sprache der Engländer und manchen Anlaß zum Lachen sowie zur Bewunderung des unverfleglichen Witzes des Verfassers gibt, aber den Genuß verkümmert, weil es ist, als müßte man, statt gemächlich einherzugehen, oder auch mit einiger Mühe bergauf zu steigen, immer über Steine, Balken, Gräben, Hecken springen und zickzack hin- und herhüpfen. Diese geistreiche Unart, die ihm gewiß Wenige nachthun können, hat ihm Guskow mit Glück nachgeahmt, aber sie erscheint bei diesem eben auch nicht liebenswürdiger als bei jenem. Das wahrhaft Komische soll in der Sache selbst, in den Situationen, den Charakteren und ihren Entwicklungen liegen, und bei geeigneter Gelegenheit mag dann auch die Sprache ungewöhnliche Anstrengungen machen, um den Effect zu steigern; aber wenn der Styl in beständigen Capriolen sich abmüht, so vergütet dies nicht die dem Inhalte mangelnde Komik, ja, es stumpft eher den Sinn für das factisch Komische ab. Die Folge einer solchen Manier ist, daß, während doch das Komische am aller-

geeignetsten ist, populair zu werden in einem weiten Kreise, dergleichen Bücher doch nur für Wenige verständlich und genießbar und eigentlich nie genussreich sind; die erste Lecture so geschriebener Werke strengt mehr an, als man bei einer Unterhaltungslecture liebt, und zum zweiten Male liest man sie so wenig als aufgelöste Räthsel. Zur Probe von Guskow's Manier in diesem Roman diene folgende Stelle, die übrigens nicht zu den durch Anspielungen, Kunstausdrücke und Fremdwörter unverständlichen, wol aber zu den durch ungebührliche, mehr witzelnde als witzige Ausspinnung Eines Gedankens ermüdenden gehört. Es ist die Rede von der Methode, wie Blasewow seine zu verschiedenen Berufen bestimmten Söhne im Unterrichte verschieden behandelte:

Auf die Phantasie des Schlachtenmalers ließ Blasewow alles Wissenswürdige wie flimmerndes Nebelgewölke herabgleiten. Nur zuweilen blitzte der Sonnenstrahl irgend einer großen Thatsache durch den Pulverdampf hindurch, das Blitzen eines Gewehrs, der Donner eines Pulverwagens, der in die Luft gesprengt wird. Dann lichteteten sich plötzlich ganze Partien und Epochen, und man sah lange Scharen aufgestellt von Erlebnissen und gerückten Wahrheiten. Der Schüler orientirte sich, er brauchte das Fernrohr, er zählte die aufmarschirten Truppcorps, signalisirte die Heerführer und die großen Weisefüge, die an der Spitze der Jahrhunderte mit gekücktem Degen voraussprenge; er sieht so klar, daß er selbst in dem Momente, wo sich die ganze Anschauung wieder verrückt, ihre Ordnung nicht verliert, sondern in dem neu aufbrausenden Gewühle der entfesselten Leidenschaften, in dem nutzlosen Hin- und Herziehen der menschlichen Debatten, die so oft die Sonne der Wahrheit verbunkelt haben, nicht den Zusammenhang verliert, daß er immer den Trompeter der gesunden Vernunft zur Seite hat und die Signale hinausblasen kann, um zu wissen, daß der Phalanx seinen Plänen gehorcht. Blasewow sprengt dann plötzlich heran und bringt leuchend die Botschaft, daß die Bataillone drüben wankten und schleunigst eine Verstärkung gebracht werden müßte, weil die Lüge und Bosheit ihren Pfersden die Sporen gaben und die Flanken der Wahrheit durchbrechen wollten. Jetzt stürzten beide in den Pulverdampf hinein. Sieg oder Tod! gähnt der fürchterliche Lobtenkopf auf ihrer Stange. Drauf! Drauf! Dortbin, wo mein Schwert blitzt! Weicht nicht, ihr ermüdeten Märtyrer der Freiheit und des Lichtes! Haltet Stand! Wir führen euch Ertrag zu, Solrates auf einem Schimmel, Plato auf einem Blaffen, Hurrah! Das ganze Alterthum mit seinen unumsößlichen Diodorenwahrheiten, die nie gänzlich sterben, sondern nur abwechselnd, und immer wieder zum Leben erstehen. Sieg! Sieg! Die Geschichte hat ihr Palladium wieder. Die Rebel verzehren sich, und die Secularhymnen der Begeisterung und des Dankes steigen von den Herzensaltären zu den Eigen der Götter auf.

Wer kann nicht dies Alles mit einem Gesichte lesen, wo sich keine Muskel auch nur zum geringsten Lächeln verzieht? Wer findet nicht diese, nur erzählte, nicht dramatisch veranschaulichte Methode, wobei der Verf. seinen Helden fast ganz vergift, viel eher abgeschmackt als komisch? Was ist denn Witziges an dem Trompeter der Vernunft, an dem Blässen Plato's? Ein paar kleinere Proben dieser witzschwülstigen Manier sind folgende:

Der Graf v. der Reige, mit welchem Hrn. v. Eipmann's Geldlage noch immer Mäuschen spielte, hatte nun allerdings eine große mechanische Saug- und Pumpmaschine erfunden, vermittelst welcher er, wie Hr. v. Eipmann sagte, mit der Zeit selbst den Ocean hätte ausschöpfen können. Auch benutzte sie der Graf dazu, wenigstens einige Goldwellen aus dem Ocean — denn Hr. v. Eipmann verstand darunter seinen Credit und sein Vermögen — auszupumpen u. s. w.

Von Blasadow's Geldnoth heißt es:

Er wußte Mittag von Abend nicht mehr zu unterscheiden. Er war in den Wendepunkt gekommen, wo die Richtung der Augen sich einwärts kehrt, wo sich wie bei Magnetischen alles Leben auf das Sonnengesicht hingieht und man Pistolen neben dem Träumenden abschließen kann, ohne ihn zu erschrecken. Blasadow war nebenbei nicht harmlos genug, in seiner Verlegenheit die bloß persönliche Klemme zu sehen, sondern er bezog die fehlenden zehn Thaler bald auf den ganzen Zusammenhang der Weltordnung, auf die wichtigsten Begebenheiten in der Geschichte und das menschliche Gland im Allgemeinen, auf seinen Pessimismus, der ihn alle Dinge schwarz sehen ließ. Aus zehn Thalern, die ihm fehlten, schlug er sich eine Theodicee über Zweck, Ursache und Mittel der Schöpfung, schlug er sich eine ungeheure Medaille, die er dem vor seinem Auge sich verkörpernden Weltgeiste an einem Armenländerstricke umhängen wollte. Des Nachts schüttete er die zehn Thaler über den gestirnten Himmel aus und lachte, als sie fast alle zu den Füßen der hellglänzenden Venus rollten.

Einiges in der Schilderung der aus dem qualenden Bedürfnisse von zehn Thalern entspringenden Angst und Verlegenheit ist nur zu loben; der Contrast einer für den Reichern so kleinen Summe mit der großen Bekümmerniß Dessen, der sie bedarf und nicht hat, hat etwas Schmerzlichkomisches; gewiß aber hätte sich dies auf weit einfachere und ergreifendere Weise schildern lassen als mit jenen transcendenten Metaphern, wo man sich erst über den Sinn besinnen muß und darüber Lachen und Nührung vergißt.

Hier ist auch noch an eine weitere Ähnlichkeit Guskow's mit Jean Paul zu erinnern: dieser liebt es, während der Faden, das Thema seiner humoristischen Erzählungen höchst ehrbar und züchtig zu sein pflegt, in das Beiwerk, in die Bilder und Gleichnisse hin und wieder eine größere oder kleinere Verbtheit oder Zweideutigkeit einzumischen, die allerdings nichts Lusternes und Unsittliches haben, wol aber, als entbehrlich und unnütz, gegen den guten Geschmack sind und von ihm mit einem gewissen Muthwillen herbeigezogen scheinen, um prude Leserinnen ein wenig abzuhärten und an derbere Kost zu gewöhnen. Nun aber mag das Derbe, das Zweideutige und Potenhafte immerhin ein von der Anlage des Ganzen und zur Ausführung gewisser Charaktere gefodertes Ingredienz einer Dichtung sein, wie bei Shakspere, bei Cervantes, bei Sterne; aber zur Decoration, zum Bei-

werke sollte es nie gewählt werden, und nicht der Autor, der dies thut, hat sich über den falschen und pruden Geschmack der Leser und Beurtheiler zu beklagen, wenn sie es mißbilligen, sondern diese über jenen. Hierin ist Guskow, wie leicht zu glauben, nicht hinter Jean Paul zurückgeblieben, und der Belege seiner unsaubern Sympathien finden sich nur allzu viele in diesem Buche, z. B. I, 21, II, 297 und noch an gar manchen Stellen; und doch sollte er grade mehr als irgend Einer sich vor dergleichen hüten, da sie bei ihm so leicht als Anhänglichkeit an ein früheres Stadium erscheinen und nur gegen ihn einnehmen dürften. Auch hätte er Jean Paul nicht nachahmen sollen in dem Einmischen der eignen Persönlichkeit, geschehe es auch in scherz- und spaßhafter Weise, wie in folgender Stelle:

Während Dekar auf den blutigen Lorbern der Schlachtfelder sich ausruht, streift Amanbus seine Hemdärmel auf und bakt aus Marmor die Verherrlichungen des Friedens, Bürgerstatuen und Mauerkronen auf den Häuptern verbienter Rettelbede und Rathusius, verbienter Gogowski und sonstiger Patrioten, die nun nicht mehr mit Andank, sondern wenigstens mit einer Bildsäule in den großen Salz- und Ehrenhallen der Nationen bedacht werden dürften.

Jean Paul konnte dergleichen scherzhafte Anticipationen seines Nachruhmes sich schon erlauben; ob sie bei Guskow einen günstigen Eindruck hervorbringen werden, darf man bezweifeln. Überhaupt drängt sich Einem bei diesem Buche gar häufig die Wahrheit des Satzes auf, daß, wenn Zwei das Gleiche thun oder sagen, es doch nicht das Gleiche ist. Zwar soll man sich nicht von der Person des Autors im Urtheile über Das, was er producirt, bestechen und leiten lassen, sondern man soll nur den Gehalt und die Form Dessen, was er bietet, auf sich wirken lassen; aber das Vertrauen oder Mißtrauen, das Einem der Autor vorweg einflößt, übt doch immer einen nicht wegzubispütirenden Einfluß auf das Gemüth des Lesers, der sich selbst fragt: Theilt der Verf. in Diesem und Jenem das Resultat seiner innigsten Gedanken und Gefühle, tiefempfundene Erlebnisse und Überzeugungen mit, oder hat er mich am Ende nur zum Besten. Was wird man z. B. von folgenden Sätzen im Munde des Guskow'schen Blasadow halten:

Ihr werdet lächeln zu der Erfahrung, die euch jeder Tag bietet, daß die Menschen nichts so uneins macht als Gott, in dem wir eins sind. Das Christenthum nehmt als eine ehrwürdige Reliquie, heilig wie einen Dom, der schon in Trümmer fällt, während er noch nicht einmal ausgebaut ist. Von Christus redet mit Andacht und stellt ihn höher als Sokrates. In Luther schähet den König und den Deutschen, weniger den Theologen. Gegen nichts seid gleichgültiger als gegen den theologischen Parteienkampf; denn mischt man sich ein, so geräth man oft dahin, Alles über den Haufen zu werfen und es zu bereuen, wenn man sich dadurch um das Recht bringt, theilnehmend über die Religion zu sprechen.

Nunmehr ist auch noch einiges Nähere über die Idee, das Thema und über die Charaktere dieses komischen Romans zu sagen. Das Thema möchte Ref. etwa so bezeichnen: die Stellung — oder vielmehr Mißstellung — des Menschen der modernen Zeit zu seinem Lebenszweck oder Berufe. Gewiß ist dies Thema nicht unglücklich gewählt;

die Entzweiung mit dem Berufe oder das Verfehlen des Berufs ist ein eigenthümlicher Charakterzug der modernen Zeit, und wenn auch allerdings die Katastrophe oft tragisch sich gestaltet, so ist doch der Kampf selbst einer komischen Behandlung wol fähig, und es ist einerseits zwar kläglich, andererseits lächerlich, wenn gerade in einer Zeit, welche sich so sehr des Besizes der geistigen Freiheit und des Bewußtseins rühmt, so Viele durch eigne oder fremde Schuld eines wahren Lebensgehaltes und der Zufriedenheit verlustig gehen. Der größere Reichthum des geistigen Lebens ist Schuld, daß so Viele sich ärmer fühlen, und bald ist es die eigne, bald fremde Willkür, was Einen um den Gehalt und die Frucht des Lebens bringt. Blasfadow sagt: „An meinen Kindern will ich einholen, was ich selbst veräußert habe“. Dieser Gedanke, der den Keim der Geschichte dieses Romans enthält, hat eine ernste, aber auch eine komische Seite, weil er einen Widerspruch enthält. Er hat ganz Recht, wenn er sagt: „Schrecklicher Gedanke, wenn sich der Mensch auf der Mittagehöhe seines Lebens gestehen muß: Keil, du hast deine Bestimmung verfehlt! Nun kann man nicht wieder umkehren!“ Aber hieraus wächst seine fixe Idee, seine Parthei hervor, daß er wähnt, seinen Söhnen diesen Jammer ersparen zu können, wenn er für sie wählt, und zwar Berufe, zu welchen grade angeborenes Talent oder Genie, die selbstthätigste Freiheit erforderlich ist:

Ich bin nicht eitel, aber stolz darauf, daß ich ein neues pädagogisches System entdeckt habe, das System der unmittelbaren Prädestination. Indem ich euch für bestimmte Fächer erzog, wußtet ihr, wo ihr euren Hengel ansetzen solltet an die Dinge, um sie zu fassen; und verließet ihr gar die Bahn, die ich euch vorzeichnete, so habt ihr doch schon eine Consequenz des Lebens mit Ernst durchgemacht und werdet euch um so schneller in einen andern Beruf finden können.

Dies System der unmittelbaren Prädestination ist aber, bei aller guten Meinung, die Ausgeburt des lächerlichsten Hochmuths, weshalb man es auch ganz natürlich finden muß, daß Blasfadow bei vielem richtigen Verstande und väterlichem, ernstem Eifer doch so wunderliche und lächerliche Mittel zu Erreichung seiner Zwecke wählt und am Ende durch die einseitige Vereitelung seiner Hoffnungen so hart beschämt und bestraft wird. Auch das kann man einen glücklichen Gedanken nennen, daß der arme gedrückte Pfarrer sich nicht etwa begnügt, seine Söhne für die alltäglichen Fächer und Berufe zu bestimmen, sondern mit ihnen gleich oben hinaus, sie zu Künstlern machen will und sich einbildet, was die Natur nur so selten ins Leben treten lasse, das werde seinem Erziehungssysteme an vier Söhnen auf einmal gelingen. So weit dürfte die Idee und die Anlage dieses Buches alles Lob verdienen. Die Ausführung im Einzelnen aber und die Charakteristik der Hauptpersonen läßt viel zu wünschen und zu tadeln übrig.

Man mag Blasfadow's Charakter von der intellectuellen Seite als möglich gelten lassen — wiewol der Reichthum seiner Kenntnisse, die Freiheit und Tiefe seiner Lebensansichten, seine Keckheit, sein Witz, und was ihm sonst an intellectuellen Vorzügen nachgerühmt wird, nicht

ganz zu seiner kümmerlichen Laufbahn, seinen elenden Verhältnissen und auch kaum zu seiner fixen Idee recht stimmen will; doch hier hat Gutzkow unverkennbar den Don Quixote vor Augen gehabt und zum Theil copirt, und wie Don Quixote erscheint Blasfadow gleich im Anfange des Romans zu Pferde, als ein Pfarrer von der traurigen Gestalt —, schwerlich jedoch ist es dem Verf. gelungen, die Verträglichkeit der tollen Erziehungs Idee mit seinem sonstigen Verstande so anschaulich und glaublich zu machen, wie der große Spanier an seinem Helben seine fixe Ritterthums Idee mit seinem sonst hellen Kopfe verträglich zeigt. Noch schwerere Bedenken aber erheben sich gegen die Einheit und Möglichkeit von Blasfadow's Charakter von der sittlichen und gemüthlichen Seite; denn schon durch sein Verhältniß mit einer so gemeinen Ehefrau wird er uns einigermaßen anstößig, wo nicht gar verächtlich, und das Verhältniß zu seinen Söhnen erscheint ebenfalls, wenigstens von Anfang an, ziemlich gemüthlos und somit auch unsittlich; das ganze Gemälde dieser Familie hat etwas Widriges und Empfindendes, was dem Komischen ganz zuwiderläuft. Wirklich reifen auch die vier Söhne als ganz rohe und herzlose Gesellen von ihrem väterlichen Hause ab, und man muß nur staunen, woher diese Schlingel auf einmal so viel Kenntnisse und Weltklugheit haben, als sie in der Residenzstadt Kaputh zeigen, wo sie ein Journal herausgeben. Noch mehr staunt man, daß Dskar, der älteste, plötzlich als ein Jüngling, nicht nur von seinem Geiste und vielseitiger Bildung, sondern auch von Empfindung und Gemüth auftritt, da man zuvor hiervon keine Spur wahrgenommen hat. Die übrigen Drei treten so gut wie gar nicht als Individuen hervor; vielleicht beschäftigen sich die folgenden Bände mehr mit ihnen. Dskar ist im Stande, schöne, große Reden über Literatur u. dergl. zu halten und lehrreiche, witzige Briefe zu schreiben, und er declamirt mit solcher Wärme und solchem Pathos, daß er selbst darüber gerührt ist. Über die Literatur der Charaktere und Zustände äußert er sich so:

Wenn ich die Literatur der Zustände, seinen Bezüge und bedeutenden Persönlichkeiten erwäge, diese meine Mischung von Diplomatie und Prosa, so wünsche ich nichts schmallicher, als daß die jungen Dichter, wie sie eben aus dem Welke kriechen, gleich ihre Memoiren schreiben dürften, ohne lächerlich zu werden; wünschte nichts schmallicher, als daß ihnen der Papst Ablass und Indulgenz, nicht bloß für alle Persönlichkeiten gäbe, die noch vom wiener und aachener Congreß herrühren, sondern für alle Charakterzeichnungen, hergenommen aus dem unmittelbaren Momente, vom kaum verschlafenen Abendbrot, von einer kaum zurückgelegten Kasse. Wie gern ließ ich die jungen diplomatischen Demokraten auf Reisen gehen und improvisirt ihnen mitten zwischen Halle und Leipzig ein paar Esel in der Ebenhaut, damit sie doch nicht zu sehr hinter den in Afrika privatireisenden Fürst Pächler zurückbleiben. Wie gern... fertigte ich ihnen Rebellknappen an, damit sie ungeschoren aus den Umarmungen der Freiheit manchmal in die Umarmungen der Diplomatie, aus dem Kriegslager der Enfsagung in die Hofkriegskanzlei schleichen dürften — bloß — des Styls wegen... Welche Fortschritte in den Naturwissenschaften ließen sich nicht befördern, wenn man einige neuere Bücher in ihre chemischen Bestandtheile auflöste; z. B. das junge Europa in eine Dosis aristokratischen Freiheitsalkohol, in eine zweite fixer mo-

berner Lebensluft, in eine dritte, bestehend aus etwas neunmonatlichem Gefängnißstickstoffgas à la Silvio Pellico; oder wenn wir für unser beliebtes Reisenovellengenze folgende chemische Formel entdecken: sieben Loth Zustände, sieben Loth seine Bezüge und drei Loth heilige, nicht ganz zu verwerfende Piederstoffe — das Ganze in einen diplomatischen Brei gerührt, abgerührt und im Zustande des Bestehenden gelassen.

Dann betet er:

Ohe, großer Geist, die Religion aus den Fesseln des Aberglaubens, gib dem Staate ein neues, ideales, griechisches Leben, laß die Kronen nur Sinnbilder, keine Lasten sein, zertrümmere den Reichthum da, wo er todt aufgehäuft ist, oder laß den Armen wenigstens ein Evangelium predigen, welches aus ihnen Märtyrer, nicht Sklaven des Schicksals zieht. Die Psalmen der Gedankens Feinde, wenn sophistisches Gift an ihrer Spitze lauert, und die Schwungkraft lähme Denen, die sie mit zu vielen bunten Federn der Koketterie schmücken! Vergib uns, Herr, wenn wir dem Neuen nachjagen und nicht immer gradezu das Bild in deinem Himmel hineinprüfchen; vergib uns, wenn auch einmal ein dunkler Geist mit uns zu Tische sitzt und wir auf unserm Gedankenirrwegen einmal am Eingange der Hölle stehen und Dante's flammende Inschrift mit Entsetzen lesen... Die Zustände und feinen Bezüge locken weder Hunde noch Philister vom Ofen!

Den Schluß dieser Anzeile mögen ein paar beherzigenswerthe Äußerungen Blasebow's bilden; er schreibt seinen Söhnen:

Das Reife im Leben und Charakter entspringt Umständen, die sich nicht vorausbestimmen lassen. Wenn meine Lehren euch nur darauf hinbrächten, daß man allerdings darnach trachten soll, Grundsätze in sich zu zeitigen! Doch hütet euch auch hier, zu frühzeitig abzuschließen. Es klingt barock, wenn ein Jüngling von seinem Charakter spricht und erklärt: ich bin nun einmal so. Nein, nein! man ist in den Jahren niemals so sehr so, daß man nicht noch anders werden könnte. Wer sich zu früh auf einen hohen Standpunkt begibt, wird, wie jeder Baum auf den Bergen, ein Zwerggewächs. Wollt, was ihr sollt; das ist genug, freilich aber auch Alles!

und über die Jugend klagt er anderswo:

Nicht die Vorurtheile, die Stände und der Wettelstolz betrüben mich, sondern nur die Ideen, welchen sich unsere Jungen hingeben, und die gleichen Worte, mit denen sie sie aufzukunnen wissen. Auf der Stirne der Unmündigen schon furchen sich Reflexionen ein. Sie reden weiser als die Weisen, sie machen uns den Vorwurf der mangelnden Welterfahrung; sie, die wie kaum noch auf unserm Schooße häpfen und sich schäuteln lassen, verweisen uns bereits unser leichtsinniges, unbewachtes und gläubiges Herz! An die Stelle des Enthusiasmus ist der Zweifel getreten. Die Kränze der Freude welken schnell über Häuptern, die, ach! ebenso schnell welken werden. Für die Schönheit der Irrthümer tauschen sie die regelrechte Gestalt der Wahrheit ein. Und wenn sie sie sänden! Wenn ihre Formeln Leben brächten in ihre vertrockneten Herzen! Der unreife Kern wird aber nicht bleiben, und die Blume ist schon längst abgeblüht. Klage ich die Ältern oder die Erzieher, Klage ich die Luft und Temperatur an? Wo auch der Sturm Zugunsten gefunden haben mag, er hat das Mark aus den Sehnen der Jugend gefressen. Sie sind älter als wir, als wir, die wir sahen, wie sie geboren wurden!

Wenn solche und ähnliche Ansichten aus des Verf. klarer Einsicht und aufrichtiger Überzeugung geflossen sind, wenn er nicht auch damit nur spielt und mit proteusartiger Dialektik morgen wieder verspottet, was er heute

anerkannt hat, so dürfte man sich der Hoffnung überlassen, daß noch eine oder ein paar Häutungen ihn von der auch in diesem, theilweise rühmendwerthen Buche herumziehenden materia peccans befreien und ihn eine Stellung einnehmen lassen würden, zu der seine Talente ihn befähigen, von der ihn aber bis jetzt die Tendenz, die Feindseligkeit und Negativität seiner schriftstellerischen Leistungen ausschloß.

79.

### Literarische Notizen.

Ch. Dickens' „Pickwickier“ sind unter dem Titel: „Le club des Pickwistes“, von Madame Ribonet ins Französische überfetzt worden. Dieser berühmte Roman ist von der Übersetzerin sehr gekürzt und auch sonst behandelt worden; denn noch fürchtet die französische Kritik, daß er den Lesern auch in dieser verkürzten Gestalt noch zu lang sein werde. Man meint zwar, daß sich darin oft genug eine ziemlich pikante Originalität finde, aber der Spas sei zu derb und zeuge selten von einem guten Geschmack. Die Scenen seien zu caricirt, als daß sie zum Lachen reizen könnten. Hinlänglich bizarr und originell sei zwar die Figur des Herrn Pickwick; aber der Rahmen sei zu weit, der Roman zu langathmig. Man sieht, daß die britischen Humoristen mehr Seelen- und Herzensverwandte in Deutschland als in Frankreich haben, und es war nicht der geringste antinationale Irrthum der jüngsten Literaturperiode in Deutschland, daß sich ihre Repräsentanten so sehr zu französischen suchten, während die Natur der Deutschen der britischen viel näher verwandt ist als der französischen.

Der Graf de Biel-Castel hat einen Roman: „Mademoiselle de Verdun“ (2 Bände) herausgegeben, worin er abermals seiner Lieblingsneigung, gegen die Vorstadt St.-Germain zu operiren, genugthut. Der Stoff ist im Grunde sehr verbraucht. Um ein junges unschuldiges Mädchen, welches einem durch Ausschweifungen abgenutzten Roué geopfert wird, grupirt sich eine Menge von alten Koketten und alten Lustlingen, welche die Salons der hohen Noblesse bevölkern. Die Kritik meint: der Name des Herrn Grafen werde ohne Zweifel vom Anfange der Straße St.-Dominique bis zum Ende der Straße de Babilone verwünscht werden; nichtsdestoweniger schließe der Roman mancherlei neue Offenbarungen ein und verschaffe allen Denen, die von Adel und Privilegien nichts wissen wollen, neue und brauchbare Waffen.

Als eine Merkwürdigkeit ist ein in London neuerschienenes Buch über Irland zu nennen: „A disclosure of the principles, designs and machinations of the popish revolutionary faction of Ireland. By John Ryan.“ Seiner einseitigen politischen Tendenz hat dieses Buch wol das kolossale Lob zu verdanken, womit es von den hochtörrischen Journalen „John Bull“, „Age“ und „Times“ als höchst zeitgemäß, höchst wichtig und höchst patriotisch empfohlen wird. Trotzdem dürfte es für jeden Leser interessant sein, der sich über die Art und Weise belehren will, wie die Parteien in England Politik treiben und die Geschichte commentiren.

Unter den neu erschienenen britischen Novellen und Romanen dürfte vorzüglich zu nennen sein: „Duty and inclination“ (3 Bände), Novelle von Miss Landon; „The Glanville family. By a Lady of rank“ (3 Bände). Leichtere, einfacher Styl, Wahrheit der Auffassung, Beredsamkeit und glänzender Witz werden an dem Buche gerühmt.

108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 314. —

10. November 1838.

### Walter Scott's Memoiren.

#### Sechster Artikel.\*)

Wenn es ein besonderer Vorzug der Memoiren Lockhart's über Walter Scott ist, daß sie vor uns ein reiches, in allen Theilen wohl ausgeführtes Gemälde seiner literarischen Thätigkeit entfalten, so dürfte es ein nicht geringerer Vorzug desselben Buches sein, daß wir in ihm den großen Schriftsteller durchaus edel und achtbar in allen menschlichen Beziehungen finden. Es ist nicht leicht, aus den vielen einzelnen Zügen grade die wichtigsten und interessantesten herauszuheben, doch wollen wir eine solche Zusammenstellung um so lieber versuchen, da wir nicht glauben, daß allzu Viele in Deutschland sein werden, die um Walter Scott's willen vier Bände englischer Memoiren durchlesen.

Aus unsern frühern Mittheilungen können wir als bekannt voraussetzen, daß Scott mit zärtlicher Liebe seinen Geschwistern und Aeltern ergeben gewesen sei. Von elf Geschwistern war ihm 1816 nur ein einziger Bruder, Thomas, übriggeblieben, da am 8. Mai 1816 auch sein vorletzter Bruder, der Major John Scott, gestorben war.

Es ist — schreibt Scott an seinen Freund Morritt — eine schmerzvolle Betrachtung, nun auch den Letzten verloren zu haben, der an unserer frühesten Kindheit, an den Spielen und Gewohnheiten unserer Jugend Antheil nahm, der unsere ältesten Freunde gekannt hat. Nun habe ich nur noch einen einzigen Bruder, der in Canada lebt und allem Anscheine nach dort bleiben wird, sodas also meine Mutter, die jetzt eine Frau von 80 Jahren ist, nur Ein Kind um sich hat von den dreizehn, die sie zur Welt gebracht hat. Sie ist eine durchaus vortreffliche Frau und besitzt noch, selbst in ihrem sehr vorgedructen Alter, ganz die Stärke des Geistes und das Gefühl für ihre Pflichten, mit welchen sie über so manche häusliche Unfälle hinweggekommen ist, die sie durch den allmäligen Tod von sieben Kindern, von denen einige bereits Männer und Frauen waren, hat erliden müssen. Sie ist jetzt der vorzüglichste Gegenstand meiner Aufmerksamkeit, und ich bin herzlich erfreut, sagen zu können, daß sie körperlich vollkommen gesund ist und den ungeschwächten Gebrauch ihrer Geisteskräfte hat.

Um so tiefer beklagt er ihren Tod, der am 24. Dec. 1819 erfolgte, in mehren Briefen, die an seinen Sohn

Walter, seinen Bruder Thomas und andere Freunde mit liebevoller Ausführlichkeit geschrieben sind.

Wie sorgsam und verständig Scott die Erziehung seiner Kinder leitete, ist bereits früher erwähnt worden, und auch in dem vorliegenden Bande finden sich hinlängliche Belege hierzu. Wir heben unter andern folgende Stelle aus einem Briefe an die geschätzte Dichterin Johanna Baillie heraus, vom 12. Nov. 1815:

Meine kleine Sophie ist Ihnen für ein so fortwährend freundliches Andenken außerordentlich dankbar; sie ist ein sehr gutes Kind, gefühlvoll, sehr anhänglich und zeigt, daß sie dereinst nicht ohne Charakter sein werde; aber die Götter haben ihr keine dichterische Anlage verliehen, und ich hoffe auch nicht, daß sie jemals versuchen wird, etwas zu thun, wozu sie von Natur nicht berufen ist. Ich bin ja selbst ein Dichter und schreibe diese Zeilen an eine Dichterin, kann also nicht in den Verdacht kommen, als wünschte ich selbst ein Talent herabzusetzen, dem ich, es mag nun mehr oder weniger bedeutend sein, doch für vieles mir gewordene Glück sehr verpflichtet bin. Aber dies hängt doch allein von dem seltenen Zusammentreffen des Talents mit einer neuen Erfindung in Styl und Diction sowie mit einer Behandlung des Gegenstandes ab, die nun grade dem Geschmacke des Volks angemessen ist, und wenn meine Kinder dereinst bessere Dichter würden als ich, so würde ihnen doch nicht eine so allgemeine Achtung zu Theil werden, weil der Zweite nun einmal nicht der Erste sein kann. Ich gebe mir daher große Mühe, die Köpfe meiner jungen Mädchen mit etwas Andern auszustoppen (store) als mit Regeln zur Versmacherei, und ich hoffe, Sophie ist, so jung wie sie ist, doch schon alt genug, um die zufällige Berühmtheit, in der sie lebt, ganz aus dem richtigen Gesichtspunkte anzusehen.

Mit gleicher Liebe schreibt Scott von seinem ältesten Sohne Walter, der schon im vierzehnten Jahre ein kühner Reitermann war und im achtzehnten Jahre seines Alters (1819) in das achtzehnte Husarenregiment als Cornet trat. Lockhart bemerkt dabei, daß dies Ereigniß für die ganze Familie von größter Wichtigkeit gewesen sei, da bis dahin noch kein Kind das väterliche Haus verlassen hatte und der junge Walter nach der Weise der schottischen Erziehung wol damals nur wenige Nächte unter einem andern Dache geschlafen hatte als unter dem seines Vaters. Um so mehr bedurfte er also der väterlichen Rathschläge, die mit solcher Weisheit und Liebe gegeben sind, daß Lockhart mit allem Rechte seine Leser auf diese vortrefflichen Briefe des Vaters an den Sohn aufmerksam gemacht hat. „I shall introduce“, sagt er, „in the prosecution of this work, as many specimens of Scott's paternal advice as

\*) Den ersten bis dritten Artikel theilten wir in Nr. 252, 253, 298 — 300 d. Bl. f. 1837 und Nr. 56, 57 f. 1838 mit. Wir lassen noch zwei Artikel über das angegebene Werk folgen. D. Reb.



I can hope to render generally intelligible without indelicate explanations — and more especially such as may prove serviceable to other young persons when first embarking under their own pilotage upon the sea of life." Wir freuen uns, daß dies geschehen ist. Denn wir sehen hier Scott nicht allein als den klugen, erfahrenen Mann, der seinen Sohn vor schlechter Gesellschaft warnt, der ihm Höflichkeit und Bescheidenheit empfiehlt und ihn darauf aufmerksam macht, keinen der Empfehlungsbriefe zu vernachlässigen, die ihm zur Bestellung überliefert sind, der ihn ermahnt, fleißig die Kriegswissenschaften zu treiben, die französische und die deutsche Sprache ordentlich zu studiren, der ihm guten Rath zum Ankauf seiner Pferde gibt, sondern ihm auch allerhand von Neuigkeiten des Hauses und der Stadt Edinburg erzählt, mit ihm über die Größe seines Schnurrbartes (the growth of your Schnurr-bart) scherzt und ihm eine seiner schönsten Pfeifen verspricht, da ja die Husaren rauchen müssen. Die ganze Behaglichkeit des zufriedenen und glücklichen Hausvaters spricht sich unter Anderm in folgender Stelle eines Briefes an seinen Bruder Thomas vom 23. Juli 1820 aus, den Lockhart mitgetheilt hat.

Ich schrieb Dir das letzte Mal aus London über die überaus huldvolle Art, in welcher der König so gnädig war, mir einen Titel (my petit titre) zu ertheilen\*), und über Sophiens bevorstehende Heirath (mit Lockhart), die auch in den letzten Tagen des April stattfand, wie wir es uns vorgenommen hatten. Ich ließ Walter's Urlaub verlängern, damit er gegenwärtig sein konnte, und ich versichere Dich, daß Du nicht leicht einen schöneren jungen Mann sehen konntest, als wie er bei der Trauungszeremonie in seiner vollständigen Uniform erschien. Er ist jetzt sechs Fuß und einen Zoll groß und ganz wohl gebaut. Lockhart scheint Alles in sich zu vereinigen, was ich nur wünschen kann, und da sie für jetzt genug haben, um bequem leben zu können, und gute Aussichten für die Zukunft, so beginnt für sie ein ganz angenehmes Leben. Die Baranzzeit werden sie in einem netten kleinen Landhause mitten in einem Thale, das an meine Besitzungen angrenzt, zubringen; sie haben da einen kleinen Bach vor sich und ein hübsches Wäldchen an der Offseite, um sie vor dem kalten Winde zu schützen. Überdies ist es kaum zwei Meilen von Abbotsford, und ein höchst anmuthiger Spaziergang führt dahin durch meine Anpflanzungen, die jetzt einige Hundert Morgen Landes betragen. Meines Sohnes Karl's Anstellung in Indien (Scott's Freunde hatten für ihn eine solche ausgewickelt) ist noch hinausgeschoben, bis er das rechte Alter hat, jetzt soll er erst noch zwei Jahre in Hertford's College studiren.

Hierauf eröffnet er seinem Bruder, daß er beschlossen habe, seinen Sohn zu sich zu nehmen, und bittet, ihm darüber seine Meinung zu eröffnen, jedoch ohne des Jünglings Neigungen zu beschränken; denn das habe er auch bei seinen Kindern nicht gethan, sonst hätte er es lieber gesehen, wenn Walter ein Rechtsgelehrter geworden wäre und Karl nicht gewählt habe, nach Indien zu gehen. Aber er halte es für Unrecht, Kinder in eine Sphäre hineinzuwingen, die ihnen nicht zusage.

In einer nach außen so ganz gesicherten, ja glänzen-

\*) Er meint die Baronetwürde, die ihm Georg IV. am 30. März 1820 gleich nach seiner Thronbesteigung ertheilt und dabei gesagt hatte, es erfreue ihn sehr, daß gerade Scott der Erste sei, dem er nach dem Antritte seiner Regierung eine Würde habe ertheilen können.

den Lage, an der Seite der zärtlichsten Gattin, im Kreise guter Kinder und lieber Freunde führte Scott zu Abbotsford ein sehr behagliches Leben, sowie während der Wintermonate zu Edinburg. Er verließ jedoch öfters die Stadt, um einen Sonnabend und Sonntag in Abbotsford zu verleben, worüber uns Lockhart interessante Details mitgetheilt hat. Überhaupt hat er an vielen Stellen Scott's Privat- und häusliches Leben so anschaulich dargestellt, daß die Leser sich eine vollständige Vorstellung von diesem wohlversehenen schottischen Haushalte und der Gastfreundschaft Scott's machen können. Besonders gehört hierher das 17. Capitel dieses Theils. Seine Wohnung in Edinburg und sein Schloß in Abbotsford, die innere Einrichtung, die Sitte des Hauses, die großen Mittagessen, Scott's eigne Lebensweise, seine Abendunterhaltungen und Vorlesungen in seiner Familie, wo Shakspeare am meisten gelesen wurde, und Scott den Julius Cäsar oder Macbeth so vortrug, daß Kemble nicht ausdrucksvoller hätte sprechen können: alles dies ist ausführlich und zur wohlthuenden Erinnerung für die Vielen, welche in dies Haus besuchend und genießend eingegangen sind, dargestellt worden. Hier nur Einiges von Scott's Eigenthümlichkeiten. So hatte er z. B. gar kein musikalisches Gehör und auch gar keine Kenntniß von Weinen, er unterschied nicht Madeira von Kerewein, und als ihm einst ein Freund eine Flasche Schiraswein (sherraz) geschenkt hatte, trank er ihn ganz ruhig als Kerewein (sherry). Sein Lieblingsgetränk war ein Becher mit Whisky-Lobby, den er dem köstlichsten Raß an fürstlichen Tafeln vorzog, sein Lieblingsessen das Frühstück, welches außer den gewöhnlichen Delicateffen eines schottischen Frühstücks noch irgend eine solide Zugabe (some solid article) haben mußte. Hier wie in allen Verhältnissen seines Hauswesens liebte er das Altherkömmliche, er konnte sogar fast abergläubisch sein, wie er denn seine Tochter um keinen Preis im Monat Mai, den die Schotten für unglücklich halten, würde verheirathet oder zugegeben haben, daß die Hochzeit anders als am Abend gewesen wäre. Der hochländische Sackpfeifer fehlte nicht in seinem Hausstande; ein alter, treuer Diener, Tom Purdie (den Scott im „Redgauntlet“ verehrt hat), spielte eine Hauptrolle im Hause, die Diener lebten überhaupt in einem mehr patriarchalischen Verhältnisse, und wie sehr Scott auch auf die strengste Ordnung im Hause hielt, so versichert doch Lockhart, daß er nie Jemanden gesehen habe, der so sorgsam, so achtungsvoll und so still bedient worden sei als Walter Scott. In Ermüdung aller dieser glücklichen Verhältnisse wird uns die Scene um so rührender sein, die Lockhart aus dem Munde seiner nachmaligen Gattin beschreibt, als bei einem überaus heftigen Krankheitsanfälle in einer Nacht des Juni 1819 die Seinigungen — und auch wol Scott selbst — alle Hoffnung auf sein längeres Leben aufgegeben hatten. Da rief er alle seine Kinder an sein Bett und nahm von ihnen mit einer feierlichen Zärtlichkeit Abschied. Darauf gab er einem Juden von ihnen, wie es sein Alter und sein Charakter verlangten, mehre Vorschriften und setzte dann hinzu:

Das mich selbst anbetrifft, meine Theuern, so bin ich mir nicht bewußt, irgend Jemandem ein Unrecht zugefügt, noch eine Gelegenheit versäumt zu haben, um Andern eine Gefälligkeit zu erzeigen. Ich weiß wohl, daß kein menschliches Leben vor den Augen Gottes anders als schwach und elend (weak and filthy) erscheinen kann; aber ich vertraue auf die Gnade und auf das Verdienst unsers Erlösers.

Darauf legte er die Hand auf die Köpfe seiner Kinder und sprach:

Gott segne euch! Lebt Alle so, daß ihr hoffen könnt, der einst eines bessern Lebens würdig zu sein. Und jetzt verlaßt mich, daß ich mich der Wand zukehren kann.

Scott versiel nun in einen tiefen Schlaf; aber während desselben siegte die kräftige Natur über die Gewalt der Krankheit. Jene angeführten Worte aber enthalten eine so echt christliche Gesinnung, daß die zelotischen Angriffe des schottischen Theologen M'Erle in dem „Christian instructor“ auf Scott's Christenthum und der Ausfall Harms' in seiner „Neuen Sommerpostille“ als sehr ungereimt und verkehrt erscheinen müssen.

Wie treu Scott seinen Freunden war, und wie glücklich er während seines ganzen Lebens in der Wahl und in dem Umgange derselben gewesen ist, haben wir bereits am Schlusse des ersten Artikels zu bemerken Gelegenheit gehabt. Dort war jedoch mehr von literarischen Freundschaften die Rede, die jedoch dem größten Theile nach ebenfalls Herzegs Freundschaften waren. Aber auch zu andern Personen stand Scott in den angenehmsten Verhältnissen, die nicht leicht schöner und herzlicher hervortreten als in seinem Verkehr mit den Ballantynes, mit Morritt und mit dem Herzoge von Buccleugh. Dieser ausgezeichnete schottische Pair, den Scott häufig als seinen noble patron bezeichnet und dem er sich in den dringendsten Verlegenheiten eröffnen konnte, hatte das Unglück gehabt, am 24. August 1814 seine Gattin Henriette zu verlieren, dieselbe, durch welche Scott die erste Veranlassung zur Verrfertigung des „Lay of the last miastrel“ erhalten hatte, und die er als eine der schönsten, lebenswürdigsten und geistreichsten Frauen auf diesem Erdenrunde in vielen Stellen seiner Briefe preist. Die zwischen dem Herzoge und ihm bei dieser Gelegenheit gewechselten Briefe lassen kaum eine Vergleichung mit ähnlichen Trostbriefen zu, sie verdienen es in jeder Beziehung, daß sie Hr. Loehart den Lesern als eine „most instructive lesson“ mitgetheilt hat. Wir wollen wenigstens einige Stellen daraus anführen. Der Herzog schreibt am 3. Sept. 1814:

Mein theuerster Herr! Ich habe nicht die Absicht, Sie mit meinem tiefen Kummer zu belästigen, um mich dadurch von meinen eignen Gefühlen loszureißen. Ich schreibe vielmehr in diesem Augenblicke an Sie, weil ich Ihre Anhänglichkeit an mich kenne und ganz besonders die wahrhafte Ergebenheit, welche Sie gegen meine arme Frau hegten. Da dachte ich mir denn, daß Sie wol einige Zeilen von mir gern annehmen würden, in denen ich Ihnen sowohl den Zustand, in welchem ich mich jetzt befinde, schilderte, als auch Ihnen einige nähere Umstände jenes trüben Ereignisses mittheilte.

Ich bin ruhig und gefaßt. Der Schlag war zu heftig, als daß er mich nicht hätte zuerst betäuben sollen und weniger fühlen lassen, welches unendliche Verzeleid meiner wartete. Jetzt erst sehe ich den ganzen Umfang meines Unglücks ein; aber eben dieser ausgebreitete Blick hat mich wieder zu

mir selbst gebracht. Ich fühle vollkommen die gebieterische Nothwendigkeit, mich um meiner Kinder willen aus meinem Schmerze herauszureißen; denn ich darf ihren Geist nicht niederbrücken, indem ich mich meiner Trauer zu sehr hingeebe. Wie liegen jetzt manche neue Pflichten ob, oder vielmehr ich fühle jetzt um so dringender die Nothwendigkeit jener Pflichten, welche mich die unausgesetzte Thätigkeit meiner theuern Gattin erleichterte, oder mich veranlaßte, ihnen eine geringere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ich habe eine schwere Lehre empfangen; aber ich denke, sie ist für mich nützlich gewesen.

Nur ungern enthalten wir uns der Mittheilung des übrigen Theils dieses Briefes, um Raum für Scott's Antwort zu gewinnen. Ihm war die Trauerpost nach Greenock nachgesendet worden, da eine Lustreise nach den schottländischen Inseln ihn von seinem Wohnorte entfernt hatte. Demnach antwortete er von Edinburg aus am 11. September:

Mein theurer Lord Herzog! Ich habe Ihren Brief nach meiner Rückkehr in diese Stadt empfangen und kann Ihnen nicht genugsam meinen Dank für die große Freundlichkeit sagen, mit welcher Sie in einem solchen Augenblicke noch Zeit finden konnten, an einen Freund zu schreiben, um dessen Gemüth zu beruhigen. Wie viele Beweise ich nun auch schon von Ew. Herrlichkeit Freundschaft und Liebe empfangen habe, so werde ich doch den gegenwärtigen, der mich zugleich erfreut und betrübt, niemals vergessen können. Denn er gibt mir die große, wenngleich traurige Genugthuung, daß Ew. Herrlichkeit die männliche und christliche Standhaftigkeit gehabt haben, sich jene ruhige und gefaßte Gemüthsart anzueignen, die auch aus den bittersten Leiden ein Heilmittel für das Herz zu finden im Stande ist. Ich vertraue zu Gott, daß Ew. Herrlichkeit bei so manchen und hohen Pflichten, die mit Ihrer Stellung verbunden sind, und für die Sie mit der glücklichsten Anlage, ein Vergnügen in der Ausübung derselben zu finden, durch göttliche Gnade ausgerüstet sind, sich in der ersten Ausübung derselben, wie schmerzhaft sie immer sein mögen, durch Kraft im Ausbarren belohnt finden werden und endlich mit jener Ruhe (comfort), die ein Jeder genießt, wenn er in Dem beharrt, was recht ist. Die Glückseligkeit von Hunderten beruht jetzt vorzüglich auf Ew. Herrlichkeit, und die Wirkung Ihres Beispiels in der Umgegend und Ihrer Standhaftigkeit in Aufrechterhaltung einer Verfassung, die täglich von schlechten und hinterlistigen Menschen untergraben wird, ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Schön und wohlgethan ist es daher, daß Ew. Herrlichkeit entschlossen sind, der öffentlichen Lage dieses Landes und den Verhältnissen der Gesellschaft Ihren Schmerz zum Opfer zu bringen. Mögen Sie denn noch für lange Jahre Gesundheit und Kraft behalten, um Ihrer hohen und hoffnungsvollen Familie in Allem, was sich für Ihren erhabenen Rang ziemt, Beispiel und Führer zu sein. Es ist genug, daß Ein Leben — und ach, welch ein Leben! — nach Gottes Willen in eine andere und bessere Welt abgerufen worden ist.

Am Schluß entschuldigt sich Scott, diese Zeilen so schnell und hastig geschrieben zu haben. Gleich darauf machte er dem Herzoge seinen Besuch und schildert diese Zusammenkunft in einem Briefe an Morritt auf eine so gemüthvolle Art, daß wir es beklagen, diese längere Stelle nicht in unsern Bericht aufnehmen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Der König von Ahalan. Moderner Roman von Julius Krebs. Zwei Bändchen. Panslau, Appun. 1838. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Daß es noch solche Romane gibt! Der Name: „Modernes Roman“, erschreckte mich. Was konnte ich anders darunter

denken als die Entwicklung eines philosophischen Themas, einen gefügigen Uebermann, der einen Begriff ausdrücken sollte. Ich war zu nichts weniger aufgelegt, als solchen Erörterungen zu folgen und den Bindungen moderner Dialektik nachzugehen. Ich bedurfte der Erholung; ich wollte lesen, wie man ehemals einen Roman las, auf dem Sopha hingestreckt, ohne eben zu denken, nur genießen. Und welche angenehme Ueberraschung. Ich brauchte gar nicht zu denken, kaum aufmerksam zu bleiben, vielleicht kaum zu lesen, was man eben lesen nennt, und die Unterhaltung kam von selbst geflossen, Stoff über Stoff, und, was das Beste war, auch dieser nicht fremd, lauter Wohlbelanntes, die rechte, echte Würze praktischer Unterhaltungsrömanne. Auch die Reflexion dazwischen, ohne die es doch nun einmal jetzt nicht mehr abgeht, war Wohlverdautes, Ofvornommenes, gut gekaut und wohl geklätet. Sie ließ sich mit herunterklaffen wie eine Sauce, die zu jedem Fleische paßt. Der Stoff, wie gesagt, ist ein wohlbelannter; aber, der Verf. hat recht, ein durchaus moderner; denn Amerika ist erst, als die moderne Zeit anbrach, entdeckt und erst in der allermodernsten ist es für die Romantik appetitirt worden. Eber nun Washington Irving, Fenimore Cooper, Paulding, dessen Vornamen ich nicht weiß, und den Verfasser des „Birey“ und der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären“, dessen Vor- und Zunamen ich nicht weiß, gelesen hat, weiß wenigstens Alles, was im ersten Theile dieses Romans steht. Wie die Mischung der Wüffeljagden, der Prairiegeschichte, der Squatter-Waßmahle und Gespräche, der Flußübergänge, der wilden Pferdejagden, der ledernen Wüffelrückenmahlgelagen, der Nachtlager beim Feuer in den Urwäldern u. s. w. vorgenommen, ob beim Zusammenschütteln der rohen Stoffe mehr Cooper, Irving oder „Birey“ nach oben gekommen, das ist gleichgültig. Es ist ja in diesen amerikanischen Dingen der Stoff allein die Sache. Je fettscher er zu Markte gebracht wird, um so besser für den Verkäufer. Die Kritik hat es mit der Verbauung nicht zu thun, das Publicum, welches das will, hat einen so starken Magen als die kräftigen Hinterwaldsmänner (backwoodsmen), die sich mit rohem Fleische begnügen müssen. Dieser Theil des modernen Romans wird sein Publicum finden, welches mit Heißhunger das amerikanische Ragout herunterschlägt, ohne zu untersuchen, ob die dissecta membra zueinander passen. Es wird auch andere Leser geben, denen es ganz angenehm ist, hier von einem fleißigen deutschen Sammler so Alles auf einem Haufen zusammen zu finden, was sie sonst zerstreut in vielen Büchern suchen müßten. Nebenbei empfehle ich den „König von Agalan“ allen auswanderungsfüchtigen Deutschen, denn der Verf. schildert das Waldleben nicht von der lockenden Seite. Als ein umsichtiger Deutscher hat er auch als integrierenden Theil seines Ragouts Alles darin aufgenommen, was einen vernünftigen und gebildeten Europäer abschrecken kann, sein Heil an der Grenze der Prairien zu suchen. Die patriotischen Stimmen, welche gegen die Auswanderungsfucht gesprochen, sind ganz tüchtig darin repräsentirt.

Soweit gefiel mir Alles, und ich glaubte an einem Nachmittage den neuen amerikanischen Roman mit Wohlgefallen auf dem Sopha abzuthun. Aber plötzlich tauchte etwas, was anfangs zufällig schien, im Verfolg als Intention auf, und aus der Intention blickte etwas von Plan vor, und in dem Plane schimmerte eine Idee, und um meine Nachmittagsruhe war es geschehen, und die herrlichen gerösteten Wüffelrücken verloren mit einem Rute von ihrem Wohlgeschmack und ihrer Würze, denn es waren nur gemalte Vorhänge, um etwas Anderes zu verbergen, was nun sich selbst präsentiren wollte.

Nämlich der Held ist ein deutscher Student. Auf seiner Wange trägt er eine historische Narbe. Beim Aprilattentat in Frankfurt erlitt er eine Wunde, stieß nach Amerika, ward daselbst Jäger, Hinterwaldsmann und unter dem Namen „Schneellfuß“ ein gewaltiger Häuptling der halb wilden Ansiedler. Aber er will nicht mehr, er will ein König werden,

um seine Ansichten einer vollkommenen Weltordnung unter den Seinen einzuführen. Dieses neue Königthum, wenn es Bestand gehabt hätte, wäre etwas nach Hegel'schen Ideen und, was die Welber anlangt, nach St.-Simon'schen Principien regulirt worden. Wie Schneellfuß dies anfang, wie es ihm gelang, wie er, von den Priestern verfolgt, flüchten mußte, beinahe umgebracht ward, wie er darauf in Mexico sein Glück suchte und seine Theorien von Liebe und Naturrecht an den Mann, oder vielmehr an die Frauen brachte, alles das ver-rathe ich nicht, sondern die Leser mögen es selbst nachlesen und sich dann selbst entscheiden, ob Robert Pretter's Ansichten von der Ehe, oder ihre althergebrachten eignen den Vorzug verdienen. Ich sage nur noch, daß er nach Frankreich zurückkehrt und sich mit der schönen Theano nur durch einen Civillact ver-ehelicht. Damit habe ich aber schon vielleicht zu viel gesagt, nämlich daß es mit seinem Königthum und der Realisirung seiner Ideen nichts wurde. Und so ist es; denn obwohl seine Complicen am frankfurter Attentat noch in Untersuchungshafte in Deutschland sizen, hat er seine historische Rolle in Amerika schon völlig ausgespielt und seine frühere in Frankfurt als eine Antiquität bereits vergessen. Da ich so viel ausgeplaudert, sage ich auch noch das, daß der Radicalbösewicht im Romane „Griepentker“ heißt, ein Name, bei dem der sonst wohlwollende Verfasser mit einem gewissen Ingrimm verweilt, als ob ihm irgend ein Kamensverwandter des jüdisch-indischen Squatters einen Lort angethan, den man im Leben nicht vergißt. 20.

## Literarische Anzeige.

In alle Buchhandlungen ist jetzt versandt:

# Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Hammer.

Sechster Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Deutsches Bürgerthum in Pommern um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Von H. W. Barthold. — II. Spanien in seinem Verhältnisse zu den Staaten Europas bei dem Übergange der Herrschaft von dem Hause Habsburg auf das Haus Bourbon. Von F. W. Schubert. — III. Christoph Martin Wieland nach seiner Freunde und seinen eigenen Äußerungen. Zusammengestellt und mitgetheilt von R. W. Böttiger. — IV. Bericht des Cornelius Eitenius, kaiserlichen Notars und Schreibers beim apostolischen Archiv, über die Reise des Legaten Borstius, Bischofs von Tir, um dem römischen Könige und den deutschen Fürsten die Allgemeine Kirchenversammlung zu Mantua anzufagen. 1586—87. Aus der Handschrift herausgegeben von W. A. Arendt.

## Im Preise herabgesetzt

sind der erste bis fünfte Jahrgang (1830—34) und kosten anstatt 9 Thlr. 16 Gr. zusammengennommen jetzt nur 5 Thlr., einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente, achte und neunte Jahrgang (1835—38) jeder 2 Thlr.

Die Beiträge lieferten: W. A. Arendt, F. W. Barthold, R. W. Böttiger, F. Förster, Gb. Gans, K. G. Jacob, H. Leo, J. W. Loebell, F. Lorenz, Fr. Passow, F. v. Raumer, R. Koepell, F. W. Schubert, J. D. F. Sogmann, Chr. E. Steiglig, R. A. Barnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth, F. Wilken und J. W. Zinkeisen.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brodhans.

Sonntag,

— Nr. 315. —

11. November 1838.

### Walter Scott's Memoiren.

Vierter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 314.)

Wir haben kurz vorher der Reise Scott's nach den schottländischen Inseln gedacht, deren Tagebuch einen der interessantesten Theile dieses Bandes ausmacht und ihn in den verschiedensten Beziehungen, als Dichter, Alterthumsforscher, Landbauer, Gartenfreund, warmen Freund der Ordnung, des Rechts, mit einem Worte, als einen vollendeten gentleman zeigt. Solche kleinere und größere Reisen, die letztern besonders, wenn in Edinburg die juristischen Ferien eingetreten waren, liebte Scott außerordentlich, und die Lockhart'schen Memoiren enthalten häufige Beschreibungen derselben nach Kennor, Glasgow, Melrose, Drumlaurig und andern Gegenden des schottischen Hochlandes, die er stets durch seine gute Laune und die interessantesten Erzählungen aus der Vorzeit für die Mitreisenden noch genußreicher zu machen wußte. Zu andern Zeiten wurden diese Reisen durch geschäftliche Zwecke oder durch politische Ereignisse veranlaßt, wie dies namentlich 1818 u. 1819 der Fall war, wo die radicalistischen Reformer die Ruhe von Schottland bedrohten und Freiwillige zum Schutze des Landes aufgeboden wurden. Als Sheriff der Grafschaft Selkirk und als Laird von Abbotsford suchte Scott, dem das radicalistische Unwesen durchaus verhaßt war, in diesen Gegenden Alles in Ruhe zu erhalten, und allerdings mit glücklichem Erfolge, da er überall sehr beliebt war, alle Eigenthümlichkeiten des Landes schützte, die Volks- und andern Feste unterstützte und ihnen selbst beizuhilfen, sodaß, wo er sich nur sehen ließ, alle Gesichter sich verklärten und Jeder von seiner Arbeit aufhörte, um dem guten Laird ein Lebehoch zu bringen, der seinerseits sich auch nicht lieber als mit dem Namen des Sheriffs bezeichnen hörte. Dies bemerkt Lockhart ausdrücklich, als er einst in Scott's Familie erzählte, daß auf seiner Reise durch Deutschland ihm der Kellner im Wirthshause zu Weimar auf seine Frage, ob Goethe in der Stadt sei, keine Antwort geben können, bis ihn die Wirthin erinnert habe, daß der Fremde wol den Hrn. Geheimenrath v. Goethe meinen möge. Eine längere Reise nach Paris trat Scott unmittelbar nach der Schlacht bei Waterloo an. Hr. Lockhart weiß manche interessante Nachträge zu „Paul's letters to his kinsfolks“, welche die-

ser Reise ihre Entstehung verdanken, beizubringen, als über die Besichtigung des Schlachtfeldes bei Waterloo, Scott's Audienz beim Kaiser Alexander, die besondere Zuneigung des Kosakenhetmanns Platoff zu ihm und seinen Unwillen, als er in einer Gesellschaft mit David, dem Königsmörder (the blood-stained brush), zusammengebracht war.

Sowie Scott auf seinen Excursionen gern bei Freunden einsprach und die altschottische Gastfreundschaft in Anspruch nahm, so fand auch bei ihm jeder Reisende die beste Aufnahme, und nur sehr selten mögen wol Fälle vorgekommen sein, wo ungezogene Eindringlinge so abgewiesen wurden als jener Rechtsgelehrte und jener unitarische Prediger aus Neuengland, welche in Scott's Abwesenheit sich in Abbotsford einlegten und die Indiscretion so weit trieben, daß sie nicht allein Scott's Alter, sondern zum großen Leidwesen seiner Hausfrau auch das ihrige in ihr Taschenbuch verzeichneten. Unter den angesehensten Fremden, deren der vorliegende Band Erwähnung thut, war der Prinz von Wassa und der jetzige König der Belgier. Über den Besuch des Letztern in Abbotsford gibt ein Brief Scott's vom 3. Oct. 1819 eine sehr ergößliche Nachricht.

Prinz Leopold's Ankunft ward um acht Uhr des Morgens angezeigt, und um elf Uhr wollte er schon in Selkirk sein. Die Magistratspersonen baten mich um meinen Beistand bei seinem Empfange. Es fiel mir ein, daß er wol möchte nach Melrose gehen wollen, um die Abtei zu sehen, wo ich es denn nicht vermeiden konnte, ihn nach Abbotsford einzuladen, da er unmittelbar vor meiner Thüre war. Ich gab also meiner Frau, die noch ganz ruhig zu Bette lag, davon Nachricht, und da wünschte ich wol, daß Sie gehört hätten, wie sie aufschrie: „Was sollen wir ihm denn vorsehen?“ „Wein und Kuchen“ (cake), antwortete ich, worauf sie mir, gleichsam im Tone größter Verzweiflung entgegnete: „Nun ja, Kuchen, den soll ich ihm wol vorsehen?“ Indeß, wie sie überlegte, daß der Besuch etwas ganz Unvorhergesehenes sei, und da sie doch neugierig war, den Prinzen zu sehen, so begann sie sich anzuschicken. Indeß ging ich dem Prinzen aufzuwarten, der mit vieler Höflichkeit zu erkennen gab, daß er für jetzt behindert sei, Melrose zu sehen, aber sich vorgenommen habe, auf ein Stündchen nach Abbotsford zu kommen. Das war nun eine neue Verzweiflung für Mistress Scott, die bereits eine Hausfuchung nach kaltem Fleische in ganz Selkirk veranstalten ließ. Mittlerweile empfing Sr. königliche Hoheit auf eine sehr gnädige Weise die Fuldigung der Bürgerschaft. Gegen den Schultheiß Anderson äußerte er unter Anderm, daß Selkirk eine große Bevölkerung im Ver-

hältniß zu seinem Umfange habe. „Ja, bei einer Gelegenheit wie die heutige scheint das allerdings so“, antwortete Anderson, wie es mich dünkt, sehr zierlich, und ich möchte wol wissen, ob alle Magistratspersonen des Königreichs, die Lord-Majors und Aldermen mit eingerechnet, hätten mit mehr Anstand und guter Lebensart antworten können. Prinz Leopold spielte auch während seines Aufenthalts in Abbotsford wiederholt darauf an. Wie Mistress Scott nun indeß mit ihrer Einrichtung zu Stande gekommen war, weiß ich nicht; aber sie hatte mit geröstetem Salm, mit Rebhühnern und Witzhühnern einen ganz anständigen Imbiß (lunch) bereitet, und ich konnte dazu einen sehr schönen Hochheimer aufsetzen.

Dann fügt Scott noch Mehres über des Prinzen Wesen, das er sehr melancholisch gefunden hatte, hinzu und glaubt somit seinem Freunde einen genauen Bericht über diesen fürstlichen Besuch abgestattet zu haben, der nicht geringer gewesen sei als des König Karl's auf dem Schlosse zu Willstoubtem (aus „Old mortality“ bekannt).

Um noch zum Schlusse von Scott's äußern Verhältnissen einige Worte zu sagen, so verwaltete er während des Zeitraums von 1812—20 noch immer das ehrenvolle und bequeme Amt eines Obersecretaires (principal clerk) am obersten Civilgerichtshofe Schottlands zu Edinburgh, daneben sein Amt als Sheriff. Ein Versuch, den er im Winter von 1816 auf 1817 machte, diese Stelle mit der eines Besitzers im Finanzgerichte von Schottland (Scottish court exchequer) zu vertauschen, mißlang. Seiner Erhebung zum Baronet haben wir bereits gedacht. Sein Besitzthum bei Abbotsford stieg von 150 bis auf 1000 Morgen Landes, die Grundstücke des Laird von Raeside wurden dazu gekauft; er baute viel, und er gefiel sich ganz besonders in der Verschönerung und Erweiterung seiner Landgüter, wobei große Summen nicht gespart wurden.

Die bedeutenden Weltbegebenheiten der Jahre 1814 u. 1815 verfolgte Scott mit der größten Theilnahme. Das Mißgeschick der Franzosen in Rußland begeisterte ihn zu den frohesten Hoffnungen („if Bony's devil does not help him“, schreibt er, „he his in a poor way“), an dem mutigen Aufstehen der preussischen Nation, an den Siegen der Engländer in Spanien, an den Fortschritten der Verbündeten nimmt er in allen seinen Briefen aus dieser Zeit den lebhaftesten Antheil, und über Napoleon's Abdankung jubelt er in mehreren Briefen laut und in herzlich patriotischer Freude. Von jener Zeit an war Wellington sein Lieblingsheld, der ihm bei jeder Gelegenheit, zuletzt bei Waterloo, bewunderungswürdig erscheint, und dessen freundliche Aufnahme bei ihrer ersten Zusammenkunft zu Paris 1815 er, wie Lockhart mehr als einmal von ihm gehört zu haben versichert, als die höchste Auszeichnung in seinem Leben ansah. Wo vaterländische Angelegenheiten besprochen und berathen wurden, hielt sich Scott, wie Lockhart auseinandergesetzt hat, stets zur Partei der Conservativen. Die Unternehmungen der Radicals und Weisfüßler, die am Schlusse dieses Bandes erwähnt werden, fanden an ihm stets den lebhaftesten Widersacher, wenn er auch nicht so weit ging wie seine Hausfrau, die nicht begreifen konnte, weshalb man noch Anstand nähme, jene Radicals ohne weitere Umstände,

ohne Verhör und Urtheil sogleich einzufangen und aufzuhängen. 2.

Béranger's Lieder. Auswahl in freier Bearbeitung von Adelbert v. Chamisso und Franz, Freiherr v. Gaudy. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Béranger ist nicht bloß der erste Lyriker Frankreichs; er ist die Liederkönigin des französischen Volks. Wenn man bei der Zweideutigkeit des französischen Presszustandes, bei der geistigen und sittlichen Unselbständigkeit der Journale als Zeitorgane, bei der ewigen Gereiztheit und dem wüsten Durcheinanderpiel der politischen Parteien und Gegensätze in Frankreich dem französischen Liede, der chanson, deren Lebenselement die Volksthumlichkeit ist, eine ungewöhnliche Macht des Einflusses und der öffentlichen Stimmführung zusehen muß, so ist Béranger, der volksthumlichste aller französischen Dichter, der Schöpfer der modernen chanson, zugleich als der eingeborenste Sohn seiner Zeit, als der entschiedenste Vertreter seiner Nationalität und ihrer Interessen zu betrachten. Daß diese Vereinerung eine poetische ist; daß die laute Sprache, welche Béranger für sein „schönes Frankreich“ erhebt, von dem Volke selbst, aus dessen Seele sie geschöpft ist, nachgefangen werden kann; daß es mithin der Geist der Dichtung selbst ist, der hier das große Heer eines großen Volkes an sein eignes unendlich liebes Herz schließt und es unter seine Flügel nimmt: dieser Umstand ist es, der grade diesen Mann dem französischen Volke so theuer macht. Niemand hat ein Dichter wahrer von sich gesprochen als Béranger, wenn er von sich sagt: „Mes chansons, c'est moi, le peuple c'est ma Muse.“

Wenn man in kritischer Verirrung diesen Dichter mit andern, mit deutschen Dichtern verglichen hat, so hätte man bedenken sollen, daß das deutsche Lied etwas weit Anderes ist als die französische chanson; man hätte namentlich den eben angeführten Ausspruch Béranger's selbst erwägen und sich nicht entgehen lassen sollen, daß dieses Wort ein scharfschneidiges Nichtschwert ist für jene falsche, im Scheine der Eitelkeit sich aufspiegender Lyrik, deren Liebergötter weder im Himmel, noch auf Erden, noch unter der Erde haufen, deren eitle Vertreter dem Herzen ihres Volks nichts, gar nichts entnehmen, außer daß sie ihm zumuthen, ihr wahrheitsloses Zeiteiterschmerzgefingel für volle Münze anzusprechen. Für diese Lyrik ist Béranger ein ewig fernere, unerreichbarer Gott; denn was in seiner Dichtung lebt und webt, ist nicht der eitle Zeiteiterschmerzpopanz, dessen nackte Blöße durch das zerrissene Seidenkleid des Rhythmus schimmert; es ist ein ursprünglich heiteres, selbstberuhigtes Wesen, welches an sich selbst innig glaubt, während Jene mit der Verzweiflung kokettiren; ein Wesen, durchstrahlt von der Dichtung Frieden; ein stolzes Wesen, dem es Freude macht, nichts zu sein außer ihr, und welches so treu ergeben dem Liebesgenius sich zeigt, daß es von Leib undammer singen kann, ohne daß ihm die Wangen einfallen und die Knie schlottern. Auch Béranger's Muse hat Thränen. Welcher Dichter hätte keine? Aber sie weint ihre Thränen für die Herzen alle, durch deren Kummer sie sich begeistert fühlt. Dann trocknet sie sich das Auge und singt ein Lied vom „Gott der Wiederkehr“, dem man vertraut „mit — dem Becher in der Hand“.

Was Béranger zu dem ferngehabten Dichter macht, der er ist, das ist vor Allem sein Charakter und seine Gesinnung. Diese sind es, die ihn weit über die bloße Sphäre des Talents erheben. Béranger hat niemals gebruchelt, nie hat er sein Volk, nie sich selbst belogen. Niemand hat er den Geist der Dichtung prostituiert, was den Talenten so häufig begegnet. Vollständiger und reiner hat wol kein Dichter seine Zeitepoche vorgestellt als er, und er hatte einen schwerern Stand als viele, denn sein Zeitalter ist die Restauration. Er ist der poetische Tacitus der Bourbons. Ruhig und besonnen wie die-

fer; wie dieser, das ewig wache Auge auf den Thron geheftet und auf Das, was um den Thron ist; wie dieser, Unabwending in der Gefinnung und in der Unbestechlichkeit des Urtheils wangelnd, unterscheidet er sich von dem großen Römer nur dadurch, daß er auch zu scherzen versteht. Dafür ist Béranger ein Dichter, dessen Leben die Götter zwischen Scherz und Ernst getheilt haben. Aber im Scherz sich nichts zu vergeben, auf der Spitze der Frivolität noch die Würde seiner Muse zu behaupten, dies ist seine große Eigenthümlichkeit.

Wenn ein Dichter es verdient, übergesiebelt zu werden in fremde, in deutsche Lande, so ist es Béranger; denn Gefinnung und Charakter sichern ihm eben die allgemeine Ehrfurcht. Zwei deutsche Dichter von entschiedenem Beruf haben dies erkannt und sich freudig dem nicht mühseligen Werk einer deutschen Übertragung dieser Gesänge zugewendet. So liegt nun eine Auswahl von Béranger's Liedern in deutscher Fassung und Gestalt vor uns, die wir deutschem Dichtersleiß verdanken, und wie deutsche Dichtkraft selbst es belohnend fand, hier wiederzeugend zu wirken, so vertiefe sich nun auch deutscher Sinn in diese Gesänge, da nun die Sprache ihre Schranke hat fallen lassen und der poetische Geist nun in ungehinderter Freiheit die empfindlichen Gemüther alle beherrschen kann.

Es mag viele Deutsche geben, die Béranger's Muse lieben und ehren, ohne sie ganz zu kennen. Diesen Junelungswoollen ist diese neue Übertragung von Chamisso und Gaudy der Sache nach vorzüglich gewidmet. Hier finden sie den ganzen Béranger, nicht ein membrum disjectum seines Dichterswesens. Hier ist durchaus nichts fortgelassen, was als wesentlich und Charakteristisch gilt. Hier begegnet uns der auf dem Wipfel der Frivolität spielende, sich schaukelnde Scherz, dessen leichte, lustige Töne Béranger anschlägt, weil er sein Volk im Innersten kennt; hier begegnet uns ferner jenes scherzende Stachelspiel der Ironie, welches der unermüdbliche Dichter selbst aus dumpfigem Gesängnis herauswirft unter die bunte wogende Menge, unter sein Volk, das die scharfgespiigten Witzespitze begierig auffängt. Der Dichter weiß zu gut, wie das Volk sie begrüßt, und wie sie wiederum in dessen Hand zur gefährlichen Waffe werden. Darum kann er immerhin den „guten Kinderchen“, seinen Liebern, Stille und Vorsicht anempfehlen:

Geht, Kinderchen, und schilt euch wer schlafmüzig.

Gefahr's in meinem Namen rund heraus:

„Den Vater machte die Erfahrung wüzig.

Er hielt die lustigsten von uns zu Haus;

Da gibt's euch Jungen, wespenshaft, nichtsnüzig,  
Dem Teufel raufen die den Schnurrbart aus.“

Geht Kinderchen, doch leise, fein bescheiden!

Mein Arzt verordnet mir, den Lärm zu meiden.

Hier begegnen wir aber auch jenem durch und durch ernsten und drohenden Sarkasmus, um dessen Antlitz die Erbitterung in starken, unzerstörbaren Zügen spielt; jenem Hohn, der sinnlich, um sicherer und gewaltiger zu treffen, des Scherzes sich entschlügt. Dann wieder finden wir ein Lied, wo der Ton der Dichtung eine Fülle, eine Inbrunst, eine Erhabenheit erreicht, die man, wie Adelbert v. Chamisso in seinem trefflichen Vorwort sagt, vergeblich bei den französischen Classikern sucht. Aus solchen Gedichten Béranger's springt uns der Geist der Dichtung, der in allen Landen und Zonen derselbe ist, stahlglänzend und geharnischt entgegen wie Athene aus dem Haupte Jovis sprang. In solchen Liedern erhebt sich Béranger's Genus wie ein sonnansliegender Adler weit über die andern lyrischen Söhne Frankreichs. Hier ist orphischer Wehgesang, sei es nun der Geist des Jahrhundert's, der über Vaterlos Gefilden trauert; sei es die Sprache des alten Corporals, der zur Hinrichtung geführt wird; sei es die Sprache des Bettlers, der in der Straßentrinne sterben will:

Ich will in dieser Rinne sterben,

Bin alt und fieth genug dazu;

Sie mögen mich betrunken schelten;

Mir recht! sie lassen mich in Ruh.

Die werfen mir noch ein'ge Groschen,

Die wenden ab ihr Angeficht;

So, eilt nur, eilt zu euren Festen.

Sum Sterben brauch' ich euch doch nicht.

Wer Alter muß ich also sterben,

Man sitzt vor Hunger nicht zumal;

Ich hofft' in meinen alten Tagen

Zulezt noch auf ein Hospital.

So viel des Stenbs gibt's im Volke,

Man kommt euch nirgends mehr hinein;

Die Straße war ja meine Wiege,

Sie mag mein Sterbebet auch sein.

Ich hätte freilich stehlen können;

Mir schien zu betteln minder hart;

Ich habe höchstens nur am Wege

Ein paar Kartoffeln ausgeharrt;

Und immer, aller Orten setzte

Die Polizei mich dennoch ein,

Mir raubend meine ein'ge Habe —

Du, Gottes Sonne, bist ja mein.

Ihr hättet mich erdrücken sollen

Wie ich das Licht der Welt erblickt;

Ihr hättet mich erziehen sollen,

Wie sich's für einen Menschen schickt;

Ich wäre nicht der Wurm geworden,

Den ihr euch abzuwehren sucht,

Ich hätt' euch brüderlich geholfen

Und euch im Tode nicht gestuht.

Ist das nicht deutsche Liebertiefe? so fragen wir; und mag es in deutschen Landen viele Tyrannen geben, die solche reine, volle, inbrünstige Löhne anschlagen?

Einige Gedichte Béranger's nähern sich ganz der deutschen Dichtweise durch mächtige Innigkeit, durch die Energie und Tiefe der Anschauung. Eins der glänzendsten in dieser Hinsicht ist: „Die rotthe Hanne“, von dem selbst tiefpoetischen Chamisso vortrefflich übertragen. Die rotthe Hanne ist des Wildbieds Weib, der „im Kerker seinen Muth küßt“. Sie hat den Säugling an der Brust, an der Hand den Erstgeborenen, der „barfuß friert“:

Ich sah sie oft in bessern Tagen.

Schulmeisters liebes Köcherlein,

Sie spann und sang und las und nähte,

Ein herzig Kind und schmus und sein.

Beim Sonntagstanz im Kreis der Linden

Wie war sie froh und wohlgenuth! —

Sei Gott du mit der rotthen Hanne!

Der Wildbied sitzt in sich'rer Hut.

Die arme rotthe Hanne, obwohl sie schön war, wollte sie doch Niemand ehelichen wegen ihres rothen Haars. Da kam der Wildbied, der Laugenichts:

„Ich nehme dich, blond oder roth;

Drei Wächsen hab' ich, weiß die Schliche.

Der Förster macht mir keine Noth.“

Und die rotthe Hanne, selber, selber, sie sprach nicht nein.

— mit sanfter Lockung

Gebot Natur in ihrer Brust,

Und dreimal ward allein im Walde

Sie Mutter unter hitz'rer Luft;

Die Kinder treiben und gedeihen,

Ein blühend frisch gesundes Blut —

Sei Gott du mit der rotthen Hanne!

Der Wildbied sitzt in sich'rer Hut.

Des treuen Weibes näch't'gen Jammer

Erhellte noch ein milder Schein:

Sie lächelt; ihre Kleinen werden  
Schwarzlozig wie der Vater sein.

Sie lächelt, ach, aus ihrem Lächeln  
Schöpft der Gesang'ne frischen Muth;  
Sei Gott da mit der rothen Hanne!  
Der Willibrod sitzt in sich'rer Gut.

Der „Ewige Jude“ ist gleichfalls solch ein Lieb von deutscher Energie und Gedankenfülle. Hier thut der Refrain, in welchem es überhaupt keinen größern Meister gibt als Beranger, eine schlagende, fast neckisch-dämonische Wirkung:

Noch drehet immer, immer, immer  
Die Erde sich in ihrem Lauf,  
Noch gehet immer, immer, immer  
Die Sonne morgens wieder auf.

Und wenn nun der in allen Metamorphosen gleich flüchtige und liebenswerthe Dichter, in den reinen Sargoton des Neglischen fallend, von dem Heimweh des Schweizer singt:

Ich soll mit euch auf euern Felsen schwärmen —  
Stumm lebend folg' ich, wie ihr es begehrt,  
Um mich im Raume heimlich abzuhärmen,  
Zu sterben, von dem Heimweh still verzehrt.  
Der Heimat Sitt' und Sprache, schlicht und bieder,  
Lass' ich, ach, in wie so kurzer Zeit!  
D' geht, o geht mir meine Hütte wieder  
Und un'rer Feste Fröhlichkeit.

Wenn der Dichter den armen Galeerenklaven, an Ketten geschmiebet, die von Frankreich herkommenden Schwaben anreden, ihn sie fragen läßt, ob sie nichts wissen vom Vaterland und

vom verborg'nen Thal, wo er geboren;  
ob sie keine Kunde haben von der Mutter, die sehrend nach dem fernem Sohne ruft:

Sie liegt im Sterben — hört nicht auf zu wöhnen,  
Sie höre meinen Reitt, sie lauscht, sie bricht  
Geträuchelt in Thränen aus, in bittere Thränen —  
Ihr redet mir von Mutterliebe nicht?

Wenn er den Ärmsten nach den Freunden sich befragen läßt, ob sie Alle heimgekehrt aus dem Kriege, und ihn dann weinend sich beklagen läßt:

von so viel Freunden redet ihr mir nicht?  
und, mit dem Schreckensbild möglichen Unheils vor Augen, das daheim sich ereignet haben kann:

von so viel Kienb redet ihr mir nicht?  
Wenn dann derselbe Dichter, die Thränen der Wehmuth trocknend, seinen alten Rock besingt in traulicher Gemüthlichkeit und ihn, den alten Gottfried, bittet, „doch auszuhalten trotz der dünnen Fäden“ und sich zu gedulden, bis Herr und Rock zusammen gehen:

Gedulde dich, bis mich der Tod entkleide —  
Mir ist, als ob die Zeit nicht ferne wär' —,  
Und Kopf er an, wohl an, so zieh'n wir heile; —  
Zeit, alter Freund, wir trennen uns nicht mehr?

Wenn dann der alte Corporal auftritt, der im alten Herzen noch seinen Kleinen Corporal, den großen Kaiser, trägt, dem aber der Tod bestimmt ist, weil er sich, eingedenk, daß das Kreuz, was er trägt, auf seiner Brust gehangen, sich von dem Milchbart-Fähnrich nicht mißhandeln ließ — wenn dieser alte Corporal, an dem jeder Zoll ein Krieger ist, auftritt im Paradeschritt:

Vorwärts, Kam'raden, Marsch! ich bin gewärtig.  
Ihr habt geladen; meine Pfeife brennt,  
Und mit dem Abschiednehmen sind wir fertig.  
Ihr zeichnet mir den Paß. Worb' Clement!  
Gescheiter wär's gewesen, mich zu trollen.  
Da Alles brach; was Teufel hielt mich hier?  
Ich hab' euch, Kinder, nicht verlassen wollen —  
Ihr hattet einen Vater doch an mir. —

Sinkt — rechts — links — rechts! Biegt an's Gewehr!  
Retruten! Tritt — und weint nicht mehr.

Wenn dann plötzlich, in den nadelscharfen Ton des Sarkasmas überpringend, der Dichter den Myrindonen ein Lieb weist, den „kleinen Seelen“, die ihr Juchheisa anstimmen, weil nun Achill begraben ist; wenn er im „Schutzgeist“, dessen ganze Staffage nur ein Bettler ist, der im Spital im Zwiegespräch mit seinem falschgefianten Schutzgeist verscheidet, welcher ihn um sein Lebensglück betrogen — wenn der Dichter in diesem letzten Bettlerseufzer furchtbare Blitze des Hohns gegen den Thron schleudert, wofür ihn der Thron zu 10,000 Francs und etwas Biedtre verurtheilt; wenn derselbe Dichter in der „Jakobsteiter“ seine beißenden Blitze gegen die Juden schleudert, welche die deutsch-moderne Lyrik zu emancipiren sich beleißen; wenn, auch diese Blitze wieder verlassend, er von Neuem sich zum höchsten Schwung der Lyrik erhebt in Gesängen wie: „Der fünfte Mai“, „David's Leichenbegängnis“, „Die Gräber der drei Julitage“; wenn dann derselbe Dichter sich nach langem Besinnen einmal wieder seiner alten Freunde, der Jesuiten, erinnert und ihnen ein beißendes Spottgedicht an den Kopf wirft: dann, in diesen unzähligen Verwandlungen, in dieser im Ru vollendeten, ewig frischen Metamorphosirung, in diesem über Alles und Jedes sich ergießenden Strom der Phantasie erkennen wir, daß Beranger ein reicher, ein ganzer Dichter ist.

Wer es nicht glaubt, der lese diese Auswahl seiner Lieder, welche wiederum zum Ehrendenkmal wird für die beiden deutschen Sängere, die mit so viel Wahrheit, Treue, Kraft und Innigkeit Beranger's Genies herübergeleiteten zum deutschen Verständniß. Ja, zum Ehrendenkmal für Beide und zur Lobtenfeier für den Einen. Möge diese Gelegenheit uns nicht rühmend, feiernd, trauernd zu nennen. Adelbert v. Chamisso war ein ganzer, ein reiner Dichter, ein Forscher, ein weisvoller Forscher, ein Haus der Wissenschaft und Poesie. Daß auch die Letzten hingehen, die noch den Gedanken und die heilige Dichtung in reiner Opferung verehreten, erregt in unserm Herzen tiefe Trauer. Solch ein Letzter war Chamisso. Seine Naturforschung ist ein schönes, lauterer Dichten; seine Dichtung ist der Natur und ihrem Demiurgos, dem Geiste, stets geweiht. Er war ein Geweihter.

Und daß er der Edelsten einer war, zeigt noch zuletzt diese Übertragung von Beranger's Liedern, dieses Vorwort dazu. Der Geist, der einst auf Schloß Boncourts Trümmern trauerte über den Sturz des Hauses der Ähnen, über das Schleifen der Gemächer, wo seine Wiege stand — derselbe Geist überträgt Beranger's freiheitsprühende Gesänge und erwähnt sich grade die sprühendsten, die flammendsten. Wahrlich, dem Dichter, dem poetischen Menschen gibt dies viel zu denken, und es ist ein schöner Beweis dafür, daß in der Wahrheit alle tiefen Geister einig sind. 118.

### A n e k d o t e .

Der Abbé Gallani war von Benedict XIV. beauftragt worden, den Befehl behufs naturwissenschaftlicher Untersuchungen zu bereisen. Er erfüllte seinen Auftrag zur größten Zufriedenheit des Papstes, benutzte aber diese Gelegenheit, einem demselben übersandten Kistchen voll seltener Mineralien einen Zettel mit den Worten der Schrift beizulegen: „Sprich, daß diese Steine Brot werden!“ Der Papst, den Sinn der Worte sogleich fassend, wies dem Abbé eine ansehnliche Pension an und begleitete das Rescript mit folgendem Handschreiben: „Sie haben ganz Recht, an der Unfehlbarkeit des Oberhauptes der Kirche keinen Zweifel zu hegen; auch kommt es mir gewiß vor Allen zu, den Text der heiligen Schrift zu erklären, und ich habe deren Sinn nie mit größerm Vergnügen aufgefaßt als diesmal.“ 29.

### Die Taschenbücher für 1839.

#### Dritter Artikel.\*)

Selbst unsere Taschenbücher, die Plänkler der poetischen Literatur, mögen uns beweisen, daß in heutigen Tagen die Kritik eine weit andere Aufgabe hat als selbst noch vor zehn Jahren. Wenn nämlich in einer frühern Periode dieselbe sich mehr deutend und ausdeutend verhalten durfte, so muß dagegen ihr heutiges Bestreben ein wahrhaft reines und selbständiges Forschen sein. Was aber die Kritik erforschen soll in ihren gegenwärtigen Objecten, das ist eben das Poetische selbst, welches in unserer modernsten Literatur auf so gar seltsame Weise mit dem Kritiker Versteckens spielt. So ist es mit den deutschen Romanen im Großen, so ist es auch mit der Novellistik im Kleinen, mit der Epik und Lyrik der deutschen Taschenbücher. Viel Stoff, wenig Geist, und selbst da, wo es am Geist (das mag heißen: am Geistreichen) nicht fehlt, selbst da erweist sich das Geistreiche nur selten als der wahrhaftige Geist der Poesie. Denn leider windet sich durch die gegenwärtige Zeit und ihre trüben Tage ein heimlich-nagendes Elend, ein großer, gewaltiger Irrthum, der seine dunkeln Schatten erst recht schlagend auf die nächste Zukunft werfen wird. Ein schwarzer Ritter Wahn, ein nächtlicher Falbot des Jahrhunderts, schreitet durch die Schwarzwaldgauen deutscher Dichtung; er ist es, der die Jugend gebunden hält und selbst das Alter beethört. Dieser trübe Ritter Wahn ist aber eben der geistreiche Geist des deutsch-modern-schriftstellern den Decenniums, der auf falschem Wappenschild die falsche Devise führt und von der Poesie, der Gedächten, Wahrhaftigen, die jahrtausendalten Wappenzeichen geraubt hat, womit er nun in eitlem Hoffahrt einherzieht. Wie aber die Hoffnung — obwol sie sich oftmals lange verzweucht und die treuen Herzen ängstigt — dennoch ein Baum des Lebens ist, und wie die Dichtung selbst in alter, urewiger Sage als ein himmelhoher Riesenbaum erscheint, dessen labungstriefendes Gezweig sich über den Erdkreis breitet, so hoffen wir auch, daß dem eiteln Ritter Wahn einst sein falsches Ehrenkleid abgenommen werden und ihn, den Bethörer der Zeit, ein Blitz aus der

Höhe vertilgen wird, daß er sterben müsse mit Klage und Reue unter dem Riesenbaum der deutschen Dichtung.

Wer aber sollte meinen, daß ein oder zwei harmlose deutsche Taschenbüchlein, gedruckt in diesem Jahr, zu so ernster, fast trauriger Betrachtung Anlaß geben könnten? Und doch ist es so. Verweilen wir aber bei dieser Betrachtung nicht über die Gebühr, sondern wenden uns zu unsern nähern Objecten, den Taschenbüchern selbst, um zu sehen, wess Geistes Kinder sie sind. Ein zierlich-angethanes „Gedenke Mein“ soll diesmal den Reigen führen.

#### 5. Gedenke Mein!

Es bringt uns dies Taschenbuch Proben von allen Gattungen der Poesie: Lyrisches, Dramatisches, Novellistik. Die letztere auf fünffache Weise vertreten. Was die Lyrik betrifft, so sind Beckstein, Hoffmann von Fallersleben, G. Seidl, N. Vogl wol guttönende Namen, von denen wir auch gewohnt sind, gute Liederklänge zu vernehmen. Von dem Erstern verdient die „Heimatstimme“ Auszeichnung. Ludwig Storch, den wir nicht häufig in lyrischer Verwandlung erblicken, gibt in der „Stromfahrt“ einen werthvollen Beitrag. Belweitem aber das lieblichste und nachklingendste Gedicht der ganzen Reihe ist Hoffmann's von Fallersleben: „Abschiedsgruß“, den wir denn auch, da er sehr kurz ist, dem Leser nicht vor-enthalten mögen:

Dunkle Wolken auf den Bergen,  
Sonnenschein im Thale hier;  
Frühling hier und dort noch Winter —  
Und du willst nun fort von mir?

Eine sonnenheitre Zukunft  
Birgt mein liebend Herz für dich;  
Doch du willst die düst're Ferne,  
Und du mußt verlassen mich.

Schein' auf jenen Bergen, Sonne!  
Dort ist mein Geliebter bald,  
Nach' zur Blütenplauke, Frühling,  
Des Geliebten Aufenthalt.

Dunkle Wolken, zieht hernieder!  
Sonnenschein, verbirg dich mir!  
Lebe wohl — und Gottes Sonne,  
Gottes Frühling sei mit dir!

Die „Fragmente des dramatischen Märchens: Schwert, Hammer, Buch“, von Friedrich Halm, führen uns nur einen vierfachen Chorus vor: den Frühling, Sommer, Herbst und Winter, welche Naturgestalten in Charak-

\*) Vgl. den ersten und zweiten Art. in Nr. 293, 300 u. 301 d. Bl. D. Red.



teristisch, wohlgefügt Rede den Kern ihrer Eigenthümlichkeit vor dem Zuhörer offenbaren. Es gibt für alle derartige Dichtungen einen allgemeinen, jetzt etwas verlebten Ausdruck — sinnig. Selbiger will freilich nicht mehr viel sagen; er schmeckt uns, dem jungen Geschlecht, zu stark nach den alten, zahmen Richtungen. Indessen, mag man's wenden, wie man will, so ist und bleibt sinnig doch immer bei weitem vorzüglicher als — unsinnig.

Den Reigen der Novelle führt Ritter A. v. Tschabuschnigg. Er bringt einen „Venetianischen Mummenschanz“. Es ist nicht zu leugnen, daß das venetianisch-lombardische Clairobscur bereits eine etwas verbrauchte Couleur ist, die aber beffeneungeachtet, bei geschickter Färbung und gehörigem Auftrag, noch gar wohl ihre Wirkung thun mag. Wenn der Leser gleich im Eingang der Dichtung „Frühlingslüfte vernimmt, welche über die Brenta säuseln“; wenn er „die blauen, stillen Gewässer plätschern hört an den Marmorstufen der Sommerpaläste“; wenn er die „Pinnen, Platanen und babylonischen Weiden“ rauschen hört: dann wird ihm gleich ganz anders, weit wohlthiger, wärmer und italienisch-traulicher zu Muth. Vermählt sich nun dieser wonnigen, auflösenden Lyrik noch das düstere Drama der Nachtgondeln, der Seufzerbrücke, der Pozzi, des Kettengerassels, der gefangenen, grausam getäuschten Liebe, welche, als frühgeknickte Bellastor, in dem canale orfano ein gräßliches Ende nimmt, dann allerdings läßt sich von Seiten der Kritik, die sich wol auch auf die Nachteffekte der Poesie verstehen muß, nichts Mehres sagen als etwa, daß der Leser selbst zusehen und sich an der abscheulichen Rache eines jämmerlichen Menschencapauns, eines zwerghaften, aber nachtigallstimmen Fittipuzzi weiden möge, der bei dem Allen seine Teufelsrolle gut spielt, wenngleich sie, ironisch genug, mit Romeo's und Giulietta's Liebesseufzern endigt.

Es folgt eine Damen erzählung, einer von den harmlosen Revenants aus der Kohnmann-Pichler-Brachmannzeit, die wol von manchem sinnig-stillen Gemüth im Dämmerstündchen, wo der Strickstrumpf ruht, zurückersehnt werden mag, wiewol in unsern Tagen die Emancipation der Frauen rüstig vorwärtsschreitet. Die Erzählung heißt: „Das obere Schloß“, und ist aus der Feder der Madame Karoline Leonhardt-Lyfer. Sie handelt von einem zärtlich-tugendhaften bürgerlichen Brautpaare, welches durch einen räthselvollen Doppelliebesput im obren Schlosse schler seiner Pflicht und Treue entfremdet worden wäre. Allein die Damenvorsehung, welche nun ein für allemal einen sanftern Anstrich hat, wendet noch Alles zum Guten, und der junge Arzt führt sein bürgerlich-sittiges Bräutchen zuletzt dennoch heim, trotz der gespenstigen Kranken auf dem obren Schlosse und dem noch gespenstigeren Grafen, ihrem verwünschten Bruder. So sind nun die deutschen Poetinnen. Lassen wir sie immerhin sich ihres Daseins freuen und gedenken ihrer zuweilen mit sinniger Wehmuth!

„Das verhängnißvolle Bild“, von Gabriel Seidl, und „Der tolle Geiger zu Wien“, von N. Vogl, sind zwei bei weitem werthvollere Novellenstücke. Hier ist indi-

viduelles Leben, was man an so vielen andern Productionen, die gar als weltläufige Romane und Culturnovellen im mausfahnen Civilisationscostum mit gewaltiger Präntation auftreten, so gar gewaltig vermisst. „Das verhängnißvolle Bild“ ist ein allerliebste, italienisches Genrestück, das sich recht anmuthig und doch phantastisch in kleine Gruppen formirt, die man wegen ihrer heitern Callotähnlichkeit wol etwas schreckhaft, aber doch nicht graunhaft finden kann. Das eigentliche, dämonische Agens der Novelle ist der sogenannte „schlimme Vogel“, ein Gemälde, welches der barocke, verzweiflungsvolle Humor eines zum Tode verurtheilten Malers zwischen feuchten Kerkernänden erschuf und welches seinen Umrissen nach den fabelhaften Vogel Greif vorstellt.

Aber jedes einzelne Glied dieses abenteuerlichen Bogels war ein Conglomerat der abscheulichen Gestalten. Zusammengeballtes Gewürm, traubenförmig aneinandergefrallte Teufelsfragen, Klumpen halbvermoderter Leichen, Kränze aus Lobtenshädeln u. s. w. waren hier mit satanischem Gesichts zu einem barocken Ganzen vereinigt und unter die wunderbarste Beleuchtung gebracht. Zudem gestalteten sich die Züge des wunderbar componirten Gesichts der Frage zu einer so wdrigen Menschenlarve, daß man das Ganze für die beißende Satire eines Menschenfeindes auf die Außenseite seines Geschlechts halten konnte.

Dies malerische Ungethüm nun neckt und verhängt Unheil über alle Bewohner des Zimmers, in welchem es aufgehängt ist. Ein toller Dilletant knüpft sich darüber auf; ein gelehrter Philolog, der sich vorgenommen hat, alle Sprachen und Sprachformen zu studiren, wird darüber verrückt, weil ihm der „schlimme Vogel“ zu einer schlimmen Allegorie aller philologischen Sprachconfusion wird u. s. w., bis endlich ein junger Offizier, der gleichfalls mit dem schlimmen Vogel zusammenquartirt wird, den unheimlichen Zauber löst, wobei ihm freilich ein kleines Erdbeben und eine durchgehende Carrosse, die ihm eine liebliche Braut einträgt, zu Hülfe kommen müssen. Das Ganze ist ein heiteres Capriccio, dem es weder an Gestaltung, noch an Lebendigkeit fehlt.

Mehr in der Weise der Erzählung gehalten, aber mit geschickter Benetzung der poetischen Effecte, ist „Der tolle Geiger zu Wien“, von N. Vogl. Die Behandlung mag, gegen die erstere Novelle gehalten, noch etwas roh heißen; allein es zeigt sich ein unverkennbares Talent für Gruppierung und Gestaltung. Vogl's Talent hat überhaupt noch etwas Hastiges, mitunter Voreiliges, was sich wol mit der Zeit abstreifen wird. Der Hintergrund ist nämlich, eine frühe Zeit, das J. 1349, wo der schwarze Tod in Wien haufte und in seinem furchtbaren Dahinraffen der geängstigten Bewohner das lebensfrohe Wien zu einem weiten Grabe machte. Vor diesem nächtlichen Hintergrunde, wovon uns leider die mdderne Zeit ein Seitenstück geliefert hat, schwebt nun die Gestalt des tolen Geigers auf und ab, die ihre wahn sinnigen Melodien und Dissonanzen einer längst verlorenen Geliebten, einer längst erblähten Lilienblume, bei Sturm und Nachtgraus nachsendet durch die kalte Novembertluft. Sein Geschick aber erfüllt dieser wahn sinnige alte Gesell dadurch, daß er die schöne Anna, die Tochter seiner frühverlorenen Lilien-

blume und Geliebte des Herrn Johannes Würfel, eines wackern Studiosus, welche scheinbar an dem schwarzen Tode gestorben war, in einem Anfall des Wahnsinns aus der grauenvollen Todtengrube raubt; diese wird nun in seinen Armen lebendig und von ihm gepflegt bis zur Genesung. Die weitere Lösung der Verwicklung müssen wir dem Leser selbst überlassen. Nur sei noch bemerkt, daß einzelne Scenen, wie die Scene im Weinhaue mit den wüsten Gesellen, deren einer in dem verzweifeltsten Uebermüthe der Trunkenheit von der schrecklichen Seuche befallen wird; ferner die Schlussscene, wo der tolle Geiger dem alten Drotz, an dem er sich erst rächen wollte, die todtgegläubte Tochter in die Arme führt — daß diese Scenen, an und für sich von Talent zeugend, noch mehr Wirkung thun würden, wenn die Feinheit der Darstellung hier mit der geschickten Erfindung gleichen Schritt hielt.

Der fünfte Novellenbeitrag: „Zwei Nächte in Rom“, von Castell, ist kaum eine Novelle zu nennen. Es ist ein Doppelabenteuer, das zusammengreift, weil es, selbstsam genug, dieselben Personen berührt. Der Vorfall, daß ein junger talentvoller Maler, kaum in Rom, dem Ziel seiner Künstlersehnsucht, angelangt, schon am nächsten Morgen wieder daraus entweichen und, nach zehn Jahren abermals dorthin geführt, zum zweiten Mal über Nacht, und zwar auf Anstiften desselben Sönners, dem er die Rückkehr nach Rom verdankt, daraus entfliehen muß, dieser Vorfall ist wenigstens originell, und so erreicht er denn auch in leidlicher Darstellung hier seine epische Wirkung.

Die dem Taschenbuche einverleibten Kunstblätter sind im Ganzen als wohl gelungen, das letzte: „Die Mutter im Grabe“, sogar als schön zu bezeichnen.

Wenden wir uns nun von dem Jüngling „Gedenke Mein“ (der erst seinen achten Jahreslauf erlebt hat), zu der bereits älteren Dame Penelope.

(Der Beschluß folgt.)

### Literarische Nachrichten aus Polen.

Warschau, Ende August.

Nachdem hier seit Jahren alle höhern wissenschaftlichen Anstalten aufgehoben gewesen sind, hat doch das Bedürfnis die Nothwendigkeit herbeigeführt, wieder eine katholisch-theologische Akademie zu stiften, deren feierliche Eröffnung im Laufe des Februars d. J. erfolgt ist. Nach den letzten Zählungen gab es im-ganzen Parthume Polen 2204 katholische Geistliche. Die schon seit alter Zeit in Polen befindlichen griechisch-unirten Christen sind in 360 größere und kleinere Gemeinden geschieden, deren Leitung 305 Priestern übergeben ist. Die russisch-griechischen Gemeinden haben sich neuerdings sehr vermehrt, bis jetzt sind sie in 6 Propsteien getheilt, in denen es 49 Geistliche gibt. Außerdem sind im Königreiche 40 evangelische Gemeinden, 7 reformirte und in Warschau hat die anglikanische Gemeinde ein Bethaus. Die Schulen sind jetzt sehr strenger Censur unterworfen. Alle bisherigen Lehrbücher sind auf einmal außer Cours gesetzt und einer neuen Revision übergeben worden. Nach gehöriger zeitgemäßer Bearbeitung sind sie nun sämmtlich neu abgedruckt worden; an Druckkosten sind von Seiten der Regierung allein in einem Jahre 50,000 Fl. bezahlt worden. Besonders sorgfältig wird der Unterricht in der ruf-

fischen Sprache betrieben, zu welchem Besufe Lehrer aus dem Innern von Rußland herbeigezogen werden. Im Ganzen gab es 1834 bereits in den neuorganisirten Schulen 43,791 Schüler. Auch die Privatschulen sind besonderer Aufsicht übergeben.

Neben dem Ernste des Lebens beginnt uns doch wieder die heitere Kunst zu besuchen. Im Laufe des Juni d. J. hat nämlich nach zehnjähriger Unterbrechung wieder die erste Kunstausstellung stattgefunden, auf der über 200 Gemälde von etwa 50 Künstlern sich befunden haben. Unter den vaterländischen Malern hat Januarius Suchodolki, der mehre Jahre in Italien zugebracht hat, besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Einige seiner Gemälde stellten italienische Volksscenen dar, zwei andere: die Eroberung von Achajiz durch das russische Heer und den Übergang über den Berg Saganrog. Von dem verdienstvollen Professor Alexander Kolar war eine Gesangsnahme des Hagi Pascha, von Salewski und Kaprzycki einige Ansichten von Warschau bemerkenswerth. Unter den Bildhauerarbeiten erwarb sich eine Psyche von Satarikowicz allgemeine Anerkennung.

Die Freunde der Musik, derjenigen Kunst, in welcher auch die Polen Rationales aufzuweisen haben, sind indessen durch ein neues Datorium: „Der Tod des Peilandes“, von dem ehemaligen Director des hiesigen Conservatoriums, Elsner, erfreut worden. Das Werk, welches, wie die meisten Compositionen Elsner's, im Style der neuern Italiener gehalten ist, wird für eins der besten Erzeugnisse polnischer Meister ausgegeben. Eine polnische Zeitschrift brachte vor Kurzem folgende Biographie des Componisten, die wir hier mittheilen, weil sich derselbe auch im Auslande einen Namen erworben hat.

Joseph Elsner, geboren 1769, widmete sich in Breslau und Wien dem Studium der Musik und war bis 1799 Musikdirector beim Theater in Lemberg. Nachdem er dort bereits Vieles mit Beifall componirt hatte, wurde er in gleicher Eigenschaft nach Warschau berufen. Hier componirte er mehre Opern, Symphonien und Messen, stiftete 1816 den musikalischen Verein für Polen und trug durch diesen, besonders aber seit 1821 als Director des Conservatoriums sehr viel zur Belebung eines gründlichen musikalischen Studiums in Polen bei. Jetzt lebt er von einer kleinen Pension. Die Anzahl seiner Compositionen ist sehr groß. Neben ihm sind, außer dem berühmten Lipinski, Chopin und Kurpinski die ausgezeichnetsten polnischen Componisten neuerer Zeit. Auf die altpolnischen Musiker, die lange Zeit ganz vergessen waren, richteten sich endlich auch die Blicke hin, und soeben sind von dem Redacteur des hiesigen „Musikalischen Journals“, Joseph Sichoeki, zwei Hefte altpolnischer kirchlicher Compositionen herausgegeben worden, welche acht Psalmen von Gomulka vom J. 1580 und eine Messe von Gregor Szarzycki enthalten und von großem Interesse sind.

Das wichtigste der in den letzten Monaten hier ans Licht getretenen Werke ist wol die Sammlung altslawischer Gesetze: „Najdawniejsze Pomniki Praw Slowianskich“, von dem Professor K. Rucharski, welcher vor einiger Zeit während seines Aufenthaltes im Auslande zum Mitgliede des halleischen Vereins zur Erforschung des vaterländischen Alterthums erwählt worden ist. Das Werk steht mit der „Slawischen Rechtsgeschichte“ vom Professor Raciejowski in Verbindung und bringt die von demselben verprochenen Documente. Es enthält die „Prawda raska“ in russischer Sprache mit lateinischer und deutscher Übersetzung, ein serbisches Gesetzbuch in serbischer Sprache mit deutscher Übersetzung, das böhmische Gesetz in böhmischer Sprache mit lateinischer Übersetzung und einem böhmisch geschriebenen Commentar von Andreas aus Duba, ferner Raciejowski's Bemerkungen über die ältesten slawischen Gesetze und ein Wörterbuch, das die schwierigen slawischen Wörter in lateinischer und polnischer Übersetzung erklärt.

Für 1838 sind bei uns drei Taschenbücher erschienen. Das eleganteste, mit mehren englischen Stahlfischen gezieret ist betitelt: „Niezapominajki“ (Vergißmeinnicht). Es enthält zwei sehr interessante altpolnische Erzählungen von Wojcicki,

dem bekannten Herausgeber der polnischen Volksagen, eine nach dem Grafen Sternberg bearbeitete Erzählung von Karl Korweil: „Ein Begegniß des Kopernikus“, und eine große Anzahl von Poesien der neuesten warschauer Dichter und Dichterslinge. Ein anderes Taschenbuch ist „Pierwiosnek“ (Primula vari) überschrieben, das nur von Frauenhand Beiträge aufgenommen hat. Gar bescheidenlich und geschmackvoll treten unsere Damen mit ihren zarten Geschenken, die in kleinen Erzählungen und Poesien bestehen, hier auf; manche lassen eine moralische Tendenz vorherrschen; so findet man von der bekannten Hofmann-Tanska einen Aufsatz: „Über die Bestimmung der Frauen“, und von K. B.: „Über die Tagebücher der Frauen“. Das Werkchen scheint Glück gemacht zu haben, denn bereits kündigt die Herausgeberin, Pauline K., in dem „Kurier“ den Jahrgang 1839 an. Diesen beiden reiht sich ein drittes Taschenbuch an: „Noworocznik dla dzieci“, das für die Jugend vorzugsweise bestimmt ist.

Das schon vor zwei Jahren begonnene Conversationslexikon („Encyklopedia powszechna“), welches schon bei den Artikeln der ersten Buchstaben ins Stocken gerathen ist, soll von nun an unter der Redaction des als Dichter oftgenannten K. G. Dobyca regelmäßig erscheinen und schon Ende 1839 vollendet sein. Die Wolffsche Encyclopädie scheint aber eben kein musterhaftes Vorbild für ein solches Werk zu sein.

Der hiesige Buchhändler L. Glücksberg hat sich jetzt das Verlagsrecht sämmtlicher, sowohl der bereits gedruckten als auch der noch im Manuscript befindlichen Schriften des berühmten Dichters Brodzinski erworben. Die Sammlung wird aus 12 Bänden bestehen und mit Stahlstichen und Musikbeilagen von Karl Wpinski geziert sein. Die ersten drei Bände sind zum 1. Januar 1839 verprochen.

Von unsern politischen Zeitungen ist der officielle „Dziennik powszechny“ mit Beginn dieses Jahres eingegangen, an seiner Statt hat die alte „Gazeta Warszawska“, die nach den verschiedenen Zeitverhältnissen schon vielerlei Farben getragen hat, einen officiellen Charakter erhalten. Sie wird jetzt von Gwozdzi redigirt und ist wöchentlich ein Mal mit einem literarischen Blatte, „Swiatowid“, begleitet. Von dem bereits 1836 angefangenen „Panorama literatury“ ist jetzt das fünfte und sechste Heft erschienen; die Hauptartikel sind die weiteren Untersuchungen aus dem altpolnischen Rechte und eine Charakteristik des alten Dichters Rej aus Raglowic von dem Prof. Maciejowski. Dmochowski's Zeitschrift: „Muzeum domowe“, gewinnt in diesem Jahrgange an Interesse. Das Februarheft brachte, neben den üblichen Uebersetzungen aus dem Französischen, das einactige Drama „Pięty akt“ (Der fünfte Act) von Joseph Korzeniowski, welches auf dem Theater oftmals mit großem Beifall aufgeführt worden ist. Der Dichter, früher Professor der Eloquenz in Arzemiesec, jetzt in Kiew, ist bekanntlich wegen einiger nach dem Vorbilde Shakespeare's und Schiller's gedichteten Dramen in die erste Reihe der dramatischen Dichter Polens gesetzt worden. Aus der seit Anfang dieses Jahres hier erscheinenden, dem Theater speciell gewidmeten Zeitschrift „Swiat dramatyczny“ sehe hier die Notiz, daß im Laufe des J. 1837 auf beiden hiesigen Theatern 29 neue Stücke aufgeführt worden sind, nämlich 3 Dramen und 11 Komödien, darunter 4 Originale.

Lemberg.

Aus den neuesten statistischen Tabellen über Galizien erhellt, daß bei uns noch viel für den Unterricht des Volkes zu thun übrig bleibt. Im J. 1837 bestanden im ganzen Königreiche 1706 Volksschulen; in 2589 eingeschulten Ortschaften befanden sich 289,103 schulfähige Kinder, von denen aber nur 68,411 wirklich die Schule besuchten; außerdem befanden sich in den noch nicht eingeschulten Orten 226,464 schulfähige Kinder, denen erst nach und nach Gelegenheit zu ihrer Ausbildung gegeben werden soll. Dagegen ist für die höhere wissenschaft-

liche Ausbildung durch die hiesige recht besuchte Universität und besonders durch das Ossolinski'sche Institut, das sich in dem blühendsten Zustande befindet, trefflich besorgt. Dasselbe hatte sich in neuerer Zeit zweier werthvoller Gaben zu erfreuen. Der ehemalige Rath bei dem hiesigen adeligen Gerichte Bronowski schenkte demselben gegen 12,000 Werke in verschiedenen Sprachen, und von der londoner Bibelgesellschaft ging ihm eine sehr interessante Sammlung von Bibelübersetzungen in fast allen neuern Sprachen, auch mehren slavischen, z. B. in der wendischen und der walachischen zu.

Der Buchhändler Jablonski hat, wie es scheint, ohne Vorwissen des Autors, die zerstreuten und bisher sehr seltenen Gedichte von Bogdan Jaleski in ein Bändchen gesammelt und in Prag abdrucken lassen. Man muß dem Herausgeber Dank dafür sagen. Keiner der polnischen Sänger übertrifft diesen an Harmonie der Sprache; aus diesen Gedichten könnten die über das harte und rohe Polnisch vornehm absprechenden Splitterrichter erfahren, welcher Wohlklang in der polnischen Sprache sich findet. Das Kosakenleben der Ukraine weiß Jaleski mit vorzüglichem Glücke darzustellen, er ist der Poet des ukrainischen Volkes wie Brodzinski der des kraiauer. Schon Kochanowski sagte über Jaleski: „In seinen Schriften besteht zwischen den beiden Atomen der Poesie, dem Idealismus und Realismus, dem Geiste und der Materie, der Musik und der Figur, der Melodie und der Form, der Begeisterung und der res statuatia eine innige Harmonie. Bald belauscht man ihn beim einsamen und sehnüchtligen Sinnen, bald findet man ihn in der wirklichen Welt wieder. Wie angenehm fallen seine frischen, anstelligen, lebensfrohen und derben Gestalten ins Auge! Bald begibt er sich über die Grenzen dieser Welt hinaus in das Reich der Ideale, dann ist er wieder mitten im täglichen Leben und der Geschichte, ist wie jenes naiv und offen, wie diese wahrhaft und reell.“

Keine der neuern polnischen Dichtungen hat sich so vieler Auflagen zu erfreuen gehabt als die „Marya“ von Malcewski. Die erste Ausgabe, vom J. 1825, welche Malcewski kurz vor seinem Tode noch selbst besorgte, fand sehr spärlichen Absatz; im vorigen Jahre sind nun allein drei Ausgaben erschienen, eine zu London, eine zu Paris und eine zu Lemberg. Während die londoner Ausgabe eine Art typographisches Kunststück ist, indem die ganze, gegen 1500 Verse umfassende Erzählung nur einen Bogen umfaßt, zeichnet sich die hiesige Ausgabe, welche der selbst als Dichter geachtete A. Bielowski besorgt hat, durch einige interessante Zugaben aus, die in Erläuterungen des Gedichts, einer ziemlich ausführlichen Lebensbeschreibung Malcewski's und einigen bisher ungedruckten nachgelassenen Schriften desselben bestehen.

Die Naturschönheiten, an denen besonders der südliche Theil unseres Landes so reich ist, sind bisher nur wenig bekannt und beachtet worden. Es ist daher ein verdienstliches Unternehmen, daß durch das in polnischer und deutscher Sprache bei Piller in sechs Heften erschienene Werk: „Galizien in Bildern“, dem viele, freilich nicht ganz genügende Lithographien beigegeben sind, wenigstens die Aufmerksamkeit auf unsere reizendsten Gegenden und alterthümlichen historisch-merkwürdigen Schlösser hingelenkt worden ist.

9.

#### Literarische Notiz.

Die „Literary gazette“ rühmt ausnehmend folgendes neu erschienene Buch: „The women of the world“, von der Verfasserin des „Diary of a desennuyée“ (3 Bände). Bedeutendes Talent soll sich darin aussprechen, eine genaue Weltkenntniß, seine Auffassung der fashionablen Gesellschaft in London und Neapel und die Kunst lebendiger Charakteristik. Die Verfasserin hat ihre Studien im Leben selbst gemacht. 108.

Dienstag,

Nr. 317.

13. November 1838.

### Die Taschenbücher für 1839.

#### Dritter Artikel.

(Schluß aus Nr. 316.)

#### 6. Penelope. Herausgegeben von Theodor Hell. 28ter Jahrgang.

Wir nannten „Penelope“ ältlich; daß sie an Alterschwäche leide, wollten wir damit just nicht ausdrücken. Wenigstens, wenn einmal von Schwäche der Bejahtheit die Rede sein soll, würden wir diese eher in den artistischen Beilagen als in den literarischen Beiträgen dieses Jahrgangs finden. Die Stahlstiche lassen Manches zu wünschen übrig. Warum auch — wir bemerkten das bereits früher — überhaupt noch Stahlstiche? Die deutsche Gegenwart gibt dem deutschen Dichter einen Stich ins Herz, und sie will damit sagen: Forche und bilde und stelle dar, o Poet! Laß dich aber um Alles, was Nebenbing, unbekümmert. Gib uns, o poetischer Sammler (oder Redacteur, wie du dich zu nennen liebst), ehrene, gebiegene Bilder der Dichtung, die im Stande sind, der schwächlichen Zeit Kraft einzustrahlen; aber verschone uns mit deinen stählernen Sammetbildchen, den kranken Figürchen, die da aussehen wie die kranke Zeit selbst!

Doch um zu der ehrwürdigsten der Frauen zurückzulehren: ihre winterliche Mitgift besteht diesmal aus drei Novellen von verschiedenen Verfassern und aus drei Erinnerungsbältern von dem uns Allen wohlbefeundenen Willibald Alexis. Die Gedichte, darunter die meisten von Wilhelm Kllger, dessen etwas libellenhafte Lebensanschauung einstmals in der „Zeitung für die elegante Welt“ einheimisch war, da diese noch der Hofrath K. L. W. Müller redigirte, mögen wol unbesprochen in den Kauf gehen. Nehmen wir die Novellen der Reihe nach durch, zu sehen, wie oben bemerkt, wof Geistes sie sind, ob des Geistes der Poesie.

Schwerlich kann das Letztere von der ersten Novelle gesagt werden, die, aus der Feder des Herrn Bernd v. Guseck geflossen, den Titel führt: „Die Gefesselte“. Diese Novelle, weit entfernt überhaupt eine Novelle zu sein, entbehrt alles Individuellen, von Seiten des Autors selbst scheinbar auch aller Kraft des Individuellen. Aber das principium individuationis, jenes geheimnißvolle und doch sonnenklare Princip alles Schaffens und Geschaffenen, über welches vor 174 Jahren ein philosophischer Jüng-

ling, der Schöpfer der Monadenlehre, eine Inauguraldissertation schrieb, die sich gewaschen hatte — dieses gewaltige Princip und Moment alles Geistigen ist nicht bloß ein solches der philosophischen Systeme und der Welterschöpfung selbst, sondern auch ein wesentliches und höchstes Princip aller Poesie. Das vergessen, oder davon haben keine Ahnung sehr viele unserer modernen Culturpoeten. Es ist auch ganz natürlich und nichts weniger als miraculos, daß dem so ist, denn die Cultur als solche, d. h., ins Modernste übersezt, die kahle, schale, nackte Societätsverfassung, weiß nichts vom Individuen wie überhaupt nichts von Gedankentiefe. Auch Herr Bernd v. Guseck, von welchem wir dennoch schon Besseres gelesen, scheint blutwenig davon zu wissen. Seine schrecklich monotone, unlebendige, der Gestaltung gänzlich ermangelnde und wahrhaft langweilige Novelle gemahnt uns genau so wie im Durchschnittlichen der deutsche Minnegefang. Es ist in dieser Novelle von Tempelrittern, Bischöfen, Grafen, Bannstrahlen, Bräuten, Seeschiffen, brennenden Schlössern, zürnenden Vätern, bebenden Töchtern, gebrochenen Gelübden, heimlichen Trauungen und verrätherischen Dienern grade ebenso allgemein hin die Rede, wie bei Melmar dem Alten, Konrad von Würzburg und Johann Hablob vom Frühlinge, von Weberhuld, vom Blumenprießen, von den Reibern und Kläffern und Abgünstlern, vom lichten Malen und der hehren Frauwe die Rede ist. Die Rede mag an sich nicht übel sein und gar wohlgemeint, aber man vermißt das Wesen aller dieser Dinge, ihren angeborenen Ausdruck, ihre anschauliche, begreifliche, sich vor dem Geiste des Lesers und Hörers entfaltende, erschließende Erscheinung. Die Macht aber, die wahre Macht, aus welcher dieses Erscheinen des Wesens der Dinge in der Dichtung vor sich geht, diese ist eben die Individuation, oder, wenn man das Wort modernisirt haben will, die Individualisirung. Die Individuation und die Gestaltung sind Eins. Wer der einen entbehrt, entbehrt beider und verliert sich in abstracten Schilderungen, die dem Leser und Hörer armselig, schal und leblos bedünken. Es thut uns wirklich leid, diese negativen Bestimmungen alle auf die Novelle: „Die Gefesselte“, anwenden zu müssen; aber es läßt sich beim besten Willen nicht anders thun. Die Figuren dieser Novelle gemahnen uns wie jene Teufelchen,

Herchen, Koboldchen und Kaiserchen aus Porzellanglas, die in der Spiritusflasche in monotoner Gleichförmigkeit auf- und niedertanzen und den erwachsenen Menschen, der zusehauet, zur Verzweiflung bringen. Wie tiefe, gewaltige Worte wären zu sagen über diese jämmerliche Schwäche, das wahre Podagra des heutigen Dichtertwesens! Aber die Kritik, das Hoffen und Glauben wir, wird nicht lange mehr schweigen im dunkeln Thale; sie wird eine Zornesfackel anzünden auf den Bergespitzen, die durch alle Lande leuchtet.

„Buße der Sehnsucht“, Erzählung von W. v. Lüdemann, die zweite der hier enthaltenen Novellen, ist, wiewol keine uninteressante, dennoch eine etwas forcirte Erzählung, mit Tendenzen, die wir beim besten Willen als etwas trivial bezeichnen müssen. Daß man ein Gemüth darstellt, das sich an dem Hier nicht befriedigen kann, sondern immer weiter schweifen und auch das Dort, und wiederum das Dort umarmen will, ist schon manchmal dagewesen und eben kein neues Motiv; daß ein so begabtes Gemüth endlich stillsteht, übersättigt wird und wieder umlenkt nach der Heimat, die es nicht hätte verlassen sollen, ist die hergebrachte Folge; daß aber ein so gewöhnlicher, timider und in keiner Weise hervorragender Sinn, wie der des Grafen Günther in Lüdemann's Novelle grade auf diese Abschweife geräth, ist kaum zu begreifen. Zudem bildet die Person des Gärtnerburschen Clemens, der aus ganz andern Motiven und mit ganz verschiedenen Zwecken als Graf Günther's das Weite sucht, dennoch kein richtiges und durchgreifendes Gegenstück zu dem Letztern. Dessenungeachtet müssen wir einzelne Partien dieser Novelle als wirklich gelungen ansprechen, z. B. die Scene, wo das Boot der Heimkehrenden an der französischen Küste durch die Kraft des wahnstinnig gewordenen Clemens, der sich an Allen zu rächen gedenkt, umgeschlagen wird; sowie die nicht genugsam ausgeführte Scene des nächtlichen Lockenraubes auf dem Todtenacker. Es scheint mithin, als ob hier in dieser Taschenbuchdichtung ein bekannter und auch beliebter Schriftsteller eher einmal seine Naturgabe verleugnet als seine wirkliche Unfähigkeit für poetische Gestaltung dargethan hätte. „Die Geige“, Novelle von Friedrich Voigts, ist trotz der etwas rohen Darstellung für eine im Allgemeinen gelungene Erzählung anzuerkennen. Die Verwicklung, die Ereignisse sind pikant, ja, noch etwas mehr, sie frappiren. Die Personen sind keine Originale, aber wohl ausgeprägte Nachbildungen, wenn man sie auch nicht eben als Copien bezeichnen will. Ein wirklich origineller Zug ist aber der Novelle nicht abzuspüren; dieser repräsentirt sich in dem vom Geiste der romantischen Heineschule durchdrungenen versificirenden Welterschmerzler und zugleich Fagottisten Mandelschaf. Mandelschaf! schon der Name ist einige Pfund werth! Aber da er zugleich ein Romantiker ist, der sich in Versen an dem Gespenste seiner todtten Maria selbst fast zu Tode hegt, so ist er deshalb um so genießbarer. Sein „Regelbahngedicht“ in wohlgefügtten Heinejamben, mit dem brassischen Profaschlusse, ist eine so gelungene Ironie, daß man sie trefflich nennen möchte.

Auch der alte Kammermuffkus und Pringelger Grinsel, dessen vortreffliche Stradivarigeige, der Gegenstand unverwüthlichen Neides von Seiten des Cellisten Klappstein und endlich doch noch dessen Eigenthum, den eigentlichen Hebel der Erzählung bildet, ist eine, obgleich etwas rohe, dennoch sehr ausgearbeitete und nachhaltige Novellenfigur. Einzelne Scenen bekunden entschieden Talent für pikante Gruppierung; so die Stelle, wo Grinsel, der für todt gelten und bei Nacht und Nebel davongehen will, seinen verdorbenen und plötzlich am Schlagfluß verschiedenen Bruder als Leichnam anstatt seiner unterfährt; nicht minder die Scene, wo Klappstein sich um Mitternacht mit Schaufel und Spaten auf den Kirchhof begibt, um aus des eben bestatteten Pseudogrinsel's Grabe die vermeintliche Stradivarigeige zu seinen Sunsten wieder auszugraben u. s. w.

Einen eigenthümlichen Werth behaupten die „Drei Blätter aus meinen Erinnerungen“, von W. Häring (Wilibald Alexis). Hier äußert sich auf so discrete als gediegene Weise ein nicht minder gebildeter als poetisch begabter Zeitgenosse über andere Zeitgenossen und fremde Zeitrichtungen sowie über eigen Erlebtes, was auch zugleich der eignen Dichterlaufbahn angehört. Das erste der drei Erinnerungsblätter, „Balladmor“ überschrieben, befaßt die Entstehungsgeschichte, die äußern Begegnisse und die literarhistorischen Beziehungen dieses zu seiner Zeit vielgelesenen, vielbewunderten und vielangefochtenen Romans, der immerdar ein eigenthümliches Zeugniß für die eigenthümliche Dichterbegabung seines Verfassers abgeben wird. Einen dreimaligen Besuch in Weimar schildert der zweite Abschnitt. Hier ist der Centralpunkt natürlich Goethe, den der Verf. zu sehen kam, aber Goethe in verschiedener Gestalt und Production, wie er sich so und so dem beobachtenden Gemüthe des besuchenden Dichters nahestellte und entfremdet. Darüber läßt sich nichts Weiteres sagen; es ist ein Erlebnis, bei welchem sich der Erlebende wie der Lesende nur receptiv verhalten. „Meine Zeitgenossen“, diese Überschrift führt der dritte Abschnitt, und diese Zeitgenossen sind namentlich die drei Wilhelme der deutschen Poesie: Wilhelm Müller, Wilhelm Nothmann und Wilhelm Hauff, wozu noch ein vierter, nicht sowohl poetisch als vielmehr kritisch bedeutsamer Wilhelm, nämlich Wilhelm Neumann, ein Kritiker von reicher Bildung, seltener Entschiedenheit, wahrer Lauterkeit, voll Eifer, Ernst und Gewissen, sich gesellt. Seine nachgelassenen Schriften sollten bekannter sein, als es der Fall ist. Die kritische Jugend mag viel, unendlich viel daraus lernen. Endlich kommt zu diesen Zeitgenossen noch ein fünfter, am wenigsten bekannter Wilhelm, Wilhelm Albrecht, ein ehemaliger fleißiger Mitarbeiter am „Freimüthigen“ und kurzzeitiger Redacteur desselben, den der Verfasser dieser Erinnerungsblätter als den geborenen Feuilletonisten unter den deutschen Schriftstellern bezeichnet. Diese mannichfach begabten Wilhelme alle sind hinübergegangen in jenes Land, wo man keine Novellen, keine Kritiken und Feuilletons mehr schreibt; aber ihrem Verdienst ein kleines Ehrendenmal zu setzen, geziemte wol

dem Freunde und Dichter, dessen Stimme die Würdigen der deutschen Literatur noch so gern vernehmen und der in mehr als einer Hinsicht dazu berechtigt war. Als ein störender Uebelstand in diesen Mittheilungen ist zu rügen, daß durch ein Versehen des Setzers anstatt Ludwig Halirsch, über welchen der Verf. gleichfalls ehrende Worte sagt, durchgängig Ludwig Habisch steht. Wir bemerken dies, damit nicht etwa durch Setzeruntugend uns eine persona mystica in die deutsche Poesie gerathe, ähnlich der des uralten, berühmten Kazungali, die der gelehrten Posterität so viel Kopfschmerzen und Berdruß ganz unschuldigerweise bereitet hat.

Fügen wir zu den genannten Taschenbüchern, damit auch hier eine Trinität im Kleinen offenbar werde, nun noch 7. Alpenrosen. Herausgegeben von Fröhlich, Wackernagel und Hagenbach.

Wir können über diese Erscheinung, da sie außer sehr wenigen bedeutendern nur höchst mittelmäßige lyrische Ergüsse und eine noch weit untergeordnetere sogenannte Novelle mit sich führt, uns sehr kurz fassen. Die vorzüglichern Ingredienzien dieses Taschenbuchs, dem es gewiß nicht an gutem Willen und Redactionseifer, anscheinend aber noch an Mitteln fehlt, sind zuerst das voraussetzende „Heldenspiel in fünf Theilungen“ von Dr. Karl Sengenbach: „Die Schlacht bei Murten“, ein recht gut angelegtes und geschichtlich construirtes Drama, jedoch ohne tieferes poetisches Feuer, als was das Nationalgefühl und die Nationalerinnerung mit sich führen. Anlage zur Charakteristik ist in den dramatischen Personen: Somerset, le Glorieux, Rubenberg, in Elisabeth und Kunigunde wol vorhanden, der Vers im Durchschnitt wohlgebaut und edel, die Scenerie einfach und würdig. Das eigentliche Pathos, das wahre Tragische wird freilich noch vermisst. Wo ist dies aber überhaupt im heutigen Drama vorhanden? Ferner sind W. Wackernagel's „Lieder aus dem Brautstande“ als höchst ansprechende, lyrisch-würdige, ausdrucksvolle und nachklingende Gedichte zu bezeichnen. Auch unter den epigrammatischen Beiträgen von F. H. und W. findet sich einiges Gelungene. Reber, Fröhlich, Schuster schlagen gleichfalls wohl lautende nationale Löhne an. Unter den prosaischen Beiträgen ist der „Aus einer Reisemappe“ überschriebene in seiner Kürze auch unbedeutend genug. „Der vermessene Wunsch“, von Alfred Hartmann, ist eine triviale, dazu schlecht stylisirte Allerweltsgeschichte über das Alterweibthema: wie es so in der Welt zugeht. Nur das Fragment aus Felix Plater's, eines weiland berühmten baselischen Arztes und Professors im 16. Jahrhundert, Selbstbiographie, das den Titel führt: „Alte Liebe rostet nicht“, wirkt ansprechend durch die naive Einfachheit der Darstellung wie durch die Einfachheit der Zustände und Begegnisse.

Es scheint, die „Alpenrosen“ stehen noch nicht in voller Blüte. Mag es der Eifer der Herausgeber bald so weit bringen! \*)

\*) Ein vierter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

## Aus Italien.

Über die Kunstwerke des Palastes Pitti zu Florenz gab es bis jetzt nur außer den kasinischen gelegentlichen Umrißblättern das Werk von Vicar, das 1789 zu Paris herauskam. Jetzt ist in Florenz bereits das achtzehnte Heft eines neuen erschienen, das durch seine ganze Ausführung eines weit verbunkelt: „Imperiale o reale Galleria Pitti, illustr. per cura di Luigi Bardì“ (Florenz, 1836—38). Jedes Heft zu fünf Kupfertafeln wird zu dem Preise von 10 Francs verkauft, was sehr billig ist, da fast alle in Toschi's Schule zu Parma ausgeführt sind und zum Theil zu den fleißigsten und gelungensten Arbeiten dieser Schule gehören. Aber 90 solcher Hefte sollen erst das Ganze ausmachen, und leicht kann diese Anzahl erreicht werden, da keines der bisherigen ein plastisches Denkmal brachte.

Den Ruf gründlicher Wissenschaftlichkeit bewahren auf die rühmlichste Weise mehre der italienischen Sternwarten und einige der gelehrten Vereine. Wie unermüßlich wirksam die Sternwarte der Brera unter der Leitung des Ritters Cassini mit den fleißigsten Astronomen zu Pisa, namentlich auch dem Professor Inghirami wetterfesselt, beweisen die jährlich erscheinenden „Effemeridi astronomiche di Milano, con appendice di osservazioni e memorie astronomiche“ (Mailand). Man darf dabei nicht an die leichte Speise des „Annuaire redigé par le bureau des longitudes“ denken. Die hier gegebenen Aufträge sind strenger didaktisch, als was einst Zach's „Nuovo almanacco Genovese“ und Schubart's „Petersburger Taschenkalender“ brachten. Besonders reich und beachtenswerth sind in den letzten Jahrgängen die Beiträge des Astronomen Bianchi zu Modena, des Adjunctus bei der Brera, Kreil, und auch einige Reliquien des verstorbenen Directors der Sternwarte der Brera, de Cesaris, namentlich um die ägyptische angebliche Chronologie in Ordnung zu bringen, werden anzusehen und zu lernen. Ausführlicher sind die Abhandlungen in den „Memorie di matematica e di fisica della Società italiana dello scienzo residente in Modena“, deren 21. Band zu Modena 1836—37 erschien, wo man den ältesten aller lebenden italienischen namhaften Mathematiker, Pietro Paoli, noch mit Freuden rüftig und wirksam bemerken wird.

Als eine fleißige Arbeit, wenn auch von beschränkterem Interesse, weil sie fast ausschließlich auf Mailand Rücksicht nehmen, wurden die mit bisher ungedruckten Urkunden begleiteten „Storie dei municipj italiani illustrati con documenti inediti da Carlo Morbio“ (Mailand 1837, 3 Theile) günstig aufgenommen; nur fühlte man dabei, daß die Untersuchung eine breitere Basis erfordere und daß allgemeine Rechtsfragen vorher genügender bearbeitet werden müßten, wenn die vereinzelten Erscheinungen als culturgeschichtliche Momente geltend gemacht werden sollten. Es ist das Verdienst der Akademie zu Turin, diesen Mangel richtig hervorgehoben und dafür gesorgt zu haben, daß man ihm abhelfe. Sie gab als Preisarbeit eine Geschichte des Besitzes im sinkenden Römerreiche auf und trefflich ist diese Aufgabe gelöst worden. Die „Vicende della proprietà in Italia dalla caduta dell' imperio romano fino allo stabilimento dei feudi“ von den Herren Baubi et Berme und Sp. Fossati gehört zu den gründlichsten geschichtlichen Untersuchungen, welche die neuere italienische Literatur aufzuweisen hat. Mit Eifer und Recht mit dem Preise geehrt, ist sie in den 39. Band der Acten der turiner Akademie aufgenommen worden.

Ein durch geschichtliche Romane nicht unbekannter Verf., der aber zu ernstern Studien durch sie hingewiesen worden sein mag, Davide Bertolotti, bringt jetzt als eine Frucht dieser neuen Bestrebungen ein gut zusammengestelltes Buch: „Gli Arabi in Italia, esercitazione storica di Dav. Bertolotti“ (Turin, 1838). Schon die Bezeichnung als geschichtlicher Versuch gewinnt für die fleißige Arbeit, die freilich nur mit

Belehrsamkeit aus zweiter Hand ihre Angaben belegen kann. Kurz nach der Eroberung Afrikas und Spaniens durch die Araber beginnen ihre Einfälle auf Sicilien, später im südlichen Italien und in Neapel. Sardinien, Corsica, Malta wurden bald dieser Sarazenen Beute, Frassineto um 900. Kaum kann der Glanz der Bildung, mit der sich die Statthalter der Fastimithischen Khalifen auf Sicilien umgaben, die Greuel vergessen machen, welche sich die Araber auf den Küsten von Italiens Festland, auf Corsica und Sardinien erlaubten. Ihre Verzeihrung war daher beinahe nothwendig. Um 906 verjagte man sie vom Garigliano, um 975 von Frassineto. Corsica und Sardinien wurden sie um 1025 los, Puglien und Galabrien um 1060, Sicilien erst gänzlich um 1090, Malta um 1122. Nur der normannischen Kraft, unterstützt von den Gemeindefreien von Pisa und Genua sowie von dem Herrn der Provence, gelang, was die byzantinischen Kaiser und Karl des Großen Nachfolger oftmals vergeblich versucht hatten. 6.

### Bibliographie.

Amerika, seine Entdeckung und seine Vorzeit. Nach Originalmemoiren und Berichten herausgegeben von H. Ternaux-Compans. Deutsch von L. v. Alvensleben. 1ster Band. Grausamkeiten der Eroberer Mexicos. Reisen, Abenteuer und Schiffbrüche des Don Alvar Nuñez Cabeça de Vaca. 8. Meissen, Goeßche. 1 Thlr. 8 Gr.

Bacherer, P. V. Pagen und Eumendben. 2ter Band. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 12 Gr.

Bärmann's, G. R., Theater. 3 Theile. 8. Mainz, Kupferberg. 3 Thlr. 6 Gr.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 13ten Bds. 3ter Theil: Otte mit dem barte von Cuonrat von Würzburg, herausgegeben von K. A. Hahn. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 20 Gr.

Carové. Neorama. 3ter Theil. Skizzen zur Kultur- und Kunstgeschichte. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 2 Thlr. 20 Gr.

Elektina. Eine Festgabe für Frauen und Jungfrauen. Mit 5 Kupfern. 3ter Jahrg. 1839. 16. Aichaffenburg, Peggay. 1 Thlr. 8 Gr.

Ehret die Frauen. 1839. Mit 12 Stahlstichen. Gr. 8. Berlin, Meyer. 4 Thlr.

Ellendorf, J., Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury. Eine Epistel an Görres. Gr. 8. Essen, Wädeler. 20 Gr.

Historische und romantische Erzählungen, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen deutsch herausgegeben von F. Lietz. 18. Berlin, Voss. 1 Thlr.

Friedrichsthal, G. R., Reise in den südlichen Theilen von Neu-Griechenland. Beiträge zur Charakteristik dieses Landes. In Briefen. Herausgegeben von seinem Freunde L. V. Mit einem botanischen Anhang. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Galerie der Helden. 3ten Bds. 1ste Abth. Leben Ferdinand von Schill's. Von H. Döring. Gr. 8. Barmen, Langewiesche. 12 Gr.

Geschichte der Staaten des Alterthums und des Mittelalters. 3ter Band. Geschichte Siciliens in der frühern Zeit und im Mittelalter. Von J. G. v. Foyet. Gr. 8. Queblinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Göschel, G. F., Beiträge zur speculativen Philosophie von Gott und dem Menschen und von dem Gott-Menschen. Mit Rücksicht auf D. F. Strauß' Christologie. Gr. 8. Berlin, Dunder u. Humblot. 1 Thlr. 12 Gr.

Gräfe, H., Schule und Unterricht. Abhandlungen über wichtige pädagogische Fragen unserer Zeit. Gr. 8. Berlin, Amelang. 1 Thlr. 18 Gr.

Grün, A., Schutt. Dichtungen. 3te durchgesehene Auflage. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr.

Hammer-Purgstall. Geschichte der osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blütenlese. 4ter Band. Gr. 8. Pesth, Hartleben. 4 Thlr.

Hillert, X., Novellen für die reifere weibliche Jugend. Mit 6 Bildern von Th. Hofemann. Breit 8. Berlin, Winkelman u. Sohn. 1 Thlr. 12 Gr.

Hulbigung den Frauen. Taschenbuch für 1839. Herausgegeben von J. F. Castelli. 16. Wien, Tendler u. Schäfer. 2 Thlr. 8 Gr.

Janinski, G., Rosalk. Erzählungen und Novellen. 2 Bände. Gr. 8. Altona, Hammerich. 3 Thlr.

Kahnis, K. A., Dr. Ruge und Hegel. Ein Beitrag zur Würdigung Hegel'scher Lehren. Gr. 8. Queblinburg, Franke. 12 Gr.

Kurländer's, F. A. v., dramatischer Almanach für das Jahr 1839. Fortgesetzt von C. W. Koch. 12. Leipzig, Baumgärtner. 1 Thlr. 8 Gr.

Deutsches Leseabinet. Sammlung von Novellen, Erzählungen, Gedichten, Charakteristiken und Genrebildern. Herausgegeben von A. Rauch. 2 Bändchen. Gr. 8. Bamberg, Liter.-artst. Institut. 1 Thlr. 12 Gr.

Mügge, Th., Novellen und Skizzen. 3 Bände. Gr. 12. Berlin, A. Dunder. 4 Thlr.

Drlisch, E. v., Geschichte des preussischen Staates im 17. Jahrhundert; mit besonderer Beziehung auf das Leben Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten. 1ster Theil. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 3 Thlr. 12 Gr.

Dttinger, Ed. M., Bunte Kartenbilder. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 18 Gr.

Ruge, A., Preußen und die Reaction. Zur Geschichte unserer Zeit. Gr. 8. Leipzig, D. Wigand. 1 Thlr.

Sand (George), Der Usfok. Historischer Roman übersetzt von Th. Hell. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 12 Gr.

Schilling, A., Reispieren. Novellen. 8. Wien, Tendler u. Schäfer. 20 Gr.

Schubert, G. F. v., Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 u. 1837. 1ster Band. Gr. 8. Erlangen, Palm u. Enke. 2 Thlr. 8 Gr.

Sophokles von J. J. C. Donner. 1ste Lief. König Oedipus. Oedipus in Kolonos. Gr. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 12 Gr.

Spindler, G., Bergsmeinnicht. Taschenbuch für das Jahr 1839. 16. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 12 Gr.

Storch, L., Zimmergarten. Erzählungen in verschiedenen Formen. 1ster, 2ter Band. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 3 Thlr.

Suabedissen, D. Th. A., Die Grundzüge der philosophischen Tugend- und Rechtslehre. Aus dem Nachlaß. Gr. 8. Marburg, Elwert. 20 Gr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franz. 3ter Jahrgang. 8. Leipzig, Brochhaus. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Thurm am Senfersee. Nach dem Französischen von F. Wesenfeld. 2 Theile. 8. Magdeburg, Kreuz. 2 Thlr.

Loepfer, K., Lustspiele. 3ter Band. Gr. 12. Berlin, Dunder u. Humblot. 2 Thlr. 8 Gr.

Voss, H., Briefe. Herausgegeben von A. Voss. III. Aus dem Leben von Heinrich Voss. — Briefe an Verschiedene — Ernstes und Heiteres aus dem Nachlaß. Gr. 12. Heidelberg, Winter. 16 Gr.

Wackernagel, W., Deutsches Lesebuch. 1ter Theil. Poesie und Prosa vom IV. bis zum XV. Jahrhundert. 2te Ausgabe. Breit gr. 8. Basel, Schweighäuser. 2 Thlr. 9 Gr.

— über die dramatische Poesie. Akademische Gelegenheitschrift. Kl. 4. Basel, Schweighäuser. 8 Gr.

Weihnachtsblüten. Ein Almanach für die reifere Jugend auf das Jahr 1839. 12. Stuttgart, Besser. 1 Thlr. 10 Gr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 318.

14. November 1838.

Andeutungen über den Verfall der Kunstgestaltung in der deutschen Poesie und deren zu hoffende nächste Wiedergeburt.

Mannichfache Gründe werden angegeben, wodurch die neuere und neueste deutsche Poesie in ihren Erscheinungen so über alle Grenzen ihres wahren, sie von andern Gebieten absondernden Begriffs hinausgetrieben worden. Eine Literatur kann nicht lauter Schiller und Goethe aufweisen, und das individuelle Vermögen des Genies derselben schließt keineswegs die Tüchtigkeit anderer, auf derselben Bahn fortstrebender Geister aus, oder drückt deren eigenthümlichen, spezifischen Werth herab. Nur eine vorschnelle, fremde Interessen mit den die Hauptsache betreffenden vermischende oder gar verwechselnde Zeit kann sich die Ungerechtigkeit zu Schulden kommen lassen, daß sie wahrhaft gediegenen, anerkennungswerthen Mistrebem von vorzugsweise begünstigten Geistern nicht nur den ihnen gebührenden Kranz verweigert, sondern sie ganz und gar wo möglich in Schatten zu stellen und damit in Vergessenheit zu bringen sucht. Wenn nun einestheils der Vorwurf nicht abzuweisen ist, daß unsere Zeit sich der Vernachlässigung, ja gefühllosen Herabsetzung mancher frühern Autoritäten schuldig gemacht hat, so geschah dies im Allgemeinen doch nur in Bezug auf solche, deren fernerer, dauernder Einfluß durch Reaction abgedämpft werden sollte, weil er der freien Entwicklung neuer Triebe hätte nachtheilig werden können. Anderntheils aber ist gerade unsere Zeit wiederum so anerkennniskreich für neuhervortretende Erscheinungen, daß wir sie durchaus nicht unempänglich oder paralysirt schelten dürfen. Auch fehlt es keineswegs an bedeutenden Talenten, die unter gewissen Umständen Treffliches hervorzu bringen geeignet wären. Und doch kann man nicht umhin, unsere neuere Poesie — wenigstens bis zu einem gewissen Termin — für leidend zu halten, entweder an einer vertrocknenden Abmagerung, als von zu vielem und heißem Lichte, oder an Verbleichen und wässeriger Aufgebuntheit, wie Kletterpflanzen, als von Mangel an Lichte.

Als einen Hauptgrund für die Vertrocknung oder Bleichsucht der neuern Poesie hat man häufig, wiewol fälschlich, das immer tiefere und weitere Ein- und Umsichgreifen neuerer Philosophie gehalten wissen wollen. Als ob wahre Philosophie nicht am pietätvollsten das Wirken und die Erzeugnisse wahrer Kunst anerkannte, indem sie sich ihrer

Natur nach am deutlichsten der Grundverschiedenheit des ursprünglichen Actes, wodurch Poesie und Philosophie grade nur diese sind, bewußt ist! Es ist ebenso erfreulich als bewundernswerth, wahrzunehmen, wie scharf Hegel die Unterscheidungs Momente der verschiedenen Erscheinungsformen von Religion, Kunst und Philosophie bestimmt und dadurch deren Gebiete streng voneinander gesondert hält. Weitern mehr begünstigte dagegen die Naturphilosophie ein poetisirendes Philosophiren oder philosophirendes Poetisiren, und zog sogar Erscheinungen in ihr Bereich oder brachte sie hervor, die theilweise ebenso gut der Religion als der Poesie und Philosophie zu vindictren waren. Das Selbstbewußtsein des Geistes war in ihr noch so wenig zur begriffsmäßigen Klarheit und Bestimmtheit gelangt, daß es in ihr nicht zu einer reinphilosophischen Anschauung kommen konnte. Die Naturphilosophie legte einen besondern Werth darauf, daß sie, weiser als Paris, jene drei Göttinnen zu schwesterlicher Umarmung vereinigt; übersah aber dabei in ihrer Begeisterung gänzlich, daß jene in dieser gezwungenen Allianz sich im Grunde nur auf den Lehen herumtraten. Indem nun durch Hegel's dialektische Methode das Selbstbewußtsein zu größerer Reinheit, Selbstständigkeit und Unbefangtheit der philosophischen Anschauung herausgelenkt wurde, traten die Göttinnen aus ihrer unfreiwilligen Umarmung zurück, und wieder frei athmend lernte jede nur erst ihre wahre selbständige Stellung erkennen und damit den Werth der andern vorurtheillos würdigen. Da dieser Act aber durch das Machtwort und im Interesse der Philosophie vollzogen wurde, so wollen damit Unzufriedene behaupten, daß nichtsdestoweniger dadurch die Jünger der beiden andern Göttinnen unter die Aufsicht und den Einfluß derer Minervens gestellt worden seien. Die Andacht des Religiösen und der Schöpfergeist des Künstlers ständen unter dem Spruche des philosophischen Selbstbewußtseins; der Anschauung jener sei durch dieses die Frische der Ursprünglichkeit genommen, weil es das Subject allzu vorfichtig auf sich zu merken, ja sich selbst zuzusehen gewöhnt habe. Wie nicht zu leugnen, ist dieser Vorwurf wenigstens in Bezug auf viele Erscheinungen, nicht ganz ohne Grund; nur darf man durchaus nicht die Philosophie oder deren Vertreter hierfür verantwortlich machen. Die unberufenen Eindringlinge sind es, jene Halbnaturen, die mit unzulänglichem Assimilationsvermögen, für gewöhn-



liche Kost zu schwächlich, an einer krankhaften Naschhaftigkeit leiden und doch, von edlerer Kost entweder bald überfättigt, oder zu unnatürlicher Hitze gesteigert, sich in diesem zweideutigen Zustande zu produciren stimulirt fühlen; diese sind es, und nicht die Meister oder wahren Künstler, die mit mißverstandnem Eifer die Beförderung jener höchsten Interessen der Menschheit in Verzug bringen. Die Philosophie schadet dem Religiösen, dem Künstler nicht nur nicht, wenn er im Momente der Andachts- oder Schöpfungsbegeisterung nur nicht das Erfülltsein von seinem Gegenstande durch Heraufbeschwören des Selbstbewußtseins unterbricht und damit vernichtet; sondern sie allein vermag vielmehr, ihn klar davon zu überzeugen, daß das scharfe Auseinanderhalten der drei Gebiete und das unabwiesbare Verharren innerhalb jedes derselben während der dasselbe erfüllenden Function einzig ungetrübte Formen hervorbringt und ihnen specifischen Werth, Würde und Dauer sichert. Statt also der Religiosität und Kunstschöpfung Eintrag zu thun, stärkt die Philosophie vielmehr den Geist, jeder derselben die ihr gebührende Huldigung aufs ungeschmälteste zu erweisen. Und schon beginnt die Wahrheit dieser Einsicht einzuleuchten, diese selbst sich Bahn zu brechen und die Zwitтерgeburten der zerrissenen Halbheit eines unseligen Dilettantismus zu verdrängen.

So wenig also wie in der Misachtung früherer Talente, oder im gänzlichen Mangel derzeitiger, ist in dem Einflusse der modernen Philosophie der Grund für die Kärglichkeit und Dürftigkeit poetischer Production der neuern Zeit allein zu suchen; wol aber theilweise in allen diesen Erscheinungen zugleich, direct und indirect herfließend aus einer großen Hauptursache.

Wenn die Poesie ihre naturgemäße Basis in dem wirklichen Leben hat — wie denn auch zum phantastischsten Gebilde die einzelnen Theile nur von der Wirklichkeit entlehnt werden können — und wiederum ins Leben zurückwirkt — denn welche Wahrheit hätte sie sonst? — so müssen, soll einerseits sie selbst gedeihen, andererseits auch das Leben wiederum segensreiche Früchte von ihr ernten, im socialen Leben selbst Elemente zu ihrer Förderung und zur Empfänglichkeit für sie vorhanden sein. Darin liegt der Grund, daß nicht jede Zeit unbedingt geeignet war, die Trägerin bedeutender Kunstzeugnisse zu sein. Die Kunst, als die Blüte der geistigen Entwicklung, welche die Menschheit in einer besondern Periode ihres allgemeinen Werdens durchläuft, erfordert ruhige, gesicherte Zustände, solche, in denen eine behagliche Entschiedenheit und Ganzheit des Willens der Gesamtmasse sich kundgibt. Die Religion, als der Keim des Geistes in seinem Durchbruche zu einem neuen Dasein, bedarf nicht so der Ruhe zu ihrem anfänglichen Gedeihen; vielmehr hat sie nöthig, sich durch verhärtete oder zerrüttete Zustände oft gewaltsam Bahn zu brechen. Die Philosophie aber, als die Frucht jener beiden, bringt in absterbenden, stagnirenden Verhältnissen dem Zeitalter die durchmessene Laufbahn ins Bewußtsein, und ihre Resultate werden Saat für eine neue Entwicklung. In frühern Zeiten, in denen das Menschengeschlecht sich mehr naturwüchsig, mehr allmählig entwickelte, war

dies wenigstens der allgemein zu beobachtende Gang, der sich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern analog blieb. In der neuern Zeit dagegen, wo die steigende Cultur alle Interessen beschleunigt, findet dieser nicht mehr in so stätiger, consequenter Weise innerhalb so großer Zeitdimensionen statt, sondern läuft rascher und in engeren Kreisen ab, und zwar so, daß die verschiedenen Stadien desselben nicht unmittelbar hintereinander, sondern oft theilweise übereinandergeschoben erscheinen. Oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, Blüte und Frucht stehen oft gleichzeitig nebeneinander auf dem breit entfalteten Baume des geschichtlichen Lebens, dessen Keim als innerer Kern seine Wurzeln in den Boden des allgemeinen Lebens verzweigt, aus dem er dessen Urstoffe als Nahrung in sich aufnimmt. Denn das Wesen der Jetztzeit besteht in immer rascherer Fortentwicklung und Verschränkung ursprünglich einfacher und einseitiger Interessen zu immer complicirter, allseitiger Individualisation.

Jedenfalls bleibt aber dem schärfern Auge auch innerhalb der sich immer enger concentrirenden Kreise der Typus jener allgemeinen Organisationsgesetze erkennbar. Und so findet die oft bestrittene Ansicht, daß die Kunst zu ihrem vollkommenen Gedeihen behaglicher, ja wohlhabender und durch innere und äußere Stürme oder Besorgnisse nicht verkümmert Zustände der Gesellschaft bedürfe, darin ihre Bestätigung. Nicht erkünstelter Glanz, der nur die Virtuosität oder Bravour der Technik als täuschenden Deckmantel innerer Leereit und Verberbttheit schätzt und belohnt, sondern der Glanz einer Nation, der aus dem freudigen Gefühl der Sorglosigkeit, Ruhe und Fülle und aus dem dadurch entsprungenen Bedürfnisse hervorgeht, dieses Behagen durch geistige That gleichsam in einer höhern Welt zum Vollgenuß menschlichen Daseins abgepiegelt zu sehen: dieser Zustand eines Volks ist es, welcher würdige Schöpfungen der Kunst mit aufmunternder Anerkennung zu befördern und genießen zu können dient. Überall in der Geschichte finden wir nur unter dem günstigen Einflusse so glücklicher Epochen eines Volks den wahren und echten Styl irgend einer Kunst erblühen, in der das allgemeine Menschliche, unter der Modification des besondern Charakters, Willens, Lebens und Treibens, der Phantasie, der geschichtlichen Erinnerung und des Glaubens und Sehens dieses Volkes individualisirt, sich verkörpert. Doch, wie gesagt, nur unter dem Gesichtspunkte des allgemein und rein Menschlichen aufgefaßt, gelangt die künstlerische Darstellung des Besondern und Einzelnen zu jener Höhe idealer Erscheinung, welche man als möglichst vollkommene Schönheit ihrer Art, als den reinen und hohen Styl in irgend einer Kunstgattung bezeichnet, und nur grade solche wie vorerwähnte Epochen sind geeignet, für dergleichen über die gewöhnliche Erscheinungswelt hinausgehende Schöpfungen im Künstler wie für deren würdige Auffassung im Betrachtenden den rechten Sinn zu erregen, zu nähren und aufs großartigste zu erweitern. Denn wie die Kunst, sowol vom Hervorbringenden als vom Aufnehmenden einen großen, ungetheilten, von kleinlichen Nebeninteressen nichtgestörten Sinn, ganze, volle Aufmerksam-

heit verlangt, so sieht man leicht, daß nur der dem gemeinen Bedürfnis entthobene Mensch ihr den ungeschmälertesten Antheil zuzuwenden vermag. Die Aufgangsepochen der Kunst fallen in nichts weniger als ruhige und materiell gediegene Zeiten; denn da diese in einer neuen Lebensidee eines Volkes oder der Menschheit überhaupt ihre Wurzel hat, so sind auch die primitiven Zustände einer neuen Weltanschauung, während eine neue Idee das Leben bewegt, die naturgemäße Wiege der Kunst. Deshalb trägt sie auch in diesen Anfangsmomenten nur die Merkmale des Ringens: Strenge und Härte, das Gepräge des Erhabenen, Charakteristischen an sich. Erst in der Epoche überwundener Kämpfe, materieller Gediegenheit und Wohlbehägigkeit eines Volkes gewinnt auch sie den Typus jener sinnlichen Fülle und Reife, der alle Bedürftigkeit gemetner Erscheinung von sich ausschließt. Dann ist der äußerlich zufriedengestellte Mensch empfänglich, mit offenem Sinne der Kunst seinen lebendigen Antheil zuzuwenden und das rein Menschliche durch sie in sich zu erkennen, während er früher nur in dem Augenmerk auf seine indistinctesten Verhältnisse besungen blieb. Dann aber hält sich auch die Kunst in dem ihr angemessenen Kreise des rein Menschlichen, d. h. des Sinnlich-Geistigen, während sie früher, unbeachtet in der Armuth und Dürftigkeit der Zeit, gleichsam sich Muth und Trost beim Überirdischen holend, außerhalb ihrer eigentlichen Sphäre schwebt, indem in der Darstellung die Idee noch nicht ins völlige Gleichmaß mit dem Sinnlichen treten will, sondern dieses noch betweitem überragt.

(Die Fortsetzung folgt.)

**Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. Von W. Drumann. Dritter Theil. Königsberg, Vornträger. 1837. 3 Thlr. 18 Gr.**

Der gelehrte Verf. bemerkt in der Vorrede, daß man in den Anzeigen seiner Schrift die Anordnung und die Ansichten getabelt und behauptet habe, sie enthalte nur Material und Vorarbeit für die Geschichtschreiber, welche nach der Zeitfolge und unbefangenen erzählen. Den Verf. der gegenwärtigen Anzeige trifft in Beziehung auf seine frühern Berichte \*) der letztere Vorwurf gar nicht und der erstere nur zum Theil. Wir sind nämlich weit entfernt, diese gelehrte, mit Urtheil und Umsicht geschriebene römische Geschichte für eine bloße Materialiensammlung zu erklären und möchten fast behaupten, daß ein solches Urtheil nur von denen herrühren könnte, die das Buch bloß durchblättern, nicht aber durchlesen haben. Dagegen können wir hinsichtlich der Anordnung hier nur Hrn. Drumann's, wenn schon in der Vorrede motivirter Ansicht entgegenreten und wiederholen, daß die Darstellung im vorliegenden Buche nach Geschlechtern un bequem sei. „Meine Schrift“, sagt der Verf., „sollte nicht eine Sammlung von Lebensbeschreibungen ohne einen innern Verband, sondern eine römische Geschichte enthalten; deshalb gruppiren sich die Nebenpersonen, welche dem Leser in dem betreffenden Abschnitte einzeln vorgeführt werden, in andern um eine Hauptfigur, nach dem Grade ihres Wirkens mehr oder weniger von ihr entfernt, man findet das Besondere, so-

fern es nicht die Hauptfigur selbst angeht, nur angebeutet im Allgemeinen und das Allgemeine nur angebeutet im Besondern; in jeder Lebensbeschreibung spiegelt sich das Ganze, und in der Darstellung des Ganzen ist dem Leser Gelegenheit gegeben, sich mit den Theilen inniger zu befreunden; dadurch wird der Zweck der Schrift erreicht und zugleich ihr Umfang beschränkt.“ Diese und ähnliche Erörterungen verdienen beachtet zu werden, wozu sich Ref. auch sehr gern versteht, der sich bewußt ist, diesen innern Zusammenhang des Wertes nicht verkannt zu haben. Auch ist von ihm bereits schon früher ausgesprochen worden, daß er keineswegs einer leibigen Bequemlichkeit das Wort reden will. Aber dessenungeachtet kann er sich nicht enthalten, auch hier wieder auf die nothwendigen Wiederholungen aufmerksam zu machen und zu erinnern, daß die vielen Verweisungen auf frühere Theile den Gebrauch des Buches nicht allein erschweren, sondern auch die klare Übersicht nicht selten hindern. Warum mußte denn z. B. die Geschichte der Catilinarischen Verschwörung an drei Orten zerstreut erzählt werden, statt im Leben des Cicero oder Catilina selbst zusammengefaßt zu sein? Warum muß die Geschichte des Hirtius aus seiner eignen Biographie im dritten und aus der des Antonius im ersten Theile zusammengelesen werden? Warum wird man bei Cäsar's Ermordung über den Antheil des Brutus an derselben und das Verhältniß zu Cäsar auf den Artikel: „Junii“, verwiesen, der erst im vierten Theile erfolgt? Warum sind die Begebenheiten nach Cäsar's Ermordung, die man doch gleich nach derselben verzeichnet zu finden erwarten muß, schon zum allergrößten Theile im Leben des Antonius erzählt worden? Und werden die Verhältnisse Cicero's nach den Schlachten bei Pharsalus, Thapsus und Munda nicht noch einmal im vierten Bande dargestellt werden müssen, nachdem sie schon im Leben Cäsar's in dem vorliegenden Theile ausführlich abgehandelt sind?

Wir könnten leicht noch mehr Fragen an den geehrten Verf. stellen, um wenigstens dadurch unsere Einwürfe zu bestätigen, denn für das Buch selbst, das nun einmal nach einem festen Principe angelegt und ausgearbeitet ist, läßt sich natürlich gar keine Abänderung des einmal angenommenen Plans erwarten. Übrigens enthält auch dieser dritte Theil wie seine Vorgänger soviel des Trefflichen, Gründlichen und Belehrenden und ist so reich an schönen Stellen und psychologischen Erörterungen, das warme Gefühl des Verf. hat der Erzählung in wichtigen Stellen eine solche Innigkeit verliehen, daß wir der deutschen historischen Literatur nur zu einem solchen Werke aus vollem Herzen Glück wünschen müssen. Eine Wiederholung unserer hauptsächlichsten Ausstellung würden wir ohne die Vorrede des Verf. auch gewiß nicht gegeben haben; denn, wie hoch wir auch immer sein Verdienst anerkennen, so hätten wir — und gewiß viele Freunde historischer Studien mit uns — die zusammenhängende, nach Zeiträumen oder nach einer dem Verf. sonst beliebigen Weise geordnete Darstellung des Übergangs der römischen Republik in die Monarchie der Erzählung nach Geschlechtern ebenso weit vorgezogen, als man eine zusammenhängende Geschichte der französischen Revolution einer Sammlung Biographien von Mirabeau, Cloyes, Kobenzler, Danton bis auf Napoleon und Talleyrand herab vorzuziehen würde, wenn sich nämlich der Leser aus der letztern die Geschichte jener welthistorischen Begebenheit, wo Eins so eng in das Andere greift, hätte construiren sollen. Wir sind weit entfernt, Middleton's römische Geschichte im Zeitalter des Cicero mit dem Drumann'schen Werke in Vergleichung zu bringen, aber oberflächlicher, namentlich für gebildete Dilettanten, welche nicht Zeit und Lust haben, die reichen Quellschätze in Hrn. Drumann's Werke zu würdigen, ist die erstere unstrittig. Und um zu zeigen, wie sich auch ohne die Form nach Geschlechtern oder Familien die Nebenbegebenheiten und Personen von secundärem Interesse sehr gut um die Hauptpersonen gruppiren lassen, besigt ja unsere Literatur in Kaumer's „Geschichte der Hohenstaufen“, in Purzer's „Geschichte Innocenz III.“ und manchem andern historischen Werke preiswürdige Muster.

\*) Über den ersten Theil in Nr. 224 und 225 d. Bl. f. 1835, über den zweiten in Nr. 302 und 304 f. 1836. D. Ref.

Der Schluss der Drumann'schen Vorrede beschuldigt Die, welche seine Ansicht Cicero's getabelt haben, der Voreiligkeit im Urtheile. Ref. gehört auch zu diesen und ist in der That sehr begierig, wie Hr. Drumann, der sich in der erwähnten Vorrede milder über Cicero geäußert hat (wir finden diese Stimmung auch im vorliegenden dritten Theile), im vierten Theile die allerdings harten Stellen im ersten und zweiten Theile mit dieser Besinnung in Einklang bringen wird. Wir konnten jene Stellen nach unserer besten Überzeugung nur als ungerecht gegen Cicero bezeichnen.

Wenden wir uns nun zu dem vorliegenden Theile; der Held desselben ist Julius Cäsar, der berühmteste des Julischen Geschlechtes, dem auch in räumlicher Beziehung der größte Theil dieses Theiles (über 600 Seiten) angehört. Hr. Drumann hat mit großer Liebe zu seinem Gegenstande, mit Umsicht und Unparteilichkeit geschrieben, und so dürfte in diesem Theile leicht das Beste stehen, was überhaupt über Cäsar gesagt worden ist. Der Verf. zeigt zuerst, daß Cäsar vom Anfange seines Auftretens an nach einem tief berechneten Plane gehandelt habe: sein Ziel war das Diadem; aber darum sollte das Staatsgebäude nicht in der Wesse eines Catilina oder Clodius zertrümmert werden. Sein Plan war auf ein langsames Reiten und Gebelien berechnet, er suchte die Bevorzurechten allmählig nur zu entwasfen, indem er die Aufmerksamkeit immer mehr dahin lenkte, daß sie mit den Worten: Vaterland und Republik, ein schnödes Spiel trieben; er rief den Krieg in Gallien herbei, weil er ihn bedurfte, und eroberte Gallien, um das römische Reich zu besigen, während der Kampf für ihn selbst ohne Lohn und das Ringen ohne Preis war. In seinem Adlerfluge warf er allerdings Alles zu Boden, was seine Bahn durchkreuzte, aber nicht im Zorn oder aus Rachgier; sein Ehrgeiz zeigte sich duldsam, sofern er dem Widerstand verzieh. Ohne die sittliche Kraft, sich das Höchste zu versagen, an welches das Bewußtsein seiner Überlegenheit und jeder Pulsschlag seines Lebens mahnte, war er zu groß, um zu hassen; er haßte weder die Nobilität, da er es in der Ordnung fand, daß sie sich vertheidigte, noch den Einzelnen in ihr, so oft ihm derselbe auch entgegentrat. Diese Nobilität hätte ihn gern mit eigener Kraft verderbt, wenn sie solche besessen oder über die fortwährenden Unruhen in Rom und über die Verwürfnisse mit Pompejus obzusiegen vermocht hätte, dessen Behauptung, er wolle den Staat in Schutz nehmen, Vielen sehr zweideutig erschien, indem seine Absicht, selbst Dictator zu sein, doch nur zu deutlich hervortrat; am meisten aber hinderte sie Cäsar's eignes, consequentes Handeln. „Die Aristokratie“, sagt Hr. Drumann sehr richtig, „war von Sulla in ein Scheinleben zurückgerufen, sie glich einem Geiste mit den Begierden der Jugend; ohne die Kraft und die übrigen Vorzüge der alten Patricier, hatte sie deren Gebrechen, und ihre Stellung war eine erzwungene, in welcher sie äußerer Stützen bedurfte. Um so leichter wurde es dem Ehrgeize Einzelner, gegen sie anzulämpfen; die Zeit der Vorrechte war vorüber; Rom hatte sie den Patriciern entrissen und sah mit Abscheu die Nobilität in ihrem Besitze, welche von ihm vorachtet wurde; durch Sulla selbst war nach Ansehen in der Gesellschaft vom persönlichen Verdienste abhängig geworden, weil der Krieger im Rechte gilt.“ Einer solchen Partei gegenüber, fühlte sich Cäsar um so mehr veranlaßt, sein Streben nach Alleinherrschaft zu befriedigen, als die Nobilität ihm erst gestattete, sich abwesend um ein zweites Consulat zu bewerben, und dann sich widersetzte, als er davon Gebrauch machen wollte; als man ihm Provinzen und Oberbefehl verlängert hatte und ihn dann aufforderte, ihnen vor der Zeit zu entsagen; als man einen Theil seiner Truppen zur Vertheidigung des Reiches zurückrief und sie unter die Fahnen seines Feindes stellte; als man diesem bewilligte, was man ihm verweigerte, und die Tribune vertrieb, da sie die Ungebühr rügten. Hatte er nun freilich im Gefühl eigener Kraft außerordentliche Bewilligungen für sich herbei-

geführt, so konnte er auch nicht zurücktreten, als man Verzicht über ihn halten wollte. Der Krieg blieb Nothwehr für ihn, selbst nach dem Urtheile seiner Gegner, aber diese äußere Nothigung war sein Werk. Da er demnach nur ausführte, was er längst beschlossen hatte, und es ausführen mußte, um sein Leben zu retten, so verstellte er sich zwar, wenn er immer von Neuem auf Frieden antrug, aber er blieb doch immer seinem jahrelang gehegten Plane getreu und darf also ja nicht mit einem bloßen Abenteuerer verglichen werden. Denn „ihm war geworden eine Herrscherseele“. Und wer nicht ganz in republikanischer Streifheit befangen ist und mit einiger Unparteilichkeit die Geschichte der wenigen Monate prüft, in welchen Cäsar Herr war, der kann nicht umhin, die Meinung Derer zu theilen, welche Großes von ihm erwarteten, und ein Wort Justus Möser's über Karl den Großen („Osnabrückische Geschichte“, Bd. 1, S. 198) auch auf Julius Cäsar anzuwenden: daß ihn Glück und Größe einer gemeinen Reichenschaft überheben.

Ein so reiches Leben in einzelnen Zügen zu charakterisiren, verstatet der uns gegebene Raum nicht. Wir verweilen zuerst bei Cäsar's Jugendgeschichte und bei seinem Emporkommen zu den ordnungsmäßigen Ehrenstellen im römischen Staate, als Pontifex und Prätor, wo auch der Catilinarischen Verschwörung gedacht und von Hrn. Drumann Cäsar's Theilnahme an derselben aus innern und äußern Gründen auf das bestimmteste in Abrede gestellt wird; ferner bei seinem Aufenthalte als Statthalter in Lusitanien und den Vorbereitungen zur Stiftung des Triumvirats. Cäsar wird Consul und entwickelt in den Julischen Befehlen eine Macht, die selbst die Verbündeten in Staunen setzt. An den Verwickelungen zwischen Cicero und Clodius nimmt er nur ganz entfernten Antheil, da Cicero es durchaus verschmähte, bei ihm Hülfen zu suchen. Hierauf beginnt die Schilderung von Cäsar's Thaten in Gallien nach einer historischen Erörterung über die bisherigen Verhältnisse des römischen Gallien, das „noch immer einem unsichern Aufschwunge gleich, dem man sich nicht einmal ohne Gefahr nähern durfte“. Obgleich nun bei der Darstellung der gallischen Kriege besonders ihre Bedeutung für die innern Angelegenheiten Roms und für den künftigen Herrscher hervorgehoben ist, so wird man doch nichts vermissen, um sich eine anschauliche Vorstellung dieses lebensjährigen Kampfes zu entwerfen. Die Streitkräfte Cäsar's und der Gallier sind möglichst genau verzeichnet, das innere Verhältniß der gallischen Völkerschaften entwickelt, Cäsar's Härte und Strenge gegen die Abgefallenen nicht beschönigt, die militairischen Ereignisse klar und übersichtlich, wie schon in den frühern Theilen, dargestellt, so z. B. die Kämpfe bei Alessa, die Tapferkeit von Cäsar's Kriegern belobt und die ihrer Gegner nicht herabgesetzt, auch die geographischen Bestimmungen gut und mit Benutzung neuerer deutscher und französischer Schriftsteller angegeben. Nur des ehemaligen Appellationsgerichtsrathes Simon in Köln „Älteste Nachrichten von den Bewohnern des linken Rheinufer's“ hätte Hr. Drumann, der sonst auf neuere Schriften nicht eben zu reichlich zu verweisen pflegt, nicht öfters anführen sollen, da diese Nachrichten nichts weiter als die unkritische Compilation eines steifgeleiteten rheinischen Antiquarius sind. Belläufig mag zu S. 286 bemerkt sein, daß die Stadt Emmerich nicht im Regierungsbezirke Cleve (der nicht existirt), sondern im Regierungsbezirke Düsseldorf liegt.

(Der Beschluß folgt.)

#### Literarische Notiz.

Für Blumenliebhaber erschien: „The rose fanciers manual. By Mrs. Gort.“ ein Buch, sowohl den strengen Botanikern als allen garten poetischen Gemüthern zu empfehlen, welche die Königin der Blumen nach Rang und Abkunft mit ihren vielfachen Seitenlinien und Beschwägerungen kennen und gebüßig pflegen lernen wollen. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 319.

15. November 1838.

Andeutungen über den Verfall der Kunstgestaltung in der deutschen Poesie und deren zu hoffende nächste Wiedergeburt.

(Fortsetzung aus Nr. 318.)

Wenn man gesehen muß, daß wir in der Goethe-Schiller'schen Epoche eine Aera wahren Kunststils in der deutschen Poesie überlebt haben, so fragt es sich, ob außer der persönlichen Begabtheit jener Geister und ihrer glücklichen individuellen Stellung in der Gesellschaft irgend sonst noch begünstigende Umstände für das Gedeihen ihrer Bestrebungen in der Gesamtheit des deutschen Volks gelegen haben in dem oben angedeuteten Sinne. Nicht grade in diesem, wol aber in anderem, höherem.

Deutschland war materiell nicht grade überflüssig glücklich, üppig, aber doch erträglich beruhigt und befand sich in einem gewissen mäßigen äußerlichen Wohlstande. Der siebenjährige Krieg hatte es für nationale Ideen empfänglich gemacht; dieser Bewegung schloß sich die geistigere, durch die Bekanntheit und Anerkennung der englischen Literatur, namentlich der poetischen, und endlich als Schlussstein des Grundes der Gesamtbildung für die darauf folgende Aera die Kant'sche Philosophie an. Was sonst von Nachbarländern noch für neuer Anstoß oder Modificationsanlaß ausging, war für das zum Grunde Gelegte von unbedeutendem Einflusse, weil vorübergehend. Für die äußere Wahrnehmung sind also wenig Ursachen vorhanden, worin hinreichende Motive für obige Erscheinung zu finden wären, zumal, wenn man nach dem Maßstabe, wie andere Völker zu einer classischen Epoche ihrer Poesie gelangten, urtheilt. Wo in Deutschland wird die künstlerische Anschauung durch den heltern Himmel, die üppige Natur und den schönen Menschenschlag Griechenlands und Italiens gestärkt? oder äußerlich durch das Nationalleben und den Luxus Frankreichs oder den Reichthum Englands angeregt und unterstützt? Nichts von alle dem kommt dem deutschen Künstler und Dichter als Unterstützung für seine Phantasie oder als Anregung für sein Streben zu statten. Ja, selbst die untergeordnetste aller äußern Begünstigungen, das Mäcenat, nämlich in der ursprünglich umfangreichen Bedeutung, wie es auch wol Künstler unter den andern drei genannten Nationen genossen, war bei dem materiell durchaus gleichbleibenden mittelmäßigen Zustande Deutschlands dem

deutschen Künstler versagt. „Selbst erschuf er sich den Werth!“ kann man mit Schiller von ihm sagen.

Aber — eine Kraft ruht in Deutschlands Herzen ununterdrückbar und unzerstörbar verborgen, die die geistigern Interessen des Menschengeschlechts immer wieder in ihm rege und aufrecht erhält und somit Kunst und Wissenschaft auf eine, alle andern Länder überbietende Weise, trotz größerm Mangel an äußerer Unterstützung, hebt und trägt, und das ist die Idee, und zwar die Idee in ihrer allgemeingültigern Bedeutung, in ihrem tiefern Gehalte, als sie die andern, zu sehr nach außen gerichteten Nationen zu erfassen vermögen. Diese Idee, die sich in den einzelnen bevorzugten, gewaltigen Geistern als höchster Lebensblich des Genies offenbart, gibt sich in der Gesamtmasse des deutschen Volkes als Sitte kund. Sie, die sich in dem alten Deutschen als Anschließen seines Wesens an die ihn umgebende Natur äußerte, waltete auch in Deutschland immer noch fort als Natur, während die der andern Völker mehr oder minder Sache der Convention, kurz etwas Gemachtes war. Daher sind auch bei dem Deutschen Natur, Idee und Sitte so verschwistert, wie sie die neuere Speculation als aus- und ineinanderfließend darzustellen sich bemüht hat, indes sie andere Völker nebeneinanderliegend, ja wenn nicht gegeneinandergestellt betrachten. Die deutsche Sitte, wenn auch hier und da noch so verpfießbürgert, hatte doch ihr naturrechtliches Wesen insoweit beibehalten, daß der Sinn bei nur irgend nicht ganz bedrückter Lage sich gern und willig aufschließen ließ für Höheres, um es nach Maßgabe der Kräfte in sich aufzunehmen. Naturgerechte Sitte ist der Boden der Idee, und wo diese Wurzeln zu fassen vermag, da können auch Bestrebungen, die im Interesse der Idee auftreten, Fortgang finden. Auf dem Gebiete naturgerechter Sitte kann der Stammbaum der Kunst auch bei nicht überreichem äußern Zuflusse getrost seine Zweige ausbreiten, wenn nur nicht grade Stürme sein Wachstum stören; denn sie ist das organische Gefüge nach einem Gesetze, das wiederum in seiner Ganzheit, Reinheit, Harmonie und Intensität zur Erscheinung zu bringen die höchste Aufgabe und das Endresultat aller Kunst ist.

Und was anders, als in aller, auch der individuellsten Erscheinung das Reinmenschliche aufzuweisen, das Geistige im Sinnlichen, war die Lebensaufgabe Goethe's und Schil-

ker's? Und die ruhige, stillheitere, milde Sitte des deutschen Volksgemüthes war das ergiebige Feld, in welchem Schiller's erhabener und Goethe's harmonisch-schönere Ideale erwachsen und ihre Fruchtkörner darauf zurückfallen ließen. Wo Sitte hart ist, amgeduert von naturunwesentlichen Nebeninteressen, da hat das Idealstreben großen Kampf zu bestehen, ehe es durchdringt, wenn es nicht gar den Hindernissen unterliegt. Wo aber Sitte mild ist und naturwüchsig, da ist nicht nur Aufkommen und Gedeihen, sondern auch günstiges Rückwirken des Ideals so lange möglich, bis die Kunst sich allzu sehr versinnlicht, d. h. in Reiz verfällt, oder eine neugährende Idee eindringt und eine Umgestaltung der Verhältnisse herbeiführt.

Es ist hier nicht der Ort, umständlich darzulegen, welche besondern Veranlassung die sogenannte romantische Dichterschule bewogen, speciellere Interessen im Gebiete der Poesie zu verfolgen und dadurch die Bahn, welche Schiller und Goethe zum echten Styl eingeschlagen, zu kreuzen; wie Deutschlands bisherige Sitte durch Invasion eines Fremdherrschers umgestürzt zu werden Gefahr lief; wie sich die patriotische Dichterschule, eine Abzweigung der romantischen, mit ehrenhaften, aber für wahre Kunstgestaltung der Poesie und in den damaligen Umständen unzureichenden Kräften dagegen auflehnt; wie die sogenannte schwäbische Dichterschule die umher verstreuten, immer schwächer werdenden Funken germanischer Poesie in sentimentalen Nachklängen zu einem Gesamteindruck in sich vereinigt; und wie die Poesie endlich, nach umgestülpten sittlichen Verhältnissen des Volks und dem Untergange fast aller vorherbestehenden Formen durch den Verlust ihres wahren Inhalts, da sie keinen positiven Anhaltspunkt mehr fand, sich in die negative Stellung gegen die Gesellschaft gedrängt sah. Dies nun ist der traurige Zustand, in dem sie sich derzeit noch zum größten Theile befindet, wovon oben die Rede war, und dies sind die wahren, thatsächlichen Gründe für diesen Zustand. Wo sollen Kraft und Stärke, Gebiegenheit und Fülle herkommen, wenn ihr der positive Inhalt fehlt! Der Glaube, die Liebe, die Metaphysik, die Erinnerungen an die Vorzeit, kurz alle bis dahin ergiebige Interessen für die Poesie des Deutschen sind in eine andere Lage und Richtung zum Subjecte gekommen, sind durchaus nicht mehr dieselben wie früher. Wer das jetzt noch im Ernste besingt und darstellt wie früher in alten abgeleserten Formen, wird nur lächerlich. Die Lyrik ist die einzige Gattung, die noch Fortbestand hat; denn unter allen Umständen gibt es doch wenigstens etwas zu beklagen, zu besatiriren, wenn nicht zu bejauchen und zu feiern. Ja wohl, deutsches Herz, klage wenigstens, damit der Laut in deiner Brust nicht ganz verstockt! Der Roman wird bald fast nur ein Ammenmärchen sein; die Novelle ist im Grunde nur eine nothdürftige Flickgattung von Roman und Drama; denn dieses, in seinen letzten Zügen liegend, fristet nur kümmerlich noch sein ärmliches Dasein von den Brosamen, die von der Altmeister erhabenen Tischen fallen. Leugnen, daß sich hier und da einzelne Funken eines neuen selbständigen Lebens regen, wäre Frevel; aber sie zeigen sich noch so sparsam und verstreut, daß sich von

ihnen auf den unterscheidenden Hauptcharakter der Erscheinungen einer nächstfolgenden Epoche echten und reinen Stils in der Poesie von denen einer frühern mit sehr geringer Sicherheit schließen läßt, wenn man nicht von der mit gutem Beispiele vorangehenden heutigen deutschen Malerei Hoffnung erweckende Analogien zu Hilfe nimmt.

Und zwar geht diese Hoffnung gewiß nicht aus Trugschlüssen hervor, wenn man einerseits das bei den beachtungswerthern poetischen Producten der neuern Zeit angewendete Talent, vornehmlich aber das mannhaft Ringen desselben nach einem würdigen, der Zeit entlehnten, d. h. ihr inneres Verlangen ausprechenden Inhalte, sowie nach einer diesem angemessenen Form, andererseits das Streben dieser Zeit selbst in erfreulichem Fortschritt begriffen sieht, der nur scheinbar dem blöden Auge oder dem ungeduldrigen Sinne als Rückschritt vorkommt. Die Mängel in den Producten jener tüchtigern Geister sind somit Gebrechen der Zeit selber, die aus oben angedeuteten Gründen in unsäglicher Verwirrung befangen ist, und sich naturgemäß nicht so urplötzlich aus diesem chaotischen Zustande auseinanderzuwickeln und zur Klarheit und Besonnenheit in den Einzelinteressen auseinanderzusetzen vermag. Sie ist eine Über- oder Durchgangsperiode von gänzlich umgewälzten alten Gesellschafts- und Culturzuständen zu neuorganisirenden. Solche Perioden haben immer den Charakter des Unentschiedenen, Unklaren, Hastigen und Gereizten; man tappt ungeschlüssig umher oder greift vorschnell zu, wählt oder verwirft nach dem Gutdünken oder der Bestimmung des Augenblicks. Empfindlich und heftig bieten sich Meinungsgegner die Sten und der Kampf entbrennt; denn die beschwichtigende Regel eines allgemeinen Principis fehlt, und die Zeit ist noch ein Tummelplatz direct verschiedener Ansichten, die sich erst allmählig zueinander ins Gleichgewicht stellen und, so sich fixirend, endlich das unverschiebbare krystallinische Gefüge bilden, in dessen Formation die Bestimmtheit, Festigkeit und Dauer eines durchgreifenden Gesetzes erkennbar sind. Die untergegangene frühere deutsche Sitte kann nicht mehr wiederkehren, denn dies hieße den Geschichtsproceß rückläufig machen wollen. Die Feststellung einer neuen aber steht so lange nicht zu erwarten, als die Gemüther noch in tausend äußere Interessen zerpalten, von ihnen hin- und hergezerrt sind und Parteienkämpfe noch den ruhigen Zusammenfluß aller Meinungsverschiedenheiten in den einen und großen Strom der Stimmeneinheit öffentlicher Meinung verhindern. Denn so lange der Mensch noch von äußern Kämpfen beunruhigt ist, kommt er nicht zur Besinnung zu sich selbst, womit keineswegs schlechtthin das Bewußtsein seiner subjectiven Stellung, sondern das seines Verhältnisses zur Allgemeinheit, Gesamtheit gemeint ist, weil er nur nach diesem Begehr der Mensch in seiner individuellen Ganzheit ist. Was solche Perioden an Poesie hervorbringen, wird demgemäß auch in den besten Erzeugnissen, die, weil sie wahrhaft aus dem Geiste ihrer Zeit herausgeboren sind und somit denselben widerspiegeln, den Charakter des Reflexiven, Gereizten, Polemischen, jedenfalls Herben und Gewaltthätigen an sich tragen, und das Mittelmäßige an productiver

Schwäche und Haltungslosigkeit laboriren, oder mit bloß technischem Fliitterstaate prunken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung u. Von W. Drumann. Dritter Theil.

(Schluß aus Nr. 318.)

Neben diesen kriegerischen Begebenheiten werden nun ausführlich und doch nicht weltweisig die Ereignisse in Rom dargestellt. Die immer mehr steigende Zwietracht, das gelöste Bündniß zwischen Cäsar und Pompejus, die Trebonischen Rationen, die Straßengefächte, die blutigen Händel zwischen Milo und Clodius, das unsichere, unpolitische Betragen des Pompejus, die steigende Abneigung der Nobilität gegen Cäsar, die gern alle Eroberungen in Gallien hingegeben haben würde, wenn sie dafür den ihnen zu mächtigen Proconful hätte vertilgen können; endlich Cicero's Schwanken, sein Bestreben, mit Feind und Freund in Frieden zu leben, und die nie ganz bestiegte Empfindlichkeit gegen Cäsar, der „ihn zu allen Zeiten ehrete“ — Alles dies bildet ein lebenvolles Gemälde, das zu den interessantesten Erdtrierungen Stoff geben könnte.

Darauf beginnt der Bürgerkrieg. In zwei Monaten und in der rauhesten Jahreszeit ist Italien fast ohne Schwertschlag von Cäsar eingenommen, der darauf in Spanien, in Africa und in Syrien ebenfalls siegreich ist; Curio's Niederlage war für die Pompejaner nur eine kurze Freude. In Italien waltet Antonius. Wie anständig auch immer sein Privatleben war und Cäsar's Rüge verdiente, so war doch seine Verwaltung treu und kräftig. Also auf dieser Seite beruhigt, zieht Cäsar nach Griechenland, wo Pompejus Streitkräfte versammelt hatte, die den seinigen weit überlegen waren. Die für ihn unglücklichen Ereignisse bei Dyrrhachium sind mit vieler Klarheit dargestellt, was um so mehr hervorzuheben ist, da Cäsar's eigne Nachrichten hier wegen der großen Lücken fast ohne allen Zusammenhang sind. Trefflich ist die Entscheidungsschlacht bei Pharsalus, mit Wärme und Gefühl Pompejus' Flucht und Tod geschildert. In Cäsar's Thronen konnten nur die Höllinge Verstellung finden, oder nur parteiliche Dichter wie Lucanus („Pharsalia“, IX, 1038). Weit besser sagt Hr. Drumann: „Durch die That der Agyptier sah sich Cäsar eines Verbrechens überhoben; er beweinete Pompejus, wie Marcellus das Schicksal des von ihm eroberten Syracus, und er ehrete ihn, wie Antonius seinen Feind M. Brutus, welchen er bis an das Grab verfolgt hatte; wie es Pflichten gibt, welche man nur mit Selbstüberwindung erfüllt, so ist auch ein innerer Abscheu gegen das Unrecht, zu welchem eine ungezügelt Leidenschaft ihn fortreißt, in einem übrigens edeln Menschen denkbar, und Cäsar hatte den Gefallenen nicht gehaßt, nie Rachgier gegen ihn empfunden; die Rechnung zwischen ihnen war geschlossen, er weinte keine Freundentränen.“

Die nun folgenden Kämpfe in Alexandrien und gegen den Pharnaces zeigen aufs deutlichste Cäsar's Größe im Vertheidigungs- und im Angriffskriege. Im ersten Falle war es wieder sein Glückstern, der die Optimaten nicht wahrnehmen ließ, daß sie durch eine geringe Unterstützung der Alexandriner hätten Rom am Nil wiedererobern können. Um so mehr trat er jetzt in Rom als Herr auf, er ward zum dritten Mal Consul (im J. 46 v. Ch.) und zum zweiten Mal Dictator, und wenn er auch den Herrscher immer mehr entschleierte, wenn er nach Willkür Geld und Belohnungen austheilte und die republikanischen Einrichtungen gegen die Institutionen eines im Entstehen begriffenen Hofes zurücktraten, so konnte sich auch der Unbefangene in demselben Maße überzeugen, daß er nicht handeln werde wie Marius und Sulla. Die noch ansehnliche Macht der Pompejaner rief ihn bald nach Afrika, wo er sich einschleichen mußte wie in Agypten und Syrien, den Feldzug ohne Meer eröffnete und

durch die Überraschung größere Vorteile erhielt als durch die Übermacht. Der Tag bei Thapsus entschied für ihn: seine durch Hunger, Durst, lange Wege und Parteilichkeit entflammten Truppen sollen an 50,000 Republikaner und Numidier erschlagen haben, während er selbst nur 50 Tödtete und einige Verwundete hatte — eine Angabe, die nur zu sehr an die Bulletin's Napoleon's erinnert, der hierin wie in andern Dingen von den Römern Manches gelernt hatte. Darauf wird Cato's Tod mit den Ereignissen, welche demselben vorangingen, in würdiger Weise, jedoch, wie billig, ohne alle unnötigen Lobreden erzählt. Ausführlicher verweilt Hr. Drumann bei Cicero, dem eine wahre oder irrige Selbstachtung noch lange von Cäsar zurückhielt, der mit Schmerz sich von aller Theilnahme an Staatsangelegenheiten entfernt sah und doch für Cäsar's bessere Eigenschaften nicht unempfindlich blieb, seitdem ihn die Furcht verlassen hatte, sich von Cäsar's Anhängern beraubt oder gar ermordet zu sehen. Er lebte den Wissenschaften und dem traulichen Verkehr mit den nächsten Freunden, wie mit Atticus und M. Brutus, und blieb mit den einflussreichsten Cäsarianern in Verbindung, bis er sich nach Cäsar's spanischem Feldzuge auch persönlich bei ihm einzufinden keinen Anstand nahm. „Der Kampf zwischen dem Alten und Neuen“, sagt Hr. Drumann, „zeigt sich am deutlichsten in Cicero, in dem Schmerze, mit welchem er dem Cinen, seinen Ansprüchen und seinen Freunden entsagt und dem Andern sich zuwendet wie der Verurtheilte seinem Kreuz: kein Römer hat wie er in diesem Zustande von sich und seinen Zeiten Zeugniß gegeben, aber Viele hätten und handelten wie er; mit jeder Nachricht aus Spanien fiel die Wank der Cäsarianer im Preise, man suchte sie auf oder wies sie doch nicht zurück.“ Diese Kämpfe in Spanien waren der letzte Versuch der Pompejaner gegen Cäsar. Für den Mache- und Verzweiflungskampf war Cn. Pompejus, der Sohn, durch eine an Wildheit grenzende Leidenschaftlichkeit von der Natur geweiht, in seinem Wahlsprache „Pietas“ lag das Lobesurtheil für die Abtrünnigen und für die Cäsarianer. Aber er vermochte nichts gegen Cäsar's Feldherrntalent, die in der Schlacht bei Munda auch durch persönliche Tapferkeit auf das glänzendste unterstützt ward. Mit der Besiegung des Cn. Pompejus waren die letzten äußern Feinde gebemüthigt, es blieben nur noch die innern, heimlichen.

Im Folgenden schildert der Verf. die Triumpheinzüge Cäsar's, die Hingebung Hoher und Geringer, die außerordentliche Milde des Siegers, die Vernichtung der bisherigen Einrichtungen und Geseze durch den Senat und die Übertragung immer größerer Ehren auf den Dictator. „Der Gefeirte“, sagt er, „wurde nicht über sich erhoben, aber die Wortführer der Nation drückten diese in den Staub, nur dadurch schien jener zu steigen; sie hingen Fliitter an seine Kronen, die Kronen blieben dieselben, und er verdankte sie sich selbst. Es ist ein betrübendes Ergebnis der Geschichte, daß der Mensch dem Menschen herrlich gebieten oder ihm slavisch dienen will, daß er gebietet wird und den Adel der gemeinsamen Natur vergißt, wenn die Gottheit einmal bei einem Wesen seiner Art über das gewöhnliche Maß der Ausstattung hinausgeht und eine höhere Ordnung der Geister in einem Einzelnen sichtbar darstellt. Und doch ist dies nicht das Ärgste, ein unwürdiger Tribut für das Göttliche im Menschen, welches nur deshalb entheiligt wird, weil es einer schwachen Hülle anvertraut ist und die Erde es verdirbt; noch in unsern Zeiten, wo es mehr als je erkannt sein sollte, daß der Geist die Welt regiert, daß geistige Kraft und geistiges Schaffen als das Alles durchbringende Element, als das fruchtbarste Capital das innere und äußere Leben gestaltet und bedingt, auch jetzt noch sind Geburt und Reichthum die Höhen, welche man anbetet, Ruinen und Goldklüften die Altäre, vor denen man niederfällt.“ Dieser allgemeinen Bemerkung widersprechen die folgenden Thatfachen nicht, die neuen Einrichtungen Cäsar's, seine Entwürfe zu großen, prachtvollen Bauten, die Sammlung der Geseze, die Vorbereitungen zum partischen Kriege. Denn nachdem er dem römischen Volke den

Frieden zum Geschenk gemacht hatte, mußten auch das Volk und die Legionen beschäftigt, der Glanz des Reichs wiederhergestellt und die Epoche der Monarchie mit unerhörten Begebenheiten bezeichnet werden. Die Zeit des Schaffens begann für seinen Kieselgeist, welcher das Schöne und das Nützliche, die Wissenschaft und den Staat, das Kleine und das Große umfaßte. Aber alles dies vernichtete das Verbrechen einer Handvoll wahnsinniger und fanatischer Menschen; denn mit dem Ausbruche des „Verbrechens“ hat Hr. Drumann an mehreren Stellen ganz richtig die Verschwörung gegen Cäsar bezeichnet, welche Goethe ebenso wahr „die abgeschmackteste That“ nennt, „welche niemals begangen worden ist“ (Sämmtliche Werke, Th. 53, S. 70).

Wie wenig jene Verschworenen sich die wahren Ursachen ihres Unternehmens kaum selbst gestehen mochten, und wie ihre Lösung nur Freiheit und Republik war, ohne daß sie die Folgen ihres Thuns gehörig zu erwägen sich die Mühe genommen hätten, hat Hr. Drumann gut auseinandergesetzt. Hieran schließt sich eine genaue Charakteristik der Verschworenen, sowohl derer, die Cäsar's Anhänger waren und ihm geholfen hatten, die Aristokratie zu stürzen, nachher aber es in ihrer Besangenheit nicht ertragen wollten, daß die Sieger ebenso gut als die Besiegten Unterthanen des Dictators sein sollten, wie Decimus Brutus, Cassa, G. Trebonius, als auch der früheren Pompejaner und solcher Verschworenen, deren frühere Verhältnisse zu den Parteien unbekannt waren. Unter den Pompejanern sind Ligarius und Cassius mit besonderer Ausführlichkeit behandelt, obgleich der letztere Artikel nur ein Auszug der längern Biographie desselben Mannes im zweiten Theile ist. Über Brutus werden die Leser auf den Artikel: „Junii“, verwiesen. Über Cicero's Theilnahme urtheilt der Verf., daß derselbe eine solche mit Recht leugnen konnte, insofern es sich um ein Mitwissen oder sogar um eine Mitwirkung handelte. Der Schein sei allerdings gegen ihn gewesen, auch sei gar nicht in Abrede zu stellen, daß Cicero den Nord gewünscht habe; als sein Beförderer ist er aber nicht aufgetreten, obgleich er es versuchte, weil die Verschworenen bis auf M. Brutus etwas ganz Anderes begeherten als er, weil sie aus Gründen handelten, welche seine Klagen und Winke überflüssig machten, weil er ferner aus Mangel an hinlänglichem Vertrauen nicht wagte, sich offen gegen sie auszusprechen, und sie bei seinem Alter und seiner Feigheit ihm nicht Gelegenheit gaben, einen unmittelbaren Einfluß auszuüben. Ref. hat sich schon früher, in Nr. 304 d. Bl. f. 1836 darüber ausgesprochen, wie unwürdig und politisch befangen ihm Cicero's Betragen unmittelbar nach Cäsar's Tode erscheint, und es ist ihm angenehm, hierin mit Aeten, gleichfalls einem großen Verehrer Cicero's, in seiner nützlichen Schrift „Cicero in seinen Briefen“ auf S. 342 ganz übereinzustimmen.

Die Ermordung Cäsar's ist von Hrn. Drumann mit der einfachen Würde erzählt worden, die einer so tragischen Begebenheit gebührt. Hieran schließt sich die Schilderung Cäsar's als Mensch, Feldherr, Redner und Schriftsteller mit den nothwendigen Notizen über sein häusliches Leben, seine Gestalt, Gesundheit und Kleidung — Alles in möglichster Vollständigkeit — und mit unparteiischer Würdigung, wo von seinem Ehrgeize und seiner ungezügelten Sinnlichkeit gesprochen wird.

Als ein Verdienst der Drumann'schen Untersuchungen muß auch hervorgehoben werden, daß manche Fabeln und Märchen, die sich in Cäsar's Leben eingeschlichen haben, von ihm kritisch beleuchtet und geprüft worden sind. Wir rechnen dahin die bekannte Antwort, die er in einem kleinen Alpenstädtchen gegeben haben soll: er wolle lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite sein; die sentimentale Exclamation im Tempel des Hercules zu Gades, die Scenen vor dem Übergange über den Rubicon, das Geschichtchen aus dem alexandrinischen Kriege, wie Cäsar im Schwimmen wichtige Papiere mit der linken Hand in die Höhe gehalten habe; endlich das vielbesprochene und nachgeahmte „Auch du, mein Sohn“, als ihn die Mörder mit ihren Dolchen durchbohrten.

Bei den übrigen Artikeln des vorliegenden Theiles können wir uns jetzt nicht aufhalten; der interessanteste ist der über die Hortensier. Hier sowie im ganzen Buche findet sich eine große Anzahl vorzüglicher chronologischer, historischer und antiquarischer Erörterungen, die meist in den Anmerkungen niedergelegt sind, z. B. über den Geldwerth der Grundstücke in Italien vor der pharsalischen Schlacht, über das Ende der ersten und den Anfang der zweiten Dictatur Cäsar's, über den recensus Cäsar's im J. 46 v. Ch., über das sogenannte Julische Majestätsgesetz, über die Abzeichen der hohen Würde Cäsar's, den goldenen Sessel und den königlichen Purpur und andre mehr, namentlich auch viele Berichtigungen der Suetonischen Biographie Cäsar's. Die Anschaulichkeit und Sicherheit in Beschreibung von Details haben wir schon oben gerühmt. Die Schilderung Alexandrias würde indes gewonnen haben, wenn Hr. Drumann neben des Franzosen Bonamy Abhandlung auch die lichtvolle und interessante Beschreibung benützt hätte, welche Ranse im ersten Theile seiner „Vermischten Schriften“ gegeben hat. 2.

#### Literarische Notizen.

Zu den scandalösesten Erzeugnissen der neuern französischen Romantik gehört ein Roman von Julius Sacroix: „Les promièrès rides“, den die französische Kritik selbst als ein Gebrauh von schrecklichen und scandalösen Abenteuern, von Uebertreibungen und Verfälschungen bezeichnet. Man findet darin eine verheiratete Frau, die einen verheirateten Mann verführt, während dieser seinerseits ihre Tochter verführt und seine eigne Frau den Verführungen eines jungen Menschen überläßt. Zwei Pistolschüsse führen endlich eine blutige Katastrophe herbei, welche das schändliche Räuel entwirrt. Schmutz und Blut — das sind die Ingredienzen, woraus die französischen Romanschriftsteller ihre Bücher zu bereiten pflegen, ohne daß das Publicum, meist aus Grisetten bestehend, dieser gräßlichen Monotonie überdrüssig wird.

Über Irland erschien: „Lights and shadows of irish life. By Mrs. C. Hall“, Verfasserin von „The buccanoer“, „Uncle Horace“ etc. (3 Bände). „Wer nur immer mit Irland bekannt ist, wird den Zauber dieser reizenden Bände zu würdigen wissen“, sagt der „Messenger“.

Neu erschienen: „The man about town“, von dem Verfasser der „Glances at life“, (2 Bände). Das „Quarterly review“ sagt davon: „Der Autor hat die Straßen der großen Stadt mit beobachtendem Auge und wohlwollendem Herzen durchwandert. Er erinnert uns (und das ist kein geringes Lob) an Charles Lamb.“ 108.

#### Literarische Anzeige.

Bei Unterzeichnetem ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

## Gaea Norvegica.

Von mehreren Verfassern.

Herausgegeben von **B. M. Kethau**.  
ERSTES HEFT. Mit vier Tafeln.  
Folio. Preis 6 Thlr.

Der Herausgeber dieses Werkes, Professor an der Universität zu Christiania, ist schon als Verfasser mehrerer anderer geologischer Werke rühmlichst bekannt, und für die Gedeihenheit seiner Arbeit bürgt wol am besten der Umstand, dass die königlich norwegische Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim die Erscheinung derselben durch eine bedeutende Unterstützung möglich gemacht hat.

Leipzig, im November 1838.

**F. A. Brockhaus.**

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 320.

16. November 1838.

Andeutungen über den Verfall der Kunstgestaltung in der deutschen Poesie und deren zu hoffende nächste Wiedergeburt.

(Fortsetzung aus Nr. 318.)

So stellt sich auch unsere dormalige poetische Literatur heraus. Sehen wir auf den Beginn dieser allmähligen Umgestaltung, so datirt er sich von daher, als die sogenannte romantische Schule sich des objectiven Gehaltes zu entäußern anfing und mit Einführung religiöser Tendenzen in die Kunst die Degradation des Werthes möglichst objectiver Wahrheit in derselben eröffnete. Goethe und Schiller hatten in ihren Darstellungen dadurch die Höhe eines echten Kunststils in der Poesie errungen, daß sie den allgemeinen Inhalt des deutschen Volkes, deutscher Sitte, also den Complex der Vorstellungen und Begriffe, der gesellschaftlichen Bildung und Gewohnheiten der Deutschen ihrer Zeit zum Ideal, d. h. zum rein und allgemeinmenschlichen Inhalte in angemessenster Form erhoben. Jene setzten dafür specieller den Begriff der Kunst in die Darstellung religiöser und nationaler Ideen. Der poetische Nationalismus verlor sich naturgemäß in der Zeit deutschen Freiheitskampfes in einen einseitigen Patriotismus der Poesie. Nebenbei steckte der einseitige Subjectivismus der Fichteschen Philosophie die erhisten Gemüther an, und philosophische Tendenzen wurden in dichterische Form gebracht. So griff das Tendenzenwesen um sich und zerspaltete und verunstaltete nach und nach alle wahrhaft künstlerische Form. Denn es ist natürlich das Wesen aller Tendenz, weil sie auf einen bestimmten, außerhalb der Kunst liegenden Zweck hinarbeitet, einestheils einseitig alles ihr Widerstrebende aus ihrem Bereiche auszuschließen und andernteils die Kunstform zu einem abstracten Schema zu verbünnen. Einzelne Bemühungen, diesem kunsttödtenden Unwesen zu steuern und eine Art Form wiederherzustellen oder aufrecht zu erhalten, hatten theils zu wenig Kraft und verfielen daher nur in subjective, un männliche Klagen, theils sanken sie, von der großen Masse politischer Tendenzen unabwehrlich mit fortgerissen, in einen poetischen Provinzialismus herab. So wurde allgemach das reine und edle Gefäß echter poetischer Kunstgestaltung von blödsichtigen Fanatikern für Nebenbände an der ehernen Stütze der Zeit zerschmettert, oder von dieser selbst noch die letzten übriggebliebenen Scherben schwachen Händen entrungen und vollends zertreten. Die

politischen und industriellen Bewegungen neuester Zeit in Deutschland sowie die alle Augen auf sich lenkenden Ereignisse seit einem gewissen Zeitraum im übrigen Europa, haben endlich gar alles tiefere Interesse an der Poesie verfrachten. Wer sich nicht direct irgend einer einseitigen Richtung der Zeit angeschlossen, indem es ihn poetisch zu gestalten trieb, und doch nicht bloß Dagewesenes in erlernten Phrasen nachbeten wollte, der vergab sich in sich und durchwühlte sein Subject, dort die Lösung des Räthfels der Zeit zu finden. Daraus sind noch die bedeutendsten poetischen Individualitäten entstanden, die aber, weil sie in sich das Gesuchte nicht fanden, mit Verlust alles objectiven Gehaltes aus ihrer innern Zerrissenheit heraus nur unerquickliche, schnellend ironische Klagen von sich gaben.

Jetzt scheint eine Krisis dieser Wirren auszubrechen; es scheint sich das Gemeinwesen in Deutschland zusammennehmen zu wollen. Die politischen Zustände werden ruhiger und beruhigender; die einzelnen Staaten scheinen als Glieder eines gemeinsamen Körpers sich zusammenzugeben und die Verbände der sich ineinanderfügenden Gelenke mit schmelzendem Die auf die Dauer erhalten zu wollen. Wissenschaft und Industrie bieten sich einstimmig die Hände, die materielle Basis zu behaglicher Existenz vorbereiten zu wollen, und verwenden alle Aufmerksamkeit und alles Sinnen zu Erreichung dieses Zwecks, so tief als möglich die Natur zu durchforschen und ihre Schätze und Kräfte für das Wohlfeyn der Gesellschaft zu benutzen. Dadurch wird der menschliche Geist auf das geheime Walten der Natur nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen aufmerkamer als jemals vorher; die metaphysische Speculation wird dadurch gewahr, wie in dem Entstehungsproceß der Objectenwelt dem subjectiven Denken das reinste Vorbild und die bestimmteste Vorschrift einer naturgemäßen und daher vernünftigen Logik gegeben ist. Die Chemie und die Philosophie erscheinen heute als analoge Verfahrensweisen, jene auf empirischem, diese auf speculativem Wege, auf den unserer Zeit erreichbaren Grund der Natur zu kommen. Mit dieser Erkenntniß verbindet sich unmittelbar die Einsicht, wie tief das menschliche Dasein in diesem seinem Boden wurzelt und selbst seine höhere Existenz gefährdet, wenn es die unumgänglichen Vorschriften für sein leibliches und damit geistiges Wohlbefinden in den Gesetzen der Natur überschreitet; ja, wie seine subjective



Einsicht sich in dem Grade fortentwickelt, in dem sie die in den Gesetzen des Werdens der Natur sich offenbarende, objective Vernunft tiefer erkennen lernt. Wie alte Weise schon auf den Staat der Bienen als Vorbild für die wahre Verfassung bürgerlicher Gesellschaft hindeuten, so wird die zunehmende Erkenntnis der tiefen Gesetzmäßigkeit in der großen Ökonomie der Natur den Menscheng Geist immer näher auf Das, was einzig Recht ist und Noth thut, hinführen. Wie wir aber immer naturgemäße Formen in Staat und Wissenschaft dadurch auftreten sehen, so hat sich namentlich die Kunst, welche nur durch naturwahre Veräußerlichung würdiger Innerlichkeit des Menschen die ihrem Wesen wahrhaft entsprechende Form erhält, des Einflusses dieses Princips der Durchdringung von Subject und Object für ihr Aufleben und Gedeihen zu erfreuen, welcher Einfluß schon jetzt als günstig wirkend in der deutschen Malerei zu erkennen ist. Ebenso wenig ist auch in Bezug auf das Darbieten der Künstler und das Aufnehmen, wenigstens des gebildeten Theiles des Publicums, ein günstiges Wechselverhältnis zu verkennen, was, besonders in Rücksicht auf letzteres, seinen, obigen Andeutungen entsprechenden Grund zum größten Theile in dem Ausspruche Goethe's haben mag: „Wem die Natur ihr offenes Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst!“

Die Poesie, da sie sich zumeist mit Darstellung von innern, von Seelenzuständen befaßt, also ihre objective Wahrheit aus dem jedesmaligen ethischen Gesamtzustande der Gesellschaft schöpft, kann von dieser organisch-geneitischen Anschauung der Natur nicht den Vortheil ziehen wie die bildende Kunst. Erst wenn sich die gährende Bewegung in den Gemüthern zu einem ethischen Organismus der Gesellschaft geläutert und consolidirt haben wird, erhält die Poesie den rechten, ihrer würdigen Inhalt vom Leben. Aber sie kann zur Beschleunigung dieser Läuterung wesentlich beitragen, indem sie die einzeln aufkeimenden Ideen eines neuen sittlichen Lebens im Sinne der ihr vorangehenden bildenden Kunst zu edeln und großartigen Formen entwickelt und so die Gemüther durch ästhetische Anschauung zu dem Entschlusse stimmt, auf eine Umwandlung ihres Wesens und eine notwendige Sicherstellung eines, der gegenwärtigen Weltlage gemäßen dauernden innern Zustandes bedacht zu sein. Denn es gibt unteugbar Epochen in der Fortentwicklung des Geistes, wovon die jegige eine zu sein das Ansehen hat, in denen der Glaube seine bestiegende Gewalt über die Gemüther durch das erwachende Selbstbewußtsein eingebüßt, die Reflexion, der Verstand die Oberhand gewonnen hat, und wo das Gefühl durch die Anregung der Phantasie beschäftigt werden muß, um so den ganzen Menschen wieder in Bewegung zu bringen.

Die bildende Kunst hat ungleich mehr Anregung und unmittelbaren Gewinn als die Poesie von der in unsern Tagen so gesteigerten, innigen Vertrautheit mit der Natur durch deren organische Anschauung. Denn da der Gedanke in ihr ganz sinnlich, ja körperlich zur Erscheinung kommen muß, soll sie anders nicht ein naturwidriges Phantasma

sein, so erfordert die überwiegende Selte ihrer Ausübung eine äußerliche Technik, wie sie bei den mehr geistig bildenden Künsten nicht stattfindet. Früher glaubte die bildende Kunst ihren Beruf mehr als genügend erfüllt zu haben, wenn sie die Oberfläche der Naturgegenstände entweder slavisch-genu, oder in einem nach Uebereinunft angenommenen Schema oder Typus gleichsam abschrieb, und feste den Idealisirungsproceß in das Streben, ihren Darstellungen so viel möglich den Anschein eines subjectiven, aller Wirklichkeit entkleideten, sogenannten überirdischen Begriffs zu verleihen. Durch die immer mehr zeh Autorität gelangte und gediegener gewordene organische Anschauung der Natur aber sahen sich die Künstler gedrängt, wenn sie die Kunst nicht in gänzliche Verachtung und Verfall stufen lassen wollten, von jener manierirten Behandlung der Natur, von jener getriebenen und verblasenen Fabrikarbeit, überzugehen zu einer den Ansichten der Zeit angemessenen Darstellung der Natur durch einen dem Werden derselben entsprechenden Act der künstlerischen Anschauung von innen heraus. Dadurch mußte der dargestellte Gegenstand natürlich in seiner Erscheinung an realer, objectiver Wahrheit gewinnen, und das Idealisiren desselben wurde, folgerecht dieser Verfahrensweise, in die Läuterung von allem Unwesentlichen einerseits und andererseits in die mittelbar in harmonisches Verhältniß gestellte Vervollkommenung aller wesentlichen Merkmale desselben bis zur Grenze, wo die Ueberreise beginnt, gesetzt.

Eine merkwürdige, historisch bestätigte Thatsache ist es wol, daß der Beginn der so vortrefflichen neuern deutschen Malerei keineswegs von dem Anreiz der Naturphilosophie ausging, wiewol diese später mittelbar günstig auf die Fortschritte jener eingewirkt haben mag, sondern vielmehr von den Anregungen einer Dichterschule, mit der, wie oben erwähnt, die wahre Kunstgestaltung in der Poesie zu sinken anfing, nämlich der romantischen. Das Problem findet aber seine Erledigung in der früher gemachten Bemerkung, daß die Ursprünge der Kunst gemeinlich in dem Boden der Religion ihre Wurzel schlagen. Die Schlegel, Tieck und Wackenroder predigten mit voller Begeisterung in Prosa und Versen die Lehre, daß in der religiösen Stimmung einzig das Heil zu suchen sei für das künstlerische Gemüth, es mit der Kunst würdigen, erhabenen Vorwürfen zu erfüllen, das Ubrige komme dann von selbst, und wiesen dabei fortwährend mit Fingern auf die altdeutschen und altitalienischen Maler, als auf die wahren Vorbilder zu erringender echter Kunst hin. Nur der Gefällige konnte über diese enthusiastische Anpreisung lächeln, wenn er den Erfolg gewahrt, der bis jetzt aus dieser wohlgemeinten Veranlassung hervorgegangen. Denn wenn darin auch ein Fretthum lag, unbedingt jene gemüthvollen, aber der gehörigen sinnlichen Ausführung ermangelnden Gestalten als einzig nachahmungswürdige Muster zu empfehlen, so lag andererseits doch theilweise die Annäherung an die Wahrheit insofern darin, als dadurch dem überhandnehmenden bloß äußern Formalismus der französischen Schulen, der bis dahin herrschend gewesen war und in abstrakt leere und maskentodte Manier auszuarten drohte, ein lebendiger Ge-

genfaß und damit den völligen Ruin der Kunst verplünderndes Gegengewicht geboten wurde. Es kam dadurch wieder in die Kunst Gehalt, Innerlichkeit und Tief erwarten, wie auch die Folgezeit bewährt hat, daß jene Künstler durch das rege Leben der Zeit um sie her noch früh genug aus der bloß innerlichen, religiösen Anschauung und Darstellung zu einer der Kunst mehr entsprechenden Auffassung würdiger Sinnlichkeit herausgedrängt werden würden, bevor ihr anfängliches Streben zu einer einseitigen, gänzlich ungenießbaren Manier verhärtete. So verschmolz sich denn bald genug das Studium der Antike mit der seelenvollen Belebung der Formen derselben von innen heraus, wie sie von den, obwohl der Anatomie unkundigen Meistern gelernt hatten, in ihrer künstlerischen Ausübung zu lebensreichen Gebilden. Die Lieblingeindrücke der Lehrjahre bleiben haften und sind nie ganz zu verdrängen, nur durch die wachsende Einsicht zu modificiren. So bleiben denn auch die meisten der Künstler jenes Bundes, worunter Schadow und Doreck die vorzüglichsten, jener, obschon durch sinnliche Wahrheit geregeltern Simplizität ihrer Lehrer in der Intuition und Conception treu, indes der Kühne und mehr zur Antike hingezogene und von ihrem Geiste durchdrungene Sinn des Cornelius sich in Compositionen Luft macht, die des Lebens Fülle, Frische und Heiterkeit athmen.

Die Zeit entleerte Deutschland allgemach von seinen religiös- und nationalidealen Interessen, zu denen es in einer bedrängten Lage Zuflucht genommen, daraus Muth und Trost zur Ertragung seiner Leiden schöpfend. Wieder zu Kräften gekommen, ließ es aufs neue die nun nothwendigern materiellen Interessen in ihre Rechte treten. Die Kunst mußte, wie immer, unabwieslich dem Zuge des geschichtlichen Lebens folgen. So trägt denn die Kunst der neuesten Malergeneration, der Abkömmlinge und Schüler jener Vorgenannten, einen ganz verschiedenen Charakter von der der Lehrern. Der Urtypus des Stammes ist zwar noch herauszuerkennen; nämlich lebendig-warme Innerlichkeit des Gemüthes, mit der der Gegenstand empfangen und entworfen ist, ist die Basis ihrer Kunstschöpfungen. Aber hier erscheint Alles sinnlich individuell ausgewirkter als in denen ihrer Lehrer. Der Realitätsinn der Zeit prägt sich lebhafter und wirksamer in ihnen aus. Nicht mehr unserm Glauben und Wissen fernliegende Zustände, Ereignisse und Handlungen, die von unserer heutigen Begriffs- und Vorstellungsweise selbts liegen; nicht mehr allzu specielle Facta der Mythen-, Heiligen- und Profangeschichte, die nur den gelehrten Forscher interessiren, und womit wol die feühern italienischen Maler sich zermarterten, dienen ihrem Pinsel als Vorwürfe. Nein, unserer heutigen Bildung, unsers heutigen Gefühls, Glaubens und Wissens nächste Interessen werden uns von ihnen in allgemeinbekanntem und ansprechenden historischen Zügen, Gestalten und Handlungen, hinaufgeläutert zu reinmenschlicher Erscheinung, vor die Augen gebracht. Diese Hinaufklärung der besondern Erscheinung zu einer reinmenschlichen, diese Verklärung der gemeinen Wirklichkeit in die höhere, das ist der unsern heutigen Bildungsansprüchen gemäße Begriff des Ideals

in der Kunst. Nichts über die Wirklichkeit, die objective Wahrheit der Natur Hinausgehendes soll das Ideal sein, sondern das Erfülltein der sinnlichen Erscheinung des Gegenstandes, das Durchdrungensein seiner Oberfläche oder Außenseite von seiner ganzen, aller zufälligen Nebeneinflüsse entledigten und dadurch geläuterten vollen innern Wesenheit. So nur wird das Göttliche, in der menschlichen Erscheinung Ruhende und in der gemeinen Wirklichkeit nur Unterdrückte heraufgefördert ans Tageslicht und jene nicht nur mit einem abstracten Meister überzogen, früher Idealisierung benamst. Und doch ist hinwiederum diese wahrhaft erhabene Allgemeinheit andererseits in diesen Gemälden so in die Fülle sinnlicher Realität versenkt, das Wesentliche so individualisirt, daß jene Allgemeinheit menschlicher Erscheinung als der Begriff des Menschen in seiner vollen Realität, in seinem, der bestimmtern Bedeutung nach angemessensten, ausdrucksvollsten Charakter erscheint. So durchdringen sich hier das anschauende Subject und das angeschaute Object, die höchste Allgemeinheit und die größte Individualisation zu der vollkommenen Erscheinung allgemein wahrer Idealität.

Wenn sich nun auch bei einer neuen Kunstphase die, aus der allgemein umgestalteten Weltanschauung sich entwickelnden und die jetzige Kunst von der früherer Epochen unterscheidenden charakteristischen Momente genügend herausgestellt haben, so gehört doch noch ein bedeutender Fortschritt dazu, um zu der Höhe, die man als den Styl einer Kunst bezeichnet, zu gelangen. Styl ist diejenige künstlerische Behandlung eines Gegenstandes, wodurch die einzelnen Theile desselben nicht nur in ein natürlich harmonisches Verhältniß zueinander gebracht, sondern so geordnet werden, daß die für den Geist bedeutsamsten, also die ausdrucksvollsten, auch zugleich zur einbringlichsten Wirkung auf den Sinn hervorgehoben und die minder bedeutenden in musikalischer Abstufung und Unterordnung darum her gruppiert erscheinen, alles aber auf den Hauptgedanken nicht Bezüglche, alles Willkürliche davon ausgeschlossen bleibt. Das subjective Erforderniß zu Wollziehung dieses höchsten Actes im Kunststreben ist der Geschmack. Jede Kunst-epoche hat ihren eignen, aus der Weltanschauung ihrer Zeit entsprungenen und diesem ihrem Inhalte nach naturgemäß entwickelten Styl gehabt. Mit der Errungenschaft des Styls erst hat die Kunst ihre höchste Stufe erreicht, ja hier erst ist sie vollgültig als Kunst zu betrachten.

Es steht noch in Frage, ob die heutige deutsche Malerei diesem Gipfel jetzt schon ganz nahe sei, weil wir noch nicht entschieden wissen können, wie weit sie, nach oben bezogenem Principe, durch ihre Methode der Heraufklärung des Idealen aus dem Realen, die Schönheit des Individuellen zu steigern vermögen wird. Erst, wenn diese zum System erhoben und festgestellt sein wird, läßt sich mit Sicherheit auf eine durch mehrfache Musterversuche erprobte Norm in der den Anforderungen des Zeitalters entsprechendsten Compositionsweise schließen.

Sei es nun damit, wie es will, so viel ist entschieden, daß die bildende Kunst auf dem Wege zu einem würdigen Ziele innerhalb ihrer Grenzen begriffen und nur noch

wenige Schritte davon entfernt ist. — Sollte dies nicht ein vorwärtender Antrieb für die Poesie unserer Zeit sein, auch innerhalb ihrer Grenzen, durch richtige Anwendung der ihr zu Gebote stehenden Hülfsmittel in Bezug auf die von ihr zu erreichenden Zwecke, zu einer Methode der Darstellung zu gelangen, welche dem Inhalt heutiger Welt zu einer ihr begreiflichen, weil ihrem Wesen verwandten, poetisch-idealen Erscheinung brächte? Es gibt Ihrer zwar, die, wiewol aus unzureichenden Gründen, ein Wiedererwachen neuer, lebenskräftiger und künstlerisch-gestalteter Poesie in Deutschland leugnen möchten; glücklicherweise sind es jedoch nur Solche, die, weil sie das wahre Wesen der neuen Ära nicht zu begreifen vermögen, an sich selbst zu zweifeln genöthigt sind und mit ihrem Untergange auch den der Welt zugleich als unvermeidlich ansehen. Der Glaubenskühnere, Liefereblickendere sieht in der Abenddämmerung der alten Welt die Morgendämmerung der neuen, in dem umnebelten Chaos die Keime neuer Geburten.

(Der Beschlus folgt.)

Der Ring des Nostradamus. Historisch-romantische Skizzen des französischen Hoflebens von 1515 — 1821 von Eduard Maria Dtinger. Drei Bände, Leipzig, D. Wigand. 1838. Gr. 12. 4 Thlr. 12 Gr.

Diese historisch-romantischen Skizzen, in etwas leichter aber pikanter Weise gezeichnet und die Geschichten des beau monde des luxuriösen französischen Hofes von Franz I. an bis auf Napoleon umfassend, halten wir für das Beste, was bis jetzt von dem mit Vorliebe nach französischem goût haschenden Dtinger erschienen ist. Denn hier handelt es sich wenigstens nicht lediglich um fashionable Dummheiten und fade Modeweise, sondern es ist ein historischer, hier ernster dort heiterer Hintergrund vorhanden; bunte Ballszenen und heimliche Doudoirszenen wechseln mit trauervollen geschichtlichen Ausgängen, mit Kerkerdecorationen und düstern Lebensbildern, schon von der Hand der Geschichte ganz in Grau gemalt, in deren trüber Beleuchtung sich die warnende Gestalt der nimmer ruhenden Nemesis spiegelt. Das Interesse des Lesers an dieser Fürsten- und Damengalerie, an diesem bunten Hofgebränge, an diesen immer wechselnden Stregreiffenen, welche dennoch durch Nostradamus' geheimnißvollen Ring, der von der einen Königin und königlichen Geliebten zur andern wandert, auf eine, freilich etwas lockere Weise zu einer zusammenhängenden Liebes- und Lebenskette verbunden werden — dieses Interesse steigert sich besonders im dritten Bande, wo der Ernst der Geschichte dem Leser näher tritt und die Scenen und Abenteuer sich um solche Gestalten bewegen, die, unserm Antheile enger verbunden, uns in allen Formen imponiren oder auch rühren und entsetzen: Ludwig Capet, der unglücklichste aller Könige, und die Eger der Revolution, und der große Kaiser, der im weiten wüsten Weltmeere unger Teauerweiden schlummert.

Die Könige und Königinnen, deren halb ernsthafte, bald buchstäblich dieser bunten Galerie zum Hauptrelief dienen, sind: Franz I., Heinrich II., Franz II., den man den König ohne Lafter nannte, der aber mit größerm Rechte der König ohne Tugenden heißt; Karl IX., an welchem, wie der Verf. sich ausdrückt, „jeder Zoll ein Narr, jede Linie ein Handwurf“ war, der aus unbeschreiblicher Bangeweile Alles in der Welt vornahm, Münzen prägte, Helme schmiedete, Berge machte, das Waldhorn blies und über dies alles den Scepter hinter den Ramin warf; Heinrich III., der auf den Ruf seiner räthelvollen Mutter als Dame verkleidet aus Polen entflocht und bei dieser Gelegenheit die Kronjuwelen in seinen Schnappack steckte; Heinrich IV., der gute Bearner, in dessen Leben (wie auf S. 241

zu lesen ist) die Zahl 14 eine so verhängnisvolle Rolle spielte; Margarethe von Valois, seine unwürdige Gattin, das schändlich-überflüchtige Weib, das je der Erdboden trug; Maria von Mediceis, des guten Heinrich's, der im Heirathen nicht allzu glücklich war, zweite Gattin; Ludwig XIII., die Puppe von König, der Federball in Richelieu's Händen, vor welchem er sich fürchtete wie das Kind vor der Katze; dann Ludwig der Große, Ludwig dieiononné, der nicht weniger als 25 Jahre auf sich warten ließ, und dessen Jahrbuch so viel beschrieben, so weltbekannt ist, daß Hr. Dtinger bei dessen Skizzirung sich etwas kürzer hätte fassen können; Ludwig XV., an dessen Bioge die Schutzgötter der Nation weinten, und an dessen Sarge Frankreich jubelte; dieser große Gierkrandenbader, der im Schwelge seines Angesichts zu Versailles den Koch spielte und seine Pagen tractirte. O, hätte er nie etwas Anderes gethan als Dmeletten gebaden! Aber Ludwig XV. war im Schuldenmachen noch größer als im Gierkrandenbaden. Als dieser größte der Verschwender gestorben war, gewährte der Staat mit Entsetzen, daß seine Schuldenlast sich um 420 Millionen Francs gesteigert hatte, und das Volk war Willens, die Stadt zu erleuchten und in den Hallen von Notre-Dame das Lebeum anzufukimmen.

Der arme Louis Capet und der große Kaiser, zwei liebenswürdigere Fürstengehalten, nehmen den größten Theil des dritten Bandes ein. Der „Eine Orgie“ überschriebene Abschnitt schildert sehr pikant und lebendig eine Abendstimmerei der hauptsächlichsten in dem blutigen Revolutionsdrama. Es ist der 13. Januar 1793; die betrunkenen Ungeheuer stimmen alle für den Tod des Königs. Ein folgendes Capitel schildert die Abstimmung im Nationalconvent; dabei ist uns von besonderm Interesse gewesen, daß der Verf. ein authentisches Resumé gibt von den damals sich am vernehmlichsten äussernden Stimmen. Diese Ballottirung ist so charakteristisch, daß wir einige dieser Hauptvota hier mittheilen wollen: „Louis a trop vecu, sa mort est une justice“, sagte der Marquis d'Aut, Deputirter des Norddepartements. — „Ni les menaces, dont ce tribunal a retenti, ni cette crainte puérile, dont on a cherché à nous environner, ne me feront trahir mon sentiment; je vote pour la réclusion“ (Joseph Beder, Deputirter von der Rose). — „Je vote pour la mort trop tard peut-être pour l'honneur de la convention“ (Camille Desmoulin). — „Un vrai républicain parle peu; les motifs de ma décision sont là (die Hand ans Herz legend); je vote pour-la mort“ (J. Lacannal, Deputirter des Arrégedepartements). — „Je vote la mort du tyran, sans craindre les reproches de mes contemporains ni de la postérité“ (Lejeune, Deputirter des Indredepartements). — „La mort sans phrase“ (Robespierre).

Auch die Namen jener beiden Ungeheuer (es waren nur zwei) hat die Muse der Geschichte in ihrer ehernen Tafeln aufgezeichnet, deren fast ungläublicher Fanatismus, deren ganz entmenschte Brutalität den ärmsten aller Könige nicht zur Verbannung, nicht zum Kerker, nicht zum Tode verurtheilte, sondern — es schaudert Einem die Haut über so viehische Robott — zu den Galereen. Diese beiden schamlosen Ungeheuer heißen: Requins und Gondorcet.

Unter der Rubrik: „Napoleon“, schildert „Eine Stunde in Malmaison“ den Besuch des Kaisers Alexander bei der trauernden Josephine 1814. Die Stelle, welche das Verhältniß des Kaisers mit der Grassini zeichnet, wäre hinwegzuwünschen. „Das Fräulein von Colombier“, sagte zwar Napoleon, „war meine erste, Giuseppa Grassini meine letzte Liebe“; allein es fehlt dieser letzten Liebe an aller Poesie, und der Kaiser spielt darin eine viel zu obligate Rolle.

Unter den vorzüglich pikanten und gelungenen Abschnitten bezeichnen wir noch: „Ein Fest im Louvre“ (im zweiten Bande), „Ein Maskenball“, „Nemesis“, „Der Tag der Hinrichtung“, „Der letzte Tag der du Barry“, „Das Pastoret der Könige“ im dritten Bande.

Andeutungen über den Verfall der Kunstgestaltung in der deutschen Poesie und deren zu hoffende nächste Wiedergeburt.

(Schluß aus Nr. 319.)

Ganz abgesehen davon, daß in der neuern Geschichte raschere Umschwünge der allgemeinen Verhältnisse als in der ältern stattfinden, sind auch speciellere Gründe und Ansichten für das Wiedererwachen deutscher Poesie vorhanden, welche, richtig gefaßt, grade das Gegentheil von dem zu prognosticiren geeignet sind, wodurch jene Zweifler die Strebenden und Hoffenden zu entmuthigen suchen. Einen Hauptbeweis nächst vielen kleinen andern, nicht erst der Erwähnung bedürftigen Nebenbeweisen liefert dafür die Beschuldigung, daß jetzt die Poesie meistens zu ganz außer ihrem Kreise liegenden Nebenzwecken gemisbraucht werde, wodurch natürlich die reine Form immer mehr in Formlosigkeit oder Unformlichkeit versinken müsse. Sie klagen also das Tendenziren in der Poesie als die Hauptursache des Verfalls wahrer Kunstgestaltung an. Sehen wir auf die bloße Erscheinung, ohne ihre tiefere Motivirung dabei in Anschlag zu bringen, so hat dies allerdings den Anschein einer begründeten Rüge. Blicken wir aber tiefer in ihr Causalitätsverhältniß, so deutet dies vielmehr auf den Aufgang einer neuen als bloß auf den Niedergang einer dagewesenen Kunstperiode hin. Untergehende Kunstperioden haben ihre Werkzeichen nicht im Tendenzwesen, sondern darin, daß der Styl zur Manier wird. Wenn der Styl die gleichmäßige Darlegung des Besitztums von höchstem Inhalt und höchster Form ist, so ist die Manier die Kundgabe von allmähligem Abhandenkommen des Inhalts unter Beibehaltung der übererbten Form. Das Gefühl für den Inhalt geht nach und nach verloren, wofür der Grund in dem Verluste des Inhalts selbst liegt; aber der Verstand sucht sich dennoch der Form zu bemächtigen, um so viel möglich die äußere Höhe, den Anschein derselben fortzubehaupten. Die im Style durch eine natur- und kunstgerechte Ökonomie, um die Fülle des Inhalts durch richtige Anordnung auf die würdigste Weise darzulegen, gewonnenen und endlich als Grundtypus festgestellten Regeln werden, obgleich der Inhalt für den Sinn und so gleichzeitig der Sinn für den Inhalt abzugehen anfängt, dennoch durch Abstraction in der Darstellung auf mechanische Weise festgehalten. So ist denn möglich, daß die Kunst

endlich gradatim bis zu einer bloßen Form ohne allen und jeden Inhalt gelangen kann, wie die Kunstgeschichte und hinterlassene Documente leider hinlänglich darthun. So entsteht die Ubertreibung und Verzerrung aller Naturwahrheit, die selbst in den höchsten Idealen der Epoche erhabensten Stils nie überschritten wird, ja darin nur ihre eigentliche, höhere Wahrheit erhält. In den Epochen der steigenden Manier hingegen wird das im wahren Kunstwerk für das Gefühl Vorhandene von dem Verstande nur abstrahirt und unbegriffen technisch nachgedrückt, und das Product erhält dadurch jene Merkmale der Incongruenz von Inhalt und Form, welche den Stempel der Annäherung und Affectation eines ihm fremden Gefühls und somit die Maske der Täuschung über ihre Inhaltlosigkeit an sich tragen.

Wie im Anfang einer Kunstperiode der Geist, die Idee zu quellend ist, als daß sie Zeit hätte, sich gehörig mit dem zur schönen Form erforderlichen sinnlichen Stoffe zu sättigen, wodurch die Kunstgebilde formell dürftig, herb, kurz unzulänglich erscheinen, so zeigen sich die einer absteigenden Kunstperiode weichlich, üppig, kurz unvollkommen insofern, als der dafür aufgebotene sinnliche Stoff von der matt gewordenen, versiegten Idee nicht erfüllt, der Aufwand von Technik durch sie nicht mehr genügend besetzt, begeistert werden kann. Übermaß des Stoffs und Künstlichkeit der Form sollen Das ersetzen, was dem Gedanken abgeht, und statt im Dienste der ästhetisch edlen Gesinnung, die keinen äußeren Zweck als den der poetischen Wahrheit kennt, sehen wir die, hier zum sinnlich wollüstigen Reize herabgesunkene Kunst im Dienste der bloßen äußerlichen Gelegenheit, der platten Neugierde, des Sinnenkitzels u. s. w. Und wie es ein Zeichen der Zeiten aufblühenden echten Stils in Kunst und Poesie ist, daß die schaffenden Geister, welche sich der gährenden Gedanken gestaltend bemächtigen, dadurch die Menge unwillkürlich zum Bewußtsein derselben und somit zu einer höhern, freieren Gesinnung und Bildung heraufziehen, so ist es ein Hauptsymptom der Zeiten der Manier, daß die Künstler und Dichter, ihres geistigen Inhalts und Adels verlustig, ihre zur Handwerksfertigkeit gesteigerte Technik an die gemeinen Anforderungen der egoistisch gewordenen Menge verkaufen. Ein Beweis, daß in den Künstlern wie im Volke Gehaltlosigkeit des geistigen Daseins und somit

Gebankstagnation eingetreten ist. Die Poesie namentlich wird dann ganz leer. Sie bedient sich alter, abgestandener, aber auf die Spitze, bis zum Schwulst getriebener Formeln, wo der Ausdruck allemal mehr besagt, als die Wahrheit des Inhalts gestattet. Abgewässerte moralische Lehr- und Gelegenheitsgedichte im trivialsten Sinne des Wortes sind die Hauptfrüchte davon, das Ubrige ist nach-copirter Geist des längst Dagewesenen.

Das Zeitalter dagegen, wo Tendenzen in der Kunst auftreten, leidet nicht dadurch an Verlust oder Verwirrung reiner Kunstform, weil es auch seines Inhalts verlustig gegangen wäre — deswegen könnte, wie es bei der Manier der Fall ist, die Form immer noch, wenn auch als unnatürliche, fortbestehen —, sondern nur, weil der Inhalt ein anderer wird. Daher nehmen auch die Tendenzen, wenigstens in der Poesie, gewöhnlich die Miene der Polemik an, weil der neue Inhalt den alten aus seiner Stellung und Geltung zu verdrängen strebt. Er schlägt somit zugleich auch eine neue Form seines Außenwerdens ein, die aber zu sehr die Livrée der derzeitigen Lebensfrage an sich trägt, als daß sie nicht auf große Abwege von wahrer Kunstform gerieth. Aber sie sind doch der nothwendige Einschlag zur ununterbrochenen Fortsetzung des Lebensgewebes eines Volkes und tausendmal besser als ein allmähliges ins Stocken Gerathen. So war die romantische Dichterschule mit der Fichte'schen Lehre in Verbindung nur eine nothwendige Reaction gegen den damals zu grassirenden ästhetischen Epyrismus und Glaubens- und Meinungsindifferentismus in Sachen der Religion, der Philosophie und des Vaterlandes, den heiligsten Angelegenheiten deutschen Volkes. So gab, durch mehr äußerlichen politischen Antrieb als in Deutschland, das Streben der David'schen Schule damals in Frankreich den fast bis zum Ausdruck höchster Wesenlosigkeit gediehenen üblichen Formen in der bildenden Kunst eine Seele wieder. Und so haben bisher noch alle Tendenzen wenigstens nicht unmitteibar und absichtlich das Verderben der Kunst herbeigeführt, sondern nur die Fortbewegung des Lebensinhalts zu erhalten gesucht, und dadurch einen Vorzug vor dem bloßen Formalismus der Manier, die die Kunst endlich zu stagnirender Seelenlosigkeit und Inhaltsleere herabzerrt.

Die Tendenzen haben also durch allzu stürmisches Treiben und Drängen bei der Umwälzung des Lebensinhalts das Streben und den Sinn für wahre Kunstgestaltung nicht gefühllos gehemmt, nicht unterdrückt; ihrer, obgleich einseitigen Willenskräftigkeit hat vielmehr die künftige Poesie die Herbeiförderung ihres Inhalts zu verdanken. Und wenn nur erst die einzelnen Bestrebungen ihre Kräfte und Errungenschaften mehr ins Gleichgewicht zueinander gesetzt haben werden, wird auch der Totalgewinn dadurch für eine neue poetische Kunstgestaltung sich klarer und übersichtlicher herausstellen. Einen unverkennbaren Beweis davon liefert schon die Lyrik unserer Tage. Welche neuen, vortrefflichen Elemente zu künftiger höherer Ausbildung geben sich in ihr kund. Die größte Individualität ist hier unter der Beleuchtung und Verklärung schöner, menschlicher Unverfalltät dargestellt, einer Unverfalltät,

deren sich das moderne Individuum als seiner eignen Wahrheit bewußt ist. Die subjectiv und objectiv sich gleichmäßig durchdringende Wahrheit hat freilich noch einiger Schritte nöthig, zur vollendeten Erscheinung der Schönheit durchzudringen und damit zu einer aus ihrem wahren Wesen selbständig hervorgehenden kunstgerechten Gestaltung, zu einer ihr eigenthümlichen, festen Kunstform zu gelangen.

Das Epos hat sich allmählig in den Roman, der Roman in die Novelle umgewandelt. Natürlich; denn wo der Glaube und großartige, allgemeine Begebenheiten fehlen, da treten nur die Intelligenz und Industrie und die temporären Interessen des Individuums als handelnde Mächte und Personen auf. Die Novellenliteratur ist der Hauptkampfplatz der Tendenzen. Aus ihrem Ringen wird endlich das Substanzielle einer neuen Epik und Dramatik hervorgehen, welcher beider Elemente jetzt noch ungesondert in jenen als Keim verborgen ruhen. Die neue Novellistik hat die Form der alten verlassen, um mit neuem Inhalte geschwängert zu ihr zurückzukehren, und das dramatische Element wird sich aus ihr zu neuer Belebung der jetzt mortificirten Bühne ausscheiden.

Und wenn nun nur einigermaßen dieser neue Inhalt als eine allgemeine Kunstbasis als begründet und gesichert zu betrachten und das productive Individuum zur Besinnung darüber gekommen sein wird, dann wird es auch darauf bedacht sein, diesen Inhalt zu einem seiner tiefsten Bedeutung angemessenen Außern sich aus sich heraus entwickeln zu lassen und ihn zu einer, wahrer und höchster Kunst würdigen Gestaltung, zum Schönen zu erheben. Findet dann nicht aber die objectivgestaltende Poesie das beste Vorbild in der ihr darin vorangegangenen bildenden Kunst, deren Entwicklungsmethode sie nur auf ihre eignen Fähigkeiten und Grenzen überzupragen braucht, um zu einem ihrer Zwecke würdigen Ziele zu gelangen? Nach allen im Verfolge dieser Andeutungen dargelegten Anzeichen könnte die Poesie zum Wiederaufleben wahrer Kunstform gelangen. Möge sich nur auch bald eine tüchtige, sinnlich-gesunde Kritik auf gleiche Weise um die gestaltende Poesie verdient machen, wie weiland die Winkelmann's in ihrer Art, und um die Feststellung der Grenzen der heutigen Poesie und Malerei, wie Lessing's „Laokoön“, um jene zu der Einsicht zu bringen, daß auch sie, wolle sie die ihr gebührende Würde wiedererlangen, eine Kunst sein müsse in der geistig-technisch höhern Bedeutung. Sie braucht sich des Bewußtseins ihres bisherigen Naturalismus ebenso wenig zu schämen, als daß sie nur durch Selbstbewußtsein wieder auf den wahren Höhenpunkt zu gelangen vermag. Seht doch in der ganzen neuern Geschichte alles Höhere nur von dem sich Selbstbewußtwerden des Geschlechts aus, ihm nützend statt schadend, wenn es nur im Momente der That die Geltung des Selbst aufgibt und sich dem leitenden Gotte in sich überläßt.

Karl Eitner.

### Englische Touristen über Rußland.

Zwei Reisende von sehr verschiedenem Kaliber haben zu sehr verschiedenen Epochen einen Ausflug nach Rußland unternommen und beschrieben, Thomas Raikes und der Marquis von Londonderry. Thomas Raikes beschrieb seine Reise unter dem Titel: „The city of the Czar, a visit to St. Petersburg in the winter of 1829—30“, mehr Darstellungen aus dem Leben und Sittenzustande der mittlern Classen; Londonderry nennt sein Buch: „Recollections of a tour in the north of Europe in 1836—37“, worin er, wie sich erwarten läßt, mehr die diplomatischen Dinners und Bälle im Palaste Anischkoff abhandelt. In dieser Hinsicht möchte der edle Marquis die Errollope für Petersburg zu nennen sein, wie die Errollope wiederum der Marquis von Londonderry für Wien zu nennen ist. Raikes berichtet von einer Sitte, die bisher ganz unbekannt war. „Es herrscht in Rußland“, erzählt er, „ein großes und sonderbares Vorurtheil gegen das Trauern. Die Hoftrauer ist zwar unerläßlich, aber dafür von ungemöhnlicher Kürze; sie wird oft aufgehoben, bis zwei oder drei Todesfälle zusammenkommen, die dann alle auf einmal abgethan werden. Privatpersonen halten dagegen oft gar keine Trauer, und es gibt Familienfeste, wobei es für die größte Indiscretion gälte, in Trauerkleidern zu erscheinen.“ Wunderlich ist die Wichtigkeit und die Bedeutung, die man am russischen Hofe dem Militair gibt. Londonderry war bei einer solchen militairischen Fête gegenwärtig. „Im Innern der salle blanche“, berichtet er, „standen an beiden Thürflügeln zwei der schönsten Grenadiere des Regiments, jeder über 6 Fuß hoch. Als wir an diesen vorbei in die äußere Halle kamen, erblickten wir zu unserm Erstaunen die zwei kleinen Großfürsten als Schildwachen, ganz genau wie gemeine Soldaten gekleidet, mit Schnappsack, Tornister u. s. w. Zum unaussprechlichen Vergnügen aller Anwesenden machte der Kaiser selbst mit ihnen das Hand- und Feslonenercicium durch, was die kleinen Prinzen auf das unvergleichlichste ausführten.“ Kaiser Nikolai scheint überhaupt gern Musterung zu halten, bald über seine Myriaden „Kinder“ (so reden diezare gewöhnlich ihre Soldaten an), bald über seine kleine Familie oder über ein corps de ballet. Als einen Beweis von der umfassenden Sorgfalt des Monarchen erzählt Londonderry: „Als die „Entführung aus dem Serail“, worin viele Frauenzimmer aufmarschiren, vorbereitet wurde, war der Kaiser so ängstlich besorgt über die gute Ausführung, daß er und der Großfürst Michael selbst sich herabließen, den Proben beizuwohnen und Belehrungen über die Sache zu geben.“ Am interessantesten jedoch ist Londonderry's Bericht über eine, wie das „Athenaeum“ sich ausdrückt, „sonderbar barbarische Ceremonie“: das Einsegnen der Gewässer (the blessing of the waters). „Der sechste Januar nach dem alten Kalender“, sagt der vornehme Tourist, „ist der bestimmte Tag, an dem in jeder Stadt und in jedem Dorfe Rußlands diese feierliche Ceremonie vollzogen wird. Ich erschien auf vorhergegangene Einladung um 11 Uhr im Palaste und erhielt unter den Generaladjutanten des Kaisers meine Stelle. Die in Petersburg garnisonirenden Gardetruppen standen wie am Neujahrstage linienweise in den Salons des Winterpalastes, die Offiziere in der salle blanche. Um 11 Uhr kam der Kaiser, begleitet vom preussischen Prinzen Karl und dem Thronfolger. Dann ging die Procession in die Palastkapelle, wo hohe Messe gehalten wurde. Bei dieser Gelegenheit (der einzigen im Jahre) verrichtet der Erzbischof selbst den Gottesdienst; er sowie der gesammte Clerus sind in die prachtvollsten Gewänder gekleidet. Den Erzbischof, einen Mann von kleiner Statur, schien die Last seiner goldenen Kleider und seiner Krone, woran alle Juwelen des Morgenlandes prangten, fast zu erdrücken. Der Kaiser und der Prinz von Preußen standen am Altare, hinter ihnen der Großfürst; alle Andern bildeten um sie einen Circle. Damen waren nicht zugegen. Nach der Messe und dem Te-deum nahm die Geistlichkeit die großen Fahnen, die heiligen

Bücher und Kelche nebst Hostie; nun ging der Zug bis zur großen Treppe, die an die Rewa führt. Zuerst kamen, je drei, die jungen Chorknaben, eine Hymne singend, dann mehr als 300 Geistliche, zwei und zwei, mit den heiligen Emblemen; zuletzt der Erzbischof mit Schleppträgern u. s. w., dann der Kaiser in Kosackuniform und baarhäuptig, hinter ihm die Generaladjutanten und alle Stabs- und Militairbeamten des Reichs, die in der Hauptstadt sind. Als wir an das große Palastthor kamen, war die Kälte nahe an 28 Grade stark, in schweren Massen fiel der Schnee, die Luft war dick und neblig; trotzdem erschien eine zahllose Menge Volks am Quai, am Ufer und auf der Rewa selbst. Hier gab der Kaiser dem Prinzen Karl und dem Großfürst die Befehle, des furchtbaren Wetters wegen im Palaste zu bleiben, was sie denn auch thaten. Er war so gütig, auch mir diesen Befehl zu geben; ich bat jedoch um die Erlaubniß, ihn zu begleiten. Nun gingen wir aus dem Palaste während des schrecklichsten Schneesturmes, der je vom Himmel fiel, in feierlicher Procession, ohne Mäntel und Kopfbedeckung, in glänzenden Uniformen, von Diamanten strahlenden Orden und Bändern von allen Farben, die Terrasse und den Quai entlang, bis wir den Fenstern der Kaiserin gegenüber standen, dann auf dem Eise der Rewa bis zu einem darauf errichteten Tempel, worin wieder Messe gelesen wurde. Endlich nahm der Erzbischof Becken und Kanne und stieg eine Treppe hinab, die zu einer in das Eis gehauenen Öffnung führte. Nachdem er hier das Wasser eingegnet, brachte er etwas von dem geweihten Wasser in den heiligen Gefäßen herauf, in welche der Kaiser dann Hand und Gesicht tauchte. Der hohe Priester nahm darauf einen Weispengel, tauchte ihn in das Wasser und besprengte damit Se. Majestät über und über, während er den Segen des Himmels über Rußland und seinen Monarchen anrief. Diefelbe Ehre widerfuhr den Fahnen, den Beamten und Offizieren, welche um den Tempel gruppiert waren. Von der Festung gab während dem die Artillerie laute Salven, die Menge aber verhaarte in athemlosem und ehrfurchtsvollem Schweigen. Einer von der Geistlichkeit hatte indessen gleich nach der Ertheilung des Segens Gefäße mit dem geweihten Wasser in den Palast zur Kaiserin und ihren Damen getragen, und als sich die Procession zurückbewegte, stürzte die ganze Volksmenge in den Tempel, um von dem Wasser zu trinken oder es wenigstens zu berühren. Ein außerordentlicher Aberglaube herrscht in Beziehung auf diese Ceremonie unter dem Volke. Selbst Kinder, welche die Nacht vorher geboren wurden, schickt man mit ihren Ammen hin, um sie in die Öffnung im Eise zu tauchen; denn man glaubt, daß sie, wenn sie es aushalten, was oft nicht der Fall ist, ihr ganzes Leben vor jeder Gefahr sicher gestellt seien. Häufig sterben die Kleinen an diesem Experimente, und zuweilen lassen die erfrorenen Hände der Ammen sie in das Wasser gleiten, ohne sie retten zu können; dann aber verwandeln sie sich, wie man glaubt, unmittelbar in himmlische Engel. Der Kaiser, kalt und naß bis ans Kinn, und sein Gefolge zogen sich nun in den Palast zurück, die Geistlichkeit und die Chorknaben in die Kapelle, wo sie die Fahnen und Pokale niederlegten, und die Truppen besichtigten noch einmal vor dem Kaiser vorbei, der sich in die Gemächer der Kaiserin begab, wo ihn ein déjeuner à la fourchette erwartete.“ Über den Zustand Polens, welches er auf seiner Rückreise sah, äußert sich Londonderry mit vornehmer Kürze; er meint, die ärgsten Feinde des Landes seien jene Patrioten gewesen, die jetzt im Exil für ihre Vergehen büßen. Dieser Meinung, versichert er, seien die aufgeklärtesten Personen gewesen, „obgleich es Andere gab, die sich nicht betheuern ließen“. Diese Andern, meint das „Athenaeum“, mögen sehr zahlreich gewesen sein, und der edle Marquis habe wol nicht Gelegenheit gehabt, unabhängige Stimmen zu sammeln, da er, wie er sich selbst mehrfach rühmt, so reiste, wie „noch Niemand, der nicht etwa ein getränktes Haupt war oder eine officielle Sendung hatte“.

## N o t i z e n.

Die bereits in Nr. 200 d. Bl. erwähnte Gambengesellschaft, welche sich unter dem Vorſige des Lords Francis Egerton zur Herausgabe ungedruckter hiſtoriſcher und literariſcher Schätze verbunden hat, iſt ſeit ihrer Stifftung ſo zahlreich geworden, daß ſie den Beſchluß faſſen mußte, die Zahl ihrer Mitglieder nicht über 1000 ſteigen zu laſſen. Wir haben des zuerſt von der Geſellſchaft herausgegebenen Wertes, einer gleichzeitigen Reimchronik von der Ankunft Eduard's IV. in England, ſchon gedacht. Seitdem hat ſie ein merkwürdiges, zur Beförderung der Reformation beſtimmtes hiſtoriſches Schauſpiel von dem Biſchof Bale, „König Johann“, bekannt gemacht. Die Originalhandſchrift befindet ſich in der Bibliothek des Herzogs von Devonſhire, welche die erſte Sammlung engliſcher Schauſpiele von den älteſten bis auf die neuſten Zeiten beſitzt, die reicher als ſelbſt Garrick's jetzt im britiſchen Muſeum befindliche Sammlung iſt. Das Manuſcript, von des Biſchofs eigener Hand, lag ſeit drei Jahrhunderten unbeachtet in der Stadtbibliothek zu Iſtowich, von welcher der Herzog es kaufte. Der Herausgeber iſt J. P. Collier, bekannt durch ſein ſchätzbares Werk über die dramatiſche Poeſie zu Shakspeare's Zeit. Das Schauſpiel beſteht aus zwei Abtheilungen. Bale, einer der eifrigſten Verfechter der Reformation unter Heinrich VIII., benutzte die Hauptereigniſſe der Regierung des Königs Johann, ſeinen Zwift mit dem Papſte, das über ſein Land verhängte Interdict, ſeine ſpätere Unterwerfung unter Roms Gebote und ſeine einem Mönche des Kloſters Swinſtead zugeſchriebene Vergiftung und wendete dieſelben auf die Lage des Landes unter Heinrich VIII. an. „Dieſe an ſich ſchon charakteriſtiſche Anwendung hiſtoriſcher Ereigniſſe“, ſagt Collier, „tritt noch merkwürdiger hervor, wenn wir uns erinnern, daß wir kein Schauſpiel in unſerer Sprache aus jener Zeit haben, worin Perſonen aus unſerer Landesgeſchichte aufgeführt werden. Außer dem König, der bis an ſeinen Tod die hervorragende Geſtalt bildet, ſehen wir den Papſt Innocenz II., den Cardinal Pandolph, Stephan Langton, Simon von Swinſtead und einen Mönch Raimundus, überdies mehre Perſonifikationen, wie England, als Witwe dargeſtellt, die kaiſerliche Majeſtät, die nach dem Tode des Königs Johann die Zügel der Herrſchaft ergreift, den Adel, die Geiſtlichkeit, den bürgerlichen Stand, die Verrätherei, die Wahrheit und den Aufruhr, der die Rolle des Poſtenreiters ſpielt. So haben wir“, ſetzt Collier hinzu, „mehrere Elemente der hiſtoriſchen Schauſpiele, wie man ſie 40—50 Jahre ſpäter auf unſerer Bühne ſah, und einige der gewöhnlichen Beſtandtheile der alten Moralitäten.“ Bale's Drama bildet den Übergang von dieſen zu den hiſtoriſchen Schauſpielen, und es iſt allerdings das einzige auf die engliſche Geſchichte gegründete Schauſpiel aus der ältern Zeit. Wir fügen eine Stelle aus der Scene, wo Simon von Swinſtead, der unter dem Charakter der „Verſtellung“ auftritt, den König Johann vergiftet, im Original hinzu. Der Anfang iſt das älteſte bekannte engliſche Trinklied Waſſail-song:

## B e r ſ e l l u n g.

Waſſail, waſſail, as white as my nail;  
Waſſail, waſſail, in froſt, ſnow, and hail;  
Waſſail, waſſail, with partridge and rill;  
Waſſail, waſſail, that much doth avail;  
Waſſail, waſſail, that never will fail.

## K ö n i g J o h a n n.

Who is that, England? I pray thee, ſtep forth and ſee.

## E n g l a n d.

He doth ſeem afar ſome religious man to be.

## B e r ſ e l l u n g.

Now Jeſus preſerve your worthy and excellent grace;  
For doubtleſs there is a very angelle face.

Now forsooth and God, I would think myself in heaven,  
If I might remain with you but years eleven;  
I would covet none other felicity.

## K ö n i g J o h a n n.

A loving person thou seemest for to be.

## B e r ſ e l l u n g.

I am as gentle a worm as ever you see.

## K ö n i g J o h a n n.

But what is thy name, good friend, I pray thee, tell me?

## B e r ſ e l l u n g.

Simon of Swinſtead my very name is, perdie.

I am taken of men for monastical devotlon,  
And here have I brought you a marvellous good potion,  
For I heard ye say that ye were very dry.

## K ö n i g J o h a n n.

Indeed I would gladly drink. I pray thee come nigh.

## B e r ſ e l l u n g.

The days of your life never ſeit ye such a cup,  
So good and so wholesome, if ye would drink it up;  
It passeth Malmeſey, Caprick, Tyre or Hypocoras;  
By my faith, I think, a better drink never was.

Die Geſchichte von des Königs Vergiftung erdichtete Bale, weil ſie ihm Gelegenheit zu Angriffen gegen die Katholiken gab. Die Bitterkeit ſeiner Sprache gegen die römischen Priester geht über Alles. Er erlebte noch den Sieg der Reformation zu Anfang der Regierung der Königin Eliſabeth. Das dritte von der Gambengesellschaft herausgegebene Werk iſt eine metriſche Erzählung der Thronentſetzung Richard II., von Bright herausgegeben. Jetzt wird eine Sammlung von Briefen über Staats- und Privatangelegenheiten von Eduard IV. bis Heinrich VIII. zum Druck vorbereitet. 101.

Nach dem Tode der Herzogin von Abrantes erſchienen von ihr zwei Romane: „Die Herzogin von Balombray“ und „Hedwig“. Sie ſollen ſehr mittelmäßige Compoſitionen, von geringem Intereſſe ſein und an das Romangenre der Madame Genlis erinnern. Beſonders findet man in der „Herzogin von Balombray“ eine ſade Frömmigkeit, die mit allen jenen Feivolitäten, Abergelheiten und kleinlichen Leidenschaften verſetzt iſt, welche dem zur Modefache gewordenen „religiöſen Erwachen“ in der großen Welt anzukleben pflegen; ein falſches, prätentioſes Genre, womit die neue Ariſtokratie die Verirrungen der Ariſtokratie von ehemals nachäffen will. „Hedwig“ iſt eine Epilode aus der polniſchen Geſchichte und, ſoviel wir wiſſen, auch von deutſchen Romanchriſtſtellern, z. B. Frommliſch, bearbeitet. Die franzöſiſche Kritik äußert ſich dahin, daß der Roman: „Hedwig“, einiges Intereſſe bietet, aber von empfindſamen Phraſen und Exclamationen vollgepfropft ſei, die weder die Schwere der Geſchichte, noch den Reiz des Romans für ſich hätten; die Lecture ſei ermüdend, und es verlohne der Mühe nicht, ſie nur anzufangen.

Der „Liverpool ſtandard“ verſpricht dem Werke: „Second ſeries of random recollections of the Lords and Commons“, vom Verfaſſer von „The great metropolis“, „The bench“ u. ſ. w. (2 Bände), eine eben ſo ausgebreitete Popularität, als die erſte Reihenfolge deſſelben Wertes erlangt hat.

In „Shakspeare and his friends or the golden age of merry England. A hiſtorical romance“ (3 Bände) treten Shakspeare, Burbage, Sir W. Raleigh, die Königin Eliſabeth und andere berühmte Zeitgenoffen Shakspeare's in lebhafter Portraittirung auf. Der erhabene Charakter, der ſchlagfertige Witz und das edle Benehmen des unſterblichen Dichters ſollen mit ſeltenem Erfolge gezeichnet ſein. 108.

### Kriegsgeschichte.

1. Denkwürdigkeiten aus dem Kriege von 1813 von A. Michailowſky Danilewſky. Nach der zweiten Auflage des russischen Originals übersetzt von S. Jakowlof. Breslau, Pelz. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
2. Darstellung des Feldzuges in Frankreich im Jahre 1814 von Michailowſky Danilewſky. Ins Deutsche übertragen von Karl v. Kogebue. Mit 23 Karten und Plänen. Zwei Bände. Riga, Götſchel. 1837. Gr. 8. 5 Thlr.
3. Geschichte des Feldzuges von 1815 in den Niederlanden und Frankreich, als Beitrag zur Kriegsgeschichte der neuern Kriege. Mit drei illuminirten Plänen. Erster Theil. Berlin, Mittler. 1837. Gr. 8. 3 Thlr.

Zwei in jeder Hinsicht verschiedene Schriftsteller rufen durch die hier genannten Werke der Lesewelt eine Zeit zurück, die, obgleich längst vergangen, doch unvergeßlich ist. Beide Geschichtschreiber haben die nicht Jedem gebotene Gelegenheit gehabt, den Zusammenhang jener Begebenheiten in ihren feinsten Fäden so bis zu ihrem Ursprunge verfolgen zu können; dennoch weichen sie darin ganz voneinander ab, daß der Verf. der ersten beiden Werke hauptsächlich Anekdoten, der des letztern aber den Gang der Ereignisse mit der Genauigkeit erzählt, die zur richtigen Beurtheilung derselben unerläßlich ist. Die von dem Obersten Bontourlin in der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen „Histoire de la campagne de Russie“ ausgesprochene Meinung, „daß der Gesichtspunkt seines Buches bloß russisch sei, und daß dies auch so sein müsse, indem jeder Militair den Ruhm seiner Nation über Alles setze“, ist von dem General Michailowſky Danilewſky mehr, als gut ist, festgehalten worden. Sollten die Nicht-russen, welche an jenen Ereignissen Theil genommen haben, die beiden erstgenannten Werke lesen, so dürfte mancher Widerspruch laut werden, welchen der Verf. vielleicht deshalb nicht fürchtete, weil er in russischer Sprache schrieb.

Da jene merkwürdigen Ereignisse bereits in beinahe allen Sprachen und von den verschiedensten Seiten dargestellt worden sind, so hätten wir in dem vorliegenden Buche etwas Ausgezeichnetes erhalten können, wenn der General Danilewſky zu der treuen Benutzung jener Schrif-

ten die meistens deshalb sehr zu beachten sind, da deren Verf. bei ihren damaligen Stellungen Quellen offen waren, die Andern verschlossen blieben, nur Das hinzugehan hätte, was ihm besser als diesen bekannt geworden ist. Denn nach S. xiv standen ihm nicht allein die Correspondenz des Kaisers Alexander, der Feldmarschälle Kutosow, Barclay de Tolly, Wittgenstein und anderer Generale offen, sondern auch der Kaiser Nikolaus bot ihm noch specielle Mittel dar, um die S. xii gerügte Unvollständigkeit aller über diesen Krieg erschienenen Schriften, „besonders was die Russen anbetrifft“, zu ergänzen. Aber eben weil das Buch eigentlich nur für diese geschrieben ist, so blieb der Verf. nicht unbefangen genug, um von seinen „Denkwürdigkeiten“ sich allgemeine und dauernde Anerkennung versprechen zu können.

Hat der General v. Clausewitz im siebenten Bande seiner hinterlassenen Werke durch die strategische Beleuchtung desselben Feldzuges die Grundzüge dieses Gemäldes mit vieler Klarheit und Schärfe gezeichnet, so hat es Danilewſky durch das Einflechten mehrer Anekdoten auszuschnücken versucht, aber durch mangelhafte Vertheilung von Licht und Schatten grade des guten Eindruckes beraubt, welchen er hervorbringen wollte. Obgleich wir den General Danilewſky mit Correggio hinsichtlich der Meisterhaftigkeit nicht vergleichen können, so haben Beide doch darin eine Ähnlichkeit, daß während dieser in seinem Bilde: die heilige Nacht, alles Licht und allen Glanz von dem Sohne Gottes ausströmen und die Umgebungen dadurch erleuchten läßt, jener den Kaiser Alexander zu dem belebenden Principe macht, durch welches nicht allein seinen Umgebungen, sondern auch allen commandirenden und ausübenden Militairs, ja selbst dem diplomatischen Hauptquartiere Kraft und reges Leben gegeben wird, ohne welches weder Vandamme bei Kulm gefangen worden, noch die verbündete Armee 1814 nach Paris marschirt wäre. Je allgemeiner die Tapferkeit der russischen Armee anerkannt ist, desto mehr müssen wir bedauern, daß der Verf. die von ihr begangenen Verfehen nicht allein zu beschönigen, sondern sogar entweder den verbündeten Corpsführern, oder den mitleidenden fremden Truppen aufzubürden sucht.

Vollkommen Recht hat er aber, wenn er S. xlii sagt: „Ich glaube: man wird in diesem Werke Manches



finden, was der Aufmerksamkeit meiner Vorgänger in der Beschreibung dieses Feldzuges entgangen ist, oder ihnen ganz unbekannt war. Hätte ich dieses nicht thun (?) können, so würde ich auch nicht geschrieben haben.“ Ob dieses „Manches“ aber auch zuverlässig ist? das wollen wir nicht behaupten; wenigstens lesen wir schon in dem „Preussischen Militärwochenblatte“ in einer sehr kurzen Beurtheilung dieses Buchs folgende Stelle: „Auch kann es nicht ungerügt bleiben, daß die Erzählung (S. 69) von dem verschlafenen preussischen Beamten vor der Schlacht von Groß-Görtschen ein Märchen ist, das der Verf. sich von irgend einem Späßvogel hat aufbinden lassen.“ Gleiche Verwandniß mag es wol auch mit dem Schließen der berliner Stadtpolizei (S. 26) auf die Volkshäufen haben, welche mehr als andere den Wunsch äußerten, zu den Russen zu stoßen. Der officielle Bericht des Grafen Wittgenstein über den feierlichen Empfang in Berlin sagt nichts darüber.

Der Raum dieser Blätter gestattet weder auf das Einzelne noch auf die mancherlei Widersprüche einzugehen, in welche der Verf. mit seinen Vorgängern gerathen ist, wir heben daher nur Einiges heraus, was demselben bei seiner besondern Stellung vielleicht allein bekannt geworden ist und für den Leser Interesse hat.

Nach der Herstellung von einer bei Tarutino erhaltenen Wunde reist Danilewsky mit dem General Konownitsin, dessen hohe Eigenschaften sehr gerühmt werden, von Petersburg zur Armee, die schon bis Ploßk vorgeückt war. Hier wird er Adjutant des Fürsten Kutusow und nach dessen Tode in gleicher Eigenschaft bei dem Chef des kaiserlichen Hauptstabes, Fürsten Wolkonsky, angestellt. In neunzehn Capiteln werden uns die diplomatischen und militairischen Begebenheiten des J. 1813 zurückgerufen und die Armee vom Niemen bis zum Rhein begleitet. Der in Meresch am 13. Januar 1813 von dem Fürsten Kutusow erlassene Tagesbefehl, welcher mit den Worten endet: „Es ist unumgänglich notwendig, die Vernichtung des Feindes in seinem eignen Lande zu vollenden“, bekundet zu deutlich die Absicht des Kaisers Alexander, als daß es befremden sollte, wenn er mit mehr Beharrlichkeit als seine Verbündeten, selbst als das Kriegsglück zu schwanken schien, keinen Frieden mit Napoleon schließen wollte.

Zu der mehrfach ausgesprochenen Unzufriedenheit des Verf. mit der preussischen Armee glauben wir die Hauptveranlassung in dem zweiten Capitel finden zu können, indem die Generale v. York und v. Bülow sich weigerten, den wiederholt von dem Fürsten Kutusow und Grafen Wittgenstein an sie erlassenen Aufforderungen, mit ihren Corps sich der russischen Armee anzuschließen, eher nachzukommen, als der König von Preußen sie dazu bevollmächtigte. Es scheint uns, daß man im russischen Hauptquartiere die zwischen den Generalen v. York und v. Diebitsch in der poschorunner Wähe abgeschlossene Convention anders gedeutet habe, als der Buchstabe lautet, sonst könnte der Befehlshaber der russischen Armee eine solche Aufforderung wol nicht erlassen

haben, noch weniger aber über deren Nichtbefolgung zürnen, wie in diesem Buche klar genug angedeutet ist.

Die verschiedenen Tagesbefehle und Briefe des Fürsten Kutusow geben ein treues Bild seiner Operationen 1812 und seiner Ansichten des Krieges von 1813, den er nie zu weit von seinen Depots entfernt zu sehen wünschte. Über die damalige Persönlichkeit des schlauen Fürsten Kutusow (welchen Clausewitz „Suwarow in etwas verkleinertem Maßstabe nennt“) sprechen nachstehende Züge.

Das Bild der Nichtigkeit der irdischen Größe stand jedesmal lebendig vor meiner Einbildung, wenn der Ketter Russlands, während seiner Krankheit im Bette liegend, mir seine Befehle mit einer so schwachen, einer so dahinscheidenden Stimme erteilte, daß ich kaum seine Worte vernehmen konnte. Doch war sein Gedächtniß sehr frisch; er dicitirte mir oft einige Seiten, ohne anzuhalten; selbst aber schrieb er ungern und sagte mir in dieser Hinsicht: er habe nie ordentlich schreiben lernen können, obgleich in allen (?) Fächern des menschlichen Wissens er ausgebreitete Kenntnisse besaß. Wenn er nicht körperlich litt, war er immer heiter. Es ist bekannt, daß er ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechtes war. Auf einem Balle in Kalisch entfernte ich mich in die abgelegensten Zimmer; in dem einen derselben höre ich lachen; ich gehe hinein, und was erblicke ich? den locherbekränzten Feldmarschall, der schönen sechzehnjährigen Polin Rajatuschewka die Schuhsänder anbinden.

Über die Generale Blücher und Scharnhorst und den Minister Stein äußert sich der Verf. öfter lobend, besonders richtig urtheilt er über den Fürsten Blücher:

Ihn leitete eine unsichtbare Hand! Seine Operationsanordnungen beruhten weniger auf der Berechnung, als auf einer Art von Inspiration, und der mächtige Siegesgenius stand ihm zur Seite. Blücher zeichnete sich nicht durch weltumfassende Kenntnisse in der Kriegskunst aus; er nahm gern die Rathschläge der ihn umgebenden Generale Sneysenau und Mülling an. Aber ihre auf strategische Principien begründeten Pläne befehlte er mit seinem ungekümten Muthe und heroischer Kühnheit, die er auch seinen, auf ihn fest vertrauenden Truppen einzuflößen wußte.

Auch die Anstrengungen des preussischen Volks sowie die Tapferkeit der Truppen in der Schlacht von Groß-Görtschen werden S. 52 u. 102 ehrenvoll erwähnt, dennoch meint er: „Man mußte unsere neuen Bundesgenossen zu entschiedenen Handlungen anfeuern und begeistern und besonders jene Furcht vernichten, welche bei ihnen der Name Napoleon erregte!“

Zuweilen muß man glauben, die Vergangenheit sei unserm Verf. ganz verborgen geblieben, wenigstens scheint er die Anstrengungen des Herzogs von Braunschweig-Dts, Dörnberg's, Schill's u. A. nicht gekannt zu haben, sonst könnte er nicht sagen:

Bei aller Vaterlandsliebe der Deutschen hatten sie noch kein Vertrauen in ihre eignen Kräfte; sie glichen den zum Tode verurtheilten Schlachtopfern und waren bereit, mit Ruhm zu sterben, hofften aber nicht, Den zu besiegen, der in einigen Tagen zwei große Monarchien, Osterreich und Preußen, zertrümmerte.

Allerdings mögen diese beiden Staaten in den Kriegen von 1806, 1806 — 7 u. 1809 von Russland mehr Unterstützung gehofft haben, als es ihnen leistete, und sie durch diese fehlgeschlagene Hoffnung zu nachtheiligerem Frieden gezwungen worden sein; haben aber nicht grade

jene genannten Männer und ihre Corps am besten bewiesen, daß sie auch ohne die Russen und mit geringen Mitteln Deutschland von dem Joche Napoleon's zu befreien hofften? Sind die preussischen freiwilligen Jäger, das Lützow'sche Corps und die hanseatischen Truppen wie „zum Tode verurtheilte Schlachtopfer“ in die verschiedenen blutigen Gefechte gezogen? Sagt der Verf. S. 65, wo er von der Ankunft des York'schen Corps auf dem Schlachtfelde von Großgörschen spricht, nicht selbst: „Es befanden sich darunter ganze Bataillone, die aus jungen, freiwillig in den Dienst getretenen kampflustigen Leuten zusammengesetzt waren“. Sollten diese „kampflustigen Leute“ keine Hoffnung, zu siegen, und „kein Vertrauen in ihre eignen Kräfte“ gesetzt haben? Dergleichen Widersprüche finden wir oft, wenn es darauf ankommt, Rußland herauszuheben. So heißt es S. 21:

Die activen Regimenter, welche in vielen hartnäckigen und blutigen Schlachten, die in Schlesien, Sachsen und andern von Rußland weit entfernten Gegenden Deutschlands und Frankreichs vorfielen, erschienen bald, durch Reservetruppen verstärkt, vollständig auf dem Kampfplatze.

und später S. 101: der Waffenstillstand wäre wegen der Desorganisation der russischen Armee nöthig gewesen, weil es Regimenter gegeben, die nur 150 — 200 Mann ins Gewehr stellen konnten.

Schon oben sagten wir, daß der Verf. den Kaiser Alexander gern zu dem in diesem Kriege Alles mit neuer Kraft belebenden Principe machen will. Dies tritt S. 111 recht deutlich hervor, wo er sagt:

Diejenigen aber, die das Glück hatten, während des Feldzuges beständig in der Umgebung Sr. Majestät zu sein, können die Wahrheit bezeugen, daß er alle Unternehmungen, alle Anstrengungen und alle die ungeheuern Massen alliirter Truppen nur zu Einem Zwecke hinlenkte und nicht nur die Bewegungen der Hauptarmee, bei der er sich befand, leitete, sondern auch die abgesonderten Armeen, deren Oberbefehlshabern vorgeschrieben war, über Alles direct an ihn zu berichten und immerwährend mit ihm zu correspondiren.

Sowol vor der Schlacht von Kulm als auch vor und nach der Schlacht von Leipzig, während der Waffenruhe in Schlesien, Frankfurt, später in Langres, Troyes, Chaumont und Paris, überall ist es Alexander, der, „allein entschlossen“, sowol die militairischen Operationen als auch „die Verwaltung der verschiedenen Provinzen Deutschlands“ und die Unterhandlungen mit Napoleon und der interimsistischen Regierung in Paris leitet. Die Unterhandlungen in Trachenberg am 12. Juli 1813 werden S. 107 erzählt. Der Kaiser Alexander, den ihm angebotenen Oberbefehl über sämmtliche Armeen ablehnend, und der König von Preußen scheinen nach der Erzählung ganz passiv dabei gewesen zu sein, wenigstens sagt der Verf., daß der Kronprinz von Schweden mit dem russischen General v. Toll, dem preussischen General v. Ansebeck und dem schwedischen General v. Edwenhielm den Operationsplan verabredet hätte, welchen der General v. Diebitz am 13. Juli ins östreichische Hauptquartier gebracht habe.

Vom Waffenstillstande ab operiren drei verschiedene

Armeen; bei der des linken Flügels befinden sich die Monarchen und das schreckende Hauptquartier, welches unserm Verf. mehrmals Anlaß zu Klagen gibt. Daß dies ihm nicht allein und jetzt bloß so gehe, sucht er durch eine Anekdote Suwarow's zu beweisen, der auf die Frage: Warum Hannibal bei Zama geschlagen worden sei? schnell geantwortet habe: „Weil in Karthago ein Hofkriegsrath war.“ Wenn nun auch nicht zu leugnen ist, daß grade bei der Hauptarmee die größte Unsicherheit und Langsamkeit in den Bewegungen stattfand, so ist doch die Ansicht des Verf. ganz ungegründet, daß die Verbündeten alles Schwierige den Russen auszuführen überlassen, den Ruhm aber für sich in Anspruch genommen haben. Besonders erkennt er in den Bewegungen der östreichischen Generale ein Bestreben, ihre Soldaten gern vom Feinde entfernt zu halten, wie dies aus der Erzählung S. 130 — 137 hervorgeht. Auffallend ist es wol, daß nach einem kurzen, wenn auch beschwerlichen Marsche von nur sechs Tagen der Fürst Schwarzenberg, welchen der Kaiser Alexander sehr treffend „l'homme de la coalition“ nennt, darauf bestand, seine Armee nach Böhmen zurückzuführen, weil sie „Mangel an Proviant, Munition und Schuhen litt“.

(Die Fortsetzung folgt.)

### M a n c h e r l e i.

Das Bedürfnis des Glaubens ist unter Menschen so allgemein und groß, daß jeder Einzelne sich darin hilft, so gut er kann. Ohne Glauben an ein Unsichtbares, ohne alle religiöse Grundlage der Gedanken verliert der Mensch seine ganze geistige Würde und Haltung. Aber auf gut Glück zu glauben, widerspricht der Besonnenheit des gebildeten Menschenseins. Daher entsteht die doppelte Hinneigung zu fremder Autorität und eigener philosophischer Speculation. Beide sind ursprünglich aus demselben Glaubensbedürfnis hervorgegangen, trennen sich jedoch in ihrem Gebrauch und führen zu einer verschiedenen, oft gegeneinander feindseligen Stellung. Einem daraus hervorgehenden Zustande des Schwankens und Zweifels ist nur zu begegnen durch Glaubensgründe. Diese Gründe beziehen sich für die fremde Autorität auf ihre Hoheit und Reinheit, für die philosophische Speculation auf Richtigkeit und Wahrheit gewisser metaphysischer Lehrsätze. Erstere Beziehung ist die des sogenannten Supernaturalismus, letztere die des sogenannten Rationalismus, welche Ausdrücke, ihrem Wortsinne nach, den Unterschied mangelhaft bezeichnen; denn jener will kein Irrationales sich aneignen, dieser nicht das in der bloßen Sinnennatur Wahnehmbare.

Der Supernaturalismus indessen, wenn er durch seine Begründung ein lebendiges Glaubensvertrauen hergestellt hat, kann den Rationalismus entbehren; dieser dagegen, wenn er durch seine Begründung metaphysischer Lehrsätze zum festen Glauben verhilft, kann den Supernaturalismus von sich ablehnen. Beide können aber auch in ihren Resultaten zusammen treffen und ihren Glauben gegenseitig verstärken. Obwohl eine solche Doppelverstärkung eigentlich Ziel des ursprünglichen Glaubensbedürfnisses wäre, kommt es dennoch selten dazu, weil jede Leber sich selbst genügen will und bei ihren Anhängern die Begierde und den Stolz des Ausschließlichen entwickelt, ungefähr wie in der bürgerlichen Gesellschaft der Besitz des ausschließlichen Eigenthums. Wohlverstanden soll der Glaube in beiden Lehren ein vernünftiger, auf Gründe des Nachdenkens gestützt sein; also ließe sich vom Denkglauben sprechen. Nämlich das bloße Den-

ten ist nicht der Glaube, sondern es führt zu ihm. Unglaube fände statt in doppelter Beziehung: einmal derjenigen auf äußere Autorität, dann derjenigen auf philosophische Speculation. Der Autoritätsglaube bezeichnet den bloßen Rationalisten als einen Ungläubigen, kann es aber nur in Vergleichung mit sich, mit seiner Art des Glaubens. Der bloße Rationalist könnte seinerseits, wenn er eine entschiedene Glaubenslehre sich bildete, den Supernaturalisten einen Ungläubigen heißen, nämlich in Vergleichung mit sich, daß jener mit seinem Glauben nicht übereinstimmt. Bölliger Unglaube eines Menschen wäre nur derjenige, welcher supernaturalistische wie rationalistische Glaubensgründe verschmäht und deshalb nichts Übersinnliches glaubt. Dies wäre der vollendete religiöse Scepticismus. Es hat bekanntlich philosophische Sceptiker gegeben, die supernaturalistische Gläubige waren; auch das Umgekehrte könnte stattfinden.

Große Verwirrung in diese Verhältnisse bringt der Begriff des Erkennens. Wir haben angenommen, eine Erkenntnis, nämlich der Glaubensgründe, führe zum Glauben. Der Glaube aber hat einen Inhalt, und dieser ist doch wiederum Erkenntnis zu nennen. Allerdings, jedoch als Erkenntnis des Übersinnlichen verschieden von jeder sinnlichen Erkenntnis. In das Gebiet der letztern wird nun jeder Glaubensinhalt hineingezogen, wenn auch nur bildlich und symbolisch. Daber ist supernaturalistischer und rationalistischer Glaubensinhalt mehr oder weniger in Bildern und Symbolen gegeben. Dies thut der subjectiven Überzeugung keinen Eintrag, aber schadet der objectiven, in Lehre und Wort ausgedrückten Einseitigkeit des Glaubens.

Jacobi suchte seiner Zeit philosophisch zu zeigen, wie mit jedem Erkennen, auch demjenigen durch Sinne, ein Glaube notwendig verbunden sei, wie also hierin die Glaubenserkenntnis des Übersinnlichen sich gar nicht von jeder andern Erkenntnis unterscheidet. Ferner, daß alle Glaubenserkenntnis eine unmittelbare, nicht eine vermittelte — das abgeleitete Wissen im engeren Sinne — sein könne. Bei ihm also liegen die Glaubensgründe in der durch philosophische Speculation aufgezeigten allgemeinen Nothwendigkeit, Unmittelbarkeit und Unabweisbarkeit des Glaubens selbst. Damit berührt er gar nicht jene Glaubensgründe des vernünftigen Supernaturalisten, die dessen Glauben vermitteln und stark machen, und verhält sich gegen manche Bilder und Symbole der christlichen Lehre ablehnend. Er ergreift ausschließlich das würdige Bild und Symbol geistiger Freiheit, Persönlichkeit, Güte und Weisheit, und hierin mit einem Grundgedanken des Christenthums übereinstimmend. Der Glaube aber des Menschen kann nicht genug verstärkt werden, auch Glaubensgründe der Geschichte sind nicht zu verschmähen, und daran behaupten die christlichen Supernaturalisten mehr zu besitzen als Jacobi, welches er selbst ihnen auch wol einräumt. Gewonnen ist jederzeit, wenn eine die Nothwendigkeit des Glaubens erhärtende Philosophie mit dem lebendigen Glauben nicht in Widerstreit geräth. Andere Philosophen wollen durch Speculation eine vollkommene Erkenntnis gefunden haben, welche keines Glaubens bedarf, theosophisch sich selbst genügt und den Glauben des Christenthums zur Wissenschaft im engeren Sinne, der vermittelten vollkommenen Einsicht, verwandelt. Die Versicherung lautet bedeutungsvoll genug, ist aber durch einige pantheistische Bilder und Symbole schlecht bewahrt.

Im neuern Streite zwischen Supernaturalismus und Rationalismus dürfte man mit beiden nicht uneinig sein, ohne jeder Partei ganz Recht zu geben. Der lebendige Glaube des Supernaturalisten stützt sich auf Autorität, deren Annahme durch Glaubensgründe vermittelt wird. Auch der gläubige Rationalist muß Glaubensgründe gelten lassen, nur thut er es in Bezug auf Glaubensinhalt mit geringerer Ausdehnung. Wie weit oder wie eng hierin Jeder seinen Kreis ziehe, ist im Allgemeinen unbestimmbar, doch wird eine Abmattung Beifall ver-

dienen, sobald Eitlichkeit, religiöses Vertrauen, geistige Ruhe und Sicherheit den Gläubigen auszeichnen; sie wird nur dann verwerflich, sobald Unsittlichkeit, Furcht und Jagen, innere Zerwürfniß des Geistes durch einen Glaubensinhalt herbeigeführt scheinen. Über Bilder und Symbole, in denen die Lehre dargestellt wird, sollte man nicht viel streiten. Wenn aber der Rationalist allen Autoritätsglauben, als schlecht hin verwerflich, beseitigt wissen will, oder wenn der Supernaturalist gegen den Gebrauch der Vernunft und Darlegung von Glaubensgründen eifert, also blind einer Autorität gefolgt wissen will, dann werden eigentlich beide Theile unvernünftig, womit kein Vernünftiger sich befreunden mag.

Die Lesung der Briefe, Sendschreiben und Bedenken Luthers tröstet durch die Zuversicht, welche dem Manne eigen ist, und zugleich durch die Jaghaftigkeit, welche man zuweilen an ihm gewahrt wird. Kann letztere einen Glaubenshebeln wie Luther übermannen, so dürfen andere Erbenmenschen sich nicht schämen, wenn sie gleichfalls übermannt werden. Ein ganzes Leben hindurch ohne Ausnahme Held zu sein, ist vielleicht Niemandem vergönnt; glücklich genug, wer es ist, wo es von ihm gefordert wird, oder wer es wenig zu sein braucht, oder wer seine Schwäche vor sich oder Andern verbergen kann. Bei dem ungemein gefunden Verstande, der Luther auszeichnet, fehlt es übrigens nicht an Widersprüchen (verschiedene Ansicht derselben Sache zu verschiedenen Zeiten), Leidenschaft und Einseitigkeit (wie gegen die Sacramentirer, die Zwinglianer), und er hat dies mit neuern Philosophen gemein, die doch weit ruhiger vor dem Schreibtiß Alles in Paragraphen lassen. Was in der Welt geschieht, denkt sich unser Reformator in zwei ursachliche Pole vertheilt, nämlich Christus (sein eignes evangelisches Streben) und Satan (der Papst, seine Widersacher), und es hat diese Überzeugung auf Sicherheit und Beharrlichkeit seines Handelns entschiedenen Einfluß, ja, es fragt sich, ob ohne irgend eine ähnliche Überzeugung Jemand kräftig wirken könne, und ob manche Kraftlosigkeit unserer Tage nicht aus dem Mangel einer solchen Überzeugung stamme? Luther hielt die Bahnsinnigen für vom Satan besser, bezog auf den Fürsten der Finsterniß alle Krankheiten, besonders allgemeine, wie Pestilenz in Wittenberg, so auch Kriege der Fürsten, Streitigkeiten der Theologen, sündhafte Sinnestart der Welt, häusliches Unglück u. s. w. Medicinische und theologische Philosophie möchte viel dagegen einwenden; aber Kraft hatte jener Glaube, Kraft zum Kampfe, die nicht ermüdete, nicht zum bloßen stofflichen Gleichmuth herabsank.

28.

### Literarische Anzeige.

## Neue schönwissenschaftliche Schriften im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

- Dolfiner, Ideal und Wirklichkeit.** 8. 1 Thlr. 6 Gr.  
**Duller (Eduard), Kaiser und Papst.** Roman. Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.  
**Eitner (Karl), Der moderne Lazarus.** Eine Zeitnovelle. 8. Geh. 2 Thlr.  
**Skizzen aus dem Alltagsleben.** Erstes Bändchen: Die Tochter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.  
**Sternberg (A. von), Fortunat.** Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

### Kriegsgeschichte.

(Fortsetzung aus Nr. 322.)

Von ganz besonderm Interesse war uns das zwölfte Capitel, welches ausschließlich Moreau gewidmet ist, von dem Einzelnen schon vorher erzählt wurde, wodurch man seinen Geist kennen, aber auch einsehen lernt, wie wenig er auf die Führung dieses Krieges habe einwirken können, da die Hauptsachen bereits am 12. Juli in Trachenberg verabredet waren, und Moreau am 24. Juni erst aus Amerika abreiste, am 6. August in Gothenburg landete und am 16. August in Prag ankam. Daß er Napoleon's Kriegführung kannte, beweist die S. 254 fg. abgedruckte, dem Kaiser in Jungfer-Teinß am 23. August übergebene Note. In dem Augenblicke als Moreau die gefährliche Wunde erhalten hat, sagt er: „Ich sterbe!... aber wie süß ist es, für die gerechte Sache und unter den Augen eines so großen Monarchen zu sterben.“

Bei dem Rückzuge von Dresden entwickelt Alexander vorzügliche Thätigkeit und Umsicht, ohne welche die Hauptarmee bis hinter die Eger zurückgegangen wäre. Der damalige preussische Oberst, jetzt General der Infanterie v. Schöler, wird mit dem Befehle zum General v. Kleist geschickt, „nicht nach Dux, sondern nach Sinnwald“ zu marschiren, um die „von Peterswalde herabsteigende feindliche Colonne“ aufzuhalten. Die Wege waren so vom Fuhrwerke gesperrt, daß der Oberst vom Pferde steigen und seinen Weg zu Fuß vollenden mußte. Auch sieht sich hier der Fürst Metternich, durch den Kaiser Alexander dazu aufgefordert, genöthigt, einem östreichischen General den schriftlichen Befehl zu ertheilen, sein Corps, anstatt nach Dux, zur Unterstützung des Generals Ostermann nach Teplitz zu führen.

Unter die etwas romanhaft klingenden Geschichten rechnen wir den S. 180 erzählten Übergang des Fürsten Rudaschoff mit zwei Schwadronen Husaren und 200 Kosacken über die Elbe, welcher nicht nur „in zehn Tagen 450 Werst zurückgelegt“, sondern auch bei der Überfahrt „zweien Rähnen“ begegnet haben soll, „die Dr. Martin Luther's Bibliothek von Wittenberg nach Dresden brachten“, wovon man aber dort nichts weiß; sowie auch den Marsch zu Einem über einen schmalen Damm, den Graf Drlow Denisow mit dem Leibkloakenregimente unter heftigem Kartätschenfeuer während der Schlacht von Leipzig bei

Wachau machte, und die Art und Weise, mit welcher S. 235 der General Emanuel mit „3 Unteroffizieren und 11 Gemeinen nach der Schlacht von Leipzig 2 Generale, 3 Stabsoffiziere, 15 Offiziere und 400 Gemeine“ gefangen nimmt.

Die Schlacht von Leipzig erfüllte, was 1803 in dem Buche: „Sketches on the intrinsic strength of military and naval force of France and Russia“ vorhergesagt wird. Obgleich es nicht zu dem uns vorliegenden Werke gehört, glauben wir doch die bezügliche Stelle, im Interesse unserer Leser übersetzt anführen zu müssen.

Die Oberhäupter von Rußland und Frankreich werden ihre Kräfte ziemlich im Mittelpunkte der (civilisirten) Welt gegen einander messen (measure). Der Beweggrund ihres Streites wird weder ein Bisthum noch eine Zuckerinsel sein. Sie werden sich nicht damit beschäftigen, zu entscheiden, ob man ihre Messe lateinisch, oder griechisch lesen soll. Sie werden nicht aus ihren Lagern gehen, um zu scharmuziren, und in der Folge jeder nach seiner Seite sich zurückzuziehen. Sie werden sich nicht schlagen, um Eroberungen zu machen, die sie alsdann wieder aufgeben... Einer oder der Andere wird Herr des Schlachtfeldes bleiben, und mit dem Schlachtfelde der Dictator der Welt.

Wenn Alexander auch nicht unbedingter „Dictator“ geworden ist, so war nicht nur während des Krieges, sondern auch im tiefen Frieden der mächtige Einfluß Rußlands in der Politik und dem Handel unverkennbar so überwiegend, als es vorher der Frankreichs in Deutschland war.

Über die langsamen und saumseligen Bewegungen des Grafen Giulay bei der Verfolgung der Franzosen klagt der Verf. S. 240 und berichtet nach so vielen ersten auch folgende sehr komische Scene, die ein sprechender Beweis ist, daß die Eigenliebe alle andern Empfindungen unterdrückt. Danilewsky sieht nach der Einnahme von Leipzig einen französischen Offizier weinen, den er zu trösten sucht und ihm seine Dienste anbietet. „Wir kann nichts helfen!“ antwortet dieser; „in diesen Tagen wird auf einem pariser Theater meine Komödie gegeben, und ich befinde mich in meiner unglücklichen Lage außer Stande, zu erfahren, wie das Publicum mein Stück aufnehmen wird.“

Ehe wir zu den „Darstellungen der Feldzuges in Frankreich im Jahre 1814“ übergehen, müssen wir noch erwähnen, daß die Bewegungen des Kronprinzen vor der

Schlacht von Leipzig und die Aufstellung des Generals v. Wrede bei Hanau, die andere Schriftsteller oft getadelt haben, von unserm Verf. gebilligt werden.

Der Kaiser Alexander entwarf nach seiner Ankunft in Frankfurt einen Plan zu dem bevorstehenden Feldzuge in Frankreich, den er auch dem Kronprinzen von Schweden mittheilte. Durch diesen Plan entschied er die Frage über Krieg und Frieden und „zerhieb den gordischen Knoten. Er wandte nicht einen Augenblick in der Überzeugung, daß der Krieg ungesäumt ins Innere von Frankreich, an dessen Grenzen einft Eugen, Marlborough und selbst Suwarow ihren siegreichen Zug abbrechen, verlegt werden müsse“. Die von Napoleon durch seinen Gesandten am weimarschen Hofe, Baron v. St.-Aignan, gemachten Friedensvorschlage hatten kein Resultat, und Alexander führte am 1. Jan. 1814 die russisch-preussischen Garden, aus 33 Bataillonen, 51 Schwadronen und 12 Batterien Artillerie bestehend, bei Basel über den Rhein, um in Frankreich selbst Das zu bewirken, was ein Jahr früher in dem oben erwähnten zu Meretsch erlassenen Tagesbefehl ausgesprochen war. In den 15 Beilagen werden einige Schreiben des Kaisers Alexander an den Kronprinzen von Schweden, den Herzog Alexander von Würtemberg, die Generale v. Blücher, v. Bülow, v. Tauenzien und an die Wittve des Generals Moreau, sowie dessen bereits erwähnte, in französischer Sprache geschriebene, zu Jungferns-Telnitz eingereichte Note mitgetheilt.

Nr. 2. In diesem, geläufiger als das vorige übersehten Werke erzählt der Verf. Das, was die Armeen vom Rheine bis zur Rückkehr nach Deutschland gethan haben, wozu er 100 Seiten Raum mehr bedurfte, als zu den „Denkwürdigkeiten aus dem Kriege von 1813“. Diesmal bleibt er nicht blos bei der Hauptarmee stehen, sondern erzählt auch nebst vielen unerheblichen Einzelheiten Das, was bei der schlesischen und Nordarmee sich zutrug.

Dggleich schon in der Vorrede gesagt wird:

Auch hier, wie bei der Beschreibung des Feldzuges von 1813, wollen wir Alles einer aufmerksamen Eroterung unterwerfen, was wir von dem Kaiser Alexander wissen, worin namentlich der Einfluß unseres Monarchen bestand, weswegen er darauf beharrte, mit Napoleon keinen Frieden zu schließen, und welche Thaten von den russischen Truppen vollbracht wurden —

mithin wir vorbereitet sein mußten, ihr Lob vorzüglich erzählen zu hören, so durften wir doch erwarten, daß auch den Verbündeten ihr gerechter Antheil an dem endlichen Triumphe gelassen und nicht ihnen allein die Fehler zur Last gelegt werden würden, durch welche nach dem Verf. nicht nur der siegreiche Einzug in Paris verzögert, sondern auch sogar Napoleon zuweilen Gelegenheit zu Siegen gegeben und der Siegeslauf der Russen durch die Verbündeten nur gehemmt wurde. Jene beeinträchtigte man nach dieser Darstellung im Frieden auch noch dadurch, daß „die Truppen fast aller deutschen Herrscher ihre Geschichtschreiber gefunden haben, welche sich in die Siege theilten und sie ihren Landsleuten aneigneten; die Russen allein haben geschwiegen“.

Was seine Landsleute versäumten, holt nun der Verf.

in reichem Maße nach, muß aber die S. VII ausgesprochene Absicht, „weder eine Lobrede oder eine Schmähschrift für oder gegen eine der kriegsführenden Parteien zu schreiben“, oft vergessen haben, da seine Darstellungen in vielen Stücken sowol von deutschen als französischen Schriftstellern abweichen und mit einem glänzenden Firniß überzogen sind, der den flüchtigen Beschauer leicht täuschen kann. In dem ersten Bande werden in neun Capiteln die Begebenheiten vom 1. Jan. bis 1. März, oder von dem Übergange über den Rhein bis nach dem Tractate von Chaumont erzählt. Die Stärke der verbündeten Truppen ist über 400,000 Mann angegeben, welche, in 3 Corps vertheilt, über den Rhein gehen mußten, um den Feldzug von 1813 fortzusetzen. Die Schwarzenberg'sche Armee wird ohne die Kosacken auf 230,508 Mann mit 680 Kanonen, die Blücher'sche oder schlesische Armee auf 92,514 Mann mit 436 Kanonen und die Nordarmee auf 90,237 Mann angegeben. Von dieser letztern Armee erscheinen aber nur der General v. Winzingerode mit 35,257 und Bülow mit 30,000 Mann in dieser Darstellung, weil 25,000 Mann unter dem Kurprinzen von Hessen, den Herzogen von Weimar und Braunschweig und dem General v. Wallmoden in den Niederlanden und anderweitig beschäftigt waren. Diese Angaben weichen bedeutend von denen Plotho's, E. v. W. (des preussischen Generals v. Müffling I.) und Clausen's ab. Da aber grade Danilewsky die Schwarzenberg'sche Armee am größten und den Kaiser Alexander als den Hebel des Ganzen bezeichnet, so fragt man unwillkürlich, weshalb dieser nicht früher das Vorrücken so überwiegender Streitkräfte durchsetzte, besonders da der Landesstrich zwischen der obern Marne und Seine nicht zu den fruchtbarsten Frankreichs gehört und so lange der Kummelplatz der kriegsführenden Parteien war, wodurch die Verpflegung, über deren Mangel der Verf. S. 9 u. 12 klagt, immer schwieriger wurde? Der zweite Band enthält in sieben Capiteln die Ereignisse vom 25. Febr. bis zur Abreise des Kaisers Alexander von Paris nach London.

Wollten wir jede in diesem Werke gegen die Verbündeten gerichtete Klage erwähnen und aus andern Schriftstellern die Gegenbeweise dazusetzen, so würden wir die Geduld unserer Leser auf eine harte Probe stellen, besonders weil nebenbei auch so wenig Sorgfalt auf die Correctur des Buches gewendet ist, daß man oft nicht weiß, was der Verf. mit den dastehenden Worten meint. So wird erzählt, Blücher habe im Dec. 1813 die Franzosen von seiner wahren Absicht ablenken wollen und sei deshalb aus Höchst nach „Frankreich“ zurückgekehrt. Ganz unrichtig sind viele Daten und Namen angegeben, was um so mehr zu beklagen ist, als der Verf. doch Manches anführt, was bisher nicht bekannt war und zur Vervollständigung der Geschichte gehört. Auf die Frage: welche Idee liegt dem ganzen Buche zum Grunde? musen wir eine vierfache Antwort geben: und zwar soll es 1) beweisen, daß der Kaiser Alexander allein einen richtigen Überblick des Ganzen hatte und immer die Ansicht festhielt, Napoleon zu entthronen, aber deshalb doch, ungeachtet aller Auf-

forderungen dazu, nicht früher an die Wiedereinsetzung der Bourbons dachte, bis sie von der provisorischen Regierung in Paris gefordert wurde; die Russen kämpften allein mit gleicher Ausdauer und Umsicht und werden von ihren Verbündeten nicht nur nicht immer gehörig dabei unterstützt, sondern es wird ihnen auch das Schwierige auszuführen allein überlassen. Dann 2) daß das österreichische Cabinet durch den (Bd. 1, S. 125) dem Fürsten Schwarzenberg erteilten Befehl, nicht auf das rechte (linke) Ufer der Seine zu gehen, damit es Zeit zur Ausführung seiner friedfertigen Absichten behalte, offenbar Napoleon begünstigt habe, welchem überdem noch durch die Laune in den Bewegungen der österreichischen Truppen und das Bestreben ihrer Generale, immer einen Fluß zwischen sich und dem Feinde zu haben, oft die Gelegenheit geboten wurde, seine Armee ohne Verluste aus einer sehr ungünstigen Lage auf einen andern Lammplatz zu führen, wo sie mit Erfolg dem raschen Vordringen der Verbündeten einen Damm entgegensetzen konnte. Ferner 3) daß der König von Preußen ganz unthätig dahin mitgegangen sei, wohin Alexander wollte, und seine Truppen nach Bd. 2, S. 121 gegen das Ende des Feldzuges nicht immer dieselbe Thätigkeit bewiesen, durch welche sie sich im Jahre vorher ausgezeichnet hatten, und nach dem Einzuge in Paris ebenso wenig als auch die Östreicher darnach trachteten, ihren Triumph durch Bescheidenheit zu erhöhen, weshalb nach dieser Darstellung „auch kaum ein Tag verging, wo nicht zwischen preussischen und französischen Offizieren Zweikämpfe stattgefunden hätten und Blut geflossen wäre“. Endlich 4) daß England, nachdem es 20 Jahre im Kriege gegen Frankreich auf verschiedenen Punkten weder Menschen noch Geld sparte, in der Zeit, als die Befestigung Napoleon's mit ziemlichlicher Gewißheit vorauszu sehen war, dem im großen Hauptquartiere befindlichen Lord Castlereagh den Befehl erteilt hatte, „die Gelegenheit zu benutzen, um Frieden zu machen“, und daß dieser Diplomat nach S. 129 auch „hartnäckig darauf bestand“, wodurch dem Fürsten Schwarzenberg ein günstiger Vorwand für seine lauen Operationen gewährt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Die junge französische Literatur, beleuchtet von französischen Kritikern.

Man weiß, daß Madame Dubouant in ihrer männlichen Verpuppung als George Sand jüngster Zeit Bekanntheit abgelegt hat, die fast einer Generalbeichte für ihr vergangenes literarisches Leben und dem Versprechen, sich zu bessern, ähnlich sehen; man weiß auch, daß sie viele Angriffe erfahren hat, welche sie auf die Flecken in ihrer literarischen Person, die man immerhin als Schönplästerchen ansehen mag, aufmerksam gemacht haben mögen. Diese Erscheinung hängt offenbar mit einer veränderten Richtung des gesammten literarischen Geschmacks in Frankreich zusammen. Die Literatur des Schreckens, des freien Weibes, der Unnatur, der Verzweiflung scheint sich überlebt zu haben; man scheint ihrer überdrüssig geworden zu sein, was um so weniger Wunder nehmen kann, je unstäter Charakter und Geschmack der Franzosen sind. Diese Bemerkungen werden durch einige Aufsätze bewahrt, welche in zwei Num-

mern der „Revue du Nord“ enthalten sind. Freilich ist die „Revue du Nord“ eins der ernsthaftesten Journale Frankreichs, fast zu ernsthaft und trocken, um auf das leichte Blut der Franzosen einen tiefgehenden Einfluß zu gewinnen. Der eine dieser Aufsätze, ein Referat über Simon Pécontat's Gedicht: „Bolberg“, wird auf folgende Weise eingeleitet: „Zu keiner Zeit hat der Mensch mit größerem Rechte den biblischen Namen Enos, d. h. der Kranke, verdient, als in unserm 19. Jahrhunderte. Die fürchtbarste Krankheit zerfrisst jetzt in der That Verstand und Herz der Menschheit; der Zweifel heißt die Landplage, welcher selbst die edelsten und ernsthaftesten Geister ausgezehrt sind. Die Dichter selbst, bestimmt, von der Hoffnung und dem Glauben zu leben und die Kräfte des menschlichen Geschlechtes zu sein, haben ihre Bestimmung verleugnet und die Hymne der Verzweiflung angestimmt. Durch ganz Europa klangen die Klagen des „Ghilde Harold“ und „Manfred“ wieder, und überall fanden sie ihr Echo. Wir hauchten nur Gesänge des Schmerzes und Ingrimmes aus und bedieneten uns der göttlichen Sprache des Verpes nur zur Verwünschung. Die Dichter folgten blind den Forderungen der Menge, statt sie zu beherrschen, und statt Führer zu sein, wurden sie verführt; und wer berufen war an der Spitze voranzuschreiten, ließ sich herab, mit der Herde zu gehen. Weil man sah, daß ringsum Alles von der Skepsis befangen war, hatte man den Muth nicht, zu glauben, und so führte man die Poesie einen Weg, jenseit dessen ein Abgrund liegt.“ Was würde der Ref. erst zu den Bestrebungen der Skepsis in Deutschland sagen; die darauf hinausgehen, jeden religiösen Cultus als überflüssige Nebenbeng des menschlichen Daseins und als Hemmnis der Aufklärung hinwegzuräumen? Der wie anders kann man es verstehen, wenn Strauß im neuesten Hefte des „Freihafens“ mit einem Aufwande von Scharfsinn und Dialektik nachweist, unsere Religiosität könne in nichts weiter als einer Verehrung des „Genius“ bestehen? Und auf diese Meinung, daß wir jedem Genius Verehrung und Christo als dem höchsten Genius auch die höchste Verehrung bringen müßten, thut sich Strauß viel zu gut; denn somit wäre Christus als historisches Individuum gerettet, und Religion haben wollen ohne Christum, wäre nicht minder widersinnig, als der Poesie sich erfreuen wollen ohne Bezugnahme auf Homer, Shakespeare u. s. f. Wozu aber noch ein christlicher Cultus, wenn wir Christum bloß als Genius zu verehren haben, der Das für unser religiöses Bewußtsein geworden ist, was wir Strauß vorher erläutert, Sokrates seiner Zeit für die Philosophie, Pythias für die Bildhauerkunst und Homer und Shakespeare für die Dichtkunst gewesen sind?

„Bolberg“ ist ein religiöses Gedicht, folgendes dessen Inhalt: Bolberg ist ein Kind der Zeit, noch jung, alles Glaubens bar. Er hat sich an seinen Leidenschaften aufgerieben; das Leben ist ihm nur eine Maske, hinter welcher sich Schmerz und Unlust verbergen; die Erde bietet ihm nichts, und, um mit Goethe zu reden, Hölle und Himmel bieten ihm gleiche Qual. Da hüllt er sich in den Mantel und beschließt zu sterben. Eben will er seinen Entschluß ausführen, als ihm ein bejahrter Mann in die aufgehobene Hand fällt und ihn entwaффnet. Jetzt entspinnt sich zwischen Beiden eine religiöse Discussion, wodurch Bolberg bekehrt wird. Man sieht, der Plan ist äußerst einfach, aber der Ref. rühmt die Tiefe der Gedanken, die glänzende Form und spricht sich dahin aus, daß dies Gedicht einer der glücklichsten Versuche sei, die Dichtkunst von dem Abgunde, in den sie sich selbstmörderisch zu stürzen droht, und von dem Wege, der dahin führt, zurückzubringen.

Schlimmer noch wird von Lacaze in einem Aufsätze: „Causes de la situation actuelle de notre littérature“, der jungen französischen Literatur, die sich übrigens bereits überlebt zu haben scheint, mitgespielt. Der Aufsatz ist etwas schwer geschrieben, voll ungewöhnlicher Ausdrücke und erinnert wenig an das goldene Zeitalter der französischen Sprache, das der Verf. hoch zurückzuvünschen scheint. Andererseits ist er voll echtfranzösischer Oberflächlichkeiten und Einseitigkeiten, wenn auch viele

Wahrheiten mit unterlaufen. Die gegenwärtige Verderbnis der französischen Literatur leidet Lacaze von der deutsch-russischen Invasion ab. „Die Fremden“, sagt er, „hätten recht gut gewußt, daß die Übermacht der Franzosen weniger in ihren Armeen oder ihrer Regierung als in ihren Überzeugungen zu suchen sei; daher hätte man gesucht, jene Grundsätze von Recht und wahren Fortschritt, unter deren Einfluß (!?) die französischen Herrre von Eroberung zu Eroberung fortgeschritten wären, zu untergraben, damit Frankreich beileibe nicht dahin gelange, seine Glaubensartikel oder vielmehr das Joch der Vernunft dem übrigen Europa einzuprägen und aufzulegen.“ Was that man nun zu diesem Zwecke? So fein der Plan der Fremden zugespielt war, Lacaze hat ihn durchschaut. Man suchte mit Hüffe französischer Herräther das französische Volk zu demoralisiren und seinem Grundcharakter untreu zu machen, man zerstörte die ruhmvollen Traditionen, opferte die Heroen Frankreichs dem Ruhme der Fremden, brach das stolze Nationalbewußtsein, warb für denselben Zweck Journale und Journalisten und suchte vor Allem die Kritik zu verderben und mit schändlichen Siften zu verfehen; denn die echte reine Kritik würde die Schwächen der Individuen, welche an die Stelle der frühern großen Männer gelangt waren, aufgedeckt haben. Man richtete also die detastrende Kritik zu Grunde, jene Kritik, welche keine Fehler in der Composition, keine Ubertreibung in der Schilderung der Gefühle, keinen uneigentlichen, selbst nur schwachen Wortausdruck unbemerkt läßt, die zugleich jede neue und kühne Auffassung, jede ergreifende Schilderung der Sitten, Charaktere und Leidenschaften hervorzuheben weiß. So brachte man jene Kritik zuwege, welche von ganz andern Dingen sprach als von dem zu Grunde liegenden Gegenstande; man stellte sich an, als ob alle jene langen Abschweifungen und Einleitungen nur das Resultat der Eindrücke seien, welche die Lecture des Buchs auf den Kritiker hervorgebracht. Aber daß man dem Gegenstande, etwa einem Buche, ins Herz gesehen hätte, daran war bei diesem Genre der Kritik gar nicht zu denken.

Man muß hier dem Verf. zugeben, daß er nicht ohne Grund über diese vom Gegenstande abschweifende Kritik Klage führt, welche mehr die Absicht hat, den Geist des Kritikers in ein brillantes Licht zu stellen, als den Geist des besprochenen Buches selbst. Wir haben dieselbe Erscheinung in Deutschland erlebt und erleben sie täglich noch. Auch der Adel über das Elquenessen, worauf der Verf. nun zu sprechen kommt, dürfte auf ähnliche Erscheinungen in Deutschland seine Anwendung finden. Die junge Schule, sagt Lacaze, habe sich der Dergane zu bemessern gesucht, jedes neue Mitglied, welches sich ihr anschloß, sei ausposaunt, jedes neue Product der Elique mit den Hurrahs des Befalls begrüßt worden, und die Journale der Provinzen hätten diese pariser Hurrahs im Echo durch ganz Frankreich widerklingen lassen. Da habe man von allen Seiten die Celebritäten und Comititäten aufstiehen sehen, sowohl die politischen als die literarischen. Und wie in Deutschland, haben wir nicht auch plötzlich in den Journalen eine Menge Notabilitäten und Celebritäten proclamirt gesehen, von deren Größe das Volk nicht, nur die Elique eine Ahnung hatte?

Der Verf. legt in seiner Betrachtung auch um den Bersfall der, grausam, brutal und unnatürlich gewordenen dramatischen Poesie Trauer an. Er beklagt sich zugleich über die nutzlose Spielerei, die man mit systematischen Eintheilungen treibe, wie etwa, wenn man die Poesie in drei Zeitalter getheilt hat, in das Zeitalter der Naivetät (die Bibel), der Simplicität (Homer) und der Wahrheit (Shakespeare). Diese drei Typen seien würdig, den drei Elementen der Vernunft: Einheit, Causalität und Vielheit, welche ein berühmter Professor erfunden, an die Seite gesetzt zu werden. Sonst habe man gesagt: der Donner „feiert“ die Allmacht Gottes, jetzt sage man, er „brülle“ sie („Saint, saint, saint est son nom, que la foudre le gronde“); man sage pendu für suspendu, man sage: qu'une

vielle femme avait des paupières „callouses et vermoulues“, „ein Gedanke bohrt den Sporn in die Klanten eines Plans“ zc. Mit allen diesen Kraftausdrücken zeigt sich Lacaze in hohem Grade unzufrieden; hier könne allein das Zurückgehen auf jene Heroen der französischen Literatur Heilung bringen, welche Repräsentanten der Vernunft und des guten Geschmacks gewesen wären. Dann werde Frankreich seinen Rang wieder einnehmen und den französischen Schriftstellern von den Ausländern nicht mehr nachgespottet werden: wohl ahmt ihr uns nach, was ihr aber auf diesem Wege hervorbringt, ist nichts als eine Caricatur.

Man sieht, daß man auch in Frankreich bereits einer Manier satt geworden ist, die eben zu sehr Manier, zu forcirt, mit zu unnatürlichen Elementen verfehrt war, um für ein wirklich poetisches Genre auf die Dauer gelten zu können; man fängt an, sich nach dem Zeitalter der Corneille und der Racine, der Voltaire und Rousseau zurückzusehen, die wenigstens dauerhafte Productionen hinterlassen haben. Besonders ist man des Elquenessens überdrüssig, welches in seinem engen Kreise die Literatur einer gesammten Nation bereiten und festhalten zu können glaubt, und der eiteln Großsprecheret, mit deren Aufgebuntheit die Schwächlichkeit der als Muster und Meisterwerke gepriesenen ephemeren Werke in gar keinem Verhältnisse steht. Auch in Deutschland, dessen Literatur doch nicht ganz so entartet war wie die Literatur Frankreichs, deuten bereits viele Symptome dahin, daß das Ungenügen an der gegenwärtigen Gestaltung der Literatur immer allgemeiner wird, und daß, wenn man Größeres zu produciren nicht im Stande sein sollte, eine allgemeine Auswanderung der Gemüther auf den heiligen Berg unserer großen literarischen Vergangenheit stattfinden dürfte.

84.

### Literarische Notizen.

A. J. E. Jourdan hat Liebig's berühmtes Werk über die Analyse der organischen Substanzen in das Französische übersezt („Manuel pour l'analyse des substances organiques; par J. Liebig, professeur de chimie à l'université de Giessen; traduit de l'allemand par A. J. E. Jourdan“). F. X. Raspail hat die Uebersetzung mit einer Abhandlung über das bisher bei der Analyse der organischen Körper beobachtete Verfahren und die Resultate dieser Wissenschaft eingeleitet. Raspail erkennt darin das tiefe Wissen des deutschen Chemikers gebührend an, aber er verwirft die seiner Verfahrensart angehörende Gewißheit und weist nach, wie oft man in dem Falle sei, gegen Resultate auf der Hut zu sein, welche durch die kleinsten Umstände unaufhörlich in Verwirrung kämen. Die unablässigen Fortschritte der Wissenschaft und die Entdeckungen, die man dem Gebrauche des Mikroskopes verdankt, forderten Zurückhaltung und Misstrauen.

Eugène Ragne gab ein Werk heraus: „La rhétorique au XIX siècle“, welches gerühmt wird. Das Werk soll geschmackvoll geschrieben, die stolzen Kunstausdrücke: Synecdoche, Anastrophe, Antimetabole zc., welche bisher noch in der französischen Rhetorik gäng und gäbe waren, glücklich vermieden, die Regeln einfach und klar gefaßt und die Beispiele sehr gut gewählt sein.

Man erinnert sich vielleicht, daß Paul Louis Courrier eine französische Uebersetzung des Herodot versprochen hatte, von der aber nur wenige Fragmente vorhanden sind. Gegenwärtig hat E. X. Bétant eine vollständige Uebersetzung geliefert, bei welcher es mehr auf Genauigkeit und Treue als auf Eleganz abgesehen ist.

108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 324.

20. November 1838.

### Kriegsgeschichte.

(Fortsetzung aus Nr. 323.)

Bei einer so durchaus einseitigen Darstellung kann es an Widersprüchen mit frühern, denselben Gegenstand behandelnden Schriftstellern nicht fehlen; aber auch sich selbst widerspricht der Verf. zuweilen in diesem Werke, weil er meist immer der Anklage eine Entschuldigung folgen läßt und die schon erwähnten — ob Druck- oder Schreibfehler lassen wir unentschieden — den Sinn so entstellen, daß der Leser bisweilen irre an der eigentlichen Meinung des Verf. wird.

So spricht er z. B. von den Unglücksfällen Blücher's bei Champaubert, Montmirail u. s. w. und sucht ihre Ursache, Bd. 1, S. 115, in der Zerstückelung seiner Armee auf einem großen Flächenraume, ohne zu ihrer Sicherheit „weder fliehende noch Beobachtungsdetachements anzuordnen“. Wenn wir diese „fliehenden“ Detachements dem Sieger zur Last legen wollen, so können wir das doch keineswegs bei dem vorhin erwähnten Verbote, daß der Fürst Schwarzenberg nicht auf das „rechte“ Ufer der Seine, auf welchem seine Armee sich ohnehin befand, übergehen sollte, und bei der Rechtschwenkung des Kronprinzen von Würtemberg, um während der Schlacht von Paris von Nogent an der Marne nach dem an demselben Flusse liegenden Dorfe St.-Maur zu gelangen. Manche Ereignisse werden auch nicht klar dargestellt. So wird erzählt, daß von den Anhängern der Bourbons schon Ende 1813 ein geheimer Agent an die Monarchen nach Frankfurt geschickt worden sei, der seine Absichten so gut zu verbergen wußte, „daß einer der Generaladjutanten des Kaisers, ohne einen Verdacht gegen ihn zu hegen, ihm zur Rückkehr nach Frankreich einen Platz in seinem Wagen anbot und ihn bis zu unserer Ankunft in Nogent an der Seine mit sich führte“. War dieser Generaladjutant von Alexander oder Napoleon? Im erstern Falle hätte der Bevollmächtigte seine Absichten doch nicht so geheim halten dürfen. Ebenso undeutlich ist auch die Erzählung von dem Durchkommen der Marschälle Marmont und Mortier bei la Ferte Gaucher. Bd. 2, S. 121 heißt es, die Preußen hätten ihnen dort den Rückzug abschneiden sollen, wozu ein kleiner Theil ihrer Truppen hingereicht hätte, und daß Mortier auch einige Mal versuchte, sich durchzuschlagen, was ihm aber nicht gelang; dennoch

beschuldigt der Verf. auf derselben Seite die Generale v. York und v. Kleist, nicht zu rechter Zeit bei la Ferte Gaucher angekommen zu sein, um die Franzosen anzugreifen zu können. Auch wird gesagt, daß der Graf Pahlen nach dem Befehle des Kronprinzen von Würtemberg auf den großen Weg zurückkehren mußte, wodurch Marmont und Mortier eilig nach Provinz marschiren konnten. Da Mortier bei la Ferte Gaucher sich nicht durchschlagen, wol aber Provinz ohne Verluste erreichen konnte, so ist es wol klar, daß nicht die geringe Thätigkeit der Preußen, sondern das Zurückgehen des Grafen Pahlen die Veranlassung zu dem Durchkommen der beiden französischen Marschälle war.

Die beigehefteten kleinen Karten tragen nichts zur Aufklärung dunkel gelassener Stellen bei, indem mehre Orte ganz darauf fehlen. Am undeutlichsten ist der Schluß des Werkes (S. 221), wo es heißt:

Die Größe des Kaisers Alexander besteht besonders darin, daß er, von einer unerschütterlichen, über Alles vorragenden Überzeugung erfüllt, mit der ausschließlich alle seine Gedanken beschäftigt waren, allein standhaft die Ansicht bezämpfte (?), welche die Wiederherstellung der gesetlichen Throne, also die Befestigung der Selbständigkeit der Reiche und der unter dem Schatten der Friedenspalme von Neuem erblühten Wohlfahrt der Völker zum glücklichen Resultate hatte.

Die Absicht des Verf. ehrend, durch Mittheilung mancher bisher unbekannteren Züge dem Kaiser Alexander und dem russischen Heere ein Denkmal zu errichten, würden wir uns freuen, in den vorliegenden Werken ein treues Bild jener denkwürdigen Zeit dem Leser empfehlen zu können, wenn sie mit größerer Sorgfalt geschrieben und dabei die Angaben anderer Geschichtschreiber mit Vorsicht benützt worden wären. Müssen wir ihnen indeß auch diese Eigenschaften absprechen, so dürfen wir ihrem Verfasser doch nicht das Verdienst versagen, durch manche Angaben Veranlassung zu spätern Erörterungen gegeben zu haben, die vieles bis jetzt noch Dunkle und Räthselhafte, besonders was die politische Seite jener Kriege betrifft, aufzuhellen im Stande sein dürften.

Ganz anders verhält es sich mit dem Werke Nr. 3, welches wir für einen sehr gründlichen und dankenswerthen Beitrag zur Kriegsgeschichte anerkennen müssen. Wenn gleich der Verf. (der preussische Major in der Adjutantur v. Damig) während des Krieges weder dem preussischen



noch dem englischen Feldherrn nahe genug stand, um die verschiedenen Befehle und Berichte schon damals genau kennen zu lernen und zusammenzutragen, so ist er doch späterhin mit dem Gange der Ereignisse theils durch die Vorträge des Generals v. Grolmann, theils durch „die Originalberichte der Armeecorps, Brigaden und Regimenter und durch die bekannt gewordenen zuverlässigen Quellen über die Kriegereignisse bei der englischen und französischen Armee“ so genau vertraut worden, daß man ihm um so eher vollen Glauben schenken kann, als er jede, selbst die noch nicht hinlänglich aufgeklärten Begebenheiten so erzählt, wie sie sich wirklich zugetragen haben, ohne sich auf Muthmaßungen einzulassen. Der General v. Grolmann war 1815 Generalquartiermeister der Blücher'schen Armee und der General v. Mülling I. \*) in das Hauptquartier des Herzogs v. Wellington commandirt. Beide Generale hatten dadurch besser als andere Personen Gelegenheit, selbst die geringfügigsten Thatsachen kennen zu lernen und da zu berichtigen, wo andere Geschichtschreiber, durch Hörensagen oder Einseitigkeit verleitet, dieselben irrig darstellten. Auch hat der Verf. so lange Zeit vergehen lassen, ehe er mit seiner Geschichte hervorgetreten ist, bis daß, wie er selbst sagt, „die Rückseiten, die man Lebenden schuldig ist, aufhören und das Bild der Vergangenheit mit seinen Licht- und Schattenseiten hervorgerufen werden darf“. Dessenungeachtet hat er sich wohl gehütet, die Schattenseiten grell hervortreten zu lassen, doch sind sie hinlänglich genug angedeutet, sodaß nicht nur der Mann von Fach, sondern auch der prüfende Leser Das herausfindet, was mit den Ansichten des Verf. nicht übereinstimmt, und worüber ein früherer, sonst scharf kritischer Darsteller jenes Krieges nicht immer so gesprochen hat, daß nicht Manches davon, was einer genauern Erörterung bedurft hätte, absichtlich, wie es scheint, unbeachtet geblieben wäre. Durch seine jetzige militärische Stellung bei dem General v. Grolmann hat der Verf. noch den großen Vortheil, in jedem ihm nicht ganz klaren Falle denselben um Erläuterung bitten zu können. Wir dürfen daher das ganze Bild als von jenem ausgegangen und vollständig mit Beweisen belegt, unbedingt als treu annehmen; nichtsdestoweniger gebührt dem Verf. für die sorgfältige und lebendige Ausführung desselben der aufrichtigste Dank, denn wir kennen keine neuere Kriegsgeschichte, wo Alles mit so großer Treue und doch so anziehend geschildert wäre. Der uns vorliegende Band enthält zwei Abtheilungen und 15 Beilagen, wovon jede Abtheilung wieder in zwei Abschnitte zerfällt, deren erster S. 1—69 außer der Einleitung, in welcher eine gedrängte Übersicht der europäischen Verhältnisse im Frühjahr 1815 gegeben ist, die neue Organisation des preussischen Heeres, mit genauer Angabe, aus welchen Bestandtheilen die neuen Regimenter gebildet wurden, die Zusammensetzung und Aufstellung der andern verbündeten Armeen, Betrachtungen über die Kriegsrüstungen

Napoleon's, eine sehr detaillierte Beschreibung des Kriegstheater's, die Verabredungen des Fürsten Blücher mit dem Herzoge v. Wellington, die Vorpostenarrangements bei der preussischen Armee, die Aufstellung des Blücher- und Wellington'schen Heeres und endlich einen Blick auf den Stand sämmtlicher allirten Armeen bis zum 15. Juni umfaßt.

In diesem Abschnitte dürfte vielleicht der Nichtpreuße eine Vorliebe des Verf. für sein Vaterland erblicken, weil er S. 4, wo von dem Congresse in Wien die Rede ist, äußert: „Besonders schen man die gerechten Ansprüche Preußens zu vergessen, und wenn man auch seine Aufopferungen anerkannte, so wollte man jedoch von Entschädigung nichts wissen.“ Erwägt man mit Unbefangenheit, was Preußen bei den durch Napoleon's Gewaltstreich so sehr verringerten Hülfsmitteln seit 1812 gethan hatte, so kann man die Entschädigungsforderung nicht unbillig finden; und dennoch trat gegen dasselbe während der Unterhandlungen in Wien eine beinahe feindliche Stimmung ein, die von diesem endlich durch die Annahme „nicht zusammenhängender Länder, welche noch nicht die frühere Größe des Staates erreichen konnten, wenn sie auch gleiche Einwohnerzahl hatten“, gehoben wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Napoleon von dieser Spannung unterrichtet war und, darauf bauend, hoffen mochte, vielleicht die gereizte Stimmung Preußens und einiger andern kleinen Staaten zu seinem Vortheile benutzen zu können, weshalb er mit seiner Landung in Frankreich nicht so lange zögerte, bis sein Schwager Murat ganz kampffertig war. Was auch gegen Preußen von seinen Widersachern gesagt werden mag, so ist es doch unleugbar, daß es durch die Annahme der ihm in aller Art ungünstigen Anerbietungen des Congresses, wodurch es so viel an materieller Kraft verlor, und durch die schnelle Zusammenziehung seiner Truppen unter dem Generale v. Kleist am Rhein für Deutschlands Befreiung und Europas Ruhe ein neues großes Opfer brachte. Der beste Wille wurde aber durch den größten und fühlbarsten Mangel, der „aus der außerordentlichsten Geldnoth“ hervorging, gelähmt. Von dieser heißt es S. 20: „Die Truppen waren seit 1½ Monat nicht mehr besoldet, alle Kassen waren leer, und vom Finanzministerium gingen immer neue Anweisungen auf die Rheinprovinzen ein, die gar nicht realisirt werden konnten.“ Der Fürst Blücher suchte diesem großen Übel dadurch einigermaßen abzuhelfen, daß er „auf den originellen Gedanken kam, einen Wechsel auf England auszustellen, den die elberfelder Kaufleute auch acceptirten und seinen vollen Betrag von mehreren Hunderttausend Thalern dem Feldmarschall überwiesen“. Jedoch war dadurch einer andern Verlegenheit keineswegs abgeholfen, die in der Schwierigkeit der Verpflegung bestand. In den Niederlanden wollte der Fürst Blücher durch Vergütung von 1½ gGr. pro Mann die Last der Einquartierung und Verpflegung den Einwohnern erleichtern, indeß konnte er dieses auch nicht durchführen. Die geringe Bereitwilligkeit der Niederländer, Opfer für die allgemeine Sache zu bringen, worüber auch

\*) Wir glauben, daß die Berichte über die Ereignisse bei der englischen Armee von dem General v. Mülling I. herkommen.

der General v. Clausewitz im achten Bande seiner hinterlassenen Werke klagt, war die Veranlassung, daß die preussischen Truppen nicht in engere Quartiere zusammengezogen werden konnten, und selbst die Engländer, obgleich diese durch besondere Lieferanten versorgt wurden, lagen noch weitläufiger auseinander, was für beide Heere sehr nachtheilig hätte werden können. „Überhaupt“, sagt der Verf. S. 34, „waren die Anstrengungen, welche das Königreich der Niederlande machte, keineswegs seiner Größe und seinem Reichthum angemessen.“ Zu den vorher dargestellten Schwierigkeiten gesellte sich noch die Missstimmung eines Theils der deutschen Bundesstruppen, welche durch die, vielleicht nicht mit der gehörigen Umsicht geleitete Trennung von ihren, dem alten Landesherrn verbleibenden Kameraden sich zur Auflehnung gegen die Anordnungen des commandirenden Generals hinreissen ließen, die nur durch schnelle Handhabung ungern angewandter Militairgesetze gedämpft werden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

The life and times of Ldvis XIV. by G. P. R. James.  
Vier Bände. London 1838.

Was bisher über Ludwig XIV. fehlte, ist ein anschauliches Gemälde seines Hofes, welches ihn in der Mitte aller der Personen zeigt, die ihm Glanz verleihen oder von ihm empfangen, ein Werk, das aus St.-Simon's und andern Memoiren sich leicht zusammensetzen ließe. Der Verf. des hier angeführten Buchs hat nicht dies, sondern eine regelmäßige Geschichte in alter Form, angefüllt mit Kriegen und diplomatischen Verhandlungen, gegeben. Besser, wenn der Verf., da Voltaire's „Zehnhundert Ludwig XIV.“ für den gewöhnlichen Leser ausreichend ist, wenigstens durch Hrn. James' Arbeit nicht überflüssig gemacht wird, wäre es auch in noch so groben Umrissen gewesen, möglichst getreue Portraits jener männlichen und weiblichen Celebritäten entworfen hätte, welche als Träger und Stützen von Ludwig XIV. Zeitalter anzusehen sind. Statt dessen geschieht eines Jacine und Mollere und anderer literarischer Größen, welche dem Zeitalter Ludwig's erst Glanz und Ruhm bei der Nachwelt verleihen haben, kaum Erwähnung. Auch die Helden und Heldinnen der Fronde treten in mangelhafter Gestalt auf, und Reg, Sevigne und Madame de Motteville hätten Stoff zu ganz andern Gemälden dargeboten. Bei dem Allen fehlt es nicht an einzelnen interessanten Stellen oder gelungenen Darstellungen. Wir wählten als solche die Geschichte von dem berüchtigten Gastmahl la Vallière's aus. Dieselbe zeigt auf schauerhafte Weise den Leichtsin, die Jügellosigkeit und gemeine Selbstsucht, von welcher das Heer der damaligen Zeit ebenso wie der Hof ergriffen war.

„Der Generalmajor, Ritter de la Vallière“, erzählt der Verf., „befand sich am 2. Juni im Quartiere des Marschalls von Grammont im Dienst und lud den wohlbekannten Bussy Rabutin nebst Barbante, Brétèche und Jumeaur, lauter vertrauten Freunden, ein, mit ihm am Eingange des Laufgrabens zu Mittag zu essen. Dieser ging durch die Mauern eines alten Kirchhofs. Da die Einzeladamen einige Stunden vor Gefenszeit sich hier einfanden, wurde ihnen sogleich Frühstück aufgetragen und das Musikchor des Fürsten spielte, während sie aßen, die damals beliebtesten Melodien. Als die Gesellschaft sich im buchstäblichen Sinne des Worts mit Speise und Trank gefüllt hatte, hob Einer derselben, Barbante, die über einem Grabe liegende Steinplatte auf, um sich dahin auszulieren. Er erblickte darin einen in seine Leichentücher gewickelten Todten, nahm denselben mit Hilfe Brétèche's heraus, und Beide setzten dann die Leiche zwischen sich und ließen sie wie einen

Gliedermann nach den Tönen der Violine tanzen. Die Andern aber, welche sich über den Anblick erschreckten, bewogen sie, die Leiche wieder ins Grab zu legen. Hierauf ward das Mittagessen aufgetragen und wieder einige Stunden mit Trinken und Schmauseln hingebracht und dazwischen wurden die unanständigsten Gassenhauer der Hauptstadt gesungen. Am Ende dieser grande débauche, wie Bussy Rabutin sie nennt, erschien der Marquis de la Trousse, um den Chevalier de la Vallière für die folgende Nacht in den Laufgräben abzuholen. Er wollte mit diesem erst die Kunde geben, um zu sehen, wie weit man mit der Arbeit vorgeückt war und was noch geschehen müßte; da er die Gesellschaft jedoch bei Tische fand, so bat er den Ritter, ruhig beim Mahle zu bleiben, da er keine Eile hätte. Allein la Vallière, der, wenngleich trunken, doch keineswegs so trunken war, daß er seine Pflicht vergessen hätte, sprang auf, um la Trousse zu folgen, indem er seine Freunde bat, sich die Zeit nicht lang währen zu lassen und tüchtig fortzugehen; er werde bald zurück sein. Allein er kam nie wieder. La Trousse gehörte zu jenen Tapfern, die nicht den ersten, wol aber den zweiten Platz unter den Tapfern einnehmen, weil sie sich ohne Noth aussetzen. Deshalb ging er immer an der Außenseite der Laufgräben hin und nicht in denselben, vergehend dabei, daß, wenn Jedermann seinem Beispiele folgte, gar keine Laufgräben nöthig sein würden. La Vallière wollte hinter seinem Gefährten an lastbütiger Unerfrodenheit nicht zurückbleiben, stellte sich auf gleiche Weise bloß und wurde, kaum eine Minute, nachdem er von der mit seinen Gefährten gefesterten Orgie aufgestanden war, von einer Musketenkugel in den Kopf getroffen. Die Nachricht von seinem Tode, welche den Bedenkenden sogleich gebracht wurde, machte nicht den geringsten Eindruck auf sie, und sie setzten, seiner Beisung gehorsam, ihr Bacchanal ruhig fort, als ob gar nichts geschehen wäre, mit Ausnahme Jumeaur's, der gleich zum Prinzen Condé lief, um denselben um die Gouverneurstelle von Flix (im spanischen Catalonien am Ebro) zu bitten, welche sein gefallener Freund befehlen hatte. Allein wenige Wochen nachher starb auch er an einer Krankheit. Bussy Rabutin wurde gleichfalls bald darauf von einem Fieber befallen, das ihn an den Rand des Grabes brachte, und als die Kunde von der verabscheuungswürdigen Orgie sich im Lande verbreitete, vergrößerten Aberglauben und Leichtgläubigkeit alles darauf sich Beziehende; der aus dem Grabe genommene Leichnam wurde für den eines Heiligen ausgegeben, und das Unglück, welches in der Folge alle Genossen des Mahls traf, dem Jorne des Todten zugeschrieben, den man in seiner Grabesruhe gestört hätte.“

Die Geschichte von Mazarin's Nichte wird von dem Verf. auf folgende Weise berührt: „Die Liebe Maria de Manzini's zu dem jungen Monarchen war Mazarin zu offenbar geworden, als daß er seine Nichte länger hätte in der unmittelbaren Nähe des Königs lassen können, ohne einestheils den Ruf des Mädchens aufs Spiel zu setzen und andertheils Unordnung und Verwirrung in die königliche Familie zu bringen. Nach der Rückkehr des Hofes nach Paris hatte Maria de Manzini ihren ganzen Einfluß über Ludwig XIV. Gemüth wieder erhalten. Allenthalben hin folgte sie ihm nach, nitigend ließ sie ihn allein hingehen, selbst nicht zu seiner Mutter, die er nie besuchen durfte, ohne daß sie ihn begleitete. Der Haß Anna's von Oesterreich wurde daher so groß, daß es zwischen der Königin und ihrem Sohne zu täglichem Streit kam. Maria's Leidenschaft für diesen war aber so heftig, daß der Minister mit Recht fürchtete, ihre Jugend werde der Versuchung erliegen, und deshalb fest beschloß, sie vom Hofe zu entfernen. Die ihr in dieser Hinsicht gemachte Mittheilung stürzte das Fräulein Marie in solchen Kummer, daß der König, von ihrem Schmerze gerührt, dem Cardinal vorschlug, die Unterhandlungen wegen einer Vermählung mit einer spanischen Infantin abzubrechen und dafür seine Nichte auf den französischen Königsthron zu setzen. Allein Mazarin, sel es nun, daß er die mit Spanien angeknüpften Unterhandlungen als schon zu weit gediehen an-

sah, oder nur Frankreichs Bestes im Auge hatte, gab folgende hochsinnige Antwort: „Da der heilige König, Ihr Vater, und nachher die Königin, Ihre Mutter, mich dazu bestimmt haben, Ihnen mit meinem Rathe beizustehen, und ich Ihnen, dem mit geschenktem Vertrauen entsprechend, bisher in unverletzter Treue gebient habe, so sei es fern von mir, den Blick, welchen Sie mir in Ihre Schwäche zu thun gestattet, wie die Nacht, welche Sie mir in der Regierung Ihres Reichs anvertraut haben, dazu zu missbrauchen, daß ich Ihnen erlaubte, etwas Ihrer Unwürdiges zu thun. Ich bin Herr über meine Sichte, und lieber wollte ich sie mit meiner Hand niederstoßen, als ihre Erhebung durch eine solche Verrätherlei bewirken.“ Mazarin gab dieser Gefinnung gemäß sogleich Befehl, daß seine Sichte von dem Hofe entfernt und mit ihrer Schwester in das Kloster Brouage gebracht werden solle. Den Abend vor ihrer Abreise entfernte sich die Königin mit ihrem Sohne aus der am Hofe versammelten Gesellschaft und sprach mit ihm allein. Als sie zurückkamen, konnte man sehen, daß sie geweint hatten. Aber Ludwig war jetzt gefast und entschlossen, der Bernunft statt seiner Leidenschaft Gehör zu geben, und obgleich er noch fortwährend die nämliche Zärtlichkeit für Maria de Mancini hegte, so ließ er sie doch am 22. Juni ungehindert abreisen. Ja, er vermochte es über sich, sie selbst an den Wagen zu begleiten, ohne daß er jedoch die Thränen verbergen konnte, die er reichlich vergoß. Sie machte im letzten Augenblicke noch einen Versuch, seine Leidenschaft gegen die in ihm mächtig gewordene Bernunft zu bewaffnen, und rief: „Sie weinen, und Sie dürften nur befehlen!“ Allein er widerstand ihrer wie seiner Leidenschaft, und nachdem er sie hatte abfahren sehen, begab er sich nach Chantilly, um seinen Kummer in der Einsamkeit zu begraben.“

Wolleicht aber lassen sich die Gründe, warum Mazarin sich so sehr dieser Heirath widersetzte, ebenso wol oder noch besser aus Klugheit ableiten wie aus Ebelmuth; denn es ist ebenso wahrscheinlich, daß ihn die Furcht, der Diener und Unterthan seiner Richte zu werden, oder Kluges Voraussehen der gefährlichen Eifersucht und des Neides, welche von einer solchen Erhöhung seiner Verwandtin unzertrennlich gewesen sein würden, bestimmte, als edle und uneigennütige Bedachtnahme auf die Würde und das Interesse des Throns. Folgende Bemerkungen über die Jugendjahre der räthselhaften Maintenon sind vielleicht nicht ohne Interesse, da sie dazu beitragen, diese Frau aus dem falschen Lichte, in welchem sie leider nur zu häufig erscheint, in ihr wahres zu versetzen.

„Alle Nachrichten über die Lebenszeit dieser Frau, wo sie als Frau Scarron mit einem Gatten vereint lebte, stimmen dahin überein, daß sie außerordentlich schön, anmuthig, geistreich und auch klug gewesen sei, und unstreitig hat sie durch ihre liebenswürdige und gebildete Persönlichkeit sehr viel dazu beigetragen, in den literarischen Kreisen, welche fast jeden Abend im Hause ihres Mannes stattfanden, die Unterhaltung zu läutern und die Plumpheit des Benehmens zu mildern, die damals noch ziemlich allgemein war. Das Wahre freilich über ihre frühere Aufführung zu finden, ist nicht leicht, da in späterer Zeit, als ihr Einfluß allmächtig geworden war und Schmeichelei gegen sie indirecte Schmeichelei gegen den König war, Alles, was irgend einen Flecken auf den Charakter der Frau Scarron werfen konnte, von den Höflichen der Frau v. Maintenon vergessen und jeder Zug von Jugend, Frömmigkeit und Herzengüte, der an ihr wirklich entdeckt oder nur möglich befunden werden konnte, zur Ausschmückung der Geschichte ihres frühern Lebens ausposaunt wurde. Allgemein wird ihr indes Pünktlichkeit und Genauigkeit in der Beobachtung der äußern Religionsgebräuche beigelegt und dies dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäß Frömmigkeit genannt. Ohne Zweifel hegte auch ihr Mann, im Anfange wenigstens, eine nicht geringere Meinung von ihrer Tugend als von ihrem Talent und überließ nicht nur seine Arbeiten ihrer Durchsicht, sondern schrieb auch viele, entweder gegen die Nichtigkeit des Ausdrucks, oder

gegen die feinen Sitten verstoßende Stellen auf ihr Verlangen. Allein wir finden im Widerspruche mit dem gläubigen Vertrauen des Gatten, daß Frau Scarron eine intime Freundin der berühmten Ninon de l'Enclos war, einer Weibsperson, deren Talente nur ein Werkzeug der Verderbtheit waren, einer Duhlerin, nicht durch Umstände und Noth, sondern aus Leidenschaft, die keine andern Ansichten hatte als solche, womit sie ihre Schlechtigkeiten beschönigen konnte. Das war die Busenfreundin der Scarron, und ihre Briefe an dieselbe liefern durch jedes Wort den hinlänglichen Beweis, daß die Aufführung der Ninon de l'Enclos nicht nur ihre Billigung, sondern vielleicht auch ihre Nachahmung fand. Allein es lassen sich noch mehr und noch stärkere Zweifel gegen die Reinheit des Lebens der Frau von Maintenon aufstellen. Man muß bedenken, daß Alles, was Scarron von ihrer Unschuld sagte, oder von Andern ihm in den Mund gelegt ist, durch Personen unserer Zeit überliefert wurde, die entweder mit der Frau von Maintenon selbst in genauer Beziehung standen, oder wenigstens ein Interesse dabei hatten, die geheime Gemahlin ihres Monarchen zu loben. Auf der andern Seite läßt es sich keineswegs beweisen, daß die beiden Briefe, welche auf ein verbrecherisches Verhältniß zwischen ihr und Fouquet hindeuten, von ihr seien. Der Verf. der Memoiren über die Bastille behauptet dies zwar, aber ohne den Schatten eines Beweises, da sie ohne Unterschrift sind und sich sehr von ihren übrigen Briefen unterscheiden, wozu noch kommt, daß Fouquet dieselben unter den feierlichsten Versicherungen, und Gott zum Zeugen der Wahrheit anrufend, für untergeschoben erklärte und das in einem Augenblicke, wo er den Tod vor Augen sah und die Echtheit der Briefe auf das über ihn zu fallende richterliche Erkenntniß keinen Einfluß mehr ausüben konnte. Bei dem Allen bleibt jedoch noch Grund genug, anzunehmen, daß die Aufführung der Frau Scarron keineswegs so fleckenlos war, wie es dargekelt worden ist. Die Angriffe, welche auch während Scarron's Lebzeiten öffentlich und privatim auf ihren Charakter gemacht wurden, enthalten freilich keinen Beweis, da dergleichen auch von der Bosheit ausgeht und das von Hamlet an Ophelia gerichtete Wort: „Sei keusch wie Eis und rein wie Schnee, du entgehst doch der Verleumdung nicht“, sich täglich bewährt; allein gegen die Scarron liegen starke Verdachtsgründe vor, die nicht bloß der Verleumdung Däwilliger zugeschrieben werden dürfen. Ihr eigener Gatte setzte sie offenbar den Versuchungen Fouquet's aus: er empfing von dem Oberintendanten eine Pension, schickte seine Frau häufig in dessen Wohnung, und durch sie wurde Alles vermittelt, was zwischen Fouquet und Scarron voring. Sollte eine Gunst erbeten werden, dann brauchte nur ihr Name genannt zu werden, und Freunde und Verwandte waren gewiß, die nachgesuchte Stelle, Ehre oder gewinnreiche Bewilligung zu erhalten, sobald sie sich dafür verwandt hatte. In einem ihrer Briefe nennt sie Fouquet „den Helben, dem wir Alles verdanken“, und selbst Beaumelle, ihr anerkannter Lobredner, bezweifelt es nicht, daß Fouquet mit ihr ein ungebührndes Verhältniß unterhielt. Der Satiriker Giles Boileau trug kein Bedenken, die Frau Scarron öffentlich des Lasters zu zeihen, und Scarron, ihr Mann, selbst zeigt in Briefen, die anerkannt von ihm sind, keinen geringen Verdacht gegen die Aufführung seiner Frau, während er in Versen, die ebenso anerkannt von ihm sind, sich selbst das größte und schmerzlichste Prädicat beilegt, das einem Manne gegeben werden kann, dessen Frau ihre Ehre geopfert hat. Nimmt man zu dem Allen noch hinzu, daß Frau Scarron die Busenfreundin aller durch Lieberlichkeit berühmten Weiber in Paris war, einer Frau von Montchevreuil, einer Frau von Pommerreuil, einer von des Coadjutors von Reims Maitresses, und einer Ninon de l'Enclos, so wird es verdonnat sein, etwas starken Verdacht gegen den sittlichen Werth dieser Frau zu hegen.“ Auffallend genug sind diese Äußerungen Alles, was in dem Buche über die berühmte Ninon de l'Enclos gesagt worden ist. 50.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 325.

21. November 1838.

### Kriegsgeschichte.

(Fortsetzung aus Nr. 324.)

Die früher zu andern Zwecken eingeleiteten Intriguen konnten jetzt beim Ausbruche derselben von den eignen Offizieren dieser Truppen nicht mehr beherrscht werden, sondern mußten im Angesichte des Feindes und in einem Lande, in welchem die Stimmung überhaupt noch schwankend war, von gefährlichen Folgen sein, wenn sie nicht augenblicklich unterdrückt wurden. Der wesentlichste, besonders in der Schlacht von Eigny sehr fühlbare Nachtheil, daß das zweite Armeecorps sowol in seinem Oberbefehle als auch in seiner Eintheilung eine große Veränderung erlitt und Widerwille gegen den neuen Landesherrn entstand, war die Folge dieser unzeitigen Auflehnung. Nächst der preussischen Armee beschäftigt die englisch-niederländische unfern Verf. am meisten, weil die Operationen derselben ineinander greifen mußten, „indem es wol vorauszusehen war, daß Napoleon diesen beiden ihm am meisten verhassten Feldherren und Nationen zuerst auf den Hals fallen würde, weshalb auch die gegenseitige Unterstützung verabredet ward“. Über die englische Armee lesen wir: „Der Geist des englischen Heeres sprach sich in strenger Disciplin, blindem Gehorsam und großer Ausdauer aus; Eigenschaften, die das Attribut langer Dienstzeit sind und dem Vertrauen folgen, welches ein Heer in seinen Führer setzt“. Von der englischen Armee geht der Verf. zur russischen über, wobei er die Kosacken bildlich „als das physische Auge der Armee“ und hierdurch die Wichtigkeit bezeichnet, „welche die Kosackenregimenter für die russische Armee haben“. In der Angabe der Vertheilung und Stärke der verbündeten Armeen wird deren Gesamtzahl auf mehr als 600,000 Mann berechnet, wobei aber das Belagerungscorps des Erzherzogs Johann von Oestreich, das österreichische Corps unter Bianchi und das sächsische Corps unter dem Herzoge von Koburg nicht mitgezählt sind. Obgleich der Verf. die Richtigkeit der französischen Angaben nicht verbürgen will, weil „die Stärkerapporte der Truppen für diesen Feldzug verloren gegangen sind“, so hat er doch nach den auf St.-Helena niedergeschriebenen und andern officiellen Nachrichten, die Gesamtmasse der französischen Armee im Juni 1815 auf 559,000 Mann angenommen, wovon nach Napoleon unter seinem unmittelbaren Befehle 120,003 Mann, nach andern Nach-

richten 130,000 Mann mit 346 Geschützen der preussisch-englischen Armee gegenüberstanden. Allerdings war die ins Feld rückende französische Armee dem sich nähernden Kolos der Verbündeten der Zahl nach nicht gewachsen, sie hatte aber den S. 28 ganz richtig angegebenen Vortheil, „den alte kriegserfahrene Soldaten gewähren, und fühlten auch die Meisten ein bitteres Rachegefühl, welches, durch gedemüthigten Stolz hervorgerufen, in der Erinnerung ihrer frühern Siege hinreichende Nahrung fand“. Die Erfahrung hat auch diesmal die hier angeführte Ansicht bestätigt, daß, „wenngleich durch solche Aufregungen einem Heere viele Kraft beizubringen kann, doch wol nicht zu leugnen sein mag, daß die wahre moralische Kraft, welche mehr auf solchen Gefühlen beruht, die aus der Gerechtigkeit einer Sache hervorgehen, gemangelt hat“.

Wenn sich der Verf. mit der von Napoleon zum Angriffe auf die Preußen gewählten Zeit auch nicht unbedingt einverstanden erklärt, so ist er es doch desto mehr mit den von ihm dazu getroffenen Maßregeln. Der zweite Abschnitt beginnt mit dem Ausbruche der Feindseligkeiten, die

gemäß einer Bestimmung der Monarchen am 1. Juli eröffnet werden sollten, wo alle allirten Armeen zum Einmarsche in Frankreich bereit sein würden. Der Fürst Blücher und der Herzog von Wellington hatten sich für eine frühere Eröffnung der Feindseligkeiten erklärt und glaubten, daß es vortheilhaft sei, Napoleon im Angriffe zuvorzukommen.

Indes waren auch für den Fall, daß Napoleon die Offensive ergreifen würde, Verabredungen getroffen worden. Obgleich der Herzog von Wellington dem preussischen Obersten v. Pfuhl, der ihm am 14. Juni die Meldung von dem Vorrücken Napoleon's machte, die bestimmte Versicherung gab, „in 22 Stunden nach dem ersten Kanonenschusse seine Armee nach eintretenden Umständen bei Quatrebras oder Nivelles concentrirt zu haben“, so zögerte er selbst da noch mit dem Heranziehen seines rechten Flügels, als die Angriffe auf Charleroi, Marchienne und Billy den Plan Napoleon's unzweifelhaft machten, zuerst die Preußen und nicht, wie Wellington glaubte, die Engländer anzufallen. Das Vertrauen, das Wellington in Fouché's Versprechen setzte, ihm den Operationsplan Napoleon's mitzutheilen, veranlaßte den sonst so vorsichtigen Feldherrn, auf die wiederholten Meldungen von den Angriffen Napoleon's nicht zu achten, sondern den 15.

ruhig in Brüssel zu bleiben, um an diesem Abend noch einen Ball bei der Herzogin von Richmond zu besuchen, wo er aber, wie später erzählt wird, durch den Herzog von Braunschweig-Dis bewogen wurde, um Mitternacht Befehle zur Zusammensetzung seiner Armee nach allen Richtungen zu senden. Aber nicht der commandierende General allein, sondern auch die englischen Corpsführer müssen geglaubt haben, Napoleon würde sie früher als die Preußen angreifen, denn auch der niederländische General Perponcher blieb mit seiner Division am 15. ruhig zwischen Nivelles und Quatrebras stehen, obgleich er das Geschützfeuer von Charroi u. s. w. hören mußte. Durch den Entschluß, seine Division anstatt, wie ihm befohlen war, bei Nivelles zu sammeln, sie in der Nacht noch nach Quatrebras zu führen, trug dieser General wesentlich dazu bei, daß am 16. der Posten von Quatrebras festgehalten werden konnte. Die Anordnungen Napoleons, die jedoch in mehreren Punkten unausgeführt blieben, werden S. 73—77 in ihrem ganzen Umfange erzählt. Nach dieser Darstellung erkannte man doch, daß in der französischen Armee nicht mehr der frühere Geist waltete, und besonders daß Napoleon seinen Majorgeneral Berthier entbehrte, welcher dem Gedanken seines Herrn so schnell Worte und Ausführung zu geben verstand. Es ist wol bemerkenswerth, daß Napoleon, der meistens Alles so richtig auffaßte und den Angriff so richtig anordnete, dennoch nicht die Macht besaß, alle Truppen zugleich schnell in Bewegung zu setzen. Recht auffallende Beweise der Lauheit in den Märschen finden wir besonders bei Ney am 16. und 17., wozu das moralische Gefühl des gegen seinen König begangenen Unrechts viel, vielleicht das Meiste beigetragen haben mag. Aber auch das Vandamme'sche Corps beilte sich nicht in der Ausführung der erhaltenen Befehle, denn es sollte schon um 3 Uhr Morgens aus seinem Lager aufbrechen und stand um 8 Uhr noch stille, und die Colonne des linken Flügels bedurfte der Zeit von 4 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags, um von Thuin bis Marchienne eine Strecke von 1 $\frac{1}{2}$  Meilen zurückzulegen, wobei sie nur den geringen Widerstand, den das preussische Bataillon v. Münsterberg leisten konnte, zu bekämpfen hatte. Diese Thatsachen beweisen hinlänglich, daß die französische Armee in ihren Bewegungen nicht immer so schnell war, wie man glaubte und es Napoleon angibt.

Die Bewegungen der einzelnen Divisionen, Brigaden, Regimenter, Bataillone und Schwadronen werden mit so vieler Genauigkeit angegeben, daß selbst dem Nichtmilitair der Gang der Ereignisse leicht verständlich wird. Die bemerkenswerthen Thaten sowol ganzer Abtheilungen als auch einzelner Offiziere und Soldaten werden ohne Übertreibung berichtet und Lob und Tadel über Freund und Feind unparteiisch und mild ausgesprochen. Der Verf. sucht durch seine ausführliche Darstellung der Leistungen der Reiterei und ihrer Führung am 16. die nachtheiligen Gerüchte, welche darüber im Umlaufe waren, auf das schlagendste zu widerlegen. In dem sonst so ausführlichen Werke finden wir aber eine Lücke, nämlich daß nicht be-

stimmter angegeben ist, weshalb der General v. Bülow nicht früher aus seinen Cantonirungen abmarschirte, wozu ihm schon am 14. des Abends der Befehl geschickt wurde. Ohne eine vollständige Erläuterung dieses auch hier nicht hinlänglich aufgeklärten Ereignisses wird sowol der General v. Bülow als auch der Chef seines Generalstabes einer unrichtigen Beurtheilung ausgesetzt bleiben. Unverkennbar ist grade hier, was auch die Welt von Zufall oder Geschick spricht, die Hand der Allmacht recht sichtbar gewesen, die Alles, was scheinbar fehlerhaft eingeleitet wird, doch, wenn es ihren Zwecken gemäß ist, mit glücklichem Erfolge krönt. Wir bitten, aus dieser Äußerung nicht etwa zu folgern, daß wir meinen, daß jedes Unternehmen, welches man, auf höhere Hülfen rechnend, schlecht einleitet, dennoch gelingen müsse. Das ist keineswegs unsere Meinung, sondern nur, daß Alles einer höhern Macht unterworfen ist, die am Ende doch das Recht mit Segen krönt. Wäre Bülow am 16. zur rechten Zeit bei Ligny eingetroffen, so hätte Blücher wahrscheinlich seine Stellung behaupten können; durch seinen Rückzug wurde Napoleon verleitet etwas sorglos mit seiner Hauptmacht auf Wellington zu fallen; dort wird er aber grade in dem entscheidenden Augenblicke, als die erste Linie der Engländer schon durchbrochen ist, von dem noch ungeschwächten, kampfgierigen vierten preussischen Armeecorps angegriffen und gezwungen, seine politische und kriegerische Laufbahn für immer aufzugeben. — Die Schlacht von Ligny ist mit lebendigen Farben geschildert und in drei Momente getheilt. Zur bessern Verständigung ist eine von Haupt ebenso schön gezeichnete, als von Jaech elegant gestochene Karte beigegeben, die den zweiten Moment der Schlacht, oder die Zeit von 5—7 Uhr darstellt. Bei dem Angriffe auf St.-Amand tritt der oben erwähnte Nachtheil des Commandowechsels beim zweiten Armeecorps recht deutlich hervor. Unser Verf. sucht das Mißlingen desselben nicht, wie Clausewitz, in einem „offenbar viel zu frühen Angriffe“, sondern in der nicht gehörigen Unterstützung der fünften Brigade. Auch die Stellung des Generals v. Thielemann in der Schlacht von Ligny, sein Heranziehen der in die Reserve gestellten vierten und eines Theils der ersten Brigade, sowie auch der lange Halt desselben bei Gemblour auf dem Rückzuge nach Wavre wird gerügt. Von großem Interesse war uns die Schilderung von dem letzten Angriffe der französischen Reiterei. Von Mittag 1 Uhr bis Abend 9 Uhr wird der Kampf auf dem engen Raume von ungefähr  $\frac{1}{2}$  deutschen Meilen mit gleicher Erbitterung und Tapferkeit fortgeführt, ohne daß es zu einer Entscheidung kommt, wenn auch einzelne Abtheilungen besondere Vortheile erringen. Offiziere und Soldaten fielen nicht durch feindliche Kugeln niedergeschmettert, sondern aus gänzlicher Erschöpfung todt nieder. Napoleon benutzte die Zeit, in welcher ein plötzlicher Gewitterregen den Horizont verfinstert, und durchbricht mit 8 Bataillonen Garde, dem ersten und zweiten Grenadierregimente und Milhaud's Kürassieren gegen 9 Uhr Abends an der östlichen Seite von Ligny die Schlachtklinie der Preußen, die ihrer Reserve durch den Hülfesruf des drit-



tember 1731, wurden vorzugsweise in die Häuser der Evangelischen geleget und übten dort mannichfache Qualitäten aus. Der Erzbischof legte jetzt ganz die Maske ab, warf den Evangelischen Ungehorsam und Aufwiegelung vor und ließ in der Michaeliswoche alle Die, welche er als Urheber der Religionsbewegungen betrachtete, zur Nachtzeit aufgreifen, fesseln und in enger Haft vielen Creueln der Härte und Grausamkeit preisgeben.

Hierdurch bewogen, richteten die evangelischen Gesandten mehrfache Schreiben an den Kaiser und erinnerten ihn an die Bestimmungen des westfälischen Friedens. Doch war dies ohne Erfolg. Nun begaben sich auf den Rath und mit der Empfehlung der Gesandten die Abgeordneten der Evangelischen, Peter Heidenstein und Nikolaus Forstreuter, erst nach Kassel zum Landgrafen und König von Schweden, Friedrich, dann zum Könige von Preussen, Friedrich Wilhelm I. So wenig Hülfe, als sie bei dem Ersten fanden, so wirksame Unterstützung gewährte ihnen der Zweite. Ihn veranlaßte dazu das ihm inwohnende Rechtsgefühl, die Anhänglichkeit an die evangelische Kirche, als deren Schutzherrn er sich ansah, und wo er selbst bei aller sonstigen Anhänglichkeit gegen die kaiserliche Majestät derselben entschieden entgegentrat, endlich auch die Aussicht, mit den ausgewanderten Salzburgern die verödeten Gegenden in Ostpreussen bevölkern zu können. Die Abgeordneten kehrten also mit dem günstigsten Bescheide nach Regensburg zurück und stärkten von hier aus ihre Glaubensbrüder.

Indes aber hatte Erapold Anton, wie er wählte, den Hauptstreich gegen seine ungehorsamen Unterthanen geführt. Im Emigrationspatente vom 31. Oct. 1731 erklärte er denselben, daß er alle Ursache habe, die Auswanderung in Gang zu bringen, und hiermit Allen und Jedem, der sich zur augsbürgischen oder reformirten Confession bekannte, bei schwerer Strafe gebiete das Land zu räumen, es müßte denn sein, daß sie binnen 15 Tagen sich vor ihrer Obrigkeit wiederum als Katholische einschreiben ließen. Der Abzug selbst wurde nach vier Kategorien geordnet: alle uneingesessenen Leute sollten binnen acht Tagen abziehen, die Arbeiter in den Bergwerken sogleich und ohne weitere Bezahlung ihrer Dienste entlassen sein, die Bürger und Meister nicht mehr für solche geachtet werden, die angesessenen Bauern und Einwohner nach Maßgabe ihrer Steuern noch drei Monate höchstens bleiben dürfen. Das Corpus evangelicorum zu Regensburg nahm sich sofort der salzburgischen Glaubensgenossen auf das entschiedenste an, auch der Kaiser wurde von ihm angegangen, „seine protestantischen Unterthanen den Reichsgesetzen gemäß zu behandeln“ und eine Commissionscommission nach Salzburg abzuordnen. Darauf ward von salzburgischer Seite hinhaltend und anscheinend hier und da nachgebend geantwortet, auch ließ der Kaiser dem Erzbischof mehrmals schriftliche Ermahnungen zugehen, aber nichtsbesto weniger begann factisch die Vertreibung der protestantischen Salzburger. Hr. Schulze meint, der Erzbischof habe anfänglich wol mehr die Absicht gehabt, seine evangelischen Unterthanen zu schrecken, als sie wirklich auszutreiben. Da er aber gesehen, daß sie trotzdem bei ihrem Glauben beharrten, so sträubte sich sein Stolz, auch in Hinsicht des von Seiten der evangelischen Fürsten gethanen Widerspruchs, Rückschritte zu thun, und er ließ nun die Strenge des Patents mit gefühlloser Grausamkeit zur Ausführung bringen. Mittlen im November wurden die unansässigen Protestanten mit Gewalt und oft mit Zurücklassung oder Wegnahme ihrer Habe über die Grenze gebracht. Ihre Zahl belief sich gegen 14,000. Den Ansässigen war gestattet, noch mehrere Monate zu bleiben, aber sie selbst baten schon im Febr. 1732 um die Erlaubniß, ausziehen zu dürfen, ihre Güter nach eigenem Befinden sogleich zu verkaufen, oder nach Maßgabe früherer Verordnungen durch Andere verwalten zu lassen. Beides wurde ihnen gewährt. Die Auswanderungen dauerten von da an fort bis in das Jahr 1739, ja noch über dasselbe hinaus, und man kann wol annehmen, daß der Men-

schenderverlust Salzburgs sich auf 30,000 Seelen belaufen habe. Gegen alle erzbischöfliche Maßregeln hatten die Gesandten von England, Schweden, Dänemark und Holland in Regensburg öftere Vorstellungen erlassen, man drohte auch mit Repressalien gegen die Katholiken in Norddeutschland, ohne daß dies geschehen wäre; Keiner aber that wirksamere Schritte als Friedrich Wilhelm I., denn er gab in einer unter dem 2. Febr. 1732 ausgestellten Erklärung, die Herr Schulze mit allem Rechte wörtlich mitgetheilt hat, zu erkennen, wie er beschloßen habe, die vertriebenen Salzburger in seine Staaten aufzunehmen und sie wie alle andere Colonisten zu unterstützen und anzusehen, weshalb er alle Stände des Reichs ersuche, sie frei und unangesehen durch ihre Länder ziehen zu lassen, ihnen auch zur Fortsetzung ihrer mühseligen Reise, „was ein Christ dem andern schuldig sei“, zu erweisen. Die lang ausgebehnten Unterhandlungen mit dem Kaiser und dem Reichshofrath, an den sie vom Reichstage übergegangen waren, hatten das nämliche Schicksal, wie so viele ähnliche Unterhandlungen zwischen den Reichsfürsten und dem Kaiser. Die Schlaubeit und Zäbigkeit der erzbischöflichen Räte siegte über die bessere Besinnung, aber geringere Energie der protestantischen Fürsten.

Im zehnten Capitel hat der Verf. ein sehr anschauliches Bild der Wanderung und des Unterkommens der protestantischen Salzburger entworfen, aus dem wir, falls es der Raum gestattet, gern einige Stellen ausheben möchten. Aber wir können hier nur erwähnen, daß überall, wo sie hinfamen, Hohe und Niedere, Lutheraner und Reformirte, ja Katholiken und Juden sich ihnen freundlich und dienfertig bewiesen, daß sie mit Geld, Kleibern, Nahrung, Wäseln und andern Dingen, an denen sie Mangel litten, beschenkt wurden, daß in Regensburg eine Emigrantenkasse errichtet ward, daß man sie an vielen Orten im feierlichen Zuge einholte, daß sie ihrerseits sich aber auch überall durch Eintracht und christliche Jugend auszeichneten. Der Hr. Verf. hat dies unter Andern durch die Beschreibung ihrer Aufnahme in Kaufbeuren und andern schwäbischen Städten, in Gotha (wo Hrn. Schulze besonders viele und glaubwürdige Nachrichten zugekommen waren) und in Berlin dargethan. In Potsdam wurde ihrer am 29. April 1732 Friedrich Wilhelm zuerst ansichtig, ließ sie nochmals nach ihren Religionskenntnissen befragen, dann aber sie unter den wiederholten Worten: „Ihr sollt es gut haben, Kinder, ihr sollt es bei mir gut haben“, auf mannichfache Weise erquiden und beschenken. Nach achtägigem Ausrufen in Berlin traten sie ihrem Weg nach Preußen an.

Auf diesem Zuge der Salzburger hat sich auch zu Altmühl im Dittingenschen die Begebenheit zugetragen, welche den Stoff zu Goethe's „Hermann und Dorothea“ gab.

Kleine Haufen Salzburger wanderten nach Holland, Schweden und in das englische Nordamerika, die meisten aber, die auf dem Zuge hier und da ein Unterkommen gefunden hatten, folgten ihren Landleuten nach Preußen, sodas deren Zahl allmählig auf 20,694 stieg. Es zeigte sich unter ihnen — ganz so wie in unsern Tagen unter den ausgewanderten Zillerthalern in Schlessen — anfänglich viel Unzufriedenheit, doch verlor sich diese von Jahr zu Jahr mehr, und 1738 feierten sie in ihren Kirchen ein allgemeines Dankfest. Dagegen hatten die in Salzburg zurückgebliebenen Protestanten fortwährend Noth und Bedrückung auszustehen.

Das letzte Capitel enthält die Geschichte der zillerthaler Auswanderer nach den Schriften Rheinwald's und Anderer. Wir wollen den Inhalt hier nicht ausführlich wiederholen, da die Sache selbst noch in frischem Andenken ist, und nur bemerken, daß die Zillerthaler das Verfahren der bürgerlichen Obrigkeit gegen sie stets als ein mildes bezeichnet haben, und daß alle Schritte gegen sie nicht von den Kaisern Franz und Ferdinand ausgegangen sind, sondern vom Klerus und den tiroler Ständen.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 326. —

22. November 1838.

### Kriegsgeschichte.

(Beschluss aus Nr. 225.)

Die Schlacht von Quatrebras, wo Ney mit 20,000 Mann Infanterie und 4700 Mann Reiterei die englisch-niederländische Armee angreift, ist in der zweiten Abtheilung mit gleicher Sorgfalt wie die Schlacht von Ligny geschildert. Gegen 6 Uhr des Abends sah man zwei französische Colonnen, die sich, von Reitermassen begleitet, fortbewegten, wovon die eine die braunschweigischen Bataillone auf der Chaussée zurückwarf und sich der Schärfe bemächtigte. Der Herzog von Braunschweig griff mit seiner Reiterei an, diese mußte aber auch der Übermacht weichen, wobei der Herzog den tödtlichen Schuß erhielt, der ihn durch das rechte Handgelenk hindurch auf der rechten Seite den Unterleib durchbohrte und so das Leben eines deutschen Fürsten endete, welches, immer der guten Sache geweiht, stets der Unterdrückung und Schmach entgegenkämpfte. Ein Theil der verfolgenden Franzosen wird durch das an der Chaussée aufgestellte 92. englische Regiment, welches seine Flanken Compagnie quer über die Chaussée warf und in ganz naher Entfernung dem Feinde eine Generalsalve gab, von seinem Corps abgeschnitten und wirft sich auf das Gefolge des Herzogs von Wellington, der nun auch, wie Blücher bei Ligny, einen Augenblick in das Getümmel verwickelt wurde. Der Verf. tadelt, daß der Marschall Ney seine Kräfte nicht mehr zusammenzog und „gleich am Anfange mit einer größern Übermacht das Gefecht eröffnete, da ihm nicht unbekannt sein konnte, daß die Stärke des Feindes mit jeder Viertelstunde wuchs“.

Am 17. des Abends waren alle vier preussischen Corps in und um Wavre versammelt und wurden durch die Bemühungen des vom Schlachtfelde von Ligny vorangegangenen Artillerieobersten v. Rühl mit aller Art von Munition vollständig versehen. Die Vertheidigung von Wavre und der Dyle gegen den nachrückenden Marschall Grouchy wird dem wegen der langen Ruhe bei Gemblour erst spät ankommenden General v. Thielemann übertragen. An demselben Tage schlägt der Herzog von Wellington dem Fürsten Blücher vor, „wenn dieser ihn mit zwei Corps unterstützen wolle, am 18. in der Stellung von Mont-St.-Jean eine Schlacht anzunehmen“. Ohne irgend Jemand darüber zu sprechen, antwortet dieser: „Ich werde

nicht allein mit zwei Armeecorps, sondern mit der ganzen Armee kommen, aber unter der Bedingung, daß, wenn uns die Franzosen nicht am 18., wie sie am 19. selbst angreifen.“ Napoleon war zu eifrig, um den Angriff auf den Herzog von Wellington nur einige Stunden aufzuschieben. Die Preußen wurden nur von dem Marschall Grouchy mit dem dritten und vierten Armeecorps und der Reiterei der Generale Pajol und Exelmans auf der Straße nach Lüttich verfolgt. Bis den 17. des Abends um 10 Uhr glaubte selbst Grouchy noch, daß der Fürst Blücher sich dahin zurückziehe und ward durch die Wegnahme einer preussischen Batterie vom dritten Armeecorps, welche sich am 16. mit ihrem Abmarsche verspätet hatte und nun nach Namur zurückging, in diesem Wahne bestärkt. In Gemblour erfuhr Grouchy erst, daß die preussische Armee nach Wavre marschirt sei. Nun war es zu spät, den Fürsten Blücher an der Vereinigung mit Wellington zu hindern, besonders da Napoleon nichts zur Deckung seiner rechten Flanke detachirte und auch die Fuhrten über den Lasnebach nicht besetzen ließ. Die in so vielen Schriften besprochene Correspondenz Napoleon's mit dem Marschall Grouchy wird auch hier erwähnt und ein von dem General Gourgaud beglaubigtes Schreiben des Marschalls vom 17. an Napoleon mitgetheilt.

Zur Befestigung verschiedener dem Marschall ungünstiger Meinungen, wird erwähnt, daß der Sohn desselben sich im Besitze des Protokolls befinde, „in welchem alle von dem Majorgeneral erlassenen Befehle aufgezeichnet sind, daß darin aber keine einzige jener Instructionen eingzeichnet sei, welche Gourgaud am 17. an den Marschall erlassen haben will“.

Der vierte Abschnitt bespricht das Schlachtfeld von Belle-Alliance, die Zusammensetzung und Fochtart der englischen Truppen und kommt dann zur Schlacht selbst, an welcher von dem 90,000 Mann starken Wellington'schen Heere nur 62,000 Mann Theil nahmen. Die Verwendung der andern 28,000 Mann ist in der Beilage Nr. 15 nachgewiesen. Eine S. 249 gegebene Schilderung des englischen Heeres, wobei ebenso wenig Alles getadelt als unbedingt gelobt wird, ist sehr interessant, weil darin die Vorzüge und Nachteile gegen die preussische Armee unparteiisch herausgestellt sind.

Nach S. 260 „verließ Napoleon schon in der Nacht



um 1 Uhr sein Quartier, um zu Fuß und bloß von dem General Bertrand begleitet die Lagerfeuer des englischen Heeres zu beobachten". Gegen 9 Uhr recognoscirte er noch einmal die Stellung der Engländer und dictirte die Disposition zur Schlacht, die „etwa gegen 1 Uhr Mittags, und wenn es der Kaiser dem Marschall Ney befehlen wird“, anfangen sollte. Die während der Schlacht von beiden Theilen begangenen Fehler werden ohne Schminke erzählt; auch glaubt der Verf. nicht, daß die französische Armee „eine solche Schlachtordnung, wie sie Napoleon später angegeben“, gehabt habe. In dem kritischen Augenblicke, da die Engländer schon im Zurückziehen und getrennt von dem Bülow'schen Corps waren, welches bald nach 4 Uhr aus dem Walde von Fricherfont hervorbrach, erscheint die erste Brigade der preussischen Reserve-Reiterei nebst vier Batterien des ersten Armeecorps, welche in die von den Engländern innegehabte Position aufgefahren wurden, deren Feuer der Oberstleutnant Reiche so dirigirte, daß zwei derselben den gegen die Engländer und die andern beiden den gegen den General v. Bülow kämpfenden Feind in die Flanke nahmen. Der Angriff der französischen Kürassiere, welcher an der Festigkeit des englischen Fußvolks scheitert, wird ebenso lebendig wie die Angriffe der preussischen 15. und 16. Brigade und der Reserve-Reiterei unter dem Prinzen Wilhelm von Preußen (Bruder des Königs), welche bei dem augenblicklichen Mangel der Infanterie die Stelle der Waffengefährten einnahm, geschildert. S. 311 ist die Erstürmung des Dorfes Planchenois durch den Obersten v. Hilles, bei welchem Dorfe Napoleon noch einmal versuchte seine Truppen zu ordnen, weil es ihrem Rückzuge einigen Schutz gewährte, ausführlich erzählt. Die französische alte Garde bewährte auch hier ihren allbekannten Ruf der Tapferkeit, man mußte sie (S. 312) „bei ihren mit schwarzen Fior umwundenen Adlern tödten, um sich des Dorfes zu bemächtigen“. Der Verf. glaubt, daß, wenn Planchenois eine halbe Stunde früher genommen, auch Napoleon und ein großer Theil seiner Armee gefangen worden wäre, und daß er seine persönliche Rettung nur der guten Haltung einiger Gardebataillone und der eingetretenen Dunkelheit zu danken habe. Von dem Augenblicke an, als der rechte Flügel zurückweicht, können die Franzosen sich nicht mehr halten. Das Zurückweichen des Feindes wurde das Signal zum Vorrücken der Engländer. Alle englischen Reiterbrigaden werden zusammengezogen, um zum Angriffe überzugehen. Der tapfere Vertheidiger der Citadelle von Antwerpen, General Chassé, rückte mit seiner Division, wobei hanoversche und braunschweigische Reiterei ihn unterstützte, gleichfalls vor. Der Prinz von Dranien erhielt hier an der Spitze dieser Division eine Kartätschenkugel in die linke Schulter. Der Herzog von Wellington läßt den General v. Zieten ersuchen, „das preussische Geschützfeuer aufhören zu lassen“. Die englischen Truppen erhielten auch die Weisung, mit den Preußen gleichzeitig vorzurücken. Der Verf. hat dieses Factum weitläufig erzählt, um die Meinung, als wenn die Engländer ihren letzten Angriff eher unternommen, als der General v.

Zieten in die Schlacht eingegriffen, durch Thatsachen zu widerlegen. Der Angriff des Majors v. Falkenhause mit einem Landwehr-Reiterregimente und der beiden Infanteriebataillone v. Keller und v. Wigleben nahe bei Raillon-du-Roi macht die Verwirrung des Feindes noch größer, sodaß er Alles den verfolgenden Preußen überläßt, und so außer Fassung kommt, daß er weder bei Genappe, wo die Drücklichkeit ein Festsetzen so sehr begünstigte, noch bei Charleroi zum Stehen gebracht werden kann. Nach einer persönlichen Unterredung der beiden Feldherren übernimmt die Blücher'sche Armee die Verfolgung des Feindes. Der General Sneysenau mit seinem kräftigen und kühnen Geiste setzt sich an die Spitze von drei Ulanenschwadronen und den Füsilierbataillonen des 15. und 25. Infanterieregiments, um dem Feinde keine Ruhe zu lassen. Die ganze Armee bleibt bis Genappe in Bewegung, wo sie um Mitternacht eintrifft. Bis Rossomme und Raillon-du-Roi war schon eine Menge Geschütze und ein Theil des Gepäcks genommen, in Genappe fiel der schon früher abgefahrene Theil des letztern und mit ihm „der Reisewagen Napoleon's mit seinen sämmtlichen Effecten“ den nachreitenden Verfolgern, der letztere namentlich dem Füsilierbataillone des 15. Infanterieregiments, in die Hände.

Kein Feind dachte mehr an Vertheidigung, sondern nur an die eigne Rettung und bewährte das S. 313 ausgesprochene Urtheil: „Jedes Heer, welches einen so mörderischen Kampf bis zur höchsten Erschöpfung durchgeführt hat, wird zu einem überreilten Rückzuge, ja zur Flucht verleitet werden können, jedoch ist kein Heer so niedergeschlagen und so hoffnungslos nach einem Unglücke als das französische.“ In der frohen Laune des Sieges wurde ein Tambour auf eins der aus Napoleon's Wagen gespannten Pferde mit der Anweisung gesetzt, fortwährend zu schlagen. Der Trommelschlag und der Ton der preussischen Flügelhörner vertrieb in dieser Nacht die Feinde sieben Mal von ihren Ruheplätzen; die Verfolgung wurde bis zu dem jenseit Frasne gelegenen Gasthof „Zum Kaiser“ fortgesetzt, wo Sneysenau den durch einen zwanzigstündigen Marsch ganz erschöpften Truppen einige Ruhe gönnte und die Strahlen der aufgehenden Sonne erwartete. Die Tage vom 17., 18. und 19. kosteten den Franzosen nach ihrer Berechnung 25,000 Mann, worunter 6000 Gefangene. Ihr Verlust scheint aber zu gering angegeben, indem mit Einschluß des Grouchy'schen Corps bei Laon sich überhaupt nur einige 60,000 Mann sammelten und man doch nicht füglich annehmen kann, daß sich 30 — 40,000 Mann im Lande zerstreut hätten. 300 Geschütze und ein ungeheures Material war das Resultat des Sieges, der den Engländern und Hannoveranern 14 — 15,000 Mann, den Niederländern, Nassauern und Braunschweigern 6000 und den Preußen, größtentheils vom vierten Corps, 7000 Mann kostete.

Am 19. des Morgens 6 $\frac{1}{2}$  Uhr erfuhr General Thielemann schon officiell den Sieg des vorigen Tages, und daß das zweite Armeecorps in seine rechte Flanke geschickt war, um wo möglich Grouchy von der Sambre abzuschneiden. Ob-

gleich der Verf. S. 354 die Führung des Gefechts von Waare „bis zum Augenblicke des Rückzuges nur nachahmungswerth nennt“, kann er doch nicht umhin, den Mangel an Aufmerksamkeit auf die feindliche Reiterei des linken Flügels zu rügen. Bei diesem Corps muß man nach dieser Darstellung nicht auf alle Truppentheile gleiche Aufmerksamkeit verwendet haben, sonst würde ebenso wenig am 16. eine ganze Batterie und eine Ulanenschwadron auf dem Schlachtfelde vergessen worden, als auch am 19. eine ganze Brigade aus ihrer Stellung ohne Befehl dazu abmarschirt sein, ohne daß man es bald bemerkte. Der Rückzug bis St.-Achterode, auf dem halben Wege nach Löwen, ohne daß die Reiterei noch einmal Front machte, um den Feind zu beobachten, und daß man nach der Vereinigung mit neun Schwadronen ganz frischer Reiterei dem Feinde nichts entgegenstelte, spricht auch nicht für große Entschlossenheit; oder sollte es eine Kriegslust sein, damit Grouchy noch weiter folgte, um durch den General v. Pirch I. desto leichter von der Sambre abgeschnitten zu werden?

Auch wird die Führung des Gefechts französischerseits getadelt, weil die beiden französischen Corps nur abwechselnd handelten „und ein Zusammenwirken aller Kräfte vermieden worden sei“. Gegen 11 Uhr Mittags erhielt der Marschall Grouchy durch einen abgesendeten Offizier vom Generalmajor die Nachricht von der verlorenen Schlacht und beschloß, sich gegen die Sambre zurückzuziehen und dort die Nachrichten abzuwarten, welche seinen weiteren Entschluß leiten könnten. Dies führte er auch glücklich aus und kam früher als das zweite Armeecorps in Namur an. Obgleich der General v. Pirch I., der schon auf dem rechten Ufer der Dyle bei Mestour stand, als Grouchy auf dem linken Ufer dieses Flusses erst die Nachricht von der verlorenen Schlacht erhielt, nicht ganz frei von dem Vorwurfe des Mangels an energischen Maßregeln zu sprechen ist, so findet er doch darin einige Entschuldigung, daß selbst die zum dritten Armeecorps gehörende neunte Brigade ihm keine Auskunft geben konnte, wo General Thielemann stand, mithin an ein gemeinsames Handeln nicht zu denken war. Von welchem unberechenbaren Vortheile wäre es für die Preußen gewesen, früher als Grouchy jenseit der Sambre oder in Namur einzutreffen, dessen Erstürmung das Leben vieler Tapfern kostete, die in keinem Verhältnisse zu dem dadurch erlangten Vortheile standen und füglich für einen wichtigeren Zweck hätten aufgespart werden können.

Aus allen Anordnungen Blücher's geht deutlich hervor, daß nicht die Vernichtung eines einzelnen Corps, sondern „die Zerflörung des Lebensprinzips der Feindemacht“ sein Hauptzweck war. Dies zu vollbringen überschreitet der Fürst Blücher am 20. mit dem ersten Armeecorps auf dem Wege von Charleroi nach Beaumont, wo es noch die letzten zwölf aus der Schlacht geretteten französischen Geschütze nahm, und mit dem vierten Armeecorps in der Gegend von Maubeuge die französische Grenze. Die Schilderung der weiteren Verfolgung und der folgenden Gefechte bis zum Einzuge in Paris ist dem

zweiten Theile vorbehalten, in welchem auch die Pläne der Schlacht von Belle-Alliance und des Gefechts von Waare nachgeliefert werden sollen. In dem letzten zeichnete sich der Oberst v. Zepelin besonders dadurch aus, daß er mit vier schwachen Bataillonen die Angriffe des General Wandamme glücklich abschlug, welche dieser mit 31 Bataillonen dreizehn Mal vergeblich versuchte.

In dem zweiten Theile hoffen wir eine Discussion näher erörtert zu finden, welche durch eine vor etwa zwei Jahren in dem Parlamente vom Herzog von Wellington ausgesprochene nachtheilige Äußerung über die Disciplina der preussischen Armee entstand und von den Generalen v. Mülling I. und v. Grolmann in öffentlichen Blättern erhoben wurde.

In den 15 Beilagen finden wir nicht allein die Stärke sämmtlicher in diesem Kriege mobilen Heere, sondern auch die Namen aller Corps-, Divisions- und Brigadecommandeurs ausführlich angegeben; ferner ist die „Ordre de Bataille der Armee des Herzogs von Wellington“, der Aufruf Napoleon's an die französische Armee vom 15. Juni 1815 und die Proclamation des Fürsten Blücher an die Armee des Niederrheins vom 19. Juni 1815 mitgetheilt.

119.

#### Philanthropische Schriften.

Die Sklavenemanzipationsfrage ist neuerdings von Agénor de Gasparin in seiner Schrift: „Esclavage et traite“, lebhaft wieder angeregt worden. Der Verf. macht besonders auf die Gefahr aufmerksam, welche für die französischen Colonisten und Regesklavenbesitzer aus den Fortschritten, die von Seiten Englands in der Sklavenemanzipation gethan worden wären, nothwendigerweise entstehen müßten, wenn Frankreich nicht ähnliche Grundzüge in Anwendung brächte. Wenn die Lehrgzeit in den englischen Colonien aufgehört haben wird, was, ruft der Verf. den französischen Colonisten zu, werdet ihr um euch erblicken? Einen unermesslichen Kreis von Freiheit! Hier die englischen Inseln, dort das freie Haiti; weiterhin Cuba und Portorico, der Sklavenemanzipation näher als ihr; euer Guyana grenzt mit dem Guyana der Engländer; Peru, Chile, Buenos Ayres, Columbien, Guatimala — sie alle haben die Sklaverei von sich geschüttelt, Mexico hat sie abgeschafft, und was die Sklaverei in den südlichen Staaten der Union betrifft, so ist sie für euch noch drohender als die Freiheit an andern Orten. Im pathetischen Style fährt der Verf. fort: „Wenn ihr selbst uns erklärt, daß die Feile der Zeit die Ketten eurer Sklaven angeknaggt hat, und daß sie nur noch die Stärke eines Fadens haben; wenn eure Sklaven zu Hunderten auf die englischen halbfreien Inseln flüchten, von wo ihr sie vergebens zurückfordert; wenn ihr gezwungen seid, die Wachtposten an euren Küsten zu verdoppeln; wenn endlich eine Explosion in immer furchtbarer Nähe broht: so beschwöre ich euch, ich beschwöre euch in euerm eignen Interesse: beehlt euch, das Ventil selbst zu öffnen, was allein euerm Ruine vorbeugen kann. Erinnert euch der schönen Worte, welche ein Redner in der letzten Sitzung der Deputirtenkammer aussprach und womit er sich auf die Höhe der Frage erhob: „Die Iren nielliren sich wie der Decan.“ Der Verf. verlangt, man solle in den Colonien Sparkassen einrichten, um den Sklaven ein Mittel zu verschaffen, womit sie sich die Freiheit erkaufen, oder woran sie einen Nothpfennig haben möchten; daß man die Schulen vervielfältige und ihren Besuch obligatorisch mache; daß man überhaupt einen bürgerlichen Zustand für die Sklaven herbeiführe und sie allen Verpflichtungen des Gobre selbst unterwerfe. Der vierte

Theil von dem Werthe jedes Sklaven müsse dem Freilasser ersetzt und jedem Sklaven zugleich mit der Freiheit Hütte und Garten als Eigenthum bewilligt werden. Auf diese Weise könne man, sagt der Verf., hoffen, daß in 20 Jahren nicht mehr als einige Hundert Sklaven noch in den französischen Colonien anzutreffen sein werden, und dann könne man ohne Gefahr die Resultate dieses Systems durch eine allgemeine Emancipation vervollständigen.

Dr. Peigné hat sich an die Spitze eines periodischen Unternehmens gestellt, welches unter dem Titel: „La providence, revue générale des établissemens charitables, des hospices, des prisons et des sociétés de bienfaisance“, erscheint, und wovon den ersten jeden Monats eine Nummer ausgegeben wird. Peigné's Journal soll ein Organ aller derjenigen Stimmen sein, welche sich gegenwärtig von allen Seiten erheben, um mancherlei Reformen zu verlangen, welche von der Menschlichkeit und Gerechtigkeit gefordert werden. Er verspricht, jeden Parteilust zu zurückweisen, und allerdings enthält die erste Nummer eine Abhandlung über Hindelkinder, worin einerseits die Ansichten der Regierung und andererseits die entgegengesetzten des Hrn. Lamartine niedergelegt sind. Eine menschenfreundliche St.-Simonistin schlägt sogar die Stiftung einer Gesellschaft vor, bestimmt, unversehrten Müttern zu Hülfe zu kommen. Ein kritisches Blatt vermißt indes zu diesem freundlichen Vorschlage eine Anmerkung des Redacteurs, worin er sich über die Ansichten der Simonistin kritisch hätte ausprechen sollen; denn in philanthropischen Angelegenheiten sei es nothwendig, daß man mit den Forderungen des gesellschaftlichen Zustandes, der die Grundlage unserer bürgerlichen Zustände sei, übereinstimme; der St.-Simonistische Gesichtspunkt stehe dagegen mit diesen gesellschaftlichen Verhältnissen, denen er anderweitige unterzulegen wolle, in geradem Widerspruch; das Motiv möge löblich sein, aber das Ziel sei unzulässig, nicht selten sogar bei der gegenwärtigen Sachlage unmoralisch. Die Franzosen haben für alle nur denkbaren Dinge einen bezeichnenden Namen, eine Kategorie zur Hand; so stellt Peigné der prévoyance in philanthropischer Hinsicht die imprévoyance entgegen. Ein bezeichnender deutscher Ausdruck dafür möchte Vorsorglichkeit und Unvorsorglichkeit sein. Die prévoyance, heißt es, sei die Königin der Welt, und alles Unglück, welches über die Menschheit gekommen ist, verbanke sie dem Umstande, daß man die providentiellen Befehle, die das Universum beherrschen, vergessen hat. Ganz besonders, heißt es, sind die legalen Einrichtungen der Art, daß sie die Uebel, statt sie zu heilen, fortpflanzen; es sind die vorbeugenden Maßregeln, die in diesen Einrichtungen überall fehlen.

### Notiz.

#### Darum.

Ein Professor der Rechte zu Rostock verbreitete sich zu Ende des 17. oder Anfange des 18. Jahrhunderts auf folgende geschmackvolle Weise über die Disciplinen, mit welchen ein Rechtsgelehrter außer seiner Fachwissenschaft sich vertraut zu machen habe: „Die Metaphysica ist einem Ictu qua tali nöthig zu wissen, weil etliche Termini darin vorkommen, deren er nicht wohl entbehren kann, als prius tempore, finitum, infinitum, quantitas etc. Die Physica ob casus speciales, und weil in solcher Disciplin gedacht werden folgende Dinge: aes, durum, metalla etc. Die Arithmetica ob computationem graduum, auch sonstigen Rechnungen nachzusehen u. s. w. Geometria ob controversias de finibus saepe occurrentes etc. Astronomia, ob er vom alten und neuen Calendar zu judiciren wisse. Architectonica, quia saepissime lites oriuntur de stillidiis fenestras, aquaeductibus, latrinis etc. Musica, quia in Jurisprudencia pietatem quandam promovet et cultum. Oeconomia ob jurisprudentiam consistorialem, arborem con-

sanguinitatis, sponsalia et nuptias, wie auch ob terminos: pater, uxor, maritus, dominium, possessio etc.“ 29.

### Bibliographie.

Xiry's populäre physikalische Astronomie. Aus dem Englischen übersezt von R. E. v. Littrow. 8. Stuttgart, Hoffmann. 18 Gr.

Belani. Das Haus Braganza (von 1807—1832). Historisch-romantisches Gemälde. 2te Abth. Dom Pedro und Dom Miguel. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, A. Leubert. 3 Thlr.

Christophere. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1839. Herausgegeben von A. Knapp. Gr. 12. Lüdingen, Oslander. 2 Thlr.

Deutschmann, W., Die Radicalreform des Staats- und Privatrechtes. 8. Manheim, Hoff. 18 Gr.

Drärlers-Mansfred, G., Gedichte. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 18 Gr.

Fest-Gabe. Den Sängern gewidmet vom Heber-Kranz. Gr. 4. Frankfurt a. M., Hermann. 1 Thlr. 8 Gr.

Freundhold, G., Gedichte. Gr. 8. Augsburg, Krantzfelder. 18 Gr.

Griepenkerl, W. R., Das Musikfest oder die Beethovenere. Novelle. Mit 1 Kupfer. Gr. 12. Leipzig, D. Wigand. 1 Thlr. 16 Gr.

Hafner, D., Poetische Versuche. 8. Ingolstadt, Neugebäude, Manz. 5 Gr.

Herder. Der Sid. Nach spanischen Romanzen bejungen. Illustriert durch 70 englische Holzschnitte. 1ste Lief. Schmal 4. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr.

Hugo's sämtliche Werke. 16ter Band. Orientalen und Balladen. Deutsch von D. E. W. Wolff. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 9 Gr.

Jarcke, R. G., Vermischte Schriften. 1fter Bd. Gr. 8. München, Liter.-artif. Anstalt. 1 Thlr. 18 Gr.

Kien, G., Hafed. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Bremen, Seidler. 16 Gr.

Koch, G. H. Paul de, Mein Nachbar Raymond. Aus dem Französischen von G. Brindmeier. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, Meyer sen. 2 Thlr.

Lenau, R., Neuere Gedichte. 8. Stuttgart, Hallberg. 1 Thlr. 21 Gr.

Mahmud Schebikert's Rosenflor des Geheimnisses. Persisch und Deutsch herausgegeben von Hammer-Purgstall. Mit 2 Ansichten. Hoch gr. 4. Pest, Partleben. 2 Thlr.

Das lustige Märlein vom kleinen Frieder mit seinem Vogelkrohn und seiner Geige. 8. München, Liter.-artif. Anstalt. 6 Gr.

Mayer, F., Wanderleben in Baiern, Ober- und Unterösterreich, Ungarn, Mähren und Böhmen. 2ter Band. Gr. 12. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1 Thlr. 12 Gr.

Münch, G., Allgemeine Geschichte der katholischen Kirche, von dem Ende des Tridentinischen Conciliums bis auf unsere Tage. 1ste Abtheilung. 1fter Band: Frd Paolo Carpi. Gr. 8. Karlsruhe, Müller. 1 Thlr. 12 Gr.

(Kaukin.) Der Herzlose. Dem Englischen des Herison Kaukin nachgezählt von G. R. Wärmann. 2 Theile. 8. Braunschweig, Westermann. 2 Thlr. 16 Gr.

Reinhard, W., Ernst und Laune, aus meinen alten Papieren. 2 Bändchen. 8. Carlshöhe, Marx. 2 Thlr. 8 Gr.

Romanische Scenen aus Aegler, Spanien und der Novolach. Drei Novellatten. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 18 Gr.

Woght, Freih. v., Gesammeltes aus der Geschichte der Hamburgischen Armen-Anstalt während ihrer funfzigjährigen Dauer. 8. Hamburg, Meißner. 1 Thlr. 6 Gr.

Wette, E. de, Reise in den Vereinigten Staaten und Canada im Jahre 1837. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 18 Gr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 327.

23. November 1838.

**Ahasver. Episches Gedicht von Julius Rosen.**  
Dresden, S. Fleischer. 1838. Gr. 8. 1 Thlr.  
12 Gr.

Der Jub' Ahasverus weit und breit  
Vor Alters und zu dieser Zeit  
Bekannt, geht um durch alle Welt,  
Redt alle Sprachen —

so spricht das Volksbuch von ihm, und es hat Recht; lernt doch der alte Jude sogar im unermüdblichen Bildungstrieb mit unserm Zeitalter die dunkle und tiefsinnige Sprache der neuesten Philosophie reden! Ahasverus erhält seine Literatur wie Faust. Seit Chr. Dan. Schubart mit seiner rohen Kraft diesen Stoff ergriffen hat, und was auf der Oberfläche der Idee lag, den versagten süßen Trost des Sterbens, mit dem heftigen Pathos seines Selbstes und seiner Zeit in einer Schauer Scene dargestellt, hat sich nicht nur die historische Kritik, die Philosophie und die Aesthetik mehrfach mit diesem Sinnbilde beschäftigt, sondern auch die Poesie hat ihm in der neuesten Zeit immer wieder neue Seiten abgewonnen, und reflexive Lieder, epische Bruchstücke, phantastische Rhapsodien sind durch Ril. Lenau, Gustav Pfizer, Ed. v. Schenk, Edgar Quinet aus der Fundgrube dieser vieldeutigen Allegorie zu Tage gefördert worden. Endlich gibt uns Julius Rosen, dessen vergeßliche Phantasie ihren Beruf zu Dichtungen dieser Art schon vor sieben Jahren durch das „Lied vom Ritter Wahn“ bethätigt hat, ein Gegenstück zu dieser letztern Production in einem vollständigen epischen Gedichte „Ahasver“, in welchem er den Gegenstand der Idee nach noch vielmehr dem an und für sich Allgemeinen zu nähern und demselben eine noch Hegel'schere Bedeutung zu geben versucht hat, als dies selbst Rosenkranz in seiner „Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters“ mit durchdringendem Geiste gethan. Der genannte Aesthetiker findet in der im Innern des Gemüthes arbeitenden Sage vom ewigen Juden das Gericht des göttlichen Geistes über das Böse in der Gegenwart dieser Welt dargestellt, in welcher dasselbe, nach einem beliebten Ausdrucke Hegel's, den man durch Überanwendung bald satt bekommen wird, zu der gräßlichen und „schlechten“ Unsterblichkeit, auf irdische Weise unendlich zu werden, verdammt ist, bis endlich das quälende Bewußtsein sich selbst vernichtet. Die Art der Nothheit, die im Ahas-

ver verleblicht ist, zeigt sich, nach Rosenkranz, historisch im jüdischen Volke; der Zweifel an dem Gottmenschen, die Verachtung, Lieblosigkeit und unaufhörliche Gereiztheit gegen ihn machen den Juden aus. Wird diese Entgegensetzung aufgegeben, so verschwindet auch der Jude, weil der kalte Zweifel zur innigen Gewißheit des Wahren, die Verachtung zur Anbetung, die Lieblosigkeit zur Liebe wird. Somit gibt ihm die Sage ein Bild vom jüdischen Volk in seinem Verhältniß zum Christenthum überhaupt. Die Juden haben diesen steifen Nacken des Unglaubens wie Ahasverus. Ihre irdische Unsterblichkeit wird nicht eher aufhören, als bis ihre geistige anfängt, welche nirgend anders als im christlichen Glauben da ist, den sie annehmen müssen wie Ahasverus.

Julius Rosen ist nun um einen guten Schritt weiter gegangen. Er sieht, nach seiner Anmerkung S. 184, in Ahasver überhaupt die in irdischem Dasein befangene Menschennatur, gleichsam den in einem Einzelwesen verleblichten Geist der Weltgeschichte, erst in unbewußtem Troge, dann endlich mit deutlichem Bewußtsein dem Gotte des Christenthums sich schroff gegenüberstellend. Wie nun ein Sag mit seinem reinen Gegensatze — menschlicher Anschauung gemäß, wie Hr. J. Rosen etwas vorsichtig hinzufügt — gleiche Ewigkeit theilt, so stellte sich von selbst ihm die poetische Nothwendigkeit der ewigen Erdenwanderung Ahasver's der göttlichen Ewigkeit des Heilands gegenüber heraus, sodas dieser über Ahasver nicht sowol einen Fluch als nur einen nothwendigen Richterspruch — den Bannspruch — auszusprechen brauchte. „Das ich Ahasver“, sagt Rosen noch weiter, „mit den Banden des Blutes an die Weltgeschichte geknüpft habe (er nimmt in der Dichtung dreimal ein Weib und zeugt Kinder), bedarf keiner Vertheidigung; denn ihr Fortbestehen kann ja nur durch Fortzeugung des Menschengeschlechts bedingt sein, und wer mit Mark und Bein auf dieser Erde steht, hat durch das Recht seiner Geburt ein Befugniß, mitzuspielen in dieser ewigen Tragödie und sich wiederzuzugeben in Kindern und so einer irdischen Unsterblichkeit nachzustreben.“

So viel zum Belege, das sich Rosen's Dichtung ganz auf die Ansichten der neuesten philosophischen Weltanschauung stützt und sogar auf deren extremste Spitze gestellt hat. Wo möglich noch deutlicher — und Ref. dünkt

dies ein Lob — als in dieser prosaischen Anmerkung spricht sich sein philosophischer Gedanke in der Dichtung selbst aus, und zwar nicht in Reflexionen, sondern in Gestalten und Bildern, welche von großer Originalität seines Geistes und seiner Phantasie zeugen, und denen, um ein vollständiges Kunstwerk aus sich herauszuschaffen, vielleicht nur die lebendige Ausdauer bis an den Schluß der Dichtung gebriecht.

Eine Übersicht wird verständlicher machen, was wir mit diesem Lob und Tadel sagen wollen, und zugleich einige Einsicht in die großen, einzelnen Schönheiten des Gedichtes gewähren.

Der Anfang der Dichtung führt uns, die philosophische Tendenz klug verhüllend, sogleich in concrete Geschichte ein. Ahasverus ist ein Jude, der zur Zeit des Kaisers Tiberius lebt und in Lea und Ruben ein holdseliges Kinderpaar besitzt, das seit seiner jungen Gattin frühem Tode sein einziger Schatz ist. Dies Paar zieht das lästerne Auge eines bei Pilatus herbergenden jungen Fürsten aus der Familie der Cäsaren auf sich, und Pilatus befiehlt dem Vater, die Kinder zu schmücken und zur Fahrt nach Rom zu bereiten. In der Verzweiflung sucht Ahasver in der Nacht den wunderbaren, gewaltigen Jüngling auf, der mit Wundern und unerhörter Lehre das Volk zum wahren Gotte bekehren will. Von Dem, der sich den Messias nennt, verlangt er die Rettung seiner Kinder und Judas. Jesus aber antwortet ihm mit einer Weissagung vom Untergange Jerusalems. Ahasver zerschlägt im Zorn sein härenes Gewand:

Er rief ihm zu: Ja, du hast auch gelogen!  
Du unser Gott! und retten kannst du nicht?  
Ob Mensch, ob Gott, das Volk hast du betrogen.

Jetzt sprengt der junge Römerfürst zum stillen Hause des Juden und will sich die Kinder holen. Ahasver zieht einen Vorhang voneinander, und der Cäsar sieht die beiden Kinder bleich und ausgestreckt beieinander liegen: der Vater hat sie ermordet. Mit Entsetzen wendet sich der Römer.

Doch wie das Chaos friedlos, fast noch wüster,  
Stand Ahasver, verwühlt in sich selbst,  
Wie steingeword'ner Nord, und mehr noch düster.

In der Nacht, da Christus verrathen ward, geht ein Fieberfrosteln durchs Gebein Ahasver's, und er spricht bei sich selber:

Wo hat ein Volk so Gräßliches erduldet  
Als du, o Israel, von Anbeginn?  
Mit Gottesfurcht hast Alles du verschuldet.

Weil es Gott auf allen Straßen, in Ägypten, in Babylon übermäßig gedient, sei das Volk so kraftlos, feig und nichtig geworden. Auch jetzt —

Die arme Erde! Kurze, sel'ge Stunden  
Spielt sie in ihren Armen einen Gott;  
Berstochen ist sie nun, der Gott verschwunden.

Und vergeblich drängt sich der Mensch, der Bastard, ihm nach. So will denn Ahasver das ärmliche Vermächtniß, den Drang nach Gott, aus seiner Seele reißen:

Aus Erde ist der Mensch und auf der Erde  
Und von der Erde lebt er, daß er einst  
Wie seine Mutter wieder Erde werde!

Bleich und traurig wie die Passionsblume blüht der Tag des großen Martyrthums, der Charfreitag, auf. Christus wankt unter seinem Kreuze daher. „Tod diesem Nazarener, Gott und Allen!“ schreit Ahasver, als eben Jesus unter der Kreuzeslast vor ihm niederfällt und ihn bittet, an seiner Schwelle ein wenig rasten zu dürfen. Er aber stößt ihn mit Spottworten zurück: „Dir keine Ruhe, keine an der Stelle!“ — „Dir keine Ruhe!“ tönt das Echo aus Christi Munde:

— so lebe denn

Das ew'ge Leben ruhelos hienieden!

Ahasver fällt auf sein Gesicht bei diesen Worten. Sein Geist ist gebrochen. Im Wahnsinne verirrt er sich in Salomonis Tempel, als eben der Vorhang von oben bis nach unten unter einem Donnerschlage zerreißt. Da erscheint ihm hoch und herrlich an derselben Stelle der Engel Michael mit dem Flammenschwert und verkündet dem Staunenden die unerwartete philosophische Wahrheit, die freilich eine passable Kezerei ist:

Wen suchst du hier? Der Dämon ist gerichtet,  
Der zornigwalt'ge Dämon deines Volke,  
Und seine Macht hat Gottes Sohn vernichtet!

Jehova? rief da Ahasver mit Schrecken.  
Der Engel sprach: Ein Abgott war auch Er!  
Der Gott der Wahrheit muß ihn niederstrecken.

Als Corollar dieser Neuigkeit erfährt der Jude zugleich die nähere Bedeutung des über ihn verhängten Bannspruches, daß ihm des Todes süßer Frieden versagt, doch die Arme des Gottessohnes im Himmelreich noch immer für ihn offen seien. Dieser will ihm das Räthsel des eignen Geschicks zur Lösung wiedergeben und auch dreimal das junge Leben seiner Kinder, versuchend, ob ihm gelingen werde, sich mit ihnen zu Gottes Vaterbrust zu flüchten. „Wollbringst du aber zum dritten Male nicht“, spricht der Engel, dann

— wehe dir! bis zu dem Weltgerichte  
Mußt du dann wandern auf dem Erdenrund,  
Bis an das Ende aller Weltgeschichte.

Der Engel verschwindet, und das erste Buch der Dichtung: „Der Bannspruch“, mit seinen fünf Gesängen ist zu Ende. Mit der „ersten Frist“ beginnt das zweite. Hier steckt die Philosophie, als Trägerin des ganzen Gedichtes, ihr Haupt schon kennbarer aus den Fluten der Geschichte empor:

Es raucht der Webstuhl der Weltgeschichte,  
Die Weberin Natur wütht sonder Raß,  
Vor Gott wird immer ihr Geweb zu nichte.

Die neugeschaffene war die Braut und Geliebte Gottes, durchzücht von seinem Feuerfluß und durchdrungen von seiner Liebe.

Gott rührt sie an, da fängt sie an zu träumen  
In Blumen und Gewächsen aller Art,  
Und hochaufschauend in des Waldes Bäumen.

Gott rührt sie an, auffährt sie vielgestaltig,  
Im Fische stumm, im Vogel mit Gesang,  
In allerlei Geschöpfen tausendfaltig.

Seine immer innigere Umarmung droht ihr Vernichtung.

Doch, wie er sie so heftig hielt umfassen,  
Sind aus so schrecklichen Umarmungen  
Die Geister, die Dämonen, vorgegangen.

Die Einen von diesen unterwarfen sich Gott ihrem Schöpfer und wurden Engel; die Andern standen ungebückt, brauchten ihrer Freiheit, wurden Dämonen oder Götter und wandern durch den heißen Kampf der Weltgeschichte. Diese gestalteten sich die Menschen als ihre Ebenbilder.

So formte Brahma aus des Sanges Schlamm  
Der Hindu sanft und träumerisch Geschlecht;  
Jehova doch sein Volk aus Stein und Flamme,  
Jehova mit dem Igerangefichte,  
Wie er noch heute durch die Wüste heult,  
Den Salmud lebend in des Wetters Lichte.

Geschaffen aber — o so edle Blume! —  
Wird aus des Meeres allerfeinstem Schaum  
Das Volk der Griechen zu des Bildners Ruhme.

Doch bei dem Pol aus wunderbarer Ehe  
Das redenhafte, weißgelockte Volk —  
Aus Hellas Feuer und aus kaltem Schnee.

Und jeder Dämon wurde angebetet  
Von seinem Volke, das er sich gemacht,  
Nach seinem Geist geformet und getnetet.

So sieht Gott Alles um sich her abtrünnig und die Dämonen, die er vernichten möchte, ihm entgegenringend. Die Menschen aber, die allerärmsten, schützt die Weltgeschichte, die schöne Mutter (eigentlich Großmutter!), selbst am treuen Herzen. Aber Gott sucht sie auf, in Agypten, in Griechenland.

Gott sucht sie auf, er haßt und muß sie lieben,  
Er sucht sie auf, und da vergeht ein Volk;  
Nur stolze Gräber sind davon geblieben.

Die Weltgeschichte möchte sich in der Trauer selbst zerstören.

Bergebens! gegen die Nothwendigkeit  
Kann sich nicht Gott, darf sie sich nicht empören.

Am Ende sind ihr nur noch die wenigst lieben Kinder geblieben, und diese vereint sie im kleinen, thatendurstigen Römervolke; mit ihnen möchte sie den stolzen Gott rühren. Dieser aber beugt sich (im Gedichte ganz unmotiv) ohne Weiteres herab und zeugt mit einer Jungfrau den Mittler, den vielgeliebten Sohn, der von der Ertdödtung des Fleisches und Aufopferung des Selbst predigt, und dem die Natur in banger Wehmuth lauscht. Er selbst läßt sich geduldig ans Kreuz schlagen, und unermessenes Leid erfüllt die mütterliche Brust, die Weltgeschichte.

Und wie der Kampf vor alter Zeit begonnen,  
So doppelt bitter steigt er jetzt empor,  
So hat er weiter, weiter sich gesponnen.

Und Ahasver, der gottverfluchte Stürmer,  
Der ewige, kämpft ewig diesen Kampf  
Durch Blut und Elend immer weiter, weiter!

Daß unsere Dichtung von Jesu Auferstehung so wenig Notiz nimmt als ihre Mutter, die Philosophie, versteht sich wol von selbst. Nun entrollt sich das Geschick Ju-

das. Ahasver bleibt ungebeugt, seine Faust wie Stahl, sein Haar ungebücht. — Er sieht alle Zeitgenossen sterben und ihre Kinder. Um sich die ewig lange Zeit zu kürzen, stürzt er sich in ihre Wogen und nimmt ein Weib, sie stirbt ihm wieder und hinterläßt ihm wieder ein holdes Zwillingsspaar, eine Lea und einen Ruben, die den frühern Kindern seltsam gleichen und zwei helle Doppelpsterne werden. In einer schrecklichen Nacht, wo ein Komet über Jerusalem steht, eröffnet Ahasver diesem seinem Kinderpaare:

Ihr Beide seid geweiht dem Untergange!

Ein großer Gott hat uns den Krieg erklärt,  
Der Gott der Nazarener, dem wir nicht  
Demüthige Verehrungen gewähret.

Damit gibt er seinem Sohn Ruben die Waffen, um seine Schwester zu schirmen. Er selbst geht den römischen Legationen als Feldherr entgegen. Lange schlägt er die Römer; aber endlich wird Judäa verwüstet und Jerusalem belagert. Lea liebt einen Freund ihres Bruders, Matthias, der Judenchrist ist; dadurch wird die Möglichkeit für Ahasver, seine Kinder Christo zuzuführen und sich somit von dem Bannfluche zu erlösen, im Gedichte freilich angedeutet, aber nicht durch die gehörige Ausführung anschaulich gemacht. Alle Kraft der Poesie wendet sich hier vielmehr Gleichnissen und Beschreibungen zu:

Jerusalem, um dessen Haupt geschlungen  
Gleich einem Dornenkranz die schmerzlichsten,  
Geheimnißvollsten Erinnerungen,

Jerusalem, von trübem Schmerz erfüllt,  
Ach, gottverlassen, hat das müde Haupt  
Mit Witwenschleiern schluchzend sich verhüllt.

Die Zeit bricht wol von selbst in schneidend scharfe  
Behlage aus, durch jede Menschenbrust  
Geht eine Saite dieser Kolscharfe.

Die zarteste Klingt in Lea's Herzen, die der Vater zwingt,  
dem Nazarenengotte, den ihr Bräutigam verehrt, abzusagen, und die einen unnennbaren Schwur leistet.

Die Sturmböcke pochen und Dresche ist gestoßen.  
Die erste, die zweite Mauer ist gebrochen. Hinter der  
letzten wehrt sich Ahasver mit seinen Juden verzweifelt.

Doch Titus, seine Augen finster rollend  
Und anschlagerütend saß in seinem Zelt,  
Und sprach nach langem Sinnen für sich grollend:

Und wenn der Baum der Art nicht unterläge,  
Nicht der Gewalt, so weicht er der Geduld,  
So nascht ihn doch zu todt die dünne Säge.

Und wenn die Adler nicht den Steinbock zwingen,  
So werf ich Seiler ihm in das Genick,  
So muß der Hunger hungrig ihn verschlingen!

Bald umfängt die Stadt ein Riesenkerker von Stein, und sie liegt mit all ihrem Volke scheinodt in die Gruft gesenkt; Niemand hört das dumpfe wilde Pochen, Niemand den Weheruf der Verzweiflung. Da überschleicht die Seelen der Bürger ein Wahnsinn, Keiner kann die Mordlust verhehlen; Hunger, Noth und Tod beginnen ein furchtbares Rasen. Nur Ahasver bleibt in diesen Leichenhallen unberührt und habert mit Gott und der Welt; er schilt Jerusalem eine schlechte Magd, die Gott mit

fäßen von sich selbst und die ihm doch wieder seines Mantels Purpursaum löst.

Um Lea donnert die Empörung und wüthet der Hunger und Durst; ihr selbst zuckt in wildem Traume das Gehirn;

Wie zwischen Eichen rothe Nöhne blähen  
Zur schwülen Mittagszeit, so brennend heiß  
Beginnen ihre Lippen aufzuglühn.

Sie haben auch die Brunnen abgegraben,  
Spricht Ahasver für sich, könnt ich sie nur  
Mit einem Tropfen Wasser noch erlaben!

Da kommt der treue Ruben herbeigesprungen, bringt Wein in einem hohlen Kürbis und Brot, und Lea nest wie vom Abendthau die welcke Blume. Ruben war auf der Flucht ergriffen worden und hatte beim großen Titus Gnade, Trank und Speise gefunden. Wie Klammern schlägt Ahasver bei dieser Nachricht seine Felsenhände in wildem Leide vor den Feuerbrand seiner Augen.

Der Tempel, mitten unter dem Gebete der Priester, geht in Flammen auf. Matthias, der Christ, kommt als Feind in den Reihen der Römer zurück. Oben auf dem brennenden Tempel stehen Ahasver, Ruben und Lea. Matthias will sie retten, aber der ewige Jude wirft ihn ins wüste Feuer zurück und schleudert ihm die Kinder nach.

Und weiter rief er: Spring empor Verderben!

Und weiter schrie er untersinkend aus:

So stirbt der letzte Jude, dürft er sterben.

Hiermit endigt die „erste Frist“ (das zweite Buch der Dichtung) mit sieben Gesängen.

(Der Beschluß folgt.)

### Literarische Notiz.

Die „Histoire parlementaire, de la révolution française“ von Buchez und Roux hat ein anderes, ebenfalls sehr wichtiges Werk höchst wahrscheinlich veranlaßt. Es führt den Titel: „Tableau des guerres de la révolution française de 1792 à 1815.“ Der ungenannte Verfasser dieses Werkes war mit seinem Gegenstande, wie das der Augenschein lehrt, sehr vertraut. Er schöpfte aus Quellen, die von seinen Vorgängern wenig oder gar nicht benutzt waren; als Mann vom Fache benutzte er sie mit Umsicht und Mäßigung. Den Tüfsten der historischen Rhetorik fremd, die durch falsche Emphase und Wortgeklänge abwechselnd die Thatfachen entstellte und verdunkelt, ging er lediglich darauf aus, uns ein getreues Bild zu geben von den Kriegen, die, und wie man sie geführt. Es gehört ein besonderer Muth dazu, in dieser Zeit des Phrasenwuchers mit einem Werke hervorzutreten, das außer der Klarheit und Wahrheit sonst kein Verdienst für sich in Anspruch nimmt. Nur die herrlichen Hülfsmittel, die dem Verfasser bei Abfassung seines Werkes zu Dienste standen, sowie die innige Überzeugung, daß man die Aufmerksamkeit der Leser nur durch die Wahrheit der Sachen auf die Dauer rege erhalten und so nützen könne, ohne darum aufzuhören zu unterhalten, konnten den Verfasser vermögen, von der hergebrachten Behandlungsweise der jüngsten Geschichte abzusehen. Verfaßt nach den Documenten des dépôt de la guerre, enthält das Werk die zuverlässigsten statistischen, historischen, geographischen und topographischen Angaben und liefert so den jungen Offizieren eine genaue Übersicht jener Zeit, welche in strategischer wie in

constitutioneller und legislativer Hinsicht einen neuen Abschnitt im Völkereleben bildet. Dem Verfaßer kommen 20 Karten zu Hülf, und wohlgelungene Portraits der großen Feldherren der Armee erscheinen als eine willkommene Zugabe. Auch das Ministerium scheint dieses Werk als eine Kriegsschule zu betrachten, indem es die Anschaffung desselben für die Regimentsbibliotheken befohlen hat. Man dürfte geneigt sein aus diesem Umstande zu schließen, das Buch sei auf Befehl oder unter unmittelbarer Einwirkung des Ministeriums verfaßt worden. Allein dem widerspricht der unabhängige Standpunkt, worauf sich der Verfasser befindet, sowie die ganze Behandlung des vorliegenden Stoffes, den sich der anonyme Jüdling der polytechnischen Schule frei erwählt zu haben scheint. Den Soldaten erkennt man allenthalben, den Franzosen hin und wieder, den Parteymann kaum. Den Franzosen erkennt man besonders in Stellen, wie nachfolgende, wo es bei Gelegenheit des Übergangs der Allierten über den Rhein unter Anderm heißt: „Bernadotte kam kaum in Betracht; er, der es auf den Thron Napoleons abgesehen hatte, ward zur Belohnung für seine Intervention dazu verdammt, dem Kaiserreiche die Eroberungen jener republikanischen Armeen zu entreißen, in deren Reihen er sich vormals ausgezeichnet hatte.“ Es ist nicht uninteressant, den Bestand der französischen Armee vor 1791 kennen zu lernen. Vor der Revolution von 1789 war die französische Armee noch wie am Ende des siebenjährigen Krieges organisiert. Bestand und Kraft der verschiedenen Waffen schienen durch den Zufall bestimmt worden zu sein. Außer den 10,000 Mann vergoldeter und galonnirter Truppen des königlichen Hauses zählte man 101 Regimenter Infanterie der sogenannten Linie und 10 Bataillone leichter Infanterie, die zusammen ungefähr 127,000 Mann ausmachten, 2 Regimenter Carabiniers, 24 Regimenter schwerer Reiterei, 8 Regimenter Dragoner, 12 Regimenter Chasseurs und 6 Regimenter Husaren, im Ganzen 62 Regimenter, die in ihren Cadres ungefähr 35,000 Säbel enthielten. Sieben Regimenter Artillerie bildeten nebst 6 Compagnien Mineurs und 9 Compagnien Werkleute (ouvriers) ungefähr 8500 Mann. Neben dieser stehenden Macht hatte man noch 106 Bataillone Milizen, die nöthigenfalls 77,079 Mann auf den Kriegfuß stellen konnten. Von den 101 Regimentern bestanden kaum vier Fünftel aus Franzosen. Man zählte 11 schweizer und 12 deutsche, irländische oder lütticher Regimenter (liégeois). Alle französische und fremde Regimenter, mit Ausnahme des königlichen, bestanden aus 1200 Mann, die in 2 Bataillone von 5 Compagnien, unter denen sich eine Compagnie Grenadiere und eine Compagnie Chasseurs befand, vertheilt waren. Das Regiment des Königs zählte in vier Bataillonen 2294 Mann, und die Schweizerregimenter, wenn sie completer waren, 1033 Mann. Die Bataillone der leichten Infanterie zählten nur 446 Mann. Unter der Reiterei befanden sich nur 4 fremde Regimenter. Nur die Carabinierregimenter bestanden aus 4 Schwabronen; die übrigen Regimenter bestanden aus 3 und überschritten nie 450 Mann. Die Artillerieregimenter bestanden aus 2 Bataillonen von 16 Compagnien und enthielten 1100 Mann, wenn sie vollständig waren. Die meisten Infanterie- und Reiterregimenter trugen den Namen einer Provinz oder Stadt; eine ziemlich bedeutende Anzahl jedoch, vorzüglich in der Waffe der Dragoner, trug die Namen von Prinzen von Gebüt oder andern herzoglichen Familien, denen sie durch Lehensverband anzugehören schienen. Die Chasseursregimenter hatten ganz nationale Benennungen, sowie auch die Artillerieregimenter, welche sich nach ihrer gewöhnlichen Garnison benannten. Der Generalkab enthielt 11 Marschälle, 5 Generalobersten, 169 Generalleutenants, 770 Feldmarschälle, 113 Brigadiere und 69 Artillerie- de-Camp. Das Artillerie- und Geniecorps hatten jedes einen besondern Generalkab und waren überdies noch mit den baillis d'épée, Advocaten, Procuratoren, Berichtschreibern, Quissiers und andern niedern Offizieren von der Feder behaftet. 109.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 328.

24. November 1838.

Ahasver. Episches Gedicht von Julius Rosen.

(Beschluß aus Nr. 327.)

Die „zweite Frist“, oder das dritte Buch, führt uns ins Zeitalter Julian's des Abtrünnigen.

Rom über alle Welt hielt seine Wache,  
Und über alle Nationen hin  
Lag es gestreckt ein giftgeschwollner Drache.

Berauscht in Blut, von Lastern vollgestreift,  
Von Graueln süß gemästet, hatte Rom  
Voll, übervoll das Sündenmaß genossen.

Da überfiel es ein geheimes Grausen; die Sünderin hört  
von dem neuen barmherzigen Gott und beginnt die wel-  
ken Hände vor der Brust zu kreuzen.

Die alte Weisheit schlich sich so von hinnen  
Und ließ sich taufen in dem Hellspond  
Und wählte sich Byzanz zu seinen Innern.

Schilderung dieses Heuchelchristenthums. Julianus. Ahas-  
ver weiß, von seinem Fluch gedrückt, am Meerestade  
und steht vergebens den Tod an; der ihm im Elemente  
erscheint. Da beschwört er die Erdentriebe und Leiden-  
schaften wieder in seine Brust und läßt sich von der  
Mutter aller Wesen wieder ein Wiegenlied singen. Er  
hatte sich wieder ein Weib erkoren, die ihm wieder ster-  
bend Zwillinge, eine Lea und einen Ruben, hinterlas-  
sen. Mit diesen Kleinen flüchtet er in die Wüste, und  
an die Stelle von Qualen treten Vater Sorgen, welche die  
Natur mit ihm zu theilen scheint. (Herrliche Stelle, S.  
98, 99.) Ein Reh säugt die Kinder, mit denen der Va-  
ter oft auf des Berges Scheitel sitzt. Denn

— Ruhe war noch Ahasver gewöhret,  
Wie man von Ruhe spricht, wenn ein Sultan  
Noch unvernünftig in sich selber gähret.

Wie er nun einmal wieder, einsam auf dem Berge gela-  
gert, Judäas Schicksal beweint und dem alten Gotte zürnt,  
zieht sich jählings ein Gewitter zusammen, falbe Blitze  
zücken, aus dem Dunkel blickt ihn ein Dämon an, und  
tief und tödtlich ernst flüstert es in des Juden Seele.

Wer bist du, Geist? rief Ahasver voll Zagen.  
Es flüstert wieder: Der das rothe Meer  
Zusammen über Pharaon geschlagen!

„Was empörst du dich gegen mich? Ich habe an Judäa  
gethan, was ich vermocht habe!“

Bist du nicht Gott? fragt Ahasver mit Zittern.

Da sprach es: Ja! ich bin Judäas Gott;  
Und weiter sprach es jetzt mit Ungewittern:

Doch nicht der Gott, der hier ein Mensch geworden,  
Der sich am Kreuzesflamme tödten ließ,  
Um mich und alles Leben zu ermorden. . . .

Und meinen Tempel hat er abgebrochen,  
Mein treues Volk geworfen vor die Thür;  
Doch wehe uns! noch sind wir ungerochen!

Ahasver wird nun von Jehova erkoren, den alten Bund  
wieder aufzurichten und den Tempel zu erneuen; denn in  
diesem Augenblicke besteigt der Christenfeind Julian den  
Kaisertroon.

Als Julian zum Habes stieg hinüber  
Und weckte auf die Mutter Cybele  
Und ihre Söhne, alle Götter wieder,

Da jauchzte die Natur in innerm Herzen  
Und brannte an und schwang durch Flur und Hain  
Wie Feuerbrände alle Blütenkerzen.

Aber Julian über Alexander's Heldenlauf und seinem eigen-  
en Plan zu einem Perfektkrieg entschlämmt, träumt  
von seinem eignen Tod und von Christus, der ihn er-  
mahmend zur Seite steht. Erschrocken wacht er auf: „Was  
wollte jener Entsetzliche bei mir? Ihr Götter, helft mir  
im Kampfe mit dem Nazarener!“ Da wird Ahasver vor  
Julian geführt. Worte voller Gottesempörung rollen wie  
Felsblöcke von der Bergeshöhe, und jedes findet einen  
Widerhall. Auf Julian's Geheiß sammeln sich die Ju-  
den wieder im gelobten Lande und auf Morias Höhen,  
dem heiligen Grabe zum Trost beginnt unter Ahasver's  
Leitung der Tempelbau. Doch der Allerhöchste verwan-  
delt den Sinn der Bauleute in Unsinn, kein Balken fin-  
det sich zum andern, kein Stein paßt zum andern. Der  
Stellvertreter Julian's, Alpius, erholt sich Rathes bei  
den Heidenpriestern, und diese sprechen:

Zwei große Götter streiten sich allhier!

Die Erde hat das Blut des jungen Gottes getrunken;  
davon ist Jerusalem bis in den Grund zerpfunden, und  
der Bau kann hinwiederum nur durch Menschenblut auf-  
gehoben werden. Darum sollen durch den Ältesten von  
Allen zwei Opfer von verschiedenem Geschlechte, rein wie  
Tauben, zur Sühnung fallen. Ahasver ist der Älteste;  
er beschließt mit seinem eignen Blute den Bekreuzigten  
zu Tode zu tränken.

Auf einem zahmen Rehe kommt gezogen  
Ein Mägdelein, und ein Knabe leitet es;  
Vor ihnen theilen sich des Volkes Bogen.

Ahasver will seine Kinder opfern; da locht es donnernd



in der Erde, eine Feuersäule schließt wie eine rothe Palme aus dem Schlunde, die Baugerüste und alles Menschenwerk sind in einem Augenblicke zerstoßen und vernichtet. Der Heiland selbst hatte sich aus der Nacht herabgeneigt, und war mit den beiden Kindern wieder in den Himmel zurückgestiegen.

So schließt das dritte Buch mit sieben Gesängen. Das vierte und letzte Buch zeigt uns die „dritte Frist“.

Wer hat gehört die Wunderstimme tönen  
Auf Seylon? Wer? Er hat gehört in ihr  
Die Weltgeschichte auf zum Himmel stöhnen.

Eine Anmerkung über die Luftmusik oder die sogenannte Teufelsstimme auf Seylon, Naturtöne, welche den menschlichen Jammer entsetzlich nachahmen, erläutert diese Introduction. Der Dichter läßt auf Seylon die Mutter Natur oder Weltgeschichte bei ihren Dämonen sitzend in Trauer rathschlagen.

Dort ward der unerhörte Plan entworfen,  
Der in die trübe Christenheit hinein  
Die neuen Völker aus dem Wald geworfen,

die Hunnen, Sueven, Alanen, die Wandalen, der Vernichtung Voten, die Burgunden, die Franken und die wilden Sachsen.

So schlen gekost der Völker alte Fessel,  
Und alle Welt entsetzlich, toll und wüth  
In sich zu brodeln wie ein Perrenkeffel. . . .

Aber der Plan mißlingt; denn

— wie ans Licht die neuen Völker kamen,  
Da beugten sie sich alle vor dem Kreuz  
Und vor dem neuen Gott und seinem Namen.

Gregor I. singt Siegeslieder von Gott und seinem Sohn, und die Natur stürzt verleugnet auf ihr Antlitz.

Und hätten die Dämonen nicht gerungen  
Mit neuer Kraft, so hätte Gottes Sohn  
Jetzt ganz das menschliche Geschlecht bezwungen.

Auch wäre dem Menschen vielleicht besser gewesen, vernichtet zu werden und in Gott zu zerfließen,

Als daß er hier nun zwischen Thier und Geist  
Des kurzen Lebens lange Dual genösse.

Doch noch ist Vernichtung dem Ahasver (d. h. dem Menschen) versagt, und das Leid muß den ewigen Menschen zum ewigen Leide begleiten.

Freude und Freiheit waren verschwunden und der Mensch in Wahn (??) verstrickt.

Da auf der Völker Nacken mit dem Degen  
Erat frech der Ritter, und der Priester sprach:  
Wer leiblich duldet, hat des Himmels Segen.

Ahasver, um seine Kinder trauernd, wandert durch die Erde. Christus „hat sie ihm gestohlen!“ Auf der höchsten Höhe des Gebirges streckt er seine todesgierigen Glieder hin und hat eine Vision, so ziemlich aus Dante's „Hölle“. Alle Gestorbenen, Volk an Volk sieht er vorüberziehen; nur er selbst darf nicht folgen; so sehr er bestrebt ist, sich zu vernichten, immer doch bleibt im Innersten ein Lebenspunct übrig, der sich nicht zersplittern läßt, sich erst als Blume fühlt, dann als Wurm, als Insect, Fische, Schlange, Vogel, Säugethier, durch alle Phasen der Natur. Endlich

— wie ein Feuerstrom mit jähen Flammen  
Stürzt sich der Menschheit alte Last auf ihn  
Mit Schmerz und Lust im Menschenherz[en] zusammen.

Wie er so in wilden Träumen begraben liegt, zittert rings um ihn her die Welt. Der zornige Dämon seines Volkes, Jehova, stellt sich mit todesernstem Gesichte vor ihn:

Zwei Ungewitter krümmten sich wie Drachen  
Zu seinen Füßen, heulten laut vor Wuth  
Und rissen auf die weiten Feuertrachen.

Der Dämon sprach: Uamöglich ist Versöhnung  
In diesem Streit; heb' deine Augen auf  
Und sieh zugleich die doppelte Veröhnung!

Die Wetternacht zerreißt, und Ahasver sieht ein göttliches Weib mit einem tiefblauen sonnigen Augenpaar, „gleich Alpenblumen aus dem Glanz des Schnees“, zwei Kinder an der Brust, mit Ketten beschwert in Sonnenklarheit dasitzen. Die Kinder sind Lea und Ruben, welche die Weltgeschichte auf des Christengottes Auftrag dem ewigen Juden aufbewahren muß.

Das Gesicht verschwindet, und Jehova erklärt ihm, daß, nachdem Isaa's Kinder vom Nazarener mit Feuerbesen hinweggekehrt worden, seine einzige Hoffnung auf Ismael's Kindern, auf den Arabern, ruhe. Dort soll ihm „der Mann der ältesten Erfahrung“ dienen.)

So hat sich denn Ahasver bei Mohammed eingefunden und ist das jungfräuliche Arabien von dem neuen Propheten entzündet, und die Nemesis fügt es, daß die Römer, die Zerstörer Jerusalems, jetzt in eben dieser Stadt vom Moslem belagert werden. Während der Belagerung, welcher Ahasver beiwohnt, und die, verglichen mit der ersten Zerstörung Jerusalems, nur sehr matt beschrieben wird, richtet der ewige Jude einen sentimentalen Monolog an den Mond, „den hellen Wanderer auf ewiger Reise“, und gelobt ihm, die ganze Menschheit liebend zu umfassen und jedem Volk im Kampf gegen Wahn und Sklaverei beizustehen, bis, auf echt Hegellianisch, alle Menschen selbst Götter werden. So will er sich den Fluch in Segen verwandeln:

So darf ich jetzt mit brünstigem Entzücken —  
Heran Jahrtausende im Donnerstschritt  
An meine Brust die Weltgeschichte drücken,

die schöne, wilde Braut (die zugleich durch das Judentum und Jehova seine Urahne ist).

Jerusalem wird erobert, das Grab Christi durch die Muselmänner von allen Christen gesäubert, die sich dorthin geflüchtet hatten. Zuletzt knien dort, von einem Engel zur Bluttaufe dahin gebracht, nur noch zwei Kinder — Lea und Ruben. Ahasver erkennt sie, umfaßt sie. Einen Augenblick besinnt er sich, ob er dem Christengotte danken soll. Da schreit ihm der Führer der Mohammedaner seinen eignen Schwur ins Ohr, keinen Christen an Christi Grab zu verschonen. Heran auf mich! ruft ergrimmt Ahasver, und unter den Pfeilen der Moslem fällt — nicht er, wol aber fallen seine Kinder. Aus langer Ohnmacht erwachend, ruft er sich selbst zum ewigen Kampfe mit Gott auf: „Bis ich von ihm die Menschheit hab' errettet“;

Wie er uns reicht die brüderliche Hand,  
Ober in seinem Stolze uns vernichtet.

Da wird es um ihn Licht, und ein himmlischer Gesang,  
als wollte sich die Welt in Klang auflösen, ertönt, und  
endlich sieht er Gottes Sohn in Klarheit vor sich stehen

Mit tödtlich schönem bleichen Angesichte,  
Mit unregsamem Augen starr und klar,  
Als wär' genährt die Zeit zum Weltgerichte.

Die weiße Stirne unterm Dornenkranze,  
Die weiße Stirn, von Lockennacht umwogt,  
War eine Sonne fleckenlos im Glanze;

Die Hände mit den rothen Wundenmahnen  
Zu wägen schienen sie die Ewigkeit,  
Das große All in solchen Wageschalen.

Und mit welchen Worten entläßt der Heiland den jüdischen Prometheus der christlichen Mythe, fortgefesselt ans Leben? „Ich bin nicht herabgekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert! Du hast zuerst die Fehde angenommen und dich mir, ein Gebante wider den Gedanken, gegenübergestellt“;

So ringe weiter! weiter! Zwischen Beiden  
Wird einft, wo sich vollendet hat der Kreis,  
Das allerletzte Weltgericht entscheiden.

Der Leser wird wol nach dieser Darstellung weder über die Idee des Ganzen, noch über die hohen poetischen Schönheiten im Einzelnen zweifelhaft geblieben sein. Ob jene bekannte philosophische Lehre von gleichberechtigten Gegensätzen, vom Unendlichen und Endlichen, auf Christus und den Menschen und von dem letztern auf seinen poetischen Repräsentanten, auf Ahasver, übertragen, die richtige sei, darüber hier zu rechten, ist nicht der Ort; ebenso wenig, ob des Dichters Jehova mit dem Eigerantlig der historische Gott der Juden sei, welchen Jesus Christus als seinen Vater verkündigte; und ob der Christus des Dichters, welcher den Jehova gekürzt haben soll, der historische Erlöser sei, welcher gesagt hat: „Ihr sollt nicht wohnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ Eher dürfte er vor dem ästhetischen Forum darüber zur Rede gestellt werden, daß sein Christus kein reines und vollständiges Bild für poetische Anschauung gibt, vielmehr ein zwischen einem innerlichen und einem bloß äußerlichen Gott, einem Sögen, schwankendes, und daß auf diese Weise der Titane Ahasver ausgeprägter und sogar sittlich berechtigter erscheint als der Gott, der doch von rechtswegen Recht behalten sollte; auch läßt sich nicht leugnen, daß der Dichter die Weltgeschichte mit mehr Vorliebe und mehr Glauben behandelt hat als ihren angeblichen und zweifelhaften Schöpfer. Endlich gesehen wir, in der dreifachen Geburt und dem dreifachen Tode der Kinder Ahasver's den reinen Spiegel für die Idee nicht gefunden zu haben, den der Verf. ohne Zweifel uns darin vorhalten will.

Die Form des Gedichts betreffend, so sind Sprache und Reim bis auf einige sonderbare und wahrscheinlich absichtliche Nachlässigkeiten (z. B. die Reime: seuzzen und Kreuzen, Antlik und Wahnwiz und andere,

die an ähnliche in d. Bl. kürzlich gerügte Abnormitäten Lamartine's erinnern) mit großer Ueberlegenheit behandelt; doch hat sich der abrupte Hammerschlag des Versmaßes, verglichen mit den verwandten, so wohlthätig ineinanderfließenden Terzinen, dem Ref. hier und da unangenehm fühlbar gemacht, und er fand sich zuweilen versucht, des Dichters eigne Worte darauf anzuwenden:

Wie der Maschine starke Eisenstamps:  
Den vor'gen Schlag mit Schlägen wiederholt,  
So hier das Eiserlet.

Daß die Phantasie des Dichters gegen den Schluß ermattet und Allah, verglichen mit Jehova und Christus, ziemlich blaß erscheint, ist von uns schon angedeutet worden. Doch, wie dem sei, es wäre große Ungerechtigkeit, trotz aller dieser Mängel und Zweifel, in Rosen's „Ahasver“ eine großartige und merkwürdige Dichtung, das Werk eines berufenen Dichters zu verkennen. 121.

### A u s I t a l i e n .

Die soviel besprochene Krankheit der Seidenwürmer: il calcino, gehört seit Bassi's Erklärung durch eine parasitische Pflanze jetzt fast zu den stehenden Streitfragen von Italiens gelehrten Vereinen und Zeitblättern. Bassi ist die Genugthuung geworden, daß namhafte Gelehrte ihm beigegeben haben, und daß man Botrytis Bassiana die Pflanze genannt hat, die als Ursache des Calcino angesehen wird. Indessen bringt der Eifer der Naturforscher, die mit eignen Augen sich zu überzeugen lieben, wenn auch im Allgemeinen bestätigende, doch motivirende Erfahrungen zu Tage. So bemerkte Professor Balsamo Grivelli nach einem Briefe an Brugnatelli, der im neunzigsten Bande der „Biblioteca italiana“, 1838, S. 367 sq. abgedruckt ist, eine Abweichung, die für die Zukunft weitere Aufschlüsse verspricht. Professor Balsamo Grivelli erhielt zwei kranke Seidenwürmer, deren einer die vollständig entwickelte Botrytis, der andere noch lebende keine Spur davon zeigte. Aber seine Bewegungen waren langsam und gehindert, sein Hinterkörper hart und unburhsichtig. Grivelli schnitt daher den Wurm auf der Seite auf und unterwarf die austropfende Flüssigkeit, die den sogenannten Audouin'schen Knospen gleich, einer 395maligen Vergrößerung durch das Mikroskop. Er glaubte darin Fettkügelchen zu erkennen, die sich vor der vierten Verwandlung in dem Fettgewebe in ungewöhnlicher Zahl und mannichfacher Form finden. Nach Grivelli's Voraussetzung mußte der Wurm sehr bald die Botrytis entwickeln, aber zu seinem Erstaunen sah er am folgenden Morgen die ganze innere Fläche des ausgegenommenen Wurmes mit einem Schimmel bedeckt, den er später als Ascophora mucedo mit völliger Frucht erkannte, der in der Mittagsstunde schon zur Reife gelangt war. Hr. Grivelli möchte daher vermuthen, daß der Calcino unter gegebenen Umständen sich auch entwickeln könne, ohne daß die Botrytis Bassiana sich zeige; daß aber stets bisher noch unentdeckte Ursachen vorliegen müssen, welche auf das Fettgewebe einwirken, sobald seine Theile sich in einen Schimmel (mucedo) umbilden, der auf andere Seidenwürmer die Krankheit übertragen oder ihre Hervorbringung veranlassen kann.

Es ist das Eigenthümliche unserer Zeit, daß solche Wahrnehmungen nicht vereinzelt bleiben, sondern daß die rastlose Beobachtung bald die Anknüpfungspunkte ausfindet, wo diese Erscheinungen an andere sich knüpfen, deren Näherung oft schon ausreicht, sie beide zu erklären. Schon seit Jahren beschäftigt die italienischen Botaniker eine krankhafte Erscheinung an der noch im Halme stehenden Reisplanze, die ziemlich Dem entspricht, was man in Deutschland am Korne den Brand nennt. Zwar unterscheiden rigoristische Phytologen die gewöhn-

Uch mit dem Namen carolo bezeichnete Krankheitsform von andern, die sie ruggine oder brusone nennen; aber die Charakteristischen Zeichen mögen so sein sein, daß nicht Viele im Stande sind, sie deutlich auseinanderzusetzen, und Alle kommen darin überein, daß als Anlaß der verschiedenartigsten Formen ein mit der sogenannten Brandkrankheit der Cerealien (carbone bei den Italienern) verwandter Grund anzunehmen sei. Schon 1776 gab daher die Academie zu Mantua die Frage auf: was wol die Ursache des carolo sei, und wünschte Mittel, ihr vorzubeugen oder sie zu heilen. Damals gewann Hr. Bevilacqua den Preis, doch konnten für den jetzigen Stand der Naturwissenschaften die damaligen Forschungen nicht mehr genügen. Viel ist seitdem über den Reis und seine Krankheiten geschrieben worden, z. B. von Birolli („Trattato del riso“), von Re („Malattie delle piante“) u. s. f., was um so weniger befremden kann, als der Wohlstand ganzer Provinzen Italiens von dem Gedeihen der Reisplanze abhängt. Lebhafter als je ist jetzt diese Untersuchung in Aufnahme, indem durch die Entdeckungen über den calcino man auch zu Aufschlüssen über den carolo gekommen zu sein glaubt. Noch stehen sich zwar zwei Meinungen gegenüber, deren eine den carolo als Folge einer plötzlichen Temperaturveränderung nimmt, wodurch eine Störung der Lymphy, Verreißung der Gefäße, ungleiche Ernährung in den obern Theilen und Verkümmern der Ähren eintritt. So findet man die Krankheit in der Schrift: „Del riso, del carolo e degli altri danni alla pianta ed al seme. Mem. di Bernardo Angelini“ (Verona 1837), erklärt; aber leicht dürfte die andere Meinung, die Giulio Sandri, den neuen Wahrnehmungen entsprechend, in der Schrift: „Sulla vera causa del carolo del riso, e sui mezzi di riparare a questo disastro; cenni letti nella pubblica adunanza del 4 gennaio 1838 dell'Accademia d'agricoltura, commercio ed arti di Verona“ (Verona 1838), auseinandergesetzt hat, sich größere Zustimmung erwerben, indem sie den carolo als eine parasitische schwammartige Pflanzenbildung nachweist, die er selbst durch Zeichnungen nach dem Mikroskop darlegt. Auch hier eröffnet sonach das Mikroskop eine lebenvolle Welt, die sich auf Kosten einer ausgebildeten nähert und bewegt, deren Entwicklung jedoch zu hindern wol kaum beim ersten Versuche gelingen möchte.

Von weit mehr Seiten, als es bisher der Fall war, suchen die Italiener die Lücken in der Gelehrten- und Künstlergeschichte auszufüllen, die namentlich auswärtige Bearbeiter dieser Fächer oft klagend bemerkten. Die Hülfsmittel, welche Frankreich, Deutschland und England für die Literatur- und Kunstgeschichte der Zeitgenossenschaft bietet, sind nicht unbeachtete Vorbilder geblieben, obgleich wol noch ein Unterschied zwischen einer trocknen Aufzählung von alphabetisch angeordneten gereihten Artikeln nach Art des Reusiel, wie man sie hier gibt, und wirklich charakterisirenden Biographien merklich bleibt. Als Gesamtwerke der erwähnten Art verdienen die „Biografia degli Italiani nelle scienze, lettere ed arti del secolo XVIII e de' contemporanei compilata da letterati italiani di ogni provincia e pubblicata per cura del prof. Em. de Tipaldo (bis jetzt 4 Bände, Venedig 1837), die „Cenni biografici degli accademici di Padova mancanti a' vivi dopo la pubblicazione del terzo volume dei Nuovi saggi MDCCCXXXI del socio emerito Antonio Meneghelli (Padua 1838) und eine Gelegenheitschrift: „Degli uomini celebri bellunesi nelle scienze, lettere ed arti. Pubbl. dall'abbate Schiavo“ (Belluno 1837) die Beachtung des Auslandes, und an sie schließen sich die „Notizie biografiche degli scrittori degli stati estensi in continuazione della biblioteca modenese del cavaliere abate Girol. Tiraboschi“ (Reggio 1836 und 1837, heftweise erscheinend), die jetzt bei dem sechsten Hefte des vierten Bandes stehen, an. Nur haben sie sich zu enge Grenzen gesetzt, als daß man diese verdienstliche Arbeit für völlig dem Werke entsprechend halten sollte, dem sie sich anreihen will. In weiterer Ausdehnung,

entschiedener biographisch, ist das „Elogio storico di Antonio Panciera, cardinale, dall' abate Zanmier“ (St. Welt in Friaul 1837) ein nicht unbedeutender Beitrag zur Geschichte der Kirche vor dem Concil zu Konstanz, dem Cardinal Panciera beizuhören; die „Vita Franc. Canaverii monregalensis, medic. professoris in Taurinensi Athenaeo, auct. Laur. Martinio“ (Turin 1837), der „Cenno necrologico intorno all' abate Colombo, di Gio. Adorni“ (Parma 1837); das „Elogio di Girol. Paggi detto da Vinc. Salvagnoli“ (Florenz 1838), wozu selbst die Lebenszüge des gelehrten Carlo Boucheron (gestorben zu Turin den 16. März 1838), verfaßt von Ballauri, gerechnet werden kann, welche die „Biblioteca Italiana“, Bd. 90, S. 372, mittheilt. Boucheron, Professor der Geschichte bei der Militärakademie und Professor der Archäologie bei der Kunstakademie zu Turin, wo er 1775 geboren wurde, war ein Schüler Balperga Galuso's und gehörte zu den ausgezeichnetsten Kennern der lateinischen Sprache im jetzigen Italien, wie namentlich seine bekanntesten Einleitungen zu den Pomba'schen Ausgaben römischer Classiker beweisen.

Zu den unzähligen Ausgaben der „Divina commedia“ ist unter dem Titel: „La commedia di Dante Alighieri c. commento di N. Tommaseo“ (3 Quartbände, Venedig 1837), eine neue gekommen, die durch Verweisung auf classische Parallelen und die noch im Munde des Volkes lebende Sprachweise dem Geiste des Dichters näher zu kommen hofft. Um die Ausgabe von sovielen andern abweichend zu machen, hat Hr. Tommaseo durch Aufnahme von Sprachformen wie ponavam, solavam u. s. f. den Florentinern ein Argerniß gegeben, die diese, von ihren besten Manuscripten nicht unterstützten Abweichungen für barbarisch erklären. Warum sollten, seit die Beforger classischer Texte der Griechen und Römer die früher aufgesuchten Archaismen als Hererei verschmähen, sich die modernen Philologen, d. h. die Beforger von Texten neuuropäischer Classiker, ihrer nicht wieder annehmen? 6.

### Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

## VERZEICHNIS

einer Sammlung von Romanen, Schauspielen, Briefen, Biographien, Reisen etc., historischen und andern werthvollen Schriften

aus dem Verlage von

**F. A. Brockhaus in Leipzig,**

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu sehr vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Freunden gediegener Unterhaltung, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken wird dieses Verzeichnis zur Durchsicht empfohlen.

**Die aussergewöhnlichen Vortheile gelten nur noch bis Ende März 1839.**

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 329.

25. November 1838.

### Amerikanische Geschichtschreibung.

#### Zweiter Artikel.\*)

Es ist in dem frühern Aufsatze über die amerikanische Geschichtschreibung dargethan worden, wie der erste würdige Aufschwung derselben, wie es bei jedem Volke, es sei groß oder klein, wol sein sollte, zur Darstellung der eignen Entwicklung von Hrn. Bancroft benützt worden ist. Als der zweite, nicht minder schätzbare Versuch dieser Art ist das soeben erschienene Werk des Hrn. Wilhelm Prescott in Boston zu betrachten, der in der „Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen“\*\*) das Auftauchen des Welttheiles, dem er angehört, aus den, selbigen seit Jahrtausenden deckenden und abtrennenden Fluten des atlantischen Meeres ausführlich schildert; ein Auftritt, der, wenngleich erst drei Jahrhunderte alt, bereits vom wesentlichsten Einflusse auf die Geschichte und Gestaltung des entdeckenden europäischen Welttheiles gewesen ist, und für diesen sowie für die übrigen von Jahr zu Jahr immer einwirkender zu werden verspricht. Sparsame und einzelne Bearbeiter hatte bisher die Geschichte der beiden großen Herrscher gefunden, welche aus Castilien, Aragonien, Granada und Navarra zuerst ein Spanien entstehen machten und schufen, das gleich bei seinem ersten Auftreten Europa in seine Kreise riß, Amerika entdeckte und anderthalb Jahrhunderte lang der Welt, über die sich seine Reiche, in denen die Sonne niemals unterging, verbreiteten, Gesetze vorschrieb. Mit ehrenwerther Pietät, ungehört durch Gefühle der Abneigung, wie sie Gegensätze der Abstammung, des Glaubens und der Verfassung dem bostonischen Puritaner wol gegen die große castilische Mutter einzugeben vermocht hätten, hat der Verfasser ihr in seinem schönen Werke die verdiente geschichtliche Huldigung gebracht, wie sie in dichterischem Gewande der Feder seines Landsmannes Washington Irving auf verwandtem Gebiete entsprungen war.

Ohne Spaniens Boden wie Irving jemals betreten zu haben, und durch eine hartnäckige vieljährige Schwächung des Sehvermögens auf den Gebrauch fremder Au-

gen fast allein beschränkt, hat Hr. Prescott mit Benutzung der in Deutschland wenig bekannten Forschungen Omenacins, des letzten großen spanischen Literators („Memorias de la Academia de la historia“), durch spanische Abschriften der wichtigsten Quellen jenes Zeitraums, welche in den reichen Handschriften Sammlungen der Pyrenäenhalbinsel ihrer Auferstehung harren, durch seine eigne Bibliothek wie durch die reiche seines auch in Deutschland wohlbekannten und geachteten Freundes, Hrn. Ticknor, unterstützt, nach zehnjähriger mühevoller und kostspieliger Arbeit ein Werk zu Stande gebracht, welches in Gestinnung und Ausführung auch der ältesten und gereiftesten Literatur zur Ehre gereichen würde; um wie viel mehr also der eines so jungen, ganz in der Gegenwart und deren Zerwürfnissen befangenen Landes, in welchem es vielleicht einer Schwächung des äußern Auges bedurfte, um den dem Geschichtschreiber wie dem Dichter einwohnenden innern Seherblick zu schärfen, zu erheben und zu reinigen.

Das in drei Bänden enthaltene Werk zerfällt in drei, an Umfang gar verschiedene Theile, nämlich in eine Einleitung und zwei Abtheilungen, welche letztern aus mehreren Hauptstücken bestehen. Die Einleitung gibt eine gedrängte und genaue Übersicht der Geschichte und Verfassung Castiliens und Aragoniens bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, wie sie zum Verständnisse der folgenden Erzählung gewiß bei den meisten Lesern des Werkes unentbehrlich ist. Sie nimmt nebst der ihr folgenden ersten Abtheilung des Werkes dessen Umfang zur Hälfte ein, da diese letztere von der Regierung Ferdinand's und Isabella's, bis zur vollendeten innern Ausbildung Spaniens im J. 1493 handelt, deren Fortsetzung nebst dem Übergange der bisher spanischen in eine europäische und Weltgeschichte der zweiten Abtheilung vorbehalten ist.

Die beiden ausgezeichneten Fürsten, Ferdinand und Isabella, von denen die Letztere 1451, ein Jahr vor ihrem künftigen Gemahl und Mitregierer, geboren wurde, haben hauptsächlich in Folge der parteiischen Darstellungen französischer Geschichtschreiber, denen Ferdinand wegen seiner für Aragonien und auch für Castilien von ihnen gemachten Erwerbungen in Italien und an der Pyrenäengrenze besonders gehässig war, ein gar verschiedenes Loos in der Beurtheilung der Nachwelt erfahren. Während

\*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 271 — 273 b. Bl. D. Red.

\*\*) History of the reign of Ferdinand and Isabella, the Catholic, of Spain. By William H. Prescott. Drei Bände. London 1838. Es ist bereits eine zweite Auflage des Werkes in England nöthig geworden.

man Isabella's Verdiensten und dem Adel ihrer Gesinnungen und ihres Handelns eine, wenngleich nicht immer ausreichende Anerkennung widerfahren ließ, ist Ferdinand als ein verschlagener, gewalthätiger Fürst geschildert worden, dessen vortreffliche und große Eigenschaften mit Sültschwägen übergegangen wurden. Es gereicht deshalb Hr. Prescott zur besondern Ehre, daß er gegen beide Fürsten gleich gerecht gewesen ist und ihre Tugenden treu und liebevoll geschildert hat. Die erste Gelegenheit, bei der sich der edle und großartige Charakter der noch nicht vierzehnjährigen Isabella kundgab, bot ihre Weigerung, sich auf Verlangen ihres schwachen und grausamen Bruders, Heinrich IV. von Castilien, bloß zur Beschwichtigung einer diesen beunruhigenden Adelpartei mit Don Pedro Girón, Großmeister von Calatrava, einem sittenlosen und unwürdigen Parteiführer, zu vermählen. Sie schloß sich, als sie den Befehl ihres Bruders empfing, 24 Stunden lang in ihr Gemach ein, den Himmel ansehend, sie durch ihren eignen Tod, oder den des ihr Zugedachten von dieser Schmach zu erretten. Ihr hartes Loos gegen ihre Busenfreundin Beatrice v. Bobadilla, nachherige Marquissa von Moya, die sie ihr ganzes Leben nicht verließ, beklagend, sprach sie zu dieser: „Gott wird es nicht zulassen, noch will ich es“, indem sie aus ihrem Busen einen dort verwahrten Dolch hervorzog, den sie feierlich gelobte in das Herz des Großmeisters zu stoßen, wenn er sich ihr näherte.

Solche Kraft in zarter Jugend brach bald den Willen des schwachen Heinrich IV., nicht aber die Verfolgungen des nach ihrer Hand strebenden Bewerber's sowie seines Bruders, des mächtigen Marquis v. Villena. Da knüpfte Isabella mit ebenso großer Gewandtheit als vorausehender Staatsklugheit eine geheime Unterhandlung mit dem um ihre Hand werbenden Ferdinand an. Diese führte denn auch, begünstigt durch die Abwesenheit des Königs in Andalusien und trotz Villena's argusartiger Wache, am 19. Oct. 1469 in Valladolid zur Vermählung der Erben der Kronen Castilien und Aragonien, die aber in so bedrängten Umständen gefeiert wurde, daß die Hochzeitskosten erst erborgt werden mußten. Wol erklärte der erzürnte Heinrich die ohne seine Einwilligung erfolgte Ehe für ungültig, die uneheliche Tochter seiner Gemahlin aber für die rechtmäßigen Thronerbin von Castilien. Ein großer Theil dieses Königreichs blieb Isabella treu, der übrige ward von Parteien zerrissen, und der in der Blüthe der Jahre an einer hitzigen Krankheit erfolgte Tod des Günstlings Villena raubte dem schwachen Könige seine letzte Stütze, sodas ihm dieser nach wenigen Monaten im December 1474 ins Grab folgte, ohne ein Testament zu hinterlassen. Schon nach zwei Tagen wurden Ferdinand und Isabella von den Ständen Castiliens feierlich als deren rechtmäßige Könige anerkannt, und vier Jahre später vollendete der Tod des Königs Johann von Aragonien die Vereinigung beider Reiche zu dem von da an ungetrennten Spanien.

Mit dieser, erst viel später und lange nach Isabella's Tode von Ferdinand durch Navarra 1515 geschehene

Einverleibung erfolgten Vervollständigung beginnt die Geschichte Spaniens, auf dessen innere Verwaltung beide Herrscher jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit richteten. Mit solcher Weisheit und Kraft schritten sie, wie hier treu und ausführlich dargestellt ist, auf diesem noch ganz ungebahnten Wege fort, daß sie schon von 1482, wo der letzte innere Krieg, der gegen Granada, begann, insbesondere in Castiliens Verwaltung die heilsamsten Verbesserungen einführten. Diese bezogen sich auf eine bis dahin mangelnde wirksame Rechtspflege, zu deren Handhabung von da an nur Gelehrsamkeit und Tugend zu führen vermochten; ferner auf die, freilich erst von Philipp II. durchgeführte Vereinigung der zahllosen, einander oft widersprechenden Gesetze zu einem einzigen Gesetzbuche; die Unterdrückung der Übermacht der nur, wenn es ihnen beliebte, gehorchenden Großen; die Aufrechthaltung der vom heiligen Stuhle den frühern Königen bewilligten kirchlichen Freiheiten gegen die Eingriffe späterer Päpste; die Anordnungen zum Besten des Handels durch vollkommene Münze, Belebung des Kunstfleißes, Zurücknahme von Ausfuhrverboten und pünktliche Schuldenentlastung, sowie endlich auf Stärkung der königlichen Gewalt bei Erhaltung der Rechte der Stände. Vielmehr wurde in deren castilischen Versammlungen das Gewicht der städtischen Abgeordneten im Gegensatz des Adels gehoben und dadurch, freilich mit weiser Staatskunst, die allzu beschränkte Macht der Krone erweitert.

Denn dies war — wie Hr. Prescott mit dem Scharfsinn eines Tacitus bemerkt — die damalige Richtung aller europäischen Regierungen. Das Volk, welches einen einzigen Herrn weislich einer Menge von diesen vorzog, unterwarf die Krone in ihren Bestrebungen, von der Aristokratie die ungeheure Gewalt, welche diese so gräßlich mißbraucht hatte, zurückzuerlangen. Dies waren die Umwälzungen des 15. und 16. Jahrhunderts. Mit der Zeit fand man, daß die in der Hand eines Einzigen niedergelegte Gewalt ebenso unverträglich mit den großen Zwecken der Staatsverwaltung sei, während sie allmählig zu einer Ausdehnung heranwuchs, welche die Monarchie durch ihr eignes Gewicht zu erdrücken drohte. Es zeigt sich aber in den Institutionen germanischen Ursprungs eine erhaltende Kraft, die den gerechlichen Despotien des Ostens unbekannt ist. Der, wenngleich schlummernde Same der Freiheit lag im Herzen der Nation und harrete nur der rechten Zeit, um zu keimen. Diese Zeit ist endlich gekommen. Größere Erfahrung und ausgebreitete sittliche Bildung haben die Menschen nicht nur den Umfang ihrer politischen Rechte, sondern auch die geeignetsten Mittel zur Sicherung derselben gelehrt. Die Wiederansprüche dieser durch die große Masse des Volkes ist es, welche die jetzt in den meisten alten Gemeinwesen Europas vor sich gehende Umwälzung ausmacht. Freilich muß das Fortschreiten liberaler Grundzüge durch den Charakter und die eigenthümliche Lage jedes Volkes bestimmt werden, jedoch wird Niemand vernünftigerweise ihren endlichen Sieg an allen Orten bezweifeln können. Möge er nicht mißbraucht werden!

Unter dieser Regierung war es, daß die Saat gesät wurde, welche gegen deren Ende durch Neapel's, Siciliens, Sardinien's, Navarra's, Granadas Erwerbung, durch die Eroberung der canarischen Inseln, der Nordküste Afrika's und des schönsten Theiles von Amerika so reiche Früchte tragen sollte, zu deren Vollgenuß erst der, durch die Größe der ihm gewordenen Aufgabe vom burgundischen Her-

zögliche zur würdigen Beherrschung der Welt gehobene Karl V. bestimmt war. Besonders entwickelten sich diese Vorgänge nach der 1492 endlich erfolgten Eroberung des letzten maurischen Königreichs, dessen Hauptstadt Granada, sich gleich Troja nach zehnjährigem Kampfe vor der Kreuzesfahne beugend, mit Recht noch immer einen die Werbung um sie würdig singenden Homer erwartet. Die Vorgänge dieses romantischen Krieges, der letzten Kreuzfahrt auf europäischem Boden, zu der Ritter aus allen christlichen Reichen unser Welttheiles herbeiströmten, sowie die Darstellung der durch Granadas Fall zu Grabe getragenen Blüte morgenländischer und mohammedanischer Kunst und Literatur gehören zu den lohnendsten, aber auch gelungensten Schilderungen dieses Werkes. Sehr richtig bemerkt dessen Verfasser, daß die Geschichte dieses Krieges dem Muthe, der Standhaftigkeit und der Kriegszucht des sich in dieser Schule zum Welteroberer bildenden spanischen Soldaten höchst ehrenvoll ist, sowie der Vaterlandsliebe und den Aufopferungen der spanischen Nation; mehr aber noch dem Geiste und Charakter der Königin Isabella. Sie war es, welche nach schweren Umständen und Misgeschicken im Kriegsrathe die zagenden Geister der Anführer wieder kräftigte und sie ermunterte, in der Belagerung auszuharren. Sie schaffte alle oft mangelnden Vorräthe herbei, baute Straßen und Wege durch die Gebirge zur Anfuhr derselben; sie sorgte für die Kranken und Verwundeten und brachte mit eigener persönlicher Aufopferung die unermesslichen Summen auf, welche zur Fortsetzung des Krieges nöthig waren. Als die Herzen der Krieger unter den Entbehrungen und Leiden der sich stets verlängernden Belagerung endlich wankten, da ersah sie selbst unter ihnen wie ein himmlischer Besuch, ermuthigte ihre wankenden Geister und löste ihnen die sie selbst befehlende Thatkraft ein. Die Liebe und Hingebung für sie erschien als ein die ganze Nation begeistern des Gefühl und vereinigte sämmtliche Gemüther zu dem einen großen Ziele der Anstrengungen Aller. Diese Hingebung entsprang aus ihrem Geschlechte, mehr aber noch aus ihrem Charakter; denn die Theilnahme und zarte Sorgfalt, welche sie für ihr Volk trug, erzeugte ganz natürlich erwidrende Empfindungen in dessen Herzen. Wenn die Spanier aber dann wiederum sahen, wie sie die Verathschlagungen leitete, ihre Mühsale und Gefahren theilte und alle überschauenden geistigen Fähigkeiten des stärksten Geschlechts entfaltete, blickten sie zu ihr auf wie zu einem höhern Wesen, und ihre eignen Gefühle schwangen sich zu einem höhern Standpunkte auf, als bloße Treue vermocht hätte. Das ritterliche Herz des Spaniers huldigte ihr wie seiner Schutzheiligen, und sie gebot ihrem Volke auf eine Weise, wie dies kein Mann zu irgend einer Zeit und kein Weib in einem minder romantischen Lande und Zeitalter vermocht hätte. So waren es die lebenswerthen Eigenschaften ihres Geschlechtes, welche Isabella hoch über ihre ein Jahrhundert später lebende Namensgenossin, die Elisabeth von England, erhob, mit der Hr. Prescott sie geistvoll und gewandt zusammengestellt hat. Beide Königinnen wurden früh im

Leben durch Überwürdigkeit, jene strenge Leherin der Weisheit, erzogen; Beide wurden von ihren nächsten Blutsverwandten, die sie geliebt und beschirmt haben sollten, aufs tiefste gekränkt; Beide besetzten sich auf dem Throne nach den gefährlichsten Glückswechselln. Jeder von ihnen gelang es, ihre Reiche durch eine lange und siegreiche Regierung zu einer nie zuvor erreichten Höhe des Ruhmes zu führen; Beide lebten aber auch lange genug, die Eitelkeit aller irdischen Größe zu erblicken und in eine oft trostlose Schwermuth zu versinken, sowie Beide einem strahlenden Namen hinterließen, den Keine wieder in den Jahrbüchern ihres Landes erreicht hat. So gleichen sich Beide, wenn von äußern Umständen und von Überwindung der bei Isabella freilich oft noch weit größeren Hindernisse, wie von Benützung der Gunst und Ungunst der Zeiten und Menschen die Rede ist. Wird aber der innere Quell ihrer bethebertigten Gefühle und Handlungen, der sittliche Werth ihrer Thaten gewogen, so steht die große, aber fromme und demüthige Spanierin, die musterhafte Gattin Ferdinand's und die Schwergelährte Mutter zahlreicher, vor ihr leiblich und geistig dahingegangener Kinder hoch über der strengen, eiteln, selbstsüchtigen, bei aller Ehelosigkeit nicht zu den Keinen zu zählenden Tochter des grausamen und wollüstigen Heinrich VIII.

(Der Beschluß folgt.)

#### Erziehung der Mädchen in den Klöstern des Mittelalters.

Ist auch die folgende Darstellung, die wir aus den „Historical memoirs of the queens of England from the commencement of the twelfth century“ von Hannah Lawrence entnehmen, ursprünglich nur auf England, und zwar auf die Zeit des Königs Heinrich I. berechnet, so vermag sie doch überhaupt ein Bild der weiblichen Erziehung in der germanischen Welt des Mittelalters zu geben: Die Kinder wurden oft sehr jung in die Klöster aufgenommen, und die Nonnen zeigten für sie viel mütterliche Liebe und Sorgfalt. Sie lernten lesen, für welchen Behuf viele kleine, eigens dazu bestimmte Bücher gehalten wurden, und in den meisten Fällen auch schreiben. Musik machte einen wesentlichen Theil der klösterlichen Erziehung aus, da alle Schüler an dem täglich (siebenmal) gehaltenen Gottesdienste ihren Antheil nehmen mußten. Da die Votenssetzung in jener Zeit noch unvollkommen war, indem dieselbe erst durch Guido von Arezzo verbessert und den von ihm erfundenen Einienpunkten von Franco von Köln im 12., nach Andern von Joh. de Murck im 14. Jahrhundert die Bezeichnung der Verschiedenheit in der Dauer der Töne hinzugefügt wurde, so mußten die Töne alle mit dem Gehör aufgefaßt und erlernt werden, und der Musikunterricht hatte demnach in jener Zeit seine Schwierigkeit. Dessenungeachtet wurde weder der Gesang noch die Instrumentalmusik vernachlässigt. Zu den beliebtesten und gewöhnlichsten Instrumenten, welche wir bei den Sachsen finden, gehören Harfe und Orgel. Letztere kommt freilich wol nur in Kirchen vor, doch wurde sie auch hier nicht selten von Frauen gespielt, und in Strutt's Sammlung findet man noch die Ausbildung einer Frau, welche an der Orgel sitzt und mit der Rechten spielt, während die Linke ein kurzes krummes Horn hält, auf dem sie bläst. Der Harfe, dem Lieblingsinstrumente aller nordischen Völker, waren die Sachsen indess vor Allem zugethan. Jahrhunderte hindurch blieb es Gewohnheit unter ihnen, sie wie die Griechen das Barbiton oder die Eier bei festlichen Gelegenheiten an der Tafel rund gehen zu lassen, und die unterworfenen Eingeborenen theilten in dieser Hinsicht ganz ihren Geschmack. Auf seine Nadelarbeit verwandten die sächs-

ihren Frauen ebenfalls viel Fleiß. Noch in weit spätern Zeiten behielten die Klosterschulen ihren Ruhm in diesem Punkte, und gestickte Gewänder und Altardeckungen, von den Fingern der Klostermädchen gearbeitet, waren Gaben, welche weltliche Herrscher zu bieten und Päpste anzunehmen sich nicht schämten. So berühmt waren die sächsischen Frauen wegen ihrer feinen Webereien und Stickereien, daß der Kaplan des Groberers ausdrücklich auf ihre Geschicklichkeit, namentlich aber auf ihre trefflichen Goldstickereien in der Lobrede anspielt, welche er auf den Wohlstand und die Erzeugnisse von England hält. Noch Muratori spricht von dem Kufe, den „die feine englische Nadelarbeit“ durch ganz Europa habe, und opera Anglica war ein Ausdruck, mit welchem jeder Schriftsteller entweder außerordentlich reiche oder außerordentlich schöne Arbeiten bezeichnete. Der Stickerin des 19. Jahrhunderts mögen solche Lobpreisungen vielleicht übertrieben erscheinen, und sie wird verächtlich auf die rohen Umrisse von Menschen und Pferden in den seltenen Überresten, welche uns von sächsischer Stickerei noch erhalten sind, herabsehen, allein während jeder Versuch jener Zeit, die menschliche Gestalt, sei es nun durch Sculptur, sei es in Leppichen oder Gemälden darzustellen, roh und unbeholfen ausfällt, sind die Arabesken jener Zeit — und Arabeskenmuster wurden am meisten gebraucht — äußerst reich undzierlich. Die Anfangsbuchstaben manches Manuscripts, sogar die wenigen Überreste von Goldschmiedearbeit, welche auf uns gekommen sind, zeigen Muster, welche nachzuahmen die gegenwärtige Zeit sich nicht zu schämen brauchte. Alle diese Arbeiten tragen den Charakter hoher Vollendung, was schon aus der Länge der Zeit zu erklären ist, welche darauf verwandt wurde; daß man drei oder vier Jahre brauchte, um einen Mantel zu sticken, war nichts Seltenes, und die Dame von Chalot sieht gleich der Penelope sieben lange und traurige Jahre, ehe der treulose Lancelot erscheint, der sie von ihrer Arbeit erlösen soll.

Ein anderer, noch wichtigerer Zweig der klösterlichen Erziehung war der Unterricht in der Heil- und Wundarzneikunst. In einer Zeit, wo die Kirche die einzige Inhaberin von wissenschaftlichen Kenntnissen war, wo die Pharmakopöe zum großen Theil aus Zauberprüchen, die der heiligen Schrift entnommen waren, Besprechungen, Gebeten und Beschwörungen bestand, mußten die schönsten Bewohnerinnen der Klöster in den Augen des Volks als die geeignetsten Priesterinnen einer Kunst erscheinen, deren Wirksamkeit auf dem Wunderglauben der Zeit beruhte. Zudem hat der Aberglaube der nordischen Völker dem Weibe stets sowohl prophetische wie Heilkraft beigelegt; kein Wunder daher, daß die Nonne, da christlicher und heidnischer Aberglaube sie mit der Heilkunst begabte, sich der Übung derselben mit großem Eifer hingab. Für diejenigen Krankheiten, die im Gemüthe ihren Sitz hatten, war Psalm, Gebet, Besprechung mit Weihwasser oder Wallfahrt nach einem heiligen Schrein; gegen die hartnäckigern Übel aber, welche den religiösen Formeln nicht wichen, pflegte das lange Verzeichniß inländischer Kräuter Heilmittel und wol auch Heilung zu gewähren, und mancher Kräuterthee und sonstige diätetische Trank, der noch auf dem Lande gefunden wird, mag von der ärztlichen Praxis der Klöster herrühren. Den Ruhm der Wundarzneikunst theilten die Frauen des Mittelalters, hauptsächlich die der Kirche geweihten, mit den Mönchen, und es fehlt in den Chroniken nicht an Beispielen, wo Klostermädchen selbst gefährliche Wunden heilen. So wird ein Edelmann, der auf der Jagd ein Bein gebrochen hat, in das nächste Kloster gebracht, sein Bein von der Priorin wieder eingesetzt und er selbst während der Zeit seiner Heilung auf das liebevollste gepflegt. Aberlaß — das Lieblingemittel unserer Vorfahren im Mittelalter — wurde in den Klöstern unentgeltlich vollzogen. In einer noch vorhandenen Schenkungsurkunde bestimmt die Geberin, daß sie und die Genossen ihres Hauses so oft sollen zur Ader lassen dürfen, als sie es verlangen, und noch lebt im Munde des

Volks die tragische Geschichte des Hühners Robin Hood, der, als er seiner Gewohnheit nach im ersten Frühling nach der Abtei Kirkstief gegangen war, um zur Ader zu lassen, durch die grausame Treulosigkeit der Priorin Elisabeth von Staynton seinen Tod fand, die sich einer vergifteten Lanzette bediente. Doch war diese Kenntniß und Ausübung der Heilkunst (in jenen Zeiten natürlich mehr Chirurgie) keineswegs im ausschließlichen Besitze der Bewohnerinnen des Klosters. Das Edelräulein, welches den Unterricht in der Klosterschule genossen hatte, brachte auf ihres Vaters Schloß die Fähigkeit mit, in dringenden Fällen schnelle Hülfe zu leisten, deren man in jenen Zeiten oft so bedürftig war. In Fällen fehlt es nicht: in Romanzen, weltlichen und Volksdichtungen ist genug von den Wundern wirklicher Heilkraft die Rede, und wir brauchen nur an Nicolette zu erinnern, die Lucassin, als er über „den weiten Graben“ gesprungen war und sich die Schulter ausgerenkt hatte, mit zarter Sorgfalt pflegte und heilte; oder an Ragiva, die mit erlesenen Kräutern Herrn Sugemar's Wunden heilte, oder an „Heut mit den weißen Händen“, die so zärtlich an Tristan's Krankenbette wachte, ohne zu wissen, daß eine andere Heilung als sie selbst sein Herz beherrschte. Der an die conventionnelen Feinheiten unserer Zeit gewöhnten Dame mag eine Abtriffin, welche eine Arznei bereitete, oder ein Edelräulein, das Pflaster und Verband anlegte, etwas sonderbar vorkommen; allein wer die mannichfachen Zufälligkeiten, denen alle Classen in jenen ungeordneten Zeiten ausgesetzt waren, sowie die Schwierigkeit, ja oft die Unmöglichkeit, schnelle und wirksame ärztliche Hülfe sich zu verschaffen, erwägt, auf den wird es einen angenehmen Eindruck machen, daß die Hausfrau jener Zeit kein Wesen war, das bloß auf den Schein berechnete Fertigkeiten zierete, sondern daß sie Denen, welche um sie lebten, nützlichen Beistand zu leisten vermochte. Bei dem geringen Grade medicinischer Kenntniß, bei der Wunderliebe des Zeitalters und dem gläubigen frommen Sinn des Volks kann es nicht befremden, wenn manche Wundercur verrichtet wurde. Aus den schönen Händen der Edelfrau oder den heiligen der Nonne empfangen, wurde der Becher in voller „Glaubenszuversicht“ getrunken, und innerhalb der geweihten Klostermauern hielt sich der Kranke vor jedem höllischen Einflusse sicher und sah mit gläubigem Vertrauen seiner Genesung entgegen.

Demnach bildeten Lesen in der Muttersprache, Schreiben, wozu in manchen Fällen auch wol noch Zeichnen kam, Kirchengesang und Instrumentalmusik, feine Nadelarbeit, Arznei- und Wundarzneikunde die gewöhnlichen Unterrichtsgegenstände in den Frauenklöstern des Mittelalters; doch dürfen wir annehmen, daß oft die Bildung einen weit strengern literarischen Charakter trug, und daß wenigstens Latein, keineswegs aber bloß Mönchslatein in den sächsischen Nonnenklöstern gelehrt wurde, bezweifelt Niemand, der mit den sächsischen Schriftwerken jener Zeit nur einigermaßen bekannt ist.

### N o t i z.

Wenn wir vielleicht die alten Ägypter mit ihren Todtengerichten ausnehmen, so hat man sich bisher immer geschaut, Verstorbene öffentlich zu brandmarken, sogar mit Verletzung der Ehelicheit, wie so viele panegyrische Inschriften auf unsern Grabdenkmälern beweisen. Aber in Altengland findet man auch von dieser Völkersitte großartige Ausnahmen. Da trägt, nach dem „Athenaeum“, auf einem Dorfkirchhofe ein Grabstein folgende Aufschrift:

Er war ein böser Sohn,  
Ein böser Gatte,  
Ein böser Vater!  
Möge er in die Hölle kommen!

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 330. —

26. November 1838.

### Amerikanische Geschichtschreibung.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 329.)

So sank vor der begeisterten, für Spaniens Größe und Einheit glühenden Ausbauers Isabella's das Reich der Araber, welches einst die größere Hälfte der alten Welt eingenommen hatte und das von da an in seine Urgrenzen zurückkehrte. Der Beduine wandert jetzt wieder ebenso frei und fast ebenso sittigungslos über seine heimatliche Wüste wie zur Zeit der Ankunft seines Propheten. Die Sprache, welche einst längs der südlichen und der westlichen Gestade des Mittelmeeres sowie im ganzen indischen Ocean geredet wurde, hat sich zu einer Menge abweichender Mundarten vergrößert. Dunkel ruht wieder über jenen Gegenden Afrikas, welche von der Fackel der Wissenschaft beleuchtet wurden. Die zierliche Sprache des Korans wird selbst an Mohammed's Geburtsstätte gleich einer todtten Zunge studirt. In der ganzen arabischen Halbinsel ist keine der einst zahlreichen Hochschulen, keine Druckerei zu finden. Selbst in Spanien, in dem christlichen Spanien zeigt sich ein kaum minder entmuthigender Gegensatz. Auf dessen einstige geistige Thätigkeit ist ein todgleicher Schlummer gefolgt. Seine Städte sind von der Bevölkerung geleert, von der sie zu den Zeiten der Saracenen schwärmten. Sein Klima ist noch ebenso schön, aber seine Felder blühen nicht mehr unter der nämlichen reichen und bunten Landwirthschaft. Seine anziehendsten Denkmale der Vorzeit sind noch immer die Bauwerke der Araber, und der unter ihren verwüsteten, aber noch immer schönen Trümmern irtende Wanderer sinnt über die Geschichte eines Volkes, dessen einstiger acht-hundertjähriger Aufenthalt auf diesem Boden jetzt fast ebenso phantastisch erscheint als die zauberischen Schöpfungen seiner Feenmärchen.

Der Übergang von dieser soeben, fast mit den Worten des herabten Verf. geschilberten morgenländischen Dichtung und Bildung zu der eigenthümlich spanischen, welche sich in Aragonien mehr provenzalisch, auf Castiliens freien Bergen germanisch, und dadurch Großbritanniens, Deutschlands und Scandinaviens Walladen nahe tretend, entwickelt hatte, zeigt sich in den zahlreichen, bald nach der hier betrachteten Zeit entstandenen und deren Ereignisse schildrenden maurischen Romanzen und Gesängen. An sie

schließt sich dann die durch Ferdinand's italienische Kriege und Eroberungen erwirkte classische Ausbildung der spanisch-lyrischen Poesie durch die, hier der Griechen einflüchtigen Einfluß auf die siegreichen Römer nachahmenden Italiener, auf die dann später der nur in Englands reicher Fülle ein Gegenbild findende, sonst beispiellose Schatz dramatischer Dichtungen gefolgt ist. Vorbereitet und gezeitigt wurden alle diese Erscheinungen durch Ferdinand's und Isabella's schon 1474 in Valencia und darauf an andern Orten stattgefundene Einführung der Buchdruckerei durch herbeigezogene und kräftig beschützte Deutsche; desgleichen durch die Pflege der von berufenen italienischen Gelehrten, wie Peter Martyr von Anghiera, ober richtiger von Arona, und Lucius Morineo der Sicillier, eingeführten classischen Studien und der Wissenschaften, die von da an, durch die Vornehmsten des Hofes und des Volkes eifrig getrieben, allein den Weg zu Ämtern bahnten, sowie durch die Gründung der Universitäten Sevilla, Granada, Toledo durch den Cardinal Mendoza, und Alcalá de Henares durch den noch größern Cardinal Ximenez.

Mit dem letztgenannten Namen sind wir zur Erwähnung der drei großen Männer gelangt, welche die Regierung des katholischen Königspaares sowie die ihres Nachfolgers, Karl V., höher gestellt haben als die aller frühern oder spätern spanischen Herrscher. Diese drei Zeitgenossen, deren Gleichen kein Land auf der Erde aufzuweisen hat, sind Gonfalso de Cordova, der große Feldherr von den ihn anbetenden Italienern genannt, Christoph Colon aus Genua und der bereits genannte Cardinal Ximenez, der Sprößling einer alten, aber armen Familie in Torde-laguna. Gonfalso de Cordova, durch Schönheit, seine Sitten und Vollendung in allen Ritterübungen alle Übrigen an dem glänzenden Hofe des katholischen Königspaares überstrahlend, war dazu bestimmt, die bisher unter Isabella's weiser Leitung im Innern entfalteten Kräfte Spaniens jetzt in den weitem Kreis der europäischen Reiche hinüberzutragen, wo Ferdinand's gewandte und unermüdete Staatsklugheit die aller übrigen gleichzeitigen Fürsten weit übertraf. Der granadische Krieg, in welchem sich Gonfalso durch Heerführergaben wie durch persönliche Tapferkeit auszeichnete, war die Schule, in der er die Kriegskunst erlernte, die er darnach als Befehlshaber der spanischen Heere in Italien und als Vicetönig von Neapel



ausübte, alle Vortheile der Schweizerischen und deutschen speertragenden Landsknechte sowie der französischen schweren Reiterei auf die Vorzüge des schwerterführenden spanischen Fußvolks und seiner leichten, halb maurischen Reiter impfend und jenes zum ersten in der Welt machend, vor welchem fast zwei Jahrhunderte lang keine Macht auf Erden Stand zu halten vermochte. Stets seine Krieger, mit deren Blut er kargte, während er sein eignes Vermögen mit rüchhaltiger Freigebigkeit zu ihrem Besten verschwendete, zum Siege führend, wurde er von ihnen angebetet; nicht minder aber von den besiegten, mit der zartesten Aufmerksamkeit behandelten Feinden und von den der Herrschaft seiner Fürsten, unter denen es Isabella war, deren Scharfblick ihn erwählt hatte, neu unterworfenen Völkern, wie denn Keiner vor oder nach ihm den leicht beweglichen Neapolitaner so an sich zu fesseln vermocht hat wie er.

Anerkannter noch als die Verdienste dieses lebenswürdigsten Begründers der neuern Kriegskunst sind die des Columbus, dessen Ruhm mit dem raschen Aufsteigen der neuen, durch ihn Spanien gegebenen Welt auch jetzt, nachdem es dieselbe, vielleicht zu früh für deren eignes Gedeihen, verloren hat, von einem Tage zum andern wächst und stets glänzender hervortritt. Auch hier war es der hehre Geist Isabella's, die, von ihrer bereits erwähnten treuen Freundin, der Marquisin von Moya, auf Columbus' seltene Verdienste aufmerksam gemacht, gleich nach der Besiegung Granadas mit dem namen- und mittellosen, in stolzer Gewisheit seiner Zuversicht auf die aufzufindende neue Welt fast herrschergleiche Forderungen machenden Genuesser einen Vertrag zu deren Entdeckung unterzeichnete, dessen ewig fortzugende Wirkungen erst mit der Weltgeschichte enden werden.

Der dritte endlich der großen, sich an Ferdinand's und Isabella's Hofe zusammenfindenden Männer war Franz Jimenez de Cisneros, der bis zum 56. Lebensjahre in treuen und gründlichen Studien wie in der Franciscaner Kutte Schutz gegen die, von dem feinen großen Geist erkennenden Cardinal Mendoza auf ihn gehäuften, von ihm aber zurückgewiesenen weltlichen Ehren und Geschäfte suchte. Da starb der Cardinal 1492, und der von ihm auf dem Todtenbette der Königin zum Weichvater empfohlene Franciscaner nahm diese Stelle nur unter der Bedingung an, auch am Hofe genau so leben zu können, wie es die Gelübde seines Ordens vorschrieben, und sich, sobald man seiner nicht nöthig habe, in sein Kloster zurückziehen zu dürfen. Zwei Jahre später zum Debanprovincial erwählt, besuchte er zu Fuß und seine Wegzehrung erbettelnd, alle Klöster seines Ordens in Spanien und stellte in ihnen die erschlafte Zucht und Entfagung in ihrer ganzen Strenge wieder her. Von der Königin zum erledigten Erzbisthume von Toledo und zum Primas Spaniens ernannt, konnte er, von Madrid zu Fuß entfliehend, nur mit äußerster Mühe zur Rückkehr dorthin bewogen werden, widerstand aber sechs Monate lang allen Bitten um Annahme der Würde, bis eine zweite päpstliche Bulle ihm unbedingt befahl, seinem Wi-

derstreben ein Ende zu machen. Ebenso mußte ihn ein Befehl des Papstes erst nöthigen, mit dem seiner Würde ziemenden Aufwande zu leben; auf dem Leibe aber trug er lebenslang keine Leinwand, sondern fortwährend unter dem bischöflichen Gewande die von ihm selbst geflickte grobe Franciscaner Kutte und schlief auf hartem Strohkissen, das bei Tage unter der schwellenden Lagerstätte verborgen lag. Die Weltgeistlichkeit und die Ordensbrüder wurden mit gleicher Strenge zur Entfagung angehalten und igenöthigt, vor der allein tausend Franciscaner, zu dem Ungläubigen in Afrika überschiffend, entflohen. In höhern und weiterm Maße entfaltete sich Jimenez's Kraft und ausdauernde Weisheit in seinen Bemühungen für die Bekehrung der jüngst unterworfenen granadischen Mauren und in der, nach dem ihn seiner Pflichten am Hofe enthebenden Tode Isabella's aus eignen Mitteln mit einem mächtigen Heere zum Besten Spaniens ausgeführten Eroberung von Oran, Bugia, Algier, Tunis, Temezen und anderer Städte der Berberei, welche binnen dreier Jahre unterworfen wurden. Die glänzendste Stiftung des großen Staatsmannes war aber die durch ihn seit 1520 in Alcalá de Henaréz gegründete Universität, aus zehn Collegien und einem Versorgungshause für betagte Lehrer bestehend, was er in acht Jahren mit Einführung des trefflichsten Studienplanes glücklich zu Stande brachte. An diese mit den ausgezeichnetsten Lehrern besetzte Schöpfung des Cardinals reiht sich die auf derselben durch ihn mit unermesslichem Aufwande bewirkte Herausgabe der Polyglottenbibel, welche noch jetzt nach mehr als drei Jahrhunderten mit so viel größern Hülfsmitteln und Kenntnissen unerreicht dasteht und den Ruhm ihres, grade noch ihre Beendigung erlebenden Schöpfers auch für ferne Zeiten nicht untergehen lassen wird.

So waren die Männer, welche den Thron Ferdinand's und Isabella's stützten und schmückten, der hochherzigen Fürsten, deren ausgestreute gute Saat auch unter minder großen Nachfolgern nützlich fortkeimte, und auf deren Zeitalter der vaterlandsliebende Spanier wie der theilnehmende Ausländer zur eignen Ermuthigung den Blick zurückwendet, wenn er beim Anblicke der trost- und fast hoffnungslosen Gegenwart die Verzweiflung nahe treten sieht.

104.

Souvenirs du duc de Vicence, recueillis et publiés par Charlotte de Sor. Zwei Bände. Paris, 1837.

Das Verdienst der Autorschaft, oder vielmehr der Redaction der vorliegenden Memoiren wurde gleich nach deren Erscheinen der Frau v. Sor insofern bestritten, als mehre französische Blätter eine bekannte republikanische Notabilität namhaft machten, die dabei die Feder geführt. Die betreffende literarische Controverse hat unsers Bedünkens an sich nur wenig Interesse; wir glaubten sie jedoch nicht unerwähnt lassen zu dürfen, weil, ist an der Behauptung etwas Wahres, die Lectüre des Buchs neuen Reiz durch den Thatumstand gewinnen kann, daß ein Juliushebel es unternimmt, eine wahrhaft anziehende Bertheidigungsschrift des kaiserlichen Despotismus herauszugeben, oder doch bei deren Herausgabe hilfreiche Hand zu leisten. Diese Behauptung bei Seite, ertheilt uns Frau v. Sor über den Ursprung und die Veranlassung ihres Werks

etwa folgende Aufschlüsse: Sie und Hr. v. Caulaincourt begannen einander im September 1816 in den Bädern von Plombières. Der Großkallmeister litt am Magenleide, wührend auch ihre Gesundheit sehr schwankend war. Beide Patienten leisteten einander in den langen Abendstunden Gesellschaft, um die Zeit zu verplaudern. Hr. von Caulaincourt bestritt wie natürlich die Kosten der Unterhaltung, deren Hauptgegenstand Napoleon war. Der Inbegriff dieser Unterhaltungen nun wurde von Frau v. Sor sorgfältig aufgezeichnet und lange Jahre als Manuscript bewahrt, bis sie sich auf das Zureden von Freunden endlich entschloß, auch ihrerseits durch dessen Veröffentlichung einen Beitrag zur Geschichte einer höchst merkwürdigen Epoche zu liefern. Daß ein unter solchen Umständen entstandenes Werk eine entschiedene Parteilichkeit an sich trägt, bedarf wol kaum bemerkt zu werden. In der That spricht Frau v. Sor stets nur mit inäuglicher Verehrung von den erstauungswürdigen Verdiensten des Herzogs von Vicenza, der wiederum Napoleon bis in die Wolken zu erheben nicht müde wird. Niemals, erklärt er namentlich, habe er denselben hinter dem riesenhaften Ruhme zurückbleiben sehen, der ihn umstrahlte, und niemals habe sich seine Seelenstärke verleugnet.

Bei aller seiner Vergötterung des außerordentlichen Mannes scheint Hr. v. Caulaincourt gleichwol bisweilen mit sich selbst in Widerspruch zu treten, indem er die nähern Umstände unterschiedlicher Momente seines Lebens erzählt; so, beispielsweise, die Thronensagung von Fontainebleau und den dort versuchten Selbstmord. Bei dieser Gelegenheit — Napoleon's Bewunderer vermögen es selbst nicht in Abrede zu stellen — verließ ihn alle seine Seelenstärke. Auch Hr. v. Caulaincourt gesteht, daß moralische Niedergeschlagenheit und eine augenblickliche Geisteserrüttung den Helden betroffen hatten. Er erzählt den Vorgang mit allen mehr oder minder bekannten Umständen, die ihn begleiteten. Allein anstatt die Entschuldigung dieses Attentats in der menschlichen Natur zu finden, die zu verleugnen in gewissen außerordentlichen Fällen selbst dem festesten Charakter unmöglich ist, bleibt in seinen Augen Napoleon ein fast göttliches Wesen, das auch bei den höchsten Misgeschicknissen nie eine menschliche Schwäche verrät. Alle Memoirenschreiber jener Zeit stimmen darin überein, daß es einen Zeitpunkt gegeben, wo Kaiser Alexander von Rußland zu den aufrichtigsten Bewunderern Napoleons gehörte und großen Werth auf dessen Freundschaft legte. Sehr zu bezweifeln aber möchte es sein, daß sich diese Gesinnung unter allen politischen Verhältnissen stets unverändert erhalten habe. Der Sieger, wir glauben's, verziehe dem untreu gewordenen Freunde an dem Tage, wo dessen Schicksalsbestimmungen in seiner Hand lagen. Allein hinlänglich klar erwiesen erscheint es uns noch keineswegs, daß sich Alexander, wie Hr. v. Caulaincourt versichert, zu Gunsten der Dynastie Bonaparte förmlich erklärt und sich der Zurückberufung der Bourbons, welche die provisorische Regierung angeblich im Namen Frankreichs forberte, widersetzt habe. Während der Restauration und besonders seit der Juli-revolution von 1830 ist es ein noch nicht ausgefochtener Controverspunkt unter den Parteiorganen, ob und inwiefern die Bourbons durch fremde Bayonnette Frankreich aufgedrungen worden. Hr. v. Caulaincourt aber greift deshalb offen die provisorische Regierung an, gegen die er den Vorwurf erhebt, sie allein trage an Allem Schuld. Er gesteht, daß, nach der Einnahme von Paris, ein Augenblick von Unentschiedenheit und Bestürzung eintrat, sodas selbst die stärksten Köpfe die Zukunft des andern Tages nicht kannten und nicht voraussehen vermochten. Folgende sehr gut vorgetragene Anekdoten, die wir dem Buche entlehnen, beweist, daß während eines ziemlich langen Zwischenraums nicht einmal die Rede von den Bourbons war.

„Gleich nach der Abdankung und dem unterzeichneten Tractate“, erzählt der Großkallmeister, „verließ Alles, was noch von bedeutenden Personen bei dem Kaiser blieb, Fontainebleau und eilte nach Paris. Mit Ausnahme des Herzogs von Bassano,

der nicht einen Augenblick seinen Posten verließ, wußte ich keinen einzigen Minister oder Großwärdenträger, der im Schlosse verblieben wäre. Die provisorische Regierung nahm mit Zuverlässigkeit alle jene Ueberläufer auf; doch war sie nicht vollkommen beruhigt. Man mußte sich vergewissern, daß die Masse der Armee mit der nämlichen Unterwürfigkeit die neue Ordnung der Dinge annehmen würde. Demnach wurde jeder von den Marschällen im Kleinen Comité aufgefordert, von den Truppen unter seinen Befehlen so viel Beitretende als möglich zu erlangen. Ein von den Spendern der Gnaben und Stellen ausgedrückter Wunsch reichte damals hin, um den Eifer und den Patriotismus aufzustacheln, und man wetteiferte an Geschwindigkeit, um die der alten Fahne treu gebliebenen Generale für das neue Banner anzuwerben. Der tapfere General Leval commandirte eine Division von 10,000 Mann, die er mitten durch das von fremden Truppen überzogene Frankreich aus Spanien zurückgeführt hatte. Dieselbe stand 12 Stunden von Paris und gehörte zum Corps des Marschalls \*\*\*. General Leval hatte seine Truppen nicht verlassen und war nicht nach Paris gekommen, Gunstbezeugungen zu erbetteln. Im Salon war er ein gewöhnlicher Mann, bei der Armee dagegen sehr ausgezeichnet und vom Kaiser höchst geachtet. Er war als Deputirter nicht zu verschmähen, und sein Stillschweigen beunruhigte. Man begriff nicht, daß er mit einer Dotation von 100,000 Francs Rente, die er, wo möglich, zu bewahren hatte, sich bei Sette ergeben und seine Ergebenheit und Dienste anbieten sich nicht meldete. Es war dies zu jener Zeit eine merkwürdige Ausnahme. Der Marschall \*\*\* fertigte demnach einen seiner Adjutanten mit einem Schreiben an den General ab, um ihn als Chef und Freund aufzufodern, der provisorischen Regierung seinen und seines Offiziercorps Beitritt ungesäumt einzusenden. General Leval durchlas den Brief des Marschalls mehre Male mit Bedacht. „Ich verstehe kein Wort“, sagte er, gleichsam mit sich selber redend, und darauf sich an den Offizier wendend: „Ich verstehe es nicht.“ — „Was, General?“ — „Der Hr. Marschall schreibt mir, ich solle meinen Beitritt und den meiner Offiziere einsenden; allein — zu was und warum beitreten?“ — „Ja, General! ich glaube — ich weiß nicht.“ — „Nun wohl, Herr, sagen Sie dem Hrn. Marschall \*\*\*, daß ich frage: zu was beitreten?“ Und hierauf wandte er dem Offizier den Rücken. Zum Marschall zurückgekommen, streckte ihm dieser die Hand entgegen, um die Antwort in Empfang zu nehmen. „Herr Marschall“, sagte der Offizier, „ich bringe Ihnen die Antwort mündlich. Der General hat Ev. Exc. Schreiben mehrmals gelesen; er hat mir gesagt, er verstände es nicht, und mich beauftragt, Sie zu fragen: Zu was beitreten? warum beitreten?“ Der Marschall schien einen Augenblick zu überlegen. „Sehen Sie“, sagte er hierauf, „zum Fürsten Benevent, wiederholen Sie ihm die Antwort des Generals Leval und bitten Sie ihn in meinem Namen, er möge Ihnen die Erläuterung geben, die der General zu haben wünscht.“ Im Hôtel Talleyrand angekommen, entledigte sich der Offizier seiner Botschaft. Der Fürst, ihn unterbrechend: „Sie sind der Sohn des Cerimonienmeisters, Hr. von Caulaincourt“, fragte er, statt aller Antwort. — „Ja, mein Fürst. Der Herr Marschall fragt —“ — „Ha! wie befindet sich Ihr Herr Vater? ist er in Paris?“ — „Sehr wohl; ja, mein Fürst. Der Herr Marschall —“ — „Es wird mir lieb sein, ihn zu sehen“, und sich von seinem Sitz erhebend, trieb er den Offizier, immer fortstinkend, bis zur Thüre mit jener ihm eignen schlauen Miene. „Machen Sie“, sagte er ihm, „dem Herrn Marschall meine Empfehlung und sagen Sie ihm, die provisorische Regierung werde seine Nachricht benutzen und danke ihm dafür.“

Es liegt dem Hrn. v. Caulaincourt viel daran, die Welt zu überreden, er sei der werthe Freund aller gekrönten Häupter gewesen, denen er sich im Leben nahte. Kommt die Rede auf seine Gesandtschaft in Rußland, so offenbart er uns seine vertrautesten Unterredungen mit Kaiser Alexander; er weißt

uns in die tiefsten Geheimnisse des Lebens dieses Fürsten ein; der Name der schönen Frau v. R. wird dabei mehr als einmal auf eine wahrhaft anstößige Weise preisgegeben. Mit einem Wort, wäre es wahr, daß Kaiser Alexander dem französischen Diplomaten sein Herz erschlossen hätte, so hätte er keinen unbedenklicheren Vertrauten wählen können. Dem Großkammmeister war Paris verboten worden; gleichwol brachte ihn, wie er erzählt, der Großfürst Konstantin in seinem eignen Wagen nach der Hauptstadt; auch war es dieser Prinz, der ihn bei seinem kaiserlichen Bruder einführte, von dem er mit offenen Armen empfangen wurde. Napoleon's Großbeamter trägt dem Kaiser seine Bitte zu Gunsten seines Gebietes vor, und nach einigem Besinnen wird ihm versprochen, es solle dieselbe im Rathe der Monarchen unterstützt werden. Während des übrigen Theils der Nacht unterhält sich Alexander mit ihm von seinen Liebchaften, seiner Eifersucht und andern dergleichen schönen Dingen; er verplaudert mit ihm die Zeit, wie zwei junge Zeltkammeraden es zu thun pflegen, die von nichts Wichtigem zu sprechen wissen. Die Lecture von diesen und ähnlichen Stellen der „Erinnerungen“ ist wol geeignet, Zweifel gegen die Echtheit der Mittheilungen selbst hervorzurufen. Bekanntlich blieb des Großkammmeisters Unterhandlung im Namen Napoleon's, des guten Willens seines kaiserlichen Intimus ungeachtet, erfolglos, und wir sehen ihn, stets treu und ergeben, zu seinem Gebieter zurückkehren. Wir verargen ihm keineswegs die Erregungen des Schmerzes und der Liebe für einen Mann, dessen Diensten er sein ganzes Leben gewidmet hatte; sie füllen mehre Seiten des Buchs und fließen gewiß aus der Quelle eines aufrichtigen Herzens. Allein vielleicht läßt sich derselbe von ähnlichen Gefühlen bei dem Tadel zu weit hinreißen, den er über die Restauration und die von ihr zur Befestigung ihrer Gewalt ergriffenen Maßregeln verhängt. So wirft er dieser, beispielesweise, mit großer Erbitterung die Auflösung und Entlassung der kaiserlichen Garde vor. Es war dies seiner Meinung nach der ungeheuerste politische Fehler, den nur eine Regierung begehen konnte. Es verdient bemerkt zu werden, daß Hr. v. Caulaincourt zur Unterstützung dieser Vorwürfe sich auf Ludwig XVIII. Einzug in Paris, in Mitte dieser Garde bezieht, in deren Reihen die mindest Dankschuldigen, wie er selbst berichtet, „Wuth und Ingrimm“ auf allen Gesichtern gewahrten. Wahrlich, Ludwig XVIII. war wol sehr un dankbar, indem er von seiner Person Menschen entfernte, die gegen ihn Wuth und Ingrimm hegten! Würde etwa Napoleon am 20. März 1815 den Militairhofstaat des Königs um sich behalten und ihm die Bewahrung seines Palastes und seiner Person anvertraut haben, hätte sich derselbe nicht aus freien Stücken zurückgezogen? Und wer tabelt Ludwig Philipp, daß er gleich bei seiner Thronbesteigung die königliche Garde entließ?

Es ist uns bis jetzt noch keine Druckschrift zu Händen gekommen, bei deren Abfassung oder Herausgabe ehemalige Großbeamte der kaiserlichen Regierung theilhaftig sind, worin nicht ein Jeder von ihnen, so viel nur irgend an ihm, sich von dem Verdacht der Mitwirkung oder Mitschuld an der Hinrichtung des Herzogs von Enghien zu reinigen bemüht gewesen wäre. So auch der Herzog von Vicenza. Sein Name war bei diesem betrübenden Vorfall zu öffentlich mit verwickelt worden, um daß er nicht hätte Sorge tragen sollen, sein Andenken von diesem Flecken zu reinigen, sofern ihm dazu die Mittel zu Gebote standen. Hr. v. Caulaincourt war in Folge eines für ihn unglücklichen Zusammenstehens von Umständen, mit einer geheimen Sendung des Kaisers beim damaligen Kurfürsten von Bayern beauftragt, grade an dem Tage, abgereist, wo eine andere Person von Paris abging, um den Herzog von Enghien unter Verletzung des Völkerrechts, oder vielmehr mittels Verraths aufzuheben. Als er von der Sendung zurückkam, erfuhr er des Prinzen Lob. Viele seiner Freunde, die ihn der Mitwirkung verdächtigen, wandten sich von ihm ab; es kränkte ihn dies schmerzlich; doch war seine Umgebung so

groß, daß sie ihm, mit der offenen Erklärung seiner Unschuld hervorzutreten, bis dahin unterlagte. Frau v. Sor läßt ihn jetzt auf seine Ehre betheuern, daß er sich in dem Punkte gar nichts vorzuwerfen habe. Als Beweisstück zur Beglaubigung seiner Rechtfertigung aber wird ein Brief angeführt, den der Herzog von Vicenza vom Kaiser Alexander erhielt, bei dem er zum Botschafter Frankreichs ernannt worden war, und worin folgende Stelle enthalten: „Ich habe bei meinen Ministern, die damals in Deutschland residirten, alle nur möglichen Erkundigungen eingezogen. Ich weiß, daß Sie jener schrecklichen Angelegenheit fremd sind. Bewahrte ich noch den mindesten Zweifel, so würde keine himmlische oder irdische Macht Sie anzunehmen mich bewegen können. Bei Ihrem ersten Aufentshalt an meinem Hofe war ich noch sehr jung; Sie waren es ebenfalls; allein ich habe Sie beurtheilt, und ich würde mich, bevor ich noch andere Einzelumstände kannte, dafür verbürgt haben, daß Sie an dieser Infamie keinen Theil gehabt.“

Die letzten Lebensjahre des Großkammmeisters waren eine lange und leidensvolle Agonie. Er starb an der nämlichen Krankheit, die Napoleon hinraffte, am Magenkrebse. Frau v. Sor verabsäumt diese Bemerkung nicht, um die Parallele zu vervollständigen, die sie unaufhörlich zwischen dem Oberhaupt und dem Großwürdenträger des Kaiserreichs zieht. Darf man dieser Dame Glauben schenken, so erkannte Napoleon selbst diese Art von Zwillingsgleichheit an, und mehr als einmal soll er zu seinem Großkammmeister gesagt haben: „Sie, Caulaincourt, bin ich.“ Bei dem jedoch, der Napoleon's Stolz und stete Liebe zum Vorrang gekannt und der weiß, daß er sich niemals die Nähe gab, solches zu verhehlen, können derartige Äußerungen bloß Staunen erregen. Wir setzen sie daher nur auf Rechnung der Herausgeberin, die für ihrem Gelben nicht weniger Enthusiasmus und heilige Achtung zu Tage legt, als nur irgend Memoirenschreiber jener Zeit für dessen Gebieter. 18.

### M i s c e l l e n .

Die wohlfeilste Kapelle hatte vor etwa 300 Jahren der Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige. Er zählte an einen Organisten, einen Vorsänger, vier Chorknaben, sieben Trompeter, einen Thurmblöser zusammen 28 Gulden jährlich. Wären es daselbst Goldgulden gewesen, so betrug es nicht viel. Dagegen die theuerste Kapelle fand man fast um gleiche Zeit beim Grafen Ernst von Schaumburg. Hier gab es zwei Kapellmeister mit 1200 Thaler Gehalt jeder, die Musiker bekamen jeder 1000—1200 Thaler, und zwar in seidenen Beuteln zum Verfalltermin ins Haus geschickt. Zugleich hatten sie im Dienste eine kostbare sammetne, gallonirte Uniform, goldene Kette um den Hals und weiße Federn auf den Hüten, Alles für Rechnung des verschwenderischen Grafen.\*)

So sehr England in Betreff der Musik fast dem ganzen übrigen Europa, besonders Deutschland, Frankreich und Italien nachsteht, so hat es doch ein Institut, das überall in großen Städten zu wünschen wäre. Debusch stiftete schon 1710 eine Akademie für alte Musik. Sie sichert alten vorzüglichen Werken bleibende Anerkennung und trägt am besten dazu bei, jüngere Künstler mit Dem, was früher da war, praktisch bekannt zu machen, dem Kunstfreund zu zeigen, wie so Vieles auch vor einem Jahrhunderte geleistet wurde, was ihn jetzt als neu scheinend entzückt. In Berlin würde sich eine solche Akademie „of ancient music“ am leichtesten realisiren lassen, wenn man nach der Aufnahme schließen darf, die Bach's Arbeiten wieder dort fanden. 15.

\*) G. Großheim's „Fragmente aus der Geschichte der Musik“, S. 32 (Mainz 1832).

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 331.

27. November 1838.

Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert von C. Th. Klein-schrod. Mit mehren Tabellen. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

In den Jahren 1834 u. 1835 hat der Verf. im amtlichen Auftrage England bereist, um sich an Ort und Stelle über den gewerblichen und finanziellen Zustand, dessen Ursachen und die Maßregeln der Regierung in Betreff desselben zu unterrichten, zu welchem Zwecke er die vorhandenen Nachrichten und besonders die einschlagenden Statuten und Rechtsbücher studirt hat und die wichtigsten Ergebnisse seiner Nachforschungen in diesem Buche im Vaterlande zur allgemeinen Kenntniß bringt, solcher-gestalt die Früchte seiner Bemühungen zu einem Gemein-gute machend. Ungemein zu Hülfе ist dabei dem Verf. allerdings gekommen, daß man in England, den großen Werth zuverlässiger und ins Einzelne dringender statistischer Nachrichten erkennend, für deren amtliche Samm-lung, Prüfung und Ordnung durch eine eigne Central-behörde, den Board of trade, gesorgt hat, auch weit entfernt von allen Bedenklichkeiten bei der Veröffentlichung derselben diese statistische Übersicht zum Drucke befördert und solche dem Parlamente alljährlich mittels Geheimen-rathsberichts vorlegen läßt, sodas die Comités desselben bei vorkommender Gelegenheit daran einen zuverlässigen Anhalt haben. Jedoch hat sich der Verf. nicht darauf beschränkt, bloß daraus Auszüge zu machen, sondern er hat auch andere Nachrichten einzuziehen, damit zu ver-gleichen und jene dadurch zu vervollständigen sich ange-legen sein lassen.

Wenn es im Titel des Buches heißt, der Verf. habe die englische Gesetzgebung erläutert, so soll damit nicht gesagt sein, er habe sie auf Grundsätze zurückgeführt, oder durch Auflösung ihrer Dunkelheiten und Ungewissheiten aufgeklärt und nach ihrem absoluten oder relativen Wer-the beurtheilt, sondern daß er dadurch ihrem Verständ-nisse und ihrer Würdigung zu Hülfе gekommen sei, in-dem er zuerst für jeden Zweig seines Gegenstandes eine Statistik und eine historische Übersicht der Gestaltun-g dieses Zustandes und demnächst eine historische Entwicklung der Gesetzgebung für denselben und der ihr zum Grunde liegenden staatswirthschaftlichen Bewegungsgründe geliefert

hat, es Jedem selbst überlassend, daraus sein Urtheil zu finden.

Der Gegenstand selbst ist von einem Umfange, der ebenso sehr das Erstaunen als die Wissbegierde awregt, und die Arbeit des Verf. ist mühsam, genau, lichtvoll und umfassend, mithin von bedeutender Wichtigkeit für die Erweiterung der Einsichten in die Staatswirthschaft und in die Politik der Gesetzgebung.

Der Welthandel ist die Quelle und die unermessliche Ernährerin von Englands gewerblicher und finanzieller Riesengröße, daher auch Englands Politik seit den Zeiten des Königs Athel-stan, welcher jedem Kaufmanne, der drei Reisen über den Ka-nal für eigne Rechnung gemacht, gesetzlich den Rang eines Lords verlieh, vorherrschend und mit consequenter Strenge in Krieg und Frieden Handelspolitik gewesen ist.

Allein der englische Welthandel ist darum nicht Selbst-zweck geworden; er dient vorzugsweise nur der innern Wettlesamkeit zur Unterlage und zum Beförderungsmi-tel. Dies eben ist es, wodurch England sich von allen andern Handelsstaaten der ältern und neuern Zeit wes-sentlich unterscheidet, welche aus dem Zwischenhandel haupt-sächlich ihren Reichthum und ihre Macht geschöpft haben.

Denn die Erzeugnisse fremder Industrie und die Colonial-waaren, welche aus britischen Seehäfen wiederausgeführt wer-den, betragen zusammen nur zwischen dem vierten und fünften Theile des Werthes der gesammten Einfuhr und nur zwischen dem siebenten bis achten Theile des Werthes der ausgeführten inländischen Erzeugnisse des Gewerbsfleisses.

Diesem letztern die Gelegenheit und zugleich die Mit-tel zu seiner Bethätigung geliefert und ihn dadurch an-gefacht zu haben, ist das Verdienst des Seehandels; aber in jenem beruht das Princip der Größe Englands.

Man würde sehr irren, wenn man sich verleben liesse, seine dermalige Höhe als das Werk der jetzt geltenden und befolgten gewerblichen und commercieellen Grundsätze und Gesetze anzusehen. Im Gegentheile hat die Gesetzgebung Englands durch mancherlei Schwankungen im Wes-sentlichen überall den Gang genommen, welchen das so-genannte Commercial- oder Prohibitivsystem einzuschlagen an die Hand gibt; sie hat sich angelegen sein lassen, durch mögliche Ausschließung Anderer Feld für die Ent-wicklung und Ausbreitung der eignen Kräfte zu gewin-nen; ja, sie gibt dieses System selbst dann nicht ganz und nur nach und nach auf, wenn schon die innere

Kraft selbständiger und freier Bewegung gewonnen ist; und nur erst, wenn das Übergewicht derselben über alle Concurrenten dahin führt, daß die Letztern unter dem Drucke desselben zu unterliegen, und durch ihren Untergang eine Region des Austausches und Handels zu veröden in Gefahr kommt, dann erst wendet sich die Politik zu dem Grundsatz einer zu beobachtenden Freiheit und Gleichheit, welche jedoch nur eine scheinbare ist, weil das bereits gewonnene und gesicherte Maß der innern Kraft jeden gleichmäßigen Erfolg der Anstrengungen behindert und unmöglich macht.

Jeder Engländer erkennt daher auch die Navigationsacte, durch welche sein Vaterland die Herrschaft auf dem Meere sich angemessen und behauptet hat, als die Wurzel der commerciellen und industriellen Übermacht desselben an. Es war Richard II., welcher 1381 die erste Acte der Art erließ (S. 283), indem er alle Ausfuhr aus dem Lande auf fremden Schiffen untersagte. Ihm folgte Heinrich VII., indem er die Einfuhr französischer Weine auf andern als englischen Schiffen verbot. Elisabeth fügte die Einfuhr fremder Fische und die Küstenfrachtschiffahrt hinzu. Im J. 1651 wurde durch eine neue Acte alle Einfuhr aus Asien, Afrika und Amerika, ingleichen alle Einfuhr in die Colonien auf andern Schiffen als des Ursprungslandes oder englischen aufgehoben, was 1661 u. 1664 noch dahin ausgedehnt wurde, daß alle und jede Einfuhr in die Colonien nur englischen Schiffen, und die Einfuhr ins Mutterland außer jenen nur Schiffen des Ursprungslandes nachgelassen blieb, wovon noch verschiedene ins Gewicht fallende Artikel ganz ausgenommen wurden. Dies gänzliche Ausschließungssystem erlitt den ersten Stoß durch den Abfall der Vereinigten Staaten von Nordamerika und die Unmöglichkeit, denselben den Handel mit dem englischen Westindien zu verschließen (S. 292). Es wurden deshalb 1805 einige Freihäfen für bestimmte Artikel erklärt, aber schon 1815 mit jenen Staaten ein Vertrag auf der Grundlage vollständiger Reciprocität eingegangen. Im J. 1823 erzwang die Beharrlichkeit Preussens einen Handelsvertrag in demselben Principe, welchem dann mehre andere mit andern Staaten gefolgt sind, zu deren Eingehung die Krone durch einen Parlamentsbeschluß in jenem Jahre allgemein ermächtigt wurde. Da durch diese Verträge die noch bestehenden Navigationsgesetze zum Theil außer Kraft gesetzt waren, erließ das Parlament 1833 eine neue Navigationsacte (S. 303), in Gemäßheit welcher a) die Einfuhr von 29 Artikeln durchgängig nur auf englischen Schiffen geschehen darf; b) keine Erzeugnisse außereuropäischer Länder von Europa aus, noch zur Consumption, nach den vereinigten Königreichen gebracht werden dürfen, es sei denn aus einem Hafen des mittelländischen Meeres, und edle Metalle, Edelsteine und Perlen ausgenommen; c) alle und jede Manufacturwaaren nur auf Schiffen des Ursprungslandes eingeführt werden dürfen; überdies d) die ganze Küstenschiffahrt; ferner e) die Rheederei zwischen dem Mutterlande und dessen Colonien, sowie der Letztern unter sich, dafern nicht hiervon besondere Ausnahmen zu gestatten von der Krone für gut gefun-

den wird, allen fremden Schiffen untersagt; auch f) aller directe Verkehre zwischen Jamaica und St. Domingo gesperrt; endlich g) die Einbringung einiger Artikel überhaupt verboten worden ist. Man ersieht hieraus, wie wenig England noch gesonnen ist, den Seehandel völlig frei zu geben, und wie sehr es vielmehr noch immer darauf bedacht ist, den größten Theil desselben festzuhalten und sich dadurch eine zahlreiche Marine zu verschaffen. In dieser Art commentirte die Regierung die Petition des Handelsstandes, an dessen Spitze Hr. Waring antrug:

Die Entfernung der Beschränkungen sei der sicherste Weg zur möglichsten Ausbreitung des Verkehrs und zur besten Anwendung von Capital und Industrie, indem die von jedem Kaufmanne befolgte Maxime, auf dem wohlfeilsten Markte einzukaufen und auf dem theuersten zu verkaufen, auch für den Verkehr der Nationen gelte.

Die Eingehung der erwähnten Handelsverträge brachte bald andererseits sehr laute Klagen über bemerkbaren Rückgang der Rheederei zuwege, welche zu einer genauern Untersuchung im Parlamente führten. Durch diese wurde aber deren Ungrund herausgestellt (S. 311), indem zwar allerdings sich ergab, daß sowohl die Schiffspreise als die Frachtlöhne seit einigen Jahren im Sinken gewesen, daß aber das Sinken der Letztern selbst eine Folge des Fallens der erstern und des überhaupt niedrigeren Arbeitslohnes sei, und daß der hierdurch und vermöge des Preises der Materialien wohlfeiler gewordene Schiffsbau unvermeidlich auf die Preise der früher erbauten Schiffe habe einwirken müssen. Im Gegentheil zeigte sich, daß die Frachtschiffahrt überhaupt im Steigen gewesen war, sowohl auf fremden als englischen Schiffen, und keineswegs in einem für die Letztern nachtheiligen Verhältnisse. Im J. 1834 sind in den Häfen des vereinigten Königreichs eingegangen 13,903 englische Schiffe mit 2,298,263 Tonnen Gehalt, 5894 fremde Schiffe mit 883,905 Tonnen Gehalt, und ausgegangen 13,639 englische Schiffe mit 2,296,325 Tonnen Gehalt, 5823 fremde Schiffe mit 852,837 Tonnen Gehalt. Die britische Marine aber bestand in demselben Jahre A) in den Königreichen Großbritannien und Irland in 19,447 Schiffen mit 2,274,702 Tonnen Gehalt und 138,265 Mann Bemannung; B) den Inseln Guernsey, Jersey und Man in 528 Schiffen mit 37,653 Tonnen Gehalt und 3761 Mann; C) in den britischen Colonien in 5080 Schiffen mit 403,745 Tonnen Gehalt und 26,035 Mann; zusammen 25,055 Schiffe mit 2,716,100 Tonnen Gehalt und 168,061 Mann.

In gleicher Art hat die Gesetzgebung auch in Betreff der Gewerbe überhaupt und im Einzelnen keineswegs die Sachen gehen lassen, wie sie das sich durchkreuzende Interesse der Gewerbetreibenden eben gestalten mochte, sondern die Regierung hat von jeher durch Vorschriften eingegriffen und durch Aufhülfen förderlich zu werden gemeint. An und für sich spricht sich das gemeine Recht von England zwar unumwunden für die Freiheit des Gewerbebetriebes und des Verkehrs aus, was auch das Herkommen der Gerichtshöfe mit sich bringt. Insonderheit ist jede Art von Monopolisirung den Rechtsgrundsätzen entgegen

(S. 49). Nichtsdestoweniger existiren eine Anzahl von Verordnungen und Privilegien zu Gunsten der Emporbringung und Erhaltung gewerblicher Unternehmungen, sodas namentlich der Königin Elisabeth ernste Vorstellungen über die Schädlichkeit solcher Maßregeln gemacht werden mußten (S. 57), welche von derselben mit landesmütterlicher Würde aufgenommen wurden. Im J. 1623 unter Jakob I. führte die häufige Wiederholung ähnlicher Maßregeln und die Beschwerde darüber zu einem Parlamentsbeschlusse, durch welchen mit wenigen Ausnahmen alle Monopole zum Alleinhandel oder zur ausschließenden Verfertigung von Waaren mit Ausschluß aller Übrigen für rechtswidrig und nichtig erklärt wurden, basern nicht durch Parlamentsacte oder durch die Corporationspatente städtischer Gewerbs- und Handelsgenossenschaften Privilegien ertheilt worden, wohingegen der Regierung freigestellt wurde, die Benutzung neuer Erfindungen auf 14 Jahre zu patentiren, d. h. die ausschließliche Benutzung zu verbieten, basern jene nichts Ungesetzliches in sich schließen, der Verkehr dadurch nicht gestört und die Preise der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse nicht vertheuert werden. Hierbei ist es geblieben und 1835 durch eine neue Parlamentsacte das Verfahren bei der Nachsuchung und Verleihung oder Verlängerung der Patente geregelt worden, damit auch in dieser Beziehung das Recht eine größere Sicherheit gewinne, indem es jedem Betheiligten frei steht, die Rechtsbefähigung der ausgefertigten Patente vor den Gerichten anzufechten und auf deren Annullation anzutragen.

Die größten Privilegien haben die beiden großen Vergesellschaftungen, die Bank von England und die ostindische Handelscompagnie, erhalten. Jene, erst gegründet 1694, hat ihre ursprüngliche Bestimmung meist verlassen und ist ihrer wichtigsten Beschäftigung nach die Verwalterin der Staatsschuldenangelegenheiten und des Papiergeldes geworden, obgleich sie als Depositen- und Discontobank vermöge der Größe ihrer Fonds auch noch ungeheure Summen vertritt. Für jenes bezieht sie vom Staate ein jährliches Honorar von 120,000 Pfund anstatt der frühern das Doppelte betragenden Procura (S. 409). Ihre Bilanz stand zu Anfang 1836

Soll: Cursirende Banknoten . . .	17,262,000 Pfd.
Depositen . . . . .	19,169,000 =
	Summa 36,431,000 Pfd.
Haben: Effecten . . . . .	31,954,000 Pfd.
Bullion (Casse) 7,067,000 =	
	Summa . . . . . 39,021,000 Pfd.

Überschuß 2,590,000 Pfd. welcher ein noch nicht vertheilter Gewinn der Actionnaires ist, wie 1815 aus dem angehäuften Gewinne über die jährliche Dividende den Actionnaires 25 Procent zu ihren Einlagen gut geschrieben wurden. Jene ist bis 1797 mit 7 Procent, dann bis 1806 nach dem jährlichen Abschlusse, von da bis 1823 mit 10 Procent und seitdem mit 8 Procent regelmäßig bezahlt worden. Der Bankstock der Actionnaires besteht dormalen in 14,553,000 Pfd., der an die Regierung geliehen ist, die dafür nur 3 Pro-

cent Zinsen gibt und solchergestalt durch die Bank wohlfeil bedient wird.

Die ostindische Compagnie begann 1600 mit einer Einlage von nur 30,000 Pfd. und bildete sich 1612 zu einer Actiengesellschaft aus, nachdem ihr Geschäft so glücklich betrieben worden war, daß sie schon 1618 ein Vermögen von 1,600,000 Pfd. besaß. Eben dies reizte aber auch Andere, sodas 1636 eine zweite Gesellschaft einen Freibrief erhielt. Der Wettstreit beider Gesellschaften war für beide so nachtheilig, daß sie schon 1650 sich vereinigten (S. 320) und von Zeit zu Zeit nicht nur die Verlängerung ihres Privilegiums, sondern auch in Folge an die Regierung gegebener Vorstöße dessen Erweiterung bis zur Begründung einer politischen suzerainen Macht erlangten. Allein eben dies war auch ihr Verderben. Sie wurde dadurch von ihrer Hauptbestimmung abgelenkt und von der Regierung des Mutterstaats als ein, wenn auch begünstigtes Ausland in Bezug auf England und dessen Colonien angesehen und behandelt. Die Kosten ihrer suzerainen Herrschaft wurden durch den Gewinn aus ihrem Monopole nicht gedeckt, dessen Schädlichkeit sowol in Betreff der Cultivirung ihres Gebietes als der Hemmung der kaufmännischen Speculation des gesammten Handelsstandes immer mehr sich herausstellte. Solchergestalt wurde schon bei der Verlängerung des Freibriefes von 1823 ihr nur noch der chinesische und Theehandel belassen, hingegen der Handel mit Ostindien freigegeben. Seit 1833 aber hat sie nach dreijähriger Comitéprüfung als privilegierte Handelsgesellschaft ganz aufgehört und besteht nur noch bis 1854 als politischer Körper in Wirklichkeit, nach welcher Zeit ihr Territorium an die Krone übergehen, von dieser aber die Actien um den doppelten Betrag eingekauft und bis dahin mit 10 1/2 Procent verzinst werden sollen. Der Erfolg ist gewesen, daß schon im nächsten Jahre für 11,449,533 Pf. Sterling mehr an Thee und 560,643 Pfd. chinesische Seide mehr als im Jahre vorher eingeführt worden, indem besonders die hohen Theepreise, worauf die Compagnie hielt, fast ganz Europa dahin gebracht hatten, über England keinen Thee zu beziehen.

Wie mit dem Privilegium dieser Gesellschaft ist es auf ähnliche Art mit den Ausschließungsberechtigungen in England fast durchgängig gegangen. Es ist dort zwar niemals allgemein eine solche Zunftverbindung wie in Deutschland eingeführt gewesen; aber nicht nur haben mehre einzelne Gewerke das Recht der Corporation, seltener fürs ganze Land, gemeinhin nur für die einzelnen Orte erlangt, sondern auch die Freibriefe fast aller städtischen Corporationen enthielten die allgemeine Befugniß, den Gewerbebetrieb von der Erlangung des Bürgerrechtes abhängig zu machen. Die Bildung aller Corporationen gehört zu den Vorrechten der Krone, sei es durch von derselben bestätigte Parlamentsacte oder durch königliche Freibriefe (kings-charter, S. 116). Die juristische Wesenheit einer Corporation besteht in England darin, daß sie a) eine einzige moralische Person vorstellt, gleichviel, ob sie in einer Institution oder aus einer Gesellschaft

physischer Personen besteht, und als solche in und außer Gericht handelt und behandelt wird; daher auch b) ohne Unterbrechung bis zu einer rechtsgültigen Aufhebung oder gänzlichem Aussterben fortbesteht und befugt ist: c) Grundeigenthum zu erwerben und zu besitzen; d) ein Gesellschaftsregulativ zu führen, welches allein als Beurkundung des Gemeinwillens gilt; e) für die Erreichung der Corporationszwecke Statuten zu machen, welche alle Mitglieder verbinden, so weit sie nicht den Landesgesetzen zuwiderlaufen, bei Werbercorporationen jedoch vorher dem Lordkanzler, dem Lordschatzmeister und den Oberrichtern oder den Officiantem zur Genehmigung zur 1504 schon vorgelegt sein müssen. Der Geist der Oligarchie aber, welcher vorzüglich in den Stadtgemeinden dergestalt Oberhand gewonnen hatte, daß die Gerechtfame der Gemeinheit meistentheils nur zum Vortheile ihrer Vorsteher gereichten, hatte allmählig solche Wehklagen erzeugt, daß sie im Parlamente nicht überhört werden konnten, sondern der Wunsch einer durchgreifenden Reform immer lauter wurde. Im J. 1835 kam endlich nach langen Debatten das neue Municipalsformgesetz zu Stande, welches allen Orten eine aristokratisch-demokratische Verfassung gibt, zugleich aber auch im 14. Artikel anordnet, daß alle ausschließenden Privilegien, vermöge deren Niemand, der nicht im Besitze der städtischen Freiheiten ist, oder Mitglied einer gewerblichen Zunft oder Gilde, dazwischen einen offenen Laden halten, oder irgend ein Gewerbe oder Handwerk treiben dürfe, abgeschafft sein sollen.

Hierdurch wurde also allgemeine Gewerbefreiheit eingeführt, vorausgesetzt, daß an und für sich die Qualifikation zu einem Gewerbebetriebe vorhanden, und daß die Corporationsmitgliedschaft ausdrückliche oder stillschweigend durch dreijährigen Wohnsitz und Entrichtung der Armensteuer gewonnen worden sei, welche nur bei Wohnungen von wenigstens fünf Pfund Betrag erhoben wird (S. 132).

(Die Fortsetzung folgt.)

### N o t i z e n.

Cottu hat in einer Schrift: „Guide politique de la jeunesse“, ein neues politisches System erfunden und mitgetheilt, welches von einem französischen Kritiker ein „joli petit système de despotisme et de bon plaisir“ genannt wird. Die Schrift trägt das Motto an der Stirn: „Solum in rege libertas“; man sieht, daß der Verf. mit der Jugend nicht viel Umstände macht und ihr grade herausragt, wie er es meint und was er beabsichtigt. Merkwürdig ist hierbei nur, daß man überhaupt für die französische Jugend „politische Führer“ verfaßt, sie zu Parteizwecken benutzt und des Standes der politischen Unschuld geflissentlich beraubt. Wie leicht drängt sich nicht grade das Entgegengesetzte von dem „Solum in rege libertas“ dem jugendlichen Sinn auf! Was nun das System des Hrn. Cottu betrifft, so sieht er es auf eine pseudo-constitutionelle Verfassung ab, welche wol dem Könige gegen die Anmuthungen seiner Unterthanen Garantien gewährt, nicht aber den Unterthanen gegen den Ehrgeiz und den Despotismus des Herrschers. Cottu schlägt einen Stand privilegirter Wähler vor, deren Meinung nie schwanken kann, ferner die Wiederherstellung der Majorate, eine erbliche Pairie und Censurconseils zur Beaufsichtigung der Presse. Die Kammer soll nur alle fünf Jahre zusammenberufen, das gewöhnliche Budget für die Dauer der Herrschaft, das außerordentliche für fünf Jahre be-

willigt werden. Um so auffallender steht von diesen chimärischen Vorschlägen das Verlangen ab, daß das Centralisations-system vernichtet werde; die Provinzen sollen starke und vollständige Municipalitäten erhalten und somit alle Theile des Landes mit frischem Geiste durchdrungen werden. Das heißt aber im Gegensatz zu der vorher beantragten Zurückdämmung des echten constitutionellen Lebens die Elemente des Republikanismus nach allen Seiten hin austreuen! Man sieht, welche Verwirrung der Begriffe durch die Ereignisse unserer Epoche in den Gemüthern angerichtet ist. Jeder, wie ein französischer Kritiker hierbei bemerkt, begreift, daß das constitutionelle Régime nur eine transitorische Form sein kann, und sucht nun die räthselhafte Zukunft mit der Vergangenheit durch irgend einen Übergang zu vermitteln, der seinen Privatmeinungen und individuellen Ansichten und Lieblingsneigungen conform ist.

### Die englische Kritik über die Exolope.

Die Mrs. Exolope hat einen Roman geschrieben, welcher in Wien seine zweckentworfene Rolle spielt. Das „Athenaeum“ spricht sich über dieses sonderbare Produkt äußerst bitter aus und will die literarische Wasserfucht der Hochtortistin sogar für eine höchst böse Krankheit halten, die nicht nur aus dem Gehirne, sondern auch aus den Herzklammern ihre Gifte zieht. „Mrs. Exolope“, sagt das „Athenaeum“, „appellirt wieder in diesem Romane mit boshafter Geschwätzigkeit an jedes engberzige, niedrige Vorurtheil, das in der Welt existirt. Wenn sie sich einbildet, in ihren „Domestic manners of the Americans“ die Differenzen, in ihrem „Paris and the Parisians“ die Katholiken, in ihrem „Vicar of Wrexhill“ die Calvinisten todt gemacht zu haben, so klemmt sie sich in der „Romance of Vienna“ darauf, in Osterreich den Judenthum zu denunciren. Eine ehrenhafte Beschäftigung für eine englische Dame! Wir glauben zwar, daß an dem Gewdich der Exolope etwas ist, was sie gemeint hat, aber nichts, was böse wirkt. Denn ihre Ansichten von dem Volksleben, dem politischen Wesen und besonders den Juden in Wien sind so lächerlich antebiblavianisch, daß sie nur eine toryistische Bettchwester erbauen können, die nie über Westminster-Square hinausgekommen ist. Wenn die Augen der Exolope gar so kurzichtig und umflort sind, so hätte sie doch zu Hause irgend eine Länder- und Bilderkunde oder eine alte Reisebeschreibung nach und über Wien nachlesen sollen, ehe sie die Feder zu ihrem Romane schwarz machte. Da soll ein mit einem östreichischen Grafen Alderberg heimlich getrautes Fräulein von dem treulosen Satten in ein Schloß eingesperrt worden sein, welches seinem Banquier, dem Juden Balthazar, gehört!“ Am besten hat sie, wie das „Athenaeum“ zugeibt, das geschwätzige, gedankenlose und walzlustige Leben der höhern Cirkel beschrieben, das ihr Himmel auf Erden ist. Wir hoffen, schließt der Berichterstatter, dieser Roman werde sein

Like a brotherless hermit, the last of its race.

108.

### Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bericht vom Jahre 1838 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von den Geschäftsführern der Gesellschaft **Wilhelm Ludwig Richter** und **Karl August Espe**. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte der Jahre 1835, 1836 und 1837 sind zu gleichen Preisen zu beziehen.

Leipzig, im November 1838.

**J. A. Brockhaus.**

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 332.

28. November 1838.

Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert von C. Th. Klein-Schrod.

(Fortsetzung aus Nr. 331.)

In der engsten Verbindung hiermit steht das in England eingeführte Lehrlings- und Befugungssystem. Es gibt dort kein Meisterrecht, das wie in Deutschland eine Befugniß zur Betreibung eines Gewerbes verleiht, sondern wer sein Fach erlernt hat, bei dem steht es, ob er sich darauf besetzen und es für eigne Rechnung betreiben, oder ob er als Hülfсарbeiter (Geselle) bei einem Andern sich damit beschäftigen will. In beiden Fällen aber muß er dasselbe gehörig erlernt haben, um es ausüben zu dürfen. Die gesetzliche Bestimmung dieser Lehrlingschaft in der Absicht, durch dieselbe die Sicherheit der Ausbildung zuverlässiger Werkleute zu erzielen, ist stets ein vorzügliches Augenmerk der innern Gewerbspolitik gewesen (S. 78). Unter Heinrich IV. wurde bestimmt, daß Niemand als Lehrling aufgenommen werden solle, dessen Vater nicht wenigstens eine Grundrente von 20 Schillingen habe. Das Hauptgrundgesetz aber wurde 1562 unter Elisabeth erlassen, in der erklärten Erwartung, durch das Bestehen einer gleichmäßigen Verordnung über Ehdungen der Arbeiter und Vorschriften für Lehrlinge den Müßiggang zu entfernen, die Landwirthschaft zu befördern und den gemieteten Dienern und arbeitenden Classen einen verhältnismäßigen Lohn sowohl für Zeiten des Mangels als des Überflusses zu gewähren.

Hierauf wurde jedes Familienhaupt, welches einen halben Pflug angebauten Landes besitzt, für befugt erklärt, einen Lehrling der Landwirthschaft, und jeder Gewerbetreibende in den Städten, den Sohn eines Freimannes, der weder Landmann noch Lohnarbeiter ist, bis zum 17. Jahre als Lehrling in seinem Fache anzunehmen, jedoch mit dem Unterschiede, daß in den incorporirten Städten Kaufleute, Krämer, Seiden- und Tuchhändler, Eisenhändler, Stricker und Tuchmacher nur ihre eignen Söhne oder die Söhne von Freigutsbesitzern mit 40 Schilling Rente, in den nicht incorporirten Orten aber Wollenweber, Kaufleute und Krämer nur Söhne von Freigutsbesitzern mit 60 Schilling Rente annehmen durften. Nur Schmieden, Wagnern, Zimmerleuten, Maurern war die Aufnahme ohne Berücksichtigung des Standes erlaubt.

Solche junge Leute, die noch nicht in der Lehre waren, konnten bis zum 21. Jahre aber auch von Denen, welche Lehrlinge halten durften, angesprochen und durch Gefängniß dazu genöthigt werden. Die Lehrzeit war allgemein auf sieben Jahre festgesetzt und das Personenrecht zwischen Lehrherren und Lehrlingen im Gesetze genau bestimmt, dessen Verletzungen durch die Friedensrichter und Magistrate vorbehaltlich förmlicher Schädentlagen alsbald untersucht und geahndet werden sollten, mit Zugrundlegung des jedesmal schriftlich zu errichtenden und bei der Ortsbehörde einzuregistrierenden Lehrvertrages. Ohne diese sieben Lehrjahre bestanden zu haben, war es untersagt, ein Gewerbe selbst zu betreiben, oder auch von Andern darin beschäftigt zu werden. Später wurden hiervon nur die licenzirten Hausfircr und Krämer, die Hanf-, Reg- und Tapetenmacher, die Färber, Hutmacher und Wollkämmer, die Delatoren von Falschmünzereien und die ausgedienten Offiziere und Soldaten der See- und Landmacht ausgenommen. Auch der Seedienst bebingt eine ordnungsmäßige Lehrlingschaft von vier Jahren. Durch ein Statut von 1814 wurde jenes Gesetz vorbehaltlich der Privilegien und Statuten der Stadt London und aller Corporationen dahin abgeändert, daß einmal alle Beschränkungen der Lehrlingschaft vermöge des Standes der Altern abgeschafft und die Bestimmung der Lehrzeit dem freien Uebereinkommen in dem Lehrbrieft anheimgestellt wurde. Indessen hat sich die siebenjährige Lehrzeit in der Erfahrung so gut ausgewiesen, daß auch heutzutage dieselbe noch neben der Einrichtung oft ansehnlicher Lehrgelder die Regel ausmacht. Ebenso sorgfältig ist das Personenrecht zwischen den Lohnarbeitern und ihren Brotherren bestimmt, wie denn auch das Gesetz über die Zahl der zu haltenden Lehrlinge und deren Verhältniß zu den Gesellen Anordnungen getroffen hat.

Natürlich haben diese gesetzlichen Bestimmungen bei der Errichtung der Fabriken und Manufacturen keine Anwendung finden können. Überhaupt wird die wesentliche Verschiedenheit des handwerksmäßigen Gewerbebetriebes und des Fabrikwesens (factories) in der Gesetzgebung scharf beobachtet. Bei dem letztern, dessen Wesen in der möglichsten Theilung der Arbeit und deren Beschaffung durch Maschinen beruht, muß nothwendig fast Alles von den Einsichten und Einrichtungen des Unternehmers abhängen,



nenen Gewalt anzuthun, das ganze Unternehmen in seinem Fortgange zerstören müßte. Die Gesetzgebung hat sich deswegen damit auch fast gar nicht befaßt; bis die darin eingebrungenen Mißbräuche eine Größe erlangt hatten, daß sie nicht mehr übersehen werden konnten. Dennoch befaßt sich die Factoriebill von 1833 in keiner Art mit den gewerbepoliceilichen Verhältnissen, sondern nur mit dem Gesundheitszustande der Arbeiter und besonders der Verwendung der Kinder zur Arbeit.

Gemeinschaftlich für den Fabrik- und Handwerksbetrieb besteht das gesetzlich strenge Verbot aller Bergesellschaftungen sowol der Brotherren als der Lohnarbeiter zur Verminderung oder Erhöhung des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit (S. 93) von alter Zeit. Durch ein Statut Georg III. am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde jede hierauf Bezug habende Verabredung nicht bloß für ungültig erklärt, sondern auch mit harten Strafen belegt. Dies ist 1824 wieder aufgehoben und nur jede Art von Nöthigung, Bedrängung oder Bedrohung zu jenem Zwecke sowie die Verführung zu Bergesellschaftungen der Art verpönt geblieben. In Folge dessen haben sich an mehreren Orten Gesellschaften gebildet, welche durch gegenseitige Unterstützung der Arbeiter diese haben in den Stand setzen wollen, mittels allgemeiner Arbeitsverweigerung ihren Verdienst zu verbessern oder dessen Schmälerung zu hindern. Der Ausgang aller dieser Versuche ist aber von der Art gewesen, daß man glaubt, die damit gemachte Erfahrung werde das wirksamste Segenmittel ihrer Wiederholung sein.

Durch das Fabrikwesen ist der ganze Gewerbezustand Englands aber überhaupt umgeschaffen worden, nicht bloß in Folge des ungeheuern Anwachsens dieses Erwerbszweiges an sich, sondern ebenso sehr durch die Rückwirkung der aus ihm hervorgegangenen Verhältnisse auf alle übrigen Gewerbezweige, auf die Landwirtschaft und auf den politischen Zustand des Landes. Ganz vorzüglich ist es die Baumwollenmanufactur und nächst ihr die Eisensfabrication, welche, dieser Ausdehnung fähig und sie erlangend, diesen merkwürdigen Umschwung zuwege gebracht haben. In jedem andern Gewerbezweige hat die große Verschiedenheit des rohen Materials und die dadurch bedingte kenntnißreichere und verschiedenartigere Behandlung der unbegrenzten Benützung der Maschinerie Grenzen gesteckt, während sie umgekehrt bei den Baumwollen- und Eisensarbeiten menschlichen Verstand und selbst die physische Kraft der Arbeiter zum größten Theile entbehrlich gemacht hat. Nichtsdestoweniger sind darum der Menschen in diesen Fabricationszweigen nicht weniger geworden, sondern umgekehrt hat deren Verwendung sich unendlich in dem Grade vermehrt, als der Verbrauch der gefertigten Waaren durch die mittels der Fabricationsvorthelle bewerkstelligte Verminderung der Preise gesteigert worden ist, und die Vermehrung der sämtlichen Bedürfnisse der in irgend einem Zweige anwachsenden Menschenmasse deren Verfertigung oder Herbeischaffung nach sich ziehen mußte. Auf diese Weise ist es geschehen, daß die Bevölkerung Englands, welche unter Eduard III. nur noch 2,092,000

und 1750 nur noch 6,039,684 Köpfe betrug, bis 1831 auf 14,000,897 Köpfe gestiegen ist, ausschließlich der See- und Landarmee, und die gesammte Bevölkerung Großbritanniens, einschließlich der Armee, aber ohne die Colonien, auf (S. 34 und 46):

in England . . . . .	13,091,005 Köpfe.
in Wales . . . . .	806,182 "
den britischen Inseln, Guernsey, Jersey und Man, . . . . .	103,710 "
in Schottland . . . . .	2,365,114 "
in Irland . . . . .	7,767,401 "
Land- und Seemacht auf registrierten Fahrzeugen . . . . .	277,017 "

Summa 24,410,429 Köpfe.

Dabei ist bemerkenswerth, daß die Bevölkerung seit den letzten 30 Jahren in den Manufacturdistricten um das Neunfache, in den Agriculturdistricten hingegen noch nicht um das Doppelte gewachsen ist (S. 59 und 174). Von der Einwohnerzahl des Jahres 1831 waren

in England und Wales	834,543 Familien im Landbau,
	1,227,684 " im Gewerbe,
	849,717 " anderweitig

beschäftigt, und im vereinigten Großbritannien

1,852,128 im Landbau,
1,691,595 im Gewerbe,
1,276,472 anderweitig.

Den im Manufacturwesen verwendeten Menschenkräften kommt aber noch die Kraft der Maschinen zu Hülfe, welche in ihrer Gesammtheit auf 70,000 Pferdekkräfte veranschlagt worden sind, wovon allein auf die Baumwollenmanufactur 37,000 kommen (S. 7).

Die letztere Manufactur beschäftigt allein ein Betriebscapital von 25 Mill. Pf. Sterling und die Hälfte der Seeschiffahrt, indem jährlich an 300 Mill. Pfd. Baumwolle eingebracht und verarbeitet werden (S. 162). Ungeachtet des Zubranges der Arbeiter aus den Landbauern und ungeachtet des unvermeidlichen Bestrebens der Fabrikennhaber, den Arbeitslohn möglichst herabzubringen, steht derselbe doch mit den Löhnen in andern Gewerben ziemlich gleich und hat sich seit 24 Jahren in Vergleichung mit den Preisen der ersten Lebensbedürfnisse im Ganzen fest erhalten, wobei noch in Betracht kommt, daß Weib und Kinder mitbeschäftigt sind und mitverdienen (S. 171). Eine Familie von fünf arbeitsfähigen Personen verdient jetzt im Durchschnitte wöchentlich 42 Schillinge, wovon 28 zu ihrem Lebensunterhalte gebraucht werden. Nur allein der Zustand der Handarbeiter aller Art hat sich in dem Maße von Jahre zu Jahre verschlechtert, als die Maschinenweberei zugenommen hat, und muß noch immer drückender werden, sodas 840,000 unglückliche Individuen, welche noch mit dem Webestuhle ihr Brot verdienen, nach und nach werden verkommen müssen (S. 188).

Weit geringere Ausdehnung hat die Wollenmanufactur erlangt, was hauptsächlich in der Beschaffenheit des Materials und der dadurch bedingten Vorarbeiten seine Ursache hat, wogegen auch hier die Maschinenweberei im

Zunehmen ist. Die im Lande selbst gewonnene Wolle reichte beinahe dem Ganzen, indem nach der Ermittlung vom Jahre 1828 in England nur

	263,800	Paß langer oder Kammwolle,
	120,600	= kurzer,
in Schottland . . .	35,000	=
in Irland . . .	27,000	=

in Summa 446,400 Paß oder 1,070,000 Centner gewonnen worden sind, wovon 16,693 Centner ausgeführt wurden (S. 213). Es muß daher viel fremde Wolle eingeführt werden, und von dieser Einfuhr ist dieser Manufacturzweig selbst abhängig, was hauptsächlich die Vermehrung der Wollzucht in den britischen Gebieten von Australien zu betreiben rathsam macht. Von dorthier droht der Wollzucht in Deutschland die größte Gefahr, wenn die Manufactur jemals ins Stocken gerathen sollte, ungeachtet die Concurrenz von Spanien ungemein vermindert worden ist. Bis jetzt hat indessen sowohl die Aus- als Einfuhr der Wollen beständig zugenommen, indem

	jene	und	diese
1820 betrug	352 Ctr.,		97,756 Ctr.,
1824	537	=	225,644
1828	16,693	=	302,360
1832	41,998	=	281,524
1834	34,443	=	402,000

unter der letztern aber	aus Deutschland	und aus Australien
1820	52,205 Ctr.,	—
1824	159,695	= 11,063 Ctr.,
1828	228,018	= 15,741
1832	220,740	= 25,158
1834	229,212	= 39,069

Nach einem Durchschnitte der drei Jahre 1832—34 sind überhaupt eingeführt worden (S. 217):

1) aus Deutschland mit Preußen u. Oesterreich	242,352 Ctr.
2) = Spanien und Portugal . . .	42,984
3) = Australien und vom Cap . . .	34,582
4) = Südamerika . . . . .	10,284
5) = Italien . . . . .	4696
6) = Rußland . . . . .	9615
7) = Dänemark . . . . .	2230
8) = der Türkei und der Berberei . .	11,986
9) sonst . . . . .	3813

Summa 362,541 Ctr.

Diese Zahlen beweisen am deutlichsten, wie sehr auch diese Manufactur im Zunehmen ist.

Bei der Seidenmanufactur ist bis 1824 ein völliges Prohibitivsystem zu deren Schutze beobachtet worden und ein gesetzliches Arbeitslohn eingeführt gewesen. Nichtsdestoweniger kam dieselbe immer mehr durch Ungeschick und Trägheit zurück, wie dies die auf das Geschick der Seidenweber vorgenommene Untersuchung ergab. Es wurde deshalb das Arbeitslohn ganz freigegeben und auf die Einfuhr von Seidenmanufacturwaaren nur ein Zoll von 30 Procent gelegt, auch bei der Ausfuhr heimischer Waaren der Zoll von der rohen Seide vergütigt (S. 230).

Seitdem hat sich zwar, besonders durch Einführung der Stühle zu gemusterten Webereien, die Lage dieser Arbeiter verbessert; bei der Höhe des Arbeitslohnes in England aber ist dennoch vorherzusehen, daß sie die Concurrenz im Auslande zu behaupten auf die Dauer nicht vermögen werden, und daß ihr Verdienst, wie bisher, immer mehr zusammenschrumpfen wird.

Die Kinnenweberei muß nach Erfindung der Flachspinnmaschinen unausbleiblich denselben Gang nehmen, den die Baumwollenmanufactur schon durchgegangen ist, und hat dazu auch schon den Anlauf genommen (S. 240). Jedoch kann die erstere niemals den Umfang der letztern erhalten, weil das Material seltener und kostbarer ist, und weil hiernach aus dem verschiedenen Verhältnisse des Materials zum Arbeitslohne ein ganz anderes Ergebnis in Betreff des Preises der fertigen Waaren erwächst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Die Arcthusa. Vom Capt. Fr. Chamier. Dem Englischen nachgerätht von G. R. Hermann. Drei Theile. Braunschweig, Fr. Vieweg. 1837. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Die Schiff- und Wasserromane werden dem Publicum des Continents nachgerade etwas Altes, da bei der größten Geschicklichkeit des Erzählers eine gewisse Monotonie nicht zu vermeiden steht, selbst da, wo ein tüchtiger Sturm alle Mann in Bewegung setzt, denn der guten, wie der schlechten Beschreibungen gibt es eine Unzahl. Damit soll jedoch dem Verf. der „Arcthusa“ so wenig der Stab gebrochen werden, daß Ref. vielmehr diesem Romane Vorzüge zugestehet, die gar vielen seiner Verwandten nicht in demselben Maße nachzurühmen sind. Der Verf. weiß sich nicht allein geschickt auf der graulichen Woge, sondern ebenso frei und sicher auf dem Lande zu bewegen, und das ist hoch anzurechnen. Auch die Tendenz dieses Romans ist, wiewol sehr einfach, doch löblich. Sie zeigt, wie ein junger nichtsnützigter Mensch, durch tüchtiges Seelengefühl, einen ehrenvollen Platz in der menschlichen Gesellschaft, wenn auch langsam, erringt und verdient. Daneben sind die mannichfach traurigen Schicksale des jungen trefflichen Hamerton als eine durch das ganze Buch laufende Episode lobend in Anschlag zu bringen, und so liegt in der Beschreibung, mit welcher wir das Buch aus der Hand legen, gewiß ein gerechtes Urtheil. Die Bearbeitung sowie die äußere Ausstattung sind lobenswerth.

2. Die Reise des letzten Menschen. Ein Fiebernachts-Traum. Von Chr. Kuffner. Zwei Bändchen. Wien, Mauerberger. 1837. 8. 1 Thlr.

Sich selbst als den letzten der Menschen auf Erden zu denken und darzustellen ist ebenso ernst als schwierig, denn wir sind mit der Nothwendigkeit der menschlichen Gesellschaft so verwachsen, daß wir ohne sie uns nur schwer diese Erde als überhaupt möglich vorzustellen vermögen. Und so geht es auch dem Verf. Die Elementargeister, die er heraufbeschwört, genügen ihm nicht, und da er der Menschen entbehren muß, so ruft er nicht allein die Schicksale vergangener Zeiten auf, sondern es sind ihm sogar Marionetten willkommen; ja, was noch mehr ist, es begegnet ihm sogar, den Leser anzureden, und dabei geht der Vortrag noch nicht einmal von ihm selbst, sondern von einem der Elementargeister aus, der doch recht gut wissen sollte, daß an Leser nicht zu denken sei. Wir wollen es dem Verf. nicht zum Vorwurfe machen, daß die Entvölkerung der Erde etwas willkürlich herbeigeführt wird; allein befriedigt haben wir das Buch nicht verlassen können, da die

Idee an sich zu ernst und erschütternd groß ist, als daß wir mit dem ebenso willkürlichen Fortgange und Schlusse uns einverstanden erklären könnten. Übrigens sind manche der eingehendsten Erzählungen, z. B. „Das römische Grabmal“, trefflich, wie denn die überall zu Tage gehende Reinheit des Gemüthes und die seltliche Wahrheit der Gesinnung volle Anerkennung verdient.

3. Erihton. Von W. H. Kinsworth. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1857. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Die historischen Nachrichten von dem Leben des Schottländers Erihton sind sehr dürftig und verlieren sich in ein romantisches Dämmerlicht. Sie bezeichnen jedoch die Hauptperson des vorliegenden Romans schon in ihrer Jugend als ausgezeichneten Gelehrten und ebenso gewandten Ritter und Hofmann. Diese Eigenschaften hat der Verf. besonders aufgefaßt. Ein gelehrter Wettkampf zu Paris eröffnet die Geschichte, und es ist vielleicht vorsätzlich geschehen, daß wir Leser nur durch eine Masse vor dem Schlauplatze versammelter roher Studenten von dem Kampfe überhaupt unterrichtet werden; dann aber ist die Scene etwas zu lang ausgesponnen. Dagegen nehmen wir mit diesem Kampfe von der Gelehrsamkeit des Helben Abschied und werden ihn nun als Ritter, Hof- und Weltmann sich durch die verschiedensten Intriquen am Hofe Heinrich III. bewegen. Ritter- und Thierkämpfe, Dolche, Gift, Astrologie, die stille Liebe einer Sängerin, die Galanterie einer Königin, die abgeschmackten und ebenso gefährlichen Launen eines abgeschmackten Königs, die strahlende Schönheit Esclairmonde's, Heinrich IV. und noch manches Andere geben dem Helben voll auf zu thun, und nur schwer gelingt es, eben auf dem äußersten Punkte der Gefahr das Glück zu erfassen mit Esclairmonde's Hand und Herzen. Der Leser sieht, daß es ihm an Abwechslung und Unterhaltung nicht fehlt, und wenn er dann und wann über einige Breite klagen wollte, so muß er bedenken, daß die Behaglichkeit englischer Romanschriststeller davon zu keiner Zeit frei gewesen ist, und muß dabei anerkennen, daß ein Engländer keinen Fleiß sparen wollte, das Leben und die Sitten der frühern Zeit eines fremden Landes sich dergestalt anzueignen, daß wir ein im Ganzen recht getreues Bild desselben vor uns aufgestellt sehen.

4. Lathonia. Von G. Eichel. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Hoffmann's „Serapionsbrüder“ mögen bei dieser „Lathonia“ Gevatter gestanden haben. Fünf junge Männer bilden einen Erzählungsclub und trinken bei ihren, größtentheils um das Vereintragen einer Geisterwelt in diese irdische sich drehenden Mittheilungen gern ein Glas Wein. Dabei läßt dergleichen sich freilich ganz gut abmachen, nur ist die letzte Gespenstergeschichte doch ohne Auflösung geblieben. Das Buch ist übrigens, wiewol es eine sehr junge Feder verräth, gut geschrieben, und der Verf. mag sich wol zu einem Erzähler ausbilden, dem das Respublicum nicht ungern zuhört.

5. Aus den Wanderungen eines Invaliden von G. Peusinger. Zwei Theile. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Wanderungen gehen durch den Solling nach Kassel und von hier durch das hanoversche Land nach Bremen und Bremerhafen. Gifte für einen Invaliden etwas zu junge Sentimentalität führt den Pinsel im Landschaftlichen wie im Historischen; doch ist es zu würdigen, daß der Verf. die verschiedenen hanoverschen Hatbegebenen zu Ehren bringt. Auf manche Einzelheiten im Topographischen kann man sich dagegen nicht verlassen. So soll z. B. die bekannte Leibnizbüste zu Hannover in einem Holztempel aufgestellt sein, während Ref. Gründe für die Meinung hat, daß dieser Tempel aus solchem Sandstein bestehe. Im Allgemeinen lieft das Buch sich ganz angenehm, und da der Verf. nicht erwarten wird,

daß dasselbe einem Philosophen in die Hände falle, so darf er den Vorwurf von Widersprüchen in seinen Ansichten und Maximen nicht fürchten. In Bremerhafen begegnen wir schließlich noch einem Jugendfreunde des Verf., der ein großes Recht anspricht, mit seinen Verwandten zu grollen, und daher im Begriffe steht, mit Weib und Kind auszuwandern. Wie die Sache hier steht, hat der Freund wol auch manches Unrecht zu vertreten, denn offenbar steht Einseitigkeit der Einseitigkeit gegenüber. Ref. macht hierauf aus dem Grunde aufmerksam, da der Verf. Hoffnung gibt, die Geschichte des Freundes mitzutheilen; und da der Verf. Partei zu nehmen scheint, wie das von der Sentimentalität kaum zu trennen ist, so möchte Ref. mit dem Obigen darauf hindeuten, daß ein Romanschriststeller über dem Gegenstande seiner Feder stehen müsse. Die Freundschaft für die Hauptperson des Romans kann darunter keinesweges leiden, vielmehr sich noch reiner und fester bewähren. 56.

## Notizen.

Amerikas Entdeckung durch die Scandinavier. Es ist allgemein bekannt, daß die Nordküste Amerikas bereits im 10. Jahrhundert von Scandinaviern besucht worden ist. Wer sich für diese antecolumbischen Entdeckungen interessiert, findet Specieelleres in der von Xavier Marmier herausgegebenen Schrift: „Mémoire sur la découverte de l'Amérique au X<sup>e</sup> siècle; par Charles Christian Rafn, traduit par X. Marmier“. Die erste Expedition nach Amerika, von der wir Kenntniß haben, ist die von Biarne Perulsson, der im J. 986 seinen auf der Nordküste von Grönland angesiedelten Vater besuchen ging. Die Expedition wurde verschlagen und irrte mehre Tage an Küsten umher, die jebensfalls zu Amerika gehörten, an denen man jedoch nicht landete. Darauf erreichte man Grönland. Durch die Berichte von diesen Abenteuern gereizt, unternahm Leif, Sohn Erich's des Rothens, eine neue Expedition; er kaufte Biarne's Fahrzeug und schiffte sich mit 35 Leuten ein. Diese Expedition war ziemlich glücklich; sie stationirten bis zum Frühlinge auf dem amerikanischen Festlande und kehrten nach Grönland auf ihrem mit Trauben gefüllten Fahrzeuge zurück, die sie im Innern des Landes, welches sie daher Weinland nannten, geerntet hatten. Dieser Reise folgten mehre in den Jahren 1002, 1003, 1006 und 1011. Auch Colonien suchten die Scandinavier zu gründen und mit den Indianern in Handelsverbindungen zu treten; da aber ihre Zahl zum Widerstande gegen die Angriffe der Indianer zu schwach war, sahen sie sich gezwungen, den Gedanken an eine Rückverlassung in diesen Gegenden aufzugeben.

Adolf Guérout hat seine früher in dem „Journal des débats“ mitgetheilten Briefe über Spanien gesammelt und in einem Octavbände unter dem einfachen Titel: „Lettres sur l'Espagne“ herausgegeben. Guérout hält die constitutionelle Verfassung für Spanien nicht angemessen, weil er in dem Irrthum befangen ist, daß sie die Herrschaft der mittlern Classen hervorrufe oder wenigstens begünstige. Aber die constitutionelle Verfassung, wirft ihm ein französischer Berichterstatter ein, ist geeignet und bestimmt, nicht blos die Föhigen aus dem mittlern Stande an das Ruder des Staats zu berufen, sondern alle Capacitäten, wessen Standes sie auch seien, welche die wahrhaften Interessen des Vaterlandes zu begreifen im Stande sind. Die Decentralisation und mancherlei municipale Einrichtungen habe Spanien vor Frankreich sogar voraus. Können man, fährt der Berichterstatter fort, mit Guérout's politischen Ansichten über Spanien nicht einverstanden sein, so müsse man doch anerkennen, daß er mit Sorgfalt beobachte, mit Geiße zu schreiben wisse, und Betrachtungen über Land und Volk mittheile, welche den Reiz der Neuheit hätten und aller Beachtung werth seien. 108.

Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert von C. Th. Klein-Schrod.

(Fortsetzung aus Nr. 332.)

Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, seitdem das Eisen mit Steinkohlen geschmolzen und bearbeitet wird, ist das unerschöpfliche Eisenerz des Landes so ausgebeutet worden, daß nicht bloß der inländische Bedarf versehen, sondern auch eine beträchtliche Ausfuhr beschaffen worden ist, indem die Production von 68,000 nunmehr bis auf 500,000 Tonnen gestiegen ist, wovon  $\frac{1}{3}$  gleichwol noch im Lande bleiben (S. 257). Durch hohe Einfuhrzölle begünstigt, davon wird das Ausland etwas an sich zu ziehen außer Stand bleiben. In gleicher Art verhält es sich mit der Papier- und Glasfabrication. Erstere lieferte 1834 729,844 Centner ungefärbtes Papier und Pappe und 7,970,761 Yards gefärbtes Papier (S. 246), und die letztere bloß an Accise 747,890 Pf. Sterl.

Wenn hieraus, minder einflußreiche Gewerbszweige übergegangen, sich zu Tage legt, wie reisend und unaufhaltbar die Industrie und der Erwerb in England sich ausgedehnt und erhöht haben, so muß man wieder darauf zurückkommen, zu fragen, welchen Antheil die Regierung und deren Anordnungen an dieser Erscheinung gehabt haben, oder was ohne ihr Zutun, ja trotz desselben, durch die Betriebsamkeit des Volkes und durch die Benutzung glücklicher Umstände zu Stande gekommen ist. Unbedenklich muß indessen eingestanden werden, daß die Regierung das allergeringste Verdienst dabei habe, und daß sie erst in neuerer Zeit es sich dadurch zu erwerben begonnen habe, indem sie Hindernisse wegräumt und Verhältnisse umgestaltet, welche unter entgegengesetzten Umständen aufgekomen sind und ihren Nutzen gehabt haben mögen, dormalen aber nachtheilig einwirkten. Denn 1) von mancherlei Mitteln, durch welche Regierungen dem Emporkommen der Gewerbe zu Hülfe kommen können und es anderwärts zu thun pflegen, davon ist in England entweder nie die Rede gewesen, oder ist es nicht mehr. Zwar ist man von Alters her auch dort darauf bedacht gewesen, durch Verbote der Aus- und Einfuhr, oder durch deren Belästigung den Unterthanen einen Vorsprung vor den Ausländern zu verschaffen; allein schon der öf-

tere Wechsel in diesen Maßregeln bis zum ganz entgegengesetzten Verfahren läßt wahrnehmen, daß dabei ohne hinreichende Kenntniß und ohne feste Regel zu Werke gegangen worden ist (S. 270). Technische Einwirkungen sind nur sehr wenige vorgekommen; von den polizeilichen Vorkehrungen sind die Anordnungen wegen der Lehrlingschaft und Besetzung der Gewerbetreibenden und der Lohnarbeiter, sowie der Privilegien- und Patentertheilung schon oben angeführt worden. Hierher gehört noch die Beschränkung in der Errichtung von Werkstätten, welche der Gesundheit oder der Ruhe der Nachbarn Eintrag thun. Eine durchgreifende Beaufsichtigung des Gewerbebetriebes hat gar nicht stattgefunden (S. 76); nur Schauanstalten zur Erprobung der Waaren, deren innere Güte nicht gleich in die Augen fallend ist, sind theils zur Verhütung der Bevorthellung des Publicums, theils zur Erhaltung des auswärtigen Vertrauens eingeführt gewesen und dauern zum Theil noch fort, wie bei dem Brote, den Lächern, den Gewehrläusen, dem Leder, den Münzen, den Gold- und Silberwaaren, Messerklingen und Strumpfwaaren (S. 107). Am meisten hat die Regierung sich in allen diesen Beziehungen mit der Wollen- und Seidenmanufactur befaßt, aber auch bei beiden die Erfahrung gemacht, daß sie damit wenig oder nichts ausgerichtet hat (S. 186 u. 204). Sonst sind Prämien, Vorschüsse, Unterstüßungen, öffentliche Ausstellungen der Producte, Modellsammlungen, Musterschulen und technische Anstalten Dinge, womit sich die Regierung von England gar nicht oder nur sehr selten befaßt hat (S. 210). Nur durch Privatvereine bestehen in London zwei Gesellschaften zur Verbreitung technischer Kenntnisse mit Bücher- und Modellsammlungen und zwei Gesellschaften zu Ausstellungen von Modellen und gefertigten Waaren (S. 272 u. 281). Dasjenige, wodurch die Regierung am meisten für die Industrie gethan hat, ist ihre Bereitwilligkeit zur Aufnahme und Ansiedelung gewerbefleißiger Auswanderer aus Frankreich und den Niederlanden, auch aus Venedig gewesen, denen die Wollen-, Seiden- und Leinenmanufacturen nebst den Papier- und Glasfabriken des Landes ihren Ursprung verdanken. 2) Der Zolltarif könnte, zumal in einem Insellande, eins der einflußreichsten Mittel zur Leitung des Gewerbebetriebes sein, ist auch häufig zur Begünstigung dieses oder jenes Zweiges gebraucht worden. Zwar wurde

das Zollregal, welches bis dahin nach königlichen Befehlen verwaltet wurde, unter Karl II. unter die Controlle des Parlaments gestellt (§. 339); nichtsdestoweniger ergingen eine Menge einzelner Bestimmungen ohne innere Verbindung nach den Momenten des Augenblicks. Erst Pitt entwarf 1787 die sogenannte Consolidationsacte, durch welche alle Zollbestimmungen zu einem Ganzen verbunden wurden. Ihr sind 1803, 1809, 1819 u. 1834 neuere gefolgt. Der der letztern beigefügte Tarif enthält zwar 1150 besondere Ansätze (§. 352), aus denen sich jedoch im Ganzen das Motiv abstrahiren läßt, den innern Manufacturen Schutz durch eine ziemlich gleichförmig hohe, nach dem von Huskisson aufgestellten Grundsatz um 30 Procent sich drehende Belegung der verarbeiteten Artikel zu gewähren, auch die britischen Colonialerzeugnisse zu begünstigen und die Säge auf rohe Materialien im umgekehrten Verhältnisse nach dem Grade ihrer Unentbehrlichkeit und ihrer Transportkosten gering zu stellen, endlich aber, und besonders durch schwere Belastung der Sitte nach unentbehrlicher Consumtibilien, absonderlich der gebrannten Wasser, den Zoll zu einer einträglichen Verbrauchssteuer zu machen (§. 352). Der Ausfuhrzoll hingegen ist sehr einfach, indem mehre Artikel davon ganz frei bleiben, alle übrigen aber mit  $\frac{1}{2}$  Procent des Werthes belegt sind, nur die rohe Wolle mit 1 Schilling auf den Centner (§. 359). Von wohlthätigem Einflusse auf den Handel ist das, jedoch erst seit 1803 eingeführte Niederlage- oder Hallsystem. In 47 Häfen in England, 11 in Schottland und 14 in Irland ist es erlaubt worden, fast alle Waaren zollfrei einzuführen und daselbst unter Aufsicht der Zollbehörden drei Jahre lang zu lagern, auch von einem Hafen zum andern zu führen, nicht minder daran die zu ihrer Erhaltung nöthigen Arbeiten vorzunehmen (§. 364). Allein auch hier ist es nicht die Regierung gewesen, welche die dazu erforderlichen unabsehbaren Speicher und Docks erbaut hat, sondern dies Alles ist durch Privatunternehmungen ausgeführt worden. Ebenso wenig hat 3) die Regierung sich die Beförderung der Communicationsmittel etwas kosten lassen. Unmittelbar hat sie sich überhaupt nur mit der Post befaßt und daraus ein einträgliches Regal gemacht. Auf den Wegebau zu Lande und zu Wasser hingegen wirkt sie nur mittelbar, theils durch Aufrechthaltung des alten Gewohnheitsrechtes in Betreff des Straßenbaues, theils durch Privilegirung von Unternehmungen zur Beförderung der Communication. Man rechnet, daß in England und Schottland ohne die Eisenbahnen 125,000 Meilen Landstraßen, 2236 Meilen schiffbar gemachte Flüsse und 2477 Meilen Kanäle vorhanden sind, zu deren Anlage und Erhaltung aus Staatskassen mit ein paar Ausnahmen nichts hergegeben worden ist (§. 435), und welche größtentheils erst seit dem Aufschwunge des Verkehrs in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Stand gesetzt oder angelegt worden sind. Der Bau aller Landstraßen und Communicationswege, zwischen denen kein Unterschied obwaltet, ist eine Kirchspielslast, welche den Grundbesitzern obliegt, die dazu jährlich bestimmte Spann- und Handtage leisten, den Geselbawand

aufbringen, die rohen Materialien theils unentgeltlich, theils gegen Vergeltung von ihrem Grund und Boden hergeben müssen und insgesammt für den guten Zustand der Wege verantwortlich sind, zu welchem Ende jedes Kirchspiel für sich allein oder in Vereinigung mit andern einen Wegeaufseher erwählt, dem die ganze Geschäftsführung obliegt, und welche bezirksweise von Oberaufsehern beaufsichtigt werden, wie denn auch die Friedensrichter einzugreifen befugt sind. In gleicher Art ist der Bau der auf den öffentlichen Wegen befindlichen Brücken nebst 300 Fuß des Weges auf beiden Seiten derselben eine Graffschafstlast, der auf gleiche Weise Genüge geschieht (§. 464). Man hat indessen in neuerer Zeit eingesehen, daß hierdurch die aufgewendeten Kräfte sehr zerplittert worden sind, und dennoch die Güte der Wegestrecken gar sehr abwechselte, daß daher eine Consolidirung dieses Geschäfts vortheilhaft und ersprießlich für die Communication und für die Gemeindebelastung sein würde. Wichtig aber ist der Grundsatz des englischen Rechts, daß die Anlegung von Kunststraßen die Gemeindeverpflichtung keineswegs aufhebt, sodas die Kirchspiele und Graffschaften zu jenen eben Dasselbe leisten und aufbringen müssen, was ihnen ohnedem zur Last gefallen sein würde (§. 460). Wer einen künstlichen Communicationsweg, sei es zu Wasser oder zu Lande anlegen und dafür einen Wegezoll erheben will (Schlagbaumrichtung), muß dazu durch eine besondere Parlamentsacte berechtigt werden und solche ausbringen, indem er die vollständige Darlegung des Planes mit Karten und Ansichten, die Unterhandlung mit den Grundbesitzern, deren Gebiet durchschnitten wird, die Aufbringung der erforderlichen Mittel zur Unternehmung und Unterhaltung, endlich den Zolltarif und den muthmaßlichen Ertrag desselben nachweist. Je vollständiger und richtiger dies Alles ist, desto besser, weil die ganzen Kosten der Untersuchung des Planes durch das Parlamentscomité dem Unternehmer zur Last fallen und oft gar sehr anschwellen. So hat die Bill für die Liverpool-Manchester-Eisenbahn nicht weniger als 30,000 Pf. Sterling gekostet (§. 467). Nur bei den Kunststraßen (Chaussées) werden diese Kosten vom Staate übernommen, wogegen es auch allgemeiner Grundsatz ist, die Privilegien für dieselben immer nur auf 31 Jahre zu bewilligen, nach deren Verlauf ein solches von Neuem nachgesucht oder aufgegeben werden muß. Auf solche Weise sind bereits über 3800 Parlamentsacten für Kunststraßen, deren Länge auf 24,540 Meilen, leider aber auch mit einer hypothekarischen Schuldenlast von 8 Millionen Pf. von noch sehr zweifelhafter Sicherheit berechnet wird, und an 1000 solcher Acten für Fluß-, Kanal- und Eisenbahnbauten erlassen. Schon hat England von den letztern allein 960 Meilen mit einem Aufwande von 12 Millionen Pf. aufzuweisen. Gewöhnlich und mit sehr wenigen Ausnahmen geschehen alle dergleichen Unternehmungen auf Actien. Um so erheblicher ist es, daß die Gesetzgebung unter Georg IV. den Grundsatz aufgestellt hat, daß den Actiengesellschaften das gemeine Recht der Corporationen, nach welchem ihre Schulden und Verpflichtungen, so weit sie nicht aus dem Gesamteigentume der Körperschaft zu

decken sind, durch deren Auflösung ausgetilgt werden, nicht zugute komme, vielmehr die Actionnaires mit ihrem Vermögen und ihrer Person dafür verantwortlich und verhaftet bleiben (S. 395).

(Der Beschluß folgt.)

La sconfitta di Montaperto. Narrazione storica tratta da un antico manoscritto. Con note. Siena 1836.

Und während wir zungen auf die Mitte,  
Wo jede Schwere sich zu ein'gen strebet,  
Und ich im ew'gen kalten Dunkel bebte;  
War's Wille, war's Verhängniß oder Zufall —  
Nicht weiß ich's, doch zwischen den Häuptern wandelnd,  
Stieß hart mein Fuß da ins Gesicht dem einen.  
Weinend schrie er mich an: Was trittst du so mich?  
Kommst du nicht her, zu mehren mir die Rache,  
Von Montaperti, was mußt du mich quälen?

„Ölle“ XXXII, 73 fg.

Von der Geschichte der Schlacht, welche am 4. Sept. 1260 bei Montaperti stattfand, brauche ich hier nicht wieder zu reden. Die toscanischen Chronisten und Historiker und die zahlreichen Erklärer der „Divina commedia“ haben alle den Namen im Munde. Sie berichten, wie die florentinischen Ghibellinen, aus dem Vaterlande verjagt, in Siena, wo Provenzan Salvani das Gemeinwesen leitete, Zuflucht fanden; wie sie, auf Farnata's desgl. Uberti Rath, durch Hinterlist ihre quersichigen Landsleute verführten, mit einem großen, aber wenig geübten und geordneten Heere auf Siena zu ziehen, angeblich, um Mannschaft nach Montalcino zu senden, in Wirklichkeit aber, weil sie glaubten, die Thore der Stadt würden ihnen geöffnet werden. Durch die weinreichen Gegenden des Chianti zogen die Haufen der Florentiner, durch die Quellen aus ganz Toscana verstärkt, wie es heißt 30,000 an der Zahl, während Siena Hilfe von den übrigen Ghibellinen und vom König Manfred 800 Deutsche unter dem Grafen Jordanus aufgenommen hatte. Fünf Meilen von Siena lagerte der Feind auf den Anhöhen und im Thale unter dem Castell von Montaperti, wo die Arbia in Bindungen strömt, die Niederung beschränkt, während die nahen Hügel auf der Nord- und Ostseite aus nacktem, dürrer, weißgelbem Kreideboden bestehen, vom Regen zerrissen und tief durchfurcht. Deutiges Tages ist vom Castell nichts mehr zu sehen als niederes Gemäuer zwischen den Weinstöcken, die den Hügel bedecken. Von hier aus erblickt man die stattlichen Thürme Sienas und seine den Bewegungen des ungleichen Erdreichs folgenden Mauern.

Das Büchlein, welches ich hiermit anzeige, und von welchem der wackere, von warmer Liebe zu seiner Vaterstadt erfüllte Herausgeber, Hr. G. Porri, welcher sehr lehrwürdige Anmerkungen hinzusetzte, nur eine kleine Zahl Exemplare zum Vertheilen an Freunde drucken ließ, enthält einige Blätter aus einer handschriftlichen Chronik, welche bis zum J. 1478 geht. Verschiedentlich wird sie dem Domenico Aldobrandino und dem Stefano Ghinucci zugeschrieben. Wie dem auch sein möge, in Sinnesart und Sprache ist sie ganz Saneftlich, und ältere Erzählungen scheinen dabei oft wörtlich benützt. Die Erzählung von jenem mörderischen Kampfe, wie der Chronist sie uns gibt, ist nun so nativ und dabel so pittoresk, und sie gewährt uns ein so anschauliches Bild von den Vorgängen im Innern der Stadt, daß ich glaube, sie bildet eine interessante Parallele zu den Schilderungen, welche die Florentiner Malaspina und Biliari, Beide Quellen, von dieser Begebenheit entworfen haben. So lasse ich denn hier den Haupttheil der Geschichte folgen.

„Am 4. Sept. kam das florentinische Heer in der Ebene an, zwischen der Siena und der Matena, 30,000 kampffähige Männer. Von dort sandten sie zwei Botschafter an die Signorie von Siena mit folgenden Worten: Der Hauptmann und die Commissarien der Florentiner wollten, daß die Mauern

Sienas an mehreren Stellen gebrochen würden, auch daß sie frey und nach ihrem Gefallen, wo es ihnen anstehet, in die Stadt ziehen könnten. Und überdies verlangten sie die Befugniß, in jedem Drittel von Siena eine Signorie und in Camporeggi eine Burg einzurichten, zur Sicherung der Signorie von Florenz. Wollten sie dies nicht, so möchten sie das Heer und große Verwüstung erwarten. Die 24 Regenten und der Camerlengo erwiderten den Bevollmächtigten: Kehret zu den Eueren zurück und saget ihnen, sie werden mündliche Antwort erhalten. Nun wollen wir von den 24 Regenten erzählen. Sie versammelten in S. Cristofano einen Rath und theilten diesem den Vorschlag der Florentiner mit. Nach einigem Hin- und Herreden stimmte Messer Bandinello, man solle darauf eingehen, aber er ward nicht gehört. Messer Provenzan Salvani rieth sodann, man solle Messer Giordano, den Statthalter des Königs Manfred, holen lassen, welchem Siena anbefohlen war. Mit ihm berathschlagte man dann mittels eines Dolmetschers — denn er war ein Deutscher — über den Vorschlag. Messer Giordano unterhielt sich nun bei Seite mit seinen Obersten, und sie waren sehr freudig, und die übrigen ermutigten sich. Die Rathsversammlung bot ihnen dann doppelte Ehhnung an, bis mit sie desto williger wären. Und die 118,000 Gulden, welche dazu nöthig waren, wurden gesucht, aber nicht gefunden. Da sagte Salimbene Salimbene: „Ehrenwerthe Räte, ich mache gern eine Sache rasch ab; diese Summe werde ich schaffen.“ Dies nahmen die Vierundzwanzig an. Der genannte Salimbene ging nach Hause und lud die Summe auf einen kleinen Karren und brachte sie auf den Platz der Tolomei, wo er sie jenen übergab. Darauf verständigten sie sich mit Messer Giordano, nahmen ihn und seine 300 Reiter in Gold und zahlten ihnen die Ehhnung. Und die Deutschen, nachdem sie das Geld erhalten, stellten nach ihrer Landesitte Länge mit Gefängen und Feste an. Hierauf wurde überall Leder gekauft und Rüstungen gemacht, und die ganze Stadt war in Bewegung, und das Volk versammelte sich bei S. Cristofano und auf den Gassen. Die Vierundzwanzig ernannten nun einen Synbikus mit großer Gewalt, der sich Bonaguida Lucari nannte. Unterdessen hatte der Bischof im Dome alle Geistliche versammelt und ermahnte Alle in einer Rede, Gott anzusehen und die Jungfrau Maria und die Heiligen, daß sie den Leuten in der Stadt helfen möchten sich zu vertheidigen gegen das gottlose Vorgehen der Florentiner. Dann ließ er Jeden die Fußbekleidung abnehmen und hielt einen feierlichen Umzug durch den Dom. Reden wir nun vom Synbikus Bonaguida. Von Gott und der Jungfrau begeistert, sprach er zu dem auf dem Plage der Tolomei versammelten Volke folgende Worte mit lauter Stimme: „Obgleich wir dem Könige Manfred anbefohlen sind, scheint mir jetzt wohlgethan, daß wir Habe und Person und Stadt und Land der Jungfrau Maria übergeben sollen, und ihr Alle werdet mir Folge leisten mit Freudigkeit und Glaubensreinheit.“ Dann entblößte er Haupt und Füße und befehlet nichts an als das Hemde mit einem Ledergurt um den Hals, ließ sich die Schlüssel sämtlicher Stadthore bringen und ging, allem Volke voran, das barfuß war, unter frommen Thränen auf die Domkirche zu. Und dort angelangt, rief er mit allem Volke: „Erbarmen!“ Der Bischof ging ihnen entgegen mit der Geistlichkeit; Bonaguida warf sich nieder, dem Bischofe zu Füßen, und das ganze Volk kniete. Der Bischof nahm Bonaguida bei der Hand, hob ihn auf, umarmte, küßte ihn, und so thaten alle Bürger untereinander, aller Feindschaft vergessend. Vor dem Bilde der Madonna nun sprach Bonaguida so: „O erbarmenreiche Mutter, Rath und Hilfe der Betrübten, hilf uns! Ich gebe und weiße dir die Stadt Siena mit sämtlichen Bewohnern und Gebiet und unsrerer Habe. Hier reiche ich dir die Schlüssel dar, schüze und bewahre deine Stadt vor bösen Werken, sonderlich aber vor florentinischer Tyrannie. O gütige Mutter, nimm diese kleine Gabe an von unserm guten Willen. Und du, Notar, schreibe diese Schenkung auf, daß sie dauernd sei, so lange die Welt steht.“ Und so geschah es.“

„Am Morgen versammelte sich ein Jeder bei dem Crucifix in erhabener Arbeit, das auf dem Altare des heiligen Jakob steht, und der Träger desselben war Führer der Procession; dann kam das Bild der Jungfrau Maria unter einem Baldachin, hierauf der Bischof barfuß und Bonaguiba mit entblößtem Haupt und Füßen, im Hemde mit dem Gurt um den Nacken, endlich die Geistlichkeit und das Volk, barfuß, Psalmen und Gebete singend. So zogen sie durch Siena. Und zurückgekehrt zum Dome, knieten sie nieder vor dem Hauptaltar und baten Gott, er möge die Gebete erhören, nicht bedenkend ihre Sünden, sondern Mitleid ühend mit ihnen. Der Bischof segnete nun die Thorschlüssel und stellte sie dem Bonaguiba zu, der sich wieder nach S. Cristofano verfügte.“

Ich übergehe nun die fernere Erzählung, wie die Schlacht geordnet wurde — im ersten Treffen der Graf Jordanus mit seinen 800 Deutschen, der Hauptmann der Sinesen, Graf Albo-Brandino mit 400 Mann, dann der Fahnenwagen mit dem weißen Banner, das der Jungfrau Maria Mantel schien, und dem Banner der Stadt. Endlich das zweite und dritte Treffen. Der Bischof und die Frauen und Geistlichen fasteten und hielten Umzüge von einer Kirche zur andern. Die Florentiner, als sie die sinesischen Haufen zum Thore herausziehen sahen, sprachen: „Gott, wer hätte geglaubt, daß die Dickköpfe so viel Volk hätten!“ Und sie lachten, denn sie glaubten immer noch nicht an eine bedeutende Macht und Widerstand. Aber sie wurden bald enttäuscht durch den Angriff der Deutschen.

„Wir werden nun erzählen, wie Gerreto Gesholini auf den Thurm der Mariscotti geflogen war — welcher Thurm noch jetzt bei dem Palaste Saracini zu sehen ist —, von wo er die sinesischen Kriegsvölker erblicken konnte. Er hatte eine Trommel bei sich, und bei ihrem Ton sammelte sich viel Volk zu Füßen des Thurmes, um etwas zu vernehmen. Und er sprach: „Jetzt sind sie bei Monte Selvoli, und jetzt wollen sie den Hügel erklimmen, um im Vortheile zu sein; jetzt rücken auch die florentinischen Scharen an, und sie gleichfalls wollen den Hügel erklimmen des Vortheils wegen.““

„Als Messer Gualtieri von Astimbergo, einer von Messer Giordano's Rittern, der ganz vorne war, die Feinde vor sich in der Ebene sah, machte er das Zeichen des Kreuzes, ließ das Bistier nieder, setzte die Lanze ein und stürzte mit lautem Rufe auf Messer Niccolò Garzoni, den Hauptmann der Lucchesen, los. Das war das erste Lanzenbrechen, und Messer Gualtieri durchstieß ihn mit der Lanze, daß er todt zu Boden sank, und hierauf durchstach er den Zweiten, den Dritten, den Vierten, zog dann das Schwert und wüthete wie ein Eindwurm unter den Lucchesen. Sein Dheim, Messer Arrigo von Astimbergo, machte es ebenso mit dem Hauptmann der Pratesen und richtete unter diesen ein großes Gemel an. Lassen wir nun den Sinen die von Lucca, den Andern die von Prato schlachten. Messer Giordano traf mit dem Hauptmann der Arentiner, Messer Donatello, zusammen, den er tödtete, worauf er den Boden mit Leichen der Arentiner bedeckte. Nun nahmen auch der Graf Albo-Brandino und die Gonfalonieren unter dem Rufen: „Zum Tode! Zum Tode!“ an dem Kampfe Theil, und der Graf stieß auf Messer Sinibaldo, den Hauptmann Derer von Drevieto, welchen er niederrannte, worauf er, das Schwert mit beiden Händen fassend, sich in das Gedränge stürzte. Und die Gonfalonieren mit dem Volke kämpften muthig, und es unterliegt keinem Zweifel, daß das wahre Recht die Oberhand hatte, denn wie Drachen tobten die Sinesen unter den bestürzten Florentinern. Diese hatten ihre meisten Hauptleute verloren und wußten weder einen Rath zu fassen, noch sich zu ihrem Vortheile zurückzuziehen. Wie der Sänder, der in bösen Werken verhärtet ist und seinen Untergang sieht und ihn nicht flieht, so verwirrten sie sich, als wären sie Blinde, sodas es ihnen übel erging.“

„Und vom Thurme der Mariscotti rief's hinunter: „Bittet zu Gott für die Unfern, denn jetzt scheinen sie mir etwas im Nachtheile. Doch nein, nun sehe ich, im Nachtheile sind die Feinde.““

„Selbst die Sonne war den Feinden entgegen, denn sie schien ihnen in die Augen und blendete sie. Es lagen 800 Deutsche im Hinterhalt. Diesen schien's nun Zeit; sie brachen hervor und warfen das entscheidende Gewicht in die Waagschale. Wie der Strom bei einer Überschwemmung jedes Hinderniß fortstreift, so bahnten sie sich den Weg unter den Feinden. Der Feldhauptmann der Florentiner, Messer Alberto, legte die Lanze ein und ritt auf den Anführer dieses Haufens los; seine Lanze zerplitterte auf dessen Brust, ohne daß er sich im Sattel gerührt hätte. Da rief jener aus: „O Unselige wir, verlieren müssen wir, denn der Himmel ist uns entgegen!“ Indem er dies sagte, durchbohrte ihn des Gegners Lanze, und er sank todt hin; da erhob sich ein großes Geschrei, die Florentiner wurden muthlos, die Sinesen jubelten, brangen in das Lager, nahmen die florentinischen Standarten und Fahnen und schleppeten sie durch den Staub mit gemischter Wuth und Freude. Als die Florentiner dies sahen, dachten sie nur ans Fliehen. Nun bemerkte, Leser, daß der Boden ganz roth war, als wäre er mit Scharlach bedeckt, und in den Gräben stieß das Blut.“

„Und der Trommelschläger auf dem Thurme der Mariscotti trommelte drauf los nach Herzenslust und schrie den Männern und Frauen zu, wie die florentinischen Banner zerbrochen und zerrissen am Boden lägen, und wie es eine gar grause Schlacht zwischen ihnen sein müsse.“

„Es war schon die Besperstunde, und noch ruhte nicht der Kampf. Selbst Ceppo, der Holzhauer, erschlug 25 mit der Art. Und die Florentiner riefen: „Wir ergeben uns!“ Aber sie wurden nicht gehört. Endlich aber, von Mitleid bewogen, vereinigte der sinesische Feldhauptmann die Hauptleute und Bannerträger, und sie ließen verkünden: wer sich ergeben wolle, solle gefangen sein; wer nicht, den solle man erschlagen. Nachdem der Befehl vernommen worden, war glücklich, wer gefangen war, und sie halfen einander und banden sich wechselseitig. Und ein sinesisches Hölzerweib, Usilia genannt, das im Lager allerhand verkaufte, führte 36 Gefangene an einem Stricke nach Siena. So wurden gegen 15,000 Gefangene eingebracht, gegen 10,000 blieben todt, und 18,000 Pferde wurden gefangen oder getödtet. Gegen 5000 entflohen.“

„Die Nacht von Sonnabend blieben die sinesischen Haufen im Lager. Am Sonntag Morgen ordneten sie den Fahnenwagen an mit der weißen Standarte, und einen mit dem Banner der Stadt und des heiligen Martin. Hierauf der Esel Usilia's, mit Fahnen belastet, am Schweife nachschleppend die große florentinische Standarte und die Stocche Martinella, deren sie sich bei den Beratungen zu bedienen pflegten. Auf diesen kam einer der beiden Botschafter, die vor der Schlacht in die Stadt gesandt worden waren, die Hände gefesselt und verkehrt sitzend, auf dem Pferde, während die Buben ihm seine frühern Worte spottend nachriefen; dann die Trompeter und die Hauptleute und die Bannerträger, Alle mit Mauth bekränzt; hinter ihnen die Gefangenen, von den Siegern geführt. Alle zogen nach dem Dome, Gott und der Jungfrau Maria für den großen Sieg zu danken. Für den Abend ward ein feierlicher Umzug angeordnet, mit allen Reliquien und Mönchsorden Sienas, und Alles, was lebte in der Stadt, nahm Theil daran, sodas Häuser und Buben geschlossen wurden.“

Ob der Trommelschläger auf dem Thurme der Mariscotti die Bewegungen der Haufen in der Schlacht so sehen konnte, wie er sie beschrieb, möchte bezweifelt werden. Keinen Zweifel aber unterlegt, daß er ein echter Sineser war, denn er sahe nichts, oder wollte nichts sehen von alle Dem, was die florentinischen Chronikenschreiber berichten, von Bocca's begli Abate und unzähliger Anderer Verrath. Bei ihm thut sinesische und deutsche Tapferkeit Alles. Die Schlacht wird geschlagen wie ein Ritterkampf, mit eingelegter Lanze. Wir können das gut sein lassen; auch die Zahl der Todten und Gefangenen. Ceppo der Holzhauer und Usilia das Hölzerweib aber sind historisch. Dies tapfere Paar — sie waren Mann und Frau — wohnte beim ehemaligen Kloster der Convertiten. Alfred Keumont.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Vollständiges  
**Real-Lexikon**  
der  
medizinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte  
und  
Rohwaarenkunde.

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

*Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten.*

Herausgegeben von

**Dr. EDUARD WINKLER.**

Ersten Bandes erstes Heft. *Aal - Beringeria.*

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Subscriptionspreis 20 Gr.

Dieses Werk, das zwei Bände bilden und in Heften von 12 Bogen ausgegeben wird, dürfte einem seit langer Zeit lebhaft gefühlten Bedürfniss entsprechen; dasselbe ist mit Benutzung aller wichtigen Werke der ausgezeichnetsten Schriftsteller in diesem Fache und nach eignen Erfahrungen dem Stande der Wissenschaften gemäss bearbeitet worden.

Bei dem Unterzeichneten ist in Commission erschienen:

**Gaea Norvegica.**

Von mehreren Verfassern.

Herausgegeben von **B. M. Keilhau.**

**ERSTES HEFT. Mit vier Tafeln.**

Folio. Preis 6 Thlr.

Der Herausgeber dieses Werkes, Professor an der Universität zu Christiania, ist schon als Verfasser mehrerer anderer geologischer Werke rühmlichst bekannt, und für die Gediegenheit seiner Arbeit bürgt wol am besten der Umstand, dass die königlich norwegische Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim die Erscheinung derselben durch eine bedeutende Unterstützung möglich gemacht hat.

Leipzig, im November 1838.

**F. A. Brockhaus.**



In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

# Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben

von

**Dr. Frank.**

**Dritter Jahrgang.**

Mit drei Kupfern.

8. Elegant cartonnirt. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. **Die Rosen.** Ein dramatisches Gemälde in drei Abtheilungen und fünf Acten von Albini. — II. **Das Tagebuch.** Lustspiel in zwei Acten von Bauernfeld. — III. **Die Opfer des Schweigens.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von Immermann. — IV. **Der Gascoguer in Paris.** Lustspiel in einem Act von Frank.

Der erste und zweite Jahrgang enthalten Beiträge von Albini, Bauernfeld, Frank, F. Halm, Immermann, Liebenau, Raltis und Pannasch, mit den Bildnissen von Bauernfeld, Immermann und Grabbe, einem Facsimile und scenischen Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr.

---

**Alphabetische Zusammenstellung  
der im Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen,  
sowie in den neuesten dazu erschienenen Gesetzen und Verordnungen  
enthaltenen Bestimmungen.**

Herausgegeben von

**Dr. Karl Heinrich Haase,**

Mitglied des Appellationsgerichtes zu Leipzig.

Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Diese mit großer Sorgfalt bearbeitete Zusammenstellung der neuesten strafrechtlichen Bestimmungen wird den Gebrauch des Criminalgesetzbuchs wesentlich erleichtern.

---

Petőcz (Michael),

## **Ansicht der Welt.**

Ein Versuch

die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im November 1838.

**J. A. Brockhaus.**

**Blätter**  
für  
**literarische Unterhaltung.**

---

**1838.**

**Monat December;**

enthaltend:

**31** Blätter: Nr. 336—365, **1** Beilage, Nr. 6, und **5** literarische Anzeigen: Nr. XXXXIII—XXXVII.

---

**Zur Nachricht.**

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

---

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächs. Zeitungserpedition in Leipzig oder das Königl. preuss. Grenzpostamt in Halle wenden.

---

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Kenigkeiten ein Freieremplar an die Redaction derselben einzusenden.

---

Wegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

---

---

Leipzig

**H. N. Brockhaus.**

1838.

# I n h a l t.

- Nr. 335, Zur Geschichte. — Die Diplomatie und ihre neuesten Mitarbeiter. — *Dell' antica citta di Lodi e de suo stato presente. Memoria raccolta da Carlo Frossi. Aggiunto il corpo epigrafico romano.* — *Kottbus.*
- 335, Die Diplomatie und ihre neuesten Mitarbeiter. (Schluß.) — Die königliche Bibliothek zu Dresden. — *Kielholz.*
- 337, Li romani des sept reges. Nach der pariser Handschrift herausgegeben von Heinrich Adelbert Müller. — *Tringhi's Jana Macchilliana Hebräo Pretra.* — *Stift des Judenstums.* Aus dem Englischen des H. Beerl.
- 338, Li romani des sept reges. Nach der pariser Handschrift herausgegeben von Heinrich Adelbert Müller. (Schluß.) — Invasion des Narrasus in France, par M. Reinand, membre de l'Institut. — *Wesphälische Wanderungen durch das Histerthal von F. G. Th. Pöcher.* — *Miscellen.*
- 339, Paul de Kock. (1. Der Priesterdombibot oder Herr Frontin, von Paul de Kock. Deutsch von F. v. Alvensleben. 2. Frau, Mann und Liebhaber. Nach dem Französischen des Paul de Kock. Drei Bände. 3. Andreas der Saucygarbe. Von Paul de Kock. Aus dem Französischen übertragen von A. Th. Preuder. Drei Bände. 4. Der Völkchenfänger, von Paul de Kock. Aus dem Französischen übertragen von A. Th. Preuder. Zwei Bände. 5. Schwester Anna. Nach dem Französischen des Paul de Kock. Drei Bände. 6. Die Jungfrau von Belkotte. Frei nach dem Französischen des Paul de Kock von A. Th. Preuder. Zwei Bände. 7. Selbst und Vermissen. Roman nach Un Tausend von Paul de Kock. Aus dem Französischen von G. Belochmeier. Zwei Bände. 8. Waschlache und die drei Studenten. Von Paul de Kock. Aus dem Französischen von St. Friedrich. Drei Bände.) — *Der unverwundliche Held, als Drama des Geistes und Sieg der Göttergötter.* Eine anthropologische Skizze von Friedrich Gross. — *Literarische Notiz.*
- 340, Paul de Kock. (Fortsetzung.) — *Militer aus den Niederlanden von Louis Car.* Zwei Bände. — *Aus Italien.* — *Notiz.*
- 341, Paul de Kock. (Fortsetzung.) — *Geschichte der Feldzüge in Italien und Deutschland im Jahre 1600.* — *Notiz.*
- 342, Paul de Kock. (Schluß.) — *Beschreibung und Geschichte der Schloßkirche zu Lindenburg und der in ihr vorhandenen Alterthümer.* Nicht Nachrichten über die St.-Wipertikirche bei Lindenburg, die Kirche zu Kloster Seefenstein, die Schloßkirche zu Gernrode, die Kirche zu Frese, Dröber, Hufeberg, Konradsburg u. s. w. Bearbeitet von G. F. Hanke und F. Kugler. Herausgegeben von W. G. Friede. — *Notiz.* — *Bibliographie.*
- 343, Walter Scott's Memoiren. Fünfter Artikel. — *Denkschriften und Beise zur Geographik der Welt und Literatur.* Fester und zweiter Band. — *Notiz.*
- 344, Walter Scott's Memoiren. Fünfter Artikel. (Schluß.) — *Rühnzäusen.* Eine Geschichte in Arabischen von Karl Zimmermann. Fester Theil. — *Literarische Notiz.*
- 345, Spaziergänge und Weltfahrten. Von Th. Mundt. Zweiter Band. Von G. D. Warbach. — *Witz im Geiste's sämtliche Schriften.* Herausgegeben von D. Lamb. Fester Theil vierter Band. Fester Artikel. — *Kandeler.*
- 346, Spaziergänge und Weltfahrten. Von Th. Mundt. Zweiter Band. Von G. D. Warbach. (Schluß.) — *Wesphälische Reisen.* 2. Rouen. — *Literarische Notizen.* — *Bibliographie.*
- 347, Die Geschichte meines Austritts aus dem Staatsdienste nach den Original-Nachrichten. Vom Abtinnen Justiz, erst M. G. F. W. Brävell. Zwei Theile. — *Literarische Beichten an allen Aeten, oder Thiersch und Diefenweg.* — *Literarische Notiz.*
- 348, Die neueste Literatur der Schweiz. — *Lothenduch für die vaterländische Geschichte.* Herausgegeben von J. Freyherrn v. Hermaer. XXVIII. Jahrgang der gesammten oder X. der neuen Folge. — *Notiz.*
- Nr. 349, Die neueste Literatur der Schweiz. (Schluß.) — *Romanenliteratur.* (1. Die Schwestern von Zürich. Historischer Roman von F. Th. Wengenheim. Drei Theile. 2. Eiden justice Chastien in London. Herausgegeben von A. von Tresew. Zwei Bände. 3. Der Melancholik zu Hochraun. Von Theodor Friedberg. 4. Der Gesellsch. von J. J. Paganischnoff. Aus dem Russischen überfetzt von G. F. Schütz. Zwei Bände. 5. Der Schicksalskinder, von Robert Keller. Zwei Bände.) — *Der Kantonalische Norden.* Nach Amser. — *Notiz.*
- Beilage Nr. 6, Johann de Witt und seine Zeit. Von P. Simon. Aus dem Holländischen überfetzt und mit eignen Anmerkungen und Erläuterungen versehen von Fr. Neumann. Zwei Theile. — *Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenundertzig Jahren eines deutschen Gelehrten, mit Nachrichten auf das öffentliche, politische, literarische und sittliche Leben von 1813-35 in der Schweiz, in Deutschland und in den Niederlanden.* Von Ernst Rumpf. Zweiter Band. — *Literarische Notiz.*
- 350, Friedrich Rückert. Zweite Artikel. (1. Die Verwandlungen des Abu Seb von Serug oder die Nekomanie des Huriel, in freier Nachbildung von Friedrich Rückert. Zwei Bände. 2. Seiden Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten von Friedrich Rückert. Zwei Theile.) Von Caspar Schaub. — *Literarische Notiz.*
- 351, Friedrich Rückert. Von Caspar Schaub. Zweite Artikel. (Schluß.) — *Thronsturz.* Eine Reihe von X. Pariser. — *Peier Brengel und seine Gavroche auf Pizog Alto.*
- 352, Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Landwirthe zu Dresden im October 1857. Von den beiden Verfassern derselben, P. W. Pöschl und A. G. Schwilke. — *Romanen- und Novellenroman.* (1. Die Pfister der Gibe von F. Mühlbach. 2. Der Schloßmacherschiff über der polnische Insurrektionskrieg von 1831. Erzählung von Fr. Wolf-Hein. 3. Noorden von Julius Seiffel. 4. Liebe, Kampf, Reue von Galingarth. Zwei Bände. 5. Volkstänze. Zwei Novellen von Bernhard von Busch. 6. Märchenroman und Erzählungen von Fr. Willig. Erster Band. 7. Hobbische Scherze. Eine Sammlung von Erzählungen aus dem Leben von Albrecht Heffner. 8. Der Stern der Liebe. Herausgegeben von J. v. Kausse.)
- 353, Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Landwirthe zu Dresden im October 1857. Von den beiden Verfassern derselben, P. W. Pöschl und A. G. Schwilke. (Schluß.) — *Aus Italien.* — *Literarische Notizen.* — *Bibliographie.*
- 354, Die Taschenbücher für 1859. Viertes Artikel. (A. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft. Herausgegeben von St. Schütz. 9. Fortgang von Adam. Herausgegeben von G. H. H. 10. Reisen und Bergsteigen. 11. Bilderscheit für 1859. Von N. v. Kromly. 12. Bergsteigen. Herausgegeben von G. Spindler.) — *Literarische Notiz.*
- 355, Die Taschenbücher für 1859. Viertes Artikel. (Schluß.) — *Brouham.*
- 356, Dr. Wap's Sammlung von Urkunden zur italienischen Kunstgeschichte. Von Alfred Neumann. — *Unterhaltungs-literatur.* (1. Die Heimkehr oder die Jagd. Roman von J. Kentmore Cooper. Aus dem Englischen überfetzt von Johann Sperlich. Drei Bände. 2. J. J. Zwings indische Skizzen entworfen während einer Expedition zu den Pyrenäen und andern Göttern der amerikanischen Indianer. Aus dem Englischen von F. Weismüller. Zwei Bände. 3. Arleson's of Arleson; oder die Prospektions. Eine Legende aus Gernow, von Dr. Anne Eliza Bray. Aus dem Englischen übertragen von G. R. Wermann. Drei Theile.) — *Notiz.*
- 357, Dr. Wap's Sammlung von Urkunden zur italienischen Kunstgeschichte. Von Alfred Neumann. (Schluß.) —

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 334.

30. November 1838.

Großbritanniens Gesetzgebung über Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert von C. Th. Klein-schrod.

(Beschluß aus Nr. 323.)

Überaus merkwürdig ist der Kampf und das Schwanken der englischen Gesetzgebung in Betreff des Verhältnisses der Landwirthschaft zur Industrie und der Bevorzugung jener oder dieser gewesen (S. 375). Eduard III. erließ 1360 ein unbedingtes Getreideausfuhrverbot; aber schon 1394 wurde die Ausfuhr wieder ganz freigegeben, 1405 hingegen wieder dahin beschränkt, daß sie nur bis zu den Preisen von 6 Sch. 6 P. für den Quarter Weizen und 3 Sch. für die Gerste offen stehen solle. Umgekehrt wurde 1463 alle Einfuhr bis zu diesen Preisen und 4 Sch. für den Roggen verboten. Von 1534—54 erging wiederum ein allgemeines Ausfuhrverbot, während welcher Zeit jedoch viel Ackerboden zu Weiden liegen gelassen wurde, sodaß 1551 auch hiergegen ein Verbot erging. Im J. 1562 kam man auf das System von 1463 zurück, jedoch mit erhöhten Preisen von 10 Sch. für den Quarter Weizen, 8 Sch. für Roggen und 6 Sch. 8 P. für Gerste. Im J. 1571 wurde die Einfuhr wieder ganz freigegeben, bios gegen Erlegung der gewöhnlichen Zölle. Im J. 1632 aber wurden diese dergestalt erhöht, daß sie einem Verbote gleich wirken mußten, wobei zugleich die Einfuhr nur bei Preisen von 32 Sch. für Weizen und 16 Sch. für Gerste gestattet wurde, welche Preise 1670 nochmals erhöht wurden. Zur Beförderung der Agricultur hingegen wurden 1689 sogar Ausfuhrprämien bewilligt, sobald das Getreide bestimmte Preise erreicht hatte, nämlich 5 Sch. für den Quarter Weizen bei einem Preise von nicht über 48 Sch., und geringer bei den geringern Getreidesorten. Im J. 1773 wurde die Ausfuhr bis zu einem Preise von 44 Sch. für Weizen u. wieder ganz verboten, die Einfuhr aber bei einem Preise von 48 Sch. gegen einen Zoll von 6 P. auf den Quarter zugelassen. Schon 1791 wurde die Ausfuhrprämie bei einem Preise von 50 Sch. u. erneuert, die Einfuhr hingegen erst von diesem Preise an mit einer Abgabe von 24 Sch. 3 P., von 2½ Sch. bei einem Preise bis 54 Sch., und von 6 P. bei höhern Preisen gestattet. Nur mit veränderten Sätzen wurde dies System auch 1804 beibehalten,

1814 aber nach einem lebhaften Kampfe im Parlamente wurde die Ausfuhr ganz freigegeben, die Prämie indessen aufgehoben, und 1815 die Einfuhr bis zu einem Preise von 80 Sch. für den Weizen u. ganz verboten, wobei nur die nordamerikanischen Besizungen begünstigt wurden. Dieser Preis wurde 1822 zwar auf 70 Sch. u. ermäßigt, aber mit einem Zollausschlag von 12 Sch. bis zu einem Preise von 80 Sch. u. Allein bei der Missernte des J. 1825 wurde durch eine Parlamentsacte die Einbringung von 500,000 Quarter Weizen nachgegeben, welchem die Minister noch auf eigne Verantwortung eine Quantität Hafer und andere Getreidearten hinzusetzten. Die dadurch veranlaßten Erörterungen legten das Unpraktische der bestehenden Gesetze an den Tag, und das Unterhaus nahm Canning's Vorschlag an, die Einfuhr allgemein zu erlauben, aber nach Verhältniß der Preise mit umgekehrt steigenden Zöllen zu belasten, welcher aber im Oberhause an der Widersezung der Partei Wellington's scheiterte. Im J. 1828 wurde inzwischen durch Grant eine ganz ähnliche Bill durchgesetzt (S. 382) und bis jetzt beibehalten, nach welcher für Weizen unter 61 Sch. ein Zoll von 25 Sch. 5 P., unter 67 von 20 Sch. 8 P. u. s. f., bis über 73 Sch. von 1 Sch.; für Gerste, Mats und Buchweizen unter 34 Sch. ein Zoll von 12 Sch. 4 P. und mit einer Verminderung des letztern um 1½ Sch. für jeden Sch. Preis-erhöhung; für Hafer unter 26 Sch. ein Zoll von 9 Sch. 3 P. mit gleicher Verminderung des letztern; endlich für Roggen, Erbsen und Bohnen unter 37 Sch. ein Zoll von 15 Sch. 6 P. nach derselben Maßgabe erhoben wird. Die Einfuhr aus den britischen Colonien ist um ½—¼ begünstigt, die von Malz und Mehl aber, mit Ausnahme von Weizen- und Hafermahl, ganz untersagt. Im Ganzen also ist das Gesetz bis 1757 und im mindern Grade bis 1814 der Ausfuhr entgegen gewesen, wogegen die Einfuhr seit 1791—1828 in einem hohen Grade und seitdem immer noch sehr beschwert worden ist. Wenn nun auch wol außer Zweifel ist, daß die Gesetzgebung von jetzt an dahin neigen werde, auch in diesem Stücke dem unbehinderten Verkehre immer näher zu rücken, so würde es doch sehr bedenklich sein, damit allzurast vorwärts zu schreiten (S. 10). Bewegungen in der Landwirthschaft bedürfen mehr Zeit für ihren Kreislauf als jene im Handel und in den Manufacturen; Rückwirkungen werden dort

stärker und länger empfunden, und Capitalien können in ihr weder so leicht angelegt noch zurückgezogen werden als in den übrigen Industriezweigen. Während des langen Krieges brachte es die isolirte Lage Englands mit sich, daß in Folge der steigenden Preise der Lebensmittel viel Capital und viele Menschenhände dem Landbau zugewendet wurden. Ein plötzliches Fallen der Preise vermöge der freigegebenen Ausfuhr würde die Rente der bessern Bodenclassen verringern und die schlechtern außer Cultivirung setzen. Dieser Verlust steigert sich besonders bei dem Pächter dadurch, daß er sein stehendes Verlagscapital zum großen Theile nicht zurückziehen vermag, was bei dem in England so weit verbreiteten Pachtssystem zu berücksichtigen ist. Die erste Folge der Freilassung würde daher eine plötzliche Veränderung in dem Rente- oder Capitalbesitze bewirken und die sich vermindernde Bodencultur von selbst wieder auf den Preis der ländlichen Producte zurückwirken. Die arbeitende Classe aber würde hierbei um so weniger gewinnen, als nicht in Abrede zu stellen ist, daß der Tagelohn sich nach der Bestreitung des gemeinen Lebensunterhalts richtet, indem die Steigerung des Lohnes über dieses Maß eine Vermehrung der Concurrenz nach sich zieht. Der natürliche Preis der Lebensmittel ist deshalb für den Arbeiter von geringerer Bedeutung, weil sich darnach der Preis der Arbeit, womit er jenen bezahlt, von selbst richtet. Durch ein künstliches, d. h. durch jedes von außen herbeigeführte Sinken der Preise der Lebensmittel aber verliert er unabwendlich darum, weil nicht alle Artikel, deren er bedarf, alsbald durch jenen regulirt werden. Durch das Liegenlassen der geringern Ländereien würden überdies eine Menge von Menschen aus ihrem bisherigen Erwerbe in die Manufacturen gedrängt werden und dadurch nicht nur unmittelbar leiden, sondern auch auf den Lohn der Fabrikarbeiter drücken und den Vortheil aufheben, welcher deren Zustände aus der Verminderung der Getreidepreise zu wachsen möchte. Da es erwiesen ist, daß der Ackerbau in England durchaus nicht so wohlfeil als anderwärts betrieben werden kann, so würde durch freie Getreideeinfuhr jener in um so größerem Maßstabe zurückgebracht werden. Ob dafür durch größere Industrie in allen Zweigen voller Ersatz beschafft werden könne, ist mindestens sehr ungewiß, weil dies von allen äußern Verhältnissen abhängt, welche auf die Nachfrage, den Absatz und den Welthandel einwirken. Soll also die ganze Grundlage des Nationalwohlstandes von den wechselnden Zuständen des Handels abhängig gemacht werden? Würde alsdann das ungeheuere Staatsbedürfniß gesichert sein, und vor Allem die öffentliche Schuld, welche, auf nichts wurzelnd und durch nichts sichergestellt, lediglich dem guten Glauben zur Weisheit der Regierung und der Redlichkeit der Nation anvertraut ist? Erscheint hier noch eine solche Veränderung als ein wünschenswerther Zustand des Landes, entsprechend der Gesinnung und der Lebensweise des Volkes, den Wohlstand der Gesamtheit vermehrend und beiträgend zur Bewahrung der Unabhängigkeit und der innern Kraft des Landes?

An diese unabwieslichen Bedenken schließt sich noch die Erwägung, daß vor allen Dingen die Armentaxe, welche

jetzt allein auf dem unbeweglichen Vermögen lastet, diesem erst abgenommen werden sein müßte, bevor ihm der Schutz entzogen werden könnte, der dasselbe auf der andern Seite begünstigt. Es ist zwar ausgemacht, daß die Armentaxe gerade in den bevölkertsten Manufakturdistricten bei weitem geringer ist als in den ackerbauenden, in denen sie das Doppelte übersteigt (S. 3). Das beweist aber keineswegs eine größere Wohlhabenheit in jenen, sondern nur die größere Leichtigkeit der Beschäftigung der Menschen, auch Derrer, die zu arbeiten nicht Lust haben. Man hat aber bei der neuesten großen Form der Armenpflege nicht unternommen, die gesetzliche Aufbringung der Armenunterstützungsbeiträge abzuändern, sondern nur deren Verwendung und die Vorsorge für die Armen. Das Grundgesetz der Königin Elisabeth von 1601 hat ununterbrochen bestanden bis zu der neuen Parlamentsacte von 1836 und ist im Ganzen noch die Grundlage der letztern (S. 17), welche nur in der Verwaltung der Taxen, so 1833 in England und Wales 8,606,501 Pf. Sterl., nämlich 5,434,890 Pf. Sterl. vom Grund und Boden und 2,635,257 Pf. Sterl. von Wohnhäusern betragen haben, Änderungen angeordnet hat, um durch die Centralisation und Verbesserung der Verwaltung eine Verminderung der aufzubringenden Last einzuführen. Zu dem Ende wurde für das Armenwesen eine leitende Oberbehörde mit von ihr geleiteten und abhängigen Bezirkscommissarien eingesetzt, welche die Vollziehung der Armengesetze zu überwachen, neue Armencommissionen in den Ortschaften zu bilden, die Aufnahme in die Armenrollen zu beaufsichtigen, für die Behandlung der Armen allgemeine Anordnungen zu erlassen, besonders die Abstellung der Ortsbeschäftigung und die Aufnahme in Arbeits- und Verpflegungsanstalten oder Übersiedelungen in andere Gegenden und Landestheile zu bewerkstelligen hat. Dieselbe muß dem Parlamente alljährlich einen Bericht über ihre Geschäftsführung mit einer allgemeinen Übersicht des Armenwesens im ganzen Reiche erstatten und hat in ihrem ersten Berichte den Erwartungen bei ihrer Einsetzung vollkommen entsprochen.

So steht der Koloss der Industrielleistung vor unsern Augen, und je mehr man ihn zergliedert, desto mehr Erstaunen erregt er. Welches aber nun ist das Resultat dieser ungeheuern Regsamkeit und dieser hohen Bervollkommnung der Gewerbsthätigkeit. Das materielle und finanzielle Ergebniß für die Zunahme der Bevölkerung und des Nationalvermögens liegt vor Augen und drückt sich in dem geschichteten äußern Umfange der verschiedenen Zweige des Gewerbezustandes von selbst aus. Aber es gibt auch ein inneres geistiges Ergebniß, welches nicht so leicht erkennbar ist und in doppeltem Betrachte aufgefaßt sein will, sowol in Betracht der lebenden Menschheit selbst als in Betracht der politischen Dauer und Stetigkeit des Zustandes der Dinge.

In letzterer Hinsicht springt in die Augen, daß nicht nur ein Fortschreiten in gleichem Verhältnisse wie seit einem Jahrhunderte unmöglich zu erwarten ist, sondern sogar die Erhaltung des jetzigen Zustandes großen Besorgnissen unterliegt, wie sehr sich auch der Weltmarkt

noch erweitern und vergrößern, mithin die Absatzwege sich vervielfältigen mögen (S. 195).

Denn wenn einmal die Verminderung des Preises der menschlichen Arbeit, welche der Erfolg aller Anstrengungen der Industrie ist, das äußerste Maß erreicht hat, so muß jede Überschreitung desselben auf eine Verminderung der Arbeiter wirken. Eine solche Krise, hervorgegangen aus einer vorübergehenden Alleinherrschaft des Seehandels und einem Übergewichte der Industrie, und befördert durch einen alles Maß überschreitenden Unternehmungsgeist der Fabrikherren, welchen die einsichtsvollsten Staatmänner des Landes besorglich erkannt haben, muß mit der Zeit von um so verderblicheren Folgen begleitet sein, als es sich künftig nicht mehr blos von einer Umbildung selbständiger Werkleute und Landbauer zu Fabrikarbeitern handelt, sondern von der Verminderung der Letztern und gänzlicher Verdrängung der Erstern und von deren Ersetzung durch eine Menschenrace, welche weder ein Eigenthum, noch Kraft und Talent zum Übergange in eine andere Beschäftigung besitzt, und von deren geistiger und leiblicher Beschaffenheit das Vaterland keine Hilfe, Schutz und Macht zu erwarten hat, die ihm aber viele Unruhe, Noth und Elend zu bereiten nur allzu leicht in die Lage kommen kann und dazu geeignet ist.

In ersterer Hinsicht, welche den Zustand dieser zahlreichen Menschenmasse selbst erwägt und den Grad der Ausbildung der Menschenwürde und des Menschenwohles in ihnen, ist der Erfolg noch trauriger. Die Vervollkommnung des Fabrikwesens beruht darauf, freie und willkürliche Bethätigung der geistigen und körperlichen Vermögen der Menschen immer entbehrlicher und selbst vermeidlicher, im Gegentheile aus den Menschen immer mehr blos lebendige Maschinen zu machen. Wenn aber der Menschenwerth eben in der Ausbildung der geistigen Freiheit und der sie bedingenden intellectuellen und moralischen Kräfte besteht, so springt in die Augen, daß das Fabrikwesen dem gradezu entgegenwirkt und eine Triebfeder der Entwürdigung der Menschheit abgibt. Eben dahin wirkt dasselbe aber auch mittelbar noch durch die Lebensart, welche es über alle seine Lohnarbeiter erstreckt. Denn 1) indem es alle arbeitsfähige Familienglieder zur ununterbrochenen und geforderten Arbeit heranzieht und einander entfremdet, sprengt es den Familienverband, erdödtet die in ihm wurzelnden Gefühle und Gesinnungen und erhebt den Egoismus und physischen Genuß auf den Thron der Begierde. 2) Die Einförmigkeit und die Dauer der Arbeiten, verbunden mit den nöthigen Vorrichtungen in den Werkstätten, erzeugt allgemeine chronische Krankheiten und ein unvermeidliches Siechthum, welches von Generation zu Generation immer abschreckender werden muß. Dies ist 3) besonders darum so schrecklich, weil die kleinen Kinder der Pflege und Aufsicht ihrer Ältern entbehren und die heranwachsenden noch während der Vollendung ihres Wachstums zur Arbeit herangezogen werden müssen, sodaß sie auch keinen Schulunterricht genießen können. Im J. 1835 befanden sich nach den aufgenommenen Listen im vereinigten Königreiche in 3160 Fabriken 355,373 Arbeiter und darunter Kinder bis zu 12 Jahren 20,588, bis zu 13 Jahren 35,867, bis zu 18 Jahren 108,208, wovon allein blos auf England, mit Ausschluß von Wales, in 2631 Fabriken 293,693 Arbeiter, darunter Kinder bis zu 12 Jahren 18,828, bis zu 13 Jahren 29,665, bis zu 18

Jahren 88,667 kamen. Allein in den Hauptbaumwollenmanufacturbereichen befanden sich unter 67,819 Arbeitern 27,610 Kinder, und in den Spinnerereien unter 212,800 Arbeitern 86,623 Kinder (S. 159 u. 183). Bei der Erörterung dieses Uebelstandes hat man sich selber überzeugt, daß ohne den Untergang der Fabriken die Sache selbst nicht zu ändern ist (S. 184), und die Factoriesbill von 1833 hat sich deshalb darauf beschränken müssen, das Uebel dadurch zu mildern, daß a) Kinder unter 9 Jahren gar nicht angestellt; b) Kinder bis 11 Jahr, und von 1836 an bis 13 Jahr nicht mehr als 9 Stunden, und kein Kind bis 18 Jahr mehr als 12 Stunden zur Arbeit benutzt; c) die mit neunstündiger Arbeit beschäftigten Kinder täglich zwei Stunden zur Schule angehalten werden sollen.

So gering aber diese Maßregeln gegen das Uebel sind, so haben die zur Aufrechthaltung derselben eingesetzten Commissarien dennoch berichtet, daß deren Ausführung und Durchsetzung ohne den Ruin der Fabriken sehr schwierig, zum Theil unmöglich falle.

Dagegen ist in Folge der angestellten Untersuchungen anerkannt (S. 143), daß unter den selbständigen Handwerkern und Kleingewerben, mit Ausschluß der Weber, wenn auch angestrenzte Arbeit und Versagungen ihnen zum großen Theile nicht fremd sind, dennoch Verarmung, Noth und Verschmachtung eine überaus seltene Erscheinung ist, und daß also das Glück, zwar nicht begüterter, aber doch zufriedener, ihr Auskommen habender und an Leib und Seele rüstiger Menschen bei ihnen noch heimisch ist. 65.

Der böse Blick, oder die Queiße in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838. Historischer Roman in vier Abtheilungen, von L. Schneider. Erste Abtheilung, Berlin vor 300 Jahren. Berlin, Hayn. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Buch, oder diese Bücher — denn der Verf. hat es dem Anscheine nach auf eine Reihe von Bänden angelegt — werden sich größeren Beifall im Publicum, wenn man darunter eine gewisse Vielzahl der Leser versteht, als bei der Kritik erwerben; eine Eigenschaft, welche die literarischen und künstlerischen Leistungen dieses Autors überhaupt haben.\*). Es soll damit nicht ein Label ausgesprochen, sondern nur die Sphäre bezeichnet werden, für welche derselbe zu wirken sucht; eine zwar secundäre, die jedoch eine Eigenthümlichkeit des Talents erfordert, welche nicht Jedem gegeben ist. Wir wollen gleich vorweg aussprechen, was die Kritik gegen das Werk im Allgemeinen einwenden muß. Der Verf. erstrebt nicht sowohl die durch den Geist belebte, verschönte Form des Außenwerks, sondern unterhält uns vorwaltend mit derbem, reich zugemessenem Stoff. In gewisser Hinsicht wendet er sich auf diese Weise zu einer früheren Literaturperiode zurück, die wol ein Jahrzehend lang gedauert und eine bestimmte Classe von Lesern mit zahlreichen Büchern versorgt hat, die heißhungrig verschlungen wurden. Wir meinen die Zeit der Spies und Cramer, die der Schreckensromane, wie „Luno von Kyburg“ (dessen zweiter Theil, obwohl, wie wir

\* Es dürfte Manchem unbekannt sein, daß der Schreiber des in Rede stehenden Buchs eine und dieselbe Person mit dem Schauspieler L. Schneider in Berlin, dem Verf. mehrerer, auf allen Bühnen Deutschlands viel gegebenen schmerzhaften Dramen, Liebespossen, z. B. „Der reisende Student“, „Frühling“ u. s. w. ist.

Wahr wissen, aus der übertriebendsten Parodie jenes Geschmacks hervorgegangen, doch Laufende entzückt), wo das ganze Arsenal des Mittelalters, Burgen, Berlebe, Waffenhallen, Speere, Harnische, Flamberge, ins Gefecht geführt wurde, um glänzende Siege über die Etwelt zu erkämpfen. Ganz so einseitig in der äußern Colorirung ist unser Autor jedoch nicht; der Titel seines Buchs beweist schon, daß er nicht durchaus auf mittelalterlichem Boden zu ackern und zu ernten denkt. Doch dieser erste, vor uns liegende Band, der die Jahreszahl 1538 im Ueberflusse trägt, bekundet seine nahe Verwandtschaft mit den ebengenannten Autoren. Seine Hauptgegenstandsfrage, Ausdrücke der alten Zeit, Schilderungen ihrer Sitten, Galanterie in ihrem Geschmacke, Alles das wird herbeigebracht. Indessen hat der Verf. doch diese Zeit nicht bloß äußerlich aufgefaßt, sondern, und hier ist der Punkt, wo wir zu seinem Lobe übergehen müssen, seiner Arbeit ein in der That fleißiges Studium zum Grunde gelegt. Schon durch ein früheres Werk: „Berliner Nächte“, hat er bekundet, daß er sich um die Localfarben dieser Stadt in verschiedenen Zeitpunkten ernstlich bekümmert hat. Von dort her mag er wol die Veranlassung zu dem vorliegenden Werke genommen haben, indem ein genaueres Einbringen in die Zeit und Ortlichkeit der preussischen Hauptstadt und Geschichte allerdings vielfältig zur Benutzung so reichhaltigen Stoffes anregen konnte. Die Wahl des Zeitpunktes ist günstig. Der Kurfürst Joachim II. ist im Begriff, den katholischen Glauben mit dem lutherischen, den er schon lange im Herzen angenommen, auch öffentlich zu vertauschen. Diese Gährung und Spannung der Gemüther gibt ein interessantes Element der Darstellung. Dazu treten verschiedene historische Figuren auf, deren Charakteristik ebenso dankbar für den Dichter ist. Eine Hauptrolle spielt Kypolt, jener bekannte, verschämte Jude, des Kurfürsten Leibkammerer und Günstling, sein Gehülfe bei alchemistischen Versuchen, sein Vertrauter in den wichtigsten und geheimsten Angelegenheiten. Der Autor hat ihn als das principium movens der Vorgänge hingestellt. Überladet er gleich, nach seiner Weise, die Gestalt mit etwas dick aufgetragenen Farben, so ist es ihm doch nicht ganz fehlgeschlagen ihre eine eigenthümliche, wenigstens Neugier und Spannung, wenn nicht Theilnahme oder ein höheres Interesse irgend einer Art erweckende Physiognomie zu geben. Die zweite historische Gestalt von Bedeutung ist Hans Kuhlhaas, der berühmte Kofkamm, der eine Mißhandlung durch den Adel und eine bittere Rechtskränkung so unermüßlich rügte, daß er in dieser Konsequenz zu einem wahrhaft dichterischen und durch sein Ende auch tragischen Charakter geworden ist. Hier tritt nun allerdings die poetische Schwäche des Verf. stark hervor, weil der Vergleich mit der Art und Weise zu nahe liegt, wie Heinrich von Kleist dieselbe, historisch gegebene, Person behandelt hat. Dieser hob sie aus der verben Wirklichkeit in eine höhere Kunstphäre hinauf, ohne die Grundzüge ihrer kräftigen Natur zu verwischen; unser Autor ist der äußerlichen Wahrheit getreuer geblieben, doch die Kunst hat dabei nicht gewonnen. Die übrigen in dem Buche auftretenden Personen sind, mit Ausnahme einiger frei erfundenen Hauptfiguren, mehr geschichtliche Namen als wirkliche Charaktere. Welches eigentlich der Kern der behandelten Begebenheit sei, läßt sich nicht mittheilen, da mit dem vor uns liegenden ersten Bande auch selbst die erste Abtheilung der vier Romane zu vier verschiedenen Perioden, auf die es abgesehen scheint, noch nicht geschlossen sein kann, wiewol der Titel nicht andeutet, daß ein zweiter Band diesem ersten der ersten Abtheilung folgen werde. Eine Anspannung der Neugier hat der Verf. mit Glück erreicht; man wird gern weiter lesen, wenn auch schnell; hier und da regt er auch etwas Besseres an, doch die Eindrücke sind zu flüchtig vorüberauschend, um ein Gewicht in die Waagschale für die Abschätzung des Wertes im Ganzen zu legen. Ein Hauptverdienst wird die geschickte Lösung der ziemlich verwickelt geflochtenen Fäden sein. Inwiefern der Verf. sich dasselbe erwirbt, kann erst der Erfolg seiner Arbeit lehren.

## Bibliographie.

- Brennglas, A., Herr Buffey in der Berliner Kunstausstellung. Ein Lebensbild. 1stes Heft. 12. Berlin, Pflaß'sche Buchh. 6 Gr.
- — Berliner Erzählungen und Lebensbilder. 1stes Bändchen. Gr. 12. Berlin, Pflaß'sche Buchh. 1 Thlr. 6 Gr.
- Dante, Die göttliche Komödie. Metrisch überfetzt nebst beigebrudertem Originaltexte, herausgegeben von August Kopisch. 3te Lief. Schmal gr. 4. Berlin, Enslin'sche Buchh. 8 Gr.
- Döring, N., Das Schloß Rougemont. Historisch-romantische Erzählung. 8. Leipzig, Krapp. 1 Thlr. 12 Gr.
- Eickstedt, G. v., Urkunden-Sammlung zur Geschichte des Geschlechtes der von Eickstedt in Thüringen, den Marken und Pommern. Gr. 8. Berlin, Pflaß'sche Buchh. 5 Thlr. 16 Gr.
- Fladung, J. A. F., Kurzesfaste Mythologie der Griechen und Römer. Für junge Damen zusammengestellt. Mit den Abbildungen der zwölf großen Götter, nach Antiken. 12. Wien, Beck. 1 Thlr.
- Gretschel, K. Chr. G., Kirchliche Zustände Leipzigs vor und während der Reformation im Jahre 1539. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. Gr. 12. Leipzig, Pfeil. 1 Thlr. 8 Gr.
- Heloise von Saul oder der päpstliche Hof im 14ten Jahrhundert. Frei nach dem Französischen von Fanny Tarnow. 3 Theile. 8. Bunzlau, Appun. 5 Thlr. 6 Gr.
- Holtei, K. von, Almanach für Privat-Bahnen. 1839. 1ster Jahrg. Gr. 8. Wiga, Franzen. 2 Thlr.
- Krummacher, C. W., Gottfried Daniel Krummacher's Leben. 2. 8. Eberfeld, Hassel. 6 Gr.
- Neue Land- und Seebilder. Vom Verfasser des Legitimien etc. 1ster, 2ter Theil. Die deutsch-amerikanischen Verwandtschaften. 1ster, 2ter Theil. 8. Zürich, Schulthess. 5 Thlr. 12 Gr.
- Marggraff, H., Deutschland's jüngste Literatur- und Culturepoche. Charakteristiken. 8. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr.
- Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne. III. Der Jüngling, Lustspiel. Better Heinrich, Schauspiel. Der Unentschlossene, Lustspiel. 8. Dresden u. Leipzig, Arnob. 2 Thlr. 8 Gr.
- Peters, D., Novellen und Erzählungen. 1ster Band. Der Raubhüh. Die Jungfrau von Patras. 8. Annaberg, Rudolph und Dieterici. 1 Thlr.
- Reinhard, L., Scherben. 8. Schwerin. Berlin, Pflaß'sche Buchh. 16 Gr.
- Schilling, G., Polyphonomos oder die Kunst in 36 Sectionen sich eine vollständige Kenntniß der musikalischen Harmonie zu erwerben. 1ste Lief. 2. 8. Stuttgart, Weise u. Stoppani. 18 Gr.
- — Versuch einer Philosophie des Schönen in der Musik oder Aesthetik der Tonkunst. Gr. 8. Mainz, Schott's Söhne. 4 Thlr.
- Schweizerkizzen vom Verfasser des Deutschen in Paris etc. Gr. 12. Leipzig, Hartnoch. 1 Thlr. 8 Gr.
- Sophokles, Tragödien. Uebersetzt von G. Thubichum. 2ter Theil. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 1 Thlr. 18 Gr.
- Berliner Theater-Almanach auf das Jahr 1839. Herausgegeben von A. Cosmar. 4ter Jahrgang. 16. Berlin, Bode. 1 Thlr. 12 Gr.
- Tietz's, L., gesammelte Novellen. 5tes bis 8tes Bdn. Eine Sommerreise. Die Wunderfächtigen. Pietro von Abana. Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein. Der Alte vom Berge. Eigensinn und Laune. Die Gesellschaft auf dem Lande. 8. Breslau, Max u. Comp. 3 Thlr. 18 Gr.
- Ussold, Korballe zur griechischen Geschichte und Mythologie. 2ter Theil. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 16 Gr.
- Weber, G. G. G., Sonnenblicke der Gottheit. In Gesängen und Liedern. 8. Bunzlau Appun. 21 Gr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 335.

1. December 1838.

### Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Verendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

#### Die Diplomatie und ihre neuesten Bearbeiter.

Wenig Wissenschaften haben in so kurzer Zeit nach ihrem Entstehen so unendlich an Umfang und Bedeutsamkeit gewonnen, als die von einer Kunst zur Wissenschaft erhobene Diplomatie, die jüngste von allen und doch schon eine der wichtigsten und einflussreichsten, die es gibt.

Es ist dies aber nicht zu bewundern, da es von den tüchtigsten Staatsrechtslehrern immer mehr anerkannt wird, daß das äußere Interesse eines Staates, eben weil es das Dasein des Staates umfaßt, seinem Wesen nach das höchste ist und sein muß, und es kann gar nicht anders kommen, als daß der Wissenschaft, welche sich die Leitung dieses auswärtigen Interesses zur Aufgabe gemacht hat, welche, wie der geistreiche Zachariä sagt, die auswärtige Politik in steter Rücksicht auf Erhaltung des Bestehenden kunstmäßig ausbildet, künstlich verschlingt und so für jedes einzelne Volk zum Princip des Lebens, des Fortschreitens und der Macheiferung macht — daß dieser Wissenschaft der Rang im Reiche des menschlichen Wissens angewiesen werden muß, auf welchen sie ihrer Wichtigkeit nach Anspruch zu machen berechtigt ist.

Je tiefer der menschliche Geist in das Wesen der einzelnen Wissenschaften eindringt, je weiter er in seinen Forschungen fortschreitet, um desto klarer wird ihm das Band, welches alle Wissenschaften vereinigt, desto deutlicher fühlt er den innigen Zusammenhang, in dem sie alle gegenseitig stehen; und wenn vor beinahe dreihundert Jahren ein Mann noch das Reich der drei Facultätswissenschaften umfassen, Einer als Theolog, Jurist und Mediciner zugleich auftreten konnte, so möchte jetzt der gewissenhafte Forscher verzweifeln, wenn er nur eins dieser Fächer genügend ergründen soll; denn man möchte jetzt Alles wissen, um Eins gründlich zu verstehen, gebedlich zu arbeiten.

Die Diplomatie gehört nun ihrer weitern Bedeutung nach zu jenen Collectivwissenschaften, die nach und nach

jeden Zweig des menschlichen Wissens in ihren Kreis ziehen, da sie eben jeden von ihrem Standpunkte aus betrachten, jeden zu ihren Zwecken anwenden kann. Wie der Chemiker statt der bescheidenen Vierzahl der früher als solcher anerkannten Elemente jetzt schon deren mehr als dreißig anerkennen muß, so wird der Diplomat, dessen höchste Aufgabe es ist, sich das bei Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu Grunde zu legende System zu erschaffen, es auszubilden oder nach Zeit und Umständen abzuändern, die Elemente der ihm relativ nöthigen wissenschaftlichen Bildung immer vermehren, die Grenzen seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaften immer weiter ausdehnen, seinen Forschungen eine immer größere Universalität geben müssen; und vergleicht man die Kenntnisse, welche noch vor etwa hundert Jahren einen Gesandten befähigen konnten, seinem Beruf ehrenvoll und würdig vorzustehen, mit denen, die man jetzt von dem praktischen Diplomaten verlangt und zu verlangen befugt ist, so mag man den Umfang leicht ermessen, den die neue Wissenschaft der Diplomatie bereits gewonnen hat.

Der so unendlich gesteigerte gegenseitige Verkehr der Völker, die jeden Tag vielseitiger werdende Berührung und Wechselwirkung ihrer Interessen sind hiervon die materiellste Ursache. Früher, als noch die Interessen der bürgerlichen Gesellschaft fast ausschließlich auf das Innere des Staates gerichtet waren und nur selten das Ausland berührten, da konnte, wenn letzteres einmal der Fall war, Der schon kräftig wirkend auftreten, der dieses Einzelinteresse in Bezug auf seinen Staat hinlänglich erfaßt hatte und es zu beurtheilen verstand. Sobald aber der Handel die Völker gegenseitig näher gebracht, die Interessen derselben auch nach außen gelenkt hatte, konnte von jener einseitigen Bildung bei Entscheidung der Fragen, die eben durch diese Verbindungen entstanden waren, kein Heil mehr erwartet werden; und so führte die Noth-



wendigkeit die äußere Politik in das Leben ein, die sich, je vielfacher ein Volk mit dem andern in Berührung kam, auch immer vielseitiger gestalten mußte, und deren tiefe, vollständige Kenntniß das erste Erfoderniß eines tüchtigen Diplomaten wurde.

Seit nun die neuere Zeit für den Inbegriff der auf die äußern Verhältnisse der Staaten angewendeten Staatswissenschaften (in der weitesten Bedeutung des Wortes) den Ausdruck Diplomatie erfunden und in Umlauf gebracht hat, ist es vielfach versucht worden, den Umfang dieser neuen Wissenschaft zu bestimmen und ihre Grenzen genau zu bezeichnen. Ob dies bisher und wie es dem Einzelnen gelungen sei, mag hier weder behauptet noch ausgeführt, wol aber bemerkt werden, daß die Erklärung des Begriffes Diplomatie sich bis jetzt ebenso wenig auf eine bestimmte Weise geben läßt, als die Grenzen dieser Wissenschaft bis jetzt mit Bestimmtheit gezogen werden können. Am angemessensten dürfte es demnach, besonders da die Diplomatie in ihrem Übergange von einer Kunst zur Wissenschaft noch immer den Charakter einer so zu sagen personellen Wissenschaft nicht abgelegt hat, erscheinen, diese Erklärung nur relativ und zwar so zu geben, daß unter Diplomatie der Inbegriff derjenigen Kenntnisse verstanden werde, welche die Geschäftsmänner, denen die Feststellung, Ausbildung und namentlich die Ausführung des Systems der auswärtigen Politik in den einzelnen Staaten obliegt, erlangen und besitzen müssen, um die nuregedachten Zwecke zum wahren Wohle ihrer Staaten erreichen und fördern zu können. Auf diese Weise wird der Kreis der immer mehr in das Bereich der Diplomatie zu ziehenden Wissenschaften nicht geschlossen, sondern die Möglichkeit erhalten, diesen Kreis in das Unendliche zu erweitern.

Daß dies nöthig sei, mag Niemand bestreiten, der die Geschichte der äußern Politik des letzten Jahrhunderts kennt und daher, indem er weiß, welchen ungeheuern Einfluß die Umgestaltung der innern Verfassungen mehrerer europäischen Staaten auf das System der äußern Politik derselben nothwendigerweise gehabt hat, überzeugt ist, daß diese Umgestaltung nie mehr als beendet angesehen werden kann, sondern auf dem Wege der Reform sich als permanent darstellt. Man mag sich übrigens gar nicht verhehlen, daß die praktische Diplomatie, besonders so weit sie die Ausführung des Systems der äußern Politik betrifft, sich noch lange nicht auf den Standpunkt geschwungen hat, den ihr die Theorie seit etwa zwei Jahrzehnden anweist; und als gewiß kann man annehmen, daß sich, namentlich in den neuconstituzionellen Staaten Europas, die gesandtschaftlichen Verhältnisse nach und nach ganz anders werden gestalten müssen, als es jetzt der Fall ist, wo ihnen das gefällige Staatsrecht noch immer den althergebrachten Platz in dem politischen Systeme läßt, den sie, wenigstens in der jetzigen Modalität, wol kaum zu lange mehr behalten dürften.

Wenn nun auch hier nicht eben Hypothesen aufgestellt oder politische Wahrscheinlichkeitsberechnungen gegeben werden sollen, so dürfte doch so viel als gewiß anzu-

nehmen sein, daß man, je mehr das neuconstituzionelle Leben sich entfaltet, je umfassender und inniger der gegenseitige Verkehr der Völker (man denke an Eisenbahnen zwischen Europas Hauptstädten) werden wird, um so ernster die Vertretung des Staates im Auslande betrachten und sie ihrer höchsten Wichtigkeit nach auffassen, daß man Sein und Scheinen, Vertretung und Repräsentation, Staat und Hof, reelle und ceremonielle Interessen unterscheiden und jedem die Rechte einräumen wird, die der Beschaffenheit der Umstände nach ihm gebühren; daß endlich eine Gesandtschaft nicht der Repräsentationsgabe des Einzelnen überlassen werden, sondern verschiedenartige Talente und Kenntnisse in Männern vom Fach in sich vereinigen wird, wie es bisher nur bei Gesandtschaften zu Abschließung wichtiger Verträge, bei Congressen geschehen, und wie ja die vor wenig Jahren noch so beliebte Idee eines *congrès perpétuel* ohnehin schon gebietet.

Was die praktische und anspruchlose, aber ernste Vertretung inländischer Interessen im Auslande anlangt, so dürfte das Gesandtschaftswesen der nordamerikanischen Freistaaten in vielen Hinsichten eine genaue Berücksichtigung verdienen. Freilich hat dieser junge Staat bei Vertretung seiner eigensten materiellen Interessen den Vortheil, nicht durch tausend Jahre Geschichte beengt zu werden, deren sociale Ergebnisse, wie oft sie auch materiell hemmend einwirken mögen, doch unter dem Titel der Ehrwürdigkeit und des Hergebrachten Berücksichtigung verdienen.

In neuester Zeit hat ein alter praktischer Diplomat (Kölle, in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“, 1838, erstes Heft) es versucht, die Zukunft der Diplomatie in wenig Zügen zu bezeichnen, und das Bild, welches er als Mann vom Fach von dieser Zukunft entwirft, stimmt mit dem hier eben angedeuteten in seinen Grundzügen durchaus überein; denn auch er hofft einen, durch die immer dinglicher werdenden Interessen der Völker gebotenen Übergang vom bloßen Scheinen zum Sein, auch er glaubt, daß der Geschäftsträger bald zum Grundtypus der Gesandten, jenes ritterlich extravagante Ceremonialrecht aber vor dem praktischen Blicke unsers Jahrhunderts nicht mehr als Lebensfrage bestehen, sondern mit seinen Kosten und Prätentionen der Wirklichkeit entrückt und als abgethan der Culturgeschichte übergeben werden wird.

Man hat die nuregedachte Skizze tabeln, ihr vielleicht des zu umfassend gewählten Titels halber Oberflächlichkeit und Unbedeutendheit vorwerfen wollen; allein wenn sie auch hier nicht eben als wissenschaftlich wichtig besonders gelobt werden soll, so muß doch Derjenige, der sich einige Kenntniß der diplomatischen Verhältnisse, sei es nun durch Theorie oder Praxis erworben hat, eingestehen, daß der Verfasser derselben sehr viel Wahres gesagt oder vielmehr zugestanden hat, und dies genügt schon in einer Zeit, wo wir gewohnt sind, die diplomatischen Verhältnisse ebenso durch Unkenntniß verrufen, als durch vornehme Zurückhaltung nicht gerechtfertigt zu sehen. Die so hohe Diplomatie steht aber keineswegs über der öffentlichen Meinung, und nur im Vorübergehen mag hier daran erinnert werden, wie erst kürzlich in England diese Meinung

durch Zurücknahme der auf Lord Castlereagh gefallenen Wahl als Gesandter am russischen Hofe einen unverkennbaren Beweis hoher und begründeter Achtung erhalten hat.

Betrachtet man nun die Literatur des Gesandtschaftswesens bis auf unsere neuesten Zeiten im Allgemeinen, so ist es erstaunlich, wie wenig Nutz- und Brauchbares man in derselben findet. Der Verfasser dieses Aufsatzes, dessen Lieblings- und Mußebeschäftigung es seit einigen Jahren war, das auf Gesandtschaftsrecht und Gesandtschaftspolitik Bezügliche nicht bloß zu sammeln, sondern auch zu durchlesen, gesteht offen, daß er sich bei dieser Durchlesung weniger über erlangte wichtige Kenntnisse zu freuen, als vielmehr die darauf verwandte Zeit zu bebauern hat.

Von allem Vorhandenen ist und bleibt der Martens'sche „Guide diplomatique“ immer noch das am hauptsächlichsten zur Bildung praktischer Diplomaten geeignete Werk, da es, in leichtem und gefälligem Style geschrieben, die Verhältnisse des praktischen Diplomaten glücklich auf faßt, gut wiedergibt und, wenn auch nicht eben auf streng logisch-systematische Weise, doch die Aufgabe erfüllt, die einem Führer eben gestellt ist, Anleitung zum tiefem Selbststudium zu geben.

Der bekannte Pinheiro-Ferreira zu Paris hatte schon zu der 1822 unter dem Titel: „Manuel diplomatique“, erschienenen ersten Ausgabe des Martens'schen Werkes „Observations“, ohne sich jedoch auf dem Titel zu nennen, herausgegeben (Paris 1825), in denen er oft Zweifel aus der Theorie zu lösen sucht, welche die Praxis des Gesandtschaftsrechts aufgestellt, aber definitiv zu entscheiden stets vermieden hat. So gut und nöthig es nun an und für sich ist, diese theoretischen Lösungen zu kennen, so wird doch jeder etwas aufmerksame Beobachter des Gesandtschaftswesens der neuesten Zeit zugestehen müssen, daß nirgend weniger nach bestimmten theoretischen Ansichten gehandelt wird als eben bei Entscheidung streitiger Völkerrechtsfragen, bei denen die jedesmaligen äußern Verhältnisse von zu großem Einflusse sind, um nicht vor allem Andern Beachtung zu verdienen. Man vergleiche nur die neuern *causes célèbres* des Völkerrechts miteinander, und man wird sich fragen, ob es denn wirklich ein sogenanntes allgemeines Völkerrecht gebe, aus dessen Standpunkt sich jeder Fall beurtheilen lasse, oder wenigstens wer dies anerkenne. Das beinahe einzige allgemeine Resultat einer solchen Vergleichung wird das sein, daß alle solche Differenzen auf den möglichst verwickeltesten Standpunkt gebracht und der Öffentlichkeit, so sehr es nur immer geht, entrückt, ihre Entscheidungen aber möglichst in die Länge gezogen werden, um nicht bei schnellem Einschreiten Grundsätze anzuerkennen, die in spätern Fällen entgegengesetzte Wirkungen haben könnten. Nach diesem allgemeinen Völkerrechte hat nun Pinheiro-Ferreira zum Theil seine Bemerkungen geschrieben, zum Theil aber auch manches praktisch Brauchbare hinzugefügt, sodaß sein Werkchen dadurch jedenfalls von Einfluß wird.

Zu dem „Guide diplomatique“ (2 Bde., Leipzig

1832), dem „Manuel“ von 1822 in erweiterter und verbesserter Gestalt, hat nun derselbe Pinheiro-Ferreira in gleichem Maße „Observations“ herausgegeben (Paris 1833), welche er zu gleicher Zeit, verbunden mit einem „Précis des principes du droit public, servant de base aux observations sur le Guide diplomatique“, als „Supplément au Guide diplomatique de M. le Baron Ch. de Martens“ erscheinen ließ, und die neuerlich, sowol einzeln als in der letztgedachten Verbindung, jedoch nur mit einem neuen Titel versehen (Paris 1837), wieder in dem Buchhandel gebracht worden sind.

Diese neuern „Observations“ erscheinen als ein vollständiger Commentar zu den 89 Paragraphen des „Précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques“ und lassen wenig Gutes an einem Werke, was doch in der Vorrede classisch genannt wird. Die in diesen Bemerkungen ersichtliche Erbitterung des Herrn Comthurs Pinheiro-Ferreira gegen Herrn v. Martens mag in einem, allerdings nicht ganz zu verantwortenden Verfahren des Letztern seinen Grund haben, nach welchem derselbe andere Autoren oft durch wörtliches Abschreiben benutz, ohne seine Quelle anzugeben. So hat es z. B. Hr. v. Martens mit der im Anhang zu Rayneval's „Völkerrechte“ befindlichen Abhandlung: „Des agens politiques“ (S. 362—392, zweite Ausgabe von 1803), gemacht, die sich zum Theil wörtlich in seinem „Précis“ wiederfindet, ohne von ihm auch nur einmal citirt zu werden; so hat er auch mehre der „Observations“ von 1825 benutz, die freilich in Deutschland ebenso wenig bekannt waren, als es das doch gewiß vorzügliche Buch des Girard de Rayneval ist. Deshalb erlaubt sich auch Pinheiro-Ferreira die beißendsten Bemerkungen gegen dieses Verfahren, deshalb sagt er zu Ende der seinem Buche vorausgeschickten Ankündigung so fein als bitter: „Nous ne pouvons qu' être sensibles à la manière délicate dont, sans nous citer, M. de Martens a bien voulu faire une mention honorable de nos faibles services“, und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, die Plagiate des Hrn. v. Martens aufzudecken.

Von dieser Seite läßt sich nun freilich das Martens'sche Werk nicht rechtfertigen; was aber die übrigen Vorwürfe anlangt, die Pinheiro-Ferreira diesem Werke macht, so mag der Standpunkt nicht außer Acht gelassen werden, von welchem sein Verfasser ausgegangen ist, nämlich der rein praktische, den sein Herr Commentator selbst dadurch bezeichnet, daß er Hrn. v. Martens (S. 83, S. 181) einen „rôle habituel de simple rapporteur de ce que pratiquent les gouvernemens, ou de ce qu' enseignent les publicistes“, zuschreibt. Der „Guide diplomatique“ soll aber dem Anfänger die Diplomatie zeigen, wie sie ist und factisch besteht; die „Observations“ dagegen gehen dahin, zu zeigen, wie die Diplomatie sein sollte. Beide haben also ihr Verdienst, beide lassen sich recht friedlich vereinigen, und zur Ehre des Verfassers des „Guide diplomatique“ wird gewiß Jeder gern glauben, daß er ebenso gut wissen wird, wie es sein sollte, als er angibt, wie es wirklich ist. Jedenfalls ist das Martens'sche Werk ein verdienstliches, wenn es ihm auch bei

dem in seiner Art bereits Vorhandenen leicht werden mußte, das Beste zu sein.

(Der Beschluß folgt.)

Dell' antica città di Luni e del suo stato presente. Memorie raccolte da Carlo Promis. Aggiuntovi il corpo epigrafico lunense. Turin 1838. 4.

Nachdem der Marchese Angelo Nemezi im März 1837 auf einem seiner Grundstücke in dem Stadtbezirk des alten Luni den Fuß einer Bronzestatue und andere Reste einer früher daselbst vorhandenen Pracht entdeckt hatte, stellte er seinem Landesherren, dem Könige von Sardinien, jenen Strich Landes zu weiteren antiquarischen Nachforschungen zu Gebote. Die sardinische Regierung nahm das Anerbieten beifällig auf und sandte den Verf. dieser wohlgeordneten und kritisch abgefaßten Monographie als Architekt zur Beaufsichtigung und Leitung jener Nachgrabungen dahin ab. Dieser, welcher sich schon früher durch eine sehr verdienstvolle Monographie über die Altorträumer von Alba am Fucinersee der gelehrten Welt vorthellhaft bekannt gemacht hat, legt in gegenwärtiger Schrift der Akademie von Turin seinen Bericht über die Resultate des ihm anvertrauten Unternehmens in der Weise vor, daß er selbiger einen Gesamtbericht über die Lage, Geschichte, Handelsverhältnisse und Monumente dieser alten Struskerstadt einreicht.

Die Ruinen von Luni sind an der Mündung des Flusses links von selbigem anderthalb geometrische Meilen landeinwärts gelegen. Diejenigen, welche dasselbe für eine Seestadt erklären, irren sich. Sein eigentlicher Hafen ist allezeit der Golf von Spezia gewesen. Dieser lieb ihm frühzeitig eine politische Bedeutung, weshalb die Römer frühzeitig ihr Augenmerk darauf richteten. Der Verf., welcher die Geschichte dieser Stadt von da an, wo sie erst historisch erwähnt wird, bis zu der Epoche erzählt, wo sie im Anfange des 11. Jahrhunderts vollkommen zerfällt wurde, hat die Bedeutung ihrer Lage mit verständigem Blick ins Auge gefaßt. Im J. 1204 wurde der Bischofsitz durch eine Bulle des Papstes Innocenz III. von da weg nach dem benachbarten Sarzana verlegt, und von diesem Augenblicke datirt ihr völliger Verfall.

Luni gelangte um das Jahr 48 v. Chr. durch den Reichthum seiner Marmorbrüche zu neuer Bedeutung, nachdem es durch die Römer politische Selbständigkeit und Ansehen verloren hatte. Die Strusker scheinen diesen kostbaren Marmor weder gekannt noch bearbeitet zu haben. Zum ersten Mal wird er an dem Hause des prachtliebenden Mamurra erwähnt, der zur Zeit des gallischen Kriegs lebte. Seit der Zeit finden wir ihn fast ununterbrochen bei den zahlreichen römischen Bauten angewandt. Der Verf. liefert ein Verzeichniß derselben und weist nach, daß die Zeit des glänzenden Vertriebs desselben in die Epoche von Trajan bis zu den letzten Antoninen fällt; am meisten aber wurde er angewandt in dem Zeitraume, welcher zwischen Vespasian und Commodus liegt.

Unter den Denkmälerresten jener Stadt ist das Amphitheater ausgezeichnet, welches der Verf., so weit es der gegenwärtige verschüttete Zustand desselben zuläßt, mit architektonischer Umsicht untersucht. Das Volk nennt dasselbe mit dem von Rom entlehnten Namen Colosseum. Außerdem wird eine Anzahl von Gräbern und andern Bauwerken nachgewiesen und mit überzeugenden Gründen dargethan, daß die Angabe, der zufolge Luni mit Marmormauern umgeben gewesen sei, völlig unbegründet ist.

In einer Piscina fand man 1824 eine Mosaik und in den bereits erwähnten Ausgrabungen des Marchese Nemezi eine große Anzahl höchst interessanter Bronzestatuetten, nebst einigen Marmorwerken und einer großen Masse architektonischer Ornamente.

Der epigraphische Anhang enthält den ganzen von dem Verf. kritisch gesichteten Inschriftenschatz des alten Luni. Unter den daselbst aufgeführten Steininschriften befinden sich mehrere von bedeutendem Interesse. Alle noch vorhandenen werden von dem Verf. aufs Neue mit der zuverlässigsten Genauigkeit copirt und die übrigen aus den Werken entlehnt, welche sie früher beigebracht. Die allgemeine Einleitung dient als eine Art von Commentar dazu. Zum Schluß folgen auch alle die falschen Inschriften, mit denen man besonders bei der Erörterung der historischen Verhältnisse von Luni früher großen Mißbrauch getrieben hat. 120.

## Notizen.

### Ein Katholischer Robinson.

Der zweite Band des Werkes: „Le voeu des familles ou une digue aux mauvais romans“, ist soeben erschienen und enthält den „Christlichen Robinson“ von J. Régnier. Der Zweck des Buches ist, nachzuweisen, daß Religion und Ausübung der religiösen Pflichten unumgänglich nothwendig sind, um das Glück der Menschen zu begründen; es hat eine echt katholische Tendenz. Régnier's Robinson, ein Verehrer und Schüler Voltaire's, schiffte sich auf einem Fahrzeuge ein, welches eine Expedition nach dem Norden zu machen bestimmt ist. Robinson verirrt sich auf der Jagd an einer unwirthlichen Küste und sieht sich zuletzt von aller menschlichen Hilfe gänzlich abgeschnitten. Er schlägt in einer Höhle von Eis seine Wohnung auf; aber das Eisgewölbe stürzt fast über ihm zusammen, und er verliert bei dieser traurigen Gelegenheit seine Büchse, die ihm so kostbar war. Nichts bleibt ihm als ein Messer; schreckliche Leiden treffen ihn und brechen seinen Stolz; da erwacht der Glaube in ihm, das Gebet und die Verehrung des Kreuzes werden ihm die süßesten Tröstungen, er liegt mit Eifer allen den frommen Übungen ob, die er früher verachtet, geschmäht und mit unglaublichem Sarkasmus von sich gestoßen hatte. Er büßt nun die Verirrungen seiner Jugend, indem er seine Zeit zwischen mühevollen Arbeiten und religiöse Betrachtungen theilt, wie er, wie seine Memoiren, auf eine Art selbstbereiteten Pergaments niederschreibt. Einige Jahre darauf findet man sein Geripp, welches sich noch an ein halb ungeriffenes Kreuz lehnt, und jene Pergamentblätter, aus denen die rührende Geschichte genommen ist. Es soll dem Buche nicht an Interesse fehlen, so unglaublich die Ereignisse auch sind. Der nachlässige und wenig gefesselte Styl wird getadelt.

Interessant ist Lindsay's in seinen „Letters on Egypt, Edom and Holy Land“ mitgetheilte Bericht über die von den Ägyptern zu Dulak angelegte polytechnische Schule. Das Gebäude fand Lindsay von glänzendem Aussehen, die Knaben ziemlich sauber gekleidet, sodaß sie ohne Tarbusch und Pantoffeln für Europäer hätten gelten können. Diejenigen, die er sah, schienen sehr lebhaft und verständig. Man sagte dem Reisenden, sie überträfen bei einer Prüfung die meisten englischen Schüler in einer Art Schaustellung von Wissen und Kenntnissen; doch ist Alles nur Kopfkennntniß (head-knowledge). Sie treiben Algebra und trockene Mathematik. Ihre Schulbände, Schiefertafeln u. s. w. waren ganz europäisch. Auch ihre Druckerpresse gefiel dem Reisenden. Sie drucken jede Woche ein Blatt, und Lindsay sah mehrere noch ungebundene Blätter; die „Tausend und eine Nacht“ waren eben benoht. Ein alter ehrwürdiger Gelehrter, mit der Brille auf der Nase, spielte, wie es schien, den Schulinspector und war in die Lecture einer alten Chronik vertieft. Eine solche Figur in alttürkischer Tracht und mit dem langen Silberbart erscheint gewiß viel frappanter und charakteristischer als irgend ein alter Schulfuchs Europas in seinem beschneupten braunen Rocke mit durchstoßenen Ärmeln, und mit nie abgelegtem classischem Staube prangend. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 336.

2. December 1838.

### Die Diplomatie und ihre neuesten Bearbeiter.

(Beschluß aus Nr. 335.)

Nach der Ausgabe des „Guide“ von 1832 erschien zu Paris 1833 ein „Traité complet de diplomatie, ou théorie générale des relations extérieures des puissances de l'Europe, par un ancien ministre“, in drei Octavbänden, durch welchen aber die Wissenschaft der Diplomatie auf keine Weise gefördert worden ist, da er nur Bekanntes und dieses auch mit viel unnützen Worten gibt. Bibliographisch merkwürdig ist es, daß in einigen Exemplaren der Name des Verfassers: le comte de Garden, ministre résident, auf dem Titel angegeben ist, während er in andern fehlt und selbst die Verlagsbuchhandlung diesen Namen auf Befragen nicht angeben konnte.

Im vorigen Jahre endlich erschien zu Paris eine neue Ausgabe des Martens'schen „Guide diplomatique“, und zwar als „nouvelle édition revue, rectifiée et améliorée dans toutes ses parties, augmentée de notes du développement et d'appendices extraits des ouvrages du commandeur S. Pinheiro-Ferreira, du comte d'Hauterive, du Prof. de Felice, s'Gravesende etc., par Mr. de Hoffmanns“, in zwei Theilen in Octav, die jedoch drei Bände bilden.

In Paris, wo sich bei Allaud eine sogenannte librairie diplomatique gebildet hat, sind in neuerer Zeit von manchem wichtigen völkerrechtlichen Werke neue und angeblich verbesserte Ausgaben erschienen (z. B. von Puffendorf, Rayneval u. a. m.), ohne daß sich jedoch diese Ausgaben durch innern Gehalt vor den frühern auszeichnen; denn wenn sie auch mehr enthalten als letztere, so sind sie doch keineswegs durch neue Forschungen verbessert, woher es wol auch kommen mag, daß diese neuen Ausgaben so wenig in Deutschland bekannt worden. Auch die neue Ausgabe des Martens'schen „Guide diplomatique“ gehört zu diesen Producten; denn abgesehen von den bibliographischen Vervollständigungen bis zur neuesten Zeit (das Verzeichniß der Landkarten hat Ch. Picquet besorgt), stellt sie keineswegs in Hinsicht auf den eigentlichen Inhalt ein neues System auf oder führt das bisherige verbessert durch, sondern sie hängt nur da Noten an, wo eben etwas Gedrucktes die Möglichkeit an die Hand gab, es als Noten zu verarbeiten. Von wahrhaft wichtigen Zusätzen kann daher nichts berichtet werden; da-

gegen verdient eine falsche Angabe hinsichtlich eines Aufsatzes, der hier dem bekannten Felice zugeschrieben werden soll: „Des négociations, ou de l'art de négocier“, welcher nebst einer Abhandlung von s'Gravesende über Geheimschrift und den Rathschlägen für junge Reisende vom Grafen Hauterive als Zugabe in der zweiten Abtheilung des ersten Bandes wieder abgedruckt ist, um so mehr eine Rüge, als eben diese Angabe selbst eine vermeintliche Unrichtigkeit in dem Garden'schen Werke rügen soll.

Diesen Aufsatz nämlich hatte bereits der Graf Garden in seinem obgedachten „Traité“ abdrucken lassen, ihn aber, angeblich als noch ungedruckt, dem Alb. v. Haller zugeschrieben und behauptet, er besitze die Originalhandschrift davon. Herr v. Hoffmanns, der den nämlichen Aufsatz in dem „Code de l'humanité“ wiedergefunden hat, findet sich nun bewogen, denselben dem Professor Felice zu vindiciren, weil dieses der Autor des „Code de l'humanité“ sei, und bezichtigt diefalls Garden einer Unwahrheit. Der streitige Artikel ist aber wirklich von dem berühmten Haller und steht bereits in dessen anonym erschienenen „Essais sur divers sujets intéressans de politique et de morale“ (Lausanne 1761 — 1763) Bd. 2, S. 341 — 451, von wo er in den erst 1778 erschienenen „Code de l'humanité“, den Felice bloß revidirte, nicht aber selbst alle Artikel verfaßte, aufgenommen worden ist. Somit wäre der von Hrn. v. Hoffmanns dem Verf. des „Traité complet de la diplomatie“ gemachte Vorwurf ganz unbegründet und fielen auf Erstern selbst um so mehr zurück, da er keinen weitem Grund hatte, Felice zum Autor dieses Artikels zu machen, als die Aufnahme in den „Code de l'humanité“, was freilich viel bibliographische Unkenntniß beweist.

Von demselben Hrn. v. Hoffmanns soll bei Allaud eine verbesserte Ausgabe des Millitz'schen Werkes über die Consulin („Manuel des consuls“, Berlin und London 1837 — 38) erscheinen, wie wenigstens vielfach in dem Feuilleton zur „Bibliographie de France“ angezeigt worden ist. Bei einem auf so tief geschichtliche Studien begründeten Werke wie dem des Hrn. v. Millitz über einen Gegenstand, der bisher in seiner geschichtlichen und commerciellen Bedeutung noch nirgend ausführlich und erschöpfend behandelt worden ist, läßt sich denn doch bezweifeln,

daß dem Hrn. v. Hoffmanns solche Mittel zu Gebote stehen sollten, welche es möglich machen könnten, gleichzeitig mit dem Originale eine verbesserte und umgearbeitete Ausgabe erscheinen zu lassen. Bloßen Nachdruck würden die Geseze verhindern, Verballhornisierungen aber Niemand kaufen.

Das Mittig'sche Werk über die Consuln bedarf, wenn es vollendet sein wird, einer besondern Prüfung, da es auf Forschungen beruht und nicht wie die vorgenannten neuern französischen Producte so kurz beurtheilt werden kann. Nur beiläufig mag hier erwähnt werden, daß über die Consularverfassung der nordamerikanischen Freistaaten die nachstehende Druckschrift: „Message from the president of the United States in relation to the consular establishments of the United States communicated to the senat, March 2, 1833“ (Washington 1833), wichtige Aufschlüsse ertheilt, indem sie nicht nur Jackson's Note vom 2. März 1813 und Livingston's Report, sondern auch die Generalinstructionen der Consuln von 1792 und einige spätere Verordnungen von 1803 und 1815 enthält.

Zu den neuesten Erscheinungen im Gebiete der Diplomatie gehören Friedrich Adle's „Betrachtungen über Diplomatie“ (Stuttgart 1838), welche bereits zehn Jahre früher als Handschrift, jedoch nur theilweise, für Freunde des Verfassers gedruckt erschienen waren, jetzt aber, durch einen Aufsatz desselben in der „Deutschen Vierteljahresschrift“: „Über Diplomatie, ihre Vergangenheit, Gegenwart und wahrscheinliche Stellung in der Zukunft“, eingeleitet, dem großen Publicum übergeben worden sind. Der Einleitung ist schon oben gedacht worden, das Werk selbst aber, welches in 366 aphoristische kurze Sätze eingetheilt ist, verdient vor Allem in so weit Beachtung, als es Erfahrungen eines alten praktischen Diplomaten enthält, und als der wissenschaftlich bereits gebildete Diplomat darin manchen guten Fingerzeig finden wird, der ihm bei der praktischen Ausübung seines Berufs, wie er ihn jetzt noch immer auffassen muß, von hohem Nutzen sein dürfte. Wenngleich nun das Buch mehr geistreich als wissenschaftlich geschrieben ist, wenngleich es meistens solche politische Regeln und Rathschläge enthält, welche, wie schon der Lobredner des bekannten Diplomaten de Caillières in der französischen Akademie hinsichtlich dessen Werkes über Unterhandlungskunst so passend sagt, „ne sont guère utiles qu'à ceux qui pourraient s'en passer“, so ist der Standpunkt, von welchem aus es geschrieben ist, doch viel umfassender als der jener zahlreichen Schriften über Gesandtschaftspolitik, welche fast zwei Drittheile der ganzen gesandtschaftlichen Literatur bilden und deren Studium so unerspreßlich machen. Dabei ist das Buch im modernsten Style geschrieben, und das Aphoristische seiner Abfassung trägt dazu bei, ihm ein viel gehaltvolleres Aussehen zu geben, als es im Gesandtschaftsrechte gewöhnlich ist. Wol würde man oft von seinem Verfasser sagen können: il fait d'esprit; aber in der gesandtschaftlichen Literatur, namentlich in dem Fache, welches der Autor hier gewählt hat, ist man schon froh, esprit zu finden, sollte er auch ab-

sichtlich gemacht sein; denn in keinem Fache des Wissens hat man sowol aus Kenntniß als aus Unkenntniß der Sache von jeher weniger Gnügendes geben wollen und können als in der Diplomatie, und auch der Verfasser des gegenwärtigen Buchs hat seinen Willen durch die gewählte aphoristische Form so oft zu verstecken gewußt, daß nur der Eingeweihte ihn recht gedehlich erfassen kann. Jedenfalls ist es aber nur vortheilhaft, daß, wie bereits bemerkt wurde, die Ansichten der Verfassers von der Zukunft der Diplomatie den jetzigen Zeitverhältnissen so angemessen sind, daß mithin die ganze Richtung des Buches als höchst zeitgemäß sich darstellt.

Um endlich von der allgemeinen Diplomatie zu den gesandtschaftlichen Verhältnissen einzelner Staaten überzugehen, so ist hier noch zweier literarischen Erscheinungen zu gedenken, die sich specielles Gesandtschaftsrecht zur Aufgabe gemacht haben.

Die erste sind des Hofraths Weiske „Considérations sur les ambassades des Romains“ (Zwickau 1834), eine Zusammenstellung interessanter Forschungen über einen Gegenstand, der, an und für sich schon von hohem Interesse, dadurch noch wichtiger wird, daß der Mehrzahl der im 16. und 17. Jahrhundert über Gesandtschaftsrecht erschienenen Schriften römisches Recht und römische Zustände zu Grunde gelegt sind, wenngleich dieselben für die neuere Zeit ganz unpassend erscheinen und ihr Maßstab den mittelalterlichen und neuern gesandtschaftlichen Verhältnissen durchaus nicht angelegt werden konnte. Das fleißig gearbeitete, in leichtem Französisch geschriebene Buch gibt nun außer der Zusammenstellung Dessen, was im römischen Frei- und Weltstaate über Gesandtschaften galt, noch eine Vergleichung desselben mit dem jezt geltenden, beobachtet in Allem lobenswerthe Ordnung und ist mithin eine recht erfreuliche Erscheinung auf einem Felde, wo tiefere wissenschaftliche Forschungen so selten sind.

Das zweite hier zu nennende Werk, des Legationsraths Gruner: „Beiträge zum Staatsrechte des Königreichs Sachsen“ (Auswärtiges Staatsrecht. Dresden 1838), behandelt das sächsische Gesandtschaftsrecht als Theil des Regierungsrechtes neben den andern dem Fürsten zuständigen besondern Hoheitsrechten und gibt in 10 Paragraphen (§. 51 — 60, S. 74 — 103), die über actives und passives Gesandtschaftsrecht, Consularverhältnisse und Bundestagsgesandtschaften in Sachsen geltenden besondern Bestimmungen. Je unvollständiger und mangelhafter die bisher in den Werken über sächsisches Staatsrecht hinsichtlich der auswärtigen Staatsverhältnisse gegebenen Nachrichten sind, um so dankbarer mögen wir das hier darüber Gesagte annehmen, dessen Verfasser insoweit einen glücklichen Weg eingeschlagen hat, als er unter der Voraussetzung, daß die allgemeine Theorie bekannt sei, nur das in Sachsen geltende praktisch Anwendbare und Angewendete gibt, und zwar dies aus eigener Erfahrung, da er selbst Diplomat ist und sowol früher bei der sächsischen Bundestagsgesandtschaft als Secretair gearbeitet hat, als jezt im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten als Legationsrath angestellt ist. Wenn theoretisch tüchtig

gebildete Männer die Erfahrungen, die sie durch Wirken im praktischen Geschäftsleben erlangt haben, der Öffentlichkeit übergeben, so ist dies um so erfreulicher, als grade die Geschäftspraxis dem Beamten wenig Zeit und oft noch weniger Willen läßt, auch in theoretischer Hinsicht fortzuschreiten. Daß dies Letztere bei dem hier gedachten Verfasser der Fall sein mußte, zeigt die lobenswerthe Klarheit seiner Darstellung und die Art, wie er den Plan befolgt, den er sich hinsichtlich seines Werkes in dem Vorworte vorgezeichnet hat.

Was übrigens das sächsische Gesandtschaftsrecht anlangt, so bietet dasselbe durchaus keine merkwürdigen Abweichungen von den allgemeinen Grundsätzen dar; die Ceremonialrechte sind möglichst bestimmt, was zu Vermeidung oft so unseliger Differenzen außerordentlich wohlthätig, übrigens aber bei einem Hofe nicht zu verwundern ist, dessen „eherne Herkömmlichkeit“ (wie sie neulich erst noch Kölle in dem 277. Aphorismus seines obengedachten Buches genannt und mit Grund gelobt hat) sich so gut ausbilden konnte. Hinsichtlich der Vorrechte der fremden Gesandtschaften in Sachsen ist §. 56 unter Nr. 5 (S. 89) das Recht derselben, den Unterthanen des Landes, welches sie repräsentiren, Pässe zu erteilen, auf den Fall der Rückkehr dieser Unterthanen in die Staaten ihres Hofes restringirt und dabei des 1833 diesfalls zwischen der sächsischen Regierung und den fremden Gesandtschaften getroffenen Übereinkommens gedacht worden.

Allerdings führt Martens in seinem „Guide diplomatique“ (S. 28, S. 70) diese Beschränkung als rechtlich bestehend an, er ist aber von Pinheiro-Ferreira in den „Observations“ zu diesem Paragraphen (S. 94) zurechtgewiesen worden, der dem Gesandten unbedingt das Recht zuspricht, den Unterthanen seines Staates Pässe zu erteilen, auch wenn sie nicht in ihr Vaterland zurück, sondern anderswohin reisen wollen. Der neueste Schriftsteller über sächsisches Recht in Beziehung auf Reiselegitimationen, der Hr. Secretair Richter, gibt über diesen Punkt (S. 12) keine Auskunft, ja gedenkt nicht einmal jenes Übereinkommens von 1833. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß die Gesandtschaften von Rußland und Oesterreich sich jener obgedachten Beschränkung nicht unterwerfen, sondern nach den von Pinheiro-Ferreira ausgesprochenen Grundsätzen den Unterthanen ihrer bezüglichen Staaten für jeden Fall Pässe erteilen, ja sogar in den letztern nur diese Pässe für gültig anerkannt werden. Wenn also in dem Grünler'schen Buche die gedachte Stelle damit geschlossen wird, daß es hinsichtlich des Übereinkommens von 1833 heißt, es sei über den in demselben ausgesprochenen Grundsatz im Allgemeinen Einverständnis erlangt worden, so bedarf dies einer Modification nach der soeben durchgeführten Bemerkung.

Zum Schluß dieser Übersicht mag der Vollständigkeit halber noch eines Buches gedacht werden, welches in die gesandtschaftliche Literatur gehören soll, dessen aber der Verfasser dieser Zeilen vielfacher Bemühungen unerachtet nicht hat habhaft werden können. Es ist dies des Ba-

rons G. A. Snouckaert van Schaumburg „Essai sur les ministres publics“ (Haag 1833).

Die seit dem 1. Juli 1837 in Leipzig erschienenen „Diplomatischen Blätter“ sind ohne allen Einfluß auf die Wissenschaft der Diplomatie gewesen, demnach nicht als in diesen Artikel gehörend zu betrachten. 122.

#### Die königliche Bibliothek zu Dresden.

Es sind nunmehr 16 Jahre verflossen, seitdem der um die Bibliographie hochverdiente Ebert — dem es vergönnt war, den Beruf des Bibliothekars, wie er denselben vorgezeichnet, in jedem Sinne des Wortes zu erfüllen, sodas Viele seiner in Pietät und Dankbarkeit gedenken und seine Thätigkeit segnen — seine „Geschichte und Beschreibung der königlichen Bibliothek zu Dresden“ hervortreten ließ. Das in seiner unbedingten Vortrefflichkeit längst anerkannte Buch wollte dem Einheimischen die eigentliche Geschichte einer der vorzüglichsten Bildungsanstalten Sachsens darbieten, zugleich aber auch dem Fremden als Vorbereitung auf den Besuch derselben und als Erinnerungsbuch dienen; es erfüllte den doppelten Zweck vollkommen, behielt sich aber die Berücksichtigung eines noch höhern, rein literarischen und artistischen Gesichtspunktes als berechtigt zu löbende Aufgabe vor. Die Pöfnung, ein solches Buch aus des Meisters Sammlungen hervorgehen, mit seinen feinen und genauen Bemerkungen ausgestattet zu sehen, erfüllte der menschlichen Bedühtens viel zu früh Entschlafene nicht; andere Arbeiten, namentlich das Tagewerk seines Lebens und die mit der steigenden Würdigkeit des bibliothekarischen Geschäftsmannes und seiner größern Beschäftigung in gleichem Maße gehäufte sich darbietenden sogenannten currenten Geschäfte, Beantwortung literarischer Anfragen, Briefwechsel u. dgl., nahmen ihn so ganz in Anspruch, daß in seinen nachgelassenen Papieren sich wenig oder nichts zu einer bereinstimmigen Realisation dieses Planes vorfindet. Es sind übrigens diese Papiere, welche theils unter die Schätze der dresdener Bibliothek aufgenommen, theils von der Verlagshandlung d. Bl. erworben wurden, um bei einem beabsichtigten Supplementbande des „Allgemeinen bibliographischen Lexikons“ vielleicht von Nutzen zu sein, im Großen und Ganzen (nach subjectivem Plane schematisirt und geordnet) einem Dritten wol nur von sehr geringem Nutzen, wie das denn in der Regel bei dergleichen der Fall ist. So schwer, ja fast unmöglich es einem etwaigen Ergänzer oder Fortsetzer des Lexikons daher sein möchte, sich ganz in den Grundplan des Werkes zu versetzen, damit er nicht zu viel und nicht zu wenig thue, Philologisches nicht immer weiter hervortreten lasse gegen die naturwissenschaftlichen Disciplinen, Altdeutsches, Nordisches, Romanisches in Raum und Ausdehnung gebührend abwäge gegen Kirchenhistorisches, Dogmatisches, wissenschaftliche Theologie im Allgemeinen, Philosophie und wiederum Juristisches — sodas es in der That fast ratsamer scheint, an Bibliographien einzelner Disciplinen zu denken, wie wir ja deren auch bereits einzelne besitzen — desto leichter, möchten wir sagen, ist die Arbeit, insofern sie ebenfalls eine ergänzende ist, in dem vorliegenden Fall. Ebert vermied (S. xi) sorgfältig die Erwähnung und Aufzählung Dessen, was man in jeder guten Bibliothek findet, und führte nur Das an, was entweder den individuellen Charakter der Sammlung in ein helleres Licht setzt oder zu denjenigen Seltenheiten gehört, die man nur an wenigen Orten findet; Andeutungen nur wollte er geben, freiere Zusammenstellung dem künftigen Werke vorbehaltend.

Diesen Gedanken faßte der ebenwerthe Nachfolger Ebert's, der Hofrath und Oberbibliothekar Falkenstein, auf und führte ihn in seiner unlängst erschienenen „Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden“ (Dresden, Balthar, 1839, gr. 8., 3 Thlr. 12 Gr.) auf sehr zweckmäßige und angemessene Weise durch. Mit nicht genug anzuerkennender Pietät — einer Tugend, welche leider immer seltener wird — gedenkt der Verfasser seines würdigen Vorgängers

und bekennt sich ihm verpflichtet für Förderung und Belehrung, dann aber fährt er folgenbermaßen fort: „Der Zweck dieses Buches kann daher kein anderer sein, als Bibliothekaren, Bibliographen und Freunden der Literaturgeschichte als ausführlicher Wegweiser durch die Säle und Zimmer des japanischen Palastes zu dienen, um sie mit dem Merkwürdigsten, was die Königl. Bibliothek in ihren 27 durch zwei Stockwerke vertheilten Räumen an Manuscripten, Incunabeln, editiones principes, Schönbrunden, Prachtbänden, Großpapieren, exemplaires réglés, Werken mit handschriftlichen Anmerkungen berühmter Gelehrten und seltenen Büchern überhaupt (im ausgedehntesten Sinne des Wortes) in sich faßt, bekannt zu machen.“ Demgemäß verband der Verf. bei Aufzählung der handschriftlichen Schätze und typographischen Merkwürdigkeiten die Grundsätze der allgemeinen Wissenschaftskunde mit den durch die Localität bedingten, durchaus vorwaltenden Rücksichten und versuchte eine rein topische Specialbeschreibung, indem er die Handschriften stets da beschreibt, wo der an des Kunsthilfen Hand die Prachtsäle Durchwandernde sie antrifft, und zwar in der Weise beschreibt, daß die durch Alter und Inhalt besonders merkwürdigen kritisch beurtheilt und sowohl ihrem innern Werthe als ihrer paläographischen Bedeutsamkeit nach besprochen werden, nicht ohne Hinzufügung der sehr lehrreichen Bemerkungen, ob, wann und von wem eine Handschrift benutzt worden ist. Der Vollständigkeit halber wurden die durch Ebert illustrierten classischen, sowie die von Fleischer bekannt gemachten morgenländischen Handschriften dem größten Theile nach wiederum aufgenommen.

Nach einer zweckmäßig gearbeiteten, gedrängten Geschichte der Anstalt in der Einleitung betreten wir die Säle selbst, um zunächst im Bureau musterhaften Realkatalogen von Ebert, Gersdorf, Falkenstein, Graf Hoffmannsegg, Wiansenburg, Zeis, Heusinger, Fleischer u. A. zu begegnen, diesen beredten Zeugen wohl angewandeter Muße, deren sich mancher Colleague, dem stets sich erneuendes currentes Geschäft die schönsten Stunden zersplittert, leider nicht rühmen darf! Schon der Saal der Literaturgeschichte bietet manches Merkwürdige dar, nun aber erschließen sich die Hallen der Klio und den Geschichtsfreund empfängt die sächsische Geschichte im größten Umfange des Wortes, d. h. mit Einschluß der Geschichte der herzoglichen Lande, Thüringens und der beiden Lausitzen. Kein Wunder, daß bei der entschiedenen Vorliebe aller sächsischen Regenten von Kurfürst August bis zu dem jetzt regierenden Könige eben für vaterländische Geschichte, dieses Fach, besonders reich ausgestattet, in fast unbedingter Vollständigkeit den emsigen Forscher fesselt, der sich von den Perlen der Sammlungen Bänau, Schöttgen, Kreißig, Knauth, Weinart, Udelung u. A. umgeben sieht und dabei die älteste Generalkarte von Sachsen, ein Werk des Hiob Magdeburg (1566) vor Augen hat. Udelung's „Directorium“ im Autographum, sechs Folianten füllend und bekanntlich nur zu geringem Theile gedruckt, seine Sammlungen meißnischer und naumburgischer Urkunden, Schöttgen's Geschichte der meißnischen Bischöfe, nebst Grundmann's Anhang und Ebert's Noten, mögen eine Idee von dem reichen handschriftlichen Material für sächsische Geschichte geben, welches, treulich bewahrt, mit zuvorkommender Liberalität dem Historiker dargeboten wird. In allen Jahrhunderten stand Sachsen mit dem europäischen Norden in Wechselwirkung, deshalb schließt sich der reiche Vorrath zur dänischen, schwedischen, russischen und namentlich polnischen Geschichte auf bequeme Weise hier an, Erlenses, Eitenes, Werthvolles. Graf Bänau's und Graf Brühl's großartige Sammlungen, weltberühmt für deutsche und französische Geschichte, Früchte eifersüchtiger Bestrebungen, nun in glücklicher Vereinigung gepaart, füllen die glänzenden Räume des Hauptsalles und repräsentiren einen möglichst vollständigen Apparat aller Sammlungen und Ausgaben der Quellschriftsteller des Mittelalters, wie andererseits

Suiten von mémoires, relations, aperçus, nirgend wo! in solch unbedingter Vollständigkeit vereinigt. Kein Wunder, daß Ref. alles Ernstes in großer Belegenheit sich befindet, indem er beabsichtigt, etwa besonders Werthvolles hervorzuheben, da denn die Sammlungen zur Geschichte des siebenjährigen Krieges, die Schlachtberichte und Pamphlets und Extrablätter für die Verhältnisse des dreißigjährigen Krieges — ein Stoff, welcher Fr. v. Schiller nach der Elbstadt zog —, der Apparat zur deutschen Kaisergeschichte mit seinen eminenten Stücken, wie die Gesta Karoli Magni (Paris o. J. 4.), und wiederum die édités, ordonnances, die Mazariniana u. a. den Blick zunächst fesseln. Jedoch, wollten wir es in der That übernehmen, aus dem überreich ausgestatteten Buche hier und dort interessante Details hervorzuheben, und etwa, Saal nach Saal durchschreitend, mittheilen, was unter vielfachem Gesichtspunkte dem Bibliographen, dem Literarhistoriker, dem Geschichtsforscher von Bedeutung sein könnte — wir thäten, was Denen nicht genügen würde, die nun wirklich über das dargebotene Material grübeliche Belehrung wünschen, sich aber nicht beruhigen möchten bei der subjectiven Auswahl des Ref., was aber auch andererseits unzulänglich wäre für Andere, denen der Verf. ja sein Buch ebenfalls bestimmt hat; es genüge daher hier mit Folgendem. Der Verf. führt uns in die einzelnen Räume ein, orientirt uns mit wenigen Worten und legt uns dann die besonderen Merkwürdigkeiten jeder Disciplin vor, indem er jedoch vorzugsweise im zwölften Zimmer verweilt, wo Handschriften, typographische Denkmäler, Incunabeln im engsten Wortsinne, die Abbinen suite, Pergamentbrüche, Einnellen u. A. wie im Heiligthume aufbewahrt werden. Berücksichtigt man die Entstehung der Königl. Bibliothek, der es durchaus an mittelalterlicher Grundlage gebricht, die sich leblich auf günstige Erwerbungen bei zufälliger Gelegenheit angewiesen sah, so erstaunt man billig, unter dem circa 3000 Handschriften so Bedeutendes anzutreffen, da denn Papyrusrollen, ehrwürdige theologische Folianten, literarhistorisch sehr zu berücksichtigende Autographen und Briefsammlungen der Notabilitäten des 16. und 17. Jahrhunderts, werthvolle Manuscripte beider classischen Sprachen, orientalische, sowie altdeutsche und altfranzösische Manuscripte, Dinge von höchster Bedeutung dem Verfasser Gegenstand genau prüfender und wohl belehrender Mittheilungen geworden, sodas nunmehr die dresdner Bibliothek vor allen Schwefleranstalten des Vorkuges genießt nicht bloß einer trefflich gearbeiteten innern Verwaltungsgeschichte, sondern auch einer Beschreibung ihrer Schätze, wie sich deren keine andere rühmen kann. So thja nur ausgenommen, wo der Mann, dem es gelungen, die Humanitätsstudien als Mittel für höchsten Zweck zu gewinnen, segensreich für Tausende waltet und wirkt.

61.

#### U n e b d o t e .

Von der Unwissenheit des berühmten Wanderführers Kanaris erzählt ein britischer Reisender folgendes Beispiel. Ein Engländer machte Kanaris seine Aufwartung, und da er ein großer Liebhaber von Handschriften war, bat er sich von ihm als eine kostbare Günst die Geneigtheit aus, seinen Namen auf ein Blättchen Papier zu schreiben. Der Held zögert, macht Ausflüchte und verspricht endlich, seinen Namenszug am folgenden Tage dem Reisenden ins Haus schicken zu wollen. Bei sein Versprechen nicht erfüllt, ist Kanaris. Der Engländer drängt, Kanaris verspricht, die Handschrift bleibt aus. Der Liebhaber von Autographen schiebt endlich die Zögerung auf Rechnung des den Griechen angeborenen Mißtrauens; Kanaris glaubte er, fürchte, auf ein Papier seinen Namen zu zeichnen, woraus man später einen Wechselbrief machen könne. Ein Freund von Kanaris, dem der Engländer seine Gedanken mittheilte, lachte darüber und erklärte ihm die Zögerung sehr einfach: der tapfere Ispariote kann nicht schreiben!

108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 337.

3. December 1838.

Li romans des sept sages. Nach der pariser Handschrift herausgegeben von Heinrich Adelbert Keller. Tübingen, Fues. 1836. Gr. 8. 3 Bde. 12 Gr.

Wenn wir unter den, in unsern Tagen so zahlreichen ephemerer Erscheinungen auf dem Gebiete der gesammten Literatur, die wie Eintagsfliegen kommen, schwärmen und verschwinden und mit einer Anzeige im Meßkataloge, vielleicht noch mit einer lobhudehenden oder vernichtenden Recension ihr schwaches Geschlecht aussterben sehen, zuweilen auch auf solche Erzeugnisse treffen, die Geist und Gesehsamkeit ins Leben rief, und die mit der Zeit vielleicht auf mehr als sechzehn Ahen werden zurücksehen dürfen, so kann es niemals zu spät sein, davon auch die Leser dieser Blätter zu unterhalten, die es sich übrigens zur Pflicht machen, der Gegenwart und Dem, was sie uns bringt, wo möglich auf den Fersen zu folgen. Hiermit hofft der Ref. entschuldigt zu werden, wenn er die Anzeige des vorliegenden Werks nicht zurückbehält, nachdem er, wenn nicht ganz ohne seine Schuld, so doch wider seinen Wunsch bis jetzt damit geizigert hat. Wir erfüllen unsere Pflicht um so lieber, als wir von einem Buche zu reden haben, dem in öffentlichen Blättern wenigstens bisher beivveitem nicht so viel Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, als es verdient. Es wird uns darin der alte, vielgelesene Roman von den sieben weisen Weisern dargeboten, ein Werk, das durch graues Alterthum und Ehrfurcht abgewinnen muß, das ursprünglich ausgegangen von den indischen Gebirgen, dort vor uralten Zeiten ein kleines Bächlein nieder-rann, das dann durch Afiens welte Felber immer mehr westwärts sich ergoß, und durch manche Jahrtausende hindurch, und, wie es immer weiter drang durch Raum und Zeit bis hin zu uns, immer mehr anschwoll; aus dem ganze Generationen und viele Nationen getrunken haben, und das mit dem großen Bölkerzuge nach Europa überging und nun auch in unserer Zeit und unserer Generation ein so bedeutendes Publicum sich verschaffe, daß es in Rücksicht auf Celebrität und die Größe seines Wirkungskreises die heiligen Bücher erreicht und alle classischen übertrifft.

So Görres in seiner Schrift über die deutschen Volksbücher S. 154, den der Herr Herausgeber S. 1 seiner Einleitung rebend einführt. Mag uns ein anderer geistreicher Schriftsteller \*), dessen Verlust wir seit Kurzem

betrauern, den Inhalt jenes merkwürdigen Buchs ins Gedächtniß zurückrufen.

Ein König lebt mit mehren Frauen lange Zeit in unfruchtbarer Ehe. Endlich erfüllt der Himmel seine Wünsche, und es wird ihm im späten Alter noch ein Sohn geboren. Obgleich der König sich um seine Erziehung sehr bemüht, scheinen doch lange Zeit diese Bemühungen, in denen die Weisesten des Hofes ihn unterstützten, ohne Erfolg zu sein. Da vertraute er den Sohn ganz dem Weisesten seiner Weisen an, der in sehr kurzer Zeit bei Verlust seines Lebens es übernimmt, ihn zum Meister in jeglicher Kenntniß zu erziehen. Er begibt sich also mit ihm in die Einsamkeit, wo er ihn, abgeschieden von der ganzen übrigen Welt, erzieht. Als der kurze Termin, den er sich selbst gesetzt hatte, verflissen war und er ihn seinem Vater zurückführen will, ergibt sich aus dem Stande der Gestirne, daß dem Jünglinge die größte Gefahr droht, wenn er vor Ablauf einer gewissen Anzahl von Tagen spräche. Es wird also verabredet, daß der Jüngling diese Tage hindurch vor seinem Vater stumm bleibe, der Weise aber sich so verborgen als möglich halten solle. So geschieht es auch; der Jüngling erscheint am Hofe seines Vaters, beantwortet aber nicht den väterlichen Gruß, noch irgend eine der ihm vom Vater und seinen Weisen vorgelegten Fragen; auch läßt der Vater vergebens den verborgenen Lehrer suchen, um von ihm Auskunft zu erhalten und nöthigenfalls ihn zu bestrafen. Da übernimmt eine der Frauen des Königs, welche in die Schönheit ihres Stiefsohnes entbrannt war, ihn zum Sprechen zu bringen, wenn man sie mit ihm allein reden ließe. Dies geschieht, und als sie nun ohne Zeugen sind, entdeckt sie dem Jünglinge ihre verheerliche Liebe und verspricht ihm, den bejahrten Vater, der so nicht lange mehr leben könne, durch Gift unbemerkt zu tödten, wenn er sie ehelichen und den Thron mit ihr theilen wolle. Dieser Antrag erfüllt den Jüngling so mit Abscheu, daß er sein Gelübde und die ihm drohende Gefahr vergißt und in die Worte ausbricht: von diesem niederträchtigen Vorhaben werde er in so und so viel Tagen weiter sprechen, und dann wieder, zur Bestimmung zurückgekehrt, in der angenommenen Stummheit verharret. Die Stiefmutter nun, ganz das Drohende ihrer Gefahr überschauend, spielt dieselbe Rolle wie Potiphar's Frau in der Bibel. Nachdem sie ihre Kleider zerrissen und sich selbst blutig getraht hat, erhebt sie ein lautes Geschrei und klagt bei dem herbeieilenden Könige den Sohn an als Einen, der sie mit Gewalt zur Befriedigung seiner Lüste habe zwingen wollen und sie in diese Lage versetzt habe. Der König, entrüstet, da der Sohn sich auch gar nicht vertheidigt, verurtheilt ihn zum Tode. Die Weisen aber seines Hofes, ohne deren Rath der König sonst nichts vorzunehmen pflegte, fürchten eine Lücke der Frau und eine Übereilung des Königs, die er zu spät bereuen werde. Es begibt sich also der älteste von ihnen zu

deutschen Gesellschaft zu Königsberg", dritte Sammlung (Königsberg 1834), S. 94 fg.

\*) R. E. Struve, in den „Abhandlungen der königlichen



demselben, warnt ihn, sich nicht in der Hitze zu unüberlegter That hinreißen zu lassen, und sucht ihm Mißtrauen gegen die Aussage seiner Frau einzufößen, indem er zum Beweise, wie unergötzlich die Listen der Weiber sind, ihm eine Geschichte erzählt, damit er nicht leichtgläubig der seinigen traue, sondern erst genauer untersuche. Durch die Macht dieser Gründe überzeugt, schiebt der König die Vollziehung dieses Todesurtheils noch auf; die Königin aber, die ihr drohende Gefahr mit weiblichem Scharfsinne einsehend, und wie ihre Ehre und selbst ihr Leben gefährdet sei, wenn der Stiefsohn sein Stiesschwelgen früher oder später brähe, erneuert ihre Anklage beim Könige, und um der Wirkung der Erzählung des ersten Weisen zu begegnen, erzählt sie ihm eine andere Geschichte, zum Beweise, wie man dem Rechte seinen freien Lauf lassen und dem Mitleide nicht zu viel einräumen müsse. Als der König, hierdurch wieder umgestimmt, den Befehl zur Hinrichtung erneuert, erneuert auch die Weisen seines Hofes ihre Versuche wieder durch Erzählung von trügerischen Ränken der Weiber, und die Königin begegnet der Wirkung dieser Erzählungen wieder durch Erzählungen, die sie im entgegengegesetzten Sinne vorzutragen weiß. So wird der Entschluß des Königs an jedem Tage zwei Mal geändert, bis die gefahrdrohende Frist vorübergegangen ist, der Jüngling seine Sprache wiedererhält, der Lehrer bei Hofe erscheint, die Fortschritte des Sohnes in einer weillängigen Prüfung alle Erwartungen übersteigen und selbst die Weisheit der Weisesten beschämen, und die Stiefmutter überführt und ihrer Schuld geständig bestraft wird, aber durch die Fürbitte des Sohnes gelinder und menschlicher, als der König und seine Räte wollten.

So lautet die Rahmenerzählung, die in den verschiedenen Bearbeitungen immer wiederkehrt, aber mit ebenso viel Abweichungen als die eingestreuten Erzählungen, welche übrigens als der wesentliche Theil des Romans angesehen werden müssen, wenn uns auch der Raum nicht gestattet, hier länger bei ihnen zu verweilen.

In dem vorliegenden Werke erhalten wir nun nicht etwa einen Wiederabdruck des Romans der sieben Weisen nach einer der zahlreichen Ausgaben, die er erlebt hat, sondern eine bisher ungebrachte altfranzösische Bearbeitung desselben in dem gewöhnlichen vierjambischen Fabelverse, und zwar die älteste, vollständige Übertragung in eine moderne Sprache, eben die, welche mittelbar oder unmittelbar den meisten spätern europäischen Bearbeitungen zum Grunde gelegen hat, in 5061 Versen auf 197 Seiten, aus einer Handschrift, die, am Ende des 13. Jahrhunderts auf Pergament in klein Folio geschrieben, in der königlichen Bibliothek zu Paris unter der Nr. 7595 aufbewahrt wird.

Der hier gelieferte Abdruck — sagt der Herr Herausgeber in der Einleitung S. 43 — ist genau nach dem Manuscripte gefertigt, und man hat sich nicht erlaubt, wie sonst gewöhnlich ist, durch Trennung und Zusammenlebung von Wörtern, durch Accente und Apostrophe u. dgl. die eigenthümliche Farbe der Orthographie jener Zeit zu verwischen und dem noch nicht fixirten, Willkürlichen von dem spätern Standpunkte der Sprache und Schreibweise aus eine feste Norm aufzubringen. Das einzige Moderne, was hinzugesetzt ist, sind die Interpunctionen; die wenigen Änderungen, die vorgenommen worden, hat man sich nur bei augenfälligem Irrthume der Handschrift erlaubt. Daß diese häufig fehlerhaft ist, kann nicht geleugnet werden, sowie sich auch da und dort theils aus dem Mangel einer entsprechenden Reimzeile, theils aus dem Sinne Läden fühlbar machen. Etwa eingeschlichene Fehler von meiner Seite möchte ich indeß zum Theil dadurch entschuldigt wissen, daß Herr Champollion-Figeac, Conservateur der französischen

Manuscripte auf der königlichen Bibliothek, mir die Benutzung der Handschrift kaum so lange vergönnt mochte, um in aller Eile eine Copie davon fertigen zu können.

Wir können uns indeß auf die diplomatische Treue derselben gewiß mit vollkommener Sicherheit verlassen; denn Hr. Dr. Keller hatte Gelegenheit, durch Gefälligkeit des Hrn. Dr. Wildermuth in Tübingen eine abermalige Collation seines Textes mit dem Original zu erhalten, und die wenigen Berichtigungen, die er S. 75 fg. nachzutragen hat, sind eine von den vielen Proben der Gründlichkeit, mit der er bei seiner Arbeit durchweg zu Werke gegangen ist. Hätte es Hrn. Dr. Keller noch gefallen, seiner Ausgabe ein Wörterbuch beizufügen, so würde er Allen, die in akademischen Vorträgen das anziehende Studium der altfranzösischen Literatur anzuregen unternehmen möchten, ein willkommenes Hülfsbuch in die Hände gegeben haben. Ubrigens darf es der Ref. dem Herrn Herausgeber gegenüber nicht wagen, hier mitzutheilen, was ihm etwa bei der Lecture des Textes im Einzelnen zu bemerken vorkam, auch würde billig ein anderer Ort dafür gewählt werden müssen. Vielmehr wenden wir uns zu der reichhaltigen Einleitung, welche auf 246 Seiten dem Texte vorausgeht und des Verf. Collectaneen zu einer Geschichte seines merkwürdigen Buchs im Ganzen sowol als der darin enthaltenen einzelnen Erzählungen enthält, indem er uns Hoffnung macht, daß er eine vollständige Geschichte desselben anderwärts geben werde. Er beginnt bei der noch nicht erwiesenen, aber gewiß begründeten Vermuthung, daß dasselbe von Indien ausgegangen sei, und bei seiner vermeintlichen Abstammung von den Fabeln des Bidpai, die ihm zwar ihrem Charakter und ihrer Verbreitung nach sehr nahe stehen, keineswegs aber damit verwechselt werden dürfen, wie Diez und der hochverdiente de Sacy gegen Görres und Andere nachgewiesen haben. Im Persischen und Arabischen erscheint unser Roman als die Geschichte der sieben Beziere, der zehn Beziere und der vierzig Beziere, die zum Theil allgemein bekannt geworden ist durch die Übersetzungen der Märchen der „Tausend und Einen Nacht“ und durch andere Sammlungen orientalischer Erzählungen der Art, denen man jene einverleibt hat. Um 1480 wurde das Buch von Scheich Sadeh, dem Lehrer Murad II., in das Türkische übertragen. Aber keine dieser Erzählungen hat Anspruch darauf, die unmittelbare Quelle zu sein, aus der die occidentalischen Bearbeitungen flossen, sondern es geht daraus nur so viel hervor, daß, während das Buch der sieben Weisen über Griechenland und Italien nach dem Westen wanderte, es sich auch im Oriente immer weiter verbreitet und umgestaltet hat (s. Einl. S. 6). Von der hebräischen Redaction, die schon durch Spivestree de Sacy mit seiner musterhaften Gründlichkeit bearbeitet worden war, handeln S. 19 — 23, wo wir bei der griechischen Bearbeitung anlangen, die der Marquis de Volpionade u. d. L.: „*Συττινακ. De Syntipa et Cyri filio Andreopuli narratio e codd. Pariss.*“ (Paris 1828), herausgegeben hat. Wer dieser Andreopolus gewesen, ist unbekannt. So viel aber ist gewiß, sagt Herr Dr. Keller S. 23

hinzu, daß der Verf., was er auch selbst angibt, ein Christ war; und wiewol im Ganzen die orientalische Färbung im Buche vorherrscht, so zeigen sich doch hier zum ersten Male Spuren christlicher Weltansicht, und Syntipas ist das Mittelglied zwischen den orientalischen Bearbeitungen des Buchs und den occidentalischen, welche dem Geiste nach so ganz der christlichen Ritterzeit angehören. Die Annahmen über das Zeitalter der Abfassung schwanken zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert. Die älteste lateinische Bearbeitung von einem Mönche aus der Abtei Haut Selve, mit Namen Don Giovanni oder Dam Jehan, soll aus dem Griechischen geflossen sein.

(Der Beschluß folgt.)

Tragedye *Jana Maximiliana* Hrabiego Fredra. (Tragödien des Grafen Johann Maximilian Fredro.) Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1837. Gr. 8. 1 Thl. 12 Gr.

Schon vor einiger Zeit circulirten Theile dieser Tragödien handschriftlich unter den Freunden polnischer Literatur. Sie erregten Aufmerksamkeit theils durch die gewandte, bilbreiche Sprache, die sich in ihnen kund gab, theils auch dadurch, daß aus dem Zusammenhange gerissene Stellen leicht auf den Zustand Polens konnten gedeutet werden. Nun aber, da diese Tragödien vollständig vorliegen, wird es unbefangenen Lesern wol bald klar werden, daß es dem Grafen Max. Fredro, einem Bruder des bekannten Lustspieldichters, schwerlich gelingen wird, unter den neuern polnischen Tragödiendichtern Anerkennung zu finden und zu einer festen Stellung zu gelangen. Vielmehr erscheinen uns seine Tragödien als ein Rückschritt zu der alten guten Zeit, als noch Corneille und Racine auch in Polen für die höchsten Muster galten, ja, oft vermeint der Leser gradezu in diesen Tragödien Übersetzungen aus jenen französischen Dichtern vor sich zu haben. Ganze Acte sind voll bilbreicher, pathetischer, unnatürlicher Reden und Gegenreden, sie klingen sehr schön und nehmen durch ihren äußern Glanz, ihre großentheils treffliche Politur für sich ein, aber sie hindern doch auch jede naturgemäße Bewegung, jeden lebendigen Fortschritt, die Handlung kommt vor den vielen wohlgesetzten Reden nicht hindurch. Daher können Theile dieser Tragödien als Declamationen Eindruck machen, während die vollständigen Tragödien auf der Scene, wenn nicht der Pole dabei seines Vaterlandes gedenkt, kalt lassen werden.

Unter den drei Tragödien, welche die Broschüre enthält, erscheint uns die erste, „Dydonä“ (Dido), als die schwächste. Sie stellt nach Virgil den Aneas dar im Widerstreit zwischen der Liebe zur Dido und zu dem ihm von den Göttern verheißenen Vaterlande. Dido versucht den geliebten Mann dadurch an sich zu fetten, daß sie von ihrem Volke ihren Bund mit Aneas bestätigen und diesen als König von Karthago anerkennen läßt. Der Trojaner aber bricht die Fesseln, verläßt Karthago und Dido gibt sich freiwillig den Tod. In dieser Tragödie tritt besonders der Mangel an Handlung hervor und breite Rede macht sich an deren Stelle geltend. Der ganze Act besteht in langen Verwünschungsreden, welche Dido über die Treulosigkeit ihres Geliebten ausspricht.

Die zweite Tragödie, „Harald“, führt den Leser nach Schweden in das 14. Jahrhundert zurück. An dem Hofe des polnischen Königs Przemyslaw hat Harald, Graf von Eadsborg, Hedwig, die Tochter des von den Piasten abstammenden Fürsten auf Gniezno, kennen gelernt und trotz seines abschreckenden Außern durch seine rohe Kraft und Männlichkeit das mit der Welt und der Liebe unbekannt Herz der Fürstin zu umstricken und sie zu bewegen gewußt, sich ohne Wissen ihres Vaters mit ihm zu vermählen und nach Schottland zu flüchten. Da hat der Vater über die Tochter den Fluch aus-

gesprochen, sie werde, wie sie als Tochter gesündigt, so auch als Gattin den Eid der Treue brechen. Harald hat es nicht lange auf dem angestammten Schlosse ausgehalten, sein wilder Geist hat ihn bald wieder fortgezogen zu einem Kreuzzuge nach dem fernen Osten; auch Hedwig hat in Eadsborg, dem Schlosse Harald's, nur zu bald erkannt, wie geringen Anhang ihr Herz bei ihrem Gemahle finde. In frühern Kämpfen hat Harald einen seiner mächtigen Nachbarn, den Grafen Ingon von Krewal, gefangen genommen und hält ihn noch auf Eadsborg zurück. Hedwig erfährt nach Harald's Entfernung von dem traurigen Loos des eblen Gefangenen, sie erscheint an dem Lager des Erkrankten und empfindet nun erst in der Nähe des sanften und anmuthigen Ingon der wahren Liebe Macht. Es entsteht eine innige gegenseitige Zuneigung zwischen Ingon und Hedwig, ohne daß beide Theile ihre Gefühle einander verrathen. Da kehrt nach langer Abwesenheit Harald's ein Theil der Ritter besessenen mit der Nachricht nach Eadsborg zurück, Harald sei im Kampfe umgekommen, und nun erlangen Ingon und Hedwig durch das Band der Ehe des Lebens höchstes Glück. Aber Harald war nur schwer verwundet in die Hände der Ungläubigen gefallen und erscheint nach neunjähriger Abwesenheit am zwölften Jahrestage des von Hedwig's Vater ausgesprochenen Fluches heimlich wieder auf Eadsborg. Damit beginnt das Drama. Harald hat einen schrecklichen Racheplan ausgenommen. Er hat an Ingon ein Schreiben übergeben lassen, in welchem verheißen wird, daß der aus dem Osten zurückgekehrte Harald in der Nacht am Gestirne anzutreffen sei. Ingon eilt dahin, um mit Harald um den Besitz der Gattin zu kämpfen. Indessen überrascht Harald die einsame Hedwig, um sie zu tödten, aber bei ihrem Anblicke bewegt, zwingt er ihre Versprechen ab, mit ihm, als dem rechtmäßigen Gemahl, das Schloß zu verlassen. Sie gibt die Zusage, um ihren Ingon zu retten; doch da Harald ihren und Ingon's Sohn findet, wendet er wieder sein Ansehen und zwingt die Gattin, indem er ihren Sohn zu tödten droht, zu dem Schwure, seinen heimlichen Aufenthalt im Schlosse nicht zu verrathen. Ingon kommt nach vergeblichen Nachforschungen zurück, findet seine Gemahlin von Entsetzen und Furcht gepetigt, welche die Ursache dem dringenden Gemahle, ihres Schwures eingedenk, nicht verräth, bis Harald selbst aus seinem Hinterhalte auf Ingon losstürzt. Doch der Stich wird von einem Krieger aufgefangen und Harald in Ketten geworfen. Hedwig will nun getrennt von beiden Gatten ihre Lebenstage beschließen, doch der eble Ingon geht auch jetzt noch mit Harald einen Zweikampf ein, in welchem er fällt. Hedwig tödtet sich selbst, und so triumphirt der frühere rechtmäßige Besitzer, er nimmt Schloß und Land wieder ein, doch die Gattin, mit der er in Liebe nie eins gewesen, entgeht ihm. Das Ganze könnte den deutschen Schicksalstragödien an die Seite gesetzt werden, einzelne Scenen sind wahrhaft schauerlich und auf der Bühne in ihrer Breite wol kaum zu ertragen; doch ist das Drama wegen seiner Hinweisungen auf Polens Schicksal ein großer Eindruck nicht abzuspüren.

Noch bestimmter treten die Hinweisungen auf Polens Loos in dem dritten Drama, „Wanda“, hervor. Wanda ist Königin der Lechten und Priesterin der Dziemanna, der slawischen Diana. Rydiger, Fürst der Markomannen, zieht mit seinen Heeren in die Nähe von Krakau und bewirbt sich durch einen Gesandten um der Königin Hand. Sie wird ihm verweigert, doch Wanda wird durch die Bottschaft in eine ihr selbst unerklärliche innere Unruhe versetzt, welche wächst, da Rydiger sie in dem Haine der Dziemanna überrascht und Verfünder seiner Liebe wird. Wanda muß sich mit Schrecken gefehen, daß ihr Herz nicht mehr frei sei, wie es einer der Dziemanna geweihten Priesterin ziemt. Rydiger zieht darauf seine Truppen zurück, Wanda wird von dem Volke genöthigt, ihn selbst als Gast feierlich in Krakau zu empfangen, unterdrückt auch da ihre Gefühle und verwirft seine Anträge. Es ist bei dem Opfer des Jesse (des vermeintlichen Jupiters der Lechten) zugegen; da nun der Oberpriester der Gewohnheit nach die Priesterin Wanda fragt, ob

ſie mit reinem Herzen dem Opfer ſich nahe, da verſtummt ſie, das Feuer im Tempel erlöſcht, und ſie bekant vor Kybiger und dem geſamten Volke den Widerſtreit in ihrem Herzen. Zugleich erneut ſie ihren Schwur, den Göttern treu zu bleiben, und Kybiger, der auch vom liebenden Herzen ſich verſtoßen ſieht, rüſtet ſich zu neuem Kampfe; doch kann er ſein Volk nicht zur Schlacht bewegen, weil es die Götter der pflichtgetreuen Priesterin fürchtet. Nun erſieht er ſich ſelbſt, ein Bündniß vereint beide feindliche Völkſchaften, und die mit dem Lorber geſchmückte königliche Priesterin ſürzt ſich zur vollkommenen Ehre ihrer Schuld in die Weiſel. Auch in dieſem Drama wird der Pole zwifchen den Zeilen zu leſen verſtehen, beſonders aber muß ihn das Ende der Tragödie erheben, wo Wanda in einer prophetiſchen Viſion den Glanz und die Trauer ihres Volkes deutet; deſſen Schickſal erſcheint in immer düſterern Zügen,

Und der letzten Hoffnungen Fülle  
Dreht der Zukunft dunkle Fülle.

9.

Geiſt des Judenthums. Aus dem Englischen des d'Jés-  
raeli. Stuttgart, Lieſching. 1836. 8. 20 Gr.

Es war in einer der letzten Leipziger Meſſen, daß ich im jüdiſchen Bethauſe eine deutſche Predigt hörte, und wenn auch der Inhalt derſelben meinem Gedächtniſſe größtentheils wieder entfallen iſt, ſo konnte doch der Hauptinhalt ſich nicht ganz verwiſchen, und noch lebhaft ſteht mir die Beweisführung des nicht angewandten Redners vor der Seele, die eine ewige Dauer des unerwähnten Volkes feſtſtellen ſollte, ſomit aber freilich recht wunderlich gegen die Declamationen über Verweigerung einer vollen Emancipation, wie dieſe eben in den ſächſiſchen Kammerſitzen ausgeſprochen hatte, abſtach. Ernſte Betrachtungen über den angeregten Gegenſtand, die eine gewiſſe Gereiztheit, in dem Chriſtenherzen durch den Zelotiſmus des jüdiſchen Sprechers hervorgerufen, nicht verleugnen mochten, begleiteten mich nach Hauſe, und es ſtand bald entſchieden vor meiner Seele: emancipirt muß das gedrückte Volk werden; aber wie nun das ſchwererige Werk ausführen, das zur Zeit in dem theuern Vaterlande und noch in ſo manchen andern Ländern deutſcher Zunge im Ganzen beanſtandet wird, anderwärts aber, wo es wirklich zur Ausführung gekommen iſt, ſo manchen, nicht unbedenklichen Reflexionen veranlaßt hat und noch veranlaßt? Wo freilich das Volk ſelbſt eine ſo entſchiedene Dp-  
poſition bildet, wie ſie die eben gehörte Rede ausſpricht, da, dachte ich, iſt Emancipation eine unſinnige Forderung. Man ſoll in dieſem Falle mit dem Feinde Frieden ſchließen unter der Bedingung, daß ihm ertaubt wird, fortwährend Feind zu bleiben. Iſt man doch vielleicht, reflectirte ich weiter, bei den mancherlei Verhandlungen über die wichtige Angelegenheit gradezu auf den falſchen Weg gerathen und gleich vorn herein ſich über die Art und Weiſe, wie ſie anzugreifen ſein möchte, nicht klar geworden? — und gar bald war ich bei folgenden Betrachtungen angelangt: Mag man auch bei den Juden das Verlangen nach Emancipation unbedingt vorausſetzen können und darum einer Nachfrage deshalb bei ihnen ſich überhoben glauben, ſo wird doch gewiß von ihrer Seite mehr als die bloße Einwilligung zu dem Werke gefordert; genau genommen, kann man doch nur auf dem Wege des Vertrages am ſicherſten aus der verſchlungenen Sache ſich herauswickeln; zu einem Vertrage aber gehören jedesmal mindestens zwei Parteien. Am Ende hat immer Napoleon das Wahre gar ſicher geahnet, als er einen großen Sanhedrin 1806 zuſammenberief, ſowie überhaupt der große Mann der neuern Ara überall in der religiöſen Beziehung ſo gut wie in tauſend andern Beziehungen das Rechte prophetiſch ange deutet hat — ſelbſt in ſeinem Verhältniß zum Islam —, nur daß es, eben der prophetiſchen Bedeutung wegen, bei ihm nicht über die ſymboliſche Vorbildung, wie wir ſie bei vielen Pro-

pheten des Alten Teſtaments auch vorfinden, hinauskommen konnte. Es wird ſonach nichts Anderes übrigbleiben, wenn die Emancipation der Juden auf eine wahrhaft liberale und allen Abſolutismus und unchriſtlichen Despotismus ausſchließende Weiſe zu Stande kommen ſoll, als daß die einzelnen Staaten, welchen es mit der Emancipation wirklich ein Ernſt iſt, mit ihren Juden transigiren, ein Concordat, das in dieſem Falle ſogar leichter ſich machen wird als ein gleiches mit den Katholiken, da zur Zeit wenigſtens dem Judenthume der Gemüthszustand einer römischen Curie fehlt, mit ihnen ſchließen und daneben die Hoffnung feſthalten, daß die Grundlagen, über welche man mit den Inſaſſen ſich vereinigt hat, mit der Zeit gewiß die allgemeine Anerkennung der ganzen, großen Judenthums-gemeinde gewinnen werden. Ich geſtehe es, daß ich dieſen Betrachtungen, je länger ich ihnen nachhing, immer unbedingter mich hingeben mußte; und wie bin ich in ihnen durch das Leſen des Buchs, das in der Ueberschrift genannt wird, obwohl es an keiner Stelle gradezu die entwickelteste Anſicht ausſpricht, beſteigt worden! Natürlich fühle ich mich berufen, die Leſer unſers Blattes mit dem größten Ernſte und dem friſcheſten Eifer auf dieſe ſelbe aufmerkſam zu machen. Die Lecture der kleinen Schrift an ſich ſelbſt, bei dem wiſſenſchaftlichen Ton im „höhern Chöre“, der vom Anfange bis zum Ende durchklingt, bei der gebildeten Haltung, die ſie durchgängig auszeichnet, und — was eben nicht ſo häufige Erſcheinung iſt — bei der Sorgfalt und Gewandtheit, durch welche die Uebersetzung glänzt, wird jeden Leſer befriedigen. Solche Perlen kommen dormalen gar nicht überflüſſig auf unſern überführten Büchermarkt. Allein, was mir das weit Wichtigere iſt, Leſer, die mehr als Unterhaltung ſuchen, werden zugleich aus ihr in einer Speculation, die wie der Quell eines klaren Bächleins zwiſchen altromantiſchen Felſen entſpringt und dann, ſchon ziemlich kräftig angeſchwollen, ſtill und ruhig, aber in ſeinem reinen Spiegel das ganze ihm nahe kommende Weltall abspiegelnd, durch liebliche Wiefen und Auen ſich hinſchlängelt, lernen, daß das jüdiſche Volk wirklich eine Idioſynkraſie unter den Völkern der Erde ſei; daß dieſelbe ſchon in ſeinem urſprünglichen heimatiſchen Boden zum Theil in Folge menſchlicher Schwachheit ſeine anfängliche Eigenthümlichkeit, die Theokratie, verloren und mit einem Wechſelbälz, dem Rabbiniſmus und Traditioniſmus, gar nothdürftig wieder erſetzt; dann, in der Zerſtreuung noch weiter davon abgekommen, die wunderliche Erſcheinung von Fremden, die aber nirgend auf der Erde eine eigentliche Heimat beſitzen, gebildet und ſomit in einer Art von ſehr ernſter Ironie ſich als das Volk, das durch die Trübsal der Bedrückung, die es von andern erſährt, eben das ausgezeichnete iſt, dargeſtellt habe, neben allem dieſem überall, wo es ſich angeſiedelt hat, doch auch zugleich, ohne die bürgerlichen Rechte zu beſitzen, nationalſtirt worden ſei, wie denn der Unterſchied zwiſchen den engliſchen (vormals portugieſiſchen), deutſchen, polniſchen ꝛc. Juden nicht verkannt werden mag; eben darum aber ſeine ſociale Reform von ſich ſelbſt erwarten müſſe, wie es denn klar ſei, daß es gewiſſe Privilegien gebe, die eine chriſtliche Regierung einem jüdiſchen Unterthan (es verſteht ſich, ſo lange er nicht ſelbſt Conzeſſionen gemacht hat) nimmermehr gewähren kann (S. 229). In großer Gründlichkeit iſt es ausgeführt, daß ebenſo wol das Moſaiſche Geſetz, als das zweite des Salmons in gar großer Ausdehnung ſich acclimatifiſiren müſſe. Nehme ich aber dieſe allerdings nur ganz flüchtig ange deuteten Reſultate der intereſſanten Schrift zuſammen, ſo ſehe ich in ihnen offenbar die handgreifliche Beſtätigung meiner obigen einleitenden Betrachtungen, nehme ſie beſtens und mit aufrichtiger Dankbarkeit aus der geiſtreichen Schrift an und kann nun das Geſtändniß nicht zurückhalten, daß ich dormalen wirklich unerſchütterlich feſt glaube, alle Verſuche, eine wahre Emancipation der Juden zu bewirken, können nur dann gelingen, wenn ſie von Verhandlungen mit den Juden ſelbſt ausgehen, auf dieſe ſich gründen und in ihnen ſich erfüllen.

94.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 338.

4. December 1838.

Li romans des sept sages. Nach der pariser Handschrift herausgegeben von Heinrich Adelbert Keller.

(Beschluß aus Nr. 337.)

Von den Handschriften und Ausgaben und von dem Inhalte derselben handelt Hr. Dr. Keller von S. 29 — 36. Indes nun bei den Italienern früher oder später die Siebenmeistergeschichte eigenthümlich bearbeitet und dann auch vielfach gedruckt wurde, zuerst u. d. T.: „Compassionevoli avveimenti del principe Erasto“ (Venedig 1542), woraus das Buch in das Spanische überging: „Historia del principe Erasto, hijo del emperador Diocleziano, traducida de Italiano“ (Antwerpen 1573), floß schon im 13. Jahrhundert aus dem Lateinischen der französische Dolopatos von Herbers, von dem man nur noch Eine, leider unvollständige Handschrift auf der königlichen Bibliothek zu Paris kennt, die Hr. Dr. Keller während seines Aufenthalts daselbst aber nicht benutzen konnte, da Hr. Leroux de Lincy sie in Händen hatte und sie ihm auch nicht auf die kürzeste Zeit überlassen wollte. Wir erhalten dafür alle Nachrichten, die sich anderswoher darüber beibringen ließen, mit um so größerer Vollständigkeit, und hierauf geht der Herr Herausgeber zu der zweiten alten französischen Bearbeitung über, von der er eben die erste Ausgabe veranstaltet hat, nachdem vorher der Siebenmeisterroman wol in Prosa, nicht aber in Versen gedruckt worden war. Er verweilt hierbei, bei den Handschriften der prosaischen Bearbeitungen und den Ausgaben derselben mit dem Versprechen, von den interessanten Fortsetzungen unsers Romans später anderwärts Nachricht zu geben, von S. 37 — 73. Von da ab bis S. 88 ist von den englischen, skandinavischen und holländischen Bearbeitungen in Kürze die Rede, und S. 88 — 130 erzählt er wiederum ausführlicher die Verbreitung des Buchs in Deutschland, wo es noch jetzt gangbares Volksbuch ist und den Titel führt: „Die nützliche Unterweisung der sieben weisen Meister, wie Pontianus der König zu Rom, seinen Sohn Diocletianum den sieben weisen Meistern befiehlt und wie derselbe hernach durch Untreue seiner Stiefmutter sieben Mal zum Galgen geführt, aber allezeit durch schöne Gleichnisse der sieben Meister vom Tode gerettet und ein gewaltiger Meister zu Rom ward. Sehr lustig und nützlich wider der falschen Welcher Un-

treu zu lesen. Ganz von neuem aufgelegt.“ (Nürnberg. 9 Bogen. 8.)

S. 131 beginnt nun der zweite Theil der Einleitung, in welchem der Hr. Verf. die in dem Romane enthaltenen Erzählungen im Einzelnen ins Auge faßt, ihre Abweichungen in den verschiedenen Umwandlungen, die das Buch im Orient und Occident erfahren hat, verfolgt und anderweitige Behandlungen desselben Stoffes mit vielem Glück zur Vergleichung herbeibringt, mit einer Bescheidenheit und Kritik, die ihn als einen der ersten Kenner der romantischen Literatur bewährt. Eines Auszugs ist dieser Abschnitt nicht fähig, weswegen wir hier unsere Leser auf das Buch selbst verweisen müssen, indem wir sie vorzugsweise auf die Behandlung der Geschichte von dem Zauberer S. 203 fg. aufmerksam machen, aus der ganz besonders hervorgeht, wie viel wir von den ausgezeichneten Studien des Hrn. Verf. zu erwarten haben, die er zunächst, wie wir hören, den „Gesta Romanorum“ zugewendet hat. Wir wissen noch nicht, inwieweit das eben angekündigte Werk von Loiseleur Deslongchamps: „Essai sur les fables indiennes et sur leur introduction en Europe, suivi du Roman des sept sages de Rome, en prose, publié, pour la première fois par Leroux de Lincy“ (Paris), seinen Forschungen neue Nahrung geben wird; gewiß wird er sich aber mit uns über die Nachricht im Augusthefte des „Journal asiatique“ gefreut haben, daß Hr. Lane, der durch sein vortreffliches Werk über das heutige Aegypten rühmlichst bekannt ist, eine neue Übersetzung der Märchen der „Tausend und Einen Nacht“ mit einem ausführlichen Commentar herauszugeben angefangen hat. Es bleibt uns nun noch übrig, eine Probe von der Sprache und den Versen zu geben, in denen dieses Mal die sieben Meister vor uns aufgetreten sind. Wir wählen dazu die Geschichte von dem redenden Vogel, die auch der Herr Herausgeber in der Einleitung mit einiger Vorliebe behandelt hat. Sie beginnt bei Vers 3048, schließt aber erst mit Vers 3258. Wir sehen uns daher genöthigt, so viel zu kürzen, als unbeschadet des Verständnisses der Erzählung geschehen kann. Es heißt:

Il se. fu ia vn castelains,  
Trente manoirs ot en ses mains,  
Femme prist de molt haut paraige,  
Ki molt estoit de haut linage;

Il lama molt et ennora,  
Mais ele gaires nel prisa.  
Anchois ama un chevalier  
Asses couart et molt lasnier,  
Et ses sires et si vaasal,  
Kil ne doutast un amirail. —  
Chil riches hom ot vne pie,  
De lui est bien drois, que vous die;  
El parlait si apertement,  
Et si tres entendablement,  
Autres si comme che fust fame;  
Grant parole en fu par le regne.

In zehn Versen wird nun der Käfig der Eifter beschrieben, und dann heißt es:

En lostel ot mestier molt grant,  
Tuit le haoient li serghant;  
Il ni eust rien meschoue,  
Que tout ne fust par li conte,  
Ne fait, ne dis chose en trestor,  
Que tout ne deist au signor.

Das Letzte mußte der Dame bei ihren Neigungen, die wir aus dem Obigen kennen, ganz besonders unangenehm sein, und es wird sehr begreiflich, wenn

Et la Dame molt le haoit  
Mais mal faire ne li osoit.

Un ior ni fu pas le signor, ne de ses hommes li pluisor. Da nimmt denn die Dame die Gelegenheit wahr, den kleinen Verräther bei seinem Herrn in Miscredit zu bringen, denn, sagt sie:

Ne me lait mener druerie,  
Ne puis a mon ami parler,  
Baisier, ioir, ne acoler.

Darum wird denn der arme Vogel die ganze Nacht hindurch mit Wasser bespritzt und mit Lichtern geblendet, sodaß er treuherzig glaubt, ein Gewitter zu erleben, indes Gerart, Tierri's Sohn, die Dame besucht. Am Morgen, als der Herr wieder erwartet wird, befiehlt ihm die Dame wegzugehen.

Lors se leva le chevalier,  
Et se vesti hastivement  
Puis s'emparti isnielement,

Aber die kluge Eifter hat wol gemerkt, was vorgegangen ist, und macht dem Flüchtigen Vorwürfe, warum er nun nicht auch seinen Herrn erwarte, und ruft ihm endlich noch ihr „Je li dirai, quant il venra“ nach. Der Signor kommt; seine Frau empfängt ihn mit den zärtlichsten Versicherungen ihrer Liebe, aber die sonst so geschwägige Eifter sagt ihm nichts. Da geht er zu ihr und redet sie folgendermaßen an:

Que faites vous, mehaut amie?  
Comment vous est? niastes vous saine?  
Dites le moi por sainte helainne!  
Vous solijes amoi parler,  
Et molt grant ioie demener;  
Or vous voi si coie et si mue  
Et si pensive et esperdue.

und der Vogel antwortet:

Sire, lochoisons est honeste,  
Tant sui batue de tempeste,  
Conques toute nuit ne fina;

Ne que liaue, caumolin va,  
Ne de plouuoir, ne de venter;  
Ne des loidir, ne de tonner;  
Et vostre femme se coucha  
Dedans che lit, ke vees la  
Auoc gerart le fils tierri.

Da sagt die Dame: Der Vogel lügt; es ist kein Gewitter gewesen, sondern der schönste Mondschein, und ist das Erste, was er gesagt, nicht wahr, so ist es auch das Zweite nicht. Die List gelingt, und der Herr

— lors cuida il bien, que sa pie  
Li ait par tout dit trecherie,

tödtet den Vogel und ruft:

Vastu au dyable volant!  
Car maintes fois ma fait irier,  
Et a ma femme corechier.

Zu spät entdeckt er den Betrug, der ihm und der Eifter war gespielt worden.

Or seit il bien sans trecherie,  
Qua tort auoit occis sa pie.  
De maintenant atrait lespee,  
Si a sa femme decolee;  
Or a il fait comme li leus,  
Pour un damage en a fait deus.

28.

Invasion des Sarrasins en France, par M. Reinaud, membre de l'Institut. Paris 1837.

Der Verf. dieser historischen Monographie hatte sich bereits vor mehren Jahren durch Herausgabe von „Ausügen aus arabischen Geschichtschreibern mit Bezug auf die Kreuzzüge“ einen rühmlichen Namen in der französischen Literatur erworben. Dieses Werk, aus muselmännischen Quellen geschöpft, kann als eine Ergänzung von Michaud's „Geschichte der Kreuzzüge“ betrachtet werden, neben dessen den christlichen Autoren entlehnten Schilderungen man die arabischen Berichte über die Begebenheiten dieser denkwürdigen Epoche mit desto größerem Interesse liest, als solche im Ganzen genommen das Gepräge der Aufrichtigkeit an sich tragen und sehr oft ein helles Licht über Vorgänge verbreiten, zu deren Würdigung es eines contrabitorischen Urtheils von beiden Parteien bedurfte.

Vorliegendes Buch nun, worin Ereignisse erzählt werden, die sich im 8., 9. und 10. Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zutragen, ist keineswegs das ausschließliche Resultat von Hrn. Reinaud's Forschungen bei den arabischen Schriftstellern. Die meisten darüber von ihnen bis zu uns gelangten Berichte wurden erst nach dem 9. Jahrhunderte abgefaßt und gehören somit einer Epoche an, wo die Erinnerung daran zum Theil bereits verwischt war. Demnach schöpft der Verf. auch nur mit Vorsicht aus jenen Quellen, deren Angaben er stets mit den christlichen Legenden oder Geschichtschreibern verglich, die eben denselben Stoff behandelten. Man darf daher dieses Buch ein wahrhaft gelehrtes Werk nennen. Gleichwol würde man irren, wollte man daraus schließen, es böte dasselbe nur eine trockene Lecture dar. Von den vier Abtheilungen, worin dasselbe zerfällt, enthält besonders die erste eine Reihefolge echt dramatischer Schilderungen. Nach den ersten Eroberungen der Mohammedaner einerseits in Mesopotamien, Syrien und Persien, andererseits in Ägypten und auf der Nordküste Afrikas bis zum atlantischen Meeran verbreiten sich nach der Eroberung Spaniens durch Tharel und Ruffa ihre triumphirenden Waffen zum ersten Male gegen das Jahr 712 über das mittägliche Frankreich. Eben dieser Ruffa beabsichtigte, den Berichten der arabischen Autoren zufolge, war Frankreich unterworfen, quer durch Deutschland, über die Meerenge von Konstantinopel

und durch Kleinasien nach Damaskus zu seinem Gebieter, dem Khalifen Balid, zurückzukehren. In Gemäßheit dieses weitläufigen Eroberungsplanes sollte das mittelländische Meer nur einen großen See bilden, der den verschiedenen Nationen und Provinzen dieses gigantischen Reichs zur Verbindung gedient hätte. So fern jene Zeiten uns auch liegen, so ergreift uns Entsetzen bei der Darstellung dieser furchtbaren Überziehung, welche zugleich religiöser Fanatismus, überdachte Grausamkeit und eine unbegreifliche Vorentscheidung leiteten. „In Frankreich, wie in Spanien bewiesen sich die siegreichen Araber“, bemerkt Dr. Reinaud, „grausam gegen die Besiegten, allein milde und menschlich gegen die Bevölkerungen, die keinen Widerstand leisteten; überall nach dem Siege veranstalteten sie eine genaue Aufnahme der unterworfenen Länder, ihrer respectiven Volksmenge und ihrer Hülfquellen, um den Khalifen in Damaskus davon Anzeige zu machen. Was aber vornehmlich bei der Stellung der arabischen Heerführer und ihrer sonst so tapferen Truppen Stammen und Entsetzen erregt, dies ist das abergläubische Vertrauen, das sie zu sich selbst haben.“ So bringen sie 721 unter der Anführung Asmah's von Spanien aus in Languebec ein und bemächtigen sich der Stadt Narbonne, woraus sie eine muselmännische Festung machen. Durch diesen Erfolg ermutigt, rückt Asmah bis Toulouse vor, in der Absicht, es wegzunehmen. Eudes, Herzog von Aquitanien, eilt mit einer großen Schar tapferer Christen herbei, liefert eine Schlacht, die er gewinnt, und worin der Anführer der Saracenen getödtet wird. Gleichwol behaupten die Araber Narbonne, bilden ein neues Heer mittels aus Spanien gezogener Rekruten, schreiten neuerdings zum Angriff und verheeren fast ganz Languebec mit Feuer und Schwert. Bald darauf, im J. 724, überschreitet Ambigah, der neue Statthalter Spaniens, die Pyrenäen; ihm folgt ein furchtbares Heer, mit welchem er den Krieg kräftig fortsetzt und Carcassonne, Nîmes, nebst mehreren andern Städten in seine Gewalt bringt. „Der Wind des Islamismus“, sagt ein arabischer Schriftsteller, dessen Worte Dr. Reinaud anführt, „began von nun an auf allen Seiten gegen die Christen zu blasen.“ In der That wurden Septimanie bis zur Rhone, das Albigenische, Rouergue, Gavaudan und Belay in allen Richtungen von diesen rasenden Siegern durchzogen und den schrecklichsten Verheerungen preisgegeben. Das furchtbare Drangsal aber kostete beinahe acht Jahre auf diesem Theile Frankreichs.

Im J. 730 kam die Statthalterchaft von Spanien an Abd:Arhman. Dieser fromme und tapfere Mann beschloß nicht blos die Niederlage zu rächen, welche die Saracenen unter den Mauern von Toulouse erlitten hatten, sondern auch ganz Frankreich zu unterjochen, indem er sich schmeichelte, daß es ihm nach Bewältigung dieses Hindernisses leicht sein würde, Italien, Deutschland und das griechische Reich mit den weitausläufigen Eroberungen zu vereinigen, welche die Muselmänner bereits gemacht hatten. Der arabischer Feldherr verwandte zwei Jahre auf seine Rüstungen. Im Frühjahr 732 tritt er seinen Marsch über Aragonien und Navarra an und rückt durch die Thäler von Bigorre und Bearn in Frankreich ein. Nur Trümmer bezeichnen den Zug des Saracenenheeres, das über Aire, Bazas und Cleron in Bordeaux einrückt. Eudes hatte Zeit gehabt, alle seine Streitkräfte zusammenzuziehen; er versuchte die Saracenen beim Übergange der Dordogne aufzuhalten; allein er wurde besiegt. Er rief Karl Martell zu Hülf, der, für seine eignen Interessen besorgt, indem auch seine Staaten mit Überziehung bedroht wurden, so vorsichtig gewesen war, seine alten Kriegerfähren von den Ufern der Donau, der Elbe und des Ozeans zu sich zu berufen. Die Saracenen hatten Poitou genommen und verheert und bereiteten Tours das nämliche Schicksal vor, als sie die Ankunft Karl Martell's an den Ufern der Loire erfuhren. Im October 732 stießen beide Heere zwischen Tours und Poitou aufeinander. Diese furchterliche Schlacht dauerte einen ganzen Tag, und das besiegte und zersprengte Saracenenheer verlor überdies seinen Anführer Abd:Arhman

in dem Augenblicke, wo er seine Soldaten zu sammeln sich bemühte, die nur darauf bedacht waren, ihre reiche Beute in Sicherheit zu bringen. Diese große Waffenthat hemmte den Lauf der Eroberungen, welche, wie Dr. Reinaud glaubt, die Anhänger Mohammed's in Europa vollendet haben würden, wäre es ihnen gelungen, sich zu Herren von Frankreich zu machen. Noch schrecklich nach ihrer Niederlage, stießen die Saracenen von Abd:Arhman's Heer den Pyrenäen zu, zerstörten Alles auf ihrem Durchzuge und sammelten sich zu Narbonne, dessen Festungswerke sie verstärkten. Von dort aus aber machten sie noch Streifzüge, auf denen sie Languebec, die Provence und das Dauphiné verheerten und selbst bis in Burgund und die Schweiz vordrangen. Aller Anstrengungen Karl Martell's ungeachtet, blieben die Muselmänner Herren vom Süden Frankreichs bis zu der Epoche, wo Pipin und einige mit ihm verbündete Fürsten Narbonne 759 eroberten und das Innere Frankreichs von den Saracenen säuberten.

Wir übergehen den Inhalt der zweiten und dritten Abtheilung des Werks, nur flüchtig bemerkend, daß sich dort der Verf. mit den Einfällen der Saracenen zu Wasser und zu Lande bis zu ihrer Niederlassung an den provenzalischen Küsten, gegen das J. 889, beschäftigt, während derselbe in der dritten Abtheilung alle Thatfachen zusammenstellt, welche eben diese Niederlassung und deren Einfälle in Savoyen, Piemont und die Schweiz außer Zweifel stellen. Ihre gänzliche Vertreibung aus Frankreich aber erfolgte erst um das J. 960.

Was endlich die letzte Abtheilung anbetrifft, so sucht uns hier Dr. Reinaud mit dem allgemeinen Charakter der saracenischen Einfälle und den Folgen, die sie nach sich zogen, bekannt zu machen. Von großem Fleiße besonders zeugen die Forschungen, die der gelehrte Orientalist über die unterschiedlichen Völker Afrikas anstellt, die in Europa unter dem generischen Namen der Saracenen begriffen werden, welches ihre Sprache gewesen, sowie die Waffen, deren sie sich bedienten, und ihre Tracht. Vor Allem anziehend aber ist die Schilderung, die der Verf. unter Zusammenstellung der darauf bezüglichen Thatfachen von dem Schicksale jener ungeheuern Massen von Christen jedes Alters und Geschlechts entwirft, die während der mehrhundertjährigen Dauer der saracenischen Einfälle in Frankreich zu Sklaven gemacht, auf öffentlichen Märkten verkauft und nach Afrika, ja selbst bis nach Damaskus hin ausgeführt wurden. Bei dem Schauder, den die Barbarei der Sieger, die Repressalien der Besiegten und das gräßliche Schicksal der Weiber und Geistlichen einflößen, gewähren die Beispiele eines übermenslichen Muthes, der häufig das Unglück begleitete, dem Leser einige Erleichterung. Überdies wurden die gefangenen Muselmänner mit nicht milderer Härte behandelt. Sie nicht weniger, als die Sachsen, Slawen und die übrigen Heiden des Nordens hatten damals die Sklaverei mit aller ihrer Strenge in Frankreich zu ertragen. Die Juden, die beim Handel und Rücklauf der Gefangenen zu Mittelpersonen zwischen den Franzosen und Arabern gebraucht wurden, schleppten die Saracenenklaven nach Arles, Nîmes und Narbonne, wo sich Diejenigen einfanden, die für sie Lösegeld bezahlen sollten. Die Unglücklichen aber, die nicht eingelöst wurden, schmachteten unter dem Joche der härtesten Knechtschaft. Ungeachtet der Dürftigkeit an schriftlichen Nachrichten und Denkmälern entlehnt der Verf. aus den wenigen Urkunden, die er aufzutreiben vermochte, eine ziemlich klare Darstellung des Systems, nach dem die Saracenen die in ihre Gewalt gerathenen Länder verwalteten, und wobei die religiöse Duldung merkwürdig ist, die sie gegen die ihnen unterworfenen christlichen Bevölkerungen übten. Er durchmusterter ferner die unterschiedlichen Baumamente Frankreichs, deren Errichtung den Arabern durch Ueberlieferung zugeschrieben wird. Der Verf. bestreitet deren Glaubwürdigkeit und behauptet, daß Alles, was von den ersten Einfällen der Saracenen übrig geblieben, sich auf einige arabische Medaillen und Münzen beschränke, die aber für die Geschichte von geringer Aushülfe sind, da sie die Jahrgahlen und die Namen der Statt-

halter nicht angeben. Überhaupt genommen ist Hr. Reinaud der Ansicht, daß die saracenischen Überziehungen nur durch das Unglück, das sie hervorbrachten, tiefe Spuren zurückgelassen haben, und daß erst später, als die Mauren Spaniens den Besitzenschaften oblagen, und endlich während der Kreuzzüge die Franzosen und andere Völker aus der muselmännischen Civilisation Nutzen gezogen haben, um Europas Gesittungszustand zu verbessern. 13.

**Geschichtliche Wanderungen durch das Weserthal von F. E. Th. Nibberit. Rinteln, Osterwald. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.**

O. Osterwald's „Galerie von Weseransichten“, welche sich bei Freunden und Kennern längst eine freundliche Aufnahme erworben, ist die nächste Veranlassung zu Herausgabe des vorliegenden Büchleins. Der Verf. hat sich den Freunden vaterländischer Historie durch seine „Geschichte der Grafschaft Schaumburg“ (Rinteln 1831) u. A. bereits vortheilhaft bekannt gemacht als einen Forscher, den Liebe zur Heimat, aber auch gründliche Untersuchung und freies Urtheil leiten. Wir lassen uns daher durch den wirklich poetischen „Wandrezug“, welcher das Büchlein eröffnet, gern einladen, die in der deutschen Geschichte so merkwürdige Weser von Münden bis Minden mit unserm Wanderstabe zu verfolgen. Wir sehen die Kämpfe der Sachsen gegen die Römer und ihren Untergang vor der eisernen Macht des Frankenkaisers Karl; wir verfolgen mit vorzüglicher Theilnahme bei der gefürtesten Reichsabtei Korvei, von welcher aus das Christenthum weit umher und über die Ostsee nach Scandinavien verbreitet ward. Jeder Punkt des Weserufers, welchen der Verf. uns vorführt, hat durch die gediegene, schlichte Darstellung für uns ein besonderes, und durch Osterwald's Ansichten bleibendes Interesse. Wir möchten die ganze Gegend, die wir mit dem kundigen Verf. durchwandern, die niederbayerische Schweiz nennen und damit zugleich die wander- und werthlustigen Poeten und Maler einladen, diesem schönen Flecken des deutschen Vaterlandes mehr als bisher geschehen ihren Fuß zuzutreten. Sie mögen aus Osterwald's Ansichten schon erkennen, welche Ausbeute ihrer wartet. Vielleicht winkt demnächst Wandel's Hermann sie unwiderstehlich herüber. 36.

**M i s c e l l e n .**

**Die Königin von Griechenland.**

Interessant sind die Nachrichten, welche „Blackwood's magazine“ (Nr. 270) über die Königin von Griechenland gibt. Der Berichterstatter scheint ein stiller Bewunderer der jungen Königin zu sein; er sah sie einmal auf dem Balcon, als sie sich dem zahlreich versammelten Volke präsentierte, in vortheilhafter und reicher, aber nicht echt griechischer Kleidung, sondern in der Tracht der Bewohnerinnen von Janina, was ihr von Vielen übel genommen wurde. Später sah er sie auf einem glänzenden Hofball. König Otto, in der blauen silbergestickten Uniform der griechischen Generale, eröffnete den Ball mit der Gräfin von Armansperg; ihm folgte der Graf, die junge Königin führend, welche der Reihe nach mit allen Repräsentanten der fremden Höfe tanzte. Quadrillen und Walzer waren die Haupttänze, und ein Cotillon beschloß den Ball. Die Königin war von der Festlichkeit ganz entzückt, sie versäumte keinen Tanz und ein fast kindliches Vergnügen spiegelte sich auf ihrem Gesicht. Sie soll vor ihrer Vermählung streng gehalten worden sein und an Hoffesten wenig Theil genommen haben. Übrigens war jener Ball eine Musterkarte aller europäischen Costume, und alle Sprachen rauschten durcheinander. Einige Pallikaren in ihrem maulerischen Costume führten den albanesischen Nationaltanz auf, eine Episobe, welche die junge Königin herzlich zu

langweilen schien. Auch für ältere Personen war es ein etwas ängstlicher Anblick, Männer wie Kolokotronis, Nikitas, den Türkenfresser, und andere berühmte Helden des Freiheitskampfes in dem Saale umherspringen zu sehen, indem sie sich nach Art der Helden im „Macbeth“ die Hände reichten. Die Königin mit ihrem frischen und kindlichen Gesicht, ihrer nymphartigen Taille und der Grazie in ihren Bewegungen wurde übrigens einstimmig für die anmuthigste Person der Versammlung erklärt; den Griechinnen, besonders den vornehmen, schadet das Meist hervortretende zu starke Emboispoint, die wenig elegante Toilette oder der Gang; auch sind, wie in den südlichen Ländern überhaupt, die Männer weit schöner als die Weiber. Die junge Königin offenbarte wol hier und da einige Berlegenheit, entwickelte aber sonst in ihrer Haltung viel Würde und Grazie. Was an ihr am meisten gefällt, ist der glückliche Ausdruck in ihrer Physiognomie, dieser Zug von Wohlbehagen und diese Beweglichkeit voll Amuth, welche in allen Ländern das gewöhnlichste Gesicht hundertmal anziehender machen, als es die kalte Regelmäßigkeit zu thun vermag. Die Königin empfand seit ihrer Kindheit das größte Interesse für die alte und neue Geschichte Griechenlands, so daß sie oft den Wunsch laut werden ließ, das Land zu besuchen, und als Otto dem griechischen Thron bestieg, äußerte sie, daß sie ihn einst mit dem Könige zu theilen wünschte. Wir erfahren noch aus dem Berichte, daß Graf von Armansperg mit großem Widerstreben Athen verließ, und daß er mehre Tage auf dem Vortland, der ihn nach Malta führen sollte, in der Hoffnung verweilte, es sei nicht Ernst mit seiner Abankung und man werde ihn noch zurückrufen. 108.

**Deutschheit eines Knaben im Elsaß.**

Es ist unlängst in diesen Blättern der verdienstlichen Bemühungen der Gebrüder Stöber in Straßburg gedacht worden, in der Zeitschrift „Erwinia“ einen Mittelpunkt für deutsche Sprache und Literatur im Elsaß bilden zu wollen. Daß die Liebe zum Deutschen und die Abneigung gegen das Weltsche und die Weltschen im Elsaß selbst unter der Jugend, die doch während der neuern französischen Herrschaft aufgewachsen ist, noch sehr groß sei, geht wiederholt aus dem Berichte des Hrn. Thiersch hervor, der im Sommer 1836 die Schulen in Nancy, Metz und Straßburg besucht hatte. Der Director des Schullehrerseminars zu Nancy führte Hrn. Thiersch eines Tags an das Ende des großen Lehrsaals, wo ein junger Elsässer von kaum 16 Jahren zu seinem stichtlichen Verbruß mit einer französisch-deutschen Grammatik beschäftigt war. Nur mit Mühe ließ sich derselbe in der Anstalt halten. „Sprechen Sie Deutsch mit ihm“, sagte der Director, „sonst antwortet er Ihnen nicht.“ „Meine erste Frage“, sagt Hr. Thiersch, „in seiner Muttersprache schien ihn neu zu beleben. Gleich antwortete er mir in seinem naiven halb allemannischen Dialekte, sah sehr munter dazu aus und äußerte mit vieler Gesprächigkeit, wie ungern er unter diesen Leuten sei. „Fürchtest du dich nicht, solche Dinge vor ihren Ohren zu sagen?“ frug ich. „Was Ohren“, sagte er, „sie haben ja französische und wissen kein Deutsch.“ Ich frug nach seinem Wohnorte; er lag nur drei Stunden von der Flur von Bliesscastel (im bairischen Rheinkreise), woher ich kam. Der Knabe erwiderte mit vielem Eifer, wie glücklich er sein würde, und wie gern er Tag und Nacht lernen wolle, wenn er nur in einer deutschen Schule und unter Landsleuten wäre. „Ich kann nun einmal die Weltschen nicht leiden und weiß auch recht gut, daß mich Keiner mag“, war sein letzter Grund, und er lag ihm offenbar ganz tief und schwer auf dem Herzen. Der Director, der so wenig als die andern Anwesenden Deutsch verstand, brach am Ende mit der Bemerkung, daß, wenn ich bleiben wollte, er stundenlang ohne Aufhören Deutsch reden würde, mein Gespräch ab. (Thiersch, „über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, Holland, Frankreich und Belgien“, II, 101.) 2.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 339.

5. December 1838.

Paul de Kock.

Die Menschen verstehen sich nicht, oder sie lieben sich zur unrechten Stunde, sagt Rabel. Ebenso könnte man behaupten, daß Individuen in Nationen zu unrechten Stunden geboren werden, sodas die Nationen sie und die Individuen die Nation in ihrer Laune des Augenblicks nicht verstehen oder dieser nicht fröhnen wollen. So steht Paul de Kock unter den Franzosen da. Vielleicht ist keiner ihrer frühern Humoristen, Rabelais' ausgenommen, so bedeutend. Gigault le Brun u. A. treten weit gegen ihn zurück. Aber in Frankreich wissen ihn fast nur die niedern Stände zu schätzen, oder einige junge Leute, welche etwas darin suchen, in Hinsicht der Sitten von leichterm Gepräge zu erscheinen als Andere, das Volk, welches nicht grade die Nation ist und einen weit weniger mobilen Geschmack hat als diese; denn unter Nation verstehen wir vorzugsweise die Masse der geistigen Höhepunkte, Blüten und Früchte an den großen, vielköpfigen Individuen, in welche die kultivirte Welt sich theilt. Nicht jede Laune, Neigung, oder um das Vielsinnige in ein Wort zu fassen, nicht jede Tendenz der Nation ergreift das Volk. Die obren Classen arbeiten ihm in intellectueller Hinsicht vor, bereiten die Kost, an der es erst spät und langsam Theil nimmt, Manches entgeht ihm ganz und berührt es nie. So ist das französische Volk noch größtentheils frei geblieben von der sentimental-poetischen Neigung der Nation, die sich in der romantischen Schule der neufranzösischen Literatur kund gab. Es wäre thöricht, eine solche allgemeine Erscheinung für eine willkürliche zu halten, in ihr nur den Wunsch Einzelner nach Neuerung zu erblicken. Schwere politische Schicksale hatten die Franzosen Ernst und Tiefe gelehrt, sie fanden sie vergleichungsweise in ihrer Literatur noch nicht und wandten sich zu den germanischen Stämmen, dem germanischen Element in der spanischen Literatur, suchten es der ihrigen einzuverleiben. Das Tragische, das Poetische, das Sentimentale ward nun vorzugsweise erstrebt, die Tiefe des Lebens aufgedeckt, man fing an sie zu erkennen, das flutend Bewegliche ihres ewigen Stromes, welches aller Grenze spottet und seiner Natur nach Gesetz und Schranke überwältigt, wie schon Goethe sagte: „die That ist immer gewissenlos“. Aber man ging darin wie in allen Tendenzen zu weit und adelte auch die Roheit des Verbre-

chens mit einer Tiefe, die sie nicht besitzt; nach Tiefe schrie Alles wie der Hirsch nach Wasser, nach Poesie durstete man, erschöpft von der glatten, akademischen Dürre der Literatur der Kaiserzeit und den Fesseln ihrer Presse. Man schüttelte sie ab und griff nun natürlich nach Anarchie. Victor Hugo ward ihr Hauptvertreter, das erhabene Kind, wie Chateaubriand ihn nicht mit Unrecht nennt, welches den Apfel des Wissens bald noch nicht gegessen, bald ihn schon so verbaut und verarbeitet zu haben scheint, daß die primitive Unschuld im Nichterkennen des Guten und Bösen ihm zurückgekehrt ist; wie wir denn fest überzeugt sind, daß der gutmüthige, rechtliche, poetische, aber in politischer Hinsicht beschränkte Mann — welche Beschränktheit alle seine Dramen beweisen — sich einbildet, in seinem „Le roi s'amuse“ ein höchst stillisches und ein großes Werk geschaffen zu haben, in welchem er das Unrecht ohne Rücksicht auf Rang und Stand geißelt, wo er es aber auch auf eine Weise so zu sagen verböhlischt, die all seine Menschengestalten zu unnatürlichen Teufeln macht, ohne zu bedenken, daß der Staat, die politische Religion des Menschen, in seinen Gipfeln ebenso wenig erschüttert werden darf wie alle andere Religion, sollen nicht die Wurzeln alles Bestehenden in unheilvolles Schwanken gerathen und jene historischen Erbaben entstehen, deren Ausgang Die am wenigsten ahnen, die zuerst, Kindern gleich, mit vorwiltiger Hand, von Stamm zu Stamm laufend, schüttelten. Victor Hugo predigte laut, jeder Stoff sei dem Dichter gut und erlaubt, es komme nur auf die Art der Behandlung an — ein Satz, der wie alles Absolute wahr und falsch zugleich ist —; und so stürzten die Franzosen, an denen das alte Wort sich wieder erwies, daß die Eroberer die Sitten der Eroberten annehmen, aus ihrer Gebundenheit in die wildeste Willkür und glaubten dadurch die Freiheit des Genies nachzuahnen, die sie auf Deutschlands Parnas erblickten. Aber diese Freiheit ist nicht Willkür, ist nur die Freiheit der Kraft, die Geseze schuf. Mit welcher sorgfältigen Überlegung prüften Goethe und Schiller ihre Stoffe, wie erforschten sie den Sproß, ehe sie ihn pflanzten, ob er wol gesunde Früchte tragen könne. Nicht so die romantische Schule der Franzosen. Ihr scheint Alles gerecht, was der Genius eingibt, und Niemand bedenkt, daß auch der größte Geist seine schwachen Stunden hat. Mit ähn-



lichem Fanatismus glaubte so manche Religionsfekte an eine fortwährende Ausgießung des heiligen Geistes auf alle ihre Mitglieder; denn Fanatismus ist nicht bloß auf religiöse Gegenstände beschränkt, wiewol diese ihm den meisten Stoff bieten; er ist nichts als die bis zum Wahnsinn gesteigerte absolute Herrschaft einer Idee, die immer auf Abwege führen muß, denn es gibt nur eine absolute Idee, nur einen Autokraten, und er ist uns ein verhüllter Gott. „Alles ist gut, was der Genius uns eingibt“, rief Victor Hugo (s. die Vorrede zu seinen „Orientales“), und so kam er dahin, die monströsen Dramen zu schreiben, die wir nicht einmal mehr monströse Genialitäten nennen können, und in deren Erfindung gesunder Menschenverstand und Poesie Abschied nehmen, wenn auch in der Ausführung hin und wieder noch ein poetischer Funken aufblitzt; so kam die romantische Schule dahin, die Poesie, wie ein großer Mann sich ausdrückte, selbst in einem Schweinstalle zu suchen. Man sehe, wie Balzac im „Médécine de campagne“ die poésie du lieu in der Bauernhütte beschreibt, wo Paul de Kock sich darauf beschränkt haben würde, zu sagen: „Es war ein dunkles, räucheriges, trostloses und verfluchtes Loch, welches ein bestialischer Gestank erfüllte, zwei oder drei schmutzige Kinder balgten sich darin mit den Schweinen auf dem Mist und verdienten keine bessere Gesellschaft als sie.“ Was finge die romantische Schule mit diesem Manne an, der überall der Wahrheit, der derben, handgreiflichen Wahrheit huldigt und damit ihre Ausschweifungen in Phantasie und Gefühl zurechtweist? Armer Paul de Kock, du wardest zur un rechten Stunde geboren und kannst Anerkennung nur von dem gefunden Sinne des Volks, dem Cerealien im Garten des Lebens, erwarten, oder von den Nationen, welche, von jeher mit Poesie genährt, nicht ein so plötzliches, gewaltames und krankhaftes Bedürfnis darnach empfinden, daß sie sie auch für das Gemeinste in Anspruch nehmen möchten und, während du sagst: „J'appelle un chat un chat, et Roland un fripon“, den fripon zur großen Seele kempeln und den chat zum wunderbar organisierten, elektro-magnetischem Geschöpf, zur seltsamen Miniatur des Tigers, in der alle Leidenschaft, sowol die der Mord- und Rachsucht als der Liebe die höchste, blutigste Potenz erreicht, indes die arme Raze dir nur ganz einfach ein Hausthier scheint, was Mäuse frisst, wenn es gut gezogen, und Milch nascht, wenn schlecht.

Unter jenen Nationen stehen Engländer und Deutsche obenan; beiden ist der humoristische Roman nicht fremd, beide haben ihre Anerkennung der unnachahmlichen Lebenswahrheit Paul de Kock's schon beifällig ausgesprochen; diese Allgemeinheit des Begreifens ist die schönste Charakteristik germanischer Stämme, deren Unterdrückung und Nichtanerkennung durch Napoleon sich jetzt auf so seltsame Weise an der Literatur seines Vaterlandes rächt.

Wie Paul de Kock alle Excentricitäten durchschaut und verlacht, so hat er auch in einigen seiner Werke die eben obenauffchwimmenden politischen Ideen lächerlich zu machen gewußt, was dazu beitragen mochte, seinen Ruf unter den Franzosen zu schmälern. So schildert er in

seinem „Jean“ die thörichtesten Einbildungen, welche die Ideen von Freiheit, Gleichheit und allgemeinem Eigenthum bei einer vorwichtigen und unerfahrenen Jugend hervorbringen; doch ist die „verdrießliche Politik“ nicht sein Element; er wendet sich bald von ihrer Phrase, um die Phrase der Liebe in ihnen verschiedenen Gestalten, der Freundschaft, des Herkommens, der Sentimentalität, kurz alle Phrase des Lebens zu enthüllen. Wir sehen bei ihm keine riesenhaften Gestalten von Guten oder Bösen, die Welt, wie sie lebt und leidet, wird vor uns hingestellt, keine menschliche Schwäche bleibt unbeleuchtet, doch erblicken wir kein widerwärtiges Zerrbild von Gemeinheit und Schlechtigkeit, selbst in der niedrigsten Erscheinung zeigt sich noch das menschliche Element, nichts ist ganz schwarz oder ganz weiß, alle Töne sind gemischt, und wir interessieren uns mehr dafür als für das musterhafte Schema eines unerreichten Gesetzmässigen, für jene akademischen Stückerpuppen, von denen Grandison der idealisirte Typus ist. Und hier kommen wir auf einen Vorzug, den man Paul de Kock bis jetzt so oft streitig machte; er ist unser Trachten auch ein moralischer Schriftsteller, weil er ein durchaus wahrer ist. Wahrheit ist der einzige Punkt, auf dem Poesie und Moral zusammentreffen können. Poesie — wir nehmen den Ausdruck in diesem Augenblick für alle Erfindung — hat keinen andern Beruf, als ein wahres Bild des Bestehenden, oder Dessen, was bestehen könnte, zu geben. Erlügt sie undenkbare Bosheit und Schlechtigkeit, reicht sie dieser gar noch die Palme des Sieges, wie im „Atar Gull“ von Eugen Sue geschieht, so mag man sie mit vollem Rechte unmoralisch nennen, ebenso, wenn sie das verruchteste Laster mit der Glorie schönster menschlicher Empfindung schmückt („Lucrezia Borgia“). Mit einem Wort, die Erfindung, welche die Wahrheit des Lebens und der Idee schülert, welche die natürlichen Folgen der Dinge und Handlungen eintreten läßt und die Logik des Geschehenden nicht verkehrt, diese Erfindung muß moralisch sein, wenn es die Wirklichkeit des Geschehenen selbst ist; denn die Aufgabe der Erfindung ist nichts Anderes, als der Spiegel des Lebens und seiner Erscheinung im höhern Menschengenisse zu sein. Ob diese Wahrheit aber z. B. Kindern und jungen Mädchen, nach dem jetzigen Erziehungssysteme grade in jeder Gestalt tauglich, ist eine Frage, die nicht hieher gehört und mit der großen Frage, ob dergleichen überhaupt geschrieben werden soll, nicht das Mindeste zu schaffen hat.

Indessen würde jene Bezeichnung allein für unsern Zweck nicht ausreichen, brächten wir sie nicht mit einer Beschränkung in Verbindung, welche das Wesen der Kunst ausmacht. Alles Leben ist ein weites Feld voll endloser Beziehungen und Wirkungen ferne und nahe Ursachen, die wir meist nicht mehr ergründen, nicht auf ihre erste Veranlassung zurückführen können; das Kunstwerk aber soll uns Ursache und Wirkung gleichsam wie einen Strauß zusammengebunden bringen und so im Kleinen ein Auszug des Lebens sein; bloß andeuten darf es nur Das, was auch im Leben nur angedeutet bleibt, die enger Beziehung dieser Welt zu einer höhern, zum Unsichtba-

ren, zum großen Ganzen. Die Beschränkung, welche wir demgemäß für das Kunstwerk in künstlerischer Beziehung ansprechen, müssen wir auch in sittlicher Hinsicht für dasselbe fordern, wie denn Eins nicht ohne das Andere sein kann, und jene Art poetischer Weihe, die über der Conception des Ganzen schwebt und mehr zu empfinden als auszusprechen ist, wird ihm von selbst schon die sittliche Weihe ertheilen. Hier heißt es mit Recht: „Strebet zuerst nach dem Himmelreich, so wird euch das Andere alles zufallen.“

Ein kluger Mann bemerkte, daß weit weniger Verbrechen einer gewissen Art in der Welt begangen werden würden, wenn alle Menschen wie im Paradiese einhergingen, und man kann dieser Behauptung ihre Wahrheit zugestehen, ohne darum die Veränderung des Culturzustandes herbeizuwünschen, welche einen solchen Sittenwechsel möglich machte. Sie drückt das Verhältnis einigermaßen aus, in dem Paul de Kock's Romane zu vielen andern Producten stehen, welche die Moral gleichfalls verwirrt. Das Laster zeigt sich bei Paul de Kock so völlig unverhüllt, daß es dadurch seinen Reiz, den Zauber des Geheimnisses verliert; der Verf. will es um kein Haar breit besser darstellen, als es ist; es adelt die Menschen, welche ihm opfern, nicht, es macht sie lächerlich und beschimpft sie; die Schwächen der menschlichen Natur zeigen sich als solche, nicht als Stanzpunkte, und fast tritt Paul de Kock, durch Übertreibung dieser Tendenz, der Poesie alles Geschaffenen wieder zu nah. Nirgend sucht er das Leben oder die Charaktere zu sublimiren, die positivste Wahrheit steht ungeschminkt vor uns, nackt, wie das Wesen aller Wahrheit, aber in natürlichen Verhältnissen, oft gemein und unschön, doch selten oder nie zur Frage verirrt. Der Autor liebt es, die Allgegenwart der Prosa des Lebens zu schildern, sie auf anmuthig-pössliche Weise in den sentimental geschraubten Moment herbeizublicken zu lassen, er ist schlüpfrig, ohne wollüstig zu sein wie Crébillon u. A. Wo die Phantasie dieser in der Uppigkeit ihrer Schilderungen schwelgt, sieht man in seiner Anspielung nur den Schall, der den Zipfel des Luchses aufhebt, um die Schwäche zu zeigen und über sie lachen zu können; er ist lustern, aber nur nach Scherz. Wol ist dieser Scherz zuweilen derb, doch in der Regel auch dann nicht ohne eine gewisse Unschuld und Einfachheit, welche selbst die englische Pruderie richtig zu würdigen weiß. Wollen wir uns z. B. sehr darüber entfesen, wenn ein Kellner einer Familie aus der Provinz, die ihn auf alle Weise turbirt, ohne etwas Erhebliches zum Mittagstisch zu bestellen, Fußbänke, Unterlagen zum Sigen für die Kinder fodert, endlich ein in der Mitte offenes Ledertisch bringt, angeblich weil er nichts Anderes gefunden, auf dem Fanfan nicht sigen will, weil er die Sache häßlich findet, und auf Gebot seines Vaters sigen muß? Oder wenn der plötzlich reichgewordene und sich aufblasende Robineau, in der „Maison blanche“, auf der Fahrt in die ländliche Kirche mit seiner anspruchsvollen Braut aus Gemüthsbewegung alle Viertelstunde einmal absteigen muß und fürchtet, daß ihm dieser unangenehme

Zusall auch vor dem Altar begegnen könne? Doch gestehen wir, daß es Augenblicke gibt, wo diese Art Wit bei unserm Autor an das Ekelhafte und Gesuchte streift, denn wer hält immer Maß? So die Geschichte mit dem Wettwämen in der „Maison blanche“ und einige der Art; aber wie ganz anders widerwärtige Verhältnisse haben die ältern englischen Humoristen, z. B. Smollet, sich in ihren Romanen aufzudecken erlaubt, und diese freie und doch kindliche Naivetät des Scherzes erscheint damals nur bei Fielding und Sterne. Überhaupt zeigt sich Paul de Kock nie gehässig oder bitter; er ist der gutmüthigste, lebendfroheste Satiriker, den wir je gesehen; wir fühlen, er liebt seine Gestalten, ohne sie darum idealisiren zu müssen, und wir können dies große objective Talent, welches uns lebiglich durch die unbegrenzte Wahrheit seiner Schilderung zu interessiren versteht, nicht genug anerkennen, den engen Bund der Subjectivität des Verf. mit der Wahrheit der Erscheinung, aus der allein alles Bedeutende in der Erfindung hervorgeht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der unverwesliche Leib, als Organ des Geistes und Sitz der Seelenstörungen. Eine anthropologische Rhapsodie von Friedrich Groos. Heidelberg, Groos. 1837. 12. 8 Gr.

Es muß jedem Freunde der Wissenschaft eine wahre Freude sein, wenn ein so verdienter Veteran, an welchem wir lange schon die Besonnenheit, die klare Tiefe, die imponirende Präcision und den unerschrockensten Scharfsinn der Forschung zu schätzen gewohnt sind, die Feder ergreift. Hr. Groos hat die wichtigsten Materien der Psychologie, wie sie dem Bedürfnisse der Zeit erschienen sind, behandelt, ja er hat sogar dieses Bedürfnis da und dort hervorgerufen gewußt, z. B. in Betreff der Lehre von der Spontaneität und Imputabilität, und er ist auch heute noch derselbe, besonders auch in seinem „Vermächtniß“, dessen er auch in vorliegender Schrift Erwähnung thut, in seinen „Untersuchungen über Seelen- und organische Leben“ (Mannheim 1836), ja wir möchten sagen in gesteigertem Grade in jener Schrift Der wieder, der er in den schönen Abhandlungen in Kasse's „Zeitschrift für psychische Medicin“ (nachmals „für Anthropologie“) von Anfang war, ganz noch der straffe, fürchtlose Geist, der seine und reblische Denker, den eine entgegengesetzte Denkweise jedesmal von Neuem aufregt, auch seine Gedankenreihen mit der anspruchlosesten Liebe zur Wahrheit wieder hervorzuholen, seine Schlussfolge unverbrochen wieder durchzumustern und ihre Schärfe von Neuem zu prüfen. Er ist Derselbe noch, den aber auch Einwendungen nicht verwirren und selbst ungeschlagte Anfälle nicht stören in seinen Kreisen. Seine Denkweise ist nicht durch das Studium irgend eines philosophischen Systems einseitig in ihm befestigt worden, immer, wo dies geschieht, eine mißliche Sache, oder eine sehr zweifelhafte Bürgschaft, ob man es mit einem wahrhaft philosophischen Geiste zu thun hat, oder nicht vielmehr nur mit einem Verstande, der, unterstützt durch ein gutes Gedächtniß, mit einer gewissen Leichtigkeit sich in eine fremde Gedankenreihe versetzt und darum sich in ihr gefüllt und schaukelt, sie aber weit mehr für Wahrheit ausgibt, als einnimmt. Philosophie ist Geistesstimmung, nicht bloß Begriffsbewegung, und es gehört zum Philosophiren ein impetus wie zum Dichten, oder es wird zum hölzernen Gelächter, das nur eine Reihe von Vorstellungen, die an einer Bestimmung aneinandergefädelt sind, mit abschreckender Eintönigkeit abhaspelt. Groos' Denkweise ist, wie er uns selbst sagt, aus seinem ungetheilten Geistes-

leben hervorgewachsen, sie ist ebenso wol innere Erfahrung als Begriffsentwicklung, er hat sich nicht nur mit Einer Thätigkeit seines Geistes, sondern mit allen Beziehungen desselben auf den Standpunkt hinausgerungen, auf dem er nun steht, und darum steht er auch auf demselben so fest. Wir meinen dieses fest zwar nicht in der Bedeutung, als ob er bei fortgesetztem Forschen stille stehen werde, vielmehr glauben wir zu bemerken, wie von seiner reichen Erfahrung und von seiner scharfen Dialektik immer stärker die Punkte berührt werden, die ihn über seinen Stoicismus hinausheben werden, ohne diesen darum zu zerstoren. Fest aber steht er gegen jede andere Ansicht, die er schon hinter sich hat, die für ihn schon eine überwundene ist. Alle diese Eigenschaften aber sichern seinem Namen in der Wissenschaft der Psychologie, der psychischen Medicin, der psychisch-gerichtlichen Medicin einen Ehrenplatz für immer. Ref. darf sich nicht zu denen zählen, welche die Bemühungen dieses Denkers unbeachtet gelassen hätten; vielmehr ist noch jetzt der Eindruck ganz frisch in ihm, welchen jene oben erwähnten Abhandlungen, bei welchen er zuerst die Bekanntschaft des Verf. machte und die er zu dem Lichtigsten in dieser Gattung rechnen zu dürfen glaubte, hervordrachten. Seitdem hat er denselben mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt und nicht aufgehört von ihm zu lernen. Auch diese neueste Schrift, welche wir hier vor uns haben, wirkt auf mannichfache Weise höchst anregend. Sie besteht eigentlich aus zwei Theilen, deren erster, in dem Titel ausgesprochener einen früheren und allerdings nicht nach Verdienst gewürdigten Gedanken des Verf. wieder vorführt, der andere aber seine Ansicht von dem Siege der Seelenkrüftungen, als eine die somatische und moralische Ansicht vermittelnde, gegen Möller, der ihr diese vermittelnde Stellung absprechen und sich zuschreiben zu wollen scheint, verteidigt.

Kur über den ersten Punkt, den unverständlichen Leib, erlauben wir uns noch ein paar Bemerkungen hinzuzufügen. Der Verf. hatte zuerst in den „Heidelberger Jahrbüchern“ (1822, Nr. 47 und 48) die Vermuthung einer Urform des menschlichen Körpers, durch welche das Gleichbleiben desselben bei stets wechselnder Masse bedingt werde, aufgestellt. Diese Urform soll, wenn gleich selbst stoffig, doch nicht sichtbar, nicht fühlbar, nicht ponderabel sein, erst sichtbar, fühlbar und schwer werden im grob materiellen Zuwachse, den mein Leib vom ersten Momente seiner sinnenfälligen Entstehung im Mutterleibe an bis zum Tode von außenher durch die Ernährung erhält; eine Urform, die einzig und allein es sein kann, welche diesem fremden Zuwachse die stets sich selbst gleiche Form aufdrückt. Wem sollten hierbei nicht manche verwandte Gedanken anderer Denker einfallen. Groos selbst führt deren einige, z. B. mythologische Vorstellungen der Griechen, Ceres und Proserpina, die Verbrennung des Hercules, vor Allem aber die tief bedeutungsvolle Stelle des Apostels Paulus, 1. Kor. 15. 44, an. Kur scheint dort das *σῶμα πνευματικόν* dem *σῶμα ψυχικόν* zunächst in moralischer Beziehung entgegengesetzt, so daß der Apostel sagen will: wie der der Gesinnung nach psychische Mensch auch seinem äußern leiblichen Dasein die Attribute der Niedrigkeit einbrückt, so auch der der Gesinnung nach pneumatische Mensch das Wesen der Erhebung und Erhabenheit über das bloß Irdische. „Hat man einen natürlichen Leib, so hat man auch einen geistlichen Leib“, scheint, wo nicht eine falsche, doch eine ziemlich unverständliche Übersetzung, und es sollte eigentlich wol heißen: es gibt einen psychischen Leib, und es gibt einen pneumatischen Leib. Jedenfalls scheint Paulus das materielle Wesen des Daseins durch diese Ausdrücke so unter die Herrschaft des geistigen Principis zu stellen, daß, je nachdem der letztere als Wille sich mehr passiv oder activ gegen das zweite verhält, dadurch ein völlig verschiedenes Product erscheint; und es fragt sich, ob nicht auch die Urform des Hrn. Groos mehr Product als Princip, nicht ein eigenthümliches Princip, sondern Resultat der Immanenz zweier Principien, des irdisch-weltlichen nämlich und des geistigen Principis ist. Schon, daß er es stoffig

einerseits, andererseits völlig unstofflich nennt, könnte darauf deuten, daß in ihm zwei Gegensätze vermittelte werden zu dem, was die ernährende Seele bei Aristoteles ausmacht (s. „De anima“, B. 2, Cap. 4, bes. S. 12—15), oder noch allgemeiner etwas wie die *εἶδη* des Plato, keine bloßen Vorstellungen, aber ein ideelles kosmisches Dasein gibt. So wäre jene Urform nicht ein eigenthümliches Wesen, aber Moment in der Realisation des Geistes, und zwar käme sie vor nicht bloß bei dem Menschen, sondern überhaupt, so weit das Gebiet der bestimmten, d. i. regelmäßigen Form geht, in dem ganzen Kreise des Organischen, ja, und noch viel wunderbarer, auch in dem des Unorganischen, im Krystall. Wir sagen: noch viel wunderbarer; denn es muß uns weit begreiflicher sein von innen heraus eine bestimmte Entwicklungsform festgehalten zu sehen, als einen Krystallisationspunkt zu finden, der wie ein feenhafter Mathematiker arbeitet und ohne Winkelmaß und Zirkel seine regelrechten Winkel anlegt, indem er sich die Städte dazu, die körperlichen Linien von außen holt. Die Urform des Leibes verdiente jedenfalls Gegenstand einer umfassenden Untersuchung zu werden, da ihr schon in früherer Zeit bekanntlich auch Bonnet und Leibniz, und unter den Neuern, wenn Ref. nicht irrt, auch Carus in Dresden in seinen psychologischen Vorlesungen, jedoch dieser erst nach Groos, ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben. 112.

#### Literarische Notiz.

„Scherlein der Muse“ und „Spenden der Zeit“ benennen sich zwei kleine Gedichtsammlungen, die beide im Frühjahr 1838 zum Besten der durch Überschwemmung Verunglückten in Berlin erschienen sind. Die erste ist von einem jungen Dichter und Candidaten der Theologie, August Pfeiffer, veranstaltet (Berlin, Krause), die andere durch Hrn. Louis Luten (Berlin, Gurtz), dessen Verhältnis zur Literatur uns ganz unbekannt ist. Wären zu einer Gedichtsammlung die ausgezeichnetsten Talente Berlins weitesternb zusammengetreten, so würde dieselbe gleich dem „Livre des cent et un“ wol eine gewichtigeren Stellung in der Literatur eingenommen haben. Es scheint es, daß nur Einzelne angegangen wurden, und auch diese nur, um nicht Nein zu sagen, einen meist wenig bedeutenden Beitrag gaben. Einestheils mögen manche mit Recht diese Art Publicationen nicht lieben, wobei gemeinlich solche Autoren, die Niemand druckt, die Gelegenheit wahrnehmen, ihre unbedeutenden Nachwerke zu veröffentlichen, hinter der Larve eines wohlthätigen Zweckes zu verbergen; und insgemein kommen dabei von zehn eingehenden Thalern neun auf die Kosten und einer zur Abhilfe des Leides. Andererseits kann der Dichter auch nicht jeden Augenblick mit etwas Interessantem bereit sein, und gibt also, was er kann, oder was er schon lange bei Seite legte, weil es ihn nicht gut gerathen dünkte. Doch enthalten beide Sammlungen auch manches recht gelungene Gedicht, selbst von den jungen, minder bekannten Autoren. Von dem gekannteren haben Chamisso, Förster, Gauby, Gruppe, Kellstab, Raupach, Kopisch, Kugler, Streckfuß u. a. m. Beiträge geliefert. Raupach gibt ein gutes, aber älteres Gedicht, das schon bei den Überschwemmungen des Jahres 1830 in einem Concert declamirt wurde. Chamisso hat nichts Eigenes, sondern einige Proben aus seiner freien, mit Gauby veranstalteten Übersetzung Béranger's (sein Schwanengesang) gegeben u. s. w. Die Gedichte des Herausgebers des „Scherlein der Muse“, August Pfeiffer's, enthalten viel Schönes. Sie stehen noch in der Periode der jugendlichen Sentimentalität, allein der Gedanke ist nicht davon ausgeschlossen, nur daß er die Form noch nicht vollständig genug zu durchdringen vermag. Ein ernstes, zumal wissenschaftliches Streben, zu dem wir den jungen Autor hieher dringend aufgefordert haben möchten, kann sehr schöne Kräfte in ihm entwickeln. Es soll uns freuen, ihm baldigst auf ähnlichem Felde wieder zu begegnen. 82.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 340.

6. December 1838.

Paul de Kock.

(Fortsetzung aus Nr. 339.)

Wir haben es versucht, ein allgemeines Bild unsers Autors zu entwerfen. Dazu gehört, daß man die hervorstechendsten Züge einer Erscheinung zusammenfaßt. Das Einzelne aber zeigt, vermöge der natürlichen Inconsequenz des Menschen, der Macht der Eindrücke und der Gewalt der Stunden, neben den Ähnlichkeiten auch fortwährende Abweichungen von dem Haupttypus, sowie der Mensch die Miene trotz eines vorherrschenden Ausdrucks beständig wechselt. Suchen wir diese Übereinstimmung und Abweichung in dem Einzelnen, das uns grade vorliegt, auf.

1. Der Heirathscandidat oder Herr Frontin, von Paul de Kock. Deutsch von L. v. Alvensleben. Braunschweig, Meyer. 1837. 8. 18 Gr.

Von seiner schlimmsten Seite betrachtet, ein ziemlich lose geknüpfter, alltäglicher Scherz; von der bessern, ein gelungenes Charaktergemälde. Der Held ist der Typus der Einfalt und Nichtigkeit; die Abenteuer dieses Originals, welches unaufhörlich auf solche ausgeht und um Alles in der Welt ein Taugenichts sein möchte, es aber nie dahin bringen kann, weil man ihn überall ablaufen läßt, bilden den Stoff dieses Buches. Trostlos über seine geringen Erfolge kehrt Girardière nach Hause zurück, wo ihn seine zärtliche Mutter stets mit Anspielungen auf sein Glück und mit Gratulationen empfängt. Diese gläubige Befangenheit, welche er nicht den Muth hat, ihr zu rauben, dauert fort bis in sein Alter; zuletzt wird die gute Frau etwas kindisch und wiederholt nur noch aus Gewohnheit: „Benutze deine Jugend, mein Kleiner, amüsire dich, Wildfang, komm aber nicht zu spät nach Hause“, und das liebe Kind hat keinen andern Trost mehr als die Meinung seiner Mutter, an der es den gesunkenen Lebensmuth aufrichtet. Da es sich aber doch endlich überzeugen muß, daß es mit den galanten Abenteuern nicht gehen will, entschließt es sich, eine Frau zu suchen, kommt aber gleichfalls schlimm an; bald ist Girardière zu alt, bald zu häßlich, bald zu arm, bald zu ungeschickt; da, wo er dem Vater und der schönen Tochter, die gern Madame heißen will, nicht mißfällt, gefällt er dem Epiz der Mutter nicht und wird darum abgewiesen. Endlich gelingt es ihm, bei einem Traiteur die Bekanntschaft eines armen Mädchens von 19 Jahren

zu machen, das hübsch ist, sitzsam scheint und ihn gern heirathen würde. Aber da überhört er ein Gespräch, welches sie mit einer Freundin führt, der sie gesteht, Herrn Frontin leidenschaftlich zu lieben; da ihn ihre Tante jedoch nicht ausstehen könne, so sei er immer nur auf ihrem Zimmer. Girardière ist außer sich, will Licht haben und schleicht eines Abends spät in das Haus, wo er, an Augustinens Kammer horchend, sie aus dem Bette ruft: „Nun, Hr. Frontin, Taugenichts, Sie kommen nicht zu mir, soll ich Sie etwa holen?“ Wüthend stürzt Girardière fort und sinnt einen Monat über das Ereigniß nach; endlich entschließt er sich, noch einmal in das Haus zu gehen, und findet eine gepuzte Gesellschaft, in der man ihm alle Leute und zuletzt auch noch den großen Hauskater als Herrn Frontin vorstellt, der in Augustinens Armen ruht und bei der heutigen feierlichen Gelegenheit den Eintritt erlangt hat. Die Schuppen fallen von Girardière's Augen, er wirft Alles, was ihm im Wege steht, über den Haufen, stürzt auf die Tante zu, die sich im Nebenzimmer befindet, und bringt den schon zwanzig Mal wiederholten Antrag in denselben Ausdrücken, die seine Geistesarmuth und Eitelkeit so treffend bezeichnen, stehenden Fußes an:

„Madame, ich komme, Sie um die Hand Ihrer Nichte zu bitten. Ich will mich verzichten (?); ich verzichte auf die Thorheiten des Junggesellenlebens und will mich künftig nur mit der Frau und den Kindern beschäftigen, die der Himmel mir ohne Zweifel schenken wird! Ich bete Mademoiselle Augustinen an“ u. s. w.

Wie erschrickt der Arme, als man ihm antwortet:

„Mein Herr, Ihr Antrag kann uns nur ehren, und hätten Sie ihn früher gemacht, so wären Sie jetzt der Mann meiner Nichte; aber Sie verließen uns plötzlich, ohne uns einen Grund Ihrer Abwesenheit zu sagen. Während dessen hat Hr. Leubert sich erklärt und um die Hand Augustinens gebeten. Hr. Leubert ist ein rechtschaffener Drechsler, und wir hatten keinen Grund, ihn abzuweisen.“

Indes die Übrigen auf die Mairie gehen, stürzt Girardière nach Hause, wo er in eine schwere Krankheit verfällt, in welcher er nur von Hund und Kagen phantastirt. Genesen, bleibt er traurig; der Anblick einer Kage verursacht ihm Nervenzucken; so stirbt er unverheirathet in den Armen seiner Mutter, die ihm trostreich zuruft: „Sei ruhig, mein Kleiner, du wirst mehr Frauen finden, als du willst.“

Wenn der Wig nach Fichte's Definition die Evidenz des Verkehrten ist, so kann man der Erfindung dieses Charakters und seiner Schicksale den Wig nicht absprechen.

2. Frau, Mann und Liebhaber. Nach dem Französischen des Paul de Kock. Drei Bände. Breslau, Verlags-Comptoir. 1837. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Paul de Kock ist hier bemüht, neben den komischen sentimentale Charaktere zu schildern; vielleicht ein verzweifelter Versuch, sich dem herrschenden Geschmack seiner Landsleute zu fügen; doch findet er die ihm von der Natur angewiesene Bahn hauptsächlich auf den Wegen, welche ein richtiger Instinct ihn bei seinem Auftreten einschlagen ließ. Er ist vorzugsweise der Romanensreiber der schlechten Gesellschaft, womit wir nicht gesagt haben wollen, daß er für die schlechte Gesellschaft schreibt, sondern daß Niemand sie so gut wie er beschreibt. Junge Taugentüchle aus den mittlern oder niedern Classen, diese Classen selbst, alle geistigen Mittelmäßigkeiten überhaupt sind sein großes Feld; da weiß er selbst dem Niedrigsten eine Art Kunststolz zu geben, der seine Figuren zu Typen macht. Verläßt er diese Sphäre, sucht er die Poesie des Lebens auf, so werden seine Gestalten häufig matt, verlieren ihre Individualität, und das beständige Hereinblicken einer gemeinern Welt, die nun einmal das Element ist, in dem er sich bewegen sollte, und ihre Reibung mit jenen höher angelegten Naturen verlegt uns, nicht weil sie unnatürlich wäre oder nicht auch im Leben stattfände, wo das Gute und Erhabene dicht neben dem Gemeinen und Lächerlichen Platz nimmt und doch gut und erhaben bleibt, sondern weil jene gemeinern Figuren des Verf. all seine Schöpfungskraft absorbiren, sodas die edlere Gestalt, für die sein Pinsel keinen Beruf hat, bedeutungslos danebensteht und ihr Recht auf unsern Antheil der größten Lebenskraft jener abtreten muß.

Diesen Eindruck hinterließ uns der vorliegende Roman. Hier junge Leute bewegen sich darin, deren einziger Beruf ist, durch Börsen- und Mäklergeschäfte Geld zu gewinnen und das Gewonnene bestmöglichst zu genießen. Wir sehen sie ihre Tage ohne Ausnahme auf die gewissenloseste Weise verschleudern; dennoch besitzt einer derselben, Deligny, der Erzähler der Geschichte, mehr Ernst und Gefühl, als man ihm, nach seiner Lebensart zu schließen, zutrauen sollte. Der äußerlich solideste unter ihnen ist Jolivet, ein reicher, hartherziger Knauser, der auf der Andern Kosten zecht, wo er kann, sie nur aufsucht, wenn er etwas von ihnen erwartet, oder so lange er sie für reich hält, sich aber mit ängstlicher Eifersucht zurückzieht, sobald er zu bemerken glaubt, daß ihre Geschäfte eine schlechte Wendung nehmen. Dubois ist ein gutherziger Mensch, der alle Tage ein neues Liebesabenteuer besteht, in Paris mit Zucker- und Kaffee- proben umherläuft, aufgehen läßt, was er hat, und schwadronirt, eh es zum Treffen kommt, zu rechter Zeit jedoch über alle Berge ist; sonst ehrlich, offen, spaßhaft, aber so lüderlich und leichtsinnig wie möglich. Jenneville's Charakter ist tiefer angelegt; kalt, zurückhaltend, schlau, egoi-

stisch, hat der hartberzige Wüstling alle Eigenschaften, die zum großen Verbrecher gehören, auch dessen Kraft, und er verleugnet in einzelnen Momenten den Adel nicht, den diese gibt. Jenneville hat sich von seiner Frau getrennt, die ihn durch ihre zu große Zärtlichkeit langweilte, und andern Neigungen bequemer folgen zu können. Deligny verliebt sich in sie, ohne zu wissen, daß sie es ist, die ihren Mädchennamen wieder angenommen hat und sich für eine Witwe ausgibt. Sie weicht ihm nicht aus, um durch ihn von ihrem Manne Nachricht zu erhalten; aber was sie hört, empört sie aufs Neue, und nach und nach verwandelt sich ihre Gefühle in Neigung zu Deligny. Dieser Übergang ist mit großer Feinheit geschildert. Jenneville, der selbst ein Verhältniß mit einer andern Frau hat, hört von dieser Neigung und trifft bei einem inquisitorischen Besuch seine Gattin in der Wohnung ihres Geliebten, den sie an einem Zufall schwer erkrankt glaubte, welchen er sich ihretwegen zugezogen. Die Kluft zwischen den Gatten scheint jetzt eine ewige; aber Jenneville wird von dem betrügerischen Weibe, welchem er huldigte, und einem Abenteuerer, der mit ihr im Bunde stand, ruiniert, und Augustine befreit ihren Mann durch das Opfer ihres halben Vermögens aus dem Schuldthurme. Eine Art Versöhnung tritt ein, die Gatten beziehen wieder eine gemeinschaftliche Wohnung; denn nur unter dieser Form erträgt es Jenneville, von seiner Gattin Gelde zu leihen; sie entsagt dem Geliebten, der auf ihr Gebot zu seinem Vater in die Provinz reist, die Frau zu heirathen, welche dieser ihm bestimmte. Unterwegs begegnet er dem Paar in der Schenke, in welcher er die erste Nacht zubringt; auch sie verlassen Paris, um künftig mit dem Rest ihrer Habe in ländlicher Zurückgezogenheit zu leben. Deligny erbittet sich eine letzte heimliche Zusammenkunft von der Geliebten, bei welcher der Mann sie belauscht und sich von der Schuldlosigkeit seiner Gattin überzeugt. Am Morgen des nächsten Tages trifft Jenneville in demselben Wirthshause jenen Abenteuerer, schlägt sich mit ihm, wird gefährlich verwundet und stirbt, nachdem er die Hand seiner Gattin in die seines ehemaligen Freundes gelegt, und nach einem Vierteljahr, der Trauer und dem äußern Anstande geweiht, nähern sich die Lebenden einander und schließen den ewigen Bund.

Dieser Plan ist verständig, aber gewöhnlich; die Schöpfungskraft des Verf. ist hier nicht in ihrem Elemente. Der Gestalten wie Deligny und Augustine haben wir in Büchern Hunderte gesehen, nichts gibt ihnen ein besonderes, ein eigenthümliches Leben; wir finden hier nicht das bewundernswürdige harmonische Verhältniß des Nährenden zum Komischen, welches Fielding's „Tom Jones“ zu einem so unübertrefflichen Werke macht; beides sind und bleiben dem Verf. meistens ethisch und ästhetisch streitende Kräfte. Dagegen treffen wir fast bei jedem Schritte den heitern, fest ausgelassenen Scherz, der ohne die anspruchsvolle Verbindung mit jenen höhern Elementen aus eigener Machtvollkommenheit gerechtfertigter dastehen würde und nur durch sie verlegend wirkt. Die spaßhaftesten Situationen scheinen sich der Phantasie des Verf. so scha-

entwels aufzubringen, daß er darunter nur die Wahl hat; dann und wann wäre ihm jedoch auch hier mehr Maß zu empfehlen, nicht sowol in Milderung des Einzelnen, als in dem zu sehr gehäuften Gebrauche des Scherzhaften, auch da, wo es als bloß willkürliche Zuthat erscheint.

Das Hauptverdienst dieses Romans haben wir noch unberührt gelassen: es ist die Schöpfung eines in unsern Augen noch ganz neuen weiblichen Charakters in der Person einer Grifette, welche Deligny für Augustinen verläßt, und die uns viel anziehender als jene scheint. Die arme Ninie ist ein unschuldigcs Landmädchen, welches nach Paris ging, sich daselbst als Nähterin zu vermie-then, in schlechte Gesellschaft gerieth, aber für diesen Beruf nichts weniger als geschaffen ist. Der Verf. hat hier keine tragischen oder glänzenden Farben erschöpft, aber die Zeichnung ist so neu, so wahr, so weiblich im edelsten Sinne des Wortes, der Widerstreit des Charakters und der Situation so kühn und doch so wenig grell, daß uns im Felde der Literatur nicht leicht etwas Ähnliches vorgekommen ist. Dem Verf. scheint der Werth seines Geschöpfes nicht ganz fremd, denn er wiederholt ein paar Mal, selbst da, wo er sie aus den Armen ihres Liebhabers aufstehen läßt: „sie war wahrhaft achtungswerth“. Es ist ein wunderbares, pflanzenartiges Gefühlleben in dem armen Mädchen, welches, von einem Manne zum andern übergehend, weil sie verlassen wird und in ungeschminktem, anspruchslosem, einsamem Schmerz der Theilnahme eines menschlichen Wesens bedarf, dem neuen wieder zur treuen, gehoramen, bescheidenen, entgegenden Gattin wird und den Geist der edelsten Verhältnisse in die Formen unerlaubter, nur dem Instinct ihrer bessern Natur folgend, hinüberträgt. Wir freuen uns, sie am Ende willig die Frau eines jungen, gutmüthigen Mannes werden zu sehen, der uns bei späterer Bekanntschaft jedoch so einfältig erscheint, daß wir uns, statt mit dieser Verwandlung ihres Schicksals zufrieden zu sein, wehmüthig zuru- fen: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“ Doch so tragisch nimmt der Verf. das Loos seiner holden Schöpfung nicht, und wir geben ihm Schuld, selbst den ganzen Umfang ihrer Bedeutung nicht zu erkennen. Es gibt eine Legitimität des Geistes jenseit der Legitimität der Form, welche vielleicht die schönste aller menschlichen Erscheinungen ist, und für die man das Vive le roi quand même in Anspruch nehmen muß. Bei der Zeichnung dieses Charakters hat dem Verf. der Instinct sei- nes Talents die Hand geführt, vielleicht auch Erlebtes ihm vorgeschwebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus den Niederlanden von Louis Lar. Zwei Bände. Aachen, Mayer. 1838. Gr. 12. 2 Thle.

Ein Theil dieser interessanten Bilder soll dem Vorworte zufolge schon früher in einer vom Verf. derselben redigirten Zeitschrift erschienen sein. Diese Zeitschrift ist aber schon eingegan- gen, nachdem sie wenig ins Publicum gekommen; für das- selbe dürfte demnach der Gesammtinhalt der Bilder etwas Neues sein. Wenn der Inhalt des Journals (vermutlich die

„Besüchlichen Blätter“, die Verf. nur aus den Ankündigungen kennen lernte), wenn die andern Beiträge des Journals den hier mitgetheilten gleichen, so ist das Eingehen desselben ein Verlust. Mit Heiterkeit scheint sich der Verf. darüber zu trösten, wengleich er zu spät eingesehen hat, daß mit einer so harm- losen, klaren Gabe wie diese sich kein neues Journal jetzt mehr gründen läßt. Die Zeit der Zeitschriften scheint überall ziemlich vorbei; selbst die mit Donnereschlägen sich ankündigen und Blitze vorausschicken, können sich nicht mehr Weg bahnen. Die alten schleichen zum Theil ihren Weg nur noch fort, weil es denn doch Bedürfnis ist, Blätter auf den grünen Tischen liegen zu sehen und die Journalcirkel leben müssen, und von neuem vegetirt und lebt nur fort, was der provinziellen Gemeinheit huldigt und durch Gevatterschaften mancherlei Art sich er- hält. Durch solche leidenschaftlose, getreue Kleinbilder aus der Wirklichkeit läßt sich aber auf keinen Fall der Ruf eines neuen Blattes machen, wengleich sie willkommenes Gabe für ältere Blätter sind.

Der erste Band enthält sechs kleine Novellen von verschie- denem Werth, alle auf niederländischem Grund und Boden in weiterm Sinne spielend und Verhältnisse aus der Gegenwart berührend. Als Novellen, wenn man den höchsten Maßstab an sie legt, fehlt ihnen die höhere Inspiration, die tiefere Auffas- sung und Schöpfung, welche dem scheinbar Unbedeutenden Glanz und Gehalt gibt. So müßte das Thema in den Novellen: „Wä- senbahn“ und „Der Mäßigkeitsverein“, humoristischer hin und her gewendet werden, um dem anscheinend prosaischen Stoffe eine poetische Weiße zu geben; man kann aber nicht von jedem Schriftsteller fordern, daß er mit Ludwig Tieck's Genie die Felder der Gegenwart aufwühle und umkehre. Wir sind auch zufrieden, ein heiteres Wasserfarbenbild bei natürlicher Beleuch- tung zu sehen, und danken dem Verf., wenn er es mit etwas Laune würzt. Das „Ende einer Reichsstadt“ berührt die erste Occupation Kachens durch die republikanischen Franzosen. Auch hier hätten wir wol gewünscht, tiefere Blicke in die Ansichten und Verhältnisse der Rathsfamilien thun zu dürfen, wie das alte Regiment sich überlebt hatte. Doch ist der alte starre Rathsbdiener, der das sinkende Regime repräsentirt, schon eine dankenswerthe Gabe. Wir erfahren, wie die Republik hier da- mals fast keinen Anklang als unter dem schlechtesten Günstel und sehr wenigen Hügelpfen fand. Ein lebendigeres Bild ist „Der Rufstus von Augsburg“. Wie jedes Talent doch gleich an Kraft gewinnt, sobald es sich an Persönlichkeiten halten kann! „Ein tiefer Fall“, eine skizzirte Geschichte der letzten traurigen Schicksale Maria's von Rebecq, beweist des Verf. Geschick für diese Art Malerei, die ihrer Wirkung nie entbehrt, wenn sie nicht zum Überflus gebraucht wird.

Der zweite Band enthält „Briefe aus den Niederlanden“, Briefe aus allen bedeutenden Städten Belgiens und Hollands, wenn auch nicht alle wirklich an Ort und Stelle niedergeschrie- ben, doch so abgefaßt, daß man diese Fiction eher glauben könnte, als es bei denen des Prof. Voebell aus Belgien der Fall ist. Wenn Voebell in seinen Briefen mehr aus der Liebe seines Ge- dankensschreins gibt als aus dem realen Belgien, so könnte man dem Verf. den Vorwurf machen, daß er nur Das von der Herr- schaft aufnimmt, was auch jeder andere Flüchtigerfindende fin- den wird. Indessen sind seine Wahrnehmungen durchaus rich- tig, lebendig, und man trifft hier auf Aeuers, was die Sache, als was seine subjective Ansicht anlangt. Ein Werk über Belgien zu schreiben, wie das von Wienberg über Holland, bleibt noch Aufgabe. Ein Reisender kann es nicht. Was wir in Voebell's Briefen vermisten, vermisten wir auch hier: eine tiefere Charakteristik der Parteien und ihrer Führer, welche die Gegenwart, wie sie wurde, gemacht haben. In Frankreich wils- sen wir es; warum nicht von Belgien? Ist hier noch nicht die Zeit? Gibt es noch immer Rücksichten, daß man nur im Allgemeinen von den van Bommel, Potter, Verore u. s. w., nicht von ihren Personen und ihren intimen Kreisen reden darf? Antwort für sich, die ihn persönlich rechtfertigt, gibt

der Verf. in seiner Klage über das Darniederliegen der Literatur in Belgien. Nirgend in den Buchhandlungen, trotz der unbefchränkten Pressfreiheit, findet sich eine Broschüre, welche Licht gibt über die Revolution, selbst nicht solche, welche nur den Hergang derselben erzählen. Alle Buchhandlungen in Brüssel sind fast und leer; selten, daß man ein Werk erhalten kann, was man grade gebraucht, und wäre es auch eben in Paris erschienen. Hauptsächlich nur für Romane sorgt der Diebstahl des Nachdrucks, der sich bitter genug rächt, dessen Abschaffung aber an dem allgemeinen Krämergespöcht scheitert. Weil einige Hundert Gelehrte und Drucker davon leben, kann kein Gesetz dagegen aufkommen, und die nothwendige Folge ist, daß in Belgien selbst an keine nationale Literatur zu denken ist. Die Kammer begreift nicht, daß eine Nationalität des Volkes und des Landes, von der sie so gern träumt, nicht zu halten ist, wenn sie vom Geiste eines Nachbarn zehren und sich mit dessen Ideen nähren muß. Von den belgischen Staatsmännern ist wenig literarischer Sinn zu erwarten. Mit Ausnahme des Königs bekümmert sich Niemand um dergleichen! Auch die Journalistik ist, nach Hrn. Lar, höchlich befehl. In den geachteten Blättern herrscht ein roher Ton. Wo eine feinere Sprache geführt wird, kann man fast immer annehmen, daß ein Franzose die Feder führt.

Angehängt diesem Bande ist noch die Geschichte des Malers Adrian Brouwer, die beste novellistische Gabe des ganzen beachtungswerthen Buchs. 20.

### Aus Italien.

Für die vielbesprochene Wette über den wahren Anlaß von Torquato Tasso's qualvoller Einkerkung ist bis jetzt aus der Sammlung bisher unbekannter Handschriften des Dichters, die Graf Mariano Alberti in Eueca, mit etwas mehr Aufwand als zu loben ist, angefangen hat, wenig hervorgegangen. Unter dem Titel: „Manoscritti inediti di Torquato Tasso ed altri pregevoli documenti per servire alla biografia del medesimo, posseduti ed illustrati dal conte Mar. Alberti e pubblicati con incisioni e facsimili per cura di Romualdo Gentiluoci e comp.“ (Eueca 1857), hat diese Ausgabe in Folioheften begonnen, deren vier erste jedoch ein eignes Misverhältniß des Textes zu den graphischen Beilagen zeigen, indem auf 14 Blätter Text 25 Kupfer kommen. Wesentliches verspricht jedoch der Graf Alberti, der den Stammbaum seiner Schätze billigerweise vorausgeschickt hat. Was er geben will, war nach seiner Versicherung einst im Gewahrsam des S. B. Guastini, dem Herzog Alfonso die Untersuchung von des Dichters Papieren auftrag, um seine Härte bei den Fürsten zu vertreten, die Tasso's Befreiung verlangten. Guastini habe dabei Manches gefunden, was Herzog Alfonso's Strenge rechtfertigte, und eben deshalb für gerathen gehalten, die Papiere zu unterschlagen, welche dem Gefangenen nachtheilig werden konnten. Alberti will zwei Dankfagungsschreiben Tasso's an Guastini, die darauf Bezug hätten, beibringen, und geht so weit, zu versichern, daß Guastini von Ferrara hätte fliehen müssen, als der Herzog den Kunstgriff gemerkt habe. Von Guastini's Sohne Alessandro seien dann die geretteten Papiere an Marcantonio Foppa aus Bergamo, einen Verehrer und Sammler aller Reliquien des Dichters übergegangen, und durch ein Vermächtniß hätte Foppa's reiche Bibliothek Monsignor Otto Falconieri geerbt, dessen Familie Schätze dieser Art ungestört ließ. Graf Alberti stammt von dieser Familie Falconieri ab und scheint den Antheil, der ihm zufiel, besser zu wärzigen. Einige Geschenke, die Tasso von den Fürstinnen gemacht worden waren, Stickerien nach dem Geschmack jener Zeit, deren Tasso in einem Briefe vom 4. Mai 1572 gedenkt, sind das Einzige, was zu dem früher Bekannten hier nachträglich hinzukommt; sie beweisen jedoch sehr wenig für die leidenschaftlichen Klagen, die man durch authentische Zeugnisse meint erweisen zu können.

Alles, was die bis jetzt hier gegebenen Mittheilungen barthen, sind höchstens einseitige Liebeleien, wie sie sich die unschuldigste Prinzessin von ihrem Kammerherrn wol heute noch nicht erwehren kann. Doch auch diese Unbedeutlichkeiten nimmt man dankbar hin, weil wirklich auf diesem Dichter ein eigener Geist ruht, der Allem, was von ihm ausging, eine gewisse Würde und den Reiz einer Reizung gibt, die der süßesten Sunstbezeugungen der Muse und aller liebenswürdigen Frauen, die sie auf Erden vertreten, werth war.

Auch in Italien fängt man an, das allzu eifrige Aufsuchen und Bekanntmachen alter Briefe für ein Zeichen einer stagnirenden Literatur, mehr für Impietät als für wahrer Anerkennung zu nehmen. Briefe sind wie Gespräche: je geistreicher und angeregter die Sprechenden sind, desto mehr werden sie abhändig von der Einwirkung des Augenblicks sein, und desto weniger wünschen können, daß jedes solches Wort aus seiner nähern Beziehung genommen, für die Beurtheilung aller Zeiten aufgehoben werde. Wie vereinzelt muß jedes solches Blättchen erscheinen, vorausgesetzt, daß es kein unbedeutendes ist, wenn die Tiefe eines mehr als hundertjährigen Schweigens dazwischen liegt; und doch gräbt man in Italien nach solchen Brocken, ohne das Gold, was sie führen, nur der Trennung vom tauben Gesteine werth zu achten. Reicher, als sie es gewesen, ist die Literatur solcher Briefe in unsern Tagen: „Lettere inedite di alcuni Accademici della Crusca che fanno testa di lingua“ (Florenz 1837), „Lettere inedite di XL illustri italiani del sec. 18“ (Mailand 1836), „Lettere di V. Monti, Teresa Bandottini, e C. Arici“ (Mailand 1838), „Lettere inedite di autori di chiara fama“ (Udine) und „Lettere storiche di Bonnivet, Montmorency, Mazarini, degli Alfonso Estensi ed altri, pubblicate con note da Carlo Morbio“ (Mailand 1838), sind sich in Kurzem gefolgt; dazwischen hat der „Subalpino“ im Augustheft 1837 Briefe von Luigi Bossi an Giuseppe Grassi und von B. Monti an E. Rossi gegeben, und damit man in allen Launenhaftigkeiten sich auf der Höhe ausländischer Liebhaberrien zeige, vermehrt ein Regimentstambour zu Modena dieses Material durch angebotene Originalbriefe, die er in dem „Catalogo di mille ottocento e più antografi di personaggi che furono rinomati sul trono, nelle cose di guerra o di stato, nel clero, nelle scienze, nelle lettere o nelle arti, pertinenti ad Antonio Gandini“ (Modena 1837) beschreibt, versieht sich mit den beigefügten, nicht mäßigen Preisen. 6.

### Notiz.

Blücher's einzige Vorrede.

Bei dem Feste, welches die preussischen Freiwilligen am 3. Febr. d. J. in Köln gefeiert haben, schenkte Ernst Förster dem Archive des Vereins ein Heft Gedichte seines Bruders, Friedrich Förster, die derselbe im J. 1813 verfertigt hatte. Hierzu hatte Blücher folgende Worte geschrieben:

„Unter den mancherlei Beweisen, welche mir Sachsen Bewohner von echten, deutschen Gesinnungen und von warmem Eifer für die gute Sache gegeben haben, weiß ich Ew. Wohlgeboren mir in dem gefälligen Schreiben vom gestrigen Tage gedauerten Wunsch, einige Kriegesgesänge, deren Verbreitung gewiß den beabsichtigten Zweck nicht verfehlen wird, durch den Druck öffentlich bekannt zu machen, besonders zu schätzen, woher ich Dieselben nicht allein hierzu autorisire, sondern auch auffordere, diese Gesänge dem Druck zu übergeben, und können diese Zeilen zur Annahme-Ordnung für die Druckerei dienen. Dresden, den 1. April 1813. Blücher.“

Es mag dies wol, sehr Immermann in seiner Beschreibung des Festes (Köln 1838) hinzu, die einzige Vorrede sein, welche Blücher verfaßt hat. Das Imprimatur, was er zum Schluß derselben erteilt, ist einfach wie Alles, was von ihm ausging. 2.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 341. —

7. December 1838.

Paul de Kock.

(Fortsetzung aus Nr. 340.)

3. Andreas der Savoyarde. Von Paul de Kock. Aus dem Französischen übertragen von A. Th. Peucker. Drei Bände. Breslau, Verlags-Comptoir. 1837. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Dies Buch ist vielleicht dasjenige von unserm Autors Werken, in dem wir am wenigsten vom Salz des Scherzes und der Komik begegnen; doch ist das akademische Modell, der lieberliche Rossignol, eine musterhafte Zeichnung, die an seine besten Gestalten erinnert. Aber auch eine Caricatur finden wir hier, wie er sie sich sonst nicht zu Schulden kommen läßt, den Grafen Francornard, die fragenhafte Übertreibung des Stumpfsinns und der sittlichen Verschrumptheit so manches alten Stammhalters. Die Liebhaber der Moral mögen sich hier an gesunder Moral sättigen, denn darauf läuft die Anlage des ganzen Buches hinaus, und der Zweck ist so augenscheinlich, daß er die Erfindung fast verdrängt. Zwei kleine Savoyarden wandern nach Paris, ihre verwitwete Mutter zu unterstützen; der Vater ist in Folge seiner Anstrengungen, den Wagen jenes Grafen Francornard dem Sturz in den Abgrund zu entreißen, gestorben. Bald nach seiner Ankunft in Paris trennt ein Zufall Andreas von seinem jüngern Bruder Peter, und das Medaillon, welches die kleine Tochter des Grafen in ihres Hüttes verlor, wird die Ursache seines Glücks. Er begegnet dem hochmüthigen Grafen, will es ihm zurückgeben, wird weggestoßen und von seinem Wagen überfahren, von einem Maler, dem Geliebten der Gräfin und wahrscheinlichen Vater der kleinen Adolfinne, aufgenommen und in seiner darauf folgenden Krankheit gepflegt. Die Gräfin, durch den Maler Dermilly von dem Vorfall unterrichtet, läßt den Sohn des Retters ihrer Tochter erziehen. Andreas verliebt sich in diese Tochter, welche nach dem Willen der Ältern einem Marquis, ihrem Vetter, bestimmt ist. In Folge dieser Leidenschaft verläßt Andreas das Haus der Gräfin und lebt von nun an bei Hrn. Dermilly, der ihm auf dem Todtenbette sein ganzes Vermögen vermacht. Weinend steht der Jüngling nach einem Besuch in jenem Palast, wo er die Zerstörung all seiner Verhältnisse aufs bitterste empfunden, in dem Thorwege eines gegenüberliegenden Hauses; da bemerkt ihn ein kleiner Savoyarde, den seine

Trostlosigkeit rührt. Sie nähern sich einander; es ist Peter! „Wie“, sagt er, „du bist so schön angezogen und du weinst? und ich, in meinen schwarzen Kleidern, ich singe?“ Sie reisen in die Heimat, ihre alte Mutter zu besuchen, die indeß den Sohn verloren hat, welcher bei ihr zurückgeblieben war, und Andreas kauft ihr ein kleines Landgut, wo sie ihre alten Tage in Ruhe verleben kann. Als er nach Paris zurückkehrt, findet er Adolfinnen als erklärte Braut; an ihrem Hochzeitstage verschwindet er und läßt Peter die Herrschaft seines Vermögens. Peter macht einen dummen Streich über den andern und wird unter Rossignol's Leitung zum ausschweifenden Menschen. Niemand weiß, wo Andreas ist; aber unermüdblich sucht ihn Manette, des braven Wasserträgers Tochter, der Andreas zuerst aufnahm, als er arm und verwaist in Paris umherlief; Manette, die Andreas lange schon in stummer, ungetheilter Liebe zugethan war, dem kleinen, armen André, den sie verpflegt, gespeist, mit dem sie gespielt hat. Ihr Herz sagt ihr, wo er ist: er muß sich in der Nähe des Schlosses aufhalten, welches er als Kind mit Adolfinnen bewohnte, in welchem er sie lieben lernte. Manette findet ihn, und Andreas kehrt, gerührt von ihrer Liebe und ihren Reizen, nach sechsmonatlicher Abwesenheit zur Stadt zurück, stellt die Ordnung in seinem Hauswesen wieder her und wirbt um das vortreffliche Mädchen. Da erfährt er, daß Adolfinnen Mann sie verlassen, nachdem er ihr Vermögen durchgebracht, und verkauft das Erbtheil Dermilly's, um im Geiste seines Pflegevaters zu handeln. Er übergibt der Gräfin die daraus gelöste Summe durch unbekanntes Hand, entschlossen, künftig vom Ertrage seines Pinsels zu leben. Doch nach einiger Zeit erscheint und verschwindet der Marquis wieder, indem er das mit sich nimmt, was Andreas seiner Frau gegeben. Trost- und hilflos sieht Andreas die vornehme Frau wieder; abermals unterstützt er sie mit einer Summe, die er zu seiner Hochzeit bestimmt hatte, welche nun ganz im Stillen vor sich geht. Doch Adolfinne erfährt die Verheirathung Dessen, den sie heimlich liebte, und diese Nachricht gibt ihrem bestürzten Leben den Todesstoß. Sie stirbt in Andreas' Armen, und die vereinzelte Gräfin bezieht mit seiner Familie das kleine Gut seiner Mutter in Savoyen.

Die Lehre, welche hier Reichen und Armen gegeben



wird, kann nicht vortrefflicher sein. Den Armen sagt das Buch, daß das wahre Glück Arbeit, Leben und Lieben unter Gleichen ist; daß eine falsche Lage selbst Rechtlichkeit, Talent und Fähigkeit drücken und unglücklich machen muß; daß Der, dessen Fähigkeiten nur auf körperliche Anstrengungen angewiesen waren, nicht glücklicher wird, wenn ihm Fortuna die Nothwendigkeit dazu plötzlich entzieht. Den Reichen sagt es, daß Geld und Rang ohne Tüchtigkeit wenig ist, und daß sie in ihrem eignen Interesse wohl thun würden, persönlichen Werth ohne Rang und Vermögen dem umgekehrten Verhältnisse vorzuziehen; es sagt das Alles ohne Geschraubtheit und Prätension, durch Thatsachen, im schlichten, einfachen Tone, der Paul de Kock eigen ist, und man müßte damit völlig zufrieden sein, wenn die Moral der Erfindung einziges Element wäre.

4. Der Leichtsinrige, von Paul de Kock. Aus dem Französischen übertragen von A. Th. Peucker. Zwei Bände. Breslau, Verlags-Comptoir. 1837. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Blieben die vorstehenden Werke Paul de Kock's hinter manchen seiner ausgezeichnetern Arbeiten zurück, so erreicht dieses letzte jene wieder vollkommen. Es ist eine höchst bedeutende, durch ihren strengen moralischen Ernst und ihre tiefe psychologische Wahrheit fast tragische Schöpfung, dieses Charakterbild des unglücklichen Mannes, der vom schwachen und gewöhnlichen, aber noch gutmüthigen Menschen nach und nach bis zum Nichtswürdigen herabsinkt, welcher all die Seinigen unglücklich macht, Frau und Sohn ins Grab stürzt. Nur eine Tochter bleibt übrig und wird durch ihren, mit einem kleinen Vermögen aus Indien zurückkehrenden mütterlichen Oheim dem Schicksale der Andern entrisen; eine Tochter, deren Rettung die einzige poetische Gerechtigkeit ist, welche der unglücklichen Mutter widerfährt, wir müßten denn die hoffnungslose, mädchenhafte, unerwiderte Liebe des Handwerkers, der Leonien die Augen zudrückt, dafür halten. In Deutschland sind solche Gestalten in dieser Classe wol sehr selten; das französische Volk, der feinern Organisation südlicher Nationen schon theilhaftig, hat oft ähnliche Erscheinungen in seiner Mitte gesehen. Es ist schön, daß der Verf. hier nicht den gemeinen Romanengang einschlug und Justin über den Tod der Mutter mit der Tochter Hand tröstet, daß diese Tochter nur dazu da scheint, den auf ihr ruhenden Segen der Mutter anzudeuten und die völlige Scheidung von dem Vater, der nach acht Jahren, im Auslande in des nichtswürdigen Mongérand Gesellschaft verkehrt, vor der Thüre der Tochter erscheint, um sie noch einmal zu sehen, und von ihr für einen Bettler gehalten wird, dem sie, gütig und gefällig, ein Almosen herabwirft. Jetzt geht Karl in sich, aber die späte Reue auf den Gräbern seiner Gattin und seines Sohnes dient nur dazu, ihn auf seinen Tod vorzubereiten, denn wenige Stunden darauf fällt er vor der Pistole seines Gefellen, der über dem blutigen Leichname die Worte wiederholt, mit denen man von jeher alle Thorheiten des Lebenden entschuldigte: „Es war doch ein guter Kerl!“ In diesen

Worten, in dem Tod: durch die Hand des Verführers selbst, in dem schmerzlichen Wiedersehen der Tochter, des Letzten, was auf Erden von den Seinen bleibt, in der Unmöglichkeit, sich ihr zu nähern, liegt der ganze Sinn, die ganze Tragik des Romans. Wer Paul de Kock unmoralisch schilt, der lese dieses Buch, in welchem einer strengen Moral und der fürchterlichen Wahrheit des Lebens die Poesie fast aufgeopfert würde, wenn nicht der Bund beider so eng und unzertrennbar wäre, daß aus der Größe der einen die andere immer wieder wie von selbst, wenn auch in verwandelter Gestalt, hervorgehen muß. Wie leise sind die ersten Andeutungen von Karl's Fehlern, und wie bald überwältigen sie ihn und Alles, was mit ihm zusammenhängt! Mongérand, Karl leben; selbst Rozat in seiner negativen Niederträchtigkeit. Balzac und Paul de Kock sind eine Art Antipoden, und sie zeigen dies auch darin, daß der Eine fast nur die höhern Stände schildert, der Andere nur die Mittelclassen, wodurch er uns einen interessanten Blick in dieses Leben und Treiben gewährt, welcher uns beweist, daß ähnliche Zustände sich unter denselben Lebensbedingungen in allen Ländern wiederholen, und daß eine gewisse Bürgerlichkeit trotz Bildung, Freiheit und Gleichheit in Paris so gut wie anderwärts die mittlern Kreise der Gesellschaft auch geistig von den höhern scheidet.

5. Schwester Anna. Nach dem Französischen des Paul de Kock. Zwei Bände. Breslau, Verlags-Comptoir. 1838. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Die komischen Partien des Romans sind breit und unbedeutend. Ein lustiger Laugenichts, der sein und anderer Leute Geld durchbringt, ein schwacher und sentimentaler junger Graf, sein Freund, der sich von ihm und seinen Liebesabenteuern am Fädchen ziehen läßt, dessen strenger Vater, ein einfältiger Mentor, der nichts kann als essen, die Erlebnisse dieser Leute auf Reisen in schlechten Schenken, burleske, aber oft platt-berbe Situationen, das Alles mischt sich, ohne dazu zu passen, mit einem rührenden Romane, der erst in der Mitte des ersten Bandes beginnt, aber so wunderbar spannend und ergreifend ist, sowol durch Das, was er sagt, als was er verschweigt, sodaß wir nicht glauben würden, ein Buch Paul de Kock's zu lesen, erinnerte uns nicht die einfache Natürlichkeit dieses Pathetischen wieder an seine Manier, führten nicht die eingestreuten komischen Scenen gewaltsam zu ihm zurück. Das Buch endet traurig mit dem Tode der armen, stummen, gemißbrauchten Helbin, die jedoch vorher die Sprache wiederfindet und rührenden Abschied von ihrem Geliebten nimmt. Die Art, wie sie wiedererhält, ist von wahrhaft künstlerischer Erfindung, der Ring rundet sich zum Ganzen, die Schlange beißt sich in den Schwanz. Die Geschichte ist aber zu erschütternd, als daß wir uns entschließen könnten, sie durch die Überlieferung ihres Skeletts zu ernüchtern.

(Der Beschluß folgt.)

## Geschichte der Feldzüge in Italien und Deutschland im Jahre 1800. Mit zwei Planen. Berlin, Mittler. 1838. Gr. 8. 2 Thlr.

Kein Jahr der neuern Kriegsgeschichte ist so arm an deutschen Darstellungen als das von 1800, daher verdient der Verf. Dank, daß er diese Lücke ausgefüllt hat. Seine Arbeit ist ein besonderer Abdruck aus dem größern Werke: „Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792“, und für Diejenigen bestimmt, welche sich für die Kriegsergebnisse von 1800 interessieren und nicht in dem Falle sind, jenes bänderreiche Werk anzuschaffen.

Zuvörderst erhält aus dem vorliegenden Werke ein überaus sorgfältiges kritisches Quellenstudium, was um so notwendiger war, als der Verf. größtentheils französischen Autoren folgen mußte. Seine Befähigung zu ähnlichen Arbeiten hat er durch die Herausgabe des obengenannten größern Werks mehr als hinreichend beurkundet, indem dasselbe von dem militairischen Publicum längst als das beste deutsche Originalwerk über die wichtige Kriegsperiode von 1792—1815 anerkannt ist. Es ist ihm gelungen, den übermächtigen Stoff auf angemessene Grenzen zurückzuführen, nichts Wesentliches zu übergehen und alle untergeordneten Details mit weiser Auswahl auszuscheiden. Ein würdiger Styl macht das Ganze ebenso unterhaltend als lehrreich. Eine Einleitung macht den Leser mit den Verhältnissen der Kriegführenden Theile zu Anfang des Jahres 1800 und mit den gegenseitigen Operationsplänen bekannt. Sofort beginnt der Verf. mit dem Feldzuge in Italien, und zwar zuvörderst mit den Operationen der Obergenerale Masséna und Melas in der Umgegend von Genua. Bei den sich häufig widersprechenden Angaben französischer und deutscher Quellen sieht sich der Verf. häufig auf Combinationen der Wahrscheinlichkeit beschränkt. Zu rühmen ist die bestimmte Nachweisung der einander gegenüberstehenden Truppenabtheilungen, welche man in den meisten andern Werken häufig vermißt.

Der zweite Abschnitt enthält die Ereignisse in den westlichen Apenninen unter Suchet und Gléna in den Monaten April und Mai, welche damit endigten, daß Suchet, obwohl ungleich schwächer als sein Gegner, diesen dennoch mit einem Verluste von 9000 Mann vom Var nach Piemont zurückdrängte. Bei der Einschließung Genuas durch General Ott vermissen wir eine topographische Beschreibung der Lage dieser Stadt, ohne welche die vielen Gefechte, welche hier stattfanden, kaum verständlich sind. Dieser Mangel wird für den Leser um so fühlbarer, weil es an einem Plane fehlt. In Genua stieg die Noth zu Anfang des Juni auf das Höchste. An die Stelle des Brotes trat eine Mischung von  $\frac{1}{100}$  Kleien,  $\frac{3}{100}$  gemahlener Hirse,  $\frac{10}{100}$  Stärke und  $\frac{90}{100}$  Weizenmehl, wovon der Soldat nur 6—12 Loth erhielt. Die ärmere Classe der Bevölkerung erhielt Kräutersuppen, zu denen man allmählig alle in den Apotheken vorräthigen Medicinalpflanzen verbrauchte; selbst der kräftige Charakter eines Masséna vermochte solchem Elende in die Länge nicht zu widerstehen, weshalb er sich am 4. Juni genöthigt sah zu capituliren.

Im dritten Abschnitte schildert der Verf. die Operationen, welche der Schlacht bei Marengo vorausgingen. Daß Bonaparte, nach Überschreitung des St.-Bernhard sich nicht gegen Genua, sondern gegen die Lombardie wendete, bleibt genial, wie sehr der Verf. auch in einer Note sich demüthigt, diesen Entschluß als einen ganz gewöhnlichen darzustellen. Die Schlacht bei Marengo, eine der folgenreichsten des ganzen Jahrhunderts, wird von dem Verf. mit genauer, kritischer Sichtung der vielfachen Widersprüche, welche dieselbe bis jetzt entstellten, geschildert und durch einen kleinen Plan verdeutlicht.

Die Beschreibung der Schlacht bei Marengo hat ihre eigene nicht uninteressante Geschichte, welche wol werth ist, hier im Auszuge mitgetheilt zu werden. Der 1823 bekannt gemachte vierte Band des „Mémorial du dépôt de la guerre“ enthält fünf verschiedene Darstellungen dieser Schlacht, die alle wesentlich

voneinander abweichen und die der Verf. in Einklang zu bringen gesucht hat. Als man sich 1803 zu Paris mit einer vollständigen Darstellung der Schlacht bei Marengo beschäftigte, war nur die Rede davon, einen instructiven Aufsatz für jenes „Mémorial“ zu liefern. Allein Bonaparte wollte, daß es ein selbständiges Werk werde. Als Material wurden zunächst der Amtsbericht im „Moniteur“, der Bericht Berthier's und Dupont's, des Chefs vom Generalstabe, das Journal des mit den topographischen Arbeiten beauftragten Obersten Broffier und zwei Auszüge aus deutschen Zeitschriften benützt. Da aber keine dieser Quellen die Bewegungen der französischen Truppen genau angab, so befragte man die bei der Schlacht gegenwärtig gewesen Generale und Stabsoffiziere mündlich und schriftlich. Hernach zeichnete Graf von Castres die verschiedenen Bewegungen auf acht Blätter. Berthier legte sie dem ersten Consul vor; dieselben kamen aber so mit Tinte und Bleistift durchstrichen aus den Tuilerien zurück, daß mit Ausnahme des ersten und letzten, worauf die Stellungen vor und nach der Schlacht sich befanden, alle neu gezeichnet werden mußten. Nachdem die Bewegungen neu eingetragen und von Bonaparte genehmigt waren, begann der Stich der Platten. Napoleon wurde inzwischen als König von Italien gekrönt und wollte auf dem Schlachtfelde von Marengo eine große Feerschau halten, was Berthier auf den Gedanken brachte, ihm dort und am Jahrestage der Schlacht das Werk zu überreichen. Demgemäß wurden fünf Exemplare, die einzigen abgezogenen, nach Mailand gebracht. Aber die Ideen des Kaisers hatten sich geändert; Pläne und Text, obwohl von ihm corrigirt und genehmigt, sagten ihm nicht mehr zu. Eines jener Exemplare durchstrich er eigenhändig; der Rückzug sollte nicht parallel mit der Straße erfolgen, und Garra St.-Gyr nicht so weit von Castell Geriolo gewichen sein. Wahrscheinlich erinnerte man ihn an die im Kriegsarchive vorhandenen Documente, welche dieser neuen Behauptung widersprachen und eines Tages der Nachwelt die Absicht verrathen mußten, sie zu täuschen, denn er sendete dem Director Samson jene fünf Exemplare mit dem förmlichen Befehle, sie nebst allen handschriftlichen und gezeichneten Beweismitteln zu verbrennen, den Saß auseinandernehmen und die Kupferplatten abschleifen zu lassen. Nach Berthier's Rückkehr wurden in seinem Cabinet alle Pläne neu bearbeitet und Blatt für Blatt dem Kaiser vorgelegt. Die ersten gingen ohne Schwierigkeit durch; die wichtigen Veränderungen begannen mit dem Rückzuge von Lannes, dessen Richtung so viel als möglich von der großen Straße abweichen mußte. Man hatte Garra St.-Gyr nur um einige 100 Toisen hinter Castell Geriolo zurückweichen lassen; aber Napoleon durchstrich die Stellung und bemerkte am Rande: „Die Division Garra St.-Gyr in Castell Geriolo; sie barricadirt sich daselbst.“ Nach solchen Vorgängen ist es hinreichend gerechtfertigt, wenn der Verf. von den Angaben der französischen Autoren bedeutend abweicht und an der Hand der „Österreichischen Militärzeitschrift“ dieselben kritisch beleuchtet.

Die nächste Folge der Schlacht bei Marengo, die unglückliche Convention von Alessandria, wird von dem Verf. allzu mild beurtheilt; kein Wort des Tadels trifft den Feldmarschall Melas, der unter einer andern Regierung zuverlässig vor ein Kriegsgericht gestellt worden wäre. Hier vermissen wir des Verf. gewohnte Unparteilichkeit.

Die Ereignisse am Po, an der Etzsch, in Graubünden und in Tirol sind klarer als in irgend einem neuern Werke dargestellt und trotz ihrer Zersplitterung in ein lebenvolles Gemälde zusammengefaßt. Sofort wendet sich der Verf. zu dem Feldzuge in Deutschland, wo Feldzeugmeister Kray an des Erzherzogs Karl Stelle den Oberbefehl übernommen hatte, dessen Heer auf einer Linie von 40 deutschen Meilen zwischen Mainz, Freiburg und Schaffhausen ausgebreitet stand. Die Gefechte bei Engen und die Schlacht bei Mößkirch sind ohne Pläne für den Leser nicht verständlich; es hätte wenigstens eine brauchbare Karte, wie z. B. die von Börl von Württemberg und Baden,

citirt werden sollen. Die Schlacht von Wölkirch ist eine von den todgeborenen, welche außer dem gegenseitigen Verlusfe, der sich auf je 4000 Mann belief, durchaus keine Folge hatte. St.-Gyr spielt während derselben eine bis jetzt noch nicht aufgeklärte zweideutige Rolle. Kray hielt wenigstens die Waffenehre der Österreicher aufrecht, aber Sztarray handelte unmittelbar nach derselben durch seinen Rückzug auf Wiberach gänzlich kopflos. Zwar machte St.-Gyr durch den entschlossenen Angriff auf Wiberach sein unthätiges Benehmen bei Wölkirch wieder gut, dennoch ward der erfochtene Vortheil von ihm nicht mit der gehörigen Lebhaftigkeit verfolgt, sodaß es Kray gelang, ohne große Verluste nach Ulm zu entkommen.

Kray's unmotivirter Rückzug bis Ampfing und das langsame Nachrücken Moreau's bis zum Waffenstillstande von Parsdorf ist klar auseinandergesetzt; auch holt der Verf., an diesem Abschnitt angeknüpft, die Ereignisse auf den minder wichtigen Theilen des Kriegsschauplatzes nach, als z. B. die Gefechte an der Ridda, in Borsatzberg und Tirol, wo sich Molitor trotz seiner geringen Truppengahl dem Fürsten von Neuf in jeder Beziehung überlegen zeigte.

Der fünfundsiebzigtägige Waffenstillstand von Hohenlinen ward von Österreich mit Thätigkeit benutzt, um seine Lage zu verbessern; was in dieser Frist geschah, wird von dem Verf. aufgezählt. Aber alle diese Kräftungen wurden dadurch wieder paralytirt, daß an Kray's Stelle der achtzehnjährige Erzherzog Johann den Oberbefehl erhielt und ihm der Feldzeugmeister Lauer beigegeben ward, ein bejahrter Ingenieuroffizier, welcher noch nie ein bedeutendes Commando im Felde geführt hatte. Neben andern minder wichtigen Ursachen führte insbesondere das alte östreichische System der Zersplitterung in mehrere Colonnen, welchen ungleichartig beschaffene Straßen zugewiesen waren, die Niederlage bei Hohenlinen herbei. Rückenspanse erscheint nach der Darstellung des Verf. als der eigentliche Held dieses Sieges. Bei allem Reichthum der Quellen, welche der Verf. in seinen Notizen citirt, ist ihm dennoch eine höchst wichtige Schrift entgangen; wir meinen das Werkchen: „Über den Feldzug der deutschen und französischen Armeen in Deutschland im Sommer und Winter des Jahres 1800, von einem Offizier der allirten Truppen im Laufe des Feldzuges verfaßt“ (1801). Es ist der jetzt verstorbene Generalleutnant und Generalquartiermeister Freiherr von Barnbüler in königlich württembergischen Diensten, welcher als Hauptmann des Generalstabes jenem Feldzug betwohnte und das Werkchen unter dem lebendigen Eindrucke jener Ereignisse niederschrieb. Dasselbe enthält höchst wichtige Angaben und ist durch eine Menge strategischer Betrachtungen bereichert. Nach dem am 25. Dec. abgeschlossenen Waffenstillstande von Steier entwirft uns der Freiherr von Barnbüler folgendes niederschlagende Bild des östreichischen Heeres: „Hier in den Wäldern von St.-Pölten lag nun die deutsche Armee, elender als eine Horde Bettler, ihre Gerippe nur noch in Lumpen gehüllt, mit todtenbleichen Gesichtern, nackten Füßen, abgestumpften Sinnen, hinter ihnen die Spuren ihrer eignen Verwüstung, in den Herzen Aller — lauter Fluch über ihr Schicksal.“

Wer vermag den mehr als erbarmungswürdigen, elenden Zustand des braven, geduldbigen, achtungswerthen östreichischen Soldaten zu beschreiben! Während anderthalb fürchterlicher Wintermonate auch keinen einzigen Tag Ruhe unter dem Schutze eines Daches, während 23 Wintertagen unausgesetzte Rückmärsche, auf denen in den erbärmlichsten Wegen gewöhnlich 10, 12—15 Stunden zugebracht wurden; Entbehrung des Schlafes, fürchterlicher Mangel an allen Lebensmitteln, an Kleidungsstücken! Kein Beispiel, kein Zuspruch von oben herab, mithin kein Zutrauen, keine Liebe, kein Gehorsam mehr von unten hinauf! Es leben noch viele Augenzeugen jenes demüthigenden Feldzuges, welche bekräftigen können, daß diese Schilderung keineswegs übertrieben ist. Durch Benutzung des ge-

nannten Werkchens würde die Darstellung des Verf. an lebendiger Färbung nicht wenig gewonnen haben. In einem Anhange gibt der Verf. Rechenhaft über die von ihm benutzten gedruckten Quellen, welche er mit kurzen kritischen Notizen über ihre Brauchbarkeit begleitet. Die beigegebenen zwei Pläne der Schlachten von Marengo und von Hohenlinen sind sauber ausgeführt, aber in zu kleinem Maßstabe, um ein klares Bild der einzelnen Bewegungen zu geben. Auch hat sich der Leser schwer zu orientiren, weil keine Bezeichnung angibt, wohin die Straßen führen. 48.

## Notiz.

### Dr. Francia.

In den „Letters on Paraguay“ entwirft das Gebrüder- und Jouristen-Paar J. P. und B. P. Robertson, das sich vier Jahre lang in dieser Republik aufgehalten hat, ein merkwürdiges geistiges wie physisches Portrait von Francia aus der Zeit, da derselbe noch ein harmloser Doctor war. „An einem jener lieblichen Abende Paraguays“, erzählt Robertson, „wenn der Südwestwind die Luft gereinigt und abgekühlt hat, geriet ich auf der Jagd in ein friedliches Thal, das alle die eigenthümlichen Reize der Landschaften Paraguays vereinigte. Plötzlich sah ich eine niedliche, aber einfache Wohnung vor mir. Ein Rehhuhen flog auf, ich bräute los und traf. „Buen tiro!“ (ein guter Schuß!) rief eine Stimme hinter mir. Ich drehte mich um und erblickte einen Herrn von ungefähr 50 Jahren, schwarz gekleidet und einen weiten Scharlachmantel oder Capot über den Schultern tragend. In der einen Hand hielt er eine Mate-Schale, in der andern eine Cigarre, und ein kleiner Negersklave stand mit gekreuzten Armen neben ihm. Das Antlitz des Fremden war finster, seine dunkeln Augen hatten einen durchdringenden Blick, und das schwarze Haar, von der letzten Stirn zurückgelämmt und in natürlichen Ringellocken bis über die Schultern hängend, gab ihm ein würdevolles, imponirendes Ansehn. An den Schuhen wie über dem Knie an den Hosentrug er große goldene Schnallen. Ich entschuldigte mich, daß ich so nahe bei seiner Wohnung geschossen; doch mit der größten Güte und Höflichkeit versicherte er, es bedürfe keiner Entschuldigung, sein Haus und sein Territorium ständen mir zu Gebote, so oft ich mich mit der Fliete in dieser Gegend unterhalten wolle. Mit der hier zu Lande allgemeinen Gastlichkeit ward ich dann eingeladen, unter dem Corridor Platz zu nehmen, Mate zu trinken und Cigarren zu rauchen. Eine Himmlselugel, ein großes Fernrohr und eine große Messschelbe unter dem Porticus, Alles stimmte damit überein, was ich von des Doctors Vorliebe für geheime Wissenschaften gehört hatte. Im Verlauf der Unterhaltung deutete er darauf hin, daß der politische Zustand Paraguays ihn zwingt, in der größten Einsamkeit zu leben, damit man nicht seine gewöhnlichsten Handlungen auf eine unselige Art auslege. Von dem blutdürstigen Hange und der unbeherrschbaren Laune, die ihm später eine so traurige Berühmtheit erwarben, zeigte sein damaliges Wesen nicht die mindeste Spur. Er erschien im Gegentheil unterthänig und anspruchslos, seine Grundsätze, so viel sich aus seinen Äußerungen entnehmen ließ, waren nicht sehr erhaben, aber ehrlich, und seine Rebllichkeit als Advocat war nie bestritten worden. Eitelkeit schien der hervorsteckende Zug seines Charakters, und wenn in seiner Wiene auch ein versteckter Ernst und fast fortwährende Strenge herrschten, so gewann ihm das Lächeln, das er zuweilen um den Mund spielen ließ, um so sicherer seine Umgebung.“ Dennoch war Dr. Francia, wie Robertson später erfuhr, grade um die Zeit, da er den Einsiedler spielte, mit den lebhaftesten Intriguen gegen die Regierung beschäftigt, er fühlte den Landleuten an den Puls, ob ihr republikanisches Geblüt keinen Ueberlaß verlange. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 342.

8. December 1838.

Paul de Kock.

(Beschluß aus Nr. 341.)

6. Die Jungfrau von Belleville. Frei nach dem Französischen des Paul de Kock von A. Th. Peucker. Zwei Theile. Breslau, Verlags-Comptoir, 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Ein reicher Bürger aus Belleville erzieht seine Tochter zur Prüde, weil er hofft, ihr dadurch die Erbschaft einer alten jungfräulichen Tante zuzuwenden. Das Kind, dessen Unschuld tägliches Thema der Gespräche ihrer Ältern wird, der Thermometer, an dem sie ihren Glückszustand ermessen, ist weit klüger als diese, hat die größten Anlagen zur Intrigue und lernt aus einer solchen Erziehung nur Heuchelei. Lange gilt Virginie für das Muster aller jungen Mädchen, während man ihrer offenen Gespielin ihre Übelthaten zuschreibt, weil sie es so einzurichten weiß, daß aller Verdacht auf diese fällt, und Adreanne zu edelmüthig ist, die falsche Freundin zu verathen. Diese entwickelt nach und nach eine so merkwürdige Verschlagenheit, eine so verwegene Geistesthätigkeit, auf höchst komische Weise mit völliger — Unschuld können wir es nicht nennen, das würde dem Worte eine rein materielle Deutung geben heißen — Ignoranz gepaart, daß wir ihren mit niedergeschlagenen Augen vollbrachten Streichen den Antheil nicht versagen können, welchen die Entwicklung jeder Lebensthätigkeit uns abfordert. Wir wollen wirken, geschehen sehen, und das Gemüth, in dem am meisten vorgeht, ist uns in der literarischen Darstellung das interessanteste. Als nun aber eine wahre Leidenschaft reinigend dazutritt, Virginie dem Grafen den armen Künstler vorzieht und, im Begriffe ihre Wünsche durch eine Heirath mit diesem gekrönt zu sehen, erkennt, wie störend sie in Adriennens frühere Rechte getreten, wie unglücklich diese durch den falschen Schein geworden, den sie auf sie zu werfen gewußt hat; als sie dem Geliebten Adriennens Unschuld und ihr eignes Unrecht gesteht, ihn dieser und seinem Kinde zurückgibt, gewinnt sie uns ganz, und was wir früher Ränkesucht und Heuchelei nannten, heißt uns jetzt Charakterkraft und jugendlicher Übermuth. Daß Virginie den Grafen nun noch frischweg statt des vorigen Bräutigams heirathet, liegt wol tief in diesem Charakter wie in der französischen Ansicht begründet, der zufolge Heirathen ein so un-

erlässliches Bedingniß weiblichen Daseins ist als Athemholen, und wenn wir bedenken, welche traurige Existenz ihrer unter ihren althern Verwandten harret, können wir der Heldin den Entschluß kaum verargen.

Das Buch ist gut erfunden, aber, flüchtig ausgeführt, in einigen Partien sehr schwach, wo Caricatur die Kraft der Komik ersetzen muß, verlegend und anstößig wirkt; indessen ist die Richtigkeit der öffentlichen Meinung, die nur vom Scheine lebt, hier auf schlagende Weise dargezthan.

7. Soldat und Prinzessin. Roman nach: Un Tourlourou des Paul de Kock. Aus dem Französischen von E. Brinckmeier. Zwei Theile. Braunschweig, Meyer sen. 1838. 8r. 12. 2 Thlr.

Ein junges Mädchen, die Pflegetochter eines Schenkwirthe in der entferntern Umgebung von Paris, wird von einer vornehmen Dame, welche die Phrase eines Briefes täuscht, für die Tochter einer ihrer Freundinnen gehalten. Erfreut über das Romanhafte dieser Angelegenheit, welches in die Langeweile ihres Landlebens fällt, und eine plötzliche Laune für das Mädchen fassend, nimmt sie sie in Erwartung der baldigen Rückkehr der Mutter bei sich auf, und gleich finden sich auch zahlreiche Verehrer, welche die muthmaßliche Erbin der kinderlosen Herzogin bestürmen. Bei einer kleinen Abwesenheit ihrer Beschützerin entführt der eine derselben Marien, indem er die Unerfahrene, durch die Neuheit ihrer Lage Berauschte glauben macht, jene Beschützerin erwarte sie in Paris. Ein junger Mann, der Soldat geworden, weil sie ihn verschmäht — un tourlourou heißt in der Volkssprache ein Rekrut —, rettet das Mädchen; aber Ereignisse und Mariens herzlose Eitelkeit trennen sie, sie fällt dem zweiten jener Bewerber in die Hände, dem dieser Zufall dieselben Absichten wie dem ersten einflößt. Im entscheidenden Augenblicke gelingt es Pierre, Marien zum zweiten Male zu retten, doch während er einen Flatter für sie sucht, weil sie ihren schönen Hut nicht im Regen verderben lassen will, findet sie der Graf v. Aubigny, der ihr verspricht, sie zu ihrer Beschützerin zu bringen; er setzt sie jedoch, vorgeblich aus Bequemlichkeit, erst bei sich ab, vielleicht weil er ihre Abenteuer mit mißtrauischen Augen und sie als gute Prise betrachtet. Ihn liebt sie, dies kommt in der Erzählung ihrer Begebenheiten zum

Vorschein, und hingerissen von ihrer Schönheit und Grazie, vergiftet der Graf sich und seine eigentliche Geliebte. Die Scene, welche Marien veranlaßt mehre Tage bei ihm zu bleiben, ist mit so vieler Zartheit angelegt, daß wie Beide bebauern, statt den Verführer oder die Verführte zu richten. Der Graf kommt jedoch bald zum Bewußtsein und überredet Marien, sich zu ihrer Beschützerin zu begeben, erfindet ihr einen Roman, ihr Verschwinden zu motiviren, denn der erste Entführer war der Liebhaber der Beschützerin, deren Gunst durch ein offenherziges Geständniß für Marien verloren gewesen wäre. Nun erscheint aber endlich die Herzogin selbst und zeigt sich empört über die Zumuthung, daß Marie ihre natürliche Tochter sei; sie habe in ihrem Briefe zwar von einem Kinde gesprochen, aber nur von einem Kinde ihres Geistes, dem ersten Band ihrer Memoiren, welchen sie vor der Restauration in jenes Dorf geflüchtet. Jetzt fällt nach und nach Alles von der armen Marie ab, Aubign's Zusicherung einer Rente beachtet sie nicht, da sie das Geständniß seiner Verlobung und Liebe zu einer Andern begleitet; sie will nicht in ihr Dorf zurück, weil sie sich Mutter fühlt, und stürzt sich in den Kanal. Pierre's Gefährten hören sie fallen, er zieht sie heraus, sie gesteht ihm Alles, und in einer rührenden Scene bietet der junge Mann ihr seine Hand; sie verheirathet sich in ihrem Dorfe.

Die Erfindung ist originell, die Charakterzeichnung, auch die der Personen aus der höhern Gesellschaft, scharf, fein, durchgängig musterhaft, die Situationen sind weithuender, erschütternder als sonst bei dem Verf.; Mariens harter, egoistischer Charakter bedurfte starker Schicksalschläge, um veredelt zu werden, aber er wird es durch die Katastrophe ihrer Schuld. Der glückliche, Kühne Schluß war nothwendig, um uns mit diesem Allen zu versöhnen, ist aber, darum nicht minder schön und ergreifend.

8. Moustache und die drei Studenten. Von Paul de Kock. Aus dem Französischen von St. Friedrich. Drei Theile. Breslau, Verlags-Comptoir. 1838. 8. 3 Thlr.

Moustache ist ein Hund, der als Hund nichts Besonderes hat, als daß er vorzüglich gern Schinken frißt und das Haus immer wieder auffucht, in dem er erzogen worden, Neigungen, durch welche er wesentlich dazu beiträgt, den Knoten des Romans zu schürzen. Dieses Haus, welches nahe an den Barrièren von Paris liegt, hat seinen frühern Eigenthümer gewechselt und gehört jetzt einem reichen Manne, der es dazu benutzet, auf erfinderische Weise Contrebande zu machen; er läßt nämlich Cognac, Öl und andere steuerbare Flüssigkeiten jenseit der Barrièren einen unterirdischen Weg durch Röhren in dasselbe nehmen und bringt sie so steuerfrei in die Stadt. Geführt von dem Hunde, der ihm wegen eines Stück Schinkens, welches er in der Tasche trägt, nachläuft, gelangt ein junger Mann spät Abends in dieses Haus, wo er die ehemalige Eigenthümerin des Hundes, eine hübsche Grisette, der er im Laufe des Tages

begegnet, zu finden und ihr denselben wieder zuzustellen hofft. Statt dessen fällt er in die Hände der Contrebandiers, die er für Falschmünzer hält, und die ihm mit dem Tode drohen, wenn er ihre Geheimnisse ausplaudern sollte. Halb fieberkrank langt Bouchenot wieder bei seinen Freunden an, zwei Studenten in der rue de la Calandre, die mit ihm in Einer Stube eine kümmerliche, höchst naiv beschriebene Wirthschaft führen, und findet sie halb verhungert. Vergeblich erwarteten sie ihn seit Mittags, da er ihr einziges Geld, das sie kurz vorher aus dem Verkaufe einiger Kleidungsstücke gelöst, zum Einkaufe von Speisen mitgenommen, und statt dieser oder Geldes bringt er ihnen ihren einzigen Rock zerrissen zurück. Die Verzweiflung ist groß, aber eine vor Kurzem neben ihnen eingezogene Grisette, bei der sie ein wenig Zuckerwasser für den Kranken suchen, wird der gute Engel des Kleeblatts, speist, erquickt es mit der schonendsten Freundlichkeit, pflegt des Kranken, und bald entspinnt sich ein zärtliches Verhältniß zwischen ihr und demselben, dem Tageslichts der Gesellschaft. Am folgenden Morgen erscheint dieser ein zweiter rettender Genius in der Gestalt ihres alten Freundes Heinrich, eines jungen Literaten, der Kaufmann geworden, um die Hand einer Geliebten zu gewinnen. Er gibt den ganz Entblößten Mittel, ihre Studien fortzusetzen, Bouchenot aber verschmäht das bescheidene Auskommen, welches er ihm bietet, und macht sein Glück, indem er dem Haupte der Falschmünzer in der Gesellschaft des Vaters von Heinrich's Geliebten begegnet, denn jener erkaufte sein Schweigen durch die Überfendung einer bedeutenden Summe und die Zusicherung ansehnlicher Renten. Jetzt wird Bouchenot hochmüthig, aufgeblasen, vermeldet die Geliebte wie die alten Freunde und spielt den großen Herrn. Bald aber langweilt ihn sein einames, unthätiges Leben im Schooße des Überflusses; er will heirathen und wird überall abgewiesen, weil er den rechtlichen Bestand seines Vermögens nirgend nachweisen kann. Nun erfährt er plötzlich, daß Freunde und Geliebte ihn für einen Spion halten, daß sein Wohlthäter in Verzweiflung ist, weil der Vater seiner Geliebten sie nach jahrelangem Warten seinerseits einem Reichern, und zwar dem Haupte der Falschmünzer geben will, und Bouchenot entsagt seinem Reichthume, überwindet die Todesfurcht und entdeckt den Freunden Alles. Doch der Beweis ist nicht zu führen, sie können das Haus der Falschmünzer nicht wiederfinden, weil man seitdem gegenüber baute und die Straße eine andere Physiognomie angenommen. Da lockt ein Stück Schinken den verlorenen Moustache abermals an Bouchenot's Tasche, mit seiner Hilfe entdecken die jungen Leute das Haus und überfallen den Falschmünzer mit dem Vater der Braut. Hier zeigt sich der milde Geist unsers Autors wieder, der den Falschmünzer nur zum Contrebandier macht und ihn nicht durch Auslieferung, sondern durch den Verlust eines reichen hübschen Mädchens straft, denn Heinrich trägt die Braut davon und sorgt für Bouchenot, der nach und nach fleißig und ordentlich wird und seiner Göttna treu bleibt, wie der

sonst so kühne Verf. uns sagt, der einiger früherer Abenteuer wegen doch nicht den Muth hat, das großmüthige Mädchen mit dem jungen Manne zu verheirathen. Das Mittelalter, welches wol ebenso christlich dachte als wir, und der Quelle des Glaubens, der unser modernes Sittengesetz schuf, näher stand, hätte dies jedenfalls anständiger gefunden.

Das Buch ist eins der vorzüglichern Werke Paul de Kock's, unterhaltend, spannend, von großer komischer Kraft sowol in den Details als in der Leitung der Intrigue. Interessant ist es, zu hören, wie sich der Verf. hier unter der Maske der literarischen Laufbahn Georg's, eines der drei Studenten, über seine eigne Stellung zur jetzigen literarischen beau-monde in Frankreich ausdrückt; er wird unsere Zeilen nicht erblicken, unsere schwache Stimme nicht vernehmen, möchte ihm aber eine sympathetische Ahnung sagen, daß es eine Weltliteratur gibt, in der sein Platz unbestritten, und daß die richtende Akademie dieser Literatur doch eigentlich Deutschland ist, weil sowol seine eigne jüngst erloschene Productivität als seine Kritik den umfassendsten Standpunkt einnimmt.

Die ersten Stücke von Georg hatten Beifall gefunden; aber er empfand den Drang, zu schreiben, was er dachte, Charaktere zu studiren, sie wiederzugeben bis in das Innerste ihres Innern; er wollte Sittengemälde, das öffentliche Leben zeichnen, die bürgerlichen Gesellschaften, die Lächerlichkeiten aller Classen und vor Allem jene Scenen des Privatlebens, jene Gefühle der Jugend, des reifen Alters; jene Liebshäften der Geistesgenossen und der Frauen von Welt; die Zeitgenossen endlich, sowie man sie bei jedem Schritte im Leben antrifft, und nicht mit jenen gesteigerten Leidenschaften, jenen Schönheitsidealen, die man nur in der Phantasie eines Schriftstellers findet. Er hatte zu sich gesagt: Man sucht vergebens auf dem Lande die Dirctinnen von Florian, weil sie niemals so existirt haben, wie er sie zeichnete. Ich, ich will die Landmädchen zeichnen, wie ich sie sehe mit ihren rothen und harten Händen, ihrer plumpen und listigen Haltung. Ich werde es mit allen Personen, die ich zeichnen will, ebenso machen. Ich werde meinen Helden weder Gefühle geben, die ich nirgend gefunden habe, noch Tugenden, die nicht existiren; ich werde die Menschen malen, wie sie sind, mit ihren Eigenschaften, ihren Fehlern und ihren Schwächen; aber ich will den scherzhaften guten Personen, den komischen und offenerzigen Charakteren, den zarten und sanften Gefühlen den Vorzug geben, weil die Zeichnung von Verbrechern, von Wildheiten, scheußlichen Lastern die Phantasie traurig stimmt, das Herz zusammenpreßt und manchmal schwarze Gedanken gebiert, und dann auch, weil mein Geschmac mich nicht dazu hinleitet, Schreckliches zu schreiben, und weil man schlecht macht, was man nicht gern macht. Und da es in einem Theaterstücke unmöglich ist, sich genügend auszubreiten, schrieb George Romane, nicht um darin Begebenheiten auf Begebenheiten zu häufen, sondern um wiederzugeben, was er oft bemerkt und beobachtet hatte.

Die Romane von George fanden einen Beifall, wie er selbst weit entfernt war zu hoffen. Ihr größtes Verdienst bestand darin, wahr zu sein; aber in allen Künsten muß man immer nach Wahrheit trachten. Nun wurde George in allen Journalen, in allen Revuen unbarmherzig kritisirt, man nannte ihn einen obskuren Schriftsteller, ohne Styl, ohne Farbe, ohne Verstand, ohne Kraft, ohne Erhabenheit, ohne Beruf und vor Allem ohne Coterie. Nun berichtigte man von ihm, daß er nur der Romanensreiber der Köchinnen und Fischweiber sei, was ihn glauben ließ, daß die Zahl dieser Damen ziemlich ansehnlich geworden sei. Da er einen Handwerker sprechen ließ, wie ein Handwerker spricht, eine Bäuerin, wie eine Bäuerin

spricht, eine Geisette, wie eine Geisette spricht, sagte man ihm, daß er nicht zu schreiben verstehe. Da er lustig war und oft zu lachen machte, sagte man ihm, daß er unanständig wäre. Da es in seinen Werken weder Altermörder, noch Kindermörder, noch Brudermörder, noch Vergiftungen, noch Blutschande gab, sagte man ihm, daß er unmoralisch sei. Einige sagten von ihm: Man liest ihn, aber man beurtheilt ihn nicht. Er hätte ihnen mit mehr Wahrheit antworten können: Man beurtheilt euch, aber man liest euch nicht. 38.

Beschreibung und Geschichte der Schloßkirche zu Quedlinburg und der in ihr vorhandenen Alterthümer. Nebst Nachrichten über die St.-Wipertikirche bei Quedlinburg, die Kirche zu Kloster Gröningen, die Schloßkirche zu Gerrode, die Kirchen zu Frose, Drübeck, Hupsenburg, Konradsburg u. s. w. Bearbeitet von C. F. Ranke und F. Kugler. Herausgegeben von W. E. Fricke. Nebst Grundrissen und Detailzeichnungen auf acht Tafeln. Berlin, Gropius. 1838. Gr. 8. 1 Thle. 12 Gr.

Wenn der romantische Harzgau bisher hauptsächlich wegen seiner Naturschönheiten besucht wurde, nächstdem auch ein wissenschaftliches Interesse den Geologen, Mineralogen und Botaniker anzog, so schien in Beziehung auf die Kunst bisher nur für die Zeichner und Maler hier eine Ausbeute vorhanden zu sein. Obgenannte Schrift zeigt nun aber auf wenigen Bogen durch Thatfachen, daß besonders auch für die alte deutsche Baukunst, betreffend den Styl der Basilika, den byzantinischen und den gothischen, Merkwürdiges und Lehrreiches im Harzgau anzutreffen sei. So wird nun der Reisende, wenn er die ritterliche Baukunst in der alten Felsenburg Falkenstein (um deren Erhaltung und Wirthbarkeit sich der damalige Besizer, der preussische Hofjägermeister Freiherr v. d. Assenburg, ein anerkanntes Verdienst erworben hat) betrachtet hat, auch in die grauenvollen, jetzt zum Theil zugänglich gemachten unterirdischen Gemölde hinabgestiegen ist, dann sich aber wieder auf dem Karlsplatz hinter der Burg, einem herrlichen Belvedere, an der Schönheit der Gebirgslandschaft umher erquickt hat, den Gang nach der nahen Konradsburg nicht veräumen; denn es erwartet ihn dort ein höchst sehenswürdiges und doch seit Jahrhunderten übersehenes Bauwerk aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, ein Rest der anmutigsten, reichsten und lautersten Entwicklung des byzantinischen Baustyls: das hohe Chor und die unter demselben befindliche Krypte, die aus der Verwandlung in einen Schweinstall nun wieder in ihre ursprüngliche Gestalt zurückgekehrt ist. Die Herren von der Konradsburg hatten sich aber schon im Anfange des 12. Jahrhunderts, nachdem sie ihr eben genanntes Stammhaus (vermuthlich wegen eines an einem Grafen von Ballenstedt verübten Mordes) in ein Kloster verwandelt, nach dem nahen Falkenstein übergesiedelt. Ob hiermit der jetzige Falkenstein gemeint sei, oder ein älterer, der auf einer Felsböhe weiter thalauwärts auf einem schroffen Vorsprunge der westlichen Gebirgsmauer gestanden, ist nicht auszumitteln. In Quedlinburg wird der Reisende, mit der obgenannten Schrift in der Hand, nun in der alten Stiftskirche auf der Kaiserburg, mit ihrer Krypte, worin vor dem Altar K. Heinrich I. und Mathilde ruhen, die Übergänge aus dem Styl der Basilika in den byzantinischen, und von diesem in den gothischen, da hier ein Zeitraum vom 10. bis zum 14. Jahrhunderte zu überblicken ist, betrachten, auch im dortigen Bitter die prachtvollen Evangelienbücher aus dem 10., 11. und 15. Jahrhunderte, die Teppiche aus dem 12. und manche kleine Kunstwerke aus der byzantinischen Periode in Augenschein nehmen. Beiträge zum ältesten Styl, dem der Basilika, liefern noch andere von Quedlinburg nicht eben entfernt Kirchen, die zu Frose, zu Kloster Gröningen, besonders

aber die hufseburger Kirche unweit Halberstadt, auf einem Waldberge des Huf, wo sich der alte Basilikenbau frei und bedeutsam entfaltet. Noch älter als diese Kirche scheint die ehemalige Stiftskirche zu Drübeck bei Wernigerode in Dem, was aus der ältesten Zeit noch übrig geblieben ist, zu sein. Denn der etwa 100 Jahre spätere Umbau trägt das Gepräge des schon entwickelten byzantinischen Stils, der sich hier aber nicht mit jener Schönheit, wie auf Konradsburg — diesem reizendsten Denkmale alter byzantinischer Baukunst in Deutschland — darstellt. In Halberstadt selbst, reich an alten Baudenkmalen in seinen ältesten Kirchen, darf der Freund dieser Kunst kaum wol an den dortigen erhabenen Dom erinnert werden. Hier erscheinen die Übergänge aus dem byzantinischen Styl in den entwickelten, und dann in den nicht mehr vollkommen reinen gotischen Styl, da hier geschichtlich drei Bauperioden von 1200—1366 nachgewiesen werden können. Zu wünschen und zu erwarten ist nun, daß auch die übrigen ältesten Bauwerke des alten Sachsenlandes mit gleich rühmlicher Sorgfalt und mit demselben geübten Kennerauge, wie vom Prof. Kugler geschehen ist, mögen betrachtet und beschrieben werden.

König Heinrich und seine Mathilde sind noch immer ein Gegenstand dankbarer Erinnerung für alle Deutsche. Wir fügen deshalb hinzu, was über das gemeinsame Grabmal des künftigen Paares in der Unterkirche zu Quedlinburg in der obengenannten Schrift gemeldet wird. Nach einem Berichte von 1756, der den damaligen Substentor und Abtiss J. B. Quenstedt zum Verfasser hat, ist am 14. Apr. 1756 das Grab des Königs (vor dem Altare und der Stufe, welche den Raum der Altarnische erhöht) geöffnet worden; man hat aber den Sarg nicht gefunden, sondern nur ein Stück von einer Bohle. Jedoch zur rechten Seite dieses Grabes entdeckte man den steinernen Sarg seiner Gemahlin Mathilde, zwei Fuß unter dem Boden, mit der Inschrift: „II. Id. Mart. obiit regina Mathildis quae et hic requiescit, cuius anima obtineat aeternam requiem.“ Der Deckel war verschoben und unterwärts abgebrochen. Man schloß hieraus, der Sarg des Königs müsse bereits in früherer Zeit ausgegraben, von Holz und zerfallen gefunden sein, worauf man die Überbleibsel Heinrich's in den steinernen Sarg Mathildens mit hineingelegt habe. Auch ist der Grabstein Heinrich's am Ende abgebrochen, welches bei der früheren Eröffnung des Grabes geschehen sein mag. Es kommt hinzu, daß man in dem Steinsarge Mathildens zweierlei Sattungen von Beintknochen, und zwar dieselben nicht unterwärts im Sarge, sondern oberwärts liegend gefunden hat, dagegen einige Rippen ihren Platz unterwärts erhalten hatten.

### Notiz.

Denk- und Wahlsprüche ausgezeichneter Männer.

Franz von Sickingen's Wahlspruch war: nihil sine causa, des berühmten Theologen Georg Calixtus: beati pacifici, Ulrich von Hutten's: iacta est alea und sinceriter citra pompam, zelo virtutis, Friedrich Laubmann's: simplicitas astu bene fermentata triumphat, Friedrich Spanheim des Ältern: Iliacos intra muros peccatorum et extra, und seines Sohnes, des jüngern Friedrich Spanheim: veritatem et pacem diligite. Justus Lipsius hatte zum Wahlspruch die Worte: moribus antiquis, Hugo Grotius: ruit hora, Janus Gruter: medio tutissimus ibis, Daniel Heinsius: quantum est quod nescimus, Glaubius Salaufus (Saumalse): probis probari, Johann Meursius: aeternitatem cogita, Joseph Justus Scaliger: fuit Troes, Johann Calvin: prompte et sincere, Jakob Perizonius: quaesita discamus, nondum inventa quaeramus, der kurfürstlich brandenburgische Kanzler Lampert Dittelmeyer: iacta super dominum curam tuam et ipse te entriat et non dabit in aeternum fluctuationem iusto. 2.

### Bibliographie.

- Almanach fürs Lustspiel. Zusammenge stellt von J. G. Baron Zedlig. 1ter Jahrg. 8. Stuttgart, Hallberget. 1859. 2 Thlr.
- Augustin, F. Freih. v., Reise nach Malta und in das südliche Spanien im Jahre 1850. Mit 5 Abbildungen. Gr. 8. Wien, Schaumburg u. Comp. 1 Thlr. 8 Gr.
- Bienefeld, J., Poetisches Etui. Gr. 12. München, Fleischmann. 16 Gr.
- Bozzaris, J., Die Schande der deutschen Journalistik. Gr. 12. Leipzig, Raub. 6 Gr.
- Engelhardt, J. G. B., Richard von St. Victor und Johannes Ruysbroeck. Zur Geschichte der mystischen Theologie. Gr. 8. Erlangen, Palm. 1 Thlr. 18 Gr.
- Erinnerungen aus Napoleons Privatleben. Geordnet von Saint-Silatre. Mit einer Einleitung von F. Soulié. 2 Theile. 8. Kassel, Krieger'sche Buchh. 3 Thlr.
- Förster, Fr., Die Höfe und Cabinette Europas im achtzehnten Jahrhundert. 3ter Bd. Friedrich August II. König von Polen und Kurfürst von Sachsen; seine Zeit, sein Cabinet und sein Hof. Potsdam, Kiegel. 2 Thlr. 8 Gr.
- Francke, G. C. Th., Der Skalde. Gr. 8. Hamburg, Nestler u. Melle. 1 Thlr.
- Der Freihafen. Galerie von Unterhaltungs bildern aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft. 4tes Heft. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.
- Hagemeyer, J. von, Der europäische Handel in der Türkei und in Persien. Gr. 8. Riga, Franzen. 12 Gr.
- Hölzer, E., Das feinerne Bild. 2 Theile. 8. Pestbronn, Drechsler. 2 Thlr. 21 Gr.
- Jeuitenspiegel. Ober: hat man Ursache sich vor den Jeuitzen zu fürchten? Gr. 8. Erlangen, Blasing. 8 Gr.
- Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. 2ter Band. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 16 Gr.
- Machiavelli's sämtliche Werke. 7ter Band. Lustspiele und andere poetische Schriften. Aus dem Italienischen übersetzt von J. Ziegler. Gr. 8. Karlsruhe, Groos. 1 Thlr. 8 Gr.
- Marbach, D., Buch der Liebe. 16. Leipzig, G. Wigand. 1 Thlr.
- Schädelin, P. J. J., Julie Bonelli, die Freundin Rousseau's und Wieland's. Ein Beitrag zur Kunde bernischer Kulturzustände. 8. Bern, Jenni, Sohn. 14 Gr.
- Studien und Kritiken der deutschen Journalistik. 2tes Heft. Gr. 8. Hanau, König. 12 Gr.
- Neuestes Theater des Auslandes für die deutsche Bühne bearbeitet von B. A. Herrmann. 1ter Band. Inhalt: Voltair's Ferien. Rean. Der König wider Willen. Ein Ball der vornehmen Welt. Fatalitäten. Et! Wilson. Gr. 8. Hamburg, Berendsohn. 1 Thlr. 16 Gr.
- Die Erklärung der Liebe oder die Nachtenten. Ein aristophanisches Lustspiel. 8. Erlangen, Palm. 12 Gr.
- Wangenheim, F. Th., Johann Bista. Historischer Roman. 3 Theile. Gr. 12. Leipzig, Weber. 3 Thlr.
- Watson, R., Das Leben Johann Wesley's, nebst einer Schilderung des Methodismus und seiner Anhänger in Großbritannien und Irland. Nebst einem Vorworte von E. Bonnet. Gr. 8. Frankfurt a. M., Schmeiber. 1 Thlr. 9 Gr.
- Weber, G. G. G., Schöpfkannen des Lebens. Gedichte. 8. Bunzlau, Appun. 18 Gr.
- Die Wundermappe der Donau oder das Schönste und Merkwürdigste an den Ufern dieses Stromes vom Ursprung bis zur Mündung. Nach Original-Zeichnungen grossentheils von Thomas Ender. 1ste Lief. Gr. 8. Pesth, Hartleben. 8 Gr.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 343.

9. December 1838.

### Walter Scott's Memoiren.

#### Fünfter Artikel. \*)

Wir haben am Schlusse des letzten Artikels Walter Scott als Hausvater, Gatten und Freund geschildert und in ihm in jeder Beziehung einen sehr glücklichen Mann kennen gelernt. Er hatte Frieden im Herzen, Frieden im Hause, Ehre und Anerkennung im höchsten Grade, wohin er sich nur wenden mochte. Anders gestaltet sich die Scene in den beiden letzten Bänden seiner Memoiren, von denen wir in diesem und einem folgenden Artikel zu sprechen gedenken. Sie beginnen mit 1820 und schildern uns zuerst glückliche Jahre, aber gegen 1825 hin wird Scott, bis dahin ein Mann von eisensfester Kraft und von der festesten Gesundheit, von bedenklichen Krankheitsanfällen heimgeführt, 1825 und 1826 werden für ihn durch den großen Bankrott seines Verlegers Constable die Wendepunkte seines Lebens; wir finden ihn in seinen Tagebüchern, die mit rührender Wahrheit uns seine innersten Gedanken erschließen, tief bewegt, ja gebrochen, aber in allen äußern Verhältnissen noch immer fest, mannhaft und seit jener Katastrophe von keiner literarischen Thätigkeit, die einen Theil des Eingebüsten rettete, ihn selbst aber unter wiederholten Krankheiten seinem Grabe nur um so schneller entgegenführte. Man kann nicht ohne die tiefste Rührung diese Bände lesen und wird wiederholt sich gestehen müssen, daß Scott einer der edelsten Menschen gewesen ist. Und ein solcher war es auch werth, einen so vortrefflichen Biographen zu finden als seinen Schwiegersohn Lockhart, der mit großer Partheit des Gefühls eine wohlthuende Aufrichtigkeit verbindet, Eigenschaften, durch welche sein Buch zu einem der bedeutendsten in der neuern englischen Literatur geworden ist.

Im Anfange der im dritten Bande geschilderten Periode, im Sommer 1820, hatte Scott sein Schloß zu Abbotsford vollkommen ausgebaut und eingerichtet, jedoch mit solchen Kosten, daß sie, wie selbst Lockhart nicht umhin kann anzudeuten, sogar für die bedeutenden Mittel Scott's zu groß gewesen waren. Alles war in einem soliden Geschmacke hergestellt, kein überflüssiger Farbenputz, die Tapeten zwar reich, aber ohne allen Flitterstaub, in

den meisten Zimmern Tafelwerk von Eichen- oder Cedernholz, mit Wappenschilden verziert, für deren Anfertigung er sich selbst einen geschickten Maler gezogen hatte. Seine Liebhaberei für Alterthümer war bekannt, und er wurde daher von seinen Freunden — wie z. B. von Joseph Traut mit einem Stuhle aus dem Holzwerke des Hauses, in welchem der Held Wallace ermordet war — reichlich mit solchen beschenkt. In diesen Räumen feierte Scott die Verlobung seines ältesten Sohnes im Januar 1825 durch einen glänzenden Ball und entfaltete in der Halle und den daran stoßenden Zimmern eine nie wiedergesehene Pracht. „Auch ich“, sagt Lockhart, „habe diese Reihe von Gemächern nie wieder zur Aufnahme einer Gesellschaft geöffnet gesehen, als noch ein Mal, und das war am Begräbnißtage Scott's.“ Fortwährend herrschte in Abbotsford die größte Gastfreundschaft. Fremde aus allen Ländern und aus allen Ständen strömten zusammen, und da sie nicht allein den guten Tisch des Schlossherrn wollten kennen lernen, sondern ihn selbst auch sehen und sprechen hören, so mußte sich Scott unaufhörlich preisgeben. Nun war er die Gefälligkeit selbst, er hörte mit der größten Geduld und sich immer gleichbleibender Miene die gelehrte Schwerefälligkeit, die schale Lobrednerie, das politische Geschwätz, die Biederkeit und Herablassung der Magnaten mit an, er blieb stets der aufmerksame, höfliche Wirth, der für Jeden ein freundliches Wort oder eine wohlwollende Theilnahme an seinen Geschäften hatte. Auch verstand er es vortrefflich, langweilige Besucher zum Schweigen zu bringen, indem er in ihre Ideen einzugehen schien, dafür aber selbst zu sprechen anfang, und das in einer so anmuthigen und leichten Weise, „wie nur immer“, nach Lockhart's Worten, „ein Beethoven oder Mozart die trefflichsten Variationen auf ein ganz gewöhnliches Lied hervorzuzaubern verstanden haben.“ An Gäfte war er übrigens so gewöhnt, daß er es in seinem Tagebuche am 31. Januar 1826 als eine Seltenheit bezeichnet, die sich nie ereignet, seit er ein Haus machte, daß nämlich vom 14. — 31. Januar Niemand bei ihm einen Bissen Brod gegessen habe. Aber das bleibt unerklärlich, ja, es ist fast physisch unmöglich, wie ein Mann, der in einem Jahre fast regelmäßig zwölf Bände Romane schrieb, dazu habe die Zeit erübrigen können, während er Woche für Woche, Monat für Monat einen guten Theil der Morgenstunden

\*) Vgl. den vierten Artikel in Nr. 314 u. 315 d. Bl. Den sechsten und letzten Artikel lassen wir bald folgen.



nicht in seinem Arbeitszimmer sein konnte, und in den Abendstunden sich nie der Unterhaltung seiner Gäste, der Lecture oder den musikalischen Aufführungen entzog.

War Scott allein mit seiner Familie, oder nur einige der vertrautern Freunde bei ihm, so machten Landpartien, Jagden, Spazierritte in die Umgegend, besonders nach berühmten Ruinen, Fischereien, namentlich der Lachs-fang, eine ihm besonders werthe Unterhaltung oder Zerstreuung aus. Lockhart hat mehre solcher Scenen mit vieler Anschaulichkeit dargestellt. Walter Scott, bis 1825, wo ein Sturz mit dem Pferde ihn ängstlicher gemacht hatte, ein kühner, guter Reiter, voran auf seinem treuen Grauschimmel Sibylla, zur Seite der Lieblingshund Maiba, der vielbetraute Förster Tom Purdie mit den Jagdhunden, die andern Freunde zu Ross, ebenso die jüngern Frauen, die ältern in leichten Wagen, Alles voll Leben, Lust und Freude: so zog die Karavane über Haiden und Moor, über Berg und Thal und befand sich in Scott's Jagdgebiete ebenso wohl als in dem der ihm befreundeten Edelleute, und ward, wo sie hinkam, gern gesehen und gut bewirthet.

Es ist nicht leicht, aus den vielen anziehenden Bildern, die uns aus Scott's häuslichem und Familienleben in diesem Bande vorgeführt werden, das Interessanteste herauszugreifen. Wir wollen daher nur noch etwas bei der liebevollen Sorge verweilen, die er den Seinigen schenkte. Seiner Gattin erwidert er überall mit der herzlichsten Liebe und Dank für ihre hausmütterliche Liebe und Sorgfalt; daher erfüllt ihn der wankende Zustand ihrer Gesundheit gegen das Ende 1825 mit tiefer Bekümmerniß. Sophia, Lockhart's Gattin, ist unaufhörlich der Gegenstand seiner innigsten Besorgnisse, ihre zarte Gesundheit läßt ihn mannichfache Befürchtungen hegen, ihrer Entbindung sieht er mit einem aus Furcht und Hoffnung gemischten Gefühle entgegen, es bekümmert ihn tief, als das Kind gleich nach der Geburt stirbt. Ihr Mann Lockhart „ist Lockhart; ich kann ihm mit vollem Vertrauen das Glück der Tochter vertrauen, die er sich gewählt hat und die ihn gewählt hat“. Viele Stellen zeugen von dem traulichsten Verhältnisse, besonders wenn die Lockhart sich auf ihrem kleinen Landsitz Chieswood ganz nahe bei Abbotsford aufhielten. Da hörten sie gar oft am frühen Morgen schon unter ihren Fenstern den Huffschlag der ihnen wohlbekannten Sibylla, das Wellen der treuen Begleiter Mustard und Spice und Scott's eigenthümliche, kräftige Morgenbegrüßung. Dann streifte er mit ihnen in Holz und Feld herum, blieb auch zu Mittag, oder versammelte einige erlesene Freunde um sich, besonders die Ferguson'sche Familie. Man sieht es den Schilderungen Lockhart's an, wie glücklich diese Menschen untereinander gewesen sind, und wird ihm die Worte nachfühlen, mit welchen er eine dieser Schilderungen schließt:

Der Tod hat jetzt seine mächtige Hand auf diesen schönen Familien- und Freundeskreis gelegt — wir waren so glücklich, als man es nur immer sein kann. Glänzende Augen haben sich zu ewiger Nacht geschlossen, fröhliche Stimmen sind für immer verstummt und schweben wie Geister um mich, indem ich diese Worte schreibe. Nur Drei leben noch aus diesem Kreise,

alle übrigen sind todt. Und seitdem ich den letzten dieser Bände vollendet habe, ist auch sie, die nächst Walter Scott die schönste Stierde und Freude dieses Familienkreises war, sie, deren Liebe ich auch Scott's Liebe zu mir danke, seine älteste Tochter, die von allen seinen Kindern ihm an Geist und Charakter am meisten gleich und die ihm in allen Stücken so ähnlich war, als es nur immer ein liebliches und geistvolles weibliches Wesen einem großen Manne sein kann — auch sie ist nicht mehr unter den Lebenden.

Die jüngere Tochter, Anna, des Vaters treue Pflegerin nach der Verheirathung ihrer ältern Schwester und dem am 16. Mai 1826 erfolgten Tode der Mutter, nennt Scott selbst ein „wackeres, offenes, gutes schottisches Mädchen“ und tadelt an ihr nur einen leisen Hang zur Satire. Die beiden Söhne, Walter und Charles, erzog und bildete Scott auf sehr vernünftige Weise. Beiden schärft er wiederholt ein, arbeitsam zu sein, sich selbst ihr Glück zu schaffen, sich nicht etwa auf sein Vermögen zu verlassen, und so lieb, wie ihm beide sind, so läßt er sie nie zu lange in Abbotsford verweilen, sondern sie müssen wieder hinaus in die Welt. Walter, der Ältere, war mit völliger Einwilligung des Vaters Husarenoffizier geworden und erhielt fleißig Briefe von ihm. Bald warnt er ihn vor unerlaubten Verbindungen oder Äußerungen, welche Ehre und Pflicht einem Offiziere verböten; bald ermahnt er ihn, sich nicht in ein Verhältniß mit einer jungen Dame in Dublin einzulassen, wovon das Gerücht zu ihm gedrungen war; ein anderes Mal erinnert er ihn, die militairischen Wissenschaften ja recht gründlich zu studiren, auch die Erlernung des Deutschen nicht zu veräußen und seine Handschrift zu verbessern, welche die schlechteste in der ganzen Familie sei. Im J. 1822 ließ er ihn auf den Continent reisen, wo der Sohn sich die meiste Zeit in Berlin aufhielt, um dort die Kriegskunst zu studiren, fechten und reiten zu lernen, und in einem hier mitgetheilten Briefe gewarnt wird, sich nicht mit jenen têtes echaußes einzulassen, die „jetzt in Deutschland so häufig sind und besonders darauf ausgehen, junge Leute in ihre Netze zu verwickeln“. Drei Jahre später hatte Scott das Vergnügen, diesen Sohn, einen „schmucken jungen Mann, von guter Lebensart und angenehmem Außern“ („a smart young fellow, with good manners and a fine figure“, wobei er hinzusetzt: „if a father may judge“), nachdem er Captain geworden war, wofür der Vater nicht weniger als 3500 Pf. St. zahlen mußte, eine sehr gute Partie mit der reichen und schönen Erbin von Lochore machen zu sehen. Der Vater verschrieb nun seinem Sohne Abbotsford (mit Vorbehalt seiner eignen Leibrente), nicht bloß auf Verlangen der Vormünder der jungen Dame, sondern auch mit herzlichster Freude, daß dem Namen Scott der eines Herrn von Abbotsford hinzugefügt werden konnte. „Ich trenne mich“, sagte er, „jetzt mit weit mehr Vergnügen von meinen Landgütern, als ich immer bei Erwerbung derselben empfunden habe, und wenn mich Gott noch zehn Jahre leben läßt, so möchte ich wol versprechen dem jungen Volke noch ein gut Theil mehr verschreiben zu können.“ Diese Hoffnung ist nun freilich nicht in Erfüllung gegangen,

aber Scott sah doch seinen Sohn im Besitze eines großen unabhängigen Vermögens und einer lebenswürdigen Gattin, der er, wie aus den mitgetheilten Briefen hervorgeht, eine wahrhaft väterliche Zärtlichkeit bewies, und die, wie Lockhart sagt, ihm von der ersten Stunde ihrer Verbindung bis zur letzten seines Lebens diese Zärtlichkeit durch kindliche Liebe und Ergebenheit vergolten hat. Als ein Beweis von Scott's richtiger Ansicht mag hier noch angeführt werden, daß er trotz der Bitten der achtungswerthen Mutter der Braut nicht zugab, daß sein Sohn aus der militärischen Laufbahn ausschied. „Ich will nicht“, schrieb er kurz nach der Hochzeit am 25. Januar 1825 an eine Freundin, „daß Walter ein bloßer Landjunker werde und nur auf die Fuchs- oder Hühnerjagd gehe.“

Der jüngere Sohn, Charles, war für den Staatsdienst bestimmt und ward in der gewöhnlichen Weise junger Engländer erst in einer Privatpension, dann zu Drford erzogen; denn diese Universität zog Scott vor, indem Cambridge zu sehr von den neuen liberalen Theorien angesteckt sei und die Religion dort nur als Deckmantel für allerhand politische Zwecke diene. Scott's Ermahnungen zur Aneignung einer tüchtigen, grammatischen Bildung durch die classischen Sprachen, zum Fleiße und zur Arbeitsamkeit, zur sittlichen Führung und zur Erfüllung der Hoffnungen, die man von ihm, als dem Sohne eines Mannes „von einiger literarischer Bedeutung“, zu erwarten berechtigt sei, wechseln auf eine, selbst für ausländische Leser anziehende Weise mit Berichten über häusliche Ereignisse, Besuche, Jagdpartien, kleine Reisen und schriftstellerische Arbeiten ab, wie denn diese anmuthige Mischung überhaupt eine besondere Eigenthümlichkeit aller Briefe Scott's ist.

(Der Beschuß folgt.)

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Erster und zweiter Band. Berlin, A. Duncker. 1838. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Man ist bei diesem Buche in einem seltsamen Falle; man erhält ein Werk interessantes, ja oft sehr interessanten Inhalts, ohne gleichwol dem Herausgeber dafür danken zu können. Das Räthsel hängt so zusammen. Es besteht dieses Buch aus einer Anzahl von Briefen höchst ausgezeichneten Männer und Frauen; allein das Recht, welches sich der Herausgeber vindicirt hat, dieselben der Welt mitzutheilen, müssen wir nicht in Zweifel ziehen, nein, ihm gradezu absprechen. Es ist in neuern Zeiten viel darüber hin und her gestritten worden, inwieweit das Privatleben merkwürdiger und berühmter Personen der Öffentlichkeit angehöret oder nicht, wann es der Geschichte verfallt, und ob dies unter allen Umständen der Fall sei. Einen wesentlichen Theil alles Dessen, was dabei ins Spiel zu kommen pflegt, nehmen die von berühmten Personen geschriebenen und an sie gerichteten Briefe ein. Eine Menge von Sammlungen dieses Art sind längst herausgegeben worden und haben zum Theil zu bitteren Klagen Einzelner Anlaß gegeben, oder allgemeinen Anstoß erregt. Entweder wurden, wie z. B. selbst in Goethe's und Zelter's Briefwechsel, dritte Personen von den Briefschreibern preisgegeben, Verkorbene sogar, die sich in keiner Weise mehr vertheidigen konnten; oder man druckte Briefe, die nie für den Druck bestimmt gewesen waren, und compromittirte dadurch die Schreiber derselben.

Inzwischen ist doch bei diesen Briefsammlungen ein gewisses Recht der Herausgeber nicht abzuleugnen; die einen verführen nach dem Willen der Schreiber, die andern waren wenigstens, sei es durch Erbschaft oder sonst, im äußerlich rechtlichen Besitze der Briefe, wenngleich nach unserer Ansicht deshalb noch nicht im Recht der Herausgabe. Bei der vorliegenden Sammlung tritt aber noch ein anderer Fall ein. Der Herausgeber hat die Briefe gar meist aus Dritter Händen empfangen, die sie ihm einzeln aus Gefälligkeit oder Gewinnsucht\*) überlassen haben für seine Sammlung, gewiß aber die Meisten nimmermehr in dem Glauben, daß dieselben dereinst in statlicher Reihe dem Publicum vorgelegt werden sollten. War der Herausgeber daher auch im Besitze der Briefe, so war er doch nie im Recht, sie drucken zu lassen; sondern dazu hatte er die Documente nur in seiner Gewalt.

Müssen wir uns so auf das entschiedenste gegen das Princip der Herausgabe erklären, so sind wir doch auf der andern Seite dem Herausgeber die Anerkennung schuldig, daß er wenigstens keinen auffallenden Mißbrauch von der Gewalt, in die er sich zu setzen wußte, gemacht hat. Einiges möchte vielleicht den Briefschreibern nicht ganz angenehm sein; indessen gegen Dasjenige gehalten, was andere Briefsammlungen enthalten, bleibt doch das hier Mitgetheilte durchaus unschuldig und unverletzt. Nur in der Vorrede läßt sich der Herausgeber einige gefäßige Andeutungen zu Schulden kommen, Drohungen, die er schwerlich ausführen wird. Er verzeichnet einige Stellen aus den in seinem Besitze befindlichen Briefen, welche allerdings Schwächen, Fehler, oder gradezu unrechtliche Handlungen mancher Personen, die hoch in der öffentlichen Achtung stehen, aufdecken würden. Allein ist er zum Richter über diese bestellt? Sollte er nicht wissen, daß schon das Princip des gemeinen Rechts es ihm verbietet, die unrechtliche Handlung eines Dritten demselben öffentlich vorzuzahlen? daß die exceptio veritatis ihn nicht vor der Strafe, die dem Injurianten zukommt, schützt? Und weiß er denn so sicher, daß die Veröffentlichung das rechte Maß der Strafe ist? Wenn er in der Vorrede sagt: „Novellenschreibende Philosophen tragen naturphilosophisches Ur Lutherthum vor und schließen mit Bitte — um Selbdoerschuß“, so kann es Niemanden, der nur einigermaßen mit der neuern Literatur bekannt ist, entgehen, wer gemeint ist; diese Andeutung ist also schon so gut wie die Veröffentlichung des Briefes selbst. Allein scheut sich der Herausgeber nicht, einen hoch um die Wissenschaft verdienten Mann, der so weit über ihm steht, auf solche Weise anfeinden zu wollen? Wenn der Gelehrte, der Denker nicht der beste Ordner seiner ökonomischen Verhältnisse ist, sollte das ein Verbrechen sein? Schiller war oft in Geldverlegenheit, Beethoven fast immer; es ist ein häufiges, negatives Kennzeichen des Genius, daß ihm die Gestaltung der leichtesten äußern Verhältnisse schwer wird. Und falls eine wirkliche äußere Drangsal den Mann der Wissenschaft trifft, ihn in den herben Fall bringt, eine Bitte um Geld zu thun, sollte das nicht einem edeln Sinne vielmehr als ein Unglück erscheinen, über das man zart hinweggeht? Rassist wurde in einem ähnlichen Falle der anonyme Wohlthäter! Wie soll man aber über Denjenigen denken, der aus solchem Verhältniß eine Veranlassung entnimmt, in übelwollender Absicht öffentlich mit den Fingern zu deuten! Denn über die Absicht der angezogenen Stelle dürfte wol Niemand im Zweifel sein, so wenig wie über den Sinn derjenigen, die gleich darauf folgen. Wir wollen hoffen, daß der Herausgeber dieses Vorwort in der Übererlung geschrieben habe und es bereue; dies kann er am besten dadurch bethätigen, daß er in der Fortsetzung seiner Briefe (denn daß er die Herausgabe fortsetzen will, leidet keinen Zweifel), ebenso discret bleibt wie in der vorliegenden Sammlung. Er übt dann zwar eine Willkür, aber mit mehr Billigkeit und Güte, als Andere ihre Rechte, wenn man sie als solche anerkennen will, gebraucht haben.

\*) In diesem Falle ging also schon eine tadelnswürdige Handlung voran!

Über den Inhalt eines solchen Buches ist weniger kritisch als historisch zu sprechen. Ein Urtheil ist über die einander fremdartigsten Stoffe und Formen, die sich hier nebeneinander finden, nicht zu fällen; man kann nur erzählen, was man gesehen, kann etwas Anderes um so weniger, als der Herausgeber, wie er in der Vorrede erklärt, gar keine Art von Ordnung als Princip betrachtet hat, sondern, „um in keiner Art gebunden zu sein“ (ein seltsamer Grund!), Alles bunt durcheinander würfelt. So finden wir denn Briefe von Feldherren (Blücher, Sacken, dem Herzog von Feltre), Gelehrten (Grottesen, Bindelmann, Ernst Moriz Arndt, Friedrich August Wolf, Johannes v. Müller), Schriftstellern und Schriftstellerinnen lustig durcheinander gemischt. Einige derselben, wie die unorthographischen, aber doch kernigen, launigen Briefe Blücher's, sind interessant als Beiträge für Charakteristik der Schreiber; andere, wie z. B. einige von Ludwig Robert aus Paris, fesseln durch sich selbst und ihren geistigen Inhalt; einige werden historisch wichtig, wie das den General Lauengien betreffende Memoire; ein Brief Zacharias Werner's enthält geheime Munden, an denen das Leben dieses einst vielgenannten Schriftstellers krankte. Genug, diese Skizze des Inhalts rechtfertigt gewiß unser Eingangswort, daß wir es mit einem Buche voll des mannichfaltigsten Interesses zu thun haben. Als solches wollen wir es auch gern anerkannt und verbreitet wissen, sehen auch der Fortsetzung mit Freude entgegen, sobald nur der Herausgeber die Linie der Discretion nicht überschreitet, die er bis jetzt respectirt hat.

Indem wir dies absenden wollten, geht uns der zweite Band der Sammlung zu. Der Inhalt derselben hat unleugbar wiederum ein reichhaltiges Interesse, doch die Vorrede sucht der unhaltbaren Sache überhaupt durch eine unhaltbarere Vertheidigung aufzuhelfen. Der Herausgeber citirt einen andern Schriftsteller für seine Meinung, der sich muthwillig genug desselben Unrechts schuldig gemacht hat und sich mit nichts Besserm zu helfen weiß, als daß er behauptet, die Gegner hätten keinen andern Grund zur Bekämpfung dieser willkürlichen literarischen Prozeduren als den, daß sie selbst durch irgend ein Streiflicht auf einem dunkeln Wege beleuchtet zu werden fürchteten. Ferner hält sich der Herausgeber ein Motto von Lavater als Schild vor, um sich damit zu decken. Es heißt: „Wer einen Brief einmal abgesehnet, der hat ihn an die Welt geschrieben.“ Ist jemals eine Athernheit gesagt worden, so ist es diese, und der Herausgeber würde wol der Erste sein, sich diese Prozedur zu verbitten, wenn man sie auf alle unter allen Verhältnissen von ihm geschriebenen Briefe anwendete. Aber auch zugegeben, Lavater's Grundfaß solle gelten, was würde daraus folgen? Daß Jedermann bei einem Briefe so vorsichtig zu Werke ginge, als ob er eine öffentliche Rede hielte, daß jede vertrauliche Aufschlüsselung des Innern verbannt würde und das Briefschreiben somit zu einer bloßen Geschäftssache herabsänke; des umgekehrten Mißbrauchs nicht zu gedenken, wie leicht es dem Unwürdigsten wäre, gleichnerische Briefe zu schreiben, deren Bekanntmachung ihn bereinst als einen Heiligen abmalen könnte.

Doch wir müssen nach dieser Abschweifung es dem Herausgeber, Hrn. Dorow, abermals bezeugen, daß er auch in diesem Bande eine Grenzlinie der Veröffentlichung beobachtet hat, die ihm nicht den mindesten Vorwurf zuziehen kann. Wir sind ganz auf seiner Seite, wenn er die Herausgabe seiner Briefsammlung so versteht, wo sie in der That historische Documente von Interesse liefert. Nur seine Andeutungen in der Vorrede zum ersten Bande, die wirklichen Veröffentlichungen gleichkommen, und die Vertheidigung derselben in der Vorrede zu diesem zweiten müssen wir aufs entschiedenste abermals anfeinden. Der zweite Band enthält Briefe vieler ausgezeichneten Männer, von denen wir nur in bunter Reihe folgende nennen:

Ges., Ludwig Robert (interessanter Brief über Sand's Hinrichtung), Schleiermacher, Wieland, Jung Stilling, Philipp Hackert, Friedrich August Wolf (ein trefflicher Brief an Bornhagen, dessen Mittheilung jedoch ein wenig eitel aussieht), Vinz Alexander Wolf (er schreibt beherzigungsworth über die Kunst für die jetzigen meist sehr rohen Künstler) u. s. w. Eine Anzahl diplomatischer Noten, Depeschen, Memoiren aus der französischen Revolutionszeit von 1792—99 ist gegen Das, was sonst aus dieser reichen Zeit bekannt ist, nicht von sonderlichem Interesse, selbst nicht ein Brief Napoleon's, der den Beschluß des Bandes macht. Wir sehen der Fortsetzung der Sammlung, wenn sie mit Billigkeit und Einsicht behandelt wird, mit Antheil entgegen.

82.

### Notiz.

Merkwürdig ist die Charakteristik, welche Rossi in der „Revue française“ von Napoleon gegeben hat und die auf folgende Hauptpunkte hinausläuft. „Napoleon hinterließ uns eine große Erbschaft, glorreiche Erinnerungen, aber auch gewichtige Lehren. Die höchste Kernkunst ist Schwäche, wenn sie nicht vom Athem des Gerechtigkeitsgefühles durchweht und von der Liebe zur Menschheit mit ihren edeln Argungen besetzt wird. Einer großen geschichtlichen Epoche gegenüber, einer Revolution, welche ihn auf den Heldensockel erhob und belehrte hatte, daß eine neue Weltperiode im Anzuge sei, mitten in dem blutigen Streite zwischen den Privilegierten und dem Gemeindegeseß, der absoluten Willkür und den politischen Freiheiten, vergaß Napoleon, der große Abtrünnige, diese ungeheuern Interessen. Die Stellung, welche ihm die Vorsehung angewiesen hatte, verletzend, verengte er seinen Horizont; seine Lebensaufgabe war nun ganz dieselbe, wie diejenige von tausend ehrgeizigen, zornsuchtigen und habgierigen Gewaltthabern gewesen ist, deren Gedächtniß die Geschichte uns aufbewahrt hat. Wenn er Spaniens gedenkt, so beherrscht und blendet ihn das Familieninteresse, wenn er Preußens gedenkt, läßt er sich von persönlichem Ager bestimmen; er will nichts als für Sarkasmen auf Kosten Frankreichs und der Zukunft der Revolution Raube nehmen. Im Verhältniß zum Papst ist er bald furchtsam, selbst abergläubisch wie ein corsischer Bauer, bald ein Sophist aus der Schule des 18. Jahrhunderts, weder Katholik noch Revolutionair. Eine ungeheurere Frage führt er auf die geringen Verhältnisse des continentalen Blocus zurück. Er schont Osterreich, wie ein einfacher Edelmann einen großen Herrn schonen würde, dessen Salons er gern besuchen möchte. Und in seinem Zorne gegen England erweckt er ihm von allen Seiten offene Allianzen und geheime Freundschaften. Er, der die Aufgabe hatte, an der Emancipation der Völker zu arbeiten, führt gegen sich eine Verbindung der Völker herbei und bereitet ihnen lange Jahre der Sklaverei und des Kriegs. Er, der Frankreich so groß gemacht hatte und in der That liebte, brachte es dem Untergange nahe; er, der einen reinen und den Völkern theuern Namen hätte hinterlassen sollen, bedurfte der Schutzredner und Vertheidiger, und nur die undankbare und thörichte Reaction seiner Feinde stellte ihn wieder auf den Höhen der Geschichte her. Diese hohe geschichtliche Stellung wird man ihm nicht nehmen können. Ungeachtet seiner Irrthümer bleibt ihm dieser Platz gesichert. Sein Ruhm, sein Genie, das Gute, was er gethan, zeichnen seinen Namen mit unauslöschlichen Zügen. Aber die unbedingte parteilose Geschichtsschreibung steht sich gezwungen zu bekennen, daß er seine Mission nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt hat; er fiel, weil er seines Ursprungs und seiner wahren Stärke vergaß und sich bis zum Egoismus erniedrigte.“ Es ist wenigstens merkwürdig, dergleichen in einer französischen Zeitschrift zu lesen. Was aber nach einem Gemeinplage aussieht, ist darum noch nicht unwahr und wegguspotten. 103.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 344. —

10. December 1838.

### Walter Scott's Memoiren.

#### Fünfter Artikel.

(Schluß aus Nr. 343.)

Wir gehen nun zu Scott dem Schriftsteller über. Die Romane, deren Entstehung und Vollendung in diesem Bande erzählt wird, sind „Der Abt“, „Kenilworth“, „Der Pirat“, „Nigel's Schicksale“, „Peveril“, „Quentin Durward“, „St.-Konan's Brunnen“, „Redgauntlet“, die „Erzählungen der Kreuzfahrer“ und die beiden Dramen „Halidon's Hügel“ und „Macduff's Kreuz“. Sie wurden sämmtlich in einem Zeitraume von fünf Jahren geschrieben, und es gilt als ein förmliches Wunder, daß Scott 1824 keinen Roman habe erscheinen lassen. Über alle weiß Lockhart eine große Anzahl der interessantesten Details beizubringen und seine Leser in die geistige Welt statt seines theuern Schwiegervaters einzuführen, ja, sie in ihr sehr heimlich zu machen. Namentlich sind seine Mittheilungen über das „Leben Napoleon's“ von Wichtigkeit, das auf des Buchhändlers Constable Anregung im Mai 1825 begonnen und von Scott mit großem Eifer ausgearbeitet wurde. Wie genau er die Sache nahm, und wie fleißig er sich nach den besten Hülfsmitteln umsah, wird hier aus glaubwürdigen Zeugnissen dargethan. Die Honorare für Alles, was Scott schrieb, blieben fortwährend sehr groß; so bot Constable, als er noch keine Zeile von „Halidon's Hügel“ gelesen hatte, gleich 1000 Pf. St. für das Verlagsrecht; für die vier Romane: „Ivanhoe“, „Das Kloster“, „Der Abt“ und „Kenilworth“, die schwerlich mehr als zwölf Monate Zeit gekostet hatten, zog Scott einen Gewinn von 10,000 Pf. St., wobei er immer noch unter der Firma des „Author of Waverley“ schrieb. Der Enthusiasmus seiner Landsleute erhielt sich noch immer auf gleicher Höhe, namentlich für den „Abt“, den „Piraten“, „Quentin Durward“ und „Nigel's Schicksale“; am „Peveril“, „St.-Konan's Brunnen“ und am „Redgauntlet“ fand die Kritik Manches auszusetzen, und doch wurden vom „Peveril“ 10,000 Exemplare gedruckt und verkauft. Aber „Quentin Durward“ erregte selbst in Paris die höchste Aufmerksamkeit, ganz ähnlich der, mit welcher „Waverley“ in Edinburg und „Ivanhoe“ in London aufgenommen worden war. Es fehlte daher nicht an mannichfachen Beweisen, um den gefeierten Dichter Achtung und Theilnahme zu beweisen, wie denn der

berühmte Roxburgh-Club der Bibliomanen in Edinburg wenige Wochen nach der Herausgabe des „Peveril“ den „Author of Waverley“ in diesen Club aufnahm, und ein französischer Weinhändler (a funny Frenchman) ihn ersuchte, sich einen Tausch von einer großen Anzahl Flaschen mit Champagner für seine Werke gefallen zu lassen. Scott ging darauf ein, ließ ihm durch seinen Verleger Constable „a set of his children and godchildren (poems and novels)“ schicken und empfing dafür des köstlichsten Champagners in weit größerer Fülle, als ihm vorher zugesagt war. Wie populair sein Name zu jener Zeit in Schottland war, zeigt auch ein Ereigniß, das sich zu London während der Krönung Georg IV. zutrug. Scott war dort anwesend und fand, als er sich nach Beendigung der Krönungsfeierlichkeit in seine Wohnung zurückbegeben wollte, die Straße so unruhig und voll Menschen, daß er die zur Erhaltung der Ordnung aufgestellte schottische Leibgarde (the Scotch greys) bat, ihm den Durchgang durch ihre Reihen zu verstatten. Es ward ihm verweigert. Als aber der Sergeant von Scott's Begleiter dessen Namen aussprechen hörte, rief er seinen Leuten zu: „Wie? Das ist Walter Scott? Der muß auf der Stelle durchgelassen werden. Macht Platz, ihr Leute, das ist Walter Scott, unser berühmter Landsmann!“ Es geschah, und Scott durchschritt unter dem lauten Zurufe: „Gott segne Sie, Walter Scott!“ die Reihen seiner Landsleute. Die Scene erinnert an die ehrenvolle und in den Annalen des deutschen Theaters unerhörte Auszeichnung, die Schiller nach der ersten Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ in Leipzig erfuhr.

Es ließen sich aus Lockhart's Buche noch manche ähnliche Anekdote anführen, wenn wir nicht den Raum sparen müßten. Aber wie dankbar Scott für diese Liebe seiner Landsleute und wie sorgsam er selbst für die Erhaltung seines literarischen Ruhmes war, zeigt eine Stelle aus seinem Tagebuche, die er nach einer in Schmerzen zugebrachten Nacht am 20. Januar schrieb:

Cultivons notre jardin. Die Gunst des Publicums ist die einzige Lotterie, in der ich spiele. Jene habe ich im größtmöglichen Maße genossen, und daher fragt mitunter eine Stimme in meiner Brust, ob ich nicht fürchte, zu Boden gestürzt zu werden, wenn ich so allein für mich stehe. Aber warum sollte ich das nicht! Ich habe ja keine Feinde, vielmehr manche mit sehr ergebene Freunde. Die volkshämische Ein-

wirkung, welche ich errungen habe, ist von der Art, daß sie durch häufiges Auftreten von meiner Seite befestigt werden muß. Also, die Kritiker mögen sagen, was sie wollen: wer zu ängstlich über seinen Ruf wacht, der läuft Gefahr ihn zu verlieren („hain your reputation and tyne your reputation“, is a true proverb).

Neben diesem literarischen Auftreten verbarg sich Scott auch sonst nicht vor seinen Landsleuten. Er war Vorsitzender der Gesellschaft für die Gasbeleuchtung (in Abbotsford hatte er sie schon eingeführt), Mitglied der edinburgher Versicherungsgesellschaft, Präsident der Societät der Wissenschaften in Edinburg und Mitglied mehrerer Clubs und Vereine, deren einen, den Darnatyne-Club, er selbst für schottische Literatur und Geschichte gestiftet hatte und von 1823 — 31 regelmäßig besuchte. Die Anwesenheit Georg IV., der gleich bei seiner Ankunft aussprach, daß er Walter Scott vor Allen zu sehen wünschte, gab ihm vielfache Gelegenheit, die Ehre seines Vaterlandes auf das würdigste zu vertreten. Ebenso war er in Erfüllung seines Amtes am Obergerichtshofe von Schottland und in Verwaltung seiner Pflichten als Sheriff durchaus sorgfältig und eifrig. Auch sonst entzog er sich keiner gemeinnützigen Anstalt, wofür wir unter Andern die Begründung einer neuen Akademie für classische Studien, die von Privatpersonen zu Edinburg im Herbst 1824 ausging, anführen. Scott eröffnete dieselbe mit einer Rede, die zuerst in Lockhart's Buche gedruckt ist, und die von seinem warmen Eifer für wissenschaftliche Bildung, Frömmigkeit und Vaterlandsliebe ein vollgültiges Zeugniß abgibt.

Haben wir nun bis jetzt nur angenehme, wohlthuende Ereignisse aus Scott's Leben zu berichten gehabt, so steht damit allerdings der andere Theil der in diesem Bande geschilderten Ereignisse in einem betrübenden Widerspruch. Wir meinen damit sowohl die unglückliche Katastrophe, welche den Dichter im Januar 1826 um sein großes Vermögen brachte, als auch die wiederholten Krankheitsanfälle, durch welche ungefähr von derselben Zeit an seine Gesundheit zerrüttert worden ist.

Die buchhändlerische Verbindung zwischen Constable, James Ballantyne (der ältere Bruder John war am 16. Mai 1821 gestorben) und Scott hatte von Jahr zu Jahr an Festigkeit zugenommen, sodaß sich Scott's ganzes Vermögen eigentlich in dieser Handlung befand. Constable war ein unruhiger, hitziger Kopf, ein Mann voll der ausschweifendsten Projecte, dabei von Ehrgeiz entflammt, sich eine Baronie in der Grafschaft Eife, aus welcher er stammte, zu gründen. Es war also namentlich seine commercial mania, wie Lockhart sie genannt hat, die den Dichter zu neuen Unternehmungen stachelte, ohne daß Constable nur die mindeste Rücksicht darauf nahm, ob der Grund fest genug war, auf welchen er baute. Scott wenigstens glaubte dies und war auch durchaus ungläubig, als ihm Lockhart im Herbst 1825 die ersten Nachrichten von den mißlichen Umständen Constable's mittheilte. Es kam ihm nicht entfernt in den Sinn, daß sein eignes Vermögen gefährdet sein könnte; es vergingen Wochen, Monate, die Lage Con-

stable's und seiner Associés ward immer schlimmer, und Scott weigerte sich davon Kenntniß zu nehmen, vielleicht auch weil es eine seiner Schwächen war, dem Unglücke nicht gern offen in das Auge zu sehen. Im Anfange 1826 ging Constable nach London, wo Lockhart damals schon wohnte. Dort geberdete er sich, wie derselbe erzählt, mit der ganzen Wuth seines sanguinischen Charakters; bald wollte er seine pecuniaire Verlegenheit gar nicht als so groß anerkennen, dann, meinte er, es sei ihm ein Leichtes, mit seinen Mitteln, die allerdings bedeutend genug waren, den Sturm zu beschwören, er brauche ja nur das Verlagsrecht einzelner Artikel zu verkaufen; endlich schlug er Lockhart vor, ein Anlehen von 100,000 — 200,000 Pf. St. zu unterstützen, was er bei der Bank von England auf seine Verlagsrechte machen wollte. Als ihm Lockhart, wie ganz natürlich, dies abschlug, ward Constable ganz bleich vor Wuth, stampfte mit den Füßen auf den Boden und erklärte, daß er allein gehen würde. Aber es geschah nicht. Ebenso wenig hatten seine andern Versuche in London nur den geringsten Erfolg, und schwankend zwischen kühner Hoffnung und wilder Verzweiflung verließ er dem Wahnsinne nahe die Hauptstadt. In Edinburg sah er sich genöthigt, seine Zahlungsunfähigkeit zu erklären, und jetzt erst versichert Lockhart erfahren zu haben, wie tief Scott in diesen Sturz des bis dahin so angesehenen Handelshauses verwickelt gewesen sei.

Scott selbst hatte sich die drohende Gefahr nicht mehr verbergen können, wengleich er darüber mit den Seinigen nicht sprach. Sein Tagebuch, aus dem Lockhart in diesem Bande lange und interessante Auszüge mit der Delicateffe, die eine so schöne Zierde dieser Memoiren ist, mitgetheilt hat, und das mit dem 20. Nov. 1825 beginnt, enthält hierüber mehrfache Äußerungen. So lesen wir unter dem 18. Dec. nach einer melancholischen Betrachtung über sein ganzes früheres Leben:

Aber das ist ein Trost, Niemand verliert durch mich auch nur einen Pfennig, und ich habe die Genugthuung bei meinem Unglücke, daß mein Glück auch gar Manchem Vortheil gebracht hat, und die Hoffnung, daß man mir meinen vorübergehenden Wohlstand um meiner reinen Absichten und meiner Liebe, der Armuth Gutes zu erweisen, verzeihen wird. Traurige Herzen wird es in Abbotsford geben. Ich bin halb entschlossen, den Ort nicht wiederzusehen. Wie kann ich die Halle wiederbetreten, da die Krone von meinem Haupte gefallen ist! Wie als ein armer Mann und Schuldner an dem Orte leben, wo ich einst so reich und geehrt gewesen bin! Meine Doggen werden vergeblich auf mich harren. Es ist thöricht, aber der Gedanke, mich von diesen unvernünftigen Thieren zu trennen, hat mich mehr bekümmert als alle jene sorgenvollen Betrachtungen. Die armen Thiere, ich muß ihnen gute Herren geben!

Und an einer andern Stelle an demselben Tage:

Ich habe es versucht, diesen so peinlichen Gedanken Luft zu machen, indem ich diese Zeiten niederschrieb, aber auch um mir wieder den Weg zu meinen Beschäftigungen mit der französischen Revolution zu bahnen. Ich danke Gott, daß ich doch Beides mit ziemlicher Fassung zu thun vermag. Es soll mich wundern, wie Anna diesen Schlag ertragen wird. Sie ist leidenschaftlich, aber starkmüthig und entschlossen in großen Dingen, nur bei Kleinigkeiten reizbar. Ich bin froh, daß

Lochhart und seine Frau abgerückt sind; denn es ist mir lieb, wenn man mich meinem Schmerze allein überläßt, ohne weitere Beileidsbezeugungen, selbst wenn sie in der aufrichtigsten und herzlichsten Art geschehen.

Wenn Scott auch noch einige Hoffnungen hegte, so mußte er sie doch am 17. Jan. 1826 gänzlich aufgeben, wo ihm Wallantyne den ganzen Umfang des Unglücks meldete und die Maßregeln anzeigte, welche man getroffen hätte, um Einiges zu retten. Sobald diese Nachricht in Edinburg bekannt geworden war, eilte Alles herbei, ihm Theilnahme zu beweisen und Hülfe anzubieten, die alten Freunde Skene, Forbes, Mackenzie, der Lordobercommiffair Adam, die Advocaten, die königliche Bank erklärten sich zu jeder Unterstützung bereit, Lochhart schrieb aus London, daß er und seine Frau ihr ganzes Vermögen dem Vater zur Disposition stellten. Aber Scott antwortete Allen, daß seine Absicht wäre, die ganze Angelegenheit einigen Bevollmächtigten zu übergeben und dann mit dem Ausgange zufrieden zu sein; vor Allem bitte er jetzt nur, ihm Zeit zu lassen, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Und an eben diesem Tage, am 19. Jan., gab der außerordentliche Mann das Manuscript für zwanzig Seiten von „Woodstock“ in die Druckerei. Bei und nach der Mittagsmahlzeit mußte er seiner Gattin und Tochter, die in dumpfem Schweigen Alles anhörten, vorstellen, daß sie kein Wunder zu erwarten hätten (dies sind die Worte des Tagebuchs), sondern das Mißgeschick als gewiß ansehen müßten und es lediglich durch Geduld, Thätigkeit und Fleiß zu überwinden im Stande wären.

Scott's Standhaftigkeit erscheint noch preiswürdiger, da wir aus dem Tagebuche ersehen, daß er seit dem Anfange des Winters 1825 körperlich angegriffen war. Er litt an Beklemmungen, Herzklopfen, Nieren- und Leberschmerzen, ja, selbst apoplektische Zufälle traten ein, „a touch of the morbus eruditorum“, schrieb er am 11. Dec. 1825 in sein Tagebuch. Damit war große Mattigkeit, Mangel an geistiger Kraft und eine trübe Stimmung verbunden, die ihn, den so geselligen, umgänglichen Mann, in seinem Hause die Einsamkeit suchen ließ. Die Nächte brachte er oft schlaflos unter den sonderbarsten Träumen und Visionen hin, und es ist wahrhaft rührend zu lesen, wie dankbar er sich dafür ausspricht, daß er am 3. Februar eine Nacht ruhig geschlafen und nicht geträumt habe. Von allen diesen Leiden gibt nur sein Tagebuch Kunde, die Seinigen schienen nur selten davon erfahren zu haben; denn mit großer Kraft setzte er im Äußern sein früheres Leben fort. Er arbeitete unaufhörlich damals gerade am „Leben Napoleon's“ und an „Woodstock“, schrieb täglich sein gewöhnliches Pensum für die Druckerei, nahm Antheil an neuen Ereignissen in Politik und Literatur, wie z. B. an der Laster- und Schmähschrift der Penitente Wilson, sowie an den commerciellen Verhältnissen, die in der Krisis zu Anfange 1826 für England und Schottland so bedeutend waren. Dabei sah er die alten Freunde oft bei sich zum Frühstück oder Mittagessen, ging mit ihnen und seiner Tochter Anna viel spazieren — denn Thätigkeit und frische Luft

betrachtete er als die beste Arznei gegen seine Leiden — und besorgte seine Geschäfte am Gerichtshofe. Alle diese Gegenstände lernen wir aus dem Tagebuche kennen, welches die letzten hundert Seiten dieses Bandes füllt und gewiß ein treuer Spiegel alles Dessen ist, was damals in Scott's Seele vorging. Seine echte Religiosität, seine Liebe zu seinen anwesenden und auswärtigen Kindern, seine literarische Thätigkeit und seine große Fassung in schweren Leiden, die sich oft auch in Anwendung lateinischer Kernsprüche kund gibt, treten überall auf das deutlichste hervor, während das ihm immer mehr und mehr klar werdende Unglück seines Hauses einen düstern Hintergrund bildet. Aber gegen Constable oder Wallantyne kein bitteres Wort, kein Vorwurf. Nur ein Mal äußert er, daß Constable's Speculationen wol zu maßlos gewesen wären und daß sein jetziges Verfahren ihm unerklärlich sei. 2.

Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken von Karl Immermann. Erster Theil. Düsseldorf, Schaub. 1838. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Ein gutes Buch ist es wol werth, daß ein Leser, der noch nie eine Recension geschrieben hat, eine schreibe, die noch dazu keine ist. Ich habe immer meine Gedanken darüber gehabt, daß in unserer kritischen Literatur das iudicium parium ausschließlich herrschen soll, dessen wir bei den übrigen Richterstühlen uns so glücklich entledigt haben. Für uns, die wir das verbreitete Publicum ausmachen, sollen alle die hübschen und unhübschen Dinge geschrieben sein, welche unsern literarischen Horizont als Planeten, Fixsterne, Kometen, Sternschnuppen durchziehen oder durchgezogen werden, und wir grade sollen nie darüber zu Worte kommen. Wenn ich unsere Autoren einander recensiren sehe, so ist es nicht das Sprüchwort, daß eine Krähe der andern das Auge nicht aushackt, welches mir am häufigsten beifällt, denn diese Krähen hacken sich nicht selten beide Augen aus, und es ist für den Frieden unter ihnen weniger gefährlich, mit fremden, als mit den eignen Federn sich zu zieren. Nicht Wenige gibt es, die den Spruch, von den Todten müsse man nur Gutes reden, dahin verstehen, daß man nur von den Todten Gutes reden dürfe, wie der Papst und Solon nur Verstorbene selig sprechen; Manche freilich sind insofern bei lebendigem Leibe todt. Ja, wenn nicht bald eine Hülfe erscheint, so werden wir durch das Recensirmonopol der Autoren um alle Recensionen kommen, denn wie oft setzt sich der arme Autor hin, mit dem besten Willen, eine Recension zu schreiben, und siehe da, es ist eine Antikritik, die herauskommt. Oder wird man es eine Kritik nennen können, wenn Menzel, oder Guklow, oder gar Raupach (doch dieser hat mehr — oder, wenn man will, weniger — zu thun) diesen „Münchhausen“ recensiren werden? Werden diese Herrn sich dabei beruhigen, daß der Verf. Das, was er in ihrem Betrach auf dem Herzen hatte, jenem Erzähler in den Mund legt? Die Unterzeichnete überläßt sich nicht der sanguinischen Hoffnung, daß die Herausgeber kritischer Journale den Autoren ihre Schranken verschließen werden, wiewol es billig wäre, daß die Verfasser von Büchern, wie bei jenem alten Volk die Befehlverfasser, nur mit dem Strick um den Hals als die armen Sünder, nicht zugleich auch mit dem richterlichen Stabe austräten. Aber ein stilles Hinterzimmerchen bhante uns Nichtautoren in dem raumreichen deutschen Luxemburg immerhin eingeräumt werden.

Ich habe den „Münchhausen“ des Hrn. Immermann ein gutes Buch genannt. Das wird Manchem als ein gar keines Lob erscheinen. Ich aber unterscheide zwischen Büchern und Studica; zu den letztern rechne ich eine Menge von Schriften,

denen der gutmüthige Refskatalog den Stand und Charakter von Büchern und Werken beilegt, ja es sind mir celebre Autoren bekannt, deren opera omnia mit der Bezeichnung als Studien noch überflüssig gelehrt würden. So sind mir, der ich, ungeachtet ich nichts Anderes zu thun habe, dennoch ein fleißiger Leser bin, die Schriften des Hrn. Immermann, die mir zu Gesicht kamen, auch als bloße Studien erschienen, Studien nach Shakspeare, nach Goethe u. s. f. Wer sich lieblos ausdrücken wollte, der konnte sagen, er stürze Shakspeare wie eine Flasche Burgunder hinab und lasse sich von seinen Dünsten zu einem Trauerspiel begeistern, er erhebe sich an Goethe und schreibe die „Epigonen“. Wir wollen wahrer sein und wollen es Studien nennen, zwischen denen hier und da eine Erfindung durchbricht. Und verdient nicht schon das gelobt zu werden, wenn wir damit die Studien einiger jugendlichen Geister vergleichen, welche an die Gabelköpfe, Haargöpfe, großen Rasen, Tabackspfeifen und die übrigen Dierden der Schulwände und Tische unmittelbar erinnern?

Freilich, man muß unsere Geduld nicht missbrauchen. Da wir Wagnon satt haben, soll sie uns nicht in einem Glämmchen wieder auferstehen, der Gräfinnen, Theresen u. s. w. gar nicht zu gedenken. Philtins nächtlichen Besuch wußte Jeder, wenn ihn darnach verlangte, zu finden; es war gar nicht nöthig, eine getreue Copie davon in den „Epigonen“ zu geben. Wahrscheinlich, die „Epigonen“ waren zum Verzweifeln. Aber die Noth am höchsten, die Hüfte am nächsten. Wer hätte nach den „Epigonen“ den „Ränchhausen“ erwarten sollen? Und doch ist in dem Moment, wo das Gespinnst am festesten sich zuzuziehen schien, die Puppe gesprungen, und der Schmetterling wiegt sich in der blauen Luft.

„Arabesken“ hat Hr. Immermann sein Werk sinnreich genannt. Dieser erste Theil enthält die zwei ersten Bücher, von denen das erste, den Aufenthalt des Titelfeldens bei dem alten rückwärts hoffenden Baron, dessen ältlicher vorwärts hoffender Tochter und dem spartanischen Schulmeister schildern, als das Gewinde, welches unten am linken Rand des Blattes beginnt, zu denken ist, durch dessen mildes Gefrüpp jene närrischen Gestalten in verwagten Stellungen kettern. Das zweite Buch beginnt am rechten Rand; von dem festen Stamm eines westfälischen Bauernhofs, der seine knotigen Äste umherstreckt, schießt das junge Grün in liebenswürdigem Unverstand, täppischem Übermuth und frisch glühender Leidenschaft lustig empor. Wir haben zu erwarten, wie beide Gewächse oben sich erreichen und wol auch unten in ihren Wurzeln sich einigen werden.

Wenn wir die Anlage und Composition vorzüglich finden, so ist die Ausführung nicht minder zu loben. Von dem Styl ist das Beste zu sagen. Hr. Immermann hat sich von der Nachahmung jener Goethe'schen Manier völlig losgemacht. Diese Manier war die Rückwirkung eines auf der einen Seite beschränkten, auf der andern Seite mit den größern in gewissen Beziehungen stehenden Hofes auf den ungeschlachten frankfurter Bürgersohn. Es war ein eigner Triumph des Genies, daß Goethe durch seine Aneignungsversuche unter den Wohlgeborenen nicht lächerlich ward, ja, daß man wol sogar als originell gelten ließ, was in seinem Sinn nichts weniger als dies sein sollte. Wie dem aber auch sei, von dem poetischen und literarischen Standpunkt aus wurden seine Productionen durch seine Manier nicht besser, unerträglich aber ist sie bei denen, welche diesen spätern Goethe nachahmen; den Goethe, der wie einer unserer besten Schriftsteller irgendwo gesagt hat, wol Ursache gehabt hätte, bei seinem „Werther“ in die Schule zu gehen. Es ist ein meisterlicher Styl, der von aller Manier frei ist und doch seinen scharf ausgeprägten Charakter hat; Hr. Immermann hat diesen Styl in diesem Buch, wie ihn Liech hat, es ist ein Styl, der sich nicht nachahmen läßt wie eine Manier; Mehrere können ihn gleichmäßig haben, aber Jeder hat ihn als sein wohlverordnetes Eigenthum.

Die Personen, welche in diesem Buche auftreten, haben

fast sämmtlich einen gewissen Strich, der bei mehreren sogar bis zu einer partischen Berrücktheit verstärkt ist. Dies ist grade das Geheimniß der Novellenpoesie. Darum wird eine Dame so schwer eine Novelle zu Stande bringen; eine Schriftstellerin kann sich nicht von der Bemüderung ihrer Selben frei machen. Mit handlungs- und vollkommen zurechnungsfähigen Personen mögt ihr ein Trauerspiel anrichten, und allenfalls einen Roman damit zu bevölkern, wollen wir euch gestatten, aber in dem kleinen Kriege der Novelle werden euch diese Truppen von der Seite wenig helfen.

Aber ich befinde mich hier an dem Punkte, wo ich entweder das Amt eines Kritikers übernehmen oder die ungewohnte Last der Feder abwerfen muß. Ich möchte das Letztere; denn woher sollte mir der Muth zu dem Erstern kommen? Diese Zeilen treten keinem kritischen Urtheile, welches ohnedies die Beendigung des Werkes abwarten wird, in den Weg. Sie sind nichts als eine von dankbarer Luft bewegte, von Dichtertiebe geschwellte

Stimme aus dem Publicum.

### Literarische Notiz.

#### Raffon's Familienromane.

Michel Raffon gab neuerdings Familienabenteuer unter dem Titel: „Les romans de la famille“ heraus. Die französische Kritik, die gegenwärtig oft viel ernster, würdiger und moralischer auftritt als die deutsche, spricht über das verderbliche Fabrikat ihr gerechtes Verdammungsurtheil aus. „Michel Raffon“, heißt es in einem französischen Berichte, „bestätigt alle Fehler der neuen romantischen Schule: Ubertreibung, falsches Sentiment und eine einseitige Beobachtungsgabe, welche die Ausnahmen in der menschlichen Gesellschaft zur Regel zu erheben liebt. Die Familie, welche uns Raffon vorführt, ist nichts als eine bumpye Höhle trostloser Leidenschaften. Wer hier ruhende, anmuthige, freundliche Bilder und reine, wahre Gefühle erwartet, befindet sich in einem Irrthume. Die mütterliche Liebe, die kindliche Liebe und die väterliche Liebe bilden hier drei voneinander geschiedene Episoden. Von der ehelichen Liebe, der Grundbasis der Familie, ist keine Rede; über die eheliche Liebe ist man jetzt hinaus! Die Raffon'schen Personen sind auch wol verheirathet, aber sie leben unter- und miteinander, grade als ob sie es nicht wären. Eifersucht, Verführung und Gebrech sind die romantischen Hebel, welche Raffon hier in Bewegung setzt. In der „Liebe einer Mutter“ finden wir eine niebliche Familie: eine Ghefrau, welche scheinbar einen Liebhaber hat und sich dem Verdachte der Untreue geflissentlich aussetzt, um die Ehre ihres Gemahls zu retten; einen Ehemann, heftig wie ein Donnerwetter, immer bereit, aufzubrechen, selbst Leben, der ihn reizt, zu tödten fähig; eine junge Tochter, die sich von einem hübschen jungen und verheiratheten Manne verführen läßt und mit einem Kinde niederkommt, welches die Mutter auf eigne Rechnung nimmt, um zu verhüten, daß ihr Gemahl ihre Tochter im Zorne todschlage. Glücklicherweise wird der schändliche Verführer Witwer und heirathet die junge Verführte; der Ehemann ist über das von seiner Frau gebrachte Opfer angenehm gerührt, worauf sich Alles aufs beste einrichtet. Spießindiger noch ist die zweite Erzählung: „Die Liebe eines Vaters“; unschuldiger die dritte: „Die kindliche Liebe“. Talent, sagt der Kritiker, sei Michel Raffon nicht abzusprechen, aber es sei nicht recht von ihm, daß er, um ganz für die Arbeiterklasse zu schreiben, die höhern Classen im Schwärzesten Lichte darzustellen liebt. Derselbe Sittensverderbnis finde sich auch in der Pese; nur der Mittelstand sei unverdorben und brav. Ubrigens sei es eine schlechte Tendenz der jetzigen Romanschriftsteller, daß sie von der Liebe nur die physische Seite aufsaften, nie die geistige, daß unter ihren Händen die edelste und zarteste Leidenschaft so dorb materialisirt werde. 108.

Spaziergänge und Weltfahrten. Von Th. Mundt. Zweiter Band. I. Deutschland in Frankreich. II. Meerfahrt. Altona, Hammerich. 1838. 8. 2 Thlr.

Als der Unterzeichnete den ersten Band dieser „Spaziergänge“ — Weltfahrten kommen eben im ganzen Buche nicht vor — anzeigte \*), konnte er sich über denselben im Allgemeinen lobend und anerkennend äußern. Mit einem gebildeten Geiste waren französische und englische Zustände angeschaut worden, die Darstellung war sorgfältig und die Reflexionen waren besonnen. So konnte dem Werke nur ein glücklicher Fortgang gewünscht werden, und der Berichterstatter nahm den zweiten Band mit dem besten Vorurtheil zur Hand, und mit um so gespannterer Erwartung, als die Verhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich, wie sie sich in diesem Lande gestaltet haben, und von welchen die erste Abtheilung des zweiten Bandes Nachricht zu geben verspricht, den Deutschen im höchsten Grade interessiren müssen. Auf's höchste gesteigert wird die Erwartung, wenn man das Inhaltsverzeichnis durchblickt und die Reichhaltigkeit des Gebotenen überschaut. Zwar bemerkt man auch alsbald, daß unter der (auf diese Weise nicht gerechtfertigt erscheinenden) Überschrift: „Deutschland und Frankreich“, mehr über originell französische Zustände, als über deutsche auf französischem Grund und Boden gesprochen wird; doch man findet noch immer die wichtigsten Interessen, welche Deutschland in Frankreich hat, citirt, man kann sich nicht enthalten, Dies und Jenes im Voraus nachzuschlagen — und nun, wie wird diese Erwartung befriedigt? Man findet z. B. gleich am Schlusse des ersten Briefes das Avertissement: „Ein Besuch bei Victor Cousin. Über deutsche Literatur und Philosophie.“ Man hat so viel gehört von den Bestrebungen der Franzosen, sich die deutsche Literatur und Philosophie anzueignen; man hat namentlich von Cousin, dem Schüler Schelling's und Hegel's, gehört; unsere Literatur und Philosophie ist unser Stolz, das Beste, was wir einer andern Nation zu bieten vermögen, Das, wovon wir gewiß sind, in ihm die Franzosen übertroffen zu haben; begierig schlagen wir in Hrn. Mundt's Werke nach, und finden? —

Ich will Ihnen zum Schluß noch etwas über Victor Cousin schreiben, da wir hier einmal auf die Vermählungs-

preliminarien zwischen Frankreich und Deutschland zu reden gekommen und Cousin ein alter Ehestandscandidat der deutschen Wissenschaft ist. Dieser unglückliche Liebhaber haust in der finstern Sorbonne, und ich fand ihn in einem kleinen Cabinet sitzen, das täuschend einem Käfig gleich, worin man zum Spaß eine Nachtule gefangen hält: ein passendes Bild der Weisheit, um die es sich Cousin in seiner Philosophie so ernstlich hat angelegen sein lassen. Er ist eine dunkle und hagere Gestalt und nahm mich für seine Weise wohlwollend genug an, aber er hat eine seltsame Art, das Französische mit den ihn besuchenden Deutschen zu sprechen. Um dem schwerfälligen Dhrer des Ausländers sehr deutlich zu werden, bemüht er sich gewaltig zu schreien und zu gleicher Zeit feierlich, langsam und gemessen zu reden, sodas man mit einem grollenden Donnerwetter, das in eine Schlafmütze einschlägt, zu thun zu haben glaubt. Durch diese Manier, mit Deutschen zu reden, zeigt dann Hr. Cousin, daß er selbst in Deutschland gewesen und das deutsche Naturell zu behandeln versteht. Er erkundigte sich bei mir lebhaft nach der berliner Universität und nach den Schicksalen der Hegel'schen Philosophenschule, auf die er gegenwärtig sehr ergrimmt zu sein scheint, weil sein eigener Eklekticismus, oder vielmehr die Brosamen, die er in Berlin von den Tischen der Reichthum gesammelt und wovon er in Frankreich eine ganz neue Pastete der Philosophie gebacken, von den Berlinern nicht anders als verhöhnt worden. Cousin hatte auch schon von der neuen pietistischen Nuance der Hegel'schen Philosophie gehört, konnte aber unmöglich den Namen Göschel über seine Junge bringen, den auszusprechen er mehrmals ansetzte, immer wieder stolperte und endlich, alle seine Germanomanie bei Seite lassend, von dem unmöglichen Beginnen abstand. „C'est Mr. Göschel“, fiel ich endlich ein, „qui a tâché de réconcilier le Hegelianisme avec la bible et la tradition.“ — „Qu'est-ce que cela signifie, Mr. le Docteur?“ fragte mich Victor Cousin, denn er beweist seine Kenntniß von Deutschland auch darin, daß er beim Titel nennt, was einem andern Franzosen, der nicht in Deutschland gewesen und nicht deutschgelehrt ist, natürlich nicht einfallen kann. — „Cela signifie quelque chose de triste et bien ridicule, Monsieur Cousin!“ antwortete ich ihm schlechtweg, denn mir fiel in der Geschwindigkeit nicht gleich sein Titel bei.“ „Oui, oui, Monsieur Cousin“, fuhr ich fort, „on s'occupe vraiment de telles absurdités en Allemagne!“ Aber Cousin wollte das ganze Unternehmen der Göschel'schen Speculation nicht recht begreifen, und schüttelte den Kopf auf eine Weise dazu, daß mir dadurch klar wurde, der eigentliche Mittelpunkt des deutschen Philosophirens sei ihm fremd geblieben, denn nur wer den Sinn verstanden hat, kann auch den Unsinn fassen. Ich erzählte ihm darauf von dem Buche des Professors Gans: „Rückblicke auf Personen und Zustände“, welches beweise, wie heimlich die Deutschen in neuester Zeit in Paris geworden, und wie sie mit einer glänzenden Leichtgläubigkeit, die von den Franzosen als ebenbürtig anerkannt zu werden verdiene, ihre Ansichten von Frankreich hinstellten. Victor Cousin aber meinte, daß Herr Gans Paris noch lange nicht kenne, das gehe nicht so schnell und

\*) Nr. 95 — 97 d. Bl.



lasse sich nicht auf einigen Promenaden durch die Salons und über die Boulevards erwerben.

Dies ist die Nachricht, welche wir über Victor Cousin und seine Bestrebungen, welche wir über deutsche Literatur und Philosophie in Frankreich erfahren! Was über Deutschland in Frankreich gesagt wird, läßt sich auf sehr wenige Seiten zusammendrängen. Minder armselig sind die Bemerkungen, welche über reinfranzösische Verhältnisse gemacht werden; indeß wird man in diesem zweiten Bande gänzlich die besonnenen Reflexionen vermissen, welche den ersten Band auf so erfreuliche Weise schmückten. Schilderungen der Persönlichkeiten einiger bedeutender Männer sind das Beste, was uns in diesem zweiten Bande geboten wird, und ein Auszug aus einem Werke des französischen Philosophen Ballanche, sowie die Mittheilung der Messe, welche die neufranzösische Kirche ihrem „eigentlichen Patron und Schutzheligen“, Napoleon, hält, aus dem „Nouvel eucologe à l'usage de l'église catholique française“, sind die Glanzpunkte desselben. Es sind dieses Gegenstände, über welche man Gebanken haben kann und gründlichere als die wenigen sehr oberflächlichen Reflexionen, welche Hr. Th. Mundt über dieselben äußert.

(Der Beschlus folgt.)

Wilhelm Heinsse's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von H. Laube. Erster und zweiter Band. Ardinhello. Dritter und vierter Band. Hildegard von Hohenthal. Leipzig, Volkmar. 1838. 8. Preis für 10 Bände 6 Thlr. 16 Gr.

Erster Artikel.

Das Urtheil über eine neue Ausgabe der Werke eines ältern deutschen Schriftstellers kann von einem doppelten Gesichtspunkte aus gefällt werden. Zunächst ist es die Empfänglichkeit unserer Zeit für die Erinnerung vergangener Leistungen im Gebiete der Wissenschaft und Kunst, welche hier in Betracht kommt. An sich schon eröffnet der Blick, der das Ferne freier, unbefangener, vielseitiger auffaßt, ein durchdringenderes Verständniß derselben und läßt sie durch manche Schatten der Folgezeit, die zwischen beiden Endpunkten mitteninne liegen, gehoben erscheinen. Zu dieser Fügung tritt das Bedürfnis unserer Kritik hinzu, die in ihrem Fortschreiten zu größerem Selbstbewußtsein sich immer deutlicher genöthigt sieht, die Forderung einer ruhigen Basis, eines klaren Hintergrundes zu stellen. Der Boden der Gegenwart schwankt unter ihr, nicht durch die Schwere ihrer Tritte, sondern durch die Ungleichheit ihrer Handhabung. Die Wurzeln, an denen sie in der vergangenen Literaturperiode ruhte, sind verrottet oder abgehauen; in dem Säkularzelemente der jüngern Zeit wird sie von widerstrebenden Fluctuationen hin und wieder getrieben, und die verschiedenartigen Principien, an denen sie sich oft nur nothgedrungen anklammert, erhöhen noch die Flut der Ungewißheit des allgemeinen Zustandes. Aus diesem Zerfallen und Vereinzeln kann sie sich nur durch ein selbstbewußtes Vereinen des Gedankens der vergangenen, abgeschlossenen Epoche mit dem der Gegenwart retten und heben. Es ist hierbei nicht gering zu achten, daß ihr der sogenannte Geist der Zeit mit einem Streben nach Erneuerung des Frühern, sei es symbolisch durch Denkmäler, oder thatkräftig durch Sammlung und Restauration, entgegenkommt. Einem solchen Streben liegt das dunklere Gefühl zu Grunde, daß aus den Schichten der Vergangenheit noch manches gehaltvolle Erz zu Tage zu fördern und auf dem Markte des literarischen Lebens als bedeutend und preiswürdig geltend

zu machen sei, und von diesen Regungen, so einseitig und äußerlich auch dann und wann ihr Entstehungsgrund sein mag, ist ein sicherer Gewinn für das Gedeihen der Literatur und der literarischen Kritik zu ziehen.

Neben diesem allgemeinen Gesichtspunkte für solche Unternehmungen ist aber noch ein besonderer aus dem Verhältnisse zu nehmen, in welchem die Individualität eines Schriftstellers zu der gegenwärtigen Richtung steht. Es ist neuerlich darauf hingewiesen worden, daß es vorzugsweise die philosophischen Schriften unserer Nation aus dem vorigen Jahrhunderte sind, deren Erneuerung gewünscht und begonnen wird, und man hat hiermit namentlich die Verdienste von Suhrauer um Leibnizens, und von Rosenfranz und Schubert um Kant's Werke gemeint. Allerdings gewinnt in diesem Gebiete der Wissenschaft jene Bemühung einen eigenthümlichen Werth dadurch, daß das Studium der Philosophie in neuerer Zeit der historischen Seite derselben eine weit tiefere und eindringendere Bedeutung gegeben hat als bisher; sie tritt aber andererseits hier darum mehr zurück, weil das Erfassen des philosophischen Selbstes einer frühern Epoche auf die Fortbildung der Gegenwart immerhin einen mehr oder weniger untergeordneten, nur mittelbaren Einfluß äußern wird. Ganz anders ist es mit einem freien Werke der Poesie der Fall. Dessen Töne klingen am ersten wieder an, und zwar, müssen wir hinzusehen, wie die natürlichen Töne, nicht je reiner, sondern je verwandter sie sind, und bis zu einem gewissen Grade ist dies insbesondere bei Heinsse der Fall. Laube hat diese Beziehung und ihre nothwendige Beschränkung sehr wohl erkannt, aber er hat der richtigen Auffassung derselben dadurch einigen Eintrag gethan, daß er viel mehr dorthin, von wo an, als bis wie weit sie stat findet. Diesen Ausgangspunkt hat er in folgenden, für die Charakteristik der Gegenwart sehr bedeutsamen Worten bezeichnet (S. 43): „Möge man überhaupt nicht glauben, daß alle die Frage um Schönheit, Sinnenwelt und Kunst eine Nebenfrage in unserer Zeit sei. Lauschend, ob ihr ein glücklicher Bräutigam nahe, liegt sie dicht am Herzen unserer Tage. Bald frech, bald matt, bald ungefickt, bald muthlos hat man die Hand nach ihr ausgestreckt. Solche Fehler bleiben nie ohne Rüge, und wenn man etwas bekämpft, was sich als plumper Materialismus ankündigt, so verwundert sich darüber nur der trunkene Student. Aber ein genialer Mann könnte aus diesen Stoffen des rein geistigen und schönen Menschenlebens den Zusatz erzeugen, welcher nach so vieler Andeutung unserer Existenz Noth thut. Ein Moment der Bereicherung aus künstlerischer Sinnenwelt ist überall als Bedürfnis angedeutet, selbst in dem Gegensatz materieller Interessen, worin sich die Mehrzahl der Welt gedankenlos jetzt einnistet, in dem Aufwachen aller Kunst, welches Farben und Formen noch halb schüchtern vor einem gewaltsam entsinnigten Publicum ausbreitet. Es hat sich angedeutet in den excentrischen Versuchen von mancherlei Sekte, von Simonist und Wunder, wo der Sinnenpunkt als positiver und negativer Pol auftrat, ferner in dem Verlangen nach biblischen Denkmälern, was noch vor Kurzem so fremd bei unserer Nation war, und wobei es sich nicht bloß um Anerkennung historischer Verdienstes, sondern um Gefallen, oft nur um Ländelei an bildnerischen Gestalten handelt. Endlich in mancherlei Erbsüssen der Literatur, denen man sogar die übertriebene, thörichte Bedeutung ansah, das Fleisch über den Geist zu setzen. Fleisch ohne Geist ist zu wenig, Geist ohne Fleisch ist zu viel. Betrachtet das volle Menschenbild selber, in dessen Wesen, in dessen Fähigkeit ist angeknüpft, wozu es zu trachten.“

„Bergünstigung aller schönen Kunst ist vielleicht das reichste Mittel, jenem vielfach ausgesprochenen Bedürfnisse auf eine edle und wohlthuende Weise beizutommen, die Welt des überschwenglichen Geistes und des großsinnigen Fleisches in rein harmonischen Ton zu bringen, wie er gesucht wird. Die entkörperliche Speculation bleibt ja mit der Körperwelt verbunden, ohne daß jene oder diese in ihrer Existenz und Ausdehnung eine Störung erfährt.“

„Dies ist das Bestreben, welches klar ausgeprägt liegt in den beiden Hauptbüchern Heine's, im „Ardinghello“ und in der „Hildegarde“.“

Wir haben diese Stelle hier ganz aufgenommen, weil sie die richtigste und in unserer Zeit doch so seltene Würdigung von Heine's Werth und seiner Bedeutung für die Gegenwart enthält; sie begreift aber zugleich die treffende Widerlegung der gegen Heine von jeher bis auf die letzte Zeit erhobenen Anklagen, obwohl nur in den Grundzügen in sich. Eine Entwicklung derselben wäre hier wol zu wünschen gewesen, da sie zugleich die Grenzen der Beziehung Heine's zur Gegenwart, deren Bezeichnung wir, wie schon bemerkt, hier vermischen, scharf und passend hervortreten ließe. Jene „Begünstigung der schönen Kunst“ ist allerdings sein Lebenselement, das er mit einer Phantasie und Innigkeit auskultivirt, die die beengenden Schranken der socialen Verhältnisse ganz vergessen läßt. Diese letztern waren zu der Zeit, der Heine's Hauptwerke angehören, in so hohem Grade unnatürlich, und das Bewußtsein jener Zeit hatte sich zu ihnen in ein solches Mißverhältniß gesetzt, daß jeder Gedanke, der sich über die gewöhnliche Sphäre erhob, nicht bloß einen neuen Inhalt, sondern auch eine neue Form für sie suchte. Heine konnte von dem Leben der Kunst nicht sprechen, ohne zugleich die Verhältnisse zu berühren, unter denen ein solches Leben sich realisiren möchte. Aber hier galt es nicht bloß ein Fortschreiten, ein Verbessern, sondern der Gegensatz des Bestehenden erhellte einen Gegensatz des Ideals, so groß war die Kluft zwischen Gedanken und Wirklichkeit, die damals Alles spaltete. Was lag dem Künstler, der an die classische griechische Natur anstrebte wie keiner, näher als hier auch die Verwirklichung eines reinern Lebens der Gesellschaft zu finden? Freilich muß eine Fiorbimena, eine Saccilia Dem ganz anders erscheinen, der sie von dem erkünstelten Höhepunkte des modernen Weltlebens aus betrachtet, als Dem, welcher sich in den reinen Standpunkt griechischer Sittlichkeit versetzt; freilich wird gewissen moralischen Beobachtern der genussüchtige Blick des Sinnenmenschen und der begeisterte Blick des Künstlers, wenn sie auf weibliche Schönheit sich richten, gleich bedenklich scheinen. Hiermit ist aber auch die ganze Nichtigkeit und Einseitigkeit jener Anschauungsweise dargethan, welche an Heine Anstoß nimmt, weil er natürlich und zugleich phantastisch ist. Als ob die Natürlichkeit die Phantasie irre leiten, oder als ob die Phantasie, die der Natur treu bleibt, zur Unnatur führen könnte! Es ist, so ungleich die Grundlagen beider Dichtungen sind, kein anderer Anstoß als der, den man an Goethe's „Wahlverwandtschaften“ nimmt, und man müßte zuvor das Gesetz der Kunst nachweisen, welches den Gegensatz der Natur und des Lebens zum Nachtheile des letztern hervorzuheben verbietet, wenn man den einen oder den andern Anstoß rechtfertigen wollte.

Und doch liegt gerade in Dem, wovon man auf der einen Seite einen gefährlichen Einfluß befürchten zu müssen meint, die Schwächung der vollen Einwirkung des Buches auf unsere Zeit. Sie ist nicht mehr die Zeit der sich schroff gegenüberstehenden, sondern der sich vermittelnden Gegensätze: je mehr deren sich zeigen, mit desto weniger Schärfe bilden sich die einzelnen aus, und das Problematische, das, wie Goethe sagt, zwischen den Extremen mitteninne liegt — an einem Platze, den man sonst der Wahrheit anzuweisen pflegt — ist ihr am willkommensten. Hier kann die Form eines Ideals, das rein Natürliche der Gesellschaft, die ins Leben eingebildete Kunst nur soweit Anklang finden, als die auf der Oberfläche der Zeit schwebenden Interessen und Tendenzen dadurch gefördert und begünstigt werden; für ein tieferes Verständniß ist der gemeine Sinn verschlossen, und weiter in den Gedanken Heine's dringt nur der Eine oder der Andere, und auch der wol nur mit particularen Vorzügen oder Zurücklegen. Nach der Seite der Kunst hin, ihrer Übung sowohl als der Einsicht in sie, ist hier noch am meisten zu erwarten; die Ansichten über das sociale Leben, vor denen man sich vorzüglich zu fürchten scheint, sind dem Stand-

punkte der Einzelnen gewiß am unzugänglichsten, wie sie denn nicht bloß dem sogenannten Geiste, sondern auch dem wahren Gedanken der Zeit fern liegen.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung von Heine's Schriftstellerischem Charakter überhaupt, so haben wir wiederum eine sehr treffende Bemerkung seines Biographen voranzustellen (S. 81): „Es fehlt in Heine ein Proceß, welchen stets die Vollenbung fordert. Auf dem Wege zu einer Vollenbung müssen sich Reizung, Studien, Erfahrung, Blick und Überblick neben- und ineinanderdrängen; das ist Alles reichlich bei ihm vorhanden, und deshalb sind diese beiden Bücher („Ardinghello“ und „Hildegarde“) lebhafter Theilnahme werth. Aber der letzte Act fehlt, und dieser Act besteht darin, daß sich alle den Befähigungen und dem gewählten Stoffe ein unabhängiges Drittes als Resultat ergibt, beim Dichter das geschlossene System, beim Dichter die fertige und geweihte Welt der poetischen Erfindung. Bei Heine steht Studie und Erfindung noch nebeneinander, der Leser hat nach der Lecture erst alles Zeug in der Hand, um die Romanwelt nun zu einer Einheit durchzubringen. Heine ist zu träg oder wirklich nicht erfinderisch genug gewesen, um voll zu erfinden. Seine Erfindung ist meist nur Sympathie des eignen Wesens, Gemälde ohne Schatten. Der Romantiker muß aber Gegensatz, Halbbestreundetes, Mögliches und Zufälliges beibringen, damit eine interessant webende, in sich und gegenseitig wirkende Welt, damit eine wahrhaft volle Welt entstehe.“ Wir fügen dieser treffenden Bemerkung sogleich das Folgende an (S. 82): „Ferner ist Heine zu träg, oder zu wenig erfinderisch, oder zu einseitig im Ideale einer alten Welt gefangen, um einen individuellen und charakteristischen Ausgang seiner Figuren zu erschaffen. Er setzt einen phantastischen hin und erfindet plötzlich Alles, während er sich vorher in einer Welt fester Bedingungen herumbewegt hat. Das ist nicht Reichtum, sondern Armuth, solche Phantasie ist für den Roman zu eng; das feste, organische Talent thut mehr: es erhebt sich über den Boden, den es einmal zum Grunde gelegt, aber es verläßt ihn nicht, Ausbitung und Ende, obwohl poetisch und höher, bleibt diesem Boden und der einmal eingegangenen Verbindung des Verhältnisses angemessen.“

In den hier mitgetheilten Worten ist sehr Wichtiges geistreich ausgesprochen und auseinandergelegt; aber wir vermischen in dem Vorworte Laube's eine Stelle, die dieser das Gegengewicht hielt in Charakterisirung von Heine's Bedeutung, ohne, wie die oben mitgetheilte, dabei sofort seine Beziehung zur Gegenwart ins Auge zu fassen; wir vermischen aber auch eine Besprechung desselben, die, als einer Gesamtausgabe vorangesezt, den sämmtlichen Schriftenachlaß Heine's gleichmäßig ins Auge faßt. Was wir lesen, bezieht sich nur auf die beiden Hauptwerke, höchstens ist ein Weniges über „Anastasia“ und seine Briefe gesagt, aber nirgend eine Totalanschauung, wäre es auch nur skizziert, gegeben. Denn der „Gesamtblick auf Heine“ (S. 86 fg.) bezieht sich bloß auf seine Verhältnisse zu Windelmann, Goethe und andern Zeitgenossen und faßt sich nur in die sehr allgemeinen Worte am Schluß zusammen: „Ein glühendes Jünglingsalter der Bildung ist uns nirgend so schön und so kräftig, von so genialem Drange geschwellt hinterlassen worden als in der Schrift Heine's.“

Die Einsicht auch in die kleineren Schriften Heine's, die den Meisten abgeht, hätte gerade von Laube's gewandter Feder und scharfem Blicke hier ein tieferes Eingehen wünschenswerth gemacht. Vielleicht ist es uns vergönnt, nach vollendeter Ausgabe der Heine'schen Werke in d. Bl. den Versuch einer solchen Zeichnung von seinem dichterischen Charakter zu geben.

Schließlich ist noch Einiges über Heine's Biographie, die den größten Theil der Vorrede füllt, zu sagen. Die Materialien dazu waren dürftig, nur ein Briefwechsel mit Gleim und mit Jacobi gaben einige Ausbeute. Es ist dankbar anzuerkennen, wie sorgfältig Laube sie benutzte, wie genau er die darin enthaltenen Notizen zusammenzufügen und nach den Verhältnissen darzulegen gewußt hat. Schon den Geburtstag Heine's zu

ermitteln und auf den 15. Februar 1749 festzustellen, bedurfte einiger kritischen Forschung. Verdienstlich ist aber noch insbesondere die Entwicklung und Klärung des Gesichtspunktes, aus dem seine Beziehungen zu bedeutenden Männern seiner Zeit zu betrachten sind. So vorerst die zu Wieland. Über Heine's „Ritschen“ und Übersetzung des Petron schrieb dieser einen Bohnbrief an Gleim gegen die Liebhaberei an sinnlichen Schätzungen, und Heine vertheidigte sich dagegen in einem Briefe an Wieland. Hierüber sagt Laube (S. 86): „Der Moment ist so interessant, weil beide Theile, Angreifer und Vertheidiger, die Höhe der Frage gar nicht haben und gegen die eigne That ihrer übrigen Christen eifern; Wieland hat fast das Aussehen, als ob er sein Privilegium, schlüpfrig zu sein, beeinträchtigt sähe. In Wahrheit ist es bei ihm die Angst, welche ihn für seine eignen Schilderungen leichtfertiger Art ergriff, da er sie bei einem jungen Manne seiner Schule überboten sieht.“

Das Verhältnis zu Gleim war mehr aus Dankbarkeit entstanden. „Gleim's Bildung selbst, die mehr Enthusiasmus als Bewußtsein war, förderte Heine nicht. Er blieb entweder hängen in einer unklaren Halbheit des Urtheils, oder er behinderte sein Herz und seinen Blick durch stets aufgebotene Schmeichelei.“

Aber auch mit Lessing trat er in keine nähere Berührung. „Lessing, um die gewöhnliche Bezeichnung zu brauchen, war nur kritische Kraft; ein praktischer Blick und reiche Kenntniss führte ihm Alles zunächst in die gedankliche Werkstätte und aus dieser in das besonnene Wort. Heine war vorherrschend erfüllt von elastischer Thätigkeit, in voller unerklärter Form brängte sich ihm aller Gegenstand zum Eindrucke; so gab er ihn wieder, und nur des Gebrauchs und allgemeinen Verständnisses wegen warf er kurze gedankliche Erklärungen dazu, und diese nur bisweilen.“

Den Hauptwendepunkt seines Lebens bildet die Reise nach Italien. An ihrer Schwelle ruhen, wie der Biograph sagt, die Briefe über Bilder in der düsseldorfer Galerie; auf der Reise selbst sind die Briefe an Friedrich Jacobi, den Beförderer derselben, geschrieben, in denen „sich jene gestaltlose Ausrufung über Schönheit, Fülle und Freude, welche seine Jugend überflutet, zu Organen und Fähigkeiten ausgebildet hat, womit man jetzt auf das angenehmste überrascht wird, da er ins Land seiner Wünsche kommt“; von ihr heimkehrend hat er „Ardinghello“ und „Hildegard“ geschrieben.

In Rom verkehrte er viel mit dem Maler Müller, obwohl ihre Principien weit auseinander lagen. Von dort zurückgekehrt, hielt er sich größtentheils in Düsseldorf, zuletzt in Mainz auf. Die Materialien zur Kenntniss seiner letzten Lebensjahre sind sehr dürftig; aber „Dieser Schleier auf den letzten Scenen, welche wir dem irdischen Stoffe schuldig sind, ist ganz im Geiste Heine's, welcher Unabweislichkeiten dieser Art lieber verhüllt sah. Das Leben und der Tod sind ihm nach alle dem gelungen, die Jugend und Manneszeit hat er gelebt, und in die Reise der spätern Männlichkeit hat er die beste Arbeit seiner Schrift gedrängt, und die Kraft dazu ist ihm bis dicht an den Tod treu geblieben.“ \*)

39.

### Mancherlei.

Das Versanden des mächtigen Rheinstroms bei seinem Ausflusse ins Meer ist ein Bild des menschlichen Lebens, der Philosophie, alles irdischen Treibens und Thuns. Je älter Jemand wird, desto mehr fühlt er sich der allgemeinen Sandbank entgegengetrieben, die der Tod beherrscht. Je länger Jemand philosophirt, desto weniger genügen ihm die Schätze der Weisheit, und Mancher sagt sich vielleicht: was er als Kind über meta-

\*) Der zweite Artikel folgt in einer der nächsten Lieferungen.

D. Reb.

physische Gegenstände gelernt und geglaubt, sei ebenso viel werth, als was er später darüber gedacht und ergrübelt. Selbst die Thaten eines Menschen, von unserer Phantasie hochgestellt und in der Geschichte aufbewahrt, verschwinden allmählig wie Bäcklein vor demjenigen, der auf dem Sande sitzt. Luther's großes Werk will sich verschütten, seitdem Zeloten und träge Mystiker Erdwälle des Kirchenthums zusammentragen; Napoleon's ungeheure Thaten erscheinen jetzt als eine Riesenfabel, woraus die Kinder kaum eine Nutzenwendung gezogen und wodurch die Franzosen mit ihrem Söldendienst auch die Gottessucht verloren haben.

Leidenschaftliche Menschen haben es in geselligen Beziehungen übler als finstere und unaufgeweckte; letztere nämlich finden oft ihres Gleichen, jene selten. Aus einem Finden des Ungleiches aber in Geschmack, Urtheil, Temperament, Charakter, entspringt alle Bedrücktheit des Umgangs, sowie aus einem Finden des Gleichartigen alle Annehmlichkeit desselben. Während also ein trübes unaufgewecktes Dasein sich an seinem Ebenbilde erfreut, muß das heitere aufgeweckte Gemüth dadurch schmerzhaft berührt, ja wie von Banden eingezwängt werden. Man dürfte bedauern von einem Unglück reden, welches unfehlbar die Festerkeit begleitet, aber nicht die einsame, sondern die mit Menschen im Verkehr stehende, sich mittheilende. Außerdem noch pflegen die meisten Menschen Frohsinn und Heiterkeit mehr zu loben als zu lieben, nämlich ungesuchte; indem jene Meisten sich Mühe darnun geben müssen und diese hochschätzen, darum einen regelmäßigen Anlauf dazu nehmen an Festtagen, mit Wein, Tanz und Musik, so daß es ihnen fast entstellend vorkommt, ohne Vorbereitung und Beirathen an Werktagen heiter und frohlich zu sein.

Geist und Geißt haben ist ein Unglück in der Welt. Männer und Frauen von Geißt sollten sich fliehen, und wenn sie sich suchen, dann zur Strafe einander heirathen. Daß man in das Alltagsgetriebe des menschlichen Lebens etwas Würze und Veränderung bringt, ein Gerades oft krumm und ein Krummes oft gerade nimmt, die Trauben auf den Disteln und die Feigen auf den Dornen sucht, ist lauter Geißt, und nichts als Geißt, wenn man dabei endlich doch auf dem Trostlosen steht. Bei allen Sprüngen und Turnübungen des Geißtes spricht das Eiserne des Lebens: „Laufe du, ich komme schon nach!“ — wodurch der Geißt, des Spruches eingedenk, sich immer mehr abhebt, ermattet, krank wird, und stets fürchtet, man hole ihn ein. Darum, wer das Springen liebt, treibe es nicht zu wiederholt und heftig, sondern nur als Sonntagsfreude, als Ausnahme vom Werktagsschritt. Letzterer aber sei frisch und lebhaft, denn mit Lahmen zu kriechen, ist ein zweites dem Geißtspringen entgegengesetztes Unglück. Jean Paul setzte sich an den Schreibtisch und sprach, die Feder einsetzend: „jetzt sollst und mußt du Geißt haben“. Und er hatte ihn, weil er ihn besaß. Aber denkt Euch den Schriftsteller, der dieses thut und wieder thut, und gleichsam wie eine Geißtfabrik sich abarbeitet, ist er glücklich? Dasselbe gilt vom ganzen Leben und seinem Verkehr und lieber sollte man sich zuweilen sagen: „jetzt sollst und mußt du keinen Geißt haben“. Geißtvolle Menschen thun dies nicht selten aus Laune, um eben ihres Unglücks einmal los zu werden und mit Gemächlichkeit am Dummen und Alltäglichen sich zu vergnügen.

Von Allem, was Künstler heißt, wird der Dichter am meisten dies geboren. Denn die Andern brauchen mancherlei Übung und Fleiß, um sich die Mittel ihrer Kunstausübung hinreichend anzueignen, welche dem Dichter von Jugend auf mit der Sprache selber zufliegen, und er nur auf seine Stimme zu achten hat, welche schon im Singen von Wiegenliedern und Märchenzählen poetisch ist.

7.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 346.

12. December 1838.

Spaziergänge und Weltfahrten. Von Th. Mundt.  
Zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 345.)

Auch auf das junge Deutschland kommt Mundt in diesem zweiten Bande wieder zu sprechen, und äußert sich keineswegs freundschaftlich über dasselbe. Die Mitglieder dieser Richtung sind in neuerer Zeit, wie sehr leicht vorausgesehen werden konnte, untereinander gänzlich zerfallen. War ihr erstes Auftreten ein Skandal, so ist es ihr jetziges noch viel mehr und in viel tieferer Bedeutung. Ihr erstes Auftreten war im Grunde nichts weiter als eine Übernehmung sehr jugendlichen Übermuthes, ein ungeschicktes Consequenzmachen aus mißverstandenen Sätzen der Philosophie und ein Verkennen der tiefen Innerlichkeit der Sittlichkeit, in welcher unvollkommenen Gestalt dieselbe auch auftreten mag. Man kann das Ganze eine Thorheit nennen, und die Schriften, in welchen diese niedergelegt war, würden als nicht einmal geistreiche Caricaturen einer zeitgemäßen Idee gänzlich bedeutungslos vorübergegangen sein, hätte nicht Menzel, für sein kritisches Baccalaureat fürchtend, ein jämmerliches Geschrei erhoben, auf welches die Polizei herbeieilen mußte, um einen Auflauf der Philister zu hintertreiben, welche Menzel mit dem Schreckenruf auf die Beine gebracht hatte, daß man ihnen ihre Schlafmützen rauben wollte. Die Schmach, welche durch diese Begebenheit über das junge Deutschland kam, war weiter keine als etwa die, welche einen Mann trifft, den die Polizei eingesteckt hat, weil er in der Betrunktheit herumkriech und ein selbst betrunkenen Nachtwächter angezeigt hatte, derselbe wolle mit seiner brennenden Cigarre die Stadt in Brand stecken. Eine weitweitem größere Schmach ist es, daß diese zusammen eine Zeit lang unter polizeiliche Aufsicht gestellten Herren jetzt unter- und gegeneinander auf die gemeinste Weise zu Felde ziehen, Schimpf- und Schmutzreden gegeneinander loslassen, da sie sich doch vorher als die größten Schriftsteller der Nation gegenseitig hätschelten und lobhudelten; und komisch ist es, wenn sie sich trotzdem daß jeder Einzelne die Nichtsnutzigkeit der Übrigen predigt dennoch einbilden, die Welt, Deutschland, die Polizei hätten sie jemals für eine etwa zum Umsturz der Staaten, Religionen und Sitten constituirte fürchterliche Gesellschaft gehalten, hätten jemals gemeint, sie wäre was Besseres als einige,

um mich berlinisch auszudrücken, „sich übrig und grün machende junge Menschen“. Mundt sagt in dieser Beziehung:

Das junge Deutschland ist, aber doch ein gar zu lächerliches und miserables Institut gewesen; die gefährlichen Ideen desselben will ich gern, wenn ich einige ferre Ideenlosigkeit von Sukrow ausnehme, auf meine Schultern laden; aber ich will nur froh sein, wenn man mich von der Dummheit freispricht, die dazu gehören müßte, unter einem solchen Namen und mit solchen Mitteln eine so precäre Gesellschaft zu etabliren. Es soll mir Vergnügen machen, für einen bösen Kerl gehalten zu werden, wenn es nicht anders sein kann; aber für dumm und ungeschickt mag ich nicht angesehen werden.

Herr Th. Mundt merkt gar nicht, daß in diesen letzten Worten: „Es soll mir Vergnügen machen“ zc., entweder eine Dummheit oder eine Ungeschicktheit stärkster Art zu Tage liegt.

Daß Hr. Th. Mundt aber noch keineswegs über die am jungen Deutschland gerügte ungeschickte Consequenzmacherei und Verkennung der Sittlichkeit hinaus ist, dafür bringt er in dem vorliegenden Buche ein freilich nicht appetitliches Beispiel (S. 156 fg.). Man kann so etwas kaum ohne Widerwillen lesen. Der Gegenstand, um den es sich hier handelt, ist keineswegs nur Sache des Individuums, sondern recht eigentlich Sache des Volkes, des Staates und läßt sich sehr wohl durch eine allgemeine Betrachtung vom sittlichen Standpunkte aus abmachen. Der Satz gleich: was naturwidrig ist im wahrsten Sinne, ist auch vernunftwidrig, ist nur bedingt wahr; denn der Mensch ist nur Geist, also vernünftig, insofern er sich selbst der Natürlichkeit entringt. Um nicht schamloser Worte mich bedienen zu müssen, will ich die Sache in einem durchaus entsprechenden Beispiele abthun. Essen und Trinken ist natürlich, aber nur so lange, als es geschieht, um Hunger und Durst zu befriedigen; der Mensch als ein geistiges Wesen vergeistigt aber auch diese Genüsse, er ist und trinkt das Nichtnatürliche, das Künstliche, und damit geht er über das Thier, über die Natur hinaus; wenn er aber das Essen und Trinken, indem er es vergeistigt, gänzlich um seinen Zweck bringt, absichtlich darauf ausgeht, zu essen und zu trinken ohne zu nähren, wie es die üppigen Römer wol trieben, Brechmittel nimmt, um den Gaumenkiesel erneuen zu können, ohne die nährenden Speisen im Leibe zu haben, so ist er unästhetisch, viel nichtswürdiger als das Vieh. Man wende

dieses Beispiel auf Herrn Mundt's Gegenstand an, und man wird finden, daß es wol menschlich ist, die Liebe zu vergeistigen, aber unsittlich, mit Willkür den Zweck der natürlich werdenden Liebe in dieser selbst zu vernichten. Wer in dieser Weise sündhaft unter das Vieh sich erkeudigt, der sinkt noch tiefer als der Säuser und Fresser, weil in der physischen Liebe der Mensch mehr als im Essen und Trinken sein selbgeewisses geistiges Wesen aufgeben muß.

Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes, „Meerfahrt“ betitelt, enthält den Wiederabdruck einer ältern Erzählung Mundt's, einer der besten, wie ich meine, die wir von ihm besitzen. Dieselbe ist auf die alleräußerlichste Weise an die „Spaziergänge“ angefügt, offenbar nur, um das Buch zu der nöthigen Bogenzahl zu bringen; sie paßt sich auch nicht im allergeringsten in dieses dem reflectirenden Denken angehörige Buch. Den Beschluß machen „Trümmer einer Reisesphilosophie“, gleichsam das Gegenstück gegen die vorhergehende, wie ich sagte, ausgezeichnete Erzählung; denn diese Philosophie verliert sich in ihrer Armseligkeit oft bis zur völligen Gedankenlosigkeit. Man höre einige der abgedrohen aufgestellten Sätze:

6. Ein Studenhocker ist der ärgste Bösewicht.

10. In Berlin sind die Straßen zu gerade, in Paris zu krumm.

13. In Rom gibt es einen heiligen Stuhl, und in St.-Petersburg die Krone.

15. Auf dem Jungfernstieg in Hamburg wandeln keine Jungfern, und in Braunschweig, wo noch immer viel Mumme getrunken wird, hängen alle Häuser schief.

30. Liebe ist ein guter Reisesgefährte, aber ein schlechter Hausgenosse.

37. Alle Sabseligkeiten nußt der Wanderer am Ende ab, selbst die Liebe.

G. D. Marbach.

## Reise fl i z z e n.

### 2. Rouen. \*)

4. Sept. 1838.

Casimir Delavigne singt von Rouen:

Là Cornelle naquit, et cet esprit puissant  
Qui créait à lui seul le théâtre naissant,  
A devancé Racine, et Quinault et Molière,  
Et son laurier normand couvre la France entière.  
Là naquit Fontenelle, astronome mondain,  
Que les grâces suivaient un compas à la main.

Rouen ist mit Recht stolz auf diejenigen seiner Stadtkinder, welche sich einen berühmten Namen gemacht haben, und ehrt ihre Andenken auf jede Weise. Wenn man zu Wasser von Oisebeuf kommt, landet man an der schönen steinernen Brücke, welche mit dem Staubitte Cornelle's geschmückt ist; am Eingange des städtischen Museums steht Cornelle's Marmorbüste; der schönste Dreimaster im Hafen ist nach dem Verf. des „Sid“ benannt; am Plafond des Theaters ist die Apotheose des großen Dichters abgebildet, und in der Rue de la pie liest man über der Thür eines ärmtlichen Hauses folgende Inschrift in goldenen Lettern: „Ici est né, le 6 juin 1606, Pierre Cornelle.“ Der Lieblingsspaziergang am Hafen ist der Cours Boieldieu und verdankt seinen Namen dem beliebten Componisten der „Damo blanche“, welchem seine Vaterstadt auf eben dieser Promenade ein Ehrendenkmal errichtet hat. Nicht weit

davon, in der Rue des bons enfans, findet man ein kleines zweistöckiges Haus, an dessen Facade mit gegossenen Buchstaben geschrieben steht: „Fontenelle est né dans cette maison le 11 Février 1657.“ Das neue Stadthaus besitzt eine Kollonade von David gearbeitete Büste Armand Carrel's, dem muthigen Kämpfer für Recht und Freiheit gewidmet von seinen Mitbürgern, wie es in der Unterschrift lautet. Rouen hat ein ganz hauptstädtisches Aussehen und zerflört alle meine Begriffe von französischen Provinzialstädten. Von meiner Stube aus erblicke ich die Gyps caricaturen Dantan's, welche hinter den Fensterscheibern eines Musikalienhändlers ihre Grimassen schneiden; soeben komme ich von der Promenade, wo ich Hrn. Garnier Pagés und noch einigen andern pariser Notabilitäten begegnete; gestern habe ich einen der drei Staatsmänner des „Charivari“ bis an die Diligence begleitet, welche nach Dieppe abfuhr, und diesen Abend wird Aqard vom Palais royal im hiesigen Stadttheater als ensant du saubourg auftreten. Wie Sie sehen, ist Rouen ein keineswegs uncivilisierter Ort. Allerdings hat dieser Ort andere Herden als einen Unterpräfecten, eine Sensbarmerliebtgabe und einen Gasthof zum weißen Kopf oder zum rothen Döfse; denn die in Frage stehende Stadt hat etwa tausend Häuser von 5 — 6 Stockwerken, welche eine Bevölkerung von 100,000 Seelen beherbergen. Sie hat eine äußerst angenehme Lage auf beiden Ufern der Seine, in einem offenen Thale, dessen Hintergrund eine bewaldete Bergkette schließt. Sie ist im Allgemeinen schlecht gebaut; die meisten Häuser sind von Holz und die Straßen krumm und enge; manche Stadttheile haben jedoch elegantere Häuser und breitere, luftigere Straßen. Die Umgebungen des Doms sind ebenso traurig und schmutzig als die ehemalige Nachbarschaft von Notre Dame in Paris; einige Kaffeehäuser, Restaurants und Kaufläden können dagegen hinsichtlich der luxuriösen Ausstattung mit denen der Hauptstadt wetteifern. Die Häuser in Rouen unterscheiden sich von denen in Paris wesentlich dadurch, daß sie keine Thürsteher und Pförtnerinnen haben; die Thüren stehen den ganzen Tag offen, und die Mietheleute gehen ein und aus, wie es ihnen gefällig ist, ohne daß ein Cerberus sie ankunrt, welcher in jedem pariser Hause für ein unentbehrliches Möbel gehalten wird.

Wenn Rouen des Schmucks der Thürhüterinnen entbehrt, so hat es zum Ersatz dafür eine ungeheure Menge von Zuckerbäckereien und Conditoreien. In der Rue des Carmes, welche die Stadt der Länge nach durchschneidet, kößt eine Boutique an die andere, wo der beste Apfel- und Kirchengucker bereitet wird, welcher einen nicht unansehnlichen Handelsartikel ausmacht und schon von Boileau besungen worden ist. Diese Conditoreien sind bei weitem reichlicher und geschmackvoller (ohne Calembourg) als die übrigen Boutiken, deren Majorität grade nicht sauber ist. Übrigens äußert sich dieser Mangel an Geschmack auch noch in andern Dingen und der Luxus scheint völlig aus Rouen verbannt, welches doch für eine der gewerblustigsten und handeltreibendsten Städte in Frankreich gelten kann. Man sieht weder Equipagen noch Pferde, obgleich die Stadt mehr als einen Millionair unter ihren Einwohnern zählt. Die Quats sind eine der Haupt Schönheiten Rouens und bieten eine prächtige Aussicht auf Fluß und Hafen. Letzterer ist günstig gelegen für den Handel und höchst zweckmäßig eingerichtet für das Ab- und Unterbringen der Waaren. Die Meeresslut, welche bis hierher vordringt, verschafft ihm den Vortheil, große Kaufschiffe aufnehmen zu können. Die Stadt gewährt hier einen ganz lachenden und zugleich großstädtischen Anblick; die bewaldeten Anhöhen, welche amphitheatralisch in ihrem Hintergrunde aufsteigen, die Inseln und Wiesflächen, welche sich längs der Seine ausbreiten, die Spaziergänge, welche das Ufer begleiten, die Schönheit des Flusses, welchen Handelsfahrzeuge aller Nationen bedecken, bieten dem Auge die angenehmste und mannichfaltigste Unterhaltung. Die alten Wälle und Stadtmauern sind verschwunden, und haben den schönsten Boulevards und Spaziergängen Platz gemacht. An die beiden äußersten

\*) Vgl. Nr. 311 und 312 d. Bl.

Die Reb.

Enden des Hofens stößt der Grand-cours, zwei Promenaden vor den Stadthoren, von wo man eine hübsche Aussicht auf den St.-Katharinensfels, auf die Hügel von Bon-Secours und auf die mit Landhäusern, Fabriken, Gärten und Obstpflanzungen besetzte Thalebene genießt.

Eine der größten Merkwürdigkeiten Rouens ist die herrliche Kathedrale, an deren Bau das 13., 14. und 15. Jahrhundert gearbeitet. Die Hauptfacade, obgleich aus den Händen verschiedener Architekten hervorgegangen, bietet dennoch ein majestätisches Ganze und ist reich an schönen Details. Im Mittelpunkte des Kreuzes befindet sich der massive vierseitige Unterbau, auf welchem der Zimmermeister Robert Bequet in den Jahren 1542—44 einen 896 Fuß hohen, mit Blei gedeckten hölzernen Kirchturm errichtet hatte. Diese schöne Pyramide wurde am 15. September 1822 durch den Blitz zerstört und wird gegenwärtig durch eine ganz in Eisen gearbeitete Spitze ersetzt, die sich 456 Fuß über den Erdboden erhebt, also die Thürme von Notre Dame in Paris um 253 Fuß, den Münster in Strassburg um 19 und die höchste ägyptische Pyramide um 7 Fuß an Höhe übertrifft wird. Ein Dritttheil des neuen Thurmes ist bereits vollendet. Der mittägliche Thurm, der Butterthurm genannt, weil seine Baukosten mit den Butterpfennigen, welche das Volk während der Fastenzeit bezahlte, bestritten wurden, zeichnet sich durch besonders schöne Architektur aus. Die Strebemauern sind mit Statuen verziert, unter denen man die Adam's und Eva's erkennt. Dieser Thurm enthielt die berühmte Glocke, George d'Amboise genannt, welche nach der Schätzung von Lalande 38,000 Pfd. wog und 1795 auf dem Plage vor der Kathedrale zerschlagen und in die Gießerei von Romilly geschickt wurde, um zu Kanonen umgegossen zu werden. Das Innere des Doms ist ehrfurchtgebietend. Die ungeheuren Verhältnisse, die Kühnheit und Eleganz der Bögen, der Säulen, Pfeiler und Wölbungen, die unermessliche Mannichfaltigkeit der Verzierungen, wovon die eine reicher als die andere, die vielen Meisterwerke der Bildhauerkunst an Wand und Decke, die buntgemalten Fenster, welche nur ein schwaches Licht durchlassen, die zahlreichen Statuen und Grabmonumente, welche uns die Bildnisse der Prälaten, Prinzen, Stifter, Wohlthäter und Baumeister der Kirche aufbewahren — alles das bringt eine mächtige Wirkung hervor und zwingt uns in Demuth unser Haupt zu neigen vor der Religion unserer Väter, die so große Wunder geschaffen. Die Kapelle der heiligen Jungfrau ist mit einem schönen Altarblatt von Philipp von Champagne, die Anbetung der Hirten darstellend, geschmückt und enthält das prächtige Grabmonument des Georges d'Amboise im reichen Styl der Renaissance.

Noch schöner als der Dom ist die alte Abtei St.-Duen, die älteste Kirche der Normandie. Mit tiefer religiöser Ehrfurcht betritt man ihr heiliges Dunkel; wir Kinder des 19. Jahrhunderts, die wir nichts kennen als die Gemüthlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, und die Errichtung einer Statue als ein außerordentliches Ereigniß feiern, wir betrachten mit Staunen die reiche, verschwenderische Fülle von Kunstwerken, welche uns aus allen Bauten unserer Vorfahren entgegentritt. Man kann nichts Schöneres sehen als das bewundernswürdige Schiff der ebengenannten Kirche. Von dem großen westlichen Portale aus überblickt man den ganzen Chor: er bildet einen Kreis oder vielmehr ein Oval von hohen Strebepfeilern, die in Säulenbündel zusammenschließen, ohne irgend eine Zwischenverbindung; es ist nicht möglich, sich in dieser Art etwas Lustigeres, Reizenderes zu denken; die Vollendung und Zartheit der Pfeiler überflügelt jede Einbildungskraft. Ich habe größere gothische Kirchen gesehen, welche in ihren Massen und Verhältnissen mannichfache Schönheiten aufweisen konnten; aber ich weiß keine, die rücksichtlich der Symmetrie in ihren einzelnen Theilen mit der Abtei von St.-Duen zu vergleichen wäre. Elf Kapellen, den Hauptaltar mit inbegriffen, umgeben den Chor, und das Innere wird von 125 Fenstern in drei Reihen erhellt, wobei die drei wunderbar schönen Rosen noch

nicht mitgerechnet sind. Die zweite Fensterreihe beleuchtet eine kreisförmige Galerie über den Seitengängen, wo man mehrer Glasmalereien von seltener Schönheit bemerkt; vor allen eine Sibylle in dem zweiten Fenster des linken Seitengangs und die gothischen Traghimmel des Glashauses dem Chorgitter gegenüber. Der Chor war sonst durch einen prächtigen Eingang vom Schiffe getrennt; die Abbildung dieses 1793 zertrümmerten Chors findet man noch in der Geschichte der Abtei St.-Duen von La Pommeraye. Rechts vom westlichen Eingange ist an dem ersten Pfeiler ein großes marmorernes Weibebden, auf dessen Grund man das Kirchenschiff in seiner ganzen Länge sieht. Das Portal ist unvollendet; die beiden Thürme sind lange nicht ausgebaut. Die Zwillingstürme St.-Duen's ist die Kirche St.-Maclou. Die Kirchen St.-Patrice und St.-Vincent verdienen ihrer schönen Glasmalereien wegen den Besuch jedes Fremden. Der in dem schönsten gothischen Style ausgeführte Justizpalast, mit einem merkwürdigen Saale und einem bizarren Plafond, verdient ebenfalls aufgesucht zu werden. Der Kunstfreund versäume ja nicht, das Hôtel Bourgtheroude zu besuchen; es liegt an der Place de la Pucelle, wo die Jungfrau von Orleans verbrannt wurde und in dessen Mitte sich gegenwärtig ihre Statue im Poppyl erhebt. Die Erbauung dieses Hôtels fällt wahrscheinlich gegen das Ende des 15. Jahrhunderts; der Gründer desselben war Wilhelm Terour. Die merkwürdigsten Überbleibsel sind ein eleganter Thurm, dessen Fenster mit allerliebsten Basreliefs, die Scenen aus dem Schäferleben darstellen, geschmückt sind, und eine an diesen Thurm sich anlehende Galerie mit fünf kostbaren Basreliefs, worauf die Zusammenkunft Franz I. und Heinrich VIII. im Lager des Drap d'or abgebildet ist; leider haben sie viel gelitten, allein was noch davon erhalten ist, ist von unschätzbarem Werthe. Interessant sind die hiesigen Markthallen, welche von drei Seiten einen großen vierseitigen Platz einschließen, dessen Mitte die Tröbler und ambulierenden Kleinrämer in Besitz genommen haben. Jede Waare hat ihre eigene Halle; die sogenannte Halle aux Rouenneries ist die weitauffigste und belebteste; hier wird jeden Freitag eine Unmasse von Baumwollwaaren abgesetzt, welche die umliegenden Manufacturen fabriciren.

Die französischen Provinzialstädte haben ihre Sonderbarkeiten; wer hat nicht die seinigen? Ist nicht Paris, welches sich für eine Musterstadt ausgibt, ein unermesslicher Herd von seltsamen, unzusammenhängenden Meinungen und Borurtheilen? Auf gleiche Weise haben auch die Städte in den Departements auffallende Anomalien, welche den aufmerksamen Beobachter um so mehr bestreben, je weniger sie mit der fortschreitenden Bildung, welche man in allen Provinzen Frankreichs bemerkt, im Einklang stehen. Wir wollen hier einige von diesen Seltsamkeiten anführen, bitten jedoch, aus unsern hier und da gesammelten Bemerkungen keine allgemeine Schlussfolgerungen zu ziehen; vielleicht sind es nur Ausnahmen, aber die Grammatiker behaupten freilich, Ausnahmen machen die Regel. Hier in Rouen z. B. erscheinen drei Journale: „Le mémorial de Rouen“, ministeriell, das „Journal de Rouen“, ein Oppositionsblatt im Sinne der äußersten Linken, der „Colibri“, ein belletristisches Blatt, im Format und Größe des „Corsaire“ und „Charivari“. Alle drei Blätter haben ein gemeinschaftliches Feldgeschrei: Décentralisation! was in ihrer Sprache bedeutet: „Krieg der Hauptstadt! Vivent les départemens! A bas Paris! Wir Provinzialen sind ebenso geschaut, ebenso geachtet, ebenso gelehrt und ebenso civilisirt als die Pariser.“ Ich bin gern gewilligt, der Meinung dieser dezentralisirenden Journale beizupflichten; auf allen Ausflügen, welche ich in die französischen Provinzen gemacht, fand ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß es in diesen Provinzialstädten ebenso viel Geist, Bildung, Industrie, Gewerbfleiß und Handelsthätigkeit gibt als innerhalb der Mauern jener prächtvollen und abschaulichen, jener bettelarmen und steinreichen, jener von Vergoldungen strahlenden und von Unrath wimmelnden, jener dummen und geistreichen, jener erhabenen und absurden Stadt, welche man Paris

nennt. Ich habe daher den besten Glauben von der Provinz; aber an die Decentralisation glaube ich nicht; ja noch mehr, ich mutmaßte, daß die Provinz daran noch weniger glaubt als ich. Man schreit über Decentralisation und man trifft keine Anstalten, dieselbe herbeizuführen. Die Redacteurs der Provinzialblätter plündern die pariser Journale aufs unverschämteste; das „Journal de Rouen“ entlehnt in ein und derselben Nummer seine leitenden Artikel dem „Courrier français“, seine Entrefilets dem „Siècle“ und sein Feuilleton dem „Bons sens“; der „Colibri“ füllt seine Spalten mit den Kuffächen des „Charivari“ und den Charaden der „Corsaire“; das „Mémorial de Rouen“ requirirt jedesmal das „Journal des débats“ und die „Presse“. Erscheint ein Buch in der Provinz, so übergehen es die Localblätter mit Stillschweigen; die pariser Presse ignorirt es; und wäre der Verf. auch das größte Genie, er würde unbekannt bleiben. Wie glücklich sind dagegen wir Deutschen; die unbedeutendste Schrift, welche aus der deutschen Presse hervorgeht, findet ihren Recensenten; wird sie von einer Literaturzeitung nicht beachtet, so bringen sie sechs andere Literaturblätter vor die Publicität u. s. w. Die Genies in den französischen Departements sind wahrlich übel daran. Verkündet daher ein junger Mensch nur einige Anlage für Dichtkunst, Malerei, Jurisprudenz, so vertraut man ihn und seine Anlagen den Lassitte'schen Messagieren an und setzt ihm so und so viel jährlichen Wechsel aus, damit er in Paris studiren und sich einen Namen machen könne. Der hoffnungsvolle junge Mann reißt ab; bisweilen verschwindet er in jenem unermesslichen Dichter-, Advocaten- und Schriftstellermeere, welches zwischen der Barrière de l'Etoile und der Barrière du Erdne seine brüllenden Wogen hin und her wälzt; bisweilen erlangt er Ruhm und Ehre. Dann ist und bleibt er Pariser; er sagt der Provinz ein ewiges Lebewohl und besucht seine Vaterstadt nur einmal des Jahrs, um die Kränze seiner Mitbürger in Empfang zu nehmen und sich von dem Ortsvorsteher ins Gesicht sagen zu lassen, er sei der Stern oder die Sonne der Localität.

Die Provinzialstädte behaupten ferner, ihre Industrie sei nicht schlechter als die pariser. Diese Meinung bestreitet gewiß Niemand. Aber ich möchte denn doch mal die Bewohner der Departementsstädte fragen, warum sie für Alles, was in Paris fabricirt wird, eine so ausschließliche Vorliebe an den Tag legen? Hier in Rouen hat jeder Schneider über seinem Laden angeschrieben: M. N. N. tailleur de Paris; die jungen reichen Bürgeröhne lassen sich alle in Paris kleiden; die Juweliere verkaufen keinen Fingerhut, wenn sie ihren Kunden nicht bemerken, er sei von Paris. Heute Morgen las ich die Stadtzeitung; ein Duineauillet macht in den Anzeigen bekannt, daß er in seinem Waarenlager zu jeder Zeit eine große Auswahl von pariser Jangen, Blasbälgen, Gardinenstäben u. s. w. vorräthig habe. Ist das nicht ein sonderbarer Widerspruch? Es gibt hier eine bekannte Puzmacherin, welche regelmäßig jedes Jahr um die Zeit von Longchamps nach Paris reißt, um wie man allgemein glaubt, die neuesten Moden in den Puzläden der Céliane, der Madame Simon und Madame Paquet zu studiren. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Die Puzmacherin aus Rouen besucht die Gallerien, das Museum, die Theater und kehrt zu ihren Penaten zurück, ohne eine einzige Haube und eine einzige Elle Band mitzubringen. Aber während ihrer Abwesenheit haben ihre Arbeiterinnen Tag und Nacht Kleider zugeschnitten, Güte ausgefügt, Marabouts angesteckt, die barocksten Nägenformen erfunden und alle diese Meisterwerke in Kisten, mit beherterter Einwand und Zimmerstaub überzogen, eingepackt. Abends verbreitet sich das Gerücht, die Puzmacherin sei zurück; sie hat Longchamps gesehen und bringt die neuesten Moden in ihren Schachteln und Kisten von Longchamps mit. Alle neugierigen Weiberaugen glänzen vor Freude; die häßlichen Frauen reißen ihre Männer mit sich fort; die Ungeduld der Töchter spornt die väterliche Unentschlossenheit; man

will die Erste sein, welche unter den von der Hauptstadt gekommenen Moden auswählt; man will durchaus der feierlichen Eröffnung der von Paris eingetroffenen Kisten beiwohnen, und der Chor der weiblichen Stimmen ergießt sich in die thörichtesten, delirirendsten Ausbrüche des Entzückens: „Oh, la ravissante capotte! l'amour de bonnet! comme c'est bien tourné! comme c'est séduisant! comme c'est parisien!“ Die Männer und Väter stimmen mit ein; sie bewundern und zahlen, ohne zu feilschen; denn sie würden sich zu Tode schämen, wenn sie von einem pariser Gute etwas abdingen sollten. Heißt das gegen die Centralisation ankämpfen? Die Eisenbahnen werden vollends die letzten Spuren der provinziellen Eigenthümlichkeit und Individualität vertilgen. 35.

### Literarische Notizen.

Benoit de Sainte-More schrieb (nach dem „Foreign quarterly review“) in anglo-normannischer Sprache ein Gedicht: „Die Belagerung Trojas“. Darin wird Homer eine vorwerfliche Autorität genannt. Der Dichter äußert sich so: „Als Homer sein Buch fertig hatte, brachte er es nach Athen, wo man ihn bald zum Tode verurtheilt hätte, weil er die Götter und Göttinnen des Olymp mit sterblichen Menschen so viel fechtete und sonst conversiren ließ. Die Athener hatten im Grunde Recht, und nur das poetische Talent Homers vermochte sie, sein Buch als Autorität hinzunehmen.“ In Deutschland freilich gab es einmal eine Zeit, wo die Orthodoxen den frommen Klopstock verkehrerten, weil er die heilige Geschichte in ein profanes Gedicht gebracht.

Als ein echt kritisches Unternehmen nennen wir „The book of gems“, eine Art Blumenlese, aus hundert Dichtern gewählt, von hundert englischen Künstlern verherlicht, mit biographischen Notizen über die Dichter und ihren Facsimiles, herausgegeben von E. G. Hall. Der „Spectator“ nennt das Werk ein wahres Lektürebüchlein, während der „Examiner“ es ein Buch nicht bloß für ein Jahr, für ein Zeitalter, sondern für alle Ewigkeit nennt. 108.

### Bibliographie.

Conversations-Lexikon der Gegenwart. 6tes Heft. Glatz-Martinsg — Deutsche Literatur und Sprache. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 8 Gr.

Edelstein und Perle. Zwölf Gruppen weiblicher Bildnisse nach Zeichnungen von Uwins, Meadows u. A. Gedichte von Lady Blessington, deutsch durch R. J. Ende. Imp. 4. London, Asher. 14 Nthr.

(Heine.) Shakespeares Mädchen und Frauen. 45 Stahlstiche, mit Erläuterungen von H. Heine. Prachtausgabe in Einem Band. Schmal gr. 4. Paris u. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 8 Thlr.

Jahrbuch der Literatur. 1ster Jahrg. 1839. Mit H. Heine's Bildniß. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe. 2 Thlr. Poeppig, C. Landschaftliche Ansichten und erläuternde Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde. Mit 18 Stahlstichen. Per. 8. Leipzig, Frobergger. 2 Thlr. 12 Gr.

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgebieth in Bruchstücken. 4tes Bändchen. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Taschenbuch der Romanen und Humoresken für das Jahr 1839, von Julius Sincerus. Danzig, Gerh. 1 Thlr. 12 Gr.

Wachsmuth. Europäische Sittengeschichte u. s. w. 5ten Theils 2te Abth. Das Zeitalter der unumschränkten Fürstenthümer und des Revolutionszeitalter. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 3 Thlr. 16 Gr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 347.

13. December 1838.

Die Geschichte meines Austritts aus dem Staatsdienste nach den Original-Actenstücken. Vom Geheimen Justizrathe M. E. F. W. Grävell. Zwei Theile. Gedruckt auf Kosten und Verantwortung des Verfassers in Jena, bei F. H. Schreiber. 1837. Gr. 8. 5 Thlr.

Das preussische Staatsleben ist kein öffentliches. Das liegt weniger an dem Willen der Machthaber als an der Einrichtung. Die Resultate werden zur Kenntniß des Volks gebracht; aber wie diese Resultate erlangt wurden, wie es in dem innern Getriebe der großen Staatsmaschine zugeht, darüber eine Anschauung zu gewinnen, gibt es wenig Gelegenheit. Das vorliegende Werk läßt wenigstens einige Blicke in jenes Innere thun. Preußen beruht auf der Staatsverwaltung. Das geht auch den meisten constitutionellen Staaten so, und wie wenig diese ihrem Ideale entsprechen, ergibt sich aus nichts so sicher als daraus, daß, wenn die ständischen Sitzungssäle geschlossen sind, das ganze Bild des Staatslebens im Wesentlichen und im günstigsten Falle auch kein anderes ist als in Preußen. Dem Einfluß der Öffentlichkeit und dem nur zu theoretischen Charakter der constitutionellen Institute ist es zuzuschreiben, daß die Aufmerksamkeit sich weit mehr den Verfassungsfragen als der Verwaltung zuwendet. Man würde sich darüber, in der Hoffnung, daß dies das schnellere Einwurzeln der Verfassungen befördern müsse, zu freuen haben, wenn diese Aufmerksamkeit eine thätige wäre und sein könnte. Aber so lange noch Verfassung und Verwaltung wie zwei einander ganz fremdartige Dinge dastehen, statt die innigste harmonische Wechselwirkung zu entfalten, so lange sie nicht aus einer Wurzel erwachsen sind und sich gleichmäßig fortbilden, ist kein Grund zur Freude. Denn die Verfassung hat weit weniger an sich, als wegen ihres Einflusses auf die Verwaltung Werth. Die ist es eigentlich, deren Wirksamkeit täglich und überall dem Volke wichtig ist und von deren Zustande sein Wohlfühlen wie seine Stimmung wesentlich abhängt. Jeder Beitrag zur genauern Würdigung des Einflusses, den einzelne Geschäftsformen auf das Wirken der Behörden äußern, und zum sichern Erfassen des Geistes gewisser Verwaltungseinrichtungen muß willkommen sein, und auch in dieser Hinsicht finden wir bei Grävell manchen schätzbaren Wink. Nun ist der Mann, der hier die Geschichte

seines Austritts aus dem preussischen Staatsdienste mittheilt, als Gelehrter seit langer Zeit hochgeachtet und hat sich in wichtigen und hohen Stellungen bewegt, so daß auch diese persönlichen Umstände das Interesse der Schrift nur vermehren können.

Wenn wir dieselbe aber doch nicht gerade als ein praktisches Seitenstück zu Verthes' „Thorie des preussischen Staatsdienstes“ betrachten mögen, so liegt dies eben wieder in der Persönlichkeit des Verf. und dem ganz eigenthümlichen Charakter seiner Erlebnisse. Nicht bloß, daß es sich hier nicht um große Staats- und Principfragen handelt. Wenn auch der Anlaß keine Principfrage war, so kann doch bei der scheinbar unbedeutendsten Gelegenheit ein wichtiger Aufschluß über das Princip des so überaus bedeutungsvollen Staatsdieners gewonnen werden; aber die hier geschilderten Vorgänge sind von der Art, daß man keineswegs annehmen kann, jeder andere, im Ubrigen ebenso geschickte und rechtschaffene Staatsbeamte würde in gleicher Lage ebenso gehandelt und daselbe erfahren haben, wie der Verf. Der Staatsdienst ist ein Verhältniß, aus dessen Natur allerdings Manches fließt, was praktisch wichtiger sein mag als Alles, was sich im Landrechte und in Dienstpragmatiken ausdrücken läßt. Man hat den Staatsdienst mit dem Gesindeverhältniß verglichen, und diese Vergleichung ist unwürdig befunden worden. Sie mag es sein; aber die Ähnlichkeit waltet allerdings ob, daß in beiden Verhältnissen der Umfang der gegenseitigen Pflichten durch kein Gesetz, durch keinen Contract erschöpfend bezeichnet werden kann, und daß die eigne Einsicht in die Natur des Verhältnisses und der Entschluß, sich in die unvermeidlich damit verbundenen Folgen fügen zu wollen, die Lücken ergänzen müsse. Es ist Pflicht des Beamten, das Gesetz, seine eigne Ehre, die Rechte Anderer freimüthig und furchtlos auch gegen seine Vorgesetzten zu vertheidigen. Aber Fälle, wo er das nöthig hat, werden die seltensten sein, und das Verhältniß wäre für alle Theile nicht haltbar, wenn nicht eine gewisse Fögsamkeit im Indifferenten sich befände. Wer sich darein nicht finden, sich nicht dazu verstehen kann, den billigen Rücksichten gegen Vorgesetzte und Kollegen Manches nachzugeben, der mag lieber nicht in den Staatsdienst treten, wenigstens nicht in Posten, wo er viel mit Andern zusammenzuwirken hat. Der Beamte, der der



Märtyrer seiner mannhaften Vertheidigung der Volkrechte wird, hat nicht selten den hohen Trost, dies von Volk und Zeit mit Achtung anerkannt zu sehen, und findet jedenfalls in seinem Bewußtsein den schönsten Lohn. Wo aber ein Beamter in Ungnade fällt, weil er, ohne grade schreiend verlegt zu sein, seine eigne Sache mit der äußersten Schärfe des Rechtes gegen die Behörden durchführt, unter und mit denen er wirkt, da wird er vielleicht aus denselben Antrieben und mit gleich rühmlichen Eigenschaften gehandelt haben wie jener; aber er wird keineswegs gleiche Theilnahme finden; man wird ihn als unverträglich, als einen unruhigen Kopf, als seine Stellung verkennend bezeichnen, und die Beamten selbst, für deren Interesse er sich vielleicht geopfert zu haben meint, werden die Ersten sein, die ihn achselzuckend allein lassen. Pflegt doch die Welt überhaupt in der Regel nach dem Erfolge zu urtheilen.

Die Schrift, über die wir zu referiren haben, ist etwas verworren angeordnet. Der Verf. beginnt mit einer Schilderung der glücklichen Muße, die er nach seinem ersten Austritte aus dem Staatsdienste, dessen Gründe er in den beiden Hefen: „Neueste Behandlung eines preussischen Staatsmannes“, dargelegt, auf seinem Gute Wolfshain zugebracht. Dort hat er auch manchen Personen mit rechtlichem Gutachten beigegeben, meist zur Sühne, zum Nachgeben rathend. Sein Gut grenzte an die Befugnisse des Fürsten Pückler, und die Fürstin fragte ihn während der Abwesenheit ihres Gemahls um Rath in den verwickelten Rechtsangelegenheiten der Standesherrschaft. Endlich ging er, hauptsächlich aus Dankbarkeit gegen das Andenken des Fürsten Hardenberg, auf den Antrag ein, Generalvollmächtigter des Fürsten zu werden. In diesem Geschäfte wirkte er mit großem Nutzen für seine Nachfolger von 1828 an länger als vier Jahre. Er kam aber dabei in neue Reibungen mit den Staatsbehörden, und wenn diese manche Mißthelligkeit erzeugten, so gibt er die Schuld dem Umstande, daß die Beschwerden zu demselben Minister (Schuckmann) gelangten, mit dem er schon früher in Conflict gekommen. Diesen sucht er überhaupt als seinen feindseligen Verfolger darzustellen, und seine Empfindlichkeit über ihn bricht ziemlich stark durch. Dabei geht er zuweilen ins Kleinliche. S. 16 heißt es:

Das Schicksal hatte mich zweimal im Karlsbade mit dem Hrn. Minister v. Schuckmann zusammengeführt, und es hat wol selten ein Mann es so augenfällig empfinden müssen, wie unabhängig die öffentliche Meinung vom politischen Ansehen ist, und wie bald der Glanz des größten Sternes unter Drucktinte verlischt.

Dazu die Anmerkung:

Da derselbe unter Anderm mit Mangel an Sitte zum Vorwurfe gemacht hatte, so gereichte es mir zu einem besondern Vergnügen, ihm selbst vor der Badegesellschaft den Beweis vor Augen zu legen, wie leicht mir die größte Höflichkeit, ohne mir irgend etwas zu vergeben, sei. Dies gelang mir so vollkommen, daß der Herr Minister, an seiner eignen Tafel in großer Gesellschaft darüber zur Rede gestellt (?), wie es ihm möglich gewesen sei, sich mit mir zu veruneinigen, sich damit entschuldigte, wie noch lebende Zeugen mir erzählt haben: Er habe

gar nichts mit mir gehabt, sondern nur der Geheimen Rath Köhler, den er nicht habe sitzen lassen dürfen. Indessen habe ich mit meinen eignen Augen gesehen, daß jene anstößige Befugung zwar von dem Letztern aufgesetzt, von dem Herrn Minister selbst aber gezeichnet worden war.

Ref. ist durch das Schicksal ebenfalls zu jener Zeit zugleich mit Schuckmann und Grävell ins Karlsbad geführt worden. Er lebte, damals noch ein Knabe, in einem Kreise sächsischer Staatsbeamten, die in der Sache natürlich ganz unparteiisch waren. Aber er erinnert sich sehr wohl, daß ihm grade damals Schuckmann als ein Gegenstand hoher Verehrung bezeichnet wurde, die nicht dem Minister, sondern dem Menschen galt und sich durch einen Vorgang im Bade selbst, bei welchem der Minister eine Art Opposition gegen den Adelsstolz zeigte, nur noch steigerte. Er weiß auch recht gut, daß Grävell überall mit der Achtung empfangen wurde, die dem Talente, dem Geiste und dem Rufe des interessanten Mannes gebühren; aber er weiß auch, daß die Beamten ihn im Allgemeinen mit jenem zweideutigen Achselzucken erwähnten, mit welchem die Welt über ein Verfahren zu urtheilen pflegt, das nicht dem Rechte, aber ohne Noth der Klugheit zuwiderläuft. Seltensfalls war sein Triumph nicht so glänzend, wie er ihm vorgekommen zu sein scheint.

Wie beiläufig gedenkt der Verf. eines andern Streites, in dem er, neben dem ersten Hauptzwecke, in Gensursachen mit dem Minister Schuckmann gekommen, und wo er seine Sache, damals noch Beamter, wenn auch bereits suspendirt, bis zum Bundestage getrieben. Die von ihm in dieser Sache erlassenen oder empfangenen Schreiben theilt er mit. Die Ausdrücke, deren er sich dabei gegen Schuckmann bedient, zogen ihm einen sechsmonatlichen Festungsarrest zu. Diese Sache zog er aber von 1820—23 hinaus. Lange vorher, am 9. März 1820, war in der Hauptsache das erste Erkenntniß publicirt und er wegen Mißbrauchs des Amtes zum Druck der Unterthanen, wegen gebrochener Amtsverschwiegenheit und wegen grober Verleumdung des Staatsministeriums, der Minister Grafen v. Bülow, v. Schuckmann und v. Kirchhausen, des Präsidenten v. Schönberg und der Regierung zu Merseburg in und bei Ausübung ihres Amtes seiner Stelle entsetzt, zu allen öffentlichen Ämtern für unfähig erklärt und mit sechsmonatlicher Festungsstrafe belegt worden. Hierauf theilt er die von ihm mit den Oberbehörden in Betreff seines Wunsches, daß das zweite Urtheil bei dem Geheimen Obertribunal abgefaßt werden möchte, gewechselten Schreiben mit. Beachtenswerth ist dabei der von ihm ausgesprochene Grund (S. 28):

Ungleich größer als der Einfluß des Präsidenten auf sein Collegium ist nach unserer dormaligen Verfassung der Einfluß des Chefs der Justiz auf sämtliche Provinzialgerichte. Das künftige Schicksal jedes einzelnen Mitgliedes liegt ganz in dessen Händen. Von diesen Männern ist nicht zu verlangen, daß sie mit Freimüthigkeit aussprechen sollen: Unser Chef hat Unrecht gethan!

Es ließen sich hieran manche Betrachtungen anknüpfen. Die königlichen Diener haben auch als Richter ein gewisses Vorurtheil gegen Alle, die mit der Staatsverwaltung in Conflict gekommen. Wenn sie es nicht ha-

den, so wird es ihnen doch zugetraut, was ziemlich ebenso schlimm ist. Es ist menschlich, daß sie in Zweifelsfällen wenigstens wünschen, sich auf die Weise auszusprechen zu können, von der sie präsumiren, daß sie ihren Vorgesetzten die erwünschteste sein würde. Der Wunsch bestimmt zuweilen auch das Urtheil. Directe Cabinetsjustiz wird der seltenste Fall sein. Aber die Justiz hatte eine strictere Präsumtion der moralischen Unabhängigkeit für sich, wie sie noch in den Händen der Spruchcollegien war.

Dem Wunsche ward nicht gewillfahret. Indesß das zweite Urtheil, in Magdeburg gesprochen, war ungleich milder und verurtheilte ihn (26. April 1822) „wegen Überschreitung seiner Amtsbefugnisse zum Nachtheil der Unterthanen aus schuldbarem Irrthum“ zu einer Geldbuße von 200 Thln.; wegen schwerer, durch den Druck verbreiteter, in und bei Ausübung des Amtes zugesügter wörtlicher Injurien gegen ic. zu einer dreimonatlichen Gefängnißstrafe; wegen aus Unbedachtsamkeit gebrochener Amtsverschwiegenheit zu einer Geldbuße von 100 Thln. Er wendete sich an den König mit einem Revisionsgesuche (S. 60), das unberücksichtigt blieb. Inzwischen hatte Schuckmann abermals wider Grävell wegen im Laufe dieses Processes zugesügter Beleidigungen denunciirt, und die hierzu gehörigen Actenstücke werden in der Anlage vollständig mitgetheilt. Sie sind keines Auszuges fähig. Auch in ihnen gibt sich der Verf. viele Mühe, die Gerichte, die über seine Sache erkennen sollen, zu perhorresciren und überhaupt ein Verfahren einzuschlagen, von dem seine Gegner geurtheilt haben mögen, er wolle dem Staate vorschreiben, wie er ihn richten solle. Indesß da der Staat allen seinen Gerichten gleiches Vertrauen schenken muß, so sollte er allerdings in den Ländern, wo es keine Geschwornengerichte gibt, auf die Wünsche der Angeklagten in dieser Hinsicht mehr Rücksicht nehmen. Stellt er sie vor ein Tribunal, das sie sich selbst erbeten haben, so ist ihnen dann jeder Einwand gegen die Unparteilichkeit ihrer Richter benommen. Und wie oft weiß oder glaubt der Beklagte, daß ein Richter persönlich gegen ihn eingenommen ist, ohne daß sich das juristisch nachweisen ließe.

Dem sei wie ihm wolle, dieser neue Proceß, der sich von 1820—24 hinzog und mit der Verurtheilung in dreimonatlichen Festungsarrest und die Kosten endigte, welche der König niederschlug und erließ, verhinderte die Rückkehr Grävell's in den activen Staatsdienst, und unter langwierigen Weiterungen über seinen Gehalt u. s. w., worüber er einen zahlreichen Schriftenwechsel mittheilt, zog er sich endlich mit einem Wartegeld auf ein angekauftes Gut zurück. Diese Zeit füllt er auch im Buche mit philosophischen Betrachtungen über den Staat aus.

Alein auch auf diesem friedlichen Gute hatte er einige Händel mit den Behörden, die er ebenfalls mittheilt, obwol sie nur Hypothekenformalitäten, Schenkconcessionen u. s. w. betreffen und nicht leicht ein Patrimonialgericht sein wird, dem nicht Ähnliches zu Zeiten passirte. Einmal wird er bedeuert, „sich künftig einer bescheidenen Schreibart zu bedienen“. Das nimmt er übel und macht

eine Vorstellung, wegen deren abermals fiscalische Untersuchung wider ihn eingeleitet wird. In dieser Sache wird er zuletzt freigesprochen, aber über seine darin gefertigte Verteidigungsschrift ein neuer Proceß erhoben, der ihm sechswochenlichen Festungsarrest bringt, den der König niederschlägt. Nun übernimmt er die muskauer Sachen und kommt hier wieder mit Schuckmann zusammen. Dieser denunciirt ihn wegen Beleidigung der Generalcommissions zu Solbin und der Regierung zu Liegnitz, und dieselbe Regierung denunciirt ihn selbst wegen anderweiter Beleidigung, sodasß zwei neue fiscalische Prozesse entstehen, deren Verlauf in den Beilagen, die namentlich den zweiten Theil ganz füllen, ausführlich vorliegt, aber allerdings für das größere Publicum wenig Interesse hat, außer so weit es sich an der Schreilbart des Verf. zuweilen ergöhen mag. Unterweilen wendet er sich oft persönlich an den König mit Klagen über den Despotismus der Beamtenhierarchie. In den Processen selbst, die sich von 1830—34 hinausziehen, wird er theilweise freigesprochen, theilweise zu dreimonatlichem Festungsarrest verurtheilt.

Grävell stand auf Wartegeld und hatte sich in allen Fällen, wo ein Staatsbeamter die Erlaubniß seiner Vorgesetzten zu etwas nachsuchen muß, unmittelbar an den König gewendet. Als er 1833 um Erlaubniß zu einer Badereise bat, ward ihm diese zwar ertheilt, aber mit dem Zusatze, sich künftig mit dergleichen Gesuchen an die betreffenden Disciplinarministerien zu wenden. Dadurch findet er seine Stellung so geändert, daß er sofort beim König um seinen Abschied anhält. Inzwischen kommt er nach Berlin, und Minister Mühlcr faßt den Gedanken, den schon Kampf einige Zeit vorher gehabt, aber wieder fallen lassen, Grävell beim Geheimen Obertribunal anzustellen. Grävell erklärt sich, unter der Voraussetzung, daß er wirkliches Mitglied des Collegiums werde, bereit. Die Anstellung lautet aber (26. Dec. 1833): daß er Geheimen Justizrath und Hülfсарbeiter bei jenem Tribunale werden solle. Der Verf., scheint es, will zu verstehen geben, daß Kampf die Änderung bewirkt hat. Sofort erläßt er, „da er schon vor 15 Jahren hätte Geheimen Oberjustizrath werden können“, eine Eingabe an die Minister Kampf und Mühlcr, die diese in Inhalt und Fassung nicht geeignet finden, dem Könige vorzulegen. Er bringt eine Immediateingabe an den König, worauf dieser, seinem Wunsche gemäß, von Grävell's Anstellung bei dem Geheimen Obertribunal abzustehen befiehlt. Dagegen schlägt der König das Gesuch ab, was Fürst Pückler um Begnadigung Grävell's in jener Injurienfache an ihn gerichtet. Nun wird auch sein Abschiedsgesuch gewährt und er mit Belassung seines zeitlichen Wartegeldes von 700 Thln. in Ruhestand versetzt.

Über seinen Festungsarrest in Glogau bringt er das Zeugniß bei (S. 245):

Daß der Geheime Justizrath Dr. Grävell seinen sechswochenlichen Festungsarrest abgedüßt und sich als ein ruhiger und stiller Mann betragen hat, wird demselben hiermit attestirt u. s. w.

Das Oberlandesgericht zu Frankfurt verwickelt ihn aber

nach vorher in zwei neue Proceffe, die auf seine Ent-  
gabung an Minister Thierfch niedergebungen werden. Er-  
nen Arrest in Olögau benutzte er zum Theil zu Fertigung  
einer interessanten Eingabe an den König, worin er sich  
über die Amtsbesetzungen und die darüber geltende Pra-  
xis sowie überhaupt über den Beamtenbespotismus sehr  
nachdrücklich ausspricht. Er reicht auch einen Befehent-  
wurf über die Beschwerdeführung beim Könige ein; ob-  
wol er aber darin sagt: „Diese Verordnung wird Ihnen  
allein mehr Macht geben als 100,000 Soldaten“, so fan-  
den doch die Justizminister keine Veranlassung, den Ent-  
wurf zu benutzen, und er vertraut in dieser Hinsicht auf  
die Zukunft.

Ein Theil des ersten Bandes und der ganze zweite  
ist voll Beilagen, die in allen diesen Injurienprocessen  
und einigen andern Sachen von Grövell geführten Ma-  
nualacten enthaltend. Das Meiste davon hat jedoch für  
das größere Publicum wenig Interesse, mehr für den Ju-  
risten und für Den, der sich über das Juristische bei dem  
preussischen Ablösungsverfahren unterrichten will. 125.

#### Literarischer Leichtsin an allen Ecken, oder Thierfch und Diesterweg.

Bekanntlich hat Hofrath Thierfch in München nach sei-  
nem, wie die „Allgemeine Zeitung“ von Augsburg einst sich  
ausdrückte, pädagogischen Triumpzuge durch Deutschland ein  
drei Bände starkes Werk „Über den gegenwärtigen Zustand des  
öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutsch-  
land“ bei Cotta in Stuttgart herausgegeben, auf dessen pythi-  
sche Machtprüche sich nur zu bald die herbsten und härtesten  
Recriminationen und Bemerkungen, selbst von Schulbehör-  
den, gegen publicistische Verteumdungen sowol aus dem Babi-  
schen, Hessischen, Nassauischen und Frankfurterischen als auch  
selbst aus dem gelobten classischen Württemberg erhoben haben,  
die sämmtlich der strenge Recensent in der „Jenaischen Literatur-  
zeitung“, Nr. 126—128 d. J., zusammenstellte und durch schwe-  
res Geschick vermehrte.

Ebenso ist ganz neuerdings auch Schmittbener gegen  
Thierfch, sogar als gegen den „bairischen Thersites“ aufge-  
treten, während neugriechische Romane seinen Namen gern in  
Thyrnos umbedeuteten.

Schon in der genannten jenaischen Recension wird ihm der  
unbegreiflichste literarische Leichtsin Schuld gegeben und leider  
auch nachgewiesen. Nun aber tritt über dieses Thema Der, den  
Thierfch wegen seiner Äußerungen über deutsche Universitäten  
namentlich und insbesondere zur Rede gestellt hatte, nämlich  
Diesterweg in Berlin, in einer eignen Schrift als zweitem  
Hefte seiner „Streitfragen aus dem Gebiete der Pädagogik“  
auf (Essen, Wädeler), sich in seinem Dräsel-Lutherischen  
Deutsch seiner Haut und seiner patriotisch-antiphilologischen  
Neulehre, die aber Andere, als Diesterweg noch wenig davon  
ahnte, längst gepredigt haben, zu wehren.

Diesterweg nun zehet den nürnbergger Präsidenten gleich-  
falls nachdrücklich und nachweislich eines classischen Leicht-  
sinns; im selben Augenblick aber begegnet dem guten Seminar-  
director ganz dasselbe classische Unglück leichtsinnigster Schnell-  
schreiberei, welche tragische Geschichte hier zur Warnung und  
vielleicht zum Beweise, daß es zwischen den Choragen der  
beiden streitenden pädagogischen Partelen noch eines tertii com-  
parationis oder einer dritten Gattung Heiliger oder Propheten

bedarf, mitgetheilt werden soll. Sie ist durch und durch lehr-  
reich und werthvoll.“)

Wirklich nämlich mit jenem Ant. Thierfch ließ Diester-  
weg in diesem Jahre das vierte Heft seiner „Beiträge zur Ab-  
sung der Lebensfrage der Civillation“ (Essen, Wädeler) aus-  
gehen, in welchem auf 79 Seiten über Erziehung zum Patrio-  
tismus und über deutsche Universitäten gehandelt wird.

In der ersten dieser beiden Abhandlungen kommt Diester-  
weg auch auf die Sache der Selbstübungen, spricht ihr warm  
das Wort, bespricht deshalb, ziemlich bunt, allerlei ältere und  
neuere Schriften darüber, wobei er aber die besten ausläßt, die  
gewöhnlichsten Compilationen von Helbermann und Berner das-  
gegen in nichts sagenden Worten lobt.

Nun aber merk auf, lieber Leser, erst nämlich nennt und  
empfiehlt unser pädagogischer Held jenes Helbermann's „Kleines  
Handbuch der Gymnastik für die deutsche Jugend“ (Quedlin-  
burg, Basse, 1834), beiläufig ein wahres Plagiat; dar-  
nach schreibt er den ganzen Titel von Berner's „Das Ganze  
der Gymnastik“ (Weissen, Göbbsche, 1831) ab, welches sieben  
Zeilen gibt, und fügt zu dieser dicken Compilation die tief-  
sinnigen Worte: „Eine ausführliche Compilation aller Ar-  
ten von Selbstübungen, die auf Pfirben und die militäri-  
schen nicht ausgenommen“, welche Bemerkung zwei Zeilen  
abwirft. Hiernach aber nun fährt Diesterweg begeistert fort:

„Wir schließen diesen Abschnitt mit den denkwürdigen Worten  
Klopstock's, des Verfassers der „Hermandtschlacht“:“)

Wie? Gymnasten nennen die jetzigen Menschen die Städte.

Wo die Jugend verfährt, wo der Körper verdirbt?

Den Ort, wo er wurde geübt, bezeichnet der Name.

Bei den Hellenen war That; aber wir reden davon.“

Dieses machte sechs Zeilen.

Nach diesem wirst du, geneigter Leser, gewiß glauben,  
wunder wie belesen Magister Diesterweg in den von ihm zuvor  
so anempfohlenen deutschen Schriftstellern sein müsse; aber du  
wirst dieses Doppeldiffidion so wenig in deinem Klopstock fin-  
den, als es in dem meinigen steht. Welchemer ist dasselbe bei  
einem ganz andern Dichter, nämlich in König Ludwigs von  
Baiern Gedichten, 2te Auflage, Band 1, S. 99, zu lesen.  
Hier darf natürlich an keine, zwischen Schiller und Goethe  
ein paar Mal oberschwebende Verirrung, geschweige an ein  
Plagiat gedacht werden, wol aber an die grenzenlose Bos-  
heit des Schicksals, das die verborgensten Manipulationen an  
den Tag bringt. Denselben Bod, Christgebuldiger Leser, mit  
Klopstock's Namen unter jenen königlichen Hexametern und  
Pentametern hatte nämlich grade jener Vorgänger Diesterweg's,  
Helbermann, auf dem Titel seines quedinburgischen Büchchens  
geschossen, welches zufällig dem berlinischen Posaunenmanne  
vorlag, und Diesterweg ist, durch ihn verführt, auf den Die-  
sterweg gerathen. So geht es, wenn man von literarischem  
Reichthum mit noch mehr als literarischem Reichthum schreibt.  
So werden der Dohle die Pfauenfedern gerupft. 124.

#### Literarische Notiz.

Von „Syria and the Holy Land illustrated“ erschien der  
dritte und letzte Theil. Die Zeichnungen sind an Ort und  
Stelle ausgenommen von B. S. Bartlett, die Erklärungen be-  
sorgte John Carne. Man findet in diesem Werke sowol Be-  
lehrungen über orientalische Gebräuche als über Gegenstände der  
heiligen Schrift. 108.

\*) Diesterweg schreibt a. a. O. S. 24 von Thierfch: „Es ist  
wirklich sehr lehrreich. Der ganze Mann ist classisch.“

\*\*) Wozu hier diese manierirte Bezeichnung? Weil bei Detmold  
grade ein Arminialmal errichtet wird.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 348.

14. December 1838.

### Die neueste Literatur der Schweiz.

Masse der Literatur und Verhältniß ihrer Hauptzweige.

In zwei Artikeln gaben im vorigen Jahre d. Bl. eine Übersicht der neuesten periodischen Literatur der Schweiz. \*) Diese Zeitungen und Zeitschriften, wovon früher die Rede war, sind die täglichen und oft ziemlich jubringlichen Blätter, mit welchen man schon darum leicht bekannt wird, weil man sich ihrer nur schwer zu erwehren vermag. Anders ist es mit den literarischen Standespersonen, mit den Büchern, die in besondere Fächer der Wissenschaft einschlagen. Man muß sie aussuchen, um sie kennen zu lernen, was nun freilich schon seine größern Schwierigkeiten hat. Allein wie spröde sie thun und wie sehr sie mitunter auf Standesrechte und Standesvorurtheile pochen mögen, so lassen sich doch im Gebiete der neuern Literatur ganz ähnliche Erscheinungen wie im Gebiete der neuern Politik bemerken. Wie die fortbauende Vollstreckung des ewigen Gesetzes der Entfaltung und Individualisirung die besondern Classen der Staatsgesellschaft so mannichfaltig ineinander verschlungen hat, daß sie nur noch in ihrer Verbindung erscheinen und nur in ihrer Gesamtheit, nicht mehr in ihrer ständischen Besonderheit vertreten werden können und sollen, so haben sich auch an dem wechselnden Baume der Erkenntniß die früher scharfer gesonderten Hauptäste in ein vielfach verwachsenes Ganze verzweigt. Darum mußte grade in der neuern Zeit das Bedürfniß so lebhaft hervortreten, die verschiedenen Theile der Nationalliteraturen in ihrem Zusammenhange zu erfassen. Zur bequemern Übersicht mag man nun hierbei immerhin die beliebte, obwol in mancher Hinsicht sehr unzulänglich gewordene Gliederung in die besondern Facultäten, diese alte ständische Vertretung der Wissenschaften, zu Grunde legen. Allein stets bleibt es doch eine Hauptaufgabe, zu ermitteln, wie ein Zweig von dem andern geistige Nahrung empfängt, oder wie der eine dem andern Licht und Luft zu entziehen droht, da er entweder in unfruchtbare Wasserschosse ausschlägt, oder im Abwelken begriffen ist. Diese Aufgabe hat die Statistik der Literatur zu erfüllen, die aber, gleich allen andern Theilen der Statistik der geistigen und sittlichen Kräfte, noch sehr in der Kindheit und mit allen

Schwächen derselben behaftet ist. Für die Schweiz hat sie ihre besondern Schwierigkeiten, weil hier die vielspaltigen Cantonalinteressen auch die Literatur zersplittern und wenigstens auf der Oberfläche so local färben, daß man noch wenig daran gedacht hat, die im Geiste wesentlich gleichartigen Erscheinungen zu gruppiren und so die Möglichkeit von Gesamtübersichten zu erleichtern.

Im Leben wie in der Literatur ist die Zeit der alten Einfachheit verschwunden. Jene ehrenfesten Patriarchen der Bücherwelt, die schweinsledernen Follanten und Quartanten, welche Söhne und Enkel um sich sahen, sind verschwunden und haben einem kurzlebigen Geschlechte Platz gemacht. Dürfte sich aber im Ganzen die mittlere Lebensdauer dieser Kinder des Geistes vermindert haben, so ist dagegen der Spruch: „Seid fruchtbar und mehret euch“, bis zum Entsetzen in Erfüllung gegangen. Sie sind ein zahlreiches Volk wie Sand am Meere geworden, und man kann sie in Masse nur noch kennen lernen, wie man ein Volk kennen lernt. Indem man unter sie tritt, knüpft man nach Zeit und Gelegenheit nähere Bekanntschaft mit Individuen verschiedener Art an, die in Wahrheit oder nach dem herrschenden Vorurtheil über die Andern hervorragten oder hervorgehoben werden und bei der literarischen Revue, die man anzustellen Lust hat, als die geistigen Flügel männer erscheinen, nach welchen die lange Reihe der Gemeinen gut oder schlecht sich zu richten sucht. Sodann hat man auf die Zeiten größerer Aufregung genauer zu achten, wenn grade besondere Veranlassungen und Ereignisse diese oder jene Gruppen der schreibenden Welt ins Feuer jagen und mit ihrer wahren Farbe entschiedener hervortreten lassen. Endlich wird man auf den guten oder schlechten Ruf der Bücher einige Rücksicht nehmen und bei manchem wol gar auf ein bloßes Hörensagen sich verlassen. Aus solchen Bestandtheilen mag man sich nun die Gesamtschauung einer Volksliteratur in dieser oder jener Periode bilden, die immer eine skizzenhafte und lückenhafte sein wird, wie es auch alle Schilderungen von Nationalgeist und von Nationalcharakter sind und bleiben werden. Dennoch hat auch diese Betrachtung aus der Vogelperspective und die Schilderung des Betrachteten ihren specifischen Werth, weil es eben etwas ganz Anderes ist, sich eine Gegend im Ganzen, oder etwa die einzelnen Häuser und Hütten in

\*) Diese Artikel sind in Nr. 170—174 und 305—308 für 1837 mitgetheilt worden. D. Red.

dieser Gegend zu besehen. Wer könnte auch jetzt noch mit allen langweiligen Gesellen eines solchen Büchervolks in nähern Verkehr treten! Es ist ebenso überflüssig, als es unmöglich ist. Muß man doch diese literarische Population nicht sowohl nach Seelen, als vielmehr — wie es die Chinesen bei ihrem Census thun — nur nach Mäulern zählen, von welchen überdies die meisten nur wiederkäuende Thiere sind. Und es ist doch immer ein literarischer Charlatanismus, wenn die Bücher, ein jegliches mit seinem besondern Titel, heerdenweise auf das Feld der Kritik getrieben werden, um sich in schwarze und weiße Scheiden zu lassen, während der Kritiker mit ernster Miene sein Publicum glauben machen will, daß er mit allen diesen Böcken und Schafen auf Du und Du stehe. Auf solche Vertraulichkeit macht dieser Überblick über die neueste Literatur der Schweiz keinen Anspruch, obgleich er sich im Wesentlichen — besondere Ausnahmen abgerechnet — nur auf die Literatur des letzten Jahres beschränkt. Wer den Wald sehen will, wird freilich auch einzelne hoch stehende Bäume gewahren, und selbst das Gestrüppe, das ihm in den Weg kommt, wird sich ihm bemerklich machen; aber er muß sich doch zugleich hüten, den Wald vor Bäumen nicht zu sehen. So werden denn in diesem Überblick vielleicht manche literarische Gewächse unbeachtet bleiben, die wenigstens nach der Meinung der Producenten sehr in die Höhe ragen. Dagegen dürfte auf der andern Seite wol auch von einigem niedrigen Buschwerk die Rede sein, das dem Betrachtenden auf seinen literarischen Streifzügen grade in die Augen schlug. Nach Belieben mag man dies seiner Kürzsichtigkeit oder Weitfichtigkeit zuschreiben; er ist schon zufrieden, wenn er nur den Charakter der literarischen Vegetation im Ganzen richtig erfaßt und hierbei auf einige Momente hingewiesen hat, die nicht immer berücksichtigt werden.

So ziemlich durch alle Länder des neuern Europas hat man bemerken müssen, daß die literarische Production in viel stärkerem Maße als die Bevölkerung dieser Staaten zunimmt, und in viel höherem Grade als irgend ein Zweig der materiell producirenden Industrie. Die verhältnißmäßige Summe der intellectuellen Thätigkeiten — sei nun die Rede von einem geistigen Schaffen oder von geistigem Genießen — ist in steigender Progression begriffen, und wenn man mit Recht von einem Übergewicht der materiellen Interessen spricht, so heißt dies keineswegs, daß in der neuesten Zeit weniger geistige Kraft entbunden und entwickelt werde, sondern nur, daß sie sich zunächst und hauptsächlich in den Dienst dieser materiellen Interessen gestellt hat. Dies gilt nun auch von der Schweiz, und ein einzelnes Symptom hiervon ist die Zunahme ihrer literarischen Production. Über die Größe dieses Wachstums während längerer Perioden hat man keine nähern Berechnungen, da man sich hier noch nicht die Mühe gegeben, die literarischen Geburtslisten zu summiren und von Zeit zu Zeit einen Büchercensus anzustellen, wie dies in Deutschland, Frankreich, England und andern Ländern unferes Welttheils geschieht. Die zunehmende Zahl der Buchdruckereten und Buchhandlungen, die häufigen und

reichern Anzeigen neuer Werke von schweizerischen Verlegern sind indessen Beweis genug, daß auch hier die Literatur wenn nicht besser gedeiht, doch mehr und mehr ins Breite wächst. Immer ist jedoch die eigentliche Bücherliteratur in der Schweiz geringer als in andern europätschen Ländern, die mit ihr auf ungefähr gleicher Culturstufe stehen. Darin liegt kein Mangel, sondern eine Eigenthümlichkeit, weil auf der andern Seite die Journalistik einen desto größern Umfang gewonnen hat. Mehr oder weniger ist dies ja in allen politisch freien Ländern der Fall, wo keine Gedankenperre den öffentlichen Geistesverkehr auf eine kleinere Zahl von Monopolisten beschränkt, wo vielmehr alle Classen und Stände zur literarischen Conversation über jede Frage des Tages zugelassen sind. Überdies sind in der schweizerischen Journalistik die zahlreichen politischen Blätter doch noch weniger als sonstwo ausschließend politisch, und wie aus dem Tische in Auerbach's Keller, so fließt daraus, je nachdem sie angebohrt werden, auch wol Aesthetik und Pädagogik, Nationalökonomie und Statistik u. dgl., so viel zur Befriedigung der laufenden Bedürfnisse des Tages genügen mag.

Die italienische, französische und deutsche Schweiz sind literarische Provinzen der entsprechenden Nationalliteraturen, aber mit eigenthümlichem Charakter und sehr abweichender Productivität. Dazu kommt der Bezirk der Romanen in Graubünden, die ihr Idiom, ein Erbstück verschiedener Zeiten und Nationen, in neuerer Zeit zu einer Schriftsprache auszubilden suchten. Schon an andern Orten wurde bemerkt, daß seit Kurzem eine in dieser Mundart geschriebene Zeitung zu Chur erscheint. Außer diesem „Grisun romonsch“, hat man ein von M. Conrad, Pfarrer zu Auber, 1823 herausgegebenes und Alex. v. Humboldt gewidmetes romanisch-deutsches Taschenwörterbuch, das erste Wörterbuch über die alt-rhätische Sprache. Derselbe Verfasser hatte früher eine deutsch-romanische Grammatik geschrieben. Sodann gibt es in demselben Idiom außer der Bibel einige religiöse Erbauungsbücher und Schulschriften; auch einige ungedruckte Manuscripte, die einer Bekanntmachung werth sind, sollen noch vorhanden sein. Handelt es sich endlich um die Verhandlung politischer Fragen, in welchen die Entscheidung von der Masse des Volks abhängt, so läßt man wol gleichfalls die betreffenden Schriften in deutscher und romanischer Sprache erscheinen, wie dies noch kürzlich in einer Broschüre geschehen ist, welche die Vorzüge einer Vermögenssteuer vor der in Graubünden in Vorschlag gebrachten Erhöhung der Verbrauchssteuer zu erörtern sucht. Immer tritt in solchen vereinzelten literarischen Bestrebungen auch bei diesen Romanen die an sich löbliche Tendenz hervor, in ihrer volksthümlichen Besonderheit sich zu behaupten und zu erhalten. Indessen möchten hier sowohl die innern als die äußern Bedingungen eines selbständigen Volkslebens schon verschwunden, oder mehr und mehr im Verschwinden begriffen sein, und so dürfte man mit jenen Bemühungen schwerlich viel Anderes erreichen, als daß man damit einen schon absterbenden Körper vor sei-

mer völligen Auflösung in einigem Spiritus aufbewahrt, um ihn als volksgeschichtliche Karikatur der Erinnerung künftiger Zeiten zu überliefern.

Die kleine italienische Schweiz ist die Geburtsstätte einer verhältnismäßig viel größeren Anzahl bedeutender Künstler, als irgend ein anderer Theil des Gesamtlandes aufzuweisen hat. Besonders in allen Zweigen der Baukunst sind die Luganer noch immer wohl angesehen. Literarisch ist dagegen der Canton Tessin nicht sehr ergiebig. Seine frühere Eigenschaft als Vogtei und seine späte Erhebung zur politischen Selbstständigkeit durch die Mediationsacte von 1803 hat auch der intellectuellen Entwicklung einigen Eintrag thun müssen. Man theilt nur mit, was man hat, und eine Propaganda der Ideen dürfte hiernach das monarchische von dem republikanischen Italien vorläufig nicht zu besorgen haben. Der östreichische Doppeladler wirft seinen dunkeln Schlagschatten auch in diesen Theil der demokratischen Schweiz, und den kleinen Singvögeln, welche pfeifen möchten, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, kommt es wol so nahe unter seinen Flügeln nicht ganz geheuer vor. Auch jene ziemlich zahlreichen südlichen Zugvögel, die vor dem kaiserlichen Kar die Flucht ergriffen, haben es für zuträglich halten müssen sich in etwas weiterer Entfernung ihre Nester zu bauen. Neben einiger Philologie, besonders in alten Sprachen, einiger Geschichte für den Haus- und Schulbedarf, wosin die unlängst von Curti herausgegebene „Breve storia della Svizzera“ gehört, und einiger Statistik wird nicht viel Wissenschaft cultivirt. Die Statistik insbesondere hat sich in neuerer Zeit vorzüglich den Canton Tessin selbst zu ihrem Gegenstande genommen. In dieser Beziehung hat sich besonders Steph. Francini namhafte Verdienste erworben, der Verfasser der Beschreibung des Cantons Tessin in dem „Historisch-geographisch-statistischen Gemälde der Schweiz“ und seit Kurzem der Gründer und Herausgeber einer neuen Zeitschrift, des „Propagatore svizzero“ zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Gegen dieses Streben, erst in die eigne Haushaltung ein Einsehen zu gewinnen und sein Licht nicht eher in die Ferne leuchten zu lassen, bis es im eignen Zimmer hell genug ist, um sich im Spiegel betrachten zu können, läßt sich sicher nichts einwenden. Gibt es doch gerade im Canton Tessin noch gar Manches zu ordnen und gar viel vor der eignen Thüre zu kehren, wie darauf Francini auch in seiner neuesten Schrift mit Wärme und eindringlicher Wahrheit aufmerksam gemacht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freiherrn v. Hornayr. XXVIII. Jahrgang der gesammten oder X. der neuen Folge. Berlin, Reimer. 1839. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Ein Herbstkranz von Blumen und Früchten, mit hineinzunehmen in den rauhen Winter, in trüben Tagen zur Erinnerung an das Jahr, in welchem er gewunden, und heiter uns hinüberzuführen in das Jahr, für welches er bestimmt ist. Willkommene Gabe und wohl gemischt für mehr als einen Sinn.

Die Blumen werden nicht welken, weil sie Kinder der Phantasie sind, die ja ewig jung bleiben, und die Früchte nicht trocken werden, weil sie aus dem lebendigen Boden der Geschichte in den betrachtenden Sinn des Lesers übergehen sollen.

Da wir unter den Blumen die Gedichte, Sagen und Legenden verstehen und sie einmal zuerst genannt haben, so wollen wir auch von ihnen zuerst ein paar Worte sagen. Anastasius Grün gibt uns fünf Volkslieder aus Krain, als treue Übertragung slavischer Urtexte; gewiß dankbar anzunehmen, da die krainer poetische Literatur uns bisher ziemlich unbekannt war. Karl Wilhelm Vogt bringt als Weihnachtsgeschenk zur Jubelfeier der leipziger Schlacht „Sagen vom Untersberg in Salzburg“ in poetischem Gewande. Sein letztes Gedicht fragt: Wo sind die Früchte jener Schlacht? Ja wohl!! Unser Dorfzeitungsschreiber berichtet uns, daß die Leichen der Erschlagenen zur nächstlichen Geisterjubelfeier ihre Beine nicht hätten zusammenfinden können, weil sie zu Knochenmehl verarbeitet worden wären! Die alten Lieder vom Sem-pacher, näsfler und maller Kampf sind mit historischen Commentaren ausgestattet. Die Rubrik: „Sagen und Legenden, Sagen und Wunder“, in 12 Nummern, hätte uns eigentlich zum Desert aufgesetzt werden sollen. „Der Hinzelmann“, „Der Stausenbergr“, „Der geleimte Teufel“, „Krum Karum“, „Der Schmied von Makrolin“ und „Die verwünschten Prinzessinnen“ lesen sich recht angenehm, sowie einige historische Balladen von F. R. Vogl, besonders „Dalibor“ und „Der Kreuzritter“. Allein solche Dichtungen sind nun eben Geschmacksfrage, daher wir dem eignen Kosten nicht vorgegriffen haben wollen. Ref. hält sich an die solid-compacten Früchte, an das Geschichtliche.

Die „Capitulation von Rottenmann“ aus dem J. 1809, „dem Jahre voll Unglücks und Ruhmes“, brandmarkt einen östreichischen Oberoffizier, der mit fünf Landwehrbataillons capitulirt, im freien Felde, ohne Angriff und ohne Feind, den man erst durch einen Courier mit der Post herbeibitten muß, der hierauf 30 berittene Franzosen schickt, um die fünf Bataillone als Gefangene zu übernehmen. Leider ist das Datum in der gerechten Indignation von dem Hrn. Verf. vergessen worden. So viel man wisse, meint der Verf., sei die Sache niemals untersucht, noch weniger bestrast worden. Da Freiherr v. Hornayr im tiroler Kriege von 1809 eine so bedeutende Rolle spielte, so konnte ihm, was in Obersteiermark vorging, gewiß nicht fremd bleiben. Wünschenswerth wäre es überhaupt, aus dieser Feder, die schon dem Andreas Hofer ein Denkmal gesetzt hat, noch recht viel Specialitäten über jenen Krieg zu erhalten *cujus pars magna fuit!*

Die „Lebensbilder aus den Zeitgenossen und der Vergangenheit“ geben eine, für jeden Diplomaten gewiß sehr interessante Schilderung des berühmten Graf Ernst v. Rünster aus seiner frühern Lebensperiode bis zum wiener Congreß, seiner wahren Glanzperiode, mit Actenstücken, die, so viel wir wissen, noch unbekannt gewesen sind. Besonders merkwürdig sind die Bruchstücke aus der Correspondenz des Grafen mit Baron Stein. Wir getrauen uns nicht, hier Auszüge zu liefern, empfehlen aber die Benutzung des Artikels, dessen Fortsetzung oder Schluß versprochen wird, dem Herausgeber des „Conversations-Lexikon“. Der umfassendste Aufsatz (S. 81—194) ist dem Leben des Grafen Eilly, des Helden des dreißigjährigen Krieges, gewidmet. Dem Hrn. Verf. ist es natürlich nicht um eine Biographie im strengern Sinne von dem alten Helden zu thun, sondern um ein Gemälde, auf welchem der „halbverrückte“ Kaiser Rudolf II. mit seinem Absolutismus und seinen Alchimisten, der Verschönerung und Vereinaligung wollende Heinrich IV. von Frankreich, der fromme, sanfte, sein gebildete Wilhelm V. von Baiern, der steirische Ferdinand, dem die beständigen Anfeuerungen aus München Muth machten, die Reformation mit Galgen und Rad zu vertilgen und der Vertreibung der spanischen Moriscos ein würdiges Gegenbild zu geben, vor Allem aber der bairische Maximilian, jeder in seinem verdienten Glanze paradien. Diesen erhalten denn auch die Jesuiten mit so freigebiger Hand,

daß selbst Ischotta, Fehmaier, Wolf, v. Lang und Alle, die sich sonst über das damalige Treiben der Jesuiten in Baiern ausgesprochen haben, dem Verf. nicht Schuld geben können, zu wenig gesagt zu haben. Die Schwierigkeit, wie eine so kräftige Individualität wie die des ersten bairischen Kurfürsten neben der Allmacht der Jesuiten bestehen konnte, berührt der Verf. S. 98. „Die ernannten Maximilian noch als Erbprinzen zum obersten Vorstande aller marianischen Congregationen. Dadurch wußte er von ihren großen und geheimen Plänen grade so viel als Joseph II., da er den wunderlichen Ehrgeiz hatte, sich als Oberhaupt aller Freimaurerlogen in seinem ganzen Lande voranzustellen. In keinem deutschen Lande errangen die Jesuiten so schnell und so unbedingtes Übergewicht als in Baiern; in keinem erfuhren sie solche königliche Großmuth; keinem haben sie schlechter gezögert. Wie sie sein geistiges Wachsthum um zwei Jahrzehnte verspätet, so haben sie auch seine politische Selbständigkeit, seine vertrags- und rechtmäßige Vergrößerung den geheimen Einflüsterungen aus Madrid, Rom und Wien aufgeopfert und es an den Siegeswagen jener drei Mächte angehängt und hinten nachgeschleppt. Es verdient in gleichem Maße den höchsten Unwillen und die höchste Bewunderung, wie schlau, wie unmerklich ein so großer, der Furcht völlig unzugänglicher, durch und durch selbständiger Herrscher wie Maximilian so oft von ihnen mystificirt, durch den optischen Betrug des Parallelismus seiner und ihrer Zwecke zu allen Opfern bewogen, so oft er die wilde Flut sieghaft zu meistern im Begriffe stand, immer wieder (bis der Moment entflohn war) untergetaucht, um die schönsten Folgen seiner Anstrengungen gebracht worden, von vortheilhaften Separatfrieden abgehalten, aus der großen Pacification doch nur wie ein Besiegter geblieben ist, wie er, als endlich nach 30 Jahren der Schlund des Verderbens geschlossen war, selbst über diesen allzu späten Frieden Roms Fluch an seinem Hofe mußte verstanden hören.“

Die Charakteristik Lilly's, mehr höchst energische Züge von ihm, die Schilderungen der Schlachten, besonders der auf dem weißen Berge vor Prag, wird man wegen Lebhaftigkeit der Darstellung und Einmischung manches minder Bekannten, sowie wegen der dem Verf. ganz eigentümlichen Ansichten — z. B. S. 165, wie wenig eigentlich Wallenstein als Feldherr geleistet (wo indes die tapfere Werthbeurteilung auf der alten Feste bei Birnborf und Fürtz außer Anschlag geblieben ist) — mit Vergnügen lesen.

Nr. 8 enthält eine gleichzeitige Relation eines nach den Niederlanden abgesandten Chorgeistlichen aus Wienerisch-Neustadt über die blutige Bartholomäusnacht. Enthält sie auch wenig Neues, so kann man sich doch an ihr wieder vergegenwärtigen, was bevorzugen möchte, wenn Richtungen und Wünsche, vielleicht sogar Gebete gewisser Fanatiker in Erfüllung gehen sollten.

Die schätzbaren Beiträge „zur Geschichte des süddeutschen Municipalwesens“ sind nur, wie der Verf. S. 258 erklärt, ein Auszug aus einer zum Behufe einer pragmatischen Geschichte des süddeutschen Städtewesens seit vielen Jahren angelegten Sammlung. Sie sollen vorerst ein Skelett einiger Städtechroniken zur Probe sein, nebst einem Anhang dahin gehöriger ungedruckten Urkunden, weist aus Ottokar's von Böhmen Zeit. Die wichtigern berührten Orte sind Wogen, Ens, Freistadt ob der Ens, Haimburg, Judenburg, Neuburg, Wienerisch-Neustadt, St. = Pölten, Steier, Zeiselmauer. Durch solche fortgesetzte Bemühungen auf einem scheinbar sehr trockenen Felde werden für die innere süddeutsche Geschichte treffliche Materialien zu Tage gefördert, und ein künftiger Bearbeiter derselben wird Hormayr's Werk über Wiens Denkwürdigkeiten (27 Bändchen), sein „Archiv“, seine „Geschichte Tirols“, die Beiträge zur Beantwortung der Preisfrage über Innerösterreich's Geographie und Geschichte, sowie die 28 Jahrgänge seines Taschenbuchs niemals entbehren können.

Die Abtheilung 16 enthält „Züge der Sitten, des Luxus, der Feste, Gebräuche und Handel der Vorzeit“. Die zweite Nummer ist ein merkwürdiges Actenstück ständischer Verhandlungen

zwischen dem alten Erzherzog Sigmund von Tirol und seinem Unterthanen. Bekanntlich mußte er sein Land 1490 an den römischen König Maximilian abtreten. In der folgenden Nummer findet das Hasenhau in der Kärntnerstraße zu Wien (Matthias Corvinus' Sterbeplatz 1490) mit seinem merkwürdigen Schimpfbilde, welches bis fast 1750 noch zu sehen war, seine Geschichte und Beschreibung. Es war Sitte, daß Hochverräther, Feldflüchtige, feige ihre Festungen übergebende Commandanten, wenn sie begnadigt wurden, doch eine rothe oder seidene Schnur oder das Hasenpanier auf dem Hute tragen, oder an ihren Schlüssel, Wagen u. s. w. irgend ein öffentliches Zeichen von Schimpf und Schande andringen mußten. Hier galt es einer Strafe für den feigen Befehlshaber der Festung Raab, welche 1594 den Türken in die Hände fiel. Wir lassen dahingestellt sein, ob die Sache nicht noch anwendbar wäre.

Das folgende Stück ist eine sehr erbauliche Rede eines Matth. Fr. v. Görlitz (1555) „an die vollen Brüder im deutschen Lande“. Der Verf. klagt darin, daß seine Schrift wider den Saufteufel die deutsche Nation noch gar wenig gebessert habe, und nun werden Probböden gegeben, wie selbst die Weiber diesem Laster oblagen, wie sie selbst ihren Kindern es einimpften, wie man immer ungebührligere Trinkgefäße brauche, und wie man sich einander endlich noch aus Sautrögen zusaufen werde. Unter der Rubrik: „Alte Rechtspflege“, wird bemerkt, daß nach den alten Schweizergesetzen die zwifache Ehe dadurch bestraft wurde, daß der schuldige Theil entzweielt und jedem Gatten ein Theil davon zugestelt wurde; daß in Polen die Verleumdung verdammt wurde, auf Bier zu gehen und eine Viertelstunde lang wie ein Hund zu bellen. Unter Karl V. wäre diese Strafe auch festgesetzt, aber bald nachher wieder abgeschafft worden, weil sie „die fürstliche Ruhe“ störte, da man fast immer den ganzen Morgen hellen hörte, so lange die Gerichtsstunden währten. Auch an Schweinen, die Kinder gefressen hatten, wurde Criminaljustiz geübt. Nach Nr. 7 kündigten sogar Weiber einander förmlich durch einen „Pfebsbrief“ kriegerisches Abbrennen von Haus und Hof an. Die „Ähnenprobe der Nas: (Schnupf:) tücher und Mustertart der Roden und Hossitten“ (S. 448) enthält sehr viel Interessantes.

Den Beschluß macht die Fortsetzung des vor einigen Jahren begonnenen sehr dankenswerthen Directoriums der vom Freiherrn v. Hormayr entdeckten und herausgegebenen Urkunden und Quellen (fast 100 Stück allein von den J. 1233—44), dessen Fortsetzung ja nicht ausbleiben möge. 48.

### Notiz.

#### Zühe Lebenskraft der Kaimans.

Als der Reisende Schomburgk den bis dahin noch ziemlich unbekanntem Verbiecesfluß im englischen Guyana bereiste, fand er dort die Kaimans oder großen Alligatoren sehr zahlreich; der Reisende begegnete ihnen oft mitten in den Stromschnellen, wie sie den Kopf über dem Wasser und den Rücken offen hielten. Diese Thiere haben ein äußerst zähes Leben. Eins von ihnen empfing eine Kugel, welche ihm das Ende der Schnauze wegnahm; unmittelbar darauf drang eine andere Kugel dem Thiere hinter dem Gehirne ein, worauf man ihm noch eine Menge von Wunden beibrachte. Nun schleppte man das Thier, das auch nicht die Spur von Leben zu haben schien, auf den Hintertheil eines Canots. Da hier das Gabeler während der Ueberwindung von Stromschnellen lästig wurde, so saßten zwei Arauakindianer Muth und ergriffen das Thier, um es anderwärts unterzubringen; kurz darauf sprang dasselbe in die Höhe und stürzte sich preischnell in das Wasser. Seitdem waren jene beiden Indianer nicht mehr zu vermögen, einen Kaiman anzurühren. Den folgenden Tag schnitt man einem Kaiman mehr als drei Zoll von der Luftröhre weg, und selbst nach dieser Operation war das Thier noch nicht ohne Leben; es verendete erst, nachdem man ihm eine lange und starke Messerflinge in die Hirnschale und den Rücken gebohrt hatte. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 349.

15. December 1838.

### Die neueste Literatur der Schweiz.

(Schluß aus Nr. 348.)

Viel lebendiger und geistig rühriger steht es in der französischen Schweiz aus, in Neuenburg, in der Jesuitenhauptstadt Freiburg, unter den feurig-kräftigen Waadtländern und vor Allem im feinen und reichen Genf. Noch immer ist Genf eine geistige Hauptstadt in den Ländern französischer Sprache, wenngleich die zahlreicher aufsteigenden Dünste auch hier die geistige Atmosphäre etwas verdünnt haben mögen; wenngleich ein Rousseau und Voltaire nicht mehr mit der Feder den Hebel ansetzen, der die Meinungen umwälzte und die Vorurtheile aus den Wurzeln riß, und man es für keinen ganz genügenden Ersatz gelten lassen mag, daß sich hier in neuerer Zeit ein François Guizot zur Stütze des französischen Bürgerkönigthums hatte bilden lassen. Über die zahlreichen und zum Theile werthvollen Werke, die während des letzten Jahres aus der genfer Presse hervorgingen, gab unlängst der als besondere Broschüre gedruckte „Discours sur l'instruction publique de Genève, prononcé le 13 Août 1838 par de la Rive“ einen interessanten Überblick. Ungeachtet dieser schriftstellerischen Regsamkeit ist indessen auch in der französischen Schweiz die Gesamtproduction größerer und selbständiger wissenschaftlicher Werke nicht gar beträchtlich. Wol aber finden wir hier, zumal in Genf, eine Journalistik ausgebildet, die nach Art der englischen und der pariser Revuen zwischen einer bloß flüchtigen Betrachtung der Tagesereignisse und einer streng-wissenschaftlichen Literatur die Mitte hält und in einzelnen Gebieten der Erkenntniß bald da bald dort ihr Licht aufsetzt.

Daß viel gedruckt wird in den Cantonen der deutschen Zunge, die sich ja überhaupt geläufiger durch den Schnabel der Feder als durch die Lippen ausdrückt, versteht sich von selbst. Zwar schien auch Frankreich, nachdem es sich in revolutionarischen Sprüngen ermüdet, eine Zeit lang am Schreibtische ausruhen und mit den Deutschen um die Wette schreiben zu wollen, sodas es während einiger Jahre wenigstens nicht viel weniger Büchertitel producirt, als die Verzeichnisse der leipziger Oster- und Herbstmessen aufzuweisen hatten. Allein es war nur ein plötzlicher Eifer, der, wie es scheint, schon etwas nachgelassen hat, während die Deutschen die Feder gar nicht

aus den Händen legten und mit ihrem steten und stillen Fleiße mehr und mehr einen Berg von Gelehrsamkeit aufhäuften, von dem sich eine um so weitere Aussicht öffnen mag, je unbestreitlicher er wird. Zu diesem Werke hat nun die deutsche Schweiz seit längerer Zeit hülfreiche Hand geleistet. Und als gar nach dem Jahre 1830 die Sonne der Freiheit durch die Wolken brach, so hat sie, wie die afrikanische Sonne im Wüstenlande, noch eine Menge junges Federvieh aus den Eiern ausgebrütet. Damit nicht genug, ist bald auch aus den deutschen Ländern der rechten Rheinseite ein beträchtliches schreibendes Corps der Schweiz zu Hülf gezogen, theils in freiwilliger, theils in gezwungener Einwanderung. Wie schwäbische Mägde und Hausknechte in allen Gasthäusern Europas, so finden sich deutsche Gelehrte in allen Tempeln der Wissenschaft, und es konnte nicht fehlen, daß eine ansehnliche Schaar derselben an den neuen Universitäten von Zürich und Bern, an den neuen oder erneuerten schweizerischen Gymnasien, Industrie-, Secundar- und Primarschulen sich niederließ. Seitdem ist die Zahl der Buchdruckereien und Buchhandlungen nicht unbedeutend gestiegen, und einige Fabriken von Papier ohne Ende sind im besten Gedeihen.

Das Gebiet der deutschen Literatur der Schweiz gleicht in seiner äußern Physiognomie nicht ganz derjenigen des Landes. Dort ist, wie anderswo, das Flachland überwiegend, und nur vereinzelt treten die geistigen Höhen vor Augen. Auch finden sich, obgleich im Ganzen die geistige Production im Zunehmen ist, noch weite Einöden, deren Bewohner im Stande der literarischen Unschuld und Nachttheit leben oder höchstens mit einem einzigen Zeitungsblatte ihre Scham zu bedecken suchen. Dies ist besonders der Fall in den kleinen Cantonen, die keine Städte und nirgend größere wissenschaftliche Anstalten besitzen, sowie in dem halb deutschen, halb welschen Wallis. Unter den Urantonen ist Schwyz derjenige, wo noch am meisten Literarisches zum Vorschein kommt. Hier stehen sich die politischen Parteien scharf einander gegenüber, und wenn man in der Regel lieber zum Knüttel als zur Feder greift, so werden bei solchen Reibungen doch wol auch einige geistige Lichtfunken entbunden. Ist doch der Flecken Schwyz der Geburtsort von Aloys Fuchs, der neuerdings in der schweizerisch-theologischen Welt eine nicht unbedeutende Rolle gespielt und in den Sumpf des Ul-



tramontanismus einige Steine geschleudert hat, die den ganzen Chorus der Frösche in großen Aufrehr versetzten. Dafür konnte er es freilich in der Heimat nicht mehr aushalten und mußte sich anderwärts eine Zuflucht suchen. In Uri erscheint wenigstens seit Kurzem ein Wochenblatt, ein sehr dünnschichtiger Kindsbrei, wodurch die Nachkommen Wäl's allmählig an solide geistige Kost gewöhnt werden sollen. Bei den Unterwaldnern dagegen geht es ganz stille und patriarchalisch langweilig her. Ihr merkwürdiger Heldenkampf gegen die französischen Republikaner hatte unlängst im Canton Zürich einen wackern Sänger gefunden. Es mag indessen billig bezweifelt werden, ob sein episches Gedicht: „Die Enkel Winkelried's“, unter diesen Enkeln viele Leser finde, schon aus dem einfachen Grunde, weil bei ihnen die Zahl der Gelehrten, welche lesen können, nicht gar beträchtlich sein mag. Nicht viel anders ist es in Wallis, doch läßt hier der früher oder später erwachende lebhaftere Kampf zwischen dem untern und oberen Theile des Landes für die Zukunft Einiges erwarten. Der literarisch fruchtbarste Canton der deutschen Schweiz ist unstreitig Zürich, wo besonders für Geschichte und Philologie, für Theologie, Rechtswissenschaft, Statistik und Naturwissenschaften eine gute Zahl ausgezeichneter Arbeiter sich findet. Daran schließt sich in neuerer Zeit Bern, wo seit Errichtung der Universität, wie dies auch in Zürich der Fall ist, das Feld der Literatur zum Theil mit stärkerer auswärtiger Beihülfe in Bau und Besserung gehalten wird; sodann Baselstadt, Aargau und St. Gallen. Zwischen diesem Viel und dem Wenig oder gar Nichts der Urkantone dürften die andern Theile der Schweiz, jedoch in verschiedenen Abstufungen, die Mitte halten.

Nach den Zusammenstellungen der berliner „Literarischen Zeitung“ lieferten alle Länder deutscher Zunge 4152 als fertig angezeigte Schriften zur Ostermesse 1837, die bekanntlich nach der Masse oder Zahl der Werke die reichste halbjährige Ernte aller Zeiten ergab. Das Contingent, das die deutsche Schweiz hierzu stellte, war 105. Im J. 1838 erschienen in ganz Deutschland zur Ostermesse 3883 und zur Herbstmesse 3208, in der Schweiz insbesondere aber je 110 und 106 Bücher. Wir sehen hiernach, daß die literarische Production der deutschen Schweiz im Steigen, aber doch noch geringer ist als die durchschnittliche Production in allen deutschen Ländern, wie dies schon früher hervorgehoben wurde. Um so mehr läßt sich dies behaupten, als wol auch aus der französischen Schweiz, wenn nicht alle, doch manche der daselbst erschienenen Werke in den leipziger Bücherverzeichnissen Platz gefunden haben dürften. Was das Verhältniß der einzelnen Zweige der Literatur betrifft, so erschienen in der deutschen Schweiz in den J. 1836—38 im Fache der Philosophie je 1 und 0; Theologie und Erbauungsbücher 33 und 21; Geschichte und Geographie 9 und 17; Philologie und Archäologie 11 und 9; Jurisprudenz, Staats- und Kameralwissenschaften 10 und 11; Naturwissenschaften und Medicin 7 und 9; Mathematik 3 und 1; Kriegswissenschaften 1 und 2; Pädagogik, Unterrichts- und Jugendschriften 17

und 9; Wirtschaftskunde, Handel und Gewerbkunde 2 und 5; schöne Literatur und schöne Künste 7 und 15; vermischte Schriften 4 und 7. Sehr überwiegend ist also die Zahl der in das Gebiet der Theologie einschlagenden Schriften. Überhaupt setzen sich ja aller Orten die Theologen als die Schreibseligsten, und in der Schweiz finden sie einen besonders geeigneten Tummelplatz, da sich hier auch im Leben die vielfältigsten kirchlichen und religiösen Gegensätze noch so hart berühren. Im Ganzen läßt sich indessen behaupten, daß wie im Volke, so auch in der schweizerischen Literatur das Princip der Nützlichkeit vorwaltet, und daß namentlich die speculativen Wissenschaften und Poesie, wenigstens im Verhältnisse zu Deutschland, gegen die mehr in die unmittelbare Praxis des Lebens einschlagenden Doctrinen beträchtlich zurückstehen. Über die Beschaffenheit und das Verhältniß der besondern Zweige der Literatur, mit Hinweisung auf einzelne jüngst erschienene Werke, behaltten wir uns nach Zeit, Lust und Gelegenheit einige weitere Mittheilungen vor. 88.

#### R o m a n e n l i t e r a t u r .

1. Die Schwertler von Zürich. Historischer Roman von F. Th. Wangerheim. Drei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1838. 8. 8 Thlr.

Nach der Vorrede mußte der Verf., von einem innern Drange getrieben, dieses Buch schreiben. Gegen die Existenz desselben ist daher eine erhebliche Einwendung nicht vorzubringen, desto mehr gegen den Inhalt. An Apparat freilich, bis herab zu den mannichfachsten Citaten, fehlt es nicht, und Johannis v. Müller kann, wenn er von seinem gegenwärtigen Standpunkte aus Lust dazu hat, dem Verf. vielleicht wegen Nachdruckes gerichtlich belangen; allein was geschieht denn nun eigentlich in allen den drei Bänden, und wie geschieht es? Das Hin- und Widergerren, das Springen von einem Gegenstande zum andern ist freilich eine genügende Antwort auf das Wie. Was aber geschieht, ist unter solchen Umständen wirklich schwer zu sagen, und Ref. muß die Leser der Kürze wegen auf Johannes v. Müller verweisen. Hier nur so viel, daß der rüstig schaffende Verf. höchst wahrscheinlich die Schweiz nur auf Beschreibungen kennt, wenigstens ist seine Zeichnung der Dertlichkeiten sehr unbestimmt; wie weit dagegen seine Kenntniß der Menschen reicht, ist wiederum nicht leicht zu sagen. Die im Buche auftretenden Personen reden, wüß durcheinander, halb etwas alterthümlich und wahr, halb so modern, wie es von der Gegenwart nur irgend verlangt werden kann. Es ist daher, Alles wohl erwogen, zu fürchten, der innere Drang, welcher dem Verf. die Feder zwischen die Finger klemmte, sei entweder nicht der rechte gewesen, oder aber, er habe die Kräfte des Verf. überwältigt, dieser sei daher — vergl. Vorrede S. VIII — an sich selbst zum Helden, aber auch zu einem Gefallenen geworden.

2. Leiden zweier Chinesen in London. Herausgegeben von L. von Treskow. Zwei Bände. Mit Abbildungen. Quedlinburg, Basse. 1833. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Gr.

Die Idee, einen mit den europäischen Verhältnissen, wie sie namentlich in einer großen Stadt vielfach sich durchkreuzen, durchaus unbekanntem Menschen in Conflict mit denselben zu setzen, ist nicht eben neu, nur mag sie in der Ausdehnung von zwei Bänden, wie hier, noch nicht ausgesprochen sein. Sie ist dagegen aber wol nirgend verfehlter als in diesem Buche zur Anschauung gebracht, denn eben der Conflict, welcher sich aus chinesischem Lebens- und Denkweise gegenüber der englischen nothwendig entwickeln muß, wird nirgend sichtbar, vielmehr müssen die beiden Chinesen — es war an einem schon genug — als ganz

überflüssig angesprochen werden; irgend ein deutscher Handwerks-gesell hätte dieselben Dienste gethan. Es ist dem Verf. darum zu thun gewesen, von den Loopreisungen der Reisefeschreiber einmal den Nimbus abzustreifen und dagegen alle die Herrlichkeiten mit Steinkohlenruß zu bewerfen. Das geschieht aber in so trostlos nüchternen Weise, daß Nicolai in seiner italienischen Nohle dagegen eine wahre Fundgrube von Ironie, Wit und Humor ist. Aus der Nachschrift des Buches erfahren wir, daß die Chinesen auch den französischen Grund und Boden betreten haben, daß ihr Humor hier sich wiederfinde und manches Lächeln abdolet. Möge diese Nachricht auch in einer etwanigen Fortsetzung des Buches Bestätigung finden!

3. Der Religionszwist zu Waghraeu. Von Theodor Friedberg. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1838. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Verf., dessen Motto: „Sei ehrlich, so bist du tolerant“, seine innerste Gesinnung schon bezeichnet, führt uns in eine Colonie Nordamerikas. Die Colonisten sind Deutsche, und zwar von so verschiedener intellectueller Bildung, wie sie noch gegenwärtig jährlich in großer Zahl das Vaterland verlassen. In religiöser Hinsicht aber sind sie bis auf vier Personen Pietisten der verurtheilten Art, in deren Mitte der Magister Dünkelbock als Muster vorleuchtet und den fanatischen Parteilhas in ihnen nähret, der denn auch feindselig zwischen zwei Liebenden steht. Da die Charakterzüge nicht nur wahr, sondern in den verschiedenen Verhältnissen und Conflicten auch consequent durchgeführt sind, so kann dieser Roman nicht nur als eine anziehende Lecture, sondern auch als ein Licht empfohlen werden, das die in unserer reichen Entwicklungszeit spulenden Irthümer bekämpft. Es ist darüber gestritten worden, ob die Form des Romans die Durchführung solcher Themat, wie das des vorliegenden, überhaupt gestatte, ob also in diesem Sinne polemische, oder, wenn man will, Tendenzromane zulässig seien. Ref. ist der Ansicht, daß eine solche Frage nicht eben schwer zu beantworten sei, da jede Erscheinung im Menschenleben von dem Romanschriftsteller als Stoff angesprochen werden darf. Nur die Behandlung des Stoffes gibt den Maßstab, ob der Verf. aus seiner Bahn gewichen und anstatt eines Romans eine philosophische oder theologische Abhandlung geschrieben, und in dieser Beziehung hat unser, wahrscheinlich pseudonymer Theodor Friedberg wol immer seine Aufgabe vor Augen gehabt. Er beherrscht seinen Gegenstand, und indem er die widerwärtigsten Erscheinungen selbst mit einer gewissen Milde behandelt, werden wir nirgend verlegt. Auch in diesem Sinne haben wir oben das Buch eine anziehende Lecture genannt.

4. Der Czarpaß, von J. J. Lagetschnikoff. Aus dem Russischen übersetzt von G. J. Schulz. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 3 Thlr.

Die verunglückten Bestrebungen einiger Großen, und unter diesen vorzüglich des Cabinetsministers Wolynsky, den Stänkung der schwachen Kaiserin Anna, den bekannten Emporkömmling Biron, zu stürzen, bilden die eigentliche Grundlage des Romans. Indessen bleibt das Liebesverhältnis Wolynsky's zu Mariortza, der Tochter eines Fürsten Telemiko und einer Zigeunerin, immer vorherrschend. Diese Mariortza, ein wunderliebliches Geschöpf, im Harem eines abgelebten Moslem erwachsen, gibt sich der Liebe mit der ganzen schönen Leidenschaft der Jugend hin. Sie weiß nichts von Wolynsky's Gemahlin, kaum etwas von seinem politischen Treiben; sie liebt und fällt, sie fällt eben in jenem merkwürdigen Gebäude auf der Rewa, welches dem Romane den Namen gegeben, sonst aber nicht besonders wichtig für die Handlung ist. Überhaupt sind die Verhältnisse nicht eben lebendig fortschreitend verbunden; sie stehen mit den Personen zu vereinigt, zu epischenartig da. Gleichwol gewährt das Buch vielseitiges Interesse, indem es das russische Leben und Treiben einer frühern Zeit zur Anschauung bringt und wir in dem Verf. einen Mann der ehesten Bildung und Freiheit kennen lernen, einer Freiheit, die nichts darin sucht, irgend etwas andeutend zu verbergen. Die

Katastrophe kann ein Glanzpunkt des Buches genannt werden in der Art und Weise, wie die ganze Gegenpartei Biron's fällt, denn der Kunstgriff, wodurch Biron den schauerhaften Sturz seiner Wilderfächer herbeiführt, ist in seiner theatralischen Wirklichkeit dennoch großartig.

5. Der Schleichhändler, von Robert Heller. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 1838. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Die Begebenheit ist ziemlich verwickelt, aber klar, frisch und einfach erzählt. Die Tochter eines Vornehmen wird geraubt. Der Schleichhändler hat als junger Mann ein vertrautes Verhältnis zu einer Selstängerin, und nach dessen Auflösung bringt ihr Bruder dem Schleichhändler das vornehme Kind mit dem Vorgeben, er sei Vater desselben. Dieser Bruder, eine durch und durch verdorbene Natur, benutz das Verhältnis zu manchen Erpressungen, bis endlich der Bruder des Kindes die Entdeckung des Betruges herbeiführt. Das ist ungefähr die Geschichte, die jedoch in mannichfacher Weise durch Zwischenereignisse gekreuzt wird. Die Personen sind scharf und wahr gezeichnet und die Begebenheiten ohne allen Zwang herbeigeführt. Vorzüglich gut sind auch die Ortslichkeiten behandelt, indem sie nicht, wie so oft, als Decorationen, sondern als nothwendige Requisite aufgefaßt und gleichsam mitbehandelt erscheinen. Die Scenen in den Salons der Residenz stehen dagegen so vereinigt da, daß sie nur die Absicht des Verf. bethätigen, das weitverbreitete vornehme Philistertum eben als solches zur Schau zu stellen, denn die Geschichte selbst erfordert kaum den dritten Theil der aufgestellten Paradesfiguren. 36.

## Der skandinavische Norden.

Nach Ampère.

Ampère hat in seinem Commissionsbericht über die drei skandinavischen Reiche manche interessante Daten gegeben, indeß mehr in der Form von Fragen, auf welche eine zukünftige Untersuchung Antwort geben soll. Die Expedition der Herren Ampère und Taylor ist für Frankreich fast eine Entdeckungserreise zu nennen; Skandinavien war für die Franzosen bisher nicht viel mehr als ein Thule, wo Land, Meer und die Kenntniß davon ein Ende nehmen. Die Franzosen, in ihre einheimischen Zustände eingewachsen, haben sich um die Kenntnißnahme fremder, selbst civilisirter Länder und Völker Europas nie viel Mühe gegeben, obgleich sie sich als Entdecker in den transatlantischen Welttheilen und oceanischen Regionen auszeichnen; für das Land der Hyperborer aber zeigten sie bis auf die jüngste Periode wenig Sympathie. Die letzten Weltereignisse und Weltkriege haben die Völker innigere Mischungen eingehen lassen. Abenteuerlich, wie die Franzosen sind, waren es ihre Kriegszüge, welche Agypten und in jüngster Zeit das Gebiet von Algier der wissenschaftlichen Erkenntniß näher rückten; die wissenschaftliche Abtheilung, welche der Napoleon'schen Expedition nach Agypten beigegeben war, mochte hauptsächlich wol in einer pomphaften Absicht ihren Grund haben, aber die Resultate für die Kenntniß Agyptens sind wichtig und nicht abzuleugnen. Jetzt suchen sie, welche das Naheliegende über die Ferne vernachlässigten und sich lieber mit Barbaren, welche es sind, als mit Nichtbarbaren, die sie aus Stolz für Barbaren hielten, eingelassen haben, auch mit Deutschland und überhaupt dem Norden und Osten Europas sich in genauern Rapport zu setzen. Sie machen friedliche Entdeckungszüge nach Deutschland, von dem so viele Märchen in Frankreich im Schwunge waren, sie studiren, so weit es im Fluge möglich ist, an Ort und Stelle seine Literatur, seine Kunst, seinen Volkscharakter und sein Erziehungsweisen. Auch nach Skandinavien und Island haben sie in gleicher wissenschaftlicher Absicht Entdecker ausgesandt, und man war in Frankreich erstaunt, auch diese, wie man denken mochte, hyperborischen und barbarischen Landsfriche civilisirt und in geistiger Hinsicht trefflich angebaut zu finden. Einige Notizen aus Ampère's Commissionsbericht wollen wir hervorgehen.

Ampère macht besonders auf die Menge von Bibliotheken aufmerksam, die sich in den skandinavischen Reichen befinden, man habe, was Dänemark betrifft, deren in Kiel, in Altona, Aarhus, Aalborg, Sorde, Odense, und in Kopenhagen sogar mehr, unter denen die königliche zu den vorzüglichsten in Europa gehöre; die Privatbibliothek des Königs zeichne sich durch eine Auswahl geographischer Karten aus. Schweden habe in Stockholm mehr, die königliche Bibliothek und die der Akademie der Wissenschaften, dann die vortrefflichen Privatbibliotheken des Grafen von Fleming, des Hrn. von Brindmann, des verstorbenen Grafen von Engeström u. s. w.; die Universitätsbibliothek in Upsala zeichne sich durch ihre Manuscripte aus; auch gebe es noch Bibliotheken in Lund und Wexlerås, und in Norwegen habe man deren zu Drontheim und Christiania. Eine Medaillenammlung besitze das Rosenberg'sche Museum in Kopenhagen; eine Sammlung von schwedischen Münzen von den ältesten Zeiten her, auch von arabischen aus dem 9. Jahrhundert habe man zu Upsala, ferner gebe es noch naturhistorische, physikalische und mineralogische Sammlungen in Stockholm, Upsala, Kopenhagen und Christiania und mehr botanische Gärten. Die Universitäten seien sehr wichtig, ebenso die Eycen zu Altona, Helsingholm, Sorde (bewahrt durch die beland dänischen Dichter Ingemann und Hauch), Odense, Aarhus u. s. w.; in Aalborg befinde sich eine Schule für Schiffsfahrtskunde, in Altona eine Handelschule, in Christiania ein philologisches Seminar und in Drontheim ein Seminar für die Lappländer. Die Akademien und gelehrten Gesellschaften seien in reichlicher Zahl vorhanden und in so großer Thätigkeit begriffen, daß es für Frankreich von Wichtigkeit sei, sich mit ihnen in Communication zu setzen. Stockholm habe eine Akademie der Wissenschaften, eine Akademie, welche vorzüglich auf schwedische Sprache und Poesie ihr Augenmerk richte, eine Akademie der schönen Literatur, der Geschichte und Alterthümer, die vaterländische Gesellschaft u. a.; Kopenhagen sei an gelehrten Gesellschaften nicht minder reich, es habe sogar eine Gesellschaft für isländische Literatur; Thierarzneischulen gebe es in Kopenhagen, Sorde und Stockholm.

Ampère kommt auch auf die Abnahme des baltischen Meeres zu sprechen, worüber so viel gestritten worden ist. Neuere Untersuchungen, worunter die von Hellström und der russisch-schwedischen Untersuchungscommission von 1820 haben ergeben, daß die bemerkten Veränderungen den Localitäten nach sehr ungleich sind, und daß die Abnahme nicht von dem Fallen des Wassers, sondern vielmehr von der Erhebung des Bodens herrührt. Besonders scheint das Wasser im bothnischen Meerbusen von seinem frühern Niveau verloren zu haben. Ampère fordert zu einer genauern Untersuchung dieser merkwürdigen Erscheinung auf.

Das Klima ist nach Ampère in Dänemark nicht so kalt, als man nach der Lage des Landes glauben sollte; die Seewinde ermäßigen es. Schweden wird durch den Dalef, welcher Dalekarlien durchfließt, in zwei klimatische Hälften getheilt, deren Temperatur sehr verschieden ist. Das Klima der südlichen Gouvernements ist sogar sehr erträglich. Norwegen ist am kältesten gegen Osten und im Innern des Landes. Südlich aber hoch gelegene Gegenden haben oft ein kälteres Klima als die nördlichen. In Drontheim gedeihen schon manche Früchte nicht, die weiter im Norden noch zur Reife kommen.

Ampère schlägt vor, daß man mit dem Dynamometer Regnier's, so unvollkommen es sei, Versuche anstelle; denn wie man durch vergleichende Versuche erfahren, daß die Einwohner unserer Klimate mit mehr Kraft ausgestattet seien als die Bewohner der Äquatorialgegenden, so scheint man im skandinavischen Norden in noch höherm Maße mit physischer Kraft begabt zu sein. Im höchsten Norden schrumpft freilich das Menschengeschlecht so gut wie das Pflanzengeschlecht zusammen; es kann sich nicht vollständig entwickeln, und das Reich der Verküppelungen und Mißgehalten nimmt hier seinen Anfang. Als die

beharrend kältesten Gegenden, wo man physiologische Untersuchungen anstellen könne, schlägt Ampère die kleine Festung Bardhus auf der Insel Bardö im Eingange des Golfs Baranger vor, die Stadt Hammerfest auf der Insel Quälbe, und Norras, eine Stadt, die mitten in der höchsten Gebirgsgegend von Norwegen liegt.

Die Vorkellungen, die man sich über die Lappen macht, wenn man sie sich inGesamtheit als klein, häßlich, verküppelt denkt, sind nach Ampère falsch; man müsse sie nach der Verschiedenheit ihrer Lebensweise und dem Norden, die sie bewohnen, gesondert betrachten. Auch von der geringen Fruchtbarkeit der lappländischen Weiber habe man wol nicht die richtige Meinung. Es sei allerdings wahr, daß in Lappland nur 38 Einwohner auf die Quadratmeile kommen, während das Sousvernement Malmö deren 5035 auf der Quadratmeile ernährt. Einmal aber seien die nordischen Weiber später mannbar als die Weiber der mittäglichen Gegenden und des Orients, überhaupt von geringerer Reizbarkeit, so daß die Annäherung der Geschlechter ermäßigt wird; aber die wahrscheinlichsten und hauptsächlichsten Ursachen der geringen Dichtigkeit der Volksmenge in den Lappmarken sei das Elend der Einwohner, die schlechte Beschaffenheit der dürrig vorhandenen Nahrungsmittel in den minder cultivirten und von Natur unfruchtbarern Gegenden und vorzüglich der häufige Genuß von Kartoffelbranntwein. Auch habe sich die Volksmenge von 1752—1825 in denselben Gegenden um das Doppelte vermehrt, Folge des verbesserten socialen Zustandes der Lappen. Diese Vermehrung hätte nicht stattfinden können, wenn die Kälte allein den Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Weiber ausübte, den man ihr zuschreibt.

Dies wäre ungefähr das Wesentlichste von allgemeiner Bedeutung aus dem Ampère'schen Berichte, der allerdings nicht mehr ganz neu, aber doch in diesem gebräugten Résumé ohne Interesse sein dürfte, der wenigstens beweist, daß Ampère's Aufenthalt im skandinavischen Norden nicht so nutzlos gewesen ist, als man doch, so viel ich mich erinnere, hier und da dem Berichterstatter vorgeworfen hat. 108.

### Notiz.

#### Römisches Recht in Griechenland.

Wir meinen damit nicht die sogenannten Basiliken und das Handbuch des Parmenopulus, die, im 9. und 14. Jahrhundert zusammengetragen, bis auf die neueste Zeit in Griechenland mehr oder weniger gesetzliche Geltung gehabt haben, sondern einestheils die neugriechische Übersetzung der „Institutiones Justiniani“, welche nach der Reich'schen Ausgabe 1836 in Athen erschien, andertheils diejenige des „Lehrbuchs des römischen Rechts“ von Madelbey, welche von den beiden Neugriechen Kallis und Kenieris begonnen worden ist. Von dieser letztern liegen die ersten beiden Hefte (Athen 1838) vor. \*) Sie beginnen mit dem allgemeinen Theile (§. 112) und reichen bis zu §. 283 des besondern Theils des Originals; die historische Einleitung (§. 1—111) soll unter besonderer Berücksichtigung der Verbesserungen der neuesten Auflage des Originals am Schlusse des Ganzen gegeben werden. Neu sind, neben denen aus den Justinianischen Rechtsquellen bei Madelbey, die Citate aus den Basiliken, theils nach Meermann's „Thesaurus juris civilis“, theils nach Haubolt's „Manuale Basilicorum“. In der Vorrede zum ersten, dem Könige von Griechenland gewidmeten Hefte beklagen die Übersetzer auf eine, wie uns dünkt, die Theilnahme Europas verdienende Weise den großen Büchermangel in Griechenland. 25.

\*) Das Werk ist durch die Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur von Brockhaus und Avenarius in Paris und Leipzig zu beziehen D. Red.

Hierzu Beilage Nr. 6.

Johann de Witt und seine Zeit. Von P. Simons. Aus dem Holländischen übersezt und mit eignen Anmerkungen und Erläuterungen versehen von Ferd. Neumann. Zwei Theile. Erfurt, Dtto. 1835—36. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Seitdem sich die Niederländer auch in literarischer Beziehung von Deutschland getrennt und eine Selbständigkeit in Anspruch genommen haben, die mit ihrer politischen Stellung fast nothwendig verbunden zu sein schien, ist ihre Literatur zu einer immer ärmlichern und kümmerlichern Existenz herabgesunken; sie ist wie eine Colonie, die sich gegen ihr Mutterland auflehnt hat, aber in der Freiheit nicht gedeihen kann. Wenn dies vor allen Dingen an der Poesie sehr deutlich zu sehen ist, welche immer den sichersten Maßstab für den geistigen Zustand eines Volkes oder wenigstens für Trieb und Anlage zu geistigem Wachsthum auch da noch abgibt, wo äußere Unterdrückung eine freiere Bewegung hemmt, wenn ferner die Leistungen der Holländer in der Philosophie, Theologie u. s. w. im Ganzen nur dasselbe traurige Resultat darbieten, so scheint doch die Geschichte nicht ganz in gleichem Maße darniederzuliegen. Hier treten so manche praktische Rücksichten und Antriebe ein, daß eine größere Betriebsamkeit auf diesem Felde ebenso wenig zu verwundern ist, als sie freilich auch nicht im Stande ist, den Mangel auf den andern Gebieten zu ersetzen und das allgemein ausgesprochene Urtheil zu mildern. Denn das vereinzelt, wenn auch noch so große Interesse für diesen Theil der Literatur kann doch nie wahrhaft großartige Werke hervorbringen, so lange es nicht getragen und gehoben wird durch angemessene Fortschritte in andern Theilen, und dies würde man selbst dann zugeben müssen, wenn man etwa annehmen wollte, daß die Niederländer vermöge angeborener Volksthumlichkeit ein besonderes Talent für die Geschichte hätten. Wir haben in neuerer Zeit von Kampen eine „Geschichte der Niederlande“ erhalten, die verdienten Lob gefunden hat; indeß gebührt davon ein nicht geringer Theil seiner deutschen Bildung. P. Simons steht ihm weit nach, obgleich er zu den thätigsten und angesehensten Historikern seines Vaterlandes gehört, und das vorliegende Werk von ihm kann trotz seiner verdienstlichen Seiten doch im Ganzen nur eine sehr ungünstige Vorstellung erwecken von dem Geist und der Kunst, womit in den Niederlanden die Geschichte behandelt wird.

Große Anerkennung verdient jedenfalls die Sorgsamkeit und der Fleiß, womit der Verfasser seinen Stoff durchforscht hat und überall darauf bedacht gewesen ist, die vorhandenen, zum Theil sehr abgelegenen und seltenen Quellen und Documente zusammenzubringen und redlich zu benutzen. Er hat hierin wirklich viel geleistet, und man wird oft selbst bei geringern, auf das Privatleben eingehenden Partien durch sehr vollständige Auskunft überrascht. Zu den Quellen der niederländischen Geschichte gehören namentlich auch sehr zahlreiche kleine Flugschriften, deren Benutzung theils wegen ihrer Seltenheit, theils wegen der darin herrschenden Parteilichkeit sehr schwierig ist; und doch bieten sie oft wichtige Resultate dar, wie sich bei der allgemeinen bald patriotischen, bald auch eigennütigen und verrätherischen Theilnahme der Niederländer an der Politik und bei der Unfähigkeit der Regierung, überall, wo sie es wünschen mußte, das Geheimniß zu bewahren, nicht anders erwarten läßt. \*) Hier von möchte Manches noch unbenutzt

\*) Dem Ref. ist ein Quartband solcher Flugschriften in die Hände gefallen, dessen Inhalt hier anzugeben wol am Orte ist, obgleich sie nicht unmittelbar das vorliegende Werk angehen, sondern meistens in die nächsten Jahre vor der Zeit fallen, welche der

geblieben sein; namentlich aber vermißt man eine genauere Beschreibung der Schlachten, die, auch wo sie sehr wichtig und interessant sind, meistens mit einer Kürze erwähnt werden, die gegen die sonstige Ausführlichkeit des Verf. bedeutend abfällt.

Ist aber, wie gesagt, der materielle Gehalt des Buches im Ganzen sehr verdienstlich, so steht dagegen der historische Sinn des Verf. und seine Darstellungskunst auf einer desto niedrigeren Stufe. Er hat sich nicht, wie man etwa dem Titel

Verf. dargestellt hat. Dennoch ist Manches darin enthalten, was für die richtige Beurtheilung der Ereignisse nach 1653 von Wichtigkeit ist. Es sind der Reihe nach folgende Schriften: „De Alder-Ghedencwaerdichste Oorloogs-Memoiren, van het groot Wonder-Jaer Anno 1622, door D. E. Habersack“ (Leiden 1622); „Translaet van sekeren Spaenschen Brief, geschreven by Johan Baptista de Tassis, Raet van State des Coninex van Spangien tot Brussel, den lesten Mey, Anno 1595“ (Haag 1596); „Het vierdaeghsche Licht van Februarij, Daer in te sien is De wonderlike ende grouwelike Haeghsche Tragedie: Ofte Conspiracie tegen het lieve Vaderlandt“ (1623); „Tractaet tegens Pays, Treves, en Ouderhandellinge met den Koningh van Spaignien“ (Haag 1622); „Discours politique sur l'estat des Provinces Unies des Pays-bas. Par J. L. D. B. Gentilhomme Francoise“ (von Jean Louis de Balzac) (Leyden 1638); „Extract Uyt d'Articulen van het Tractaet — besloten in's Graven-Hage den 12. Junij 1644“ (zwischen Portugal und den Generalsstaaten) (Amsterdam 1644); „Trewberijge Bermahnung, worinnen viel denkwürdige und politische Considerationen, uber den jetzigen Zustand und Beschaffenheit der vereinigten Niederländischen Provincien, begriffen“ (1644); „Manifestum juris rationalis, quod DD. Status Foederatarum Provinciarum aequas pacis conditiones cum Rege Hispaniarum respicere non debeant. Conscriptum ab Octaviano Ripell Batavo“; „Munsters Kleuter-Spaen“; „De la Necessité de prendre Duinkerke aux Provinces des Pays-Bas“; „Oratio van myn Heer Brasset Resident van Sijne Koninglike Majesteyt van Vranckryck“ (holländisch und französisch) (1646); „Fransck Praetje“ (Münster 1646); „Hollandtsche Sybille“ (1646); „Den ongeveynsden Nederlandschen Patriot“ (Middelburg); „Tweede Deel van den ongeveynsden Nederl. Patriot“ (Das selbst 1647); „Den ongeveynsden Nederlandschen Patriot“ (Aldmaer 1647); „Autentique Copie van de Propositie, gedaen door sijn Excellentie den Heere Grave Servient, Ambassadeur“ (1647); „Poincten van Consideratie, van de Heeren Ambassadeurs Extraordinaris ende Plenipotentiaris van Spaignien“ (Utrecht 1647); „Copie autentiek van seckeren Brief, geschreven by den Heere Grave Servient“ (Amsterdam 1647); „Observation op de Brief van A. de Bruyn, Plenipotentiaris van Spaignien tot Munster“ (Deventer 1647); „Missive uyt Middelburgh“ (Middelburg 1647); „Post date van de Missive“ (Daf. 1647); „Antwoort op den Brief“; „Propositie Ghedaen door — Christian Mol, Ghesants vom wegen Sijne Chur-Furstel. Doorluchtigheyt vom Brandenburg“ (Amsterdam 1648); „Beschryvingh van de zes middelste Vertooningen; die, door last der E. E. Heeren Burgemesteren, t'Amsterdam vertoon zeyn. Door Ger. Brandt de Jonge“ (Amsterdam); „Brandt in Braslien“ (1648); „Wel-Vaert vande West-Indische Compagnie“; „J. V. Fondelens Palamedes oft vermoorde Onnosolheyt. Treur-Spel“ (Amsterdam 1625). Dies bekannte Trauerspiel stellt in der Person des Palamedes den Untergang Odensbarnevelts dar; eine eingestrichelte handschriftliche Notiz gibt auch zu den übrigen darin auftretenden Personen den Schlüssel.

nach erwarten könnte, eine Biographie Johann de Witt's zur Aufgabe gemacht; vielmehr will er im Allgemeinen die Geschichte der Niederlande erzählen von da an, wo jener ausgezeichnete Mann Rathspensionnaire von Holland wurde, d. h. von 1653 bis zu seinem Tode, und grade diese Periode ist es, welche der Verf. nicht mit Unrecht für die glänzendste seines Vaterlandes erklärt. Er faßt sogar seinen Zweck noch allgemeiner, wenn er Thl. 1, S. 78, Anm. 2 erklärt, er wolle die politische Geschichte Europas und das Verhalten der Niederlande dazu zur Zeit de Witt's abhandeln, und in demselben Sinne äußert er Thl. 2, S. 32, Anm. 12: sein Werk müsse vorall dahin streben, die großen politischen Verhältnisse Europas zur Zeit des Rathspensionnaires de Witt richtig würdigen zu lassen. Wenn er hier nun einerseits zu viel verspricht, so hat er andererseits seinen Plan zum Nachtheile des Werkes beschränkt. De Witt kann offenbar nur zum Mittelpunkte der niederländischen, nicht der europäischen Geschichte gemacht werden; aber wie auch immer der Verf. hierüber denken mochte, so hätte doch jedenfalls entweder die Gestalt dieses Mannes gehörig hervortreten müssen, damit man im Stande wäre, seine großen Talente, seinen politischen und sittlichen Charakter genau kennen zu lernen und seine Verdienste richtig zu würdigen; oder de Witt hätte nur überhaupt als weltgeschichtliche Person, nur als Exponent der Bestrebungen seines Volkes und seiner Zeit, als zufälliger Träger bedeutender Ereignisse erscheinen müssen, für dessen besondere Individualität wir dann kein bedeutendes Interesse haben. Die Nothwendigkeit dieser Alternative hat der Verf. nicht erkannt; er gibt zu viel Biographisches für eine allgemeine Geschichte und doch viel zu wenig für eine Biographie. Die Jugendgeschichte de Witt's und sein ganzes Leben, bis er Rathspensionnaire wurde, ist sehr dürftig abgehandelt; aber auch in der spätern Zeit wird er zwar immer besonders hervorgehoben, seine Verdienste werden gepriesen, etwaige ihm gemachte Vorwürfe werden widerlegt; gleichwol wird fast nichts gethan, um den Mann näher zu charakterisiren; seine Gesinnung, seine ganze Persönlichkeit bleibt uns fern und fremd; selbst seine öffentliche Wirksamkeit wird immer nur sehr im Unbestimmten gehalten, und häufig wird er gleichsam als identisch angesehen mit der Landesregierung, sodas weder ein einzelner abgeschlossener Charakter in den verschiedenen öffentlichen Handlungen und Massregeln hervortritt, noch auch der Antheil, den de Witt daran hatte, möglichst gesondert wird von dem, der etwa Andern zuzuschreiben ist. Dies wird um so fühlbarer, da der Verf. mit Lobsprüchen eben nicht sparsam ist; denn wenn man z. B. Thl. 1, S. 59, die Behauptung liest, de Witt habe es in der Kunst eines Finanzmannes so weit gebracht, das keiner seiner Zeitgenossen, selbst nicht der große Colbert ihm darin gleichgestellt werden könne, und er bis jetzt noch durch Niemand darin übertroffen worden sei, wie sollte man da nicht auf einen scharfen Beweis eines so vielversagenden Urtheils begierig sein, das durch die angeführten Thatsachen keinesweges genügend begründet ist. Gewöhnlich schickt der Verf. der Erzählung irgend einer Angelegenheit die Bemerkung voraus oder nach, das sich dabei „das verständige Benehmen des Rathspensionnaires besonders auszeichnete“ (Thl. 1, S. 72, 9), oder das „in diesen Unterhandlungen die Staatspolitik de Witt's ganz besonders hervorglänzte“ (Thl. 1, S. 103, 1) u. s. w.; in der Erzählung selbst aber wird keinesweges die Motivirung eines solchen Lobes bezweckt oder erreicht.

Überhaupt aber ist sowohl in solchen auf de Witt bezüglichen Stellen als auch in dem Haupttheile des Werkes, der allgemeinen Geschichte der Niederlande, ein ungemein niedriger Standpunkt der historischen Reflexion wahrzunehmen. Die kalte Verstandigkeit, die engherzige, kleinliche Beschränktheit, welche dem Charakter der Niederländer in ihrer Literatur und in ihrer Geschichte selbst in der glänzendsten Periode derselben anhängt, tritt bei dem Verf. ebenso stark als unangenehm hervor; sein ganzes Urtheil beschränkt sich auf die Frage, ob et-

was recht oder unrecht, klug oder unklug, rühmlich oder unrühmlich war; sein Maßstab ist dabei stets hergenommen von einer sehr vulgaren Erwägung des Moralischen und Dessens, was Vortheil oder Nachtheil brachte; das der Historiker sich viel höher stellen muß, bedarf keiner Erörterung. Wo wir das Weltgericht der Weltgeschichte zu vernehmen erwarten, da werden wir mit Betrachtungen abgefunden, die kaum für die engsten Privatverhältnisse ausreichen, und vollends das gutmüthige Bestreben des Verf., das etwa Tadelhafte an seinem Selben und an seinen Landesleuten überhaupt zu entschuldigen, die Schwierigkeiten ihrer Lage geltend zu machen und, wo sie unbillig behandelt und ins Unglück gebracht werden, eine Art von sentimentaler Theilnahme und Mitleid in Anspruch zu nehmen, alles dies ist gänzlich gegen die Würde der Geschichtsschreibung. Daher kommt es denn auch, das weder die nicht unerheblichen Beschuldigungen, welche von verschiedenen Seiten her gegen de Witt ausgesprochen sind, wirklich erledigt werden, noch das die Niederländer selbst in dem Glanze erscheinen, womit sie der Verf. gern umgeben möchte; ja, rücksichtlich des Erstern nimmt er sogar einmal (Thl. 1, S. 218) sehr kümmerlich seine Zuflucht zu einem Ausspruche des Philologen Wyttenbach, wonach man mit Bescheidenheit und Achtung über große Männer urtheilen soll; das versteht sich nun freilich von selbst; von dem Historiker aber verlangt man weit mehr, strenge Wahrheit. Die patriotische Absichtlichkeit schadet hier um so mehr, je mehr sie überall, und zwar in sehr kleinlicher Weise, hervortritt. Er verkennt den gegenwärtigen traurigen Zustand seines Vaterlandes nicht, worüber er sich z. B. Thl. 1, S. 163 fg., Anm. 23, ausspricht; er schließt, komisch genug, so: „Und es ist, dünkt mich, für einen Holländer, um das Fieber zu kriegen, wenn man hört, das in unserm Lande nur noch Eine Ankerschwiede existirt, und das man für unsere Marine die Anker aus England bestellen muß.“ Aber wenn er sich für so betrübende Anmerkungen gewissermaßen entschuldigen will durch ein möglichst hoch angestimmtes Lob der Vergangenheit, so wird dies einem unbefangenen Leser wenig behagen. Fast lächerlich klingt es, wenn er Thl. 2, S. 153 die viertägige Schlacht zwischen Niederländern und Engländern am 11.—14. Juni 1666 die denkwürdigste Schlacht nennt, die jemals auf dem Meere stattgefunden hat; gleichwol schrieb sich auch die Engländer den Sieg zu und hatten wenigstens darin Recht, wenn sie behaupteten, das die Holländer viel zu viel Aufhebens von der Sache machten; übrigens hat der Verf. auch den Verlauf dieser allerbekanntesten Schlacht mit keiner Zeile beschrieben.

Von einem patriotischen Holländer ist es freilich nicht zu verlangen, das er einsehen und eingestehen soll, wie seine Vorfahren in ihrer Glanzperiode doch gar oft eine ziemlich klägliche Rolle spielten, wie diese brutaux de marchands (so nannte sie einmal ihr Prinz Friedrich Heinrich von Oranien; s. Thl. 1, S. 217) ihre ganze Staatsweisheit auf den Horizont des Geldbeutel's stellten, wie sie als gute Rechner in Handelsgeschäften doch in der Politik sich gar oft verrechneten, wie sie, aus den Comtoirstuben in diplomatische Circel versetzt, sich als ziemlich ungeschickte Neulinge benahmen und bei aller Schlaueit doch nicht selten angeführt wurden. Einige großartige Züge stehen wunderbar genug ab gegen die allgemeine Kleinlichkeit; aber an jene hält sich natürlich unser Historiker, und wenn der sehr kluge und scharfsichtige französische Gesandte d'Estades an Ludwig XIV. schreibt, es gebe in Holland nur vier unbestechliche Personen, die Gebrüder de Witt, van Bruningen, und Beverningt, und die 300 Abgeordneten der Städte seien sammt und sonders bestechlich (s. Thl. 1, S. 220), so macht der Verf. hiervon nur zu Gunsten de Witt's Gebrauch und läßt im übrigen den Vorwurf stillschweigend auf sich beruhen.

Wir glauben, das Gesagte reicht vollkommen hin, um den Geist, in dem das vorliegende Werk verfaßt ist, zu charakterisiren. Über die Form und Kunst der Darstellung läßt sich kein besseres Urtheil fällen. Der Fleiß und die Aufmerksamkeit des Verf. war zu sehr in den materiellen Einzelheiten befangen,

als daß er hätte an die Gestaltung eines künstlerischen Ganzen denken können; davon also und von Allem, was daraus hervorgeht, kann hier die Rede nicht sein. Der Zeitfolge genau folgend, handelt er Eins nach dem Andern ab, und da er nicht wagt, die chronologische Fessel abzuwerfen, oder sie mindestens ein wenig zu lupten, um sich frei bewegen zu können, so sieht er sich genöthigt uns die Geschichte oft in sehr kleinen Dosen beizubringen, die aber abwechselnd immer wiederkehren. So wird Das, was zusammengehört, häufig auf die unangenehmste Weise zerrissen, wieder aufgegriffen, fortgesetzt, abgebrochen, wiederholt u. s. w. Dabei sind besonders unaussehlich die vielen Wandagen, welche der Verf. anlegt, um die verrenkten und verschobenen Glieder zusammenzuhalten; ich meine die bis zum Überdruß wiederkehrenden Phrasen, welche uns in breiter Langweiligkeit berichten, was wir eben gelesen haben, und was wir nun weiter lesen werden, oder was wir noch nicht lesen werden, um erst etwas Anderes lesen zu können u. s. w. Ist es nicht „um das Fieber zu kriegen“, wenn wir z. B. Thl. 2, S. 45 lesen: „Die Unterhandlungen mit Frankreich, welche noch lange, obgleich fruchtlos, wieder aufgegriffen, konnten nur bis hieher, früher oder jezo, von uns aufgenommen werden; es ist für jezt nöthig, unsere Augen nach Dem, was innerhalb des Landes geschah, zu richten, nach den Maßregeln, die man nahm, um einen Krieg mit Ehren zu führen, den die Staaten so gerne hätten vermeiden mögen, den sie mit aller Mühe abzumenden gesucht hatten, wodurch sie sich nun wider Willen belästigt sahen (!!), und für welchen der kleine Staat seine Bundesgenossen ohne Erfolg zur Hilfe aufgerufen hatte.“

„So viel als möglich soll nun der innere Zustand des Landes angegeben werden; was man gethan hat in Betreff der Selbmittel und der großen Anstrengungen für die Küstungen zur See, und darnach unsere Augen zu richten nach der Fehde unserer preiswürdigen Vorfahren zu Lande gegen den Bischof von Münster und auf die glänzenden und ruhmvollern Thaten gegen England zur See — diesem schrecklichen Element, von einem Fremden mit Recht genannt: „die Wiege Hollands, die Bedingung seines fortdauernden Bestands, seine Plage, sein Beschüzer und Ernährer“ (Moltke's „Holland und Belgien“, S. 28).“

Nun kommt noch eine Einleitung, die jedoch der Sache schon näher rückt, indem sie beginnt: „Die vereinigten Niederlande vereinigten in jenen Tagen Alles in sich, was einen Staat glücklich machen kann“ u. s. w. Man sieht hieraus zur Genüge, daß dies Buch nichts weniger als zur Kurzwelt geschrieben ist; auch ist der Styl nicht geeignet, die Breite der Darstellung einigermassen zu verdecken; wo sich etwa scharfsinnige Ausdrücke, geistreiche Aperçus u. dergl. finden, sind sie aus „Fremden“ entlehnt. Der Übersetzer ist ohne Zweifel von Gemüth ein guter Deutscher; er ist erschrecklich treu gewesen und hat im Ganzen ein leidliches Deutsch herausgebracht; ausgefallen ist uns unter Andern, daß er fast immer gleichwol sagt, wo es hätte jedoch, oder indes heißen müssen. Beggelassen hat er leider nicht, sondern er hat vielmehr zu den an sich schon weitaufstigen und viel Fremdartiges enthaltenden Anmerkungen des Verf., welche immer hinter jedem Capitel angebracht sind, noch einige eigne gefügt, die unter dem Texte stehen und in historischer Beziehung nicht von Belang sind. Am Schlusse jedes Theiles sind nun noch eine ziemliche Reihe von Beilagen hinzugefügt, welche auch viel Unnützes und schon Bekanntes enthalten. Eine unnöthige Erweiterung des Buches ist es endlich, daß die nicht wenigen Ausführungen aus dem Französischen, Englischen und Lateinischen immer zugleich im Original und in deutscher Übersetzung abgedruckt sind.

Das im Ubrigen gut ausgestattete, correct gedruckte Buch wird noch besonders geschmückt durch das von Böllner in Dresden lithographirte Portrait Johann de Witt's; ob es ähnlich ist, vermag Ref. nicht zu beurtheilen; aber etwas Scherz und Wig um den Mund, weit mehr Ernst in der obern Partie, um Augen und Stirn, wo der Staatsmann und gute Wache-

matiker zu erkennen sind, dazwischen die etwas israelitisch gebogene Nase, machen das Gesicht wenigstens zu einem interessanten.

Wenn nun, wie oben näher angegeben ist, P. Simons' Verdienst sich auf seinen Fleiß in der Quellenbenutzung beschränkt, so möchte es wol klar sein, daß sein Werk besser unübersetzt geblieben wäre, da eigentliche Historiker so viel Holländisch verstehen, um es zu benutzen; das größere lesende Publicum aber, selbst wenn es sich an ernstlicher historischer Lecture erbaut, möchte doch durch ein in so vielfacher Beziehung mißlungenes und durchaus nicht reizendes Buch keinesfalls angezogen werden. Indes der Verf. freut sich (in der Vorrede zum zweiten Theile) der Ehre, übersetzt zu sein; wir wollen ihm die Freude gern gönnen, obgleich die Ehre bei uns gemein geworden ist wie Brombeeren; und da Verleger und Übersetzer einmal so weit vorgeschritten sind, so kann man auch nichts dawider haben, daß der noch rückständige dritte Theil ebenfalls übersetzt wird; nur möchten wir doch den Wunsch aussprechen, daß wenigstens der Übersetzer, der sonst doch grade kein Freund der Langweile ist, nicht in gleichem Maße dem Original treu bleibe wie bisher.

1.

Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenunddreißig Jahren eines deutschen Gelehrten, mit Rückblicken auf das öffentliche, politische, intellectuelle und sittliche Leben von 1815—35 in der Schweiz, in Deutschland und in den Niederlanden. Von Ernst Münch. Zweiter Band. Karlsruhe, Müller. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Wir haben in unserer Anzeige des ersten Bandes in Nr. 156—159 d. Bl. f. 1837 Hr. Münch die verdiente Achtung über das Erscheinen eines Werkes bewiesen, das viele schätzbare Einzelheiten enthält, und welches bei der lebendigen Darstellung seines geistreichen Verfassers für spätere Zeiten einen gar nicht unbedeutenden Reichthum von Materialien darbietet. Ebenso haben wir auch bemerkt, daß wol manche andere deutsche Gelehrte aus jener Zeit Ähnliches als Hr. Münch erlebt haben, daß aber manchen die Lust, andern die Geschicklichkeit zur Aufzeichnung solcher Dinge gefehlt habe, und daß daher sein Unternehmen als ein nützlicher Beitrag zur deutschen Remotrenlitteratur Anerkennung und Aufmunterung verdiene. Demnach nahmen wir mit gesteigerter Erwartung den zweiten Band dieser Erinnerungen zur Hand. Aber wir müssen offen gestehen, daß wir durch denselben weniger befriedigt und angezogen sind als durch seinen Vorgänger, da Hr. Münch es hier nicht so gut gelungen ist, persönlich Interessantes mit dem allgemein Interessanten zu vereinigen und einen bedeutenden historischen Hintergrund festzuhalten. Der zweite Band enthält noch den Schluß seines Aufenthaltes in Karau, sein siebenjähriges Leben zu Freiburg im Breisgau und die Reise von dort nach Lüttich. Wie gern wir — und gewiß Mancher mit uns — im ersten Bande bei den lebhaften Schilderungen eines Görres, W. Menzel und Fscholke, mit denen der Verf. in Karau zusammenlebte, verweilt haben, so wenig bedeutend erscheinen uns die Erinnerungen, die Hr. Münch aus dem Jahre 1818, wo er eine Zeit lang auf der Militärschule zu Karau war, anführt, seine Unlust zum Exerciren, seine verlebten Abenteuer beim Schilbwachstehen — denn wer hat dergleichen nicht auch erlebt! — sowie die Erzählungen von den geselligen Vergnügungen und Lustbarkeiten der Karauer, von Hr. Münch's Junggesellenwirtschaft während des Professorslebens, von der schönen Angela und der frommen Malwina, von allerhand unbekanntem schweizerischen Personen und der politischen Richtung der damaligen Jugend. Wir gehören nicht „zu den gestrenkten Kritikern, deren Stimme sich bei der Geschwätzigkeit des Genremalers runzelt“, wir glauben vielmehr sehr gern, daß mancher von Hr. Münch's Freunden und er selbst vielleicht am meisten an diesen „Tabletten“ Freude gefunden hat, aber für ein größeres Publicum

würde eine gewisse Beschränkung der Nebfeligkeit nur von Nutzen gewesen sein. Goethe's wahres Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“, muß auch für jeden guten Genremaler als Richtschnur gelten.

Die Erinnerungen an Gustav Adolf Gustafson aus dem Jahre 1821 und die Mittheilungen über Troxler zeigen unverkennbar Hrn. Münch's Talent in solchen Schilderungen. Nur hätte er die Excerpte aus des Letztern philosophischen Schriften, die mehr als 60 Seiten füllen, weglassen sollen.

Im J. 1822 zog Hr. Münch nach Freiburg, gewissermaßen auf gut Glück, denn die badiſche Regierung verweigerte ihm noch die Anstellung als Professor. Die genannte Unversität ist uns bereits im ersten Bande ausführlich und lebendig geschildert worden; Hr. Münch führt seinen Lesern aber trotzdem noch einmal alle die bedeutendern seiner Kollegen vor, Erhardt, Walchner, Schneller, Schulze, Feinr. Schreiber, Zell, Duttlinger, Amann, Hornthal, Welcker (von Rottet war bereits früher sehr viel gesprochen worden) und Andere, die kaum über Freiburg hinaus bekannt geworden sind, sowie die Männer, welche mit der Unversität in Berührung standen, den Staatsrath v. Türkheim und den Archivrath Leichten. Von Welcker sagt der Verf.: „Er hat mir öffentlich und mündlich Abfall von der Sache des Volks vorgeworfen; als bestände dieselbe in fortgesetzten heftigen Declamationen gegen die Fürsten, gegen den deutschen Bund und die Bestimmungen des wirklich gegründeten Staatsrechtes, und als schloße das Festhalten am conservativen Princip, sobald feindselige Elemente von außen, den einheimischen Liberalismus tadschenpielerisch verführend, bedrohlich sich einstellten, auch jeden Gedanken der Reform und patriotisch-constitutioneller Gesinnung aus.“ „Es sei fern von mir“, fährt er fort, „auch nur eines der Vorzüge Welcker's als Schriftsteller, Publicist und Mensch in Schatten zu stellen; aber aus dem Umstande, daß ein durch größere Lebenserfahrungen und neue Studien geschärfteres Auge seitdem Fehler entdeckt hat, welche früher dem Enthusiasmus der Freundschaft entgangen, kann weder Untreue, noch Abfall gradezu gefolgert und behauptet werden.“ „In seinem Charakter“, heißt es am Schluß, „liegt Sanftmuth und Heftigkeit zugleich, und wenn seine Individualität auch den deutschen Kathedermann nie ganz verleugnet, wie dies denn in der Deputirtenkammer zu Karlsruhe mehrmals gefühlt worden ist, so fehlt es ihm doch auch an äußerem Firnis nicht, und er kann, wenn es gilt, seinen Fanatismus der Meinung in die freundlichsten Formen des modernen Conversationslebens kleiden, wiewol ihm Rottet hierin, sowie in der Gabe, die politische Feindschaft durch anmutige Persönlichkeit für einen Augenblick vergessen zu machen, ja selbst dem Gegner ein Interesse abzugewinnen, weit überlegen ist.“

Weiter berichtet Hr. Münch von den akademischen Zerwürfnissen jener Jahre, von dem gesteigerten Liberalismus im badiſchen Lande, den Verhandlungen in den landständischen Kammern, von der Emancipation der katholisch-deutschen Kirche in dem Sölibatsfreite sowie dem auf der Unversität sich unter solchen Streitigkeiten behauptenden wissenschaftlichen Geiste. Es bestrebt uns, diese wichtigeren Begebenheiten auf nur elf Seiten abgehandelt zu sehen. Ausführlicher schildert der Verf. seine Reise nach Karlsruhe, um sich persönlich um eine Professur zu bewerben, wo freilich Dem, der in die badiſchen Landesverhältnisse während 1822 — 25 nicht eingeweiht ist, Manches unverständlich bleiben muß. Er erhält die Professur, jedoch mit dem ausdrücklichen Zusage, daß „er keine Hoffnung auf Befolgung zu hegen hätte“.

Ein sehr anspendender Abschnitt ist überschrieben: „Der Ehemann und das Stillleben“. Man fühlt es Hrn. Münch nach, wie wohl es ihm an der Seite einer Gattin sein mußte, wie die uns auf S. 207 geschilderte ist. Und so folgen wir ihm gern zu seinen Schilderungen des heitern, frohen, geselligen Lebens in Freiburg, zu seinen Vorlesungen und schriftstellerischen Leistungen, die freilich durch seine precäre ökonomische Stellung

nothwendig gemacht wurden, zur Gründung der historischen Gesellschaft in Freiburg, zu seiner Theilnahme am „Hesperus“, an den Pölitischen „Zahrbüchern“ und der Bresener „Historischen Taschenbibliothek“. Weniger Geschmack haben wir den Erinnerungen aus Zürich, Basel und andern schweizerischen Städten aus dem Jahre 1826 abgewöhnen können, obwohl die biographischen Schilderungen des Philologen Drelli, des Staatsrathes Usteri, des Musikers Nägeli manches Neue und Anziehende enthalten; dagegen sind der Aufenthalt des Verf. in Donaueschingen und die Schilderung des Landgrafen von Fürstenberg gelungene Episoden. Von Wichtigkeit für des Verf. Verhältnisse ist die nach der Schlacht bei Ravarin gehaltene Rede, die ihm, dem eifrigen Griechenfreunde, viele Freunde, aber auch nicht unbedeutende Feinde erwarb. Unter den Erstern waren Luden, Boigt, Wachler und Niebuhr, der in seinen Briefen die freundschaftlichste Gesinnung an den Tag legt, Hrn. Münch zu einer bessern Stellung zu verhelfen. In Preußen bebauert er in einem Briefe vom 25. Jul. 1827 ihn zu nichts vorschlagen zu können, da das Ministerium es sich zur Regel zu machen scheint, seine Empfehlungen nicht zu beachten, so wenig als seine Warnungen gegen verkehrte Maßregeln und Wahlen. Doch war es seine warme Empfehlung an den Prinzen Friedrich der Niederlande, die ihm die Anstellung in Lüttich verschaffte. Hr. Münch äußert bei dieser Gelegenheit, daß im Ganzen damals eine mächtige Ermäßigung in und mit ihm vorgegangen sei, daß er angefangen habe, den allzu eckigen Patriotismus von sich zu thun und im blinden, übertriebenen Eifer nicht mehr gegen Alles eingenommen zu sein, was von oben herab geschah, bloß weil es daher kam, daß er sich nicht mehr auf theoretisch-constitutionelle Quästionen einlassen wollte. Der Kampf für die geistige Entmündigung und Sprengung der Fesseln des Kirchenthums kam ihm noch immer als der bedeutendere und lebensfräglichere vor.

Für einen solchen Kampf schien ihm die Professur der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes in Lüttich hinlängliche Befriedigung zu bieten. Im Mai 1828 brach er von Freiburg dahin auf, aus dem „Weichblüthe seiner Leiden und Freuden“. Die Schilderung des Abschiedes gehört zu den schönsten Stellen des Buches; Mancher wird ihm das nachfühlen, der auch den schweren Schritt in eine noch ganz ungelante Zukunft zu thun veranlaßt war. Die Reise nach Lüttich bietet nichts Außerordentliches dar; Hr. Münch hätte sich kürzer fassen können. Aber wahrhaft zu beklagen ist er, als ihm am Thore des Wirthshauses in Lüttich sofort der Professor Ernst (der jetzige belgische Minister) mit einem Briefe des Ministers v. Gobelschroy entgegentritt, in welchem Hr. Münch dringend ersucht wird, die beiden Lehrfächer nicht zu nennen, zu denen man ihn berufen hatte; denn mittlerweile war das Concordat mit dem Papste abgeschlossen, und Cappaioni hatte gegen Hrn. Münch's professorische Thätigkeit protestirt, da sie eine neue, schwere Verhöhnung der belgischen Kirchenfreiheiten in sich schloße.

Mit diesem Ereigniß von größter Wichtigkeit für den Verf. schließt der zweite Band. Der dritte, dem wir mit gespannter Erwartung entgegensehen, wird des Verf. Leben in Lüttich und im Haag darstellen, und wir hoffen, in diesem, wie im ersten Bande, eine anziehende Vereinerung persönlicher Denkwürdigkeiten mit weltgeschichtlichen Begebenheiten zu finden. 2.

#### Literarische Notiz.

Angelündigt ward in England: „The history of Madagascar“, ein Werk in zwei Bänden, welches nicht bloß im Allgemeinen eine Beschreibung des Landes und Volkes enthalten wird, sondern auch eine Darstellung der Culturentwicklung und der Missionsgesellschaft, sowie einen authentischen Bericht über die jüngste Christenverfolgung, nach Originaldocumenten der Missionnaire zusammengestellt von William Ellis, Verfasser der „Polynesian researches“.

108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

— Nr. 350. —

16. December 1838.

Friedrich Rückert.

Zweiter Artikel.\*)

1. Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri, in freier Nachbildung von Friedrich Rückert. Zweite vollständige Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1837. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
2. Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten von Friedrich Rückert. Zwei Theile. Stuttgart, Liesching. 1837. 8. 3 Thlr.

Wer die erste Ausgabe der „Makamen“ von 1826, „deren Schläfe grau — und deren Gewand war flau“, wie das Kleid des Serugers Abu Seid, mit der schmucken Ausstattung dieser neuen Auflage, die auf mitschweifern Wellen schlank Lettern voll pariser Schwärze und entgegenhält, oder gar mit dem Prachtgewande vergleicht, mit welchem die „Morgenländischen Sagen“ Rückert's ihre Verleger ausgestattet hat, der wird an der Sache des Fortschritts nicht mehr verzweifeln; er wird geneigt sein, in jeder schmutzigen Vicinalstraße eine Eisenbahn und in jeder löschpapierernen Verfassung eine asbestene im Geste zu erblicken. Im Ernst, ein Werk liest sich, zumal für einen Recensenten, der durch die Zeilen nicht nur hinschließen darf wie ein anderer Leser, noch einmal so angenehm, wenn der Inhalt uns wirklich schwarz auf weiß und nicht bloß grau auf grau entgegenzieht; und so geht denn auch Ref. mit wahrer Lust an die Durchforschung dieser durch die Kunst des Typographen so einladend gemachten Bücher.

Die längst berühmten „Makamen“ Hariri's, ein Meisterwerk unsers großen deutschen Sprachkünstlers, erscheinen erst jetzt in vervollständigter Gestalt und zu einem Ganzen abgerundet. In der ersten Ausgabe waren von diesem, 1822 durch Silvestre de Sacy im arabischen Grundtexte editirten Buche, „das in der orientalischen Literatur Europas Epoche macht“, 24 Makamen (d. h. Erzählungen, Novellen) in seiner Übersetzung oder Nachbildung von Rückert mitgetheilt worden, in der Art, daß von 31 Makamen des Originals, das im Ganzen deren 50 zu zählen scheint, sieben minderbedeutende, der Über-

setzung nicht werthe oder nicht fähige, zurückblieben. Von diesen 1826 mitgetheilten enthält die neue Auflage außer der Mejjasárikinischen (der siebenzehnten in der alten Ausgabe), die ihres höchst anstößigen Inhalts wegen weggelassen ist, alle. Hinzugekommen sind 20 neue, die dem ersten, alten Theile auf dem Fuße hätten folgen sollen und vor der jetzigen Ausgabe nur im deutschen Texte noch einmal vom Übersetzer durchgegangen worden sind. Dieser ganze Schatz ist jetzt so vertheilt, daß den ersten Band die 21 ersten, den zweiten Band die 22 letzten Makamen füllen. Von den Erläuterungen zum ersten Bande, die dort eine gewisse Selbständigkeit erlangt hatten und zum Theil kleine Excurse bildeten, und in welchen allerlei gelegentlich beigebracht werden sollte, was den deutschen Leser über den Orient belehren oder unterhalten könnte, sind in dieser Ausgabe leider die allermeisten weggelassen worden und nur bescheidene Notizen unter dem Texte geblieben (s. die beiden Vorreden, S. vi und x).

Daß der Verfasser der „Makamen“ Hariri, ein Gelehrter aus Basra, ist, geb. 446, gest. 515 oder 516 der mohammedanischen Zeitrechnung (also etwa 1068 — 1138 n. Chr. gelebt hat), daß sein Werk im ganzen Oriente höchst berühmt, vielfach commentirt und glossirt ist und von unserm Dichter deutsch nachgebildet worden, mit Haupt Rücksicht auf die eigenthümliche uns Deutschen völlig neue Form und mit Unterdrückung aller in der Übertragung störenden Einzelheiten, frei von der Umhüllung des gelehrten Dunstkreises, der es im arabischen Texte mit unzähligen Scholien umgibt, hat uns schon die erste Ausgabe gesagt. Zum neuerscheinenden Hariri ist nun auch noch eine Abhandlung über die Form der Dichtung hinzugekommen, welche uns über die einfache Ökonomie der Makamen belehrt. Jede derselben ist, nach ihr, ein für sich bestehender und in sich abgerundeter poetischer Haushalt, ohne Wechselbeziehung mit den übrigen, ohne Einwirkung auf sie und von ihnen. In jeder geht ein Abenteuer an und zu Ende, und das nächstfolgende entspringt mit dem vorhergehenden zugleich aus dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, dem Charakter des Helden, der dann im vollen Kreise seiner Makamen seine volle Entwicklung gefunden hat. Man sieht die Handlung nicht vorschreiten, und doch ist zuletzt das

\*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 305 — 309 d. Bl.  
D. Red.



Ziel erreicht. Die Darstellung geht nicht vorwärts, sondern dreht sich im Kreise. Die Anordnung ist also planarisch, oder auch ausstrahlend wie die Blätter einer Palme; und wie nicht jedes Palmblatt einen vollen Fruchtbüschel unter sich hat, so ist auch nicht jede einzelne Makame gleich wichtig für die Entwicklung des Ganzen. Alle Makamen aber haben die gleiche Einkleidung; jede wird vorgetragen von einem Erzähler, Hareth Ben Hemmam, der eigentlich der Dichter selbst ist und gewöhnlich zum Eingange berichtet, wie er, von Reiselust, von Verlangen nach Bildung oder auch von Geschäften da oder dorthin geführt, diesen oder jenen Vorgang gesehen, wobei dann immer der wunderliche Held der Dichtung, der herabgekommene Stammeshäuptling (Scheich) Abu Seid (in der ersten Ausgabe hieß er Ebu Seid) von Serug so oder so handelnd eingreift und auf eine oder die andere Art thätig erscheint, meist anfangs vom Erzähler selbst unbemerkt oder unerkannt, und erst zum Schlusse seiner Vorstellung hinter der Maske hervortretend, doch manchmal auch schon in der Mitte der Handlung oder gleich am Anfange. In Abwechslung dieses gleichförmigen Zuschnitts ist der Dichter unerschöpflich, immer neu, überraschend und unterhaltend (S. XI u. XII).

Die Form der Rede in allen Makamen ist gereimte Prosa, unterbrochen durch zahlreiche Gedichte, beides in der Nachbildung bekanntlich beibehalten; der Ausdruck des Dichters überkünstlich, voll von Wortspielen und Anspielungen, übertrieben, abenteuerlich, ausschweifend — was man falschen oder verderbten Geschmack nennt. Harith ist aber humoristisch, und steht frei über Dem, was er darstellt; die Schwänke seiner Makamen sind so gut beabsichtigte und zweckgemäße Charakteristika wie des Don Quixote bei Cervantes. Unser Nachbildner selbst scheint ungewiß zu sein, wie viel Humor und Ironie die deutsche Bearbeitung erst noch dazugethan oder hineingetragen hat, da man vor ihr in Europa von dieser Tendenz des Dichters nichts geahnt hatte. Doch gibt er zu verstehen, daß eine solche Parodie, ohne Umsezung der Motive, die ja im Deutschen ziemlich unverändert geblieben sind, kaum denkbar und also der Humor wol ursprünglich vorhanden gewesen und durch die Übersetzung nur erst zum Bewußtsein gebracht worden ist (S. XIV u. XV).

Harith's Dichtung ist nämlich, wie unsere Leser wol schon wissen werden, die Apotheose eines genialen Bettler- und Landstreicherlebens. Der Held des Werkes, Abu Seid, ist voll Geist, Weisheit, Wiß, Anmuth und Gefälligkeit, bis er Bauch oder Sack voll hat. Dann prellt er Alle, geht mit der schonungslosen Erklärung, daß er sie mit seinen Geschichten, Gefühlen und Moralien belogen habe, von dannen und kommt niemals, wie er versprochen hat, wieder.

— Sie bewundern seine Schwänke  
Und bitten Gott um Schutz gegen seine Ränke. (IV, Schluß.)

Und in dieser Kunst thun es ihm Sohn und Weib,  
die, der Erstere fast immer, die Andere nur selten, an seiner Seite erscheinen, ganz gleich. Allmählig werden wir in dieses aus Lug und Trug gewobene Leben so hinein-

gezogen, daß wir es gleichsam im Geiste mitmachen. Selbst der Styl, der den europäischen Leser anfangs beinahe gekekelt, kommt uns bald natürlich vor, und wenn man ein halb Duzend dieser Makamen gelesen hat, so wandelt Einem ordentlich die Lust an, Alles, was in Welt und Zeit Ärgerliches um uns hergaukelt, Köln, Spanien und Paris nicht ausgenommen, in prosaische Doppel- und Tripelreime und arabischen Humor aufzulösen. Daß eine solche Arbeit für Rückert's Sprachwiskfälle ein höchst wohlthätiger Aderlaß war, ist auch jedem Leser fühlbar. Hier haben jene gesuchten, verdammten Endreime, die uns in Rückert's frühern Gedichten so oft quälten, eine erlaubte Freistätte gefunden, wo sie, statt zu stören, ergötzen, und es scheint in der That, der Dichter habe sich endlich an ihnen sattgeessen, denn seit er uns das erste Mal an dieser überreichen Gasterei Theil nehmen ließ, ist er am eignen Tische offenbar nüchtern geworden.

Wir dürfen die schönsten Makamen des ersten Bandes: „Die Wittschrift“ (V), „Zahnstocher und Seife“ (VI), „Nabel und Kamm“ (VII), aus dem „Eidformular“ (VIII) die köstliche Schilderung des Jünglings (S. 75), die mit Abraham a Sancta Clara wetteifernde „Grabrede“ (IX), den unvergleichlichen Kauf Abu Seid's im „Seiltsmann“ (X, S. 102), „Das alte Weib“ (XI), wo er mit seinen Versen der Herzen Deckel sprengt und die Verborgenheiten aus Sack und Sackel zieht und recht als das Haupt der Ränke: und Schwänkmacher auftritt (S. 109), die vortrefflichen Schilderungen in der „Wase“ (XV), die Gastirung des Bettlers im „Krankenbesuch“ (XVI), die Moral, mit welcher „Der Straßprediger“ (XVII) seinen Sackel spickt, die herrliche Prellererei im „Gestohlenen Gedichte“ (XVIII), den „Deckmantel“ (XX), den „Bettelbrief“ (XXI), als bekannt voraussetzen und brauchen unsere Leser nicht erst auf die schönsten Partien, welche sie sich aus der ersten Ausgabe wol schon lange selbst herausgefucht haben, hinzuweisen.

Auch im zweiten Bande sind die etwas ernsthaftern „Bedewinen“ (XXII) und „Die Hochzeit im Wirthshaus“ (XXIII) noch der ersten Auflage entlehnt; doch können wir nicht umhin, als das non plus ultra Rückert's Harith'scher Reimkunst die folgende Stelle auszuheben:

Ich sah es an mit unwill'ger  
Bewegung, mit unbill'ger  
Ungastlichkeit gegen den Pilger;  
Und betete laut zu Dem, der ist überall,  
Um Schutz gegen lästigen Überfall.  
Doch bald legte sich meines Unmuths Überwall;  
Denn der da kam, war unser alter Überall.  
Erst hielt ich sein Bild für eine Lufterkennung,  
Für eine Mittagsdunstvereinung;  
Doch bald ward mir der Wahrheit Bestiegelung,  
Daß dieses Wasser sei keine Wasserpiegelung.

Diese Makame trägt übrigens Spuren von großer Freiheit in der Bearbeitung, und wir zweifeln z. B. sehr, ob die neutestamentliche Anspielung: „Im übrigen sind es Leute vom alten Glauben — nicht klug wie die Schlangen, doch ohne Falsch wie die Lauben“, im arabischen

Texte stehe. Das Ganze stellt eine gröbere und ernstlichere Dieberei vor, wie deren keine im ersten Bande vorkommt. S. 13 findet sich wieder ein Seitenstück zu „Nadel und Kamm“ in dem höchst sinnvollen Räthsel „Kuchen und Feuerstein“.

Mit der Makame XXIV (Bd. 2, S. 24) beginnt das Neue der zweiten Ausgabe. In diesen neu hinzugekommenen Erzählungen schlägt im Allgemeinen der Ernst etwas vor, und es finden sich schon Spuren oder Vorläufer der seltsamen Bekehrung, vermöge welcher der abgefeimte Landstreicher am Schluß der Dichtung in einen Heiligen verwandelt wird. Die Makame XXIV bezeichnet Rückert selbst in seinem neuen Vorworte als ein wesentliches Moment in den Schicksalen und für den Charakter des Helden. Abu Seid steht in derselben auf dem Gipfel seines Wanderlebens, als sichtbares Oberhaupt eines Weltbürgervolkes von Bettlern und Landstreichern. Hareth kommt nämlich zu einem Schlosse mit Wall und Graben und findet den Eingang

in seltner Bergierung — und wunderbarer Staffirung, — von zerrissenen Mänteln umfangen — und von Bettlersäcken umhangen. — Mich machte stutzen des Buches Titel, — und ich sah kein Mittel, — mir zu erklären die Sack und Kittel, — bis daß ich dahinter einen Mann gewahrt, — der dasaß nach Pfbetnerart. — Zu dem trat ich mit meinem Anliegen frei — und beschwor ihn bei Dem, der den Vogel erschafft im Ei, — mir zu sagen, wer der Herr des Hauses sei. — Er sprach, der Herr ist ungenannt — und der Gebieter ungelant; — das Haus ist der Port der unbehauften Hausirer, — der Kuhort der paustirenden Hantzierer.

In dieser ehrenwerthen Gesellschaft nimmt der Scheich eine Brautwerbung vor, vermählt

Abu Derrabsch, — Bellabsch Ben Derrabsch, — Fänger Sohn des Sängers, — Sohnes des Drängers, — Herrn vom unverschämten Gesicht, — Habegern von Fürchtenicht, — den preislichen, freislichen, — unabweislichen, unabpreislichen, — der ist mit allen Wassern gewaschen — und Meister von allen Tischen, — mit — Kambas — Bint Ebt Ambas, — Krausekind, — Tochter von Brausewind, — wegen Dessen, was er vernommen von ihrer Unsamkeit — und unbetriebsamen Betriebsamkeit, — von ihrer Abrichtigkeit, — Sabächtigkeit und Trabächtigkeit.

Abu Seid selbst blickt aus seiner lumpigen Majestät mit Wehmuth auf einen früheren, bessern Zustand zurück, auf ein stiller behagliches Leben, dem er gewaltsam entziffen worden. (S. Vorwort S. XIII.)

Mein Geburtsland ist Serug,  
Wo mein Glück einst Wogen schlug.  
Ein Gesild, in welchem du  
Alles fandest all genug . . . .

D des Anblicks dieser Flur,  
Deren Duft macht jung und klug!  
D der Blüten, wenn der Schnee  
Schmilzt vom sanften Hügelbug!  
Wer es sieht, der spricht, das Eden  
Dieser Erden ist Serug;  
Und des Gram verriegelt nie,  
Den das Glück daraus verschlug . . .

Und die Thräne fließt, wie mich  
Heimwärts trägt Gedankenflug.  
Trösten kann mich nicht für Das,  
Was mir raubte Schicksalstrug,

Daß ich seitdem vor der Welt  
Bettlerkönigs Krone trug.

Hierzu macht Rückert folgende Anmerkung:

Die Eroberung von Abu Seid's Vaterstadt, Serug, durch die Griechen bildet die historische Grundlage des Romans. Durch jene Eroberung ist er aus blühendem Wohlstande vertrieben und zu dem unsteten Wanderleben gezwungen, dessen einzelne Scenen nun die Makamen schildern; aber die Erinnerung an seinen ursprünglichen Zustand begleitet ihn durch alle seine Verwandlungen und bricht hier und dort, oft mitten aus der possenhaftesten oder unwürdigsten Vermummung, rührend hervor. Ein anderes Mal aber (Makame XLII) sehen wir ihn diese wahre Geschichte selbst, mit Verleugnung seines Gefühls, als neue Lüge benutzen. (Bd. 2, S. 94 fg.)

Schon zur fünften Makame hatte der Übersetzer bemerkt, daß dieser Ton gleichsam der zurückgebrängte reine Grundton seines Innern sei, der von Zeit zu Zeit aus den moralischen Dissonanzen hervorbricht und sie in sich aufzulösen strebt. Ohne diese einzige Wahrheit in seinem aus Lug und Trug gewebten Leben könnte er gar keine poetische Person vorstellen; man könne sagen: dieses gute Märchen am grauen Sünderkopf ist es, woran der Himmel ihn hält, um ihn zuletzt aus der Irre zur Heimat zurückzuführen. (Vgl. Bd. 1, S. 50.)

Auch „Der nackte Wäler“ (Makame XXV) ist ernsthafterer Natur und enthält aus des Lügenpropheten Munde eine schöne Predigt an die Wüster (S. 40 — 44); doch heißt er in den „Gefehfragen“ (XXVI), die ohne Schuld des Übersetzers aus sehr schlechten Sprachschwizzen zusammengestoppelt sind, noch immer der „Herr des Luges und Trugs, — der Meister des Fugs und Unfugs“ (S. 49).

„Der verkaufte Joseph“ (Makame XXVII) wird S. 74 ein Meisterstück seines Luges genannt, ist aber ein ziemlich prosaisches Stückchen. Abu Seid gibt seinen eignen Sohn für einen Sklaven aus und verkauft ihn an Hareth; derselbe wird aber sodann als Freier erkannt und losgesprochen, weil er dies in verblühten orientalischen Reden dem Käufer vorhergesagt hatte. „Die Nonne“ (XXVIII) ist wieder ein lustiges Stückchen mit gar hübscher Auflösung. In den „Zehn Reisenden“ (XXIX) wimmelt es von kühnen Sprachschwizzen. „Der Khadi von Saade“ (XXX) zeigt uns die alten, aus der ersten Ausgabe schon bekannten Scheinhändler Abu Seid's mit seinem Sohne. Die beiden nächsten Makamen sind wieder ziemlich ernsthaft (s. B. S. 102 — 104, 112, 113); namentlich enthält „Das beschworene Kind“ (XXXII) eine Wohlthat des Scheichs ohne Beimischung von Trug. Schon meint man, es gehe mit ihm sichtlich der Bekehrung und dem Himmel zu; aber die unsaubere „Ehescheidung“ (XXXIII), die mit dem gleichen Rechte hätte wegbleiben dürfen wie ihr Pendant in der ersten Ausgabe, ermangelt nicht, uns zu enttäuschen, und ebenso folgt im „Prediger und Almsensammler“ (XXXIV) auf eine ernste und eindringliche Predigt wieder der gewohnte frivole Schluß. „Die Räthsel“ (XXXV) sind trockener Natur. Sehr reichhaltig an Poesie ist die „Jungfrau und junge Frau“ (XXXVI), deren Einleitung ein Räthsel voll echt arabischen Humors enthält. Abu Seid, der Wanderer, hat sein — S. 147

beschriebenes — Kameel verloren und sucht es „auf allen Wegen und Stegen — an allen Lagerstätten und Weidengehegen“. Während er sich nun an der Flammekrone wandernden Stammes wärmt, hört er von weitem den Ausruf eines Mannes:

Wer hat eine edle Reisefährtin verloren, — die in Sabramant ist geboren? — Das Zeichen, an dem sie wird erkannt, — ist ihrem Hinterteil eingebrannt. — Sie ist von derbem Gestelle, — und wohlgegerbtem Felle; — ihr Wesen ist sanft und weich ihr Rücken; — Den, der sie drückt, wird sie wund nicht drücken. — Sie geht sich keine Schwiele, — jeder Gang gereicht ihr zum Spiele; — auf Wegen, welche holpern, — läßt sie ihren Herrn nicht stolpern; — anhänglich und unterthänig, — gehorsam, nicht widerspänig, — ist sie schmiegsam am Riemen — und süßsam nach Beziemen, — eine treue Reisebegleiterin, — eine unermüdlige Schreiterin, — ein Schmuck jedem Reiter und jeder Reiterin.

Abu Seid tritt hinzu, ruft den Fremdling an: „Gib mir meine Reisefährtin!“ und schildert sein entlaufenes Kameel. „Guter Freund, es ist dein Thier nicht!“ antwortet jener dem immer ungestümer fordernden Scheich, und endlich, von diesem vor den Richter geschleppt, zieht er endlich — eine starke Ledersohle hervor, die zwar nicht das Kameel ist, das Abu Seid verloren, wol aber die Beschuhung, die der Richter selbst vermißte. Auch der Hauptinhalt der Makame, die Vorzüge und Nachteile der Jungfrauen und der jungen Frauen, gehört zum Schönsten im Romane, besonders S. 152 — 155. In den Sprachwizelen der Makamen XXXVII u. XXXIX ist wenigstens die Kunst des Übersetzers bewundernswürth. Im „Perlensticker“ (XXXVIII) spannt Abu Seid auf eine höchst anmuthige Weise durch sein Weib das Netz aus. „Die Barbierstube“ (XL) ist wieder ein Ausbund von Spitzbüberei. Im „Lbsgehd“ (XLI), welches eine Verherrlichung Basras, der Vaterstadt des Dichters, enthält, vergift Abu Seid auf eine Weise „die auf den Unterhalt gerichtete Bestrebung“ (S. 213); dessenungeachtet folgt dann ein witziger, aber schandbarer Lug (S. 213 — 218). Ohne weitere Motivirung dankt sodann Abu Seid in der Makame XLII, „Abu Seid's Testament“, als Bettlerbedürfnig ab, und für seine eigne Person des Landstreicherlebens überdrüssig, überliefert er dessen Grundsätze, ihre Befolgung einschärfend, seinem Sohne, den er zu seinem Nachfolger auf dem Throne der Bettler weiht. Noch mehr überrascht die XLIII. oder Schlussmakame: „Abu Seid's Belehrung.“ Eben im Begriffe, die Religion, mit der er so oft sein Spiel getrieben, zu einem Hauptstreiche zu missbrauchen, kommt das Heilige, mitten indem er es verspottet, über ihn, ergreift ihn und führt ihn zurück in das Land seiner Jugend, nach dessen verlorenen Genüssen er sein ganzes Wanderleben hindurch geseufzt hat, und das er jetzt als ein allen Genüssen entsagender frommer Mäßer betritt. Seine Belehrung und Buße findet Rückert in ihrer Gewaltigkeit nur mit Reinhold von Montalban's Umwandlung in den „Haimonskindern“ vergleichbar, jedoch mit Erwägung des Unterschieds zwischen Christenthum und Islam (vgl. Wortw. S. XIII). Sie ist in den zwei Linken enthalten:

Ich stand vor ihnen als Beschler mit Lügendunk, — und ging von ihnen als Bekehrter mit Reuebunck.

Er wies zu Serug, das seitdem von den Griechen wieder geräumt worden ist, ein Afcet, und Hareth Ben Hemmam findet ihn dort in der Zelle, die sich dergleichen Leute in den Woscheen bauten, von Öl und Brote lebend und zwischen Nachtwache im Gebete und dem neuen Andachtswerke sich nur vor Sonnenaufgang eine kurze Ausrube vergönne, die selbst aber von ihm zu einem geistlichen Liede benutzt wird. Das Schlußwort des ganzen Romans aber (doch wol von Hariti selbst) sagt höchst treffend:

Glücklich ist nun durchgespielt das Possenspiel;  
Ich bin Dessen Diener, der mir nach es thut!  
Schämen darf ich nicht mich, daß ich's schlecht gemacht,  
Sondern daß ich schlechtes Ding gemacht zu gut.

(Der Beschluß folgt.)

### Literarische Notiz.

Die Verehrer der verstorbenen Malibran-Garcia, und Alle, welche sich mit ihrer kurzen aber glänzenden Laufbahn bekannt machen wollen, verweisen wir auf ein Werk der Gräfin Merlin, welches in zwei Bänden und unter dem Titel: „Les loisirs d'une femme du monde, par Madame la comtesse Merlin“, in Paris erschienen ist. Die Gräfin ist selbst als Sängerin ausgezeichnet und kannte die Malibran in ihrer Jugend sehr genau; mithin war grade sie besonders befähigt, eine Lebensgeschichte der berühmten Sängerin zu schreiben. Das angeführte Werk schließt diese Biographie ein. Madame Malibran war nicht bloß eine vortreffliche Künstlerin, sie zeichnete sich auch von Seiten ihrer Charakterfestigkeit aus und entwickelte unter allen Umständen ihres bewegten Lebens manche köstliche Eigenschaften. Man wird mit wahrhaftem Vergnügen die Darstellung lesen, welche die Gräfin von den Wundern des Malibran'schen Gesanges entwickelt, und mit sanfter Rührung die Partie des Buches, worin uns die Jugend der Künstlerin und die vielerlei häuslichen Wechselfälle geschildert werden, denen sie bis zum Ende ihrer wunderbaren Laufbahn ausgesetzt war. Madame Merlin schreibt einen reizenden Styl, und das Portrait, das sie von der Sängerin entwirft, quillt voll Anmuth und Frische hervor. Wir können hierbei nicht unterlassen, die Einleitung, welche ein französischer Kritiker seiner Besprechung über dieses Buch voranschickt, hier beizufügen. „Heutzutage“, sagt der Kritiker, „haben die Artisten den Tempel des Ruhms an sich gerissen und für sie allein sticht man Kronen. Ein Sänger, eine Sängerin, ein großer Schauspieler stehen in der öffentlichen Achtung höher als ein Dichter und Schriftsteller von Genie; überdies ist ihr Ruf viel populärer. Rubini wird man noch bei Lebzeiten Standbilder errichten, aber ein großer Mitbürger, welcher sein ganzes Dasein dem öffentlichen Wohle gewidmet hat, wird über Nacht vergessen sein. Das ist ein trauriges Symptom unserer Zeit, worüber nur die Feinde der Freiheit triumphiren können, denn hierdurch beweist sich, wie viel Beförderungsmittel der Verberbniß dem Despotismus noch übrig bleiben, um die Völker zu unterdrücken und unter ein Joch zu beugen, welches um so härter ist, da es sich unter Blumen verbirgt.“ So viel ist gewiß, daß wir in einer Epoche der bloßen Virtuosität leben; das bezeugen unsere Romanfabrikanten, Novellisten und Bühnendichter; ein Declamator, der eine Piece gut recitirt, ein Sänger, der ein schönes Lied schön vorträgt, werden höher gefeiert als der Dichter, der Componist. Fertigkeit und Handfertigkeit gelten zumißt, auch in den schönen Künsten, und selbst unsere Tugenden und löblichen moralischen Eigenschaften sind auch gewissermaßen nur Ergebnisse der bloßen Virtuosität.

108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 351.

17. December 1838.

Friedrich Rückert.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 350.)

Mit Harici's „Makamen“ bilden die „Morgenländischen Sagen“, was die Form betrifft, einen auffallenden Contrast. Alle Künstelei ist hier vermieden; der deutsche Dichter läßt sich in Sylbenmaßen und Reimen auf eine Weise gehen, die wir bisher an ihm nicht gewohnt gewesen sind, und es soll uns Wunder nehmen, wenn kein Spötter auftritt und ihm aus seinem eignen Gedichte zuruft, diesmal habe er Mammoneklang mit Memnoneklang verwechselt. Doch verleugnet sich sein reicher Geist auch in dieser Sammlung nicht, und sobald wir einmal vergessen, was Rückert aus einem Theile dieser Stoffe hätte machen können, wenn er sich nicht dem zuversichtlichen Glauben hingegen hätte, daß ihm hinfort, um Preiswürdiges zu leisten,

... nie mehr als die Hälfte  
Seines Geistes nöthig sei,

so werden wir auch Das mit Dank annehmen, was er hier zu spenden hat der gut gefunden hat. An Verständlichkeit wenigstens hat der Bearbeiter dieser Sagen und Geschichten es nicht fehlen lassen, und das Buch verdient als Unterhaltungslecture einen viel weitern Kreis zu finden, als die Kunstpoesie des Verf. jemals wird um sich sammeln können. Die zwei Theile zerfallen in sieben Bücher, von welchen der erste das erste bis vierte Buch enthält. Den Reigen eröffnen Umbildungen biblischer Geschichten; Adam und Eva, Cain und Abel, Henoch, Dg Enal's Sohn, Abraham in Ägypten, Joseph im Kerker und Potiphar's Weib, der Stab Moses, Pharaon, die Königin von Saba — Alles erscheint im phantastischen arabischen Gewande, über das der Dichter noch zum Überfluß seinen erlangten Schlafrock geworfen hat, doch so, daß die irdlichen Rosenguirlanden an der rechten Stelle hervorschimmem können. Und von diesem Schimmer wollen wir unsere Leser Einiges ahnen lassen.

Idris-Henoch (Th. 1, S. 9 fg.) war der erste Schneider und Schriftgelehrte; jeden Tag machte er drei Kleider, jede Nacht schrieb er drei Bücher, und Abends versorgte ihn ein Engel mit Brot.

Seines Ruhmes Lilienkengel  
Duftet herrlich durch die Luft  
Weithin, selbst der Todesengel  
Hat vernommen diesen Duft.

Ihn verlangt die Lilienkrone in der Nähe zu sehen, und der Herr erlaubt es ihm unter der Bedingung, daß sein Odem gelind sei und er in allen Dingen einem Menschenkinde gleiche. Der Todesengel kommt nun Abends mit Himmelsbrote zu Enoch, ist und bietet dem Gaste einen Bissen, den jedoch dieser nicht nimmt. Morgens, nachdem er einen kurzen Schlaf über seinen Büchern gemacht, wundert sich Henoch, den Engel noch bei sich zu finden, und schlägt ihm, weil's eben Feiertag ist, einen Spaziergang vor. Unterwegs entdeckt sich der Tod seinem Gastfreunde, erklärt aber, für diesmal ihn nur besuchen und nicht holen zu wollen, beim Abschiede läßt er dem Frommen die Wahl dreier Gastgeschenke. Henoch erbittet sich zuerst einen Todeskuß, von dem er wieder erwachen darf. Es geschieht also, und der Tod fragt:

„Wie hast du den Kelch befunden?“  
„Bitter, als ich mir's gedacht,  
Bitter so, daß süßer munden  
Er mir nun das Leben macht.“

Sein zweiter Wunsch, die Hölle zu sehen, wird ebenfalls erfüllt; endlich der dritte, „selig durch der Selgen Mitte“ durchs Paradies zu gehen. Sie wandeln durch den Garten,

Wo die Quellen schlummer rauschen  
Und die Schatten Ruhe hauchen,  
Wo die Weine nicht heraussuchen  
Und die Wonnen nicht verrauschen.

Wie Henoch wieder scheiden soll, läßt er an einer Roschusweide seinen Pantoffel stehen, und vor dem Thore angekommen, bittet er, den vergessenen Schuh holen zu dürfen. Der überraschte Tod erlaubt es ihm, und Henoch bleibt hübsch, ohne gestorben zu sein, im Paradies. Dem Engel ruft er hinaus:

„Gott befohlen!“  
„Gott im heil'gen Koran spricht:  
Wer nicht hat den Tod gekostet,  
Kommt in meinen Garten nicht;  
Doch mich hat dein Hauch durchkostet.“

„Wetter spricht er: Ewig dein  
Sollt ihr bleiben unvertrieben.  
Da ich nun hier innen bin,  
Hält mir Gott, was er geschrieben.“

Schreit der Lob zu Gottes Thron,  
Doch ein Säufeln kommt geflossen:  
„Ibris ist mein lieber Sohn;  
Was er that, hatt' ich beschlossen.“

Diese Sage breitet sich gar bequem in 30 Strophen aus.  
Höchst wunderbar ist die Geschichte von Potiphar's Weib  
in „Jusuf und Suleicha“ umgestaltet (Th. 1, S. 29 fg.):

Lange her ist's, daß Suleicha,  
Jung und schön und reich und üppig,  
Joseph ihren keuschen Sklaven  
Wollte ziehn in ihre Arme,  
Denen er den Kerker vorzog.

Er nun wurde vornehm, blieb jung und schön und  
fromm; Suleicha aber ward arm und alt; alles Glück,  
nur nicht Joseph's Angedenken hat sie verlassen, und die  
Blume der Entfagung geht aus dem Schmerzen ihrer  
Liebe wie aus Rosen eine Lilie auf.

In der Liebe Koran heißt es:  
„Die Entfagung bringt Erhöhung.“  
Gabriel von Gottes Throne  
Bringt die Urkund' ausgefertigt,  
Von den werthen Schreiberengeln  
Blumenschrift auf Gold geschrieben,  
Von den Zeugen unterzeichnet,  
Von dem Richter selbst besiegelt,  
Daß der Ehebund im Himmel  
Ist geschlossen und auf Erden  
Jusuf die Suleicha freiet.

Die Schnellverjüngte wird zu ihres Gatten Hause  
geführt, der ihrer ungeduldig harret.

Doch sie beugt die schönen Glieder,  
Erst in Andacht sich versenkend  
Zum Gebet und macht es lange.  
Joseph spricht: „Bist du Suleicha,  
Die Suleicha, deren Inbrunst  
Mir zerriß den Saum des Hemdes?“  
„Die Suleicha“, spricht Suleicha,  
„Bin ich nicht, ich bin die andre;  
Jene war die sehnsuchtreiche,  
Und ich bin die reichersehnte.“  
Aber Joseph, der nun alle  
Sehnsucht fühlt, die sie einst fühlte,  
Wie er will zu sich herüber  
Ziehn die Säumende, zerreißt er  
Festig ihr den Saum des Hemdes.  
Gabriel (im Brautgemache  
War er mit dabei) sprach lächelnd:  
„Hemd um Hemde, ausgeglichen  
Ist die Rechnung und die Sühne  
Gegenseitig. Gott befohlen!“  
Rief's und ging und schloß die Kammer  
Reife zu mit Himmelsdufte.

Noch sei aus dem ersten Buche die Königin von Saba  
erwähnt in „Weisheit und Schönheit“ (Th. 1, S. 48 fg.).  
Die Verleumdung flüstert dem König ins Ohr:

Sie ist nicht gar so weise.  
Sie ist auch nicht so völlig schön, denn sie hat Entensfüße.

Salomo erprobt Beides. Er schickt einige seiner die-  
nenden Geister aus, läßt der Fürstin Thron durch die  
Luft tragen, und nachdem er genau so viel daran ver-  
ändert, daß er Einem, der ihn mit Verstande sieht, halb  
unkenntlich und halb kenntlich ist, läßt er ihn in den  
Saal stellen und gießt dann einen Estrich von Krystallen  
um seinen Fuß.

Er fragt: „Ist das dein Thron?“ Sie sagt: „Es ist, als ob  
er's wäre.“

Daraus erkannte Salomo die Weisheit seines Gastes . . . . .

Dann über'n Spiegelboden hieß er sie zum Throne schreiten.  
Da hob sie hoch des Kleides Saum, als ob da Wasser wäre.  
Und Salomo erpähte: sie war schön von Kopf zu Füßen.  
Er lächelt, und es that ihr nicht Eintrag in seiner Achtung,  
Daß sie hier minder weise sich erwies als mit dem Throne.  
Wo ihre Weisheit größer war, war' ihre Schönheit kleiner;  
Daß die sich zeigen konnte, trat in Hintergrund die andre;  
Sie waren wie zwei Schwestern, die um den Vorzug streitten.

Das zweite Buch enthält „Mythen und Überlie-  
ferungen“, darunter hebt sich hervor: „Die Geburt des  
Koffes“ (S. 56 fg.), nämlich des arabischen, zu dem  
der Schöpfer spricht:

Stück soll, so lange steht die Erde,  
An deinem Stirnhaar hängen.

Geflügelt bist du ohne Flügel  
Und ohne Horn gehornet,  
Gezügelt bist du ohne Zügel  
Und ohne Sporn gesponnet.

Es sollen Männer dich beschreiten,  
In meinen Dienst getreten;  
Und wenn sie beten unterm Reiten,  
So gelt' es für dein Beten.

Sehr schön ist „Der Garten von Frem“ (S. 68 fg.),  
den der König Schebad, dem Paradiese gleich, baute, zu  
dem er aber einen einzigen gestohlenen goldenen Ziegel  
nimmt, worauf das Eden zusammensinkt. Ferner „Esma“  
(S. 91 fg.), wo ein Weib dem Propheten klagt:

„Doch wir, die Frau, sind eingengt,  
In euer Haus zurückgebrängt,  
Um aufzunehmen eure Lüste  
Und eure Kinder an die Brüste;  
Indessen ihr, die Männer, frei  
Der Volksversammlung wohnt bei  
Und der Versammlung zum Gebet,  
Auf Wallfahrt und auf Reisen geht  
Und, was der größte Vorzug bleibt,  
Des heiligen Krieges Wert betreibt.“

Der Prophet antwortet ihr, daß, wo ein Weib

. . . . . ihrem Gatten treu,  
In rechter Zucht und rechter Ehe,  
An Demuth und an Sanftmuth reich,  
Ihret Pflicht, das wieget gleich  
Dem Andern all, und nicht am Lohne  
Sei sie verfürzt vor Gottes Throne.“

Mit dieser Antwort entfernt sich das Weib freude-  
strahlend. Ganz sinnvoll ist „Trost der Krankheit“  
(S. 99 fg.). Zu jedem kranken Frommen schickt Gott  
vier Engel: der erste nimmt ihm die Kraft aus den Glied-  
ern, der zweite den Schmach von seiner Zunge, der  
dritte das Roth vom Gesichte, der vierte die sündige Lust  
vom Herzen. Genest er, so müssen ihm die Engel jeder  
das Genommene wiedergeben, außer dem vierten; den  
heißt Gott die Sünde ins Meer tragen, daß sie ein Kro-  
kobil werde.

Will mit Gewalt nun der Gesunde  
Die Sünde wieder haben,  
So mag er sie sich holen aus  
Des Krokobilses Rachen.

Das dritte Buch beschenkt uns mit arabischen Stamm-  
sagen, unter denen sich die humoristische Romanze: „Mo-

haller's Töchter" (S. 124 fg.), „Antara, der Knecht" (S. 131 fg.), „Mutalammes und Tarafa" (S. 136 fg.) auszeichnen. Die letztere Sage erzählt von zwei Poeten, die wol herrlich sprechen und singen, aber nicht lesen und schreiben konnten. Sie werden des Königs von Hira Bechgenossen:

Als sie aber an einem Tag  
Mit dem Könige zechten,  
Einen gefüllten Becher hielt  
Tarafa in der Rechten.  
Heimlich schaute des Königes  
Schwester von oben nieder,  
Und der Spiegel des Weines gab  
Strahlend ihr Antlitz wieder.

Liebe zugleich und Sangesmuth  
Warb im Jünglinge helle;  
Wie er den Wein am Munde hielt,  
Sang er laut auf der Stelle:  
„In des Königes Gegenwart  
Küß ich eine Gafelle,  
Küßend trink' ich sie mit dem Kuß  
In der Spiegelnden Welle."

Mutalammes lobt seinen Mitdichter und Neffen;  
aber des Königs Rache droht dafür Weiden.

Doch die Rach' ist ein gartes Kind  
Und bedarf noch der Amme;  
Erst wenn zu ihm gelangt der Wind,  
Wird der Funke zur Flamme.

Bei Gelegenheit gibt er nun den Dichtern Urlassbriefe  
an einen seiner Wögte mit. Sie kommen fröhlich an  
einen Strom:

Bei dem Rauschen des Stromes scheint  
Schweigend sich zu befinden  
Mutalammes: „Was, lieber Freund,  
Brief, verbirgest du drinnen?"

Aber leider kann er nicht lesen; darum wirft er, als  
das Sicherste, den Brief in die Wellen und rath seinem  
Neffen das Gleiche. Dieser aber ruft munter:

Lesen ist eine schöne Kunst,  
Eine schöne das Schreiben,  
Nicht die Wogen des Stroms hinab  
Soll Geschriebenes treiben.  
Zum Gedächtnisse künft'ger Zeit  
Soll Geschriebenes bleiben,  
Künftig Tarafa's Lieder auch  
Soll man lesen und schreiben!

Tarafa geht so im Leichtsinne dem Tode entgegen,  
aber seine Lieder leben. Mutalammes entgeht der  
Schlinge, doch

Weil er geschmäht die Schreibekunst,  
Hat sie's also gerochen,  
Daß sie nur Wenigs aufbewahrt  
Dessen, was er gesprochen,  
Und hingegen dem Tarafa,  
Weil er nicht sie gescholten,  
Ob sie gleich ihm den Tod gebracht,  
Hat sie reich es vergolten.

Auch „Bahnesa" (S. 143 fg.), „Das Kameel" (S. 151 fg.) und die weiteren Kameellieder, „Ahnaf" (S. 182 fg.), „Hatem Tai" (S. 187 fg.), „Gudheima" (S. 207 fg.) lassen sich mit Lust lesen. Dagegen übergehen wir, unserm Vorsatze, nur das Lößliche zu loben, getreu, das vierte Buch mit den „Persischen und benachbarten Sagen

und Geschichten", und im zweiten Bande das Meiste des fünften: „Aus den Zeiten der frühern Khalifen", wo der Leser seinen Augen nicht trauen wird, wenn er von Rückert Verse liest, wie S. 10, 33 fg., 42 fg., 50 fg.; von nur etwa beim „Sterndeuter" (S. 56 fg.), „Traubenkern" (S. 67), „Die Cypresse von Reschem" (S. 133) und ein paar andern kleinern Stücken zu verweilen. Das sechste Buch bringt Sagen aus den Zeiten der spätern Khalifen und der weltlichen Herrscher und enthält Besseres als das vorige, S. 139, 142, 155, 167, 170, 173 („Mahmud der Söghenzertrümmerer"), 176, 190, 196, 197, 199, 202 („Nitham Elmull's Ehre und Fall"), 211, 234, 242 („Die Westre des Hafidh Lednillah"), 248. Das siebente Buch macht den Schluß mit „Bemischten Erzählungen", kunstlosen Scherzen, Späßen, Witzgen, unter denen „Der Kater" (S. 260), „Die Mutter Hälshens" (S. 262), „Die Mutter an den Knaben" (S. 264), „Der stumme Tauschhandel" (S. 276 fg.), „Der Vogel des Baumes" (S. 291), „Abu Dolaf" (S. 293), „Debet Algolam" (S. 312 fg.), „Arif Billah" (S. 319), „Das niedere Grab" (S. 321), „Der Limonenausdrücker" (S. 327), „Der abgebrannte Bart" (S. 329 fg.), „Der Freier auf der Straße" (S. 333), „Die Begleiter des Alters" (S. 337 fg.) hervortragen und die drei Gebichte: „Nachtgespräch" (S. 295 fg.), „Der entlassene Diener" (S. 298 fg.) und „Die Liebeslieder und der Koranvers" (S. 315 fg.) das Beste sind, was in beiden Bänden steht.

Gustav Schwab.

Theanthropos. Eine Reihe von Aphorismen. Zürich, Drell Hüßli und Comp. 1838. 16. 20 Gr.

Der Verf. dieses religiösen Schriftchens, das vom Gottmenschen handelt und von der Weise, wie an ihn in göttlicher und menschlicher Beziehung geglaubt werden solle, läßt es sich besonders angelegen sein, die religiöse Erziehung des Kindes in ein möglichst einfaches und würdiges Licht zu stellen. Einer solchen Erziehung, wenn sie wahrhaft segensvoll und beseligend für das Kindes- und Menschengemüth überhaupt wirken solle, müsse die lautere Einfachheit der Bibellehre und des Bibeldglaubens zu Grunde liegen. Nichts wirke gleich von Anfang beunruhigender und störender auf das zum gläubigen Erfassen der Religionswahrheiten höchst bereitwillige Kindesherz als das Bestreben der Lehrer und Seelsorger, die kirchlichen Dogmen mit der Bibellehre in Einklang zu bringen. Hieraus entspringe vielmehr nur ein schneidender Mißklang in der Seele des Kindes, eine Dissonanz, welche öfters das ganze spätere Leben nicht wieder aufzulösen vermöge. Nimmermehr vertrage sich die Lehre von einem drei- und doch wieder einpersönlichen Gotte mit jenem einfachen kindgemäßen Gottesglauben, der schon von Natur dem jugendlichen Menschen eingepflanzt sei. „Kinder", sagt der Verfasser, „sollen nicht durch Mittheilung vernunftwidriger Dogmen zu Engeln oder Teufeln, sie sollen durch einen vernünftigen Religionsunterricht, durch das Christenthum, vernünftig aufgefaßt und gelehrt, zu Menschen erzogen werden." Die Lehre von der Erbsünde, die Veröhnungstheorie durch Christi Blut betrachtet der Verf. als Blasphemien gegen Vernunft und Christenthum. Nicht blos die Geschichte, auch die heilige Schrift selbst, an Stellen wie Lucas 5, 31; 6, 45; 8, 15 widerspreche dieser Lehre.

In der Art und Weise, wie Christus selbst sich lehrend und ermutigend an die Kinder wendet, wie er über sie zu seinen Jüngern redet, liegt nach dem Verf. ein für allemal der

rechte Maßstab und die rechte Form für den einfachen Christen glauben überhaupt. In dem Kinde herrsche die Demuth, das drückende Gottverlangen neben der Bedürftigkeit; in dem Kinde wurzle die Treue, die Ergebung, die Offenheit und Wahrheitsliebe. Eitelkeit, Hochmuth, Egoismus, diese drei unheimlichen Dämonen der Menschenbrust, von ihnen wisse das Kind noch nichts, und diese seien es eben, welche in der Seele des erwachsenen, verbildeten, irgeleiteten Menschen das reine Gottes- und Christusgefühl trüben und mit dem Streben nach Gottesannäherung auch die Liebe zur Menschheit und das ursprünglich kräftige Stillschweigensgefühl ausrotten. Eine Rückkehr zur Anspruchslosigkeit und Reinheit des Kinderwesens sei mithin aller Heiligung, aller Gottes- und Christuskenntnis unerlässliche Bedingung: „Wer das Reich Gottes nicht aufnimmt als ein Kind, wird nicht in dasselbe kommen.“

Über die Person des Gottmenschen selbst soll man, sagt der Verfasser, nicht dogmatisch grübeln; man soll vielmehr an dem Glauben innigst festhalten: daß in der menschlichen Erscheinung Christi die Menschennatur an und für sich geabelt, erhöht und vergöttlicht ist. Darum sei auch das Evangelium keine Biographie des Heilandes, wie sie der bloße Verstandeschrift auffasse, sondern ein *εὐαγγέλιον* im ursprünglich-einsätzigen Sinne, d. i. eine frohe, befehlende Botschaft. „Christus“, sagt der Verf., „war nach seiner wahren Absicht als die Gestalt des Menschen, als die Gestalt, in welcher der Mensch sich zeigen, er selbst aber persönlich verschwinden will, zu betrachten, und darin bestand eben seine Demuth wie seine Selbstverherrlichung. Indem er als die Gestalt des Menschen betrachtet sein wollte, indem er den Jüngern zumuthete, in ihm nicht einen gewissen persönlichen Menschen, sondern den Menschen zu sehen, spricht er: Wer mich siehet, der siehet den Vater.“

Schon aus dieser Auffassungsweise ergibt es sich, daß der Verfasser in seiner Theorie vom Gottmenschen und von dessen Reiche ebenso sehr über der bloßen Verstandesauffassung des Rationalismus wie über der bloßen Gefühlsanschauung der guten Seelen steht, und diese denkende Weise, sich seines Gegenstandes zu bemächtigen und ihn anschaulich, vorstellbar zu machen, empfiehlt die kleine Schrift um so mehr, da dieselbe zugleich in einer faßlichen, einfachen und dennoch sehr würdigen Darstellung gehalten ist. Sie verdient es recht sehr, von denen gelesen zu werden, denen es bei mangelhafter Bildung noch um religiöse Befriedigung zu thun ist. 118.

#### Peter Breughel und seine Caricatur auf Herzog Alba.

Daß Peter Breughel, der Stammvater des in der Kunstgeschichte berühmten Geschlechts, in dessen Compositionen, wie Baron Reiffenberg bemerkt, der Rundige pantagrucelische Geist erkennt, in seiner Todesstunde alle die Zeichnungen und Bilder, deren Gegenstand irgendwie anstößig erschien, durch seine Gattin verbrennen ließ, erzählten seine Biographen. Dennoch ist glücklicherweise eins dieser Bildchen jenem Autodafé entronnen und befindet sich jetzt im Besitze des Herrn Faure in Brüssel. Baron Reiffenberg gibt im dritten Stücke des fünften Theils der „Bulletins de l'académie royale de Bruxelles“ eine ziemlich detaillierte Notiz von diesem Bildchen, mit dem es folgende Bewandnis hat. Als Cardinal Granvella (Herr v. Gerlach) bereitet eine Lebensbeschreibung des oft verkannten Ministers (v.) der *gouille et gaillarde armée* Alba's hatte weichen müssen und letzterer an der Spitze seiner 10,000 Mann, welche aber von *quatre cents courtisans à cheval, belles et braves comme princesses, et huit cents à pied, bien en point aussi*, begleitet waren, seinen Einzug in die niederländischen Städte gehalten hatte, mußte man wol seiner Schreckensregierung sich unterwerfen, kaum daß in Winkeldruckereien zu Tage geförderte Pamphlets den Unmuth Einzelner bekundeten. Weniger bekannt möchten die damals entstandenen Caricaturbilder sein, am we-

nigsten dasjenige, von dem hier die Rede ist. In sieben bis acht Abtheilungen erblickt man auf demselben ebenso viel Scenen aus der Tagesgeschichte, erläutert und mit Zahlen erklärt durch folgende in Capibarschrift untergesetzte Worte:

Kernamen hier siet ghy lustich wt gheestgen  
Duc Alba (1), in sinen tieranghen troon, met  
Sweerden, boien ende stroopen besteken (2),  
Schvereden meter handt des lants prevelegien, schoon (3)  
Gramvella die viltich, aerbeit om duvels loon (4),  
Blaest hem d'ooeren vol daer vraek ende haet (5),  
Dies haer den duvel, eick laet sin en eroon (6),  
Te verdlenen duert voorstaen van den gheestelicken staet.  
By hem staen ocherprietters ende synen bloetraet,  
Voor hem knielende als slaven in banden  
17 jonckvrouwen nu seer desoleerde,  
Eick is een provende der Nederland,  
Die worpen gewort wt hare handen  
Ende vallen daer vreeso aen's menschen,  
Vont haer vrome inwonders siet men worg....  
En branden (11) belykende aen Hooren en Eggemont,  
Ende den adel verbout (12) die werden omhaecht, en iat  
Bloets meers groent (13) vist madame costikeert hatgoet (14).  
De Staeten stoddert wt vreesen den mont (14) stielestende,  
Als stooker tot al det men doet.

Das Bildchen selbst nun ist also beschaffen: in der Mitte erhebt sich ein mit roth und schwarz drapirter, mit dem Wappen von Toledo und dem des Herzogs geschmückter Thron; zwei Commandostäbe und zwei kreuzweis gelegte Degen befinden sich zur Seite des Wappens. Auf dem Throne sitzt behelmt und ganz geharnischt, mit weißem, spitzigem Barte, der Herzog Alba, ähnlich dem Lizian'schen Portrait im Schlosse Barwick. Ein Teufelchen will den Nachthaber mit der Kaiserkrone schmücken. Zu seiner Rechten steht der Cardinal Granvella, er neigt sich dem rechten Ohre des Herzogs zu, als hauchte er ihm die gewaltthamen Maßregeln ein, wie Espernon Heinrich III. den Mord der Guisen auf einem fast gleichzeitigen Bildchen, welches sich vor dem „Soufflement diabolique de Jean d'Espernon à Henri de Valois“ befindet. Zur Linken des Herzogs stehen drei Gelehrte, ohne Zweifel die Herzoge von Artemberg und Berlamont. Die Stufen des Throns sind besetzt von den Fragmenten der Privilegien und Stadtrechte, die der Herzog eben zerrissen hat; zur Linken des Thrones stehen Louis Delrio und Don Juan Vargas, mit ihren Namen bezeichnet, Andere mit Bischofsmütze und Kutte, außerdem Bewaffnete, welche einen Gefesselten vor sich her stoßen. An einer schweren Kette sind die siebzehn Provinzen kniend geschmiedet, das Ende der Kette hält Alba in seiner Rechten, hinter den Provinzen stehen gebückt und gedrängt einige Geusen, die Hand auf dem Munde, sich selbst Schweigen gebietend. So das Hauptbild. Auf einem Nebenbildchen blickt man in einen Hof, in welchem ein Blutstrom rinnt, die Dame Conscience (vist) sichtet in einem großen Neze Schlüssel, Kostbarkeiten u. dergl. Ein anderes Bildchen zeigt einen öffentlichen Platz (nicht Brüssel oder Bildvorden) und auf demselben die Hinrichtung Horn's und Egmont's, ein benachbartes Schaffot erwartet den Anton Straelen von Nierem, Bürgermeister von Amsterdam, und den Johann Casenbroot, Herrn von Baderzele, Egmont's Freund. Ganz zur Rechten des Beschauers werden Unglückliche verbrannt oder zur Schleifung an Rosse gebunden; Gisbert und Thierry Watenburg werden geköpft. Weißäufig möchte zu bemerken sein, daß die Watenburg früher der Familie Bronckhorst gehörte, und daß die Watenburg, zufolge der „Ordonnance et instruction pour les changeurs (Antwerpen 1633) Pistolen und Doppelbulaten (cnapcoecq?) prägen; man liest auf denselben: Moneta. nova. aurea. Bato. — Guil. D. Br. L. B. D. Ba. x. st. — Her. The. D. Bron. Li. B. J. Ba. St., und andere, mehr oder minder bekannte Legenden. 61.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 352.

18. December 1838.

Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Landwirthe zu Dresden im October 1837. Von den beiden Vorstehern derselben, H. W. Pabst und A. G. Schweizer. Dresden und Leipzig, Arnold. 1838. Gr. 4. 2 Thlr. 6 Gr.

Zu den schönsten Blüten, welche unsere große Zeit seit 1806 getrieben hat, gehören die verschiedenen deutschen Vereine; wir verdanken sie der still fortwirkenden Keimkraft unsers immer kräftiger sich ausbildenden Nationalbewußtseins. Der kerngesunde Lebensgeist unsers Volks entwickelt den Organismus seiner Gesammtheit langsam, aber sicher; die einzelnen Glieder werden allmählig erkennbar und erstarken zusehends. Im unüberwindlichen Schutze des ewigen Weltgeistes wird sich der herrliche Organismus unsers Volks vollenden, und er wird seinen hohen Beruf zum Wohl der Menschheit erfüllen, was auch dawider von einzelnen feindlichen, sogenannten politischen Gewalten geschehen mag. Man lächle nicht über die sanguinischen Hoffnungen, welche wir von den deutschen Vereinen haben; man erinnere uns nicht, weder an ihre Schwachhaftigkeit, noch an ihre Eglust und Vergnügensucht. Wir haben nur ihr edles Motiv, ihre frommen Zwecke vor Augen.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird es uns gestattet sein, auch dem Vereine deutscher Landwirthe unser herzlichstes, freudigstes Willkommen zuzurufen.

Der Verfasser dieses amtlichen Berichts, Herr Professor und Director Dr. Schweizer zu Tharand, gibt uns „ein treues Bild von dem Ganzen, einen deutlichen Begriff von dem im Allgemeinen herrschenden Geiste der Versammlung“.

Die erste Idee zu einem jährlich zusammenkommen den Vereine deutscher Landwirthe hatte dem Oeconomierath Pabst in Darmstadt und dem Oeconomiecommissair Schmidt in Oßchatz der 1823 von Vater Thaar veranstaltete Wolconvent zu Leipzig gegeben. Man wünschte solche periodische Zusammenkünfte auf das ganze landwirthschaftliche Fach ausgebehnt. Der Blick auf die jährlichen Versammlungen der Naturforscher ermutigte zu dem neuen Unternehmen, und im Februar 1837 erging dazu eine Aufforderung, zunächst vom Hrn. Dr. Schweizer, an die Landwirthe durch die öffentlichen Blätter. Jeder Besitzer, Pächter oder Verwalter eines Gutes, sowie jeder

landwirthschaftliche Schriftsteller und Jeder, der sich mit den Naturwissenschaften, besonders in Bezug auf die Landwirthschaft beschäftigt, ward zur Versammlung eingeladen, zu welcher jeder Theilnehmende einen Beitrag von 2 Thln. zu den Kosten zu zahlen hat. Es erfolgten hierauf zahlreiche Anmeldungen, welche sich sämmtlich für Dresden als den ersten Versammlungsort erklärten.

Am 2. October 1837 war die erste Versammlung, zu welcher sich 145 Mitglieder eingefunden hatten, und zwar aus Baden 1, Braunschweig 1, Frankreich 1, Hefsendarmstadt 2, Mecklenburg 1, Osterreich 9, Preußen 27, Rußland 8, Königreich Sachsen 93, Weimar 2. Von Seiten des hohen Ministeriums des Innern zu Dresden waren dem Vereine zu seinen Sitzungen die Zwingergebäude eingeräumt worden. Die günstige Lage dieses Locals, fast mitten in der Stadt, die Nähe desselben bei deren wissenschaftlichen und Kunstschätzen, seine bequeme innere Einrichtung ließen nichts zu wünschen übrig.

Die Versammlung theilte sich in vier Sectionen: 1) für allgemeine landwirthschaftliche Gegenstände; 2) für vegetabilische Production; 3) für animalische Production; 4) für technische Gewerbe. Sie hielt während ihres Bestehens, vom 2. bis 7. October sechs öffentliche, allgemeine oder Hauptsitzungen und außerdem noch mehre Sectionssitzungen; ein zum Niederschreiben der Verhandlungen bestellter Schnellschreiber machte es dem Verfasser möglich, sehr viel davon fast wörtlich wiederzugeben.

Aus dem „Grundgesetz für die Versammlung deutscher Landwirthe“, wie solches in der vierten allgemeinen Sitzung angenommen wurde, theilen wir nur folgende Paragraphen als die bedeutendsten mit:

Zweck der Versammlung ist die Förderung und Vervollkommnung der Landwirthschaft im Allgemeinen wie in allen ihren verschiedenen Zweigen. Hierzu wird vorzüglich Anknüpfung und Fortsetzung persönlicher Bekanntschaften und der Austausch der Ansichten und Erfahrungen dienen.

Theilnehmer der jedesmaligen Versammlung können alle Landwirthe und Freunde der Landwirthschaft werden. Der Versammlung steht jedoch das Ausschließungsrecht durch Stimmenmehrheit zu.

Die Mitglieder haben Stimmrecht, können Vorträge halten und an den mündlichen Verhandlungen Theil nehmen, sind aber auch verpflichtet, die unvermeidlichen, das Allgemeine der Gesellschaft angehenden Unkosten mit zu tragen.



In der Regel findet jährlich Eine Versammlung statt, welche in der Regel Eine Woche dauert. Die Sitzungen werden öffentlich gehalten.

Die Gesellschaft legt keine Sammlungen an. Eingeschickte Gegenstände, welche nicht zurückverlangt werden, gibt sie an den nächsten landwirthschaftlichen Verein ab.

Der Versammlungsort wechselt und wird stets in der dritten allgemeinen Sitzung für das nächste Jahr bestimmt.

Zwei Vorsteher und zwei Geschäftsführer besorgen die Angelegenheiten der Gesellschaft vor, während und nach der Versammlung; sie wechseln alljährlich mit dem Versammlungsorte.

Die beiden Vorsteher unterzeichnen im Namen der Gesellschaft.

Vier Monate vor der Versammlung laden die Beamten wenigstens in drei landwirthschaftlichen Zeitschriften, nach Befinden auch noch in andern Zeitschriften, durch besondere Schreiben zur Theilnahme ein und zeigen zugleich die Gegenstände an, welche vorzugsweise zur Berathung gezogen werden sollen.

Die zu haltenden Vorträge sind den Vorstehern wenigstens Einen Tag vor der Sitzung vorzulegen; sie haben zu bestimmen, welche Vorträge in den allgemeinen oder in den besondern Sitzungen gehalten werden sollen.

Sollten Sectionen gebildet werden, so wählt jede derselben ihren Vorsteher und dieser seinen Gehülfen.

Der Vorstand der ganzen Versammlung hat einen Bericht mit Auszügen aus den Vorträgen und Verhandlungen sowol der allgemeinen als der besondern Sitzungen zu fertigen, auf Kosten der Versammlung zum Druck zu befördern und an die Mitglieder zu versenden.

Briefe, Nachrichten, Rechnungen, überhaupt alle Papiere, welche die Gründung und Fortsetzung, besonders das Geschichtliche der Versammlung betreffen, werden abgefordert von den wissenschaftlichen Verhandlungen zusammengeheftet und in den nächsten sechs Monaten nach einer Versammlung dem neuen Vorstande nebst dem baaren Geldüberschusse zugesandt.

Stimmenmehrheit entscheidet in allen Angelegenheiten der Versammlung.

Man vermißt in den Statuten eine Angabe der Mittel und Wege, wie und wodurch der Zweck des Vereins erreicht werden soll; denn bloße Anknüpfung persönlicher Bekanntschaften und einiger Austausch der Ansichten und Erfahrungen können nur als angenehme, in einzelnen Fällen auch wol interessante Nebenvorteile solcher Vereine angesehen werden.

Da dem Vereine das Ausschließungsrecht durch Stimmenmehrheit zusteht, so sollte er sich auch das Einladungsrecht vorbehalten. Sollte nicht dem Vereine höchlichst daran gelegen sein, besonders ausgezeichnete Landwirthe und allgemein gefeierte landwirthschaftliche Schriftsteller, welche sich nicht in der ersten Versammlung persönlich eingefunden hatten, durch eine feierliche Ernennung zu Ehrenmitgliedern des Vereins in sein dauerndes Interesse zu ziehen und sie dadurch zu veranlassen, an seinem schönen Bestreben auch aus der Ferne mit Rath und That nähern Antheil zu nehmen? Wie manchem dieser Ausgezeichneten ist es nicht gestattet, oder auch nicht erwünscht, größere Reisen nach den Versammlungsorten zu unternehmen!

Unsere Aufmerksamkeit nimmt zuerst ein Vortrag des Professors und Directors der landwirthschaftlichen Akademie zu Etdena, Dr. Schulze, in Anspruch: „Über echte Wissenschaftlichkeit in der deutschen Landwirtschaft.“ Nach der Ansicht dieses Redners soll der Verein der deutschen

Landwirthe kein Geschäfts- oder Gewerksverein sein, wie etwa der deutsche Buchhändlerverein, sondern er soll die Gesellschaft der deutschen Naturforscher als Vorbild vor Augen haben und den Charakter eines wissenschaftlichen Vereins annehmen.

Um nun dem Landwirthe „echte Wissenschaftlichkeit“ beilegen und beibringen zu können, wird dieselbe also definiert: „Sie ist das mit Humanität verbundene Vielwissen, oder vielmehr die Humanität dieses Wissens selbst. Gründlichkeit des Wissens, Schärfe des Urtheils machen nicht das Wesen der Wissenschaftlichkeit aus, sind aber nothwendige Folgen von ihr.“ Diese wenigstens durchaus neue Definition wird durch folgendes Beispiel erläutert:

Wenn ein Landwirth die künstlichsten Maschinen in seiner Wirthschaft anwendet, auch weiß, wie diese wirken, aber dabei nur auf seinen Geldgewinn sieht, ohne daran zu denken, wie er durch sein Geschäft und seine Kenntnisse das Wohl seiner Nebenmenschen fördere, so ist ihm zwar Wissenschaft nicht abzusprechen, aber wol Wissenschaftlichkeit (S. 113).

Nach Hrn. Professor und Director Dr. Schulze hat also derjenige Landwirth, der die künstlichsten Maschinen in seiner Wirthschaft anwendet und weiß, wie sie wirken, dabei aber nur auf seinen Geldgewinn sieht, zwar Wissenschaft, aber keine Wissenschaftlichkeit. Das Wesentliche der Wissenschaft ist also das ausschließliche Sehen auf Geldgewinn! Wissenschaftlichkeit dagegen hat nur der Landwirth, welcher zwar die künstlichsten Maschinen nicht in seiner Wirthschaft anwendet, auch nicht eben weiß, wie sie wirken, dagegen aber auch nicht blos auf den Geldgewinn sieht, sondern daran denkt, wie er durch sein Geschäft und seine Kenntnisse nicht etwa sein Wohl, sondern das Wohl seiner Nebenmenschen fördere. Das Wesentliche der Wissenschaftlichkeit ist also das ausschließliche Denken auf das Wohl des Nebenmenschen, und dieses hinwiederum ist nichts Anderes als „die Humanität des Vielwissens“, oder „die Ahnung einer göttlichen Ordnung der Dinge“ und die „Sehnsucht nach Hervollkommnung des Geistes“ (S. 114).

Sinnlicher Materialismus, Selbstsucht, politische Parteilichkeit, Neuerungssucht, Schwindel und Schreibseligkeit, dies sind die feindlichen Mächte, mit welchen in der Landwirtschaft der Geist einer echten Wissenschaftlichkeit zu kämpfen hat, und nur dann, wenn er in diesem Kampfe siegt, kann die deutsche Landwirtschaft von den Gefahren, die ihr jetzt drohen, gerettet werden. Welches sind die Gefahren? Der Abgrund, welcher die Landwirtschaft zu verschlingen droht, ist sittliche Entkräftung (S. 115).

Herr Dr. Schulze fürchtet, daß der Bauer in demselben Verhältnisse an „Humanität, Moralität und Religiosität“ verliere, als er an „Klugheit, Gewandtheit und äußerer Politur“ gewinne. Deshalb preist er auch keineswegs unbedingt die neueren Fortschritte der Landwirtschaft, z. B. „die Verbreitung der höhern Schafzucht, die Einführung der Wechselwirthschaft und künstlicher Werkzeuge, die Eisenbahnen und Dampfmaschinen“; denn in ähnlicher Weise habe die Landwirtschaft in Italien gegläntzt in einer Zeit, wo der Grund gelegt wurde zu dem sittlichen Verderben der römischen Oekonomie und zum Un-

tergange des römischen Volks! Die Landwirthschaft muß die wichtigste Rolle dabei spielen, „das große Werk der christlichen Menschenbildung in der deutschen Nation zu vollenden“; denn der Einfluß ist mächtig, welchen sie (die Landwirthschaft) auf die Bildung des Geistes äußert.

(Der Beschluß folgt.)

### Romanen- und Novellenschau.

Dem Fernrohr, oder wir wollen lieber sagen dem Nahrohr der Kritik bietet sich hier ein neues Lichtgestirn an dem bleichen Himmel deutsch-moberner Romantik zur Beobachtung dar. Aber selbst dem gewiegtesten Kenner der poetischen Himmelsräume, einem Herchel und Olbers deutscher Kunstkritik, würde es unmöglich sein, von dem neuen Lichtgestirn mehr zu sagen, als daß es seiner Natur nach sich auf jener verschwimmenden Grenze befindet, wo die unendlich kleinste Sternengröße sich in die Unbedeutendheit eines grauen Nebelflecks verliert. In kurzer, gleichnißloser Prosa zu reden — denn die astronomische Wissenschaft ist zu stolz und vornehm, um für Alles, was da krecht und fliegt unter dem Himmel, ein rechnerisches Bild zu liefern — es ist gar wenig dran an all den Säckelchen, deren Erscheinen wir kraft unsers Amtes hier dem leistungstüchtigen Publicum ankündigen müssen. Mögen es uns deshalb die Herren Verfasser, unter denen auch eine Verfasserin, verzeihen, wenn wir uns über der Besprechung ihrer Kunstwerke nicht allzu sehr ins Breite verlieren, sondern einer beliebigen Manier, die Dinge gleich in Bausch und Bogen abzufertigen, für diesmal uns andequemen. Der Beurtheiler, glauben wir, dürfe schon um seinetwillen sich dies erlauben. Wer eine Geschäftsreise durch die Lüneburger Haide gemacht hat, gegen den ist man wenigstens so menschlich gesinnt, daß man von ihm keine Reisebeschreibung in vier Bänden verlangt. Er sagt kurz und bündig, daß er sich gelangweilt, und mit diesem lakonischen Erguß sind die Leute zufrieden. Doch, um ganz gerecht zu sein, ein wenig erfreulicher als die Lüneburger Haide sind diese Romane noch immer.

Ein Kritiker darf streng sein; er muß aber galant sein. Aus diesem Grunde beginnen wir unsere Besprechung mit dem Damenromane. Derselbe führt den Titel:

1. Die Pilger der Eibe von E. Mühlbach. Mit 4 Stahlstichen. Altona, Hammerich. 1838. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Vorzüglichste dieses Romans ist ganz unbedingt — die Eibe. Nächst dieser mögen es die Stahlstiche sein, welche, wie wir von der Verfasserin erfahren, dem „Malerischen und romantischen Deutschland“ entnommen sind und den Bielergrund, den Eilenstein und Königstein, Harnstretzen und Pirna darstellen. In dem Roman selbst treten lauter Notabilitäten auf, welches eben die Pilger sind, die um die Eibe herumpilgern. Die Eibe muß sich Jahr aus Jahr ein gar viele Pilger gefallen lassen! Ein Staatsrath, ein Professor, ein Director, ein Rittmeister, ein Graf, ein Kurfürst und so viele liebenswürdige Fräuleins sind gewiß keine Kleinigkeiten, und wenn sich diese erimixten Leute noch obendrein alle untereinander lieb haben, so ist dies sicherlich das Beste, was ein blühender Recensent verlangen kann. Die Eibe fließt dazwischen durch und weint Freundentränen, und die Natur ihrerseits ist so verbindlich, als man es einer solchen Gesellschaft schuldig ist. Am Schluß des Romans gibt ein Mitglied desselben eine „kurze Übersicht der neuern französischen Literatur im Vergleich zur englischen, welche alle Diejenigen durch Tiefe des Gefühls, Innigkeit der Empfindung, blühende Sprache, verbunden mit zarter Schwärmeret, fesseln und ergößen muß, die ihrem ästhetischen Geschmack nach mit der Abendzeitung in irgend einer Verbindung stehen.

Wenden wir uns zu Nr. 2. Hier verräth der Titel nicht

so viel Sentiment mit Noblesse, denn der Held ist ein Schuhmachergeselle. Wie aber aus einem solchen ein polnischer Graf werden kann, zeigt eben der Roman, welcher Gott sei Dank nur einbändig ist:

2. Der Schuhmachergeselle oder der polnische Insurrectionskrieg von 1831. Erzählung von Fr. West-Ertin. Berlin, Merin. 1838. 8. 1 Thlr.

Wer den Titel genau studirt, findet, daß er es mit einem loyalen Schuhmachergesellen zu thun hat, dessen Loyalität jedoch nicht anziehend genug ist, um eben mehr davon zu sagen. Auch der Herbergsvater der Schuhmachergesellen zu St. .... (man kann wol auf Stettin raten, ohne ein Champollion zu sein?), der das ehrbare Motto stets im Munde führt: „Seid mäßig und macht keine Schulden“, zeigt sich sehr loyal. Der „schöne Stenzel“, ein ins Altpreussische übersehter Räuberhauptmann, spielt in der Geschichte eine namhafte Figur. Ein anderer Schuhmachergeselle, der die allerbeste Schuhmacherei ist, welche jemals ihren Drath zog, aber dessenungeachtet eines gewaltsamen Todes stirbt, weil ihm sein Wädel untreu geworden, führt den poetischen Namen Konrad. Daneben erfährt der gutwillige Leser, wie ungefähr die polnische Revolution aussieht im Lichte eines stettinischen Stadtkindes, das sich etwas darauf zu gute thut, ein eingeborener Sohn zu sein. Es ist kein Zweifel, daß das Büchlein von Schuhmachergesellen gelesen werden wird. Wenden wir uns von diesem unschuldigen Herbergsvater zu den

3. Novellen von Julius Seidlitz. Leipzig, Frieße. 1838. 8. 1 Thlr.

Herr Seidlitz zählt sich, so viel uns bekannt ist, zu den Mitgliebern der jungen Literatur. Zu den Trägern des poetischen Jahrhunderts wird ihn Niemand zählen. Herr Seidlitz widmet diese Novellen seiner Schwägerin Rosa, und er thut recht daran, denn das Publicum wird keine große Notiz davon nehmen. Die erste Novelle: „Glück und Ende eines Dichters“, schildert Camoens in der Liebe, in der Anerkennung, in dem Verschmähtsein, in der Sterbestunde; diese Schilderung ist aber, mit Erlaubniß des Herrn Seidlitz, eher eine Hanswurstaube, freilich eine unabsichtliche, auf den Unsterblichen. Der Dichter der „Luftade“ verklebt sich in eine Gräfin. Er begibt sich zum Papa und hält um das Fräulein an.

„Ich liebe eure Tochter, spricht Camoens; darf ich hoffen?“

„Nein! sagte der Graf bestimmt und ernst. Nein? wiederholte der Jüngling betreten und wich einen Schritt zurück. Nein, mein junger Freund, sprach der Graf, bittet um eine Gnade, aber meiner Tochter Hand kann ich Euch nicht geben, und wollte ich auch; denn feierlich ist sie bereits verlobt.“

„Wie ein Donnerschlag traf dieses den unglücklichen Louis, er wandte“ u. s. w.

Herr Seidlitz schreibe künftig die Geschichte irgend eines verliebten Marqueurs, der ebenfalls Louis heißt; an der Poesie und ihren Helden vergriffe er sich aber nicht, wenn er nicht zum Gelächter werden will. Von den beiden andern Novellen ist nur die mittlere: „Sinebra Piombo“, zu lesen; sie ist aber nicht von Herrn Seidlitz, sondern von Balzac. Was den Stylunsinn in diesen Novellen betrifft, so ist er oft großartig. So hören wir einmal (S. 44) Camoens sagen: „Donna Maria! Ihr sprecht wie ein Mensch im Rausche vom Tode spricht, nicht überdenkend des Wortes tiefe Poesie!“ — Großer Gott! unglücklicher Camoens. — Es folgt

4. Liebe, Rache, Reue von Eginhardt. Zwei Bände. Altenburg, Vierer. 1838. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Ein Roman nicht ganz ohne Talent, aber ohne rechtes Feuer und fortschreitende Lebendigkeit. Sein Schauplatz ist gleichfalls die vornehme Welt; es will uns aber scheinen, als ob der Verfasser bei entschiedener Vorliebe für diese Kreise dennoch nicht in dem Maße mit ihnen vertraut wäre, als es zu einer sichern und lebendigen Darstellung erfordert wird.

Zum Beleg dessen wollen wir uns auf eine Stelle im zweiten Bande auf S. 142 beziehen. Hier wird von der häuslichen Einrichtung des Kammerherrn v. Keunübel gesprochen, der sich soeben mit der schönsten Kofette der Residenz, die aber, beiläufig bemerkt, ein armes, in einem einfachen adeligen Hause erzogenes Fräulein ist, ehelich verbunden hat. „Die Einrichtung des Keunübel'schen Hauses“, sagt der Verf., „war in jedem Bezuge brillant und vornehm zu nennen. Der Herr und die Dame bewohnten jedes einen andern Flügel des Palais, hatten verschiedene Dienerschaft, verschiedene Equipagen. Etikette ward streng beobachtet. Charlotte selbst sah ihren Gemahl nie unangemeldet in ihren Gemächern. In ihrem Vorzimmer war jederzeit ein diensthabender Lakai gegenwärtig; des Morgens zur bestimmten Stunde versammelte sich dort ihre ganze Kofee, um ihre Befehle für den Tag zu empfangen.“ Dergleichen wird man versucht komisch zu finden. Es gibt sicherlich im ganzen Deutschland — und Herrn Gynhardt's Roman soll doch deutschen Wesens sein — keinen einzigen fürstlichen Kammerherrn, der solch eine Lebensordnung führte; es gibt an keinem deutschen Fürstenhofe eine Gemahlin eines Kammerherrn, welche ein förmliches Lever halten und auf so lächerliche Weise die Etikette der Durchlauchten oder Hoheiten copiren sollte, zu deren Hausdienst ihr Gatte selbst gehört. Geschähe dies dennoch auf so eclatante Weise wie hier in diesem Romane, so würde es wahrscheinlich nur eines Fingerringes von Seiten des Oberhofmarschallamts bedürfen, um den neckischen Übermuth der Frau Kammerherrin zu bannen in die uralte Schranke des „Hoffart muß Zwang leiden“.

Sonst finden sich in dem Romane einige gelungene Scenen. Eine entschiedene Anlage zur Traulichkeit der Familiengruppirung herrscht vor, und es fehlt solchen Figuren wie der Gemahlin Keunübel's, dem Grafen Benno und der am meisten gelungenen Stephanie nur wenig, um ansprechende Charaktere zu sein. Daß ein verschmähter Liebender die von anderer Hand geraubte Tochter seiner auserwählten Geliebten erzieht, sie zur Blüte der weiblichen Anmuth emporbildet; daß dieses mit innigster Neigung an dem väterlichen Freunde hangende Mädchen ihm eine Empfindung weicht, die dem Altersunterschiede nicht entspricht, und an deren Stärke und Verschlossenheit die Jungfrau endlich zu Grunde geht — diese Novellenfabel ist wenigstens gemüthlich zu nennen und zeigt sich nicht so sehr abgenutzt als andere Empfindungen, womit uns der moderne Dugendroman aufwartet.

Fassen wir nunmehr Nr. 5, 6 und 7 des vorliegenden Novellenfascikels als ziemlich gleichartig zusammen:

5. Vulkansteine. Zwei Novellen von Bernd von Busch. Buzlau, Appun. 1838. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
6. Reisenovellen und Erzählungen von Fr. Bellegno. Erster Band. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1838. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
7. Babinische Scherze. Eine Sammlung von Erzählungen aus dem Leben von Albert Westen. Köslin, Hendeß. 1833. Gr. 12. 1 Thlr.

Von dieser höchst unbedeutenden Novellen-Trias macht Nr. 5 die meisten Ansprüche. Es sind aber diese „Vulkansteine“ so kleine Kieselchen, daß man kaum annehmen darf, ein Vulkan werde sich ihretwegen incommodirt haben. Das erste dieser Novellenfascikeln gehört dem hohen Norden, das zweite dem tiefen Süden an. „Primat im Norden“ ist eine wilde Zaren- und Bojarengeschichte, in welcher ein Deutscher, Namens Günther, eine ziemlich dürftige Rolle spielt. Eine Pointe des Ereignisses fehlt ganz. Die zweite Novelle: „Königsliebe“, spielt in Spanien und ist der ersten vorzuziehen; hier zeigt sich wenigstens Versuch der Charakteristik, und ein intriguirender Jude gibt der Sache einiges Leben. Der Verf. scheint sich in der Schilderung von Tyrannennaturen zu gefallen, eine Neigung, welche seiner Darstellung nicht eben zum Vortheil gereicht.

Von Nr. 6, den „Reisenovellen“ von Fr. Bellegno, welcher

Schriftsteller sogar mit einem zweiten Bande droht, ist eigentlich nur die erste: „Schein trägt“, eine Reisenovelle zu nennen. Sie ist die vorzüglichste von allen, wozu freilich nicht allzu viel gehört. Der Schauplatz ist Pavia und die Verwickelung ist wirklich spannend und im italienischen Costume. Bei sorgfamerer Ausarbeitung hätte sich aus diesem ansprechenden Stoffe weit mehr machen lassen; so aber befriedigt die Entschürzung des Knotens den Leser keineswegs. Die beiden andern Novellen: „Der Weg zum Amte“ und „Der Käufer“, sind ganz ordinaire, und die Farce: „Der Literat avant les lettres“, ist zu geistlos und zu hausbacken gehalten, um den Erwartungen, die der Titel etwa erregt haben könnte, nur im Mindesten zu entsprechen. Auch der Stolz in den letztern drei Stücken entbehrt aller Ordnung und Haltung.

Anlangend Nr. 7, die „Babinischen Scherze“ von A. Westen, welcher seines Zeichens ein preussischer Referendarius zu sein scheint, so sind sie mit den vorhergehenden Erzeugnissen fast durchaus eines Kalibers. Die erste Erzählung: „Der Proceß“, vermeldet, wie der Verf. als Landwehrlieutenant auf Choleracommando weder in militärischer noch verliebter Hinsicht sich als ein Heros erwies, nichtbestimmter aber ein hübsches Bräutchen sich erwarb, weil er zufälligerweise als juristische Gramenarbeit einen verwickelten Proceß für die Mutter seiner Angebeteten zu führen hatte und auch glücklich zu Ende brachte. „Zu spät“, die zweite Erzählung, ist die Verlobungsgeschichte zweier Compagniechirurgen, von denen der eine die hübsche Tochter, der zweite die gleichfalls noch artige Mutter, eine Försterswitwe, heimführt. Die Aufschrift: „Zu spät“, geht übrigens nicht auf die beiden Brautpaare, sondern auf einen dritten Competenten, einen bösen, dicken Amtmann, für welchen es allem Anschein nach mit der Besserung zu spät ist. „Prost Neujahr, eine Ehestandsscene des Sylvesterabends 1837“ heißt die dritte Geschichte, auf deren Eigentümlichkeit wir den Leser hinlänglich vorbereiten glauben, wenn wir ihm bemerken, daß der Eheheld Baldrian Fenschel und seine Eheheldin Reginechen heißt.

Schon die Kinder pflegen sich insgemein beim Schmausen die besten Bissen bis zuletzt aufzusparen; so verfährt auch Ref., indem er mit der Besprechung des Büchleins:

8. Der Stern der Liebe. Herausgegeben von J. H. Kauffe. Zeit, Schieferdecker. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

den Beschluß macht. Gewiß kann man diesem novellistischen Erzeugniß Geist und Eigentümlichkeit nicht absprechen. Es gehört der Wahl des Stoffes sowie der Darstellung nach, wesentlich der neuen Romantik an, als deren Hauptvertreter wir Feine, Mundt und Guglow anzusehen haben. Es ist dieselbe sinnlich-geistige Liebestrunkenheit, die hier die ganze Stufenleiter jugendlicher Empfindung durchmacht, welche in der „Bally“ und in der „Madonna“ uns schon einmal begegnete; es ist daselbe Schwelgen der geistreichen Persönlichkeit in den Natur- und Kunstobjecten, welche dem lebendurftigen Ich huldigen müssen. Die Briefe Juan's, des liebeglühenden Künstlers, an die Gräfin v. Dünaburg sind sprühende Funken aus einer für alles Dasein leidenschaftlich entdrannten Jünglingsseele; sie sind der Schreibart nach, bis auf das Moment der flüchtigen Ungebild, was hier und dort unerfreulich hervortritt, schon zu nennen. Die unerhöpliche geistreiche Wendung desselben Themas, gegen welches kein anderes aufkommt, ist überaus schön und zeigt von keinem gemeinen Talente. Der Graf, ein gespannt malitioses Wesen, bildet das Verhängniß; der Schluß tritt völlig ungeahnt herein und wirkt durchaus tragisch. Es ist ein Untergehen der freundlichen wie der feindlichen Gestalten in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Mehr wollen wir dem Leser, der sich an der schmeichlerischen, üppig weichen Darstellung des Verfassers ergötzen wird, nicht davon verrathen. Nur Eins noch halten wir darüber zu bemerken für angemessen: die Novelle ist bei allem Dufte der Sinnlichkeit, der darin

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 353.

19. December 1838.

**Ämtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Landwirthe zu Dresden im October 1837. Von den beiden Vorstehern derselben, H. W. Pabst und A. G. Schweiger.**

(Schluß aus Nr. 352.)

Diesen Einfluß beachtend, theilt Hr. Dr. Schulze die deutsche Landwirtschaft in drei Zeiträume: alte, mittlere und neue Zeit. Die alte reicht bis 814, wo Karl der Große starb; die mittlere Zeit bis 1814, wo der pariser Friede geschlossen wurde.

Die alte Zeit ist nicht die Zeit der Wildheit, sondern die der kindlichen Unschuld und glücklichen Einfachheit.

Tausend Jahre lebte die deutsche Landwirtschaft in kindlicher Unschuld und Einfachheit; tausend Jahre im Irrthum, ohne Freiheit, ohne Ehre, ohne Selbstbewußtsein; tausend Jahre werden wahrscheinlich auch nöthig sein, um unser landwirthschaftliches Leben mit echter Wissenschaftlichkeit durchzubilden (S. 116).

Nach Hrn. Dr. Schulze besteht eine Wissenschaft der Landwirtschaft zwar schon

seit jener Zeit, wo ihr Thaer mit Begeisterung für das Wahre und Gute seine tiefen und umfassenden Forschungen zuwendete, jedoch richtete er dieselben fast nur auf die Natur, indem für menschenwissenschaftliche Untersuchungen seine Zeit noch nicht vorbereitet war. Eine solche Vorbereitung ist erst in der neuern Zeit (also seit 1814) durch die Nationalökonomie bewirkt worden.

Unser landwirthschaftliches Leben aber wird erst dann durch die national-ökonomischen Studien mit echter Wissenschaftlichkeit gehoben werden, wenn wir sie in drei Beziehungen vervollkommen: 1) Nicht bloß die Staatswirthschaft müssen wir national-ökonomisch begründen, sondern auch die Landwirtschaft und jede andere Privatwirthschaft. 2) Die Nationalökonomie muß auf Philosophie, besonders auf die Wissenschaft von dem Wesen des menschlichen Geistes und von den Zwecken des menschlichen Lebens gegründet werden. 3) Wir müssen die Nationalökonomie im Geiste des deutschen Volkes bearbeiten und studiren.

Wie im deutschen Volksleben überhaupt, so muß in der deutschen Ökonomie insbesondere der Geist der Nation sich in dreifacher Richtung, in der deutschen, christlichen und altclassischen entfalten (S. 117).

Wenn solchen Geist die Versammlungen deutscher Landwirthe pflegen, dann, aber auch nur dann werden sie der echten Wissenschaftlichkeit huldigen (S. 121).

In der zuversichtlichen Hoffnung, daß ein solcher wissenschaftlicher Geist die Mitglieder dieser Versammlung deutscher Landwirthe besesse, wagte es der Hr. Dr. Schulze, zur gemeinsamen Bearbeitung ein Werk vorzuschlagen, das für ihr künftiges Wirken und für das deutsche Leben von größter Wichtigkeit werden könne, nämlich die Bearbeitung einer deutschen landwirthschaftlichen Statistik, worin das landwirthschaft-

liche Leben unsers Volkes in allen Beziehungen, theils im Allgemeinen, theils in allen einzelnen Staaten, Provinzen und Kreisen beschrieben wird, sodas man daraus sehen kann, wie das höhere geistige Leben des Menschen in den verschiedenen Gegenden unsers Vaterlandes durch die Landwirtschaft gehoben oder niedergebrückt wird (S. 122).

Dann wünscht der Herr Doctor, „daß in der Landwirtschaft das Wandern sich verbreite, sowie es bei den Handwerkern üblich geworden ist“; einen Leitfaden für solche Wanderungen würde die von ihm vorgeschlagene Statistik liefern. Endlich hofft er, „daß dadurch auch der ungeheuern Flut schlechter Bücher im Gebiete seiner Wissenschaft ein Damm entgegengesetzt werden könne“ (S. 123).

Wenn unsere Leser über dies großmäulige Wischiwaschi, das aller Wissenschaft und aller Wissenschaftlichkeit so heillos entbehrt und widerspricht, erstaunen, so werden sie erschrecken bei der Meldung, welche wir ihnen zu machen haben: „daß dieser Vortrag einen so tiefen Eindruck auf die ganze Versammlung machte“, ja, daß sogar der wackere Koppe, der langjährige Gehülfe und Freund des unvergeßlichen Meisters Thaer, der Verfasser so mancher verständigen, anerkannt nützlichen Schrift, der tüchtige, besonnene Landwirth, daß sogar dieser „ein schönes Zeugniß“ von jenem Wischiwaschi, in seinen gemüthlichen Worten über die erste Versammlung deutscher Landwirthe in Dresden abgelegt hat! (Siehe die Note S. 112.)

Wir können uns diese seltsame, fast komische Erscheinung nur dann erklären, wenn wir uns im Geiste mitten in diese erste Versammlung deutscher Landwirthe versetzen. Der Professor Dr. Schulze, der Director der königlich preussischen Akademie der Landwirtschaft zu Etbena, betritt zuerst die Rednerbühne, so mit nichts dir nichts, ohne Heft und Buch, überfiehet leichtsin mit starker Professorwürde die Versammlung und thut seinen Mund auf, um die deutsche Landwirtschaft aus dem Schlummer der vergangenen Jahrhunderte herb zu wecken. Die gläubige Gutmüthigkeit der Versammlung im Ganzen leiht ihm ein andächtigt Ohr; mit Ehrfurcht vernimmt sie die Verheißung einer „echten Wissenschaftlichkeit“, für welche sie sich um so herzlicher einnehmen läßt, da weder Gründlichkeit des Wissens, noch Schärfe des Urtheils das Wesen derselben ausmachen soll. Nur reine Liebe zur Wahrheit, nur das Wohl der Nebenmenschen, nur das Wahre,

Gute, Edle, das Hohe, Schöne, Göttliche, Sittliche, nur kindliche Unschuld und glückliche Einfachheit wird geprebigt und gefordert; nicht etwa das Fortschreiten der Landwirthschaft, das Vorwärts im wissenschaftlichen Betriebe derselben; nicht etwa die Verbreitung der so höchst schwierigen höhern Schafzucht, der unbequemen Wechselwirthschaft, welche ein ununterbrochenes Selbstdenken erfordert; nicht etwa auch die beschwerliche Anwendung neuer Ackerinstrumente wird gelobt, vorzugsweise gepriesen und anempfohlen, sondern vielmehr die behaglichere Humanität, Moralität und Religiosität, mit welchen man es sich selbst so leicht als möglich, dem Nebenmenschen aber so schwer als möglich zu machen pflegt. Kein Wunder, daß den versammelten deutschen Landwirthen diese funkelneue Ansicht von der deutschen Landwirthschaft ganz glatt zu Herzen geht, und daß ihnen die neue quabbliche Ceres mit den vornehmen Attributen der Humanität, Moralität und Religiosität für den Augenblick besser gefällt als die kräftige alte, mit dem Pfluge und dem ordinären Ährenkranze. Kein Wunder, wenn die von dem Redner ausgesprochenen „edeln, hochzuverehrenden Gesinnungen“ auf eine „so herzerwärmende Weise“ in diesem und jenem andächtigen Zuhörer erweckt wurden, daß sogar die barschen Seitenhiebe auf den schönen Geldgewinn still hingegenommen wurden, bei denen überdem Jeder für sich seine eignen Gedanken haben mochte. Indes wurmte das doch, sodaß sich der Hr. Dr. Schulze späterhin veranlaßt sah, sich deshalb einigermaßen zu rechtfertigen und eine Autorität für sich anzuführen, und zwar folgendermaßen (S. 47):

Adam Müller hat gerügt, daß Thaer, indem er den höchstmöglichen Reinertrag als den Hauptzweck des landwirthschaftlichen Gewerbes ausbebe, eine Ansicht habe, die gefährlich sei, weil sie die Moralität verletze. Es ist noch kein Vertheidiger Thaer's aufgetreten, und Adam Müller hat sonach vor den Augen der Welt Recht behalten. Darum mußte ich selbst zur Rechtfertigung Thaer's darauf hinweisen, daß das Streben nach Geldgewinn recht gut neben sittlicher Vervollkommnung bestehen könne; daß aber allerdings die Sittlichkeit im Volke untergraben werden müßte, wenn man den Selbsterwerb als den einzigen höchsten Lebenszweck aufstellte.

Gott behüte jeden ehrlichen Christenmenschen vor solchen Rechtfertigern, welche durch ihr Rechtfertigen nur schlechtfertigen. Thaer hat den höchstmöglichen Reinertrag als den Hauptzweck des landwirthschaftlichen Gewerbes ausgegeben. Adam Müller hat dies als die Moralität verlegend gerügt und hat darin Recht behalten, weil — kein Vertheidiger Thaer's aufgetreten ist. Ich, Dr. Schulze, rechtfertige zwar herzlich gern den guten Thaer, aber die Sittlichkeit im Volke müßte allerdings untergraben werden, wenn man den Gelderwerb als den einzigen höchsten Lebenszweck aufstellte! Welche Verwirrung der Begriffe! Das sind die schlechten, faulen, ungenießbaren Früchte der „echten Wissenschaftlichkeit“ des Hrn. Dr. Schulze, deren Wesen weder Gründlichkeit des Wissens ist, noch Schärfe des Urtheils. Dieselbe blindgeborene „echte Wissenschaftlichkeit“ gibt diesem Professor auch das läppische Wort ein:

Ich möchte keinem Verwalter die Bewirthschaftung meines

Gutes anvertrauen, der nicht fleißig in die Kirche ginge und einen nicht religiösen Sinn zeigte (S. 47).

Das fleißige Kirchengehen ist also diesem Professor der Landwirthschaft wichtiger und werther als der religiöse Sinn, welchen er nur so im Schlepptau des und nachziehen läßt. Er würde es vermuthlich für unchristlich erklären, wenn ein Anderer sagte: Ich möchte keinem Verwalter die Bewirthschaftung meines Gutes anvertrauen, der nicht religiösen Sinn zeigte, wenn er auch nicht fleißig in die Kirche ginge. Es ist eine seltsame Erscheinung, welche aber mit vielen andern unserer Tage in engster Verbindung steht, daß auf der Rednerbühne der deutschen Landwirthe der erste Vortrag hauptsächlich nur die kirchenthümliche Richtung betrifft. Vom eigentlichen Wesen, vom eignen hohen Werthe der Landwirthschaft vernimmt man hier wenig oder gar nichts. Wir können es erleben, daß eine solche Schulze'sche echte Wissenschaftlichkeit auch einmal auf der Kanzel sich vernehmen läßt und statt von Gott und göttlichen Dingen von der Nothwendigkeit predigt, Herz und Seele aufs Düngen zu richten, als auf den unschuldigsten, einfachsten Weg, religiös, sittlich, human und moralisch-gesund zu werden. Wäre dies etwa weniger absurd als jenes?

Es muß zur Ehre der Versammlung gesagt werden, daß die „echte Wissenschaftlichkeit“ des Professors Dr. Schulze und seine Vorschläge nicht weiter beachtet wurden; ihm selbst aber scheint sein Vortrag hinterdrein nicht ganz geheimer vorgeschwebt zu haben, denn S. 112 wird in der Note gemeldet, daß er beabsichtige, seine Rede, „mit zahlreichen Erläuterungen“ versehen, für das größere Publicum herauszugeben. Wir haben, denke ich, an dem gegebenen Proben seiner unwissenschaftlichen „echten Wissenschaftlichkeit“ vollkommen zur Genüge.

Eine desto erfreulichere, bedeutsame Erscheinung ist die „Begründung der Wandergesellschaft deutscher Landwirthe von Seiten der Chemie“, gesprochen vom Professor und Bergcommissionsrath Lam p a d i u s. Mit der lebenswürdigsten Bescheidenheit bittet der vortreffliche, hochberühmte Mann die Versammlung mit wenigen anspruchlosen, aber gehaltreichen Worten, ihn und seine Wissenschaft, die Chemie, in ihren Kreis aufzunehmen, und es ja nicht für anmaßend zu halten, wenn er sage, daß die Chemie in alle vier Sectionen der Societät mitwirkend einzutreten habe; denn sie sei nützlich 1) durch Verbreitung der Kenntnisse von der Bildung und Mischung der Naturkörper überhaupt; 2) durch die Lehre von der Mischung des Bodens und der richtigen Zubereitung und Anwendung der verschiedenen Düngungsmittel, vorzüglich der sogenannten künstlichen; 3) durch ihre Dienste bei Zubereitung der Nahrungsmittel für die Thiere und zur zweckmäßigen Benutzung der Thierbestandtheile; 4) durch die Lehre von der Benutzung aller durch den Landwirth gewonnenen Producte des Bodens; durch Unterstützung und Förderung der sämmtlichen technischen Gewerbszweige der Landwirthschaft, als Brauerei, Brennerei, Zuckersabrikation, Reinigung der Die u. s. w. Der schlichte kurze Vortrag schließt mit dem Wunsche: „daß recht viele deutsche Che-

miler ihre Kräfte dieser Gesellschaft widmen mögen, und daß die Landwirtschaft von allen diesen Bemühungen in gleichem Schritte mit der Erweiterung der chemischen Wissenschaften den besten Nutzen ziehen möge". Dieser Gruß ward „mit einem lauten, aus dem Herzen kommenden Beifall von Seiten der Anwesenden erwidert", ohne daß jedoch in den spätern Sitzungen demselben irgend weitere Berücksichtigung oder Anerkennung geworden wäre, wie man wol mit Recht erwarten durfte, und wie es der große Werth des Anerbietens wol verdient hätte.

Außer obigen wurden noch folgende Vorträge gehalten: „Über Benennung und Eintheilung des Ackerbodens", vom Landesökonomierath Th a e r. — „Über agrarische Gesetzgebung, besonders über landwirtschaftliche Taxprinzipien", vom Geheimen Justizrath Grä v e l l. Die vollständigsten, besten Taxvorschriften sichern die Richtigkeit der Taxationen nicht, wenn nicht die Bonitirung zuverlässig ist, von welcher ebenso viel abhängt als von jenen. Der Staat sorge vor Allem für tadellose Boniteurs, bei welchen die moralische Tüchtigkeit und Unbestechlichkeit ebenso sehr in Betracht zu ziehen ist als die intellectuelle; man hat hier weniger auf eine theoretische, wissenschaftliche Ausbildung und Geschicklichkeit zu sehen, als vielmehr auf eine praktische. „Sie müßten fast ganz auf ähnliche Art wie die Hebammen zugezogen werden. Die wissenschaftlichen Untersuchungen, Begründungen und Anfechtungen mögen ihnen fremd bleiben; aber sie müssen geübt sein, mittels aller Sinne die Bodenarten zu untersuchen." — „Über die Culturmethode des Hrn. Becker zu Rosbach unweit Mainz", vom Ökonomierath P a b s t. — „Bericht über das Ergebniß eines Drillversuchs", vom Landwirth v. Kir chen p a u e r. — „Über die hollsteinischen Wallheiden oder Knick", von Demselben. — „Verfahren, um das Fleischergewicht eines Ochsen oder einer Kuh, entweder mager oder fett, zu ermitteln, nach Hrn. v. Dombois", vom Landwirth J e y h o l f aus Strassburg. — „Welche Aussichten eröffnen sich für die Schafzucht?" vom Ökonomierath S c h m i d t, welcher, als Einkäufer einer deutschen Wollhandlung, die ihren Absatz nach allen Ländern hat, hier eine bedeutende Stimme zu geben hatte.

Je weiter die Fabrikation der Stoffe steigt, desto elter wird auch der Fabrikant in der Wahl des rohen Products, und desto mehr steigert sich auch sein Kennen desselben, daher wird es nothwendige Pflicht der Producenten, ihm ein möglichst tadelloses Product zu liefern.

Nicht die Feinheit des Wollfadens allein bestimmt den Werth, sondern auch die Natur der Wolle, d. h. die Fülle des Bodens, der recht stumpfe, gedrängte Bau des Stapels, das Lustre, Zartheit und Gleichmäßige des Haares. Der Vortragende empfiehlt besonders die Erzielung eines hochfeinen dichtwolligen Schafes, und daß der Züchter bei der Paarung das Princip der Vollwolligkeit vor Augen habe und vorzüglich auf volle Seiten, die nicht zwirnen, und auf gleichmäßige Länge am Hintertheile und Bauche halte, dabei aber die Feinheit nicht übersehe. Die Producenten mögen bedenken, daß hier ein Wollhändler im Einverständnis mit den Fabrikanten spricht. — „An- deutungen über die zweckmäßigsten Mittel, die Bildung

der Kleinern Gutsbesitzer zu befördern", vom Rentamtmann P r e u s t e r.

Wir sehen, daß es an interessanten Vorträgen in dieser ersten Versammlung nicht gefehlt hat. Auch bei den mündlichen Verhandlungen kam Vieles zur Sprache, worüber schon das bloße Hin- und Herreden nicht ohne Werth und Gewinn ist, indem dadurch die Fertigkeit der freien Rede, des klaren deutlichen Ausdrucks, des scharfen richtigen Denkens rascher entwickelt und somit der dem Deutschen eigne esprit d'escalier immer mehr beseligt wird, wo Einem nämlich erst unten auf der Treppe einfällt, was und wie man Alles oben in der Versammlung hätte vorbringen können.

Nach sehr lebhaften Discussionen ward beschloffen, daß die nächste Versammlung der deutschen Landwirthe am 10. Sept. 1838 in Karlsruhe stattfinden solle, was denn auch der Fall gewesen ist.

Den Schluß dieses ersten amtlichen Berichts, durch dessen ebenso schwierige als gelungene Redaction der Hr. Professor und Director Dr. Schweizer zu Charand sich ein großes Verdienst um den Verein erworben hat, machen „Aufforderungen, Wünsche und Fragen, welche in der ersten Versammlung deutscher Landwirthe ausgesprochen und dem Vorstande jener Versammlung zur öffentlichen Bekanntmachung übergeben wurden". Da hier ein ganz bedeutender Stoff zu Vorträgen und Verhandlungen für die Zusammenkunft in Karlsruhe gegeben worden ist, so konnten wir uns von derselben im Voraus die erfreulichsten Hoffnungen machen und werden nicht ermangeln, seiner Zeit auch über diese zweite Versammlung treuen und dankbaren Bericht abzufassen, wenn wir uns durch einen ebenso gründlichen und ausführlichen amtlichen Bericht dazu in den Stand gesetzt sehen. Nur das sei uns noch auszusprechen gestattet, daß wir nur dann ersprießliche Früchte von dem Vereine der deutschen Landwirthe zu erwarten haben, wenn er weniger den Charakter eines wissenschaftlichen und mehr den Charakter eines Gewerbevereins annimmt. 108.

#### A u s I t a l i e n .

Mit unermüdblichem Fleiße setzt Ritter Pompeo Litta sein prächtiges Werk: „Famiglie celebri italiane", fort, das auch jenseit der Alpen von den Bibliotheken jezt gesucht wird. Durch die Einrichtung, daß der Verf. jede Familie in ein gesondertes Heft zusammenfaßt, das für sich verkauft wird, dürfte er am meisten für die Deckung seiner Kosten gesorgt haben; die Wahl, die er traf, macht es den Käufern des frühern Ganzen jedoch keineswegs leicht, sich von den Fortsetzungen loszusagen. Nun sind zu den früher erwähnten Geschlechtern die Lannoy aus Neapel, Roverella von Ferrara, die Pallavicini (noch nicht vollendet) und die römischen Colonna hinzugekommen, von denen die Erstern und Letztern die Aufmerksamkeit der deutschen Leser vorzugsweise anziehen möchten, die von jenem bekannten Feldherrn der Schlacht von Pavia und von den alten Feinden der römischen Ruhe nähere Angaben wünschen. Das Geschlecht der Lannoy, dessen Name schon auf nichtitalienischen Ursprung hinweist, soll zwar flandrischabelliger Abkunft sein, doch war zur Zeit, als Carlo Lannoy, der Begründer des neapolitanischen Stammes, lebte, die Nachricht in Italien verbreitet, daß er selbst nichts weiter als ein geschickter und häßlicher Kunst-

reiter gewesen, der sein Glück dadurch gemacht, daß seine Frau 1500 Kaiser Karl V. Amme gewesen war. Vereinen läßt sich mit dieser Sage, daß Lannoy in Maximilian's Heeren diente, was die Auszeichnung herbeiführte, daß ihm der Befehl über die kaiserlichen und päpstlichen Truppen 1523 in Italien übertragen ward. Sein Ruhm als Feldherr ist nicht bedeutend; er ließ sich erkaufen, plünderte u. s. w., wie die Geschichtsfreunde und auch schon die Leser des „Grundberg“ wissen. Am Siege von Pavia, wo Franz I. gefangen ward, und der Lannoy nach und nach das Fürstenthum Solmona und eine Menge Titel und Güter eintrug, hatte er den wenigsten Antheil. Schon mit seinem sechsten Nachkommen, dem sechsten Fürsten von Solmona, Grafen von Benafro und Potenza, erlosch sein Geschlecht durch einen unglücklichen Zufall (1604). Diesem Grafen Philipp fiel ein Apfel, der zur Erde seines Wettsimmels diente, auf den Kopf, daß er wenige Tage darauf kinderlos starb. Der Name der Lannoy hörte mit ihm in Neapel auf. Die Geschichte des Hauses Colonna, die einen großen Theil der politischen Geschichte des neuern Roms von 1101 an bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts ausmacht, ist eine Epopöe, wo aber Titanen gegeneinander auftreten. Mit gewohnter Umsicht hat sie Litta erdortet und für die Kunstgeschichte des Mittelalters dabei reichlichen Stoff zur graphischen Ausstattung seiner Feste gefunden.

Zu den gefeiertsten Kanzelrednern Oberitaliens gehört der Prof. Joseph Barbieri, der zuerst als Dichter sich einen Namen machte, jetzt jedoch von Vielen zu den bedeutendsten literarischen Notabilitäten seiner Sphäre gerechnet wird. Die milde Beredsamkeit in seinen Vorträgen, bei denen sich eine, deutschen Lesern natürlich scheinende Maßigung, die aber eine erworbene Scheu von dem Übertriebenen ist, bemerklich macht, erinnert an einen berühmten deutschen Prälaten (von Wessenberg), mit dessen dichterischen Leistungen Barbieri's Gedichte viel Verwandtschaft zeigen. Auch Barbieri ging nicht frei von Anschuldigungen aus, denen er jedoch eine ruhige Ausdauer entgegensetzte. Sowol diese gesteigerte Theilnahme an seinen Predigten als auch der innere Gehalt haben den „Orazioni quaresimali ed altre nuove opere del professore abate Gius. Barbieri“ (8 Bände, Mailand 1836—37) einen großen Leserkreis erworben, und selbst jenseit der Alpen verdienen sie als Proben der auch hier vorgeschrittenen Homiletik gewiß Beachtung. Auswärtige Leser mögen sich nur hüten, den Abate Gius. Barbieri, der, im Vorbeigehen gesagt, über seine Bildung („intorno a miei studj“) in einem Briefe belehrende Aufschlüsse gibt, nicht mit dem Herrn Gaetano Barbieri, dem Übersetzer von de Vigny's „Cinq-Mars“ und B. Hugo's „Notre Dame de Paris“ (italienisch „La Zingara“) zu verwechseln, was freilich um so leichter geschehen kann, da Beider Werke in Mailand erscheinen. Gius. Barbieri war früher Lehrer der Rhetorik im Collegium zu Praglia, lehrte dann griechische und lateinische Sprache, Naturrecht, Staats- und Völkerrecht, zuletzt sogar Criminalrecht an der Universität zu Padua und ging dann erst, von seinen Freunden aufgefodert, zum Predigtamt über. Es möchte wenige deutsche Criminalisten geben, die ihm in eben diesen Umgestaltungen zu folgen im Stande wären.

In Verona lebt ein Ritter Giov. Girolamo Detti di Nazara, der durch seine Stellung als Oberaufseher des Museums zu den vielen antiquarischen Schriften den Stoff erhält, die er in der letzten Zeit bekannt gemacht hat. Werke vom ersten Range fand auch er nicht Gelegenheit zu beschreiben, namentlich da Maffei und andere Gelehrte seine Vorgänger waren; aber die Inschriften, welche die Mehrzahl seiner Mittheilungen ausmachen, weiß er noch kürzlich von einem Breslauer Gelehrten, dem Professor Mitsch, gepriesene Verfasser, so geschickt mit der Drillichkeit ihrer Findung in Zusammenhang zu

bringen, daß Manches dadurch einleuchtender wird. Die einzelnen Abhandlungen: „Antichi monumenti greci e romani del giardino de' Conti Giusti in Verona“ (Verona 1835), „Antica statuetta di bronzo (di Mercurio)“ (Verona 1834), „Antica statuetta (di Giove) illustrata“ (Verona 1836), „Antica lapide istriana inedita“ (Verona 1836), „Antico marmo di Valerio Nasone“ (Verona 1836), „Di alcune antichità di Garda e di Bartoldino e dell' antica Arlica“ (Verona 1836) erschienen in dem („Poligrafo“), dessen Herausgeber der Verf. ist. Eine der wichtigsten Mittheilungen dieses fleißigen Gelehrten ist die „Vita della contessa Matilde di Canossa tratta da un antico codice MS.“ (Verona 1834), bei der es nur zu beklagen bleibt, daß der Verf. nicht genauer die Handschrift angibt, woher er seine Biographie genommen hat. Auch für die Freunde der Literatur werden seine Angaben über die Schenkungen wichtig sein, die Guarinus von Verona nach Mantua und Verona machte, und der Brief: „Intorno alcuni manoscritti dell' I. R. Biblioteca di Mantova e della capitolare veronese. Lettera“ (Verona 1835) bleibt für Sammler solcher Angaben daher sehr zu beacften. 6.

#### Literarische Notizen.

Von Wright's Werke: „Scotland and Scott illustrated“, erschien jetzt der zweite und letzte Theil, Zeichnungen nach dem von W. Scott so genau portrairirten Landschaften enthaltend, mit Beschreibungen und Auszügen aus Scott's Romanen. Beide Theile enthalten 100 Stiche. Die „Literary gazette“ rühmt das Werk als ein mit großer Splendibität ausgestattetes.

Von „Italy, France and Switzerland illustrated“ kam der letzte und dritte Band heraus. Die Stiche sind nach Originalzeichnungen von Samuel Prout und J. D. Harbing; die Erklärungen von dem bekannten Dichter Thomas Roscoe. Das Ganze enthält 135 Stiche. 103.

#### Bibliographie.

Byron's sämtliche Werke. Nach den Anforderungen unserer Zeit neu übersezt von Mehreren. 1ster Band. 8. Stuttgart, Hoffmann. 6 Gr.

— — sämtliche Werke deutsch von A. Wöttger. Mit des Dichters Leben und Bildniß. Roy.-8. Leipzig, D. Wigand. 4 Thlr.

Dingelstedt, F., Licht und Schatten in der Liebe. Novellen. 8. Kassel, Krieger'sche Buchh. 1 Thlr. 8 Gr.

Fernau, F., Edgar, oder Blätter aus dem Leben eines Dichters. Gr. 8. München, Franz. 8 Gr.

Hirt, J., Kostopschin, oder: Napoleon in Moskau. Drama in fünf Akten. Gr. 8. Konstanz, Gütther. 18 Gr.

Jósika's, N., sämtliche Werke. 1ster bis 5ter Theil. Der letzte Batori. 3 Bände. Aus dem Ungarischen übersezt von B. Schwarz. Gr. 12. Pesth, Pedenast. 3 Thlr.

— — 4ter Theil. Novellen und Erzählungen. 1ster Band. Aus dem Ungarischen übersezt von D. Klein. Gr. 12. Ebendas. 1 Thlr.

Kretschmer, G., Novellen. 8. Berlin, Cysenhardt. 12 Gr.

Marlow, F., Dichter-Nachtwege. Novellistische Blätter. 8. Leipzig, Wfenberg. 2 Thlr.

Reiffert, G., Otto und Johanne. Ein Gemälde der Jugend und Liebe im Familienleben. Gr. 12. Ragsburg, Feinrichshofen. 1 Thlr. 8 Gr.

Stoakfisch, Th. M. D., Gedichtes. Gr. 12. Helmstedt, Hedeisen. 10 Gr.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 354.

20. December 1838.

### Die Taschenbücher für 1839.

#### Vierter Artikel. \*)

„Arm am Beutel, krank am Herzen“, dies bedeutliche Junggesellenprüchlein Goethe's könnte in heutigen Tagen die deutsche Poesie selbst bedeuten, wie es bereits in ahnungsvollster Symbolik die nicht beneidenswerthen Lebens- und Seelenzustände der deutschen Poeten bezeichnet. Arm am Beutel! O wahrhaftig sehr arm ist sie jetzt, die deutsche Poesie. Für sie gab es einst eine Zeit der jugendlichen Frühlingshaftigkeit, d. h. eine Zeit, wo sie selbst der Frühling war und als ein schöner, lichter Himmelsgenius ihr unverstegbares Füllhorn schwang und es über Land und Meer ausgoß, der jugendlichen Menschheit zu Dank und Freude. Diese Lenzzzeit der deutschen Poesie ist vergangen. Die deutsche Poesie weiß von keinem Füllhorn mehr. Es ist ihr abhanden gekommen, und sie führt anstatt seiner den Beutel, den verhängnisvollen Beutel, der so gar ledern, dünn und schwindstüchtig sich ausnimmt, und aus welchem kein lichter, farbenglänzender Blumenregen mehr auf die gläubig-freudigen Menschen herniederträuft. Was Wunder nun, daß die deutsche Poesie nunmehr, da sie so gar verarmt ist und das verlorene Horn des Ueberflusses gleich einem versunkenen Nibelungenhort fort und fort zu beweinen hat — was Wunder, daß es ihr nun auch im Herzen wurmt und sticht, daß sie sich siech und krank fühlt, und daß ihr im Elend dieses Stiechthums der lederne Beutel mit seinem träben, schwächlichen Inhalt jene reinen und schönen Gedanken nicht mehr zu ersetzen vermag, welche zugleich mit dem goldenen Füllhorn der Dichtung tief im Strombett zwischen Klippen und Gestein versunken sind?

Wer in solchen Zeiten nicht an eine Wiedergeburt alles Großen und Heiligen glaubte, der müßte bald verzweifeln. Wer dies schwindstüchtige Modegeschicht der deutschen Poesie und die kleine dürftige Gabe beschaut, welche sie in ihrer welken Hand dem deutschen Publicum als ihr Frühlingsgeschenk, als ihre Opferung darbietet, dem können wir selbst bei starkem Glauben an das Morgenwölke der Zukunft ein leises inneres Verzagen kaum verargen. Denn ach, diese dürftigen Opfer der deutschen

Poeten begeistern nicht; diese Neujahrgaben, diese Fest- und Weihgeschenke entzücken uns nicht; diese Blumen und Früchte duften und munden nicht; sie verwelken schon in der Hand des Gebers, und ihre Blüte ward schon vergiftet, als sie noch wuchsen und reiften. Arme Zeit! Beklagenswerthe Empfänger! Beklagenswerthere Geber!

Und die Kritik selbst, sie wird jetzt zum trauernden Pilger, der an die Pforten klopft, leise forschend und fragend, ob nicht schon in dieser oder jener Hütte der Tröster eingekehrt sei, den die Zukunft bringen soll. Wie ein milder Weiser aus dem Morgenlande hebt sie ihr müdes Auge zum Himmel empor und schaut, ob der Stern der Weissagung sich herniedersenke auf die Lande und auf die Völker. Aber die bleichen Lichtlein, die dort auf- und niederglitzern, sind nicht das Gestirn der Verheißung. Das Jahr geht auf und geht unter, und der Bräutigam säumt noch immer. Es wird Ostermesse und wird Michaelismesse, es rückt heran die Phalanx der Romane und der Taschenbücher; aber die Heldengestalt des Genius zeigt sich noch immer nicht unter der wimmelsaden Menge. Kaum in den einzelnen Zügen, die wir mühsam aus dem Gewimmel herausstudiren müssen, läßt es sich erkennen, daß Er, der allein die deutsche Dichtung erlitten kann, noch nicht gestorben ist.

Und so haben wir denn auch in dieser neuen fünfsachen Festgabe, welche der Geist der Dichtung in der gastlichen Form von Taschenbüchern uns für das kommende Jahr darbietet, nur wenige, dürftige Spuren eines echten Dichtens und Gestaltens entdecken können. Da liegen sie vor uns aufgeschlagen die Weihbüchlein der „Liebe und Freundschaft“ und hochherziger, zart sinniger „Huldigung den Frauen“; da finden wir sie vor uns entfaltet, die „Rosen und Bergfameinnicht“ und die süßen Räthselnospen der galanten „Wisseliebchen“ und anderer Douboirgeschenke! Wie viele Hände haben nicht daran gezogen, gepflegt, gebaut, geschmückt, geordnet und sich gegenseitig gefördert! Wie viele Glieder des deutschen Dichterbundes haben nicht dazu beigetragen, daß auch diese Taschenbücher-Fünfsheit zur Ehre der Gegenwart, zur Freude des Publicums vollendet werde! Und dennoch wie wenig, wie unendlich wenig finden wir heraus, was wahrhaft groß und gut und schön sei. Homöopathisch-kleine Tro-

\*) Vgl. den ersten bis dritten Art. in Nr. 293, 300 u. 301, 316 u. 317 d. Bl. D. Red.



pfen der Schönheit, die wir aus einem Meer der Langweile, der Alltäglichkeit herausköpfen müssen! So arm ist die Zeit. Die Dichter sind weniger zu verdammern als zu beklagen. Dennoch erheischen auch diese Büchlein ihre Auslegung, und die zu manchem traurigen Zeitgeschäfft verurtheilte Kritik muß auch diese Deutung übernehmen und sich des dürftigen Ergebnisses freuen, welches es diesen äußerlich anmuthigen Erscheinungen abgewinnt.

8. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft. Herausgegeben von St. Schütze.

Der Herausgeber dieses Taschenbuchs, welches wir diesmal, da es längst vollaktrig ist, den Kelgen eröffnen lassen, gehört zu den unverwundlich-heitern Schriftstellernaturen, die noch aus einer frühern, silbernen Literaturzeit stammen und welche heutzutage immer seltener werden. Hr. St. Schütze beweist uns in seiner Erzählung: „Die beiden Candidaten“, womit er die Novellistik seines Taschenbuchs einleitet, daß ein guter, hausbackener Schwank noch möglich und auf 73 Bücherseiten wirklich darstellbar sei. Solche lustige Schwänke von Candidaten, Studenten, Registratoren, Stadtmusikern, Theaterchneidern und anderm Gethier bildeten vor 20 Jahren die Seele, den Lebenspuls der deutschen Taschenbücher. Zwischen damals und heute liegt freilich ein ahnungsvoller Zeitinhalt; aber das thut Alles nichts. Lustig sein ist die Hauptsache, und wer nach einer dreißigjährigen Schriftstellererfahrung heute noch lustig sein kann, dem Manne muß man wenigstens eine gute Natur zutrauen. Die Pointe der Schütze'schen Erzählung sind nun eben die beiden Candidaten, oder vielmehr der eine Candidat, welcher eigentlich kein Candidat ist, sondern sich zu Gunsten seines Bruders, welcher wirklich Candidat ist, nur für einen solchen ausgibt. Es hat nämlich der Gutsherr, dessen einträgliche Pfarrstelle vergeben werden soll, den sonderbaren Takt, die Geistesfähigkeiten der Menschen nach ihrem Körpergewicht abzuschätzen, eine Curiosität, die, Gott Lob, noch zur rechten Zeit zur Kenntniß der theilhaftigen Personen gelangt. Es wird also von dem Vater des Candidaten und dem Bruder des Nichtcandidaten beschlossen, daß Letzterer, der von ansehnlichem Körpergehalt ist, beim Gutsherrn den wirklichen Theologen, der körperlich gegen ihn nur ein Schatten ist, einstweilen vorstellen soll. Solches geschieht, und der Pseudocandidat, welcher eigentlich Ökonom ist und auf der großen Hauswage von entsprechendem Körpergewicht befunden wird, erwirbt sich den Beifall des Gutsherrn und bekommt die Stelle zugesichert. Wie nun der wirkliche Candidat zur Abhaltung der Probepredigt berufen wird, ergibt sich freilich vor dem Superintendenten die figurliche Täuschung, und der Gutsherr zeigt sich über solche Mystification anfangs sehr ergrimmt. Allein der Gedanke muß doch in allen Dingen und so auch in dieser Geschichte endlich den Sieg behalten. Der wahre Candidat, obwohl von schwächerer Körperbeschaffenheit, hält eine Predigt, die sich gewaschen hat, bekommt die Anwartschaft seines Bruders, der anstatt dessen Wirthschaftsinspector wird und zuletzt, da beide Brüder bereits mit Bräuten versehen sind, schließt Alles vergnüglich mit

einer Doppelhochzeit. Gute, alte Zeit! Vor zwanzig Jahren war's doch besser!

„Unwölkte Tage“ und „Die schöne Komödiantin“ heißen die beiden andern Novellen dieses Taschenbuchs; erstere von Bernd v. Guseck, letztere von Ludwig Storch. Hr. Bernd v. Guseck, ein noch ganz neuer Literat, begegnet uns in den diesjährigen Taschenbüchern sehr häufig, und wir wollen ihm den freundlichen Rath ertheilen, sich nicht allzu häufig zu machen. Allzu viel ist ungesund. Dichten ist etwas Anderes als Drahtziehen. Im Ubrigen ist Bernd v. Guseck keineswegs ohne Talent, und es mag namentlich die hier dargebotene Erzählung in Hinsicht auf Element und Ton für anziehend gelten. Sie gehört den vornehmern Kreisen an und bewegt sich in ganz discreten Verhältnissen um ein waghalsiges Studentenergeiß, um ein Pistolenduell, in welchem Graf Haidring seinen Gegner, v. Elmern, bei der, allen Lepth-Keisenden wohlbekannten Klosterkirche Oßegg niederstreckte. Der Getödtete hatte sein junges Weib, mit welchem er erst seit einigen Monaten vermählt war, an Jenem, der in aufgeregter Weinlaune die Dame öffentlich geküßt hatte, rächen wollen. Nach zwanzig Jahren führt nun das Schicksal den Helden jenes Ereignisses wieder mit Elmern's Witwe und deren reizenden Tochter zusammen; der Graf scheint für die Letztere einer zarten Neigung Raum geben zu wollen; allein da Fräulein v. Elmern schon verlobt ist, so wirkt die Erscheinung des Grafen in dem Elmern'schen Familientreise nur insofern verführend, als durch sie jene dumpfe Gemüthskrankheit, in welche Frau v. Elmern seit dem Schreckereigniß bei der Klosterkirche verfallen war, eine günstige Krisis erlebt, die unter der Hand eines geprüften Hausarztes sich nach und nach zur völligen Genesung wendet. Die Erzählung bietet wenig Begebenheit, aber sie zeigt sich nicht ohne Bewegung und Charakterbildung, und was am meisten anspricht, ist die dahinein verwebte Ironie auf die Fadsheit und Brutalität des abeligen Junggesellenlebens und Treibens in den großen Residenzen und um diese. Der Verf. scheint viel in Berlin gelebt zu haben; die Pferderennen mit und ohne Hindernisse, die Gardeoffiziere und die Romantik der preussischen Landräthe scheinen ihm ziemlich geläufig zu sein.

Anlangend die dritte Novelle, von Storch: „Die schöne Komödiantin“, so wird sie eines guten Eindrucks auf ihr Publicum gleichfalls nicht verfehlen und gehört noch immer zu den bessern Opusculis dieses fleißigen Romantikers. Storch hat am meisten Talent für die Details der Novelle. Er sollte dieses Talent mehr in Anspruch nehmen und dafür desto weniger solche Güter ausbeuten wollen, die ihm ein- für allemal verschlossen sind. Das en gros der deutschen Novelle zu handhaben, verstehen jetzt nicht drei deutsche Novellisten. Aber daß es sich im Detail dieser Novelle vortrefflich und gar sehr belohnend arbeiten läßt, haben uns mehr einzelne Erscheinungen dieser Art als die Dichter selbst (in ihrem consequenten Wirken) bewiesen. So gibt es denn auch für die Novelle Engroshelden und Detailhelden. Die Erstern verun-

glücken fast immer, während die Letztern oft unwillkürlich recht gut gerathen. Glücklich und klug ist der Novellist, der sich heutiges Tages auf Engroshelden gar nicht einrichtet. Denn leider, leider wird die moderne Dichtung gerade da am lächerlichsten, wo sie am grandiossten zu sein glaubt. Ein solcher Detailheld nun, der gar nicht zu verachten, ist in Storch's Novelle der Komödiant Feigenpan, so eine Art modernes Fallstäffchen, nur daß der Theaterpuß ein wenig vorflunkert. Die Novelle spielt zu Anfange des 18. Jahrhunderts. Was ihr als historisches Ereigniß zur Basis dient, ist jene noch immer nicht genugsam aufgeklärte Ermordung des Grafen v. Königsmark am Hofe des Kurfürsten von Hannover, und die schöne Komödiantin Storch's ist eben jenes Fräulein v. Wolf, welches in der Intrigue Königsmark's und der Kurprinzessin historisch eine so wichtige Rolle spielte und durch den, gleichfalls in das Interesse der Dichtung hereingezogenen Architekten Grumbhart aus dem gräßlichen Thurmgefängniß zu Nienburg befreit wurde. Ein Theil der mannichfach verwickelten Novelle spielt in Rußland, und Zar Peter hat in höchstweiser Person Antheil an der Entknotung des Ganzen. Die beste Figur aber bleibt Feigenpan, der Titulargemahl der schönen Komödiantin, in welcher wir zugleich auch die wirkliche Gemahlin eines russischen Woiwoden und die wirkliche Verlobte eines russischen Stolniken erkennen.

Von Gabriel Seidl finden sich in dem Taschenbuche einige ansprechende Gedichte. Die Stahlliche sind nicht übel.

9. Huldigung den Frauen. Herausgegeben von Castelli. Dies Taschenbuch enthält zuvörderst viele Gedichte, von Feuchtersleben, Lenau, Hammer - Purgstall, Seidl, Bogl, Frankl und andern minderbekanntem Verfassern. Das gelungenste dieser Gedichte ist unstreitig: „Der arme Gordonist“, von N. Bogl, eine Ballade, die, wenngleich modern gedacht, dennoch diesen Namen vollkommen verdient. Der Gordonist ist nämlich ein Soldat, der sich beim Detachement des Pestcordons befindet und auf der Höhe postirt ist, um den Heraufweg aus dem Thal, wo die Pest wüthet, abzuschneiden. In dem Thal aber wohnt seine alte Mutter, die wohl weiß, daß ihr Sohn unter dem Gewehr steht, und sich aus dem Nachtgrauen der Pest mächtig zu ihm hinauffehnt nach der lichten gesunden Höhe.

So Nimmt sie wol den Berg hinan,  
Umtobt von Windsgebraut;  
Es trieft der Schweiß ihr von der Stirn,  
Der Athem geht ihr aus.

Es ist Nacht, und der Gordonist kann nicht sehen, wer naht; nur rascheln hört er's im Gebüsch. Er ruft sein Werda; aber, großer Gott, der Athem ist ja der alten Mutter ausgegangen; der Sohn ruft sein Werda zum zweiten und dritten Mal; jetzt will das Mütterchen wol Antwort geben, aber da knallt schon das Gewehr; die alte Mutter liegt in ihrem Blute — und dies ist nun

Der arme Gordonist,  
Der niemals lacht und weint;  
Es scheint sein Herz wie Eisen fast,  
Sein Antlitz wie versteint.

Edel und Filzte sind wie Gold so blank, und der Schnurrbart „steifgewischt, sodaß kein zweiter ihm gleicht“; aber das Angesicht bleibt dessenungeachtet von Stein, das Herz von Eisen, und das Auge, dem Thränen Wohlthat wären, bleibt immerdar trocken. In der That ein schönes Gedicht, und wahrhaft köstlich darin ist die leise, unbewusste Ironie auf die deutschen Schnurrbärte überhaupt und auf jenen curiosen, graulichen Welt Schmerz, dessen versteintes Antlitz zum Knecht Ruprecht der deutschen Poesie geworden ist, und der mit jenen Schnurrbärten in so intimer Beziehung steht.

In einem andern Gedicht verhöhnt Lenau die heutige Tageskritik. Mag es gleich in der Wahrheit begründet sein und seine volle Beziehung finden, was er auf S. 379 sagt:

Glaubt Ihr denn, Ihr lahmen Krüppelwichte,  
Daß die Welt nach Eurer Weisheit richtet?  
Ha! Ihr wollt als Ellen Eure Krücken  
Kindisch messend an die Geister drücken,  
Und indem Ihr mit der Krücke schaltet  
Und den Stecken in die Lüfte haltet,  
Raubt Ihr Eurer lahmen Wucht die Stütze,  
Und Ihr stürzet plattschend in die Pfütze.

so ist es doch seinerseits ebenso wahr, daß die Poesie am besten thut, auf dergleichen Ausbrüche des Unwillens von Haus aus zu verzichten; denn der Unverstand in seiner traurigen Blöße braucht nicht verspottet zu werden, und wiederum sind jene Spuren reiner Forschung und tiefern Verständnisses, die wir hier und dort wahrnehmen, zu ehrenwerth und preiswürdig, um sie ohne Trauer einer etwaigen Verwechslung mit jener literarischen Lumpenhaftigkeit ausgesetzt zu wissen. — Was die „Nüsse zum Aufknacken für schöne Zähne“ betrifft, welche am Schluß des Taschenbuchs Heinrich Adami darbietet, so sind es fast lauter taube Nüsse, die sich des Aufknackens Mühe nicht verlohnen; man müßte denn etwa solch armseliges Zeug wie Nr. VII:

Aus Ritterbüchern bin ich dir  
Mit F recht gut bekannt,  
Und bin mit T auch ziemlich nah  
Mit dir, mein Freund, verwandt,  
Mit Z lieg' ich im Decan,  
Mit K schweb' ich am Rand,  
Mit D werd' unter Dichtern ich  
Stets ehrenvoll genannt —

für baare Münze nehmen. Herr Adami, Sie sind kein Dante der Räthselskunst!

Außer den Gedichten bietet das Taschenbuch fünf kürzere Novellen, unter denen nur die „Drei Abende im Hôtel H...“, von Louise Beck, sich einiges Interesse von Seiten der Leser werden versprechen dürfen. Eine geistreiche Gesellschaft hat sich an drei Abenden in dem Hause der gleichfalls sehr geistreichen Gräfin H... versammelt und fördert aus ihrem Schooße bei jeder Abendigung eine Geschichte zu Tage zum Ruß und Ergötzen der geistreichen Gesellschaft. Die drei Erzählungen bewegen sich sämmtlich in dem Genre des Überpikanten, sind aber eben deshalb um so anziehender für alle diejenigen Circel, welche sich jenem geistreichen ihrer Beschaffenheit nach nähern. Die erste Erzählung handelt von einem

jugen Hauptmann, welcher späterhin Oberst wurde und sich als solcher in der Gesellschaft ranzonirt, von einem spanischen Fessenschloffe, einer schönen Befreierin aus demselben, einer abgehauenen Hand und einem funkelnden Brillantring, welche Ingredienzen sämmtlich zusammengehören und zu Heil und Hochzeit führen. Die zweite Erzählung, vorgelesen von einem jungen Künstler, dergleichen ja in geistreichen Cirkeln nicht fehlen dürfen, spielt in der Schweiz und handelt von Liebe und Eifersucht, dem uralten Thema, das in Dichtung und Wirklichkeit nicht ausstirbt. Die Helden sind zwei Gemsejäger, Arnold Keting und Kunz Kuruth, welche Beide ein Mädchen lieben, das dem beglücktern Arnold zu Theil wird. Nun weiß man schon den Schluß. Rache ist seine Lösung. Arnold verschmachtet, er verhungert hoch auf der Alp, auf kahler, unzugänglicher Felseneinöde, die ihm zu verlassen unmöglich ist. Kunz, der böse Eifersüchtige, hat ihm solches angestiftet, hat ihm den Gemsebock geraubt, womit der Unglückliche vielleicht sein Leben hätte fristen können. Aber dafür muß Kunz die Foltern des Gewissens erleiden und irrt lange Jahre ruhelos wie ein gefährdetes Gespenst in den Felseneinöden umher, immer jene furchtbare Stelle umkreisend, wo der unschuldige Arnold auf sein Anstiften den grausamen Tod gestorben war. Dergleichen Objecte sind nicht übel; sie frappiren die geistreiche Gesellschaft, und die minder geistreiche, die ja, genau genommen, unser Taschenbücherpublicum bildet, noch weit mehr. Finsterer Menschen- und Familienhaß ist das Thema der dritten Erzählung, welche in Skandinavien spielt und von einem Legationsrath erzählt wird. — „Die Nebenbuhler“, von Hermann Meyner, die zweite Novelle dieses Taschenbuchs, ist ganz unbedeutend in jedweder Beziehung. Zwei Nebenbuhler, die eben nichts sind als Nebenbuhler, und deren Einer den Andern im Ingrimme mit der Büchse erschießt. Eine übermattete Geschichte ohne allen Reiz. — Als widerwärtig ist dagegen die dritte Novelle: „Die Braut von Botany-Bay“, von Faver Cold, wenigstens ihrem Tone nach zu nennen. Ein junger Dandy aus London fährt mit dem Verbrecherschiffe nach Neusüdwales, um sich aus barocker Laune von dorthier eine Braut zu holen; diese findet er auch wirklich in der unvergleichlichen Person der Miß Swarton, welche alles Wünschenswerthe in sich vereinigt, nur mit dem kleinen Makel, daß auch sie von einer Verbrecherfamilie abstammt. Aus diesem Grunde will anfangs der Vater des jungen Mannes durchaus nichts von der Verheirathung wissen, allein die Einwilligung findet sich doch, als Richard vom Gramschler aufs Sterbebett geworfen wird. Da kommt denn bei so bewandten Umständen der Liebhaber schleunigst aus Altengland daher, segnet die Ehe mit dem reizenden Verbrechersproßling und entreisst so den Sohn dem Rachen des Todes. Die Darstellung ist forciert, der Stoff unerpriesslich-einzig. — Die vierte Novelle von Emanuel Straube führt den Titel: „Der Rächer“, und verspricht im Anfange mehr, als sie in der Folge leistet. Ein gemeiner

Verführer zerstört das Lebensglück zweier Verlobten und verursacht den Tod der Braut. Der Bräutigam, ein Offizier, zieht aus, den Verführer zu finden und Rache an ihm zu nehmen; aber das Schicksal spielt das Präventiv und liefert den lumpigen Don Juan, der nebenbei ein gemeiner Sauner ist, der Gerechtigkeit in die Hände. Der Held der Geschichte, nämlich der Rächer, hat noch überdies die Genugthuung, daß er sich auf seinem erfolglosen Rachekreuzzuge eine andere Braut erobert, die zwar anfangs stumm ist, am Ende der Geschichte aber die Sprache erhält, sodas also gebührendermaßen das Glück des Rächers keine Grenzen findet. — Den Schluß macht eine kleine italienische Novelle, bearbeitet von J. Retwald: „Der Rothfels.“ Sie ist in ihrer stillen Kürze nicht ohne Reiz. Zwei Liebende, die in der Nähe des Comersees wohnen, werden durch Waterhärte voneinander getrennt. Vor Gram über diese Trennung erkrankt Carlo und bescheidet in einem Briefe die Geliebte zu sich, um sie noch einmal zu umarmen. Die Wanderung ist weit, sie fährt einen steilen, gefährlichen Pfad über das Gebirge. Dennoch tritt sie das Mädchen an, aber sie erreicht ihr Ziel nicht; eine Felsenkluft verschlingt sie für immer. Carlo erfährt erst nach Wochen, da er bereits genesen, das traurige Ende der Geliebten. Er beschließt, sein Dasein auf jener Bergeshöhe zu enden, von wo die Geliebte herabgestürzt ist, und wird dort eines Tages als verstümmelter Leichnam wiedergefunden. Vären hatten ihn zerrissen. An der Darstellung der Novelle ist das auszufehen, daß die Naivetät des Italiens nicht deutlich genug hindurchblickt. Von den Stahlstichen sind diejenigen als gelungen zu bezeichnen, in denen die weißliche wiener Manier nicht vorherrscht.

(Der Beschluß folgt.)

#### Literarische Notiz.

Von Madame de St.-Marie erschien ein Roman in zwei Bänden: „Ketty Leinster, ou l'oubli de soi même.“ Die französische Kritik will in diesem Romane etwas Deutsches finden, jene Reinheit der Intention und Empfindung, welche die Mitgift der Deutschen seien und von den französischen Schriftstellern zu sehr mißkannt würden, weil sie den geheimen Reiz der deutschen Sentimentalität zu fühlen nicht fähig wären. In demselben Roman an den Fehlern der deutschen Romantik überhaupt, an zu großen Längen und übertriebener Empfindsamkeit. Madame de St.-Marie, wird gesagt, verfolge hier denselben Weg, welcher den kleinen Bäckern des Kanonikus Schmid einen so großen Erfolg zugesichert habe, indem sie den Versuch mache, die durch so viele düstere und unsittliche Ausgebirten der französischen Romantik erschöpften Leser für rührende Scenen, die Darstellung einfacher Sitten und gefühlvolle und religiös gestimmte Charaktere zu interessieren. Ketty Leinster, die Hauptheldin, ist selbst eine gefühlvolle Deutsche, die während der französischen Invasion einen Arzt von der Napoleon'schen Armee heirathet. Der Franzosenhaß ihres Oheims ist das romantische böse Element im Buche; da jedoch dieser Oheim von Herzen und Charakter ein braver und guter Mann ist, so löst sich Alles zur gegenseitigen Zufriedenheit auf. Der Styl ist nicht durchgehend von gleichem Werth und nicht immer leicht und elegant. Die Fülle des Sentiments muß ersehen, was dem Buche an Fülle des Stoffes abgeht. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 355.

21. December 1838.

Die Taschenbücher für 1839.

Sechster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 354.)

10. Rosen und Bergknecht.

Dieses Taschenbuch, welches überhaupt nur Prosaisches darbietet, enthält drei Novellen. Die erste: „Macht des Gefanges“, abermals von Bernd v. Guseck; die zweite, von Ludwig Rein, führt den Titel: „Die Tempel, historische Novelle aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts“; die dritte Novelle: „Dchmann, der besiederte Pfeil“, hat zum Verfasser den Herausgeber, Herrn Robert Heller. Die vorzüglichste unter diesen drei Novellen ist noch immer die erstere von Bernd v. Guseck, so Manches sie auch noch in künstlerischer Beziehung zu wünschen übrig läßt. Es ist nicht zu leugnen, daß hier etwas verworrene Motive walten, und die Anlage überhaupt ist ein wenig confus. Eine jugendliche Mutter, zuerst von der Indiscretion ihres leidenschaftlichen Liebhabers prostituiert, hierauf durch den Schreck über die rücksichtslose Strenge ihres ältlichen, beleidigten Gemahls getödtet, bildet die eine Seite der etwas forcirten Dichtung; die andere Seite wird vorgestellt von der blutigen, heftigen, romantisch-überspannten Tochter Lucie und ihrem stillen Verehrer, einem Grafen, welcher als Gegenstück zu dem Liebhaber der Mutter die Discretion selbst ist. Die Macht des Gefanges ist eigentlich bei dieser Dichtung eine große Nebensache. Sie tritt nur etwas seltsamerweise in einem einzigen Moment am Schlusse hervor, wo die von Zehsen's Liebesbrief an die Mutter, den der Zufall ihr in die Hände spielt, tief empörte Tochter im Begriff ist, sich von einem Felsvorsprunge herabzustürzen. In diesem Momente tönt ein feierlicher Gesang der Bergleute zu ihr herauf, der den Aufruf ihres Gemüths beschwichtigt und sie zu mildern Entschliessungen stimmt. Die Novelle zeigt Spuren von psychologischem Talente, streift aber sehr nahe an Das, was man blasirt nennt. — „Die Tempel“ des Herrn Ludwig Rein und der „Besiederte Pfeil“ des Herrn Robert Heller gleichen einander an Breite und Weitfichtigkeit. Namentlich herrscht in der letztern Erzählung eine wahrhaft unermeßliche Langeweile. Hier ist Alles grandios gedacht und doch entsetzlich langweilig. Die Goethe'schen Mottos über den einzelnen Abschnitten gemah-

nen und wie leise Selbstironie des Verfassers. Der locale Hintergrund konnte nicht großartiger gewählt werden: der Nil, die Pyramiden, Kahira, Beduinen, das Delta, eine Steppe, eine Wüste, ein Naturforscher, der Kräuter und Schmetterlinge sucht, Bazar, Neger, Kopten, antike Tempelruinen, nächtliche Fluchten und Angriffe u. s. w., dies Alles war nicht zu verwerfen; allein die Phantastie des Verf. wirkt so seltsam negativ, daß diese gewaltigen Objecte und höchst eigenthümlichen Staffagen auch wieder langweilig werden. Auch an geistvollen Betrachtungen fehlt es nicht, wie z. B. diese ist: „Für die Bewohner welches Riesennestes sind wir Menschen vielleicht nichts als Infusionsthierchen, die in einem Thautropfen schwimmen, der am Halme hängt, bis ihn ein Sonnenstrahl verdunstet“; und dennoch, dennoch vermögen auch diese Meditationen nicht den Überdruß des Lesers zu bannen. Sie verdunsten gleich jenem Infusionsthierchen, und die ganze Novelle wird wahrscheinlich diesen Verdunstungsproceß erfahren. Tröste sich der Verfasser! Ein deutscher Dichter muß nun einmal seinen Becher austrinken, da hilft kein Gott dawider! — Etwas minder langweilig sind „Die Tempel“ von Rein. Diese Novelle schildert den Proceß und die Hinrichtung des Großmeisters Molay und vieler andern Tempelherren unter der Regierung Philipp's des Schönen. Dieser historische Hintergrund thut etwas, um die Monotonie der Darstellung zu mildern, die im Ganzen sehr am Ungeschick kränkelte. Von Charakteren ist keine Rede; es treten nur Personen auf, von denen uns die Geschichte meldet, sie seien Charaktere gewesen. Seltsam doch, daß es uns modernen Deutschen mit dem historischen Romane durchaus nicht glücken will. Es ist, als ruhe ein Fluch auf diesem Genre! Die Stahlstücke sind in artistischer Beziehung genügend und jedenfalls weit vorzüglicher als die poetischen und poetisirenden Erläuterungen, welche der Herausgeber, Hr. R. Heller, ihnen beizugeben für gut befunden hat.

Über das nun folgende, der ganzen Lesewelt wohlbekannte Taschenbuch:

11. Stilleben für 1839. Von A. v. Tromlig. Würsten wir, da die Manier des Herausgebers und Verfassers so gar geldäufig ist, nur wenig zu sagen. Dasselbe enthält drei Stücke, nämlich: „Die Reckberge“, eine Erzählung aus dem Zeitalter Kaiser Friedrich's, des zwei-

ten Hohenstaufen; eine Erzählung, von welcher sich nichts Gütlicheres sagen läßt, außer daß ihr keines der Tromlitz'schen Ingredienzen abgeht. „Ist mir denn keine Ruhe auf dieser Erde gegönnt?“ spricht Kaiser Friedrich gleich am Eingange, „das Fenster aufreißend und über das herrliche Palermo hinüber nach dem brausenden Meere schauend.“ Da haben wir gleich den ganzen Tromlitz, wie er lebt und lebt. Im Laufe der Novelle erfahren wir von Rittern und Reifigen, von Papst und Cardinälen, von türkischem Verrath und Vergiftung, von dem Ende des großen Kaisers, von schönen Frauenbildern und insonderheit von den beiden Reckbergen, den Helden dieser Geschichte, und ihrer unerschütterlichen Vasallentreue bis zum Tode. Lauter treffliche, effectreiche Dinge, die auch in einer Tromlitz'schen Erzählung ihre Wirkung nicht verfehlen. Auf die beiden „Reckberge“ folgen „Bilder und Scenen aus den Jugendjahren der Königin Maria Stuart“, die wir als weit vorzüglicher ansprechen dürfen. Die Objecte sind hier freilich die bekannten: Rizzio, Darnley, Bothwell, Lindsay's und Morton's Verschwörung und das für die leichtsinnige Königin so traurige Resultat derselben. Allein diese bekannten Ereignisse sind hier anmuthig genug geordnet, gruppiert und dem Interesse des größern Publicums auf die geschickteste Weise genähert, ohne daß darum der Wahrheit der Geschichte ein allzu großer Eintrag geschähe. Den Beschluß des Taschenbuchs macht eine kurze Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges: „Die schwere Wahl“, die seltsame Geschichte zweier Brüder, welche sich beide in die Pflegetochter ihres Vaters, eines wackern Dötkermeisters zu Prag, verlieben und, da diese, mit Namen Bärbchen, zwischen Beiden zu wählen sich weigert, sich verabreden, miteinander in den Krieg zu ziehen. Das Unglück fügt es, daß Beide zu dem Kürassierregimente Madlo kommen, welches in einem Gefechte durch Ausreißen seine Fahne beschimpft. Der strenge Piccolomini hält Kriegsgericht: die Offiziere bis zum Cornet sollen gehangen und die übrige Mannschaft soll decimirt werden. Da wählt auch das Schicksal selbst nicht unter den beiden Dötkerhöhnern, und beide ziehen das Todesloos. Auf Bärbchen's und des unglücklichen Vaters flehentliche Bitten will der Erzherzog von Oestreich einen von beiden Brüdern begnadigen; aber nun soll Bärbchen abermals unter ihnen wählen und weigert sich dessen abermals standhaft. Da begnadigt der gerührte Erzherzog zuletzt Beide, und Bärbchen, die von ihrem Grundsatze nicht lassen will, entschließt sich, ins Kloster zu gehen. Die kleine Novelle ist ein echter Tromlitz, der bei Frauen Glück machen wird.

Wir sagen noch ein Schlusswort über den Inhalt eines fünften, gleichfalls vielgelesenen Taschenbuchs:

12. Vergiftmündicht, herausgegeben von E. Spindler.

Der talentvolle und unerschöpfliche Herausgeber liefert darin zwei Erzählungen. Die erste: „Der Sklave Cäsar und seine Familie“, schildert die Schicksale und die unabwendige Treue eines edeln Negerklaven gegen seinen alten Herrn, den Pflanzler, der aber sein Vermögen rui-

net hat und aus Haus und Hof hat wandern müssen. Cäsar und sein Negerweib Aibe sind die Helden des Stücks, welche nach schwerer Prüfung endlich wieder mit ihrem theuern Herrn vereinigt werden, der in ihrer Treue Erbsatz findet für einen ungerathenen Sohn, welchen er hat verlassen und aufgeben müssen. Die Schilderungen in dieser Novelle sind lebendig und wahrheitsvoll, die Effecte mit Maß verwendet; es regt sich auf erfreuliche Weise die Charakteristik und die Gestaltung, die Personen haben Kern und Mark, und unter ihnen bildet namentlich der Sklavenhändler und Methodist, Herr Azariah Snatchbone, ein so ergötliches und plastisches Bild eines Heuchlers im amerikanischen Kaufmannsstyle, als man nur immer von einer Nebenfigur erwarten kann. „Flammen unter Schnee“, diesen Titel führt die zweite Erzählung, in der Anlage tiefer und verdienstvoller als die erste, aber als Ganzes weniger durchgearbeitet und geschlossen. Kein Wunder, hier galt es ein weit innerlicheres Object; es galt hier, darzustellen, wie in der vertrockneten menschenfeindlichen Seele eines Greises noch einmal die Leidenschaft der Liebe mächtig auflodert, wie sie, die Flamme, unter diesem Schnee des Greisenalters wühlt und zehrt, tobt und gährt, bis sie endlich als schauerlicher, verzehrender Brand, als Blut des Verbrechens unaufhaltsam herausschlägt. Der Doctor Rauwolf ist dieses vom Dämon der Leidenschaft heimgesuchte Greisengemüth, eine vortrefflich gedachte und wahrhaft poetisch construirte Novellengestalt. Gertrud, der reizende Gegenstand seiner entsetzlichen Neigung, die Sünderin dieses ungeheuern Brandes in einer morschen Greisenfelle, ist zu schlaff, zu passiv gehalten und zeigt dabei etwas von moderner Starrköpfigkeit und Caprice, was nicht wohl zur ernsten, tragischen Anlage der Novelle stimmt. Der Doctor endigt, wie natürlich, im Wahnsinne; denn ein altersschwacher Geist, wenn die Furie der Leidenschaft in ihn einkehrt, erträgt den furchtbaren Gast nicht lange; er zerbricht, zerberstet und weist solchergestalt wiederum den Lauf der Natur in seine alten, ewigen Rechte. Weil aber eben der Gegenstand dieser Dichtung jener greuliche Widerspruch war, der sich dem Naturlaufe, in welchem nur die Jugend der Jugend angehört, sündhaft entgegenstellt, so hätte der Verfasser darin das Dämonische mit größerer Energie müssen vorherrschen lassen, als geschehen ist. Dieser Dämonismus der unnatürlichen Leidenschaft mußte aber freilich schon an der Art und Weise scheitern, wie Gertrud gedacht ist. Hier ist zu viel Frost und Passivität, und darum fehlt es an dem mächtigen Gegendrucke. Dessenungeachtet ist diese Novelle von Spindler unter allen hier besprochenen die einzige wahrhaft poetische, und so konnte sie der Ref. bei der Lecture gewissermaßen als ein remedium doloris betrachten, jenes Schmerzes, oder besser jenes Widerwillens nämlich, welchen der Anblick von so viel Unpoesie, die dennoch nicht abzuweisen war, in ihm erregt hatte. \*)

4.

\*) Der fünfte Artikel folgt im Januar.

## B r o u g h a m.

Nach das „Athenaeum“ hat über Brougham und sein neues berühmtes Werk seine Stimme abgegeben. Das Benehmen des Lords in jüngster Zeit brachte ihn in eine schiefte Stellung, er sieht sich überall angefeindet und verdächtigt, von fast allen Parteien zurückgeköpft, fast wie einen Verräther des Vaterlandes behandelt, und alles Das verdankt er seiner großen überragenden Geisteskraft, mit der er sich über alle Parteien zu erheben weiß. Brougham zählt nicht mit Andern, er hat seinen eignen Kennwerth, er ist nicht Bruchtheil eines Ganzen, er ist ein Ganzes selbst. Er hält alle Parteien unter Aufsicht und controlirt sie; sein Scharfsinn entbedt schnell und leicht an den Vorkämpfern aller Parteien, was man Abhörliches begangen hat oder im Begriff ist zu begehen. Er ist für die Lords Cato der Censor und ihnen deshalb allerdings un bequem. Persönliche Vereiztheit mag freilich hinzukommen; sie hat aber nur seinen Scharfsinn zugespitzt und ihn jener isolirten Stellung zugewiesen, die auch ihre Wahrheit hat. Das „Athenaeum“ drückt von Brougham allerdings nicht so milde, und wenn wir sein Urtheil hier abschreiben, so geschieht es nicht darum, um es zu bestätigen und als ein in jeder Hinsicht treffendes zu geben. „Brougham's Werk“, sagt das „Athenaeum“, „wurde mit Heißgier erwartet und wird mit Heißgier gelesen werden. Die Ankündigung historischer Einleitungen ließ ein süßes Festmahl pilanter Persönlichkeiten erwarten, wie sie neulich in den Artikeln des „Edinburgh review“ aufgetischt wurden, und wir müssen erst das Publicum seinen Durst stillen lassen, ehe wir uns erlauben, über die Reinheit des Wassers Untersuchungen anzustellen.“ Dieser ausweichenden Erklärung schickt der Rezensent eine Phalanx scharfer Zeilen und bitterer Klagen über Lord Brougham's persönliches Treiben voraus, nicht um etwa den literarischen Werth und die Gebiegenheit von Brougham's Schriften in Abrede zu stellen — denn das ist eben nicht die Achillesferse des berühmten Mannes —, sondern um dem Leser den Genuß durch die Betrachtung zu verleißen, daß alle die bewundernswürdige Redegewalt und die furchtbare Macht des gelehrten Lords seinem Vaterlande nicht den geringsten Nutzen gebracht hat. Brougham, heißt es, sei in der politischen Debatte, vielleicht auch als Redner, der erste Mann seiner Zeit. „Erfahrung, ungeheure Kenntnisse, Worte und Sarkasmen stehen ihm jeberzeit zu Gebote, dabei läßt er sich weder durch eine persönliche, noch durch eine politische Rücksicht hindern; aber eben darum“, fährt der Mann des „Athenaeum“ fort, „ist er kein Staatsmann im vollen, kein Philosoph im besten Sinne des Wortes. Für die Nachwelt hat er weder Schätze der Weisheit in seinen Reden aufgehäuft, noch eine einzige nützliche Maßregel durchzuführen helfen. Sein einziges Ziel war die öffentliche Gunst, und in der That hat noch Niemand den prophetischen Instinct besessen, mit welchem Lord Brougham die nächste künftige Volksrichtung erräth. Der eigentliche Antrieb aller seiner Handlungen ist ein feberhafter Durst nach Beifallgeräusch und rein persönlicher Ehre. Wenn er jetzt dem Volke am meisten schmeichelt, so geschieht es nicht mit Beachtung von Zeit und Umständen, der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Erfüllung, sondern rein in der Absicht, seinen Collegen furchtbar zu werden und, wenn ihm das Glück wohl will, Lord Melbourne's Ministerium zu stürzen. Brougham will sich gegen die Anklagen, die sich von allen Parteien her gegen ihn erheben, in diesen Schriften vertheidigen; aus seiner Rechtfertigung aber entstehen neue Klagen gegen seine Widersacher, und statt sich selbst rein zu waschen, beschmutzt er seine Gegner; alle seine sich widersprechenden politischen Wendungen und Fehlgänge schiebt er auf den Abfall und die Treulosigkeit seiner frühern Collegen.“ Das „Athenaeum“ theilt sodann reichliche Auszüge aus den historischen Einleitungen zu seinen Reden mit. Brougham spricht darin von sich, wie Julius Cäsar, in der dritten Person. Das Ministerium Lord Grey's im Gegenfaze zu dem Lord Melbourne's dargestellt, das Benehmen der Tories und der Kirche bei dem verhängnisvollen Proceß der unglücklichen Köni-

gin Caroline, nebst Vergleichen ihrer Popularität mit der Popularität der jetzigen Königin Victoria bilden den Hauptgegenstand der angeführten Stellen. Auch ein kurzes politisches Glaubensbekenntniß, worin sich Brougham für kurze Parimente, Ausdehnung des Wahlrechts u. s. w. erklärt, fehlt nicht und wird durch schlagende Randglossen gerechtfertigt. Im Ganzen ist der Styl dieser Einleitungen ruhig und klar, wie er dem Historiker geziemt; nur zuweilen glaubt man den schneidenden Ton des gefürchteten Redners zu hören, dem Kampf und Streit mit allen Parteien — wie nämlich das „Athenaeum“ behauptet — so unentbehrlich sind als das Athemholen. Einige Charakteristiken, die, so viel uns bewußt, in Deutschland noch nicht bekannt sind und die vom „Athenaeum“ vorzugsweise herausgehoben werden, theilen wir hier mit, nämlich eine Parallele zwischen Canning und Ward (Lord Dudley).

„Canning und Dudley“, sagt Brougham, „waren als Gegner sehr furchtbare Talente. Beide waren mit ausgebreiteten Kenntnissen, mit aller Macht eines scharfen Verstandes und lebhafter Phantasie wie mit aller Verfeinerung classischer Bildung ausgerüstet und unterschieben sich nur durch den Höhegrad, bis zu welchem ihre Tüchtigkeit in der Leitung der Staatsgeschäfte durch Übung und Umfassung sich erhoben hatte. Canning's Vortrag war gewaltiger; Lord Dudley hatte originellere Phantasie und schärfern Blick, obgleich auch Canning an Witz und Humor seine meisten Zeitgenossen übertraf. (Besonders hat auch Byron bei Gelegenheit seines grimmigen Todtengerichts, das er in der Vorrede zu einem Gesange des „Don Juan“ über Castlereagh hält, Canning einen Witzkopf und sogar Dichter genannt, und Canning war damals noch ziemlich toyrkisch.) Dudley führte seine Beweisführung mit anhaltendem Scharfsinn aus; Canning ersparte sich die Mühe einer weitläufigen Argumentation durch die Fertigkeit, mit der er oft seinen Saß so stellte, daß der streitige Gegenstand entschieden war, ehe noch der Gegner seine Platte bloßgestellt sah. Beide bereiteten sich auf größere Reden mit besonderer Sorgfalt vor und schrieben mehr als vielleicht irgend ein moderner Redner; nur hatte Canning eine Stärke im Debattiren aus dem Stegreife, die Dudley entweder nicht erlangen konnte, oder nie zu erproben wagte, und was das Bemundernswürdigste ist, er wußte die Stellen, welche die Begeisterung des Augenblicks ihm eingab, mit den vorbereiteten Theilen der Rede zu einem Ganzen so künstlich zu verbinden, daß selbst das erfahrenste Auge keine Naht daran bemerkte. Was die Geisteskraft und jene Festigkeit des Entschlusses betrifft, die den Staatsmann und den Mann überhaupt machen, so ist zwischen ihnen kein Unterschied. Beide hatten ein eigenthümlich reizbares und empfindliches Temperament, welches sie selbst im Geheimcabinete nicht verließ. Doch hatte diese Schwäche bei Canning ihre Grenzen, nicht so bei Lord Dudley, dessen, wie sich später erwies, zerrüttetes Nervensystem den nachtheiligsten Einfluß auf seine politische Laufbahn wie auf sein Privatleben hatte. Eine Unfähigkeit, feste Entschlüsse zu fassen oder standhaft zu behaupten, ein Schwanken, das seine Urtheilskraft wie seine Empfindungen besiel, waren die Folgen dieses krankhaften Zustandes, und so geschah es, daß ein so hochgestellter Mann bei allen Natur- und Glücksgaben und all seinem beneidenswerthen Ruhme aus dem Leben ging und weniger für das Geschick seiner Mitmenschen gethan hatte, als Hunderte jener Alltagswesen, auf die er täglich mit vollem Rechte stolz herabsah. Die meiste Kraft entfaltete sein Genies im J. 1827 bei seiner kurzen Verwaltung des Auswärtigen, und bei seinen standhaften und unerbittlichen Angriffen auf die Parlamentsreformbill.“

Nach dieser Parallele zeichnet Brougham eine kurze Skizze von Huskisson, der mit den vorigen Beiden ein Parteilichblatt ausmachte. „Benige Männer“, sagt Brougham, „haben mit so wenig äußern Mitteln, die beim Volke, bei den Bedrügten und Reichen beliebt machen können, einen so großen Einfluß im Lande erlangt als Huskisson. Er hatte von Natur keine fließende Rede, und auch die Übung konnte ihn zu

seinem gewandten Sprecher bilden. Sein Betragen war eigenthümlich abstoßend, seine Bemerkungen schienen berechnet, eher Mißtrauen als Vertrauen zu erwecken. Dennoch erlangte er eine solche Stellung im Unterhause, daß man ihm wie dem volksthümlichsten Redner lauschte, und über die Fragen, die er hauptsächlich besprach, Gegenstände des Handels und der Finanzen, ließ er sich mit einer fast orakelhaften Sicherheit des Erfolges hören. Diese Stellung verdankte er der gründlichen Kenntniß, die er von seinem Gegenstande besaß, der Klarheit seines Vortrages und der Schärfe, mit welcher er die Schwäche seines Gegners darzutun und seine eigne Doctrin zu erklären wußte. Aber was politische Lauterkeit betrifft, stand er bei seiner Partei sehr hoch. Er hatte nämlich jene inbrünstige Vorliebe für Amt und Anstellung, die das Laster seiner ganzen Partei war und ist. Er nahm Amt für Macht und hing am Besitze einer bloßen Anstellung, wenn er auch dabei nicht die Autorität hatte, seine Maßregeln durchzuführen, was allein einem Patrioten eine Anstellung wünschenswerth machen kann. Und doch, wer Einen oder den Andern jener drei politischen Männer kannte und nun ihre Nachfolger sieht, wird mit Recht rufen und ausrufen: „Quam multo minus est cum reliquis versari, quam meminisse tui!“

Von Sir James Mackintosh entwirft Brougham folgende Skizze: „Mackintosh hat sich um die Whigpartei und sein ganzes Vaterland durch seine Gesetzreform verdient gemacht; aber es wurde ihm kein Dank dafür. Dieser lebenswürdige Reformator war ursprünglich Arzt, sehr vertraut mit Moral- und Naturphilosophie, und widmete die schönsten Jahre seines Lebens der Gerichtspflege. Seine körperliche Constitution hatte durch den Aufenthalt in Indien stark gelitten. Sehr spät trat er in das Parlament, und obgleich ein sehr fähiger, wohlunterrichteter Sprecher, der zuweilen das Publicum durch glänzende Leistungen überraschte, hatte er im Ganzen doch keine Kraft im Debattiren, da seine Manier mehr rhetorisch als eigentlicher oratorisch war. Zudem mochte wol sein mildes Benehmen und die Sanftmuth seiner Natur den Groll seiner Gegner entwaschen, erschläfte jedoch auch den Eifer seiner Freunde; er ermangelte jenes politischen Muths, welcher den Verbündeten Vertrauen einflößt und den Widerstand der Feinde niederhält, jenes Takte und jener Selbsteigenschaft, die keinen Vortheil verloren geben lassen und selbst aus dem Mißgeschick Nutzen ziehen. So gab er seinen Freunden mehr Argerniß, als er Feinde gewinnen konnte. Über die Reinheit seines politischen Wandels konnte nie eine Frage erhoben werden. Wenige Männer brachten ihrer Partei so viele Opfer, so lange sie außer Macht war, und wurden so sehr hintangeseht, wenn sie wieder ans Ruder kam. Bei seiner Rückkehr aus Indien blieb er trotz der schmerzhaftesten Anerbietungen von Seiten des Liverpool'schen Ministeriums der Whigpartei getreu und verharrete mit ihr bis zu Ende des (französischen) Krieges und 15 Jahre während des darauf folgenden Friedens in einer scheinbar hoffnungslosen Opposition, und als seine Partei endlich siegte, wurden die Kleinlichsten, verdienstlosesten Männer, von denen sich sogar einige früher zu torystischen Grundsätzen bekannten, über ihn erhoben. Er war seiner Zeit auch ein Anhänger der großen französischen Revolution; später ging er in seinem Abscheu vor den Jakobinern, seinen früheren Mitriten, weiter als selbst Andere, welche den republikanischen Geist Frankreichs von jeher verdammt hatten, ohne daß er jedoch seinen liberalen Grundsätzen das Geringste vergab.“

Die letzte und größte Skizze, welche das „Athenaeum“ als besonders anziehend mittheilt, ist die von Grattan. Wir wollen, wie vorher, auch hier den historischen Theil der Skizze übergehen, in welchem Brougham mit Begeisterung von dem erhabenen unbesiegbaren Charakter dieses irischen Tribunen spricht, der zugleich für Altenglands Interessen wie ein Engländer glühte. Nur jene scharfen Einien wollen wir wiederzugeben versuchen, mit welchen Brougham das rednerische Talent des berühmten

Mannes zeichnet. „Unter den Rednern wie unter den Staatsmännern seiner Zeit nimmt Grattan einen der ersten Plätze ein. In dem unablässigen Strom seiner epigrammatisch pointirten Rede — ein Strom, auf welchem ungeschickt und darum anmuthsvoll die verschiedenfarbigsten Blumen schwammen — ergoß sich das gedrängteste Raisonnement, die lichtvollste Beweisführung, die überzeugendste Entfaltung aller Beweggründe, die auf seine Zuhörer Einfluß haben, und aller Einzelumstände, welche sie aufklären konnten. Oft hieß man einen declamatorischen und heftigen Ton; dann wieder wollte er Mitleid erwecken, und sein Pathos wurde einfach und rührend; oder es sollte vor Allem ein in Niedrigkeit versenkener, mit Beredsamen belasteter Gegner gestraft oder gekürzt werden, und dann rasche, wie der furchtbare Sturm, mit allen Wüthen des Verderbens und allen Donnern der Schmähung. Die Kritik konnte oft nichts Anderes thun, als mit den andern Zuhörern fühlen; sie fand, selbst wenn Grattan endlich zur Reflexion und zum Urtheil einlenkte, nichts Tadelnswerthes, wo nicht den Überschuß an Epigrammen, die jedoch in seinem Munde wieder so natürlich klangen, daß selbst seine Erzählungsweise, seine scharfsinnige Beweisführung und Entfaltung von Principien sich freiwillig in Sinnbilder und glückliche Antithesen zu kleiden schien. Von den Fehlern, die irischen Rednern angeboren sind, war er meist ganz frei. Zuweilen mochte man eine Vorliebe für starke Ausdrücke, eine Uebertreibung der Leidenschaft und ein etwas anstößiges Appelliren an den Himmel wahrnehmen, selten eine Ueberladung rhetorischer Figuren, noch seltener verworrene und gebrochene Bilder. Aber das ewige Pathos nach weit hergeholtten Bithaten, die Verachtung jener weisen Regel, gewöhnliche Dinge auf gewöhnliche Art zu verrichten, die affectirte, übertriebene Empfindsamkeit selbst bei dem Kleinlichsten, die Sucht nach theatralischen Effecten, wo es bloß gilt, ein echtes natürliches Gefühl rege zu machen — alle diese Mängel, welche so vielen Talenten eines durch seine angeborene rednerische Anlage berühmten Landes verderblich wurden, suchte man umsonst, wenn sich Grattan erhob, sei es nun im Senate seiner Heimat oder im englischen Parlamente, wozu er nach der Union verpflanzt wurde. In der Eigenthümlichkeit seiner äußern Erscheinung — er war eine kleine, unbehülfslose Gestalt — gleich er dem ersten aller Redner, Demosthenes; auch besaß er einen Vorzug vom höchsten Werthe, worin er alle modernen Redner übertraf, jene strenge Mäßigung, die sich begnügt, dem entscheidenden Schlag in einem oder zwei Worten zu führen, ohne die Wirkung durch Wiederholungen und Ausweitungen zu schwächen. Im Privatleben war Grattan von unbesiegbarer Reinheit, lebenswürdig, edelmüthig und schlicht, sein Umgang voll geistiger Würde, frei von Affectation und Bitterkeit. Wer ihn in einer Privatgesellschaft hörte und den ruhigen Ton seiner Rathschläge, die tiefe Weisheit seiner Bemerkungen, den Glanz seiner Ausdrucksweise bewunderte, konnte wol vermuten, daß er mit dem berühmten Grattan gesprochen; aber an dem spielenden Scherz des trefflichen Gesellschafters und seiner unverwundlichen Selbsteigenschaft mochte es schwer sein den Riesen in der Debatte zu erkennen, der seine furchtbare Macht gegen die Gorry, die Duignan und die Flood geschleudert, aber nicht erschöpft hatte. Dieser ausgezeichnete Patriot starb wenige Tage nach seiner Ankunft in London, Anfangs Juni 1820. Er war in halbsterbendem Zustande gekommen, um seine Pflichten zu erfüllen. Die Leiter der liberalen Partei richteten ein Bittgesuch an seine Familie, den großen Leuten in der Westminsterabtei begraben zu dürfen, statt daß er nach Irland geführt werde. Der ausgezeichnete Styl jenes Briefes wurde allgemein bewundert. Der Verf. war einer der ersten Dichter und Prosaischer Englands, zugleich einer der liberalsten Männer seiner Zeit — Rogers.“ Wer wie Brougham hier die Verdienste Anderer zu würdigen weiß, steht über den Vorwürfen der Parteien und über diesen selbst zu hoch, als daß jene ihn treffen, ja nur berühren könnten. 108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonabend,

Nr. 356.

22. December 1838.

Dr. Gage's Sammlung von Urkunden zur italienischen Kunstgeschichte.

Die Forschungen nach kunsthistorischen Monumenten in den Archiven und Bibliotheken Italiens sind bisher, mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen, keineswegs mit derjenigen planmäßigen Ordnung und Beharrlichkeit betrieben worden, welche nöthig gewesen wären, um in das Chaos der ältern Kunstgeschichte Licht und Verständniß zu bringen. Einestheils stellten und stellen sich noch immer hier und da locale Hindernisse in den Weg, andererseits ist das Interesse für das Mittelalter und die wahre Liebe zu demselben in Italien zu neu, als daß es schon viele Früchte hätte tragen können. Die Meisten, von denen man solche Arbeiten hätte erwarten mögen, lagen andern Studien ob. Andere behielten die beliebte Weise bei, das schon Gesagte wieder zu sagen und sich auf rhetorische Darstellungen und Schilderungen zu beschränken. Doch ist Manches geschehen, und seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat die Zahl von Sammlungen und Monographien, einzelne Städte, Künstler oder Monumente betreffend, sich unendlich gemehrt. Hier bloß der Italiener selbst zu gedenken, sind von größerer oder geringerer Bedeutung und mehr oder minder bekannt die Arbeiten des Bottari („Lettere pittoriche“), Dellavalle (über Siena und Orvieto), Mariotti („Lettere Perugine“), Orsini (über Pietro Perugino), Morrona (über Pisa), Amoretti (über da Vinci), Ciampi (über Pistoja und Pisa und M. A. Buonaroti), Vermiglioli (über den Brunnen in Perugia, über Pinturicchio und Perugino), Pungileoni (über Correggio, Giovanni und Rafael Sanzio, Timoteo della Vite, Bramante, Luca Paciolo), Fra (über Rafael), Morani (über Brunellesco und Buonaroti), Malaspina (über Pavia), Romagnoli (über Siena), Moschini (über Padua), Ricci (über die Mark Ancona), Des. und Giuf. Sacchi (über longobardische Architektur und die Lade des heiligen Augustin), Riccogi (über Lizzan, und Fortsetzung der „Lettere pittoriche“), Salvatico (über Stotto), Promis (über die Cosmaten), Dalbanzi (über Fil. Lippi), Frediani (über Alfonso Lombardi), San-Quintino (über longobardische Architektur), Davia (über die Thüren von S. Petronio, über das Grab des Ant. Galeazzo Ventivogli in S. Giacomo zu Bologna), G. F. Montanari (über alte Rajo-

licagefäße) u. A. Dennoch blieb selbst in größern Städten sehr viel zu thun übrig, gar nicht zu reden von den kleinern. Es gehört freilich zu dem unaufhörlichen Durchwühlen von Archiven und Bibliotheken eine Kraft und Ausdauer, die sich nicht oft findet, am seltensten mit Kunstsinne und aufopfernder Liebe gepaart.

Seit acht Jahren hat Dr. Gage seine Zeit hauptsächlich auf das Studium der ältern italienischen Kunstgeschichte verwandt. Wenige haben gleich ihm Italien, namentlich des Landes mittlern Theil so in allen Richtungen durchzogen und in jedem nur etwa bedeutenden Orte, Kloster oder Castell verweilt, halbvergeffene, selbst im Lande kaum dem Namen nach bekannte Kirchen aufgesucht, nicht Mühe und Beschwerden gescheut. Durch unausgesetztes Forschen und Arbeiten ist denn am Ende eine Fülle von Material erwachsen, welche ihres Gleichen nicht haben dürfte. Einzelne Resultate haben das Schorn'sche „Kunstblatt“, die Wiener „Jahrbücher“ u. s. w. in Aufsätzen, Kritiken und Briefen mitgetheilt, welche indes die Masse des Stoffs nur ahnen lassen können. Es ist Gage's Absicht, die Ergebnisse seiner Studien in einem umfassenden Werke über die Geschichte der Kunst in Italien von den ältesten christlichen Zeiten bis zum Tode Michel Angelo Buonaroti's niederzulegen, vorher aber eine Reihe von Documenten dem Druck zu übergeben, welche ein Gegenstück zu den „Lettere pittoriche“ bilden soll. Diese Sammlung wird Briefe von Künstlern enthalten, sowie an sie gerichtete Schreiben von Städten, Fürsten, Privatpersonen; endlich solche Briefe, welche die Bestellung von Kunstwerken, oder den Ankauf, die Aufführung von Bauten, die Ausschmückung von Kirchen und Palästen, persönliche Verhältnisse und Ähnliches betreffen. Vom 14. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts gehen diese Briefe, deren Zahl so bedeutend ist, daß sie, mit den nöthigen Anmerkungen versehen, drei starke Bände bilden werden, deren Druck bevorsteht. Die Archive und Bibliotheken der meisten italienischen Hauptstädte und vieler Städte zweiten und dritten Ranges, Familienarchive und Privatsammlungen haben die Materialien geliefert. Unter Andern ist die ganze Correspondenz der frühern Medicer mit Künstlern und Kunstverständigen darin enthalten. Es braucht kaum gesagt zu werden, wie außer zahlreichen eigentlich geschichtlichen Daten eine große Menge



von Charakterzügen, Bemerkungen über persönliche Verhältnisse, Winken über Vorfälle u. s. w. in diesen Briefen enthalten sind, und wie die Beziehungen der Fürsten und Mäcenaten zu den Künstlern selbst und andererseits die Haltung und Stellung dieser Letztern klar und deutlich oft durch wenige Zeilen sich herausstellt. Wie verschlossen ist die Art und Weise, wie dem Einen oder dem Andern geschrieben, Diesem befohlen, von Jenem etwas erbeten wird! Und wie Vielen kommt man hier auf die Spur, was bisher dunkel war! Diese Briefsammlung, von einer sehr zahlreichen Anzahl Facsimiles der Handschrift der meisten berühmten Künstler begleitet, wird zwar ein für sich bestehendes Werk bilden, indes zu der geschichtlichen Arbeit, die ihr folgen und die übrigen Documente, Contracte, Zahlungen u. s. w. bringen soll, in der genauesten Beziehung stehen. Durch diese erst wird Manches seine vollständige Erläuterung finden können, und beide Werke vereint werden ein Ganzes sein. Die bevorstehende Bekanntmachung der Resultate dieser Forschungen ist namentlich jetzt erfreulich, da man auch einer Arbeit von bedeutendem Umfange über die Geschichte der Künste in Süditalien, von Dr. H. Schulz aus Dresden, entgegensehen darf. In dieser wird, was ein großes desideratum ist, unter Andern die Entwicklung der Architektur im gegenwärtigen Königreiche Neapel vollständig dargestellt und die Geschichte derselben durch einer Menge ebenso schöner als treuer Abbildungen erläutert werden.

Um einen, wenn auch nur ungefähren Begriff von der Mannichfaltigkeit der Sammlung zu geben, deren Durchsicht mir von dem Herausgeber gestattet worden ist, halte ich es nicht für unpassend, einige wenige Schreiben aus derselben in der Übersetzung mitzutheilen. Ich muß mich dabei indes fast ganz auf kürzere beschränken. So schreibt der Herzog Alexander von Medici am 10. März 1533 an den Baumeister Antonio da Sangallo:

Da ich wünsche, daß Ihr nach Florenz kommt, um mich Cueres Rathes und Beistandes in Betreff eines gewissen Planes zu bedienen, den ich Euch mündlich mittheilen werde: so wird es mir lieb sein, wenn Ihr nicht verabsäumt, Euch hieher zu versügen, sobald Ihr könnt. Ich schreibe, da mir sonst nichts zu sagen bleibt.

Es handelte sich ohne Zweifel um die Befestigung von Florenz. Alexander baute bekanntlich, größtentheils mit Strozzi'schem Gelde, das Fort zu St. Johann Baptist an der Ringmauer zwischen dem pistorieser und dem bologneser Thore. Sein Nachfolger, der Großherzog Cosmus, schreibt von Florenz aus am 17. März 1566 an Ottagio Vasari, welcher sich damals in Rom befand:

Euer heute erhaltenes Schreiben vom 13. dieses beantwortend, melden wir Euch, daß wir entschlossen sind, auf alle Weise den Bauer, welcher das Messer schleift („il villano che arruota il coltello“; die berühmte Statue des Schleißers, gegenwärtig eine der Ierden der Tribune der florentiner Galerie) zu wollen. Da Ihr uns nun sagt, der Besitzer habe die Absicht, ihn für 800 Scudi abzugeben, so nehmt ihn auf alle Weise, auch wenn Ihr ihn nicht für weniger erhalten könnt. Der Gesandte und Ihr werdet bei Sr. Heiligkeit einkommen um die Erlaubniß, ihn von Rom weg und hieher zu führen, wobei Ihr zu sagen habt, wir wollen, daß er zu Lande komme und nicht zur See. Und da Ihr uns meldet,

daß Ihr in Bälde hier sein werdet, sagen wir Euch nichts Ferneres. Bleibt gesund. Von Florenz, den 17. des März 1566.

Der nachstehende Brief Baldassar Turini's an Cosmus I. handelt von den Monumenten der beiden Päpste aus dem Hause Medici, die man in der Kirche S. Maria sopra Minerva zu Rom sieht.

Durch Ew. Excellenz Schreiben aus Poppi\*) vom 15. des Monats ist mir Euer geneigte Besinnung in Betreff der vom Ritter Bandinello begonnenen Grabmäler der Päpste Leo und Clemens gef. Andenkens bekannt geworden und gleicherweise Euer Wunsch, daß er dieselben vollende. Da aber der genannte Ritter Ew. Excellenz zu verstehen gegeben hat, er könne nicht hierher zurückkehren wegen der Beteiligungen, die ihm zugefügt worden, und er wünsche daher die beiden Päpste in jener Stadt vollenden zu können und nicht hier, so gebe ich Euch zu verstehen, daß, wenn der Ritter die beiden Päpste mit jener Schnelligkeit ausführen wollte, womit er die andern Statuen ausgeführt, er sie hier in ebenso viel Zeit beendigen würde, als die Sendung der Marmorblöcke nach Florenz wegnehmen müßte. Denn wenn er Ew. Excellenz die Wahrheit berichten will, so muß er sagen, daß, als er nach Rom kam, um an den Grabmälern zu arbeiten, Monsgr. de' Riboldi ihm ein Haus nach seiner Wahl mietete, wo er vier Figuren über Lebensgröße fertigte und zugleich die Marmorblöcke für die beiden Päpste aufrichtete, an denen er schon gemeißelt, und die so weit vorgehrt sind, daß, wenn er im September nach Rom zurückkehren und sich bei der Arbeit halten wollte, ich zuversichtlich glaube, er werde sie um Ostern beendigt haben, und Ende Mai werden die Monumente in einem solchen Zustande sein, daß er zum Dienste Ew. Excellenz nach Florenz zurückgehen könnte. Ubrigens erkläre ich, daß ich in dieser die Grabmäler betreffenden Sache nichts Gewisses versprechen kann; denn in diesem Falle bin ich bloßer Bevollmächtigter, und die Cardinäle Gibo, Salviati und Riboldi sind die Herren, welche mit ihm Vertrag gemacht und ihm den Preis für die Statuen und die Reliefs versprochen haben, worauf er sich verpflichtet, sie innerhalb einer gewissen Zeit zu liefern. — Da ich glaube, daß das Andenken dieser heiligen Päpste Ew. Excellenz nicht minder am Herzen liegt als uns andern Dienern allen, so bin ich bereit, dem Ritter, falls er sich nicht getraut, nach Rom zu kommen, einen Beileitsbrief des Governatore oder der apostolischen Kammer, oder, wenn er so will, des Msgr. de' Riboldi zu senden, damit er nach Gefallen in Sicherheit kommen, bleiben und gehen könne. Und Gott wolle, daß er Ew. Excellenz mit der Treue und Liebe diene, welche Ihr verlangt, denn er ist von einem so bösartigen Charakter und so habgierig, daß ihm mehr an vier Bajocci liegt, die er von einem Werke erlangen kann, als an hundert Herzogen. Wäre der Zwiespalt zwischen ihm und Msgr. de' Riboldi, statt jetzt, früher ausgebrochen, als er die Arbeit begann, so glaube ich gewiß, Letzterer hätte keine Schwierigkeit gemacht, ihn zu verabschieden, denn es hätte ihm nicht an Leuten gefehlt, die das Werk ausgeführt haben würden so gut wie er, oder besser. Will aber Ew. Excellenz sich dennoch seiner bedienen, so bitte ich, daß Ihr nicht versehen wollt, ihn uns im kommenden September zu senden, und zu ersuchen, daß er mit geziemendem Fleiße diese Arbeit vollende, damit er sodann ruhigen Gemüthes Euch dienen könne, dem die Vollendung dieser Grabmäler nicht minder am Herzen liegt als die des Denkmals Cueres Herrn Vaters. In Betreff dieses letztern rathe ich Euch sehr, hinsichtlich des Preises Euch in Acht zu nehmen, denn in einem solchen Falle wird er mehr aufs Geld achten, das er aus Euch herausbekommen kann, als auf seine Ehre. Schreibe es Euch, daß ich zu viel gesagt, so bitte ich, mir zu verzeihen u. s. w. Rom, den 21.

\*) Hauptort im toscanischen Casentinothale, ehemals der Sitz des pfalzgräflichen Geschlechtes der Guizi, deren alte Burg man noch daselbst sieht.

Juli 1540. Cw. Excellenz unterthänigster Diener Baldassar von Pescia.

Der Zweck dieses Schreibens wurde nicht erreicht. Wahrscheinlich konnte Cosmus den „cavaliere“ nicht bewegen nach Rom zurückzukehren, wo er noch unbeliebter gewesen zu sein scheint als in Florenz. Wenigstens wurden die beiden häßlichen Statuen der mediceischen Päpste nicht von ihm vollendet; Rafael von Montelupo lieferte die Bildsäule Papst Leo's, Nanni di Bacciobigio die Clemens VII. Aber auch das Denkmal von Cosmus' Vater, Giovanni delle bande nere, wurde nicht beendet. An dem Plage vor der Lorenzkirche zu Florenz steht das große viereckige Piedestal mit einem Basrelief, welches eine von Bandinelli's besten Arbeiten ist; die schlechte Statue des italienischen Mars sieht man nebst vielen andern von derselben Hand in dem großen Saale des alten Palastes. Der obenstehende Brief enthält übrigens eine vorzügliche Charakteristik des so rohen als anmaßenden Bandinelli — der sich über alle Künstler seiner Zeit stellte und es, z. B. bei Gelegenheit der Aufstellung seines Hercules und Cacus in Florenz öffentlich zu sagen keinen Anstand nahm, worauf die Florentiner mit Satiren und Spottgedichten aller Art antworteten — des unverdrossenen Gegners des Buonarroti und Cellini, welcher Letztere uns genug von ihm erzählt; eines Mannes, an welchem, wenn wir einige wenige Arbeiten ausnehmen, bei denen er besser inspirirt war, kaum etwas Anderes zu loben bleibt als Thätigkeit und Kühnheit, die indes zu oft untergehen in einem völlig handwerksmäßigen Treiben. Der Schreiber ist Baldassar Turini, aus Pescia in Toscana gebürtig, wo man in der Hauptkirche sein Denkmal vom Montelupo sieht; einflußreich unter Leo, dessen Datar er war, und Clemens, ein Freund Rafael's, welcher für ihn die sogenannte Madonna del Baldacchino malte, die lange in Pescia war und gegenwärtig den Palast Pitti ziert. Turini und die Cardinale hatten übrigens sich selbst es zuzuschreiben, daß die Ausführung dieser Monumente ihnen so viele Verdrießlichkeiten verursachte. Denn zuerst hatten sie dem Alfonso Lombardi den Auftrag dazu gegeben, und dieser hatte schon die Modelle gemacht und war nach Carrara gegangen, um die erforderlichen Marmorblöcke zu kaufen, als nach dem Tode des Cardinals Hippolyt von Medici, welcher Alfonso's Gönner war, der intrigante Bandinelli es durch Madonna Lucrezia Medici-Salviati (Papst Leo's Schwester) dahin brachte, daß er dem Andern vorgezogen ward. Diesen brachte der Ärger über die ganze Geschichte ins Grab. Wasari erzählt den Vorgang ausführlich in den Lebensbeschreibungen beider Künstler.

(Der Beschluß folgt.)

#### Unterhaltungsliteratur.

1. Die Heinkelr oder die Jagd. Seeroman von J. Fenimore Cooper. Aus dem Englischen übersetzt von Johann Sporck. Drei Bände. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1838. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Etwas für unser deutsches Publicum so völlig Angenehmes, wie dieser letzte Roman des Verf. in seiner vorliegenden

Gestalt, ist uns nicht leicht vorgekommen. Mit drei schwer zu durcharbeitenden Bänden ist seine Fabel noch nicht geschlossen, sondern soll erst in einem folgenden Werke fortgesetzt werden, ja, in gewisser Hinsicht mag man sagen, er ist damit noch nicht begonnen, denn der Verf. gesteht uns in einem Nachwort, er habe ihn geschrieben, um den Eindruck zu schildern, den amerikanische Verhältnisse auf die verschiedenen Charaktere der Reisegesellschaft eines newyorker Packetboots bei ihrer Ankunft in dem neuen Welttheil machen müßten; aber er verliert diese Absicht so sehr aus den Augen, daß das Werk bei der Ankunft in Newyork endigt und nur die Kata des Schiffs und der Schiffsgesellschaft den Stoff des Buchs hergeben, weil Zuhörer, denen er die werbenden Theile desselben vorlas, sich so über die Erscheinung eines Schiffs gefreut, daß sie nicht wieder ans Land gewollt (!). Den Abenteuern dieses Fahrzeugs können jedoch nur die folgen, welche außer der ganzen technischen Terminologie des Schiffslebens auch gründliche Kenntniß der Nautik besitzen, denn der Verf. hat sich's nun einmal zur Aufgabe gestellt, die Evolutionen eines Schiffs statt derer des menschlichen Herzens zu schildern. Sowie wir aber aus der Scylla dieser Beschreibungen herauskommen, fallen wir in die Charybdis gleich unverständlicher Dialogen, die sich in größter Ungelegenheit um ganz geringfügige Dinge drehen und durch ihre unergündliche Schwerfälligkeit, ihre Leere und Wiederholungen fast noch mehr langweilen als jene nautischen Abhandlungen. Die „Jagd“ ist eine Jagd nach Humor, welche ihr Bild nie erreicht, und ihr Haupt- und einziger Spaß ist, daß ein Capitain, der die Manie hat, alle seine Passagiere einander vorzugstellen, drei derselben unter falschem Namen präsentirt und mit sich führt. Einer von diesen ist ein flüchtiger englischer Regierungsbeamter, der eine Kasse von 40,000 Pfund Sterling mitgenommen, weswegen ein Kriegsschiff ihn verfolgt; der Capitain des amerikanischen Packetbootes bildet sich aber ein, daß man auf ihn wegen muthmaßlicher Tabackschmuggelerei Jagd mache, oder um ein junges Ehepaar zu trennen, und um sich nicht visitiren zu lassen, weicht er von seinem Course zwischen London und Newyork bis Afrika ab — ein, wie uns dünkt, für einen Packetbootsführer höchst unregelmäßiges Verfahren. Dort geräth er unter die Wahren, von denen sich die ganze Schiffsgesellschaft nur mit Mühe befreit u. s. w. Wie haben wir einen Seeroman gelesen, der sich der Unverständlichkeit systematischer befleißigt hätte; es ist nicht bloß die Schuld eines höchst incorrecten Drucks, daß diese Eigenschaft auch über den gewöhnlichen Dialog Herr wird, und wir wissen nicht, ob wir den Autor oder den Übersetzer für die lingua franca, die darin herrscht, verantwortlich machen sollen.

2. J. L. Irving's indianische Skizzen entworfen während einer Expedition zu den Pawnee- und andern Stämmen der amerikanischen Indianer. Aus dem Englischen von F. Reichmeister. Zwei Bände. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1838. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Übersetzer bietet uns hier ohne die geringste Nachricht oder Einleitung das Werk eines in Deutschland völlig unbekanntes Mannes, der noch dazu durch Ähnlichkeit des Namens zu einer Verwechslung mit seinem berühmten Dheim Anlaß gibt, denn er ist, wie Engländer uns berichten, ein Better oder Kesse Washington Irving's. Indessen ist die Uebersetzung gut und das Buch nicht schlecht. Es führt uns in das Naturleben der Prairie ein, in die wilde Häuslichkeit der sie durchschweifenden Stämme und zeigt uns die Indianer weder so romantisch, wie Cooper sie darstellt, noch so abscheulich, wie andere amerikanische Schriftsteller sie machen; denn, wie heroisch der Verf. uns ihre dunkeln Gestalten auch auf den Hügeln der Prairie zeichnet, von ihren Mänteln umflattert, den Speiß in der Hand, oder auf dem Rücken ihrer wilden Pferde hangend, er kann doch nicht in Abrede stellen, daß das Wesen ihres Heldennuthe eine Nothlust ist, die den Feind im Stillen überschleicht und so viele Kopfschätze wie möglich heimbringt, gleichviel ob von Mann, Weib oder Kind.

Verböte es der Raum nicht, so würden wir gern etwas von dem Leben der Natur in diesen ihr überlassenen Strecken mittheilen, von dem überraschenden, fast bedrückenden Näher-treten der Thiere an den Menschen, ihrer Einsicht und Klugheit, die Das, was wir schlechtweg Instinct nennen, als ein Individuelles, sich immer durch das Erlebnis Modificirendes erweist; wir würden die Verirrung des Bers. auf der Prairie, ihren Brand in der dunkeln Nacht erzählen; doch können wir uns nicht versagen, eines sonderbaren Factums aus der Geschichte dieser Verirrung zu erwähnen, welches auf die mystisch-dämonischen Tiefen der Psychologie hinbeutet:

„Ich setzte meinen Weg bis Nachmittag fort, war aber nun ganz irre geworden. Ich glaubte, daß ich die Anstedenungen hätte schon früher erreichen müssen, und gleichwol sah ich noch immer keine Spuren von Wohnungen und fing schon an auf jenen Gedanken zu gerathen, der, wie seltsam es auch scheinen mag, sich beständig Derjenigen bemächtigt, die durch diese Gegenden wandern und sich nicht herausfinden können. Ich dachte nämlich, die Sonne hätte ihren Lauf umgekehrt und ginge in Osten unter. Eine Zeit lang konnte ich mich von dieser Idee nicht losmachen; aber ich erinnerte mich des Abschiedswortes eines alten Jägers, der unsere Gesellschaft begleitete. „Sehen Sie sich vor“, sagte er; „Sie trennen sich oft von der Gesellschaft, sodas Sie irgend einmal nicht im Stande sein werden, sie wiederzufinden. Dann ist Alles, was Sie thun können, daß Sie sich gerade gegen Osten halten. Auf diese Weise werden Sie richtig Ihr Ziel erreichen. Aber Eins merken Sie sich: verlieren Sie die Fassung nicht. Wenn die Sonne aufgeht, halten Sie sich immer östlich und thun Sie nicht, was Viele gethan haben, wenn sie in Verwirrung gerathen: denken Sie nicht, daß die Sonne anders als im Osten auf- und im Westen untergeht; sonst gehen Sie zum Teufel.“ Ich war völlig irre geworden und erinnerte mich dieses Rathes grade, wo ich ihn am nothwendigsten brauchte. So kehrte ich der Gegend, welche ich durchaus für den Osten gehalten hatte, den Rücken und reiste in der Richtung, welche ich eben so gewiß für die westliche gehalten hatte.“

Das Werk trägt durchweg den Charakter ungeschminkter Wahrheit des Erlebten, nichts darin ist künstlich gebildet, ja selbst die Anekdoten aus dem Leben der Wilden, die durch geringe, sich fast von selbst bietende That ethische Bedeutung gewinnen konnten, sind rein stofflich behandelt und gleichsam aus dem Munde der Erzähler nachgeschrieben. Es ist dies das Gegentheil jener verrufenen Levaillant'schen Erzählungsweise, der man so oft die Lüge vorgeworfen hat; indessen ließe sich darauf erwidern, daß das poetischste Gemüth doch eigentlich die tiefste Lebenswahrheit in seinem Spiegel gibt, nur liegt sie nicht so auf der Oberfläche, daß jeder Nachfolger sie wiederfindet.

3. *Urelawny of Urelawne*; oder: die Prophezeiung. Eine Legende aus Cornwall, von Mrs. Anna Eliza Bray. Aus dem Englischen übertragen von G. A. Wärmann. Drei Theile. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1838. 8. 2 Thlr.

Es ist uns, nach dem vorliegenden Muster zu urtheilen, unmöglich, in die Lobpreisungen deutscher Journalistik über Mrs. Bray's Werke einzustimmen, welche der Uebersetzer an die Spitze seiner Arbeit stellt, und auch von Engländern hören wir, daß sie sich in ihrem Vaterlande keiner besondern Be-rühmtheit erfreuen. Allerdings können, wie in einer sehr günstigen und scheinbar sehr verständigen Recension (in Nr. 157 u. 158 d. Bl. f. 1836) von diesen Productionen gesagt wird, junge deutsche Autoren Manches aus ihnen lernen, aber dies rührt nicht von der Bedeutenheit der Arbeiten selbst her, sondern von der Schule, welcher sie sich bemühen zu folgen, während es eine bekannte Sache ist, daß die Versuche des Genies sowol wie des ganzen, halben und völlig nichtigen Talents sich in Deutschland immer ohne eine solche behelfen, was dem Genie und dem Talente in gewisser Beziehung Vortheil bringen kann,

die geringern Fähigkeiten aber einer rettungslosen Gottverlassenheit preisgibt.

Die Schule, welcher Mrs. Bray folgt, ist die Walter Scott's. Beklagen sich nun viele Leute schon mit Recht über dessen große Breite, so ist sie nichts gegen die wirklich verzweifungsvoll langweilige Leere und Breite der Bers., bei der nichts herauskommt als Bogenfüllung, auf die es auch hauptsächlich abgesehen scheint. Walter Scott bewährt die poetische Kraft seiner Natur — wir reden hier nur von seinen gelungensten, von den Romanen aus der schottischen Geschichte —, indem er den Zeitraum, den er schildern will, bei den Wurzeln ergreift und seiner Arbeit einen historischen, oder doch wenigstens poetischen Boden gründet, um dessentwillen man sich die Weitläufigkeit gern gefallen läßt, denn ein Boden ist für ein Kunstwerk ein unerschöpfbares Ding; Mrs. Bray's Werk aber schafft diesen Boden nicht, sondern sie sucht ihn mosaikartig aus einzelnen Fragmenten historischer Überbleibsel zusammenzusetzen, die ihr Geist zu keinem Ganzen umzuschmelzen weiß, und deren Ursprung sie uns auch noch ängstlich nachweist, um uns vollends alle poetische Täuschung zu rauben. Ihr Buch handelt von dem Schicksale einer Jakob II. ergebenen torpatischen Familie in jener Zeit voll gährender Elemente, wo Protestantismus und Katholicismus, Monarchie und Demokratie sich in tausend Schattirungen von Dissentern, alten Republikanern, Anhängern der Stuarts, der englischen Kirche, des Herzogs von Monmouth, der Jesuiten u. s. m. heimlich bekämpften und gegeneinander wütheten. Aber wie schwach ist dies Alles ergriffen, wie kindisch benützt, wie unbedeutend erscheinen die handelnden Personen! Dazu ist der Roman in Briefen, einer für das Historische sehr unglücklichen Form, und die Bers. hat die Unklugheit, uns auf eine Weise in die Werkstatt ihres Geistes blicken zu lassen, die selbst dem bedeutendsten Talente ungünstig ist. So gibt sie uns als Einleitung ein Capitel von mehr als 60 Seiten, in welchem sie uns erzählt, wie sie dazu gekommen, diesen Stoff zu wählen, und uns ihre Reise nach dem Schlosse und der Gegend schildert, die ihre Helden ehemals bewohnt. Hier wird uns nun die Beschreibung keines Busches geschenkt, keiner noch so unbedeutenden Person, die ihr aufgestoßen, sie stehe in einer oder in gar keiner Beziehung zu dem künftigen Werke; Arzt, Prediger, Gärtner, Haushofmeister, Knechte, Alles wird uns vorgeführt, als sollten wir uns nie davon trennen, und wir wenden uns mit wahrer Indignation von dieser literarischen Selbstschneiderei. Kurz, die Geistlosigkeit und Langweiligkeit dieses Productes macht es uns unmöglich, die Verpfanzung der übrigen Werke der Bers. auf deutschen Boden zu wünschen. 88.

#### N o t i z.

Herr Director Dr. Thiersch zu Dortmund hat soeben unter dem Titel: „Der Hauptstuhl des westphälischen Bemergerichts“ (Dortmund 1838), bankenswerthe Beiträge zur Geschichte der heiligen Beme herausgegeben. Dabel ist ihm aber ein lächerlicher Streich passirt. Er spricht von den angeblichen großen Geheimnissen der Freischöffen, und will in einem Briefe, den er S. 10 abdrucken läßt, einen Beleg zu diesen Geheimnissen gefunden haben; das Geheimniß aber, was er entdeckt hat, besteht einfach darin, daß er den sehr einfachen Text des Briefes höchst wunderbar mißverstanden hat. Die Worte des Briefes: „und hebben lathen soeyken van XII vren an wynte VII vren na myddage“ übersezt er: „Wir haben lassen suchen von zwölf Freien an dem Winde, von sieben Freien nach Mittag“, während doch in dem Worte vren das v für ein a steht wie so oft, und die Stelle heißt: „und haben lassen suchen von zwölf Uhren ohne Wende (d. h. unausgesetzt) sieben Uhren (d. h. Stunden) nach Mittag.“ Der Ausdruck an wynte ist im Mittelniederdeutschen so häufig, wie im Mittelhochdeutschen äne wende, und der Ausdruck vren für Stunden der allein im Mittelniederdeutschen gebräuchliche. 125.

### Dr. Gayer's Sammlung von Urkunden zur italienischen Kunstgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 356.)

Einer ältern Zeit gehören an die beiden nun folgenden Briefe. Sie sind von Niccolò Acciaiuoli, dem Großseneschall von Neapel unter der Königin Johanna II., und beziehen sich auf die von ihm gebaute Karthause bei Florenz. Historische Nachrichten über diesen Mann, welcher eine wichtige Rolle spielte, brauche ich hier wol nicht zu geben; deutsche Leser finden sie am ausführlichsten in den „Geschichten des Königreichs Neapel“ vom Grafen Platen. Auch beschrieb sein Leben Matthäus Palmieri, der Dichter der „Città della vita“. Das große, jetzt spärlich bewohnte Kloster, welches Acciaiuoli gründete, liegt drei Miglien von Florenz entfernt an der über Siena nach Rom führenden Straße, auf einem nicht bedeutenden Hügel, den man Monte acuto nennt. Das Äußere gleicht fast ebenso sehr einer Burg als einem Kloster, und malerisch zeichnen sich die weitläufigen Gebäude mit den Thürmen und den mit Zinnen bewehrten Mauern. Andrea Orcagna soll den Plan gegeben haben; begonnen ward der Bau 1341. Auch jetzt noch, nachdem das Kloster während der französischen Zeit viel eingebüßt, ist es reich an Kunstschätzen. Malereien verschiedener Meister nicht zu nennen (darunter Fresken von Poccetti, welche von seiner Fruchtbarkeit und seinem vielseitigen Talente zeugen), sind namentlich die Familiendenkmale der Acciaiuoli bemerkenswerth. Hier liegt Messer Niccolò selbst — nach der Inschrift „Magnificus miles Dominus Nichola de Acciaiolis Regis Hierusalem et Siciliae Magnus Senescallus“ —, 1366 in einem Alter von 56 Jahren gestorben; hier liegen sein Vater Acciatolo degli Acciaiuoli, König Robert's Statthalter in Prato, und seine Schwester Lapa; hier ist endlich Lorenzo, des Seneschalls ältester Sohn, begraben, derjenige, dessen Tod Veranlassung gab zum Bause der Certosa. Dieser war, wie Matteo Villani im dritten Buche seiner Chronik erzählt, in den Waffen erfahren, von guten Sitten, schön und einnehmend. Als der Vater zu Gaeta den Tod dieses so theuern Sohnes vernahm, verschloß er in sich den Schmerz, ohne die Miene zu ändern, und ertrug den harten Fall mit großer Geduld, sagend: „Ich wußte, er müsse sterben, und glaube, Gott hat die Zeit gewählt, welche für seiner

Seele Heil die beste ist.“ Villani beschreibt sodann, wie die Leiche nach Florenz gebracht und am 7. April 1353 in der Certosa beigesezt wurde, auf einer ritterlichen Bahre von zwei Rossen getragen, die mit dem Wappenschild der Acciaiuoli behangen waren, mit einer Menge von Reitern und Knappen, und begleitet von einer großen Zahl der vornehmsten und ehrenwerthesten Bürger der Stadt. Der Seneschall schreibt nun folgendermaßen an seinen Bruder Jacopo:

Jacob, ich sage dir, daß alle meine Trübungen sich klagen auf unser heiliges Kloster: dort ist jede Zuflucht und Schutz vor den Kümernissen, welche bei den gegenwärtigen unerwarteten Verhältnissen mir zustößen könnten. Nichts besige ich, was mir mein eigen zu sein scheint, wenn nicht dieses Kloster; zu allen Stunden, wo ich an das Kloster denke, ist Zorn und Trübsinn mir fremd, und wahrlich, wenn ich Geld hätte, würde ich es zum merkwürdigsten Orte Italiens machen. Aber doch hoffe ich, daß, wenn ich noch vier Jahre lebe und das Schicksal nicht zu widerwärtig ist, es in meiner Macht stehen wird, es über die Daken schön zu machen. Um dir eine Rarheit von mir nicht zu verschweigen, möchte ich lieber, daß dies Gebäude so ausgeführt würde, wie Ihr den Plan dazu gemacht habt, als ich zweihundert Malter Korn als jährliche Einnahme von den schönsten Besitzungen in der Umgebung von Florenz annehmen würde. Und ich möchte dir beinahe sagen dreihundert. So bitte ich dich denn, daß du meiner Schwachheit in diesem Falle nachgehest; doch ich glaube nicht, daß es Schwachheit ist, sondern vielmehr Tugend. Ich glaube wol, daß man in diesem Sommer die Loggia, den Saal und die Küche wird bauen müssen. Und die Küche soll zwei französische Kamine haben. In einem andern Jahre wird man die Zimmer machen können, so Gott will. Es wird mir sehr lieb sein, daß du in der Ausführung dieser Dinge deinen Willen mit dem meinen übereinstimmen machest. Und mehr sage ich die nicht für jetzt. Beschrieben zu Baroli (Bari) am 14. März. (Ohne Jahrszahl.)

Der zweite Brief, von welchem ich das Original beifüge, seiner originellen Schreibart wegen, bezieht sich auf denselben Gegenstand. Man sieht, daß mitten in den politischen Wirren seine Seele voll war davon. Würde man es nicht, daß die Angelegenheiten des Königreichs Neapel damals in der unsäglichsten Zerrüttung waren, das Land zwischen der ungarischen und anjouschen Partei getheilt, keine Stellung und kein Besitz sicher, so würde man es schon aus beiläufigen Äußerungen dieser Briefe errathen. Jedenfalls ist dieser Florentiner mit seiner etwas seltsamen Frömmigkeit, seiner nativen Sprache und der durchblickenden Erinnerung an den Handelsstand,

dem er ursprünglich angehörte wie die meisten seiner Landsleute, eine interessante Erscheinung.

Wie ich Euch durch andere Briefe gemeldet, gefält mir sehr der Plan, welchen Ihr für unsere Wohnung in dem Kloster gemacht habt, und noch mehr wird mir gefallen, zu vernehmen, daß man eifrig an dessen Ausführung geht. Und du, Jakob, glaube ja nicht, daß dies Werk mir minder erfreulich sei, weil es kostspielig wird. Denn alle andern Güter, welche Gott mir vorliehen, werden den Nachkommen bleiben, und ich weiß nicht, wem; bloß das genannte Kloster mit allen seinen Herden wird mein sein in allen Zeiten und wird meinen Namen am meisten blühend machen und dauernd in jener Stadt. Und wenn die Seele unsterblich ist, wie der Herr Kanzler sagt, so wird meine Seele deshalb freudig sein, wo immer bestimmt ist, daß sie hingehen muß. So gefalle es Euch denn, die Ausführung zu fördern, so viel Ihr könnt, und ich werde von hieraus sorgen, Euch beizusehen, auf daß Ihr sie beschleunigen könnt. Geschrieben zu Barletta, am ersten Fastentage. (Ohne Jahreszahl.)

Sicome io voi o scripto per altre lectere assai mi piace lo diviso per voi facto delo nō habitaculo alo munisterio e plu mi placera audiendo che ala executione dipso si proceda sollicitamente, ne tu jacobo pensaxi che perche lo laboro riesca sumptuoso assai sia a me meno grato; inpero che tutte altre sustantie che iddio me ave concedute rimaneranno all posterio, et non so acui, solo lo dicto munisterio con tutti li suoi adornamenti sara mio in ogni tempo e fara plu essere verzicante e duraturo lo mio nome in cotesta cittate, e se lanima é immortale come dice mons. lo cancellero, la mia anima di cio sara letificante dovunque ordinato é che debia andare, et inpero placcia vi sollicitare la perfectione dipso quanto potete et io di qua procurero aiutarevi si che lo possiate bene sollicitare. scripto in barlecta lo primo di di quaresima.

Der gute Seneschall hatte aber an dem ausgefassenen neapolitanischen Hofe Epicureische Denkart eingefogen und scheint von der Unsterblichkeit der Seele nicht so ganz überzeugt gewesen zu sein. Sein Luxus und seine Lebensweise waren, als er 1355 mit Aufträgen König Ludwigs von Tarent nach Florenz kam, ein großes Argerniß für seine noch sittenstrengen republikanischen Landsleute. Er kam, wie der Chronikenschreiber berichtet, mit einem glänzenden Gefolge neapolitanischer Barone und Ritter, mit Jünglingen in seltsamen und fremden Anzügen, mit wundervollen Behängen von Gold und Silber, feinen Steinen und Perlen, und in Florenz gab er viele Gastmähler und lud die jungen Frauen ein Morgens und Abends und hielt sie den ganzen Tag bei Gelagen und Tänzen mit seinen Rittern.

Solche weibliche Lebensart verminderte sehr seinen Ruf im Vaterlande; denn indem die Bürger bedachten, wie das Königreich Neapel von Kriegsunruhen geängstigt wurde, welche Neuerungen der Kaiser machte, wie alle Orte in Toscana neue Lasten zu tragen hatten und die Gemeinde von Florenz auf ihrer Hut sein mußte, schien es ihnen klar und sprachen sie es aus, daß in einer solchen Zeit männliche Gesinnung und Tugend wohlthue und nicht unehrbare weibliche Weichlichkeit.

Von einer ganz andern Art ist ein Brief Pietro Aretino's, 1546 von Venedig aus an den Herzog Cosmus von Medici geschrieben. Das Pöbelhafte der Ausdrücke wird Niemanden auffallen, der den moralischen wie literarischen Charakter dieses Mannes kennt. Daß er sich aber unterstehen durfte, solche Ausdrücke dem Herzoge gegenüber zu gebrauchen, erklärt sich durch die damalige Stellung dieses Letztern zum Papste. Die Dominicaner-

mönche waren ihrer republikanischen Gesinnungen, ihrer Anhänglichkeit an Savonarola und ihrer Verbindung mit dessen Partei (die Heulbrüder, piagnoni) wegen dem Herzoge längst ein Dorn im Auge. Endlich 1545 vertrieb er sie aus ihren Klöstern in Florenz und Fiesole. Darüber entstanden die größten Mißhelligkeiten. Paul III. drohte auf das ernstlichste, den Herzog zu ercommuniciren, und dieser sah sich genöthigt, den Predigermönchen ihre Klöster wieder einzuräumen. Dadurch aber wurde die Eintracht noch nicht herbeigeführt, um so mehr, da die Erhebung Pier Luigi Farnese's zum Herzoge von Piacenza und Parma der kaiserlichen Partei und somit Cosmus höchst zuwider war. Im März 1546 kam es so weit, daß der Papst den Bevollmächtigten des Herzogs in die Engelsburg bringen und seine Papiere mit Beschlag legen ließ. Die übrigen Anspielungen des Briefes auf politische Verhältnisse sind klar. Perugia hatte sich wegen der Salzsteuer mit dem Juthun Rudolf Baglioni's 1540 empört, mußte sich aber der päpstlichen Macht unterwerfen und verlor seine alten Gerechtsamen. Gegen dieselbe Steuer lehnten sich die Colonna auf, an ihrer Spitze Ascan, und führten einen Krieg gegen den Papst, der aber ihre Burgen eine nach der andern einnahm, welche erst nach Paul's Tode wieder an die Familie kamen. Ein paar Beziehungen in dem Schreiben sind mir unbedeutlich geblieben, und ich kann also nichts thun, als sie in einer, wie ich glaube, treuen Übersetzung zu geben.

Ich freue mich über die Vermehrung Eueres Ruhmes, welche Excellenz durch das an das Collegium (der Cardinale) gerichtete Schreiben zuwegegebracht worden ist. Glaubet der Schuft von Papst, der Herzog Cosmus sei der Herr Ascan, alias Richterstumpf? \*) Glaubet er, Florenz habe keine andern Zähne als Perugia? Aber bloß deshalb gefält der schurkische Hund sich darin, allen Großen Beleidigungen zuzufügen, um seine eigene Lumpenfamilie aus Jedermanns Händen zu retten. Denn indem die von ihm, dem Gott der Beleidigungen, Geschmähten warten, daß der Eine oder der Andere beginne ihn herunterzureißen, macht Keiner den Anfang, und so trägt so viel wie möglich Alles dazu bei, am Ende die Furchtpopanz des alten Verräthers zu Narren des Glückes der Farnesen zu machen. \*\*) Wäre es in meiner Macht, ich würde einen Schwarm von Wollkämmern in Teufelsabit stecken und in der Voraussetzung, daß diese abgesetzten Bögen der Heulbrüder insgesamt heilige Antone seien, sie auf eine Weise zurichten, daß ihre unflänige, hochmüthige, mönchische Halsstarrigkeit lernen sollte, was es heißt, gegen des Herrgotts Willen im Paradiese bleiben zu wollen. Ich meinerseits bebe nur bei dem Gedanken, daß diesen Unseligen eine solche thierische Gesinnung inwohnt. Unterdeßsen komme ich Euch zu sagen, daß es jetzt sechs Monate her ist, seit ich Euch mein Bildniß sandte, nicht damit Ihr mich sehen möchtet, der ich dessen unwerth bin, sondern damit Euerer Güte sich an dem Talente des Tizian erfreue, der solches verdient. Da ich aber nichts weiter davon vernommen, so denke ich mir, daß Ihr es entweder nicht erhalten habt, oder daß es Euch nicht lieb gewesen. Habt Ihr es nicht erhalten, so tröstet mich, indem Ihr es vor Euch bringen laßt; ist es Euch nicht lieb gewesen, so beschämt meine Kühnheit durch den Befehl, daß es mir zurückgesandt werde. Denn ein solches Wunder der Malerei ist ein Reichthum in der Armuth, in welcher ich mich befinde.

\*) Alias mezza candela.

\*\*) Che in ultimo le chimere del vecchio traditore saranno i buffoni de la fortuna Farnese.

Des Aretino Bildniß, ein Meisterwerk von Tizian's Hand, im Colorit und in der Behandlung der Gewänder demjenigen ähnelnd, welches man als ein Portrait des Cardinals Hippolyt von Medici zeigt, findet sich in der großherzoglichen Bildersammlung im Palaste Pitti. Wie viel zur Vergrößerung der obengenannten Galerie der Erbprinz Ferdinand von Medici beigetragen, ist bekannt. Er war der älteste Sohn Cosmus III. und starb 1713 in einem Alter von 50 Jahren, die Hoffnungen des medicischen Hauses auf Nachkommenschaft mit sich ins Grab nehmend. Von großer Kunstliebe befeelt, machte er in einem fort Ankäufe. So erwarb er unter Andern von den Nonnen von S. Francesco in Florenz die große, jetzt in der Tribune der Galerie der Uffizj befindliche Madonna des Andrea del Sarto, für die er den Nonnen ein neues Kloster bauen ließ. Von ihm sind mehre Briefe an den Maler und den Restaurator Niccolò Cassana in Venedig vorhanden. So schreibt er ihm unter Andern aus Pisa am 4. Januar 1699:

Ich vergaß, Euch zu sagen, daß ich das berühmte Gemälde des Parmigianino, vom langen Halse benannt, zu dem geringen Preise von 200 Doppien erstanden habe. Es ist vierdeck, vier Braccien hoch und, ich versichere Euch, ein Wunder. Doch bedarf es ein wenig Curerer Nachhülfe. Gezeichnet ist's wie vom Rafael, mit der Seele ausgeführt, aber nicht geleckt, und wunderbar im Colorit. Kurz, es ist der Gipfel der Kunst.

In der Tribune ist ein Bild des Parmigianino, das vielleicht damit gemeint ist. Oder sollte es die Madonna im trojanischen Saale in Pitti sein? Von Livorno aus, am 30. Januar desselben Jahres, schreibt der Prinz an den Nämlichen:

Herr Niccolò! Im besten Zustande ist das Bild von Tizian eingetroffen, an dessen Originalität, meinen geringen Kenntnissen gemäß, nicht zu zweifeln ist. Das in Modena befindliche (jetzt in Dresden) mag frischer gehalten sein; ich glaube indes nicht, daß es schöner sein könne, denn es ist Alles, was die Kunst erreichen kann. Ich habe es aufgehängt und labe mich unterdessen daran.

Ein Christ mit dem Zinsgrofchen soll ehemals auch im Palaste Pitti gewesen sein. Man weiß übrigens, daß viele der dort aufbewahrten Gemälde nachmals in andere Hände kamen.

Und nun, nachdem ich genug mitgetheilt zu haben glaube, um zu zeigen, von wie verschiedener Art und Zeit die Gape'schen Funde sind, noch ein Brief, und ein sehr schöner. Der Cardinal Hercules Gonzaga schreibt folgendermaßen an seinen Bruder Don Ferrante, den Gouverneur der Lombardei:

Wir haben unsern Giulio Romano verloren, zu meinem so großen Leidwesen, daß mich in Wahrheit dünkt, ich habe meine rechte Hand eingebüßt. Ich beilte mich nicht, Ew. Excellenz sogleich davon Nachricht zu geben, indem ich urtheilte, daß, je später Ihr einen solchen Verlust vernehmen, um so weniger schmerzlich Ihr ihn empfinden würdet. Denen gleich, die aus dem Übel immer etwas Gutes zu entnehmen suchen, trage ich mich mit dem Gedanken, wie der Tod dieses seltenen Mannes mir mindestens dazu helfe, die Sucht des Bauens und die nach Eisberzeug, Gemälden und Ähnlichem zu verlieren. Denn in Wahrheit würde ich nicht den Muth haben, irgend etwas von solchen Dingen ohne die Zeichnung dieses schönen Geistes machen zu lassen. Wenn also die wenigen Zeichnungen ausgeführt sind, die ich noch besitze, so denke ich mit ihm alle meine

Wünsche zu begraben, wie ich gesagt. Gott gebe ihm den Frieden! Dies hoffe ich mit Zuversicht, denn ich habe ihn gekannt als einen wackern Mann, rein der Welt gegenüber, und, ich hoffe auch, im Angesichte des Herrn. Ich kann nicht satt werden, mit thranenden Augen von ihm und seinen Dingen zu reden; aber ich muß doch enden, da es Dem, der Alles lenkt, gefallen hat, sein Leben zu enden. Zu Mantua den 7. November 1546.

Aus einem mantuaner Sterberegister geht hervor, daß „il Sior Julio romano di Pipi Superior de le Fabriche Ducale de febre infirmo giorni 15“ am Allerheiligentage verschied. So berichtet auch Vasari, welcher überdies sagt, zwei Dinge hätten ihn abgehalten, dem Rufe nach Rom als Architect der Peterskirche an Antonio da Sangallo's Stelle nachzukommen: die Bitten seiner Gattin und Freunde, und der Cardinal, welcher ihn auf keine Weise ziehen lassen wollte.

Alfred Neumont.

#### Englisches Urtheil über Jakob Grimm's „Deutsche Mythologie“.

Über Jakob Grimm's „Deutsche Mythologie“ spricht sich das „Foreign quarterly review“ vom Juli 1838 auf eine ausgezeichnete anerkennende Weise aus. „Unsere Meinung“, heißt es daselbst, „über Grimm's Werk können wir in wenige Worte zusammenfassen. Wir betrachten es als eines der bewundernswürdigsten Bücher, die uns Deutschland je zugefandt hat. Es gehöret das Genie, der meisterhafte Griffel, der Scharfsinn und vor Allem der Fleiß eines Gelehrten wie Grimm dazu, um die zerstreuten, oft scheinbar widersprechenden Materialien, die uns alte Autoritäten über die Geschichte teutonischer Mythologie hinterließen, in ein so vollendetes System zu dringen. Seine deutsche Mythologie ist ein Vorrathshaus von Thatfachen und Entdeckungen über jeden Theil dieses dunkeln merkwürdigen Gegenstandes.“ Mit vielem Aufwande antiquarischer, archäologischer und literaturhistorischer Sehefsamkeit wird sodann der Zusammenhang zwischen deutscher und altenglischer Mythologie, deutschem und altenglischem Volksaberglauben, deutscher und englischer Nationalympathie für die alten phantastischen Sagen der beiderseitigen Urstämme nachgewiesen und hervorgehoben. Diese innige Färslichkeit, mit welcher der trotzig John Bull die Blutsverwandtschaft mit seinen deutschen Geschwisterkindern immer mehr aufzuwärmen und herauszstreichen bemüht ist, kann unsern Nationalstolz, so viel wir davon haben, mehr schmeicheln als die oberflächlichen Complimente und Anstandsbezeugungen, die uns von unsern gallischen Nachbarn gemacht werden, als ob mit ihrer Anerkennung Wohl und Heil unserer Literatur zusammenhinge. Viele verwandtschaftliche Züge, auf die man bei solchen mythologischen Streifereien stößt, sind zu überraschend, als daß wir nicht einige erwähnen sollten. Irmin oder Hermin kommt auch in altenglischen Namen außerordentlich häufig vor, besonders in Zusammensetzungen, z. B. Cormenraed, Cormenburh, Cormenhill. Ein angelsächsischer Fürst gab allen seinen vier Töchtern Namen, die mit Cormen anfangen. Auch in Pflanzennamen findet man die deutsche Gottheit, wie in Cormen-leaf (malva erratica). Hiermit vergleiche man die Fernunduri des Tacitus. Das heftige Ammenlied, welches von Grimm auf die Zerföhrung der Irmenfäule durch Karl den Großen bezogen wird, klingt fast ganz englisch:

Hermen sla dermen \*),  
Sla pipen, sla trummen,  
De Kaiser will kummen  
Met hamer und stangen,  
Wil Hermen uphangen.

\*) „Schlage Darmfalten“ statt „Schlage die Harfe“.

Hermen, striko hary,  
Striko pipe and striko drum,  
For the emperor is coming  
With hammer and staff,  
Will hang Hermen up.

(Grimm, S. 211.)

Die Engländer nennen noch heutzutage den bösen Feind Old Nick, ohne in der Regel zu wissen, woher ihnen der Name kommt. Nickers sind die Wassernixen und Elfen der deutschen Romane; die Wönche Altenglands, welche die hegerischen Märchen und Sagen unter dem Volke ausrotten wollten, erklärten diese Feen, Zwerge und Kobolde sammt und sonders für die gekürzten Engel und Teufel, welche in boshafter Schlantheit sich unter dieser Gestalt auf die Erde wagten. So wurde Nick oder Nicker der Teufel genannt. Ein altes englisch-lateinisches Wörterbuch aus dem 15. Jahrhundert übersetzt Nicker durch Sirene. Auch in einigen Theilen Englands knüpft sich jene bekannte Sage an den Ruf des Kuckuks, daß er, zum ersten Male im Frühling gehört, durch seine Wiederholungen die Anzahl der Jahre verkünde, die man noch zu leben habe. Wir können und nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit eine interessante Anekdote mitzutheilen, die das „Review“ nach César von Pinnerbach erzählt. „Um das Jahr 1221 wollte ein sündenbeladener Lebemann in ein Kloster gehen und, um sein Seelenheil zu retten, Mönch werden. Auf dem Wege jedoch hörte er zum ersten Mal im Jahre den Kuckuk. Er horcht und zählt 22. Ah, sagte er, wenn ich noch 22 volle Jahre zu leben habe, was soll ich mich die ganze Zeit im Kloster abquälen? Da will ich noch 20 Jahre lustig leben, die andern zwei Jahre habe ich noch Zeit genug, mich im Kloster zu castiren.“ Mit vielem Lobe erwähnt der Reviereur zuletzt Frn. Le Roux de Rincy, dessen „Livre des légendes“ zum Theil für Frankreich sei, was Grimm's „Mythologie“ für die germanischen Stämme. Übrigens spricht er den Wunsch aus, daß auch in England Ähnliches unternommen werde. 108.

### Notizen aus Dänemark.

Im Jahre 1837 gab F. E. Heiberg die erste Nummer einer philosophischen Zeitschrift heraus, unter dem Titel: „Perseus, Journal für die speculative Idee“, worin er sich bemüht, die speculative Erkenntnis zu popularisieren. Prof. Heiberg hat in diesem Hefte vieles Gute geliefert, besonders Vieles, was durch das Anziehende seiner Schreibart geeignet sein wird, eine Menge der Gebildeten in die Regionen der Speculation hinzuziehen und zur Popularisirung der Hegel'schen Philosophie beizutragen. Doch hat er sich bisher mehr als Dichter ausgezeichnet und kann in der Philosophie nur als Dilettant angesehen werden. Dies hindert indes nicht, daß er mehr werden kann, sobald er es ernstlich will, denn an Talent, Geist und Kraft fehlt es ihm nicht. Übrigens hat Prof. Heiberg hier gezeigt, daß er nicht allein im Stande ist, sich in den Hegel'schen Anschauungen und Formeln ziemlich frei zu bewegen, sondern auch bisweilen über Hegel hinauszugehen. Die besten Partien in seiner Recension von Dr. Nothe's Schrift: „Von Dreieinigkeit und Versöhnung“, sind gerade die, in denen das Hegel'sche in den Hintergrund tritt und freiere Blicke auf die Welt sich zeigen. Doch bleibt er noch immer zu sehr im Systeme befangen.

Die Industrie macht auch in Dänemark nicht unbedeutende Fortschritte. Davon zeugt unter Andern folgende 1837 zu Kopenhagen erschienene Schrift: „Udsigt over Udfillingen af indenlandske Industrie-Producter i August og September 1836.“ Bekanntlich war Frankreich das erste Land in Europa, welches Proben von seinen industriellen Producten ausstellte, und dies war eins der vielen Mittel, welche gegen die Oberherrlichkeit Englands im Fabrikwesen angewendet wurden. Dieser Gedanke der Productenausstellung hat sich von dem revolutionnären Frankreich zu dem aristokratischen Osterreich und dem autokratischen Rußland verbreitet und sich dadurch als eine Einrichtung be-

währt, welche nicht länger von dem Culturstand eines Landes hervorgerufen wird, sondern der Ausdruck einer in ganz Europa herrschenden Richtung ist. Nur ein Land ist dem von Frankreich gegebenen Beispiele bis jetzt nicht gefolgt, grade das Land, welches an der Spitze der Industrie steht, nämlich England. Es bedarf dieser Waffen nicht; Staatseinrichtungen, unterstützt von der geographischen Lage des Landes, schützen dasselbe gegen industrielle Invasionen, und sein natürlicher Reichtum hat der ganzen Nation seit Jahrhunderten eine Richtung gegeben, die erst durch die Industrieausstellungen auf dem Festlande sich entwickeln kann. Die zu Kopenhagen 1834 und 1836 stattgefundenen Productenausstellungen und besonders die eben angeführte „Udsigt“ darüber beweisen, daß auch in Dänemark die Grundlage zu einem industriellen Bau gelegt ist, die breiter und fester ist, als man im Allgemeinen glaubt. Dänemark ist besonders durch die Entwicklung des Ackerbaues in andern Ländern, namentlich in Norwegen und Schweden, in Nordamerika und den Ländern um das Mittelmeer und das Schwarze Meer, eines großen Theils der Märkte für seine Ackerbauzeugnisse beraubt worden, woraus folgt, daß, je mehr es dieselben im Lande selbst mit Vortheil absetzen und verbrauchen kann, desto besser innerer Zustand sein wird. Die Länder, welche die meiste Industrie haben, z. B. England, Belgien, Baden und der Elsaß, sind grade durch die hohe Stufe, auf der der Ackerbau steht, am meisten ausgezeichnet. Da die alten Erwerbsquellen Dänemarks nicht mehr auf dieselbe Weise früher benutzt werden können, so ist es im höchsten Grade wünschenswerth, daß dessen Industrie sich entwickeln könne, und es bleibt nur noch die Frage übrig, welche natürlichen Bedingungen das Land derselben darbietet, worauf die Production sich stützen kann, denn eine durch Staatseinrichtungen erkünstelte Industrie fordert gar zu viele Opfer, um wünschenswerth zu sein. An rohen Producten für die Industrie fehlt es Dänemark nicht. Es hat Brennmaterialien, Holz, Torf, Steinkohlen; auch kann es sich, statt der Dampfmaschinen in vielen Fällen des Windes bedienen, wie es die Tausende von Windmühlen im Lande beweisen. An Producten des Ackerbaues und der Viehzucht ist es reich, der Fischfang ergiebig. Es hat Vitriol, Kalk, Kreide, Walker- und Porzellanerde, Bernstein und Salz; Jütland, Schleswig und Holstein haben sogar Eisen in nicht geringer Menge. Die Preise dieser Producte sind im Ganzen billig. Die natürlichen Bedingungen einer vortheilhaften Industrie sind also da. Daß man wenigstens den Anfang gemacht hat, dieselben gehörig zu benutzen, zeigt die obengenannte Schrift. Die erste Aufgabe ist, Producte zum eignen Verbrauch des Landes hervorzubringen, den Einwohnern desselben gute Nahrungsmittel, Häuser und gute Kleider, vorzügliche Werkzeuge u. s. w. zu einem billigen Preis zu verschaffen. Die Regierung kann durch Verbreitung genauer Kenntnisse von den natürlichen Hülfquellen des Landes und durch mitgetheilte Nachrichten von den Fortschritten und Bedürfnissen anderer Länder der Industrie außerordentlich nugen. Sie kann durch Errichtung von Unterrichtsanstalten, Realschulen, polytechnischen Instituten u. s. w. der Rationalbildung eine Richtung geben, welche nicht ohne nützliche Folgen bleiben kann. Endlich kann die Regierung durch einzelne Fabriken, die sie selbst treibt, Pflanzschulen bilden, von denen eine industrielle Thätigkeit in einer bestimmten Richtung über das ganze Land ausgehen kann. Laßt uns aber nicht vergessen, daß das letzte Resultat von der Einführung und Verbesserung des Maschinenwesens notwendig das sein soll, die niederen Classen von dem ununterbrochenen Sklavenleben zu befreien, welches keine geistige Entwicklung zuläßt. Die Arbeit ist die beste Erzieherin des Menschengeschlechts; aber Arbeit ohne Ruhe, körperliche Anstrengung ohne Zeit und Ruhe, um zu fühlen, daß der Mensch einen höhern Ursprung und höhern Beruf hat, ist verderblich und tödtet den Geist, der keine Gelegenheit hat, sich zu entwickeln. Laßt uns nicht vergessen, daß ein Land, das im Wohlstand rückwärts geht, auch hinsichtlich der Geistescultu notwendig Rückschritte macht. 60.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 358.

24. December 1838.

### Walter Scott's Memoiren.

Sechster und letzter Artikel. \*)

Als Walter Scott am 17. Januar 1826 die traurige Gewißheit von der Zahlungsunfähigkeit seines Verlegers Constable und des Buchdruckers Ballantyne gewonnen hatte, befanden sich diese Angelegenheiten in einem Zustande, der wol das festeste Herz erschüttern mußte. Denn die Schuldverschreibungen des Hauses Constable beliefen sich nach gänzlicher Abschließung der Rechnung auf 250,000 Pf. St., und die des Hauses Robinson und Hurst in London, der Associés des edinburgher Hauses, ungefähr auf 300,000 Pf. St. Der Erstere konnte aber nicht mehr als 2 Schill. 3 P. auf das Pfund bezahlen, die Letztern nur 1 Schill. 3 P.; endlich betrugen die Ansprüche der Gläubiger an die Firma Ballantyne an 117,000 Pf. St. Scott hatte nun allerdings von Constable ungeheure Summen für das Verlagsrecht seiner Werke erhalten, in der That aber waren dies nur von Constable ausgestellte Wechsel gewesen, die derselbe jetzt außer Stand war einzulösen, ebenso wenig als Scott, der auf diese Wechsel an verschiedenen Orten Geld aufgenommen hatte, baar Geld genug besaß, um diese Schulden zu bezahlen. Ueberdies hatten ihn Achtung und Liebe zu seinem alten Freunde Constable bewogen, auch an andern Unternehmungen desselben Antheil zu nehmen und seinen Namen und seine Unterschrift dazu herzugeben. Demnach war die Frucht vieljähriger Arbeiten verloren, und Scott mochte sich in einem gewisse Sinne wol einen Bettler (a beggar) nennen.

Wir haben schon im vorigen Artikel bemerkt, daß dies Unglück von allen Seiten die größte Theilnahme erregte. Mit Recht hat Lockhart eine Äußerung des liebenswürdigen Grafen Dudley angeführt, die es ausspricht, was gewiß sehr Viele in Schottland und England fühlten: „Guter Gott! der Verfasser des „Waverley“ ist also zu Grunde gerichtet! O, wenn doch Jeder, der Monate lang an seinen Romanen sich ergötzt hat, ihm nur ein Sechspennigstück (sixpence) darbrächte, so würde Scott von morgen reicher als Rothschild sein.“ Daher fehlte es nicht an bedeutenden Geldanerbietungen; ein Ungenannter, dessen Namen auch Lockhart nicht in Erfahrung

gebracht hat, bot ihm 30,000 Pf. St. an. Aber Scott lehnte Alles ab; ebenso wenig wollte er in der Art und Weise gewöhnlicher zahlungsunfähiger Kaufleute verfahren, wodurch seine Angelegenheiten in weit kürzerer Zeit würden geordnet worden sein. Er erklärte vielmehr (so in seinen Briefen an Lockhart), daß er nicht einen Pfennig borgen wolle, und daß, wenn seine Gläubiger nur Geduld haben wollten, er sie alle befriedigen würde. Seine literarische Thätigkeit sollte für den Rest seines Lebens ihnen allein gewidmet sein. „Glauben Sie nicht“, schreibt er an Lockhart, „daß ich dies in einem aufgeregten, fieberhaften Zustande schreibe. Ich bin so ruhig und gemäßigt wie immer und arbeite an „Woodstock“ mit dem größten Eifer.“ Und in demselben Geiste sprach er zu Ballantyne, an demselben Morgen, wo er die Unglücksbotschaft erhielt: „Sei gutes Muths, Freund, und verlaß dich auf mich. Ich werde dich niemals vergessen.“ Eine so edle Gesinnung fand auch bei den Gläubigern die vollkommenste Anerkennung. Mit Ausnahme von Einem oder Zweien unter ihnen (paltry exceptions nennt sie Lockhart) beschloffen sie sämmtlich, die Erfolge abzuwarten, die ihnen Scott verhieß. Und ihre Zuversicht hat sie nicht getäuscht.

Unter den Einrichtungen, die Scott zur Verringerung seiner Ausgaben machte, steht nun das Aufgeben seiner prächtigen Wohnung in Edinburg obenan.

Abbotsford — schreibt er an seinen Freund Morritt — wird für die Zukunft unsere einzige Wohnung sein, und für die Zeit, wo ich in der Stadt sein muß, werde ich mir im Abynclub ein Bett aufschlagen lassen. Wir werden also unsere große Gastfreiheit, an die wir gewöhnt waren, einstellen müssen und nicht mehr den Wirth und die Wirthin für alle Diejenigen machen, die nach Melrose pilgern. Wir werden dort freilich viel allein sein, denn wir wollen nur alte, vertraute Freunde bei uns sehen.

Daß ihm Lockharts besonders fehlen würden, spricht er oft aus; aber es war ihm auch lieb, daß sie vor dem Ausbruche des Unglücks nach London abgegangen waren, „denn“, so sagt er in seinem Tagebuche, „sie sollten nicht unmittelsbare Zeugen meines Schiffbruches sein“. In Abbotsford begann er nun die neue Lebensart.

Ex uno disce omnes — heißt es im Tagebuche vom 1. April 1826 — Ich stehe um sieben Uhr oder noch früher auf, dann wird geschrieben bis zum Frühstück gegen zehn Uhr, welches ich mit Anna einnehme, denn meine Frau ist selten

\*) Vgl. den fünften Artikel in Nr. 343 u. 344 b. Bl.



im Stande, vor zwölf oder ein Uhr aufzustehen. (Sie war sehr kränklich.) Hierauf arbeite ich wieder bis ein Uhr. Dann mache ich mich auf und spaziere auf hundert und einem Wege, die ich mir in meinen Wäldern angelegt habe; Tom Purdie (der Förster) ist mein Begleiter und unterhält mich mit langen Geschichten, oder ich habe meine Freude an zwei jungen Dackshundchen aus Dandie Dinmont's Bucht und an einem schönen jungen Wolfshunde, den mir Olegarry für meine Maiba geschenkt hat. Nach dem Spaziergange wird mit Frau und Tochter geschwaßt, wir essen unsere leichte Mahlzeit, und des Mannes wichtigstes Geschäft, wie Johnson meint, ist sehr schnell abgethan. Eine halbe Stunde bleibe ich bei der Familie, eine halbe Stunde liegengelte ich (coqueting) mit einer Cigarette, einem Becher mit schwachem Whisky und Wasser und mit einem neuen Romane. So kommt die Theestunde, wo wieder ein halb Stündchen verschwaßt wird, und dann ziehe ich mich in mein Zimmer zurück. Hier lese und schreibe ich bis zehn Uhr, dann noch einen Bissen Brod, ein Glas Porter und hierauf zu Bett.

An solchen einzelnen Zügen ist das Tagebuch sehr reich. Von seinem Unglücke spricht Scott öfters, er äußert wol, daß es ihm lieb gewesen sei, wenn man demselben nicht einen so grand éclat gegeben hätte, aber da nun die Sache geschehen sei, so wolle er sie auch standhaft ertragen. Wie schwer es ihm mitunter wird, wie peinlich es ihm namentlich war, zum ersten Male wieder in seiner gerichtlichen Würde (jezt as an insolvent) zu erscheinen und Aller Blick auf sich zu ziehen, alles dies verschweigt er nicht in seinem Tagebuche, während er vor dem Seinigen eine heitere Haltung zu behaupten verstand. Er sitzt öfters unthätig an seinem Arbeitstische, die Gedanken vergehen ihm völlig, oder sind von sehr melancholischer Art, sodas er heraus muß, frische Luft schöpfen und seine Bäume sehen. Auch die gezwungene Einsamkeit drückt ihn nieder. „Die Einsamkeit“, sagt er in seinem Tagebuche, „ist nur dann angenehm, wenn man das Vermögen hat, Gesellschaft nach Belieben bei sich zu sehen oder sich aus derselben zurückzuziehen. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Dazu sind seine Nächte oft schlaflos und das ganze Nervensystem angegriffen. Endlich wird der zärtliche Gatte und Vater in dieser ganzen Zeit, von der wir schreiben, durch die Krankheit der geliebten Gattin und durch den Tod des kleinen Enkels, „der für diese Welt zu gut war“, auf das heftigste bewegt. Lady Charlotte Scott starb am 16. Mai 1826, von ihrem Gatten, der 30 Jahre mit ihr in der glücklichsten Ehe gelebt hatte, auf das rührendste beklagt. Am Tage, wo sie gestorben war, finden sich im Tagebuche die Anfangsverse aus einem deutschen Liede:

Der Abschiedstag ist da,  
Schwer liegt es auf dem Herzen — schwer.

Jezt blieben ihm nur noch seine Kinder.

Die Gesellschaft meiner Söhne — die auf die Nachricht vom Tode der Mutter nach Abbotsford gekommen waren, sagt er (24. Mai) — ist der größte Trost, den mir die Welt jezt zu geben vermag. Ihre Gedanken sind in jeder Beziehung so richtig und ehrenwerth, ihr Betragen gegen ihre Schwestern so liebreich, so zärtlich gegen mich, daß ich Gott sehr dankbar sein muß, alles dies erleben zu haben, und fortfahren will, mit der Welt für sie zu kämpfen, wenn auch nicht um meinethwillen.

Einige Monate später kam seine Lieblingstochter Sophia mit ihrem Manne nach Abbotsford. Da lesen wir (16. August) im Tagebuche:

Gott sei gelobt, daß ich die guten Kinder so gesund wiedersehe. Ich bin jezt glücklicher, als mich irgend ein Ereigniß in diesen letzten Monaten hätte machen können. Am Abend machten die jungen Mädchen Musik. Da hörte ich wieder die Töne der Harfe und Geige in meinen Sälen, in denen so lange kein Ton der Freude vernommen ist. Ich sehe meine Kinder und ich bin glücklich!

Mitten unter diesen unglücklichen Ereignissen hatte Scott den Roman „Woodstock“ beendet. Sein Tagebuch zeigt, daß er unausgesezt an demselben („like a very tiger“ ist einmal sein Ausdruck) geschrieben und täglich Manuscript zu dreißig gedruckten Seiten in die Druckerei geliefert habe; so vollendete er unter Anderm in der Nacht vom 12. Februar den zweiten Band und begann gleich am Morgen darauf den dritten. Daneben arbeitete er längere Aufsätze in das „Quarterly review“ und „Blackwood's magazine“. Das Manuscript war dem Verfasser mit 8228 Pf. St. bezahlt worden, und der Absatz war so über alles Erwarten groß, daß die Gläubiger höchlich befriedigt wurden. Unmittelbar darauf begann Scott die „Chronicles of Canongate“, die im Verlage des Buchhändlers Cadell erschienen, den Scott in seiner trübsten Zeit als einen sehr rechtlichen Mann erkannt hatte, und von dem er und Ballantyne zuerst — aber freilich fruchtlos — vor Constable's excentrischen Projecten gewarnt worden waren.

Wir wollen gleich hier einige Notizen über die noch übrigen Werke Scott's zusammenstellen, um den folgenden Verlauf unserer Erzählung nicht zu unterbrechen. Überdies können wir uns bei ihnen kürzer fassen, da sie nicht zu den bedeutendsten Arbeiten Scott's gehören. Die „Chronicles of Canongate“ wurden also im Mai 1826 begonnen und vor Ende 1827 beendet; die zweite Folge derselben: „The fair maid of Perth“, erschien im März 1828 und ward im hohen Grade populair, obgleich sie nach Lockhart's Urtheil nicht grade in die erste Classe der Scott'schen Romane gehört. In demselben Jahre vollendete Scott die drei Reihen der „Tales of a grandfather“, im Ganzen sechs Bände. Zunächst waren diese für seinen Enkel John Hugh Lockhart bestimmt und wurden mit einem größern Enthusiasmus aufgenommen als irgend einer von Scott's Romanen seit dem „Ivanhoe“; ihre Popularität stieg mit jedem Jahre, und man fand sie ebenso wol in den Buchläden als in den Woudoirs, in den Schulen wie in den Kinderstuben und betrachtete sie als das beste Handbuch der Geschichte Schottlands. Weniger Beifall fand „Anna of Geierstein“, das letzte Werk seines schöpferischen Genius, wie es Lockhart benannt und die Fehler desselben offen eingestanden hat. Ballantyne, auf dessen freimüthiges Urtheil Scott großen Werth legte, verdammete das Werk gänzlich, wie aus einer Notiz im Tagebuche (vom 8. März 1829) ersichtlich ist. Schon früher war in der Mitte des Juni 1827 nach einer zweijährigen Arbeit das „Leben Napoleon Bonaparte's“ vollendet worden, eine wirklich gigantische Arbeit, wenn man die Vorarbeiten bedenkt, die Scott dazu hat machen müssen, sowie die kurze Zeit, in welcher es ausgearbeitet wurde, die kaum zum mechanischen Schreiben hinreichend war. Lockhart's Würdigung dieses nach unserm Dafür-

halten mit Unrecht so sehr geschmähten Buches hat uns sehr zugefagt, und wir freuen uns namentlich auch Goethe's Urtheil aus „Kunst und Alterthum“ (Sämmtliche Werke, Bd. 46, S. 233 fg.) hier angeführt und belobt zu finden. \*) Denn Ref. ist immer der Meinung gewesen, daß dies Werk von der Nachwelt dereinst gerechter beurtheilt werden wird, als es von Heine und Andern, deren Urtheil die Mitwelt zu schnell sich angeeignet hat, geschehen ist, wenn er grade auch nicht die Schlussworte Kochart's unbedingt unterschreiben will, daß Scott einmal als der Livius des neuen Hannibal erkannt werden würde. Die Summe, welche für die erste und zweite Ausgabe des „Leben Napoleon's“ in die Hände der Gläubiger kam, betrug 18,000 Pf. St.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Reiseliteratur.

1. Der Deutsche in Paris. Herausgegeben vom Verfasser des Deutschen Studenten. Zwei Bändchen. Altona, Hammerich. 1858. 8. 3 Thlr.

Der Verfasser dieses Buchs, Herr Dr. K. Jäger (nicht Freiherr v. Schlumb, wie er irgendwo genannt wurde), gab schon vor einigen Jahren ein büchertloses Buch heraus: „Der deutsche Student“, worin er von den tollen Streichen, die ein deutscher Bursche zu begehren im Stande ist, wenn auch grade kein reizendes, doch naturgetreues, bunt colorirtes und launiges Gemälde entworfen hat. Der Verf. gehört zu den Leuten, welche wie Odysseus viele Städte gesehen und vieler Menschen Sitten kennen gelernt haben; er ist von der Boge des Lebens hin- und hergeschüttelt worden und hat seine Länder- und Menschenstudien an Ort und Stelle selbst gemacht, in der Schweiz, in Algier, in London und Paris. Man sieht es den Schriften des Verf. an, daß seine Erfahrungen über die Bücherwelt hinausgreifen, und daß ihm auch andre Sonnen geleuchtet haben als die zweifelhafte und matte Sonne Deutschlands, in der fast nur Dingenespinnste, diese aber in schöner mittelmächtiger Pracht, und, wie gegenwärtig in der Literatur, giftige Griesäpfel zur Reife kommen. Der Verf. griff in das volle Leben, und was er davon mit höherer Hand aufgefangen, frisches lebendiges Wasser, dessen bedient er sich, um damit die Pflanzung seiner Anschauungen zu benehmen und zu erfrischen. Er zieht in seinen Gemälden keine ängstlichen Pinselstriche; er zeichnet leicht darauf los, tüpft muthig in die Farbentöpfe, spricht bald da bald dort den Pinsel aus, ohne Berechnung, und wenn man das Ding ansieht, ist es, wenn auch kein Kunstwerk im höhern Sinne, doch ein gut colorirtes und durchaus nicht verzeichnetes Ganze. Wie der Titel anzeigt, schildert diese Schrift das Leben eines Deutschen in Paris und das pariser Leben, wie es sich im Kopfe eines gesund anschauenden und ehrlich fühlenden Deutschen widerspiegelt. Der Verf. verlebte in Frankreich vier Jahre, zwei davon in der Hauptstadt; Grund genug, um von ihm ein getreues Abbild französischer Sitten und Eigentümlichkeiten fordern und erwarten zu dürfen. Es ist das gegenständliche Leben, das Volk selbst, welches der Verf. portrairt hat; er ist nicht so anmaßend, die Erscheinungen und Repräsentanten des staatlichen Lebens Frankreichs seiner Beurtheilung und Abstimmung unterwerfen und das öffentliche und Privatleben von Staatsmännern wie Thiers, Cousin u. s. f. mit auffallendem Selbstbewußtsein und angemaßter Überlegenheit des Besserwissens als verfehlt, nichtig und plump darstellen zu wollen. Die Grisetten, die pariser Studenten, die verschiedenen

Gattungen Kutscher, die Bettler, die Verkäufer, Charlatane, das sind die Charaktere, die uns der Verf. vorführt; dazu Betrachtungen über das pariser Leben im Allgemeinen und in seinen Besonderheiten, über den Charakter der Pariser, vorzüglich der Pariserinnen, über die Vergnügungsorte, die Spektakelplätze, die Tanzsäle, die Spielhäuser u. s. f. Wenn der Verf. seine Zunge und seinen Styl auch nicht immer unter der gehörigen Aufsicht hält, so plaudert er doch im Ganzen sehr anmuthig und unterhaltend, und seine Erzählungen und Schilderungen sind oft von großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit, wie z. B. die Beschreibungen der Thierkämpfe und „Hundepaukerien“ in der Barrière du combat. Seine Bemerkungen zeugen von einem gesunden und guten Herzen, und so wenig haßbar seine Ansichten über Grisettenwesen und Ehe auch sind, so macht sich zugleich eine so große Liebendwürdigkeit des Gemüthes darin bemerkbar und ein so unschädlicher leichter Sinn, daß man ihm nicht wohl zürnen kann; auch behauptet der Verf. in der Vorrede, er sei in seinen socialen Betrachtungen weniger sein eigenes Organ, als das Organ der in Frankreich vorherrschenden Ansichten. Man findet bei ihm nirgend jene Anmaßlichkeit philosophischer Einlebung, mittels welcher eine subjective Ansicht sich als Lebensprincip und sociales Gesetz geltend machen will. Der Ausspruch, daß das Grisettenwesen die Liebestreue befördere, widerlegt sich durch sich selbst; ein Verhältnis, welches auf keinen bürgerlichen Grundfäden, sondern nur auf den Grundfäden moderner Jügellosigkeit beruht, bietet doch wahrlich keinem Theile eine dauerhafte Garantie; die Liebe kann nur ausnahmsweise ein Verhältnis entschuldigen, was sich durch Sophismen nicht rechtfertigen, noch den Formen eines allgemeinen Gesetzes anpassen läßt. Der Verf. hat als Köder für ein größeres Publicum die Geschichte eines unglücklichen Liebespaars eingefädelt, welches sich zuletzt durch Kohlendampf tödtet; die Hauptfache ist, wie der Verf. in der Vorrede behauptet, der Wahrheit gemäß und stützt sich auf die Annalen des Hospitals la Pitié und die „Gazette des tribunaux“ von 1835. Die Nebenumstände sind fingirt, der Verf. macht aus dem französischen Liebespaar ein deutsches; Hermann fordert seine Braut auf, ihm nach Paris zu folgen, und Helena ist leichtsinnig genug, ihm zu Willen zu sein. Es ist sehr glücklich durchgeführt und spannend erzählt, wie das Paar allmählig in inneres und äußeres Elend geräth und keinen Ausweg vor sich sieht als einen freiwilligen Tod. In dieser Erzählung liegt viel Moral, die auch sonst, trotz mancher anscheinend vorhandenen Spuren vom Gegentheil, durchaus überwiegt. Der Verf. ist übrigens für die Franzosen, die er für ein ebenso empfängliches als gutmüthiges, liebenswürdiges und braves, wenn auch etwas leichtgläubiges Volk hält, sehr eingenommen.

2. Reisebilder aus Oberitalien von Heinrich Germanus. Bremen, Heyse. 1858. Gr. 12. 1 Thlr.

Dies etwas seltsame Reisebuch trägt noch einen zweiten, stolzern Titel: „Handbuch für Reisende durch das lombardisch-venetianische Königreich“, ein vielversprechendes Aushängeschild, welches ein reicheres und besser assortirtes Waarenlager vermuthen läßt, als man in dem Buche findet. Wahrscheinlich ist der Verf., wie auch aus andern Merkmalen hervorgeht, Kaufmann, der es nach Handwerksbrauch versteht, seine Waare anzupreisen. Jedenfalls wäre Heinrich Germanus ein origineller Tourist, wenn ihm nicht Nicolai vorausgegangen wäre und ihm als Muster vorschwebte; er ist nichts als eine verdünnte Verlängerung von dem Keiselaule Nicolai, mit dem er auf gleicher Stufe der Auffassung, Anschauung und Beschreibung steht. Auch Germanus findet in Italien nicht viel mehr als schlechte Menschen, schlechte Mahlzeiten, schlechtes Gebäck und schlechtes Ungeziefer. Alles ist miserabel, nur nicht das theuere deutsche Geld, das man ausgibt. Reisenden von solcher phyllischerfaften, hausbackenen Qualität, welche, wenn man ihnen auch das Gold der Poesie in die Hand legt, nicht vermögend sind, die Hand zuzubringen und die Poesie festzuhalten, und welche überall wie die Schnecke den Schleim ihrer Subjectivität schieben

\*) Die gleichlautenden Urtheile im Briefwechsel mit Zelter Th. 4, S. 250, und Th. 5, S. 18 u. 19, kannte Kochart wol nicht.

Tassen, ist im Gefühl des Mitleids und der christlichen Befinnung anzurathen, doch ja keine weitere Reise zu thun als von Stolpe nach Danzig oder von Hamburg nach Ruxhagen. Bremer Cigarren und berliner Milchbrote findet man nicht überall; ein Uebelstand, von dem man billig unterrichtet sein sollte, ehe man nach Italien eine Reise antritt. Der Verf. ruft einmal bei Gelegenheit Venedigs aus: „Wann wird die Zeit kommen, wo man diese Stadt und überhaupt Italien mit seinen Werkwürdigkeiten in der wahren Beschaffenheit erschaut und nicht durch die rosig gefärbte Brille der Poesie!“ Diese Zeit wird dann gekommen sein, wenn die Menschen ohne Unterschied so ausgekostnet, so gourmandmäßig, so poesielos organisiert sein werden als Germanus und Nicolai; wir hoffen jedoch, daß der Menschheit nie ein so großes Unheil widerfahren wird. Venedig ist Herrn Germanus eine Stadt voll der schrecklichsten Unsittherei, eine Stadt, wo man für schweres Geld doch nur höchst erbärmlich leben könne. In Verona läuft der Reisende oft stundenlang umher, um Dinge zu sehen, die kaum des Anschauens würdig waren, und von dem Innern der Kirche St. Bernadin sagt er: „Der ganze Plunder dieser Kirche interressirt mich nicht im geringsten.“ Darauf fängt er mit dem Ciccone Pöndel an und schließt seine Vorwürfe mit den Worten: „Nimm dich in Acht, daß dein Ziegenhalter nicht näher Bekanntschaft macht mit deinem Hötter!“ Man gestatte mir noch an dieser Stelle eine allgemeine Bemerkung. Jedes Land hat seine Sitte und Eigenthümlichkeit. In den deutschen Höttern hat man fixe Preise, wofür man oft, wie jeder Reisende aus Erfahrung weiß, schlecht quartirt und bewirthet wird; ist das Hötter stark von Fremden besetzt, so sieht man sich oft gezwungen, mit einem schlecht meublirten und schlecht gelegenen Zimmer vorlieb zu nehmen und doch so viel wie im besten Quartiere zu zahlen. In Italien handelt man mit dem Wirth, man setzt sich mit ihm je nach den Umständen, und es ist bekannt, daß Jeder, der mit dieser schönen Sitte vertraut ist und nicht wie ein englischer Lord, ein berliner Regimentsaubbiter oder bremer Kaufmann vornehm reisen will, nirgend wohlfeiler sich einrichten kann als in den Gasthöfen Italiens. Ein Italiener, der in Deutschland reist, wird nicht minder oft Gelegenheit haben, über die deutschen insolenten Wirths Klage zu führen, die nicht mit sich handeln lassen. Nicolai und Germanus haben es sich selbst zugesprochen, wenn sie in Italien theuer gelebt und die dort geltenden Gebräuche nicht beachtet haben. Deutsche Reisende haben verachtet, daß Nicolai von den Italienern selbst ausgelacht worden ist, und daß er sich selbst jene Gasthofeiden zugezogen hat, über die er in so bittere Klagen ausbricht; man erzählte noch lange von ihm in den von ihm bezogenen Höttern wie von einer Art Wunderthier. Der schlechte Styl, worin Germanus seinen Wismuth eingekleidet hat, ist ein vollgültiger Beweis, daß wir es hier mit einem poesielosen Menschen zu thun haben, der sich nicht aus der Atmosphäre der bremer Hötter entfernt entfernen sollte.

3. Bunte Bilder auf Reisen gesammelt von E. duard Wehrmann. Frankfurt a. D., Rosky. 1838. 8. 1 Theil. 8 Gr.  
Diese Sammlung von Novellen gehört eigentlich nur durch den Titel in die Rubrik: Reiseliteratur. Bald ist es eine Wadereise, bald eine Geschäftsreise, deren humoristische Abenteuer oder tragische Widerwärtigkeiten der Verf. erzählt. Der Verf. ist ebenso grausam in seinem Ernst wie in seinem Spas; aber am grausamsten verfährt er mit dem Leser da, wo er sich in das Gebiet des Witzes verirrt. In Frankfurt und einigen andern Städten der Neumark, wo der Ernst der Weltgeschichte sein Ende und der Fußpaß der kleinen Langvergnügungen und Faschingsbälle seinen Anfang nimmt, mag der Verf. immerhin für einen wichtigen Menschen gelten; für Ref. war sein Witz bitterer, lästiger und unerträglicher Ernst. Vieles gehört in das Reich des Unglaublichen. Der Verf. erzählt z. B. von einer deutschen Jungfrau, die von einem nach der Infurrection

flüchtig gewordenen polnischen Offiziere verführt und später verlassen wird. Hierüber verfällt sie in Stumpf sinn. Ein Zufall führt das Paar abermals zusammen. Der Verf., der sich in einem Nebenzimmer befindet, hört ein dumpfes Ähzen. Man reißt die Thüre auf; man tritt in das Gemach — Himmel! weich ein Anblick! Agnes und der Pole liegen auf des Letztern Bette; jene hält diesen krampfhaft umschlungen; ihre Lippen bedecken die seinigen u. s. w. Plötzlich sinkt Agnes zurück, die Lippen schwarz, die Augen tief im Kopfe liegend; dann rollt ihr Leichnam auf die Dielen nieder! Noch einige Male zuckt der Pole auf, dann war auch er verschieden! Agnes hat ihn mit der Cholera, an der sie litt, angesteckt. Wunderbar, daß selbst in dem frankfurter Regierungsbezirk so schreckhafte und unsaubere Gespenster der Novellistik umgehen!

(Der Beschluß folgt.)

### M a n c h e r l e i.

Alle Heiligkeit des Menschen, weil sie hinausliegt über seinen gegenwärtigen irdischen Zustand, ist eine Entfernung von demselben. Also die indischen Aetern, die Zoghi, ohne Bewegung, Arbeit, gleichgültig gegen körperlichen Schmerz, stumm und dumm; die türkischen Sautons, mehr noch als andere Dermische enthaltsam lebend und wunderbar bis zur Erschöpfung tanzend; die christlichen Einsiedler, fastend in Höhlen, ein Si meon Stylita und seines Gleichen — sie verlangen Anerkennung ihres Heiligenwerths. Klöster, Orden von la Trappe stügen sich auf diesen Grund, sie sind wirksamere Heiligungsanstalten als die Kirche überhaupt. Mangeln sie, so muß jeder mit der Kirche sich begnügen.

Aber dann sollen die Geistlichen Repräsentanten der Heiligkeit sein und ihr Leben nach gewissen Forderungen regeln, wodurch es von dem Leben anderer Menschen abweicht. Diese Forderungen sind nach den Confectionen verschieden, durch Sitte und Gewohnheit mehr oder minder streng, doch stets vorhanden. Die Ehe, obgleich durch christliche Weihe geheiligt, ist ihrem Wesen nach dem Fleisch angehörig, daher folgerecht dem katholischen Priester untersagt so gut wie dem Mönch; und wie viel weltliche Beziehungen, Sorgen, Wünsche geben nicht Hausfrau und Familie, abziehend von fortwährender Betrachtung des überweltlichen und das ewige Gebet hindern? Ein protestantischer Geistlicher heirathet, aber die Heiligkeitsemeinung untersagt ihm Schmaus, Spiel, Tanz, Theater, lustige Feste, beschränkt sein Leben auf Haus, Frau, Kinder und Bücher. Weil Musik in einem verschiedenen Verhältnis zum Katholicismus und Protestantismus steht, so gilt geistliches Geigenpiel und Chorlingen in jenem schädlich, in diesem nicht. Tabakrauchen ist unschädlich für den katholischen Geistlichen, bei dem protestantischen Lehrer nicht anstößig.

Gesetzt nun, die Menge wollte sich ernsthaft der Heiligkeit befleißigen? Dann führe sie ein möglich geistiges Leben, verbanne Spiel, Tanz, Theater und lärmende Freude, und wessern zu fürchten wäre, daß die höchste Strenge je allgemein herrschend würde, hätte die Rehabilitation des Fleisches nach der Hecke des jungen Deutschlands keinen sinnlosen Sinn. Allein die Weisammenwirthschaft der Heiligkeitgedanken und des weltlichen Lebens auf der Erde beweist, daß wir zwar auf der letztern ganz zu Hause sind, aber doch auf ihr wohnen und verkehren müssen, mithin ein Mittleres zwischen Heiligem und Weltlichem zu suchen und zu empfehlen haben.

Unter Menschen erfährt sowol Ehre als Unehre jede Narrenheit und Vernunft. Die Philosophie, welche der Verirrung steuern sollte, hat dergleichen am eignen Leibe zum häufigsten erfahren.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 359.

25. December 1838.

### Walter Scott's Memoiren.

Sechster und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 358.)

Außer diesen umfangreichen Werken verfaßte Scott 1826 — 31 noch eine Anzahl kleinere Schriften, wie die „Religious discourses by a layman“, die „Letters on demonology and witchcraft“, den Abriß der Geschichte von Schottland in Lardner's „Cyclopaedia“ (für 700 Pfd.) und andere, sowie zahlreiche größere und kleinere Beiträge für die größeren englischen Journale. Unter diesen nennen wir nur einen Artikel im „Quarterly review“ über die Novellen und Erzählungen E. T. W. Hoffmann's, für den er aber kein Honorar nahm, sondern die 100 Pfund dem bedürftigen Schriftsteller Gillies überließ. Bemerkenswerth scheint uns auch Scott's Abneigung in einer Lage, wo er doch des Geldes sehr bedurfte, an Taschenbüchern Antheil zu nehmen. Charles Heath hatte ihm 800 Pf. St. jährlich geboten, wenn er ein solches herausgeben wollte, 400 Pf. St. für eine Erzählung von 70 — 100 Seiten. Aber nur nach langem Zureden entschloß er sich, demselben für 500 Pf. St. eine Jugendarbeit, „The house of Aspen“, zu überlassen, die er des Abdrucks früher gar nicht werth gehalten hatte.

Die zum Schaden seiner Gesundheit, ohne auf die wiederholten, sehr bedenklichen Krämpfe und apoplektischen Zufälle zu achten, fortgesetzten Arbeiten hatten seine Schuldenlast bedeutend verringert. Vom Januar 1826 bis zum Januar 1828 waren nahe an 40,000 Pf. St. verdient worden, und im December 1827 hatte den Gläubigern eine Dividende von sechs Schilling auf das Pfund bezahlt werden können, wofür sie ihrem hochherzigen Schuldner eine Dankadresse überreichten. Um dieselbe Zeit im J. 1830 wurde eine neue Dividende von drei Schilling auf das Pfund gezahlt, wodurch sich der Bestand der ganzen Schuld auf 54,000 Pf. St. verringerte. Da machte Gibson Craig den Antrag, dem auch die übrigen Gläubiger sofort beipflichteten, daß man den Baronet ersuchen wolle, seine Bibliothek, seine Manuscripte, sein Silbergeräth, Leinzeug und andere Seltenheiten als einen Beweis der hohen Achtung und Dankbarkeit seiner Gläubiger für die seinerseits zu ihrem Besten gemachten beispiellosen und glücklichen Anstrengungen entgegenzunehmen. Scott äußerte sich in seinem Antwortschreiben sehr

vergnügt darüber, daß er nun doch wieder „mit seinem eignen Köffel essen und in seinen eignen Büchern studiren könnte“. Und da nun 1829 Cadell eine neue Ausgabe sämmtlicher Romane übernahm, die der Verfasser mit Vorreden und Anmerkungen ausstattete (er nennt sie in seinen Briefen und Tagebüchern nur das opus magnum), und der daraus gezogene Gewinn gleich in den ersten Monaten fast bis ins Unglaubliche stieg, so hatten die Gläubiger alle Ursache, zu hoffen, daß der große Unbekannte sich auf die vollständigste Weise seiner Verpflichtungen entledigen werde.

Freilich war es ihm, seitdem der „Author of Waverley“ als Baronet Scott hatte müssen im Constable'schen Bankrott auftreten, nicht mehr gut möglich, die Maske länger zu tragen. War ihm dies allerdings unangenehm, so konnte er sich doch in seiner wahren Gestalt nicht leicht auf eine ehrenvollere Art zu erkennen geben, als es auf dem ihm von seinen Freunden in Edinburg bereiteten Feste geschehen ist. Am 22. Februar 1827 führte er bei einem großen Mittagsmahle zur ersten Jahresfeier der edinburger Gesellschaft für die Anlegung eines Theaterfonds den Vorschlag. Lord Meadowbank, ein ihm sehr befreundeter Richter im ersten Gerichtshofe von Schottland, fragte ihn schon vor der Tafel, ob er es unzart finden würde, wenn einige Anspielungen auf seine Waterschaft der Waverley-Romane geschähen. Sir Walter lächelte und sagte: „Thun Sie, was Sie wollen, aber sprechen Sie nicht so viel von einer so alten Geschichte.“ Und so erklärte denn der Lord in einer für Scott sehr schmeichelhaften Rede, daß der Schleiher, der den großen Unbekannten, den allgewaltigen Zauberer verhüllt habe, jetzt gehoben sei, und daß der Sänger des Landes (the minstrel of our native land), der jetzt frei vor den Augen und der Liebe seines Vaterlandes dastehe, kein anderer sei als Sir Walter Scott, auf dessen Gesundheit zu trinken er jetzt in Vorschlag bringe. Hierauf erfolgte allgemeiner, sehr stürmischer Beifall. Dann erhob sich Scott, erklärte, daß er jetzt vor den Schranken seines Landes als ein Verklagter stände, daß aber wol eine parteilose Jury ihr „Nicht bewiesen“ aussprechen würde. Er wolle jedoch sich selbst für „schuldig“ erklären, den Hof aber nicht mit einer langen Aufzählung der Gründe, aus denen er schuldig sei, unterhalten, sondern sich ohne Weiteres als

den einzigen Verfasser aller jener Romane bekennen. Dafür möge ihm aber auch gestattet sein, nicht weiter hierüber zu sprechen, sondern vielmehr in der Eigenschaft des Verfassers der Waverley-Romane einen Toast auf seinen Freund Nicolas Jarvis (aus „Rob Roy“ bekannt) auszubringen. Diese geschickte Wendung auf einen anwesenden Nachkommen des würdigen Stadtvogts von Glasgow ergöhte alle Anwesenden im hohen Grade. „Wenn mein Scherz gut war“, sagt Scott im Tagebuche, „so war dafür auch das Gelächter ganz überschwänglich.“

Fand also Scott in der Liebe und Achtung seiner Freunde, die er seinerseits nicht minder herzlich erwiderte, Trost und Vergnügen und in dem außerordentlichen Abfalle seiner Werke eine hinreichende Beruhigung für die Zukunft, so war doch auch sein Leben in den letzten sechs Jahren von vielen und großen Leiden heimgesucht. Ein heftiger nervöser Kopfschmerz, Blutstürze, wiederholte Schlagflüsse erschütterten seine Gesundheit in einem hohen Grade, die Sprache stockte häufig, und die Hand versagte ihm den Dienst. Da häufige Ueberlässe ihm stets Erleichterung schafften, so ward ein vieljähriger treuer Diener, John Nicolson, „dessen Name in Scott's Familie nur mit Achtung und Dankbarkeit genannt wird“, angelernt, bei ihm Chirurgendienste zu verrichten. Für die literarischen Arbeiten blieb William Laiblaw sein Gehülfe. „Aber dieser durchaus ergebene Mann“, sagt Lockhart, „konnte, so oft ihm Scott dictirt hatte, nicht ohne die Ueberzeugung am Abend von ihm gehen, daß dieser mächtige Geist, den er seit dreißig Jahren des genauesten Verkehrs so hochgeachtet hatte, sehr an seiner Kraft verloren hatte und täglich mehr einbüßte. Von Zeit zu Zeit entfaltete sie sich zwar noch ganz in der alten Weise, aber wie oft ward jenes treffende Urtheil, jene glänzende Phantasie und jenes unvergleichliche Gedächtniß durch die Einflüsse der Krankheit zerstört und zernichtet. So hielt er oft plötzlich in seinen Erzählungen ein und starrete stumm wie ein Nachtwandler um sich her. Dies verstörte Wesen, dieser irre Blick erinnerten uns unwillkürlich an Simson im Schooße der Delila, von dem es in der Schrift heißt, daß er schwach geworden sei und wäre wie ein anderer Mensch. Dann aber stammte plötzlich die frühere Kraft wieder in ihm auf, der Nebel schwand von seinen Augen vor der unwiderstehlichen Macht der Sonne seines Geistes, und Alles wurde hell und strahlend wie in alter Zeit.“ Diese übeln Erscheinungen nahmen im Winter von 1830 auf 1831 in sehr bedenklicher Weise zu, der daher für ihn und seine Umgebungen eine höchst traurige Zeit war, in der sie es um so mehr beklagten, daß Scott seine Stelle am edinburgher Gerichtshofe aufgegeben hatte. Denn die gewohnte sechsunddreißigjährige Beschäftigung fehlte ihm, es kamen überdies weniger Fremde, und der Vorschrift seiner Ärzte, weniger zu arbeiten und sich mehr zu schonen, setzte er die Unmöglichkeit entgegen, da namentlich die Arbeiten für die neue Cadell'sche Ausgabe seiner Werke fast allein ihm seine damalige Existenz erträglich machten.

Eine andere Unannehmlichkeit waren für Scott die damaligen politischen Verhältnisse Schottlands. Als entschiedener Tory war er allen Reformen, durch die er die altschottische Verfassung und Denkungsart gefährdet glaubte, abhold, ja, selbst mit seinen alten Freunden Ballantyne und Cadell, die sich zur Opposition hielten und den kranken, reizbaren Mann von jeder Einmischung in die politischen Blätter abzuhalten suchten, gab es unangenehme Auftritte. Scott's Ansichten waren indeß nicht unbekannt geblieben, und der gefeierteste Mann in Schottland mußte die Wuth des Volkes und den Grimm der Reformer und Radicalen in einem Grade erfahren, den er wol früher nicht geahnt hätte. Die Grundeigentümer in der Grafschaft Roxburgh hielten am 31. März 1830 eine Versammlung zu Jedburgh zu Gunsten der Reformbill, welche unter dem Grey'schen Ministerium eingebracht war. Scott, als Scheriff der Grafschaft, ließ sich nicht abhalten, derselben beizuwohnen, und sprach in einer langen Rede seine Meinung von der Unanwendbarkeit der neuen französischen Principien und seine Abneigung gegen die Bill als guter Tory redlich und offen aus. Das Geziße und Geschrei der niedern Volksclassen, die sich in das Versammlungshaus gedrängt hatten, zwang ihn, einige Augenblicke still zu sein. Dann aber erhob er seine Stimme mit verdoppelter Stärke (vorher hatte er leise gesprochen und war wol nur von den Zunächststehenden verstanden worden) und sprach:

Meine Freunde, ich bin alt und hinfällig, und ihr denkt vielleicht, daß ich voll alberner Vorurtheile sei. Aber ich habe viele Staatsmänner gesehen und habe in meinem Leben viel und oft über öffentliche Dinge nachgedacht, sodas ich jetzt nicht umhinkann, zu vermuthen, es wären die Fabrikanten unserer neuen Verfassung gleich einem Haufen von Schulknaben, welche eine Uhr, die für ihre gewöhnlichen, täglichen Zwecke ganz gut ging, auseinandernehmen, in der Meinung, sie würden dieselbe besser als der alte Uhrmacher wieder zusammensetzen können. Ich fürchte aber, daß sie mit der Construction nicht zu Stande kommen werden, und ich gestehe offen, daß es mich nicht sehr überraschen wird, wenn ihr erster Versuch gleich darin besteht, die Spiralfeder zu zersprengen.

Hier ward er von Neuem durch ein unverständliches Geburme unterbrochen, sodas man seine weiteren Worte nicht verstehen konnte. Er trug indeß seine Anträge vor, wendete sich dann nach der Gegend, wo die tumultuirenden Handarbeiter standen, und rief ihnen zu: „Ich achte auf euer Geschnatter nicht mehr als auf das der Gänse auf dem Felde.“ Doch glühte er vor Unwillen, als er sich wieder auf seine Bank nieder setzte. Jede Spur aber desselben war auf seinem Gesichte vertilgt, als er wenige Augenblicke nach Beendigung der Sache das Gemach verließ. An der Thüre drehte er sich noch einmal herum und verbeugte sich gegen die Versammlung. Zwei oder Drei, nicht mehr, erneuerten ihr Zischen; Scott aber verbeugte sich noch ein Mal und nahm mit den Worten jenes verurtheilten Gladiators: *moriturus vos saluto Abschied*. Im Tagebuche vom 22. März erwähnt er nur, daß die Reformer, diese unwashed artificers, ihre Eigenthümlichkeit durch Zischen, Pochen und Husten an den

Tag gelegt. Mehr beschäftigte ihn die Abstimmung über die Reformbill im Unterhause am 22. März, wo dieselbe mit einer Majorität von einer Stimme durchgegangen war.

Von dem Oberhause — schreibt er — sei nichts zu erwarten, und was ihm noch schlimmer dünke, sei, daß die Volkspartei gar kein persönliches Ansehen habe und nicht das Vermögen besitze, sich eines solchen zu erfreuen. Die alte Constitution ist zu Grunde gerichtet, und kein Mirabeau hat sie angegriffen, man hat sie umgeworfen, wie die Kinder ihr Spielwerk zerbrechen.

Eine ähnliche Scene ereignete sich wieder zu Lebburgh am 18. Mai. Lockhart begleitete seinen Schwiegervater, der sich nicht hatte davon abbringen lassen, selbst bei den Wahlen für die Grafschaft anwesend zu sein. Sie fanden die Stadt in der größten Aufregung, alle Die, welche nicht die Farben der Reformer trugen, wurden verhöhnt, auf Scott's Wagen sogar Steine geschleudert, jedoch ohne ihn zu treffen. Als er sich nach dem Versammlungssaale mit einigen Freunden begab, ward er vielfach verhöhnt und geschimpft, ja, ein Weib („man schämt sich, es zu erzählen“, setzt Lockhart hinzu) spie aus einem Fenster nach ihm, ohne daß diese Beleidigung jedoch von ihm selbst wahrgenommen wurde. Im Saale selbst konnte er kaum zu Worte kommen, so groß war die Wuth und der Lärm. Die Wahl fiel auf einen Reformmer, und Scott konnte nur mit Mühe zu seinem Wagen kommen, der ihn im Wirthshause erwartete. Die Straße bot aber eine so tumultuarische Bewegung dar, daß selbst die Männer von der Opposition ihn baten, sich nicht der offenen Gefahr auszusetzen, und er endlich nachgab, in den Wagen des Lieutenant Elliot zu steigen, der ihn auf Nebenwegen in sein Landhaus nahe bei der Stadt führte. Hierher kam, gleichfalls durch Seitengässchen, Scott's Wagen, und so entkamen Scott und Lockhart, nicht ohne noch einmal einige Steinwürfe auszuhalten zu müssen, aus der Stadt. Im Tagebuche heißt es: „Ich verließ die Stadt in der größten Unordnung, und die edeln Bürger riefen mir ihr Burk Sir Walter nach. Ich bin den guten Jungens von Lebburgh dafür sehr verbunden.“ Trotz solchen Erfahrungen konnte Scott nur mit Mühe und durch Cadell's und Ballantyne's ernstliche Vorstellungen abgehalten werden, neue Aufsätze in die politischen Blätter zu schreiben, denn die Letztern namentlich fürchteten in einem solchen Falle sehr für seine Popularität und für den Absatz seiner Werke. Scott wollte nämlich unter den Namen Malachi Malagrowthier noch einmal auftreten, nachdem er sich bereits im Januar 1826 einen bedeutenden Ruhm unter diesem Namen erworben und die vom Parlamente beliebte Gleichsetzung des schottischen und englischen Geldes, welche die Verhältnisse der schottischen Handelswelt in jener Krisis noch weit mehr würde verschlimmert haben, größtentheils durch seine drei Briefe im „Edinburgh weekly journal“ rückgängig gemacht hatte. Als ihm damals Ballantyne bemerkte, daß die Correctur dieser Aufsätze mit weit mehr Sorgfalt gemacht sei, als es bei den frühern Werken der Fall gewesen, entgegnete Scott: „Meine frühern Werke waren nur

für mich selbst, aber dies ist für mein Vaterland“ (this is for my country).\*)

(Die Fortsetzung folgt.)

## Reiseleratur.

(Beschluß aus Nr. 358.)

4. Mein Spaziergang durch Hamburg. Holographische Genrebilder von Fr. Clemens. Altona, Hammerich. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Auch in dieser Schrift keine Ruhe, keine Freude, keine Erquickung! Fr. Clemens, eigentlich Gercke, Verf. eines anrührenden „Manifestes der Vernunft“, eines Romans: „Bei Nacht und Nebel“, und einiger sogenannten Lustspiele, gehört zu jenen nicht talent- und geistlosen Figuren der modernen Zeit, jenen Aephistophelischen Spottfiguren von „Dred und Feuer“, welche an das „große pulsirende Universalfetz“, wie Clemens selbst sich ausdrückt, oder an das Weltherz, wie Laube sagen würde, zu appelliren vorgeben und doch in der Menschheit zumeist nur das eigne kleine Herz klopfen hören, um es mit dem Herzen der Menschheit zu identificiren. Clemens ist allerdings eine ziemlich originelle Erscheinung; er hat es selbst kein Hehl, daß er Musikant ist und zu dem Lanze wüster Gesellen und Gesellinnen aufspielt, und es ist leicht möglich, daß seine literarischen Leistungen immer noch mehr Werth haben als seine musikalischen. Da man aber eine seiner Schriften verboten und ihn halb und halb dem jungen Deutschland zugerechnet hat, so hat sich seiner, wie aus der Vorrede zu diesen „Hamburger Bildern“ hervorgeht, eine unstatthafte Eitelkeit bemächtigt; er hält sich für unendlich bedeutender, als er wirklich ist, und kokettirt mit seinem Eynismus nach allen Seiten hin; wie jeder Versolgte, oder wer sich einbildet, verfolgt worden zu sein, meint er nun, es sei ihm groß Unrecht widerfahren, und diese Misstimmung verführt ihn zugleich, seinen frühern Recensenten vorzuwerfen, daß sie seinen Roman „Bei Nacht und Nebel“ falsch gedeutet und verstanden hätten. Er wirft ihnen kritische Impotenz und Stumpfsinn vor und behauptet, daß sie sein eifrigst gepflegtes Blumenbeet mit „ellenhohem Mist“ beworren hätten. Er meint, er wisse, was er wolle, und wenn es Andere nicht verstanden, so könne er nichts dafür; was der Sonnenschein auf Erden solle, verstände ja auch der Maulwurf nicht; er begriffe nicht, warum man den groben Häufsen der Recensenten den Rücken geduldig hinhalten und nicht vielmehr ihre „Saugiebel“ abpariren solle u. s. w. In diesem grobzwirnigen Lene spinnt Clemens seine Vorrede von Anfang bis zu Ende fort, und es ist darüber nichts weiter zu sagen, als daß dieser „Plebejer“, wie er sich selbst nennt, von eben derselben krankhaften Eitelkeit inficirt ist wie die Patricier in unserer Literatur. Es ruht wie ein Fluch auf unsern Schriftstellern, daß sie sich fast ohne Ausnahme für ein großes Theil bedeutender halten, als sie wirklich sind. Anerkennung verlangt Jeglicher; aber sie Andern zu gewähren und sie neben sich gelten zu lassen, fällt ihnen auch im Traume nicht ein. Das Raisonnement, die Reflexion, das goldene Kalb des denkenden Ichs sind immer anmaßend; nur die Production, die echte, ist bescheiden und geht ihren stillen, aber sichern Weg. Was nun den Haupttext des Buchs selbst betrifft, so ist davon eben nicht viel Gutes zu rühmen. Des Verf. Roman „Bei Nacht und Nebel“ zeugte in einzelnen Partien ganz gewiß von einer Anlage zum komischen Romane; die ersten Partien darin waren offenbar verfehlt und die Einkleidung meist widerwärtig. Aber für das bloße Raisonnement ist Clemens durchaus untauglich; seine Schreibart ist ebenso sans-

\*) Lockhart hat diese schönen Worte nicht angeführt; wir entlehnen sie aus Chambers' vortrefflichem „Life of Walter Scott“ im Supplementstücke des „Edinburgh journal“ vom 6. Oct. 1832, S. 298.

culottisch wie seine Betrachtungsweise, und die Artlosigkeit seines Stils wird keineswegs durch Originalität ans Reckhahn der Gedanken vergütet. Ueberstisch im edlern Sinne sein, ist kein Fehler, aber cynisch sein, ist ein Verbrechen. Es ist in Clemens keine Liebe, kein Glauben, keine Frömmlichkeit — nichts als Cynismus und grober, zur Selbstverzeihung führender Materialismus! S. 120 stellt Clemens eine Betrachtung über den großen „brodelnden Schmelztiegel“ des Kirchhofs an. „Der Werkmeister in dem großen Laboratorium der Natur“, heißt es da, „werde sich grade der aufgelösten Körper der Reichen und Vornehmen bedienen, um die gastronomischen Erkerbissen, z. B. Schnepfen, indianische Vogelnester, Kustern, Trüffeln u. s. f., für die lebendigen Ebenbürtigen zu bereiten, in deren Leibern sich dann die feinen rectificirten Stoffe anhäufen, um später vom Erbegräbniß aus durch das Medium der Luft zu gleicher Schöpfung verwendet zu werden; da hingegen der Plebs zu einer Kessel, zu einem Dornenstrauche, Distel, höchstens zu einer Portion Kartoffeln oder zu einem Schnäppchen Fusel verwendet werden kann.“ Diese Betrachtung ist, wenn nicht originell, wenigstens plump und cynisch. S. 145—155 gibt der Verf. eine Darstellung seiner bisher verfolgten literarischen Laufbahn, worin sich einige rührende Stellen befinden; wenn wir aber daraus einerseits den Verf. als einen wenigstens strebenden und gegen den äußern Druck ankämpfenden Mann kennen lernen, der in Ermangelung eines Verlegers einen eignen Druckapparat besaß, um seine gelungensten lyrischen Producte unter unsäglichem Mühen selbst drucken zu können, so offenbart sich auch hier die moderne Gemüthsverderbtheit des Verfassers, obgleich man die Ehrlichkeit und Einfachheit anerkennen muß, womit er sie kund gibt. Der Verf. war früher ein gläubiges Gemüth und sandte unter dem Titel: „Natürliche Klänge des Herzens an die Gottheit, in Morgen- und Abendgesängen, für gute Menschen aller Confessionen“, eine Sammlung gottgläubiger Lieder unter die „Menschenfamilie“, gegen die er die reinste Liebe und Verehrung ausgesprochen, indem er meinte, man würde ihm unfehlbar mit Liebe entgegenkommen. Da das aber nicht geschah und man im Gegentheil seine „heilige Lyra mit Roth bewarf“, so fühlte er sich von seiner Gottgläubigkeit „abgekühlt“, er wendete, wie er selbst mit frecher Ehrlichkeit eingesteht, seinen Blick ab von der „Gottsache“ und gerückte seine Gedanken mit „Aberwärtigem“. Mit einem andern jungen Sceptiker, was er abermals selbst einräumt, dachte auch er: „Mit der politischen Kezerei ist nichts zu gewinnen als nur Gefangenschaft; so müssen wir denn mit der religiösen beginnen“, und in dieser Abgesallenheit von Gott schrieb er sein „Manifest der Vernunft“. Clemens ist ein würdiges Kind einer Zeit, die Alles, das Heiligste selbst, zur Waare macht! Das Betreten der „Gottsache“ hatte keinen Erfolg — man versuchte es mithin auf dem entgegengesetzten Wege, ob man nicht reussiren werde; und leider, auch auf der entgegengesetzten Seite wird der Erfolg äußerst zweifelhaft sein. Der Ausdruck bei Clemens: Paganini sei die geizende Natur, ist fast ebenso unsinnig als der Ausdruck eines andern Schriftstellers: Fanny Elster sei ein getanzter Geng. Diese toll gewordenen Phrasen machen die gegenwärtige Literatur zu einer wahrhaften Irrenanstalt. Die Schilderung der öffentlichen Pläze, wo sich die Hefe der Menschheit tummelt, ist fast das Einzige, was dem Verf. noch einigermaßen gelungen ist, und die Berichterstattung über einige in Hamburgs öffentlichen Häusern elend verkommene und eines bessern Looses würdige Mädchen wirkt wahrhaft erschütternd. Indes ist es eben nur die einfache Thatsache, welche erschütteret, nicht die Darstellung.

5. Stuben- und Reisebilder eines phantastischen Mediciners. Herausgegeben von August Kornfege. Bamberg, Dresch. 1838. 8. 1 Thlr.

Ein Reisebuch, welches im Ganzen einen ziemlich muntern Eindruck zurückläßt; doch fehlt es auch hier nicht an modernen

Kuswüchsen und inhaltslosem Geschwätz. Einige humoristische Zusätze findet man, auch würde hier und da ein Funke von Witz oder von einem Dinge, welches dem Witz bald näher bald entfernter ist. Die medicinische Materie des Buchs ist die Ueberwiegende; die jüngsten Beiträgen und Neuerungen im Gebiete der medicinischen Wissenschaft werden in Schimpf und Ernst hart mitgenommen, die Wasserheilkunde, die Bombopastie u. s. f. An dieses medicinische Tactchen werden aber, wie zu einer bunten Karrentracht, allerlei Flicke gesetzt, Betrachtungen über die Belletristik, das nach des Verf. Meinung schief gewordene junge Deutschland und den in Afrika langweilig gewordenen Fürsten v. Pückler-Muskau, über die Cholera in München, über Jean Paul, welchen Kornfege für den größten Dichter zu halten scheint, der je gelebt hat, über Stieglitz, über den Besuch einer neuentdeckten Höhle im muggendorfer Thale, über den Maler Genelli u. s. f. Den Letztern, für dessen Compositionen: die Zerstörung Sodoms, die Befangennehmung des Simson u. a., der Verf. schwärmt, beschreibt er von Kopf bis zu Fuß, selbst seinen abgetragenen Hut, dessen Farbe nicht mehr zu ermitteln sei, und den mehgerbraunen verschliffenen Mantel, den er aber sehr malerisch zu werfen wisse. Diese Personenbeschreibungen, worin der Geschilderte wie ein Verbrecher in Steckbriefen so anschaulich signalisirt wird, daß ihn die Polizei unter verhänglichen Umständen greifen könnte, sind jetzt in der Literatur leider sehr an der Tagesordnung; aber deutscher Ernst und deutsches Gemüth sträuben sich gegen diese Portraitkunst; es liegt darin eine Unkeuschheit des Geschmacks und Gefühls und eine Indiscretion, welche verdamnungswürdig sind. Ref., welcher Genelli persönlich kennt, hat alle Achtung vor des Künstlers tief gedachten und im edelsten Style ausgeführten Compositionen und Skizzen, aber schwerlich wird der Maler selbst seinem Darsteller Recht geben, wenn dieser von ihm sagt: er habe die Kraft, Fülle und Lebensfrische des Rubens, eine edlere Poesie in der Auffassung des Gegenstandes und eine grandiosere Anordnung. Mit solchen überschwenglichen Lobphrasen ist weder dem Publicum noch dem dadurch Gefeierten ein wirklicher Dienst geleistet. 23.

### Notiz.

Welcher Unterschied zwischen Vater und Sohn! Graf Egmont starb (1568) auf dem Schafotte:

— — pour soutenir les droits

Des malheureux Flamands opprimés par leurs rois!

Sein Sohn dagegen dachte späterhin weder daran, die Flamänder noch seinen unglücklichen Vater zu rächen. Er dachte so wenig daran, daß er, wie Voltaire so schön singt\*):

Batais longtemps la main, qui fit périr son père!

Er war und blieb Philipp II. treuester Diener in so hohem Maße, daß ihn dieser mit 1800 Reitern dem Herzoge von Mayenne zu Hülfe schickte, als Heinrich IV. diesen und die Ligue 1590 aufs Äußerste gebracht hatte. Er fand auf dem Schlachtfelde von Ivry den Lob im blutigsten Kampfe. Seinen Vater ehrt die Muse der Geschichte und Dichtkunst; ihn nennt die erstere höchstens, ihre Verachtung laut werden zu lassen. Voltaire hat (a. a. D. VIII, 383—392) seinen Tod herrlich geschildert:

Le fer étincelant se plongeait dans son sein,  
Sous leurs pieds teints de sang les chevaux le foulèrent,  
Des ombres du trepas ses yeux s'envelopèrent  
Et son âme en courroux s'envola chez les morts,  
Où l'aspect de son père excita ses remords!

15.

\*) La Henriade VIII, 34.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 360.

26. December 1838.

### Walter Scott's Memoiren.

Sechster und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 360.)

Die große Arbeitsamkeit Scott's wurde in den sechs letzten Jahren seines Lebens nur durch die Besuche seiner Kinder bei ihm sowie durch einige kleinere Excursionen in Irland und Schottland, eine zweimalige Reise nach London und eine größere Reise nach Paris im Herbst 1826 unterbrochen. Überall kam man ihm mit großer Liebe und Hochachtung entgegen, worüber seine Briefe und die Excerpte aus dem Tagebuche das Nähere enthalten. In Paris verkehrte er viel mit interessanten Personen aller Stände und Nationen, unter Andern mit Pozzo di Borgo, den Marschällen Macdonald und Marmont, mit dem Buchhändler Galignani, „the old pirat“, mit dem Herzog von Fitz-James, Frau v. Souza, den englischen Diplomaten, dem Amerikaner Cooper, dem Grafen Molé und Andern, woran sich dann interessante Vergleiche über Paris im Jahr 1815 und Paris im Jahr 1826 knüpfen. Mit seiner Aufnahme aber war Scott durchaus zufrieden.

Ich muß — schreibt er in sein Tagebuch am 10. Nov. nach der Rückkehr — meinen besondern Dank für die große Gefälligkeit ausdrücken, die ich überall gefunden habe. Es würde eine ganz unwürdige Bitterkeit sein, wenn ich nicht eingestehen wollte, daß ich im höchsten Grade erfreut gewesen bin, auch in Frankreich so außerordentliche Theilnahme an den Romanen zu finden, die ich nur für mein Vaterland bestimmt hatte, und noch dazu in einem Lande, welches a priori das Gegentheil von uns in allen Stücken ist. Für mein Werk („Leben Napoleon's“) habe ich viel Gewinn gehabt, und in der Ansicht, welche ich schon früher von Napoleon's Charakter gefaßt hatte, bin ich jetzt so sehr bestärkt worden, daß ich sein Bild nun mit weit festerer Hand entwerfen kann.

In London war, wie früher, der Herzog von Wellington Scott's eigentlicher Held, der ihn auch in seinen Studien zur Geschichte Napoleon's unterstützte, wozu ihm überdies von Seiten der Regierung bedeutende Actenstücke mitgetheilt wurden. Diese archivallischen Mittheilungen sind, merkwürdig genug, in Deutschland fast gar nicht beachtet worden.

Die guten Erfolge dieser Reise, der Zuwachs an Kraft und Gesundheit, die neuen Ideen und Pläne, das gesteigerte Selbstbewußtsein, die Scott in seinem Tagebuche rühmt, versprochen allerdings eine Reihe von bessern Jahren, als die gewesen sind, welche er nach der pariser Reise

zugebracht hat. Des sehr bedenklichen Gesundheitszustandes haben wir schon oben gedacht. Seine Ärzte hielten einen längern Aufenthalt in einem wärmeren Klima für um so nothwendiger, da dies zugleich das einzige Mittel war, ihn von seinen literarischen Arbeiten abzuliehn; denn er war fortwährend mit den beiden letzten Romanen: „Count Robert of Paris“ und „The castle dangerous“, beschäftigt, und erst nach Vollendung derselben (die Vorrede ist in London auf der Reise geschrieben) gab er nach und bestimmte sich, den Winter in Neapel zuzubringen, wo sein Sohn Charles bei der englischen Gesandtschaft angestellt war. Am 25. Sept. 1831 brach er mit seiner Tochter Anna und seinem ältesten Sohne, dem Major, von Abbotsford auf, nachdem er seinem treuen Lairdlaw weitläufige Instructionen hinterlassen hatte, in denen ihm namentlich aufgetragen war, die Jagdhunde nicht zu vergessen, und gelangte in langsamen Tagereisen nach London. Nach mehrtägiger gastlicher Pflege im Hause Lockhart's brach er nach Portsmouth auf, wo er die auf königlichen Befehl für seine Reise bestimmte Fregatte antraf und auf ihr am 29. Oct. England verließ. Auf Malta wurde zuerst gelandet. Scott gefiel sich hier sehr wohl in der Gesellschaft alter Freunde und in der Besichtigung der ihn so ansprechenden Denkmäler aus der Zeit der Johanniter. Gesund und ziemlich heiter kam er am 19. Dec. nach Neapel. Seinen dortigen Aufenthalt hat William Gell in einem ausführlichen Aufsatze geschildert, der auch in Lockhart's Buche abgedruckt ist, nachdem er schon früher in mehreren deutschen Zeitschriften benutzt war. Um so weniger brauchen wir jetzt bei Scott's Aufenthalt in Neapel zu verweilen. Aus Lockhart's Zusätzen erfahren wir, daß seine Briefe in die Heimat fast sämmtlich einen trüben Charakter trugen, und daß, je länger er von Abbotsford entfernt war, er in seinen Briefen immer mehr über die Zerrüttung seiner Gesundheit und seines Wohlstandes klagt. Es verlangt ihn sehr, wieder in Abbotsford zu sein, seine lieben alten Freunde zu sehen und die gewohnten Beschäftigungen vorzunehmen.

So lange als Scott noch in Neapel war, hatte er den Voratz, durch Tirol und Deutschland zurückzureisen, theils um die Ufer des Rheins kennen zu lernen, theils um Goethe in Weimar zu besuchen; denn er würde, so



ließ er durch den Architekten Zahn an Goethe sagen, nicht eher nach Schottland zurückkehren, als bis er ihn in Weimar gesehen hätte. \*) Von seiner großen Verehrung für Goethe finden sich, wie in den frühern Bänden von Lockhart's Memoiren, so auch in dem letzten mehrfache Beweise.

Ich habe — lesen wir im Tagebuche vom 20. Febr. 1827 — einen Brief vom Baron v. Goethe erhalten \*\*) , den ich mir aber habe vorlesen lassen müssen, da ich wol Deutsch verstehe, aber das Geschriebene zu lesen vergessen habe. Es ist für mich zur Gewohnheit geworden, Briefe, die von gelehrtem Volke (literary folks) des Auslandes kommen, selten zu lesen und noch seltener zu beantworten. Es führt das zu nichts, als zu einer Menge von Complimenten, die man wie einen Federball sich von beiden Seiten zuwirft. Aber mit Goethe ist das eine ganz andere Sache, das ist ein ganz ausgezeichneteter Mann (a wonderful fellow), zugleich der Kriost und auch der Volsaitze von Deutschland. Wer würde mit wol vor dreißig Jahren gesagt haben, daß ich noch einmal mit dem Verfasser des „Edg“ correspondiren und mit ihm gewissermaßen auf derselben Stufe stehen würde?

Um so mehr beklagte Scott Goethe's am 22. März 1832 erfolgten Tod. „D daß Goethe schon sterben mußte“, hörte man ihn sagen; aber er setzte auch gleich hinzu: „Aber er starb doch in seiner Heimat — fort, fort nach Abbotsford.“ Und nun ließ er sich auch nicht länger in Neapel halten, als bis die Jahreszeit die Reise möglich machte. Vom 16. April bis 11. Mai brachte er in Rom zu, worüber Bell's Tagebuch ausführlichere Nachricht gibt; Scott's Tagebuch schließt mit dem 16. April, wo er Neapel verließ. Dies ist zugleich die letzte Handschrift, welche seine Familie von ihm besitzt.

Der Anblick von Rom und die vortreffliche Gesellschaft, die er daselbst fand, hatte seine krankhafte Ungebuld, nach Hause zu kommen, etwas beruhigt. Aber lange verweilte er doch nicht. In großer Eile nöthigte er nun seine Begleiter, mit ihm über die Apenninen, deren Schnee und Fichten ihn an sein theueres Vaterland erinnerten, zu reisen, ohne Aufenthalt bis Venedig. Hier nahm er sich kaum Zeit, die Seufzerbrücke und die angrenzenden Gefängnisse zu sehen. Fast ohne Raft — er wäre am liebsten Tag und Nacht gefahren — setzte er seinen Weg durch Tirol, über München, Ulm, Heidelberg, Frankfurt bis nach Mainz fort, unter Symptomen neuer Krankheitsanfalle, denen nur durch öfteres Aderlassen vorgebeugt werden konnte. Die Fahrt auf dem Dampfboote von Mainz bis Köln schien ihn zu erfreuen; aber als die Gegend flach wurde, versank er wieder in Trübsinn und Apathie. Mit großer Mühe und unter vielen Sorgen brachten ihn seine Begleiter nach Nimwe-

\*) M. J. G. B. Müller, „über Goethe's letzte literarische Thätigkeit“ (S. 12).

\*\*) Lockhart hat auf S. 112 den Brief übersetzt und auch erwähnt, daß Goethe über Scott's Antwort sehr erfreut gewesen sei. Ob er sich indeß durch die Bezeichnung des deutschen Volsaitze grade allzu sehr würde geschmeichelt gefühlt haben, lassen wir dahingestellt sein. Ebenso glauben wir auch, daß es mit Scott's Regel in Nichtbeantwortung ausländischer Briefe nicht allzu streng gemeint gewesen sein wird. Wenigstens stimmte sie nicht mit Scott's sonstiger Humanität und andern Äußerungen überein.

gen, und da er fortwährend auf schnelles Reisen bestand, ward er in seinem Wagen zu Rotterdam in das Dampfboot gebracht und langte endlich am 13. Juni in London an.

Hier, in besser Pflege und von den geschicktesten Ärzten umgeben, schien sein Tod ganz nahe zu sein. Die kleinste Anstrengung ermattete ihn; seine Reden waren verwirrt, selten hatte er helle Augenblicke. Sein Zustand erregte die allgemeinste Theilnahme, bei den höchsten Personen sowol als bei Leuten der geringern Classen, und auf die, jedoch unbegründete Nachricht, daß sich die Familie in Selbstverlegenheit befände, ließ die Regierung auf eine sehr delicate Weise eine sofortige Anweisung auf das Schaazamt anbieten.

(Der Beschluß folgt.)

## Die polnische Literatur im 19. Jahrhundert.

3weiter Artikel.)

Karpinski hat unter den Polen eine große Popularität als der polnische Sanger par excellence gewonnen. Sein ruhiges häusliches Leben würde, wollten wir es hier erzählen, dem Leben der Bischöfe, der intriguirenden Kammerherren, der gelehrten Jesuiten und der geistreichen Cavaliers, die wir vor ihm erwähnt haben, zur gefälligen Folie dienen. Er schiltet sich selbst gern in seiner ruhigen Zurückgezogenheit, wie er im Schatten eines ehrwürdigen Baumes sitzt und seine Familie um ihn her versammelt ist; wenn aber abwechselnd mit dem heitern Sinne, der ihn von Liebe, Freiheit und ländlichem Glücke singen heißt, ernstere Gedanken seinen Geist durchziehen, dann stimmt er eine erhabene Clegle an oder ergießt seine Gefühle in eine Dant hymne an Gott. In allen seinen Liebern spricht sich ein reiblicher, zufriedener Sinn aus. Ich will nicht man von ihm 21, viele seiner Lieder (vier Bücher) sind in Musik gesetzt und Nationallieder geworden. Sein keuscher, aber ausdrucksvoller Styl, sein gesunder und frommer Sinn machten ihn ganz geeignet zu einem Uebersetzer der Psalmen David's, und Niemand wies ihn darin so leicht übertreffen. „Judith“, ein Trauerspiel, „Der Jins“, ein Lustspiel, und „Alexis“, eine Oper, beweisen, daß es ihm auch nicht an dramatischem Talente fehlte; doch werden sie nicht besonders geschätzt. Er übertrug ferner Delille's „Les jardins“ und Racine's „Athalie“. Von seinen prosaischen Werken verdienen besonders eine Abhandlung über die Vererbbarkeit und Plato's Gespräche erwähnt zu werden. Karpinski's Lieder sind Lieblinge seiner Landsleute geworden; die Mutter singt mit ihnen ihr Kind in den Schlaf; sie werden im Palaste wie in der Hütte gesungen, und seine Werke bezeichnen in der polnischen Literatur den Übergang von einem servilen Classicismus zu Nationalunabhängigkeit.

Johann Boronitz, Erzbischof von Warschau, ist von einem Dichter mit einer Fichte verglichen worden, die ihre melancholischen Zweige über die Trümmer einer Kirche beugt. Das Treffende dieses Vergleiches werden Alle anerkennen, welche sich der Heiligkeit seines Berufes und Charakters, der antiken Rechthlichkeit seines Sinnes, vorzüglich aber der immer lebendigen, wie auch düstern Stimmung seines Dichtergeistes erinnern, der seine grünen Blätter gleichsam über die Denkmäler des Ruhmes und der Leiden seines Vaterlandes streut. Wo Andere von der Last der Sorgen und der Pein der Schmerzen niedergedrückt werden würden, richtet er sich kräftig empor und seine Stimme wie seine Stellung gleicht der eines Propheten. Sein vorzüglichstes episches Gedicht heißt „Die Sibylle“, das reich an erhabenen Bildern und mit großer Kunst erfunden ist. Der

\*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 266 d. Bl.

Dichter öffnet die Gräber berühmter Könige und Krieger, und wie ihre riesigen Hüder in langer trauriger Reihe vor ihm vorbeiziehen, erinnert er sie an ihre großen Thaten und den Ruhm, den sie für das Vaterland errangen, und fordert sie auf, dessen gegenwärtige Noth zu schauen; an der „goldbe-reiften Stirn“ des letzten Königs erkennt er die Morgenröthe der Freiheit. Ein anderes Gedicht von geringerm Umfange, aber nicht minderm Verdienste ist „Der Reichstag von Wislica“, der die Polen darstellt mit ihren vom Blut noch rauschenden Schwertern und den an ihre Pferde gefesselten Gefangenen, wie sie zusammenkommen, um einen Bund zu schließen und Gesetze zu geben über das Eigenthum, das sie so theuer erkaufte hatten und das sie so tapfer vertheidigten. Dieses Gedicht scheint nur ein Bruchstück aus dem großen Nationalgemälde zu sein, das der Dichter in der Jugend entwarf, von dem er aber nur einige Theile ausführen konnte. Die prosaischen Schriften von Woroniez sind nicht minder ausgezeichnet als seine poetischen. Seine Predigten können mit dem Besten verglichen werden, was die geistliche Beredsamkeit aufzuweisen hat. Als Bischof von Krakau restaurirte und schmückte er prächtig die fürstliche Wohnung seiner Ähnen aus und sammelte darin gern die berühmtesten seiner Landsleute um sich. Er war der letzte Erzbischof von Warschau, die grüne Fichte, die sich über die Krümmer der polnischen Kirche neigt.

Julian Niemcewicz ist sowol im öffentlichen als im Privatleben ein so sehr interessanter Charakter, daß es seinem künftigen Biographen schwer werden wird, sich von einem romanhaften Panegyrikus fern zu halten. Er hat die zwei großen polnischen Revolutionen erlebt, und in beiden wie in den dazwischen liegenden Jahren war er gleich thätig auf der Bühne der Politik wie in dem freundlicheren Gesitze der Litteratur. Aber über dem Dichter und Geschichtschreiber müssen wir hier den Altgefangenen und Freund Kosciuszko's, den Gefährten Washington's bei der Vertheidigung der jungen Freiheit und den kühnen Senator, Konstantin, gegenüber, vergessen. Niemcewicz hat von allen polnischen Schriftstellern der jetzigen Zeit am meisten geschrieben: in Versen Trauer- und Lustspiele, Satiren, Lieder, Elegien und Fabeln; in Prosa Geschichte, biographische Skizzen und Novellen; und obgleich er in keinem dieser Zweige der Litteratur als Vorbild gelten kann, so errang er doch in jedem einen gewissen Grad von Ruhm. Seine Bühnenstücke, unter denen die Trauerspiele „Kassimir der Große“ und „Abelisklaus von Varna“, hochgeschätzt werden, zeichnen sich weder durch sehr geschickte Erfindung noch durch scharfe Charakteristik aus; aber sein Lustspiel „Die Rückkehr des Rantius“ verkündet ein humoristisches Gemälde von Nationalbeigenthümlichkeiten mit einem meisterhaft durchgeführten Plane. Sind auch seine lyrischen Poesien glänzend gedacht, so ist doch ihre Ausführung oft kalt und matt. Einen großen Theil seines literarischen Ruhms verdankt er seinen „Historischen Liedern“, freilich mehr wegen ihres patriotischen Geistes, als weil sie sich durch poetische Schönheit besonders auszeichnen. Wenige seiner Fabeln können sich mit Krasicki's geistreicher Kürze messen, während sie meist zierlich in der Form und leicht erzählt sind. Diese Leichtigkeit und Eleganz dürfen auch das Hauptverdienst seiner Prosa. Er ist immer anmuthig, lebhaft und ungezwungen. Seine jüdische Erzählung: „Leube und Siora“, ein vortreffliches Gemälde, ist in die meisten neueren Sprachen übersetzt worden. „Johann von Xenozyn“, eine historische Novelle, muß für eine der glücklichsten Nachahmungen der Manier Walter Scott's gelten. Wegen dieser interessanten Erzählung wurde dem Verf. ein Festmahl gegeben, bei welchem die zahlreichen Gäste in dem reichen Charakterco-stume der Personen seines Romans erschienen. Vielleicht hat keine politische Flugchrift so viel beigetragen, große Ereignisse herbeizuführen, als seine „Litthauischen Briefe“, welche 1812 mit der Absicht herausgegeben wurden, die schlummernde Kraft des polnischen Volks gegen Rußland aufzuregen. Sein Geschichtswerk: „Das Leben Sigismund III.“, und eine Samm-

lung von Abhandlungen über die alte polnische Geschichte, zeigten in ihm den tiefen Denker wie den gedulbigen Forscher. Unter seinen Übersetzungen aus dem Französischen ist die von Racine's „Athalie“ besonders auszuzeichnen. Er übertrug ferner Pope's „Eodenraub“ und „Oben auf den St. Sacilestag“, Gray's „Elegie auf einem Dorfstirchhofe“, Johnson's „Kasselas“ und mehre Gedichte von Wordsworth und seinem Freunde Campbell. Niemcewicz hat noch viele Gedichte und dramatische Werke im Pulte, und obgleich von Alter und Unglück niedergebeugt, ist sein Geift doch noch immer frisch. In seiner Zeitschrift an Aniazewicz sagt er: „Ich kenne die Bitterkeit des Erils, indem ich Klagelieder singe.“

Gajetan Kozmian ist als der vorzüglichste Vertheidiger des Classicismus ausgezeichnet. Obgleich mit allen Waffen des Bises und der Phantasie angegriffen, weicht er doch keinen Schritt breit, hält aus im Kampfe und treibt mit seinem breiten Schwerte und seinem glänzenden Schilde die Hüter der Volksgunst und der Poesie zurück. Um ihn sammelten sich Alle, welche das Verbammnisurtheil aussprachen über jedes Werk, das nicht zu den Regeln des Horaz und Voltaire paßt. Kozmian trat selbst vor das Publicum mit zwei begeisterten Oden auf den kaisersüchtigen Adler. Seine Übersetzung der Horaz'schen Oden, welche folgte, wurde mit allgemeinem Beifalle aufgenommen; aber das Werk, das seinen Ruhm gründete, gehörte einer andern Classe an. Die „Polnischen Georgica“ zerfallen wie die Virgil's in vier Bücher, und nichts kann die Schönheit und Wahrheit seiner Schilderungen des polnischen Ackerbaus übertreffen. Die Reinheit seiner Sprache ist sprachwörtlich geworden, aber seine Versification zu gefehlt. Länger als neun Jahre lag das Werk in seinem Pulte, als er es endlich in die Druckerei zu Pulawy gab. Aber kaum hatte die Erscheinung desselben begonnen, als der letzte Krieg ausbrach; es theilte das allgemeine Schicksal der Zeitungsdruckerei. Nur der Dichter freut sich darüber, denn in seiner Zurückgezogenheit befreit er noch immer an seinem Lieblingswerke.

Louis Dziniski spielte eine Hauptrolle in der Komödie des Classicismus. Ausgezeichnet durch Eleganz der Sprache und ironischen Humor, beherrschte er despotisch die Salons von Warschau und gab in jeder Sache des Geschmacks, im Lobe und im Tadel, den Ausschlag. Mit pikanten Schmeicheleien näherte er die Eitelkeit der Homer, Virgil und Horaz, die stolz über die Bühne der polnischen Litteratur schritten, aber mit unmaßsichtlicher Strenge und unerschütterlichem Haffe verfolgte er jeden Romantiker. Deshalb wird man seiner auch noch lange gedenken als des Hauptgegners von Mickiewicz, des glänzendsten aller neueren polnischen Dichter. Er kannte wenig von Shakspeare, machte Goethe lächerlich und unterwarf seine Anhänger mit Bruchstücken aus Blair und Lacharpe. Mehr Verdienst erwarb er sich als Director des Nationaltheaters, zu dessen Bedenken er durch seine zahlreichen und vortrefflichen Übersetzungen sehr viel beitrug. Seine Bearbeitungen des „Gid“, der „Horatier“ und des „Ginna“ von Corneille sowie von Voltaire's „Alzire“ zeigen die ganze Schönheit und Kraft der polnischen Sprache. Seine meisten Kritiken über Kunst und Litteratur findet man in dem „Warschauer Memorial“, einem Magazin, das er lange mit Gewandtheit redigirte.

Die Namen Felinski und Wenzyl als Dichter müssen zusammen genannt werden. Eine der wenigen tragischen Begebenheiten in der Geschichte der polnischen Könige, die Vergiftung der Gemahlin Sigismund II., Barbara Radziwill, gab beiden Dichtern ein Thema, das sie Beide auf eine Art behandelten, welche sie an die Spitze der dramatischen Dichter dieser Zeit stellt. Deshalb werden ihre Namen in Polen mit gleichem Ruhme genannt. Wenn Felinski mehr von der Reichheit Racine's besitzt, so legte Wenzyl in seine Schöpfungen mehr von Corneille's männlicher Kraft. Noch deutlicher zeigt sich des Letztern kräftige Phantasie und Menschenkenntniß in seinen Trauerspielen „Boleslaus der Kühne“ und „Gliniski“. Die Charakterzeichnung Trepta's in dem letztern Stücke ist ein Mei-

berühmt und verdient neben die von Shakspeare, Schiller und Goethe geschaffenen Gestalten gestellt zu werden. Wenzel zeigte auch nicht geringe diactische Fähigkeit in seinem Gedichte: „Die Umgebungen Krataus“.

Friedrich Förster's Romanzen, Erzählungen, Legend-  
den. Berlin, Heymann. 1838. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Den schon in Nr. 78 d. Bl. angezeigten Förster'schen Kriegsliedern folgt als zweites Buch eine Sammlung seiner Romanzen, Erzählungen und Legend- den. Das dichterische Talent des Verf. fand meist seiner Zeit bereitwillige Anerkennung bei seinem Publicum; diese Zeit ist nun zwar vorüber, und das Publicum, wenigstens als verlesendes, ausgestorben, eine andere Dichterswelt und ein anderes lesendes Publicum ist aufgestanden, welches von den Fundamenten und Quellen der Förster'schen Poesie und derjenigen seiner Zeitgenossen fern steht; das schadet aber dem wohlgefälligen Eindruck nicht, den noch immer die Förster'schen Lieder auf das Gemüth und die Einbildungskraft üben. Er kommt aus einer zu guten Schule, und wie Goethe's Lieder nie veralten werden, wird auch dieser gelungenste Nachhall derselben sich immer eine gewisse Frische bewahren und damit der Theilnahme gewiß sein. Die hier aufgenommenen Gedichte sind freilich sehr verschiedener Art und von sehr verschiedenem Gehalt, um ein Gesammturtheil darüber zu fällen; es wäre denn, daß in allen die glückliche Versification, die leichte Empfänglichkeit und die Lebendigkeit der Darstellung gleich zu rühmen ist. Die Romanzen und Legend- den, wo sie an das Sentimentale der Naturauffassung streifen, sind nicht unbedingt das Bessere; Förster's Talent wiegt sich dagegen in gewöhnlicher Sicherheit, wo er in naiver Art den Gegenstand behandeln kann. Er weiß sehr selten Gegenständen, besonders in der Politik, eine launige Seite abzugewinnen, und die Gelegenheit wird spielend unter seinen Händen zum Gedicht. Das ist die Kunst, daß ein solches Gelegenheitsgedicht, nachdem die Gelegenheit längst vorüber ist, noch unterhält; man lese z. B. das seiner Zeit sehr bekannte: „Karnickel hat angefangen“.

Den größern Theil des Bandes füllen die ihrer Zeit viel besprochenen „Runden des großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht zu Berlin“. Auch sie sind muntere und inhaltreiche Gelegenheitsgedichte; nur schade, daß hier oft der Gelegenheit, die nächst am Wege lag, aus dem Wege gegangen werden mußte. Des Dichters Schuld war das freilich nicht. Beim Blättern in der dritten „Runde“ (1829) findet Ref. wieder folgende Strapphen, die ihrer Zeit viel Lobens machten, und die Zeit ist seit zehn Jahren keine so andere geworden, daß nicht auch heute noch der Inhalt paßt, und daß es recht ist, auf sie aufmerksam zu machen.

Der Kurfürst auf der langen Brücke, gefragt, wer die vier Geseffelten ihm zu Füßen sind, gibt folgende Erklärung:

Der Erste, mit grünlich finckerm Gesicht,  
Wie der geschworne Feind von Wahrheit und Licht,  
Wo die Regierung vorwärts schreitet,  
Steht er Unheil nur und Gefahr bereitet;  
Ihm liegt das Heil und der Völker Glück  
Stets um dreihundert Jahre zurück,  
Und weil er die Finckerniß liebt in dem Land,  
So nannte man ihn den Obscurant.

Der zweite Geseffe, plump und breit,  
Spielt immer gern den starken Geist,  
Entflieht dem Meister aus der Lehr',  
Als ob er von selbst schon fertig wär';  
Er meint: Ihr Herrn hier läßt müßig,  
Ein Haupt im Staat sei überflüssig,  
Wächte gern das Oberst zu unterst lehren,  
Gesez und göttliche Ordnung führen;

Wie nannten ihn sonst den Raisonneur,  
Seut nennt er sich selbst den Revolutionnair.

Der Dritte macht' uns nicht minder zu schaffen,  
Krogt' öfter und in Wehr und Waffen,  
Dankt übermüthig sich unsern Gleichen,  
Will der Majestät an die Krone reichen;  
Freiheiten will er, die Freiheit nicht,  
Von dem Recht er nur als Borrecht spricht;  
Gewiß der gefährlichste Gast im Staat  
Ist der malcontente Krikkokrat.

Der vierte in Demuth zwar erscheint,  
Im Herzen es aber tückisch metat,  
Weil ich den Staat in dieser Welt  
Auf seine eignen Füße gestellt,  
Nichts mehr vom römischen Reich wollt' wissen,  
Dem Papst nicht den Pantoffel lassen,  
Das Evangelium ließ prebigen frei,  
In Aucht und Ordnung hielt die Kerker,  
Mißgönn' er Scepter und und Kron',  
Schlich sich heimlich zu dem Thron,  
Sang am Morgen und Abend fromme Lieder,  
Schlug seine lächerlichen Augen nieder  
Und saltet die beiden Hände fest,  
Damit er die Krallen nicht sehen läßt.  
Gott Lob! in Preußen darf er nicht nißen,  
Ihr seht ihn geschlossen hier, den Papisten.

Ob der Kurfürst seit 1829 in diese Erklärung der Geseffelten einige zeitgemäße Änderungen gebracht, wissen wir nicht, da uns seine Worte von damals nicht genau erinnerlich sind. Die „Runden“ sind übrigens mehrmals unterbrochen worden; die erste ist 1822, die zweite folgt erst 1827, die dritte 1829, die vierte 1830 (in Rom geschrieben), die fünfte 1831, die sechste 1832, die siebente 1833, die letzte ist 1837. Auch Geseffelten finden oft Hindernisse, wenn sie über die Gegenwart reflectiren wollen.

20.

### Literarische Notiz.

Ein gewisser Ferdinand Ravonnais hat mit einem Buche: „Les grisettes vengées“, auf eine unglückliche Weise debutirt. Der Gedanke war nicht übel; Ravonnais nahm sich vor, die Geschichte einer Käpferin zu liefern, welche mitten unter den Gefahren der Hauptstadt ihre Ehre und Sitteneinheit zu bewahren weiß. Dafür ist die Ausführung desto jämmerlicher. Der Styl besteht meist aus hohlen Phrasen und philosophisch klingenden Redensarten, welche in ihrem Pomp grade da am mächtigsten auftreten, wo sie am wenigsten hingehören und der einfachste Styl der beste wäre. Herr Luchet schrieb zu diesem Buche eine Vorrede, worin er über die literarische Krikkokratie und ihre vornehmen Anmaßungen manche beherzigenswerthe Wahrheit laut werden läßt; aber die Ansichten laufen darin etwas confus in: und gegeneinander. Luchet enthusiasmiert sich gewaltig darin für Fourrier, jenen verwirrten Kopf, der die „Théorie des quatre monvemens“ und „L'association passionnée“ geschrieben hat und darin die Theorie aufstellt, daß wir vermaleinigt Schwänze wie die Affen tragen werden. Luchet nennt diesen Querkopf einen großen Menschen, einen Riesen und tröstet sich über die Gleichgültigkeit des Publicums mit dem Gedanken, daß Fourrier binnen zehn Jahren den „ersten Leser“ seiner bewundernswürthen Werke zu erwarten habe. Hierzu macht ein französisches Journal die richtige Bemerkung: „Wenn es hinreicht, mit Hartnäckigkeit und Trost gegen alle Hindernisse eine fixe Idee, welche es auch sei, zu verfolgen, um als ein mächtiges Genie proclamirt zu werden, so sind die Karrenhäuser mit Riesen und großen Männern bevölkert, die nicht wenigen remarquabel sind als Fourrier.“

108.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

Nr. 361.

27. December 1838.

### Walter Scott's Memoiren.

Sechster und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 300.)

Am 11. Juli konnte Scott nach Abbotsford gebracht werden. Als er sich seiner vaterländischen Gegend näherte, ward er sichtlich belebter, er fuhr mit unverkennbarer Freude in sein Haus ein, freute sich des treuen Dieners Laiblaw und ließ sich von seinen Hunden lecken und schmeicheln. Lockhart, der seinen theuern Verwandten von jetzt an nicht verließ, schildert auf die rührendste Weise, wie Scott in einem so sehr hinfalligen Zustande blieb, wie man ihn aus seinem Bett in den Garten und aus dem Garten wieder in das Bett trug, wie er mit sichtlicher Erbauung sich aus der Bibel vorlesen ließ. Die Seinigen erkannte er noch, seine Reden waren aber abgerissen; bald sang er vor sich mit halbblauer Stimme einzelne Strophen aus alten Balladen, bald recitirte er Stellen aus der Bibel oder aus der englischen Liturgie, bald gebachte er einzelner trauriger oder freudiger Begebenheiten aus seinem Leben, die meiste Zeit aber lag er in einem halben, bewußtlosen Schlummer. Wenn der Leser mit der innigsten Theilnahme den berebten Verfasser bei diesen Erzählungen begleitet, so gilt dies ganz besonders der Scene am Morgen des 17. Juli, wo Scott eigentlich Abschied vom Leben nahm. Er verlangte in sein Arbeitszimmer gebracht zu werden. „Es geschah, seine Töchter öffneten den Schreibtisch, legten Papier und Federn in die gewöhnliche Ordnung“, und ich — wir lassen Lockhart selbst sprechen — „führte ihn durch die Halle auf seinen gewöhnlichen Platz. Als der Stuhl gerückt war und er sich ganz in der alten Verfassung fand, lächelte er, dankte uns und sagte: „Jetzt gebt mir meine Feder und laßt mich eine kleine Weile allein.“ Sophie gab ihm die Feder in die Hand, er versuchte sie mit seinen Fingern zu halten, aber sie versagten ihm den Dienst — die Feder fiel auf das Papier. Da sank er in seine Kissen zurück, große Thränen rollten über seine Wangen; aber er faßte sich allmählig und bat mich, ihn wieder heraus zu geleiten. Laiblaw kam dazu und wir erfüllten seinen Willen. Gleich darauf schlummerte er ein. Als er aufwachte, sagte Laiblaw zu mir: „Walter Scott hat ein wenig geruht.“ „Nein, William“, rief er ihm zu, „für Walter Scott ist keine Ruhe als im Grabe.“ Die Thra-

nen stürzten ihm wieder aus den Augen. „Freunde“, sagte er, „es ist genug, bringt mich zu Bett, das ist für mich der rechte Platz.““

„Diese Scene war das letzte Auftauchen des Lichtes. Von da hielt fast ununterbrochen tiefes Dunkel den kräftigen Geist gefangen, und Scott mußte an sich selbst das Leiden erleben, das er so anschaulich in der Unterredung zwischen Crystal Croftangry und seinem, an allen Gliedern gelähmten Freunde dargestellt hat. Endlich erschien der 17. September — also acht Wochen nach dem seiden erzählten Ereignisse — dieser qualvollen Lage ein Ende zu machen. Lockhart, früh am Morgen durch den stets wachsamem Nicolson gerufen, fand Walter Scott bei voller Besinnung, aber im Zustande der äußersten Schwachheit. Sein Auge war klar und ruhig, keine Spur der fieberhaften früheren Disposition. „Lockhart“, sagte er, „ich habe nur noch Minuten mit Ihnen zu sprechen. Mein Theuerster, seien Sie ein guter Mensch — seien Sie fromm — seien Sie tugendhaft — seien Sie ein guter Mensch. Nichts Anderes kann Ihnen Trost verleihen, wenn Sie einst so liegen werden, wie ich hier.“ Als er aufgehört hatte, sagte ich: „Soll ich Sophien und Annen holen lassen?“ „Nein“, antwortete er, „sie sollen nicht gestört werden. Die Armen! ich weiß, sie haben die ganze Nacht gewacht. Gott segne euch Alle!“ Darauf sank er in einen ruhigen, leisen Schlaf und gab nur wenige Zeichen des Bewußtseins, ausgenommen als seine Söhne ankamen. Dies war am 19. September. Zwei Tage darauf, am 21. September, eine halbe Stunde nach Mittag, athmete Scott zum letzten Male in Gegenwart aller seiner Kinder. Es war ein ausgezeichnet schöner Tag, die Luft war so warm, daß alle Fenster weit geöffnet waren, und so ruhig, daß das murrende Geräusch des Tweed, welches Scott so sehr liebte, uns Allen vollkommen hörbar war, als wir rings um sein Bett knieten und sein ältester Sohn ihn küßte und ihm die Augen zudrückte.“

Ref. schließt hier seinen Bericht. Die Liebe und Achtung für Scott den Menschen ist durch die Biographie Lockhart's in ihm nur gesteigert worden: denn Scott war nicht allein ein gelehrter, geist- und phantasiereicher Mann, sondern auch ein sehr edler, frommer und rechtschaffener Mensch, sodaß man um so mehr befugt ist, das neueste Urtheil des Pfarrers Theodor Melas in seiner No-

velle: „Joseph Sannazar“, als ein höchst verkehrtes und vom leidigen Priesterstolze eingegebenes Urtheil zu bezeichnen. Dieser Geistliche meint nämlich, daß der Poesie Scott's durchaus das höhere christliche Element, das wahrhaft Göttliche in der Kunst fehle!! Aber auch dem trefflichen Biographen, der in dem Schlußcapitel noch einmal Scott's Eigenthümlichkeiten zusammengestellt hat, gebührt die größte Auszeichnung. Möchten doch unsere Lessing, Goethe und Schiller auch solche Biographen finden, wie ihn Walter Scott an Lockhart gefunden hat!

Da manche Leser wol auch Einiges über Scott's Hinterlassene wissen möchten, so fügen wir noch einige Notizen aus dem letzten Capitel hinzu. Miß Anna Scott starb schon am 25. Juni 1833, ihr folgte nach langem Leiden am 17. Mai 1837 ihre Schwester Sophia, Lockhart's geliebte Gattin. Demnach leben noch von Scott's Familie seine beiden Söhne, der Baronet Walter Scott, Major im 15. Husarenregimente, Charles, Legationssecretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und die beiden Enkel, ein Knabe und ein Mädchen.

Die Summe, welche bei Scott's Ableben noch zu bezahlen war, betrug 54,000 Pfd. Da aber sein Leben mit 22,000 Pfd. versichert war und Cadell für die Summe von 30,000 Pfd. seinen ganzen literarischen Nachlaß übernahm, so konnten alle Schulden bezahlt werden. Eine persönliche Schuld von 10,000 Pfd. hatte Scott im Dec. 1825 für Constable contrahirt und sie auf Abbotsford eintragen lassen. Diese war 1837 noch nicht bezahlt. Lockhart's Vorschlag, daß man, statt Scott ein Monument zu setzen, die für dasselbe eingekommenen Summen (ungefähr 7—8000 Pfd.) zur Deckung dieser Schuld benutzen sollte, um Abbotsford mit Scott's Bibliothek und Arbeitszimmer unverfehrt zu erhalten, scheint uns ein annehmbarer Vorschlag, ja eine Nationalsache, wie die Erhaltung von Shakspeare's Wohnhause zu Stratford für England, und des Goethe'schen Hauses in Weimar für Deutschland. Aber nach öffentlichen Nachrichten ist am 2. Juni d. J. Scott's Standbild auf einer dazu errichteten Säule in Glasgow aufgerichtet worden. Ob dazu die sämmtlichen Gelder verbraucht sind, ist nicht zur Kenntniß des Ref. gekommen. 2.

### Shakspeare's Mädchen und Frauen von H. Heine.

Paris, December 1836.

Heine, welcher sich in seiner Zurückgezogenheit schon seit langer Zeit so selten vernehmen läßt, hat uns, und jedenfalls noch mehr sein Vaterland, wieder einmal mit einigen Kindern seiner literarischen Laune beschenkt, welche, da sie hier das Licht der Welt erblickt haben, wol auch von hier aus einen Empfehlungsbrief in des Vaters Heimat mitbringen dürfen, welche Ihnen hoffentlich dieses Mal die Thüren nicht verschließen wird. Sie sind ja so — ich kann nicht grade sagen unschuldiger, aber doch harmloser Natur; sie wollen sich ja mit deutscher Politik und deutscher Philosophie so wenig zu schaffen machen und erscheinen dabei in einem so lieblichen Gewande, daß ihnen, sollte ich meinen, selbst die strengste Polizei und die finstere Kritik freundlich entgegneten müßten. Ihr habt frei-

lich den armen, unschuldigen Heine selbst erst zum Ritter des jungen Deutschlands geschlagen, und er hätte jetzt wol das Recht, ohne Furcht und Tadel gegen Euer politischen Erbfeind und die Weisheit Eurer alten Perücken noch einmal die Lanze einzulegen. Aber fürchtet Euch nur nicht, die Lanze ruht längst auf ihren Lorbern aus; sie ist stumpf geworden und das Rüstzeug fängt an einzurosten. Die Zeiten sind vorüber, wo man gegen den Mond zu Felde zog, man läßt ihn jetzt laufen, wie er eben läuft und immer gelaufen ist, und überläßt das Ubrige sowie sich selbst den Schicksalsgöttinnen, welche die Zukunft beherrschen. Heine will von diesen Trübseligkeiten der Gegenwart nichts mehr wissen und sucht für die müde Seele Erholung in den Rosengärten der Vergangenheit, wohin ihn sein guter Genius so gern geleitet, an deren Eingang ihm keine Hellebarben entgegenstehen, und wo er sich bald so heimlich findet. Hört nur, mit welcher wehmüthigen Freude er Euch selbst hier „Shakspeare's Mädchen und Frauen“ \*) vorführt, in deren Umgange er sich in den letzten Monaten die Last des Daseins leichter zu machen gesucht hat: „Jedenfalls glaube ich mit dieser Publication den heimlichen Freunden eine Freude zu machen. Der Anblick dieser schönen Frauengesichter möge ihnen die Betrübniß, wozu sie jetzt so sehr berechtigt sind, von der Stirne verschwächen. Ach! daß ich Euch nichts Reelleres zu bieten vermag als diese Schattenbilder der Schönheit! daß ich Euch die rosigte Wirklichkeit nicht erschließen kann! Ich wollte einst die Hellebarben brechen, womit man Euch die Gärten des Genusses versperrt. Aber die Hand war schwach, und die Hellebarbier lachten und stießen mich mit ihren Stangen gegen die Brust, und das vorlaut großmüthige Herz verstummt, aus Scham, wo nicht gar aus Furcht. Ihr seufzt?“ Heine wollte, wie er selbst sagt, nichts weniger als einen Commentar zu der Galerie der Shakspeare'schen Frauen geben, in welche er uns hier einführt. Er will nur die bescheidene Rolle des Pförtners spielen, welcher sich am Eingange einiges eitle Schlüsselgeschwätz und als Cicerone dann und wann eine flüchtige Bemerkung erlaubt, welche uns vor allzu großer Begeisterung der Betrachtung bewahren soll. Wir glauben an die Aufrichtigkeit dieser Bescheidenheit, welche Andern vielleicht als Stolz erscheinen könnte; wir glauben daran, weil sie im Geiste Heine's begründet ist. Denn dieser Geist ist vor Allem ein poetischer Geist, welcher sich nicht den Fesseln einer schulgerechten Durchführung, nicht den Formen einer strengen Charakteristik fügen mag, sich aber wol gern den freien Eingebungen des Augenblicks hingibt, welche in den zu Worten verdörrten Gedanken, als Bilder seiner eignen Seele, so sehr das Gepräge seiner tiefen Natur an sich tragen. Man könnte Heine vielleicht noch am füglichsten mit einigem Rechte Vorwürfe darüber machen, daß er schwache Augenblicke gehabt — wer hat aber solche nicht? — wo er dieses innerste Wesen seines Geistes verkannt, bis zur Selbstpeinigung verleugnet hat, wo er sich mit Gewalt aus der Welt der Dichtung, welche ihm alle ihre Schätze bot, in deren Harmonien er wie ein Gott schweben konnte, heraustriß, um seinen Biß an der kalten Wirklichkeit zu üben, die für ihn am Ende doch weiter nichts hatte als Disharmonien, Ekel und Langweile. Er hat es vielleicht seiner bessern Natur zu danken, daß wir ihn, nachdem er sich mit Hegel'schen und andern Philosophen herumgeschlagen und dem deutschen Bundestage sein politisches Glaubensbekenntniß in gut gesetztem Curialstyl eingeschickt hat, mit seiner Muse wieder mitten unter Shakspeare's Frauen finden, in deren Gesellschaft er sich wie in seinem Elemente mit so viel Leichtigkeit bewegt, ganz wie er ist, und wie er immer sein sollte. In diesen wenigen, wie es scheint, so leicht hingeworfenen Bemerkungen, welche oft mehr nur Winke und Andeutungen als Gedanken sind, liegt so viel Tiefe und Wahrheit, so viel richtiger Sinn für Shakspeare's Zeit und poetische

\*) Shakspeare's Mädchen und Frauen mit Erläuterungen von H. Heine. Paris, Brodhäus und Komarius. 1836. 8 Thlr.

Schöpfungen, daß sich mit ihrer Hilfe jede nur einigermaßen anregbare Phantasie leicht in jene Welten der Wirklichkeiten und der Dichtung versetzen kann, unter deren Einflüssen sich Shakspeare's Geist zu jenem Kolosse entwickelte, den die arme Nachwelt in ihrer Ohnmacht nun schon seit Jahrhunderten anstaunt. Wie richtig und treffend ist z. B. folgende Bemerkung der Einleitung, welche wir noch nie mit so viel Klarheit und Bestimmtheit ausgesprochen gefunden haben: „Es ist ein Glück, daß Shakspeare noch zur rechten Zeit kam, daß er ein Zeitgenosse Elisabeth's und Jakob's war, als freilich der Protestantismus sich bereits in der ungezügeltsten Denkfreiheit, aber keineswegs in der Lebensart und Gefühlsweise äußerte, und das Königthum, beleuchtet von den letzten Strahlen des untergehenden Ritterwesens, noch in aller Glorie der Poesie blühte und glänzte. Ja, der Volksglaube des Mittelalters, der Katholicismus war erst in der Theorie gestört, aber er lebte noch mit seinem vollen Zauber im Gemüthe der Menschen und erhielt sich noch in ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen. Erst später, Blume nach Blume, gelang es den Puritanern, die Religion der Vergangenheit gründlich zu entwurzeln, und über das ganze Land, wie eine graue Nebeldecke, jenen öden Trübfinn auszubreiten, der seitdem, entgeistet und entkräftet, zu einem lauwarmen, greinenden, dünnschläfrigen Pietismus sich verwässerte. Die die Religion, so hatte auch das Königthum in England zu Shakspeare's Zeit noch nicht jene matte Umwandlung erlitten, die sich dort heutigen Tags unter dem Namen konstitutioneller Regierungsform, wenn auch zum Besten der europäischen Freiheit, doch keineswegs zum Heile der Kunst geltend macht. Mit dem Tode Karl I., des großen, wahren, letzten Königs, floss auch alle Poesie aus den Adern Englands, und dreimal glücklich war der Dichter, der dieses kummervolle Ereigniß, das er vielleicht im Geiste ahnte, nimmermehr als Zeitgenosse erlebt hat. Shakspeare ward in unsern Tagen sehr oft ein Aristokrat genannt. Ich möchte dieser Anklage keineswegs widersprechen und seine politischen Neigungen vielmehr entschuldigen, wenn ich bedenke, daß sein zukunftssehendes Dichtergenie aus bedeutenden Wahrzeichen schon jene nivellirende Puritanerzeit vorausah, die mit dem Königthume so auch aller Lebenslust, aller Poesie und aller heitern Kunst ein Ende machen würde.“ In ähnlicher Weise hebt Heine gleich darauf das historische Element in Shakspeare's Dichtungen heraus, wobei er über den richtigen Hauptfah: „Die sogenannte Objectivität, wovon heute so viel die Rede, ist nichts als eine trockene Lüge; es ist nicht möglich, die Vergangenheit zu schildern, ohne ihr die Färbung unserer eignen Gefühle zu verleihen“, gar vortrefflich spricht. Wir möchten gleich hier noch Einiges aus der kurzen Kritik mittheilen, welcher Heine die bisherige Auffassung Shakspeare's in England, Frankreich und Deutschland in der Einleitung und am Schlusse unterworfen hat; wir möchten gern etwas bei einigen Charakteristiken verweilen, welche uns vorzüglich gelungen erschienen sind, wenn sie auch, wie Geistesblitze so hingeworfen, uns etwas bizarr vorkommen. Man wird sich vielleicht z. B. wundern, hier aus der Kleopatra eine gekrönte „femme entretenu“ gemacht zu sehen; aber der Gedanke ist am Ende so unrecht nicht, und nach der Durchführung, welche da gegeben ist, wird man fast überzeugt, daß ihm eine tiefere Wahrheit zu Grunde liegt. Zu Betrachtungen höherer Natur gibt das Bild der Jessika im „Kaufmann von Venedig“ Veranlassung. In Dem, was Heine da über die Verwandtschaft des jüdischen und des germanischen Charakters sowie über den Haß zwischen Juden und Christen gesagt hat, liegt mehr Wahrheit und Philosophie als in manchem Lehrbuche der Weltgeschichte und in manchem Compendium über die Moral der allgemeinen Menschenliebe. Wir müssen übrigens bedauern, daß Heine nur die zu Shakspeare's Tragödien gehörigen Frauenbilder mit seinen Bemerkungen besetzt hat; den Frauen und Mädchen der Komödien sind blos die bezüglichen Stellen zur Erläuterung beigegeben. Uns dünkt, daß Heine grade hier ein reiches Feld für Beobachtungen ge-

funden haben würde, wie sie der Eigenthümlichkeit seines Geistes am meisten zusagen, und wie man sie von ihm am liebsten hören möchte. Über die Kupferstiche, welche diesem Werkchen zur Folie dienen, 45 an der Zahl, würden wir nichts sagen, wenn wir nicht grade über sie von Heine's Ansicht abweichen müßten. Heine hält sie — ob er es da wol ganz aufrichtig meint? — für Meisterstücke der Zeichnung, des Kupfers und des Stahlstichs, deren Vortrefflichkeit keines Commentars bedürfe. Rein technisch genommen kann daran allerdings etwas Wahres sein; aber von dem höhern Standpunkte der Kunst aus aufgefaßt, hat diese englische Schule, welche seit einiger Zeit ganz Europa mit ihren Producten überschwemmt, etwas Wiberliches; denn sie will durch eine bis zur Unnatur verfeinerte technische Ausführung den Mangel an wahrer Auffassung der Charaktere und natürlichem Ausdruck des jedes Bild belebenden Gedankens ersetzen. Diese sentimentalen, nichtsagenden, mit Colletterie aufgeputzten Gestalten können vielleicht treue Copien der Theaterprinzessinnen von Drurylane sein, mit allen Capricen des 19. Jahrhunderts und mit aller Geschmacklosigkeit des englischen Publicums; aber Shakspeare's Frauen und Mädchen sind es wahrhaftig nicht.\*) 96.

### Romanenliteratur.

1. Marat. Historischer Roman von Amalie Schoppe. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Bei jeder andern deutschen Schriftstellerin würde es uns befremden, einen solchen Helden gewähnt zu finden, der nicht, gleich den übrigen Blutmenschen der Revolution, irgend einen Fleck bietet, der ihn mit der Menschheit verbände. Dieses Scheyfal der niederträchtigsten Bestialität hat auch bis jetzt keinen Lobredner gefunden, wie Kobespierre, St. - Just, Danton u. A., bei denen sich mit angestrengtem Scharfsinne ein Verirren großartiger Gefinnungen und Zwecke herausklauben ließ. Wie glaubten fast, die Dame habe sich des Aufgegebenen erbarmt; denn da sie es nicht verschmähte, in die Spitzbubenhöhlen gemeiner, liebertlicher spanischer Gauner zu kriechen, konnte sie auch den Versuch wagen, das Gemeinste zu vermenschlichen. Aber dem ist nicht so, sie verschönt ihn nicht; zu dem Helden, den sie von allen Flecken weiß wäscht, wählt sie den Mainzger Adam Lux, bringt ihn mit der Corday und deren Geliebten in Verbindung, erfindet dazu eine der vielen Geschichten, welche die Revolution hervorrief, wobei die Fluchten, Entdeckungen, Rettungen mit stehenden Lettern gedruckt erscheinen, führt ein liebendes Paar durch alle Schrecknisse in Sicherheit in ein Schloß am Fuße der Pyrenäen, und die Geschichte ist aus.

2. Novellen von St. Kelly. Zweiter und dritter Band. Leipzig, Meißner. 1838. 8. 8 Thlr.

Fast sollte man meinen, die fünf Novellen dieser Bände hätten nicht alle den nämlichen Urheber, „Graf Wolbemar und sein Freund“ und „Jeremias Pappel“ seien von Frauenhand geschrieben. „Graf Wolbemar“ hat das Trauliche, Natürliche, wodurch die Romane des deutschen Lafontaine vor etlichen Jahrzehnden so sehr gefielen, nur den trockenen Wit, die guten Einfälle, womit einige derselben so angenehm aufgeputzt sind, entbehrt der jüngere Nachkömmling; dafür verlegt er auch nicht durch breite, hohle Moral, durch Anpreisungen von Personen und Zuständen, die, genau betrachtet, kaum mittelmäßig zu nennen sind. Jeremias Pappel wird mit seiner Spätlingsliebe und Spätlingsbichterfucht allerdings gefoppt, eine ältere Braut statt der jungen ihm angeheiratet; aber diese Fopperie ist ohne Hohn und bössartige Schadenfreude, es gereicht dieser Lauf der Bräute dem ehrlichen, gutherzigen Hagestolz zu seinem wahren Glück, was er beim Schlusse der Erzählung seiner Kata-

\*) Wir kommen vielleicht noch in einem größern Aufsatze auf Heine's Schrift zurück. D. Red.

litäten willig zugeficht. „Cesarini“ ist ein bewegtes Gemälde von Finden und Suchen, Erkennen und Erkennen, in welchem Labirinthe der leitende Faden einige Mal nahe daran ist zu entschlüpfen, und aus welchem Cesarini zwar als kein Erschlänger eines Ungeheuers, aber als ein anziehender, treuliebender und beglückter Held den Ausweg findet. „Die Fahrt mit der Eilpost“ macht ein vom Glück flehmütterlich behandelter Jüngling, dem Frau Fortuna auf dem krummen Weg der Verwechslung plötzlich aller seiner Bedrängnisse enthebt; ohne Rechte kommt auch er nicht durch, den sie erst so ganz vernachlässigte, dann plötzlich zu ihrem Lieblinge erhob. Die Dame ist launenhaft; wie könnte sie genau abwägen, was wahrscheinlich, was logisch gerecht sei? „Die Ohhle am Monte d' Oro“, ein dasteres Bild von Eifersucht, verbotener Liebe und Herenkünsten; die Leidenschaft glüht wie der Himmel in Corfica; zerklüftet wie dessen Felsen und die gefelligen Verhältnisse des Landes ist auch die Erzählung, die nur in der Zusammenfassung der einzelnen Motive und Zustände einiges Neue in der Erfindung zeigt, und die ohne Veröhnung schließt, ohne daß die handelnden Personen uns sonderlich interessirt hätten.

3. Die Drachenburg, oder: Der Eremit vom schwarzen Berge. Romantische Erzählung aus der Ritterzeit von Eduard Wehrmann. Zwei Theile. Frankfurt a. d. O., Tempel. 1838. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ist der Verf. vom jugendlichen Alter, so muß man seine Vorgefekten ernstlich ermahnen, Aufsicht über die Lecture des jungen Menschen zu führen, zu verhindern, daß er sie aus dem bestaubten Winkel einer Leihbibliothek hole, sein Hirn mit veralteten geist- und geschmacklosen Rittergeschichten anfülle, oder wenigstens zu bewirken, daß er es für nöthig erachte, das Gelesene in etwas manerlicherer Form dem lieben Publicum vorzuschütten. Ist der Autor über die Schuljahre hinaus, so können wir nur wünschen, daß es ihm verdienstlicher bedünke, in langweiligen Stunden Flegeln todzuschlagen, als Menschenmord, Brand und absonderliche Gruel durch Ritter, die dem Grafen auf der Drachenburg gleichen, verüben zu lassen.

4. Drei Nächte aus dem Leben der Königin Anna von Osterreich, Gemahlin Ludwig XIII. Historischer Novellenkranz. Ein Beitrag zur Chronik des „Oeil de Boeuf“ u. s. w.

5. Die Schauernacht am Haldekrug. Romantische Erzählung aus dem Tagebuche eines Polizeiergeanten. Von Friedrich Schumann. Neuhaldenleben, Gyrard. 1838. 8. 1 Thlr.

Von den „Drei Nächten“ läßt sich der bekannte Urtheilspruch wiederholen, daß das Gute darin nicht neu und das Neue nicht gut sei. Die erste Nacht läßt Ludwig XIV. entstehen, die zweite versucht die Trauung der verwitweten Königin Anna mit dem Cardinal Mazarin, die dritte bringt den Sohn von beiden, die eiserne Maske, und sendet ihn in ewiges Gefängniß: Thatsachen und Muthmaßungen, die schon längst besser als hier erzählt wurden, dafür und dawider längst besser gestritten ward. Das dazu erfundene besteht meistens in dem Annähern der Nothen, der Gebräuche jener Lage an die der unsern, was schwerlich allgemeine Billigung erhält. — „Die Schauernacht“ macht uns mit den Unthaten eines Quackfalbers bekannt, der so gemein nichtswürdig ist, daß man die Gerichte bedauert, die mit ihm und seiner Concubine sich zu befassen haben. Warum solche Vorfälle, die, wie sie geschehen, nur die Interessirten, die dadurch litten, der Vergessenheit entreißen wollen?

6. Der Zustand in Stralsund, geschichtliche Novelle, und Mirabeau's Tod, Novelle von Mannstein. Dresden und Leipzig, Arnold. 1838. 8. 1 Thlr.

Die Habsier, der Hochmuth des Oberpfarrherrn zündet den im Verborgenen schon lange glimmenden Funken der Empörung zu Anfange des 15. Jahrhunderts zu heftiger Flamme an. Der Oberpfarrherr v. Bonau, der Ritterblut und Kauf-

lust in seinen Adern spürt, brennt und sengt, und ergreift den Stab Scharf mit besserem Geschick als den Stab Sanft. Mit ihm hält der Adel gegen die Bürger der Stadt, deren Bürgermeister in arge Klemme geräth, da er durch Geburt dem Adel gesippt ist, und auch den Bürgern beistehen will, so wenig er es auch gut heißt, daß sie Laster durch Laster rügen. Die verwitwete Herzogin von Pommern hält es mit dem vertriebenen Bonau, den sie einst liebte, wobei „gründesteherte Hügel laufend standen“, der Vater die Reigung entdeckte, was der Fürstin noch nach Jahren den Ausruf auspreßte: „Donner des Himmels und Krachen aufgährender Todschlünde.“ Troß der gewaltigen Worte in ihrer Erzählung, kann sie den noch immer Theuern nicht vom Tode erretten, auch der Bürgermeister erliegt dem Verrathe, der, wie die Achselträger, bei dem Aufstande sehr geschäftig ist. Die Erschöpfung von beiden Seiten stellt endlich die Ruhe wieder her.

Mitadrau's Tod ist aus gleichzeitigen Memoiren, Briefen und sonstigen Kritiken von und über ihn gezogen, nur verlor der Geist bei dieser Destillation, und allein das caput mortuum ward uns gerichtet. 10.

## Bibliographie.

- Braunthal, Braun von, Gedichte. Neue Folge. 16. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1 Thlr. 8 Gr.  
 Bulwer's Werke. Aus dem Englischen. 57ter Theil. Amobius aller Orten. Eine Erzählung. Aus dem Englischen von G. R. Bärmann. 16. Zwickau, Gebr. Schumann. 6 Gr.  
 Döring's poetische Werke. 2ter Band. Gr. 12. Quecksilber, Basse. 1 Thlr. 12 Gr.  
 Feuchtersleben, G. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 12. Wien, Armbruster. 15 Gr.  
 Homer's Odysee. Aus dem Griechischen in Stanzas übersetzt und erläutert. Für Schule und Haus. Von W. R. Ferd. Rinne. 1stes Heft. 8. Leipzig, Wunder. Preis für 4 Hefte 1 Thlr.  
 Hugo, V., Ruy Blas, Drame en cinq actes. Edition originale. In -18. Leipzig, Brockhaus et Avenarius. 12 Gr.  
 Malchus, C. A. Freih. v., Die Sparcassen in Europa. Darstellung der statutenmässigen Einrichtungen etc. Gr. 8. Heidelberg, Groos. 3 Thlr.  
 Marggraff, H., Das Läubchen von Amsterdam, Trauerspiel in 5 Acten, nebst einem Vorspiel. 8. Leipzig, Wunder. 21 Gr.  
 Nalas und Damajanti. Eine indische Dichtung aus dem Sanskrit übersetzt von F. Bopp. Gr. 12. Berlin, Nicolai. 1 Thlr. 16 Gr.  
 Rom gegenüber dem Protestantismus. Anrede eines deutschen Prälaten an Seine Päpstliche Heiligkeit in Höchsthohem geheimen Consistorium über den Vorgang in Köln. Gr. 18. Aarau, Sauerländer. 3 Gr.  
 Schade n, X. v., 10370 oder das große Loos. Humoristische Novelle. 8. Gera, Heinsius. 1 Thlr. 3 Gr.  
 Scheibler, A. H., Die Lebensfrage der Europäischen Civilisation und die Bedeutung der Fellenberg'schen Bildungsanstalten zu Hofwyl für ihre befriedigendste Lösung. 8. Jena, Bran. 15 Gr.  
 Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von G. Bacherer. Geschichte des Jahres 1835. 2ter Theil. 16. Karlsruhe, Müller. 1 Thlr. 16 Gr.  
 Der Vorläufer. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr. 6 Gr.  
 Wurm, G. F., Der Sundgoll und dessen Verpflanzung auf deutschen Boden. Ein Beitrag zur Geschichte der Handelspolitik. Gr. 8. Hamburg, Meißner. 8 Gr.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Dritter Artikel.)

42. Bilder der Nacht in lyrischen Rahmen, von Ernst Ditt-  
leyp. Leipzig, Wunder. 1837. 8., 1 Thlr. 12 Gr.

So oft wir Hrn. D. auf lyrischem Gebiete begegnen sind — und dies ist schon einige Male der Fall gewesen — so oft hat er sich als ein Dichter von beweglicher Phantasie und frischem innern Gemüthsleben gezeigt. In diesem Buche verläßt er zum Theil das lyrische Gebiet, um das epische zu betreten, indem er sechs Erzählungen in ungebundener Rede zum Besten gibt, die er jedoch in einen lyrischen Rahmen, das heißt in den Erzählungen vorgehende und nachfolgende wieder faßt. Erzählungen und Rahmen tragen die Sargfarbe und sind mit dem dunkeln Colorit eines Saluator-Rosa-Pinsel gemalt. Im Humor will er sich dieses Mal versuchen, und zwar in jenem tragischen Humor, der das schmerzliche Gefühl unserer Unvollkommenheit und Beschränktheit mit der Lustigkeit Shakespeare'scher Clowns bespöttelt, der Hamlet's Wort: „Unter dem Monde gibt es noch viel, wovon sich unsere Philosophen nichts träumen lassen“, commentirt, und der sich in jene Nachtseite der Natur vertieft, die Schubert wissenschaftlich und Justinus Kerner ästhetisch-wissenschaftlich behandelten. Die erste Erzählung stellt uns in „Hans Dolling“ einen Unglücklichen dar, welcher der Spielball dämonischer Gewalten durch deren ersten Agenten, den Teufel, wird; in der zweiten: „Der gespenstische Organist“, tritt uns jener musikalische Wahnsinn entgegen, wie ihn uns Hoffmann im Kapellmeister Kreisler so trefflich geschildert hat, und in der dritten: „Die Virtuosi“, will, so scheint es, der Verf. den genialen Dichter der „Phantasiestücke in Gallor's Manier“ noch überbieten, indem hier der Satan in eigener Person als Virtuos auftritt. „Dorn und Röschen“ hält sich freier von Phantasmagorie und möchte als ästhetisches Kunstwerk und in seiner psychologischen Wahrheit leicht den meisten Werth haben. „Die Gespenster“ (fünfte Erzählung), als der mordende Lobte, der sprechende Schädel, das Schwert des Scharfrichters, der Jögling der Dämonen und der Jägerdienst, werden zwar die beabsichtigte Wirkung, Grausen zu erregen, nicht verfehlen, sind aber doch zu groß in die Sphäre des Volksaberglaubens gezogen, als daß sie ästhetischen Werth hätten, während „Das geisterhafte Mädchen“, die letzte Erzählung, das irre Schwanken zwischen Vernunft und Wahnsinn, Humor und Lobesangst befriedigender malt. Die humoristische Reflexion, die sich als Nachwort der letzten Erzählung anschließt, lautet also: „Geld ist Dreck. Die Menschheit ist ein Gnoak. Esel sind Thiere, die sich Alles gefallen lassen. Das Publicum ist ein Döse. Schimpfen ist fashionable. Senes gibt es nicht mehr. Von Classicität soll nun nie mehr die Rede sein. Die Welt ist groß und so bumm, als sie groß ist. Dabei gibt es recht verständige Leute. Ich spucke im Geiste jeden Leser an, der

sich bei einem Buche amustren will. Dichter dürfen künftig nicht mehr existiren. Wenn Homer mit allen neun Mufen angezogen käme und kein Geld in der Tasche hätte, so würde man ihn schon im Thore zurückweisen. Die Liebe ist ein recht unschuldiges Vergnügen. Wer geschickter ist als andere Leute, der gehört ins Irrenhaus. Es gibt einen Gott, aber man spricht wenig von ihm. Er ist wirklich das unsichtbarste Wesen, das man sich nur denken kann. Es gibt auch Sterne, auf denen es besser ist als auf dieser Welt. Es gibt auch noch ein Herz, das zuletzt mehr werth ist als Verstand. Und somit, lieber Leser, denk' ich, drücken wir uns die Hände und scheiden — vielleicht auf ewig!“ Doch mit dem Letzten, setzen wir hinzu, hat es gute Wege; denn da Hr. D. das Gebiet des Humors einmal betreten hat und fühlen wird, daß er nicht ohne Talent für Schilderung des Grausenhaften ist, so prognosticiren wir, uns stützend auf die uns bekannte Dichternatur, daß nach den hier gegebenen Schilderungen des Wahnsinnes und des Teufels auch späterhin von ihm ein Iulianus Kerner'sches Spiel mit magnetischen, sympathetischen und antipathetischen Naturkräften getrieben werden wird. Jungen Leuten möchten wir gegenwärtige Erzählungen aber doch nicht in die Hände geben, wegen der darin hin und wieder vorkommenden Schilderungen mollüstigen Raufes; ebenso wenig können wir nervenschwachen oder hysterischen Frauen rathen, das Buch zu lesen; sie bereiten sich sicher durch die Lecture, besonders vorm Schlafengehen, eine schlaflose oder fieberheißige Nacht.

Die Gebichte, welche die Erzählungen einrahmen, sind auch dichter gehalten, doch ist kein ausgezeichnetes darunter. Die Lehre, die in „Wahl“ (S. 87) gegeben wird, wolle der Verf. beherzigen:

Jüngst trat die Prosa zu mir ein  
Und reichte mir die Hand:  
„Komm, willst du mein Getreuer sein,  
So kämpfe gleich das Band!“  
„Ich schenke dir ein Amt, ein Haus  
Und bringe Wein und Fisch  
Und Braten die Jahr ein, Jahr aus  
Tagtäglich auf den Tisch.“  
„Laß ab von meiner Schwester! Sie  
Betrügt dich um dein Glück!  
Was ihr geraubt die Poesie,  
Gibt Prosa dir zurück!“  
Ich sann und dachte schon ans Ja.  
Schon schwand mir jede Luft;  
Da stand die schöne Schwester da;  
Der kürzt' ich an die Brust!

43. Gebichte von E. L. Berlin, Reimer. 1837. Gr. 12. 12 Gr.

Der Verf. bringt S. 1:

Jetzt der Freude Lichtbewegung,  
Dst der Trauer stille Regung,  
Selbenlauf und Wüsterschmerz,  
Alles, was erhebt das Herz.

\*) Bgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 212 — 216 u. 204 — 207 b. Bl. D. Red.



Treuer Liebe Lustentzücken  
Und der Freundschaft still Beglücken,  
Wo'ge Wahrheit, Ruhm und Recht,  
Daß nur Allem, was da schlecht.

Er bringt es in größtentheils wohlgegliederten, wohlklingenden Versen, deren hin und wieder zerstreute Daktylophenen durch einen Federstrich hätten verändert werden können, in einer der Bildung unserer Zeit angemessenen Sprache und durchdrungen von edler, deutscher Gesinnung. Der Kürze der Lieder nach scheint seine Begeisterung ein Feuer, das rasch auslodert und bald wieder erlischt. Das „Weinlieb“ (S. 35) ist in seiner allzu abgedroschenen Phrasologie höchst trivial, und es sollte hier nicht mit aufgenommen sein. Zu den 1821 entstandenen fünf Griechenliedern macht der Verf. die Bemerkung, daß er sich rühmen könne, der Erste gewesen zu sein, der im Gesange das Mitleid für die Griechen aufrief; damals habe man jedoch den Lieder in München das Imprimatur verweigert. Sie sind tauglich zum Zweck, haben aber mindern Werth als „Sängers Tod“ (S. 33), „Lebewohl“ (S. 34), „Die Pilgerin“ (S. 91), und besonders „Kätitia Bonaparte“ (S. 165), ein Lied, das auch eine junge Dame lobte, der wir das Büchlein zum Durchlesen mittheilten. Eben dieselbe urtheilte über dasselbe: „Reine Erwartungen von diesem Dichter waren zu groß; deshalb sind sie unerfüllt geblieben; recht artig habe ich jedoch gefunden: „An die Augen“ (S. 9), „Festmahl“ (S. 36), „Die Blumen“ (S. 38), „Der Pilger“ (S. 53), „Am Mittage“ (S. 54) und „Wiederfinden“ (S. 57)“, sämtlich Lieder, die uns ziemlich kalt ließen.

44. Poetisches Allerlei aus dem Gebiete des Scherzes und Ernstes von Chr. W. Silardone. Speier, Reibhard. 1837. Gr. 12. 18 Gr.

Seine Freunde und Bekannte, die laut dem Vorworte den Wunsch dem Verf. äußerten, die Lieder und Gedichte, die er hier und da bei festlichen Gelegenheiten zum Besten gegeben, in einer Sammlung zu besitzen, hätten besser gethan, zu Schweigen und sich lieber zu ihrer Zeit und an ihrer Stelle an jenen Lieder zu beschränken; dann wäre der germanische Parnass ärmer an einer Muse, die sich wie Colombine geberdet, Kneipenlieder singt und sich sogar dann und wann unanständig entblößt. Der entsetzlichen Reime, der wüthigen Bauworte, der gemeinen Späße aus der Weinstube, des Jodelns und Heulens bei lustigen Gelegenheiten ist hier kein Ende. Glücklicherweise gibt uns der Verf. in einem Gebicht, worin er einen Herrn Kalisch schlecht macht, selbst eine Recension seiner Leistungen auf dem Felde der Pieriden an die Hand. Auf seine Lieder paßt vortrefflich der Anfang jenes Liedes (S. 136):

Klapp und Klapp, und Klapp und Klipp —  
Freund, laß dich bedeuten,  
Du kannst traun den Hypograph (sic)  
Nicht mit Ehren reiten.

Klapp und Klapp, und Klapp und Klipp —  
Pudelndr'sche Sachen!  
Solch ein Ritt zu Hypograph  
Klappelt daß zum Lachen.

Noch schlagender und bezeichnender ist die Strophe:

Sieht zwar aus wie Volksgedicht,  
Doch besteht man's näher,  
Dann besteht's die Probe nicht.  
Ist ein bair'scher Dreher.

Weiter:

Traun, ich hab schon manches Mal  
Schonles Zeug gelesen,  
Doch ist's wahrlich so'n Wanbal:  
s'ismus nie gewesen.

Doch sind wir milder grausam in Bezug auf unsere Wünsche gegen ihn. Er selbst wünscht Herrn Kalisch grausam:

Und für jeden Reimstandal,  
Gleich den frühern Kindern,  
Zähle dir ein Corporal  
Funzig auf den P.....

Der geneigte Leser wird aus diesen Proben, die wir noch um ein Bedenkendes erweitern könnten, ohne Zweifel sehen, wess Weisheit er hier vor sich hat; dennoch behaupten wir, vorliegender Reimstandal werde auch sein Publicum finden.

45. Dichtung und Urtheil. In zwanglosen Heften herausgegeben von J. D. Hoffmann. Erster Band. Erstes Heft. Blankenhain, Anhalt. 1837. Gr. 8. 6 Gr.

Wir haben hier das erste Heft einer neuen Zeitschrift vor uns, von welcher halbjährlich ein Band von sechs Heften, jedoch in zwanglosen Zeiträumen, erscheinen soll. Nach der Idee des Herausgebers soll hier dem aufstrebenden Dichtergeschlecht ein Saal eröffnet werden, in welchem es kleinere oder größere Werke oder auch Bruchstücke vor dem Publicum wie in Kunst- oder Industrieausstellungen zur Schau stellen kann. Das Publicum soll mithin im gebrängten Raume mit den ringenden Talenten Bekanntschaft machen; das Volk soll sehen, was für edle und schöne Geister es besitzt, das nachwachsende Geschlecht sich hier erbauen und erfreuen. Die Dichter aber sollen den Vortheil haben, hier befreundet beisammen zu stehen, und ihr Wettstreit soll entflammt werden. Mancher, der an Einzelnem erst die Stimme eines Urtheils erfahren will, soll Bruchstücke von einigem Zusammenhange hierher liefern, und noch unbekannte Dichter sollen Gelegenheiten finden, sich durch diese Ausstellungen namhaft zu machen. Wahrscheinlich ist es der Hr. Herausgeber, der hier die Pforte zum Saal der Ausstellung mit einer in Distichen abgefaßten Geschichte der Philosophie eröffnet; in dieser Geschichte werden nun die verschiedenen Schulen, die Aner und Isten der alten und neuen Zeit charakterisirt, mitunter treffend, oft aber auch vag und unbefriedigend. Dann folgen Lieder, welche sich im breitgefahrenen Geleise der Zeitbildung ganz behaglich bewegen, die aber anonym erscheinen, was wol, wenn wir den Herausgeber sonst recht verstanden haben, gegen seine Plane und Absichten läuft, da in jeder Ausstellung der Name des Malers bei jedem Bilde genannt wird. Da nach diesem Plane auch Meisterdichtungen des Auslandes, sei es aus neuerer oder früherer Zeit, hier ein Plätzchen eingeräumt werden soll, so liefert uns Hr. D. E. B. Wolff, sattsam bekannt als gewandter Übersetzer, drei Gebichte von Victor Hugo, die dem Haupte der neuromantischen Schule in Paris Ehre machen. Daran reißen sich Gebichte mit P. unterzeichnet; Mittelgut. Eine zweite Abtheilung bietet uns unter der Überschrift: „Übersichtliches“, einen ästhetischen Excurs über den Streit Wenzel's mit dem Wortführer des jungen Deutschlands, Gutzkow. Nun folgen Recensionen über Immermann's „Epigonen“, den „Schurk“ von Anastasius Grün, die Heinrich Wenzel'sche Tragödie: „König Wilhelm“, das „Dionysosfest“ von Heinrich Stieglitz, und den Beschluß macht eine Abhandlung über Goethe's „Faust“, dessen Mantel die Kebseligkeit deutscher Kritiker und Aesthetiker bereits in tausend und aber tausend Fasern zerlegt hat. Bisher haben alle unsere Zeitschriften und Tagesblätter bei ihrem ersten Erscheinen glänzende Versprechungen gemacht, und das Kleid, in welchem sie zum ersten Male vor dem Publicum erschienen sind, hat fast immer helle Farben und ist aus feinem Stoffe gewebt; nach und nach jedoch, oft schon nach Monatsfrist, verzieht die Farbe, das Kleid trägt sich ab, die Theilnahme des Publicums erlaunt und das Unternehmen schläft ein. Wir wollen vorlesender Zeitschrift nicht ein ähnliches Prognostikon stellen; jedoch ist es auffallend, daß auch dieser neuerstehende Aspirant um des Publicums Gunst gleich anfangs mit etwas mattem, schwankendem Gange in die Schranken tritt und nicht einmal mit der gewöhnlichen Vornehmthuererei und Marktschreierei der Wortführer und Begründer ähnlicher Institute in die Trompete stößt. Wir wollen letzteres grade für ein gutes Omen nehmen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Gaeomemphionis Cantaliensis Satyricon, anno Christi  
MDCXXIII.

Bergeffen, von Niemanden gekannt und von Niemanden angeführt, hat dieses Büchlein auf gelbem Papier und mit erbläster Schrift 200 Jahre in der königlichen Bibliothek von Paris geruht, ein seltener Schatz schon in bibliographischer Hinsicht durch das Dunkel, welches bei räthselhaftem Titel auf seinem Ursprung und Verfasser ruht, ein noch seltenerer aber und werthvoller durch die treue und anschauliche Darstellung, welche es von den unordentlichen Sitten der Hauptstadt im Anfange von Ludwig XIII. Regierung entwirft. Es ist lateinisch und zwar in recht gutem Latein geschrieben, mit einer Zuweisung an den König versehen, aber ohne Namen des Verfassers. Über diesen lassen sich daher nur Vermuthungen anstellen, die aus dem Buche selbst zu schöpfen sind und die Entstehung desselben aus der Eigenthümlichkeit und den Gelehnissen des Verfassers erklären. Auf dem Cantal geboren und mit der Kenntniß der lateinischen Sprache und der sogenannten Humaniora ausgerüstet, verließ derselbe gegen 1620 die Provinz, um außerhalb derselben sein Glück zu suchen, und wandte sich nach Marseille. Aber der gelehrte Don Quixote scheint zu seiner Fahrt ohne das Steuer der Vernunft ausgelaufen zu sein, und stieß fortwährend auf Klippen und Untiefen. Mit seinem Latein vermochte er sich wenig Anerkennung zu verschaffen; man lachte über die Ansprüche, die er machte, die Wirthe prellten und mißhandelten, die Edelleute verspotteten, die Weiber foppten, die Scholaren neckten und die Gauner plünderten ihn, und nach beständigem Mißgeschick, von widerwärtigen Binden wie der fromme Aneas umhergeworfen, ohne einen treuen Achates zu finden, kam er endlich nach Paris, der Metropolis der Künste und Wissenschaften. Hier hofft er eine Zufluchtsstätte, hier Trost, Ansehen, Namen und Vermögen zu finden. Allein auch hierher verfolgte ihn sein Unstern, auch hier prellten ihn die Wirthe, zogen ihn die Weiber auf. Der Herzog von Joyeuse nahm ihn zwar in seinen Dienst, aber nur als Küchenjungen, und welche Demüthigung für ein stolzes Herz, wie der Grammatiker aus der Auvergne gehabt zu haben scheint, Casserolle zu scheuern und der Amanuensis des Kochs zu sein, wenn man Juvenal und Tacitus im Kopfe hat! Er vermochte das nicht zu ertragen, raffte daher einige Thaler zusammen und zog sich in die Einsamkeit des Cantals zurück, um sich die Feder in der Hand, an Paris und Marseille, am Herzog von Joyeuse, an den Wirthen und an den Mädchen zu rächen. Sie Alle, die sein Verdienst nicht anerkennen, sein Genie unter dem Staublittel des Wanderers wie unter der Jacke des Küchenjungen nicht geahnt hatten, mußten nun seinen Zorn empfinden. Die lateinische Diction, in welcher er seine Abenteuer erzählt, ist elegant, oft etwas geziert und bezieht bis zum Prunk. Er erzählt Alles, was er von den Parisern und Pariserninnen, von den Herren und ihren Bedienten hat ausstreuen müssen, mischt Kernsprüche aus Cicero, Blumen aus Macrobius und Apulejus, Sentenzen aus Tacitus und Seneca ein und widmet Alles dem Könige, der keine Zeile davon gelesen haben wird. So viel Galle er auch besitzt, so wagt er doch nicht seinen Namen zu nennen, sondern versteckt seine Angriffe noch dazu hinter einem riesenhaften Titel, dessen Sinn erst durch die Analyse der griechischen Zusammensetzung zu entsiffern ist. „Gaeomemphionis Cantaliensis Satyricon“ heißt sonach die Satire eines Cantalbewohners, den das ganze Land zurückgestoßen hatte ( $\gamma\eta$  und  $\mu\epsilon\mu\phi\omicron\mu\alpha\iota$ ); wenn es nicht vielmehr heißen soll, der das ganze Land mit seinem Tadel verfolgt. Allein auch diese Vorsicht genügte ihm noch nicht; und in der That, wer so furchtsam ist, zumal als Satirenschreiber, kann sich nicht darüber beklagen, wenn er vergessen wird. Seine ganze Erzählung bedarf eines Schlüssels, und selbst die Städte, welche er angreift, wagt er nicht bei ihren Namen zu nennen. Paris nennt er deshalb Aucteron, Marseille die Knoblauchstadt (Philoscordia) und Frankreich „das Land der

Ungeheimtheit“. Bei dem Mangel an Klugheit, welchen ein solcher Einfall verräth, ein Buch, dem bei seinem Inhalt die größte Offenlichkeit und, wenn es wirken soll, auch Verständlichkeit der Anspielungen erforderlich ist, auf diese Weise zu verschleiern, ist der Verfasser voll Schwung und Feuer, ebenso lebhaft als gelehrt, und in dem am wenigsten bekannten und schwierigsten lateinischen Schriftstellern trefflich bewandert, besitzt er eine große Fertigkeit, moderne Begriffe und französische Ausdrücke, die sich auf andere Gewohnheiten und Zustände beziehen, in lateinisches Gewand einzukleiden. Aber was ihm fehlte, war der Muth, und seiner Furchtsamkeit hat man es zu verdanken, wenn ebenso viel historische Divinationsgabe als Geduld dazu gehört, um jetzt noch zu errathen, daß jener stolze, übermüthige, verlebte, bizarre Edelmann, den er meisterhaft zeichnet, der erst Mönch und dann Soldat wurde, puer Hilario, der so oft in dem Buche auftritt, der Herzog von Joyeuse ist. Doch, hat man einmal den Schlüssel gefunden, beginn ist man für die Mühe des Nachdenkens und Nachforschens belohnt; und mit Vergnügen liest man die Anekdoten, welche sich auf das Privatleben, auf Maitreffen und Liebshäften dieses Fürsten beziehen.

Überhaupt findet man auf dem gelben, verflochtenen Papier dieses Büchleins treffliche Bilder aus dem pariser Leben von 1620. La Samaritaine, Notre-Dame, das Palais und die Vorlesungen der Sorbonne stehen in voller Anschaulichkeit vor uns, und es gibt kein einziges Werk, worin diese Dinge so vollständig, so hübsch, so lebendig und interessant geschildert wären. Der Verf. ist ein unzufriedener Reisender, ein Fremder, ein armer Teufel, der, im Gebirge aufgewachsen, Alles neu, Alles wunderbar und seltsam fand; eben darum sind aber seine Gemälde so treffend. Als Probe möge — ohne daß die Stelle indes grade einen Vorzug vor andern Stellen hätte, denn alle sind von dem gleichen Geiste belebt, in allen finden wir dasselbe Gemüth wieder, das sich an den Felsenenden der Welt schmerzhaft verwundet — eine Scene dienen, welche eine Vorlesung über römisches Recht um 1620 darstellt. Der freche Muthwille wie die Jügellosigkeit der jungen Zuhörer, deren widerspenstiger Geist sich gegen jede Ordnung sträubt, sind darin trefflich gezeichnet. „Wir kamen“, sagt der Verf., „an ein großes Gebäude, das mit Menschen angefüllt war; da wir aber sahen, daß man, um in der Masse Platz zu finden, hätte vom Himmel fallen müssen, so blieben wir ehrerbietig an der Schwelle stehen und warteten geduldig, bis Jemand käme und uns eintreten hieße. Hierauf erschien ein Mann, oder vielmehr der Koloss von einem Manne, den der Thürsteher nicht sobald wahrnahm, als er auf ihn zufoß und dann mit einem Stabchen die Köpfe der Umstehenden berührte, um der gigantischen Figur Eingang zu verschaffen. Dies gelang ihm auch, wir gingen uns, wie Wötte am Tau hinter einem großen Schiffe herschleppen, an die vor uns wandelnde Masse gleichsam an und gelangten auf dem Wege, den er uns bahnte, mitten in die gedrängte Versammlung. Man suchte für den dicken Mann einen Sitz; allein da alle Stühle zu schmal befunden wurden, so mußte man ihn auf den Händen über die Köpfe wegheben, um ihn auf der letzten Bank niederzusetzen, was zu Ausbrüchen des schallendsten Gelächters und des derbesten Witzes Veranlassung gab. Der Thürsteher gab hierauf Ruhe, und der Professor in rothem Gewande, auf erhabenem Sitze wie ein König in seiner Majestät thronend, drehte erst den Schnurrbart und strich den Kinndart, hierauf ging er zur Reife über, die er auf eine Weise schneuzte, daß der ganze Saal dröhnte, und dann fing er an loszubonnern. Seine Stimme war nicht matt, seine Bewegungen nicht schwächlich wie die winziger Professoren, nein er öffnete einen ungeheuern Mund wie ein gähnender Löwe, seine Rede schien kaum einen Durchbruch finden zu können, was man an der Art sah, wie sein Hals aufschwoll und roth wurde, und sie brauste wie der Bergfluß, der aus Felsen hervorströmt, begleitet von gewaltigen Schlägen auf das zitternde Katheder oder von den Schwingungen seiner Arme in die Luft. Bald drehte er sie im Kreise

wie ein Kad, bald schleuderte er die Faust gleich einem Faustkämpfer gegen die Zuschauere, als ob er mit diesen vort, und dabei neigte sich von Zeit zu Zeit sein ganzer Körper, senkten sich seine Schenkel und hockten sich zusammen, wie wenn er seine Worte sicherer und tiefer in den Geist seiner Zuhörer einprägen wollte. (Augebant dicentis clamorem asseres, ad digitorum periculum saepius everberati et aër crebriori manuum agitatione vexatus. Nam modo in circulum rotabat lacertas; modo vibrata in adversos dextra, personam praeliantis induerat. Interdum depressis humeris, inclinabat vastissimum corpus etc., lautet im Texte die Stelle, welche zugleich eine Probe geben mag, wie der Verf. die lateinische Sprache zu behandeln weiß.) Gegenstand seiner Vorlesungen war das römische Recht; in jener Stunde sprach er von den Testamenten, und nachdem er die Eintheilung seines Stoffes vorausgeschickt hatte, rief er mit gewaltiger Stimme: „Das ist es, was ich heute vortragen will; es ist mein Wunsch, daß Sie die ganze Thorheit Derjenigen kennen lernen, welche das ehrwürdige Alterthum verachten, Leute, die verdieneten, wie Elpenor in Schweine verwandelt oder von den hungerigen Cyclopen zum Frühstück verzehrt zu werden.“ Kaum hatte er diese Worte mit großer Heftigkeit mehr gesprochen, als ein unwilliges Gemurmel die Reihen der Zuhörer durchlief und ihr Mißfallen verrieth. Sobald er dies vernahm, fuhr er fort: „Junge Herren, hören Sie auf, sich solchen Unordnungen hinzugeben. Ich will Ihnen die schwierigen Räthsel der Jurisprudenz lösen; die scharfsinnigsten Commentatoren haben das Dunkel derselben nicht zu erhellen vermocht, und noch viele Jahre können vergehen, ehe sie dieselben verstehen.“ Hier wurde er von Pfeifen und Lärm jeder Art unterbrochen, sein Gesicht wurde feuerroth vor Ärger, aber Stuhlbeine und Kieselsteine flogen ihm an den Kopf, er mußte die Flucht ergreifen und suchte in dem allgemeinen Gewühl so gut wie möglich zu entkommen. „Boher diese Wuth“, fragte ich meinen Begleiter, „der übermüthigen jungen Leute? Was kann sie bewegen, einen ehrwürdigen Professor des römischen Rechts zu mißhandeln?“ Der Angeredete erblachte und sagte mir ganz leise: „Schweigen Sie, um Gottes willen Schweigen Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ein Hagel von Steinen Sie dazu ermahne!“ „Aber fürchten denn diese jungen Leute, welche die Befehle Kubitens, die Strenge derselben nicht?“ „Nun, Sie sind ein Fremder“, versetzte er kopfschüttelnd; „ich muß Ihnen also das Erschaunen zu Gute halten, welches ihnen die allergewöhnlichste Erscheinung von der Welt einflößt. Wir, die wir einmal an dergleichen gewöhnt sind, denken nicht mehr daran. So etwas fällt alle Tage vor. Ein schlecht gebauter Satz, ein Fehler im Ausdruck, oder ein Schwanken im Vortrag genügt, um die jungen Herren in Harnisch zu bringen, und der Professor sieht sich nicht bloß der Schimpfreden, sondern auch den Gewaltthaten seiner Zuhörer ausgesetzt. Mehr als zwanzigmal habe ich die Degen aus der Scheide fliegen und gegen Den gerichtet gesehen, der den Rathgeber einnahm. Einer, der neulich seine Vorlesung nur um einige Minuten verlängern wollte, wurde mit Steinwürfen davongejagt und ihm der Degen auf die Brust gesetzt. Die Studenten sind hier ein Schrecken aller Stände; die Behörden vermögen nichts gegen sie, der Bürger weicht ihnen eheerbietig aus, und der Adel gibt sich die Mühe, als verachte er, was er nicht zu hindern und nicht zu bekämpfen vermag. Alle Diejenigen, welche diese Mißbräuche abzustellen suchten, haben es bereuen müssen.“ So sprach mein Führer mit leiser Stimme und in einem furchtsamen Tone. Bald darauf bräute uns der Strom der hinausgehenden Studenten aus dem Saale. „Sehen Sie links!“ bemerkte mein Führer alsdann. Eine weite Halle, die aus dem fernsten Alterthume zu stammen schien und deren morsche Balken mit Spinnengeweben bedeckt waren, öffnete sich dort den Spazirengewandenen; aber was mich am meisten in Erstaunen setzte,

waren die langen Degen, welche diese an der Seite trugen, und die auf keine Schule, sondern auf ein Heerlager oder einen Casernenhof hindeuten schienen. „Diese Nordgewehre“, murmelte mein Führer, indem er sich den Mantel vor das Gesicht zog, „scheinen den jungen Leuten unentbehrlich zu sein, und sie verstehen besser mit dem Degen als mit Worten zu sechten. Auf ihren Stuben finden sich mehr Stoßdegen als Bücher, und ohne Schläger oder Dolch auszugehen, ist ihnen unmöglich. Stets bewaffnet, schreiben sie dem gewöhnlichen Bürgermann Befehle vor und beherrschen die ganze Stadt. Streifen Sie Einen von ihnen im Vorübergehen, oder wagen Sie es, sich gegen sie zu verantworten, wenn sie sich über Sie lustig machen, dann können Sie überzeugt sein, daß ihr Stock oder ihre Faust diese vermeintliche Beleidigung rächt, und wollen Sie sich gar zur Wehre setzen, dann wird zum Degen gegriffen, um Sie für diese unerhörte Frechheit zu züchtigen.“

Diese Einzelheiten sind nicht ohne Interesse und um so merkwürdiger, wenn man bedenkt, daß der unordentliche und anarchische Zustand, der hier beschrieben wird, nur durch wenige Jahre von jenem Zeitpunkt getrennt war, wo der jugendliche Ludwig XIV. den Unfug bewältigte, die Degen der Studenten in die Scheide verschloß und dem militairischen Ruche durch seine Krüge eine gesellige Bahn eröffnete. Die Wirthshäuser, das Jesuitencollegium, der Père Garasse, eine Orgie jener Zeit, und das Innere von Topycus's Hotel sind von dem namenlosen Reisenden aus der Auvergne ebenso treu als wahr geschildert, und wenn das Einzelne auch nicht immer decent ist, so sind doch die leichtsinnige und lärmende Unruhe, die kindische Zuchtlosigkeit und der wilde Übermuth in den Sitten der Zeit mit einer gewissen Lebhaftigkeit und nicht ohne Berechtigung geschildert. 50.

### Notiz.

#### Das Soldatenpressen in Syrien.

In den „Letters on Egypt, Edom and the Holy Land“ von Lord Lindsay wird ein Brief von Herrn Garten, vortem Generalkonful in Syrien, mitgetheilt, worin ein Bericht über das von Mohammed Ali daselbst eingeführte Soldatenpressen nicht uninteressant ist. Er lautet so: „Der für das Pressen bestimmte Zeitpunkt wird sehr geheim gehalten und beginnt gewöhnlich an einem Feiertage, wenn das Volk in die Moscheen strömt. In der Stunde des Gebets zerstreuen sich zahlreiche Soldatenhäufen durch alle Stadtviertel; ein Flintenschuß gibt ihnen das Zeichen zur Werbung; dann fallen sie plötzlich über alle Bürger ohne Unterschied her, die sich zufällig auf der Straße befinden, treiben oder schleppen die verzweifelte Widerstrebenden in das große Biered des Gerails, sperren sie ein und lehren zurück, um frische Beute zu machen. In demselben Augenblicke ertönt ein Schrei der Angst und Verzweiflung durch die Stadt. Weiber mit ihren Kindern, alte Mütter, hüftlose Greise rennen oder wanken durch die Straßen, um ihre Gatten, Väter oder Söhne zu suchen, von denen sie ohne alle Vorbereitung, ohne Abschied und Segen vielleicht für immer getrennt worden sind. Die armen Opfer befinden sich unterdeß im Gefängniß, umzingelt von bewaffneten Truppen, welche die verzweifelte Menge zurückstoßen. Weiber und Mädchen drängen sich am Eingange, um zu sehen, ob keiner der Ihrigen unter den Unglücklichen sei; Viele fallen in Ohnmacht, wenn sich ihre Furcht erfüllt, Andere versuchen unter Ausbrüchen wahnsinniger Wuth den Namen des Propheten und stehen gleich darauf Alalah um blutige Kacke an. Die auf diese unmensliche Art Conscriptirten werden sogleich vor den Militairarzt gebracht und, wenn sie nicht physisch untauglich befunden werden, in die Citadelle gesperrt, uniformirt, unter die Regimente vertheilt und in 8—14 Tagen aus ihrer Heimat fort und an entfernte Orte geschickt.“ 106.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 363.

29. December 1838.

### Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

#### Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 362.)

46. Das Paradies und die Peri und Die Feueranbeter. Nach dem Englischen des Thomas Moore von Minna Witte. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

Angezogen durch das tiefe Gefühl und die orientalische Bilderpracht in Thomas Moore's „Lalla Rookh“, hat die Verfasserin gegenwärtigen, ziemlich correct und anständig gedruckten Büchleins es versucht, zwei Capitel dieses romantischen Gedichts: „The fire-worshippers“ und „The paradise and the Peri“ nicht grade zu übersetzen, sondern — sit venia verbo — dem deutschen Leser mundrecht zu machen. Das ist ihr auch gelungen; und wir wundern uns bloß, daß sie nicht bemerkt, sie gebe hier zwei Bücher aus „Lalla Rookh“, indem der mit der englischen Literatur nicht Vertraute glauben könnte, Moore habe zwei Gedichte unter diesem Titel geschrieben. Indessen wird diese Klage höchst irrelevant, wenn man erwägt, daß die Bearbeiterin überall Gewandtheit im Ausdruck zeigt und nirgend der Sprache Gewalt angethan hat, sodaß gegenwärtige, der Landgräfin von Hessen-Homburg dedicirte Bearbeitung dem deutschen Leser nicht nur genießbar, sondern auch ergötzlich wird, was sich heutzutage nicht von allen Übertragungen der fünfzigjährigen Übersetzer sagen läßt. Das Gedicht: „Die Feueranbeter“, hat sie in gereimte fünffüßige Jamben gegossen (das Original hat zum größten Theil vierfüßige) und sich dabei die Freiheit genommen, bei passenden Stellen in Sonetten-, Terzinen- und Stangenform überzugehen, was oft mit vielem Takt geschehen ist. Noch freier bewegt sie sich in dem lieblichen Gedicht: „Das Paradies und die Peri“, indem sie das Ganze mehr geistig als wörtlich aufgefaßt und statt der leichten wechselnden Rhythmen des Originals die Ottaverime gewählt hat. Belege zu diesem Urtheile mitzutheilen, erlaubt uns hier der Raum nicht.

47. Lord Byron's ausgewählte Dichtungen. Aus dem Englischen übertragen. Erster Band. Leipzig, Wienbrack. 1838. 8. 12 Gr.

Hier könnte die Kritik schon einen strengern Maßstab anlegen als an die letztgenannte Bearbeitung; denn der anonyme Verf. gibt keine Bearbeitung, sondern macht den Versuch, sich treu an das Original anzuschmiegen, so treu, daß er das Fließende in der Form verschmähren mußte, ja sogar den deutschen Genius zu beeinträchtigen schien. Er selbst sagt darüber in einem Vorworte: „Lieber wollte sie (die Übersetzung), wie Cervantes sagt, nur des Leppichs umgekehrte Seite darbieten — ohnehin das Höchste, was je zu hoffen war — als die Zeichnung wieder auffärben aus eigner Palette.“ Mit diesen Worten legt er denn zugleich das von Andern schon vielfach ausgesprochene Bekenntniß ab, der edle Lord sei unübersetzbar. Dennoch übersetzt man ihn freich zu, und gegenwärtige Übertragung wird noch nicht die letzte sein. Wir würden ungerecht sein, wenn wir sie eine verfehlte nennen und, ohne das sich hier uns

darbietende Übersetzungstalent anzuerkennen, den Stab über sie brechen wollten. Es ist freilich ein Anderes, das ganze Werk eines Dichters zu übersetzen, als in diesem Werke hier und da herumzuspähen und Das gleichsam herauszukosten, was sich am leichtesten in das deutsche Gewand kleiden läßt. Letzteres scheint hier geschehen zu sein, indem in der Vorrede gesagt wird, diese Blätter seien größtentheils schon vor Jahren zu sehr verschiedenen Zeiten niedergeschrieben, ursprünglich nur als unwillkürliche Feiler des Dichters. Wann uns der Übersetzer den ganzen Byron gegeben haben wird — und wir wünschen, daß er es thue — läßt sich sein Talent und seine Arbeit erst ganz beurtheilen. „La patience est le génie“, pflegte Buffon zu sagen. Wie treu hier übersetzt wird, beurtheile der Leser aus einer Stelle im Anfange der Übertragung des „Gefangenen von Ghillon“, der wir zur bequemern Vergleichung das Original voranstellen:

My hair is gray, but not with years,  
Nor grew it white  
In a single night,  
As men's have grown from sudden fears:  
My limbs are bow'd, though not with toil,  
But rusted with a vile repose,  
For they have been a dungeon's spoil,  
And mine has been the fate of those,  
To whom the goodly earth and air  
Are ban'd, and barr'd — forbidden fare;  
But this was for my father's faith,  
I suffer'd chains and courted death;  
That father perish'd at the stake  
For tenets he would not forsake:  
And for the same his lineal race  
In darkness found a dwelling-place;  
We were seven — who now are one,  
Six in youth, and one in age,  
Finn'd as they had begun,  
Proud of persecution's rage:  
One in fire, and two in field,  
Their bellief with blood have seal'd;  
Dying as their father died,  
For the God their foes denied;  
Three were in a dungeon east,  
Of whom this wreck is left the last.

Diese Stelle ist also wiedergegeben:

Mein Haar ist grau, von Jahren nicht,  
Nicht weiß gemacht  
Hat's eine Nacht,  
Wie's wol bei jähem Schreck geschieht.  
Mein Leib sinkt hin, nicht thatenmatt,  
Er rostet ein in niedrer Ruh;  
Denn Kerker ihn gefesselt hat,  
Und jenes Schicksal fiel mir zu,  
Dem milder Himmel, frohe Erb'

Wie ein verbotenes Mahl — versperrt.  
 Doch meines Vaters Glaub' gebot,  
 Daß ich in Ketten würd' um Tod.  
 Am Todespfahl der Vater stieß,  
 Um Lehren, die er nicht verrieth,  
 Und all sein Haus in gleichem Sinn  
 Warf man in dunkle Kerker hin.  
 Legter ich von Sieben bin;  
 Sechs in Jugend, Einer Greis  
 Enden, stolz von Anbeginn  
 Auf Verfolgung grimd und heiß;  
 Zwei im Feld, in Feuerergut  
 Einer siegelten mit Blut  
 Ihren Glauben, um den Gott  
 Sterbend, der der Feinde Spott.  
 Drei ließ man in Kerker'schmach,  
 Diese Trümmer ließ er nach.

Außer dem „Prisoner of Chillon“ sind in gleichem Geiste hier übersetzt: „Prometheus“, „Ebräische Weisen“, „Die Belagerung von Korinth“, „Der Traum“, verschiedene vermischte Gedichte und die „Lassfesttage“.

48. Raftnospen. Von Konstantin Tischendorf. Leipzig, Kollmann. 1838. Gr. 12. 1 Thlr.

Wenn Sokrates, brachten wir, indem wir dies Buch zur Hand nahmen, mit der Behauptung, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne, Recht hat, so steht uns hier ein großer Genuß bevor; denn wir haben lange keine äußerlich so geschmackvoll decorirte und mit so typographischer Zierlichkeit gedruckte Sammlung lyrischer Gedichte gesehen. Glücklicherweise hat uns diese Hoffnung, die schon ziemlich oft in ähnlichen Fällen zur Lügnerin geworden ist, nicht ganz getäuscht. Der Verf., wahrscheinlich in Pflanze-Athen lebend, hat „Sechs Sträußchen“ gewunden, deren Blumen von einem üppig vegetirenden Frühlingsbette gepflückt zu sein scheinen; denn sie duften in jugendlicher Frische, der Verlethau zarter Wehmuth schimmert auf den meisten, und sie sind alle nach der Theorie der neuesten ästhetischen Gärtnerlei gezogen. Schade, daß er hin und wieder einige mit der Fut aus einem fremden Leiche bewässert oder mit dem Staube aus einem fremden Treibhause bestreut hat, und dies ist das jetzt so geschätzte Treibhaus des Herrn H. Peine, wie das „Die Träume“ (S. 5), „Das offene Grab“ (S. 9), „Die Geisterkunde“ (S. 16), „Kistide“ (S. 25) und „Das Opfer“ (S. 33) kläglich bekunden. Wenn das dritte Sträußchen fast ausschließlich Räthsel und Parabeln bietet, so zieht sich doch auch durch die übrigen Gedichte eine Hinneigung zu räthselhafter Bildergestaltung, und der Verf. liebt es durch das ganze Büchlein, über sein Sinnen, Fühlen und Denken den Schleier der Metapher zu werfen, und in der That nirgend mit tölpischer Hand. So ist ihm das „Stille Büchlein“ (S. 48) nichts Anderes als das Herz der Geliebten; ein Handelsmann bietet (S. 59) ein Schmuckkästchen mit einer Perle an; und das Schmuckkästchen ist sein Herz, die Perle seine Liebe. In diese Kategorie gehört auch „Das seltsame Land“ (S. 40), welches also lautet:

Ich kenn' ein Land, da wohnt im ew'gen Frieden  
 Uralter Feinde buntgemischte Schar;  
 Steht Lamm und Tiger dort die Hand sich bieten,  
 Wie's eink in schönen Paradiese war;  
 Dort küßt der Schmerz mit heißem Kuß die Freude;  
 Dort treibt das Lächeln mit der Thräne Scherz;  
 Der Tod umarmt ein Liebchen seine Beute:  
 Kennst du das Land? Es ist des Dichters Herz!

Ebenso läßt sich (S. 131) eine Strophe aus einem Liede:

„Der Schuldnr.“ vernehmen:  
 „Brüder, zahlt all' eure Schulden!“  
 Mahnt uns der Apostel an,  
 Eine Schuld nur schuldet ewig,  
 Aber täglich zahlt daran!

's ist mein Herz mein großes Schuldbuch,  
 Les' auf allen Seiten drin,  
 Daß ich bis ans Grab den Brüdern  
 Treue Liebe schuldig bin!

Im fünften Sträußchen finden sich Duldigungen, dargebracht der fürstlichen Verfasserin von „Lüge und Wahrheit“, „Der Landrath“, „Die Braut aus der Residenz“, „Der Dheim“, „Der Verlobungsring“, „Die Fürstenbraut“, denen wir es, mit Vergnügen als ein Verdienst anrechnen wollen, daß ihnen kein bitter, betäubender Wehrauchsdampf entwallt, wie dies wol bei ähnlichen Gelegenheiten der Fall ist. Wundern müssen wir uns, daß der Verf., obwohl Jögling der neuern Schule, sich mehr dem Kleinlyrischen als dem Epischlyrischen zuneigt, und bemerken noch schließlich, daß der Donsager in diesen glatten und wohlklingenden Liedern mehr als eins finden wird, das sich vorztrefflich zu musikalischer Behandlung eignet.

49. Griechische Mythen. Von Karl Georg Neumann. Nachen, Koshütz und Comp. 1838. 8. 10 Gr.

Auf etwas grauem Papier abgedruckt, handelt das Büchlein auf 88 Seiten die griechischen Mythen in drei gereimten Abtheilungen ab: 1) Götter; 2) Götterföhne; 3) Psyche, in dramatischer Form. Es kann lehrreich sein, schön ist es nicht.

50. Neujahrnachtstraum. Dichtung von Winfried. Nebst einem Anhang kleiner Poesien. Altona, Aue. 1838. Gr. 12. 6 Gr.

So oft wir vom anspruchlosen Spender der vor uns liegenden kleinen pietischen Gabe etwas gelesen haben, ist uns seine unerwüßliche Musenliebe, deren heiliges Feuer er ein ganzes Leben hindurch in den Tiefen der Brust genährt hat, und die ihm auch wol in seinen späteren Tagen ein dulce lenimen laborum sein mag, überaus erfreulich, ja fast rührend gewesen. Er hat gesungen und zum Singen veranlaßt (in seinem „Nordischen Musenalmanach“), nicht um schönes Gold und Lorbern zu erringen, sondern aus demselben Triebe, wie Nachtigall und Drossel im Lenz und Späthjahr singen müssen. Schon deshalb sehen wir uns genöthigt, dem Kritiker, dem es etwa einfiel, auf das Gemälde des „Neujahrnachtstraumes“ oder auf die andern anspruchlosen Bilder eine kaufische Lauge zu spritzen, zuzurufen: Manum de tabula!

51. Gedichte von Friedrich Kurtz. Breslau, Schulz und Comp. 1838. Gr. 12. 16 Gr.

Hier tritt ein schlesischer Sänger auf, welcher Natur und Leben ansingt; aber Natur und Leben sind ihm auch dankbar und singen ihn wieder an; seine Lieder und Balladen bekunden lyrisch-episches Talent; um sich davon zu überzeugen, lese man: „Der alte Jäger und sein Hund“ (S. 36), „Deutsche Wallfahrt“ (S. 39), „Die Tirolerin“ (S. 49), „Das Feuergrab“ (S. 64), „Abendgrüßen“ (S. 67) und „Wunderlieder und Gedanken“ (S. 81) u. a. m. Man könnte in der That den Wunsch hegen, die kleine Sammlung lyrischer Lieder aus dem Fluten-grabe deutscher Sangesüberfülle zu retten!

52. Epheutränze. Neueste Dichtungen von Wilhelm Smets. Nachen, Koshütz und Comp. 1838. 8. 10 Gr.

Dr. Smets, von welchem schon verschiedene Male in diesen Blättern die Rede gewesen, wird nicht müde, die Lyra zu handhaben und zu spielen, und die Unversiegbarkeit des poetischen Quells deutet bei ihm auf eine gewisse Fülle von Kraft in seiner Seele hin, die das Publicum endlich doch beachten und nach Befinden der Umstände lieb gewinnen wird. In diesen neuesten Dichtungen oder „Epheutränzen“, die gleich dem Haupte stiller Trauer um das dunkle Sagenreich grauer Vorzeit säufeln sollen, begegnen wir glücklicherweise nicht jener polemischen Richtung, mit welcher er in frühern Schriften für seine Kirche mit pythischen Geschossen kämpfte; doch in der Legende ergeht er sich hier auch fleißig, und das Epischromantische ist das Feld, welches hier bebaut wird. Seinen Confessions- und

Geistesverwandten J. B. Rousseau erreicht er jedoch in keiner Art. Die „Ephelkränze“ beginnen mit einem Klageliede auf den Tod Franz I., des letzten deutschen Kaisers, woraus wir die Strophe mittheilen:

Und wie dir, Habsburgs Sohye,  
Das Herz der Deutschen Klug,  
Dem Letzten, der die Krone  
Des heil'gen Carol trug:  
So nach dem Sartaphage  
Sich jedes Herz nun lehrt,  
Und Fürst und Volk mit Klage  
Den letzten Kaiser ehrt.

Ebenso gern haben wir (S. 18) „Das Grab im Dome“ gelesen, eine Art von Bikon am Grabe Ferdinand August's, Grafen Spiegel zum Desenberg, Erzbischof von Köln, woran sich (S. 46) des Grafen Platen v. Hallermünde Bekatung würdig anschließt. Nicht ohne Werth ist „Karl V. Seelenamt zu St.-Just“ (S. 53), und unter dem Rainlyrischen nennen wir „Das Sonett“ (S. 70) als beachtenswerth. Ferner ist ein Oratorium: „Die Könige in Israel“, hier mit abgedruckt, welches, ohne großen poetischen Werth, das Glück gehabt hat, von dem nun auch verstorbenen Ferdinand Ries in Musik gesetzt und unter dessen Leitung zum ersten Male auf dem niederbayerischen Musikfeste zu Aachen den 15. Mai 1837 aufgeführt zu werden. Unter der Aufschrift „Elegien und Epigramme“ (S. 82) werden uns Erinnerungen aus des Verf. Leben gegeben, welcher den 15. September 1796 zu Reval geboren wurde; eine Notiz, die wir den literarischen Biographen unserer Zeit zum Einregistriren gern mittheilen, indem wir Herrn W. Smets im Pantheon der Deutschen sein Plätzchen von ganzem Herzen gönnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Wilhelm Heinsse's sämtliche Schriften.

(Zweiter Artikel.)

Indem wir uns zur Besprechung der Heinsse'schen Schriften im Einzelnen wenden, finden wir uns veranlaßt, den „Ardinghello“ zunächst zu übergehen. An ihn knüpft sich am füglichsten eine Gesamtreflexion über Heinsse's dichterischen und künstlerischen Charakter an, nachdem einzelne Seiten desselben in dem Spiegel anderer Werke Heinsse's dargestellt worden sind. Die weniger gelese, weniger besprochene „Hildegard“ leitet besser zu dem Verständniß des protensähnlichen „Ardinghello“ über, als der Widerschein des letztern jene in das rechte Licht stellen würde.

Man würde Heinsse Unrecht thun, wenn man den Roman bloß als Träger, die socialen Verhältnisse mit ihren Bindungen und Verwickelungen bloß als Bindemittel der Reflexionen über Musik von ihm hingestellt glaubte, die das überwiegende Thema, der Hauptinhalt des Buches sind. Es ist dies der erste Schritt, den man, um zur Einsicht in Heinsse's Anschauungsweise zu kommen, thun muß: sich über die Schranken zu erheben, welche das reine Leben in der Sphäre der Kunst von den Zuständen der Gesellschaft trennen. Ihm war der Gedanke einer Zweifelsbildung beider Kreise, einer Übertragung der Ansprüche, die die Begeisterung für das Schöne an den Menschen macht, in das bürgerliche Leben und eine Genehmigung dieser Ansprüche Seiten der bürgerlichen Gesellschaft — dieser Gedanke war ihm so aus seiner innersten Überzeugung herausgewachsen, daß, ohne sich denselben geläufig gemacht zu haben, eine Erkenntnis und rechte Würdigung seiner Schriften nicht wohl stattfindet. Nicht als ob dieser Gedanke so wahr und seine Geltendmachung an sich dem jetzigen Standpunkte der socialen Cultur so sehr zum Bedürfnis wäre; sondern weil es der Durchgangspunkt ist,

durch dessen Verständniß die Einwirkung von Heinsse's Schriften auf unsere Zeit zu ermitteln und ihre Geltung für das Leben der Zeit zu bewirken sein wird. Jene Worte Laube's über die Bedeutung von Heinsse für die Gegenwart werden nicht eher in Erfüllung gehen können, als bis man sich entwöhnt hat, in jener Verbindung der Kunst und des Lebens einen Mißstand der dichterischen Auffassung zu finden. Man darf die Mühe nicht scheuen, die Einsicht in eine rein ideale Anschauungsweise zu erstreben, wenn man in Heinsse's Schriften etwas mehr als eine Reihe Sentenzen über Kunst und eine sie locker verbindende Erzählung finden will.

Diese Mühe belohnt sich eher bei der „Hildegard“ als bei „Ardinghello“. An sich schon ist das musikalische Element einfacher und fügt sich leichter in die Lebensverhältnisse ein als das der Malerei und Plastik. Je leichter es daher dem Dichter war, die Begeisterung für Musik mit den Zuständen eines gesellschaftlichen Kreises in Verbindung zu bringen und sie zu dem leitenden Motive der Handlungen der Hauptpersonen zu erheben, desto zugänglicher ist die Einsicht, die Erkenntnis des Gedankens, der dieser Verbindung und somit dem Buche selbst zu Grunde liegt. Allerdings wäre es eine nicht viel schwierigere Aufgabe gewesen, die Leichtigkeit dieser Composition durch kunstvolle Verknüpfung, durch eine reichere Stofflage und eine größere Mannichfaltigkeit der Erscheinungen zu verdecken, und man würde diese Bemühung, so wenig sie auch das gewünschte Auffassen des Grundgedankens erleichtert hätte, doch in eben dem Grade für verdienstlich anerkennen müssen, in welchem das Produkt von Heinsse's schöpferischem Geiste dadurch zu einem Kunstwerke ausgebildet worden wäre. Allein nichts lag Heinsse's Sinn und Thätigkeit so fern als die Sorge der Vollendung des Romans als solchen; nicht bloß die Kunst der Composition, und das Talent, durch Steigerung und Gegensatz zu wirken, die Fertigkeit in geschickten Gruppierungen und Aufeinanderfolgen ging ihm ab, sondern sogar der richtige Takt für Verbindung von Wort und That, das Maß für die Dauer der einzelnen Perioden, in welchen die Formation der Idee im Romane ihren Verlauf hat.

„Hildegard“ hat aber noch das Andere vor „Ardinghello“ voraus, daß in ihr einzig die Musik, deren Verständniß und Übung der Mittelpunkt des Gesprächs und der Handlung ist, während im „Ardinghello“ verschiedene Seiten der Kunst besprochen und einzelne, nicht bloß als Episoden zu betrachtende Streifzüge in die Gebiete der Philosophie des Staates gemacht werden. Die Einheit des Gegenstandes führt eher und tiefer in den Gedanken des Buches, sie gibt das Maß zur Beurteilung des dichterischen Charakters Heinsse's leichter an die Hand. Allerdings — und darin scheint uns der Grund zu liegen, warum „Hildegard“ nur secundäre Beachtung zu erlangen pflegt — wird hier nicht bloß Interesse für eine Kunst vorausgesetzt, in welche einzubringen unter übrigens gleicher Vorbildung den Meisten weniger gelingt als bei den bildenden und zeichnenden Künsten, sondern es wird dieses Interesse auch in einem solchen Grade verlangt, daß es die abstracten Sätze der Theorie zu vernehmen nicht verschmäht. Die Möglichkeit, sich den Eindruck eines Gemäldes oder Bildwerkes in der kürzesten Zeit öfter zu wiederholen, die Möglichkeit, von der Betrachtung eines Theils desselben zu der des andern nach Willkür überzugehen und zurückzukehren, endlich die Möglichkeit, die einzelnen Partien in ihren verschiedenen Gegenwirkungen, nicht im Verlaufe, sondern auf einmal aufzufassen, sind ebenso viele Quellen einer allgemeineren Verständlichkeit der Werke jener Künste, und es ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß, einen gleichen Grad vorgebildeter Empfänglichkeit vorausgesetzt, ein ganz ungleicher Kraft- und Zeitaufwand dazu gehört, das Verständniß eines kunstvollen Kunstwerks und das eines ebenso großen Werkes der Malerkunst zu erlangen. Schwieriger aber wird das Verhältnis noch, wenn nicht das Kunstproduct selbst und unmittelbar, sondern nur seine Beschreibung und Erklärung uns vorgestellt wird. Wenn Heinsse ein Gemälde beschreibt,

\*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 345 d. Bl.

spricht er zu unserer Einbildungskraft und wird zum Dichter; wenn er ein Tonstück beschreibt, redet er zunächst zum Verstande und wird schulgerecht. Das ist kein Vorwurf, sondern in dem Sachverhältnis, in der Stellung der Kunst zum Geiste begründet. Und gleichwohl wird „Hildegard“ den Leser, der jenes Interesse besitzt, in höherem Grade befriedigen, als „Ardinghella“ den, welcher gleich große Neigung und Vorkenntnisse im Betreff der darin behandelten Seiten der Kunst hat. „Ardinghella“ ist ein Buch für die gebildete Mehrzahl, für Die, welche an dem Romane in einem Kunstromane ungefähr ebenso viel Geschmack finden als an der Kunst; nebenbei auch für Die, welche ihr Gefühl für Kunst gern durch Gedankenblitze elektrificiren oder ihre schwachen Erzeugnisse durch Treibhauswärme heranziehen wollen. Wahren geistigen Gewinn ziehen nur Wenige daraus, den wenigsten Die, welche am meisten es verstanden zu haben glauben; wer aber mehr als einige Bogen der „Hildegard“ gelesen hat und die Mühe nicht scheut, fortzufahren und das Verständnis zu erringen, auf dessen geistige Richtung wird das Buch einen unverkennbar bedeutsamen Eindruck gemacht haben.

Man glaube nicht, daß wir die schwachen Seiten dieses Werkes verkennen: hätte es schon für seine Zeit mehr sein können, als es ist, hätte Heinsie den ihn zeitgemäßen Standpunkt der Musik mehr hervorstellen können, als er gethan hat, so muß es für die Gegenwart noch viel mehr an Werth verloren haben. Aber das ist seine bleibende Bedeutung, daß es die verständige Begeisterung für Musik mit einsichtsvoller Kraft leitet und fortbildet, und daß es die Einbildung der Tonkunst in das Leben geschickt und lähn wie nirgend sonst darzustellen versucht. Eine zweite Bedeutung hat es noch für unsere Zeit insbesondere. Es steht in wohlthätigem Gegensatz gegen die überwogenen Bestrebungen, in der Musik einen Inhalt zu suchen, der, wenn er gefunden, sie bloß zur Form seines Ausdrucks herabsetzt, die Tonwelt zu spalten und in ihr noch ein anderes Verhältniß als das zum Ideal finden zu wollen. Es ist dankenswerth anzuerkennen, daß es der neuern musikalischen Kritik gelungen ist, die pedantischen Formen der bisherigen Kunstbesprechungen zu überwinden, und mit diesem Siege und Fortschritte hat auch eine Seite der Heinsie'schen Anschauungs- und Darstellungsweise einen harten Stoß erlitten; aber immer noch steht sie rein und kräftig da gegen die Verküngen einer Ultraromantik, wie sie in den neuesten Charakteristiken Beethoven'scher Symphonien herrscht. Das ist aber nicht bloß Gegensatz der Kritik, sondern Gegensatz der Zeit, was Heinsie für uns gelten läßt: er enthält die Keime für den jetzigen wie den nächstern zu erwartenden Standpunkt der Musik, insofern von einer Wechselwirkung der Kritik und Production die Rede sein kann. Allein hier ist der Übergang, wo die Entwicklung der Geschichte der Kunst das Wirken Einzelner ins Auge zu fassen hat: die Grenzen unserer Besprechung würden damit überschritten werden.

### Neue französische Literatur.

1. Moeurs contemporaines. Les roués de Paris. Victor de Chélon; par Arnould Frémy. Zwei Bände.

„In einer großen Stadt wie Paris“, beginnt hierüber eine französische Kritik, „gibt es eine gewisse Classe von reichen und maßigängereichen jungen Leuten, welche mit ihren Lastern und ihrer innern Immoralität Parade machen und jeden Tag ein neues Mittel anbieten, die Aufmerksamkeit zu erregen und die Zeit todzuschlagen. Diese Gesellschaft ist es, in welche Frémy seine Leser bringt, und man kann im Voraus als gewiß annehmen, daß man sich in keiner guten Gesellschaft befindet. Der Chef dieser Roués ist zugleich ein unergründlicher Hensprecher, der ohne Aufhören Gelegenheit zum Zweikampf sucht und fast immer seinen Mann tödtet. Bei

einer Gelegenheit dieser Art tödtet er einen jungen Offizier, den Bruder eines Frauenzimmers, dessen Liebhaber er später wird. Jetzt beginnt für ihn die Zeit einer langen und schrecklichen Strafe. Eine Blutscheide trennt ihn von Derjenigen, die er so heftig liebt. Der Vater, ein alter Militair, hat dem Mörder einen unverföhlichen Haß geschworen. Mehrmals hat der alte Marschall den Victor von Chélon herausgefodert, aber der junge Mensch, genagt von Gewissensbissen, hat die Herausforderung nicht angenommen. Er zieht vor, sein Vergehen auf eine andere Weise zu büßen. Durch Bankrott um sein Vermögen gebracht, sucht er sich dem Gegenstande seiner Liebe zu nähern, indem er auf seinen Rang und Namen verzichtet und als Bedienter in dem Hause des Marschalls, den er in seiner Bekleidung täuscht, Zutritt zu gewinnen weiß. Aber er begegnet in dem Hause des Marschalls einer Frau, die früher ein Opfer seiner Verführungskünste geworden ist; er sieht sich erkannt, will nach Indien gehen, stirbt aber auf der Reise. Der Marschall überlebt ihn kurze Zeit, und die Tochter folgt dem Alten bald ins Grab. So endet dieser Roman, der mit den närrischen Orgien einer Gesellschaft von Fashionablen begann, mit dem ernststen Schweigen des Gottesackers. Die Lehre ist stark, aber nicht wider die Unwahrscheinlichkeit; auf dem einfachsten Wege wirkt die Moral am stärksten.“

2. Unter dem Titel: „Tonadillas, ou historiettes en action“ gab Escribe allerlei kleine Fragmente, Skizzen und Entwürfe heraus, welche besser nie ans Tageslicht hätten hervorgezogen werden sollen. „Wenn man sich“, heißt es in einem französischen Journale, „schon über die nicht zu dämmende dramatische Fruchtbarkeit Escribe's beklagt, was soll man zu diesen Semmelkrümchen sagen, welche er den Lesern unter einem spanischen Titel vorsetzt, als wäre jeder Zug seiner Feder kostbar genug, der Nachwelt überliefert zu werden!“

3. L'homme de lettres; par Frédéric Soulié. Drei Bände.

Eine ähnliche Speculation! Eine Sammlung von Fragmenten, Erzählungen und Episoden, welche unzweifelhaft bereits in den Tagesblättern, deren unermüdelicher Lieferant Soulié ist, publicirt worden sind. „Man muß gestehen, heißt es in der „Revue critique“ von Gherbuliez, „daß unsere Epoche eine Epoche der größten literarischen Unfruchtbarkeit ist. Unsere Autoren, die am meisten en vogue sind, sehen sich gezwungen, sich den Kopf über einen pikanten Titel zu zerbrechen, der ihre Werthen für Das passiren läßt, was sie nicht sind.“ Wer denkt nicht hier an die Titel deutscher Bücher, an die „Weltfahrten“, die „Götter, Helden und Don Quixote“, die „Kavastine“, die „Schaumperlen der Gegenwart“ u. s. w. Dieses Unwesen ist zuerst durch die Verleger selbst herbeigeführt worden, denen ein anziehender, schäumender und pikanter Titel häufig lieber ist als ein inhaltreiches Buch. Es ist dies die moderne Schaustellung, ein schön colorirtes Waarenschild, und die schlechte Waare dahinter! 108.

### Notiz.

Mirabeau und Gresset.

Mirabeau sagt irgendwo: „Le mieux apparent qu'on cherche détruit souvent le bien réel dont on jouit.“ Das ist auch so etwas für manche Revolutionnaires und wird aus dem Munde eines Mirabeau doppelt bedeutend. Gresset aber in seinem unübertrefflichen „Méchant“ trägt den nämlichen Gedanken in Anwendung auf einen andern Gegenstand vor: „L'esprit qu'on veut avoir gâte l'esprit qu'on a!“ sagt er, und man wird versucht, an die Nichtigkeit einer Maxime überhaupt zu glauben, welche man in einem so verschiedenartigen Bezuge, aus so verschiedenem Munde vernimmt. 46.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 364.

30. December 1838.

Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

55. Gedichte von A. J. Schuler. Mannheim, Bfller. 1837. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Sänger dieser zarten, tiefempfundenen Lieder gibt Ref. durch eines derselben: „Dichters Antwort“ (S. 252), die beste Gelegenheit, ein paar Worte über ihre Eigenthümlichkeit zu sagen, indem er jenes Lied nur zu commentiren und zu glossiren braucht. Es lautet:

„Erkern hast du erst geschrieben,  
Schick es heut die Welt hinein —  
Deiner Lieder stilles Lieben,  
Deinen Sang von Frau und Wein;  
Ohne daß du lang erwogen,  
Dich in jedes Wort verliest,  
Jahre drauf den ganzen Bogen  
Wieder, nach Horaz, gepräst.“  
Meiner Lieder sind nicht viele,  
Doch geschrieben aus dem Licht  
Mit des Engels hellem Kiele,  
In Gottes Angesicht.  
Da kann mein Verstand nicht leuchten,  
Wo ein Engel mich geführt;  
Will auch keine Thrän' auch feuchten  
Wird auch Ein Herz nur gerührt.

„Meiner Lieder sind nicht viele“; das kann, streng genommen, unser Dichter nicht sagen; denn die vor uns liegende Sammlung derselben füllt 282 Seiten und ist in sechs Bücher abgetheilt. Das erste Buch verbreitet sich über die Jahreszeiten Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Unter „Frühling“ weisen wir den Leser auf „Verzicht“ (S. 11) als auf einen lebenswarmen, des Dichters Persönlichkeit gar anmuthig charakterisirenden Erguß, der in jedem anthologischen Gedekbuche eines Dilettanten mit Ehren eine Stelle einnehmen kann. „Sommer“ mit elf Liedern, die einen Commentar über Justinaus Kerner's Ausspruch bilden:

Ich hab' mich stets gehalten  
An die Natur so warm.  
Die Menschen ließ ich kühlen;  
Gott! — die sind kalt und arm.

„Herbst“ gibt acht Lieder, „Winter“ dreizehn, worunter hervorleuchtend „Der Weihnachtsbaum“ (S. 61). Zweites Buch: „Liebe“, mit dreizehn Liedern; innig und hold. Drittes Buch: „Trennung“, mit zwölf Liedern, wobei die beiden Perlen: „Der Fernen Wohnung“ (S. 113) und „Zeitvertreib“ (S. 126). Viertes Buch: „Lob“, worunter einige gelungene Nänien auf den frühen Tod einer geliebten Schwester, schon deshalb ansprechend, weil der Trost gewöhnlich den Lob der Geliebten beklagt; nicht minder Werth

haben einige andere Lieder an Erschiedene, die mit dem Verf. durch die Bande des Bluts vereint waren. Fünftes Buch: „Erzählungen“; wie uns dünkt, minder ansprechend. Sechstes und letztes Buch: „Bermischte Gedichte“, siebenundvierzig an an der Zahl. Hier machen wir auf höchst Seltenes aufmerksam: „An die Armen“ (S. 200), „An unser Jahrhundert“ (S. 203), „An Menzel“ (S. 215), „Natur und Bibel“ (S. 241) mit seinen fliegenden Rhythmen und Silberblicken, und „An Upland“ (S. 248), obwohl letzteres die Weibhauchwolle überschwänglicher Verehrung aufsteigen läßt.

„Doch geschrieben aus dem Licht mit des Engels hellem Kiele all' in Gottes Angesicht“: des „Engels Kiel“ deutet wol die freundliche, liebevolle Gesinnung an, die sich überall an des Lesers Herz schmiegt, und „in Gottes Angesicht“ mag sich auf den frommen Sinn beziehen, der hier und dort leis und sanft auftaucht. „Da kann mein Verstand nicht leuchten, wo ein Engel mich geführt“: Allerdings sind Verstand, Scharfsinn und Wig nicht das Vorherrschende in diesen Liedern, sondern die Empfindung: pectus est, quod disertum facit. „Will auch keine Thrän' auch feuchten“: damit hat es nichts zu sagen; die Lieder kommen von Herzen und gehen zu Herzen und werden somit die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen. Ref. könnte mit diesem Enkomium füglich schließen; indessen kann er sich nicht enthalten, noch ein paar Worte über das S. 266 befindliche Gedicht: „Der Rüdke Lob“, zu sagen, welches an den Recensenten des von unserm Verf. 1836 erschienenen Buchs: „Der Herbst“, gerichtet ist. (Vergl. Nr. 242 d. Bl. f. 1837.) Hier ist es:

Die Natur ist uns so nah,  
Wenn wir nur aus den Mauern gehen;  
D, wie glänzt und grünt es da,  
Wo wir ihre Spuren sehen!

Mancher aber bleibt dahem,  
Schonet kaum die bunten Dächer,  
Brütet Regeln aus geheim,  
Legt sie in gelehrte Bücher.

Was er wol vom Himmel hält,  
Der durch farb'ge Wolken blauet?  
Doch in diese höh're Welt  
Hat er auch noch nie geschaut.

Fliehet durch sein Fenster drum  
Eine klare, gold'ne Rüdke,  
Flattert um sein Kug herum,  
Daß ihr Glänzen ihn entzück.

Gold'ne Sonn' und klare Luft  
Haben sie so fein gewoben;  
Daß er doch den zarten Duft  
Der durchsicht'gen Flügeln loben.

Jetzt läßt sie auf seine Hand  
Nieder sich, die rockt im Schreiben,  
Will, bis sie sein Auge fand,  
Auf der Hand ihm sitzen bleiben.



Doch sie hat ihn irr gemacht.  
Siehst du zornig ihn sich färben?  
Hand auf Hand! O gute Nacht,  
Müde, mußt zerklagen sterben!

Wer sieht hier nicht, daß von diesem pythischen Geschöpf mehr als ein Pfund flieht, der sein Ziel, jenen Perseusentem nämlich (und das ist Ref. und Schreiber dieses), nicht verfehlt! Indessen ist Letzterer weit entfernt, deshalb dem Dichter zu zürnen, der überdies eine gewisse Bescheidenheit bekundet, wenn er seine Leistungen mit dem Fluge der Müde vergleicht; wir wiederholen es: in vorliegenden Gedichten ist mehr als eine Müde mit glänzenden Flügeln; hier entfaltet eine zarte Psyche die glänzenden Schwingen, die von Blumenbüsten und Himmelstheu lebt; Wünschen können wir nur, daß diese Gedichte das gewöhnliche Leben einer Psyche weit überdauern. Das Äußere ist gefällig und anständig, das Ganze dem Dichter Justinus Kerner dedicirt.

54. Die Schlacht bei Wimpfen. Ein vaterländisches Heldentied von Karl Fernand. Karlsruhe, Artistisches Institut. 1838. Gr. 12. 15 Gr.

Der Markgraf Georg Friedrich zu Baden, dessen lithographirtes Portrait des Buches Titel zieren soll, lieferte gegen Tilly den 6. Mai 1622 bei Wimpfen eine Schlacht, deren unglücklicher Ausgang weder durch seine eigne Tapferkeit, noch durch die spartanische Aufopferung von vierhundert Pfortweimern unter dem Banner eines Hauptmanns Dimling verhindert werden konnte. Dieses historische Factum besingt vorliegendes Heldengedicht, von welchem der fleißige Verf. die beschriebene Hoffnung hegt, man werde es seines vaterländischen Stoffs wegen wohl aufnehmen. Wir zweifeln auch keinen Augenblick, daß es die patriotische Gefinnung seiner Landesleute anregen und kräftigen, und daß man demselben all die Theilnahme schenken werde, die dem ausbauenden Forscherfleiß und jedem rechtlichen Streber überhaupt zu Theil wird. Der Verf. hat sich bemüht, in der Sprache des 17. Jahrhunderts zu singen, und das ist ihm auch trefflich gelungen; auch ist es ein glücklicher Gedanke zu nennen, daß er hinsichtlich der Form das Vermaß des Riebelungenliedes gewählt hat, worin er sich leicht und anmuthig bewegt. Das Ganze hat er in zwölf Vorträge getheilt; wahrscheinlich vermieht er gefessentlich das moderne Wort: Gesänge, was wir ebenfalls billigen müssen. Bei alledem können wir nicht bergen, daß die bloße Beschreibung einer Schlacht, wenn sie nicht ein Relief erhält durch anziehende Sittenschilderungen, Zeitcharaktere, historische Notabilitäten und freundliche Episoden, den Leser auf die Folge und im Fortschritt der Lecture ermüdet; uns ist es so gegangen; doch deshalb muß es ja nicht Allen so gehen! Das beigegebene Situationskärtchen der Schlacht bei Wimpfen, ebenfalls auf Stein gezeichnet, nähme sich in einem strategischen Werke auch besser aus als hier.

(Der Beschluß folgt.)

Münchener Jahrbücher für bildende Kunst. Herausgegeben von Rudolf Marggraff. Mit artistischen Beilagen, Abbildungen von Originalkunstwerken im Umriß, auch Erläuterungstafeln, gefertigt unter Aufsicht der königlichen Akademie der Künste in München. Erstes Heft, mit vier Abbildungen und einer Erläuterungstafel. Leipzig, Engelmann — R. Weigel. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wahrlich, ein münchener Kunstblatt ist eine glückliche, reiche und fruchtbare Idee, der das Gedeihen nicht fehlen kann! Wie schon jedes den Interessen der Kunst geweihte Blatt, das die Kunst mit dem Publicum vermitteln will, dankbar zu empfangen ist, so muß das in einem weit höhern Grade bei einem Blatte der Fall sein, das als nächsten und eigentlichsten Boden sich

grade München wählt, die Heimat der großartigsten Kunstbestrebungen. Und grade für München war ein solches Blatt um so mehr Noth, als über Das, was dort geleistet wurde, doch nur höchst Unvollständiges ins Ausland erscholl und man, ohne selbst in München gewesen zu sein, um so weniger einen Begriff davon haben konnte, als grade das Allerbeste von dort sich nicht auf den Kunstmärkten der Ausstellungen geltend machen konnte. Ging man aber nach München selbst, so erschwerte der Mangel an Zusammenhang, an welchem das münchener Künstlerleben — wenn auch vielleicht zum Vortheil, doch auch nicht ohne Nachtheile für das Ganze — leidet, es außerordentlich, eine Übersicht über sämtliche Kunstbestrebungen und Leistungen, ihr Verhältnis zueinander, ihre Ähnlichkeit und ihre Verschiedenheit zu gewinnen. Für das Alles nun kann ein münchener Kunstblatt Abhilfe gewähren, das an dem reichen Quelle des dortigen Kunstlebens und Kunsttreibens einen immer neuen, stets lebendigen Stoff hätte. Zwar stecken sich die vorliegenden „Münchener Jahrbücher“ den Zweck etwas allgemeiner, indem sie nur secundo loco des münchener Kunstlebens, zuerst aber des gesammten deutschen Kunstlebens der Gegenwart als ihres hauptsächlichsten Gegenstandes im Prospectus gedenken; bei dem Streben jedoch, das sich im ganzen deutschen nichtpolitischen Journalismus kund gibt, sich auf ein kleineres, bestimmteres Terrain abzugrenzen, dürfen wir hoffen, daß auch in diesen „Münchener Jahrbüchern“ sich Ähnliches ereigne, um so mehr, da die Masse Stoff, die sich grade aus München für ein Kunstblatt herdrängt, schon dahin wirken muß. Jedemfalls aber — und wenn auch das münchener Kunstleben nicht der alleinige und Hauptzweck ist — wird ein Institut wie diese „Jahrbücher“ dazu beitragen, das süddeutsche Kunstleben (in München) mit dem norddeutschen (in Düsseldorf und Berlin) in Verbindung zu bringen; eine Verbindung, die bisher noch gemangelt und die für sämtliche Theile sehr wohlthätig wirken wird.

Wenn wir nun dem vorliegenden ersten Hefte dieser „Münchener Jahrbücher“ etwas näher, so haben wir sogleich zu erkennen, daß die Redaction in den Händen R. Marggraff's in den tüchtigsten sich besinde; was jedoch den Inhalt betrifft, so haben wir einen Tadel auszusprechen.

Das ist nämlich dieser, daß dieses erste Heft zu wenig über München enthalte, überhaupt zu wenig aus dem praktischen Kunstleben, daß es fast nur den theoretischen, ästhetischen, wissenschaftlichen Theil der Kunst ins Auge faßt. So werthvoll auch die meisten Aufsätze dieses ersten Heftes sind, so würden diese „Münchener Jahrbücher“ doch ohne Zweifel ihren Zweck eher und besser erreichen, wenn die theoretischen Aufsätze dieses ersten Heftes in verschiedene andere Hefte vertheilt und dafür mehr aus dem wirklichen, praktischen Kunstleben der Gegenwart gegeben wäre. Selbst da, wo die Aufsätze dieses ersten Heftes Kunstwerke beschreiben, theoretisiren sie zu viel. Es ist dies in mancher Hinsicht nicht zu tabeln, wir meinen aber, daß diese „Jahrbücher“ sich den Kreis ihrer Wirksamkeit bedeutend verengern werden, wenn sie diese Richtung zu streng verfolgen. Denn will man für Kunst wirken, so muß man auch in der Kunst thätig eingreifen sein, nicht eben durchs Machen selbst, aber wol durch das Einwirken auf Die, welche da machen. Die meisten und auch die tüchtigsten Künstler schaffen nun aber von innen heraus nach einem Gesetze, welches in ihnen liegt, nicht nach wissenschaftlicher Erkenntnis; ja, sie weisen diese Erkenntnis meist schroff von sich ab, wohl wissend, daß sie tödtet und ihren Schöpfungen das Unmittelbare, Ursprüngliche nimmt, wodurch ein Kunstwerk vor Allem wirkt. In dieser Hinsicht würden also die „Jahrbücher“ durch eine ausschließliche Verfolgung dieser im ersten Hefte eingeschlagenen Richtung — wenn man uns nämlich zugestehet, daß, um auf und für die Kunst zu wirken, vorzüglich auf die Künstler gewirkt werden muß — ihren Zweck an und für sich verfehlen; sie würden es aber noch mehr in der Weise, wie sie die eingeschlagene wissenschaftliche Richtung verfolgen.

Eine wissenschaftliche, philosophische Erörterung für Jedem, er sei Künstler oder Laie, der nicht streng wissenschaftlich gebildet ist, muß mit der höchsten Einfachheit die höchste logisch richtige Entwicklung und die höchste Klarheit verbinden; und diese Punkte vermischen wir zum Theil in einigen Abhandlungen dieses ersten Heftes.

Der erste Aufsatz des Herausgebers: „Über den gegenwärtigen Zustand der Kunstkritik“, enthält viel Vortreffliches, namentlich über das eigentliche Thema, den gegenwärtigen Zustand der Kritik; weniger befriedigend ist der Rückblick auf die Geschichte der Kunstkritik in Deutschland, ein außerordentlich schönes und reichhaltiges Thema. In diesem Rückblicke sind die frühern und einzelnen Richtungen nicht gehörig gesondert, nicht scharf genug charakterisirt. Namentlich ist die ältere Richtung der deutschen Kunstkritik, die man die materialistische nennen könnte (sie ging hervor aus den Niederländern und Franzosen, de Piles, Laitresse u. s. w., denen sich Dreifio, Hagedorn u. A. eng anschlossen), allzu oberflächlich dargestellt. Ebenso ist die Goethe'sche Richtung und Goethe's und seiner Freunde Einfluß auf Kunst und Kritik (antifiksirende Richtung), die freilich oft überschätzt worden, hier nicht gehörig gewürdigt. Besser schon ist die idealistische Richtung der Schlegel, Tieck und Badenroder erfaßt; am besten die neueste philosophische Richtung, die wol zuerst von Berlin ausging. Da wir diese Richtungen hier so scharf gesondert nebeneinander stellen, mag es uns auch vergnügen zu betonen, daß gerade diese philosophische Richtung der Gegenwart die wenigsten Resultate verspricht, da sie wol weder für die Künstler noch für das Publicum, welche beide zu vermitteln das Amt der Kritik ist, Früchte bringen wird, gerade weil diese Richtung auf das vorhin erwähnte unfruchtbare Theoretisiren führt. Dies ist ein Thema, über das sich viel sagen ließe. Um auf den Aufsatz Marggraff's zurückzukommen, so werde noch erwähnt, daß er über den gegenwärtigen Stand der Kritik sehr Wahres und Vortreffliches sagt. Wohl zu beherzigen ist der Schluß: „Man möge nicht müde werden auf die vereinzelt hervortretenden Anzeichen eines feineren Kunstsinnes hinzuweisen und der Wahrheit zu Liebe veraltete Vorurtheile und eingerissene Irrthümer einem strengen Gerichte zu unterwerfen. Wenn aber Diejenigen, die dazu berufen sind, ein einsichtsvolles und nachdrückliches Wort zu reden, ihre Einsicht und Gelehrsamkeit lieber verborgen halten oder auf Gegenstände früherer Kunstbestrebungen zurückwenden, so ist dies ein Unrecht, welches sie an der Gegenwart des deutschen Kunstlebens und seiner zukünftigen Entwicklung zugleich begehren.“

Am wenigsten sind wir mit dem zweiten Aufsatz des Herausgebers: „Andeutungen zur Lösung streitiger Fragen“, einverstanden. Denn in den drei Abtheilungen desselben: 1) Über Wesen, Zweck und Bestimmung der Kunst wie über die Gesetze künstlerischer Darstellung. 2) Classisch und romantisch. 3) Wer ist dazu befugt, über Kunst zu urtheilen? sind die streitigen Fragen ihrer Lösung um nichts näher gebracht, und grade auf einen Theil dieser Abhandlungen geht der Vorwurf, den wir oben erwähnten, des Mangels nämlich an Klarheit, Einfachheit und logisch richtiger Entwicklung.

Dem dritten, erst angefangenen Aufsatz: „Untersuchungen im Gebiete der Architektur“, von Eduard Wegger, legt die Note der Redaction wol allzu großen Werth bei. Der Verf. eifert gar zu sehr gegen die Lehre von den Säulenordnungen; er sieht aber gegen Windmühlen, denn schon seit geraumer Zeit weiß jeder tüchtigere Architekt, was von diesen Sachen zu halten; man sehe nur die neuern Lehrbücher. Die Säulenbücher braucht jetzt fast nur noch der Handwerker und der sogenannte Architekt, der nur ein Handwerker ist; und für Weide sind sie wenigstens ein Hinderniß, ganz Schlechtes zu machen, es bleibt wenigstens in einer Regel. Was der Verf. über die Charakteristik der Profile vorbringt, ist sehr gut.

Im vierten Artikel: „Julius Schnorr von Karolsfeld und seine neuesten Compositionen“ (vom Herausgeber), sind die Nach-

richten über den Bildungsengang und die neuesten Werke Schnorr's von sehr großem Interesse. Dergleichen ist Nr. 5: „Ein Blick auf Peter v. Cornelius und die Frescomalerien in den Loggien der Pinakothek zu München“ und Nr. 6: „Über das Schwanthaler'sche Standbild des Kurfürsten Max I.“ (beide vom Herausgeber), lesenswerth und interessant. Nicht minder ist es Nr. 7: „Correspondenz aus München“, die nur namentlich in Betracht des Titels: „Münchener Jahrbücher“, sehr mangelhaft und lückenhaft erscheint; grade für diese Rubrik hätten wir größere Ausführlichkeit gewünscht. Hoffentlich werden die folgenden Hefte diesen unsern Wunsch erfüllen.

Schließlich müssen wir noch der zu einem Kunstblatte so unumgänglich notwendigen Abbildungen erwähnen und dankbar anerkennen, daß damit nicht geizig worden. Es befinden sich derselben bei diesem ersten Hefte fünf, wovon die eine zu dem Wegger'schen Aufsatz gehört. Von den andern gibt die eine einen Umriss nach Schnorr's großem Bildnisse: Kaiser Rudolph als Richter; eine andere einen Umriss der Schwanthaler'schen Statue Maximilian I., und zwei sind auf Steine übertragene Durchzeichnungen von Cornelius'schen Handzeichnungen, die eine Michel Angelo, die andere Rafael's Tod darstellend. Besonders reichhaltig und interessant werden, einer Notiz zufolge, die artistischen Beilagen zum zweiten Hefte werden, unter denen sich Umrisse von Cornelius' großer Composition: die Welterschöpfung; eine der schönsten Gruppen aus Kaulbach's Zerstörung Jerusalems und aus der Genelli'schen Zeichnung der Zerstörung Soboms befinden werden, worauf wir im Voraus aufmerksam machen wollen.

Wir schließen diese flüchtige und den Werth der in diesem ersten Hefte dargebotenen Gaben keineswegs erschöpfende Anzeige mit den besten Wünschen für das fernere Gedeihen dieses Unternehmens, dessen segensreicher Einfluß auf die Kunst nicht ausbleiben kann. 12.

#### Unterhaltungsliteratur.

1. Heftandgeschichten von Frau Charles Reybaud. Aus dem Französischen überfetzt von Fanny Larnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 2 Hfte. 18 Gr.

Nach dem Aufsehen, welches der erste Roman der Verf.: „La mère et la fille“, vor nicht gar langer Zeit in Paris machte, waren wir berechtigt, mehr von diesem Erzeugniß zu erwarten. Es fehlt ihm durchaus an Plan und Einheit, die Charaktere stehen alle auf einer Linie und treten nicht vor, das Leben zeigt sich in weithuender, gemüthloser Dürre, und wenn nicht im zweiten Bande die Liebe Tronce's und Sidontens die Erzählung belebte, würde sie sehr langweilig sein, denn vorher ist es unmöglich, sich für irgend eine der Personen zu interessieren; sie sind alle Mittelmäßigkeiten, welche kein künstlerischer Proceß zu Appen erhebt. Zwar schließt das Buch mit einer zu hoffenden guten Ehe und zeigt moralische Kraft, indem die unerträgliche Klottide durch ihre Festigkeit und selbstthätige Gifer sucht grade die Vermittlerin wird, welche diese Verbindung möglich macht. übrigens ist es aber eigentlich als eine Prebigit gegen die Ehe zu betrachten, und selbst diejenige, welche sich durch dasselbe als rother Faden, oder gleichsam als Musterehe hingiebt, ist durchaus nichts als ein kokettes System, den Reiz der Leidenschaft zu verlängern, der denn doch einmal ein Ende hat, sodas man den Punkt voraussieht, wo auch diese ein höchst überflüssiges werden muß. Wenn ein solches Verhältniß aber durch keine heiligere Weihe geabelt wird, so sehen wir im Wesentlichen keinen Unterschied zwischen ihm und einem verbotenen gleicher Qualität, als das, wie Emil Souvestre sagt, das eine zu gegenseitigem Vortheil vor dem Herrn Maire geschlossen ward, das andere nicht. Freilich begräbt die Art, wie man fast alle ehelichen Verbindungen in Frankreich knüpft, dieselben auch völlig zum bloßen contrat civil, indem sie ihnen alles Göttliche raubt, und selbst die moralisch sein sollenden Romane

nach nicht emancipirter französischer Damen, worunter wie die Verf. und die Gay rechnen, finden nichts natürlicher, als daß verheiratete Frauen nicht ihre, sondern anderer Frauen Männer lieben, ja, daß ihr Leben nichts Anderes sei als eine Jagd nach solchen Empfindungen, sowie sie es auch ganz in der Ordnung finden, daß die bedeutendsten Mädchen ohne den geringsten Zwang von Verwandten oder Vormündern heirathen, wie man ist und trinkt, was ihnen vorkommt und was sie haben können, und sich nachher erschrecklich wundern und beklagen, wenn sie unglücklich sind, und alle die sentimentalischen Forderungen, welche sie aufgeben oder an die Ehe machen sollten, hinterher anbringen. Für eine unter solchen Auspicien geschlossene Verbindung kann sich freilich kein Mensch interessieren, und die Liebe, die als Freiweiberin und vogelfreies Princip hier ihr ewigen Kampf wider das Gesetz liegt, wird auf diese Weise zum höhern Naturgesetz, welches das entartete bürgerliche Gesetz oder historische Recht mit Recht bekämpft, weil es so von seinem Quell abgefallen ist, daß es, aller Besenheit entbehrend, nur noch ein Parasitenleben führt. Denn es verhält sich mit dem bürgerlichen Gesetze im umgekehrten Sinne wie mit den Colonien, die erst blühen und selbständig werden, wenn sie vom Mutterlande abfallen; es geht unter, sobald ihm der Geist, der es schuf, völlig ausging.

Noch müssen wir bemerken, daß der Charakter Klotildens, der Träger des ganzen Romans, so unangenehm ist, daß wir ihr, der einzig Handelnden, nur ungern folgen, und daß die anfängliche Katastrophe, welche Bronce an sie schmiedet, so unvorbereitet ist, daß man sie weder von seiner noch von ihrer Seite begreift. Wer uns so etwas gibt, muß aber auch den Muth haben, es zu zeichnen, wie Mérimée in seiner „Double méprise“, oder er muß es wenigstens durch vorhergehende scharfe Darstellung der handelnden Personen begreiflich machen; Beides hat die weibliche Feder unterlassen, und wir werden hier an den geistreichen Ausspruch aus Tieck's Munde erinnert, daß schreibende Frauen ihren Gegenstand gemeinlich ignorirten.

Übrigens zeigt sich die Verf. in mancher feinen Bemerkung, mancher wohlgezielten Einzelheit als scharfsinnige Dame, das reicht aber freilich noch nicht zum Schaffen eines guten Werkes aus. Vorzüglich fehlt dem vorliegenden Gemüth, Poesie, das Ausströmen einer reichen Seele, welches uns immer magnetisch berührt, selbst wo es sich im Stoff vergriff; es fehlt ihm die Frische und Mannichfaltigkeit der Lebensansicht und Lebensbeziehungen des Mannes, und das Dasein fließt so dünn und mager darin hin wie das unberufene Wächlein, welches der Landmann so bezeichnend eine Hungerquelle nennt.

2. Sammlen. Novellen, Erzählungen und Genrebilder von Ferdinand Stolle. Zwei Theile. Leipzig, Weisner. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Lecture für schwache Stunden, die durchaus keinen Anspruch darauf machen kann, zur Literatur zu gehören. Doch ist ein Schwanz: „Die drei Cousinen“, frisch aus dem Leben gegriffen, sehr lustig, aber auch ohne allen künstlerischen Werth. Aus den sogenannten „Genrebildern“, unter denen sich, beiläufig gesagt, sehr viel dummes Zeug findet, citiren wir folgendes witzige Körnchen, gleichsam als Anekdoten:

„Die Schwalbennestrevolution.“

„In einem deutschen Fürstenthume ereignete sich der tragische Fall, daß mehre Schwalben, die in einem Grenzborse ihre Nester bauten, die Baumaterialien aus dem ausländischen Gebiete herübertrugen. Der Gutsherr, ein Patriot, sowie er von der Pachterei erfahr, gab den Befehl, die unversteuerten Nester zu zerstören. Ein böses Beispiel verderbe gute Sitten, hatte er gesagt, denn er wußte für die verwickeltesten Lagen im Leben Sprichwörter. Die gutsherliche Executionsarmee setzte sich sofort gegen die Schwalbennester in Bewegung; die Bauern aber, die wie ihre sämtlichen Kollegen im deutschen Lande die

Schwalbennester an den Häusern für glückliche Omina ertrugen, wollten die Zerstörung nicht zugeben und setzten sich zur Wehre. Der Gutsherr, weil er für solch' außerordentlichen Fall kein Sprichwort wußte, ließ anspannen, fuhr nach der Residenz und schlug Lärm. Sogleich behandelte die deutsche Presse die kleine Revolution mit der ihr eigenthümlichen Delicatesse; aber im pariser „Temps“ las ich sie bereits mit Kanonen. In das rebellische Dorf rückten Dragoner und verblieben daselbst, bis die Schwalben in die Winterquartiere zogen.“

3. Die Belagerung von Glücksstadt. Romantisches Geemälde von Heinrich Smidt. Drei Theile. Altona, Auc. 1838. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Wir haben uns schon früher über die angenehme Lecture ausgesprochen, welche uns Hr. Smidt's eigne Erlebnisse gewährten, seinen Erfindungen aber können wir keinen Platz in der Literatur zugestehen. Doch ist hier vielleicht gegen frühere Erzeugnisse ein Fortschritt bemerkbar. Der Roman spielt im J. 1813 und, wiewol zu Schiff, doch eigentlich auf der Elbe. Gewöhnlichen Leihbibliotheken mag er willkommen sein.

4. Elba und Waterloo. Ein historischer Roman von Ferdinand Stolle. (Fortsetzung von „1813“ von demselben Verfasser.) Drei Bände. Leipzig, Weisner. 1838. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

In demselben Geiste geschrieben wie das Buch, dessen Fortsetzung es ist, und weder Roman noch Geschichte. Der Verf. sagt zwar in seinem Vorworte, seine Hauptabsicht sei gewesen, die Heldengestalt Napoleon's herauszutreten zu lassen, und der Roman sei nur ein Nebenwerk; indes ist dies keine Entschuldigung für ein ganz verfehltes Beginnen. Napoleon's Gestalt steht uns noch zu nah, sie zum Helben eines Dramas oder sonstigen poetischen Kunstwerks zu gebrauchen, und wird dazu vielleicht nie zu benutzen sein, weil wir so viel von ihm haben und wissen, daß die Wirklichkeit die Erfindung ewig überflügeln muß. Da diese Wirklichkeit aber immer über die Grenzen eines Kunstwerks hinausgreift, so kann der Gegenstand erst einer künstlerischen Behandlung fähig werden, wenn sie in mythischer Ferne vergessen ist. Das Buch will nun zwar auch kein Roman von Napoleon und den Rittern seiner Tafelrunde sein, sondern eine Geschichte des Kaisers mit einem Romänchen am Schlepptau, welches auf jedem Blatt hinter einem Schwanz von Zeitungsberichten, Reden des Kaisers, der Generale und Staatskörperchaften, Briefen, Proclamationen u. s. w. untergeht. Wir brauchen nicht erst auf das völlig Unpassende einer solchen Zusammenstellung aufmerksam zu machen. Die Geschichte der Welttragödie liest man lieber in der Geschichte, oder in der unmittelbaren Darstellung der Mithandelnden, und es ist unersäglich, kleine bürgerliche Liebesabenteuer nebenher laufen zu sehen. „Stoff, Stoff! schreit die ganze Welt“, sagt Immermann in seinem geistreichen „Münchhausen“; hier ist Stoff die Fülle, ganz Europa hat sich auf die Beine machen müssen, ihn herbeizuschaffen, aber nur kein künstlerischer, oder wenigstens ist dieser roh geblieben, wie ihn der Verf. überkommen. Manches Einzelne ist jedoch nicht übel, aber ein gewisser cavalierreux Ton, der wider Sitte der großen wie der kleinen Welt anstößt und immer Recht zu haben meint, selbst wenn er das Unpassendste schildert, findet sich hier wie in dem frühern Product. So nennt ein junger Franzose von guter Erziehung ein Fräulein aus den ersten Ständen, in das er sich auf einem Privatballe verliebt, im ersten Tanz in ganz gewöhnlicher Conversation und ohne vorhergegangene Erklärung, „mein Engel“, in Frankreich vollends etwas ganz Unmögliches, und dergleichen mehr. Die Lieblinge sind alle in Rosa, die Gehästen in Schwarz gezeichnet; Pauline Borghese, die schon in „1813“ ein Engel war, leßt einen ganzen Morgen den Lasso, was ihr gewiß nie geschehen, und die Details von Talleyrand's Toilette gehen ins Rote.

# Blätter

für

## Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 365.

31. December 1838.

### Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838.

#### Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 364.)

55. Jugendklänge. Dichterische Versuche von Johann Joseph Müller. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1838. 8. 16 Gr.

Gewöhnlich nimmt man Jugendklänge mit einem übeln Vorurtheil zur Hand; die hier erkbennenden sind jedoch vollkommen geeignet, ein übles zu vernichten. Den Freunden, die der junge, beschriebene Sängler am Fuße des herrlichen Rigi, an den Ufern des blauen Seees und in der Fremde deutscher Hochschulen kennen lernte und deren Theilnahme ihn ermunterte und belohnte, haben wir es zu verdanken, daß er, seine Schüchternheit überwindend, sie vor einem größern Publicum erklingen ließ. In seiner Bescheidenheit glaubte er indessen noch eines andern Fürsprechers zu bedürfen; er bat Hrn. Dr. Henne zu St.-Gallen (den geschätzten Verf. der Sage von Divico) um ein Vorwort, unter dessen Ägide sich stellend, er sich dem vielsköpfigen Ungeheuer zeigen wollte. Seinen Wunsch erfüllend, gibt nun Hr. Henne hier auch ein Vorwort, das hin und wieder ein prologus galeatus genannt zu werden verdient. Es spricht sich kräftig und wahr über die politische und literarische Situation des heutigen Schweizervolks aus und theilt auch ausländischen Kritikern und Dichtern manchen Hieb mit, der, um in der Sprache der deutschen Musesöhne zu reden, sitzt. Am Schluß desselben fällt er folgendes Urtheil über unsern Jugendsänger: „Herrn Müller's Poesie betritt freilich keine neue Bahn, noch will sie Epoche machen; ich hätte in Sprache und Reimung bedeutend mehr Strenge, Sichtung und Correctheit gewünscht und einzelne Stücke vielleicht weggelassen; indessen urtheilt der Dichter in einer Sabe an seine Genossen und Freunde darin anders als der Kritiker; jedenfalls ist er aber völlig eigenthümlich in der Richtung. Jeder wird in ihr, obwol kirchlich (man sehe „Das liebende Paar“ und den „Mönch“) wie politisch (sein Sehnen nach einem Eidgenossenbunde, sein Athmen nach Freiheit, Gleichheit und Volksglück) durch und durch freisinnig, ein so lauterer, christliches, pißes Wesen entdecken, ohne einen unreinen Hauch, ja ohne einen Schein von Zweideutigkeit; ein so kindlich frommes Glauben, dem der Zweifel fremd ist; ein solches Leben und Weben in den Ideen: Gott, Vaterland, Freiheit, Familie (die „Raiblüten“ sind, während der letzte Bogen gedruckt wurde, ein Raikranz geworden auf dem Grabhügel der trefflichen Mutter des jungen Dichters), daß es Jedem, der guten Willens ist, lieb und heimelig erscheinen muß. Außerdem hat er in manchem, z. B. in den „Rigibildern“, den eignen, localwahren Ton getroffen wie sogar wenige Schweizerdichter. So lange wir so wenig neue Schriften erscheinen sehen, welche grade die heiligsten Gefühle des Menschenherzens sorgsam schonen und pflegen und das Impermativ einer geläuterten Pietät an der Stirn tragen, sind solche wie die vorliegende, so halte wenigstens ich dafür, nicht unter die überflüssigen zu zählen.“ Diese Ansicht, wenn auch mit einigen

Modifikationen, theilen wir ganz mit dem wackern Vorredner, indem wir bemerken, daß wir uns mit einigen Eigenthümlichkeiten der Rechtschreibung und manchen ungewöhnlichen Wortbildungen unmöglich befreundeten konnten; so ist, z. B., „aufgewunten“ ein häßliches Bauwort; „angebetene“, statt angebetete, und „sprech“, statt sprich, ohrenquälend und falsch. Wie leicht und gern übersieht man aber solche kleine Flecken und Disharmonien in Liedern, denen man als Motto eine Strophe aus dem ersten Gedichte vorsetzen könnte, die also lautet:

Freundschaft, reine Liebe, Tugend!  
 Hin, auf eueren Altar  
 Leg' ich meine Laute dar.  
 Götteste Genien der Jugend!  
 Würd'ge Dpfer euch zu weihen,  
 Soll mein höchstes Ringen sein —

oder bei den Gedichten, die bei aller Herbe, die sie hier und da haben mögen, doch der Frische und des Diamantenthums jugendlicher Empfindung nirgend entbehren, die in ihren Naturschilderungen überall die helvetische Localfarbe zeigen, aus denen das Schweizerheimweh uns ebenso anspricht wie die Apostrophen an die Freiheit, mag diese auch unter den jetzigen Conjunctionen ein Schattenbild sein, das nur noch gespenstisch in den Alpen umherstreicht. Der Inhalt der Sammlung ist siebenfach rubricirt: 1) Vermischte Gedichte. 2) Raiblüten. 3) Vaterländische Gedichte. 4) Rigibilder. 5) Christliche Sonette. 6) Sinngebichte und Denkprüche, und 7) Gedichte in schweizer Mundart; Anmerkungen gibt der Anhang. Am ansprechendsten haben wir die Nummern der dritten Rubrik gefunden. Man sehe z. B. „Weibe“ (S. 67) und „Mein Vaterland“ (S. 63), „Mein Heimweg“ (S. 103), „Das Alpenhorn“ (S. 116), „Die Raiblüten“ (S. 125). Als gedankenreich stellt sich das kleine Stück heraus: „Wer ist frei?“ (S. 71). Insbesondere empfehlen wir als originell: „Der Pilatus und die Rigi“ (die Bewohner der innern Schweiz nämlich sagen nicht wie die Franzosen der Rigi, sondern die Rigi). Der Umstand, daß der Pilatus mit seinen schroffen, kräftigen Felsen umrissen und die Rigi mit ihren sanften, grüneschmückten Abhängen einander an den Ufern des Vierwaldstättersees so freundlich gegenüberstehen, veranlaßte und erklärt dieses Gedicht, welches wir gern hier mittheilten, wenn wir nicht mit dem Raume in d. Bl. geizen müßten.

56. Das Kreuz in der Mark von Karl Seidel. Berlin. Plahn'sche Buchh. 1838. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Wer hören will von fernem Selbentagen,  
 Von Kampf und Sieg in grauem Höllekreit,  
 Von seltner Thaten mächtig kühnem Wagen,  
 Zu Gottes Preis vollführt in Freudigkeit:  
 Der folge, bis ins Wunderreich der Sagen,  
 Doch willig hier zu nachtumgrauer Zeit;  
 Ein finst'rer Schiler soll sich endlich lichten,  
 Der lang' verhält die herrlichsten Gesichten.

Mit dieser Strophe beginnt ein Werk, welches, wenn uns

fre Zeit sonst noch dem Epos hold wäre, nicht, wie es hier geschieht, in hundert in mannichfachen metrischen Formen sich bewegenden Balladen, Romanzen und Liedern abgefaßt, sondern wahrscheinlich in der Sechsfüßlerform des Heldengebichts aufgetreten wäre. Der „Kampf und Sieg“ betrifft das Kreuz Christi, welches im 8., 9. und 10. Jahrhunderte von der Hand christlicher Fürsten und Bischöfe unter Gefahren und Mühen in der Mark aufgepflanzt, von den Wenden, Wilzen und Obotriten in blindzäher Anhänglichkeit an ihre Triglave, Swantewits und Rabegasts immer wieder niedergegriffen wurde. Den „finstern Schleier“, der die herrlichsten Geschichten lange verschälte, zu lichten, ist sonst weniger die Sache des Dichters als des Historikers, und wir gestehen offen, der Verf. dieser Romanzen und Lieder zeigt sich in den „Historischen Beigaben“ am Ende des Buchs als ein tüchtiger Geschichtsforscher, den Klio höher geweiht und zu ihrem Liebling erkoren zu haben scheint als die oft gar spröde Polyhymnia. Überhaupt hat es seine Schwierigkeit, die Geschichte in lyrischen Klängen darzustellen, und der Verf. hat seine Aufgabe besser gelöst, als wir vermuten durften. Über die Art und Weise, wie er seinen Stoff hier behandelt, sagt er selbst in den historischen Nachweisen am Schluß des Buchs: „Für ein Epos war die Schilderung eines Kampfes nicht geeignet, der auch in seiner engern Begrenzung, von Heinrich dem Finkler bis zu Albrecht dem Bären, fast ununterbrochen Jahrhunderte gewährt hat; nur einzelne Bilder konnten daraus dergestalt entnommen werden, daß die gesammte Heldengeit nach allen ihren geistigen Interessen darin zur Anschauung kam; besonders mußte das Fortschreiten der Begebenheiten sowie der Zeit überhaupt, bis zu dem bedeutsamen Wendepunkte, wo schon christliche und heidnische Wilzen selbst blutig miteinander kämpften, und später bis zum endlichen geistigen Siege der Lehre Jesu möglichst lebendig hervortreten.“ Der nothwendig erfolgenden Monotonie in der bloßen Schilderung von Schlachtszenen und Barbarenkämpfen beugt er vor durch die Darstellung mehrerer anziehender Persönlichkeiten, wie z. B. des Markgrafen Gero (vergl. „Der Schwur“, S. 133, und „Der steinerne Mann“, S. 234), Mikrowo's, Gottschalk's und Albrecht's des Bären (s. z. B. „Der Pilgrim“, S. 315); ferner durch die Schilderung der Denkweise und Sitten der heidnischen Völker, die damals die Marken bewohnten, sowie mannichfacher Lebensbilder, religiöser Feste und eigenthümlicher Gebräuche. Hier vergleiche man das höchst charakteristische wendische Siegeslied: „Waldstimmen“ (S. 10), „Wendisches Spottlied“ (S. 126); dem eben genannten ähnlich; „Wendische Todtenklage“ (S. 153); noch ausgezeichnetes das wendische Siegeslied (S. 190): „Waldgebetniß“, das wir nicht unterlassen können hier mitzutheilen:

Es rauscht ein großes Flüstern  
Wol durch den grünen Wald,  
Die Bäume horchen lustern  
Ringsum dem frohen Flüstern,  
Das weithin leis verhält.

Was rauscht dort in den Zweigen?  
Du heitre Birke, sprich;  
Die höchsten Bäume neigen  
Sich traut den nächsten Zweigen  
Und plaudern wohniglich.

Die Bude spricht zur Linde  
Dort so geheimnißvoll;  
Des Ephen's Halangewinde  
Raukt auf und fragt die Linde:  
Was sich begeben soll?

Vom nächsten Ephenbaume  
Bernimmt's der Haselkrauch;  
Erwacht aus holdem Traume  
Hört gleich vom Ephenbaume  
Der Rosenborn es auch.

Die lustige Geschichte  
Lauft eilig: husch! husch! husch!  
Jetzt hat die hohe Fichte  
Die lustige Geschichte  
Vom Nachbar Erlebnis.

Dort einzeln stehn drei Tannen  
So still und düster noch;  
Jetzt lauschen sie; von wannen,  
So fragen die drei Tannen,  
Kommt froh die Kunde doch?

Vom Siegesfeld an der Elbe,  
Spricht Dorabusch nach Begehr:  
Rauscht leis, so höhnst derselbe:  
Dort bräben an der Elbe  
Da schäfst das Christenheer!

Ganz schäktern thut Gelsipel  
Zulezt im tiefsten Hala;  
Hier sagt's die heil'ge Mikpel  
Mit schäkternem Gelsipel  
Der Götter frohem Reitha.

Zu diesen eingestreuten Wendenliedern, die eine bestimmte Färbung des Volks an sich tragen, sind noch zu zählen das „Reiterlied“ (S. 231), der „Zauberfang“ (S. 268): „Krebslein komm“ u. s. w., und „Gebet der Wenden zu ihren Göttern“ (S. 289). Das innere und äußere Treiben dieses Volks ist überhaupt mehr herausgehoben als das der Sachsen, denen kein Geschichtschreiber gefehlt hat und die folglich bekannter sind. Besonders beachtenswerth möchte unter den einzelnen Nummern noch das „Hochfest“ (S. 252) sein, ein in drastischer Lebendigkeit dargestellter Wort- und Liederwechsel zwischen Bischof Otto von Bamberg und den wiederum vom wahren Glauben abgefallenen Pomernern. Es läßt sich nicht verkennen, daß überall von amore gearbeitet ist, sowie sich dies Buch auch durch sein Äußeres empfiehlt. Das Titelblatt ist geziert mit der Abbildung der ältesten märkischen Kirche auf dem Marienberg bei Brandenburg, an der man einen mehrfach verschobenen Baustyl unterscheidet und in deren Grundformen Büchling eine nicht unbedeutende Ähnlichkeit mit der Sophienkirche in Konstantinopel erkennen will. Sie ist hier abgebildet, weil sie zu betrachten ist als der bedeutsame Mittelpunkt des großen Völkerkampfes sowie der hier ihn abspiegelnden Dichtungen. Um diese Kirche hat der Künstler (Rauch) einen Säulenbogen gezeichnet, auf welchem dem christlichen Lamme der heidnische Wolf der Wilzen oder Wenden drohend entgegensteht; unten prangen als Fahnenzeichen der streitenden Völker das Kreuz und das dreigestaltete Haupt des Triglav; oben aber schwebt über dem Lamme die heilige Friedenstaube himmelan, während ein kriegerischer Adl grimmig zur Erde herabstiert. Es ist der Adler vom Haupte des Gottes Rabegast, ein allen Slawen bedeutsamer Vogel, von dem Rußland den gelben, Polen den weißen Adler als Wappenthier entlehnt haben sollen, und von welchem auch Buchholz („Brandenburgische Geschichte“, Thl. 1, S. 230) den rothen brandenburgischen Adler herleiten will, nachdem schon der Chronist Engelz angemerkt hat, daß dessen Farbe vielleicht auf die Blutströme hindeute, welche die Besiegung der Wenden gekostet hat. Aus diesem also an die angestammte deutsche Tapferkeit gemahnenden Merkzeichen ist später ein schwarzer Königsaar hervorgegangen, mit schirmend ausgebreiteten Flügeln, und lange Geschlechtsreihen haben bereits ihr Glück und Friedensheil freudig hergeleitet von dessen sinnvoller Unterschrift: Sub umbra alarum tuarum; der große Friedrich aber hat denselben hoch an das Gemüthe seines neuen Pracht-schlosses bei Potsdam gesetzt, mit Löhnen, bis zur Sonne emporstrebenden Fittichen — wie die letzte dieser Dichtungen (S. 346) ihn schildert — und mit der prophetischen Umschrift: „Nec soli cedit!“ \*)

100.

\*) Ein vierter Artikel folgt im Februar.

## Literarische Notizen aus Schweden.

Nachdem im vergangenen Jahre der Freiherr von E. J. Boye als Mitglied des Ausschusses, dem der König 1835 den Auftrag gab, die Gesetzesvorschläge der Reichsstände von 1834 zu prüfen, den Plan zu einem Tableau herausgegeben, zeigend die wesentlichen Verschiedenheiten, welche zwischen den jetzt geltenden Civilgesetzen und den Bestimmungen in dem Entwurfe zu einem neuen Civilgesetzbuche, sowie dem Theile davon, welcher die Titel von Ehefachen und von Erbschaften umfaßt, obwalten, hat das Publicum nicht allein ein solches Tableau über den Titel des Gesetzbuches, welches vom Grund und Boden handelt, von demselben Verf. erhalten, sondern auch vom Provinzialrichter (Lagmann) Cassel zwei Hefte, enthaltend das erste: „Tableau der wesentlichen Verschiedenheit zwischen dem Vorschlag des Gesetzausschusses zu einem allgemeinen Civilgesetze und den jetzt geltenden Gesetzen von Ehefachen und Erbschaften“, und das zweite: „Tableau über den Titel des Gesetzes vom Grund und Boden“. Die Ursachen, warum doppelte Tableaux über dieselben Abtheilungen des Gesetzbuches gemacht worden, wird im Vorworte des Provinzialrichters Cassel zum Tableau der Gesetztitel über Ehe- und Erbschaftsachen dahin angegeben, daß der Ausschuss, um dem Auftrage des Königs zu entsprechen, gleich anfangs die sechs \*) ersten Titel des Civilgesetzbuches unter sich vertheilt hätte. Bei dieser Vertheilung waren die Gesetzauftheilungen vom Grund und Boden und von Handelsachen dem erwähnten Cassel zugefallen, welcher im Anfange des Jahres 1837 sein Tableau darüber vollendete, aber dessen Beitrag nachher durch eine besondere Veranlassung vermehrt wurde. Der Freiherr v. Boye, der es übernommen, die Titel von Ehefachen und Erbschaften zu bearbeiten, und der diese Arbeit schon in Druck herausgegeben hatte, war nämlich bei der Berathschlagung des Gesetzausschusses in Betreff der bei der Ausarbeitung des Tableaus zu befolgenden Methode der Meinung gewesen, daß die Ordnung für die Eintheilung der Materien dieselbe wie im Gesetzbuche von 1734 sein müßte, wogegen die Mehrheit der Mitglieder die Ansicht hatte, daß das Tableau, um den von den Ständen des Reichs angegebenen Zweck, ein leicht zugänglicher Leitfaden für künftige Ständeversammlungen bei ihrer Beurtheilung der Gesetzesvorschläge zu sein, zu erfüllen, nothwendig die Ordnung, worin die Materien in den Gesetzesvorschlägen eingetheilt und behandelt worden, befolgen müßte. „Da nun die Einheit und der Zusammenhang des Ganzen“, heißt es ferner in der Vorrede, „es ebenso nothwendig erfordern, daß die besondern Theile nach einem und demselben Plane ausgearbeitet werden, so blieb kein anderer Ausweg übrig, als ein neues Tableau über die Abtheilungen von Ehefachen und von Erbschaften in Übereinstimmung mit der Ansicht der Mehrheit auszuarbeiten.“

Im Jahre 1837 erschien bei Hdrberg in Stockholm der 22. Theil der bekannten trefflichen Urkundensammlung, welche den Titel führt: „Handlingar rörande Skandinaviens Historia“. In diesem Theile kommt ein Tagebuch vor, geführt bei dem 1650 in Stockholm gehaltenen Reichstage von dem Abgeordneten der Superintendentia von Mariestadt, Jonas Petri, Pastor zu Hestle. Es ist abgedruckt nach einem in der Bibliothek zu Stokholms befindlichen Originale und begleitet von mehren

\*) Eine Abtheilung, ein Abschnitt, ein Capitel, ein Titel im schwedischen Gesetzbuche heißt von uralten Zeiten Ball, von den ehemaligen holländern Tafeln so genannt, worauf die Gesetze geschrieben waren, und die, zusammengelegt, einem in kurze Enden geschnittenen birknen Balken gleich saßen. Das noch geltende schwedische Gesetzbuch hat neun dergleichen Abtheilungen oder Titel in folgender Ordnung: 1) Von Ehefachen; 2) Von Erbschaften; 3) Vom Grund und Boden; 4) Vom Bauwesen; 5) Von Standesachen; 6) Von Verbrechen; 7) Von Strafen; 8) Vom Executionswesen; 9) Vom Proceß.

vorher nicht gedruckten Urkunden, denselben Reichstag betreffend. Umständlicher und reichhaltiger als irgend eine andere Urkunde von derselben Zeit, gibt dieses Tagebuch einen klaren Begriff von der Beschaffenheit der damaligen Reichstagsverhandlungen, eine deutliche Übersicht der Streitfragen und ein lebendiges Bild der herrschenden Gemüthsstimmung. Es ist bekannt, daß dieser merkwürdige Reichstag begann und fortging unter einer Führung der Gemüther, welche drohte in offenen Aufruhr auszuarten. „Taedet commemorare minas, calumnias, et scripta famosa, aliaque probra, quae hisce temporibus Holmiae sunt, non citra Dei et proximi offensam, temere et procciter dispersa; eheu tempora ingruunt calamitosa, o si respicerent singuli antequam exuberaverit iniquitatum mensura, et in ira visitaverit dominus“ ist die kurze Schilderung, welche ein anderer gleichzeitiger Tagebuchverfasser, M. S. Guthräus, über den damaligen Zustand macht. Quelle der zu jener Zeit herrschenden Unzufriedenheit war der Übermuth des mächtigen, in jeder Weise bevorrechteten Adels, der die übrigen Stände, namentlich den Bauernstand, grausam unterdrückte. Der Adel war damals durch die unweise Freigebigkeit der Königin Christina in den Besitz der meisten Kronländer gekommen und die übrigen Stände mußten fast alle Lasten des Staates tragen.

Ein Gewinn für den Unterricht in der lateinischen Sprache ist die schon seit 1835 erschienene „Lateinische Sprachlehre für Schulen und Gymnasien“ von G. A. Carlsson. Sie ist nach den neuesten und besten in Deutschland erschienenen lateinischen Grammatiken von Bröder, Ramshorn, Zumpt und besonders nach der von Geiß umgearbeiteten dritten Auflage von Krebs' lateinischer Schulgrammatik ausgearbeitet; auch enthält das Buch eigentlich nichts Neues; aber die Behandlungsweise ist insofern selbständig, als die Spuren seiner Vorgänger nur höchst selten sichtbar sind. Der Verf. hat sich blos neuere grammatische Grundsätze und Ansichten von ihnen angeeignet, aber übrigens dem Ganzen eine Form nach seinem Sinne gegeben. Kürze, Deutlichkeit und systematische Ordnung der Darstellung zeichnen diese Grammatik vortheilhaft aus. Alles ist darin für die Sache gethan, und für sie nur das Nothwendige. Grade dies gibt ihr einen Vorzug vor den meisten Schulgrammatiken, insonderheit vor fast allen denen, die in Deutschland im Gebrauche sind.

Im letzt vergangenen Jahre erschien bei Högström in Stockholm folgendes verdienstvolle Werk: „Summan af Bibeln, i utdrag“ ic. von Fr. Otto Söderlund. Der erste Theil enthält die Geschichte des Alten und Neuen Testaments, der zweite 1) „Biblische Andacht in heiligen Gesängen, Gebeten und Betrachtungen“; 2) „Biblische Glaubens- und Sittenlehre“; 3) „Biblische Lebensansichten und Weisheitsregeln“. Das Buch kann drei wesentliche geistige Bedürfnisse erfüllen: 1) das einer Concordanz für Theologen und Prediger; 2) das eines Buchs zum Vorlesen bei den Betstunden in Schul- und Unterrichtsanstalten; 3) das eines häuslichen Andachtsbuchs. Dem ersten dieser Bedürfnisse entspricht es, weil man darin die Beweismittel sowohl für dogmatisch-moralische als auch homiletische Zwecke leicht finden kann. Das zweite Bedürfnis kann vom Buche gut erfüllt werden, weil es ein zusammenhängendes Ganze bildet, worin Alles, was in der Bibel von allgemein menschlicher Bedeutung vorkommt, geordnet und in Noten erklärt wird, aber alles rein Jüdische ausgeschlossen ist. Endlich eignet sich dieses Werk auch ganz vorzüglich zu einem häuslichen Andachtsbuche, denn es enthält mehr als die meisten gewöhnlichen Andachtsbücher und gibt es in einem bessern Zusammenhange.

In Stockholm sind 1838 folgende beide Schriften erschienen: 1) „Jahresbericht von den Arbeiten der schwedischen Gesellschaft der Ärzte“, herausgegeben von dem Secretair der Gesellschaft G. U. Sonden, und 2) „Neue Abhandlungen der schwedischen Gesellschaft der Ärzte“, zweiter Band. Beide enthalten Vieles, vielleicht auch Neues, namentlich über die Arzneimittellehre, was für die Arzneikunde von Wichtigkeit sein

dürfte. Sowol die Allopathen als auch die Homöopathen werden wol darin etwas für sich finden, welches zu suchen ihnen überlassen bleibt, wenn sie Schwabisch verstehen. Nur folgende Stelle mag hier angeführt werden: „Die physiologischen Wirkungen des Magnetismus haben sich bei mehreren zu Upsala in dem physikalischen Cabinet angeestellten Versuchen ganz nichtig gezeigt, insofern die Magnete sonst bis zu der gleichen Temperatur mit dem menschlichen Körper erwärmt waren. Die letzten Versuche wurden von den Doctoren der Heilkunde Bistrand und Liedbeck angestellt. Ein Magnet, der ein Stück Eisen von hundert Pfund an sich zog, hatte gar keine merkliche Wirkung, er mochte stundenlang mit dem einen oder dem andern Pole, oder mit beiden auf der Magenrube oder vor der Stirn mit der Haut in Berührung gehalten werden.“ „Die Wirkung des animalen Magnetismus ist gewiß in dieser Hinsicht weniger zweifelhaft, denn man hat bei ihm nicht so wie bei dem künstlichen Magnete die eigne Wirkung der Kälte und die wärmeleitende Kraft des Eisens mit der des Magnetismus verwechselt.“ „In den letztern Zeiten haben unter Anderm die deutschen Wassercuren (in Schlesien u. a. a. D.) mehr als je gezeigt, daß das am Allgemeinen auf der Erde vorkommende Agens, das wärmeleitende Wasser, auch in medizinischer Hinsicht größere Anwendbarkeit hat, als man ihm sonst zutraute. Einem Universalmittel kommt das Wasser in dieser Hinsicht vielleicht am nächsten, ohne doch ein solches zu sein, wiewol einseitige Wasserdoctoren dieses mächtige Naturmittel dazu erhoben wissen wollen. Aber von diesem großen Mittel für Natur und Kunst hören wir nunmehr nichts im Norden, obgleich es hier mehr als anderswo zur Reaction gegen die Strenge des Klimas an seinem Plage wäre. Finnen und Russen scheinen die Einzigen zu sein, welche es noch in dieser Hinsicht verstehen, die nordische Natur in ihren Extremen nachzuahmen.“

Die unrühmigen Auftritte, die in den Monaten August und September dieses Jahres in Stockholm vorkamen, haben eine Flut von Zeitungsartikeln und Broschüren hervorgerufen, von denen folgende nennenswerth sind: 1) „Blicke auf die politischen Streitigkeiten der Zeit und auf die schwedische Zeitungs-Literatur“; 2) „Antwort des Assessor Crusenstolpe an das königliche Svea Hofgericht vom 12. Juni“ ic.; 3) „Reflexionen über des Herrn Assessor M. J. v. Crusenstolpe Majestätsverbrechen, Verdicts Hof und Jury“ ic.; 4) „Stellungen und Verhältnisse nach dem 19. Juni 1838“ von G. Swederus; 5) „Die Begebenheiten des Tages“, beurtheilt von einem Landmann“; 6) „Eenschriften an den königlichen Secretair, Herrn Lars Hjerta, von G. Swederus“; 7) „Ein Wort nach dem Sturme“; 8) das „Literaturblatt“ von C. S. Geijer, Nr. 8. Der wegen Verstoßen zur Festungsstrafe verurtheilte Assessor v. Crusenstolpe, den viele seiner Anhänger und Freunde einen Märtyrer der Wahrheit nennen, und dessen Urtheil Anlaß oder wenigstens Vorwand zu den leztgen in Stockholm vorgefallenen Unruhen gab, ist als Journalist bald als Aristokrat, bald als Absolutist, bald als Demokrat aufgetreten und hat demnach keinen entschiedenen Charakter gezeigt und keine festen Grundsätze bewiesen. So lange er im Solde des Ministeriums stand und dessen Interesse vertheidigte, überhäufte er die Mächtigen mit den geschmacklosesten Schmeicheleien, nachher mit den gröbsten Schmähungen. Mit einem Worte, er hat oft die Farbe gewechselt und sich als ein Chamäleon gezeigt. 60.

### M a n c h e r l e i .

Wer ist vollkommen glücklich auf Erden? Der alle Weine schmachtet findet, alle Weiber schön, alle Musik vortrefflich, alle Gesellschaft unterhaltend, alle Wohnungen angenehm, alle

Menschen gut, alle Gegenden malerisch, alle Regierungen weise, alle Systeme bewundernswürdig, alle Predigten erbaulich, alle Bücher inhaltschwer oder vergnüglich, alle Geschäfte anziehend, alle Spiele zerstreuet, alle Einkünfte hinreichend, alle Sitten bequem, sich selbst aber stets gesund und in allen Gedanken ohne Tadel.

Könnte nur Jemand die drei ersten Dinge, Wein, Weiber und Gesang, nach Luther's Vorschrift stets lieben! Hat er aber reizbare Zunge, so gibt es schlechte Weinjahre, oder mischende Weinhändler; hat er viel Affect im Kopfe, so trifft er selten schöne Weiber; kennt und schätzt er den Gesang, so beleidigen ihn Aristone, werden zubringlich und ruhestörend, in der Nacht, an der Tafel, in der schönen Natur, im Concert der Liebhaber, dem jedoch am leichtesten zu entfliehen ist.

Nun aber weiter. Gesellschaften sind ein abgestandenes Wesen, in dem weniger Freude austauscht als Langweile, und ein Bemühen, die Zeit zu tödten. Zöglinge guter Gesellschaft hassen die häufigere schlechte, der Geist kann sich nicht immer Neugier geben, und das Herz schweigt lieber als es spricht. Darum gedeiht Unterhaltung nur unter seltenen Voraussetzungen und Verhältnissen; Jugend paßt nicht zum Alter, und beide für sich ohne Mischung verfallen ins sanftlos Lärrende oder in niederdrückende Stille. Spiel zerstreut, aber wie lange ohne Leidenschaft? Diese aber bringt mehr Verdruß als Genuß. Annehmlichkeit der Wohnung ist abhängig von Familienbedürfnissen; die bürgerliche Baukunst in Stadt und Land sorgt selten für das Behagliche und Erheiternde, oft fehlt Sonne, oft der Raum; in den Palästen herrscht Dürre, in den Hütten ärmliche Beschränkung. Und dennoch ist Wohlsein im Hause besser als jedes außer demselben.

Sind die Menschen alle gut? Viel ist darüber zu klagen, wenig zu loben, und im Ganzen zeigt sich das Menschengeschlecht als eine mit bösen Eigenschaften stark versehene Gattung von Geschöpfen. Lange ist vergeblich gerufen, „besser zu werden, damit es besser sei“, und der Beobachter gewahrt Kleinliches und Verächtliches in Fülle, weil er muß. Schön erneut sich die Natur in jedem Frühlinge; aber wer gewahrt es auf einer Sandfläche oder Haide, an die ihn sein Lebensschicksal bannt? Ob Regierungen weise sind und es sein können, steht im Zweifel; aber daß ihre Maßregeln ebenso oft ärgern, als wohlthun, ist gewiß. In Systemen wird meistens die Thorheit gegliedert wie in Predigten die Plattheit. Bücher haben das Beste, was der menschliche Geist hervorbrachte, doch nicht alle; und wer das Beste kennt, sieht sich von einer Flut des Schlechten umdrängt und geängstigt. Geschäfte ermüden durch ihr Eimerlei, Einkünfte sind mit seltenen Ausnahmen stets kleiner als die Wünsche des Gebrauchs, die Sitten sind abgeschmact und beschränkt die natürliche Lebensfreiheit. Gesundheit schätzt Jeder am meisten, sobald er sie verliert, und eine volle Zufriedenheit mit sich selbst gewinnt wol nur der eifrigste oder thörichtste unserer Brüder.

In Summa: es gibt kein volles Glück auf Erden, und Niemand hat nur einen Theil davon, als wer keines sucht. Dieser Satz wird mit der Genügsamkeit ausgesprochen, die selbst nur ein Kind der Unwissenheit oder des Aufgebens von Forderungen sein kann. Gegen sie möchte Mancher — gewiß nicht zur Beförderung seines Glücks — mit Scherzreden in Wieland's „Oberon“ meinen: „Dahin kommen wir noch immer früh genug!“

Weise zu werden erfordert es nichts als Zeit. Nur daß auch wieder die Zeit alle menschliche Weisheit zu Schanden macht, und die weiseste Weisheit einsieht, wie wenig, ja wie nichts sie ist sammt der ganzen Zeitlichkeit. 7.

Das Register zum Jahrgang 1838 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert werden.

- Englische Urtheil über Jakob Grimm's „Deutsche Etymologie“. — Notizen aus Dänemark.
- Nr. 350. Walter Scott's Memoiren. Sechster und letzter Theil. — Kritikerliteratur. (1. Der Despot in Paris. Herausgegeben vom Herausgeber des Deutschen Studenten. Zwei Bändchen. 2. Reisebilder aus Oberitalien von Heinrich Hermanns. 3. Bunte Bilder aus Italien gesammelt von Eduard Wehrmann. 4. Klein Spaziergang durch Hamburg. Pöbelgeschichtliche Geschehnisse von Fr. Ullmann. 5. Studien und Reisebilder eines phantastischen Mediciners. Herausgegeben von August Kornfeger.) — Nachricht.
351. Walter Scott's Memoiren. Sechster und letzter Artikel. (Fortsetzung.) — Kritikerliteratur. (Beschluß.) — Kritik.
352. Walter Scott's Memoiren. Sechster und letzter Artikel. (Beschluß.) — Shakspere's Mädchen und Frauen von P. Heine. — Romanliteratur. (1. Moral. Historischer Roman von Amalie Schöppl. Zwei Theile. 2. Novellen von St. Kelly. Zweiter und dritter Band. 3. Die Drahtenburg, oder: Der Gesandte vom Schwarzen Berge. Romantische Erzählung aus der Ritterzeit von Eduard Wehrmann. Zwei Theile. 4. Drei Nächte aus dem Leben der Königin Anna von Osterreich. Gemälden Ludwig XIII. Historischer Roman. Ein Beitrag zur Chronik des „Oeil de Boeuf“ u. s. w. 5. Die Schauernacht am Silberberg. Romantische Erzählung aus dem Tagebuche eines Postkutschers. Von Friedrich Stohmann. 6. Der Aufstand in Straßburg, geschichtliche Novelle, und Mirabean's Tod, Novelle von Mannstein.) — Bibliographie.
353. Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838. Dritter Artikel. (42. Bilder der Nacht in igrischen Waldern, von Ernst Dreißig. 43. Gedichte von Emil. 44. Poetisches Album aus dem Gebiete des Scherzes und Grotesques von Chr. B. Ollendorff. 45. Dichtung und Urtheil.

- In zwanglosen Fests herausgegeben von J. D. Hoffmann. Erster Band. Fünftes Heft. 46. Das Parodie und die Viel und Die Furchenbilder. Nach dem Englischen des Thomas Moore von Maria Witt. 47. Von Byron's ausgewählte Dichtungen. Aus dem Englischen übertragen. Erster Band. 48. Waiskinder. Von Konstantin Tischendorf. 49. Griechische Mythen. Von Karl Georg Neumann. 50. Neujahrstraum. Dichtung von Wilhelm. Nach einem Anhange seiner Verse. 51. Gedichte von Friedrich Kutz. 52. Gedichtlinge. Neue Dichtungen von Wilhelm Tenck. 53. Gedichte von H. J. Schuler. 54. Die Schlacht bei Wimpfen. Ein unverständliches Gedicht von Karl Hermann. 55. Jugendblüthe. Dichtersche Versuche von Hedens Joseph Müller. 56. Das Kreuz in der Wart von Karl Schmid.) — Geomorphologie Cantallenada Satyricum, anno Christi MDCXXIII. — Notiz.
- Nr. 354. Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838. Dritter Artikel. (Fortsetzung.) — Wilhelm Heine's sämtliche Gedichte. Zweiter Artikel. — Neue französische Literatur. — Notiz.
354. Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838. Dritter Artikel. (Fortsetzung.) — Rändel und Gedichte für bildende Kunst. Herausgegeben von Rudolf Wargraf. Mit artistischen Beilagen, Zeichnungen von Originalausstücken im Umriß, auch Erläuterungstafeln, gefertigt unter Aufsicht der königlichen Akademie der Künste in München. Erstes Heft. — Unterhaltungsliteratur. (1. Geschichten vom Frau Charles Neubau. Aus dem Französischen überfetzt von Fanny Larnac. Zwei Bände. 2. Gemessen. Novellen, Erzählungen und Bilder von Ferdinand Stolle. Drei Theile. 3. Die Belagerung von Märschstadt. Romantisches Ereigniß von Heinrich Schmid. Drei Theile. 4. Udo und Waterloo. Ein historischer Roman von Ferdinand Stolle. Drei Bände.)
355. Deutsche Lyriker aus den Jahren 1837 und 1838. Dritter Artikel. (Beschluß.) — Literarische Notizen aus Schweden. — Nachricht.

## Leipziger Allgemeine Zeitung.

Motto: Wahrheit und Recht, Freiheit und Befehl!

Die Stimmen, welche über die Leipziger Allgemeine Zeitung im ersten Jahre ihres Bestehens laut geworden sind, freundlich und unfreundlich, haben uns die Zuversicht eingegeben dürfen, daß wir das Ziel, welches bei diesem Unternehmen uns vorgeworfen, nicht ganz verfehlt haben; den Wohlwollenden danken wir für die Anerkennung unser Strebens, die Uebelwollenden haben uns auf unserm Wege nicht irre gemacht, und auch ihnen sind wir verbunden, da sie uns auf manche Klippe aufmerksam gemacht haben, die zu vermeiden war. Wir haben uns bei dem Beginne des Unternehmens die Schwierigkeiten keineswegs verhehlt, die theils aus der Natur und dem Umfange desselben hervorgehen, theils in den eigenthümlichen Verhältnissen liegen, welche in Deutschland der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten nur zu ungünstig sind; aber bei dem Versuche, sie zu überwinden, ist der Redaction sowohl ihr Ziel immer klar vor Augen getreten, als sie auch mit den Mitteln es zu erreichen vertrauter geworden ist, und sie glaubt erfüllt zu haben, was sie bei dem Eintritte in ihre Laufbahn ausgesprochen, daß ihre Anstrengungen mit den Schwierigkeiten der Aufgabe wachsen sollten.

Unparteiische Darstellung der Weltgeschichte ist unerblichlich ihr Befehl gewesen, und sie ist demselben gewissenhaft nie untreu geworden, so schwierig es immer für den Zeitgenossen der Ereignisse ist, mitten unter den Einbrüchen der Gegenwart, unter streitenden Ansichten und Meinungen, oft unter gewissenhaft hervorgehobenen Täuschungen und Wären so unbefangenen zu bleiben, als es dem Geschichtschreiber möglich ist, der einen Zeitraum der Vergangenheit nach kritischer Prüfung der Zeugnisse dazustellen unternimmt. Ihren Wahlspruch: „Wahrheit und Recht, Freiheit und Befehl!“ hat unsere Zeitung, wie wir hoffen, nie verlegt; sie hat stets getrachtet, in ihren Verichten der Wahrheit treu zu bleiben, und wo sie durch Ungenauigkeit und allerdings in einigen Fällen durch falsche Mittheilungen irre geführt war, nie verfehlt Verichtigungen anzunehmen; sie hat jeder Meinung Raum zu offener Erörterung gegeben, die mit Gründen und ohne gehässige Leidenschaftlichkeit auftrat; sie hat endlich, indem sie dem Grundsätze des unshemmbaren Fortschritts in allen menschlichen Dingen huldigte, das heilige Orakel geachtet, das der stark Antheil der gesellschaftlichen Ordnung und dabei auch die sichere



dürfte. Sowol die Allopathen als auch die Homöopathen werden wol darin etwas für sich finden, welches zu suchen ihnen überlassen bleibt, wenn sie Schwedisch verstehen. Nur folgende Stelle mag hier angeführt werden: „Die physiologischen Wirkungen des Magnetismus haben sich bei mehren zu Upsala in dem physikalischen Cabinet angeestellten Versuchen ganz nichtig gezeigt, insofern die Magnete sonst bis zu der gleichen Temperatur mit dem menschlichen Körper erwärmt waren. Die letzten Versuche wurden von den Doctoren der Heilkunde Wistrand und Liebeck angestellt. Ein Magnet, der ein Stück Eisen von hundert Pfund an sich zog, hatte gar keine merkliche Wirkung, er mochte stundenlang mit dem einen oder dem andern Pole, oder mit beiden auf der Magenrube oder vor der Stirn mit der Haut in Berührung gehalten werden.“ „Die Wirkung des animalen Magnetismus ist gewiß in dieser Hinsicht weniger zweifelhaft, denn man hat bei ihm nicht so wie bei dem künstlichen Magnete die eigne Wirkung der Kälte und die wärmeleitende Kraft des Eisens mit der des Magnetismus verwechselt.“ „In den letztern Zeiten haben unter Andern die deutschen Wassercuren (in Schlessen u. a. a. D.) mehr als je gezeigt, daß das am Allgemeinen auf der Erde vorkommende Agens, das wärmeleitende Wasser, auch in medicinischer Hinsicht größere Anwendbarkeit hat, als man ihm sonst zutraute. Einem Universalmittel kommt das Wasser in dieser Hinsicht vielleicht am nächsten, ohne doch ein solches zu sein, wiewol einseitige Wasserdoctoren dieses mächtige Naturvehikel dazu erheben wollen. Aber von diesem großen Mittel für Natur und Kunst hören wir nunmehr nichts im Norden, obgleich es hier mehr als anderswo zur Reaction gegen die Strenge des Klimas an seinem Platze wäre. Finnen und Russen scheinen die Einzigen zu sein, welche es noch in dieser Hinsicht verstehen, die nordische Natur in ihren Extremen nachzuahmen.“

Die unruhigen Auftritte, die in den Monaten August und September dieses Jahres in Stockholm vorkamen, haben eine Flut von Zeitungartikeln und Broschüren hervorgerufen, von denen folgende nennenswerth sind: 1) „Blicke auf die politischen Streitigkeiten der Zeit und auf die schwedische Zeitungsliteratur“; 2) „Antwort des Assessors Grusenstolpe an das königliche Svea Hofgericht vom 12. Juni“ ic.; 3) „Reflexionen über des Herrn Assessor W. J. v. Grusenstolpe Majestätsverbrechen, Gerichtshof und Jury“ ic.; 4) „Stellungen und Verhältnisse nach dem 19. Juni 1838“ von G. Swederus; 5) „Die Begebenheiten des Tages“, beurtheilt von einem Landmanne“; 6) „Sendeschreiben an den königlichen Secretair, Herrn Lars Hjerta, von G. Swederus“; 7) „Ein Wort nach dem Sturme“; 8) das „Literaturblatt“ von G. S. Selzer, Nr. 8. Der wegen Preßvergehen zur Festungsstrafe verurtheilte Assessor v. Grusenstolpe, den viele seiner Anhänger und Freunde einen Märtyrer der Wahrheit nennen, und dessen Urtheil Anlaß oder wenigstens Vorwand zu den leztin in Stockholm vorgefallenen Unruhen gab, ist als Journalist bald als Aristokrat, bald als Absolutist, bald als Demokrat aufgetreten und hat demnach keinen entschiedenen Charakter gezeigt und keine festen Grundsätze bewiesen. So lange er im Solde des Ministeriums stand und dessen Interesse vertheidigte, überhäufte er die Mächtigen mit den geschmacklosesten Schmeicheleien, nachher mit den grössten Schmähungen. Mit einem Worte, er hat oft die Farbe gewechselt und sich als ein Chamäleon gezeigt. 60.

### M a n c h e r l e i .

Wer ist vollkommen glücklich auf Erden? Der alle Weine schmackhaft findet, alle Weiber schön, alle Musik vortrefflich, alle Gesellschaft unterhaltend, alle Wohnungen angenehm, alle

Menschen gut, alle Regenden materisch, alle Regierungen weis, alle Systeme bewundernswürdig, alle Predigten erbaulich, alle Bücher inhaltsschwer oder vergnüglich, alle Geschäfte anziehend, alle Spiele zerstreuend, alle Einkünfte hinreichend, alle Sitzen bequem, sich selbst aber stets gesund und in allen Gebanden ohne Ladel.

Könnte nur Jemand die drei ersten Dinge, Wein, Weiber und Gesang, nach Luther's Borschrift stets lieben! Hat er aber reizbare Zunge, so gibt es schlechte Weinjahre, oder mißgelaunte Weinbändler; hat er viel Affekt im Kopfe, so trifft er selten schöne Weiber; kennt und schätzt er den Gesang, so beleidigen ihn Aristöne, werden zudringlich und ruhestörend, in der Nacht, an der Tafel, in der schönen Natur, im Concert der Singsänger, dem jedoch am leichtesten zu entfliehen ist.

Nun aber weiter. Gesellschaften sind ein abgekündetes Wesen, in dem weniger Freunde auftaucht als Langweiligkeit, und ein Bemühen, die Zeit zu tödten. Idyllische gute Gesellschaft hassen die häufigere schlechte, der Geist kann sich nicht immer Neuheit geben, und das Herz schweigt lieber als es spricht. Darum gehet Unterhaltung nur unter seltenen Aussetzungen und Verhältnissen; Jugend paßt nicht zum Alter, und beide für sich ohne Mischung verfallen ins sinnlos Lebende oder in niederdrückende Stille. Spiel zerstreut, aber wie lange ohne Leidenschaft? Diese aber bringt mehr Bedenk als Genuß. Annehmlichkeit der Wohnung ist abhängig von Familienbedürfnissen; die bürgerliche Baukunst in Stadt und Land sorgt selten für das Behagliche und Erquickende, oft fehlt Sonne, oft der Raum; in den Palästen herrscht Ob, in den Hütten ärmliche Beschränkung. Und dennoch ist Wohlsein im Hause besser als jedes außer demselben.

Sind die Menschen alle gut? Viel ist darüber zu klagen, wenig zu loben, und im Ganzen zeigt sich das Menschengeschlecht als eine mit bösen Eigenschaften stark versehene Gattung von Geschöpfen. Lange ist vergeblich gerufen, „besser zu werden, damit es besser sei“, und der Beobachter gewahrt Kleinliches und Verächtliches in Fülle, weil er muß. Schön erneut sich die Natur in jedem Frühlinge; aber wer gewahrt es auf einer Sandfläche oder Haide, an die ihn sein Lebensschicksal bannt? Ob Regierungen weise sind und es sein können, steht im Zweifel; aber daß ihre Maßregeln ebenso oft ärgern, als wohlthun, ist gewiß. In Systemen wird meistens die Thorheit gegliedert wie in Predigten die Platttheit. Bücher haben das Beste, was der menschliche Geist hervorbrachte, doch nicht alle; und wer das Beste kennt, sieht sich von einer Flut des Schlechten umdrängt und geängstigt. Geschäfte er mühen durch ihr Einerteil, Einkünfte sind mit seltenen Ausnahmen stets kleiner als die Wünsche des Gebrauchs, die Güten sind abgeschmact und beschränken die natürliche Lebensfreiheit. Gesundheit schätzt Jeder am meisten, sobald er sie verliert, und eine volle Zufriedenheit mit sich selbst gewinnt wol nur der eitelste oder thörichtste unserer Brüder.

In Summa: es gibt kein volles Glück auf Erden, und Niemand hat nur einen Theil davon, als wer keines sucht. Dieser Satz wird mit der Genügsamkeit ausgesprochen, die selbst nur ein Kind der Unwissenheit oder des Aufgebens von Forderungen sein kann. Gegen sie möchte Mancher — gewiß nicht zur Beförderung seines Glücks — mit Scherzwort in Wieland's „Oberon“ meinen: „Dahin kommen wir noch immer früh genug!“

Weise zu werden erfordert es nichts als Zeit. Nur daß auch wieder die Zeit alle menschliche Weisheit zu Schanden macht, und die weiseste Weisheit einsieht, wie wenig, ja wie nichts sie ist sammt der ganzen Zeitlichkeit. 7.

Das Register zum Jahrgang 1838 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert werden.

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

## Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein  
für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,  
zugleich ein Supplement  
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,  
sowie zu jeder frühern,  
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Preis eines Heftes:

Auf feinem Druckpapier	8 Groschen.
Auf gutem Schreibpapier	12 Groschen.
Auf extrafeinem Velinpapier	18 Groschen.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Die allgemeine Theilnahme, welche das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** von 1832 gefunden, gab der Verlagshandlung Veranlassung, schon im Nachworte am Schlusse dieses Werkes zu bemerken, daß der hier abgerissene Faden künftig wieder aufgenommen, und in einer dazu geeigneten Form ein neuer Spiegel der Zeit aufgestellt werden solle.

Jahre sind seitdem verfloßen; eine neue Auflage (die **achte**) des **Conversations-Lexikons**, das trotz aller Concurrenz in immer weitem Kreisen Verbreitung gefunden hat, ist beendet worden und in diese das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** seinem wesentlichen Inhalte nach übergegangen. Es hat demnach dieses Werk aufgehört, ein nothwendiges Supplement des **Conversations-Lexikons** zu sein, obschon es als ein treues Abbild jener aufgeregten Zeit von 1830 nicht bloß in Hinsicht der geschilderten Begebenheiten, Zustände und Personen, sondern auch durch die Art und Weise der Darstellung selbst, in welcher sich nicht minder deutlich die Zeit seines Erscheinens ausdrückt, einen bleibenden Werth behalten wird.

Dringend stellt sich bei den immer raschen Fortschritten in der Entwicklung des gesellschaftlichen Zustandes und bei der immer lebendigeren Theilnahme, welche die Zeitgenossen dieser Entwicklung widmen, das Bedürfnis wieder heraus, die Masse der Begebenheiten, die die jüngste Vergangenheit bewegt, und die Resultate, welche während dieser Zeit in

Wissenschaft, Kunst und praktischem Leben erstrebt wurden, in einem lebendigen Bilde vorgeführt zu sehen. Diesem Bedürfnisse soll das

## Conversations-Lexikon der Gegenwart

dienen, das in Anlage und Form mit der achten Auflage des Conversations-Lexikons übereinstimmend,

ein für sich bestehendes Ganzes

bildet, insofern alle darin enthaltenen Artikel in sich abgeschlossene Darstellungen sind, das aber zugleich die achte Auflage des Conversations-Lexikons, namentlich was die neueste Zeit betrifft, ergänzt und somit den Besitzern dieser, sowie aller früheren Auflagen, aller Nachdrucke und Nachbildungen desselben, als ein

unentbehrliches Supplement

sich darbietet.

In dem Conversations-Lexikon kann die Geschichte, selbst der neuesten Zeit, nur in allgemeinen Umrissen gezeichnet, die staatswissenschaftlichen Entwicklungen und andere Erörterungen interessanter Fragen können nur in ihren Resultaten gegeben, eine Menge Gegenstände nur im Allgemeinen berührt und nur die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten biographisch geschildert und charakterisirt werden. Das neue Werk wird als Supplement in allen den berührten und vielen andern Beziehungen das Hauptwerk ergänzen und bis zur Gegenwart fortführen; es wird aber als ein selbständiges Werk nicht immer da beginnen, wo das Hauptwerk aufhört; es wird die historischen Darstellungen nicht grade von dem Punkte aus fortsetzen, der ihnen in dem Hauptwerke als Grenze gesetzt ist; es wird im Gegentheile immer bis zu dem Punkte zurückgehen, ohne dessen Berührung die Gegenwart nicht vollkommen verstanden werden kann.

Das Conversations-Lexikon der Gegenwart wird Alles umfassen, was in der neuesten Zeit in irgend einer Richtung bedeutend hervorgetreten ist. Es wird in Beziehung auf das Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur von 1832 gleichsam ein zweites Zeitbild sein; wie jenes die Zeit von 1829 an schilderte, so ist dieses bestimmt, die Gegenwart zu schildern, und ein frisches aus dem Leben gegriffenes Bild derselben zu geben. Es wird mit einem Worte Alles enthalten, was dem Gebildeten zum Bedürfnis der Gegenwart dient, und auf diese Weise als einen treuen und besonnenen Führer und Berather im Gebänge der Ereignisse sich zu bewähren suchen. Der Standpunkt aber, von welchem dasselbe ausgeht, kann kein anderer sein, als der Liberale — im edlen Sinne des Wortes —, denn **anständige Freimüthigkeit** ist die allgemeine Forderung und das Lösungswort der Gegenwart.

Der Verlagshandlung ist es gelungen, in den meisten europäischen Staaten für die betreffenden geschichtlichen Artikel Männer zu gewinnen, die die Verhältnisse genau kennen und mit unbefangenen Auge beurtheilen. Ebenso hat sie hinsichtlich der Artikel aus dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens sowie der Biographien der thätigen Mitwirkung der namhaftesten und hinsichtlich der Darstellungsgabe gewandtesten Fachgelehrten, Kunstkenner und Techniker sich versichert. Was endlich die zur Bearbeitung der Biographien nöthigen Materialien betrifft, so haben sich fast durchgehend mit großer, dankbar zu erkennender Bereitwilligkeit die zuverlässigsten Quellen eröffnet. Die Verlagshandlung darf demnach hoffen, ihren Plan auf das bestmögliche ausführen und nicht nur ein nützlich und tüchtiges Werk zum Nachschlagen, sondern auch zugleich ein namentlich durch gewandte Darstellung anziehendes Lesebuch liefern zu können.

Die Reichhaltigkeit des neuen Werks einigermaßen zu bezeichnen, lassen wir eine Uebersicht der im ersten und zweiten Heft behandelten Artikel folgen:

Al (Jakob) — Alarca (Don Joaquin) — Abbas Mirza — Abd-el-Kader — Abegg (Johann Friedrich) — Abegg (Julius Friedrich Heinrich) — Abeten (Bernhard Rudolf) — Abel (Karl von) — Abercromby (James) — Abolition — Abolition — Abantes (Herzogin von) — Absolutismus — Actenverfälschung — Actienwesen — Adam (Charles Holophe) — Adel und Bürgerstand in der neuesten Zeit — Advocatenvereine — Afrika — Afzelius (Familie) — Agardh (Karl Adolf) — Agassiz (Louis) — Agnew (Sir Andrew) — Aguado (Alexandre Marie) — Agypten — Ahlquist (Abraham) — Ahumada (Marquis de las Amarillas, Herzog von) — Akustik — Alava (Don Miguel Ricardo de) — Albrecht (Wilhelm Eduard) — Alexander Karl (Herzog von Anhalt-Bernburg) — Algier — Alard — Almodovar (Don Alfonso Diaz de Alvera, Graf von) — Alois Maria Joseph Johann Joachim Franz (Fürst von Liechtenstein) — Alten (Karl August, Graf) — Alterthumsvereine — Alvensleben (Albrecht, Graf von) — Amann (Heinrich) — Amerika — Amici (Giovanni Battista) — Ammon (Friedrich August von) — Ammon (Friedrich Wilhelm Philipp von) — Amperre (André Marie) — Ampere (Jean Jacques) — Amberg (August Philipp Christian Theodor von) — Amster (Samuel) — Ankarward (Karl Henrik, Freiherr) — Anderlont (Pietro) — Andersen (S. C.) — Andorra — Andrade e Silva (Joseph Bonifaz — Anton Karl — Martin Franz b) — Anhalt — Anton (Clemens Theodor, König von Sachsen) — Appropriationsclausel — Aprilprozess in Frankreich — Aprilunruhen in Frankreich. — Arcana — Archäologie — Archivwesen — Arzberg (August Maria Kaimund, Fürst von — Ernst, Freiherr von) — Arens (Franz Joseph, Freiherr von) — Argelander (Friedrich Wilhelm August) — Argentanfabrikate — Argout (Apollinaire, Graf b) — Aristokratismus und seine Gegensätze — Arincourt (Victor, Comte b) — Armanberg (Joseph Ludwig, Graf von) — Arnoldi (Ernst Wilhelm) — Arriaza y Superviela (Don Juan Bautista de) — Arwidsson (Adolf Isaac) — Aschbach (Joseph) — Astatische Gesellschaften — Astfeld (Johan Christopher) — Astcuranz — Associationen — Ast (Georg Anton Friedrich) — Aster (Ernst Ludwig — Carl Heinrich) — Astett —

**Stien** — **Attenate** — **Huby de Hubriveau** (Pierre Francois) — **Muffenberg** (Joseph, Freiherr von) — **August** (Paul Friedrich), Großherzog zu Oldenburg — **Augusti** (Johann Christian Wilhelm) — **Auslieferung** — **Auswanderungen** — **Baader** (Franz von) — **Babbage** (Charles) — **Bach** (Wilhelm) — **Bachmann** (Gottlob Ludwig Ernst) — **Bachmann** (Karl Friedrich) — **Baer** (George) — **Baden** — **Bähr** (Johann Christian Felix) — **Batern.**

Das **Conversations-Regikon der Gegenwart** wird, um die Artikel, da sie sich auf die Gegenwart beziehen, bald nach ihrer Abfassung in das Publicum zu bringen und die Anschaffung zu erleichtern, in **Hefen von 10 Bogen**

zu dem Preise:

auf weißem Druckpapier 8 Gr.,  
auf gutem Schreibpapier 12 Gr.,  
auf extrafeinem Velinpapier 18 Gr.,

ausgegeben werden. Der Umfang läßt sich, da die Zeit stets Neues bringt, nicht genau bestimmen, indes werden wol 20—24 Hefte zu einer genügenden Ausführung des Plans hinreichen. Die Hefte sollen sich so rasch folgen, als die auf die Bearbeitung und Redaction zu wendende Sorgfalt es irgend gestatten.

Das erste und zweite Heft sind bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Leipzig, im Juli 1838.

**F. A. Brockhaus.**

### Literarische Anzeige.

Von der

## CENTRAL-BIBLIOTHEK

der **Literatur, Statistik und Geschichte der Pädagogik und des Schul-Unterrichts** im In- und Auslande, herausgegeben von

**Dr. H. G. Brzoska**, Prof. in Jena,

sind bis jetzt 4 Hefte erschienen und an die Abonnenten versandt.

Die Reichhaltigkeit derselben ist am besten aus nachstehendem Inhaltsverzeichnis zu ersehen:

- A. LITERATUR:** 1) **Dr. F. H. Ch. Schwarz** in seinem Leben und Wirken als Pädagog dargestellt. 2) **Knox:** Liberale Erziehung; oder: praktische Abhandlung über die Methode der Erwerbung nützlicher und feiner Gelehrsamkeit. 3) Über die hohe Bedeutung, welche die neuerlich in der Methode der Psychologie eingetretene Reform für die Pädagogik hat. Von **Dr. F. E. Benecke**. 4) **Dahlmann:** Die Volksbildung. 5) **Jost:** Über Unterricht in den alten Sprachen, namentlich für Nichtstudierende, im Vergleich mit dem Unterrichte in der hebräischen Sprache bei den Juden. 6) **Fleok:** Ursprüngliche Einheit der Pädagogik und der Heilkunst. 7) **Mad. Necker de Saussure:** Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen. Relation von **Dr. Müntsch**. 8) **Dr. Nik. Bach:** Über die Grenzen der Gymnasialbildung. 9) **Literarische Anzeigen:** a) Die Pädagogik des Hauses von **Heinsius**. b) Lehrbuch der Katechetik von **Müller**. c) Licht und Finsternis von **Ast**. d) Über den Zustand der heutigen Gymnasien von **Ast**. e) Deutsches Declamatorium von **Kunze**. f) Leitfaden bei dem Unterricht in der israelitischen Religion von **Rüdiger**. g) Lehrbuch der israelitischen Religion. h) Elementarbuch von **Fresburger**. **B. STATISTIK:** 1) **St.-Galler** katholisches Schulwesen. 2) **Alexander von Krusenstern:** Abriss des Systems der Fortschritte und des Zustandes des öffentlichen Unterrichts in Rußland. 3) Über die neuesten mit dem Schul- und Studienwesen in Baiern vorgenommenen Veränderungen. 4) Verordnung über die gelehrten Schulen im Großherzogthum Baden nebst dem Lehrplane für dieselben. 5) Erlass des königl. Ministeriums des Unterrichts in Betreff der durch die Schrift des Med.-Raths **Dr. Lorinser:** „Zum Schutz der Gesundheit in den

„Schulen“ veranlassten Untersuchungen des Gymnasialzustandes. 6) **Fr. Ellenöt:** Über die Verordnung des königl. preuss. Ministeriums vom 24ten Oct. 1837 nebst Nachwort von **Brzoska**. 7) **Nik. Bach:** Bemerkungen über den Erlass des königl. preuss. Ministeriums u. s. w. 8) **Brzoska:** Über die in Schwarzburg-Sondershausen unterm 10ten Febr. 1838 erlassene Verfügung, die Bestrafung der Schulkinder betreffend. 9) Das Schulwesen des Großherzogthums Hessen, dargestellt von **Schaumann**. 10) Basellandschaft. 11) **Brzoska:** Über die Verordnung des weimarschen Oberconsistoriums vom 13. Febr. 1838 in Betreff der pädagogischen Studien auf der Universität zu Jena. 12) **Correspondenznachrichten:** a) Zur Statistik der Realschulen in der preussischen Rheinprovinz. b) Canton Zürich. c) Aus der Schweiz. d) Aus Kurhessen. e) Aus Bern. f) Aus dem Großherzogthum Hessen. g) Aus Canton Solothurn. 13) **Programme:** a) Frankfurt a. M.: Israelitische Realschule. b) Berlin: Universität.

**C. GESCHICHTE:** Die Gegenwart in ihren pädagogischen Bestrebungen und Forderungen. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Ein pädagogisch-historischer Versuch von **Dr. Fr. Cramer**.

**D. MISCELLANEEN:** 1) Pädagogisches Forum. 2) Pädagogische Paränesen. 3) Preisfrage, das Gewerbeswesen betreffend, nebst Nachschrift.

**E. JOURNALISTIK:** I. Deutsche Journale. II. Ausländische Journale. A. Pädagogisch-Wissenschaftliches. B. Statistisches. C. Historisches. D. Vermischtes.

**F. INTELLIGENZBLATT:** Nr. 1—10.

Der Preis für den Jahrgang von 12 Monatsheften ist 8 Thlr., wofür jede Buchhandlung und jedes Postamt liefern kann.

Das 5te Heft erscheint in einigen Tagen.

Halle, den 1sten Juni 1838.

**C. A. Schwetschke und Sohn.**

Erben erschien:

## Marat,

historischer Roman von **A. Schoppe**, geb. Weisse.

2 Bände. 12. Gd. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Braunschweig, Juni 1838.

**G. Westermann.**

M e d i c i n.

**DICTIONNAIRE**

des études médicales pratiques.

Sept volumes,

gr. in-8. de 40 feuilles, publiés en 32 livraisons.  
Paris, 1838.

Die fünf ersten Lieferungen dieses medicinischen Wörterbuchs, das sich weniger durch den Reichthum seiner Artikel, als durch die Gediegenheit derselben auszeichnet, da es nur eine Auswahl größerer, ganze Doctrinen der Wissenschaft behandelnde Aufsätze enthalten soll, sind bereits erschienen. Von den darin enthaltenen Aufsätzen dürften folgende namhaft zu machen sein: Abcès, par Denonvilliers; Abdomen, par Rigaud; Absorption, par Martins; Accouchement, par Guillemot; Acetates, par Lesueur; Adhèrence, par Andral; Aiguilles, par Lenoir; Amaigrissement, par Sanson; Amaurose, par Caffé etc.

Das Werk soll in 32 Lieferungen, deren jede 20 Gr. kostet, vollständig erscheinen; alle diese Zahl überschreitenden Lieferungen werden gratis gegeben.

Leipzig, im Juli 1838.

**Brockhaus & Weyenand,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

ü b e r

**die Idee der Universität**

und

**ihre Stellung zur Staatsgewalt.**

Nebst einer einleitenden Abhandlung

über

die Bedeutung der **Kölner und göttinger**  
Amtsentsetzung für die Staatsfragen  
der Gegenwart.

Von

**Dr. Karl Hermann Scheidler.**

28 Bogen. 8. Broschirt. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.  
Leipzig, im Juni 1838.

**C. Hochhausen & Journes.**

A n z e i g e

für Philologen und jeden Gebildeten.

Bedeutend ermäßigter Preis  
von 6 1/2 Thlr. auf 1 1/2 Thlr.

des

**Caj. Cornel. Tacitus**

sämmtliche Werke,

übersetzt

vom Dr. und Professor **Wilhelm Böttcher.**  
Drei Bände, 1831—34.

Diese Übersetzung des Tacitus, von der einer unserer berühmtesten Philologen sagt, daß, wenn derselbe überhaupt ins Deutsche übersetzt werden sollte, es nur in der von Herrn Böttcher befolgten Weise geschehen könne, und dessen Arbeit alle seine Vorgänger bei weitem übertreffe, hat wol bis jetzt

nur des bedeutenden, wengleich dem Umfange des Werkes nicht unangemessenen Preises wegen die wohlverdiente allgemeine Verbreitung noch nicht gefunden.

Der unterzeichnete Verleger findet sich deshalb veranlaßt, es so billig anzubieten, daß die Anschaffung Lehrern und Schülern sowie jedem Gebildeten leicht wird.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Berlin, im Juni 1838.

**Th. Chr. Fr. Enslin.**

Für Lesecirkel und Leihbibliotheken.

Soeben ist bei **X. Bienbrad** in Leipzig erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

**Niesenburg und Rosenberg.** Ein Roman aus dem 14ten Jahrhundert von **Wilhelmine Kornz.** 2 Theile. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

**Die Brüder Löwenbladh.** Novelle von **Penneross.** 3 Theile. 8. Preis 3 Thlr. 18 Gr.

Verfasser und Verfasserin dieser beiden Romane gewannen bereits durch ihre frühern Leistungen die besondere Gunst der gebildeten Lesewelt und dürften die vorstehenden einer besfalligen Aufnahme nicht minder gewärtig sein. Während die Verfasserin der „Niesenburg u.“ mit glücklichem Talente die Vorzeit zu schilbern versteht und durch eine die Aufmerksamkeit fesselnde, oft angenehm überraschende Entwicklung der Erzählung die Theilnahme des Lesers nie erkalten läßt, zeichnet uns Penneross die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart so treffend als anziehend und verleiht durch die einfache Amuth der Details, die sanfte Wärme in den Verhältnissen beider Geschlechter zu einander, welche an die Zeit der Goethe'schen Jugend erinnert, seinen Darstellungen eine eigenthümliche Frische.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen der österreichischen Monarchie zu haben:

**Hermes und Sophrosyne.**

Von

**M. C u f.**

Aut imperat, aut servit — — pecunia.  
Hor.

12. Wien 1838. In Umschlag broschirt. Preis 1 Fl. C.-M.

Dieses Werk des bereits durch mehre Schriften rühmlichst bekannten Verfassers verdient um so mehr die Aufmerksamkeit des Publicums, als es die industriell-commercielle Richtung der Zeit aus dem Standpunkte sittlicher Lebensanschauung betrachtet.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

**Wanderbuch.**

Ein Gedicht in Scenen und Liedern

von

**Hermann Schulz.**

8. Geh. 18 Gr.

Leipzig, im Juli 1838.

**f. A. Brockhaus.**

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts.

Begonnen von  
**Wilhelm Müller.**  
Fortgesetzt von  
**Karl Förster.**

Vierzehn Bändchen.  
8. Geh. 1822—38. 20 Thlr. 16 Gr.

### Inhalt:

I. Martin Opitz v. Boberfeld (1 Thlr. 12 Gr.); II. Andreas Gryphius (1 Thlr. 12 Gr.); III. Paul Fleming (1 Thlr. 12 Gr.); IV. Rudolf Weckerlin (1 Thlr. 12 Gr.); V. Simon Dach, Robert Rotherhin und Heinrich Albert (1 Thlr. 12 Gr.); VI. Friedrich v. Logau und Hans Ismann v. Abschaß (1 Thlr. 4 Gr.); VII. Julius Wilhelm Bindegref, Andreas Ischering, Ernst Christoph Homburg und Paul Gerhard (1 Thlr. 8 Gr.); VIII. Johann Rist und Daniel Georg Morhof (1 Thlr. 4 Gr.); IX. Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj, Sigmund v. Birken, Andreas Scultetus, Justus Georg Schottel, Adam Olearius und Johann Scheffler (1 Thlr. 4 Gr.); X. Johann Christian Günther (1 Thlr. 4 Gr.); XI. Jakob Schlegler, Georg Neumart und Joachim Neander (1 Thlr. 12 Gr.); XII. Friedrich Spoe (1 Thlr. 8 Gr.); XIII. David Schirmer, Zacharias Lendt, Philipp Jesen (1 Thlr. 20 Gr.); XIV. Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Daniel Kaspar von Lohenslein, Christian Bernike, Friedrich Rudolf Ludwig Freyherr von Gantß, Christian Weise, Johann von Besser, Heinrich Mühlensforth, Benjamin Neukirch, Johann Michael Moscherosch und Nicolaus Pentzer (2 Thlr. 12 Gr.).

Diese Sammlung, welche das Beachtenswerthe aus einem interessanten Zeitraum unserer Literatur in sich vereinigt, ist mit dem sechsen erschienenen vierzehnten Bändchen beendet.

Jedes Bändchen enthält die Charakteristik und Lebensbeschreibung der einzelnen Dichter und ist unter besonderm Titel für den bemerkten Preis zu erhalten.

Leipzig, im Juli 1838.

**F. A. Brockhaus.**

In unserm Verlage ist sechsen erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

## Auswahl französisch-deutscher Gespräche.

Recht  
den für die Conversation erforderlichen  
**Wocabeln.**

8 Bogen. Gr. 8. Broschirt. 12 Gr.

Dieses Werk zeichnet sich dadurch vor andern dieser Art aus, daß in demselben alle fehlerhaften und ungebräuchlichen Redensarten gänzlich vermieden und die neuesten Zeitinteressen, wie Dampfboote, Eisenbahnen etc., berücksichtigt sind. Besonders

spricht es für den Werth desselben, daß es sogleich nach Erscheinen in der hiesigen Handelsschule, sowie in mehreren Privatanstalten, eingeführt wurde.

Früher erschienen in unserm Verlage noch folgende, die Erläuterung des Sprachstudiums bezweckende Schriften:

**Familiar letters** on various subjects, for the use of young persons of both sexes, by **J. H. Hedley.** 12. Brosch. 1836. 14 Bogen. 12 Gr.

**Cent lettres familières** sur différents sujets. A l'usage de la jeunesse. Par **L. de Magy.**

12. Brosch. 1836. 12 Bogen. 12 Gr.

**Nouvelle Grammaire française;** par **Noël et Chapsal.** 26e édition. 12. 1835. 10 Bogen. 9 Gr.

**Exercices français** sur l'orthographe, la syntaxe et la ponctuation; par **Noël et Chapsal.** 24e édition. 12. 1-34. 8 Bogen. 9 Gr.

**Corrigé des Exercices français** sur l'orthographe, la syntaxe et la ponctuation; par **Noël et Chapsal.** 20e édition. 12. 1834. 8 Bogen. 9 Gr.

**Abrégé de la Grammaire française** ou extrait de la nouvelle grammaire, par **Noël et Chapsal.** 12e édition. 12. 1834. 3 Bogen. 5 Gr.

Bei Abnahme in Partien sind wir im Stande, noch bedeutend billigere Preise zu stellen.

Leipzig, im Juni 1838.

**C. Hochhausen & Fournes.**

In der Unterzeichneten sind sechsen erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

**Blüten aus Jakob Böhme's Mystik.**

Von  
**Dr. Wilh. Ludw. Wullen.**

Velinpapier. In Umschlag broschirt. Preis 16 Gr., oder 1 Fl.

Der Herausgeber, bekannt durch seine frühere Schrift über Böhme, welche, wie Gustav Schwab in den Heidelberger Jahrbüchern urtheilt, die strengwissenschaftliche Seite dieses tiefen, gewaltigen Geistes meisterhaft darstellt, gibt in dieser Sammlung Bilder aus der religiösen und dichterischen Weltanschauung des Weisen von Börlig. Sie hat den Vorzug, daß sie ihren Inhalt nicht zufällig aneinanderrreihet, sondern ihn kunstreich gliedert und zu einem schönen Ganzen abrundet, das von den tiefsten Wurzeln in die Geheimnisse des Gemüthes durchleuchtet wird. Man darf deshalb wol sagen, daß mit ihr der Herausgeber seinen Zweck, dem lange verkannten, weil nicht genug erkannten, großen Genius ein Denkmal zu setzen, gründlicher erreicht wird, als der Bräute, welcher ihm gegenwärtig auf seinem Grabe in Börlig einen Marmorstein errichten läßt.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1838.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

## Chinesische Literatur.

# Le Ta Hio, Ou la grande étude, le premier des quatre livres de philosophie morale et politique de la Chine; Ouvrage de Khong - fou - tseu (Confucius) et de son disciple Tschéng - tseu;

traduit en français avec une version latine et le texte chinois en regard; accompagné du commentaire complet de Tchou - hi, et de notes tirées de divers autres commentateurs chinois; par G. Pauthier. In-8. Paris. 5 Thlr. 20 Gr.

Von diesem Werk empfingen wir eine größere Anzahl in Commission, und ist dasselbe durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen.

Leipzig, im Juli 1838.

**Brochhaus & Weyersing,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist nun vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Lehrbuch der Mechanik,**  
zugleich mit den dazu nöthigen Lehren der höhern Analysis  
und der höhern Geometrie.  
Elementar vorgetragen und mit sehr vielen  
Beispielen der Anwendung versehen

vom  
Professor **Dr. Martin Ohm** in Berlin.

3 Bände, mit 4 Figurentafeln. Preis 8 Thlr. 6 Gr.

Die einzelnen Bände zu folgenden Preisen:

1ster Bd. Mechanik des Atoms, mit 1 Tafel, 2 Thlr. 12 Gr.

2ter : Statik fester Körper, mit 2 Tafeln, 2 : 18 :

3ter : Dynamik fester Körper, mit 1 Tafel, 3 : — :

Alle kritischen Blätter haben sich höchst lobend über dies Werk ausgesprochen, und da der Name des Herrn Verfassers ohnehin ein in der mathematischen Literatur hochgeachteter ist, so wird dasselbe einer weitern Empfehlung wol nicht bedürfen.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

## Die Eisenbahnen im Vergleich mit den Wasserstrassen.

Von

**Michael Chevalier.**

Auf Befehl Sr. Maj. des Königs von Württemberg aus  
dem Französischen übersezt

von

**Friedr. Ludw. Lindner.**

Gr. 8. In Umschlag geheftet. Preis 6 Gr., oder 24 Kr.

In einer Zeit, wo der Wunsch, überall Eisenbahnen anzulegen, fast zur Leidenschaft geworden, verdient eine Schrift, in welcher diese Angelegenheit unparteiisch, mit ruhiger Berechnung untersucht wird, die Aufmerksamkeit des Publicums. In der Abhandlung des Herrn M. Chevalier, die hier in deutscher Übersetzung erscheint, werden die verschiedenen Interessen erwogen, deren Förderung die neue Erfindung beabsichtigt; in Bezug auf andere Transportmittel werden die Resultate einander gegenübergestellt, wodurch die Beurtheilung eine sichere Basis erhält. — Daß diese lehrreiche Schrift auf Befehl Sr. Majestät

des Königs übersezt und gedruckt wurde, ist ein abermaliger, in unsern Tagen zweifach erfreulicher Beweis von der Aufmerksamkeit des erhabenen Beschüßers der Industrie auf Alles, was die Zeitbedürfnisse zu regeln und so mit Sicherheit zu beschleunigen geeignet ist. Die Rücksicht auf diesen Umstand wird die öffentliche Theilnahme an der Schrift unfehllich erhöhen.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei uns sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Über den Geist des Hauses Hohenzollern und die weltgeschichtliche Bedeutung des preussischen Staats. Von A. F. E. Traubdorff. 6 Gr.  
Über belletristische Schriftstellerei als Lebensberuf. Ein Wort der Warnung für Alt und Jung. Von Dr. J. E. Hitzig. 4 Gr.

Reise-Novellen und Erzählungen. Von Fr. Bellegno. Erster Theil. Inhalt: I. Schein trägt. Ein Reiseabenteuer. II. Der Weg zum Amte. III. Der Käufer. IV. Literat avant les lettres. 1 Thlr. 6 Gr. (Der das Werkchen schließende zweite Theil erscheint in einigen Wochen.)

Wohlfelteste Volks-Bildergalerie. Bildnisse ausgezeichneter Personen und Darstellungen nach vorzüglichen Gemälden im Holzschnitt von J. W. Sabis und unter dessen Leitung. Fünftes und sechstes Heft. à 4 Gr. (Diese beiden Hefte enthalten: 4 Bildnisse, 6 Städte- und Landschaftsbilder, 6 Genrebilder.)

Berlin:

Verlags-Buchhandlung.

Bei Drell Küßli und Comp. in Zürich ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Theanthropos.

Eine Reihe von Aphorismen.

(Motto: Was ist Wahrheit?)

12. Brosch. 20 Gr., oder 1 Fl. 15 Kr.

☞ Eine sehr interessante Schrift für jeden Gebildeten, vorzüglich aber für Theologie Studierende.

Neu ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

**Skizzen**

aus dem

## Alltagsleben.

Aus dem Schwedischen.

Erstes Bändchen:

### Die Töchter des Präsidenten.

Erzählung eines Sommerworts.

8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Verfasserin der „Leckningar ar Garbagelivret“ hat sich in Schweden einen ausgezeichneten Namen erworben und ihre Erzählungen verdienen der deutschen Lesewelt bekannt zu werden.

Leipzig, im Juli 1838.

**F. A. Brochhaus.**

In neuer, wohlfeiler Ausgabe ist erschienen und auch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

## Histoire de la Marine française.

Par  
*Eugene Sue.*

5 beaux volumes, grand in-8., papier vélin, avec 40 gravures sur acier, représentant des scènes de marine, les portraits des plus grands marins de l'époque, des plans, des fac-simile etc. etc.

Prix du volume 7 Fr. 50 Cent.

Der durch so manche dichterische Darstellungen aus dem Geleben bekannte Eugene Sue hat die Aufgabe, welche er sich in dem vorstehend angezeigten Werke stellte, eine Geschichte des Seewesens unter Ludwig XIV. zu geben, in ihrem größten Umfange erfasst und mit musterhafter Gründlichkeit durchgeführt. Wie er auf der einen Seite die Vorgänge in ihrem großartigen Zusammenhange uns schildert, so begleitet er auf der andern die Seelente nicht nur in Kampf und Gefecht, sondern auch bei friedlichen Handeltzügen und in das Innere ihres Privatlebens. Was er uns gibt, ist keineswegs Roman, sondern auf authentische Documente gestützte Geschichte. Diese, größtentheils in ungedruckten Actenstücken bestehenden Documente sind äußerst zahlreich und für die politische Geschichte des 17. Jahrhunderts von hoher Wichtigkeit.

Die günstige Aufnahme, welche dem Werke zu Theil wurde, hat den Herausgeber erlaubt, den Preis dieser neuen Ausgabe von 10 Fr. auf 7 Fr. 50 Cent. per Band zu ermäßigen.

Leipzig, im Juli 1858.

**Verlagshaus S. Neumann's,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Bei Theob. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind von folgenden, bereits in vielen preussischen und auswärtigen Schulanstalten eingeführten Büchern neue, sehr vermehrte und verbesserte Auflagen erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Terminologie der Phanerogamischen Pflanzen; zum Unterricht in der Botanik für Lehranstalten.

Nebst einer Anleitung zum Selbststudium und für den Lehrer, wie er in der Botanik mit Nutzen zu unterrichten hat.

Von

**Dr. Albert Dietrich.**

Zweite durchaus umgearbeitete Auflage  
in Grossoctav.

Mit 24 lithogr. Tafeln, worauf mehr als 1200 Figuren  
befindlich sind. Gebunden 1 Thlr. 8 Gr.

### Cours Abrégé de Phrases pour faciliter aux jeunes demoiselles la conversation française.

Principalement à l'usage des élèves de l'école Elisabeth  
(à Berlin).

Seconde édition, revue et augmentée de petits  
morceaux de lecture.

10 Bogen. Preis 8 Gr.

Für den speciellen Unterricht des weiblichen Geschlechts  
im Französischen ist die Literatur nicht eben reich und nament-

lich darunter ein dem obigen ähnliches Buch, welches alle  
Ausdrücke und Redensarten aus dem weiblichen Unterrichts-  
und Geschäftskreise enthält, gar nicht vorhanden.

Selber ist soeben fertig geworden:

**P. Vogel und Dr. W. Brennecke,**  
**Praktisches Rechenbuch**  
für untere, mittlere und obere Classen der Gymnasien,  
Gewerbe- und Bürgersehulen.

**Dritter Theil,**  
welcher eine vollständige Anleitung zum gesammten ange-  
wandten praktischen, bürgerlichen und kaufmännischen Rechnen  
enthält, nebst einer sehr großen Anzahl von Übungsaufgaben  
aus dem Gebiete der kaufmännischen Praxis, des bürgerlichen  
und gewerblichen Lebens, der Naturlehre u. s. w.; wie auch  
Angaben vielfacher Methoden dergleichen Aufgaben durch Ver-  
standeschlüsse zu lösen und Erklärung aller auf die obigen Rech-  
nungen bezüglichen sachlichen Verhältnisse.

19 Bogen. Preis 18 Gr.

Der erste, im Jahre 1837 erschienene Theil kostet 12 Gr.

Folgendes neue Verlagswerk besitzen wir in Commission:

### **Jana** von Thüringen und den angrenzenden Provinzen.

Erscheint nach Art der Flora von Thüringen in Heften  
(jedoch in bedeutend größerm Formate), mit sehr schön illus-  
trirten Kupfertafeln, zu denen der als Zeichner vieler Kupfer-  
werke bekannte Dr. G. Schenk in Jena die Originalzeichnungen  
liefert. Den Text haben mehre rühmlichst bekannte Auto-  
ren zu besorgen übernommen.

Die zuerst zu liefernden Abtheilungen sind:

#### **Die Schmetterlinge,**

von Dr. Th. Thon,

Prof. u. s. w., Verf. mehrrer entomologischer Werke,  
und

#### **Die Säugethiere,**

von Dr. L. Renner,

Prof. der vergl. Anatomie und Director der Thierarzneischule an  
der Universität Jena.

Der Preis des Heftes in gr. 8., mit illum. Kupfern, ist  
12 Gr.

Das 1ste und 2te Heft ist erschienen.

Leipzig.

**C. G. Neumann & Neumann.**

Selber ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu er-  
halten:

### **Schulrede** gehalten am Sylvestertage 1857

von

**Florian Selbel,**

Stadtschullehrer.

Mit inelavirten und unterstellten Anmerkungen des  
Herausgebers

**Register Wandbergers.**

8. Geh. 18 Gr.

Leipzig, im Juli 1858.

**F. A. Grunthaus.**



**Brodhaus & Avenarius,**  
 Buchhandlung f. deutsche u. ausländische Literatur in Leipzig  
 (A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60),  
 erlauben sich auf folgende in Paris soeben erscheinende  
 interessante Schrift aufmerksam zu machen:

**V 33**  
**religieuse et politique**  
 de

**TALLEYRAND,**

depuis sa naissance jusqu'à sa mort.

Ornée de trois portraits.

Par **Louis Bastide.**

(Erscheint in 15 Lieferungen, jede von 2 Bogen, im  
 Preise zu 5 Gr.)

In unserm Verlag ist soeben folgende Schrift fertig gewor-  
 den und kann durch jede gute Buchhandlung bezogen werden:

**Charakteristik**

des

**Anglaubens, Halbglaubens und  
 Vollglaubens,**

in Beziehung

auf die neuern Geschichten besserer Personen.

Von

**Professor Eschenmayer.**

Nebst Beleuchtung der Kritik im „Christenboten“.  
 8. Geh. Preis 36 Kr.

Tübingen.

Buchhandlung Ju:Guttenberg.

**Jahrbuch für 1838.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhand-  
 lungen versandt worden:

**J A H R B U C H**

für 1838.

Herausgegeben

von

**H. C. Schumacher,**

mit Beiträgen von

**Bessel, Oltmans, Leopold von Buch, Kämtz,  
 Moser, Gauss, Dersted, Olbers und Schouw.**

8. Cart. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 24 Kr.

Inhalt: Chronologische Ephemeride für 1838. Tafeln,  
 um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte  
 zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln  
 zur Bestimmung der Höhen mittels des Barometers von Gauß.  
 Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers  
 von S. Oltman. Tafeln zur Verwandlung der Barometer-  
 skalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerskalen. Ta-

felu zur Reduction des metrischen Barometers. Tafeln für  
 Vergleichung der französischen und englischen Masse. Specifische  
 Gewichte. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Über  
 die Temperatur von Jena. Über Blut und Erde. Über die  
 Wetterfäule. Bemerkungen über die wichtigsten Erscheinungen  
 in der Atmosphäre. Gebirgswanderungen im Norden und im  
 Süden. Die Sternschnuppen im August 1837.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

**Bücher-Auction in Bremen.**

Montag, den 3ten Sept., und folgende Tage d. J., werden  
 die von sel. Herrn Obergerichtssecretair Dr. H. H. Meier  
 und sel. Herrn Bibliothekar Prof. Mamp nachgelassenen Bü-  
 cher, hauptsächlich juristischen, historischen, philologischen und  
 theologischen Inhalts, nebst mehreren Anhängen aus der pädago-  
 gischen, theologischen, historischen, belletristischen Literatur auch  
 aus andern Fächern der Wissenschaften, namentlich mit einem  
 Anhange vorzüglicher juristischer Werke, öffentlich den Meistbie-  
 tenden durch Endesgenannten verkauft werden.

Das 14 enggedruckte Bogen starke Verzeichniß, welches  
 manche ausgezeichnete Werke enthält, ist zu bekommen: in  
 Berlin bei Herrn Asher, Herren List & Nemann und bei  
 Herrn Bilh. Besser; in Braunschweig bei Herrn G. W.  
 Meyer jun.; in Breslau bei Herren Max & Comp.; in  
 Kassel in der Krieger'schen Buchhandlung; in Frankfurt  
 a. M. bei Herrn Fr. Wilmans; in Gotha in der Expedition  
 des Allgemeinen Anzeigers; in Göttingen bei Herren Ban-  
 denhorst & Kuprecht; in Halle bei Herrn Auct.-Commiff.  
 Pippert; in Hamburg bei Herrn Schwormstädt; in Han-  
 nover bei Herrn Auctionator F. Gruse; in Leipzig bei Herrn  
 K. F. Köhler und bei Herrn Ditto August Schulz; in Mün-  
 ster bei Herrn Regensberg; in Osnabrück bei Herrn Rad-  
 horst, und in Stuttgart bei Herrn Antiquar Steinkopf.

Zur Beforgung sicherer Aufträge erboten sich: Herr  
 Adolf Krellenberg in der Joh. Georg Heyse'schen Buch-  
 handlung hierselbst und

Bremen, im Juni 1838.

Eudw. Bilh. Heyse,  
 Auctionator.

Neu ist in meinem Verlage erschienen:

**Mayer (Karl von),**

Professor in Erlangen.

**Beschreibung der Erdoberfläche.**

Eine Vorschule der Erdkunde.

Dritte verbesserte Auflage.

Gr. 8. 6 Bogen. 4 Gr.

Die dritte Auflage dieser kleinen Geographie ward durch  
 den Verfasser mit den durch die Fortschritte der Wissenschaft  
 bedingten Änderungen bereichert, unter Beibehaltung der Me-  
 thode, welche auch in seinem

**Lehrbuch**

der

**allgemeinen Geographie.**

Zweite vermehrte Auflage.

Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

allgemein verdienten Beifall fand. Beide Werke werden zur  
 Leistung des geographischen Unterrichts mit großem Erfolge  
 benutzt.

Leipzig, im Juli 1838.

**J. W. Brodhaus.**

Druck und Verlag von J. W. Brodhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

**Allgemeines Handwörterbuch**  
der  
**philosophischen Wissenschaften,**  
nebst  
**ihrer Literatur und Geschichte.**

Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften  
bearbeitet von

**Wih. Traug. Arug.**

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Fünf Bände. Gr. 8. (287 Bogen.) 12 Thlr.

Der fünfte oder Supplementband auch unter dem Titel:  
Encyclopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Li-  
teratur und Geschichte der Philosophie. In zwei Ab-  
theilungen. A—Z. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Nach dem Erscheinen der zweiten Auflage der vier ersten Bände dieses Werks (1832—34, 11 Thlr.), ist der Stand der Wissenschaft durch neue Philosophen und vielerlei Schriften verändert und gefördert worden, was Lücken in manchen Artikeln zur Folge haben mußte. Der Verfasser kommt daher dem Wunsche vieler Besitzer desselben und allen denen durch Herausgabe eines neuen Lexikons entgegen, welche sich theils aus Beruf, theils mehr aus Neigung und ohne den ganzen Aufwand wissenschaftlicher Studien mit der Philosophie, als Grundlage der übrigen Wissenschaften, beschäftigen.

Um den Ankauf des ganzen nun bis auf die neueste Zeit fortgeführten Werks zu erleichtern, habe ich den Preis von 15 Thlr. 12 Gr. auf

**Zwölf Thaler**

ermäßigt, wenn alle fünf Bände zusammen genommen werden. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Leipzig, im Juli 1838.

**F. A. Brockhaus.**

Soeben versandt wir den zweiten Band der neuen Ausgabe von:

**Gotthold Ephraim Lessing's**  
**sämmtlichen Schriften,**  
herausgegeben von **Karl Lachmann.**

Zwölf Bände in Großoctav auf Velinpapier, mit Lessing's Portrait in Stahlstich. Subscriptionspreis fürs Ganze 12 Thlr.

Bis zur Michaelismesse d. J. werden in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes noch Subscriptionen angenommen.

Berlin, den 23ten Juni 1838.

Wohlf'sche Buchhandlung.

Bei **Imle & Liesching** in Stuttgart ist erschienen und vorrätbig in allen Buchhandlungen:

**Historisch-kritische Darstellung**

der  
**POCKENSEUCHEN,**

des  
**gesammten Impf- und Revaccinationswesens**  
**im Königreiche Württemberg**

innerhalb der 5 Jahre Juli 1831 bis Juni 1836.

Nach den bei dem königl. Medicinalcollegium vorliegenden  
Physikatsberichten bearbeitet

von

**Professor Dr. Franz Heim.**

42 Bogen Medianformat. Preis 3 Thlr. 9 Gr., oder  
5 Fl. 24 Kr.

Wir empfehlen der Beachtung der Herren Ärzte das vorstehende Werk, das aus einer Reihe authentischer Berichte und Erfahrungen Resultate zieht, die durch ihre Neuheit und Wichtigkeit das Interesse des Mediciners im Allgemeinen, insbesondere aber des amtlichen Arztes und der Sanitätsbehörden in um so höherm Grade erregen müssen, als das vielfache Auftreten der Pockenkrankheit in neuerer Zeit die ernsthaftesten Massregeln dagegen erheischt. Nur bei einem solchen, ein geschlossenes Ganzes umfassenden Material und dem unermüdlichen, durch die reichsten eignen Erfahrungen und die umfassendsten Kenntnisse der betreffenden Literatur unterstützten Fleisse des Herrn Verfassers, konnte ein Werk entstehen, dessen Verdienste in medicinischer und gesundheitspoliceilicher Beziehung gewiss die gerechteste Anerkennung finden werden.

**Neue Memoiren**

vom Verfasser der

**Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état etc.**

Im Laufe dieses Monats erscheinen die beiden ersten Bände der

**Mémoires secrets**

de 1770 à 1830,

par

**Mr. le Comte d'Allonville.**

Auteur des Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état etc.  
**6 vols. In-8.**

Preis jeder Lieferung von 2 Bänden 15 Fr.

Bestellungen bitten wir uns baldigst zukommen zu lassen.

Leipzig, im Juli 1838.

**Brockhaus & Weyenars,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

- Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

# Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. Juni. Nr. 270—274.

Nr. 270. \*Don Carlos, spanischer Kronpräsident. Die Gloden. \*Der Wasserfall des Niagara. Zellenwagen zum Transport der Sträflinge. Gang der Zitterraale mit Pferden. Eine zahlreiche Familie. Zur Statistik des Buchhandels. \*Das Grab Engelbert's von Nassau in der Kirche zu Brede. — Nr. 271. \*Barcelona. Chronik der Erdbeben im J. 1837. Ein französischer Prinz am Senegal. \*Die Befreiung des Montblanc. Sicheres Mittel, das Kohnigwerden des Weins zu verhüten. Zusammenhang der europäischen und asiatischen Märkte. Amerikanische Alterthümer. — Nr. 272. \*Das Onu. Das südliche Kreuz. \*Saint-Cloud. Steinkohlenverbrauch. Geisbrunnen oder negative Quellen. Die Giehhöhlen und Koluthöhlen. Projectirter Niesenbrunnen. \*Leiters der Jüngere. — Nr. 273. \*Babajoz. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. Anwendung des Argentans als Küchengeräthe. Actiengesellschaften in Frankreich. \*Die Befreiung des Montblanc. (Beschluß.) Feuersbrünste in London und Paris. Das Labackgift. — Nr. 274. \*Der Justizpalast zu Paris. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. (Beschluß.) Landschaftsbilder aus Abyssinien. Nächtliches Treiben in den Tropenländern. \*Die Jungfrau, nach Murillo. Die Provinz Navarra in Spanien. Schlaubeit eines Schmugglers. Verbesserter Art, Bücher einzubinden. Kyanisirtes Holz. \*Die Stadt Braubach.

Die mit \* bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 59 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 55 Nrn. 2 Thlr., der fünfte von 52 Nrn. 2 Thlr. Leipzig, im Juli 1838. F. W. Brockhaus.

Von der Unterzeichneten wird demnächst verschickt werden:

Das

## goldene Bließ

oder

die Erzeugung und der Verbrauch  
der Merinowolle,

in

ökonomischer, mercantilischer und statistischer  
Hinsicht.

Von

J. G. Eisner.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 30 Kr.

Inhalt:

**Erster Hauptabschnitt.** Erzeugung und Verbrauch von Wolle in Deutschland. I. Die Erzeugung der deutschen Wolle. A. Von der Menge der in Deutschland erzeugten Wolle. B. Von der Qualität oder Güte der Wolle und dem dabei genommenen Gange der Bereidung. 1. Die dabei begangenen Mißgriffe in Behandlung und Fütterung. 1) Unrichtige Behandlung der Merinos. 2) Nicht ganz der Natur gemäße Bortung und Pflege. a. Kartoffelfütterung. b. Die Getreidefütterung. c. Verfehrte Fütterung. d. Vernachlässigte Haltung. 2. Die verschiedenen Erfolge der Züchtung. A. Streben nach Verfeinerung der Wolle. Fehler, in welche man dabei verfiel. 1. Das Zwirnen der Wolle. a. Entstehung dieses Fehlers. b. Ausrottung desselben. c. Die Fütterungsarten begünstigen oder vermindern diesen Fehler. 2. Das Überbliden der Wolle.

B. Streben nach Vollreichtum. 1. Durch reichwolligen Stamm. 2. Durch reichliche Fütterung. II. Der Verbrauch deutscher Wolle. **Zweiter Hauptabschnitt.** Wollerezeugung und Verbrauch in den übrigen Ländern Europas. 1) Spanien. 2) Frankreich. 3) Italien. 4) a. Ungarn mit den zugehörigen Ländern. b. Polen. 5) Rußland. 6) Die Türkei. 7) Schweden und Dänemark. 8) Ost- und Westpreußen. 9) England. **Dritter Hauptabschnitt.** Wollerezeugung in den andern Erdtheilen. 1) Asien. 2) Afrika. 3) Amerika. 4) Australien. **Vierter Hauptabschnitt.** Nähere Bezeichnung des edeln Bließes. I. Von den Merinos. Von den verschiedenen Racen derselben. Kraft- und Sanftwollige. 1) Von den innern oder in der Wolle selbst vorhandenen Kennzeichen. 2) Von den äußern Kennzeichen, der Farbe der Wolle und der Körpergestalt der Schafe. 3) Die Vereinigung der beiderseitigen Eigenschaften. II. Von den durch sie veredelten Schafen oder den Resten. **Fünfter Hauptabschnitt.** Von der Darstellung des edeln Bließes. I. Von den innern Ursachen, welche das edle Bließ verunstalten, oder auch günstig darstellen. Erste Ursache in der Erzeugung und Geburt. Zweite Ursache, Haltung und Wartung des Lammes. Dritte Ursache, fernere Behandlung der Schafe. Vierte Ursache, Krankheiten. II. Die äußern Ursachen. 1) Die Einbrüche, welche die Witterung auf das Bließ macht. 2) Die Einbrüche, welche eine gute oder schlechte Schur auf das Bließ macht. 3) Die Bäsche. **Sechster Hauptabschnitt.** Die Verwerthung des edeln Bließes. **Siebenter Hauptabschnitt.** Von dem Einflusse des edeln Bließes auf Leben und Verkehr in einem Lande. 1) Auf die Landwirtschaft. a. Unmittelbar. b. Mittelbar. 2) Auf die andern Gewerbe und auf den Verkehr des ganzen Landes. **Schluß.**

In welchem Grade der Verfasser der hier angezeigten neuesten Schrift seinen Stoff zu beherrschen versteht, ist dem betreffenden Publicum bereits hinlänglich bekannt. Hier hat er gleichsam das Innere seines reiches aufgeschlossen. Vorzüglich hohen Werth gewinnt das Werk unstreitig noch dadurch, daß der Autor, fern von aller Compilation, Alles, was er sagt, aus eigener Erfahrung und aus Beobachtung und Anschauung an Ort und Stelle geschöpft hat. Das Buch hat übrigens für den Kameralisten und für den Kaufmann fast ebenso hohen Interesse wie für den Landwirth, weil es eine übersichtliche Darstellung von der Wichtigkeit und dem Ertrage der Wollerezeugung aller europäischen Länder gibt.

Die

## Bildung des Landwirthes

in der weitesten Bedeutung,

von

J. G. Eisner.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 15 Kr.

Mit dem hier angezeigten Buche glauben wir dem betreffenden Publicum um so mehr eine Freude zu machen, als es eine Lücke in der landwirthschaftlichen Literatur ausfüllt, die man zeitlich sehr empfindlich gefühlt hat. Sollten wir ein Urtheil darüber aussprechen, so würden wir behaupten, daß dasselbe unter dem vielen Guten, was dessen Verfasser bereits geliefert hat, zu dem Vorzüglichsten gehören dürfte.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen:

**Schuldschreiben an J. Görres von Heinrich Geh.** Zweite Auflage. Gr. 8. 10 $\frac{1}{2}$  Bogen. Preis 16 Gr.

Kaum war die erste Auflage erschienen, so wurde eine zweite nöthig. Sie blieb unverändert. Nur fand sich der Herr Verfasser veranlaßt, in einem Vorworte auf die in den Halle'schen Jahrbüchern abgedruckte Anzeige des Herrn Dr. Ruge Einiges zu erwidern.

## Zur Geschichte Frankreichs.

### RÈGLEMENTS

### sur les arts et métiers de Paris,

rédigés au XIII<sup>me</sup> siècle, et connus sous le nom du livre des métiers d'*Etienne Boileau*; publiés, pour la première fois en entier, d'après les manuscrits de la bibliothèque du Roi et des archives du royaume, avec des notes et une introduction,

par  
**G. B. Depping.**

Un volume. Gr. in-4. Paris. 4 Thlr. 12 Gr.

Dieses Werk bildet einen Band der Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique, welche in Serien erscheint, von denen die erste, zu der das obige gehört, die Histoire politique umfaßt.

Leipzig, im Juli 1838.

**Brockhaus & Weyenrus,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Bei H. B. König in Bonn sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Albers, S. F. S.** (Professor Dr.), Beobachtungen auf dem Gebiete der Pathologie und pathologischen Anatomie. 2er Theil. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

**Düntzer-Lersch, De Versu, quem Vocant, Saturnio.** Preis 12 Gr.

**Sersch, L.** (Dr.), Die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an dem Streite über Analogie und Anomalie. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

**van Dufrenoyt (Dr.), Geschichte der Augenheilkunde.** Aus dem Holländischen. Mit einer Vorrede vom Geh. Med.-Rath Wucher. Preis 10 Gr.

**Weber, M. J. S.** (Dr.), Handbuch der Bergleerungskunde und -Kunst des menschlichen Körpers. Erster Band. Drittes Heft. Preis 20 Gr.

Bei uns hat die Presse verlassen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

### Uebersicht der Landbaukunst.

Ein kurzgefaßter Leitfaden zu Vorlesungen über dieselbe und ein Wiederholungsbuch für alle Diejenigen, welche sich öffentlichen Prüfungen in diesem Fache zu unterziehen haben, ebenso ein Handbuch für Kameralisten und Landwirthe.

Von  
**Karl August Wenzel,**

königl. Universitäts-Dozent, öffentlichem Lehrer der Baukunst an der kais. und landwirthschaftlichen Akademie zu Wien und  
Geyßwardt n. 11.

Gr. 8. Brochirt. Preis 2 Thlr.

Der Name des Herrn Verfassers bürgt dafür, daß hier etwas Gründliches und Gebiegenes geliefert wird, und besagt der Titel hinlänglich, für wem sich das Werk eignet, es bedarf keiner weitern Empfehlung.

Leipzig, im Juni 1838.

**E. Schölb & Comp.**  
(B. Einhorn.)

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

## Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. Mai. Nr. 18 — 21.

Nr. 18. \*Der Granatbaum. Kleine Rechenkünste. \*Falscher Eifer belohnt sich nicht. Der Flaschenbühel, ein Märchen. \*Der Kaulbarsch. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — Nr. 19. \*Der punktirte Wassersalamander oder Wassermolch. \*Der Lob Jesu. Der Flaschenbühel, ein Märchen. (Fortsetzung.) \*Die Haar- oder stumme Schnepe. — Nr. 20. \*Die Derwische. Einige Benutzungen der Hand. Frohsinn und Guts sein. \*Der Kukul und das Rothkehlchen. Der Flaschenbühel, ein Märchen. (Beschluß.) \*Die Centauren. Räthsel. — Nr. 21. \*Feldmarschall Blücher, Fürst von Wahlstatt. Artigkeit. \*Die Gypstheke zu München. Thorsheit und Dünkel, Fleiß und Bescheidenheit. \*Der Hornochse. Räthsel.

Die mit \* bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.  
Leipzig, im Juli 1838.

**F. A. Brockhaus.**

Bei Bindolff & Striese in Königsberg i. d. N. sind folgende neue Bücher erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Collectanea für Anfänger im Lateinschreiben von W. Dibelius.** Kl. 8. Geh. 7/8 Egr.

**Novellen und Erzählungen von H. von Keyserlingk.** Kl. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Egr.

**Methode eines Virailleurs-Coups,** mit einleitendem Vorworte, von L. A. F. Schulz. Kl. 8. Geh. 7/8 Egr.

**Historisch-romantische Erzählungen.** Kl. 8. Geh. 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

**Jfts. Encyclopädische Zeitschrift,** vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Dlen. Jahrgang 1838. Zweites und drittes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

**Blätter für literarische Unterhaltung.** (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Monat Juni, oder Nr. 152—181, 1 Beilage, Nr. 4, und 2 literarische Anzeiger: Nr. XIX und XX. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Beinpapier 12 Thlr.

**Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** Herausgegeben von E. G. Gersdorf. 1838. Sechszehnten Bandes viertes und fünftes Heft. (Nr. X, XI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

**Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Jahrgang 1838. Monat Juni, oder Nr. 22—26, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 22—26. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1838.

**F. A. Brockhaus.**

Soeben ist in Paris erschienen:

**Extraits**  
**des Mémoires du Prince de**  
**Talleyrand Périgord,**  
ancien évêque d'Autun etc. etc.,  
recueillis et mis en ordre

par  
**Madame la Comtesse O. de C..**

2 vols. In-8. 5 Thlr. 8 Gr.

Bestellungen bitten wir uns baldigst zusammen zu lassen.

Leipzig, im Juli 1838.

**Brodhaus & Wrenarius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

**Oestreichische militairische Zeitschrift. 1838.**  
Fünftes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Inhalt: I. Die Waffenübungen bei Wosnosens 1837. (Schluß.) — II. Die Gesechte bei Radanyzyl und Bronow, und das Treffen bei Kazimierz im polnischen Feldzuge 1831. — III. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) 33. Der 21. März. Schlacht von Arcis. Zweiter Tag. — IV. Die Anwendung leichter Truppen gemäß dem Geiste der neuern Kriegsführung. — V. Literatur. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Übersicht des Inhalts der ältern Jahrgänge der Oestreichischen militairischen Zeitschrift. (Fortsetzung.)

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie der aller frühern Jahrgänge von 1818—37 jeder 8 Thlr. 6 Schf.

Die Jahrgänge 1811—18 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. 6 Schf. Wer die ganze Sammlung von 1811—37 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um  $\frac{1}{4}$  wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 30ten Juni 1838.

J. G. Heubner,  
Buchhändler.

In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

**Herculanium und Pompeji.**

**Vollständige Sammlung**  
der bis auf den heutigen Tag daselbst entdeckten Malereien, Bronzen, Mosaike u. s. w. Enthaltend sämtliche in der Antichità di Ercolano, dem Museo Borbonico und den übrigen bisher erschienenen Werken beschriebenen Antiken, mit neuern noch unedirten Gegenständen vermehrt.

Gestochen von **H. Bouché** dem Ältern und **Ad. Bouché** zu Paris. Mit erläuterndem Texte, zum Gebrauch für Künstler, Gelehrte und höhere Schulanstalten. Deutsch bearbeitet von **Dr. A. Kaiser.**

Dieses interessante Unternehmen darf gewiß für alle Kunstfreunde, Künstler und Gelehrte eine erwünschte Erscheinung genannt werden, da es ihnen Gelegenheit bietet, eine Lücke in ihren Bibliotheken auszufüllen, die sie bis jetzt entweder schmerzlich fühlten oder nur mit großem Aufwande auszufüllen konnten,

da die Werke, welche jene durch die Ausgrabungen in Herculanium und Pompeji auf die Nachwelt gekommenen Schätze beschreiben und darstellen, und deren Studium so unerlässlich zum Verständniß des Alterthums wie der Kunst und Wissenschaft im Allgemeinen ist, theils durch ihre hohen Preise, theils durch ihre Seltenheit fast ganz außer dem Bereiche der meisten Künstler und Gelehrten liegen.

Der Übersichtlichkeit wegen erscheint diese Sammlung in Serien nach gleichen oder verwandten Gegenständen geordnet:

**Abtheilungen des Werkes.**

Malereien.	Bronzen.
1ste Serie. — Architekt. Verzierungen.	1ste Serie. — Statuen.
2te „ — Gruppen von Figuren.	2te „ — Büsten.
3te „ — Einzelne Figuren.	3te „ — Geräthe, Lampen etc.
4te „ — Friese etc.	Geheime Sammlung.
5te „ — Landschaften.	1ste Serie. — Malereien.
6te „ — Mosaike.	2te „ — Bronzen.

Das Ganze wird in 200 Lieferungen, jede von 4 feingestochenen Abbildungen mit nöthigem Text und Umschlag im größten Octavformat ausgegeben, monatlich erscheinen vier solcher Lieferungen,

deren jede 5 Groschen kostet.

Die ersten 6 Lieferungen sind bereits an alle Buchhandlungen versandt und daselbst sowie auch die über dieses Werk ausgegebenen ausführlichen Prospekte einzusehen.

Hamburg, im Juni 1838.

**Johann August Meißner.**

Neu ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Palästina.**

Von

**Karl von Hammer.**

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte der Gegend von Sichem und dem Grundriss der Kirche des heiligen Grabes.

Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Obgleich die zweite Auflage dieser ausgezeichneten Darstellung des heiligen Landes der ersten in kurzer Zeit folgt, so enthält dieselbe doch durchgängig namhafte Verbesserungen und Zusätze, wie sich schon aus dem erweiterten Umfange und aus der Vergleichung einzelner Artikel mit der frühern Bearbeitung ergibt. Die Hinzufügung mehrerer wichtigen Abhandlungen über einzelne Gegenstände wird man nur als einen wesentlichen Gewinn betrachten können.

In dem im vorigen Jahre erschienenen Versuche:

**Der Zug der Israeliten nach Kanaan.**

Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

lieferte der Verfasser eine Beilage zu seinem „Palästina“, welche seine Forschungen über diesen Gegenstand, von dem genannten Werke unabhängig, darlegt. Die sauber gestochene Karte (in gr. 4.) ist einzeln für 6 Gr. zu erhalten.

In neuen Auflagen erschienen von demselben Verfasser:  
Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorstufe der Erdbeschreibung. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 4 Gr.  
Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.  
Leipzig, im Juli 1838.

**J. H. Brodhaus.**

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

**Brockhaus & Wenner** in Paris und Leipzig machen auf nachstehende vortheilhaft bekannte Sammlung französischer Reisebücher aufmerksam, die von ihnen durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

## GUIDES-RICHARD.

ITINÉRAIRES EUROPÉENS IN-12. ET IN-18.,

Comprenant:

1° Les tableaux OFFICIELS des routes de chaque contrée; 2° la description archéologique, industrielle, historique des cités; 3° une notice des bourgs, villages que traverse le voyageur; 4° l'indication des curiosités de la nature et de l'art qu'il doit visiter; 5° d'amples notions sur les objets de peinture, de sculpture, les monumens antiques du moyen age et modernes que renferment les divers musées; 6° la liste exacte des messageries, voitures, diligences d'un lieu à un autre; 7° la nomenclature des BATEAUX A VAPEUR qui naviguent sur les mers, fleuves et rivières, leurs jours et heures de départ, leur prix de trajet; 8° l'indication des HOTELS ou doit descendre le voyageur; 9° les réglemens de poste et TARIFS de chaque état; 10° la description détaillée des bains et eaux thermales; 11° le tableau comparatif des monnaies.

*Avec évaluation des frais de séjour et de voyage.*

Chaque ITINÉRAIRE-RICHARD offre une CARTE ROUTIÈRE dressée aux bureaux de la guerre, des Panoramas de villes, des Vues, Vignettes etc.

Détail des Guides dont chacun contient la matière de plusieurs volumes.

Europe, 2 vol in-12. et atlas. 20 Fr.  
Nord de l'Europe, 1 fort volume in-12. 7 Fr.  
Midi de l'Europe, 1 fort volume in-12. 7 Fr.  
France et Belgique, 1 fort volume in-12. 7 Fr.  
50 C.  
France, 1 volume in-18. 5 Fr.  
— 1 volume in-32. 3 Fr.  
Paris, conducteur de l'étranger, 1 volume in-18. 4 Fr.  
50 C.  
Environs de Paris dans un rayon de 15 lieues, 1 vol.  
in-18. 5 Fr.  
Pyénées, 1 volume in-18. 5 Fr.  
Belgique et Hollande, 1 volume in-18. 6 Fr.  
Suisse et Tyrol, 1 gros volume in-12. 9 Fr.  
Suisse, 1 gros volume in-18. 7 Fr.  
Tyrol, 1 volume in-12. 3 Fr.

Genève, 1 volume in-18. 1 Fr. 50 C.  
Savoie et Piémont, 1 volume in-18. 5 Fr.  
Oberland, 1 volume in-18. 1 Fr. 50 C.  
Chamouy (Vallée de), 1 volume in-18. 1 Fr. 60 C.  
Italie, 1 fort volume in-12. 8 Fr.  
— 1 fort volume in-18. 7 Fr.  
Rome, 1 volume in-18. 1 Fr. 50 C.  
Allemagne, 1 fort volume in-18. 7 Fr. 50 C.  
Bords du Rhin, 1 fort volume in-18. 7 Fr.  
Bade, 1 volume in-12. 3 Fr. 50 C.  
— 1 volume in-18. 1 Fr.  
Angleterre, Ecosse et Irlande, 1 volume in-18.  
6 Fr.  
Londres, Guide de l'étranger, 1 volume in-18. 7 Fr.  
Paris à Londres (routes de), 1 volume in-18. 3 Fr.  
Espagne et Portugal, 1 volume in-18. 7 Fr.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Petürz (Michael), Ansicht der Welt.

Ein Versuch  
die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Universitätsbuchhandlung zu Kiel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

### Theologische Mitarbeiten.

Eine Quartalschrift.

in Verbindung mit mehreren Gelehrten  
herausgegeben von

A. F. Ludwig Pelt,

Doctor und ord. Prof. der Theologie.

Stes Heft.

Preis 20 Gr.

# Vollendete Herausgabe.

D a s

# Hauslexikon,

vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände.

Unter Mitwirkung vieler Gelehrten und Praktiker

herausgegeben von

## G. Th. Fechner,

ordentlichem Professor der Physik zu Leipzig.

8 Bände in Lexikon-Octav, 441 Bogen enthaltend. Mit erläuternden Holzschnitten und Steindrucktafeln.

Subscriptionspreis 12 Thlr. Sächsl., oder 21 Fl. 36 Kr. Rhein.

Es gereicht uns zur wahren Freude, die erfolgte Vollendung dieses gemeinnützigen Werkes ankündigen zu können. Was wir vor vier Jahren versprochen: ein Buch zu liefern, welches, tief einbringend in die eigentlichen Bedürfnisse des täglichen Lebens, über Alles, was für dasselbe zu wissen nicht nur nützlich, sondern nothwendig ist, Auskunft und Reichthum gäbe, einen sichern Rathgeber und Führer in allen Tagen des häuslichen und bürgerlichen Lebens: das glauben wir im Sinne unserer geehrten Abnehmer und nach den Anforderungen unserer Zeit erfüllt zu haben, indem wir das Hauslexikon als Ganzes dem Publicum übergeben.

Wie unterlassen es, den Inhalt des Werkes, welcher durch Prospective und Anzeigen hinlänglich bekannt ist, hier im Einzelnen zu bezeichnen; es genügt, daran zu erinnern, wie das Hauslexikon sich über alle Fächer des praktischen Wissens verbreitet. So ist aus der Rechtskunde, der Heilkunde, der Land- und Hauswirtschaft, mit Einschluß der Gartenkultur und des Bauwesens, aus der Handels- und Gewerbekunde, aus der gesammten Naturkunde u. s. w. in ihren Anwendungen auf die Bedürfnisse des täglichen Lebens, überall der geeignete Stoff entlehnt und durch die bewährtesten Praktiker so verarbeitet, daß der Leser sichere Anleitung zur unmittelbaren praktischen Anwendung findet. Es ist genaue Kenntniß öffentlicher und anderer wichtiger Anstalten und Einrichtungen (als des Postwesens, der Assurances, der Bälle u. s. w.) gegeben, und endlich ein reicher Schatz von Literaturnotizen über praktische Gegenstände beigefügt. Durch diese Bearbeitung ist das Hauslexikon zu einem allgemeinen Erfahrungslexikon geworden, als welches wir es schon früher bezeichneten, und liegt jetzt, in seiner Vollständigkeit, als ein

## Universalwerk für das Haus

zur Benutzung vor. Es macht als solches eine unzählige Menge kostspieliger einzelner praktischer Werke entbehrlich, und ist selbst die

## vollständigste und wohlfeilste Bibliothek für jeden Haushalt.

Schon während seines Entstehens erfreute sich unser Unternehmen einer höchst günstigen Aufnahme, obschon es seiner lexikographischen Bearbeitung halber erst als vollendetes Werk seine volle Brauchbarkeit erlangen konnte. Jetzt, nachdem diese Vollendung eingetreten, hoffen wir um so sicherer, daß eine große allgemeine Verbreitung ihm nicht fehlen werde.

Zur Erleichterung der Anschaffung lassen wir den Subscriptionspreis von 12 Thalern für das Ganze noch einige Zeit bestehen, und haben zugleich die Einrichtung getroffen, daß das Hauslexikon auch handweise, in monatlichen Lieferungszeilen, der Band zu 1½ Thlr., oder 2 Fl. 48 Kr. Rhein., durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Leipzig, im Juni 1838.

**Breithopf & Wirtel.**

Bei Weise & Stappani in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ulrich von Hutten's

## Jugend-Dichtungen,

didaktisch-biographischen

und

satirisch-epigrammatischen Inhalts.

Zum ersten Mal vollständig übersetzt und erläutert herausgegeben von Ernst Münch.

26½ Bogen auf Bellinpapier. Brosch. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Die Verdienste des Uebersetzers der vorliegenden Poesien eines der tüchtigsten und geistreichsten Vorsetzers kirchlicher Frei-

heit und nationaler Selbständigkeit um die Literatur der Werke desselben sind in Deutschland hinreichend bekannt; man wird es ihm daher nur verdanken, wenn er die in lateinischer Sprache erschienenen poetischen Schriften des Ritters aus dessen früherer Zeit, welche bisher zu mehr als zwei Dritttheilen dem größern Publicum unzugänglich, d. h. unübersetzt geblieben waren, vollständig und in kernhafter deutscher Sprache dem Vaterlande mittheilt. Hier findet man die spitzigsten jener geistigen Pfeile, welche dem Fanatismus und der Ignoranz, der Unbildsamkeit und dem Aberglauben, der Heuchelei und der Feigheit ins tiefste Herz gedrungen. Die neuesten Ereignissen lassen uns die Blicke aufs Neue nach dem großen Geharnischten wenden und rechtfertigen seine Wiedererweckung. Et was Weiteres über Ulrich von Hutten beizufügen, hiesse das deutsche Publicum selbst beleidigen. Wieland, Herder und Goethe haben für ihn in tiefer Bewegung der Seele gezeugt, und selbst Brecht, vom finstern Geiste noch nicht erfaßt,

Schrieb einst, als er die Originalausgabe empfahl, seinem Freunde *Wilm von Arnim*: „Gönnt dem armen edlen Ulrich ein Plätzchen auf deutscher Erde, darauf er ruhen mag!“ In sogar der feindlich gesinnte Cardinal *Pallavicini*, der Jesuit und Geschichtschreiber des Conciliums von Trident, konnte dem Manne, „der mit reichen Kenntnissen ausgerüstet, nebst einer ungewöhnlichen Charakterfestigkeit eine große Überredungsgabe besaß und in einem allgemeinen Ansehen stand“, seine Anerkennung nicht verweigern!

Sieheben ist bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

**Édition originale pour l'Étranger.**

**Nouveaux Éléments  
de botanique et de physiologie  
végétale.**

Sixième édition revue, corrigée et augmentée,  
des caractères des familles naturelles du règne  
végétale,

par

**ACHILLE RICHARD,**

ornée de 5 planches nouvelles gravées sur acier,  
et de 163 gravures intercalées dans le texte,  
gravées sur bois.

Ouvrage adopté par le conseil royal de l'instruction  
publique etc.

Un volume. Gr. in-8. 9 Fr.

Leipzig, im Juli 1858.

**Brodhaus & Woenarins,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Die chirurgische Muskellehre  
in Abbildungen.**

Ein Handbuch für studirende und ausübende  
Aerzte, gerichtliche Aerzte und Wund-  
ärzte etc.

von

**Dr. G. B. Günther,**

Professor der Chirurgie in Kiel,

und

**Julius Milde,**

Maler in Hamburg.

Erstes Heft. Gr. 4. 1 Thlr. 16 Gr.

Mit diesem ersten Hefte der chirurgischen Muskellehre in Abbildungen beginnt der dritte Band eines größern, umfassendern Werkes, welches der Verfasser in acht Bänden unter dem Titel: **Die chirurgische Anatomie in Abbildungen** nach folgendem Plane zu liefern gedenkt:

1. Theil: *Osteologie*. 2. Theil: *Syndesmologie*. 3. Theil: *Myologie*. 4. Theil: *Angiologie*. 5. Theil: *Neurologie*. 6. Theil: *Splanchnologie*. 7. Theil: *Locale Anatomie aller Systeme*. 8. Theil: *Operative Anatomie*.

und worüber der ausgegebene Prospectus das Nähere besagt.

Es besteht die zuerst erscheinende Muskellehre als ein

vollständiges Handbuch für sich und wird ungefähr 40 Tafeln colorirter Abbildungen nebst dazu gehörigem Text in groß Quartformat enthalten, die in 6 Heften erscheinen.

Das erste bereits ausgegebene Heft besteht aus Tafel 1—7 nebst 4 Bogen Text.

Das Handbuch der Muskellehre in Abbildungen, welches noch in diesem Jahre vollständig geliefert werden soll, wird 8—10 Thaler kosten.

Hamburg, im Juni 1858.

**Johann August Meißner.**

**Ungarische historische Romanenliteratur  
zuerst in das Deutsche übersezt!!**

Bei **G. Schels & Comp.** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oestrichs und Ungarns zu haben:

**Abafi,**

von

**Nikolaus Jósika.**

Aus dem Ungarischen übersezt und mit Anmerkungen versehen von **G. Preußner.**

2 Bände. Elegant broschirt. 2 Thlr. 8 Gr., oder  
3 Fl. 30 Kr. C. = M.

Der Baron *Nikolaus Jósika* steht als Erzähler unter den neuern ungarischen Schriftstellern obenan und liefert uns in seinem „*Abafi*“ eine so gelungene Schilderung ungarischer siebenbürgischer Vorzeit und Nationalität, daß jeder Freund des historischen Romans dieselbe mit besonderer Vorliebe lesen wird.

Bei **Eduard Anton** in Halle ist soeben erschienen:

**Eisenhart, Dr. Hugo, Sanct Georg.**

Ein Versuch zur Begründung des Neuhegelianismus, mitgetheilt auf Veranlassung des *Richard-Rothe'schen* Ausfalls gegen die Kirche. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

**Der selbe, Die Götterdämmerung.** Ein

Versuch zur Begründung des angewandten Neuhegelianismus mit einer streitbaren Zueignung an *F. Schlegel* über die heilige Dreieinigkeit. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

**Werdelust des holländischen Dichterbundes.** 8.

23 1/2 Bogen. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Neu ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätzig:

**Gruß an Berlin.**

Ein Zukunftstraum

von

**Heinrich Stieglitz.**

Gr. 8. Geh. 20 Gr.

An der Hand der Poesie durch die Straßen der großen Hauptstadt wandernd, schildert der Dichter das Leben und Treiben in seinen verschiedenartigen Gestaltungen, vornehmlich aber den höchsten Interessen sich zuwendend, führt er wie in einem geistigen Panorama alle Namen, welche die Vergangenheit und Gegenwart Berlins in irgend eine Beziehung zu Kunst und Wissenschaft stellten, an seiner Phantasie vorüber und schöpft aus der Erinnerung an seine Erlebnisse das Drama der Zukunft.

Ein Blick auf das Verzeichniß der vorgeführten Persönlichkeiten zeigt, daß das Gedicht nicht allein Berlin, sondern die Interessen des gesammten Deutschlands berührt.

Leipzig, im Juli 1858.

**J. W. Brodhaus.**



In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# MILITÄR-KARTE von Deutschland

in 25 Blättern,

auf dem topographischen Bureau des königl. bairischen Generalstabs entworfen

von

**Anton Klein.**

Blätter Nr. 7 und 8. Hannover, mit Theilen von Preussen, Großherzogthum Hessen, Sachsen-Gotha, Sachsen-Weimar ic.

Preis eines jeden Blattes 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im Juni 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Zur spanischen Literatur.

## DON QUIXOTTE

et

**la tâche de ses traducteurs:**  
eclaircissemens nouveaux sur le style et l'esprit  
de l'original, et sur l'interprétation de son texte;  
développés dans une analyse du début de son  
nouveau traducteur français,

M. Viardot.

Par

**F. B. FRANÇOIS BIEDERMANN.**

In-8. Paris et Leipzig, 1837. 16 Gr.

Diese kleine Schrift wird gewiß für alle Freunde des darin  
behandelten Romans des Cervantes von großem Interesse sein.  
Leipzig, im Juli 1838.

**Brockhaus & Wennerius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Soeben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhand-  
lungen zu beziehen:

## Die Geschichte

des

## Europäischen Staatensystems.

Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft  
bearbeitet

von

**Friedrich Bülow,**

ord. Professor an der Universität Leipzig.

Zweiter Theil.

Wid zu dem Ausbruche der französischen Revolution.  
Gr. 8. 31 Bogen. 2 Thlr. 6 Gr. — 3 Fl. 24 Kr.  
C.-M. — 4 Fl. 3 Kr. Rhein.

Dieses neueste geschichtliche Werk des um die Staatswissen-  
schaften hochverdienten Herrn Verfassers ist die lang gehegte

Frucht mannichfaltiger und gründlicher Studien. Die Ausfüh-  
rung entwickelt im tiefem Sinne des Pragmatismus die Ge-  
schichte aus den Verhältnissen, die Staatsphilosophie aus dem  
geschichtlich Gegebenen und sich Erhaltenden. Der Herr Ver-  
fasser hat sich immer frei von den Fesseln der Schule und des  
Parteiliches gehalten, und schrieb auch dieses Werk im reinen  
Dienste der Wissenschaft und des Lebens; seine Darstellung  
läßt die Verhältnisse selbst sprechen und verschmäht in ihrer  
Gebiegenheit den eiflen Glanz einer blendenden, aber inhaltlosen  
Rede. Die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung hofft daher  
auf eine große Theilnahme nicht allein der Männer vom Fache und  
des Staatsdienstes, sondern aller Freunde der Geschichte und  
der geistvollen Entwicklung politischer Probleme.

Der dritte, letzte Band, fortgeführt bis auf die neuesten  
Zeiten, soll so schnell als möglich folgen; es liegt in der Na-  
tur der Sache, daß das Interesse des Werkes in seinem Fort-  
gange sich steigert.

Leipzig, im Juli 1838.

**Georg Joachim Göschen.**

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buch-  
handlungen zu erhalten:

## Alphabetische Zusammenstellung der im Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen,

sowie in den neuesten dazu erschienenen Gesetzen  
und Verordnungen  
enthaltenen Bestimmungen.

Herausgegeben von

**Dr. Karl Heinrich Haase,**

Mitglied des Appellationsgerichts zu Leipzig.

Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Diese mit großer Sorgfalt bearbeitete Zusammenstellung  
der neuesten kraftrechtlichen Bestimmungen wird den Gebrauch  
des Criminalgesetzbuchs wesentlich erleichtern.

Leipzig, im Juli 1838.

**J. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

## N<sup>o</sup> II.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,  
versendet von

**F. A. Brockhaus in Leipzig.**  
1838. April, Mai und Juni.

(Nr. I dieses Berichts, die Veranordnungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XIV des Literarischen Anzeigers.)

34. Ivolfine, Ideal und Wirklichkeit. 8. 1 Thlr. 6 Gr.  
35. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Vierzehntes Bändchen. — Auch u. d. T.: Aus-erlesene Gedichte von Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Daniel Casper von Lohenstein, Christian Bernike, Friedrich Rudolf Ludwig Frhr. von Caniz, Christian Weise, Johann von Besser, Heinrich Mühlpsorth, Benjamin Neukirch, Johann Michael Moscherosch und Nicolaus Neuber. Herausgegeben von Karl Förster. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Preis der ganzen jetzt vollständigen Sammlung, 14 Bändchen, 1833 — 38, 29 Thlr. 16 Gr.

36. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Zweiter Band: F—L. 9te und 10te Lieferung. — Dritter Band: M—R. 4te Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

37. Aldeutsche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Zweiten Bandes zweites Heft. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Der 1ste Band in 4 Heften kostet 2 Thlr. 4 Gr., das 1ste Heft des 2ten Bandes 16 Gr.

38. Boduszynski (Augustin), Physikalisch-astronomischer Versuch über die Welten-Ordnung. Eine populäre Darstellung. Mit 3 Steindrucktafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

39. (Wöttiger.) Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Wöttiger's handschriftlichem Nachlasse. Zweites Bändchen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.  
Das 1ste Bändchen erschien zu Anfang d. J. und kostet 1 Thlr. 12 Gr.

40. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Zweites und drittes Heft. (Andorree—Besson.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen aus Druck. 8 Gr., aus Schreib. 12 Gr., aus Velinp. 18 Gr.

Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons sowie zu jeder früheren, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben. Der Umfang ist nicht genau zu bestimmen, doch dürfte das Ganze 20—24 Hefte nicht übersteigen.

41. Duller (Eduard), Kaiser und Papst. Roman. Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

42. Ausführliche Encyclopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst, praktischen Ärzten, Physikern und Che-

mikern bearbeitet und herausgegeben von Georg Friedrich Most. Für Gesetzgeber, Rechtsgelahrte, Polizeibeamte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Ersten Bandes drittes und viertes Heft. (Entbindungskunde—Hautdecken.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

43. Fingerzeige Gottes, in göttlichen Offenbarungen für einer Commnabule himmlisches und irdisches Heil. Von L. v. S. Gr. 8. Weimar. Geh. (In Commission.) 16 Gr.

Der Ertrag ist zu einem wohltätigen Zwecke bestimmt.

44. Haase (Karl Heinrich), Alphabetische Zusammenstellung der im Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen sowie in den neuesten dazu erschienenen Gesetzen und Verordnungen enthaltenen Bestimmungen. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

45. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise etc. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Bearbeitet und herausgegeben von Otto August Schulz. Zwölfte Lieferung. Enthaltend: Zweite Abtheilung, Bogen 46—60. Vellejus—Zyro. Nebst drei Beilagen. Gr. 4. Druck. 1 Thlr. 8 Gr., Schreib. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Preis dieses achten, oder der neuen Fortsetzung ersten Bandes ist 10 Thlr. 12 Gr. Die früheren sieben Bände (1813—20) sind zusammen genommen auf 20 Thlr. im Preise herabgesetzt; auch einzelne Bände werden billiger gegeben.

46. Hille (Karl Christian), Die Bäder und Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Viertes Heft. — Auch u. d. T.: Die Nord- und Ostsee-Bäder. Für Brunnen- und Baderessende bearbeitet. Mit drei Karten. 8. Geh. 1 Thlr.  
Die ersten drei Hefte enthalten: I. Brunnen- und Bäderverzeichniß (12 Gr.); II. Die Bäder und Heilquellen von Böhmen und Mähren (20 Gr.); III. Die Bäder Schlesiens und der Grafschaft Siles (18 Gr.).

47. Hoepflein (Albert), Praktisches Handbuch der Buchführungskunde für den deutschen Buchhandel zur klaren Geschäft- und Vermögensübersicht. Zweite Abtheilung. Geschäftsführung. Schmal gr. 4. Geh. 2 Thlr. 20 Gr.  
Preis des Ganzen 3 Thlr. 12 Gr.

48. Krug (Wilhelm Traugott), Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet. Fünfter Band als Supplement zur zweiten, verbesserten und vermehrten Auflage. In zwei Abtheilungen. — Auch u. d. T.: Encyclopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

1ster bis 4ter Band, 2te Auflage, 1833—34, 11 Thlr.; alle fünf Bände zusammen nur 12 Thlr.

49. Petöcz (Michael), Ansicht der Welt. Ein Versuch die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

50. Quandt (J. G. von), Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. Synonymen und Homonymen. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

51. Kaumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band. (1661—1715.) 8. Subscriptionspreis Druckp. 3 Thlr. 6 Gr., Belimp. 6 Thlr. 12 Gr.

Der Subscriptionspreis für den 1ten bis 5ten Band, 1661—5, beträgt auf Druckp. 14 Thlr. 16 Gr., Belimp. 20 Thlr. 8 Gr.

52. Kaumer (Karl von), Palästina. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Plan von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Eine Beilage hierzu: „Der Zug der Israeliten aus Ägypten nach Kanaan“ (1837), kostet 12 Gr.

53. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben mit mehreren Gelehrten von Ernst Gottlieb Geysdorf. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) 16ter Band. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

54. Schlußrede gehalten am Sylvesterabend 1837 von Florian Felbel. Mit inelavirten und unterstellten Anmerkungen des Herausgebers Magister Kunbergern. 8. Geh. 18 Gr.

55. Schulz (Fermann), Wanderbuch. Ein Gedicht in Szenen und Liedern. 8. Geh. 18 Gr.

56. Stieglitz (Heinrich), Gruß an Berlin. Ein Zukunfts- traum. 8. Geh. 20 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

## Nouvel Atlas communal de la France,

dédié à la Chambre des Députés; contenant une carte générale comparative, celle de l'Algérie, et une carte particulière pour chaque département (toutes à la même échelle et de même format); sur laquelle se trouvent les principaux renseignements statistiques; les villes, les bourgs et les villages; et toutes les communes d'après les derniers états officiels, — les forêts avec leur circonscription, les canaux avec leurs ports et écluses, — les routes, les chemins, les étapes, les relais de poste aux chevaux, les bureaux de poste aux lettres, — la circonscription des arrondissemens et des cantons, les distances à la méridienne et à la perpendiculaire, ainsi que le rapport de chaque partie de la carte aux feuilles de Cassini;

Dressé par *Charles*, géographe, attaché au dépôt de la guerre; exécuté sous la direction de *M. Letronne*, membre de l'Institut, et publié par *Louis Letronne*.

Dieser Atlas wird aus 90 Blättern bestehen und alle 14 Tage eine Lieferung von 4 (die letzte 6) Blättern erscheinen. Jede Lieferung kostet schwarz 1 Fr., colorirt 1 Fr. 25 Cent.

Die Ausführung ist in hohem Grade sauber.  
Leipzig, im Juli 1838.

**Brochhaus & Weymarus,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Sobem erschien:

„Woz“ (Dickens, Verfasser der Pickwicker):  
**Humoristische Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben**, deutsch von Dr. N. Witzmann. **Erster Band**, mit 1 Federzeichnung nach Cruikshank. 12. Belimpapier. Geh. 21 Gr.  
Braunschweig, den 20ten Juli 1838.  
*George Westermann.*

**Panorama von Deutschland.**

## Panorama de l'Allemagne par une société d'hommes de lettres français et allemands sous la direction de Mr. J. Savoye.

Alle vierzehn Tage erscheint vorläufig ein Heft von einem Bogen Text und zwei artistischen Beilagen in gr. 4.

Abonnement für 12 Hefte 2 Thlr. 16 Gr.

Dieses interessante Unternehmen verspricht ein vollständiges Gemälde von Deutschlands Gegenwart und Vergangenheit in allen seinen Beziehungen zu liefern und verbindet mit der Eleganz der französischen Presse einen wohlfeilen Preis. Nicht minder lassen die Namen der geachteten Schriftsteller Deutschlands und Frankreichs, aus deren Vereinigung das Werk hervorgegangen ist, eine sowol getreue als anziehende Darstellung voraussetzen.

Das erste Heft ist bereits erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen.  
Leipzig, im Juli 1838.

**Brochhaus & Weymarus,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

## Neuestes Handbuch der Botanik.

Bei K. F. Köhler in Leipzig ist soeben erschienen:

### Anleitung zum Studium der Botanik

oder  
Grundriss dieser Wissenschaft, enthaltend: die Organographie, Physiologie, Methodologie, die Pflanzengeographie, eine Übersicht der fossilen Gewächse, der pharmaceutischen Botanik und der Geschichte der Botanik.

Von

**Alph. De Candolle,**

Professor an der Akademie zu Genf.

Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von  
**Dr. Alexdr. von Bunge.**

2 Theile. Mit 8 Tafeln Abbildungen.  
48 Bogen. 3 Thlr. 18 Gr.

Dieses Werk empfiehlt sich durch Vollständigkeit und Kürze, sowie durch Benutzung der neuesten Arbeiten in allen Theilen der Wissenschaft, es bildet im Wesentlichen einen durch die neuesten Entdeckungen bereicherten Auszug aus den umfassenden allgemein als trefflich anerkannten Werken des berühmten Vaters des Verfassers, unter dessen Leitung das Werk abgefaßt wurde. Der Verfasser hielt es für zweckmässig, das Werk in 5 Abschnitte oder Bücher einzutheilen.

Das 1ste Buch bildet die Organographie als Grundlage der Wissenschaft, das 2te Buch handelt von der Physiologie oder dem Studium des Pflanzenlebens etc., das 3te, die Methodologie, umfaßt die Prüfung der auf das Pflanzenstudium bezüglichen Methoden, insbesondere Beschreibung, Nomenclatur und Classification der Pflanzen. Die Pflanzengeographie bildet das 4te Buch, dem im 5ten eine kurze Uebersicht der fossilen Gewächse folgt. Beigefügt ist ein Abriss der Geschichte der Botanik, sowie mehres der pharmaceutischen Botanik Angehörige.

In unserm Verlage erscheint vom 1ten August dieses Jahres an:

# Die Eisenbahn.

Zeitschrift zur Beförderung geistiger und geselliger Tendenzen.

Herausgegeben  
von **Dr. F. Wiest.**

Enthält folgende Rubriken:

## I. Locomotiv — die Zeit.

Bringt die Gegenwart und ihre verschiedenen Gestaltungen theils nur in flüchtigen Contouren hingeworfen, theils in größern Zelt- und Charakterbildern angefaßt.

## II. Locomotiv — Leipzig.

Bietet die Tagesbegebenheiten Leipzigs aus dem geistigen wie conversationellen Leben, bald ernst, bald heiter, jedesmal dem Gegenstande angemessen geschildert.

## III. Locomotiv — der Blick.

Gibt mit Mithraschnecke und zündender Sprache die neuesten Erscheinungen aus dem nord- und süddeutschen Kunstleben abhandeln. In dieser Rubrik finden sich auch alle polemischen Artikel.

## IV. Der Gesellschaftler auf der Eisenbahn, oder jede Station etwas Anderes.

Hier findet der Leser die Novellette, humoristische Aufsätze, Genrebilder u., überhaupt Alles, was in den Bereich der sogenannten Unterhaltungslecture gehört.

Im Notizenblatte, das unter der Benennung

## Schleppwagen auf der Eisenbahn

gegeben wird, kommen folgende Rubriken:

**I. Theaterperspective.** Nur ausgezeichnete Bühnenercheinungen werden in dieser Rubrik besprochen, die Mittelmäßigkeit wird keines Blickes gewürdigt.

**II. Literarisch-anatomisches Theater** secirt die literarischen Producte der Gegenwart. Die faulen Gabaver der sogenannten Jungen-Literatur werden von diesem anatomischen Theater ausgeschlossen sein.

**III. Mode- und Zugsgesack** bringt kleine Notizen über die laufenden Moden des Tages. Diese Rubrik soll ausschließlich unsern Lesern gewidmet sein.

**IV. Bagagewagen auf der Eisenbahn.** Alles, was den Bestrebungen dieser Zeitschrift feindlich entgegensteht, wird im Bagagewagen aufgeweckt.

**V. Bahnhof.** Rubrik für literarische Anzeigen; auch werden durch diese dem Lesepublicum die bedeutenden Kunsterecheinungen, welche in Leipzig angekommen sind, angemeldet.

Wir sind bemüht, diese Zeitschrift so elegant als nur möglich auszustatten und bieten auch eine außerordentliche Billigkeit derselben, den

## Tendor mit Bildern.

Lithographien von Meisterhand verfertigt. Sie theilen sich in Leipziger, wiener, berliner, hamburger und pariser Volksscenen, in die Camera obscura der Caricaturen und in die Leipziger Messbilder, zu denen der Redacteur die erklärenden Noten schreibt, und die gesammelt, eine gewiß anziehende Galerie bilden werden.

Da die bedeutendsten Literaten Osterreichs, wie auch eine große Anzahl außer Osterreich lebender Schriftsteller, ihre freundliche Unterstüzung zugesagt haben, dürfte das Material auf der Eisenbahn nicht so bald ausgehen; daß der Dampfessel wegen zu großen Kraftaufwandes nicht verspringe, dafür wird schon eine einschränkende leitende Hand sorgen.

Der Preis dieser Zeitschrift ist 6 Thlr. Sächs., oder 9 Fl. Conv.-R. Jede Woche erscheinen 3 Blätter in Großquart auf Beinpapier. Jedes Blatt wird einzeln ausgegeben und zwar Montag, Donnerstag und Sonnabend.

Man abonniert für 1 Jahr mit 6 Thlr. Sächs., oder 9 Fl. Conv.-R., für ½ Jahr mit 3 Thlr. Sächs., oder 4½ Fl. Conv.-R. Ebenso werden auch alle Arten von Inseraten hierin aufgenommen und billigst berechnet.

Alle Buchhandlungen und Postämter im In- und Auslande nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, im Juli 1838.

Die Verlagsbandlung.  
**Pönicke und Sohn.**

Sieheben ist erschienen:

## Foreign Quarterly Review.

No. 42.

Preis 2 Thlr.

Inhalt:

1. **Jung-Stilling**, Religious Literature of Germany.
2. Queen Hortense and the Imperial Family.
3. American Literature. Du Ponceau, on Chinese and Egyptian Writing.

4. **Grimm's** German Mythology.
5. **Chateaubriand**, Spain.
6. Dutch Literature.
7. Italian Novels.
8. **Eugene Sue**, French Naval Romances.
9. **Genenius**, Language and Writings of the Phoenicians.
10. Critical Sketches.

Literary Intelligence and List of Foreign Publications.

London, im Juli 1838.

**Black & Armstrong.**

# Deutsche Vierteljahrs-Schrift.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

## Deutsche Vierteljahrs-Schrift.

3tes Heft: Juli — September 1833.

Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl.

Inhalt:

Die Leistungen einiger pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine Wohl, von **Depping**. Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen, von **H. E.** Der bergmännische District zwischen Birmingham und Wolverhampton, mit besonderer Bezugnahme auf die Gewinnung des Eisens, von **A. v. T.** Über die Negerklaverei in den Vereinigten Staaten in Texas. **VII.** Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbwissenschaftliche Literatur getragen? **X.** Über die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes zu Fußpfaden, Fahrbahnen und architektonischen Zwecken in Frankreich. Die Sprachlehr-Methoden Hamilton's und Jacotot's, von **Dr. Leonh. Tafel**. Über die Versammlung der deutschen Landwirthe, von **H. W. Pabst**. Die Vorforge- und Versorgungsanstalten der Mittelstände, von **R. Wohl**. Über den Mißbrauch geistiger Getränke, von **Dr. C. Kösch**. Die zweckmäßigste Pflege der schönen Künste in Deutschland, von **A. M. Dulbsamkeit**, von **J. S. v. Wessenberg**. Kurze Notizen.

Die frühern Hefte enthalten:

1stes Heft: Was wir bezwecken. Über alte und neue Handelswege nach der Westküste Americas, von **Ed. Pöppig**. Die Steinkohlengebirge, in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung, von **A. C. v. Leonhard**. Der Pauperismus, von Prof. **Balan** zu Leipzig. Die neue Gestalt der deutschen Alterthumswissenschaften, von **H. Leo**. Die literarischen Zustände Belgiens, von **Dr. L. W. Barnkönig**. Heine's Schriften und Tendenz, von **G. J.** Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage, von **M.** Auf welchem Standpunkt steht die vaterländische Geschichtsforschung, von **W. M.** Über den Sonnambulismus, von Prof. **Fischer** zu Basel. Aphorismen über Kriegskunst, von Ritter **Profesch von Osten**. Über Diplomatie, von **J. A.**

2tes Heft: Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens, von **Crenzer**. Wohnlichkeit und Lebensgenuss in Deutschland, von **A. M.** Die Cholera, von **H.** Die Romane, von **W. M.** Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der französischen Staats- und Rechtsgeschichte, von **L. W. Barnkönig**. Die Menschenrassen, von **H. S.** Die Gesangbuchreform, von **G.** Über die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines, von **F. Rebenius**. Uebersicht der Leistungen der konstantinopolitanischen Presse in den letzten sieben Jahren, von **Hammer-Purgstall**.

Was diese Zeitschrift zu erreichen wünscht, wäre für den jeweiligen Standpunkt der verschiedenen geistigen Richtungen eine Reihe von leading articles, nicht im Geiste eines Tagblatts, sondern in dem einer Vierteljahrs-Schrift übersichtlich aufgefaßt, und zwar mit sorgfältigerer Beachtung des Nothwendigen und Praktischen, mit reiflicher Erwägung dessen, was grade an der Zeit ist, mit gänzlicher Entfernung der Leidenschaften des Tages, mit deutscher Unparteilichkeit und deutschem guten Glauben und mit dem ruhigen, würdigen Tone, welcher der Wissenschaft ziemt und welcher allein einer guten Sache frommen kann.

In diesem Sinne beizutragen zu der Vierteljahrs-Schrift, haben wir ebenso angelegentlich als ehrerbietig alle Diejenigen ein, welchen das Bedürfnis, besonnen vorzuschreiten und die Nothwendigkeit vorschwebt, daß die Berufsgelehrten sich auch in Deutschland der praktischen Richtung und Bildung in dem Maße nähern müssen, in welchem diese sich zum Wissen steigert.

Entsprechende Beiträge werden anständigst honorirt werden und im Wege des Buchhandels,

aus Norddeutschland über Leipzig  
durch Herrn **L. G. Bösenberg** daselbst,  
aus Süddeutschland aber  
durch Beschluß unserer Literarisch-artistischen Anstalt zu München,  
unserer Verlags-Expedition zu Augsburg,  
des Herrn **Aug. Necknagel** zu Nürnberg,  
der **Andreas'schen** Buchhandlung zu Frankfurt,  
oder direct durch den Postwagen uns am besten zukommen.  
Stuttgart und Tübingen, im Juli 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Druck und Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

## Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein  
für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,  
zugleich ein Supplement  
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,  
sowie zu jeder frühern,  
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Preis eines Heftes:

Auf feinem Druckpapier 8 Groschen.  
Auf gutem Schreibpapier 12 Groschen.  
Auf extrafeinem Velinpapier 18 Groschen.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Inhalt des ersten bis dritten Heftes:

Al (Jakob) — Albarca (Don Joaquin) — Abbas Mirza — Abd-el-Kader — Abegg (Johann Friedrich) — Abegg (Julius Friedrich Heinrich) — Abeken (Bernhard Rudolf) — Abel (Karl von) — Abercromby (James) — Ab-  
lösung — Abolition — Abrantes (Herzogin von) — Absolutismus — Actenversendung — Actienwesen —  
Adam (Charles Adolphe) — Adel und Bürgerstand in der neuesten Zeit — Advocatenvereine — Afrika —  
Afzelius (Familie) — Agardh (Karl Adolf) — Agassiz (Louis) — Agnew (Sir Andrew) — Aguado (Alexandre Marie) —  
Agypten — Ahlquist (Abraham) — Ahumada (Marquis de las Amarillas, Herzog von) — Alstift — Alaya (Don  
Miguel Ricardo de) — Albrecht (Wilhelm Eduard) — Alexander Karl (Herzog von Anhalt-Bernburg) — Algier —  
Allard — Almodovar (Don Idefonso Diez de Ribera, Graf von) — Alons Maria Joseph Johann Joachim Franz (Fürst  
von Pechtenstein) — Alten (Karl August, Graf) — Alterthumsvereine — Alvensleben (Albrecht, Graf von) — Amann  
(Heinrich) — Amerika — Amici (Giovanni Battista) — Ammon (Friedrich August von) — Ammon (Friedrich Wilhelm  
Philipp von) — Ampère (André Marie) — Ampère (Jean Jacques) — Amberg (August Philipp Christian Theodor von)  
— Amster (Samuel) — Ankersvård (Karl Henrik, Freiherr) — Anderloni (Pietro) — Andersen (S. C.) — Andor-  
rée — Andrada e Silva (Joseph Bonifaz) — Anton Karl — Martin Franz b) — Anhalt — Anton (Clemens Theodor,  
König von Sachsen) — Appropriationsclausel — Aprilproceß in Frankreich — Aprilunruhen in Frankreich.  
— Arcana — Archäologie — Archivwesen — Arenberg (August Maria Raimund, Fürst von — Ernst, Freiherr von) —  
Arens (Franz Joseph, Freiherr von) — Argelander (Friedrich Wilhelm August) — Argentanfabrikate — Argout  
(Apollinaire, Graf b) — Aristokratismus und seine Gegensätze — Arlincourt (Victor, Comte b) — Armanberg

(Joseph Ludwig, Graf von) — **Arnoldi** (Ernst Wilhelm) — **Arzels u. Superviels** (Don. Just. Antilla de) — **Aschwaldson** (Adolf Mar) — **Aschbach** (Joseph) — **Astatische Gesellschaft** — **Astelff** (Johan Christoph) — **Affecuranz** — **Athletiken** — **Ath** (Georg Anton Friedrich) — **Aster** (Ernst Ludwig — Karl Heinrich) — **Asthetik** — **Athen** — **Attentate** — **Audry de Puyraveau** (Pierre François) — **Auffenberg** (Joseph, Freiherr von) — **August** (Paul Friedrich), Großherzog zu Oldenburg — **Augusti** (Johann Christian Wilhelm) — **Auslieferung** — **Auswanderungen** — **Baader** (Franz von) — **Babbage** (Charles) — **Bach** (Wilhelm) — **Bachmann** (Gottlob Ludwig Ernst) — **Bachmann** (Karl Friedrich) — **Bach** (George) — **Baden** — **Bähr** (Johann Christian Felix) — **Baiern** — **Baini** (Giuseppe) — **Balbi** (Adrian) — **Balemann** (Georg Ludwig) — **Ballauche** (Pierre Simon) — **Balzac** (Honoré de) — **Banette** (Georg Samuel) — **Banken** — **Baer** (Karl Ernst von) — **Barante** (Prosper Brugière, Baron de) — **Barbier** (Auguste) — **Barbaji u. Azara** (Don Eusebio de) — **Barry Cornwall** (Bryan Waller Proctor) — **Bartels** (Ernst Daniel August) — **Bartels** (Karl Moriz Nikolaus) — **Barthe** (Felix) — **Barthelemy und Wery** — **Barthold** (Friedrich Wilhelm) — **Basel-Landschaft** — **Basen** — **Batjuschkow** (Konstantin Nikolajewitsch) — **Baukunst** — **Baumgarten = Crufius** (Dettev Karl Wilhelm) — **Baumgarten = Crufius** (Ludwig Friedrich Otto) — **Bauck** (Ernst August) — **Bauck** (Karl August) — **Bauck** (Moriz August) — **Baumgartner** (Andreas) — **Baumgartner** (Gottlob Jakob) — **Baumwolle** — **Baur** (Ferdinand Christian) — **Bautain** (Louis) — **Bayer** (Hieronymus Johann Paul) — **Basilius = Macconay** (Wilhelm Ernst, Baron von) — **Beaumont** (Jean Baptiste Armand Louis Etienne Elie de) — **Bechstein** (Ludwig) — **Becker** (Karl Ferdinand) — **Beckmann** (Friedrich) — **Becquerel** (Antoine César) — **Beer** (Michael) — **Beer** (Wilhelm) — **Belgien** — **Bellermann** (Johann Joachim) — **Bellini** (Vincenzo) — **Bem** (Joseph) — **Bendemann** (Eduard) — **Benedek** (Georg Friedrich) — **Benedict** (Julius) — **Beneke** (Friedrich Eduard) — **Bentini** — **Berg** (Günther Heinrich von) — **Berg** (Jens Christian) — **Berggren** (Jakob) — **Berghaus** (Heinrich) — **Beriot** (Charles Auguste de) — **Berlin**, in seiner neuen Gestalt — **Berlioz** (Hector) — **Berly** (Karl Peter) — **Bernatowicz** (Felix) — **Bernhard II.** Erich Freund (Herzog von Sachsen-Meiningen) — **Bernhard Karl** (Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach) — **Bernhardt** (Gottfried) — **Bernoulli** (Christoph) — **Berruer** (Pierre Antoine) — **Bertin** (Louis François — Pierre Louis Bertin de Sauv) — **Berville** (Saint-Albin) — **Bestow** (Bernhard von) — **Besson**.

Die allgemeine Theilnahme, welche das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** von 1832 gefunden, gab der Verlagshandlung Veranlassung, schon im Nachworte am Schlusse dieses Werkes zu bemerken, daß der hier abgerissene Faden künftig wieder aufgenommen, und in einer dazu geeigneten Form ein neuer Spiegel der Zeit aufgestellt werden solle.

Jahre sind seitdem verfloßen; eine neue Auflage (die **achte**) des **Conversations-Lexikons**, das trotz aller Concurrenz in immer weitem Kreise Verbreitung gefunden hat, ist beendet worden und in diese das **Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur** seinem wesentlichen Inhalte nach übergegangen. Es hat demnach dieses Werk aufgehört, ein nothwendiges Supplement des **Conversations-Lexikons** zu sein, obschon es als ein treues Abbild jener aufgeregten Zeit von 1830 nicht bloß in Hinsicht der geschilderten Begebenheiten, Zustände und Personen, sondern auch durch die Art und Weise der Darstellung selbst, in welcher sich nicht minder deutlich die Zeit seines Erscheinens ausdrückt, einen bleibenden Werth behalten wird.

Dringend stellt sich bei den immer rascheren Fortschritten in der Entwicklung des gesellschaftlichen Zustandes und bei der immer lebendigen Theilnahme, welche die Zeitgenossen dieser Entwicklung widmen, das Bedürfnis wieder heraus, die Masse der Begebenheiten, die die jüngste Vergangenheit bewegt, und die Resultate, welche während dieser Zeit in Wissenschaft, Kunst und praktischem Leben erstrebt wurden, in einem lebendigen Bilde vorgeführt zu sehen. Diesem Bedürfnisse soll das

## **Conversations-Lexikon der Gegenwart**

dienen, das in Anlage und Form mit der achten Auflage des **Conversations-Lexikons** übereinstimmend,

ein für sich bestehendes Ganzes

bildet, insofern alle darin enthaltenen Artikel in sich abgeschlossene Darstellungen sind, das aber zugleich die achte Auflage des **Conversations-Lexikons**, namentlich was die **neueste Zeit** betrifft, ergänzt und somit den Besitzern dieses, sowie aller frühern Auflagen, aller Nachdrucke und Nachbildungen desselben, als ein

**unentbehrliches Supplement**

sich darbietet.

In dem **Conversations-Lexikon** kann die Geschichte, selbst der neuesten Zeit, nur in allgemeinen Umrissen gezeichnet, die staatswissenschaftlichen Entwicklungen und andere Erörterungen interessanter Fragen können nur in ihren Resultaten gegeben, eine Menge Gegenstände nur im Allgemeinen berührt und nur die ausgezeichnetesten Persönlichkeiten biographisch geschildert und charakterisirt werden. Das neue Werk wird als Supplement in allen den berührten und vielen andern Beziehungen das Hauptwerk ergänzen und bis zur **Gegenwart** fortführen; es wird aber als ein selbständiges Werk nicht immer da beginnen, wo das Hauptwerk aufhört; es wird die historischen Darstellungen nicht grade von dem Punkte aus fortsetzen, der ihnen in dem Hauptwerke als Grenze gesetzt ist; es wird im Gegentheil immer bis zu dem Punkte zurückgehen, ohne dessen Berührung die Gegenwart nicht vollkommen verstanden werden kann.

Das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** wird Alles umfassen, was in der neuesten Zeit in irgend einer Richtung bedeutend hervorgetreten ist. Es wird in Beziehung auf das **Conversations-Lexikon**

der neuesten Zeit und Literatur von 1832 gleichsam ein zweites Zeitbild sein; wie jenes die Zeit von 1829 an schilderte, so ist dieses bestimmt, die Gegenwart zu schildern, und ein frisches aus dem Leben gegriffenes Bild derselben zu geben. **Es wird mit einem Worte Alles enthalten, was dem Gebildeten zum Verständniß der Gegenwart dient, und auf diese Weise als einen treuen und besonnenen Führer und Berather im Gedränge der Ereignisse sich zu bewähren suchen.** Der Standpunkt aber, von welchem dasselbe ausgeht, kann kein anderer sein, als der **liberale** — im edlen Sinne des Wortes —, denn **anständige Freimüthigkeit** ist die allgemeine Forderung und das Lösungswort der Gegenwart.

Der Verlagshandlung ist es gelungen, in den meisten europäischen Staaten für die betreffenden geschichtlichen Artikel Männer zu gewinnen, die die Verhältnisse genau kennen und mit unbefangenerm Auge beurtheilen. Ebenso hat sie hinsichtlich der Artikel aus dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens sowie der Biographien der thätigsten Mitwirkung der namhaftesten und hinsichtlich der Darstellungsgabe gewandtesten Fachgelehrten, Kunstkenner und Techniker sich versichert. Was endlich die zur Bearbeitung der Biographien nöthigen Materialien betrifft, so haben sich fast durchgehend mit großer, dankbar zu erkennender Bereitwilligkeit die zuverlässigsten Quellen eröffnet. Die Verlagshandlung darf demnach hoffen, ihren Plan auf das befriedigendste ausführen und nicht nur ein nütliches und tüchtiges **Werk zum Nachschlagen**, sondern auch zugleich ein namentlich durch gewandte Darstellung anziehendes **Lesebuch** liefern zu können.

Das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** wird, um die Artikel, da sie sich auf die Gegenwart beziehen, bald nach ihrer Abfassung in das Publicum zu bringen und die Anschaffung zu erleichtern, in

### Hefen von 10 Bogen

zu dem Preise:

auf weißem Druckpapier 8 Gr.,  
auf gutem Schreibpapier 12 Gr.,  
auf extrafeinem Velinpapier 18 Gr.,

ausgegeben werden. Der Umfang läßt sich, da die Zeit stets Neues bringt, nicht genau bestimmen, indes werden wol 20—24 Hefte zu einer genügenden Ausführung des Plans hinreichen. Die Hefte sollen sich so rasch folgen, als die auf die Bearbeitung und Redaction zu wendende Sorgfalt es irgend gestatten.

Leipzig, im August 1838.

**J. A. Brodhans.**

## Vortheilhaftes Anerbieten für Philologen.

Statt 68 Thlr. 16 Gr. nur 30 Thlr.

### J. A. FABRICII BIBLIOTHECA GRAECA

sive notitia scriptorum veterum graecorum.

Edit. G. C. Harles.

XII Vol. 4<sup>o</sup> maj. 1790—1809.

Früherer Preis: Druckp. 68 Thlr. 16 Gr. Schreibp. 92 Thlr. 16 Gr.

Jetziger Preis: Druckp. 30 Thlr. Schreibp. 40 Thlr.

Einzelne Bände: Druckp. 3 Thlr. Schreibp. 4 Thlr.

12 Gr.

Nicht allein die Forscher auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, sondern alle Freunde gründlicher Studien im ganzen Umfange der Wissenschaft werden in diesem grossartigen Werke die seltensten und brauchbarsten Schätze der tiefsten Gelehrsamkeit finden. Die Charakterisirung der alten griechischen literarischen Welt nach ihren Schicksalen und nach ihren Leistungen, die Übersicht der Scholiasten und Commentatoren, die Fälle seltener Nachweisungen und Notizen, die, von den verschiedenartigsten Gegenständen angeregt, in reichem Strome sich ergießt, der umfassende Blick über alle Zweige der Literatur u. A. m. machen den Fabricius bei den verschiedenen Studien zu einem Lehrer, der sich nie erschöpft. Der Bearbeitung von Harles wird man das Lob ausdauernden Fleißes nicht versagen und übrigens nicht vergessen dürfen, wie schwer es

einem Nachfolger des Fabricius werden musste, sich eigenthümlichen Ruhm zu begründen. Die Verlagshandlung hat zu den zwölf von Harles revidirten Bänden einen vollständigen, sorgfältig gearbeiteten Index anfertigen lassen und hofft, dass die deutsche Gelehrsamkeit im erneuten Interesse für den Fabricius ihren alten Ruhm bewahren werde.

### I n d e x

in Joannis Alberti Fabricii Bibliothecae graecae

Editionem Gottl. Christ. Harlesii.

1838. 4<sup>o</sup> maj. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Für die beigesetzten sehr ermässigten Preise ist das Werk, und gegen aparte Berechnung der Index durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Leipzig, im Juli 1838.

**Karl Cnobloch.**

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

## Des Sociétés par actions,

PAR

**Mr. L. W o l o w s k i,**

Avocat à la Cour royale de Paris.

In-8. Paris. 2 Fr. 50 C.

Eine höchst zeitgemässe Schrift!

Leipzig, im August 1838.

**Brodhans & Wenarius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)



Ap alle Subscribers ist versandt:

# CENTRAL-BIBLIOTHEK

der  
*Literatur, Statistik und Geschichte*  
der  
**Pädagogik und des Schul-Unterrichts**  
im  
*In- und Auslande.*  
Herausgegeben  
von  
**Dr. H. G. Bröska,**  
Professor in Jena.  
**Mai-Heft 1838.**  
Inhalt.

**A. Literatur.**

2. *Knoo*: Liberale Erziehung; oder: praktische Abhandlung über die Methode der Erwerbung nützlicher und feiner Gelehrsamkeit.  
(Die Fortsetzung im nächsten Heft.)

**3. Literarische Anzeigen.**

Schulatlas der neuern Erdkunde für Gymnasien und Bürgerschulen etc. von Dr. *Karl Vogel*, Director der vereinigten Bürgerschulen zu Leipzig etc. 2 Lieferungen. Leipzig, 1837 und 1838. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. (*Herbart*.)

**B. Statistik.**

1. Dr. *C. A. W. Kruse*: Über das Verhältniss der Real- oder höhern Bürgerschulen zu den Gelehrtenschulen.  
2. Das Schulwesen des Grossherzogthums Hessen, dargestellt von Dr. *E. Schaumann*.

(Zweites Stück: Realschulen.)

3. Die Klein-Kinderschule der Stadt Zwolle in den Niederlanden (Provinz Oberyssel). (*J. Klein*.)

**C. Geschichte.**

Die Gegenwart in ihren pädagogischen Bestrebungen und Forderungen. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Ein pädagogisch-historischer Versuch von Dr. *Fr. Cramer*.

(Viertes Stück.)

**D. Miscellaneen.**

1. Beurtheilung der Abhandlung: Die Erziehung und die gelehrte Kaste der Juden etc., von *Gfrörer*.

NB. Die Redaction hat diese Abhandlung, welche vom Hrn. Verf. zum Vorgeschmack aus einem, wie es heisst, bald zu erscheinenden grossen Werke: „Urgeschichte des Christenthums“ mitgetheilt ist, einem ganz besonders dazu geeigneten Hrn. Mitarbeiter zur genauesten Beurtheilung übergeben, weil man das Gerücht verbreitet hat, das genannte Werk werde noch mehr Aufsehen in der theologischen Welt machen, als das vor drei Jahren erschienene *Strauss'sche*.

2. Über den Bildungsgang Jesu, besonders über den Einfluss der jüdischen Erziehung auf die Entwicklung seines Messiasbewusstseins, von Dr. *Kuhn*. (*Jost*.)

3. Forum für Philosophen und praktische Pädagogen zu gegenseitiger Aufstellung und Lösung einzelner pädagogischer Probleme. Über die psychischen Vermögen — Anlagen — Kräfte. Zur Berichtigung einer Charakteristik meiner physiologischen Theorie im März-Hefte dieser Zeitschrift. Von *F. E. Hencke*.

**E. Journalistik.**

I. Deutsche Journale.  
II. Ausländische Journale.  
Statistisches.

Halle, im Juni 1838.

**C. A. Schwetschke und Sohn.**

Sehr interessant, belehrend und unterhaltend ist nachstehendes eben erschienene Werk, welches der Aufmerksamkeit jedes gebildeten Deutschen empfohlen wird:

## Deutschland und die Deutschen

von  
**Eduard Beurmann.**

8. Altona. Jede Lieferung nur 9 Gr.

Dieses Werk erscheint in 16 Lieferungen, wovon bereits 3 in jeder Buchhandlung Deutschlands zu haben sind.

Herr Dr. Eduard Beurmann gehört zu den beliebtesten Schriftstellern; hat Deutschland nach allen Richtungen bereist, und besitzt neben seiner Beobachtung und geistreicher Auffassung eine freimüthige Darstellung.

Bei G. B. Leske in Darmstadt ist folgendes Werk erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die orientalischen Bäder in Bezug auf das zu Darmstadt neu errichtete Ludwigsbad. Von Dr. *H. Segar*, grossherzoglich hessischem Hofmedicus. Mit einem lithographirten Grund- und Aufrisse des Badehauses. Erg. geh. 12. Preis 10 Gr., oder 45 Kr.  
Mit Herausgabe dieser von einem der bewährtesten Ärzte Darmstadts verfaßten Schrift glaubt die obengenannte Buchhandlung einem wahren Bedürfnisse des hiesigen und auswärtigen Publicums zu entsprechen. Wer wünscht nicht, sich eine richtige Idee von der ganzen Einrichtung der nicht passende „russisches Dampfbad“ genannten Anstalt zu machen? Für diejenigen, welche diese Bademethode befolgen wollen, halten wir aber obiges Werk seines ganzen Inhalts wegen für ganz unentbehrlich.

### Schriften über Talleyrand.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

**Extraits des Mémoires  
du Prince de  
Talleyrand-Périgord.**  
Recueillis et publiés par la Comtesse O. du  
C..., auteur des Mémoires d'une femme de  
qualité.  
2 vols. In-8. 15 Fr.

**Mémoire sur Mr. de Talleyrand: sa vie politique et sa vie intime, suivi de la relation authentique de ses derniers momens et d'une appréciation phrénologique sur le crâne de ce personnage célèbre, faites peu d'heures après sa mort, par  
Ch. Place et J. Florens.**

Avec une copie de platre de Mr. de Talleyrand moulé sur son visage une heure après sa mort.

In-8. 4 Fr.

Leipzig, im August 1838.

**Brockhaus & Wenner,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXVII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

## Kaiser und Papst.

Roman

von

Eduard Duller.

Bier Eheile.

8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

## Ideal und Wirklichkeit.

Von

Adolfine.

8. 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im August 1838.

f. A. Brockhaus.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Ornithologische Galerie

oder

Abbildungen aller Vögel

von

C. F. Dubois.

15tes Heft mit Tafel 85—90. Text 113—120.

Preis colorirt 12 Gr., Schwarz 7 Gr.

Die Abbildungen sind alle nach natürlichen Exemplaren, wobei angegeben wird, aus welcher Sammlung sie entnommen sind. Die Gattungskennzeichen und Nestler nebst Eier von jedem europäischen Vogel sind noch auf besondern numerirten Tafeln abgebildet.

Als eine der interessantesten Erscheinungen der Unterhaltungsliteratur unserer Zeit empfehlen wir die

## Spaziergänge und Weltfahrten

von

Theodor Mundt.

2 Bände. 8. Altona 1838. Geh.

Der Beifall, den dies in jeder Hinsicht ausgezeichnete Werk bei einem gebildeten Publicum gefunden, ist gewiss um so gerechter, als auch sämtliche kritische Blätter dasselbe als eine der wichtigsten literarischen Erscheinungen bezeichnen, und demselben hinsichtlich des Stils einen hohen Platz in der Literatur anweisen.

Beide Bände kosten 4 Thlr. und sind in allen Buchhandlungen Deutschlands, Ostreichs, der Schweiz u. zu haben.

Bei F. Reinhardt in Krenstadt ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Der Thüringer Wald

und

seine nächste Umgebung.

Mit 80 malerischen Ansichten

bearbeitet von

H. S. A. Hatham.

In 20 Lieferungen. 1ste Lieferung mit 2 Bogen Text und 4 Ansichten. Gr. 8. 4 Gr.

Bei August Hirschwald in Berlin ist soeben (in Commission) erschienen und versandt:

Frauenstädt, J. Die Freiheit des Menschen und die Persönlichkeit Gottes. Ein Beitrag zu den Grundfragen der gegenwärtigen Speculation. Nebst einem Briefe des Dr. G. A. Gabler (ordentlichen Professors der Philosophie an der Universität Berlin) an den Verfasser. 8. Geh. Preis 20 Sgr.  
Eine Stimme aus der katholischen Kirche Preussens in Sachen des Herrn Erzbischofs Clemens August von Köln. Dosen und Berlin. 1838. 8. Preis 7½ Sgr.

## Botanische Abhandlungen.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

- Spach (E.), Revisio generis Tiliarum. In-8. (1 B., 1 Kpf.) Paris, 1834.
- Conspectus monographiae Hypericacearum. In-8. (1½ B., 1 Kpf.) Paris, 1836.
- Hypericacearum monographiae fragmenta. In-8. (1½ B., 2 Kpf.) Paris, 1836.
- Organographie des Cistacées. In-8. (2 B., 2 Kpf.) Paris, 1837.
- Conspectus monographiae Cistacearum. In-8. (1½ B.) Paris, 1836.
- Revisio Grossularicarum. In-8. (1 B., 1 ill. Kpf.) Paris, 1835.
- Synopsis monographiae Onagrearum. In-8. (1½ B.) Paris, 1835.
- Onagrearum novarum vel minus notarum descriptiones. In-8. (1½ B.) Paris, 1835.

Preis jeder Abhandlung 12 Gr.

Leipzig, im August 1838.

Brockhaus & Wengelin,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Soeben erschien der erste Theil von:

**PLANTAE JAVANICAE RARIORES,**  
**DESCRIPTAE ICONIBUSQUE ILLUSTRATAE,**  
**QUAS IN INSULA JAVA, ANNIS 1802—1818, LEGIT ET INVESTIGAVIT**  
**THOMAS HORSFIELD, M. D.**  
E SICCIS  
DESCRIPTIONES ET CHARACTERES PLURIMARUM ELABORAVIT  
**J. J. BENNETT**  
OBSERVATIONES STRUCTURAM ET AFFINITATIS PRAESERTIM RESPIICIENTES PASSIM  
ADJECIT  
**ROBERTUS BROWN.**

Das Werk wird aus zwei Theilen bestehen, die zusammen einen Band von mittler Grösse bilden.

Jeder Theil enthält 25 Abbildungen und ungefähr 100 Seiten Text.

Das Werk erscheint in grossem Quartformat; in jedem Theile werden mehre Folioblätter mit Abbildungen von besonders grossen Gegenständen vorkommen.

Die Beschreibungen werden in lateinischer, die Bemerkungen in englischer Sprache gegeben.

Es erscheinen colorirte und nicht colorirte Exemplare; jeder Theil eines colorirten Exemplars kostet 24 Thlr. 12 Gr.; jeder Theil eines nicht colorirten Exemplars 17 Thlr. 12 Gr.

Der zweite Theil befindet sich noch in Arbeit und wird jedenfalls im Anfange des Jahres 1839 fertig werden.

Das Werk erscheint für Deutschland in Leipzig bei **Black & Armstrong**, Hofbuchhändler in **London**.  
London, im Juni 1838.

**Black & Armstrong,**  
Hofbuchhändler.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

**Das Pfennig-Magazin**  
**für Kinder.**

1838. Juni. Nr. 22—26.

Nr. 22. \*Die weissen Ameisen oder Termiten. \*Der Kaffee. Der Pilatusberg, eine Volksfage. \*Die gestreifte Hydne. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. Räthsel. — Nr. 23. \*Der ostindische oder gehelmte Kasuar. Geschichtchen von einem klugen Hunde. \*Franz und Wilhelmine. Peter der Grosse und das weinende Heiligenbild. \*Der Narwal. — Nr. 24. \*Jupiter. \*Der Schnapphans in Jena. Sesseltige Spinnen. Der schmaltafelige Krieg. \*Der Lintenschwamm. Räthsel. — Nr. 25. \*Der Generalfeldmarschall August Reichard Graf von Gnesenau. Von Benutzung der Haare. \*Presburg. Der Griff vom Klingelzuge. \*Der Honigtukul. — Nr. 26. \*Seid wohlthätig und barmherzig! \*Von der Auf-erstehung Jesu. Bescheidenheit. Der Schein trägt. \*Die Seeschwalbe oder der Seehahn. Räthsel.

Die mit \* bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.  
Leipzig, im August 1838.

**F. A. Brockhaus.**

Soeben ist bei G. Fernbach jun. in Berlin erschienen und in jeder guten Buchhandlung zu haben:

**Selma**  
**die jüdische Seherin,**

Traumleben und Hellsehen einer durch animalischen Magnetismus wiederhergestellten Kranken von Dr. M.

**Wiener.** Preis 1 Thlr. 8 Gr. (1 Thlr. 10 Gr.)

Der Inhalt dieses Werkes ist vor den meisten der neuern literarischen Erzeugnisse am besten geeignet, einen bleibenden,

ja unauslöschlichen Eindruck auf des Lesers Gemüth zu machen. Von einem beliebigen Autor mit gewandter Feder geschrieben, enthält dieses Buch nur Schilderungen von wirklich vorgefallenen Thatfachen, die, als zu Protokoll genommene Erlebnisse am Krankenbette einer gegenwärtig vollkommen genesenen Hellschenden, sowohl die Beachtung jedes Arztes, als auch die der gesammten Menschheit überhaupt in hohem Grade verdienen. Lebensfragen, die zu den heiligsten und wichtigsten gehören, von der Seherin auf überraschende Weise beantwortet, Aufschlüsse über Judenthum und über den Zustand der Glaubensvopance selbst, sowie merkwürdige Krisen, stempeln dieses Werk zu einem der interessantesten und belehrendsten Bücher.

**Deutsche Volkslieder**  
**mit ihren Originalweisen.**

Unter Mitwirkung des Professor ic. Dr. Masmann, des Herrn ic. von Zuccalmaglio u. A., nach handschriftlichen Quellen herausgegeben und mit Anmerkungen versehen

von

**A. Kretzschmer,**

Ednigt. Geh. Kriegsrath und Ritter ic.

Von diesem längst erwarteten Werke, gleich bedeutend in seinem Verhältniss zur volksthümlichen Poesie und Kunst als zur gelehrten Forschung, sind soeben das 1ste und 2te Heft erschienen und können von den zahlreichen Subscribenten in Empfang genommen werden.

Wir lassen den Subscriptionspreis, à Heft 8 Gr., oder 10 Egr., noch bestehen. Die 2 ersten Hefte liegen in allen Buchhandlungen aus, und geben von der reichen Ausstattung Zeugnis, die wir dem Werke gewidmet haben. Das Ganze wird aus höchstens 12 Lieferungen bestehen.

Berlin.

**Vereins-Buchhandlung.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:  
**Das Pfennig-Magazin**  
 für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. Juli. Nr. 275 — 278.

Nr. 275. \*Kanton. Geschichte des Walfischfanges. Die Theresenschweizer. \*Johann Gutenberg's Statue in Mainz. Ausgrabungen im Birgstein bei Salzburg. Dampfschiffahrt von England nach Amerika. \*Die Klameba und das Kloster unserer lieben Frau bei Carmen zu Cadix. — Nr. 276. \*Das Rathhaus in Ulm. Bergmehl in Capland und China. \*Über den Bau der Zähne. Das Pflaster mit Erdbarz. Tiefe unter dem Meeresspiegel. \*Die Kaffen der Hindus. — Nr. 277. \*General Jackson. Die Bewohner von Boothia Felix. \*Saragossa. Über Kaffeeverfälschung. Lange Lebensdauer von Pflanzen. \*Die Eibschfen. — Nr. 278. \*Hoppard. Die Katakomben in Paris. Zucker aus Kürbissen. \*Der Anbau und die Manufactur der Baumwolle. Die Zigeuner. Zahl der Wahnsinnigen in England. \*Die Steinbilder bei Carnac.

Die mit \* bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 59 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 58 Nrn. 2 Thlr., der fünfte von 52 Nrn. 2 Thlr. Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

**Für wissenschaftliche Aerzte und Studierende der Arzneikunde, Pharmaceuten, Forstmänner u.**

In jeder Buchhandlung ist zu haben:

**Wilbrand, Dr. J. B.** (grossh. hess. Geh. Medicinalrath und Professor zu Giessen), Handbuch der vergleichenden Anatomie in ihrer nächsten Beziehung auf die Physiologie für wissenschaftliche Ärzte und Studierende der Arzneikunde. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

Zunächst zum eignen Gebrauche bei dessen Vorlesungen an der Landesuniversität zu Gießen entschloß sich der verdiente Herr Verfasser zur Herausgabe des hier angezeigten Werkes; es wird dasselbe aber gewiß dem gesammten ärztlichen Publicum sehr willkommen sein, da es bisher an einem kurzgefaßten Lehrbuch der vergleichenden Anatomie mit Berücksichtigung der Physiologie fehlte, oder es sind die vorhandenen doch wenig praktisch und ihres Umfangs sowie der enormen Preise wegen Vielen unzugänglich. Kein gründlich wissenschaftlich gebildeter Arzt darf mit der vergleichenden Anatomie unbekannt sein, die Candidaten der Heilkunde können hingegen aber auch nur so viel Zeit dem Studium derselben widmen, als dieses mit dem Hauptstudium der Arzneikunde in ihrem ganzen Umfange, in theoretischer und praktischer Hinsicht, zu vereinbaren ist. Demnach ist das gegenwärtige Werk in seiner gedrängten und doch gründlichen Behandlung dem Bedürfnisse am angemessensten und wird sicher auch von manchem ältern Arzte mit Vergnügen empfangen werden.

Von demselben Verfasser erschien im vorigen Jahre:

Handbuch der Botanik nach den natürlichen Pflanzenfamilien, nebst einer Übersicht der Geschlechter nach dem Linné'schen Sexualsystem als Einleitung in die natürlichen Familien für Nichtkenner derselben, enthaltend die Diagnosen der in Deutschland wildwachsenden und aller merkwürdigen ausländischen Gewächse, nebst erläuternden Bemerkungen über das

Vaterland, über ihre etwaige Nutzenanwendung u. s. w. Zum Handgebrauche beim Aufsuchen unbekannter Pflanzen für Ärzte, Pharmaceuten, Kameralisten, wissenschaftliche Forstmänner und jeden wissenschaftlichen Pflanzenforscher, welcher mit den Pflanzenfamilien näher vertraut werden möchte. Gr. 8. 1837. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Der gelehrte Verfasser äußert sich über Inhalt und Zweck dieses Buches folgendermaßen:

„Dieses Handbuch hat die Bestimmung, vom Linné'schen System aus das Studium der natürlichen Pflanzenfamilien, wie dieselben jetzt von den verschiedenen Pflanzenforschern aufgestellt werden, einzuleiten. Zu diesem Zweck findet sich zuvor eine Aufzählung sämmtlicher im Buche aufgeführten Pflanzengeschlechter nach diesem Systeme. Hieraus folgt eine systematische Übersicht sämmtlicher natürlichen Familien unter drei Stufen und dreizehn Pflanzengruppen vertheilt.

Es ist jetzt an der Zeit, daß das Studium der Botanik nach den natürlichen Familien auch in Deutschland allgemeiner wird; — in Frankreich und England ist diese sogenannte natürliche Methode schon die gewöhnliche. In meinem frühern Handbuche habe ich schon darauf hingearbeitet, — aber die Linné'sche Methode, als die gebräuchlichere, zur Richtschnur genommen; in dem jetzigen dagegen nehme ich die natürliche Methode zur Richtschnur, und suche die Linné'sche für die Nichtkenner zu benutzen, um diese zur natürlichen hinüber zu führen.“

Der unterzeichnete Verleger hat sich bemüht, durch deutlichen, alles Vorkommende gehörig unterscheidenden Druck, durch gutes Papier und einen wohlfeilen Preis diese gediegenen Werke brauchbar und Jedermann zugänglich zu machen.

Darmstadt, im Juni 1838.

Karl Wilhelm Leske.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:  
 Isis. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Dfen. Jahrgang 1838. Viertes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Monat Juli, oder Nr. 182—212, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXI—XXIV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Wellpapier 12 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. Karl Pabst. Jahrgang 1838. Monat Februar, oder Nr. 10—17. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. G. Gersdorf. 1838. Sechszehnten Bandes sechstes Heft. (Nr. XII.) Siebzehnten Bandes erstes Heft. (Nr. XIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat Juli, oder Nr. 27—30, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 27—30. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

## Verzeichniß außerordentlich wohlfeiler theologischer und philosophischer Schriften.

Eine Sammlung von 490 für Studium und praktische Bildung größtentheils wichtigen und brauchbaren Werken von Acharn, Ammon, Anton, Augusti, Bauer, Beck, Bernstein, Bouterwek, Bruhn, Claudius, Ebert, Fabricius, Fest, Fichte, Gittermann, Heydenreich, Haas, Herklotz, Hegel, Hoffbauer, Hundiker, Jaspis, Ullgen, Arndtörffer, Krause, Lang, Mosheim, Müller, Münnich, Oemler, Pölit, Rebs, Richter, Rosenmüller, Schelling, Schmid, Schottin, Schröder, Schuderoff, Siegel, Simon, Suabedissen, Littmann, de Wette, Wormser u. A., von welchen (mit Ausnahme weniger Artikel) eine bestimmte Anzahl von Exemplaren von dem unterzeichneten Verleger zu den beigebrachten, bedeutend herabgesetzten Preisen geliefert werden.

Von den früher erschienenen Verzeichnissen über höchst billige belletristische, medicinische, juristische und philologische Schriften sind ebenfalls noch Exemplare durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Leipzig, im Juli 1838.

Karl Knobloch.

**Wichtiges Werk für die Kriegsgeschichte.**

### Journaux des sièges faits ou soutenus par les Français dans la Péninsule, de 1807 à 1814;

rédigés d'après les ordres du Gouvernement, sur les documens existant aux archives de la guerre et au dépôt des fortifications.

Par

**J. Belmas,**

Chef du bataillon de génie.

4 vols in-8., avec un atlas de 24 planches gr. in-folio.  
22 Thlr. 6 Gr.

Die Sorgfalt, welche auf die Ausführung des großen, dem Werke beigegebenen Atlas verwandt wurde, hat bis jetzt die Ausgabe des Buchs verhindert, zu dessen Debit soeben die Erlaubniß von Seiten des französischen Gouvernements erteilt ist.

Wir beilegen uns auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches allen Militärbibliotheken unentbehrlich ist.

Leipzig, im August 1838.

**Brockhaus & Wennerius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Greese, Dr. C.,** Über deutsche Affonanzen. Eine Monographie. Geh. 12 Gr.

1837 erschien von demselben Verfasser:

Deutsche Profodie. 1 Thlr.

**Graber, Joh. v.,** Grundriß einer historischen Geographie für Gymnasien. 12 Gr.

**Harber, Hauptmann G. W.,** Gebrauch der Artillerie vor dem Feinde, erläutert durch Beispiele aus

der Kriegsgeschichte. I. II. mit 11 Plänen. Geh. 5 Thlr.

**Rahn, F.,** „Wie ging Christus durch des Grabes Thür?“ Ein schrift- und zeitgemäßes Zeugniß von dem Auferstandenen, mit Rücksicht auf die Strauß'sche Analyse. Geh. 14 Gr.

**Rafn, C. C.,** Die Entdeckung Amerikas im zehnten Jahrhundert. Aus der dänischen Handschrift von C. Rohnike. Geh. 6 Gr.

**Sjöberg, G.,** Schwedische Sprachlehre für Deutsche. 4te Auflage. 12 Gr.

Zinfentabellen zu 4, 4 $\frac{1}{2}$  und 5 Procent auf die Tage eines Monats, auf die Monate eines Jahres und auf ein Jahr von 1 Pfennig bis 1000 Thlr. auf das Genaueste berechnet. Geh. 8 Gr.

C. Köfler'sche Buchhandlung  
in Straßund.

### Badeschriften.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

**Die Nord- und Ostsee-Bäder.**  
Für Brunnen- und Badereisende bearbeitet von  
Dr. Karl Christian Hill. Mit drei Kärtchen.  
8. Geh. 1 Thlr.

Bisher erschienen von demselben Verfasser:

Die Heilquellen in allgemein wissenschaftlicher Beziehung und deren zweckmäßige Benutzung. 8. Geh. 12 Gr.

Die Heilquellen des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren. Mit zwei Kärtchen und dem Plane von Karlsbad. 8. Geh. 20 Gr.

Die Bäder und Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz. Mit zwei Kärtchen. 8. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

# BIBLIE

de Monsieur Cahen.

Traduction nouvelle, avec l'hébreu en regard, accompagné des points-voyelles et des accents toniques, avec les variantes de la version des septante et du texte samaritain, par

**S. CAHEN.**

A Paris, Rue des francs-bourgeois, au Marais, No. 21.

En vente les Tomes 1 à 9, contenant le Pentateuque, Josué, les Juges, Samuel, les Rois et Isaïe.

Prix du volume, in-8., 6 Fr.; papier vélin 9 Fr.

On vend séparément les volumes; mais en prenant le Pentateuque seul, ou un des volumes du Pentateuque, on paye par volume 1 Fr. de plus.

On vend aussi séparément:

Le culte des anciens Hébreux, par *Munck*; Sur la zone des villes lévites. 3 Fr.

Sur la femme hébreu. 2 Fr.

Traduction de la préface d'Abarbanel et d'une partie de son commentaire sur Isaïe. 2 Fr.

On trouve à la même adresse:

Cours de lecture hébraïque par *S. Cahen*. In-8. 2 Fr. 50 C.

Livre de prières, en hébreu, à l'usage des Israélites du rit portugais. In-12. 1 Fr. 50 C.

Rituel des prières, à l'usage des Israélites du rit allemand, hébreu et français; traduction d'*Anspack*. In-8. Cartonné, 4 Fr.

Dictionnaire hébreu-français par *Marchand-Ranery*. In-8. 6 Fr.

Grammaire hébraïque raisonnée et analytique par *Sarchi*. In-8. 10 Fr.

Notice sur la version arabe d'Isaïe, par Rabbi *Saadia Gaon*, et sur une version persane manuscrite de la bibliothèque royale, par *Munck*. In-8. 4 Fr.

Bestellungen erbitten sich

Leipzig, im August 1838.

**Broschhaus & Wenzelius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der Vereins-Buchhandlung in Berlin ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Deutsche Volkslieder

mit ihren Originalweisen.

Herausgegeben und Hr. königl. Hoheit dem Kronprinzen gewidmet von

**A. Arzschmer.**

Erstes und zweites Heft, in großem Octavformat, auf Wellin, höchst elegant gedruckt und geheftet, à Heft 8 Gr., oder 36 Kr. Rhein.

Dies ist die erste Sammlung dieser Art, mit den Melodien und mit vollständiger Berücksichtigung, was wirklich Volk-

lied, wirklich in dem Volke gebichtet, von ihm gesungen ist. Die handschriftliche Sammlung, an der Herr Geheimrath Arzschmer seit fast 50 Jahren mit Liebe gesammelt, ist längst die berühmteste in ganz Deutschland. Bei der vorliegenden Herausgabe ist derselbe von den vorzüglichsten Forschern und Sammlern unterstützt worden, von dem Herrn Hofrath Riefwetter, Herrn v. Zuccalmaglio, Herrn Geheimrath v. Harthausen, Herrn Professor Baumgart und Herrn Professor Dr. Rafmann. Die äußere Ausstattung ist splendid.

Bei **C. Schönmann** in Bremen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Porter, W. H.**, Beobachtungen über die chirurgischen Krankheiten des Kehlkopfs und der Luftröhre, besonders in Rücksicht auf diejenigen Leiden dieser Organe, welche die Operation der Bronchotomie erfordern; mit Einschluss von Bemerkungen über Croup, Cynanche laryngea, Verletzungen durch Verschlucken von Säuren und kochendem Wasser, fremde Körper in den Luftwegen, Asphyxia, Wunden etc. Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt von **Dr. Bunge**. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Bei **G. B. Leske** in Darmstadt erschien soeben:

v. **Hammer**: Purgstall, Gemäldeaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret. Viertes Band. Enthaltend: Abdallah Ben Lahit — Amra Ben Leis — Rafic Ben Ahmed — Rabus — Abhaded-bewlet — Rahmad — Kutbeddin Jbel — Alarbdin — Firus Loghul — Ahmed Ibn Zaulun. Gr. 8. Geh. Mit einer Titelseignette. Preis 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Die Verlagshandlung begnügt sich, das Erscheinen dieses Bandes anzuzeigen, dem der 5te Band in der Kürze folgt. Das Werk eines ausgezeichneten Gelehrten, dessen Krifterschaft von allen Seiten anerkannt ist, bedarf keiner lobpreisenden Anhängung.

Im Verlage von **W. H. Kaiser** in Bremen ist soeben erschienen:

**Gall, Fr. von**, Reise durch Schweden im Sommer 1836. 2 Bände. 8. Elegant geheftet. 1 Thlr. 16 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

**Physikalisch-astronomischer Versuch über die Welten-Ordnung.** Eine populäre Darstellung von **Augustin Cieszkowski**, Prof. zu Krakau. Mit 3 Stein-drucktafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Ohne den herrschenden Systemen berühmter Astronomen unbedingt zu hulbigen, gelangte der Verf. durch eigne Forschungen zu überraschenden Resultaten, deren lichtvolle Darstellung jedem Denkenden von Interesse sein müssen.

Leipzig, im August 1838.

**J. H. Brochhaus.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

## RÉPERTOIRE

DE

# L'INDUSTRIE ÉTRANGÈRE,

OU

**Dessins et Descriptions  
DES MACHINES LES PLUS IMPORTANTES, BRÉ-  
VETÉES A L'ÉTRANGER.**

PUBLIÉ

PAR A. PERPIGNA, ROBINET, RENETTE  
ET C<sup>IE</sup>.

Erstes bis drittes Heft. In Folio. Paris. Subscrip-  
tionspreis 5 Thlr. 8 Gr.

Sowol durch die Wahl der dargestellten Gegenstände, als auch die höchste Genauigkeit und Sauberkeit der Ausführung wird diese Sammlung Allen unentbehrlich, welche die Fortschritte des Maschinenwesens mit einiger Aufmerksamkeit verfolgen. Ein ausführlicher Text ist jedem Hefte beigegeben. Preisprospekte sind auf Verlangen zu haben.

Leipzig, im August 1838.

**Brockhaus & Wenner,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin, Bräuer-  
straße Nr. 13, ist soeben erschienen:

**Flüchtige**

**Bemerkungen eines Flüchtig- Reisenden.**

Von **C. D. L. v. Arnim.**

Vermehrte Ausgabe. Mit Abbildungen und Musik-  
beilagen. Velinpapier. Sauber geheftet. 2 Thlr.

Diese vom Publicum sehr freundlich aufgenommenen Skizzen sind in dieser Ausgabe vervollständigt, theils durch einen Anhang, enthaltend die Thronbesteigung des regierenden Sultans, theils durch das nach dem Leben gezeichnete, sauber colorirte Portrait desselben in ganzer Figur.

Bei **C. Kummer** in Leipzig ist erschienen:

**Stärmer, Th.,** Der letzte ultrahomöopathische Apo-  
kat, oder Dr. Leub's und sein Terrorentium, kritisch  
beleuchtet. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

**Deutschschriften** der nordamerikanischen Akademie der  
homöopathischen Heilkunst. 1ste Lieferung. Auch unter  
dem Titel: Wirkungen des Schlangengiftes zum ärzt-  
lichen Gebrauch vergleichend zusammengestellt durch  
**C. Herbig.** Mit einer Einleitung in das Stu-  
dium der homöopathischen Arzneimittellehre. Gr. 8.  
Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

**Oestreichische militairische Zeitschrift. 1838.**

Sechstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhand-  
lungen versendet worden:

Inhalt: I. Der Feldzug 1705 in Portugal und Span-  
nien. Dritter Abschnitt. II. Die Operationen der verbündeten  
Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Der 22te März.  
III. Militairische Charakteristik des nordamerikanischen Generals

Jackson. IV. Fragmente aus der Geschichte des Beschäftigtwesens  
V. Literatur. VI. Neueste Militairverordnungen.

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie  
der aller früheren Jahrgänge von 1818—57 jeder 8 Thlr. Geh.

Die Jahrgänge 1811—15 sind in einer neuen Auflage  
in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen eben-  
falls 8 Thlr. Geh. Wer die ganze Sammlung von 1811—57  
auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um  $\frac{1}{4}$  wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle  
Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 2ten August 1838.

**J. G. Heubner,**  
Buchhändler.

Bei **J. J. Weber** in Leipzig ist erschienen:

**Allgemeines  
Recensionen-Verzeichniß.**

Wissenschaftlich geordnete

Übersicht sämmtlicher im Jahre 1838

in  
deutschen und ausländischen Zeitschriften recensirten

in  
Deutschland erschienenen Bücher.

Preis für den Jahrgang 1 Thlr. 8 Gr.

Im Januar bis März ist erschienen und durch alle  
Buchhandlungen zu beziehen.

Wir besitzen uns das gebildete Publicum auf ein höchst  
interessantes Werk aufmerksam zu machen, das mit dem  
Titel:

**Der Pilger der Elbe**

von

**L. Mühlbach.**

Gr. 8. Altona, Hammerich. 1838. Geh. 2 Thlr.

in schöner Ausstattung, geziert mit 4 herrlichen  
Stahlschnitten, eben erschienen ist, und welches die allge-  
meinste Beachtung ebenso sehr verdient, wie das vor einigen  
Jahren erschienene: Pilger des Rheins von Sulzer.

In sämmtlichen soliden Buchhandlungen ist Mühlbachs  
Pilger der Elbe vorräthig und zu haben.

In meinem Verlage erschien und ist in allen Buchhand-  
lungen vorräthig:

**Kleines A-B-C-Buch**

für

**Anfänger im Lesen und Schreiben.**

**Synonymen und Homonymen**

Von **J. G. von Quandt.**

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Kein Buch für Kinder, möchte dies Werkchen viel-  
mehr Manchen willkommen sein, die vermehren lesen und schrei-  
ben zu können, — Allen interessant, welche auf eine geistreiche  
Weise ihren Sinn für wahres Verständniß der Wörter zu schärfen  
wünschen.

Leipzig, im August 1838.

**F. A. Brockhaus.**

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXIX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

## Neue schönwissenschaftliche Werke

im Verlage von

**F. A. Brockhaus in Leipzig.**

**Adolfine, Ideal und Wirklichkeit.** 8. 1 Thlr. 6 Gr.  
**Duller (Eduard), Kaiser und Papst.** Roman. Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

**Heeringen (Gustav von), Meine Reise nach Portugal im Frühjahr 1836.** Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 12 Gr.

**Sternberg (A. von), Fortunat.** Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

**Lies (F.), Bunte Skizzen aus Ost und Süd.** Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien. Zwei Theile. Mit einer Russtheilage. 8. Geh. 5 Thlr.

**Der Cavalier auf Reisen im Jahr 1837.** Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahr 1836.“ 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Das frühere Werk des Verf. erschien 1836 bei Froberg in Leipzig und kostet 2 Thlr.

**Skizzen aus dem Alltagsleben.** Erstes Bändchen: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

**Edermann (Johann Peter), Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

**Schulz (Hermann), Wanderbuch.** Ein Gedicht in Scenen und Liedern. 8. Geh. 18 Gr.

**Stieglitz (Heinrich), Gruß an Berlin.** Ein Zukunftsraum. 8. Geh. 20 Gr.

**Wegel's (F. G.) gesammelte Gedichte und Nachlaß.** Herausgegeben von J. Funck. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

**Funck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben.** Zweiter Band: Aus dem Leben zweier Schauspieler: August Wilhelm Jffland's und Ludwig Devrient's. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der 1ste Band: C. A. W. Hoffmann und S. G. Wegel (1836), 1 Thlr. 16 Gr.

**Literarische Zustände und Zeitgenossen.** In Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlaß. Herausgegeben von K. W. Böttiger. Erstes und zweites Bändchen. 8. 5 Thlr. 4 Gr.

Böttiger's Leben, von demselben Verf., kostet 16 Gr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

## Reise und Rasttage in der Normandie von J. Benedey.

Zwei Bände. 75 Bogen. Velinpapier. 4 1/2 Thaler.  
Mit Vergnügen wird man diese lebendigen Schilderungen eines der interessantesten Landschaften Europas lesen, und auch der ernstere Forscher bald finden, daß ihm Werthvolles hier geboten wird.

Im Literatur-Comptoir in Stuttgart erschien:

## Der Thierfreund,

oder über das pflichtmäßige Verhalten des Menschen gegen die Thierwelt. Zur Belehrung und Unterhaltung für Jung und Alt, Reich und Arm, Hoch und Niedrig.

Von Dr. Joh. Jak. Kromm,

Verfasser des Lehrbuchs für die reisende Jugend, des Predigers am Grabe, und verschiedener anderer Schriften.

13 Bogen. Klein 8. Brosch. 40 Kr. Rhein., oder 10 gGr. Preuß.

Es ist der Zweck dieses Werthens, den in neuerer Zeit sich bildenden Vereinen gegen Thierquälerei in die Hände zu arbeiten, und es ist dasselbe deshalb zur allgemeinsten Verbreitung und besonders zur Einführung als Lesebuch in Volksschulen sehr zu empfehlen. Vereine gegen Thierquälerei und Städte und Landgemeinden, welche diese in ihren Wirkungen segensreiche und nützliche Schrift in Mehrzahl verbreiten wollen, erhalten von der Verlags-handlung auf 6 Exemplare eins, auf 15 drei und auf 25 sechs Exemplare frei. Bei Abnahme von 50 Exemplaren wird dagegen das Exemplar nur zu 30 Kr. Rhein., oder 7 1/2 gGr. preuß. Courant, bei Abnahme von 100 Exemplaren nur zu 24 Kr. Rhein., oder 6 gGr. preuß. Courant, berechnet, so daß diese billigen Verkaufsbedingungen Jedem die Anschaffung möglich gemacht worden ist.

Es ist erschienen:

## Lateinische Grammatik

für

die untern Classen der Gymnasien.

Nach der Anlage der Willroth'schen Grammatik bearbeitet von

Dr. Friedrich Ellendt,

Director des königl. Gymnasiums zu Eisleben.

Preis 8 Gr., oder 10 Gr.

Vor einigen Monaten haben wir versandt:

Lateinische

## Schulgrammatik

von

Dr. G. Billroth.

3. Ausgabe

besorgt von

Dr. Friedrich Ellendt,

Director des Gymnasiums zu Eisleben.

Preis 1 Thlr.

Leipzig, im August 1838.

Weidmann'sche Buchhandlung.



Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

## Das Kleinig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. August. Nr. 279—282.

Nr. 279. \*Colbert. Die Kasen in Kleinasien. \*Die Hanf- und Flachs-Cultur. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. Thiere als Blindenführer. \*Das Capitol zu Washington. — Nr. 280. \*Bincenz de Paula. Erzwungene Mithdtätigkeit. \*Die Blume Victoria Regina. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft (Beschluß). Die türkischen Courriere. \*Das römische Amphitheater zu El Dschem. — Nr. 281. \*Das heidelberg Schloß. \*Eroberung von Canada durch die Engländer. Die balearischen Inseln. \*Die Steinbrüche auf der Insel Portland. — Nr. 282. \*Der Döbelst von Luxor in Paris. \*Die Krüffel. Skizzen aus dem Leben der Ghasen. \*Das Ohr des Dionys.

Die mit \* bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 52 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 52 Nrn. 2 Thlr., der fünfte von 52 Nrn. 2 Thlr. Leipzig, im August 1838.

F. A. Brockhaus.

### Weidmann, F., Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft St. Gallen

unter den zweien letzten Fürstbistümern von St. Gallen, besonders während den Jahren der helvetischen Revolution bis zur Aufhebung des Stiftes. Mit Original-Actenstücken, Correspondenz-Auszügen und andern Beilagen. Gr. 8. St. Gallen, 1834. 1 Fl. 20 Kr., oder 21 Gr.

Dieses als Anhang und Schluß zu v. Arx Geschichte von St. Gallen zu betrachtende wichtige Werk, ehemals unser Commissionsartikel, ist nunmehr in unser Verlagseigenthum übergegangen.

St. Gallen, den 31sten Jull 1838.

Huber und Comp.

### Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind in der ersten Hälfte des Jahres 1838 folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Berend's, G. A. B. (weil I. preuß. Geh. Med.-Rath u. Prof.), Vorlesungen über praktische Arzneiwissenschaft, oder Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie. Zweite Auflage, neu durchgesehen und berichtigt von Dr. J. C. Albers, I. preuß. Med.-Rath u. 5ter Band. Chronische Krankheiten. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Das ganze, aus zehn Bänden in Großoctav bestehende Werk wird in dieser neuen Auflage nur 15 Thlr. kosten, während die erste Ausgabe 25 Thlr. kostete.

Blasius, Ernst (Dr. u. Prof. in Halle), Handwörterbuch der gesammten Chirurgie und Augenheilkunde, zum Gebrauch für angehende Ärzte und Wundärzte. 4ter und letzter Band, in 2 Abtheilungen. Gr. 8. Subscriptionspreis 8 Thlr.

Das ganze, aus 4 Bänden, in 8 Abtheilungen (225 Bogen), bestehende Werk ist noch bis Ende dieses Jahres zum Subscriptionspreis von 12 Thlr. zu haben, nachher tritt der Ladenpreis mit 16 Thlr. ein.

Bonorden, H. F. (Dr. u. k. preuss. Reg.-Arzt), Classification der gesammten Krankheiten des Menschen nach ihrem Wesen, nebst Erläuterungen. Gr. 8. 12 Gr.

Ideler, Dr. K. W., Grundriß der Seelenheilkunde. 2ter und letzter Theil. Gr. 8. 5 Thlr.

Der 1ste Band (1835) kostet 4 Thlr. 6 Gr.

Rayer, Dr. P. (in Paris), Theoretisch-praktische Darstellung der Hautkrankheiten; nach der zweiten durchaus verbesserten Ausgabe des Originals in deutscher Uebersetzung herausgegeben von Dr. H. Stannius. In 3 Bänden. 2ter Band. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der dritte und letzte Band wird auch baldigst erscheinen.

Richter, Dr. G. H., Wiesbaden nebst seinen Heilquellen und Umgebungen. Mit 2 Ansichten. 8. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Rust, Joh. Nep. (königl. preuss. Präsident etc. in Berlin), Hekologie, neue Bearbeitung. 8tes, 4tes Heft, à 12 Bogen Text und 2 ausgefaltete Kupfertafeln. Folio. Das Heft 1 Thlr. 16 Gr.

—, Die Medicinalverfassung Preussens, wie sie war und wie sie ist; actenmäßig dargestellt und kritisch beleuchtet. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Medicinische Zeitung, herausgegeben von dem Verein für Heilkunde in Preussen (unter Rust's Präsidio). 7ter Jahrgang, 1838. Folio. Wöchentlich 1—1½ Bogen. 3 Thlr. 16 Gr.

Die ersten 5 Jahrgänge dieser Zeitung, 1832—36, sind zu dem ermäßigten Preis von 5 Thlr. (statt 15 Thlr. 22 Gr.) zu haben, einzeln kostet der Jahrgang 1832: 1 Thlr. 6 Gr., die folgenden, 1833—36: 1 Thlr. 8 Gr., 1837: 3 Thlr. 16 Gr.

Abrégé, Court, de Phrases, pour faciliter aux jeunes demoiselles la conversation française. Seconde édition, revue et augmentée de petits morceaux de lecture. 8. 8 Gr.

Dietrich, Dr. Alb., Terminologie der phanerogamischen Pflanzen; zum Unterricht in der Botanik für Lehranstalten; nebst einer Anleitung zum Selbststudium und für den Lehrer, wie er in der Botanik mit Nutzen zu unterrichten hat. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage. Mit 24 lithographirten Tafeln, worauf mehr als 1200 Figuren befindlich sind. Gr. 8. Geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Dhm, Martin (Prof. in Berlin), Lehrbuch der Mechanik, zugleich mit den dazu nöthigen Lehren der höhern Analysis und der höhern Geometrie. Elementar vortragen und mit sehr vielen Beispielen der Anwendung versehen. 2ter Band. Dynamik fester Körper. Mit einer Figurentafel. Gr. 8. 3 Thlr.

Das ganze aus drei Bänden bestehende Werk 8 Thlr. 6 Gr.

Bogel, P., u. Dr. Brennecke (Lehrer in Berlin), Praktisches Rechenbuch für die untern, mittlern und obern Classen der Gymnasien, Gewerbe- und Bürgerschulen. 2ter Theil. 8. 18 Gr.

Der 1ste Theil (1837) kostet 12 Gr.

Soeben ist erschienen:

## Erste und letzte Liebe.

Roman

von

L. Mühlbach.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Mit entschiedenem Talente ausgestattet, tritt in dem vorstehenden Romane — dem übrigens wohlbekannte Thatsachen zu Grunde liegen — eine neue Schriftstellerin auf. Das Interesse, welches dies elegant gedruckte Buch bereits an einigen Orten erregt, wird sich gewiß immer noch steigern, und der Name Mühlbach bald den Lieblingschriftstellern Deutschlands beigezählt werden.

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands u. haben Exemplare vorräthig.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

## NOUVEAU SYSTÈME DE CHIMIE ORGANIQUE

fondé  
sur des nouvelles méthodes d'observation,  
et précédé  
d'un traité complet de l'art d'observer et de manipuler,  
en grand et en petit  
dans le laboratoire et sur le porte-objet du microscope;

par  
**F.-V. Raspail.**

Deuxième édition entièrement refondue.  
Accompagnée d'un atlas in-4. de vingt planches de figures  
dessinées d'après nature, et gravées avec le plus grand  
soin.

3 forts vol. in-8. et atlas in-4. — 10 Thlr. 16 Gr.  
„L'ouvrage que publie M. Raspail est entièrement neuf;  
fondé sur un ensemble d'expériences microscopiques rigou-  
reuses; il a cherché dans toutes les questions à éclairer la  
chimie par l'anatomie et la physiologie.“

Leipzig, im August 1838.

**Brockhaus & Wenglerius,**  
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Soeben ist fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Müller, Dr. Joh.,** Handbuch der  
Physiologie. 2ten Bandes 2te Abtheilung.  
1 Thlr. 12 Gr.

Die 2te Abtheilung des 1sten Bandes (3te Auflage) ist be-  
reits vor zwei Monaten erschienen und als Rest versandt worden.  
Die 3te Abtheilung des 2ten Bandes, womit das Werk geschlossen  
ist, wird im Frühjahr 1839 ausgegeben, und somit das Ganze  
zur Ostermesse vollständig zu haben sein.

Koblenz, den 1sten August 1838.

J. Hölcher.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Handbuch der Hauptanzeigen**  
für die  
richtige Wahl  
der

**homöopathischen Heilmittel**  
oder

sämmtliche zur Zeit geprüfte homöopathische Arzneien in  
ihren Haupt- und Eigenwirkungen, nach den bisherigen  
Erfahrungen am Krankenbette bearbeitet und mit einem  
systematisch-alphabetischen Repertorium des Inhalts  
versehen

von **G. H. G. Jahr.**

Zweite durchaus umgearbeitete, verbesserte und  
ansehnlich vermehrte Auflage.

727 Seiten in gr. 8. Preis 4 Thlr., oder 7 fl. 12 Kr.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub.

Über den Werth des vorstehenden Werkes viel zu sagen,  
dürfte fast überflüssig sein, da die Herren Doctoren Kummel  
und Groß in den homöopathischen Journalen es bereits als das  
beste in diesem Fache und als eins der unentbehrlichsten Werke

für den homöopathischen Arzt bezeichnet haben, und der rasche  
Absatz der ersten Auflage die praktische Brauchbarkeit desselben  
hinlänglich verbürgt. Hier daher nur so viel, daß der Herr  
Verfasser alle seine Kräfte aufgeböten, dieser neuen Auflage  
bei einer ansehnlichen Menge von Zusätzen auch eine noch brauch-  
barere Einrichtung zu geben, wie er denn das Ganze überhaupt  
so durchaus umgearbeitet hat, daß die gegenwärtige Auflage  
sich von der vorigen ebenso wesentlich unterscheidet, als diese  
von den frühern Werken ähnlicher Art unterschieden war. Dar-  
bei ist das Werk mit ganz neuen Lettern auf gutes weißes Pa-  
pier vorzüglich scharf und schön gedruckt, und der Preis für  
die über sechzehn Bogen betragende Vergrößerung des Buches  
nur um das billigste erhöht worden.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien  
ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen  
Deutschlands zu haben:

**Lehrbuch**

der

**Landwirthschaft.**

Von

**Johann Burger,**

Doctor der Heilkunde, k. k. Suberalrath, Mitglied mehrerer Gesell-  
schaften zur Beförderung der Landwirthschaft.

Zwei Bände.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.  
Gr. 8. Wien 1838. Preis 4 Thlr. Säch.

Es wird dem großen, landwirthschaftlichen Publicum an-  
genehm sein, zu vernehmen, daß sich die Verlagsbuchhandlung in  
die Lage gesetzt sah, eine neue Auflage dieses berühmten und  
durch ganz Deutschland verbreiteten Werkes zu veranstalten,  
über dessen ausgezeichneten Werth sich gleich anfangs alle Zeit-  
schriften vereinigt hatten, und der in der Folge durch die schnell  
aufeinander folgenden vier rechtmäßigen Auflagen, den Nach-  
druck in Würtemberg, und die in den Jahren 1854 und 1856  
in die schwedische und französische Sprache veranfalteten über-  
setzungen außer Zweifel gesetzt worden.

Wenngleich in der vorliegenden Auflage die wesentlichsten  
Grundsätze des Lehrbuchs dieselben geblieben sind, wie sie früher  
aufgestellt worden, so sind doch die Änderungen und Zusätze, die  
das Fortschreiten der auf Erfahrung beruhenden Wissenschaften  
an dem Werke nöthig machten, von großer Bedeutung, und die  
Leser werden mit Vergnügen ersehen, daß der Verfasser von den  
Lehren der neuen Chemie, sowie von allen Beobachtungen und  
Erfahrungen Kenntniß nahm, die zur Erklärung der Erscheinun-  
gen dienen, und aus denen Regeln für die Praxis abgeleitet  
werden können.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher

Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang

1838. Monat August, oder Nr. 213—243, und 4

literarische Anzeiger: Nr. XXV—XXVIII. Gr. 4.

Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den

Beilagen) auf feinem Druck-Beinpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Her-

ausgegeben von E. G. Gersdorf. 1838. Sieb-

zehnten Bandes zweites und drittes Heft. (Nr. XIV,

XV.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im August 1838.

J. H. Brockhaus.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist nun **erschienen** und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Moliere's sämmliche Werke.

Übersetzt von  
**L. Braunsfels, F. Demmler, C. Dulker,  
W. v. Lüdemann, W. Kuntel, G. Niehoff,  
C. Seyden, D. L. B. Wolff, L. Sag u. A.**

Herausgegeben  
von  
**Louis Tax.**

## Ausgabe in Einem Bande.

Lexikonformat, auf feinstem Velinpapier (gleich Schiller's und Goethe's Werken),

mit einem schönen Portrait Moliere's in Stahlstich.

Subscriptionspreis 5 Thlr., oder 9 Gulden.

Taschenausgabe in funfzehn Lieferungen, oder fünf Bänden.

Subscriptionspreis 5 Thlr., oder 9 Gulden.

Goethe sagt: „Moliere ist so groß, daß man immer von Neuem erkant, wenn man ihn wieder liest. Ich lese jedes Jahr einige Stücke von ihm, denn wir kleine Menschen sind nicht fähig, die Größe solcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müssen daher von Zeit zu Zeit solchen Eindruck in uns auffrischen.“ Troßdem ist in Deutschland noch keine Uebersetzung dieses größten aller Lustspielbdichter erschienen, die ihn ganz unverstümmelt, und die poetischen Stücke poetisch wiedergegeben hätte. Sie erscheint jetzt zum ersten Male vollständig, und rühmlichst bekannten Literaten bearbeitet, auf das würdigste ausgestattet, bei ihrem theilweisen Erscheinen schon von allen Kritikern eifrigst empfohlen, ein unentbehrliches Buch für jede Bibliothek, für jeden Freund des Schönen und Guten in der Literatur. Der Subscriptionspreis wird auf vieles Verlangen noch bis Ende des Jahres fortbestehen.

In unserm Verlage sind im Laufe dieses Jahres erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Biblioteca Scriptor. Latinor., curis virorum doctorum emendata et commentariis instructa, consil. G. Bernhardy instituta. Pars I. M. T. Ciceronis libri. Tom. I. Brutum contin. Smaj. 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Ciceronis, M. T., Brutus. Emendavit et commentariis instruxit Henr. Meyer.

Hiermit eröffnen wir eine Folge lateinischer Autoren, welche theils in den Kreis der Gymnasien gehören, theils auch ausserhalb des praktischen Gesichtspunktes einen mehr als mittelbaren Werth besitzen, und nach den Bedürfnissen unserer Zeit mit Commentaren ausgestattet werden. Einen Pränumeration- oder Subscriptionspreis stellen wir nicht, dagegen werden wir Schulanstalten besondere Vortheile bewilligen.

Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zu Beförderung der Heiden in Ostindien. Herausgegeben von

Dr. H. A. Niemeyer. 83stes und 84stes, oder 7ten Bandes 11tes und 12tes Stück. 4. 1 Thlr. 10 Gr. (1 Thlr. 2 1/2 Sgr.)

Santner, J., Lehrgang des Unterrichtes im deutschen Styl für Lehrer an mittlern und höhern Bildungsanstalten der weiblichen Jugend. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Hanow, R., Ist Horatius ein kleiner Dichter? Ein Beitrag zur Charakteristik des Horatius. 4. 8 Gr. (10 Sgr.)

Funkers Exempel tafeln, das ist: 144 Tafeln mit betrahe 2000 abgefondert ausgerechneten zweckmäßigen Exempeln. Ein unentbehrliches Hülfsmittel beim Rechenunterricht in Volksschulen. 6te verbesserte Auflage. 8. 16 Gr. (20 Sgr.)

— Dieselben Tafeln für die preussischen Staaten. 2te verbesserte Auflage. 8. 16 Gr. (20 Sgr.)

Juvenalis, D. Junius, Satiren. Übersetzt und erläutert von Dr. W. E. Weber (Professor und Director der Gelehrtenschule zu Bremen). Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr. (2 Thlr. 10 Sgr.)

Kohrausch, Fr., Anleitung für Volksschullehrer zum richtigen Gebrauch der „Geschichten und Lehren der heiligen Schrift alten und neuen Testaments“. 4te verbesserte Auflage. Gr. 8. 18 Gr. (22 1/2 Sgr.)

Müller, J. H. T., Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien und Realschulen, nebst vielen Übungsaufgaben und Excursen. Erster Theil, die gesammte Arithmetik enthaltend. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Ist gleich bei seinem Erscheinen in vier Gymnasien eingeführt. Der Recensent in der A. L. Zeitung, 1858, Nr. 105—106, nennt dieses Lehrbuch am Schlusse der kritischen Beurtheilung als das beste von allen bisher bekannten Schulbüchern dieses Faches.

Niemeyer, H. A., Gesangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanstalten. 12te (von Dr. H. A. Daniel) umgearbeitete Auflage. 8. 10 Gr. (12 1/2 Sgr.)

Bei dieser seit längerer Zeit vorbereiteten neuen Ausgabe ist der jetzige Herr Herausgeber eifrig bemüht gewesen, alle billigen Ansprüche möglichst zu befriedigen. Die Zahl der Gesänge ist auf 474 gestiegen, besonders ist das Fach der eigentlichen Schullieder bereichert, und fünf Register erhöhen die praktische Brauchbarkeit.

## Buchhandlung des Waisenhanfes in Halle.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

**Naumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band. Gr. 8. Druckpapier 3 Thlr. 6 Gr. Velinpapier 6 Thlr. 12 Gr.**

Alle sechs Bände kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 17 Thlr. 22 Gr., auf Velinpapier 35 Thlr. 20 Gr. Leipzig, im August 1858.

**F. A. Brochhaus.**

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

## Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk  
zugleich ein Supplement  
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,  
sowie zu jeder frühern,  
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Viertes Heft, Bogen 31—40.  
Bestelmeyer bis Buchdruckerkunst.

Preis eines Heftes:

Auf feinem Druckpapier 9 Groschen.  
Auf gutem Schreibpapier 12 Groschen.  
Auf extrafeinem Velinpapier 18 Groschen.

Inhalt des vierten Heftes:

Bestelmeyer (Georg) — Bestuscheff (Alexander) — Bendant (F. S.) — Beuth (Peter Kaspar Wilhelm) — Bevölkerung — Bibliographie — Bierbrauerei — Biernacki (Alois Prosper) — Bildhauerkunst, s. Sculptur — Billroth (Johann Gustav Friedrich) — Bischöfe (evangelische) — Björnstjerna (Magnus Friederich Ferdinand, Graf) — Blancas d'Alays (Herzog von) — Blanc (Ludwig Gottfried) — Bielek (Friedrich) — Blittersdorf (Friedrich Landolin Karl, Freiherr von) — Bluhme (Friedrich) — Blum (Karl) — Bobinetmanufaktur — Böckel (Craff Gottfried Adolf) — Böckh (Friedrich von) — Bode (Wilhelm Julius Ludwig) — Boguslawski (Palon Heinrich Ludwig von) — Bohlen (Peter von) — Böhme (Jakob) und seine Philosophie — Böhmen — Böhmer (Johann Friedrich) — Bommel (Cornelius Richard Anton van) — Bona — Bonaparte — Borghesi (Bartolomeo, Graf) — Bornhauser (Thomas) — Bosnien — Böttiger (Karl Wilhelm), in Erlangen — Böttiger (Karl Wilhelm), in Upsala — Bourbon — Bowles (William Eisle) — Bowring (John) — Brahe (Magnus, Graf) — Brandes (Rudolf) — Brandis (Christian August — Joachim Dietrich) — Brandt (Christlieb Julius) — Branntweimbrennerei — Brasilien — Braunschweig — Breckthaus (Johann August Friedrich) — Bremen — Bremer (Frederik) — Bresson (Charles, Graf) — Breton de los Herreros (Don Manuel) — Bridgewater (Francis Henry Egerton, Graf von) — Brock (Ludwig Frederik) — Brodzinski (Kazimierz) — Brodzkiewski (Adalbert) — Brøndsted (Peter Oluf) — Bronnart (Alexandre — Adolphe) — Bronnikowski (Alexander August Ferdinand von Opeln) — Bronnikowski (Xavier) — Brondère (Charles de) — Bronsais (François Joseph Victor) — Brown (Thomas S.) — Brüggenmann (Johann Heinrich Theodor) — Brulliot (Franz) — Brunnen- und Badeorte — Bruns (Johann Georg Theodor) — Buchdruckerkunst.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Gerstenberg'schen Buchhandlung in Hildesheim sind in den Jahren 1837 und 1838 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Elwert, Dr. W., Das Blutlassen, kritisch untersucht. Gr. 8. 12 Gr.

Klinkhardt, F. A., Das Recht der hildesheimischen katholischen Geistlichkeit, ohne Feiertags-

zeiten gültiger Weise letztwillig verfügen zu können, nebst Bemerkungen über die Testamentifaction der Geistlichen in andern deutschen Diocesen. Mit 5 Anlagen. Gr. 8. 12 Gr.

Lünzel, H. A., Die ältere Diocese Hildesheim. Mit 2 Karten. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Kauterberg, F. S., Predigten. Gr. 8. 20 Gr.

Sander, A., Beiträge zur Kritik und Erklärung der griechischen Dramatiker. 1stes Heft. Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles und Euripides. Gr. 8. 12 Gr.

Seffer, F. H. Ch., Hanoverscher Kinderfreund, als dritter Theil der ersten Leseübungen für Kinder. 5te Auflage. 8. 5 Gr.

Traumann, F., Über die Befugniß zur unentgeltlichen Verabreichung homöopathischer Heilmittel nach den Gesetzen des Königreichs Hannover, erörtert in einer Vorstellung an das königliche Ministerium des Innern zu Hannover. Gr. 8. 8 Gr.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die  
**Mauerwerks = Kunst**  
in  
allen ihren Theilen.

Bearbeitet  
von  
**J. Andreas Romberg,**  
Architekt.

Mit 64 Kupfertafeln.  
Wien 1838.

4. In Umschlag broschirt. Preis 3 Thlr. Sächs.

Dem Vorworte des Herrn Verfassers zufolge ist dieses Werk nach Grundrissen bearbeitet, welche diejenigen Anweisungen und Erläuterungen zu geben bezwecken, die dem angehenden Maurer nöthig sind, um eine höhere praktische Ausbildung zu erlangen. Hierbei wurde aber auch auf die reinen Formen der griechischen Architektur die nöthige Rücksicht genommen, zu welchem Zwecke dem Werke Darstellungen beigelegt sind, die sich ganz dazu eignen, den Kunstsinne auf zweckmäßige Weise zu erwecken und zu erhöhen. Übrigens ist durchaus die gehörige Stufenfolge beobachtet, so daß von den einfachsten Mauern zu den complicirtesten Werken der Maurerkunst fortgeschritten wird.

Die höchst sauber und sorgfältig gearbeiteten Kupfertafeln bieten hierbei die instructivsten Anhaltspunkte dar, und bilden mit ihren deutlich und faßlich dargestellten Erläuterungen einen sehr bequemen Leitfaden für das Ganze der Maurerwerkskunst.

Für die äußere Ausstattung ist von der Verlagsbuchhandlung auf das Beste gesorgt worden.

Bei **DuMont-Schauberg** in Köln sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Wey, Dr. F.,** Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der französischen Sprache. 1ster Cours. 5te verbesserte Auflage. Brosch. 6 Gr.

**Wenken** der Irren-Heilanstalt zu Stegburg. Herausgegeben von Dr. M. Jacobi. 1ster Band. Broschirt. 1 Thlr. 16 Gr.

**Camphausen, E.,** Versuch eines Beitrages zur Eisenbahn-Gesetzgebung. Broschirt. 12 Gr.

In einer Kritik von gewichtiger Feder heftt es u. A.: „Wähte diese Schrift in die Hände aller Behörden, aller Actionvereine, und der Actionnaires, sowie aller der Vaterlandsfreunde gelangen, die sich für die vaterländischen Eisenbahn-Bauunternehmungen interessieren! Der Inhalt dieser Schrift ist

so lehrreich und anziehend, daß ein jeder Leser derselben über die gründliche Behandlung dieses so wichtigen Gesetzgebungsgegenstandes gewiß ganz befriedigt werden wird.“

**Reis, C.,** Sammlung von Beispielen und Aufgaben aus der allgemeinen Arithmetik und Algebra. Für Gymnasien, höhere Bürgerschulen und Gewerbschulen in systematischer Folge bearbeitet. 1 Thlr.

Diese „Sammlung“, die sich durch Klarheit und Reichhaltigkeit des Stoffes, durch systematische Anordnung und Stufenfolge, überhaupt durch gediegenes Inhalt und die umsichtigste Behandlung einen unbestreitbaren Vorzug vor der bekannten Sammlung von Peter Hirschichert, darf mit Recht Allen empfohlen werden, denen die Förderung des mathematischen Studiums am Herzen liegt.

**Lefebvre** für obere Classen in katholischen Elementarschulen. Bearbeitet von praktischen Schulmännern. (364 Seiten auf Druckvelinpapier.) 8 Gr.

**Löhr, M. J.,** Flora von Koblenz, nach dem natürlichen Systeme geordnet. Brosch. 1 Thlr. 4 Gr.

**Raperath, C.,** Meditationen eines rheinischen Katholiken über die sociale und nationale Seite der Kölner Frage. Eine Flugschrift. Broschirt. 8 Gr.

**Pietze, L.,** Die Fabrication des Papiers aus Stroh u. c. im Großen, nach zahlreichen Versuchen beschrieben und mit 160 Mustern bewiesen. Cartonirt. 4 Thlr.

**Reinick, R.,** Lieber eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde. Mit 30 Original-Radirungen hüsselborfer Künstler. (Commissionsartikel.) Cartonirt. Subscriptionspreis 5 Thlr.

**Botanik,**  
für Freunde und Kenner derselben!!

Vollständig in drei Bänden, als classisch von allen Botanikern anerkannt, sowohl für den Botaniker von Fach als auch für den Freund der Botanik unentbehrlich, kann die dritte Auflage von

**J. C. Moessler's**  
**Handbuch der Gewächskunde.**

Dritte Auflage

herausgegeben, vermehrt und verbessert

von  
**Dr. J. C. L. Reichenbach.**

Gr. 8. 3 Bände. Altona, Hammerich. 6 Thlr. 18 Gr. nicht dringend genug empfohlen werden.

Dieses sichere, zuverlässige Handbuch hat bereits beim Studium der Gewächskunde sich als höchst praktisch bewährt, was wol nichts besser beweist, als die allgemeine Verbreitung desselben, wodurch es auch möglich wird, einen so billigen Preis zu stellen.

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands, Österreichs, der Schweiz u. haben dieses gediegene Werk stets vorräthig.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Bom Urger.**

Ein Büchlein für Jedermann.

Mit einer Vorrede

von Hofrath Dr. F. C. A. Heinroth.

Leipzig. Friedrich Fleischer. Preis 8 Gr.

Vom Literatur-Comptoir in Stuttgart ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, jedoch nur auf feste Bestellung, zu beziehen:

## Dr. D. F. Strauß,

Berfasser des „Leben Jesu“

Nach dem Leben gezeichnet von Schmidt, in Stahl gestochen von Karl Mayer.

## Goethe,

im neunundzwanzigsten Jahre.

Nach Ray's Ölgemälde, 1779, in Stahl gestochen von Karl Mayer.

Beide Portraits in drei verschiedenen Ausgaben zu folgenden Preisen:

In Quart, chinesisches Papier, 1 Fl. 30 Kr. Rhein., oder 22 Gr.  
weisses Papier, 1 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 18 Gr.  
In Großoctav — Fl. 48 Kr. Rhein., oder 12 Gr.

## J. Ch. Freih. v. Zedlig.

Lithographie in Quart,

in nur vierzig Exemplaren abgedruckt.

Preis 1 Fl. 21 Kr. Rhein., oder 20 Gr.

## Karten-Regie.

Von den durch B. Walter entworfenen und von dem Königl. Provinzial-Schulcollegium den Gymnasien und Seminarien empfohlenen geographischen Regien, zum Einzeichnen von Landkarten für den geographischen Unterricht, sind nun sechs: Europa, Spanien, Frankreich, Deutschland, Rheinpreußen, Preußen nebst Sachsen, in meinem Verlage erschienen. Daß sich diese Regie als höchst zweckmäßig für das Landkartenzeichnen bewährt haben, beweisen die gleich nach deren Erscheinen von vielen Gymnasien eingegangenen Bestellungen. Jedes Blatt sowie die Gebrauchsanweisung kostet nur 1 Sgr.

J. Hölcher.

Bei G. W. Leske in Darmstadt ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen, resp. Subscribenten versendet:

Des zweiten Bandes Erste Abtheilung

## Encyclopädisches Handbuch

## Maschinen- und Fabrikenwesens

für Kameralisten, Architekten, Künstler, Fabrikanten und Gewerbetreibende jeder Art;

nach den besten deutschen, englischen und französischen Hülfsmitteln bearbeitet von

Karl Hartmann,

der Philosophie Doctor, k. d. h. b. b. bergschweig. Bergcommissar, mehrerer Gelehrten- und Gewerbevereine Mitgliede u.

Enthaltend: die Gewinnung und Verarbeitung der Metalle.

Gr. 4. 43 Bogen Text mit 41 lithographirten Tafeln. Subscriptionspreis 5 Thlr. 8 Gr., oder 9 Fl. 36 Kr.

Zur Empfehlung dieses in jeder Beziehung ausgezeichneten Buches noch etwas hinzuzufügen, halten wir für überflüssig, da die 1ste und 2te Abtheilung des 1sten Bandes schon längst

Zeit dem Publikum übergeben sind und sich in zahlreichen Händen befinden.

Die gegenwärtig angekündigte Abtheilung wird noch mehr wie die frühern allen Anforderungen sowohl an innern Gehalt, als an äußere schöne und correcte Ausstattung vollkommen genügen.

Des ersten Bandes dritte Abtheilung, über Eisenbahnen, befindet sich unter der Presse und wird in wenigen Wochen vollendet sein.

## Musterblätter

von

## Maschinenzeichnungen

zum

Gebrauche für Mechaniker, Gewerbschulen und Gewerbevereine.

von

## Hector Kössler,

Secretair des Gewerbevereins und Lehrer an der höhern Gewerbschule zu Darmstadt.

## Drittes Heft.

Inhalt: Balancier — Mittel zur Erzielung einer alternativen geradlinigten Bewegung — Centrifuge Scheiben — Regulator.

10 lithographirte Blätter mit 1/3 Bogen erläuterndem Texte. Großfolio. Preis in Umschlag 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Diese nicht nur jedem Mechaniker, sondern auch vorzüglich in Gewerbschulen als Vorleg- und Musterblätter dienlichen Zeichnungen haben sich durch äußerste Correctheit in hohem Grade den Beifall ausgezeichnetester Sachkennner erworben.

Verhandlungen des Gewerbevereins für das Großherzogthum Hessen. Zweiter Jahrgang. 1stes Quartalsheft mit 3 lithographirten Tafeln in Folio. 1838. Gr. 4. Preis 10 Gr., oder 45 Kr.

Bei mir erscheint:

## Platideutsches oder niederdeutsches Wörterbuch,

welches sowohl das ältere wie das gegenwärtige Niederdeutsche Norddeutschlands enthält, aus den ältern niederdeutschen Schriften und Urkunden, und aus dem gegenwärtigen Sprachgebrauche, sowie aus den bisher erschienenen niederdeutschen Glossarien zusammengestellt von Dr. J. G. L. Rosgarten, Professor zu Greifswald. 4.

E. X. Koch  
in Greifswald.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. Karl Pabst. Jahrgang 1838. Monat März, oder Nr. 18—26. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat August, oder Nr. 31—35, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 31—35. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im September 1838.

J. N. Neumann.

## Ueber Gefängnißwesen.

Seeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Der zweite und dritte Band von

**De la Réforme des Prisons,**  
ou de la théorie de l'emprisonnement, de  
ses principes, de ses moyens, et de ses  
conditions d'application;

par

**Mr. Charles Lucas.**

Paris. In-8. Preis aller 3 Bände 8 Thlr.

De la Réforme des Prisons, par *Léon Faucher.*

Ein Band in 8. Paris. 2 Thlr.

Leipzig, im September 1838.

**Brodhaus & Weyenand,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Müller, J. H. T. (Director des Realgymnasiums zu Gotha), Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien und Realschulen, nebst vielen Übungsaufgaben und Excursen. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Vorstehendes Lehrbuch enthält in stufenweiser Fortschreitung vom Leichtern zum Schwerern in 15 Abschnitten die Hauptlehren der gesamten allgemeinen und besondern Arithmetik. Dabei ist fortwährend auf den innern Zusammenhang der einzelnen Sätze, wie sie auf den drei Rechnungsstufen wiederkehren, Rücksicht genommen.

Der Recensent in der X. Lit.-Zeitung, 1838, Nr. 103—105, schließt die kritische Beurtheilung dieses Lehrbuchs mit folgenden Worten:

„Alle Vorzüge jedoch des vorliegenden Buches einzeln anzuführen gestattet der Raum nicht, daher begnügt sich Rec. dasselbe besonders jedem Lehrer aufs dringendste zu empfehlen. Er findet in höchst zweckmäßiger Anordnung eine sehr große Menge Materials, das er zum Theil noch für sich selbst wird benutzen können, zum Theil auch nach dem jedesmaligen Standpunkte seiner Schüler das für sie Passende herauszuwählen. Aber auch für den von der Schule abgegangenen Schüler, der sich ganz dem Studium der Mathematik widmen will, ist es ein zweckmäßiges Handbuch, um das ganze Gebiet der Mathematik, so weit diese in den Kreis der Schule gehört, nochmals als ein orientirtes System zu übersehen und sich zu den Vorträgen auf der Univerſität tüchtig vorzubereiten.“

Rec. schiedet von dem Verf. mit dem Wunsche, daß er dem Label, den Rec. mitunter ausgesprochen, nichts Anderes zum Grunde lege als die freundschaftliche Absicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, was wol bei einer neuen Auflage, die das Buch seiner Belegenheit und Brauchbarkeit wegen recht bald verdient, geändert werden könnte. Zunächst aber möge der Verf. den versprochenen zweiten Band, welcher die geometrische Abtheilung der Elementar-Mathematik enthalten soll, ehestens nachzuliefern. Denn wenn dieser ebenso trefflich wie der vorliegende arithmetische Theil bearbeitet wird, so verdient das Ganze unbedingt den Vorzug vor allen bisher bekannten Schulbüchern dieses Fachs.

Papier und Druck sind zu loben.“

In der unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

## Die orientalische Cholera in München und an andern Orten.

Von

**Dr. Hampold.**

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Die Tendenz dieser Schrift ist die, einerseits eine Beschreibung der münchener, durch die prophylaktische Behandlungsweise ausgezeichneten Epidemie, andererseits ein Bild der Cholera im Großen, wie sie sich bisher in den näher bekannt gewordenen Epidemien gezeigt hat, zu geben. Sie enthält daher das Ergebnis eigener Beobachtung jener Epidemie, und eine Zusammenstellung der von jener abweichenden Erscheinungen, welche andere Epidemien dargeboten haben. Ebenso soll sie eine kurze kritische Zusammenstellung der wichtigsten unter den mannichfachen bisher bekannt gewordenen Betrachtungs- und Behandlungsweisen der Cholera geben, und grade durch diese Zusammenstellung und Vergleichung in Verbindung mit der Selbstbeobachtung der Krankheit so leichter auf ein möglichst richtiges Urtheil über dieselben zu gelangen.

Obgleich sich somit die gegenwärtige Schrift von den bisher über die Cholera erschienenen bedeutend unterscheidet, und insofern wol nicht außer der Zeit sein möchte, als die Beobachtung der Choleraepidemien an so vielen verschiedenen Orten ein sehr großes, aber bis jetzt wenig verarbeitetes Material aufgeschöpft hat, mußte doch die bedeutende Zahl der schon vorhandenen Cholerachriften zu möglicher Kürze in Abfassung der gegenwärtigen bestimmen, und es wurde deshalb mit möglichster Umgehung des vielen Theoretisirens, wozu die Berührung Anlaß gab, hauptsächlich nur das Factische festgehalten.

Wenn auch schon eine andere umfassendere und besonders mehr das Locale umfassende Beschreibung der münchener Epidemie erschienen ist, so wird dadurch die gegenwärtige Schrift gewiß nicht überflüssig, wol aber lange der Verf. durch Benutzung des über jene Epidemie schon erschienenen sich um so mehr vergewissern, daß ihm keine bedeutendere Erscheinung, welche sie bot, entgangen sei.

Stuttgart und Tübingen, im August 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

## Die Erzbischöfe von Köln und Posen.

Darstellung der weltgeschichtlichen Bedeutung der katholischen Frage in Preußen. Von Anton Graf von \*, Domcapitular im Hohen Metropolitancapitel zu \*. Leipzig, J. Müller.

Unter diesem Titel ist eine höchst merkwürdige Beurtheilung der katholischen Frage erschienen, welche den frömlichsten Katholiken gebilligt, da der Verfasser für einen hochgestellten Geistlichen gehalten wird, der nicht fürchtet für seine Kirche zum Märtyrer zu werden. Andere halten diese geistreiche Schrift für eine hochsinnige Satire gegen die Hierarchie, und die Beamten wollen die Ankündigung in manchen Ländern nicht erlauben, weil nicht alle Maßregeln der Regierung blindlings gelobt werden. Man ist sehr gespannt zu erfahren, welchen Zweck der Verfasser bei dieser merkwürdigen Erscheinung gehabt hat.

N. 17.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Altdeutsche Blätter von **Moritz Haupt** und **Heinrich Hoffmann.** Zweiten Bandes erstes

und zweites Heft. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Der 1ste Band, aus 4 Heften bestehend, kostet 2 Thlr. 4 Gr.  
Leipzig, im September 1838.

**J. A. Brodhaus.**

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

## W. Heinsius' Bücher-Lexikon. Achter Band.

In meinem Verlage ist jetzt vollständig erschienen:

### Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon,

oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind. Mit ausführlichen Angaben der Verleger, Druckorte, Preise, Auflagen, Jahrezahlen, Formate, Bogenzahlen, artistischen Beilagen und vielen buchhändlerischen und literarischen Nachweisungen, Angaben der anonymen und pseudonymen Schriftsteller &c.

Bearbeitet und herausgegeben  
von

**Otto August Schulz.**

Erster Band,

die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Schriften enthaltend. Zwei Abtheilungen.

Gr. 4. (125 Bogen.) 10 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. begnügte sich nicht allein, vom Jahre 1828 ausgehend, die Erzeugnisse der Literatur mit größter Genauigkeit nachzutragen und sich den früheren Bänden von Heinsius' Bücher-Lexikon genau anzuschließen, sondern er machte durch stete Nachwekungen über die früheren Theile band- oder lieferungsweise erschienener Schriften, durch literarische Notizen und Berichtigungen den Anfang zu einem neuen Werk. An Sorgfalt und Genauigkeit übertrifft dieser Band gewiß seine Vorgänger und wird nicht allein dem praktischen Gebrauche des Buchhändlers vollkommenere Genüge leisten, sondern auch Bibliothekaren, Bibliographen, Literaten und Bücherfreunden ein bequemes und sicheres Hülfsmittel bieten.

Die früheren Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikons“ von Heinsius, 1812—29, habe ich im Preise von 37 Thlr. auf Zwanzig Thaler ermäßigt; auch einzelne Bände sind zu billigen Preisen zu erhalten.

Leipzig, im September 1838.

**F. A. Brockhaus.**

Von der

**Central-Bibliothek der Literatur, Statistik und Geschichte der Pädagogik und des Schulunterrichts im In- und Auslande.** Herausgegeben von **Dr. H. G. Brzoska**, Professor in Jena.

ist das Juni- und Juliheft an die respectiven Abonnenten versandt, und geben wir hierunter die Inhaltsanzeigen beider Hefte:

Inhalt des Juniheftes.

**A. Literatur:** Familienbriefe über Erziehung, von Madame Guizot.

**B. Statistik:** 1) Über die Grundverhältnisse und die Schranken der pädagogischen Kunst. Von F. E. Beneke. 2) Das Schulwesen des Großherzogthums Hessen, dargestellt von Dr. E. Schaumann. (Drittes Stück: Gymnasien.)

**C. Geschichte:** Kurzer Überblick der historischen Entwicklung des Volksunterrichts in den Niederlanden. (Klein.)

Inhalt des Juliheftes.

**A. Literatur:** 1) Ein praktischer Blick auf christliche Erziehung der Kinder im frühesten Alter. Von Thomas Babington. 2) Ansichten über Erziehung und Unterricht in gelehrten Schulen. Von Dr. J. G. E. Föhlisch. 3) Ein Wort zur Empfehlung gymnastischer Übungen. 4) Dahlmann: Vom Univeritätswesen.

**B. Statistik:** 1) Schulen in den transkaukasischen Provinzen Russlands. Die Schulen Sibiriens. (Nach Alex. von Krusenstern.) 2) Die neueste königl. bairische Verordnung über die Universitätsstudien und insbesondere über das Studium der allgemeinen Wissenschaften. 3) Correspondenznachrichten: a) Fr. Thiersch und die großherzoglich hessischen Gelehrtschulen. b) Preussen: Verordnung die Verleihung des Prädicats Oberlehrer betreffend. c) Niederlande.

**C. Geschichte:** Die Akademien der Araber und ihre Lehrer. Nach Auszügen aus Ibn Schobba's Classen der Schafiten bearbeitet von Ferdinand Wüstenfeld, Dr. der Philosophie und Assessor der philosophischen Facultät. Zur hundertjährigen Stiftungsfeier der Academia Georgia Augusta. Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1837. (G. Flügel.)

**D. Journalistik:** I. Deutsche Journale. 1) Pädagogische. 2) Nichtpädagogische. II. Ausländische Journale. 1) Französische. 2) Holländische. 3) Italienische. 4) Nordamerikanische.

A. Pädagogisch-Wissenschaftliches.

Häusliche Erziehung. 1. 2. 3. 4. — — Schul- und Unterrichtswesen im Allgemeinen: Über den guten Geist einer Schule 5. — Über die Unzweckmäßigkeit der öffentlichen Belobungen und Preisvertheilungen 6. — Über den Einfluss der Sprachlehre auf den Religionsunterricht 7. — Über den deutschen Gesangunterricht in Schulen 8. — — Gymnasien: Classisches Heidenthum und die Bibel 9. — Anforderungen an ein Lesebuch fremder Sprache für Schulen 10. — Über den propädeutischen Unterricht in der Philosophie 11. — — Volksschulwesen und Elementarunterricht: Sittliche Wirksamkeit der Volksschule 12. — Über die wechselseitige Schuleinrichtung 13. — Leseunterricht 14. — Über die hohe Wichtigkeit, die rechte Kenntniß der schönen Kunst unter die Anforderungen an den Lehrer einer niedern Schule aufzunehmen 15. — Was ist für einen Schullehrer nothwendiger, dass er gut schreiben (aufsetzen) oder dass er gut sprechen könne? 16. — — Seminare: Ist es zweckmäßiger, dass die Seminaristen zusammen in Einem Seminargebäude oder einzeln in Privathäusern wohnen? 17. — — Hauslehrerleben: Über das Hauslehrerleben der Candidaten der evangelischen Theologie 18. — — Taubstummen- und Blindeninstitute: Einfluss der Religion auf Taubstumme 19. — Dürfen Blinde auch in den gewöhnlichen Volksschulen unterrichtet werden? 20. — — Volksbildung im All-



gemeinen: Mitwirkung aller Frauen zur Bekahrung des Volks 21.

### B. Statistisches.

I. *Deutsche Länder*: Landeschulwesen im Herzogthum Sachsen-Gotha 22. — Baden 23. — Westfalen: Schulen in Minden 24. — Hannover: Schullehrerverein 25. — II. *Ausland*: Bericht des Ministers des Innern über den Zustand der hohen, mittlern und niedern Schulen im Königreiche der Niederlande fürs J. 1835, 26. — Dergleichen für das J. 1836, 27. — Dänemark: Über das Universitätswesen nach X. Marmier 28. — Turnübungen in dem dänischen Herzogthume 29. — Norwegen: Kleinkinderschule zu Drontheim u. s. w. 30. — Frankreich: Überblick des öffentlichen Unterrichts in Frankreich seit dem J. 1791 bis jetzt 31. — Belege für den Mangel an Erkenntniß von der Wichtigkeit der Verbesserung des Schulwesens in den Kammern 32. — Über die sogenannten kleinern Seminarien 33. — In den Kammern werden unentgeltliche Musikschulen in dem Hauptmittelpunkte der Bevölkerung verlangt. — Das Theater soll zur Volksbildung beitragen 34. — Elementarlehrer sollen künftighin auch für den Gesangunterricht examinirt werden 35. — Gesangunterricht in den pariser Volksschulen 36. — Über die Kinder in den Fabriken 37. — Findlingshäuser 38. — Toulon: Neue Katheder für das Verwaltungswohl 39. — Prüfungen der Candidaten für das Elementarlehrerdiplom in der Sorbonne 40. — Italien: Über die Volkserziehung daselbst 41. — Statistische Übersicht der Zunahme des Elementarschulwesens in der Lombardei von 1822—32, 42. — Elementarschulen in der Lombardei 1832—33, 34, 35, 43. — Statistische Übersicht der Elementarschulen im venetianischen Gebiete im J. 1834—35, 44. — Israelitische Kleinkinderschule zu Livorno 45. — Zunahme der Schulen des gegenzeitigen Unterrichts in der Welt 46. — Taubstummenanstalten in Europa und Nordamerika 47. — Nordamerika: Neuengland: Districtschullehrer ohne eignen Wohnung 48. — Hass gegen öffentliche Schulen in Massachusetts 49. — Lehrerseminar in Plymouth 50. — Seminare für Lehrerinnen 51. — Newburgh am Hudsonflusse: ein Arzt als Vorsteher einer Knaben Erziehungsanstalt 52. — Providence in St.-Rhode-Inland: Vorschlag in Betreff der Obliegenheiten des Vorstehers einer öffentlichen Schule 53. — Georgien: Neuer Plan zur Anlegung öffentlicher Schulen 54. — Marietta: Gesangunterricht soll in den Schulen eingeführt werden 55. — Dedham 56. — Keene 57. — Boston 58, 59. — Sandwichsinseln: Missionsanstalten 60.

### C. Historisches.

Biographien: S. *Girolamo Mioni* 61. — *Girolamo Tagliacucchi* 62. — *Ottavio Assarotti* 63. — *Walter Scott* 64. — *Owen* 65. — *F. W. Klumpp* 66.

### D. Vermischtes.

Von 67—73.

**Intelligenzblatt** Nr. 1.

Halle, im August 1838.

**C. A. Schwetschke und Sohn.**

In der Unterzeichneten sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

**Ansichten von Rügen, Zeichnung von Brüggemann, Stahlstich von Frommel und Winkler.** 2te Lieferung. Koblen, Harthausen und Stubbenkammer. 12 Gr. Illuminirt 1 Thlr. 6 Gr.

(Die erste, 1837 erschienene Lieferung enthält: Areona, Königsstuhl und Urm.)

**Blume, Dr. G.,** Anleitung zum Übersetzen aus dem Lateinischen in das Griechische für obere Gymnasialclassen. 2te sehr verbesserte und vermehrte Auflage. 18 Gr.

**Gesellschaft, Ch. v.,** Zwei Tage in Dänemark. 8 Gr.

**Kraus, H.,** Beitrag zur Kunde der Pferdezucht Neu-Vor-Pommerns. 8 Gr.

**Schneider, Dr. O.,** De Veterum in Aristophanem scholiorum fontibus. 16 Gr.

Übersicht der unregelmäßigen griechischen Verba. 6 Gr.  
E. Köppler'sche Buchhandlung in Straßund.

Soeben ist folgende Schrift erschienen:

## **Die untrüglichen Heilkräfte der Natur.**

Dargestellt in  
Auszügen aus den medicinischen Geheimschriften  
der

königlichen Leibärzte, Oberstaatsräthe  
**Drs. Le Rot und St. Pierre Le Clair.**

Extrahirt durch  
**Heinrich Karl Rudolf Huch**

in Braunschweig.

Erster Band. 8r. 8. Altona, Hammerich, 1838.  
1 Thlr. 12 Gr.

Dies interessante Werk enthält nicht nur die Krankheits- und fast wunderbare Heilungsgeschichte des Herausgebers, welcher durch seltsame Fügungen des Schicksals in dem Besitze der handschriftlichen Übersetzungen der beiden auf dem Eitel angegebenen berühmten Männer gelangte, und diese nun — den leidenden Menschheit zum Nutzen und Troste — den Ärzten aber zur sorgfältigen und unparteiischen Prüfung — dem Drucke übergeben hat; sondern auch höchst interessante Skizzen aus dem Leben der beiden genannten Veteranen der Arzneiwissenschaft, woraus wol hinlänglich erhellt, auf welchen dunkeln und unrichtigen Wegen die meisten praktizirenden Ärzte bisher zu ihrem Ziele strebten. Der geehrte Leser wolle das kurze Vorwort nicht überschlagen!

Gämmtliche solbde Buchhandlungen Deutschlands u. haben Exemplare vorräthig.

Bei Wih. Engelmann in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## **Der fahrende Poet.**

**Dichtungen**

von

**Karl Beck.**

8. Brosch. 1 Thlr. 18 Gr.

Der junge Dichter ist dem Publicum durch seine frühern Poesien „Nächte; gepanzerte Lieder“ schon bekannt. Diese neue und vollendetere Dichtung, die in vier Gesänge abgetheilt ist, hat die Überschriften: Ungarn, Wien, Bismarck, Goethe's Haus (im Goethe'schen Haus gebildet), Die Wartburg.

Bei L. G. Rehr in Kreuznach sind erschienen:

**J. C. A. Stiegler,** 192 Epigramme und Madrigale, 10 Gesellschaftslieder und 80 Denksprüche. 8. 12 Gr.

**L. G. Rehr,** Hundert Confirmationscheine. Neues Testament. Dritte Auflage. 4. 20 Gr.

Nachstehende auf Kosten der französischen Regierung gedruckte Werke, welche nicht im Buchhandel sind, können zu den beigefügten Preisen von uns bezogen werden:

**Demetz**, Lettre sur le système pénitentiaire, à MM. les membres du conseil général du département de la Seine. In-8. (2 $\frac{1}{2}$  Bog.) Paris, 1838. 8 Gr.

**Moreau-Christophe, L. M.**, De l'état actuel de la réforme des prisons de la Grande-Bretagne. In-8. (22 Bog.) Paris, 1838. 2 Thlr. 16 Gr.

Etats de population, de culture et de commerce des colonies françaises, pour 1836, avec le complément des états de 1835. In-8. (5 $\frac{3}{4}$  Bog.) Paris, 1838. 16 Gr.

Notices statistiques sur les colonies françaises imprimées par ordre de Mr. le vice-amiral de Rosamel, ministre secrétaire d'état etc. 2 vols. Gr. in-8. (33 Bog.) Paris, 1837—38. 4 Thlr. 12 Gr.

**Tupinier, B.**, Rapport sur le matériel de la marine présenté à Mr. le vice-amiral de Rosamel, ministre secrétaire d'état etc. Gr. in-8. (29 Bog.) Paris, 1838. 4 Thlr. 12 Gr.

Compte-rendu des travaux des ingénieurs des mines pendant l'année 1837. In-4. (17 Bog.) Paris, 1838. 4 Thlr.

Rapports à Mr. le comte de Montalivet, pair de France, ministre secrétaire d'état etc. sur les pénitenciers des Etats-Unis, par MM. **Demetz & A. Blouet**. Petit in-folio. (65 Bog, 45 lithogr. Tafeln.) Paris, 1837. 8 Thlr.

Tableau de la situation des établissements français dans l'Algérie, précédé de l'exposé des motifs et du projet de loi portant demande de crédits extraordinaires etc. 2 vols. Gr. in-4. (55 Bog., 3 Karten.) Paris, 1838. 17 Thlr. 12 Gr.

Tableau décennal du commerce de la France avec ses colonies et les puissances étrangères, publié par l'administration des douanes. 1827 à 1836. 1e part. Gr. in-4. (48 Bog.) Paris, 1838. 3 Thlr. 8 Gr.

Statistique de la France, publiée par le ministre des travaux publics, de l'agriculture et du commerce. (Commerce extérieur.) Gr. in-4. (69 Bog.) Paris, 1838. 8 Thlr.

Leipzig, im September 1838.

**Buchhaus S. Weyenarius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur. (A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Von Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist zu beziehen:  
Description d'une collection de minéraux, formée par Mr. **Henri Heuland** et appartenant à Mr. Ch. Hampden Turner de Rooknest; par **A. Levy**. 3 Vol. gr. in-8. avec un Atlas de 83 planches gr. in-4. 18 Thlr.

**Rollende Serenade.**

Das

**Sauslerion,**  
vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände.

Unter Mitwirkung vieler Gelehrten und Praktiker  
herausgegeben von

**S. H. Fehner,**

ordentlichem Professor der Physik zu Leipzig.

8 Bände in 16 Theilen, 441 Bogen enthaltend. Mit erläuternden Holzschnitten und Steinbrucktafeln.

Subscriptionspreis 12 Thlr. Sächs., oder 21 Fl. 36 Kr. Rhein.

Dieses Werk, dessen Inhalt durch Prospekte und Anzeigen hinlänglich bekannt ist, liegt jetzt in seiner Vollständigkeit als ein

**Unverfälschtes für das Haus**

zur Benutzung vor. Es macht als solches eine unzählige Menge kostspieliger einzelner praktischer Werke entbehrlich, und ist selbst die

**vollständigste und wohlfeilste Bibliothek für jeden Haushalt.**

Zur Erleichterung der Anschaffung lassen wir den Subscriptionspreis von 12 Theilen für das Ganze noch einige Zeit bestehen, und haben zugleich die Einrichtung getroffen, daß das Sauslerion auch handweise, in monatlichen Lieferungszeilen, der Band zu 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein., durch jede Buchhandlung bezogen werden kann. Leipzig, im Juli 1838.

Breitkopf und Härtel.

In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

**Lied der Nibelungen**

aus

dem altdeutschen Original übersezt

von

**Joseph von Hinberg.**

Vierte verbesserte Auflage mit 6 Kupfern.

Gr. 8. Elegant cartonirt. Preis 2 Fl. 9 Kr., oder 1 Thlr. 5 Gr. Sächs.

Das Erscheinen einer 4ten Auflage bürgt hinlänglich für den Werth dieser Übersetzung, welche sich in dieser Auflage noch besonders durch ihre elegante Ausstattung empfiehlt.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Dr. Wilhelm Harnisch.**

Die wichtigsten neuern

**Land- und Seereisen,**

für die Jugend und andere Leser. 16 Theile. Mit Kupfern und Karten. 8. Leipzig, bei Gerhard Fleischer. Preis geb. 12 Thlr. 6 Gr. Sächs. Auch sind alle Theile einzeln zu haben.

Dieses Werk, welches allgemeinen Beifall und Aufnahme gefunden, enthält das Wichtigste und Interessanteste aus mehr als 50 der vorzüglichsten Reisen der neuern Zeit, und gewährt durch Auswahl und Darstellung nicht nur eine sehr belehrende, sondern auch höchst angenehme Lectüre.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien  
ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen  
Deutschlands zu haben:

## Gnomonik,

oder

Anleitung zur Verferti-  
gung aller Arten

von

## Sonnenuhren.

Von

J. J. von Littrow,

Direktor der Sternwarte und Professor der Astronomie an der  
k. k. Universität in Wien, Ritter des k. russ. St.-Anna-Ordens  
zweiter Classe, Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit zwei Kupfertafeln.

Wien 1838.

Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 12 Gr. Sächs.

Diese zweite Auflage unterscheidet sich wesentlich von der  
ersten in Beziehung auf Inhalt und Vortrag. Die eine Abthei-  
lung der gegenwärtigen Schrift ist für Leser aller Stände be-  
stimmt, und zeigt, wie man auch ohne mathematische Wortkennt-  
nisse und ohne alle Rechnung eine Sonnenuhr auf jeder gegebenen  
Fläche vorzeichnen kann, während die andere Abtheilung, für  
mit der Analysis mehr bekannte Leser, die Theorie dieses in-  
teressanten Gegenstandes enthält.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buch-  
handlungen zu beziehen:

## Repertorium bibliographicum,

in quo libri omnes ab arte typographica inventa  
usque ad annum MD.

typis expressi ordine alphabetico vel simpliciter enume-  
rantur vel adcuratius recensentur.

Opera

Ludovici Hain.

Voluminis II. pars II.

P—Z.

Gr. 8. Preis auf Schreibpapier 5 Thlr. 16 Gr., oder  
10 Fl. Druckpapier 5 Thlr., oder 8 Fl. 48 Kr.

Wir freuen uns, die Beendigung eines Werkes anzeigen  
zu können, das seiner Natur nach, bei der unbeschreiblich mühsa-  
men Ausarbeitung, nur langsam vorrücken konnte, und zu-  
letzt durch den während des Drucks der vierten Abtheilung ein-  
getretenen Tod seines Verfassers für längere Zeit unterbrochen wor-  
den war. Die Erscheinung desselben wird besonders in dem gegen-  
wärtigen Zeitpunkt, der so reich an Forschungen über den Ur-  
sprung und Fortgang der Buchdruckerkunst ist, ebenso willkom-  
men sein, als sie einem längst gefühlten dringenden Bedürfnis  
auf eine durchaus befriedigende Weise abhilft. So herrlich und  
einzig in seiner Art Panzer's unsterbliches Werk über die  
Drucke des 15ten Jahrhunderts besteht, so sind doch seitdem  
so viele ihm unbekannt gebliebene Druckschriften an das Licht  
gezogen, andere genauer und gründlicher beschrieben worden,  
daß eine möglichst vollständige Aufzählung derselben, mit be-  
sonnener Benutzung der in reichem Maß vorliegenden Hülfsmittel,  
ein schon oft ausgesprochenes Wunsch der zahlreichen Freunde  
der Literatur und Bucherkunde war. Dieser Wunsch ist in dem  
Hain'schen Repertorium auf eine so vollkommene Art erfüllt  
worden, wie sie nur deutschem, von den günstigsten äußern

Umständen unterstütztem Fleiße möglich werden konnte. Der  
Zugang zu der an alten Druckwerken so ungemein reichen  
männlicher Bibliothek, die Benutzung der wichtigsten, in neuerer  
Zeit im In- und Auslande erschienenen Kataloge, wie z. B.  
des Spencer'schen, und anderer literarischen Schriften, die Mit-  
theilungen vieler gelehrten Freunde setzten den Verfasser in den  
Stand, an unzähligen Stellen die Panzer'schen Angaben zu  
berichtigen und zu vervollständigen und so ein Werk zu liefern,  
welches in seiner Gattung Epoche machen und die Bucherkunde  
in weit höherm Grad als alle früher erschienenen fördern wird.  
Wir dürfen daher dieses Repertorium mit vollem Recht als ein  
jedem Bücherfreund und Bibliothekar unentbehrliches Hülfsmittel  
empfehlen, das man selbst bei dem Besitze der Panzer'schen  
Annalen nothwendig haben muß, indem es nicht nur eine mit  
der größten Umsicht und Sorgfalt bearbeitete Ergänzung zu  
den von Panzer aufgestellten Artikeln darbietet, sondern außer  
ungemein vielen bei diesen fehlenden Drucken alle in deutscher  
Sprache erschienenen umfaßt, welche von dem Plane der Pan-  
zer'schen Annalen gänzlich ausgeschlossen waren.

Stuttgart und Tübingen, im August 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Allen Freunden und Verehrern des um die Pferde- und  
Thierarzneykunde hochverdienten Herrn Majors von Ten-  
nacker wird es eine angenehme Nachricht sein, wenn sie er-  
fahren, daß dieser würdige Veteran sich entschlossen hat, unter  
dem Titel:

## Erinnerungen

aus meinem Leben.

Bum Theil Studienbilder

für

Cavalieroffiziere, Stallmeister, Bereiter, Pferde-  
ärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Ken-  
ner und Freund der Pferde

von

S. von Tenacker.

8. Altona, Hammerich. Erster Band. Geh. 1 Thlr.  
ein Werk herauszugeben, welches die Erfahrungen seines viel-  
bewegten Lebens enthalten soll. Der erste Band ist be-  
reits erschienen, und in sämtlichen Buchhandlungen  
Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben.

um Concurrenz zu vermeiden, zeige ich an, daß ich mit  
einer deutschen Übertragung der *Recherches géogra-  
phiques sur les Baines de la Morée par*  
*M. E. Putilon Boblaye* (Paris 1835) beschäftigt bin.  
Königsberg in Preußen, im August 1838.

Dr. Hermann Bobrik.

Bei dem Unterzeichneten ist in Commission erschienen und  
in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Fingerzeige Gottes in göttlichen Offen-  
barungen für einer Somnambule himm-  
lisches und irdisches Heil. Von C. v.  
S. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Die fromme Verf. bietet einen gewiß sehr merkwürdigen  
Beitrag zur Geschichte des Somnambulismus, indem sie sich ge-  
brungen sah, die Offenbarungen ihres magnetischen Schlafes  
selbst schriftlich aufzuzeichnen. Der Ertrag ist zu ei-  
nem wohlthätigen Zwecke bestimmt.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brackhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brackhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

## Verzeichniss

der

auf der königl. vereinten Friedrichs-Universität  
**Halle - Wittenberg** im Winter-  
Halbjahre vom 22ten October 1838 bis 23sten  
März 1839 zu haltenden Vorlesungen und der  
öffentlichen akademischen Anstalten.

### A. Vorlesungen.

#### I. Theologie.

*Encyclopädie und Methodologie des theologischen Studiums* trägt Hr. Cons.-Rath Tholuck vor. — *Die Literaturgeschichte der Kirchenschriftsteller* lehrt Hr. Cons.-Rath Thilo. — *Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des A. T., verbunden mit einer Anleitung zu der Kritik und Hermeneutik*, trägt Hr. Cons.-Rath Gesenius vor. — Von Büchern des A. T. werden erklärt: *das Buch Hiob* vom Hrn. Cons.-Rath Gesenius; *die Psalmen* vom Hrn. Prof. Rödiger; *die Weissagungen des Jesais* und *die historischen Bücher* vom Hrn. Dr. Tuch. — *Das Leben des Apostel Paulus* erzählt Hr. Cons.-Rath Tholuck. — Von Büchern des N. T. werden erklärt: *das Evangelium, die Briefe des Johannis* (in lateinischer Sprache) und *die Apostelgeschichte* vom Hrn. Prof. Wegscheider; *den Brief an die Römer* erklärt Hr. Cons.-Rath Tholuck; *die Briefe an die Korinther und den Brief an die Hebräer* Hr. Prof. Niemeyer. — *Exegetisch-homiletisch-apologetische Vorträge über die Parabeln Jesu Christi* hält Hr. Prof. Marks. — *Der christlichen Religions- und Kirchengeschichte ersten Theil* lehrt Hr. Prof. Dähne; derselben zweiten Theil (von Gregor VII. bis auf unsere Zeiten) Hr. Cons.-Rath Thilo. — *Die Geschichte der scholastischen Theologie* trägt Hr. Prof. Dähne vor. — *Dogmatische und symbolische Theologie* lehrt Hr. Prof. Wegscheider nach der VII. Ausg. seiner *Instit. theol. dog.* — *Biblische Theologie*, verbunden mit *Interpretation der dicta classica V. et N. T.*, Hr. Prof. Fritzsche (in lat. Sprache). — *Christl. Moral* lehrt Hr. Cons.-Rath Tholuck. — *Pastoraltheologie* trägt Hr. Prof. Marks vor. — *Homiletik und Geschichte derselben* lehrt Hr. Prof. Franke. — *Theoretisch-praktische homiletische Übungen* veranstaltet Hr. Prof. Marks. — *Katechetik* trägt Hr. Prof. Fritzsche vor. — *Liturgik in Verbindung mit liturgischen Übungen und Geschichte des Rituals der evangelischen Kirche* trägt Hr. Prof. Marks vor.

Im königl. theologischen Seminarium leitet Hr. Cons.-Rath Gesenius die *Übungen der Exegese des A. T.* und Hr. Prof. Wegscheider in der des N. T.; Hr. Cons.-Rath Tholuck die *Übungen der dogmatischen*, Hr. Cons.-Rath Thilo die *der historischen Abtheilung*; Hr. Prof. Marks die *homiletischen und liturgischen*, und Hr. Prof. Fritzsche die *katechetischen Übungen der Seminaristen*. *Übungen im Interpretiren des N. T.* leitet Hr. Prof. Fritzsche. — *Examinatorien und Repetitorien über Dog-*

*matik* hält Ebenderselbe; *über Kirchengeschichte* Hr. Prof. Dähne. — *Ein Repetitorium über Jesaja und Hiob* hält Hr. Prof. Rödiger in lateinischer Sprache, verbunden mit *praktischen Übungen*.

#### II. Jurisprudenz.

*Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft* trägt Hr. Hofrath Henke vor. — *Institutionen und Geschichte des römischen Rechts* lehrt Hr. Prof. Pernice. — *Die Geschichte des römischen Rechts* lehrt auch Hr. Dr. Pfothenhauer. — *Die Pandekten* trägt Hr. Hofgerichtsrath Pfothenhauer vor; *Pandekten in Verbindung mit dem Erbrecht* Hr. Prof. Witte; *das Erbrecht* Hr. Dr. Pfothenhauer. — *Exegetische Vorträge über das 28. Buch der Pandekten* hält Hr. Prof. Witte. — *Deutsches Privatrecht* lehren die Herren Prof. Laspeyres und Wilda. — *Handelsrecht* trägt Hr. Prof. Dieck vor; *Landwirthschaftsrecht* Hr. Prof. Wilda. — *Preussisches Landrecht* lehrt Hr. Prof. Witte. — *Lehnrecht* trägt Hr. Prof. Dieck vor. — *Katholisches und protestantisches Kirchenrecht* lehrt Ebenderselbe. — *Europäisches Völkerrecht* trägt Hr. Prof. Pernice vor. — *Das öffentliche Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten* lehrt Hr. Prof. Wilda. — *Preussisches Staatsrecht* trägt Hr. Prof. Pernice vor; auch liest Derselbe *über ausgewählte Lehren des Privat-Fürstenrechts*. — *Gemeines und preussisches Criminalrecht* trägt Hr. Hofrath Henke vor. — *Gemeines und preussisches Civilprocess* lehrt Hr. Hofgerichtsrath Pfothenhauer. — *Den summarischen und den Concursprocess* trägt Hr. Prof. Laspeyres vor. — *Gerichtliche Arzneikunde* lehrt Hr. Prof. Hohl.

*Übungen in der juristischen Praxis* leitet Hr. Hofgerichtsrath Pfothenhauer; *Examinatorium über Criminalrecht* hält Hr. Hofrath Henke.

Hr. Geh. Justizrath Schmelzer ist, seiner Gesundheit wegen, auch für dieses Halbjahr von Haltung der Vorlesungen entbunden.

#### III. Medicin.

*Medicinische Encyclopädie und Methodologie*, verbunden mit dem ersten Theil der vergleichenden Anatomie, trägt Hr. Prof. d'Alton vor. — *Die Geschichte der Medicin* lehrt Hr. Prof. Friedländer. — *Exegetische Vorträge über Celsus*, verbunden mit einer *Geschichte der alten Chirurgie*, hält Hr. Dr. Rosenbaum. — *Medicinische Anthropologie* trägt Hr. Prof. Hohl vor. — *Semiotik* lehrt Hr. Dr. Rosenbaum, auch liest Derselbe *über syphilitische Krankheiten*, nach seinem Lehrbuche. — *Osteologie, Syndesmologie, Myologie, Angiologie, Neurologie*, sowie *die Lehre von den Organen der Sinne*, trägt Hr. Prof. d'Alton vor. — *Allgemeine Pathologie und Therapie* lehrt Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg. — *Pathologie und Therapie der Verdauungsorgane* trägt Ebenderselbe vor. — *Die Krankheitsgeschichte der Urinwerkzeuge, Geschlechtstheile, des Rückenmarks, Gehirns, innern und äussern Sinnes* trägt Ebenderselbe vor. — *Allgemeine und specielle Chirurgie* lehrt Hr. Prof. Blasius. — *Die Lehre vom chirurgischen Verband* trägt Ebenderselbe vor; auch liest Derselbe *über Knochenbrüche und Verrenkungen*. — *Theorie und Praxis der Geburtshilfe* lehren die

Herren Prof. Niemeyer und Hahl; auch liest Letzterer über die Krankheiten der Kinder. — *Pharmakologie* trägt Hr. Prof. Friedländer und Hr. Dr. Krahrmer vor; auch liest Letzterer über den Gebrauch der Bäder. — *Die Rezeptirkunst* lehrt Hr. Prof. Friedländer. — *Die officinellen Pflanzen in der preussischen Pharmakopöe* erläutert Hr. Prof. von Schlechtendal und Hr. Dr. Sprengel.

*Praktische Übungen in der Zergliederungskunst* veranstaltet Hr. Prof. d'Alton. — *Die medicinisch-klinischen Übungen* leitet Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg. — *Chirurgisch-klinische und ophthalmiatische Übungen* leitet Hr. Prof. Blasius. — *Praktische Übungen in der Entbindungskunst* leitet Hr. Prof. Niemeyer in der akademischen Entbindungsanstalt, und Hr. Prof. Hohl. — *Die Übungen der Mitglieder des pharmaceutischen Instituts* leitet Hr. Prof. Schweigger.

*Examinatorien und Repetitorien* halten Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg und die Herren Prof. Niemeyer und Hohl, sowie die Herren Dr. Rosenbaum und Dr. Krahrmer.

#### IV. Philosophie und Pädagogik.

*Allgemeine Geschichte der Philosophie* lehrt Hr. Prof. Hinrichs. — *Die Geschichte der Philosophie seit Kant* lehrt Hr. Dr. Schaller. — *Einleitung in die Philosophie, Logik und Metaphysik* trägt Hr. Dr. Schaller vor. — *Die Lehre vom menschlichen Geist (Anthropologie und Psychologie)* trägt Hr. Prof. Erdmann vor. — *Anthropologie und Psychologie* lehrt Hr. Dr. Ruge. — *Psychologie* trägt Hr. Prof. Hinrichs vor. — *Naturphilosophie* lehrt Ebenderselbe. — *Fundamentalphilosophie* trägt Hr. Prof. Gerlach vor. — *Über die Logik des Aristoteles, als Einleitung in das logische Studium*, liest Hr. Prof. Erdmann. — *Logik* trägt Hr. Prof. Gerlach vor. — *Ästhetik* lehrt Hr. Dr. Ruge. — *Rhetorik* trägt Hr. Geh. Hofrath Gruber vor. — *Ethik und Religionsphilosophie* lehrt Hr. Prof. Gerlach. — *Religionsphilosophie und comparative Religionslehre* trägt Hr. Prof. Erdmann vor; *Religionsphilosophie* Hr. Prof. Urici; auch liest Derselbe über den Begriff und Ursprung der Sünde.

*Die Übungen der Mitglieder im königl. pädagogischen Seminarium* leitet Hr. Prof. Niemeyer.

#### V. Mathematik.

*Algebra* lehrt Hr. Prof. Rosenberger. — *Die Lehre von den algebraischen Gleichungen* trägt Hr. Prof. Gartz vor. — *Analytische Geometrie* lehrt Hr. Prof. Sohneke. — *Ebene und sphärische Trigonometrie* trägt Hr. Prof. Rosenberger vor. — *Die Integralrechnung* lehrt Hr. Prof. Sohneke; auch liest Derselbe über die Kreistheilung. — *Die Differentialrechnung mit vorangeschickter Einleitung in die Analysis des Unendlichen* lehrt Hr. Prof. Gartz; auch trägt Derselbe die *Lehre von den Kegelschnitten* vor. — *Analytische Mechanik* trägt Hr. Prof. Rosenberger vor.

#### VI. Naturwissenschaften.

*Die Urgeschichte der Physik* erzählt Hr. Prof. Schweigger. — *Experimentalphysik* trägt Hr. Prof. Kämtz vor; auch liest Derselbe über *Meteorologie*. — *Chemie* trägt Hr. Prof. Schweigger nach Döbereiner's und Mitscherlich's Lehrbüchern vor. — *Allgemeine Naturgeschichte* lehrt Hr. Prof. Burmeister. — *Mineralogie* trägt Hr. Prof. Germar nach seinem Lehrbuche vor; auch liest Derselbe über einzelne Gegenstände aus dem Gebiete der gesamten Mineralogie, verbunden mit Demonstrationen und Aufgaben zu besondern Untersuchungen. — *Den zweiten Theil der Botanik mit Erläuterung der natürlichen Familien und der officinellen Pflanzen der preussischen Pharmakopöe* trägt Hr. Prof. von Schlechtendal vor; auch liest Derselbe über die Ordnungen der Kryptogamen, sowie über die Doldengewächse. — *Die Pflanzen der preussischen*

*Pharmakopöe* erläutert Hr. Dr. Sprengel. — *Naturgeschichte des Menschen* trägt Hr. Prof. Burmeister vor. — *Die allgemeine Naturgeschichte der Thiere* lehrt Hr. Dr. Buhle nach seinem Handbuche.

*Physikalische und chemische Experimentirübungen im akademischen Laboratorium* leitet Hr. Prof. Schweigger mit besonderer Rücksicht auf die Mitglieder seines physikalisch-chemischen Seminars, welche Derselbe auch zu Übungen in physikalischen Vorträgen veranlassen wird. — *Examinatorien und Repetitorien über das Gesamtgebiet der Phitologie* hält Hr. Dr. Sprengel.

#### VII. Staats- und Kameralwissenschaften.

*Nationalwirtschaftslehre* trägt Hr. Prof. Eiselen vor. — *Von der Pflege des öffentlichen Wohlstandes* handelt Ebenderselbe. — *Forsttechnologie* trägt Hr. Dr. Buhle vor; auch liest Derselbe über den ökonomischen Nutzen der Hausthiere.

#### VIII. Historische Wissenschaften.

*Über die Samothratischen Mysterien* liest Hr. Prof. Schweigger nach seiner „Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft“. — *Den ersten Theil der Universalgeschichte* trägt Hr. Prof. Leo nach seinem Lehrbuche vor. — *Über das Kriegswesen der Römer und Griechen* liest Hr. Generalmajor Dr. von Hoyer. — *Die Geschichte der römischen Päpste* trägt Hr. Geh. Hofrath Voigtel vor. — *Über das Leben Mohammed's und dessen Lehre* liest Hr. Prof. Rödiger. — *Neuere Geschichte seit dem westfälischen Frieden* trägt Hr. Dr. Röpell vor. — *Preussische Geschichte seit dem Tode des grossen Kurfürsten* erzählt Ebenderselbe. — *Statistik der europäischen Staaten* lehrt Hr. Prof. Eiselen.

*Die Übungen der historischen Gesellschaft* leitet Hr. Geh. Hofrath Voigtel.

#### IX. Philologie und neuere Sprachkunde.

##### a) Classische Philologie: griechische und römische Literatur.

*Allgemeine philosophische und historische Einleitung in die Sprachwissenschaft* trägt Hr. Prof. Pott vor. — *Über die griechischen und lateinischen Historiker* liest Hr. Prof. Raabe. — *Die Geschichte der griechischen Literatur* trägt Hr. Prof. Bernhardt vor. — *Römische Alterthumskunde* lehrt Hr. Prof. Meier. — Von Werken griechischer Schriftsteller werden erklärt: die *Bacchen* des Euripides vom Hrn. Prof. Bernhardt; *Platon's Apologie des Sokrates* vom Hrn. Prof. Raabe; *Sophokles Oäpus auf Kolonos* vom Hrn. Dr. Stäger. — Von Werken lateinischer Schriftsteller werden erklärt: die *Satiren des Horaz* vom Hrn. Prof. Meier; *Catull's Gedichte* vom Hrn. Prof. Pott.

Im königl. philologischen Seminarium werden die Mitglieder im Interpretiren, Disputiren und Lateinschreiben von den Herren Prof. Meier und Bernhardt unterrichtet und geübt, und zwar hat Ersterer die Sittenschilderungen des Theophrast, Letzterer das zweite Buch der Oden des Horaz zur Erklärung bestimmt.

##### b) Morgenländische Sprachen.

*Die syrische Sprache* lehrt Hr. Prof. Rödiger nach seiner Chrestomathie. — *Die Metrik der arabischen Sprache* trägt Hr. Dr. Tuch vor; auch setzt Derselbe die *Übungen seiner hebräischen Gesellschaft* fort. — *Sanskritsprache* nach Bopp's Grammatik lehrt Hr. Prof. Pott.

##### c) Neue abendländische Sprachen.

*Die italienische Grammatik* trägt Hr. Prof. Blanc vor. — *Sprechübungen im Italienischen und Portugiesischen* leitet Hr. Hofrath Hollmann. — *Die italienische, spanische und holländische Sprache* lehrt Hr. Hofrath Hollmann; auch erläutert Derselbe Calderon's „Das Leben

ein Traum. — Die Geschichte der dramatischen Literatur in Frankreich trägt Hr. Prof. Blanc vor. — Die englische Sprache lehrt Hr. Hofrath Hollmann; auch erbiethet sich Derselbe zum Privatunterricht im Griechischen, Lateinischen und Hebräischen. — Grammatik der ältern deutschen Sprache lehrt Hr. Prof. Leo; auch erläutert Derselbe Wackernagel's alld deutsches Lesebuch.

### X. Schöne und gymnastische Künste.

Geschichte, Theorie und Technik der Malerei lehrt Hr. Prof. Weise; auch liest Derselbe über die Anwendung der Perspective in der Landschaftsmalerei. — Theoretischen und praktischen Unterricht im Zeichnen und Malen ertheilen die akademischen Zeichenlehrer Hr. Schumann und Hr. Herschel. — Die Geschichte der Kirchenmusik trägt Hr. Musikdirector Dr. Naue vor; auch unterrichtet Derselbe im Kirchengesange. — Den Generalbass lehrt Ebenderselbe, und erbiethet sich zugleich zu Privatunterricht in der Musik.

Die Reitkunst lehrt Hr. Stallmeister André. — Unterricht in der Fechtkunst ertheilt Hr. Fechtmeister Urban. — Die Tanzkunst lehrt Hr. Tanzmeister Wehrhahn.

### B. Öffentliche akademische Anstalten.

I. Seminarien: 1) theologisches, unter Oberaufsicht der theologischen Facultät; 2) pädagogisches, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer; 3) philologisches, unter Direction der Herren Prof. Meier und Bernhardt. — 4) Historische Gesellschaft, unter Direction des Hrn. Geh. Hofrath Voigtel. — 5) Pharmaceutisches Institut, unter intermistischer Direction des Hrn. Prof. Schweigger.

II. Klinische Anstalten: 1) medicinische Klinik, unter Direction des Hrn. Geh. Medicinalrath Krukenberg; 2) chirurgisch-ophthalmiatische Klinik, unter Direction des Hrn. Prof. Blasius; 3) Entbindungsanstalt, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer. — III. Die Universitätsbibliothek wird, unter Aufsicht des Hrn. Oberbibliothekar Geh. Hofr. Voigtel und des Hrn. Bibliothekar Prof. Pernice, Mittwochs und Sonnabends von 1—3 Uhr, an den übrigen Wochentagen von 10—12 Uhr geöffnet.

IV. Die akad. Kupferstichsammlung, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Weise, ist Dienstags und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet. — V. Die archäologische Sammlung des thüringisch-sächsischen Vereins zeigt Hr. Bibliotheksecretair Dr. Förstemann auf Verlangen. — VI. Anatomisches Theater und anatomisch-zootomisches Museum, sowie die Meckelschen Sammlungen, unter Direction des Hrn. Prof. d'Alton. — VII. Physikalisches Museum und chemisches Laboratorium, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger. — VIII. Sternwarte, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Rosenberger. — IX. Das mineralogische Museum ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Gernar, Donnerstags und Freitags von 2—4 Uhr geöffnet. — X. Botanischer Garten und Herbarium, unter Direction des Hrn. Prof. von Schlechtendal. — XI. Das zoologische Museum ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Burmeister und Hrn. Inspector Dr. Buhle, Mittwochs von 1—3 Uhr geöffnet.

In der Büschler'schen Verlagsbuchhandlung in Giebersfeld ist erschienen:

Lorenz, R., Dr., Die allgemeine Geschichte der Völker und ihrer Cultur. Ein Handbuch. Der erste Theil: Allgemeine Geschichte der Völker des Alterthums und ihrer Cultur. Gr. 8. 1 Thlr. Der zweite Theil: Die allgemeine Geschichte der Völker des Mittelalters und ihrer Cultur bis auf Karl V. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 8 Gr.

Der dritte Theil, die neue Geschichte enthaltend, erscheint im November. Nähere Anzeigen über den Werth der erschienenen

Bände, enthält die literarische Zeitung, Berlin 1838, Nr. 4; Allgemeine Schulzeitung, Darmstadt 1837, Nr. 192, 1838, Nr. 64; Helios, 1838, Nr. 17.  
Lorentz, R., Dr., De rebus sacris et artibus veterum Tarentinorum. 4maj. 1837. 8 Gr.  
Lorentz, R., Dr., Veterum Tarentinorum res gestae. 4. 1838. 8 Gr.

In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands, zu haben:

## Darstellung des Knochenbaues und der Muskeln des menschlichen Körpers,

mit  
Angabe der Verhältnisse desselben, auf zehn Kupfertafeln.  
Von

**Joh. Mart. Fischer,**

Kath und Prof. der Anatomie und Bildhauerkunst an der k. k. Akademie der vereinigten bildenden Künste zu Wien.  
Folio. Wien 1838. In Umschlag broschirt.

Hiermit ist verbunden:  
Eben desselben Verfassers:  
Erklärung

## der anatomischen Statue für Künstler.

Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.  
8. Wien 1838. In Umschlag broschirt, zusammen  
2 Thlr. Sächf.

Dieses Werk, obgleich seit einer Reihe von Jahren an der Wiener Akademie der bildenden Künste dem Unterrichte in der Anatomie zur Grundlage dienend, kommt gleichwol jetzt in den Buchhandel, und die Verlagsbuchhandlung glaubt sich durch die neue Auflage desselben den Dank des sich für den Gegenstand interessirenden Publicums um so mehr zu erwerben, da das Werk nach dem Urtheile der competentesten Männer des Faches das Beste in seiner Art ist.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

**Collection**  
**des principaux monumens**  
d'architecture Byzantine, Gothique etc. de la France.  
Publié par

**J. A. DETEAN.**

1<sup>re</sup> livraison. Gr. in-Fol. 6 Fr.

Leipzig, im September 1838.

**Broschhaus & Wenzelius,**  
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

**Interessante Erscheinungen für Freunde der italienischen Literatur:**

**Manoscritti inediti di Torquato Tasso** ed altri pregevoli documenti per servire alla biografia del medesimo, posseduti ed illustrati dal Conte **Mariano Alberti** e pubblicati con incisioni e fac-simili per cura di Romualdo Gentilucci e C. Fasc. 1—3. Fol. Lucca 1837. 7 Thlr. 8 Gr. (Die Hefte 4—6 sind unterwegs.)

**Enciclopedia storica ovvero storia universale** comparata e documentata. Opera originale italiana di **Cesare Cantù**. Dispense 1—30. Svo gr. Torino 1838. 4 Thlr. 9 Gr.

Dieses, aus der Feder eines der berühmtesten italienischen Schriftsteller unserer Zeit geflossene Originalwerk erscheint in 3 Abtheilungen:

**Racconto**, den erzählenden Theil der Geschichte enthaltend, wovon der 1ste Band complet vorliegt.

**Documenti** in 2 Unterabtheilungen:

**Schiarimenti e note**, wovon bis jetzt 7, und

**Cronologia**, wovon 8 Hefte, jedes zu 2 Bogen, erschienen sind.

Da im erzählenden Theile oft auf die Schiarimenti e note, sowie auf die Cronologia hingewiesen wird, so werden diese 3 Abtheilungen gleichzeitig ausgegeben. Die Fortsetzung folgt regelmäßig, und Prospective stehen auf Verlangen gratis zu Diensten.

Ich empfehle zugleich mein reiches und gewähltes Lager italienischer Literatur und erbiere mich zu möglichst schneller Beforgung aller auf demselben nicht vorrätigen Werke.

**Friedrich Volke's** Buchhandlung in Wien.

**PENELOPE.**

Caschenbuch für das Jahr 1839. 28ster Jahrgang.

Herausgegeben von **Th. Hell**.

Mit Beiträgen von **W. Alexis, Bernd v. Guft, G. Nathai, Rilzer, W. v. Lüdemann, S. Rosen, R. Vogl, Fr. Weigt** u. m.; nebst Portraits der **Victoria** mit Facsimile, nach Vogel von Vogelstein; **Erzherzogin Sophie**, nach Kriehuber; **Am. Newman-Gaßinger** von Kreuzbauer und andern Scenen in Stahlstich. 16. Leipzig, **Hirsch's**. Prachtausgabe 2<sup>2</sup>/<sub>3</sub> Thlr.

In gepressten Decken 1<sup>2</sup>/<sub>3</sub> Thlr.

Dieser so elegante als gehaltvolle Almanach ist eben an alle Buchhandlungen versandt.

Für Romanleser und Leihbibliotheken.

Sobald ist erschienen:

**Die Memoiren des Teufels.**

Frei nach dem Französischen  
des

**Frédéric Soulié**

von

**Julius Schoppe.**

2 Bände. 8. Altona, Hammerich. Geh. 3 Thlr.

Die Memoiren des Teufels haben, wie bekannt, in Frankreich ein ganz außerordentliches Aufsehen erregt. Eine neue Auflage nach der andern erscheint, und stets wächst das Interesse an dieses so sehr unterhaltende Werk, welches wir in einer fließenden Übersetzung hiermit der deutschen Leswelt übergeben.

Sämmtliche solide Buchhandlungen und Leihbibliotheken haben dies ausgezeichnete Werk vorrätig.

Dr. Friedrich Wilhelm Kettberg,

**Die christlichen Heilslehren,**

nach den Grundsätzen der evangelisch-lutherischen Kirche, apologetisch dargestellt und entwickelt.

Gr. 8. 18<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Bogen. 1 Thlr. 12 Gr.

erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu haben. Das theologische Publicum wird diesen Resultaten der Forschungen eines unserer geschäftigsten Theologen über Urzustand der Menschheit, Sünde, Erbünde, Prädestination, Erlösung, Heilordnung, Gnadenmittel u. s. w. seine volle Anerkennung nicht versagen.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

**Das Pfennig-Magazin**

für Kinder.

1838. Juli. Nr. 27—30.

Nr. 27. \*Die Kinderzeit. Wer Andern eine Grube gräbt, fällt oft selbst hinein; ein morgenländisches Geschichtchen. \*Dieß, Wieß und Muß. Aufgepaßt. Der Schüge und die Spaken. \*Die Knäkten. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — Nr. 28. \*Man kommt nicht immer mit der Angst davon. \*Der Comersee. Von dem Heringsfange. Der weiße Hirsch, von Umland. \*Noch etwas von den Termiten. Räthsel. — Nr. 29. \*Die Kirgisen. \*Die Himmelfahrt Christi und die Apostel. Türkische Gastfreundschaft. \*Der gemeine Feigenbaum. — Nr. 30. \*Der Karr. Ein türkisches Mittagmahl. \*Die große amerikanische Garppe. Eine Löwenjagd. \*Die Mauerkrone. Räthsel.

Die mit \* bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im September 1838.

**F. A. Brochhaus.**

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

## Kaiser und Papst.

Roman

von

Eduard Duller.

Vier Theile.

8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

## Ideal und Wirklichkeit.

Von

Adolfine.

8. 1 Thlr. 6 Gr.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## ANEKΔOTA.

Tomus I.

Athanasii Scholastici Emiseni de Novellis Constitutionibus imperatorum Justiniani Justinique commentarium, anonymique scriptoris περί διαφόρων ἀναγνωσμάτων: item fragmenta commentariorum a Theodoro Hermopolitano, Philoxeno, Symbatio, anonymo scriptore de Novellis Constitutionibus imperatoris Justiniani conscriptorum. Ex codicibus manuscriptis qui Bononiae, Florentiae, Lutetiae Parisiorum, Mediolani, Oxonii, Romae, Vindobonae reperiuntur edidit, in latinum sermonem transtulit, prolegomenis, adnotatione critica, indicibus instruxit

G. K. Heimbach.

4maj. 50<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Bogen. 5 Thlr. 12 Gr.

Dies Werk, die Frucht einer mehrjährigen literarischen Reise des Verfassers durch Frankreich und Italien, hofft um so mehr eine wohlwollende Aufnahme beim juristischen Publicum in Anspruch nehmen zu dürfen, da es dazu bestimmt ist, für die ebenso schwierige als bisher vernachlässigte Kritik und Interpretation der Justinianischen Novellen neue, bisher ungedruckte Quellen zu eröffnen. Indem ich auf die vielen neuen Resultate der Forschungen in der

Urgeschichte der Justinianischen Rechtsbücher, welche der Verfasser in den Prolegomenen niedergelegt hat, aufmerksam mache, bemerke ich zugleich, dass dies Werk auch für das griechische und russische Kirchenrecht von Bedeutung ist, da die ersten Titel des Athanasischen Novellencommentars in das *κελευσιν* des Phokianischen Nomocanons und von da in die *Kormczaia Kniga* übertragen worden sind.

## Der Delphin für 1839

ist soeben erschienen und in ganz Deutschland zu haben.

Die rege Theilnahme, mit welcher das gebildete Publicum den 1sten Jahrgang des Delphins aufgenommen, die allgemeine Zufriedenheit mit dem höchst interessanten Inhalte, lassen nicht daran zweifeln, daß die eben erschienene Fortsetzung des Almanachs in der deutschen Lesewelt freudig willkommen geheißen werden wird.

## Der Delphin,

ein Almanach auf das Jahr 1839.

Herausgegeben

von

Theodor Mundt.

Mit Stahlstichen. 8. Altona, Hammerich. Elegant gebunden. 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: Die Komödie der Reigungen, von Th. Mundt. Atele, Novelle von der F. v. B. Stalten, von Dr. Risse. Protestantische Bilder aus Böhmen, von Th. Mundt. Der Gefangene am Kaukasus, von Puschkin. Das Bildniß der George Sand.

Sämmtliche solbde Buchhandlungen in ganz Deutschland, Ostreich, der Schweiz u. s. w. haben den Delphin für 1839 vorräthig.

## Einladung zur Subscription!

## Galerie

Der Denkwürdigsten Staatsmänner

des 18. und 19. Jahrhunderts,

welche ihre irdische Laufbahn vollendet haben.

Von \* \* \* \* \*

Dieses Werk, das über 125 einzelne Biographien umfaßt, kann sogleich zum Druck befördert werden, sobald sich eine hinreichende Anzahl Subscribern, deren Namen demselben vorgebrucht werden, gefunden hat. Der Subscriptionspreis ist auf 1 Thlr. 12 Gr. angesetzt, und es nehmen alle Buchhandlungen, von denen auch ein ausführlicher Prospectus gratis zu beziehen ist, darauf Bestellungen an.

Ludwig Schrey in Leipzig.



Interessante Neuigkeit für Theologen.

Soeben ist erschienen:

**Predigten**  
über  
**den ersten Brief des Johannes**  
in seinem  
**innern Zusammenhange.**

Von  
**J. C. G. Johannsen,**

Doctor der Theologie und Philosophie,  
Hauptprediger an der deutschen St.-Petri-Kirche zu Kopenhagen,  
Ritter des Dannebrog-Ordens.

2 Bände. Gr. 8. Altona, Hammerich, 1838. 3 Thlr.

Die geistreichen Schriften des gelehrten und als Kanzelredner hochberühmten Herrn Verfassers haben auch in Deutschland die ehrenvollste Anerkennung gefunden. Die vorstehende Predigtsammlung wird um so mehr dazu beitragen, den hohen Ruf des mit seltenem Geiste ausgestatteten Herrn Dr. Johannsen noch mehr in Deutschland zu verbreiten und zu befestigen, als dieses Werk den glänzendsten Beweis von den außerordentlichen Talenten desselben liefert, welches wir daher nicht bringend genug allen Theologen zur gesälligen Beachtung empfehlen können.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Dänemarks haben Exemplare vorräthig.

**E. L. Bulwer**

**Complete Works**

Leipzig, Frederik Fleischer

Vol. XIV. Ernest Maltravers.

Vol. XV. Alice or the Mysteries a sequel to Maltravers.

Vol. XVI. Leila or the Siege of Granada — Calderon the Courtier — The lady of Lyons — The duchess of la Valière.

und kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Subscriptionpreis eines jeden Bandes 1 Thaler.

In der Schulz'schen Buchhandlung zu Ham erschienen soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Weigen, S. W.,** Systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten. Siebenter Theil, oder Supplementband. Mit 8 Steintafeln. Gr. 8. Subscriptionpreis mit schwarzen Tafeln 3 Thlr. 12 Gr. Mit illuminirten Tafeln 5 Thlr. 21 Gr.

Seit dem im Jahre 1830 erschienenen sechsten Bande dieses Werkes hat der unermüdete Verfasser eine Menge neuer Arten theils selbst gesammelt, theils von andern Liebhabern dieses Faches zugesandt erhalten, sodass dadurch Stoff zu beträchtlichen Nachträgen vorhanden war. Manche der früher von ihm aufgestellten Gattungen bedurfte einer genauern Revision und einiger Berichtigung. Besonders aber erforderte die zahlreiche Abtheilung der Lachinarien eine genauere Darstellung und Zerlegung in mehrer Gattungen. Zwar haben einige französische Entomologen diese Zerlegung zum Theil schon vorgenommen, aber in Rücksicht auf die Darlegung der Gattungsmerkmale noch unendlich Vieles zu wünschen übrig gelassen. Der Verfasser des gegenwärtigen Werkes ist daher bemüht gewesen, diese Schwierigkeiten durch genaue Untersuchung an natürlichen Exemplaren möglichst zu beseitigen und feste Kennzeichen anzugeben, wodurch das Studium dieser interessanten Geschöpfe ungemein erleichtert wird. Die Verlagsbuchhandlung empfiehlt daher diesen siebenten

und letzten Band dieses in seiner Art einzigen Werkes allen Liebhabern der Naturgeschichte, besonders ist solches den Besitzern der frühern Bände ganz unentbehrlich, weil solche dadurch erst die gewünschte Vollständigkeit erhalten, insofern dieselbe demalsten gefordert werden kann.

Der Subscriptionspreis erlischt mit Ablauf des Jahrs 1838, und tritt alsdann der Ladenpreis von 4 Thlr. und resp. 7 Thlr. ein.

Bei uns sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

**Aristophanis Comoediae**

et

**perditarum fragmenta, ex nova recensione Guillelmi Dindorf. Accedunt Menandri et Philemonis fragmenta auctiora et emendatiora. Graece et latine cum indicibus.**

Pars I. Lexicon: Octav. Brotschirt. 2 Thlr.

Die zweite Abtheilung erscheint bis Ende September d. J.

Der Inhalt dieser trefflich ausgestatteten Ausgabe ist noch weit vollständiger und correcter als der, welcher in Drford erschienen. Die Sammlung der Bruchstücke ist umfassender und zum ersten Male ins Lateinische übersetzt.

Dasselbe gilt von Menander, denn mehr als 100 Verse dieses Dichters sind in dieser Ausgabe enthalten, welche, bis jetzt ungelannt, die schöne Arbeit bereichern, deren sich Hr. Meineke unterzogen.

Aristophanes bildet den zweiten Band der Bibliotheca scriptorum Graecorum, deren erster Homeri Carmina enthält und 5 Thlr. 8 Gr. kostet.

Unter der Presse befindet sich:

**Xenophontis Opera,**

welche ebenfalls einen Band bilden, mit gebiener lateinischer Übersetzung des Textes und reichhaltigem Index.

Paris, den 1sten September 1838.

**Firmin Didot freres et Comp.**

**Kerner's Seherin.**

3te Auflage.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die

**Seherin von Prevorst,**

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereintragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt von

**Justinus Kerner.**

Dritte Auflage. Mit 8 Steintafeln.

Preis 2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl.

„Wenn (schreibt ein tüchtiger Mann) diesem merkwürdigen Buche eine seiner ganzen Tendenz mehr oder weniger entgegen-

lebende frühere Erziehung und Geistesbildung nicht vollkommenen Eingang in alle Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blieben, oder doch kaum eines leichtfertigen oder wol gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden."

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

## Eine Erscheinung

aus dem

# Nachtgebiete der Natur

durch

eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt

von

**Dr. Justinus Kerner,**

Oberamtsarzt zu Weinsberg.

8. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Diese Schrift enthält die authentischen Actenstücke und Zeugnisse über ein Phänomen; das dem Naturforscher und jedem denkenden Menschen von hohem Interesse sein muß. Dieselben zeigen aufs Klarste, daß dieses Phänomen nicht auf Betrug beruht, und daß nur Diejenigen, in deren System ein solches nicht paßt, auf dieser irrigen Meinung beharren können. Es sind in dieser Schrift aber einzig nur Actenstücke und Zeugnisse, durchaus keine Theorie, gegeben und dabei nur einige andere ähnliche Phänomene zur Vergleichung mit diesem aufgeführt. Name und Auslegung dieses Phänomens ist jedem Forscher freigestellt, und der Herausgeber dieser Zeugnisse für dasselbe will Keinem den Glauben aufbringen, als seien solche Phänomene durchaus nichts Anderes als ein Einwirken Verstorbenen auf noch Lebende, obgleich derselbe dabei auch frei bekennt, daß wenigstens er der Zeit noch keine andere genügende Auslegung dieser Phänomene weiß, da auch die gewöhnlichen Auslegungen und Theorien der magnetischen Erscheinungen (wie dem Herausgeber, wie sich von selbst versteht, auch schon längst satfam bekannt sind) auf diese Phänomene keine Anwendung finden.

## Nachricht

von dem

## Vorkommen des Besessenseins,

eines dämonisch-magnetischen Leidens,

und

einer schon im Alterthum bekannten Heilungsweise durch magisch-magnetisches Einwirken,

in einem

Sendschreiben an den Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart.

Von

**Dr. Justinus Kerner,**

Oberamtsarzt zu Weinsberg.

8. Preis 9 Gr., oder 36 Kr.

In diesem Sendschreiben gibt der Verfasser eine bloß praktische Darstellung des ihm schon öfters vorgekommenen Leidens des Besessenseins. Er zeigt, daß dieses Leiden ein dämonisch-magnetisches ist und in sich dadurch von Manie und Epilepsie unterscheidet, und grade dieses seines magnetischen Charakters wegen am häufigsten nur auf magisch-magnetischem Wege, wie es schon das frühe Alterthum und auch Georissen des vorigen Jahrhunderts heilten, geheilt werden kann. Er gibt

eine Reihe specieller Fälle aus seinen Erfahrungen an, in denen auf solchem Wege Hülf geleistet wurde, nachdem die gewöhnlichen ärztlichen Mittel alle fruchtlos geblieben waren.

# Die Dichtungen

von

**Justinus Kerner.**

Neue vollständige Sammlung in Einem Bande.

8. Bohnpapier. Broschirt. 2 Thlr., oder 3 Fl.

Kerner's Muse ist ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwischen Freude und Leid schwebend, aber hier wie dort nicht laut und wild, sondern Vieles in sich verschließend und Weniges leise aussprechend. Und, wie bei Uhland, so klingt auch hier in dem Wenigen Vieles durch und nach. Eine selige Ruhe verkärt die Lust und den Schmerz des Sängers und unter den Thränen blüht immer die Rose der Kindheit auf seinen Wangen. Fast alle Romane und Balladen von Kerner sind legendenartige Märchen und Sagen vom Lobe, der die Liebe, die Unschuld, das Gottvertrauen und die Demuth verkärt.

In diesem Einen Bande finden sich mit den Poesien auch die prosaischen Dichtungen (überhaupt die sämmtlichen Dichtungen) Kerner's abgedruckt.

Stuttgart und Tübingen, im August 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. G. Schaub in Düsseldorf ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Die chronischen Krankheiten, ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung.

Von Dr. Sam. Hahnemann.

Vierter Theil. Antipsorische Arzneien. Zweite, vielvermehrte und verbesserte Auflage.

34 Bogen in Grossoctav auf Bohnpapier.

Subscriptionpreis 2 Thlr. 20 Gr.

Daß die Hahnemann'schen Arzneiprüfungen unerreicht dastehen, wird, trotz den vielfachen neuern Bemühungen in diesem Fache, allgemein und willig anerkannt. Dieser 4te Band der chronischen Krankheiten, welche Kali, Lycopodium, Magnesia carb., Magnesia mur., Manganum, Moxerum, Muraticum acidum, Natrum carb., Natrum mur., Nitri acidum, Nitrum, Petroleum, alle reichlich vermehrt und mit Vorwort versehen, enthält, mag als neuer Beweis für die große Superiorität dieser Arbeiten dienen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Monat September, oder Nr. 244—273, 1 Beilage, Nr. 5, und 5 literarische Anzeiger: Nr. XXIX—XXXIII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf feinem Druck-Bohnpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. G. Gersdorf. 1838. Siebzehnten Bandes viertes Heft. (Nr. XVI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im September 1838.

F. A. Brockhaus.

Soeben sind in unserm Verlage erschienen:

## Prolegomena zur Historiosophie

von

**August v. Cieszkowsky.**

10 Bogen Velinpapier. Sauber broschirt. Gr. 8. 16 Gr.

**Materialien für tiefere Einblicke**  
in das Alte Testament und die rabbinischen Schriften.

Von Salomon Plessner.

Dritter Jahrgang. Enthält:

### Das Gebet.

Eine Abhandlung in 13 Vorträgen. (Gehalten 1836.)

Band I. 200 S. gr. 8. Geh. 1 Thlr.

## Praktisches Elementarbuch

zur Erlernung der hebräischen Sprache.

Von S. M. Ehrenberg.

7 Bogen. 8. 10 Gr.

Dieses höchst wohlfeile Elementarbuch zeichnet sich durch vorzügliche Zweckmäßigkeit aus. Es ist ganz nach dem bewährten Muster der Seidenrücker'schen Lehrbücher in andern Sprachen, unter besonderer Berücksichtigung der von den Eigentümlichkeiten des Hebräischen bedingten Modifikationen, gearbeitet. Gleichzeitig von demselben Verfasser und in ähnlicher Druckeinrichtung ist ein

„Anhang für Lehrer“

erschienen, 6 Seiten stark, der besonders verkauft wird.

Berlin, im September 1838.

Zeit & Comp.

Bei Ed. Anton in Halle ist soeben erschienen:

**Eisenhart, Dr. Hugo, Runen.** Versuch einer Erscheinungslehre des Reichs, veranlaßt durch die Staatsbegriffe der Herren Stahl und Leo. Mit einem Vorworte an David Strauß über den Grund seiner Verwechslung des Heilands mit dem Semelnwesen. Gr. 8. 2 $\frac{1}{2}$  Bogen. Geh. 6 Gr.

**Leo, Dr. Heinrich, Die Vogelklingen.** Actenstücke und Belege zu der sogenannten Denunciation der ewigen Wahrheit. Gr. 8. 2 $\frac{3}{4}$  Bogen. Geh. 4 Gr.

**Noch ein Wort über gemischte Ehen** in Bezug auf die kölnische Frage. Von einem Protestanten. Gr. 8. 2 Bogen. Geh. 4 Gr.

Bei Fleischmann in München erschien soeben:

## Bergesgrüsse

aus dem

**salzburger, tiroler und bairischen Gebirge**

von

**Heinrich Stieglitz.**

Gr. 8. 1838. In Umschlag. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Die Bielen sowol, welche die bilden: und sagenreichen fäbdeutschen Alpen durchstreifen, wie die Heimgekehrten, wird dieser duftende Kranz von Gebirgen mächtig ansprechen. Die herrlichen Leistungen des Verfassers sind bereits in ganz Deutschland hinlänglich bekannt.

In der **Wamek'schen** Buchhandlung in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Handbuch der englischen Sprache und Literatur,

oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den classischen englischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken, von L. Ideler und H. Nolte.

**Dritter Theil,**

die neueste Literatur umfassend, bearbeitet von Dr. J. Ideler. 37 Bogen. Gr. 8. Maschinen-Velinpapier. Preis 2 Thlr.

## Venturini's Chronik

des **neunzehnten Jahrhunderts.** Neue Folge **1fter bis 10ter Band,** oder die Jahre **1826**

bis **1835,** circa 470 Bogen in gr. 8., 29 Thlr.,

setzen wir von heute an **vollständig auf 10 Thaler** herab. Einzelne Bände zu 2 Thaler.

Leipzig, den 1sten September 1838.

**J. C. Hinrichs'sche** Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

## Voyages, Relations et Mémoires originaux, pour servir à l'histoire de la découverte

## de l'Amérique,

publiés pour la première fois en français par

**H. Ternaux-Compan.**

In-8. Paris.

Inhalt der bis jetzt erschienenen Bände:

Narration du premier voyage de Nic. Federmann, d'Ulm (1557). 6 Fr. 50 C. — Histoire de la province de Santa-Cruz, par Péro de Magalhanès de Gandavo (1576). 4 Fr. 50 C. — Histoire d'un pays situé dans le nouveau monde, nommé Amérique, par Hans Staden de Homberg, en Hesse (1557). 8 Fr. 50 C. — Relation véridique de la conquête du Pérou et de la province de Cuzco, nommée Nouvelle-Castille, par Franç. Xerès (1547). 6 Fr. — Histoire véritable d'un voyage curieux fait par Ulrich Schmidel de Straubing (1559). 7 Fr. — Commentaires d'Alvar Nuñez Cabeça de Vaca, Adelantado et Gouverneur du Rio de la Plata (1555). 14 Fr. — Relation et naufrages d'Alvar Nuñez Cabeça de Vaca (1555). 9 Fr. — Recueil de pièces relatives à la conquête du Mexique (*inédit*). 14 Fr. — Cruautés horribles des conquérants du Mexique. Mémoire de Don Fernando d'Alva Ixtlilxochitl (1829). 10 Fr. — Relation du voyage de Cibola, entreprise en 1540 (*inédit*). 12 Fr.

Bibliothèque Américaine, ou Catalogue des ouvrages relatifs à l'Amérique qui ont paru depuis sa découverte jusqu'à l'an 1700. Par **H. Ternaux.** In-8. Paris. 1837. 10 Fr.

Leipzig, im September 1838.

**Brockhaus & Wenzelius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur. (A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von **G. K. Brockhaus** in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXIV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, 3fte, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

## URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1839.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Lamartine's.

8. Auf feinem Velinpap. Eleg. cartonnirt. 1 Thlr. 12 Gr.  
Inhalt: I. Des Lebens Ueberflus. Novelle von Ludwig Tieck. — II. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. — III. Die Entführung. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff. — IV. Der Sekrenjäger. Novelle von Leopold Schefer. — V. Irzisch-Frische. Idyll: Novelle von Franz Berthold.

Mit dem Jahrgang 1839 der Urania beginnt eine neue Folge und ich erfülle daher gewiß den Wunsch vieler Freunde dieses Taschenbuchs, wenn ich die noch vorräthigen neun Jahrgänge 1830—38, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, **zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr.,** einzelne Jahrgänge aber für 16 Gr. ablasse.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von B. Alexis, G. Döring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, B. Hugo, W. Martell, G. Morike, K. Dhlenschläger, Posgaru, P. J. von Rehfues, L. Kellstab, G. F. von Kumbor, K. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, G. Scävola, A. von Sternberg, F. Voigts, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von Ludwig Tieck, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

In Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhlant, Cornelius, Dhlenschläger, Dannecker, Zelter, Regnier, Kuber, A. von Humboldt, Gedik und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.  
Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

## Gedichte von Eduard Morike.

In der Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

## Gedichte

von

Eduard Morike.

8. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 fl.

Die Freunde echter Poesie, die das Gesunde, Frische, Ungekünstelte, frei aus der überwallenden Phantasie und dem reichen Gemüth entspringens von dem Gemachten und Gezwungenen mit seinem falschen Glanze zu unterscheiden wissen, und nur von Dem sich wahrhaft erquickt und erhoben fühlen, was jenem unergründlichen, geheimnisvollen Born entquoll, werden diese Sammlung von Poesien aufs herzlichste willkommen heißen, sich an der schönen und seltenen Verbindung

des Innigempfundnen mit dem Lebendigangesehnen und dem Blüthendphantastischen, an der Vermählung des tiefsten Natursinns mit dem offensten und weichsten Gemüth, sowie an der Fülle und Bierlichkeit der Form lebhaft erfreuen und dem Verfasser die Stelle unter den Lyrikern deutscher Zunge anzuweisen sich bereiten, um welche, in eingeschränkter Zurückgezogenheit von dem lustigen Leben und Treiben der Welt, den innern Anschauungen, Bildern und Spielen seiner Seele sich hingebend, der sorglose Dichter bisher sich zu bewerkeln veräumelte.  
Stuttgart und Tübingen, im September 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

## Neuestes Werk über Paris.

Soeben ist erschienen:

Der

## Deutsche in Paris.

Herausgegeben

von

Verfasser des deutschen Studenten.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich. Geh. 3 Thlr.  
Säblich erhalten wir hier eine Schilderung der französischen Hauptstadt, die ebenso treffend als wahr ist. Der Verfasser verlebte mehre Jahre in Paris, und lernte die Sitten und den Charakter der Pariser vollkommen kennen. Der Leser erhält ein klares Bild von dem Leben und Treiben dieser merkwürdigen Stadt, und besonders sind von hohem Interesse die Mittheilungen über den Zustand unserer deutschen Landleute in Paris.

Sämmtliche solche Buchhandlungen und Reichbibliotheken haben dieses interessante Werk vorräthig.

Bei Hürichs in Leipzig ist neu erschienen:

## Schiller's Dichtungen,

nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange von Dr. G. F. W. Hürichs (ord. Prof. der Philos. zu Halle). 1ster, lyrischer Theil. 2ter, dramatischer Theil, 1ste Abtheilung. Gr. 8. Velinp. Geh. 3 Thlr. 10 Gr.

Inhalt. I. Einleitung; Schiller und Goethe in ihrem Verhältnisse zueinander. Liebe. Zweifel und Resignation. Behmuth. Weibliche Natur. Ideal und Kunst. Wissen. Nemesis. Liebe und Treue. Demuth. — II. 1. Einleitung; Schiller als dramatischer Dichter und sein Verhältniß zur deutschen Literatur überhaupt. Die Räuber. Kabale und Liebe. Piesco. Don Carlos. — Die 2te Abtheilung, Schiller's übrige dramatische Originaldichtungen umfassend, erscheint bis Ostern künftigen Jahres.

Das Ganze, sich in der äußern Erscheinung der schönen Octavausgabe von Schiller's Werken vollkommen anschließend, bildet einen vortrefflichen Commentar zum Verständnisse dieses Rationaldichters.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen um beigemessene Preise zu haben:

# Grundriss der MINERALOGIE

für Vorträge in  
höheren Lehr-Anstalten

von  
**FRIEDRICH KÖHLER,**  
Dr. d. Philos., Professor und ord. Lehrer d. Chemie und Mineralogie  
an der städt. Gewerbschule zu Berlin.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Kassel,  
1839. J. C. Krieger's Verlagshandlung. (16 1/2 Bogen.) Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. netto.

## Dr. Wilh. Münscher's LEHRBUCH der christlichen

### Dogmengeschichte.

Mit Belegen aus den Quellschriften, Ergänzungen der Literatur, historischen Noten und Fortsetzungen versehen von

**Dr. Daniel von Coelln.**

Nach dessen Tode fortgesetzt von

**Dr. Ch. Gotthold Neudecker,**

ordentlichem Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig.

Zweiter Hälfte zweite Abtheilung. Mit dem besondern Titel: **Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte von der Reformationzeit bis auf unsere Tage etc.** Kassel, 1838. J. C. Krieger's Verlagshandlung. (44 1/2 Bogen.) Preis 3 Thlr. 18 Gr., oder 6 Fl. 45 Kr.

**Academische Vorlesungen  
über den Gebrauch**

## kalten Wassers

im  
gesunden und kranken Zustande.

Schalten auf der Universität B.

von  
**Professor Dr. G.,**

wirklichem geheimen Ober-Medicinalrathen u.

Für das gebildete Publicum bearbeitet und  
herausgegeben von

**Dr. F. Selwenstreit.**

Erstes Heft. 1ste bis 8te Vorlesung. Kassel, 1838.  
J. C. Krieger's Verlagshandlung. (4 1/2 Bogen.)  
Broschirt. Preis 10 Gr., oder 45 Kr.

Den einseitigen, übertriebenen Anpreisungen des kalten Wassers beginnt allmählig die Erfahrung einen Damm entgegen zu setzen. Wie aber die Extreme sich häufig berühren, so droht bei einem Theile des Publicums dem ausgedehntern Gebrauche

bestehen, durch einzelne gemachte gute Erfahrungen ein solches Falschment. Der Betrachter spricht michin da zu sein, wo eine bekräftigend sachverständige Stimme von beiden Parteien angehört werden wird; das gebildete vorurtheilsfreie Publicum wird sie in der vorliegenden Schrift des verstorbenen Ober-Medicinalrathes G. finden.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

## Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. September. Nr. 283 — 287.

Nr. 283. \* Das Schloß Johannisberg. \* Masaniello. Das Glintglas. \* Theesetzungen in Brasilien. \* Darmut. — Nr. 284. \* Der tarpeische Felsen. \* Masaniello. (Beschluß.) \* Der Vogel Apteryx. \* Erster vollendeter Thamschunnel. \* Ursprung der größten europäischen Monarchien und Regentenhäuser. \* Die französischen Galden. — Nr. 285. \* Souffaint \* Duverture. \* Der Lateran in Rom. \* Der Kebab. \* Die Abtins und Kakerlaken. \* Der Leierschwanz. — Nr. 286. \* Die Hirmanen. \* Die Manufactur der Krempelwolle. \* Souffaint \* Duverture. (Fortsetzung.) \* Das naturhistorische Museum zu Paris. — Nr. 287. \* Das bernere Oberland. \* Alhambra. \* Souffaint \* Duverture. (Beschluß.) Das Licht einer Kerze.

- Die mit \* bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 55 Nrn. 2 Thlr., der fünfte von 52 Nrn. 2 Thlr. Bei pzig, im October 1838.

J. A. Brodhans.

Dieser Tage hat die Presse verlassen und ist an die Subscribenten versandt:

## THESAURUS græcæ linguæ

ab  
**HENRICO STEPHANO**  
constructus.

Post editionem anglicam novis additamentis auctum,  
ordineque alphabetico digestum, tertio ediderunt

**Carol. Ben. Hase, Guil. Dindorfius  
et Ludov. Dindorfius.**

Volumen IV. Fasc. 2.

oder des ganzen Werkes 17te Lieferung.

**Θεσαυρῶ — ὄμω. I — Ἰννῶδος.**

Folio. Geheftet. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Die 1ste bis 16te Lieferung sind durch alle Buchhandlungen zu demselben Preise zu beziehen.

Paris, den 15ten August 1838.

**Firmin Didot frères et Comp.**

Bei F. Kubach in Berlin erschieen soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

**Annalen für die gesammte Staatsarzneikunde, oder auserlesene Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin und der medicinischen Policei; herausgegeben durch einen Verein von Ärzten und Juristen. 1ster Band. 15tes. Heft. Preis 18 Gr.**

In der Unterzeile ist soeben erschienen und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

# Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde,  
Geographie und Statistik.

Herausgegeben von

**Dr. E. Widenmann,**

Redacteur des Auslandes,

und

**Dr. H. Hauff,**

Redacteur des Morgenblattes.

**Sechszehnte Lieferung.**

Auch unter dem besondern Titel:

## Skizzen aus Irland,

oder

## Bilder aus Irlands Vergangenheit und Gegenwart

von

einem Wanderer.

Erstes Heft.

Gr. 8. Preis 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Inhalt:

- I. Reiseskizzen aus dem Süden und Westen von Irland (aus dem Jahre 1832).
  - II. Die Parlamentswahl in Cavan und die Schlacht von Bluff. Scenen aus dem vorigen Decennium.
  - III. Der Todtbürger. Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.
- Stuttgart und Tübingen, im September 1838.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Dr. R. C. Riß,**

### Die christliche Kirche auf Erden

nach der Lehre der heiligen Schrift und Geschichte.

Eine gekrönte Preischrift.

Nach der zweiten, vermehrten, holländischen Originalausgabe ins Deutsche übertragen

von **Dr. Ludwig Tross.**

Gr. 8. 23 $\frac{1}{2}$  Bogen. 2 Thlr.

Dieses Werk, das die gründlichsten Forschungen, namentlich auch in Bezug auf das Verhältnis der Kirche zum Staate enthält, und von dem unermüdeten Eifer des gelehrten Verfassers, die heilige Sache des Christenthums mittels Schrift und Geschichte zu fördern, das rühmlichste Zeugnis ablegt, gehört unbestritten zu den wichtigsten, welche im Fache der theologischen Literatur seit einer Reihe von Jahren erschienen sind, und es wird ihm daher sicher die allgemeine Beachtung wie der verdiente Beifall zu Theil werden, den es in der Originalausgabe in so reichem Maße fand, daß in kurzer Zeit zwei Auflagen nöthig wurden.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist soeben erschienen:

### Zeitschrift für die Entomologie.

Unter Mitwirkung einer Anzahl Entomologen  
herausgegeben

von Professor **E. F. Germar.**

1ster Band 1stes Heft. 13 Bogen mit 2 illuminirten Kupfern.  
Preis des ersten Bandes von 2 Heften 2 $\frac{1}{2}$  Thaler.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.** 1838. Siebzehnten Bandes fünftes Heft. (Nr. XVII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1838. Monat September, oder Nr. 36—39, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 36—39. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im October 1838.

**F. A. Brockhaus.**

## Neuere Geschichte.

# Mémoires, Correspondance manuscrits du Général Lafayette publiés par sa famille.

6 volumes. In-8. Paris, 1837—38. 15 Thlr.

Von diesem interessanten Werke empfangen wir soeben den Aten bis Oten Band, womit dasselbe schließt; wir beilehen uns alle Freunde der neuern Geschichte darauf aufmerksam zu machen.

Leipzig, im October 1838.

**Brockhaus & Wrenarius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

## Oestreichische militairische Zeitschrift. 1838. Siebentes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Inhalt: I. Die Kriegereignisse bei Gibraltar in den Jahren 1704 und 1705. II. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Der 25te März. 34. Das Gefecht bei Sommepeuis. 35. Gefechte bei Vitry. III. Literatur. IV. Neueste Militairveränderungen. V. Karten-Ankündigung. VI. Übersicht des Inhalts der ältern Jahrgänge der Oestreichischen militairischen Zeitschrift. (Schluß.)

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie der aller frühern Jahrgänge von 1818—37 jeder 8 Thlr. Schf. Die Jahrgänge 1811—18 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Schf. Wer die ganze Sammlung von 1811—37 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um  $\frac{1}{4}$  wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.  
Wien, den 5ten September 1838.

J. G. Heubner,  
Buchhändler.

## Die dritte vermehrte Auflage von Prof. Dertel's grammatischem Wörterbuche der

deutschen Sprache,  
2 Bände in 4 Abtheilungen

(Gr. 8. München, C. A. Fleischmann),

ist nun wieder complet durch alle Buchhandlungen zu erhalten, und zwar um den so äußerst geringen Subscriptionspreis von 8 Thlr., oder 4 fl. 48 Kr. Hieraus glaubt Referent jeden Gebildeten, dem der Besitz eines allgemein als vortrefflich anerkannten Wörterbuchs nur höchst erwünscht sein kann, aufmerksam machen zu müssen.

## Stieler's Schul-Atlas

der neuern Erdbeschreibung  
hat für alle Schulen Deutschlands einen Vorzug erhalten, den kein anderer Schul-Atlas gewähren kann. Es wird nämlich von jetzt an jedem Exemplar desselben aus dem nun vollständig erschienenen Atlas der Deutschen Bundes-Staaten

eine der 29 Karten nach der Wahl des Käufers gratis beigegeben, sodas für alle Landestheile Deutschlands die speciellere Darstellung der heimathlichen Gegenden, welche Lehrer und Schüler zunächst angeht, nicht fehlen kann.

Schul-Atlas der neuern Erdbeschreibung. 27 ill. K. nebst 1 Specialkarte einer Deutschen Provinz. Preis 1  $\frac{1}{2}$  Thlr.

Kleiner Atlas der Deutschen Bundes-Staaten. 29 ill. K. Preis 2  $\frac{1}{3}$  Thlr.

Schul-Atlas der Alten Welt. 14 ill. K. nebst Abriss der alten Geographie. Preis 1 Thlr.

bei Justus Perthes in Gotha erschienen, sind jetzt in den neuesten Auflagen durch alle Buchhandlungen zu haben.

## Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,  
zugleich ein Supplement  
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,  
sowie zu jeder frühern,  
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

fünftes Heft, Bogen 41—50.  
Buchhandel bis Etwillisten.

Preis eines Heftes:

Auf weißem Druckpapier 8 Gr.  
Auf gutem Schreibpapier 12 Gr.  
Auf extrafeinem Velinpapier 18 Gr.

Inhalt des fünften Heftes:

Buchhandel — Büchner (Georg) — Bugeaud (Thomas Robert) —  
Bugia — Bübelen (Friedrich Ludwig) — Bülau (Friedrich) — Bul-  
garia (Thaddäus) — Bull (Die Bornemann) — Buller (Karl) — Bul-  
wer (Edward Lytton) — Buntz Lytton — William Lytton) — Bunsen  
(Christian Karl Joseph) — Bunsen (Georg — Karl — Gustav) — Busna-  
vetti (Philipp) — Busch (Karl Friedrich) — Burdett (Sir Francis) —  
Buren (Martin van) — Burger (Johann) — Burgess (Don Francisco  
Javier de) — Burouff (Eugène — Jean Louis) — Bussche (Ludwig  
Friedrich August von dem) — Byström (Johann Niclas) — Caballero  
(Don Germin) — Cabrera (Don Ramon) — Cabrera (Don José Ma-  
ria) — Calomarde (Don Francisco Xabre) — Campbell (Sir John) —  
Canada — Caniz (Freiherr von) — Cap, f. Kapfen — Capeligne  
(Baptiste Honoré Raymond) — Carlsten, f. Carlus (Don) und Spa-  
nien — Carlos (Don) Maria Inés de Bourbon — Carlomag  
(Hans Georg von — Albert von) — Carole (Thomas) — Caracci  
(Don Ramon) — Caros (Friedrich Wilhelm) — Carrel (Armand) —  
Carvalho — Casper (Johann Ludwig) — Caselli (Sergio Vincenz  
Franz) — Castiglione (Carlo Ottavio, Graf) — Castijo (Antonio Pe-  
licano) — Augusto Federigo — Joseph Pellicano — Alexander de) — Ca-  
valgnac (Eleanor Louis) — Casine — Cay, d'Chänge — Cal-  
mers (Thomas) — Chamisso (Adelbert von) — Chandos (Marquis  
von) — Chateaubriand (François Auguste, Viconte de) — Chelms  
(Maximilian Joseph) — Chevaller (Michel) — China — Chyria  
(Friedrich Franz) — Chedel (Karl, Graf — Ferdinand Maria, Graf) —  
Chouart (Ludwig) — Chodko (Sebastian) — Christian Karl Fried-  
rich August (Herzog von Schleswige-Holstein-Sonderburg-Augustenburg) —  
Christiani (Nudolf) — Christine, f. Marie Christine — Chwo-  
kro (Dmitrij Iwanowitsch, Graf) — Cizek (Hen — Cizkianen.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

## Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexander-Universität zu Erlangen

im Winter-Semester 1838 — 39 gehalten werden sollen.

Der gefegliche Anfang derselben ist der 18te October.

### Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, biblische Einleitung, oder biblische Archäologie, die Bücher Ruth und Esther mit Rücksicht auf den spätern Hebraismus, die christl. Moral. — Dr. Engelhardt: Übungen der kirchenhistorischen Abtheilung des theologischen Seminars, Kirchengeschichte, Geschichte der mystischen Theologie. — Dr. Dischhausen: Dogmatik, die Briefe an die Galater, Ephesier, Philipper, Kolosser und Thessalonicher. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und des katechetischen Seminariums, Homiletik und Katechetik, die kirchlichen Perikopen, oder den Gegensatz des Protestantismus und des Katholicismus im Betreff der Lehren von der Kirche und von den Sacramenten. — Dr. Harles: den zweiten Theil der evangel. Synopsis, theol. Encyclopädie und Methodologie, Symbolik und Polemik. — Dr. Krafft: Chronologie und Harmonie der vier Evangelien. — Dr. von Ammon: Übungen im Pastoralinstitute, pfarramtliche Geschäftspraxis. — Dr. Hofmann: Psalmen.

Die vier angestellten Repetenten werden unter Aufsicht und Leitung des f. Ephorus wissenschaftliche Conversatorien in lateinischer Sprache und Repetitorien für die Theologie Studirenden in vier Jahreskursen halten.

### Juristische Facultät.

Dr. Bucher: das römische Erbrecht, Institutionen des römischen Privatrechts, äulere und innere Geschichte des römischen Rechts. — Dr. Schmidlein: Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Criminalrecht mit steter Rücksicht auf das bairische Strafgesetzbuch vom J. 1813, Lehre von der Zurechnung. — Dr. Feuerbach: deutsches Privatrecht, unter fortwährender Berücksichtigung des bairischen Civilrechts und allgemeinen preussischen Landrechts, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. — Dr. Stahl: Civilproceß, Rechtsphilosophie. — Dr. von Lind: deutsches Bundes-Staatsrecht in Verbindung mit einer Uebersicht der vormaligen deutschen Reichsverfassung und der Geschichte ihrer Auflösung. — Dr. Schelling: allgemeine Einleitung in den Civilproceß, ausgewählte Materien des Civilrechts, Theorie des gemeinen deutschen ordentlichen und summarischen Civilprocesses, Civilproceß-Practicum mit Beziehung auf die bairische Gerichtsordnung und ihre Novellen. — Dr. von Scheurl: Pandekten, römisches Erbrecht, ausgewählte Stellen des Corpus juris civilis.

### Medicinische Facultät.

Dr. Henke: Examinatorium in lateinischer Sprache über specielle Pathologie und Therapie, specielle Pathologie und Therapie der acuten Krankheiten, die praktischen Übungen in der medicinischen Klinik des Krankenhauses und der Poliklinik. —

Dr. Fleischmann sen.: menschliche pathologische Anatomie, menschliche specielle Anatomie, das medicinisch-forensische Practicum, Secürübungen. — Dr. Koch: Anleitung zum Studium der kryptogamischen Gewächse Deutschlands, specielle Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten. — Dr. Leopoldt: allgemeine Biologie, Anthropologie (mit Einschluß der Psychologie) und Diätetik, Geschichte der Medicin von 9—10 Uhr, den jatroso-phischen Berrin. — Dr. Roschert: geburtschäffliche Klinik in Verbindung mit den Leuchübungen und den Manuals- und Instrumentaloperationen am Fantom, über Krankheiten des weibl. Geschlechts, Geschichte der Geburtshilfe. — Dr. Wagner: Geschichte der Physiologie, Encyclopädie und Methodologie der Medicin. — Dr. Stromeyer: theoretische Chirurgie, die chirurgisch-ophthalmiatische Klinik. — Dr. Krotz: Basenfersehkunde, Toxicologie, Semiotik. — Dr. Fleischmann jun.: Oekologie und Syndesmologie, Homöopathie, chirurgische Anatomie, Conversatorium über die wichtigsten Lehren der Medicin in Bezug auf Homöopathie.

### Philosophische Facultät.

Dr. Rehmel: Logik mit einer Einleitung in das Studium der Philosophie und der Psychologie. — Dr. Carl: Staatswirtschaft oder Nationalökonomie, Polizeiwissenschaft in Verbindung mit dem Polizeirecht, Finanzwissenschaft und Staatsrechnungskunde. — Dr. Köppen: Examinatorium, Logik und Metaphysik, Ästhetik. — Dr. Kastner: encyclopädische Uebersicht der gesammten Naturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, allgemeine Experimentalchemie, Stöchiometrie, Gewerbechemie, Theorie der Pharmakochemie. Leitung des Vereins für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: den allgemeinen Theil der Statistik, allgemeine Geschichte, deutsche Geschichte. — Dr. Rückert: Sanskritgrammatik, über einen semitischen Dialekt. — Dr. Oberlein: Übungen des 2. philologischen Seminars, ausgewählte Stücke aus den römischen Elegikern und Satirikern, griechische Literaturgeschichte. — Dr. von Baumert: Krystallkunde, allgemeine Naturgeschichte, Pädagogik. — Dr. Kopp: Hodegetik des akademischen Studiums, ausgewählte Stellen aus Plinius Historia naturalis, Aristotelis Metaphysica. — Dr. von Staadt: analytische Geometrie, Astronomie. — Dr. Martius: Pharmakognosie des Pflanzenreiches, Heilmittel des Thierreiches, Anleitung, die pharmaceutisch-chemischen Heilmittel auf ihre Reinheit und Güte zu prüfen. — Dr. Faber: politische Rechenkunst, Encyclopädie der Cameralwissenschaften. — Dr. Drechsler: hebräische Sprache, Alterthümer des außerbiblisch semitischen Orients. — Dr. Winterlings: Ästhetik, Geschichte der Kunst. — Dr. Trnawsky: Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. — Dr. Hofmann: Geschichte der vorchristlichen Welt. — Rector Dr. Otto: französische und spanische Sprache, englische und italienische Sprache.

Die Zeichenkunst lehrt Rückert; die Langkunst Häbsch; die Rechenkunst Klingner; die Festkunst Raab.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3, das Naturalien- und Kunstkabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.



In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

## **Esprit de la conversation française** ou recueil

de plus de deux mille gallicismes à l'usage des étrangers qui veulent se perfectionner dans l'étude du français,

avec la traduction anglaise et allemande en regard

par  
**A. Peschier,**

Professeur de littérature française et anglaise à l'université de Tübingen, membre de l'Institut historique de France etc.

*Seconde livraison.*

Gr. 8. Broschirt. Preis 16 Gr., oder 1 Fl.

Kaum wäre es nöthig, das Publicum auf das oben angekündigte Werk aufmerksam zu machen, denn die erste Lieferung hat gleich grossen Beifall bei allen Denjenigen gefunden, welche sich mit der französischen Sprache ernsthaft beschäftigen und die feinen Wendungen sowol, als den Geist derselben gründlich zu kennen wünschen. Einem Jeden ist es offenbar, wie schätzbar ein Buch ist, dessen wenige Seiten, so zu sagen, ein Panorama von allen den Eigenthümlichkeiten eines Idioms darbieten, welches zur allgemeinen Sprache geworden und welches zu ignoriren heutzutage Niemandem mehr erlaubt ist. Bis jetzt war kein anderes Mittel, mit den Feinheiten und Eigenheiten der französischen Sprache vertraut zu werden, als durch die langweilige und mühsame Untersuchung der Grammatik oder des Wörterbuches, worin die sogenannten Gallicismen sich in einer Menge von gemeinen, alltäglichen und abgedroschenen Redensarten verlieren, welche die Grammatiker einander unveränderlich übertragen, seitdem man Grammatik schreibt.

Die Erscheinung des obengenannten Werkes ist desto erfreulicher, als sich ein Franzose zum ersten Mal die Mühe gibt, um eine elegante Auswahl der Idiotismen seiner Muttersprache zu liefern, und besonders, weil es mit Geschmack und Geist geschieht, wie hier.

Da der Verfasser schon hinlänglich durch seine Vorlesungen in Genf, Berlin und Frankfurt und durch seine Geschichte der deutschen Literatur als Schriftsteller bekannt ist, so müssen wir ihm also doppelt Dank schuldig sein, dass er es nicht den Sprachlehrern und Grammatikern von Profession allein überlassen hat, uns in den Geist der französischen Sprache einzuführen.

Die deutsche Übersetzung empfiehlt sich besonders dadurch, dass der Verfasser die Gallicismen mit Eigenthümlichkeiten unserer Sprache so oft wie möglich wiedergegeben hat. Was die englische betrifft, so werden wir uns auf das günstigste Urtheil der vielen Kenner dieser Sprache, welche sich in Deutschland befinden, verlassen. Auch wollen wir nicht versäumen, unsere Leser auf das interessante Vorwort dieser Sammlung aufmerksam zu machen.

Stuttgart und Tübingen, im September 1838.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Der Staat, die Kirche und die kölnner Angelegenheit, oder: zu welchem Ausgange wird die kölnner Angelegenheit führen? Nebst einer Beilage aus dem 12. Jahrhundert.** Von Philadelphus. Gr. 8. Geh. in Umschlag. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser dieser Schrift, ein preussischer akademischer Lehrer, von der wissenschaftlichen Welt als Schriftsteller gekannt und geachtet, wünscht einstweilen im Interesse der Sache, nicht aus dem Dunkel der Anonymität hervorzutreten. So wird

diese Schrift, die aus einer ebenso geistreichen als für die Besserung und Schirmung der guten Sache begeisterten Feder geflossen, für sich selbst erben und eine gerechte und allgemeine Anerkennung finden.

Braunschweig, den 19ten September 1838.

**George Westermann.**

## **Orientalische Literatur.**

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

### **Kitab Wafayat Al-Aiyân.**

**Vies**

*des hommes illustres de l'Islamisme*

en Arabe, par

### **Ibn Khallikan,**

publiés par le Baron **Mac Guckin de Slane.**

Tome I. Partie I. Paris. In-4. 10 Fr.

Le Diwan d'Amro 'Ikaïs, précédé de la vie de ce poète par l'auteur du Kitab El-Aghani, accompagné d'une traduction et de notes par le B<sup>m</sup> **Mac Guckin de Slane.** In-4. Paris. 20 Fr.

Théâtre chinois, ou Choix de pièces de théâtre composées sous les empereurs mongols, traduites pour la première fois sur le texte original, précédées d'une introduction et accompagnées de notes par **M. Bazin aîné.** In-8. Paris. 7 Fr. 50 C.

De l'affinité de langues celtiques avec le Sanscrit. Par **Ad. Pictet.** (Mémoire couronné par l'Institut.) In-8. Paris. 5 Fr.

Leipzig, im October 1838.

**Brodhaus & Wenner's,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Eben ist erschienen:

### **Kaltschmidt, Prof. Dr. Jac. Heinrich,** **Sprachvergleichendes Wörterbuch** **der deutschen Sprache;**

worin die hochdeutschen Stammwörter in den germanischen, romanischen u. vielen andern europäischen u. asiatischen Sprachen, besonders in der Sanskrit-Sprache nachgewiesen, mit ihren Stammverwandten zusammengestellt, aus ihren Wurzeln abgeleitet u. nach ihrer Urbedeutung erklärt, auch die abgeleiteten u. die wichtigsten zusammengesetzten Wörter kurz erläutert werden. Für Freunde u. Lehrer der deutschen Sprache. 1ste Liefer.: Einleitung; Verzeichniss der indischen u. deutschen Wurzelwörter; Wörterbuch:

**A bis Bee.** (8 B.) Lexikonformat. Geh. 2/3 Thlr.

Ein ausführlicher Prospect liegt in allen Buchhandlungen vor.

**B. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.**

# Rafael als Mensch und Künstler

von  
**G. A. Nagler.**

Mit Rafael's Bildniss.

Gr. 8. München, bei Fleischmann. 2 Thlr., oder  
3 Fl. 36 Kr.

# Albrecht Dürer und seine Kunst

von  
**G. A. Nagler.**

Mit A. Dürer's Bildniss.

Gr. 8. München, bei Fleischmann. 1 Thlr., oder  
1 Fl. 48 Kr.

Zwei hoch hervorragende Männer, über deren Leben und Wirken beide Werke einen Schatz von zum Theil noch ganz unbekanntem Nachrichten enthalten.

Bei Ludwig Rohnen, Buchhändler in Köln und Aachen, ist soeben erschienen:

# Das Rennpferd,

seine Erziehung und Vorbereitung für die Rennbahn.  
Die neueste Methode der Engländer.

Von  
**C. J. Apperley.**

Nach der Originalausgabe übersetzt.

Mit einer Abhandlung über die zum Trainiren erforderliche  
Condition des Pferdes,

von  
**C. Th. Sticker**, Departements-Thierarzt zu Köln.

Mit einer lithographirten Abbildung.

Gr. 8. Wellpapier. Geh. 1 Thaler.

Nicht allein für Fremde der Pferderennen, sondern für jeden Pferdezüchter und Pferdeliebhaber enthält dieses Werk lehrreiche Winke, welche überall das Gepräge gebiegener Erfahrung an sich tragen, und macht mit Versfahrungsarten bekannt, die Vielen von uns unbekannt und selbst in England geheim gehalten werden.

Bei Joh. Amb. Barth in Leipzig ist erschienen und  
in allen Buchhandlungen zu haben:

**Dr. Karl Reinhold Jachmann,**

**Commentar über die kathol. Briefe,**  
mit genauer Berücksichtigung der neuesten Auslegungen.

Gr. 8. 1 Thlr. 15 Gr.

Dem größern theologischen Publicum, nicht bloß dem Erregten vom Fache, wird hier ein Commentar über die katholischen Briefe übergeben, der, seitdem Augusti vor länger als dreißig Jahren seine exegetische Bearbeitung dieser neutestamentlichen Schriften herausgegeben, und die Literatur grade dieser Briefe in der neuern Zeit sich ungemein vermehrt hat, ein Bedürfnis geworden war. Der Verfasser hat sich zum Gesetz gemacht, in möglichst gebräuchlicher Kürze eine fortlaufende Kritik der frühern, besonders aber der neuesten Auslegungen zu geben, selbst aber überall eine einfache und wortgetreue Erklärung versucht und

indem er, fern von allem Dogmatismus, rein vom historisch kritischen Standpunkt aus diesen Commentar verfaßt, ist zu hoffen, daß er bei allen theologischen Parteien unserer Zeit verdiente Anerkennung finden werde.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

# Des journaux chez les Romains, recherches précédées d'un mémoire sur les Annales des Pontifes, et suivies de fragmens des journaux de l'ancienne Rome; par **J. VICT. LE-CLERC,**

membre de l'Institut de France.

Gr. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Diese Sammlung, worin die Urkunden niedergelegt sind, welche uns das Alterthum über die Tagebücher der Römer hinterlassen hat, beweist augenscheinlich, daß außer der lahmen Veröffentlichung der Annalen der Oberpriester eine dem gewöhnlichen Leben mehr anpassende Art der Publication bestand, ähnlich den Tag- und Anzeigebüchern, deren man sich in den ältern wie neuern Zeiten in Europa bediente.

Paris, im October 1838.

**Firmin Didot frères et Comp.**

Bei H. E. Bröner in Frankfurt a. M. ist erschienen  
und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Hammon,

oder der Geiz, die Sünde der christlichen Kirche, von J. Harris, Prediger zu Epsom. Aus dem Englischen übersetzt von C. Becker, Prediger und Missionar. Sekundäre Preisschrift. 14 Bogen. 8. Geh. Preis 21 Gr., oder  
1 Fl. 30 Kr.

Unter 143 Schriften über diesen so wichtigen Gegenstand erhielt die obige den Preis. Sie machte in England ungemein großen Aufsehen und es wurden daselbst in einem Jahre 25,000 Exemplare gedruckt und abgesetzt. Es ist daher wol zu erwarten, daß auch dem deutschen Publicum eine so gelungene Übersetzung, wie die hier angezeigte, willkommen sein werde.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

# Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. August. Nr. 31—34.

Nr. 31. \* Dstis. \* Von der ersten Ausbreitung der Lehre Christi. Der Dunstkreis oder die Atmosphäre. Fremde Thoreheit muß man nicht nachahmen. \* Die Wasserralle. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — Nr. 32. \* Ein ostindischer Fakir. \* Die Pinakothek in München. Der kluge Cabot. Des Abends. \* Der Stöcker oder die Bastardmakrel. — Nr. 33. \* Ein Pilger. \* Die Stiegegeschichte. Die langweilige Henriette. Eine Versorgungsanstalt für Lagen. \* Die Holztaube oder Blautauben. Räthsel. — Nr. 34. \* Ein chinesischer Kuchenhändler. Die zwei Kagen, eine perische Fabel. \* Der gemeine Leguan. Kaiser Karl V. letzte Regierungsjahre und Tod. \* Die Niesenmenschen.

Die mit \* bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im October 1838.

**F. A. Brockhaus.**



Holzschnitte

# Schiller's <sup>zu</sup> Werken

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden.

Der außerordentliche Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von Schiller's sämtlichen Werken in 12 Bänden kl. 8. zu erfreuen hat, veranlaßt uns, dem seit mehren Jahren vorbereiteten und demnächst zur Publication reifen Unternehmen einer Ausgabe sämtlicher Werke Schiller's illustriert mit Holzschnitten nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands

eine kleinere Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format der neuesten Taschen-Ausgabe, und besonders für diese gefertigt, vorausgehen zu lassen.

Sämtliche Zeichnungen und ein Theil der Stücke liegen bereits fertig vor; die Ausgabe wird in vier Lieferungen vor Schluß dieses Jahres noch vollständig erfolgen.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration der Ausgabe selbst vollkommen an. Die Lieferung von sechs ausgezeichnet schönen Holzschnitten, durch die ersten französischen Holzschnitzer gefertigt, kostet nur 4 Gr., oder 15 Kr.

Stuttgart, den 15ten September 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Nachhorst'schen Buchhandlung in Danabrad ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Botteg, M., Dr.**, über das Wesen und die Behandlung der syphilitischen Krankheiten. Aus dem Französischen übersezt und mit einer Nachschrift begleitet von Dr. **Kug. Drosse.** Gr. 8. Geh. 18 Gr.

Über **Hermes** u. von **J. M. Selig.** Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Über die Einheit Gottes und mehres Andere, mit Rücksicht auf das **Hermes'sche** System und dessen Gegner u. Herausgegeben von **J. M. Selig.** Gr. 8. Geh. 9 Gr.

## Dr. Georg Friedrich Puchta, Lehrbuch der Pandekten.

Gr. 8. 46 Bogen. 2 Thlr. 12 Gr.

Der gelehrte Verfasser läßt dieses Werk an die Stelle des von ihm bereits im Jahre 1832 bearbeiteten, in München unter dem Titel „System des gemeinen Civilrechts bei Pandektenvorlesungen“ erschienenen Grundrisses treten, indem er zwar das in demselben aufgestellte neue System beibehält, indessen nicht mehr bloß die Überschriften der Abschnitte und Paragraphen gibt, sondern auch den Inhalt derselben darstellt. Je vortheilhafter sich schon jener „Grundriß“ auszeichnete, desto sicherer darf das nunmehrige „Lehrbuch“ die günstigste Aufnahme erwarten, da es als ein möglichst concen-

trirendes neben den vielen andern ausgedehntern Werken seinen Platz rühmlichst dadurch behaupten wird, daß es mit Schärfe und Präcision die einzelnen Lehrsätze hinstellt, sie streng logisch aneinander reiht und überall aus den Quellen begründet. Der Verleger hat die Einführung durch sehr billigen Preis zu fördern nicht angestanden.

Joh. Ambt. Barth in Leipzig.

In meinem Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

**Alphabetische Zusammenstellung der im Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen, sowie in den neuesten dazu erschienenen Gesetzen und Verordnungen enthaltenen Bestimmungen.**

Herausgegeben von

**Dr. Karl Heinrich Haase,**

Mitglied des Appellationsgerichts zu Leipzig.

Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Die mit großer Sorgfalt bearbeitete Zusammenstellung der neuesten strafrechtlichen Bestimmungen wird den Gebrauch des Criminalgesetzbuchs wesentlich erleichtern.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

## Nr. III.

### Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

### F. A. Brockhaus in Leipzig.

1838. Juli, August und September.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XIV des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XXV desselben.)

57. Anleitung zum Selbststudium der Geologie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 16 Abbildungen. 16. Geh. 21 Gr.
58. Anleitung zum Selbststudium der Versteinerungskunde. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 30 Abbildungen. 16. Geh. 12 Gr.
59. Anleitung zum Selbststudium der Chemie. Nach dem Book of science von Karl Hartmann. Mit 9 Abbildungen. 16. Geh. 18 Gr.

Diese drei Werken bilden die dritte bis fünfte Abtheilung des zweiten Bandes vom „Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste“. Die erste Abtheilung: Mineralogie, kostet 18 Gr., die zweite: Kryptallographie, 6 Gr. Der erste Band, mit 21 Abbildungen (1836) kostet 2 Thlr.

60. Bericht vom Jahre 1838 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von den Geschäftsführern der Gesellschaft Amilius Ludwig Richter und Karl August Espe. 8. Geh. 10 Gr.

Die Berichte von 1835, 1836 und 1837 haben gleichen Preis.

61. Bilder: Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Zweiter Band: F—L. 11te und 12te Lieferung. — Dritter Band: M—R. 5te Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

62. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Viertes und fünftes Heft. (Wesselmeyer—Civilisten.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder früheren, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben. Der Umfang ist nicht genau zu bestimmen, doch dürfte das Ganze 20—24 Hefte nicht übersteigen.

63. Darstellung der Landwirtschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nach dem Englischen bearbeitet von A. G. Schweizer. In zwei Bänden. Ersten Bandes erste Abtheilung. Mit 36 Holzschnitten. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

64. Eitner (Karl), Der moderne Lazarus. Eine Zeit-Novelle. 8. Geh. 2 Thlr.

65. Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Dreißigster Theil. (Eber-

hard—Ecklonia.) Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. S. E. Meier und L. F. Rämig. Zehnter Theil. (Pales—Panus.) Gr. 4. Cart. Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformate mit breiteren Stegen (Prachteremplare) 15 Thlr.

66. Ausführliche Encyclopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst, praktischen Ärzten, Physikern und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von Georg Friedrich Meissner. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Polizeibeamte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Ersten Bandes fünftes Heft. (Hautkrankheiten—Irrenanstalt.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

67. Gaea norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von H. M. Keilhau. Erstes Heft. Mit vier Tafeln. Fol. 6 Thlr.

68. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben mit mehreren Gelehrten von Ernst Gotthelf Gersdorf. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) 17ter Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 8 Thlr.

69. Taschenbuch dramatischer Originale. Herausgegeben von Dr. Franz. Dritter Jahrgang. Mit drei Kupfern. 8. Cart. 2 Thlr. 12 Gr.

Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr.

70. Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Arendt, Barthold, Böttiger und Schubert. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. 10ter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Der 1ste bis 9te Jahrgang kostet anstatt 9 Thlr. 16 Gr. zusammengewonnen 5 Thlr., einzeln à 1 Thlr. 8 Gr.; 6ter bis 9ter Jahrgang à 2 Thlr.

71. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1839. Neue Folge. Erster Jahrgang. Mit dem Bildnisse Lamartine's. 8. Cart. 1 Thlr. 12 Gr.

Lamartine's Bildniß daraus einzeln in gr. 4. kostet 8 Gr. Jahrgang 1830—38 zusammengewonnen kosten 4 Thlr. 12 Gr., einzeln jeder 16 Gr.

72. Winkler (Eduard), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwarenkunde. Enthaltend: Erläuterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studierende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Erstes Heft. (Aal—Beringeria.) Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

### Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen.

Jahrgänge 1824—39.

Bei Unterzeichnetem sind noch einige Exemplare der Jahrgänge 1824—38 des Taschenbuchs **Cornelia** von

A. Schreiber's complet zu haben, und werden diese 15 Jahrgänge, zusammen genommen, zum sehr herabgesetzten Preis von 12 Thlrn. erlassen. Der neue Jahrgang (auf 1839) ist in allen Buchhandlungen zu haben.

**J. Engelmann** in Heidelberg.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

## Wesen und Form des **Pentateuchs.**

Von

**M. H. Landauer.**

Mit einer Lithographie.

Gr. 8. Preis 21 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Inhalt: Begriff von Jehovah und Elohim. — Geschichte der Bücher Moses. Urgeschichte. Geschichte der Flutzeit. Geschichte der Patriarchen. Geschichte des Volkes. — Symbolik der Bücher Moses. Einleitung. Die Symbole der Stiftshütte. Die hohepriesterliche Kleidung. Die Opfersymbolik. Die Festsymbolik. Die Lagersymbolik. Die Zahlensymbolik. — Gesetzgebung der Bücher Moses. Einleitung. Verunreinigende Kraft: gewisser Thiergattungen; der todtten Körper; der Kinderbetterinnen; der Weiber während ihres Blutflusses; der Männer, denen Same entzogen; der Aussätzigen. — Die rothe Kuh. Der Kiesel in der Wüste. Die Schlange im Paradies. Das Kleid Schaathes. — Geist und Anordnung der Gesetze im Einzelnen. Die vier Capitel des Deuteronomiums. Das 26te Capitel. Die drei zum Andenken an den Auszug aus Aegypten gestifteten Sakungen. Die zehn Worte. Die Schemalehre. Der Priestersegens. — Geist und Anordnung der Gesetze im Allgemeinen. Die Geheimlehre des Cohar. Alter der Cohar'schen Lehren. Der Talmud. Raimonides. — Rückblick auf die Belege meines frühern Versuchs.

Von demselben Verfasser ist früher bei uns erschienen:

**Jehovah und Elohim,**

oder

die althebräische Gotteslehre

als

Grundlage der Geschichte, der Symbolik und der Gesetzgebung der Bücher Moses.

Gr. 8. Preis 16 Gr., oder 1 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im September 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Friedrich Regensberg in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Geschichte **M ü n c h e n s.**

Nach den Quellen bearbeitet

von

**Dr. Heinrich August Erhard.**

Gr. 8. Auf feinem Velin-Druck. Geh. Ladenpr. 2 1/2 Thlr.

Der glänzliche Mangel einer vollständigen, kritisch bearbeiteten und dabei gefällig geschriebenen Geschichte Münchens, eines zwar nicht großen, aber in mancher Hinsicht merkwürdigen und in die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands öfters bedeutend eingreifenden Staates, bestimmte den Verfasser,

dem, als Archivar des königlichen Provinzialarchivs zu München, ein großer Reichthum der zuverlässigsten und früher größtentheils unbenutzten Quellen dieser Geschichte unmittelbar zugänglich ist, jene Lücke in der geschichtlichen Literatur durch das vorliegende Werk auszufüllen, welches die Resultate sorgfältiger Forschung in einer ansprechenden Darstellung vorträgt, und nicht nur so viel als möglich alle Richtungen des gesammten Staats- und Volkslebens beachtet, sondern auch die specielle Landesgeschichte durchgängig an die allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse Deutschlands anknüpft und den organischen Zusammenhang zwischen beiden nachweist, Eigenschaften, durch welche dasselbe ohne Zweifel alle billigen Ansprüche, die man an eine solche Specialgeschichte machen kann, vollständig befriedigt, und ebenso sehr dem eigentlichen Geschichtsforscher, als dem gebildeten Geschichtsfreunde, auch außerhalb der Provinz, mit deren Geschichte es sich zunächst beschäftigt, sich empfiehlt.

**Pölig, Geh. Rath, Prof. A. H. L., Die**

Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende dargestellt. Neue Ausg. der sechsten verb. u. verm. Aufl., fortgeführt bis zum Jahre 1838, in 15 Lieferungen. Gr. 8. 8te bis 13te Liefer. Geh. à 1/2 Thlr.

1ste bis 7te Lieferung wurde im vorigen Jahre ausgegeben; 14te u. 15te Lieferung, die neueste Geschichte, einschließlich der Julirevolution, bearbeitet vom Prof. Fr. Hüla, auch als selbständiges Werk zu betrachten, erscheint nächstens.

**Zeittafeln zur Geschichte von Spanien**

u. Portugal, Frankreich, England, Deutschland, Italien; nebst statistisch-politischen Tabellen der genannten Reiche, nach den neuesten Angaben von 1837. Grossfolio. à 4 Gr. — 20 Gr.

**Langenn, Geh. Rath, Dr. F. A. v., Herzog**

Adrecht der Beherzte, Stammvater des königl. Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächs. Regenten-, Staats- und Cultur-Geschichte des XV. Jahrhunderts, größtentheils aus authentischen Quellen. (Nebst Urkunden.) Gr. 8. (40 Bogen.) Auf schönes Velin. 3 1/2 Thlr.

Obige Artikel sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen von **Hirrichs** in Leipzig.

Von dem berühmten Romane:

**Leben und Abenteuer**

des

## Chevalier Faublas

von

**Louvet de Couvray.**

Zum ersten Mal

vollständig aus dem Französischen übersetzt und mit Nachrichten über das Leben des berühmten Verfassers versehen von

**Dr. Heinrich Eisner.**

4 Bände. Velinpapier. Eleg. brosch. Preis 5 Thlr. 8 Gr., oder 8 Fl. Rhein.

sind nunmehr vollständige Exemplare durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen.

Kotzweil, im October 1838.

**Herder'sche** Buchhandlung.

Neue wohlfeile und elegante Ausgabe  
 von  
**G. P. R. James' Historischen Romanen.**  
 Erschienen ist bereits

**Philipp August oder die Waffenbrüder.**  
 Uebersetzt von Dr. **C. Sufemühl.**

4 Lieferungen mit 2 Stahlstichen 1 Thlr. 8 Gr.  
 (2 Fl. 24 Kr. Rhein.), denen in kurzer Zeit, alle noch  
 vor Ende dieses Jahres, folgen: De l'Orme, Darnley und  
 Masterton, jedes in 3 Bändchen und mit 2 trefflichen  
 Stahlstichen nach englischen Originalen, à 1 Thlr. 8 Gr.  
 (2 Fl. 24 Kr. Rhein.)

Die Romane des Sir G. P. R. James sind sämtlich  
 gleich nach ihrem ersten Erscheinen in England in einer größ-  
 gedruckten Octavausgabe, fast alle zu dem Preise von 4 Thlrn.,  
 in meinem Verlage erschienen. Der Beifall, den sie sowohl in  
 England als in Deutschland gefunden, hat mich veranlaßt, nach  
 der neuesten englischen Ausgabe diese neue Uebersetzung, geschmückt  
 mit 2 Stahlstichen und zu ein Drittel des früheren Preises, um  
 sie auch außer den Leihbibliotheken ins Publicum einzuführen,  
 zu veranstalten.

Leipzig, den 31sten August 1838.

**Ch. C. Kollmann.**

Der neueste Roman dieses Verfassers:

**Der Räuber.**

Aus dem Englischen  
 von

**Dr. C. Sufemühl.**

Erster Band. 1 Thlr. 8 Gr.

ist soeben verandt worden, sowie endlich auch noch der 2te und  
 letzte Band von Attila.

Wir versanden an alle Buchhandlungen die erste Abthei-  
 lung des

**Repertorium**

für

**Anatomie und Physiologie.**

Kritische Darstellung fremder und Ergebnisse  
 eigener Forschung.

Von

**G. Valentin.**

Dr. der Medicin und Chirurgie und ordentlicher öffentlicher Pro-  
 fessor der Physiologie an der Universität zu Bern.

Dritter Jahrgang. 1838. In 2 Abtheilungen. Mit  
 Kupfer. Broschirt.

Preis für den ganzen Jahrgang 2 Thlr. Sächs., oder  
 3 Fl. 36 Kr. Die 2te Abtheilung wird im October den re-  
 spectiven Käufern nachgeliefert.

Bern, den 1sten August 1838.

Huber u. Comp.

**Oestreichische militairische Zeitschrift. 1838.**

Achtes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhand-  
 lungen versendet worden.

Inhalt: I. Die Operationen des östreichischen in der  
 Lausitz mit dem schlesischen Heere vereinigten Corps des Fel-  
 d-marschall-Lieutenants Graf Bubna im September 1813.  
 II. Der Feldzug in Sicilien 1734—35. III. Die Eroberung  
 von Kassel am 23sten September 1813. IV. Die Feldzüge

Stuflands gegen die Türken in den Jahren 1834 und 1835.  
 V. Literatur. VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie  
 der aller frühern Jahrgänge von 1818—37 jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage  
 in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen eben-  
 falls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1813—37  
 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um  $\frac{1}{4}$  wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle  
 Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 8ten October 1838.

**J. G. Heubner,**  
 Buchhändler.

Soeben erschien und ist zu haben in allen Buchhandlungen:

**Das Leben und Wirken des schot-  
 tischen Baronet Sir John Sinclair**

dargestellt von seinem Sohne. Deutsch von Dr. Bou-  
 mann. 2 Theile. 8. Velinpapier. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Wichtig für Professoren der Staatsökonomie und des Staats-  
 rechts, für Statistiker, Landeigentümer, größere Gutsbesitzer  
 und Landwirthe, sowie von vielfältigem Interesse für jeden  
 Gebildeten.

**Boz (Dickens, Verfasser des Nic. Nickleby  
 und der Pickwick etc.),**

**Oliver Twist,**

oder **die Laufbahn eines Waisen-  
 knaben.** Deutsch von Dr. Diezmann. **1ster**

**Band.** Mit drei Federzeichnungen nach Cruik-  
 shank. 194 Seiten. Gr. 12. Velinpapier. In Umschlag.

Geh. 1 Thlr.

Der 2te Band folgt unverzüglich.

Den mit so großem Interesse aufgenommenen deutschen  
 Bearbeitungen der in demselben Verlage von demselben Ver-  
 fasser erschienenen Werke:

Genrebilder aus dem londoner Alltagsleben, und  
 Leben und Abenteuer des Nic. Nickleby,

schließt sich das obige vorzügliche Werk an, das ohne Zweifel  
 dieselbe Anerkennung finden wird. Die neuere deutsche belletri-  
 stische Literatur hat nichts Ähnliches in gleicher Worttreue aufzuweisen.  
 Äußere Eleganz und billiger Preis dürften das  
 vorliegende Werk nicht minder empfehlen.

Braunschweig, im September 1838.

**George Westermann.**

**Ein berühmtes Werk.**

**Für Geologen und Freunde der Geologie.**

Bei Paul Neff in Stuttgart ist erschienen und in  
 allen Buchhandlungen zu haben:

**Die Urwelt und ihre Wunder.**

Von

**W. Suelland.**

Aus dem Englischen

von

**W. P. Schimper.**

Mit vielen Abbildungen.

2 Thlr. 12 Gr., oder 4 Fl.

Unsere Ausgabe kostet nur den sechsten Theil des Preises  
 der englischen und französischen Ausgabe, und ist von dem rühm-  
 lichst bekannten Herausgeber mit Zusätzen im Text und in der  
 Kupferammlung vermehrt.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# BESCHREIBUNG DER STADT ROM

VON

E. PLATNER, C. BUNSEN, E. GERHARD, W. RÖSTELL, UND L. URLICHS.

Dritter Band:

die sieben Hügel, der Pincio, das Marsfeld und Trastevere.

Zweite Abtheilung:

die Foren, der Esquilin, Viminal, Quirinal und Pincius nebst ihren Umgebungen,  
oder der Beschreibung achtens und neuntes Buch, nebst Ergänzung des dritten und fünften.

Mit 3 Lithographien.

Gr. 8. Preis 4 Thlr. 12 Gr., oder 7 Fl. 30 Kr.

Der erste Abschnitt enthält die vollständige Herstellung des römischen Forums in dessen verschiedenen bisher wenig oder gar nicht beachteten Epochen. Es ist erstrebt worden, das Bild des wiedergefundenen Forums als einen Theil der Geschichte des römischen Volks und Staates, dessen Mittelpunkt und Spiegel es war, möglichst anschaulich und abgerundet darzustellen. In der zweiten Abtheilung ist das Forum des römischen Volkes mit den gleichnamigen Prachtbauten Julius Cäsar's, August's, Domitian's, Nero's und Trajan's als eine große, in Hinsicht ihres Umfangs wie ihrer Herrlichkeit weder vorher noch nachher erreichte Anlage zur Anschauung gebracht. Den Rest dieser Abtheilung nimmt das achte und neunte Buch der Beschreibung ein. In beiden befinden sich einige kostbare Reliquien Niebuhr's.

Stuttgart und Tübingen, im September 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

## Naturgeschichte des gestirnten Himmels

von

F. P. Gruithuisen.

Gr. 8. München, bei Fleischmann.

2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Nichts beurfundet so sehr die Größe und Weisheit des Schöpfers, als die Sternkunde. In diese Wunderwelt den Leser einzuführen, beabsichtigt der als Astronom rühmlich bekannte Dr. Verfasser durch dieses schöne Werk, das die allgemeinste Verbreitung verdient.

Erschienen und versandt ist:

Annalen der Physik und Chemie. Herausgegeben zu Berlin von J. E. Poggendorff. Band 44. Stück 4. 1838. Nr. 8. Gr. 8. Geh. (Preis des Jahrgangs von 3 Bänden oder 12 Heften 9 Thlr. 8 Gr.)

Inhalt: Beiträge zur Kenntniss der jodsäuren und überjodsäuren Salze; von C. Rammelsberg. — Beschreibung einer Thermosäule für constante Ströme; von H. W. Dove. — Über das Sulphosinapisin, das Erucin, den schwarzen Stoff und die Säure des weissen Senfs; von E. Simon. — Über die Schwingungen der Luft in cylindrischen Röhren; von W. Hopkins. (Schluss.) — Bemerkung über das Propagationsvermögen der gebundenen Elektrizität; von P. Niess. — Über das Gesetz zwischen der Temperatur und dem ent-

sprechenden Maximum der Spannkraft des Wasserdampfs; von Biot. — Versuche über die thermo-elektrischen Ströme; von Matteucci. — Über den galvanischen Funken; von Jacobi. — Über die Öltröpfen, die in den Fortpflanzungskörpern der Pilze enthalten sind; von F. M. Ascherson. — Über die Bedeutung des Gesetzes der festen elektrolytischen Action für die Theorien vom Voltaismus.

Leipzig, den 8ten October 1838.

Joh. Ambr. Barth.

Bei uns ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Donna Diana.** Comédie en trois actes et en prose, imitée de l'espagnol. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

**La dernière ressource.** Comédie en quatre actes et en prose, imitée de l'allemand de Madame de Weissen-thurn. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Nach dem Original: „Das letzte Mittel.“

**Une fiancée de la Capitale.** Comédie en prose et en deux actes, imitée de l'allemand. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Nach dem Original der Prinzessin Amalie von Sachsen: „Die Braut aus der Residenz.“

Leipzig, im October 1838.

**Brodhaus & Wenerius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Druck und Verlag von F. A. Brodhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXVII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

## Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben  
von

**Dr. Franck.**

**Dritter Jahrgang.**

Mit drei Kupfern.

8. Elegant cartonnirt. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Die Rosen. Ein dramatisches Gemälde in drei Akten und fünf Acten von **Albini**. — II. Das Tagebuch. Lustspiel in zwei Acten von **Bauerfeld**. — III. Die Opfer des Schweigens. Kreuzspiel in fünf Aufzügen von **Immermann**. — IV. Der Wagnere in Paris. Lustspiel in einem Act von **Franck**.

Der erste und zweite Jahrgang enthalten Beiträge von **Albini**, **Bauerfeld**, **Franck**, **F. Palm**, **Immermann**, **Liebenau**, **Maltitz** und **Pannasch**, mit den Bildnissen von **Bauerfeld**, **Immermann** und **Grabe**, einem Facsimile und sechzehn Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr.

Leipzig, im October 1838.

**F. A. Brockhaus.**

### Vollendung der Bridgewater-Bücher.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Die  
**Natur, ihre Wunder und Geheimnisse,**  
oder die  
**Bridgewater-Bücher.**

Aus dem Englischen vom Redacteur des Morgenblattes, **Dr. H. Hauff** und Andern. Sieben Abhandlungen in 8 Bänden, oder 32 Lieferungen, mit zahlreichen Abbildungen. (Die Lieferung à 30 Kr. = 7½ Gr.) Gr. 8. Velinpapier. 16 Fl. = 10 Thlr.

Durch die Bridgewater-Bücher zieht sich als leitende Idee ein goldner Faden, der sie zu einem großartigen Ganzen verknüpft, nämlich die Tendenz: die Macht, Weisheit und Güte Gottes in seinen Werken darzustellen. Dadurch werden sie, indem sie die Herrlichkeit der Schöpfung vor dem Leser entrollen, zu einem religiös-sittlichen Bildungswerke im edelsten Sinne des Wortes, und geeignet wie für die Bibliothek des Privatmanns, zu Preisbüchern für Schulen, zu Weihnachtsgeschenken, so für öffentliche Bibliotheken, Museen und Lesevereine jeder Art. So lange wir noch Exemplare haben, ist die ganze Sammlung um den obigen Preis zu erhalten. Für die einzelnen Abhandlungen, wovon jede ein Ganzes für sich bildet und deren Titel hier folgen, bestehen die dabei bemerkten besondern Preise:

Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften.  
Von **Sir Charles Bell**. Mit Abbild. 1 Fl. 36 Kr. = 1 Thlr.

Die Kräfte der Natur, Chemie, Meteorologie u.  
Von **W. Prout**. Mit Abbild. 3 Fl. 12 Kr. = 2 Thlr.  
Das Leben, seine Erscheinungen und Gesetze. Von  
**P. R. Roget**. Mit Abbild. 5 Fl. 24 Kr. = 3 Thlr.  
Die Sternwelt. Von **W. B. Whewell**. 2 Fl. 24 Kr. =  
1 Thlr. 12 Gr.  
Die Urwelt und ihre Wunder. Von **W. Sudland**.  
Mit Abbild. 4 Fl. = 2 Thlr. 12 Gr.  
Der menschliche Körper und die Natur. Von **A. H.**  
**Kidd**. 1 Fl. 36 Kr. = 1 Thlr.  
Die innere Welt. Von **A. H. Chalmers**. 1 Fl. 36 Kr. =  
1 Thlr.  
Die Thierwelt. Von **W. Kirby**. 2 Fl. 24 Kr. =  
1 Thlr. 12 Gr.

Stuttgart, im Herbst 1838.

Buchhandlung von **Paul Neff**.

Erste Taschenausgabe eines in allen Ländern deutscher Zunge berühmten Geschichtswerks.

Von der im Laufe dieses Jahres vollständig erscheinenden vierten Auflage der als classisch anerkannten

Allgemeinen

## Weltgeschichte

für alle Stände,

von den frühesten Zeiten bis zum Jahr 1831,

mit Zugrundlegung seines größern Wertes,  
bearbeitet und herausgegeben

von

**Dr. Carl von Rotteck,**

Hofrath und Professor in Freiburg.

Sechs Bände.

Taschenformat auf feinstem Velinpapier.

Subscriptionspreis 2 Thlr. 15 Gr.

Ist soeben der zweite Band erschienen.

Der 3te und 4te Band werden noch in diesem Monat, der 5te und 6te Band im November ausgegeben. Jede solide Buchhandlung, nimmt mit Vergnügen Bestellung auf dieses ebenso gebiegene als äußerlich prachtvoll ausgestattete Unternehmen an.

Bei **H. B. König** in Bonn ist in diesem Monate erschienen:

**Anthologia Sanscritica.** Edidit **Ohr. Lassen**. 8maj. Geh. Preis 4 Thlr.

**Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige** in Baktrien, Kabul und Indien durch die Entzifferung der altbabulischen Legenden auf ihren Münzen, von **Ohr. Lassen**. 8. Geh. Preis 2 Thlr. 8 Gr.



# Aud das Publicum, und insbesondere an die Abonnenten und Leser der Zeitschrift: Europa.

Nachdem seit Kurzem von drei hiesigen Verlagsbuchhandlungen Bilder zu Schiller's Werken in Stahlstich und Holzschnitt angekündigt werden, halten wir es für Pflicht gegen uns selbst, um dem Verachte der Nachahmung und Ausföhrung fremder Ideen nicht zu unterliegen, sodann aber auch gegen unsere verehrlichen Abonnenten, schon jetzt von dem längst gefaßten und vorbereiteten Plane Mittheilung zu machen, als außerordentliche

## Gratis-Beigabe

zur Europa (aus dem Album der Boudoirs, im vorigen Jahre mit Illustrationen zu Hebel's allemanischen Gedichten, im laufenden zu Uhland's Gedichten bestehend) vom nächsten Jahre 1839 beginnend,

# Illustrationen zu Schiller's Werken

von  
**Julius Nisle**

erscheinen zu lassen. Wir sind mit der Ausföhrung dieses Planes schon seit geraumer Zeit beschäftigt und unsere Vorbereitungen so weit gediehen, daß wir die uns eröffnete Concurrenz nicht auszuscheiden vermögen, wozu wir aber auch um so weniger uns geneigt finden würden, als wir in Betreff des Kunstwerthes unserer Unternehmung, nach den vorliegenden Proben der angekündigten zu urtheilen, dieselbe nicht zu scheuen haben —, hinsichtlich des Preises aber für die Nicht-Abonnenten der Europa wir denselben jedenfalls nur auf gleicher Höhe mit dem Werthe der Unternehmung halten werden.

Wir brauchen bei der Ankündigung unserer Unternehmung den Namen unseres Künstlers nicht zu verschweigen. Herr Julius Nisle hat sich bereits durch seine Umrisse zu Hebel's und Uhland's Gedichten, welche sein schönes Talent so glänzend beurkunden, einen Namen erworben, und es wird genügen, denselben an der Spitze unserer Unternehmung zu nennen, um zu bezeichnen, was das Publicum von demselben zu erwarten berechtigt ist. Wir werden auch deshalb in Allem, nur nicht in der Eile der Ausföhrung, es unsern Concurrenten hervor zu thun suchen, um dem Kunstwerthe nicht zu schaden, aber dennoch im Stande sein, binnen Kurzem in der Europa einige Probedblätter erscheinen zu lassen, da Herr Nisle schon seit längerer Zeit eifrig mit künstlerischen Vorstudien zu diesem Unternehmen beschäftigt ist, welches zunächst mit Umrisen zu Schiller's Wallenstein beginnen soll.

Es wird genügen, Freunde der Schiller'schen Muse und gelegener Kunstwerke auf unser Unternehmen aufmerksam zu machen, um sie zu bestimmen, ihre Wahl mit Bedacht und genauer Prüfung zu treffen.

Stuttgart, Mitte September 1838.

Literatur-Comptoir.

## Wichtige Kartenwerke

im Verlag von Justus Perthes in Gotha.

H. BERGHAUS' ASIA. 18 Bl. in gross Adlerformat nebst ausführl. Text. Davon sind in 5 Lieferungen vierzehn Blätter erschienen. Subscriptionspreis 80 Thlr. (54 Fl.)

H. BERGHAUS' PHYSIKALISCHER ATLAS in 60 Bl. nebst Text. Zwei Lieferungen erschienen, jede im Subscriptionspreise zu 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

(Inhalt der eben ausgegebenen 2ten Lieferung mit 11 Foliohogen Text. Zur Meteorologie: Humboldt's System der Isothermcurven. — Zur Hydrographie: Zwei Karten zur Übersicht der Flutwellen. — Zur Geologie: Vulkankarte des grossen Oceans. — Zur Pflanzengeographie: Ein reichhaltiges Blatt mit verschiedenen Darstellungen.)

K. v. SPRUNER'S HISTORISCHER ATLAS. 53 illuminirte Karten. Erste und zweite Lieferung, 1ste Abtheilung sind erschienen, jede im Subscriptionspreise zu 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

(Die 2te Lieferung enthält sämtliche Karten zur Geschichte Deutschlands.)

Beerdigt:

K. v. SPRUNER'S ATLAS zur Geschichte von BAVERN. 10 illuminirte Karten auf 7 Bl. Preis 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

AD. STIELER'S HANDATLAS über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude. Vollständige Ausgabe in 77 Bl. nebst Erläuterungen. Cart. 16 Thlr. (23 Fl. 48 Kr.)

Derselben Ausgabe in 63 Bl. Cart. 15 Thlr. (23 Fl. 24 Kr.)

Derselben Ausgabe in 31 Bl. Cart. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Kr.)

AD. STIELER'S KARTE von DEUTSCHLAND, den NIEDERLANDEN und der SCHWEIZ in 15 Blättern. Maasstab  $\frac{1}{800000}$  (circa 5 Meilen auf 2 Zoll). Subscriptionspreis 9 Thlr. 8 Gr. (16 Fl. 48 Kr.)

## Citus Livius römische Geschichte,

übersetzt und erläutert

von

Dr. C. F. Ch. Ditzel.

10 Bände. München, bei Fleischmann. 9 Thlr. 16 Gr., oder 16 Fl. 30 Kr.

Welcher Gelehrte wünscht nicht gern diesen größten der Geschichtschreiber Roms in seiner Bibliothek zu besitzen? Diese Ditzel'sche, an Anmerkungen so schätzenswerthe Uebersetzung müssen wir unbedingt als die vorzüglichste empfehlen.

In der J. C. Hirsch'schen Buchhandlung zu Leipzig sind 1838 neu erschienen:

**Die neuen Criminalgesetze für das Königreich Sachsen**, erläutert aus den Landtagsverhandlungen von den Jahren 1836 und 1837 vom Dr. R. F. Günther, Ordinarius der Juristenfacultät, Erstem juristischen Professor zu Leipzig, Domherrn, Comthur u. Mitgliede der hohen ersten Kammer der Ständeversammlung. Mit Sachregister. Gr. 8. 1 1/4 Thlr.

Enthält das Criminalgesetzbuch und die begleitenden Verordnungen, die Gesetze über Abänderungen im Verfahren in Untersuchungssachen und über Forstverbrechen; sowie in bündigster Kürze die Motiven, welche zum richtigen Verständnisse und zur Anwendung der Gesetze jedem Juristen zu kennen notwendig sind.

**Dr. Alex. Miruss, Das See-Recht und die Fluss-Schifffahrt**, nach den preussischen Gesetzen, mit Rücksicht auf die wichtigsten fremden Seegesetzgebungen systematisch bearbeitet. In 2 Bänden. Erster Band. Gr. 8. (36 Bogen.) 2 2/3 Thlr. Der 2te Band dieses für Staatsmänner, Rechtsgelehrte, Großhändler, Consuln u. wichtigen Wertes erscheint noch vor Ablauf des Jahres.

**Story's Commentarien über die Verfassungen, Urkunde der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.** Historischer Theil. Nach dem Englischen. Gr. 8. Geh. 7/8 Thlr.

Bei Joh. Amb. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Dr. Friedrich Burchard Köster, Die Propheten des Alten und Neuen Testaments**, nach ihrem Wesen und Wirken dargestellt. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Der würdige Verfasser schildert in diesem Seitenstücke zu seinem früher bearbeiteten

**S m a n u e l** oder Charakteristik der neutestamentlichen Wandererzählungen. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

die biblischen Weissagungen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, treu, genau, lebensvoll, und beleuchtet die Prophetie nach Inhalt und Form in ihrer historischen und religiösen Bedeutung. Die Resultate seiner Forschung werden gewiß um so größeres Interesse erregen, als grade in unserer Zeit die Untersuchung in die geheimnißvollsten Regionen des menschlichen Geistes doch nur mit scheinbarem Erfolge sich wagt.

Bei **Immanuel Müller** in Leipzig ist erschienen:  
**Die Erzbischöfe von Köln und Posen.**

Darstellung der welthistorischen Bedeutung der katholischen Frage in Preußen.

Von **Anton Graf von**, Domcapitular u. 7 Bogen. 12. Geh. Preis 16 Gr.

Da über den Erzbischof von Posen noch wenig erschienen, so dürfte vorstehendes Werkchen von dem größten Interesse sein.

In der Büschler'schen Verlagsbuchhandlung in Elberfeld ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Evangelisches Gesangbuch für Schulen.**

Berausgegeben von **E. Langenberg** und **J. Hufschmidt** (Lehrer). 15 Bogen. Preis 8 Gr. 25 Exemplare 5/8 Thlr. Der Inhalt der 270 Lieder, mit 100 verschiedenen Choralmelodien, ist in folgende 4 Abtheilungen gebracht: I. Schullieder, II. Festlieder, III. Der christliche Glaube, IV. Das christliche Leben.

**Lesebuch für Elementarschulen** in zweckmäßiger Anordnung für den Unterricht im Lesen und Rechtschreiben, von **J. Hufschmidt**.

Preis 4 Gr. Partiepreis: 50 Exemplare 5/8 Thlr.

**Anleitung zum Gebrauche des „Lesebuchs für Elementarschulen“** 2c. 2c. von **J. Hufschmidt** (Lehrer). Preis 6 Gr.

Die obigen Schriften behandeln einen Theil des logischen Lesens in Verbindung mit der Lautbezeichnung. Daß diese Verbindung eine naturgemäße ist, daß mithin jeder der beiden Gegenstände bei dieser Verbindung gewinnt, davon wird eine aufmerksame Durchsicht der Schriften überzeugen.

## Spanische Literatur.

Sieben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

**Diccionario de la Lengua castellana**, por la Academia española, reimpresso de la octava edicion publicada en Madrid en 1837, con algunas mejoras, por

**Don Vicente Salva.** Ein Band von xx und 994 Seiten. Gr. 4. Paris. Preis 18 Fr.

Allen Freunden der spanischen Sprache und Literatur wird diese schöne Ausgabe eines ihnen unentbehrlichen Wörterbuchs höchst willkommen sein.

**Tesoro del Teatro español**, desde su origen (año de 1356) hasta nuestros dias; arreglado y dividido en cuatro partes, por **Don Eugenio de Ochoa**. T. I. Origines del teatro español, por **D. L. F. de Moratin**. Piezas dramáticas anteriores á **Lope de Vega**. — T. II. Teatro escogido de **Lope de Vega**. 2 Bände. Gr. 8. Mit Portraits. Jeder Band 10 Fr.

**Ascargoria**, Compendio de la historia de España. Ein Band. Gr. 8. 7 Fr. 50 C.

Wir benugen diese Veranlassung, um darauf aufmerksam zu machen, daß die Verbindungen, welche wir mit Madrid unterhalten, jetzt uns erlauben, in möglichst kurzer Zeit Aufträge auf spanische Literatur auszuführen.

Leipzig, im October 1838.  
**Brodhaus & Wennerius**, Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur. (A Paris: memo maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

# Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,  
eine Sammlung  
der interessantesten Werke über Länder, und Staatenkunde,  
Geographie und Statistik.

Herausgegeben von  
**Dr. E. Widenmann,**

Redacteur des Auslands,

und

**Dr. H. Hauff,**

Redacteur des Morgenblattes.

**Fünfzehnte Lieferung.**

Auch unter dem besondern Titel:

## Reise in Abyssinien im Jahr 1836,

von

**A. v. Katte.**

**Mit einer Karte.**

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Dieser unter mannichfaltigen Abentuern und Beschwerden angestellte Versuch eines Deutschen, in das Innere Aethiops zu dringen, liefert werthvolle Beiträge zu der Kenntniß eines bis jetzt so mangelhaft erforschten, an Naturschönheiten und Naturschätzen überreichen Landes. Ihren Hauptwerth dürfte die Schrift dadurch erhalten, daß der Reisende, als Deutscher, den nur uneligennütige Wißbegierde trieb, die natürlichen und socialen Verhältnisse des Landes häufig unbefangener beurtheilen konnte als andere Nationalen, die meistens ein commercielles Interesse mit Expeditionen verbinden. Der deutsche Charakter verräth sich auch darin, daß dem Zustande der christlichen Kirche in jenen Ländern besondere Aufmerksamkeit geschenkt und darüber vieles Neue beigebracht wird.

Stuttgart und Tübingen, im September 1838.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In unserm Verlage erschienen soeben und sind in allen Buchhandlungen vorräthig:

**Historische und romantische Erzählungen, Begebenheiten und Skizzen.** Nach dem Russischen des X. Puschkin, X. Bestuschew, C. Bulgarin und Anderer. Deutsch herausgegeben von Fr. Lietz. 8. Broschur. Preis 1 Thlr.

Der Herausgeber dieser russischen Erzählungen ist bereits durch seine trefflichen Skizzen so bekannt, als daß er den Leser nicht auch durch diese Übertragung der ausgezeichnetsten russischen Romanendichter, Puschkin, Bestuschew und Anderer, vollkommen befriedigen sollte. Jetzt, wo die russische Literatur so bedeutend ins Leben tritt, dürfte dieses Werk zeitgemäß erscheinen.

**Voss'sche Buchhandlung.**

Bei Julius Perthes in Gotha ist erschienen:

**Gotha'scher genealogischer Hoffkalender** auf das Jahr 1839. 76ster Jahrgang. Mit 8 Bildnissen in Stahlstich. Preis 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.)  
**Genealogisches Taschenbuch** der deutschen großlichen Häuser auf das Jahr 1839. 12ter Jahrgang. Preis 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.)

Bei E. C. Rehr in Kreuznach ist erschienen:

**E. C. Rehr, Hundert Confirmationscheine, oder Auswahl biblischer Denksprüche für evangelische Christen. Altes Testament. Zweite Auflage.**  
4. 20 Gr.

Bei Unterzeichnetem ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

## Gaea Norvegica.

Von mehreren Verfassern.

Herausgegeben von **B. M. Keilhan.**  
**ERSTES HEFT.** Mit vier Tafeln.  
Folio. Preis 6 Thlr.

Der Herausgeber dieses Werkes, Professor an der Universität zu Christiania, ist schon als Verfasser mehrerer anderer geologischer Werke rühmlichst bekannt, und für die Giegenheit seiner Arbeit bürgt wol am besten der Umstand, daß die königlich norwegische Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim die Erscheinung derselben durch eine bedeutende Unterstützung möglich gemacht hat.

Leipzig, im October 1838.

**F. A. Brockhaus.**

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

## Preisermäßigung des Pfennig-Magazins.

Um das **Pfennig-Magazin**, dessen frühere Jahrgänge bereits in mehr als 100,000 Exemplaren verkauft wurden, dem großen Publicum, für das es bestimmt ist, noch zugänglicher zu machen, habe ich mich entschlossen, die ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, enthaltend Nr. 1—248 mit mehr als 1000 der schönsten Meisterwerke englischer, französischer und deutscher Holzschnidekunst, wenn solche zusammengenommen werden; vom bisherigen schon äußerst billigen Preise von 9 Thlr. 12 Gr.

**auf 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber auf 1 Thlr. 8 Gr.**

herabzusetzen. Dagegen bleibt der Preis des laufenden sechsten, sowie des mit 1839 beginnenden siebenten Jahrgangs 2 Thlr.

Von dem früher schon im Preise herabgesetzten

**Sonntags-Magazin.** Drei Bände.

**National-Magazin.** Ein Band.

sind noch fortwährend Exemplare à 16 Gr. für den Band zu haben.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes sind in den Stand gesetzt, diese Werke zu den bemerkten Preisen zu liefern.

Leipzig, 1. November 1838.

F. A. Brockhaus.

Es ist erschienen und an die respectiven Abonnenten versandt:

**Central-Bibliothek** der Literatur, Statistik und Geschichte der Pädagogik und des Schulunterrichts im In- und Auslande. Herausgegeben von **Dr. H. G. Bröska**, Professor in Jena. 1838. September-Heft.

**I n h a l t.**

**A. Literatur:** 1) Jacotot's Lehrmethode. Von Dr. Ernst Schaumann. 2) Die Wichtigkeit der Elementarschule, deren Beaufsichtigung und das Eine, was derselben Noth thut u. s. w. Von H. J. Weygand, Elementar-Oberlehrer. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Kunst- und Buchhandlung. 1838. (Dr. H. Gräfe.) 3) Worte der Liebe an Volksschullehrer gerichtet, das Amt und Leben betreffend. Von Wohlmut. Breslau, Grass, Barth und Comp. 1838. (Dr. H. Gräfe.) 4) Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Von Dr. L. G. Blanc, Domprediger und Professor zu Halle. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage, mit einem Atlas von 24 Karten in Querfolio. Halle, C. A. Schwetschke und Sohn. 1837.

**B. Statistik:** 1) a) Des aveugles et de leur éducation, ouvrage couronné par la Société de la morale chrétienne etc. par Mme. Eugénie Niboyet. Paris. 1837. b) Essai sur l'état physique, moral et intellectuel des aveugles nés, avec un nouveau plan pour l'amélioration de leur condition sociale, par P. A. Busau. Ouvrage couronné par la Société de la morale chrétienne. Paris, imprimé par autorisation de Roi à l'Imprimerie Royale. 1837. (Th. Frits.) 2) I. Grundzüge für den Lehrplan des grossherzoglichen

Gymnasiums in Weimar. 1838. — II. Verordnungen für die Schüler des grossherzoglichen Gymnasiums in Weimar. 1838. (Ellendt.) 3) Die höhere Bürgerschule zu Hanover. 4) Amerikanischer Verein für Unterrichtswissenschaft.

**C. Miscellaneen:** Paränesen.

**D. Journalistik:** I. Deutsche Journale. Nichtpädagogische. II. Ausländische Journale: 1) Französische. 2) Italienische.

**A. Pädagogisch-Wissenschaftliches.**

Die Erziehung des Kindes 1.

**B. Statistisches.**

Italien: Über die Reinheit der italienischen Sprache beim Unterricht 2. — Beschreibung der Kleinkinderschule *Santa Maria della Pieta* zu Venedig 3. — Armenschule der Brüder Grafen von Cavanis zu Venedig 4. — — Frankreich: Widersetzlichkeit der Schullehrer gegen Beihilfe beim Kirchendienst im Strassburgischen 5. — Über Ackerbauanstalten 6. — Bemühungen in Frankreich zur Besserung junger und erwachsener Sträflinge 7. 8. 9. 10. — — Spanien: Bericht über den Zustand des Elementarunterrichts 11. — — England: Das grosse Schülerfest zu Eton 12. — — China: Über den Primärunterricht daselbst 13.

**C. Historisches.**

*Biographie.* Fr. Cuvier 14.

**D. Vermischtes.**

Über die gegenwärtige Schriftstellerei in Frankreich 15.

**Intelligenzblatt** Nr. 1.

Halle, den 1sten October 1838.

**C. A. Schwetschke und Sohn.**

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Handbuch der Hauptanzeigen**  
für die  
**richtige Wahl**  
der  
**homöopathischen Heilmittel,**  
oder  
*sämmtliche zur Zeit geprüfte homöopathische Arzneien in ihren Haupt- und Einwirkungen nach den bisherigen Erfahrungen am Krankenbette, bearbeitet und mit einem systematisch-alphabetischen Repertorium des Inhalts versehen*

von  
**G. E. G. JAER.**

Zweite umgearbeitete, verbesserte und ansehnlich vermehrte Auflage.

727 Seiten in gr. 8. Preis 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Über den Werth des vorstehenden Werkes viel zu sagen, dürfte fast überflüssig sein, da die Herren Doctoren Bummel und Gross in den homöopathischen Journalen es bereits als das Beste in diesem Fache und als eines der unentbehrlichsten Werke für den homöopathischen Arzt bezeichnet haben und der rasche Absatz der ersten Auflage die praktische Brauchbarkeit desselben hinlänglich verbürgt. Hier daher nur soviel, dass der Verfasser alle seine Kräfte aufgebietet, dieser neuen Auflage bei einer ansehnlichen Menge von Zusätzen auch eine noch brauchbarere Einrichtung zu geben, wie er denn das Ganze überhaupt so durchaus umgearbeitet hat, dass die gegenwärtige Auflage sich von der vorigen ebenso wesentlich unterscheidet, als diese von den früheren Werken ähnlicher Art unterschieden war. Dabei ist das Werk mit ganz neuen Lettern auf gutem weissem Papier vorzüglich scharf und schön gedruckt und der Preis für die über sechs- und zwanzig Bogen betragende Vergrößerung des Buches nur um das billigste erhöht worden.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

**Neueste**  
**Dampfschiffahrt**  
von  
**Wien nach Trapezunt**

oder die  
grosse **Donaustrasse** zu einem der reichen  
**Ursitze des asiatischen Welthandels.**

Von  
**Anton von Steinbüchel,**

Director des k. k. Münz- und Antikensabinetts, ord. öffentl. Professor der Münz- und Alterthumskunde an der k. k. wien. Universität, Mitglied der Akademien zu Wien, Rom, Neapel, Cambridge, der Gesellschaft für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, der Academia Florimontana di Monteleone.  
Gr. 8. Wien 1838.

In Umschlag broschirt. Preis 16 Gr. Sächs.

In dem Augenblicke, wo, mittels der Dampfschiffahrt, Wien in solche Nähe zu dem schwarzen Meere und den daranstossenden Küsten *Asiens*, des reichsten und grössten

unter den Welttheilen, tritt, wo die Hauptstadt des österreichischen Kaiserthums, und durch so lange Zeit die Deutschlands, nahe daran ist, obschon mitten im Inlande gelegen, den Bewohnern der Monarchie und denen der Donauländer überhaupt alle Vortheile eines belebten Seeplatzes zu gewähren, sodass die *Donau* für Oesterreich und Deutschland Das würde, was die *Themse* für London ist, und seit so langer Zeit, der *Rhein* für die Uferstaaten an beiden Seiten desselben — in einem solchen Augenblicke verlohnte es sich wol, den Blick auf den ehemaligen Zustand des Handels im schwarzen Meere und in den daranstossenden Küstenländern *Asiens* zu richten, insofern als in dem Wechsel der Tage, wenn auch in veränderter Gestalt, ähnliche Ereignisse so häufig wiederkehren, Thatsachen aber immer ein ruhiges gesichertes Urtheil begründen.

Für umsichtige, kräftige, wohl berechnete Thätigkeit ist in der angegebenen Richtung für den Fabrikanten, für den Kaufmann im Grossen und Kleinen, eine viel versprechende, erfolgreiche Bahn eröffnet. Niemand wird es bereuen, der Sache einige Aufmerksamkeit gewidmet, sich mit der Lage dieser Handels- und Verkehrsverhältnisse und mit den betreffenden Gegenden vertraut gemacht zu haben.

Der Name des Verfassers bürgt für den Gehalt der Sache, die Verlagshandlung hat ihrerseits für Ausstattung das ihrige gethan.

Von der Unterzeichneten wurde an alle solche Buchhandlungen versandt:

**Lehrbuch**  
der  
**Rhetorik und Poetik**

nach  
**Hugo Blair.**

Für Deutsche  
bearbeitet

von  
Professor **J. Eiselein.**

2 Bände. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 12 Gr.,  
oder 2 Fl. 30 Sr.

Vorstehende Bearbeitung von Blair's berühmtem Werke *Lectures on rhetoric and belles letters* ist keine bloße wörtliche Übersetzung, sondern dem gegenwärtigen Stande der deutschen Sprache und Literatur vollkommen angepasst, sodass sie sich zum Gebrauche in den höhern Lehranstalten Deutschlands besonders eignen dürfte.

Kotzweil, im October 1838.

**Gerder'sche** Buchhandlung.

In der Buchhandlung von A. D. Geisler in Bremen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig:

**Daevet, W., Gedichte.** Gr. 8. Broschirt. 2 Thlr.

Nur durch den allgemeinen Wunsch hat sich der Herr Verfasser bewegen gefunden, seine zerstreuten Gedichte zu sammeln und herauszugeben. Möge man sie auch auswärts freundlich willkommen heißen,

dann wäre Dem der schönste Lohn bereitet,  
der diesen Kranz bescheiden dargebracht.

Holzschritte

# Schiller's<sup>zu</sup> Werken

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden.

Der außerordentliche Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden kl. 8. zu erfreuen hat, veranlaßt uns, dem seit mehreren Jahren vorbereiteten und demnächst zur Publication reifen Unternehmen

**einer Ausgabe sämmtlicher Werke Schiller's  
illustriert mit Holzschritten**

**nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands**

eine kleinere Reihenfolge von 24 Holzschritten im Format der neuesten Taschen-Ausgabe, und besonders für diese gefertigt, vorausgehen zu lassen.

Sämmtliche Zeichnungen und ein Theil der Stücke liegen bereits fertig vor; die Ausgabe wird in vier Lieferungen vor Schluß dieses Jahres noch vollständig erfolgen.

In Wohlfeilheit des Preises schließt sich die Illustration der Ausgabe selbst vollkommen an. Die Lieferung von sechs ausgezeichnet schönen Holzschritten, durch die ersten französischen Holzschneider gefertigt, kostet nur **4 Gr., oder 15 Kr.**

Stuttgart, den 15ten September 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

## Wichtige Schrift für jeden Gebildeten!

Im Verlage von E. Pabst in Darmstadt ist erschienen:

Der  
**religiöse Stabilismus.**

In Briefen

an Herrn Dr. Ernst Sartorius,

königl. preuß. Oberhofprediger und Generalsuperintendenten,

von

Pfarrer **F. E. W. Wagner.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Diese gehaltvolle Schrift ist sowohl für die Gegner als Freunde eines vernunftgemäßen Bibel-Christenthums vom höchsten Interesse. Der Herr Verfasser ist bereits durch seinen „evangelischen Papiismus“ rühmlichst bekannt, man enthält sich deshalb jeder weiteren Lobpreisung.

Bei Eduard Meißner in Leipzig sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

**Elba und Waterloo,**

Ein historischer Roman

von

**Ferdinand Stolle.**

(Fortsetzung von „1813“ von demselben Verfasser.)

3 Theile. 8. Wellpapier. Geh. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

Vorliegendes Gemälde, die Ereignisse der Jahre 1814 und 1815 in höchst ansprechender Form darstellend, schließt sich an

den im vorigen Jahre von demselben Verfasser bei mir erschienenen und mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommenen historischen Roman „1813“ (3 Thle., 4 Thlr. 12 Gr.) an und wird sich ebenfalls einer gleich günstigen Aufnahme zu erfreuen haben.

## Camelien.

Novellen, Erzählungen und Genrebilder von  
**Ferd. Stolle.** 2 Theile. 8. Wellpapier. Geh.  
2 Thlr. 12 Gr.

**Novellen von St. Kelly.** 3ter Band. 8.  
Wellpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

welche als höchst ansprechende Lecture gleichfalls bestens empfohlen werden können.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

**Essai sur l'Analyse physique des  
langues, ou de la formation et de  
l'usage d'un Alphabet méthodique**  
par **Paul Ackermann**, l'un des auteurs du Vocabulaire de l'Académie française.

In-8. Geh. 18 Gr.

Leipzig, im November 1838.

**Brodhaus & Wennerius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

## Interessante Monatschrift für das gebildete Deutschland.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und an diejenigen Handlungen, welche Nova annehmen, versendet worden:

# ATHENAEUM

für

## Wissenschaft, Kunst und Leben.

Erstes Heft.

Alle Monate erscheint ein Heft in der Stärke von 6—7 Druckbogen in gr. 8.

Preis eines halben Jahrgangs

3 Thlr. 16 Gr. Sächs., oder 6 fl. Rhein.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat nichts gescheut, um in der Form von Monatsheften eine Zeitschrift zu begründen, welche in Folge ihrer Anlage und Intention mit der Zeit als ein erwünschter Bereinigungspunkt der anerkanntesten Gelehrten und tüchtigsten Literaten Deutschlands erscheinen dürfte, und welche sowohl in keinem Besizer fehlen darf, als auch für jede Privatschreibstube ein Werk voll Werth und Inhalt sein wird.

Unter der großen Anzahl der schon gewonnenen oder noch zu hoffenden Mitarbeiter zählen wir die Namen:

Bacherer. Beck. Bensen. Burmann. Carové. Daumer. Dingelstedt. Duller. F. Feuerbach. Gambihler. Gans. Schillang. Gutzkow. Heine. Hoths. Kühne. Laube. Lunk. Kützelberger. Marggraf. Fr. Mayer. Mügge. Münch. Ottokar. Riedel. Rosenkranz. Schlemmer. Schlesier. Söttl. Stich. Strauss. Vischer. Werner. Wienberg. Willkomm.

Inhalt des ersten Heftes:

Form und Tendenz der Zeitschrift.  
Mittheilungen über Kaspar Hauser. Von Prof. G. Fr. Daumer.  
Mein häusliches Leben als Begründungsgrund meiner gewordenen Überzeugung und meines gethanen Schrittes. Eine Entgegnung von G. E. F. Kützelberger.  
Die Frauencharaktere in Goethe's Werken. Von Dr. B. Stich.  
Über Justinus Kerner, den Dichter und den Gläubigen. Von Dr. Amadeus Ottokar.  
Aus einem Diwan orientalischer Gedichte. Von Prof. G. Fr. Daumer.  
Übersicht der neuesten und interessantesten literarischen Erscheinungen.  
Feuilleton.

Das zweite Heft wird in wenigen Tagen folgen und unter Anderem enthalten:

Deutsche Kulturzustände. Von Dr. Karl Riedel.  
Die Repräsentativ-Verfassungen in Deutschland und der Fürst Ludwig von Solms-Lich mit seiner politischen Schule. Von Dr. G. Bacherer.  
Über den Zusammenhang der amerikanischen Indianer und der alten Hebräer. Von Dr. A. Ottokar.

### Sauer & Raspe.

Im Verlage der Voss'schen Buchhandlung in Berlin erschienen in diesem Jahre:

Erzählungen, historische und romantische, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen des A. Puschkin, A. Beskufschew, A. Bulgarin und Anderer, deutsch herausgegeben von Fr. Lieg. 8. Brochirt. 1 Thlr.  
Esquirol, E., Die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Medicin und Staatsarzneikunde vollständig dargestellt. Ins Deutsche übertragen von Dr. W. Bernhard. 2 Bände. Gr. 8. 4 Thlr.

Fichte, Johann Gottlieb, Die Bestimmung des Menschen. Neue Auflage. 8. Gek. 16 Gr., oder 20 Sgr.  
Heinze, B., Hildegard und Hohenthal. Neue Ausgabe in 6 Heften. à 6 Gr., oder 7 1/2 Sgr.

Hippel, T. G. v., Über die Ehe. 6te Auflage. 8. 1 Thlr.  
Leffing's, G. C., sämtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. 12 Bände auf Velinpapier. Mit Vorwort in Stahlstich. Gr. 8. Subscriptionspreis 12 Thlr.

—, Nathan der Weise. 8te Auflage. Gr. 8. Geh. 20 Gr., oder 25 Sgr.

—, Emilia Galotti. 6te Auflage. Gr. 8. Geh. 10 Gr., oder 12 1/2 Sgr.

—, Minna von Barnhelm. 6te Auflage. Gr. 8. Geh. 10 Gr., oder 12 1/2 Sgr.

Ependen der Zeit. Enthaltend: Neue Dichtungen von I. v. Chamisso, Cohnfeld, Ferrand, Förster, v. Gandy, Gengel, Grumbach, Köllentopf, Quin, Reiskab, v. Reizenstein, Kösel, v. Sallet, Seibelsman, Smidt und mehreren Andern. 8. Geh. 16 Gr., oder 20 Sgr.

Über den Ritter Gluck und seine Werke. Briefe von ihm und andern berühmten Männern seiner Zeit. Eine historisch-kritische Beurtheilung seiner Opernmusik. Aus dem Französischen von J. G. Siegmeyer. 2te Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr., oder 1 Thlr. 15 Sgr.

Dolff, Prof. Fr., Vorlesungen über die Chemie für gebildete Leser aus allen Ständen. Nach Langier's cours de chimie générale. Neue mit der ersten Auflage gleichlautende Ausgabe in 4 Heften. à 12 Gr., oder 15 Sgr.  
Berlin, im October 1838.

## A. Blumner's sämtliche Werke,

herausgegeben

von

### A. Kistenfeger.

3 Bände. Zweite verbesserte Auflage.  
8. München, bei Fleischmann. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 fl. 42 Kr.

Blumner, bisher von keinem deutschen Classiker an Rechen- dem Wis, beißender Satyre und unerschöpflicher Boune erreicht, und dieser Vorzüge wegen allbekannt, wird durch diese wohlfeile Auflage neue Freunde gewinnen.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

## Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens

in ihrem gegenwärtigen Zustande.

Nach dem Englischen bearbeitet von

Dr. A. G. Schweitzer,

Prof. der Landwirthschaft zu Tharandt.

Ersten Bandes erste Abtheilung. Mit 36 Holzschnitten.  
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Das ganze aus zwei Bänden bestehende Werk wird im Laufe des nächsten Jahres vollständig erscheinen, und jeder Jedem, der sich für Landwirthschaft interessirt, um so willkommen sein, als grade Großbritanien in dieser Beziehung fast unter allen Ländern Europas den ersten Rang einnimmt. Für die geliebte und zweckmäßige Bearbeitung bürgt Schweitzer's Name.

Leipzig, im November 1838.

J. H. Brodhans.

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXIX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

## Neue schönwissenschaftliche Schriften im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Abolfine, Ideal und Wirklichkeit.** 8. 1 Thlr. 6 Gr.  
**Duller (Eduard), Kaiser und Papst.** Roman. Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.  
**Eitner (Karl), Der moderne Lazarus.** Eine Zeitnovelle. 8. Geh. 2 Thlr.  
**Skizzen aus dem Alltagsleben.** Erstes Bändchen: Die Wächter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.  
**Sternberg (A. von), Fortunat.** Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

**Der Cavalier auf Reisen im Jahr 1837.** Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahr 1835.“ Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Das frühere Werk des Verf. erschien 1838 bei Frobergers in Leipzig und kostete 2 Thlr.

**Heeringen (Gustav von), Meine Reise nach Portugal im Frühjahr 1836.** Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 12 Gr.

**Tieck (F.), Bunte Skizzen aus Ost und Süd.** Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien. Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage. 8. Geh. 3 Thlr.

**Germann (Johann Peter), Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

**Schulz (Germann), Wanderbuch.** Ein Gedicht in Scenen und Liedern. 8. Geh. 15 Gr.

**Stieglitz (Heinrich), Sturz an Berlin.** Ein Zukunftsroman. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

**Wegel's (F. G.) gesammelte Gedichte und Nachlass.** Herausgegeben von J. Funck. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

**Funck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben.** Zweiter Band: Aus dem Leben zweier Schauspieler: August Wilhelm Jffland's und Ludwig Devrient's. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der 1ste Band: E. X. W. Hoffmann und S. G. Wezel (1836), kostet 1 Thlr. 16 Gr.

**Literarische Zustände und Zeitgenossen.** In Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von R. W. Böttiger. Erstes und zweites Bändchen. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Böttiger's Leben, von demselben Verf., kostet 16 Gr.

Im Verlage von **Duncker & Humblot** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Becker's, K. F., Weltgeschichte.** Siebente, verbesserte u. vermehrte Ausgabe. 2ter Abdruck. Herausg. von J. W. Loebell. Mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Mensel. 14 Theile od. 28 Lief. Gr. 8. Lief. 25 u. 26, u. Theil 13. Jede Lief. 1/2 Thlr. Jeder Theil 1/2 Thlr.

**Daub's, Dr. C., Philosophische u. theologische Vorlesungen,** herausg. von Dr. Ph. Marheineke und Th. W. Dittenberger. 2ter Band. Gr. 8. 33 Bogen. Subscriptionspreis 2 1/2 Thlr.

Auch unter dem besondern Titel einzeln zu haben:

—, Vorlesungen über die Prolegomena zur Dogmatik und über die Kritik der Beweise für das Dasein Gottes herausgegeben von Marheineke und Dittenberger. Gr. 8. 33 Bogen. Preis 2 1/4 Thlr.

**Göschel, Karl Friedrich,** Beiträge zur speculativen Philosophie von Gott und dem Menschen und von dem Gottmenschen. Mit Rücksicht auf Dr. D. F. Strauss' Christologie. Gr. 8. Preis 1 1/2 Thlr.

**Kunth, C. Sig., Flora Berolinensis sive enumeratio plantarum circa Berolinum sponte crescentium secundum familias naturales disposita.** Tom. I et II. 8. Engl. cart. Preis 3 1/4 Thlr.

**Ranke, Leop., Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16ten und 17ten Jahrhundert.** Erster Band. 2te Auflage. Gr. 8. Preis 2 1/6 Thlr.

Dies Werk ist nun wieder vollständig in drei Bänden zu dem Preise von 8 1/2 Thlr. zu haben.

**Toepfer, Dr. C., Lustspiele,** 2ter Band. Enthaltend: Die Einfalt vom Lande. — Laßt mich lesen. — Karl der Zwölfte auf der Heilkehr. — Der pariser Taugenichts. 8. Geh. Preis 2 1/2 Thlr.

Die frühern Bände dieser Lustspiele (Thl. 1, Preis 1 1/2 Thlr. und Thl. 2, Preis 2 Thlr.) enthalten (Thl. 1): Der beste Ton. — Nehmt ein Exempel d'ran. — Schein und Sein. (Thl. 2): Bube und Dame. — Der Krieg mit dem Onkel. — Freien nach Vorschrift.

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist soeben erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu haben:

**Mayo, Herbert** (Wundarzt am Middlesex-Hospital und Professor am königl. Collegium der Ärzte in London), Grundriss der speciellen Pathologie mit besonderer Berücksichtigung auf die pathologische Anatomie. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Zusätzen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. F. Amelung, grossherzogl. hess. Medicinalrath etc. Erste Abtheilung. Gr. 8. Velindruckpapier. 25 1/2 Bogen. Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

Das Original der hier angezeigten Übersetzung hat sich bereits die Anerkennung ausgezeichnetester deutscher Gelehrten erworben, und Heusinger nennt es in Schmidt's Jahrbüchern der gesammten Medicin, Jahrgang 1836, Band XI, Heft 3, eine der ausgezeichnetesten Erscheinungen der neuern Literatur, empfiehlt es der sorgfältigen Beachtung der deutschen Ärzte und spricht die Überzeugung aus, dass kaum ein anderes Werk mehr zur allgemeinen Einführung der pathologischen Anatomie in die praktische Medicin beitragen wird, als das vorliegende. Die zweite Abtheilung erscheint bald nach Neujahr.

Darmstadt, im October 1838.



## Weltliteratur.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

# WELTLITERATUR.

Bibliothek

von

**Beauties.**

Erster und zweiter Band.

Wellpapier. Elegant broschirt. Preis des Bandes 18 Gr.,  
oder 1 Fl. 12 Kr.

Es gibt allenthalben der gebildeten, aber vielbeschäftigten Menschen nicht wenige, die weder Zeit noch Neigung haben, Werke größern Umfangs zu lesen, während sie lebhaft das Bedürfnis fühlen, die Augenblicke ihrer Muße mit der gewöhnlichsten, mit der geschmackvollsten Lecture auszufüllen. Für sie und für Lehrer und Erzieher, welche die Kräfte und die Zeit ihrer Jülinge nicht an Mittelmäßigem — auch Homer schließ bisweilen — verschwenden lassen wollen, verpflanzen wir die, vom praktischen Sinn der Engländer geschaffenen, längst als Bedürfnis erkannten Sammlungen von **Beauties** und **Elegant Extracts** auf deutschen Boden. Wir nennen die Bibliothek, welche sich auf diese Weise bilden wird, eingedenk des berühmten Ausspruchs von Goethe, daß die Zeit herannahet, wo die Scheidewand fallen wird, welche die Literaturen der Völker trennt: Weltliteratur, und vereinigen ihn ihr, was die größten Dichter und Denker jedes Stammes Classisches geschaffen, stets mit Rücksicht auf deutsche Geistesrichtung und Gesetze. Sie erscheint in Serien, wovon die erste, 7 Bände umfassend, Perlen der Poesie enthält. Erschienen sind davon: **Beauties of Shakespeare** und **Beauties of Byron** in elegant gedruckten Octavbänden. Zur Publication werden vorbereitet: **La France romantique** — das Buch von Gott, — das Buch vom Vaterland, — das Buch von der Natur, — Perlen des deutschen Drama. Jeder Band besteht für sich, bildet ein Ganzes und kostet 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Wer auf die ganze erste Serie unterzeichnet, oder Schulanstalten, welche auf 7 Exemplare eines einzelnen Bandes subscribiren, erhalten 7 Bände um den Preis von 6.

Stuttgart, im Herbst 1838.

Buchhandlung von **Paul Neff.**

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

## Gesammeltes aus der Geschichte der Hamburgischen Armen-Anstalt

vom  
Freiherrn von Boght,  
während ihrer fünfzigjährigen Dauer.

Royal 8. 10 $\frac{1}{2}$  Bogen. 1 Thlr. 6 Gr.

Die Einrichtung der hamburgischen Armenanstalt hat sich als vortrefflich und segensreich bewährt und mancher andern als Vorbild gedient. Eine geschichtliche Zusammenstellung des Ganges und Wirkens derselben während einer solchen Reihe von Jahren muß daher jedem Freunde des Armenwesens von höchstem Interesse sein und zwar um so mehr, als sie von einem Manne verfaßt ist, der dieselbe mit begründet und ununterbrochen auf das thätigste und umsichtigste gefördert hat, und

hier aus seine reiche Sammlung von Beobachtungen und Erfahrungen mit vielen gewichtigen Winken und Andeutungen dem Publicum darbringt.

Hamburg, im October 1838.

**Johann August Meißner.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:  
**Jf's. Encyclopädische Zeitschrift**, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Dfen. Jahrgang 1838. Fünftes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

**Blätter für literarische Unterhaltung.** (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1838. Monat October, oder Nr. 274—304, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXXIV—XXXVII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf seinem Druck-Wellpapier 12 Thlr.

**Allgemeine medicinische Zeitung.** Herausgegeben von Dr. **Karl Pabst.** Jahrgang 1838. Monat April, oder Nr. 27—34. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

**Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.** 1838. Siebentenen Bandes sechstes Heft. (Nr. XVIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

**Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Jahrgang 1838. Monat October, oder Nr. 40—43, und **Bibliographischer Anzeiger:** Nr. 40—43. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.  
Leipzig, im November 1838.

**H. A. Brockhaus.**

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

**Ritter Val. Lud. Grera,**

Doctor der Medicin, k. k. Suberalrath, emeritirter und pensionirter Professor der speciellen Therapie und medicinischen Klinik zu Padua und Bologna u. s. w.

## Schl und Benedig

in ihrer

heilkräftigen Wirksamkeit

dargestellt und verglichen

nebst einem Anhang über die Heilkräfte des Wassers zu Recoaro für Steinranke, und einer Selbstbiographie des Verfassers.

Aus dem Italienischen übersezt und mit Zusätzen vermehrt von

**Med. Dr. S. S. Beer,**

Secundararzte im k. k. allgemeinen Krankenhause, zweitem Arzte im k. k. Erbischöllischen Alumnate, Mitglied der medicinischen Facultät und der k. k. Gesellschaft der Ärzte in Wien.

12. Wien 1838.

In Umschlag geheftet. Preis 20 Gr. Säch.

Diese erst Ende Mai d. J. in Benedig erschienene Schrift des in der gelehrten Welt und als praktischer Arzt berühmten Verfassers enthält so viel Wissenschaftliches, Gediegenes und

Heute, sowohl in Bezug auf die klimatischen Verhältnisse  
Benehigt, als auch und besonders über die Heilsamkeit dieser  
Stadt für solche Kranke, welche die in dem berühmten Bades-  
orte Ischl begonnene Cur fortsetzen und vollenden wollen, daß  
wir mit Recht voraussetzen können, daß eine gründliche Über-  
setzung derselben bewirkt werden höchst willkommen sein dürfte.  
Der Uebersetzer war auch darauf bedacht, mehrere aus authentischen

Quellen geschöpfte Zusätze, vorzüglich in Bezug auf die Heil-  
kräfte Ischls, als Beilage hinzuzufügen. Vorzüglich werden  
Brustkranke, scrophulöse und rheumatische Individuen und Per-  
sonen, die an Steinbeschwerden leiden, viel Neues und Beleh-  
rendes aus dieser sowohl für Ärzte als Nichtärzte interessanten  
Schrift schöpfen, deren Interesse durch eine Selbstbiogra-  
phie des gelehrten Verfassers noch erhöht wird.

## Deutsche Vierteljahrs-Schrift, IV. Heft.

Wir versenden soeben an die verehrlichen Sortimentshandlungen:

Das vierte Heft

der

# Deutschen Vierteljahrs-Schrift.

1838.

Inhalt: Über die Schwankungen der Goldproduction mit Rücksicht auf staatswirtschaftliche Probleme von  
A. v. Humboldt. — Die Literatur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf von G. P. —  
Die Stellung Kant's zur Philosophie vor und nach ihm. — Das englisch-amerikanische Bankwesen in seinen com-  
merciellen, politischen, staatswirthschaftlichen und moralischen Beziehungen. — Über die preussische Municipalver-  
fassung. — Der Welt und die Euthanasie. — Die Findelhäuser und die Waisenhäuser von R. Mohl. — Die  
Statistik der Cultur im Geist und nach den Forderungen des neuesten Völkerverlebens. — Aphorismen über Kriegskunst  
von Prokesch u. Osten. — Kurze Notizen.

Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr 20 Gr., oder 3 Fl.

Der Preis des ganzen Jahrgangs von 4 Heften ist 7 Thlr. 8 Gr., oder 12 Fl.

Inhalt des ersten Heftes: Was wir bezwecken. — Über alte und neue Handelswege nach der Westküste  
Amerikas. — Die Seinhöhlengebilde in naturgeschichtlicher und technischer Beziehung. — Der Pauperismus. —  
Die neue Bestattung der deutschen Alterthumswissenschaften. — Die literarischen Zustände Belgiens. — Heine's  
Schriften und Töndem. — Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage. — Auf welchem Standpunkt steht die vater-  
ländische Wissenschaft? — Über den Pommerskismus. — Aphorismen über Kriegskunst. — Über Diplomatie.

Inhalt des zweiten Heftes: Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens. — Wohnlichkeit  
und Lebensgenuß in Deutschland. — Die Cholera. — Die Romane. — Blicke auf die neuesten Bearbeitungen der  
französischen Staats- und Rechtsgeschichte. — Die Menschenrechte. — Die Gefangenenreform. — Über die Ent-  
stehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines. — Übersicht der Leistungen der constantinopolitanischen  
Presse in den letzten sieben Jahren.

Inhalt des dritten Heftes: Die Leistungen einiger pariser Vereine in Hinsicht auf das allgemeine  
Wohl. — Die jetzige Stellung des Adels, besonders des deutschen. — Der bergmännische District zwischen Böhmen-  
ham, und Wolterhampton, mit besonderer Bezeichnung auf die Gewinnung des Eisens. — Über die Negerlaverei  
in den Vereinigten Staaten und in Texas. — Welche Früchte hat bisher die deutsche gewerbwissenschaftliche Literatur  
getragen? — Über die Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdbarges zu Fußpfaden, Fahrbahnen und  
architektonischen Zwecken in Frankreich. — Die Sprachlehrenmethoden Hamilton's und Jacotot's. — Über die Ver-  
sammlung der deutschen Landwirthe. — Die Versorgung und Versorgungsanstalten der Mittelstände. — Über den  
Nahrungsgeistigen Genuß. — Die zweckmäßigste Pflege der schönen Künste in Deutschland. — Duldsamkeit. —  
Kurze Notizen.

Diese Vierteljahrs-Schrift, welche allgemeinen Beifall gefunden und von den ersten Namen Deutschlands mit  
Beiträgen für die künftigen Hefte besetzt wurde, wird auch im kommenden Jahre fortgesetzt.

Das erste Heft des Jahres 1839, oder Nr. V, wird eben in die Presse gegeben und erscheint noch im Laufe  
der letzten Monate dieses Jahres.

Stuttgart, den 1ten October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der **Literatur-Campagne** in Stuttgart erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Prachttausgabe

von

## Hebel's altemannischen Gedichten

mit

siebenundzwanzig Umrissen

von

**Julius Nisle.**

Zweite, mit den illustrierten Gedichten vermehrte Ausgabe der Umrisse.

Elegant gebunden mit Goldschnitt,  
in Octav 3 Thlr. Preuß., oder 4 Fl. 48 Kr. Rhein.  
in Quart 4 Thlr. 12 Gr., oder 7 Fl. 12 Kr. Rhein.

Album der Boudoirs.

## Illustrationen

zu

## Uhland's Gedichten

in sechsunddreißig Umrissen

von

**Julius Nisle.**

Mit postischen Spenden

von Alexander Graf von Württemberg, Heine, C. Reinhold, Dingelstedt, J. N. Vogl, J. G. Seidl und Andern.

Herausgegeben von **Aug. Sewald.**

Elegant gebunden mit Goldschnitt.

Preis 4 Thlr. 18 Gr. Preuß., oder 8 Fl. 6 Kr. Rhein.

In der **Augsburger Allgemeinen Zeitung** hat sich über diese Erscheinungen bereits eine Stimme vernommen lassen wie folgt:

Es sind hier soeben zwei Prachtwerke erschienen, welche den Beifall aller Freunde der Poesie und Kunst in hohem Grade auf sich ziehen werden. Das Eine ist eine zweite Ausgabe der **Siebenundzwanzig Umrisse zu Hebel's altemannischen Gedichten** von **Julius Nisle**, welche Umrisse bereits im vorigen Jahre einen glänzenden Erfolg erzielten; die gegenwärtige Ausgabe, in Octav und in Quart erschienen, ist zugleich eine wahre Prachttausgabe von Hebel's altemannischen Gedichten, da sie mit dem auf feinstem Kupferdruckpapier prächtig gedruckten Text der illustrierten Gedichte vermehrt ist, was um so mehr anerkannt werden muß, als dieselben in einer würdigen Gestalt bis jetzt nicht existierten und nur auf grauem Böschpapier gedruckt vorhanden waren. Das andere der Prachtwerke erscheint zum ersten Male; es sind von demselben Künstler **Illustrationen zu Uhland's Gedichten** in **36 Umrissen**, welche mit dem wackeren Titel: **Album der Boudoirs**, herausgegeben von **Aug. Sewald**, in der Form eines Reisealmanachs von einer angesehenen Sammlung von Gedichten begleitet werden, zu welcher ausgezeichnete Dichter, wie Alexander Graf von Württemberg, Heine, C. Reinhold, Dingelstedt, J. N. Vogl, J. G. Seidl und Andere beigekürzt haben. Die Ausstattung beider Werke von Seiten der Verlags-handlung ist dem innern Werthe derselben entsprechend; mit Goldschnitt und in äußerst geschmackvollem Kelbe, scheinen sie sich in den Rang der jährlichen Taschenbücher und Almanache stellen zu wollen, vor welchen sie jedoch voraus haben, daß ihr Kenner-einstimmigen und dauernden Werth hat, als er diesen Eintagsfliegern der Litteratur eigen ist. Es läßt sich daher vermuthen, daß die schöne und elegante Welt, welche bisher mit dem Literaturzweige der Almanache einen jährlichen Tribut zu zahlen pflegte, jetzt begierig nach den eben besprochenen

Erscheinungen greifen wird, welche sich ebenfalls noch durch einen verhältnißmäßig billigen Preis auszeichnen. Es sollen, wie wir hören, von demselben Künstler auch **Illustrationen zu Schiller's Werken** zunächst als **Gedichte-Beilage** zur **Zeitschrift Europa** für 1838 erscheinen, auf welche nach gelieferten Proben eines so schönen Altemannes, wol mit allem Recht im Voraus aufmerksam gemacht werden darf.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Genera et Species

## Gentianearum,

adjectis observationibus quibusdam phytogeographicis, auctore

**A. H. R. Griesebach,**

Med. Doct. Societatis regiae botan. Ratisbon. sodal., in universitate Göttingensi privatim Doceate.

Gr. 8. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 24 Kr.  
Stuttgart und Tübingen, im September 1838.  
**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

## O. Horatius Flaccus

## sämmtliche Werke,

übersetzt und erläutert.

von

**Dr. J. H. M. Ernesti.**

2 Bände. München, bei Fleischmann. 3 Thlr. 4 Gr., oder 5 Fl. 30 Kr.

Es gehörte einer unserer Koryphäen, wie Herr Ernesti, dazu, den herrlichen Horaz in deutscher Sprache so wiederzugeben, daß man die Urschrift vor sich zu haben glaubt; aber auch des großen Schatzes der Anmerkungen wegen, womit dieses Werk ausgestattet ist, darf der berühmte Übersetzer auf den Dank aller Freunde des classischen Alterthums gerechten Anspruch machen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

## Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. October. Nr. 288—291.

Nr. 288. \* Elisabeth, Königin von England; Die Colobade. Die Halbwildn der Provence. \* Der Leuchthurm von Pharos. — Nr. 289. \* Elisabeth, Königin von England. (Beschluß.) \* Die Weinwohner von Salsafra. Geburtsort des Columbus. \* Der runde Thurm in Florenz. — Nr. 290. \* Die Gemälde und das letzte Ged. Die Bekleidungsart. \* Geographie. Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt um Amerika. Die heißen Quellen von Hammam-Meschutin im Atlas. — Nr. 291. \* Die türkischen Kaffeehäuser. Der Eispalast. \* Die englischen Ordnungssignien. Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt um Amerika. (Beschluß.) Blumenhandel in Paris. Die mit \* bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248, enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. auf nur 6 Thlr. ermäßigt. Jeder dieser Jahrgänge einzeln kostet 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im November 1838.

**J. A. Brockhaus.**

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

## An alle Buchhandlungen ist jetzt versandt: Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben  
von

**Friedrich von Raumer.**

Zehnter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Deutsches Bürgerthum in Pommern um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Von F. W. Barthold. — II. Spanien in seinem Verhältnisse zu den Staaten Europas bei dem Übergange der Herrschaft von dem Hause Habsburg auf das Haus Bourbon. Von F. W. Schubert. — III. Christoph Martin Wieland nach seiner Freunde und seinen eigenen Äußerungen. Zusammengefaßt und mitgetheilt von A. W. Böttiger. — IV. Bericht des Cornelius Cittenius, kaiserlichen Notars und Schreibers beim apostolischen Archiv, über die Reise des Legaten Vorstius, Bischofs von Tir, um dem römischen Könige und den deutschen Fürsten die allgemeine Kirchenversammlung zu Mantua anzufagen. 1536—37. Aus der Handschrift herausgegeben von W. A. Arendt.

### Im Preise herabgesetzt

sind der erste bis fünfte Jahrgang (1830—34) und kosten anstatt 9 Thlr. 16 Gr. zusammen genommen jetzt nur 5 Thlr., einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente, achte und neunte Jahrgang (1835—38) jeder 2 Thlr.

Die Beiträge lieferten: W. A. Arendt, F. W. Barthold, A. W. Böttiger, F. Förster, G. Gaus, K. G. Jacob, P. Leo, J. W. Loebell, F. Lorenz, Fr. Passow, F. v. Raumer, K. Roepell, F. W. Schubert, J. D. F. Sohmann, Chr. L. Stieglitz, K. T. Barnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth, F. Willen und J. W. Zinkeisen.

Leipzig, im November 1838.

**F. A. Brockhaus.**

## Italienisch-Deutsche Zeitschrift:

# Rivista Viennese.

Collezione mensile di articoli originali, traduzioni, estratti e critiche di opere di letteratura, italiane e tedesche, tendente a metter in luce lo stato e i bisogni della letteratura, di queste due nazioni.

Redattore: Dottore **G. B. Bolza.**

Die Leistungen dieser Zeitschrift, welche in deutschen wie in italienischen öffentlichen Blättern bereits rühmlichst besprochen wurde, haben ihren literarischen Ruf begründet, und mag die nachstehende Aufzählung einiger Artikel des nun beendigten ersten Semesters, in 2 Bänden oder 6 Heften, den Beweis ihres gewählten, interessanten und werthvollen Inhaltes liefern. Es ist das eifrigste Bestreben der Redaction, durch immer weiter ausgebreitete Verbindungen der Tendenz dieses Journals die

entsprechendsten Garantien zu verleihen, welche ihm jetzt schon eine so erfreuliche Aufnahme verschafften.

Unter der Rubrik: *Articoli originali*, zeichnen sich Bruchstücke eines noch unter der Presse befindlichen historischen Romanes: „*Margherita Pusterla di Ces. Cantù*“, aus, eines der ersten Schriftsteller Italiens; ein Abschnitt der *Storia di Vienna*, schizzo di G. B. Bolza, welchem noch weitere folgen; ein interessanter Artikel des berühmten Statistikers Adriano Balbi: *Sui progressi dell' industria nell' impero d' Austria*. Unter den *Traduzioni col testo a fronte* sind Camoena, dramma di Fed. Halm; la storia di Pietro Schlemihl del Chamisso; la veste fatale (das Rothhemd) di Uhland; la pentecoste di Manzoni; *Conni storici sul paese di Montenegro*, nebst vielen andern classischen Stücken aus Schiller, Krištof, Ugo Foscolo, Grillparzer, Wachsmann, Vittorelli, Lied, Bedelik, Körner, Engel, Caroline Pichler, von ausgezeichneten Übersetzern, wie Regrelli, Bolza, Gar, Sonnenfthner, Knoll u. A. zu finden.

Der philologische Theil bietet dem Leser, außer den vergleichenden Mittheilungen der mailänder, venetianer, neapolitaner, berner und östreichler Dialekte, verschiedene interessante Aufsätze, welche den Geist der Sprache und Poesie Deutschlands und Italiens wechselseitig entwickeln.

In der kritischen Abtheilung sind die neuesten Erscheinungen der beiden Länder besprochen, als: Fausto, trag. di Goethe trad. di Scalvini, Vita di S. Elisabetta, di Montalembert, Duffstöberer von Hammer-Purgstall, Bojardo's verliebter Roland, übersetzt von Gries, *Sirena italiana*, il *Pressagio*, Almanachi per 1838, iscrizioni di Lambertenghi, *Kaenclopedia moderna*, o dizionario di conversazione, Dante's göttliche Komödie, übersetzt von Kopisch, *Storia de' municipii italiani del Cav. Morbio*, *Orazioni di Torricelli*, die *Verlobten von Manzoni*, deutsch von Bülow, *Edermann's Gespräche mit Goethe*, *Friede's Wanderungen in Tirol*, *Saggio di collezione per la critica della letteratura europea degli ultimi cinquant' anni* und viele Andere. Am Schlusse sind unter der Aufschrift: *Varieta*, gelehrte und unterhaltende Aufsätze über Sitten, Gebräuche, Zustände, Erfindungen und endlich bibliographische Übersichten.

Mit jedem Monatshefte werden Concurrenz zu Beiträgen ausgeschrieben, welche den Freunden beider Sprachen angenehme Gelegenheit zu Versuchen ihres Talents und ihrer Kenntnisse und nebstdem anständige Prämien darbieten. — Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Wien, im October 1838.

**Zendler und Schaefer,**  
Buchhändler.

In der Kreuz'schen Buchhandlung zu Magdeburg erschien:

**Der Thurm am See.** Nach dem Französischen von F. Wesenkeld. 2 Theile. 2 Thlr.

Der überraschende Gang der Begebenheiten, blühende Sprache und die moralische Tendenz machen dieses Werkchen zu einem der interessantesten für die deutsche gebildete Lesewelt.

In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien  
ist in Commission erschienen und daselbst, sowie in allen Buch-  
handlungen Deutschlands zu haben:

## Für Kalobiotik, Kunst, das Leben zu verschönern, als neu ausgestrecktes Feld menschlichen Strebens,

von  
**W. Braun.**

Zweite Lieferung, von der ersten unabhängig und  
zugleich Fortsetzung.

Gr. 12. Wien 1838.

In Umschlag broschirt. 12 Gr. Sächs.

Die Neuheit und handgreifliche praktische Wichtigkeit des  
Angestrebten, die Ausdehnung, welche das Gebiet der Kallibotik  
dadurch erhält, lassen auch für gegenwärtiges Bändchen dieselbe  
günstige Aufnahme hoffen, welche dem frühern gleichen Titel  
im Publicum und in den angesehensten Zeitschriften Deutsch-  
lands geworden. Beide Theile bilden jeder für sich, wie auch  
zusammen ein Ganzes, dessen Nutzen ein stets wachsendes  
Interesse finden möge, um ihre Wohltätigkeit zu voller Aner-  
kennung zu bringen.

Der erste Theil erschien 1835 und kostet in Umschlag  
brochirt 16 Gr. Sächs.

Ferner:

## Andeutungen

über die

## Anwendung und heilsame Wirkung der medicinischen Dampfbäder,

von  
**Dr. G. H. Mosing.**

8. Lemberg, 1838. Broschirt. 5 Gr. Sächs.

## Für praktische Ärzte und Wundärzte.

Bei F. A. Herbig in Berlin sind erschienen und in  
allen Buchhandlungen zu haben:

**Specielle Pathologie und Therapie**  
von Dr. C. G. Neumann. 4ter Band. In 2 Abthei-  
lungen. Zweite verbesserte Auflage. 1838. 4 $\frac{1}{2}$  Thlr.,  
alle 4 Bände in 7 Theilen 15 $\frac{3}{4}$  Thlr.

Hiermit ist dieses aus einer 40jährigen Praxis hervor-  
gegangene Werk in der zweiten Auflage wieder vollständig  
durch alle Buchhandlungen zu haben. Es umfasst, wie noch  
kein anderes vor ihm, die gesammte ärztliche Praxis, mit  
Einschluss der Chirurgie und Augenheilkunde, in-  
sofern diese nicht operative Fertigkeit erfordern, und fand  
eine so allgemein günstige Beurtheilung und Aufnahme,  
dass gleich nach seiner Vollendung eine zweite Auflage er-  
forderlich wurde. Wol wenige Werke von diesem Umfange  
können sich dessen rühmen! Nach einer kürzlich erfolgten  
Recension hat sich der Verfasser einen Denkstein der Un-  
sterblichkeit durch dasselbe gesetzt.

## Grundlehren der Chirurgie

von Charles Bell. Aus dem Englischen von Dr.  
C. A. Mörer, bevorwortet von C. v. Gräfe, königl.  
preuss. Geh. Rathe, Generalstabsarzt der Armee etc.  
2 Theile. Gr. 8. 1838. 3 $\frac{1}{2}$  Thlr.

Nach einer kürzlich erfolgten Beurtheilung hat der be-  
rühmte Verfasser dieses Buch in demselben Sinne geschrie-  
ben, in welchem Hufeland sein Enchiridion schrieb;  
er wollte ein Werk hinterlassen, das in gedrängter Kürze

das Resultat seiner langen Erfahrung enthält. Überall sind  
bedehrende Winke, klare Ansichten, echt praktischer Geist  
sichtbar, und so kurz die mitgetheilten Lehren und Vor-  
schriften ausgedrückt sind, wird man sie doch überall an-  
wendbar und verständlich finden. Nicht um das Theoretische,  
sondern allein um kurze praktische Vorschriften war es dem  
Verfasser zu thun.

## Der Schrägschnitt,

eine neue Amputations-Methode, nebst Erörterungen  
anderer die Amputationen betreffender Gegenstände,  
von Prof. Dr. E. Blasius. Mit 6 Kupfertafeln.  
1838. Gr. 4. Geheftet. 1 $\frac{1}{2}$  Thlr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhand-  
lungen zu haben:

## Forschungen

auf dem

## Gebiete der neuern Geschichte.

Herausgegeben

von

**A. A. Müller.**

Erste Lieferung: Kurfürst Johann Georg der Erste, seine  
Familie und sein Hof. Nach handschriftlichen Quellen des  
königl. sächs. Haupt-Staatsarchivs. Ein Beitrag zur Cul-  
tur- und Sittengeschichte des 17ten Jahrhunderts. Gr. 8.  
1 Theil. 12 Gr.

Zweite Lieferung: Das Goldnerwesen in den ersten Zeiten des  
dreißigjährigen Krieges. Aus handschriftlichen Quellen des  
königl. sächs. Haupt-Staatsarchivs. Ein Beitrag zur Kriegs-  
und Sittengeschichte des 17ten Jahrhunderts. Gr. 8. 9 Gr.

**Dr. Fedor Platner.**

## Bemerkungen

über das

## Quadratbein

und die Paukenhöhle der Vögel. Mit 2 Stein-  
drucktafeln. Gr. 4. 20 Gr.

Der

## Troubadour.

Romantisches Gemälde aus dem letzten Viertel  
des 12ten Jahrhunderts

von

**Ernst von Brummow.**

2 Bände. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Dresden, im October 1838.

**Gerhard Meißner.**

## Wiederholung einer Übersetzungs-Anzeige.

In der unterzeichneten erscheint, gleichzeitig mit dem eng-  
lischen Original, eine Übersetzung von

**The Spirit of the East**  
illustrated in a Journal of travels during  
an eventful period

by **D. Urquhart, Esq.**

London, Colburn.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands, Sibirische und der Schweiz ist vorräthig und zur Ansicht zu erhalten:

# Atlas.

## Zur Kunde fremder Welttheile.

Herausgegeben von August Lewald.

1838. Erster Band (halber Jahrgang).

36 Bogen in großem Octav, prachtvoll gedruckt und mit Lithographien, Stahlstichen und Karten geschmückt.

Sauber broschirt. 3 Thlr. 12 Gr. Preuß., oder 6 Fl. Rhein.

Den Abnehmern der Fortsetzung dieses Werkes kann dieser Band, um die Anschaffung des Ganzen zu erleichtern, um einen enorm billigen, die Herstellungskosten kaum erreichenden Preis erlassen werden; ebenso können dieselben die Jahrgänge 1836 und 1837 in fünf Bänden (deren jeder einzeln 1 Thlr. 16 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. kostet) zusammengenommen für nur 5 Thlr., oder 8 Fl. 6 Kr. beziehen.

Wegen der belehrend-unterhaltenden Tendenz dieses Unternehmens, welches die Verlagshandlung durch prachtvolle Ausstattung und herrliche bildliche Beigaben noch besonders anziehend gemacht hat, kann dasselbe als eine vorzügliche Winterlectüre sowohl als auch zu Weihnachtsgeschenken für die erwachsene Jugend mit Recht empfohlen werden. Es läßt sich vermuthen, daß die so sehr ermäßigten Preise zu häufiger Benutzung zu den erwähnten Zwecken veranlassen werden, weshalb um baldigste Bestellungen gebeten wird, um solche bei Zeiten ausführen zu können.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

## Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. September. Nr. 35—39.

Nr. 35. \*Der Mats. \*Der Apostel Paulus. Der stählerne Kabislaus, ein ungarisches Märchen. \*Der Thurmfall. Auflösung des Räthfels im vorigen Monat. — Nr. 36. \*Anubis. Der stählerne Kabislaus, ein ungarisches Märchen. (Fortsetzung.) \*Jansbruch. Die zärtliche Strauße. \*Der Parforce-Jagdhund. — Nr. 37. \*Der Herzog von Wellington. \*Die feuerpeinenden Berge oder Vulkan. Der stählerne Kabislaus, ein ungarisches Märchen. (Beschluß.) \*Der Serpentinstein. — Nr. 38. \*Die Birmanen. \*Der Paradiesvogel. Die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. \*Die Jerichorose. Räthfel. — Nr. 39. \*Die Schiffbrüchigen. Die Johannisbeeren, von Agnes Franz. Eine Bettstelle von Krupall. \*Das Ichneumon. Der beschündene Hannes. \*Das scythische Kamn. Die mit \* bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr. Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei Eduard Weber in Bonn ist soeben erschienen:

Das

## Nibelungenlied.

Übersetzt von

Dr. Karl Simrod.

Zweite Auflage.

In einem Octavbande von 384 Seiten. Auf Velinpapier. Gehftet 1 Thlr. 4 Gr. Cartonirt 1 Thlr. 6 Gr.

Über die erste Auflage dieser anerkannt besten Übersetzung unsers Nationalepos, welche Goethe (Nachgel. Werke, V, S. 209), indem er „alle Deutsche zur Lesung dieses unsterblichen Gedichts“ auffodert, als eine „höchst willkommen“ begrüßt, äußert derselbe zugleich: „Der neue Bearbeiter ist so nahe als möglich Zeile vor Zeile beim Original geblieben. Es sind die alten Bilder, aber nur

erhellt, eben als wenn man einen verbunkelten Firnis von einem Gemälde weggenommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen. Wir wünschen diesem Werke viele Leser; der Bearbeiter, indem er einer zweiten Auflage entgegen sieht, wird wohl thun, noch manche Stellen zu überarbeiten, daß sie, ohne dem Ganzen zu schaden, noch etwas mehr ins Klare kommen.“ Dies ist nunmehr in dieser neuen Ausgabe so sehr geschehen, daß fast keine Strophe ohne wesentliche Verbesserung geblieben ist.

Wäge das herrliche Gedicht, das schönste und großartigste deutsche Volksbuch, in dieser erneuten Gestalt sich immer mehr der Gunst der Deutschen aller Länder erfreuen!

Die äußere Ausstattung ist sehr anständig, der Preis, zum Zweck der allgemeinsten Verbreitung, so daß dieses Buch in keinem Hause fehle, höchst billig.

Bei dem Verleger dieses Werkes ist ferner erschienen:

**Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter** für Schule, Haus und Wanderschaft. Von Dr. K. Simrod. Zweite vermehrte Auflage. 8. Mit einem Titellupfer. Cartonirt. 1 Thlr. 12 Gr.

**Wieland der Schmied.** Deutsche Heldensage von K. Simrod. Nebst Romanzen und Balladen. 8. Geh. 1 Thlr.

In der Creutzschen Buchhandlung zu Magdeburg erschien:

**Naturhistorisches, botanisch-pharmaceutisches Lehrbuch für Ärzte, Apotheker, Droguisten und zum Gebrauch in Gewerbschulen** von C. S. Meerfeld. Preis 2 Thlr. 18 Gr.

In alphabetischer Ordnung hat hier ein langjähriger Praktiker, dessen Name schon durch mehre Schriften aus dem Gebiete der Pharmacie rühmlich bekannt ist, seine Erfahrungen mit Benutzung der neuesten Entdeckungen in der pharmaceutischen Waarentunde niedergelegt, und ein Werk geliefert, dessen Gebrauch von entscheidendem Nutzen sein wird, und das ganz besonders Apothekern und Drogueriehändlern mit Überzeugung empfohlen werden kann, um es ihren Gehälfen und Jünglingen als treuen Rathgeber in die Hand zu geben.

# Goethe's poetische und prosaische Werke

in  
**Zwei Bänden.**

Unter den schützenden Privilegien sämtlicher Staaten des deutschen Bundes.

**Mit acht Stahlstichen**  
und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Subscriptionspreis 14 Thlr., oder 24 Fl.

Wesentlich unterscheidet sich diese Ausgabe von allen frühern:

- 1) Durch übersichtliche Zusammenstellung und Aufeinanderfolge des Gleichartigen und Verwandten.
- 2) Durch vieles bisher Niegedruckte, das, wie eben gesagt, neuhinzugekommen, und zwar aus allen Gattungen der Poesie, namentlich Lieder, Distichen, Epigramme, Invectiven, Gedichte zum Wivan; Fragmente vom ewigen Juden, von Hanswursts Hochzeit, von Tragödien, Singspielen und Romanen, Schema einer Fortsetzung der natürlichen Tochter und der Pandora; ein Lustspiel: die Wette; endlich eine große Anzahl neuer Maximen und Reflexionen, sowie interessante biographische Einzelheiten, die theils in die Annalen eingeschaltet, theils einzeln abgedruckt worden.
- 3) Durch Angabe der Zeit, in welcher jede Production entweder entstanden, oder doch zuerst durch den Druck bekannt gemacht worden. Dieser Anzeige ist ein sehr genaues Inhaltsverzeichnis hinzugefügt, und das Neuhinzugekommene immer mit einem Sternchen bezeichnet.

**Der niedrige Subscriptionspreis bleibt nur bis Weihnachten d. J. noch offen; nach diesem Termin tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.**

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Sieben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:  
**Trolope, Mrs. Fr., Vater, Mutter und Sohn, ein Roman aus Wien.** Deutsch von Dr. G. N. Bärmann. 3 Bände. 12. Wellpapier. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

**Der Herzlose.** Nach dem Englischen des H. Rankin, von Dr. G. N. Bärmann. 2 Bände. 8. Wellpapier. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

**Boz, Diver Twist,** oder die Laufbahn eines Waisenknaben. 1ster und 2ter Band. Mit 6 Federzeichnungen. 12. Wellpapier. Geh. 2 Thlr.

**Boz, Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby.** 1ster und 2ter Band. Mit 12 Federzeichnungen. 12. Wellpapier. Geh. 2 Thlr.

Braunschweig, den 20sten October 1838.

**G. Westermann.**

Bei F. H. Köhler in Stuttgart ist sieben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

## **Anekdoten**

von

**Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen.**

2tes, 3tes und 4tes Bändchen, à 6 Gr., oder 24 Kr.

Den zahlreichen Abnehmern dieser mit so großem Beifall aufgenommenen Sammlung historischer Anekdoten wird die Nachricht vom Erscheinen dieser lange erwarteten Fortsetzung gewiß willkommen sein. (Das erste Bändchen erschien 1836.)

## **Heinrich Heine's neuestes Werk.**

Binnen Kurzem erscheint und ist durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

**SHAKSPEARE'S**  
**Mädchen und Frauen,**  
mit Erläuterungen

von

**H. HEINE.**

Prachtausgabe in Einem Bände, in gr. 8.

**45 von den besten Künstlern in London gestochene Portraits, mit Text, enthaltend.**

Preis 8 Thlr.

Die geistvollen Erläuterungen H. Heine's, reich an den anziehendsten Bemerkungen über die uns von Shakspeare vorgeführten weiblichen Charaktere, namentlich der Tragödie, sichern an sich schon diesem prachtvollen Werke die günstigste Aufnahme in allen gebildeten Kreisen Deutschlands.

Von hohem Interesse wird Vielen die Einleitung des Buchs sein, wo der Verf. mit großer Freimüthigkeit seine Ansichten über die Leistungen Derrers ausspricht, welche bisher die Erklärung Shakspeare's zum Gegenstande ihrer literarischen Arbeiten gemacht haben.

Leipzig, im November 1838.

**Brockhaus & Wenner,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXI.

Dieser literarische Anzeiger wird von bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätzig:

Vollständiges  
**Real-Lexikon**  
der  
**medicinisch - pharmaceutischen**  
**Naturgeschichte**  
und  
**Rohwarenkunde.**

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

*Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studierende, Apotheker und Droguisten.*

Herausgegeben von

**Dr. EDUARD WINKLER.**

Ersten Bandes erstes Heft. Aal — Beringeria.

Gr. 8. Auf gutem Druckpap. Subscriptionspreis 20 Gr.

Dieses Werk, das zwei Bände bilden und in Heften von 12 Bogen ausgegeben wird, dürfte einem seit langer Zeit lebhaft gefühlten Bedürfniss entsprechen; dasselbe ist mit Benutzung aller wichtigen Werke der ausgezeichnetsten Schriftsteller in diesem Fache und nach eignen Erfahrungen dem Stande der Wissenschaften gemäss bearbeitet worden.

Leipzig, im November 1838.

**F. A. Brockhaus.**

Das soeben erschienene 4te Quartalheft von dem

## Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern.

Mit Beiträgen von  
**den ausgezeichnetsten Schriftstellern**  
**Deutschlands.**

8. Altona, Hammerich. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

enthält: 1. Zum Gedächtniß Abelberts von Chamisso. Von R. W. Barnhagen von Ense. — 2. Der neue Hyacinth, Novelle von Friedrich von Seyden. — Shakespeare als verlornen Sohn. Von H. Roemig. — 4. über Goethe's Verhältnis zur Tonkunst. Von Dr. Aug. Rahlert. — 5. Die neuesten

Schicksale der Hegel'schen Schule. — 6. Ungedruckte Beiträge zu der neuen Ausgabe von Lessing's Werken. — 7. Vorgänge und Zustände der Schweiz. (Auf diese aus der Feder eines der ausgezeichnetsten Publicisten der Schweiz fließenden Artikel, die in den folgenden Heften unserer Vierteljahrschrift ihre regelmäßige Fortsetzung erhalten werden, erlauben wir uns bei den gegenwärtigen Verhältnissen dieses Landes, noch besonders hinzuweisen.) — 8. Verschiedene kleinere Artikel in den Literatur- und Correspondenzblättern.

Die allgemeinste Anerkennung und die lebhafteste Theilnahme, welche diese, durch ihren Inhalt ausgezeichnete Zeitschrift gefunden, ermutigt die Redaction auf die begonnene Reise fortzufahren. Das erste Heft des **Freihafens** für 1839 befindet sich bereits unter der Presse.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands u. s. w. haben stets den **Freihafen** vorrätzig.

## Ramayana.

Soeben ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen von dem Unterzeichneten zu beziehen:

**RAMAYANA**

id est

carmen epicum de Ramae rebus gestis poetae antiquissimi Valmiciis opus. Textum codd. mss. collatis recensuit, interpretationem latinam et annotationes criticas adiecit

**Augustus Gulielmus a Schlegel.**

Vol. I. Pars 2<sup>a</sup>

Vol. II. Pars 1<sup>a</sup>

8maj. Bonnæ, 1838.

Die geehrten Subscribern wollen diese Bände gegen Zahlung des Subscriptionspreises von 14 Thalern für Vol. II, P. 1, 2 (2 wird bald nachgeliefert), in derselben Prachtausgabe auf seinem starken Velinpapier wie Vol. I, P. 1, bei ihren resp. Buchhandlungen in Empfang nehmen.

Der bisherige Subscriptionspreis von 14 Thalern für jeden aus zwei Theilen bestehenden Band dauert noch fort.

Bonn, im October 1838.

**Eduard Weber.**

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen:

Leo, Dr. Heinr., **Lehrbuch der Universalgeschichte** zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanstalten. Erster Band. Die Einleitung und die alte Geschichte enthaltend. Zweite Auflage. Gr. 8. 38 Bogen. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

— **Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte.** Dritter Theil. Gr. 8. 18<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Bogen. Preis 16 Gr.



(Vorläufige Ankündigung.)

## Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit,

vom  
Abschluß des ersten pariser Friedens  
bis  
auf unsere Tage.

Nach dem frühern Werke umgearbeitet, vermehrt und fortgesetzt, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der außereuropäischen Welttheile, und die Religions- und Kirchen-, Literatur- und Kunst-, Handels- und Industrie- und Kriegsgeschichte dieses Zeitraums

von  
**Ernst Münch.**

Gr. 8.

Der nähere Prospectus über dieses Werk, welches mit der unlängst vom Literatur-Comptoir in Stuttgart angekündigten zweiten wohlfeilen Ausgabe der frühern Arbeit und den (mit dieser letztern in Zusammenhang gebrachten, von dem Verfasser unveranlaßten) Kottenkampfschen Supplementen nicht zu wechseln ist, wird demnächst folgen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes versendet werden.

Für Theologen und gebildete Freunde  
Christlicher Wissenschaft und Erbauung.

Sorben ist vollständig erschienen:

## Die Dritte Auflage des Handbuchs der Kirchengeschichte.

Von  
**H. E. F. Guericke, Th. Dr.**

Ausgabe in 12 Hefen.

Preis jedes Heftes 8 Gr. (10 Sgr.)

Nach einem Zeitraume von noch nicht einem Jahre ist die zweite Auflage von Guericke's Handbuch der Kirchengeschichte vergriffen, und eine dritte, welche wir hiermit dem Publicum vollständig übergeben, notwendig geworden.

Über den Charakter und die Vorzüge dieses Wertes erlauben wir uns nachstehend einige Andeutungen.

Guericke's Kirchengeschichte ist nicht allein für den gelehrten Theologen, für Theologie Studierende, sowie für solche, welche es wieder einmal sein wollen, sondern auch hauptsächlich für jeden gebildeten Freund der Theologie bestimmt. Eine klare und übersichtliche, bündige und doch vollständige Darstellung der Thatfachen und deren Entwicklung führt die Leser in ein lebendiges Verständniß der allgemeinen Kirchengeschichte ein, und es möchte in den verschiedenen Zweigen der theologischen Wissenschaften nicht leicht ein Werk gefunden werden, welches in gleich hohem Maße den Anforderungen des gelehrten Lesers wie des gebildeten Freundes christlicher Wissenschaft und Erbauung entspricht.

Den Blick der Lesern auf das Unternehmen hinzulenken und ihrer Theilnahme dasselbe noch besonders zu empfehlen,

dessen wiew es bei der weiten Verbreitung des Buches an den meisten Orten nicht mehr bedürfen; wo dasselbe aber bisher noch nicht näher bekannt, da wird es, so hoffen wir, bald theilnehmende und zahlreiche Leser um sich her sammeln.

Der höchst billige Preis jedes Heftes in Umschlag ist 8 Gr. (10 Sgr.) Der Druck ist klar und deutlich und auf weißem Papier ausgeführt.

Halle, im October 1838.

Noch empfehlen wir der Beachtung des theologischen Publicums folgendes im vorigen Jahre in unserm Verlage erschienene wichtige Werk:

## Philipp Jakob Spener's deutsche und lateinische theologische Bedenken.

In einer zeitgemäßen Auswahl

herausgegeben von

**F. A. C. Hennicke.**

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Die theologische Literatur besitzt von Spener nichts, was so bedeutend wäre als diese Gutachten, in welchen die wichtigsten Angelegenheiten des innern und äußern Christenlebens, der Kirche und des Predigtamts zur Sprache kommen, und welche als ein Anhang oder als eine Sammlung von Belegen zu Hossbach's Schrift über P. J. Spener und seine Zeit angesehen werden können.

Damit die obige Auswahl auch für ungelehrte Leser zugänglich sein möchte, so ist aus den lateinischen Bedenken, deren Inhalt übrigens fast ganz in den deutschen vorkommt, verhältnismäßig nur Weniges ausgehoben worden.

Halle, im October 1838.

**Sehauer'sche Buchhandlung.**

Sorben ist erschienen:

Geschichte und System der Platonischen Philosophie von Dr. Karl Fr. Hermann, ordentl. Professor der Philologie an der Universität zu Marburg. Erster Theil, die historisch-kritische Grundlegung enthaltend. (In 3 Lieferungen.) Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Um das Buch schneller in die Hände der zahlreichen Besteller zu bringen, hat uns der Herr Verfasser gestattet, diesen ersten Theil in 3 Lieferungen auszugeben, wovon 2 bereits an alle gute Buchhandlungen versandt sind. Die unter der Presse befindliche 3te Lieferung wird jedenfalls vor Schluss dieses Jahrs noch fertig und versandt.

Inhalt: Buch I. Plato's Lebensentwicklung und Verhältniss zur Aussenwelt. Buch II. Plato's Verhältniss zu dem philosophischen Standpunkte seiner Zeit und Einfluss dieses auf seine Lehre. Buch III. Plato's schriftstellerischer Nachlass als Quelle seines Systemes gesichtet und geordnet. Heidelberg, im October 1838.

Akademische Verlagsbuchhandlung von  
**C. F. Winter.**

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

## Genrebilder.

Nach dem Leben gezeichnet

von

**Junia Romana.**

2 Bände. Broch. 2 Thlr., oder 3 fl. 36 Kr.

N. S. Elwert in Marburg.

# Der Cid mit Holzschnitten.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

## Der Cid.

• Nach spanischen Romanzen

besungen durch

**Johann Gottfried von Herder.**

Illustrirt durch **70 Holzschnitte,**

nach Zeichnungen von **Eugen Neureuther**

geschnitten von den besten englischen Holzschnidern:

**Thompson, Orrin Smith, Williams, Gray, Wright, Folkard etc.**

Erste Lieferung. 8 Bogen 1—8.

Diese Prachtausgabe des unsterblichen Gedichtes erscheint auf dem feinsten Wellpapier in vier Lieferungen je zu 7—8 Bogen. Der Preis jeder Lieferung ist 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr. Rhein. Das Ganze wird im Laufe dieses Jahres beendigt werden.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Das in der Creuz'schen Buchhandlung in Magdeburg erschienene Werkchen:

Die Vor- und Nachsyben der deutschen Sprache, bearbeitet von **J. F. Meyer** (Lehrer am Domgymnasium zu Magdeburg). Preis 18 Gr.

verbietet die Berücksichtigung eines jeden Lehrers der deutschen Sprache, der mehr als das rein Mechanische beachtet, und es haben sich nicht nur **Disteweg** in seinem Lehrgang der deutschen Sprache, und **Heysse** im ausführlichen Lehrbuch der deutschen Sprache, sondern auch ein Recensent in der Hallischen Literaturzeitung, 1837, Nr. 36, darüber auf das entscheidend Günstigste ausgesprochen.

Seinen neuen Beweis seiner Thätigkeit und als Frucht langjähriger Erfahrungen hat der Verfasser dargelegt in der gegenwärtigen Herausgabe eines Werkchens, unter dem Titel: **Deutsche Grammatiken für Gymnasien** von **J. F. Meyer**. Preis 18 Gr., und in Partien über 12 Stück 15 Gr.

von welcher zu erwarten ist, daß es vielen gelehrten Schulen eine ebenso willkommene Erscheinung sein wird, als es dem hiesigen Domgymnasium war, wo es sogleich für die 6te bis 8te Classe eingeführt wurde.

In unserm Verlage ist erschienen:

**Adelbert von Chamisso's Werke.**

4 Bände in gr. 12.

Wellpapier. In Umschlag geheftet. Mit Chamisso's Portraict, vier radirten Blättern von **Abolf Schroedter** u. s. w. Preis 4 Thlr. 15 Gr.

Leipzig.

**Weidmann'sche Buchhandlung.**

Bei **Tendler und Schaefer**, Buchhändler in Wien, find soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Thalens Spenden von Herzenskron.** Auch unter dem Titel: **Dramatische Kleinigkeiten.** 5ter Band, enthaltend: **Das Geschenk des Fürsten — Seraphine — Der Hufschmid.** 8. In Umschlag broschirt. 21 Gr.

**Langer, J., Neue Erzählungen und Humoresken.** 2 Bändchen. Mit Titeltupfer. 8. In Umschlag broschirt. 2 Thlr. **Schilling, A., Reisperlen, Novellen: Der Alchymist — Das Zimmer eines Improvisators — Natur und Gotta — Antonio Regrino — Emmy.** Mit Titeltupfer. 8. In Umschlag broschirt. 20 Gr.

Früher erschienen:

**Gold, Fr. A., Abendstunden, Erzählungen und Novellen.** 6 Bändchen. 8. 1836. In Umschlag broschirt. 3 Thlr.

**Stegmayer, G., Klänge aus der Läufe, bergmännische Gedichte und Aphorismen.** Mit dem Bildnisse des Verfassers. 2te verbesserte Ausgabe. 8. 1836. Broschirt. 12 Gr.

**Braun v. Braunkhal, Phantasie- und Thierstücke.** 8. 1836. Broschirt. 16 Gr.

**Zhieslen, F. M., Neueste Erzählungen und Novellen.** Nach dem Französischen des **Victor Hugo, Alexander Dumas, George Sand** u. A. 2 Bände. 8. 1835. Broschirt. 1 Thlr. 8 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen: **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.** 1838. Achtzehnten Bandes erstes Heft. (Nr. XIX.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im November 1838.

**F. W. Brockhaus.**

## Illustrirte Ausgaben.

**Laurent, Histoire de Napoléon, depuis sa naissance jusqu'à sa mort.** Un vol. Gr. in-8.

Mit 500 dem Text eingebrachten Zeichnungen in Holzschnitt von **Horace Vernet.** (Unter der Presse.)

**Le Sage, Histoire de Gil Blas de Santillane, ornée de 600 desins par Gigoux.** 2<sup>me</sup> édition. Un vol. Gr. in-8. 15 Fr.

**Molière, Œuvres complètes, précédés d'une notice sur sa vie et ses œuvres par Sainte-Beuve; avec 800 dessins de Johannot.** 2 vols. Gr. in-8. 30 Fr.

**Cervantes, Don Quichotte.** Traduction nouvelle par **Louis Viardot;** ornée de 800 dessins de **Johannot.** 2 vols. Gr. in-8. 30 Fr.

**Les Evangiles.** Traduction de **Le Maître de Sacy.** Edition illustrée par **Th. Fra-gouard.** Un vol. In-8. 18 Fr.

Wir machen auf ein Best ausfühlicher Anzeigen dieser Prachtwerke aufmerksam, welches Proben des eleganten Drucks sowohl als der meisterhaften Ausführung der Abbildungen enthält und gratis von uns zu beziehen ist.

Leipzig, im November 1838.

**Brodhaus & Weyenarius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In **Karl Gerold's Buchhandlung in Wien** ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

## Leitfaden

zum

Unterrichte

**Chirurgischer Lehrlinge**

und zur

Bildung

**Chirurgischer Gehülfen.**

Von

**F. W. Arming,**

Magister der Chirurgie und der Geburtshülfe, k. k. Kreiswundarzte und Opeateur, wie auch Obervorsteher des chirurgischen Vereins des Krankenhauses in Hirschberg, correspondirendem Mitgliede der Hufeland'schen medicinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Berlin.  
Wien 1839.

Gr. 8. In Umschlag geb. Preis 1 Thlr. 8 Gr. Sächf.

Bei einem Reichthum an Werken aller Art fehlte in der medicinisch-chirurgischen Literatur bisher immer noch ein zweckmäßiges Handbuch für die chirurgischen Lehrlinge und Gehülfen, in welchem alles diesen zu wissen Nöthige bergestellt fasslich zusammengestellt ist, daß es dem Lehrherrn zu einem genügenden Anhaltspunkte bei dem Unterrichte seines Lehrlings diene, und diesem zu einem leicht verständlichen Lehrbuche während seiner Lehrzeit, zu einer Vorbereitung für die zu seiner Freisprechung vorgeschriebene Prüfung, und zu einem nützlichen und treuen

Gefährten in seinem fernem Leben als Gehülfe eines Wund- arztes werde.

Diesem fühlbaren Bedürfnisse hat der Verfasser durch die Bearbeitung dieses Leitfadens vollkommen abgeholfen. Für das Gelingen dieser umfassenden Arbeit spricht der Name des durch seine literarischen Arbeiten rühmlichst bekannten Verfassers, wie auch, und ganz besonders der Umstand, daß Hr. Hochwohlgeboren, Herr J. K. Edl. v. Raimann, erster Leibarzt Sr. k. k. Majestät, k. k. wirkl. Hofrath, Director des med.-chirurg. Studiums u. c., die Bildung dieses Wertes genehmigte.

Bei **Joh. Fr. Hartnoch** in Leipzig ist eben neu erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

## Schweizer-Skizzen

vom

**Verfasser des deutschen Studenten, der Deutsche in Paris** u.

8. Geh. 15 Bogen auf feinem Kleinpapier. 1 Thlr. 8 Gr. — 1 Thlr. 10 Gr. — 2 Fl. 24 Kr. Rhein. — 2 Fl. Conv.-R.

Ist die Klage

über

**Verarmung und Nahrungslosigkeit** in Deutschland gegründet,

welche

**Ursachen hat das Uebel und welche Mittel bieten sich zur Abhilfe dar?**

Von

**fr. Aug. Benedict,**

königl. preuß. Landgerichtsrathe in Wittenberg.

Gr. 8. Geh. 10 Bogen auf weißem Druckpapier. 18 Gr. — 22½ Gr. — 1 Fl. 21 Kr. Rhein. — 1 Fl. 8 Kr. Conv.-R.

u b e r

die neuesten Darstellungen und Beurtheilungen

der

**Schbart'schen Philosophie**

von

**G. Hartenstein,**

ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig.

Gr. 8. Geh. 9½ Bogen auf weißem Druckpapier. 18 Gr. — 22½ Gr. — 1 Fl. 21 Kr. Rhein. — 1 Fl. 8 Kr. Conv.-R.

**Snell's Anfangsgründe der Physik.** Vierte verbesserte und vermehrte Auflage, von Dr. Koch in Gießen. 2te und letzte Lieferung.

Wird in kürzester Zeit die Presse verlassen.

## La Russie pittoresque.

Soeben wurde von **Beise und Stoppani** in Stuttgart verfaßt und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

## La Russie pittoresque,

sous la direction de

**M. Jean Czajski.**

24 vignettes de **M. J. B. Gatti.**

**TOME PREMIER.**

Paris, imprimerie de **Wittersheim.**

Royal-8. Preis 2 Thlr. 6 Gr.

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Citner (Karl),**  
**Der moderne Lazarus.**  
**Eine Zeit-Novelle.**

8. Geh. 2 Thlr.

Leipzig, im November 1838.

**F. A. Brockhaus.**

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

**Vorlesungen**  
**über die Geschichte der Poesie,**  
gehalten zu Dresden und Berlin im Jahr 1837  
von

**C. Fortlage.**

Gr. 8. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 12 Kr.

Der Verfasser gibt hier den Versuch einer vergleichenden Charakteristik der poetischen Ideale aller Zeiten und Völker, und einer darin enthaltenen Gradmessung der poetischen Entzückungen selbst durch eine vollständige, gebrängte und möglichst harte Reproduktion der Gefühlswelt jeder poetischen Epoche, und durch eine Bergegenwärtigung des poetischen Lebens in allen seinen Höhenpunkten, wo es wie ein mächtiger Frühling auf den unbefangenen Geist eindringt. Dadurch, daß so die poetischen Ideale in ihren eigenthümlichen Contrasten gegen einander treten, wiegen sie sich gegen einander nach der Schwere ihres innern Gewichts, mit dem sie als leidenschaftliche bewegende Kräfte ebenso viele Volkscharaktere entflammten und besetzten, und sich so auch thatsächlich in der Weltgeschichte einander aufwogen, die Stange hielten und belämpften.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

**F. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

**Oestreichische militairische Zeitschrift. 1838.**

Neuntes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Inhalt: I. Die Bestärkung von Warschau am 6ten und 7ten September 1831. Mit dem Plane des Schlachtfeldes. II. Der Insurrectionskrieg in Spanien 1822 und 1823 mit besonderer Berücksichtigung der Ereignisse in Catalonien. III. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Die Säbarmee vom 25ten März bis zum Ende des Krieges. IV. Die Festzüge Rußlands gegen die Türken in den Jahren 1824 und 1825. (Schluß.) V. Literatur. VI. Neuere Militärveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1838 von 12 Heften ist wie der aller frühern Jahrgänge von 1818—37 jeder 8 Thlr. Sächsl. Die Jahrgänge 1811—18 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereint erschienen und kosten zusammen eben-

falls 8 Thlr. Sächsl. Wer die ganze Sammlung von 1811—37 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um  $\frac{1}{4}$  wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 9ten November 1838.

**J. G. Heubner,**  
Buchhändler.

Soeben ist der 2te Band von den

**Erinnerungen**  
**aus meinem Leben.**  
Zum Theil Studienbilder

für  
Cavaleriesoffiziere, Stallmeister, Reiterer, Pferde-  
ärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Ken-  
ner und Freund der Pferde

von

**F. von Tenneker,**  
k. k. Maj. Major der Reiterei, Stallmeister und Oberpferdearzt,  
des k. k. Civilverdienstordens Ritter u.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.  
erschienen.

Mit dem freudigsten Erkennen sehen wir aus der Feder des Herrn Majors von Tenneker, welcher bisher für die Literatur mit so vieler Auszeichnung thätig gewesen, die anziehendsten, belehrendsten und selbst romantischsten Erzählungen, die alle Bezug auf des Verfassers vielbewegtes Leben haben, hervorgehen.

Dieser 2te Band enthält unter Andern die Geschichte des alten Stallmeisters von Eimergesier, welche selbst dem vorwöhnten Geschmac eines Romanlesers gnügen wird.

Alle Buchhandlungen haben dies interessante Werk vorräthig.

**Weihnachtsgeschenk für fleissige Schüler.**

In der J. Palm'schen Verlagsbuchhandlung in Landshut ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

**Histoire de Gil Blas de Santillane**  
par Le Sage. Arrangée pour la jeunesse par L. de Taillez, Dr. et Prof. etc. Druckpapier 21 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr. Velinpapier 1 Thlr. 3 Gr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Bei dem Mangel an guten französischen Jugendschriften ist es gewiß ein sehr dankenswerthes Verdienst des würdigen Bearbeters, diesem trefflichen Werke eine dem jugendlichen Alter angemessene Gestalt gegeben zu haben. Wie sehr es ihm gelungen ist, beweist die bereits geschehene Einführung unseres Gil Blas de la jeunesse in mehreren Lehranstalten. Derselbe kann Eltern und Erziehern als passendes Weihnachtsgeschenk für die Jugend, und Schulvorständen als Prämienbuch für fleißige Schüler mit vollem Rechte empfohlen werden.

# Ankündigung.

## Die Bibel,

oder die ganze

## Heilige Schrift

alten und neuen Testaments.

Dr. Martin Luther's Übersetzung,

nach dem Grundtext berichtigt.

Luther's Bibelübersetzung, der von Gott dem deutschen Volke gegebene heilige Schatz, soll ihm auch bewahrt bleiben, und keine deutsche Bibel, die eine ganz andere Übersetzung wäre, darf, kann und wird je an die Stelle treten. Aber unter denen, die das mit vollem Rechte behaupten, sind doch in neuerer Zeit Viele, um nicht zu sagen Alle, darüber einig geworden, was einst schon N. S. Francke bescheldentlich nachwies: daß an dem herrlichen Ganzen sich einzelne Mängel finden, wo nach jetziger Wissenschaft noch nicht richtig übersetzt worden, nach jetziger Sprache nicht mehr deutlich, gewandt oder anständig genug geredet wird. Ob dieser Mangel im Verhältnis wenig oder viele seien, ob ihre Besserung dringend noth thue oder nicht, endlich durch wen und auf welchem Wege solche Berichtigung der deutschen Volks- und Kirchenbibel geschehen und gütlich werden könne: darüber ist die Meinung getheilt und die Verhandlung in lebhaftem Fortschritt.

Dr. J. F. von Meyer ist der Erste und bis jetzt Einzige, welcher den allein ausführbaren Gedanken, Luther's Bibel im Ganzen zu bewahren durch nöthige Fortbildung im Einzelnen, wirklich seinerseits ausgeführt und uns eine berichtigte deutsche Bibel dargeboten hat. Dieser seit 1818 zuerst als Bibelwerk mit Anmerkungen, sodann auch ohne dieselben als eigentliche Volksbibel in mehreren Auflagen erschienene Bibeltext hat sich natürlich eine große Bedeutung erworben. Er wird von den Einen eifrig empfohlen, wie von Vielen schon mit Segen gebraucht, von den Andern in mancherlei Weise, meist ohne genaueres Eingehen aus vorgefaßten Meinungen getadelt und belächelt; doch bleibt er jedenfalls die einmal gegebene Grundlage alles Weiteren, das in der hochwichtigen Angelegenheit geschehen könnte.

Es handelt sich dabei nicht um die Anmerkungen des für sich bestehenden, einem engeren Kreise bestimmten Bibelwerks, sondern einzig um den berichtigten deutschen Text, dessen bisherige zwei Auflagen gänzlich vergriffen sind. In unserm Verlage soll nun eine neue Ausgabe desselben erscheinen, nicht, wie früher, in großem, sondern in dem mittlern Format gewöhnlicher Volks- und Schulbibeln. Eine abermalige genaue Revision des Ganzen von Seiten des Berichtigers wird diese Ausgabe zu einer wahrhaft neuen, verbesserten erheben, und so das Beste darstellen, was derselbe mit gewissenhafter Beachtung alles festher wieder Gewonnenen und Verhandelten jetzt zu liefern vermag.

Es ist und bleibt Luther's Bibelübersetzung, aber eine in ihrem eignen Ton und Geist nach dem Grundtext berichtigte, ein neben weit ausgehenden und uneinigen Vorschlägen einwilligen fertiges Werk, das wir hiermit allen unbefangenen Freunden des reinen Wortes Gottes ankündigen und darbieten. Wie denen, die gründlich prüfen und über etwaige Weiterführung des vorliegenden Anfangs mitreden wollen, zum gewiß unentbehrlichen Besiz, so noch mehr Allen, welche nicht länger aufs Ungewisse warten, sondern die vorhandene gereinigte Bibel jetzt schon mit dankbarem Vertrauen sich

aneignen wollen, zum fernern gesegneten Gebrauch. Damit für die Letztern diese Bibelausgabe, die einen Vorzug behauptet, nicht sonst irgendwie gegen die gewöhnlichen lutherischen im Nachtheil bleibe, so sind nun auch, von einer andern Hand als der des Berichtigers, doch mit dessen völligem Einverständnis, dem Texte die gebräuchlichen Parallelen beigelegt. Nicht etwa ein Abdruck der mitunter sehr mangelhaften und im Argen liegenden Parallelen-Ausstattung, welche die andern Bibeln seit Langem ohne gründliche Revision fortplanzen, sondern eine ganz neu und selbständig geordnete Auswahl, wie sie dem verbesserten Texte entspricht und an vielen Orten, namentlich auch was die von Meyer fast erst wörtlich hergestellten Apokryphen angeht, durch den jetzigen Text erst möglich wird. Wobei endlich noch zu bemerken ist, daß nur diejenigen apokryphischen Bücher und Stücke, welche die alte lutherische Bibel enthält, sich hier wiederfinden.

Die so ausgestattete berichtigte Volksbibel wird binnen Jahresfrist erscheinen, und wie empfohlen das Unternehmen im Voraus mit der Zusicherung, daß wir nicht allein für die größte Correctheit und für ein anständiges äußeres gewissermaßen Sorge tragen, sondern auch Beacht nehmen werden, den Preis so niedrig als nur irgend möglich zu stellen.

Das Nähere hierüber behalten wir uns vor, zur Zeit der Erscheinung öffentlich bekannt zu machen.

Halle, im September 1838.

E. A. Schwetschke und Sohn.

Bei Goedsche in Weissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Psychische Heilmittellehre für Ärzte und Psychologen

bearbeitet von

Dr. Brännlich.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Jedem Psychologen und vor allem jedem denkenden Arzte dürfte unbestreitbar dieses neueste Werk des bereits rühmlichst bekannten Verfassers reichen Stoff zu fruchtbringendem Nachdenken geben. Klar ist in ihm nachgewiesen, wie jedwede geistige Thätigkeit des Menschen unter bestimmten Verhältnissen bei körperlichen wie psychischen Krankheiten als Heilmittel erkannt und benutzt werden kann, und wie einzelne Schriftsteller vergangener und gegenwärtiger Zeit einzeln kaum andeuteten, findet sich hier zu einem systematischen Ganzen vereinigt, sodas durch das Werk selbst eine bedeutende Lücke in der medicinischen Literatur ausgefüllt erscheint.

Von der schon früher angekündigten und durch Subscription bereits vielfach verbreiteten:

## Weltgeschichte in vier Tableaux von F. Wesenkeld. Imperialfolio. Colorirt nach den Epochen.

ist soeben das erste Tableau erschienen und in allen Buchhandlungen für 10 Gr. zu bekommen. Die 3 folgenden sind bereits im Druck und werden zusammen baldigst nachgeliefert.

Diese bequeme tabellarische Übersicht, besonders auf den trefflichen Grundriß der Weltgeschichte von Dr. E. A. Schmidt basiert, welcher fast in allen preussischen Lehranstalten eingeführt ist, wird in ihrer ansprechenden, eleganten Ausstattung des verdienten Besalls nicht verfehlen, und, eine schnelle und klare Übersicht der Weltbegebenheiten gewährend, beim Studiren und zum Wiederholen eine vollkommene Erscheinung sein.

Craus'sche Buchhandlung zu Magdeburg.

**(Schilling's Harmonielehre.)**

Im Verlage der Unterzeichneten erschien soeben und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

**POLYPHONOMOS**

oder die Kunst

in 36 Lektionen sich eine vollständige Kenntniss der musikalischen Harmonie zu erwerben.

Ein Lehrbuch,

zugleich zur Weckung und Förderung einer echten musikalischen Bildung,

von

**Dr. Gustav Schilling,**

mehrer gelehrten und musikalischen Gesellschaften Mitgliede.

Etwa 50 Bogen. Gr. 8. Subscriptionspreis für das Ganze 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Erste Lieferung. 12 Bogen. Subscriptionspreis 18 Gr.

Dies schöne Werk hat schon vor seinem Erscheinen durch zahlreiche verehrliche Subscribenten so außerordentlichen Beifall gefunden, daß die Verleger weitere Anpreisungen desselben vermieden müssen.

Wir bitten daher nur diejenigen Freunde der Kunst, welche sich das Ganze der Harmonielehre auf die leichteste, angenehmste und wohlfeilste Weise zu eigen machen wollen, sich die erste Lieferung des obigen Werkes (welcher ein ausführlicher Prospectus beigegeben ist) von der nächstgelegenen Buchhandlung zur Einsicht kommen zu lassen und selbst den Werth des Werkes zu prüfen.

Stuttgart, im October 1838.

**Weise & Stoppani.**

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erfahrungen aus dem Gebiete der

**Thier - Heilkunde,**

oder Anweisung zum Gebrauche echt specifischer, durch mehrjährige Prüfung bewährter homöopathischer Heilmittel

gegen die am häufigsten vorkommenden Krankheiten der Haus- und Nutzthiere. Von einem praktischen

Landwirthe.

88 Seiten in 8. Preis 9 Gr.

Diese kleine Schrift enthält in bündigster Kürze die praktischen Verordnungen zum Gebrauche von fünfzig der bewährtesten Mittel gegen die am häufigsten vorkommenden Krankheiten der Nutz- und Hausthiere, und empfiehlt sich besonders Landwirthen zur leichten und schnellen Heilung ihrer erkrankten Thiere.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Arago, Populaire Vorlesungen über die Astronomie,** gehalten auf der königl. Sternwarte zu Paris. Deutsch bearbeitet von Dr. G. H. Schuase. Mit 2 Foliotafeln. 8. 20 Gr.

Arago's Verdienste im Gebiete der Astronomie sind bekannt. Nur Das mag hier bemerkt werden, daß dieser große Mann zugleich die seltene Gabe besitzt, auch die abstraktesten Gegenstände mit der größten Deutlichkeit und Eleganz zur Darstellung zu bringen. Die wichtigsten Lehren der Astronomie hat er ohne

die eigentliche mathematische Form in einen so klaren, aber wissenschaftlichen Vortrag zu fassen gewußt, daß das genannte Werk jedem Gebildeten (auch Damen) die zweckmäßigste Belehrung in dieser sublimen Wissenschaft in möglichster Kürze darbietet.

**Empfehlungswerthe Festgeschenke!**

Bei Scheld & Comp. in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Weihgeschenk**

**für deutsche Jungfrauen**

in Briefen an Selma über höhere Bildung von **Ehr. Defer.**

Gr. 8. Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Von demselben Verfasser:

**Die guten Mädchen**

oder der Pfarrer von Lindenheim und seine Kinder.

Ein Lesebuch für Mädchen von 12—15 Jahren, mit eingestreuten Novellen, Schauspielen und Gedichten. Mit 1 Kupfer. Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Bei G. Bethge in Berlin ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

**Calvini, J., Commentarius in Genesis ed. Hengstenberg.** 2 Tomi. 2 Thlr.

**Kimchi, Rabbi Dr., Radicum liber sive Hebraeum Bibliorum Lexicon.** Textum ex duorum manuscriptorum atque editorum omnium librorum auctoritate denuo recognitum, interpunctione distinctum, Bibliorum locis ad capitum versuumque numerum et Rabbiorum ad tractatum et paginarum titulum accurata citatis, triplice denique appendice instructum edd. **J. H. R. Biesenthal et F. S. Lebrecht.** Fasc. I. Subscriptionspreis 1 Thlr. 18 Gr.

**Kenterdahl, Dr. S., Geschichte der schwedischen Kirche.** Aus dem Schwedischen von Dr. Mayerhoff. 1ster Theil: Aengarius oder der Anfangspunkt des Christenthums in Schweden. 20 Gr.

**Witte, Prof., Die biblische Theologie, wissenschaftlich dargestellt.** 1ster Band: Die Religion des alten Testaments nach den kanonischen Büchern entwickelt. 1ster Theil. 3 Thlr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Verzeichniß der Conchilien, welche sich in der Sammlung von H. C. Anton befinden,** herausgegeben von dem Besitzer. Halle, C. Anton. Gr. 4. Geh. 1 Thlr. 10 Gr.

Bei der Anordnung dieses Verzeichnisses wurde im Allgemeinen das Lamarck'sche System zu Grunde gelegt, zugleich aber versucht, durch Berücksichtigung der Übergänge von Gattungen und Arten, durch Gruppierungen der Arten, sowie durch Citate von Abbildungen und Aufnahme der Synonymen diesen Katalog für Sammler u. s. w. möglichst brauchbar zu machen. Er umfaßt 3410 Arten, von denen 348 neu und darum hier beschrieben sind.

# Subscription

auf

## Johannes v. Müller's Weltgeschichte

in Einem Band.

Mit dem Bildniss des Verfassers in Stahlstich.

Das anerkannt ausgezeichnete Geschichtswerk deutscher Junge, Johannes v. Müller's vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte besonders der europäischen Menschheit, soll neu gedruckt werden. Im Begriffe, dasselbe in die Presse zu geben, glauben wir darauf aufmerksam machen zu müssen, daß diese Ausgabe, welche die beliebte Einrichtung der Ausgaben in Einem Bande erhalten soll, bedeutend wohlfeiler sein wird als die bisherigen. Wir hoffen dadurch diesem vortrefflichen Werke noch größere Verbreitung zu gewinnen, wie es diese in so hohem Grade verdient.

Aus diesem Grunde eröffnen wir auch den Weg der Subscription, der bis Ostern 1839 offen bleibt, bis zu welchem Zeitpunkt das Werk fertig sein wird, nach welcher Zeit aber ein erhöhter Ladenpreis eintreten soll.

Der Subscriptionspreis ist 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 24 Kr., nicht 5 Fl. 24 Kr., wie er irrthümlich in mehren Anzeigen bekannt gemacht worden ist.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei C. Weber in Bonn ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Zeitschrift

für

### Philosophie und speculative Theologie

herausgegeben von

Professor Dr. F. H. Fichte.

Zweiter Band. In zwei Heften. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Vom Leben der Menschheit, von Carné. — über das Verhältnis des Form- und Realprincips in den gegenwärtigen philosophischen Systemen, von F. H. Fichte. — Zur Geschichte des Unsterblichkeitsglaubens unter den Völkern des Alterthums, von Ch. F. Weiße. — über Erdmann's Vorlesungen über Glauben und Wissen, von H. W. Chalybäus. — über Millroth's Vorlesungen über Religionsphilosophie, von Sengler. — über den wissenschaftlichen Anfang der Philosophie, von Ch. F. Weiße. — über das Problem der Erkenntnis, von Demselben. — Neue Systeme und alte Schule, von F. H. Fichte. — über die Philosophie der Offenbarung, von A. Günther.

Des 1ten Bandes 1tes Heft oder 2ten Jahrganges 1tes Heft erscheint im November l. J.

In der Universitäts-Buchhandlung von H. G. Ewert zu Marburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

### Elemente der analytischen Chemie.

Von

Dr. C. Winkelblech,

Professor der Chemie zu Marburg.

Erste Lieferung.

Velinpapier. Gr. 8. Brosch. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Winnen Kurzem werden wir die zweite Lieferung versenden; inzwischen sind wir so frei, den Herren Chemikern, Ärzten und Apothekern dieses ausgezeichnete Werk bestens zu empfehlen.

In gleichem Verlage ist früher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Über die chemischen und physiologischen Wirkungen des Lichtes. Von Dr. Landgrebe zu Kassel. Gr. 8. Geb. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

In unserm Verlage sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Credner, Dr. R. W., Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften. 2ter Band. (Das alttestamentliche Urevangelium.) Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Der 1ste Band (Die Evangelien der Petriener oder Judenchristen) erschien 1832, und kostet 2 Thlr. 6 Gr. (2 Thlr. 7½ Sgr.)

Von demselben Verfasser erschien ebenfalls in unserm Verlage: Der Prophet Joel, übersetzt und erklärt. Gr. 8. 1831. 1 Thlr. 12 Gr. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Einleitung in das Neue Testament. Erster Band. In zwei Abtheilungen. Gr. 8. 1836. 3 Thlr. 6 Gr. (3 Thlr. 7½ Sgr.)

Tuch, Dr. Fr., Commentar über die Genesis. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Gr. (3 Thlr. 7½ Sgr.)

Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

### Physiologie de l'espèce, histoire

### de la génération de l'homme,

précédée de l'étude comparative de cette fonction dans les divisions principales du règne animal,

par  
**Grimaud de Caux**

### G. J. Martin-Saint-Ange.

Avec un Atlas de 20 planches.

Gr. in-4. Paris. 12 Thlr.

Eine Ausgabe dieses in der gelehrten Welt bekannten Werks auf größtem Velinpapier mit colorirten Abbildungen kostet 60 Francs.

Leipzig, im November 1838.

**Broschans & Weyernius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(4 Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXXIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

## Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,  
zugleich ein Supplement  
zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,  
sowie zu jeder früheren,  
zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Gr. 8. In Heften von zehn Bogen.

Sechstes Heft, Bogen 51—60.

Glam-Martinik bis Deutsche Literatur und Sprache.

Preis eines Heftes:

Auf weißem Druckpapier	8 Gr.
Auf gutem Schreibpapier	12 Gr.
Auf extrafeinem Velinpapier	18 Gr.

Inhalt des sechsten Heftes:

Glam-Martinik (Karl, Graf von) — Glarus (Johann Christian August) — Glanzel (Bertrand, Graf von) — Glöfen (Karl, Freiherr von) — Glöfing (Walter Friedrich) — Goderill (John) — Colborne (Sir John) — Collas-Mauzier — Collett (Jonas) — Colletta (Dietro) — Colombo (Michele) — Combes — Congress Vereinigten Staaten von Nordamerika — Constitutionnelles Leben — Constitutionen — Cordoba (Don Luis Fernandez de) — Cormenin (Louis Marie de la Haye, Comte de) — Crawford (William Henry) — Credner (Karl August) — Crockett (David) — Cruikshank (George) — Cruseel (Henri Bernhard) — Crusenkolpe (Magnus Jakob) — Csoma (Alexander), s. Rörös, Csoma — Cutler — Cuninghame (Alan) — Cylinderruckpresse — Cyertwertpuzzi (Janus Joseph Swiatopolk, Fürst) — Dablgren (Karl Johann) — Dahlmann (Friedrich Christoph) — Damiron (Jean Philibert) — Dampf, Dampfmaschinen und Dampf-Schiffahrt — Dancremont (Charles Marie, Graf Dungs de) — Dänemark — Dänische Literatur — Dang (Johann August Leberecht) — David (Christian Georg Nathan) — David (Pierre Jean) — Decker (Karl von) — Deichardstein (Ludwig Franz) — Delavigne (Jean François Gohier) — Delvaux (Gottlieb) — Johann Friedrich Ferdinand) — DeWetter (Benjamin, Baron) — Delfos (Melchiorre) — Demeter (Ignaz) — Demokratie — Denkmale seit 1830 — Desfordes-Balmore (Marceline) — Deutschland — Deutscher Bund — Deutschen Bundes Schiedsgericht — Deutsche Volkvereine — Deutsche Literatur und Sprache.

Leipzig, im November 1838.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

James, G. P. R., Leben und Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten. Aus dem Englischen überfetzt. Zwei Theile. Velindruckpapier. Geh. 3 Thlr.

Heinse, Wilh., **Ardinghello** und die glückseligen Inseln. Ausgabe in einem Bande. Vierte, einzig rechtmäßige Ausgabe. 8. Velindruckpapier. 1 Thlr.

Diese Ausgabe ist nicht mit dem bei Fr. Boldmar in Leipzig erschienenen Nachdruck, der überdem noch 2 Thlr. kostet, zu verwechseln.

Meyer'sche Hofbuchhandlung in Lemgo.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

## Technologische Encyclopädie oder alphabetisches Handbuch

der  
Technologie, der technischen Chemie und des  
Maschinenwesens.

Zum  
Gebrauche für Kameralisten, Ökonomen, Künstler,  
Fabrikanten und Gewerbetreibende jeder Art.

Herausgegeben

von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. niederöstr. wirtl. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Instituts in Wien u.

Neunter Band.

Kupfer — Metallgießerei.

Mit den Kupfertafeln 178 — 202.

Preis 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl.

Die in diesem Bande enthaltenen Artikel bilden ebenso viele Originalabhandlungen, in denen der Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, so daß ein Leser hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt finden kann, was er oft selbst mit Benutzung einer bedeutenden Büchersammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Von den ersten acht Bänden, mit 177 Kupfertafeln, kostet jeder 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

HERMANN, Dr. C. F. (Prof.), Disputatio de loco Horatii Serm. I, 6, 74—76. 5 Bogen. 4. Broschirt. 8 Gr., oder 36 Kr.

HASELBACH, Dr. H., De insula Thaso. Dissertatio geographica et historica. 3 Bogen. Gr. 8. Broschirt. 8 Gr., oder 36 Kr.

N. G. Elwert zu Marburg.



**Corpus  
scriptorum historiae Byzantinae.**

Mit dem soeben erschienenen 3ten Bande ist nunmehr vollendet:

**Procopius**

ex recensione  
**Gul. Dindorff.**

III Volumina.

Subscriptionpreis für alle drei Bände auf feinem Druckpapier 9 Thlr. 8 Gr., welcher bei Abnahme dieses Autors einzeln jedoch nur noch kurze Zeit besteht.

Von der byzantinischen Sammlung sind ferner soeben erschienen:

**Georgius Cedrenus, Joannis Scylitzae** ope ab **Immanuele Bekkero** suppletus et emendatus. 2 Vol. Subscriptionpreis: Druckpapier 8 Thlr. 12 Gr., Schreibpapier 11 Thlr., Wellpapier 13 Thlr. 16 Gr.

(Der zweite Band wird in wenigen Monaten nachgeliefert.)

**Georgius Phrantzes, Joannes Cananus, Joannes Anagnostes** ex recensione **Imm. Bekkeri.** 1 Vol. Subscriptionpreis: Druckpapier 2 Thlr. 20 Gr., Schreibpapier 3 Thlr. 16 Gr., Wellpapier 4 Thlr. 12 Gr.

**Theophanes continuatus, Joannes Cameniata, Symeon Magister, Georgius Monachus** ex rec. **Imm. Bekkeri.** 1 Vol. Subscriptionpreis: Druckpapier 4 Thlr. 16 Gr., Schreibpapier 6 Thlr., Wellpapier 7 Thlr. 12 Gr.

Bonn, im October 1838.

**Eduard Weber.**

Bei A. Hirschwald in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Phöbus, Dr. P.,** Deutschlands kryptogamische Giftgewächse in Abbildungen und Beschreibungen. Auch unter dem Titel: Abbildung und Beschreibung der in Deutschland wildwachsenden und in Gärten im Freien ausdauernden Giftgewächse, nach natürlichen Familien erläutert von Prof. Dr. J. F. Brandt, Dr. P. Phöbus und Prof. Dr. J. T. C. Ratzburg. Zweite Abtheilung: Kryptogamen. Gr. 4. Mit 9 sauber colorirten Kupfertafeln. Geheftet. 3 Thlr.

**Interessante Neuigkeit.**

In der Joh. Palm'schen Verlagsbuchhandlung zu Landshut ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

**Franz von Paula Gruithuisen's  
Kritik der neuesten Theorien der Erde,  
und Sieg der Natur über dieselben.** Für Geologen und überhaupt für Naturhistoriker, Physiker und Astronomen. 3te Auflage. Gr. 8. Broschirt. Preis 8 Gr., oder 30 Kr. Rhein.

Dieses interessante Schriftchen eines geistreichen Verfassers hat allenthalben so günstige Aufnahme gefunden, daß schon nach wenigen Monaten eine 2te, und nun, ein halbes Jahr nach

seinem ersten Erscheinen, auch diese 3te Auflage notwendig ward. Früher erschien von demselben Verf. in gleichem Verlage: **Winkler'sche Erd- und Himmelskunde.** 1stes — 7tes Heft. 8. Broschirt. Preis jedes Heftes 12 Gr., oder 48 Kr. Rhein.

Soeben ist erschienen:

**Christliche Predigten  
für  
denkende Verehrer Jesu.**

von  
**Alexander Schweizer.**

Zweite Sammlung:

Predigten gehalten zu Zürich in den Jahren  
**1834—38.**

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste Sammlung, welche 1834 erschienen ist, enthält die in demselben Jahre in der reformirten Kirche zu Leipzig gehaltenen Predigten. Der Preis derselben ist ebenfalls 1 Thlr. 12 Gr. Leipzig, im October 1838.

**Weidmann'sche Buchhandlung.**

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

**Daniel, Dr. G. K.** (Lehrer am Königl. Pädagogium zu Halle), Hälftbuch für den Gottesdienst der Gymnasien, nebst einer leitenden Abhandlung. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Inhalt:

I. Poetischer Theil. Geistliche Lieder und Dichtungen. Seite 1—138. II. Prosaischer Theil. Erster Abschnitt. Schulgebete. Seite 141—232. Zweiter Abschnitt. Längere und kürzere religiöse Vorträge für höhere Schulen. Seite 233—528. 1) Dines näherer und specieller Beziehung auf Verhältnisse des Natur-, Kirchen- oder Schuljahrs. 2) Vorträge für besondere Zeiten des Naturjahrs. 3) Vorträge für besondere Zeiten des Kirchenjahrs. 4) Vorträge für besondere Verhältnisse des Schullebens.

**Lucian's Traum, Anacharsis, Demonax, Timon, Doppelte Anklage und Wahre Geschichte.** Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. F. G. Schoone (Oberlehrer am Domgymnasium zu Halberstadt). Mit 1 Kupfertafel. Gr. 8. 1 Thlr.

**Schmid, Dr. B.** (Missionar), Über Sprachen- und Völkerverwandtschaft. Gr. 4. Geh. 10 Gr. (12½ Sgr.)

**Gebete für christliche Volksschulen,** nebst einem Anhange von G. Heinrich (Schullehrer in Helbra bei Göttingen). Mit einem Vorworte vom Consistorialrath Prof. Dr. Tholuck. 8. 9 Gr. (11¼ Sgr.)

Inhalt: 1) Gebete bei dem Anfange der Schule. 2) Gebete zum Beschluß der Schule. 3) Gebete bei öffentlichen Schulprüfungen. 4) Festgebete. Anhang. 1) Morgengebete. 2) Tischgebete. 3) Abendgebete. 4) Einige Lieder bei dem Tode und Begräbnisse.

Bei J. J. Bohné in Kassel ist soeben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

**von Dittfurth, Max.,** Die Hefen in den Feldzügen von 1793, 1794 und 1795 in Flandern, Brabant, Holland und Westfalen. Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte. 1ster Band. Feldzug von 1793. Mit einer Übersichtskarte und einem Plan. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.  
**Meißnerlin, Fr.,** Die Verhältnisse der Staatsdiener nach rechtlichen Grundsätzen entwickelt. 8. Geh. 12 Gr.

In allen Buchhandlungen ist vorräthig, und allen Besitzern der Geschichte von Becker, Pflüg und denjenigen der neuen Taschenausgabe von Kottow's Weltgeschichte, sowie der größern freiburger Ausgabe zu empfehlen:

## **Ernst Münch's allgemeine Geschichte der neuesten Zeit von dem Ende des großen Kampfes der europäischen Mächte wider Napoleon Bonaparte, bis auf unsere Tage.**

**Neue, wohlfeile Ausgabe mit Gratis-Supplementbänden.**

Dieselbe erscheint (noch im Laufe dieses Jahres) in 14 Halbbänden à 12 Gr. Preuß., oder 48 Kr. Rhein., oder in 7 Bänden, à 1 Thlr. Preuß., oder 1 Fl. 36 Kr. Rhein., und es haben diejenigen Abnehmer, welche diese neue Ausgabe vollständig bezogen und bezahlt haben, folgende zwei Supplementbände zu diesem Werke ganz gratis anzusprechen:

**Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit von dem Ende des Jahres 1850.** Von Dr. Franz Kottenkamp.

Preis 1 Thlr. 6 Gr. Preuß., oder 2 Fl. Rhein.

**Der Unabhängigkeitskampf der spanisch-amerikanischen Colonien.** Von Dr. Franz Kottenkamp. (Erscheint soeben.)

Preis 1 Thlr. 21 Gr. Preuß., oder 3 Fl. Rhein.

und sind alle Buchhandlungen zur Erfüllung dieser Bedingung in den Stand gesetzt, sobald denselben der Entschluß zum Ankauf noch in diesem Jahre erklärt wird; spätern Abnehmern können die Supplementbände nur zu den beigesteuerten Ladenpreisen geliefert werden.

Stuttgart, im October 1858.

### **Literatur-Comptoir.**

Allen, welche eine unterhaltende Lecture, die von Anfang bis zu Ende die Spannung und lebhafteste Aufmerksamkeit des Lesers erregt, lieben und suchen, empfehlen wir die eben erschienenen:

## **Memoiren des Teufels**

von  
**Jr. Soulié.**

Aus dem Französischen

von  
**J. Schoppe.**

8. Altona, Hammerich. 2 Bände. Geh. 3 Thlr.

Die seltsamsten Ereignisse wechseln miteinander ab, der Leser fällt aus einer Überraschung in die andere. Frankreich hat diese Memoiren verschlungen, in Deutschland werden sie bald als die unterhaltendste Lecture allgemein verbreitet sein. In jeder guten Bibliothek und jedem Leservereine sind diese Memoiren vorräthig, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Dr. Karl Hartmann's**

**Taschenbuch für reisende Mineralogen, Geologen, Berg- und Hüttenleute durch die Hauptgebirge Deutschlands und der Schweiz.** Nebst einem Atlas von 14 illuminierten Gebirgsdurchschnitten und Karten. 8. Elegant in Wachstaffe gebunden mit Goldschnitt und Futteral. 3 Thlr. 18 Gr.

Bei den häufigen Reisen, welche von Naturforschern in mineralogischer, berg- und hüttenmännischer Beziehung gemacht werden, war ihnen eine mineralogische Topographie des deutschen Vaterlandes ein wahres Bedürfnis. Nach einer Einleitung über einige allgemeine geologische Punkte und über die geologische Geographie geht der Verf. zu den einzelnen Gebirgen über. Er beginnt mit dem Harz, geht über den Roffhäuser nach dem Thüringerwalde, von diesem durch den Franken-

wald nach dem Fichtelgebirge, von dort nach dem sächsischen Erzgebirge, dann nach dem niederschlesischen, glazischen und böhmischen Gebirge, darauf nach den Alpen, nach dem Schwarzwalde und endlich nach dem niederrheinisch-westfälischen Gebirge. Von jedem dieser Gebirge ist zuvörderst eine orographisch-petrographische Übersicht gegeben, dann wird von seiner geologischen Beschaffenheit, darauf von den darin vorkommenden Mineralien und endlich von dem in dem Gebirge umgehenden Bergbau- und Hüttenbetriebe geredet.

Bei unterzeichneter Buchhandlung ist erschienen:

## **Handbuch**

**der Statistik und Geographie des Großfürstenthumes Siebenbürgen,**

von

**J. A. Benigni Adler v. Müldenbergh,**

1. k. Feldkriegs-Secretair.

- I. Heft: Statistik. 1ter Abschnitt: Grundmacht.
- II. Heft: Statistik. 2ter Abschnitt: Staatsverfassung. 3ter Abschnitt: Staatsverwaltung.
- III. Heft: Geographie.

Alle 3 Hefte kosten 3 Thlr.

Dieses Werk füllt eine bisher in der Specialstatistik der Provinzen des österreichischen Kaiserstaats bestandene fühlbare Lücke aus. Die Eigenthümlichkeiten der Verfassung und der Verwaltungsnormen Siebenbürgens, welche bisher nicht nur im Auslande, sondern auch selbst im Publicum des Kaiserstaats wenig gekannt waren, sind von dem Herrn Verfasser nach den Resultaten 30jähriger Diensterefahrung und auffassender Studien über die Geschichte und Staatsverfassung des Landes, nach den echten Quellen mit Vollständigkeit geschildert, und machen dieses Werk, das erste vollständige über die in demselben geschilderten Gegenstände, sowohl für den Statistiker und Geographen ex professo, als für die Dilettanten in dieser Wissenschaft unentbehrlich.

Hermannstadt, den 20sten October 1858.

**H. W. Thierry'sche Buchhandlung.**

# 24 Holzschnitte zu Schiller's Werken.

Preis 16 Gr., oder 1 Fl., in 4 Lieferungen je zu 4 Gr., oder 15 Kr.

Der Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von  
**Schiller's sämtlichen Werken in 12 Bänden in kl. 8.**  
zu erfreuen hat, veranlaßt uns, dem seit mehren Jahren vorbereiteten und demnächst zur Publication reifen Unternehmen  
**einer Ausgabe sämtlicher Werke Schiller's**  
**illustriert mit Holzschnitten**  
**nach den Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands**

eine kleinere Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format der neuesten Ausgabe, und besonders für diese gefertigt vorausgehen zu lassen.

Sämmtliche Zeichnungen und ein Theil der Stöcke liegen bereits fertig vor; die Ausgabe wird in vier Lieferungen vor Schluß dieses Jahres noch vollständig erfolgen.

In Wohlthätigkeit des Preises schließt sich die Illustration der Ausgabe selbst vollkommen an.  
**Die Lieferung von sechs Holzschnitten kostet nur 4 Gr., oder 15 Kr., die vier Hefte zusammen also nur 16 Gr., oder 1 Fl.**

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in **Wien** ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

## **Pittoreske Donaufahrt** von

### **Ulm bis Konstantinopel.**

Eine romantisch-malerische Schilderung der merkwürdigsten Ortschaften, Schlösser, Burgen, der schönsten Gegenden und Fernsichten an der Donau, wie auch der gefährlichsten Stellen dieses Flusses,

nebst einer Uebersicht der Dampfschiffahrt auf demselben.

Ein Handbuch für Donaureisende.

**Mit einer Stromkarte.**

Gr. 12. Wien, 1838. In Umschlag broschirt. 20 Gr. Sächs.

Wir glauben einem allgemein gefühlten Bedürfnisse durch dieses Werk abzuhelfen, welches das ganze schiffbare Stromgebiet der Donau von Ulm bis zu den Donaumündungen in pittoresker, geschichtlicher, commerceller und nautischer Hinsicht behandelt, und den Reisenden nicht nur als ein unentbehrliches Wegweiser auf dem Strome und in den vorzüglichsten Städten begleitet, sondern ihn selbst in die türkische Kaiserstadt einführt. Die beigegebene Stromkarte, die das ganze schiffbare Gebiet der Donau umfaßt, sowie die äußere gefällige Ausstattung, werden dieses Werk zu einem ebenso nützlichen als angenehmen Begleiter auf dieser interessanten Fahrt machen, während die pittoresken Schilderungen und der gefällige Styl auch dem Nichtreisenden eine unterhaltende Lecture gewähren dürfte.

Zur Begegnung vielfältiger Bestellungen auf  
**Blasius' Handbuch der Kirurgie**, 3 Bände,  
zeige ich hiermit an, daß von diesem Buche gegenwärtig eine neue Auflage erscheint und der erste Band derselben spätestens zu Anfange des nächsten Jahres versandt werden wird.  
Halle, im November 1833.

**Ed. Anton.**

Neuerlich erschienen in Athen und sind durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

**Μακκελδεύ (Φερδινάνδος), Ἐγχειρίδιος τοῦ ἱωμακοῦ δικαίου ὑπὸ κτλ. Μεταφρασοῦν ἐκ τοῦ γερμανικοῦ ὑπὸ Γ. Α. Πάλλη καὶ Μ. Πενιέρη. 2 vol. 8maj. Ἐν Ἀθῆναις.**

Diese durch Citate aus den Basiliken noch vermehrte Bearbeitung von Makelbey's „Lehrbuch des heutigen römischen Rechts“ erscheint in zwei Bänden oder 8 Lieferungen zu 16 Gr.

**Θεοφίλου Ἀντικίρωρος τὰ ἰστοικοῦτα μετὰ τῶν οὐσιωδεστέρων ποικίλων γραφῶν τῶν διαφόρων χειρογράφων, καὶ τινῶν ἄλλων σημειώσεων, ἐκ τῆς ἐκδόσεως τοῦ Ραιζίου, οἷς προσετέθη καὶ πινῶς ἀναλυτικὸς τῶν ἐμπεριεχομένων, ἐπιμελεία τοῦ Γ. Α. Ρ. 8maj. Ἐν Ἀθῆναις. 2 Thlr. 8 Gr.**

Leipzig, im November 1833.

**Brodhaus & Wrenarius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 69.)

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

## Verzeichniss

einer Sammlung von Romanen, Schauspielen, Briefen, Biographien, Reisen etc., historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von

**F. A. Brockhaus in Leipzig,**  
welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu sehr vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Freunden gediegener Unterhaltung, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken wird dieses Verzeichniss zur Durchsicht empfohlen.

Die aussergewöhnlichen Vortheile gelten nur noch bis Ende März 1839.

## Für Juristen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

### Leitfaden

für

## Pandekten-Vorlesungen

von Dr. A. A. von Bangerow,

ordentl. Professor zu Marburg.

Erster Band.

(Allgemeine Lehren. S. g. Familienrecht. Dingliche Rechte.)

Gr. 8. Gebunden. 825 Seiten. 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 Fl. 18 Kr.

Der zweite Band, welcher die noch übrigen Lehren, das Erbrecht und das Obligationen-Recht, umfassen wird, soll möglichst bald nachfolgen; demselben soll auch ein alphabetisches Register über das ganze Werk beigelegt werden. — Bei Anzeige dieses für jeden Juristen höchst brauchbaren Werkes entnehmen wir aus des Herrn Verfassers Vorrede nachstehende wenige Zeilen: — In diesem Sinne nun ist der vorliegende Grundriß ausgearbeitet, der sich von den bisherigen Hülfsmitteln für Pandekten-Vorlesungen namentlich durch die sehr beträchtliche Anzahl mehr oder weniger ausführlicher Anmerkungen unterscheidet. Gerade diese wesentliche Verschiedenheit in der ganzen Anlage gab mir auch den Muth zur Veröffentlichung desselben; denn ich durfte mich der Hoffnung hingeben, daß ein Buch, nach diesem Plan ausgearbeitet, nicht bloß meinen individuellen Bedürfnissen für meine Vorlesungen

entsprechen, sondern auch in einem größern Kreise nützlich sein würde. Namentlich glaubte ich mir den Dank tüchtigerer Praktiker zu verdienen, wenn ich ihnen in gedrängter Kürze eine kritische Darstellung neuerer Untersuchungen über eine bedeutende Zahl civilistischer Rechtsfragen darbiete.

Marburg, im November 1838.

Akademische Buchhandlung R. G. Ewert.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

## Vorhalle zur Griechischen Geschichte und Mythologie,

von

**Johann Aschold,**

Professor am königl. bairischen Gymnasium zu Straubing.

Zweiter Theil.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Inhalt: 1) Die Thiersymbolik. 2) Einfluß der Thiersymbolik auf den Cultus. 3) Über die symbolische Bedeutung einiger Bäume. 4) Die symbolische Bedeutung des Tanzes. 5) Die symbolische Bedeutung der Kampfspiele. 6) Über den doppelten Wirkungskreis des Sonnengottes. 7) Über das Verhältnis des Apollon zum Dionysos. 8) Über das feindliche Verhältnis einiger Brüder. 9) Über den Streit des Eurytos mit Dionysos. 10) Über den Kampf des Herakles mit Eurytos. 11) Über den Kampf der Hera mit Herakles. 12) Über den Kampf der Pallas und Hera mit Poseidon. 13) Über die symbolische Bedeutung vieler Kriege. 14) Über die Erfindung der Buchstabenschrift durch Hermes. 15) Über Atlas als Stammelträger. 16) Andeutungen über die Moiren, Horen und Charitiden. 17) Andeutungen über die Nymphen. 18) Über die Feier der Penelopeia. 19) Das Gefolge des Dionysos. 20) Die Homerischen Athiopen. 21) Die Phäaken. 22) Die Hyperboreer. 23) Die Amazonen. 24) Die Kyklopen. 25) Die Leithänen und Helladen. 26) Die Kureten und Korybanten. 27) Die Ithäischen Daktylen.

Der Verfasser dieser Schrift hat durch seine Geschichte des trojanischen Krieges bereits bewiesen, wie sehr er mit dem griechischen Alterthum vertraut ist. Während er sich aber in jener Schrift auf den gefeierten Krieg und die zunächst mit demselben in Verbindung stehenden Stoffe beschränkte, verbreitete er sich in dieser Vorhalle über alle jene dunkeln Sagen, welche bisher wenig beachtet wurden, mit einer solchen Gründlichkeit, daß dieselben dadurch nicht bloß ihre volle Bedeutung bekommen, sondern überhaupt die ganze ungehörte und Mythologie der Griechen neues Licht und eine sichere Grundlage gewinnt. Daher zweifeln wir nicht, daß dieses Werk zur Lösung vieler bisher streitigen Punkte wesentlich beitragen und bei der einfachen Darstellung des Verfassers und dem hohen Interesse des Gegenstandes allen Freunden der Literatur, besonders jener des classischen Alterthums, ebenso viel Vergnügen gewähren dürfte, als den Gelehrten vom Fach.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Kürzlich ist erschienen:  
**Plantarum  
vascularium genera**  
eorumque  
characteres et affinitates tabulis diagnosticis  
exposita et secundum ordines naturales digesta

auctore  
**C. F. Meisner, M. D.,**  
in universitate Basiliensi P. P. O., soc. lit. plur. membro.

Accedit  
**Commentarius**  
exhibens

praeter adnotationes atque explicationes varias generum  
synonyma et indicationem librorum, in quibus descrip-  
tiones fusiores iconesque nec non specierum novarum  
diagnoses etc. inveniuntur.

Fascioulus V.

Preis jeden Heftes in grösstem Folio 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Werk, dessen übrige Hefte rasch folgen sollen,  
hat überall die günstigsten Recensionen und besonders im  
Auslande die grösste Anerkennung erfahren. Namentlich  
rühmt es Decandolle, und erwähnt es unter Anderem  
im 7ten Bande seines Prodromus als ein „liber aureus“,  
dessen Erscheinen seinen früher versprochenen Index generum  
überflüssig mache.

Leipzig, im November 1838.

**Weidmann'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle  
Buchhandlungen versandt worden:

**National-Kalender**  
für  
**die deutschen Bundesstaaten**  
auf  
das Jahr 1839.

Ober:  
**Haus- und Volksfreund**  
zur  
**Belehrung und Unterhaltung**  
für

**den deutschen Bürger und Landmann.**  
Mit einem Kalender für Katholiken, Protestanten und  
Israeliten, für die Länder, wo derselbe zulässig ist.

**Fünfzehnter Jahrgang.**

Preis 12 Gr., oder 48 Kr.

Mit zwei Lithographien, einem auf Schreibpapier gedruck-  
ten, für alle Monate des Jahres eingerichteten ökonomischen  
Tagebuch, einem Correspondenz-Journal und einer Ge-  
dächtnishülfe, sämmtlich zum Einschreiben dienend für Ge-  
schäfte des Berufs, der häuslichen und Familienangelegen-  
heiten, durch welche Beigabe dieser Kalender für alle  
Haushaltungen von besonderer Nützlichkeit ist.

Inhalt: Das Gebetbuch. Die Mannichfaltigkeiten.  
Die Stimme der Natur. Kalenderbestimmungen. Zehn-  
jährige Übersicht der beweglichen Feste. Dienentalender. Von  
der Bitterung. Die Beschaffenheit der Erde. Das Waldconcert.  
Die Standeswahl. Der Einfluss geistiger Beschäftigungen auf  
den menschlichen Charakter. Volkssagen. Über das häusliche

Leben. Die Nachbarn. Neue deutsche Sprachwörter. Luther  
über den Ehestand. Milde Stimmungen. Zur Nachahmung.  
Gottlob Nathusius. Arm Ueud. Vom Reichwerden. Das  
seltene Gastmahl. In den Schlaf. Gemeinnützige Anstalten.  
Über Bartrichulen oder Kinder-Bewahrungsanstalten. Ulysses  
und seine Gefährten. Die menschliche Hand und ihre Eigen-  
schaften. Der Antichrist. König's neuer Kochapparat. Unter-  
haltungen aus dem Reiche der Gifte. Mittel gegen das Ausblühen  
des Kindeviehs und der Schafe. Die geschwähige Magd. Ein  
gutes Wort findet eine gute Herberge. Gute und böse,  
vernünftige und unvernünftige Menschen. Wohl-  
thäter und Feinde des Menschengeschlechts. A. Die  
Eblern, Bessern, Vernünftigeren. I. Lebensretter.  
a) Der mutthige Schiffer. b) Ein anderer Fall. c) Die hoch-  
berzige Frau. B. Die Schlechtern, weniger Vernünfti-  
gern. I. Mörder. a) Ein unnatürlicher Sattler. b) Der  
rachebürstige Verwandte. II. Selbstmörder. a) Selbstmord  
in Folge übertriebener Puffsucht. b) Zwei andere Selbstmörder.  
c) Noch ein merkwürdiger Selbstmord. III. Brandstifter.  
IV. Betrüger. Der verschmitzte Dieb. Zögert nicht mit der  
Ausführung guter Vorsätze. Der menschenfreundliche Sängler.  
Einige Hauptmängel der Kindererziehung. Der Herderolich.  
Seltener Lohn für Lebensretter. Statuten des von Wilhelm  
mine Halberstadt gegründeten Fräuleinstituts für Deutsch-  
lands väterliche unvermählte Wäbter jedes Standes und jeder  
Gesellschaft. Kern des Nächstens Nr. XX vom vorigen Jahre.  
Gewittergefahren. 1) In Schlessien. 2) In Rdn.  
3) In Heinsberg. 4) Schädlichkeit des Glockenläutens bei  
Gewittern. Seltene Lebensberechnung. Die Brauntweiss-  
pest. 7) Eine Entdeckung. 8) Das schreckliche Schicksal.  
Feuersgefahren. 1) Feuersbrunst, durch unvorsichtiges  
Heizen des Ofens veranlaßt. 2) Ein ähnlicher Fall. 3) Feuer  
und Licht in den Händen Unmündiger thut nicht gut. 4) Eine  
Wasserflasche als Brandstifter. Anweisung zum Bau der Dorn-  
schen Lehndächer. Der Schmuggler. Vortheile in der Land-  
wirtschaft. Tod des berühmten Viceadmirals Lordenfeld.  
Alte Leute. Beispiele aus neuerer Zeit. Miß Dscheid. Die  
erste Wasserhellanstalt zu Gräfenberg in Schlessien und ihre  
Stifter Priesnitz. Unglücksfälle zur Belehrung und  
Warnung. A. Durch Stürme und Ungewitter. 1) In der  
Walachei. 2) In Osterreich. 3) In Tirol. B. Durch  
Einkurz. C. Durch Dämpfe, Gase und deren Ent-  
zündung. 1) Schädlichkeit des Kohlendampfs. 2) Ein anderer  
Fall. 3) Noch ein trauriger Fall. 4) Unglücksfall durch Gas-  
explosion. 5) Noch eine Gasexplosion. 6) Vorsicht beim Aus-  
bringen tiefer Brunnen. 7) Ein ähnlicher Fall. D. Durch  
Schießpulver und Gewehre. 1) Pulverexplosion. 2) Un-  
vorsichtigkeit mit Schießgewehren. 3) Überladung von Schieß-  
gewehr. 4) Ein anderer Fall. 5) Noch ein trauriger Fall.  
E. Durch Thiere und thierisches Wuthgift. F. Bei  
Kindern aus Mangel an Aufsicht. Vorsichtsmaßregeln  
beim Räumen von Brunnen. Noch einige Vorschläge über  
lebensbig Begrabenwerden.

Stuttgart und Tübingen, im November 1838.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Bei J. B. König in Bonn ist erschienen und durch  
alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Scriptorum Arabum De Rebus In-  
dicis loci et opuscula inedita.** Ad codicum  
Parisiorum Leidanoorum Gothanoorum fidem recen-  
suit et illustravit **Joannes Gildemeister.**  
Fasc. I. 8. Geh. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

**Weber's, M. G. (Dr.), Vollständiges Handbuch  
der Anatomie des menschlichen Körpers**  
(Bergliederungs-Kunde und -Kunst). Zunächst für die  
Besitzer des anatomischen Atlas. Erster Band. Vier-  
tes Heft. Preis 20 Gr.

Im Verlage von Alexander Duncker in Berlin sind  
folgende Neuigkeiten erschienen und durch alle Buchhand-  
lungen zu beziehen:

**Dr. L. Böhms,**  
praktischer Arzt zu Berlin,

**Die kranke Darmschleimhaut**  
in der asiatischen Cholera,  
mikroskopisch untersucht.  
Mit zwei Kupfertafeln. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

**Theodor Mügge,**  
**Novellen und Skizzen.**

3 Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Inhalt: Die Spanier in London. Der Unverschämte. Ab-  
sicht und Zufall. Der Candidat. Die Brüder. Rosinchen.  
Streifzüge durch Belgien. Der Ketzer.

Diese ausgewählte Sammlung interessanter Novellen und  
Skizzen des beliebten Autors wird den zahlreichen Lesern seines  
„Chevalier“, seiner „Vendécérin“ u. eine sehr willkommene  
Gabe sein.

**Denkschriften und Briefe**  
zur Charakteristik der Welt und Literatur.

Zweiter Band.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Inhalt: a) Briefe von J. J. Engel, H. Genelli, Fr.  
v. Gentz, Samuel Hahnemann, Ph. Hackert,  
Joseph Fürst von Hohenzollern, Fr. L. Jahn,  
Joh. H. Jung-Stilling, Karl XIV. König von  
Schweden, Abr. G. Kaestner, K. W. Kolbe,  
Papst Leo XII., Moses Mendelssohn, Adam v.  
Müller, Frz. V. Reinhard, Ludw. Robert,  
Gustav Graf von Schlabrendorf, Fr. E. Dan.  
Schleiermacher, Chr. M. Wieland, Fr. Aug.  
Wolf, Pius Alex. Wolff, J. H. D. Zschokke.

b) Denkschriften, Briefe, Depeschen und diplomatische  
Noten aus der französischen Revolution von 1792 bis 1799.  
Ange Elis. Louis Ant. Bonnier d'Arco, Boul-  
land, E. Nicolas Calon, André Dumont, Flo-  
real Guiot, Labadie, J. P. Lacombe St.-Mi-  
chel, Napoleon Bonaparte, Rivaud, Philippe  
Rühl, Sotin.

Der erste Band erschien vor einigen Monaten und hatte  
sich einer ungewöhnlich großen Theilnahme zu erfreuen, dem  
vorliegenden wird diese vielleicht in noch höherem Grade zu Theil  
werden.

In demselben Verlage sind unlängst erschienen:

**Stalla.** Mit Beiträgen von A. Hagen, A. Kop-  
pisch, S. Leo, E. Fr. v. Rumohr, A. Witte  
u. A. Herausgeg. v. **Wf. Kemont.** Mit einem  
Titelkupfer nach E. Magnus. 8. Eleg. cart. 2 Thlr.

**Cooper's, S. Fenim.,** Streifereien durch die  
Schweiz. Nach dem Engl. v. Dr. G. N. Bärmann.  
2 Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

**Galerie** dramatischer Künstler der königl.  
Hofbühne zu Berlin.

Heft I. Charlotte von Hagn.  
Schwarz 1 Thlr. 20 Gr. Color. 2 Thlr. 6 Gr.

Heft II. Karl Seydelmann.  
Schwarz 1 Thlr. 16 Gr. Color. 2 Thlr.

**Henriette Temple,** eine Liebesgeschichte vom Verf.  
des Vivian Grey. Nach dem Engl. von Dr. G. N.  
Bärmann. 3 Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

**Kopisch, Aug.,** Gedichte. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

**Mügge, Th.,** Die Vendécérin, ein Roman.  
3 Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 16 Gr.  
**Revolution,** Die französische, von 1789—1836.  
Gr. 12. Geh. 16 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Dr. E. Mignet,**

**Das Kreosot in physischer, chemischer,**  
pharmaceutischer, medicinischer, technischer und ökonomischer  
Beziehung, oder: Darstellung der Geschichte  
des Kreosots, seiner physischen und chemischen Eigen-  
schaften und Verbindungen, seiner pharmaceutischen  
Verhältnisse und verschiedenen Bereitungsweisen, seiner  
schädlichen und therapeutischen Wirkung, belegt durch  
die vorzüglichsten Beobachtungen deutscher und franzö-  
sischer Ärzte, und seiner Anwendung theils auf Me-  
dicin, theils auf die Technik (Optik, Färberei u.) und  
auf die Haushaltung. Uebersetzt nach dem neuesten  
Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet und mit ei-  
nem Anhange über kreosothaltige Mittel und Surro-  
gate des Kreosots versehen von A. Martiny. Gr. 8.  
12 Gr.

Wenig ändern neu erschienenen Arzneimitteln fand auch  
das Kreosot eifriges Lob und heftigen Tadel; Viele hielten es  
für die Panacee aller Übel, Andere dagegen sprachen ihm jede  
Wirkung ab, und unter diesen extremen Ansichten litt die  
Sache der Menschheit, bis jahrelange Erfahrung auch hier der  
Wahrheit ihr Recht verlieh; denn es ist ja längst bekannt, daß  
sie besonders durch den Scharfsinn, die Gelehrsamkeit, den  
Eifer und die Sondernungskunst Mignet's gefunden wurde,  
welche Gaben auf jeder Seite seiner vorstehenden Schrift er-  
kennbar hervortreten.

## Euripidis TRAGŌDIA.

Recensit

**Godofredus Hermannus.**

Von dieser schönen Ausgabe sind bisher erschienen:

Voluminis I pars I. Hecuba. 1 Thlr. 6 Gr.  
— — II. Iphigenia in Aulide. 1 Thlr. 6 Gr.  
— — III. Iphigenia Taurica. 1 Thlr. 12 Gr.  
Voluminis II pars I. Helena. 1 Thlr. 6 Gr.  
— — II. Andromache. 18 Gr.  
— — III. Cyclops. 12 Gr.

Letzteres haben wir soeben versandt.

Leipzig, den 10ten November 1838.

**Weidmann'sche Buchhandlung.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bericht vom Jahre 1838 an die Mitglieder der Deut-  
schen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache  
und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von den  
Geschäftsführern der Gesellschaft **Amilins Lud-  
wig Richter** und **Karl August Espe.** Gr. 8.  
Geh. 10 Gr.

Die Berichte der Jahre 1835, 1836 und 1837 sind zu  
gleichen Preisen zu beziehen.

Leipzig, im November 1838.

**f. A. Brockhaus.**

Eben ist in der Starcke'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

**Kaltzschmidt, Prof. D. F. G., Sprachvergleichendes Wörterbuch der deutschen Sprache**, worin die hochdeutschen Stammwörter in den germanischen, romanschen u. v. a. europ. u. affat. Sprachen, besonders in der Sanskrit nachgewiesen, mit ihren Stammverwandten zusammengestellt, aus ihren Wurzeln abgeleitet und nach ihrer Urbedeutung erklärt, auch die abgeleiteten und die wichtigern zusammengesetzten Wörter kurz erläutert werden. **Zweite Lieferung, Bee bis Du.** Gr. 8. Geh.  $\frac{2}{3}$  Thlr.

Das Ganze wird aus 6 Hef. in 1 Bande bestehen, Mitte 1839 vollständig sein und die bisher dem Unternehmen bewiesene Theilnahme vollkommen verdienen.

### **Pölig Weltgeschichte**

für gebildete Leser; 6te Aufl. fortgeführt bis mit 1838 vom Prof. **Fr. Salan**, in 15 Lieferungen (175 Bogen. Gr. 8. 5 Thlr. Schreibp.  $6\frac{1}{2}$  Thlr.) ist nun vollständig, und als ein höchst werthvolles Geschenk zu empfehlen.

Der Ergänzungsband ist auch unter folgendem Titel:

**Allgemeine Geschichte der Jahre 1830 bis 1838** vom Prof. **Friedr. Salan** zu Leipzig. 23 Bogen. Gr. 8. 1 Thlr.

besonders zu haben und wird durch die geistvolle, klare und anziehende Darstellung das Interesse an der neuesten Zeitgeschichte sehr erhöhen. Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen zu finden.

### **Neuer Atlas der ganzen Erde**

nach den neuesten Bestimmungen für Zeitungsleser, Geschäftsleute, Schulen etc. mit Rücksicht auf **Stein's** geograph. Werke. **Siebenzehnte** Aufl. in 26 K. und 7 Zeit- und geogr. statist. Tafeln. **Colort.** Grossfolio. 1838.  $4\frac{1}{2}$  Thlr. netto.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

### **Gerichtsärztliche Arbeiten**

von

**Karl Friedrich Burdach,**

königl. preuß. Geh. Medicinalrathe, Dirigenten des Medicinalcollegiums und Prof. zu Königsberg.

**Erster Band.**

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl.

Inhalt: Über die Advotatur der Ärzte. Über den Beweis der Vergiftung. I. Arsenitvergiftung, erwiesen durch das gleichzeitige Erkranken nach derselben Speise, die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und die Ausgrabung. II. Arsenitvergiftung, erwiesen durch die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und den Gehalt des Ueberrestes der genossenen Speise. III. Arsenitvergiftung, durch die Krankheitserscheinungen und den Leichenbefund wahrscheinlich gemacht, ohne nähern Beweis. IV. Vergiftung durch Schwefelsäure im Schlafe. Ob Mord? ob Selbstmord? I. Selbstmord undenkbar. Stich in die Brust. II. Selbstmord wahrscheinlich. Erwürgung. III. Selbstmord möglich. Zerschneidung des Kehlkopfs. Über die nähere Bestimmung der Abdtlichkeit einer Verletzung. Kopfverletzungen. 1. Unbedingt nothwendige Abdtlichkeit. a) Schädelbruch mit Extravasat. b) Desgleichen mit Depression und

**Erweichung des Gehirns.** 2. Bedingt nothwendige Abdtlichkeit. a) Zerreißung innerer Hirngefäße. b) Schließende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Hirnerschütterung bei Trunkenheit und Erkältung. 3. Individuell nothwendige Abdtlichkeit. a) Zerreißung des Querhinterhorns. b) Extravasat in den Hirnhöhlen und unter dem kleinen Hirn. c) Schädelbruch und Extravasat. d) Extravasat. 4. Zusätzliche Abdtlichkeit. a) Meningitis. b) Schließende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Trachnitis. 5. Aderweittige Ursache des Todes. Brustwunde und Erkältung. a) Stich durch die Brust in die Leber. b) Erkältung durch Betten. c) Zusammenbrückung des Kehlkopfs. d) Desgleichen. e) Extravasat. Verletzungen des Unterleibes. I. Peritonitis mit Ergießung nach einem Stiche. II. Desgleichen nach Schwundung mit einem glühenden Eisen. III. Verletzung der Witz nach einem Stosze. Vielsache Verwundungen. I. Unbedingt nothwendige Abdtlichkeit. II. Desgleichen. III. Aderweittige Ursache des Todes.

Stuttgart und Tübingen, im November 1838.

**J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Person (Abbé), Das Ende der alten und das Anfließen einer neuen Welt. Streifzüge durch rationalistische Gebiete.**

Gr. 8. Gebf. 1 Thlr. 8 Gr.

In einem Augenblick, wo der in alle Höhen und Tiefen der socialen und individuellen Zustände so mächtig eingreifende Rationalismus alle verdammen Urtheile bereits kühn überlebt hat und wissenschaftlich gesichert und geläutert zum eigentlichen Geist der Zeit sich erhob, kann ein Buch, welches dieselbe Richtung bei einer bedeutenden Zahl französischer und zwar katholischer Gelehrten unumwunden darlegt, jedem Gebildeten nur willkommen und höchst interessant erscheinen.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

### **Prolegomena zur Historiosophie**

von

**August von Cieszkowski.**

10 Bogen. Velinpapier. Sauber broschirt. Gr. 8. 16 Gr. Berlin, im November 1838.

**Zeit & Comp.**

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

### **Guide pratique**

*pour l'étude et le traitement*

## **DES MALADIES DES YEUX,**

par

**Ch. J. F. Charron du Villards.**

2 vols. Avec planches. In-8. Paris. 6 Thlr

Dieses neue Werk des berühmten Arztes wird als ein Gewinn für die Wissenschaft auch seinen deutschen Kunstgenossen willkommen sein.

Leipzig, im November 1838.

**Brockhaus & Wennerius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur. (A Paris: même maison, Rue Richalieu, No. 60.)

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

## An den Redacteur der „Blätter für literarische Unterhaltung“.

Pinak (Rußland), 14. Nov. 1838.

Sie werden sich wundern, daß ein Bewohner aus Pinak, dessen Geist in der Einsamkeit sich mit Ihren Blättern erquickt, Sie mit dem Ersuche beunruhigt, auch seiner Stimme in Ihrer Zeitschrift den Platz einzuräumen. Den Anlaß dazu gab der wichtige Aufsatz über die Sprache der Thiere, den ich in Nr. 301 d. Bl. nicht ohne heilsame Erbehererschütterung gelesen habe. Aber dem Trost folgt der Ernst sehr oft schnell nach. Als Mitglied der medicinischen Gesellschaft zu Wilna bekannt mit den Umständen der erschienenen Inaugural-Dissertation des Hrn. Wiszniewski, erkaunte ich über die spöttische Umgestaltung einer einfachen, reinen Thatsache; und, eingedenk des bekannten Spruchs: Amicus Plato, amicus Cato, sed magis amica veritas, konnte ich meinen heftigen Drang zur Schriftstellerei diesmal nicht bezwingen. Die Dissertation des Hrn. Wiszniewski, ehemaligen Zuhörers in der medicinischen Facultät der gewesenen wilsner Universität, welcher die Stelle eines außerordentlichen Professors in der Charlower Universität bekleidet und der im verfloffenen Jahre nach Wilna kam, um die Doctorwürde zu erlangen, führt den Titel: „Descriptio Raphaniae epidemice grassantis etc.“ (von der Kriebelkrankheit), und ist auf der andern Seite des Titelblatts mit der Unterschrift des gelehrten Secretairs der Akademie, des Hrn. Doctors der Medicin und Philosophie, Staatsraths Sidwals, bekräftigt, dem nach den akademischen Gesetzen die Pflicht obliegt, alle von der Consferenz approbirten und zum Druck bestimmten Inaugural-Dissertationen unter seiner Aufsicht und Sorge zu haben. Sollte schon das Titelblatt und der bekannte Name eines gelehrten Mannes dem Spötter nicht hinreichend gewesen sein, um eine folgerechte Muthmaßung zu hegen, daß die medicinisch-chirurgische Akademie zu Wilna einen ganz andern Bewegungsgrund gehabt habe, um dem Candidaten die in dieser Anstalt so schwer zu erreichende Doctorwürde zu ertheilen, als die am Ende der Dissertation angeknüpfte Meinung desselben über die Sprache der Thiere? Der Candidat Wiszniewski wurde, nach einer strengen theoretischen Prüfung aus allen Gegenständen der Medicin, zu der Vertheidigung seiner Dissertation über die Kriebelkrankheit in einer öffentlichen Versammlung zugelassen, und hat den Forderungen der Gesetze Genüge geleistet. Es war damals keine Erwähnung von der Sprache der Thiere. Der Druck dieser Epifode war ihm allein nur deswegen gestattet, weil er, von der vorgefaßten Meinung darüber eingenommen, selbst dringend darauf bestand und dieselbe als sein intellectuelles Eigenthum behauptete: ein Beweis, daß man in Rußland gegen die Meinungen der Gelehrten nachsichtig ist. Dies war auch ohne allen Zweifel die Ursache, daß die kaiserliche Charlower Universität nicht nur dem Hrn. Wiszniewski gestattete, in einer öffentlichen Sitzung in der von ihm gehaltenen lateinischen Rede (Artis veterinariae conditio praesens, — impedimenta quae eidem perficiendae hodieum obstant, — atque momenta, quae ad illam excolendam magis valent. Charcoviae, 30<sup>mo</sup> Augusti. A. 1838. Typis Universitatis) unter Anderm auch diese Idee zu entfalten, sondern ließ auch seine Rede auf seine eignen Kosten drucken. Es ist kein Wunder, daß in akademische Inaugural-Dissertationen, deren un-

geheure Menge fast alle wissenschaftliche Gegenstände erschöpft zu haben scheint, manche Ungereimtheiten sich einschleichen, wenn auch größere Werke nicht ganz frei davon sind. Haben Sie je gehört, daß ein Kal auf den Feldern weidet? Und doch liest man in dem Werke eines unserer rühmlichst bekannten Zoologen (Zoologia Specialis. Vilnae 1829. Pars posterior — tertia — S. 109): „Anguilla agros pisorum frequentare diligit.“ Warum verläßt der Kal sein Element? Warum floppelt er auf dem fremden Gebiete nach? Ein Wikling würde antworten: Fremde Erbsen schmecken gut. — Hat Je-mand bis dahin vermuthen können, daß der persische König Darius mit seinem ganzen Heere, die Scythen und Melanchlanen vor sich treibend, bis in die Gegenden von Pinak gekommen sei? Und doch finden wir diese Behauptung in einem sehr gelehrten Aufsatze. (In einer Zeitschrift: Russische Encyclopädie, Bd. 27, Heft 2, März 1838, S. 81.) Wir Einwohner von Pinak glauben daran gar nicht; denn wäre es der Fall gewesen, so würden wir in den großen pinakischen Sümpfen und Morästen von ungefähr auf eine Masse Menschen- und Thierknochen stoßen! Dieser Umstand, wie manche andere aus dem Dunkel des grauen Alterthums ausgegrabenen Anzeigen würden manchen Zoologen verleitet haben zu behaupten, daß diese Sümpfe den Rückstand von der sündstüchtigen Überschwemmung ausmachen, daß die ganze pinakische Gegend von Käsefressern, blauen und rothen Menschenrassen (Rubinen, Wubinen) bewohnt war, und daß die vorkommenden Thierknochen zu dem antediluvianischen Geschlechte der Elefanten (E. primigenius), Rammonten, Mastodonten und der den amerikanischen ähnlichen Megatherien und Megalonyxen gehören! Welch ein Feld zu neuen Entdeckungen! Welche vortheilhafte Aus-sichten für die rastlose Bemühung, ein neues Buch zu schreiben!

Ich zweifle nicht an Ihrer Wahrheits- und Gerechtigkeits-Liebe, und bin überzeugt, daß diese Zeilen das Licht der Presse auf dem classischen deutschen Boden erblicken werden.

X.

## Rüge eines literarischen Vorfahrens.

In Hrn. Michelet's „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland“ liest man Bd. 2, S. 635, folgende Worte:

„Als ich den ersten Band der Hegel'schen Werke 1832 herausgab, wollte Weiße die Hegel'sche Abhandlung „über das Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt“ in öffentlichen Blättern Schelling's, doch gewiß „unaufgesehert, vindicten, und es bedurfte einer förmlichen Erwidrerung von meiner Seite, sowie des beharrlichen Schweigens Schelling's, um diesen Mangel des kritischen Takts in seine Schranken zu verweisen.“

Erst durch diese Ausforderung fand Unterzeichneter sich veranlaßt, über den eigentlichen Verfasser jener bekanntlich zuerst in Schelling's und Hegel's „Kritisches Journal der Philosophie“, gleich allen Aufsätzen dieser Zeitschrift ohne Namensunter-schrift erschienenen Abhandlung bei Hrn. Geheimrath v. Schelling schriftlich anzufragen, dessen „beharrliches Schweigen“, bei seiner bekannten Geringschätzung aller von gewisser Seite her so reichlich ihm zugefügter Unbillen, keineswegs befremden oder in der einmal gefaßten, wohlbegründeten Überzeugung irre machen konnte. Verbunden ward damit eine ähnliche Anfrage hinsichtlich des im 16ten Bande von Hegel's Werken wieder ab-



gedruckten Aufsatze: „Über das Wesen der philosophischen Kritik überhaupt und ihr Verhältnis zum gegenwärtigen Zustand der Philosophie insbesondere.“ Die Antwort Schelling's in einem Briefe vom 31sten Oct. d. J. lautet wie folgt:

„Was den unter Hegel's Schriften aufgenommenen Aufsatz: „Verhältnis der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt“ betrifft, so ist Ihre Vermuthung vollkommen gegründet. Es ist darin kein Buchstabe von Hegel, ja er hat ihn vor dem Abdruck nicht gesehen. Was die Einleitung zu dem kritischen Journal betrifft (Wesen der philosophischen Kritik u. s. w.), so ist sie zum Theil von Hegel geschrieben; viele Stellen, die ich jedoch im Augenblicke nicht näher zu bezeichnen wüßte, sowie die Hauptgedanken, sind indeß von mir; es mag wol keine Stelle sein, die ich nicht wenigstens revidirt.“

Dies zugleich als Beitrag zur Beantwortung der Frage: welche von beiden besser mit Hegel vertraut sind, die „Aerzgebildeten“, oder die „Pseudo-Hegelianer“, die „von der Schule Ausgehenden“ (etwa als „der Stein, den die Bauleute verworfen haben“, Matth. 21, 42—44, da ja Hr. Michelet auf derselben Seite, a. a. D. S. 630, wo er diesen Act des Auswerfens berichtet, den Spruch Matth. 22, 14 anführt?), die von Jenen unaussprechlich, Hegel nicht verstanden zu haben, bekräftigt werden.

Leipzig, den 26ten November 1838.

Weisse.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

## Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1838. November. Nr. 292—295.

Nr. 292. \* Oberlin. Behemoth und Leviathan. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbdwissenschaft. Beharrlichkeit eines Hinds. \* Der Saugfisch. — Nr. 293. \* Die Ruinen von Babylon. Der Alabaster. Die schlagenden Wetter. \* Nelson. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbdwissenschaft. (Fortsetzung.) Gewinnung des Sulfates. Eine ungeheure Kattensäge. — Nr. 294. \* Wiesbaden. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbdwissenschaft. (Schluß.) \* Cornelle. Die Stenographenfabrikation. \* Die südafrikanischen Dörfer. — Nr. 295. \* Die spanische Armada. Panama. \* Robin Hood. Das Filtriren des Wassers. Das menschliche Gehirn. \* Eschara. Die mit \* bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 Thlr. 12 Gr. auf nur 5 Thlr. ermäßigt. Einzelne kostet, jeder dieser Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr. Leipzig, im December 1838.

J. A. Brockhaus.

Bei Th. Fischer in Kassel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abbildung und Beschreibung blühender Cacteen von Dr. L. Pfeiffer und Fr. Otto, königl. Gartendirector in Berlin. 1ste Lieferung. Gr. 4. Subscriptionspreis à Lieferung 1 Thlr.

Das Werk erscheint in einzelnen Heften in gr. 4., deren jedes 5 lithographirte Tafeln und ebenso viele Blätter Text enthalten wird.

Die Tafeln werden nicht in systematischer Ordnung folgen, sondern aus den bereits vorhandenen, seit einer Reihe von Jahren sowohl im berliner botanischen Garten als an andern Orten entworfenen Abbildungen blühender Cacteen, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Neuesten und Interessantesten, allmählig ausgewählt, und in jedem Hefte aus verschiedenen Gattungen Arten mitgetheilt werden. Die Blü-

men, Früchte und andere instructive Theile der Pflanzen werden colorirt, wie auch jedesmal ein charakteristischer Theil des Stammes; das Übrige bleibt uncolorirt und wird in Lithographie von geübten Künstlern ausgeführt.

Der Text zu jeder Tafel wird die lateinische Diagnose der Art, mit Hinweisung auf die vorhandenen Hilfsquellen, und eine kurze Beschreibung in deutscher und französischer Sprache enthalten, und so eingerichtet werden, dass das Ganze später nach systematischer Folge geordnet und sammungebunden werden kann.

Exemplare mit vollständig colorirtem Stamm werden auf besondere Bestellungen für 3 Thlr. die Lieferung abgegeben.

Bei J. B. Wallishauser in Wien ist zu haben und durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

## AGLAJA.

Taschenbuch. Neue wohlfeilere Ausgabe. XVI. Band. 1 Thlr. 4 Gr. Feiner Einband 1 Thlr. 8 Gr. Preis für complet 1—XVI 18 Thlr. 16 Gr. und seine Ausgabe 21 Thlr. 8 Gr.

Diese wohlfeilere Ausgabe besteht nur aus 16 Jahrgängen, weil der Vorrath nicht erlaubt, sie gleich der ersten Ausgabe bis 18 zu vermehren. Nur sehr wenige Exemplare der ersten Ausgabe mit feinsten Kupfern und Satineteinband sind noch vorräthig. Auch von der wohlfeilsten Ausgabe werden die completen Exemplare bald vergriffen sein.

Die 16 Jahrgänge enthalten 98 John'sche Kunstblätter und Erzählungen und Gedichte von den ausgezeichnetsten Schriftstellern, sodas diese Sammlung gewis jedem Käufer Vergnügen machen wird. Sie ist das Wohlfeilste, welches bei so viel ausgezeichnetem Werth an literarischem Product geliefert werden kann.

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist soeben erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu haben:

Mayo, Herbert (Wundarzt am Middlesex-Hospital und Professor am königl. Collegium der Ärzte in London), Grundriss der speciellen Pathologie mit besonderer Berücksichtigung auf die pathologische Anatomie. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Zusätzen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. F. Amelung, grossherzogl. hess. Medicinalrathe etc. Erste Abtheilung. Gr. 8. Velindruckpapier. 25 $\frac{1}{2}$  Bogen. Preis 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 Fl.

Das Original der hier angezeigten Übersetzung hat sich bereits die Anerkennung ausgezeichnete deutscher Gelehrten erworben, und Hausinger nennt es in Schmidt's Jahrbüchern der gesammten Medicin, Jahrgang 1836, Band XI, Heft 3, eine der ausgezeichnetsten Erscheinungen der neuern Literatur, empfiehlt es der sorgfältigen Beachtung der deutschen Ärzte und spricht die Überzeugung aus, dass kaum ein anderes Werk mehr zur allgemeinen Einführung der pathologischen Anatomie in die praktische Medicin beitragen wird, als das vorliegende. Die zweite Abtheilung erscheint bald nach Neujahr.

Darmstadt, im October 1838.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bozzaris, G., Die Schande der deutschen Journalistik. 6 Gr.

Leipzig, im November 1838.

Wilhelm Raud.

Im Literatur-Comptoir in Stuttgart erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

# Der Unabhängigkeits-Kampf

der  
spanisch-amerikanischen Colonien.

Dargestellt

von

Dr. Franz Kottenkamp.

Zugleich Supplementband zu **Craff Münch's allgemeiner Geschichte der neuesten Zeit**,  
in 7 Bänden.

Geh. Preis 1 Thlr. 21 Gr. Preuß., oder 3 Fl. Rhein.

## GRATIS

für die Käufer der soeben ausgegebenen, neuen, wohlfeilen Ausgabe von Münch's Geschichte der neuesten Zeit in 7 Bänden, à 1 Thlr. Preuß., oder 1 Fl. 36 Kr. Rhein.; dieselben erhalten ferner gratis den bereits im vorigen Jahre erschienenen Supplementband von Dr. Kottenkamp (Preis 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 Fl.), zusammen also eine Prämie im Werth von 8 Thlr. 6 Gr. Preuß., oder 5 Fl. Rhein.

Die Verhältnisse der spanisch-amerikanischen Colonien, noch in Deutschland fast gar nicht bekannt und doch so wichtig, daß sie selbst auf die Entwicklung europäischer Zustände oft den unmittelbarsten Einfluß übten, sind darin in einer Weise geschildert, wie sie nur aus einem gründlichen und mühsamen Quellenstudium, aus einer genauen Kenntniß der europäischen Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, und aus jener ruhigen, vorurtheilsfreien Anschauung der Thatfachen hervorgehen konnte, welche die erste und schönste Eigenschaft jedes Historikers sein muß.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

## Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. October. Nr. 40—43.

Nr. 40. \*Die wilden Eingeborenen von Neu-Holland. \*Der Alligator oder Kaiman. Die Sage von der Friedenspfote. Der Bär und der Panther. Die zwei Bäume. \*Das Cabriolet. Aufzählung des Käthfels im vorigen Monat. — Nr. 41. \*Die Fliegenfalle. Übung macht den Meister. Die Wirkungen eines Orkans in Ostindien. \*Die St.-Lorenz-Kirche. Die Elefanten in Indien. \*Die Brandente. — Nr. 42. \*Fränzchen und Marie. \*Die Rosengallwespe und die Schlafäpfel. Die Affen in Ostindien. Das Biesel und die Schwalben. \*Die Windrose. Käthfel. — Nr. 43. \*Großer Prahler, schlechter Fechter. \*Das Kist des Nil. Der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. \*Der aschgraue Wassertreter.

Die mit \* bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei F. G. Adler in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Anekdoten von Gelehrten

und

Curiositäten der Literatur.

2tes, 3tes, 4tes Bändchen.

Elegant broschirt. à 6 Gr., oder 24 Kr.

Den zahlreichen Abnehmern dieser mit großem Beifall aufgenommenen interessanten Sammlung wird die Nachricht von dem Erscheinen dieser Fortsetzung gewiß sehr willkommen sein. Man findet unter vielen andern auch Stellen aus dem

Leben von Hoffmann, Schiller, Wieland, Voltaire, Malesherbes, d'Argens, Zinzendorf, Rousseau, Boerhave u. s. w. u. s. w.

Das erste Bändchen erschien 1836.

Bei R. S. Ewert in Marburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Über die falsche Idealität.

Von

Geheime Hofrath **Ed. Platner** zu Marburg.

Gr. 8. Brosch. 2 Gr., oder 9 Kr.

**Enabediffen** (Hofrath und Professor), Die Grundzüge der philosophischen Tugend- und Rechtslehre. Gr. 8. 13 Bogen. Brosch. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Früher ist bei uns erschienen und ebenfalls in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Grundzüge der Metaphysik von Hofrath **Enabediffen**. Gr. 8. Brosch. 18 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher

Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang

1838. Monat November, oder Nr. 305—334, und

5 literarische Anzeiger: Nr. XXXVIII—XXXII.

Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer

den Beilagen) auf feinem Druck-Beinpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Her-

ausgegeben von E. G. Gersdorf. 1838. Acht-

zehnten Bandes zweites Heft. (Nr. XX.) Gr. 8.

Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland, Jahrgang

1838. Monat November, oder Nr. 44—48, und

Bibliographischer Anzeiger: Nr. 44—48. Gr. 8.

Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Gedichte

von

## Ludwig Uhland.

Swölfte, einzig vollständige Original-Ausgabe.

Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahl gestochen.

8. Wellpapier. In Umschlag broschirt. Preis 2 Thlr. 12 Gr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Da verschiedene süddeutsche Nachdrücke nur die vor dem Jahr 1818 erschienenen, mithin 19 Gedichte weniger enthalten, so können sie auf die Vollständigkeit gegenwärtiger zwölften Original-Ausgabe keinen Anspruch machen, der sie in Beziehung auf Ausstattung überdies weit nachsehen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Geschichte Napoleon's.

LAURENT,  
Histoire

de l'empereur

**NAPOLÉON.**

illustrée

par Horace Vernet.

In-8. Paris. 20 Fr.

DE NORVINS,  
Histoire de Napoléon.

Avec Vignettes

par R. A. F. F. F. F.

In-8. Paris. 20 Fr.

Wir machen mit Vergnügen auf zwei Prachtwerke aufmerksam, welche sich den Ruhm streitig machen, das Leben Napoleon's durch Wort und Zeichnung zu verherrlichen. Norvins' anerkannte geschichtliche Darstellung mit Raffet's Zeichnung auf der einen Seite, Laurent's neue Auffassungsweise verbunden mit Horace Vernet's künstlerischen Leistungen auf der andern, verfolgen beide Werke die großartige Erscheinung von ihrer Geburt bis an ihr Ende.

Beide Werke erscheinen in höchst eleganter Ausstattung in 80 Lieferungen zu 2½ Gr. Die ersten Lieferungen sind durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen.

Leipzig, den 1sten December 1838.

**Brodhaus & Wennerius,**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Sobem ist bei Unterzeichnetem erschienen:

**Die Vorzüge der doppelten Spurbahnstraße** vor den gewöhnlichen Kunststraßen, zur theoretischen und praktischen Prüfung empfohlen von Dr. F. G. Gernar. 111 Seiten. Gr. 8. Mit Steinbrud. 16 Gr.

Der Zweck der Schrift ist, nach des Verf. Angabe, Vint. S. 1: den Kunststraßen bei geringern Kosten eine größere Bequemlichkeit, Sicherheit und Ausdauer zu geben, ja, so weit es thuntlich ist, den Vorzügen der Eisenbahnen nahe zu bringen,

dadurch aber eine Möglichkeit zu eröffnen, daß sie, die bisher eine große Last aller Staaten waren, bei einem angemessenen Abgabentarif ein Gegenstand der Bewilligungen für Privatvereine werden können.

Kitona, im November 1838.

Karl Xue.

Im Verlage von Alexander Duncker in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Medicinsch-Chirurgisch-  
THERAPEUTISCHES WÖRTERBUCH**  
oder

**Repertorium der vorzüglichsten Curarten,**  
die in dem Zeitraume von 1750—1838,

mit Rückblicken auf die ältere und älteste Zeit, von den berühmtesten Ärzten Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens angewendet und empfohlen worden sind.

Herausgegeben

durch einen Verein von Aerzten.

Mit einem Vorworte des Geheimen Medicinalraths Professors Dr. Barez.

1ster Band. 2te Lieferung.

Die medicinische Welt hat bereits bei der Publication der 1sten Lieferung dieses Werks eine so lebhafte Theilnahme für dasselbe an den Tag gelegt und sich so beifällig über Plan und Ausführung desselben ausgesprochen, dass es überflüssig erscheint, hier noch Empfehlendes und Lobendes hinzuzufügen. Mögen nunmehr auch diejenigen Mediciner, denen das Werk noch nicht zu Gesicht kam, sich die Einsicht der beiden erschienenen Lieferungen verschaffen, da ich es gern einem Jeden überlasse, sich durch eigne Anschauung von dem Werth und der praktischen Brauchbarkeit des Buches zu überzeugen. Nicht der Zahl inhaltloser Speculationsunternehmungen ist dies **therapeutische Wörterbuch** zuzugesellen, es gehört der Wissenschaft und deren Förderung, und die Medicin wird es den Herausgebern Dank wissen, darin eine übersichtliche Zusammenstellung eines so reichen, aber bisher ungeordneten und darum unbrauchbaren Stoffes geliefert zu haben.

Die Hefte folgen nun alle Monate regelmässig aufeinander. Nach Beendigung des 1sten Bandes tritt ein verhältnissmässig höherer Ladenpreis ein.

Berlin, den 15ten November 1838.

**Alexander Duncker.**

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite 2 Gr.

## Leipziger Allgemeine Zeitung.

Motto: Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!

Die Stimmen, welche über die Leipziger Allgemeine Zeitung im ersten Jahre ihres Bestehens laut geworden sind, freundliche und unfreundliche, haben uns die Zuversicht einflößen dürfen, daß wir das Ziel, welches bei diesem Unternehmen uns vorschwebte, nicht ganz verfehlt haben; den Wohlwollenden danken wir für die Anerkennung unsers Strebens, die Uebelwollenden haben uns auf unserm Wege nicht irre gemacht, und auch ihnen sind wir verbunden, da sie uns auf manche Klippe aufmerksam gemacht haben, die zu vermeiden war. Wir haben uns bei dem Beginne des Unternehmens die Schwierigkeiten keineswegs verhehlt, die theils aus der Natur und dem Umfange desselben hervorgehen, theils in den eigenthümlichen Verhältnissen liegen, welche in Deutschland der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten nur zu ungünstig sind; aber bei dem Versuche, sie zu überwinden, ist der Redaction sowol ihr Ziel immer klarer vor Augen getreten, als sie auch mit den Mitteln es zu erreichen vertrauter geworden ist, und sie glaubt erfüllt zu haben, was sie bei dem Eintritt in ihre Laufbahn aussprach, daß ihre Anstrengungen mit den Schwierigkeiten der Aufgabe wachsen sollten.

Unparteiliche Darstellung der Zeitgeschichte ist unverbrüchlich ihr Gesetz gewesen, und sie ist demselben wissenschaftlich nie untreu geworden, so schwierig es immer für den Zeitgenossen der Ereignisse ist, mitten unter den Eindrücken der Gegenwart, unter streitenden Ansichten und Meinungen, oft unter geflüstert hervorgerufenen Täuschungen und Wirren so unbefangen zu bleiben, als es dem Geschichtschreiber möglich ist, der einen Zeitraum der Vergangenheit nach kritischer Prüfung der Zeugnisse darzustellen unter-

nimmt. Ihren Wahlspruch: „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!“ hat unsere Zeitung, wie wir hoffen, nie verleugnet; sie hat stets getrachtet, in ihren Berichten der Wahrheit treu zu bleiben, und wo sie durch ungenaue und allerdings in einigen Fällen durch falsche Mittheilungen irre geführt war, nie verfehlt Berichtigungen aufzunehmen; sie hat jeder Meinung Raum zu offener Erörterung gegeben, die mit Gründen und ohne gehässige Leidenschaftlichkeit auftrat; sie hat endlich, indem sie dem Grundsätze des unhemmbaren Fortschrittes in allen menschlichen Dingen huldigte, das heilige Gesetz geachtet, das der starke Anker der gesellschaftlichen Ordnung und dabei auch die sichere Bürgschaft jenes Fortschrittes ist. Diesen Grundsätzen wird die Leipziger Allgemeine Zeitung unwandelbar anhangen; aber, ermuntert durch die Anerkennung ihrer Bemühungen, wird von uns **Alles an-geboten werden, diesem Organ der Öffentlichkeit immer mehr das Vertrauen der Unbefangenen zu gewinnen, und durch Aus-wahl des Stoffes, durch Mannichfaltigkeit der Mittheilungen, die eine immer weiter sich ausbreitende Correspondenz erleichtert, durch Genauigkeit und Vollständigkeit ihrer Berichte, durch sorgfältige Beachtung der großen politischen Fragen, welche die Zeit bewegen, durch vorzügliche Berücksichtigung deutscher Angelegenheiten und durch Auf-fassung der wichtigsten culturgeschichtlichen Momente der Gegenwart, allen höhern Anforderungen immer mehr zu genügen.**

Dem Vorstehenden erlaubt sich die unterzeichnete Verlagshandlung der Leipziger Allgemeinen Zeitung noch hinzuzufügen, daß die bedeutende Theilnahme, die das Blatt in der kurzen Zeit seines Bestehens in allen Theilen Deutschlands und des Auslandes gefunden, es ihr gestattet, schon vom nächsten Jahre eine

### bedeutende Preisermäßigung

eintreten zu lassen. Der Preis, der für Sachsen auf jährlich 10 Thlr. berechnet war, wird vom Jahre 1839 an auf

### acht Thaler

für den ganzen, 4 Thlr. für den halben Jahrgang und 2 Thlr. für das Vierteljahr gestellt und demgemäß überall in diesem Verhältniß ermäßigt werden. Im Königreich Preußen wird das Blatt anstatt 16 Thlr. 12 Sgr. künftig nur höchstens 11 Thlr. jährlich, 5 Thlr. 15 Sgr. halb- und 2 Thlr. 22½ Sgr.

vierteljährlich kosten. Die **Leipziger Allgemeine Zeitung** erscheint wie bisher täglich Abends in 1 oder 1 $\frac{1}{2}$  Bogen in Hochquart auf schönem Velinpapier und ein vollständiges Register wird jährlich geliefert.

In dem Maße, als die **Leipziger Allgemeine Zeitung** den Kreis ihrer Leser vergrößerte, hat sich auch bei dem Publicum die Überzeugung befestigt, daß grade in diesem Blatt

## Ankündigungen aller Art

die allgemeinste Verbreitung finden, sodas die Anzahl der Ankündigungen in dem laufenden Jahre mit der der ältesten und gelesensten Blätter Deutschlands sich messen darf. Auf die typographische Anordnung der Ankündigungen wird große Sorgfalt gewendet und sie finden ihren Platz sämtlich in dem Hauptblatte, was nicht wenig zur Beachtung der Anzeigen beiträgt. Für den Raum einer Zeile werden 1 $\frac{1}{2}$  Gr. berechnet.

**Alle Postämter und Zeitungsexpeditionen nehmen Bestellungen auf die Leipziger Allgemeine Zeitung an, die man bald zu machen bittet, um die Auflage bestimmen zu können.**

Leipzig, im December 1838.

**F. A. Brockhaus.**

Goeben erschienen in Ernst Klein's literarischem Comptoir in Leipzig:

### Das kalte Wasser.

Wo ist es anzuwenden, wo nicht?

Geschichte der Wasserheilkunde, diätetische Benennung des kalten Wassers. Darstellung der wichtigsten Krankheitsformen nach ihren charakteristischen Erscheinungen nebst ihrer zweckdienlichen Behandlung. Als zweckmäßiges Haus- und Hülfsbuch für alle Stände nach den besten und neuesten Quellen und nach eigener mehrjähriger Erfahrung bearbeitet von Dr. F. X. Koch. Nebst systematischem Inhaltsverzeichnis und alphabetischem Register. Broschirt. 1 Thlr. 8 Gr.

### Classische Denksteine.

Sammlung ausgewählter Gedanken und Sentenzen über Welt und Menschenleben, aus den Werken der Griechen und Römer. In den Originalsprachen mit deutschen Übersetzungen herausgegeben von Dr. Heinrich. Broschirt. 9 Gr.

**Musterung oder Grundelemente äußerer weiblicher Schönheitstheile.**

Mit Anhang: Podoskopie. Frauenspiegel. Herrenspiegel. Deutung der Schönheitsmaler. 2te Auflage. Broschirt. (In Commission.) 5 Gr.

### Panorama und Schilderung

des Reiches der Liebe.

Herausgegeben von Ritter Gb. v. Schaul. Mit einem lithographirten Kärtchen. 2te Auflage. (In Commission.) Broschirt. 4 Gr.

### N a c h t e.

Romantische Skizzen aus dem Leben und der Zeit, von Hermann Goedsche. 1ster Theil. Velindruckpapier. Broschirt. 1 Thlr.

### A m e d B e y,

oder: Der Harem und die Erstürmung von Konstantine im Jahre 1837. Historisches Charakter- und Bildergemälde aus Nordafrika. Vom Herausgeber des Schobr. 1 Thlr.

### Die drei Hauptbrände

des Winters 1837—38.

I. Der Brand des Winterpalastes in St. Petersburg, oder Wohlthun und Vergeltung. II. Der Brand der Börse in London. III. Der Brand des italienischen Opernhauses in Paris. 21 Gr.

### Der Glückspilz,

oder: Hans kommt durch seine Dummheit fort. Romantischer Roman von Dr. E. Glockentretter, Verf. v. Casanova's II. Liebchaften und Abenteuer u. 1 Thlr.

### Neugriechischer Dolmetscher,

nebst türkischem und albanesischem. Enthaltend: Kleine neugriechische Sprachlehre, systematisch geordnet Wörter und kurze Redensarten. Mit überall beigefügter Aussprache. Von M. J. X. Schmidt. Zweite Ausgabe, vermehrt mit allen auf die neue Gestalt Griechenlands bezüglichen Ausdrücken, auch einer Salvations- und vergleichenden Tabelle. Geh. 10 Gr. Zweites Heft (zur 1ten Ausgabe), vorzüglich Ausbeide in Bezug auf die neue Gestalt Griechenlands enthaltend. 4 Gr.

### Mémoires

de.

### J. Casanova de Seingalt

écrits par lui-même.

Edition originale. Tomes 9, 10, 11, 12.

Preis 6 Thlr. 20 Gr.

Obige seit langer Zeit erwarteten letzten 4 Bände dieses bekannten Werkes, welche besonderer Verhältnisse wegen nicht früher ausgegeben werden konnten, sind soeben erschienen.

Brüssel, im November 1838.

**Karl Muguardt,**

Buchhandlung für in- und ausländische Literatur.

**Beachtenswerthe Anzeige für Bibliotheken, Lesevereine, Buchbesitzer, Landbesitzer,  
Gewerbetreibende u.**

**Neue Journale und neueste Sammlung von Länder- und Reisebeschreibungen.**

Dem 1sten Januar 1839 an erscheinen bei Fr. Schwend in Schwäbisch Hall:

**1) Flora.**  
**Original-Chronik für die gewählteste schönwissenschaftliche Literatur des  
In- und Auslandes.**

In Verbindung mit Mehreren herausgegeben

von  
**Karl Winkler.**

Jährlich 156 Bogen groß Perkonoctav auf ausgezeichnet schönem weissen Papier mit scharfen Lettern in 52 Wochenheften von je 3 1/2 Bogen Haupttext und 1/2 Bogen Miscellen mit Quartaltiteln und Inhaltsverzeichnissen. Pränumerationspreis 3 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr. Rhein. jährlich; 2 Thlr. oder 3 Fl. 20 Kr. halbjährlich, und 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Kr. vierteljährlich.

Die Tendenz dieser Zeitschrift geht aus dem Titel hervor, und beabsichtigt hauptsächlich novellistische Darstellungen in deutschen Originalaufzügen neben dem Interessantesten der gesammten ausländischen Journalistik und Literatur in freier, eleganter Bearbeitung allen Ständen in einer Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit und zu einem Preise darzubieten, wie dies von keiner Zeitschrift des In- und Auslandes erreicht wird.

Daneben enthält die „Flora“ als Beilage des Hauptblattes tagsgeschichtliche Neuigkeiten, statistische und andere Notizen in größter Abwechslung unter dem Titel Miscellen.

Literarische Intelligenz Nachrichten werden zu 1/2 Gr. oder 2/4 Kr. Rhein. die gespaltene Zeile oder deren Raum aufgenommen.

**2) Merkur.**  
**Zeitschrift für die Kenntniß aller Länder und Völker, ihrer Sitten und  
Zustände.**

Zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stände.

In Verbindung mit Mehreren herausgegeben

von  
**Karl Winkler.**

Jährlich 104 Bogen groß Perkonoctav auf ausgezeichnet schönem weissen Papier mit scharfen Lettern in 52 Wochenheften von je 1 1/2 Bogen Haupttext und 1/4 Bogen Miscellen mit Quartaltiteln und Inhaltsverzeichnissen. Pränumerationspreis 2 Thlr. oder 3 Fl. 24 Kr. Rhein. jährlich; 1 Thlr. 18 Gr. oder 2 Fl. 8 Kr. halbjährlich, und 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. vierteljährlich.

Auch dieser Zeitschrift Tendenz ist es: allen Ständen zu einem von keinem ähnlichen Blatte erreichten Preise das Neueste aus der Länder- und Völkerkunde in reichster Mannichfaltigkeit vorzuführen. Sie enthält: Originalaufsätze zur Kunde fremder Länder und Völker, Auszüge aus See- und Landreisen aller Sprachen, Reisekizzen, Schilderungen, Bilder- und Charakterzüge und Originalcorrespondenzen über den wissenschaftlichen, sittlichen und gewerblichen Verkehr des Auslandes.

Der „Merkur“ wird gleichfalls neben dem Hauptblatte unter dem Titel Miscellen eine Beilage erhalten, worin gedrängte Neuigkeiten aus der Tagesgeschichte, statistische, geographische und commercielle Notizen, Anekdoten und Ähnliches in großer Abwechslung mitgetheilt werden.

Literarische Intelligenz Nachrichten werden auch in dieses Blatt zu 1/2 Gr. oder 2/4 Kr. Rhein. die gespaltene Zeile oder deren Raum aufgenommen.

**3) Neueste fortlaufende Sammlung  
der interessantesten Länder- und Reisebeschreibungen der ältern und  
neuesten Zeit.**

In Verbindung mit Mehreren herausgegeben

von  
**Karl Winkler.**

Jährlich gleichfalls 104 Bogen groß Perkonoctav auf ausgezeichnet schönem weissen Papier mit scharfen Lettern in 52 Wochenheften, mit Haupt- und Specialtiteln. Pränumerationspreise wie bei unserer Zeitschrift „Merkur“, aber nur in Verbindung

mit dem Merkur genommen, ohne diesen um die Hälfte höher, und die Einzelwerke um das Doppelte des ursprünglichen Preises.

In enger Verbindung mit unserer Zeitschrift „Merkur“ werden wir dem Publicum, auch hier von derselben Tendenz geleitet wie bei den beiden vorgenannten Zeitschriften, eine fortlaufende Sammlung der interessantesten, vorzugswelche der neuesten Länder- und Reisebeschreibungen in gebiessenen, klaren und eleganten Bearbeitungen aus allen Sprachen zu einem in der That unerhört billigen Preise liefern.

Die an alle Buchhandlungen und Postämter versendeten ausführlichen Prospekte besagen das Nähere. Die erste Wochenlieferung einer jeden der drei Unternehmungen liegt vom 1sten December 1838 an bei allen Buchhandlungen und Postämtern vor.

Man abonniert bei allen Postämtern und Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes.

## Victor Hugo.

In unserm Verlage ist soeben die Originalausgabe für Deutschland erschienen von:

# BUY BLAS,

Drame en cinq actes

par  
**Victor Hugo.**

In-18. Leipzig. 12 Gr.

Außer dieser wohlfeilen Originalausgabe von Victor Hugo's neuem Drama, welches das Théâtre de la Renaissance glänzend eröffnet, ist auch die größte Ausgabe (Oeuvres complètes, T. VII, in-8.) zu 2 Thlr. 6 Gr durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen.

Leipzig, im December 1838.

## Brockhaus & Weyersius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart ist soeben erschienen:

## Handbuch über

# die Krankheiten der Haut.

Mit Zugrundelegung von Gibert's und Benutzung der übrigen vorzüglichern Werke über die Hautkrankheiten herausgegeben

von  
**Dr. S. K. Niede,**

Mitglied des Vereins für Heilkunde in Preußen, des Vereins großherzoglich badischer Medicinalbeamter zur Beförderung der Staats- arzneikunde, des würtemb. ärztl. Vereins, der medic. Gesellschaft zu Leipzig, Dijon, Lyon, Marseille und Zürich.

2 Bände in 8. Broschirt. Preis 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Wien wie es ist.

Eine Sammlung von Original-Volksscenen, Anekdoten, Bonmots, Räthseln u.

von **Witrostok.**

Ein Seitenstück von: „Berlin wie es ist und trinkt“.

1tes Heft. Mit 1 illum. Kupfer 8 Gr.

2tes Heft. Mit 1 illum. Kupfer 8 Gr.

3tes Heft. Mit 1 illum. Kupfer 6 Gr.

Leipzig. C. Schold & Comp.

Im Laufe des Monats December erscheint in unserm Verlage:

# Die Krönung in Mailand, im Jahre 1838.

Von  
**August Lewald.**

Prachtwerk in gr. 4.

Mit 5 Stahlstichen und Litheivignette, gezeichnet von Foltz, gestochen von Ed. Schuler, Gray, Hestloel. Elegant gebunden. 6 Thlr. 16 Gr., oder 12 Fl. Rhein.

Karlsruhe, den 20ten November 1838.

Crenzauer'sche Buch- und Kunsthandlung.

Bei Bindolff und Striese in Königsberg l. d. N. ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: **Werb der neuesten Geographie aller fünf Welttheile;** in catechetischer Form. Deutsch und Französisch. Zum Gebrauch für Schulen, besonders aber für Erziehungsanstalten und häuslichen Unterricht. Von Dr. August Jfr. 380 Seiten. Kl. 8. Broschirt. Preis 18 Gr. (22 1/2 Sgr.)

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätzig:

# Lesebuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben

von

**Dr. Franck.**

Dritter Jahrgang.

Mit drei Kupfern.

8. Elegant cartonnirt. 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Die Rosen. Ein dramatisches Gemälde in drei Actenlungen und fünf Acten von Albini. — II. Das Tagedind. Lustspiel in zwei Acten von Bauerfeld. — III. Die Opfer des Schwiegens. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Immermann. — IV. Der Coccogner in Paris. Lustspiel in einem Act von Franck.

Der erste und zweite Jahrgang enthalten Beiträge von Albini, Bauerfeld, Franck, F. Palm, Immermann, Liebenau, Maltig und Pangasch, mit den Bildnissen von Bauerfeld, Immermann und Gräbe, einem Facsimile und scensischen Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 5 Thlr.

Leipzig, im December 1838.

**F. A. Brockhaus.**

# Literarischer Anzeiger.

1838. Nr. XXXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

## Leipziger Allgemeine Zeitung.

Motto: Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!

Dieses Blatt, das sich in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits einen sehr bedeutenden Leserkreis erworben, wird auch im nächsten Jahre ganz in der bisherigen Weise täglich Abends erscheinen. Redaction und Verlags-handlung finden in der großen Theilnahme, die man ihrem schwierigen Unternehmen geschenkt, die Aufforderung, nichts zu versäumen, was dem Blatt einen erhöhten Werth geben kann, und sie werden vom nächsten Jahre an noch mehr wie bisher den Wünschen des Publicums, die sie sorgfältig beachtet, zu entsprechen wissen.

Der bedeutende Absatz, den das Blatt gefunden, macht es möglich, schon vom nächsten Jahre an den Preis zu ermäßigen; es wird von 1839 an in Sachsen jährlich nur 8 Thlr. (4 Thlr. halb-, 2 Thlr. vierteljährlich) und in Preussen nur höchstens 11 Thlr. (5 Thlr. 15 Sgr. halb-, 2 Thlr. 22½ Sgr. vierteljährlich) kosten und hiernach im Verhältniß überall der Preis billiger wie bisher gestellt werden.

Für **Ankündigungen aller Art**, die stets im Hauptblatt ihre Stelle finden, bietet Leipzigs Lage im Mittelpunkte von Deutschland besondere Vortheile, und sie finden durch die Leipziger Allgemeine Zeitung schnell die allgemeinste Verbreitung. Der Raum einer Zeile wird mit 1½ Gr. berechnet.

**Bestellungen auf die Leipziger Allgemeine Zeitung werden bei allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen und man bittet sie zeitig zu machen, um die Auflage bestimmen zu können.**

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist bei F. S. Schreiner in Düsseldorf erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

### Dichtungen

von

**Hermann Neumann.**

- I. Dichterjahr. 8. 19 Bogen. Geh. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.
- II. Dichterjahr, 1ste Abtheilung. 8. 16 Bogen. Geh. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.
- II. Dichterjahr, 2te Abtheilung. 8. 9 Bogen. Geh. Preis 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Diese Dichtungen den Freunden der Poesie noch besonders zu empfehlen, dürfte überflüssig erscheinen; sie empfehlen sich selbst.

In der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ist erschienen:

**Dr. C. Schmalz**, über die Taubstummen und ihre Bildung, in ärztlicher, statistischer, pädagogischer und geschichtlicher Hinsicht; nebst einer Anleitung zur zweckmäßigen Erziehung der taubstummen Kinder im älterlichen Hause. Mit vielen Tabellen. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Der Herr Verfasser hat, als Ergebnis seiner Reisen, seiner vieljährigen Erfahrung bei Behandlung von Gehör- und Sprach-

krankheiten und seiner Stellung als Arzt an der hiesigen Taubstummenanstalt, Alles, was über die Taubstummen wichtig ist, zusammengefaßt. Die Eltern taubstummer Kinder werden durch die ausführliche Anleitung zu der bisher meist vernachlässigten Erziehung derselben belehrt werden und jeder Lehrende wird darin eine Entdeckung der Mittel, sowie eine Anweisung zu dem ersten Unterrichte der Taubstummen finden.

Bei J. C. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

### Klinisches Taschenbuch

für

**praktische Ärzte,**

von **Dr. C. H. Ebermaier,**

Kreisphysikus in Düsseldorf.

1ster Theil. Enthaltend: Einleitung. Fieber. Entzündungen. Exantheme.

634 Seiten. 8. Preis 2 Thlr. 20 Gr.

Der Verfasser hat in der vorliegenden Schrift versucht, die gegenwärtige Richtung der Heilkunde durch das Gebiet der einzelnen Krankheiten, von dem Standpunkte eines praktischen Arztes aus, zu verfolgen und die höchste Achtung vor der Naturheilskraft mit consequenter Benutzung der allgemeinen Heilmethoden, der Diät und der äußern Verhältnisse zu verbinden.



Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

# Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1838. November. Nr. 44 — 47.

Nr. 44. \*Der wilde Franz. Die Indianer und die Mär-  
ren. \*Die Kaschmir- oder tibetanischen Ziegen. Die Rächer.  
\*Ein Rätselsolben. Auflösung des Räthsels im vorigen Monat. —  
Nr. 45. \*Pan. \*Der Kaiser Ferdinand II. Die Rächer.  
(Fortsetzung.) \*Die Köffelente. — Nr. 46. \*Die Bogelspinne  
und der Kolibri. Die Rächer. (Beschluß.) Ein Beispiel von  
Gegenwart des Geistes. \*Die Zerstörung von Jerusalem. Zu-  
versicht, von L. Tieck. Räthsels. — Nr. 47. \*Ein schottischer  
Sackpfeifer. Die Leopardenjagd am Vorgebirge der guten Hoff-  
nung. \*Der Trutzhahn oder Puter. Der gute Paul. \*Das  
Pferd. Räthsels.

Die mit \* bezeichneten Aufsätze enthalten eine  
oder mehrere Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der  
erste bis vierte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

## Höchstwichtige Schrift!

Sieben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhand-  
lungen zu haben:

### Der Freiherr von Sandau

oder  
die gemischte Ehe.

Eine Geschichte unserer Tage

von  
**Dr. A. G. Bretschneider,**

Ord. Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent zu Gotha, Ritter  
des k. sächs. Ernestinischen Hausordens.

Gr. 8. Elegant geb. Preis 21 Gr (26 1/4 Sgr.)

#### Inhalt.

Cap. I. Das Jubelfest der hei- ligen Ursula.	Cap. VIII. Das Fernrohr.
— II. Der Vater Syriar.	— IX. Der Doppelbesuch.
— III. Der Erzbischof.	— X. Mainz.
— IV. Die kranke Mutter.	— XI. Das Gastmahl.
— V. Der glückliche Tag.	— XII. Die gemischte Ehe.
— VI. Die Jofe.	— XIII. Die Brautwerber.
— VII. Roma loquuta est; res judicata est. (Rom hat gesprochen, dann gilt kein Widerspruch.)	— XIV. Das Braut-Gramen.

Diese Schrift hat den Zweck, ein unbefangenes Urtheil über  
die jetzigen Maßregeln des römischen Stuhls gegen die evange-  
lischen Regierungen Deutschlands und gegen die gemischten Ehen  
zu vermitteln, der dadurch angeregten Erbitterung zwischen  
Katholischen und Evangelischen zu steuern, beide Theile zu christ-  
licher Verträglichkeit und Einigkeit zu stimmen, dem lieblosen  
Kegerhaffe zu begegnen, und endlich Diejenigen, welche in ge-  
mischter Ehe leben oder eine solche schließen wollen, auf die  
Schwierigkeiten dieses Verhältnisses und auf die Gefährdungen  
und Überzeugungen hinzuweisen, bei denen allein in solchen Ehen  
auf Frieden und häusliches Glück gerechnet werden kann. Sie

ist nicht geschrieben für Gelehrte und Staatsmänner, für welche  
diese Gegenstände schon vielfach in gelehrten Schriften besprochen  
worden sind, sondern für das große Publicum, für alle Ge-  
bildete der katholischen und evangelischen Kirche, zu deren Ver-  
ständigung und Beruhigung in diesen Angelegenheiten noch we-  
nig oder nichts geschrieben worden ist.

Halle, im December 1838.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Bei J. B. Wallishauser in Wien ist erschienen und  
durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

### Handbuch der Geburtshülfe.

Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen zum  
Gebrauche für angehende Geburtshelfer. 2 Bände. Gr. 8.  
4 Thlr. 18 Gr.

### Lehrbuch der Geburtshülfe.

Als Leitfaden bei seinen akademischen Vorlesungen und  
bei dem Studium des Faches für angehende Geburtshelfer.  
Mit 1 Kupfertafel. 3te verbesserte Auflage. Zweiter Theil,  
mit dem besondern Titel: Gesammelte Aufsätze über einige  
der wichtigsten und am häufigsten vorkommenden geburts-  
hülftlichen Operationen, nebst Bemerkungen und Erfahrun-  
gen über einige Gegenstände der praktischen Geburtshülfe.  
2te Auflage. Mit 1 Kupfertafel. Beide Theile 4 Thlr.

Der 2te Theil apart 1 Thlr. 12 Gr.

### Kunst die italienische Sprache

in einigen Monaten zum nothwendigen Bedarf Sprechen,  
Lesen und Verstehen zu lernen; oder erster Unterricht in  
der italienischen Sprache für Jung und Alt, um in  
einigen Monaten, ohne Hilfe eines Lehrers, das Sprechen,  
Lesen, Verstehen und Schreiben auf eine sehr leichte  
Art sich eigen zu machen; enthält das ABC, Lese-  
regeln, Leseübungen, Einleitung zu den Redetheilen, Auf-  
gaben, Sammlung der nöthigsten Wörter zum Sprechen,  
leichte Gespräche, italienische Anekdoten, Novellen und  
Erzählungen mit dem deutschen Texte zur Seite, von  
J. B. Hoffkeller, Professor an der k. l. Theresien-Ritter-  
academie. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

### L'Anecdotier moderne.

Der neueste französische Anekdotenkränzer, oder 100 biogra-  
phische Skizzen, Erzählungen, Anekdoten, wichtige Einfälle,  
Schwänke, Salembours, Räthsels etc. aus der neuesten Zeit  
geschöpft, zur Veredlung des Verstandes und des Herzens,  
für solche Leser, die sich im Französischen auf eine an-  
genehme und nützliche Art üben wollen, von Hoffkeller,  
Professor etc. 1ste Lieferung. Gr. 16. Geh. 6 Gr.

### Visa reperta

und  
gerichtlich-medizinische Gutachten. Verfaßt und als er-  
läuternder Anhang zu seinem systematischen Handbuche  
der gerichtlichen Arzneikunde herausgegeben von J. Berni,  
Professor etc. 2ter Band. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

### Rempis sämtliche Werke.

Übersetzt von J. P. Silbert.  
Neue wohlfeilere Ausgabe. Gr. 8. Lieferung 1 — 13.  
Jede 5 Gr.

Diese 13 Lieferungen bilden den 1sten und 2ten Band.  
Die 14te Lieferung ist bereits unter der Presse.

## Der fromme katholische Christ.

Sebet- und Andachtsbuch für katholische Christen, von L. Schlicht, Piaristen-Ordenspriester und Professor ic. Gr. 12. Ordinarie Ausgabe mit 1 John'schen Kupfer 9 Gr. Auf Velindruckpapier mit 1 Kupfer 12 Gr. Auf Velinpapier mit 3 John'schen Kupfern 18 Gr.

## A. E. österreichischer Zolltarif.

Unter dem Titel:

Auseinanderetzung der k. k. Ein-, Aus- und Durchfuhrzölle, in durchaus alphabetischer Ordnung. Zur Bequemlichkeit des Handels durch L. E. F. Steinheil. 1835.

Mit Anhang. Gr. 8. Gebunden. 1 Thlr. 9 Gr.

Die bedeutende Ausdehnung der österreichischen Grenze und die großen Handelsinteressen machen es dem kaufmännischen Publicum sehr wünschenswerth ein Werk zu besitzen, welches augenblicklich über jeden Waarenartikel Aufschluß gibt. Den beiderseitigen Grenzwohnern wird dieser Tarif willkommen sein; mit dem Anhang ist derselbe bis jetzt vollständig.

## Reise im Innern von Brasilien.

Auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers von Osterreich Franz I. in den Jahren 1817—21 unternommen und herausgegeben von J. E. Pohl. 2ter Band. Mit 3 großen Ansichten gestochen von J. Armann und J. Passini. Gr. 4. Cartonirt 28 Thlr. Feine Ausgabe auf baseler Velinpapier 36 Thlr.

Hiermit ist dieses werthvolle Werk geschlossen. Der ganze Schatz von Erfahrungen der planmäßig angelegten und ausgeführten Reise ist darin niedergelegt. Die Auflage ist sehr beschränkt gemacht, so daß Bibliotheken, Liebhaber und die Besizer des 1ten Bandes wohl thun werden, ihre Bestellungen zeitig zu machen.

## Für Staatsbeamte und Resecirkele.

Eben ist bei Hinrichs in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Neue Jahrbücher der Geschichte und Politit.

Begründet von Pölig. In Verbindung mit mehreren (65) gelehrten Männern herausgegeben von Prof. Fr. Bülow. 1839. Januar. Gr. 8. Der Jahrgang 6 Thlr.

„Ein Vorwort“ von Fr. Bülow eröffnet sehr lesenswerth den 12. Jahrgang dieser gehaltvollen Zeitschrift, dem interessante Aufsätze: über Ermactungsrecht vom Geh. Rath Rettig; Erinnerungen an G. B. Niebuhr von G. Münch; die Repräsentativverfassungen nach Ansichten des Fürsten Solms-Lich vom Präsid. v. Weber; Recension über die Bertheidigung des Staatsgrundgesetzes herausgegeben von Dahlmann; Preussler's Jugendbildung; Ulgen's Zeitschrift, folgen.

Die Fortsetzung erscheint so regelmäßig wie bisher.

Bei J. S. G. Schreiner in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Gedichte

von

## Heinrich Bone.

8. 17 Bogen. Geh. In Umschlag. Preis 1 Thlr., oder 1 Rt. 48 Kr.

Die Strenge in der Auswahl und der daraus hervorgegangene, jetzt so seltene Vorzug, daß das Werk in religiöser und moralischer Hinsicht, trotz der großen Mannichfaltigkeit der einzelnen Gedichte, jedem Alter und jedem Geschlechte unbedingt in die

Hand gegeben werden darf, läßt uns erwarten, daß es bald allgemein die Anerkennung und Verbreitung finden wird, welche ihm in der nächsten Umgebung zu Theil geworden ist. Besonders glauben wir auch noch auf den rein-lyrischen Charakter der Dieder aufmerksam machen zu dürfen, wodurch sie sich zur Composition in vorzüglichem Grade eignen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

## B. Fund,

## Drei Novellen nach dem Leben.

- I. Elebe und Aristokratusmus.
- II. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg 1808 und 1837.
- III. Corsicanische Blutrache.

Velinpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Es eignet sich dieses Buch für jede Leihbibliothek und für jedes gebildeten Privatbibliothek. Die beiden letztern Novellen sind aus dem Leben des Helden der

## Fahrten eines Musikanten

von Ludw. Bechstein.

3 Bände. 1837.

auf welches Werk ich nochmals aufmerksam mache, daß in keiner Leihbibliothek und in keinem Resecirkele fehlen sollte; denn wo es einmal bekannt ist, wird es so viel gelesen, daß ein Exemplar nicht ausreicht.

Schleusingen, den 1sten December 1838.

Kour. Glafer.

Soeben ist erschienen:

## Handbuch

der

## speciellen Therapie

von

## Friedrich Nasse,

Geh. Medicinalrath und Director der medicinischen Klinik in Bonn.

2ter Band. 2te Abtheilung.

Mit dieser Abtheilung ist der 2te Band dieses Handbuchs geschlossen, und sind jetzt beide Bände ganz vollständig durch alle Buchhandlungen für den Ladenpreis von 4 Thlr. zu beziehen. Leipzig, im December 1838.

Karl Cnobloch.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Jf. s. Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Dlen. Jahrgang 1838. Sechstes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. Karl Pabst. Jahrgang 1838. Monat Mai, oder Nr. 35—43. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. G. Gersdorf. 1838. Achtzehnten Bandes drittes Heft. (Nr. XXI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im December 1838.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

## URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1839.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Lamartine's.

8. Auf seinem Velinpap. Eleg. cartonnirt. 1 Zblr. 12 Gr.  
Inhalt: I. Des Lebens Ueberflus. Novelle von Ludwig Tieck. — II. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. — III. Die Entführung. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff. — IV. Der Getrennte. Novelle von Leopold Schefer. — V. Irrewisch-Friske. Dopl.-Novelle von Franz Vertbold.

Mit dem Jahrgang 1839 der Urania beginnt eine neue Folge und ich erfülle daher gewis den Wunsch vieler Freunde dieses Taschenbuchs, wenn ich die noch vorräthigen neun Jahrgänge 1830—38, die im Ladenpreise 18 Zblr. 6 Gr. kosten, **zusammengenommen für 4 Zblr. 12 Gr.**, einzelne Jahrgänge aber für 10 Gr. ablasse.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, G. Döring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, B. Hugo, W. Martell, C. Morike, A. Dhlenschläger, Posgaru, P. J. von Rehsues, L. Kellstab, C. F. von Kumbro, A. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, C. Schövald, A. von Sternberg, F. Wolke, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von Ludwig Tieck, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhlant, Cornelius, Dhlenschläger, Dannecker, Zelter, Zegner, Xuber, A. von Humboldt, Zedlig und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.

Leipzig, im December 1838.

**J. A. Brockhaus.**

### Beendigung eines Werks für Alterthumsforscher.

Der 3te (letzte) Band von

**A. A. Höttinger**, Kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von **J. G. Sillig**. Mit 5 Kupfertafeln.

ist nun erschienen und für 2 Zblr. 20 Gr. in allen namhaften Buchhandlungen zu bekommen.

Der 1ste Band kostet 3 Zblr. 4 Gr., der 2te Band 2 Zblr. 16 Gr., mithin alle 3 Bände 8 Zblr. 16 Gr.

**Arnold'sche Buchhandlung**  
in Dresden und Leipzig.

### Nützliche Weihnachtsgeschenke für Damen.

In Ernst Klein's literarischem Comptoir in Leipzig erschienen:

**Die Unpäßlichkeiten der Damen**, ihre bequemste und leichteste Heilung, von Dr. C. Fenz. 8 Bogen. Gr. 12. Gebunden. 16 Gr.

In gefälliger Sprache tröstet und berathet der Verfasser hierin das zarte Geschlecht über die Leiden des Körpers und erheitert ihr Gemüth dabei; nöthigt sie auch keineswegs zur Entsagung aller Freuden oder zu bitterbösen Arzneien, indem er die Hülfen in einfachen, ja angenehmen Mitteln (oft sogar vom Conditor) nachweist. Durch geschmackvolle Ausstattung empfiehlt sich dieses und folgendes Büchlein auch als nützliches Geschenk.

### Die Kunst der Frauen

sich die Liebe und Aeuse ihrer Gatten zu sichern. Festgabe für bräutliche Jungfrauen und junge Frauen. Von Dr. A. Heinrich. 6 1/2 Bogen. Cartonnirt. 15 Gr.

In herzlicher und eindringender Sprache ist hier das Leben und Gemüth der Männer und der Frauen geschildert, diesen die besten Rathschläge für ihr Wohl gegeben.

### Unterricht

für junge Frauen, um frohe Mütter gesunder Kinder zu werden und selbst dabei gesund und schön zu bleiben. Mit einem Anhange, enthaltend Gebete für Schwangere und Gebärende. Zweite Auflage. 8 Bogen. Gr. 8. (In Commission.) 9 Gr.

Was ist wol wichtiger für die Menschheit, als der Gegenstand dieses Buchs? Belehrend und allgemein verständlich ist zweckmäßig Alles abgehandelt, was auf Gemüth und Körper in diesem Zustand Einfluss hat.

Erstben wurde ausgegeben und ist durch alle Buchhandlungen von uns gratis zu erhalten.

### Verzeichniss

der vorzüglichsten in

### Frankreich und England

für 1839

erscheinenden Journale u. s. w.,

welche durch

### Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur,

in

Leipzig und Paris,

zu beziehen sind

Die in diesem Verzeichniss notirten Preise der Journale bei Beziehung durch unsere leipziger Handlung — welche dieselben wöchentlich mit Post erhält und franco Leipzig liefert — sind möglichst billig berechnet; Bestellungen auf vollständige Jahrgänge, sowie bei den meisten Journalen, welche täglich und wöchentlich erscheinen, auch auf ein Halb- oder Vierteljahr, letztere jedoch zu verhältnismäßig etwas höhern Preisen, werden in jeder soliden Buchhandlung angenommen.

Directe Aufträge auf französische Journale bei unserer pariser Handlung (Rue de Richelieu, No. 60) effectuiren wir zu pariser Originalpreisen, welche natürlich weit billiger sind; doch werden sie nur angenommen, wenn der ungefähre Abonnementsbetrag in einer Anweisung der Bestellung beigelegt ist, und alle Portospesen fallen dann dem Empfänger zur Last.

Leipzig, den 15ten December 1838.

### Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.  
(A Paris: même maison, Rue de Richelieu, No. 60.)

### Für Freunde

### der englischen Literatur

liegt der heutigen Nummer der „Blätter für literarische Unterhaltung“ die Liste der für das Jahr 1839 erscheinenden englischen Journale bei, welche, sowie alle Producte der englischen Presse, durch Unterzeichneten und, mit Berechnung einer billigen Provision, durch alle Buchhandlungen Deutschlands um die beigelegten Preise zu beziehen sind.

Leipzig, den 14ten December 1838.

**J. A. G. Weigel,**

Buchhändler.

1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8  
9  
10  
11  
12  
13  
14  
15  
16  
17  
18  
19  
20  
21  
22  
23  
24  
25  
26  
27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48  
49  
50  
51  
52  
53  
54  
55  
56  
57  
58  
59  
60  
61  
62  
63  
64  
65  
66  
67  
68  
69  
70  
71  
72  
73  
74  
75  
76  
77  
78  
79  
80  
81  
82  
83  
84  
85  
86  
87  
88  
89  
90  
91  
92  
93  
94  
95  
96  
97  
98  
99  
100

---

